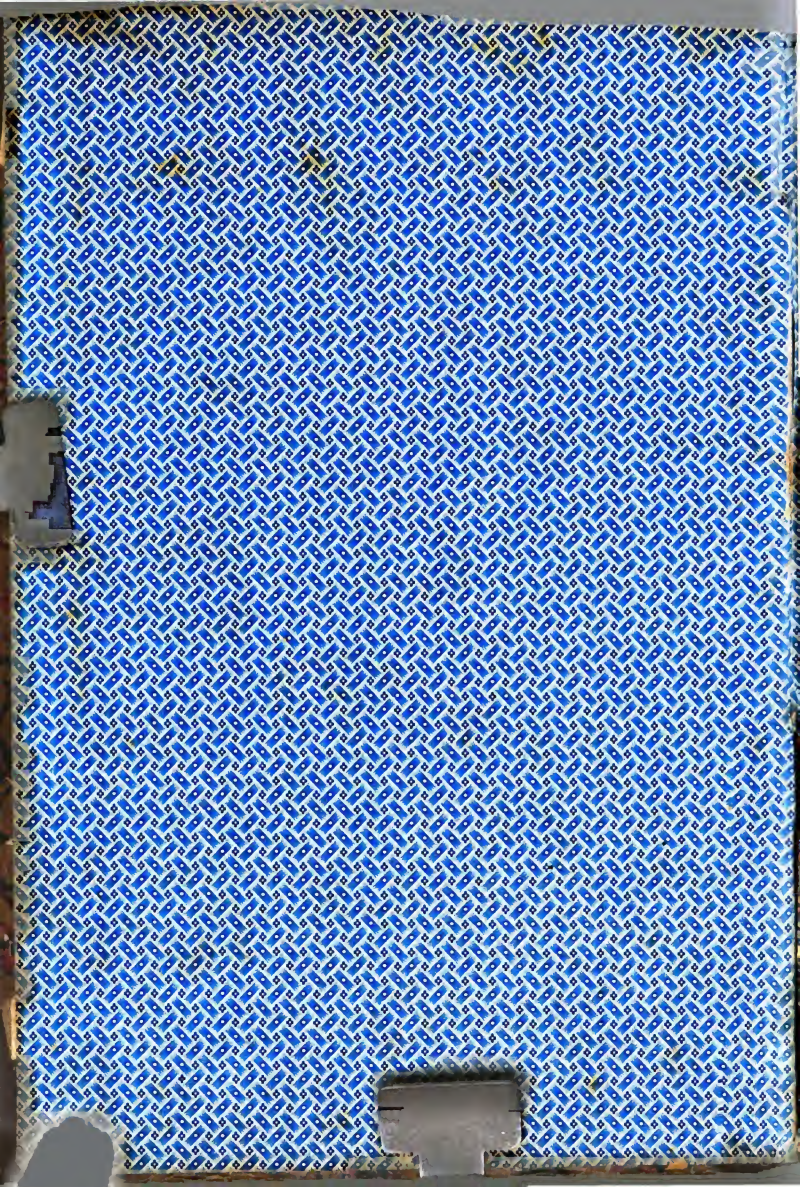
DIE GARTENLAUBE

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt

Jahrgang 1875.

Leipzig.
Verlag von Ernst Keil.

EXCHANGE
FEB 1 '49

AP
30
.N4
397922
1875

UV

Digitized by Google

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustriert ist.

Gedichte.

Seite

Am Kindergrabe. Von Emil Ritterhaus . . . 399
* Bitte, bitte! 840
Derenik 231
* Des Kämpfers Ruh'. Von Fr. Hofmann . . . 228
„Ferien." Ein Brief an Josef Victor Scheffel von Felix Dahn 541
Kein Elternhaus mehr. Von Ernst Ziel . . . 517
Kind, das. Von Herman Lemming 157
Liebeswunder. Von Ernst Eckstein 686
Mein Glaube. Von Joh. Heinr. Mädler . . . 35
* Satire im Parke. Von Albert Traeger . . . 616
Um meiner Lieben willen! Von Ernst Scherenberg 223
Zum neuen Jahr. Von Ernst Ziel 1
Zum Teban-Feste. Von Ernst Scherenberg . . . 604

Biographien und Charakteristiken.

Amalie von Griechenland. Eine verbannte Königin. Von Walter Schwarz 611
* Bautel, Joseph Ernst von. Der Schöpfer eines National-Denkmals 554
Büchner, Georg. Gedenktafel 179
* Dessoir, Ludwig. Von Otto Franz Gensichen 109
Garibaldi, Menotti. Der berühmte Sohn eines berühmten Vaters. Von Emil Frischauer 539
* Goßmann, Friederike. Ein Liebling der Wiener. Von Baldwin Groller 229
Herwegh, Georg. Von W. Marr 318
* Holtzendorff, Franz von. Ein Vorkämpfer der humanen Rechtswissenschaft 537
Kapp, Johann Jacob. Der Ultimus. Von Ferd. Diefenbach 780
* Kohn, Hebert. Zu Autodidakt 305
* Künzel, Dr. Heinrich. Ein Pionnier deutscher Kunst. Von W. Hamm 368
* Lehrs-Rellin, Trinnerungen. Von Karl Lillah 148
* Mintrop, Theodor. Ackerknecht u. Rathaus. Von W. Lucas 146
Mörike, Eduard. Zur Erinnerung. Von Adolf Rümelin 490
* Schiller's Lieblingsschwester, Christophine Reinwald geb. Schiller. Von Ernst Ziel 329
Schröder, Corona. Von Rudolf Gottschall 688
* Strauß, David Friedrich, Aus dem Leben eines deutschen Volksmannes 736
* Tschmann, Hans. Ein Sonntagskind . 220
Tieuwert, Wilhelm. Dichter und Rathswachtmeister. Von Fr. Helbig 268
* Ulrich, Pauline. Eine Kunstmäzenin auf dramatischem Gebiet 44

Erzählungen und Novellen.

Seite

Aus der Mappe der Tante Doris. I. Ein Hildesheimer Sonntagsbraten 440
Bettlerin, die, mit dem Schleier 494
Bild, ein kleines. Von Ernst Wuckert . . 189
Capital, das. Von Levin Schücking . . . 1
Dreier, zwei. Von Karl Groß 345
Doppelgänger, der. Von Levin Schücking . 749
Gefangniß, das, einer Frau. Von A. Godin . 562
Hanne. Von F. Hornemann 305
Heine. Tagebuchblätter aus dem russischen Salonleben 613
Jud und Kat'. Von Herman Schmid . . . 445
Kaiserin, die, von Spinetta. Von Paul Heyse 157

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Afrika.
* Aus dem nächtlichen Thierleben in der Oase. Von Dr. G. Schweinfurth . . 31
Pyramiden-Bovete, eine, bei Bellmondschein. Von Ernst Ebeling 216
* Ostafrikanische Wald- und Wasserbilder. Von J. M. Hildebrandt 419
Leichenzug der Prinzessin Zenab-Hanem in Kairo. Von Adolf Ebeling . . . 642
Amerika.
* Alpacos, Südamerikanische Woll-Lieferanten. Von Ernst Mosbach . . . 193
Die amerikanische Nationalhymne. Von Eduard Leib 204
Amerika hinter dem Schleier. Von Moritz Busch 238
Neu-Yorker Skizzen. Von Alex. Wallner.
I. Eine Nacht unter „Dusians" . . . 306
* Erforschungen in Brasilien. Die wilden Pferden unserer Landkarten. Von F. Keller-Leuzinger 477
Deutsche Urtheile auf amerikanischem Boden.
Nr. 1. Die deutsch-amerikanische Presse. Von Udo Brachvogel 608
Nr. 2. Kunst und Industrie. Von Udo Brachvogel 791
Spiritistischer Gespenster-Humbug in der neuen Welt 702
Keine Ueberschwemmungen — kein Wassermangel mehr 719
Der amerikanische Reporter. Von Max Horwitz 807
Armin. Die Hauptacteurs im Drama „Armin" 9
„Bädeker", der, des siebenzehnten Jahrhunderts 588
Beautenleben. Aus dem Beautenleben.
Nr. 5. Der Bureaudiener 669
Nr. 6. Die Conservatoristin 868
Berlin.
Ein Gang durch die Stadtvogtei . . . 46
Der Berlin- u. Grundungsschwindel in Berlin. Von Otto Glogau.
1. Der Tanz um das goldene Kalb . 62
2. Gründer und Gründer-Praktiken . 115
4. Die „Probepeit" 170
5. „Subscription" und „Einführung" 274
6. Häuserschacher und Baustellenwucher 383
7. Baugeschäften 438
8. „Berlin wird Weltstadt" 525
9. Die „große Zeit" u. die „großen Dinge" 586
10. Die Culturkampfer 671
11. „General-Entrepris" 744
12. „Dividendenbier" 838
* Berliner Straßenbilder. III. 184
Die Wahrzeichen der deutschen Kaiserstadt. Von Ferdinand Meyer.
* 1. Der „Reichsapfel". — Die „Rippe" 341
* Das Künstlerfest 255
* An der Berliner Börse 454
* Das Radziwill'sche Schloß, die zukünftige Wohnung des Reichskanzlers 511
* Das deutsch-Wilhelmstädtische Theater 732
Telegraphistinnen. Die Berliner Mittwadel 870
Bis zur Schwelle des Pfarramts.
1. Im Elternhaus 97
2. In der Lateinschule 284
3. Im Kloster 396
4. Im „Stift". 1. Ideal oder real? 620
Boston, Capitain. Aus Capitain Boston's Leben 666
* Breslau. Ein alter Reichs-Schlüssel u. ein neuer Rhein-Bändiger 569
China und Japan in Deutschland . . . 759
Chloroform. Durch Chloroform in's Irrenhaus. Von Dr. med. S. Th. Stein . . 557
Commune, die Pariser. Vorspruch der Historie „Das rothe Quartal von 1871". Von Johannes Scherr 834
* Danzig. Das Franziskanerkloster. Ein Prachtbau altdeutscher Architektur im Norden. Von C. Plittner 271
Daubler's Alpenhaus auf dem Primesberge bei Gotha. Eine Sommerstube der freien Wissenschaft. Von Karl Grün . 400
Deutschlands große Werkstätten.
* Der Bochumer Verein 541
Dichtermütter. Von J. Voerneberg . . 721
Drake, Friedrich. Ein Besuch in Drake's Atelier. Von Walter Schwarz . . . 651
Dresden.
* Das Körner-Museum. Von Reinhold Pilling 398
Eisenbahn, eine, unter den Meereswogen. (Zwischen England u. Frankreich.) Von H. Beta 132
Eisenbahnwesen. Einige Knackmandeln für Eisenbahnbirectoren. Von Gerhard Rohlfs 607

Digitized by Google

Seite

Eisenbart, Doctor, in Weylar. Von Dr. R. Koser 65
Elstorff, Freifrau von. Eine Mutter sucht ihr Kind 472
Frankfurt a. M. Aus den Frankfurter Parlamentstagen. Von J. Loewenberg 290
* Der zoologische Garten 334
Franzosen u. Französinnen. Von Ludwig Kalisch.
I. 197
II. 704
Frauen der französischen Revolution. Von Rudolf Gottschall.
3. Lucile Desmoulins 26
Gallerie historischer Enthüllungen.
6. Schubart, C. F. D. Der Gefangene von Hohenasperg. Von E. Belo 300
Geister-Photograph, ein, vor Gericht. Von Carus Sterne 506
Genossenschaft, die, deutscher Bühnenangehöriger. Ein Triumph der Selbsthülfe. Von Aeno Hempel 94
Gerstäcker in Frankreich 416
Glas, unzerbrechliches. Friede im Hause u. Revolution in der Glashütte. Von Carus Sterne 450
Goßmann, Friederike. Aus dem Stammbuche der „Grille". Von Balduin Groller 452
Goethe's „Faust". Wie Goethe's „Faust" auf die Bühne kam. Von W. Marr 694
Hamburg.
Die deutsche Seewarte. Von J. Loewenberg 195
* Californische Seelöwen 506
* Die Bank. Hamburgs großer Geldschrank 856
Häringsfang, auf dem, in Schottland. Von Dr. M. Lindemann 358
* Heidelberg. Eine Muttergotteserscheinung auf dem Schlosse zu Heidelberg 51
* Herzegowina. An der Evangelistenbrücke der Drina 716
Heiligen, die tanzenden, von Waterstiet. Von Moritz Busch. I. 112
II. 130
* Hermanns-Denkmal, das, im Teutoburger Walde. Von Rudolf Scipio 638
Hubertusburg. Ein Collegium practicum. Von Karl Wartenburg 353
* Joseph II. Ein Herz auf dem Throne 11
Italien. Die Banditen. Die Geißel Italiens 723
* Italiener. Italienische Eisenbahn-Arbeiter in Deutschland 405
Juden. Bilder aus dem jüdischen Leben.
* I. Polnische Schnorrer. Von H. Sohn 468
Karlsbad im Schnee 82
Kolter, Wilhelm. Der Sieger von Aachen. Von Fr. Hofmann 652
Komödianten. Zur Naturgeschichte des deutschen Komödianten.
7. Collectenbrüder. Von Aeno Hempel 591
8. Intendanten u. Directoren. Von Arno Hempel 809
Kunsthandwerk, das. Aus den Arbeitssälen des Kunsthandwerks. Von Julius Lessing.
1. Stil u. Mode 232
* 2. Die Goldschmiedekunst 371
* Lappländer. Nordische Gäste 742
* Lateau, Louise 84
„Lateau", eine ertappte. (Theresia Städele) 355
Leipzig.
* Das Sophienbad. Eine Gesundheitshalle. Von Fr. Hofmann 176
* Livingstone's, David, Ende 201
London.
* Das Thomas-Hospital 380
* Miramar. Das Schloß des todten Kaisers. Von Michael Klapp 864
Miterlebtes. Von W. Marr 853
Moor. Eine Nacht auf dem Moor. Von August Freudenthal 287
Nächte, die heiligen zwölf. Von Moritz Busch 851
* Oberammergau. Transport der Kreuzigungsgruppe. Von Michael Sachs 775
Oberammergau. Die Kreuzesschule 634
Oesterreich. Federzeichnungen aus Oesterreich.
* 1. Der Wiener Prater. Von Balduin Groller 732
Petersberg, der, bei Mastricht. Das größte Fremdenbuch 36

Polizeiblatt, ein deutsches, und dessen Ausbeute. (Der „Allgemeine Eberhard'sche Polizeianzeiger.") Von Fr. Helbig 28
Postwesen.
Wie sichern wir unsere Briefe? Von Werner Persuhn 49
Aus dem Bereiche des Postwesens. I. 341
II. 573
In der Bahnpost 706
Prag.
Die stille Allee. (Kaiser Ferdinand) 316
Aus der hundertthürmigen Stadt. Von Caroline Bauer. I. 481
II. 520
Rideck, die. Von A. Bolckhausen 820
Rom. Plaudereien aus Rom. Von Herm. Oelschläger. I. 350
II. 414
III. 479
IV. 556
V. 656
* Saalthal, das, und die Saalbahn. Von Kurt Greß 433
Santorin. Ein Abenteuer in Santorin 374
Schäden, die, der modernen Kultur. Von Fr. Friedrich.
1. Eine verschämte Arme 151
2. Auf den Diensteid 757
„Schiller", der gescheiterte 459
Schiller, der katholische. Von Robert Keil 134
Serbien. Ein Parlament im Negligé. Von Michael Klapp 772
Stahlfeder, die. Die gefürchtetste Waffe aller Zeiten 256
* Stockholm. Die Einfahrt von Stockholm. Von Eugen Peschier 314
Straßburg i. E.
Aus dem Wächterhäuschen des Straßburger Münsters 102
* Stuttgart. Das Schützenfest. Ein deutsches Nationalfest 690
* Tauern. Schneesturm in den Tauern. Von J. Hörmann 848
„Tempel, deutscher." Friedliche Kreuzfahrer. Von Schmidt-Weißenfels 871
Ueberschwemmungen, keine — kein Wassermangel mehr 719
* Untersberg, der. Die Hofburg des ersten deutschen Kaisers. Von Herman Schmid 250
Vaterlandskunde, praktische 509
* Vesuv. Ein Tag auf dem Vesuv. Von Oscar Hülcker 841
* Weidig, Friedrich. Am Grabe eines Märtyrers 15
* Weimar. Zwei deutsche Jubelfeste in Weimar. Von Robert Keil.
1. Das Karl-August-Fest am 3. September 600
2. Zum Goethe-Fest 7. November 1875 755
Wiener Congreß. Die Damen auf dem Wiener Congreß. Von Julius Bacher. 1. 401
2. 431
* Wilhelm, Karl. Ein Grabdenkmal für den Componisten der „Wacht am Rhein" 462
Zanzibar. Prinzessin und Kaufmann. Von J. Loewenberg 492
* Zimmerspringbrunnen, ein 666
* Zürich. Der Uetliberg. Auf lichter Höhe. Von Jean Nötzli 648

Naturwissenschaftliches und Medicinisches.

Abstammungslehre, zur. Der Thiere Ahnenreihe. Von Prof. Bock 7
* Alpacos. Südamerikanische Woll-Lieferanten. Von Ernst Roßbach 193
Automat-Mensch, der. Von Carus Sterne 624
Canarienvogel, der 181
* Dogge, dänische. Ein gequälter Liebling. Von Theodor Hering 824
Erbschaften, menschliche, aus dem Thierreiche. Von Carus Sterne 266
Gift im Haushalte. Von Siegfried Mühlsam 298
* Glockenvogel, der. Glockengeläute im Walde. Von R. Funk 527
Großflosser, der. Ein Verbrecher unter den Fischen. Von Carl Vogt 546
Insecten, musicirende. Das erste Ständchen. Von Carus Sterne 782
* Kehlkopfkrankheiten, die, und der Kehlkopfspiegel. Von Dr. Klemm 632
Krankheit, die mystische. I. Von Carus Sterne 804
Lebensbaum, der. Von Carus Sterne 214
* Reblaus, die. Winzige Verderber 80
* Rhinoceros, das. Von einem Dickhäuter 626
Schädel, der, des Kindes. Ein dunkler Punkt 686
* Seelöwen, californische, in Hamburg 506
* Sonnenthau-Arten. Räuber und Wegelagerer im Pflanzenreich. Von Carus Sterne 166
Thier-Charaktere. Von Gebr. Adolf und Karl Müller.
Unsere Hauskatze 164
* Der Schweißhund 784
* Thierleben, aus dem nächtlichen, in der Oase. Von G. Schweinfurth 31
* Wanderheuschrecken. Noch ein Feind des Land- u. Gartenbaues. Von Th. Nietner 585
Wolf, der gezähmte, noch einmal. Von Carl Vogt 407
Zimmerblumenzucht, die. Der Pflanzenschmuck in den Wohnungen. Von H. Jäger 282

Vermischtes.

Briefe, epische. Von Wilhelm Jordan.
VI. 111
VII. 251
VIII. 474
IX. 727
Gottesbegriff, der, in der Geschichte. Von Carus Sterne 710
Jahre, die drei ersten, eines Kindes 822
Judas Ischarioth, der Erzschelm. Von Fr. Helbig 794
Literaturbriefe an eine Dame. Von R. Gottschall.
* XVI. 817
* Marlitt-Blatt, ein 68
Schwiegermutter. Ein Capitel von der Schwiegermutter 676
Stufen, die, der menschlichen Freiheit. Von Franz von Holtzendorff 332
* Tristan und Isolde im alten und neuen Liede 4

Blätter und Blüthen.

* Afrika. Ein Grabdenkmal. Von Dr. Reichenow 679
Albums, zwei, für den Weihnachtstisch 844
Alpen.
* Was man im Gebirge erlebt 580
* Bilder aus den Ostalpen. Schloß und See Veldes 376
Alters-Asyle 828
Amerika.
General Sheridan in New-Orleans. Von R. Elcho 122
Humbug 172
Einsturz der St. Andreaskirche 259
Das Buchstabirfieber 403
Amerikanische Justiz 532
Tweed's Befreiung 628
Der amerikanische Sonntag 877
Amsterdam, aus. Erbschaftsregulirung betreffend 308
Anfragen, zwei. (Versorgungsanstalt für das vereinsamte Alter. Instrument für Schwerhörige) 392
Anfrage an unsere Germanisten 612
An Garibaldi. Gedicht 72
Arndt's, Ernst Moritz, ungedruckte Briefe 224
Arndt-Denkmal, das, auf dem Rugard 728
* Arnim, Graf, vor Gericht 39
Berlin
* Ein Herbstmittag im Thiergarten 680
St. Bernhardshospiz. Ein Sylvesterabend 55

Digitized by Google

Seite
Bitte, eine letzte 207
Bittgesuch, ein originelles, an den Fürsten Blücher . . . 464
Bock's „Buch vom gesunden und kranken Menschen". 10. Auflage . . . 828
Brehm, der Naturforscher als Wanderlehrer 878
Briefcouverts. Aus unserem papiernen Zeitalter . . . 40
* Brügge. Belgisches Städtemittelalter . 156
Büchner, Georg. Gedächtnißfeier auf dem Germaniahügel bei Zürich 516
* Cameradentreue 844
Clavier, ein vom Blatte spielendes 747 828
Convertiten-Begräbnißscandale, angebliche . 223
Creuznach.
Drei theure Wochen 660
Curirschwindel.
„Ist kein Dr. Bock da?" 207 660
Edelmetall. Wo stecken die Edelmetallschätze? 843
Eisenbahn, die, unter den Meereswogen . 360
Eisenbahn-Einheit, ein Stück deutscher . 244
Eisenbahnwünsche 796 877
Elsaß-Lothringen. St. Petrus in Elsaß-Lothringen 423
* Ende, das, der Noth. Gedicht . . . 424
Erlösung der Last- und Omnibuspferde durch eherne Rosse 596
Fawcett, Professor. Der blinde Stimmführer und sein Weib 463
Feuerbestattungs-Frage, zur 391
Franz Joseph. Auch vom „gütigen Kaiser". Von Karoline Pierson 499
* Freiburg im Breisgau 712
Friedrich der Große. Zwei Cabinetsordres desselben 500
Für Mütter. Gegen den Mohn 748
Für Wanderlustige und Luftschnapper . . 612
Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, noch einmal die 376
Glagau, Otto. Zum „Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin" 343 580 696 828
Gottschall, R., „Unsere Zeit" 628
* Graz, Don Alfonso's Residenz . . . 392
Grieben, Hermann 464
Großflosser, der. Ein Verbrecher unter den Fischen 680
Heeren und Ukert, „Geschichte der europäischen Staaten". Zur Geschichte eines Nationalwerks 424
* Hermann-Denkmal, das, im Teutoburger Walde 359
* Herrgottshändler, zwei. Gedicht . . . 500
* Herwegh's Bildniß 532
Hirsch, ein fleischfressender 748
Hobirk, Fr., „Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde" . 408
Hoffmann von Fallersleben als Irrlicht . 224
Hoffmann, Fr., „Kinderfeste", in Musik gesetzt von Julius Otto 500
Hopfen. Die Aufbewahrung des Hopfens . 140
Hülfscassen, die freien, und der Reichstag . 764
Hund und Katze 444
„Jahrbuch, deutsches akademisches" . . 696
„Jugend, deutsche." Ein immergrünes Blatt für die Jugend 764
Julklapp 877
Kaffeeverfälschungen, moderne 72
Kartenspieler, ein religiöser 596
Kaulbach-Stiftung, die 124
Kinderstube. Wahnsinn in der Kinderstube 308
Klagen einer Mutter 172
Klapperschlangen-Jagd 548 876
Klitzing, Friedrich von. Eine Erinnerung aus den Tagen der schweren Noth . . 71
* Koegler, K. Der erste Ball 812
Koller, der alte 748 844
* Körner-Tableau, das 408
Kraftmaschinen, neue 104
Kriegserinnerung, eine 276
Kriegs-Invalidenloos, ein 878
Kugler, Johannes. Der Heimgang eines Unglücklichen 54
Lasker, Ed. „Von einem Vielgenannten" . 812
Lebensversicherungen. Eine Bitte an deutsche Frauen. Von F. W. Gallus . 695 796 843
Ledebour, Alwin. Ergänzung 360
Lehrer, Organist und Küster 391
Leipzig.
Ein Studentenstückchen aus dem Jahre 1820. Von Alfred Annaburger . . 155
Lima. Aus Lima 547

Seite
Limbach, Fr., der beste Polonius seiner Zeit 748
Lindau's neuestes Lustspiel: „Der Erfolg" . 40
Lutherbilder 224
* Maria Stuart 39
Marlitt 812
Marlitt, „Im Hause des Commerzienraths" 606
Monsumano. Bitte betreffs der Höhle von Monsumano 172
Mörike's Grab 443
* München. Das neue Rathhaus . . . 124
Mythologie, die, als Bilderspiel . . . 500
Niederwald. Das National-Denkmal . . 308
* Nordpolexpedition, die letzte österreichisch-ungarische 595
Ohrenbeichte, protestantische 827
Papierwäsche, die, noch einmal . . . 408
Paris.
Das Opernhaus 20
Literarische Falschmünzerei 422
* Porcia im Schleier 292
Prämienanleihen. Warnung 680
* Prutz' Denkmal in Stettin 104
Ramann's „Schmetterlingskunde" . . . 844
Reh, ein rachsüchtiges 308
Reuter, Fritz. Eine Rose auf sein Grab . 747
Reuter-Denkmal, das 276
* Rheinfahrt 564
Ring, Max, „Unfehlbar". Ein Zeitroman 140
Rost, Alexander. Ein neues Dichtergrab in Thüringen 376
Rotteck-Jubiläum 408
Salicylsäure. Eine wichtige chemische Entdeckung 123 172
Schatzgräberei. Ein Beispiel des alten Volksglaubens 139
„Schiller." Der Schiffbruch des „Schiller" 580
Schiller's Begräbniß 206
Schiller's Mutter. Ein Grab im Unterland 20
Schiller's Schwester Christophine. Ein Gedicht derselben 484
Schnorr von Carolsfeld's „Illustrirte Bibel". Ein Illustrirter Hausschatz . . . 392
Schullehrer. Eine Neujahrsfreude für Volksschullehrer. (Aus dem Großherzogthum Hessen) 40
Schurz, Karl, „Geschichte der Vereinigten Staaten" 172
* Schützenkönig, der hannoverische . . 243
Schwerdgeburth, Karl August, der Nestor der deutschen Kupferstecher. Von Robert Keil 747
Schwindel, ein, ohne Gleichen 360
Seelenwanderung, wie se mei Nachbar Traugott sich denkt. Gedicht in Rudolstädter Mundart 660
Selbsthülfe. Zwei Institute der Selbsthülfe. (Pensionsverband für Kaufleute und Buchhändler. Genossenschaft deutscher Techniker) 580
Silberlinge, die historischen 628
Sprache, die, des deutschen Heeres . . 827
Springbrunnen, der, noch einmal . . . 780
Steinacker, G., „Ungarische Lyriker von Kisfaludy bis auf die neueste Zeit" . . 878
Steinchen, zwei elende 108
Steppe, die. Das Gebet in der Steppe . 140
Thierschutz-Angelegenheit 878
Tirol. Ein rügenswerther Usus 516
Tunis.
* Der Märchenerzähler in einem tunesischen Kaffeehaus 88
* Ein öffentlicher Schreiber 224
Ueber das Geistesleben der Thiere. Bitte, von Dr. Ludwig Büchner 780
Umgangsfehler, ein 876
Vanille, deutsche 548
* Venne, van der. Das verhexte Vieh . 292
Vermißte.
Ludow, Karl, aus Wendtshof a. d. O. . 392
Schildche, Elise, aus Schwarznau . . 712
Viehtransport. Kein Viehtransport mehr 696
Waldmenschen in München 644
Weihnacht. Gedicht von Karl Bartsch . 877
Westfalen. Evangelische geistliche Journalistik 392
Wien. Pneumatischer Leichentransport . 206
* Wildhund, der schottische 695
Wislicenus, Gustav Adolf. † „Ein Priester der Gewissensfreiheit" 748
„Wochenblatt, das österreichische landwirthschaftliche" 72

Seite
Wolf, der. Seltene Zähmung 344
* Wüstenbild. Von Albert Richter . . . 659
* Zillerthal, das. Die wilde Gerlos . . 276

Illustrationen.

Adam, Julius. Münchener Charakterköpfe 61
Musikalische Studienköpfe 701
Afrika. Ein Grabdenkmal früherer Erforscher Afrikas auf Fernando-Po. Von F. Klingelhöfer 677
Alpen, die.
In der Sennhütte. Von Louis Braun . 576
Regen-Metamorphose einer Wiener Künstlerin 577
Nasses Stillleben im Hochgebirge. Von H. Heubner 577
Aus dem Thierleben der Alpenwelt . . 761
Amerika.
Schur der Alpacos. Von C. Roßbach . 193
Vorbereitungen zu astronomischen Beobachtungen in Brasilien. Von F. Keller-Leuzinger 477
Der Arbeitspalast der „New-Yorker Staatszeitung" 609
Der Wilhelm Kurth'sche Neubau in New-York 793
Bandel, Ernst von, auf dem Wege zum Teutberge. Von C. Grote 553
Berlin.
Der Proceß Arnim im Sitzungssaale der Stadtvoigtei. Vom Hofmaler Arnold 37
Berliner Straßenbilder. Von H. Lüders 97 100 101
Papa Wrangel. Von F. Skarbina . 185
Wahrzeichen: der „Neidkopf", die „Rippe" 242
Der Costümball der Künstler. Von Knut Ekwall 256 257
Ein Mittag auf der Börse. Von H. Lüders 456 457
Das Palais Radziwill 512
Ein Herbstmittag im Thiergarten. Von Knut Ekwall 672 673
Die Mitglieder des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters. Von H. König . 753
Bochum. Die Gußstahlfabrik des Bochumer Vereins aus der Vogelschau. Von Adolf Eltzner 544 545
Braun, Prof. Louis. Das Ende der Noth 413
Breisach am Rhein vom Eggersberg aus . 569
Brügge. Alte Bauwerke. Von H. Effenberger 153
Conrad, Alb. Landschaftliche Studien . . 348
Danzig. Das Franziskanerkloster . . 272 273
Dessoir, Ludwig. Portrait 109
Deubler's Alpenhaus auf dem Primesberge bei Goisern 401
Dogge, dänische. Von H. Leutemann . 824 825
Döpler, Prof. Beim Satyr im Parke . . 617
Flußpferd, heimkehrendes, in den ostafrikanischen Gewässern. Von G. Mützel . . 421
Frankfurt am Main.
Der zoologische Garten 336 337
Freiburg im Breisgau 708 709
Glockenvogel, der. Von L. Beckmann . 529
Goldschmuckmuster, moderne. Von Martin Gerlach 373
Goßmann, Friederike. Portrait . . . 229
Graz und Umgegend 388 389
Hamburg. Die Seelöwen im zoologischen Garten. Von G. Marx 505
Die alte Bank 857
Heidelberg. Im Ruprechtsbau des Heidelberger Schlosses 53
Hermann-Denkmal, das, auf dem Teutoburger Walde 357
Die Einweihung: Der Kaiser und der Künstler. Von Knut Ekwall 637
Festscene bei der Einweihung. Von Knut Ekwall 640 641
Herwegh, Georg. Portrait 521
Herzegowina.
Die Evangelistenbrücke an der Drina. Von Franz Zverina 717
Heubner, Hermann. Aus meiner Kinderstube 137
Holtzendorff, Franz von. Portrait . . . 537
Joseph II. letzte Augenblicke. Von Prof. Conräder 12 13

Digitized by Google

	Seite
Italienische Eisenbahn-Arbeiter in Deutschland. Von R. Geisler	405
Juden. Polnische Schwerter. Von G. Sandblad	469
Karl August und Goethe in der Sturmperiode	601
Kauffmann, Hugo. Künstlerische Vorbereitungen zum nächsten Weihnachtsfeste	725
Kellnerspitzel, der	633
Koegler, F. Der erste Ball	869
König, Herbert. Portrait	304
Körner-Museum, das, in Dresden. Von Herbert König	397
Künzel, Dr. Heinrich. Portrait	369
Kurzbauer, Ed. Die Petitiker	801
Lappländer. Lappländische Schlittenfahrkunst. Von H. Leutemann	740
Das Bepacken der Rennthiere. Von H. Leutemann	741
Lateau, Louise. Vor dem Hause der Louise Lateau in Bois d'Haine. Von L. v. Elliet	82
Leben-Rollin. Portrait	161
Leipzig. Das Schwimmbassin im Seebadebad	177
Livingstone. Livingstone, einen Fluß passirend	200
Ankunft Livingstone's an seiner letzten Ruhestätte	201
London. Das Thomas-Hospital	381
Marie Stuart's Abschied von ihren Getreuen. Von W. von Kaulbach	25
Marlitt. Die Geisterklinker einer Dichterin	69
Mintrop, Theodor. König Heinzelmann mit Anna in der Küche	145
Miramar, Schloß	865
München. Das neue Rathhaus. Von Peter Hermegen	116 117
Nordpolexpedition, die letzte österreichisch-ungarische: Schneesturm im Packeise	592
Nordpolexpedition, die letzte österreichisch-ungarische: Verlassen des „Tegetthoff"	593
Oberammergau. Die Kreuzigungsgruppe	773
Das Kreuzigungsgruppe über den Ettaler Berg	776 777
Pizis, Theodor. Isolde auf der Schloßtreppe	5
Porcia im Schleier	281
Preuß, Robert, Denkmal in Stettin	33
Rebläus, die	81
Rheinfahrt. Die drei Echsen in den Wegsen. Von R. Püttner	560
Auf einem Rheindampfer. Von B. Vautier	561
Rhinoceros, das. Begum in guter Laune. Von H. Leutemann	625
Ritter, W. Pfarrers erster Frühlingstag	297
Saalthal, aus dem, in Thüringen. Von H. Heubner	436 437
Sahara, die, in der Abendstille. Von Alfred Richter	657
Savoyardenjunge	429
Schiller's Lieblingsschwester, Christophine Reinwald. Portrait	329
Schmid, Mathias. Der Herzogenhüthändler	496 497
Schönenfranz, ein, im Hannöverschen. Von Conrad Beckmann	236 237
Schweißhund, der. Von C. F. Deiker	785
Sell, Chr. Gute Kameraden	833
Sonnenthau. Von C. Schmidt	168
Stahlfedern	254
Steppe, die. Das Gebet in der Steppe. Von Franz Joerins	129
Stockholm. Der Hafen	313
Strauß, David Friedrich, auf dem Todtenbette	737
Stuttgart. Das Schützenfest. Die Uebergabe der Bundesfahne. Von Schweissinger	692
In der Schießhalle. Von Schweissinger	693
Tauern. Auf der Winterreise zwischen Salzburg und Klagenfurt. Von H. Hörmann	819
Thumann, Paul. Portrait	220
Thumann, Paul. Luther's Ankunft auf der Wartburg	221
Tunis. Der Marschcurjäsler im Kaffeehause. Von Robert Leinweber	77
Ein öffentlicher Schreiber. Von Robert Leinweber	213
Ulrich, Pauline. Portrait. Von Herbert König	45
Unterklerg, der, von der Salzburger Seite aus gesehen. Von J. Heilmair	249
Velden, Schloß und See, in den Krainer Alpen	365
Venne, van der. Das verhexte Vieh	289
Wie Herr Vanuemann bei seinen Landsleuten auf unerwartete Schwierigkeiten stößt	321
Verw. Letzte Reisstation. Von Oscar Hälcker	841
Vögel im Winter	840
Wanderheuschrecken. Von Th. Mittner	585
Weidig's, Friedrich, Grab auf dem Friedhofe zu Darmstadt	17
Weihnachten im Walde. Von Albert Richter	873
Wichert, Ernst. Portrait	817
Wien. Am Lusthause des Praters. Von Theodor Breidwieser	733
Windhunde, schottische. Von L. Beckmann	685
Wilhelm-Denkmal, das projectirte, in Schmalkalden	461
Wüstenfuchs in der Nacht. Von G. Mützel	33
Zillerthal, das. In der wilden Gerlos. Nach Rob. Zander gezeichnet von R. Püttner	265
Zimmerspringbrunnen, der neue transportable	665
Zuleikha, die Rose von Janina	449
Zürich. Auf dem Uetliberge. Von Weber in Zürich	649

Für den Jahrgang 1875 empfehle ich geschmackvolle

reich vergoldete Einbanddecken

zum Preise von 1 Mark 30 Pfg., welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. Bei Bestellungen bitte ich genau zu bezeichnen, ob **„alte"** oder **„neue"** Decken gewünscht werden.

Ernst Keil.

Digitized by Google

№ 1. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Zum neuen Jahr.

Um's Fenster rauscht der Schnee. In dem Gemach
Wie ist's so abendstill! Mit mir allein,
Das Haupt gestützt, sinn' ich Vergang'nem nach
Und blättre lässig bei der Lampe Schein
In ferner Vorzeit dunkelen Geschichten.
Ach, was ich längst im Herzen sargte ein,
Umdämmert mich in weissen Gesichten —
— Der Wächter ruft — es hat mich wundersacht
Auf leisen Sohlen überrascht die Nacht.

Horch! plötzlich welch' ein festliches Geläute!
In meine Klause klingt der Glocke Schall.
O, wie mich das bewegt! Ist's Festtag heute?
Nun tönt's von allen Thürmen, Hell auf Hall,
Und wächst, ein Meer, und schwillt mit Macht, mit Macht —
Du bist es, heilige Sylvesternacht.

Das Fenster auf! Herein, du Winterluft!
Da liegen sie, die schneebedeckten Auen.
Welch' laue Luft, beschwingten Blicks zu schauen
Hin über Wald und Wiese, Berg und Kluft!
Von jedem Herde steigt empor der Rauch,
So weit ich Städten rings der Menschen dehnen.
Die Brust wird weit — o namenloses Sehnen!
Vom Geist der Menschheit fühl' ich einen Hauch.

Herbei denn, Rebenblut, du perlend Nass!
Der ganzen Menschheit dieses volle Glas!
Ich seg' es an; ich trink' es schlummernd aus —
Und werf' es klirrend in die Nacht hinaus.
Da schwingt vom Schneegefilde sich ein scheuer
Nachtvogel in den Winterhimmel auf.
O, sei ein Flügelbote mir, ein treuer,
Und trag' zu Gott mein brünstig Fleh'n hinauf!
Komm', Himmelssegen, komm' auf diese Erde
Und gieb uns Nass im Glück, im Unglück Kraft,
Des Friedens Fittig über'm stillen Heerde,
Zu gutem Werk die rechte Leidenschaft,
Besitzten Sinn in Noth und Todespein,
Im Kampf Bewarren, Hoffnung bis zur Bahre
Und allem Guten Wachsthum und Gedeih'n!
Und Eines noch: In Lüften frei und rein
Den Sonnenflug dem jungen deutschen Aare!
Das walte Gott in diesem neuen Jahre!

Ernst Ziel.

Das Capital.

Erzählung von Levin Schücking.

1.

Der Fluß, an welchem unsere Geschichte spielt und auf dessen zahlreichen festgemauerten Brücken und leichtgezimmerten Planken sich ein reges Leben entwickelte, war von allerlei schmutzigen Wassern, welche aus den naheliegenden weitausgedehnten Fabrikanlagen sich in ihn ergossen, trübe gefärbt. Sie verdarben sein reines klares Bergwasser und gaben ihm die häßliche laue Wärme, die sich an kalten Morgen und Abenden in dem leichten grauen Dampfe zeigte, der über den auf Steingeröll und zwischen Felsbrocken dahinschießenden Wassern leise aufwärts zog.

Und wie den Fluß, so hatten die gewaltigen weithin sich erstreckenden Fabrikgebäude mit ihren öden kahlen Ziegelsteinmauern, mit ihren noch öderen und kahleren Ziegeldächern und ihren langweiligen Essen, mit ihrem qualmenden Rauche und ihrer abscheulichen Umgebung von höher und höher wachsenden Schlackenaufschüttungen die landschaftliche Schönheit des einst in seinem Waldkranze so sonnig und friedlich daliegenden Thals verdorben. Rund um sie her war der alte stattliche Bauerhof wie die kleine ländliche Siedelung, die sich mit ihrem warmen Strohdach unter den Wipfeln alter grauer Eichen barg, verschwunden. In weitem Bereich standen zahllose Arbeiterwohnungen, für viele Familien zugleich berechnet, unter und entwickelten mit ihrer melancholischen Verkommenheit eine stumme und herzbrechende Beredsamkeit für die socialistischen Ideen, die bis jetzt leider nur ihre Insassen vielfach wirre und confus gemacht, aber nicht dazu beigetragen hatten, diese Häuser reinlicher, ihre Umgebung fleißiger gepflegt und ordentlicher zu machen, oder die Leute auf den Gedanken zu bringen, daß zerbrochene Scheiben, statt durch vorgeklebtes Papier oder durch zusammengeballte Lumpen, zweckmäßiger durch neues Glas ersetzt würden.

Nur drüben an der anderen, der linken Seite des Flusses lagen auf den niedrigen Vorhügeln des mäßig hohen Waldgebirgs noch einzelne der alten Höfe der ursprünglichen Sassen, die einst das ganze Thal beherrschten, bevor die Entdeckung bedeutender Bodenschätze in der Nähe großer und unschwer zu verwerthender Wasserkraft die Industrie herbeigezogen hatte. Hier lag auch ein hübsches kleines Haus mit einem wohlgepflegten Garten davor,

Digitized by Google

weiß verpuppt, bespönnen mit Reben, die sich zur rechten Seite des Hauses über einen kleinen von weiß angestrichenen Holzständern gehaltenen Laubgang legten, und mit hellen Fenstern hinableuchtend auf das grüne Thal und die häßlichen chaotischen Industriestecken mit seinen rauchgeschwärzten Dächern und schwarzen Schlackenfelsen darin. Weiter unten schlug der Fluß einen Bogen um eine Ecke des Bergwaldes, die ihm von links her in den Weg trat; hier lag zu seiner rechten Seite ein größeres Gebäude, im schmucken, modernen Villenstil mit Terrasse und Veranda, mit hübschen englischen Gartenanlagen rings umher, durch welches sich zwischen den Rasenstücken breite, mit schwarzem Schlackenstaub bedeckte Wege zogen; es war das offenbar der Sitz des das rastlose Treiben und Wirken weiter aufwärts belebenden Princips, des schaffenden und lenkenden Genius des Orts, des „Eins und Alles“ dieses industriellen Mikrokosmos, des „Capitals“.

Was weiter in diesen enger umschlossenen Stück der Landschaft das Auge fesselte, war links, jenseits der mit Fruchtfeldern bedeckten Halde, die nach dem Flusse hinab in grüne Wiesen verlief, der scharfabgeschnittene Saum eines schönen alten Hochwaldes. Er zog in gerader Linie zum Ufer des Gewässers hinab und auf der mittleren Höhe etwa lehnte sich an ihn ein malerischer alter Edelhof mit Zackengiebeln, mit Thürmen und Zahnen; es war als habe die hochmüthige Feudalität sich vor dem Fabrikenlärm, Schmutz, Rauch und Getriebe auf die Flucht begeben und sei von ihm fortgerückt, so weit nur irgend möglich, bis hart an den Hochwald, der die Flucht gehemmt und an den sie nun, wie in seinem Schatten Schutz suchend, sich voll „patriotischer Beängstigungen“ drücke.

Aber das Capital, oder vielmehr sein Vertreter und Besitzer, war in diesem Augenblicke weit entfernt, sich mit der Feudalität, ihren Neigungen und Gefahren zu beschäftigen; der Fabrikherr Gottfried Escher, ein Mann, den Fünfzigern nahe, eine große kräftige Gestalt, mit gewinnenden, sehr festen und große Entschlossenheit andeutenden Zügen — dafür sprach das breite Kinn und die tiefe nie schwindende Furche zwischen den dunklen Brauen — saß eben jetzt in sehr nachdenklicher Haltung unter einer erhöht liegenden Laube seines Gartens. Herr Escher schien mehr mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt; er saß ein wenig zusammengesunken auf der Bank, hatte seine Cigarre ausgehen lassen und blickte sinnend auf den Boden; neben ihm saß ein sehr hübsches, schlankes Mädchen, seine älteste Tochter, und hielt, während ihre Hände im Schooße ruhten, ihr feines, regelmäßiges Profil von ihm abgewandt, so daß ihre klugen braunen Augen mit einem wehmüthig ernsten Ausdruck auf dem kleinen weißverpuppten Hause ruhen konnten, das jenseits des Flusses auf der Höhe lag.

Nach einer langen Pause blickte Herr Escher auf und beobachtete eine Weile still die Blicke seiner Tochter.

„Elisabeth!“ sagte er endlich leise.

Sie erschrak leicht und wandte erröthend dem Vater ihr Gesicht zu, um ihm doch nun offen und gerade in's Auge zu blicken.

„Wo sind Deine Gedanken, Kind? Drüben unter Deines Ohrims Gotthard Dache?“

Sie nickte leise mit dem Kopfe, um dann ihr Haupt wieder zu wenden und in dieselbe Richtung zu schauen.

„Es ist traurig,“ fuhr Herr Escher nach einer Pause fort, „daß wir Alle zu einem so hartnäckigen zähen Geschlechte gehören — wir Alle, ausgenommen freilich Malwine, die wieder ganz zu wenig von dieser Festigkeit besitzt und sich vom Leben schaukeln und tragen läßt, wie eben des Lebens Wellen sie werfen. Für sie aber bin ich, Gott sei Dank, nicht mehr verantwortlich, und ob die nächste Welle, die sich ihrer bemächtigt, Herr von Maiwand heißt oder einen andern Junkennamen führt, ist mir völlig gleichgültig. Was mich kümmert“ — Herr Escher sagte das mit leiser Stimme —, „das ist, daß Dein Herz immer noch an Rudolph zu hängen scheint, so energisch ich Dir erklärt habe . . .“

„O ja,“ fiel hier Elisabeth ein wenig bitter ein, „Deine Energie ließ nichts zu wünschen übrig; wohl aber die Erklärung.“

„War sie nicht deutlich genug? Daß ich nicht zugeben kann, nicht zugeben werde . . .“

„Das habe ich freilich verstanden,“ unterbrach ihn das junge Mädchen, „nicht aber das Warum.“

„Wende Dich doch an Malwine!“ versetzte heftig Herr Escher, „sie wird's Dir erklären können — ich will es nicht, weil ich mir das gelobt habe um meines Bruders Gotthard willen. Deshalb kommt das Warum nie über meine Lippen.“

Elisabeth sah ihn groß an.

„An Malwine soll ich mich wenden? Was weiß Malwine von Deinen Beweggründen? Sie würde mir lachend antworten: ‚Ei, blinde Elisabeth, Dein Vater will eben seine einzige Tochter nicht an einen untergeordneten Techniker, der nicht viel mehr ist als ein armer Maschinenschlosser, geben — das ist eine einfache Sache.‘“

„Das würde sie nicht sagen; dazu kennt sie meine Denkungsart zu gut. Wir Alle sind Leute, wir Escher, die ihr Leben auf die eigene Kraft gegründet haben, und wenn Hochmuth in uns ist, so richtet er sich nicht wider Die, welche im Kampfe mit dem Leben nach demselben Ehrenpreise ringen, sondern höchstens wider Die, die sich über uns erhaben dünken, weil sie nichts ihrem Verdienste verdanken, sondern Alles dem Glücke und dem Vorurtheile der Anderen, dem Knechtsinne der Welt. Nein, Elisabeth, Malwine würde das nicht zu Dir sagen; aber eine andere, bessere Auskunft über meine Motive würde sie Dir auch wohl nicht geben. Ich zweifle, daß sie es würde. Sie müßte dazu von ihren früheren Beziehungen zu Rudolph reden — damals, als sie noch Sängerin war und Rudolph in der Hauptstadt in einem Kaufmannsgeschäfte diente — —“

„Und was,“ fiel Elisabeth betroffen und heftig ein, „was für Beziehungen hatten sie denn zu einander? Welche anderen, als die zwischen einer berühmten und gefeierten Sängerin der Hofbühne und einem armen Commis, der ihr Better ist, bestehen konnten?“

„Danach frage mich nicht weiter! Ich will Dir nur, wenn Du mir heiliges Schweigen darüber gelobst, das Eine sagen, daß diese berühmte Sängerin dem Commis ihr ganzes Vermögen opferte, nachdem der Commis sich in die unehrenhafte, ja gründlich unehrenhafte Lage gebracht hatte, es annehmen zu müssen. Nun hast Du Alles gehört, was ich Dir sagen kann. Du wirst darüber schweigen — gegen Jedermann. Es muß darüber geschwiegen werden, und ich verlange das von Dir. Und im Uebrigen vertraue mir, meiner Liebe und Sorge für Dich! Thust Du es, Elisabeth? Gieb mir die Hand darauf, mein Kind!“

Elisabeth's Augen waren feucht geworden; groß und betroffen blickte sie ihren Vater an und legte langsam ihre Hand in seine Rechte.

„So,“ sagte er, „und nun quäle mich nicht mehr! Ich kann Dir von diesen früheren Beziehungen Malwinens und Rudolph's nicht mehr sagen, dem Gelöbniß, das ich mir selbst gegeben, nie darüber zu sprechen, nicht weiter untreu werden. Was ich Dir eben sagte, hat mir die Lage, in welcher ich mich befinde, entrissen; Du weißt, Elisabeth, welche Wolke über mir hängt und welche Sorge auf mir liegt. Denn ein Mann dem Kampfe mit der Welt um ihn her entgegen geht, will er Frieden haben daheim, an seinem eigenen Herde. Ich konnte Dich nicht so in trübe Gedanken verloren und gegen mich empört, mir grollend, dasitzen sehen. Ich kann es nicht ertragen, jetzt nicht, daß Du mich verkennst.“

„Ich grolle Dir nicht, Vater; ich weiß, daß Du mich liebst,“ versetzte Elisabeth und neigte ihr Gesicht, über das jetzt Thränen quollen, auf seine Schulter, auf die sie ihre Stirn drückte.

Nach einer Weile hob er ihr leise das Gesicht, drückte einen flüchtigen Kuß auf ihren Scheitel und stand auf, um gesenkten Hauptes, die Hände auf den Rücken zusammengelegt, dem Hause zuzugehen. Er war offenbar mit den eigenen Sorgen viel zu beschäftigt, um noch lange bei dem Kummer seiner Tochter verweilen zu können . . . es war das eben nur ein Liebesgram, und — das wußte er ja — sein Kind war verständig, klar, entschlossen; sie war sein Blut. Das, was er ihr gesagt, mußte sie beruhigt haben.

Wie wenig ahnte er, welchen Stachel seine Worte für sie gehabt hatten! wie schmerzlich das Licht ihr in's Herz brannte, das er ihr über die früheren Beziehungen des Mannes, den sie liebte, zu der Verwandten, welche diesem ihr Vermögen geopfert hatte, gegeben. O, es wäre tausendmal besser gewesen, er hätte sie weiter glauben lassen an seinen harten Hochmuth, als ihr solche halbe bittere Enthüllungen zu machen.

Digitized by Google

Sie stand auf, und als ob es sie nicht mehr an einer Stelle ruhen lasse, schritt sie mit allen Zeichen heftigster Erregung auf dem langen Pfade auf und ab, der zwischen den Anlagen und der sie umgebenden Mauer, durch Gebüsch verdeckt, dahin lief.

Nach einer Weile kam ihr hier ein hübscher Knabe von etwa zwölf Jahren mit wehendem blondem Haare entgegengelaufen, der sich ungestüm an ihre Brust warf und dann weiter eilen wollte.

Sie ergriff seine Hand und hielt ihn fest.

„Wohin, wohin so stürmisch, Karl?“

„Ich will sehen, wieviel Erdbeeren gereift sind; ich will Herrn Landeck davon bringen — er liebt sie.“

„Ist denn die Unterrichtsstunde schon zu Ende?“

„Gewiß, es ist fünf Uhr, und Herr Landeck ist nach Haldenwang gegangen.“

„Schon wieder nach Haldenwang?“

„Ja, zu Cousine Malwine; gehen wir nicht auch einmal zu ihr, Elisabeth?“

„Er war, denk' ich, noch vor wenigen Tagen dort,“ bemerkte Elisabeth, ohne die Frage zu beantworten.

„Noch vorgestern,“ versetzte Karl; „er hat ja, weißt Du, in Griechenland gelebt, und Du glaubst nicht, wie hübsch er mir davon erzählt. Und er wird mit der Cousine Malwine, die auch dort war, davon reden wollen.“

„Freilich, er wird mit ihr von dem, was sie nun beide kennen, reden wollen,“ entgegnete Elisabeth mit einem flüchtigen ironischen Lächeln, indem sie die Hand ihres Bruders losließ, der zu seinen Erdbeeren davonlief.

„Der elegante Herr Landeck,“ sagte sie sich dann bitter lächelnd, „scheint also auch in den Fesseln der schönen Cousine zu liegen — hat ihn am Ende ganz etwas Anderes in diese Gegend geführt, als die Absicht, Karl's Erziehung zu leiten, wie wir gutmüthig genug glauben?“

Dabei blieb sie stehen, und mit einem eigenthümlichen Ausdrucke von Schmerz und Zorn blickte sie über die Parkmauer fort auf den drüben jenseits des Flusses liegenden malerischen Edelhof am Walde mit der wehenden Fahne daraus. —

2.

Trotz der Gerüchte, die das „Capital“ der Feudalität da oben etwa hätte prophezeien können, flatterte noch heute die Fahne sehr lustig auf dem Edelhofe; sie wehte hoch genug, um in annuthig bewegtem Spiele ihre Falten dahin fließen zu lassen, und unten am Fuße des Thurmes, auf dessen Höhe sie dieses coquette Spiel trieb, erging sich die Feudalität in heiterstem Gesprächen unter einem schönen, von wildem Wein überzogenen, von leichtem Eisengußwerke aufgerichteten vorhallenartigen Bau, der, über mehrere Treppenstufen erhöht, vor den Sommergemächern des unteren Stockes lag.

Es war eine junge Frau in Trauerkleidern, um welche sich die übrige Gesellschaft wie um ihren Mittelpunkt gereiht hatte, und die doch noch viel zu jugendlich anziehend, viel zu sonnigheiter, viel zu strahlend aussah, um ihre Aufgabe, ernste Feudalität zu vertreten, mit dem rechten Geschick lösen zu können. Es hätte dazu eines düsteren gestrengen Ritters als Gemahls, eines grauen Burgvogts oder wenigstens einer sauer dreinschauenden Duenna neben ihr bedurft. Gestalten solch würdevoller Art aber fehlten gänzlich. Die Gesellschaft bestand aus sehr modernen Leuten, aus einem etwa sechsunddreißig Jahre alten Herrn in Civil, der aber mit seinem dunklen Schnurrbarte, seinem kurzgeschorenen Haare, seiner ganzen Haltung, einen sehr militärischen Eindruck machte, einem zweiten Herrn in demselben Alter etwa und durchaus nicht militärisch, sondern mit seiner angenehmen Fülle und seinem harmlosen Wesen sehr bürgerlich aussehend, und endlich aus einem dritten, jüngern Manne von noch nicht dreißig Jahren mit einem höchst ausdrucksvollen Kopfe. Er hatte eine hohe gedankenreiche Stirn, „schön gerecinte“ und stolze Lippen und ein Wesen, daß man ihn am ersten für einen Diplomaten oder einen der bessern Gesellschaft angehörenden Künstler gehalten hätte. Neben dieser um einen runden Tisch versammelten Gesellschaft stand an einem „stummen Diener“ im Hintergrunde ein schlankes junges Wesen, beschäftigt mit Hülfe eines Lakaien in Livree, der ab und zu ging, den Herrschaften den Thee zu bereiten.

„Ihnen, Doctor,“ hatte sich die junge Frau in Schwarz eben dem behäbigen, wohlgenährten Manne zugewendet, „Ihnen soll ich einmal zum Amüsement etwas vorsingen? Was Sie sich einbilden! Ich werde meine gute Lini bitten, daß sie hineingeht und Ihnen einige Chopin'sche Nocturnos oder etwas dem Aehnliches vorspielt, wenn Sie nach Musik dürsten. Unterdeß werde ich den Vortheil haben, daß Sie aus Höflichkeit schweigend zuhören müssen und mich nicht durch Ihre gräulichen Krankengeschichten quälen dürfen.“

„Aber das ist sehr grausam von Ihnen, Frau Baronin,“ versetzte der Doctor, „da ich Sie nie singen hörte. Es ist auch unvorsichtig von Ihnen, mich durch solche Grausamkeit zu reizen. Wenn ich Ihnen nun zur Strafe bei Ihrem nächsten Migräneanfall die Medicin so einrichtete, daß Sie eine volle halbe Stunde länger harren müßten, bevor die Schmerzen Sie verließen?“

„Ah — das könnten Sie? Welche Giftmischer Ihr Alle seid!“ lachte der militärisch aussehende Herr mit einer unangenehm scharfen Stimme auf — es war viel Metall in der Stimme, aber dieses Metall war zu sehr Schneidigem, Spitzem verarbeitet.

„Ob ich es könnte? Gewiß — je nachdem ich die Dosen meines Recepts bestimmte, könnte ich es, Herr von Maiwand.“

„Es ist wahr,“ sagte jetzt die Baronin, plötzlich sehr ernst, „es ist Euch Leuten eine furchtbare Macht gegeben, und es kommt mir dabei der Gedanke, wie erschreckend viel von unserm Glück, von unserm Wohlsein, von unserm Lebenkönnen abhängt von der Güte anderer Menschen — von dem Nichtgebrauch der Macht, die sie über uns haben. Wie sind wir wehrlos in die Hände solch eines Arztes gegeben! oder jedes Briefboten, dem es einfiele, einen wichtigen Brief in den Ofen zu stecken, statt sich die Mühe zu machen, ihn uns zu bringen! Wie könnten wir uns nach seiner Seite hin bewegen, nichts thun, nichts ausführen, wenn nicht alle die Menschen, deren wir bedürfen, auch die Ehrlichkeit hätten, zu thun, was wir voraussetzen, daß sie thun werden! Wenn man sich das vorstellt, sieht man ein, wie das ganze Leben auf Ehrlichkeit und Güte beruht.“

„Von dieser allgemeinen Güte der Menschen möchte ich doch nicht gerade viel Wesens machen,“ fiel hier der jüngere Mann ein, „sie sind eben gezwungen, verträglich, ehrlich und gut zu sein, weil sonst die Welt einstürzen und sie mit sich begraben würde. Was ich,“ setzte er mit einem Anflug von Ironie hinzu, „mehr als diesen allgemeinen Nichtgebrauch ihrer Macht, uns schaden zu können, wegen dessen Sie die Menschen loben, was ich mehr als das verehre, ist bei schönen Frauen der Nichtgebrauch ihrer Macht.“

„Weil er seltener ist?“ fragte lächelnd der Doctor.

„Weil das Gegentheil ungestraft bleibt und mehr Unheil anrichtet.“

„Ach, das ist boshaft,“ sagte die Baronin.

„Nur wahr! Was ist ein Streich, den mir die Unehrlichkeit der Menschen spielt, gegen mein herzbrechendes Leid, wenn eine schöne Frau es darauf anlegt, mich unglücklich zu machen! Und davon kann wirklich nur die Güte ihrer Natur sie abhalten; denn für sie giebt es, wenn sie anders handelt, keine Strafe.“

„Doch — mitunter doch!“ rief hier Herr von Maiwand aus, „es giebt doch auch Männer, die nicht ungestraft mit sich coquettiren lassen.“

Die Dame vom Hause warf hier einen eigenthümlichen Seitenblick auf den Mann, der diese Bemerkung gemacht hatte; war es ein Ausdruck von Verachtung oder von Herausforderung, was um ihre feinen rosigen Lippen zuckte? Etwas von beiden war es.

„Es ist nicht hübsch, was Sie sagen, Herr Landeck,“ antwortete sie dann. „Ein so selbstsicherer und weiser Mann muß nur reden, wie er denkt. Und Sie denken nicht daran, daß eine Coquette, wie Herr von Maiwand sich unverblümt ausdrückt, Ihnen je ein herzbrechendes Leid zufügen könnte.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich für so gefeit ansehen,“ versetzte Landeck. „Doch fühle ich mich durchaus nicht so hochmüthig sicher. Wer durchschaut sofort, ob die Huld einer Frau ernst gemeint oder Coquetterie ist? Wir Männer sind den Frauen gegenüber nun einmal gläubige Seelen; auch in die Kälteste, Härteste legen wir unser eigenes Gefühlsleben hinein, unser eigenes Gemüth . . . .“

Digitized by Google

„Haben Sie dessen so viel, daß Sie einen Ueberschuß an uns abgeben können?“

Der Doctor lachte.

„Da haben Sie Ihre Strafe, Landeck,“ sagte er. „Aber in welch' hitzige Debatte sind die Herrschaften gekommen durch meine bescheidene Bitte, einmal unsere gnädige Frau singen zu hören!“

„Es ist das freilich Ihre Schuld nicht, Doctor,“ rief die gnädige Frau aus; „Herr Landeck versteht es einmal, stets das Umgekehrte der Biene zu thun, die aus jeder Blume Honig saugt. Er weiß in jede Conversation ein wenig Gift zu gießen.“

„Ach?“ fiel lächelnd Landeck ein, „das geschieht nur, um Ihnen zu gefallen. Alles, was Sie umgiebt und je umgeben hat, bringt Ihnen so viel Blumen, so viel Honig, hat so viel Süßigkeit für Sie, daß ich mir einbilde, ein wenig Gift muß Ihnen ein wahres Labsal sein.“

Sie machte mit einem leichten Aufzucken der Lippen eine abwehrende Handbewegung gegen ihn, während sie, zum Doctor gewendet, fortfuhr:

„Und daß ich Ihnen Ihre Bitte abschlage, darf Sie nicht kränken — wenn Sie mich nie singen hörten, so trösten Sie sich mit all den andern Herren, die mich auch nie singen hörten!“

„Ich denke doch,“ sagte Landeck betroffen, „Sie hätten mir in Athen sehr oft dieses Glück gegönnt?“

„Und ich meine doch auch,“ sagte Herr von Maiwand aufblickend, „Sie hätten mir von Zeit zu Zeit die Gunst erwiesen, wenigstens in Ihrem Gesange nicht aufzuhören, wenn ich Sie dabei traf.“

Sie unterbrach ihn mit derselben abwehrenden Handbewegung.

„Bilden Sie sich nicht ein, Sie hätten mich singen hören! Ich konnte das immer nur allein, ganz allein für mich, oder vor dem ganzen großen Publicum, vor der ganzen Welt oder doch einem Stücke von ihr auf den erregenden Brettern, in einer ergreifenden Rolle — nicht aber vor dem Einzelnen, nicht vor einem von Ihnen. Da sinke nicht ich; da singt etwas Anderes, das eine gute Schule und eine große Routine hat, aus mir heraus, und dieses wohlerzogene brave Etwas, das so genügend seine Pflicht thut, beklatschen Sie, weil Sie glaubten, Sie hätten eine berühmte Sängerin gehört.“

Landeck hatte sie aufmerksam angesehen, während sie so sprach. Er nickte jetzt und sagte:

„Das ist Etwas, das ich von Ihrem Stolze vollständig begreife. Von Ihrer Großmuth, sollte ich sagen, die eine so unwiderstehliche Waffe nicht schwingen mag.“

„Waffe? Sehen Sie denn einen Kampf?“

„Nur einen Angriff freilich, einen Ausfall, eine herbe Demüthigung. Es ist eben Niemand unter uns, der in Ihnen das Verlangen weckt, ihm etwas von den idealen Dingen zu sagen, die Ihre Stimme, wenn Sie allein sind, mit leidenschaftlicher Gluth und hinreißender Macht aussprechen wird. Sie geben unser Einem dafür — Schule und Routine. Das ist denn freilich bitter für uns, und ich bedaure nur, daß ich je Ihre Stimme in meinem einfältigen Glauben, ich hörte Sie singen, bewundert habe. Wie lächerlich muß Ihnen das erschienen sein!“

„Es freut mich, daß Sie mich einmal verstehen, Herr Landeck; ich denke, es ist so, wie Sie sagen,“ versetzte die Baronin wie gereizt.

„Und ich,“ fragte der Doctor, „muß dann wohl für immer darauf verzichten, Sie zu hören, gnädige Frau? Das ist so niederschlagend, daß Sie mir nicht übel nehmen können, wenn ich mich beurlaube, um meinem Kummer darüber in der Einsamkeit nachzuhängen.“

„Das heißt, Sie wollen die Runde bei Ihren Kranken fortsetzen?“

„Ein wenig auch das,“ entgegnete der Doctor und erhob sich. Die Baronin reichte ihm die Hand; er ging dann, sich ebenfalls mit einer flüchtigen Handberührung von dem Thee nachwenden und bis jetzt schweigsam gebliebenen Fräulein, das bei dieser Berührung leicht erröthete, zu verabschieden, verbeugte sich gegen die zwei Herren und wollte sich entfernen, als Landeck aufsprang und ihm sagte:

„Ich gehe mit Ihnen, Doctor; es wäre zu gefährlich, Sie Ihrem schweren Kummer in der Einsamkeit allein zu überlassen. Kommen Sie!“

Er verbeugte sich, ohne die freundschaftlichen Händedrücke zu erhalten, womit der Doctor verabschiedet worden war.

Als Beide durch die Eichenallee schritten, die vom Gute parallel mit dem links liegenden Waldsaume zum Flusse hinabführte, sagte der Doctor:

„Sie haben wohl eine große Furcht, Landeck? Man könnte glauben, Sie seien am Ende unserer reizenden Baronin von Athen bis hierher, tief in's Phäakenland, nachgefolgt.“

„Und worin sollte sich diese Furcht zeigen, Doctor?“

„Nun, in der Art, wie Sie mit ihr verkehren. Sie sind nichts weniger als verbindlich gegen sie, und wer Ihnen nachsagte, Sie machten ihr den Hof, thäte Ihnen Unrecht.“

Herr Landeck lächelte. „Es freut mich, daß Sie das erkennen,“ sagte er. „Je näher eine solche falsche Auslegung dessen, was mich hierher führte, liegt, desto mehr muß es mir angenehm sein zu sehen, daß man sie meinem Erscheinen hier nicht giebt. In der That können Sie versichert sein, daß ich nichts weniger erwartete, als hier dieselbe Frau von Haldenwang wiederzufinden, welche vor einem Jahre einen so belebten und anregenden Kreis deutscher Landsleute in Athen um sich versammelt hatte.“

„Sie waren dort, um archäologische Forschungen zu betreiben?“ fragte der Doctor.

„Aus diesem Grunde war ich zwei Jahre dort,“ antwortete Landeck; „mit einem Aufenthalt auf der trojanischen Ebene habe ich dann meine morgenländischen Studien beschlossen.“

„Und kommen hierher, in unsere ländliche Stille, um hier, wirklich ganz vom Zufall geführt, die Frau wieder zu sehen, die Sie jetzt doch trotz ihrer ewigen kleinen Scharmützel so zu fesseln scheint?“ sagte der Doctor ein wenig ungläubig lächelnd.

„So ist es, wenn ich auch etwas wie ein ironisches Lächeln um Ihren Mund zucken sehe. Die weitest auseinander liegenden Lebenspfade der Menschen haben zuweilen eine wunderliche Caprice, sich zu kreuzen. So der meine und der dieser gnädigen Dame, um dann freilich nach Süd und Nord wieder auseinander zu laufen. Denn außer dem Zufall, der sie eben sich zweimal kreuzen ließ, haben sie nichts miteinander gemein. Ich bin ein armer Teufel von Philologe, den sein Drang in die Welt hinaus und seine Schwärmerei für hellenische Schönheit und die Ueberreste der classischen Welt nicht rasten ließ, bis er vom Ministerium ein Reisestipendium zu archäologischen Forschungen in Athen erhalten hatte. Die dazu auf zwei Jahre bewilligten Mittel sind mit den zwei Jahren zu Ende gegangen; ich bin zurückgekehrt und habe nun sehen müssen, daß ich unterdeß aus meiner eigentlichen Laufbahn herausgeworfen worden. Bis ich eine Anstellung finde, wie sie mir zusagt, habe ich deshalb eine Hauslehrerstelle, auf die ich auch ganz zufällig durch die Zeitung aufmerksam gemacht wurde, angenommen — und so sehen Sie, Doctor, daß durchaus kein Grund zu einer boshaften Voraussetzung vorliegt.“

Der Doctor nickte.

(Fortsetzung folgt.)

Tristan und Isolde im alten und neuen Liede.

Wem hätte das Herz nicht höher geschlagen, wenn er Tristan und Isolde, diese beiden vom bestrickenden Zauber mittelalterlicher Dichtung umflossenen Heldengestalten, neu belebt vom Doppelstrahle der dramatisch-musikalischen Kunst, über die moderne Bühne schreiten sah? Dasselbe Gefühl ästhetischen Wohlbehagens, welches uns heute Richard Wagner's vielbesprochene Oper einflößt, bemächtigte sich einst auch unserer Altvordern derjenigen Dichtung gegenüber, welcher Wagner die Anregung zu seinem berühmten Tonwerke verdankt. Und doch — den Tristan und die Isolde der alten Dichtung, wer kennt sie noch heute? Nur

Digitized by Google

Isolde auf der Schloßtreppe.
Nach dem Oelgemälde von Theodor Pixis in München.

Digitized by Google

wenige Auserlesene; denn die Erzeugnisse der ersten Glanzperiode unserer Literatur sind längst das fast ausschließliche Eigenthum der classisch Gebildeten unter uns geworden, den großen Publicum aber sind sie seit lange fremd, wie jene poetischdurchwebten Tage selbst, denen dieses sagenumkränzte Liebespaar seine Existenz verdankt. Wir glauben daher nicht zur Unzeit zu kommen, wenn wir in Nachstehenden, sei es auch nur in gedrängter Kürze, eine Orientirung über die Hauptquelle dieser oft bewunderten Liebesmär sowohl nach ihrem stofflichen Gehalte, wie nach ihrem ästhetischen Werthe zu geben versuchen. Diese Hauptquelle aber, auf welche alle späteren Behandlungen des Tristan-Mythus zurückzuführen sind, ist bekanntlich Gottfried's von Straßburg große Dichtung „Tristan und Isolde".

Fast bei allen Völkern des Abendlandes finden wir schon frühe die Spuren der sinnreichen und echt menschlichen Mär von Tristan und Isolde, welche ursprünglich aus der Phantasie keltischer Stämme hervorgegangen zu sein scheint. Wie es eine schöpferische Eigenschaft des Schönen ist, daß es überall, wo es sich zeigt, anregend und weckend, befruchtend und zeugend wirkt, so vervollständigte sich auch die Geschichte dieser Liebenden bei allen Völkern, zu denen sie kam, immer auf's Neue. Schon vor unserem Dichter haben Engländer, Franzosen und Deutsche den reichen Stoff vielfach behandelt.

Meister Gottfried von Straßburg, über dessen äußeren Lebenslauf uns nur überliefert worden ist, daß er seinen Zunamen von der alten elsässischen Hauptstadt führt und aus dem Bürgerstande hervorgegangen ist, dichtete sein Epos in den Jahren 1207 bis 1210 und zwar nach dem französischen Vorbilde des Thomas von Bretagne. Trotz der Anlehnung an ein bestimmtes Muster muß die Dichtung indessen als eine originale Leistung betrachtet werden; denn Gottfried prägte dem überlieferten Stoffe den Stempel seines eigenen Dichtergenius auf und schuf uns so, indem er die von tiefsinniger Poesie durchwehten mythischen Vermächtnisse einer fernen Zeit mit seinem eigenen Geiste erfüllte und sein edeles, warmes Herzblut belebend in den todten Sagenstoff goß, eine Dichtung von unreigener und dauernder Schönheit und Lebensfülle.

Der Inhalt des Epos ist in Kürze der folgende.

Die Einleitung erzählt die Liebes-Abenteuer Rivalin's, Königs im Parmenierlande, mit Blanchefiur, der Schwester Marke's, des Königs von Cornwallis in England. Rivalin fällt im Kampfe gegen den benachbarten Fürsten Morgan, Blanchefiur aber, von ihrem Bruder verstoßen, stirbt nach der Geburt eines Sohnes, der den bezeichnenden Namen Tristan, das heißt: der Traurige, erhält, da er in Trauer gezeugt und in Trauer geboren worden ist.

Der getreue Marschall Rual übernimmt die Fürsorge für den Knaben. Vom siebenten Jahre an läßt er ihn in allen Wissenschaften und Fertigkeiten unterrichten, so daß er mit dem vierzehnten viele Sprachen sprechen kann und in ritterlichen Uebungen ersahren ist. Da fällt er in die Gewalt norwegischer Kaufleute, welche ihn als gute Beute mit sich führen. Als aber ein Sturm sie auf dem Meere überfällt, da setzen sie, von Gewissensbissen gefoltert, den Knaben an der Küste von Cornwallis aus. König Marke hält gerade eine Jagd ab, und dies giebt Tristan Gelegenheit, sich als trefflichen Jäger und Hornbläser zu zeigen. So erwirbt er die Gunst des Königs, der ihn an seinem Hofe freundlich aufnimmt. Inzwischen ist auch der treue Rual, der den Verlorenen überall gesucht hat, zu Tintajol, Marke's Hauptstadt, eingetroffen und klärt den König über Tristan's Herkunft auf. Marke begrüßt ihn als seinen Neffen und schlägt ihn zum Ritter. Die ersten Thaten Tristan's sind, daß er den Tod seines Vaters an Morgan rächt, indem er denselben erschlägt und Cornwallis von einem Tribute an Irland befreit, der in der Lieferung von dreißig schönen Knaben besteht. Er erreicht dies, indem er Morolt, den Eintreiber des Tributes, im Zweikampfe tödtet. Aber Tristan ist durch einen vergifteten Pfeil des Gegners verwundet worden. Heilung kann ihm nur Morolt's Schwester, die weise und zauberkundige Königin von Irland, schaffen. Als Spielmann und unter dem Namen Tantris begiebt er sich nach Irland und findet durch die Königin die ersehnte Heilung. Zum Danke ertheilt er deren Tochter, der blonden Isolde, Unterricht im Saitenspiele und kehrt dann nach Cornwallis zurück. Seine Schilderungen von der schönen Isolde erwecken in dem greisen König Marke den Wunsch, die liebreizende Jungfrau zur Gemahlin zu haben. Tristan begiebt sich daher als Freierwerber seines Onkels wieder nach Irland, und nachdem er einen gewaltigen Drachen, welcher das Land verwüstet, getödtet hat, geht er mit der schönen Isolde als Marke's Braut zu Schiffe.

Hiermit hebt in der Dichtung der wichtigste Moment und zugleich die Wendung zum Tragischen an. Die Königin hatte nämlich ihrer Nichte Brangäne, welche Isolde begleitet, einen Liebestrank mit der Weisung mitgegeben, denselben am Hochzeitsabende in das Getränk der Neuvermählten zu mischen. In Folge eines Irrthums trinken Tristan und Isolde während der Reise von dem verhängnißvollen Zaubertranke und entbrennen in gegenseitiger Liebe. Die Vernunft in ihnen unterliegt der Leidenschaft, und nun beginnt nach der Vermählung des Königs Marke mit Isolde eine schmähliche Täuschung des Alten, hinter dessen Rücken das Liebesverhältniß Tristan's mit der schönen Irländerin sich lange ungestört fortspielt, bis Marke endlich doch Verdacht schöpft. Unter der Schilderung von mancherlei Abenteuern, welche die Liebenden zu bestehen haben, nimmt die Dichtung ihren Fortgang: Marke verbannt Beide mehrmals von seinem Hofe und ruft sie, von Zweifeln an ihrer Schuld bewegt, immer auf's Neue wieder zurück. Längere Zeit führen sie ein märchenhaftes Liebesleben in der Wildniß. Endlich verrathen die Liebenden sich vollends durch eine Unvorsichtigkeit, und Tristan muß vor dem Zorne Marke's fliehen. Auf seinen Wanderungen gelangt er an den Hof des Herzogs von Arundel, wo er in dessen Sohne Kahedin einen Freund findet. Dieser hat eine schöne Schwester, welche ebenfalls Isolde heißt und wegen ihrer schneeweißen Hände den Zunamen Weißhand führt. Ihre unwiderstehlichen Reize umstricken den vor Sehnsucht nach der ersten Geliebten fast sinnverwirrten Tristan mit dämonischer Gewalt, und in seinem erregten Gemüthe fließen die Gestalten der beiden Isolden zu einer zusammen. Da ergreifen ihn im Gefühle seiner Treulosigkeit gegen die Jugendgeliebte schwere Qualen des Gewissens. Indem der Dichter diesen peinvollen Zustand Tristan's schildert, bricht er sein Gedicht plötzlich ab. Man weiß nicht, ob der Tod oder eine andere Ursache ihm die Feder aus der Hand nahm.

Gottfried's Dichtung fand zwei Fortsetzer, den einen um 1250 in Ulrich von Türheim, den anderen im letzten Drittel desselben Jahrhunderts in Heinrich von Freiberg. Beide weichen in ihren Fortsetzungen in manchen Punkten voneinander ab. Den Grundzügen nach aber lassen sie die Liebesmär folgendermaßen enden: Tristan kann den Versuchungen, in welche er sich durch die Liebe zur Isolde Weißhand verstrickt fühlte, nicht widerstehen und vermählt sich mit ihr. Allein diesem Frevel an der ersten Geliebten folgt schnell die Vergeltung auf dem Fuße nach. Sofort nach geschlossenem Bunde fällt ihm die Reue auf's Herz, so schwer, daß er in der Brautnacht, von bangem Zagen des Gewissens ergriffen, sein Weib unberührt läßt. Nachdem dann diese Halbehe eine Zeitlang bestanden und Tristan auf seinen abenteuerlichen Streifereien die andere Isolde noch einmal gesehen und all seine Herzenspein durch ihre süße Nähe doppelt empfunden hat, wird er bei einer Liebesfehde seines Schwagers Kahedin tödtlich verwundet. Im Gefühle seines herannahenden Endes ergreift ihn namenlose Sehnsucht zu seiner ersten Geliebten, der blonden Isolde; er entsendet daher einen Boten nach Cornwallis, dieselbe zu ihm einzuladen, damit sie ihn heile, und giebt ihm den Befehl, wenn er bei seiner Heimkehr die Geliebte mitbringe, ein weißes Segel aufzuhissen, wenn nicht, ein schwarzes. — Die blonde Isolde folgt dem Rufe des Geliebten. Das Schiff naht sich. Auf Tristan's Frage nach dem Segel antwortet die eifersüchtige Weißhand, es wehe ein schwarzes. Augenblicklicher Tod des schwer Verwundeten ist die Folge dieser Bosheit seines Weibes. Die blonde Isolde kommt, vernimmt den Tod des heißgeliebten Mannes, eilt in's Münster, wohin sein Leichnam gebracht worden, und stirbt über dem Geliebten. König Marke holt die Leichen der Liebenden nach Tintajol, läßt sie nebeneinander bestatten und pflanzt auf Tristan's Grab einen Rosenstock, auf das Isoldens eine Rebe. Rosenstock und Rebe verschlingen ihr Gezweige unzertrennlich ineinander; denn selbst im Tode läßt Liebe von Liebe nicht.

So endet die Mär von Tristan und Isolde.

In dem Nachworte zu seiner verdienstvollen Uebersetzung

Digitized by Google

dieser Dichtung hat Karl Simrock trefflich nachgewiesen, wie der Grundgedanke des Gottfried'schen Epos dem Wesen nach derselbe ist, den wir in den Sagen von Pyramus und Thisbe, von Hero und Leander, von Romeo und Julie ausgeprägt finden: Die Liebe kennt in ihrer Einseitigkeit kein anderes Gesetz als das eigene; sie durchbricht, wenn es sein muß, die Schranken der Sitte und der Gesellschaft, und beladen mit dieser Schuld geht sie an sich selbst zu Grunde. In allen diesen Liebesfagen enden die Liebenden durch einen Irrthum über den geliebten Gegenstand, und dieser Irrthum erscheint als eine nothwendige Folge ihrer Schuld. „Pyramus ist in demselben Irrthume wie Romeo; er hält die Geliebte für todt, weil er ihr zerrissenes, blutiges Gewand findet. Er mißt sich selbst die Schuld ihres Todes bei und ersticht sich über ihrem Gewande, wie Romeo über Juliens vermeintlicher Leiche das Gift trinkt." Thisbe und Julie sterben vor Schmerz an der Seite der Geliebten. Aehnlich ist es mit Hero und Leander, ähnlich mit Tristan und Isolde: Leander stirbt, weil ihm mit der Fackel Hero's der Stern der Liebe zu verlöschen schien, und dem Tristan bricht das Herz, weil das angeblich schwarze Segel ihm die letzte Hoffnung raubt.

Von modernen Dichtern ist die Geschichte von Tristan und Isolde mehrfach bearbeitet worden. Der tiefsinnige Immermann, geeignet wie kaum ein Zweiter für die Umdichtung dieses alten Stoffes im Sinne der modernen Anschauungen, starb über dem unvollendeten Werke. H. Kurz ist es dagegen in jüngster Zeit gelungen, eine treffliche, den Ansprüchen der Neuzeit entsprechende Nachdichtung des Gottfried'schen Epos zu Stande zu bringen. Aber wie das Quellwasser seine metallische Frische am reinsten unmittelbar an der Quelle selbst bewahrt, so sprudelt der Geist kindlich frommer Einfalt, vermählt mit männlichem Ernste, auch in der herrlichen Schöpfung des alten Sängers lauterer und reiner, als in einer der späteren Nach- und Umdichtungen.

Meister Gottfried ist der Goethe des Mittelalters. Ein geborener Realist, lieh er seinen Gebilden die Farben des wirklichen Lebens und zeigte sich stets ebenso kampfesmuthig und schonungslos, wo es galt, gegen Lüge und Anmaßung Front zu machen, wie hingebend und warm, wo er Gutes und Schönes befand. Feinsinnig und zart in der Schilderung von Seelenzuständen, tief und umfassend in der Kenntniß von Welt und Menschen, schwungvoll und fast überreich an Phantasie, maßvoll und melodisch in der dichterischen Sprache, läßt er, um ein wahrhaft großer Dichter zu sein, nur Eines, die künstlerische Bewältigung des gewählten Stoffes, vermissen; denn die Umrisse seines Epos und der einzelnen Theile desselben lassen Präcision und Ebenmaß oft genug entbehren. Allein dieser Mangel, dem wir bei den gleichzeitigen deutschen Dichtern, Hartmann von der Aue etwa ausgenommen, fast durchgängig begegnen, dürfte eben deshalb mehr auf die Rechnung der damaligen Zeit als auf die unseres Dichters zu setzen sein.

Die neueste Nachdichtung der alten Liebesmär von Tristan und Isolde ist eine Tondichtung, die oben bereits erwähnte gleichnamige Oper Richard Wagner's. Ueber den musikalischen Werth derselben hier zu urtheilen, kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, und auch in Betreff des vom Componisten selbst abgefaßten Libretto's können wir nur ganz im Allgemeinen erwähnen, daß es in wesentlichen Punkten von der Dichtung Gottfried's abweicht und derselben gegenüber selbstverständlich einen ziemlich abgeblaßten Eindruck macht.

Der geistvolle Maler, Professor Theodor Pixis in München, durch seine schönen Illustrationen zu deutschen Volksliedern, sowie zu Milton's „Verlorenem Paradies" rühmlich bekannt, hat eine „Richard-Wagner-Gallerie" nach seinen Original-Oelgemälden und Cartons in Photographien von Albert in München veröffentlicht, von welchen zwei ihre Gegenstände der Oper „Tristan und Isolde" entnehmen: „Isolde, den Geliebten erwartend," und „Isolde an der Leiche Tristan's".

Das erstgenannte Bild schmückt die heutige Nummer dieses Blattes. Der Künstler zeigt uns das liebreizende Weib, wie es in der herrlichen Mondnacht auf der alten Treppe des Schlosses dem Geliebten sehnsuchtsvoll mit dem Schleier winkt, nachdem das Zeichen, daß Alles zum heimlich-süßen Stelldichein bereit ist, soeben durch Auslöschen der Fackel gegeben worden.

Mögen die trefflichen Bilder unseres Künstlers, obwohl sie zunächst nur die Werke des modernen Tondichters illustriren wollen, auch das Andenken des alten Sängers in uns auf's Neue erwecken; dem Gottfried ist werth, daß sein Lorbeer durch die Jahrhunderte hindurch zu uns herüberleuchte, und mit gerechtem Stolze können wir auch auf ihn das Dichterwort anwenden: „Er war unser."

E. Z.

Zur Abstammungslehre.*

Der Thiere Ahnenreihe.

Darwinismus? Der Mensch ein Fortschrittsaffe? Wehe! — Sollte denn aber wirklich die ganze sittliche Weltordnung zu Grunde gehen, wenn, wie die Wissenschaft durch die Lamarck-Darwin'sche Umwandelungslehre bewiesen hat, die Thiere, welche bis jetzt auf unserer Erde gelebt haben und noch leben, vom Schöpfer nicht gleich und für immer als solche, welche sie eben sind (und zwar von jedem Thiere ein Männlein und ein Weiblein) und zu gleicher Zeit (im Paradiese) geschaffen worden, sondern wenn sie sich ganz allmählich, in Jahrmillionen, aus- und hintereinander, die vollkommneren immer erst aus ihren weniger vollkommenen Vorfahren, hervorgebildet haben? Würde der Schöpfer in seiner Allmacht und Allweisheit wirklich herabgesetzt, wenn man ihm nachsagte, daß er in ein kleines unsichtbares Bläschen, in eine sogenannte Zelle, die Fähigkeit gelegt hätte, daß sich aus dieser, durch Vermehrung und Verwandlung ihrer Bestandtheile, nach und nach alle und zwar immer vollkommner werdenden Geschöpfe hervorgebildet hätten? Ja, wäre es im Gegentheile nicht eine grobe Vermenschlichung des Schöpfers, demselben zuzutrauen, daß er, um Vollkommenes zu schaffen, vorher, gewissermaßen zur Probe, erst Unvollkommenes geschaffen und dann wieder vernichtet hätte? — Sollten denn wirklich Moral und Sittlichkeit, Staat und Gesellschaft gefährdet sein, wenn, wie die Wissenschaft lehrt, die Wirbelthiere aus den Wirbellosen und zwar aus Würmern oder Mantelthieren, die Vögel aus den Reptilien, die Säugethiere aus den Amphibien sich entwickelt haben? oder wenn die luftathmenden Lungenthiere aus den wasserathmenden Kiementhieren, wenn Kopfträger aus Kopflosen und wenn schwanzlose Thiere aus geschwänzten, durch allmähliche Umbildung von Organen, hervorgegangen sind? — Sollte es wirklich für den Menschen, der doch nach der mosaischen Schöpfungsgeschichte als „Erdenkloß" erschaffen wurde, sehr entwürdigend sein, daß er vor seinem Eintritte in die Welt (als Embryo), wo er ganz dieselben Umhüllungen und Ernährungsapparate wie die höheren Säugethiere besitzt (nämlich Amnion, Allantois, Decidua, Placenta), vorübergehend thierische Bildungen an sich trägt? — daß er z. B. wie die meisten Thiere eine Zeitlang einen Schwanz hat, daß er während einer kurzen Zeit die den Vögeln, Amphibien, Reptilien und Schnabelthieren eigenthümliche Cloake und den beim Affen zeitlebens vorhandenen Zwischenkieferknochen (in welchem die vier oberen Schneidezähne stecken und der von Goethe beim Menschen nachgewiesen wurde) besitzt, — daß ihm wie den Fischen Kiemenbögen zukommen, — daß man ihn zu einer bestimmten Zeit seines Embryolebens nicht von einer Schildkröte, einem Huhne, einem Hunde, einer Eidechse oder einem Karpfen zu unterscheiden im Stande ist, — und daß seine kunstvolle Hand während ihrer Entwickelung der großen Pfote des Hundes, dem zierlichen Flügel des Huhns und dem plumpen Vorderbeine der Schildkröte ganz ähnlich ist?

Sollte der Mensch denn wirklich etwas ganz Absonderliches

* Nicht ohne Wehmuth übergeben wir den obigen Artikel der Oeffentlichkeit. Es ist der letzte, der aus der Feder unseres Boé geflossen ist und er beweist so recht, wie viel Klarheit und unbeirrte Ueberzeugungstreue mit dem Heimgegangenen eingesargt wurde. D. Red.

Digitized by Google

sein, und sollte er denn wirklich keine verwandtschaftliche Beziehung zu den Thieren haben, obgleich alle körperlichen Eigenthümlichkeiten, durch welche sich die höheren Säugethiere, besonders in ihrer Entwickelungszeit, auszeichnen, auch dem Menschen zukommen? — obgleich der Aufbau seines Körpers ganz auf dieselbe Weise zu Stande kommt wie der aller übrigen Thiere (mit Ausnahme der Urthiere), nämlich mit Hülfe der sogenannten Keimblätter (siehe unten)? — obgleich der Mensch während seiner ganzen Lebenszeit Anhängsel an verschiedenen seiner Organe an sich trägt, die für ihn ohne allen Nutzen sind und nur Ueberbleibsel von seinen thierischen Vorfahren sein können (die sogenannten rudimentären Organe, wie die Ohrmuskeln mit den vielen und überflüssigen Ohrnerven, der Wurmfortsatz ꝛc.)? — und obgleich der menschliche Keim nacheinander ganz dieselben Entwickelungsstufen, gerade wie der des Säugethieres, durchläuft? Denn im frühesten Stadium seiner embryonalen Entwickelung zeigt der Mensch die größte Aehnlichkeit mit Urthieren, später trägt er dann die Merkmale von Würmern (Ascidie), Fischen, Amphibien und verschiedenen Säugethieren an sich, bis er schließlich am Ende seiner Entwickelung, an der Spitze des Thierreichs angelangt, als oberstes, jüngstes und vollkommenstes Mitglied der organischen Schöpfung mit den höheren zunächst unter ihm stehenden Affen (Chimpanse, Gorilla, Orang, Gibbon) die allergrößte Verwandtschaft besitzt. Den Affen, welche sogar auch wie der Mensch den gelben Fleck auf der Netzhaut des Auges besitzen, gleicht er aber (zumal als Neugeborener) in einer solch auffallenden Weise, daß die niederen Menschenracen den höheren Affenarten weit ähnlicher sind, als diese den niederen, ihnen zunächststehenden Affenarten, und zwar nicht blos in körperlicher, sondern auch in geistiger Beziehung. Denn es füllen viele christliche Missionäre, welche nach jahrelanger vergeblicher Arbeit von ihren fruchtlosen Civilisationsbestrebungen bei den niedersten Völkern abstanden, das Urtheil, daß man weit eher die bildungsfähigen Hausthiere, als diese unvernünftigen viehischen Menschen zu einem gesitteten Culturleben erziehen könne. Der Missionär Morlang, welcher ohne allen Erfolg viele Jahre hindurch die offenartigen Negergelüste am oberen Nil zu cultiviren suchte, schreibt: „daß unter solchen Bilden jede Mission durchaus nutzlos sei; sie stünden weit unter den unvernünftigen Thieren, denn diese letzteren legten doch wenigstens Zeichen der Zuneigung gegen Diejenigen an den Tag, die freundlich gegen sie sind, während jene viehischen Eingebornen allen Gefühlen der Dankbarkeit völlig unzugänglich seien.“

Vergleicht man nun aber diese den Affen ganz nahestehenden Menschenracen mit den auf der Höhe der Cultur angekommenen weißen Menschen, so muß jeden nur halbwegs Gebildeten das Gefühl der höchsten Befriedigung bei dem Gedanken überkommen, daß nach der Descendenzlehre, welche ein fortwährendes Vollkommnerwerden der Organismen in körperlicher und geistiger Hinsicht nachgewiesen hat, auch der Mensch einer stetig wachsenden Veredelung entgegengeht. Und darum nicht Wehe, sondern Heil dem Darwinismus, denn er verheißt den Menschen Vervollkommnung!

Es ist doch wahrlich zu kindisch und geradezu verabscheuungswerth, wenn die großartigen Errungenschaften der Wissenschaft, — weil sie dem des Menschenverstandes unwürdigen Aberglauben und dessen Vertheidigern (den unter der Vormundschaft unwissender Wunderglaubigen stehenden Dunkelmännern, welche Licht durch Finsterniß, Wahrheit durch Lüge und Thatsächlichkeit durch Phrasenwerk zu verdrängen bemüht sind) entgegenarbeiten, — als die Menschheit entsittlichend verdammt und verfolgt werden, und von Wem? Von Leuten, welchen, wie Dr. Page sagt, „nicht nur die Anfangsgründe der Wissenschaft unbekannt sind, sondern welche sich auch durch Formeln und Glaubenssätze gebunden haben, ehe noch ihr Geist reif oder ihr Wissen hinreichend genug war, um zwischen den Wesentlichen und Unwesentlichen zu unterscheiden. Kein Mensch, welcher Formeln und Glaubenssätze, einerlei ob in Philosophie oder Theologie, anerkennt, kann ein Forscher nach Wahrheit oder ein unparteiischer Richter über die Meinungen Anderer sein.“

Daß übrigens die Aufklärung der Menschheit durch die Fortschritte in der Wissenschaft nicht verhindert, leider aber, ebenso wie durch die Bevormundung der Schule durch den den naturwissenschaftlichen Unterricht hassenden Clerus, sehr verzögert werden kann, dies beweist recht deutlich die Aufstellung des Copernicanischen Weltsystems (die Entdeckung von der Bewegung der Erde und dem Stillstande der Sonne), welches, obgleich es der mosaischen Schöpfungsgeschichte schnurstracks entgegentrat und den frommen Gläubigen ein großes Aergerniß war — denn sogar Luther äußerte sich über Copernicus: „Der Narr will die ganze Kunst Astronomia umkehren, aber nach der heiligen Schrift hieß Josua die Sonne stillstehen und nicht die Erde“ —, endlich doch zur allgemeinen Anerkennung kam, ohne die Menschen dünnner und schlechter gemacht zu haben. Und so wird es auch, und sicherlich schon in kurzer Zeit, der Abstammungslehre ergehen, da die hohlen Phrasen ihrer Gegner nicht stichhaltige Gegenbeweise gegen die Thatsachen dieser Lehre liefern.

Eine kurze Uebersicht des Stammbaumes des Thierreichs (vorzugsweise nach Häckel bearbeitet) möge dem Leser, und ganz besonders dem die Macht und Weisheit eines Schöpfers verehrenden, ein Bild geben, wie sich der Keim alles thierischen Lebens anfangs nur an die einfachsten Organismen knüpfte, wie aus so einfachem Anfange sich eine endlose Reihe der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt hat und noch immer entwickelt, und wie schließlich ganz allmählich der Mensch in Folge der Veränderungen an Thieren, die vor ihm existirten, zum Vorschein kam. — Es ist der Magen der Urstammvater fast aller Thiere (mit Ausnahme der niedrigsten oder Urthiere), so wie mittelbar auch der des Menschen. Denn das fast nur aus einem Magen bestehende Urmagen- oder Urdarmthier, die Gastrula, ist es, von welcher vorzugsweise die Entwickelungsreihe im Thierreiche ausging und deren Bauplan (aus Bauplatten oder sogenannten Keimblättern) durch alle Thierclassen hindurch in stetig wachsender Vollkommenheit sich bis zum Menschen vererbt hat.

Forschen wir nach dem Ursprunge dieses als selbstständige Thierart, wie es scheint, ausgestorbenen Urmagenthieres, so dürfte dasselbe wohl durch Urzeugung im sogenannten Urschleime (Protoplasma) entstanden sein und Urthierformen durchlaufen haben. Es stellte die Gastrula, wie sie sich zur Zeit auch noch beim Werden vieler Thiere zeigt (wodurch auch die frühere Existenz einer ebenso gebauten selbstständigen Thierform bewiesen wird nach Häckel's biogenetischem Grundsatze, siehe Gartenlaube 1873 Nr. 43 und 44), einen Zellenhaufen dar (Zellen sind blüthenartige Klümpchen mit einem schleimigen Innern und einem kernhaltigen Kerne), in dessen Innerem eine Höhle (der Urmagen) mit einer Oeffnung nach außen (dem Urmunde) sich bildete. An der Gastrula sind von der äußersten Wichtigkeit für die weitere Entwickelung des Thierreiches die beiden den Urmagen nach außen und nach innen begrenzenden Zellenschichten (das sogenannte Exo- und Entoderm), welche von nun an bei allen Thieren und auch beim Menschen als sogenannte Keimblätter dem Aufbaue aller Organe zu Grunde liegen.

Als die nächsten der Gastrula entsprossenen Nachkommen nimmt Häckel zwei Thierarten an, von denen die eine sich auf dem Meeresboden festsetzte, das sind die Pflanzenthiere (Schwämme und Nesseltiere, Korallen und Quallen), während die andere die freie Ortsbewegung beibehielt, das sind die Wurmthiere (bestehend aus einer niederen Classe: den Plattwürmern ohne Blut und Leibeshöhle; und einer aus der niederen hervorgegangenen höheren Art: den Ringel-, Rund- und Sternwürmern, den Moos-, Räder- und Mantelthieren). Die höheren Würmer legten den Grund zu vollkommeneren Thieren dadurch, daß bei ihnen ein mittleres Keimblatt (Mesoderm) mit einer Leibeshöhle, ein Herz und das erste Blut entstehen. Die Ringelwürmer werden als Eltern der Gliederthiere (Insecten, Spinnen, Tausendfüßer und Krebse) und der Sternthiere (Seesterne, -Lilien, -Igel, -Gurken) angesehen; von den Moosthieren stammten die Weichthiere oder Mollusken (Muscheln, Schnecken, Kraken oder Tintenfische und Tascheln). Die wichtigste Würmerclasse ist aber die der **Mantelthiere**, insofern diese den Uebergang von den Wirbellosen zu den Wirbelthieren macht. Bei den Asidien nämlich, welche zu den Mantelthieren gehören oder auch als Urwirbelthiere bezeichnet werden, finden sich die ersten Spuren der Wirbelsäule (Chorda dorsalis, Rückensaite) und des Rückenmarks (Medullarrohr), ganz in ähnlicher Weise, wie dies bei

Digitized by Google

allen Wirbelthieren und auch beim Menschen während des Embryonalzustandes besteht und wie bei den niedrigsten Wirbelthiere, dem fischähnlichen Lanzetthierchen (Amphioxus) zeitlebens vorkommt.

Die **Wirbelthiere** entstammen also einer Wurmart (den Mantelthieren) und die Ueberbrückung von den Wirbellosen zu den Wirbelthieren wird durch die Ascidie und das Lanzetthierchen hergestellt. Innerhalb der Wirbelthierclassen steigert sich nun die Vervollkommnung in folgender Reihe. Auf der niedrigsten Stufe stehen die Schädellosen, welche vom Amphioxus repräsentirt werden; an sie schließen sich dann die fischähnlichen Rundmäuler, welche in der Gegenwart nur durch die Schleimfische und Lampreten (Pricken) vertreten sind und die zur Entwickelung der Fische den Grund legten. Letztere traten zuerst als haifischähnliche Urfische (Selachier) auf, welche nicht nur den Schmelz- und Knochenfischen, sondern auch den zwischen diesen und den Amphibien mitten innestehenden Lurch- oder Molchfischen zur Entwickelung dienten. Diese leben theils auf dem Lande, theils im Wasser und nehmen als Doppelathmer Luft durch Lungen und Wasser durch Kiemen auf. Bis auf wenige (den amerikanischen, afrikanischen und australischen) Molchfische sind sie bereits ausgestorben. Aus ihnen gingen die Amphibien oder Lurche (Proteus, Axolotl, Landsalamander, Wassermolche, Frösche) hervor, aus denen sich dann theils die Reptilien oder Schleicher (Eidechsen, Schlangen, Krokodile und Schildkröten), theils die Säugethiere entwickelten. Dem Luftleben angepaßte Reptilien sind die Vögel, von welchen noch eidechsenähnliche Versteinerungen (Flugeidechsen) existiren. — Ein interessantes Beispiel, wie schnell sich Verwandlungen im Thierreiche vollziehen können, bot im Pariser Pflanzengarten der mit äußeren Kiemen im Wasser lebende Axolotl (aus Mexico). Unter Hunderten dieser Thiere krochen nämlich eine kleine Anzahl an's Land, verloren hier die Kiemen und waren nun von einem kiemenlosen Erdsalamander nicht mehr zu unterscheiden. Aehnliches findet auch bei den Fröschen statt, welche in kurzer Zeit drei Stufen der Verwandlung durchlaufen, zuerst die der Kiemen-, dann die der Schwanz- und schließlich die der kiemen- und schwanzlosen Froschlurche.

Die **Säugethiere** stehen an der Spitze des Thierreichs und haben sich, wie ihre Entwickelungsart und ihr innerer Bau ergiebt, direct aus den Amphibien (nicht aus den Reptilien) hervorgebildet. Nach der Vollkommenheit des Baues der Säugethierorgane ist die Reihenfolge ihres Auftretens folgende: Die niedrigsten Säugethiere sind die Cloaken-, Schnabel- oder Gabelthiere (mit Cloake und ohne Brustdrüse); an sie reihen sich die Beutelthiere, mit einem Beutel für ihre Jungen (Opossum, Känguruh, Beutelratten), von denen die sogenannten affenfüßigen Handbeutler mit losterem Daumen in die Halbaffen übergehen, und Placentarthiere, zu denen nun alle höheren Säugethiere gehören, von denen sür uns die Halbaffen insofern von der allergrößten Wichtigkeit sind, als aus ihnen die nächsten thierischen Vorfahren des Menschen, die eigentlichen Affen nämlich, hervorgingen.

Die Halbaffen, Lemuriden, welche den heute noch lebenden Loris, Indosi und Makis ähnlich sind und von den Handbeutlern stammen, haben mit den eigentlichen Affen keine andere Gemeinschaft, als den Besitz des sehr beweglichen, greifenden, entgegenstellbaren Daumens. Ohne Zweifel haben sich sodann aber die eigentlichen Affen (Platt- und Schmalnasen) aus lemuridenartigen Thieren herausgebildet. Die neuweltlichen geschwänzten Plattnasen (Platyrrhinen) haben plattgedrückte Nasen, so daß die Nasenlöcher nach außen und nicht nach unten stehen; sie besitzen sechsunddreißig Zähne (vier Backzähne mehr als die Schmalnasen und der Mensch) und ähneln noch sehr den Halbaffen und Nagethieren. Die Schmalnasen (Katarrhinen) oder die Affen der alten Welt (Asien und Afrika) besitzen eine schmale Nasenscheidewand und die Nasenlöcher sehen, wie beim Menschen, nach unten, auch haben sie wie dieser nur zweiunddreißig Zähne und den gelben Fleck auf der Sehhaut. Es giebt von ihnen eine geschwänzte, noch dicht behaarte und eine schwanzlose Art. Von letzterer, den sogenannten Menschenaffen oder Anthropoiden, welche die nächste Blutsverwandtschaft mit den Menschen haben und zu denen die noch lebenden Gorillas, Chimpansen, Gibbons und Orang Utangs gehören, wurden ausgestorbene Arten durch Verlust des Schwanzes, die allmählich zunehmende Entharrung des Körpers (welche übrigens bei den Eingeborenen des Vincent-Gosses und in der Umgebung von Adelaide noch nicht beendigt zu sein scheint), ferner durch die vollständige Angewöhnung an den aufrechten Gang, die Entwickelung der Hände und Beine, sowie des Gehirns und Schädels, zu Affenmenschen oder sprachlosen Urmenschen, diese endlich aber durch weitere Ausbildung des Kehlkopfs, des Gehirns (der Stirnlappen) zum echten sprechenden Menschen. Dieser unterliegt nun gerade so den Entwickelungsgesetzen, der Veränderlichkeit durch natürliche Züchtung und im Kampfe um's Dasein, sowie durch Vererbung, und der stetigen Vervollkommnung, wie dies bei den Thieren der Fall ist. Es verheißt demnach der Darwinismus dem Menschengeschlechte eine immer menschenwürdigere Zukunft.

Bock.

Die Hauptacteurs im Drama „Arnim“.

Zur Erinnerung.

Er ist in der That ein großes Ereigniß, der Proceß Arnim, denn einem gewaltigen Steinwurfe in's Wasser gleich, zieht er an der Oberfläche der Gesellschaft seine Kreise über ganz Europa, ja selbst über das Weltmeer hin.

Ich glaube daher den Lesern der Gartenlaube, auch wenn bei Ansicht dieser Zeilen das Schauspiel längst zu Ende gegangen ist, einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte dieses Processes zu liefern, wenn ich ihnen noch einmal die Persönlichkeiten vorführe, welche in dem Drama die Hauptrolle inne hatten. Ich entwarf diese Schilderung noch während der Sitzungen des Gerichtshofes und sehe selbstverständlich voraus, daß meine Leser über Wesen und Inhalt der Anklage unterrichtet sind.

Es hat kaum zehn Uhr geschlagen, und schon drängt sich in der Reichshauptstadt eine große Menschenmenge zu Fuß und Wagen nach dem Moabitermarkte, dem Herzen unserer Metropole zu. Da, wo im fünfzehnten Jahrhundert der Roland mit blankem Schwerte drohend von der steinernen Säule herabschaute, steht heute das fragwürdige Gebäude, in dessen Innerem die Wage der Themis ihre Schalen hebt und senkt. Wie ein summender Bienenschwarm drängt sich die Schaar der Neugierigen über den kleinen Markt mit seinen düstern Häuserfronten. Equipagen rollen hin und her; Herren in eleganter Kleidung, von vornehmem Gange und mit jenem frostigen Lächeln, das so vielen Mitgliedern der sogenannten guten Gesellschaft eigen ist, steigen aus und eilen rasch dem Stadtgerichte zu. Juristen von Ruf, Literaten, Mitglieder des Reichstags, Professoren und reiche Kaufleute: alle drängen sie sich in buntem Knäuel dem schmalen Eingange zu. Selbst jene Damen der hohen Aristokratie, welche unter der Führung der Baronin Schleinitz einen Bazar etablirten, um dem Wagner-Theater zu Baireuth neue Hülfsquellen zu eröffnen, werden der Jordan'schen Vorlesung seiner Nibelungen-Trilogie untreu und eilen der profaischen Proceßverhandlung zu. Erhabene Musen, wenn das Wahrfried wüßte! Die auf dem Trottoir vorübergehenden Handwerker und Geschäftsleute schauen aus Neugierde dem bunten Treiben zu; Theilnahme ist auf keinem Gesichte zu lesen. Die Droschkenkutscher sind um der reichen Trinkgelder willen zu Scherzen aufgelegt: „Du, Ede,“ ruft einer, „mich hat Madai denen Erlaß unterschlagen, und des unterjrübt meine janze Stellung; et is der Fahrschein. Darnach oberst kräht naturellement keen Hahn.“

„Wende Dir an Bismarcken,“ entgegnet sein struppiger College mit heiserer Stimme, reckt sich aber gleichzeitig in die Höhe, denn eben fährt der Wagen des Grafen Arnim vor.

Auf den Arm seines Sohnes gelehnt, steigt der ehemalige

Digitized by Google

Vertreter unserer Nation aus dem Wagen. Der Graf ist eine schmale, zierlich gebaute Gestalt von müder Haltung; Haar und Bart sind grau, an manchen Stellen weiß; das Gesicht zeigt eine krankhafte Blässe und die mit einer Lorgnette bewaffneten Augen haben keinen besondern Ausdruck. Tizian hat viele Greise gemalt, deren Köpfe an den Grafen Arnim erinnern. Langsam steigt der Angeklagte im Innern des Gebäudes die breiten halbdunkeln Treppen hinauf. Von Freunden und Verwandten umringt, bleibt er oftmals stehen, um einem oder dem andern unter ihnen die Hand zu reichen oder einige Worte an den Betreffenden zu richten. Wohlgefällig lächelnd schweift dabei sein Blick über die Köpfe der Neugierigen. Das Benehmen des Grafen erinnert mich an jene römischen Patrizier, die, wenn sie angeklagt waren, mit möglichst vielen Mitgliedern ihrer Familie und sämmtlichen Clienten auf dem Forum erschienen, um dem Volke, vielleicht auch den Männern auf den curulischen Stühlen zu zeigen, wie gewaltig ihr Einfluß sei.

Großmüthig zeigt sich der Graf auch, wie ein echter Patrizier. Am ersten Tage der Verhandlung ließ derselbe in der rasch improvisirten Restauration neben dem Sitzungssaale eine artige Geldsumme deponiren, um alle Diener und Laufburschen zu erquicken, welche seine Person oder Vertheidiger zu bedienen hatten. Da kamen selige Tage für die schnellfüßigen zerlumpten Jungen aus der Reckengasse. Ohne das mindeste Vorurtheil vertiefen sich August und Fritze in die Caviarbrödchen, besuchteten dieselben mit Erlanger Bier und wünschten gewiß in ihres Herzens Herzen, Arnim, der Wohlthäter, möge recht oft in die Tinte gerathen, damit sie auf sein Wohl essen und trinken könnten.

Im schmalen Sitzungssaale finden wir etwa hundertfünfzig Personen „eingekeilt in fürchterlicher Enge“. Das Stadtgericht ist rings von Arrestlocalen umgeben. Die kleinen Sitzungssäle liegen an der Vorderseite und gewähren die Aussicht auf den Molkenmarkt; dieselben sind so kalt und nüchtern, wie große Gefängnißzellen. Diese Localitäten stammen aus einer Zeit, wo man der Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens nur einen geringen Werth beilegte. Staaten, welche von der Anschauung ausgehen, daß weise Fürsten sterben, weise Gesetze aber unvergänglich sind, thun alles, was in ihren Kräften steht, um die Majestät der Gesetze zu erhöhen, und dazu gehört vor Allem, daß man recht vielen Bürgern die Möglichkeit gewähre, den öffentlichen Gerichtsverhandlungen beiwohnen zu können. Zum Proceß Arnim wurde nur ein sehr geringer Theil von denen eingelassen, welche den Verhandlungen beizuwohnen begehrten. So kam es denn, daß für die Benutzung von Einlaßkarten ganz beträchtliche Summen geboten wurden.

Pünktlich nimmt der Angeklagte bei der Eröffnung der Sitzungen auf der etwas erhöht stehenden Bank, zur linken Seite des Gerichtes, Platz; die Verhandlungen beginnen.

Den Vorsitz führt der Stadtgerichtsdirector Reich. Dieser Richter ist etwas choleriscHER Gemüthsart. Er liebt es gemeinhin, den Angeklagten ernst zu vermahnen, und legt dabei in manchen Fällen eine so große Leidenschaftlichkeit an den Tag, daß der Angeklagte Gefahr läuft, ihn für den öffentlichen Ankläger zu halten. Man denke aber dabei ja nicht an einen donnernden Zeus, von dem sich sagen läßt:

„Und die ambrosischen Locken des Herrschers wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.“

Ach, nein! Der Herr Stadtgerichtsdirector ist ein kleiner Herr, von gedrungener Figur, gerötetem vollem Gesicht, dunklen lebhaften Augen und glattem haarlangem Haupthaar. Wären die steife Cravatte am Halse und der Ausdruck großer Feierlichkeit im Gesichte dieses Mannes nicht, so könnte man glauben, ein gemüthlicher Niederländer aus einem Gemälde des Adrian von Ostade sei hier lebendig geworden.

Dem Vorsitzenden zur Linken steht in strammer Haltung der öffentliche Ankläger, Staatsanwalt Tessendorf. Bart und Haartracht dieses Mannes erinnern an einen preußischen Landwehrmann; sein Gesicht ist bleich, das Auge hell und grau, sein Blick scharf. Tessendorf erscheint mir als die Verkörperung des strafen preußischen Beamtenthums; er antwortet den Vertheidigern ruhig, aber mit großer Schärfe des Ausdrucks, und wo man ihm Formfehler vorwirft, wird er bitter, fast malitiös. Um einen armseligen Tisch herum sitzen auf wackligen Stühlen die Vertheidiger des Angeklagten, drei an der Zahl.

Da ist zuerst der Professor von Holtzendorff zu nennen, von dem ein französischer Berichterstatter nicht ganz mit Unrecht meinte, er gleiche einem französischen Officier in Civil. Der bei uns wenig gebräuchliche Schnurr- und Knebelbart verleiht ihm ein etwas fremdartiges Aussehen. Herr von Holtzendorff steht im besten Mannesalter, allein sein blondes Haar ist an den Schläfen schon stark von Silberfäden durchzogen; seine Sprache ist nicht allzu deutlich, da er etwas durch die Zähne spricht.

Einen völligen Gegensatz zum Professor von Holtzendorff, der jedenfalls ein besserer Staatsrechtslehrer als glänzender Vertheidiger ist, bildet äußerlich der Rechtsanwalt Dockhorn aus Posen, ein kleiner, behäbig aussehender, fast weißhaariger Herr mit kurzem Bismarck-Schnurrbart, der sicher zu unsern gewandtesten Dialektikern gehört. Dieser Sachwalter führt eine sehr ruhige, fast salbungsvolle Sprache, allein er erspäht geschickt in den Ausführungen des Staatsanwalts jede Lücke und deutet sie ziemlich energisch aus. Er verschmäht bei Gelegenheit des Zeugenverhörs auch kleine Plänkeleien nicht, allein im Plaidoyer rückt er mit geschlossener Fronte von Position zu Position vor und erreicht eine überzeugende nachhaltige Wirkung.

Rechtsanwalt Munckel, als der Dritte im Bunde, gehört zu unseren geniusten Vertheidigern, wenn er sich auch bei den Verhandlungen einige Reserve auferlegt. Der äußeren Erscheinung nach würde man in diesem Manne eher einen Künstler als den Juristen suchen. Sein dunkelblondes, fast braunes Haar ist lang und wellig; ein dünner Bart umrahmt sein scharf geschnittenes Gesicht. Wäre sein Mund weniger breit, wären seine Backenknochen weniger hervorstehend, so würde er dem berühmten Maler Anton von Werner ähnlich sehen, wie ein Bruder dem andern. Munckel besitzt ein vollständiges Organ; seine Repliken erfolgen so sicher, wie der Schuß dem Träger des Gewehres gehorcht, und treffen meist in's Schwarze; seine Plaidoyers zeigen Humor und Sarkasmus. Wo der Gegenstand ihn ergreift, fehlt es ihm nicht an sittlichem Pathos und einer bedeutenden Kraft der Ueberzeugung.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der öffentliche Ankläger bei solcher Gegnerschaft einen schweren Stand hatte. Es gehörte in der That viel Schärfsinn und Schlagfertigkeit dazu, bei so starker Bedrängniß die eingenommenen Positionen zu behaupten.

Den Vertheidigern gerade gegenüber und hinter dem Rücken derselben hat man einem halben Hundert Journalisten bescheidene Plätze eingeräumt. Dicht neben der Feder dieser Aermsten, welche unter den bedrückendsten Verhältnissen ihre reiche Neuigkeitsernte einheimsen, liegt das Taschentuch; dasselbe ist zum Schweißtuch geworden und bleibt fortwährend in Function. Wenn je ein Held der Feder sein Brod im Schweiße seines Angesichts verdiente, so ist es im Proceß Arnim der Fall. Die Vertreter der feindseligsten politischen Strömungen hocken auf diesen Bänken friedlich kriegend neben einander.

Da finden wir zuvörderst Monsieur Périvier, welcher dem „Figaro“ so flott die Austern des Herrn Dressel anpries und dem Frankfurter Reichstagsboten Sonnemann so pikante Rathschläge ertheilte. An der Seite des Herrn von Rochebrune, der sich durch die lebendigen Manieren eines Bonvivants auszeichnet, sehen wir das kluge augelsächsische Gesicht des Correspondenten eines amerikanischen Weltblattes. Dieser eine Mann opfert dem Proceß Arnim mehr Geld für Kabeldepeschen, als der Jahresertrag unserer größten Berliner Zeitungen abwirft. Ein Kranz vornehmer Zuschauer umwut in dem hintern Theile des Sitzungssaales Platz. Der Saal ist täglich überfüllt, aber selten lassen sich Personen aus dem mittleren Bürgerstande blicken. In glänzenden Uniformen sind vor Allem die zahlreichen Mitglieder der Familie Arnim erschienen; daneben eine Anzahl junger Diplomaten oder solcher, die es werden wollen. Sinaganka, der japanesische Gesandte, wird von der Robe einer eleganten Dame so überdeckt, daß nur das gelbe Gesicht mit den schiefgeschlitzten Aeuglein sichtbar bleibt. Fürst Lichnowski, Baron von Jasker, Graf Perponcher und viele andere Träger berühmter Namen oder hoher Aemter erschienen wiederholt, um den Gange der Verhandlungen zu folgen. Bei alledem tritt eine intensive Bewegung weder während des Zeugenverhörs noch während des Plaidoyers zu Tage. Die Verlesung der Erlasse des Reichskanzlers ruft das größte Interesse hervor, denn hier treten überraschende Dinge von großer politischer Tragweite zu Tage, während sich das Zeugenverhör um Briefe an Zeitungs-

Digitized by Google

redactionen, Journale und Archivschlüssel dreht, Dinge, welche Aufschluß über die Rechtsfrage oder die Spuren einer politischen Intrigue geben sollen.

Eine hervorragende Bedeutung wird den Aussagen des Grafen von Wesdehlen beigelegt, welchem der Angeklagte gesagt haben soll, er nehme die betreffenden Papiere zu seiner Vertheidigung mit. Der Botschaftsrath gleicht in der äußern Erscheinung einem niederländischen Edelmanne aus der Umgebung Wilhelm's von Oranien. Seine Aussagen sind leise, fast unverständlich. Graf Arnim, der sich wiederholt mit dem Taschentuche über die hohe Stirn fährt, unterbricht den Zeugen, wobei er gegen den Präsidenten gewendet die Bemerkung hinwirft: „Sie entschuldigen, wenn ich so geradezu mit dem Herrn Grafen rede." — Der Vorsitzende, welcher unter all' den Diplomaten fast diplomatisch höflich ist, gestattet die Freiheit mit einem oft angewendeten: „Ich bitt' schön." Der Angeklagte kommt der etwas dunklen Erinnerung des Botschaftsraths zu Hülfe, worauf dieser seine Aussagen wesentlich modificirt.

Ungleich fester und bestimmter tritt ein anderer Zeuge, der Botschaftsrath Baron von Holstein, auf. Dieser Mann, den das auswärtige Amt eines so großen Vertrauens würdigt, hat chevalereske Manieren, und man empfängt den Eindruck, als werde derselbe Carrière machen. Der Baron deponirt seine Aussagen frank und frei, welche sich in den Augen der Juristen als in moralischer Beziehung sehr gravirend für den Angeklagten gestalten.

Zu den interessantesten Episoden des ganzen Processes gehörte die Confrontirung der Zeugen Reichstagsabgeordneter Braun, Dr. Zedlitz und Bossart. Diese Ersteren von der „Spener'schen Zeitung" wurden eidlich vernommen, und was der krank und matt auf seinem Stuhle sitzende Zeuge Zedlitz deponirt, daß der Zeuge Braun die Absicht geäußert habe, mit dem Angeklagten in Verbindung zu treten, bezeichnet Dr. Braun mit dem Gesichte eines gut aufgelegten Satyrs als unwahr und zieht in ziemlich starken Ausdrücken seinen Ergollegen der Indiscretion. Bei den widersprechenden Aussagen dieser drei Zeugen fliegt ein sardonisches Lächeln über das Gesicht des Grafen Arnim; bald darauf geräth er jedoch in große Aufregung, als der Unterstaatssecretär Bülow, ein behäbiger Mann mit schwarzem Haare und Bart, hinkend auf dem Zeugenplatze erscheint und erklärt, der Bericht des Angeklagten sei ironisch gehalten gewesen. Zum ersten Male wird der Graf Arnim heftig; er unterbricht in großer Erregtheit den Zeugen und ruft: „Sie haben nicht das Recht, mir eine Ansicht unterzuschieben."

Eine elegische Stimmung herrschte nur einmal im Saale: es war in jener Minute, als der Angeklagte das Schlußwort ergriff, um zu bemerken, daß für ihn die sogenannten Conflictsacten nicht ein Actenbündel im gewöhnlichen Sinne des Wortes seien, sondern ein Grab, in welchem seine von frühester Jugendzeit an bestandenen Freundschaftsverhältnisse ein Ende gefunden. Wenn man sich vergegenwärtige, was alles darin enthalten wäre, so müsse man wohl glauben, daß er sich habe für berechtigt halten können, diese Schriftstücke als sein Eigenthum anzusehen.

Durch diese mit bebender Stimme gesprochenen Worte trat für jeden Hörer der überraschende Umstand zu Tage, daß ein im Staatsdienst grau gewordener Diplomat sich über den Charakter des Reichskanzlers, den er als Jugendfreund bezeichnete, so gründlich täuschen konnte.

Als Bismarck in den dunklen Hades deutscher Kleinstaaterei hinabstieg, um die Eurydike-Germania heraufzuholen, that er das nicht als ein lyrisch gestimmter Orpheus, der in zärtlicher Besorgniß seine Blicke rückwärts schweifen läßt, sondern er packte die Abhandengekommene mit eiserner Faust, schleifte sie gewaltsam durch die sumpfigen Gewässer der Ohnütze Verträge und den unsaubern Lockyos der napoleonischen Politik. Der wenig scharfsinnige Diplomat hätte doch wohl einsehen können, daß einen solchen Mann von Eisen weder die Sirenenstimmen der Jugend, noch das Toben der Unterwelt zum Rückwärtsblicken bringen konnten. Wer es versuchte, seinen Weg zu kreuzen oder ihm Steinchen unter die Füße zu werfen, der gerieth einfach unter die Absätze seiner hohen Kürassierstiefel. Wie sich aus den Verhandlungen erkennen läßt, stand Graf Arnim zwei Jahre lang hindernd in des Reichskanzlers Bahnen. Dieser hatte, als die Enthüllungen Lamarmora's im vorigen Jahre im Landtag zur Sprache kamen, dem Himmel gedankt, daß solche Dinge in Deutschland unmöglich seien, darüber durfte sich also der Angeklagte keiner Täuschung hingeben, daß ihn der ehemalige Jugendfreund mit oder ohne Vertheidigungswaffen beseitigen würde, sobald auch nur der Schatten eines Beweises auf ihn hasten bliebe, als wolle er eine ähnliche Rolle in Deutschland übernehmen, wie sie Lamarmora in Italien spielte. Und jeder Staatsmann, der seinen großen Zielen energisch entgegenstrebt, würde in gleicher Weise vorgehen.

Der Rechtsanwalt Dochhorn versuchte es, am Schlusse seines Plaidoyers eine Analogie zwischen seinem Clienten und dem vor fünfundzwanzig Jahren in demselben Sitzungssaale, auf derselben Anklagebank befindlichen Waldeck nachzuweisen, und stellte dem ersteren eine gleiche Genugthuung in Aussicht, wie sie dieser Volksmann erfahren habe. Nicht mit Unrecht bemerkte hierauf der Staatsanwalt mit kaum verhehlter Ironie, daß ein Anknüpfungspunkt an den Proceß Waldeck nur insofern vorhanden sei, als derselbe in den gleichen Räumen stattgefunden habe, und setzte mit der Bestimmtheit eines erfahrenen Juristen hinzu, daß er an die Freisprechung des Angeklagten nicht glaube.

Heute ist bereits das Urtheil gefällt; es verurtheilte den Grafen Arnim zu drei Monaten Gefängniß. Bleich und tief ernüdet hörte der Angeklagte seine Verurtheilung an, doch athmete er sichtlich auf, als ihn der Schluß des Erkenntnisses von der Urkunden-Unterschlagung und dem Amtsvergehen freisprach und nur des Vergehens wider die öffentliche Ordnung schuldig erklärte. Dem Staatsanwalt schien das milde Urtheil fast etwas unerwartet zu kommen; er sah bei der Verlesung weder auf den Verleser des Erkenntnisses, Stadtgerichtsdirector Reich, noch auf den Angeklagten und hörte wohl nur mit halbem Ohre hin. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich übrigens, daß ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Fall Waldeck und dem Fall Arnim waltet. Als Waldeck sein Urtheil erwartete, befand sich das preußische Volk in fieberhafter Erregung; ein Sturm ging durch das ganze Land und wühlte alle Schichten der Bevölkerung in gleichem Maße auf. Die Spitzel der Reaction hatten mit dem „Bubenstück" an das Herz des Volkes gerührt; Waldeck's Sache war seine Sache, sind als der einfache Volksstribun in Freiheit gesetzt war und auf dem Mollenmarkt erschien, jauchzte ihm halb Berlin entgegen und das preußische Volk athmete erleichtert auf. Der Proceß Arnim erregte die Neugierde der weiteren Kreise, setzte ganz Frankreich in Bewegung, aber eine große Theilnahme sucht der Unterliegende vergebens unter den Spitzen der Gesellschaft, während bei dem Volke der Proceß fast vergessen war, noch bevor das Urtheil verkündet wurde. — Im Interesse unseres durchaus noch nicht gefesteten deutschen Reiches muß man aber wünschen, daß derartige „Vergehen wider die öffentliche Ordnung" nicht wieder vorkommen mögen, da sie bei weniger aufmerksamer Beaufsichtigung leicht nach innen und nach außen Verwirrung und Verderben im Gefolge haben könnten.

R. E.

Ein Herz auf dem Thron.

Wer in unseren Tagen des erneuten Kampfes zwischen „Reich" und „Kirche", „Kaiser" und „Papst" vergleichende Blicke in die deutsche Vergangenheit wirft, dem wird vor allen Anderen Kaiser Joseph's Bild entgegen treten: er war der edelste Märtyrer auf dem Throne für das Bestreben, durch jene alleinrettenden Güter des Geistes und Herzens seine Völker zu beglücken, nach denen sie, nach seinem Tode abermals von den Netzen des schlimmsten politischen Systems umstrickt und umnachtet, noch heute, aber nicht mehr hoffnungslos, ringen. Wir halten es daher für unsere Pflicht, heute wieder den theuren Namen zu nennen. Die Gelegenheit dazu lassen wir uns von einem trefflichen Gemälde „Der Kaiser auf dem Sterbebette"

Digitized by Google

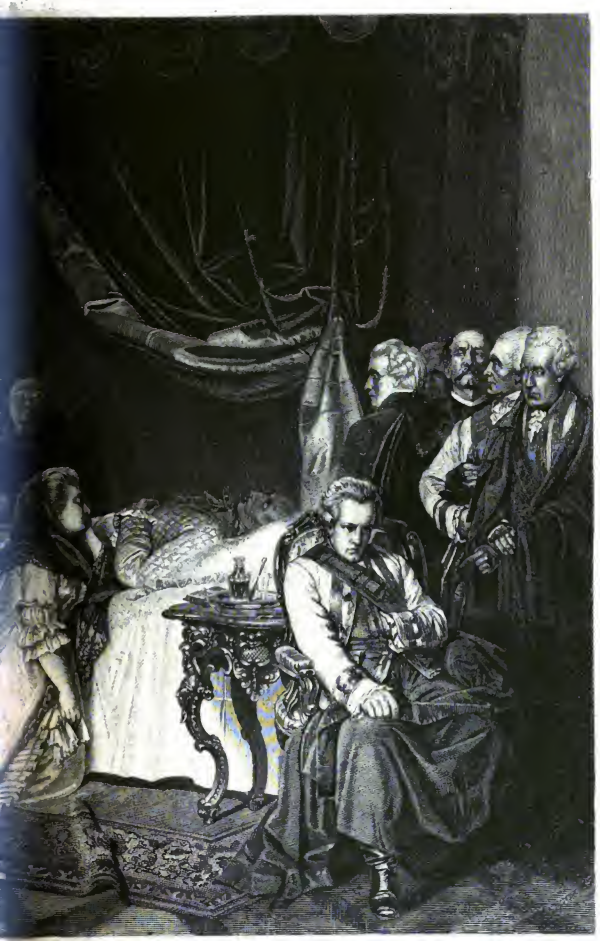
von Professor Conrader bieten, das in München, London und Wien Bewunderer fand und gegenwärtig die sehr zeitgemäße Runde durch Oesterreich macht; freilich darf man von unserem Artikel hierzu nicht eine Lebensgeschichte Joseph's des Zweiten erwarten, sondern nur einige Charakterzüge desselben, wie der beschränkte Raum unseres Blattes sie allein uns gestattet.

„Ich liebe mein Vaterland und bin stolz darauf, ein Deutscher zu sein" — so schrieb vor bald hundert Jahren dieser Fürst, den das ihn anbetende Volk, abweichend von dem officiellen schwulstigen Kanzleistile, den „Kaiser der Deutschen" nannte, und den die studirende Jugend in schönem Traume, der sich nur zu lange nicht erfüllen sollte, mit dem unsterblichen, weihevollen Liede des „Landesvaters" feierte. Joseph der Zweite von Habsburg-Lothringen, viel zu früh geboren und gestorben für seine Zeit, an deren Unfähigkeit, seine Ideale zu fassen und ertragen zu können, sein edles Herz brach, war einer jener seltenen Charaktere der Geschichte, welche der Geist des Schönen, Guten und Wahren über die Jahrhunderte so sparsam ausgestreut hat, daß sie gewissermaßen den Weg zur Zukunft weisen sollten. Er gehört zu den seltenen Naturen, welche inmitten einer trockenen, materiellen, selbstsüchtigen Umgebung die Kraft und den Muth haben, für die höchsten Güter der Menschheit einzustehen, dessen erhabenes Wollen und Streben aber erst eine spätere Zeit völlig zu verstehen fähig war.

Die Geburt Kaiser Joseph's fiel in eine für Oesterreich verhängnißvolle und traurige Periode, denn als mit Kaiser Karl dem Sechsten das alte Haus Habsburg im Jahre 1740 ausstarb, erhob der Kurfürst von Baiern Anspruch auf die Habsburger Erbschaft, und im Norden Deutschlands gelangte in demselben Jahre ein König zur Herrschaft, welcher Schlesien von Oesterreich abriß. Inmitten dieser wilden

Die letzten Augenblicke
Nach dem Oelgemälde vom P

Digitized by Google



ser Joseph des Zweiten.
essor Conräder in München.

Stürme erblickte Franz' und Maria Theresia's Erstgeborener, Joseph, das Licht der Welt. Oesterreichs sprüchwörtliches Glück bewährte sich damals, indem der Staat bis auf die Verluste an Preußen, erhalten blieb; der Gemahl der Theresia erhielt sogar noch die Kaiserkrone. Es hat sie nicht leicht ein ungeeigneterer Mann getragen, als dieser Speculant, der sich, wie wenigstens Friedrich der Große erzählte, nicht scheute, im Siebenjährigen Kriege der Armee, mit welcher seine Gattin im Kriege stand, die Fourage zu liefern, während er der Regentin Oesterreichs (hier blieb er blos Mitregent) Geld zur Kriegführung vorschoß. Und solch einer Mammonsseele Sohn war der hochstrebende, ideale Joseph? Das Räthsel löst sich, wenn man erfährt, daß Franz auch seine guten Seiten hatte. Er beschützte Kunst und Wissenschaft, war auch wohlthätig und hülfreich und in Religionssachen tolerant, was seine Gattin nicht war.

Joseph erhielt eine äußerst sorgfältige Erziehung, die aber zu pedantisch und trocken war, als daß sie seinem Geiste angemessen sein konnte. Kaiser Franz schrieb zu dem Unterrichtsplane eigenhändig: „Es soll meinem Sohne Joseph die Historie so tractiret werden, daß die Fehler und die bösen Thaten der Regenten so wenig als ihre Tugenden und das Gute, so sie gethan haben, verschwiegen werden," und nun mußte Joseph in der Geschichte fünfzehn dicke Folianten durcharbeiten; aber der künftige Monarch erhielt doch eine ziemlich allseitige Bildung und erwarb sich unter Anderen vollständige Beherrschung der französischen, italienischen, lateinischen, böhmischen und ungarischen Sprache. — „Hatte er schon," so sagt einer seiner Biographen, „als Knabe wegen seiner Munterkeit, seiner Lebensfrische und Offenheit, die das Herz immer auf dem Munde trug, für die freundlichste Erscheinung am Hofe gegolten, so ward er als heranreifender Jüngling.

Digitized by Google

zumal er sich einer strotzenden Gesundheit zu erfreuen hatte, wegen seiner sich überall kundgebenden Menschenfreundlichkeit und Aufgeweckheit, sowie wegen seines geistvollen Witzes, der sich selbst bisweilen in schalkhaften Jugendstreichen äußerte, die schönste Zierde des ganzen Hofes."

Der siebenjährige Krieg fand den Erzherzog Joseph als fünfzehnjährigen Jüngling und als eifrigen Bewunderer des Gegners seines Staates, des großen Friedrich; aber er erweckte auch seine Vaterlandsliebe und seine Lust, selbst die Waffen zu ergreifen. Die besorgte und energische Mutter verhinderte dies jedoch und bannte ihn dafür in die Fesseln der Ehe; der neunzehnjährige Joseph feierte seine Vermählung mit der von ihm innig geliebten Isabella von Parma aus dem Hause Bourbon. Schon nach drei Jahren endete der Tod der jungen Frau das schöne Glück, und nach sieben Jahren folgte ihr Joseph's einziges Kind, eine Tochter. Nachdem er 1764 zum „römischen König" gekrönt worden war, erfolgte seine zweite Vermählung; aber es war eine unglückliche Wahl, die er diesmal traf — Maria Josepha von Baiern, Kaiser Karl's des Siebenten Tochter. Auch sie ward eine Beute der Blattern, und die unglückliche Ehe endete schon nach zwei Jahren.

Konnte Joseph sich auch nicht zu einer dritten Vermählung entschließen, so empfand er doch das Bedürfniß des geselligen Umgangs mit Frauen von Geist und Anmuth, und bald fand er auch einen solchen Kreis, wie ihn sein Herz nur wünschen konnte. Es ist bekannt, daß Maria Theresia es wie wenige Machthaber verstand, den höchsten Adel ihres Reichs an ihre Person und dadurch an ihren Hof und ihr Haus zu fesseln. Die ehedem störrigsten Magnaten und Dynasten beugten sich vor der Schönheit und Würde der Kaiserin; den Frauen schmeichelte die Macht der hohen Frau, und so vereinigte die Wiener Hofburg damals Alles, was das Reich der Herrscherin an Glanz und Pracht, aber auch an Geist und Bildung der vornehmsten und reichsten Geschlechter aufzuweisen hatte. Als Perlen dieses strahlenden Kranzes galten die schwäbischen Prinzessinnen Oettingen. Leonore und Leopoldine, jene als Fürstin Liechtenstein, diese als Gräfin Kaunitz vermählt, ferner ein zweites Schwesternpaar, die Fürstinnen Clary und Kinsky, und eine Fürstin Leopoldine Liechtenstein.

Dieser Kreis erlangte bald als „die Gesellschaft der fünf Damen" durch den Verkehr mit Joseph sogar eine gewisse Berühmtheit in jenen Tagen. Alle wohnten in dem von der Schenkengasse und Freiung gebildeten aristokratischen Viertel nahe bei einander und kamen jede Woche drei bis viermal zusammen, gewöhnlich in den Abendstunden von acht bis zehn Uhr. Weder Kartenspiel noch musikalische Dilettanterei wurde da getrieben, sondern nur anregende edle Unterhaltung, wobei die Damen, in der Regel in ganz einfacher Haustoilette, mit Handarbeiten beschäftigt waren. Am innigsten fühlte Joseph sich zur Fürstin Leonore hingezogen, so daß er ihr einmal gestand: „Ich betrachte Sie wie meine Frau; ich habe dieses Gefühl für Sie; man ist nicht verliebt in seine Frau, aber ich habe Interesse für Alles, was auf Sie Bezug hat." In diesen Kreis durften Joseph nur seine beiden treuesten Freunde, der Feldmarschall Lascy und der Oberstkämmerer Graf Rosenberg, begleiten. Hier erlebte er seine glücklichsten Stunden, ja der letzte Brief von seiner Hand ist an diese fünf Damen gerichtet, und darum durften wir wohl der Erinnerung an diesen edlen und reinen Kreis hier eine besondere Beachtung widmen.

Inzwischen hatte er nach des Vaters plötzlichem Tode 1765 die deutsche Kaiserkrone erlangt, nicht aber die Herrschaft der österreichischen Lande, welche seine Mutter nicht aus den Händen gab, so lange sie lebte. Dennoch fand sein hoher Geist bald Mittel und Wege, sich dem Vaterlande nützlich zu machen. Seine Wirksamkeit als Mitregent begann er damit, daß er zweiundzwanzig Millionen an Staatspapieren, die er von seinem Vater geerbt, verbrennen ließ und so dem Staate diese Summe schenkte. Den italienischen und französischen Schauspielern am Hofe gab er den Laufpaß, schaffte die besonderen Hofstaatsthere der einzelnen Prinzen und Prinzessinnen ab, welche nun mit dem Kaiser und der Kaiserin, gleich einer rechtschaffenen bürgerlichen Familie, an einer Tafel speisten, und so schnitt er noch manchen höflichen, aus der Zeit der frühern spanischen Etiquetten- und Grandezza-Spielerei stammenden Hofzopf mit kühner Hand ab und vernichtete manche bureaukratische Ungeheuerlichkeit im Staatsdienste. Dabei lebte er selbst in höchst einfacher, beinahe spartanischer Weise; „seine Kleidung war die eines gemeinen Soldaten und seine Garderobe die eines Unterlieutenants." Fleißig bereiste er die gesitteten Provinzen des österreichischen Staates, und zwar incognito, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein. Auch im Reiche legte er Hand an veraltete Mißbräuche, soweit dies möglich war, und wagte es, an dem faulen Schlendrian des Reichskammergerichts und des Reichshofrathes kräftig zu rütteln. Sogar nach Rom ging er ebenfalls incognito, wurde aber, als man ihn erkannte, dort von dem Volke als „Römischer Kaiser" und von den zum Conclave versammelten Cardinälen als „Beschützer der Kirche" begrüßt.

Damals traf er dort unter den Würdenträgern der Kirche Einen, der nicht den Purpur, sondern als „armer Priester" das schwarze Kleid des heiligen Franciscus trug. Und dieser bescheidene Mann ging aus der Wahl als Papst hervor. Der Name, den er sich beilegte, war Clemens der Vierzehnte, und die That, welche ihn weltberühmt machte, war die Aufhebung des Jesuitenordens.

So hatten sich der reformatorische Kaiser und der reformatorische Papst in die Augen gesehen; aber Jeder von ihnen kam für seinen schon verdorbenen Wirkungskreis zu spät und für seine Zeit zu früh; Beiden kostete der Verdruß und die Aufregung, welche mit ihrer Wirksamkeit verbunden war, allzufrüh das Leben, und Beiden folgte bitteres Mißlingen ihrer Pläne und noch schlimmere Rückkehr der Mißverhältnisse, welche sie zu beseitigen unternommen hatten. Wie sehr stachen dagegen die Zusammenkünfte ab, welche bald darauf, einmal zu Reisse in Schlesien, und dann in Mährisch Neustadt, zwischen dem jugendlichen Vertreter eines alternden und dem alternden eines jugendlichen Staates statt fanden; da trafen sich die beiden größten Monarchen ihrer Zeit als gegenseitige Verehrer und schieden als beste Bundesgenossen für lange Zeit. Von Joseph hörte man damals den Ausspruch: „Für Oesterreich giebt es nun kein Schlesien mehr," und Friedrich der Zweite schrieb über ihn: „Ich sah in Mähren gewesen und habe den Kaiser besucht, der im Begriffe steht, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeworfen; er ist im Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen; er wird mit Weibrauch umwölkt und ist bescheiden; er glüht vor Ruhmbegierde und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er in der That äußerst gewissenhaft erfüllt; er hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt und doch Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen und ihr Verdienst zu schätzen." Trotz dieser, wie man am Anfang des ganzen Satzes sieht, von Friedrich am höchsten angeschlagenen Anerkennung Voltaire's, war Joseph doch deutscher Mann und Fürst genug, um auf seiner französischen Reise denselben nicht zu besuchen und ihn so für die rücksichtslose Anbringlichkeit seiner Eitelkeit zu bestrafen. „Ich habe seine Bildsäule schon gesehen," erwiderte er auf die Einladung zu demselben.

Aus vollem Herzen sympathisirte Joseph mit der Aufhebung des Jesuitenordens, und während Friedrich der Große aus Opposition gegen das Papstthum die Jesuiten schützte, wurde Joseph zum Mittelpunkt der ganzen damaligen Agitation für eine Verbesserung der katholischen Verhältnisse durch die Regierungen, und dieses System erhielt sogar seinen Namen, den es heute noch trägt: Josephinismus. In diesem Streben unterstützte ihn ein Mann, der ebenso eifrig und thätig auch für eine Reform des deutschen Theaters wirkte und mit dessen Beirath der Kaiser das Burgtheater in Wien als „Nationaltheater" gründete — der Reichsfreiherr Joseph von Sonnenfels.

Als in Frankreich der Gatte seiner schönen und nachher so unglücklichen Schwester Maria Antoinette den Thron bestieg, soll Joseph die Hoffnung gehegt haben, durch sie der Politik seines Hauses in Frankreich Vorschub zu leisten. Seine Reise nach Frankreich war ein Glanzpunkt seines Lebens, ein Triumphzug, nicht minder im glänzenden Paris und Versailles, wie in den einfachen deutschen Dörfern, die er passirte. Ebenso glänzend war bald darauf seine Reise zum Besuche der nordischen Semiramis an der Newa.

Im Jahre 1780 starb die „Kaiserin", und Joseph wurde Selbstherrscher der habsburgischen Erblande. Fünfzehn Jahre

Digitized by Google

lang hatte er seine liebsten Wünsche und höchsten Pläne in seiner Brust zusammenpressen müssen: konnte es nun anders kommen, als daß sie in unbändigem Sturm und Drang hervorbrachen? Alles aber diente der Förderung seines Hauptbestrebens, sein Reich mit den so verschiedenartigen Bestandtheilen zu einem gleichartigen zu verbinden, und zwar durch die deutsche Sprache. Sie sollte die Universalsprache desselben werden. „Ich bin der Kaiser des deutschen Reiche," schrieb er an einen Ungarn; „denn zu Folge sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staate in Vereinigung einen Körper bilden, von dem ich das Haupt bin."

Sofort begann er mit der Durchführung dieses Gedankens. Damit stand in engem Zusammenhange die Verbesserung des Schulwesens und die Fortführung seiner religiösen (josephinischen) Ziele. Unsere Leser erlassen uns wohl die Anführung aller reformatorischen Thaten Joseph's. Der Jubel aller Freunde des Fortschritts und der Aufklärung feierte ihn, wie ihn das Gift der Finsterniß bespritzte, als er es sogar wagte, in den hyperkatholischen Oesterreich den größten Theil der Klöster aufzuheben: in acht Jahren siebenhundert solcher Nester mit über dreißigtausend Nichtsthuern und Nichtsthuerinnen. Papst Pius der Sechste, Nachfolger des Züchtigers der Jesuiten, reiste selbst nach Wien, um dem „hereinbrechenden Verderben seiner Kirche", wie er glaubte, Einhalt zu thun. Aber er konnte deutlich sehen, was er erreichen würde, als der originelle Kaiunip die Hand, die er ihm zum Kusse reichte, derb schüttelte und Joseph das Hochamt nicht besuchte, bei dem er um eine Stufe tiefer sitzen sollte als der Papst.

Der Besuch war fruchtlos, und Joseph's Reformen gingen wacker vorwärts. Als Letzteres das Erzbisthum Mailand als Landesherre nach seinem Gutdünken besetzte, stand ein Bruch zwischen Kaiser und Papst bevor. Joseph beabsichtigte dies auch insofern, als er sein Reich ganz von der römischen Oberherrschaft in Kirchensachen trennen und den Staat an die Stelle des Papstes setzen wollte. Dies durchzuführen begab er sich selbst nach Rom, begnügte sich dann aber mit dem Wahlrecht der Geistlichen in der Lombardei, das der Papst ihm überließ. Das war der Anfang der Reaction gegen seine Schöpfungen. Bald griff in Ungarn die Empörung der fremden Nationalitäten und der eifrigen Katholiken gegen die Oberhand des deutschen Elementes und die religiöse Toleranz um sich. Später folgten die flämisch-wallonischen und stark katholischen Niederlande, deren Austausch an das pfälzische Wittelsbacher Haus gegen Baiern ihm nicht gelungen war, mit vollendeter Revolution. Hand in Hand mit der gleichzeitigen französischen, bis zum völligen Abfalle von Oesterreich. Auch der Plan einer Theilung der Türkei mit Rußland, den er mit Katharina zu Cherson besprach, wo nach der Thor-Inschrift der Weg nach Constantinopel ging, hatte keine andere Folge als einen gemeinschaftlichen, aber fruchtlosen Türkenkrieg, an dem Joseph selbst Theil nahm und, bei dem er sich durch Klima und Beschwerde — den Tod holte.

Verzweifelnd an der Zukunft seiner Schöpfungen, erließ der Kaiser vom Todenbette die Aufhebung seiner auf Ungarn bezüglichen Reformen mit Ausnahme des Toleranz-Edictes und damit die Herstellung der Unabhängigkeit Ungarns; dies hielt im Lande auf ein halbes Jahrhundert den Fortschritt zurück. Unter Stürmen des Aufstandes im Westen und den Scheitern seiner Hoffnungen im Osten nahte seine letzte Stunde. Am 12. Februar 1790 nahm er von seinem Neffen und zweiten Nachfolger Franz — es war dessen Geburtstag — Abschied, an den folgenden Tagen von seinen bewährten Kriegshelden Laudon, dem gefeierten Eroberer von Belgrad, und dem alten treuen Haddik, von der Gattin seines Neffen, Elisabeth von Württenberg, die er zärtlich liebte und die noch vor ihm an den Folgen einer Niederkunft starb, weiter von dem Feldmarschall Lascy, dem Oberkammerherrn Graf Rosenberg und dem Oberstallmeister Graf Dietrichstein. Am 19. Februar hatte Joseph noch Staatsgeschäfte besorgt; am Morgen des 20. Februar fühlte sein Leibarzt Störk beinahe keinen Puls mehr. Er erwählte das Beichtvaters, den der Kaiser nun eintreten hieß. Er mußte ihm aus seinem Gebetbuche vorlesen. Als er an die Stelle kam: „so bleiben nun Glauben, Hoffnung und Liebe", — sprach der Kaiser das Wort „Glauben" mit fester Stimme nach, dann „Hoffnung" mit leiser und endlich „Liebe" mit warmem inbrünstigem Gefühle. Dann sagte er zum Beichtvater: „Nun ist es genug. Dieses Gebetbuch brauche ich nun nicht mehr. Ich schenke es Ihnen." Seine letzten Worte waren: „Ich glaube, meine Pflicht als Mensch und Fürst gethan zu haben." Gegen halb sechs Uhr früh gab er seinen Geist auf.

Unser Bild zeigt als geschichtliche Gestalten zur Rechten des Sterbebettes den alten Marschall Laudon, auf den Stock gestützt, neben ihm den Marschall Lascy und den ungarischen Grafen Batthiany. Vor dem Bette hingesunken eine der „fünf Damen", die Gräfin Kinsky, und auf dem Sessel im Vordergrunde sein einundzwanzigjähriger Neffe, der spätere Kaiser Franz. Zur Linken steht das weinende Hofgesinde der Burg; selbst ein alter Ungar im nationalen Spitzkleide ist mit seinem Enkel von der Puszta herbeigeeilt; sinnig deutet der Künstler durch die hereindrängenden Massen im Vorzimmer auch den Schmerz des Volkes über das Hinscheiden des geliebten Herrschers an. Mit Joseph den Zweiten starb einer der sehr wenigen „römisch-deutschen" Kaiser, welche ein Herz für das Volk hatten.

Am Grabe eines Märtyrers.

Allenthalben in Deutschland sind den Opfern des blutigen Kriegs gegen Frankreichs Uebermuth und Rheingrenzengelüst pietätvoll Denkmale errichtet, auserwählte, von der Liebe und Bewunderung des Volkes mit immer frisch erneuten Blumen geschmückte Ruhestätten angewiesen worden, denn es ehrt seine großen Todten, vor Allen, die für seine Sache starben. Nirgends aber ist dies in so schöner, so wahrhaft sinniger Weise geschehen, wie auf dem Friedhofe von Darmstadt, einer Stadt, deren Bürgerthum trotz Schranzenluft und transthenanischem Pfaffenwind immer die Fahne der Freiheit und des einigen Deutschthums hoch gehalten hat. In langen Reihen, mehrfach hintereinander, liegen dort begraben alle die wackeren Streiter, welche, auf den blutigen Schlachtfeldern von Feindesboden aufgelesen, in's Vaterland gebracht wurden, um zu sterben mit dem Bewußtsein, ihr Leben für eine heilige Sache hingegeben zu haben und in der heimischen Erde eines großen, einigen Deutschlands zu ruhen für immer. Jedes Grab schmückt gleichförmig ernst ein großes eisernes Kreuz mit einfacher Inschrift, und wahrhaft erschütternd wirkt die Zahl der deutungsvollen Malzeichen in ihrer feierlichen Trauerfarbe. Alle diese Gräber aber sind mit sinnfähiger Wahl auf eine Stelle verlegt, wie man sie eindrucksvoller kaum im ganzen deutschen Reiche hätte finden können. Denn sie befinden sich unmittelbar hinter einem einfachen Monument, das ihnen voraussteht, wie ein Feldherr dem Heere. Es ist ein schlichtes Kreuz, von der Zeit schon mit ihrem Roste besprengt, aber jährlich hängt an ihm am 23. Februar ein Kranz von Immortellen und frischen Rosen, häufig stehen weißbärtige Männer vor ihm in tiefen Gedanken und richten fragende Blicke nach den unmittelbar dahinter soldatisch geordneten eisernen Kreuzen, die den Grabhügel derer schmücken, denen sie nicht mehr an die tapfere Brust hatten gehetzet werden können. Der aber hier als ihr vorangegangener Führer schlummert, er hat für das gleiche Gut gekämpft und sein Herzblut vergossen, wie sie, nur in anderer Lage und in anderer Zeit. Das ist der ganze Unterschied. Freilich, er fiel nicht unter dem Schalle der Siegestrompeten auf der siegenden Wahlstatt, sondern in enger Haft des Körpers und des Geistes, nicht durch ein fränkisches Blei, sondern durch die eigene Hand, ein zu Tode Gequälter. Aber er war so tapfer und groß, ja größer, wie Jene dort hinter ihm, und es ist ihm Genugthuung geworden, spät doch voll: er steht als General an ihrer Spitze, wenn auch nur im Tode. Was sie erkämpften, das war sein Kampf, was sie errangen, sein Ziel; wofür sie starben, dafür starb er. Freilich schmückte kein Lorbeer seinen Sarg, und das Kreuz, welches ihm treue Verehrer setzten, verstümmelte der Verräther Jammeranzt von dem bloßen Namen, den es deckte; dieser Name aber heißt: Friedrich Ludwig Weidig.

Digitized by Google

Wer von den Alten unserer Zeitgenossen zurückblickt in die zwanziger und dreißiger Jahre, den muß es fröstelnd überlaufen. Was war „das für eine Zeit! Das freie Wort verpönt, die Körperübung als Keim des Hochverraths betrachtet, der Geist der Lehre in spanische Stiefel eingeschnürt — überall Demagogenriecherei, Denunciantenthum, hündische Demuth. Wenn ein paar lustige Handwerksbursche im „German house" zu London oder im „Storch" zu Biel ihre harmlosen Bundeslieder, etwa: „Zweiunddreißig, dreiunddreißig, nehmet Euren Kopf in Acht!" — oder: „Fürsten zum Lande hinaus, jetzt kommt der Völkerschmaus" gesungen hatten, ohne wahrhaftig etwas dabei zu denken, gleich wurden hochnothpeinliche Tribunale errichtet im ganzen lieben deutschen Reiche, und die Häscher gingen einher auf den Straßen, wie des Scharfrichters Knecht mit dem Lasso für die herrenlosen Hunde. Heilige Gerechtigkeit, wie viel junges edles Blut hat damals vertrauern müssen im Schatten hinter Schloß und Riegel, welche starke Charaktere, große Talente sind da gebrochen worden um eine läppische Kinderei, um ein Endchen dreifarbiges Band, für nichts und wider nichts! Man darf wahrlich nicht daran zurückdenken in unseren etwas aufgeklärteren Zeiten, sonst quillt die Galle auch in dem schon etwas vertrockneten Organismus, und es ballt sich die Faust mit dem bewußten Verdict: So was läßt man sich denn doch nicht mehr gefallen.

Die kleinen deutschen Universitäten wurden durch die schwarzen Brillen der Angstmeier und Schmalzgesellen von oben herab stets als Sitzen permanenter Pulververschwörungen betrachtet. Die Jugend war aus der miserablen Wirklichkeit in's Reich der Ideale geflüchtet und suchte hier ihrem Drange nach Thaten Luft zu machen in dem Aufbau schillernder Phantasmagorien, welche ebenso reißend wie ganz und gar unhaltbar waren. Wer sich in die Geschichte jener politischen Studentenbewegungen vertieft, der wird fortwährend lächeln müssen, aber mit einer Thräne im Auge. Nächst Jena ist es hauptsächlich Gießen gewesen, wo das Feuer der Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes am enthusiastischsten unter der Asche schwelte. Hier lebten und wirkten die Snell, Hundeshagen, die Brüder Follen, Georg Büchner, Gladbach, Bansa und Andere, umgeben von einem zahlreichen Kreise junger, feuriger Anhänger; sie standen in Verbindung vorzugsweise mit den Marburgern — unter ihnen hervorragend Jordan, der später so viele Dichterfedern in Bewegung gesetzt, aber keinen Schlüssel für seine Ketten — dann mit den Männern der Bewegung vom Rhein und Main, den Welcker, Graf Bentzel-Sternau, Rotteck, Uhland, Wirth, Itzstein, Döring, Bunsen und mit noch manchen Anderen da und dort in Deutschland. Nicht weit entfernt von Gießen liegt die kleine hessische Stadt Butzbach. Sie galt damals für einen Hauptherd revolutionärer Zündstoffe, ja sogar für den Mittelpunkt der dumpfhinrollenden Erschütterung, welche die Mächtigen stetig unter den Füßen zu spüren vermeinten — und zwar aus dem Grunde, weil in der Mitte ihrer Bürgerschaft ein Mann lebte, dessen Geist, Tugend und Thatkraft ihn zu einem der Besten unserer Zeit stempeln, der, von feuriger Vaterlandsliebe beseelt, von seinen Mitbürgern begeistert, geliebt und zugleich von energischem, opferfreudigem Charakter, allezeit bereit war, das eigene Ich hinzuwerfen zum Besten der Menschheit.

Dieser allgemein verehrte, weithin gekannte Mann hieß Friedrich Ludwig Weidig. Er war ein Kind des grünen Waldes, geboren am 15. Februar 1791 in dem oberhessischen Dorfe Obergleen bei Alsfeld; sein Vater, ein gebildeter und energischer Charakter, war Oberförster und leitete die Erziehung des Knaben selbst, bis er nach dem Städtchen Butzbach versetzt wurde, woselbst er sie zum Theil in die Hände trefflicher Lehrer legen konnte. Butzbach hat, wie gesagt, in allen Zeiten als ein „Nest des Liberalismus" gegolten; es herrscht dort durchgehends ein gewisser Wohlstand; selbst die Ackerbürger stehen in Bildung hoch über ihren Genossen vom flachen Lande; es hat da immer hervorragende Geister gegeben und man scheute sich weniger, als anderwärts, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, seinen Gedanken freien Ausgang zu erlauben. Der junge Weidig wuchs daher in einer Atmosphäre auf, welche die Keime seiner hochbegabten Natur nach allen Seiten hin zur mächtigen Entwickelung brachte. Er war ein liebenswerther, ideal angelegter Jüngling, allen Altersgenossen voran, geliebt von ihnen als Vorbild und Führer, geliebt von Jedermann wegen seiner gewinnenden Eigenschaften. Mit dem siebenzehnten Jahre bezog er das Gymnasium in Gießen, blos um die oberste Ordnung der Prima zu durchlaufen; ein Semester später war er schon Student der Theologie. Diese hat er nur als Brodstudium betrachtet; sein eigentliches waren Geschichte und Philologie. Besonders eng schloß er sich an die beiden Brüder Follenius, gesittvolle, schwärmerisch poetische Enthusiasten. Mit ihnen las er die griechischen Classiker und dichtete. Der Vierte im Bunde war der jüngere Becker. An den großen Gestalten des Alterthums rankte sich der Thatendurst der jungen Männer heran. Sie sannen über des Vaterlandes Zerrissenheit und des Volkes dumpfes Verkommen; sie schwuren sich einander zu, für die höchsten Güter der Menschheit zu leben und, wenn nöthig, zu sterben. Andere traten hinzu. Ein Geheimbund — jugendlich aufgefaßt und mit jugendlichen Zwecken — bildete sich, aber er trug seine Farben so offen zur Schau, daß ihn schon bald die Spürnase der Polizei ergattert hatte und Hand auf seine Mitglieder legte. Die Sache war aber doch noch so unschuldig, daß sie keine weiteren Folgen hatte, als die Unterschrift des consilium abeundi und — die Bestellgung größerer Vorsicht. Nach zurückgelegtem Triennium machte Weidig ein glänzendes Examen und wurde unmittelbar darauf, einundzwanzig Jahre alt, zum Conrector in Butzbach ernannt.

Es soll hier keine Biographie gegeben werden, sonst wäre das Bild zu entrollen von der Wirksamkeit eines Lehrers, wie es deren nicht viele gegeben hat. In wenig Jahren war Weidig der angebetete Liebling von Jung und Alt der ganzen Stadt und weit über deren Marken hinaus. Er verstand es, wie kein Anderer, die Jugend heranzuziehen in die sonnige Sphäre der Bildung, aber er lehrte nicht blos, er erzog auch. Jedermann war er mit Rath und That behülflich. Niemand sprach ihn vergeblich um irgend eine Unterstützung an — er litt selber lieber bittern Mangel, als daß er seine Armuth nicht mit den Armen getheilt hätte. Stoisch versagte er sich jeden Genuß, damit er nur sein Scherflein übrig behalte für Diejenigen, welche noch weniger besaßen als er. Um zu ermessen, wie viel das war, stehe hier das Factum, daß er nach zehnjährigem höchstbelobtem Dienste als Conrector endlich im Jahre 1822 als Rector mit sechshundert Gulden Gehalt angestellt wurde. Neben seiner Aufgabe als Lehrer und Erzieher widmete er alle freie Zeit öffentlichen Ehrenämtern; namentlich war er 1814 thätig als Adjutant bei der Organisation der Landwehr. Als er eine edle, liebenswürdige Gattin gewonnen hatte, schien er fast in den Hafen des Glückes für immer eingelaufen. Sein Haus war der Mittelpunkt einer Gemeinde von wackeren und bedeutenden Männern — von weit her kamen Freunde, Gesinnungsgenossen, Bewunderer, und die Tag für Tag mit ihm lebten, wären für den geliebten Mann durch Wasser und Feuer gegangen.

Aber der Mann wollte mehr sein als Lehrer, Hausvater und ehrsames Gildeglied. Er trug tief im Herzen den Ehrgeiz, ein freier Bürger sein zu wollen im freien Staate. Er wollte die ewigen Menschenrechte herumtoben von dem künstlichen Himmel, an dem sie nunmehr so lange schon in Ketten aufgehängt gewesen. Solches aber durfte man in jenen Zeiten kaum zu denken, geschweige denn zu äußern wagen. Wo daher Zweien oder Dreien in engvertraulichem Kreise das Geständniß entschlüpft war, „daß doch nicht Alles sei, wie es sein könnte", da war schon die Verschwörung fertig. Der Druck reizt aber stets zum Gegendrucke; nur das Zuviel-Regieren bildet die Convente. Von Gießen aus kam die Anregung; Weidig sammelte seine Getreuen um sich und gründete die „Deutsche Gesellschaft zu Butzbach". Aus der von ihm verfaßten Stiftungsurkunde stehe Folgendes hier: „Ja, wenn das ganze Volk vom freudigen Gefühle seiner Stärke und Würde durchdrungen und belebt ist, dann ist Deutschland ein freies und glückliches Land. Nur wenn es sich selber verläßt, kann es verderbt werden. Nicht zur Schmach und Knechtschaft ist es bestimmt. Der Herr hat es gesegnet mit leiblichem und geistigem Segen. Er gab dem Lande fruchtbare, wohnliche Thale, geschirmt von exzreichen Gebirgen, getränkt mit anmuthigen Bächen und Strömen, in denen ein heiterer Himmel sich spiegelt. Er gab dem Volke starke Leiber und frohe Herzen, ein ernstes und treues Gemüth und unerschütterlichen Glauben. — Und frei und glücklich war Germanien, so lange es beharrte bei eigner Art und Zucht und Sitte. Als aber das Gift der

Digitized by Google

Friedrich Weidig's Grabmal auf dem Friedhofe zu Darmstadt.
Nach einer Skizze von H. W., auf Holz gezeichnet von W. Reiche.

Digitized by Google

Zwietracht sich einfraß in die Glieder seines Leibes, als fremde Unart, Unzucht und Unsitte sich einschlich, da ist es in Schmach und Jammer erlegen, und schwer hat es seine Sünden büßen müssen. Darum, als nun der Tag der Erlösung kam, haben viele deutsche Biedermänner das Volk erwahnt, seiner urangestammten Kraft zu gedenken und sich ihrer neu zu gebrauchen, und, ob Gott will, das Land wird aufersthen zu seiner alten Herrlichkeit. — Vor Anderen aber hat seine Stimme erhoben für das Vaterland der deutsche Mann Ernst Moritz Arndt, und auch in unserer Stadt hat das Wort, das er redet, von der Nothwendigkeit eines deutschen gesellschaftlichen Lebens die Herzen deutscher Männer entzündet und sie getrieben, sich zu einer deutschen Gesellschaft in dem von ihm ausgesprochenen Geiste zu verbinden."

Die Wirkung dieser allerdings geheimen Verbindung machte sich bald fühlbar; kühner flogen die Blicke, freier die Worte; häufiger ballte sich die Faust. Die Unvorsichtigen kamen in Conflicte mit den in Bujbach stationirten Officieren. Weidig selber mußte zweimal mit dem Säbel seine kecke Lehre vertheidigen — der alte Student lebte noch in ihm, und er ging als Sieger von der Mensur. Allein rasch war nunmehr die Polizei hinter ihm her; er ward 1819 in politische Untersuchung gezogen. Viele mit ihm aus Nah und Fern. Kurz vorher war Karl Ludwig Sand's blutige That in Mannheim geschehen, waren die Turnschulen geschlossen, Jahn in Berlin, Arndt und die Brüder Welcker in Bonn verhaftet worden; die Karlsbader Conferenzen standen bevor. Trotzdem schien der hessischen Regierung die rechte Energie nicht gekommen — sie erfolgte erst nach Karlsbad — sie ließ die groß angelegte Untersuchung gemach im Sande verrinnen. Welches Urtheil hätte sie aber auch fällen sollen, als Pfarrer Flick von Peterweil den Zweck der Verbindung folgendermaßen offen angab: „Deutschlands Befreiung von fremder Herrschaft aufrecht zu erhalten, eine Revolution zwar nicht herbeizuführen, im Falle eine solche aber dennoch in Deutschland ausbrechen sollte, sowohl gegen Völkerherrschaft als gegen Despotismus zu wirken; zugleich habe sich dieser Bund an die in volksthümlichem Geiste verangelegte preußische Regierung anschließen sollen." (Nach den Acten.) — Als Weidig wieder heimkehrte zu den Seinen, wurde ihm von den wackeren Bujbachern fast der Empfang eines Triumphators zu Theil; sein Einzug gestaltete sich zu einem wahren Volksfeste. —

Unerschüttert, rastlos wirkte der brave Mann fort an dem Werke, das er sich zum idealen Ziele seines Lebens ersehen hatte. Nach einander erschien eine Reihe von Flugschriften — die conservativen Angstmeier nannten sie „Brandschriften" — der freisinnigsten, zündendsten Art, so der berühmte „Hessische Landbote" und der „Leuchter und Beleuchter". Jedermann wußte, daß Weidig und Georg Büchner, der geniale Verfasser des „Danton", sie schrieben und herausgaben. Die Polizei stellte wahre Treibjagden an nach der verborgenen Presse und wurde dabei von den schlauen „Demagogen" ein paar Mal auf das Ergötzlichste irre geführt; wer mit einem Exemplare ertappt wurde, wanderte in's Gefängniß, aber die lächerlichste Strenge hilft nichts, sobald das ganze Volk einmüthig steht für die Sache, welche es zu der seinen gemacht hat. Immer höher gingen die Wogen der Unzufriedenheit, die Zeichen der nahenden Zeit des Umsturzes; meldete doch ein bestürzter Polizeiherricht das entsetzliche Factum, daß „schon die Buben in Bujbach Freiheitslieder sängen, und zwar von Körner."

Mittlerweile waren großartige Ereignisse vor sich gegangen, welche die Luft mit Gewitterdämpfen geschwängert hatten. Die Pariser Revolution von 1830 lag dem deutschen Volke im Gebeine wie verhaltener Schmerz oder gleich einer nicht zum Durchbruche gekommenen Arznei; es rumorte da und dort; in Göttingen hatten sich 1831 Studenten und Bürger unter Rauschenplatt erhoben gegen die — miserabile dictu — Censur. In Polen die Revolution ausgebrochen, Aufstände in Italien, im südlichen Frankreich, in Paris, überall Gährung und Wirren. Das Hambacher Fest am 27. Mai 1832, von mehr als dreißigtausend Theilnehmern besucht, bringt den Gedanken der nationalen Einheit zur Blüthe. Die über alle Länder sich zerstreuenden politischen Flüchtlinge säen die Keime der Selbsthülfe des Volkes aus. Sie fanden nirgends offenere Arme, herzlichere Aufnahme, als in Bujbach und bei Weidig, obgleich dieser ihrer Nationalität keineswegs gewogen war. Der Verdacht, der immer über ihm die grauen Fittige regte, steigerte sich von Jahr zu Jahr. Das feruile Beamtenthum suchte eine Art Ehre darin, einen Hochverräther „zu Stande zu bringen", es hat ihm niemals die weißgekleideten Mädchen vergessen, die ihn nach der Rückkunft von der ersten hochnothpeinlichen Untersuchung an den Thoren seiner Stadt empfingen.

Und endlich, endlich fand sich auch der Verräther. Sein Name soll hier nicht genannt sein; Weidig hatte die Schlange selber an seinen Busen großgezogen — er mußte es schwer büßen. Am 3. April 1833 fand das verunglückte Frankfurter Attentat gegen den sogenannten deutschen Bundestag statt; am 21. Mai ward Weidig polizeilich verhaftet. Allein auch diesmal bewährte sich der feste Zusammenhalt gleichgesinnter Männer voll Muth und Charakter. Es konnte mit Aufgebot aller juristischen Spitzfindigkeiten nichts gegen ihn aufgebracht werden, als daß er ein „Verführer der Jugend" — zur Tugend! — sei; daher ward er seines Rectorpostens und damit seiner staatsgefährlichen Wirksamkeit in Bujbach entkleidet, und — man höre! — zur Strafe als Sessorger in sein Geburtsdorf Obergleen versetzt. Am 26. September 1834 zog er daselbst ein, empfangen gleich einem Messias; solcher Ruf war ihm vorausgeeilt. Was er hier in der kurzen Spanne seiner Amtsthätigkeit leistete, sagt am besten die folgende actenmäßige Denunciation des Kreisraths zu Alsfeld:

„Was bis jetzt (14. December 1834) vorgekommen ist (sic!), besteht darin, daß Weidig auf jede Weise sich Popularität zu verschaffen sucht, und sowohl an Sonntagen, als auch mitunter an Wochentagen der confirmirten Jugend zu Obergleen Singunterricht in seiner Wohnung ertheilt. Ersteres geschieht auf die verschiedenartigste Weise; er beobachtet die größte, mitunter übertriebene (!) Lustigkeit, mit Begierde sucht er jede Gelegenheit zum Predigen an anderen Orten, wozu die beschehenden Vacanzen bisher dienstliche Veranlassung gaben, auf; er verweigert, unter Simulation (!) eines Gewissenszwanges für ihn, als Annehmenden, die Entrichtung der Beichtkreuzer, sowohl in seiner, als in anderen Pfarreien; armen Kranken bezahlt er die Arzneien, und neulich hat er öffentlich von der Kanzel bekannt gemacht, wer ein Anliegen habe, solle sich nur an ihn, als den Geistlichen, wenden, und er hat dieses sogar unter dem Anfügen, daß er dem Bücher der Juden vorzubeugen trachte, dahin ausgedehnt, daß er sich ganz allgemein zu Geldbarlehen erboten hat, obgleich er mit Ausnahme seines (karglichen) Besoldungsbezuges aus dem geistlichen Landfosten kaum zwölf Gulden seit seiner Anstellung in Obergleen eingenommen haben mag."

Welche niedrige Gesinnung hier bei dem Angeber, welch' glänzende Zeugniß für den edlen Verklagten! Aber damals las man die Schriften anders, oder sagte, wenn man sie etwa verstand, mit dem Patriarchen: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt." Und so kam es auch bald. Am 22. April 1835, früh zwischen vier und fünf Uhr, ward Weidig abermals verhaftet, diesmal für immer. Warnungen waren ihm genug geworden; er hätte fliehen können, war auch schon einmal halb unterwegs, allein das Pflichtgefühl und der Muth seiner guten Sache führten ihn wieder zurück, um stehenden Fußes seinem Geschick zu begegnen. Er ward zuerst in die Frohnveste nach Friedberg, darauf nach Darmstadt in das sogenannte „Stockhaus" gebracht, einen der scheußlichsten Kerker, die ihren Schatten aus dem Mittelalter in unsere Zeit herüberwerfen.

Nunmehr beginnt ein Martyrerthum fast ohne Gleichen. Das Verhängniß hatte dem Armen einen Untersuchungsrichter gegeben, der, früher von ihm beleidigt, sein persönlicher Feind war. Derselbe — Georgi ist sein Name — gehörte jener Schule der Unverbittlichen an, in welcher der Kleinstaatsgedanken dermaßen verkörpert ist, daß sie jedes Rütteln daran als ein todeswürdiges Verbrechen betrachten; er war ein strenger Jurist, aber nur im Buchstaben, nicht im Geiste, daneben ein harter, rachgieriger, sogar unmoralischer Mann, ein Mensch, der dann und wann an Säuferwahnsinn litt. Hier sei kein neuer Stein denen zugefügt, die unter heißen Flüchen auf sein Grab geworfen worden sind; es mag sogar angenommen werden, daß der Mann, ein bureaukratischer Fanatiker, in seinem Rechte zu sein und als Folterknecht seinem Staate einen Dienst zu leisten glaubte.

Aber was Weidig unter ihm und seinen Helfershelfern litt, das übersteigt alles Maß desselben, was in Schauerromanen von

Digitized by Google

den Qualen der Verliese und Marterkammern erzählt wird. Ein System raffinirtester Quälerei griff Platz in den Verhören, in der Behandlung, in jeder Berührung mit dem armen Gefangenen. Was den Unbefangenen mit wehmüthiger Bewunderung erfüllt, die Festigkeit und Klugheit, mit der Weidig es trotz aller Lockungen und Drohungen standhaft vermied, irgend einen Mitschuldigen zu nennen, einen Freund zu compromittiren, das ward ihm als Trotz und Verbrechen angerechnet. Gepeinigt von Vorwürfen, gestachelt von Sarkasmen, überhäuft mit höhnischem Spotte, ließ er sich manchmal hinreißen zum Gegengebrauch der nämlichen Waffen — niemals zu einer Silbe von Verrath — darauf aber schien man es gerade abgesehen zu haben, um ihn zu martern und zu strafen. Vergeblich waren seine immer wiederholten Klagen, seine Proteste wider die Parteilichkeit des Richters, seine Bitten um Erlaubniß des beschränktesten Verkehrs mit den Seinigen. Man gestattete ihm nicht ein Wort der tröstenden Zusprache an seine der Entbindung nahe Frau, nicht den Anblick des ihm geborenen Kindes, um den er sehnsüchtig gebettelt hatte. Briefe an ihn, selbst unverfänglichen Inhalts, blieben ruhig bei den Acten; die Lectüre wurde ihm entzogen — eine wahre Tortur für einen Mann, der gewohnt ist, sich geistig zu beschäftigen.

Wie der Leiter der Untersuchung, so die Beamten und Unterbeamten bis herab zum Gefangenwärter; diese Letzteren glaubten sich durch brutale Behandlung des in ihren Zwang gerathenen Unglücklichen bei Jenem angenehm zu machen, und so war es in der That. Aushorchen, barsche Zurechtweisungen, Unterlassung der kleinsten Gefälligkeiten, Versagen des Arztes bei Krankheitsfällen, Alles das kam nur zu oft vor. Aber noch weit mehr! Wiederholt ward Weidig, wegen verletzter Ehrerbietung gegen seinen Richter, mit Ketten belastet; es wurde ihm der „Sprenger" angelegt, ein eiserner Ring, der die Hände an die Füße fesselt; er wurde Tage lang an die Wand geschlossen; es wurde ihm mit Krummschließen, ja sogar mit Hieben gedroht — und nicht blos gedroht! Wer die „Mysterien des Darmstädter Stockhauses" aus jener Zeit schreiben könnte, die Leiden zu schildern wüßte, welche die armen Opfer einer großen Idee, die Minnigerode, Bogen, Weidig zu erdulden hatten, wahrlich, der würde einen der merkwürdigsten Beiträge zur Geschichte des Jahrhunderts der Civilisation liefern. Ist es da zu verwundern, wenn ein klarer Geist sich umnachtet, der Mann der Freiheit körperlichen und seelischen Siechthum verfällt und endlich in der gräßlichen Verzweiflung den einzigen Ausweg aus solcher Hölle sucht? Mit seinem Blute hatte Weidig mehrere Male, da ihm jedes Schreibgeräth entzogen war, die dringendsten Gesuche an die Behörde geschrieben; man zuckte die Achseln über solche „Ueberspanntheit" und warf die entsetzlichen Tafeln mit dem Lächeln der Macht zu den Acten. So mußte denn das blutige Drama ein blutiges Ende finden.

Zwei Jahre hatte Weidig seines Kerkers Qualen heldenhaft getragen; länger vermochte er es nicht. Am 23. Februar 1837 fand ihn der früh vor acht Uhr in die Zelle tretende Gefangenwärter in seinem Blute schwimmend. Statt nach Hülfe zu rufen, selber zu helfen — schloß der treue Diener seines Herrn das Gefängniß rasch wieder zu und lief zu diesem, um — wahrscheinlich hochwillkommene Meldung zu thun. Und nun folgt das Entsetzlichste. Zwei volle Stunden ließ man den Verwundeten im Todeskampfe ohne jeden Beistand, verpferrt in der grauenvollen Kerkereinsamkeit. Als endlich nach Ablauf dieser langen, langen Zeit Aerzte im Geleite des Richters an das Todesbett traten, da war es freilich zu spät, — noch einmal hob sich der gemarterte Leib empor, deutete starr blickenden Auges mit dem Finger nach der Wand, sank zurück und verschied. An der Kerkerwand aber stand mit blutigen Zügen geschrieben: „Da mir der Feind jede Vertheidigung versagt, so wähle ich einen schimpflichen Tod aus freien Stücken. F. C. W." Aus allen vorhandenen Indicien ging hervor, daß der Unglückliche, als der Wärter bei ihm eintrat, eben erst angefangen hatte, sich mit einer Glasscherbe den Hals zu durchschneiden und wahrscheinlich, selbst wider seinen Willen, hätte — gerettet werden können, wenn ihm sofort Hülfe geworden wäre. Als am 24. December 1835 ein anderer „politischer" Gefangener einen Selbstmordversuch gemacht hatte, ließ der nämliche Kerkermeister diesen sofort bewachen, für den armen Weidig hatte er die zarte Rücksicht der Pflicht nicht. Er sollte sterben. Sein Tod erregte das grenzenloseste Aufsehen und eine Erbitterung, welche lange nachklang. Niemand wollte an Selbstmord glauben; die medicinische Facultät der Universität Zürich gab sogar, von Weidig's Brüdern aufgefordert, das Gutachten ab: „Es ist weder gewiß, noch wahrscheinlich, daß Pfarrer Weidig die Halswunde in ihrer ganzen Ausdehnung sich selber beigebracht habe." Aber den Schleier, der über jenen beiden grauenvollen Stunden gebreitet lag, vermochte Niemand zu lüften.

Dagegen wurde durch den Freimuth der Gerichtsärzte zur Evidenz erwiesen, weshalb der charakterstarke, geistig große Mann sich so plötzlich den Tod gegeben — er war sein Leben weg, weil es dübisch entehrt worden war. Bei der Section des Leichnams fanden sich nämlich auf den Oberschenkeln verschiedene kaum verheilte, in der Tiefe mit Blutgeschwulst verbundene Wunden striemenförmig nebeneinander; kein Zweifel leugnete darüber obwalten, daß der Unglückliche kurz vor seinem Tode auf das Empfindlichste gezüchtigt worden war, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach mit einem Ochsenziemer. Er, der Mann des reinen Lebens, der Wissenschaft, der Seelsorger, — er war mit der entehrenden Strafe der Sclaven oder des Auswurfs der Menschheit freventlich, gegen das ausdrückliche Verbot der Oberbehörden, in grausamster Weise belegt worden — und da blieb ihm weiter nichts übrig, als zu sterben. Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Und warum, warum? Weidig mußte sterben, blos darum, weil er gewollt und erstrebt hat, was Alle die, welche da hinter ihm in Reih' und Glied liegen, gewollt, erstrebt und mit ihrem Herzblut erkauft haben. Denn die peinliche Untersuchung hat nichts weiter auf ihn gebracht, als das Ziel: Umänderung der bestehenden Staatsform in Deutschland, einzeitig durch den Willen der überwiegenden Mehrzahl der Regierten, ohne Rücksicht auf freie Zustimmung der Regenten — nach der Auffassung der von den Karlsbader Beschlüssen beeinflußten Untersuchungscommissionen — nach seiner eigenen Aussage aber und derjenigen aller seiner sogenannten Mitschuldigen: Herstellung der politischen Einheit Deutschlands mit Aufhebung der Staatenvielheit und Wiedereinsetzung eines deutschen Kaisers aus dem Hause Preußen. Das aber ist heute Wahrheit geworden. Viel edles Blut ist darum geflossen, aber keines edler, als dasjenige des Märtyrers, an dessen Grabe wir stumend stehen mit der herzzerreißenden Frage: Also darum Räubern und Mördern gleich behandelt, darum hinuntergestoßen in Nacht, Verzweiflung und Tod?! Welche Contraste liegen hier dicht beieinander — das eiserne Kreuz und die Sclavenpeitsche!

Die bewundernde Theilnahme einer Nation, welche die Opfer des heiligen Kriegs unter Blumen bettet — und das Hinausführen eines ebenso guten, wo nicht besseren Sohnes auf schlechtem Schragen, im unheimlichen Zwielicht, ohne Geleit, verscharrt an damals abgelegener Stelle, weit entfernt von denen, die da starben als Biedermänner oder wohlangeschriebene Richter auf dem warmen Daunenbette der Gerechten. Aber der Baustein, den die thörichten Werkleute verworfen, ist zum Eckstein geworden. Glänzendere Genugthuung ist keinem nach verödetem Leben geworden, als dem Manne, den eine sinnige Bürgerwohl im Tode zum Führer gemacht hat der Helden, die sein Ideal zur Wirklichkeit gebracht haben.

Sein Grabstein sagt den Rest. Er ist ein einfaches Kreuz auf würfelförmigem Postament, beides aus Sandstein. Ein schwarzes Schild trägt die Inschrift: „Dr. Friedrich Weidig, Pfarrer zu Obergleen, gest. 23. Febr. 1837. Du starbst nach langer Kerkerhaft als heiliger Streiter, Dein freier Geist sucht in gestirnter Höh' des Lichtes Urquell." — Merkwürdiger ist diejenige der Vorderseite des Piedestals, sie lautet: „Die Inschrift dieses Kreuzes, theilweise zehn Jahre lang auf Befehl der Behörde durch Eisenkitt verdeckt, wurde im Juni 1848 der Anschauung wiedergegeben und dieses Denkmal erneuert und vervollständigt durch Weidig's Freunde und Verehrer." — Die Angst, wie die Rache hatten sogar über dem Grabe gewacht. Endlich trägt die Rückseite den Vers:

„Vaterland, dein sei mein Leben,
Dein mein Fürchten, Hoffen, Streben,
Und zum Lohne gieb dafür
Grab in freier Erde mir.
F. Weidig."

Er ist aus einem Gedicht des Hingerichteten genommen. Man

Digitized by Google

darf über die Wahl der Inschriften rechten, sie vielleicht nicht ganz glücklich nennen. Die schönste wäre der Anfang der begeisterten Zeilen gewesen, welche Herwegh dem Andenken Georg Büchner's, des treuen Freundes und Mitstreiters von Weidig, gewidmet hat unter dem Motto: „Die Guten sterben jung, und deren Herzen trocken wie der Staub des Sommers, brennen bis zum letzten Stumpf.“ — —

Ein großes Fragezeichen der Cultur, der Bildung, der Menschlichkeit ist dieses Kreuz. Wer vor ihm steht, dem zieht die Geschichte des Vaterlandes von seiner tiefsten Schmach an bis zu seiner endlichen Erhebung in ergreifenden Bildern an der Seele vorüber. Wohl ihm, wenn er dann getröstet und gefestigt rufen kann: Nein, und abermals nein — solche Zeiten können niemals wiederkehren in Deutschland.

Blätter und Blüthen.

Das Pariser Opernhaus. Man schreibt uns aus Paris: „Ich habe hier Nichts verändert gefunden. Es ist immer dasselbe reizende, amüsante, müßige Paris, das an Nichts denkt, als sich und Andere zu zerstreuen, das immer den Plan irgend eines großen Festes im Kopfe hat. Das Fest, welches Paris in diesem Augenblicke beschäftigt, ist die Eröffnung des neuen Opernhauses. Worin wird dieses Fest bestehen? Die Programme, welche man in den Zeitungen findet, sind weder sehr zahlreich noch sehr mannigfaltig. Die Einen sprechen von einer Galavorstellung, welcher der Präsident der Republik und alle Staatsbehörden beiwohnen würden; die Anderen schlagen einen großen Ball vor, welcher von der Stadt Paris oder durch Subscription veranstaltet werden soll. Ich lese soeben in einer Morgenzeitung, welche für ein ernstes Blatt gilt, man solle den Besuch des Opernhauses wenigstens für acht Tage umsonst gestatten, damit es dem Volke ermöglicht sei, die Pracht dieses ‚National-Museums‘ zu bewundern. Ein Schauspielhaus ‚Museum‘ zu nennen, das ist eine Idee, die uns Deutschen nicht kommen würde, aber der Gedanke, während einer Woche die Thüren des Opernhauses dem Volke unentgeltlich zu öffnen, würde uns um so richtiger scheinen, als es das Volk ist, welches die sechszig Millionen zahlt, die dieses Gebäude kosten wird.

Sechszig Millionen für ein Opernhaus! Wenn irgend ein excentrischer Fürst uns in eine solche Ausgabe gestürzt hätte, würden wir sie abbezahlt haben; wir würden uns jedoch die größte Mühe gegeben haben, uns selbst und Andern diese Thorheit zu verbergen. Hier scheint Jedermann stolz darauf zu sein, und es giebt fast keinen Pariser, der nicht geneigt wäre, das Opernhaus und die sechszig Millionen, die es gekostet hat, in die Zahl jener Einrichtungen einzureihen, ‚um die Europa ihn beneidet‘.

Sechszig Millionen zu fünf Procent Zinsen machen jährlich drei Millionen. Ich habe einen alten Theaterdirector, der in diesen Dingen sehr erfahren ist, gefragt, wie hoch er den Zuschuß veranschlage, welcher nöthig sei, um die Ausgaben des Opernhauses zu decken. ‚Wenigstens zwei Millionen,‘ antwortete er mir. Drei Millionen Zinsen und zwei Millionen Zuschuß ergeben eine Summe von fünf Millionen, verwendet, um ein Theater zu unterhalten. Das ist ein hübsches Sümmchen für ein Land, in welchem man nicht einmal den Schullehrern und Lehrerinnen ein Stück Brod für ihr Alter sichert.

Wenn von dieser jährlichen Ausgabe von fünf Millionen wenigstens noch die Tonkunst Nutzen hätte! Ich habe mich jedoch bei einem Journalisten meiner Bekanntschaft nach dem Namen der Oper erkundigt, der es beschieden wäre, zuerst auf der neuen Bühne aufgeführt zu werden. ‚Wir haben keine,‘ sagte er mir, ‚und wir hoffen kaum eine zu finden. Rossini, Meyerbeer, Auber, Halevy sind todt; unsere lebenden Componisten leiden an allgemeiner Mittelmäßigkeit. Wir haben zwar Gounod, aber eben so gut könnte man auf die Wankelmüthigkeit selbst zählen. Hätte man selbst ein neues Werk von einigem Werth entdeckt, so würde es an Künstlern fehlen, es auszuführen; wir haben nicht mehr Sänger in Frankreich als Componisten und ich glaube, Ihnen kein großes Geheimniß zu verrathen, wenn ich Ihnen mittheile, daß die Musik bei uns in gänzlichem Verfall begriffen ist.‘

Glücklicherweise brauchen wir weder Componisten noch Sänger; nur Maschinisten haben wir nöthig. Die französische und ausländische Neugierde wird während zwei bis drei Jahren, vielleicht auch länger, genügen, um das Haus zu füllen. Das alte Repertoire, gehörig durch den Theaterschneider und den Decorationsmaler aufgefrischt, wird uns gestatten, ruhig das Erscheinen irgend eines neuen großen Componisten zu erwarten. Wir haben übrigens noch das Ballet und, wenn es Noth thut, die Zauberposse zur Aushülfe. Keinen Componisten und ein Opernhaus, das sechszig Millionen zu bauen und zwei Millionen jährlichen Zuschuß kostet — das charakterisirt Frankreich. Es ist unnöthig, die Bewaffnung unserer neuen Grenzen zu theilen; die Franzosen haben vorläufig nicht die Zeit, uns Elsaß-Lothringen wieder abzunehmen. A.“

„Ein Grab im Unterland“ in Nr. 50 des vorigen Jahrgangs der „Gartenlaube“ giebt mir Veranlassung zu folgenden Zeilen:

Im Sommer 1859, bald nach Beendigung des italienischen Krieges, kam ich, kaum zwanzig Jahre alt, als Lehrer in das Dorf Cleversulzbach, und bald erfuhr ich auch, daß der schmucklose, schlechtgepflegte Friedhof des Dorfes das Grab von Schiller's Mutter beherberge. Ich suchte dasselbe alsbald auf und fand nicht ohne Mühe das mit Gras überwachsene, unscheinbare steinerne Kreuz, auf dem mit einfacher Schrift eingegraben steht: „Schiller's Mutter“. Wie ich später im Dorfe oft erzählen hörte, soll Dr. Eduard Mörike, der frühere Pfarrer des Orts, mit eigener Hand diese Worte in den Stein gemeißelt haben.

Als der hundertjährige Geburtstag unsers großen Dichters herannahte, machte ich verschiedene Versuche, auch auf der geweihten Stätte in Cleversulzbach eine kleine Feier zu Stande zu bringen. Im Orte selber fehlten aber die Kräfte hierzu, und von den umliegenden Städten hatte jede ihre eigene Schillerfeier, so daß ich zur Ausführung meines Planes Niemand beibringen konnte. So that ich denn allein, was nur möglich war. Ich reinigte den Grabhügel von Schiller's Mutter und den der nebenan ruhenden Mutter Eduard Mörike's von Unkraut und Gras, schmückte dieselben mit Herbstblumen und Grünem, soviel der nahe Wald mir bot, und umgab die beiden Grabstätten mit einer allerdings sehr primitiven Einfassung; auch reinigte ich das Kreuz und frischte die Inschrift mit schwarzer Farbe wieder auf.

Am 10. November, Vormittags elf Uhr, gingen wir, der Schultheiß des Ortes, mein älterer College, ich und der eben im Dorfe weilende Amtsnotar von dem nahen Neuenstadt, auf den Friedhof und setzten (ich selbst machte die Grube) eine Linde auf das Grab von Schiller's Mutter. Alles ging in feierlicher Stille vor sich; Reden wurden nicht gehalten, daß wir aber einen Act der Pietät begingen, den wir den Manen Schiller's schuldig waren, fühlte Jeder, und stumm reichten wir einander die Hände, nachdem die Linde fest stand. Das war unsere bescheidene Schillerfeier. —

Ob die Linde gediehen ist, weiß ich nicht, da ich schon im nächsten Jahre Cleversulzbach wieder verließ und auf meinen seitherigen Wanderungen durch die Fremde und durch die Heimath nicht mehr in das Dorf oder dessen Nähe kam. Damals war die Aussicht vorhanden, daß auf das Grab von Schiller's Mutter ein anderes, größeres Denkmal gesetzt werde. Dr. Eduard Mörike, mit dem ich in jener Zeit über diesen Gegenstand brieflich verkehrte, schrieb mir unterm 19. October 1859:

„Der höchst gerechte Wunsch, in welchem Sie mit andern und mit mir zusammentreffen, wird in Erfüllung gehen. Das (Schiller-) Comité beabsichtigt die Errichtung eines anständigen kleinen Denkmals auf dem mütterlichen Grabe. Nur konnte dies auf die Zeit des Festes nicht mehr angeordnet werden. Vorläufig will man die Grabstätte käuflich erwerben etc.“

Der Stiftungsrath von Cleversulzbach übergab denn auch die Ruhestätte von Schiller's Mutter und das nebenan liegende Grab von Mörike's Mutter schenkungsweise dem Stuttgarter Schiller-Comité. Noch bezeichnet freilich nur das alte steinerne Kreuz die Stätte, wo die deutsche Frau ruht, welche Deutschland seinen größten Dichter geschenkt hat. Ich meine aber, es ist dennoch ein würdiges Denkmal, denn ein edler Dichter hat es ja gesetzt. —

Weingarten (Württemberg), den 16. December 1874. H. Kl.

Kleiner Briefkasten.

Mst. in Kbg. Sie fragen nach einer Erklärung des Begriffes: Witz. Schwer zu beantworten. Die landläufige Erklärung bezeichnet den Witz als das Talent, zwischen zwei scheinbar völlig fremden und verschiedenartigen Dingen unvermuthete Aehnlichkeiten zu entdecken. Je ungesuchter und unvermutheter eine solche Aehnlichkeit plötzlich zu Tage gebracht wird, je mehr wird sie wirken, und Ruge hat ganz Recht, wenn er den Witz einen Wechsel auf Sicht nennt, weil er nur dadurch wirkt, daß er auf der Stelle acceptirt wird. Lichtenberg, Jean Paul, Lessing etc. geben ausführlichere Erklärungen dieser spielenden Urtheilskraft, die — man kann es nicht leugnen — bei den Franzosen sehr ausgebildet erscheint, obschon uns „Kladderadatsch“ und „Berliner Wespen“ jede Woche belehren, daß wir in Deutschland auch in dieser Beziehung mit Frankreich concurriren können. Ein geistreicher Vertreter des Witzes in Paris war der alte Dumas, von dem erst jetzt nach und nach die pikantesten Bonmots zu Tage gefördert werden.

Er wurde einst von einem Marquis gleichzeitig mit einem Herrn B., mit dem er auf sehr unfreundlichem Fuße stand, zur Tafel geladen. Als Herr B. hörte, daß auch Dumas kommen werde, wollte er die Einladung nur unter der Bedingung annehmen, daß sich der berühmte, wegen seines Witzes gefürchtete Schriftsteller dazu verpflichtete, bei der Tafel nicht öfter als ein einziges Mal zu sprechen. Der Marquis theilte das Dumas mit, natürlich in der Erwartung, daß dieser eine solche Zumuthung zurückweisen würde. Zu seinem Erstaunen nahm er aber die Bedingung an.

Bei dem Diner ging es sehr lebhaft zu. Herr B. war ausnehmend gesprächig und ließ seinen Witz sprühen, während Dumas zur Verwunderung der Gäste ganz stumm auf seinem Platze saß.

Zum Dessert wurden Pasteten aufgetragen, die Herr B. sehr gern aß. Er langte auch tüchtig zu. Als der Teller zum letzten Male herumging, hatte Herr B. jedoch des Guten genug gethan und sagte zu einer Dame, die ihm die Pasteten reichte: „Entschuldigen Sie, ich habe schon so viele Pasteten vertilgt, wie Simson Philister erschlagen hat.“

„Und mit demselben Instrumente,“ setzte Dumas, der nun zum ersten Male den Mund aufthat, trocken hinzu.

Unter dem lauten Gelächter der Anwesenden verließ Herr B. die Gesellschaft.

W. Z. in L. Die Verfasserin des Artikels „Ein Grab im Unterland“ in unserer Nr. 50 des vorigen Jahrgangs ist Frau E. Vely in Stuttgart.

C. F. in E. Gedulden Sie sich noch eine kleine Weile! Eine der allernächsten Nummern unseres Blattes wird Ihnen die Abbildung des Sitzungssaales mit den hervorragendsten Vertretern des „Processes Arnim“ bringen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig

Digitized by Google

№ 2. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Das Capital.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

„Nun ja," sagte der Doctor, „Sie haben Recht; es liegt wirklich kein Grund vor, anzunehmen, Sie haben wegen der Frau von Haldenwang Ihre Schritte hierher gelenkt. Ob es aber nicht gewisse Leute giebt, die sich darin gefallen, hierin anderer Meinung zu sein, das will ich nicht untersuchen. Das ist dann aber nicht Ihre Schuld, denn Sie, was Sie angeht, thun Alles um zu beweisen, daß Ihnen bei Ihren hellenistischen Studien auch das Capitel von der Circe nicht entgangen ist, und daß Sie die Moral der Geschichte begriffen haben."

„Vollständig, Doctor. Nur sehe ich hier nicht die Anwendbarkeit dieser Moral."

„Sehen Sie die Circe nicht? Dann haben Sie das Wachs, welches sich Odysseus in die Ohren steckte, vor die Augen geklebt. Und sehen Sie auch nicht all' das noch unverwandelte Borstenvieh?"

Der Doctor lachte laut über seinen Scherz, und Landeck sagte kopfschüttelnd:

„Das, in der That, sehe ich nicht — ich sehe jetzt nur einen Menschen mit einer sehr boshaften Zunge."

„Nun freilich," fuhr der Doctor fort, „Sie sind erst so kurze Zeit hier und kennen noch nicht den ganzen Hof von unnützen Junkern, Gutsbesitzerjöhnen und Industrieprinzen, der die schöne Baronin zu umschwärmen pflegt."

„Nein, und ich bin keineswegs begierig, die Bekanntschaft dieser, wie Sie behaupten, von der Verwandlung in eine sehr unliebenswürdige Thierspecies bedrohten Freierschaar zu machen — aber . . ."

„Freierschaar — verzeihen Sie, daß ich Ihnen bei diesem Worte in die Rede falle! — aber dieser Ausdruck ist nicht der richtige. Sie müssen wissen, daß unsere schöne Wittwe die Erbin des stattlichen Gutes Haldenwang nur so lange ist, wie sie sich nicht wieder verheirathet. Wenn sie eine zweite Ehe eingeht, verliert sie es. Unter solchen Umständen ist natürlich bei Leuten dieser Art von einem ernsten Werben nicht die Rede; es ist nur ein Spiel der Eitelkeit. Jeder will durch die Eroberung der schönen jungen Frau für sich einen Triumph feiern und den Andern ärgern. Das ist Alles."

„Ach," sagte Landeck, bei dieser Erwähnung der Verhältnisse der Baronin wie erleichtert aufathmend, „und ist in diesem Wettkampf irgend Einer von ihnen dem Andern voraus?"

„Nicht im Mindesten. Wenn sie nicht so dumm wären, würden sie auch einsehen, daß sie durchaus keine Chancen haben. Die Baronin ist, unter uns gesagt, und nebenbei auch Ihnen ein wenig zur Warnung, das dünkelvollste Weib, das mir je begegnet ist; nicht dünkelvoll etwa à la Donna Diana, wo der Hochmuth doch nur eine arme Taube ist, die verloren, sobald ein anderer Hochmuth gleich einem Stoßfalken noch höher steigt als er — nein, bei ihr haben der Hochmuth der Baronin, der Hochmuth der berühmten Künstlerin und der Hochmuth der schönen Frau ein, sagen wir schonend, ‚Höhenbewußtsein' hervorgerufen, an das keines Falken Flügel hinantragen. Solch eine Frau ist durch nichts zu unterjochen, weder durch die geistige Bedeutung eines Mannes, die sie nicht versteht und nicht zu schätzen weiß, noch durch die Leidenschaft eines Mannes, in der sie nichts als einen ihr gebührenden alltäglichen Tribut erblickt. Was sie unterjochen könnte, wäre allerhöchstens die Gewohnheit und das Gewöhnliche, das durch Ausdauer, wie ein Tropfenfall einen Stein aushöhlt, zu seinem Ziele käme — solch ein Mensch z. B. wie dieser Herr von Maiwand, der ihr bereits ganz unentbehrlich geworden zu sein scheint."

„Er hat, wie man sagt, aus nicht ganz ehrenhaften Gründen den Abschied als Cavallerie-Officier nehmen müssen?" fragte Landeck.

„So sagt man, und er beutet jetzt den Umstand aus, daß ihm der verstorbene Baron von Haldenwang, mit dessen erster Frau er verwandt war, die Aufsicht über die Verwaltung seines Gutes anvertraute, bevor er seine Orientreise antrat. Die Baronin hat ihn in der Stellung gelassen, und Herr von Maiwand ist nicht der Mann, der, wenn er im Rohr sitzt, sich nicht Pfeifen zu schneiden wüßte."

„Und Sie glauben, er könne diesen stolzen Schwan mit dem souveränen ‚Höhenbewußtsein' berücken? Unmöglich!"

„Denken Sie an das, was ich von der Gewohnheit und dem Gewöhnlichen gesagt habe — über ein, zwei Jahre heißt das! Bis dahin wird Herr von Maiwand auch wohl Mittel und Wege entdeckt haben, jener verdrießlichen Testamentsclausel zu entgehen; er ist der Mann dazu. Dann also denken Sie daran!"

„Wenn mein Gedächtniß einer so außerordentlichen Leistung fähig sein sollte," fiel lächelnd Landeck ein, „will ich Ihnen den Gefallen thun, Doctor Iselt. Hier aber trennen sich wohl unsere Wege? Und deshalb guten Abend!"

„Guten Abend!" sagte der Doctor, dem bisherigen Gefährten die Hand reichend und dann dem Wege, der links ab

Digitized by Google

am Flusse entlang lief, folgend, während Landeck eine schmale nur für Fußgänger berechnete Laufbrücke, die über das Gewässer führte, betrat und daraus sich rechts wandte, um flußaufwärts dem Hause des „Capitals“ zuzuschreiten.

3.

Als Landeck seinen Weg der Villa des Herrn Escher zu fortsetzte, dachte er voll Unruhe daran, daß Doctor Iselt wohl schwerlich ganz von seiner eitrigen und beredten Versicherung überzeugt sei, wie nur der reine Zufall ihn hierher in die Nähe der schönen Frau, die er früher an einem andern so fernentlegenen Orte gekannt, geführt habe. Landeck hatte Unrecht darin. Doctor Iselt war von dem, was er ihm vorgelagt, vollständig befriedigt; er ließ sich nicht einfallen, daß ein armer junger Gelehrter, ein Hauslehrer, wirklich habe die Thorheit begehen können, der vornehmen glänzenden Frau nachzuziehen.

Wir haben Landeck anderten hören, was ihn vor ein Paar Jahren nach Hellas geführt. Dort, in Athen, wo die deutsche Colonie sich zusammenschloß, hatte er sich bei der Familie von Haldenwang, welche gastlich ihre Wohnung allen Landsleuten geöffnet hielt, einführen lassen. Der Mann war ein, wie es schien, nicht gerade reicher, aber sehr wohlhabender Gutsbesitzer aus Norddeutschland, der jedoch die meisten Tage seines Lebens den Genüssen der Residenz gelebt, in der Gesellschaft geglänzt, für die Kunst geschwärmt und endlich eine berühmte Sängerin heimgeführt hatte, die sehr viel jünger war als er. Landeck hatte jedoch sehr bald herausgefühlt, daß es nicht die Kunstschwärmerei gewesen, was den über sein Alter hinaus verbrauchten, blasirt gewordenen Baron Haldenwang in diese Welt großer Erinnerungen und auf den classischen Boden des Schönheitsideals geführt, sondern daß die junge Frau es gewesen, die dem Zuge ihrer licht- und sonnendurstigen Seele nach bis hierher gekommen war und ihren gutmüthigen Gemahl mit sich gezogen hatte, wie er auch in den meisten andern Lebensangelegenheiten ihr die Anregung zu überlassen schien.

Die Sehnsucht nach dem hellenischen Boden und dem blauen Himmel Attikas hatte nun bei ihr, der schönen und lebhaft empfindenden Frau, nicht etwa auf einer ganz außergewöhnlichen Bildung noch einer gehegten Bekanntschaft mit der Formenschönheit der alten Welt beruht, welche ihrer verstimmelten und trauernden Ueberreste hinterlassen. Gehegte Bildung und ernst sinnende Beschäftigung mit den Lebensgestaltungen ferner Jahrhunderte bemmten den frischen und leichten Schlag ihres Herzens nicht. Aber sie trug doch ein Bild schöner geistesfreier und idealer Lebensformen in ihrer Seele. Landeck hatte mehrere Monate in einer stillen beglückten Schwärmerei für sie in Athen gelebt, bis eine plötzliche traurige Katastrophe eingetreten war, die allem ein Ende gemacht hatte. Der Baron von Haldenwang war von einem jener Fieber ergriffen worden, die im Süden das Leben der Fremden bedrohen und zwar an den schönsten und interessantesten Punkten zumeist; er war am Ende der vierten Woche der Krankheit derselben erlegen. Während dieser ganzen Zeit hatte Landeck die Baronin nicht gesprochen und auch ihre Wohnung nur betreten, um sich in das für Besucher offen liegende Buch einzuzeichnen; als er das letzte Mal gekommen, war er ebenfalls nicht empfangen worden; er hatte nur vernommen, daß sie am anderen Tage abreisen werde, und sie dann nur noch in Gegenwart mehrerer Bekannten gesehen, die ihr das Geleit auf den Bahnhof gaben; dort hatte sie ihm weinend stumm die Hand zum Abschiede gereicht, und dann hatte der Eisenbahnzug sie zum Piräus und zur weiteren Heimfahrt entführt.

Das war vor mehr als Jahresfrist gewesen; seitdem war er selbst zurückgekehrt mit dem Bilde der in ihren Trauergewändern doppelt schönen Frau tief im Herzen. Er hatte die schönsten Stunden seines Lebens in der zauberischen Fremde, in der idealsten Umgebung, die für ihn denkbar war, mit ihr zusammen gelebt. Und es lag ihm in der Seele wie ein Anrecht auch auf ihr Empfinden, auf ein Stück ihres Herzens, denn gemeinsam genossenes Glück, das uns ganz und völlig und bis in die Tiefe unseres Wesens ergreift, bindet ja edle Naturen für immer aneinander.

So dachte er an sie, vergaß über diesen Gedanken alles Andere, lehnte die Anstellungen ab, welche ihm an Lehranstalten geboten wurden, die ihn weit und auf immer von der Baronin entfernt hätten, und verschaffte sich endlich eine bescheidene Hauslehrerstelle in ihrer nächsten Nachbarschaft.

Als aber der Augenblick gekommen, wo er sie wieder sehen sollte, ergriff ihn eine fast peinvolle Sorge, ein niederdrückender Gedanke, der einen Hauptheil seiner Nahrung aus einer fast bis zur Schwäche gehenden Eigenschaft zog, einer Art sensitivem Stolzes, der sich doch wieder mit der größten Bescheidenheit verträng. Frau von Haldenwang war jetzt frei; sie war Wittwe; trat er jetzt vor sie, wie mußte sie dieses plötzliche, unerwartete Erscheinen deuten? Wie anders, als daß er eben ihr gefolgt sei, daß er ihre frühere Güte gegen ihn in eitelster, kläglichster, beleidigendster Weise ausgebeutet habe, daß er mit Hoffnungen komme, welche ihn, den armen, aussichtslosen, unbedeutenden Menschen, in ihren Augen über alles Maß lächerlich machten und ihm von einer hochmüthigen, viel umworbenen, glänzenden Frau nur eine spöttische und sarkastische Aufnahme zuziehen konnten.

Darum hatte ihm, als er an seinem neuen Wohnort angekommen, fast der Muth gefehlt, zu ihr zu gehen. Durch ein sehr förmliches Billet hatte er sich erst um die Erlaubniß, sich vorstellen zu dürfen, bewerben zu müssen geglaubt. Ihr Diener hatte darauf sofort eine freundliche Einladung gebracht. Und doch war er schüchtern und verlegen bei ihr eingetreten. Sie hatte ihn mit Zeichen lebhaftester Freude empfangen, er es immer wieder betonen zu müssen geglaubt, daß nur der Zufall ihn in diese Gegend geführt, daß er überrascht gewesen, von ihrer Anwesenheit hier zu vernehmen. Und über diesen Versicherungen war sie offenbar kühl und verstimmt geworden, als ob sie nun erst beginne, ihm nicht zu glauben, und nun auch anfange, dieses seltsame Ihr-Nachgezogen-Kommen, dieses überraschende Auftauchen vor ihr in einer für ihn beschämenden Weise auszulegen. Das empörte seinen Stolz. So wurde er, als er in Folge ihrer Einladungen sie öfter sah, herbe, scharf und bis an die äußerste Grenze des Taktvollen ungalant — sie hatte ihn ja heute deshalb die „umgekehrte Biene“ genannt. Auf ihren klaren offenen Zügen, die jede innere Bewegung abspiegelten, zeigte sich jetzt oft ein Ausdruck, den Landeck als den zorniger Geringschätzung deutete, und dies hatte die Wirkung gehabt, daß auch sie ihn nun gereizt empfinden ließ, wie sehr ihre gegenseitige Situation geändert sei, wie sehr die Zeit vorüber, wo ihre Herzen von demselben Schlage für irgend einen Gegenstand gemeinsamer Schwärmerei bewegt worden, wie sehr sie, sagte er sich bitter, die Ebebume von Haldenwang sei, die ihn in seiner Stellung zu halten wisse.

Landeck litt furchtbar unter dieser Lage, die ihm aussichtslos und ganz verzweifelt schien, weil sich einerseits immer mehr seine Leidenschaft für Frau von Haldenwang hineinwichte, die ihm jetzt in ihrer Kälte und Strenge tausendmal begehrenswerther schien als je früher in den Tagen ihres harmlosen Verkehrs, und weil er andererseits von Tag zu Tag weniger von der Entschlossenheit der Resignation in sich fühlte, mit der ein stärkerer Mann sich einer hoffnungslosen und ihn innerlich aufreibenden Lage entrissen hätte.

Nur das Gift der Eifersucht hatte sich bisher nicht gemischt in das Schmerzliche und innerlich Aufreibende seiner Lage. Er war gewohnt gewesen, Malwine Haldenwang von Huldigungen umgeben zu sehen, und die, deren Zeuge er hier wieder geworden, schienen ihm nicht gefährlicher Natur.

Jetzt waren Doctor Iselt's Worte nahe daran gewesen, es ihm einzutrüfeln, dieses Gift. Maiwand — sollte dieser Mensch, mit seinem überlegenen sarkastischen Lächeln, mit der neidenswerthen Sicherheit seines stillen, zurückhaltenden, kaustischen Wesens, dieser Mensch, der ihm so antipathisch war, der Mann sein, der Malwinens heitere, bewegliche, offene und sich so ungezwungen gebende Natur gewonnen? Durch die Macht der Gewohnheit? Durch die Macht des Schlangenblicks auf den Vogel, hätte Landeck lieber gedacht.

So kam er heim, unzufrieden mit sich, voll der schmerzlichen Klage, daß ein unwiderstehlicher Zug des Schicksals ihn seinen Lebensweg in dieses Flußthal zurücklenken lasse, heim in das stille Exzimmer im zweiten Stock in der Villa des Herrn Escher, welches ihm als Wohn-, Arbeits- und Unterrichtszimmer eingeräumt war, während im Nebenraume das kleine Bett seines zwölfjährigen Zöglings Karl dem seinen gegenüber einen Platz ge-

Digitized by Google

funden hatte. Es war tiefe Dämmerung geworden, als er in das Zimmer trat. Ueber die Villa umgebenden Anlagen, auf deren Baumwipfel Landeck aus seinen Fenstern hinabblickte, um das ganze Thal hatte sich tiefe abendliche Stille gelegt, und ein dünner blauer Nebel stieg mit leisem Kräuseln und Bewegen über dem Flußbette auf. Das Haus der Frau von Haldenwang, das Landeck von seinem Fenster aus auf der halben Berghöhe am Waldessaume daliegen sah, verschwamm mit seinen Umrissen in unsichere Linien und schien wie ein phantastisches Phantasiebild auf den Nebeln des Flusses zu ruhen, aus ihnen empor zu wachsen; es ruhte auf dem blauen Duft, was das ganze Luftschloß seiner Zukunfts-, Lebens- und Glücksträume, sagte er sich bitter. Luftschlösser gebaut und wie ein Träumer das Leben genommen — das hatte er ja immer. Wie ein reicher Mensch aus dem Vollen lebt, so hatte er von seinem Lebensschatze geschöpft und drauf losgezehrt. So war er, seinem innern Triebe nach, aus seiner Laufbahn fort, nach Griechenland gegangen, und so war er jetzt einem blinden Herzenstriebe gefolgt und hierher gekommen, ohne sich vorher zu fragen, mit welch klar ausgesprochener Hoffnung, mit welchem bestimmten Gedanken er denn komme. . . Idealismus war der Grundton seines Wesens. Und stand es bei ihr nicht gerade so? Lag nicht in dieser innigen Uebereinstimmung der Zauber, der sie an einander fesselte?

4.

So träumend und sinnend hatte er sich in sein offenes Fenster gelegt und lauge in die niedersinkende Nacht hinausgeschaut, mit den Augen dem glimmenden Lichte eines Leuchtkäfers oder dem lautlosen Fluge eines über die stillen Gebüsche dahinschießenden Nachtvogels folgend.

Wenn er nach unten hinabblickte, traf sein Auge auf das grüne Rebendach einer Veranda, die sich an dieser Seite an die Villa lehnte, und von den Ranken und Blättern so dicht überspannen war, daß es völlig unmöglich wurde zu erkennen, ob sich Personen darunter befanden oder nicht. Doch vernahm Landeck nach einer Pause ein leises Schreiten da unten und dann Stimmen, die verhutsam und gedämpft eine Zwiesprache führten, so daß er den Sinn der Worte nicht verstand. Ohne seinen Platz zu verlassen, achtete er ihrer deshalb nicht weiter, bis das Gespräch lebhafter und lauter wurde und einzelne Ausdrücke ihn trafen, so daß er wider Willen festgehalten und zum Hören gezwungen wurde.

„Ich sag' Dir zum letzten Male," sagte eine tiefe, ernstklingende Männerstimme, die Landeck trotz seines jetzt schon mehrwöchentlichen Aufenthalts in der Familie völlig unbekannt war, „ich sag' Dir's, wenn Du Dich nicht verschonend in's Mittel legst, wenn Du nicht Deines Vaters starren Willen besiegst, so bricht das Unglück wie ein Sturm über Euch herein. Dein Vater hält diesen Sturm nicht aus. Es ist unmöglich, daß er ihn überwindet. Du kannst das nicht übersehen, nicht erkennen, aber ich, der ich seine Geschäftslage kenne, ich kann's. Seit zwei Jahren hat er bei aller Fülle von Bestellungen wegen der hohen Löhne ohne einen rechten Vortheil gearbeitet. Seine Arbeiter haben den Vortheil gehabt, nicht er. Dabei hat er seine Reserven aufgezehrt. Kommt eine neue Arbeitseinstellung, so kann er die Ablieferungstermine nicht einhalten und dann kommen, augenblickliche Deckung herbeschend, seine Tratten zurück . . ."

„Mein Gott," versetzte eine Mädchenstimme — Landeck kannte sie als die der ältern Schwester seines Zöglings — „mein Vater weiß das Alles, Rudolph, aber er giebt nun einmal nicht nach; er erkauft durch Nachgiebigkeit Deines Vaters Hilfe nicht. . . . Er hat seine Gründe und ist ebenso unbeugsam fest, wie es der Deine ist."

„Und unter dieser Festigkeit, die Du lieber eiserne Starrköpfigkeit nennen solltest, haben sie dann selber und wir zu leiden, wir noch mehr als sie."

„Wir?" sagte das junge Mädchen mit etwas wie einem kühlen, scharfen Tone. „Ich denke, Du erträgst das Leid immer noch mit achtbarer Fassung, und wenn es Dir allenfalls zu drücken wird, so wanderst Du hinüber zu Malwinen und läßt es Dir von ihr aus der Seele fortsingen."

Eine Pause folgte. War der Mann, den Elisabeth Escher Rudolph nannte und duzte, von den im Tone herben Vorwurfs gemachten Worten so betroffen worden, daß er nichts zu antworten wußte? Doch nein. Nach einer Weile sagte er mit unterdrückter, wie mühsam an sich haltender Heftigkeit:

„Elisabeth! Habe ich das um Dich verdient? Aber Du bist eben auch, wie unsere Väter sind. Hast Du einmal in einen Gedanken Dich festgebissen, so entreißt ihn Dir keine Macht der Vernunft und der Ueberzeugung mehr."

„Sag' lieber: Worte, bloße Worte entreißen mir ihn nicht! Gieb mir Gründe, erkläre mir offen und rückhaltlos, was Dich an Malwinen fesselt, weshalb Du nicht aufhören kannst, Dich in dem Zauberkreise, den diese hochmüthige Frau um sich zieht, zu bewegen, und Dich da von all den vornehmen Herren, die ihr den Hof machen, als eine lächerliche Figur über die Achsel ansehen zu lassen — gieb mir Gründe dafür, und ich will Dir trauen. Sonst nicht."

„Sonst nicht! Wie hart und bitter Du das aussprichst! Uebrigens berufige Dich! Ich gehe sehr, sehr selten zu Malwinen und dann spiele ich durchaus keine lächerliche Rolle dort, wenn ich auch nicht in Frack und in Lackstiefeln komme und keine Glacehandschuhe an meinen schwieligen Arbeiterhänden trage, sondern mit dem Rechte des Vetters erscheine, just wie und wann ich mag."

„Sie räumt Dir das Recht mit großer Güte und Herzlichkeit ein, scheint es."

„Sie räumt es mir ein; ich bin jedoch viel zu wenig eitel und anmaßend, um mich deshalb in den Kreis derer, die Malwinen den Hof machen, zu mischen. Es ist meist nur Herr von Maiwand, den ich bei ihr sehe, und ich versichere Dich, daß für Herrn von Maiwand ich der letzte Mensch auf Erden bin, den er lächerlich findet."

„Das Alles ist eine Erklärung, die mich irgend beruhigen könnte. Ich weiß, wie Ihr damals zusammen gestanden habt, als Du noch in der Residenz warst und Malwine dem dortigen Theater angehörte. Das könnte ich überwinden und vergessen; es liegt hinter Dir und geht mich nichts an, aber daß Du hier den Verkehr fortsetzest, ist eine offene Beleidigung für mich, Rudolph, und darum verlange von mir nicht, daß ich des Vaters Willen unstimme! Wozu? Wen von uns Beiden würde es glücklich machen?"

„Bitterkeit über Bitterkeit! Und ich kann Dir doch nichts antworten, als daß ich mit Malwinen nicht brechen kann, nicht aus irgend einem anderen Grunde als dem der Dankbarkeit, der mich an sie fesselt; auch muß ich den Faden in der Hand behalten, den Faden zur Aufklärung und Festhelung einer Sache, von der meine Ehre und vielleicht auch Malwinens Glück abhängt."

„Du müßtest mir diese Sache vertrauen können, wenn Du ein gutes Gewissen hättest. Du könntest es mir überlassen, zu beurtheilen, ob Du mit dem Faden, von dem Du redest, wirklich an die schöne Malwine gebunden bist oder nicht."

„Vertrauen! Das eben ist es, was ich von Dir fordere, wie jeder Mann es von seinem zukünftigen Weibe verlangen darf."

„Ich bin Dein Weib noch nicht, Rudolph. Ich habe Dir Vertrauen geschenkt, vollständiges Vertrauen — Gott weiß, trotz Allem, was mein Vater gegen Dich sprach, trotz Allem, was er that, mir das Vertrauen zu Dir und zu einer Zukunft an Deiner Seite zu nehmen. Da aber tauchte die verführerische Cousine plötzlich in unserer Nähe als junge, reiche vornehme Frau wieder auf, deren Hand eben frei geworden, schöner, anziehender als je, und Du — ich habe mir das endlich gestehen müssen — Du bist seitdem gegen mich umgewandelt. Das ist eine Thatsache, an der sich nichts ändern läßt. Ich mache Dir ja keine Vorwürfe darüber. Ich beginne nicht davon zu reden; ich antworte Dir nur, wenn Du mir Vorwürfe machst. . . Man kann eben lange blind sein, bis ein Augenblick kommt, der uns Licht giebt . . . und nun mußt Du gehen; es ist die höchste Zeit. Der Vater kann jeden Augenblick aus den Comptoirs drüben heimkehren."

„Gut denn! Ich gehe. Es bleibt mir ja nichts Anderes übrig, als die Flucht vor der Bitterkeit, die Dich heute so plötzlich, so merkwürdig erfüllt. Was kann es mir denn auch helfen, wenn ich Dir schwöre, daß, wenn ich umgewandelt, das heißt erregt und erschüttert war, als ich Malwine wiedergesehen, dies wahrhaftig nicht durch den Anblick der jungen Frau hervorgerufen wurde, sondern einzig und allein, weil ich Maiwand bei ihr wiedersah. Was kann es helfen, da Du mir nicht mehr vertraust! Vertrautest Du nur der Warnung wegen der Geschäftslage Deines

Digitized by Google

Vaters! Aber auch da ist ja, seh' ich, wenig Hoffnung; also Adieu, Elisabeth!"

Es zitterte etwas von tiefer Bewegung und Schmerz in der Männerstimme, die diese Worte aussprach, und doch fanden sie nur die kühle Antwort:

„Adieu, Rudolph!"

Der Mann entfernte sich mit einem behutsam auftretenden Schritte; sonst blieb Alles still; es schien, Fräulein Elisabeth Escher, bei der, wie wir sehen, die Eifersucht, von ihrem Vater einmal geweckt, Riesenforschritte gemacht hatte, saß, ihm nachblickend oder in ihre Gedanken verloren, jetzt allein in der Veranda.

Landeck konnte nicht anders, als sehr betroffen sein von dem, was er vernommen und was ihn in seiner Lauscherrolle festgehalten, trotz der innern Beschämung, die er über sich selbst dabei empfunden. War dieser Rudolph, wie ihn die Eifersucht in dem jungen Mädchen so hart und schneidend beschuldigte, ein neuer Nebenbuhler für ihn bei Frau von Haldenwang? Oder hatte er die Wahrheit gesprochen? Der Ton der Wahrheit hatte Landeck durch seine Stimme zu zittern geschienen. Hatte er irgend ein seltsames feindseliges Verhältniß zu demselben Manne, von dem schon vorhin der Doctor Iselt mit einem eigenthümlichen Argwohn zu Landeck geredet und mit dem dieser sich seitdem so viel beschäftigt hatte? Was hatte Iselt, was nun gar dieser unbekannte Rudolph wider den Mann? —

„Wer ist Rudolph?" fragte Landeck seinen Zögling, als dieser nach dem Abendessen herauf kam, um seinem Lehrer gute Nacht zu sagen und dann zur Ruhe zu gehen.

„Rudolph? Meinen Sie Vetter Rudolph?"

„Ist er Dein Vetter?"

„Nun ja, gewiß. Er ist Onkel Gotthard's Sohn, und darum ist er auch mein Vetter, nicht? Aber sonst, wissen Sie, liebe ich ihn nicht. Der Vater will auch nicht, daß ich viel zu ihm und zu Onkel Gotthard hinüber gehe. Zu Onkel Gotthard ging ich sonst gern. Er hat zwei hübsche Eichkätzchen in einem Rollkasten und unter dem Giebel an seinem kleinen Hause da drüben eine Menge Schwalbennester. Wir haben kein einziges. Wenn die Schwalben im Frühjahre bauen, kommt gleich der garstige Andreß, der Gärtner, und stößt die unfertigen Nester herab; sie verdürben das Haus, sagt er — und dem Onkel Gotthard seines verderben sie doch nicht."

„Wohnt der Onkel Gotthard denn in der Nähe?"

„I, sicherlich. Haben Sie denn nicht das Haus an der andern Seite des Flusses gesehen, das hübsche kleine Haus mit dem Garten umher? Kommen Sie in's Schlafzimmer! Da kann ich es Ihnen durch's Fenster zeigen."

Landeck folgte ihm und ließ seine Blicke auf dem anziehenden kleinen Heim auf der halben Bergeshöhe verweilen, welches wir beschrieben haben und das er oft, als einen Schmuck der Landschaft in's Auge gefaßt.

„Da wohnt der Onkel Gotthard und mit ihm Dein Vetter Rudolph?" sragte er verwundert, daß er im Kreise der Familie unten noch kein einziges Mal einen dieser Namen hatte aussprechen hören.

„Da wohnen Beide. Vetter Rudolph bewohnt das Giebelzimmer, über dessen Fenster die Schwalben nisten. Die Eichkätzchen aber hat der Onkel unten in seinem Wohnzimmer — —"

„Und was sind, was treiben sie Beide da in dem freundlichen Hause?"

„Was sie treiben? Der Vetter Rudolph ist Werkmeister in der Maschinenfabrik der Herren Bartels und Söhne da oben am Fluß, wissen Sie? Und der Onkel Gotthard, der ist auch in der Fabrik; er ist — ich weiß nicht, wie man es nennt, was er ist."

„Und kommt er nie hierher, der Onkel Gotthard?"

Karl schüttelte den Kopf.

„Er wird zu viel in der Fabrik zu thun haben; früher ging Elisabeth zu ihm hinüber und nahm mich mit sich, aber jetzt nicht mehr; der Rudolph brachte uns zurück bis zum Fluß — aber Rudolph mag ich nicht. Er ist immer so düster und so einsilbig; er hat einen so häßlichen langen Bart. Wollen Sie, daß ich Ihnen Onkel Gotthard's Haus im Innern zeige, so wollen wir morgen hingehen und sehen, ob die Eichkätzchen noch leben. Der Onkel und Vetter Rudolph werden in der Fabrik sein, aber die alte Gertrud wird zu Hause sein; die zeigt uns die Eichkätzchen."

„Wenn Dein Vater es nicht gern sieht, daß Du zum Onkel gehst — wohl, weil er fürchtet, daß Du ihm lästig wirst — so wollen wir es unterlassen," versetzte Landeck und sandte seinen Zögling zur Ruhe. —

Als er zum Nachtessen heruntergerufen worden, fand er die Familie des Herrn Escher im Speisezimmer versammelt; sie bestand aus dem Hausherrn, der Hausfrau, einer stillen, untergeordneten Frau, die in ihrem Wesen etwas Leidendes hatte und nach ihrem Bildungsstandpunkt nicht recht zu ihrem Gatten zu passen schien, Fräulein Elisabeth, einer zweiten Tochter von etwa vierzehn Jahren und einem paar Herren, die Beamte des Fabrikanten waren, technische Dirigenten seiner Fabrik.

Unter diesen Herren und Herrn Escher war eine äußerst lebhafte Debatte, bereits als Landeck eintrat, im Gange, und sie wurde während der Abendmahlzeit mit demselben Eifer fortgesetzt. Sie drehte sich um die Lage der Arbeiterbevölkerung der Gegend, um die ausschreitenden Anmaßungen der Leute, die wachsende Rohheit unter ihnen und die Folgen der von außen durch fremde Agitatoren unter sie gebrachten Aufregung. Wie sehr man darunter litt, zeigte sich in der Bitterkeit und der zornigen Schärfe, womit alle drei Herren sich darüber aussprachen. Außerdem sah Landeck deutlich, daß alle Drei unter dem Drucke einer großen Sorge, der Angst vor irgend einem möglichen oder bevorstehenden Ausbruch einer Katastrophe standen, wobei doch Herr Escher sest genug seinen Entschluß kundgab, um kein Haarbreit nachzugeben und lieber dem Aeußersten zu trotzen, als sich vor dem Willen der um alle Einsicht und allen Verstand gebrachten Menge zu beugen.

Landeck hatte ähnlichen Gesprächen schon früher zugehört, ohne sich hineinzumischen, da er als Fremder die Sachlage so wenig kannte; heute schienen sie ihm eine besondere Heftigkeit zu haben, und was er vorher aus des Vetters Rudolph Munde vernommen, machte sie für ihn doppelt bedeutungsvoll.

Frau Escher blieb dabei in ihrer gewöhnlichen passiven Haltung, Fräulein Elisabeth aber schien gespannt zuzuhören. Und während das junge Mädchen so, nach ihrem Vater hinüberschauend, Landeck das Gesicht zuwandte, siel diesem auf, welch große Aehnlichkeit im Schnitt ihrer Gesichtszüge mit denen der Frau von Haldenwang lag. Elisabeth's schöne, schlanke Gestalt war höher, ihre Haltung im Ganzen kälter und steifer als die jener; statt der Anmuth der Frau von Haldenwang und ihrer unbefangenen Naturtüchtigkeit lag im Wesen Elisabeth's eine gewisse jungfräuliche Herbheit: ihre Züge aber hatten denselben Charakter, nur war die junge Wittwe schöner, ihr Gesicht klarer, geistig ausdrucksvoller. Es war, als ob sie zwei Portraits derselben Person wären, von denen das eine ein gewöhnlicher Maler, das andere ein größer und genialer Künstler gemalt hatte. Sie waren ja freilich auch verwandt. Den rechten Zusammenhang konnte Landeck nicht, und dieser konnte nicht sehr nahe sein, denn Frau von Haldenwang hatte, wenn Landeck zu ihr gekommen, sich nie nach dem Befinden der Familie, in der er lebe, erkundigt, was doch nahe gelegen hätte, wenn sie in einer engern Verbindung gestanden. Nur einmal hatte er von einem Besuche reden gehört, den Elisabeth oben auf dem Gute gemacht. Ob er erwidert war, wußte er nicht. Es war seltsam. Was trennte alle diese Leute, welche die Natur auf einander anwies, welche ja auch das Leben einander so nahe gerückt hatte? Und wenn Herrn Escher's Bruder in einer Fabrik beschäftigt, wenn dessen Sohn Rudolph Werkmeister in einer solchen war, weshalb standen sie in solchen Stellungen nicht dem Bruder in seiner eigenen Fabrik bei? Es mußte irgend ein tiefes Zerwürfniß durch diese ganze Blutsgenossenschaft gehen, und die Schuld desselben, sagte sich Landeck, konnte unmöglich auf dem Vater liegen. Dieser Mann machte ihm den Eindruck der unerschütterlichsten Rechtlichkeit und auch der größten Humanität, und in seinem Wesen schien ein fast hochmüthiges Bewußtsein zu liegen, daß er als ein „selbstgemachter Mann" Niemandem in der Welt etwas schulde, vor Niemandem den Blick niederzuschlagen, nichts, was er gethan, zu bereuen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Maria Stuart's Abschied von ihren Getreuen.

Nach dem im Besitze König Ludwig's des Zweiten befindlichen Original-Carton von Wilhelm von Kaulbach.

Digitized by Google

Frauen der französischen Revolution.

Von Rudolf Gottschall.

3. Lucile Desmoulins.

Den Heldinnen der Revolution geschah ihr geschichtliches Recht, wenn sie als Opfer derselben fielen. Wir staunen über ihren Heroismus; doch unser Mitleid wenden wir jenen zarten Frauengestalten zu, die nur durch ihre Liebe zu den hervorragenden Männern jener Zeit in das Schicksal derselben mitverstrickt und einem tragischen Verhängniß preisgegeben wurden. Und unter diesen nimmt die schöne Lucile Desmoulins, die ihrem Gatten in den Tod folgte, die erste Stelle ein.

Es schwebt ein eigenthümlicher Reiz um diese Lucile; innige Empfindung, rührende Gattenliebe führte sie zum Schaffot, in der Blüthe ihrer Jugend und Anmuth. Wir glauben in ihr eine Gestalt zu sehen, welche dem deutschen Frauenideal mehr als irgend eine andere Frau der Revolutionszeit entspricht. In der That, in ihr war nichts von jener Mildheit stürmischer Naturen, nichts von dem Eifer, sich in die Fluth der Bewegung zu stürzen und eine Rolle zu spielen, nichts von der Abenteuerlust, die in der Auflösung aller Verhältnisse auf Romane ausgeht, nichts von dem Streben, in Rednertalenten und geistiger Bedeutung mit den Männern zu wetteifern; sie war eine echt weibliche Natur, empfänglich, aufnehmend, hingebend, nicht verschlossen gegen die Gedanken, welche die Welt bewegten, und doch ganz und leidenschaftlich der Liebe hingegeben. Gleichwohl war sie keines jener Veilchen oder Vergißmeinnicht, wie sie auf deutschen Fluren blühen, sie hatte etwas von jenen üppigen Prachtblumen, die in den Schloßgärten des ancien régime ihren Kelch erschließen, neben den springenden großen Wassern von Versailles oder den gestirnten Schäferspielen von Trianon. Seitdem uns viele ihrer Aufzeichnungen und Gedichte bekannt geworden sind, wissen wir, daß sie dem Glück der Liebe sich nicht mit deutscher Gemüthsinnigkeit hingab, sondern daß sie darüber philosophirte, als hätte sie den Plauderein im Saal des oeil de boeuf gelauscht.

Lucile Desmoulins war 1771 geboren, als die Tochter einer wegen ihrer Schönheit gefeierten Mutter, der Madame Duplessis, die noch im Alter eine so edle und imponirende Haltung hatte, daß ihre Söhne sie Mama Melpomene nannten. Ihr Gatte war ein Finanzbeamter, und das Gericht ging, daß sie mit dem Abbé Terray, dem Exminister der Finanzen, ein intimes Verhältniß gehabt habe, und daß die anmuthige Lucile die Frucht desselben gewesen sei. Diesem Gerücht trat sie selbst sowohl wie Camille stets mit Entschiedenheit entgegen.

Lucile erhielt eine sehr gute Erziehung und zeichnete sich schon als Kind durch ihre musikalischen Talente aus. Eines Abends, als sie mit ihrer Mutter, wie sie oft zu thun pflegte, im Garten des Luxenbourg spazieren ging, schloß sich ein junger Mann von etwas vernachlässigtem Aeußeren an sie an, den vor allem die Schönheit der Mutter angezogen hatte. Man fand Gefallen an seinem Gespräche, da er mit Wärme und Geist sich auszudrücken verstand; es war der Student der Rechte Camille Desmoulins, der nicht lange darauf das Examen als baccalaureus juris bestand. Trotz seines Stotterns, eines Fehlers, den er nie abgelegt hat, und der auch, wo er später als Volksredner auftrat, seine sonstige Rednergabe beeinträchtigte, erschien Camille als ein liebenswürdiger Gesellschafter, der bald im Hause der Madame Duplessis Zutritt fand. Allmählich entwickelten sich die Reize der jungen Lucile, und in jener Lage, welche Horaz wie Heine so graziös geschildert haben, in jenem Schwanken zwischen „den genialen Augen, die unsere Zärtlichkeit verstehen", und den „rührend unerfahrenen Gliedern", zwischen der schönen Mutter und der schöneren Tochter trug die Neigung zu der Letzteren allmählich den Sieg davon. Sie wurde erwidert von dem begabten Mädchen, indem die Freundschaft zu dem Jüngling, der so geistreich zu reden verstand, allmählich in Liebe überging. Camille war nichts weniger als schön, Lucile eine imponirende Schönheit von hohem Wuchse, schlank und anmuthig; doch auf Frauen wirkt mehr der Geist, als die Schönheit der Männer, und Camille hatte jenen funkelnden Geist, der so bestechlich und verführerisch auftritt, jenen beweglichen, schlagfertigen Esprit des Journalisten, dem er auch seine Erfolge in der Revolution verdankte, und dabei jenen Schwung des Chauvagnerrauschens, mit welchem er auf dem Tische des Palais-Royal den ersten Stimmen der revolutionären Bewegung anstachelte. Konnte ein selbst begabtes und empfängliches Mädchen so blendenden Verlockungen widerstehen? Kann doch die Liebe über sie, wie ein Rausch, wie eine Art von Hellseherei, die ihre Seele mit Visionen erfüllte und in traumhaft beleuchtete Himmelsgefilde entführte.

In einer ihrer Aufzeichnungen schildert sie uns einen solchen Augenblick visionärer Erregtheit, in welchem das Gefühl ungekannter höchster Ekstase ihre Seele erfüllte. Vor einem Ungewitter war sie aus dem Garten in das Haus geflohen; tiefste Finsterniß herrscht; die Blitze zucken draußen unaufhörlich, und so schwüler Beängstigung wollte sie entfliehen, indem sie auf ihrem Clavier heitere Melodieen griff. Doch vergebens! Weder ihrem Willen schlugen ihre Finger klagende Töne an, welche der rollende Donner übertönte. Einer sanften Melancholie hingegeben, schlief sie mit den Fingern auf den Tasten ein. Viele und köstliche Träume entzückten ihre Seele. „Ich träumte, daß ich zu meinen Füßen einen Regen von Blumen sah, daß sich eine Wolke bildete und mich emporertrug: ich schwebte höher, immer höher, so daß meine Phantasie kaum diesem Fluge folgen konnte. Wie glücklich fühlte ich mich im Schooße dieser Wolke! O, welches Entzücken! Ich sah die Wohnung des Ewigen! Ich sah dort nichts von alledem, wovon die Offenbarungen sprechen, weder Gold noch Rubinen noch Diamanten, nichts von dem, was der Mensch auf Erden wünscht und eines Tages im Himmel zu finden hofft. Ich erblickte einen Spiegel, ich gebe diesen Namen dem, was ich sah), der von himmelblauer Farbe war; er stellte Dinge dar, die ich nicht bezeichnen kann, weil sie von Allem, was man auf Erden sieht, gänzlich verschieden sind; dennoch war ich glücklich in der Betrachtung dessen, was meinem Auge sich darbot. Ich näherte mich diesem Spiegel; ich berührte ihn und hatte dabei ein gänzlich fremdes Gefühl; mir schien's, als ob meine Seele sich von mir trennen wollte. O, entzückender Augenblick, wie kurz war deine Dauer! Statt in eine Wolke gehüllt, fand ich mich mit dem Kopfe auf das Piano geneigt, und draußen dauerten Donner und Blitze fort."

Lucile Desmoulins hatte Talent zu einer Somnambulen. Diese Vision, in welcher sich einem jungfräulichen Gemüthe die Entzückungen eines ungekannten höchsten Glückes offenbarten, fand im Juli 1788 statt; im December 1790 wurde sie die Gattin Camille's. Dazwischen lag eine Zeit, in welcher der Letztere sich ihre Hand dadurch erobern mußte, daß er nach angesehener Stellung und nach anerkanntem Ruhme strebte, denn Lucile war eine der reichsten Erbinnen in Paris; Duplessis besaß zwanzigtausend Livres Renten, und einem obscuren Advocaten sollte die Hand einer so glänzenden Erbtochter nicht zu Theil werden. Erst als Desmoulins unter den Agitatoren und Journalisten der Zeit sich einen hervorragenden Namen erworben hatte, gaben die Eltern ihre Zustimmung zur Verheirathung ihrer Tochter mit ihm. Unter den Trauzeugen befand sich Péthion, Brissot und — Robespierre. Er war der unheimliche Schatten ihrer blutigen Zukunft, dieser Advocat von Arras, der als Camille's Schulgenosse und Jugendfreund den rührenden Worten tauschte, mit denen in der Kirche von Saint Sulpice der von Camille hochverehrte Beobachter den Ehebund der Liebenden weihte.

Und dieser Tag sollte verhängnißvoll für Camille werden. Seine reiche „Ehe" wurde ihm, als er später in die Wege der Mäßigung einlenken wollte, zum Verbrechen gestempelt, das ihm die Sansculotten nicht vergaben, sobald sie das Heft in den Händen hatten.

Zunächst stürzte sich das junge Ehepaar muthig in die Stürme der Revolution. Lucile schwärmte für die Freiheit; sie selbst hatte eine Art von Hirtengedicht verfaßt: „Der Vogelkäfig", in welchem sie eine Schäferin Chloë schildert, die außer sich darüber ist, daß alle Vögelchen, die sie so treu gepflegt, einen günstigen Augenblick in ihrer Abwesenheit benutzt haben, um aus dem Käfig zu entfliehen. Eine ältere Freundin räth ihr, sich zu

Digitized by Google

trösten; was ihnen bei aller Pflege, bei allen Liebkosungen gefehlt habe, es sei die Freiheit gewesen, das höchste aller Güter, für das man selbst seine Lohnthäterin vergißt und ein Recht hat, sie zu vergessen.

Bei solcher Gesinnung darf man sich nicht wundern, daß Lucile eifrigen Antheil an den journalistischen Arbeiten Camille's nahm. Kaum hatte dieser eine Nummer seines Blattes vollendet, als Lucile sich dieselbe zur Lectüre geben ließ und bei einzelnen Stellen über die Einfälle und Witze ihres Gatten in ein herzliches Gelächter ausbrach, welches für den Autor eine wohlthuende Ermuthigung war. Der Herzog von Orleans und andere namhafte Persönlichkeiten der Revolution besuchten die Salons von Camille. Lange Zeit hindurch schmückte dieselben das Bild von Lafayette, der von Lucile wie von den meisten Frauen der damaligen Zeit als Vorkämpfer der amerikanischen Freiheit verehrt wurde, bis auch ihn die Demokratie ächtete. Im Sommer bewohnte das junge Ehepaar oft ein reizendes Landhaus der Madame Duplessis in Bourg-la-Reine, wo sie sich in harmlosen idyllischen Vergnügungen ergingen. Theilnehmer derselben war Fréron, Camille's Freund und ein leidenschaftlicher Verehrer der schönen Lucile, dessen Freundschaftsversicherungen, wie sie uns in seinen Briefen erhalten sind, Liebeserklärungen zum Verwechseln ähnlich sehen.

Lucile führte ein Tagebuch, welches lebhafte Schilderungen jener Zeit enthält und dessen einzelne Blätter nicht unwichtige Beiträge zur Charakteristik derselben sind. Wir sehen, in welcher furchtbaren Aufregung sich oft die Frauen jener Männer befanden, welche die revolutionären Stürme entfesselten; so besonders an dem verhängnißvollen Tage des zehnten August. „Was wird aus uns, armer Camille," ruft sie aus, „Gieb'ter meiner Seele! Ich wage kaum Athem zu holen. Mein Gott, warum schützest Du nicht die Männer, die Deiner würdig sind? Wir wollen frei sein; doch wie viel Opfer kostet dies, mein Gott!" Lucile war am Abend des zehnten August im Hause Danton's: da weinte die Mutter des wilden Volksmannes in unsäglicher Traurigkeit. Waffenlärm ertönte auf den Straßen; Camille erschien, ein Gewehr in der Hand. Mit beiden Händen bedeckte er Lucile's Haupt und weinte heiße Thränen. Fréron erklärte, daß er lebensmüde sei und bereit zu sterben. Bewaffnete kamen und gingen. Lucile verbarg sich im dunkeln Salon, um die Vorbereitungen zum Kampfe nicht mitanzusehen. Danton, Camille hatten das Haus verlassen. Da ertönte die Sturmglocke der Cordeliers. Allein, in Thränen gebadet, am Fenster niederkniend hörte Lucile das verhängnißvolle Geläute. Endlich kam Danton zurück. Boten kamen und gingen; gute und schlimme Nachrichten wechselten. Sie vernahm, daß man den Plan hatte, gegen die Tuilerien zu rücken. Auch Camille kehrte heim und schlief ermüdet auf Lucile's Schultern ein. Abermals gingen die Männer des zehnten August an ihr blutiges Werk. Madame Danton schien auf den Tod ihres Mannes gefaßt zu sein; der Donner der Geschütze erlönte gegen Morgen; sie hört es, erblaßt und sinkt in Ohnmacht. Auf den Straßen Geschrei und Geschluchze; die Frauen glaubten, daß ganz Paris mit Blut überschwemmt sein werde. Bald erlahren sie, daß die Revolution gesiegt habe, aber in grausamer Weise, daß die Schweizer blutig hingemordet seien, und der heimkehrende Camille erzählte, daß der Erste, den er fallen gesehen, der Journalist Suleau gewesen sei.

Am 12. August war Danton Justizminister, und Camille Desmoulins bekleidete eine der höchsten Stellen, welche juristischer Laufbahn zugänglich sind, die Stelle eines Generalsecretärs; dann wurde er auch in den Nationalconvent gewählt. Er unterstützte Robespierre im Kampfe gegen die Gironde, doch bellagte er die Hinrichtung der talentvollen Volksvertreter. Allmählich trat er gegen die gesteigerte Schreckensherrschaft in Opposition; er geißelte sie in seinem vieux Cordelier mit der einschneidenden Satire eines Tacitus, mit all' dem glänzenden Witze und Sarkasmus, der seinem Talente eigen war. Er wurde bei den Jakobinern angeklagt; Robespierre vertheidigte ihn anfangs und gab ihn dann auf, als Camille ein gesteigertes Vonmot gegen den Gewaltigen nicht hatte unterdrücken können. Mit dem mächtigen, aber lässigen Danton sah sich Camille auf einmal bei Seite gedrängt; Beide lebten in glücklichen Verhältnissen, an der Seite anmuthiger und gebildeter Frauen, im Schooße des Reichthums; die Blutarbeit der Revolution, die sich überstürzende Bewegung begann ihnen unbequem zu werden. Damit wurden sie verdächtig, und ihr Todesurtheil war gesprochen.

Lucile erkannte die drohende Gefahr; bald nach jener Scene im Jakobinerclub, nach der Anklage Robespierre's gegen Camille, schrieb sie an ihren Freund Fréron einen hilfeflehenden Brief, der die rührend schönen Worte enthält: „Sie klagen Camille an, daß er ein reiches Weib geheirathet hat. O, möchten sie doch nie von mir sprechen, möchten sie vergessen, daß ich in der Welt bin, möchten sie mich in der Einsamkeit einer Wüste leben lassen! Nichts verlange ich sonst von ihnen; Alles, was ich besitze, will ich ihnen geben, wenn ich nur nicht dieselbe Luft mit ihnen zu athmen brauche. O, könnte ich sie vergessen und alles Weh, das sie uns zufügen. . . . Meine Augen sind mit Thränen gebadet; in tiefsten Grunde meines Herzens verschließe ich den bittern Schmerz, der mich zu Boden drückt; ich zeige Camille eine heitere Stirn und heuchle muthigen Sinn, damit dieser ihm nicht fehle."

Fréron, der in Toulon damit beschäftigt war, die blutigen Befehle des Convents zu vollstrecken, antwortete nicht ohne Besorgnisse, aber dabei im Tone so liebkosender Tändeleien, daß man die verkleideten Schäfer des ancien régime in Trianon glaubt sprechen zu hören und um die Treue der schönen Lucile gegen ihren Gatten bange wird. Wunderbare Contraste jener Zeit! Der Nipptisch mit seinen Tändeleien stand dicht neben der Guillotine mit ihren Schrecken. Freilich, Fréron wurde nicht lange darauf der Ansführer jener goldenen Jugend, die sich in den Salons der Madame Tallien drängte, und Lucie Desmoulins hat Verse hinterlassen, in denen sie, wetteifernd mit Ovid, die Kunst der Liebe, ihre anmuthigen Steigerungen und alle Feinheiten des Genusses besingt. Die ahnungsvollen Besürchtungen Lucile's sollten sich bald bestätigen. Camille hatte einen gefährlichen Feind in dem jungen Schreckensmanne Saint-Just, den er mit schonungslosem Witze beleidigt hatte. Saint-Just war, ehe er in der Revolution seine furchtbare Rolle spielte, mit der wandernden Guillotine hinter den Heeren einhergezogen und die Generäle im Zaume hielt, als Dichter mit einem ziemlich frivolen Gedicht „Organt" aufgetreten. Camille hatte erklärt, dieses Gedicht mit seinen vierundzwanzig Gesängen sei dem Mikrosskope der Literarhistoriker entgangen, welche sonst die kleinsten Insecten der Literatur entdeckt hätten; er sagte ferner, Saint-Just trüge sein Haupt so würdig auf den Schultern, als trüge er das heilige Sacrament, worauf der Lüfne Genosse Robespierre's entgegnete, er werde dafür sorgen, daß Camille das seinige wie Sanct Dionysius unter dem Arme trage. Der verunglückte Schriftsteller Saint-Just rächte sich an seinem hämischen Kritiker Camille. Literarische Gehässigkeiten spielen eine größere Rolle in der Revolution, als man in der Regel glaubt; man anwortete damals nicht mit einer Gegenkritik, sondern mit dem Fallbeile.

Saint-Just klagte Camille im Convent des Verrathes an; in der Nacht vom 30. zum 31. März wurde dieser aus den Armen seiner geliebten Lucile gerissen und in das Gefängniß geworfen. Von hier schrieb er Briefe aus zerklüftetem Herzen; der Gedanke an seine Frau machte ihm das Leben werth; seine Lucile, seine Seele, sein Leben, seine Gottheit auf Erden fesselte ihn wie mit magischer Gewalt. Er wünte im Gedanken an sie, als ihm das Todesurtheil verkündet wurde; er tobte vor Wuth gegen Robespierre noch auf dem Leichenkarren und zerriß seine Kleider. Er war ein beweglicher Kopf, ein glänzender Geist, aber ohne nachhaltige Kraft, ohne Ausdauer im Leiden, ohne Größe des Charakters und Heldenmuth.

Ganz anders Lucile: ihre Seele wuchs mit ihrem Unglück. Die coquette Schönheit des ancien régime wurde eine Heldin. Wir haben sie oft genug weinen gesehen; sie erzählt es uns ja selbst; doch sie weinte im Stillen. In Gesellschaft war sie die immer lächelnde Grazie, eine reizende Lachtaube, die Alles mit ihrer Heiterkeit ansteckte. Jetzt irrte sie mit ihrem kleinen Horaz um die Gefängnißmauern, um nur noch einmal den Gatten zu sehen; sie schrieb einen Brief an Robespierre, unter energischer Berufung auf die frühere Freundschaft; doch der Brief wurde nicht vollendet, nicht abgeschickt. Aehnlich erging es dem Briefe, den Madame Roland an den Gewaltigen geschrieben hatte. Doch Lucile wollte auch handeln; in Gemeinschaft mit dem befreundeten General Dillon sollte ein Aufstand in den Gefängnissen erregt werden; Lucile sollte das Geld dazu hergeben. Ein Brief des Generals an Lucile, der diesen Plan erwähnte, gerieth in

Digitized by Google

die Hände der Häscher. So wurde auch sie vor Gericht geführt und verurtheilt. Sie war außerordentlich fest und ruhig; als ihr das Urtheil verkündet wurde, erhob sie sich zur Heldengröße einer Roland und sprach die stolzen Worte: „Ihr Feiglinge, die Ihr das Blut eines Weibes vergießt, wißt Ihr denn nicht, daß dasselbe einst den Tyrannen verhängnißvoll geworden ist, daß das Blut eines Weibes für immer die Tyrannei und die Decemvirn aus Rom verjagte? Zittre Dich, mein Vaterland, und empfange mit Entzücken die Verheißung Deiner Rettung! Bald wird die Tyrannei enden, die auf Dir lastet."

Im Gefängniß schrieb sie die folgenden Zeilen an ihre Mutter: „Gute Nacht, geliebte Mama! Meine Augen vergießen eine Thräne, und sie ist für Dich. Ich gehe schlafen in das Reich der Unschuld."

Am Tage ihrer Hinrichtung schmückte sie sich mit besonderer Sorgfalt; ihr Kopfputz namentlich war eben so geschmackvoll wie elegant; ihr glänzender Teint wurde gehoben durch ein Tuch von blendend weißer Gaze, das sie über ihre schönen dunklen Haare warf. Wer sie so geschmückt und so anmuthig auf dem verhängnißvollen Karren sitzen sah, der mußte glauben, daß sie zu einem Feste sich begab. Bei der Fahrt zum Richtplatze unterhielt sie sich mit einem jungen Manne, der an ihrer Seite saß, und wie es schien, über sehr heitere Dinge, denn Beide lachelten öfters während des Gespräches. Am Fuße des Schaffots bewahrte sie dieselbe Ruhe, stieg allein hinauf und bereitete sich ohne jede Erregtheit auf den Todesstreich vor. Und doch — wer dieses reizende Wesen aus dem Schooße des Glückes und aller Lebensfreuden zu so frühem und grausamem Tode kommen sah, hätte blutige Thränen weinen müssen.

Lucile Desmoulins war dreiundzwanzig Jahre alt, als sie starb; ihre Grabschrift hatte sie sich selbst verfaßt in den folgenden anmuthig plaudernden und doch so sinnschweren Versen:

Und wollt ihr wissen, was mein Leben ist?
O, will es ein gelehrter Mann beschreiben,
Er braucht dazu, fürwahr, nur kurze Zeit.
Und wird doch nichts den Lesern schuldig bleiben.

Denn was ich denk' und fühl' in tiefster Brust,
Und alle meine Plane, meine Triebe,
Und meine Thaten, meines Lebens Lust
Umfaßt das eine kleine Wort: „ich liebe."

Ein deutsches Polizeiblatt und dessen Ausbeute.

Von Fr. Heibig.

Das Verbrechen ist so alt wie die Menschheit. Seit der Schlange Eva's und dem Brudermorde Kain's irrt es wie ein nie feiernder Absower durch alle Lande. Die Zeit, wo es ganz aus der Welt hinausgedrängt ist, wird trotz aller utopistischen Hoffnungen unserer Humanisten schwerlich einmal kommen. Die fortschreitende Cultur wird es verfeinern, gleichsam raffiniren, nicht aber ganz ertödten.

Es dürfte von Interesse sein, einen Gang durch die unheimlichen Schleichwege des Verbrechertheums zu machen, soweit es sich auf deutschem Boden abspielt, und dasselbe in seiner eigenthümlichen Organisation, seinen Ränken und Schlichen zu belauschen. Die Geschichte des früheren Gaunerthums, die hier zu viel Raum einnehmen würde, hoffe ich den Lesern der Gartenlaube in späteren Schilderungen vorzuführen. Der heutige Artikel gilt lediglich dem modernen Verbrechertham.

Nachdem die großen Räuberbanden des vorigen Jahrhunderts durch das Schwert des Nachrichters decimirt waren und sich sonst verzogen hatten, machte sich, als namentlich auch die herzverödende Zeit der Freiheitskriege vorübergerauscht war, in den zwanziger und dreißiger Jahren das niedere herumtreibende Gesindel um so bemerkbarer, besonders in Mitteldeutschland, wo die vielen Territorialgrenzen die Verfolgung erschwerten. „Wie das Bild," sagt ein damaliger Polizeimann, „sein Revier beim Hörnerrufe des Jägers oder dem Knalle der Büchse wechselt, ebenso zieht der Gauner, den Heerd wechselnd, herum."

Da begann die Polizei, dieser Vorposten der Justiz, den Kampf gegen das Gaunerthum im Wege der Schrift, durch Einrichtung ständiger Zeitungsorgane. Früher hatten nur einzelne Schriften die gegenspielerische Thätigkeit gegen das Unwesen durch actenmäßige Mittheilung seiner bündnerischen Geheimnisse, Schliche und Praktiken vorbereitet. Jetzt wurde die Verfolgung organisirt.

Der Polizeirath Friedrich Eberhard, Chef der Landespolizei im Herzogthum Gotha, ließ zunächst im Jahre 1835 einen „Polizeianzeiger für Thüringen, Franken und Sachsen" erscheinen, der sich im zehnten Jahre seines Erscheinens zu einem „Allgemeinen Eberhard'schen Polizeianzeiger" erweiterte. Eberhard, ein gewiegter, auch schon schriftstellerisch thätig gewesener Polizeimann, ging dabei von der Voraussetzung aus, daß nur ein festes, organisirtes Zusammenwirken der Polizeibehörden gegen das Gaunerwesen etwas ausrichten könne. Alles der Polizei Wissenswerthe, die Geheimnisse, Schliche, Schlupfe, die Stammbäume, Spitznamen, Schlupfwinkel, Herbergen der Gauner, sowie die Mittel und Wege, ihnen beizukommen, sollte darin zur Kenntniß der Polizei gebracht werden. Namentlich sagt er jener Classe von Gaunern Fehde an, die bei „einem nicht unbedeutenden Grade von äußerer Bildung eine solche raffinirte Gewandtheit an den Tag legen, daß ihre Entlarvung schwer wird, insbesondere auch deshalb schwer wird, weil sie in den gebildeten Kreisen Zuflucht finden".

Eberhard hat sein Programm redlich durchgeführt. Er hat der deutschen Polizei die wichtigsten Dienste geleistet und ist wohl der bedeutendste Gegenspieler geworden in dem Drama des Kampfes wider die deutsche Gaunerwelt und ihre verbrecherischen Ziele. Seine bedeutende polizeiliche Befähigung bewirkte später seine Berufung in's sächsische Ministerium. Vielleicht wäre sein Ruf noch ein nachhaltigerer geblieben, wenn er nicht in den letzten Jahren seines Lebens — er starb 1852 — sein Talent und sein Organ von der reactionären Verfolgungswuth hätte benutzen oder, wir wollen sagen, mißbrauchen lassen. Es macht wenigstens heutzutage einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man die Blätter des Polizeianzeigers aus den Jahren 1849 bis 1852 durchmustert und darin mitten unter Mördern, Dieben und Hochstaplern die Namen von Männern signalisirt findet, welche theilweise jetzt hohe staatliche und nationale Aemter bekleiden oder in Wissenschaft und Kunst höchste Ehrenplätze einnehmen.

Nach Eberhard's Tode wurde der Anzeiger gleichzeitig von Coburg und Dresden aus fortgesetzt. Dort von den Eberhard'schen Söhnen — jetzt dem Kreisgerichtsrath Karl Eberhard —, hier von den Polizeiräthen Picard, Müller und Andern. Beide Organe bestehen noch jetzt. Ihre Mitarbeiterschaft setzt sich aus fast allen deutschen Sicherheits- und Gerichtsbehörden zusammen, die dort ihre Bekanntmachungen erlassen, ihre Erfahrungen austauschen.

Wer von den vielen verkorpten Hochstaplern und sonstigen Gaunern in den Banknetz eines dieser Blätter geräth, dem ergeht es wie der Fliege im Spinnennetze. Von allen Seiten werden die Fäden herangetragen, ihn zu umschlingen. Ob er sein Gesicht auch durch immer neue Masken zu verdecken weiß, ob er selbst durch viele Nummern, ja ganze Jahrgänge unentdeckt hindurchgeht — seine Entlarvung bleibt schließlich doch nicht aus. Besondere Dienste leistete in dieser Richtung die Lithographie und später die Photographie. Sie ersetzten mit Erfolg die immer unsicheren Personalbeschreibungen.

Ein Blick in diese „Anzeiger" ist auch für den Nicht-Fachmann von hohem Interesse. Dem Auge des Psychologen eröffnen sich hier Einblicke in die Menschentiefe, die ihm die Oberfläche des Lebens selten wiederspiegelt. Wenn er auf der einen Seite sich mit Ekel und Abscheu abwendet von diesem fletigen Herauskehren der dunklen Seiten der menschlichen Natur, kann er doch andererseits ihrer gerade hier am sichtbarsten hervorspringenden Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit, der Summe von Schlauheit, Witz, Willensfähigkeit, Geistesschnelle und kluger Berechnung eine Bewunderung kaum versagen. Wie oft drängt sich ihm da der Ausspruch Opheliens auf die Lippen: „O, welch ein edler Geist ging hier zu Grunde!" und dann

Digitized by Google

versenkt er sich wohl in den Gedanken, welch reiche Blüthen dieser Geist „am Bann der Menschheit" hätte treiben können, wenn das Gestirn seines Lebens nicht auf falsche Bahnen gedrängt worden wäre. Nicht immer ist ihm dieser Weg gleich bei der Geburt vorgezeichnet gewesen; oft hat er im geordneten Gleise begonnen und ist erst später in die falsche Richtung gekommen.

Das Leben eines solchen modernen hochstapelnden Gauners mit seiner zwischen Salon und Zuchthaus, Glanz und Elend, Furcht und Keckheit wechselnden Scenerie ist für die dichterische Phantasie weit ausgiebiger als das eines Räubers von ehedem. Hackländer hat in seinem „Europäischen Sclavenleben" eine solche Figur mit großem Effecte verwerthet. Dieser Herr von Brand, der beim Eintritte in die Salons den Geruch der Penne durch den Duft seines „coeur de rose" zerstreut, ist bis auf den umgehängten falschen Großmuthsmantel, den er noch von Rinaldini und Consorten erbte, ein ganz correctes Bild.

Stellen wir aus den zerstreuten Notizen zunächst das Leben eines solchen Hochstaplers zusammen!

Im Jahre 1838 quartierte sich im Gasthofe zum Bairischen Hofe in Speier ein Fremder ein, der sich für einen englischen Major Namens von Massow ausgab. Er führte sich in den dasigen Harmonieclub und in noch andre Kreise ein, indem er erzählte, er sei in Folge eines Duells mit dem Adjutanten des Königs von Hannover seines Dienstes entlassen worden. Die Veranlassung zu dem Duelle habe seine junge hübsche Frau gegeben, die einzige Erbin reicher Eltern. Sie sei aus Kummer darüber, daß sie ihn unglücklich gemacht habe, und zwar kinderlos, gestorben. Der Herr Major zeigte bei dieser Erzählung gewöhnlich das in Gold gefaßte Bild seiner Frau vor und „meinte wie ein Kind". Auch führte er zum weiteren Beweise für die Wahrheit seiner Angabe eine englische Zeitung bei sich, in welcher sich die Beschreibung eines derartigen Duells befand. Das Vermögen seiner Frau, sagte er weiter, habe er nicht angenommen, sondern es im Stolze der widerfahrenen Kränkung den Eltern seiner Frau gelassen und sich damit begnügt, von der Pension zu leben, die er durch den englischen Gesandten in Hannover oder in Frankfurt beziehe.

Daneben erzählte er viel von seinen Erlebnissen im russisch-türkischen Feldzuge, sowie von seiner Vorstellung bei König Louis Philipp, der ihn in herablassendster Weise empfangen und zur Tafel gezogen habe. Diese Erzählungen, die sonstige große Sachkenntniß, die er nach allen Richtungen hin entwickelte, in Verbindung mit dem seinen äußern Schliff seines Benehmens verschafften ihm die Sympathien der besten Kreise. Er wurde nicht bloß fast täglich in die ersten Häuser zu Gast geladen, er wurde geradezu der Liebling der ganzen guten Gesellschaft. Da er so wenig Glück in der Liebe gehabt hatte, so schien es erklärlich, daß er desto mehr im — Spiele hatte. Er gewann in der That seine Lehrmeister fast täglich. Mit der Zeit fiel es seinen Spielgenossen allerdings auf, daß die schwarzen Aß fast beständig in seinen Händen waren. Man untersuchte die Kartenblätter und fand an denselben allerhand Nägeleindrücke. Die Spielgesellschaft wandte sich seitdem von ihm ab, nicht so die andern Kreise. Dort blieb seine Stellung noch unerschüttert. Inzwischen hatte seine Hotelrechnung einen ansehnlichen Betrag erreicht und da sie unberichtigt blieb, so wandte sich der Wirth nachdrängend an die englische Gesandtschaft in Frankfurt. Von da bekam er die Antwort, daß ein Major M. weder zu einem Pensionsbezuge berechtigt, noch überhaupt der Name in der englischen Armee bekannt sei. Der Wirth verschwieg diesen Umstand nicht, auch der Unterschleif beim Kartenspiel wurde ruchbar. Das Publicum wurde nachdenklend; das Vertrauen begann zu weichen, und die Polizei nahm Notiz davon. Da versammelte der Major seine Bekannten um sich. Er hatte kurz vorher mehrere hundert Flaschen seinen Rheinweins von einem Rüdesheimer bekannten Hause bestellt und erhalten. „Meine Herren," redete er nun zu den Geladenen, „ich hatte mir vorbehalten, Sie von Zeit zu Zeit zu mir zu bitten, und mir den Wein dazu kommen lassen. Neue Nachrichten bestimmen mich, früher als es mein Wunsch war, von hier abzureisen, und Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir den Wein um den Ankaufspreis abnehmen wollten. Sie werden ihn sobald nicht wieder so gut und billig bekommen." Die Freunde tauften ihm bereitwillig den Wein für dreißundert und einige sechzig Gulden ab; der Major bezahlte mit dem Gelde des Weinhändlers seine Schulden und reiste ab.

Im Frühjahre des folgenden Jahres treffen wir unsern von M. wieder in Hamburg. Er hat sich im „Hôtel de Russie" einquartiert, führt dort an der Tafel stets das große Wort, drängt sich in die Familie eines russischen Generals, miethet sich dann eine Privatwohnung, hält Equipage, Bedienten, Jockeys, verkehrt viel mit Engländern, spielt mit großem Glücke und hat auch hier Zutritt in den ersten Familien. Im Sommer besucht er das Bad Travemünde. Hier ist er der gefeierte Held der Saison, arrangirt Lustfahrten, macht die Honneurs auf den Bällen u. dgl. mehr. Alles ist entzückt von dem liebenswürdigen Major, und wenn er in seinem Cabriolet, den Bedienten im Fond, durch die Alleen fährt, lüften die Herren die Hüte und die Damen schwenken die Tücher. Den Winter verlebt er wieder in Hamburg. Dort war inzwischen die Zahl seiner Gläubiger zu einer merklichen Höhe angewachsen. Sie begannen, ihn zu drängen. Daneben machte man, namentlich im Club bei Giovanoli, wo er viel verkehrte, auch hier die Entdeckung von der eigenthümlichen Vorliebe der vier Aß für die Person des Herrn Majors, sie wie von dem weitern Umstande, daß beim Spiele unter den Tisch gefallene Geldzettel nicht wieder zu finden waren. Es schwirrten allerlei Gerüchte durch die Luft. Der Herr Major entzog sich ihnen durch eine rasche Abreise, jedoch nicht ohne seinen auf die Herzen zweier vermögender Damen gewonnenen Einfluß zur Gewinnung eines Duelles zu benutzen. In Lübeck hatte er alte Travemünder Bekannte. Der Eine machte sich ein Vergnügen daraus, dem siebensündigen Major zweihundert Mark vorzuschießen, der Andere ihm zu einem Passe zu verhelfen. Der Herr Baron verlegte nun den Schauplatz seines Wirkens nach Pyrmont und spielte mit dem erschwindelten Gelde dort die Rolle eines pommerschen Rittergutsbesitzers mit Erfolg. Doch geriete ihn die Nähe der preußischen Polizei. Er reiste ab und wandte sich nach Süden. In München wußte er sich sogar bis in die Nähe des Königs zu drängen.

Dann verschwindet er in Deutschland eine Zeitlang vom Schauplatz, um in den nächsten Sommern an den Spielbänken verschiedener Bäder wieder aufzutauchen. Er führt hier abwechselnd die Firmen: Gouverneur Massow von Portsmouth, Baron Massen aus Holstein, Baron von Malzahn, Massen und Adolf Hasslen und renommirt viel mit seiner Bekanntschaft französischer Generale, die er in Algier gemacht. Die Polizei kennt ihn längst; sie macht an ihm förmliche Studien, aber sie kann nicht an ihn kommen, seine Person nicht feststellen.

Da ereilt ihn sein Verhängniß in Gent. Dort verurtheilt ihn 1844 der ostindische Assisenhof wegen Betrugs und Fälschung zu fünfjähriger Einkerkerung. Dort entschließt er sich auch, die seither hartnäckig verweigerte Demaskirung vorzunehmen. Sein Vorleben wird festgestellt, und Polizei, wie Gericht erneuern in ihm nur eine — alte Bekanntschaft.

Man wußte nun, daß er der frühverwaiste Sohn eines preußischen Husorenofficiers, andern Namens, aus Tr. in Schlesien war, daß er nach kurzer Dienstzeit das preußische Militär heimlich verlassen und sich in russische Dienste begeben hatte, daß er nach einigen Jahren von dort zurückgekehrt, in Wien auf preußische Requisition verhaftet und vom Oberlandesgericht Hwegen Desertion, Führung falschen Namens und Charakters sowie wegen Betrugs zu einer halbjährigen Gefängnißstrafe und zu Geldbußen verurtheilt worden war, daß er dieselbe anderen drohenden Untersuchungen sich nur durch rasche Flucht entzogen und, überall ausgewiesen, sich unter den Namen eines Herrn von Plathen, von Oppersdorf, von Stegmann, von Stedewitz, von Arnim, gleichmäßig mit dem eisernen Kreuze und im Besitze eines ganzen Küstchens voll Ordensdecorationen, in Dresden, Teplitz, Dessau, Sondershausen, Gotha, Darmstadt, Hannover, Hildesheim, Wolfenbüttel, Leipzig, Schleudig, Nonneburg aufgehalten hatte. Beim Oberlandesgericht Naumburg war er noch mit der Abbüßung einer dreijährigen Zuchthausstrafe im Rückstande. Er war nach der Schweiz geflohen. In Interlaken und Genf erinnerte man sich seiner wieder. In Venedig war er wegen Raufhändeln und Benutzung gefälschter Creditbriefe bestraft worden. Dies Alles war seinen Triumphen in Speier, Hamburg und Travemünde vorhergegangen.

Von dem Zuchthause wieder ausgeworfen, begab er sich nach

Digitized by Google

Paris. Nun schwiegen die Acten lange von ihm. Da geschah es, daß im Sommer 1859 in Homburg der Kellner eines Genfer Hôtels erschien, um einen dort weilenden Badegast Namens Alexander Marshall aus England wegen eines Wechsels zur Rede zu setzen, der sich als falsch erwiesen hatte. Da kam denn auch zur Entdeckung, daß ähnliche auf Londoner Häuser gezogene Wechsel ein Rentier Marson aus Dublin den Winter vorher in süddeutschen Städten anzubringen versucht, ein Heidelberger Banthaus dabei auch wirklich geprellt hatte, weiter, daß im Jahre 1858 ein französischer Oberstlieutenant Massen in einem Gasthofe ersten Ranges in Dresden mit Frau, Kind und Bonne logirt und sich als Bevollmächtigter der englischen Regierung für Eisenbahnangelegenheiten ausgegeben, trotz seiner hohen Mission aber die Zeche und die Kaufpreise für entnommene Waaren schuldig geblieben war. Und nun erkannte die deutsche Polizei in diesem Oberstlieutenant Massen trotz seiner aufgesetzten grünen Brille rasch ihren alten Hamburger Major wieder.

Dieser salsionable Gauner gehörte von Hause aus den gebildeten Ständen an, wie viele plebejische auch. In den meisten Fällen steckt hinter der süttershaften vornehmen Hülle ein Mensch von gewöhnlichem Herkommen und sehr zweifelhafter Bildung, ein ehemaliger Bedienter, ein phantastisches Schneiderlein, ein routinirter Kellner, ein verkommener Schreiber.

So war Fürst Georg Witacky aus Athen, der mittelst gefälschter Creditbriefe deutsche Bankhäuser um bedeutende Summen betrog, der Sohn eines armen Bäckers in Smyrna und der Freiherr von Butler, dessen Name durch viele Bände des Polizeianzeigers hindurchgeht, ein aus der Lehre entlaufener Kürschnergeselle, der Sohn eines Friseurs in C. So mußte sich der in den sechsziger Jahren mit großer Prätension in den ersten Frankfurter Hotels auftretende Graf Truchseß-Symborski aus Klausenburg seine endliche Entpuppung als ganz gewöhnlicher, aus einem Dorfe bei Weinsberg stammender Sterblicher gefallen lassen. Der Herr Graf trug eine unbekannte, mit einem Orden decorirte Uniform und zeigte den Wirthen, die über seine augenblickliche Geldverlegenheit stutzten, Documente vor, aus denen klar hervorging, daß ihm eine Erbschaft von fünfzigtausend Gulden in Bukarest bevorstand. Auch traf nach einiger Zeit ein Brief aus Wien an den Herrn Grafen ein, der die genauesten Angaben über diese große Bukarester Erbschaft enthielt. Der Graf war so herablassend, den Inhalt dieses Briefes seinem jeweiligen Hôtelier nicht vorzuenthalten — nur das Eine verschwieg er dabei, daß er diesen Brief als Einlage eines andern erst nach Wien spedirt hatte. Der letztere war an einen Wiener Wirth gerichtet, dem er unter hochtrabenden Titeln und Namen seine bevorstehende Ankunft angezeigt und ihn dabei ersucht hatte, den inliegenden Brief an den Adressaten, oder falls dieser, wie beabsichtigt, nicht bei ihm eingetroffen, nach Frankfurt an das Hôtel X. zurückzuschicken.

Dieser Graf Truchseß gehörte auch zu der Species der gaunerischen Don Juans. Er hatte einige Jahre vorher in Hamburg ein verschwenderisches Leben geführt, war trotz seiner reichen Wittwe, welcher er die Heirath versprochen hatte, zuletzt aber flott über die Tochter einer angesehenen Familie entführt und sich auch mit ihr als Graf und Ritter des Erlöserordens trauen lassen. Dann war er nach Mexico gegangen. Einige Zeit darnach tauchte er jedoch ohne Frau als spanischer Marquis in Brüssel wieder auf, suchte dort vergeblich den spanischen Gesandten von seiner geheimen Mission als Vertrauter Narvaez' zu überzeugen, ging nach Deutschland und verlockte hier wieder durch Heirathsversprech eine bairische Wirthstochter, mit ihm zu ziehen. Für sie folgte auf den kurzen Traum als spanische Marquise ein sehr bitteres Erwachen, denn der Graf war eines Morgens in der Schweiz sammt ihren Effecten verschwunden. Schließlich machte das Zuchthaus seinen Donjuaniaden ein Ende.

Es sind dies nicht die einzigen Opfer des dämonischen Zaubers geblieben, den die abenteuerliche Romantik solcher fahrenden Glücksritter auf das weibliche Herz auszuüben vermag. Indeß treten oft genug auch die Vertreterinnen des schönen Geschlechts in selbstständigen Gaunerrollen, mindestens als treue Helferinnen gaunerischer Genossen auf. Meisterinnen der Verstellung, wie sie der Dichter bezeichnet, sind sie zumeist nicht die schlechtesten des Gewerbes. Bei Manchen von ihnen ist wirkliche Ueberspannung der Impuls zu ihrem verbrecherischen Treiben, so daß sie selbst an die Fabel ihres Lebens glauben, wie bei der Frau Pseudo-Obrist von M., einer verdorbenen Gouvernante. Sind sie noch jung und gar schön dazu, so sind sie höchst gefährlich — unter Umständen sogar der Polizei, die ja auch ein Herz in ihrem Busen trägt. Von einer solchen Hochstaplerin, einer gewissen Anna B—r, die als Fräulein von Wangenheim, Majorin Schmidt, Marquise von Pückler-Muskau die Welt durchzog, viel trank, Cigarren rauchte und sich auch noch andere Uebergriffe in die Sphäre des Mannes erlaubte, dabei die zahlreichsten Erlebnisse zum Besten gab, inzwischen auch einmal durch Gefängnisse und Correctionsanstalten hindurchlief, entwirft ein Polizeibeamter folgende Schilderung:

„Man kann ihr trotz ihres gaunerischen Lebens seine Bewunderung nicht versagen, denn sie imponirt. Ihr Benehmen ist, so lange sie sich beherrscht, fein, vornehm. Ihre Rede ist gewandt, unterhaltend und so fesselnd, daß man ihr gern zuhört und zuletzt auch an die fabelhafte Geschichte ihres Lebens glaubt."

Diese weiblichen Gaunerinnen drängen, wenn sie nicht blos auf ihr hübsches Gesicht reisen, gern die Masken der Officiers- und Beamtenwittwen, Gouvernanten, Künstlerinnen (ohne Kunst), Agentinnen für Dienstboten u. dgl. Den letzteren locken sie tüchtige Provisionen ab. Eine solche „Agentin für englische Bonnen" hielt sich erst im vorigen Jahre längere Zeit in einem Dresdener Hôtel unter dem bestechenden Namen „Gräfin Reventlow" auf, empfing eine große Anzahl junger Damen und vergab bei ihrer etwas plötzlichen Abreise, wahrscheinlich im Drange der Geschäfte, Wirth und Schneider zu bezahlen. — Ein sehr einträgliches Geschäft für arbeitsscheue Dirnen ist seit Langem das Vermiethen an mehrere Herrschaften gegen Empfangnahme des Miethgeldes. Die Leichtsertigkeit, mit welcher viele Herrschaften mit oft ganz unbekannten Personen Miethsverträge schließen, wäre kaum glaublich, wenn sie nicht in dem namentlich auf dem Lande bestehenden Dienstbotenmangel ihre Erklärung fände.

In gewisser novellistischer Zug liegt in dem Verfahren der auf Verlobungen ausgehenden Gaunerinnen. Sie haben es vornehmlich auf junge Bauernbursche abgesehen, die gern reich heirathen möchten. Da man auf dem Lande immer noch viel auf die Ehrlichkeit in Gesicht und Rede giebt, so wissen sie bald den Glauben an ihre vorgespiegelten Reichthümer und damit die Neigung der geldlüsternen Freier zu erwecken. Nach mehrfachen Erpressungen und einer schwelgerischen Verlobungsnacht sind sie dann wie Gespenster im Morgenhauche verschwunden.

Das reiche Gebiet der Liebe wird natürlich noch in vielfacher Weise von der gaunerischen Praxis ausgenutzt. So ist die Praktik bekannt, daß ein Gauner mit dem an's Fenster gelockten Hausmädchen ein Liebesgespräch unterhält, damit sein Genosse ungestört in's Haus einschleichen und dort hantiren kann.

Daß es bei vielen unserer Heirathsagenten auch nur auf eine Geldprellerei abgesehen ist, das beweist z. B. der polizeiliche Brief eines solchen an einen anfragenden Heirathslustigen. Darin schreibt der Agent, nachdem er dem heirathslustigen Anfrager durch die Angabe, daß er „eine Auswahl von hübschen und vermögenden Damen augenblicklich bis zu zweihunderttausend tausend Thalern an der Hand habe", vorher den Mund wässern gemacht hat: „Gleichzeitig senden Sie mir auf jedes Tausend Thaler Vermögen, das Sie von der Braut wünschen, einen Vorschuß von fünf Thalern, mindestens aber einen Vorschuß von fünfzehn Thalern, ein und längstens drei Wochen später beraume ich ein Rendez-vous mit einer oder mehreren passenden Damen an. Damen versenden ihre Photographien nur sehr ungern, weshalb ich auch keine versende. Das Honorar beträgt vier Procent, welches sich nach dem Vermögen der Braut richtet und acht Tage vor der Verheirathung zu zahlen ist." Der über eine solche Kühle weiblichen Reichthums verfügende Communisman war selbst bereits fruchtlos ausgepfändet, auch schon bestraft.

Wie überhaupt das Gaunerthum mit den jeweiligen Anschauungen und Bedürfnissen zu markten versteht, wie es jeden neuen Fortschritt sich dienstbar zu machen weiß, so hat es auch unter geschickter Benutzung des sehr ausgebildeten Zeitungsannoncenwesens den materiellen Drang der Gegenwart nach Reichthum und raschem Erwerbe für sich ausgebeutet und so, ohne es zu wollen, eine stärkere Satire geliefert als je ein Dichter in Roman und Drama.

Digitized by Google

Diese „Nachweisungen eines täglichen Nebenverdienstes von fünf- bis sechshundert Gulden, einer lohnenden Beschäftigung ohne Aufwand von Zeit", diese „Aufforderungen an Capitalisten, sich mit einer Einlage von so und so vielen Hunderten oder Tausenden von Thalern an gewinnbringenden Geschäften zu betheiligen", lasen sich sammt und sonders auf eine Schwindelei hinaus. Die Nachfragenden erhielten nach Einsendung eines die Antwort bedingenden Vorschusses entweder gar keine Auskunft, oder es wurde irgend ein altes Kalenderrecept, eine Anweisung zur Züchtung von Seidenraupen in der Stube mitgetheilt, ihnen der Hausirhandel mit alten Büchern empfohlen oder die Mitgliedschaft einer Spielbankenzersprengungsgesellschaft offerirt u. dgl. mehr. Auch unsere „Gartenlaube" hat es sich längst zur Aufgabe gemacht, das Publicum über diesen Zeitungsschwindel, namentlich in seiner Ausdehnung auf Geheimmittel, aufzuklären. Sie gehört ja selbst auch zu den Gegenspielern des Gaunerthums. —

Daß die Gauner auch das religiöse Gebiet mit Geschick auszubeuten verstehen, darf nach all dem Erwähnten kaum noch Wunder nehmen. Diese Classe der gaunerischen Tartüffe ist sogar sehr stark vertreten. Da sammeln entlassene katholische Geistliche unter veränderten Namen für Klöster und religiöse Vereine, ja lesen ungesehnt Messe. Einer giebt sich für einen Bruder des Grafen Chambord aus, ein Anderer, ein entlassener Seminarist auf Grund eines gefälschten Documents für den Generalvicar von Fez. Ein landstreichender Schmiedegesell zieht in Baiern bald als Weltgeistlicher, bald als brauner Franciscaner, mit dem unvermeidlichen Strick umgürtet, herum, behauptet drei Jahre lang Sclave bei heiligen Grabe in Jerusalem gewesen zu sein und bringt Heiligenbilder und Sterbekreuze von daher mit, die er — aus den nächsten Fabriken bezogen hatte. Ein Böttchergesell M. spielte erst vor zwei Jahren die Rolle eines Eremiten seligen Andenkens, hielt sich in Höhlen und an entlegenen Orten auf und erweckte damit und auf Grund gefälschter Zeugnisse die fromme Mildthätigkeit. Ein Dritter, ein sächsischer Damastweber aus Kamenz, wandelt (1860) im Pilgergewande umher, giebt an, er sei in Jerusalem gewesen, erzählt viel von den heiligen Orten und vertreibt kleine Steine, die „von den Füßen Jesu und Mariä betreten worden seien". Die ungläubige Polizei nimmt sein Auftreten für Betrug, und er beschließt seine Pilgerlaufbahn im Gefängniß.

Zahllos waren, namentlich früher, die falschen Candidaten der Theologie, die bei Landpfarrern Einkehr und Herberge nahmen. Einer von ihnen wußte sich so in das Vertrauen eines biedern Landgeistlichen im südwestlichen Thüringen einzuschmeicheln, daß dieser ihm die Tochter verlobte. Erst als er die Kanzel zur Abhaltung der Bräutigamsprobepredigt bestiegen hatte, erkannte der Herr Pfarrer den Schelm.

(Schluß später.)

Aus dem nächtlichen Thierleben in der Oase.*

Von G. Schweinfurth.

Im Westen des ägyptischen Nilthals, auf einem Flächenraum, groß genug, um ganz Deutschland und Frankreich in sich aufzunehmen, breiten sich Wüsten aus, wie man sie sich abschreckender nicht vorzustellen vermag. Eine derartige Oede und Einförmigkeit, und dazu von solcher Ausdehnung, sucht ihres Gleichen auf dem gesammten Erdenrund, und wer sie gesehen, kann sagen, daß ihm die Wüste den Begriff der Unendlichkeit veranschaulicht hat, dem Weltmeere gleich mit seinem unabsehbaren Wasserspiegel.

Die neuere Geographie belegt diese Wüste mit dem Namen der Libyschen. Sie bildet das östliche Drittheil von jenem Meer des Sandes und der Steine, welches man als Sahara im Großen und Ganzen bezeichnet. — Die Libysche Wüste weist alle Schrecknisse des Durstes, des Hungers, der Ermattung in ihrer furchtbarsten Gestalt auf; sie bleibt in dieser Beziehung wohl außerhalb allen Vergleichs mit anderen Wüstengegenden. Tage, ja Wochen lang kann der Reisende umherziehen, ohne etwas Anderes zu erblicken, als den unabänderlichen Wechsel desselben blendenden Kalkgesteins und derselben dünnenartigen Hügel von gelbem Sande; wiederholt führt der Weg stundenweit über eine Ebene von derartiger Vollkommenheit, daß auf ihr ein Zuckerhut sich augenehmen würde wie ein Berg, und daß der Topograph Steine abzubilden hätte, wollte er an solchen Stellen seine Karte mit irgend welchem Detail ausfüllen. Dem Auge des Wanderers bietet sich keine andere Erquickung dar, als das Blau eines nie getrübten Himmels.

Nach dem, was ich vorausgeschickt, wird es den Leser umsomehr überraschen, wenn ich ihm sage, daß selbst die scheinbar ödeste Wüste ihre Bewohner ernährt und daß die libysche eine Fauna beherbergt, welche sich aus sehr verschiedenen Classen des Thierreichs zusammensetzt, von der Schnecke und dem Insect, welche der kärgliche Thau der Nächte beglückt, bis hinauf zu dem hochentwickelten Raubthier, das einer sehr substanziellen Speise bedarf. Alle diese Thiere sind von der Natur mit einem Organismus ausgerüstet, welcher ihnen den Kampf gegen jene lebensfeindliche Starrheit der Wüste ermöglicht, der jedes andere Wesen erliegt. Wie bei den Pflanzen der Wüste, ist das Räthsel ihrer Erhaltung mehr in den Geheimnissen ihrer inneren Organisation als — abgesehen von den Schutzmitteln, welche sie selbst hin und wieder darbietet — in der Natur der äußeren Verhältnisse zu suchen, unter welchen sie leben. Nicht das Quantum oder die Qualität der zu ihrem Unterhalte dienenden Stoffe kommt bei ihrem Dasein in Betracht, wohl aber die Art und Weise, in welcher sie dieselben zu verwerthen vermögen, das Maß des aus dem Dargebotenen gezogenen Nutzens. In dieser Hinsicht gleicht der karge Haushalt der Natur in den heißen Wüsten von Sand und Steinen auffallend demjenigen, welchen wir in den Eis- und Schneewüsten der Polarzone wiederfinden. Wo ein Kameel stark und fett wird, da kann das Pferd ebensogut verhungern, wie auf den Weidegründen eines wohlgemästeten Moschusochsen von Grönland.

Dafür genießen aber auch diese von der Natur auf die äußerste Sparsamkeit im Betriebe ihrer Lebensverrichtungen angewiesenen Existenzen, in den Wüsten des Pols so gut wie in jenen der Sahara, gewisser Vortheile, auf welche viele Geschöpfe, die in Fülle und Mannigfaltigkeit der Kost schwelgen dürfen, anderswo verzichten müssen: es sind vor Allem auf der einen Seite Ruhe und Ungestörtheit, auf der anderen eine immense Weite des Reviers und ihre Leichtigkeit des Fortkommens auf demselben. Gazellen und Wüstenfüchse vermögen auf ihren nächtlichen Streifzügen unglaubliche Entfernungen zurückzulegen.

Aber, wird man fragen, diese einförmigen Flächen, auf welchen der geringste Grund Gegenstand sich von Weitem so bemerkbar macht, bieten ihnen doch die größte Gefahr einer gegenseitigen Verfolgung dar? Mit nichten; denn die Natur kleidet alle diese Thiere in das Gewand der „schützenden Aehnlichkeit", ertheilt ihrem Kleide die Farbe des Bodens, auf welchem sie sich bewegen. In der That kann es im Allgemeinen als Regel gelten, daß den Thieren der höchsten Polarzone die Farbe des Schnees, denen der Wüste aber die Farbe des Sandes eigen sei. Man möchte versucht sein, sagt Brehm an einer ähnlichen Stelle, bei Betrachtung der Wüstenthiere einmal gläubiger Nachbeter der Zweckmäßigkeitslehre zu sein.

Die Bewohner der Wüste, in Sonderheit die höher entwickelten, wissen aber auch noch durch andere, ihrer Lebensart eigenthümliche Regeln den sich dem Dasein entgegenstellenden Gefahren aus dem Wege zu gehen. Sie bedienen sich unterirdischer Wohnungen und suchen sich ihre Nahrung unter dem Deckmantel der Nacht. Zu Beidem zwingen sie außerdem die klimatischen Verhältnisse. Diese nördlichen Wüstenstrecken sind nicht nur durch die beispiellose Seltenheit des Regens, sondern auch durch ungewöhnliche Temperaturschwankungen ausgezeichnet.

* Wir möchten unsere Leser ganz besonders auf diesen Artikel Afrikas" ein durchaus gerechtfertigtes Aufsehen erregt.

des berühmten Reisenden hinweisen, dessen neuestes Werk „Im Herzen D. Red.

Digitized by Google

Man kann getrost sagen, daß der Regen in der Libyschen Wüste eine so seltene und locale Erscheinung sei, wie der Nachtfrost in Deutschland zur Sommerzeit. Im Januar und Februar kann in diesen Wüsten bei Nacht das Thermometer einige Grade unter den Gefrierpunkt fallen; die mittlere Tageswärme dieser Monate bleibt weit hinter dem von Ländern derselben Breite zurück. Die Hitze der übrigen Monate ist groß. Nie eine regenspendende Wolke, nur die Nacht wirft alsdann ihre kühlenden Schatten über die stets durstende Erde, und sehnsüchtig harren die Pflanzen des wiederkehrenden Thaus, den ihnen der Nordwind bringt.

In ihren tiefen Gruben und Löchern genießen die Thiere des Vorzugs einer mittleren Jahrestemperatur; im Winter sind ihre Behausungen warm, im Sommer zur Tageszeit weit kühler als die äußere Luft. Das nächtliche Umherstreifen beschränkt ihren Wasserbedarf auf das niedrigste Maß. Es erklärt sich aus dem Angeführten von selbst, daß alles Thierleben in der Wüste mehr oder minder einen nächtlichen Charakter annehmen muß.

In der absoluten Wüste äußert sich indeß das thierische Dasein überall als ein exceptioneller Nothstand; die Thiere fristen daselbst, wie die Pflanzen, eine eigentlich nur der Erhaltung des Individuums, nicht der Vermehrung gewidmete Existenz. Wie nun die Pflanzen gewisser Vegetationsmittelpunkte bedürfen, um die Wüste selbst immer wieder mit frischen Keimen zu versehen, die sich bald hier, bald dort die Bedingungen zu ihrer Existenz zu suchen haben, wie wir das Wüstenkameel alljährlich auf den fetten Kleeweiden des Nilthals einer Stärkungscur unterzogen sehen, so schöpft auch das ephemere Thierleben der eigentlichen Wüste aus deren Vorrathskammern, den Oasen, stets neue Lebenskraft. Es ist anzunehmen, daß ohne eine solche Schadloshaltung die Art in den meisten Fällen allmählich auf jeden weiteren Fortbestand zu verzichten hätte.

Solche Stützpunkte des Thier- und Pflanzenlebens sind die Oasen, welche gleich einsamen, kleinen Eilanden hin und wider, meist aber in ungeheuren Abständen von einander, aus den öden Flächen des steinernen Meeres hervorstechen. Strabo vergleicht die Wüste mit ihren Oasen einem gefleckten Leopardenfelle, aber ein derartiges Bild würde, auf die Libysche angewandt, zu den übertriebensten Vorstellungen Veranlassung geben, denn diese Flecken sind winzig klein, sehr zerstreut und unregelmäßig vertheilt. Die Oasen sind nicht Flecken, sondern Löcher in der steinernen Decke, welche der organischen Schöpfung die Basis eines quellreichen und Pflanzenwachsthum ermöglichenden Bodens entzogen hat. Tief unter dem über tausend Fuß hohen Kalksteinplateau, das die Libysche Wüste darstellt, bewegen sich räthselhafte Wasserzüge von erstaunlicher Fülle. Da, wo nun diese Plateau Lücken darbietet, die durch Einstürze noch völlig unbekannter Natur entstanden, konnte sich das Wasser aus der Tiefe Bahn an die Oberfläche brechen. Der Mensch siedelte sich an den Quellen an, und indem er der Natur nachhalf, indem er durch künstliche Brunnenschachten einen immer reicher werdenden Wasservorrath erschloß, vermehrte er den Umfang dieser Zufluchtsstätten auch für die Pflanzen und Thiere. Manche Oasen wurden dergestalt zu kleinen, wohlbevölkerten Culturdistricten; später, als die Hülfe des Menschen nachließ, als Hunderte von Brunnen verschüttet waren, nahm auch die Wüste wieder von dem ihr abgetrotzten Boden Besitz; die wandelnden Sandhügel bedeckten das gewonnene Ackerland und nur wenig erhielt sich von der ehemaligen Cultur. In dieser Lage befindet sich zu unserer Zeit die Große Oase, welche man einige Tagereisen im Westen von Theben erreicht, und die deshalb auch den Namen der Oase von Theben führt.

Das Vorhandensein eines Restes von Culturland, welches selbst heute noch immerhin seine fünf- bis sechstausend Menschen ernährt, mußte natürlich daselbst die Bildung der oben erwähnten Verbreitungsmittelpunkte gewisser Thierarten begünstigen, welche wir in weitem Umkreise um die Große Oase, gleichsam strahlenförmig in die völlige Einöde der Wüste hinaus ihren Einfluß ausüben sehen. Zunächst erblicken wir am Rande der Wüste den, Boden von zahllosen Löchern kleiner Nagethiere durchfurcht, von denen, bei der überraschend großen Anzahl der in der Großen Oase vorhandenen Raubthiere, angenommen werden kann, daß sie einer fast unbegrenzten Vermehrung fähig seien. Es sind Springmäuse und Wüstenmäuse, welche hier ihr Wesen treiben, schwelgend im Ueberfluß aufgehäufter Lebensmittel, während ihre Artgenossen im Innern der Wüste von den wenigen dort vorhandenen Wurzeln, vom Miste der Zugvögel und dergleichen ihr Dasein fristen müssen und vielleicht nie einen Tropfen flüssigen Wassers zu kosten bekommen. Die großen Haine der Dattelpalme aber, welche den Hauptgegenstand der Oasencultur ausmacht, wimmeln von großen Ratten der Alexandriner Art. Auf die Häufigkeit dieser Nager stützt sich vornehmlich die Existenz der in der Großen Oase und ihrer Umgebung angesiedelten Räuber größerer und kleinerer Art. Es sind ihrer daselbst fünf Arten, und da ihre Individuenmenge zu den bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten dieses abgeschiedenen Erdenwinkels gehört, so konnten sie vor Allem meine Aufmerksamkeit während eines drei monatlichen Besuches im vergangenen Winter auf sich. Das größte von den fünf Raubthieren der Oase — denn die Hyäne fehlt daselbst des geringen Viehstandes und der mangelnden Kameele wegen — ist der nordafrikanische Wolf, den die Araber „Dib“ nennen. Alsdann folgen der Größe nach der libysche Luchs, der Nilluchs, der Schakal und zuletzt der kleinste Repräsentant der wilden Hundsfamilie, der dem Edelmarder an Größe gleichkommende Wüstenfuchs oder „Fennek“, der Gegenstand des beigegebenen Holzschnittes.

Lange kann ein Reisender Aegyptens Wüsten durchwandert haben, bevor ihm von den räuberischen Vierfüßlern, die sie bewohnen, durch Zufall einmal mehr zu Gesicht gekommen wäre, als die Fußspur, welche sie hinterlassen. Große Geduld auf nächtlichem Anstande hat er zu bewahren, will er des Einen oder Anderen derselben irgendwo habhaft werden. Das sicherste Mittel zu diesem Zwecke gewähren ihm unsere Fallen und Fangeisen, denn diese zwar im Uebrigen so schlauen Naturkinder fallen ihnen in Folge ihres ungewitzigten Gemüths gar leicht zum Opfer.

Am besten hatten sich während meines letzten Besuchs in der Oase die größeren Fuchsgeier oder Schwanenhälse bewährt, denn mit Ausnahme des verschlagenen Dib gingen alle die genannten Räuber unbedenklich in die Falle, selbst wenn der Apparat blos offen auf den Sand gelegt worden war. Nur durfte seine Anwendung in einer und derselben Gegend nicht mehrere Tage hintereinander fortgesetzt werden; ungeachtet der sorgfältigsten Reinigung mieden alsdann alle Thiere das verrätherische Eisen, als wäre die Kunde von einer Seitens der Angst des Fremden drohenden Gefahr schnell unter ihnen von Munde zu Munde gegangen. Wer aber nie, selbst wenn sie auf's Sorgfältigste im Sande vergraben worden, in die Falle ging, war der von den Oasenbewohnern hinsichtlich seiner Geschicklichkeit dem Affen zur Seite gestellte Dib, der Wolf der Wüste. Stets unsichtbar dieser voll Mißtrauen den freiliegenden Köder, scharrt und tastet, sondirt wohl auch die Stelle von unten her, bis das tückische Eisen seinen Bissen freiliegt; man vermag ihm eben nur mit Hülfe der Kugel beizukommen.

Unmittelbar nach Sonnenuntergang beginnen die Dibs ihre Streifzüge, kehren aber bei völliger Dunkelheit wieder zu ihren Schlupfwinkeln zurück, denn ihr schwaches Gesichtsvermögen flößt ihnen alsdann ein Gefühl von Unsicherheit und Zaghaftigkeit ein. Dies ist auch der Grund, weshalb sie bei ihren Unternehmungen einer mondklaren Nacht den Vorzug zu geben und ihre Hauptcouips für das erste Morgengrauen zu reserviren pflegen. Allabendlich bei vorgeschrittener Dämmerung hallte die ganze Oase wieder vom abscheulichen Gebeule der Dibs, welche sich am Rande des Culturlandes zusammenrotten, um den daselbst besonders häufigen Wüstenmäusen, in Ermangelung einer besseren Beute, mit vielem Eifer nachzugraben. Andere wagen sich frech bis in die Gärten und Dattelhaine, wo sie sich mit den Hunden der Bewohner umherbalgen. Wenn die Dibs zu heulen beginnen, so geschieht es in der Regel a tempo und so unerwartet und plötzlich, daß der Reisende erst nach geraumer Zeit sich des täuschenden Eindrucks zu entschlagen vermag, als wären es wehklagende Kinderstimmen, die er vernimmt. Oft bin ich in solchem Falle erschrocken in's Freie geeilt, um die Ursache des Geschreies zu erfahren; das bald darauf einfallende Hundegebell mußte mich immer wieder von Neuem meines Irrthums belehren. In langgezogenen herzerreißenden Tönen erschollen da ihr von Hunger und Brodneid eingegebenes Jammergeschrei; dazu gesellte sich nach der nächtliche Ruf des Käuzchens, welches überall im alten Gemäuer zu Hause ist, der Stimme eines alten Weibes nicht unähnlich. Die übrigen Räuber verriethen durch feinen Laut

Digitized by Google

Wüstenfüchse in der Nacht. Originalzeichnung von O. Mützel in Berlin.

ihre den Taubenhäusern und Hühnerhöfen so gefährliche Nähe. Schweigsam schlichen sie ihre bedächtigen Wege.

Die Stimme des Wüstenfuchses habe ich nur in meinen eigenen Mauern zu hören bekommen, obgleich dieses Thier an Menge alle die Stammesgenossen in der Oase bei Weitem übertrifft und stellenweise der Sandboden von seinen Gräbern wimmelt, als wäre eine Hammelherde darüber weggezogen.

Der Wüstenfuchs ist im südlichen Algier und Marokko ebenso häufig wie in der Libyschen Wüste, welche er in ihrer ganzen Ausdehnung von den Thoren Alexandriens bis nach Kordofan hinein, von Dongola bis nach Fezzan zu bewohnen scheint. Der Name Fennek war indeß in der Großen Oase unbekannt; die Eingeborenen pflegten die Wüstenfüchse schlechtweg als „Hoffenat", das heißt Füchse, zu bezeichnen. Da ich kein Verfahren kannte, die letztgenannten Thiere lebendig einzufangen, dieselben aber seit langer Zeit ein besonderes Bedürfniß des Berliner Zoologischen Gartens bildeten, so forderte ich die Eingebornen durch verlockende Angebote zu ihrem Fange auf. Es waren kaum vierzehn Tage verstrichen, als ich mich auch schon im Besitze von drei Dutzenden dieser reizenden Geschöpfe befand, und immer neue wurden mir zugetragen — der Vorrath schien in der That unerschöpflich.

Weil ich nicht Ketten und Käfige genug zur Hand hatte, um die Füchse alle festzumachen, so entwich mir der größte Theil derselben in kurzer Zeit; andere verendeten durch allerhand Unfälle, durch Erdrücken, durch herabfallende Steine in der Ruine, die mir als Herberge diente; der Ersatz wäre immer wieder von Neuem auf's Leichteste zu beschaffen gewesen. Den Fennek-Fang hatten die Knaben der Oase für sich allein in Anspruch genommen. Wo man zwischen den Sanddünen oder den Kalkfelsen nur hindlicken wollte, überall begegnete man den kleinen aus Gras und Stroh errichteten Hütten, welche die Knaben im Umkreise des Ortes als Fallen aufgestellt hatten. Als Köder bedienten sie sich der Datteln, der Lieblingsspeise des Wüstenfuchses, welche er jeder andern Kost vorzieht. Die einen Fuß hohen, schwebertig zusammengebundenen Hüttchen hatten unten am Boden eine runde, knapp der Kopfbreite des Thieres entsprechende Oeffnung, und in dieser hing mosttief die verhängnißvolle Schlinge von schwachem Palmbaststricke. Wenn nun der Fennek zu den auf dem Boden des Hüttchens frei daliegenden Datteln hineinschlüpfen wollte, zog er sich selbst die Schlinge um den Hals. Ein Knoten am Stricke, in dem seiner Halsweite entsprechenden Abstande angebracht, hielt die Schlinge geeigneten Orts auf und schützte den Gefangenen vor dem Erwürgtwerden, und ein der Länge nach durchbohrtes Stück Holz, durch welches der Strick gezogen war, den im Bereiche seiner Zähne befindlichen Theil des letzteren vor dem Zernagtwerden. So fand man des Morgens die hoffnungslos am Stricke zappelnden Wüstenfüchse, wenn sie nicht inzwischen von einem größeren Räuber verzehrt worden waren. In der Regel kann man annehmen, daß das feine Gebiß der Fennek's einem etwa fingerdicken Stricke nichts anzuhaben vermag, in der ersten Ueberraschung und Verzweiflung aber versucht das Thier jedenfalls alles Mögliche, sich zu befreien, sollte sogar dazu eine Selbstverstümmelung verhelfen. Der erste Fennek, der meinen Fallen zum Opfer fiel, sich aber später befreite — es war ein gewöhnliches Teller- oder Markdereisen — hinterließ in derselben die abgebrochene Spitze seines Unterkiefers mit den sechs Zähnen.

Sehr auffällig erschien es mir, wie die gefangenen Fennek's ihre ursprünglichen Sitten ablegten und die gewohnten Laute einstellten. Mit Recht legt daher auch Brehm, der unerreichte Darsteller des Lebens der Thiere, nur geringen Werth auf die Beobachtung der Lebensgewohnheiten im nichtfreien Zustande. In der ersten Zeit hatte ich meine Gefangenen, an Messingketten gefesselt, in allen Ecken und Winkeln der von mir bewohnten Ruine untergebracht. So unbändig sie sich in ihrem gegenseitigen Verhalten auch anfangs geberdeten, eben so geduldig und schweigsam wurden sie nach Verlauf weniger Tage. In Wuth geriethen, was jedes Mal bei Annäherung des Menschen geschieht, klafften sie wie ganz kleine junge Hunde und unter lebhaftem Vorschnellen des Kopfes stoßen sie schnell hintereinander ihr „Kack, Kack, Kack" aus, Laute, welche sie noch in der späteren Gefangenschaft beibehalten.

Doch wenden wir uns zur Betrachtung der reizenden Gestalt dieses das Auge eines jeden Naturfreundes mit Entzücken erfüllenden Wüstenkindes selbst! Zunächst fesselt den Blick des Beschauers das ausdrucksvolle Köpfchen mit den großen strahlenden Augen, mit dem fein zugespitzten und von langen Schnurren besetzten Schnäuzchen und den immensen Ohren. Stets klässend und in Wuth, sobald man sich ihm Auge in Auge genähert, begaubert uns schon die Lebhaftigkeit im Ausdruck des gleichsam voll Schadenfreude ob vollbrachter Bosheit frohlockenden Gesichts des niedlichen Thieres; man kann ihm nicht grau werden, dem kleinen Bösewicht; man fühlt sich da wie einem schönen Kinde gegenüber, dessen Reize die Wuth ausgelassener Unart erhöht.

Abgesehen von den großen, ihm ein so abenteuerliches, fast fledermausartiges Aussehen ertheilenden Lauschern, deren Länge von der Wurzel bis zur Spitze genau der Totallänge des Kopfes gleichkommt, und den besonders zierlichen, feinbespitzten Füßchen, scheint der Fennek in seinem wesentlichen Stücke vom Gattungscharakter des Fuchses abzuweichen. Seine ganze Länge erreicht kaum zwei Fuß, und davon gehen acht Zoll für die Standarte ab. Die oben an der Basis des Schwanzes bei allen Füchsen vorhandene Drüse, die sogenannte Viole, duftet beim Fennek nach Rosen und ist durch einen schwarzen Schattenring markirt. Viele Naturforscher haben in der ovalen Gestalt der Pupille einen Unterschied von den übrigen Füchsen nachzuweisen gesucht, und diese Frage ist in letzter Zeit bei Besichtigung der im Berliner Garten befindlichen Exemplare vielfach in Anregung gebracht worden. Bodinus, der Regenerator dieses gegenwärtig alle ähnlichen Institute der Welt weitaus überflügelnden Thiergartens*, giebt nach genauer Untersuchung der Fennets sein Urtheil dahin ab, daß ihre Augen, wenn man sie dem Sonnenlicht aussetzt, eine ebenso spaltförmige Pupille erkennen lassen, wie die des Fuchses, nur sei die lasanienbraune Iris nicht am Rande, sondern gegen die Mitte zu tiefer gebräunt, wodurch der Eindruck einer rundlichen Pupille hervorgerufen werde.

Die Färbung des Fennet-Balges ist in ihren Nüancen ebenso zart wie die feine Gliederung der leichten Gestalt. Strohgelblich, etwas ockerig auf der ganzen Oberseite, Kopf und Lauscher mit inbegriffen, spielt sie mehr oder minder in jene frische Sandfarbe hinüber, die man isabellgelb nennt; die Beine sowie die ganze Unterseite des Körpers, mit Ausnahme der Standarte, sind von reinstem Weiß. Jüngere, nicht die älteren, Individuen sind am ganzen Körper um mehrere Schatten heller, fast weißlich. Der Balg ist wie von Seide und füllt sich zur Winterzeit mit dichtem Wollhaar, wodurch das Fleckige und Buschige des Pelzes noch mehr in die Augen tritt. In manchen Gegenden nennen die Araber daher auch den Fennek „Abu Sjuf", das heißt Vater der Wolle. „Alles, was aus der Stube kommt," sagt der Araber, „ist zierlich und nett," nichts aber in der Welt giebt uns eine Vorstellung von jener Zartheit und Reinheit eines frisch eingefangenen Fennets, es sei denn, daß sich der Vergleich an kunstvoll gewaschene Straußenfedern halte, oder an den leichten Flaum des Marabus. Diesem weichlichen Kleide entspricht auch der hohe Grad von Empfindlichkeit, welchen das Thier gegen Kälte äußert. Nach besonders kalten und stürmischen Winternächten schlte auf den vom Nordwinde frischgefegten Sandflächen jegliche Fennet-Spur; das Thier hungert lieber in den warmen Löchern, die es sich nach Art der Füchse gräbt, als daß es seinen zarten Körper der Unbill des Wetters preisgäbe.

Sehr mannigfaltig ist, je nach der Jahreszeit, die Nahrung des Fennet. In der eigentlichen Wüste sind es zunächst die Eidechsen, welche sich fast überall aufspüren lassen und vom Fennet stets mit großer Gier gefressen werden. Von mehr localer Verbreitung sind die eigentlich als die Basis der Fennet-Existenz anzusehenden Wüstenmäuse. Gelegentlich bietet sich dem Fennet ein besonders fetter Bissen in den Flughühnern und Wüstenlerchen, wenn er ihren nächtlichen Ruheplatz zu erspähen vermag; dazu kommt noch das ganze Heer von Zugvögeln, deren Ausruhsstoffe ja gewiß auch, wie die der Kamecle auf der Heerstraße, einen bedeutenden Zuschuß zum Haushalte der niederen Wüstenfauna liefern mögen, ein Umstand, welcher, zieht man die Menge der im Frühjahre und Herbste die stille Oede

* Selbst der Londoner zoologische Garten ist kaum in Vergleiche mit dem Berliner mehr gewachsen; ein Stolz Deutschlands, schließt seine Vollkommenheit eine ernste Mahnung für die noch auf so primitiver Stufe befindlichen botanischen Gärten unseres Vaterlandes in sich.

Digitized by Google

der Wüstenflugbahn bevorzugenden, zum Theil sehr großleibigen Passanten in Betracht, von nicht zu unterschätzender Bedeutung erscheint und die Möglichkeit mancher sonst räthselhaften Wüstenexistenz zu erklären vermag.

Heuschreckenschwärme, welche nicht selten die Oase heimsuchen, gewähren dem Fennek eine erwünschte Abwechselung in der Kost. Die stellenweise so häufigen großen Wüstenkäfer aber läßt er stets unberührt, obgleich er die zum Theil so hartgepanzerten Eidechsen mit Stumpf und Stiel zu verzehren pflegt. Im Falle der Noth, so behaupten die Bewohner, soll der Fennek sogar zu den Fröschen seine Zuflucht nehmen, deren es in den zahlreichen Tümpeln und Pfützen der Oase eine Menge giebt. Seine blutdürstige Fuchsnatur bekundet aber der Fennek vornehmlich im Beischleichen des zahmen Federviehs. Er schreckt selbst vor halbwüchsigen Truthühnern nicht zurück. Beim Blutsaugen befolgt er ein eigenes Verfahren. Mit seinen nadelscharfen, kleinen Zähnen vermag er sich so festzubeißen, daß ich ihn manchmal an den Fingern eines von ihm Gebissenen hängen bleiben sah, bis ihn die Kraft des menschlichen Armes von sich schleuderte. Jedes Geflügel wird vom Wüstenfuchse entweder an der Brust oder am Rücken gepackt, alsdann saugt er trotz alles Zappelns und Flügelschlagens demselben das Blut aus. Man hat mir dutzendweise die Leichen der so Hingemordeten gebracht, immer war an ihnen der Hals unversehrt, und nur einige feine Löcher am Rumpfe verriethen die Todesart. Der Vernichtungskampf, welcher neben den Nilfüchsen, die stellenweise daselbst ebenfalls von außerordentlicher Häufigkeit sind, von den Fennekś allen Hühnern und Tauben der großen Oase bereitet wird, ist in der That so groß, daß die Einwohner von der türkischen Begabung dieser unabwehrlichen Räuber die übertriebensten Vorstellungen haben.

Als kurz nach der Zeit, da wir eine große Zahl eingefangener Fennekś wieder entwichen war, ihre nächtlichen Angriffe auf das Geflügel der Oeitschaft zufällig sich vermehrt hatten, schrieben die Oasenbewohner es dem Umstande zu, daß die Füchslinge ihren Brüdern in der Wüste den Weg zur Stadt gezeigt hätten; ihr Schaden, meinten sie, sei nun größer, als der bei dem Fange der Fennekś ihnen aus meiner Casse zugeflossene Gewinn. Jede Jahreszeit bietet in der Oase den Raubthieren eine andere Art Futter dar, auch an vegetabilischer Kost, wie sie ihnen erwünscht ist, fehlt es nicht.

Vom Nilfuchse behaupten die Einwohner, daß er zur Erntezeit die Weizenfelder bestehe. Vom Wüstenwolfe ist es allgemein bekannt, daß er ihnen zur Sommerszeit die Gurken und Melonen wegfrißt, alle diese Thiere aber scheinen der Dattelfrucht vor allen anderen Leckerbissen den Vorzug zu geben, und gewiß nicht der Letzte dabei ist der Fennek. Seine Verliebe für Datteln gab zur Entstehung des Märchens Veranlassung, daß er auf Bäumen lebe und sich Reiter baue; es hieß, er klettere so gewandt wie eine Katze — dergleichen Unglaubliches mehr wurde von seinen Lebensgewohnheiten berichtet. Die im August beginnende Dattelernte ist daher eine Zeit der Feste für diese Thiere, und die überall in den öden Felsthälern des östlichen Oasenrandes zerstreut umherliegenden Dattelkerne legen Zeugniß ab von dem Ueberfluße jener Tage.

Der beigegebene Holzschnitt vervollständigt die Lebensgeschichte des Wüstenfuchses im Uebrigen, indem er uns mit unübertrefflicher Naturwahrheit alle Geberden, Gemüthsstimmungen und Beschäftigungen desselben veranschaulicht. Die Zeichnung zu diesem lebensvollen Bilde verdanken wir der Meisterhand G. Mützel's, des illustrativen Mitarbeiters an der neuen Ausgabe von Brehm's „Thierleben". Ihr liegen auf fortgesetzte Beobachtung der Thiere im zoologischen Garten zu Berlin gestützte Studien zu Grunde, und auch der Hintergrund des Bildes entspricht der Wirklichkeit.

Es ist Nacht, und ein heller Mondschein wirft sein Silberlicht über den von reinstem Sande erstrahlenden Oasenrand. In der Ferne gewahrt man den östlichen Steilabsturz des libyschen Plateaus, mit dem vorgeschobenen Inselberge Oumm-el-Rmeneim, davor zur Seite die Ruinen eines römischen Castells aus der Zeit des Trajan. Mehr im Vordergrunde sind die Reste eines jener in Menge über die ganze Oase zerstreuten, von ihrem früheren Wohlstand zeugenden großen Taubenhäuser zu sehen, wie sie sich noch heute in einigen Städten Aegyptens errichtet finden, und welche die Bewohner ihres kargartigen Ausscheras halber „Borg" nennen, nachdem die Kreuzfahrer dieses Wort dem sich aus aller Herren Ländern vervollständigenden Sprachschatze der Araber zugeführt. Zwischen großen Sandsteinblöcken, unter welchen die Springmäuse gern ihre Löcher graben, erblickt man acht Wüstenfüchse gelagert; die meist gegensätzlich sich von einander abhandernden Räuber haben sich zu einem Gesammtbilde vereinigt, wie es in der Wirklichkeit wohl nur selten vorkommt, jedenfalls aber in dieser Zusammenstellung großes Interesse bietet.

Mein Glaube.*

Von **Joh. Heinr. Mädler.**

Auf dieser Wahlstatt blut'ger Meinungskriege,
Wo Wahrheit und Vernunft begraben liegt,
Auf dieser Kugel, wo vom Sieg zum Siege
Das Ungeheuer der Verfolgung fliegt,
In diesem Reich der Finsternis und Lüge,
Wo man die Menschheit in den Traum gewiegt,
Hier will ich meinen Glauben treu bekennen,
Mag's auch die Welt dann, wie sie Lust hat, nennen.

Nicht jenen Gott, den man Jehovah nannte,
Der heute schafft und morgen schon bereut,
Des' roher Blutdurst kein Erbarmen kannte,
Den Feind des Mitleids, wo der Menschlichkeit,
Der wilde Löwen in die Hütten sandte,
Weil man ihm keine Tempel noch geweiht,
Der nicht erdibet, Diebstahl zu befehlen,
Und hinterher gebeut: du sollst nicht stehlen!

Auch das Phantom nicht, das dem kranken Hirne
Des Mönchleins Athanasius entsprang,
Und dem ein Pontifex mit frecher Stirne
Von blinden Irrenden Respect erzwang;
Wie der gesunde Menschensinn auch zürne,
Das ungeheure Wagestück gelang.
Das Schwert muß die Vernunft darnieder halten,
Bis man den Gott, den Einigen, zerspalten.

Ach! tausende von Scheiterhaufen brannten
Dem Zerrbild, das aus solcher Quelle stammt,
Für Alle, die sich nicht zu ihm bekannten,
Da denen noch ein Gluteisinne flammt.
Und nicht genug, daß sie den Leib verbrannten,
Die Seele ward zur Höllenglut verdammt
Von jenem Pfäffletin, das die Welt verblendet,
Das heiligste der Rechte ihr entwendet.

Nur dich, der ewig über Welten thronet,
Und den kein sterblich Auge je erkannt;
Dich, der in jedem reinen Herzen wohnet,
Den jeder, der dich ernstlich suchte, fand;
Dich, der die Wahrheit liebt, den Irrthum schonet
Und den kein Tempel schließt, kein heilig Land,
Dich will ich glauben, deinen Lohn erwerben,
Dein will ich sein im Leben und im Sterben.

Dich wollten jene alten Forscher finden,
Zu ihren Hallen hat dein Licht gewohnt:
Dich wollt' uns einst Maria's Sohn verkünden,
Die Mit- und Nachwelt hat es ihm gelohnt.
Wo Priesterwuth und Irrthum sich verbinden,
Wird's Keiner, der dich kennt bekennt, verhöhnt.
Zu allen Zeiten nannten dich die Weisen,
Doch ehrten sie dich still in engern Kreisen.

* Obiges Gedicht, welches am 25. Juni 1890 verfaßt wurde, geht uns von befreundeter Hand aus dem Nachlasse des vor einigen Monaten verstorbenen berühmten Astronomen Joh. Heinr. Mädler zu. Als der Ausdruck der persönlichen religiösen Anschauungen des Dahingegangenen dürfte dieses tief empfundene Glaubensbekenntniß auch in weiteren Kreisen von Interesse sein. D. Red.

Digitized by Google

Da waren sie vereint, dein Buch zu lesen,
Dein großes Buch, die herrliche Natur.
Es predigt dich, du Wesen aller Wesen,
Auf jedem Blatte deines Waltens Spur.
Was je zu schauen und vergönnt gewesen,
Es fand sich stets in diesem Buche nur,
Dem einzigen, das du allein geschrieben,
Dem einzigen, das unverständlich geblieben. —

Auch mir hast du gewährt, hineinzublicken,
Wie du den Sonnen zeigtest ihre Bahn,
Mit ihrem Glanz die Erden zu erquicken
Im unermeßlichen Himmelsocean.
Und Monde sah ich um Planeten rücken
Nach weisem, ewig unverrücktem Plan;
Ein Band umschlingt das mächtige Getriebe,
Das große allgemeine Band der Liebe.

Doch nicht allein in sonnenfernen Sphären,
Im Gange deiner großen Weltenuhr,
Darf sich der Mensch, der Erde Sohn, verehren,
Denn rings um ihn ist deiner Güte Spur.
Und jede Blume, jeder Baum kann lehren,
Wie herrlich du bist, Schöpfer der Natur.
Uns gönnest du, mit Einsicht dich zu lieben —
O, wäre doch der Mensch dir treu geblieben!

Der du die rollenden Planeten lenkst,
Der du die Haare meines Haupts gezählt,
Der du des niedrigsten Geschöpfs gedenkst,
Dich, ew'ger Vater, hab' ich mir erwählt.
Dank dir für alles Gute, das du schenkst!
Du sorgst, daß nichts an meiner Wohlfahrt fehlt;
Wie, wann und wo mein Erdenleben ende —
Ich gebe meinen Geist in deine Hände.

Das größte Fremdenbuch.

Ein frischer Märzmorgen lag über der Landschaft. Wir befanden uns unter der Halle des Tempelherrn-Bahnhofes zu Aachen. Unser Reisezeil führte uns diesmal direct in die Unterwelt, da wir nichts Geringeres beabsichtigten, als dem Fort Sanct Peter bei Maastricht unsern Besuch zu machen und uns in sein großes Fremdenbuch einzutragen.

Von dem Augenblicke an, wo wir mit der in französischer Sprache abgefaßten Fahrkarte den Zug bestiegen, gewinnt Alles um uns her ein anderes Aussehen. Unser Wagen, die Schaffner, die Reisegesellschaft, Alles deutet darauf hin, daß wir uns in einem fremden Lande befinden, oder doch wenigstens im Begriffe sind, in ein solches einzutreten. Unser holländischer Dampfzahrmann wie sein wildes Roß beweisen sich als ganz vortrefflich. Wir fliegen dahin, daß es eine Lust ist, und ehe wir uns dessen versehen, liegt die Grenze hinter uns, und schon ist die erste holländische Station, ein kleines Dorf mit dem ominösen Namen Simpelveld, erreicht. Hier müssen wir den Wagen auf kurze Zeit verlassen, um die nothwendigen Mauthformalitäten zu erledigen. Wir treten in „het nederlandsch accijsekantoor", wo wir vor einem etwas verdrießlich dreinschauenden Beamten, der sich offenbar eben erst den schönen Morgenschlaf aus den Augen gerieben hat, kurz Revue passiren. Bald ist unsere Harmlosigkeit dargethan, und die Reise kann nun weiter gehen.

Die helle Marssonne beschreint eine den Namen „Niederlande" wenig entsprechende bergreiche Gegend, die bei etwas vorgerückterer Jahreszeit recht hübsche Partieen geboten haben würde, zur Zeit jedoch noch etwas kahl und öde aussah. Zur das fehlende Grün in Wald und Feld wußte man sich einigermaßen durch die Betrachtung der zahlreichen, oft recht hübsch gelegenen Dörfer und der fast in keinem derselben fehlenden burgartigen Landsitze entschädigen. Diese letzteren sind in der Regel mächtige, quadratisch aus vier Flügeln errichtete, einen geräumigen Hof umschließende, von stattlichen Thürmen flankirte Gebäude, die sich vornehm über die meist hüttenartigen, strohgedeckten und mit Moos bewachsenen Häuser des Dorfes erheben, von denen sie durch einen breiten Wassergraben getrennt werden.

Zur Linken erblicken wir jetzt die romantischen, von einem in das Gemüthal vorspringenden Felsen auf das Städchen gleichen Namens niederschauenden Ruinen des Schlosses Falkenberg, einst der Sitz eines mächtigen Grafengeschlechts, aus welchem tapfere Krieger und berühmte geistliche Würdenträger hervorgegangen sind, darunter der Erzbischof Engelbert der Zweite von Köln und der heilige Gerlach — nicht zu verwechseln mit dem bekannten Abgeordneten und Rundschauer a. D. gleichen Namens.

Mehr und mehr beginnen jetzt die Berge zurückzutreten; die Gegend wird flacher und geht allmählich in die holländische Niederung über, aus welcher sich jetzt die Thürme der alten Stadt Maastricht, des Trajectum ad Mosam der Römer, vor uns erheben. Diese ehemals mächtige und stark befestigte Stadt mit ihren zahlreichen alten Gebäuden und historischen Erinnerungen aus den Kämpfen der niederländisch-spanischen Zeit bietet viel des Interessanten und Sehenswerthen, worauf näher einzugehen wir uns jedoch für diesmal versagen müssen.

Von einem der hierfür amtlich privilegirten Führer geleitet, wandern wir, den Laufe der Maas folgend, in südlicher Richtung dem eigentlichen Ziele unserer Reise, dem Petersberge zu. Es ist dies der nördliche Endpunkt eines am rechten Ufer der Maas in einer Ausdehnung von mehreren Stunden sich dahinziehenden, nach allen Seiten steil abfallenden, aus Kreidetuff bestehenden Bergrückens von etwa drei- bis vierhundert Fuß Höhe. Der nach einem hier gelegenen alten Fort, St. Peter, benannte Berg, mit seinen größtentheils kahlen Abhängen, bietet außer etwa jenem durch mehrfache Belagerungen interessanten, aber bereits verfallenen Fort und den hoch über der Maas liegenden malerischen Mauerresten eines Castells aus Cäsar's Zeit scheinbar wenig Merkwürdiges, bis man, auf einem zwischen geschmackvollen Baumanlagen dahinführenden Wege aufsteigend, plötzlich in der Nähe eben jenes Castells ein mächtiges Felsenthor vor sich geöffnet sieht, welches den Eingang zu einer dunklen Höhlung bildet.

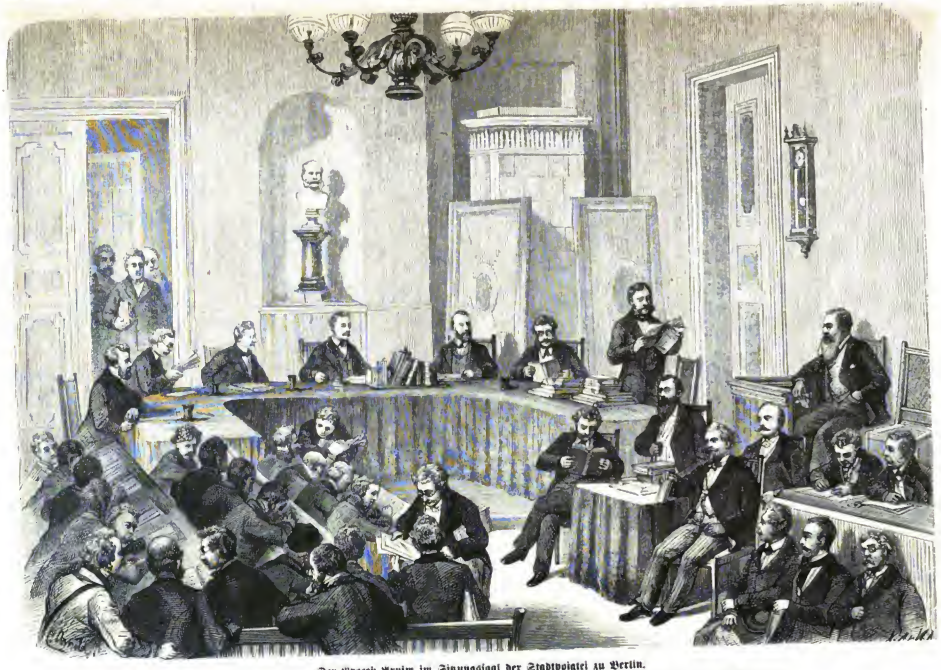
Mit Fackeln versehen, schreiten wir, den Führer zur Seite, in den Berg hinein und sehen uns, nachdem das Auge sich an die veränderte Beleuchtung gewöhnt hat, in einem Labyrinth von durch Menschenhand in das Gestein gehauenen vierzig bis fünfzig Fuß hohen Hallen, welche sich, ähnlich dem Straßengewirre einer großen Stadt, in einer Ausdehnung von mehreren Stunden durch den Berg dahinziehen. Die Zahl dieser bereits von den Römern zur Gewinnung von Bausteinen angelegten Höhlungen, welche sich meist in rechtem Winkel kreuzen, betrug nach einer zu Anfang dieses Jahrhunderts durch Napoleon angeordneten Zählung bereits weit über Hunderttausend und hat sich seitdem noch fortwährend vermehrt. Es ist deshalb unmöglich, sich ohne einen Führer in diesem Labyrinthe zurecht zu finden, und wiederholt sind bereits Fälle vorgekommen, daß Personen, welche sich allein hineingewagt, hier ihren Tod gefunden haben. Die Leichen der auf diese Weise Verunglückten, deren eine, wie man behauptet, sechzig Jahre lang hier gelegen haben soll, bevor man sie auffand, sind durch die in den Innern des Berges herrschende trockene reine Luft völlig vor der Verwesung bewahrt geblieben und zeigten eine mumienartige Beschaffenheit.

Zu verschiedenen Zeiten, namentlich während des niederländisch spanischen Krieges haben diese Höhlungen den Bewohnern von Maastricht zum Asylenthalte gedient. Außerdem haben aber auch zu verschiedenen Zeiten Räuberbanden darin gehaust, und es läßt sich für derartige Zwecke allerdings kaum ein besserer Schlupfwinkel finden.

Die jetzigen Bewohner des Berges sind eine Schaar Arbeiter, welche an einer etwa zwei Stunden von dem Ausgange entfernten Stelle mit dem Brechen, oder richtiger gesagt, Ausklopfen der Steine beschäftigt sind. Der zu Bauzwecken weit und breit sehr geschätzte Sandstein des Petersberges, welcher seiner Reinheit und gleichmäßigen schönen hellgelben Farbe wegen namentlich zu Façaden und feineren architektonischen Arbeiten verwandt wird, ist ursprünglich so weich, daß man denselben mit einem Messer zerschneiden kann, gewinnt aber, der äußeren Luft und der Feuchtigkeit ausgesetzt, bald einen ziemlichen Grad von Härte. Der beim Ausklopfen des Steines gewonnene Sand wird feiner mergelartigen Beschaffenheit wegen mit Erfolg als gutes Düngemittel verwandt.

Die in dem Berge beschäftigten Arbeiter, deren Zahl im

Digitized by Google



Der Proceß Arnim im Sitzungssaal der Stadtvoigtei zu Berlin.

Nach einer für die Gartenlaube gezeichneten Bleistiftskizze vom Hofmaler Arnold in Berlin photographisch auf Holz übertragen.

Digitized by Google

Winter, wo es auf der Oberwelt an Arbeit mangelt, eine größere ist, als im Sommer, führen hier in der dunkeln Tiefe ein höchst einförmiges Leben. Sie werden jeden Montagmorgen, nachdem sie sich für die Woche mit Lebensmitteln versehen haben, durch einen Führer zu ihrer Arbeitsstätte gebracht und am Sonntagmorgen durch diesen wieder von dort abgeholt, um den Rest des Tages außerhalb des Berges zubringen zu können. Am Mittwoch begiebt sich der Führer noch einmal zu ihnen hinunter, um für den Fall einer Erkrankung den Verkehr mit der Oberwelt zu vermitteln. Es sollen jedoch, wie unser Führer uns versicherte, derartige Fälle äußerst selten vorkommen, da sich die Arbeiter, trotz des Mangels an Sonnenlicht, hier unten sehr wohl fühlen, was wohl der reinen, angenehmen Luft der Höhlen mit ihrer in allen Jahreszeiten sich stets gleichbleibenden Temperatur (zehn Grad Réaumur) zuzuschreiben ist. Die Beschaffenheit der zur Stütze der oberen Schichten des Berges nicht beseitigten Wände und Pfeiler mit ihren zahlreichen Ueberresten eines vorweltlichen Thierlebens, Muscheln, Korallen, Fischzähnen ꝛc., zeigt uns, daß der gesammte Berg nichts anderes ist, als verhärteter Meeresschlamm. Besonders bemerkenswerth unter diesen vorweltlichen Resten sind die hier gefundenen Knochen eines großen, krokodilartigen Geschöpfes, welches Cuvier, mit Rücksicht auf seinen Fundort, als Mosasaurus (Maas-Saurier) bezeichnet hat.

Von Zeit zu Zeit stoßen wir auf unserer Wanderung auf eigenthümliche, senkrecht durch das Gestein laufende Röhrenbildungen, sogenannte geologische Orgelpfeifen, welche von der Weite eines gewöhnlichen Ofenrohres bis zu der eines Brunnenschachtes variiren. Diese Röhren, welche von den Geologen als die Wirkungen früherer Meeresstrudel angesehen werden, sollen von dem Plateau des Berges bis zum Bette der Maas hinabreichen, und man nimmt an, daß eben diese Röhren, welche gleichsam als natürliche Luftschachte angesehen werden können, an der angenehmen, reinen Beschaffenheit der Luft, welche hier unten circulirt, einen wesentlichen Antheil haben.

Während man beim Durchforschen dieser Schichten Schritt für Schritt auf zahllose Reste vorweltlicher Thiergeschlechter stößt, fehlt diesem ausgedehnten Hallenbau jegliche Spur thierischen Lebens. Keines der Thiere, welche sonst wohl derartige Räume zu bevölkern pflegen, ist hier zu entdecken und nur das unheimliche Volk der Fledermäuse wählt während des Winters für einige Zeit hier seinen Schlafplatz. Trotz der überall sichtbaren Spuren der Menschenhand machen diese Hallen deshalb einen seltsam finstern und ernsten Eindruck. Die uns umgebende Stille wird selbst durch den Laut unserer Tritte nicht unterbrochen. Der weiche Sand- oder Lehmboden läßt diese ungehört verhallen, und Gespenstern gleich sehen wir unsere dunklen Schatten in dem matten Lichte der trübe flammenden Fackel an den hellen Steinwänden dahinhuschen.

Um so angenehmer wird deshalb das Ohr nach einiger Zeit durch den melodischen Ton fallender Wassertropfen berührt. Dem Schalle nachgehend, gelangt man an ein durch das Wasser gehöhltes Steinbecken, in welches in regelmäßigen Zwischenräumen von neun zu neun Secunden von einem von der Decke niederhängenden mächtigen Tropfsteinblock ein Wassertropfen hernieder-fällt. Unser Führer erklärte jenen Block für die Krone eines versteinerten vorweltlichen Baumes, dessen Wurzelballen die Umfassung jenes Beckens bilde, während der fehlende Stamm beim Durchbrechen des Felsens zerstört sei. Diese Annahme hat indessen wenig Wahrscheinliches, und jener Block, wie das darunter befindliche natürliche Becken, sind wohl weiter nichts, als einfache Tropfsteingebilde, welche in Folge ihrer fortwährenden Feuchtigkeit und des hier in der Regel stattfindenden Aufenthaltes der das krystallhelle Wasser kostenden Besucher des Berges von dem Qualme der Fackeln geschwärzt sind. Das Wasser wird ohne Zweifel durch einen der zahlreichen zuvor erwähnten natürlichen Schachte hierher geführt, und außer dem Umstande, daß dieses die einzige Quelle des Berges ist, dürfte vor Allem die Regelmäßigkeit merkwürdig sein, mit welcher der Tropfen bei trockenem wie bei feuchtem Wetter niederfällt.

Neben den naturhistorischen Seltenheiten dieses Labyrinths ist es interessant, die zahllose Menge von Inschriften zu betrachten, welche alle Wände und Pfeiler desselben bedecken. Diese nach vielen Tausenden zählenden Namen, unter denen sich manche von bekannten und berühmten Personen befinden, reichen mehrere Jahrhunderte zurück. Die früheste, deren Alter sich mit Sicherheit feststellen läßt, datirt aus dem Jahre 1030, von welcher Zeit dann alle Jahrhunderte mit einer größern oder geringern Zahl von Namen vertreten sind. Gerade jene älteren Namen stehen mit ihren zierlichen mittelalterlichen Zügen noch so klar und frisch auf dem Steine da, als ob sie soeben erst mit Kohle darthin geschrieben wären. Sie sind um so leichter aus der Menge neuerer Inschriften herauszufinden, als sie meist so hoch über diesen stehen, daß sie vom Boden aus nicht mehr mit der Hand zu erreichen sind, was denn auch wesentlich zu ihrer Erhaltung beigetragen hat. Es findet jenes seine Erklärung darin, daß man, wie auch an den Absätzen der Pfeiler zu sehen ist, beim Anhauen der ehemals niedrigen Gänge immer mehr in die Tiefe gelangt ist, wo das Gestein härter und dichter war als in den zuerst bearbeiteten oberen Schichten.

Bei der Betrachtung dieses merkwürdigen Fremdenbuches fanden wir unter anderen Namen auch den L. van Beethoven's, welcher mit schönen kräftigen Zügen hingeworfen war. Der Name Napoleon's des Ersten, auf welchen unser Führer uns aufmerksam machte, war kaum mehr zu lesen, und wir erfuhren, daß drei vor mehreren Jahren den Berg besuchende preußische Officiere, welche an dem Namen des Franzosenkaisers Anstoß genommen, denselben unleserlich gemacht hatten, indem der Eine von ihnen die Schrift mit seinem Säbel zerkratzte, während die beiden Andern ihren damaligen Führer, den Vater des unsrigen, welcher die Verletzung des Namens hindern wollte, festhielten.

Der Name des alten biedern Garibaldi mit der Jahreszahl 1861 hat, wahrscheinlich von der Hand eines ultramontanen Schwärmers, ein ähnliches Schicksal erfahren; man hat ihn, wenn auch nicht weggekratzt, so doch wenigstens durchstrichen. Daß unter anderen Celebritäten auch der classische Name „Kieselal“ nicht fehlte, bedarf wohl keiner Versicherung.

An einem Kreuzgange angekommen, wo mehrere größere Hallen zusammenlaufen, machte uns der Führer auf das roh mit Kohle an die Wand gezeichnete lebensgroße Bild eines Mönchs aufmerksam. Dasselbe vertritt hier, wie wir erfuhren, die Stelle eines Gedenksteins und bezeichnet den Ort, an dem man zu Anfang dieses Jahrhunderts die Leichname dreier Mönche des am Abhange des Berges gelegenen Klosters Slavante fand, welche sich ohne Führer in den Berg begeben hatten. Die Unglücklichen sollen sich, wie man erzählt, zu ihrer Orientirung eines am Eingange befestigten Fadens bedient haben, welcher jedoch gerissen war und sie so dem Hungertode überliefert. Um allen derartigen Unglücksfällen vorzubeugen, hat man neuerdings die Eingänge des Berges, deren es mehrere giebt, verschlossen und außerdem die Einrichtung getroffen, daß der Führer an einem unweit des zur Einfahrt bestimmten Eingangs gelegenen Hause sein jedesmaliges Betreten und Verlassen des Labyrinths anzeigen muß. Ist nach einer gewissen Zeit die Rückmeldung nicht erfolgt, so wird ein zweiter des Berges kundiger Führer dem ersten nachgesandt. Da das Amt eines Führers durch dieses Labyrinth eine nur durch langjährige Uebung zu erlangende Sicherheit erfordern, so pflegt dasselbe in einzelnen Familien fortzuerben, indem der Sohn schon von Kindheit an den Vater begleitet, um so die zahllosen Pfade des Berges kennen zu lernen.

Indem wir auf unserer Wanderung in eine neue Halle eintreten, dringt plötzlich durch einen Felsspalt das helle Tageslicht zu uns herein. Wir sind am Ausgange angelangt; noch eine kurze Strecke, und wir stehen, vom hellen Sonnenscheine umflutet, hoch über dem Thale und blicken in die weite, prächtige Landschaft hinaus. Zu unsern Füßen schlängelt sich die Maas gleich einem Silberstreifen durch das weite Thal. Längs dem Fuße des Berges führt der von Segel- und Dampfschiffen belebte Canal dahin; zur Rechten dräut dort neben dem celtischen Opferaltare das alte Römercastell von lustiger Bergeshöhe in das Land hinaus; während zur Linken die Stadt Mastricht mit ihren Thürmen und Festungswerken aus der Ebene emporragt. Werfen wir nun noch einen Blick zurück auf das Felsenthor, durch welches wir soeben dem Schooße der Unterwelt mit ihren mannigfachen Erinnerungen entstiegen sind, so umfassen wir mit

Digitized by Google

einem raschen Rundblick die Denkmale der verschiedensten Geschichtsepochen. Was liegt nicht alles zwischen jenem rohen Druidenaltar und den Schöpfungen einer neuen Zeit, die mit der Kraft des Dampfes das Band webt, welches bestimmt ist, Länder und Völker zu vereinen!

Wer möchte nicht an dieser Stelle gleich Chidder, dem ewig Jungen, die Macht besitzen, sagen zu können:

„Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren“?

R. St.

Blätter und Blüthen.

Graf Arnim vor Gericht. Wir sind unseren Lesern zu dem Artikel der vorigen Nummer der „Gartenlaube“: „Die Hauptacteurs im Drama Arnim“ einen Nachtrag schuldig, der sich über die dort absichtlich übergangene Charakteristik der Hauptperson dieses Dramas verbreitet, und wir bringen denselben zugleich mit Abbildung einer Scene desselben im Sitzungssaale des Stadtgerichts am Molkenmarkte Berlins. An diese Illustration bitten wir jedoch keinen künstlerischen Maßstab zu legen. So vortrefflich auch die Bleistiftskizze des Herrn Hofmaler Arnold ausgefallen, so waren doch die unbedingt nöthige Verkleinerung sowohl, wie die mangelhafte photographische Uebertragung und die kurze Zeit von nur sieben Tagen, in welcher der Holzschnitt selbst hergestellt werden mußte, ebenso viel Hindernisse für die künstlerische Vollendung des Stockes.

Der Leser erkennt, mit jenem Artikel in der Hand, leicht die Hauptpersonen der dargestellten Gerichtsscene: unter der Büste des Kaisers den Vorsitzenden, Stadtgerichtsdirector Reich, zu seiner Rechten und Linken die Stadtgerichtsräthe v. Ossowsky, Gierich und Schenck, den Kammergerichtsreferendar Rietzl und den Stadtgerichtssecretär Cursowe; zur Linken am äußersten Tafelende steht der Staatsanwalt Tessendorf; unter ihm haben die drei Vertheidiger Professor von Holtzendorff und die Rechtsanwälte Munckel und Dockhorn ihren Tisch, und ihnen gegenüber und zur Seite sind einundfünfzig Berichterstatter untergebracht. Das höchste Interesse nimmt aber der Mann in Anspruch, welcher, zur Linken des Gerichtstisches, einsam erhöht, auf der Anklagebank das Ziel aller Blicke ist. Und ihm, dem Grafen Arnim, wendet sich nun auch ausschließlich das Nachstehende zu

Schon seit 1871 fehlte es in verschiedenen Organen der Tagespresse nicht an Hindeutungen, von denen der Graf Arnim als ein Staatsmann ersten Ranges und als die Hoffnung Deutschlands bezeichnet wurde. Je mehr aber das große Publicum, bei dem Mangel an thatsächlichen Aufschlüssen, in Bezug auf diese verkündete Zukunft des Pariser Botschafters sich nur fragend verhalten konnte, um so fester waren die Blicke gewisser heißsporniger und verwegener Coterien auf ihn gerichtet, die der heutigen Gestaltung der deutschen Dinge, dem Reiche und seinem Lenker in offener oder heimlicher Feindschaft gegenüberstehen. Die gewaltige, alle Auflehnungen kleiner Einflüsse und Interessen vor sich niederschmetternde Wucht Bismarck's, die schlichte Größe, Geradheit und Offenheit seiner Politik ist ihnen ein Gräuel, und mit ihrer kochenden Wuth wollen sie den naturgemäßen Rücktritt des Verhaßten nicht erwarten, sondern die Fäden seiner Macht sobald als möglich zu zerreißen suchen. Der Graf Arnim hat sich niemals als ein feudaler Absolutist, ein muckerhafter Kreuzzeitungsritter im Sinne der früheren Mehrheit des preußischen Herrenhauses gezeigt. Aber die ihm verwandte und befreundete märkische und pommer'sche Aristokratie, deren Leiborgan die Kreuzzeitung ist, und mit dieser eine unermüdlich geschäftige Clique bismarckfeindlicher Palastintriguanten sahen in dem Günstlinge des Kaisers und Hofes, in dem geistreichen Weltmanne und brillanten Cavalier, dem schlanken und imposanten Lieblinge der hohen Damenwelt den berufenen Erretter aus einer ihren engen Anschauungen und anmaßenden Ansprüchen, ihren kleinen Vorrechts- und Hochmuthsinteressen widerstrebenden Entwickelung des Staatslebens.

Der Graf Arnim hatte sich auch keineswegs als ein Freund der Römlinge und ihrer Pläne gezeigt; die Römlinge aber, wenigstens die vornehmen, den maßgebenden Kreisen nicht fern stehenden Mitglieder der Partei, sahen in dem beweglich aufstrebenden, die ganze Hofatmosphäre durchleuchtenden Glanze dieses Diplomaten das geeignetste Mittel zu einem Wechsel, zur Erreichung einer Uebergangsstufe, an der ihnen unter den obwaltenden Verhältnissen zunächst Alles gelegen war. Von beiden Seiten wurde der Graf Arnim mit besonderer Lebhaftigkeit auf den Schild gehoben, und sie waren es, von denen gelegentlich den überrascht auflauschenden Zeitungslesern erzählt wurde, daß in ihm der zukünftige Stern Deutschlands bereits erschienen, der dereinstige Leiter unserer politischen Geschicke bereits gefunden sei. Ueber die Versuche, welche hier mit oder ohne gegenseitiges Einverständniß im Gange gewesen, wird vielleicht erst einmal die Zukunft eine volle Enthüllung bringen. Aber aus der schleichend hinter den Coulissen der Oeffentlichkeit betriebenen Complotbewegung stiegen im Laufe der letzten Jahre mitunter einige geheimnißvolle, schnell wieder zerplatzende Blasen auf die Bühne, die zur Zeit nicht geringe Beunruhigung erregten und die man erst jetzt sich einigermaßen zu deuten vermag.

Ob der Botschafter in Paris von den leise in Berlin um seine Person sich drehenden Plänen gewußt, ob er selber für einen berechtigten Rivalen Bismarck's sich gehalten und mit seinen eigenen Händen nach dem obersten Ruder des Staats gegriffen hat? Niemand kann das behaupten, und Niemand kann es im Ernste bestreiten wollen. Aus seinen im Processe verlesenen Berichten und aus den an ihn gerichteten Erlassen Bismarck's geht mit Sicherheit nur so viel hervor, daß Arnim in Paris sich nicht als das gefühlt, was er war, als ein ausführendes Organ seiner Regierung, daß er dort eigenmächtig eine abweichende Politik betrieben, in gefährlichen Lebensfragen den Auffassungen des Reichskanzlers entgegengearbeitet, die Absichten desselben durchkreuzt, seine Pläne verwirrt hat. Warum das und zu welchem Zwecke? Die Annahme eines blos theoretischen Eigensinnes ist durch ganz bestimmte, in der öffentlichen Verhandlung hervorgetretene Thatsachen ausgeschlossen und es wäre überhaupt sehr naiv, wenn man glauben wollte, ein so hochgestellter Diplomat habe sich die so nahe liegende Einsicht fern gehalten, daß er zur Erledigung eines Doctorstreites über das zukünftige Glück und die angemessenste Verfassung Frankreichs nicht in Paris sei. Sein den Weisungen des deutschen auswärtigen Amtes durchaus widerstrebendes Verhalten verfolgte auch in der That ganz bestimmte praktische Ziele, die mit den Wünschen der Ultramontanen und des reactionären preußischen Junkerthums eine auffällige Verwandtschaft hatten. Und diese Politik hat er nicht blos in Frankreich bethätigt, sondern auch hinter dem Rücken des Reichskanzlers brieflich dem Kaiser dargelegt. Wenn also Jemand behaupten will, es sei dieses Schreiben eine Denunciation gegen den Fürsten Bismarck, es sei ein dem Kaiser vorgelegtes und auf seine natürlichen Neigungen berechnetes Programm der conservativ-monarchischen Politik Arnim's im Gegensatze zu der als irrthümlich und gefährlich hingestellten Politik Bismarck's gewesen, so wird sich dagegen etwas Stichhaltiges nicht einwenden lassen.

Von allen diesen hinter dichter Gardine sich bewegenden Vorgängen, die ernste Gefahren in sich trugen, wußte das Publicum draußen nichts, und nicht einmal die Abberufung Arnim's, sondern erst seine spätere plötzliche Verhaftung und Stellung unter Anklage hatten ihn in den Vordergrund des öffentlichen Interesses geschoben. Es ist ein seltsames Geschick, daß der unstreitig von Ruhmesdurst beherrschte Mann erst populär werden mußte durch seinen jähen und selbstverschuldeten Sturz und durch einen Strafproceß, der ihn von seiner glänzenden Höhe auf die Bank der Angeklagten geführt. Und wahrlich, der Gesammtverlauf und alle einzelnen Momente dieses Processes waren und sind der gespannten Aufmerksamkeit werth, mit welcher die ganze civilisirte Welt ihre Blicke auf ihn gerichtet und die alle denkenden Zeitgenossen noch lange ihm bewahren werden. Nach Allem, was man über den Angeklagten gehört hatte, erwartete man aber von ihm mehr, als leider nun offenbar wurde. Der Graf Arnim ist nicht mit dem Rufe einer gefallenen, den Durchschnitt der höhern Beamtenwelt überragenden Größe, eines bedeutsamen Charakters und ausgezeichneten Staatsmannes aus diesen Verhandlungen hervorgegangen; in allen Gängen des früheren Conflicts mit Bismarck erscheint er nicht als ein David wider Goliath, sondern wie ein Heldenspieler der Bühne neben der ureignen Größe des wirklichen Helden. Und von allen ungewöhnlichen Begabungen, welche gewisse Freunde ihm nachrühmten, denen er ein Hoffnungsstern gewesen, finden wir nur eine einzige, die auch dem aus dem Processe gewonnenen Bilde als wirklich glänzender und hervorragender Zug verblieben ist: das Talent eines anziehenden Stilisten und Feuilletonisten, eines drastischen Schilderers und geistreichen Plauderers.

Wir unterschätzen diese schöne Gabe auch an einem Diplomaten nicht, aber wir glauben, der Herr von Arnim hatte mit derselben das Höchste erreicht, was ein trefflicher Feuilletonist erreichen kann. Er war in den Grafenstand erhoben und mit Ehren überhäuft; er war Gesandter auf einem der vorgeschobensten, angesehensten und schwierigsten Vertrauensposten des Reiches. Dennoch steht es fest, daß diese große Stellung ihm nicht genügte, daß er die von ihr geforderte Abhängigkeit und Unterordnung als ein Mißverhältniß empfand, daß er willkürlich und in ewig unruhiger Selbstbethätigungslust über die Schranken und Pflichten hinausgriff, die sie ihm auferlegte. Der Rausch einer durch eigensüchtige Schmeichler fortwährend genährten Selbstüberschätzung, eine überaus hohe Meinung von seinem Können, seiner Bestimmung und Unantastbarkeit war der böse Dämon dieser ursprünglich gut, liebenswürdig und nicht unedel angelegten Natur. Er glaubte nur im Duell mit einer mächtigen Persönlichkeit sich zu befinden, die seinen Ansprüchen im Wege stand, und er ahnte nicht, daß es eine große Gedankenmacht des Jahrhunderts war, die er durch ein kleines Intriguenspiel aus ihren Bahnen zu werfen suchte. Wie hätte ein so frivoles Verkennen der so ernsten Zeitlage für den unbedachtsamen Unternehmer ohne zermalmende Folgen bleiben können?

Das Berliner Stadtgericht hat in seinem Urtheilsspruche der wider den Politiker Arnim sich regenden Entrüstung keinen Einfluß gestattet und pflichtmäßig nur das Maß seiner Strafbarkeit in's Auge gefaßt; es hat den Grafen Arnim nicht eines gemeinen Vergehens, dessen er angeklagt war, für schuldig befunden, sondern nur eines politischen Vergehens, das seine menschliche und bürgerliche Ehre unangetastet läßt. Wir freuen uns dessen und sind überzeugt, daß keinem Edelfühlenden in Deutschland an der sittlichen Vernichtung des Mannes gelegen war, der nur ein schweres Verhängniß gegen sich herausgefordert, weil er die Schwäche, nicht bescheiden und selbstlos seinem Vaterlande dienen zu können, für eine Kraft seines Charakters gehalten hat. — Durch die Appellation von beiden Seiten ist der Abschluß des Dramas noch auf einige Zeit hinausgeschoben.

Maria Stuart. (Mit Abbildung, S. 25.) Wo in deutschen Landen die Schottenkönigin Maria Stuart genannt wird, da zieht zugleich mit einer der erschütterndsten Epochen der Geschichte die rührendste Gestalt der Schiller'schen Dichtung an der Seele des Hörers vorüber. Wohl in keinem seiner Gebilde hat unser großer Dichter einen so bedeutsamen Tiefblick in das weibliche Herz, eine so vertraute Bekanntschaft mit dem innersten Leben desselben bekundet, wie in seiner Maria Stuart. Seine größte Kunst aber bewährt er in denjenigen Momenten der Dichtung, in denen sich das Schicksal der Gefangenen von Fotheringhay seinem ergreifenden Ende entgegenneigt. Unserem Herzen am nächsten tritt die

Digitized by Google

schöne Königin in den ihrem Tode unmittelbar vorangehenden Augenblicken. Stets wird ein edles Weib, wenn ihm die Möglichkeit des Handelns genommen ist, groß sein im Muthe des Leidens und hierin den Mann, auch den stärksten, übertreffen. Angesichts des gewissen Todes erhebt sich Maria wieder zu ihrer vollen königlichen Größe. Es ist nur Würde und Hoheit, nur Milde und Sanftmuth, was aus ihren Worten zu uns spricht, und die Schatten des nahen Todes verklären das herrliche Weib.

Diesen Moment hat der geniale **Wilhelm von Kaulbach** in seinem großartigen Bilde (aus der „Kaulbach-Galerie“ von J. Albert in München) zur Anschauung gebracht: Der Sheriff ist eingetreten, um die Königin auf dem letzten Gange zu begleiten. Ihre Frauen, unter ihnen die treue Kennedy, sind um sie versammelt und hängen sich im Schmerz der Trennung an die geliebte Gebieterin. Zu ihren Füßen kniet Melvil, während Burleigh, Paulet und der Sheriff sie in schweigender Erregung umstehen. Zu ihrer Linken im Hintergrunde neigt Lord Leicester, innerlich ergriffen und gedankenvoll, das Haupt. Eben hat Maria aus Melvil's Hand das Crucifix empfangen — da bricht sie in die Worte aus:

„Nun hab' ich nichts mehr
Auf dieser Welt — Mein Heiland, mein Erlöser!
Wie Du am Kreuz die Arme ausgespannt,
So breite sie jetzt gütig aus, mich zu empfangen!“

Dies der Moment unseres Bildes. Dann wendet die Königin sich zum Gehen und erblickt — Leicester:

„Ihr haltet Wort, Graf Leicester — Ihr verspracht
Mir Euren Arm, aus diesem Kerker mich
Zu führen, und ihr leihet mir ihn jetzt!
— — — — — — — — — —
Ihr durftet werben um zwei Königinnen.
Ein zärtlich liebend Herz habt Ihr verschmäht,
Verrathen, um ein stolzes zu gewinnen.
Knie't zu den Füßen der Elisabeth!
Mög' Euer Lohn nicht Eure Strafe werden!
Lebt wohl! — Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden.“

Kaulbach hat diese Scene mit einer Größe, mit einer Erhabenheit wiedergegeben, vor der wir die Feder in geziemender Resignation niederlegen. — Auch die übrigen Bilder dieser „Kaulbach-Galerie“, Gestalten aus den Schöpfungen Schiller's, Shakespeare's und Richard Wagner's enthaltend, nehmen einen hohen künstlerischen Rang ein. E. Z—l.

Eine Neujahrsfreude für Volks-Schullehrer. Man schreibt uns aus Hessen:

„Seit Einführung der neuen Aera im Großherzogthum Hessen hat man hier der zeitgemäßen Entwickelung der Schule besondere Aufmerksamkeit zugewendet; leider aber fehlt es uns noch immer vielfach am Nöthigsten, nämlich an disponiblen Lehrkräften, so daß zur Zeit noch eine größere Anzahl von Schulstellen unbesetzt, oder doch nicht genügend besetzt ist, und das nicht nur, wenn auch vorzugsweise, in kleineren Gemeinden, sondern selbst in den Städten des Landes. Unser Land muß daher bestrebt sein, seinen Mangel an tüchtigen Lehrkräften aus dem Ueberfluß anderer Länder zu decken. Am ehesten möchte dies möglich sein aus dem Königreich und der Provinz Sachsen, aus Thüringen, Württemberg und aus den preußischen Provinzen Hessen-Nassau und Hannover, wo überall die Volksschullehrer meist schlechter, zum Theil sogar weit schlechter als bei uns gestellt sind, wie aus nachfolgenden thatsächlichen Angaben klar werden dürfte.

Junge Lehrer werden im Großherzogthum Hessen nirgends unter vierhundert Gulden, ausschließlich Wohnung, definitiv angestellt, und dieser Gehalt erhöht sich durch Alterszulagen nach fünfzehn Dienstjahren auf sechshundert Gulden. Sind wir ferner nicht ganz schlecht unterrichtet, so besteht außerdem noch Seitens der Regierung die Absicht, demnächst schon eine weitere ansehnliche Erhöhung dieser Gehaltsverhältnisse zu veranlassen und zwar eine Erhöhung auf mindestens zwölfhundert, ja vielleicht sogar auf dreizehn- bis vierzehnhundert Reichsmark. An Orten mit zweitausend bis zu sechstausend Einwohnern betragen die Gehalte der definitiv angestellten Lehrer schon jetzt fünfhundertfünfzig Gulden für den Anfang und steigen mit dem Dienstalter auf achthundert Gulden; in den Städten von mehr als sechstausend Einwohnern bei sechshundertfünfzig Gulden Anfangsgehalt bis auf zwölfhundert und vierzehnhundert Gulden nebst Wohnung oder der Größe der Orte entsprechender Vergütung dafür, die von fünfzig, bezugsweise fünfundsiebzig Gulden in den kleinsten Orten bis auf zweihundert Gulden in den Städten steigt. Daß den von auswärts eintretenden Lehrern mit guten Zeugnissen ihre im Auslande verbrachten Dienstjahre angerechnet und jene also in die entsprechenden hessischen Altersclassen eingereiht werden müssen, unterliegt keinem Zweifel. Dazu ist der Schullehrer im Großherzogthum Hessen durch die betreffenden Bestimmungen des neuen Schulgesetzes in seiner Stellung vollkommen geschützt, so zwar, daß er nur in Folge eines Urtheils des obersten Verwaltungsgerichts daraus entfernt werden kann; er hat im Falle einer Pensionirung schon während der ersten zehn Dienstjahre vierzig Procent seines Gehalts als Pension anzusprechen (und in keinem Falle weniger als zweihundert Gulden), die sich um je ein und ein halbes Procent für jedes weiter zurückgelegte Dienstjahr bis zum vollen Betrag seines Diensteinkommens steigert, und wird gegen ein Eintrittsgeld von hundertvier Mark und einen jährlichen Beitrag von sechsunddreißig Mark Mitglied der Volksschullehrerwittwencasse, welche im Falle seines Ablebens seinen Hinterbliebenen eine jährliche Pension von dreihundertzwölf Mark bis zu dem Tage auszuzahlen verpflichtet ist, an welchem seine Wittwe stirbt oder sein jüngstes Kind zwanzig Jahre alt wird. Gerade diese gesetzlichen Bestimmungen über Sicherheit der Stellung, Pensionirung und Wittwencasse sind es, welche den verheiratheten älteren Lehrer, dem die anderen Staaten meist nichts Gleiches oder Aehnliches bieten, anzuziehen vielleicht im Stande wären.

Solchen jüngeren Lehrern, die nur die Abgangsprüfung vom Seminar bestanden haben, bietet man im Großherzogthume Hessen dreihundert bis dreihundertfünfzig Gulden nebst Wohnung, welcher Gehalt sich nach bestandener Staatsprüfung entsprechend erhöht. Zudem ist dem Strebsamen und Tüchtigen durch Schaffung des Instituts der Oberlehrer und Kreisschulinspectoren der Weg zu weiterem Aufrücken bis zu Gehalten von viertausendfünfhundert Mark eröffnet. Bei allen vorstehenden Gehaltsangaben sind überdies die Gehalte für den Organistendienst nicht mit eingerechnet, die je nach Bedeutung der Gemeinde von fünfzig bis zweihundert Gulden betragen; Küsterdienste dagegen darf der hessische Lehrer nicht mehr übernehmen.

Die Gartenlaube kommt in die Hände von Tausenden von deutschen Lehrern. Möchten doch recht viele derselben die hier gegebenen Winke beherzigen! Etwaige Anmeldungen würden an das großherzoglich hessische Ministerium des Innern in Darmstadt zu richten sein. E. P.“

Aus unserem papierenen Zeitalter. In Nr. 45 der Gartenlaube v. J. wird in dem Artikel „Aus unserem papierenen Zeitalter“ die Summe der in Elberfeld fabricirten Briefcouverts auf circa tausend Millionen Stück irrthümlich angegeben. Diese Summe dürfte die ganze in Deutschland überhaupt jährlich verbrauchte Anzahl Briefcouverts annähernd repräsentiren, denn der Verkehr der deutschen Post war im Jahre 1873 rund vierhundertachtundsiebenzig Millionen gewöhnliche Briefe und neunundvierzig Millionen Geldbriefe. Nimmt man an, daß im Privatverkehr von Haus zu Haus eine gleiche Anzahl Briefe zur Versendung kommt, so ergiebt sich die Gesammtsumme von circa tausend Millionen. Elberfeld, welches die ersten und auch jetzt noch die größten Fabriken von Briefcouverts aufweist, ist nicht ohne Concurrenz geblieben, welche namentlich in Stuttgart, Frankfurt am Main, Düren und Berlin von Bedeutung ist. Augenblicklich fabricirt Elberfeld etwa ein Drittel aller in Deutschland verbrauchten Couverts, etwa dreihundert bis dreihundertfünfzig Millionen jährlich, von welcher Zahl die Hälfte, ungefähr hundertfünfzig Millionen, von der bedeutendsten jetzt bestehenden Couvertfabrik (Reinhart Schmidt), deren Leistungen auch auf der Wiener Weltausstellung durch die Jury anerkannt sind, allein hergestellt wird.

Die Fabrikation anlangend, ist zu bemerken, daß die besten, durch Dampfkraft getriebenen Couvertmaschinen nicht über 23000 bis höchstens 25000 Stück per Tag, bei zehnstündiger Arbeitszeit, zu fertigen im Stande sind. Auch dieses Resultat ist nur mit dicken Papieren zu erzielen, während bei dünneren Papieren, namentlich bei sogenanntem Hanfpapier, die Maschinen so viel langsamer laufen müssen, daß nur auf 18000 Stück per Tag gerechnet werden kann. Warum diese Hanfcouverts so stark in Verbrauch gekommen sind, läßt sich schwer erklären, da dieselben für den inländischen Verkehr durchaus keinen Vortheil bieten, dagegen den Nachtheil haben, daß man durch das dünne Papier derselben jede Schrift lesen kann.

Interessant ist der Einfluß, welchen die Einführung der Postkarten auf den Couvertverbrauch hatte. Bei dem billigen Preise von sechs Pfennigen für die Postkarte erwartete man eine Abnahme des Briefverkehrs und damit des Verbrauchs an Couverts. Es hat sich aber auch hier wieder offenbar gezeigt, wie jede Erleichterung des Verkehrs diesen selbst hebt. Die Zunahme des Bedarfs der Briefcouverts in den Jahren 1872 und 1873 gegen das Vorjahr war nämlich jedes Mal weit größer als die Summe aller überhaupt versandten Postkarten.

Lindau's neuestes Lustspiel „Der Erfolg“ ist nunmehr auch in Leipzig verschiedene Male und stets mit großem Beifall zur Aufführung gekommen. Berlin, das bei der ersten Aufführung das Stück fast auspfiff, hat sich seitdem besonnen und den „Erfolg“ binnen Monatsfrist dreizehn Male bei stets gefülltem Hause angesehen; Hamburg brachte das Lustspiel mit einem Erfolg zur Darstellung, wie er seit langen Jahren dort nicht erlebt wurde, und auch in Wien, Dresden, Weimar, Braunschweig, Breslau, Graz rc. schlug das jedenfalls mit großem Geschick gearbeitete Stück bei starkbesetztem Hause vollständig durch. Das sind Thatsachen, die man nicht verschweigen sollte. Lindau mag durch seine Rücksichtslosigkeiten viele Herren von der Presse vor den Kopf gestoßen haben, und wir am wenigsten wollen Alles vertheidigen, was seine scharfe und ätzende Feder verbrochen — hat er uns selbst doch hier und da mit kleinen Seitenhieben bedacht. Warum aber soll der Lustspieldichter die Sünden des gefürchteten Recensenten büßen? Die Kritik ist sicherlich in ihrem Rechte, wenn sie die Fehler eines Stückes, die Poesielosigkeit oder den Mangel an guten Charakteren nachweist und verurtheilt, aber sie hat auch die Verpflichtung, den Erfolg zu registriren, falls eine neue Leistung, trotz ihrer einzelnen Schwächen einen solchen erfahren hat. Das ist hier nicht geschehen, und deshalb wollen wenigstens wir das Versäumte nachholen und zugleich unsere Freude aussprechen, daß hier und da immer wieder ein frisches Talent auftaucht, das uns, wenn auch nicht immer mit Meisterwerken, jedenfalls doch mit anregenden und gern gesehenen Bühnenstücken beschenkt.

Zur Notiznahme. Trotz wiederholter Erklärungen gehen uns nach wie vor häufige Anfragen zu, welche sich auf Inserate der von G. L. Daube und Compagnie in Frankfurt a. M. herausgegebenen und der Gartenlaube beigelegten „Allgemeinen Anzeigen“ beziehen. Wir sehen uns daher veranlaßt, abermals zu erklären, daß das genannte Annoncen-Blatt weder mit der Verlagshandlung noch mit der Redaction der Gartenlaube in irgend einem andern als einem rein äußerlichen Connex steht, und daß jede auf dasselbe bezügliche Anfrage direct an den Redacteur jenes Blattes, Herrn Max Leonhard in Leipzig, nicht aber an uns zu richten ist, wie wir auch hiermit wiederholt betonen, daß die Verantwortlichkeit für Annoncen der „Allgemeinen Anzeigen“ lediglich die genannte Firma, nicht aber die Redaction oder Verlagshandlung unserer Zeitschrift zu tragen hat.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Das Capital.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

5.

Als er das nächste Mal nach Haus Haldenwang hinübergegangen, fand er die junge Frau in ihrem Wohnsalon — es war ein zu kühler Abend, um ihn auf der mit Schlingpflanzen überwölbten Terrasse draußen zuzubringen. Außer dem Gesellschaftsfräulein fand er den unvermeidlichen Herrn von Maiwand anwesend; beide Letzteren waren bei einer Schachpartie beschäftigt, während Frau von Haldenwang in einer Fensterbrüstung saß und in einem Journale las. Bei Landeck's Eintritt legte sie es wie widerstrebend aus der Hand.

„Ich flehe Sie, gnädige Frau. Sie wünschen Ihre Lectüre fortsetzen zu können," sagte er. „Gestatten Sie mir, Ihnen vorzulesen, was Sie so zu fesseln scheint!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein," versetzte sie. „Wer gute Augen hat, muß selbst lesen und nicht sich vorlesen lassen. Zwischen einem geistreichen Autor und mir ertrage ich keinen Dolmetscher. — Das Journal bringt eine Fortsetzung der Bilder aus unserem Griechenland, welche ich Ihnen schon neulich pries und zu lesen empfahl. Es hat mich seit langem nichts so angezogen. Der Verfasser nennt sich noch immer nicht, aber es ist ein Mann, dem meine ganze Seele zufliegt; so verwandt ist sein Denken und die Art, wie er die Dinge sieht, der meinigen, so sehr schreibt er mir aus dem Herzen. Wenn Sie so schreiben könnten, Herr Landeck — so — so würde ich Ihnen mit Freuden vorsingen, Ihnen allein."

Landeck wechselte leicht die Farbe und biß sich auf die Lippen; er nahm das Journal und nachdem er den Titel näher angesehen, sagte er:

„Ich zweifle nicht, daß dieser Glückliche, wenn er erführe, welcher Lohn ihm hier erwartet, sich von dem fernsten Weltende, oder wo er sonst stecken mag, hierher aufmachen wird, ihn in Empfang zu nehmen."

„Das lautet sehr spöttisch und boshaft," versetzte sie, „und doch verletzt mich dieser Spott nicht. Denn ich weiß, er würde in der That einen Lohn darin finden; er würde meinen Gesang verstehen, wie ich das Gemüth, das sich in seinen Worten ausspricht, verstehe."

„Und weshalb trauen Sie mir nicht zu, daß ich so schreiben könnte?"

„Weshalb nicht? Aufrichtig gesagt, es ist mir nicht im Entferntesten eingefallen, darüber nachzudenken. Und wozu auch? Begnügen wir uns mit der Thatsache. Auch will ich Sie dadurch nicht abhalten, wenn Sie einmal ein recht gründlich gelehrtes Buch über Ihre archäologischen Forschungen herausgeben werden, mir ein Exemplar davon zu überreichen, das ich mit dem größten Respect entgegennehmen werde, vorausgesetzt, daß ich es nicht zu lesen brauche. — Und nun reden wir von etwas Anderem! Weshalb bringen Sie mir nicht einmal Ihren Zögling mit heraus? Cousine Elisabeth hat mir gesagt, daß sie ihn mir herausführen werde."

„Fräulein Elisabeth Escher hat mir nichts darüber mitgetheilt," entgegnete Landeck; „ich werde aber mit Herrn Escher von Ihrem Wunsche reden . . ."

„Bitte, thun Sie das! Ich muß doch sehen, ob mein kleiner Vetter Ihrer Erziehungsmethode Ehre macht."

Landeck fühlte aus diesen Worten etwas Verletzendes heraus; es schien, die schöne Frau wolle ihn an seine Schulmeisterstellung erinnern und damit demüthigen.

„Ich hoffe, er wird es," antwortete er; „wenn man nichts anderes sein will, als was man ist, und dies ganz ist, leistet man ja am Ende immer etwas Befriedigendes. Aber wollen Sie mir nicht sagen, wie mein Zögling zu der Ehre kommt, Ihr Vetter zu sein?"

„Wie," entgegnete sie, „hat man Ihnen drüben die Verwandtschaft nicht auseinandergesetzt? Mein Vater war der Bruder des Herrn Escher. Es waren drei Brüder da. Der Onkel Gotthard, der Onkel Gottfried, in dessen Hause Sie wohnen, und mein Vater, alle Drei so verschiedene Charaktere, wie sich ihre Lebensstellung verschieden gestaltet hat."

„Der Onkel Gotthard und der Onkel Gottfried haben sich doch demselben Berufe gewidmet und bewohnen einen und denselben Ort," bemerkte Landeck.

„Nun ja — aber welche Verschiedenheit ist doch in ihrer Lage! Der Onkel Gotthard ist Vorsteher der Schlosserwerkstatt in der Maschinenfabrik von — wie heißen die Leute, Maiwand?" wandte sie sich an den am andern Ende des Salons in ein Schachspiel Vertieften.

„Der Herren Bartels und Söhne," antwortete Herr von Maiwand, flüchtig aufblickend.

Landeck saß aus dieser raschen Antwort, daß er dem ganzen Gange des Gespräches gefolgt war, was Frau von Haldenwang so auch nicht anders vorausgesetzt zu haben schien.

„Auch Bartels und Söhne," fuhr sie fort, „was ihm eine sehr

Digitized by Google

bescheidene Lebensstellung giebt. Der Onkel Gottfried Escher dagegen, der ganz dieselbe Erziehung genoß, dieselbe gewerbliche Ausbildung erhielt, hat es mit seiner rastlosen Energie, seinem Ehrgeiz, vielleicht auch ein wenig mit seinem Glücke zu einer eigenen Fabrik gebracht und diese noch und noch zu erweitert und einsichtig geleitet, daß er ein großer Industrieller geworden ist und, wie ich denke, einen fest gegründeten Wohlstand besitzt ..."

„Wenn nicht nächstens der große Strike ausbricht," schaltete hier Herr von Maiwand ein, „von dem man behauptet, daß er ihn ruiniren müsse."

Frau von Haldenwang zuckte die Achseln.

„Der Onkel ist viel zu gescheidt und vorsorglich, um sich so leicht durch ein einziges widriges Ereigniß stürzen zu lassen," sagte sie. „Mein Vater nun endlich," fuhr sie dann fort, „der, um das Kleeblatt dieser drei brüderlichen Namen voll zu machen, Gottlieb hieß, hatte früh eine große Neigung zu den Studien verrathen, und da er der Aelteste war, hatte man dieser Neigung nachgegeben; er hatte Medicin studirt und war ein geachteter Arzt in der Residenz. Leider mußte ich das Unglück erleben, als er eben in den weitesten Kreisen bekannt und geschätzt zu werden begann, ihn in Folge einer Ansteckung, die er sich bei einer Consultation am Krankenbette zugezogen, zu verlieren; ich war damals erst siebenzehn Jahre alt."

„Ach, und Sie waren dadurch ganz verwaist?"

„Nicht ganz. Meine Mutter starb viel später, als ich schon Sängerin an der Hofbühne war, auch hat sich ihrer wie meiner der Onkel Gottfried, der mein Vormund wurde, getreulich und sorglich angenommen."

„Und doch sehen Sie ihn so selten?" wagte Landeck zu bemerken.

Frau von Haldenwang antwortete auf diese Frage nicht. Sie fragte rasch: „Ist Ihr Zögling intelligent und folgsam?"

„Hinreichend, um mir die Aufgabe, ihn zu erziehen, zu einer lohnenden und nicht gar zu schweren zu machen. Es ist leider nicht viel, was sich an einer solchen jungen Menschenseele bilden läßt. Man kann ihr Kenntnisse beibringen und sie auch denken lehren; man kann aber ihren Gefühlen keine Richtung geben, was doch eben so wichtig wäre, und man kann ihr nichts von der eigenen Erfahrung mittheilen, was noch viel wichtiger wäre, als die Kenntnisse. Deshalb fallen die Männer immer auf's Neue in dieselben Fehler, in dieselben Schlingen, welche ihnen das Leben stellt, trotz aller guten Lehren."

„Zum Beispiel in welche Schlingen?"

„Nun, unter Anderem in die der Frauen; die jungen Männer sind in diesem Falle blümmer als die jungen Hühner, die, wenn ein Weib über dem Hofe schwebt, sich aus bloßem Instinct verkriechen; die jungen Männer sehen die Gefahr nicht, bis sie einmal von dem Weib einer Leidenschaft erfaßt sind und zerfleischt werden."

Frau von Haldenwang lachte und sah ihn dann groß und verwundert an.

„Sie werden wieder zur umgekehrten Biene," sagte sie. „Aus meiner harmlosen Frage haben Sie Gift gezogen, und Ihrer Antwort darauf wissen Sie eine Wendung zu geben, die stechen soll."

Landeck erröthete leicht. Sie mochte ja Recht haben. Er mochte sich ihr sehr unliebenswürdig zeigen. Es macht aber nichts unliebenswürdiger, als sich Jemandem gegenüber zu befinden, dem man größere Achtung und Geltung abringen will und bei dem man dann gewöhnlich ganz falsche Mittel anwendet, um zu diesem Ziele zu gelangen. Er fühlte sich sehr unglücklich bei diesem Gedanken und dadurch völlig hülflos. Mit einem Seufzer sagte er:

„Was hat eine arme Biene für ein anderes Mittel sich geltend zu machen, als indem sie sticht?"

„Muß sie sich denn ‚geltend machen'?"

„Nein, Sie haben Recht; es ist das für ein so kleines Insect viel zu viel Ehrgeiz."

Landeck fühlte an dem grollenden tiefen Schmerze, mit dem ihn das überlegene, wie mit ihm spielende Wesen Maiwinens ertüllte, wie sehr er die übermüthige Frau liebte. Er schwieg eine Weile, dann sprang er auf.

„Wollen Sie gehen?"

„Ich will Sie nicht länger abhalten, sich aus Griechenland erzählen zu lassen, von einem Manne, der — so viel besser zu erzählen weiß als ich."

„Ach, Sie haben das übel genommen?" fragte sie lachend. „Das ist unrecht von Ihnen; es verlangt Niemand, daß Sie außer einem großen Pädagogen ..."

„Zu deutsch Schulmeister —"

„Zu deutsch Schulmeister — auch noch ein großer Schriftsteller sein sollen. Sie wissen ja, das Talent ist angeboren, und es nicht zu haben, hat nichts Beschämendes."

„Ich gehe auch nicht mit dem Gefühle der Beschämung von hier, gnädige Frau, gewiß nicht," versetzte er mit einem Ausdruck von leichtem Spott um die feingezeichneten Linien seines Mundes.

„So begleiten Sie mich auf Ihrem Heimwege die Allee hinab," sagte sie sich ebenfalls erhebend, „ich möchte ein wenig frische Luft schöpfen."

Fräulein Lini erhob sich von ihrer Schachpartie, um den Hut und einen leichten Ueberwurf für ihre Gebieterin zu holen; diese nahm ihr die Sachen aus der Hand und sagte dabei, wie es Landeck vorkam, ein wenig gebieterisch:

„Bleiben Sie, bleiben Sie hier, Lini, und unterbrechen Sie Ihre Partie nicht! Spielen Sie weiter, Maiwand!"

Sie ging dabei so rasch zu der auf die Terrasse führenden Glasthür hinaus, daß ihr Wunsch, von den beiden Spielenden nicht begleitet zu werden, offenbar war. Wollte sie mit Landeck allein sein?

Maiwand blickte den Fortschreitenden gedankenvoll nach. Fräulein Lini, welche sich wieder an das Spiel gesetzt hatte, beobachtete ihn dabei und fragte endlich:

„Nun, weshalb kauen Sie so nachdenklich an dem armen Schnurrbart? Sie haben Schach der Dame geboten — verfolgen Sie Ihren Triumph!"

Er ging langsam wieder an's Spiel.

„Finden Sie nicht Frau von Haldenwang merkwürdig verändert seit einiger Zeit?" sagte er dabei.

„Ein wenig," antwortete sie; „sie ist schweigsamer und durchaus nicht liebenswürdiger; wie behandelt sie zum Beispiele oft diesen armen Herrn Landeck! Aber ich denke, darüber haben Sie nicht zu klagen; gegen Sie ist sie seit eben so langer Zeit die Nachgiebigkeit selbst geworden. Früher hatte sie doch über Manches, was Sie angeordnet oder was Sie anriethen, zu rechten und debattiren. Jetzt ist sie mit Allem, was Sie thun und meinen, einverstanden."

„Das heißt, sie hört mich kaum. Sie scheint von anderen Gedanken so eingenommen, daß sie vergißt, daß es sich bei diesen Sachen um ihre eigenen Interessen handelt ..."

„Oder," antwortete lächelnd Fräulein Lini, „da Sie sich durch einen kleinen Meisterstreich zum Herrn von Haldenwang gemacht haben, denkt sie wohl, es seien jetzt die Ihren ..."

„Ich, mich zum Herrn von Haldenwang? Wie verstehen Sie das, Fräulein Lini?"

Fräulein Lini sah ihn mit blinzelnden Augen sehr schlau an. „Spielen Sie nicht den Betroffenen, Herr von Maiwand!" sagte sie. „Sie sind einmal ein glücklicher Spieler, und es giebt Damen, die sich außerordentlich leicht ungarnen lassen, wie zum Beispiel meine schlecht vertheidigte Königin auf dem Schachbrette hier."

„Ach," warf Maiwand ein, „Sie sind von Ihrem Doctor Ifelt, dem Gegenstande Ihrer stillen Verehrung, mit seiner gewöhnlichen Skepsis angesteckt. Wenn er solch bösen Einfluß auf Sie übt und Ihr harmloses Gemüth verdirbt, Fräulein Lini, so werden wir ihn als Hausarzt abschaffen."

Fräulein Lini wechselte unter dem bösen Seitenblicke, den ihr Maiwand dabei zuwarf, ein wenig die Farbe. Sie verstand die Drohung und schwieg. Achselzuckend rückte sie ihre Königin weiter, um dann bald nachher von ihrem Partner völlig matt gesetzt zu sein. —

Malwine von Haldenwang war unterdeß eine Weile schweigend neben Landeck durch die Anlagen und in die Eichenallee hinabgegangen, welche zum Flusse hinunterführte.

Sie machte ein sehr ernstes Gesicht; es lag etwas wie Trauer darauf; es schien etwas um ihre Lippen zu schweben, das sie doch nicht aussprechen konnte oder wollte. War ihr am Ende der Ton des Verkehrs, der zwischen ihr und Landeck zur Herr-

Digitized by Google

schaft gekommen, unerträglich geworden? Aber wie war er zu ändern? Landeck hatte einmal Alles gethan, sie zornig zu machen und gegen ihn zu verbittern. Es hatte sie tief bewegt, so gerührt, so freudig aufgeregt, daß Landeck ihr hierher gefolgt war, daß er plötzlich unerwartet vor ihr stand, mit all den Erinnerungen und Bildern der schönen Ferne, welche ihrem Herzen so theuer geworden. Und nun hatte er eine solch wunderliche Besitzenheit gehabt, ihr zu verstehen, daß es ein bloßer Zufall gewesen, der ihn hierher geführt, ganz ohne sein Zuthun, ganz wider seine Erwartung. . . . Das hatte ja eigenthümlich unfreundlich geklungen, und der Ester, womit er es wiederholte und betonte, hatte es zu etwas Demüthigendem und Beleidigendem für sie gemacht, als ob er sagen wollte: bilde Dir nichts ein, eitle, gefallsüchtige Frau! Und diese Deutung seines Bestrebens, ihr zu sagen: ich bilde mir nichts ein, hatte sie tief gekränkt und erzürnt und zu jenem fortwährenden Kriege geführt, den sie vielleicht jetzt endlich gern beendet hätte, ohne doch die rechte Wendung dafür zu finden. Denn als sie jetzt endlich zu sprechen begann, war es ziemlich im alten Tone, worin sie sagte:

„Sie sind sehr schweigsam . . . weshalb unterhalten Sie mich nicht ein wenig? Wissen Sie, daß ich Sie in Athen viel liebenswürdiger fand? Sie hätten hübsch dableiben sollen."

„Sie können mir glauben, daß ich das gern genug gethan hätte," versetzte er, sich die Lippe beißend.

„Weshalb thaten Sie es denn nicht?" fragte sie mit einem durch diese Antwort offenbar gereizten Tone.

„Weil ich nicht reich genug dazu war; so mußte ich zurückkehren und fühle hier selbst die Wahrheit des Worts, on das Sie mich mahnen:

„Zu engern Kreis verengert sich der Sinn.'"

„Ach, das ist es nicht, das ist es gar nicht," rief sie mit einem fast heftigen Tone aus. „Ihr Sinn ist nicht enger geworden, sondern ganz anders. Sie haben Ihre Natur verändert, wie Wein, der Essig wird. Wie können die äußeren Umstände so auf uns wirken? Ich begreife das nicht. Ich bleibe mir immer treu, werde stets dieselbe sein, ob ich in Griechenland auf der Schwelle eines alten, halbzerstörten Tempels sitze und mich da im Sonnenlichte bade, oder ob ich aus den Fenstern von Holdenwang in den Odenwald blicke, der drüben aus den Dahlmkessen aufsteigt."

„Doch wohl nicht ganz so. In der Ferne, wo wir uns freier fühlen, wo die Welt um uns her uns erfüllt, uns glücklich und selbstvergessend macht, geben wir uns leichter, wärmer, offener den Eindrücken hin und sind also natürlich liebenswürdiger, wie Sie es ausdrücken. Das Daheim kürzt dann dem Leichtsinne die Flügel und kehrt uns, in unsere gegensetzigen Stellungen zurückkehren und uns beugen unter die realen Lebensmächte, die uns wieder in die harten Arme nehmen. Unsereins wenigstens. Bei Ihnen ist das freilich etwas Anderes. Sie kennen diese Lebensmächte nicht. . . ."

„Ach, das ist so kleinmüthig, so philisterhaft. Ein Mann muß sich nicht unter die realen Lebensmächte beugen, ohne mit ihnen zu ringen. Er muß sie sich wenigstens nicht erkältend und verbitternd on sein Gemüth kommen lassen. Und was wissen Sie davon, ob ich diese Mächte kenne oder nicht?"

„Ich meine doch, ihren Druck wenigstens nimmt Herr von Moiwond, der für Alles zu sorgen scheint, Ihnen völlig von der Seele."

Die junge Frau warf einen prüfenden Seitenblick in Landeck's Züge, und mit einem Ausdrucke, als ob sie eine plötzliche Entdeckung mache, mit einer gewissen Bosheit sagte sie:

„Das ist wahr. Herr von Moiwond ist unermüdlich darin, mir jede Last und Sorge von den Schultern zu nehmen — er ist ein musterhafter Verwalter."

„Völlig uneigennützig?" fragte Landeck spöttisch.

„Glauben Sie es nicht?" entgegnete sie lächelnd, mit dem grausamen Behagen einer Frau, die eine Eifersucht zu stacheln glaubt. „Aber," fuhr sie fort, „lassen wir Herrn von Moiwond. Heute möchte ich, daß Sie mir einen Dienst erwiesen — Sie und nicht er, der trotz seiner Verdienste um mich bei Ihnen nicht in Gnaden zu stehen scheint."

„Verfügen Sie über mich, gnädige Frau!"

„Aber discret — ich muß wissen, daß Sie meinen Wunsch nicht dem Onkel Gottfried, Ihrem gestrengen Herrn Principal, verrathen."

„O gewiß nicht," versetzte er lächelnd, „ich verrathe überhaupt nichts, nicht einmal Ihnen, was ich über Ihre Art, die Leute zu behandeln, z. B. mich wieder nach Athen senden zu wollen, denke."

„Ich behandle nur die schlecht, welche es verdienen und mich beleidigen. Prüfen Sie einmal ein wenig Ihr Gewissen! Aber darum handelt es sich ja nicht."

„Sie verlangten einen Dienst von mir."

„Jo — weil Sie nun doch einmal ein deutscher Gelehrter sind, das heißt ein Mann, der gerade Alles weiß. Ich möchte über etwas Juristisches Auskunft haben. Nämlich: wenn man einen Notar einen Vertrag aufnehmen läßt und darauf diesen Vertrag, mit allen möglichen Unterschriften und Siegeln darunter, übergeben erhalten hat, ist man dann völlig Herr über solch ein Document und kann es verbrennen oder zerreißen — ist damit die ganze Sache obgethan?"

„Welche Vorstellung!" gab Landeck zur Antwort. „Werden Sie nicht ungnädig, wenn ich Ihnen sage, daß dies die dameshaftelte Auffassung von einem juristischen Geschäft ist, die mir vorgekommen."

„Nein, nein, durchaus nicht," antwortete lebhaft Malwine, „man hat es mich versichert."

„Von hot es Sie versichert? Wer? Wohl auch eine Dame?"

Sie antwortete auf diese directe Frage nicht, sondern sagte:

„Ich muß Ihnen deutlicher erklären, was ich meine. Sehen Sie da drüben jenseits des Flusses die kleine Meierei? Sie gehört zum Hofe Haldenwang. Und nun nehmen Sie an, ich wollte sie meiner getreuen Lini für ihre treuen Dienste schenken. Das würde mir zehn Meilen in der Runde den Ruf einer leichtsinnigen Verschwenderin zuziehen, und man würde sogen, es sei eine Schande, daß mein verstorbener Gemahl ein so schönes Gut in die Hände einer ehemaligen Bühnenprinzessin gegeben habe, die es nun verschleudere. Es wäre also nun nichts anderes zu thun, als daß ich mit der Lini zum Notar ginge und diesen ein Document aufnehmen ließe, worin schwarz auf weiß geschrieben stünde, daß ich das kleine Besitzthum der Lini für drei- oder viertausend Thaler, welche sie mir dafür ausgezahlt habe, verkauft hätte."

„Natürlich ohne daß Ihnen in Wirklichkeit das Geld ausbezahlt wäre," sagte Landeck; „gewiß könnten Sie in dieser Form eine solche Schenkung machen, und es kommt das wohl nicht selten vor —"

„Sie hören mich nicht zu Ende," unterbrach sie ihn. „Also gesetzt, ich hätte ein solches Document, welches mich vor dem Rufe, eine gewissenlose Verschwenderin zu sein, schützte, anfertigen und mir geben lassen. Und gesetzt nun weiter, noch einiger Zeit erträge die gute Lini plötzlich nicht mehr das, was Sie meine Art, die Leute schlecht zu behandeln, nennen. Sie empörte sich gegen mich, würfe mir mein Geschenk vor die Füße, verließe mich auf immer. Würde es dann — das ist, was ich wissen möchte — genügen, daß ich eben das Document zerrisse, und wäre damit die Meierei wieder mein, und Alles durchaus wie vorher? Können Sie es mir sagen? Nein! So gehen Sie, mit einem Juristen darüber zu reden."

„Aber Herr von Moiwond, wenn er erfährt . . ."

„Was geht Sie Herr von Moiwond an? Glauben Sie ihm Bericht über meine Worte schuldig zu sein?"

„Seien Sie unbesorgt!" fiel Landeck ein, „er soll nichts davon erfahren, daß Sie so gnädig mir diese Gelegenheit, Ihnen zu dienen, zugewendet. Ich soll also durch einen Juristen ermitteln, ob in einem solchen Falle, wie Sie mir ihn schilderten, ein „Scheinkauf", wie die Herren von der Rechtsgelehrsamkeit das nennen, ohne alle weiteren Folgen für Sie bleibt. Ich will Ihnen gründlichen Bescheid darüber einholen, obwohl ich mir denken kann, wie die Antwort ausfallen wird."

„Und wie denken Sie, daß sie ausfallen wird?"

„Man wird mir sogen: Wenn beide Parteien ehrliche Leute sind, so ist natürlich, nachher Alles, wie es vorher war. Anders aber, wenn der Beschenkte nicht ehrlich ist, oder wenn Erben desselben, die nicht ehrlich sind, oder auch den Sachverhalt gar nicht kennen, auftreten. Dann müßten Sie beweisen, daß es

Digitized by Google

sich um einen bloßen Scheinkauf gehandelt habe, daß Ihnen die ausbedungene Summe nie bezahlt sei — und das möchte unter Umständen seine Schwierigkeiten für Sie haben."

„Ich würde das beweisen müssen? Aber der Andere hatte ja nichts, um überhaupt Ansprüche an mich erheben zu können; denn das aufgenommene Document blieb ja in meinen Händen, und ich habe es zerrissen, verbrannt."

„Das," versetzte lächelnd Landeck, „ist eben eine damenhafte Ansicht von juristischen Geschäften. Sie haben die Urkunde zerrissen, aber der Notar bleibt doch da, der sie aufnahm; die Zeugen bleiben da, welche sie unterschrieben. Diese müssen das Vorhandengewesensein eines solchen Vertrages vor Gericht bezeugen. Und dann kann Ihr Gegner, wenn Sie gestissentlich ein ihm werthvolles Document vernichtet haben, eine große Entschädigung von Ihnen verlangen. Das ist doch einzusehen, ohne daß man ein Jurist ist. Und dann ferner: wenn Sie solch ein Document vernichtet haben, so fragt es sich sehr, ob damit irgend etwas für Ihren Widerpart verloren ist. Ich erinnere mich, daß mein verstorbener Vater, als er seinen Abschied als Major nahm, um sich eine Beschäftigung zu verschaffen, einen Garten vor dem Thore meiner Heimathstadt erstand. Er bekam dabei ein Document über den Kauf ausgeliefert, aber es war das nicht das eigentliche Original, bei dessen Ausnahme ich selbst zugegen gewesen war. Das Original bleibt entweder im Archive des Notars, oder es wird dem Gerichte eingereicht; welches von beiden der Fall ist, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß es aufbewahrt bleibt. Sie sehen also, meine gnädige Frau, daß in dem Falle, welchen Sie angenommen haben, Fräulein Lini oder Fräulein Lini's Erben immer noch kommen könnten, um sich die hübsche kleine Meierei dort oben von Ihnen auszubitten."

„Wirklich — wirklich — ist dem wirklich so?" rief Frau von Haldenwang, offenbar erschrocken.

„Ich glaube nicht, daß ein Jurist Ihnen eine wesentlich anders lautende Antwort geben würde. Also," setzte Landeck lächelnd hinzu, „wenn Sie einmal durch ein solches Geschenk in der Maske eines Verkaufs Fräulein Lini's treue Dienste belohnt haben sollten, so wäre es das Beste, Fräulein Lini noch obendrein stets recht gut zu behandeln und sich dadurch der Gefahr zu entziehen, in einen bedenklichen Proceß mit ihr oder ihren Erben zu gerathen."

Frau von Haldenwang sah ihn mit einem eigenthümlich unwilligen und fast vorwurfsvollen Blicke an, gerade als ob sie sagen wollte: „Du kannst noch scherzen?"

Beide gingen dann schweigend neben einander her, bis Landeck plötzlich sagte:

„Doch wie dumm, daß ich nicht gleich darauf kam! Es giebt ja ein ganz ausreichendes Mittel, sich vor allen Folgen bei solch einer Sache zu schützen. Sie haben sich nur von dem Andern — in unserm Falle also von Fräulein Lini — einen Revers ausstellen zu lassen."

„Einen Revers? Was will das sagen?"

„Eine Bescheinigung, daß der ganze Handel ein Scheinkauf war; daß Fräulein Lini niemals für die Meierei auch nur einen Groschen bezahlte oder bezahlen wollte."

„Das ist wahr, das ist wahr," fiel Frau von Haldenwang lebhaft ein, „o, wer daran gedacht hätte!"

„Wer daran gedacht hätte? Ist es denn bereits zu spät!" Die schöne Frau wandte sich ab, als ob sie plötzlich nach Hause zurückkehren wolle, dann aber wieder Landeck zu, um ihm die Hand zu reichen.

„Ich danke Ihnen," sagte sie sehr bewegt, „Sie haben meine ‚damenhaften Vorstellungen' in einer Weise berichtigt, für die ich Ihnen sehr verbunden bin, und wie Sie sagen, so wird es sein; es ist ja Alles so einfach und selbstverständlich, daß ich weiter keiner Ergründung der Sache bedarf — lassen Sie die Juristen also vorläufig nur aus dem Spiele! Adieu, Herr Landeck, Adieu!"

Damit wandte sie sich noch einmal und schritt mit ihrem elastischen anmuthigen Gange über den Kies, auf dem die feinen braunen Stiefelchen kurschten, die Allee wieder hinauf.

Landeck blickte ihr nach, bis sie nach rechts hin in einen der in den Wald führenden Schlangenpfade abbog und verschwand. Betroffen wanderte er dann weiter und über den langen, den Fluß überbrückenden Planken weg.

Er war abermals mit einem Räthsel mehr belastet. Es war offenbar, daß aus Frau von Haldenwang eine Sorge gesprochen hatte. Und wenn dabei irgend etwas wie ein Scheinkauf zu Grunde lag, irgend etwas so rein Geschäftliches, weshalb wandte sie sich dann an ihn, den Fremden, der mit allem Rechtswesen der Gegend am meisten unbekannt war, der nichts thun konnte, ihr beizustehen, außer dem, was er jetzt schon unwillkürlich that, nämlich rascher zu gehen, um sich daheim von Herrn Escher das „Allgemeine Landrecht" auszubitten und darin den Titel von Käufen und Verträgen zu studiren? Die Sache beschäftigte ihn so sehr, daß er sich erst durch all die Fragen, die sie in ihm hervorrief, arbeiten mußte, ehe er über ihre Worte nachsinnen konnte, daß sie nur die Menschen müßhandle, welche sie beleidigten, daß er einmal sein Gewissen prüfen solle. Hatte er sie denn wirklich beleidigt? Wenn sie ihm dies so rund heraus vorwarf, so mußte diese Beleidigung auch so sein, daß sie sich offen darüber aussprechen konnte, ohne sich etwas zu vergeben. Sie war die letzte Frau auf Erden, die ihm gestanden hätte „ich zürne Dir, weil Du nicht um meinetwillen gekommen bist," das nicht! Aber weit eher schon: „Ich zürne Dir, weil Du glaubst, es aussprechen und deutlich erklären zu müssen, daß Du nicht um meinetwillen gekommen. Wegen dieser arroganten Thorheit. Als ob ich und die Welt solcher Versicherung bedürfe. Als ob es möglich sei, daß Jemand daran denke, solch ein armer Hauslehrer habe die Verrücktheit . . ."

Landeck dachte den Satz nicht aus. Ein Gefühl von großer Beschämung überkam ihn und wollte nicht mehr von ihm weichen, weil das Bewußtsein, daß er das Richtige gefunden, und daß er sich bisher mit außergewöhnlicher Tactlosigkeit betragen, ihn in helle Verzweiflung stürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Auserwählte auf dramatischem Gebiet.

Den poetischen Schimmer, den die ewigen Gestalten der dramatischen Dichtkunst auch auf die Persönlichkeit ihrer Darsteller und Darstellerinnen zurückstrahlen, sehen wir besonders gern noch durch den romantischen Hauch der meist an Abenteuern reichen Schauspielerbiographien erhöht. Um so mehr gewinnt es hinwieder seinen eigenen Reiz, eine gefeierte Künstlererscheinung aus einfachen Verhältnissen und Erlebnissen auf dem Wege schulmäßig geregelter Bildung und Entfaltung hervorgehen zu sehen.

Eine solche Erscheinung, die auf dem Wege planvoller, mit norddeutscher Regelung, ganz im Geiste unserer systematischen Zeit verfolgter Bildung zur Künstlerin von interessanter Eigenart und verbreitetem Rufe sich entwickelte, ist die sächsische Hofschauspielerin **Pauline Ulrich**, in deren Spiel und Persönlichkeit, bei allem Zauber glänzender Kunstbegabung, ein feiner Ton von jener eigenen Art bürgerlicher Anmuth mitklingt. Wir führen sie heute im Bilde unseren Lesern vor, als „eine Auserwählte auf dramatischem Gebiete".

Pauline Ulrich ist in Berlin geboren, wo ihr Vater seit seiner Jugend ein geschätztes Orchestermitglied des Hoftheaters war. Die sorgsamen Eltern beschlossen, die früh geweckte, lieblich ausblühende Tochter zur Gouvernante ausbilden zu lassen. Aber als sie mit Lust und Ernst einen ersten Versuch in dieser Carrière unternahm, den Schwestern Clavierstunden ertheilend, kam es bei ihrem erregbaren, ungeduldig beseelenden Wesen nur allzu bald zu dramatischen Auftritten, die sie zur Erzieherin nicht eben geeignet erscheinen ließen. Ein ehrbegierigerer, phantasievoller Trieb nach Außergewöhnlichem trat immer mächtiger in ihr hervor. Er fand seine Klärung und sein bestimmtes, begeisterndes Ziel, als im fünfzehnten Jahre sich die Liebe zur Poesie in ihr entfachte. Von nun an glänzte ruheschendend der Lorbeer in ihren Mädchenträumen, und lernte sie ihn nicht durch eigene

Digitized by Google

Pauline Ulrich.
Originalzeichnung von Herbert König

Sangeskunst erjagen, so wollte sie fortan dem hehren Berufe geweiht sein, im Tempel der Musen vor der lauschenden Menge dem Worte des Dichters die volle lebenathmende Gestalt und die begeisterte Seele zu leihen.

Das ward nun ein rechter Schreck und eine tiefe Sorge im stillen Bürgerhause der Familie Ulrich, dieses stürmische Drängen der lieben Tochter nach der Theaterlaufbahn. Denn allzu sehr war dem Vater bekannt, was dort hinter den blendenden Coulissen all' Derer harrt, die nicht ein hervorragendes Talent und des Glückes Mithülfe bald in eine hervorragende, bevorzugte Stellung hebt. Und doch kannte ja der Musiker auch die unüberwindliche Macht des wahren künstlerischen Triebes und Berufes. So wurde denn der Entscheid auf strengste Prüfung und auf den Ausspruch Sachverständiger über außergewöhnliche Begabung und die Gewißheit einer bedeutenden Zukunft gestellt. Diesen Spruch fällte die unerbittlichste Richterin, welche aufzufinden war, die große Tragödin Frau Crelinger, die jedes halbe Talent vor zu später Enttäuschung zu bewahren pflegte. Und

Digitized by Google

ihrem Ausspruche gab sie das vollste, schönste Gewicht, indem sie sich bereit erklärte, die Begabte selber heranzubilden. Nun kam eine herrliche Zeit für die junge Künstlerin, die Zeit des allseitigen Lernens, Uebens, Vorbereitens für den glühend ergriffenen Beruf. Hatte sie doch das Glück, von einem Vater geleitet zu sein, der nicht darauf bedacht war, seine Tochter nach möglichst bald abschwirrter äußerlicher Einübung dem ungewissen Glücke und zufälligen Erfolge zu überlassen; der vielmehr wußte, daß nur in einer umfassenden und gründlichen Bildung des Geistes und Gemüthes der Talisman ruht, der die wirthvolle Entfaltung des Talentes und dauernden Erfolg sichert, und er scheute kein Opfer, um der Tochter den allseitigen Unterricht in Geschichts- und Sprachkunde, Verständes- und Stilübungen angedeihen zu lassen.

Die junge Dame sollte wohl gewappnet in Kunst und Welt eintreten. Frau Crelinger ihrerseits betrieb den mimischen Unterricht ebenfalls in der für eine so talentvolle Schülerin entsprechendsten Weise. Die Meisterin lehrte bühnengemäß sprechen und recitiren; für Stellung und Mienenspiel verwies sie auf Statuen und Gemälde, und leitete dazu an, auf selbstthätige Art den Blick zu üben, das Anwendbare und Wirkungsvolle zu finden und sich anzueignen. Daneben wurde auch dem Sprüchwort gefolgt, daß Probiren über Studiren geht, und in dem Liebhabertheater „Concordia", das der Musenverehrung des ästhetischen Butterhändlers Sixtus sein Dasein verdankte, waltete unsere Kunstnovize als Heldin und als Regisseur zugleich. Mit der elastischen Unternehmungslust der Jugend wurden oft Parforce-Stückchen geliefert. Da sprach sie an demselben Tage erst in der „Concordia" den Prolog, spielte darauf eine der kleinen Rollen im Hoftheater, mit denen die freundliche Protection des Intendanten Herrn von Hülsen sie betraute, und eilte dann zurück in die Blumenstraße, um dort als Hauptperson im Schlußstücke zu brillíren.

Nach beendigtem Schulunterricht eröffnete ihr ein Engagement in Stettin die Carrière. Aber vorerst drohte ein Nervenfieber den übereifrigen Anfang gleich zum Ende zu machen. Genesen und nothdürftig gekräftigt, war die junge Künstlerin nicht mehr abzuhalten, in Begleitung der treuen Mutter ihrem Wirkungskreise entgegen zu eilen. Sie traf es gut. Das ursprüngliche Feuer ihres Spiels, die Jugendblüthe und die schlanke Gestalt ersetzten, was noch an Vollendung fehlen mochte, und gewannen ihr die Gunst des Publicums und die besondere Anerkennsamkeit des Directors Hein. Dieser kunstverständige Mann, der, ein zweiter Miehing, gegenwärtig an der Berliner Hofbühne mit poetischem Sinne und malerischem Geschmacke die Scenerie waltet, widmete ihr Interesse und belehrende Anweisung. Der Ruf des aufstrebenden Talents drang schon nach fünf Monaten bis nach Hannover und erwirkte unserer Künstlerin eine Stellung am dortigen Hoftheater, wo sie die „Königin von sechszehn Jahren", den „Pariser Taugenichts" und das ganze Fach spielte, in dem damals die Goßmann unübertroffen glänzte. Aber das begeisternde Vorbild der Seebach reizte immer heftiger in ihr das Verlangen nach gleicher Größe im tragischen Gebiete. Ihr, die ja der Enthusiasmus für classische Poesie zur Bühne geführt hatte, wurde die enge Beschränkung auf das naive Fach bald unerträglich. Da stand ihr wieder ihr gutes Glück bei. Ohne ihr Zuthun empfahl Frau Blumauer sie nach Dresden. Und gleich nach ihrem ersten Auftreten als Gretchen erkannte Herr von Lüttichau die Requisition, die für das Hoftheater zu machen war. Nun trat sie als erste Liebhaberin und jüngere Heldin unbeschränkt in den Rollenkreis ein, welchen Frau Bayer-Bürck aus eigenem Entschlusse soeben aufgegeben hatte. Auch das kühne Wagniß, nach so kurzer Vorübung einer solch bewährten Meisterin zu folgen, erhöhte nur die Lust und Liebe, für ihren Beruf in die Schranken zu treten. Ihre Louise Millerin, Julia Capulet und Donna Diana vermehrten die Gunst des Publicums und erwarben ihr das Interesse Dawison's. Dieser machte sie mit Madame Sontag, der Mutter der berühmten Sängerin, bekannt, die einst als tragische Liebhaberin und Heldin eine Zierde des Prager Theaters gewesen und nun in Zurückgezogenheit lebte. Sie wurde der jungen Künstlerin bald eine vortreffliche Lehrerin und Freundin, die, ohne das freie Talent zu beengen, mit liebevollem Rathe es zu klarer gediegener Reife veredelte.

Die rasche, vielseitige Entwickelung, die sie seither durchlaufen hat, die Höhe der Meisterschaft, zu der sie emporgestiegen, ist weit über Dresden hinaus durch ihre Gastvorstellungen bekannt geworden. Leipzig, Danzig, Königsberg, Magdeburg, Hamburg, Mannheim, Breslau, Prag, Zürich, Basel, neuestens Berlin (Nationaltheater) haben in ihr eine dramatische Darstellerin ersten Ranges von bedeutender tragischer Kraft und origineller Grazie der Komik kennen gelernt. In den meisten dieser Städte wurden bei ihrem Auftreten selbst weite Häuser bald zu eng, und der stete Abschiedsgruß war der Wunsch des Wiedersehens.

Was Pauline Ulrich in eigenster Weise vor allen anderen Künstlerinnen der Gegenwart bevorzugt erscheinen läßt, das ist die volle Harmonie der äußeren Mittel und der geistigen Begabung, mit welchem Naturgeschenk sich ein unermüdliches Fortbildungsstreben vereinigt. An ihrer Wiege standen die Grazien, verschwenderisch zum Geben aufgelegt. Für imposantes Auftreten, wie für lieblich einnehmende Erscheinung, für das energische Geberden- wie für das feinste Mienenspiel ist sie in Schönheit der Gestalt und Züge reich ausgestattet. In einem eigenthümlichen Doppelschimmer der Hoheit und Anmuth, des Großartigen und Holdseligen, des Würdevollen und Graziösen leuchten ihre meisten Bühnenerscheinungen. Die Fülle und Anmuth ihrer Bewegungen hat sie durch sorgfältiges Studium zur vollendeten Plastik ausgebildet, die ihr zur zweiten, stilvollen Natur geworden. Dazu kommt ein Gedächtniß, das niemals irrt, der leichteste Redefluß, eine unverwüstliche Heiterkeit im Lustspiele, die stets die Kunstgrenze schön inne hält, scharfsinnige Klarheit der Auffassung, eine geistvolle Innigkeit und tiefdringender Ernst, womit sie in den tragischen Rollen immer eifriger nach dem erschöpfenden Ausdrucke ringt. Mit bewunderungswürdiger Virtuosität hat sie ihre Stimme, die ursprünglich von einseitigerem Umfange war, zu wirksamen tieferen Tönen ausgebildet und verfügt nun über eine weite, reiche Scala, wohlthuend im Milden und Lieblichen, im tragischen Aufschrei der Angst und des Entsetzens von ergreifender Kraft. Ihre eigensten Vorzüge, ihre vielseitige Gestaltungskraft, den Reichthum ihrer Verwandlungen, die Feinheit ihrer Nüancen und Details entfaltet sie im ganzen Umkreise des idealen Dramas (Iphigenie, Tasso ꝛc.), des Schauspiels, Conversationsstücks und Lustspiels. Sie spielt die jungen Hausfrauen der harmlosen einactigen Lustspiele vom komischen ersten Eheverdrusse, die capriciösen geistreichen Frauen Bauernfeld's, die schelmischen, schnippischen, stibendstechenden Beatrixen, die fromm aufgeblühten Lilienge stalten wie Jolanthe, die fiberlegenen Intriguantinnen und glänzenden Teufelinnen, wie die Herzogin Marlborough und die Gräfin Clotilde — alle mit derselben kunstvollendeten Natur. Das Leuchtendste aber sind ihre Darstellungen weiblicher Vornehmheit. Mit derselben Sicherheit, wie Adolf Sonnenthal im Wien als Darsteller vornehmer Männerart, erscheint Pauline Ulrich als die erwählte Darstellerin ersten Ranges von bedeutender tragischer Kraft und origineller Grazie der Komik kennen gelernt. In den meisten dieser Städte wurden bei ihrem Auftreten selbst weite Häuser bald zu eng, und der stete Abschiedsgruß war der Wunsch des Wiedersehens.

Was Pauline Ulrich in eigenster Weise vor allen anderen Künstlerinnen der Gegenwart bevorzugt erscheinen läßt, das ist die volle Harmonie der äußeren Mittel und der geistigen Begabung, mit welchem Naturgeschenk sich ein unermüdliches Fortbildungsstreben vereinigt. An ihrer Wiege standen die Grazien, verschwenderisch zum Geben aufgelegt. Für imposantes Auftreten, wie für lieblich einnehmende Erscheinung, für das energische Geberden- wie für das feinste Mienenspiel ist sie in Schönheit der Gestalt und Züge reich ausgestattet. In einem eigenthümlichen Doppelschimmer der Hoheit und Anmuth, des Großartigen und Holdseligen, des Würdevollen und Graziösen leuchten ihre meisten Bühnenerscheinungen. Die Fülle und Anmuth ihrer Bewegungen hat sie durch sorgfältiges Studium zur vollendeten Plastik ausgebildet, die ihr zur zweiten, stilvollen Natur geworden. Dazu kommt ein Gedächtniß, das niemals irrt, der leichteste Redefluß, eine unverwüstliche Heiterkeit im Lustspiele, die stets die Kunstgrenze schön inne hält, scharfsinnige Klarheit der Auffassung, eine geistvolle Innigkeit und tiefdringender Ernst, womit sie in den tragischen Rollen immer eifriger nach dem erschöpfenden Ausdrucke ringt. Mit bewunderungswürdiger Virtuosität hat sie ihre Stimme, die ursprünglich von einseitigerem Umfange war, zu wirksamen tieferen Tönen ausgebildet und verfügt nun über eine weite, reiche Scala, wohlthuend im Milden und Lieblichen, im tragischen Aufschrei der Angst und des Entsetzens von ergreifender Kraft. Ihre eigensten Vorzüge, ihre vielseitige Gestaltungskraft, den Reichthum ihrer Verwandlungen, die Feinheit ihrer Nüancen und Details entfaltet sie im ganzen Umkreise des idealen Dramas (Iphigenie, Tasso ꝛc.), des Schauspiels, Conversationsstücks und Lustspiels. Sie spielt die jungen Hausfrauen der harmlosen einactigen Lustspiele vom komischen ersten Eheverdrusse, die capriciösen geistreichen Frauen Bauernfeld's, die schelmischen, schnippischen, stibendstechenden Beatrixen, die fromm aufgeblühten Lilienge stalten wie Jolanthe, die fiberlegenen Intriguantinnen und glänzenden Teufelinnen, wie die Herzogin Marlborough und die Gräfin Clotilde — alle mit derselben kunstvollendeten Natur. Das Leuchtendste aber sind ihre Darstellungen weiblicher Vornehmheit. Mit derselben Sicherheit, wie Adolf Sonnenthal im Wien als Darsteller vornehmer Männerart, erscheint Pauline Ulrich als die erwählte Darstellerin ersten Ranges von bedeutender tragischer Weiblichkeit. Unsere Künstlerin steht auf dem Gipfel ihres Ruhmes. Möge ihr Stern lange in seinem Vollglanze leuchten als eine der schönsten Zierden der gegenwärtigen deutschen Bühne!

J. St.

Ein Gang durch die Berliner Stadtvogtei.

Von **Adolf Rutenberg.**

Durch die Verhandlungen des Processes Arnim hat die Berliner Stadtvogtei ein weit über die Mauern der deutschen Reichshauptstadt hinausgehendes Interesse gewonnen, so daß einige Mittheilungen über diese Zwingburg des Verbrechens wohl zeitgemäß erscheinen dürften.

Im Herzen des alten Berlin, fast genau an jener Stelle, wo, den Ermittelungen unserer unermüdlichen Alterthumsforscher zufolge, die ersten Baracken des altwendischen Fischerdorfes gestanden haben, erhebt sich auf einem Terrain, dessen Flächeninhalt ungefähr dem des neuen Rathhauses gleichkommt, ein

Digitized by Google

Complex von Gebäuden, deren solide Bauart und verwitterte graue Tünche zwar den unausloschlichen Stempel hohen Alters zur Schau tragen, die aber im Uebrigen durch ihr architektonisch unscheinbares Aeußeres und Inneres wenig von der Bedeutung verrathen, welche sie für die Geschichte Berlins und eines Theils seiner Bevölkerung gehabt haben und noch haben. Es sind die Gebäude Molkenmarkt Nr. 1, 2 und 3. Die Vorderfront derselben bildet einen stumpfen Winkel, dessen Spitze jener historischen Ecke der Poststraße, an welcher das älteste Städtewahrzeichen der deutschen Reichshauptstadt, die gewaltige Riesenrippe, befestigt ist, gerade gegenüberliegt. Noch der Bauart zu urtheilen, ist das Haus Nr. 1, das Polizeipräsidium, das älteste.

Das Criminalgericht wohnt in den Häusern Nr. 2 und 3. Man denke sich ein möglichst schlecht casernirtes Armenhospital einer mittleren norddeutschen Stadt, und man hat eine ungefähre Vorstellung von Nr. 2. Ein Eingang, über dessen Thür das „Lasset die Hoffnungen draußen!“ mit Recht stehen könnte, ein dunkler Flur, ein Hof, gerade groß genug, um eine Klafter Holz darauf klein zu machen, und eine schmale halsbrecherische Treppe aus Steinstufen — das ist der Empfang. Im Parterre befinden sich die Localitäten für das Polizeigericht. Es ist die Richtstätte der „Elenden“, der Parias unserer Gesellschaft, der Bettler und Landstreicher, die hier massenweise abgeurtheilt und sofort zur Verbüßung der Strafe nach dem Arbeitshause dirigirt werden. Es giebt wohl in deutschen Landen keinen Beamten, der von dem pessimistischen Hauche des Jahrhunderts in crasserer Weise berührt würde, als der Berliner Polizeirichter. So viel Anhäufung von Verkommenheit, thierischer Stumpfheit und Verleugnung aller Menschenwürde findet sich an keinem andern Orte.

In den obern Etagen des Gebäudes weht eine etwas reinlichere Luft. Hier sind die Bureaus und Canzleien der Gerichtsdeputationen. Die Zimmer des obersten Stockwerks — aus früheren Bodenräumlichkeiten entstanden — werden als Verhörstube benutzt. Es sind niedrige kleine, in der dürftigsten Weise möblirte Räume, welche mehr den Eindruck von Gefängnißzellen, als von Amtslocalen machen. Beim Betreten derselben fragt man sich unwillkürlich: was haben die Richter, welche hier ihre Termine abhalten, verbrochen, um in einer solchen Luft athmen zu müssen? Die Einrichtung ist so, daß auf manchen Fluren während des ganzen Sommers Gas gebrannt werden muß, daß man im Winter, wenn man nicht ersticken will, genöthigt ist, bei offenen Fenstern zu arbeiten.

Das Gebäude Nr. 3 mit seiner zwar etwas düsteren, aber nicht abstoßenden Vorderseite mit dem officiellen Balcone zum Richtigerbrauche bildet den eigentlichen Mittelpunkt der Criminalrechtspflege. Es ist nicht ohne Geschmack, sogar mit einigem Luxus angelegt. Im Parterre ist die Residenz des Staatsanwalts; große, hohe Zimmer, aber lange nicht geräumig genug, um allen Anforderungen zu entsprechen. Die Ruhe und Ungestörtheit, welche die schwierige Arbeit des Staatsanwalts vor allen Dingen zu erfordern scheint, sucht man hier vergebens. Dazu gehörte, daß jedem Beamten ein eigenes Zimmer zugewiesen wäre, während der jetzige Zustand, wo vier bis fünf auf denselben Raum angewiesen sind, geradezu unerträglich ist.

Der große Audienzsaal, der einzige seiner Art, ist in der ersten Etage gelegen. Hier finden wir an Tagen, wo Verhandlungen von allgemeinem Interesse stattfinden, außer dem gewöhnlichen Stammpublicum, auch die Herren Vertreter der Berliner Presse. Man hat es sich in der letzten Zeit angelegen sein lassen, den geplagten Reportern die Erfüllung ihres in mancher Beziehung wohl dornenvollen Berufs durch einige Bequemlichkeit zu erleichtern. Sie brauchen nicht mehr im Stehen auf dem Rücken ihres Vordermannes zu schreiben; sie sind auch nicht mehr genöthigt, wegen Sicherung eines Platzes mit den „Criminalstudenten“ an der Thür des Zuhörerraumes Queue zu machen. Sie haben ihren eigenen Journalistentisch und können gehen und kommen, wenn sie wollen, ohne befürchten zu müssen, „wegen Mangels an Raum“ nicht mehr zugelassen zu werden.

Wenn wir nun die breite Treppe zum zweiten Stockwerke des Hauses Nr. 3 hinaufsteigen, so gelangen wir zu dem Bureau und dem Terminszimmer des Untersuchungsrichters. Es fehlt auch hier an aller und jeder Bequemlichkeit. Jeder Schmuck und jede Zierde ist mit einer übertriebenen Aengstlichkeit vermieden. Der Zusammenhang dieser Gerichtslocalitäten mit den Gefängnißräumen wird hergestellt mittelst eines Verbindungsganges, der eine hinreichende Garantie dafür gewährt, daß der verhaftete Angeschuldigte dem Untersuchungsrichter vorgeführt werden kann, ohne mit der Außenwelt in irgend welche die Führung der Untersuchung gefährdende Berührung zu kommen. Er führt nämlich direct in die Räume des Stadtvogtei-Gefängnisses. Der Verhaftete hat also bei seinem Gange aus der Gefängnißzelle in das Gerichtszimmer nur eine Postenkette von Aufsehern und Gerichtsdienern zu passiren, welche alle seine Bewegungen controliren und jeden Versuch, etwa einem gleichzeitig vorgeführten Mitgefangenen oder einer anderen Person, die sich zufälliger Weise auf dem Verbindungsgang aufhalten könnte, etwas zuzustecken oder auch nur zuzuflüstern, sofort vereiteln oder zur Anzeige bringen können. Wenn trotzdem sehr viele Gefangene von Allem, was außerhalb der Gefängnißmauern im Bereiche ihrer Interessen geschieht, oft genauer unterrichtet sind, als der die Untersuchung führende Richter, wenn die schönsten Ergebnisse der complicirtesten Beweisaufnahme an den Gegenwirkungen eines erkauften oder erschwindelten Alibibeweises oder an sonstigen sträflichen Umtrieben der eng zusammenhaltenden Gaunergesellschaft scheitern, so liegt dies einmal an der draußen und drinnen mangelnden Zuverlässigkeit des Aufsichtspersonals, die nur durch energische Gehaltsaufbesserung annähernd erreicht werden könnte, und zweitens an der der Lage des Gefängnisses.

Das große unregelmäßige Viereck, auf welchem die Stadtvogtei erbaut ist und dessen Vorderfront durch die geschlossenen Gebäude, Molkenmarkt Nr. 1, 2 und 3, begrenzt wird, ist nach der Südseite zu, wo die Spree ihre schmutzigen Fluthen der Königlichen Mühle zuwälzt, offen. Die Gefangenen, welche in den nach dieser Seite hinaus belegenen Zellen untergebracht sind, können sich — allerdings nur mittelst Zeichen und Geberden — mit solchen Personen, welche auf dem jenseitigen unbebauten Spreeufer stehen oder auch mit einem Kahn an das diesseitige Ufer herankommen, ganz vortrefflich unterhalten und verständigen. Daß dies in ausgedehntestem Maße geschieht, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Auch die Ostfront der Stadtvogtei, nach dem sogenannten Krögel zu belegen, ist nicht gehörig abgeschlossen. Der Krögel ist eine schmale Gasse, deren eine Seite durch die Höfe, respective Gebäude des Criminalhauses und des unmittelbar daran grenzenden Gefängnisses gebildet und begrenzt wird. Auf der andern Seite ist eine Flucht von Gebäuden, die von einer Masse kleiner Leute bewohnt werden. Auch hier ist also gegen die Möglichkeit einer Verbindung mit der Außenwelt von den Fenstern der einzelnen Gefängnißzellen aus, welche meistentheils nach dem Krögel zu liegen, keine genügende Sicherung getroffen.

Als ein dritter Umstand ist endlich die innere Einrichtung des Stadtvogteigefängnisses zu erwähnen. Dasselbe dient zwar, nach Vollendung des Prachthaues am Plötzensee und nachdem man für die weiblichen Gefangenen in dem in der Barnimstraße belegenen früheren Schuldgefängnisse Raum geschafft hat, vorwiegend nur noch als Arrestlocal der männlichen Untersuchungsgefangenen, deren Zahl sich durchschnittlich auf vierhundert bis sechshundert beläuft. Allein trotz der erheblichen Raumvermehrung ist die Unzulänglichkeit der vorhandenen Einrichtungen immer noch eine sehr fühlbare. Der Grund liegt darin, daß bei Erbauung des Gefängnisses die Einwohnerzahl Berlins kaum den zehnten Theil ihrer jetzigen Höhe erreicht hatte. Damals mochte der Bau, dessen Terrain ein so engbegrenztes ist, daß man ihn nur durch Aufsetzen von Etagen erweitern konnte, den Ansprüchen der Residenz wohl in mehr als ausreichendem Maße genügen. Jetzt, bei der vergrößerten Einwohnerzahl, liegt die Sache selbstverständlich anders.

Die Untersuchungshaft bezweckt in den meisten Fällen nur den vollständigen Abschluß von der Außenwelt; aber sie darf in keinem Falle eine willkürliche Erschwerung der Lebenslage des Gefangenen enthalten. Denn der Verhaftete kann unschuldig sein, und den Schaden, der ihm durch die Dauer der Haft an Ehre, Vermögen und Gesundheit zugefügt wird, ersetzt ihm ohnehin Niemand. Man erleichtere ihm also sein Loos nach Möglichkeit. Man sorge für eine angemessene Beschäftigung, für freie Körperbewegung in frischer Luft und gestatte selbst eine mäßige Geselligkeit. Der Tact des Gefängnißdirectors muß hier freilich das Beste thun. Einen unverbesserlichen Zuchthäusler mit Glacehandschuhen anzufassen, verbietet sich von selbst. Wer

Digitized by Google

aber weiß, wie wenig dazu gehört, daß ein unbescholtener Mensch plötzlich in die Kategorie der „beistraften Subjecte“ übergehe, wer sich jemals einen Einblick verschafft hat in die Methode, welche von gewissenlosen Denuncianten angewendet wird, um ihre vermeintlichen Rechte vor dem Criminalrichter zu verfolgen, der wird mit mir in die Parole einstimmen: Aufbesserung der Lage der Untersuchungsgefangenen durch Verkürzung der Haft und Herstellung anständiger Arrestlocale.

Die Stadtvogtei läßt, wie gesagt, im Punkte der innern Einrichtung viel zu wünschen übrig. Die Zellen sind so schlecht gelegen, daß eine Ventilation bei den meisten in das Bereich der Unmöglichkeit gehört. Und nun oft zwölf bis fünfzehn Personen in einem Zimmer! Berührt man diese Frage, so ist sofort die Antwort in Bereitschaft: Die Leute sind es nicht besser gewöhnt. Die meisten sind froh, daß sie eine Schlafstelle und ihr auskömmliches Essen haben. Mehr verlangen sie nicht. Das ist einfach sophistisch. Man frage der Reihe nach bei den Gefangenen herum, und man wird von der weitaus größten Mehrzahl den Wunsch hören, „die Untersuchung von draußen abzumachen“. Ein ganz kleiner Bruchtheil verkommener, alterschwacher oder kränklicher Subjecte stiehlt, um wenigstens im Winter ein warmes Zimmer zu haben. Den Anderen ist der Genuß der Freiheit mehr werth, als alle scheinbaren Comforts des Gefängnißzellen.

Für die Bevölkerung der „Riesenburg“ (das ist der Spitzname des Hauptgebäudes der Stadtvogtei) sorgt selbstverständlich am meisten das eigentliche Gaunerhandwerk, die Berliner Spitzbubenzunft. Das Verbot der „rechtswidrigen Zueignung fremder beweglicher Sachen“ ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern am häufigsten übertreten worden, und die modernen Großstädte, wie sie in allen das Wohl der Menschheit betreffenden Hauptfragen vorangehen, bieten auch die bereitesten Mittel und Wege dar, den Krieg gegen das Eigenthum bis zum Aeußersten zu führen und manches schätzbare Material für die Lösung der socialen Frage zu gewinnen. Von zehn verhafteten Personen stehen gewiß sieben unter der Anschuldigung des Diebstahls, und von diesen sieben gehören sicherlich vier zur Classe der sogenannten Hausdiebe. Es ist erstaunlich, in welch rapider Art und Weise dieses sociale Ungeziefer unserer Hauptstadt sich vermehrt hat. Man wird mich der Schwarzseherei, und der Uebertreibung beschuldigen, wenn ich sage, daß ein ehrlicher Dienstbote und ein getreuer Commis im engern Weichbilde Berlins fast ebenso selten sind, wie vor zwei Jahren ein Hausdieb, der wenigstens nicht vorübergehend die Absicht gehabt hätte, sein Haus zu verkaufen. Wer aber die Verhandlungen des Criminalgerichts, über welche die „Gerichtszeitung“ und die „Tribüne“ referiren, fleißig liest, wird mir Recht geben. Und doch kommt vielleicht nur die Hälfte der Hausdiebstähle zur Anklage und gerichtlichen Entscheidung; in ebenso vielen Fällen wird der Strafantrag vor Erhebung der Anklage zurückgenommen.

Ich kann aber die Ansicht Derer nicht theilen, welche behaupten, das Ueberhandnehmen der Hausdiebstähle habe in der mangelhaften Besoldung unserer Dienstboten seinen Grund. Eher könnte die zu humane Behandlung und die zu große Selbstständigkeit, welche unsere „leidenschaften Geister“ sich angemaßt haben, einen Theil der Schuld daran tragen. In der Hauptsache scheint mir hier die Theorie von der „Epidemie“ Platz zu greifen. Der Dienstbotenübermuth grassirt gegenwärtig, wie vor etwa einem Jahre das „Messern“ grassirte. Dank den verschärften Maßregeln, welche von der neuen Aera unserer Criminalrechtspflege ausgegangen sind, ist der Messerheld bis auf einen kleinen Rest Unheilbarer ausgerottet oder doch so eingeschüchtert, daß er in Erwartung besserer Zeiten vorläufig die Waffe ruhig in der Hosentasche läßt. Schwieriger dürfte der Kampf gegen den Hausdieb sein. Das einzige sichere Mittel, ihm die Absatzquellen für das gestohlene Gut zu verstopfen, würde einen neuen Paragraphen des Strafgesetzbuchs erfordern. Denn der alte criminalrechtliche Begriff, wonach „wer Sachen kauft, von denen er weiß, daß sie aus einem Diebstahle herrühren“, sich der Hehlerei schuldig macht, enthält eine so feine Unterscheidung zwischen erlaubtem und unerlaubtem Handel, daß ein Geschworenengericht nur in äußerst seltenen Fällen einen nicht geständigen Hehler verurtheilen wird.

Es ist mir aber in meiner Praxis noch nicht vorgekommen, daß eine der Hehlerei beschuldigte Person zugegeben hätte, von dem unredlichen Erwerbe eines in ihren Besitz gelangten Gegenstandes Kenntniß gehabt zu haben. Die sogenannten Productenhändler, kleine Handelsleute, die Alles kaufen, was nur die entfernteste Aussicht hat, in gewinnbringender Weise weiterverkauft zu werden, würden gar nicht bestehen können, wenn sie jeden ihnen zum Verkauf offerirten Gegenstand einer so mikroskopischen Prüfung unterziehen wollten, wie das Gesetz sie zu erfordern scheint. Es hieße also dem kleinen Manne eine, wenn auch etwas trübe, so doch ziemlich nahrhaft fließende Lebensquelle verstopfen, wollte man ein strenges Gesetz gegen die Hehlerei in ihrer untergeordnetsten Bedeutung erlassen. Etwas Anderes dagegen ist es mit jenen gewerbsmäßigen Diebesbehlerin („Schärfern“), welche in der Regel mit ziemlich bedeutenden Capitalien arbeiten und die im Besitze einer die Leistungen unserer Theater-Maschinisten tief in Schatten stellenden Verschwindungsmechanik sind.

Es wird hier nicht nach Minuten, sondern nach Secunden gerechnet. Apparate zur Einschmelzung von Gold- und Silbersachen, bei denen der Hauptwerth nicht in der Form liegt, stehen zu jeder Zeit bereit, ebenso Fuhrwerk, vermöge dessen Gegenstände, die am Platze nicht unterzubringen sind, sofort die Reise in das Ausland antreten. Andere Absatzquellen bieten die Werkstätten der kleinen Handwerker, von denen die „Schärfer“ immer eine beliebige Anzahl an der Hand haben. Genug, der Schmuggelhandel blüht dicht unter den Fenstern der hohen Obrigkeit.

Um von der Technik, mit welcher sich diese Leute in die Hände arbeiten, nur einen kleinen Begriff zu geben, will ich einen Fall erzählen, der vor etwa zwei Jahren in den betheiligten Kreisen nicht unbedeutendes Aufsehen erregte.

Eine Dame von nicht ganz tadelsfrem Ruf, die sich aber in ihrem bewegten Leben eine große Fertigkeit in der Kunst, das Vertrauen anderer Menschen zu gewinnen, erworben hat, macht die Runde bei unseren Pianofortefabrikanten, stellt sich denselben — versteht sich, in jedem Falle unter anderem Namen — als eine strebsame Clavierlehrerin vor und bittet, ihr, gegen Unterschrift und Miethscontract, ein Pianino oder Clavier in die von ihr angegebene Wohnung zu verabfolgen. Bei etwa einem Dutzend unserer renommirtesten Instrumentenmacher gelingt ihr dies. Sie weiß die Leute derart für sich einzunehmen, daß auch nicht einer nur den geringsten Zweifel in die Reellität ihrer Absichten setzt. Sie bezahlt die erste Miethsrate im Betrage von einigen Thalern und unterschreibt die ihr vorgelegten Contractsformulare. Inzwischen hat sie sich zwölf verschiedene Quartiere gemiethet und in jedes dieser Quartiere wird eines der gemietheten Pianinos dirigirt. Dort bleibt es vielleicht einen halben oder ganzen Tag stehen und verschwindet dann auf Nimmerwiedersehen. Mit ihm die strebsame Musikflevierin. Wenn nach einigen Wochen die Herren Verleiher kommen, um sich nach dem Befinden ihrer Instrumente zu erkundigen, schwimmen diese bereits auf dem atlantischen Ocean oder werden in einer musikliebenden Stadt Schwedens oder Norwegens bearbeitet, wohin stets ein lebhafter Handel mit Instrumenten aller Art stattfindet.

Dieser Betrugsfall hat an und für sich nichts Außergewöhnliches; denn es ist die Regel, daß das Verleihen von Instrumenten ohne Caution stattfindet. Der Verleiher begnügt sich damit, das Quartier zu recognosciren, wohin das Instrument geschafft wird. Und unsere Dame hatte in dieser Beziehung dafür gesorgt, daß selbst strengere Ansprüche befriedigt wurden. Das Ungewöhnliche des Falles liegt in gewissen Nebenumständen. Die musikalische Spitzbübin war eine im letzten Stadium der Schwindsucht stehende Person; sie starb bald nach ihrer Einlieferung in das Gefängniß. Sie mußte sich also bei Ausführung ihrer Manipulationen, deren Schnelligkeit und Zweckmäßigkeit in die Augen springt, eines zahlreichen Hülfspersonals bedienen, ohne diese doch in ihren eigentlichen Plan einzuweihen. Und dann ist zu berücksichtigen, daß sie die Zeit eigentlich schlecht gewählt hatte — es herrschte damals gerade die größte Wohnungsnoth in Berlin, und es war die Blüthe der Wintersaison, wo bekanntlich die Pianoforte-Verleiher sich ihre Leute doppelt genau ansehen.

Dergleichen Hindernisse von einer Person bewältigt zu sehen, welche bei jedem Schritt, den sie macht, von einem convulsivischen Husten durch und durch geschüttelt ward, hätte unter anderen Umständen einen erhabenen Eindruck machen können. In unserm

Falle erhielt man einen Einblick in das Getreibe einer Gaunergenossenschaft, von denen nur der Hauptvertreter zur Anklage gezogen wurde, aber wegen Mangels eines Beweises freigesprochen werden mußte. In diese Wespennester mit gewaffneter Hand einzugreifen, nützt in der Regel Nichts; an der einen Stelle zerstört man sie, an einer andern verkleckern kommen sie wieder zum Vorschein. Aber ein wesentliches Organ fehlt unserer Criminalpolizei, das Organ der Bigilanz, oder mit anderen Worten: es fehlt an solchen Beamten, welche ein Gewerbe daraus machen, verdächtigen Personen auf Schritt und Tritt zu folgen und wenn nicht die Ausführung eines Verbrechens zu verhindern — was keineswegs immer im Interesse der öffentlichen Sicherheit liegt — so doch den Verbrecher auf der That zu ertappen und den Braten „noch warm" an die Criminalbehörde abzuliefern.

Ich sagte oben: es bestände eine Theorie von der Epidemie bestimmter Verbrechen. Leider hat diese Theorie eine sehr praktische Seite. In einer großen Stadt, wie Berlin, wo die moralische Ansteckung mindestens ebenso große Verheerungen in den Gemüthern anrichtet, wie die physische in den Körpern, wo außerdem Mangel und Noth, in unmittelbarer Berührung mit Ausschweifung und Luxus, in Tausenden von menschlichen Gehirnen jene physophorescirende Intelligenz erzeugen, welche nur nach den Grundsätzen des Egoismus und der Habsucht verfährt, ist es unausbleiblich, daß eine gewisse Kategorie halb verbrecherischer, halb ehrlicher Nahrungszweige jene problematischen Existenzen an sich zieht, die, von einer unwiderstehlichen Sucht, schnell reich zu werden, getrieben, mit einem weiten Gewissen einige Schlauheit und sehr viel übelhafte Frechheit verbinden. Zu dieser Sorte „eleganter Verbrecher" gehörte vor Zeiten der Erfinder des „Kümmelblättchens", auch Bauernfänger genannt, obgleich er weniger unter unsern braven Landsleuten, als unter Russen und Brasilianern seine ersprießlichsten Betehrungsversuche bethätigte. Gegenwärtig ist die Glanzperiode des Kümmelblättchens und seiner Anhänger wohl vorüber. Die Helden der drei Räthselkarten sind entweder unter die kleinen Gründer gegangen oder haben ein anderes Gewerbe ergriffen, das seinen Mann nährt.

Als ein solches hatte vor Jahr und Tag der sogenannte Stellenvermittelungsschwindel ein gewisses Renommée erlangt. Es gehören zwei oder drei gute Freunde zu dieser bekannten Industrie-Branche, welche viel Achtsichkeit mit dem Bauernfang hat, vor diesem aber durch geringere Gefährlichkeit und größere Ergiebigkeit den Vorzug verdient. Es miethet Jemand in einer möglichst frequenten Stadtgegend ein trauliches Hinterstübchen, welches er mit einem Stehpult aus Fichtenholz und einigen birkenen Stühlen möblirt und das er „Bureau für Stellenvermittelungen" oder auch „bureau de placement" benennt. Der Betreffende ist selbstverständlich im Besitze einer ordentlichen polizeilichen Concession und überhaupt ein Mann, dessen äußere Erscheinung eine entschieden Vertrauen erweckende Wirkung hervorbringt. Eine künstliche Körperrundung, eine große Stahl- oder Hornbrille, eine nicht übertrieben altväterische Kleidung und eine schwere, wenn auch nicht immer echte Uhrkette vervollständigen sein solides Aeußere.

Dieser Mann besucht zu einer bestimmten Tageszeit, meistens kurz nach dem Erscheinen der Abendzeitungen, irgend ein seinem Bureau benachbartes Bierlocal oder eine nahe Conditorei, wo er sich auf das Angelegentlichste mit dem Studium der „Tante Voß" und des „Intelligenzblattes" beschäftigt. Als Resultat dieser Beschäftigung bringt er einen Zettel mit nach Hause, auf den er die in den beiden Blättern annoncirten Stellenvacanzen notirt hat. Den Zettel übergiebt er einem schäbig gekleideten Schreiber, der an dem sichtenen Stehpulte des Vormittags über Federn zugeschnitten hat und der sich jetzt mit Lust und Eifer darüber hermacht, die „Aufträge" seines Principals in ein ungeheuer großes Buch mit kalligraphischer Ausführlichkeit zu übertragen.

Durch verführerische, aber vorsichtig abgefaßte Annoncen angelockt, erscheint nun das Heer der stellensuchenden Provinzialen, welche nach Berlin gekommen sind, um dort ihr Glück zu machen. Diese Leute sind meistens von einer wahrhaft polizeiwidrigen Unkenntniß der Dinge. Hätten sie nur eine entfernte Ahnung von den Schwierigkeiten, welche gegenwärtig mit der Erlangung einer auskömmlichen Stellung in der deutschen Metropole verbunden sind, so würden sie die Idee, daß Jemand ihnen für zwei Thaler „Einschreibegebühren" eine vortreffliche Versorgung zu verschaffen im Stande sein soll, von vornherein auf den Rehrichthaufen der Illusionen werfen. Aber von Illusionen ist ja bekanntlich der Mensch und der Stellenvermittler erst recht. Er schickt den heißhungrigen Provinzialen überall dorthin, wo vor zwei oder drei Tagen ein Hausdiener oder „ein zuverlässiger Mann, der zweihundert Thaler Caution bestellen kann" oder ein dito Lagerverwalter gesucht wurde. Besonders die letztgedachte, vielbedeutende Stellung gehört zu den beliebtesten Lockspeisen. Die Vacanzen sind nun entweder inzwischen schon besetzt, oder Demjenigen, der die Stelle zu vergeben hat, paßt der neue Ankömmling schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil der Unglückliche als einzige Referenz den Namen des übelberüchtigten Stellenvermittlers nennt. Ist der „Freier" genug abgehetzt und saugt er an, ungeduldig zu werden, so wird ihm nunmehr die eigentliche Tarnkappe des Allewerdens über die Ohren gezogen.

Der Principal hat nämlich einen oder zwei gute Freunde, Besitzer sehr einträglicher Geschäfte in den besten Stadttheilen, welche zu jeder Zeit Jemand gebrauchen können, der als Einlage in das Geschäft einige hundert Thaler bezahlt und dafür die ausschweifendsten Rechte eines stillen Compagnons erlangt. Es wird also ein sauberer Contract entworfen, in welchem einer der guten Freunde als der eine und der Sohn der Provinz als der andere Contrahent fungirt. Jeder der Contrahenten erhält ein Exemplar dieses Schriftstücks; die Baarschaft des rothwangigen Kindes der Unschuld wandert in die Taschen der beiden Biedermänner, welche natürlich auf gemeinsame Rechnung arbeiten, und, wenn die „Illusion" auch vielleicht noch einige Tage anhält, die Wahrheit ist in der Regel so nüchtern und grob, daß sie sich auch dem unverbesserlichsten „Illusionär" sichtbar macht. Im besten Falle ist zwar in einer Winkelgasse der City ein kleiner schmutziger Laden gemiethet, in welchem von dem Biedermann Nr. 2 ein kümmerlicher Kleinhandel mit Cigarren und Tabak betrieben wird. Aber selbst die mit vergoldender Tinctur reich begabte Phantasie unseres Neu-Engagirten vermag die betrübende Thatsache, daß sämmtliche Vorgänger seines Principals in dem Laden Bankerott gemacht haben, und daß die Leitung des Geschäfts wesentlich im Auftauchen des geringen Cigarrenvorraths besteht, in keinem andern Lichte zu erblicken als dem der absolutesten Hoffnungslosigkeit. Da der Principal nie zu Hause ist — er hat vorläufig genug zu thun, um die Einlage seines jungen Mannes mit guten Freunden zu verjubeln — so tritt eines schönen Tages die Furie der Rache in das verlassene Local und treibt den betrogenen Jüngling auf das nächste Polizeibureau.

(Schluß folgt.)

Wie sichern wir unsere Briefe?

Im letzten Sommer besuchte ich auf einer Wanderung durch das herrliche Thüringen einen meiner ältesten Freunde, der einige Jahre zuvor sich mit seiner Familie in dieser Gegend niedergelassen hatte. Man empfing mich freundlich, war aber bemüht, eine gewisse Gedrücktheit der Stimmung nicht aufkommen zu lassen, die namentlich dann merkbar hervortrat, wenn die Unterhaltung der jüngsten Vergangenheit sich zuwandte. Gleichzeitig auch fiel mir das gegen sonst verändrte stillere Wesen und oftmals umflorte Auge der ältesten Tochter meines Freundes auf. Diese Beobachtungen veranlaßten mich endlich, die Stunde nach dem Mittagsessen, die ich allein mit Freund B. bei Kaffee und Cigarre unter der Veranda des Hauses zubrachte, zu einer direkten Frage nach der Ursache dieser Veränderung zu benutzen.

Als ob es ihm eine Erleichterung gewährte, sich einmal offen aussprechen und dem gepreßten Herzen Luft machen zu können, theilte mir B. nun Folgendes mit. „Vor fast einem Jahre," erzählte er, „hielt sich hier ein junger Beamter auf; er wurde bei uns ein oft und gern gesehener Gast und gewann das Herz meiner Tochter Anna. Nach kurzer Zeit wurde er nach Berlin versetzt. Kaum war er indessen vierzehn Tage fort, als Anna

Digitized by Google

einen Brief von ihm aus Berlin erhielt, in dem er die Bitte aussprach, sie wolle gestatten, daß er sich bei uns, den Eltern, um ihre Hand bewerbe. Nach eingezogenen Erkundigungen über unseren zukünftigen Schwiegersohn gaben wir unserer Anna die Erlaubniß, zustimmend zu antworten. Der Brief wurde, wie sich leicht denken läßt, ohne allzu langes Zögern expedirt und wir erwarteten nun mit einer gewissen Spannung weitere Nachricht. Doch diese blieb aus. — Tag um Tag, Woche um Woche verrann. Aber Anna erhielt keine Antwort. Heute ist es schon über einen vollen Monat her, daß ihr Brief abgesandt wurde. Du wirst jetzt," so schloß mein Freund seine Mittheilungen, „die Verstimmung in unserm sonst so fröhlichen Familienkreise erklärlich finden."

Meinen Versuch, das Stillschweigen des jungen Mannes dadurch zu erklären, daß der betreffende Brief vielleicht verloren gegangen sei, beantwortete Freund B. mit der resignirten Bemerkung: „Mir ist bei ziemlich ausgebreiteter Correspondenz noch niemals ein Brief auf der Post verloren gegangen." — Ein Vorschlag, den ich unter andern Umständen wohl gemacht haben würde, zur Aufklärung der Sache nämlich dem ersten Briefe einen zweiten folgen zu lassen, erschien bei dem delicaten Charakter der Angelegenheit unangemessen und ich schwieg daher. — —

Mein Aufenthalt in der Familie ging nach wenigen Tagen zu Ende. —

Kurz nach meiner Rückkehr in die Heimath trat der Briefträger bei mir ein und übergab mir, zu meiner Ueberraschung, einen wenige Tage zuvor von mir an einen Freund abgesandten Brief. Derselbe enthielt auf der Rückseite den Vermerk: „Welcher von zweien gleichen Namens?" Der Vorsteher des Postamtes, einer meiner näheren Bekannten, hatte den Brief nach Handschrift und Siegel als von mir abgesandt erkannt und mir denselben zurückgeschickt.

In Folge natürlicher Ideencombination gedachte ich des Vorfalls in dem erst kürzlich von mir verlassenen beseligenden Kreise, und wieder, wie schon bei der ersten Mittheilung, trieg der Gedanke in mir auf: vielleicht ist Anna's Brief aus irgend einem Grunde unbestellbar gewesen und nach dem Aufgaberorte zurückgeschickt. Dieser Gedanke setzte sich bei mir fest; ich schrieb schon am nächsten Tage in diesem Sinne an Freund B., indem ich ihn bat, desfallige Erkundigungen bei der Postverwaltung des Ortes einzuziehen. Etwa acht Tage später erhielt ich zu meiner größten Befriedigung eine Antwort, die meine Ansicht bestätigte. Ich entnahm derselben Folgendes. Der Postbeamte des Ortes hatte zwar unmittelbar keine Auskunft zu geben vermocht, da alle unanbringlichen Retourbriefe bestimmungsmäßig der Oberpostdirection eingesandt werden müssen, doch war von letzterer auf eine nunmehr erfolgende bezügliche Anfrage nugehend der vielbesprochene Brief zurückgesandt. Auf der Rückseite desselben befand sich der Vermerk des Berliner Briefträgers: „Adressat existirt in der angegebenen Hausnummer nicht."

Die Erklärung, weshalb die Absenderin den Brief nicht zurückerhalten hatte, war die einfachste von der Welt. Der Postbeamte des Ortes hatte die Absenderin nach Handschrift und Siegel nicht zu erkennen vermocht und bei der Oberpostdirection hatte die amtliche Eröffnung derselben gleichfalls kein Resultat ergeben, weil Anna den Brief, wie es ja häufig geschieht, nur mit ihrem Vornamen unterzeichnet hatte. Bei genauerer Prüfung der Adresse des zurückgekommenen Briefes hatte sich denn auch bald herausgestellt, weshalb der Adressat nicht aufzufinden gewesen war. Der Grund war einfach genug. Der Brief war statt nach . . . Straße Nr. 24 nach Nr. 27 adressirt, und war der Briefträger mit seinem Unbestellbarkeitsvermerke somit völlig im Rechte gewesen.

Soweit die Mittheilungen von Freund B., denen nur noch hinzuzufügen bleibt, daß kurze Zeit, nachdem der Brief, mit berichtigter Adresse versehen und von einigen erklärenden Zeilen begleitet, zum zweiten Male abgesandt worden war, mir Anna selbst ihre Verlobung mit dem Manne ihres Herzens mittheilte.

Kurz nachher und nachdem ich inzwischen erfahren hatte, daß die Rücksendung des vorerwähnten Briefes an meinen Rechtsanwalt durch die mir unbekannt gewesene Niederlassung eines Namensvetters an demselben Orte veranlaßt worden war, kurz nachher also hatte ich Gelegenheit, mit einem Postbeamten eingehend über das Wesen und die Behandlung der unbestellbaren Briefe mich zu unterhalten. Da das, was ich erfuhr, trotz der allgemeinen Wichtigkeit der Sache, wie die gleich anzuführenden Zahlen beweisen werden, keineswegs genügend bekannt sein dürfte, so wird die nachfolgende Mittheilung, wie ich glaube, nicht ohne Interesse und hoffentlich auch nicht ohne Nutzen sein.

Im Jahre 1873 kamen im deutschen Reichspostgebiete — somit mit Ausschluß von Baiern und Württemberg — rund vierhundertachtzig Millionen Briefe zur Auflieferung. Hiervon konnten über eine Million nicht nur nicht an die Adressaten bestellt werden, sondern es waren die Aufgabepostanstalten, an welche die Briefe zurückgerichtet wurden, auch nicht im Stande, die ungenannten Absender an äußeren Merkmalen, Firmastempel, Siegeladruck, Handschrift ꝛc. zu erkennen und mußte daher jene erhebliche Zahl von Briefen an die den Postanstalten vorgesetzten Oberpostdirectionen behufs Eröffnung und Ermittelung der aus der Unterschrift etwa erkennbaren Absender eingeschickt werden.

Die Einsendungen der Postanstalten haben, insoweit das Bedürfniß keine kürzeren Termine erfordert, in der Regel zwei Mal wöchentlich zu erfolgen. Ebenso oft tritt auch die bei einer jeden der siebenundbreißig Oberpostdirectionen zusgirende, zum Zwecke der gegenseitigen Controle aus je zwei besonders auf das Briefgeheimniß verpflichteten Beamten bestehende sogenannte Retourbrieferöffnungscommission zusammen. Diese Commission ist streng an den Wortlaut der ihr ertheilten Instruction gebunden, und es ist ihr daher in erster Linie verboten, von dem eigentlichen Inhalte der zu eröffnenden Briefe Kenntniß zu nehmen. Die Commission beschränkt daher ihre Thätigkeit lediglich auf den Besuch, aus Ortsangabe und Unterschrift die Absender der Briefe zu ermitteln. Es bleibt somit das Briefgeheimniß selbst völlig gewahrt.

Unzweifelhaft würde die vorerwähnte Zahl von einer Million Retourbriefen künftig erheblich geringer ausfallen, wenn das correspondirende Publicum mehr als bisher sich dem in andern Ländern, namentlich in den Vereinigten Staaten von Amerika längst eingebürgerten Gebrauche zuwenden und die Briefe zugleich mit der Adresse auch, und zwar am besten auf der Rückseite, mit Namen und Wohnung des Absenders versehen wollte.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf eine der Commission übersandte größere Anzahl Retourbriefe, so werden wir daraus am besten erkennen, an wie mancher Klippe die Bestellung der Correspondenz scheitern kann.

Gleich der erste Brief eines stattlichen Bundes trägt den Vermerk: Wird unfrankirt nicht angenommen, Absender unbekannt. In weiterer Folge lesen wir, indem wir dabei Wiederholungen vermeiden: Welcher von zweien gleichen Namens? — Adressat ist gestorben — In der angegebenen Wohnung nicht bekannt — Abgereist, wohin unbekannt — Ist senior oder junior gewesen? — Adresse ist unleserlich — Bestimmungsort ist unbekannt; die Angabe der nächsten Postanstalt ist erforderlich — Von Ems abgereist, ohne jetzige Adresse zurückzulassen. — (Während der Badesaison kommt ein nicht unerheblicher Bruchtheil der Retourbriefe auf die Correspondenz nach den Badeorten.) Ein Brief nach Neukirchen, ohne weiteren Zusatz, trägt den Postvermerk: Es giebt elf Postanstalten Neukirchen, welche ist gemeint? Es folgt ein Brief an Fräulein Lina M . . . . in Dresden, Wilsdruser Straße. Postvermerk: Ohne Angabe der Hausnummer nicht aufzufinden. — An den Soldat Dreier, vierte Compagnie, Berlin. Ohne Angabe des Regiments unbestellbar.

Ein unfrankirter Brief nach Valparaiso ist von der Aufgabepostanstalt überhaupt nicht abgeschickt, sondern der Commission zur Eröffnung eingesandt, weil die Correspondenz nach Chile, Peru sowie nach verschiedenen andern transatlantischen, besonders südamerikanischen Ländern, allgemein dem Frankirungszwange unterliegt, unfrankirte oder auch nur ungenügend frankirte Briefe daher überhaupt nicht abgesandt werden dürfen. — Ein poste restante Brief trägt den Vermerk: Während der reglementsmäßigen dreimonatlichen Lagerfrist nicht abgefordert, daher retour.

Zum Schlusse folgen noch einige Retourbriefe aus den Vereinigten Staaten; dieselben sind, je nach der Verschiedenheit des Falles, mit den Stempeln versehen: „Removed (verzogen), Not called for (nicht abgefordert), Refused (verweigert), Cannot be found (nicht aufzufinden)."

Prüfen wir nun, welches Resultat die amtliche Eröffnung jener Million Retourbriefe geliefert hat, so ergiebt sich zwar

Digitized by Google

zunächst, daß von je hundert Briefen dreinndachtzig ihren respectiven Absendern zurückgegeben werden konnten, daß aber der Rest von siebenzehn Procent oder in Summa einhundertelfundachtzigtausend Briefe definitiv unanbringlich geblieben und daher bestimmungsmäßig nach Ablauf von drei Monaten durch Feuer vernichtet worden sind.

Es mag der Phantasie eines Jeden überlassen bleiben, sich zu vergegenwärtigen, welche Summe von getäuschter Hoffnung, Sorge und Kummer, ganz abgesehen von den in vielen Fällen sicher nicht unerheblichen materiellen Nachtheilen, diese Zahl in sich schließt. So groß dieselbe aber auch ist, erscheint sie dennoch völlig erklärlich, wenn wir berücksichtigen, daß beim Schreiben eines Briefes wohl nur in den seltensten Fällen an die Möglichkeit gedacht wird, der Brief könnte aus irgend einem Grunde nicht in die Hände des Adressaten, sondern statt dessen unter die postamtliche Schere gelangen. Daher kommt es denn auch, daß in weiterer Folge bei der Eröffnung der Briefe sich zeigt, wie die Unterschrift derselben, statt den Namen und, was besonders bei Briefen aus größeren Orten oft eben so wichtig ist, die Wohnung des Absenders zu enthalten, in zahlreichen Fällen, wohl für den Empfänger, nicht aber für dritte Personen genügend verständlich ist, wie zum Beispiel: „Deine aufrichtige Freundin Anna — Ihr dankbarer alter Kriegscamerad — Dein Dich liebender Onkel, ꝛc."

Derartige Briefe, sobald sie nicht etwa aus kleinen Orten herrühren, in denen meistens die persönlichen Beziehungen des Einzelnen genau bekannt sind, haben, wie es in der Natur der Sache liegt, eine nur geringe Aussicht, in die Hände der Absender zurück zu gelangen. Ebenso aber auch die mit: Dein Vater, Deine Mutter, Schwester ꝛc. und selbst die mit Schulze, Müller, Schmidt und andern weitverbreiteten Familiennamen unterzeichneten Briefe, die nicht zugleich die Wohnungsangabe des Absenders enthalten. Kann nämlich die Aufgabepostanstalt, welche die Briefe zurück erhält, nachdem dieselben von der Eröffnungscommission mit dem amtlichen Siegel wieder verschlossen und mit der, wie oben erwähnt, oft genug unzureichenden Bezeichnung des Absenders versehen worden sind, kann also die Postanstalt des Letzteren, beispielsweise den Herrn Schulze oder den Onkel August, nicht auffinden, so wird hierzu im Weiteren die Mitwirkung der Ortspolizeibehörde in Anspruch genommen. Führt nun aber, ein bei dem Mangel der Wohnungsangabe und der oft großen Zahl gleichnamiger Personen recht oft vorkommender Fall, auch dieses letzte Mittel nicht zum Ziel, so wird der vielgeplagte Brief, mit einem bezüglichen Polizeiatteste versehen und als definitiv unbestellbar, demnächst der Commission wieder übersandt, um dann nach drei Monaten den Flammen geopfert zu werden, sofern nicht etwa, ein übrigens seltener Fall, der Absender den Brief inzwischen reclamiren sollte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zahl der unanbringlichen Briefe sich in dem Maße erheblich vermindern wird, in dem die Kenntniß postalischer Einrichtungen in immer weitere Kreise des correspondirenden Publicums eindringt.

Zur Erreichung dieses Zweckes geschieht nun gegenwärtig schon Vieles und jedenfalls beträchtlich mehr als zu irgend einer früheren Zeit. Wir brauchen hier nur auf die in den öffentlichen Blättern erscheinenden Bekanntmachungen der ob ersten Postbehörde hinzuweisen, welche bestimmt sind, das Publicum über postalische Anordnungen der verschiedensten Art zu unterrichten. Einen weiteren Beweis, wenn es dessen bedürfte, liefert das periodische Erscheinen des Postblattes wie der „Nachrichten für das correspondirende Publicum", die bei einer jeden Postanstalt, beziehentlich von einem jeden Orts- oder Landbriefträger sowie bei den amtlichen Verkaufsstellen für Postwerthzeichen für den Preis von zehn Pfennigen zu haben sind. Trotzdem nun steht es fest, daß gerade auf jenen Theil der Bevölkerung, welcher am meisten der Belehrung bedürftig ist, auf die unteren Volksclassen und namentlich auf den größeren Theil der Landbevölkerung unsere Tagespresse mit ihren Veröffentlichungen einen verhältnißmäßig nur unbedeutenden Einfluß auszuüben vermag, zum Theil wegen der geistigen Trägheit der großen Menge, besonders aber, weil in diesen Kreisen überhaupt keine Zeitungen gelesen werden.

Soll hier also Abhülfe geschaffen werden, so erübrigt nur, den Hebel etwas tiefer unten anzusetzen, nämlich — bei der Volksschule. Für einen überwiegend großen Bruchtheil der Bevölkerung ist hier allein der Ort, wo so manche Kenntnisse, die das bürgerliche Leben als vorhanden voraussetzen muß, ohne Schwierigkeit dem Kinde eingeprägt werden können. Schon hat der geniale Chef unserer Postverwaltung mehrfach in dieser Beziehung seinen Einfluß auf die oberen Leiter der Volksschulen, die Directoren der Lehrerseminare ꝛc. geltend gemacht. In der Natur der Sache liegt es aber, daß der so gestreute Same nur allmählich, dafür allerdings um so sicherer reift. —

Fassen wir den Gesammtinhalt des soeben Gesagten dahin zusammen: Ein Jeder, der einen Brief, Geldbrief oder ein Packet zur Post liefert, denke an die Möglichkeit, daß der Brief ꝛc. aus irgend einem Grunde, wie es deren verschiedenartige giebt, nicht bestellt werden könne und daher an den Aufgabeort zurückgelange. Enthält nun die Außenseite des Briefes nicht den Namen des Absenders, so erfolgt, falls nicht sonstige Merkmale denselben erkennen lassen, die Einsendung des Briefes an die Oberpostdirection. Ergiebt hier auch die amtliche Eröffnung kein genügendes Resultat, so wird der Brief drei Monate lang aufbewahrt und demnächst verbrannt. Eine etwaige Werthenlage, sowie der Inhalt der unanbringlichen Packete, soweit derselbe nicht inzwischen verdorben ist (Früchte, Backwerk, Fleisch, Fisch ꝛc.), wird, falls keine Reclamation erfolgt, nach drei Monaten und nach erfolgter bezüglicher Bekanntmachung durch die amtlichen Blätter auctionsmäßig verkauft und fällt der Erlös gesetzlich dem Postarmenfonds zu. Im Interesse eines Jeden liegt es daher, seine Correspondenz ꝛc. am besten auf der Außenseite des Couverts, mindestens aber im Innern des Briefes mit voller, deutlicher Namens- und Wohnungsangabe zu versehen.

Der Zweck dieser Zeilen würde erfüllt sein, wenn die Statistik der Reichspostverwaltung pro 1875 eine Abnahme der als unanbringlich eingesandten und beziehentlich der verbrannten Briefe nachwiese.

Hannover. Werner Perinhn

Eine Muttergotteserscheinung auf dem Schlosse zu Heidelberg.

Von Wilh. H—m.

Ein gutes Stück der Erde habe ich gesehen — in drei Welttheilen. Ich habe im scharfen Kalk des Bosporus durchkreuzt und bin auf bansälligem Dampfer von Neapel nach Capri gefahren, sah die Tejo-Mündung und den Mälarsee, bin gestanden auf den Steniten der Nil-Katarakte und auf dem Kreidefelsen von Arcona, blickte herab vom Rigi und von der Akropolis — aber nirgends, an keinem dieser gefeierten Punkte, ist mir das Herz so aufgegangen, wie auf der Terrasse des Heidelberger Schlosses. Was da den Augen sich als Weide bietet, ist das Schönste aller Lande, denn es ist zugleich die Heimath, ist deutsch. Hier hat die Romantik ihren Wohnsitz aufgeschlagen für immer und läßt sich nicht vertreiben; sie sitzt als Zauberin Jetta am Wolfsbrunnen des Granitbühels, irrt als Wildweibleln in den dunklen Buchenhallen, taucht als Schwanjungfrau aus dem grünen Neckar, jagt nächtlich als Frau Holle im Gefolge des Rodensteiners über die gerundeten Berge des Odenwaldes oder läßt als Stromhüterin das Gold des Nibelungenhorts im Abendstrahl durch den Spiegel des fernen Rheines schimmern. So getränkt mit Märchen, Mythen und Poesie ist kaum noch eine andere Gegend der Erde; nur das sagenreiche Thüringen mit seiner wunderbaren, waldumrauschten Wartburg kann sich in dieser Hinsicht mit dem Heidelberge und seiner Pfalz messen. Und nicht minder blickt der sinnige Gast von dieser Höhe hinab auf ein großes Stück Geschichte, in welcher der Erbfeind deutschen Wesens und Strebens die schlimmste Rolle gespielt hat; auf die Frage, was er an uns verbrochen, geben die Ruinen des prachtvollsten Schlosses der Welt eine bittere Antwort; denn hier reden in der That die Steine.

Digitized by Google

Vielleicht ist es die Macht der Erinnerung an die schöne Jugendzeit, welche mir und vielen Anderen die Stätte vor Allen reizend und werth macht. Wohin der Blick sich richtet, steigt ein vergessenes Bild in frischem Ganze empor, neben der poetischen blauen Blume blüht die Rebe, rankt der Hopfen, sträubt sich der Bocksbart; auch die Realität des Genusses im Dasein und der Humor machen alle Rechte geltend, sei es, wenn das Auge auf das belobte Dach des „Herrn Vetters", oder auf das berühmte der „Hirschgasse" fällt, oder an hundert anderen Stellen haftet, wo derselbst jugendlicher Uebermuth Kraft verschwendete, ohne deren einzubüßen für den Ernst des Lebens. „O Heidelberg, du schöne Stadt!" singt es in Jedem, der hier schöne Zeiten verlebt hat, und zwar auch ohne den Handwerksburschenzusatz: „Wenn es nicht darein geregnet hat."

Als ich zum letzten Male dort oben stand, an einem goldenen Sommertage, schwerem Siechthum kaum entgangen, und mit der Wonne des Genesenden die würzige Luft aus Wald und Thal einsog, da traten plötzlich seltsame Ideenverbindungen vor meine Seele. Ein Blick auf die Trümmer der kunstvollen Wendeltreppe im Achteck des Ruprechtsbaues hatte sie angeregt. In diesen Tagen war durch die Blätter ein Gerücht gelaufen von dem Erscheinen der weißen Frau in der Kaiserburg zu Wien, und es hatten sich daran viele andere räthselhafte Geschichten aus alter Zeit knüpfen lassen, die alle sich auf dieselbe bewegende Ursache gründeten. Da kam zur Erzählung, wie der französische Ludwig der Vierzehnte, der Verwüster der Pfalz, „der das Recht auf der Spitze des Degens trug, den Gesetzen des Auslandes zum Hohne", bewogen worden war, den Geist seines verstorbenen Ministers Louvois citiren zu lassen, der ihm das Versprechen abzwang, der Kirche Alles wiederzugeben, was er ihr in stärkeren Tagen genommen, wie Kaiser Joseph der Zweite durch ein Phantom geschreckt werden sollte, das, durch den Garbisten in den Schlosshof hinabgestürzt, sich in Fleisch und Bein eines Capuziners verwandelte, die Geschichten von den Erscheinungen, die dem König Friedrich Wilhelm dem Zweiten von Preußen vorgegaukelt wurden — und viele andere mehr, deren Opfer immer diejenigen waren, die auf Thronen saßen, während die Urheber entweder der Kirche oder dem Feudaladel angehörten oder beiden zusammen im herzbrüderlichen Verbande. Auch die Steine jener zerfallenen Wendeltreppe könnten eine ähnliche Historie erzählen, wenn ein heiliger Bobo ihnen Sprache verleihen möchte. Glücklicher Weise ist diese Geschichte aber auch ganz getreulich erhalten geblieben, und ich theile sie mit, wie ich dieselbe einem längst vergessenen Geschichtsbuche des vorigen Jahrhunderts entnehme. Sie dürfte auch für unsere Zeiten noch von Interesse und namentlich den zahlreichen Besuchern des Heidelberger Schlosses als Beitrag zu dessen Geheimgeschichte willkommen sein.

Auf Kurfürst Ludwig im Barte, den Kreuzfahrer, folgte sein Sohn Ludwig der Sanftmüthige im Jahre 1436. Der war ein weicher, frommer Herr, leicht lenkbar und den Einflüssen von außen mehr zugänglich, als gut erschien. Glücklicher Weise hatte er einen treuen Bruder von festem Charakter und heldischem Sinne zur Seite, den Pfalzgrafen Friedrich, später der Siegreiche, von seinen Gegnern „der böse Fritz" genannt. Deren hatte er aber viele und mächtige; es konnte nicht anders sein. Den schwachen Bruder entriß er den schon fest um ihn gewundenen Bestrickungen der Pfaffen und verjagte den vordem allmächtigen Beichtvater; die Vasallen, welche hochmüthig der Lehnspflichten spotteten, wies er, und oft mit blutigen Köpfen, in ihre Schranken zurück. Unter ihnen waren die vorzugsweisen die Grafen Wilhelm und Jacob von Lützelstein gewesen; Friedrich berannte und brach ihre feste Burg im Elsaß, eroberte ihr Land und zwang sie in schimpflicher Art zur Botmäßigkeit. Das brannte den Stolzen auf der Seele, und sie brüteten Rache. Taysere, hochangesehene Ritter, besaßen sie großen Anhang, denn sie waren zugleich Häupter der heiligen Vehme, welche damals ihr Unwesen nach Süddeutschland verpflanzt hatte. Nichts destoweniger wagten sie nichts Offenes gegen den Kurfürsten, oder vielmehr gegen dessen rechte Hand. Sie fanden aber Verbündete zu heimlichen Thaten. Friedrich hatte mit Rücksichtslosigkeit die Uebergriffe der Kirche, namentlich die Ansprüche der Klöster, in aller Weise zu beschränken gewußt, denn er war für seine Zeit ein merkwürdig aufgeklärter, daneben völlig gottesfürchtiger Mann. Dadurch hatte er sich natürlich den tiefen Haß der Geistlichkeit und sogar den Bannspruch des Papstes zugezogen, kümmerte sich aber wenig darum. Die Lützelsteiner hingegen benutzten diesen Umstand, um sich Helfershelfer zu werben und mit diesen vereint einen Plan zu schmieden, zum Verderben des „bösen Fritz", der ihren feudalen Herrschgelüsten allein im Wege stand.

Am kurfürstlichen Hofe in der Pfalz zu Heidelberg lebte seit längerer Zeit Eleonore, die Schwester der Grafen von Lützelstein. Ehedem eine blendende Schönheit, hatte sie eine große Rolle gespielt; der junge Pfalzgraf Friedrich war von ihren Reizen bestrickt gewesen, hatte sie aber verlassen, angeblich weil sie die Deiska spielen und ihn ihren Brüdern ausliefern wollte. Doch schien ihr Verschulden nicht erwiesen, denn sie war unter den Frauen der Kurfürstin geblieben. Niemand kümmerte sich um sie, die doppelte Rache im Busen trug. Eines Tages erschienen mit stattlichem Gefolge zwei fremde Ritter aus Frankreich im Schlosse und ließen sich dem Kurfürsten vorstellen. Dieser fand an ihren adeligen Manieren Gefallen und hat sie um längeres Verweilen. Den ihnen zu Ehren angestellten Gastereien und Festen blieb Friedrich, der auch den Wissenschaften mit Eifer oblag, fern, allein Kemnath, sein Cancellar, faßte unbestimmten Verdacht, legte sich auf's Kundschaften und erlauerte bald, daß die Fremden mit der Gräfin Eleonore nächtlich verkehrten und daß auch der verbannte Beichtvater an diesen Zusammenkünften Theil nahm. Zwar lachte der Pfalzgraf, als ihm Warnung ward, allein der treue Kanzler ließ nicht nach mit Bitten, so daß er ihn endlich wenigstens bewog, zwei seiner besten und treuesten Ritter, einen Gemmingen und einen Geispitzheim, Tag und Nacht in seiner Nähe zu dulden.

Dem Kurfürsten waren mittlerweile von verschiedenen Seiten Zweifel eingeflößt worden gegen die Gerechtigkeit der Maßnahmen, welche er durch den Arm seines Bruders hatte vollziehen lassen, und somit auch gegen diesen selbst. Die hierdurch in ihm entstandene Gewissensunruhe erhielt Verstärkung durch manche sonderbare Erscheinungen. Die Diener berichteten von Spukgestalten; die Wachen in den Pfefferbüchsen auf den Bastionen hatten Feuerkugeln gesehen; eigenthümliche Laute wurden gehört, kurz, die Atmosphäre war mit Vorahnungen geschwängert. Im Ruprechtsbaue befand sich das Schlafgemach des Kurfürsten. Hier lag er einstmals Nachts in tiefer Ruhe, als ihn plötzlich ein Grausen erweckte. Die Schlafglocke schlug in diesem Augenblicke die Mitternachtsstunde. Plötzlich flog mit einem Krache die Thür auf; eine Wolke von wohlriechendem Qualme wälzte sich herein; als dieser sich verzogen hatte, erblickte der erschreckte Fürst beim schwachen Lichte des einzigen Lämpchens, das den hohen gothischen Raum erhellte, vor sich die Himmelskönigin, die Jungfrau Maria, mit einem funkelnden Strahlenkranze um's Haupt, genau so, wie sie in der Schloßkapelle abgebildet war. Seine Haare sträubten sich; er stammelte Gebete, aber die hehre Erscheinung beruhigte ihn durch süße Worte, seinem Hause Heil und Segen verheißend. Allein auf den Honig folgte der Wermuth. Die fromme Mutter Gottes verlangte von dem Fürsten, daß er sofort seinen Bruder versöhne als Einen, der nach dem Kurhute, daher ihm nach dem Leben strebe, der ein Abtrünniger und Ausgestoßener der Kirche sei. Trotz der himmlischen Ueberredungskunst und trotz seiner Angst wollte aber Ludwig ein solches Versprechen nicht geben, es sei denn, die heilige Jungfrau liefere ihm Beweise von der Gottlosigkeit des Pfalzgrafen.

„Dem sei so!" rief die Gottjungfrau. „Wisse, Schwachgläubiger, daß Dein verbrecherischer Bruder, Pfalzgraf Friedrich, Umgang mit dem bösen Feinde pflegt und mit ihm Dein Verderben berät. In diesem Augenblicke weilt der Höllenfürst in seinem Gemache. Mit aller ist die Macht verliehen, diesen zu bannen, daß er sich zu meinen Füßen krümmen und meinen Befehlen gehorchen muß. Blappne Dich mit Gottvertrauen, Ludwig, denn Du wirst das Uebel der Welt erschauen. Erscheine, Ewigverfluchter!" Und unter entsetzlichem Lärme, Kettengerassel und Schwefeldampfe wälzte sich ein gräuliches Ungethüm in's Gemach, wand sich im Staube vor der Mariengestalt, welche ihren Fuß auf das scheußgräuliche Drachenhaupt setzte. Der Kurfürst aber, voll von dem Aberglauben seiner Zeit, kränklich an Gemüth und Leib, verwechte den schanderhaften Anstritt nicht zu ertragen. Er war aus dem Bette geglitten und auf die

Digitized by Google

Im Anprechtsbau des Heidelberger Schlosses.

Nach einer Photographie auf Holz übertragen.

Kniee gesunken. Jetzt stürzte er auf's Angesicht nieder und war ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, fand er die beiden fremden Ritter in schwarzen Rüstungen an seiner Seite. Sie ließen ihm nicht Zeit, sich zu sammeln; ein Pergament vorzeigend, kündigten sie sich als Weibel der heiligen Vehme an und verlangten von ihm gebieterisch die sofortige Auslieferung seines Bruders. Der schwache, völlig mürbe gemachte Mann willigte ein. Mit schwankenden Schritten, halb bewußtlos, geleitete er die beiden Vehmboten auf einem nur ihm bekannten Geheimgange nach dem Gemach des Pfalzgrafen.

Digitized by Google

Allein ein Anderer war ihnen schon zuvorgekommen. Auch die Jungfrau Maria kannte den geheimen Pfad und hatte den Meister Beelzebub auf denselben nach sich gezogen, als ihr Werk bei dem Kurfürsten beendet schien. Die Herrin des Himmels sammt dem Fürsten der Hölle wollten im Verstecke auf dem Vorplatze ohne Zweifel die weitere Entwickelung des Abenteuers abwarten. Allein durch die Eichenthür des Schlafgemachs drang so verlockend das Schnarchen eines Gerechten, daß die heißblütige Rache alle Vorsicht und Vorsätze überwog. Mit zitternder Hand riß die Gottesmutter einen Schlüssel aus dem Busen und zwang ihn ihrem Gesellen, dem Teufel, auf.

„Die Zeit ist günstig; er schläft. Was warten wir der Andern?“ flüsterte sie ihm zu. Der Schlüssel dreht sich im Schlosse; die Pforte öffnet sich; der böse Feind ist im Innern. Wenige Schritte entfernt zeigt ihm das matte Licht einer gedämpften Ampel den Pfalzgrafen auf seinem Lager im tiefsten Schlummer. Er zückt einen scharfen Dolch und schleicht dem Bette zu, da stößt sein Fuß auf einen Gegenstand, und gleichzeitig springt eine Hünengestalt vom Boden empor. Der wackere Gemmingen war's, der hier zu Füßen seines Herrn im Schatten gelegen. Zwar fährt er entsetzt zurück, als er die grausenhafte Teufelsgestalt erblickt, doch zugleich kehrt sein Muth zurück, da er den Dolch auf sich gerichtet sieht. Mit furchtbarem Stoße der linken Faust wirft er das Ungethüm zurück, daß es auf die Kniee fällt; brüllend will es sich wieder heben, da pfeift ein scharfes Schwert, und mit gewaltigem Hiebe vom Rumpfe getrennt, kollert das gehörnte Teufelshaupt über den Boden. Der Pfalzgraf, von dem Getöse jäh erwacht, war emporgesprungen und hatte die neben dem Bette lehnende Streitaxt ergriffen. Geistesgegenwärtig stürzte mit gezückter Waffe heran; er warf ein Fenster auf, und: „Verrath, Mord, Hülfe!“ gellte es schrecklich über den Schloßhof.

In diesem Augenblicke trat der verstörte Kurfürst, unterstützt von den beiden Verwittern, in die Pforte des Gemachs seines Bruders. Den Verwittern ward die gefährliche Situation sofort klar; sie ließen ihre willenlose Beute im Stiche und entflohen in entgegengesetzter Richtung über die Wendeltreppe. Auf deren untersten Stufen traten sie mit Füßen einen wimmernden Leib, aber sie achteten dessen nicht; wohlbekannt mit den Irrgängen des Schlosses, entkamen sie den Verfolgern und wurden nicht mehr gesehen. Droben aber war Kurfürst Ludwig wiederum bewußtlos zusammengebrochen. Zwar gelang es den Aerzten und der Pflege seiner treuen Gattin Margarethe von Savoyen, ihn wieder ins Leben und zur Besinnung zu bringen, so daß er die Ereignisse der furchtbaren Nacht dem Canzellar Kemnatz zu Protokoll geben konnte, aber dennoch erholte er sich nicht von dem Schlage, der ihn betroffen. Er wurde blöde an Geist und lebte nur noch ein paar Monate. Der Pfalzgraf forschte mit seinen Getreuen unablässig den Urhebern des Bubenstücks nach; sie waren bald gefunden. Den Teufel hatte der verbannte Beichtvater des Kurfürsten gespielt, die Himmelskönigin aber die Gräfin Eleonore von Lützelstein. Beide hatten ihren Lohn dahin. Denn als Letztere an der halbgeöffneten Thür den Kopf des Bösen fliegen sah, wandte sie sich zur eiligen Flucht nach der Wendeltreppe, verwickelte sich aber in ihrem langhinschleppenden Sternenmantel, stürzte hinab und brach den Fuß. Ueber sie hinweg setzten die fliehenden Ritter. Die Gräfin wurde bald gefunden und mit ihr der Faden der Verschwörung. In einem Kloster strengster Regel soll sie als hartgehaltene Gefangene noch ein paar Jahre lang ihr verkrüppeltes Dasein hingeschleppt haben. Dies Alles ist geschehen im Jahre des Herrn 1449 auf dem Schlosse zu Heidelberg im Ruprechtsbau, und heute noch mahnen daran die Trümmer der Wendeltreppe.

Pfalzgraf Friedrich aber, zum Regenten erhoben als Vormund von seines Bruders nur einjährigem Sohne Philipp, drückte sich den Kurhut auf die Stirn, schwur, dem jungen Thronerben ein treuer Vater zu sein, und faßte dann die Zügel der Regierung mit heldenfester Faust. Vor Allem ließ er seiner wohlberechtigten Rache gegen die Lützelsteiner freien Lauf. Er vertrieb dieses Geschlecht aus allen ihm noch gehliebenen Besitzungen und demüthigte es auf das Empfindlichste. Schon zwei Jahre nach dem geschilderten Ereignisse hatte er die blutigste Genugthuung genommen.

Wie Friedrich dann den Pfaffen tröstete und den Hochmuth der Bischöfe bändigte, die Blitze des Vaticans kraftlos an sich niedergleiten ließ und dem allgemeinen Aufgebote, das sich unter dem Bannerspruche: „Fluch, Verderben und Tod dem Verketzer der heiligen Hirtengewalt der Kirche!“ gegen ihn wandte, mannhaft die Spitze bot, wie er im Vereine mit den pfälzischen Städten die Burgen der Raubritter brach und ihr Gezücht aus seinen Landen trieb, wie er der zum schmählichsten Mißbrauche gediehenen heiligen Behme den Garaus machte, bis er alle seine Feinde niedergeworfen oder in Freunde verwandelt und den ruhmreichen Beinamen „der Siegreiche“ errworben hatte, dies Alles ist in der Geschichte verzeichnet. Nicht ist dies der Fall mit dem prächtigen Liebesroman seines Lebens; in der holden Sängerin Clara von Dietten, einer Augsburger Patrizierstochter, hatte er ein wackeres Weib errungen, welches ihm eine beneidete Häuslichkeit schuf. Noch sind Lieder vorhanden, welche den Reiz und die Tugend dieser seltenen Frau preisen und sie den Stolz ihres Jahrhunderts nennen. Dem Neffen wahrte Friedrich treulich Land und Krone. Seine eigenen Nachkommen sind heute noch in den fürstlichen Häusern von Löwenstein vertreten. —

Den freundlichen Lesern die Moral aus der vorstehenden Mittheilung zu ziehen, darf mir wohl erlassen bleiben, kann sie doch kaum anders lauten, als: „Vor Jahrhunderten so wie heute.“ Möge nur allenthalben der schleichenden Intrigue des Schwarzen und seiner Verbündeten, die auf Aberglauben und Schwachheit der Menschen ihre Pläne richtet, ein ähnliches Ende bereitet werden, wie es vor mehr als vier Jahrhunderten schon sammt ihren Spießgesellen die Muttergottess auf dem Heidelberger Schlosse erfuhr!

Blätter und Blüthen.

Der Heimgang eines Unglücklichen. Wenige kennen wohl den Namen: Johannes Kugler, den einzig die Erzählung „Im Feierkleid“, welche im „Salon“ erschien, in weitere Kreise getragen hat. Die Natur überschüttete den vor kurzem Dahingegangenen in ebenso verschwenderischer Laune mit den reichsten Gaben des Geistes und Gemüthes, wie sein Lebensschicksal ihm in siebenfältigster Grausamkeit all diese köstlichen Gaben, noch ehe sie voll erblüht waren, schmählich verkümmerte. Sein erschütterndes Ende ist von einer so fürchterlichen Tragik, daß es ihm noch im Grabe die Herzen Aller gewinnen wird, welche die Geschichte seines Lebens und Leidens vernehmen. Diese entnimmt uns Adolf Wilbrandt in der Einleitung zu jenen vorhin von ihm aus dem Nachlasse des Freundes herausgegebenen Erzählung „Im Feierkleid“. Johannes Kugler war der Sohn des bekannten Kunsthistorikers Franz Kugler und dessen Gattin, der Tochter des Criminalisten und Biographen Hitzig. Nach einer an nachhaltigen geistigen Eindrücken überaus reichen Kindheit wandte sich der geistvolle Jüngling zuerst dem Studium der Naturwissenschaften zu, vertauschte aber dann die akademischen Hörsäle mit den Ateliers bedeutender Künstler und warf sich endlich ganz der Malerei in die Arme. Von früher Jugend an durch ein immer wachsendes Nervenleiden in seinen geistigen Bestrebungen gehemmt, gestaltete sich sein Leben zu einem heldenhaften Kampfe seines von edlem Ehrgeize entflammten Geistes mit einem leidenden Körper: in München, Weimar, Rom und wieder in München hat er diesen Kampf tapfer gekämpft, bis seine Kraft erschöpft war. Wiltbrandt schildert sein Ende folgendermaßen:

„Als seine Krankheit hoffnungslofer und qualvoller wuchs, hielt ihn weniger seine Entsagungs-Philosophie, als die Liebe zu seiner Mutter auf der Erde zurück, zu dieser im Glück und Unglück hochgestellten Frau, in deren geräuschlosem Lebenssaale sich alles Schönste und alles Schrecklichste dieser Welt erschöpfen sollte. Sie hatte zuerst im Hause ihres Vaters (des Biographen Hoffmann's, Chamisso's, Zacharias Werner's), dann ihres Gatten, zuletzt ihres Schwiegersohns Paul Heyse, gleichsam drei Generationen von Dichtern, Künstlern, bedeutenden Menschen jeder Art erlebt, Huldigung, Verehrung, hingebende Liebe in jedem Lebensalter wie Lebensluft genossen; ihre Schönheit, ihre freiemvolle Anmuth, ihre „ewige Jugend“ schlossen immer neue Zauberkreise um ihre zarte Gestalt. Dafür schonte sie auch das Schicksal nicht; sie, die nur in der Liebe und Treue der Ihren und in unerschöpflicher Opferfreudigkeit lebte, mußte Gatten, Tochter und Enkel sterben sehen, und diesen Sohn, ihren Benjamin, sah

Digitized by Google

sie in seinem endlosen Leiden dahinsinken. Enger und enger ward das Leben um sie her; es schloß sich endlich zu dieser Gemeinsamkeit von Mutter und Sohn zusammen, die — keinem anderen Verhältnisse dieser Art vergleichbar — fast wie ein geschwisterlicher Freundschaftsbund war, voll aller Offenheit, Wahrheit, Zartheit, die Menschen gegeben ist. Er hing an ihr mit leidenschaftlicher Liebe, wie sie an ihm. Er hatte den Rest seiner Gesundheit ihr geopfert, als er sie in schwerer Krankheit ruhelos bis zur Selbsterschöpfung pflegte; nun vergalt sie's ihm, opferte ihm ihre zarten Kräfte. Sollte er zu allen Schmerzen, die sein Schicksal ihr schon bereitet, ihr auch den noch zufügen, sie durch selbstgewählten Tod zu verlassen? — Jahre lang hatte er sich diese Frage auch in den fürchterlichsten Stunden verneint. Wie oft hat er mir schon in den Zeiten unseres Zusammenlebens bekannt, daß nur die Rücksicht auf die Mutter ihn hindere, sich zu erlösen. Ueber die Sache selber dachte er wie ich: daß nur ein bestimmter Jenseitsglaube, dem das Diesseits nur eine sittliche Vorschule ist, den freiwilligen Tod ein für allemal verdammen kann; daß nach jeder andern Anschauung es des Menschen Recht ist, ein Leben, das übermäßige, am Leben hindernde Qual und keine Zukunft hat, mit freiem Entschlusse zu verlassen.

Er hatte keine Zukunft; seine Leiden konnten nur wachsen, bis sie ihn tödteten; — nach seinem Ende hat sich's vollends zweifellos ergeben. Doch noch lange Monate, noch Jahre unermeßlichen Elends konnten seiner warten. Sollte die Liebe zu einem andern lebenden Wesen, das ihn zu eigener Qual endlos leiden sah, ihn bis zur letzten Stunde an dieses Elend festschmieden? — Woche um Woche, Monat um Monat sah der Unglückliche dieser Frage unentschlossen in's eherne Gesicht. Seine Phantasie, seine Künstlerfeder wandte sich mehr und mehr dem Abgrunde zu; in Zeichnungen von furchtbarer Gewalt oder grauenhaftem Humore schilderte er sich in allen Stadien seiner Leiden oder als Candidaten des Todes: der ‚Unterleibskrampf' windet sich in Gestalt einer riesenhaften, ihn angeifernden Schlange um seinen Leib, während das Gerippe ‚Tod', vor seinem Bette liegend, nach ihm greift; oder wie einen Bären führt man ihn am Stricke umher; der Tod geht trommelnd voraus; das Gerippe eines Aeffchens, auf einem Hunde reitend, fiedelt dazu. Oder der von Pfeilen durchbohrte Märtyrer Sebastian bringt ihn, der — eine ungeheure Phantasie — sich selber trägt, zur himmlischen Dreieinigkeit hinauf: ‚wegen unbefugten Martyriums, wegen hartnäckiger Heiterkeit der Seele, wegen gottloser Schriftstellerei wird Inculpat per Schub über die Grenzen des himmlischen Reiches geschafft'. Freundlicher ein anderes Bild, ‚Feierabend' betitelt: der Märtyrer sitzt erlöst, voll Behagen rauchend, den Bierkrug zur Seite, im Himmel neben Gott Vater, der, aus einer gewaltigen Pfeife dampfend, den Bierkrug in der Hand, David Strauß' ‚der alte und der neue Glaube' im Arme, von Engeln umschwebt, auf der Weltkugel thront; sie plaudern und disputiren: ‚mit echt theologischer Hartnäckigkeit' (wie eine Beischrift sagt) ‚hielt Gott Vater an seiner eigenen Existenz fest, und konnte es David Strauß nicht verzeihen, daß er sie ihm beständig streitig machte'. Doch dieser lindernde Humor hielt immer seltener Stand. Das Auge seines Geistes gewöhnte sich an den Tod. Elf Monate schon vor seinem Ende (zweiunddreißig Jahre war er damals alt) hatte er in sein poetisches Taschenbüchlein geschrieben:

Ach, sterben müssen
Ist nicht das Schlimmste;
Weit schlimmer ist es,
Nicht leben können
Und leben müssen.

Leben müssen! — Eine plötzliche Steigerung seiner Krankheit, die auch seine Brust, seinen Hals mit so häufigen, unerträglichen Erstickungskrämpfen ergriff, daß er im Todeskampf zu vergehen meinte, entschied endlich über sein gefoltertes Herz. Er beschloß zu sterben. In der Stille der Nacht — nachdem er noch lange Tage und Nächte, wie es scheint, in heißer Noth mit diesem Entschluß gerungen — mischte er sich aus seinem Vorrath von Morphium und andern Schlafmitteln den letzten Trank, und schrieb am Schreibtisch der Mutter einen Abschiedsbrief, worin er mit Worten, die jedes Herz ergreifen müssen, sich ihre Verzeihung erbat, daß er sie, die über Alles Heißgeliebte, verlasse. Am Morgen fand sie ihn, in tiefster Betäubung, noch athmend, doch rettungslos, wie es schien. Ein energischer Versuch des herbeigeholten Arztes, ihn zu erwecken, hatte keinen Erfolg. Der Tag war gekommen, den sie, wer kann sagen wir lange schon, gefürchtet hatte. Der Tag, den vielleicht auch sie schon lange sich als ihren letzten gedacht hatte: die letzte hohe Aufgabe ihres Lebens war mit ihm zu Ende, und ein qualvolles, unheilbares körperliches Leiden, früher oder später sicherer schwerer Tod, lastete auch auf ihr. Als der letzte Gedanke an seine Rettung sie verlassen hatte, ging sie still und stumm in ihr Schlafgemach, trank das Gift, das sie als Schlaftrunk für ihn vorausbereitet, kam an sein Bett zurück, küßte ihn noch einmal, und setzte sich in ihren Lehnstuhl seinem Bett gegenüber, um so ihren letzten Blick auf ihn zu richten. Ihr Schwiegersohn hatte sie einen Augenblick das Zimmer verlassen sehn und kein Arg dabei gehabt; in unveränderter Haltung kam sie wieder herein: — so saßen sie beide, bis eine Veränderung in ihren Zügen Heyse erschreckte. Er denkt noch an eine Ohnmacht. Doch sie verliert das Bewußtsein, um nicht mehr zu erwachen.

Wäre diese ihre letzte Stunde auch die ihres Sohnes gewesen, und hätten wir die Beiden, die mit einander gelebt und geduldet hatten, mit einander begraben! — So einfach, so menschlich endete diese Tragödie nicht. Der Unglückliche, durch den langen, wachsenden Gebrauch dieser Schlafmittel gegen sie abgehärtet, sollte, gegen jede Erwartung, das Gift noch überwinden. Mit furchtbarem Entsetzen sehen seine Nächsten, wie gegen Abend das Leben in ihm sich rührt, während es in der bewußtlosen Mutter, mechanisch noch fortkämpfend, nach und nach erlöscht. Man schafft ihn in's Krankenhaus, um ihm — der noch betäubt daliegt — einstweilen, wenn er erwacht, das Schicksal der Mutter zu verhehlen, ihm vorzuspiegeln, daß ein Nervenfieber, in das sie verfallen, die größte Ruhe in der eignen Wohnung nöthig mache. In der tiefen Nacht kommt er zu sich; doch noch immer schläft sein Gedächtniß, er weiß nicht, wer er ist, was er erlebt hat; der fremde, alterthümliche Raum neckt seine Phantasie; mit wundersamer Neugier wartet er auf die Lösung dieser Räthsel. Auch daß eine barmherzige Schwester hereintritt, daß er auf seine Frage hört, er sei im Krankenhaus, klärt ihn noch nicht auf, in welchem Jahrhundert und welches Ich er ist. Endlich fällt die letzte Wohlthat dieses Schleiers von ihm ab; er besinnt sich auf sein unglückliches Selbst. Er glaubt, seine Nächsten haben ihn hierher geschafft, um ihn mit Gewalt im Leben festzuhalten; er glaubt von aller Welt verurtheilt und verlassen zu sein. Da er sich in wilder Verzweiflung durch's Fenster hinausstürzen will, hält der Krankenwärter ihn fest. Aus kleinen zufälligen Zeichen, mit dem Scharfsinn des Herzens erräth er bald, daß seine Mutter nicht krank, daß sie todt ist. Zwar weiß er nicht, daß sie sich selbst getödtet, aber er sagt sich, daß er sie getödtet hat. Er seine Mutter! Diese Mutter! Und er, er soll sie überleben!

Nein; sage mir — oder uns, seinem Bruder, Schwager, Freund, die wir ihn so wiederfanden, die wir alle fühlten wie er — sage uns der gemeine Lebenssinn der Menschen', was er will: diese Todte überleben konnte er nicht. Zwar — um kurz zu sein — nachdem er im Krankenhaus, dann in der eigenen Wohnung (in die wir ihn auf sein dringendes Verlangen zurückschafften) mit halber Kraft und unzulänglichen Mitteln noch zwei neue Fehlversuche, sich zu tödten, gemacht hatte, trieb ihn gleichsam ein Aberglaube, daß er nicht sterben solle, noch einmal in's Leben zurück, und in meine Hand versprach er mir, sein Letztes zu versuchen, ob er sich in's Dasein finden könne. Seine wundersame Genußkraft flackerte nochmals, herzerschütternd, auf; seine zärtliche, in Dankbarkeit schwelgende Liebe zu uns, den Freunden seiner Jugend, die wir nun, wie sich von selbst verstand, nur für ihn lebten, — sein aufglühendes Herz täuschte ihm noch eine Möglichkeit vor, die es nicht für ihn gab. Doch er zeigte uns noch einmal Alles, was wir an ihm verloren; er zeigte uns den liebenswerthesten Menschen,' der noch am Abgrunde des Todes, in tief wühlendem Gram und in flüchtiger, genialer Heiterkeit, die duftendsten Blüthen seiner Seele für uns pflückte. Nie wird in mir das Bild dieser Tage verblassen, die ich nicht schildern kann, denen Aehnliches wohl selten ein Mensch erlebt. Der Traum, daß er noch leben könne, war bald ausgeträumt. Der Schatten seiner Todten zog ihn sich nach. Nach einem letzten unglücklichen Versuch (mit den Scheeren der Mutter), durch Oeffnen der Adern zu sterben, half er sich in der nächsten Nacht — vom 12. auf den 13. December 1873 in die schmerzlose Stille der Ewigkeit hinüber.

Ich ende hier. Wer nicht mit ihm fühlt, für den habe ich nicht geschrieben; wer mit ihm fühlt, dem hab' ich nichts mehr zu sagen.

Ist dieses Bild eines edlen Kämpfers und Dulders dem Leser an's Herz gedrungen, so wende er sich dem sonnigeren Bilde zu, das dieser Dulder selbst in seinem ‚Fegefeuer' von sich aufgestellt, in dem er mit großem, thränenbefeuchtetem Humor sein Schicksal verklärt hat. Darin wüßte ich dieser Geschichte — so wenig in ihr die novellistische Form zu bedeuten hat — nichts in unserer Literatur zu vergleichen. Ihr Grundton erinnert hier und da an den ‚Onkel Benjamin' des Claude Tillier, ein Buch, das er mit Vorliebe wieder und wieder las, weil er sich ihm im Ernst und Scherz blutsverwandt fühlte. Doch zuletzt singt er doch sein eigenes, singt sein deutsches Lied, und daß es sein erstes und sein letztes war, wird ihn, denk' ich, seines Zweigs im deutschen ‚Dichterhain' nicht unwürdig machen.

Lebe fort, theurer Hans, in Deinem Humor, Deinem seelenvollen Gram, Du, der Du ein echter Mensch warst! Lebet fort, ihr geliebten Todten!"

Ein Sylvesterabend im Sanct Bernhardshospiz. Im Hinblicke auf den erschütternden Unglücksfall, welchem in den letzten Tagen des Novembers vorigen Jahres eine Schaar von Reisenden, die den Paß des Großen Sanct Bernhard überschreiten wollte, zum Opfer fiel, darf ich wohl voraussetzen, daß die nachfolgende Schilderung des Sanct Bernhardshospizes bei den Lesern der Gartenlaube einiges Interesse erwecken werde.

Ich brachte den Winter eines der letzten Jahre in Vevey am Genfer See zu, wo ich in einer jener Pensionen wohnte, welche auch dem weniger Bemittelten einen längeren Aufenthalt in jener herrlichen Gegend als nicht so außerordentlich theuer erscheinen lassen, wie man wohl häufig annimmt. In den Unterhaltungen unserer Gesellschaft war natürlich häufig davon die Rede, wohin man beim Beginne der günstigeren Witterung Ausflüge machen solle, allein, da wir uns zu jener Zeit im December befanden, so schienen diese Ausflüge doch noch weit vor uns zu liegen.

Wiederholt dagegen hatte ich von geborenen Schweizern gehört, wie eigentlich von den Tausenden und aber Tausenden, welche alljährlich in den wenigen Sommermonaten die Schweiz durcheilen, keiner die ganze erhabene und majestätische Schönheit dieses Landes kennen lerne, denn dazu müsse man die Alpenwelt im Winter sehen. Da nun zu jener Zeit sich das Leben in unserer Pension etwas einförmig gestaltete, konnte ich dem Wunsche nicht widerstehen, auch im Winter einen Ausflug in die Hochalpen mitten hinein zu unternehmen, und bestimmte mir selbst den 31. December als den Tag, an welchem ich an die Pforten des Sanct Bernhardshospizes klopfen wollte. Ich wußte, daß nur der letzte Theil des Weges wirkliche Schwierigkeiten bieten konnte, und fuhr daher erst am 30. December früh sieben Uhr mit der Eisenbahn nach Martigny. Schon diese Fahrt durch das Rhonethal erwies sich als ungemein lohnend, denn ununterbrochen boten sich dem Auge die gewaltigsten und wechselndsten Gebirgsformationen in nächster Nähe dar.

Ueber Martigny und durch das Thal der Dranse gelangte ich nach dem vielgepriesenen Hospiz. Als es nach einer langen ermüdenden Wanderung durch das sogenannte Todtenthal mit meiner Fähigkeit zu steigen fast

Digitized by Google

vorbei war und jene Gleichgültigkeit bereits begann mich zu beherrschen, welche die größte Feindin des einsamen Wanderers in solchen Regionen ist, bogen mein Führer und ich um eine Felsecke, und in der beginnenden Abenddämmerung sahen wir das schmucklos einfache, aber geräumige und ungemein fest gebaute Hospiz vor uns liegen. Der Anblick verlieh neue Kräfte: noch eine gewaltige Anstrengung, und wir hatten die Höhe des Passes gewonnen. Laut erklang die Glocke, welche den Obdach suchenden Reisenden ankündigt. In der Pforte erschien die dunkle Gestalt eines der Mönche, welche das Kloster bewohnen und eine so segensreiche Thätigkeit in diesen verlassenen Regionen entfalten. Freundlich und herzlich hieß er mich willkommen, und während mein Führer vom Klostergesinde in die unteren Räume gebracht wurde, geleitete mich der „Bruder“ in ein geräumiges Zimmer im Hochparterre. Bald brannte ein lustiges Feuer in dem mächtigen Ofen, und vor mir dampfte eine brodelnde Theemaschine, deren Inhalt mein halberstarrtes Blut bald wieder in voller Lebendigkeit kreisen ließ. Nachdem ich mich ein wenig geruht und nothdürftige Toilette gemacht hatte, hörte ich wiederum das Läuten einer Glocke, und alsbald erschien jener Mönch, welcher mich bei meinem Eintreffen bewillkommt hatte, um mich zum Diner einzuladen, falls ich anders Lust hätte, dies mit sämmtlichen Brüdern gemeinsam im Refectorium einzunehmen.

Nichts konnte mir willkommener sein, und ich folgte dem Mönche dorthin. Ein eigenthümlicher Anblick erwartete mich. Als sich die Thür geöffnet hatte, trat ich in ein sehr geräumiges, durch mehrere Lampen gut erhelltes Gemach. Die Wände waren mit von der Zeit fast schwarz gewordener glänzender Eichentäfelung bekleidet; ein einziges, aber vorzügliches Gemälde, die heilige Jungfrau darstellend, schmückte dieselben. Auf der rechten Seite befand sich ein versenkbares Büffet, welches in die Küche herabgelassen, dort mit Speisen besetzt und dann wieder aufgewunden wurde. Die linke Seite der Wand nahm eine lange Tafel ein, und um dieselbe herum standen neunzehn Mönche des Klosters, oben, neben dem Ehrensitze, der Prior. Mit höflicher Verbeugung trat er mir entgegen und lud mich ein, an seiner Seite Platz zu nehmen; dann sprach er ein Tischgebet, in welches bei gewissen Worten Alle mit einstimmten, und dann setzte man sich. Ich gewann Muße, mich umzusehen und bemerkte zu meinem Erstaunen fast lauter junge Leute, etwa in der Mitte der zwanziger Jahre stehend. Ich werde später hierauf zurückkommen. Die Tracht Aller war die gleiche: ein langer schwarzer Rock mit Taille, schwarze Schnallenschuhe und eine barettartige Kopfbedeckung, welche im Sommer mit Hüten vertauscht wird. Sie trugen ferner schärpenartig ein schneeweißes Band, welches um den Hals geschlungen wird und bis zur Taille reicht.

Die Mahlzeit begann, und ich that ihr alle die Ehre an, welche man einer vortrefflichen Küche nach sechsstündigem Bergsteigen erweisen kann. Als Getränk war ein sehr guter Rothwein vorhanden, von dem Jeder nach Belieben genoß. Wir führten ein höchst lebhaftes Gespräch, und ich fragte, ob man in irgend einer Weise den heutigen oder morgenden Tag, als Ende und Anfang eines Jahres, besonders feiere, erfuhr aber, daß dies nicht geschehe. Nachdem die jüngsten der Brüder nach Beendigung des Mahls die Tische geräumt hatten, wurde wiederum ein Dankgebet gesprochen, und dann begann die sogenannte Erholungsstunde, in welcher es gestattet ist, alle möglichen Spiele, außer Kartenspiel, vorzunehmen. Bald waren auch mehrere Partien Schach, Dame, Domino etc. in vollem Gange; ich spielte mit dem Prior und einem jüngeren Mönche eine Partie Domino. Allein die geistlichen Brüder waren Meister des Spiels und mir weit überlegen, so daß ich schmachvoll alle Partien verlor. Als es fast neun Uhr war, empfahl ich mich meinen gastfreien Wirthen und suchte meine Zelle auf. Eine behagliche Wärme strömte mir entgegen; der riesige Ofen meinte es gut.

Der gewaltigen Strapaze, welcher ich mich unterzogen hatte, war eine Uebermüdung gefolgt, und es widerstrebte mir, zu Bett zu gehen. Die vorsorglichen Mönche hatten mir eine Flasche Wein in mein Zimmer gestellt. So blieb ich denn beim fröhlich blinkenden Glase, wenn auch allein, nach guter deutscher Sitte wach, bis die Klosterglocke Mitternacht und den Beginn eines neuen Jahres verkündigte. Neujahr, mehr als achttausend Fuß über dem Meere trank ich dir mein „Willkommen!“ entgegen.

Mitternacht war vorüber, meine Flasche geleert. Ich eilte, mich zur Ruhe zu begeben. Mit Hülfe eines kunstgerechten Turnersprungs gelangte ich in das enorm große Bett, in welchem ich bald einem erquickenden Schlafe anheimfiel. Ich glaubte mich erst soeben eingeschlafen, als mich die lauten Töne einer Glocke weckten; gleich darauf vernahm ich Gesang und Orgelspiel. Ich machte Licht und sah, daß es eben fünf vorbei war: das Tagewerk der Brüder begann also ungemein früh. Um sieben Uhr stand ich auf, erhielt ein vortreffliches Frühstück und machte mich fertig, meinen Rückweg anzutreten. Ehe ich jedoch denselben begann, bat ich den Mönch, der mir bereits gestern zur Hand gegangen, mir sein Kloster zu zeigen. Gern kam er meinem Wunsche nach, und wir begaben uns zunächst in das Erdgeschoß. Ich betrachtete mir dort die Wohnungen der Klosterknechte, die vortreffliche Küche und mit besonderem Interesse die weltberühmten riesigen Hunde. Es waren ihrer etwa acht damals oben; sie lagen in allen möglichen bequemen Stellungen in der Gesindestube herum. Alle waren gelb und weiß gefleckt, dabei nicht eigentlich langhaarig. Der Mönch erzählte mir, daß die frühere Race, welche langhaarig war, ausgestorben sei, daß aber die jetzige im Schnee besser verwendbar sei, als die frühere. Dann begaben wir uns wieder nach oben. Ich drückte mein Erstaunen aus, lauter so junge Leute hier zu sehen, und erfuhr, daß nur drei der Brüder über dreißig Jahre alt seien, während keiner von ihnen bereits das vierzigste Jahr erreicht hatte. Mein Begleiter war am längsten von Allen oben, nämlich neun Jahre. Er erklärte mir, daß die Luft, verbunden mit der strengen Disciplin des Ordens, einen längeren Aufenthalt fast unmöglich mache. Von dieser strengen Disciplin kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß nur die Zellen der drei ältesten Mönche geheizt werden; die Capelle ist stets ungeheizt, und dabei ist eine Kälte von fünfundzwanzig Graden dort keine Seltenheit. Die jüngeren Mönche arbeiten gemeinschaftlich im Refectorium, und jedem ist sein besonderes Studium zugewiesen.

Wir nahmen nunmehr die Capelle in Augenschein; sie ist geräumig, nicht überladen und macht einen sehr wohlthuenden Eindruck. Es ist dort eine Büchse für Beiträge im Interesse des Klosters angebracht; gern spendete ich, was mir als Dank für die gastfreie Aufnahme gut erschien. Dann gingen wir in die Bibliothek; dieselbe ist äußerst reichhaltig und wohlgeordnet, ebenso die Sammlung aufgefundener römischer Alterthümer. In einem Nebenzimmer befindet sich eine Art Bildergalerie, größtentheils Stahlstiche und Portraits fürstlicher Personen, die ihre Bilder dem Kloster zum Geschenk gemacht haben, enthaltend.

Sodann verabschiedete ich mich und dankte meinem Begleiter herzlich für die so sehr freundliche Aufnahme, welche mir zu Theil geworden. Unten erwartete mich mein Führer, der nicht minder gut verpflegt worden, und mit einem herzlichen Wunsche des Mönches für einen guten Weg, traten wir den Rückmarsch an. Er war nicht weniger schwierig, als das Aufsteigen, und erst nach manchem Ausrutschen, Versinken und mühsamen Herausarbeiten aus dem Schnee erreichten wir glücklich St. Pierre. Mein Wagen war bald bereit, und im vollen Laufe meines Maulthieres ging es nun bergab nach Orsières. Hier wurde nun ein Pferd eingespannt, und schnell war auch Martigny erreicht. Ich konnte noch den letzten Zug nach Vevey benutzen, und wenige Stunden später befand ich mich wohlbehalten in meiner freundlichen Pension. Noch lange aber werde ich mit Freuden meines Sylvesterabends auf dem Bernhardshospiz gedenken.

H. v. K.

Kleiner Briefkasten.

M. v. M. in O. Ihren Zwecken dürfte am besten die jüngst gegründete Schule der Malerei für Damen von Professor Theodor Pixis in München entsprechen. Dieselbe füllt eine empfindliche Lücke aus, da die in München seit etwa sechs Jahren bestehende Privatkunstschule für Damen vor einem Jahre vom Staate übernommen und derart umgestaltet worden ist, daß nunmehr besonders der Theil der Schule cultivirt wird, der eine Ausbildung in kunstgewerblicher Beziehung zum Ziele hat. So entstand ein sehr fühlbarer Mangel an Unterrichts-Gelegenheit für Damen, welche nach München kommen, um sich in den übrigen Fächern der Malerei auszubilden. Zweck der Pixis'schen Schule ist daher, Damen, die mit wirklichem Talente begabt sind und schon technische Vorkenntnisse besitzen, Gelegenheit zu einer höheren Ausbildung bis zur selbstständigen Kunstausübung zu bieten, sei es nun im Gebiete der Oelmalerei oder des Cartonzeichnens, wobei besonders das figürliche Element berücksichtigt werden soll, ohne daß der architektonische oder landschaftliche Theil ausgeschlossen würde. Um befriedigende Resultate zu erzielen und zu selbstständigem Schaffen genügend vorzubereiten, ist ein längere Zeit fortgesetzter systematischer Unterricht erforderlich: es werden deshalb bei der Anmeldung vorzugsweise solche Schülerinnen berücksichtigt, welche mehrere Jahre zu ihrer Ausbildung verwenden können. Bezüglich des Preises sollen folgende Normen gelten:

1. Für den Unterricht entrichtet jede Schülerin 30 Mark.
2. Die Auslagen für Ateliermiethe, Heizung, Modell werden von den Schülerinnen gemeinschaftlich bestritten.

R. in Bruchsal. Ueber atmosphärischen Staub findet sich in dem großen und vollständigen Lehrbuche der Meteorologie von Professor E. E. Schmid (Leipzig, bei L. Voß 1860) ein besonderer Abschnitt, (S. 789 bis 797), in welchem alles Wesentliche über diesen Gegenstand sowie die Literatur darüber zusammengestellt ist. Zur Erklärung der Morgen- und Abenddämmerung wird der Staub nicht benutzt. Bezüglich dieser Erscheinungen schließen sich die Mehrzahl der Meteorologen und Physiker den Anschauungen von Professor Clausius an, der die fortwährend in unserer Atmosphäre schwebenden sehr kleinen Dampfbläschen und die Reflexion und Brechung des Sonnenlichts an denselben zur Erklärung jener Phänomene und gleichzeitig der blauen Farbe des Himmels benutzt hat. Am Schlusse seiner gründlichen mathematischen Untersuchungen (Poggendorff's Annalen, Band 76, S. 195) drückt sich Professor Clausius wörtlich wie folgt über diesen Gegenstand aus:

„Die Erklärung der blauen Farbe des Himmels und der Morgen- und Abendröthe ergiebt sich also aus der Annahme der Dampfbläschen so naturgemäß und einfach, daß ich glaube, schon blos deshalb könnte man diese Annahme als wahrscheinlich betrachten, wie es ja auch mehrere Physiker gethan haben.“

X. Y. 50 Rthlr. Obgleich Ihre traurige Lage unser herzlichstes Mitleid erweckt, bedauern wir doch, Ihre Bitte nicht eher in Erwägung ziehen zu können, als bis Sie uns Ihren vollen Namen mitgetheilt haben.

Ein Deutscher in Holland. Dr. Wilhelm Jordan lebt in Frankfurt am Main. Einer genaueren Adresse bedarf es nicht.

K. in E. Sie haben das Richtige getroffen: die in unserm Artikel (Nr. 35, 1874) über den „Alten von der Schmücke“ citirte Erzählung der Thüringischen Zeitschrift ist dem in Erfurt erscheinenden „Thüringer Hausfreund“ entnommen, auf den wir bei dieser Gelegenheit alle unsere Leser, welche das schöne Thüringen lieb gewonnen haben, aufmerksam machen wollen.

Nachtrag. Zu dem Bilde „Die letzten Augenblicke Kaiser Joseph's des Zweiten“ in unserer Nr. 1 haben wir noch zu bemerken, daß das Originalgemälde von Professor Conräder in München, nach welchem unser Holzschnitt angefertigt wurde, sich im Besitze des Kunsthändlers Herrn Menkel befindet, welcher sich augenblicklich mit dem Bilde in Wien aufhält, wo dasselbe großes Aufsehen erregt.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Ein

Vaterländisches Institut.

„Mensch sein heißt ein Kämpfer sein," das ist ein hartes, aber ein wahres Wort. Nur wer den ernsten Sinn desselben früh in sich aufnimmt, früh das Leben als Kampf, nicht als Spiel erfaßt, wird aus diesem Kampfe als glücklicher Sieger hervorgehen. Mit dem ersten Gang in die Schule beginnt das Kind den Kampf um seine Existenz und unter stetem Ringen reift es heran zum Jüngling, zum Manne; der erste Preis des Kampfes ist die erworbene Sicherheit der eigenen Existenz. Aber der von einem gütigen Geschick in das Herz des Menschen gepflanzte Drang und der bereits im Kampfe erprobte Muth sucht nach einem weiteren Lebenszweck; da geht dem aus dem Jugendtraum erwachten Herzen ein neues Glück auf, die Liebe; sie wird das Ziel und der Lohn der zweiten Kampfbahn, an deren Ende dem Jüngling und der Jungfrau als Siegeskranz die Myrthe winkt. Und am Traualtar — dem Grundstein des Menschenglücks — beginnt die Familie — der Grundstein des Völkerglücks! Aus dem Ringen um die eigene Sicherheit wird der Kampf um die Sicherheit der neubegründeten Familie, und ebendarum muß jedes neue Mittel, das diese Sicherheit schafft und fördert, freudig als ein neuer Sieg im Lebenskampf, als eine neue Errungenschaft zum Heil der Menschheit begrüßt werden.

Eine solche Errungenschaft ist die Lebensversicherung!

Der Widersacher des menschlichen Lebens sind unzählige und die durch sie erzeugten Sorgen vermögen nur allzuleicht den Menschen auf seinem Lebenswege aufzuhalten, seine Schritte zu hemmen, seinen Muth zu schwächen; es ist nicht wahr, daß sie leichter gemeinsam getragen werden: im Gegentheil, sie drücken doppelt schwer, weil jedes treue Gattenherz sie für das andere mitträgt. Und wer hat je die Thore der Sorgen gezählt? Sie dringen überall herein und wuchern da am üppigsten, wo jedes fremde Auge nur Jubel und Wonne sieht. Denn wo nicht Krankheit sie herbeiführt, oder Krieg und Noth sie bringt, oder Neid und Bosheit Anderer sie erzeugt, oder die Elemente sie im Aufruhr gebären, da schafft sie die Zeit allein mit jedem Tag, weil jeder neue das Dasein verkürzt — oft, nur zu oft, ehe der Preis des Kampfes, die Sicherheit der Familie errungen ist.

Doch was vermag das Wort, das tausend und abertausendmal gesprochen, leider nur zu oft verhallt. Wählen wir das ergreifendere und darum wirksamere Bild. Da sehen wir ein in dem errungenen gegenseitigen Besitz innig beglücktes Paar. Ein herrliches Kinderpärchen spielt zu seinen Füßen, so lieblich und harmlos, so selig im Schirm der Vater- und Mutterliebe! Wer freut sich nicht an dem Bilde und preist Eltern und Kinder als Glückliche? Und doch geht ein Schatten über des Vaters Antlitz und verdunkelt selbst das der Mutter auf Augenblicke. „Du hast wohl für heute und morgen, vielleicht für Jahre hinaus die Deinen vor Mangel bewahrt, aber wenn das Unvermeidliche Dich früher erreicht, als Du der Mutter und den Kindern eine sorgenfreie Zukunft begründet — was dann?"

Es ist, sagt der Volksmund, ein gut Ding allezeit gefaßt und gerüstet zu sein auf die trübsten Stunden des Lebens, denn sie kommen unangemeldet und sind oft da zur Zeit, wo es Niemand ahnte und wo sie am schwersten treffen. Welche andere Zeit im Leben einer Familie aber konnte wohl trüber sein, als die, wo der Tod den Gatten und Vater, den Versorger, in der Kraft seiner besten Jahre aus ihrer Mitte fordert?

Beilage
zur
„Gartenlaube"
1875. Nr. 3.

Digitized by Google

Mit welchen unabsehbar traurigen Folgen ist ein solches Familienunglück verbunden, wenn der Verstorbene nicht vermögend und seine Stellung nicht derart war, daß er Ersparnisse machen konnte, welche den Hinterbliebenen für ihre Lebensdauer eine kräftige Stütze sein könnten? Was wird unter der Wucht der Entbehrung aus dem geliebten Weibe, was aus der Erziehung jetzt so hoffnungsvoller Kinder? Solche Gedanken können tiefe Furchen auch in eine junge Stirn ziehen und tief aus dem Herzen die Frage herauszwingen: „Gieb's ja auf der Welt eine Hülfe gegen so entsetzlich drohende Gefahr?"

Und wieder lautet die Antwort: Ja, es giebt eine solche Hülfe! Die Lebensversicherung, das durch Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit erworbene Erbe, die größte Humanitätsstiftung der Gegenwart leistet diese vor ihr unmöglich gewesene Hülfe; sie verleiht dem Gatten, dem Vater, dem Bruder, dem Verwandten das Mittel und die Macht, ihr zeitliches Wirken für ihre Herzensliebsten noch über das Grab hinaus fortzusetzen, sich ihnen auch nach dem Tode noch zu erhalten, ihnen Vater und Versorger auch dann noch zu sein und zu bleiben, wenn ihr sterblicher Leib längst zu Asche geworden ist.

Jener glückliche Gatte, überglückliche Vater hat die gewordene Mahnung an die Lebens-Versicherung wohl verstanden und noch besser beherzigt; mit dem erworbenen Schein, dem Document einer Lebensversicherung kehrt er zu den Seinen zurück, auf seiner Stirn sind die Furchen des Trübsinns dem Lächeln tiefinnerster Freude und Beruhigung gewichen, sein Auge verkündet das Verständniß, daß erst mit der gewonnenen Sicherheit sein Familienglück ein vollendetes geworden, denn die mit der ganzen Macht seines Herzens geliebte Familie ist ihm nicht mehr eine Quelle schwermüthiger Gedanken und quälender Besorgnisse; mit der erworbenen Sicherheit empfindet er die oft gestörte Befriedigung im Besitz von Weib und Kind wieder, findet seinen Lebens- wie Arbeitsmuth neu gestärkt und gehoben; froh und beruhigt der Zukunft entgegensehend beginnt er einen neuen Abschnitt seines Lebens, sicher im Herzen, daß wenn ihm nunmehr Krankheit oder Alter, nur zu oft die Vorboten des Todes, nahen, sein Sterbebett ihm keine Stätte des doppelten Jammers werden könne, wie bei Allen, wo Tod und Noth Hand in Hand an dasselbe herantreten, und er vermag jederzeit gerüstet und bereit zu sein in die Worte des Dichters einzustimmen:

„Schau' um Dich, wähle Dir die Schollen
Und stirb getrost."

Dies ist die sittliche Bedeutung der Lebensversicherung für jeden zur Fürsorge berufenen Menschen.

Wem aber dieser schöne Beruf vom Geschick versagt wurde, wessen Verhältnisse durch Erbe, Lebensstellung oder Glück so gestaltet, daß er des schützenden Schildes der Lebensversicherung für seine Familie nicht zu bedürfen vermeint, der mag sein Augenmerk auf die wirthschaftliche, materielle Bedeutung des in der Lebensversicherung bethätigten Fortschritts der Civilisation richten. Unter den zahlreichsten Widersachern des menschlichen Daseins ist der hartnäckigste und gefährlichste der Zufall. Zwar hat der Mensch seinen Verstand und seine physischen Kräfte ausgebildet, um sich die Naturkräfte, die Erzeuger des Zufalls, nach ihren eigenen Gesetzen dienstbar zu machen. Aber die Kräfte der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; darüber hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen und unterwerfen ihn der übrigen, der Mensch wird ihr Opfer, ein Opfer des Zufalls!

Die verheerende Gewalt des Feuers zerstört das traute Heim mit all' seinem mühsam erworbenen und liebgewonnenen Hab und Gut; die Schauer des Hagels vernichten die blühenden Saaten, die Hoffnungen eines ganzen Jahres; der rasende Sturm der See reißt in wenigen Stunden auf Nimmerwiedersehen hinab in die Tiefen Schiff und Gut, das der Hände Fleiß von Hunderten, Tausenden in ebenso viel Monden und Jahren geschaffen! Hat der Mensch die Gewalt den Elementen zu gebieten, kann er Sturm und Hagel beschwören, kann er allüberall selbst dem Feuer wehren? Nein. Aber der menschliche Geist, stets bestrebt sich vollständig frei zu wissen und frei zu machen, hat nach den Mitteln gesucht sich vor den Wirkungen der Naturkräfte in Sicherheit zu setzen, wo er es nicht vermag dieselben abzuwehren. Hat er dies Mittel gefunden?

Ja, er hat eine Institution geschaffen, vermöge welcher die sämmtlichen Mitglieder einer Gesellschaft dem Einzelnen den ihm durch die Wirkungen der Naturkräfte zugefügten Schaden zu ersetzen sich verpflichten, ihm sein Eigenthum gegen Schädigungen garantiren. Und dies Mittel heißt die Versicherung.

Kein Aeder vertraut nunmehr seine Fahrzeuge, sein Kaufmann seine Güter und Waaren der tückischen See oder den hundert Zufälligkeiten der Reise an, ohne deren Werth bei einer See- oder Transport-Versicherungs-Gesellschaft versichert zu haben; die Feldfrüchte jedes umsichtigen Landmannes werden demselben von der Hagel-Versicherungs-Gesellschaft garantirt, der Schaden an Hab' und Gut durch Feuersbrunst wird von der Feuer-Versicherungs-Gesellschaft gedeckt, ja das Vieh im Stalle ist heutzutage kein unsicherer Besitz mehr, ebenso wenig wie die kostbaren Glasscheiben der Läden, Häuser und Paläste noch ein gefährlicher Besitz sind, denn auch für sie existiren schon längst Versicherungs-Institutionen.

Aber welch' wunderbarer, fast unverständlicher Widerspruch wird bei weitergehender Betrachtung wahrnehmbar; man zahlt bent' gern seine Jahresbeiträge, um sein Hab' und Gut, sein Haus und seine Waaren, seine Saaten und sein Vieh versichert zu wissen, und das höchste, werthvollste Gut wird von dem Menschen überlehen, vergessen; er läßt es unbeachtet und wenn daran gemahnt vermag er dasselbe als ein Gut in der materiellen Bedeutung des Wortes nicht zu verstehen, mindestens nicht anzuerkennen. Er beachtet nicht das Capital, welches in seiner Erziehung, seiner Bildung, seiner Arbeitskraft liegt, nicht den in Ziffern und Zahlen genau zu bemessenden Werth, den sein Leben für ihn und seine Angehörigen besitzt; er nimmt Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr die Zinsen des Capitals ein, das in seinen beiden gesunden Armen, seinen geübten Händen und Sinnen, in seinen Kenntnissen, seinem Verstande, seiner Intelligenz liegt, ohne sich des Capitals, das eben jene Zinsen trägt, nur mit einem Gedanken zu erinnern, vielleicht sorgt, ohne sich desselben überhaupt bewußt zu sein; tagtäglich sieht er geistig wie körperlich rüstige und thätige Menschen dem Tode zum Opfer fallen, er versteht es sehr genau den Verlust zu berechnen, welcher der Familie an Gewinn, Gehalt oder Lohn aus einem Todesfalle erwächst, und doch vergißt oder versäumt er den Werth des eigenen Lebens, das in der eigenen Person begründete Capital vor dem Verlust, der Vernichtung durch den Zufall des Todes zu schützen.

Ist denn der Tod aber auch ein Zufall? Wohl wissen wir Alle, daß jeder Mensch sterben muß; ja der menschliche Geist hat sogar das Gesetz erkundet, nach welchem die Menschen kommen und gehen, und hat dies Gesetz in bestimmten Zahlen darzustellen verstanden. Aber für den Einzelnen ist und bleibt der Tod immer ein Zufall, denn er kommt für ihn stets zu früh und meistens ebenso unerwartet; wie er unangemeldet und ungewünscht erscheint. In diesem Sinne bleibt der Tod ein Zufall und bedroht wie die Wirkungen anderer Naturkräfte ein unermeßliches Capital mit der Vernichtung ohne allen und jeden Ersatz. Bedarf es hiernach noch der Anführung, daß die Lebensversicherung nicht allein ihre Zwecke dem Minderbegüterten gegenüber erfüllt, sondern daß sie auch für den Wohlhabenden, den Reichen vorhanden zu sein sich berechtigt erachtet, will anders derselbe begreifen und einräumen, daß auch seine Person und seine Arbeitskraft einen Werth repräsentire, und daß er selbst diesen Werth wirthschaftlich zu schätzen und zu behandeln verstehe? Bedarf es noch eines Beweises, daß die Lebensversicherung nicht allein im Dienste der Humanität steht, sondern auch zu einer hohen, wenn nicht der höchsten wirthschaftlichen Bedeutung berufen ist, weil sie in der That den vom menschlichen Geiste über die Vergänglichkeit errungenen Triumph bekundet?

Es gehörte das hellere Auge und der Unternehmungsmuth dazu, wie beide nur in einem freieren Lande möglich sind, um auf dem Wege des einfachen Geschäfts, des gegenseitigen Vertrages gleichzeitig die beiden Zwecke der Humanität wie der Volkswirthschaft vereint zu erreichen. Wir sind England für unzählige Förderungen in vielen Zweigen der Industrie und des Handels zu großem Danke verpflichtet, zu größerem aber sicherlich nicht, als dafür, daß es mit dem ersten Versuch und der ebenso klugen wie energischen Durchführung des Instituts der Lebensversicherung der ganzen Welt vorangegangen ist.

Digitized by Google

Vaterländische
Lebens-Versicherungs-
Actien-Gesellschaft
zu
Elberfeld.

Mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts (1705) wurde in London die erste Lebens-Versicherungs-Anstalt (Amicable) gegründet; genau ein volles Jahrhundert später folgte Deutschland dem Beispiele Englands nach; die mächtige Hansestadt Hamburg stand in zu vielseitigen Verkehrsbeziehungen zu England und empfing ebenso mannigfache Anregungen von eben daher, als daß sie sich nicht zu dem Versuche, der Lebensversicherung auch auf deutschem Boden eine Heimathstätte zu bereiten, berufen gefunden hätte. Im Jahr 1806 erstand zu Hamburg die erste deutsche Lebensversicherungsbank; aber das verhängnißvolle Jahr 1806 warf bereits, wie auf die Geschicke Deutschlands, so auch auf dies neue Institut seine düsteren Schatten; das junge Unternehmen vermochte in jenen traurigen Kriegszeiten nicht die ihm benöthigte Lebenskraft zu gewinnen, es mußte nach wenigen Jahren einer kümmerlichen Existenz das Geschäft einstellen. Das Deutschland von 1806 bis 1815, das sich mit den Waffen in der Hand seine Existenz und seine Freiheit zu erkämpfen hatte, sowie die nach Beendigung der Befreiungskriege sich geltend machende gedrückte Stimmung des Volkes war der Wiederaufnahme des kühnen Gedankens ebenso wenig günstig, als der damals üppig gepflegte Polizeistaat sich dem Grundsatz des „Hilf Dir selbst" hold erwies. Deutschland bedurfte Zeit zu innerer Erstarkung, um — wie es von jeher gewohnt war — auch ohne staatliche Förderung und Unterstützung seine industriellen Bestrebungen wieder entschieden aufzunehmen und zur Geltung zu bringen.

In dem weltberühmten, gewerbereichen Wupperthale, dessen Industrie schon im achtzehnten Jahrhundert erfolgreich mit der englischen gewetteifert hatte und der deutschen mit hellleuchtendem Beispiele vorangegangen war, erstand im Jahre 1822 die **Vaterländische Feuer- und Lebens-Versicherungs-Gesellschaft** zu Elberfeld, hervorgegangen aus dem Unternehmungsmuth von Männern, wie **von der Heydt-Kersten, Jung, Köhler-Bockmühl, Peill,** Simons u. A., deren Nachkommen noch heute an der Spitze mächtiger, industrieller, wie commerzieller Unternehmen des Wupperthals stehen, deren Namen zu allen Zeiten Zierden der Industrie des Wupperthals gewesen. Bereits im Jahre 1823 wurde die Gesellschaft durch Kgl. Cabinetsordre vom 28. Februar sanctionirt und bestätigt.

Daß die Zeit für einen erfolgreichen Betrieb der Feuer-Versicherung in Deutschland bereits gekommen war, darin hatten die Unternehmer nicht geirrt; wohl aber hatten sie sich in der Annahme getäuscht für die Lebensversicherung zur Zeit schon einen ergiebigen Boden in unserem Vaterlande vorzufinden. Das Feuer-Versicherungs-Geschäft nahm die Thätigkeit der Verwaltung der neuen Elberfelder Anstalt fast allein in Anspruch, das Lebensversicherungs-Geschäft konnte und wollte darum nicht recht vorwärts kommen (die erste Lebensversicherungs-Police trug den Datum des 29. Januar 1824) und die Verwaltung sah sich mit der Zeit genöthigt dasselbe unter entsprechender Aenderung des Namens der Gesellschaft gänzlich aufzugeben. Elberfeld kann indeß mit vollem Recht, gleich Hamburg, die Priorität der Einführung der Lebensversicherung in Deutschland für sich in Anspruch nehmen: erst fünf, sechs Jahre nach seinem Vorgange traten die deutschen Lebensversicherungs-Banken in Lübeck und Gotha in's Leben; mit deren Wirksamkeit (1829) beginnt allerdings auch erst der erfolgreiche Betrieb der Lebensversicherung in Deutschland.

Die Vaterländische Feuer-Versicherungs-Gesellschaft, heute eins der größten, solidesten und angesehensten Versicherungs-Institute Deutschlands (Grundcapital: 6 Millionen Mark, Versicherungsbestand: 2160 Millionen Mark) hat im Verein mit den allzeit unermüdeten wie unternehmungsbereiten Industriellen des Wupperthales das überkommene Vermächtniß wohl bewahrt und dessen Erfüllung niemals ganz außer Augen gelassen. Nachdem unter ihrer Mitwirkung die Vaterländische Hagel-Versicherungs-Gesellschaft (Grundcapital: 3 Millionen Mark), sowie später die Vaterländische Transport-Versicherungs-Gesellschaft (Grundcapital: ebenfalls 3 Millionen Mark) errichtet werden waren, gelangte auch die Lebensversicherung zu ihrem Rechte und es erstand die **Vaterländische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft mit einem Actien-Capital von „Neun Millionen Mark"**, um mit den inzwischen jahrelich in's Leben getretenen Lebens-Versicherungs-Anstalten Deutschlands für die Weiterentwickelung einer der segensreichsten Institutionen unserer Zeit zu wetteifern. Die Vaterländischen Versicherungs-Gesellschaften des Wupperthals haben demnach sämmtliche vier Versicherungszweige des Lebens, des Feuers, des Hagels und des Transports in den Bereich ihrer Geschäftsthätigkeit gezogen; sie sind ausgestattet mit einem hauptsächlich der Doppelstadt Elberfeld-Barmen entstammenden Gesammtcapital: von einundzwanzig Millionen Mark.

Obgleich die Lebens-Versicherung in Deutschland viel später Eingang gefunden, als in England, Holland, Frankreich ꝛc., so sind gleichwohl die deutschen Anstalten berechtigt mit voller Befriedigung auf die von ihnen in noch nicht vollen fünfzig Jahren, oder sagen wir richtiger, in fünfundzwanzig Jahren erreichten Resultate zurückzublicken, denn bis vor etwa

Digitized by Google

einem Vierteljahrhundert hatten dieselben wenig mehr als fünfzig Millionen Thaler versichert. Am Ende des Jahres 1874 haben die deutschen Gesellschaften dagegen einen Versicherungsbestand von einer halben Million Personen mit einer halben Milliarde Thalern Versicherungssumme aufzuweisen; werden die Resultate in den deutschen Ländern Oesterreichs mit hinzugerechnet, so erhöht sich das Gesammtergebniß auf 675,000 Personen mit etwa 2 Milliarden Mark Versicherungssumme, demnach unter Berücksichtigung der Bevölkerungsverhältnisse auf je 1000 Menschen dreizehn im Durchschnitt mit je 1000 Thaler versicherte Personen, ein Resultat, welches für die Rührigkeit unserer deutschen Anstalten ein schönes Zeugniß ablegt.

Vergleicht man freilich damit die Ergebnisse des Lebens-Versicherungs-Geschäfts in England, Amerika, Frankreich ꝛc. — auf 1000 Menschen kommen in England 150, in Amerika 100, in Holland, Frankreich immer noch 25 Versicherte — so muß doch wohl zugegeben werden, daß die Verbreitung der Lebens-Versicherung bei dem Volke der Denker und Arbeiter, der Nation, welche vor allen übrigen Völkern der Welt es verstanden hat die Familie zu pflegen und das Familienleben auszubilden, immerhin langsamer von Statten gegangen, wie anderwärts.

Die Ursachen der langsameren Entwickelung der Lebens-Versicherung in Deutschland sind zunächst in den früheren höchst ungünstigen politischen Verhältnissen unseres Landes, in der Verschiedenartigkeit seiner Gesetzgebung, dem Mangel an Interesse, oft leider auch an Verständniß für volkswirthschaftliche Institutionen zu maßgebender, zur Förderung berufener Stelle zu suchen; sie sind aber weiter auch in den Charaktereigenthümlichkeiten unseres Volkes begründet; hat sich doch der Deutsche bis auf die Tage der neuesten Zeit durch seine Vorliebe für das Fremde, sein Mißtrauen gegen das Einheimische, seinen Mangel an Vertrauen auf die eigene Kraft und Arbeit ausgezeichnet und sich damit einen nicht eben lobsamen Ruf erworben. Zum dritten dürften aber auch die Anstalten, welche sich in Deutschland die Pflege der Lebens-Versicherung zur Aufgabe gemacht, nicht von aller Schuld frei zu sprechen sein.

Jede Lebens-Versicherung ist ein zwischen einer Person und einer Gesellschaft abgeschlossener Vertrag, in welchem die Leistungen des Versicherten (Prämien), sowie die Gegenleistung der Gesellschaft (ein Capital oder eine Rente) nach Höhe und Termin festgestellt und gleichzeitig die Bedingungen bezeichnet werden, nach denen diese Leistung resp. Gegenleistung zu erfolgen hat. Die deutschen Gesellschaften haben seiner Zeit mit der Idee der Lebens-Versicherung auch die Ausführung derselben — den Versicherungsvertrag und dessen Bedingungen — von dem Auslande übernommen und in echt deutsch-gründlicher Weise fortgebildet. Aber sie haben dabei nicht allüberall mit der Zeit gleichen Schritt gehalten; die heut allgemein üblichen Versicherungsbedingungen tragen den ausgebildeten Rechtsanschauungen einer neuen Zeit noch zu wenig Rechnung, sie fassen eine humane Auffassung des Begriffs der Selbstverschuldung vermissen; sie enthalten noch manche erheblichen Härten bezüglich der Pflichten des Versicherten, welche mit der gleichzeitigen Einschränkung resp. Kürzung der Rechte desselben nicht in Einklang zu bringen sind.

Ist der Vaterländischen Lebens-Versicherungs-Gesellschaft nicht vergönnt gewesen den Reigen der deutschen Anstalten dem Alter nach zu eröffnen, so hat sie sich dafür berufen gefunden mit einer durchgreifenden Reform der Versicherungsbedingungen allen übrigen voranzugehen. Bei der Bedeutung des Schrittes, der nicht verfehlen wird in den weitesten Kreisen Aufsehen zu erregen, mögen einige der wichtigsten Neuerungen hier angeführt werden.

Die Vaterländische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft gestattet für die Erneuerung erloschener Versicherungen eine Frist von einem Jahre, sie verzichtet auf das sonst erforderliche Gesundheitsattest, wenn von dem Versicherten der bezügliche Antrag innerhalb eines Vierteljahres nach dem Verfall der Versicherung bei der Direction eingereicht wird; sie rückvergütet für verfallene Versicherungen, welche bereits drei Jahre bestanden haben, die volle Reserve der Versicherung und hält dies Recht den Versicherten gleichfalls ein volles Jahr nach dem Verfall der Versicherung offen; sie giebt endlich allüberall für die zurückzuzahlende Reserve bei erloschenen, wie auch bei zurückgekauften Versicherungen bestimmte resp. nach den eingezahlten Prämien von jedem Versicherten leicht selbst festzustellende Zifferwerthe an.

Die Gesellschaft verzichtet bei Versicherungen von drei- und mehrjähriger Dauer in allen Fällen auf den Einwand unrichtiger Angaben in den Antragspapieren und auf eine darauf begründete Bestreitung der Rechte des Versicherten, wie der Pflichten der Gesellschaft; sie zahlt in gleichem Falle bei Tod durch Duell, richterlichen Ausspruch, ausschweifende Lebensweise, Selbstmord in zurechnungsfähigem Zustande die eingezahlten Prämien zurück, während sie bei im gerichtsärztlichen Zustande oder im Uebermaaß körperlicher Schmerzen verübtem Selbstmorde die volle versicherte Summe auszahlt.

Fällige Versicherungssummen werden ohne allen und jeden Abzug spätestens drei Wochen nach Eingang der erforderlichen Papiere ausgezahlt; bei Versäumniß dieser Frist durch Schuld der Gesellschaft zahlt dieselbe dem Empfänger für die Dauer der Säumniß Zinsen für die Tilgige Summe.

Bei Reisen zur See verzichtet die Gesellschaft in den meisten Fällen auf die Bedingung der Zahlung besonderer Zuschlagprämien, sowie vorheriger Anzeige seitens der versicherten Person; ebenso sind bei der Gesellschaft Reisen in ganz Europa, sowie in Nord-Amerika innerhalb der gemäßigten Zone ohne erschwerende Bedingungen gestattet. Die Gesellschaft versichert überhaupt auch das Leben von Seeleuten.

Bei Militärpersonen, welche lediglich in Erfüllung ihrer Militärpflicht im Kriegsdienste stehen oder zu solchem einberufen werden, hält sie auch ohne die Bedingung besonderer Zuschlagprämien die Versicherung, falls solche bereits drei Jahre bestanden, während der Dauer des Krieges aufrecht; in allen anderen Fällen gestattet sie das Weiterbestehen der Versicherung bis zur Höhe von 24,000 Mark gegen Zahlung von Zuschlagprämien.

Die Vaterländische Gesellschaft hat die Garantie-Versicherung in Deutschland neu eingeführt, vermöge welcher sie gegen Zahlung von (Sicherheits-)Prämien den Behörden, Vorständen, Directionen von Anstalten, Instituten ꝛc. gegenüber sich verpflichtet für jede von einem Beamten an den ihm anvertrauten Geldern und Werthen verübte Schädigung aufzukommen, jede Veruntreuung sofort nach Anzeige und Feststellung zu ersetzen und auf Verlangen für Erfüllung dieser von ihr übernommenen Verbindlichkeit den Behörden selbst Caution zu stellen.

Die Gesellschaft hat ferner die Versicherung gegen Unfälle und Unglücksfälle jeder Art an dem Leben und der Gesundheit der Personen auf Reisen zu Lande wie zur See in ihren Geschäftskreis aufgenommen.

Die Vaterländische Gesellschaft ist ein Actien-Unternehmen mit einem Grundcapital von neun Millionen Mark; gleichwohl sind alle ihre mit einem Capital Versicherten nach Ablauf von drei Jahren an den Gewinnen der Gesellschaft betheiligt, und zwar nach statutmäßiger Verzinsung des Actiencapitals zu gleicher Hälfte mit den Actionären, ohne dafür eine Nachschußverbindlichkeit bei etwaigen ungünstigen Jahren zu übernehmen.

Die Prüfung der alljährlichen Rechenschaftsberichte, sowie der gesammten Geschäftsführung der Gesellschaft ist statutarisch in die Hände einer Revisions-Commission gelegt, welche gleichmäßig aus Actionären und Versicherten der Gesellschaft zusammengesetzt wird, eine Bestimmung, mit welcher jede Gewähr einer durchaus soliden und die Interessen der Actionäre wie der Versicherten gleichmäßig schützenden Verwaltung und gedeihlichen Entwickelung gegeben ist.

Wohl mag ein mächtiges Grundcapital, verbunden mit einer auf größtmöglichste Solidität berechneten Organisation der Verwaltung allein schon einer Gesellschaft allseitiges und völliges Vertrauen zuwenden, wohl kann dieselbe mit einer auf alle möglichen Vorfälle des menschlichen Lebens berechneten Mannigfaltigkeit ihrer Versicherungs-Formen wie Arten sicherlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken; eine dauernde und nachhaltige Theilnahme wie Anhänglichkeit erwirbt sich ein Lebens-Versicherungs-Institut nur durch freisinnige, dem humanen Zwecke der Lebens-Versicherung völlig entsprechende Bedingungen des Versicherungsvertrags. Mit Acceptirung derselben hat die **Vaterländische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft** einen Schritt von zur Zeit nicht abzusehender Tragweite gethan und sich damit vor den anderen die gleichen Zwecke verfolgenden Anstalten einen weiten Vorsprung gesichert. Sie hat damit endlich den Anspruch auf die Bezeichnung eines **Vaterländischen Instituts** im wahren Sinne des Wortes erworben und gerechtfertigt. **F. K.**

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Das Capital.

Erzählung von Levin Schücking.

Fortsetzung.

6

Als Frau von Haldenwang heim kam, fand sie Herrn von Maiwand auf der Terrasse sitzend, eine Cigarre rauchend und in die Zeitung vertieft, in der er die vierte Seite, welche die Course von allen möglichen Bank-, Eisenbahn-, Industrie- und Schwindelactien brachte, studirte. Er erhob sich, als Frau von Haldenwang an ihm vorübergehen wollte, und zog ihr einen Stuhl herbei.

„Wollen Sie sich nicht von Ihrer langen Promenade mit diesem liebenswürdigen Herrn Landeck ausruhen, Malwine?“ fragte er. „Er sucht seine blonde deutsche Schwärmerei für Sie übrigens unter sehr grober Bärenhaftigkeit zu verbergen und wird dabei oft sehr täppisch. Ich denke, Sie müssen wohl sein nach so langer Unterhaltung mit ihm.“

„Die Unterhaltung währte nicht gar so lange,“ versetzte sie, sich niederlassend. „Ich bin auf einem weiten Umwege durch den Wald zurückgekehrt. Ich habe dabei gesehen, daß schöne große Eichen mit dem Forsthammer gezeichnet sind. Sollen sie im nächsten Winter geschlagen werden? Ich will das nicht. Es sind die schönsten im Walde.“

„Auch die schönsten Eichen sind dazu da, um geschlagen zu werden. Unsere Zechen- und Industriebauten haben die Holzpreise bis zu einer Höhe getrieben, daß es lächerlich ist; wir werden im nächsten Winter sehr viel schlagen lassen.“

„Ohne meine Einwilligung nicht, Maiwand. Ich mache Sie verantwortlich dafür.“

„Ah, das ist ja ein ganz neuer Ton, den Sie gegen mich anschlagen, Malwine. Hat Sie dieser Landeck so gerührt, daß Sie an mir geduldigem Hammel den Aerger auslassen wollen?“

„Sie kommen ja gewaltig zähe auf Landeck zurück. Ich wüßte nicht, was er irgend mit meinen Eichen zu schaffen hätte.“

„Das sicherlich nicht,“ versetzte Maiwand, „ich habe aber guten Grund auf ihn zurückzukommen, weil ich Ihnen gestehen muß, daß ich den Ton, den sich dieser junge Mann auf Ihren früheren Verkehr in Athen gestützt, gegen Sie erlaubt, durchaus unpassend finde. Ob er dort, in Gegenwart meines verstorbenen Vetters, sich bereits so gehen lassen, weiß ich nicht und bezweifle es, weil mein Vetter es schwerlich geduldet hätte. Hier aber, wo Sie, Malwine, in Ihrer jetzigen Stellung zehn Mal bedauernswerth sein und sich bewachen müssen, ist er unleidlich, und es wäre gut, Sie denkten dem Onkel Escher an . . .“

Malwine hatte ihr Gesicht erhoben und sah mit einem so unausdrücklichen Ausdruck von Stolz und Verachtung in die Züge Maiwand's, daß dieser plötzlich stockte und zögernd hinzusetzte:

„Ich wußte Ihnen das sagen, Malwine, und Sie brauchen mich deshalb nicht so entrüstet anzusehen. Ich denke, Sie zu warnen und vor Verdrießlichkeiten zu hüten, hat' ich doch ein Recht, das wenigstens hatten Sie mir eingeräumt.“

Sie wandte schweigend das Gesicht ab.

„Ich habe mich schon selber und habe Niemand ein Recht, mich zu bewachen, gegeben. Erinnern Sie sich daran, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen dankbar für die Sorge meine Interessen zu bewachen, bleibe. Und lassen Sie es sich daran genügen zu wissen, daß ich in der Beziehung ja allen Ihren Rathschlägen blindlings folge.“

„Sie sind heute sehr hart gegen mich, Malwine. Sie wissen recht wohl, daß nicht meine ganze Seele in der Sorge für Ihre Interessen aufgeht.“

„Was doch für Sie und mich das Beste wäre, Herr von Maiwand.“

„Unsere Ansichten sind darüber durchaus verschieden,“ entgegnete er lebhaft, „und die meinen haben das vor den Ihren voraus, daß sie beständiger und sich gleichbleibender sind. Die Ihrigen sind ein wenig wetterwendisch. Sie haben mich wenigstens vor Kurzem noch glauben lassen, daß Sie anders dächten.“

„Wann hält' ich je — doch kommen wir nicht darauf zurück! Was hilft der Streit darüber . . .“

„Doch, kommen wir darauf zurück! Ich kann unmöglich etwas, von dem mein ganzes Glück und mein Leben abhängt, unerörtert oder in Schweigen begraben lassen, wenn ich es durch eine ganz neue Gedanken- und Gesinnungsströmung in Ihnen bedroht sehe.“

Auf Malwinens Zügen war sehr deutlich zu lesen, wie drückend und lästig ihr dieses ganze Gespräch war. Doch hatte sie offenbar nicht den Muth, oder fühlte sich Maiwand gegenüber nicht frei genug, um dieses Thema rasch abzubrechen.

„Es ist Ihre Schuld,“ sagte sie, „woran eine ‚neue Gedankenströmung‘ in mir ist. Sie haben mich zu etwas verführt, was mich jetzt beängstigt, was ich unbedachtsam und gedankenlos auf Ihren Rath hin gethan habe und was, wie ich jetzt einsehe, eine Unredlichkeit war.“

Digitized by Google

„Ah, Sie meinen doch nicht diesen Scheinverkauf von Haldenwang, das einzige Mittel, das Ihnen das Gut erhält, wenn Sie sich wieder verheirathen?"

„Ich werde über die Moralität dieser Handlung nicht mit Ihnen streiten. Geben Sie mir zu meiner Beruhigung wenigstens einen Revers!"

„Einen Revers? Worüber?"

„Daß es ein Scheinkauf ist, daß Sie von der Summe, deren Empfang ich in der Urkunde bezeugt habe, nie einen Thaler bezahlt haben und nie bezahlen werden."

Maiwand sah sie leicht erblassend und groß an. Dann sagte er mit einem Lächeln der Verachtung, das über seine bleichen und markirten, aber nicht unschönen Züge flog:

„Wozu das? Sie können ja Ihren Kaufbrief jeden Augenblick zerreißen. Dazu haben Sie ihn ja in Ihre Schatulle geschlossen."

„Ich weiß nicht, ob das hinreichen würde; ich kann damit wenigstens nicht das Gedächtniß des Notars und der zwei Zeugen, welche dieser, als er den Akt niedergeschrieben hatte, hereinrief, zerreißen; wenn Sie heute sterben, Maiwand, könnte irgend ein Verwandter, der Ihr Erbe wäre, mit diesem Notar und diesen Zeugen kommen und behaupten, Haldenwang sei sein. Auch ist es möglich, daß der Notar eine Abschrift behalten hat. Alles das ist mir eingefallen und macht mir Sorge; geben Sie mir deshalb einen Revers!"

„Wenn Sie wünschen, Malwine, weshalb nicht? — obwohl das eigentlich thöricht von mir ist — bei einer so wankelmüthigen Frau, welche die Hoffnungen, die sie den Männern, welche sie lieben, giebt, so leicht nimmt. Ich thäte besser, mein freilich ganz chimärisches Recht auf Haldenwang zu halten, als ein mir theures Unterpfand meines Anspruchs auf die Hand der Besitzerin."

„Ihres Anspruchs auf meine Hand? Ah, das ist stark. Bin ich etwa Ihre — Verlobte?"

„Nein. Sie haben mir nicht das Glück gönnen wollen, mich öffentlich so zu nennen. Aber Sie haben alles Ihrige, alle Ihre Angelegenheiten mit einem Vertrauen in meine Hände gelegt, das eine Frau dem Manne, der sie liebt, und der ihr dies deutlich genug an den Tag gelegt, nicht gewährt, wenn sie am Ende nicht seine Verlobte werden will."

„Wissen Sie das so genau? Doch ich sehe, ich bin wohl sehr unbesonnen gewesen," versetzte hart und unwillig Malwine, „es ist mir aber nie, niemals eingefallen, mich binden zu wollen. Sie können überzeugt sein, Herr von Maiwand, daß ich meine Freiheit viel zu hoch schätze, viel zu sehr liebe, um mich überhaupt je wieder zu binden."

„Ach," versetzte Maiwand, überlegen lächelnd, „Sie dachten nicht so, als Sie meinen Rath befolgten, zum Scheine mir Haldenwang zu verkaufen, damit Sie es nicht, sobald Sie sich wieder verheiratheten, an die fromme Stiftung herausgeben brauchten, der es nach dem Testamente meines Vetters zufallen soll — aber Gottlob nicht zufallen kann, wenn es vorher schon von Ihnen veräußert ist. Damals mußten Sie doch an eine neue Verbindung denken, und gaben mir das Recht, zu denken . . ."

„Ach," unterbrach ihn zornig Malwine, „ich dachte an nichts, das ist ja eben mein Fehler, daß ich mich unbehütet und unbesonnen in all solchen Dingen gehen lasse, vertrauensselig und wie ein Kind. Sie riethen mir; Sie drangen in mich, und ich that, was Sie wollten. Und nun demüthigt es mich und also — geben Sie mir einen Revers!"

Herr von Maiwand zog die Stirnfalten kraus zusammen und biß sich auf die Unterlippe.

„Würde der Sie schützen, wenn nach meinem Tode — Sie fürchten ja, scheint es, irgend ein plötzliches, vorzeitiges Ende für mich so sehr — böse Menschen als meine Erben gegen Sie anträten?" entgegnete Maiwand mit einem spöttisch klingenden Tone. „Ich will Ihnen etwas Besseres geben, um Sie zu beruhigen. Ich will in meinem Testamente Sie zu meiner Universal-Erbin einsetzen. Dann kann Niemand nach meinem Tode kommen und Sie im Besitze von Haldenwang stören wollen. Denn gesetzt auch, Sie hätten es wirklich an mich verkauft, so würden Sie es wieder von mir geerbt haben."

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen darauf sagen soll. Sie machen mich nur immer ängstlicher; ich fühle mich wie von einer immer verwickelter werdenden Sache umstrickt — und hören Sie: ich will einen Revers haben — einen Revers will ich, nichts anderes."

Malwine versiel bei diesen Worten in die Weise eines halb sich hülflos fühlenden, halb zornigen Kindes; sie stampfte bei ihrem zornigen Ausruf mit den Stiefelchen auf den Boden.

„Ach, Sie sind viel zu reizend, Malwine," sagte Maiwand jetzt lächelnd und sie mit einem verzehrenden Blicke anschauend, „als daß Sie von mir verlangen dürfen, ich solle selbst irgend etwas, was uns mit einander verbindet, wieder zerreißen."

„Aber ich," sagte sie, jetzt aufspringend und wie von diesen Worten empört, „ich will es — hören Sie: ich will es. Und wenn Sie meinen Willen nicht erfüllen, so — so . . ."

„So? Was werden Sie thun, Malwine?" versetzte er gleichmüthig.

Sie wandte ihm mit einer Miene voll Zorn und Verachtung den Rücken und ging in's Haus.

Maiwand's Gesicht verfinsterte sich auffallend, als sie verschwunden war.

„Zum Henker," sagte er vor sich hin, „wer hat ihr diese Narrheit in den Kopf gesetzt? Früher hatte sie für jeden Rath, den ich ihr gab, für alles, was ich anordnete, nur ein bereitwilliges Ja, Ja! Hat dieser Grieche eine andere Windströmung in ihr hervorgerufen? Habe ich recht gesehen, daß wenn dieser Mensch erscheint, ihr Wesen sich nicht mehr gleich bleibt, und bald etwas ungewöhnlich Lautes, bald etwas Schweigsames annimmt und die völlig freie Natürlichkeit und Unbefangenheit dahin ist? Soviel ist gewiß, daß der Gedanke an einen Revers nicht in ihrem Kopfe entstanden ist; unmöglich hat sie auch nur eine Vorstellung davon gehabt, was ein Revers ist, bevor es ihr Jemand klar gemacht hat. Aber ebenso unmöglich hat sie sich herabgelassen, mit diesem Menschen von ihren Verhältnissen zu reden. Seltsam! Jedenfalls thue ich wohl, wenn ich den Besuchen des Herrn Landeck auf Hans Haldenwang auf irgend eine Weise ein rasches Ende mache."

Mit diesen Worten erhob sich Herr von Maiwand, nm sich aus dem an die Veranda stoßenden Salon Hut und Ueberzieher zu holen und dann zu den Stallgebäuden hinabzugehen, wo er sich sein hochbeiniges Pferd vorführen ließ, um darauf durch die Waldung in das eine Viertelstunde weit entfernte, fußabwärts liegende Kirchdorf zu reiten, wo er im Hause des Pfarrers sich ein paar freundliche Zimmer gemiethet hatte, seit die junge Frau auf Haus Haldenwang zurückgekehrt war und er also anstandshalber die Wohnung verlassen mußte, welche die Güte seines verstorbenen Vetters ihm darin so lange eingeräumt hatte.

Als er nun in seinen vier Wänden war und es sich hier bequem gemacht hatte — es war merkwürdig, wie viel älter und vom Leben mitgenommener Herrn von Maiwand's Züge erschienen, wenn er so in seinen dunkelgrünen Schlafrock gehüllt war, als wenn er sich in voller Toilette befand — setzte er sich in das offene Fenster und blickte dem Pfarrer entgegen, einen hagern, vornübergebeugten Mann, der, das Brevier in der Hand und eben die letzten Tagesgebete murmelnd, durch den Gartenpfad daher kam.

„Guten Abend, Ehrwürden!" redete er ihn an. „Scheuten Sie sich die letzte Commemoratio de Sancto Eustachio oder Basileo, oder welch heiligen Mann Sie eben beim Barte haben, und sprechen Sie Amen! Wie stehen die Dinge in Ihrer Pfarrei heute?"

„Schlecht, Herr von Maiwand, schlecht," versetzte der Pfarrer unter das Fenster tretend. „Ich rede unter den Weibern zum Frieden, so gut ich kann. Aber was hilft es? Das Weibervolk ist just am maßlosesten in den Ansprüchen, die diese Menschen jetzt machen. Wenn sie nicht in seidenen Kleidern am Sonntage Vergnügungsfahrten in Coupés zweiter Classe machen und von ihren Männern nicht Seet eingeschenkt bekommen, kommen sie sich wie der Menschheit Schmerzenskinder vor. Der Ausschuß verhandelt mit den Fabrikanten, und da diese fest bleiben, wird der Strike, fürchte ich, schon Montag beginnen. Es ist nun die einzige Hoffnung noch, daß sie sich bis dahin selbst bei den Köpfen fassen, denn es sind Agenten sowohl der Sunniten von Berlin, wie der Schiiten von Eisenach, die an Abu Bekr nicht glauben, unter ihnen thätig und beide versprechen ihnen un die

Digitized by Google

Wette Zuschüsse aus ihren Cassen. Ob sie es halten können, ist eine andere Frage."

„Und eine dritte, wie lange es unsere Herren Fabrikanten werden aushalten können."

Der Pfarrer zuckte die Achseln. „Bartels und Söhne können es aushalten," sagte er. „Ihre Lieferungscontracte sollen in diesem Augenblicke nicht besonders zahlreich und dringend ein. Ob aber Eicher, der zudem allein steht und ein viel geringeres Anlage- und Betriebscapital hatte, es aushalten wird — wer weiß es?"

„Fatale Lage das?" sagte Maiwand, und dachte befriedigt daran, daß, wenn Herr Eicher falliren würde, er genöthigt sei, sich des Luxus eines so vornehm auftretenden Hauslehrers zu entäußern — falls, und das war nun wieder eine bedrohliche Seite der Sache, Eicher sich nicht an seine Nichte Malwine wenden und ihr Capital zur Stütze des unzulänglichen eigenen in Anspruch nehmen werde.

Der Pfarrer aber fiel ein: „Wohl ist es eine fatale Lage für diese — Leute. Doch sind die Arbeiter von ihnen auch zu lange ausgebeutet. Zu lange hat sich Niemand um das Loos dieser Leute gekümmert. Sie kennen die Noth und das Elend nicht, die noch vor zwanzig Jahren in den Häusern und Hütten der Arbeiter herrschten. Jetzt verfallen sie denn mit ihren Forderungen frevlich in's Uebermaß und bringen die Sündfluth über uns. Wir gehen einer furchtbaren Zukunft entgegen, Herr von Maiwand, denn alle Bande sind so gelöst. Der Staat ist in den Händen der Freimaurer; der Kirche, die allein retten könnte, werden die Hände gebunden; das heranwachsende Geschlecht wird auf den gelehrten Schulen mit Gottlosigkeit genährt, und unsere Presse predigt den Atheismus und die Verachtung des Heiligsten. Was soll daraus werden, was kann daraus entstehen als —"

„Die Sündfluh, in der alle die ertrinken werden," fiel ihm Maiwand lächelnd in's Wort, „welche sich nicht bei Zeiten in die Arche der Kirche retten, die natürlich die Sündfluth überdauern und bestehen wird. Wir kennen das, Pastor, wir kennen es. Aber wenn ich die Zukunft auch nicht ganz so nachtrabenschwarz sehe, wie Sie — die Gegenwart kann für uns einige Tage lang hier recht unangenehm werden; hören Sie nur!"

Man vernahm von jenseits der hohen Hagedornhecke, die den Pfarrgarten von der Dorfstraße trennte, einen wüsten Gesang und zugleich den Schall vieler fest und geregelt auftretender Schritte — es waren vielleicht dreihundert Männer in Arbeitstracht, die Arm in Arm und in Reihen geordnet hinter einer rothen Fahne her durch das Dorf zogen, wohl einem großen jenseits liegenden Wirthshause zu.

Der Pfarrer horchte ihren schweigend eine Weile zu; als sie an seinem Hause vorüber waren, faltete er die Hände und sagte:

„Wir leben in schrecklichen Zeiten, Herr von Maiwand, in schrecklichen Zeiten."

„Gehen Sie ihnen doch nach, Pastor," antwortete Maiwand, „und hören in ihren Versammlungslocalen den Reden, die da jetzt gehalten werden, zu! Sie werden da außerordentlich viel lernen können, um den jetzt beliebten Kanzelton in Ihrer nächsten Predigt zu treffen." —

7.

Auf den Werken des Herrn Eicher sowohl, wie der benachbarten Industriellen waren die Eigenthümer mit ihren Dispondenten, technischen Directoren und anderen Angestellten heute in sehr erregter Berathung, theils unter sich, theils mit den Abgeordneten eines Ausschusses der unzufriedenen Arbeiter gewesen, der gestern dazu gekommen war, sich über die zu stellenden Forderungen zu einigen und sie zu präcisiren. Heute Morgen hatte er sie durch seine Abgeordneten vorlegen lassen: Verminderte Arbeitsstunden, Lohnerhöhung, Antheil an den Versorgungscassen nach halb so langer Zeit, als der Einzelne jetzt auf den Werken beschäftigt gewesen sein mußte, für die Formenhersteller Remunerationen, wenn aus den Formen, die sie gemacht, gewisse Mengen von Gegenständen hervorgegangen, für die Werkmeister und die Vorarbeiter gewisse Tantièmen nach der Ablieferung einer bestimmten Anzahl der in den einzelnen Werkstätten hergestellten Artikel ꝛc.

Es waren das Alles Bedingungen, deren Annahme die Principale hätte ruiniren müssen, auch wenn diese ganz mit eigenem und nicht zum Theil mit fremdem, sich verzinsendem Capital hätten arbeiten müssen. Deshalb wurden sie einfach verworfen — es wurde von den auf Herrn Eicher's Werken zahlreich zusammengekommenen Fabrikbesitzern abgelehnt, auf den Grund solcher Forderungen hin auch nur in Verhandlungen einzutreten, sie sprachen dies schroff und entschieden aus und beschäftigten sich dann mit den Schutzmaßregeln, die jeder Einzelne für sich gegen den zu erwartenden Sturm treffen konnte, und denjenigen, die sie gemeinschaftlich verabredeten für den Fall, daß ihre persönliche Sicherheit bedroht war. Sie wollten ihre Familien in die nächste Stadt senden — nur Herr Eicher, der dort keine Verwandte oder nahestehenden Freunde hatte, verzichtete darauf.

Herr Eicher schritt in der beginnenden Abenddämmerung von seinen Werken nach seiner Villa allein heim, dem einsamen Wege nach, der, am Flusse entlang laufend, sein Gemüth, wenn es nicht von Sorgen schwer bedrückt gewesen, ohnehin schon hätte mit einer tiefen Melancholie füllen können; so unaussprechlich öde war dieser schmale schmutzbäsnliche Weg, der, nach allen Seiten den Blick hemmend, zwischen den berghoch aufgeworfenen schwarzgrauen Schlacken seiner Fabrik hinlief. Als er um eine Wendung des Weges bog, sah er einen Mann in graugrüner Joppe, eine unterseelte tröstige Gestalt mit einem ergrauten Vollbarte und eben solchem Haupthaare, das ein weißer Strohhut bedeckte, sich entgegenkommen. Eicher hielt seinen Schritt an, kreuzte die Arme über der Brust und erwartete so stehenden Fußes den sich ihm Nähernden.

„Gotthard, bist Du's?" sagte er mit einer Stimme, deren bewegten Ton er nicht verbergen zu wollen schien.

„Ich bin's, Gottfried. Wir haben uns lange nicht gesehen."

„Nein — lange nicht. Nahmst Du diesen Weg, mir etwas zu sagen?"

„Ja. Nichts Bestimmtes eigentlich. Aber ich dächte, es sei doch gut, wenn wir noch einmal uns sprächen, bevor ich diesen Sturm über Dich und die Deinigen losbrechen lasse."

„Du ihn losbrechen läßt? Bist Du denn Der, der ihn schürt?"

„Nein. Ich stehe zu den Arbeitern, weil ich zu ihnen gehöre, weil meine Wünsche auf ihrer Seite sind und nicht auf der des Capitals. Aber geschürt hab' ich ihn nicht. Im Gegentheil, ich habe beschwichtigt. Jedoch die fremden Aufwiegler sind mächtiger als ich. Das Volk schwört nun einmal auf ihre Reden und ihre Schlagworte. Doch hat es so viel Besinnung behalten, nicht auch auf ihre Ehrlichkeit zu schwören. Da vertraut es mir und einigen Anderen aus seiner Mitte. Wir bilden das Comité, das die Geldmittel zusammenbringen und verwenden soll, um mit Nachdruck den Strike durchzuführen. Es hängt von mir ab, ihnen zu sagen: ‚Ihr könnt eine allgemeine Arbeitseinstellung beginnen, weil unsere Mittel dazu reichen,' oder auch: ‚Nur die Arbeiter von Bartels u. Söhne, gegen die sich die meisten Beschwerden richten, können es, weil es nicht möglich ist, mit den vorhandenen Mitteln Alle durch die arbeitslose Zeit zu bringen.' Dann bleibst Du von der Sache unberührt und hast nur nachher zu sehen, wie Du Dich zu Deinen Leuten stellst und in die Bedingungen fügst, welche Bartels u. Söhnen abgezwungen sein werden. Es wird wohl von beiden Seiten nachgegeben werden; wozu sich Deine Standes- und Interessengenossen endlich nach schwerem Kampfe verstehen, das wirst Du dann ja auch einräumen können, nachdem Du ohne Kampf und Störung Deines Betriebes durchgekommen bist."

„Wenn Du das kannst, Gotthard, wenn Du so viel über die mißleiteten Menschen vermagst, so thue es! Denn ich verhehle Dir nicht: eine längere Arbeitseinstellung auf meinen Werken wird mich ruiniren."

„Das weiß ich."

„Und auch das magst Du wissen, daß ich nichtsdestoweniger die uns vorgelegten Forderungen niemals bewilligen werde. Schon deshalb nicht, weil ich mir nichts abtrotzen lasse. Und ferner nicht, weil sie so, wie sie gestellt werden, mich ebenso gut ruiniren."

„Nun also, dann gieb mir nach!"

„Worin?"

„In Dem, was ich Dir als Bedingung stelle. Laß den Tünkel fahren, mit dem Du Dich der Verbindung von Rudolph

Digitized by Google

und Elisabeth widersetzt! Finde Dich darein, Deine Tochter an — einen einfachen Werkmeister zu geben!"

Escher trat, während seine verschränkten Arme auseinander glitten, einen Schritt zurück. Er blickte fest in die groß auf ihn gerichteten Augen seines Bruders, und mit einem Ausdrucke von großer Bitterkeit, der sich um seine Lippen legte, antwortete er:

„Ach, also auch Du willst meine Lage ausbeuten und mir Bedingungen abtrotzen, Gotthard?"

„Abtrotzen, oder nicht — magst Du's so nennen, wenn ich komme und wie ein Bruder zu Dir spreche! Rudolph liebt Elisabeth. Der Junge geht mir zu Grunde an dieser Leidenschaft; zu Grunde an Deinem Hochmuthe, der sich nicht darein finden kann, daß Deine Tochter nur eines ehrlichen Arbeiters Weib werden soll. Nun, mein Gott, es ist nicht meine Schuld, daß nicht mehr aus ihm geworden ist. Du weißt ja selbst, daß ich nichts an ihm gespart habe, daß ich ihn auf eine Handelsschule gegeben und dann in einem guten Hause in der Hauptstadt untergebracht habe, damit ein tüchtiger Kaufmann aus ihm werde. Aber er wollte ja nicht aushalten da. Er sei nicht zum Geldmenschen geboren, sagte er. Die Menschen, unter denen er da leben müsse, seien ihm zu windig. Ein Arbeiter wollte er werden. Ein Maschinenschlosser. Und er ist es geworden, aber ein tüchtiger, ein Mann, der schon seinen Weg noch machen wird. Franz Bartels und Söhne . . ."

„Ich habe nichts gegen seine Tüchtigkeit, Gotthard. Aber ich werde ihm meine Tochter nicht geben. Nie!"

„Ist das Dein letztes Wort? Auch jetzt noch, wo ich Dir sage, besinne Dich, was Du thust? Wo es in meiner Hand liegt, Dich in's Elend zu bringen?"

„Wenn Du das über Dich vermagst, gegen Deinen Bruder, so thu's!"

„Bruder! Handest Du wie ein Bruder — Du mit Deinem miserablen Hochmuthe? Jämmerliche Menschen seid Ihr, Ihr Bourgeois alle zusammen. Wahrhaftig, sie haben Recht, die da sagen, daß es eine verrückte Weltordnung ist, worin Ihr, denen der Zufall das Capital gegeben, heraufschauen dürft auf uns, denen der Zufall kein Capital, sondern nur die Arbeitskraft gab, worin Ihr, die Ihr es habt, diejenigen ausbeuten dürft, die es nicht haben, worin Ihr, die Ihr Geld aus Euren Händen rollen lassen könnt, die Herren Derer seid, welche aus ihren Händen nur ihre ehrlich wirkende Kraft hervorgehen lassen können. Und nun gar Du," fuhr Gotthard Escher mit einem Tone unsäglich bitterer Verachtung fort, „Du mit Deinem Capital . . ."

„Gotthard," rief hier der Fabrikant zornig aus — „ich warne Dich, davon wieder zu beginnen. Ich warne Dich."

„Warne so viel Du willst — was verschlägt's mir? Ich sage Dir's dennoch in's Gesicht: der Unterschied zwischen uns Beiden ist der, daß ich kein Capital hatte und deshalb ein armer Quäler bleiben mußte mein Leben lang, ein Arbeiter, dessen Sohn Dir für Deine Tochter nicht gut genug ist, und daß Du Dir so hübsch zu Nutzen zu machen wußtest, daß unser Bruder Gottlieb Dich zum Vormunde Malwinens machte. Du bekamst dadurch sein erspartes Capital in die Hände und, statt es treu für Deine Mündel zu verwalten, benutztest Du es, um damit zu speculiren, um Dir eine Fabrik zu gründen — eigentlich war's eine Schusterei — aber was thut's? — es ist Dir ja so ziemlich geglückt. Malwine hat zwar, so viel ich weiß, bis heute noch keinen Pfennig von dem Ihren erhalten, wird's auch wohl, wenn der Strike Dich ruinirt, ihr Leben nicht. Aber sie bedarf's ja nicht, und bis heute bist Du ein großer angesehener Mann damit geworden."

Gottfried Escher's Gesicht war völlig blaß geworden. Seine Brust hob und senkte sich wie unter dem Drucke von etwas, das er mit dem Aufgebote seiner ganzen Selbstbeherrschung niederkämpfen mußte; seine Lippen öffneten sich und schlossen sich dann wieder; während in seine Züge dann ein voller Strom von Blut schoß, der sie dunkelroth färbte, trat er rasch einen Schritt vor, und seinen Bruder zur Seite schiebend, setzte er mit raschem, zornigem Gange seinen Weg heimwärts fort.

Sein Bruder schaute ihm mit gerunzelten Brauen und düsteren Blicken nach.

„Wenn unser Vater hätte erleben müssen, was aus dem da geworden ist!" murmelte er ingrimmig vor sich hin.

Und dann wandte auch er sich und ging den Fabrikgebäuden zu, wo eine Brücke über den Fluß lief, über die er an's andere Ufer und auf den Weg kam, der zu seinem einsam liegenden Hause auf der Halde führte. Er ging langsam, wie ein Mann, den eine schwere Sorge niederdrückt und der weiß, daß ihn in seinen vier Wänden kein Trost seiner Sorge erwartet. So trat er durch das kleine Gitterthor in den vor dem Hause liegenden wohl gepflegten Garten. Auf der Bank neben der Hausthür saß ein hoch und kräftig gebauter junger Mann mit dunklem Vollbarte, der, als er ihn erblickte, ihm rasch entgegenging.

„Was ist in Eurem Ausschusse beschlossen, Vater? — Welche Nachrichten habt Ihr?" fragte er hastig.

„Für heute noch nichts, Rudolph. Wir erwarten noch zwei Telegramme aus Dresden und aus Berlin. Aber ich habe Deinen Oheim Gottfried gesprochen. Ich habe zum letzten Male in Frieden zu ihm zu reden versucht. Ich habe ihm angeboten, ihn zu schützen, zu retten . . ."

„Nun?" rief der junge Mann hochathmend aus.

„Es ist Alles vergeblich bei dem da, Rudolph."

Rudolph schwieg. Der Alte starrte auf den Kies des Gartenpfades nieder. Rudolph wandte sich seufzend und ging langsam wieder hinauf zu der eben verlassenen Bank. Sein Vater kam und setzte sich neben ihn.

„Daß sich Elisabeth so geduldig in die Tyrannei dieses harten Mannes schmiegt!" sagte Gotthard Escher.

„O, Elisabeth!" rief Rudolph aus, „sie ist hart, wie er. Sie zürnt mir, weil ich nicht ganz von Malwinen lasse; sie ist in thörichtster Weise eifersüchtig auf Malwine. Und ich kann doch nicht mit Malwine brechen, ich kann es nicht. Sie ist meine Verwandte. Sie hat mir niemals etwas zu Leide gethan. Im Gegentheil, wie viel Gutes hat sie mir nicht damals erwiesen, als ich noch in der Hauptstadt Kaufmannsgehülfe und sie die berühmte Sängerin war! Wie viel verdanke ich ihr nicht!" Rudolph sprach das mit einem Tone von Innigkeit, als ob es sich um irgend einen wesentlichsten Dienst handelte, den ein Mensch einem Anderen leisten kann. „Und dann," fuhr er fort, „hab' ich andere Gründe, die mich an Malwinens Haus fesseln, Gründe, über die ich einst werde reden können . . . nur heute nicht — weder jetzt noch zu ihr."

„Ich," fiel ihm sein Vater in's Wort, „forsche nicht nach Deinen Gründen — ich verlange nicht, daß Du Malwinen aufgiebst, weil Elisabeth eifersüchtig auf sie ist. Es sind das Eure Sachen, die mich nichts angehen. Ich liebe Malwine nicht, wie Du ja weißt. Vielleicht, weil sie mir zu fremd und weil sie zu hochstiegend ist. Ein Mann, der sein Leben lang die rauhe Pflicht that, die ihm das Leben auferlegt, und solch ein Wesen, das immer wie auf leichten Flügeln hoch über die Erdennoth wegflattert, das versteht sich nicht zusammen. Dein Onkel Gottfried," setzte der alte Mann in bitterem Tone hinzu, „versteht es vielleicht besser. Wenigstens hat er es auf's Beste auszubeuten gewußt. . . Er! — "

„Auszubeuten? Der Onkel Gottfried? Und wieso?"

Rudolph's Vater zuckte die Achseln.

„Er hat es gethan," sagte er in einem Tone von Zorn und Ingrimm. „Hast Du Dich denn nie gefragt, woher er, der früher war, was ich, ein Maschinenbauer wie ich, das Capital genommen hat, um sich zu etabliren, um eine Fabrik zu bauen? — glaubst Du, es sei ihm über Nacht vom heiligen Nicolaus gebracht worden?"

„Woher er es genommen? Nun, er hat ja ganz klein begonnen; was er an Capital bedurfte, hatte er sich erspart, von seinem früheren Principal als Vorschuß erhalten — was weiß ich — und dann hat er unter den glücklichsten Zeitverhältnissen begonnen, wie sie damals bei dem hohen Schutz, den unser Eisen hatte, noch bestanden; die Kohlen bekam man ja halb geschenkt . . ."

„Larifari," fiel Gotthard Escher ein, „mit all dem baut man ein Kartenhaus auf, aber keine Fabrik. Willst Du wissen, wie er's gemacht hat? Er hat einfach das Vermögen Malwinens, das ihm als ihrem Vormunde anvertraut war, an sich genommen und es für sich verbraucht: es waren, denk' ich, nahe an zwölftausend Thaler. Frag' Malwine, falls sie Dir die Wahrheit sagen will!"

„Vater," fuhr Rudolph hastig, wie tief erschrocken auf — „das ist nicht wahr, bei Gott es ist nicht wahr — das ist ein erbärmlicher, ein ganz abscheulicher Argwohn . . ."

Digitized by Google

Münchner Charakterköpfe.
Originalzeichnung von Julius Adam

Der Bauer aus dem Oberland
Invalid in Friedenszeiten.

Gerichtsschreiber.
Münchner Hausvater

Digitized by Google

„Hoho, mein Junge, wahr' Deine Worte! Glaubst Du, ich sagte meinem leiblichen Bruder eine Schlechtigkeit nach, ohne meiner Sache gewiß zu sein? Bewahb meiden wir uns denn, er und ich, schon seit Jahren? Wehhalb gehen wir, wenn unsere Wege einmal, was selten geschieht, sich kreuzen, mit einem trockenen „Guten Tag!" an einander vorüber? Hältst Du Deinen Vater für einen bösen, unfriedlichen, neidischen Menschen, der seinen Bruder haßt, weil dieser Glück gehabt hat und reich geworden ist, während er selber arm blieb?"

„Und doch sag' ich Dir, Vater, ich sage Dir, Du irrst. Du irrst ganz fürchterlich," rief Rudolph in höchst merkwürdiger Aufregung aus.

„Frag' doch Matwine! Frag' sie, wo ihr Capital sei, das Capital, das ihr Vater ersparte und sich abdarbte, um seinem Kinde etwas zu hinterlassen? Vielleicht wird sie es Dir sagen — vielleicht nicht. Aber ich weiß es. Und das, das eben wurmt mich, daß ein Mensch nur hingehn und sich irgend ein Capital rauben, erschwindeln, unterschlagen darf, um dann den Herrn in der Welt spielen und andere Menschen, die nur ihre ehrliche Arbeitskraft haben und nichts weiter, ausbeuten zu können, daß er mit einem Tacke Geld in der Hand, den er vielleicht nur gestohlen hat, sprechen kann: jetzt bin ich ein Brahmine in dieser vortrefflichen Kastenwelt, und ihr, ihr Andern seid Parias, Parias, die sich nicht einfallen lassen sollen, hinaufzublicken zu meiner Tochter. Das wurmt mich, — Wenn er das Capital mit auf die Welt brächte, wie einen sechsten Sinn, wie ein drittes Auge oder ein Paar Finger an den Händen mehr, die er vor anderen Sterblichen voraus hätte, dann wollte ich mir's gefallen lassen. So aber nicht. So sag' ich: das ist nicht Gottes, sondern des Teufels Weltordnung, und darum steh' ich auf Seiten der Arbeiter im Kampfe wider das Capital."

(Fortsetzung folgt)

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird ausdrücklich untersagt.

Von Otto Glagau.

2. Der Tanz um das Goldene Kalb.

Niemand — auch unsere lorbeergekrönten Feldherren nicht — Niemand ahnte und konnte ahnen die beispiellos schnellen und gewaltigen Erfolge, womit der Feldzug gegen Frankreich begann. Aber von vornherein war das deutsche Volk voll Hoffnung und Vertrauen, und es zeigte eine Begeisterung und einen Opfermuth, die wahrlich an die Zeit der Befreiungskriege erinnerten. Ganz anders die Börse. Dank ihrem „internationalen", das heißt vaterlandslosen Charakter wußte die Börse sich vor Angst und Zweifel nicht zu lassen. Noch hatte der Kampf nicht einmal angefangen, da ließ die Börse schon consolidirte preußische Staatsanleihe, also ein Papier, das nur mit dem preußischen Staate selber fallen kann, und das heute mit circa 105 notirt wird, bis auf 80 stürzen!! In Folge dieses Börsenfiebers wurden auch die in jedem Augenblick einlösbaren Noten der Preußischen Bank im Klein- wie im Groß-Verkehr vielfach zurückgewiesen, und das Silber- und Gold-Agio (Aufgeld) erstieg eine unsinnige Höhe.

Einmüthig bewilligte der Reichstag die Mittel zur Führung des Krieges, die 120 Millionen-Anleihe des norddeutschen Bundes, und der Reichskanzler legte dieselbe zu dem sehr bescheidenen Course von 88 auf. Aber was geschah?! — Die Zeichnungen fielen höchst kläglich aus; an der Berliner Börse wurden ganze drei Millionen gezeichnet. Die Börse traute dem norddeutschen Bunde nicht; außerdem fanden die Börsen-Matadore den Subscriptionspreis von 88 noch nicht niedrig genug, und überhaupt grollten sie dem Reichskanzler, daß er dem preußischen Finanzminister, und nicht ihnen, das „Geschäft" übertragen hatte. Es schien den Herren, daß nichts zu „verdienen" sei; man intriguirte sogar gegen die Anleihe, und daher rührt der Mißerfolg.

Am 4. August lag die Anleihe zur Subscription auf, und am selben Tage erstürmte der Kronprinz von Preußen die Linien von Weißenburg. — Ach, wäre dieser glänzende Sieg doch schon bekannt gewesen, um wieviel „patriotischer" hätte sich dann die Börse bewiesen! Gewiß, die Anleihe wäre voll gezeichnet, nein, zehnmal überzeichnet worden! Wie flüstern schielten die Herren jetzt nach dem noch unbegebenen Rest der Anleihe! Aber der Finanzminister sagte: Mit nichten! und gab diesen Rest zu weit höherem Course der preußischen Seehandlung ab, die trotzdem ein gutes „Geschäft" machte, denn, wie bekannt, ging die norddeutsche Bundes-Anleihe bald über Pari (100).

„Das Capital hat kein Vaterland!" — dies ist die wahre Gesinnung, der offne Wahlspruch der Börse, und demgemäß handelte auch einer ihrer Angehörigen, der Banquier G. . . . . in Berlin, indem er, noch während wir mit Frankreich im Kriege lagen, flott auf die französische Anleihe zeichnete. Erst der Staatsanwalt und die Anklage auf Landesverrath konnte ihn zum Bewußtsein seiner preußischen Staatsangehörigkeit bringen.

Es folgten die Siege von Wörth- und Spicheren; es kam der Tag von Sedan — und nun war Niemand „patriotischer", Niemand von Jubel so voll und so toll wie die Börse. Während unsere Soldaten den Feind vor sich hertrieben, trieb die Börse die Course in die Höhe; während die französischen Gefangenen Deutschland überschwemmten, überschwemmte die Börse den Markt mit ausländischen Papieren. Zunächst führte sie die amerikanischen Eisenbahn-Prioritäten ein, immer eine nach der andern, die seitdem so berüchtigt gewordenen Alabama-Chattanooga, Oregon und California, Georgia Aid, Port Royal, Peninsular, Rockford Rock Island ꝛc. ꝛc., schließlich sechsundzwanzig an der Zahl. Diese famosen Prioritäten fanden in Amerika selber keine „Nehmer". Folglich mußte Deutschland damit beglückt werden, wo sie in der Hauptsache auch wirklich untergebracht sind. Zum Course von 70 (namentlich in Berlin und in Frankfurt am Main) eingeführt, stehen sie heute durchschnittlich etwa 15 bis 20, weil sie fast alle keine Zinsen mehr zahlen; viele werden gar nicht mehr notirt, da sie völlig unverkäuflich sind, denn die betreffenden Bahnen haben Bankerott gemacht, oder sie liegen unvollendet in Ruinen da. Auf diesen Wege sind an 100 Millionen Thaler in's Ausland geflossen, und nicht viel weniger dem deutschen Publicum aus der Tasche gestohlen worden. Aber die Lockspeise der Börse klang auch gar so süß! Die Prioritäten versprachen einen Zinsgenuß von acht bis zwölf Procent: sie konnten und mußten noch bedeutend im Course steigen; sie wurden dem Capitalisten als eine feste Anlage empfohlen, und von diesem sehr häufig mit den sogenannten amerikanischen Bonds, den Schuldverschreibungen der nordamerikanischen Union verwechselt, also für ein Staatspapier genommen, das sich ingwischen bewährt hatte.

Nach den amerikanischen Prioritäten debütirte die Börse mit einer Sorte von Actien, gegen welche selbst die Stronsberg'schen Fabrikate solide genannt werden müssen. Es handelte sich um Eisenbahnen, von deren Existenz bisher Niemand in Deutschland eine Ahnung gehabt hatte, wie Lüttich Limburg, Schweizer Union, Tamines-Landen. Schon der Einführungscours (18 bis 24) ließ auf den eigentlichen Werth der Waare schließen; aber eben dieser niedrige Cours versührte zum Kaufen. „Das Effect ist so billig, daß es steigen muß!" ließen die betheiligten Bankhäuser ausposaunen, und auch der kleine Mann, auch Hausknechte und Wäscherinnen gaben ihre Sparpfennige für Schweizer Union und Tamines-Landen her. Dazu hatten die Papierchen noch einen besonderen Aufputz: Sie, die nie einen Heller Dividende gegeben und nie einen geben werden, sie wurden trotzdem mit vier Procent Zinsen gehandelt, und zwar dem vollen Nennwerth nach, da 24 oder gar 18 Thaler wurden angeblich mit 4 Thalern, 100 Thaler also mit 16 bis 24 Procent verzinst. Das sind die sogenannten „Börsenzinsen" — natürlich ein bloße Fiction. Der glückliche Besitzer zahlt die enormen Zinsen an sich selber, aus seiner eigenen Tasche. Diese federleichten Actien wurden nun zu reinen Spielpapieren, auch in der Hand des Privatmannes; denn Jeder wollte an ihnen nur verdienen, die übermäßigen Zinsen einstreichen und außerdem womöglich noch am Course profitiren. Wirklich wurden Lüttich-Limburg und Schweizer Union bis auf 35 hinaufgetrieben, aber

Digitized by Google

heute stehen sie nur 10* und respective 7, während Taunus-Landen glücklich bei 3* (sage drei!) angelangt sind. Man sieht, die Börse kann Alles brauchen, und sie versteht es, in ihren Netzen Groß wie Klein einzufangen.

Trotz der Menge von fremden Effecten, die sämmtlich unter die Leute gebracht wurden, verspürte man noch Mangel, und um diesem abzuhelfen, beschloß man, neue Papiere zu machen. Man schuf „neue Werthe"; man legte sich auf's Gründen.

Noch tobte der Krieg, da begannen schon die Gründungen emporzuschießen, wenn auch noch schüchtern und scheu, wie die ersten Gräschen im März. Noch im Jahre 1870 erblickten, Dank dem eben fertig gewordenen Actiengesetz, in Preußen vierundzwanzig neue Actiengesellschaften das Licht der Welt. Die meisten davon kamen natürlich auf Berlin, und fast alle tanden Eingang an der Berliner Börse. Doch dies war nur ein kleines Vorspiel. Das eigentliche Drama begann 1871, erreichte seinen Höhepunkt 1872 und fand den Abschluß erst in der zweiten Hälfte 1873, erst viele Monate nach dem Wiener „Krach". Auch nach dem „Großen Krach" fuhr man in Berlin noch munter zu gründen fort. Und darum ist es nöthig, schon jetzt eine viel verbreitete und von mehreren Seiten eifrig genährte Ansicht zu berichtigen: als ob nämlich die Berliner Börse im Gründen hinter ihrer Wiener Schwester zurückgeblieben wäre. Just das Gegentheil! In Berlin ist weit mehr gegründet, und dabei mindestens ebenso viel gefündigt worden wie in Wien.

Kaum war der Friede geschlossen, als die Börse ihren Freudentanz begann, den verzückten rasenden Tanz um das Goldene Kalb. Es tanzten die „großen Häuser" vor; es tanzten die „kleineren Häuser" nach, und an die Meister und Lehrer schloß sich ein großer tagtäglich wachsender Schwarm von Jüngern und Anhängern, darunter Leute jedes Standes und jeder — Religion. Man tanzte von früh bis spät; man tanzte mit Schreien und Jauchzen durch Monde und Jahre. Nur ein paar Mal brach der wüste Reigen jäh ab. So Ausgangs 1871, Frühling 1872 und Spätherbst 1872. Die Tänzer erblickten und erbebten plötzlich; sie hielten den Athem an und lauschten, aber es blieb still. Der Himmel schien noch immer blau, und so tanzte man weiter. Als nun im Mai 1873 das Ungewitter endlich in Wien losbrach, da wollte man in Berlin die grausen Donnerschläge nicht hören, die den ganzen Himmel überfluthenden und die Erde tief aufwühlenden Blitze nicht sehen, sondern man versuchte auch jetzt noch fortzutanzen. Aber der Boden wankte — die Tänzer stürzten nieder und viele standen nicht mehr auf.

Die fünf Milliarden nebst Zinsen, welche Fürst Bismarck, unter Assistenz der Herren Gerson-Bleichröder, von Thiers und Favre erstritt, betrachtete die Börse von vornherein als ihr Eigenthum, indem sie meinte, diese fabelhafte Summe müsse ihr direct oder indirect zufließen. Dazu verkündete sie einen unendlichen Aufschwung in Handel und Wandel, ein unendliches Steigen der Preise von Grund und Boden. Nach der Behauptung der Börse und der mit ihr verbündeten „Volkswirthe" waren wir Alle, vom Kaiser bis zum Bettler, plötzlich reich geworden, das Nationalvermögen hatte sich verzehnfacht, und um dieses kolossale Plus nicht brach liegen zu lassen, mußten damit neue Unternehmungen in's Leben gerufen, mußten „neue Werthe" geschaffen werden.

Und es geschah also. Während der beiden Jahre 1871 und 1872 wurden in Preußen zusammen etwa siebenhundertachtzig Actiengesellschaften gegründet. Um diese Zahl gehörig zu würdigen, muß man wissen, daß von 1790 bis 1870, das heißt in achtzig Jahren, zusammen nur etwa dreihundert solcher Gesellschaften entstanden sind. Während der beiden Jahre 1871 und 1872 kam also in Preußen auf jeden Tag durchschnittlich eine Gründung. Diese siebenhundertachtzig Actiengesellschaften wurden zum größten Theile in Berlin gegründet oder doch mitgegründet und fast alle an der Berliner Börse eingeführt, während die Zahl der Gründungen und Emissionen in Oesterreich-Ungarn für denselben Zeitraum nur gegen vierhundert beträgt.

Somit ist der Beweis geführt, daß die Gründungsepidemie in Berlin weit ärger gewüthet hat als in Wien.

Zu den Firmen, welche sich mit Gründungen befaßten, gehören in erster Reihe folgende: S. Bleichröder und Disconto-Gesellschaft, Berliner Handelsgesellschaft, G. Müller u. Comp. und H. E. Plant, S. Abel jun., Jakob Landau, Julius Alexander, Delbrück, Leo u. Comp., F. W. Krause u. Comp., Platho u. Wolff, Ries u. Ihlinger, Robert Thode u. Comp., A. Paderstein und Eduard Mamroth, Soergel, Parrisius u. Comp. und Norddeutsche Grund-Creditbank, Meyer Ball, Karl Coppel u. Comp., Meyer Cohn, Feig u. Pincus, Hirschfeld u. Wolff, Joseph Jacques, Moriz Löwe u. Comp. ꝛc.

Diese Firmen vollbrachten, einzeln oder in Gruppen vereint, die Kreuz und Quer, mit- und durcheinander die größten und wuchtigsten Gründungen. S. Bleichröder und Disconto-Gesellschaft, die bekanntlich einen Weltruf und Verbindungen über die ganze Erde haben, gründeten häufig in Verbindung mit dem Hause Rothschild und der Oesterreichischen Creditanstalt, mit Wilhelm Behrens in Hamburg, Wilhelm von Born in Dortmund, Mewissen und Freiherr Abraham von Oppenheim in Köln ꝛc, und diese Gründungen erstrecken sich nicht nur über ganz Deutschland, sondern auch über Oesterreich-Ungarn, Russland, Schweiz, Italien, Frankreich ꝛc. Bei der „Centralbank für Handel und Industrie", die deshalb in Börsenkreisen auch die Bezeichnung „Repräsentationsbank" erhielt, betheiligten sich wohl ein paar Dutzend Bankhäuser und Bankinstitute in Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., Stuttgart, München, Wien, Pest, Hamburg, Mailand und Rom — und man könnte hiernach fast auf den Gedanken kommen, daß solche Gründung doch ein äußerst schwieriges und mühsames Werk ist. Berliner Gründer waren in der Regel auch in der Provinz überall mit thätig, wo sie in Verbindung mit den Eingeborenen eine Anzahl von Gründungen, und darunter die bösesten, perfid. ꝛc. So namentlich in Stettin, Breslau, Görlitz, Grünberg, Posen, Magdeburg, Hannover, Erfurt, Mühlhausen, Leipzig, Dresden und Chemnitz.

Ferner zeichneten sich durch die Menge der Gründungen folgende Banken aus, von denen merkwürdiger Weise die meisten soeben selber gegründet waren: Deutsche Unionbank, Centralbank für Handel und Industrie, Berliner Bank, Berliner Bankverein, Berliner Wechselbank, Deutsche Bank, Centralbank für Genossenschaften, Allgemeine Depositenbank ꝛc. Sie haben alle viel gegründigt und viel zu verantworten, aber sie waren noch lange nicht die schlimmsten. Als solche, als eigentliche Gründerbanken, die das Gründen gewerbsmäßig und zum Theil fast ausschließlich betrieben, kennt und nennt man Gewerbebank H. Schuster und Compagnie, Centralbank für Banten, Preußische Bodencreditactienbank und Vereinsbank Quistorp. Der besseren Uebersicht halber wollen wir diese Gründerbanken schon jetzt skizziren:

Die Gewerbebank H. Schuster und Compagnie ist sehr berühmt geworden durch die Lasker'schen „Enthüllungen" am 7. Februar 1873; weit berühmter, als sie es eigentlich verdient. Sie that sich 1864 mit einem baar eingezahlten Capital von zweihunderttausendthalern und 1870 mit dreihundert solcher Gesellschaften entstanden sind. Während der beiden Jahre 1871 und 1872 kam also in Preußen auf jeden Tag durchschnittlich eine Gründung. Diese siebenhundertachtzig Actiengesellschaften wurden zum größten Theile in Berlin gegründet oder doch mitgegründet und fast alle an der Berliner Börse eingeführt, während die Zahl der Gründungen und Emissionen in Oesterreich-Ungarn für denselben Zeitraum nur gegen vierhundert beträgt.

* Dieser Artikel ist schon im December geschrieben, während die genannten Course seit Neujahr durch Hinzuschlagen der Börsenzinsen wieder nun vier Procent höher notiren. Sie sind übrigens nur nominell, d. h. die betreffenden Effecten werden kaum noch gehandelt.

Digitized by Google

lichen Sprache kam, ein gewaltiges Aufsehen, und namentlich die Berufsgenossen der Attentäter, die Gründer und ihre Helfershelfer, wußten sich vor Entrüstung und Abscheu nicht zu lassen. An der Börse aber witzelte man ganz laut: Herr Wagener verdiene sein Schicksal, weil er es so billig gemacht habe — um lumpige vierzigtausend Thaler, die er noch mit Oder und Schuster theilen müsse. — In der That war Herr Wagener ein bloßer Dilettant, nicht werth, den eigentlichen Gründern die Schuhriemen aufzulösen, und neben der „Pommerschen Centralbahn" hat die Gewerbebank Schuster noch eine ganze Reihe ähnlicher Gründungen vollführt, über die man bisher kein Wort verlor.

Da ist die „Schlossbrauerei Schönenberg", sind die „Norddeutschen Eisenwerke" (vormals Bolle), und da ist der Bauverein „Thiergarten Westend", von der Börse gleich bei der Einführung „Sumpfend" getauft — lauter Gesellschaften, deren unglückliche Actionäre heute über die Urheber Ach und Weh schreien. Dazu hatte die Gewerbebank H. Schuster und Compagnie über das ganze Land, vorzugsweise in den Mittel- und Kleinstädten, ein Netz von Filialen und Agenturen ausgeworfen, und in diesen Maschen fingen sich, angelockt durch das Aushängeschild „Gewerbebank", ehrliche Land- und Handwerksleute, die ihr gutes Geld gegen buntbedrucktes Papier eintauschten, mit dem sie nun die Tabakspfeife anzünden können.

Eine der größten Blasen, die aus dem Hexenkessel emporstiegen, war die „Centralbank für Banten", die zum Verfasser Herrn Eduard Mamroth hat. Sie erwarb und verkaufte Häuser und Baustellen, bauete und übernahm Bau-Ausführungen, lieh Baugelder, handelte mit Baumaterialien, und betrieb daneben noch „Bank- und Handelsgeschäfte jeder Art". Aber daran nicht genug, sie legte sich auch auf's Gründen; sie gründete in Berlin und außerhalb; sie gründete Eisenwerke und Eisengießereien, eine „Centralfactorei für Baumaterial" und nicht weniger als vier Zweigbaugesellschaften: Ostend, Südend, City und Cottage. Nach zehnmonatlichem Bestehen vertheilte sie die „Centralbank" bereits eine Dividende von dreiundvierzig Procent — wie das gemacht wird, werden wir später erfahren — und in Folge dessen ging der Cours im April 1873, kurz vor dem Krach, bis auf vierhundertzwanzig hinauf. Von dieser wahnsinnigen Höhe stürzte er in den nächsten sechs Monaten bis unter fünfzig. — Ein Gutsbesitzer hatte sein Gut verkauft und kam mit einem Baarvermögen von zweihunderfünfzigtausend Thalern nach Berlin, um hier als Rentier zu leben. Er ließ sich überreden, sein Capital in der „Centralbank" anzulegen, und kaufte zum Course von vierhundert für achtzigtausend Thaler Actien, die ihm also dreihunderzwanzigtausend Thaler kosteten. Den Rest mit siebenzigtausend Thalern schoß der Banquier bereitwilligst zu und behielt die Actien als Unterpfand in Verwahrung. Der Cours begann zu sinken und sank ohne Aufhören; der Banquier verlangte Deckung, und da diese nicht geleistet werden konnte, ließ er die Actien im Wege der Execution an der Börse verkaufen. Der ehemalige Gutsbesitzer hatte in noch nicht einem halben Jahre sein ganzes Vermögen verloren und war dem Banquier auch noch zwanzigtausend Thaler schuldig. — So ging es mit der „Centralbank für Bauten", aber mit den Tochtergesellschaften ging es noch schlechter: Ostend, im Frühjahre 1873 auf hundertachtzehn, notirt jetzt fünfzehn; Südend, damals hundertsechsundzwanzig, jetzt neun, und Cottage, damals sechsundneunzig, heute eins, schreibe Eins. Wie schnell auch der Ruhm der Welt schwindet, noch schneller schwinden an der Börse die Course!

Die „Preußische Bodencreditactienbank" besteht seit 1869 und hatte ihrem Namen entsprechend den Zweck: die Förderung des Realcredits, besonders durch Gewährung und Vermittelung von Hypotheken. Speculationsgeschäfte waren ihr durch die Statuten ausdrücklich verboten. Als Director fungirte Herr Jachmann, Landrath außer Dienst und Gemahl der bekannten Sängerin und späteren Schauspielerin Johanna Wagner. Die Bank war an der Börse ziemlich unbekannt, bis sich Herr Richard Schweder ihrer annahm. Dieser kam von der „Discontogesellschaft", wo er nur eine bescheidene Stellung bekleidet hatte, und verstand es, sein Talent dermaßen geltend zu machen, daß ihn Herr Jachmann zum Mitdirector erhob, ja bald vor ihm völlig in den Hintergrund trat. Herr Schweder wurde die Seele und das eigentliche Haupt der „Preußischen Bodencreditactienbank". Als die Gründungsperiode anfing, ging sein Ehrgeiz darauf los, sich an der Discontogesellschaft, die ihn nicht zu würdigen verstanden, zu rächen, und ihr womöglich den Rang abzulaufen. Wenn ihm dies auch nicht ganz gelang, so ward er ihr doch ein furchtbarer Nebenbuhler. Er ließ rasch hinter einander eine stattliche Zahl von Gründungen ausmarschiren, die alle an der Börse großen Anklang fanden und ihn dort zu einem gesuchten, vielumworbenen Manne machten. Wie ein Feldherr stand er an seinem Platze, neben ihm sein Adjutant, Herr Paradies, Beide mit Bleistiften bewaffnet und umbrängt, umfluthet von Hunderten, die an den Lauf der Markt gebrachten neuen „Effect" Alle „betheiligt" sein wollten. Alle heißhungrig nach „Albertinenhütte" (heutiger Cours fünfzehn Brief) oder nach „Lindenbauverein" (heute siebenzehn) oder nach „baltischen Waggons" (heute eins Brief) schrieen. Daneben verwehrte Herr Schweder fortwährend das Capital der Bank, gab immer wieder neue Actien mit immer höherem Agio aus, und diese Actien wurden zu einem Hauptspielpapier der Börsenjobber.

Plötzlich fiel es Herrn Schweder ein, daß solche Speculationsgeschäfte doch eigentlich gegen die Statuten der Bank verstießen, und um sein Gewissen zu entlasten, schuf er flugs eine andere Gründerbank, die sogenannte „Preußische Creditanstalt". Nun sah man das rührende Schauspiel, wie beide Banken, Mutter und Tochter, zärtlich Arm in Arm wandelten und gleichzeitig, gemeinschaftlich oder jede für sich, rechts und links neue Gründungen ausstreueten. Dieses schöne Paar war noch viel enger zusammengewachsen als die weiland so angestaunten siamesischen Zwillinge. Beide, Mutter und Tochter, hatten nur Einen Kopf, nämlich den Director Schweder, und beide hatten nur Eine rechte Hand, nämlich den Procuristen Paradies. Herr Schweder und Herr Paradies blieben die Mignons der Börsenritter, bis sie im Frühjahre 1873 ihr letztes Kind, die Dannenberger'sche oder eigentlich Liebermann'sche Kattunfabrik, in die Welt setzten. Die Börse gerieth in Aufruhr; man umdrängte und verfolgte Herrn Paradies, aber diemal nicht mit Bitten und Schmeicheleien, sondern mit Drohungen und Vorwürfen. Man überschüttete ihn mit Verbalinjurien und machte Miene, zu Realbeleidigungen überzugehen. Da erhob Herr Paradies seine Rockschöße und entfloh. Er lief durch den langen Saal der Fondsbörse und durch den langen Saal der Waarenbörse in das Kündigungszimmer der letzteren und rettete sich hier vor den wuthschnaubenden Verfolgern, welche die „Stücke", mit denen man sie bei „Dannenberger" „betheiligt" hatte, um jeden Preis wieder los werden wollten. Der Dannenberger'sche oder richtiger Liebermann'sche Kattun, der in der Wäsche arg einlief und keine Spur von Farbe hielt, kostete der „Preußischen Bodencreditactienbank" Ruf und Ansehen, und damit verlor sie auch jeden sittlichen Halt. Sie übertrug das ganze Sündenregister und wälzte alle Verluste auf die „Preußische Creditanstalt"; sie wurde zu einer wahren Rabenmutter und trennte sich mit einem gewaltigen Schnitte von der Tochter, die seitdem ohne Kopf und ohne Hände, ein ungestaltetes blutiges Rumpf, in einem dunkeln Winkel der Börse liegt.

Herr Schweder zog sich, nicht ganz freiwillig, in's Privatleben zurück, und ihm blieb der Trost einer — Million, die er, weniger ein armer Commis, in zwei bis drei Jahren verdient hatte.

Mit seinem Rücktritte sanken die von ihm bis zu zweihundertachtzig hinaufgetriebenen Actien der Bank bis fünfundfünfzig und tiefer. Herr Paradies und Herr Jachmann folgten ihrem genialen Freunde bald nach, und auch sie gingen selbstverständlich nicht mit leeren Taschen. Zur Ehre des Herrn Jachmann sei's gesagt: er war dem ganzen Gründungstreiben fremd geblieben — denn er verstand nichts davon. Er hatte immer nur seinen Namen unterschrieben, und dafür außer dem festen Gehalte eine Tantieme bezogen, gegen welche das Jahreseinkommen z. B. des Reichskanzlers eine bloße Bagatelle ist.

Noch muß hervorgehoben werden, daß die „Preußische Bodencreditactienbank" nicht bloß, wie andere Actiengesellschaften, einen gewöhnlichen „Aufsichtsrath", sondern ein — „Curatorium" hat, das die Direction in ihrer Thätigkeit controliren soll, daß also Herr Schweder seine statutenwidrigen Gründungen jahrelang unter den Augen des hohen „Curatoriums" beging, und daß an der Spitze desselben stand und noch heute steht: Seine Excellenz der Wirkliche Geheime Rath und Staatsminister a. D. Herr von B...., zugleich Mitglied des preußischen Abgeordneten-

Digitized by Google

hauses und Mitglied des deutschen Reichstags. Außerdem fungirt nach Paragraph 53 der Statuten bei dieser Bank auch ein Staatscommissarius, der den Geschäftsbetrieb zu überwachen, aber, wie es scheint, ich auch nicht bemühend gesehen hat, den Schöpfungsdrang des Herrn Schweder irgendwie zu zügeln. Erst unter Leitung der gegenwärtigen Direction ist das Institut zu seiner ursprünglichen Bestimmung und zu einer soliden Thätigkeit zurückgekehrt, und seitdem hat sich auch der Cours der Actien wieder um das Doppelte gehoben.

Herr Schweder war groß, aber Herr Duistorp war noch größer. Erinnert jener an einen unverantwortlichen Premierminister, so ist dieser einem absoluten Monarchen zu vergleichen. Wie Napoleon Bonaparte schuf auch Heinrich Duistorp Alles selber und allein, und gewissermaßen Alles aus — Nichts. Nachdem er zunächst in seiner Vaterstadt Stettin und, wenn wir nicht irren, dann in England Schiffbruch gelitten, kam er ohne Mittel, ohne Bekanntschaften nach Berlin. Sein erster „Versuch" war die Villencolonie „Westend", belegen an der Chaussee nach Spandau, noch hinter Charlottenburg, auf einer kahlen sterilen allen Winden preisgegebenen Anhöhe. Hier steckte er Straßen ab, denen er die lieblichsten hochpoetischen Namen gab, wie: Ahorn-Allee, Akazien-Allee, Platanen-Allee ꝛc., und baute in jeder Allee ein oder gar zwei Häuser, zugleich aber auch ein Restaurant ersten Ranges, ein großartiges Casino und eine Wasserkunst. Trotzdem wollte sich kein Käufer, nicht einmal Miether finden, und die lustigen Villen, bei deren Anblick man einen leichten Rheumatismus verspürte, wurden Jahre lang nur von Duistorp und seinen Freunden bewohnt. Anfangs 1870 gründete die „Westendgesellschaft Duistorp u. Comp." die „Vereinsbank Duistorp u. Comp." in Charlottenburg. Diese patriarchalische Ackerbürgerstadt, wo der Berliner „Sommer-wohnt", sah sich plötzlich mit einer Bank beglückt, die hier jedoch schlechterdings nichts zu thun fand und deshalb bald nach Berlin wanderte. Damit beginnt Duistorp's eigentliche Wirksamkeit. Er hatte es verstanden, für sich zu werben; er hatte bis zu den höchsten Kreisen hinauf Gönner und Freunde gefunden. Die in Charlottenburg wohnende Königin Wittwe, deren Frömmigkeit, Wohlthätigkeit und Gutmüthigkeit bekannt war, unterstützte ihn reichlich; auch andere Mitglieder der Königlichen Familie sollen ihm ansehnliche Summen vorgestreckt haben. Er wußte sich bei den Behörden, bei hochstehenden und einflußreichen Personen einzuschmeicheln, und namentlich gelang es ihm, auch bei der „Preußischen Bank" Fuß zu fassen; er ward gewisse „Volkswirthe" und Literaten zu seinem Privatgebrauch und an bewog etliche Beamte, aus dem Staatsdienst in den seinigen überzutreten.

Hinter der Universität in einem philosophischen Winkel, kurz zuvor „Hegelplatz" getauft, baute er sich und der Bank ein stolzes Palais und ließ von hier aus in rastloser Aufeinanderfolge an dreißig Gründungen und Emissionen in die Welt gehen: Feilen-, Tabaks-, Papier-, Waggon-, Faß-, Werkzeug-, chemische, optische und andere Fabriken, Bau-, Fuhr-, Pferde-, Eisenbahn-, Brauerei-, Dampfschiffs-, Bergbau- und Hüttengesellschaften, die zum Theil in Berlin, zum Theil über ganz Deutschland saßen. Duistorp betonte, daß die „Vereinsbank" die Gründungen nur „commissionsweise" betreibe, also selber nicht weiter dabei betheiligt sei und daß die jedesmaligen Verhältnisse genau von ihr geprüft würden, also eine unsolide Gründung gar nicht möglich sei. Von jeder Neu-Gründung bezog die „Vereinsbank" Agio, so daß sie für 1871 nicht weniger als fünfzehn Procent, 1872 sogar neunzehn Procent Dividende vertheilte. Alle diese Gesellschaften wurden mit der „Vereinsbank" verknüpft, indem man den Actionären der letzteren immer ein Bezugsrecht auf die neue Emission einräumte und solches von ihnen auch stets benutzt ward, so daß sich zuletzt ein industrieller Aktienkönig gebildet hatte, in dessen Mitte Herr Heinrich Duistorp saß. Aber dieser Mann verstand's, sich dennoch als „Biedermeier" aufzuspielen, daß er nicht nur das Publicum, sondern sogar die Börse berückte. Die Börse, welche sonst Niemandem, nicht einmal sich selber traut, glaubte an — Duistorp. Während sie Herrn Schweder nur eine glückliche Hand nachrühmte, hielt sie Duistorp für den leibhaftigen Bruder Grund-Ehrlich. Die „Duistorp'schen Werthe" fanden ein ganz besonderes Ansehen, eine außerordentliche Zugkraft; sie wurden von den Banquiers in der besten Absicht ihren solidesten Kunden als „hochfeine" Capitalanlage empfohlen und mit Vorliebe von dem schlichten Bürgersmanne genommen. Selbst nach dem „Großen Krach" behaupteten sie noch eine Zeitlang ihren Nimbus, und als endlich auch die „Vereinsbank" fiel, glaubte man in gewissen Kreisen, das Ende der Welt sei gekommen.

Herr Heinrich Duistorp ist unter den Helden der Gründerperiode einer der merkwürdigsten, und wir werden noch öfter Gelegenheit haben, uns mit ihm zu beschäftigen.

Doctor Eisenbart in Wetzlar.

Aus den Tagen des alten Reichs.

Von Dr. R. Koser.

„Ich bin der Doctor Eisenbart, Valleri juchhe!
Curir' die Leut' noch meiner Art, Valleri juchhe!
Kann machen, daß die Lahmen gehn, Valleri juchheirassa!
Und daß die Blinden wieder gehn, Valleri juchhe!"

Wer jemals aus einem deutschen Commersbuche gesungen hat, der kennt den Doctor Eisenbart, diesen Till Eulenspiegel unter den Jüngern Aesculap's, das unerreichte Vorbild aller Charlatans. Die heutige weniger kühne Generation seiner Zunftgenossen schüttelt freilich den Kopf, wenn sie von Eisenbart's Professor- und Radicalcuren hört, wie er in Wien seinen Patienten auf ewig vom Zahnweh heilt, indem er ihm den hohlen Zahn nicht auszieht, sondern ausschießt, oder wie er zu Osnabrück dem podagrischen alten Knaben — Eisenbart bezeichnet selbst diese Operation als sein Meisterstück — um sein Leiden zu heben, beide Beine abnimmt. Aber das Staunen über die großartige Genialität der Eisenbart'schen Heilmethode, es darf nicht übergehen in den Zweifel an die Geschichtlichkeit des Mannes: Eisenbart ist keine mythische Figur; seine Persönlichkeit erscheint durch unanfechtbare Documente in ausreichendster Weise historisch gesichert.

Edle Bescheidenheit des großen Mannes, daß er uns in jenem Liede nur von seinen Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete, seinen Verdiensten um die leidende Menschheit erzählt, kein Wort aber darüber verliert, wie er einst auch in das öffentliche Leben seiner Nation eingegriffen hat, wie der Name Eisenbart einst ob einer politischen That in aller Deutschen Munde war, wie Kaiser und Reich sich mit seiner Person beschäftigten!

Wir haben über die äußeren Lebensumstände Doctor Eisenbart's von ihm selbst jene Angabe, daß er „den siebenjährigen Krieg hindurch zehn Jahre lang Feldchirurg gewesen sei". Man hüte sich indeß, dieser Versicherung, wie sie ja an sich schon die innere Unwahrscheinlichkeit gegen sich hat, irgend welchen Glauben beizumessen: der Name Eisenbart gehört einer früheren Periode unserer Geschichte an.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren die Bürger der freien Reichsstadt Wetzlar, waren mit ihnen alle deutschen Patrioten in großer Aufregung und Kümmerniß. Seit kurze Zeit barg Wetzlar in seinen Mauern das höchstoberste Reichskammergericht, nachdem dasselbe aus Furcht vor den Franzosen Speyer, seinen früheren Sitz, geräumt hatte, und nun mußte die gute Stadt durch die Aufführung ihrer neuen Gäste, der Herren Präsidenten und Assessoren des höchsten Gerichts, der Schauplatz der ärgerlichsten Auftritte werden. Zwischen den beiden Präsidenten war die bitterste Feindschaft ausgebrochen. Der ältere, seit 1697 jungirende Franz Adolf Dietrich Freiherr von Ingelheim, Herr zu Schönberg, Holzhausen und Schweppenhausen, und der jüngere, ein Jahr später in Eid genommene Friedrich Ernst, Graf zu Solms-Laubach und Tecklenburg, Herr zu Münzenberg, Wildenfels und Sonnenwalde, sie theanirten sich gegenseitig auf jede erdenkliche Weise. Die Herren Assessoren nahmen eifrig Partei. Da stand zu dem Herrn ersten Präsidenten mit der Mehrheit des Assessorencollegiums, mit den Herren von Friesenhausen, von Bernstorff, Schrag, von Ritter, von Wigand

Digitized by Google

und von Brind, vor Allen Johann Tobias Ignatius, Graf von Nütz, Graf und Herr zu Wartenburg, Freiherr auf Obergerckheim, Schwarzgrub, Pichel und Reidt, von wegen des Kurfürsten von Baiern abgeordneter Assessor; Graf Solms hatte nur die Herren Krebs, von Zernemann und Lautermann für sich, sowie den Assessor für den schwäbischen Kreis, Herrn Johann Adam Ernst von Pyrck, Herrn zu Dürrenhard und Gündringen, der bald das enfant terrible seiner Clique werden sollte.

Von kleinen und unbedeutenden Anlässen ausgehend, nahm der Hader bald immer größere Dimensionen, einen immer gehässigeren Charakter an; eine Ursache der Feindschaft kam zu der andern, und bald verfolgten sich beide Parteien öffentlich und auf das Rücksichtsloseste im Wort und Schrift. Da hatte der von Pyrck 1702 eine Satire veröffentlicht, das sogenannte Diarium der Belagerung von Weßlar, wodurch bei den Gegnern ein wahrer Sturm von Unwillen hervorgerufen wurde, weil darin der Kurfürst von Baiern und die Hessen mit Schimpf und Ernst als Feinde des heiligen römischen Reichs und der Stadt Weßlar aufgeführt wurden, die Bürger zu Weßlar aber als Narren und Düppel.

Dagegen klagte man auf der andern Seite, der Freiherr von Jngelheim habe im December 1702 auf einer Schweinshatz den von Pyrck böswillig bei dem Kurfürsten von Mainz verdächtigt und das Diarium der Belagerung von Weßlar mit Unrecht als ein „schmähliches, gottloses Pasquill" ausgegeben.

Da half denn auch nichts, daß der Kurfürst Georg Wilhelm von Hannover dem von Pyrck am 22. Februar 1704 das Zeugniß ausgestellt hatte, „daß die verschiedene Jahre über, die er in Kaiserem Dienste gestanden, nie einige Zankzucht oder Widerspenstigkeit, sondern im Gegentheil ein glimpfliches, friedliches Gemüth an ihm verspüret worden". Jngelheim und sein Anhang erklärten kategorisch, „daß es unmöglich fällt, bei einem solchen radicalitter verleumderischen Menschen collegialiter zu sitzen". Und so trat denn seit dem April 1704 ein Justitium, ein Stillstand in der Rechtspflege ein: es waren in Weßlar „Kanzlei und Leserei gar geschlossen, die Rathstage gänzlich eingestellet, die gerichtlichen Audientien völlig gesperret, die Publicationes sententiarum allerdings verstöret, die Gerechtigkeit, nach der so Viele schreien, zu Boden gestoßen".

Vergebens ertönten Schmerzensrufe aus allen Kreisen des Reiches, vergebens gelangten Petitionen nach Regensburg an den Reichstag, „daß der durch die zuvor niemals erhörte dem Kaiserlichen und des Reichs Kammergerichte zugestoßene Calamität gehemmte Lauf der werthen Justiz wieder eröffnet und denen nach der rechtlichen Hilf und Gerechtigkeit sich sehnenden und seufzenden Parteien die freudige Facultät ihr Recht zu alterseglen restituieret würde". Das Aergste stand der Stadt Weßlar, dem Reichskammergericht und dem heiligen Reiche noch bevor: der größte Scandal sollte erst beginnen, als — Doctor Eisenbart nach Weßlar kam.

Am 28. Juni 1704 kehrte der Graf von Solms nach Weßlar von einer Reise zurück und fand nach seiner Meinung die Stadt dermaßen auf den Kopf gestellt, daß er sich entrüstet hinsetzte und folgenden Brief an Kaiser Leopold schrieb:

„Allerdurchlauchtig^ster, Großmächtigster, Unüberwindlichster Römischer Kayser.
Allergnädigster Kayser und Herr Herr.

Euer Kayserl. Majest. soll hierdurch aus allerunterthänigst- und schuldigster Treu nicht verhalten seyn, was Gestalten, nachdem ich vor einiger Zeit nach gebrauchter Brunnenkur wiederum allhier angelanget, mit nicht geringer Alteration ersehen müssen, daß ein Theatrum vor und nach demjenigen Rath-Hauß, worauf das Cammer-Gericht gehalten wird, aufgeschlagen gestanden, und auf geschehene Nachfrage vernommen, daß gedachtes Theatrum schon fünff Tage vorher, seither dem 24. passato, als an welchem Tage ein Jahr-Marckt allhier gewesen, aufgerichtet sich befunden, worauff ein Marck-Schreyer nicht nur Artzney verkauft hätte, sondern auch, fast alle Tage Comödien daselbst gespielet, und auff dem Seil getantzet worden. Ja es seye bei der ersten Comoedie oder Schau-Spiel ein Gerichts-Process, und andre dergleichen Dinge, vorgestellet worden, dabey der Richter mit einem Scepter gesessen, sich correumpiren lassen, mit dem Harlequin den Richter-Stuhl und Kleydung verwechselt, und endlich den Harlequin zu benden das Urthel gefallt. Worüber das gemeine Volck und Ausländische zum Theil sich geärgert, theils aber, zu nicht geringem Despect dieses Höchsten Gerichts, sich damit gekitzelt. Zu geschweigen, was über das Suspensions-Urtheil für Glossen gemacht wurden: Welches alles nun so viel anstößlicher und bedenklicher war, als der ohnfern davon an den Kirchhoff stoßende Marckt gros und weitläufftigt, auch daselbst als an dem eigentlichen Marckt-Platz jederzeit dergleichen Theatra, und niehmals vor dem Caminer Gericht, so lange ich allhier bin, bisher sind auffgerichtet gewesen, da hingegen der Platz vor der Cammer so klein und eng, daß man aus des Freyherrn von Jngelheim seiner Wohnung, welche derselben gegenüber ist, ohne Beschwerde hinüber reden kann. Ich mußte auch noch ferner vernehmen, daß sogar die Balcken des Theatri an und in die Mauer des Cammergerichtlichen Rath-Hauses festgemacht, auch der eine Pflock des Seil-Täntzers fast ganz vor die Thür geschlagen, mithin der Eingang zu der Cammer mit Stricken und sonsten also beschwerlich gemacht gewesen, daß mit Kutschen an die Cammer zu fahren allerdings nicht practicabel, auch sonsten das Rath-Haus durch das Theatrum grösten Theils verdeckt war.

Ob nun zwar anbey seite geglaubet, daß ex parte Collegii Camerarii samt oder sonders eine behörige Ahnung dagegen würde vorgekehret worden seyn, so vernahme ich im Gegentheil, mit noch viel gröfferem Verwundern, daß der Freiherr von Jngelheim, welcher, wie oben gedacht, gantz nahe und dem Theatro gegen über wohnte, und diese Tage zugegen gewesen, so wohl als einige Assessores, in des Herrn von Jngelheim Behausung diesem Schau-Spielen nicht nur zugeschauet, sondern gedachter mein College solle dem Vernehmen nach denen Actoribus sogar eine Verehrung gethan und verschiedene Personen, zu solcher Schau, in seiner Kutsche abholen lassen.

Wann nun diese disreputirliche Conniventz, falls auch alles von ohngefehr geschehen wäre, in Ansehung dessen, was eine Zeithero allhier passirt, so viel weniger länger zu dulden gewesen, mithin bey solcher der Sachen Bewandnüß, und verschiedener Umstände wegen, eine prompte Enderung vonnöthen war, so schickte, nachdem der Arzt, auff Befragen, sich damit entschuldigen lassen, daß er von denen beiden Burgemeistern auff den Platz angewiesen worden wäre, zu gedachten Burgemeistern, mit dem Bedeuten, daß Theatrum alsofort wegzuschaffen, tieffe sie auch dabey befragen: Wer eigentlich das Theatrum an diesen Ort zu setzen permittirt habe? Da sich dann der ältere Burgemeister, Namens Siebenbürger, dahin entschuldigte, daß er gar nichts davon wüßte, der jüngere, Namens Marckthaler, aber bezog sich auff den Rath, daß in Beyseyn beider Burgemeistere und verschiedener Raths-Herren dem Arzt die Erlaubniß ein Theatrum aufzurichten gegeben worden seye, wovon sich doch nachgehends der jüngere Burgemeister, Marckthaler, nebst dem Stadt-Schreiber, dergestalt entschuldigen wollten, daß der Platz von dem Rath nicht angewiesen, sondern von dem Arzt selbsten solcher ausgesucht worden wäre.

Ew. Kayserl. Majest. werden aus diesem, der Sachen Verlauf, nach Dero hocherleuchtetem Gemüth, allergnädigst ermessen, in was vor eine deplorable Verachtung dieses Höchste Gericht von Tag zu Tag immer mehr komme, und durch dergleichen Prostitutiones die ehemals erlangte Gravität und Authorität fast gänzlich verliere, und ob auff das gegebene öffentliche Scandal, oder dessen eigentlichen Authorem weiter nachzufragen, oder auff was Weise sonsten in hoc emergenti gegen den hiesigen Stadt-Magistrat zu verfahren seye. Ich aber lebe unterdessen etc. und ersterbe

Ew. Kayserl. Majest.
Weßlar den 10. Jnl. 1704
Allerunterthänigster, Treu-gehorsamer
Friedrich Ernst, Graff zu Solms."

Die andere Partei durfte nun natürlich nicht schweigen. In ihrem Gegen-Memorial wird zur Rechtfertigung angeführt:

„Das Theatrum ist nicht an der Cammer, sondern wenigstens 3 Schritt darvon auff dem sogenannten Buttermarck gestanden und haben die Bürgermeister darvor das Stand-Geld erhoben.

Der Arzt ist in allem nicht mehr denn vier Tage gestanden, zu welcher Zeit weder ein Praesident noch Assessor zu Rath

Digitized by Google

gangen, und seynd die zwey erstere, nemlich der 4. und 25. Junii Marcktäge gewesen.

Der Freyherr von Ingelheim hat so fleißig Achtung nicht auf die Comödie gegeben, als des Herrn Grafen von Solms Referent gethan haben muß, da er auch sogar den Scepter, welchen andre Leute nicht gesehen haben, observirt haben will; übrigens pflegen so alle Aertzten und Marckschreyer dergleichen zu thun, um die Leute desto säuglicher an sich zu bringen; Ist auch nicht glaublich, daß es justement zu Wetzlar das erstemal seye, daß dieser Artzt dergleichen gespielet oder exhibirt habe; auch nichts neues, daß geist- und weltliche Fürsten und Herren, denen Comoedianten, Aertzten, Marckschreyern et id genus hominibus, zumahlen auf den Marcktagen, auch sogar unter Mascheren (da doch dieser Harlequin in einem ehrlichen Kleyd auffgezogen) dergleichen zulassen.

Hat der Stand dem Vernehmen nach auf vier an den Ecken gestellten Fässern geruhet, sonsten ganz frey, ohne die Cammer zu berühren; so ist auch der nächste Pfoch des Seil-Dänzers wenigstens zwanzig Schuh von dem Cammer-Thor entfernet, mithin die Fahrt zur Cammer gar nicht verspertt gewesen.

Der Herr Graf von Solms hätte sich des Asserti, daß der Freyherr von Ingelheim diesem Schauspiel zugeschauet, billich entbrechen sollen, gestalten fast die ganze Stadt, und in specie auch der von Pyrck zum zweytenmal, Herr Assessor Krebs, die Frau Gräfin von Berlepsch und Mandersheid, die Frau von Pyrck, Krebs- und Zernemann'sche Familie etc. dem Werck aus der Löwen-Apothec zugesehen, wobey ja der Freyherr von Ingelheim seine o regione habende Fenster zu verschliessen nicht nöthig gehabt, sondern hat die Frau von Ingelheim, als die Frau Beyständin Gräfin von Nyz, die Frau von Brinck, von Lauterbach und die Fräuleine Töchter, sich bey ihr ordentlich ansagen lassen, wol ein und anderen aus Höfflichkeit ihre Kutsche praesentiren, und gleich anderen dem Artzten zusehen können, welches ihr um so weniger zu verdencken gewesen, als sie in ihrem Wohnhauß solches gethan; daß aber der Freyherr von Ingelheim denen Actoribus eine Verehrung gethan, ist unerfindlich.

Es hat den Herrn Grafen von Solms die Begierde den Freyherrn von Ingelheim seiner traduciren zu können, so weit getrieben, daß er mit grosser Hitze auf hochwolermeldten Freyherrn von Ingelheim, in specie bey dem Apothecker Marckthaler durch seinen Laqueyen, spöltt- und schimpflich inquiriren lassen, und durch Bedrohung von ihnen dem Apothecker abzuweichen und bey ihme keine Wahren mehr zu nehmen, gesucht zu wegen zu bringen, daß gedachter Marckthaler wider den Freyherrn von Ingelheim falsches Zeugnüß geben, und sagen möchte: ‚Er, der Freyherr von Ingelheim, habe das Theatrum quaestionis auffzubauen befohlen,' gestalten mehrbesagter Marckthaler durch sein des Herrn Grafen Laqueyen anfänglich mit solchen Worten tentiret worden: ‚Man wisse wol, daß der Herr von Ingelheim solches angestellt.' Und als gemeldter Marckthaler ihnen darauff geantwortet: ‚Da wüste er nichts von, Gott solte ihn bewahren, daß er gegen sein Gewissen solches sagen solte,' solle angesetzt eine halbe Stunde hernach ein anderer von des Herrn Grafen Laqueyen gekommen seyn, mit der Instruction: ‚Der Apothecker solle über die bishero abgelangte Wahren seine Rechnung machen; Ihro Excellentz der Herr Graf hätten eine grosse Ungnad auf ihn geworffen, weilen er nicht sagen wolte, wie die Sach mit dem Theatro sey.' Weilen nun der Apothecker nach des Herrn Grafen von Solms Intention im Gewissen nicht reden konnte, soll sich der Laquey weiters dahin explicieret haben: ‚Der Apothecker solle seine Rechnung einmal einlisiren,' die dann in einer Stund öffters soll gefordert worden, dabey auch von einem seiner Laqueyen folgende Worte gefallen seyn: ‚Warumb der Apothecker nicht sagen thäte, daß der Herr von Ingelheim solches befohlen habe, so wäre er daraus.' Worgegen der Apothecker seine Entschuldigung zwar selbst und durch Andre gethan, ohne aber daß es bei dem Herrn Grafen etwas verfangen wollen; sondern habe hochermeldter Herr Graf von Solms bis auf diese Stunde das geringste nicht mehr von ihme abholen lassen; ja es hat über dieses didsbesagten Herrn Grafens Beschtiesserin, ohne Zweiffel aus dem zu Hauß geführten Discours informiret, ohne Scheu öffentlich sagen dürffen: ‚Der Herr von Ingelheim gäbe den Artzten täglich einen Gulden, damit derselbe noch vier Wochen spielen möge.'"

Eine Beilage zu diesem Memorial enthält nichts Geringeres, als ein Schreiben des Dr. Eisenbart selbst, also lautend:

„Ich, Johann Andreas Eysenbarth, Kayserlicher, auch verschiedener Chur- und Fürsten hoch privilegirter Medicus und Operator, thue hiermit bekennen und attestiren, daß ohnlängsten meine 2 Diener von Cassel anhero nacher Wetzlar auff Johannis Jahrmarck allda der Gewohnheit nach meine Profession armer Patienten zu Trost zu exerciren, abgeschicket, und bey dem Stadt-Magistrat, um ein Theatrum aufbauen zu können, ansuchen zu lassen; welches auch der Magistrat verwilliget und meine Diener auf dem Marck bey der Kirch den Platz angewiesen; nachdem aber zuvor schon einer mit Nahmen Fidler sich eine Zeit lang dahier aufgehalten und sich gegen meine Diener des Platzes wegen beschweret: haben meine Diener bey mehrgedachtem Magistrat um einen andern Ort angehalten; welcher dann denselben Befehl ertheilte, an dem nehmlichen Ort vor der Cammer zu bauen. Worauf, als ich Dienstags frühe dahier angelangt, mein Stand ohnwissend, was es für ein Ort wäre, betretten, vier Tage lang ausgestanden und meine tägliche Gebühr davor gezahlt, haben Ih. Excell. Hr. Cammer-Praesident, Hr. Graf von Solms-Laubach, durch dero Laqueyen mich befragen lassen, ich sollte nur frey heraus sagen: ‚Wer mir diesen Platz angezeigt, ein Theatrum darauf zu bauen?' Habe ich hochged. Hn. Praesidenten zur Antwort bedeuten lassen, ‚daß solchen Platz aus keinem andern Befehl, als eines Ehrenvesten Raths, meine Diener betretten, und mein Theatrum aufgebauet, mir auch unwissend wäre, ob solcher Ort vor der Cammer, oder was es für ein Platz seye.' Und weilen dann erst-hochgedachter Hr. Praesident Hr. Graf von Solms dem Burgermeister bedeuten lassen, daß er befehlen möchte, ich solte den Stand wieder abbrechen, oder er wolte solchen abbrechen lassen, habe ich auf gemessenen Befehl von dem Burgermeister sogleich meinen Stand abbrechen lassen. Kan also mit der Wahrheit nicht sagen, daß ich weder Ih. Excell. Hn. Praesidenten Baron von Ingelheim im geringsten um Erlaubniß des Aufstandes angegangen, noch dieselben dieserwegen etwas erlaubt, oder befohlen hätten; welches der Warheit zur Steuer ich unter eigner Hand und beygedrucktem Pittschafft hiemit attestiren thue. Wetzlar den 8 Julii 1704.

(L. S.) Joh. Andreas Eysenbarth
Med. & Operator
von Magdeburg."

Mit solchem Stadtlatsch also denuncirten sich Anno 1704 die beiden Justizbeamten vor Kaiser und Reich. Es konnte denn auch endlich nicht fehlen, daß der Reichstag sich zu einem energischen Schritte anraffte und eine Visitation der fraglichen Misstände anordnete. Diese Visitationscommission hat nun die Sachen auf das Gründlichste und Bedächtigste untersucht. Alljährlich hatten die Parteien Gelegenheit, in dießbezügen Deductionen ihren Standpunkt zu wahren; nachdem schon manches Jahr hin- und hergeschrieben war, sahen sich die Ingelheimischen genöthigt, ein Verzeichniß der „spitzigen Anzüglichkeiten" zu veröffentlichen, welche sie in den Schriften ihrer Gegner fanden, und dieser Auszug füllte allein fast hundert Druckseiten in Quart.

Im Jahre 1709 kam endlich die Visitationscommission zu einem gewissen Resultat. Der Vorkämpfer der Solmsischen Partei, Herr von Pyrck, wurde von dem Amte der Gerechtigkeit ereilt. Wir haben über das an ihm statuirte Exempel das Attestatum des Kammer-Pedells Johann Caspar Haud, d. d. 12. October 1709, wodurch dieser bekundet, „wie er am heutigen Tage auf gnädigsten und gnädigen Befehl der höchst ansehnlichen Kaiserl. Commission und der hochlöblichen Reichsvisitation in Gegenwart der Herren Visitatores, des Herrn Präsidenten von Ingelheim und der beleidigten Herren Assessores die ihm behändigten Schreiben und Paßquille in seine Hände genommen, zu dem anwesenden von Pyrck getretten, selbige in viele Stücke zerrissen und vor dessen Füße, spectantibus omnibus geworfen." Außerdem mußte sich Pyrck noch zu einem Deprecationsschreiben verstehen, das dann „allen ehrbaren Gemüthern zu treuherziger Warnung und abschenlichem Exempel gedruckt wurde." Das war also eine Niederlage des Grafen Solms, die er in der Person seines treusten Parteigängers erlitt. Ihm selbst blieb eine derartige solenne Demüthigung erspart; es dauerte übrigens noch Jahr und Tag, bis die Visitationscommission den Frieden am Kammergericht völlig wieder hergestellt hatte.

Digitized by Google

Dem Doctor Eisenbart konnten die Juniustage in Wetzlar mit der Berühmtheit, die sie ihm einbrachten, nur erfreulich sein. Er konnte sich keine bessere Reclame wünschen. War sie doch so wirksam, daß sein Name bis auf den heutigen Tag undergessen geblieben ist, wenn auch die Erinnerung an ihn allmählich immer dunkler und mythischer wurde.

Ob aber die Herren Ingelheim, Solms, Pyrck und wie sie alle heißen, es wohl für möglich gehalten haben, daß man einst von ihren Fünfereien, denen sie eine Wichtigkeit beimaßen, als hinge das Wohl der Welt davon ab, daß man von den unsangreichen Actenstößen ihres fastnachtsmäßigen Processes einst nur Notiz nehmen würde wegen der Erwähnung — des Doctor Eisenbart?

Ein Marlitt-Blatt.

Die Redaction der „Gartenlaube“ ist im Verlaufe des vorigen Frühlings mit einer Gabe der Kunst überrascht worden, die sie um der dadurch Gefeierten willen auf das Freudigste willkommen heißen mußte. Ein „Marlitt-Blatt“ nannte der Meister, Gustav Bartsch in Berlin, die sinnige Composition, in welcher er „E. Marlitt, umgeben von ihren Geistes kindern“ darstellt. Das Originalgemälde, das im Auftrage der Buchhandlung Burmester und Stempell in Berlin ausgeführt und nach welchem die Zeichnung zu unserem Holzschnitt genommen ist, hat eine Höhe von siebenundsechszig und eine Breite von fünfzig Centimeter und schmeichelt dem Auge sich außerordentlich gefällig gleich auf den ersten Blick dadurch ein, daß der Arabeskenschmuck, welcher die fünf Gruppen und das Bildniß der Dichterin umgiebt, und die Ornamentaffigur n.n ober- und unterhalb der Gruppen und des Portraits als in weißem Marmor gearbeitet dargestellt sind und den Farbenreichthum des Ganzen lieblich mildern.

Ebenso glücklich müssen wir den Künstler hinsichtlich der Auswahl der dargestellten Scenen, wie der Charakteristik der vorgeführten Hauptpersonen der nun vollendeten fünf großen Romane von E. Marlitt preisen. Zur Linken vom Bildnisse der Dichterin sehen wir unten die Goldelse in dem verhängnißvollen Augenblicke, wo sie ihrem künftigen Gemahle das Leben und dadurch den wichtigsten Theil des Romans rettet. Darüber läßt uns der Künstler das traulich Zusammensein der alten Mamsell mit Felicitas belauschen, die das für die Enthüllung des Geheimnisses wichtige Armband prüfend in der Hand hält. Im oberen Mittelbilde stehen wir vor der Entlarvung des Hofmarschalls, der zum letzten Male Mainau und der kaum vom Wasserstode erretteten „zweiten Frau“ gegenüber tritt. Recht sinnig ist rechts daneben auch Gisela bei ihrer ersten Bethätigung von Barmherzigkeit dargestellt, beobachtet von dem „Brasilianer“. Das Haideprinzeßchen aber fängt im letzten Bilde des Blattes ihr Leben erst an und erfreut uns mit dem prächtig-kecken Kindesgesichtchen.

Ein solcher Gruppenreichthum ist allerdings wie eine gesammelte Ausgabe der Ehren einer Dichterin, die im Verlaufe weniger Jahre ein Liebling vieler Tausende geworden ist. Denn wenn Romane, die weder durch Bändezahl noch durch besonders fesselnden geschichtlichen Stoff glänzen, sondern immer nur je ein Stück Leben aus der Gegenwart zum Gegenstande haben, nachdem sie in der gelesenen Wochenzeitschrift ihre erste Verbreitung gefunden, dann noch als Bücher, von denen kein einziges Recensionsexemplar ausgegeben worden ist, wenn sie, sagen wir, dennoch binnen wenigen Jahren sechs, acht und zehn Auflagen erleben, und zwar nicht sogenannte Romanauflagen von fünf- bis achthundert, sondern Auflagen von vier- bis fünftausend Exemplaren — so ist man wohl zu der Annahme berechtigt, daß mit diesen Romanen die Literatur reicher an Schöpfungen geworden sei, die zu den Herzen Aller sprechen. Dieses Glück ist E. Marlitt's Werken zu Theil geworden.

Nun ist's eine alte Klage der Schriftsteller und Dichter, daß das Publicum, auch wenn es den Werken eines Autors huldige, doch seiner Person in der Regel kalt und theilnahmlos gegenüber stehe; nur der Bühnendichter genieße den Vorzug, für eine gelungene Leistung bei etwaiger Anwesenheit auch persönliche Auszeichnung davonzutragen. Diese Klage ist nicht unbegründet.

Man erlebt es nicht selten, daß in geselligen oder Familienkreisen irgend ein Geistes werk Freude, ja Entzücken bereitet, daß jeder Mund von Lob überströmt über die genossene Erbebung — aber wie viel Tausende dieser Fälle gehören dazu, bis es einer Seele solcher im Augenblicke Dankbaren einfällt, dem Freudespender selbst über einen solchen Erfolg seines Werkes Kunde zu geben! Wie oft hätten ein paar Worte auf ein Blättchen Papier und ein Groschencouvert genügt, um einen Gott weiß von welchen Sorgen niedergedrückten Geist zu erquicken und neu zu beleben! Nicht besser macht es der Einzelne, der daheim sich an einem Buche, einem Kunstwerke gelabt, wie die große Masse, die ein Werk zur lauten Begeisterung anregt — hier wie dort verläßt sich Jedermann recht bequem auf die öffentliche Kritik und Niemand fühlt, daß ein freudig dankender Brief dem Betreffenden oft mehr werth sein kann, als Dutzende von Recensionen.

Wenn nun einem schaffenden Geiste auch diese seltenen Freuden reichlich zu Theil werden, sollen wir uns nicht Alle darüber mit freuen? Sollen wir dies verschweigen, etwa um nicht Andere zu ernjeren? Kann überhaupt solche unmittelbare Anerkennung ernsterworbenen Verdienstes Neid erregen? Muß nicht vielmehr das eine Beispiel in Allen die Hoffnung wachrufen, daß unser Volk doch nach und nach zu dem Grade der höchsten, der Herzensbildung erhoben werde, auf dem es sähig wird, mit den Geistern der Nation, auf welche es stolz zu sein Ursache hat, in engere, persönlich erquicklichere Beziehung zu treten? Es fehlt noch so viel daran, daß in jedem Orte ein heimisches Talent nach seinem Werthe für das allgemeine Wohl, die allgemeine Förderung des Menschenglücks durch Bildung recht gewürdigt werde, daß wir jeden Weg, der zu diesem Ziele führt, freudig begrüßen müssen. Unser Beispiel ist ein solcher Weg, und nur darum, und durchaus nicht in der ohnedies längst unnöthig gewordenen Absicht, dieser stillen Huldigung noch eine öffentliche hinzuzufügen, machen wir uns die Freude, das Folgende mitzutheilen.

Die Leser unseres Blattes stimmen uns wohl alle darin bei, daß E. Marlitt, seit sie ihnen ihre „Goldelse“ vorgeführt, ein so offenbares Vertrauen in den Herzen ihrer Verehrer gewonnen, daß jede ihrer neuen Schöpfungen eine gesteigerte Theilnahme fand. Dies, aber noch schöner die stille Lust an ihren immerfrischen Gestaltungen spricht sich in verschiedenster Weise in den Briefen aus, die sie schon zu Hunderten empfangen hat. Es ist wirklich ehrliche Freundes-Mitfreude, welche den Verfasser versührte, aus dem großen Vorrath sich Einiges auszubitten, angeblich um es daheim in Andacht zu genießen. Und nun kommt uns das „Marlitt-Blatt“ dazwischen und zwingt uns, unsere Freude darüber und über die ganze Marlitt auszusprechen. Sollen wir Das ganz allein thun? — sollen wir nicht Diejenigen mitsprechen lassen, deren Briefe meist erst durch die Hand der Redaction an ihre Adresse gelangt sind?

Geben wir zuerst einem „Schweizermädchen“, wie die Briefschreiberin sich selbst nennt, das Wort. Ihr hat besonders „Die zweite Frau“ es angethan. „Sie“ — schreibt sie — „ist die Zauberin, die meine Bedenken (über die Absendung eines solchen Briefes) überwunden und mich endlich das aussühren läßt, was Jahre schon mein heißer Wunsch war: Ihnen zu danken für den hohen Genuß, den Ihre Feder, diese Fee, mir und den Meinen schon verschafft hat. — — Es kann mir nicht einfallen, Ihnen hier über „Die zweite Frau“ zu wiederholen, was Sie tausendfach besser gehört, ich fünde auch gar keine Worte dafür, als vielleicht das Eine: Verehrte Frau, Sie sind eine Dichterin von Gottes Gnaden! Nicht wie der Höfling und devote Unterthan diese Worte gebraucht, sondern wie ich, die Republikanerin, sie ver-

* Durch die lithographische Anstalt von Fr. Hartwich in Berlin ist eine Vervielfältigung dieses Lichtbildes in gleicher Größe und mittelst Buntdruckes durch sechszehn Platten hergestellt, die durch Burmester u. Stempell in Berlin, um fünf Mark, jedoch ohne Rahmen, bezogen werden kann. Was wir oben von dem Originale gerühmt, gilt auch von diesen Blättern: Es sind Meisterstücke des Buntdrucks; sie gewähren, in entsprechender Umrahmung, einen recht empfehlenswerthen Wandschmuck.

Digitized by Google

Die Geisteskinder einer Dichterin.
Nach dem Oelgemälde von Gustav Bartsch in Berlin.

steht. Und wie gebrauchen Sie diese Gabe! Auch im Kampfe immer würdig und edel, erfüllen Sie alle freie, vorurtheilslos denkende Herzen mit stolzer Genugthuung, daß ein so wunderbar beredter Mund seine Stimme so kühn und muthig gegen adeligen Uebermuth und Hochmuth, gegen Blasirtheit und Bigotterie und höfisches Kriechen, für Wahrheit und Recht und alles menschlich und göttlich Schöne erhebt." —

Vielen aus der Seele geschrieben ist gewiß der Ausspruch: „Was umfängt uns mit so unendlichem Zauber, haben wir uns erst einmal in ‚Die zweite Frau' versenkt? Es ist vor Allem das

Digitized by Google

warm pulsirende Leben, das Sie Ihren Gestalten, Ihren Naturbildern einzuhauchen wissen; man liest nicht mehr eine spannende Erzählung, man lebt und athmet mit Liane und Mainau und macht ihre Gemüthsbewegungen zu seinen eigenen." — — „Ja, hochverehrte Frau, Sie haben mir und den Meinen den langen, langen, hier in unserem Fabrikdorfe zwischen den Glarnerbergen sehr einförmigen Winter und die Arbeiten des Frühlings in einer Weise verschönt und versüßt, daß wir wie im Traume in den Sommer hineingerathen sind." — —

Die Briefschreiberin hat zwei alten herwandten Damen, von welchen die eine blind ist, E. Marlitt's Werke vorgelesen. „Bei der Wiederholung der „Zweiten Frau" wünschte ich oft, die geseierte Verfasserin könnte ungesehen den kleinen bescheidenen Kreis in der altertümlichen Glarnerstube mit ihren Wandschränken von polirtem Nußbaumholze belauschen; sie hätte wahrscheinlich leise gelächelt über ihre lebhaften Leserinnen, aber sie wäre vielleicht nicht ganz unbefriedigt weggegangen. Das Entzücken der beiden alten Damen war geradezu unaussprechlich. Mariechen aber, meine kleine Nichte, konnte gar nicht begreifen, was in die Großmama und die Tanten gefahren sei; so hatte sie sie noch nie gesehen, bald in athemloser Spannung, bald in stürmischer Erregtheit, in einer Begeisterung ohne Gleichen. Das Kind schlich auf den Zehenspitzen vor lauter Respect und warf scheue Blicke nach den so seltsam veränderten Frauen. — Und als endlich das letzte Wort verklungen, als wir Liane verlassen, wie sie glücklich lächelnd in die Zukunft sah, da bemächtigte sich unser ein Gefühl, als hätten wir soeben Abschied genommen von einem lieben Freunde, der uns durch seine Gegenwart das Leben verschönt für eine Zeit lang und nun unseren Blicken entschwunden ist. Als ich die Absicht kundgab, der Dichterin meinen Dank auszusprechen, da leuchtete es auf in dem lieben guten Gesicht der Blinden und sie bat dringend, auch ihren Dank nicht zu verschweigen für die vielleicht letzten Lebensfreuden, mit denen Sie ihre lange Nacht beglückt hätten."

Dieselbe hohe Verehrung, wie die freie junge Schweizerin, bringt unserer Dichterin eine für die Erhebung des weiblichen Geschlechts auf „neuen Bahnen" kämpfende deutsche Frau in G . . . . . entgegen. Sie hat bisher vergeblich erwartet, daß E. Marlitt die moderne Frauenfrage zum Gegenstand eines Romans wähle. „Sie selbst, verehrtes Fräulein," führt sie fort, „stehen so hoch über dem Niveau dessen, was Frauen durchschnittlich leisten und zu leisten vermögen, und auch die Frauengestalten Ihrer Muse — ich meine nicht die nach dem Leben in ihren Mängeln und Schwächen treffend gezeichneten, sondern diejenigen, welche als wahre Kinder Ihres Geistes Sie unverkennbar mit dem Hauche Ihres eigenen Wesens beseelt haben — Ihre Goldelse, Gisela, Liane — das sind Erscheinungen, welche so wenig dem alltäglichen Frauentypus und der hergebrachten (selbst dichterisch idealen) Anschauung von Frauenart und Frauenbegabung entsprechen, daß damit in doppelter Hinsicht Ihre Verwandtschaft mit den modernen Bestrebungen zur Hebung des weiblichen Geschlechts nahe gelegt ist. Ihre selbstständig denkenden, urtheilenden und handelnden Frauen, durchgebildete Charaktere, den niederen und höheren Anforderungen des Lebens gewachsen, wie sie sind, gleicherweise fähig und willig, im ernsten Berufsstreben Stütze und Halt in sich selbst zu finden, wie auch, von einer geliebten Hand sanft geleitet, beseligt durch's Leben zu gehen: das sind eben selbst weibliche Erscheinungen, deren Heranbildung wir für die Emancipation unseres Geschlechts Eintretenden von dem Fortgang unserer Bestrebung erhoffen. Sollten Sie vielleicht mit Absicht sich darauf beschränkt haben, zur Lösung der schwebenden Frauenfrage anregend beizutragen, indem Sie weibliche Charaktere schufen, welche als ideale Vorbilder zeigen sollten, wie harmonisch die vollständige Selbstständigkeit der Frau in Einklang stehen könne mit dem Zauber edelschöner Weiblichkeit — die man ferner nur zu häufig identificirte mit Rathseslosigkeit und Schwäche?"

An diese aus den gelehrten Frauenkreisen aufgeworfene Frage wüßten wir aus den vorliegenden Briefen nichts Anmuthigeres zu reihen, als die treuherzigen Worte einer einfachen deutschen Mutter, einer „Landsmännin" in Amerika. Da heißt es: „Seit ich den Schluß Ihrer „zweiten Frau" gelesen, drängt es mich, Ihnen meinen Dank dafür zu sagen. Ich kann's Ihnen gar nicht ausdrücken, wie groß meine Freude ist, wenn mir angezeigt wird, daß bald wieder etwas Neues von Ihnen erscheint. Wenn es wirklich beginnt und die neue „Gartenlaube" kommt, da wird Alles stehen und liegen gelassen und nur gelesen, was sonst nicht der Fall ist. Alle, die Ihre Werke lesen, sagen: es ist Alles so natürlich, man glaubt den Personen (der Erzählungen) schon einmal im Leben begegnet zu sein. Wenn ich Ihnen nur so recht klar meine Freude darüber schildern könnte! Vielleicht verstehen Sie's, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich auf jede Fortsetzung freue wie ein Kind auf den Weihnachtsabend. — Als ich einer meiner Schwestern am Ohio schrieb: wie gefällt Dir „die zweite Frau"? da antwortete sie: „Wenn die „Gartenlaube" kommt, stürze ich darüber her, verschlinge die Fortsetzungen mit wahrem Heißhunger, und dann lese ich sie noch einmal mit Verstand und großem Wohlbehagen." Es ist Ihnen vielleicht nichts Neues, zu hören, daß viele Kinder nach Ihren Geschichten getauft werden, und dies von Amerikanern noch mehr, als von Deutschen; jetzt werden die Lianen in die Mode kommen."

Diesen brieflichen Herzensergüssen schließen wir in möglichster Kürze noch einige andere Bethätigungen der Hochachtung und Verehrung für E. Marlitt an, für deren Richtigkeit wir die besten Zeugen ausstellen können. Eine ansehnliche Ueberraschung kam aus Californien in Gestalt einer Kiste dortigen Weines. Ein reicher Verehrer am Rhein schmückte ihren Garten mit den herrlichsten Blumen und seltensten Pflanzen, und nicht weniger erfreute sie eine Sendung prächtiger Alpenblumen aus Interlaken; viele andere sinnige und werthvolle „Dankeszeichen", besonders aus Frauenhänden, schmücken das Arbeitszimmer der Dichterin. In den Alpen war's auch, wo einem St. Galler hoch auf Luciensteig, der Schweizerweite, im Wirthshaus als interessanteste Neuigkeit verkündet wurde, daß die „Gartenlaube" angekommen sei. „Sehen Sie," hieß es, „dort liegt „die zweite Frau"!" — Mit derselben Ernstthätigkeit rief auf der Thüringer Eisenbahn ein Reisender, der von Leipzig kam, einem Bekannten zu: „Wissen Sie's schon? „Die alte Mauseli" ist todt!" Und es knüpfte sich zugleich an diese Nachricht die aufrichtige Bedauernißbezeugung, daß es mit dieser prächtigen Frau schon aus sei." So leben die Marlitt'schen Gestalten wirklich im Volke, und es ist daher nicht zu verwundern, daß die Verehrung für die Dichterin in der verschiedensten Weise zum Ausdruck kommt. Nicht selten, namentlich wenn eine oder die andere der jetzt blühenden Wanderversammlungen in Anstand weilt, ertönen huldigende Gesänge hoch am Hügel vor dem stattlichen Bergschlößchen „Marlittheim", und dies beschränkt sich nicht etwa blos auf Lehrer, Sänger und dergleichen der Poesie schon näher stehende Leute, auch die schwarzen Feuerwehrmänner verjämmten es nicht, der Dichterin durch Gesang, Deputation und Rede ihre Huldigung darzubringen. Nicht gering ist die Zahl derer, welche die Dichterin von Angesicht zu Angesicht zu schauen begehren, aber von der um die stets Leidende gewissenhaft besorgten Umgebung mit seltenen Ausnahmen abgewiesen werden müssen.

Können wir die zahlreichen Uebersetzungen der Marlitt'schen Werke in so ziemlich alle europäischen Sprachen zu den erfreulichsten Ehren derselben rechnen, so sind dagegen von den Dramatisirungen derselben, mit welchen die Speculation sogar der Veröffentlichung derselben durch den Druck noch zuvorzukommen suchte, nur wenige, im Einverständniß mit der Verfasserin ausgeführte einer andern, als streng rügender Erwähnung werth.

Sehen wir zum Schluß noch einmal Alles an, was da zum Preise unserer E. Marlitt gesagt ist, so gewahren wir mit heimlicher Freude, daß dabei nur fremde Stimmen laut geworden sind, und daß es unseres Zuthuns gar nicht bedurfte, um ihr einen recht frischen Kranz auf das Haupt zu setzen; — und darüber kann und wird sie uns nicht zürnen, auch wenn die brieflichen Mittheilungen ohne ihr Wissen veröffentlicht werden.

Dem Bilde aber, das uns zu dieser Besprechung veranlaßt hat, können wir nichts Besseres wünschen, als eine Verbreitung, wie sie die Marlitt'schen Werke gefunden haben.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Eine Erinnerung aus den Tagen der schweren Noth. Am Nachmittage des 23. April 1844 hielt vor dem Gasthofe zum Hirsch, jetzigem kaiserlichem Postamte zu Saalfeld, eine Extrapost, deren Insassen — ein ältlicher Herr von militärischem Aussehen mit einer noch schönen Frau an seiner Seite — von dem Wirthe auf's Ehrerbietigste begrüßt und in die besten Zimmer des Hauses geleitet wurden.

Es war nicht das erste Mal, daß der zur Zeit pensionirte Oberstlieutenant Friedrich von Klitzing aus Berlin in der alten Kreis-, Münz- und Bergstadt Saalfeld einkehrte, aber eine lange Reihe von Jahren voll weltgeschichtlicher Begebenheiten lag freilich zwischen heute und damals, wo er als Adjutant Louis Ferdinand's von Preußen an der Seite des Letzteren seinen Einzug in diese Stadt gehalten hatte.

Wie hatten am Morgen jenes 10. October 1806 die Herzen voll Muth und Begeisterung geklopft; war doch endlich nach peinlich langem Harren der Augenblick gekommen, wo Preußen, zum Aufgeben seiner neutralen Stellung genöthigt, an dem Kampfe für deutsches Recht und deutsche Ehre thätigen Antheil nehmen sollte! Im Vertrauen auf die gerechte Sache und von der eigenen persönlichen Tapferkeit und Begeisterung auf die seiner Truppen schließend, glaubte Louis Ferdinand einen Zusammenstoß mit dem verhaßten Feinde nicht scheuen zu müssen, und so war er von Rudolstadt in der Absicht aufgebrochen, den in großen Massen rasch heranrückenden Franzosen auf halbem Wege entgegen zu gehen. Er sollte jedoch nicht weit kommen. Schon bei Saalfeld mußte Schlachtaufstellung genommen werden, und bald entspann sich jener unselige Kampf, in welchem der preußische Aar traurig die Schwingen senkte. Keine der frohen Siegeshoffnungen hatte sich erfüllt; die Truppen waren theils vernichtet, theils in die Flucht geschlagen, und Louis Ferdinand selber hatte auf dem Schlachtfelde von Wöhlsdorf sein Herzblut verströmt. Kein glorreicher Sieg war es, an den sich fortan für alle Zeiten der Name des Prinzen knüpfen sollte, es war eine verlorene Schlacht, und statt des Lorbeers, den er zu pflücken gedachte, erntete er den bittern, durchaus ungerechtfertigten Vorwurf, durch ungezügelte Kampfbegier das unglückliche Treffen verschuldet, dann aber, um den Vorwürfen des Königs zu entgehen, seinem Leben selber ein Ende gemacht zu haben. —

Friedrich von Klitzing, Louis Ferdinand's treu ergebener Adjutant, hat es sein Leben lang nicht verwinden können, daß er im entscheidenden Augenblicke außer Stande gewesen, seinem Generale Beistand und Rettung zu bringen. Alles, was er auch während der ferneren Kriegsjahre an Nöthen und Gefahren zu bestehen haben mochte, es trat in den Hintergrund vor den Erlebnissen jenes Tages, der für ihn der schreckenvollste seines Lebens blieb. Mit bewunderuswerther Treue bewahrte sein Gedächtniß alle Einzelheiten der unglücklichen Schlacht, während ein unstillbares Verlangen ihn fort und fort nach der Gegend zog, die der Schauplatz seiner schmerzlichsten Erinnerungen geworden war.

Noch einmal wollte er an Ort und Stelle die Bilder jenes grauenvollen Tages an seinem geistigen Auge vorüberziehen lassen: noch einmal wollte er die Stätte besuchen, an welcher sein unvergeßlicher General den Heldentod gefunden, und als selbst ein längerer Aufenthalt unter Italiens blauem Himmel jenes Verlangen nach den grünbewaldeten Thüringer Bergen nicht zu stillen vermochte, da war der greise Veteran in Begleitung seiner vortrefflichen Gattin nach dem Ziele seiner langjährigen Sehnsucht aufgebrochen. —

Ja, da stand es noch, das alte Thor, durch welches er, von Rudolstadt kommend, neben Louis Ferdinand einst eingeritten war! Dort in dem großen Eckhause am Markte hatte der Prinz mit seinen Begleitern das letzte Frühstück eingenommen, dann waren sie auf den erhaltenen Rapport von dem eiligen Heranziehen des Feindes zum oberen Thore wieder hinaus gesprengt, um die rings um die Stadt herum aufgestellten Truppen zu inspiciren.

Wie stiegen angesichts dieser Oertlichkeiten die alten Erinnerungen in lebendiger Frische vor der Seele des Greises auf! Links vor dem oberen Thore, wo heute die Knoch'sche Maschinenfabrik steht, hatten damals die sächsischen und preußischen blauen Husaren Aufstellung genommen; rechts nach der Münzpforte zu stand das preußische braune Husarenregiment Schimmelpfennig. Weiter rechts in einem langgestreckten, jetzt ausgefüllten Graben zunächst der Stadtmauer lag gedeckt eine Compagnie preußische Jäger, während auf dem Siechenhügel links an der Rudolstädter Chaussee, von wo aus die fränkische Straße bei Gernsdorf und der Eckardsanger am Fuße des bewaldeten breiten Berges bestrichen werden konnte, die preußische und sächsische Artillerie aufgestellt war. Zwischen den braunen Husaren links und den Jägern in jenem Graben rechts lagen die preußischen Scharfschützen im Verstecke, lauter vortreffliche Schützen mit weittragenden gezogenen Büchsen, die an jenem Tage manchen französischen Reiter vom Pferde in's Grab beförderten. Rechts über Cröllen nach Blankenburg zu war das Gros der Armee aufgestellt; die Franzosen dagegen kamen aus den Thalstraßen der oberen Berge sowie über diese selbst aus den Wäldern in das Thal herab, stellten sich am Fuße des breiten Berges in Schlachtordnung auf und eröffneten das Feuer. Fast schien es jedoch, als ob das Kriegsglück dem sieggewohnten Feinde untreu werden wollte, denn der erste preußische Kanonenschuß machte sofort die eine der beiden Kanonen, über welche jener anfänglich nur zu verfügen hatte, untauglich. —

Wohl kannte Frau von Klitzing alle diese Details auf's Genaueste, doch sie hätte nicht die gute Patriotin und verständnißvolle Gattin sein müssen, um die Gefühle ihres Gemahls nicht zu begreifen und seine Bewegung nicht zu theilen, als dieser jetzt an Ort und Stelle ihr abermals die Begebnisse jenes für ihn unvergeßlichen Schreckenstages in ergreifender Lebendigkeit schilderte.

In aller Frühe des nächsten Morgens finden wir das von Klitzing'sche Ehepaar bereits auf dem Wege nach dem Schlachtfelde, langsam im offenen Wagen dahin fahrend und oft still haltend.

Da lag sie vor ihnen, die Gegend, die der Oberstlieutenant dereinst in Staub und Pulverdampf gehüllt verlassen hatte — heute ein Bild der Ruhe und des Friedens. Still blieb's links auf den bewaldeten Höhen, und die weiten Wiesenflächen zur Rechten, damals mit dem Blute von Freund und Feind gedüngt, harrten im frischen Grün des jungen Lenzes der weidenden Schaf- und Rinderheerden.

Bei einem dicht am Wege stehenden Steinwürfel, von preußischen Officieren im Jahre 1807 errichtet, stiegen die Reisenden aus. Die Inschrift jenes Steines

„Hier fiel kämpfend für sein dankbares Vaterland
Prinz Louis Ferdinand von Preußen
am 10. October 1806."

trägt die Schuld an der fast allgemein verbreiteten irrthümlichen Annahme, der Prinz sei an dieser Stelle gefallen, oder tödtlich verwundet hier niedergelegt worden, um unter den Zweigen einer prächtigen, erst kürzlich gefällten Linde zu verscheiden. Dies ist jedoch historisch unrichtig. Unter jenem schönen alten Baume fand wohl der erwähnte Gedenkstein die passendste Aufstellung, seine Inschrift jedoch ist im weitern Sinne gebraucht und bezeichnet nicht sowohl speciell eine einzelne Stelle, als vielmehr den ganzen Platz, woselbst der Prinz gekämpft und gefallen. Ein weit kostbareres Denkmal, von der Fürstin Louise von Radziwill dem Andenken des gefallenen Bruders errichtet, erhebt sich, von weißstämmigen Birken beschattet und von einem eisernen Gitter umschlossen, auf einer Feldspitze dem Dorfe Wöhlsdorf gegenüber. Von diesem Monumente deutet eine mythologische Figur hinunter nach dem Hohlwege, welcher in einen Richtsteig ausläuft, auf dem man über die Wiesen nach dem Dorfe Schwarza gelangt. Am Ausgange dieses Hohlweges war es, wo sich der fliehende Prinz plötzlich von drei Seiten von feindlichen Reitern umgeben sah, die den Augenblick erspäht hatten, wo dieser, von seinen Begleitern abgeschnitten, ihnen nothwendig in die Hände fallen mußte. Louis Ferdinand erkannte auch sofort die Absicht seiner Verfolger, doch die Ehre höher achtend als das Leben, ruft er ihnen auf ihre Aufforderung, sich zu ergeben, auf französisch die Worte zu: „Der Prinz ergiebt sich nicht; der Prinz stirbt!" Ein wüthender Kampf entspinnt sich, der damit endet, daß Louis Ferdinand, von einem Stiche mit einem geraden Säbel tödtlich in die Brust getroffen, vom Pferde sinkt. Wie tapfer der Prinz gekämpft, hat einer seiner Mörder selber unserm Gewährsmanne geschildert, als er sich von diesem Tags darauf nach dem Kampfplatze begleiten ließ, um in den noch im Wege stehenden Lachen vom Blute Louis Ferdinand's nach einem dem Prinzen im Gefechte abgerissenen Orden zu suchen.

In schmerzliche Trauer versunken, standen die Gatten lange, dann legten sie schweigend die kurze Strecke bis nach Wöhlsdorf zu Fuß zurück, ein Jedes mit den Gefühlen der eigenen Brust vollauf beschäftigt. Hier führte der Oberstlieutenant seine Frau in den zunächst an der Straße gelegenen Garten des Georg Heinrich Bock'schen Hauses, woselbst eine feindliche Kugel dem Prinzen das Pferd unter dem Leibe getödtet hatte, als dieser soeben seinen beiden Adjutanten, von Nostiz und von Klitzing, seine letzten Befehle ertheilt hatte. Der Besitzer des Hauses, welcher sammt seiner alten Mutter nach dem Begehr der Fremden zu fragen kam, vernahm mit Erstaunen, daß der fremde Herr kein Anderer, als der ehemalige Adjutant Louis Ferdinand's sei, und bald tauschte man auf's Lebhafteste die alten traurigen Erinnerungen aus.

Von den Fenstern ihrer Wohnung aus hatten G. H. Bock und dessen Eltern es mit angesehen, wie der Prinz bemüht gewesen, die Seinen aufzuhalten und zu sammeln. Vergebens! Ein panischer Schrecken hatte die Truppen erfaßt; Louis Ferdinand mußte das Geschick des Tages verloren geben. Da erst entschloß auch er sich zur Flucht, und den Ordensstern auf seiner Brust mit dem Federhute deckend, um nicht erkannt zu werden, ritt er durch eine stets offene Pforte des Bock'schen Gartens unbehindert über die Straße in den erwähnten Hohlweg, an dessen Ausgange bereits der Tod auf ihn lauerte. — Bock führte den Oberstlieutenant zu der Stelle, wo die Leiche des Prinzen am Fuße eines alten, jetzt nicht mehr vorhandenen Eichenstumpfes quer über dem Fahrgleise gelegen, bis dieselbe am Nachmittage, fast gänzlich entkleidet und mit einer Pferdedecke verhüllt, unter lustigen Tanzweisen nach Saalfeld geführt wurde. Das war die feierliche Einbringung, von der ein französischer Schriftsteller seiner Zeit gesagt:

„Der Prinz wurde mit allen seinem Range und seinem Unglücke gebührenden Ehren eingebracht."

Schmerzlich bewegt kehrte Herr von Klitzing noch einmal nach dem Bock'schen Garten zurück; war es doch, als ob er sich nicht losreißen könnte von einem Orte, an dem er einst nur wie durch ein Wunder dem Tode oder der Gefangenschaft entgangen war, und wohin es ihn seitdem unablässig und zuletzt unwiderstehlich gezogen.

„Ich entsinne mich nicht," wandte er sich zu den Umstehenden (durchgehends Herrn von Klitzing's eigene Worte), „je in meinem Leben von einer ähnlichen furchtbaren Wuth befallen gewesen zu sein, wie dereinst hier an Ort und Stelle, als ich mich von dem Prinzen abgesperrt und auf den Feind geworfen sah. Mein braver Gaul," fuhr er fort, „schien meine Stimmung zu theilen, denn wüthend schlug und biß er um sich, bis es mir gelang, mich aus dem Feindeshaufen herauszuhauen und, von meinem treuen Thiere wie auf Vogelschwingen getragen, nach Rudolstadt zu entkommen."

„Mein Lieber," entgegnete Frau von Klitzing, „Deine Tapferkeit ist durch Dein treffliches Pferd unterstützt worden; sie hat Dich Deinen nächsten Feinden furchtbar gemacht und Dir aus ihren dichten Reihen herausgeholfen. Uebrigens glaube ich, daß eine höhere über uns waltende Macht Dich beschützte und beschlossen hatte, daß Dein Lebensende nicht in Saalfeld erfolgen sollte, in Saalfeld, dessen bloßer Name hinreichend

Digitized by Google

ist, um in jeder braven Preußenbrust schmerzliche Erinnerungen an die unglückliche verlorene Schlacht und den damit verknüpften Tod unseres trefflichen Prinzen zu wecken."

Der Oberstlieutenant drückte bewegt die ihm dargereichte Hand der Gattin. „Ich ehre Deinen Glauben, meine Theure," sagte er feuchten Auges, „gleichwohl wissen wir nicht, was in dem großen Schicksalsbuche das Fatum weiter verzeichnet hat, denn — noch haben wir Saalfeld nicht verlassen."

Frau von Klitzing erschrak. Mit herzlichen Worten trennten sich die Gatten von den Bock'schen Leuten, um in trüber Stimmung nach Saalfeld zurückzukehren. Dort besuchten sie noch den Saal im sonst Lairitz'schen Hause, woselbst der Prinz zum letzten Male gefrühstückt; besahen den Schloßhof, in welchem der im Schlosse einquartiert gewesene Marschall Lannes den entseelten Körper Louis Ferdinand's in Empfang genommen hatte, und traten zuletzt noch in die altehrwürdige St. Johanniskirche ein, in der die Section, Ausstellung und Beisetzung der Leiche stattgefunden. Elf Jahre später wurde sie nach Berlin gebracht.

Wie tief ergreifend die im Laufe des Tages empfangenen Eindrücke auf den greisen Oberstlieutenant gewirkt, das zeigte sich nicht allein in dessen Gemüthsstimmung, sondern äußerte sich auch gegen Abend in einem rasch zunehmenden körperlichen Unwohlsein. In Angst und Bangen durchwachte Frau von Klitzing die Nacht; die Worte ihres Gatten: „noch haben wir Saalfeld nicht verlassen," klangen ihr fort und fort wie eine unheilvolle Prophezeiung in den Ohren. Sollte er am Ende deshalb dem geheimnißvollen Zuge nach Saalfeld gefolgt sein, damit er heute inmitten tiefsten Friedens den Tod fände, dem er hier vor achtunddreißig Jahren im wilden Kriegsgetümmel glücklich entronnen? — Der mit Tagesgrauen herbeigerufene Arzt, Dr. Opatovsky, erklärte die Krankheit des Patienten für eine gefährliche Lungenentzündung, die denn auch in der That trotz aller ärztlichen Bemühungen und sorgsamster Pflege in wenigen Tagen den Tod herbeiführte.

Am 3. Mai fand auf dem Kirchhofe zu Saalfeld die standesmäßige Beerdigung des Oberstlieutenants von Klitzing statt. Seine Wittwe verließ drei Tage später, schmerzlich gebeugt und tief erschüttert, die Stadt, welche Louis Ferdinand und dessen ehemaligem Adjutanten das Grab bereitet.

An Garibaldi.

(Auf dessen Brief an Blind.)

Endlich, Alter von Caprera, stimmst Du ein in Deutschlands Ruhm,
Und von deutscher Kraft erwartest Du ein würdig Menschenthum.
So ist's recht, wir wußten's lange, lange haben wir's ersehnt,
Und beklagt, daß guten Samen Du in morscher Frucht gewähnt.
Doch Dein ideales Streben hat zum Irrthum Dich verleitet,
Bis das Treiben der Gemeinheit endlich Deinen Blick geweitet.
Großer, Edler, Guter, Tapfrer, Deine unbefleckte Hand,
Die selbst Deines Volkes Gabe wiedergiebt dem Vaterland,
Endlich reichst Du sie den Deutschen, endlich würdigst Du ihr Wesen,
Endlich ahnst Du, daß zu Kämpfern wahrer Freiheit sie erlesen,
Wahrer Freiheit, die im Strahle Eines Tags nicht mühlos reift,
Nein, die erst nach schwerer Arbeit wird vom Baum des Volks gestreift.
Erst das Volk, und so die Menschheit; erst der Baum, und so der Wald —
Einen Jeden laß' erwachsen in ureigener Gestalt;
Jeder ziehe seine Blüthen, und der Wind der Freiheit mischt
Endlich aller Duft zu einem, der den ganzen Wald erfrischt.
Wohl erquickt's, daß deutschen Wesens kräftige und tiefe Art
Auch von Dir, dem edeln Greise, endlich doch gepriesen ward.
Konnt' es anders sein? Die Edeln haben fürder keine Wahl,
Deutsch ist, wer von Herzen trachtet nach der Menschheit Ideal.

R. H.

Moderne Kaffeeverfälschungen. Herr Dr. Franz spricht sich im polytechnischen Notizblatt 1874, Seite 43 über Kaffeeverfälschungen in neuerer Zeit aus, und wir glauben, daß es für unsere Hausfrauen von Interesse sein dürfte, wenn wir das, was er sagt, hier kurz mittheilen, sowie wir hoffen, daß es Herr Dr. Franz gestattet, seine für das Allgemeinwohl veröffentlichten Bemerkungen weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Man hat nicht mit Unrecht die grüne Farbe der Kaffeebohnen als ein Merkmal der Güte betrachtet, aber in neuester Zeit hat dieses Zeichen seinen Werth verloren, weil man häufig die schlechteren Sorten grün färbt, und leider geschieht dieses mit einer Kupfer enthaltenden Farbe, die unbedingt der Gesundheit nachtheilig ist. Dr. Franz räth daher die rohen Bohnen mit heißem Wasser zu übergießen, sie zu trocknen und dann erst zu rösten. Die Kaffeebohne verliert durch dieses Verfahren nicht an Werth, da die wirksamen Bestandtheile des Kaffees erst durch das Rösten zur vollen Entwickelung gelangen. Unterläßt man dagegen des Waschen des Kaffees, so werden die etwaigen anhängenden Farbstoffe durch das Rösten erst recht dem Kaffee einverleibt. Um das Wasser, mit dem man die Kaffeebohnen gewaschen hat, auf Kupfergehalt zu prüfen, empfiehlt er die bekannte Probe: man setzt dem Wasser ein wenig Säure hinzu, taucht eine blankgeputzte Messerklinge hinein und läßt sie einige Minuten darin. Ist das Wasser kupferhaltig, so hat sich die Klinge mit einem dünnen rothen Anfluge (Kupfer) bedeckt.

Daß der geröstete, gemahlene Kaffee zuweilen mit Cichorie gefälscht wird, ist bekannt, da dieser Zusatz billiger als der Kaffee ist, und obwohl diese Fälschung sich, wenn man darauf achtet, schon durch den Geruch kundgiebt, so führen wir doch eine einfache von Franz angegebene Methode zur Prüfung der Echtheit an. Man lasse durch den gemahlenen Kaffee kaltes Wasser laufen. Ist in demselben Cichorie vorhanden, so erhält man eine braune Brühe, der unverfälschte Kaffee aber giebt keine gefärbte Flüssigkeit, wenn man kaltes Wasser durchlaufen läßt.

Ueber den sogenannten homöopathischen Kaffee spricht sich Franz dahin aus, daß dieser die Benennung Kaffee nicht verdiene, da das Fabrikat nur aus gebranntem Roggen bestehe, welcher weder eine heilsame noch heilende Wirkung besitze, indessen doch unschädlicher sei, als der sogenannte deutsche Kaffee, das heißt gebrannte und gemahlene Cichorienwurzel. Die Cichorienwurzel enthält einen Bitterstoff, auch bildet sich beim Rösten eine geringe Menge brenzliches Oel, welches dem Aufgusse der reinen Cichorienwurzel ein wiewohl etwas widerliches Aroma ertheilt. Jedenfalls fehlt diesem Getränke der wesentliche Bestandtheil des echten Kaffees. Wir stimmen im Allgemeinen zwar diesem Ausspruche bei, bemerken jedoch, daß an und für sich die Cichorienwurzel keine nachtheiligen Wirkungen herbeiführt, wenn sie zweckmäßig genossen wird, daß vielmehr die wilde Cichorie eine magenstärkende Kraft besitzt, wogegen die geröstete Wurzel, als Getränk genossen, Blutwallungen verursacht, auf die Dauer wohl von nachtheiligen Folgen ist und sich daher als Kaffee ersetzendes Getränk nicht eignet. Das Surrogat wurde anfänglich sehr billig hergestellt und veranlaßte große Nachfrage und demgemäß auch Steigerung des Preises, dies aber führte, wie gewöhnlich, zu Fälschungen des Fabrikats. Anfangs verwendete man hierzu Mohrrüben, weiße Rüben, Runkelrüben etc. und um dem Fabrikate das brenzliche Oel zuzufügen, röstete man diese Ersatzmittel mit Speck, indessen blieb man hierbei nicht stehen und trieb die Fälschung so weit, daß man selbst gepulverten Bolus, Sand, Ziegelmehl in demselben findet.

Will man ein unschuldiges, billiges Surrogat für den Kaffee haben, so mag sich Jeder selbst Roggen, Gerste und Eicheln rösten; er weiß dann wenigstens, was er genießt.

Eine neue Zeitung für die Interessen der Bodencultur. Einen hervorragenden Rang unter den vielen landwirthschaftlichen Zeitungen, die wir besitzen, verspricht das „Oesterreichische landwirthschaftliche Wochenblatt" einzunehmen, welches in dem überaus thätigen Verlage von Faesy und Frick in Wien erscheint. Die uns vorliegenden ersten Nummern desselben zeichnen sich schon durch die geschmackvolle, wahrhaft glänzende Ausstattung vor allen übrigen Fachorganen auf diesem Gebiete sehr vortheilhaft aus, und ihr Inhalt entspricht vollkommen den durch das Aeußere erregten Erwartungen. Unter den dritthalbhundert Mitarbeitern und Correspondenten, deren Zusage das neue Blatt empfangen hat, fehlt auch nicht ein einziger Name von Bedeutung in der Wissenschaft und Praxis in Deutschland, Oesterreich und Ungarn. Trefflich ausgeführte Abbildungen nach Originalzeichnungen, nicht etwa ausrangirte Cliches weltbekannter Kataloge, wie sonst wohl üblich, gereichen ihm zur besonderen Zierde. Wir glauben, diejenigen unter unseren Lesern, welche sich für Bodencultur und was damit zusammenhängt interessiren, auf diese vielverheißende Erscheinung hiermit aufmerksam machen zu sollen.

Für die Abgebrannten in Meiningen

gingen noch ein: Ertrag einer Theatervorstellung des Sächsisch-Thüringer Vereins in Newark (Amerika) 125 Thlr. 18 Ngr. (den dortigen Landsleuten Gruß und Dank); Ertrag einer Sammlung im Fürstenthume Liechtenstein für die verunglückten deutschen Stammesgenossen, eingef. durch Dr. Schädler in Vaduz 318 fl. ö. W. (Bravo); gesammelt bei einem Geburtstagskränzchen in Berlin 1 Thlr. 13 Ngr.; aus der Schule in Stöcken bei Werdau 1 Thlr. 20 Ngr.; Baumeister Rob. Six in Petersburg 14 Thlr.; Ludwig Meyer in Berlin 2 Thlr.; K. B. in Krankenhagen 1 Thlr.; Frau E. Heilbronn in Bochum 1 Thlr.; Elementarschüler in Bürgel, bei Offenbach, durch Lehrer Feuchtwanger 1 Thlr. 4 Ngr. 2 Pf.; aus Eibelshausen 10 Thlr.; W. H. in Moserum 1 Thlr.; H. Stürmann in Borbeck 1 Thlr.; mit einem Gedichte 1 Thlr.; Levisohn in Bochum 1 Thlr.; gesammelt von G. Gerlach in Zwenkau (Zwenkauer Zeitung) 15 Thlr. 20 Ngr.; A. Wolff in Bremen 26 Ngr. 1 Pf.; Männergesangverein „Eintracht" in Neisse 6 Thlr. 4½ Ngr.; vom Stammtisch bei Graul in Dornburg 2 Thlr. 15 Ngr.; A. K. in Kahla 1 Thlr.; Hüttig in Strauchitz 2 Thlr.; M. K. in Lützen 2 Thlr.; Fr. Pi. und D. B. in Altenbruch 2 Thlr.; Gesangverein „Lyra" in Meuselwitz 6 Thlr.; Rosalie Heintzmann in Düsseldorf 5 Thlr.; schwarze Dame Toroli in Rostock 3 Thlr. 10 Ngr.; Gesangverein in Wülfel 1 Thlr. 8½ Ngr.; am Weintische bei Schneider in Memel 1 Thlr. 11 Ngr.; M. St. in W. 1 Thlr.; Valentin zu Laxenberg 1 Thlr. 5 Pf.; J. K. 2 Thlr.; F. M. in Torgau 3 Thlr.; F. S. in Dresden 1 Thlr.; Gabe des Liebhabertheaters in Constanz, durch Buchhändler Meck in Constanz 80 Thlr.; Dilettanten-Concert in Greene 26 Thlr. 10 Ngr.; (Buchdruckerei Limbach in Braunschweig lieferte Drucksachen im Betrage von 5 Thlr. 25 Ngr. gratis); aus Friedberg in Hessen, Reinertrag eines Kirchenconcerts, welches von dem Organisten Herrn Taubstummenlehrer Schneider, dem Fräulein Bechthold, dem Herrn Concertmeister Rosenbecker, sowie einigen anderen bewährten Dilettanten Friedbergs gegeben wurde 26 Thlr. 15 Ngr. 4 Pf.; Sammlung von Albert Thiem unter den Deutschen in Edinburg 45 Thlr. 27 Ngr.; W. Jung in Cheltenham (England) ½ Guinee; aus Klagenfurt 2 fl. ö. W.; Helene und Ottilie in Usciebisenpie 30 fl. ö. W.; Bernh. Marr in Dux 5 fl. ö. W.; von einem Schiffer in Petersburg 5 Rubel; Ungenannt 1 Rubel; auf einem Balle „Zur schönen Aussicht" ges. 6 fl. rh.; N. N. ein Ring; aus Aachen 15 Ngr.; E. K. in Zwingenberg 1 Thlr.

Indem wir allen freundlichen Gebern im Namen der Abgebrannten den herzlichsten Dank darbringen, schließen wir nunmehr unsere Sammlung, die einen Gesammtbetrag von

8233 Mark 65 Pfennigen

ergeben hat.

Die Redaction der Gartenlaube.
Ernst Keil.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. 1875.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Das Capital.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

„Ach," sagte heftig Rudolph, „das Capital — das ist Euch allen zu einem Spukgespenst geworden, das Euch die Nachtruhe stört. Die Welt glaubt nicht mehr an den Zauber und Nachtmähren, aber sie glaubt an das Capital, eine Art Ding mit ungeheuren Fledermausflügeln und einem Rüssel, das armen Leuten das Blut aussaugt. Der Onkel Gottfried ist eben mit drei Augen auf die Welt gekommen: das dritte ist seine Umsicht — und mit einem sechsten Sinne; das ist seine Gabe, das Richtige zur rechten Zeit zu thun. Und was Du von Malwinens Capital sagst . . ."

„So weiß ich, was ich sage," fuhr barsch und ceremoniös über den Widerspruch der Alte dazwischen. „Als sie sich mit dem Baron Haldenwang verheirathete, war Gottfried krank. So kam es, daß ich in die Stadt mußte, um ihr als Zeuge zu dienen und damit doch einer von unserer Familie dabei sei. Malwine hatte es verlangt, um nicht so wie die reine wie vom Himmel gefallene Bühnenprinzessin dazustehen: sie wollte, daß Einer von den Ihren dabei sei. So mußte ich mich, da Gottfried nicht gehen konnte, wohl entschließen und ging. Am Tage vor der Trauung sprach ich über ihre Verhältnisse und die unseren mit Haldenwang. Haldenwang hob es rühmend hervor, daß Malwine solche große Ordnung in ihren Geldangelegenheiten gehalten; daß sie so gut wie gar keine Schulden und noch einen hübschen Gehaltrest von der Theatercasse zu fordern habe. Ich bemerkte, daß ihr das ja auch leicht geworden, da sie das hübsche Capital von ihrem Vater geerbt habe. ‚Davon', fiel mir der Baron Haldenwang lächelnd und achselzuckend in's Wort, ‚hat sie nie einen Pfennig gehabt — das hat Ihr Bruder Gottfried, der ihr Vormund war, für sich behalten und es in seine Fabrik gesteckt — so viel', fuhr Haldenwang fort, ‚hat sie mir, als ich die Sache einmal berührte, davon gesagt, aber auch nicht mehr; ich sah, daß es ihr peinlich war, davon zu reden, und so will ich auch die Sache auf sich beruhen lassen.'" —

„Du kannst Dir denken, Rudolph," redete Gotthard Escher weiter, „wie mich das traf. Ich war gekommen, um bei Malwinens Trauung mit dem stolzen Baron die Ehrenhaftigkeit einer achtungswerthen Bürgerfamilie zu vertreten; ich hatte dabei auch den festen Grund unter mir gehabt, daß sie nicht ohne eine respectable Mitgift zu ihrem Manne komme, sondern just so viel bringe, als wenn Haldenwang eine adlige Dame seines Standes geheirathet hätte, die ja hier zu Lande auch aus den Familiengütern nichts weiter erhalten, als so viel wie etwa Malwine haben mußte. Und nun mußte ich das hören! Sie hatte nichts, und ihr Vormund, ihres Vaters leiblicher Bruder, er hatte so an ihr gehandelt. Wie mußten wir in den Augen dieses hochmüthigen Edelmannes erscheinen! Es war ein Schlag für mich, den ich nicht wieder verwunden habe."

„Also das hat Dir Haldenwang gesagt?" flüsterte mit schwer gepreßter Stimme Rudolph, der während der Worte seines Vaters, die Hände zusammenkrampfend, dagesessen und ihm in's Gesicht gestarrt hatte — „das hat er Dir gesagt?"

Rudolph blickte dabei in seines Vaters Züge, als ob er ihn mit seinen Blicken zwingen könne, das alles ungesagt, ungeschehen zu machen. Aber sein Vater antwortete ruhig:

„Das hat er uns gesagt, wie es ihm Malwine gesagt hat, die es wissen muß und ihren Bräutigam nicht belogen hat. Oder glaubst Du, daß Malwine ihr Capital für ihre Pariser Schneiderinnen, für ihre Hüte und seidenen Kleider vergeudet und dann ihrem Bräutigam vorgelogen hat, ihr Vormund habe es in seine Tasche gesteckt?"

„Nein, nein, nein!" rief Rudolph aus, „und doch, und doch . . ."

„Du zweifelst immer noch? Nun wohl, dann will ich Dir mehr sagen. Als ich damals heimkam und Gottfried wiedersah, hielt ich natürlich nicht mit meinen Vorwürfen zurück. Und er, er sprach keine Silbe zu seiner Rechtfertigung; er [illegible]nete mit keinem Worte. Sein böses Gewissen gab ihm nichts Besseres ein, als mit forcirtem Zorne und Aufbrausen jede Aufklärung zu verweigern."

Rudolph sprang auf wie in heller Verzweiflung.

„Geh Dich d'rein, Rudolph!" fuhr der Alte fort. „Ich habe davon Dir gegenüber geschwiegen bis heute; denn was ging's Dich an? Aber heute hab' ich Dir's gesagt, damit es Dir ein Trost darüber sei, daß dieser Mann nicht Dein Schwiegervater werden will; sein Hochmuth kann Dich jetzt nicht mehr kränken. Ich habe es Dir auch gesagt, damit Du nicht denkst, Dein Vater handle unbrüderlich an ihm, wenn er jetzt die Hände in den Schooß legt und unthätig zuschaut, wie der Sturm ihn erfaßt und die Wogen des Schicksals über ihn dahingehen. Denn ich rühre jetzt nicht den kleinen Finger mehr für ihn — lieber spreche ich mit den Frommen: es ist Gottes Strafgericht."

Gotthard Escher erhob sich mit Mühe von der Bank; er schien sich an diesem Tage sehr ermüdet zu haben und es jetzt

Digitized by Google

erst, wo er eine Weile gesessen, zu verspüren. Dann, die Hand auf die Lehne der Bank gelegt, stand er eine Weile und sah nach dem östlichen Himmel, an dem sich die blasse Mondscheibe jetzt bei der niedergesunkenen Nacht in helles Silber verwandelt hatte. Endlich ließ er, ein paar unverständliche Worte murmelnd, das Haupt sinken und ging in's Haus.

Rudolph stampfte, als er verschwunden, mit dem Fuße auf den Boden. Er murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen, und seine Hände ballten sich krampfhaft, dann lief er wie in einer dem Wahnsinn nahen Aufregung im Gartenpfade auf und ab.

8.

Landeck ging am andern Tage zu einer ungewöhnlich frühen Stunde nach Hans Haldenwang. Er wollte womöglich Malwinen allein sprechen, um ihr mitzutheilen, was er aus dem Laudrecht herausstudirt hatte, und sie zu fragen, ob es ihr genüge, oder ob er noch bei einem Juristen sich Raths erholen solle; er wollte dann in die eine Stunde weit entlegene Stadt wandern.

Auf dem Wege begegnete er dem Doctor Ifelt, der seiner Landpraxis nachging.

„Ach," sagte der Doctor lachend, „finde ich Sie wieder ‚das Land der Griechen mit der Seele suchend'? Heute aber finden Sie ihre Aspasia nicht daheim. Als ich die Stadt verließ, sah ich sie an mir vorüberfahren. Sie fuhr bei unserm Justizrath und Notar vor, und zwar allein, ohne ihren getreuen Herrn von Maiwand, ohne den sie sonst Geschäfte nicht zu machen pflegt. Wenn sie den Menschen ganz abschüttelte, thäte sie am besten. Aber was wollen Sie? Man erzieht unsere Frauen nicht so, daß sie in Geschäftssachen auf ihren eigenen Füßen stehen können. Und Frau von Haldenwang nun gar — sie und Geschäfte!"

Die Nachricht machte Landeck ein wenig betroffen; er hatte gehofft, Malwinen einen Dienst erweisen zu können, und sah nun, daß sie sich selbst zu helfen gegangen. Daß es Frauen gar oft einem armen Verehrer gegenüber so machen, darin hatte er bis jetzt noch keine Erfahrung.

„Man würde sicherlich die ideale und vertrauensvolle Natur dieser Frau," sagte er nach einer Pause, „leicht mißtrauchen können, wenn man ihre Geschäfte zu besorgen hätte, und es beunruhigt mich sehr, daß Sie so ohne Umschweife diesen Herrn von Maiwand für dazu fähig erklären."

„Ich habe meine Gründe dazu, meine guten Gründe," versetzte Ifelt. „Ein Arzt, müssen Sie wissen, bekommt Einblicke in mancherlei Verhältnisse, die Anderen verhüllt bleiben; er ist eine Art Beichtvater feiner Patienten und hat dann freilich auch das ‚sigillum confessionis' zu bewahren."

„Weshalb man denn auch keine indiscreten Fragen an ihn richten darf. Aber man darf ihm desto mehr vertrauen. Darf man?"

„Gewiß. Lasset etwas auf Ihrem Herzen? Dann nur heraus damit!"

„Nicht gerade auf meinem Herzen, Doctor. Aber mit Ihren Beschuldigungen gegen jenen Mann machen Sie mir es doppelt bedeutungsvoll, daß Frau von Haldenwang mir gestern in einem Tone, durch den ich glaubte, eine gewisse Sorge klingen zu hören, den Auftrag gab, im Stillen zu ergründen, was es eigentlich mit einem Scheinkauf für eine Bewandtniß habe, inwiefern man dabei sicher sei, nicht am Ende wider seinen Willen um sein Eigenthum zu kommen. Was in aller Welt kann diese Frage für ein Interesse für sie haben? Und falls sie es hat, weßhalb hat ihr Factotum Maiwand sie nicht längst darüber aufgeklärt, weshalb fragt sie mich?"

Der Doctor schwieg eine Weile.

„Man muß auf den Verdacht kommen," fuhr Landeck fort, „daß am Ende gar dieser Mann selbst es ist, von dem sie zu solch einer Sache, von welcher sie jetzt Nachtheile befürchtet, überredet worden ist."

Doctor Ifelt nickte. „Auf den Gedanken muß man freilich kommen. Scheinkauf? Wahrhaftig, da liegt ja der Verdacht nahe. Die Baronin ist nach dem Testament ihres Mannes Eigenthümerin von Haldenwang; sie kann damit machen, was sie will, es also auch verkaufen. Nur wenn sie wieder heirathet, fällt das Gut an eine fromme Stiftung. Sehen Sie also? Dieser Maiwand hat ihr gerathen: ‚Verkaufen, Sie jetzt das Gut durch einen Scheinkauf! Dann können Sie heirathen, sobald Sie Lust haben. Verkaufen Sie es an den ersten Besten, an wen Sie wollen, an mich zum Beispiel! Dann sind Sie frei. Haben Sie sich wieder vermählt, so kann die fromme Stiftung nichts erhalten. Sie sagen ihr: das Gut ist nicht mehr da; ich habe es verkauft. Und später giebt durch Schenkung, durch neuen Scheinkauf, der Ankäufer Ihnen Ihr Gut zurück.'"

„Das wäre freilich eine einfache Operation," sagte Landeck, „und wenn Maiwand im Stande wäre, ihr eine im Grunde doch so unehrliche Handlungsweise anzurathen. . . ."

„So wollen wir nur hoffen, daß sie nicht schon darauf eingegangen ist; aber es ist jedenfalls verdächtig, daß sie mit einem Tone der Sorge Sie gefragt hat und nicht ihn. Sie muß also beginnen ihm zu mißtrauen. Und so gehen Sie denn und unterlassen Sie nichts, um ihr deutlich zu machen, in welche Gefahr sie durch eine solche Operation gerathen würde!"

„Freilich in die, daß der Ankäufer ganz einfach das Versprechen jener Rückgabe später vergäße."

„Oder," fiel Doctor Ifelt ein, „gewisse Bedingungen daran knüpfte, z. B. die: ‚Heirathe mich! Dann bist Du von selber wieder die Herrin in dem Besitzthume, das Du mir verkaufstest.'"

Landeck blieb stehen. Er athmete tief auf.

„Ach," sagte er, „welch diabolischen Gedanken rufen Sie da in mir herauf, Doctor!"

„Daß er am Ende die arme Frau zu der ganzen Sache nur deshalb beredet, um ihr später diese Bedingung stellen zu können? Nun, warhaftig, unmöglich wäre es nicht. — Aber unsere Wege trennen sich hier. Gehen Sie hinauf und warten Sie dort oben ihre Rückkehr ab! Sie können dann ja über die Angelegenheit mit ihr sprechen und werden klug genug sein, ihr so viel zu entlocken, daß wir erfahren, ob wir Recht haben oder ein Paar mißtrauische Bösewichter sind. Auf Wiedersehn, Herr Landeck!"

„Auf Wiedersehn, Doctor!"

„Und hören Sie, Herr Landeck!" fuhr der Doctor sich wieder zu ihm wendend fort, „theilen Sie mir mit, was Sie weiter erfahren! Ich werde unterdeß unsern Justizrath und Notar ein wenig zu sondiren suchen. Vielleicht vermag ich auch etwas zu thun, um der Frau von Haldenwang, wenn sie wirklich in die Schlinge gegangen sein sollte, wirksam beizustehen, aus derselben wieder frei zu werden. Es würde ihr dann wahrscheinlich sehr willkommen sein, beweisen zu können, daß Herr von Maiwand nicht im Stande ist, auch nur einen Morgen von Haldenwang ernsthaft anzukaufen und zu bezahlen; auch nur einen ‚Acre', um mich zeitgemäß auszudrücken. Und dazu, um den Beweis zu führen, kann ich vielleicht einen Beitrag liefern. Wir werden sehen, wir werden ja sehen."

Der Doctor ging, zum Abschied mit der Hand winkend, und Landeck setzte langsam seinen Weg fort. Was der Doctor ihm gesagt, hatte ihn in eine furchtbar beklemmende Sorge gestürzt. Es schien das ja Alles so wahrscheinlich, so natürlich. Maiwand konnte nicht so lange um Malwinen gewesen sein, ohne nach ihrem Besitze zu begehren, — das war unmöglich — ohne Hoffnungen zu hegen, die sie sicherlich selber in ihrer arglosen Weise sich zu geben und durch ihr unbegrenztes Vertrauen zu seiner Verwaltung ihrer Angelegenheiten genährt hatte. Und wie nahe lag es dann, zu glauben, daß er ein Mittel ausgesonnen hatte, sie durch äußere Rücksichten an sich zu fesseln, sie durch Verhältnisse an sich zu letten, in denen sie sich ganz hülflos in seiner Macht fühlen mußte!

Landeck fühlte sich dadurch zugleich grenzenlos empört. Freilich, es war ja Alles nur eine bloße in die Luft gebaute Voraussetzung, Alles nur Combination dieses mißtrauischen Doctors Ifelt; aber er konnte nicht wieder davon loskommen. Der beängstigende Gedanke ließ ihn nicht mehr frei, und eine eifersüchtige Bitterkeit mischte sich hinein, in welcher er an liebsten diesen Herrn von Maiwand vernichtet hätte. —

Aber auch das, auch das war ja grenzenlose Thorheit. Hatte sie denn je diesen Mann lieben können? Hatte sie ihm je wirklich Grund zu der Hoffnung, sie werde ihm einmal gehören, geben können? Nein — das war unmöglich, völlig unmöglich. —

Als er sich langsam durch die kleine Parkanlage, welche

Digitized by Google

Haldenzwang umgab, dem Edelhofe näherte und der Treppe zuschritt, die aus diesen Anlagen auf die Veranda führte, sah er dort oben zwei Männer in, wie es schien, sehr eifrigem Gespräche mit einander. Der eine saß hinter dem runden Tische aus Gußeisen; der andere stand mit über der Brust verschlungenen Armen in einer wie drohenden-Haltung vor ihm. Sie sprachen laut und heftig; laut und heftig zu reden war sonst Herrn von Maiwand's Art und Weise nicht — denn diesen erkannte Landeck bald in dem Sitzenden. Der Andere war ihm fremd, bis er näher kommend dessen Stimme erkannte — es war die des Mannes, dessen Zwiegespräch mit Fräulein Elisabeth er angehört hatte, Rudolph, der Neffe des Herrn Escher also, der „Vetter Rudolph", von dem ihm sein Zögling Karl erzählt hatte. Mit einer gewissen Spannung faßte er das Aeußere dieses jungen Mannes in's Auge. Er machte ihm den vortheilhaftesten Eindruck durch seine Erscheinung, die viel mehr männlich Gereiftes zeigte, als Landeck erwartet hatte, wenn ihm auch Karl von dem großen Vollkorte erzählte, den er verabscheute. Rudolph hatte eine feste Gestalt, offene, sehr gebräunte Züge und lockiges, dunkles Haar; er war jedoch ziemlich nachlässig gekleidet, durchaus nicht salonfähig, und schien einen Besuch bei Frau von Haldenwang, bei der ihn Landeck zu auch nie getroffen hatte, nicht beabsichtigt zu haben. Vielleicht hatte er mit Maiwand nur in einer Geschäftsangelegenheit zu reden, als Werkmeister seiner Fabrik; es war ja überhaupt Landeck aufgefallen, wie die Mitglieder dieser Familie Escher sich so fern von einander hielten; oder hatte Fräulein Elisabeth mit ihrer Eifersucht Recht gehabt, und durfte sich Rudolph erlauben, in solch bequemer grauer Joppe, mit einem so nachlässig umgeschlungenen Halstuche zu seiner schönen und vornehmen Cousine zu kommen?

Landeck wandte sich, als er in den Gehörkreis der beiden Sprechenden gekommen war, ohne von ihnen bemerkt zu werden, wieder zurück und schritt auf einem der sich schlängelnden Kieswege der andern Seite des Gebäudes zu. Er wollte die Verhandlung der Männer nicht unterbrechen; es schien auch noch der Lebhaftigkeit, womit sie dieselbe führten, daß sie einen Dritten wohl sehr störend gefunden hätten.

Und dem war freilich so. Die Unterhaltung zwischen dem Werkmeister Rudolph Escher und dem Herrn von Maiwand bewegte sich um einen Gegenstand, bei dem sie einen Dritten höchstens hätten brauchen können, um den Ausbruch eines Kampfes zwischen den zornig erhitzten Gemüthern zu verhindern.

„Wenn Sie einen Funken von Ehrlichkeit in sich haben, Herr von Maiwand," hatte Rudolph eben ausgerufen, „so müssen Sie sofort mit mir zu meinem Vater gehen und ihm erklären, wohin das Vermögen Maiwinens gekommen, in wessen Hände es gefallen ist, und wenn Sie einen Funken menschlicher Theilnahme in sich fühlen, so müssen Sie mit mir zu meinem Onkel Gottfried Escher gehen und ihm erklären, daß nicht ich, wahrhaftig nicht ich der Schuldige war, daß er, wenn er die Hand seiner Tochter in die meinige legt, sie wahrhaftig nicht in die eines — Cassendiebes legt."

„Lächerliche Zumuthung das!" hatte Maiwand darauf geantwortet, seine Cigarre am Tischrande abstoßend und wie in großer Gemüthsruhe das linke Bein auf das rechte hinaufziehend, „höchst lächerlich! Ich begreife gar nicht, wie Sie auf diese alten längst abgethanen Geschichten zurückkommen können. Was geht mich diese Sache jetzt noch an — bin ich etwa der Cassendieb gewesen? Das waren am Ende . . ."

Er stockte, wie noch zögernd, den Satz auszusprechen, aber Rudolph ergänzte ihn.

„Das war ich — ich war es, nicht wahr, das wollten Sie sagen? Nein, nicht ich bin es gewesen, mein Herr von Maiwand, sondern Sie, Sie waren es, der mich übervumpelte und täuschte und verführte, meine Stellung so zu mißbrauchen, das Vertrauen, welches mir mein Chef gezeigt hatte, so erbärmlich zu hintergehen. Und nun fordere ich Sie auf, wie ein ehrlicher Mann zu handeln und Ihre Schuld zu gestehen — oder bei Gott! ich breche meinen Schwur, Sie nicht zu verraten, und sage Maiwinen Alles, Alles. Ich weiß, daß ich Sie damit vernichten kann. Denn glauben Sie nicht, daß es mir entgangen ist, wie Sie im Stillen — nicht offen, das würde Maiwinen scheu machen — nein, im Stillen, allmählich, durch die Macht der Gewohnheit, durch das Gefühl der Unentbehrlichkeit Ihrer Dienste meine Cousine zu umgarnen und endlich zur Ihrigen zu machen suchen. Und das Alles, dieser ganze fein eingefädelte Plan, alle Ihre bisherigen Anstrengungen sind zu Nichte gemacht, sobald ich rede, sobald ich Maiwinen sage, welch ein Mensch Sie sind. Sie wird Sie verachten."

Maiwand erblaßte ein wenig; er führte seine Cigarre, ohne zu bemerken, daß er das Feuer derselben längst ausgestoßen hatte, immer wieder zum Munde, und dann sagte er gezwungen lächelnd:

„Wenn Sie meinerdig werden wollen, kann ich Sie nicht hindern. Aber einen Vortheil davon werden Sie nicht haben. Ich würde einfach erklären, daß Sie lügen. Und glaubt Maiwine Ihnen dennoch — nun wohl, was verschlägt mir's? Ich bin, Gottlob! nicht in der Lage, mich vor der ‚Verachtung' Maiwinens sehr fürchten zu müssen. Was thut's? In der Ehe kommt es öfter vor, daß die Beiden ihre Männer ein wenig verachten."

„Ah — Sie wollen nicht sagen . . ."

„Daß Maiwine mein Weib sei? Nein, das nicht. Nur, daß sehr gewichtige Gründe für sie da sind, es zu werden."

Rudolph sah ihn höchst überrascht an.

„Und wenn Sie überhaupt," fuhr Maiwand fort, „der Ansicht sind, daß man Dem, was Sie sagen und erzählen, auch dann, wenn ich Ihnen widersprechen sollte, Glauben beimessen wird, wohlan, so erzählen Sie doch selber Alles Ihrem Vater und Ihrem trefflichen Oheim Escher, von dem Sie behaupten, daß er eines ungerechten Verdachtes wegen sich weigert, Ihnen seine Tochter zu geben. Weshalb reden Sie dann nicht selber?"

„Deshalb, weil Beide mißtrauische, durch das Leben, in dessen Mitte sie stehen, argwöhnisch gemachte Menschen sind, weil sie mir vorhalten würden: ‚Weshalb spricht Du erst jetzt . . .'"

„Worin sie dann auch Recht hätten."

„Recht? Ich habe Ihnen ja gesagt, wie ich erst am gestrigen Abend von meinem Vater vernommen habe, welch einen unseligen bösen Verdacht er wider seinen Bruder hegt; wie dieser Bruder aber den Verdacht lieber auf sich duldet als meinen Vater aufzuklären, und wie er nur so handeln kann, weil er meinen Vater zu schonen sucht, indem er ihm etwas vorenthält, was, wie er offenbar glaubt, eine schlechte Handlung von mir ist. Ich habe Ihnen gesagt, wie dies Alles mir erst gestern klar geworden, wie mir jetzt erst klar geworden, weshalb der Onkel mir Elisabeth's Hand verweigert, und wie dies mich zwingt, zu Ihnen zu kommen und Sie aufzufordern, als Mann Ihre Pflicht zu thun . . . das fordere ich von Ihnen, das fordere ich augenblicklich, und wenn Sie sich weigern, so werde ich Erde und Hölle in Bewegung setzen, um Sie zu zwingen . . ."

„Was ich für Pflicht halte, darüber habe ich selber ganz allein zu entscheiden, mein bester Herr Escher, und wenn Sie sich einbilden, mich zwingen zu können, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich das einfach für kindisch halte. Damit, mein' ich, könnten wir diese Unterredung enden."

„Enden? Sie glauben wirklich, wir wären damit zu Ende, ich ließe mich beschwichtigen, ehe ich Ihnen gesagt habe, daß ich Sie für einen ehrlosen Buben halte, daß ich, wenn Sie mein Verlangen nicht erfüllen, Sie laut und überall dafür erklären werde?"

„Mensch!" rief Maiwand aufspringend, und ihm ein Paar Schritte entgegentretend.

Rudolph erwartete ihn hochaufgerichtet und trotzig.

„Was wollen Sie? Glauben Sie, ich nähme das Wort zurück? Niemals! Und nun fordern Sie mich! Ich stehe zu Dienst."

„Ich Sie fordern?" rief in grenzenloser Wuth, aber sich zum Lachen zwingend, Maiwand aus, „ich Sie? Sie vergessen denn doch gar zu sehr, was Sie sind, und was ich bin. Als ob ein Edelmann und Officier sich mit — einem Arbeiter schlüge!"

Rudolph schien dieses Wort so zu empören, daß er, dicht an Maiwand herantretend, den Arm mit der sich ballenden Faust erhob. Maiwand griff, wie nach einer Waffe, nach dem auf dem Tische liegenden Papiermesser, aber Rudolph's Arm wurde, bevor er einen Schlag führen konnte, von einem festen Griff um den Knöchel gefaßt und eiserm niedergedrückt: Landeck stand neben ihm und zwischen den beiden zornigen Männern.

Landeck hatte, um die Zeit hinzubringen, langsam wandelnd

Digitized by Google

durch die den Edelhof umgebenden Anlagen, einen Kreis um das ganze Gebäude gemacht; so war er, um die letzte Ecke desselben biegend, an die andere Seite der Veranda, als die, von der er ausgegangen, gekommen und hatte zu seiner größten Ueberraschung dicht vor sich die beiden hadernden Männer gesehen, ihre letzten Wechselreden gehört, hatte einen unaussprechlich widrigen Eindruck von der zu giftigster Wuth entstellten Physiognomie des Mannes, den er zu hassen begann, erhalten, und in heftigster Empörung über die dünkelhafte Ueberhebung dieses Menschen dem ehrlichen und gebildeten Arbeiter gegenüber, war er zwischen sie gesprungen, und während er Rudolph's Arm niederdrückte, rief er jetzt hochathmend aus:

„Halten Sie ein, Herr Escher! Wenn dieser Mann zu hochmüthig ist, sich mit Ihnen zu schlagen, vielleicht gewährt er mir die Ehre; ich nehme Ihre Sache auf mich. Senden Sie mir Ihre Zeugen, Herr von Maiwand! Ich werde Ihnen, wenn Sie es verlangen sollten, mein Doctordiplom vorlegen. Der Edelmann läßt sich dann vielleicht herab, mich als satisfactionsfähig zu betrachten."

Maiwand sah ihn mit düstern, haßerfüllten Blicken an. Verächtlich sich wendend, sagte er dann:

„Sie? Wer zum Teufel führt Sie just in diesem Augenblicke her? Ist diese Scene etwa abgekartet? Mir ist's ganz recht, ein Paar Kugeln mit Ihnen zu wechseln. Ich werde Ihnen meine Zeugen senden. Zweifeln Sie nicht daran. Unterdeß begreifen Sie, daß Sie hier auf Haldenwang bis dahin nichts mehr zu suchen haben. Ich denke, Sie begreifen das."

Er wandte sich und ging raschen Schrittes durch die offenstehende Fensterthür in den Salon im Innern des Gebäudes.

Rudolph betrachtete unterdessen ein wenig überrascht den ihm so plötzlich gekommenen Bundesgenossen.

„Sie nehmen meinen Streit mit diesem Menschen auf?" rief er aus. „Sie, Herr Landeck? So hörte ich Sie nennen — ich sah Sie auch früher schon, obwohl ich bis jetzt nicht Gelegenheit hatte, Ihnen näher bekannt zu werden. Ich selbst bin Ihnen aber ja völlig fremd. Sie werden meinen Namen nicht einmal kennen: Rudolph Escher . . ."

„Ich weiß. Ich sehe Sie freilich zum ersten Male, aber ich habe, indem ich Sie sehe, die Ueberzeugung, daß in diesem Streit mit dem Herrn Maiwand nicht das Unrecht auf Ihrer Seite ist, und der höhnische Dünkel dieses Junkers empörte mich; es war vielleicht thöricht, daß ich mich so hinreißen ließ, ehe ich auch nur die leiseste Ahnung hatte, was eigentlich der Gegenstand Ihres Streites war, aber — was wollen Sie? — das Blut stieg mir eben zu Kopfe, und ich finde eine Genugthuung darin, einen solchen Hochmuth zu züchtigen."

Rudolph starrte ihn noch immer an, ohne sich recht in die Sache finden zu können, bis Landeck lächelnd fortfuhr:

„Ich habe eben noch lange nicht genug das Studentenblut verschwitzt; auf der Hochschule, wissen Sie, macht man nicht viel Federlesens und ist ‚schnell fertig mit dem Worte'. Und nun kommen Sie! Sie werden sich heimbegeben wollen, und ich werde mir erlauben, Sie zu begleiten, um mir von Ihnen einige Aufklärungen geben zu lassen, was eigentlich diesen Streit zwischen Ihnen herausbeschwor."

„Ich werde allerdings heimgehen, und bin Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich begleiten wollen," versetzte Rudolph, von einem der Stühle zur Seite seinen grauen Sommerhut aufnehmend und sich der Treppe zuwendend, die aus der Veranda in die Anlagen hinabführte.

Landeck folgte ihm. Als sie neben einander zwischen den Rasenplätzen der Eichenallee zuschritten, sagte Rudolph, ein paar Mal tief aufathmend:

„Vor Allem verzeihen Sie mir zuerst die Frage — ich bin nicht in der Stimmung, viel Umschweife zu machen —: wie kommen Sie eigentlich hierher, Herr Landeck?"

„Ich bin ein alter Bekannter der Frau von Haldenwang —"

„Von Alters her — ich weiß," fiel Rudolph ein, „sie hat es mir, als ich sie das letzte Mal sah, gesagt. Ich meine, wie kommen Sie hierher, just jetzt, grade in diesem Augenblick?"

„Frau von Haldenwang hat die Güte gehabt, mir ihr Vertrauen in einer Angelegenheit zu schenken, worin sie einer Ermittelung bedurfte; ich kam, sie ihr zu bringen, fand sie aber nicht."

„Ah, sie hat Ihnen ihr Vertrauen geschenkt; nun, das überrascht mich nicht, nach der Wärme, womit sie sich über Sie ausdrückte, und so darf ich es am Ende auch. Sie verlangten eben von mir, daß ich Ihnen den eigentlichen Grund meines Streites mit Herrn von Maiwand mittheile; wahrhaftig, es ist das eigentlich ein sehr naives Verlangen — es heißt so viel als Ihnen den ganzen Inhalt meiner Seele ausschütten zu sollen . . ."

„Was ich nicht ahnen konnte," unterbrach ihn Landeck, „ich bitte also um Verzeihung wegen meiner Indiscretion."

„Nein, nein, das sollen Sie nicht. Ich habe oft genug im Stillen darüber gegrübelt, wie ich doch nur einen theilnehmenden Freund, einen Beistand in meiner schweren Aufgabe fände, mit meiner einfach ehrlichen und grade durchgehenden Natur einen durchtriebenen Intriganten zu fassen und zu überwinden; ich fühlte mich so hilflos, so waffenlos ihm gegenüber; nun stehen Sie mittem im vollen Ausbruch meines Krieges wider ihn so plötzlich als mein Beistand an meiner Seite — wie sollte ich Ihnen nicht vertrauen? Ich kenne Sie durch meine Cousine Malwine, die so große Dinge auf Sie hält, also will ich Ihnen erzählen, was mich zwang, diesem Maiwand so gegenüber zu treten. Sie sollen Alles hören, Alles."

„Sie können überzeugt sein, daß ich Ihr Vertrauen zu ehren wissen werde."

„Wenn ich das nicht glaubte, würde ich Ihnen nicht Dinge sagen, die ich noch Niemandem auf Erden gesagt habe. Also hören Sie! Aber wahrhaftig, ich bin zu erregt, um so im raschen Gehen zusammenhängend erzählen zu können. Dort links unter der Eichengruppe steht eine Bank. Setzen wir uns dort!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Polizeiblatt und dessen Ausbeute.

Von Fr. Helbig.

(Schluß.)

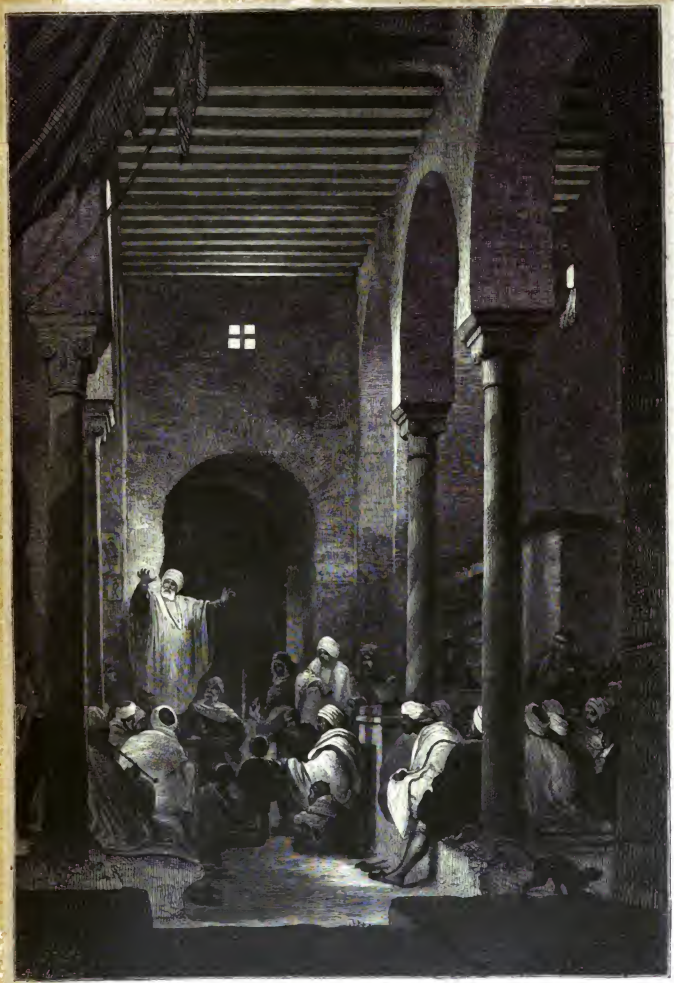
Es giebt fast keine Leidenschaft, keine Neigung und Schwäche der menschlichen Natur, mit welcher die Gauner nicht geschickt operiren. Sie sind ausstudirte Psychologen und spielen mit der Seele des Menschen Faxhall. Es ist bei Weitem nicht bloß die Dummheit, auf welche sie speculiren. Ihre Speculation richtet sich weit mehr auf die Gutmüthigkeit, das Mitleid, den Optimismus der Menschheit.

In Wien hatte sich vor einigen Jahren ein förmliches Consortium von Bettelbriefsfabrikanten gebildet, durchgehends aus conditionslosen Handlungscommis bestehend. Sie fanden ihre geschriebenen Appellationen an das Mitleid an fast alle europäischen Höfe, an Prinzen, Prinzessinnen, höchste Rangpersonen. In geschickter Arbeitstheilung übernahmen die Einen die Schilderung der verschiedenen Nothstände; die Anderen fertigten falsche obrigkeitliche Zeugnisse dazu an; Dritte fälschten die Siegel. In Folge der Anfragen mehrerer Hofkanzleien machte die Wiener Polizei Jagd auf die saubere Gesellschaft, entdeckte sie und ließ ihr den Proceß machen.

Hierher gehören auch die „Nachrichtsbringer", die sich erst über Familienverbindungen unterrichten, um dann von Verwandten Grüße und Mittheilungen zu bringen, und dadurch sich Credit schaffen, sowie die solchen Invaliden und Schlachtengauner, die während und unmittelbar nach den Kriegen auftauchen und auf den Barmherzigkeitstrieb speculiren.

In ähnlicher Weise haben Gauner mit dem politischen Märtyrerthume vielfachen Mißbrauch mit großen pecuniären Erfolgen getrieben. Die polnischen Flüchtlinge, die ungarischen Emigranten, die Achtundvierziger Verfolgten haben ihnen oft

Digitized by Google



Der Märchenerzähler in einem tunesischen Kaffeehaus.
Nach der Natur aufgenommen von Robert Leinweber.

Digitized by Google

genug ihre Maske leihen müssen. Ja selbst in den Dienst der Reaction sind sie getreten und haben die Polizei mehr als einmal mit ihren revolutionären Enthüllungen mystificirt. Im Jahre 1851 hatte sich in London eine aus geflüchteten deutschen Dieben bestehende Gesellschaft eigens zu diesem Zwecke gebildet. Manche nach ihren Mittheilungen fürstene deutsche Regierung hat ihnen schwere Summen gezwungen und den Aerger noch obendrein gehabt. —

Aber auch Wissenschaft und Kunst haben sich nicht freihalten können vor der Travestie des Gaunerthums. Hier ist es namentlich die ganze Classe der „berkommenen Genies", die uns entgegentritt; Leute von oft großer Capacität, künstlerischem Talente, vielseitiger Bildung, die aber mit sich und dem Leben nicht haben fertig werden können, die bei zu nachhaltiger Versenkung nach innen den Halt nach außen hin verloren, trännerische Hamlet's, die immer an der rettenden That vorbeilaufen, überhäufte Faustc, die statt des eigenen Ich lieber den Teufel zur Hülfe riefen. Wer zählte nicht unter seinen früheren Studiengenossen wenigstens einen, den er dieser Kategorie zurechnen muß? Noch heute ergreift mich ein tief wehmüthiges Gefühl, wenn ich die Worte lese, die mir ein also Gekennzeichneter auf ein Stammbuchsblatt schrieb; sie lauten:

„Wohl, Freund, Dir, wenn Du so des Lebens Nalle spießt,
Daß, wenn der Vorhang fällt, Du keine Reue fühlst."

Unsere Polizeiorgane wimmeln von solchen falschen Doctoren und Professoren, die bettelnd und prellend von Orte zu Orte ziehen. Sie haben an den fahrenden Schülern des Mittelalters schon eine Art Vorbild.

Erscheint er, heißt es von einem solchen literarischen Gauner, der typisch ist für die ganze Species, in einer Universitätsstadt, so drängt er sich zunächst den Professoren auf, die ihn selten abweisen, weil er schöne Kenntnisse und ein einnehmendes Wesen besitzt. Glücken ihm seine Bewerbungen um eine Stelle an der Universität nicht, so weiß er von den Professoren sehr namhafte Geschenke zu erbitten, und er ist zudringlich genug, wiederholt zu kommen. Kommt er in Städte ohne Universität, so wendet er sich an Gelehrte, Geistliche, Rangespersonen. Ist er bei Geld, so lebt er gut. Macht er Schulden, so vertröstet er seine Gläubiger auf ein demnächst erscheinendes Werk. Er verschmäht auch nicht auf das Land zu gehen und führt sich, unter dem Vorgeben, nach kirchlichen Alterthümern forschen zu wollen, bei Geistlichen ein, und wenn er diese auch nicht geradezu anbettelt, so verschmäht er doch in keinem Falle die regelmäßigen Angebote der Gastfreundschaft. Bei katholischen Geistlichen stiftet er sich mit dem Vorgeben ein, daß er zur katholischen Religion übertreten wolle.

Auch die vorgirenden Professoren der Magie rangiren zum Theil in diese Classe, soweit sie namentlich den im Volke noch immer grassirenden Aberglauben für ihre Zwecke ausbeuten, wie jener Professor der Magie und Phrenologie — wo in aller Welt mag die Universität liegen, welche solche Facultäten aufweist? — und „Zauberer erster Größe", der erst in Freiburg, dann in Gießen und Umgegend seine Charlatanerie trieb. Seine Glückszettel, die, auf dem Leibe getragen, alles nur gewünschte Glück herbeiführten, fanden im Volke reißenden Absatz, namentlich unter den heirathsbedürftigen Mädchen. Er besaß außerdem eine Kreuzpfenne, welche glückbringende Nummern webte. Die Polizei entdeckte bald, daß der Herr Professor seine Weisheit nicht seinem Aufenthalt unter den Indianern, wie er behauptete, sondern der Muße des Zuchthauses verdankte, die ihm bereits früher vergönnt gewesen.

Die mannigfaltigste Thätigkeit entwickelt natürlich das Gaunerthum auf dem weitverzweigten Gebiete des industriellen Verkehrs. Hier ist sein Wirken so complicirt, wie jener selber. Wie der menschliche Erfindungsgeist fast täglich neue positive Producte seiner Thatkraft erzeugt, so halten mit ihm auch der Schwindel, die Gaunerei gleichen Schritt in ihrer negirenden, vernichtenden Thätigkeit. Jede neue große That wird hier in gaunerischer Hand zur Parodie. Die unendlich segensvolle Telegraphie wird zu willkommenen Handhabe für die Erlangung gaunerischen Credits durch Ausgabe renommistischer unwahrer Depeschen; die Eisenbahnen, die Bahnhöfe sind die ergiebigsten Gelegenheitsmacher für Diebe und gaunerische Verbrüderungen, sowie die besten Unterstützer für eine gaunerische Haupttaktik, welche darin besteht, zwischen die Schaupläge ihres Wirkens möglichst große Entfernungen zu legen; der gesteigerte Noten- und Wechselverkehr erleichtert die Fertigung von Falsificaten und ihren Vertrieb; nicht zu gedenken der tausenderlei Fälschungen der industriellen Produete selbst, denen nachzuspüren die Polizei ganz ohnmächtig ist. Die erhöhte Steigerung der Productionskraft, des Unternehmungsgeistes der vergangenen Jahre wurde alsbald parodirt und zuletzt kahm gelegt durch ihren gaunerischen Doppelgänger, den Schwindel. Die Gartenlaube hat darüber uns erst vor Kurzem einen unterrichtenden Artikel gebracht. Es ist nicht möglich auf diesem Gebiete nur einigermaßen erschöpfend zu skizziren; manches dahin Einschlagende haben wir im Gang unserer Skizze schon erwähnt, Vielem sind wir auch schon früher in diesen Blättern begegnet. Wir beschränken uns darauf, nur einige taktische Momente aus der beobachteten Thätigkeit dieser Industrieritter zu verfolgen und einige Beispiele dieser selbst anzureihen.

Da ist zunächst die Taktik der Taschendiebe eine sehr ausgebildete. Hier ist noch das meiste Zusammenwirken zu verspüren, da sie ehnedies mehr in den großen Städten, also zusammengedrängter, wohnen. So oft dort die Controle eine strengere wird, schwärmen sie aus in die Provinz. So verlegten die Berliner Taschendiebe Ende der fünfziger Jahre den Schauplatz ihres Wirkens theilweise in die Rheingegenden. Der Taschendieb (Torfdrücker) hat immer wenigstens einen Helfer bei sich, der das Gestohlene rasch in Empfang nimmt, so daß der eigentliche Dieb sich unverdächtig macht. Die Gaunersprache nennt dieses Geschäft: Zuglenten. Oder der Andere beschäftigt während der Action die Aufmerksamkeit des ersehenen Opfers. Um eine unbefangene Annäherung möglich zu machen, muß der Taschendieb sich seiner Umgebung in Kleidung und Haltung anpassen. Zu seinem Handwerkszeuge gehören falsche Hände mit Handschuhen, die er in Omnibus und Eisenbahn vor sich auf die Kniee legt, um mit seinen wirklichen Händen desto ungestörter arbeiten zu können; ferner ein scharfes feines, womöglich im Siegelringe verstecktes Messerchen zum Aufschneiden der Taschen, eine scharfe Zange zum Zerschneiden der Uhrketten; Seidenfäden mit Häkchen oder — zum Einprakticiren in Tabaksdosen — einer Bleikugel. Ein Act der Gefälligkeit leitet die verbrecherische That ein, z. B. Abstäuben von Staub oder Asche, Aufführung einer Erkennungsscene mit Umarmung und nachfolgender Entschuldigung. Daß in dieser Branche es auch die leise auftretende Damenwelt zu einer gewissen Virtuosität bringt, liegt schon um so mehr, als ihr die Arbeit durch ein galantes Entgegenkommen oft sehr erleichtert wird.

Ein Consortium von Gaunern errichtete in L. vor einigen Jahren ein Auctionsschwindelgeschäft. Einer gerirte sich als Auctionscommissar, ein Anderer als Buchhalter, ein Dritter als Proclamator. Die Uebrigen waren Scheinbieter, welche die Bietungslustigen anzureizen und die Sachen als preiswürdig und echt zu empfehlen hatten, obwohl die goldnen Uhren nur tombackene und die schweren Ringe hohl und mit Sand gefüllt waren. Ein ähnlicher Schwindel wird in der Weise in Scene gesetzt, daß eine Menge Waaren bei verschiedenen auswärtigen Fabrikanten oft gegen vorläufige Abschlagszahlungen unter fingirter Form zusammengekauft und dann rasch im „Ausverkaufe" verkauft werden. Auf diese Weise wurde einmal von London aus eine große Anzahl deutscher, französischer und englischer Fabrikanten geprellt. Die laufende Firma war nicht aufzufinden; sie hatte nie existirt.

Von London, dem Eldorado der Gauner, ging auch ein ähnlicher Schwindel aus. Ein dort gebildetes Lebensassecuranzbureau schrieb in alle Welt hinaus an die Verwandten von Personen, deren Tod von diesen öffentlich angezeigt war, indem sie dieselben aufforderten, unverzüglich den Betrag einer fällig gewordenen Jahresprämie für eine Police ihres Erblassers einzuzahlen, die sonst verfalle. In der — natürlich gelänschten — Hoffnung auf Gewinnung eines großen Versicherungscapitals fielen manche der Erben in die Gaunerfalle. Aehnlich operirten die Vermittler holländischer Erbschaften, die gegen wiederholte Auszahlung von Vorschüssen die verlockende Aussicht auf süperfeische Erbschaften bei Namensvettern eines in Holländer Blättern ausgeschriebenen Todten zu erwecken wußten.

Ein Hauptangenmerk aller Industriegauner ist darauf gerichtet, sich Credit anzulügen. Ein gewisser B. erschwindelte

Digitized by Google

sich dadurch eine Menge Schuhwaaren, daß er den Fabrikanten nachgemachte Rechnungen von Concurrenzfirmen vorzeigte und damit ihre Eitelkeit anfrezte. Zu gleichem Zwecke theilten zwei andere Gauner sich in die Rollen von Herr und Diener. Der „Herr“ versügte sich in große Verkaufsgeschäfte und machte als wohlhabender Kaufmann bedeutende Einkäufe. Wenn man die Ablieferung der Waaren auf Credit beanstandet, so spielt er den Empfindlichen. Mit den stolzen Worten: Er brauche ja die Waaren nicht hier zu kaufen, er stehe mit den größten Häusern in Verbindung, verläßt er den Laden. Nach einiger Zeit tritt der „Diener“ ein und fragt nach seinem Herrn. Man stutzt, forscht ihn aus und erfährt aus seinem Munde eine so glänzende Schilderung der Verhältnisse seines Herrn, daß man ihn dringend und gegen ein gutes Trinkgeld ersucht, ihn wieder zu holen.

Ein vor drei Jahren in Breslau verhaftetes sauberes Kleeblatt, bestehend aus einem Kellner, einem Handlungsreisenden und einem Cigarrenmacher, ernährte sich in der Weise, daß es Adreskarten und Briefe an Dienstboten abgab. Während diese sich entfernten, um sie der Herrschaft zu überbringen, stahlen sie die im Corridor hängenden Kleider. Diese versetzten sie in Leihhäusern, fälschten die Pfandscheine auf höhere Summen und verkauften diese wieder. Der Kellner besorgte das Stehlen, der Commis das Fälschen und der Cigarrenmacher den Vertrieb der Scheine.

Die Hauptwirkungsspläße für die industriellen und auch die sonstigen Gauner bleiben immer die Verkaufsläden und Gasthöfe. In der Gaunersprache heißt der Ladendieb Schottenseller, ein Wort, das, in's Hochdeutsche übertragen, eigentlich Waarenbetrüger heißt und also eine beißende Ironie auf den Bestohlenen enthält, der so dumm war, vor seinen eigenen Augen sich bestehlen zu lassen. Das schöne Geschlecht stellt in dieser Branche, in Folge der Gunst seiner Beleidung, dem männlichen den Rang ab. Besonders günstig war ihm die Epoche der Crinoline. Der Ladengauner gerirt sich meist als Standesperson, ist wählerisch in den Stoffen, deren er sich deshalb eine größere Anzahl vorlegen läßt, was zur Folge hat, daß der Ladendiener ihm öfters den Rücken zu kehren genöthigt ist. Er bezahlt auch eine kleinigkeit und legt die mit Spielmarken oder Kupfergeld stark gefüllte Geldbörse oder, wie das Gaunerpaar G., eine schwere mit Steinen gefüllte Cassette prunkend auf den Ladentisch. Mit Vorliebe trägt er einen Regenschirm, den er hart an den Rand des Ladentisches lehnt. Heißt er die Waaren nicht gleich selbst mitgehen, so bittet er, sie in den Gasthof zu schicken und zwar mit quittirter Rechnung, oder ihm einen Lehrling mitzugeben, der sie dahin trägt. Letzteren Falls weiß er sich desselben durch ein Vorgeben, zum Beispiel, daß er Etwas vergessen, zu entledigen, ersteren Falls beauftragt er den Wirth, die Waaren für ihn in Empfang zu nehmen.

Der eigentliche Gasthofsdiebstahl wird meist am frühen Morgen in Scene gesetzt, wo es in den Gasthöfen am stillsten ist. Diese Morgendiebe nennt die Gaunersprache mit einem poetischen Anflage Zephyrgänger, da sie so leise auftreten wie der säuselnde Wind. Im Halbdämmern tritt der meist im Gasthofe selbst logirende Gauner in die Fremdenstuben, begrüßt den Schläfer mit leisem Morgengruße, nähert sich, ihn fest im Auge behaltend, Tischen und Stühlen, auf denen das Geld und die Pretiosen liegen, nimmt sie an sich und entfernt sich nach altbewährter Diebestaktik rückwärts wieder. Der Ruhende wird die in unklaren Umrissen auftretende Gestalt meist für den Hauskneckt halten, der die Kleider zum Reinigen holt. Ist er schon wach, was der Dieb oft erst durch vorheriges Anklopfen sondirt, so ist eine rasche Ausrede bei der Hand. Man hat das Zimmer verwechselt oder ist Friseur, Barbier u. dgl. mehr. Desthalb ist beim Schlafen in Gasthöfen der Zimmerverschluß durchaus anzuempfehlen.

Weit mehr noch als durch diese ihrer Haftpflicht unterliegenden Entfremdungen werden die Gastwirthe dadurch geschädigt, daß sie die unfreiwilligen Ernährer einer Menge von Hochstaplern sind. Diese wissen es recht gut, wie es leider noch immer Gasthofspraxis ist, daß, je prätentiöser der Fremde auftritt, desto mehr sein Ansehen und Credit wächst. Nach dieser Taktik verlangen sie meist die besten Zimmer und finden die höchsten Preise außerordentlich billig, fragen viel nach Briefen und Depeschen, die sie erwarten, schicken selbst solche an hohe Adressen ab, lassen auf den Tischen nachgedruckte Visitenkarten mit den Namen hervorragender Personen liegen und zeigen bei wankendem Credit falsche Wechsel und Werthpapiere vor. Schließlich sind sie noch vor Tagesgrauen oft mit einem Sprung durch das Fenster verschwunden. So ließ ein „spanischer Marquis T. de T. aus Valencia“ stets bedeutende Werthbriefe nach Bayonne, Marseille und andern Orten auf die Post befördern und ehe dieselben als unbestellbar zurückkamen, war er mit einem Vorschusse des Wirths verschwunden. An anderen Orten ließ er sich in Scheinhändel um große Besitzungen ein, nach deren Käuflichkeit er sich erkundigte. Der Abenteurer D. schloß überall große Lieferungskäufe in Weinen, Tapeten, Meißner Porcellan, je nach dem örtlichen Fabrikbetriebe, ab. Ein Gauner niederer Classe spielte, wenn er gut bei Casse war, den Handlungsreisenden, eins bei Wirthen stets angesehene Kundschaft, indem er mit einem Musterkasten auftrat, der in einer mit-Steinen beschwerten und mit Wachstuch überzogenen Cigarrenkiste bestand. Waren seine Mittel knapp, so begnügte er sich mit der Rolle eines reisenden Kellners.

Der echte und vielgereiste Hochstapler spricht auch gewöhnlich mehrere Sprachen und tritt dann gern als Ausländer auf, weil auch diesen die Hoteliers eine vermehrte Sympathie entgegenbringen. Sie wittern in jedem mit Bartcoketten und umgewickeltem Plaid auftretenden Engländer einen unverfälschten Lord, und doch wäre hier gerade Vorsicht theilweise sehr vonnöthen. Die Polizei ist davon wohlunterrichtet, daß fast alljährlich zwischen Mai und October Londoner Gauner nach dem Continente reisen, dort Bäder und erste Hôtels frequentiren und, „nachdem sie sich vollgesogen“, um den Ausdruck eines Londoner Polizeibeamten zu brauchen, mit unbezahlten Rechnungen zurückreisen. Um ihrer Abreise etwas Unverfängliches zu geben, lassen sie oft ihre Frauen zurück. Diese erhalten dann plötzlich ein Telegramm über ein dem Gemahl zugestoßenes Unglück, das sie nöthigt, ihm rasch nachzureisen. Ein so gepreller Gasthofsbesitzer scheute die Mühe nicht, mit der unbezahlten Rechnung sich nach London aufzumachen; dort fand er nach langem Suchen den vermeintlichen Lord im dritten Stocke eines armseligen Häuschens am Strande, im alleinigen Besitze eines Versatzzettels und eines Portemonnaies mit einigen Pence. Viele von ihnen verschaffen sich auch Credit mit gefälschten Cheks Londoner Bankhäuser. Erst im vergangenen Sommer hat eine ganze, jedenfalls unter sich zusammenhängende Bande von Engländern deutsche Banquiers in Mainz, Frankfurt, Karlsruhe und Stuttgart um ganz bedeutende Summen betrogen, indem sie dort den Creditbrief einer bekannten Londoner Firma mit einer darauf bereits notirten Zahlung eines Brüsseler Hauses vorlegte. Auf erfolgte Nachfrage erwiesen sich Brief wie Quittung als unecht.

Wie ist es möglich, daß diese Gauner erster Classe sich so lange über dem Wasser halten, daß sie ihr Geschäft sogar berufsmäßig und als alleinigen Erwerb treiben? Diese Frage wird sich an Manchen herangedrängt haben, wenn er den Gang dieser Skizze verfolgt. Eine lang ausgebildete traditionelle Taktik kommt auch hier dem Gauner zu Hülfe. Zunächst ist es die Vertauschung der Penne mit dem Hôtel, die Verlegung seiner Thätigkeit aus den unteren in die höheren Gesellschaftsschichten, die ihn vor einer Berührung mit der Polizei wenigstens längere Zeit sichern. Er umgiebt sich dabei noch mit dem Nimbus des Reichthums und eines großen Namens. Er begnügt sich nicht immer mit dem Professoren-, Freiherrn- und Grafentitel, er langt sogar frech hinauf nach fürstlichen Kronen. Vielleicht erinnern sich manche unserer Leser noch jenes armenischen Prinzen, der während des orientalischen Krieges die ganze Zeitungs- und theilweise sogar die diplomatische Welt für sich zu interessiren wußte. Unter dem stolzen Titel Prinz Leon Jacques Fürst von Gaan, präsumtiver Erbe der Krone Armeniens, verlangte er von Russland sein Königreich, seine Domänen, seine Diamanten zurück. In Berlin, wo er mehrere Monate logirte, ließ sich jedoch die Polizei trotz des über der Thür befestigten königlichen Wappens nicht abhalten, über seine Schwelle zu schreiten und ihn dingfest zu machen. Der ordensbesternte Königsohn entpuppte sich unter ihren Händen als der Sohn eines holländischen Schiffsrheders und einer deutschen Mutter. Gleichzeitig mit ihm, vielleicht durch ihn angeregt, tauchte ein Prinz von Georgien auf, unbeschadet ihn angeregt, tauchte ein Prinz von Georgien auf, unbeschadet seiner in der Schweiz bereits verbüßten Strafzeit. Auch im Jahre 1802 erschien ein solcher verstoßener Thronerbe in Ham-

Digitized by Google

burg als Fürst Wladimir Prinz von Montenegro. Er wollte in Brüssel zehntausendfünfzig Stück Gewehre angekauft haben und sobald sie angekommen wären, ein Corps werden, mit Hülfe dessen er seinen Bruder vom Throne zu stoßen hoffe. Angeblich versolgt, reiste er rasch ab und verwechselte bei der Adreise seinen Paß mit dem eines französischen Sprachlehrers, mit dessen Firma er sich wahrscheinlich fortan begnügte, da die Geschichte nichts weiter von ihm meldet. Erst ganz neuerdings hat sich in Wien wieder ein falscher Demetrius, ein Prinz Dimitry, gezeigt.

Ist die Polizei daran, ihm die vorgestellte Maske abzureißen, so steckt der Gauner rasch eine andere vor. Diese oft mit hoher Virtuosität durchgeführten gaunerischen Metamorphosen erschweren die Entdeckung der wahren Person ungemein. Sie beziehen sich nicht blos auf die Wechsel der Namen, sondern auch auf die Wechsel der Berufsarten und — Gesichter.

So erscheint der Gauner heute in rothem, morgen in schwarzem Haare; heute trägt er eine grüne, morgen eine blaue, andern Tags gar keine Brille; bald erscheint er einäugig mit schwarzer Augenbinde à la Murray in Gnykon's Rittern vom Geist, heute mit vollem Barte, morgen bartlos. Wahrhaft erstaunlich ist aber die Verschiedenheit der Rollen, in denen ein routinirter Gauner sich auf der Bühne des Lebens zu bewegen versteht, die doch weit erhöhtere Schwierigkeiten bietet als die Bretter-Bühne. So trat z. B. ein gewisser W. von T. nach einander auf als Geometer, Oekonomie-Inspector, Forstgehülfe, Schauspieler, Handelsgehülfe und Maler. Noch wandelbarer sind Namen und Titel. Vor der Polizei und dem Gerichte erklärt ein solcher Gauner gewöhnlich, daß Familienrücksichten ihn verhindern seinen wahren Namen anzugeben.

Sehr ausgebildet ist bei den Gaunern auch die Kunst des Nachmachens von Pässen, deren Jeder mehrere bei sich zu tragen pflegt. Zur Zeit des Paßzwanges war dies für ihn sehr wichtig. Bald erleunbar ist der Gauner an seiner Art zu leben. Der Gauner kennt keinen Etat, wie der Mann der bürgerlichen Ordnung. Hat er gute Geschäfte gemacht, so lebt er verschwenderisch, so spielt er den Baron; hat er Unglück im Gewerbe, so sinkt er in das alte Nichts zurück und wird eine Zeitlang kleinbürgerlich im Namen, Titel und Beruf. Dies giebt seiner ganzen Erscheinung einen koketenartigen Charakter.

Ist er der menschlichen Gesellschaft für immer entzogen? Wird sie ihn nie wieder aufnehmen können? Mit dieser Frage eilen wir zum Schlusse unserer Stize. Wenn auch die Philosophie des Pessimismus jetzt wieder neuen Umfang gewinnt, der Glaube an die Rettung der Menschenseele darf und soll uns doch nicht verlassen, wenn er uns selbst hier und da zu Opfern eines gaunerischen Spiels macht. Selbst nach dem tiefsten Falle findet der Geist noch die Schwingen, sich wieder zu erheben. Und so haben es oft auch Diejenigen, welche bereits auf den schwarzen Blättern unserer Polizei-Anzeiger verzeichnet standen — ganz abgesehen natürlich von den dort fälschlich verzeichneten Politikern — vermocht, sich zu rehabilitiren, nicht blos damit, daß sie den Wanderstab ergriffen — auf fremder Erde in harter büßender Arbeit, auch selbst noch auf altem deutschem Boden. Es stünden uns Beispiele zu Gebote. So wollen wir nicht gnadelos über sie den Stab brechen. Ist es doch oft nur eine einzige unbewachte Stunde, ein einziger Schritt vom Wege, der zum Verhängniß wird für ein ganzes zu reichem Glücke und hohen Ehren angelegtes Leben.

Winzige Verderber.

Manches Gute hat die neue Welt der alten geschenkt zum Danke für ihre Civilisation, und viele ihrer Erzeugnisse möchten wir heute um keinen Preis mehr missen. Aber auch andere Gaben hat uns Amerika gesandt, für welche wir ihm weniger dankbar sind. Von der entsetzlichen Bettwanze nicht zu reden, deren transatlantischer Ursprung — sie soll mit canadischen Hölzern nach dem großen Brande vom Jahre 1666 in London eingeschleppt worden sein — in der neueren Zeit erfolgreich bestritten worden ist, auch der Mustito's nicht zu gedenken, welche im Sommer 1874 plötzlich in Darmstadt aufgetreten sind, wahrscheinlich mit Drogen für eine dortige große chemische Fabrik über das Meer gebracht, so bleibt noch eine ganze Reihe von gefährlichen Eindringlingen aus dem Thier- und Pflanzenreiche aufzuzählen, die voraussichtlich sogar noch auf zahlreichen Zuwachs zu rechnen hat, so daß in dieser Hinsicht stete Vorsicht anzuempfehlen sein wird. Welche Gefahren hier drohen, wie außerordentlich die Verluste sind, die dem Nationalvermögen durch das massenhafte Auftreten eines kaum sichtbaren kleinen Insects zugefügt werden können, davon hat die Gegenwart ein berübendes Beispiel erhalten durch die Verbreitung der Wurzellaus des Rebstockes, Phylloxera vastatrix. Da dieselbe trotz aller Gegenmaßregeln von Jahr zu Jahr in rapidem Maße zunimmt und zu einer allgemeinen Plage für die Länder des edlen Weinbaues zu werden droht, so wird eine kurze Nachricht über das Wesen, die Naturgeschichte und die Schädlichkeit der neuen Geißel des Rebstockes den Lesern der Gartenlaube wohl nicht unwillkommen sein.

Es sind erst zwölf Jahre her, daß man in Südfrankreich auf eine eigenthümliche, vordem unbekannte Krankheit der Weinreben aufmerksam wurde. In früheren Zeiten hätte man dieselbe Gott weiß welchen Ursachen zugeschrieben, in denen der wissenschaftlichen Forschung und des Mikroskopes sand man aber bald aus, daß die Wurzeln der Pflanze von zahllosen Schmarotzern aus der Familie der Aphiden oder Blattläuse besetzt seien, welche denselben den Saft entzögen und sie somit zum Absterben brächten. Anfangs nahm man die Sache leicht, allein schon nach wenigen Jahren gewann sie ein sehr bedenkliches Aussehen. Mit reißender Schnelligkeit, die man auf fünfundzwanzig Kilometer von einem Insectionsherde aus im Laufe eines Sommers schätzt, schritt das Uebel nach allen Richtungen hin vorwärts; es überfiel die gesegnetsten Weindistricte Frankreichs einen nach dem andern. Binnen zehn Jahren hatte es sich über eine Million Hectar erstreckt und einen Schaden von dreißig Millionen Franken angerichtet. Weite Flächen, sonst übergrünt vom fröhlichen Rebenlaube, standen jammervoll verdorrt, und Tausende von fleißigen Winzern rangen die Hände über den rathselhaften Entgang ihrer Ernten. Im Auslande aber, namentlich überall dort, wo die Weincultur florirt, blickte man mit Spannung nach dem Nachbarlande, in steter Erwartung, daß doch endlich der eingebrochenen Noth ein Damm gesetzt und dadurch das eigene Rebengebiet vor der Einschleppung behütet werde. Vergeblich, die Hiobspoſten mehrten sich von Jahr zu Jahr. Schon 1870 wurde bekannt, daß auch in Portugal, namentlich am Douro, dem Districte der berühmten Portweine, die Reblaus verheerend aufgetreten sei; ganz gewiß ist sie auch schon bei den Spaniern eingekehrt, allein diese haben bekanntlich gegenwärtig keine Zeit, sich um dergleichen Bagatellen zu kümmern. In Oesterreich wurde sie im Jahre 1872 aufgefunden, bisher nur an einer Stelle; in der Schweiz im Herbste 1874 und endlich auch schon am deutschen Rheine, in einem Weingarten bei Bonn. So werden denn die winzigen Verderber, wie es scheint, die Rundreise machen durch alles Weinland, gleich als wollten sie die hochgerühmte Intelligenz und Thatkraft des Menschengeschlechts herausfordern zum Kampfe gegen eines der unbedeutendsten Wesen der Schöpfung.

Sobald man ein Uebel mit Erfolg bekämpfen will, muß man es möglichst genau kennen zu lernen suchen. An Bestrebungen dazu hat es, trotz zu bewältigender großer Schwierigkeiten, gegenüber der Wurzellaus des Weinstockes nicht gefehlt; die hervorragendsten Gelehrten, wie Balbiani, Lichtenstein, Dumas, Rösler, Vogt und Andere, haben sich eingehend damit beschäftigt, aber noch sind nicht alle Räthsel gelöst. Man hat es hier mit einem Thiere zu thun, das einer ganz absonderlichen Gruppe angehört, deren Lebensmetamorphosen den Forschern schon vieles Kopfzerbrechen gemacht haben. Was wir über seine Naturgeschichte mit Bestimmtheit wissen, ist das Folgende.

Die Reblaus oder Wurzellaus des Rebstocks, Phylloxera vastatrix (von φύλλον, Blatt und ξηραίνειν, vertrocknen) ist eine Blattlausart, deren nächste Verwandte auf den Blättern der Eichbäume (daher der griechische Name) leben, während sie selber ein unterirdisches Dasein an den Wurzeln des Weinstocks führt. Das Insect ist mikroskopisch klein, nur punktgroß, ver-

Digitized by Google

einzelt daher mit unbewaffnetem Auge schwer zu entdecken. Seine Farbe ist gelb. Da immer eine große Zahl von Rebläusen dicht zusammengedrängt sitzt, so sind die dadurch gebildeten gelben Flecken deutliche Merkmale des Vorhandenseins, das dann unter der Loupe leicht zu constatiren ist. Die Vermehrung dieser Insecten geschieht in verschiedener Weise, am meisten durch geschlechtslose, besser vererbte Zeugung. Wie bei den Blattläusen, überhaupt, entwickeln sich die Männchen erst kurz vor Winter, als vollkommene Insecten; die Weibchen werden befruchtet und legen dreißig bis vierzig Eier, welchen im Frühjahre nur weibliche, oder geschlechtslose Individuen, sogenannte Ammen, entschlüpfen, die in verschiedenen Generationen, deren man bis zwölf im Laufe eines Sommers annehmen will, fort und fort Eier legen, bis die Befruchtungskeime erschöpft sind. Alsdann verwandeln sich die Ammen in sogenannte Nymphen, und diese in das vollkommene, geflügelte Insect. In welcher ungeheueren Progression die Vermehrung dieser winzigen Verderber vor sich geht, lehrt ein einfaches Rechenexempel. Gesetzten Falles, die Ammen legten jedesmal dreißig Eier, und diese kämen sämmtlich ungefährdet zur Entwickelung, so würde sich in der zwölften Generation die Nachkommenschaft eines Insects auf die ganz unermeßliche Zahl von 17,714,700,000,000,000 Individuen belaufen. Daraus geht aber auch die Gefährlichkeit dieser kaum sichtbaren Wesen hervor. Uebrigens sollen neuere Forschungen dargethan haben, daß auch ungeflügelte Männchen der Phylloxeren auftreten, sowie, daß die Weibchen zu gewisser Zeit ein besonders großes Ei legen, aus welchem dann die fruchtbare Stammmutter einer ganzen Generationsreihe erwächst. Es kann aber keineswegs unsere Aufgabe sein, hier die verschiedenen Ansichten und Beobachtungen der Gelehrten in dieser Sache abzuwägen, oder des Tieferen in die Physiologie des Insectes einzudringen.

Fig. 1.

Die junge, dem Ei entkrochene Phylloxera läuft emsig hin

Fig. 2.

und her, bis sie einen Platz gefunden hat, um sich festzubohren. Sie thut dies zunächst an den zarten Thauwurzeln, hier bohrt sie an geeigneter Stelle mit ihrem Rüssel durch das Zellengewebe und senkt dann ihre vier Saugeröhren ein, um den Saft zu saugen. Von nun ab bleiben die Thierchen unbeweglich sitzen, dicht aneinander gedrängt, gleich einem Schuppenpanzer. Die verwundeten Stellen der Wurzeln aber bilden Wülste oder Verdickungen von hellerer Farbe; an ihnen ist das Dasein der Wurzellläuse zunächst mit Bestimmtheit zu erkennen; allmählich gehen sie in Fäulniß über, und das Absterben des Weinstockes beginnt. Diesem selber sieht man im ersten Jahre nicht an, daß zahllose winzige Verderber an seinem Marke zehren. Erst im zweiten oder dritten, je nach dem Grade der Besallung, beginnt er von oben nach unten zu vergilben; die Trauben gelangen nicht zur vollkommenen Ausbildung; die Reben werden dürr, und zuletzt verdorrt der ganze Stock. Bemerkenswerth ist, daß einzelne Rebensorten den Wurzellläusen besser widerstehen, als andere, namentlich die amerikanischen. Denn aus Amerika, wo es schon im Anfange der fünfziger Jahre genau beschrieben worden, ist das Insect, wahrscheinlich mit Wurzelreben der Vitis cordifolia oder Labrusca nach Europa gelangt. Doch hat auch die Ansicht volle Berechtigung, daß es längst einheimisch gewesen, früher aber niemals so massenhaft aufgetreten oder aus Mangel an genügenden Hülfsmitteln nicht entdeckt worden sei. Die Phylloxera verbreitet sich entweder durch die Pfade der Risse und Spalten in festem Erdreiche — im rinnenden Sandboden tritt sie nicht auf oder bleibt unschädlich — oder sie wandelt an der Erdoberfläche von einem Stocke zum andern, endlich als geflügeltes Insect, sei es mittelst eigener oder der Kraft des Windes. Natürlich ist das letztere sprunghafte Wandern, welches allein die sonst räthselhafte Erscheinung von neuen Insectenshorsten inmitten gesunder Weingärten erklärt, das gefährlichste, und müssen in Zukunft die Hauptvorkehrungen gegen die Flügelinsecten gerichtet werden. Freilich ist man trotz aller erdenklichen Anstrengungen, und obgleich sich bedeutende Größen der Wissenschaft die Köpfe gemartert haben, heute noch immer in den Anfängen der Bekämpfung des heimtückischen Feindes. Alle Mittel haben bisher wenig oder nichts geholfen, bon den ungereimtesten Abenteuerlichkeiten bis zu den seinst auspointirten Theoremen. Hat man doch Weihwasser und das heilige Wasser der Quelle von Lourdes als unfehlbare Gegengifte vorgeschlagen, ebenso wie fast jeden Stoff, der in irgend einer Pharmakopöe enthalten ist. In den zu diesem Zwecke eigens ausersehenen Versuchsweinbergen zu Sorres im Departement Herault hat man allein ein Vierteltausend „ganz sicherer" Verfahren probirt, sämmtlich ohne den gewünschten Erfolg. Die französische Regierung hat schon im Jahre 1869 einen Preis von 20,000, im Jahre 1874 einen solchen von 300,000 Franken

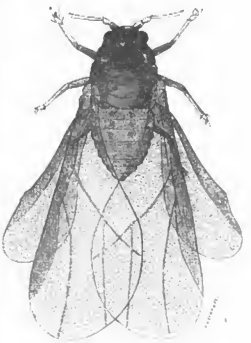


Fig. 3.

Fig. 4.

Digitized by Google

ausgesetzt für ein wirklich erfolgreiches Mittel, und man kann sich denken, welche Menge von Glücksjägern sich darum bewerben hat. Allein bis jetzt vergeblich.

Die befriedigendste Wirkung hat bisher das Unterwasserlegen der Weingarten mehrere Wochen hindurch während des Winters gezeigt, es kann jedoch dieses Verfahren begreiflicher Weise nur in der Ebene und dort, wo Wasser vorhanden ist, angewendet werden. Dann hat sich das Umgeben der Rebenwurzeln mit feinem Sande, am besten von der Meeresküste, als erfolgreich bewiesen, aber wie schwierig und kostspielig würde es sein! Starkes Kräftigen der Pflanzen durch entsprechende Düngung und nebenbei Anwendung eines Bodenvergiftungsmittels scheinen bis jetzt unter allen Verfahren den Vorzug zu verdienen; als Vergiftungsstoffe wendet man solche an, deren Dünste sich möglichst weithin im Boden verbreiten, so: Schwefelkohlenstoff, der jedoch neben den Reblausen leicht auch die Weinstöcke tödtet; schwefelkohlensaures Kali, welches nach Dumas den Reben nicht schaden soll; Steinkohlentheeröl oder Carbolsäure. Gilt es, einen vereinzelten Infectionsherd im Interesse der angrenzenden Weinberge zu vernichten, so müssen die Rebstöcke ausgehauen, sammt Blättern und Wurzeln verbrannt, der Boden tüchtig mit Schwefelkohlenstoff behandelt und mindestens ein Jahr lang der Weincultur entzogen werden. Wird er derselben wieder zugeführt, so empfiehlt sich starke Düngung, wohl auch die Anwendung von mit Steinkohlentheeröl imprägnirten Rebpfählen, die sich außerdem durch dreifach längere Dauer als ein Mittel gegen die kostspielige Holzverschwendung empfehlen. In Frankreich will man das Uebel durch Einführung amerikanischer Reben, die demselben am besten widerstehen, bannen, allein diese liefern keinen Chateau Yquem oder Hermitage, keinen Rauenthaler oder Forster, ja nicht einmal einen rheinischen sogenannten Gorilodli oder Flörpweder. Sie müßten daher durch Pfropfen veredelt werden, was aber dadurch gewonnen wäre, ist nicht recht einzusehen.

Die Abbildungen, welche wir unserem kurzen Berichte mit auf den Weg geben, sind den unübertroffenen Zeichnungen des Professors Dr. Leonhard Rosler in Klosterneuburg nachgebildet, welche bei der entomologischen Ausstellung zu Paris 1874 mit dem ersten Preise, der goldenen Medaille, ausgezeichnet und in dem österreichischen landwirthschaftlichen Wochenblatte veröffentlicht worden sind. Ihre Treue ist zuverlässig. Die erste stellt eine Amme der Phylloxera vastatrix, ein junges Thier drei Tage, nachdem es das Ei verlassen, und die Eier in hundertfacher Vergrößerung dar; in der zweiten Zeichnung ist die Reblaus abgebildet, wie sie ihre Saugeröhren in das Zellengewebe der Wurzel senkt; die dritte giebt das vollkommene, geflügelte Insect wieder und zwar stets in der gleichen Vergrößerung. Die vierte Abbildung endlich stellt in natürlicher Größe die durch die Verletzungen der Schmarotzer entstandenen knolligen Verdickungen (Nodositäten) an den feinen Wurzelauslaufern des Weinstocks dar; letztere werden dazu dienen, selbst dem Unerfahrenen auch ohne Lupe und Mikroskop das Erkennen des Auftretens der Phylloxera am Weinstocke zu erleichtern. Bis jetzt ist sie nur an diesem, an Obstbäumen nicht, gefunden worden.

Wie die Angelegenheit gegenwärtig steht, werden sich die Weinbauer vorläufig darein finden müssen, künftig auch trotz oder mit der Wurzellaus den Weinstock zu cultiviren, und nur dahin zu trachten haben, daß sie sich nicht in's Unendliche vermehre. Die Erfahrung hat gelehrt, daß auch von dem Insecte befallene Reben gute Lesen geben können. Die Analogie ähnlicher Erscheinungen giebt aber den — freilich der Gegenwart unwürdigen — Trost, daß wahrscheinlich die Geißel der Phylloxera eines Tages verschwinden wird, wie sie gekommen ist. Meteorische Einflüsse werden sicherlich zur Verringerung des Uebels beitragen, und wie es der Intelligenz des Menschen gelungen ist, die schädliche Wirkung des Traubenwicklers, der Kartoffelkrankheit, der Seidenraupenseuche abzuwenden, so wird unzweifelhaft die Wissenschaft im Bunde mit der Praxis siegen über die neuen winzigen Verderber.

D. H.

Karlsbad im Schnee.

Ein Wintermärchen aus dem Böhmerwald.

Die Badenymphe hat längst ihre glänzende Toilette abgelegt und das bequeme Hauskleid angezogen. Und sie sieht darin ganz putzig und reizend aus, wie sie, die Hände müde in den Schooß gelegt, sinnenden Blickes der kaum verflossenen Zeit nachträumt, dem Gesumme und Gekicher in allen lebenden Sprachen, den rauschenden Festen, dem Frou-Frou der schönsten Frauen, dem süßen Geflüster unter dem verschwiegenen grünen Dache der großen Kastanienbäume, den Unterleid-Elegien melancholischer Hämorrhoidarier und nierensteinreicher polnischer Juden, begleitet von fröhlich lockender Labitzkischer Musik.

Seit Monden liegt Karlsbad unter weißer Decke — still und selbstbeschaulich. Trotz der Bahn rauscht der große Strom des Lebens weit von hier ab; kaum daß eine leichte Welle das Thal bespült. Der Winter herrscht mit rauher Hand. Schnee auf allen Höhen; Schnee in allen Straßen. Der eingeschneite tannendustige Christbaumwald steht wie verzaubert da oben; über ihm blaut der Himmel mit blendend weißen Wolken; die niedlichen Häuschen der sich amphitheatralisch aufbauenden Stadt sehen verwundert aus ihren grünen Jalousienaugen drein; die Tepl schlingt sich wie ein weißglänzendes Atlasband durch die winterliche Landschaft. Sie ist fest zugefroren; auf ihrem Rücken schwingt sich die Jugend in fröhlichem Reigen, aber gegen den Markt zu wird das Eis immer dünner, und plötzlich durchbrechen es heiße Fluthen, die zischend, brodelnd und dampfend hoch hinaufsteigen.

Aber der Sprudel macht jetzt sein altes Kunststück vor einem Parterre von Köchinnen, die muthwillig den alten Herrn an seinem weißen Barte zupfen und ihn zur häuslichen Arbeit zwingen, um die Hühner, Gänse und Enten zu entfedern.

Die Quellen ergießen sich rastlos, aber die Brunnencolonnaden sind geschlossen. Die meisten Hôtels, die Restaurants feiern. Die Aerzte haben ihre Winterquartiere bezogen, die Mitglieder der Labitzkischen Kapelle sich in alle Windesrichtungen zerstreut. Die Hausthore, die Verkaufsläden sind gesperrt. Das Curhaus feiert, nur in einem matt erleuchteten Eckzimmer serwirt der „Brezelbub"; die Brunnen- und Caséfrauen machen große Toilette; die Fremdenführer fahren jetzt Sand und Ziegel zu den Bauten, und Mancher, der in der Saison mit der Sammelbüchse herumging, hängt jetzt die Flinte auf die Schulter, steigt den Wald hinauf, aus dem jeden Augenblick in die idyllische Ruhe des Thales ein Schuß hinabrollt, welchen das Echo der Berge vertausendfältigt.

Die „alte Wiese", der Tummelplatz der Gesellschaft in der Saison, ist jetzt am verödetsten. Die Kastanienbäume ringen ihre dürren Arme über die nun geschlossenen Boutiken; die Kaffeehäuser sind leer. Der „Elephant" sieht mürrisch drein wie ein alter morober Menagerie-Geselle, der vor einem Pfennig-Publicum seine Künste machen soll; die Veranda des Hammerschmied'schen Etablissements ist mit Brettern verschlagen, und nur der weit ausschauende Name „Salle de Danse" zeigt von verschwundener Pracht. Die Fremdenzimmer sind geschlossen, die Kaufläden im Erdgeschoß rasch zu Wohnungen umgewandelt worden. Zwischen den wohlverschlossenen Doppelfenstern hängen süße Trauben; auf dem grünen Moose unten liegen weich gebettet die rothwangigen Aepfel; ein hübsches Kind blättert in der „Gartenlaube", während die Mutter sich den Tisch am Kachelofen zurecht gerückt und in das Studium ihres Einnahmebuches vertieft hat; sie knüpft an die Namen der Miether biographisch-finanzielle Commentare von weitragender Bedeutung für das Erträgniß des Hauses. Die Linnen werden ausgebessert, zerrissene Vorhänge kunstgerecht vernäht. Man arbeitet und schwatzt, glossirt die Fremden, bespricht den letzten Ball und die Toiletten für den nächsten. Aber das Schnee manch schönen Kindes flattert über die Berge hinüber, und wenn es den Leinladen jetzt kunstgerecht stopft, gedenkt es dessen, der darauf mit dem lieben blonden Haupt gerucht, der mit ihm so süß gesprochen — rasch zerdrückt es dann die heiße Thräne

Digitized by Google

im Auge, springt auf, wirft die Kapuze um und huscht eilig zur Post. — Und wieder ein Brief!

„Und die Marie wird von Tag zu Tag blässer, und im Frühjahr muß sie „Franzensbader Eisenquelle" trinken," sagen Mutter und Muhme.

Die Anwesenheit so vieler Fremden aus den höchsten und gebildetsten Ständen, aus fremden Landen, die romantische Beleuchtung, die sie durch die fremde Sprache und galante Lebensweise gewinnen, üben einen poetischen Reiz auf das empfänglische Mädchengemüth. Was Wunder, daß man in Karlsbad hineinfühlt, wie in eine Lebenschronik: bleiche Novellen schleichen, tragisch angehauchte Balladen schlottern, heiße Romanzen eilen hinter den jüngsten Mädchen und den Matronen einher.

Am Marktplatz geht es noch am lebhaftesten zu. Hier ist das Postamt, die altberühmte hundertjährige Apotheke Becher's und das Capitol. Karl der Vierte, der „Gründer Karlsbads", steht, aus rohem Sandstein gemeißelt, da und leidt sich den Theil, mit dem man gemeinhin dem Photographen nicht sitzt, an dem städtischen Rathhaus. Hier thront der Bürgermeister, der Erfinder der draconischen Curtaxe, die auch Nicht-Curgäste einschließt. Die Sitzungen dieses Senats gehören zu den beliebtesten, leider durch Raumnangel beschränkten Volksbelustigungen. Schade, daß sie der Stadt so theuer zu stehen kommen, denn es schlägt in ihnen eine viel kräftigere, humoristischere Volksblutader als in dem „Ziegel-Bürgermeister und Sandauer Dosenstück", welches, von einem Einheimischen gedichtet, in dem renommirtesten Dilettantentheater Cassastück wurde. Dieses Dilettantentheater führt den poetischen Namen „Flohburg", weil es während der Saison zur Aufbewahrung der polnischen Juden dient. Das städtische Theater ist im Winter meist geschlossen, da man den Stadtverordneten-Sitzungen nicht Concurrenz machen will.

Ich wandle durch die Mühlbad-, Kreuz- und Capernstraße; hier wird ein neues Haus gebaut, da ein altes ausgeflickt, dort ein drittes Stockwerk aufgesetzt und eine Remise in ein sohnenderes Etablissement umgewandelt. Man arbeitet rasch und mit Hast, denn nur bis zur Eröffnung der Saison — am 1. Mai — darf gebaut werden. Da heißt es: sich sputen, hurtig zur Hand sein, den ersten Sonnenstrahl erwischen und den letzten noch ausnutzen, den Gulden nicht sparen und mit den Arbeitern sein säuberlich umgehen. Nur die städtischen Bauten schreiten bedächtig im behabigen Bürgerwehrtrab vorwärts, und die Mühlbadecolonnade, obgleich sie im Kegelbahnstile angelegt ist, wird doch den bestrühmtesten gothischen Bauwerken, den Domen, gleichen — gleich diesen wird sie niemals ausgebaut sein.

Ein Freund begleitet mich in den Wald hinaus. Anfangs haben wir noch Pfad, bald aber ist der Weg von Laub, Schnee, Tannenzapfen und Geröll bedeckt. Hier und da sind die breiten Fußstapfen eines Holzschlägers sichtbar. Einsamkeit und Stille herrscht; nur ein Hase huscht vorüber; ein Eichkätzchen klettert behend den Baum hinauf. Ueberall Frieden — eine Sabbathruhe der Natur. Das Thier, verwundet, flüchtet in's tiefste Waldesdunkel und klagt sein Leid den alten Bäumen — und auch der Mensch, mit der Wunde im Herzen und dem Grame in der Seele steigt er hinauf und findet im Walde Trost, Ruhe und Erleichterung. Denn der Wald ist die grüne Kirche, die der Schöpfer da oben aufgebaut hat. Durch die Aeste bricht goldiger Schein, und als ewige Ampel ist die Sonne da oben aufgehängt. Erhebender als Orgelklang tönt der Blätter Rauschen, und Baumpredigt erhebt mehr als des Pfaffen Litanei. Der würzige Harzgeruch duftet andächtiger als der Weihrauch, und der heiße Betschemel ist uns der von weichem Moossammet überkleidete Fels.

Die alten Tannen erzählen sich jetzt ihre Erlebnisse; sie plaudern wundersame Dinge und lächeln über das windige Treiben der kleinen Leute, die in ihrem Schatten gewandelt. Sie flüstern von Liebesschwüren, die hier heiß aufgelodert und so rasch vergläht sind, von Seufzern, die hier geschlagen und so rasch verklungen sind, von Eiden und großen Worten, die hier vor die Ewigkeit gesprochen und dann so rasch gebrochen wurden. Und eine alte Eiche, die in ihrer Brust ein Muttergottesbildchen trägt, weiß noch von den alten Schöppengerichten zu erzählen, und lächelt in den weißen Bart hinein über dermaligen Karlsbader Senat.

Ein gewaltiger Stein, der sich abgelöst, legt sich über den Weg, und aus seiner Schneehülle glänzt es goldig heraus. Als ich ihn überschreiten will, was seh ich? — Veilchen! veritable gereinte Veilchen „von Eineu, der hoffnungslos hierher kam und geheilt heimzog", und der sich darob verpflichtet fand, Jenen, die nach ihm kommen, das grüne Banner der Hoffnung aufzustecken, in Jamben Kunde zu geben von den Quellen, die er trank, und den Offenbarungen, die er hatte, oder in Trochäen zu warnen vor des rohen Obstes leicht gefährlichem Genusse und des Sprudelsalzes lösender Macht. Und so werden selbst Commerzienräthe zu Poeten und treiben mit dem Metrum Spott. Er aber, der hier Gesetzstafeln für das Leben gab und seine Fastenpredigt in Stein grub, er sitzt wieder daheim, der unverbesserliche Alte, schwärmerisch blickt er auf den Citronentropfen im zuckenden Auserleibe, wie der verliebte Jüngling auf die Thautränen im Blumenange, und die Rechte, die noch kürzlich krampfhaft den Sprudelbecher umfaßte, füllt jetzt toastend das Champagnerglas.

Immer höher hinan. Da öffnet sich der Weg zum Hirschensprung. Wer Alles ist diesen Weg vor mir schon gewandelt! Was für Gestalten tauchen da nicht auf, blicken aus dem Busche und treten hinter den Tannen hervor! Auf den Arm des Oesterreicher Herzogs Ferdinand stützt sich seine holde Gattin, die blonde Welserin; an diesem Felsen ruht August der Starke zu den Füßen der schönen Aurora; Gellert, der 1763 auf seinem famosen Schimmel hergeritten kam, den ihm Prinz Heinrich von Preußen schenkte, schreitet fürbaß an der Seite seines unzertrennlichen Sprudel-Zechkumpans, des kleinen hageren Laudon; Schiller reitet nach Frauenart auf seinem Esel, die kurze Tabakspfeife im Munde, den Berg hinan — zu seiner Seite schreitet sein junges Weib; Theodor Körner dichtet hier seine schönsten und namhaftesten Schwerlieder, umrankt mit seiner Poesie die hohen Buchen, um bald darauf bei Gadebusch sein junges Leben auszuhauchen; Goethe, Karlsbads treuester Stammgast, wandelt mit der Fürstin Pantazin, mit Schiller, Tiedge und dessen edler Freundin Frau von der Recke, während des Congresses als Staatsminister mit all den hohen Herren und geriebenen Diplomaten; Bettina klagt ihn hier im Schatten dieser Buchen bitter an, wie sehr er sie vernachlässige, und läßt in der grünen Waldeinsamkeit ihre Thränen fließen, und er selbst, als siebenundsiebzigjähriger Greis fühlt er noch einmal die Liebe an sein nie alterndes Herz pochen und bietet in verschwiegener Waldeinsamkeit seine Hand einem siebzehnjährigen rosigen Kinde an; der alte Blücher macht hier seine Verdauungsspromenade, nachdem er unter fernigen Flüchen, daß „ihm, dem Todfeind aller Waffer, solch dumme Geschichte passiren muß", ein halb Dutzend Becher Neubrunn getrunken hat.

Während des Congresses wandeln da Fürst Metternich, Wingingerode und Hardenberg und berathen, wie die Welt wieder einzurichten sei; der geistreich-witzige Prinee de Ligne führt die Prinzessin Biron hinan und wirft ein köstliches Bonmot der hinter ihm am Arme Schwarzenberg's schreitenden Herzogin von Sagan zu, deren rosige Finger manch zarten diplomatischen Faden weiter spinnen, während Gentz sich Appetit holt für die leckere Tafel des Fürsten Esterhazy und mit Grafen Bernstorff und Adam Müller sich inspirirt für die Abfassung der Artikel, betreffend die „Maßregeln gegen die Presse"; Chateaubriand geleitet die Herzogin von Angoulême, zu deren Besuche er von Teplitz (wo Karl der Zehnte die Bäder gebraucht) herübergekommen ist, und schneidet seinen Namen und ein großes Kreuz mit mächtiger Hand in die alte Linde, welche das steinerne Kreuz am Hirschensprung überschattet. Die reizende Comtesse O..., deren Gelichter mit seinem Blute die Schlachtfelder Polens färbte und jetzt in den Eisgefilden Sibiriens friert, erlauft hier in den heißen Armen des allmächtigen Günstlings, des russischen Fürsten M., seine Rückkehr, um dann, sobald er Kenntniß von dem Geschäfte hat, mit ihren eigenen seidenen, blonden Zöpfen von dem Gerüchten erwürgt zu werden. Und jetzt bricht hinter dem Baume ein stimmiger Gesselle mit energischen Lügen im Zwischbittel hervor; ein vermittelnder mächtiger Catadvieer stülpt sich auf sein Haupt; er lüftet in der Rechten einen Aquitel, in der Linken Gervinus' „Einleitung zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" — das ist Herr von Bismarck Anno 1865 in Karlsbad.

Doch steigen wir in's Thal hinab. Es ist Sonntag. Die Feuer am häuslichen Herde sind bereits erloschen; der Mittagstisch ist vorüber, die Straße bis zur Wiese hinaus belebt.

Digitized by Google

Die Väter schreiten steif und gravitätisch an der Seite ihrer herausgeputzten besseren Ehehälften einher, die Meerschaumpfeife im Munde, das große spanische Rohr in der Hand; daneben, dazwischen und vorüber das junge Volk; die jungen Mädchen, deren Kleid noch nicht das Pfäffer streift, aber doch nur den feinen Knöchel sehen läßt, sperren die Gasse; sie lachen laut, mogniren sich über den Lehrer, flüstern sich prickelnde Schulneuvellen zu und parodiren die älteren Schwestern, welche im vertraulichen Flüstern zu Zweien oder schmachtend am Arme des Galans einherziehen. Und heute giebt es gar viel zu erzählen, viel zu bekennen, viel zu bereuen. Die Gesichter sehen auch etwas übernächtig drein, denn gestern war großer Ball. Und was für ein Ball! Als ich den großen Saal des Curhauses betrat, rieb ich mir verwundert die Augen. Ist's Traum, ist's Wirklichkeit? Wieder flammten die Kerzen; wieder rauschten die verlockenden, berückenden Walzerrhythmen; wieder hüpften die kokenden Polkatöne, aber diesmal lustiger, strammer, pulsirender, frischer, als während der Saison, wo aus curgemäßen Gründen alle Töne gedämpft sind; wieder sah ich diese Toiletten, die im Sommer Furore gemacht, von dem schilfgrünen Kleide, welches die Nixengestalt der blonden Fee aus England umfloß, bis zum Feigenblatt der Wiener Gräfin, aber jetzt von rothbackigen, lebenslustigen, festbusigen Mädchengestalten getragen; denn Alles, was im Sommer Aufsehen macht, der kühnste Mantelwurf, die bizarrste Robe, die buntfarbigste Mantille, das längste Schleppkleid, das koketteste Hütchen und die wild-romantische und grotesk-komische Frisur, all dies findet im Karlsbader Winter seine Doppelgänger und Copieen. Sie stehen freilich zum Original, wie der Bürstenabzug zum fertigen Druck, wie die Negative zum eigentlichen Bild, aber „sie sind". Man macht gar außerordentliche Toilette. Und just die, welche während des Sommers die arbeitsamsten, die bescheidensten, die entsagendsten sind: die Brunnenmädchen, welche schon um sechs Uhr Morgens dem polnischen Juden mit den fettglänzenden Locken und der Marquise mit dem eleganten Rod den genesungsbringenden Trank schöpfen, die Kaffeehebe, die diversen Fanny's, Anna's, Marie's, welche die „Verkehrten", „Hechten" credenzen und mit Grazie ihre sechs Kreuzer „Trinkgeld" einstreichen: sie sind jetzt Alles voran. Man weiß wahrlich nicht, was mehr zu bewundern ist, wie sparsam diese Mädchen oder wie billig diese theuren Toiletten sind.

Sobald aber die ersten warmen Strahlen in's Thal fallen, findet der lange Winterfeiertag sein Ende. Die Tage werden länger, die Verabende kürzer. Die Wintercuartiere werden abgebrochen, die Parterre-Wohnungen gerümmt und wieder zu Verkaufsläden herausstaffirt; mit Kind und Kegel schachtelt man sich in die letzten Räumlichkeiten ein. Die Wege werden wieder urbar gemacht, die Ruhebänke und die in Form von Tonnen freundlich winkenden Einsiedeleien in den Wäldern gepflanzt. Die Kastanienbäume der alten Wieje werden reglementsmäßig beschnitten, der Christus am Kreuzberge frisch lackirt; der heilige Nepomuk erhält ein neues Gewand, und unter den Eisen und Brunnenmädchen wird fürchterliche Musterung gehalten; die Colonnaden werden in Stand gesetzt, die städtischen Spritzen „behördlich geprüft".

Da ist jetzt ein fortwährendes Hämmern, Sägen, Feilen, Rasseln, Hobeln; zwischen durch tönen süße Nofsinische Musik, Straußische Walzerrhythmen und Wagner'sche Keulenschläge aus dem großen Saale des Curhauses, wo jetzt Labitzki von früh bis spät seine Manuschaft einexerciert. An die Bauten wird die letzte Feile gelegt; die verschiedenen Raphaels, Michel Angelos und Corregios pinseln und tünchen in ihren Ateliers auf offener Straße hier ein Haus, dort eine Schildertafel, und wie von den Küsten Spaniens der Duft der Orange dem Landenden schon von Weitem entgegenweht, so begrüßt jetzt der Firnißgeruch den Ankommenden bereits am Bahnhofe. Die Badewirthe ziehen jetzt die Herrenröcke aus, und manch stolzer Senator, der in den Herbsttagen seinen Clärchen versprach, im Frühling „spanisch zu kommen", drischt jetzt eigenhändig mit dem Rohre aus dem Lande der Hesperiden seine verstandnen Möbel aus. Die Hôtel-Omnibuse werden aus der Remise geholt; der Doctorenwagen wird frisch lackirt; die für die Saison bestimmten Beamten der Post und des Telegraphen treffen ein. Die Aerzte sind bereits wieder vollzählig; die Placate, welche freundlich melden: hier ist Wohnung zu vermiethen, bedecken in allen nur erdenklichen Formaten, in allen Farben und in allen Sprachen die Stadt. Der häusliche Krieg wird beigelegt angesichts des gemeinsamen patriotischen Kampfes gegen den Fremden; das Heirathen, Sterben und Schuldenzahlen wird auf den Herbst verschoben. Der Gemeinderath giebt heute seine letzte große Vorstellung, denn morgen ist der erste Mai, die feierliche Eröffnung der Saison.

Aus dem Aschenbrödel ist wieder die festgeschmückte Schöne geworden. Die Bade-Nymphe erscheint in glanzender Festtoilette; die Banten sind eingefestelt, die Hammerschläge verstummt; die Forellen plätschern in den Speisekarten; es grünt und blüht, und die Stadt leuchtet vor Nettigkeit.

Es ist der erste Mai, der große Tag der Brunnenweihe, der Eröffnung der Saison. Diese Feier ist aber eine mehr innerliche als äußere und nur wenig prunkhaft. Blühend einst die attischen Brunnen mit Veilchen umrahmt wurden, holde Jungfrauen duftige Kränze in die curymenische Quelle in Thessalien warfen, Petrarca von den Frauen Kölns zu erzählen weiß, wie sie Blumenungirtet zum Rheine ziehen, in Sicilien Nymphenfeste mit bacchischen Tänzen aufgeführt wurden: beschränkt sich die Brunnenweihe der Karlsbader Quellen, gleich der aller übrigen böhmischen, auf die schwarzbefrackte Anwesenheit der jüngsten noch ungeweihten Quellenpriester — die alten haben es, Gott sei Dank! nicht mehr nöthig — unter Vortragung des hochwürdigen Bürgermeisters und Hinzutritt einiger reizender Brunnenmädchen, welche aus „curgemäßen Rücksichten" in den böhmischen Badeorten von Matronen dargestellt werden.

Ist die Quelle mit dem saisonmäßigen grünen Gemüse bekränzt und sind die feierlichen Worte gesprochen, so erdröhnen die Salven der Bürgerwehr; die Glocken läuten — die Saison ist eröffnet, das heißt, Jeder, ohne Unterschied des Alters, der Nationalität und der Confession muß von jetzt an die Curtaxe zahlen.

Julius Walter.

Vor dem Hause der Louise Lateau.

„Herrgott, wie geht man mit Deiner Menschheit um!" So werden Tausende hier, vor dem Hause der Louise Lateau, dem Landmädchen mit den blutenden Wundenmalen des Gekreuzigten in dem Dorfe Bois d'Haine, von Zorn und Trauer erfüllt, mit uns ausrufen, während tausend Andere theils in der Blindheit eines Wunderglaubens hier eine neue Gewähr ihrer Seligkeit suchen, theils im stillen Triumphe einen neuen Sieg der Priestermacht über deren Widersacher ausbeuten, und wiederum Tausende bald in Hohn und Spott ausbrechen über jedes religiöse Gefühl, bald mit kalter Verachtung und selbst lächelnder Gleichgültigkeit an der ganzen Bewegung auf dem gefährlichsten Kampfgebiete der Gegenwart vorübergehen.

Die Bewegung ist da, und die Zeit ist vorbei, wo eine stolze Aufklärung in hochschwebendem Selbstgefühle auf solche Zeugnisse noch immer herrschender Finsterniß hinabsehen konnte, wie auf unschädlich Vorübergehendes; die Zeit ist vorbei, wo eine vornehme Duldung geübt werden durfte gegen die Umtriebe frommer List und selbstsüchtiger Heiligkeit. Es ist kein gesellschaftliches Flüstern und kein Zeitungsgeplänkel mehr, das neben interessanten Prinzipiendebatten die Harmlosigkeiten des persönlichen Verkehrs nicht beeinträchtigt. Nein, die Kriegserklärung ist laut verkündet: die Parteien stehen in festen Lagern; der Kampf tobt in der ganzen Schlachtlinie, und der Haß heißt jede Kriegslist willkommen.

Eine solche Kriegslist im Kampfe der Ultramontanen gegen den Staat und die Cultur der Gegenwart und vor Allem gegen den gefürchtetsten Gegner der Priestergewalt des Unfehlbaren, das deutsche Reich und den deutschen Geist, ist auch dieses Mädchen von Bois d'Haine mit ihren blutenden Wundenmalen, und gegen die Glorie dieses gefeierten Wahns giebt es keine

Digitized by Google

Vor dem Hause der Louise Lateau in Bois d'Haine.

Für die Gartenlaube nach der Natur aufgenommen von L. v. Elliot.

Digitized by Google

schlimmeren Waffen, als Spott und Hohn. Die Verletzungen durch sie vermindern die Zahl der fanatisirten Gegner nicht um einen Mann, aber sie verschärfen die Erbitterung und wandeln immer mehr den Kampf in einen Krieg mit vergifteten Waffen um. Nur ein Mittel giebt es, um nach und nach auch dieser Kriegslist ihre Gefährlichkeit zu nehmen: man beweise die Unmöglichkeit des gefeierten Wunders! Und wenn solch ein Beweis noch so verzweifelte Erfolge gewinnt, er bringt doch vorwärts, der unaufhaltsam rinnende Tropfen Wahrheit muß endlich den Granit des Aber- und Wahngtaubens besiegen, wenn man nicht am stetigen Fortschritte des Menschengeschlechts verzweifeln soll.

Wir haben, von diesem Standpunkte aus, mit Freude die Flugschrift des Spitalarztes Dr. B. Johnen in Düren begrüßt, die sich zur Aufgabe gestellt, auf ruhigem, wissenschaftlichem Wege die bekannten und einflußreichsten Berichte der Professoren Lesebvre und Rohling und unseres deutschen Reichstags-Ultramontanen Majunke in ihrer Haltlosigkeit darzulegen und das Wunder als Täuschung zu entlarven. Um dieser ehrlichen und würdigen Kampfesweise womöglich noch durch eine authentische Illustration zu Hülfe zu kommen, beaustragte die „Gartenlaube" einen belgischen Künstler, Herrn L. von Elliot, den Schauplatz und die Hauptperson des stigmatistischen Wunderspiels zu zeichnen. Trotz anscheinlich genügender Empfehlungen fand derselbe jedoch keinen Zutritt zu dem trefflich bewachten Geheimniß; in Ermangelung eines Einblicks in das Innere des Stigmatisationshauses bietet er uns den Anblick des Aeußern, und zwar wie es vor dem Hause an dem Freitage, an welchem er die Wallfahrt zu dem Wunder gewagt. Nachmittags um zwei Uhr ausgesehen und hergegangen.

Wir sehen auf den ersten Blick auf unsere Abbildung, daß die geistliche Vertretung hier nichts zu wünschen übrig läßt. Dieses Haus bildet einen Hinterhalt im Glaubenskampfe, dem eine tüchtige Besatzung nicht fehlen darf. Wir sehen aber auch, mit welcher Strenge die äußerste Vorsicht hier geübt wird. So hoch nämlich schätzt man den Werth des so glücklich blühenden Wunders, daß der Zutritt zu Louise Lateau Niemandem gestattet ist, der nicht eine bischöfliche Erlaubniß dazu mit zur Stelle bringt. Unser Bild deutet an, daß soeben eine offenbar nicht gewöhnliche Gesellschaft mit Geschirr angekommen ist, aber ebenso deutlich erscheint die abweisende Handbewegung des priesterlichen Wachtpostens: „Ohne Schein — nicht hinein!" Die übrigen Gruppen erklären sich selbst. Uebrigens entzieht sich die Lateau dem Auge der Oeffentlichkeit nicht ganz: sie besucht jeden Morgen die Messe in der Dorfkirche, um die geweihte Oblate zu genießen, in welcher angeblich ihre einzige Nahrung bestehen soll. Im Schlusse des Gottesdienstes eilt sie jedoch im raschesten Laufe ihrem Hause wieder zu.

Wenn auch unserm Künstler der Zutritt zur Wunderperson selbst versagt war, so ist dies trotz der priesterlichen Wachsamkeit durch einen andern, und zwar sehr scharfen Beobachter gelungen, dessen Bericht hierüber in der „Magdeburger Zeitung" wir das hier Nothwendigste entnehmen. Bekanntlich besteht die Stigmatisation darin, daß der Leib eines Menschen sämmtliche Wundenmaale (griechisch Stigmata) zeigt, welche Christus bei der Geißelung, Kreuztragung und Kreuzigung erhalten, und daß diese Wunden zu bestimmten Zeiten, namentlich an jedem Freitage und hohen Festtage, bluten.

Treten wir nun mit Herrn M. L. in das Zimmer der „Heiligen", wie sie bereits vom Volke genannt wird. Es ist sehr klein und einfach, jedoch nicht ohne Geschmack eingerichtet. An der Langwand steht ein Bett, die Lagerstätte der „Gottbegnadigten". In der der Thür entgegengesetzten Mauer befindet sich ein Fenster, das einzige des ganzen Kämmerchens. Durch dasselbe fällt das Licht nur spärlich herein, weshalb auch sogar im Sommer eine Art Halbdunkel in dem engen, niedrigen Raume herrscht.

Louise Lateau sitzt auf einem Sessel und nimmt, da sie in Ekstase ist, von unserem Eintreten gar keine Notiz. Sie zählt jetzt etwa vierundzwanzig Jahre, sieht aber viel jünger aus, zumal ihre Figur nur mittelgroß ist. Die etwas coquett frisirten Haare sind blond; das Gesicht macht auf den Beschauer keinen unangenehmen Eindruck, wenngleich die früher von Geistlichen gemachten Schilderungen über die „wunderbare, engelgleiche Schönheit" der Stigmatisirten stark übertrieben sind. Die Züge sind weniger als schön, denn als interessant zu bezeichnen; der Mund ist außergewöhnlich klein; die Lippen sind roth und schwellend. Wenn letztere sich öffnen, was während der Ekstase mehrfach geschieht, zeigen sich sorgfältig gepflegte, schneeweiße Zähne. Die großen, blauen Augen verrathen einen bedeutenden Grad von Intelligenz; die langen Wimpern geben der ganzen Physiognomie einen etwas träumerischen Anstrich. Die Taille Louisens ist sehr schlank und wird durch den Schnitt des Kleides vortheilhaft hervorgehoben. Letzteres harmonirt auch in Beziehung auf die Farbe mit der ganzen Gestalt und Rolle Louisens. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß sie von der Natur mit einem im Vergleiche zu ihrer Umgebung ungewöhnlichen Maße von körperlichen Vorzügen ausgestattet ist.

Wie bereits erwähnt, sitzt Louise während des Anfangs der Ekstase auf einem Sessel, und zwar hält sie sich völlig unbeweglich, als wenn sie aus Stein ausgehauen wäre. Das Gesicht ist nach oben gerichtet. Die Augen sind weit aufgerissen und starren auf einen Punkt, wie es scheint, in eine Ecke des Plafonds. Von den Umstehenden erfahren wir, daß dieser Zustand längere Zeit andauern werde; wir haben daher noch Muße, uns die Stigmata anzusehen.

Durch eine anscheinend unwillkürliche Bewegung verschob sich das Tuch, welches um die auf dem Schooße liegenden Schneeweißen, ungewöhnlich kleinen Hände gewickelt war, und ermöglichte den das ganze Zimmer anfüllenden Beschauern die Betrachtung der betreffenden Wundenmaale. Die übrigen Wunden, ausgenommen die Kopfwunden, entziehen sich natürlich der Beobachtung des Publicums. Letzteres, welches Blut, recht viel Blut zu sehen gekommen ist, kann solches in reichlichem Maße an der Bettwäsche, dem Sessel und auf dem Boden des Zimmers wahrnehmen. Zur Vermehrung des Effectes ist auch blutige Leinwand den Blicken der Neugierigen ausgestellt.

Auf der Außenfläche der linken Hand bemerken wir ein etwa drei Centimeter langes und zwei Centimeter breites Oval, das anscheinend die Quelle des den größten Theil der Handfläche bedeckenden Blutes ist. Etwas kleiner ist das auf der inneren Handfläche liegende Stigma. Auch aus der rechten Hand kommt Blut, jedoch in ganz unbedeutender Menge. Noch geringer ist die Blutung aus den Kopfwundenmaalen. Diese befinden sich auf der Stirn und rings um den Kopf herum. An den mit Haaren bewachsenen Stellen ist außer einigen trockenen Blutkrusten nichts bemerkbar. An der Stirn nimmt man einige halbvertrocknete Blutströpfen wahr. Im weiteren Verlaufe der Ekstase wird die Stellung verändert, und diese Tropfen beginnen, so weit sie inzwischen noch nicht vertrocknet sind, nach dem Gesetz der Schwere abwärts zu fließen und nehmen, ihren Weg über Wangen und Hals herab. Herr M. L. wollte einige Tropfen Blutes auffangen, um nachher sie einer mikroskopischen Untersuchung unterziehen zu lassen; seine Bitte wurde ihm jedoch rundweg abgeschlagen. Uebrigens geben die Kopfstigmata dem Gesichte der Ekstatischen einen widerlichen Ausdruck: man glaubt ein mit Opferblut beschmiertes Götzenbild vor sich zu haben. —

Während der Ekstase betrachtet die Stigmatisirte die Lebensgeschichte Christi. Den heiteren oder düsteren Momenten derselben entsprechend, wechseln Physiognomie und Stellung. Bald sieht man sie lächeln, bald weinen; jetzt ist sie heiter, jetzt wieder ernst. Daß der Körper übrigens nicht unempfindlich sei, bewies auf ganz einfache Weise eine freche Fliege; als diese plötzlich am Auge Louisens vorbei summte, zuckte sie kaum merklich zusammen.

Allmählich begann sich die ganze Gestalt zu beleben; sie drehte sich nach rechts und links; plötzlich erhob sie sich und beugte sich vorwärts, als ob sie ein uns anderen Sterblichen unsichtbares Etwas haschen wollte. Jede Bewegung, jeder Seufzer, jeder Auf und Niederschlag der Augen zeigt, daß sie in nicht geringem Grade ihre Mienen und Geberden zu beherrschen und mit Hülfe derselben auf die anwesenden Gläubigen jeden gewünschten Eindruck hervorzubringen weiß, mit Einem Worte, daß an ihr eine Schauspielerin verloren gegangen ist.

Endlich setzte sie sich wieder mit einem gewissen theatralischen Anstand. Einige der Herren zogen die Uhr; der Hauptessect sollte jetzt zur Darstellung kommen: der Fall auf die Erde. Die Ekstatische erhob sich schnell, stand einen Moment gerade und warf sich der Länge nach auf den Boden und zwar so, daß der Rücken nach oben schaute. Dabei verfäumte sie nicht, beim

Digitized by Google

Niederfallen dem Kleide einen solchen Schwung zu geben, daß es sich in malerische Falten legte und von den Füßen nichts sehen ließ, als die verhüllten Spitzen. Der von gewisser Seite als unnachahmlich geschilderte „Fall“ ging übrigens in ganz einfacher Weise vor sich. Zuerst ließ Louise sich auf die Kniee, dann auf die Ellenbogen und Hände nieder und lag dann mit einem Ruck auf dem Bauche. Alles dies ging so gewandt und schnell vor sich — man erinnert sich, daß seit sechs Jahren an jedem Freitag sich die gleiche Scene wiederholt —, daß man mit den Augen kaum zu folgen vermochte. Die Füße waren lang ausgestreckt, ebenso der linke Arm, auf welchen sich der Kopf stützte. Die Augen waren geschlossen; der Athem kam keuchend zwischen den halb geöffneten Lippen hervor, das Gesicht gab sich Mühe, die größte Todesangst auszudrücken.

Unterdeß war es drei Uhr geworden. Einige der Anwesenden theilten sich dies flüsternd mit. Auf einmal machte Louise eine Bewegung. Sie lag jetzt so auf der Erde, als wäre sie an ein Kreuz festgenagelt. Die ausgestreckten Arme standen in rechtem Winkel vom Körper ab; die Hände lagen stach auf der Erde; die Beine waren gekreuzt, und die Füße lagen so auf einander, daß der Rücken des rechten auf der untern Fläche des linken Fußes ruhte. In dieser Stellung blieb sie längere Zeit unbeweglich liegen.

Auf den unbefangenen Zuschauer machte die ganze Scene einen unbeschreiblich widrigen und peinlichen Eindruck. Man denke sich das mit Blut beschmutzte Kleid und Gesicht des Mädchens, die zusammengeklebten Haare, ferner die unästhetischen Stellungen und die verschiedenen oben geschilderten Manipulationen. Verwollständigt man noch das Bild, indem man sich ein halbes Dutzend Geistliche, einige dito ältliche Damen aus allen Ständen und einige wallfahrende Laien vorstellt, welche alle das Wunder anstaunen und voll Ehrfurcht jede Bewegung der „Heiligen“ mit einer Aufmerksamkeit verfolgen, die einer bessern Sache würdig wäre, so kann man sich einen annähernden Begriff von dem jeden Freitag in Bois d'Haine sich abwickelnden Schauspiele machen.

Hier schließen wir die Mittheilungen des Herrn M. L. über die Lateau, und nun möge Dr. Johnen die Führerschaft der Leser durch das Labyrinth der Untersuchungen der als Wunder verehrten Täuschung übernehmen. Wir können ihm natürlich nur zu den wichtigsten Sätzen folgen, indem wir sein Schriftchen selbst der Theilnahme, die es bereits gefunden (dritte Auflage, Köln und Leipzig, E. H. Mayer), in immer weiteren Kreisen empfehlen. Es ist nicht ohne Bedeutung für die Wirkung der Johnen'schen Schrift, daß ihr Verfasser selbst Katholik ist. „Der katholischen Religion von Herzen ergeben,“ sagt er, „habe ich die Ueberzeugung, daß nur die Wahrheit, welche sie auch sei, in dieser Angelegenheit der Kirche Nutzen bringen kann. Es bedarf keines Beweises, daß hier, wie überall, eine recht baldige Erkenntniß der Wahrheit, und, wenn diese gegen die Sache spricht, ein offenes Geständniß das Beste sein wird.“

Nach Johnen's Ansicht ist ein Besuch im Hause des Wunders zur Aufstreckung der Wahrheit völlig vergebens. Darum hält er es auch für ein Zeichen von Mangel an Urtheil und Erfahrung, wenn man daraus, daß Männer wie Virchow, trotz der wiederholten Einladung von Seiten der Germania, nicht nach Bois d'Haine pilgern, ein stillschweigendes Zugeständniß des Rückzuges der Wissenschaft ableitet. Auch Professor Schwann aus Lüttich erklärte vor Kurzem in einem in mehreren Zeitungen mitgetheilten Briefe, daß er an den Arbeiten der Commission (zu welcher Lefebvre gehörte) in Bois d'Haine nicht Theil genommen habe, weil die Bedingungen einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht erfüllt worden wären.

Ein sehr beachtenswerther Abschnitt der Johnen'schen Schrift handelt vom Zweck der Stigmatisation. Johnen sagt:

Nach Rohling ist derselbe folgender: „Seitdem die Thatsache von Golgatha bei Tausenden gleichgültiger Seelen wie in Vergessenheit kam, wollte Gott von Zeit zu Zeit Einigen seiner Auserwählten, welche durch Gottes- und Nächstenliebe glänzten, auf wunderbare Weise an ihrem Körper jene Wunden des Welterlösers von Neuem einprägen.“ Nach allen Berichten war der heilige Franz von Assisi der Erste, der dieser Gnade theilhaftig wurde; seit jener Zeit, 1226 nach Christo, bis auf unsere Louise finden sich nach unseren Gewährsmännern etwa sechszig bis siebenzig Personen, welche die Stigmata bald so, bald anders gezeigt haben. Wenn der eben angegebene Zweck der Stigmatisation richtig ist, so muß es auffallend erscheinen, daß bis zum Jahre 1224, also in den ersten zwölfhundert Jahren des Christenthumes, kein Fall von Stigmatisation verzeichnet ist, während von da ab, bis zum Jahre 1867, also in den folgenden sechshundert Jahren, sechszig bis siebenzig Mal das Wunder von Gott gesetzt wurde. Entweder war das Wunder bis zum Jahre 1224 nicht nöthig, oder es fand sich bis dahin kein Mensch, der desselben würdig gewesen, oder endlich drittens muß man annehmen, daß Gott sich bis dahin derselben nicht habe bedienen wollen. Herr Rohling und Herr Majunke bringen uns über diesen Punkt keine Aufklärung. Nur uns ist die Thatsache wohl geeignet, die Stigmatisation in Misscredit zu bringen.

Bei Betrachtung der Geschichte der Stigmatisation muß es ganz besonders auffallend erscheinen, daß die meisten Träger der Stigmata dem weiblichen Geschlechte angehörten. Wenn nun der Zweck, den Gott durch das Wunder im Auge hat, der ist, uns Menschen noch einmal recht eindringlich, je gleichsam in natura das Leiden Christi in Erinnerung zu bringen — ein anderer ist auch kaum denkbar, da nach katholischer Lehre eine Wiederholung des Leidens Christi um der Verdienste willen unnöthig ist —, so widerstreitet es dem gesunden Menschenverstande und dem jedem Menschen eingeborenen Gefühle für das Schickliche, daß sich Gott hierzu des Körpers eines unreifen, kranken weiblichen Wesens bedienen sollte. Die kühne Hoffnung Rohling's auf das Wunder von Bois d'Haine, daß es die Katholiken stalten, die Protestanten und Juden in den Schooß der wahren Kirche führen werde, können wir nach dem Gesagten nicht theilen. Wenn diese Wirkungen durch die Betrachtung des Lebens, des Leidens und der Lehre Jesu selbst nicht hervorgebracht werden, durch das blutende Mädchen zu Bois d'Haine werden sie nimmer zu Stande kommen. Denn wenn das Original, Jesus selbst, ohne Wirkung bleibt, wie soll dann ein so zweifelhafter, naturwidriger Abklatsch so große Kraft besitzen?

In der Geschichte der Stigmatisation, fährt Johnen fort, begegnen wir noch einem andern Punkte, der die directe Urheberschaft Gottes zweifelhaft macht. Es ist dies, wie bereits angedeutet, die für alle Träger des Wunders constatirte und in den Berichten concedirte Thatsache, daß sie vor und während der Stigmatisation krank waren. Und da sollen wir eine Thatsache, die ebenfalls einem kranken Boden entsprossen ist, die in ihrem Werthe und Wesen auf derselben Linie mit jenen Erzeugnissen verstörter Gehirnthätigkeit steht, als ein von Gott gewirktes Wunder betrachten? Die Thatsache, daß Louise von frühester Kindheit an bis heute krank war und ist, bietet uns die psychologische Erklärung ihres Handelns; sie enthält zugleich die einzige Entschuldigung ihres Thuns. Denn nur die Annahme einer Krankheit kann sie ganz oder wenigstens theilweise entlasten von der Schuld, daß sie so Viele getäuscht hat und noch täglich täuscht.

Ein weiteres Bedenken, welches uns in der Geschichte der Stigmatisirten entgegentritt, ist die große Conformität in den Erscheinungen, wenigstens in den letzten Fällen. Die Wunden sind alle wie nach einem Muster gearbeitet und verrathen dieselbe Abstammung. Anfangs klein an sich, werden sie von der Umgebung selbst groß gezogen. Unbewußt treiben der Wunderträger und diejenigen, welche sich für die Erscheinung interessiren, in eine Fährte, aus der ihnen der Rückzug schwer wird. So schreiten sie auf der eingeschlagenen Bahn voran; sie vervollkommnen und vergrößern das Wunder immer mehr und mehr, bis von dem natürlichen Menschen fast Nichts mehr übrig bleibt. So haben es bei Louise der Pfarrer, die Bischöfe und die medicinische Commission gemacht.

Das letzte Glied in der Kette der Erscheinungen ist daher bei vielen der Stigmatisirten die völlige Enthaltsamkeit von den Subsistenzmitteln der übrigen lebenden Erdenwesen: sie leben ohne Speise und Trank. Auch Louise Lateau fastet nun schon drei Jahre. Allerdings läuft die ganze „medicinische Untersuchung“ dieser Enthaltsamkeit auf den Satz hinaus: „Louise nimmt keine Nahrung zu sich, denn sie hat es selbst gesagt, und ihre Schwester Aline hat es auch gesagt.“ Der einzig wissenschaftliche Beweis für die völlige Enthaltsamkeit ist nur durch Constatirung der Leere des Magens zu liefern; aber eine Untersuchung des Inhaltes des Magens hat nicht stattgefunden; sie wäre durch Anwendung der Magenpumpe mit Leichtigkeit auszuführen gewesen.

Digitized by Google

Am ausführlichsten und eingehendsten behandelt Johnen die beiden mehr sinnenfälligen Erscheinungen des Wunders: das **Bluten** und die **Ekstase**. Auf diesem Gebiete, auf welchem der Mediciner Schritt um Schritt mit unerbittlichen Sätzen der Wissenschaft dem Wunder zu Leibe geht, können wir ihm hier nicht folgen; man muß die ganze Kette der Beweisgründe gegen die Behauptung, daß die stigmatische Blutung nur durch ein Wunder zu erklären sei, vor Augen haben, um sich des Resultats auch gründlich mit zu erfreuen; das Herausheben einzelner Glieder hilft uns nichts, und darum verweisen wir in dieser Beziehung unsere Leser auf das Schriftchen selbst. Am Schlusse desselben faßt Johnen das Ergebniß seiner Beleuchtung zusammen und stellt als unbestreitbar folgende vier Sätze auf:

1. Louise Lateau war und ist noch heute eine kranke Person.

2. Für die Behauptung, daß Louise Lateau keine Nahrung seit mehreren Jahren zu sich nehme, ist kein einziger wissenschaftlicher Beweis erbracht worden.

3. Die Berichte haben nicht den wissenschaftlichen Beweis geliefert, daß die stigmatischen Blutungen nicht auf natürlichen Ursachen beruhen.

4. Louise Lateau leidet an Hysterie, und die Ekstase ist ein Zeichen dieser Krankheit.

Soweit Dr. Johnen. Diesem klaren und wahren ärztlichen Bekämpfer unwürdigen Spiels mit Religion und Glauben kommt nun auch die Naturwissenschaft zu Hülfe. Ein Bericht aus Zürich verkündet folgende merkwürdige Entdeckung der Chemie:

„In der letzten (December-) Sitzung der ‚Naturforschenden Gesellschaft in Zürich‘ machte Professor **Weith** Mittheilungen über ein Verfahren, die Erscheinungen der sogenannten Stigmatisirung, wie sie z. B. Louise Lateau von Bois d'Haine zeigt, welche jeden Freitag an bestimmten Stellen des Körpers Blut schwitzt, auf chemischem Wege künstlich hervorzubringen. Reibt man die Haut mit einer Lösung von Eisenchlorid oder besser noch von schwefelsaurem Eisenoxyd ein, welche Operation durchaus keine sichtbaren Spuren hinterläßt, und besprengt man dann die betreffenden Stellen mit der sehr verdünnten wässerigen Lösung des Rhodankaliums, so tritt in auffallendster Weise eine höchst intensive, scheinbare Blutung ein. Der Vorgang beruht auf der bekannten Umsetzung des Rhodankaliums mit der Eisenverbindung; es entsteht lösliches Eisenrhodanid, welches sich durch seine intensive, rein blutrothe Farbe auszeichnet. Durch Vorführung eines vorher mit Eisenchlorid präparirten Individuums, welches dann mit der völlig farblosen Lösung von Rhodankalium besprengt wurde, konnten sich die Mitglieder der Gesellschaft von dem überraschenden Effect dieser chemischen Reaction überzeugen.“

Sollte mit dieser Eisenchloridlösung auch das große Räthsel der Stigmatisation gelöst sein, dann hätte, wie schon so oft, ein kühner Trumpf der Finsterlinge zu einem neuen Triumph der Wissenschaft geführt. Dies Eine steht wenigstens fest: Die Stigmatisation kann künftig mit obigem Mittel Jedermann zu seinem Vergnügen treiben.

Fr. Hfm.

Blätter und Blüthen.

Ein Märchenerzähler. (Mit Abbildung, S. 77.) Es ist ein classischer, sagenreicher Boden, auf welchem Tunis steht. Hier gründete Elissa mit den Riemen einer Rindshaut ein Weltreich, an dessen Größe und Zerstörung sich die Namen Hamilkar's, Hannibal's und der Scipionen knüpfen; hier tauchten im Laufe der Geschichte bunt nacheinander die Schaaren der Vandalen, Mauren und Kreuzfahrer, die Krieger Karl's des Fünften, Cromwell's und Ludwig's des Vierzehnten auf, und vor Allem hier an diesen träumerischen Ruinen Karthagos zog zum großen Theil die Glanzperiode des siegreichen Halbmondes vorüber. Man muß es wohl deshalb natürlich finden, daß die jetzige Bevölkerung dieses Landes mit besonderer Vorliebe von dessen romantischer Vergangenheit zehrt, und die Weise, in welcher sie es thut, stimmt mit dem öffentlichen Leben und Treiben, dessen orientalischer Ursprung unverkennbar ist, ebenso überein, wie die schreienden Waarenausrufer und die offenen Werkstätten im Zuck (Bazar). Der letztere ist der Centralpunkt des Verkehrs, der das ganze lärmende und ostensible Gepräge eines Handelsplatzes trägt, auf welchem sich Nationen der verschiedensten Art ein Stelldichein geben.

Nachdem wir die große Moschee und die Kasbah, oder wie es von den Spaniern genannt wird, das Fort la Goletta, in Augenschein genommen und uns mühsam durch das bunte Gewimmel der Beduinen, Araber, Juden, Neger, Griechen, Portugiesen etc. gedrängt haben, verspüren wir eine leichtverzeihliche Sehnsucht nach jener Erquickung, die in diesem tropischen Himmelsstriche eine wahre Gottesgabe zu nennen ist, nach einer Tasse echten Mocca, und da sich nahe vor uns ein alter maurischer Bau erhebt, der sich durch den zerlumpten Araber, welcher eben auf den Stufen behaglich eine Tasse des heißen Labsals schlürft, sozusagen als Kaffeehaus zu erkennen giebt, so zögern wir nicht, einzutreten. Durch einen engen dunkeln Gang gelangen wir in eine hohe, düstere Halle. Das Mauerwerk ist verwittert, und die weißgestrichenen byzantinischen Bogen werden von grün und roth bemalten schlanken Säulen getragen. Auf dem roh getäfelten, mit Steinsitzen und Binsenmatten versehenen Fußboden haben sich Männer jeden Alters gelagert und bilden in ihren hellfarbigen Trachten malerische Gruppen. Schweigend und ernst trinken sie ihren Kaffee oder rauchen ihre Cigarette, ihren Haschisch, während der Kaffeediener leichtfüßig und fast unhörbar umhertrippelt, um mit der glimmenden Kohle das aromatisch duftende Kraut in Brand zu stecken. Die ganze träge Ruhe, die sich im Wesen des Orientalen ausspricht, kommt in einer solchen Tabagie zum vollen Ausdrucke. Da es hier aber keine Kaffeehausliteratur nach europäischen Begriffen giebt, so ist auf andere Weise auch für geistigen Genuß gesorgt. Ein Greis, der schon durch seine schöne, imposante Gestalt Aufmerksamkeit erregt, erhebt sich, besteigt einen der Ruhesitze und beginnt zu sprechen. Alles lauscht; immer fließender und feuriger tönen seine Worte; lebhafte Gesten begleiten sie und verfehlen auch auf die scheinbar Theilnahmlosen unter den Anwesenden ihren Eindruck nicht. Was erzählt dieser Mann im fremden Idiom seines Landes?

Ist es der Scheiterhaufen der Dido, oder sind es die Ruinen des alten Karthago, die ihm dieses Pathos entlocken? Sind es die Kriegszüge der Kalifen und die Heldenthaten seiner Voreltern, die ihn und seine Zuhörer so begeistern, oder sind es romantische Rhapsodien aus der Geschichte der spanischen Mauren, Bruchstücke jenes herrlichen Märchenschatzes, der in der Alhambra Granada's vergraben liegt? Wir wissen es nicht; wir können uns nur dem fremdartigen, aber immerhin wohlthuenden Eindruck hingeben, den diese an historischen Erinnerungen so reiche Küste, diese gleich Rom so vielfach verwandelte Stadt und vor Allem die vor uns sich abspielende Scene, staffirt von hohem, ehrwürdigem Gemäuer, auf uns macht. Von dem gleichen Gefühle scheint auch der Künstler geleitet gewesen zu sein, dessen gewandter Stift diese Scene uns in dem vorliegenden Bilde wiedergiebt.

S.

Kleiner Briefkasten.

W. P. in Berlin, Manteuffelstraße Nr. 48. Unsere vorletzte Nummer wird Sie bereits überzeugt haben, daß Ihr Verdacht ein ungerechtfertigter war. Wir billigen auch vollständig die Empörung unseres verehrten Mitarbeiters **Glagau** und bedauern namentlich die vielen Opfer, welche in der Schwindelperiode ausgesogen und zum Theil ruinirt wurden. Die Gerechtigkeit verlangt indeß auch die Kehrseite der Medaille aufzudecken, und da will es uns doch scheinen, als wenn einige Anschauungen Glagau's nicht immer mit den unsrigen harmonirten.

Ist es zum Exempel nicht ein Irrthum, wenn unser schlagfertiger Mitarbeiter, wie das in dem ersten Artikel geschehen, die Behauptung aufstellt, die „nationale Begeisterung“ und die „heiligsten Gefühle“ des Volkes seien durch die Speculation und das Gründerthum benutzt und auf eine verbrecherische Weise ausgebeutet worden? Sollte Herr Glagau im Ernst glauben, daß alle die Leute, welche mit Rumäniern und andern Gründungsactien, wie die Berliner sagen, „h'reingefallen“ sind, aus „nationaler Begeisterung“ und „durch heilige Gefühle“ veranlaßt, gezeichnet oder gekauft haben? War es nicht im Gegentheil und nur allein die Sucht, statt der bisherigen vier und fünf Procent mit Leichtigkeit acht, zehn und zwölf Procent zu verdienen, und wurden nicht die meisten Opfer lediglich durch die Aussicht verlockt, mit **wenig** Mühe **viel** Geld zu gewinnen und so nebenbei auch „ein wenig gründen“ zu helfen? Was haben die „heiligen Gefühle“ mit Strousberg'schen oder Quistorp'schen Actien zu thun? Das Gründungswesen, wie es in den letzten Jahren betrieben wurde, kann nicht scharf genug gegeißelt werden, aber andererseits darf auch nicht verschwiegen werden, daß die übertriebene Gewinnsucht der kleinen Leute den Gründungsschwindel auf jede Weise unterstützt und dadurch längere Zeit gefördert hat. Geradezu gefährlich aber ist es, dieser schnöden Gewinnsucht auch noch die patriotische Märtyrerkrone aufzusetzen und „heilige Gefühle“ unterzuschieben, wo allein der leidige Mammon die Triebfeder war.

K. L. in Fbg. Wir möchten Ihnen doch rathen, bei Ihrer mangelhaften Vorbildung nicht **mit diesem** Feuer zu spielen. Sie dürften sich die Finger in einer Weise verbrennen, die Sie für alle Zeiten zum Krüppel machen könnte. Schopenhauer'sche Philosophie und namentlich das Hartmann'sche System des Unbewußten sind Dinge, die sich nur für feste, eiserne Constitutionen eignen. Ein Kritiker Hartmann's äußerte sich neulich sehr richtig über die „Philosophie des Unbewußten“: „Wir haben Bücher über die Art glücklich zu sein; aber das ist wahrhaftig eines, welches ohne Schaden seinen Titel vertauschen könnte gegen den der Kunst, sich unglücklich zu machen, wenn man es nicht ist, und noch unglücklicher, wenn man es schon ist.“ Freilich hat die Philosophie, wenn sie ihr Ziel, die Wahrheit, erreichen will, nicht zu fragen, ob Illusionen vernichtet und einige Schwache und Zweifelnde unglücklich werden.

J. B. in Dresden. Nicht Signore, wohl aber Signor wird im öffentlichen Leben Italiens, genau wie in Deutschland, bei der Anrede allen Titeln vorangesetzt und nur im vertraulichen Verkehr, wie ja bei uns auch, weggelassen. Wenn nun, unserer Ansicht nach, das Nichtbekanntsein mit einem solchen Gebrauche noch lange keine „grobe Unwissenheit“ involvirt, so dürfte es doch selbst für einen Tertianer (Tertianerin?) räthlich sein, der Veräußerung seiner Kenntnisse das Gewand der Bescheidenheit umzuhängen; denn, wie Lateiner auch schon in Tertia sagen, errare humanum est.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Das Capital.

Erzählung von **Levin Schücking.**

(Fortsetzung.)

9.

Sie gingen der Bank zu, auf der sie sich niederließen. Rudolph nahm seinen Hut ab und wischte sich die von Schweiß perlende Stirn; aus seinen Zügen sprach dieselbe hastige Erregung, die in seiner stoßweisen Art zu reden lag.

„Was ich Ihnen zunächst zu erzählen habe, ist eine Geschichte, die sich vor mehreren Jahren abgespielt hat. Damals war ich Kaufmann, Commis in einem Hause der Residenz, das sehr große und sehr verschiedenartige Geschäfte, eigentlich Korn- und Oelhandel, aber auch Banquiergeschäfte betrieb. Meine Cousine Malwine glänzte als Stern am dortigen Theaterhimmel; sie sang erste Rollen auf der königlichen Hofbühne. Man schwärmte für ihre Stimme, bewunderte ihre Schönheit, und die, welche sie persönlich kannten, verehrten sie wegen ihres durchaus achtungswerthen Charakters, ihrer reservirten Haltung, ihrer von jeder Gefallsucht freien Natürlichkeit, die sie in einer Welt wie die, worin sie stand, zu einem Phönix machte. Wer sie am meisten verehrte, am meisten für sie schwärmte, war ein liebenswürdiger ältlicher Herr, ein unbeschäftigter Junggeselle, der seine Winter in der Hauptstadt verlebte und ein leidenschaftlicher Theaterfreund war, ein Herr von Haldenwang. Es war ihm leicht geworden, sie persönlich kennen zu lernen, da er aus derselben Gegend war, aus der Malwinens Vater stammte, da er ihren Oheim und Vormund, den Onkel Gottfried, sehr wohl kannte. Und dann verliebte er sich in sie, machte ihr Heirathsanträge, wurde abgewiesen, hielt sich damit doch nicht für geschlagen und — siegte endlich. Sie reichte ihm ihre Hand, und hat diesen Schritt auch nicht bereut; ihre aristokratische, oder wenn Sie lieber wollen, echte und solide Natur paßte besser in den Edelhof von Haldenwang hinein, als in die Leinwandlappen, welche die Pagode der Selika oder die Burg der Prinzessin Bertha in der „Undine" darstellen. Sie achtete und verehrte ihren Gatten. Wenn sie ihn nicht zärtlichstlich liebte — nun, ich glaube, das Bedürfniß zu lieben ist in Malwinen nie stark ausgebildet gewesen, und genug, sie willigte ein, Baronin Haldenwang zu werden.

Ich war um jene Zeit, wie gesagt, Commis in der Hauptstadt, verkehrte von Zeit zu Zeit mit Malwinen, erhielt durch sie freien Eintritt in's Theater, so oft ich wünschte, fand sie überhaupt immer von der größten und treuherzigsten Liebenswürdigkeit für den armen, so tief unter ihr stehenden Vetter. Und da ich dazu die ganz besondere Gunst meines Principals genoß, so war ich ein glücklicher Mensch, so glücklich, wie je einer am Abend, wenn die Bureaustunden zu Ende, mit der feinen Havanna im Munde, den Hut schräg auf dem Ohre, die breiten Trottoirplatten der Hauptstraßen hinuntergeschritten ist oder gar vom Klange seiner Sporenrädchen hat wiederklingen machen, wie ich, wenn ich eine meiner zwei wöchentlichen Reitstunden zu nehmen ging. Selige Tage das! Das Vertrauen meines Principals gründete sich hauptsächlich darauf, daß ich der Neffe von Malwinens Vater war. Dieser, ein ausgezeichneter Arzt, hatte den alten Herrn einst in einer schweren Krankheit behandelt und ihm, wie er glaubte, das Leben gerettet. Er war deshalb voll Aufmerksamkeiten für die Tochter seines Lebensretters und glaubte für den Neffen desselben nicht genug thun zu können, um ihn in seiner Laufbahn zu fördern. Der gutmüthige Mann ahnte nicht, was aus seinem unglücklichen Vertrauen zu einem unbesonnenen leichtsinnigen jungen Menschen entstehen sollte. Das Unglück wollte, daß er sich von einem Cassirer betrogen sah, einem älteren Manne, dem er völlig vertraut hatte; in seinem Aerger machte er mich zum interimistischen Cassirer; einem, wenn auch noch nicht geschäftserfahrenen, aber ehrlichen Menschen aus so guter Familie, sagte er, wolle er sich vorläufig lieber anvertrauen, als einem alten, von der heutigen Verdorbenheit angekränkelten Practicus. So wurde ich verantwortlicher Hüter von Geldern, die sich an manchen Tagen auf zwanzig- oder dreißigtausend Thaler und mehr beliefen.

In dieser Zeit saß ich eines Tages, während das übrige Personal zum Frühstücken gegangen ist, allein in meinem Cassenzimmer, da ich noch einzutragen und zu ordnen habe, als, ein wenig erregt und rascher in seinem Wesen und seinen Bewegungen wie gewöhnlich, Herr von Maiwand bei mir eintritt. Er war damals Officier, und als ein entfernter Vetter des Herrn von Haldenwang hatte er sich durch diesen bei Malwinen einführen lassen, wo ich ihn mehrmals gesehen hatte und mit vorzugsweiser Höflichkeit von ihm behandelt war; ein Gimmwie ich, der sich in seiner Commisrolle in Malwinens glänSalon sehr demüthig und bescheiden fühlte, weiß so würdigen. Herr von Maiwand also trat zu mir eröffnete mir ohne Umschweife, ich habe ihm sovierundtausendfünfhundert Thaler aus meiner Cavon Haldenwang, der Verlobte meiner Cou Abend im Spiele verloren und sei bunden, sie im Laufe des Tages zu Rentmeister telegraphirt, ihm die

Digitized by Google

oder sie könne vor dem morgigen Abende unter keinen Umständen ankommen; die Freunde, die, wie er gehofft, eine so große Summe ihm sogleich vorstrecken könnten, seien augenblicklich nicht in der Lage; also müsse meine Casse ausbleiben bis zum Abend des folgenden, vielleicht auch bis zum Morgen des dritten Tages. Herr von Haldenwang sende ihn deshalb zu mir.

Ich fuhr stutzig zurück. „Woran denken Sie! Das darf ich nicht — daran ist nicht zu denken!“ rief ich mit einem Tone aus, als wär' ich über diese Zumuthung vollständig entrüstet. Aber ich war nichts weniger als das. Daß Herr von Haldenwang einen solchen Dienst von mir gefeistet haben wollte, daß ich ihm so wesentlich nützen konnte, und dadurch auch Malwine verpflichten, die immer die Güte selbst für mich gewesen, hatte etwas Verführerisches für mich. Gefahr war ja auch nicht bei der Sache. Herr von Haldenwang war ein reicher Mann; Niemand wußte das besser als ich, sein nächster Landsmann, der als Junge so manchen Stecken in seinen Wäldern geschnitten, so manches Vogelnest in seinen Hecken ausgenommen — ich rief deshalb noch einmal: „ich kann und darf das nicht ohne den Principal, und der Principal ist auf zwei Tage verreist,“ war aber schwach genug auf die Suada zu horchen, womit Maiwand mich jetzt überschüttete, um mir zu beweisen, daß ich meinem bemühtigten Verwandten, dem Baron, einen solchen Dienst gar nicht abschlagen dürfe und könne, daß dies ja den Bräutigam Malwinens auf ganz gefährliche Gedanken bringen könne, ihn, der durch seine Verbindung mit einer so viel niedriger gestellten Familie diese in so hohem Grade ehre und nun nicht einmal bei einer kleinen Dienstleistung auf sie zählen könne, daß es ja alle seine Gefühle erkälten müsse, daß ich nicht die Rauertat haben werde, dem Baron Haldenwang in's Gesicht sagen zu lassen, ich, der junge Kaufmannscommis, vertraue ihm, dem vornehmen, hochstehenden Manne, nicht ein müßiges Capital auf zweimal vierundzwanzig Stunden an, und so weiter, und so weiter — kurz, ich war so schwach, ihn zu hören, und endlich so schwach, ihm nachzugeben; ich öffnete meine Casse und zählte ihm in Gold und guten Banknoten neuntausendfünfhundert Thaler auf den Tisch, die er ciffertig in seiner Brusttasche barg. Und dann war ich obendrein noch solch ein Thor, ihm den Gefallen zu thun, zu schwören, daß ich von der Sache Niemand auf Erden ein Wort sagen würde, Niemand, denn, bethcuerte er, der Baron Haldenwang sei in äußerster Sorge, daß Malwine von der Sache erfahre, diese würde dann sicherlich glauben, er sei ein Spieler, was er doch sonst gar nicht sei, und dann würde sie ihm ihre Hand wieder entziehen, und das würde er nicht überleben, sondern sich alsdann eine Kugel durch d.n Kopf jagen. Als ich Maiwand auch darüber beruhigt und Alles, was er verlangte, geschworen hatte, entfernte er sich eilig — mit seinem Raube, von dem ich nie einen Thaler wieder gesehen habe.“

„Ah,“ rief Landeck aus, „das ist ja ganz und völlig unglaublich!“

„Und doch ist es so — doch sage ich Ihnen die einfache Wahrheit . . . ich habe nie von Herrn von Maiwand diese Summe, noch auch den geringsten Theil davon zurückbekommen. Gleich nachdem Maiwand gegangen war, hatte ich wie eine innere Ahnung meines Verlustes. Eine große und stets wachsende Sorge überkam mich, die ich mir freilich als eine Thorheit vorwarf, die sich jedoch nicht beschwichtigen lassen wollte und die in eine wahre Verzweiflung überging, als am Morgen, am Vormittage, ja auch am Nachmittage des dritten Tages kein Herr von Maiwand in meinem Cassenlocal erschien. Als die Geschäftsstunden zu Ende waren, rannte ich zu ihm. Er war nicht zu Hause. Umsonst hielt ich auf der Straße vor seiner Wohnung Wacht. Er kam nicht. Ich hätte mich in den Fluß stürzen mögen, über dessen Brücke ich spät in der Nacht in mein Quartier heimkehren mußte. Auch am anderen Tage erschien Maiwand

[illegible] Geschäftslocal und war am Abend nicht in seiner [illegible] zu finden. Nur einen Brief von ihm erhielt ich in [illegible] Morgenstunde des folgenden Tages.

[illegible] wünschte Rentmeister,“ lauteten diese Zeilen, „hat [illegible] Stiche gelassen; er fordert drei Wochen Zeit, zu machen. Verfluchte Geschichte das! Ich [illegible]e Israel umher, um meinem Vetter das Schuld aufzutreiben. Also nur ein [illegible]e! Ihr M.“

Keine Sorge! Ich sollte keine Sorge haben! Welche Vorstellung hatte dieser Mensch von der Ordnung und Pünktlichkeit eines kaufmännischen Geschäfts, von der Möglichkeit, eine solche Zahlung, wie ich sie ihm gemacht, so lange dem Chef verborgen zu halten, bis er mit seinem ‚Volke Israel‘ zurecht gekommen! Am folgenden Tage war Samstag; an diesem Tage pflegte der Chef die Casse zu revidiren und mit dem Cassirer zu besprechen, wie viel man von den Baarbeständen auf die Bank senden, oder je nach den Bedürfnissen der nächsten Woche am Montag aus der Bank werde holen lassen müssen. Ich konnte nicht abwarten, daß man bei dieser Gelegenheit das Deficit entdecken werde; ich mußte, wenn ein Fünkchen Ehre in mir war, die Sache vorher meinem Chef ankündigen — und dazu hatte ich nun wieder die Stirn nicht. So lief ich denn in meiner Noth zu den einzigen Menschen in der ganzen Stadt, auf dessen Theilnahme ich in dieser Sache rechnen konnte — zu Malwinen. Ich brach in meiner Noth den Schwur, den ich Maiwand geleistet; ich sagte Malwinen Alles.

Wie sehr sie erschrak, brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Für sie hatte die Sache zwei fatale Seiten. Zu der Noth des Vetters, der ihr seine Verzweiflung ausschüttete und dabei so entschlossen schien, sich zu erschießen, kam für sie die Entdeckung, daß sie vielleicht die Braut eines Spielers sei, daß sich für sie das so häufige Schicksal berühmter Sängerinnen wiederholen zu sollen schien; sie hielt sich die Ramen aller Derer vor, die, von einem aristokratischen Namen und der Aussicht auf eine glänzende Lebensstellung verlockt, sich einem Manne vermählten, der sie später durch seine Spielwuth ruinirte. Erst nach langer heftiger Erregung fand sie die Ruhe wieder, einen Entschluß in der Sache zu fassen.

„Es thut uns große Vorsicht noth, Rudolph,“ sagte sie. „Zuerst kommt es darauf an, Dich zu retten — vor der Entehrung, vor der gerichtlichen Bestrafung. Aus dieser Gefahr muß ich Dich retten; ich will sogleich zu Deinem Chef fahren und mit ihm reden. Ich werde ihm sagen, daß ich die fehlende Summe in kurzer Zeit mit meinem eigenen Vermögen ersetzen werde . . .“

„Aber mein Gott, wie könnte ich das zugeben!“ fiel ich heftig ein.

„Weißt Du das Geld auf anderem Wege zu beschaffen? Oder soll Dein Chef, dieser brave vertrauensvolle Mann, der so viel Güte für uns Beide hatte, durch uns um das Seinige kommen, durch uns? Da ist also nichts anderes zu thun. Ich schreibe noch heute an den Onkel Gottfried, meinen Vormund, daß ich die Auslieferung meines Vermögens verlange. Von mir vor einem Verlust gesichert, wird Dein Chef davon Nachricht haben und sich damit begnügen, Dich im Stillen und ohne öffentliche Kränkung Deiner Ehre zu entlassen. Was aber Haldenwang angeht, so muß ich durchaus wissen, ob dieser Mann einmal und zufällig ein großes Spielunglück hatte, oder ob er überhaupt von der Leidenschaft des Spiels besessen ist. Ist das letztere der Fall, so breche ich mit ihm. Das steht unerschütterlich bei mir fest. Um der Sache auf den Grund zu kommen, muß ich ihn beobachten lassen. Die Werkzeuge dazu werde ich finden. Von dieser Angelegenheit werde ich ihm keine Silbe sagen. Es wäre thöricht, ihm zu verrathen, daß ich hinter diese Sache gekommen; er würde klug genug sein, sich alsdann zu beherrschen; es würde mir unmöglich gemacht werden, die Wahrheit zu entdecken. Also darüber tiefes Schweigen. Und nun zu Deinem Chef. Du fährst mit mir zu ihm und gehst dort in Dein Geschäftslocal, bis er Dich rufen läßt; sei guten Muths! Ich werde ihn beschwichtigen.“

Malwinens Entschlossenheit und Klarheit über das, was zu thun, hatte mir meinen Lebensmuth wiedergegeben. Ich habe sie nie mehr bewundert, als in jener Stunde. Ich weiß, voelch tiefes Gemüth Malwine besitzt. Und nie zeigte sich dies mir mehr, verehrungswürdiger, als jetzt, wo sie so ohne jedes Bedenken ihr ganzes Vermögen dahin gab, um mich vor dem Untergange zu retten, und ihrem Bräutigam ein solches Opfer verschweigen wollte. Die erbärmlich und verächtlich kam ich mir vor, daß ich mich in die Lage gebracht, ihr Opfer annehmen zu müssen, daß sie dabei noch Alles that, mich aus meiner Zerschmetterung aufzurichten, indem sie mir wieder und wieder sagte, sie sei verpflichtet, so gegen mich zu handeln, weil ich ja doch das Geld nur ihr zu Gefallen hergegeben, weil es mir zu

Digitized by Google

doch nie im Traum eingefallen sein würde, so etwas für einen andern Menschen als ihren Bräutigam zu thun.

Wie sie es gesagt, geschah es. Sie verhandelte mit meinem Chef, und dieser ging in seiner Güte so weit, mir alle Vorwürfe, ja selbst eine auffällig rasche Entlassung zu ersparen. Er ließ am nächsten Montag Morgen einen älteren Gehülfen als Cassirer eintreten und mich in meiner früheren Geschäftsfunction bis zum nächsten Quartal weiter arbeiten. Dann trat ich aus. Ich selbst wünschte, diese Stellung zu verlassen; ich hatte nie große Lust zum Kaufmannsstande, und seit war er mir völlig verleidet. Die ganze Stadt, in der ich so schrecklich Stunden erlitten, war mir verhaßt; ich dankte Gott, daß ich sie hinter mir hatte und wieder bei meinem Vater war, um nichts zu sein, als ein tüchtiger Arbeiter. Ich lernte die Maschinenschlosserei und seitdem bin ich Werkmeister in der Fabrik, in der mein Vater thätig ist . . .“

„Aber Herr von Maiwand unterdeß?“ rief Landeck aus.

„Herr von Maiwand, freilich!“ fuhr Rudolph mit bitterem Tone fort. „Dieser Edle mußte es nicht möglich gefunden haben, mit dem ‚Volke Israel‘ fertig zu werden; er hat auch wohl seine besfallsigen Bemühungen sehr gewissenberuhigt eingestellt, da Malwine ihm einen Wink gegeben hatte, der ihm sagte, daß sie mich aus der Verlegenheit gezogen. Malwine hat mir nämlich wirklich ihr ganzes kleines Vermögen geopfert. Und dann hat sie ihren Vorsatz ausgeführt, sich zu überzeugen, ob Herr von Haldenwang ein Spieler sei oder nicht; sie hat ihn beobachten lassen und sich nach seiner Vergangenheit erkundigt; sie hat nicht die geringsten Thatsachen erfahren, welche diesen Verdacht bestätigen konnten; sie hat Haldenwang deshalb vertrauensvoll ihre Hand am Altare reichen können; sie ist bis auf diese Stunde überzeugt, daß ihr verstorbener Gatte damals ganz ausnahmsweise der Verlockung zu hohem Spiele erlegen und so ausgeplündert sei . . .“

„Und diese Ueberzeugung,“ nahm Landeck das Wort, „haben auch Sie, Herr Eicher?“

„Zu jener Zeit, wo ich eine vertrauensvolle Seele war, wie es Malwine noch heute ist, ein so leicht zu täuschender Gimpel,“ versetzte Rudolph, „da hatte ich sie. Seitdem bin ich klüger geworden. Daß Herr von Maiwand wegen übermäßiger Schulden und unehrenhaften Betragens gegen seine Gläubiger ein halbes Jahr später den Dienst quittiren mußte, brachte mich auf den Verdacht, den ich ihm selber ausgesprochen habe, als er später, nach der Abreise Haldenwang's und Malwinens nach Griechenland, hierher kam, um die Auflösung über Haldenwang's Besitzungen zu führen; es mochte das ein Posten sein, den der Letztere dem entfernten Verwandten aus Mitleid gab, weil er sonst nirgends ein Unterkommen hatte. Ich sagte ihm geradezu: ‚Damals haben Sie mich auf's Schmählichste getäuscht, Herr von Maiwand. Sie waren es, der in der Klemme war. Sie selbst, dem ein Wucherer vielleicht mit der Wechselhaft drohte, und da mißbrauchten Sie den Namen Ihres reichen Vetters, um mir die Summe abzuschwindeln, deren Sie augenblicklich bedurften. Sie mochten die Hoffnung hegen, die Summe bei irgend einem andern Wucherer in den nächsten Tagen aufzutreiben und sie mir zurückzubringen — ich will das glauben, und es war ja natürlich, denn Sie konnten nicht wünschen, daß Ihr Vetter je den Betrug ersahre; aber leider kannten die sämmtlichen Wucherer der Stadt wohl Ihren Namen zu gut, und keiner that Ihnen mehr den Gefallen.‘“

„Und was antwortete er?“

„Mit einer beneidenswerthen Ruhe antwortete er: ich sei ein mißtrauischer Geselle, aber lächerlich mit meinem Argwohne. Uebrigens mißgönne er mir das Privatvergnügen nicht, mir die Sache so auszulegen, müsse sich aber alle Erörterungen darüber verbitten, da es sich um eine alte längst abgethane Geschichte handle und durch Malwinen alles ausgeglichen sei; ob mein ehemaliger Chef sein Geld zurückerhalten von Haldenwang oder von Haldenwang's Frau, das sei völlig dasselbe und darüber jetzt noch zu reden gänzlich überflüssig. Auch warne er mich vor solchen Reden, und namentlich, daß ich Malwinen einen solchen Verdacht einflöße; er werde mich dann als Verleumder dem Staatsanwalt anzeigen, und es werde mir schwer ich angenehm sein, von diesem über meine kurze Lausbahn als Cassirer in der Hauptstadt in's Verhör genommen zu werden.‘“

„Der freche Schurke!“ rief Landeck aus.

„Daß dieses Wort nicht zu hart ist, habe ich leider noch so eben gesehen,“ versetzte Rudolph; „wäre eine Spur Gewissen und Scham in ihm, so würde er heute gethan haben, wozu ich ihn im Namen von Pflicht und Ehre aufforderte . . .“

„Und was verlangten Sie von ihm?“

„Auch das will ich Ihnen erklären. Ich sagte Ihnen, daß Malwine sich damals von ihrem Vormunde ihr ganzes Vermögen ausantworten ließ. Mein Vater weiß nun aus Haldenwang's eigenem Munde, daß Malwine diesem kein Vermögen zubrachte. Zur Erklärung scheint sie ihm gesagt zu haben, sie habe es ihrem Vormunde zu seinem Etablissement gelassen — gewiß hat sie ihm die Beschämung ersparen wollen, ihm zu gestehen, daß sie seine angebliche Spielschuld, an welche sie selbst zu noch immer glaubt, gedeckt habe. Ich habe zu meiner unsäglichen Verwunderung erfahren müssen, daß mein Vater meinen Oheim der Absichtlichkeit bezichtigt, seiner Mündel Vermögen unterschlagen für sich selbst verwendet zu haben. Und nun — als ob die unseligen Folgen dieser entsetzlichen Geschichte gar kein Ende haben sollten, ist mir noch der schrecklichste Verdacht gekommen, daß mein Oheim Gottfried wieder mich schuldig glaubt, durch eine tolle Verschwendung in der Hauptstadt und einen Griff in die mir anvertraute Casse Malwinen gezwungen zu haben, zu meiner Rettung ihr Vermögen hinzugeben. Was in der Welt sonst könnte ihn so hartnäckig, so unerbittlich gegen meine Bewerbung um Elisabeth's Hand machen, die er mir ohne Angabe eines Grundes verweigert? Darum verlangte ich von Maiwand, daß er mit mir vor meinen Vater trete und diesem und und offen heraus die Wahrheit erkläre: wohin Malwinens Vermögen gegangen; daß er dem Herrn Eicher, meinem Oheim, sage, wodurch die Lücke in der Casse meines ehemaligen Chefs entstanden sei, die Malwinens Vermögen ausgefüllt habe.“

„Was er natürlich verweigert?“

„Sie selbst haben es gehört.“

„Aber ich sehe nicht ein,“ fuhr Landeck fort, „daß Sie deshalb zu verzweifeln haben. Klären Sie ganz einfach Frau von Haldenwang über Alles auf, und bitten Sie ebenso einfach Ihre Cousine, das zu thun, wozu Sie Maiwand nicht gewinnen können! Sie kennt ja dann den Zusammenhang der Dinge ganz ebenso gut, und kann Ihnen sowohl bei Ihrem Vater wie bei dem Oheim Eicher als Zeugin dienen. . . .“

„Ah“ — rief Rudolph achselzuckend aus, „wenn ich auch Maiwand's Drohungen trotzen wollte, glauben Sie, daß diese argwöhnischen Männer den bloßen Worten Malwinens irgend glauben, irgend etwas Anderes darin sehen würden, als ein kleines zwischen uns jungen Leuten geschmiedetes Complot?“

„Der Argwohn scheint freilich etwas wie eine Erbkrankheit in Ihrer Familie — aber ich meine doch . . .“

„Was Sie auch meinen,“ unterbrach ihn Rudolph, „Sie vergessen, daß Herr von Maiwand, der Edelmann, der ehemalige Officier, ihnen ein Ehrenmann scheint.“

Landeck schüttelte betrembet den Kopf.

„Ich werde niemals,“ fuhr Rudolph fort, „einen Glauben, ein Vorurtheil, das diese beiden Männer seit Jahren mit sich herumgetragen haben, und das so viel Zeit hatte, sich in ihnen festzusetzen, durch bloße Worte und ohne schlagende Beweise in Händen zu haben, umstoßen — es sei denn durch Maiwand's eigenes Geständniß.“

„Und wie ihn dazu zwingen?“ rief Landeck jetzt aus. „Wenn wir auch den Doctor Iselt als Dritten im Bunde heranzögen, ich sehe dennoch kein Mittel, wie wir dieses Menschen Herr würden.“

„Den Doctor Iselt?“ fragte Rudolph. „Wshalb glauben Sie, daß er dabei ein Bundesgenosse für uns sein würde?“

„Er scheint eine besondere Abneigung gegen Maiwand zu haben; er hat vorhin in mir den Verdacht rege gemacht, daß dieser sich mit irgend einer bösen Absicht gegen Malwinens Eigenthum, mit einer betrügerischen Operation trägt, die sie gefährdete.“

Landeck erzählte Rudolph von dem Auftrage, den Malwine ihm gegeben, und dann den Inhalt seines Gesprächs mit dem Doctor.

„So wäre es ja eine wahre Wohlthat für die Welt, wenn Sie diesen Menschen im Duell erschössen, bevor er irgend eine

Digitized by Google

solche Spitzbüberei gegen Malwine ausführen könnte," rief Rudolph aus.

„Und doch für Sie schlimm," gab Landeck zur Antwort — „dann wäre es mit seiner Zeugenschaft zu Ihrer Rechtfertigung und zur Aufklärung Ihres Vaters und Ihres Oheims für immer aus."

„Das freilich! Aber lassen Sie sich dadurch nicht abhalten," rief Rudolph zornig, „diesen bösen Menschen zu züchtigen — führen Sie Ihre Waffe mit fester Hand ihm gegenüber!"

„Verlassen Sie sich darauf," entgegnete Landeck mit sehr entschlossenem Tone. „Und geben Sie Ihre Sache nicht verloren! Ich werde mit Frau von Haldenwang reden. Sie wird mir ja glauben, daß sie sich, wenn Doctor Iselt's Voraussetzungen irgend gegründet sind, in eine heillose Lage hat locken lassen, und daß nur schleunigst, energisches Handeln, offenes Vorgehen bei Gericht sie daraus rettet. Dadurch aber wird jenes Menschen Charakter der Welt enthüllt; er ist dann nicht mehr der Ehrenmann in den Augen Ihres Vaters und Ihres Oheims — diese werden Ihnen von jenem Augenblicke an glauben."

Rudolph schien durch diese Aussicht nicht sehr getröstet. Aber was war für den Augenblick zu thun? Die beiden jungen Männer mußten sich, ohne zu einem weitern Entschlusse gekommen zu sein, endlich erheben und den weitern Heimweg antreten. Als ihre Pfade sich trennten, nahmen sie mit warmem Händedrucke Abschied von einander; Rudolph wollte noch am heutigen Abende den Doctor Iselt aufsuchen, dessen Bestand man bei dem bevorstehenden Duell beburfte; er wollte versuchen, nähere und bestimmtere Andeutungen über den Grund seiner Beurtheilung Maiwand's von ihm zu erhalten, und am morgigen Tage Landeck über den Erfolg dieses Versuchs Bericht erstatten.

10.

Eine halbe Stunde später stand Frau von Haldenwang, aus der Stadt heimgekehrt, in ihrem Salon mit hochwogender Brust und gerötheten Wangen vor Maiwand, der eben mit leidenschaftlicher Beredsamkeit auf sie einsprach; auch seine Wangen waren gerötet; auch ihn hatte die gewöhnlich zur Schau getragene überlegene Ruhe verlassen. Seine Augen blitzten; seine Lippen zitterten, während der Strom seiner Rede über sie fortging.

„O, mein Gott," fiel sie ihm endlich in's Wort, „so halten Sie doch ein, verschonen Sie mich endlich einmal mit dieser Fluth von Anschuldigungen, Beschwörungen, Betheuerungen! Ich will ja Alles einräumen; ich will mich ja schuldig bekennen; ich will mich ja auf's Tiefste demüthigen. Ich wiederhole es Ihnen, ja, ja, ja, ich mag sehr leichtsinnig, sehr unvorsichtig, sehr kopflos gehandelt haben. Ich mag durch das unbedingte Vertrauen und die unbefangene Freundschaft, die ich Ihnen zeigte, grenzenlos verbrecherisch geworden sein; ich mag dadurch Hoffnungen in Ihnen genährt haben, von denen, ich nicht im Entferntesten dachte, daß Sie dieselben wirklich hegten. Aber wenn ich Ihnen nun erkläre, daß ich nicht wußte, daß eine Frau nicht voll offener, harmloser Freundlichkeit gegen einen Mann sein darf, und daß Sie sich getäuscht haben, Herr von Maiwand, völlig und gründlich getäuscht, so kann ja nun Alles zu Ende und wieder Frieden unter uns sein. Sie wissen nun für alle Zeit, daß ich nicht bin wie viele andere Frauen, die jede ihrer Bewegungen behutsam überwachen und, wenn ein Mann in ihrer Nähe ist, ihre Worte anders setzen, ihre Augen anders aufschlagen, ihren Arm anders ausstrecken — ich sehe, wenn ich mich aussprechе, den Menschen, das Menschengemüth und die Menschenseele vor mir und nicht, ob es Mann oder Weib ist, mit dem ich rede. Gewiß, es mag sehr verkehrt sein, sich so ohne Zwang gehen zu lassen, aber Sie konnten mich lange genug, um mich richtig beurtheilen zu können und mir diese Scene zu ersparen!"

„Scene zu ersparen — welch eine Grausamkeit, daß Sie von mir verlangen, ich solle nicht einmal reden, wie mir's um's Herz ist, während die Leidenschaft für Sie mich wahnsinnig macht, mich in den Tod treiben wird. . . ."

„Ach, die Leidenschaft tödtet nicht gleich. Der Wahnsinn hindert Sie nicht an einer außerordentlich beredten Beweisführung, daß ich ganz furchtbar schuldig sei und dadurch Buße thun müsse, daß ich Ihr Weib werde. — Wenn Sie mir Ihre Leidenschaft beweisen wollen, so thun Sie es durch Gehorsam! Gehen Sie mir, was ich von Ihnen verlange, den Revers, und dann, falls wirklich meine Nähe Ihren Seelenfrieden stört, verlassen Sie mich!"

„Sie sind wirklich abscheulich, so abscheulich in Ihrer erbarmungslosen Härte," rief Maiwand, während seine Augen die hellste Wuth sprühten und sein Mund eine eigenthümliche Verzerrung zeigte, „daß Sie mich zu vollständig selbst herausfordern zu jeder mir nur möglichen Rache. — Oder fürchten Sie etwa diese Rache nicht, haben Sie, um sich vor ihr sicher zu stellen, mir vielleicht Ihren griechischen Palikaren auf den Hals gesendet, um Händel mit mir zu beginnen, und mich unschädlich zu machen? — Der Mensch hat mich mit seiner Herausforderung so plötzlich und unmotivirt, so ganz sinnlos überfallen, daß ich es wirklich glauben muß . . . ."

„Von wem reden Sie? Was sollen diese Worte bedeuten?" unterbrach ihn Malwine bestoffen.

„Von Ihrem athenischen Freunde rede ich, von diesem Landeck, der mich zum Duelle herausgefordert hat, ohne daß ich im Geringsten begreife, was ich diesem mir höchst gleichgültigen Schulmeister soll gethan haben, das nur durch Blut gesühnt werden könnte. Aber immerhin. Lassen Sie immerhin so Ihren Klephten' gegen mich los, Malwine! Auf diese Art bringen Sie mich nicht zum Rückzuge."

„Ich weiß von der Sache nicht das Mindeste," fiel Malwine ein, „und was Sie sprechen, enthält einen zu albernen Verdacht, als daß Sie selbst auch nur im Entferntesten daran glauben könnten!"

„Quälen Sie nicht auch mich, indem Sie mir einen albernen Verdacht zeigen . . . indem Sie auf's Tödtlichste meine Ehre durch dieses stürmische Verlangen dessen, was Sie einen ‚Revers' nennen, kränken. Hören Sie auf, mir von diesem Revers zu reden, und ich will Ihnen versprechen, so lange Ihnen nicht von meiner Leidenschaft zu reden. Und ich denke, auf diese Bedingungen hin schließen wir Frieden, Malwine. Wahrhaftig, es wird mir schwerer werden, seine Bedingungen zu erfüllen, als Ihnen."

Er wandte sich ab, und die Arme über die Brust verschränkt, begann er langsam mit der Miene eines auf's Tiefste gekränkten Mannes, den ein namenloser Schmerz darnieder beugt, auf und ab zu gehen.

Malwine ließ sich wie gebrochen in einen Armsessel gleiten. Sie war wie vernichtet. Sie hätte, wenn nicht Maiwand gegenwärtig gewesen wäre, in lautes Weinen und Schluchzen ausbrechen mögen. Davon hielt ihr Stolz sie jetzt zurück. Sie war verzweifelt darüber, daß sie sich solche Worte von einem solchen Manne gefallen lassen mußte. Weshalb war sie nicht schroffer, kälter, verschlossener gegen ihn gewesen, weshalb hatte sie ihm in Allem und Jedem so völlig vertraut? — So war es gekommen, daß sie vor einigen Wochen auf seinen Vorschlag wegen des Scheinkaufs eingegangen war, um so die beschränkende Clausel im Testamente ihres Mannes zu umgehen. Sie mußte, hatte er dann eines Tages gesagt, mit ihm zum Justizrath fahren, um einen Kauf-Act wegen eines Wiesenstückes zu unterschreiben, dort werde sie gleich den bewußten Scheinkaufs-Act mit unterschreiben können; dann hatte sie wohl geantwortet, daß sie zu ihre Einwilligung dazu noch gar nicht gegeben, aber sie hatte, als er nun drängend den ganzen Strom seiner Beredsamkeit über sie ergossen, endlich „Ja" gesagt, wenn sie ausdrücklich gegen sich sein wollte, am meisten, um nur dem langen Gesewätz über die Sache ein Ende zu machen. Und so war es geschehen. Während die Männer im Arbeitszimmer verhandelt hatten, hatte Malwine sich im Empfangszimmer mit der Frau Justizräthin unterhalten; dann hatte man sie hereingerufen, um ihr das Geschriebene vorzulesen und es sie unterzeichnen zu lassen.

Und dann — was war es gewesen, was ihr sodann eine gewisse Sorge um das Geschehene eingeflößt? Zuerst eine merkbare Aenderung in Maiwand's Wesen, eine unumwundene kedere Sprache, womit er ihr jetzt seine Huldigungen vortrug, etwas Herrisches, das sein Ton so unverkennbar annahm, daß es selbst ihrer Lini aufgefallen war und diese ein paar Bemerkungen darüber hatte fallen lassen. Ferner der Kaufact selbst, den ihr der Justizrath gesendet und der doch so erschreckend ernst und feierlich lautete — und dann eine sich steigernde Gereiztheit gegen Maiwand,

Digitized by Google

die, seit Landeck in ihren Lebenskreis eingetreten, wuchs und wuchs. Je mehr Landeck alle ihre Gedanken an sich riß, desto unerträglicher wurde ihr, daß gerade in seiner Gegenwart Maiwand ein vertrauliches Wesen gegen sie annahm, als habe er irgend ein Recht auf sie, desto zorniger suchte sie Gründe zu Vorwürfen und zu Mißtrauen wider diesen Mann, der ihr lästig wurde — und endlich stellte sie Landeck jene Fragen, deren Beantwortung sie ahnen ließ, daß sie in einer Schlinge gefangen sei.

Und jetzt, jetzt ertrug sie diese Lage nicht mehr; sie sollte ein Ende finden, mit Güte oder mit Gewalt.

Am andern Morgen sandte sie in der Frühe schon einen Diener mit einem Billet zu Landeck. Sie bat ihn darin, möglichst bald zu ihr auf Haus Haldenwang zu kommen. Landeck konnte, als er die Botschaft bekam, ihr sogleich Folge leisten. Im Hause der Fabrikanten herrschte eine Aufregung, daß nicht daran zu denken war, Karl heute an einen ordentlichen Unterricht fesseln zu können. Der Strike war ausgebrochen; draußen um die Fabrikgebäude herum herrschte ein wilder Tumult — ein Theil der Arbeiter hatte sich in einer drohenden Haltung gegen die Gebäude aufgepflanzt und haderte und stritt mit einem anderen Theile, der sie abmahnte, die Beschädigungen an den Maschinen vorzunehmen, womit die ersteren drohten. So wäre es unmöglich gewesen, heute die Aufmerksamkeit des Knaben an seine Bücher und Aufgaben zu fesseln; dieser stand mit dem Hausdiener unten am Flusse und schaute dem wüsten Treiben aus der Ferne zu. Landeck machte sich also, doppelt erregt, durch das, was er hinter sich zurückließ, und das, was ihn bei Maiwine erwarten konnte, auf den Weg nach Haldenwang. Als er hier ankam, wurde er sogleich zu Maiwinen in ihr Wohnzimmer im ersten Stock geführt, einen höchst elegant und geschmackvoll eingerichteten Raum, in dessen Mitte ein prachtvoller Flügel stand. Landeck hatte bisher dieses Heiligthum noch nicht betreten, da die Dame des Hauses ihre Besuche im unteren Salon zu empfangen pflegte.

Aus einem Seitencabinet trat Frau von Haldenwang ihm lebhaft entgegen.

„Ich habe Sie herübergebeten und danke Ihnen, daß Sie so rasch kommen, Landeck," sagte sie. „Ich muß wissen, was gestern hier vorgegangen ist — zwischen Ihnen und Maiwand — daß auch Sie noch Streit mit Maiwand suchen und mir solch einen Verdruß bereiten müssen!"

„Ich — Ihnen Verdruß, gnädige Frau?" rief Landeck bestürzt über diese Anrede aus, „das — ich versichere Sie — war meine Absicht nicht."

„Absicht oder nicht," unterbrach ihn Maiwine, „aber setzen Sie sich! Ich will Ihnen Alles erzählen, damit Sie sehen, daß ich das Recht habe, Ihnen dieses Duell zu verbieten."

Sie hatte auf einem Divan Platz genommen und deutete für Landeck auf einen zur Seite stehenden Sessel.

„Ich mußte gestern von Herrn von Maiwand die bittersten Vorwürfe über Ihre Herausforderung hören," fuhr sie fort; „denn Sie müssen wissen, daß ich leider in ein Zerwürfniß mit diesem Manne, der sich, bisher mit so großem Eifer aller meiner Interessen annahm, gerathen und daß ich sehr unglücklich darüber bin. Herr von Maiwand hat mich zu einem Schritte verleitet, den ich in hohem Grade bereue; ich war so leichtsinnig, wie ich unbedingt seinem Rathe in allen meinen Angelegenheiten, die geschäftlicher Natur waren, folgte, ihm auch in Dem zu folgen, dieses Gut Haldenwang zum Schein an ihn zu verkaufen."

„Also es ist wirklich so — an ihn selbst!" rief Landeck erschrocken aus.

„So ist es. Meine Sorge deswegen deutete ich Ihnen bereits vorgestern an, als ich Ihnen auftrug, sich zu erkundigen, welche Folgen ein solcher Schritt haben könne. Was Sie mir darauf sagten, steigerte in hohem Grade meine Unruhe über das, was ich gethan. Ich sprach mit Maiwand über einen Revers, dessen Ausstellung ich wünschen müsse, aber die Aufnahme, die mein Wunsch bei ihm fand, machte mich noch mehr bestürzt, und so entschloß ich mich gestern, zu dem Justizrath zu fahren, der als Notar den unglückseligen Act aufgenommen hatte. Der Justizrath sagte mir, wie er sofort überzeugt gewesen, daß es sich um ein Scheingeschäft gehandelt, da er aus einer Schuldklage, die bei Gericht wider Maiwand schon vor längerer Zeit eingelaufen, sehr wohl wisse, daß dieser ohne Vermögen sei, daß er sich jedoch nicht erlaubt habe, mir in der Sache einen Rath, eine Warnung aufzudrängen, da er eben in der Vornahme des Actes, den wir ihn aufnehmen lassen, auf ein Verhältniß zwischen Maiwand und mir geschlossen habe, welches jede Dazwischenkunft seinerseits so taktlos wie überflüssig gemacht haben würde."

Maiwinens Wangen zeigten einen Anflug zornigen Erröthens, als sie diese Worte sprach. Sie fuhr dann, ihre Schultern zurückwerfend und mit einer unnachahmlichen Bewegung von Stolz ihren Kopf aufrichtend, fort: „Wenn das nicht der Fall sei, meinte der Justiz-

Robert Prutz' Denkmal auf dem Friedhof von Stettin.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Digitized by Google

rath, und wenn ich, wie ich ihm eben gesagt, keine Vorsichtsmaßregeln gegen einen Mißbrauch dessen, was man einmal geschehen, getroffen und keinen Revers in Händen habe, dann könne ich in eine üble Lage gerathen. Er wolle durchaus nicht die Loyalität des Herrn von Maiwand in Zweifel ziehen; aber Herr von Maiwand könne sterben, und dann würden sich sicherlich Erben melden, die mein Gut als ihr Eigenthum betrachten würden. Er könne von Gläubigern — da deren vorhanden zu sein schienen — gedrängt werden, und diese, wenn sie von dem Kaufe vernommen, auf Haidenmung Hand legen wollen; ich könne also unmöglich der Sache ruhig ihren weiteren Verlauf lassen; ich müsse mir von Maiwand einen Revers verschaffen, der entweder notarirt oder doch mindestens durch Unterschrift von Zeugen bekräftigt sei. Weigere sich Herr von Maiwand, diesen auszustellen, so müsse ich sofort wider ihn klagen — ich habe dann das Mittel, ihm den Eid zuschieben zu können, und schlimmsten Falls ließen sich Beweise herbeischaffen, daß Maiwand gar nicht im Stande gewesen sei, etwas anderes als einen bloßen Scheinkauf abzuschließen. Mit dieser Auskunft kehrte ich vom Justizrathe heim — in welcher Aufregung können Sie sich denken. So fand ich Maiwand hier, und nach den ersten Worten über die Sache sah ich, daß er in der zornigsten Stimmung war, sah mich in einer Lage ihm gegenüber, die mich ganz außer mich bringt. Um das Uebel vollständig zu machen, waren Sie nun noch dagewesen und hatten ihn gefordert — ich bitte Sie um Gotteswillen, welcher Wahnsinn! Wollen Sie ihn erschießen und so das herbeiführen, was sich um allerschlimmsten wäre, wie der Justizrath mir auseinandergesetzt hat? Was geht Sie überhaupt die Sache, was geht Sie Maiwand an?"

Ein wenig besänftigt versetzte Landek:

„Ich bedauere tief, wenn ich etwas gethan haben sollte, was durchaus gegen Ihre Interessen ist, gnädige Frau, aber es ist leider geschehen, und dieses Duell muß ich ausfechten, jetzt, nachdem ich so übermüthig dabei aus der Herausforderer aufgetreten."

„Ich will es aber nicht — hören Sie, ich will es nicht, Landeck. Sie sollen mir Ihr Ehrenwort geben . . ."

„Ehe Sie das verlangen, gnädige Frau," fiel Landeck ein, „müssen Sie hören, wie Alles sich gemacht und geschickt hat — und dann urtheilen Sie! Ich will Ihnen rückhaltlos Alles erzählen. Aus der merkwürdigen Verschwiegenheit, die ich über alle Verhältnisse der Familie Escher hier waltend finde, ist ja ohnehin schon Unheil genug entstanden. Darum sage ich Ihnen erstens Alles, was ich gestern erfuhr, auch wenn es Ihre Angst um Ihr Verhältniß zu Maiwand nur vermehren kann, indem es Ihnen zeigt, welchen Charakter im Grunde dieser Mann hat, dem Sie so sehr vertrauten."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Triumph der Selbsthülfe.

Trotz aller schönsäurherischen Redensarten ist es eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß der Schauspieler, der Bühnenkünstler überhaupt, innerhalb der Gesellschaft auch heutzutage noch vereinsamt und fast gemieden dasteht. Der Kern der Gesellschaft, das eigentliche Bürgerthum, hat im Großen und Ganzen außerhalb des Theaters wenig Sympathien für die Jünger Thalias. Man wird mir den Vorwurf eines allzu pessimistischen Urtheils machen wollen, aber die Erfahrung läßt mich auf meinem Standpunkte beharren. Der geneigte Leser, welcher an der Wahrheit meiner Worte zweifelt, möge sich selbst auf das Gewissen fragen: ob er nicht in der Nähe eines Menschen, der sich ihm als Schauspieler zu erkennen gab, etwas von jenem achtungsvollen Grauen verspürt, welches uns bei der Berührung zweifelhafter Existenzen mit zwingender Gewalt zu überfallen pflegt? — Ich weiß sehr gut, daß diese Gefühle achtungsvoller Scheu jenen Bühnenkünstlern gegenüber nicht mehr Platz greifen, welche Talent und Glück zu Mitgliedern großer Hof- und Stadttheater machten. Diese Herren und Damen besinden sich in fester, reich dotirter Stellung und sind schon darum den bürgerlichen Verhältnissen näher gerückt. Sie bilden aber die Minderzahl des Standes. Die ungeheure Mehrzahl desselben unterliegt sicherlich noch den obengeschilderten Antipathien der Gesellschaft.

Und worin liegt das? —

Zuerst, glaube ich, liegt es in der eigenthümlichen Stellung, welche der Schauspieler als Staatsbürger innerhalb des Rechtsstaates einnimmt. Es ist ihm leider sehr schwer gemacht, sein gutes Recht ungeschmälert zu erhalten. Die Contracte, welche er unterschreiben muß — denn alle Verträge der Bühnen zweiten Ranges sind bezüglich ihrer Paragraphen von wahrhaft rührender Aehnlichkeit — sind meist so verclausulirt, daß der Richter in etwaigen Streitfällen nicht umhin kann, ihm Unrecht zu geben. Handelt es sich um technische Fragen, so ist der Richter größtentheils nicht befähigt, dieselben ihrem innersten Wesen nach zu verstehen. Im Rheinlande ist in dieser Beziehung der Code Napoleon für den Bühnenkünstler eine wahre Wohlthat, denn er hält streng auf Herbeiziehung von erfahrenen Sachverständigen. Im Allgemeinen überge,t der Richter gern die Zuziehung derselben. Die in seinen Augen geringen Klagobjecte dünken ihm dazu nicht wichtig genug. — Werden sie aber herbeigezogen, so sind es gewöhnlich keine wahrhaft Sachverständigen, das heißt, es sind nicht Leute, welche das Theater auch wirklich genau kennen. Außerdem ist der Richter immer geneigt, der Autorität — dem Director — beizuspringen.

Ein überaus langsames Proceßverfahren, welches dem Bühnenmitgliede monatelanges Warten auferlegt, in Fällen, wo der Hunger schon vor der Thüre steht, die Vertheuerung des gerichtlichen Einschreitens durch den Domicilwechsel — alle diese Uebelstände machen das Processiren für den Schauspieler fast aussichtslos. Er processirt also nicht und hilft sich selbst, so gut er kann. Das ist aber ein Verfahren, welches ihn der Gesellschaft eines Rechtsbruches anzuklagen muß. —

Der zweite und zwar der Hauptgrund für die Isolirtheit des Standes scheint mir in der großen Aussichtslosigkeit zu liegen, welche ihm von jeher als charakteristisches Merkmal anhaftete. Die Aussichten eines Bühnenkünstlers sind — namentlich für das hereinbrechende Alter — von sprüchwörtlicher Trostlosigkeit. Ist es aber möglich an eine Blüthezeit der deutschen Bühne zu glauben, so lange nicht ihre Jünger innerhalb der Gesellschaft eine durchaus geachtete Stellung einnehmen? Diese wird ihnen aber gewiß nicht fehlen, sobald der Fluch der Aussichtslosigkeit von ihnen genommen ist, sobald die Verhältnisse ihnen gestatten, sich als vollberechtigte Staatsbürger zu fühlen, sobald sie einer gesicherten Existenz im nicht mehr erwerbsfähigen Alter entgegensehen können.

Schon das Jahr 1857 sah einen Versuch, das Alter des Schauspielers zu sichern. Der Geheime Hofrath Louis Schneider in Berlin, der sich für die ehemals von ihm ausgeübte Kunst und ihre Jünger ein warmes Herz bewahrt hat, ergriff zu diesem Zwecke die Initiative. Er gründete die „Perseverantia", eine Art Rentenversicherungsanstalt, und verband dieselbe mit einem Engagementsvermittelungsbureau. Die letztgenannte Institution sollte dem Unwesen der meisten Theateragenturen entgegentreten. Aber Gleichgültigkeit, Neid und Bosheit brachten die Perseverantia schon nach wenigen Jahren zu Falle und die deutschen Bühnenangehörigen waren wieder um eine Hoffnung ärmer.

Es kam das Jahr 1869. Dieses Jahr brachte dem deutschen Theater Neuerungen, die aber keine Verbesserungen waren. Diese Neuerungen aber gipfelten in den zusammengesetzten Hauptworte „Theaterfreiheit". Die bestehende Gesetzgebung wurde durch die Theaterfreiheit — namentlich bezüglich des Conessionswesens — in erheblicher Weise alterirt oder ganz über den Haufen geworfen und die modernen Gesetzgeber stellten — wenn nicht dem Worte, so doch dem Sinne nach — fest, daß das deutsche Theater nicht zu den Kunstanstalten zu rechnen sei, daß es vielmehr zu den Gewerben gehöre, und daß Directoren wie ausübende Mitglieder Gewerbtreibende seien.

Man braucht nicht gerade eine sentimentale Natur zu sein, um den Sieg dieser Ansicht für einen beklagenswerthen zu halten. Das Streben nach Selbstverwaltung, der Wunsch, der lästigen Bevormundung des Staates soviel wie möglich zu entgehen, das Sehnen nach möglichster Freiheit der Individuums innerhalb des Staatswesens — alles das ist ja vollberechtigt, nützlich und

Digitized by Google

heilsam für das Wohl des Ganzen. Die Theorien der Schule von Manchester dominiren gegenwoll in der modernen Volkswirthschaft, und ihre Gegner sind noch in der Minorität. Aber Principienreiterei und Doctrinarismus sind böse Dinge. Eines schickt sich nicht für Alle, und einer Doctrin zu Liebe die Bühne vollständig zum Gewerbe herabzuwürdigen, das war jedenfalls — der Erfolg hat es gelehrt — eine recht schlimme Principienreiterei. Daß die Bühne dem Volke in ethischer und ästhetischer Beziehung viel zu sein vermag, dafür ist uns Schiller Bürge, und es ist noch Keiner aufgestanden mit dem Wagniß, den größten Verfechter ihrer Würde Lügen strafen zu wollen. Man darf den Gedanken verwerfen, daß der Staat dem Theater zur Erreichung seiner der Volkswohlfahrt dienenden Zwecke seine directe Hülfe gewähren und daß er die Bühne mit Strenge bevormunden müsse, aber man kann verlangen, daß er einer Institution, welche am letzten Ende volksbildend und volksveredelnd wirken kann und sollte, einen Schutz angedeihen lasse, wie er ihn Unterrichtsanstalten und Kunstakademien nicht versagt. Thun das Staat und Gesetzgebung nicht, so haben Beide die Hauptschuld zu tragen, wenn das deutsche Theater seinem eigentlichen Zwecke täglich fremder wird. In genauer Consequenz der staatlichen Ansicht ist das Theater nichts weiter als eine Vergnügungsanstalt niederen Ranges, ein Gewerbe, aber keine Kunst.

In Folge der Theaterfreiheit schossen die neuen Theater auf wie Pilze nach dem Regen. Die meisten dieser Institute waren indessen von sehr unsolider Natur. Es war so leicht, Theaterdirector zu werden. Ging das „Geschäft“ nicht und waren Privatmittel beim Unternehmer — wie fast immer — nicht vorhanden, so „machte er die Bude zu“ und überließ es einer mehr oder minder großen Zahl von armen Mitgliedern ausfindig zu machen, wie sie ihre Existenz fortan zu fristen hatten. Nicht als ob die Gesetzgebung hierin nicht vorgebeugt hätte; die Paragraphen 32 und 53 der Reichs-Gewerbe-Ordnung enthalten diesbezügliche Bestimmungen zum Schutze gegen unsichere und unsolide Directoren; aber die betreffenden Behörden handhaben diese Paragraphen durchaus ohne die nöthige Strenge.

Es ist nicht zu leugnen: die Errichtung so vieler neuer Theater steigerte die Nachfrage nach dem ausübenden Künstler ganz bedeutend und trieb die Gehalte zu noch nicht dagewesener Höhe. Ueber die großen Gagen hätten sich die deutschen Schauspieler freuen können, wenn man sie ihnen auch wirklich gezahlt hätte. Das Ungesunde des ganzen Zustandes zeigte sich indessen auch hier. Zahlungseinstellungen und Verkümmerungen des Gehaltes waren in allen möglichen Formen an der Tagesordnung. Außerdem schuf aber die Theaterfreiheit ein Schauspielerproletariat, wie es in solchem Umfange niemals vorhanden gewesen ist. Es kamen durch die gesteigerte Nachfrage nach ausübenden Künstlern und durch die Gewissenlosigkeit vieler Theateragenten Elemente zum Theater, die ihm geradezu zur Schande gereichten. Diese Leute suchten bei der Bühne nur das arbeitslose Brummelleben, brachten weder Bildung noch Talent mit und dienten nur dazu, den Stand innerhalb der Gesellschaft bloszustellen und zu entwürdigen. Rauchtheater, Rechtsunsicherheit, ein neugeschaffenes Schauspielerproletariat und ein Virtuosenthum, wie es sich noch nie so schamlos geberdet hatte — das waren die directen Segnungen der Theaterfreiheit.

Man wird gestehen müssen, die Verhältnisse des deutschen Theaters und seiner Angehörigen lagen recht im Argen. Aber aus denselben Principien, die Beide so schwer geschädigt hatten, sollte auch eine Hülfe erwachsen, die Vieles wieder gut zu machen im Stande war. Die Theorien der Schule von Manchester enthielten das Besserungsmittel der bestehenden Zustände; sie selbst gaben die Mittel an die Hand, ihre irrige Anwendung zu bekämpfen.

Der Mann, der mit warmem Herzen und durchgreifender Energie zur rechten Zeit das Rechte recht zu thun verstand und dadurch die bedeutendsten Verdienste um die deutsche Bühne und ihre Angehörigen sich erwarb, ist der Schauspieler Ludwig Barnay. Schon seit Jahren waren seine Wünsche und Bestrebungen der guten Sache zugewandt, aber immer ohne Erfolg. Da, im Frühjahre 1871, kam der rechte Geist und die rechte Stunde zum guten Werke. Er selbst sagt in dieser Beziehung sehr treffend: „Da wehte in diesem Frühjahre Einheitsodem durch Deutschland. ‚Ein deutsches Reich ersteht wieder!‘ schallte es durch die Lande, und höher schlug Jedem das Herz, uns Thalienjüngern wahrlich nicht weniger als jedem andern Bürger. Viele unserer Berufsgenossen versprirten ihr Blut auf dem Schlachtfelde für das Vaterland und seine Ehre; Wenige von ihnen kämpften um den Besitz, denn wenige unter uns sind Besitzende, und doch kämpften sie auch für die speciellen Interessen unseres Standes, denn die Zerrissenheit unseres deutschen Vaterlandes trug die erste und größte Schuld an der Zerrissenheit unserer Theaterverhältnisse. Jetzt oder nie — klang es in mir — werden die deutschen Schauspieler, erwärmt von der Einheitssonne, die dem Vaterlande leuchtet, zusammentreten und ihre eigenen Interessen in's Auge fassen; habe ich es nur erlebt, sie einmal und zum ersten Male in einem Saal zusammenzubekommen, um gemeinschaftliche Interessen selbstlos, gerecht und wohlwollend zu berathen, dann ist mir für das Gähren und Reisen des gesunden Urstoffs nicht bange.“

Der Initiative Barnay's gelang es, ein provisorisches Comité zu gründen, welches die Einberufung eines „Allgemeinen deutschen Bühnen-Congresses“ veranstalten sollte. Dem begeisterten Agitator schlossen sich die Mitglieder dieses Comités, Dr. Krückl, Ulrom, Gettke, ferner Blechacher, Vollmer, Köller, Jacobi, Borchers, Siehr, Löwe, Dr. Hugo Müller, Salomon, Savits u. A. an. Barnay fand die Möglichkeit, ein Organ für die Sache in's Leben zu rufen. Gratis wurde es in Tausenden von Exemplaren an die Berufsgenossen in Deutschland versandt. Die darin ausgesprochenen Gedanken zündeten allerwärts. Die Idee war da, und die herzenswarme Hingabe Aller ermöglichte den „Ersten allgemeinen deutschen Bühnen-Congreß“ in Weimar am 17., 18. und 19. Juli 1871. — Wahrlich, diese Tage werden unvergeßlich bleiben in der Geschichte des deutschen Theaters. Es waren große Momente voll reinster Begeisterung, als die Vertreter der deutschen Schauspieler zum ersten Male vereinigt waren auf heiligem Boden, an den Stätten unserer Geistesheroen in der Fürstengruft, als sie in später Abendstunde huldigend zum Standbilde der Herrlichen zogen. Und als sie wieder hinausgingen in alle Welt, da brachten sie ihrem Stande das ersehnte Ergebniß einer gegegneten Arbeit mit: die Errichtung einer Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger und die sichere Aussicht auf eine Pensions- und Altersversorgungsanstalt.

Hatte der Congreß zu Weimar unter dem Präsidium des verdienstvollen Hugo Müller die Grundzüge des zu Erstrebenden festgestellt, so waren es wiederum die Delegirtenversammlungen in Kassel, Leipzig und Dresden, welche durch definitive Gründung der Allgemeinen Pensionsanstalt deutscher Bühnenangehöriger, durch Berathung und Sanctionirung des Statuts und dessen Revision und Modification den Ausbau vollzogen. Von Wichtigkeit war die Annahme eines mit dem „Deutschen Bühnenverein“ zu Stande gekommenen einheitlichen Contractsformulars. Diese Vorlage wurde, wenn nicht freudig, so doch achtungsvoll als ein Fortschritt zum Bessern begrüßt. Freudig konnte sie nicht begrüßt werden, denn es war nicht möglich gewesen, die Gegensätzigkeit des Kündigungsrechtes und der Conventionalstrafe für den Contractbruch zu erlangen. Das sind aber gewissermaßen naturrechtliche Forderungen der Bühnenangehörigen, und der schließliche Sieg dieser Forderungen dürfte nur eine Frage der Zeit sein.

Ein nicht minder wichtiger Gegenstand fand ferner Erledigung. Die Mehrzahl der deutschen Bühnenangehörigen seufzt schwer unter dem Treiben der meisten Theateragenturen. Die Delegirtenversammlung beschloß deshalb die Errichtung einer „Genossenschafts-Theateragentur“ nur für Mitglieder der Genossenschaft. Die Ansicht, die Benutzung dieser Agentur obligatorisch zu machen, erhielt nicht die Mehrheit. Der Beginn der Emancipation hat sich indessen vollzogen, und es war weise, gerade diese Angelegenheit nicht zu überstürzen. Es wird an den Mitgliedern der Genossenschaft selbst liegen, durch Benutzung ihres Agenten jenen Theateragenturen, welche oft in geradezu gemeiner Weise arbeiten, den Garaus zu machen.

Das eingreifendste Ereigniß der Dresdener Decembertage war aber die Errichtung einer Wittwen- und Waisen-Pensionsanstalt. Schon in Leipzig hatte ein Statut zu diesem Zwecke vorgelegen. Man hatte aber dort den Entwurf zu nochmaliger Berathung einer Commission übergeben. Diese Commission wandte sich an den berühmten Versicherungstechniker Johannes

Digitized by Google

Karup in Gotha, und auf der Basis der von diesem bearbeiteten Fachmanne angestellten Berechnungen hatte die Commission das nun vorliegende Statut ausgearbeitet. Der Entwurf wurde in eingehender Debatte modificirt und angenommen. Auch für die Wittwen und Waisen der deutschen Bühnenangehörigen wäre nunmehr durch Gründung dieser segenspendenden Institution gesorgt. Die Anstalt hat ihre eigene, von der allgemeinen Pensionskasse getrennte Verwaltung. Der Sitz ihres Directoriums ist in Weimar. Die opferfreudigsten Verfechter der schönen Sache waren Intendant Baron von Craumm, Borchers, Otto Devrient, Savits, Dr. Kruckl u. A.

Schließlich besprach und acceptirte die Dresdener Versammlung ein Localverbandsstatut, welches die Normen feststellte, auf Grund welcher die einzelnen Localverbände thätig sein sollten.

Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger ist eine so eigenartige Erscheinung im Genossenschaftswesen, daß es mir hier vergönnt sein mag, ihre Organisation, sowie die Grundzüge ihrer Pensionsanstalt in aller Kürze etwas näher zu beleuchten. Der Paragraph 1 des Genossenschaftsstatuts mag hier vollständig Platz finden. Er lautet: „Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger hat die Fortentwickelung des deutschen Theaters, sowie die Sicherung und Hebung der geistigen und materiellen Interessen der deutschen Bühnenangehörigen zum Zwecke, namentlich den Mitgliedern nach den Bestimmungen des Pensionsstatuts eine Pension zu gewähren."

Es ist wohl nothwendig, darauf hinzuweisen, daß die Genossenschaft mit nur geringen Ausnahmen in weiterem Sinne Alles umfaßt, was auf und an der Bühne thätig ist. Die Mitglieder haben das Recht der activen und passiven Wahl für die Verwaltung. Den weiblichen Mitgliedern stehen dieselben Rechte zu, nur können sie weder in die Genossenschaftsleitung, noch in die Localausschüsse gewählt werden.

Der erste Factor der Genossenschaft ist die Delegirtenversammlung, welche alljährlich im December stattfindet. Die Zahl der Delegirten richtet sich nach der Zahl der Wähler, welche demselben Localverbande angehören. Je fünfzig Mitglieder wählen aus ihrer Mitte einen Delegirten.

Die eigentliche Verwaltung während des Genossenschaftsjahres liegt in den Händen des „Centralausschusses". Dieser besteht aus einem ersten Präsidenten, einem zweiten Präsidenten, einem Generalsecretär und einem Generalcassirer. Außerdem gehören zum Centralausschuß noch drei Mitglieder, deren Jedes die Verwaltung eines bestimmten Ressorts übernimmt. Es sei hier bemerkt, daß sämmtliche Aemter der Genossenschaft — mit Ausnahme der statutarisch zu bezahlenden Ressortämter — Ehrenämter sind, die nurentgeltlich versehen werden müssen. Der Centralausschuß muß seine Protocolle, Abschlüsse ꝛc. der Delegirtenversammlung zur Bestätigung vorlegen.

Der Verwaltungsrath der Pensionsanstalt untersteht dem Centralausschuß. Er besteht aus 1) dem ersten Präsidenten der Genossenschaft; 2) einem bezahlten, cautionspflichtigen Verwaltungsdirector; 3) einem bezahlten, cautionspflichtigen Cassirer; 4) einem Rechtskundigen und 5) aus drei resp. vier Mitgliedern der Genossenschaft. Die Redaction des Genossenschaftsblattes, dessen Monument mit einer Ausnahme für alle Mitglieder obligatorisch ist, und die Leitung der Theateragentur sind einem bezahlten Beamten übergeben.

Wir kommen nun zu der Institution der Localausschüsse. Dieselben sind für den glatten Geschäftsgang außerordentlich wichtig. Der Localausschuß ist das vermittelnde Glied zwischen dem Centralausschuß und den Genossenschaftern der einzelnen Localverbände. Er besteht aus drei resp. fünf Mitgliedern, und zwar aus einem Obmann, einem Cassirer, einem Schriftführer und, bei größeren Localverbänden, aus zwei Beisitzern.

Jede Bühne, an welcher sich wenigstens fünf Genossenschaftsmitglieder befinden, constituirt einen Localverband. Die Mitglieder des Localverbandes wählen den Localausschuß. Das ist der Verwaltungsapparat der Genossenschaft.

Die Allgemeine und die Wittwen- und Waisen-Pensions-Anstalt sind ja die greifbarsten Wohlthaten der so schön gelungenen Vereinigung. Da steht nun zunächst fest, daß nur ein Genossenschaftsmitglied Mitglied der Pensionsanstalt werden kann.

Die Beitragspflicht umfaßt: 1) das Eintrittsgeld, je nach Wahl der Pensionskategorie zu ein, drei, fünf und acht Thalern normirt, und 2) die Bezahlung der Pensionsbeiträge gemäß der gewählten Kategorie. — Die Höhe der einst zu beziehenden Pension ordnet sich in vier Kategorien. Die Wahl einer derselben ist völlig freigestellt. In der ersten Kategorie zahlt das Mitglied jährlich sechs Thaler Beitrag und erwirbt dadurch eine jährliche Pension von hundertfünfzig Thalern.

Die zweite Kategorie zahlt jährlich zehn Thaler und erhält eine jährliche Pension von zweihundert Thalern.

Die dritte Kategorie zahlt jährlich zwanzig Thaler und erhält eine jährliche Pension von dreihunderdreiunddreißig und ein drittel Thalern.

Die vierte Kategorie endlich zahlt jährlich vierzig Thaler und erhält eine jährliche Pension von sechshundert Thalern. Uebertritte aus einer Classe in die andere sind unter gewissen, der Casse vortheilhaften Bedingungen gestattet. Die Casse hat, vom Tage ihrer Gründung — 1. December 1871 — gerechnet, zehn Sammeljahre, während welcher keine Pension gezahlt wird.

Die Bedingungen der Pensionsfähigkeit sind: 1) zehnjährige Mitgliedschaft, respective zehnjähriges Zahlen der Beiträge, 2) erwiesene Dienstuntauglichkeit und 3) das zurückgelegte sechszigste Lebensjahr. Wer dieses Jahr erreicht hat, muß seine Pension erhalten, sobald er es beantragt. Das Vermögen der Anstalt wird gebildet: durch den während der ersten zehn (Sammel-) Jahre angesammelten Grundstock und durch die nach den ersten zehn Jahren eingebrachten Werthe. Der Grundstock darf nach zehnjährigem Bestande der Anstalt nicht mehr erhöht werden. Die ständigen Einnahmequellen der Anstalt bestehen: 1) in den Zinsen des unantastbaren Grundstocks; 2) in den Zinsen der übrigen Capitalien; 3) in den Pensionsbeiträgen der Mitglieder; 4) in den Erträgen einer Abgabe von ein Procent derjenigen Gastspiele aller Mitglieder, die nicht auf Engagement stattfinden; 5) in dem Ertrage der freiwillig zum Vortheile der Anstalt gegebenen Vorstellungen, Concerte, Matinéen ꝛc.; 6) in den Geschenken an die Anstalt und 7) in dem Ertrage der Strafgelder, Freibilletsteuer ꝛc.

Die außerordentlichen Einnahmen können selbstverständlich bei der Genossenschaft deutscher Bühnenmitglieder enorme Summen bringen. Den Genossenschaftern ist ja die Veranstaltung von Vorstellungen, Concerten ꝛc. zu Gunsten ihrer Pensionscasse vermöge der von ihnen ausgeübten Kunst so leicht gemacht. Mit Dank und Anerkennung muß hier hervorgehoben werden, daß der Deutsche Bühnenverein auf Anregung seines Präsidenten, des Generalintendanten der königlichen Schauspiele, Herrn von Hülsen, Excellenz, in Berlin beschlossen hat, an jeder Vereinsbühne alljährlich ein Benefiz zu Gunsten der Pensionscasse zu veranstalten. Auch Kaiser Wilhelm hat auf Antrag des Herrn von Hülsen huldvoll bewilligt, daß die kaiserlichen Theater in Berlin, Hannover, Cassel und Wiesbaden alljährlich eine Benefizvorstellung zum Besten der Casse geben. Schließlich mögen noch einige Notizen über den gegenwärtigen Status des Ganzen folgen. Die letzte Uebersicht des Vermögens der Genossenschaft wurde aufgestellt am 27. August 1874 und bringt folgende Zahlen:

Activa:	225,297	Thlr.	6	Gr.	— Pf.
Passiva:	49,428	„	11	„	4 „
Vermögen:	175,868	„	24	„	8 „

Davon sind über 100,000 Thaler in sicheren ersten Hypotheken veranlagt; außerdem circa 30,000 Thaler in sicheren Papieren, als preußisch consolidirte Anleihe, Berliner Pfandbriefe ꝛc. Die Mitgliederzahl reicht nahe an 7000, gewiß eine stattliche Summe. Das in Berlin in der Charlottenstraße 85 belegene Haus, welches Eigenthum der Genossenschaft ist und einen Werth von 61,000 Thalern hat, enthält die Kanzleien für alle Zweige der Verwaltung.

Die Genossenschaft darf hoffen, nach Ablauf ihrer zehn Sammeljahre ein Vermögen von einer Million zu besitzen. — Jeder, der noch Freude hat am Wohlergehen des Nächsten, wird mit angenehmen Gefühlen auf diese Vereinigung blicken. Und gar die Tausende, die dem deutschen Theater von Herzen zugethan sind, sie werden sich dieses Triumphes der Selbsthülfe herzlich freuen. Das Fundament eines schönen, monumentalen Baues ist mit ausdauernder Begeisterung gelegt worden, und die Mauern sind zu schon stattlicher Höhe emporgewachsen.

Digitized by Google

Gottes Segen möge das Gebäude unter Dach und Fach bringen! Seine Vollendung bedeutet für Tausende Glück und Wiedergeburt, seine vorzeitige Zertrümmerung würde Niemand zum Segen gereichen. Es ist eine neue Institution, und sie wird der Erfahrung ihr Lehrgeld bezahlen müssen. Was auch die günstigen Versicherungsmänner, die Feinde und Neider der Pensionsanstalt sagen mögen — Aehnliches war noch nicht da, und das hier Geschaffene kann also nicht nach den hergebrachten Maßstäben gemessen werden. Wenn auch nicht alle Hoffnungen, die in rosiger Glorie auftrahlten, sich erfüllen sollten — aus einer Hoffnung ist schon eine Errungenschaft geworden: die deutschen Schauspieler haben sich endlich einmal selbst gefunden; das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist in ihnen wach geworden, und sie sind im Begriffe, innerhalb des deutschen Bürgerthums ohne Ausnahme selbst gleichberechtigte und tüchtige Staatsbürger zu werden. Daß ihnen diese Errungenschaft nicht wieder geraubt werde, dafür mögen sie selbst in erster Linie sorgen. Aber auch das wohlwollende Interesse aller Freunde der deutschen Bühne darf und wird ihnen dazu nicht fehlen. Für gute Dinge kann man immer ein Herz haben, und es ist fürwahr ein gutes Ding um die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger". —

Arno Hempel.

Bis zur Schwelle des Pfarramts.*

1. Im Elternhaus.

Ich könnte es heute noch zeichnen von den Kellerräumen an, in welchen der spärliche Wein für den Vater und der reichliche Most für die Kinder und Dienstboten lag, bis zum Taubenschlag, vor dessen Brettern wir Knaben stundenlang standen, um dem Treiben unserer Lieblinge durch die Ritzen und Spaltlöcher zuzuschauen, von der feuchten, lichtlosen Knechtekammer an, in welcher man nach den heutigen Begriffen von Humanität keinem Sträfling zumuthen würde, eine Nacht zuzubringen, bis zu dem lichten, aussichtsreichen Studirzimmer des Vaters, in welchem wir Latein lernten — so lebhaft steht es mir nach dreißig, vierzig Jahren noch vor der Erinnerung, das alte Pfarrhaus in A., das längst vom Erdboden verschwunden ist, um einem modernern und bequemern Platz zu machen. Es lag so still und freundlich, so sonnig und idyllisch ein wenig abseits vom Dorfe, inmitten von Obst- und Blumengärten, nach drei Seiten offen gegen Wiesen und Felder, an deren Ende das Auge mit Behagen ausruhte auf den nahen bewaldeten Höhenzug der schwäbischen Alb mit der weithin sichtbaren Capelle.

Kaiser Wilhelm vor Beginn der Parade.
Aus dem „Berliner Straßenbildern" von H. Lüders.

Das Dorf trug den einfach ländlichen Charakter einer fast ausschließlich mit Ackerbau beschäftigten Bevölkerung, erhielt aber doch einen etwas rascheren Puls durch den zahlreichen Fremdenverkehr, den es vermittelte. Zweimal am Tage hielt der Postwagen an und wechselte die Pferde. Wenn er des Nachts von der Schweiz herkam, unterließ es der Postillon selten, am Fuße der Steige, welche am Saume des Pfarrgartens vorbei auf die Höhe des Dorfes führte, sein Stücklein zu blasen, und die Töne drangen so heimelig durch die Stille der Nacht in's Herz. Die nur eine Stunde entfernte Oberamtsstadt brachte vielfaches Leben. Alle Sonntage fuhren die „Honoratioren" mit ihren Familien herüber, und ließen ihre Acten in der renommirten Küche „Zur Krone" ausstäuben. Auch mochte das Bier, für welches zwei Brauereien im Orte bestanden, einen guten Ruf gehabt haben. Wenigstens konnte es der lustige und witzige Prälat Oxander nicht genug rühmen, wenn er auf seinen Kirchen- und Schulvisitationen in die Gegend kam und bei dem Vater, seinem Studiengenossen und intimen Freunde, jedes Mal für einige Tage abstieg. Es gehört zu meinen lebhaftesten Jugenderinnerungen, wie er eines Sonntag-Morgens, als eben die Glocken einläuteten und Papa schon im Kirchenrock stand, angefahren kam: „Was hast Du für einen Text? Gieb mir den Rock her! Ich will für Dich predigen." Er wollte nicht umsonst Professor der Eloquenz am Gymnasium in Stuttgart gewesen sein. Als er später als Visitator in die Lateinschule in S. kam, in welche ich unterdessen eingetreten war, gab er mir, weil ich mit der lateinischen Aufgabe früher fertig war, als die Andern, als Thema zu einem schriftlichen Aufsatz im Deutschen — „das Bier in A.", worüber ich begreiflich wenig zu sagen wußte. Auch den katholischen Pfarrer des Nachbarortes sehe ich heute noch vor mir, wenn er an jenem Abend, an dem es das

* Mit obigem Artikel eröffnen wir eine Reihe bedeutsamer Aufzeichnungen eines gefeierten Kanzelredners und Schriftstellers, der in den Kreisen des deutschen Protestantenvereins als einer der entschiedensten Vertreter der freisinnigen Richtung eine hervorragende Stellung einnimmt. Der Verfasser beabsichtigt, den großen Geisteskampf zwischen Autorität und Freiheit zu schildern, wie er in den Lebens- und Bildungsgängen eines Theologen der letzten Jahrzehnte sich ausgeprägt und wiedergespiegelt hat. D. Red.

Weiter erlaubte, in ruhigem Gange, die Zeitung im Gehen lesend, die Straße herauskam, um sich am protestantischen Bier in lesterischer Gesellschaft zu erlaben. Wie Viele würden das heute noch thun?

Einige Male wurden unsere kindlichen Augen in Staunen gesetzt durch seltsame, für uns unverständliche Menschen, welche das Dorf passirten: es waren Karawanen von frommen Pilgern, welche von der heiligen Dreifaltigkeitskapelle kamen. Ihre Gebete murmelnd, vom Gebet plötzlich zu Gesprächen über die gewöhnlichsten Dinge überspringend und sogleich den Gebetsfaden wieder aufnehmend an der Stelle, wo er abgebrochen worden war, so zogen sie meistens in großen Zügen, Männer und Weiber, durch das Dorf. Wir Kinder bettelten sie an um „Herrgöttli", und mit großer Bereitwilligkeit gaben sie dem Einen ein aus Teig gebackenes Lämmlein, dem Andern einen Spruch, dem Dritten ein Kreuz, und vergnügt sprangen wir mit den Gaben nach Hause.

Ich glaube nicht, daß Jemand eine glücklichere Kindheit verlebt habe, als sie mir zu Theil geworden ist. Wenigstens liegt sie heute in meiner Erinnerung wie eine Landschaft voll Sonnenschein. Ich wollte, ich wäre ein Dichter und könnte all den Zauber in Worte fassen, der auf jenen Tagen der Vergangenheit lag, da, um mit den Worten des orientalischen Dichters zu sprechen, die Leuchte des Allmächtigen über dem väterlichen Dache stand, da die Schritte badeten in Sahne und Ströme Oeles neben mir der Fels ergoß. Ich spüre wohl einige Kügelchen von dem schweren Blute Schopenhauer's in meinen Adern, aber wenn ich mir die Freude an den Dingen, den Glauben an die Menschen, die frische Heiterkeit des Gemüthes unter allen Anfechtungen gerettet habe, so ist das zum größten Theil wohl ein Erbstück aus den Tagen der Kindheit. Auch giebt es ohne Zweifel nicht leicht eine gesundere Luft für die freie Entfaltung der körperlichen und geistigen Kräfte, als die Luft eines protestantischen Landpfarrhauses: man wächst in den Sitten und Stimmungen der höheren Gesellschaft auf und bleibt doch der Natur so nahe; man erbt mit der Richtung des Geistes auf das Ideale den gesunden Menschenverstand und die natürliche Empfindung des schlichten Mannes.

Als ich in's Elternhaus eintrat, waren schon drei Brüder und vier Schwestern da, der älteste Bruder war schon auf die Lateinschule fort und der zweite folgte ihm bald nach; so wuchs ich mit vier Schwestern und einem zwei Jahre älteren Bruder auf. Der Vater war eine ernste, einsame, meditirende Natur. Ursprünglich von einem nicht geringen geselligen Talent und mit einer vortrefflichen Unterhaltungsgabe ausgestattet, die er auch bei Gelegenheit noch spielen ließ, hatte er auf den drei Dorfpfarreien, die er, von geringeren zu höheren und besserbesoldeten aufsteigend, nacheinander bezogen hatte, beraubt aller geistansprechenden Gesellschaft, die Gewohnheit des einsamen, auf sich selbst gestellten Weisen angenommen. Wir sahen ihn selten anders als in Gedankenarbeit begriffen, die oft so lebhaft war, daß er die inneren Bewegungen, die Dialektik der Begriffe in seinem Geiste durch Gesticulationen der Hände und des Mundes anzeigte. Sei's, daß er seinen täglichen Spaziergang weit über das Dorf hinaus machte oder Stunden lang im Schlafrock und mit der langen Tabakspfeife im Garten aus- und abging, oder des Abends beim Kruge Bier, den er sich regelmäßig aus dem Wirthshaus holen ließ — denn dahin ging er nur in Ausnahmsfällen — am Fenster saß, wir sahen ihn fast immer lesen oder über etwas nachsinnen. Darin störte ihn auch der wildeste Kinderlärm nicht, und meistens hörte er nicht, was um ihn geredet wurde. Wenn wir Knaben, die einander immer neckten und plagten, uns etwa einmal an ihn wandten und klagten: „Der M. hat mich geschlagen, der H. hat mich ausgemacht (verhöhnt)," da konnte er uns mit der Antwort entlassen: „Schlag Du ihn wieder, mach' Du ihn ein!" und man sah auf seinem Gesichte den unangenehmen Eindruck der Störung seiner Gedankenkreise.

Er hatte gegen des Ende des vorigen Jahrhunderts seine theologischen Studien mit einem glänzendem Examen abgeschlossen, welches ihm die Anwartschaft auf die besten geistlichen Stellen des Landes verschaffte. Damals war Kant der König im Reiche der Geister, und auch die Theologie hatte nach einigem Widerstreben sich seinem Scepter gebeugt. Nach Kant war die Religion der Gehorsam gegen das Sittengesetz als gegen Gottes Gebot; ihr ausschließlicher Zweck war die moralische Besserung der Menschen; mit kühner Kritik hatte er in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" Alles, was diesem moralischen Zweck nicht diente, als Afterdienst aus dem Gebiete der Religion verwiesen. Das konnte sich eine protestantische Theologie und Kirche wohl gefallen lassen, wenn nur die Welt der kirchlichen Glaubensvorstellungen in ihren wesentlichen Grundlagen nicht angetastet wurde. Das schien auch durch die Philosophie Kant's nicht zu geschehen.

Man erschrak wohl anfangs, als er erklärte, daß es keine Erkenntniß des Uebersinnlichen gebe, weil nach der Einrichtung des menschlichen Denkvermögens nur Gegenstände der Anschauung Gegenstände der Erkenntniß werden können. Aber Kant hatte den aus dem Gebiete der Wissenschaft verbannten übersinnlichen Dingen wieder eine moralische Hinterthür geöffnet: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, hieß es, sind zwar nicht erkennbar, und wenn sich die Vernunft in diese Welt des Uebersinnlichen versteigt, so geräth sie in's Wolkentreten und verstickt sich in unauflösliche Widersprüche. Aber diese Dinge sind doch; denn das Gewissen fordert sie, unser moralisches Bewußtsein, die Welt unserer Sittlichkeit, die uns unmittelbar gewiß ist, wird nur möglich unter Voraussetzung jener übersinnlichen Wirklichkeiten. Damit war der Religion ihre Glaubenswelt wieder geschenkt, und Theologie und Kirche schien sich auf dem so gebneten Boden wieder von Neuem anbauen zu können. Und wie gut traf es sich doch — so fuhr diese Theologie weiter fort zu schließen — wenn Gott uns über dasjenige, was der Vernunft verschlossen ist, seine Offenbarung geschenkt im alten und neuen Testamente! Und was sollte denn die Vernunft dagegen einzuwenden haben, daß Gott in einem Zeitpunkte, da die Moralität unseres Geschlechts zu tief in den Sumpf gerathen war, um sich wieder herauszuhelfen, ein Außerordentliches that und durch ein wunderbares Einwirken, wie es in der Sendung Jesu vorliegt, die Moralität wiederherstellte? Wenn sich nur nachweisen läßt, daß diese außerordentlichen Vorrichtungen dem moralischen Zwecke dienen und darum vernünftig sind! Das war freilich bei vielen dieser alt- und neutestamentlichen Wundererzählungen sehr schwer nachzuweisen, aber was vermag man nicht, wenn man will und muß! Jedoch, woher wissen wir denn, daß diese Dinge wirklich geschehen sind, daß diese Aufschlüsse wirklich von Gott kommen? Das glaubte man durch ein sehr einfaches und vernünftiges Verfahren herauszubringen. „Die Apostel sagen's, und die Apostel waren Augenzeugen, sie konnten also die Wahrheit sagen; und sie waren rechtschaffene und redliche Menschen — diesen Eindruck erhält Jeder von ihnen — folglich wollten sie auch die Wahrheit sagen."

Mit diesen Anschauungen und Ueberzeugungen trat der Theologe von der Universität weg freudig in den Dienst der Kirche. Denn in dem Gegenstande des Glaubens war er einig mit dem Glauben seiner Gemeinde, und er war einig mit sich selbst, denn er hatte seinen Glauben vor seiner Vernunft gerechtfertigt, und der Zweck, Tugend und Frömmigkeit unter seinen Mitmenschen zu verbreiten, war ja so rein und schön. Aber siehe da! während der Pfarrer mit Freudigkeit im Frieden seiner Gemeinde wirkte, gingen in der großen Welt des Geistes die eingreifendsten Umwandlungen vor sich. Klopstock, der noch die Jugend unserer Väter genährt hatte, gerieth in Vergessenheit, und auf der von Lessing eröffneten Bahn trat eine neue Nationalliteratur mit Stürmen und Drausen auf den Plan. Hegel nahm die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts auf und zugleich in die Zucht des strengen Gedankens und verkündigte sein Reich des absoluten Geistes. Schleiermacher grub noch den verschütteten Quellen der Religion und ward die christliche Glaubenslehre in den Schmelztiegel des frommen Selbstbewußtseins, aus welchem sie bei aller schonenden Vorsicht des Meisters doch grundsätzlich umgewandelt hervorging. Strauß brach das Geheimniß der neuen Philosophie aus und legte die evangelischen Berichte unter das Messer der Kritik.

Diese neuen Ideen gründlich aus den Quellen studirten und sich mit ihnen auseinandersetzen, das hätte gepeißen: alle seine bisherigen Waffen wegwerfen und seine ganze Bildung von Neuem anfangen, aber es hätte auch geheißen: jung und frisch und freudig bleiben bis in's Alter. Das war zu viel für einen Mann, der sich auf die praktische Wirksamkeit unter einfachen

Digitized by Google

Menschen angewiesen sah und in diesem Berufe sich mit einer idyllischen Behaglichkeit eingerichtet hatte, wie sehr er auch das Bedürfniß einer denkenden Verarbeitung seines Glaubens in sich trug. Wohl drang das Getöse des großen Geisterkampfes auch in die stille Studirstube des Pfarrers, aber in sehr abgeschwächten Tönen durch die theologischen Zeitschriften, welche, von den geistlichen Capiteln gehalten, von Pfarrhaus zu Pfarrhaus gingen (so Tholuck's „Theologischer Anzeiger", Hengstenberg's „Evangelische Kirchenzeitung" rc.). Aber sie gaben die neuen Ideen verzerrt, entstellt, ihres Zusammenhanges beraubt und lieferten sogleich die theologische Widerlegung gratis dazu.

Auch war im ganzen Orte und in ziemlicher Entfernung keine Seele, mit der man seine Gedanken über diese Fragen der Theologie hätte austauschen können. Doch ja, im Dorfe war ein reicher Gutsbesitzer, der viel in Theologie machte. Er gab sein Haus zum Absteigequartier für Missionäre und fromme Colporteure her. Der kam in den langen Winterabenden etwa in's Pfarrhaus. Aber da ging es dann laut und lebhaft her, denn der Vater war ein hitziger Disputator, wenn es einmal an ihn kam. Man stritt weniger wegen des Glaubens; er besand sich nirgends im Widerspruche mit der Kirchenlehre, aber um so weiter gingen sie auseinander in der praktischen Behandlung der Religion. Denn dem Vater war der Pietismus mit Allem, was drum und dran hing, zeitlebens in innerster Seele zuwider. Dieses Verhätschein des lieben Heilandes, dieses stets bereite Reden vom Herrn, von Gnade und Bekehrung, diese sonderliche Sprache Canaans, dieses Zusammenbeten mit frommen Weibleins, dieses säuerlich-süße Richten und Absprechen widersprach ganz der kantisch verständigen und hellen Art der Religiosität meines Vaters und den Hochmuth haßte er unter allen Lastern am meisten auf allen Gebieten, besonders aber im geistlichen.

So hatte er sich gewöhnt, soweit das Amt ihn nicht in Anspruch nahm, ganz in sich hineinzuleben, und war auf dem besten Wege zur Hypochondrie, welcher er auch im höheren Alter völlig anheimfiel. Eine ganz andere Natur war die Mutter: bei einer Gesundheit des Körpers, die Schmerz und Krankheit nicht kannten, ein Frohmuth, welcher die Dinge von der besseren Seite nahm, eine Offenheit und Aufrichtigkeit, welche das Herz stets auf der Zunge hatte, ein Vertrauen, das alle Menschen für gut und redlich ansah, ein Herz voll Wohlwollen und Güte, kenntselig und freundlich gegen Jedermann. An Bildung besaß sie kaum mehr, als was die Bürgermeisterstöchter eines kleinen Landstädtchens im vorigen Jahrhundert in der Schule lernte. Einen Brief schrieb sie im äußersten Nothfall; ihre Hand war nicht an die Feder gewöhnt, und über Kommas und Punktum hatte sie keine besonderen Studien gemacht. Den „Schwäbischen Merkur" las sie regelmäßig von hinten, das heißt, sie war zuerst auf die Todesnachrichten und andere Personalien aus. Aus dem Gebiete der Politik interessirte sie nur, was den König und die Königin anging; sie hatte die ganze Familientafel des angestammten Königshauses im Kopfe, und auch über die Familienverhältnisse der übrigen europäischen Höfe hätte der „Gothaische Hofkalender" sich bei ihr Raths erholen können. Aber in den Künsten der Haushaltung wurde sie nicht leicht von Jemand übertroffen. Man mußte sie sehen, wenn sie den Teig knetete und die Brodlaibe mit der langen hölzernen Schaufel in den Ofen schob und dabei selten unterließ, für die Kinder einige „Beerten" (Rahmkuchen, Apfelkuchen rc.) oder einen winzigen, mit einem Apfel gefüllten Brodlaib mitzubacken, oder wenn sie zur Weihnachtszeit wochenlang an den Abenden die Orangen, Citronen, Mandeln, welche von den hausirenden Tirolern in's Haus geliefert wurden, in kleine Stücke zerschnitt, den Zucker und Zimmt im Mörser zerstieß und die Lebkuchen und „Springerlein" bereitete, oder wenn der Herr Special und die Frau Specialin bei Gelegenheit der Kirchen- und Schulvisitation erschienen und im Pfarrhause ein Ehrenessen veranstaltet wurde — das war der Mutter Element; da gab es kein Jagen und Drängen, keinen Ausdruck des Scheltens und der Ungeduld; da floß Alles so lustig von der Hand und fand natürlich und geordnet seinen Weg. Wie einfach sonst der Haushalt war, wenn Gäste kamen, wurde Nichts gespart. Da drangen wir Knaben wie ein Schrecken in den Taubenschlag, und die Gans nahm Abschied von ihren Schwestern.

Aber auch Garten und Feld war der Mutter ebenso vertraut, wie das Haus. Den Blumengarten, der sich so melancholisch an der Kirchhofmauer hinzog, mit der traulichen, von Haselnußbäumen umschatteten Ecke, verjüngte sie mit dem reichsten Sortiment von Blumen; den großen Gemüsegarten, der durch den Hofraum vom anderen getrennt war, übernahm sie mit Hülfe der Dienstboten und Kinder allein, und der stets im Studiren begriffene Papa wurde nur herbeigerufen, wenn es galt, die mit der Schnur bezeichneten Wege durch das eben gerechelte Land kräftig abzutreten. Wie aufmerksam war sie hinter den Feinden des Gartens her! Oft stand sie lange Zeit mit der scharfen aufgehobenen Hacke und paßte dem Maulwurf auf, dessen Wege sie verfolgte, bis der sichere Streich ihn erlegte. Auch durch das Dorf zu ziehen, die Haue auf der Schulter, um ihren Hanf oder ihre Rüben auf dem vor dem Dorfe gelegenen Pfarracker zu besorgen, schämte sie sich nicht; sie dünkte sich für keine Arbeit zu vornehm, und alle diese Arbeit hinderte sie nicht, ihr Haus zu einem Muster der Ordnung und Reinlichkeit zu machen.

Vor einer solchen Pfarrerin hatten die Leute Respect, und es war gewiß im ganzen Dorfe kein Mensch, der etwas Böses über sie geredet hätte. Auch der Vater war als Prediger wie als Mensch sehr beliebt. Seine Predigten waren scharf logisch eingetheilt, wenn auch nie geschrieben, doch im Kopfe bis auf's Wort ausgearbeitet und zielten auf's Herz und auf den Willen; das Dogma stand im Hintergrunde; voran trat das Leben und die praktische Frömmigkeit. Ein besonderes Geschick hatte er für die Gelegenheitsreden; er war ein milder und billiger Beurtheiler der Menschen und der menschlichen Dinge. Lob, Tadel oder Mahnung wußte er so tactvoll einzuflechten, daß sie niemals verletzten. Am Menschen schätzte man neben dem Ernst des strengen und festen Charakters insbesondere, daß er keine Unterschiede machte. Er behandelte alle Menschen gleich und stellte sich ihnen gleich. Ich hörte ihn aufsprechen, daß er die Zeit zu erleben wünschte, da alle Menschen einander mit „Du" anredeten, und die Tiroler rühmte er gerne, weil sie selbst ihren Kaiser duzen. Es war etwas in ihm von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der französischen Revolution, der er einst, als sie noch reiner gewesen war, mit Klopstock zugejauchzt hatte. Obwohl ihm der Weg offen stand, würde er nie eine Stelle in der Stadt angenommen haben. Die Vornehmheit und der Zwang der städtischen Verhältnisse widersprachen seiner republikanischen Einfachheit und Ungenirtheit.

Unter solchen Eltern ließ sich gut leben. Auch war die Erziehung die vortrefflichste von der Welt, wenigstens für gutgeartete Kinder. Man ließ uns wachsen wie die jungen Bäume, denen man etwa Pfähle giebt, damit sie gerade bleiben, und die üppigen Schosse abschneidet, damit sie fruchtbarer werden, an denen man aber nicht immer herumnascht. Man modelte und dressirte uns nicht; man moralisirte nicht viel an uns hin. Man ließ uns springen wie die Füllen und gab der Individualität den freiesten Spielraum zu eigener Entfaltung unter Menschen, in Feld und Garten und Wald. Körperlicher Züchtigung enthielt sich der Vater grundsätzlich; von dem mahnenden Worte eindringender Herzlichkeit erwartete er Alles, und oft ist mir im späteren Leben seine ruhige Stimme wie ein sokratisches Dämonium auf meinem Wege an's Ohr gedrungen, als eine Art Gehörsvision. Die Mutter dagegen, die keine Philosophin war, aber eine praktische Frau, besann sich nicht lange, dem jugendlichen Sünder — am häufigsten freilich, wenn er bei Regenwetter durch's ganze Dorf gestampft war und Abends mit über und über bespritzten Kleidern nach Hause kam, was seine Lust war — mit der kräftigen Hand einige Merkzeichen zu geben. Auch das war gut. Sie vergaß den Apfel nicht neben der Ruthe. Es war schnell vorbei, wie die Regenwolke, und die Güte leuchtete wieder auf ihrem Gesicht. Wenn man den rechten Ton traf, konnte man sie, wie man sagt, um den Finger wickeln. Wenn sie unzufrieden war, suchte sie durch allerhand drollige Reden und kindliche Späße zum Lachen zu bringen und bat: „Mueter, mueß sie net bäs si" (Mutter, sie muß nicht böse sein). Darauf brach sie hundert und hundertmal halb lachend, halb wehmüthig in den Ausruf aus: „Bübli, Bübli, wenn Du nur im Himmel wärest. Wie wird Dein Jüngleln so froh sein, wenn Du schlässt!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der jüngste Lieutenant der deutschen Armee.

Berittener Schutzmann.

Vor dem Gesinde-Vermiethungsbureau.

Die Ausgabe des Berl

Berliner Straßenbilder. Nach

Digitized by Google

Ankunft auf dem Bahnhofe.

Der älteste General der deutschen Armee.

Intelligenzblattes.
...ur aufgenommen von H. Lüders.

Vor der Polizeiwache.

Digitized by Google

Aus dem Wächterhäuschen des Straßburger Münsters.

Die byzantinischen Schriftsteller Damascius und Photius erzählten von einer Geisterschlacht, die zur Zeit der Völkerwanderung an den Thoren und über den Tempeln Roms geliefert wurde, und in welcher die Manen der Erschlagenen drei Tage und drei Nächte lang mit ungebeugtem Trotze den Riesenkampf fortsetzten. Noch dauert der stumme Krieg zwischen Deutschland und Rom auf dem Gebiete der Volksdichtung fort. Die elsässische oder vielmehr ultramontane Liga, deren Flug- und Flugschriften so viel Unheil im Reichslande angerichtet haben, setzt neuerdings ein Büchlein in Umlauf, welches den bedeutsamen Titel führt: „Patrie. Elsässer Stimmen aus Deutschland. Sammlung verschiedener Gesänge zur Antwort auf Stöber's Werk: „Deutsche Stimmen aus dem Elsaß.' Von einem echten Elsässer." Die coriolanische Verbissenheit unserer Optanten giebt sich gleich in der ersten Strophe des ersten Gesanges kund:

„Die Elsässer Girondins.

(Air des Girondins: Par la voix du canon d'alarme.)

Nur Geduld, ihr verdammte Preuße!
D'Zit isch do; es wird bot anderich geh'.
D'Zit isch do, wenn's ümerall wird beisse:
's kann a Jeder von is für ü Mann sieh'.
Nit verzagt, und herzhaft schlaget drauf!
Schlä't se s'flamme, schlä't se todt!
So komme mer us der große Noth."

Wie ganz anders ist die Sprache und die Gesinnung der deutsch-elsässischen Dichter, die sich in Stöber's „Alsatia", im „Pfeffel-Album" und in den „Deutschen Stimmen aus dem Elsaß" zusammengefunden haben! Ihr Symbol ist der Münsterthurm,

„Der so treu herniederblickt
Und der Eintracht summe Grüße
Ringsherum in's Rheinthal schickt."

Ihr Vorbild sind die Sabinerinnen, welche einer brudermörderischen Fehde ein Ende machten; ihr Wahlspruch ist Stöber's Bitte:

„O Elsaß, Oberlin's und Spener's Land!
Zwei Völkern den Versöhnungsbund zu stiften,
Sei zwischen Beiden Du das Liebesband!"

Mit Recht konnten die reichsfreundlichen Sänger in den „Deutschen Stimmen aus dem Elsaß" sagen: „Unsere Dichterschule hat weder Leier noch Schwert in die Wagschale des Krieges gelegt. Aber sie hat das Familienkleinod der Muttersprache erhalten, so daß die Elsässer heim Klange der deutschen Soldatenlieder sagen mußten: ‚Das ist doch Fleisch von unserem Fleische und Bein von unserem Beine!'"

Als wir vor einigen Wochen im Wächterhäuschen des Straßburger Münsterthurms das große Fremdenbuch durchblätterten, bemerkten wir auf allen Seiten die Spuren dieser Geisterschlacht. Den Jubelruf eines deutschen Besuchers unterbricht ein Elsässer mit den herben Worten: „So mag wohl Thersites an Hector's Leiche gefrohlockt haben." Ein Anderer stößt die dargebotene Bruderhand mit der Bemerkung zurück: „Ihr bombardirt uns jetzt mit Liebesgedichten, wie früher mit Brandgranaten." Während die deutschen Schriftsteller ihre Namen mit der flüchtigen Notiz: „Am Journalistentage" eintrugen, nannten sich ihre französischen Collegen „rédacteurs de journaux anti-prussiens" und verhießen den bedrängten Elsässern baldige Erlösung. Ein Capitain vom 51. französischen Infanterieregimente, ein geborener Straßburger, schreibt am 14. September 1874 die bezeichnenden Worte nieder: „In sechs Jahren werden die Barbaren, welche unser Münster zerschmettert (foudroyé) haben, ebenfalls zerschmettert werden." Ein Deutscher beantwortet diese Herausforderung mit dem platonischen Wunsche: „Mögen diese Glocken den Frieden zwischen Frankreich und Deutschland einläuten!" Mit Erstaunen sehen wir einen englischen Prediger seinen Stammesgenossen zur Seite treten und die Worte einzeichnen:

„Schöner Strom des Vaterlandes,
Ruhmgekrönter Vater Rhein!
Deines heil'gen Silberbandes
Treue Hüter laß uns sein!
Laß an deinen Ufern glänzen
Wahrheit, Freiheit, Licht und Recht!
Laß den goldnen Wein erglänzen
Stets ein ritterlich Geschlecht!"

Als Dritter im Bunde gesellt sich ein Wiener zu seinen Stammesgenossen:

„Aus der Heimath brachs' ich Grüße dir, du deutscher Dom!
Nach der Heimath send' ich wieder sie zum Donaustrom."

Auch die Frauen mischten sich in den patriotischen Streit. Eine Schlesswigerin schreibt ihren Namen mit dem Ausrufe ein: „Gott sei Dank, der der deutschen Nation ihre Erblande zurückgegeben!" Fräulein Palmyre hingegen erinnert am 4. October 1874 an den Sieg, welchen Turenne am 4. October 1674 beim benachbarten Dorfe Entzheim über die Brandenburger und die Kaiserlichen errungen, und begleitet diese gelehrte Reminiscenz mit dem Wunsche: „Möchten wir von diesen Mauern herab die Niederlage des preußischen Heeres sehen!" Unterm 2 Juni 1874 lesen wir im gewaltigen Folianten den von zehn Mädchen unterschriebenen Schwur: „Amour, courage, espoir! Wir versprechen hier auf dem Münster, niemals einen Deutschen zu heirathen." Zu gleicher Zeit spenden unsere kargen Jungfrauen der französischen Nationalversammlung den wohlgemeinten Rath: „Einträcht macht stark." Wir möchten hier mit Shakespeare ausrufen: „O Weib, Dein Name ist Veränderlichkeit." „Keinem Wälschen Dich vermähle!" klang es vor dreißundert Jahren in unseren Volksliedern, als Straßburg einen brandenburgischen Prinzen zum Schirmvogt erwählte. „Ja, wenn's kein Wälscher wär'!" läßt der vaterländische Dichter Arnold in seinen „Straßburger Volksgesprächen" eine sittsame Jungfrau ausrufen, indem sie die Werbung eines französischen Unterofficiers zurückweist. Umsonst forderte Ludwig der Vierzehnte die Frauen Straßburgs unter Androhung schwerer Geldstrafen auf, die französische Sprache und Tracht anzunehmen. Weit galanter waren die Proconsuln der einen und untheilbaren Republik, welche unsere Patriotinnen ermahnten, der Sprache der Sclaven zu entsagen. Der politische Conservatismus der Straßburgerinnen wird durch den Umstand angedeutet, daß die Heldin des „Pfingstmontags" nicht dem französisch parlirenden Straßburger, sondern einem Bremer Stadtkinde Herz und Hand schenkt. Daß es mit jenem patriotischen Schwure auf dem Münsterthurme nicht so ernstlich gemeint war, zeigt das Straßburger Trauungsregister, welches im Laufe des Jahres 1874 etwa vierhundert zwischen Deutschen und Straßburgerinnen geschlossene Ehen erwähnt.

Die wälsche Politik verschmäht kein Mittel, um den unter der Asche glimmenden Funken wach zu erhalten. Neuerdings wurde den Landleuten in Elsaß-Lothringen und Südwestdeutschland folgende Spukgeschichte mitgetheilt: „In der Neujahrsnacht wurde ein starkes Rumoren in den Berghöhlen vernommen, in welchen der Sage gemäß Kaiser Karl mit seinen Rittern hausen soll." Die ultramontanen Blätter knüpfen an diesen Vorgang die freudigsten Hoffnungen. „Es soll schrecklich zugegangen sein," schreibt man mit einem verständlichen Seitenblicke auf Preußen. „Das Schießen ist wie in einer wirklichen großen Schlacht gewesen. Es schien, als wolle der Berg bersten und der alte Kaiser Karl seinen Auszug halten, um der bedrängten Christenheit seine Hülfe zu bringen gegen ihre Feinde. Sei es ein gutes Omen für 1875!"

Den römischen Fetialen gegenüber möchten wir einen Vorfall erwähnen, der uns zur Zeit der heißen Kämpfe um Belfort mitgetheilt wurde. Ein preußischer bei Belfort verwundeter Officier, in einem Lazarettwaggon auf der Fahrt nach der Heimath befindlich, fragte einen badischen Arzt:

„Nun, sagen Sie mal, was war das für eine geheime Parole, welche sich Ihre Leute mit rollenden Augen und finsteren Mienen leise zuriefen? Ich konnte es um die Welt nicht verstehen. Was mag es wohl gewesen sein? Denn es lief ganze Fronten der auf dem Schnee im Anschlage liegenden Soldaten fort." Der Arzt erwiderte, er wisse von keiner geheimen Parole, dies müsse ein Irrthum sein. Doch dort liege ja ein badischer Soldat; er wolle ihn fragen. Dies geschah auch, aber der Soldat antwortete ebenfalls, er wisse von keiner geheimen Parole.

„Ihr habt Euch aber doch," sagte der Arzt, „als Ihr auf dem Bauche im Schnee laget, etwas zugeflüstert, was sich von einem Manne zum andern fortpflanzte."

„Ah so," entgegnete der Schwarzwälder und lächelte ver-

Digitized by Google

klärt, ungeachtet seiner schweren Wunde: „Jo warrle, mer hawn einander zug'rufe: Un's Verrecke lenn mer die Kerl' nett in unser schön badisch Ländle nei. Die solle unser bad'sche Maidle nett kriege."

Ein französischer Schriftsteller, Edmond About, wagte es, die Turcos zur Berserkerwuth aufzustacheln, indem er ihnen die blonden Frauen Deutschlands als Siegesbeute anbot. Die Straßburger hingegen ließen in den Zeltreihen der afrikanischen Armee Tractate austheilen, in welchen die unbändigen Kriegsgesellen ermahnt wurden, im deutschen Quartiere an ihre Mütter und Schwestern zu denken. Nach den Kämpfen bei Belfort fragte ein elsässischer Prediger, Max Reinhard, in einem öffentlichen Vortrage: „Was wäre aus dem Elsaß geworden, wenn Bourbaki's Horden gesiegt hätten?" Unter dem Drucke des allgemeinen Unwillens fühlte sich der kecke Redner bewogen, Straßburg und das Elsaß zu verlassen, nicht weil er als ehemaliger Feldprediger seine französischen Waffenbrüder mit so herben Worten gekennzeichnet, sondern weil er es erst nach der Niederlage Frankreichs gethan. Die Straßburger selbst sagten im Hinblicke auf die Disciplin in der kaiserlich französischen Armee: „Alle-s mit Lumpen gefüttert!" Die Zuaven und die Turcos nannte man geradezu Waks (vagabonds), und der Straßburger Historiker August Schneegans schrieb beim Auszuge der französischen Garnison: „Nein, diese trunkenen Landsknechte sind nicht mehr die Franzosen von 1798." Nach der Rückkehr der Kriegsgefangenen hörten wir die Straßburger sagen: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Betrunken sind sie ausgezogen und betrunken kehren sie zurück." Welches das Loos der süddeutschen Nachbarstaaten im Falle einer feindlichen Invasion gewesen wäre, das zeigten uns die französischen Freischaaren, welche als Vortrab Bourbaki's über die „Gesinnlicht" hereinbrachen, die Stadt Münster mit dem Rufe „Vive Marie!" durchzogen und sogleich die evangelischen Dörfer des Münsterthales anzünden wollten, weil sie glaubten, eine Provinz Deutschlands erobert zu haben.

Es liegt uns ein Theil eines Registre des punitions vor, welches von der vierten Compagnie des ersten Bataillons des dreiundfünfzigsten französischen Infanterie-Regiments stammt und auf dem Schlachtfelde von einem als Mitglied eines Hülfscomites beschäftigten Engländer gefunden wurde. Dieses Buch oder, richtiger gesagt, dieser Theil desselben enthält die Namen von zweiundsiebenzig Soldaten und bildet einen ungemein lehrreichen und interessanten Beleg für die bei Mac Mahon's Prätorianern waltende Disciplin. Wir begegnen in diesem Register vier Strafarten, nämlich Consigne, Salle de police, Prison und Cachot (Stubenarrest, — im deutschen Strafmaß unüberseh'bar — Mittel-Arrest, strenger Arrest). Außer den Arreststrafen aber sind verschiedene Degradationen von Unteroffizieren zu Gemeinen und auffallend viele Rückversetzungen von Soldaten aus der ersten in die zweite Classe angeführt. Unter den zweiundsiebenzig Mann sind nur sieben unbestraft; neunzehn Mann haben zwischen zwei bis zwanzig Tagen Arrest gehabt, zwanzig zwischen zwanzig und fünfzig, sechszehn zwischen fünfzig und hundert. Jetzt aber kommt die Elite des Hasslaf'schen Korps, vermuthlich die Freude und der Stolz ihres Compagnieführers. Die würdigen zehn Söhne der grande nation, worunter sich drei Unteroffiziere befinden, haben zusammen während ihrer Dienstzeit 2311, sage und schreibe zweitausenddreihundertundelf Tage Arrest gehabt. „Das ist ja ganz unmöglich," wird mancher Leser, namentlich ein Militär, der diese Zeilen liest, ausrufen. Und doch ist es die nackte Wahrheit, wir haben eine Thatsache schwarz auf weiß vor uns.

Wir würden die Namen dieser „letzten Zehn vom 53. Regimente" der Nachwelt überliefern, wenn wir nicht fürchten müßten, unsere Leser durch ein solches Register zu langweilen. Als Ursachen der Bestrafungen werden vorwiegend Ungehorsam, unbotmäßige Antworten gegenüber den Vorgesetzten, Ausbleiben über die Retraite und Trunkenheit angegeben. Der Ausdruck „a été ramassé dans la boue, dans un état d'ivresse complète" kommt sehr häufig vor.

Es sei noch Ihrem elsässischen Correspondenten erlaubt, die Thatsache hervorzuheben, daß unter den zweiundsiebenzig Mann sich sieben Elsaß-Lothringer befinden, von denen drei zu den oben angeführten sieben Arreststrafen gehören; drei sind wenig bestraft worden und einer mit insgesammt vierundzwanzig Tagen. Es beweist dies auch hier, daß, was Fürst Bismarck in einer Parlamentsrede betonte, Elsaß-Lothringen die beigeschulten Soldaten Frankreichs stellte. Aus ihnen rekrutirte sich hauptsächlich das Unteroffizierscorps, schon weil sie viel besseren Schulunterricht genossen hatten. In den militärischen Kreisen Frankreichs und Algeriens hörten wir öfters die Bemerkung: „Die Elsässer, die Gascogner und die schwer zu drillenden Bretagner bilden den Kern der französischen Infanterie." Daß einst unsere Rekruten mit derselben Treue dem Kaiser und dem Reiche dienen werden, dafür bürgt die Ehrfurcht, mit welcher sie in ihren Privatbriefen von ihrem Fahneneide sprechen, wie die freudige Aeußerung unserer Freiwilligen und unserer Reservisten: „Wir haben unseren ‚congé' in Preußen gemacht, ohne ein einziges Mal gestraft zu werden."

Blätter und Blüthen.

Zwei elende Steinchen. Ein lieber Freund war bei mir zu Besuch. Wir hatten uns seit zehn Jahren nicht gesehen, das letzte Mal an meinem Hochzeittage. Dann war er in der Welt umhergereist; wir standen in regem Briefwechsel miteinander, und jeder Brief, den ich ihm sandte, enthielt eine herzliche Einladung mich zu besuchen, jeder Brief, den er mir sandte, ein Versprechen der Einladung zu folgen. Aber die Tage wuchsen zu Monaten heran; die Monate bündelten sich zu Dutzenden zusammen und nun lag schon ein Paket von zehn Dutzend hinter uns, ohne daß wir uns wiedergesehen hätten und ohne daß ich ihm eigentlich den Vorwurf der Vernachlässigung machen konnte. Das Geschäft, das lediglich Geschäft erlaubte es nicht: o, dieses angebliche Geschäft, dem wir unseren ganzen Pflichteifer widmen und welches doch ebenso gut geht, wenn wir ihm einmal untreue werden!

Nun waren im Handumdrehen die zehn Jahre herumgegangen und mein letzter Brief lautete:

„Ich habe Dir die traurige Mittheilung zu machen, daß meine arme Frau ihren langjährigen Leiden endlich erlegen ist und daß sie mir allein gelassen hat auf dieser großen Welt. Ich bin recht allein und recht arm, denn ich habe nicht einmal ein Ohr, in das ich meinen Herzensjammer ausklagen könnte."

Drei Tage darauf saß ich Hand in Hand mit meinem Freunde auf meinem Zimmer. Natürlich hatte sich unser Gespräch um Tod und Leben, um die sichere Aussicht auf ersteren, um die Nichtigkeit des letzteren, um das Ringen und Sorgen für Dinge, die wir hinter uns lassen, wenn der unvermeidliche Naturfroscht uns kalt stellt. Und unsere Gedanken trieben weiter. Wir kamen auf die große Frage zu sprechen, die jetzt alle Kreise der gebildeten Menschheit bewegt, auf die Verbrennung der Leichen; wir wogen das Für und Wider. Mein Freund, dängend am Althergebrachten, erklärte sich entschieden dagegen, es erscheine ihm gegen alle Pietät, daß der Körper, das Gefäß alles dessen, was wir heiß geliebt haben, fast unmittelbar nach dem letzten Athemzuge vernichtet werden solle; es sei edler, den Proceß der Natur zu überlassen, als grausam und schnell ihr in die Hände zu arbeiten. Heilig und unantastbar müsse uns der Körper unserer lieben Angehörigen nach dem Tode sein.

Ich erwiderte ihm, daß er sich mit seiner Ansicht nicht nur gegen die Verbrennung, sondern auch gegen die Section entscheide, und er sagte:

„Ja, das thue ich auch; mir wäre es ein fürchterlicher Gedanke, den Körper eines theuren Angehörigen durch das Messer des Arztes verstümmeln zu lassen."

„Wenn nun," sagte ich, „der Arzt Dich bittet, die Section vornehmen zu dürfen; wenn er, der jahrelang ein unerklärliches Leiden beobachtet hat, der rastlos, wenn auch ohne Erfolg, sich bemüht hat, dem armen Kranken Heilung zu schaffen, nun, wo es nicht mehr schadet, den Schleier zerreißen möchte: bist Du es nicht dem Arzte, bist Du es nicht der übrigen Menschheit schuldig, die Wahrheit erforschen zu lassen? Ich habe es gethan ohne Besinnen."

„Du magst in Deinem kühlern Denken Recht haben; ich höre — mehr als billig kann wohl sein — auf die Sprache meines Herzens und möchte nicht zu wissenschaftlichen Experimenten meine lieben Todten hergeben. Ich würde es nur in einem Falle und auch dann nur mit Widerstehen thun, wenn nämlich der Angehörige es selbst gewünscht hat. Denn dessen Wille würde mir unter allen Umständen heilig sein."

„Auch hier habe ich gegen Deine Ansicht gehandelt. Ich gab meine Zustimmung zur Untersuchung sogar gegen den oft ausgesprochenen Willen meiner Frau."

Die Hand des Freundes, die in der meinen lag, zuckte merklich zurück.

„Sei ruhig und höre, was ich sage! Ich that's mit vollem Ueberlegen, und nicht eine Minute kam mein Herz — das auch mir warm schlägt — mit meiner Vernunft in Conflict. Ich würde es wieder thun im gleichen Falle, und nun es geschehen, bin ich glücklich darüber; ein Alp ist von mir genommen, und stände es in der Macht der lieben Todten, sie würde mir danken, daß ich ihren Willen nicht ehrte."

Da sah mich mein Freund mit Kopfschütteln an, aber ich fuhr unbeirrt fort:

„Du wirst aus den kurzen Andeutungen meiner Briefe wohl schon geahnt haben, wie unsere Ehe verlief. Wenig zufriedenstellend vom Anfang an, allmählich sich zu großem Unbehagen steigernd, geradezu unglücklich in den letzten Jahren. Keuerer Grund dazu war nicht vorhanden; des

Digitized by Google

Lebens gemeinste Sorgen konnten wir stets pariren — die Quelle des Uebels lag in uns selbst, oder schärfer ausgedrückt, in meiner Frau. Daß das keine Anklage ist gegen sie, die sich nicht mehr vertheidigen kann, wirst Du verstehen, wenn ich zu Ende bin. —

Was die Erde einem bescheidenen Sterblichen bieten kann, wurde uns zu Theil. Meine angenehme äußere Stellung, unser kleines, aber reizend gelegenes behagliches Heim, die treue Anhänglichkeit unsrer nächsten Verwandten, mit denen wir eine einzige große Familie bilden, Alles dies setzte uns in die Lage, es uns recht wohl sein zu lassen. So wähnten auch Alle, die uns nicht näher standen; sie beneideten uns wohl gar. Aber Jeder hat sein Kreuz zu tragen, und die das meinige von ferne sahen und es nur für ein schlichtes Marterholz hielten, wären wohl selbst unter seiner Wucht zusammengebrochen, wenn ich's ihnen zu schleppen hätte geben können. Meine arme Frau war stets in gereizter Stimmung. Nichts genügte ihr; über Nichts konnte sie sich von Herzen freuen. Nichts konnte ich mit ihr ruhig beplauen und berathen; Alles und Alle ärgerten sie. Wo ich den Himmel blau, wo ich die Morgenröthe rosenroth sah, da entdeckte sie schwarze Wolken, da prophezeite sie Sturm. Wenn ich die Freunde herzlich willkommen hieß in meinem Hause, da glaubte sie ein hämisches Augenzwinkern, ein spitzgemeintes Wort gegen sich selbst zu finden.

O Freund, es war eine traurige Zeit für mich, die Zeit der Ehe; kaum am Eingange blühten einige spärliche Rosen. Später wand sich der Pfad durch Dornengestrüppe, o sie rissen bis tief in's Herz hinein, die starren Dornen. Wirr, immer wirrer wurde mir im Gehirn und Herz. Oft bäumte ich mich auf in stiller Nacht gegen mein Schicksal: Womit, womit habe ich das verdient? Ein andrer, kalt rechnender Mensch hätte wohl an meiner Stelle anders gehandelt. Er hätte das Bleigewicht von seinen Füßen weggeschleudert und wäre lustig in der lachenden Fluth des Lebens weiter geschwommen. Ich bin kein solcher — ich hielt aus. Alles that ich, dem armen Weibe ihre sichtlichen körperlichen Schmerzen zu benehmen. In den zehn Jahren habe ich acht Aerzte consultirt, darunter die berühmtesten im Lande. Keiner erkannte ihr Uebel. Keiner konnte ihr auf die Dauer Linderung verschaffen. Da trat der Tod heran; ich hielt sie in meinen Armen, die alte Liebe gab mir Kraft dazu, aber er war mächtiger als ich; ich konnte Nichts thun als ihr nach dem letzten Athemzuge die Augen zuzudrücken, ach, die schönen braunen Augen! — Nun kam der Hausarzt und bat, das Blatt aufschlagen, das Räthsel lösen zu dürfen. Ich gab die Erlaubniß. Nach einer halben Stunde stand der Arzt vor mir und hatte zwei kleine graue Steine von der Größe eines Kirschkerns in der Hand.

‚Das war,' sagte er, ‚die Krankheit Ihrer armen Frau. Die Galle war vollständig vertrocknet; statt ihrer fanden sich die zwei als Gallensteine auffallend großen Verhärtungen. Daher ihre mangelhafte Verdauung, daher ihr schlechtes Gedeihen und ihre allgemeine Körperschwäche, daher natürlich auch die dürftige Ernährung des Gehirns und die oft sonderbaren Aeußerungen ihrer Verstandesthätigkeit.'

Freund, als mir das der Arzt sagte, da habe ich Thränen der Freude geweint, kühlend, stillend das bittere Weh; ich konnte ja nun mein todtes Weib wieder lieben. Sie hatte mich also nicht gequält, mit all ihren finstern Worten, aus Lust am Quälen; sie hatte keinen boshaften Sinn gegen ihre Umgebung; sie hatte nur dem unerbittlichen Naturgesetze unterstanden. Zwei elende Steine hatten ihr und mein Leben verbittert; die Functionen ihres Gehirns wurden durch die erbärmlichen zwei Steine gestört.

Nun kann ich mit Liebe meines Weibes gedenken: sie war gut wie je eins, und wenn der alte Wahnglaube sich bestätigen könnte, wenn sie zu mitternächtiger Stunde mir erscheinen könnte — danken würde sie mir, daß ich ihren Willen nicht geehrt habe."

W.

Neue Kraftmaschinen. So wenig man die Heißluft-, Aether-, Gas- und Wasserdampfmaschinen entbehren möchte, ist man doch niemals ganz mit ihnen zufrieden gewesen, und hat beständig auf den Bau neuer Kraftproducenten — insbesondere für das Kleingewerbe — gesonnen, die es besser machen sollen, und zwar zunächst in Betreff der Feuerung, die bei den hohen Kohlenpreisen der Gegenwart sehr unangenehm auf Theuerung reimt. Da die Erde an Petroleum unerschöpflich zu sein scheint, so hat man längst darauf gedacht, die Kessel mit diesem Material zu heizen. Aber wie das machen, ohne die Explosionsgefahr des Kessels auch noch nach dem Heizraume zu verpflanzen? Da haben sich nun die Amerikaner recht gut zu helfen gewußt, indem sie einen Herd aus Wasser einrichteten. Der Petroleumbehälter wird weit ab vom Kesselhause angelegt; ein unterirdisches Rohr bewirkt ganz allmähliches Zuströmen; in Blasen steigt das Petroleum durch das Wasser in die Höhe, um an dessen Oberfläche durch einen Gebläsestrom mit dem größtmöglichsten Heizeffect verbrannt zu werden. In der Hock'schen Petroleum-Maschine, wie eine solche in der Wiener k. k. Staatsdruckerei seit Februar 1874 im Betriebe ist und drei Schnellpressen mit einer Leistungsfähigkeit von zwölfhundert Druckbogen pro Stunde treibt, vermeidet man die große Explosionsgefahr gänzlich, indem man die Kraft, wie in den Gasmaschinen, durch lauter kleine Explosionen erzeugt. In dem Arbeitscylinder wird nämlich ein dünner Petroleumstrahl in regelmäßigen Zwischenpausen verbrannt und dadurch die Kraft gewonnen, welche pro Stunde und Pferdekraft anderthalb Pfund Petroleum verspeist. Die Maschine bietet den Vortheil, keines Anheizers zu bedürfen, kann also jeden Augenblick in oder außer Betrieb gesetzt werden.

Andere Erfinder beschäftigen sich besonders mit dem Ersatze des Wassers durch eine billigeren Dampf liefernde Flüssigkeit, und der Amerikaner Wells glaubt bei einer Füllung der Kessel mit Schwefelkohlenstoff, der schon bei dreiundvierzig Grad siedet und bei erhöhter Temperatur entsprechende Spannungssteigerungen ergiebt, Zweidrittel des bisher „vergeudeten" Brennmaterials sparen zu können. Diese Flüssigkeit, welche immer wieder gewonnen wird, vereinigt aber mit ihren allerdings verlockenden Eigenschaften eine große Neigung, schon aus der Ferne Feuer zu fangen und zu explodiren. Da war es nun vor allen Dingen nöthig, jede Möglichkeit, mit dem Feuer in Berührung zu kommen, auszuschließen. Wie oben die Herd-Unterlage, stellte man deshalb hier die Kesselwandungen aus Wasser her. Der aufrechtstehende cylindrische Kessel ist nämlich in drei übereinanderliegende Abtheilungen geschieden, von denen nur die mittelste den eigentlichen (Schwefelkohlenstoff-)Dampfkessel bildet, die anderen Wasser enthalten. Der untere Wasserkessel, welcher die Herdhitze unmittelbar empfängt, steht durch weite Wasserröhren, welche die Schwefelkohlenstoffflüssigkeit durchbohren, mit dem oberen Wasserkessel in Verbindung, sodaß das heiße Wasser alle Wandungen des eigentlichen Dampfkessels umspült. Diese Wasserröhren werden wiederum von den Feuerzügen durchbohrt, welche die Verbrennungsgase des Herdes zum Schornstein führen und vorher deren Wärme, damit nichts verloren gehe, ihrem Wasserpanzer oder Futteral zur Weiterbeförderung übergeben. Die übrige Einrichtung ist derjenigen der andern Dampfmaschinen entsprechend.

Ganz abweichend ist dagegen der Gedanke der Seiboth'schen Kohlensäure-Maschine, welche die Kraft, die uns aus Champagnerflaschen entgegenknallt, zu verwerthen gedenkt. Sie braucht gar kein Feuer, sondern kann im Gegentheile noch eine ziemliche Kälte gratis liefern, was für manche Industriezweige, bei denen es sich um schleunige Abkühlung ihrer Producte handelt, höchlichst erwünscht sein kann. Die Kohlensäure, welche den Cylinderkolben auf- und abwärts treibt, wird in zwei mit Spatheisenstein und Schwefelsäure gefüllten Kesseln erzeugt, und das Merkwürdige ist, daß sowohl Asche wie Rauch — wenn ein solcher Vergleich gestattet ist — das heißt sowohl der in den Kesseln erzeugte Eisenvitriol wie die Kohlensäure nach ihrer Benutzung noch weiter nutzbar bleiben. Schon auf der Weltausstellung befand sich ein solcher Motor, der außer einer Leistung von vier Pferdekräften eine Kälte von —12° zur Verfügung stellte.

Die neueste und sonderbarste Kraftquelle bietet die Oelmaschine des französischen Ingenieurs F. Tommasi, bei der nicht die Spannkraft von Dämpfen und Gasen, wie bei allen bisherigen Maschinen, sondern die Ausdehnung einer Flüssigkeit (Oel oder Glycerin) durch Wärme die Bewegung erzeugt. Tommasi hat gezeigt, daß Oel, in eine Metallröhre eingeschlossen, durch eine plötzliche Temperatursteigerung von nur sieben Grad die Kraft erzeugte, um einen dicken Bleiverschluß wie weiches Wachs aus der Mündung hervorzupressen. Daß sich diese Kraft für Maschinen, die mehr Gewalt und Nachdruck als große Schnelligkeit beanspruchen, wie z. B. Pressen aller Art, recht passend verwenden lassen werde, scheint einzuleuchten, aber ob man eine Oelsäule durch abwechselndes Erhitzen und Abkühlen (durch heißes und kaltes Wasser, welches abwechselnd in ein den Oelcylinder durchziehendes Röhrensystem eintreten soll) zur schnellen Bewegung eines Stempels geeignet machen wird, das ist noch zu beweisen. Der Erfinder hofft mit seiner Oelmaschine alle Arten von Bewegung hervorzubringen.

C. St.

Ein Dichterdenkmal Stettins. (Mit Abbildung S. 93.) „Das Bild des Dichters, wie des Künstlers Meisterhand ihn geschaffen hat, in idealer Verklärung nach den höchsten Zielen schauend, gebe uns die Mahnung, muthig heranzutreten an die Aufgabe der neuen Zeit und unermüdlich nach dem Besten zu streben. Wie der verschiedene Dichter um der idealen Güter willen materielle Sorge für nichts geachtet hat, so lassen Sie in der Arbeit um das tägliche Leben, im Ringen nach Hab und Gut, im Wirken für den Reichthum und die Ausdehnung dieser Stadt uns niemals die Pflege der geistigen Güter versäumen. —

Robert Prutz war in dieser Stadt das Organ, durch welches bei jeder gemeinsamen Gelegenheit die Stimmung der ganzen Bevölkerung ihren Ausdruck gewann. Was Alle bewegte, dem gab er Leben und Form in jenen öffentlichen Reden, deren Wohlklang noch heute durch die Erinnerung Aller tönt. Gedenken Sie seiner machtvollen Worte am Erinnerungsfeste der Schlacht bei Leipzig, bei der Schiller-Feier, bei der Fichte- und bei der Humboldt-Feier! In all diesen Reden ist harmonisch erklungen der Ausdruck der Treue, der Vaterlandsliebe und des Geistes der Freiheit, die ihn, wie die Bürger seiner Vaterstadt, immer belebten. Er ist nicht müde geworden, auch in langer hoffnungsleerer Zeit das Banner der Freiheit hochzuhalten. — Diese Stätte sei darum fortan uns besonders geweiht. Dieses eherne Dichterbild leuchte fortan von der Höhe hernieder, ein Wahrzeichen, wie das Haupt der Pallas Athene dem Kommenden die Nähe einer Stadt der Bildung und Gesittung verkündigend."

So lauten einige Sätze der Rede, mit welcher am achtzehnten October des vorigen Jahres Stadtrath Bock im Kreise der Hinterbliebenen und der zahllosen Verehrer des Dichters das Denkmal auf dem Friedhofe zu Stettin geweiht hat, dessen Abbildung wir heute unseren Lesern mittheilen.

Im Jahre 1870 im Frühling, einige Monate vor dem Ausbruche unseres „letzten Kriegs um den Rhein", in dessen Triumphen auch sein Herz die Erfüllung alter patriotischer Wünsche freudig begrüßte, haben wir unseren Lesern Robert Prutz als „Wanderprofessor deutscher Literatur" in Wort und Bild (Nr. 15) dargestellt. Schon damals konnten wir nicht verschweigen, daß sein körperliches Erscheinen auf den zu seinen Ehren geschmückten und von andächtigen und begeisterten Zuhörern umwogten Rednerbühnen die gebrochene Hülle eines noch so urkräftigen Geistes zeigte. Nicht viel über zwei Jahre trug er noch die immer schwerere Last des Lebens — er starb am 21. Juni 1872 — als eines der vielen mit bitterem Ernste mahnenden Opfer jener in ihren Nachwehen noch heute nicht verwundenen Zeit, wo anmaßende Mittelmäßigkeit und hochgestellte Beschränktheit keine bessere Aufgabe kannte, als die Unterdrückung jedes höheren Strebens.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. – Herausgeber Ernst Keil

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Das Capital.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Landeck erzählte nun Malwinen die ganze Sachlage, in welche ihn gestern Rudolph eingeweiht hatte, in kurzen bündigen Worten. Malwine wurde dabei immer erregter, immer erschrockener, bis sie endlich, ihre Hände wie im tiefsten Verzagen zusammenfaltend, ausrief:

„Aber ich bitte Sie, dann wäre ja Maiwand ein ganz nichtswürdiger und abscheulicher Mensch, von dem ich das Aergste zu befürchten hätte. Glauben Sie wirklich, daß Rudolph's Verdacht wahr und gegründet ist, daß es Maiwand war, der für sich die Summe erschwindelte?"

„Ich kenne Rudolph so wenig," entgegnete Landeck, „ich sah ihn gestern zum ersten Male — es wäre vorschnell, wenn ich ein festes Urtheil auf seine Darstellung der Sache baute. Sie kann einseitig sein, durch den langen Groll, den er still mit sich umher getragen, getrübt — wer weiß das? Aber ich habe Ihren verstorbenen Gemahl gekannt, und ich frage Sie, Sie selbst, Frau von Haldenwang: halten Sie ihn für fähig, einen jungen Menschen zu einer Pflichtverletzung verführen zu lassen, oder, wenn dies geschehen wäre, ihn alsdann im Stiche zu lassen?"

„Sie haben Recht," sagte Malwine stockend und groß die Augen zu ihm aufschlagend, „Sie haben Recht und ich hätte mir das längst, längst selbst sagen können. Weshalb bin ich so kindisch arglos, so vertrauensvoll und einfaltig gläubig Allem gegenüber, was man mir sagt!"

„Weil Sie eine völlig reine und goldig helle Seele haben, und die Organe der Lüge und des Schlechten gar nicht in Ihnen sind. Wie könnten Sie da sie in Anderen vermuthen?"

„Das lautet," warf Malwine mit leisem Erröthen und ein wenig wegwerfendem Tone ein, „ja völlig anders, als was Sie mir früher von den Frauen zu hören gegeben haben. Danach, schien es, gab es für Sie in den Frauen nur Organe für alle möglichen kleinen Bosheiten. Aber streiten wir nicht darüber! Sagen Sie mir lieber, was ich thun, was ich beginnen soll — jetzt, wo ich alles und jedes Vertrauen zu Maiwand verloren habe und überdies mich noch vor dem Menschen in meinem eigenen Hause fürchte."

„Wenn Sie meinen Rath verlangen, so lautet er kurz so: weisen Sie Ihren ehemaligen Vormund, Ihren Oheim Eicher, in dies Alles ein und beauftragen Sie ihn, an Ihrer Stelle Maiwand zur Ausstellung eines Revefes und zum Verlassen der Stellung, die Sie ihm als Verwalter Ihres Vermögens eingeräumt haben, aufzufordern — wo nicht, zum Justizrath zu gehen und diesen um die Einleitung der Klage wider Maiwand zu ersuchen!"

„Aber wohin soll er sich dann wenden, was beginnen, wenn ich ihm auf diese Art seine Existenz raube? Er wird sich widersetzen bis auf's Aeußerste. Und der Oheim Eicher, mit dem bin ich ja überworfen seit jener unseligen Geschichte. Er weigerte sich, mir mein Vermögen zu solch leichtsinniger Verschleuderung, wie er es nannte, auszuliefern. Er war außer sich darüber; er erinnerte auch an die jahrelange Mühe, die mein armer Vater sich gegeben, mir ein solches kleines Vermögen zu hinterlassen, das ich nun fortwerfen wolle, um einem mit unverantwortlichem Leichtsinn gemachten Cassendefect zu verdecken. Ich solle, eiferte er, den Schuldigen seinem Schicksal überlassen, und ihm, dem Oheim, nicht zumuthen; durch die Auslieferung des Vermögens die Hand zu einer ganz verrückten Handlung zu bieten. Ich mußte ihm erst in den allerentschiedensten Ausdrücken klar machen, daß ich nun und nimmer zugeben werde, daß mein Vetter Rudolph in Haft und Schande komme, daß ich auf meinem Recht bestehe und daß er meinen Willen nicht beugen werde, bis er sich im äußersten Zorn in die Sache fügte und that, was ich verlangte. Aber er hat mir meine Handlungsweise von damals nie verziehen, bis heute nicht; er würde mir jetzt erklären, daß er durchaus keine Lust habe, sich je wieder in meine Geschäfte zu mischen ... und außerdem ist er ja in diesem Augenblick durch seine eigenen Angelegenheiten, durch diesen Arbeiteraufruhr so in Anspruch genommen, daß Niemand von ihm Theilnahme für andere Dinge verlangen kann."

„Wie glücklich Sie mich machen würden, wenn Sie mir das Vertrauen schenkten, mich für Sie handeln zu lassen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen," antwortete Landeck. „Aber meine unselige Uebereilung hat mir ja ein Eingreifen in diese Sache unmöglich gemacht. Ich kann nicht mit dem Manne verhandeln, den ich gefordert habe."

„Nein, das können Sie nicht," sagte Malwine mit einer zornigen Bitterkeit. „Sie sehen, wie verkehrt und thöricht Sie gehandelt haben."

Bei diesem Vorwurf blickte Landeck betroffen in Malwinens Züge. Es lag darin das Geständniß, daß sie durch nichts Anderes abgehalten sei, ihn zu ihrem Anwalt und Vertheidiger zu machen, und dies konnte ihn nur mit einer großen Freude erfüllen.

Digitized by Google

„Wollen Sie," rief er lebhaft und hocherröthend aus, „daß ich zu ihm gehe und eine Ausgleichung mit ihm suche, daß ich meine Worte und meine Herausforderung zurücknehme? Es würde mir schwer werden, und ich weiß in der That nicht, ob es sich mit meiner Ehre vertrüge, aber was verschlägt mir das Alles, wenn Sie es wollen, wenn es Ihretwegen geschieht! Ich könnte dann in Ihrem Namen und Auftrag mit ihm verhandeln. Wenn Sie mir dazu Vollmacht geben wollen, so bin ich bereit."

Malwine schüttelte den Kopf und winkte abwehrend mit der Hand.

„Wie könnt' ich ein solches Opfer Ihres Ehrgefühls annehmen?" sagte sie mit traurigem Tone. „Welche Folgen würde das haben! Welche Schlüsse würden Sie daraus ziehen! Welche Erwartungen und welche Folgerungen!"

„Keine andern Folgerungen als die, daß Sie mir die Beleidigung verzeihen haben, von der Sie neulich redeten. O Sie hatten Recht, ich bin so tactlos, so thöricht, so unvorsichtig gewesen. Wollen Sie mir nicht gönnen, etwas thun zu dürfen, um mein Vergehen zu büßen?"

„Nein, nein," fügte sie aufstehend und langsam durch das Zimmer zum nächsten Fenster schreitend hinzu, „ich bin so schmerzlich belehrt worden, wohin es führt, wenn man einem Manne vertraut, wenn man ihm gestattet, uns Dienste zu leisten, statt ihn in eisigster Kälte und Unnahbarkeit fern zu halten!"

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau," rief Landeck nun seinerseits aufspringend aus, „fühlen Sie nicht, wie furchtbar ungerecht Sie sind, daß Sie Erfahrungen, die dieser Maiwand Sie machen ließ, auch bei mir befürchten zu müssen glauben? Es ist abscheulich, daß Sie mich und ihn ohne Weiteres in eine Kategorie stellen — das habe ich nicht verdient und . . ."

„O, machen Sie mir noch Vorwürfe?" unterbrach sie ihn in einem Tone des Zorns wie ein schmollendes Kind. „Quälen Sie mich noch mehr, als ob Sie mich nicht schon genug gequält hätten? Sehen Sie denn nicht, wie unglücklich ich bin?"

„Das sehe ich freilich," versetzte Landeck, „aber wenn ich Sie gequält habe, so habe ich doch auch das Recht wie die Pflicht meinen Fehler wieder gut zu machen, so viel er gut zu machen ist. Ich sehe ja auch, daß Sie Niemand anders haben, Ihnen beizustehen, Ihnen zu helfen, als mich, und ich, ich werde Ihnen helfen, trotz allem was Sie sagen mögen . . . wenn Sie mir auch Ihre Vollmacht dazu verweigern: Ihre Lage, die Verhältnisse geben sie mir. Ich bitte, ich flehe Sie deshalb an, thun Sie nichts selber, vermeiden Sie jedes Wort mit Maiwand über dies Alles — und lassen Sie mich handeln!"

„Was wollen Sie thun?" rief Malwine halb erschrocken, halb erstaunt aus.

„Ich weiß es selbst nicht in diesem Augenblick. Aber vertrauen Sie mir, daß ich das Rechte finden werde! Vertrauen Sie mir!"

Damit wandte er sich ab und eilte davon.

Malwine ging, als er verschwunden war, langsam zu ihrem früheren Sitze zurück. Sie stützte sinnend das Kinn auf ihre Hand.

„Wie unglücklich ist eine Frau, die allein steht!" sagte sie nach einer Pause seufzend. „Wenn er mich rettete vor diesem bösen Menschen, so hätte ich an ihm einen neuen Tyrannen. Und ich fühle, ich weiß, er wird es. Nun denn, in Gottes Namen!"

Sie blickte durch's Fenster in die feine weite Himmelsbläue, und ihre Züge verloren allmählich alle ihre frühere Spannung, ihren Ausdruck von Erregung. Eine eigenthümliche Ruhe schien über sie zu kommen, je mehr und mehr ihre Gedanken sich mit ihrer „Rettung" durch Landeck beschäftigten und mit der „Tyrannei", in welche sie alsdann gerathen würde. —

11.

Landeck eilte heim, um in seiner Wohnung Rudolph zu erwarten, der, nach der Verabredung vom gestrigen Tage, am Vormittage zu ihm kommen wollte, um ihm das Resultat seiner Unterredung mit dem Arzte mitzutheilen. Landeck war um so gespannter auf diese Mittheilung, als er selbst in diesem Augenblick noch nicht im Entferntesten einen Plan hatte, einen bestimmten Weg vor sich sah, wie er das, was er Malwinen gelobt hatte, ausführen solle: er wußte, er fühlte in seiner stürmischen Aufregung nur, daß er sein Gelöbniß lösen werde und müsse, und sollte es ihn das Leben kosten.

Als er die Gartenanlagen um die Villa des Herrn Escher betrat, sah er, daß Rudolph bereits gekommen war — aber Rudolph machte keine Miene, von ihm Notiz zu nehmen; er ging mit Elisabeth in dem Gange, der an der niedrigen Seitenmauer des Gartens entlang führte, auf und ab, und Beide sprachen mit unterdrückter Stimme, aber äußerst lebhaft mit einander.

„Der Vater," hatte Elisabeth eben gesagt, „ist außer sich — Gott gebe nur, daß die beiden erregten Männer nicht aufeinander stoßen! Daß Dein Vater, sein leiblicher Bruder, so habe wider ihn handeln können, da er ihn doch selber gestanden, daß es in seiner Macht gelegen, unsere Arbeiter von dem Strike zurückzuhalten, das hat ihn so furchtbar empört, so über alle Rücksichten fortgerissen, so offen und zornig vor meiner Mutter und mir Alles aussprechen lassen, was er bisher tief in sich verborg. Und so ist mir endlich dieses schreckliche Licht gekommen, weshalb die unselige alte Spannung zwischen ihnen, und weshalb der Vater so hartnäckig wider unsere Verbindung ist. O Rudolph, Rudolph, welch unglückselige Stunde war das, wo Du so entsetzlich schwach warst . . ."

„Wenn Du mir diese Stunde vorwirfst, Elisabeth," unterbrach Rudolph sie, „wenn Du an meine Schuld dabei glaubst, wie es Dein Vater thut, wenn Du, wie er, überzeugt bist, ich hätte in der Noth, in die ich durch meine eigene Verschwendung und Liederlichkeit gerathen, meinen Herrn bestohlen — dann, bei Gott, Elisabeth, will ich den Untergang der Sonne, die jetzt auf und scheint, nicht mehr sehen — dann mache ich meinem Leben ein Ende."

„O nein, nein, nein," versetzte Elisabeth, mit der Linken seinen Arm ergreifend und fest umklammernd, während sie mit der Rechten ihr Tuch zu den Augen führte, um die strömenden Thränen abzutrocknen. „ich glaube Dir ja Alles, Alles, Rudolph; mein ganzes Herz sagt es mir. Du kannst so schlecht nicht gewesen sein — aber ist unser Unglück desto weniger groß darum? Der Vater glaubt es nun einmal — und bei seinem harten argwöhnischen Sinne —, wer wird ihm ausreden, was er glaubt, wer wird ihn überzeugen, daß die Sachen so zusammenhängen, wie Du sagst!"

„Das ist freilich zum Verzweifeln," rief Rudolph aus, „und ich würde verzweifeln, wenn ich nicht sähe, daß Du mir wenigstens vertraust und mir gut geblieben bist, Elisabeth, nachdem ich Dir eben gesagt habe, wie Alles gekommen ist und wie es zusammenhängt. Und nicht wahr, Du siehst jetzt auch ein, jetzt, wo ich Dir Alles gebeichtet, daß ich gar nicht anders konnte, als mit Malwinen auf dem Fuße guter Freundschaft bleiben, nicht allein wegen dessen, was Malwine für mich that, sondern auch, um Fühlung mit diesem Maiwand zu behalten . . ."

„Gewiß, gewiß, es ist mir jetzt selbst, als sei ich eine Thörin gewesen mit meiner Eifersucht. Unter dem furchtbaren Schrecken, den meines Vaters Worte mir erregt haben, und dem Kummer darüber ist es mir, als sei ich mit meiner Eifersucht recht erbärmlich und klein gewesen — ich will es Dir gestehen, Rudolph, es war auch weniger in mir der Glaube, daß Du Malwinen lieben könntest, als der Verdruß darüber, daß Malwine denken könne, Du gehörtest zu der Schaar ihrer Anbeter — sieh, dazu warst Du mir zu gut; das ließ mich so trotzig grollen . . . aber es ist vorüber, Alles, Alles. Rede nicht mehr davon . . . aber schaffe Rath und Hülfe, daß wir die Väter versöhnen, daß mein Vater von der Wahrheit überzeugt wird und daß er Dich und Dein Handeln in einem andern Lichte erblickt!"

Rudolph hatte Elisabeth's Hand ergriffen und drückte glühende Küsse darauf.

„Also Du hast an meiner Liebe nicht gezweifelt, Elisabeth? — Du hast es wirklich nicht . . . o wie danke ich Dir für dieses Wort! . . . es hat mich so unsäglich empört und erbittert, es hat mir so mein ganzes Leben verpestet, daß Du keinen Glauben an mich hattest, wenn ich Dir sagte, daß ich mit Malwinen nicht brechen könne . . ."

Digitized by Google

Elisabeth, deren Thränen wieder hervorbrachen, warf sich schluchzend an seine Brust.

„Nein, nein, nein, es war ja kindisch und abscheulich, und auch der Aerger war dabei, daß Du mir nicht gehorchtest, und weil ich meinen Willen nicht durchsetzte — o gewiß, ich war recht schlecht, Rudolph. Vergieb, vergieb mir und thue Alles, um der Wahrheit den Sieg zu verschaffen! Ich stehe Dich an . . ."

„Das werde ich, Elisabeth — und wenn ich ein Verbrechen begehen müßte, ich will jenen bösen Menschen zum Reden zwingen, da wir nun einmal kein anderes Auskunftsmittel haben . . . und dort unten sehe ich Landeck stehen; er harrt meiner. Er ist mein Verbündeter in der Sache . . . also auf Wiedersehen, Elisabeth! Ich hoffe, wir Beide athmen leichter, wenn wir uns wiedersehen."

Er riß sich von ihr los und eilte zu dem seiner harrenden Freunde.

Beide hatten sich eine neue Verwickelung ihrer Lage mitzutheilen. Rudolph, indem er Landeck sagte, was er eben von Elisabeth erfahren. Herr Escher hatte nämlich in furchtbarer Entrüstung seinen Bruder, den Vater Rudolph's, angeklagt, daß dieser die Arbeiter auf seinen Werken nicht von dem Strike abgehalten habe; er hatte sich ferner im Zorn offen darüber ausgesprochen, wie Malwinens Vermögen zur Deckung des Defizits in der Casse verwandt worden, die Rudolph angegriffen. Damit hatte denn auch Elisabeth ein ganz erschreckendes Licht über jenen unheilvollen Vorgang in der Residenz bekommen, das sie in Verzweiflung gestürzt, bis Rudolph sie eben durch eine offene Schilderung des Herganges zu beschwichtigen gewußt. — Landeck theilte dagegen den Inhalt seiner Unterredung mit Malwinen mit, welche ihn in ebenso große Spannung seines ganzen Willens gebracht. Er fragte Rudolph dann nach dem Ergebniß seines Schrittes beim Doctor Iselt . . . aber Rudolph hatte von diesem nichts vernommen, was sie fördern konnte. Doctor Iselt hatte nur mitgetheilt, daß er früher, als er in der Hauptstadt Assistenzarzt gewesen, ein junges durch Maiwand verlassenes Mädchen in einer Krankheit behandelt und damals genug über ihn gehört habe, um zu seiner Ansicht über den Charakter des Manns berechtigt zu sein, und daß er in die Hauptstadt geschrieben, um gewisse nähere Angaben hierüber zu erhalten. Das Haß den jungen Männern Aber sehr wenig.

„Es bleibt uns nichts übrig, als uns an meinen Vater zu wenden," rief Rudolph aus. „Wir wollen ihm schildern, wie Malwine durch diesen Maiwand, durch die thörichte Handlung, zu der sie sich von ihm verlocken ließ, bedroht ist. Er ist klug und entschlossen; seine Arbeiter folgen ihm unbedingt; er soll sich mit diesen der Sache annehmen und bei unserem Freinde nöthigenfalls Gewalt brauchen. Wenn ein halb Dutzend entschlossener Männer den Herrn von Maiwand einfängt und ihm droht, ihn, wenn er nicht Alles gesteht und schriftlich bekundet, was man von ihm will, in eines unserer Fischteiche schlendern zu wollen — ich denke, das hilft."

„Ah — Sie wollen Gewalt brauchen, Rudolph," rief Landeck beunruhigt aus, „gegen einen so durchtriebenen und verschlagenen Menschen ist das sehr gefährlich."

„Eben weil er so durchtrieben und verschlagen ist, bleibt uns ja nichts Anderes übrig. Oder wissen Sie ein anderes Mittel? Sie wissen keins. Deshalb kommen Sie — begleiten Sie mich! Wir wollen zu meinem Vater gehen. Sie sollen mich unterstützen bei ihm, indem Sie ihm Malwinens Lage Maiwand gegenüber schildern — kommen Sie!"

Rudolph zog ungestüm Landeck mit sich fort. Dieser folgte ihm, obwohl er nichts weniger als einverstanden war mit dem verzweifelten Entschlusse seines Freundes. So schritten sie aus den Anlagen hinaus und dem Wege nach, der flußaufwärts zu den Fabriken und dort über eine Brücke über den Fluß führte. Am Anfgange zur Brücke stand eine Menge Arbeiter beisammen; sie ließen sie schweigend vorüberziehen; einige grüßten Rudolph, der im besten Ansehen bei ihnen stand; überhaupt schien, nachdem die friedlichere Partei, welche gegen die Zerstörung der Maschinen war, bei ihnen gesiegt hatte, einige Beruhigung eingetreten. Jenseits des Flusses kamen mehrere ältere Männer in der Richtung von des Werkmeisters Hause her ihnen entgegen; sie blieben stehen, als sie Rudolph erreicht hatten, und einer sagte:

„Es ist gut, daß Sie kommen, Herr Rudolph Escher. Gehen Sie rasch und sehen Sie nach Ihrem Vater; es ist dem Manne etwas zugestoßen, was ihn ganz verstört macht. Wir hatten mit ihm zu verhandeln — wegen der Strikecasse und der Vertheilung der ankommenden Gelder, wissen Sie — aber es ist gar nicht mit ihm zu reden; es ist, als ob er von Sinnen sei und nicht mehr wüßte, was er sagt."

„Es ist, als ob ihn der Schlag getroffen," sagte ein anderer der Arbeiter.

„Er ist erkrankt?" rief Rudolph erschrocken aus.

„Krank? Ich weiß nicht, ob's just das ist. Sehen Sie selbst!" versetzte der Erstere.

Rudolph eilte so schnell davon, den Weg zu dem hochliegenden kleinen Hause hinauf, daß Landeck alle Mühe hatte, ihm nachzukommen. Als sie den Garten betraten, sahen sie Rudolph's Vater auf der Bank vor dem Hause sitzen. Die Hände zwischen den Knieen zusammengeklammert, vornübergebeugt, saß er da, starr auf den Boden niederblickend; das Geräusch der nahenden Schritte ließ ihn aufblicken . . . und als ob der Anblick der beiden haftig daher kommenden jungen Männer etwas Erschreckendes für ihn hätte, erhob er sich mit offenbarer Anstrengung und schien vor ihnen in die nahe offene Hausthür fliehen zu wollen. Aber nach einem Schritte, den er gemacht, sank er wie gebrochen und kraftlos auf die Bank, an deren Armlehne er sich gehalten, zurück.

„Vater — Vater — was ist Dir? Was ist Dir zugestoßen?" rief Rudolph, jetzt schon an seiner Seite und, um ihn zu unterstützen, seinen Arm ergreifend.

„Weshalb kommst Du?" stieß der Alte mühsam und doch zornig hervor — „geh' fort, geh' hinein, laß' mich! Ich will allein sein — geh' hinein!"

„Wie kann ich hineingehen, ehe Du mir sagst, was Dir ist, was vorgefallen, ob Du krank bist, was Du hast, Vater?"

„Was mir ist — das soll ich Dir sagen vor dem Fremden da? Geh' hinein, sag' ich Dir — geh' — ich will's. Laß' mich!"

Rudolph stand rathlos diesem räthselhaften Wesen seines Vaters gegenüber.

„Soll ich hinabeilen und nach dem Arzte senden?" fragte Landeck besorgt.

„Lassen Sie den Arzt!" rief der Alte — „hier ist nichts zu heilen. Was gethan ist, das ist gethan; was zerbrochen, das leimt kein Arzt mehr."

„Aber," sagte jetzt Rudolph beinahe entrüstet durch diese seltsame schroffe Weise, „was ist denn gethan und was ist zerbrochen? Du sollst reden, Vater — Du kannst nicht glauben, ich ginge und ließe Dich so in Deinem Kummer oder in Deinem Leiden, bevor Du mir einen Grund gesagt und ich weiß, was Dir geschehen ist."

„Gesagt . . . ich soll es noch sagen — vor dem Fremden da sagen? Wahrhaftig, ich sollt' es, ich sollt' es thun, ich sollt' es offen in die Welt hinausschreien, daß ich selbst nichts als ein alter böser Narr bin, der seinen Bruder, seinen leiblichen Bruder umbringt und erniirt, und daß mein Sohn, mein eigener einziger Sohn, für den ich gearbeitet, gedarbt, erworben, für den ich gelebt habe, ein, ein . . ."

Er sprach das Wort nicht aus. Trotz seines inneren Jammers, trotz der entsetzlichen, niederschmetternden Last auf seiner Brust, die ihn nur leuchend Athem holen ließ, schien die Rücksicht auf die Gegenwart Landeck's das Wort auf seiner Zunge festzubannen — er murmelte nur unhörbar das Wort, schlug dann langsam das Auge auf, und der Blick, den er nun auf Rudolph's Züge richtete, hatte eine ganz unbeschreibliche Sprache von Zorn, Groll und tiefem Elende.

Landeck, der den Grund dieser Scene nach Rudolph's früheren offenen Geständnissen längst glaubte verstanden zu haben, trat jetzt dichter heran an den alten Mann, und seine Hand beschwichtigend auf seine Schultern legend, sagte er:

„Sie dürften das Wort, welches eben auf Ihrer Lippe lag, vor mir laut aussprechen; es würde der Ehrenhaftigkeit Ihres Sohnes in meinen Augen nicht das Geringste nehmen. Aber es ist besser, daß Sie es nicht sprechen, denn glauben Sie mir, Sie würden ein großes Unrecht an ihm begehen. Was Sie auch von ihm glauben mögen . . ."

Gotthard Escher unterbrach hier Landeck's Rede durch einen

Digitized by Google

Blick voll zorniger Verachtung und eine heftig abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Glaubt nicht, mich noch belügen zu können!“ sagte er mit leiser Stimme und unendlich verachtungsvoller Betonung — „da leset und dann geht!“

Er zog mit zitternder Hand Papiere aus der Brusttasche hervor und reichte sie Rudolph. Während dieser sie erfaßte und gespannt entfaltete, erhob sich der Alte mühsam und schritt wankend in's Haus hinein, dessen Thür er hinter sich zuschlug.

Rudolph hatte unterdeß die Papiere — es waren zwei Briefe, die er in Händen hielt — zu lesen begonnen.

„Sie mögen mit mir leben, Landeck,“ sagte er dabei, „ich habe Ihnen Alles gesagt und brauche nichts mehr vor Ihnen zu verbergen. Sehen wir nach, was dies ist!“

Landeck trat zu ihm und las mit ihm das Blatt, das Rudolph in seiner zitternden Hand hielt. Es lautete:

„Du hast keine Schonung gegen mich gehabt, jahrelang nicht in Deinen arg wöhnischen Gedanken, jetzt sogar nicht mehr in Deinem gehässigen Handeln. Ich wär' ein Thor, wenn ich noch länger Schonung übte, statt die Anklage, die Du mir in's Gesicht schleudertest, offen zurückzuweisen. Darum sage ich Dir: es ist nicht Hochmuth, wenn ich Elisabeth Deinem Rudolph nicht gebrn will, sondern ich will es nicht, weil Rudolph sie nicht verdient, weil er kein Mensch ist, dem ich meiner Tochter Schicksal anvertraue. Und Malwinens Vermögen habe ich nicht unterschlagen, nicht leichtsinnig für mich verwendet, nicht ‚das Capital‘ daraus gemacht, das Ding, das Leute Deiner verworrenen Anschauung als den Dämon der heutigen Welt betrachten; nein, dieses Vermögen ist Malwinen bis auf Heller und Pfennig ausbezahlt worden, weil sie es verlangte und gebieterisch von mir forderte, um den groben Cassendiebstahl zu verdecken, den Dein Rudolph vor Jahren in der Hauptstadt begangen hat.

Dein Bruder Gottfried Escher.“

Rudolph ließ, nach Luft ringend, das Blatt zu Boden fallen; er vermochte kaum noch das mit zitternden Händen gehaltene zweite zu lesen. Es war ein vergilbter alter Brief Malwinens und lautete:

„Lieber Onkel, ich bin Dir dankbar für die Vorstellungen, die Du mir machst und die unter anderen Umständen ja auch gewiß bestimmend für mich sein würden. Wie die Dinge liegen, können sie es aber nicht; denn es handelt sich um die Ehre unseres Namens, um das Schicksal Rudolph's. Denn um Dir die Wahrheit zu sagen: er hat eben eine Lücke in seiner Casse, zu deren Füllung heinahe mein ganzes Vermögen erforderlich ist. Du aber wirst nicht wollen, daß ich es darauf ankommen lasse, daß man ihn verhaftet, wider ihn processirt, ihn zum Zuchthaus verurtheilt. Das geht nicht, Onkel. Du siehst das ein — also sende mir umgehend meine von Dir so wohl gehüteten Staatspapiere, und indem Du Dich von ihnen trennst, denke: das leichtsinnige Kind, die Malwine, ist mündig, seit einem Jahre mündig und hat ihren eigenen Kopf, den sie diesmal unbeugsam und hartnäckig aufsetzt. Natürlich muß die Sache für immer auf's Strengste vor Onkel Gotthard verborgen bleiben.

In der zuverlässigen Erwartung, daß ich übermorgen Abend ganz bestimmt das Paket erhalten werde,

Deine getreue und dankbare Nichte Malwine.“

„Da haben wir's,“ sagte Rudolph, tief aufathmend und mit Thränen der Verzweiflung im Auge den Brief Landeck reichend, der eben auch den zu Boden gefallenen aufgegriffen hatte; „nun ist so gut wie das Aeußerste geschehen, das Allerletzte. Das wird meinem Vater das Herz brechen, und ich stehe selber da wie gebrochen und kraftlos. Was soll ich thun?“

„Nur Eines nicht,“ versetzte Landeck, „erschüttert in die Züge des bleich gewordenen und schwer athmenden jungen Mannes blickend, „nur Eines nicht, nur nicht verzweifeln! Was wir Ihrem Vater sagen könnten, das würde freilich wenig bei ihm verfangen; er würde weder Ihnen noch mir, der als Ihr Freund auftritt, glauben. Aber er wird, er muß am Ende doch Einer glauben, der besten Zeugin in der ganzen Sache, Malwinen.“

Rudolph schüttelte hoffnungslos den Kopf, aber Landeck ließ sich nicht irre machen.

„Es ist nicht anders möglich,“ fuhr er fort, „als daß Malwinens Persönlichkeit so viel Einfluß auf ihn übt, daß er sich nach und nach ihr gefangen giebt und ihr glaubt. Die Wahrheit wird sich eine Bahn zu seinem Herzen brechen. Gehen Sie hinein, bewachen Sie Ihren Vater, sehen Sie, was Sie zu seiner Pflege thun können! Ich eile unterdeß nach Haldenwang und unterrichte Malwine von dem Allem. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß sie mit mir hierher kommen wird, um diesem armen alten Manne zu sagen, wie schweres Unrecht er seinem Sohne thnt.“

„Sie kennen den harten mißtrauischen Kopf meines Vaters nicht,“ entgegnete Rudolph trostlos zu Boden blickend.

„Mag sein,“ versetzte Landeck, „und doch ist dies das Einzige und gewiß auch das Beste, was im Augenblick geschehen kann.“

Damit wandte er sich, ohne auf weitere Einwürfe zu hören, und schritt eilends den Gartenpfad wieder hinab und dann den Weg über die Berghalde, den er eben gekommen, hinunter, der Flußbrücke neben den Fabrikgebäuden zu.

Es war ein weiter Weg, erst über diese Brücke, dann am jenseitigen Flußufer hin, an Herrn Escher's Villa vorüber und weiter hinab, bis zu der schmalen Laufbrücke, die wieder auf's andere Ufer und zu der Eichenallee führte, welche zum Hause Haldenwang hinauf leitete. Eine halbe Stunde Gehens mochte es sein.

Landeck eilte in seiner heftigen Aufregung so angestrengt wie möglich — doch sollte er nicht unaufgehalten den Weg machen; als er, um ihn möglichst abzukürzen, quer durch den Garten der Villa schritt, trat der Landbriefträger eben die Stufen des Hauses hinab und rief seinen Namen; er mußte irgend eine recommandirte Sendung haben, denn nur mit solchen erschien er, da Herr Escher die übrigen Correspondenzen für sich und sein Haus täglich im nächsten Städtchen abholen ließ. In der That zog der Postmann aus seiner schwarzen Tasche einen sünfsach gesiegelten Brief nebst einem Empfangsschein hervor. Landeck gab dem Manne, der für seinen Verkehr mit der Landbevölkerung und den Arbeitern vorsichtiger Weise Schreibzeug bei sich führte, seine Quittung; im Weitergehen öffnete er dann den Brief, der nur wenige Zeilen enthielt, und barg die in denselben eingeschlossenen Banknoten, welche eine nicht unbedeutende Summe ausmachten, in seiner Brieftasche.

Und dann hastete er in seiner Erregung weiter. Rasches Gehen dämpft in eigenthümlicher Weise die Schärfe des Gedankenlebens; in Landeck war, als er in der Eichenallee jenseits des Flusses angekommen, der Gedanke an das, was er eigentlich bei Malwinen wollte, schon sehr in den Hintergrund getreten, verdrängt von einem traumhaften Zustande, in welchem er nur noch wie magisch gezogen zu ihr eilte, wie in dunklem Drange, wie im unbewußten Gefühle, daß bei ihr für ihn Heil und Friede sei und Rettung aus jedem Sturme, und wie für ihn, so auch für die Freunde, um deren Kummer und Noth er eben so stürmisch unter den hohen Eichenwipfeln dahinschritt, jetzt schon an der Stelle vorüber, wo sich Malwine neulich von ihm getrennt, dann an dem Platze im Walde, wo ihm Rudolph die Geschichte seines Fehltrittes anvertraut hatte.

Als er Haus Haldenwang endlich erreicht hatte, hemmte er plötzlich seinen Schritt, ging dann leise, tief aufathmend die Stufen zur Nebenveranda hinauf und stand unter dieser still, wie festgebannt; im Wohnsalon, in den die offenstehende Fensterthür führte, saß Malwine vor einem kleinen Pianino und sang. Landeck hatte sie nicht mehr singen gehört, seit sie in Athen zuweilen einige kleinere Lieder des Abends im engeren Kreise vorgetragen; jetzt, wo sie allein war, hatte sie eine ihrer großen Opern-Arien begonnen, und es schien sich ihre ganze Seele darin auszuströmen, auszustürmen, mit einer Fülle und Macht, mit einer so hinreißenden Gewalt tiefer Leidenschaft, daß Landeck wie völlig bezaubert stand. Sie war wie entrückt der Welt um sie her, aller Enge, allem Fesselnden, allem Erdenelende. Ihre Seele fuhr dahin im rauschenden Siegeszuge auf den Bogen unendlicher Schönheit, über die Höhen ewiger Gedanken. Es war eine wunderbare Stimme, und eine wunderbare Seelenoffenbarung lag darin — man mußte sie gehört haben, um Malwinen ganz zu verstehen, um ihrem Wesen, ihrem sorglosen, oft übermüthig scheinenden Hinweggleiten über die Bedingungen des Lebens, ihrer Art, die Dinge und die Menschen wie spielend zu nehmen, ganz gerecht werden zu können, um das souveräne Freiheitsgefühl und das stolze Bewußtsein einer bevorzugten Natur zu begreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ludwig Dessoir.

Am kältesten Tage dieses Winters, am 2. Januar 1875, wurde des unsterblichen Künstlers sterbliche Hülle der mütterlichen Erde übergeben. Auf dem Matthäikirchhofe bei Berlin, dort, wo die Brüder Grimm, Dieterweg und so Mancher von unvergänglichem Namen ruht, wurde auch ihm gebettet zu ewigem Schlummer. Nur seine Söhne und ein sehr kleiner Kreis von Kunstgenossen und Freunden warf ihm eine Hand voll Erde hinab auf den lorbeerbekränzten Sarg. Der bekannte Prediger Dr. Sydow, welcher bereits im Trauerhause eine geistvolle Leichenrede gehalten, sprach ein kurzes Gebet an der offenen Gruft, und schnell beendeten die Todtengräber ihr Werk.

Im herrlichsten Winterschmucke prangte die Natur. Mit blendend weißem, fußhohem Schnee waren die Felder bedeckt, und die dichtbereisten Bäume glitzerten wundervoll in den Strahlen der Nachmittagssonne. Von dem Trauerhause in der Bendlerstraße bewegte sich der Leichenzug die Potsdamerstraße entlang, vorbei am botanischen Garten bis gegen Schöneberg. So empfindlich auch die grimmige Kälte den Leidtragenden auf dem langen Wege wurde, mit Entzücken weidete sich jedes Auge an der winterlichen Landschaft. Und jenen tiefen, beseligenden Frieden, welcher eine gleichsam erstorbene Natur bedeckte — neidlos gönnte ihn Jeder dem heimgegangenen Meister, da ja auch er geistig schon längst erstorben war und sich innigst gesehnt hatte nach ewigem Frieden. War ihm doch überdies der Tod nicht in seiner schreckenden, sondern in seiner freundlichsten Gestalt genaht. Ohne vorhergegangene Krankheit, nach einem kräftigen und ruhigen Schlafe hatte er ihn durch plötzlichen Herz- und Lungenschlag aus den warmen Armen der Liebe kampf- und schmerzlos in seine kalten Arme genommen.

Am 15. December 1810 wurde Ludwig Dessoir zu Posen geboren. Am 30. December 1874, früh vier Uhr, ist er zu Berlin gestorben. Mit seinem großen Vorgänger Ludwig Devrient theilte er merkwürdiger Weise denselben Geburts- und Todestag. Ich habe schon früher in meinen Silhouetten „Berliner Hofschauspieler“ und in einem Aufsatze der „Vossischen Zeitung“, welcher erst ganz kürzlich erschien, sowohl Dessoir's künstlerische Bedeutung eingehend gewürdigt, wie auch sein Leben ziemlich ausführlich beschrieben. Deshalb will ich hier weder eine kritische Studie, noch eine eigentliche biographische Skizze bieten, sondern nur ein schlichtes Wort der Erinnerung über den heimgegangenen Freund sprechen, und Einzelnes, welches bisher unbekannt war, aus seinem Leben veröffentlichen.

Neben Ludwig Dessoir wuchsen im Hause der Eltern, welche dem Kaufmannsstande angehörten, noch vier Geschwister auf, zwei Brüder und zwei Schwestern. Alle fünf Kinder widmeten sich später der Bühne. Von den Schwestern verheirathete eine sich nachmals an den Schauspieler Lobe und wurde die Mutter des jetzigen Directors am Wiener Stadttheater, Theodor Lobe. Die andere Schwester ist spurlos verschollen.

Den ältesten Bruder, einen einst gefeierten Schauspieler, trieb unglückliche Liebe in Wahnsinn und Selbstmord. Er war zehn bis zwölf Jahre älter als Ludwig, von riesiger Figur und wunderbaren Mitteln und der Liebling des Braunschweiger Hofes und Publicums. Auf Befehl des Herzogs vom Braunschweig wurde er als Nero, welchen er in einem alten Stück, „Die Katakomben“, gespielt hatte, für die fürstliche Gemäldegalerie gemalt. Leider ging dieses Bild beim Brande des Braunschweiger Schlosses von 1830 zu Grunde. Charakteristisch für die allen Dessoirs eigene Energie ist die Art und Weise, wie er sich das Leben nahm. Er setzte sich bei offnen Thüren in bloßer Nachtjacke auf einen Stuhl, verstopfte sich Ohren und Nase mit Baumwolle und preßte ganz tief in seinen Mund ein feines ostindisches Taschentuch. So wurde er todt, anscheinend schlafend, gefunden. Unvermählt ist er in der Blüthe seiner Jahre heimgegangen, und sein jüngerer Bruder hat ihn nur als einen Wahnsinnigen kennen gelernt.

Ludwig Dessoir.
Nach einer Photographie.

Als weitaus jüngster von den drei Brüdern mochte Ludwig Dessoir vielleicht der besondere Liebling der Mutter gewesen sein. Wenigstens erzählte er bis an sein Lebensende immer mit großer Rührung, daß seine Mutter sich fast blind geweint habe, als auch er zur Bühne ging. Auf der Bürgerschule seiner Vaterstadt hat er sich keine tiefe und breite wissenschaftliche Bildung aneignen können, zumal er schon mit vierzehn Jahren als Negerknabe Ranky in Körner's „Toni“ die Bretter betrat. Bald darauf widmete er sich völlig der Bühne, indem er beim Director Couriol in Posen als Secretär, Rollenabschreiber, Schauspieler eintrat. Aber schon nach anderthalb Jahren mußte Couriol Concurs ankündigen, und nun begann für Dessoir ein Wanderleben bei kleinen ambulanten Bühnen, reich an Entbehrungen aller Art, aber auch reich an dem romantischen Zauber wechselagernden Zigeunerthums. Mit wahrem Behagen erzählte er später auf der Höhe seines Ruhmes von der Noth und dem Reiz dieser Lehrjahre. Sein erstes besseres Engagement fand er beim Director August Hake in Wiesbaden. Dort rückte er, ein Felleisen auf der Schulter, so ausgehungert und bettelarm ein, daß er (es war zur Sommerszeit) mit den abgefallenen Kirschen, welche er auf der Chaussee fand, wenigstens

Der zweite Bruder lebt noch heute als reicher Mann und als Vater einer großen Familie in Amerika. Er war ursprünglich gleichfalls Schauspieler geworden, ging aber, da er in diesem Berufe nicht vorwärts kam, nach Amerika hinüber, wo er mit echt Dessoir'scher Energie sich aus bitterster Armuth zu blühendstem Wohlstande emporarbeitete. Als Straßenkehrer begann er drüben seine Laufbahn, wandte sich dann der Tischlerei zu und ist heute Inhaber eines großen Möbelmagazins. Vor etwa sechs Jahren war er in Berlin bei seinem berühmten Bruder zu Besuch. Er sah dessen „Hamlet“ und mißbilligte ihn als zu zahm; dafür legte er eine von ihm selbst verfaßte Tragödie, betitelt „Das Leben im Leben“, vor, in welcher Ludwig hinwiederum nur Spuren höheren Blödsinns erkennen konnte. Die beiden Brüder trennten sich auf Nimmerwiedersehn, ohne daß ein gegenseitiges geistiges Verständniß zwischen ihnen ermöglicht worden

etwas die Bedürfnisse seines Magens zu stillen suchte. Auf dem Wege zwischen Wiesbaden und Mainz begegnete er übrigens zum ersten Male seinem vorher nie gesehenen und nur an der Familienähnlichkeit und nach den Schilderungen der Mutter von ihm erkannten älteren Bruder, dessen einst so kräftiger Geist leider schon in unheilbarem Wahnsinn gebrochen war.

Kaum noch dem Jünglingsalter entwachsen, stand Dessoir auf der Höhe des Ruhmes. Der eigentliche Ausgangspunkt seines Rufes wurde Leipzig, wo er von 1834 bis 1836 unter Ringelhardt sein erstes festes Engagement fand. Hier wurden seine Leistungen von Heinrich Laube, dem damaligen Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt", eingehend und anerkennend gewürdigt; hier durfte er bereits an die Begründung eines eigenen Herdes und Heims denken. Bei seinem Eintreffen in Leipzig fand er Fräulein Therese Reimann an der dortigen Bühne engagirt, eine bei Publicum und Kritik gleich beliebte Schauspielerin. Sie flößte ihm eine so heftige Leidenschaft ein, daß er, nach seinem eigenen Geständnisse, wie sein älterer Bruder, dem Wahnsinne würde verfallen sein, hätte er sie nicht heirathen können. - Im Jahre 1835 vermählte er sich mit der Geliebten, doch wurde diese namenlos unglückliche Ehe, aus welcher sein Sohn Ferdinand Dessoir (jetzt Schauspieler am Hoftheater zu Dresden) stammt, schon nach einjähriger Dauer getrennt. Von Leipzig ging Dessoir 1836 zu kurzem Engagement nach Breslau, von dort ein Jahr später nach Pest, von wo er 1839 an das Karlsruher Hoftheater berufen wurde. Hier war er zehn Jahre hindurch thätig, bis der Badische Aufstand die Schließung des Hoftheaters gebot. Durch Professor Rötscher's Vermittelung trat er am 1. October 1849 in den Verband des Berliner Hoftheaters, auf welchem er schon zwei Jahre früher gastirt hatte, und welchem er fortan bis zu seiner Pensionirung, 1. October 1872, dauernd angehörte.

Was er in diesen dreiundzwanzig Jahren auf der Berliner Hofbühne gewirkt, das sichert seinem Namen einen der ehrenvollsten Plätze in der Geschichte des deutschen Theaters. Und gerade hier den höchsten Ruhm zu erringen, war Arbeit doppelter Energie. Warfen doch auf diese Bretter die Gestalten zweier noch nicht allzu lange heimgegangener Meister ihre gigantischen Schatten: Ludwig Devrient und Karl Seydelmann; stand doch auf diesen Brettern ein neuer, epochemachender Genius in der Vollkraft seines Schaffens: Theodor Döring. Aber weder die Erinnerung an die großen Todten, noch die Nebenbuhlerschaft des lebenden Meisters beeinträchtigen Dessoir's Ruhm. Auf eigenen, selbstständigen Bahnen schritt er hinauf zur Höhe seiner Kunst, und die liebende Bewunderung der Mitwelt wußte ihm dort auch dann noch festzuhalten, als ihm selbst die physischen Kräfte versagten. Ja, der begeisterte Biograph Seydelmann's, Professor Rötscher, war der Ersten Einer, welcher der ehrfurchtsvollen Menge zu wissenschaftlichem Bewußtsein brachte, daß in Ludwig Dessoir ein neuer Genius erstanden, werth, nach dem höchsten, von Todten und Lebenden entnommen Maßstabe gemessen zu werden.

Oft genug wurde in jenen Jahren bei den Theaterenthusiasten die Frage erörtert, wer von beiden der Größere sei, Theodor Döring oder Ludwig Dessoir. Aber ohne die Genannten in weitere Parallele mit dem Dioskurenpaare unserer classischen Dichtung setzen zu wollen, hätte man auch diesen Streit mit dem bekannten, derben Ausspruche Goethe's abweisen können: Man solle doch nicht streiten, wer größer sei, er oder Schiller, sondern sich überhaupt freuen, daß zwei Kerle da seien, über welche es solchen Streittes lohne. Und in der That, wie der Eine jener Heroen nicht den Ruhm des Andern beeinträchtigt, so prangt der Lorbeer um Döring's Haupt nicht minder voll und frisch, weil auch Dessoir einen reichen Kranz mit sich hinabgenommen in die Gruft.

Und doch hatten die beiden großen Nebenbuhler des Berliner Hoftheaters das eine Gemeinsame, daß Keiner von ihnen Künstler des einfach Schönen war. Letzteres wurde unter den Darstellern jener Epoche auf dem Berliner Hoftheater vielleicht am glücklichsten durch Hermann Hendrichs vertreten. Bei Dessoir fand immer ein Ueberragen des Ideellen über das Bildliche, Sinnliche statt; er ist der geborene Darsteller des Erhabenen. Bei Döring findet stets ein Ueberragen des Bildlichen, Sinnlichen über das Ideelle statt; er ist der geborene Darsteller des Komischen.

Dieses Ueberwiegen des Ideellen, Geistigen machte Dessoir zum gefeierstten Liebling der Gebildeten, der Gelehrten. Wohl wußte er auch die Menge durch die dämonische Kraft seiner Leidenschaft hinzureißen, aber er blieb vorwiegend der Bewunderte auserwählter Kreise. Seinen höchsten Ruhm hat er als Shakespearedarsteller errungen, und sein Othello, welchen er 1853 gelegentlich eines Gastspiels in London spielte, wurde selbst von der englischen Presse neben und über die Leistungen von Edmund Kean, Macready und Brooks gesetzt.

Ueber das äußere Leben des Heimgegangenen habe ich nur Wenig nachzutragen. Im Jahre 1844 hatte er sich zum zweiten Male, mit Fräulein Helene Pfeffer, der Tochter eines hochangesehnten Pester Hauses, vermählt. Auch diese Ehe scheint keine glückliche gewesen zu sein. Dessoir selbst hat mir oft gestanden, daß er immer von einer fast wahnsinnigen Eifersucht gewesen sei, und daß der bloße Gedanke, sein Weib könne von einem anderen Manne mit begehrendem Auge angesehen werden, ihn beinahe rasend machte. Sich selbst und seiner Gattin bereitete er durch diese Eifersucht viele trübe Stunden, und das Glück der Ehe wurde völlig zerstört, als die beklagenswerthe Frau im Jahre 1859 beim Tode ihres einzigen Kindes in unheilbaren Wahnsinn verfiel. Sie lebt noch heute in der Landesirrenanstalt zu Ofen.

Dessoir konnte es nicht über sich gewinnen, die Ehe gerichtlich scheiden zu lassen. Besonders hielt ihn die warme Liebe zu seinem Schwager Ignaz Pfeffer, welchen er stets mit wahrer Verehrung als den edelsten der Menschen rühmte, von solchem Schritte zurück. Freilich entfremdete er sich seelisch und leiblich immer mehr und mehr der irrsinnigen Gattin.

Von den drei überlebenden Söhnen des Künstlers führen nur zwei den berühmten Namen Dessoir. Einer derselben, der oben erwähnte Ferdinand, ist bereits ein gefeierter Schauspieler; daß der Zweite, Max, es werden möge, war der lebhafte Wunsch des Vaters. Max Dessoir, gegenwärtig Schüler des Berliner Wilhelmsgymnasiums, war der Liebling des Verstorbenen und dürfte ihm auch in der äußeren Erscheinung am ähnlichsten werden. Den älteren der beiden illegitimen Söhne Dessoir's, welcher auf den Namen Emil getauft ist, und jetzt etwa fünfzehn Jahre alt sein mag, kenne ich nur wenig. Er lebt gegenwärtig in Berlin, wo er sich der Handlung widmet. Der kleine Max spielte häufig genug unter dem stolzen Lächeln des Vaters zu unseren Füßen, wenn wir uns in langen Gesprächen über die Aufgaben und Gebilde der dramatischen Kunst unterhielten.

Bei seiner treuen Haushälterin Auguste Grünemeyer, der Mutter seines jüngsten Sohnes Max, fand Dessoir für seine letzten Lebensjahre die Pflege und liebevolle Hingabe, deren er so sehr bedurfte. Hatte er doch nie an einem wilden Wirthshausleben nach Ludwig Devrient'scher Manier Gefallen gefunden, liebte er doch stets ein geordnetes, behagliches Hauswesen, verlangte doch seine außerordentlich sensible Natur immer nach einem regelmäßigen Einerlei des täglichen Treibens. Letzteres wurde ihm zu besonders dringendem Bedürfniß, seit ihm im November 1867 heftige Nervenzufälle die vollkräftige Ausübung seiner Kunst unmöglich machten. Seitdem lebte er, ein Schatten seiner einstigen Größe, sich selbst zur Last.

Aber er mußte spielen, da er ohne Vermögen war und sein Contract ihm zu keiner Pension berechtigte. Es gereicht Herrn Generalintendanten von Hülsen zu großer Ehre, daß er, um dem Künstler die Demüthigung eines Gnadengesuches zu ersparen, aus freien Stücken im Jahre 1872 einen neuen Contract mit Dessoir abschloß, wodurch demselben eine Pension von zweitausend Thalern jährlich gesichert wurde. Am 1. October 1872 trat Dessoir denn auch, mit Bezichung der bezeichneten Pension, in den wohlverdienten Ruhestand.

Fortan lebte er ganz zurückgezogen mit seiner Haushälterin und seinem Max. Sein alter, ihm wenige Wochen in den Tod vorangegangener Schul- und Jugendfreund Louis Czarnikow, sein trefflicher Vetter Ludwig Eichborn, der als Dichter des „Timoleon" und „Lorenzino von Medici" bekannte, jetzt in Leipzig ansässige Dr. Haus Marbach und der Schreiber dieser Zeilen waren fast die einzigen vertrauten Freunde, welche er in den letzten Jahren bei sich sah. Das Theater hat er fast nie mehr besucht; von seinen Collegen kam fast keiner zu ihm. Und doch,

Digitized by Google

wenn auch der Körper, namentlich Füße und Zunge, ihm den Dienst versagten, der Geist war frisch geblieben bis an sein Ende. Durch unermüdliches Studium hatte er die Lücken seiner Schulbildung auszufüllen gewußt und sich namentlich auf dem Gebiete der Literatur, Philosophie und Geschichte schätzenswerthe Kenntnisse erworben. Unter den Poeten waren Shakespeare und Goethe, unter den Philosophen Lessing und Schopenhauer, unter den Historikern Thomas Carlyle und Theodor Mommsen seine Lieblinge.

Durch Gastspiele in London und den bedeutendsten Städten Deutschlands hat Dessoir seinen Ruhm über Europa und weiter verbreitet. Zum letzten Male trat er als Gast auf dem Meininger Hoftheater 1870 einmal als Marcus Brutus (Julius Cäsar) auf. Gar oft erzählte er mir, daß er als freundliche Erinnerung an diese letzte Stätte neuen Triumphes den Eindruck der wunderbaren Schönheit eines jungen, goldlockigen Mädchens bewahre, welches neben ihm den Lucius spielte und ihn im vierten Acte durch Wein und Musik zu dem letzten, entscheidenden Gange stärkte. Der Genius der Poesie, glaubte er, grüße ihn noch einmal in dieser Erscheinung; aber nicht neue Kraft wurde ihm zu neuem Schaffen.

Es findet sich bei Tacitus eine ergreifende Stelle, welche mir stets als die treffliche Grabschrift derer erschien, die so stolzer Worte würdig sind. Sie möge hier als Abschiedswort an Ludwig Dessoir stehen:

„Wenn es einen Wohnort seliger Geister giebt, wenn, nach dem Ausspruche der Weisen, eine große Seele nicht zugleich mit dem Körper der Vernichtung anheimfällt, so ruhe in Frieden und wende uns weg von schwachmüthigem Trauern und weibischen Wehklagen zur Betrachtung Deiner Tugenden, um die man nicht weinen, noch jammern soll. Durch Bewunderung vielmehr, durch immer neue Lobpreisung und, wenn unsere Kraft zureicht, durch Nacheiferung wollen wir Dich ehren. Das ist die rechte Ehrenbezeigung, das ein Liebeszeichen innigster Verbindung. Was wir an Dir geliebt, was wir bewundert haben, das bleibt und wird bleiben in den Herzen der Menschen, in der endlosen Folge der Zeiten, in der Geschichte."

Otto Franz Gensichen.

Epische Briefe.

Von Wilhelm Jordan.

VI. Iran und Zivdsti.

Dieser Brief soll mit Umrißstrichen zeichnen, wie sich die mitgebrachte Götterlage der Arier in Iran ausgebildet hat zu einer der edelsten Religionen; wie diese Religion ihre Bekenner groß gezogen hat zur weltbeherrschenden Nation, und wie sast drei Jahrtausende nach Beginn dieser Geschichte in einem Enkelstamme der alte Liederschatz zum schönen Kunstepos gediehen ist.

In früheren Erd-Epochen war Iran ein Meer, umgrenzt von einem weiten Kranze felsiger Inseln. Erhebungen verwandelten diesen Inselkranz in ein zusammenhängendes Gebirge, nach außen schroff, nach innen allmählich abfallend und ein Binnenmeer, ähnlich dem Caspischen, einschließend. Ferneres Schwellen der dortigen Haut unseres Planeten ließ dieses Meer zusammenschrumpfen zu einigen Seen und legte die große Mittelmulde trocken als felsige Salzwüste.

Vom Meeresniveau steigt das Land im Demawend, dem Gipfel des Elbrus, bis zur Höhe des Montblanc. Diese Höhenunterschiede und die Sonnengewalt seiner Breiten bedingen die schroffsten Contraste. Von schneebedeckten Terrassen gelangt man rasch hinab in blühende Thäler. Die nördlichen Hochländer, oft heimgesucht von Wolkenbrüchen und Erdbeben, erleiden harte Winter und wochenlang verschneien die Felder und Weiden. An den Flüssen aber, dem Kur, dem Araxes, in den Thälern von Schiras, im Rosengarten Irans, der Landschaft Persis, gedeihen zwischen Myrthen- und Orangenhainen die üppigsten Obst-, Blumen- und Fruchtgärten. An den südlichen Küsten erreicht der Pflanzenwuchs eine fast tropische Fülle, und die Dattelpalme trägt reichliche Frucht. Wie aber dort der Schnee, so dwht hier und besonders in den einwärts gerichteten Thälern glühender Flugsand die Aecker zu verwehen. Denn Iran ist ein umgekehrtes Aegypten: dort liegt das Land mitten in der Wüste, hier die Wüste mitten im Lande. Vom Mai bis in den September trübt keine Wolke das tiefe Blau des Himmels. Seine Durchsichtigkeit giebt der Landschaft ein scharfes Gepräge und energisch absehende Farben, dadurch dem Auge des Menschen eine staunenswerthe Sehkraft, seiner geistigen Auffassung große Bestimmtheit und Klarheit.

In dieses Land der schroffsten Gegensätze von Tag und Nacht, Gluth und Frost, Fruchtboden und Wüste, dem Menschen günstiger und feindlicher Natur, brachten die Arier dieselbe Göttersage mit, welche im Stromgebiete des Indus auch die ihrer indischen Vettern gewesen war: die Anschauung aller Erscheinungen als Kampf zwischen den Mächten des Lichts und der Finsternis. In den Gangesländern, wo die unerschöpfliche Zeugungskraft der Natur der Zerstörung spottet und alles Gestorbene rasch verwandelt in neues Leben, verblaßte die Vorstellung von zwei feindlichen Götterparteien, und bald verschwammen ihre Gestalten zu Traumgeburten der einigen Weltseele. In Iran bestätigte jeder Blick die Scheidung der Götter in zwei feindliche Heerlager. So wurde diese Lehre hier zum Grundsteine eines systematisch ausgeführten Religionsgebäudes.

Die indischen Arier fanden am Ganges eine neue Heimath, in welcher es sich bei Weitem leichter leben ließ als in der alten; die nach Iran ausgewanderten hatten ihr Dasein hier weit größeren Schwierigkeiten abzuringen als bisher. So sollten sie beweisen, daß Hindernisse, so lange sie nicht ganz unüberwindlich sind, als Mächte des Segens wirken, weil der Kampf mit ihnen Erzeuger der Kraft ist. Hier bekam der Mensch sein Leben nicht geschenkt, sondern nur bezahlt als Arbeitslohn. So vergeudete er es nicht wie eine unverdiente Erbschaft, sondern verwaltete es wie ein sauer erworbenes Vermögen, von dem er die Zinsen genießen darf, das Capital aber unversehrt, ja vermehrt seiner Nachkommenschaft überliefern muß.

Im östlichen Iran, in Baktrien und Sogdiana, wo zuerst unter tüchtigen Stammfürsten ein geordnetes Culturleben aufgeblüht war, im Innern voll Arbeit gegen die Wüste und den Winter, nach außen voll Kampf gegen räuberische Nomadenstämme, trat, ungefähr ein Jahrtausend vor Christi Geburt, ein Weiser auf, der die zwiespältige Naturreligion in ein philosophisch-poetisches System brachte, Zarathustro oder Zerdusht, von den Abendländern Zoroaster genannt. Er ordnete die Scharen der guten und bösen Geister zu zwei Reichen unter zwei obersten Herrschern, Ahuramazda (Ormuzd), das ist der Herr der großen Gaben, und Agramainyus, ein Name, den wir im Deutschen noch mit denselben wenig veränderten Worten wiedergeben können: denn aus agra ist durch eine sehr gewöhnliche Versetzung unser arg geworden, und mainyus ist „der meinende", Agramainyus also der Arges meinende, sinnende, später abgekürzt in Ahriman. Beide befehligen Heerschaaren ihnen ähnlicher, nach Rangstufen abgetheilter Geister, Ahriman die Dews oder Divs, und Ormuzd zunächst die Amschaspands. Der Name dieser letzteren, in der Ursprache amesha çpenta,* das ist die heiligen Unsterblichen, verräth, daß die ursprüngliche Vorstellung keine andere gewesen ist, als die germanische von den besten Helden, welche Wodan als Einherier in Walhall um sich schaart.

Die Erde in ein Paradies zu verwandeln, war im strengen Wortsinne die von dieser Religion gestellte Lebensaufgabe der iranischen Völker. Denn Paradies (pairidaêza, das ist Umrahmung des Körpers, ungefähr unser „Leibgehege") ist ein iranisches Wort und bedeutet eine Umfriedigung, innerhalb deren die Natur durch Kunst zur höchsten Schönheit, Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit des Lebens gesteigert ist. Solche Parke anzulegen strebte Jeder nach seinen Mitteln, vor Allen die Könige. Welches Naturgefühl in diesen lebte, beweist ein hübscher Zug, den Herodot von Xerxes erzählt. Als dieser in Lydien eine besonders schön gewachsene Platane fand, schickte er dem Baume zur Belohnung einen goldenen Schmuck und einen stündigen Wachtposten.

* Mashya und mesha ist unser „Mensch" und bedeutet sterblich, amesha, sanskrit amartya, griechisch ἄμβροτος, lateinisch immortalis, unsterblich, und çpentas ist das lateinische sanctus, littauisch swentas, heilig.

Digitized by Google

Im Vendidad, einem erhaltenen Abschnitte des Zend Avesta, zeichnet eine der ältesten Sagen das Muster eines solchen Paradieses. Ich setze sie abgekürzt hierher, weil sie ähnlich wiederkehrt in unserer germanischen Götterlage vom „Garten der Mitte", den die Himmelsgötter für das Menschengeschlecht den Frostriesen und dem Gesolge Surtur's, des mit Gluth versengenden, entrissen haben und vertheidigen helfen; vom letzten Kampfe mit den Unheilmächten unter Loki's Führung, dem Woose und der Mittgartschlange, vom Untergange der Welt in der Götterdämmerung und von ihrer verklärten Erneuerung. Zugleich bin ich sicher, daß der Leser keines Fingerzeiges bedürfen werde, um zu erkennen, was auch sonst noch Alles in dieser Sage schon deutlich vorgebildet liegt.

Während Jima Khşaêta herrschte, gab es weder Kälte noch übermäßige Hitze, weder Alter noch Tod, weder Haß noch Neid. Väter und Söhne hatten gleichmäßig das Aussehen fünfzehnjähriger Jünglinge. Zu einer Versammlung der besten Menschen kam auch Ahuramazda und sprach zu Jima: „Du sollst die belebte Schöpfung schützen vor den Uebeln des Winters, vor dem Schnee in zu großer Fülle. Mache eine Umfriedigung mit vier Winkeln zur Wohnung für die größesten, besten und schönsten Männer und Frauen. Ebendahin bringe den Samen aller Arten von Vieh, welches auf Erden das beste, größeste und schönste ist. Da lasse nisten die besten der Vögel; da sammele das Wasser in einem Becken von zehntausend Schritt in's Geviert. Dahin bringe den Samen aller Arten von Bäumen, Speisefrüchten und Gewächsen, welche die schönsten, süßesten und wohlriechendsten sind. Alles dies mache paarweise und unverschbar." Und Jima machte den Umkreis, richtete Wohnungen ein und brachte zusammen die besten und schönsten Männer und Frauen, Thiere und Pflanzen. Nicht war dort Zank und Verdruß, nicht Abneigung und Feindschaft, keine Bettler, keine Klage, keine Armuth noch Krankheit, keine unschön übermäßige Gestalt, kein zu lang gewachsener Zahn, kein Mal des Agramainyus am Körper der Menschen noch an dem immerdar goldfarbenen Orte, dessen Speise niemals verstehte. Diese Menschen führten das schönste Leben und hielten für einen Tag, was ein Jahr ist.

Aber Jima ward übermüthig, sandte sein Bidmish umher zu den Völkern und verlangte göttliche Verehrung. Da wich von ihm der Glanz Gottes. Die Grehyer empörten sich; Agramainyus brach in Schlangengestalt in sein Paradies ein und drohte schon zu triumphiren. Doch Ahuramazda erbarmte sich und offenbarte durch Zarathuştra das „Wort des Lebens", Zend Avesta, nach dessen Lehren die Menschen das Paradies nun allmählich herstellen können. Aber auch der Böse verdoppelt seine Anstrengungen, und so wird das Menschengeschlecht noch unendliche Plagen und Schrecknisse zu überstehen haben. Verheert von Hungersnoth und Pest wird die Erde zittern, wie das Schaf vor dem Wolfe. Aber endlich ersteht aus dem Geschlechte Zarathuştra's ein Siegesheld, der Soşiosch. Er tritt auf die „Brücke der Vergeltung" Tshimavat, die vom höchsten Berge Hara hereseiti in die Wohnungen der guten Götter führt, und hält da Gericht über die auferstehenden Todten. Die Gerechten dürfen sogleich trinken vom Safte des Lebensbaumes und in's Reich der Seligen eingehen, die Ungerechten aber müssen erst geläutert werden in einem Feuerestrome. Dann wird die Erde frei von allem Unreinen, und fortan ist auf Erden nur Eine Lebensweise, Ein Staat und Eine Sprache der glücklichen Menschen.

Bis dahin waltet nun das Böse fort als Winterfrost und versengende Sonnengluth, Mißwachs, Krankheit und schädliches Gethier, im Menschen als Trieb, Lüge, Laster und schwächende Sünde, die das Leben erst nachträglich mit dem Keime des Todes behaftet hat. Aber Ormuzd hält es in Schranken, und in diesem Kampfe ist der Mensch der Mitstreiter der guten Götter.

Zwar haben die Priester auch aus Zoroaster's einfachen Grundlehren ein unendliches Ceremoniell von Reinigungsvorschriften herausgeklügelt; aber den Kern der Sittenlehre bilden die gesundesten Forderungen, und mit aller unserer Wissenschaft würde es uns schwer fallen, bessere Ideale aufzustellen.

Nicht seine ganze Natur soll der Mensch vernichten durch finstere Bußübungen, sondern nur ihre Verunreinigung abthun. Es ist heilige Pflicht, gut zu essen und zu trinken, den Leib durch Uebung zu stärken und sich seiner Kraft und Gesundheit zu freuen. Nicht mit feigen Opfern bestechen, sondern offen bekriegen soll man die bösen Geister, in sich selbst durch Sauberkeit, Andacht und gute Handlungen, in der Natur durch schaffende Thätigkeit. Die Arbeit selbst wird Gottesdienst. Mit dem Fruchtbaume, mit dem wogenden Saatfelde wächst das Gesetz Ahuramazda's. Wann das Getreide aufkeimt, dann bekommen die bösen Daëwa vor Aerger den Husten; wann es in Halme schießt, dann weinen sie, und wann sich die Aehre füllt, dann erzresen sie die Flucht. Die Erde ist nicht, wie den Indern, das Exil der sich selbst quälenden Gottheit, sondern die schöne Tochter Ahuramazda's. In Liebe soll der Mensch ihr dienen, indem er sie bepflanzt, wo sie öde liegt, tränkt, wo sie dürstet, entwässert, wo sie zu feucht ist. Dafür dankt sie mit Reichthum und zahlreich blühender Nachkommenschaft. Sie ist traurig, wo sie unangebaut bleibt, und fühlt sich beglückt, wo ein reiner Mann sein Haus errichtet, ein lauteres Herdfeuer lodern läßt, schmuckes Vieh weidet und mit seiner Frau viele schöne Kinder heranzieht.

Solche Sprüche voll tiefster Innigkeit zwischen Mensch und Natur sind Denkmale eines tüchtigen und glücklichen Volkslebens. Auf der wenig trostvollen Wanderung durch die unendliche Trümmerwüste der Geschichte mit ihren Zeugnissen ewigen Vernichtungskampfes und eitziger Selbstverbitterung des Daseins thut es wohl, einen Augenblick auszuruhen auf einer dieser so seltenen als erquicklichen Oasen.

So stellte den Iraniern die Religion ein praktisches Ideal auf und in diesem das höchste Gebot, das der Zucht, der Veredelung des Menschen im Laufe der Geschlechter. Die Prüfung „nach ihren Früchten" besteht keine Religion glänzender. Denn die Geschichte lehrt, wie dieser Glaube zu Thaten geworden ist. Selbst jenes ferne Zukunftsideal der Vereinigung aller Völker zu einem Volke hat er in beträchtlicher Annäherung verwirklicht in einem Weltreiche von ungeheurer Ausdehnung und straffer Einheit. Ja, er hat die unverwüstliche Kraft erzeugt, vermöge deren dieses Weltreich, während es in Trümmern lag, der Mutterboden wurde für die bisher gewaltigste Begebenheit der Menschengeschichte und vermöge deren es dann nach zweimaliger Vernichtung zum zweiten und dritten Male wieder auferstanden ist.

Davon, und von der Dichtung, welche das dritte persische Reich als unverwelkliche Blüthe getrieben, soll die zweite Hälfte dieses Briefes handeln.

(Schluß folgt.)

Die tanzenden Heiligen von Watervliet.

Von Moritz Busch.

I.

Nach der Shakerstadt. — Nüchternheit und Stille. — Eine unheimliche Begegnung. — Bei einem deutschen Shaker. — Ein ungelöstes Geheimniß. — Elder Petham. — Geschichte der Secte. — Christus als Frau wiedergekommen. — Dogmatik und Moral der Shaker. — Ihre Verfassung.

Seit länger als einem Jahre schon spukt in den englischen, und seit einigen Monaten erscheint gelegentlich auch in den deutschen Zeitungen eine wunderliche Secte, die man die Shaker nennt, und die, da ihr Hauptglaubensjatz darin besteht, daß Christus vor etwa hundertdreißig Jahren in Gestalt einer Frau wiedergekommen ist, um die Erlösung der Menschheit zu vollenden, wohl interessant genug ist, um auch in der „Gartenlaube" für ein Stündchen Zutritt zu finden. Die Shaker sind zwar Communisten, duften aber nicht im Mindesten nach Petroleum. Sie halten die Ehe für Sünde, aber unsere jungen Damen sowie deren Mütter werden, wenn sie diese Meinung selbstverständlich nicht billigen, wenigstens die Art und Weise, auf die man dieselbe rechtfertigt, ziemlich ergötzlich finden. Sie verehren Gott endlich durch Tanz, und ich irre kaum, wenn ich von der schöneren Hälfte der Leser annehme, daß dieser Zug sie ihr weniger unangenehm als sympathisch machen wird, und da sie

Digitized by Google

mit Salbung tanzen, so wird auch die andere Hälfte, mit Einschluß der Herren Pastoren, ihnen am Ende nicht gram sein dürfen. Und nun wollen wir uns nicht mehr mit Empfehlungen und Entschuldigungen meiner Freunde aufhalten, sondern straks in die Sache selbst hineinspringen.

Als ich mich im Herbst 1851 zu Dayton im südlichen Ohio aufhielt, hörte ich unter andern curiosen Dingen auch, daß nicht weit von der Stadt eine Ansiedelung von Shakern sei.

Es war am Nachmittage des 3. October, als ich meinen Entschluß in's Werk setzte und nach ungefähr zweistündiger Wanderung, meist durch schönen Laubwald, vor meinem Ziele anlangte. Das Volk nennt die Niederlassung, die südöstlich von Dayton an einer Seitenstraße der nach Cincinnati führenden Chaussee liegt, schlechthin „Shakertown", Shakerstadt, während sie auf der Landkarte Watervliet heißt. Sie befindet sich inmitten einer weiten Rodung im Walde, durch die sich ein kleiner Bach, der Beaver-Creek, von der Hügellehne herabschlängelt, und besteht aus einer Gruppe von Häusern und Häuschen, die von wohlbebauten Mais- und Weizenfeldern und einem weitläufigen Garten mit Apfel- und Pfirsichbäumen umgeben sind. Die kleineren Gebäude, theils Blockhütten, theils Bretterhäuser, sind mit schreienden Farben, eines eigelb, zwei oder drei schneeweiß, eines maigrün, angestrichen. In dem Hauptgebäude, einem ziemlich großen Hause von rothen Backsteinen mit einem grauen Schindeldache, das ungefähr die Mitte der Gruppe einnahm, vermuthete ich die eigentliche Wohnung der Gemeinde, und so lenkte ich meine Schritte dahin.

Das Bild der „Shakerstadt" war freundlich, aber nicht schön. Ihre Bewohner waren offenbar nüchterne vorsteloße Leute. Dem Garten fehlten Blumen, Strauchwerk und Schattenbäume; die Häuser zeigten nicht einmal den Versuch zu einer Verzierung. Der Friedhof am Wege war nichts als ein verwilderter Grasfleck, die Gräber hatten weder Hügel noch Denksteine mit Bildwerk oder Inschriften und waren nur mit rohen Platten, wie man sie auf dem Felde daneben gefunden haben mochte, als solche bezeichnet.

Unbehaglich, fast unheimlich war das tiefe Schweigen, das ringsum herrschte. Es war erst drei Uhr Nachmittags und die ganze Gegend so völlig ruhig und einsam, als ob es Mitternacht gewesen wäre. Eine stille Kuhheerde weidete innerhalb einer Umzäunung; sonst war weit und breit kein lebendes Wesen zu sehen. Kein Laut ließ sich hören als das leise Murmeln des Baches und — halt! doch etwas Menschliches — das Klappern eines fernen Webstuhles, das aber auch das Hacken eines Spechts im nahen Walde sein konnte. Wäre das Hauptgebäude, vor dem ich endlich anlangte, stattlicher gewesen, so hätte ein Tourist, phantasievoller als ich, ohne Zweifel an ein verzaubertes Schloß gedacht — wenigstens in seinem späteren Berichte. Mir war es mit seiner unromantischen Nüchternheit und seiner anscheinenden Ausgestorbenheit nur ein peinliches Geheimniß, das durch die erste Begegnung mit einem der Bewohner dieser stillen Welt eben nicht minder peinlich wurde.

Ich mochte fünf Minuten vor der Thür gestanden haben, als ich aus dem Walde hinter dem Hauptgebäude einen Mann in Shakertracht auf mich zukommen sah. Er trug einen Strohhut mit so breitem Rande, daß man einen Brunnenmund damit hätte zudecken können, einen graublauen Rock, der hinten unmittelbar unter dem Kragen littelartig in Falten gelegt war, und gewöhnliche Beinkleider von derselben Farbe. Als er näher kam, sah ich ein bleiches, saltiges Gesicht und hohle, düstere Augen. Den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken, schien er, ohne mehr als flüchtig Notiz von mir zu nehmen, schon an mir vorüber zu wollen. Ob er sich ein neues Dogma überlegte oder eine Predigt memorirte? Ob alle Shaker's dahsein so in sich gekehrt, so ungesellig, so griesgrämig einherwandelten? Zu der Stille ringsum hätte es gepaßt, aber ermuthigend für mich war es nicht. Wie, oder war der finstere Träumer etwa tiefsinnig, gestörten Geistes, daß er meinen Gruß nicht beachtete? „Das fängt schön an," sagte ich zu mir, als ich, durch seine Unhöflichkeit nicht abgeschreckt, wenn auch ein wenig verlegen, die Frage an ihn richtete, ob man hier eintreten und von der Einrichtung des Hauses und seiner Insassen Kenntniß nehmen dürfe, und nur ein unverständliches Brummen zur Antwort erhielt.

Indeß kam es besser, als ich nach diesem ersten Auftritte der Tragikomödie, die mit dem Erscheinen des Blaugrauen begann, hoffen konnte. Der Wahnsinnige — das war er, wie ich später erfuhr, in der That — verschwand um die Ecke, und aus der Thür trat ein zweiter Shaker mit einem freundlichen, breiten, rothen Gesicht, in Hemdsärmeln, kaffeebrauner Schoßweste und gleichfarbigen Hosen. Er trug keinen Hut und die grauen Haare über der Stirn kurz verschnitten und hinten lang, ungefähr wie die Deutschen im Mittelalter — eine Haartour, der ich später bei allen Männern und Knaben der Secte wieder begegnete. Ich grüßte und wurde wieder gegrüßt. Ich wiederholte ihm den Zweck meines Kommens und erhielt, nachdem er einen prüfenden Blick auf mein Gesicht geworfen und vermuthlich Gutes darin gelesen, den Bescheid, wer in der ehrlichen Absicht, ihre Lehre und ihr Gesetz kennen zu lernen, bei ihnen Einkaß begehre, sei willkommen. Es stelle sich freilich, sagte er, zu Zeiten schlimmes Volk hier ein, und so schien er denn wieder mißtrauisch zu werden. Wenigstens meinte er, die Regel erfordere, daß er über meinen Wunsch erst den Aeltesten befrage. Ich gab ihm weiteren Aufschluß über meine Person und meine Absichten, und obwohl er schwerlich begriff, daß Jemand fünftausend Meilen weit hierher kommen könne, blos um eine Secte zu studiren, vielmehr, wie dies auch sonst bei ähnlichen Leuten in Amerika vorkommt, der Meinung sein mochte, ich wolle entweder bekehren oder bekehrt werden, schien er es doch vorläufig mit mir soweit wagen zu wollen, daß er mich einließ und dann erst zum Aeltesten ging.

Wir traten durch die Hausthür in einen unten mit braunem Holze getäfelten, oben einfach gewölbten Gang, dessen Fußboden gelb lackirt und der Länge nach mit schmalen Bastmatten belegt war. Rechts und links öffneten sich mehrere Thüren. Auch hier war Alles still. Nicht einmal das Picken einer Uhr ließ sich hören. Mein Begleiter klopfte an eine der Thüren zur Rechten. „Herein!" sagte auf Englisch eine Baßstimme. Wir gingen hinein und standen in einer Stube, die wie der Gang gemalt und getäfelt war, und die außer einem großen Himmelbette und einer altmodischen Schublade an Hausgeräth nur noch einige Stühle mit Sitzen aus Spahngeflecht hatte, welche zum Theil an Pflöcken an der Wand hingen. Mein Führer stellte mich als „Freund Maurice" einem Manne in Shakertracht vor, der, mit dem Flechten einer ähnlichen Brunnenbedeckung beschäftigt, wie sie der Wahnsinnige draußen getragen, am Fenster saß, und den er „Bruder Harmon" nannte. Derselbe mochte ein hoher Vierziger sein und hatte eine große silberne Brille auf der Nase. Er nahm einen Schaukelstuhl von der Wand und lud mich zum Sitzen ein. Nach der Brille rechnete ich ihn zu den gelehrten Ständen; nach den ersten Sätzen des Gespräches, das sich nach dem landesüblichen Handschütteln entspann, glaubte ich auch zu wissen, daß ich einen Landsmann vor mir habe. Ein Deutscher, der studirt hatte, unter den Shakern — Saul unter den Propheten!

Die Vermuthung bestätigte sich, als der Andere ging, um nunmehr dem Aeltesten meine Ankunft zu melden. Wir setzten jetzt unsere Unterhaltung in der bequemeren Sprache unserer Mütter fort. Sein Dialekt bezeichnete ihn als Norddeutschen. Ich sagte ihm, daß ich Theolog sei, und er war offenbar auch vom Handwerk. Zwar gestand er das nicht ausdrücklich, aber die Art, wie er meine Fragen nach dem Glauben seiner „Denomination" (der Ausdruck Secte ist hier verpönt, weil beleidigend) beantwortete, genügte vollständig. Ueber seine persönlichen Verhältnisse erfuhr ich zunächst von ihm nichts, als daß er sich seit dem letzten Herbste hier befand. Indeß hatte ich bald den Eindruck, daß er sich hier nicht zu Hause fühlte und daß seine Ueberzeugung von den Wahrheiten des Shaterkatechismus nicht gerade felsenfest stand. Nach einer Weile mußte er mehr Vertrauen zu mir gewonnen haben. Augenscheinlich wollte er mir etwas mittheilen, was ihn bedrückte. Aber war es nun Scham oder die Furcht, behorcht zu werden, so oft er dazu ansetzte, stockte er und sprach dann von Anderem. Dann kam es ihm wieder auf die Lippen. Er sah zum Fenster hinaus, wie um sich zu vergewissern, daß kein Lauscher da sei, und öffnete, offenbar zu demselben Zwecke, die Thür. Er war jetzt sicher in Betreff der Anderen, aber wieder schien er ungewiß geworden, ob ich sein Geheimniß wissen dürfe. Er schwieg

Digitized by Google

einen Augenblick, heftete einen scheuen, traurigen Blick auf mich und schlug die Augen nieder. Endlich sah er auf und sagte:

„Darf ich Ihnen etwas mittheilen?“

Ich wollte ihm eben bejahend antworten, als die Hausthür ging und Schritte auf dem Gange sich hören ließen. Es klopfte, und zwei andere Mitglieder der Gemeinde traten ein, die den weitergekommenen Fremden auch sehen und begrüßen wollten. Unter diesen Umständen verschloß Bruder Harmon seine Offenbarung natürlich wieder, und wir kehrten zum Credo der Shaker, zu ihren Sitten und Bräuchen, zu ihren gesellschaftlichen Einrichtungen und Aehnlichem zurück.

Die Neuhinzugekommenen waren freundliche, gutherzige Leute, nach den Fragen aber, die sie an mich richteten, so unbekannt mit den Dingen in der Welt draußen, wie neugeborene Kinder. Sie nahmen an, ich werde die Nacht bei ihnen bleiben. Ich mußte dies eines Versprechens halber, das mich zum Abend nach Dayton rief, ablehnen, sagte aber auf ihre Bitte zu, morgen zurückzukehren und dann länger bei ihnen zu verweilen, was Bruder Harmon mit einem dankbaren Blicke beantwortete.

Als ich mich verabschiedete, erbot er sich, mich zu begleiten, vielleicht, um auf dem Wege Gelegenheit zu nehmen, mir zu offenbaren, was er durch das Hinzukommen der Brüder zu sagen verhindert worden war. Aber ich weiß nicht, wie es kam, er schien wieder den Muth verloren zu haben. Statt zu beichten, zeigte er mir nur die Gebäude der Colonie und erklärte mir ihre Bestimmung. Das maigrün angestrichene Häuschen war das Bureau des Diakons, das zugleich als Herberge für besuchende Brüder dient. Eine weißgetünchte, Blockhütte enthielt Betten für profane Fremde. In einer anderen unterrichtete der freundliche Alte, der mich hereingeführt, vier Knaben. Ein größeres Gebäude war das Arbeitshaus der Schwestern. Nicht weit davon stand eine Wagenfabrik. Ein einfaches Bretterhaus ohne Thurm und Glocke war das Meetinghaus oder die Kirche der Gemeinde. Zuletzt besichtigten wir noch die Färberei und die Werkstücke, wo die Shaker ihre Kleiderstoffe verfertigen, und wo ich dem einen der beiden Vorsteher der Niederlassung, dem Elder Richard Pelham, der hinter einem Webstuhl saß, vorgestellt wurde. Es war ein hageres, dunkelhaariges Männlein mit lebhaften braunen Augen, das sich sofort anschickte, mir über die Shakerreligion ausführlichen Bescheid zu geben, und als ich erklärte, aufbrechen zu müssen, wenn ich vor Dunkelwerden wieder heim sein wolle, mich dringend einlud, morgen wieder zu kommen und so lange zu bleiben, wie es mir gefiel.

So ging ich denn, ohne Bruder Harmon's Geheimniß mitzunehmen, und so leid es mir that, auch die Leser dürfen es aus Rücksichten auf die wirksamste Anordnung meines Stoffes heute noch nicht erfahren. Ueber acht Tage also, wenn wir uns wiedersehen und ich die Schakers habe tanzen lassen, fällt der Schleier und löst sich das Räthsel, von dem ich, um die Spannung zu steigern, hier nur noch so viel verrathen will, daß sein Kern ein tragikomischer ist. Damit der Leser aber heute nicht blos Einleitung zu sehen bekommt, will ich ihm in der Kürze berichten, was ich über die Geschichte und die Glaubenslehre der Secte in Erfahrung gebracht habe.

Die Secte der Shaker ist zu Bolton in Lancashire entstanden, und zwar aus einer kleinen Gemeinde von Mystikern, die vor ungefähr hundert und dreißig Jahren von Tage zu Tage auf die Wiederkehr Jesu hoffte. Diese Hoffnung erfüllte sich, indem 1758 Ann Lee der Gemeinschaft beitrat. Dieselbe war damals zweiundzwanzig Jahre alt, mit dem Hufschmied Stanley verheirathet und Mutter von vier Kindern. Durch glühende Frömmigkeit und bedeutende Rednergabe ausgezeichnet, sowie in unmittelbarem Verkehre mit dem Himmel stehend, nahm sie bald die erste Stelle unter den Uebrigen ein. Die Offenbarungen, die sie erhielt, wurden Glaubenssätze, und nachdem man die Vermittlerin eine Zeitlang als „geistige Mutter“ verehrt, erfuhr man, daß sie der zur Aufrichtung des tausendjährigen Reichs wiedergekommene Christus sei. Da Spott und Verfolgung nicht ausblieben, empfing Ann 1772 die Weisung, nach Amerika auszuwandern, ein Gebeiß, dem sie mit ihren Anhängern zwei Jahre später nachkam. Dreißig Köpfe stark, siedelten sich die „Kinder der Mutter Ann“ in den Wäldern von Niskayuna bei Albany an, wo sie, obgleich auch hier wiederholt Verfolgung wider sie ausbrach und Ann mehrmals in's Gefängniß wandern mußte, allmählich an Zahl wuchs, sodaß die Gemeinde nach einigen Jahren schon über tausend Seelen stark war und außer der ersten Colonie New-Lebanon bereits eine andere zu gründen begann. Nach als Ann, die „Schwester und Braut Christi“, am 8 September 1784 das Zeitliche gesegnet, breitete sich der Shakerglaube noch weiter aus. Die Ansiedelungen gediehen unter ihrer communistischen Verfassung, und gegenwärtig existiren deren achtzehn, von denen vier auf den Staat Ohio kommen. Die Gesammtzahl der in diesen Niederlassungen befindlichen Shaker soll gegen viertausend betragen, zu denen seit etwa zwei Jahren noch einige Hundert in England kommen.

Der Glaube der Shakers läßt sich kurz in folgende Sätze zusammenstellen: Sie sind Chiliasten, unterscheiden sich aber von den übrigen Secten dieser Richtung wesentlich dadurch, daß nach ihnen, während jene auf die baldige Wiederkunft Christi zur Errichtung des tausendjährigen Reiches auf Erden nur hoffen, dieses Reich bereits besteht. Im Jahre 452 nach Christo, so beweisen uns ihre Dogmatiker ebenso ausführlich, wie haarscharf, begann mit Begründung der päpstlichen Macht das Reich des Antichrists, welches nach der Offenbarung Johannis dem zweiten Auftreten des Heilandes auf Erden vorausgehen soll. Es breitete sich zur Herrschaft über die Welt aus und nahm dann seit der Reformation, die den „großen Drachen“ aber nicht tödtete, sondern nur in zwei Theile zerriß, allmählich wieder ab. Der göttliche Geist Christi, des „Sohnes der ewigen Mutter Weisheit“, kehrte während dieser Herrschaft des Antichrists in den Himmel zurück, um dort seine Wiederkunft „in und mit der heiligen Braut, welche die Tochter der ewigen Weisheit ist“, vorzubereiten, und als die Zeit erfüllet war, im Jahre 1747, ließ er sich auf Ann Lee herab, um durch eine zweite Erlösung der Menschheit ein tausendjähriges Friedensreich zu gründen, in dem die Sünde keine Stätte hat.

Wenn man fragt, warum er in Gestalt eines Weibes wiederkam, so antworten die Shaker: Die Sünde kam durch Adam und Eva, unsre ersten Eltern, in die Welt, und zwar durch die erste Vermischung der Geschlechter. Sie kann nur durch die Wiedergeburt aufgehoben werden, und zu dieser bedarf es, wie zur leiblichen Geburt, nicht blos eines Mannes, sondern auch einer Frau. Christus steht als zweiter Adam, Ann Lee als zweite Eva am Anfang der letzten Periode der Menschengeschichte. In ihrer Ehe wird fortan Jeder, der an sie glaubt, geistig von Neuem erzeugt und wiedergeboren, und diese Zeugung und Geburt soll hinfort die einzige sein. Wer daher zu den Heiligen des tausendjährigen Reiches gehören will, hat sich alles geschlechtlichen Verkehrs, aller irdischen Liebe zu enthalten oder, um mit den Shakern zu reden, „sein Kreuz auf sich zu nehmen“. Die Welt, der Staat, die bürgerliche Gesellschaft hat mit dem Reiche Christi und der „Mutter Ann“ nichts zu schaffen; alles Weltliche ist daher nach Möglichkeit zu meiden, und so verlangt ein zweites Gebot die Trennung von den Kindern der Welt, die Ablehnung ihrer Ehren und Aemter und die Sammlung der Gläubigen in abgeschlossenen Gemeinden. Als dritte Pflicht tritt eine friedfertige Gesinnung und Haltung gegen Jedermann hinzu, die alle Anwendung von Zwang und Gewalt und selbstverständlich die Theilnahme am Kriegsdienst verschmäht. Sodann soll der Shaker nicht schwören und keine die Gleichheit der Menschen verneinenden Ausdrücke brauchen, weshalb er nicht blos keinen Titel annehmen, sondern auch Niemand mit einem solchen anreden darf. Selbst das Wort „Herr“ ist verpönt; Fremde werden mit „Freund“, Glaubensgenossen mit „Bruder“ oder „Schwester“ bezeichnet. Wie die Shaker in ihrer Ehelosigkeit den Mönchen und Nonnen der katholischen Kirche gleichen, nur mit dem Unterschied, daß in ihren Klöstern beide Geschlechter beisammen wohnen, so ähneln sie ihnen auch noch darin, daß sie kein Eigenthum haben dürfen. Wer ihrer Gemeinschaft beitritt, hört damit auf, etwas für sich zu besitzen; was sein war, geht an die Gesellschaft über, die fortan die Verpflichtung übernimmt, für seine Bedürfnisse in gleicher Weise wie für die aller andern ihrer Mitglieder zu sorgen. „Ein Leib und ein Brod“, lautet in dieser Beziehung ihr Grundsatz. Die Kirche ist eine geistige Familie, die aus den Kindern Christi und der „Mutter Ann“ besteht. Kinder haben den Willen ihrer Eltern zu thun, und diese Eltern werden hier durch die „Elders“, das heißt die Vorsteher der einzelnen Colonien vertreten, die über sich wieder das sogenannte

Digitized by Google

„Ministerium" in der Hauptniederlassung und dem Centralpunkte des gesammten Shakerthums New-Lebanon haben. Gehorsam ist somit ein ferneres unumgängliches Gebot der Moral der Secte.

Der Gottesdienst in einer Shakergemeinde ist sehr einfach. Sie sind Alle heilig und Alle gleich, also giebt es bei ihnen keine Priester. Die Sacramente waren nur nöthig in der Zeit, die auf das tausendjährige Reich vorbereitete; dieses Reich ist da; also braucht man weder Taufe noch Abendmahl mehr. Glocken und Orgeln sind Tand, die der Heilige zu seiner Erbauung nicht bedarf. Sein Altar ist sein Herz; folglich hat sein Betort keinen vonnöthen. Dasselbe gilt von Kanzel und Kerzen, Bildern und Kreuzen. Das einzige Mittel zur Gottesverehrung sind Tänze, welche bald als Bild ihrer Einheit in der Mannigfaltigkeit, bald als Wanderung nach dem Himmel, bald als ein Rausch und Taumel des Gefühls der Liebe zu „Mutter Ann" auftreten und mit jubelnden Gesängen begleitet, bisweilen auch von einem kurzen predigtartigen Vortrage unterbrochen werden.

Die Damen der „Gartenlaube" werden neugierig sein, zu wissen, welchem Tanze meine Freunde den Vorzug geben. Die nächste Nummer soll auch dieses Räthsel befriedigend lösen. Hier nur die Andeutung, daß sie ihre religiösen Empfindungen weder durch Menuet, noch durch Galopp, noch durch Walzer ausdrücken, und daß auch die etwaige Vermuthung, sie tanzten eine andächtige Polka oder eine gottselige Française, auf Irrthum hinauslaufen würde.

Unsere Damen werden ferner vielleicht Aufschluß haben wollen, wie die Shaker diesen immerhin auffälligen Branch bei ihrem Gottesdienste erklären und rechtfertigen. Man wird mir Recht geben, wenn ich sage: nichts leichter als das, und man muß sich nur wundern, daß die Leute anderswo nicht auch schon darauf gekommen sind. Es ist das reine Ei des Columbus. Gott hat Alles zu seiner Ehre erschaffen. Er hat uns ein Herz eingesetzt, um seine Liebe zu empfinden; er hat uns die Zunge gegeben, um ihn zu preisen mit Gesängen; er hat uns Hände verliehen, um sie betend zu ihm zu erheben. Wie kämen die Beine dazu, lediglich um weltlicher Zwecke willen sich zu bewegen? Sollten nicht der ganze Körper, Haupt und Glieder, Hände und Füße in gleichem Maße berufen sein, sein Lob zu verkünden? Gewiß, das ist überzeugend, zumal die Shaker bei ihrer Auffassung die fromme Schwester Mosis, des Propheten, die mit Pauken und Cymbeln beim Zuge durch das Rothe Meer den Reigen führte, und den nicht minder frommen und heiligen König David, der vor der zurückkehrenden Bundeslade tanzte, Pathestelle vertreten lassen und somit den Beweis liefern können, daß der liebe Gott das schon vor Alters so hat haben wollen.

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird ausdrücklich untersagt.

Von Otto Glagau.

3. Gründer und Gründer-Praktiken.

„Die Woche fängt gut an!" sagte Jener. Er sagte so am Montag, und da wurde er aufgehängt. — Bekanntlich nennt man diese Art von Laune den Galgenhumor. Auch ein armer Sünder kann unter Umständen noch Humor zeigen, aber nie und nimmer der Henker. Der hat höchstens Witz. Und genau in demselben Falle befindet sich die Börse. Auch ihren Angehörigen ist der Humor, als ein Product des Gemüths und des Herzens, versagt: aber dafür machen sie in Witz. Sie reißen Witze, die wie Scheidewasser schmecken und wie Höllenfeuer brennen. Als die Gründungen florirten, sang die Börse, während sie Leimruthen legte, mit solchem Henkerswitz:

„Erst kommt der Erfinder,
Dann kommen die Gründer oder die Schinder;
Beide brauchen sie Kinder,
Und wenn's gut geht, machen sie Kinder."

Die Kinder sind — mit Respect zu sagen — das liebe Publicum, während die Kinder hier den Vorgang andeuten, welchen sonst nur das Thierleben auf der untersten Stufe zeigt. Nach Art der ekelhaften Schmarotherthierchen vermehren sich auch die Gründer und die Gründungen mit reißender Schnelligkeit. Eine heute geborene Baul oder dergleichen gründete morgen schon lustig fehlt; oder sie „emittirte" immer wieder „junge Actien"; sie kam aus dem „Jungen" nicht heraus. Wir lassen einstweilen „Kinder" und „Kinder" bei Seite, und betrachten zunächst „Erfinder" und „Gründer".

Schon das obige Versklein verräth, daß Beide nicht immer dieselben, sondern häufig verschiedene Personen waren. Der „Erfinder" hatte die Idee; der „Gründer" übernahm die Ausführung. Jener war meistens ein Schlankopf, dieser nicht selten ein bloßer Tops. Dafür wurde der „Erfinder" oft mit einem Trinkgelde abgespeist, während der „Gründer" eine Million für sich in Anspruch nahm. Der Erfinder wußte zu finden und zu erfinden: sein Auge sah lauter Gründungsobjecte, und wo es schlechterdings gar nichts sah, da half die Phantasie ihm aus. Die damals entstandene „Neue Börsenzeitung" entwarf davon eine artige Schilderung, die etwa so lautete:

Im einsamen Thale entdeckt der „Erfinder" einen verlassenen Schornstein, und aus dieser Ruine macht er flugs eine — Maschinenfabrik. Auf dem Berge sieht er eine Windmühle, ein altersschwaches Gehäuse mit lahmen Flügeln — und sofort ist ein Mühlen-Etablissement auf Actien fertig. Am Ufer eines Baches stolpert er über einen umgestülpten Kahn — und ein „Lloyd", ein binnenländischer „Lloyd" läßt seine Dampfer hinund herfliegen. Und wie beginnt die Geschichte jener Verblendeten Ziegelei auf Actien? „Es war einmal ein Thonlager . . . . . ꝛc." Des Erfinders Phantasie macht aus einem Zimmermann, der Balken aufschält, ein Lieferungsgeschäft für Baumaterial; aus dem verwegenen Knaben, der. eine Katze steigen läßt, eine chemische Fabrik. Und — — nehmt Eure Wäscherinnen in Acht! Laßt sie nicht allein über die Straße gehen, sonst macht sie der Erfinder zu einer Actien-Wäscherei.

Es wurde öffentlich und insgeheim, durch Zeitungsinserate und unter der Hand nach Gründungsobjecten gesucht; es wurde förmlich Jagd gemacht auf schon bestehende Fabriken, Berg- und Hüttenwerke, Brauereien ꝛc.; und natürlich in erster Reihe auf altrenommirte Etablissements. Der Inhaber einer bekannten großen Färberei und „Garderobe-Reinigungsanstalt" in Berlin erhielt so viele Anfragen und Anerbietungen, daß er seine ablehnende Antwort: er sei nicht geneigt, sich gründen zu lassen — bald nicht mehr geschrieben, sondern nur noch lithographirt versandte. Wohl die härtesten Anfechtungen hatte Borsig, der „Locomotivenkönig", zu bestehen. Man bot ihm verschiedentlich für seine großartigen Werke geradezu fabelhafte Summen — bis zwölf Millionen Thaler, wie eine Version lautet, und man würde ihm überhaupt jeden Preis gegeben haben, den er nur gefordert hätte; aber er war ehrliebend und auch wohl klug genug, um sich nicht verblenden zu lassen. Viele andere Fabrikherren dagegen bewiesen sich weniger prüde, und so verwandelten sich viele solide, wohlberufene Privatgeschäfte in lauter faule und unsolide oder doch zweifelhafte Actiengesellschaften; z. B. Maschinenfabriken von Egells, Webers, Eckert und Freund, Borcellan-Manufactur von Schumann, Lampenfabrik von Stobwasser, Ofenfabrik von Danckerg, Kammgarnspinnerei von Schwendy, Wagenbauerei von Neuß, Tabakshandlung von Brunzlow und Sohn ꝛc. ꝛc.

Herr Egells verkaufte sein Etablissement sogar zwei Mal, zum zweiten Male natürlich zu einem höheren Preise, worauf der erste Käufer oder das erste „Gründungs-Comité" die Hülfe des Richters anrief. Durch solche Umwandlungen zeichneten sich wieder aus Herr Schweder von der „Preußischen Bodencreditactienbank" und Herr Quistorp. Herr Schweder „gründete" die Glasfabrik „Albertinenhütte", die Nähmaschinenanstalt Pollack, Schmidt und Comp. in Hamburg, die Maschinenfabrik von Wöhlert, das Bergwerk „Nedenhütte", das Soolbad Salzungen ꝛc. Herr Quistorp „gründete" die chemische Fabrik von Schering, die Fabrik für Wasser- und Gasanlagen von Mattison und Brandt, die Feilenfabrik von Schaaf, die Papierfabrik Wolfswinkel, das Fuhrgeschäft von Gebrüder Beckow, die Brauerei von Scholtz

Digitized by Google

Das neue Rat
Nach der Natur aufgenom

Digitized by Google

uß in München.
von Peter Herwegen.

Digitized by Google

in Breslau, das Tabaksgeschäft von Prätorius, die Schraubenfabrik von Ludewig, die Holzhandlung von Gebrüder Sarau in Potsdam, die Brillenfabrik von Emil Busch in Rathenow, die Böttcherei von Wunderlich in Zwickau ꝛc. Alle diese Geschäfte wurden ihren Inhabern um Summen abgekauft, welche Jene noch kurz vorher sich nicht hatten träumen lassen, und nun als Actiengesellschaften mit einem so riesigen Capital belastet, daß eine Rentabilität in Zukunft unmöglich war.

Gewisse Verkäufer, wie Wühlert und Andere, ließen vor Freude über die ungeheuere Kaufsumme, welche ihnen zugefallen; Beträge bis 50,000 Thaler und mehr unter ihre früheren Beamten und Arbeiter vertheilen. Verschiedenen dieser „gegründeten“ Fabrikherren dagegen war beim Essen der Appetit gewachsen, und um ihre Muße ordentlich anzunutzen, gingen sie selber unter die Gründer, mit denen sie nun brav wetteiferten. So thaten z. B. Egells, Stobwasser, Schering, Webers, Schwendy ꝛc.

Auch die Etablissements und Geschäfte zweiten und dritten Ranges kamen an die Reihe. Auch sie wurden entweder aufgesucht, oder sie suchten selber nach Gründern umher. Ihre Besitzer waren zuweilen verschuldet, oder sie standen gar schon auf der Kippe, oder sie trachteten doch, den günstigen Zeitpunkt wahrzunehmen. Sie traten mit einem Bankhause oder mit einem namhaften Gründer direct in Verbindung, oder sie übertrugen die Vermittelung einem Agenten, der sich nun von beiden Theilen eine entsetzliche Provision ausbedingte. Wollte der Besitzer oder der Agent die Gründung selber in die Hand nehmen, so mußte er Verbündete und Patrone gewinnen, die man an der Börse kannte und respectirte. Es mußten Namen angekauft werden, und diese waren nicht billig. So hat man dem Chef eines Bankhauses, wenn er den ihm vorgelegten Gründungsprospect mit unterzeichne, die runde Summe von 10,000 Thalern. Aber er entgegnete mit vornehmem Lächeln, daß seine Unterschrift um diesen Preis noch nicht zu haben sei.

Wie es Gründerbanken gab, so gab es auch eine ganze Anzahl von Personen, die das Gründen als Beruf ergriffen, und dabei so gut fuhren, daß sie bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zogen. In einer Posse, die damals auf der Kroll'schen Bühne erschien, fragt der Vater seinen Sohn: „Was willst Du werden?“ „Gründer!“ ruft der kleine Bursche, zum Entzücken des Publicums, das wüthend Beifall klatschte. — Von diesen professionellen Gründern hatten manche ihr besonderes Fach. Der Eine gründete hauptsächlich Bauvereine, der Zweite Brauereien, der Dritte Banken, der Vierte Maschinenfabriken, der Fünfte Berg- und Hüttenwerke, und so fort. Die Mehrzahl freilich trieb ihre Kunst sonder Auswahl und Beschränkung auf allen möglichen Gebieten. Manche genossen den Ruf besonderer „Frische“ und „Gerissenheit“, oder sie hatten doch lauter Erfolge aufzuweisen, so daß man sich bei neuen Unternehmungen eifrig um sie bemühte, sie zum Gelingen der Gründung für unentbehrlich hielt. Andere wieder verstanden es, sich bald hier bald dort einzudrängen; oder man ließ sie zu, um ihnen den Mund zu stopfen, damit sie das Project nicht etwa beseldben und schädigen möchten. Endlich bildeten die Gründer verschiedene Cliquen, die gewöhnlich zusammenhielten, und wo der Eine dafür sorgte, daß der Andere nicht vergessen wurde. Gewisse Gründer und Gründercliquen werden mir bei Gelegenheit vorführen.

Der Gründungsproceß selber war mehr oder weniger verzwickt und weitläufig. Wir wollen ihn an einem Beispiele illustriren. Aus den zahllosen Gründungen jener Tage greifen wir Eine heraus, die wohl als Muster der Gattung gelten darf, und verändern nur die Namen. — Fabrikbesitzer Flau und Gründer Hecht sind durch einen Aufspürer oder Agenten einander zugeführt worden. Flau will seine Fabrik verlassen, die einen reellen Werth von 250,000 Thalern haben mag. In Anbetracht der Zeitverhältnisse und der eigenthümlichen Umstände fordert und erhält er aber dafür 400,000 Thaler. Das heißt, er erhält sie einstweilen noch nicht. Er überläßt die Fabrik für diesen Preis dem Gründer Hecht mittelst eines sogenannten Schlußscheins, der in der Regel nur eine einseitige Verpflichtung enthält und die Gültigkeit des Abkommens auf einen gewissen Zeitraum beschränkt. Während der nächsten vier oder sechs Wochen steht die Fabrik für die genannte Summe zur Verfügung Hecht's; Flau darf sie nicht anderweit veräußern, wohl aber ist Hecht befugt, von dem Vertrage, sobald es ihm beliebt, ohne jedes Renegeld zurückzutreten. Den Schlußschein in der Tasche, verständigt sich Hecht mit seinen Cameraden und Geschäftsfreunden; die Rollen des Gründungscomité's, der ersten Zeichner, des Aufsichtsraths und Vorstandes werden vertheilt, und es beginnt jetzt, um dem Gesetz in der Form zu genügen, eine Reihe von Komödien. Als „Gründungscomité“ treten Hirsch und Wolf auf. Sie schließen eine offene Handelsgesellschaft, die sie etwa „Cyklop“ nennen, und verlautbaren vor einem Notar das Statut oder den Gesellschaftsvertrag. Als Gegenstand des Unternehmens geben sie den Erwerb einer Maschinenfabrik oder dergleichen an — der Zweck der Gesellschaft wird gern so unbestimmt und vielbeutig wie nur möglich ausgedrückt, damit man hinterher aus ihr Jedes und Alles machen kann. Noch an demselben Tage kaufen sodann Hirsch und Wolf die Maschinenfabrik von vormals Flau; sie erwerben sie von Hecht für den soliden Preis von Einer Million Thaler, nachdem sie vorher im Statut das Actiencapital auf 1,200,000 Thaler festgesetzt haben. Der Ueberschuß von 200,000 Thalern soll als „Betriebscapital“ dienen, um der Fabrik noch einen höheren Aufschwung zu geben. Noch an demselben Tage findet, wieder unter Zuziehung eines Notars, die erste sogenannte „constituirende Generalversammlung“ des „Cyklop“ statt. Es sind anwesend: Hecht, Hirsch und Wolf, dazu noch Fröhlich und Selig, und Grün und Geld; zusammen also sieben Personen.

Diese Sieben sind die „ersten Actionäre“ des „Cyklop“, die „ersten Zeichner“, welche das Actiencapital von 1,200,000 Thaler aufbringen, das heißt, wie man sehen wird, blos auf dem Papier. Hecht zeichnet 300,000 Thaler, Hirsch und Wolf je 200,000 Thaler, Fröhlich und Selig je 150,000 Thaler, und Grün und Geld je 100,000 Thaler. Macht zusammen wie oben. Die sieben Actionäre und ersten Zeichner genehmigen einstimmig das ihnen vorgelegte Gesellschaftsstatut, und ebenso einstimmig genehmigen sie den Erwerb der Fabrik von vormals Flau für 1,000,000 Thaler, sowie die Zahlung dieser Summe an Hecht. Darauf wählen diese Sieben den „Aufsichtsrath“ der Gesellschaft, der nach dem Gesetze mindestens aus drei Personen bestehen muß. Es werden mit großer Majorität: Fröhlich und Selig zu Mitgliedern und Wolf zum Präsidenten des Aufsichtsraths gewählt. Mit derselben überwältigenden Majorität wird Hecht zum ersten Director des „Cyklop“, und Hirsch zu seinem Stellvertreter ernannt. Die fünf Würdenträger nehmen an dem langen Tische des Vorstandes Platz, und auf den Bänken der Actionäre sitzen nur noch — Grün und Geld. Der amtirende Notar aber hat den Verlauf der Generalversammlung protocollirt und gehörig überwacht; er hat die Versammelten mit seinem juristischen Rathe unterstützt, und namentlich darauf gesehen, daß die verschiedenen Genehmigungen, Verschcerungen und Wahlhandlungen in vorschriftsmäßiger Form geschahen.

Nach diesem öffentlichen Schauspiele, zu dem freilich auch nur die Actenre, keine unbetheiligten Zuschauer zugelassen werden, macht man das Weitere hinter den Coulissen ab, und zwar so heimlich, daß es noch kein Staatsanwalt und kein Richter hat erforschen und erweisen können. Indem Flau nicht direct, sondern zunächst an Hecht, und dieser wieder an das Gründungscomité verkauft, ist eine Mittelsperson gewonnen und so dem Gesetze eine Nase gedreht; denn „es ist ein unanfechtbarer Rechtsgrundsatz, daß Jeder verkaufen und kaufen darf, zu welchem Preise er wolle, und daß es auch Niemanden etwas angeht, was der Verkäufer mit der Kaufsumme macht.“

Die gesammten 1,200,000 Thaler Actien werden dem Bankhause Gebrüder Israel, das gleichfalls zu den Gründern gehört, aber von den officiellen Verhandlungen sich fern gehalten hat, zum Vertriebe übergeben. Die Zeichnungen der sogenannten ersten Zeichner sind bloße Scheinzeichnungen; Gebrüder Israel schießen die zehn Procent des Grundcapitals vor, die nach dem Gesetze mindestens eingezahlt werden müssen, und darauf geschieht die Eintragung des „Cyklop“ in das Handelsregister. Binnen einigen Wochen oder Monaten ist es den Gebrüdern Israel gelungen, die Actien zum Theil über, zum Theil unter Pari (100) abzusetzen, das heißt dem Publicum aufzudrängen. Sie bringen von dem Erlös ihre Provision in Abzug, welche etwa 16⅔ Procent oder 200,000 Thaler beträgt, und führen den Rest von 1,000,000 Thaler an den Director

Digitized by Google

des „Cyklop", Herrn Hecht ab, welcher nun die Theilung des Raubes vornimmt.

Grün und Gelb sind bloße Statisten gewesen und erhalten jeder 10,000 Thaler, zusammen also	20,000 Thlr.
Fröhlich und Selig haben größere Ansprüche, weil sie höhere Summen zeichneten und außerdem als Aufsichtsräthe fungiren; auf sie entfallen je 20,000 oder zusammen .	40,000 „
Hirsch und Wolf endlich sind die beiden Intimusse von Hecht, mit denen er stets zusammengeht, und die ihn nächstens bei Gründungen, wo Einer von ihnen die Hauptrolle spielt, in gleicher Weise zuziehen und „betheiligen". In Anbetracht dessen, in Erwägung ihrer Zeichnungen und mit Rücksicht auf ihre einflußreichen Stellungen als Präsident des Aufsichtsraths und resp. stellvertretender Director erhalten Wolf und Hirsch je 50,000 oder zusammen	100,000 „
Hecht zahlt also an seine Verbündeten . .	160,000 Thlr.
und da er von Gebrüder Israel . . .	1,000,000 „
empfangen, bleiben noch	840,000 Thlr.
Hierin stecken die Kaufsumme für Flau mit 400,000 Thlr. und das Betriebscapital mit 200,000 Thlr., gleich	600,000 „
so daß Hecht selber etwa	240,000 Thlr.

profitiren würde. Es ist jedoch sicher anzunehmen, daß er auch mit Flau ein geheimes Abkommen getroffen hat und an diesen nicht 400,000 Thaler voll, sondern höchstens 350,000 Thaler zahlt. Aehnlich verhält es sich mit dem „Betriebscapital" von 200,000 Thalern, dessen Schicksal ganz in den Händen des Directors Hecht und seines Stellvertreters Hirsch ruht und das in der Regel schon im ersten Geschäftsjahr der neuen Gesellschaft wegzuschmelzen pflegt, wie der Schnee im April. Was Wunder, wenn die mit 100 an der Börse eingeführten Actien des „Cyklop" schnell auf ein Sechstel des Nennwerths sinken?! Was Wunder, wenn nach einem Jahre der „Cyklop" bereits um seine Existenz ringt, zu einer Anleihe schreiten muß, oder gar in Concurs geräth, und die Actionäre auch nicht einen Heller mehr retten?!!

Der Leser aber darf überzeugt sein, daß diese Vorgänge und diese Zahlen keinen bloßen Phantasiegebilde entnommen sind, sondern auf Thatsachen beruhen, die sich hundertmal wiederholt haben, und bei dem Gründungstreiben überhaupt die Regel bilderen. Jene Summen sind durchaus nicht übertrieben, sondern die Gründer haben in vielen Fällen noch weit größere Beute-Antheile davon getragen; je es ist, namentlich bei Banken und Bergwerken, mehrfach vorgekommen, daß überhaupt gar kein oder doch nur ein eingebildetes, in Wahrheit völlig werthloses Gründungsobject vorhanden war, das aber trotzdem die Actionäre mit Millionen bezahlt haben.

Man gestatte uns, noch einen Augenblick zum „Cyklop" zurückzukehren, um daran einige Erläuterungen zu knüpfen. Herr Hecht konnte die Gründung nicht allein vollführen. Er bedurfte dazu der anderen Personen als seiner Gehülfen. Um die Posse der „constituirenden Generalversammlung" in Scene zu setzen, um den obligaten „Aufsichtsrath" und „Vorstand" wählen zu können, sind mindestens sieben bis zehn Schauspieler nöthig. Dieses müssen Leute von Vermögen oder Credit sein, sonst vertreibt kein namhaftes Bankhaus die Actien, sonst findet das „Effect" an der Börse keinen Anklang und überhaupt kann Aufnahme. Selbstverständlich giebt sich nun aber zu solchen Diensten Niemand umsonst, Niemand aus bloßer Gefälligkeit her — am wenigsten ein Geldmann, sondern wer beim Gründen hilft, verlangt auch seinen Antheil. Und mit Recht. Denn jeder Mitgründer trägt eine moralische wie eine gesetzliche Verantwortlichkeit, die ihm Geld und Freiheit kosten kann, Achtung und Ehre meistens gekostet hat, und wenn er als „erster Zeichner" auftritt, übernimmt er auch immer ein Risico. Selbst wo er nur zum Schein zeichnet, wo z. B. das angewordene Bankhaus für ihn die Einzahlung leistet, bleibt er demselben doch verhaftet, falls die Gründung verunglückt, oder die Actien nicht abgesetzt werden. Daher sind alle die Personen, welche je beim Gründen irgend wie Pathen standen, dafür auch bezahlt worden, und in der Regel überreichlich. Auch pflegen sich die „ersten Zeichner", gleichviel ob wirkliche oder nur Scheinzeichner, außerdem noch gewisse einträgliche Vorrechte nach der Zukunft hin zu wahren, z. B. für den Fall der Ausgabe neuer Actien, worauf wir seiner Zeit näher eingehen.

Verkaufte der Besitzer direct, oder unternahm er selber die Gründung, so hatte er natürlich seine Helfershelfer abzufinden und stellte demgemäß die Verkaufssumme oder das Actiencapital so hoch wie nur irgend angängsich. „Lieber etwas mehr Capital!" war fast überall die Losung, und die Vorstände gewisser Actiengesellschaften, die nachher in Concurs geriethen oder zur Liquidation (Auflösung) schreiten mußten, suchten sich dann mit der Behauptung zu entschuldigen: „das Actiencapital sei zu klein gewesen" (!). Man that's in der Regel nicht unter einer Million, da man sonst nicht die Gründungsspesen herauswirthschaften, und weil es sonst auch nicht recht lohnte, damit an die Börse zu kommen. Weil man blos „gründete", um zu gründen, mußte man die Leitung der Fabrik oder der Bank ꝛc. oft in den Händen des Verkäufers lassen. So heißt es in dem Prospecte der „Märkisch-Schlesischen Maschinenbau- und Hüttenactiengesellschaft, vormals F. A. Egells": „Die Mitwirkung der früheren Besitzer ist für das neue Unternehmen gesichert." Und in der Ankündigung der so berüchtigt gewordenen „Thüringer Actiengesellschaft für Fabrikation von Eisenbahnmaterial, Erfurt-Gotha" — eingeführt durch die Bankhäuser Rauff und Knorr und S. Frenkel, die beide noch eine Reihe ähnlicher Gründungen leisteten — liest man: „Der bisherige Chef der Fabrik in Erfurt, Herr Julius Unger, eine technische Autorität für Eisenconstructionen, ist für die Oberleitung des neuen Unternehmens gewonnen, dem damit die Erfahrungen und Verbindungen des alten zu Gute kommen." Der Verkäufer oder Vorbesitzer, der nicht selten zu der eigentliche Gründer war, ließ sich in vielen Fällen zum Präsidenten des Aufsichtsrathes oder zum Director der neuen Actiengesellschaft ernennen. Als solcher bezog er dann einen Ministergehalt und eine vielleicht noch höhere Tantième und versuhr im Uebrigen nach Willkür und Belieben. Entweder er that gar nichts und ließ die Dinge gehen, wie sie wollten, oder er that zu viel, begann zu bauen und zu vergrößern, schaffte die theuersten Maschinen an, experimentirte in der kostspieligsten Weise und verschwendete in Materialien und Löhnen — lauter Dinge, vor denen er sich früher wohl gehütet hatte.

Um bei einer Gründung vorsichtig und sicher zu gehen, um sich gegen Verluste und Rückschläge zu decken, und um das Risico möglichst zu theilen — bildete man wohl auch nicht blos ein Consortium (Genossenschaft), sondern mehrere hintereinander. Der interessanteste Fall dieser Art ist der folgende: Herr A., ein in Geschäften sehr gewandter und darin auch stets äußerst glücklicher Mann, verband sich im November 1871 mit guten Bekannten zur Gründung eines „artistischen" Unternehmens. Nachdem die Zeichnungen geschehen, verkaufte das erste Consortium die Actien an ein zweites Consortium zum Course von 75, worauf sie ein drittes Consortium zum Course von 85 übernahm, und sie einem vierten Consortium zum Course von 93 überließ. Dieses endlich führte die Actien an der Börse ein zum Course von — — 110 und schlug sie zu diesem Preise auch wirklich los. Der Leser schüttelt verwundert den Kopf. Aber er wird sich erst recht wundern, wenn er hört, daß der geschickte Herr A. allen vier Consortien angehörte. In der That, Herr A. trat viermal hintereinander zugleich als Verkäufer und als Käufer, als „Geber" und als „Nehmer" auf, und verdiente natürlich jedesmal doppelt, nach rückwärts wie nach vorwärts hin. — Uebrigens war die Gründung trotzalledem keine eigentlich unsolide. Nein, sie ist vielleicht die solideste der ganzen Periode. Denn die Gesellschaft hat seit drei Jahren regelmäßig zehn Procent Dividende vertheilt, und ihre Actien stehen selbst heute, wo die Börse an der galoppirenden Schwindsucht darnieder liegt und die Nebrzahl aller Effecten am Course fast neun Zehntel eingebüßt hat, circa — 120! Die Moral von der Geschichte aber mag der Leser selbst herausfinden.

Digitized by Google

Bis zur Schwelle des Pfarramts.

1. Elternhaus

(Schluß.)

Von drückenden Sorgen sahen wir nichts. Fast Alles, was man zum Leben brauchte, producirte man selber. Milch und Butter gaben die Kühe, welche das reichliche Heu der Pfarrwiesen ernährte, das Fleisch die Schweine, die man mit den Abfällen fütterte. Die Frucht lieferte die Zehntscheuer, den Hanf für die Winterarbeit der Mutter und Schwestern der Acker. Die Gemüse reichten Feld und Garten, und das Ei legten die Hühner und Enten, die im großen Hofraum und an den Halden ringsum sich ungehindert herumtrieben. Man lebte einfach und ländlich, aber man hatte genug. Am Morgen war die gewöhnliche Nahrung der Haferbrei, über welchen die Mutter das Sprüchlein führte: „Hafermus giebt starken Fuß". Er kam in der rußigen, dreifüßigen Pfanne auf den Tisch, und Kinder, Knecht und Magd langten mit dem Löffel hinein — Teller brauchte man nicht; als der Jüngste hatte ich das Recht, auf dem Tische unmittelbar an der Pfanne zu sitzen, und ich gebrauchte dieses Vorrecht, um jedesmal das Fett, das sich in den Vertiefungen sammelte, vorwegzunehmen, wofür ich freilich von den Neidischen dann und wann Eins auf die Finger bekam. Neben der Hafermusspfanne stand ein hölzerner Teller mit rohem, ungelochtem Sauerkraute, unmittelbar aus der Stande; auf einige Löffel Haferbrei kam immer eine Gabel Sauerkraut. In den strengsten Arbeitszeiten nahmen Knecht und Magd außerdem jedes noch einen Hafen voll saurer (gestandener, geronnener) Milch.

Was sagt ihr, meine Leser und Leserinnen, zu diesem gesunden Volksmagen? Der Abend versammelte Alle wieder um die Schüssel voll süßer Milch mit dampfenden Kartoffeln, und Alle tauchten wieder mit dem Löffel in die Schüssel — so demokratisch war man noch. Fleisch und Wein bekamen wir Kinder nur wenig und zur Seltenheit. Der Kaffee war noch ganz unvolksthümlich. Nur da und dort hatte eine reiche Bauernfrau angefangen, im Kämmerlein abseits von der Welt an der duftenden Schale zu nippen, wie an einer seltenen, verbotenen Frucht. Unsere Eltern tranken ihn Morgens, und der Papa nahm einen ganzen Krug voll mit in die Studirstube, um daran bis zum Mittagsessen zu nippen. Es währte nicht lange, so wurde der Kaffee erst zur Wohlthat des Sonntags; dann, zehn Jahre später, trank ihn die ganze Familie bis zur Magd herunter täglich zweimal, und Niemand im Volke wollte das braune Getränk mehr entbehren. Mit der Unwiderstehlichkeit der Idee hatte die Culturbohne sich den Weg gebahnt.

Bei dieser Lebensweise gab es natürlich nicht viele Krankheiten, die singirten ausgenommen, so das gewöhnliche Montagskopfweh, wenn ich den Sonntag über, der mir nicht zur Plage gemacht schien, vergessen hatte, die Bibelsprüche auswendig zu lernen, welche am Montag abgehört wurden, bis der Vater endlich die List merkte und den Patienten zur Arbeit trieb. — Auch war kein Arzt im Orte, wenn man nicht etwa ein autodidaktisches Genie von einem Barbier und Chirurgen so nennen wollte. Als ich mich einmal gelegt hatte und dem Vater der Zustand für seine gewohnten Hausmittel zu bedenklich schien, holte er den „befreundeten Arzt aus der Stadt. Der kam, untersuchte mit Wichtigkeit Puls und Zunge und sprach von einigen Tränklein, die wohl helfen würden. Aber kaum war er aus der Kammer getreten und in der Wohnstube im lebhaften Gespräche begriffen, so sing ich im Bette an hellauf zu pfeifen, worauf er — wenn er vernünftig war, ich weiß es nicht mehr genau — von jeder Medicin abstrahirte.

Aber nun laßt uns einmal aus dem Hause hinaustreten und sehen, was ein Dorfleben einem munteren Knaben in Sommer und Winter an Lust und Freude bringt. Da war der große Obstgarten mit Pflaumen und Zwetschen, mit Aepfeln und Birnen, mit Johannis- und Stachelbeeren; das war für uns Knaben das Paradies. Da bauten wir in der Sommerhitze die Laubhütten, unter denen wir im Schatten ruhten; da kletterten wir wie die Eichhörnchen auf die Bäume; da sammelten wir das zu früh gefallene Obst und legten davon im Heu eine „Munklete" an, deren Geheimniß vor jedem fremden Auge sorgfältig gewahrt wurde.

In einer Nacht hatte es gestürmt und geregnet, und in unserer Phantasie ward jeder Windstoß zur Feenhand, welche die Aepfel schüttelte. Des Morgens höre ich, wie der Bruder in seinem Bettchen unter der Decke die Strümpfe sachte anzieht, um mir zuvorzukommen; ich, in einem Satze zum Bette hinaus, renne, wie ich bin, im bloßen Nachthemdchen durch Kammer und Wohnzimmer, wo die erstaunten Eltern und Geschwister sitzen, die Treppe hinab; der Bruder rennt hinter mir drein, und keine Drohung der Mutter mit geballter Faust zum Fenster heraus schreckte uns, das gefallene Obst aus dem nassen Grase aufzulesen.

Da waren die Freuden der Heuernte. Welche Lust für uns, in der thauigen Frühe aus den Schwaden, welche die Mäher von Morgens drei Uhr an gelegt hatten, die Kümmelstengel herauszulesen und den Kümmel der Dote (Taufpathin) nach S. zu schicken, wofür sie Jedem von uns einen Sechser (sechs Kreuzer) zurückgab, oder gegen Abend, Zügel und Peitsche in der Hand, — denn der treue Fuchs ließ sich von Kinderhand leiten — hinaus zusahren und auf dem duftenden Heu heimzukehren!

Ja, dich kann ich nicht ohne Rührung nennen, treuer Fuchs, edles Thier. Als es eines Morgens hieß, du seiest todt, da stand die ganze Familie trauernd im Hofe und Keines war, das sich nicht die Thränen abwischte. Welche Dienste hast du uns erwiesen! Wie geduldig botest du dem Knaben deinen Rücken, wenn er dich in die große Schwemme unten am Pfarrgarten führte und das Wasser immer höher und höher stieg, daß er die Beinchen oben auf die Brust zusammenzog, bis du wieder schwer athmend zurückschwammest! Wie sicher trabtest du mit der altmodischen Pfarrkutsche dahin — „das Wort Gottes vom Lande" pflegten wir Studenten später solche Möbel zu nennen, wenn sie in die Stadt hineinfuhren —, wie sicher trabtest du dahin, wenn der Vater etwa am Sonntag Nachmittag ausfuhr in die Stadt oder in ein benachbartes Pfarrhaus, oder wenn er auf vier bis fünf Stunden Weges den Sohn, der von der lateinischen Schule oder von der Universität in die Ferien kam, abholte, und gewöhnlich uns Baben, oft von der Straße weg, aufpackte und mitnahm! Wie kräftig zogst du den schwerbeladenen Wagen die steundelange Steige hinaus in das hohe ferne Dorf, wo eine sehr primitive Anstalt zum Mosten war, wo wir Kinder unterdessen im Hause des Vetter Pfarrers uns tummeln durften! So fromm warst du uns Allen — so lieb, daß der Vater dir keinen Nachfolger gab. Wer hätte nach dir so treu gedient?

Oft ging ich mit den Knechten und Tagelöhnern dieses oder jenes Bauern schon am frühesten Morgen auf's Feld und lebte den Tag über von rohem Speck und Schwarzbrod. Da machte es mir jedesmal besondere Freude, wenn ich den Kirchhof passirt hatte und den Eltern aus den Augen war, Strümpfe und Schuhe abzuziegen und barfuß, wie die meisten Dorfkinder, durch's Dorf zu gehen und den Staub der Straße aufzuwirbeln. Unvergeßlich sind mir besonders die Tage gebliehen, die ich mit dem Gänsehirten auf dem Anger zubrachte. Wenn er in sein Horn stieß und die Gänseschaar aus den Bauernhöfen sammelte, das war Wonne für mein Ohr. Dann schloß ich mich an, blieb ein oder das andere Mal den ganzen Tag bei ihm, und redlich theilte er mit mir die Krumen harten schwarzen Brodes, welche die Bauern ihm, dem armen elternlosen Knaben, mitgegeben hatten. Da hüteten wir zusammen die Herde, damit keines sich in unerlaubtes Land verirre, da warfen wir uns in den Fluß, wenn die Sonne zu heiß drückte, und badeten und schwammen nach Herzenslust; da schmückten wir den Hut mit den Gänsefedern, die freiwillig ausfielen, oder zerrten auch der einen oder anderen besonders kräftig besiederten eine Schreibfeder gewaltsam aus, wenn sie in ein verbotenes Gebege gerathen war und wir sie fangen konnten.

Was da von Poesie und Naturstimmung unbewußt in die Seele fällt! Einmal ging ich über Feld — ich mochte sieben oder acht Jahre alt sein — die Lerchen trillerten in der Luft über die weite Ebene hin; die Kleefelder dufteten, und die Fruchthalme trieben

Digitized by Google

in die Höhe. Da fiel es wie ein unendliches, namenloses Sehnen über mich, ich wußte nicht, was es war, aber ich weinte und weinte, bis ich den Acker erreichte, auf dem die Knechte und Mägde rüstig schafften, und bei den kräftigen Bauernworten meinen Weltschmerz vergaß.

Eine besonders ergiebige Quelle für solche Naturstimmungen war das Flüßchen, das an der südöstlichen Seite des Dorfes, oft unter Weidengebüschen versteckt, so sanft dahin murmelte. Da saßen wir stundenlang und angelten. Oder am Sonntag Nachmittag zog die Buben[schaar], größere und kleinere, hinaus an eine besonders geeignete und tiefere Badestelle. Da führten wir unsere ersten Religionskriege. Oft war der Platz bereits von den Knaben des katholischen Nachbarortes besetzt; er wurde, nachdem wir unterwegs unserem Muth auf alle Weise zusammt hatten, mit Sturm genommen. Am glänzendsten war der Feldzug, wenn der ältere Bruder Theodor, groß und muthig, wie er war, in den Ferien bei uns war und mit unserem „Mohr", einem kühnen Stauferhunde, der ganzen Schaar voranging. Ich sehe noch den geschlagenen Feind in ungeordnetem Rückzug den Hügel entlang ziehen.

Wenn dann die Nebel des Herbstes in's Land fielen, dann ging's hinaus auf den Kartoffe[l]acker draußen am Saume des Waldes; da machten wir das Feuer an und unterhielten es mit den Stauden der Frucht und brieten die mehligen Dinger. Und der Winter erst, wenn in dem etwas rauhen Klima Eis und Schnee das Land fast die Hälfte des Jahres bedeckte! Der erste Schnee im Jahre — welch ein Fest der Jugend! Man steht am Fenster in der traulichen Stube und schaut unverwandt nach den ersehnten Flöckchen, die erst so schüchtern und spärlich und zögernd kommen, als wollten sie den unsicheren Grund erst einmal untersuchen. Es wird Nichts werden, o! man möchte den Wolkenfist bespötteln. Aber schon kommen sie dichter und dichter — schon neigen sich die Aeste der Bäume. Da freut's Dich unsonst; der Schnee ist zu lasig — er wird nicht halten. Doch schon ist der Boden bedeckt, wohin das Auge sieht. Schon sind die Steine unter der weißen Decke verschwunden. Jetzt den Schlitten aus der dunklen Kammer geholt und hinaus auf alle Hügel und Halden! Ja, kaum waren wir dem Mutterarme entwachsen, so regierten wir den Schlitten, wie der Reiter sein Pferd. Wenn dann der Thauwind wieder kam und die Eisdecke löste, dann ging es mit kühnem Wagniß auf die abgesprengten Eistafeln hinaus; von der einen Tafel, die unter dem Fuße sank, setzte man auf die andere und so fort über das ganze Eisfeld hin auf und ab. Eines Tages hatte mir die älteste Schwester, welche in Abwesenheit der Eltern das häusliche Scepter führte, dieses Vergnügen untersagt, als nur für ältere Knaben ungefährlich. Aber ich widerstand dem Reize nicht, und richtig, ich gleite aus und falle in das tiefe Wasser; es gelingt mir, mich so lange an einer Eistafel zu halten, bis einige Knaben sie mit einer Stange an's Ufer getrieben haben. Pudelnaß renne ich heim, und die strenge Schwester, weit entfernt, über die Rettung des Bruders Thränen der Rührung zu vergießen, stattirt vor ihren auf Besuch anwesenden Freundinnen aus dem Dorfe ein empfindliches Strafexempel an dem verwegenen Jungen.

Hatten wir uns dann den Tag über müde gerannt, dann ruhte sich's so süß am langen Abende auf dem großen, strapazenreichen Familiensopha. Unter beständigem Kampfe der gegen einander gekehrten Füße, den nur hier und da ein kräftiges Scheltwort der Mutter unterbrach, lagen wir Knaben da und lauschten dem Familiengespräche. Mutter und Schwestern spannen, und das Mädchen surrte unter dem Fuße der ältesten Schwester, und die Spindeln der Anderen, die vor ihrer Kunkel saßen, tanzten so melodisch auf dem Boden.

Neben den Freuden auf Eis und Schnee bestand mein Hauptwintervergnügen im Vogelfange. Henricus aucops (Heinrich den Finkler, dem großen Kaiser aus dem sächsischen Hause nach) nannte mich darum später mein Praeceptor (Lehrer an der Lateinschule). Da war das Haus des guten Provisors, in welchem ich wie daheim war, der Liebling der alten zahnlosen Provisorin, die immer ein Zuckerlein oder ein Brätlein* für mich parat hielt, und der ständige Gesellschafter des lahmen Sohnes, dem ich seine Pfeife stopfte und anzündete und die traurigen Stunden seines freudlosen Lebens erheiterte. Der Wand entlang in der Wohnstube war ein großer Vogelkäfig mit vielen Abtheilungen. Sobald der erste Schnee fiel, ging es da an ein Hämmern und Zimmern und die Meisenschläge wanderten auf die Bäume im Garten neben dem Hause. Täglich, stündlich wurde nachgeschaut. War einmal der Deckel gefallen, dann ging's mit pochendem Herzen den Baum hinauf. Man sieht durch die Spalten des Schlages: es regt sich Etwas; es ist etwas Schwarzes darin. Ist's eine Blaumeise? eine Spiegel- oder Kohlmeise? Schnell den Schlag losgelöst, am Taschentuche hinuntergelassen und in's Zimmer getragen. Wie se[h]sam that der Vogel, wenn er sich aus dem finsteren Behälter in den hellen geräumigen Käfig versetzt sah! Aber es war ein Käfig; er hatte seine Freiheit verloren. Wild und ruhelos rannte er, wie ein Verzweifelnder, im Kerker auf und ab und pickte nur mit Verdruß und unter stummen Vorwürfen den Samen, der ihm verleiht hatte, bis das stürmische Freiheitsfeuer sich allmählich dämpfte und der Flug in's Freie, wenn der Frühling wieder kam, fast zögernd und zaghaft unternommen wurde.

Einmal ist mir etwas Schreckliches passirt: gegen das Ende des Winters hatte ich auch auf einem hohen Birnbaume im Pfarrgarten noch einen Schlag gerichtet, wohin ich sonst nie einen gestellt hatte. Der Schnee schmolz, und die Erde grünte; es fiel mir nicht ein, daß in solcher Zeit noch ein Vögelein sich würde fangen lassen. Wie zufällig komme ich einmal hin. Der Schlag ist gefallen — ein Vögelein ist darin, aber wehe! todt und ausgestreckt. Es war mir wie ein Stich in's Herz, daß ich das arme Thier so traurigen Tode preisgegeben.

Daß ich doch unter den Winterfreuden den Samiklaus (Sanctus Nicolaus) und den Weihnachtsbaum nicht vergesse! Wie bebte dem Kinde das Herz, wie angstvoll schlugen die Pulse, wenn um die ahnungsvolle Weihnachts- und Neujahrszeit nach all' den abergläubigen, furchterregenden Erzählungen, welche ihm in's Herz gestäubt worden waren (zwar nicht im Elternhause), der Klaus nächtlicher Weile die Treppe heraufpolterte, im Gange einen wüsten Lärm machte, hereintrat, das Kind, das sich verkrochen hatte, aufsuchte, um dann beim Weggehen das geängstete durch eine Hand voll Nüsse, die er in die Stube warf, zu trösten! Neben diesen aufregenden Erinnerungen an das alte alemannische Heidenthum wirkte der Christabend so wohlthuend und freundlich. Das war wohl einer der glücklichsten Griffe, welchen die christliche Kirche that, als sie das Heidenthum aus unseren Ländern verdrängt hatte, das sie in die Zeit der römischen Saturnalien und der germanischen Weihenächte, in welchen die Göttin der Huld mit ihren Gespielinnen über die Fluren ging, um die Samenkörner des Frühlings auszustreuen, ihr Christfest verlegte mit der Losung: „Die Nacht ist vergangen; der Tag ist gekommen; wandelt ehrbar als am Tage!" Selbst wenn der christliche Festkalender einmal gänzlich sollte vergessen sein, würde doch der Weihnachtsbaum nicht untergehen mit dem hoffnungsreichen Grün in kalter Winterzeit, mit seinen schimmernden Lichtern in dunkler Nacht. Nichts bildet die jugendliche Phantasie und Nichts nährt das Gemüth an seinen verborgenen Wurzeln, wie diese Feier. Nachdem wir wochenlang theils die offenen Vorbereitungen vor uns gesehen, theils an manchen seltsamen Zeichen Geheimnisse geahnt hatten, schickte man uns am Tage des heiligen Abends gleich nach Tische in's Nachbarhaus, wo wir ungeduldig harrten, bis die Magd mit der Laterne kam und uns holte. Noch ein Viertelstündchen Geduld im Vorzimmer, und auf ging die Thür, und alle die Herrlichkeit stand vor uns, bescheiden zwar, aber dem durch künstliche Genüsse nicht verwöhnten Gemüthe wie ein Königreich. Wer dieses Glück einmal genossen hat, der mag es nicht mehr missen, so alt er wird.

Das sind einige Erinnerungen aus der Jugendzeit. War das nicht ein herrlicher Tag voll Sonnenschein? Aber, so fragt vielleicht ein Neidischer, habt Ihr denn Nichts lernen müssen. Ihr Glücklichen? Wohl, wir hatten auch Schule, aber es war — soll ich sagen ein Spaß oder eine schnell vergessene Pein? Die circa zweihundert Kinder des Dorfes waren in zwei großen Zimmern zusammengepfercht, die Jüngeren unter dem alten gutmüthigen Provisor, der zugleich des Vaters Kollege war, die älteren unter dem strengeren Schulmeister. Das waren zwei Bürger der Gemeinde, die in ihrer Jugend lesen, schreiben und

* Brätlein nennt man im Schwabenlande Sauerkraut mit Spätzlein („Knöpfle"), vom Mittagstische übrig gebliebden und im Ofenrohre bis gegen Abend zugebrätelt.

Digitized by Google

rechnen gelernt hatten; von einer besonderen Ausbildung für den Lehrerberuf war keine Rede. Da wurde Alles rein mechanisch angelernt; warum man ein Wort so schreibe, ein anderes so, warum man z. B. beim Addiren eine Zahl unter den Strich setze und die andere zur folgenden Reihe hinübernehme, das erfuhr man nie.

Im achten Jahre nahm mich der Vater zu sich auf die Studirstube mit dem Bruder, der schon ein Jahr vorher aus der Schule genommen war, um mit uns Latein zu treiben; auch ein Kaufmannssohn aus dem Dorfe nahm Theil. Wir lernten brav, aber es gab doch zu viele Abhaltungen und Störungen. Am Montag Morgen kam die Dorfpolizei mit der stehenden Redensart: „Guten Morgen, Herr Pfarrer. Ich habe Ihnen zu vermelden, daß ich Nichts zu vermelden habe," der Mann meinte besonders Uebertretungen des Sonntagsgebots, „haben Sie sonst Nichts zu vermelden?" Da kam wieder ein Bäuerlein, das marktete um den Zehenten, aus welchem zum Theil die Pfarrerbesoldung bestand, und erklärte, daß die Ernte weit unter der amtlichen Abschätzung ausgefallen sei.

Ein anderes Mal war eine Beerdigung oder eine Hochzeit, und der Vater mußte zur Kirche. Kaum war er zur Thür hinaus, so ging es an einen Hosenlupf, und gewöhnlich unterlag der geistig und körperlich etwas langsamere ältere Bruder der Schnelligkeit und List des Jüngeren. In anderer Weise standen sich Esau und Jacob gegenüber. Auch war der Vater viel zu gut für solche Wildfänge. Man sagt, daß die Väter gewöhnlich schlechte Lehrer seien. Wenn die brüderlichen Füße unter dem Tische hinter einander geriethen, oder wenn ich das Tintenfaß des Bruders, während er emsig schrieb, auf den Kopf stellte, daß er sich die Feder beim nächsten Versuch des Eintunkens zerstieß, dann erhob der Vater den Kopf einen Augenblick von seiner Lectüre und sprach mit wehmüthigem Ton: „Buben, Buben!" anstatt den stets keinnützigen Jüngeren, wie er's verdiente, einmal kräftig durchzuwichsen.

Als ich meinen neunten Geburtstag feierte, erschrak der Vater; er hatte gemeint, ich zähle erst acht Jahre. Wie hätte er Zeit gehabt, das Alter seiner Kinder auszurechnen? Jetzt hieß es aber: schnell mit ihm fort in die lateinische Schule! Denn das Landexamen, das schon die dreizehnjährigen Bürschchen in die Residenzstadt rief, war eine Macht, mit der sich nicht spaßen ließ. Daß ich nämlich Theologie studiren müsse, das verstand sich aus mehr als einem Grunde von selbst. Denn erstens waren der Vater, der Großvater, der, damals nahe den Achtzigen, eine Stadtpfarrei verwaltete, der Urgroßvater und so weiter rückwärts, Pfarrer gewesen, und Alle hatten diesem Berufe bei wenig äußerlichem Glanze mit innerer Befriedigung gelebt. Für's andere erwuchsen auf diesem Studienwege Vortheile, deren kein anderer Berufszweig sich zu rühmen hatte; das ganze Studium ging vom vierzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Lebensjahre auf Kosten des Staates. Dank dem frommen Herzog Christoph, der zur Reformationszeit einen Theil des eingezogenen Klostervermögens auf diese Weise für das Reich Gottes wieder fruchtbar gemacht hatte. Aber außerdem — hatte ich denn nicht schon von Kindheit auf gepredigt? Als kleiner Knabe hatte ich den nächsten besten Fußschemel oder Stuhl zur Kanzel gemacht und über meinen Lieblingstext gesprochen: „schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern!" Hatte denn nicht meine liebste Freundin, die alte Provisorin, hundert Mal gesagt: „Heinrich, ich will's noch erleben, daß er Pfarrer in Sch. wird"? Und hatte nicht die Frau Decanin von F., als ich einmal vor einer großen Tischgesellschaft so unerschrocken mein Thema abgehandelt hatte, mir als Zeichen ihrer Anerkennung ein kostbares Kinderspiel verehrt?

Bei allem Drang in die Fremde und allem Frohmuth meiner Natur fiel mir doch der Abschied schwer. Als ich am letzten Sonntag, den ich im Dorfe zubrachte, noch einmal im Hause des Provisors war und die Nachbarn, die in behaglicher Sonntagsruhe dort zusammen saßen, über die alltäglichsten Dinge sprachen, wie sonst, konnte ich das nicht begreifen und wurde ihnen recht böse. Sollte es denn nicht Allen zu Herzen gehen, daß ich morgen fort müsse? Am Montag Morgen, noch bei Licht, rief mich der Vater in sein Studirzimmer, sprach ernste und liebevolle Abschiedsworte, drückte mir dann zwei Gebete in die Hand, eines für den Morgen und eines für den Abend, die er ausdrücklich für mich niedergeschrieben hatte, und sagte: „Bet' und arbeit' fleißig!"

Auf den Marktkisten eines befreundeten Kaufmanns, der nach der Stadt zur Messe fuhr, legten wir, mein Bruder und ich, die erste Strecke unseres Weges zurück und waren nach sechs oder sieben Stunden am Orte unserer Bestimmung.

Blätter und Blüthen.

General Sheridan in New-Orleans. Der am 4 Januar dieses Jahres begangene Gewaltact im Hause der Repräsentanten des Staates Louisiana hat in den Vereinigten Staaten einen Sturm erregt, dessen hochgehende Wogen noch heute gegen das stolze Piedestal branden, auf welches die Bürger der Union den Präsidenten Grant stellten.

An diesem Tage hat ein Soldat, der General de Trobriand, es gewagt, an der Spitze von zwanzig Untergebenen in die Legislatur des Staates einzubrechen und fünf conservative Mitglieder derselben aus dem Sitzungssaale werfen zu lassen. Ein solcher Act ist unerhört in der Geschichte der Union und mit Recht rief Louis Wilts, der Sprecher des Hauses: „Louisiana hat aufgehört, ein souveräner Staat zu sein." Die Folgen der That sind bekannt. In New-Orleans constituirten sich zwei Legislaturen. General Sheridan übernahm persönlich das Militärcommando und telegraphirte an den Präsidenten Grant, daß die Civilregierung des Staates Louisiana außer Stande sei, die Ordnung aufrecht zu erhalten; darum müsse über denselben der Belagerungszustand verhängt werden.

Grant billigte alle militärischen Maßregeln und zeigte sich nicht abgeneigt, auf Sheridan's Verlangen einzugehen. Dies wird, soweit ich die Amerikaner kenne, dem Präsidenten den besseren Theil seiner republikanischen Freunde für immer entfremden.

Was den kleinen Phil. Henry Sheridan angeht, so dürfte ein Erinnerungsblatt aus vergangenen Tagen zur Genüge darthun, daß der Generallieutenant für keine Zustände so sehr schwärmt, als für Belagerungszustände. In dem Manne steckt ein Dictator. Wir wollen herzlich wünschen, daß die transatlantische Republik niemals in die Lage komme, von diesen hervorragenden Anlagen Sheridan's Gebrauch machen zu müssen.

Sheridan erhielt bereits im Winter des Jahres 1865 im Staate Louisiana das Militärcommando und verlegte sein Hauptquartier nach New-Orleans, wo er kräftiglich bemüht war, die Wiederherstellungsacte durchzuführen. Als der Präsident Johnson diesen gewaltsamen Bemühungen durch die Abberufung des Generals ein Ziel setzte, gab sich im Norden eine große Entrüstung kund. Es ist wahrscheinlich, daß Johnson sich bei diesem Schritte von unlauteren Motiven leiten ließ, allein gewiß ist, daß Sheridan durch sein barsches Auftreten viel an der Verschärfung des genugsam ausgebildeten Racenhasses in Louisiana verschuldete und daß er sich bei der Anwendung seiner fast unumschränkten Machtvollkommenheit nicht immer von der Rücksicht für Recht und Billigkeit leiten ließ.

Im französischen Opernhause zu New-Orleans spielte zu jener Zeit eine deutsche Schauspielertruppe, welche bei der geringen Anzahl der in der Stadt wohnenden Deutschen und der durch den Krieg herbeigeführten Geldcalamität Mühe hatte, die weiten Räume des prächtigen Theaters zu füllen. Zum Heile der Gesellschaft meldete sich Ende December eine italienische Operntruppe zum Gastspiele, welche — das ließ sich voraussehen — brillante Einnahmen erzielen mußte. Die Oper sollte viermal in der Woche Vorstellungen geben und dreimal die deutsche Gesellschaft. Als der Impressario eintraf, ließ dieser durch den deutschen Director ein Logenabonnement eröffnen. Schon waren die Logen alle vergriffen, da sandte General Sheridan einen Adjutanten auf's Bureau und ließ für sich die große Proscenumsloge rechts vom Parterre in Beschlag legen.

Diese Maßregel rief bei dem deutschen Director wie dessen Gesellschaft eine nicht geringe Bestürzung hervor, denn gerade diese Loge war von einer Familie bereits gemiethet, welche ein Anrecht darauf besaß.

Der Lohgerber N., ein biederer Schwabe, hatte das deutsche Schauspielunternehmen so zu sagen in's Leben gerufen. Er unterstützte die Direction mit reichen Geldmitteln und war seit Eröffnung des Theaters stetiger Abonnent dieser Loge gewesen. Abend für Abend war dieser treue Kunstmäcen in jener Loge erschienen, hatte sich in den weichen Sammetfauteuil gestreckt und war bei den Klängen der Ouverture fest eingeschlafen, um nicht eher wieder zu erwachen, als bis der Vorhang fiel. Welch' einen beruhigenden Einfluß der Anblick dieses wackeren Schläfers auf die vom Coulissenfieber befallenen Darsteller ausübte, möge der unparteiische Leser selber beurtheilen. Andererseits aber floß aus dieser Loge den Schauspielern, welche sich in animirter Stimmung befanden, auch wieder ein reicher Strom der Ermunterung zu. Dem braven Schläfer gegenüber hatte nämlich dessen Gattin, eine höchst würdige Matrone, Platz genommen, welche nicht schlief, sondern mit gespannter Aufmerksamkeit den Gang des Spiels verfolgte. Bei alledem war es nicht der sittliche Ernst dieser Dame, welcher einen belebenden Einfluß ausübte, so hoch ich denselben auch sonst immer anschlage. Die Person, welche eine nie versiechende Quelle der Anregung und stummen Heiterkeit ausströmte, saß im Schooße der Dame und war keine andere als — Christtöffle, das schwarze Adoptivkind der Familie.

Christtöffle war ein Vollblutneger im Alter von sieben Jahren, den die Lohgerberfamilie adoptirt hatte, als dessen Mutter, eine treue Person, dem gelben Fieber zum Opfer fiel. Der lebhafte Knabe hatte eine ebenholzschwarze Hautfarbe, blendend weiße Zähne, aber die edlere Gesichtsbildung der Negerstämme im Hochlande Centralafrikas. Was nun den pikanten Zug im Wesen dieses schwarzen Knaben ausmachte, war der

Digitized by Google

seltene Umstand, daß er von der englischen und französischen Sprache nur höchst unvollkommene Begriffe hatte, dagegen die alemannische Mundart in der ganzen ungetrübten Reinheit, wie sie zwischen Neckar und Rhein erklingt, zu Gehör brachte.

Chrischtöffle war der lebhafteste Zuschauer, welchen das deutsche Theater je aufzuweisen hatte: er klatschte in die Hände, fletschte die Zähne, kicherte überlaut, weinte dicke Thränen beim kläglichen Schicksale der Genoveva und warf dem Franz Moor, Jago oder Wurm pantomimisch firtos die ärgsten Drohungen an den Kopf. Bei Gastspielen oder sonstigen feierlichen Gelegenheiten erschien Chrischtöffle stets mit einem Lorbeerkranze an der Logenbrüstung, den er aber nie dem Gaste, sondern immer dem Komiker des Stückes zuwarf. Ging ein Schauspieler an des Lohgerbers Haus vorüber, so durfte er stets erwarten, daß ihm Chrischtöffle mit einer kritischen Bemerkung unter die Augen trete, welche entweder dahin lautete: „Ihr hent awer wüschte Faxe gemacht," oder im Falle des Wohlwollens und besonderer Gnade: „Du bischt emol e scharfer Spieler."

Daß bei einer solchen Sachlage Chrischtöffle den Gegenstand des Ergötzens aller Schauspieler und Theaterbesucher in gleichem Maße bildete, begreift sich leicht — und er sollte nun aus einer Loge verbannt werden, in welcher seit Menschengedenken seine persönlichen Eigenschaften zu so vortrefflicher Geltung kamen! Alle deutschen Gemüther empörten sich.

Sofort begab sich Director O. nach Sheridan's Hauptquartier, und da ihm eine Audienz zugestanden wurde, stellte er dem General vor, daß er mit Rücksicht auf seine hervorragende Stellung ihm die schönste Loge im Centrum des Theaters reservirt hätte, die verlangte sei dagegen an eine Familie verkauft, welcher er großen Dank schulde und die außerdem seit der Erbauung des Opernhauses sich im Besitze derselben befinde.

Sheridan schnitt diese Vorstellungen mit einem kurzen „Das kümmert mich nicht!" ab. — „Wenn diese Leute so lange in der einen Loge gesessen haben, so können sie sich zufrieden geben und endlich einmal Andere darin Platz nehmen lassen."

„Wie aber in aller Welt soll ich die rechtmäßigen Eigenthümer daraus vertreiben?" wagte der Director einzuwenden.

„Das ist Ihre Sache."

„Ich kann es nicht —"

„Sie können es nicht?" rief jetzt Sheridan ungeduldig und trat in drohender Haltung vor den Schauspieldirector hin. „So kann ich es. Wenn am Tage der ersten Vorstellung diese Loge nicht in meinem Besitze ist, so schließe ich das Theater zu und mache einen Pferdestall daraus."

„Herr General," stammelte O. und erbleichte, „mit welchem Rechte —"

„Mit welchem Rechte?" unterbrach ihn Sheridan verächtlich. „Haben Sie vergessen, daß das Kriegsrecht über diese Rebellenstadt verhängt ist und daß ich jedes Gebäude der Stadt zu militärischen Zwecken verwenden kann? Erhalte ich die Prosceniumsloge nicht, so wiehern morgen die Pferde meiner Officiere an derselben Stelle, wo Faust und Margarethe ihr Duett flöten sollten."

„Aber das sind ja Zustände —"

„Wie sie Ihnen nicht gefallen? — Ich meinerseits befinde mich äußerst wohl dabei." Sprach's und ging lächelnd von dannen. —

Mit dem Gefühl tiefster Zerknirschung theilte der rathlose Director seinem freundlichen Mäcen das traurige Dilemma mit, vor welches ihn die unbillige Forderung Sheridan's gestellt habe. Der Lohgerber fügte sich in das Unvermeidliche mit den Worten:

„Sehe Se, liewer Director, die Säwelrassler bleiwe sich in der ganze Welt gleich. Sitze die emol uf dem hohe Pferd, dann frage se nimmer was das Gesetz, sondern was die Gewalt ihne erlaubt." —

Am ersten Opernabend war das prächtige Theater zum Erdrücken gefüllt. Der Glanz der alten Sclavenstadt schien wieder erwacht zu sein, denn Hunderte von dunkeläugigen Creolinnen paradirten in reichster Toilette und mit der Camelie im schwarzen Haar. Aber an derselben Stelle, wo einst Chrischtöffle's rabenschwarzes Antlitz glänzte, das alle Zuschauer zum Enthusiasmus anfeuerte, sah man heute nur Uniformen.

In vorderster Reihe saß Philipp Henry Sheridan, der Sieger von Five-Forks und Sailors Creek, der Mann, dessen glücklichem Eingreifen bei Appamattox Grant es vorzugsweise dankte, daß der Löwe des Südens, Sir Robert Lee, die Waffen streckte. Sheridan zählte damals erst vierunddreißig Jahre, und da er klein von Gestalt, begabt mit einem runden unschönen Gesicht und von lebhaften Bewegungen ist, so glaubte man den jungen kecken Lieutenant noch vor sich zu sehen, der einst bei den Cascaden des Columbia die Indianer in die Enge trieb. Seine hohe Begabung als Taktiker wurde damals gerade in militärischen Kreisen auf's Rühmendste anerkannt, und Officiere, welche im Pulverdampf grau wurden, behaupteten, daß die blitzartige Schnelligkeit, mit welcher dieser Cavalleriegeneral seine Dispositionen treffe, geradezu einzig dastehe und nur mit dem raschen Handeln des alten Ziethen verglichen werden könne.

Um so beklagenswerther, daß ein Mann von so hervorragenden Talenten sich nicht den schlichten Bürgersinn bewahrt hat, welcher einen Helden wie George Washington zu jeder Zeit des Lebens auszeichnete.

Warum bestand aber Sheridan gerade auf den Besitz d i e s e r Loge, welche nur zwei Personen einen freien Blick auf die Bühne gestattete, während die in zweiter Reihe sitzenden Officiere so gut wie nichts sahen?

Meine Blicke fielen auf die gegenüberliegende Prosceniumsloge, und nun bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß die Augen aller meiner Nachbarn nach derselben Stelle gerichtet waren. In dieser Loge befand sich P r i n z e s s i n R u t h. — Wer war Prinzessin Ruth? — Niemand konnte es sagen, selbst nicht der reiche Kranz ihrer Bewunderer, welcher sich des Abends in ihrer einsamen, von einem Orangenwalde umhegten Villa zusammenfand. Wie das Mädchen aus der Fremde tauchte sie in New-Orleans auf, und so verschwand sie auch wieder; allein — um die Wahrheit zu gestehen — sie nahm mehr Gaben mit sich, als sie austheilte. Der Titel „Prinzessin" gab ihr keinerlei Anwartschaft auf den Gothaer Hofkalender, denn derselbe verdankte seine Entstehung lediglich der Erfindungsgabe einiger geistreicher Anbeter. Anlaß zu dieser Auszeichnung boten theils die erstaunliche, fast unirdische Schönheit der Miß Ruth, theils ihr vornehmes Auftreten. Nie erschien sie in einer andern Tracht als in einem schmelzbesäeten schwarzen Seidenkleide; nie schmückte ein anderer Zierrath ihr Haar als eine dunkle Granatblüthe, und nie sah man sie auf der Straße in anderer Gesellschaft als der einer jüngern Schwester von milder, knospenartiger, aber ebenso auffallender Schönheit. In wahrhaft königlicher Majestät lehnte sich Prinzessin Ruth gegen die Logenbrüstung, und als sei sie des Anstarrens müde, ließ sie langsam die dunkeln Wimpern ihr gluthsprühendes Auge beschatten. Nachlässig spielten ihre schlanken Finger mit einem breiten schwarzbefiederten Fächer, dessen weiße Elfenbeinstäbe weithin sichtbar waren.

Der Vorhang rauschte auf. Aller Augen wendeten sich nach der Bühne; nur die Sheridan's nicht. Jetzt spielte Prinzessin Ruth mit den weißen Fächerstäben. — Was war das? Diese Stäbe waren jeder Schiebung zugänglich. Jetzt bildeten sie römische Ziffern. Die Prinzessin telegraphirte, und dann richtete sie einen flammenden Blick nach des Generals Loge. Sheridan's Auge schien achtlos über das schöne Weib zu streifen, dann plötzlich nickte er wie Boas bei der Aehrenlese. . . .

Die Südstaaten, und vor Allem das reiche Louisiana, seufzen heute unter dem Fluche, den sie durch die Sclaverei auf sich geladen. Der Racenkampf bildet die offene Wunde am Körper der Union; nur die Zeit kann diese heilen. Wer aber den Heilungsproceß beschleunigen will, der kann dies nur durch Vermehrung der Schulen, Förderung der Einwanderung und nachdrücklichen Schutz der Gesetze. Belagerungszustände aber und Gewaltmittelchen, wie sie General Sheridan liebt, reißen die klaffende Wunde nur noch weiter auf. R. E l c h o.

Eine wichtige chemische Entdeckung. „Im Vaterlande gilt der Prophet nichts", so dachte ich, als die „Gartenlaube" noch immer nichts über eine der wichtigsten chemischen Entdeckungen der Neuzeit brachte, die doch gerade in dem berühmten Leipziger Universitätslaboratorium und von dessen als einer der ausgezeichnetsten Chemiker anerkanntem Leiter, Professor K o l b e, gemacht worden ist. Sie verdient aber, wegen ihrer Wichtigkeit für Hauswirthschaft, für die Volksernährung und Hygiene ein ausgebreitetes Bekanntwerden, wie es gerade die „Gartenlaube" gewährt, im ausgezeichneten Grade. Es ist mit einem Worte die künstliche Darstellung der S a l i c y l s ä u r e. Wohl mancher Chemiker, der in technischen Journalen die lakonische Anzeige der Fabrik von Fr. von Heyden in Dresden „Salicylsäure, hundert Gran drei Reichsmark", las, mag sich im Anfange den Kopf zerbrochen haben, einmal darüber, wie man diesen seltenen Stoff zu einem so billigen Preise darstellen — dann wozu man selbst diese billige Salicylsäure wohl im Großen verwerthen könnte.

Das Wintergreenöl, aus welchem man diese Säure sonst herstellte, ist zu theuer, um daraus so billige Salicylsäure zu gewinnen. Dann erhielt man sie auch aus Carbolsäure, indem man metallisches Natrium darin auflöste und unter Erhitzen trockene Kohlensäure einleitete. Da war wieder das Natrium zu theuer. Kolbe's Entdeckung besteht nun darin, daß er einfach an die Stelle des Natrium das billige Aetznatron setzt, die Verbindung der Carbolsäure damit zur staubigen Trockene bringt und nun das bis auf circa 180° Celsius erhitzte Pulver in einem Strome trockener Kohlensäure erhitzt. Zwar wird dadurch ein Theil der Carbolsäure frei gemacht, die aber nicht verloren geht und in reinster Form wieder gewonnen wird; ein anderer Theil geht aber mit der Kohlensäure und dem Natron eine Verbindung ein, die eben nichts anderes als salicylsaures Natron ist, und nach dem Auflösen im Wasser und Sättigen mit Salzsäure die Salicylsäure in kleinen, hellgelblichen im Wasser schwer löslichen Krystallen niederfallen läßt, die blos abfiltrirt und getrocknet zu werden brauchen, um in den Handel gebracht zu werden.

Sie hat keinen Geruch, einen schwach süßlich-säuerlichen Geschmack, ist nicht ätzend, nicht giftig und kann in ziemlich großen Mengen vom Menschen genossen werden, ohne lästige Erscheinungen hervorzurufen. Ihre Haupteigenschaft, durch welche sie eben die enorme wirthschaftliche Bedeutung erhielt, ist die Giftigkeit für niedere Organismen, durch welche bekanntlich Fäulniß und Gährung hervorgerufen werden. Sie theilt dieselbe mit der bekannten Carbolsäure, aus der sie entstanden ist — aber ohne eine einzige der üblen Wirkungen derselben zu besitzen. Die Carbolsäure riecht sehr übel. Sie wirkt ätzend auf die Haut, reizend auf Wunden, ist, in einigermaßen größerer Menge genossen, auch für höhere Organismen ein gefährliches Gift. Man nahm bisher diese üblen Nebeneigenschaften mit in den Kauf, weil man eben kein besseres fäulnißwidriges Mittel kannte. Das ist aber die enorme Tragweite der Entdeckung der Salicylsäure, daß sie noch besser und in noch kleineren Quantitäten vor Fäulniß schützt, als die Carbolsäure, daß sie daneben aber vollkommen harmlos ist.

Ueber die fäulnißhindernden Wirkungen der Salicylsäure liegen von Kolbe, von Heyden und Anderen die ausgiebigsten Versuche vor. Bier, mit einer Spur Salicylsäure versetzt, wird in offenen Schalen und im Sommer zwar schal, aber nicht sauer. Zuckerlösung, mit Hefe versetzt, hört nach dem Zusatz der Säure zu gähren auf. Milch wird nicht sauer; eingemachtes Obst, Gemüse, Gurken beschlagen nicht. Fleisch, damit übergossen, fault nicht. Selbst als Dr. von Heyden, wie er mir mittheilte, im heißen Herbste des vorigen Jahres sechs Stück Rebhühner erhielt, die sich durch eine Irrung der Eisenbahnverwaltung über vierzehn Tage auf der Eisenbahn herumgetrieben hatten und natürlich den höchsten Hautgout entwickelten, gelang es durch Abwaschen mit Salicylsäurelösung, die Thierchen noch ganz schmackhaft für die Bratpfanne herzurichten. Wenn man nun bedenkt, welche Massen Fleisch in überseeischen Ländern verloren gehen, während unsere Arbeiter und selbst unsere Mittelclassen das Fleisch sich in immer geringeren Quantitäten zumessen müssen; wenn man ferner erwägt, welche nutzlose und schädliche Thierquälerei auch in Europa durch den Transport lebenden Viehs begangen wird, welche unnütze Transportkosten dadurch erwachsen; wenn man endlich auch die lästige Aufbewahrung

Digitized by Google

von Fleisch, Wild, Geflügel, Fischen mittelst Eis in unseren Städten in Betracht zieht — welcher enorme Vortheil muß dadurch erwachsen, daß man frisches Fleisch durch wenige Gramm Salicylsäure auf Wochen und Monate hinaus fast unverändert bewahren kann! Ein einfaches Einlegen und Abwaschen mit frischem Wasser genügt, um das Conservirungsmittel zu entfernen; bliebe selbst etwas daran haften, so übt es weder auf den Geschmack der Nahrung, noch auf die Gesundheit einen schädlichen Einfluß aus.

Noch wichtiger fast sind die Experimente in sanitärer Beziehung, besonders bei Operationen. Hofrath Thiersch in Leipzig berichtet von einer Amputation des Oberschenkels, die vorgenommen wurde, indem man die ganze Operationsstelle in einen Nebel von staubförmig vertheilter Salicylsäurelösung eingehüllt hielt, und später auch die Verbandcompressen mit einer solchen Lösung fortwährend anfeuchtete. Der Amputirte wurde durch sechs Tage lang in Ruhe gelassen, ohne daß man den Verband nachsah oder wechselte. Es trat nicht der mindeste Schmerz noch das geringste Fieber ein, und nach diesen sechs Tagen zeigte sich die Wunde bis auf einige oberflächliche Hautstellen schön vernarbt. Denke man sich die enorme Wohlthat auf Schlachtfeldern und in Spitälern!

Auch Versuche, die Salicylsäure bei inneren Blutfäulnißkrankheiten, Typhus, Cholera rc. anzuwenden, scheinen Erfolg zu versprechen.

In Amerika stellt man mittelst Salicylsäure und Glycerin schon Mundgurgelwasser gegen riechenden Athem rc. als Patentmedicinen dar. Sie werden über den Spahn bezahlt werden, aber, was man sonst von solchen Mitteln nicht immer sagen kann, wirksam sein, falls sie nur Salicylsäure enthalten.

Vor Allem möchte ich unseren Hausfrauen für ihre Speisekammern, im Sommer und zur Einmachezeit, die Salicylsäure nochmals auf das Dringendste empfehlen.

Prof. H. Schwarz in Graz.

Das neue Rathhaus in München. (Mit Abbildung, S. 116 u. 117.) Den vielen Besuchern der deutschen Kunstmetropole, deren Zahl sich alljährlich steigert, wird zweifellos bei ihrer Wanderung durch die Altstadt auf dem Marienplatze neben der Mariensäule, dem Fischbrunnen und dem alten Rathhause auch das neue einige Aufmerksamkeit abgewinnen. Dasselbe, im Spitzbogenstyl erbaut, mißt in der Breite einundvierzig und in der Länge siebenzig Meter. Es ist ein Ziegelrohbau; der Mittelbau der Vorderansicht, sowie sämmtliche Bogen- und Fensterlaibungen, Erker, Säulen und Gesimse sind in Sandstein ausgeführt. Der Bau besteht aus dem Erdgeschoß und drei Stockwerken. Zu ebener Erde links sehen wir die Hauptwache, rechts und an der Dinnersstraße vierzehn Verkaufshallen mit dem Eingange in den Rathskeller. Für die Verwaltung sind hundertdreißig Räumlichkeiten eingerichtet.

Der Mittelbau mit seiner dreitheiligen Erkerlaube, als der hervorragendste Schmuck des Ganzen, fesselt den Beschauer am meisten. Die vier Standfiguren von Anton Heß sollen die Grundlagen für ein gedeihliches Bürgerthum, die Arbeit und den Fleiß, die Mutterliebe und die Häuslichkeit, die Milde und die Wohlthätigkeit, den Schutz und den Mannesmuth versinnlichen; aus dem reichgezierten Fenstergesims blicken die vier Temperamente hervor. Das Stadtwappen befindet sich in der Mitte des Giebels, dessen durchbrochener Schluß durch vier Drachen mit Zierstangen und einen stattlich gerüsteten Fahnenträger gekrönt wird. Diese fünf Colossalfiguren wurden von dem leider zu früh verstorbenen Saturnin Kinne meisterhaft in Kupfer getrieben. Rechts an der Straßenecke, unter dem Baldachin, wird eine allegorische Figur, die Stadt München vorstellend, von L. Gedon, ihren Platz finden.

Der äußere Eindruck des Gebäudes dürfte bei Vielen günstig genug wirken, um den Wunsch rege zu machen, auch das Innere kennen zu lernen. Dazu mögen folgende Erklärungen als Führer dienen. Wir betreten die Vorhalle, in welcher die Gedenktafeln in carrarischem Marmor mit bronzenen Siegeszeichen für die gefallenen Krieger nach L. Gedon, gegossen und ciselirt von Halbreiter, zu dauerndem Gedächtnisse angebracht werden sollen. Zu beiden Seiten erfreuen wir uns der Wandmalereien von Rudolph Seitz; in vier Gruppen sind die verschiedenen Stände, Poet und Jungfrau, Künstler und Gelehrter, Rathsherr und Kriegersmann, Bürger und Hausfrau vertreten. Im Erdgeschoße befinden sich die Archive, einige Canzleien, der Thorwart rc. Wir gelangen rechts oder links durch das Stiegenhaus in den ersten Stock und zu den verschiedenen Amtsstuben und Registraturen. Im zweiten Stocke finden wir den Empfangs- oder Vorstellungssaal mit dem Austritte auf die Erkerlaube, links die Amtsräume des ersten Bürgermeisters rc., in der Axe rückwärts gegen den großen Hof den Saaltract mit den Sitzungssälen (welche in ihrer Höhe den dritten Stock aufnehmen) für die beiden Gemeindecollegien, zwischen beiden Räumen die Galerie für Zuhörer bei öffentlichen Sitzungen. Der dritte Stock enthält in der Mitte den Lesesaal, zur Linken die Amtsräume des zweiten Bürgermeisters, weitere Canzleien und Diensträume. Wir schließen unsern Rundgang mit dem Abstecher in den Rathskeller. Dieser mißt vierunddreißig Meter in der Länge und fünfzehn Meter in der größten Breite. Gewölbe und Wandmalereien sind von F. Wagner, Glasmalereien, Oefen und sämmtliche Ausstattung nach Entwürfen von G. Hauberrisser.

Wenn diese Erklärung grundsätzlich möglichst allgemein gehalten, das Lob sehr sparsam ausgetheilt wurde, um der öffentlichen Meinung nicht vorzugreifen, so muß doch das Verständniß und die Liebe zur Sache, welche bei der Ausführung die Gewerksleute, als Schlosser, Tischler rc. zeigten, in ehrendster Weise anerkannt werden.

Dem Architekten Georg Hauberrisser aber sei zu seinem Erstlingswerke alles Glück und Gedeihen gewünscht. Ist auch die herrschende Geschmacksrichtung der früheren ruhmreichen Bauweise abgeneigt, sei es durch oberflächliche Modesucht, Unkenntniß oder Vorurtheil, so möge er sich doch nicht beirren lassen, das Begonnene ungeschwächt durchzuführen und zu vollenden; dann wird trotz mancher Unbill hoffentlich der Rathhausbau den fernsten Nachkommen noch ein sichtbarer Zeuge dafür sein, daß, wenn auch alles Menschenwerk nicht tadellos sein kann, doch der Ernst im Streben und Wollen unserer Zeit nicht verloren ging. Das städtische Verwaltungsgebäude aber wird sich als eine weitere Zierde unseren vielen Kunstbauten würdig anschließen.

P. H.

Aufruf zur Betheiligung an der deutschen Kaulbachstiftung. Der nachstehende Aufruf geht uns aus Nürnberg zur Veröffentlichung zu. Wir fügen demselben den Wunsch bei, er möge in den weitesten Kreisen Beachtung finden.

„Auf Lorbeeren gebettet, überhäuft mit Kränzen aus allen deutschen Gauen, ruht Wilhelm von Kaulbach im Schatten der Cypressen des Münchener Friedhofs. Wir haben uns daran gewöhnt, einen der streitbarsten Vorkämpfer deutscher Cultur nicht mehr im Vordertreffen zu sehen, und nachdem auf das jüngst erst gefeierte Jubelfest des ungealterten Künstlers überraschend schnell sein Todtenmahl gefolgt und der allerwärts ertönende Nachruf des großen Meisters verklungen ist, erhebt sich mahnend die Frage:

Wie wird das deutsche Volk, würdig des gottbegnadeten Künstlers, das Andenken seines großen Sohnes ehren?

Es wird sich ein prunkendes Denkmal nach Gebühr erheben, um den kommenden Geschlechtern das Bild des über seine Zeitgenossen emporragenden Heros zu überliefern. Es wird manches Künstlerherz bei seinem Anblicke höher schlagen, angeeifert von dem Ruhme des schwer erreichbaren Vorbildes. Aber genügt das glänzende Erz, genügt der todte Stein, um deutlich auszusprechen, wie sehr die deutsche Nation die Bedeutung des Mannes zu schätzen weiß, der mit einer wunderbaren Gabenfülle unsere künstlerische Anschauung bereichert, uns der Welt, der Vorzeit, dem Geiste der Geschichte, dem Verständnisse der menschlichen Seele und unserer Culturaufgabe näher gebracht hat?

Wir antworten: Nein!

Es genügt nicht für diesen aufstrebenden Geist, der in wunderbarer Beweglichkeit mit der Liebenswürdigkeit eines schalkhaften Humors uns die Falten von der Stirn gescherzt und zugleich mit dem tiefen Sinne des Philosophen und Forschers das Bild der Geschichte im Abglanze der Schönheit uns vorgeführt und die Höhen und Tiefen des Menschengeistes in ergreifenden Bildern uns anschaulich gemacht hat, der mit dem Blitzstrahle des Witzes und der berechtigten Satire so manchen Götzen des Aberglaubens zu zerschmettern, der mit der Schärfe des Schwertes die Frömmler und Sophisten zu treffen wußte, um dann desto höher das reine Bild menschlicher Tugend zu erheben, der uns das Niedrige kennen lehrte, um daneben das Erhabene um so heller im elektrischen Feuer einer wunderbaren Phantasie leuchten und uns über dem Schönen und Guten das Gewöhnliche vergessen zu lassen. Dieser aufstrebende Geist, dieser für deutsches Land und Volk warm empfindende Mensch, dieser bevorzugte Genius soll nicht erstarren in einem stummen Denkmal, und nicht allein seinen Werken soll es trotz der in ihnen schlummernden Zauberkraft überlassen bleiben, die lebendige Fortwirkung seines Schaffens auf die folgenden Geschlechter zu vermitteln.

Ehrenpflicht der ganzen Nation ist es, ihrer Culturaufgabe für die Kunst durch werkthätige Theilnahme an einem auch dem großen Todten zu errichtenden geistigen Denkmale gerecht zu werden.

Sowie dereinst in Griechenlands classischer Zeit jedem Bürger sein Obolos zu Theil ward, der ihm den Zutritt zum Tempel der Kunst sicherte, so soll auch heute jedem Jünger der Kunst sein Schärflein sicher sein, daß er auf ihrem langen Wege nicht aus Mangel an Mitteln ermatte und seinem hohen Ziele ferne bleibe. „Für das Schöne und Gute" lautet also die Losung, wenn wir das deutsche Volk, von der Mosel bis zur Leitha, aufrufen, bei der in Nürnberg in's Leben getretenen W. Kaulbach-Stiftung durch frische, fröhliche Gaben sich zu betheiligen. Im Sinne Kaulbach's, der über den Parteien stand, wird die Stiftung handeln, wenn sie, wie ihre Satzungen bestimmen, ihre Mittel zur Förderung deutscher Künstler ohne Rücksicht auf politische Grenzen, Wohnort, Alter und Geschlecht in Aussicht stellt, wenn sie zugleich der Ansicht beipflichtet, daß nicht das specielle Kunstfach, sondern nur die persönliche Tüchtigkeit der Bewerber bei der Zuwendung der verfügbaren Stiftungsrenten entscheiden soll. Gewiß wird eine ergiebige Ausstattung der Stiftung die Garantie dafür bieten, daß würdig unterstützte Talente nicht einer falschen Kunstrichtung fröhnen, sondern, geleitet von Kaulbach's und seiner großen Kunstgenossen Beispiel, die Durchgeistigung des Stoffes sich zur Aufgabe machen und in der Erfassung des Wesentlichen, in der Verkörperung des Gedankens, in der Veredlung ihres Volkes ihr Ziel erkennen werden. Die als Sitz der Stiftung gewählte ehemalige Reichsstadt Nürnberg, die noch heute von Allen verehrte Heimstätte altdeutscher Kunst, ist gewißlich werth, einen vom deutschen Volke für einen edlen Zweck zusammengesteuerten Schatz fruchtbringend zu verwalten. Deshalb leben wir der Hoffnung, daß unsere Bitte nicht ungehört in deutschen Landen verhallen werde.

Der Ausschuß der deutschen Kaulbach-Stiftung in Nürnberg:

Erster Vorstand: F. C. Mayer, Hofrath und Professor an der königl. Kunstschule.

Zweiter Vorstand: S. Soldan, Hofbuch- und Kunsthändler.

Secretär:
R. Geisler, Maler.

H. Beckh, Rechtsanwalt. Dammer, königl. Bezirks-Gerichtsrath. Egloff, Kupferstecher. W. Heinrichsen, Fabrikant. Hösch, Maler. C. Jäger, Maler und Professor. Klingenstein, Bildhauer und Professor. Freiherr von Kreß, Rechtsconcipient. S. Pickert, Kunsthändler. Richter, Kaufmann. L. Ritter, Maler. Rorich, Maler. Schüßler, Officiant. Schweigel, Lieutenant a. D. E. Seitz, Kaufmann. Tümmel, Buchdruckereibesitzer. Wanderer, Maler und Professor."

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. 1875.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. In Heften à 50 Pfennige.

Das Capital.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Landeck stand und lauschte, elektrisirt, außer sich, wie an den Boden gefesselt, und doch mit unwiderstehlicher Macht gezogen, zu ihr hin zu eilen, ihr zu Füßen zu stürzen, ihr in flammenden Worten zu sagen, wie grenzenlos er sie liebe und wie er sein Leben dahin geben möchte für sie . . . da hielt sie plötzlich im Gesange inne und erhob sich rasch. Landeck trat hastigen Schrittes in den Salon, die tiefste Erregung in den Zügen. Malwine stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus, auch ihre Augen blitzten wunderbar auf, und ihm entgegenfliegend warf sie sich an seine Brust.

„Gott sei gelobt!“ rief sie aus, „Sie bringen mir Rettung. Sie haben gesiegt, gesiegt — ich sehe es an Ihrem flammenden Gesichte. Sie haben mich befreit, Landeck, Sie . . . Sie . . .“

Und dabei drückte sie ihn stürmisch an sich.

Landeck stand wie vom Blitze getroffen, in unendlicher Seligkeit, daß das Weib, welches er liebte, so ihre Gegenliebe verrieth und voll Hingebung in seinen Armen lag, aber zugleich auch voll tödtlicher Beschämung. Er hatte ja gar nicht gesiegt; er hatte ja das Versprechen, das er ihr gegeben, als er zuletzt von ihr gegangen, noch nicht im Entferntesten erfüllt. Er hatte nicht einmal eine Vorstellung davon, wie er es erfüllen könne. Er hatte auch nicht das Mindeste gethan, um solche Dankbarkeit, solche Liebe, solch eine stürmische Hingabe zu verdienen. Er fühlte sich vernichtet, grenzenlos gedemüthigt durch Malwinens Wort, und durch den Ausbruch ihres Gefühls für ihn, in dem ja allein der Schlüssel zu dieser stürmischen Vertrauensseligkeit lag, wieder ebenso grenzenlos glücklich.

Er wußte nichts zu thun, als leise, scheu ihren Scheitel zu küssen — dann, seinen Arm um sie schlingend, sagte er halblaut:

„Malwine, Sie machen mich so selig, daß ich sterben möchte mit diesem Glücke im Herzen, dann brauchte ich Ihnen ja auch nicht das furchtbar demüthigende Geständniß zu machen, daß Sie sich irren, daß ich bis zu dieser Stunde nichts thun konnte, um . . .“

Sie fuhr wie von einer Schlange gestochen zurück.

„Daß Sie nichts thun konnten, nichts gethan haben,“ rief sie aus, „um mich aus der Lage voll Schrecken und Angst, in der ich bin, zu befreien, um dieser unerträglichen Empörung wider meine eigene erbärmliche Schwäche und Unvorsichtigkeit ein Ende zu machen, um mich endlich wieder aufathmen zu lassen? Sie haben nichts dazu gethan? . . . Und Sie stürzten doch von mir fort mit dem heiligen Schwure, mich retten zu wollen . . .“

Betroffen über diesen heftigen Vorwurf, der nun doch wieder so ungerecht war, stammelte er:

„Das will ich ja auch, gewiß will ich diesen Schwur halten, und der Himmel wird mir beistehen dazu. Zur's Erste handelt es sich aber nicht um das, was ich thun kann, sondern um etwas, das Sie thun sollen, um Ihre Hülfe und Dazwischenkunft, ohne die Ihr Vetter Rudolph verzweifeln muß. Sein Vater hat Alles erfahren, und sein Vater wird einen Schlaganfall bekommen, wenn . . .“

Malwine hatte sich längst abgewandt. Sie hatte sich wankenden Schritts zum Sopha zurückbegeben, und darin wie kraftlos zusammengesunken, drückte sie ihr bleich gewordenes Gesicht in die Kissen.

„Wenn,“ fuhr Landeck fort, „Sie nicht Hülfe bringen, wenn Sie nicht zu dem alten Manne gehen und ihm die Ueberzeugung geben, daß Rudolph nicht so schuldig ist, wie er glaubte —“

Malwine machte heftig und wiederholt eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Gehen Sie, gehen Sie!“ schluchzte sie, „ich will Sie nicht wiedersehen. Ich kann den Ton Ihrer Stimme nicht hören. Verlassen Sie mich!“

Landeck stand wie an den Boden geheftet. Er fühlte ein furchtbares Unrecht, das ihm angethan wurde, fühlte sich in der Höhe seines plötzlichen Glückes eben so plötzlich niedergeschmettert; daß das Gefühl der Beschämung in Malwine sich so herrisch und so verwundend an ihm ausließ, daß ihre Thränen die eines mit sich selbst unzufriedenen Kindes waren, wußte er im Augenblick nicht zu deuten, nicht zu verzeihen; es empörte ihn.

„Ich gehe ja,“ rief er aus, „und Sie können sicher sein, daß Sie mich nicht wieder sehen, bevor ich mein Gelübde gelöst habe, aber denken Sie an das, was ich Ihnen über Rudolph sagte, denken Sie an Rudolph, haben Sie mit ihm wenigstens Barmherzigkeit!“

Malwine antwortete nur durch eine abermalige, aber schwächere, langsamere Bewegung der Hand, ein wiederholtes Fortwinken.

Landeck ging. Er schritt die Verandastufen hinab, durch die Anlagen der Eichenallee zu, in einer schwer zu beschreibenden

Digitized by Google

Erregung und einer Spannung seines Wesens, die sich jetzt vollauf bis zum Unerträglichen steigerte. Nach allen Seiten hin war es bis zu dem Punkte gekommen, wo die Lösung gefunden, die Klärung der Lage herbeigeführt werden mußte, wo Tod und Leben von dem Ausgange des Conflicts abhingen. Rudolph, so direct als Verbrecher beschuldigt, mußte sich in Eschen's Augen rechtfertigen. Der alte Gotthard mußte eine beruhigende Aufklärung erhalten, sollte der Kummer über den Sohn, an dem sein ganzes Herz gehangen, und in welchem allein er zu leben schien, den unglücklichen Mann nicht tödten. Malwine mußte von der Angst, womit ihr Bedränger sie erfüllte, gerettet werden, der Landed hatte zu befürchten, daß sie, die zu raschen und rücksichtslosen Entschlüssen sicherlich leicht genug zu bestimmen war, in dieser Angst und in der Beschämung über ihre stürmisch kundgegebene Neigung die Flucht ergreifen und ihm auf immer entschwinden würde; für ihn selbst handelte es sich ja jetzt um seine Ehre, um seine Wiederherstellung in Malwinens Achten und somit auch um sein ganzes Lebensglück. Er mußte eine Lösung finden, mußte sie ohne Zögern finden.

Aber wie sie finden? Durch die Macht des Rechts und der Wahrheit, die hinter ihm standen? Was war bei einem Menschen wie Maiwand damit zu erreichen, so lange er ohne weitere Waffen ihm gegenübertrat! Und mit anderen Waffen ihm gegenübertreten, ihn im Duell tödten, das half noch weniger. Es verschlimmerte ja nur die ganze Lage und machte sie heillos. Mit Gewalt von dem Elenden erzwingen, was man von ihm verlangte, das war Rudolph's Plan gewesen, ein Plan der Verzweiflung, aber chimärisch; er konnte am Ende dahin führen, daß Maiwand sich, als der angegriffene, gefährdete, zu keiner Schonung mehr verpflichtete Theil, offen als Feind erklärte und von den Mitteln, die er nun einmal zum Unglück besaß, Gebrauch machte, um Malwine zu bedrängen. Und konnte denn List und Klugheit helfen, Verschlagenheit dem verschlagenen Menschen gegenüber? Freilich, sie am ersten, wenn nur Landed nicht solch eine bemitleidenswerthe reine Seele gewesen wäre, der List und Verschlagenheit so fern lagen, daß es ihm stets mißlungen war, nur die geringste Nothlüge hervorzubringen! Und doch, eine Lüge, eine freche, mit der kühnsten Energie auftretende Lüge konnte helfen, und in dem Augenblick, wo dieser Gedanke über Landed kam, war er auch entschlossen, sie zu gebrauchen.

Er ging zum Schlosse zurück, diesmal der Gesindestube, die durch eine Seitenthür in's Freie führte, sich zuwendend. Dort fragte er nach Herrn von Maiwand. Dieser war am heutigen Vormittag nicht wie gewöhnlich nach Haldenwang herausgekommen. Also mußte er in seiner Wohnung beim Pfarrer im Dorfe sein. Landed trat unverdrossen seine Wanderung dahin an. Er fühlte nach all den Gängen an diesem Tage nichts von Ermüdung. Er schritt vorwärts, rastlos vorwärts, alles Sinnen und Denken nur auf das, was er beschlossen hatte, concentrirend, jeden Gedanken, der seine Energie hätte lähmen können, jedes Bedenken wider die List, die Lüge, welche er zu seinem Mittel machen wollte, mit Gewalt von sich abweisend. Er fühlte dieses Bedenken, die Beklommenheit darum schwer genug auf der Brust liegen, aber bis zu seinem Haupte, bis zur lähmenden Besinnung und Erwägung sollte das Bedenken nicht kommen. Die frische Farbe der Entschlossenheit sollte nicht durch des Gedankens Blässe angekränkelt werden. Er wollte es nicht und wäre es ein Verbrechen gewesen, was er beging, er wollte es ausführen, um all der Pein und Qual um sich her und in sich ein Ende zu machen.

12.

So gelangte er zum Pfarrhofe, in dem Maiwand wohnte. In den Gängen des Gartens sah er über die Hecke fort den Pfarrer an der Seite des Doctor Iselt auf- und abgehen, beide in lebhaftem Gespräche miteinander; der Arbeiterstrike gab ja überall jetzt den Leuten den ausgiebigsten Gesprächsstoff.

Er trat in's Haus und in die geräumige Küche, in der eine am Feuer beschäftigte Magd ohne weitere Anmeldung ihm die Thür zu Maiwand's Zimmer öffnete. Dieser saß in seinem Schlafrocke hinter Büchern und Rechnungen, mit deren Controlle und Eintragung er beschäftigt war. Er schien ruhig seines Amtes als Maiwinens Oberrentmeister zu walten. Langsam hob er den Kopf. Seine Züge zogen sich eigenthümlich zusammen, als er Landed vor sich treten sah. Ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich zu erheben, lehnte er sich in seinen Armstuhl zurück und blickte Landed schweigend an.

„Sie finden es ein wenig tactlos, Herr von Maiwand," sagte dieser, sich zur äußersten Ruhe und einem völlig unbefangenen Ton zwingend, „daß statt meiner Zeugen, welche Sie erwarteten, ich selber bei Ihnen erscheine . . ."

„Freilich!" versetzte Maiwand mit einem Tone verächtlicher Lässigkeit.

„Aber ich dachte, daß wir unseren Streit am besten so beilegen. Ich bedaure diesen. Ich wünsche nicht, mich mit Ihnen zu schlagen, und deshalb komme ich, um Ihnen die Genugthuung zu geben, die Sie als Edelmann verlangen können. Ich gebe Ihnen die offene Erklärung, daß ich vorschnell, ohne Kenntniß der Sache und der Natur des zwischen Ihnen und Herrn Rudolph Eschen entstandenen Streites meine Forderung ausgesprochen habe und sie zurücknehme. Sind Sie damit zufrieden?"

Eine boshafte Freude blitzte in Maiwand's Augen auf.

„Ich finde diesen Schritt von Ihrer Seite nur sehr verständig und weise, Herr Landeck," versetzte er mit einem überlegenen Lächeln. „Es haben sich Leute, welche besser als Sie mit den Waffen umzugehen wußten, besonnen, bevor sie sich mit mir schlugen. Eine andere Frage ist es jedoch, ob ich mit der Genugthuung, welche Sie bieten, zufrieden bin. Diese Erklärung zwischen vier Wänden und unter vier Augen kann mir nicht genügen. Ich müßte sie da verlangen, wo Sie Ihre, wie Sie bekennen, sehr unmotivirte Beleidigung ausgesprochen haben, an derselben Stelle . . ."

„Ich verstehe, in Haldenwang, in Gegenwart der Frau von Haldenwang wohl gar," fiel Landed bitter lächelnd ein; er mußte im Stillen die Geistesgegenwart des Mannes anerkennen, der sofort der Sache eine solche Wendung zu geben suchte, daß dadurch Landed in Malwinens Augen feig und verächtlich erscheinen mußte. „Ich wäre auch damit einverstanden, Herr von Maiwand", erwiderte er, „wenn dem sich nicht ein sehr großes und entschiedenes Hinderniß in den Weg stellte."

„Und das Hinderniß wäre?"

Landed, den Maiwand bisher, ohne ihm einen Sitz anzubieten, vor sich stehen lassen, wandte sich, um sich einen Stuhl herbeizuholen, stellte ihn neben den Tisch, an dem sein Gegner saß, und, nachdem er sich gesetzt und Hut und Handschuhe abgelegt, zog er ruhig sein Cigarrenetui hervor.

„Nun?" fragte Maiwand, ihn mit einiger Verwunderung ansehend, „es scheint, Sie halten ein wenig voreilig, den Frieden bereits für geschlossen?"

„So sehr," entgegnete Landed, „daß ich Sie um ein wenig Feuer bitte."

Maiwand schob ihm lässig ein Zeneerzeug zu.

„Wollen Sie jetzt die Gewogenheit haben und auf das Hinderniß zurückkommen?" sagte er dabei.

„Das Hinderniß? Gewiß!" versetzte Landed, und nachdem er seine Cigarre in Brand gesetzt, fuhr er fort:

„Das Hinderniß besteht darin, daß Sie nicht nach Haldenwang zurückkehren werden, Herr von Maiwand, also nicht davon die Rede sein kann, daß wir dort Erklärungen austauschen. Sie müssen deshalb schon mit meiner jetzigen unter vier Augen vorlieb nehmen."

„Daß ich nicht nach Haldenwang zurückkehren werde?" fragte mit halb verwundertem, halb verächtlichem Lächeln Herr von Maiwand.

„So sagt' ich."

„Daß Sie es sagten, hört' ich — ich möchte vernehmen, weshalb Sie es sagten."

„Sie werden nicht dahin zurückkehren, weil Frau von Haldenwang es nicht wünscht und Ihnen dies durch mich ausdrücken läßt."

„Ah!" lachte Maiwand gezwungen auf, „eine sehr naive Botschaft, welche Sie da übernommen haben. Sie haben mich bei Ihrem Eintreten hier allerdings nur ein wenig am Ihrem Tacte zweifeln lassen; jetzt, gestehʼ ich Ihnen, muß ich an Ihrem Verstande zweifeln . . ."

„Bitte, Herr von Maiwand! Wir haben eben, denk' ich,

Digitized by Google

einen Grund, uns in einem Duell die Hälfe zu brechen, aus der Welt geschafft — vermeiden wir es, uns einen zweiten, neuen zu schaffen! Frau von Haldenwang hat mir die Botschaft überbracht, und es wird Ihnen sowohl der Inhalt derselben, wie der Umstand, daß ich sie Ihnen überbringe, wie der fernere, daß ich dafür sorgen werde, daß Sie den Willen der Dame respectiren, es wird Ihnen das Alles weniger naiv erscheinen, wenn ich Ihnen sage, daß Beides sich durch meine Verlobung mit Frau von Haldenwang erklärt. Frau von Haldenwang ist seit einer Stunde meine Braut. Doch hat sie mir zur Bedingung gemacht, daß ich, um rund herumzureden, sie vor jeder weiteren Begegnung mit Ihnen schütze und Sie bewege, baldmöglichst von hier zu verschwinden. Ich hoffe, Sie sind klug, Sie sind Menschenkenner genug, daß sie sagen, daß man, wenn man sich dadurch die Hand einer solchen Frau erkauft, eine solche Bedingung ausführt, ausführt mit all' der Energie, Kraft und Entschlossenheit, deren ein Mann nur irgend fähig ist."

„Pest — Sie — Malwine Ihre Braut?!" sagte Maiwand, ihn anstarrend, als ob er einen Geist sähe, und dann aufspringend, um sich doch gleich wieder niederzulassen, rief er aus: „Das ist eine verdammte Lüge, oder wenn es keine ist, dann gnade Gott ihr und Ihnen . . ."

„Daß es keine Lüge ist, Herr von Maiwand, sehen Sie daraus, daß ich im Stande bin, Ihnen hier die Mittel zu Ihrer Abreise zu übergeben, zu Ihrer Existenz in den nächsten Monaten."

Landeck holte seine Brieftasche hervor, nahm daraus die Banknoten, welche ihm vorhin der Briefträger gebracht, und legte sie vor sich auf den Tisch.

„Es sind fünf Hunderthalerscheine," sagte er, „Sie begreifen, daß ich sie nicht von dem Gehalte, welches Herr Escher mir gewährt, habe ersparen können . . ."

Maiwand richtete jetzt seine wild aufflammenden Blicke darauf.

„Und mit diesem Bettel gedenkt man mich abzukaufen? Wirklich und wahrhaftig glaubt man, mich damit loszuwerden?" rief er, gezwungen auflachend.

„Man würde das allerdings," versetzte Landeck ruhig und seine Augen festen und entschlossenen Blicks nicht von denen Maiwand's abwendend, „man würde es für genügend halten, wenn man sich mit Ihrer bloßen Abreise begnügen könnte. Das ist aber leider nicht der Fall. Sie haben Frau von Haldenwang zu einem juristischen Geschäfte verleitet, welches sie in die unangenehme Lage bringt, gegen Sie den Schutz der Gerichte anrufen zu müssen. Das ist ihr in hohem Grade unangenehm, und um dies überflüssig zu machen, hat sie mich beauftragt, mit Ihnen über den Preis zu verhandeln, den Sie verlangen, zuerst für einen Revers, welcher Frau von Haldenwang sicher stellt, und sodann für einen Schein, worin Sie erklären, daß der Rudolph Escher auswerkwirten Casse vor ein paar Jahren die Summe von neuntausendfünfhundert Thalern mit dem unwahren Vorgeben entnommen zu haben, es sei für Herrn von Haldenwang und werde am folgenden Tage zurückgebracht werden. Auch diesen Schein werden Sie ausstellen, wogegen ich Ihnen die Erklärung auf Ehre und Gewissen geben werde, daß dieser Schein niemals gegen Sie gebraucht werden, daß er binnen der nächsten zweimal vierundzwanzig Stunden von mir verbrannt werden soll."

„Immer besser," lachte nun, nachdem er anfangs Landeck ganz überrascht angestarrt hatte, Maiwand wieder auf, „immer besser! Ist das Alles?"

„Was wir wünschen, ja; sagen Sie nur, was Sie als Preis dieser zwei Schriftstücke verlangen. Ich werde Ihnen denselben ebenfalls schriftlich zusichern, vorausgesetzt, Sie halten sich in den Grenzen der Bescheidenheit."

Maiwand war wieder aufgesprungen. Er hatte dabei, einen Fluch murmelnd, den Sessel zur Seite geschleudert und rannte jetzt im Zimmer auf und nieder.

„Was ich Ihnen von dem Allen gewähren will, Herr Landeck? Eine Kugel, die ich Ihnen in's Hirn jagen werde."

„Möglich! Falls Sie mir vom Officiercorps Ihres früheren Regiments ein Zeugniß bringen, daß Sie noch satisfactionsfähig, werde ich mich nicht weigern können, mich mit Ihnen zu schlagen. Ich werde dann entweder Sie erschießen oder Sie mich; im letzteren Falle werden Sie Frau von Haldenwang nicht angenehmer werden. Ich darf sogar annehmen, daß sie dann Alles aufbieten wird, um mich an Ihnen zu rächen. Ein Duell bietet Ihnen also weder in dem einen Falle, noch im anderen einen erheblichen Vortheil. Ich kann Ihnen nur rathen, meinen Vorschlag anzunehmen und mir eine Summe zu nennen, für welche Sie sich zu dem bequemen, was wir wünschen. Wenn nicht, nun wohl, so nehme ich diese Banknoten wieder an mich, und wünsche Ihnen guten Tag, Herr von Maiwand. Ich werde dann in die Stadt hinüberwandern und den Justizrath beauftragen, gerichtlich Ihre Einwilligung zur Lösung jenes Contractes, zu dem sie Frau von Haldenwang verführt haben, zu erzwingen; es wird das rasch und leicht thunlich sein, da der Beweis, daß sie nie die Absicht, das heißt die Möglichkeit hatten, Haldenwang zu kaufen, bald erbracht ist."

Landeck war auch aufgestanden und hatte kaltblütig die Banknoten wieder an sich genommen; so stand er und folgte mit beobachtendem Auge den Bewegungen des wie ein wüthendes Thier im Käfig auf- und abschreitenden Gegners.

„Ich weiß nicht," rief dieser mit einem Fluche aus, „was mich abhält, Sie zum Fenster hinauszuwerfen, Sie zu erwürgen."

„Vielleicht der Gedanke, daß es Ihnen nicht gelingen würde," sagte Landeck, ruhig die Arme über die Brust verschlingend; „vielleicht auch die Ueberzeugung, daß es Ihnen durchaus nichts helfen würde, daß Sie sich in Ihr Schicksal ergeben müssen. Diese Ueberzeugung ist es ja eben, was Sie so in Wuth versetzt."

Maiwand stampfte mit dem Fuße; er machte, indem er jetzt Landeck sein Gesicht zuwandte, einen entsetzlichen Eindruck. Seine Züge waren verzerrt, seine halbzusammengekniffenen Augen wie mit Blut unterlaufen.

„Heben Sie sich fort von hier, oder ich werde zum Mörder an Ihnen!" schrie er, „fort — oder . . ."

„Es scheint mir," sagte in diesem Augenblicke eine dritte Stimme, „die Verhandlung ist an einem Punkte angekommen, wo ein Dritter als friedenstiftender Ohmann nöthig wird." Es war Doctor Ifelt, der plötzlich aus einer Seitenthür trat.

Landeck athmete, obwohl er seines Sieges gewiß war, doch erleichtert auf; er ahnte in Ifelt einen guten Bundesgenossen. Maiwand trat diesem drohend, seiner kaum mehr mächtig in steigender Wuth entgegen.

„Sie sind überflüssig hier. Was wollen Sie, Ifelt?" brachte er mühsam, heiser hervor, „scheren Sie sich zum Teufel, Beide! Oder ich brauche meine Waffen . . ."

„Ein Arzt," versetzte Ifelt, „ist nie überflüssig, wenn ein beruhigendes Mittel so nothwendig wird, wie bei Ihnen in diesem Augenblicke, Maiwand. Ich habe drinnen im Arbeitszimmer des Pfarrers, wo ich diesem ein Recept schreiben sollte und dabei Ihren Streit anhörte, sogleich auch für Sie eins aufgeschrieben. Hier ist es. Herr Landeck wird es in der rechten Apotheke abzuliefern die Güte haben."

Dabei zog er aus der Brusttasche seines Rockes einen langen, vielfach zusammengefalteten, schmutzigen und viel beschriebenen Papierstreifen hervor. Landeck musterte ihn und sah, daß es ein über neuntausendfünfhundert Thaler ausgestellter Wechsel war, unterschrieben von Ernst Friedrich von Maiwand. Unter den Prolongationsvermerken, welche die Rückseite trug, stand die Quittungsnotiz: „Betrag heute erhalten mit Thaler 9500. B., den 17. Juni 186". Aaron Baer."

„Zum Teufel — wie kommt dieser Wisch in Ihre Hände?!" rief erschrocken Maiwand aus, nachdem er einen Blick darauf geworfen.

Landeck barg den „Wisch" erfreut in seiner Brusttasche; auch er sah Ifelt erstaunt an, sagte aber nur:

„Ihr Recept ist vortrefflich, Doctor. Es wird unseren Streit allerdings wunderſam beruhigen. Es macht ihn bereits fast gegenstandslos, und wir können die Unterhandlung abbrechen. Sie wissen, Herr von Maiwand, daß Sie auf Haldenwang nicht mehr gewünscht werden, und werden nicht mehr dort erscheinen, um sich dies doch nicht gar zu deutlich von dem Dienstvolke sagen zu lassen, das über den Willen seiner Gebieterin unterrichtet ist. Ihre Erklärung, daß Sie schuld gewesen an der unglücklichen Nachgiebigkeit Rudolph Escher's, bedürfen wir jetzt nicht mehr, denn der Wechsel in meiner Tasche beweist vollständig,

Digitized by Google

wohin jene Summe damals gewandert ist. Die Sorge, welche Frau von Haldenwang wegen des Vertrags hegte, zu dem Sie sie verleiteten, wird ihr durch das Gericht abgenommen werden. Seien Sie dessen sicher! Also können wir uns Ihnen empfehlen, Herr von Maiwand."

Herr von Maiwand athmete tief und schwer; er war sehr bleich geworden. Das Papier, welches Doctor Ifelt Landeck übergeben, hatte in der That eine merkwürdige Wirkung geübt. Es hatte seinen Zorn, wie es schien, plötzlich gebrochen. Er mochte sich fagen, daß nun Alles für ihn zu Ende, daß dieses Blatt ihn in Maiwinens Augen unrettbar verderben mußte, für immer.

„Sie können sich empfehlen, meine Herren," preßte er mühsam hervor „und mich der Frau von Haldenwang, wenn's beliebt. Ich bin nicht der Mann, der sich aufdrängt. Wenn Sie übrigens das Geld, das Sie mir boten, in der That daran wenden wollen, so will ich Ihnen den Revers, den Sie wünschen und der uns einen häßlichen Proceß erspart, ausstellen."

„Damit bin ich einverstanden. Haben Sie die Güte, diesen Revers zu schreiben!"

Maiwand nahm seinen früheren Platz wieder ein und zog ein Schreibzeug herbei — sehr langsam und gemessen und mit zitternder Hand. Dann starrte er auf das Papier. Er bedurfte offenbar einiger Zeit, um sich zu fassen und seine Gedanken zu ordnen. Landeck sprach deshalb den Wunsch aus, ihm den Wortlaut der Beschreinigung zu dictiren, und Maiwand nickte dazu. Es bedurfte nur weniger Zeilen, worin die Erklärung enthalten war, daß der mit Tag und Datum näher bezeichnete Vertrag nur ein Scheinvertrag gewesen, daß vom Ankäufer keine Zahlung geleistet worden, daß dieser nie beabsichtigt habe, daraus Rechte herzuleiten, und auf alle solche, falls sie ihm erwachsen, verzichte. Maiwand unterzeichnete dann das Schriftstück. Landeck und Ifelt thaten es als Zeugen ebenfalls, und dann legte Landeck jenem die dafür als Preis versprochenen fünf Banknoten wieder auf den Tisch. —

Maiwand starrte darauf hin und dann die beiden sich jetzt zum Gehen wendenden Männer an, als frage er sich in diesem Augenblicke, ob er denn eigentlich wache oder träume — und in der That, die niederschmetternde Raschheit, womit sich sein Schicksal so urplötzlich gewendet hatte, war geeignet genug, ihm einen solchen Eindruck zu machen, und ihn so vernichtet den beiden sich entfernenden Gegnern nachstieren zu lassen. —

Als diese draußen vor dem Pfarrhause waren, schob Landeck hoch und glückselig aufathmend seinen Arm unter den Ifelt's und sagte:

„Wie soll ich Ihnen danken, Doctor? Niemals traf ein ungehoffter Bundesgenosse im richtigeren Moment ein als Sie soeben. Wie aber, ich bitte Sie, war es Ihnen möglich, sich jenes Document zu verschaffen, womit ich jetzt dem armen Rudolph das Leben wiedergeben kann?"

„Das ist sehr einfach zugegangen," versetzte der Doctor. „Ich erhielt es an diesem Vormittag, als ich eben im Begriffe war meinen Rundgang zu meinen Patienten anzutreten. Sie müssen nämlich wissen, daß ich vor Jahren einmal als Arzt in einer Familie thätig war, die aus einer Frau und ihrer Tochter bestand, anständigen Bürgersleuten, welche ein paar elegant möblirte Zimmer an Officiere zu vermiethen pflegten. In ihrem Hause hatte Herr von Maiwand lange sein Hauptquartier aufgeschlagen, und die Zeit dazu benutzt, das Mädchen unglücklich zu machen; aus den Schilderungen der Mutter lernte ich zuerst den Leumund dieses Herrn kennen. Sie erzählte mir mehr als ich verlangte von dem Leben, das er geführt, von den Schulden, die er gemacht, von den Wucherern, die ihn bedrängt und es verstanden, die Wechsel, die er ihnen ausgestellt, ganz unglaublich und lawinenhaft wachsen zu lassen. Auch von einem Herrn Aaron Baer, der seine Vorschüsse von einigen tausend Thalern bis zu der Summe von neuntausendfünfhundert Thalern hinaufgeschwindelt und dann stürmisch Zahlung verlangt habe. Da ich zu solchem Schwindel unglaublig den Kopf schüttelte, schloß die gute Frau ihren Secretair auf und zog das Blatt hervor; sie hatte es beim Aufräumen in dem Papierkorbe gefunden, in den es Maiwand, nachdem er es bezahlt und zornig zusammengeballt, geworfen, und hatte es als Merkwürdigkeit, als Document zur Sittengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts aufbewahrt. Dessen erinnerte ich mich, als Sie mir zuerst von dem Scheinkaufe von Haldenwang redeten, und dann kam mir der Gedanke, daß ein solches Beweismittel für die finanzielle Lage Maiwand's der Frau von Haldenwang wichtig werden könne, wenn sie mit ihm in Zerwürfniß und Proceß über ihren leichtsinnigen Kaufvertrag gerathe. Ich schrieb also an jene Frau in der Residenz und bat sie um das für sie werthlose Blatt, falls sie es noch besitze, und, wie Sie sehen, ich erhielt es. Als mich dann der Pfarrer in sein Schreibzimmer führte, wo ich ihm ein Recept schreiben wollte, vernahm ich Ihre erhitzte Stimme im anstoßenden Raume, und folgte eine Weile mit begreiflicher Spannung der Debatte, die ich freilich nur zum Theil verstand, doch hörte ich genug, um zu begreifen, wie wichtig Ihnen der alle Wechsel sein mußte, den ich eben erhalten. Von einer Erklärung Maiwand's über dieselbe Summe, auf welche der Wechsel lautet, sprachen Sie ja gerade. Daß ich den Horcher gemacht, werden Sie mir also schon vergeben. Sie schrieen ja ohnehin so laut, daß es gar nicht möglich gewesen wäre, nicht zu horchen, und weil ich also auch vernommen habe, in welcher Eigenschaft Sie diesem Bösewichte die Stirne geboten, so lassen Sie mich jetzt vor allen Dingen Ihnen Glück, alles überschwenglige Glück wünschen, Ihnen, dem der große Wurf gelungen, der nun doch bekennen muß, was kluge Leute ohnehin sich sagen konnten, daß er aus dem fernen Hellas dieser Helena gefolgt ist, die er sich nun, ein tapferer Achill und kluger Odysseus zugleich . . ."

„Ich bitte Sie bei allen Göttern dieses Hellas," fiel Landeck erschrocken ein, „hören Sie auf! Sie sind völlig im Irrthume, wenn Sie glauben, meine Verschercung, ich habe ein Recht, für Frau von Haldenwang aufzutreten, sei irgend etwas Anderes gewesen, als eine Kriegslist, ohne die ich nicht den geringsten Erfolg hoffen durfte. Ich mußte meinem Gegner alle und jede Hoffnung, daß er sein eigentliches Ziel je erreichen werde, mit einem Schlage nehmen. Dazu gab es nur ein Mittel, eine, wenn Sie wollen, freche Lüge."

„Ah bah," unterbrach ihn lachend Ifelt, „ich glaube nicht an Ihre Lügen. Ein so elassischer Mensch wie Sie und lügen! Die Lügen gehören in die Romantik."

„Und doch, ich schwöre Ihnen, daß ich log," fiel Landeck heftig ein, „und Sie werden mich grenzenlos unglücklich machen, wenn je ein Wort über Ihre Zunge käme, welches die Kriegslist, die ich brauchte, verriethe."

Ifelt schüttelte den Kopf und lachte:

„Ich schwöre, daß ich log — ich log, was ich schwur! — was soll ich darauf geben? Ich habe Ihnen gesagt, daß ein Arzt etwas von einem Beichtvater an sich hat und das Beichtsiegel zu bewahren weiß. Darum und meines treuen Beistandes willen, dächt' ich, könnten Sie ein wenig offener gegen mich sein. Aber beruhigen Sie sich! Ich werde Ihnen durch fehlende Discretion keinen Verdruß machen."

Doctor Ifelt sprach das wie durch Landeck's Mangel an Vertrauen ein wenig verdrossen und schwieg dann. So eilten sie Beide auf dem Wege nach Haldenwang dahin, bis in der Nähe des Gutes Ifelt zurückblieb.

„Wohin wollen Sie, Doctor?" fragte Landeck.

„Zu meinen Kranken. Sie sind, wenn ich Sie nicht begleite, um Zeuge des zärtlichen Dankes zu sein, der Ihnen da oben werden wird, dessen sicherer, daß ich Sie nicht verrathe."

„Nein, nein," rief Landeck aus, indem er sein geröthetes Gesicht vom Doctor abwandte und die Hand ihm auf die Schulter legte, „Sie sollen mit jetzt einen großen, großen Freundschaftsdienst leisten. Ich selbst, ich kann jetzt nicht zu Frau von Haldenwang gehen — ich kann es nicht."

„Sie können es nicht? Weshalb nicht?"

„Denken Sie, es wäre — nun, was weiß ich selbst, was es ist? — aber ich kann es nicht. Es scheint mir so anmaßend, so unverschämt, wenn Sie wollen, vor eine arme Frau, deren Herz voll schwerer Sorge ist, zu treten und ihr zu sagen: da bin ich, Dein Retter, Dein Befreier. Ich habe Alles erreicht, erkämpft, was Du bedarfst, um wieder glücklich und frei aufzuathmen. Kann man so vor Frau von Haldenwang treten? O nein, das müssen Sie selbst fühlen, man kann es nicht. Mir ist es wenigstens unmöglich."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Gebet in der Steppe.
Nach der Natur aufgenommen von Professor Franz Zverina in Brünn.

Digitized by Google

Die tanzenden Heiligen von Watervliet.

Von **Moritz Busch.**

II.

Bruder Harmon's Geheimniß und der Rest desselben. — Bei Diakon David. — Elder Pelham. — Einsames Frühstück. — Der Tanzsaal der Shaker. — In Papiertüten gefaltete und mit Brettern belastete Backfische. — Vogelgezwitscher und trommelnde Hasen. — Der Bruder des verlornen Sohnes. — Kreisellanz und allgemeine Verzückung. — Ein Dilemma zum Abschied.

Am nächsten Tage, bald nach Mittag, klopfte ich wieder an Bruder Harmon's Thür. Ich fand ihn allein, und kaum hatte er meinen Gruß erwidert und sich mit zwei Blicken umgesehen, ob Niemand und zuhören könne, als ihm auch schon sein Geheimniß von den Lippen floß. Es bestand, so weit es ein Anliegen war, kurz und rund in der Bitte, ihm zu heimlichem Entweichen aus der Colonie durch Verschaffung von gewöhnlichen Kleidern zu verhelfen. Er heiße, so berichtete er weiter, Hermann Cornelius, habe in Kiel Theologie studirt und sei 1849 nach Amerika gekommen, wo ihn „unglückliche Verhältnisse", über die er sich nicht näher auslieβ, etwa vor Jahresfrist gezwungen hätten, sich vor dem Hunger und dem Winter in das Asyl von Watervliet zu flüchten. Man hatte ihn hier liebreich aufgenommen, ihn zuerst nur mit leichter Handarbeit beschäftigt und ihn dann mit der Erziehung von Kindern und der Beaufsichtigung von Novizen betraut, deren sich vor Einbruch des Winters hier immer eine Anzahl melden, und aus denen sich die Gemeinde, sofern sie nicht mit Eintritt der milderen Jahreszeit das Weite suchen, allein ergänzt. Er hatte hier, was er vorher nicht gehabt, Obdach, Nahrung und Kleidung, und es war ihm kein Zwang auferlegt, als der, den er selbst gewählt, einen Glauben, den er nicht hatte, heucheln, und einen Gottesdienst, der ihm lächerlich war, mitmachen zu müssen. Das war die traurige Seite der Sache. Er mußte in der That sehr unglücklich sein. Aber die Sache hatte auch eine andere Seite, und diese war von der Art, daß ich, als ich sie erfahren, froh war, nicht in der Lage gewesen zu sein, ihm zur Flucht zu helfen. Ihm war, wenn überhaupt, nur hier in Watervliet von den „unglücklichen Verhältnissen" zu helfen, deren Natur der Rest seines Geheimnisses war; denn in Watervliet gab es — keinen Whiskey, sondern nur klares Brunnenwasser und Thee ohne Zuthat. „Hermann Cornelius" war ein Gewohnheitstrinker, und um mit ihm gleich hier zu Ende zu kommen, schalte ich eine Stelle aus meinem in Cincinnati geführten Tagebuche ein.

„12. November. Heute bei Pastor Kröll von der Johanneskirche. Erzählte ihm von meinem Abenteuer in der Shakerstadt. Horchte hoch auf, als ich ihm Bruder Harmon beschrieb, und brach endlich, indem er aufsprang und die Hände zusammenschlug, in die Worte aus: ‚Er, das ist ja der leibhaftige — (er nannte ihn nicht Cornelius), den sie aus zwei oder drei Gemeinden fortjagten, weil er sich in der Schnapsflasche das Delirium geholt!' In der vierten hatte er sich, so berichtete der Pastor, eine Zeitlang gut gehalten, dann aber war der Versucher wieder gekommen, und er hatte dem Glase so gründlich zugesprochen, daß er in seinem Wahnsinne in den Wald gelaufen und sich sämmtliche Kleider vom Leibe gerissen hatte. Dann war er spurlos verschwunden. Es ist bisweilen gut, wenn man nicht die Mittel hat, gutherzig und hülfreich zu sein. Mein Fall mit ‚Bruder Harmon' war ein solcher."

Ich sagte ihm damals in Watervliet, ich wollte mir die Sache überlegen, und dabei blieb es ungefähr, auch als wir schieden. Zmächst aber besuchte ich mit ihm den Diakon David, einen schlafrigen, grämlichen Riesen mit großen, lichtblauen, verschwommenen Augen, der sich in einem Schaukelstuhle am Ofen wärmte, obwohl die Sonne draußen recht warm schien. Bruder Harmon hing trüben Gedanken nach. Bruder David, überhaupt einsilbig, schien nicht viel von geistigen Dingen zu wissen, doch erhielt ich von ihm einige Mittheilungen über die äußeren Zustände und Verhältnisse der Niederlassung.

Watervliet war jetzt nur von einer „Familie" oder Gemeinde bewohnt, während das benachbarte Union Village deren drei umfaßte. Die hiesige Familie zählte vierundfünfzig Seelen, darunter etwa dreißig Frauen und zehn Kinder. Die oberste Leitung ist in die Hände von drei Aeltesten, zwei von den Brüdern und ebenso viele von den Schwestern, gelegt, zu deren Pflichten unter Anderem gehört, daß sie den sich zum Eintritt in die Gemeinschaft meldenden Weltkindern ein Sündenbekenntniß abfragen. Der Diakon ist unter ihrer Aufsicht der Geschäftsführer der Colonie gegenüber der Außenwelt. Er schließt Lieferungen und Verkäufe ab, verwaltet die Finanzen und hat für die Unterbringung einsprechender Fremden zu sorgen. Die vorkommenden Arbeiten werden von den Aeltesten unter die Mitglieder der Familie vertheilt und zwar nach dem Maße ihrer Kräfte und der Art ihrer Talente und Fertigkeiten. Die Haupthebschäftigung der Colonisten ist der Ackerbau auf der sechshundert Acres großen Rodung, die ihnen gehört, und etwas Viehzucht. Dazu kommen die Verfertigung grober Kleiderstoffe aus einem Gemisch von Wolle und Baumwolle, Wagnerarbeiten und das Flechten von Strohhüten, Bastmatten und Stuhlsitzen aus Spahn. Der Boden ihres Landbesitzes ist gut. Ihr Weizen wird oft über den Marktpreis bezahlt. Sehr geschätzt ist die Sarsaparilla, die sie bauen, und allein an Erdbeeren hatte Diakon David im verflossenen Sommer für zweihundertfünfzig Dollars verkauft.

Mein langer Diakon war meinen Fragen gegenüber immer einsilbiger geworden und schließlich sanft eingenickt. Bruder Harmon brütete fort, ohne Zweifel über sein Schicksal. Ich versuchte mit die Langeweile zu vertreiben, indem ich in einem geschriebenen Gesangbuche der Shaker las. Nach einer Weile wurde ich hierin durch die Ankunft Elder Pelham's angenehm unterbrochen. Der kleine, feine, heiläugige Mann war das Gegentheil des Diakons. Bald fragend, bald antwortend, gab er mir einen wohlgefügten und anschaulichen Ueberblick über den geistigen Besitz der tausendjährigen Kirche. Er legte eine nicht gewöhnliche Kenntniß der Bibel an den Tag, brauchte mehrmals originelle Bilder und wußte Zweifeln und Einreden nicht ohne Geschick zu begegnen. Wir waren noch im besten Zuge, als eine Glocke läutete. Sie rief zum Essen. Diakon David stürzte mich in die Küche des großen Ziegelhauses, wo eine ältliche Schwester mich mit Kuchen, Apfelmus, Tomatos, Brod, Butter, Fruchtgelée und Thee versorgte. Die Uebrigen aßen mit den anderen Gliedern der Gemeinde für sich in einem anderen Raume, da die Shaker — vielleicht aus Furcht vor der Wirkung fremder Blicke auf die Gemüther der jüngeren Schwestern — Niemanden, der „nicht sein Kreuz auf sich genommen hat", mit sich an einem Tische speisen lassen. Doch erfuhr ich später, daß sie vor und nach der Mahlzeit knieend beten und daß sie keine Fleischspeisen genießen.

In die „Office" David's zurückgekehrt, las ich wieder in dem Gesangbuche, aus dem ich mir einige der besten Lieder abschrieb. Dann läutete die Schelle wieder, jetzt zweimal — das Zeichen zum Beginne des Gottesdienstes, das Tanzes. Ueber den Hofplatz zwischen der „Office" und dem Ziegelhause und dann über den Gang, auf den Bruder Harmon's Stube mündete, begab ich mich, vom Diakon begleitet, eine braunlackirte Treppe hinauf in einen ziemlich großen, durch die ganze Breite des ersten Stockes gehenden, auf jeder Seite durch vier Fenster erleuchteten Saal, der, wie die Wohnstuben, einfach weiß getüncht und unten an den Wänden mit braunem Holzgetäfel versehen war. Uns gegenüber befand sich eine Glasthür. Auf der Weiberseite, links von unserer Thür, war eine dritte. Derselbe gelbe Strich, der unten auf dem Gange die Grenze des Gebietes der Geschlechter bezeichnete, theilte auch den Saal der Länge nach in zwei Hälften. An den langen Seiten des letzteren liefen einfache Bänke hin. Ich erhielt einen Stuhl. Von der Decke hing eine brennende Messinglampe herab, unter der ein kleiner blauer Teppich lag. Sonst war nichts von Geräthen hier zu sehen. Von den Aeltesthemern am Gottesdienste waren bis jetzt nur vier Knaben in Shakerkracht und ihr Mentor, der freundliche Alte, der mich Tags vorher bei Bruder Harmon eingeführt, sowie sechs oder sieben Mädchen im Backfischalter zugegen. Letztere schienen ihr Kreuz noch nicht schwer zu empfinden oder es noch nicht mit der rechten Würde und Andacht

Digitized by Google

tragen zu können. Sie steckten bei meinem Eintritte die Köpfe zusammen, kicherten, zischelten untereinander und warfen mir Blicke zu. Ihre Tracht war ebenso unschön, wie die der Knaben. Die zum Theil recht hübschen Gesichtchen sahen aus weißen Hauben von der Form eines Kohlenkastens, aus denen hinten ein großer Faltenbart sich sträubte, heraus. Die Körper steckten in blauen oder grauen Kleidern mit kurzer Taille, Hals und Brust in einem weißen, steifgestärkten Tuche, das vorn kreuzweise übereinander gelegt war und hinten dreikantig bis zur Hälfte des Rückens herabhing, die Füße in plumpen Schuhen. Sie sahen mit jenen garstigen Hauben wie in Papierdüten geschoben, mit diesen steifen Tüchern wie mit Brettern verschlagen und im Ganzen wie junge Urgroßmütter aus.

Eine Uhr schlug jetzt die achte Stunde, und herein wandelten die übrigen Glieder der Gemeinde mit Einschluß Bruder Harman's und Elder Pelham's, die Schwestern durch die Thür zur Linken, die Brüder durch die zur Rechten und die Glasthür. Die Letzteren legten die Röcke ab und stellten sich dann in drei Gliedern, die Gesichter dem gelben Strich und dem blauen Teppich in der Mitte zugekehrt, in der rechten Hälfte des Saales auf. Die Schwestern traten links von dem Striche in gleiche Ordnung. Dann verbeugten sich die beiden Colonnen gegen einander, wobei sie die Arme ausbreiteten und die Hände schwenkten. Und nun stimmte einer der Brüder ein Lied an, in welchem die ganze Versammlung einfiel, und das in raschem Tempo nach einer nicht übel klingenden Weise gesungen wurde. Was ich davon verstand, pries die Herrlichkeit der ewigen Heimath, handelte sodann von schneeweißen Gewändern und Engeln mit goldenen Flügeln und drückte die Sehnsucht der Sänger nach diesen und ähnlichen schönen Dingen aus.

Nach Schluß des Liedes, welches drei Verse hatte, wieder Verbeugung und Händeschwenken. Hierauf lösten sich die beiden Colonnen auf, und zwei Brüder mit sechs Schwestern schritten näher an den Teppich heran, um sich, die Gesichter einander zugewandt, zu beiden Seiten desselben aufzustellen. Sie waren für diesen zweiten Act des Schauspieles der Sängerchor oder, wenn man will, das Vocalorchester des Tanzsaales. Die Uebrigen ordneten sich, die Männer für sich voran, die Frauen dahinter, zu Paaren in der Weise, daß sie nach der Glasthür hinsahen. Plötzlich begann eine der Sängerinnen mit wohlklingender Stimme eine Strophe zu singen, in welche die übrigen Sieben vom Chore nach den ersten Worten einstimmten. Dieselbe begann mit dem Ausrufe: „March heavenwards, yea victorious band!“* und winkte auf mich mit ihrem zwischen die einzelnen Sätze eingestreuten „La! lala! La! lala!“, dem Vorklingen der Frauenstimmen und dem ungemein schnellen Tempo der Melodie mehr wie Vogelgezwitscher als wie ein Kirchenlied. Mit dem ersten „La! lala!“ setzten sich die Reihen der Nichtsänger in Bewegung und marschirten im Geschwindschritt um den Chor herum. Sie hoben sich dabei auf die Fußspitzen, so daß die Fersen den Boden nicht, oder nur wenig berührten, drückten die Ellbogen an die Hüften, streckten die Unterarme aufwärts vor die Brust und winkten oder wedelten mit den lose im Gelenk hängenden Händen, so daß sie — Gott verzeihe mir den unheiligen Vergleich, aber meiner Erinnerung nach giebt kein anderer eine bessere Vorstellung von dieser überaus komischen Geberde — ungefähr trommelnden Hasen oder, noch genauer, tanzenden Hunden glichen, die „es schön machen“. Die Strophe wurde mehrere Male wiederholt, und bei jeder Wiederholung nahm die Begeisterung der himmelwärts tanzenden Heiligen zu, sah man mehr verzückte Mienen und begegnete man mehr nach oben gerichteten leuchtenden Augen. Das Bild zeigte außer dem Gesagten noch andere komische Züge. So walschelte neben dem baumlangen Diakon ein Bruder mit einem Falstaffsbauch und einem jodelhaften Kropf; er verrieth mehr Lust als Lust an der Ceremonie. Eine gleichfalls wohlbeleibte Negerin äußerte unter der Schwesternschaar ihre Inbrunst recht wunderlich, und die Backfische dachten augenscheinlich nur an den Tanz, nicht an seine Bedeutung als Wallfahrt nach dem Himmel. Dennoch machte das Ganze eher einen feierlichen als einen lächerlichen Eindruck.

Die Tanzenden mochten die Singenden etwa vier- oder fünfmal umkreist haben, als Diese verstummten und Jene Halt machten, um still zu beten, bis der Chor aufs Neue zu zwitschern anfing. Dieses Mal handelte das Lied vom „Lodern des heiligen Feuers der Liebe“, welches Lodern „die Seelen läutere“. Dem Flackern und Zucken dieser göttlichen Flamme schien auch das Tempo des Gesanges zu entsprechen, welches noch rascher war als das der früheren Vorträge, und dem Gesange folgte wieder der Tanz, der jetzt zu einem Hüpfen wurde. Aeltere Tänzerinnen, die zu schwach waren, um sich hieran lange zu betheiligen, traten aus Reihe und Glied und setzten sich, konnten sich aber nicht enthalten, dem Dalthskutacte des Reigens im Sitzen durch Trippeln und Klappern mit den Fußspitzen zu folgen.

Das Hüpfen hatte ungefähr drei Minuten gewährt, als der Chor wieder schwieg. Alle traten sich in der anfänglichen Ordnung zu beiden Seiten des gelben Strichs in der Mitte des Saales gegenüber, beteten noch einmal still und begaben sich dann, die Schwestern durch die linke, die Brüder durch die rechte Thür, hinunter in ihre Stuben, womit der Gottesdienst für heute zu Ende war.

Nachdem ich die Nacht in einem guten, saubern Bett geschlafen und von „Mutter Ann“ und ihrem „Bräutigam“ geträumt — mein Tagebuch besagt, daß Jene wie die alte runzelige Schwester, die mir das Abendessen aufgetragen, Dieser wie Diakon David aussah, und daß die „Mutter“ um ihre Barthaare, der „Bräutigam“ um seinen Brunnendeckelhut eine große Aureole hatte —, frühstückte ich, wieder in der Küche und wieder allein. Dann wohnte ich im Tanzsaale abermals einem gottesfürchtigen Reigen bei, wo jedoch nur nach einer von Allen gesungenen, langsam gehenden Weise in drei Gliedern hin- und hermarschirt, nicht gehüpft wurde. Elder Pelham hielt dabei während einer Pause eine kurze Ansprache, in der er die Welt, die an dem Tanze der Shaler Aergerniß nähme, mit dem Bruder des verlorenen Sohnes im Gleichnisse zusammenstellte, welcher auch mit Neid und Verdruß von der Freude Zeuge gewesen, die über die Heimkehr des Sünders in das Vaterhaus geherrscht habe. Der Sermon hörte sich nicht schlecht an, aber ich hoffe, daß ich nicht damit gemeint war; denn ich war zwar ein Kind der Welt und gedachte eins zu bleiben, aber gern gönnte ich meinen Freunden in Watervliet ihre Freude und war nicht im Mindesten verdrießlich darüber. Eher das Gegentheil.

Den übrigen Theil des Vormittags verbrachte ich meist mit weiterem Abschreiben von Liedern aus David's Gesangbuche. Um elf Uhr wurde ich zum Mittagsessen geführt, und zwei Stunden später sah ich die Heiligen von Watervliet zum dritten und letzten Male tanzen. Zweimal an einem Tage schien etwas viel zu sein, indeß war es ein Sonntag.

Man sang zunächst wieder einen „Shovelsong“ (wörtlich: Schaufellied; so nennt die Shakersprache die in langsamem Tacte sich bewegenden Gesänge, während die rasch gehenden als „Quicksongs“, lebendige Lieder, bezeichnet werden), der mit den Worten „Ich danke Dir, o Gott, für Deine freundliche, liebreiche Gnade“ begann, und in welchen die ganze Gemeinde einstimmte. Darauf hielt der andere Aelteste eine längere Rede, auf die der vorhin erwähnte Falstaff — er war, wie ich später hörte, erst kürzlich aufgenommen und hatte dem Schatze der Kirche ein nicht unbeträchtliches Vermögen zugebracht — einige Worte folgen ließ, in welchen er sich freute, Zulassung zu den Rindern der Mutter Ann und ihrem siebenfachen Leben gefunden zu haben.

Nun sprach Pelham über die Demuth und den Gehorsam, über die Entsagung der Heiligen und deren brünstige Liebe zur „heiligen Mutter“, eine Liebe, die nichts mehr wisse und wolle, als deren Gegenliebe. Als er geschlossen, stellte sich der Chor, wie oben geschildert, vor dem Teppich auf. Die Uebrigen ordneten sich paarweise zum Reigen, und nun widerhallte, in eine zierliche Strophe zusammengefaßt, der Inhalt der Pelham'schen Rede aus dem Munde einer der Sängerinnen. Mir kam es vor, als ob die Schwester improvisire, als sie — ich gebe die Worte ziemlich genau deutsch wieder — im Tempo eines Quicksong den Vers zwitscherte:

„Gebeugt will ich und schmiegsam sein,
La! lala!
Ein schmiegsam Weidenbäumelein,
La! lala!
Will mich biegen und neigen, verschosten im Reigen,
Und tanzend der Mutter ganz werden zu eigen.
La! lala! La! lala!“

* „Auf, himmelwärts wandet, Du Siegerschaar!“

Digitized by Google

Hurtig setzten sich die Füße der Colonnen in Bewegung, um nach dem Tacte des Liedes drei oder vier Schritte vorwärts zu hüpfen, dann stehen zu bleiben, mit dem einen Fuße aufzustampfen und darauf weiter zu hüpfen. Als die erste Sängerin geendet, hörte man eine Weile nur noch das tactmäßige „La! lala!“ und das Scharren und Stampfen der darnach tanzenden Füße. Dann begann eine andere Stimme im Chor:

„O himmlische Liebe fruhet, heilige Liebe strömet!
Hallelujah! La! lala!
Auf, neigt Euch und beugt Euch und schöpft Euch und nehmet,
Und trinket wir jubelnd zur Stelle
Von der Liebe, die mild
Da bodelen uns quillt
Aus der Mutter unendlicher Quelle.“

„La! lala!“ schmetterten die übrigen Sänger. „La! lala!“ lallte es wie von Trunkenen aus den Colonnen der Tanzenden, deren Reigen immer geschwinder an meinem Stuhle vorüber kreiste. Ein elektrisches Etwas schien sich ihnen von irgendwoher mitgetheilt zu haben, ein Etwas, das sich auch meinen Fußspitzen aufdrängen wollte; denn ich merkte, daß sie zu dem „La! lala!“ den Tact zu trippeln anfingen. Ein gottseliger Rausch hatte sich der Versammlung bemächtigt. Sie tranken von der Liebe der Mutter; sie schwammen im Strome derselben.

„Und trinkt ein wenig mehr — und trinkt, trinkt, trinkt ein wenig mehr!“ jauchzte der Baß und zitterten und zwitscherten die hellen Stimmen im Chor — und siehe da, plötzlich begann eine der Schwestern, indem sie die Arme am Körper herabhängen ließ und den Kopf, halb nach oben gerichtet, auf die Seite legte, sich etwa zehn Schritte weit um ihre Achse zu drehen. Eine zweite folgte und eine dritte. Mehrere Brüder thaten desgleichen, und nach Verlauf einer Minute sah ich den größten Theil der Tänzer in dieser Planetenbewegung begriffen. Taumelnd hielten die Meisten nach einigen Umdrehungen inne, leuchten und stampften und verfuchten sich im Gleichgewicht zu erhalten. Dann trieb sie der Gesang wieder fort, wie die Peitsche den Kreisel, und nicht eher hörte das andächtige Bacchanal auf, als bis die Mehrzahl der Frauen, nach Athem ringend, auf die Bank gesunken war.

Die würdigen Aeltesten, der schlüfrige Diakon, Matronen mit grauen Haaren hatten sich an dem Wirbeltanze nach Kräften betheiligt. Sogar Bruder Harmon hatte ein paar Mal sich darin versucht. Da er indeß dabei wohl mehr an den weltlichen Zuschauer und dessen Meinung von der Affaire als an den Wohlgeschmack der Liebesquelle dachte, welche die Andern berauschte, so hatte es ihm damit nicht gelücken wollen. Nur Falstaff, dem sein Leibliches das Kreiseln verbot, einige vermuthlich hier auch noch neue Frauen, die vier Knaben und der Wahnsinnige hatten es bei bloßem Geschwindschritte und ein wenig Hüpfen und Händeschwenken bewenden lassen. „Wahnsinn gut gegen Wahnsinn,“ sagte ich zu mir selbst, indem ich an den Grundsatz unserer Homöopathen dachte.

Eine Stunde später nahm ich Abschied von meinen gastfreundlichen Wirthen. Man bat mich noch länger zu bleiben, aber ich hatte genug gesehen und erfahren, und so ging ich, begleitet von Pelham's Segen, in welchem er mir wünschte, ich möge bald den Weg finden, der zum wahren Frieden führe.

Bruder Harmon bat sich, indem er mir verstohlen einen schnellen bittenden Blick zuwarf, die Erlaubniß aus, mich ein Stück begleiten zu dürfen. Schweigend gingen wir eine Weile neben einander her. Dann wiederholte er dringend seine frühere Bitte. Ich erwiderte, ich selbst könne ihm nicht helfen, wolle aber zusehen, ob sich in Cincinnati etwas für ihn thun ließe, und ihn das Ergebniß meiner Erkundigung durch meinen Cousin in Dayton, dessen Adresse ich ihm aufschrieb, wissen lassen. Dieses Ergebniß ist mitgetheilt. Er ist entweder Shaker geblieben und nüchtern ein alter Mann geworden, oder er hat sich von den geistig Trunkenen gelüchtet, um wieder ein Trunkenbold im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu werden und im Delirium hinter irgend einem Zaune vor der Zeit zu sterben. Ich weiß wirklich nicht recht, was vorzuziehen wäre, will aber darüber nachdenken.

Eine Eisenbahn unter den Meereswogen.

Jemehr die großen Geister für Erforschung und Pflege unserer inneren Güter abnehmen, desto großartiger und zahlreicher treten die Helden der Mechanik auf, um diesem immer noch mit vielen Hindernissen geplagten Erdenleben leichtere Schwingen zu geben. Daher auch die vielen Unternehmungen zur Vermehrung unserer Bequemlichkeiten und namentlich der Beflügelung des Verkehrs. Mit der Zehnpfennigmacke schreibt man bis San Francisco, und die elektrische Sprache des Blitzes flüstert Tag und Nacht unaufhörlich über alle Länder und unter den Weltmeeren hin, mit hundertlausendmeiligen Drähten des Raumes und der Zeit spottend, um vielleicht mitten in der Nacht Schläfer freudig oder furchtbar aufzuschrecken. Der Dampf, obwohl noch in schwerfällige Eisenmassen gefesselt, wüthet ebenfalls mit unerwüdlichen Flügeln über Berg und Thal, selbst durch Felsengebirge hindurch und auf den Weltmeeren von Hafen zu Hafen. So ist denn das neueste Wunder für diesen völkerverbindenden Weltverkehr, obwohl beispiellos kühn, schon kein Wunder mehr.

Die Franzosen und Engländer sind eben daran gegangen, den sie trennenden und stets unruhigen Meeresarm unterhalb der Fluthen, in tiefer, ruhiger Kalksteinerde, zwanzig englische oder beinahe fünf deutsche Meilen lang zu unterwühlen und eine doppelte Eisenbahn hindurch zu legen. Was seit mehr als siebenzig Jahren mit den verschiedensten Plänen unter und auf dem Meeresgrunde, mitten durch das Wasser hindurch oder hoch oben darüber mit fester Brücke, oder auf dem Rücken des Wassers mit riesigen Fahren versucht und immer wieder aufgegeben ward, jetzt endlich soll es in der Tiefe der Erde verwirklicht werden. Auf englischer Seite arbeitet eine bereits mit vielem Gelde gegründete Gesellschaft einer französischen in die Hände. Diese beiden Mächte, die seit Jahrhunderten Krieg gegen einander führten und sich meist feindselig überwachten und in immer größere Kriegsbereitschaft hineinrüsteten, wollen sich endlich fest und friedlich verbinden. Möchte dies doch dem Weltfrieden, der jetzt bewaffnet in allen gebildeten Staaten täglich fünf Millionen Thaler kostet, zu Gute kommen!

Was die technische Ausführbarkeit des Unternehmens betrifft, so hat man tüchtig vorgearbeitet und glaubt alle Bedingungen des Gelingens zu kennen und zu besitzen. Wenn eine Eisenbahn durch die Alpen und durch die amerikanische Panamataille gelang und ein Suez-Canal nicht verunglückte, so kommt man wohl auch hier durch. Man hielt die Hindernisse, die sich jenen Unternehmungen entgegenstellten, ja vorher ebenfalls für unmöglich. Freilich eine Eisenbahn unterhalb der mächtigen, tückischen Meereswogen ist noch etwas ganz Anderes. Allerdings. Aber der französische Ingenieur Thomé de Gamond, der vor mehr als einem Vierteljahrhundert den jetzt in Angriff genommenen Plan entwarf und in seiner Ausführbarkeit bewies, hielt hartnäckig allen Gegnern, allen Beweisen der Unmöglichkeit und allen anderen Plänen gegenüber an diesem als dem einzig richtigen fest und ist nun durchgedrungen. Die Beweise für das Gelingen wurden von allen Seiten und tief aus der Erde herbeigeschafft.

Der furchtbare Canal, der in seiner stürmischen Unruhe fast von allen den 300,000 jährlich darüber Hin- und Herdampfenden die üblichen Seekrankheit-Opfer fordert, ist eigentlich doch nur ein Strom in einem ruhigen, nur sanft ausgehöhlten, nicht sehr tiefen Bette. Selbst bei Hochwasser hat man keine größere Tiefe gefunden als 180 Fuß auf einem gut ausgewaschenen glatten Grunde von Kalkstein. Sorgfältige tiefe Bohrungen auf beiden Seiten ergaben ebenfalls einen ununterbrochenen Kalksteinboden von gehöriger Mächtigkeit. Man schließt aus diesen Ermittelungen, daß der ganze Boden unter dem Meeresarme hin aus einer gehörig tiefen, zusammenhängenden, festen Kalksteinmasse bestehe. Von der Richtigkeit dieser Voraussetzung hängt nun allerdings noch das Gelingen des Unternehmens ab. Irgend ein tiefer Einschnitt von Sand oder sonst weicher Masse unterhalb dieses Canalbettes könnte den

Digitized by Google

ganzen Tunnel unrettbar mit Wasser füllen. Dies ist aber im höchsten Grade unwahrscheinlich. Nach allen sorgfältigen Bohrungen und Untersuchungen, sowie nach geologischen Gesetzen, bietet sich für den auszuhöhlenden Tunnel das beste Material für leichte und sichere Ausführung. Die Kalksteinmasse ist tief und mächtig genug, und beinahe zehnmal leichter zu durchbohren als das hartnäckige Gestein im Mont Cenis.

Man wird hier ungefähr ebenso bohren und zwar mit einer angeblich besseren, von Dickenson Brunton erfundenen Maschine, welche wie viele Dutzende von Meißeln arbeiten wird. Man beginnt auf beiden Seiten zugleich, und zwar zunächst versuchsweise, um vorläufig eine Art von Treibweg von neun Fuß Durchmesser zu gewinnen. Ist man darin von beiden Seiten glücklich in der Mitte unten zusammen gekommen, so soll es erst an die Ausweitung dieser Felsenröhre gehen und zwar so, daß doppelte Schienen neben einander Platz haben. Die den Mont Cenis durchbohrende Maschine kam täglich bloß ein Nord oder eine englische Elle vorwärts. Mit der Brunton'schen glaubt man durch die viel weichere Masse jede Stunde so weit, mithin in zwei Jahren ganz durch zu kommen. Für die Ausweitung dieser Röhre würden dann noch vier Jahre und mindestens eben so viele Millionen Pfund Sterling gehören. Die Letzteren sind so gut wie vorhanden. Aber es kommen noch zwei andere Schwierigkeiten in Betracht. Die eine läßt sich, wie bei Durchbohrung der Alpen, bewältigen, die andere ist hier neu. Man muß für die Arbeiter Luft schaffen. Ventilationsthürme waren beim Mont Cenis eben so unmöglich, wie jetzt durch das Meer hindurch. Man muß von einem Ende bis zum andern arbeiten, alle ausgebohrte Masse bis an die beiden Eingänge, also zuletzt beinahe zwei und eine halbe Meile weit heraus- und emporschaffen und dabei die Arbeiter fortwährend mit frischer Luft versorgen.

Bei Durchbohrung des Mont Cenis wurden die Maschinen mit zusammengepreßter und immer wieder entweichender, also für die Arbeiter immer frischer Luft getrieben. Aber Alles geschah hoch von der Erdoberfläche her. Hier nun geht es von beiden Endpunkten aus durch einen über hundert Yards tiefen Brunnen, durch welchen alle ausgegrabenen Massen, alle Arbeiter und die für sie gehörige Luft passiren müssen. Der alte Themse-Tunnel, damals das unerhörteste Wunderwerk, wurde ebenso versorgt, aber es war eine Liliputerei gegen das jetzt in Angriff genommene Brobdignac-Unternehmen. Nun, der Trost ist, daß mit unserer Naturwissenschaft, unserer Ingenieurkunst und der unermüdlichen Macht unseres Dampfes dieses Riesenwerk schon jetzt thunlicher erscheint, als damals das erste Weltwunder Brunel's unter der Themse hindurch. Alles ist bis auf die vorausgesetzte zusammenhängende Tiefe des Kalksteinbettes Sache der Mechanik und des Mammon.

Nach den Auseinandersetzungen des Herrn von Lesseps in der französischen Akademie braucht man blos fünfzig Yards tief unter dem Meeresbette hindurch zu bohren. Aber auch hier will man erst proben und versuchen und nach Durchbohrung der engeren Röhre, von jedem Ende aus erst eine halbe englische Meile hinein, die ganze nöthige Weite aushöhlen. Ueberhaupt ist bis jetzt Alles so angelegt, daß alle Kühnheit durch Vorsicht beschränkt und gesichert werden soll. Und so wird es hoffentlich spätestens in zehn Jahren ununterbrochen mit Dampf von und nach dem Brennpunkte des europäischen Weltverkehrs, Geld- und Creditmarktes, von und nach allen Hauptstädten Europas Tag und Nacht hin- und herdonnern, und die dreißundertausend jährlichen seekranken Canalpassagiere werden zu drei Millionen munteren Reisenden werden, denen jedes Opfer an Neptun gespart wird. Die kaufmännischen und gesellschaftlichen Vortheile dieses Unternehmens sind jetzt kaum übersehbar. Die unmittelbare Verbindung der zwei Hauptstädte des westlichen Europas und damit zugleich aller europäischen Eisenbahnnetze und der Weltmeerhäfen weitet das Gebiet der völkerverbindenden Geschäfts- und Vergnügungsreisen mittelbar über die ganze runde Erde aus. Und so wird hoffentlich dieser englisch-französische Canal-Eisenbahn-Tunnel auch zu einem haltbaren Verbindungsgliede zwischen den Völkern werden; denn nur durch materielle und geistige Verbrüderung können sich diese einander fördern, die friedliche Weltcultur sichern und pflegen, dem verzehrenden bewaffneten Frieden seine immer tödtlicheren und massenhafteren Geschosse aus den Händen winden und uns von den Uebeln befreien, mit denen die modernen Staaten sich gegenseitig die gesunde Existenz verkümmern.

Und nun noch ein Wort über den Canal selbst. Er wird von den beiden Gestaden Englands und Frankreichs gerade da gebohrt, wo sie sich am nächsten kommen, das heißt eine gute Strecke südlich von Calais und fast ebensoweit nördlich von Dover. Dort laufen auch die englischen und französischen Eisenbahnen in mehreren Hauptadern zusammen. Auf der französischen Seite verbinden diese die Küste unmittelbar mit Boulogne, Amiens und Paris, von da also auch mit Deutschland und andererseits mit dem dichten belgischen Eisenbahnnetze. Die bei Dover mündenden Bahnen verbinden fast das ganze Schienennetz Englands und verzweigen sich in und bei London in Hunderte von unter- und überirdischen Stationen. Zwischen den beiden gewählten Punkten ist auch der Meeresboden und die doppelte Kalkschicht darunter sehr günstig; letztere hat, wie durch Bohrungen ermittelt worden ist, an beiden Küsten eine Tiefe von durchschnittlich fünfundsiebt Fuß unter Hochwasser, welches auf der Tunnellinie in größter Tiefe nur hundertachtzig Fuß erreicht, so daß der hineingesenkte Westminsterthurm noch fünfundvierzig Fuß über die Oberfläche hervorragen würde. Bis jetzt ist man darüber einig, daß diese Tunnelröhre mindestens zweihundert Fuß unter dem Meeresboden gebohrt werde, obgleich, wie erwähnt, Lesseps seine Ueberzeugung dahin aussprach, das fünfzig Fuß auch hinreichend sein würden. Bei der größten Tiefe wird der Schienenweg von der Mitte aus nur einen Fuß auf 2640 und vom Gestade nach den Landeisenbahnen hin auf je achtzig Fuß einen steigen.

Die Bohrungen, welche auf beiden Seiten an den gewählten Punkten vorgenommen wurden, ergaben an der englischen Sanct Margaretben-Bucht bis in eine Tiefe von fünfundvierzig Fuß einen zusammenhängenden Kalkstein boden. Erst darunter stieß man auf Sand und sogenanntes paläozoisches Gestein. Auf französischer Seite fand man den Kalkstein boden ununterbrochen zusammenhängend bis in eine Tiefe von fünfhundertzwanzig Fuß. Man brauchte dazu auf jeder Seite fast die ganzen Jahre 1866, 1867, 1868. Gleichzeitig wurde der Meeresboden dazwischen sorgfältig gepeilt und, wie gesagt, ungemein günstig gefunden.

Die Untersuchungen haben ergeben, daß die Tunnelröhre von der englischen Küste aus durch einen Kalksteinboden von vierhundertsiebenzig Fuß Tiefe unter Hochwasser gehöbt werden könne und die ersten hundertfünfundsiebenzig Fuß aus weißem, die anderen darunter aus grauem Kalke bestehen. Auf der französischen Seite fand man siebenhundertfünfzig Fuß tiefen Kalksteinboden, die ersten zweihundertsiebenzig Fuß davon weiß, die anderen vierhundertachtzig grau. Die Annahme, daß der Meeresboden die ganzen zwanzig englischen Meilen lang ohne Unterbrechung aus derselben Masse in etwa derselben Tiefe bestehe, kann zwar nicht bis über alle Zweifel erhoben werden, ist aber geologisch im höchsten Grade wahrscheinlich. Darauf hin will man's nun endlich wagen. Und Goethe ermuthigt mit Recht: „Dem Wagenden ist oft Fortuna hold.“ Sowohl die Franzosen wie die Engländer, welche bis jetzt an der Spitze des Wagnisses stehen, gelten für wissenschaftlich und praktisch erprobte Männer. Auf englischer Seite sind es Lord Richard Grosvenor und William Hawes als Vorsitzende der Commission; auf französischer Michel Chevalier, der von dem tüchtigen Ingenieur und Schöpfer des ganzen Planes Thomé de Gammond unterstützt wird. Die englischen Ingenieurs sind Sir John Hawkshaw und Brunlees. Sie haben in Nr. 5 Victoria-Street, in dem Westminsterviertel Londons und in der Nähe des großartigsten Eisenbahnnetzes, über welches fast Tag und Nacht alle fünf Minuten, während der Geschäftszeit auch viel öfter, Züge hin und her und oft in größter Tollkühnheit wer durcheinander zu laufen scheinen, ihr Bureau eröffnet, wo bei den sich jetzt einzige Secretär Bellingham schon so viel zu thun hat, daß er sich immer mehr Schreibgehülfen anschaffen muß. Im Laufe des Jahres soll die Ausmeißelung der anschließt engeren Röhre gleichzeitig von beiden Seiten beginnen. Möge ein glückliches Ende das Werk krönen!

H. Beta.

Digitized by Google

Der katholische Schiller.

Von Robert Keil.

Als vor einiger Zeit durch die deutsche Presse die Kunde lief, daß gewisse süddeutsche Blätter die Behauptung aufstellten, Schiller sei zum Katholicismus übergetreten und deshalb um Mitternacht ehrlos vom begahlten Schreibern zu Grabe oder vielmehr in eine Kalkgrube getragen worden, wäre man geneigt gewesen, das Ganze für einen unwürdigen, frivolen Scherz zu halten, wenn nicht das Motiv dieses Geschwätzes dem letzteren eine ernstere Bedeutung gegeben hätte. Es war die ultramontane Presse: die in Passau erscheinende „Donauzeitung", der in München erscheinende „Volksfreund", das in Würzburg erscheinende „Fränkische Volksblatt", durch welche jene Lüge in die Welt gesandt wurde, und diese Lüge war nichts anderes, als ein jesuitisches Bubenstück.

In Veranlassung des Glaubenswechsels der Königin-Mutter von Bayern hatten jene Blätter die Hoffnung ausgesprochen, „daß auch in Deutschland wieder Ein Hirt und Ein Schafstall sein werde — daß Alle, die vor dreihundert Jahren ausgezogen, wieder heimkehren werden in's Vaterhaus, einig nicht à la Bismarck, sondern à la Königin Marie von Baiern"; sie hatten wider den intoleranten Sectenhaß gegen die Convertiten geeifert und als eines der „allerfragrantesten Beispiele von Verfolgungssucht gegen große Convertiten" den Namen Schiller's genannt. Zur Rechtfertigung dessen stellten sie die Behauptung auf, „Schiller, der Lieblingsdichter der Nation, sei katholisch gestorben und dafür in einer Nacht von begahlten Schneidergesellen ehrlos zu Grabe getragen worden; Oberconsistorialrath Günther in Weimar habe sich allen Bitten für eine würdige Bestattung widersetzt; Goethe, der damals allmächtige Minister des Herzogthums, habe nichts für seinen ehemaligen Freund gethan; Schiller habe in einer Kalkgrube gelegen". Sie druckten, ohne die Quelle zu nennen, Mittheilungen des ehemaligen Bürgermeisters von Weimar Carl Leberecht Schwabe (aus dem Werke: „Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine, nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar Carl Leberecht Schwabe von Dr. Julius Schwabe, Leipzig, Brockhaus 1852*) über die Abholung der Leiche, über den nächtlichen Zug durch die Stadt zum alten Kirchhofe vor der St. Jakobskirche und über den die Wolken auf einen Augenblick durchbrechenden Mond wörtlich ab, aber verschwiegen, daß nach eben diesen authentischen Mittheilungen Schwabe's

1) die Wittwe des Dichters stille Beerdigung des Dahingeschiedenen wünschte;

2) daß nur dieses Wunsches der Familie wegen der Oberconsistorialrath Günther, welcher alles deshalb Nöthige zu besorgen übernommen hatte, auf die Bitte Schwabe's, des warmen Verehrers des Dichters, an die Stelle der nach damaliger Weimarischer Sitte zu Trägern des Sarges bestimmten Handwerker Freunde Schiller's treten zu lassen, ansangs die ablehnende Antwort gab: „Ja, lieber Freund, das geht nun nicht mehr; es ist schon alles geordnet; alles soll in der Stille geschehen; auch sind bereits die Träger bestellt;"

3) daß aber von Günther auf weitere dringende Vorstellung Schwabe's für diesen und seine Freunde das Versprechen ertheilt wurde, daß sie Schiller's Leiche zur Todengruft tragen sollten;

4) daß denn auch die Handwerker wirklich abbestellt wurden und Schiller's Leiche nicht von Schneidern, sondern von Gelehrten, Beamten und Künstlern, welche Schwabe namentlich aufführt, von Schiller's Wohnung zum Friedhof getragen wurde;

5) daß endlich die Ruhestätte, wo der Sarg beigesetzt wurde, nicht eine Kalkgrube, sondern das der Landschaftscasse gehörige sogenannte Cassengewölbe war, in welches fast alle Leichen vornehmer Personen beigesetzt wurden, welche keine eigenen Erbbegräbnisse besaßen und deren Angehörige sie nicht auf dem allgemeinen Todtenacker begraben lassen wollten.

Die deutsche Presse beachtete erst nach und nach dieses neue Erzeugniß ultramontaner Heimtücke und Frechheit. Die „National-Zeitung" wies auf die frivole Gewissenlosigkeit hin, mit der jene Blätter ihrem Publicum derartige Lügen vorzusetzen wagen, und stellte Erklärungen der Weimarischen Gemeindebehörde und des Schiller'schen Enkels in Aussicht; die „Gartenlaube" hob mit kurzen schlichten Worten den wahren Sachverhalt hervor, der ja dem gebildeten Theile der Lesewelt längst bekannt ist. Die Presseschändlichkeiten aber, aller Scham über ihre dreiste Lüge bar, erhielten sie (wie sie sich auszudrücken beliebten) gegen die „Bismarckischen Saubirten" und gegen „die unrichtige Gartenlaube und deren liberale Unverschämtheiten" aufrecht, indem sie die Berichtigung der südrischen Behörde und des Schiller'schen Enkels Freiherrn von Gleichen-Rußwurm herausforderten. „Schiller," schrieben sie, „würde sich noch im Grabe umkehren, wenn er ein Grab gefunden hätte. Aber er hat keines gefunden! Kommt nur mit einem Certificat vom Weimarer Stadtmagistrat! Alles halten wir aufrecht."

Es erfolgten darauf die beiden Proteste von Seiten des Gemeindevorstands von Weimar und des Enkels Schiller's, des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, welche in den letztvergangenen Monaten ihren Weg durch die gesammte deutsche Presse genommen haben. Dank der Vorschrift des Reichsgesetzes über die Presse, waren auch jene ultramontanen Blätter genöthigt, beide Berichtigungen zum Abdruck zu bringen. Man hätte nun glauben können, daß damit die Discussion geschlossen wäre. Aber weit gefehlt! Mit wahrhaft unbegreiflicher Dreistigkeit haben jene Blätter sogar den Beweis ihrer Behauptungen pomphaft angekündigt, und in der That unternommen. Mit größter Aufmerksamkeit sind die Verehrer des großen Dichters, die Freunde historischer Wahrheit, diesem Beweisversuche gefolgt — mußte man doch vermuthen, daß irgend ein bisher unbekannt gebliebener Umstand aus Schiller's Leben existire, welcher Mißverständnisse hervorgerufen und jene Märchen veranlaßt habe. Wie sehr ist man aber auch in dieser Hinsicht getäuscht worden! Nicht einen einzigen thatsächlichen Umstand, nicht den geringsten Anhalt für ihre Behauptungen haben die Blätter beibringen können!!

Gehen wir auf ihre sogenannte Beweisführung näher ein.

Nach der schönen Versicherung, auch ihnen sei es nicht um die Verdunkelung der geschichtlichen Wahrheit, sondern um deren Feststellung und Beleuchtung zu thun, und nach der aus solcher Feder doppelt bedenklichen Betheuerung: „Das Andenken Schiller's sei ihnen nicht minder heilig; sie gehörten zu des großen Todten eifrigsten Verehrern; die Mittelbenden seien dem großen Dichter nicht immer gerecht geworden — um so gerechter müsse ihm die Nachwelt werden ꝛc.", beduciren sie (vgl. Donau-Zeitung, 1874, Nr. 298; 1875, Nr. 2)

I. den Schiller'schen Glaubenswechsel so: „Schiller habe sich während der Jahre seines Lebens und Schaffens aus der Nacht zum Licht emporgearbeitet; er habe eine vollständige Metamorphose durchgemacht und sei aus einem Ungläubigen ein Christ geworden, indem er durch alle sein Volk und ihn selbst beherrschende Verblendung hindurch den Rückweg zum Positiven, das heißt zur katholischen Kirche gefunden habe; mit Schiller's Werken in der Hand könne man seinen Geistesgang Schritt für Schritt nachweisen; man könne sehen, wie er sich aus dem Leichtsinn und der Leidenschaft der Jugend zur Klarheit und Tiefe der männlichen Ueberzeugung durchgearbeitet; um es kurz und prägnant zu sagen: man könne sehen, wie er zur katholischen Kirche geht; mit Karl Moor habe er begonnen, mit dem Tell habe er geschlossen, der Tell aber enthalte nicht ein einziges Wort, das nicht auch von einem ganz entschiedenen Katholiken gesagt sein könnte; somit sei er auswerklich seiner Schriften gegen Ende seines Lebens an dem Thore der katholischen Kirche angelangt." * Dies ist zunächst die Deduction, für welche sich jene

* An zwei andere bedeutende Werke Schiller's scheinen die Herren nicht gedacht zu haben; oder gehören seine „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" und seine „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs", Werke seiner ernstesten Mannesreife, für ihr Urtheil auch „dem Leichtsinn und der Leidenschaft der Jugend" an? — Ausdrücke, wie: „Der Mensch oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfassung mit Menschenwerth einmal bekannt geworden, die das Gesetz, das über sie sprechen soll, einzusehen gewöhnt worden sind ꝛc., ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer, als andere, in die blinde Herrschaft eines dumpfen, despotischen Glaubens ergeben, und sich früher als andere wieder davon emporrichten", oder: „Die

Digitized by Google

Blätter auf zwei katholische Schriften über Schiller berufen und dieselben zum Theil wörtlich abschreiben. Es sind „Schiller und sein Verhältniß zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart“ von G. Fr. Daumer (Mainz, 1862) und „Schiller, sein religiöser Fortschritt und sein Tod“ von Jos. Lukas (Landshut, 1863), zwei literarische Versuche, den großen deutschen Dichter für die katholische Kirche zu annectiren. Dabei hält Daumer die Vorgänge bei Schiller's Tod und sein Begräbniß für ein Werk des Freimaurerordens. Als die Daumer'sche Hypothese von Aeußerung der religiösen Ueberzeugungen Schiller's (um mit Lukas' Worten, S. 44, zu reden) „keck und abrupt in die Oeffentlichkeit trat, erregte sie überall nur ein bedenkliches Kopfschütteln.“ Lukas, von ihm mehrfach abweichend und ihn bekehrend, versuchte dieselbe Deduction auf anderem Wege, indem er aber ebenso wie Daumer einen wirklichen Uebertritt Schiller's zur katholischen Kirche selbst nicht zu behaupten wagte, sondern seine Schrift mit den Worten schloß: „So steht die Frage. Jeder ziehe sich die Consequenzen nach eigenem Ermessen. Wir haben weder Lust noch Bedürfniß, große Todte von der Gegenseite ohne Weiteres zu uns herüber zu ziehen, aber bis die Lösung erfolgt, bleiben alle vernünftigen Conjecturen berechtigt, auch die mehrmals berührte.“ Beide Schriften sind als offenbare Fälschungen der deutschen Literaturgeschichte von der Kritik längst abgefertigt und verworfen.

Man sieht, daß die ultramontanen Beweisführer ihre eigene Behauptung Schiller'schen Uebertritts zum Katholicismus zu beweisen nicht einmal versuchen. Sie wollen jetzt nur darthun, daß Schiller laut seiner Schriften „zur katholischen Kirche gegangen, an den Pforten der Kirche, am Thore der katholischen Kirche angelangt sei“, mit anderen Worten: daß er eine katholisirende Richtung eingeschlagen habe. Wie konnten sie aber hiernach dreist behaupten, daß Schiller katholisch geworben sei? Und auch die vermeintliche katholisirende Richtung, — wo ist in den Schriften Schiller's die leiseste Andeutung, der geringste Grund für eine solche Annahme gegeben? Wohl kann man, seine Werke in der Hand, „seinen Geistesgang Schritt für Schritt nachweisen“, wohl hat er sich „zum Licht emporgearbeitet“, aber dieses Licht ist nimmermehr dasjenige gewesen, welches die ultramontanen Herren unter Licht begreifen. Von seinem ersten wild-genialen Jugendwerke bis zu seinem schwung- und kraftvollen Hohenliede der politischen Freiheit — von „den Räubern“ bis zum „Tell“ — liegt das ganze Denken und Dichten, Leben und Streben Schiller's in seinen Werken, seinen Briefen klar vor uns, und nicht Eine Zeile seiner Werke, nicht Eine Silbe seiner Briefe, nicht Ein Wort seiner Zeitgenossen über ihn läßt eine katholisirende Richtung erkennen, vielmehr war einer solchen Richtung sein ganzes auf religiöse und politische Befreiung des Volkes gerichtetes Wirken diametral entgegengesetzt. Und weil sein „Wilhelm Tell“, der die patriotische Selbstbefreiung eines gedrechteten Volkes feiert, kein anderes confessionelles Gepräge trägt, als dasjenige der Zeit, in welcher das Stück spielt, und kein Wort enthält, das nicht auch von einem patriotisch warm und frei fühlenden Katholiken geschrieben sein könnte — deshalb ist anzunehmen, daß der Dichter katholisch geworden? Wir beneiden die Herren Ultramontanen um diese Art Logik nicht. Für einen Gebildeten bedarf es keiner Widerlegung solchen Unsinns; wir bemerken nur: der „Tell“ enthält auch kein Wort, das nicht auch von einem patriotisch warm fühlenden Israeliten gesagt werden könnte — will man deshalb nicht auch behaupten, daß der Dichter ein Jude geworden sei?!

Ein zweites Beweismoment glauben die genannten Blätter in dem Berichte von Schiller's Schwägerin, Frau von Wolzogen, über die Stimmung des Dichters in seinen letzten Tagen zu finden: „Immer inniger wurde die Ehrfurcht, mit welcher ihn gegen das Ende seines Lebens auf der einen Seite die unendliche Tiefe der Natur, auf der andern die welthistorische Wirkung der Lehre Christi und die reine, heilige Gestalt ihres Stifters erfüllte. Einmal, als er die Schwägerin im Vivius lesen sah, bemerkte er: ‚Da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit des Menschen erblühen konnten, untergegangen war, so mußte nothwendig Neues entstehen. Das Christenthum hat die Geistigkeit des Daseins erhöht und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnete.‘ Er hatte Worte der Herzensdemuth, der wahren Religion; von Liebe, von Gott sprach er nur in den reinsten Momenten. Glauben sollen kann man ja keinem Denkenden zumuthen — Glauben finden war ihm immer wohlthätig. Beispiele immediater Gotteshülfe in unverschuldeter Noth erkannte er mit Rührung; die Lehre des Erlösers ehrte er immer als den höchsten Ausspruch in der Menschheit. Ja, der Ruf des Herrn drang an sein Herz.“ Es ist der Bericht derselben Dame, deren ebenso wahre wie rührende Schilderung von Schiller's letzten Lebensstunden und Verscheiden dieselbe ultramontane Presse in gemeiner Weise schmäht: „Man sieht: sehr schön! Gerade wie auf dem Theater. Die Erzählung der Frau von Wolzogen trägt den Stempel des Romans offen an der Stirn. So stirbt man im Theater vor den Augen des Publicums, mit Anstand und Eleganz. Frau von Wolzogen hat offenbar nur den Text zu den Illustrationen liefern wollen, die in Aussicht standen ꝛc.“

Aber prüfen wir jenen Bericht von Schiller's Schwägerin über seine volle und warme Anerkennung von der hohen ethischen Bedeutung des Christenthums — wo in aller Welt liegt hierin der Nachweis einer katholisirenden Richtung Schiller's oder auch nur eine Spur davon? wo vollends ein Anhalt für die Behauptung eines Glaubenswechsels? seit wann hat denn der evangelische Glaube aufgehört, ein christlicher zu sein? — Wie unendlich fern lag Schiller's ganzes Wesen bis zum letzten Athemzuge einem Uebertritte zur katholischen Kirche!

Verzweiflungsvoll klammern sich deshalb jene ultramontanen Blätter (vgl. „Donau-Zeitung“ 1875, Nr. 2, 3, 4) an die vermeintlichen Widersprüche in den Berichten der Augenzeugen von Schiller's Tode und in den Erzählungen seiner Biographen über das Dahinscheiden des Dichters an. Aber abgesehen von kleinen Abweichungen in unwesentlichen, nebensächlichen Einzelnheiten (wie dergleichen Abweichungen, je nach der Individualität des Berichterstatters, in Berichten über solche Katastrophen sich fast immer finden lassen werden) harmoniren die Berichte der Augenzeugen (seiner Schwägerin Frau von Wolzogen, seiner Gattin, sowie Fräulein von Göchhausen ꝛc.) vollständig, und die Schilderungen der Schiller-Biographen stimmen in allen wesentlichen Punkten vollkommen überein. In heiteren Jugenderinnerungen, in inniger Liebe zu seiner Frau und seinen Kindern, mit einem letzten Kusse der Gattin als dem letzten Zeichen seines Bewußtseins, während sein Auge schon den Ausdruck der Verklärung hatte, ist Schiller aus dem Leben geschieden. Sein vom Diener bezeugtes wiederholtes Anrufen Gottes, „ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren“, war das einzige Moment, welches dem religiösen Gebiete angehört. Von einem Glaubenswechsel, insbesondere vom Uebertritt zur katholischen Kirche, findet sich auch hier überall nicht die geringste Spur. Die Ultramontanen gestehen selbst, daß ein Conversionsprotokoll fehle. Sie begnügen sich aber mit dem billigen Troste, „das werde sich noch finden,“ und suchen sich inzwischen mit Verdächtigungen zu helfen. Die durch nichts, durch gar nichts gerechtfertigte, aus der Lukas'schen Schrift (S. 70) herübergenommene, maßlos freche Beschuldigung der achtungswerthesten Persönlichkeiten, der Verwandten Schiller's durch die Pfaffenblätter: „Diese Augenzeugen seien verschworen; es sei ohne Zweifel Ungewöhnliches an Schiller's Sterbebette vorgegangen; jene geheimnißvollen Vorgänge würden seitdem durch ein stillschweigendes Compromiß vertuscht, so gut oder so schlecht es gehe,“ charakterisirt nur die Feder, aus welcher sie geflossen; außer Stande, für ihre Lügenangaben auch nur den kleinsten thatsächlichen Anhaltspunkt aufzuweisen, schämt sich diese ultramontane Feder der nichtswürdigsten Verdächtigungen und Beschuldigung der Schiller'schen Verwandten nicht, um wenigstens hierdurch die von ihr dem Publicum aufgetischten Lügen einigermaßen zu beschönigen.

Und wie die ultramontanen Blätter in dieser Beziehung jeden Beweis schuldig geblieben sind, so auch

Geistlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht und mußte es sein. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenschaft des menschlichen Geistes, und wie jene sehen wir sie vom Blödsinn und von der Sinnlichkeit ernten“ — sind schwerlich Zeugnisse für einen „ultramontanen Schiller“; ebenso wenig werden sie seine Charakteristik eines Philipp des Zweiten, Alba, Granvella oder die Ferdinand's des Zweiten, Tilly's oder Gustav Adolph's in ihre Geschichts-Schulbücher aufnehmen.

D. Red.

Digitized by Google

II. hinsichtlich des Schiller'schen Begräbnisses; auch insofern liegt das Gegentheil ihrer lügenhaften Angaben klar zu Tage. Indem sie auf die nächtliche Beisetzung der Leiche des Dichters als einer unwürdigen Bestattungsform schimpften, indem sie das Tragen der Leiche durch Schneider (als wäre das Tragen des Sarges durch ehrenwerthe Bürger etwas Schimpfliches!), das Fortschaffen in eine Kalkgrube hartnäckig behaupten und die freche Behauptung wiederholen, daß der Dichter im Tode diese ehrlose Behandlung deßhalb erfahren habe, weil er katholisch geworden sei, ignorirten sie zunächst das wichtige Factum, daß am folgenden Tage eine feierliche kirchliche Handlung, eine würdige Todtenfeier (sogenannte Collecte) mit einer Trauerrede des General-Superintendent Vogt, des höchsten evangelischen Geistlichen des Landes, und mit Aufführung einer Trauermusik aus Mozart's Requiem unter allgemeinster Theilnahme in der St. Jacobskirche zu Weimar stattgefunden hat. Aber auch hinsichtlich der in der Nacht vorher erfolgten Beisetzung der Leiche ohne Trauerrede und Gesänge zerfällt der von den ultramontanen Blättern erhobene Vorwurf deßhalb in Nichts, weil eben hierbei nur die damals in Weimar bestandene Sitte befolgt wurde. Zwar wollen sie auch diese Sitte nicht als damals bestehend zugeben; sie erdreisten sich vielmehr („Donau-Zeitung" 1873, Nr. 7), gegen den Weimarischen Oberbürgermeister Fährbringer die komische Beschuldigung auszusprechen: „Um Schiller's Beerdigung weiß zu waschen, schwärze Herr Fährbringer die Sitten der Stadt Weimar an." Die alte, noch 1805 gültige Weimarische Begräbnißordnung von 1763 liegt aber vor und bestimmt über das Vorrecht nächtlicher Beisetzung wörtlich:

„Diejenigen Personen, die ihre Leichen bey Abendzeit, ohne vorgängige Dispensation zur Erde bestatten zu lassen, vermöge ihres Standes und ihrer Geburt, die Erlaubniß haben, als Ministers, wirkliche Räthe und Cavaliers, ingleichen die von Adel in Städten und auf dem Lande, haben bei dergleichen Abend-Beysetzungen jedesmahl die ganze Schule zu bezahlen, es wäre denn, daß sie ein unter 12 Jahr verstorbenes Kind begraben zu lassen hätten, als auf welchem Fall selbigen nur die halbe Schule zu bezahlen freystehet.

Den Titular-Räthen, Secretarien und allen andern geist- und weltlichen Bedienten bey hohen und niedern Collegiis, auch Aemtern, bis auf den Director Gymnasii und dessen übrigen Collegen inclusive, soll die Abend-Beysetzung, anders nicht, als gegen die, in das Waysenhaus zu erlegenden Dispensations-Gelder gestattet seyn, sollen aber mehr als die halbe Schule zu bezahlen, nicht angehalten werden können.

Sonst soll weiter niemanden, auch nicht einmal gegen Erlegung beträchtlicher Dispensations-Gelder die nächtliche Beysetzung nachgelassen werden."

So lautete das Gesetz. Ihm und den localen Sitten gemäß ist verfahren worden. Keines Falls kann man der Stadt Weimar den Vorwurf der Theilnahmlosigkeit machen. Sowohl der Zudrang des Publicums zu der kirchlichen Todtenfeier am folgenden Tage, wie die Vereinigung, die Trauer und Thränen der jungen Gelehrten und Künstler, welche den Todten zur Begräbnißstätte trugen, beweisen die warme Theilnahme. Und hier gerade ist es, wo wir die ultramontane Presse bei offenbarer absichtlicher und wissentlicher Unwahrheit ertappen.

Sie hat behauptet, daß Schiller ehrlos begraben worden sei, daß er von Schneidern zu Grabe getragen und in eine Kalkgrube geschafft worden sei. Sie citirt den Bericht der Frau von Wolzogen; sie beruft sich zu ihrer Rechtfertigung auf die Darstellung eines Augenzeugen, des Obermedicinalraths Froriep. Frau von Wolzogen aber hat bezeugt: „Das Leichenbegängniß war dem Range des Verstorbenen gemäß angeordnet, aber zwölf junge Männer höhern Standes nahmen die Leiche den gewöhnlichen Trägern ab, und von liebenden Freundesarmen wurde sie zur Ruhestatt getragen:" und Froriep (Schiller-Album, Stuttgart, 1837, S. 77) bezeugt als Augenzeuge, daß Schiller's Leiche „von einigen jungen Gelehrten — unter denen Stephan Schütze und Heinrich Voß — Künstlern und Staatsdienern getragen," und in dem Cassengewölbe beigesetzt worden ist, „in welches sich einzukaufen jede bemittelte Familie das Recht gehabt habe." Die ultramontanen Blätter (das „Fränkische Volksblatt" wie die „Donauzeitung") gestehen zu, daß sie, als sie jene Beschuldigungen aussprachen, dieses wichtige Zeugniß, auf welches sie sich naiver Weise selbst berufen, bereits gekannt haben. Sie haben gewußt, daß Schiller nicht von Schneidern getragen, nicht in eine Kalkgrube geschafft worden ist, und indem sie dies gleichwohl behauptet haben, haben sie eben wissentlich und absichtlich gelogen.

Wir könnten hier als vollgültige Belege für den wahren Sachverhalt anführen: noch weitere Zeugnisse der Frau von Wolzogen über die allgemeine Trauer um Schiller in Weimar selbst, ferner des Dr. Julius Schwabe in dem oben genannten Werke über die Bedeutung der „Collecte" zu jener Zeit; ebenso das Zeugniß des großherzoglich sächsischen evangelischen Oberpfarramtes über den Tod Schiller's und über das Begräbniß desselben nach evangelischem Ritus und durch den höchsten evangelischen Geistlichen des Landes, nach dem betreffenden Todtenprotocoll der evangelischen Gemeinde, und einen Brief der Frau Charlotte von Stein, der vertrauten Freundin von Schillers Gattin, an ihren Sohn Friedrich von Stein, von 1805 (bei Düntzer: Charlotte von Stein, Goethe's Freundin, Stuttgart 1874, 2. Band, S. 218) über Schiller's Begräbniß und die schon damals ausgesprochene Absicht, ihm ein Denkmal im neuen Gottesacker zu errichten. Aber all' diese Zeugnisse überzeugen die Häupter jener Jesuitenpresse doch nicht, und für unsere redlich und deutsch gesinnten Leser im katholischen, wie im protestantischen Deutschland sind sie nicht nöthig.

Fragt man aber nach dem Motive solcher schamlosen Lügen, solcher grenzenlosen Frechheit, so ist dasselbe nur allzu klar und durchsichtig. Schiller, der begeisterte Sänger für Wahrheit und Freiheit, Licht und Recht, der entschiedenste Gegner aller pfäffischen Verdummung des Volkes, der dem ganzen Jesuitengesindel verhaßteste geniale Vertheidiger von politischer, Gedanken- und Religionsfreiheit, war der Liebling der deutschen Nation geworden; seinen hundertjährigen Geburtstag hat sie gleich ihrem eignen, als Nationalfest begangen; seine Dichtungen sind in Jedes Hand. Sie bilden Geist und Herz des Kindes wie des Erwachsenen. Ihn, gerade ihn, als einen reuig Bekehrten und ob dieser Bekehrung im Tode ehrlos Geschändeten erscheinen zu lassen, mußte ein hoher Gewinn für die Sache des Ultramontanismus sein. So soll schon im Jahre 1830 der Rector Weigl zu Regensburg in einer Vorlesung angedeutet haben, Schiller sei katholisch gestorben, und die „Donauzeitung" fügt natürlich jetzt hinzu, sie habe erfahren, daß Weigl diese „Enthüllungen" öfter als einmal gemacht hat, und daß er sie unzweifelhaft von Dalberg erhalten gehabt habe. Als dann das deutsche Volk den hundertjährigen Geburtstag des protestantischen Dichters mit Begeisterung gefeiert hatte, beeilten sich Daumer und Lukas, ihre „Conjecturen" über Schiller zu veröffentlichen, indem namentlich Lukas a. a. O., S. 62, naiv genug bemerkte: „Haben wir denn nicht auch dann gewonnen, wenn wir für Schiller eine romantische Conversion nachgewiesen haben? Allerdings, denn dann hat der unbedingte Fortschritt das Recht verloren, Schiller's Bild auf seine Fahne zu heften."

Den großen Dichter als einen katholischen Märtyrer erscheinen zu lassen, Aussprüche seiner dramatischen Personen (wie es denn die ultramontanen Blätter in Wirklichkeit bereits thun) gegen die preußische und Reichs-Politik citiren zu können, mußte in der Gegenwart — in einer Zeit, in welcher gerade durch den deutschen Geist, zu dessen Erweckung Schiller selbst so wesentlich beigetragen, alle Stützen des unselbtbaren Papstthums wanken — doppelt willkommen erscheinen, dreifach willkommen aber in einer Zeit, in welcher ein fürstlicher Glaubenswechsel überall so viel von sich reden machte. Dies war der jesuitische Plan der ultramontanen baierischen Blätter, und die anscheinend beremdlichen Vorkommnisse bei Schiller's Beisetzung, welche einst von Archenholz (in seiner „Minerva", Jahrg. 1805, S. 548) und Andere, unbekannt mit den damals in Weimar üblichen Gebräuchen, gerügt hatten, mußten mit Berufung auf die beiden mehrgenannten Schriften die willkommene Handhabe zur Ausführung bieten. Hatte nicht Loyola das große Wort gesprochen, daß der heilige Zweck auch das elendeste Mittel heilige? — Wollen sie nicht etwa ihre Leser auch glauben machen, daß ein Lessing über dessen Tod die „Donauzeitung" mit Daumer conjecturirt, daß er von den Freimaurern vergiftet worden sei!)

Digitized by Google

Warte, garstige Fliege!

Es ist zu viel für Dich, Max.

Die Gelehrten des Hauses.

Versüßte Gefangenschaft.

Aus meiner Kinderstube.
Originalzeichnung von Hermann Heubner.

---

noch auf dem Sterbebette den katholischen Glauben angenommen habe, daß ein Herder nach seiner letzten Predigt noch zur katholischen Kirche übergetreten sei, daß der Wunsch des sterbenden Goethe: „mehr Licht!“ sich auf das ewige Licht in katholischen Kirchen bezogen habe?!

Sie sind entlarvt, diese ultramontanen Lügner. Jeder klar und anständig denkende Katholik muß die Nichtswürdigkeit der Gesinnung dieser ultramontanen Presse begreifen und sich von solchem Treiben mit Ekel abwenden. Nur in einer Hinsicht haben wir ihr Dank zu sagen. Indem sie, um Schiller für sich in Anspruch zu nehmen, auf Schiller hinweist, gleicht sie

dem Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

In den Kreisen ihrer Leser werden unseres Schiller's Werke mehr und mehr Eingang finden, werden sie für alles Wahre, Große und Schöne begeistern und sie bewahren, ultramontanen Agitationen und Lügengeschichten das Ohr zu leihen. Zu welchen blutigen Thaten der durch ultramontane Wühlerei genährte und aufgestachelte religiöse Fanatismus führen kann, hat der letztvergangene Sommer bewiesen; wir aber haben — genau wie Schiller's Carlos im Gespräch mit Domingo, dem Beichtvater des Königs Philipp —

immer sagen hören, daß
Geberdenspäher und Geschichtenträger
Des Uebels mehr auf dieser Welt getban,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.

Epische Briefe.

Von Wilhelm Jordan.

VI. Iran und Firdusi. (Schluß.)

Mit der Befreiung der Meder vom Joche der Assyrer beginnt die Selbstständigkeit Irans. Dann gewannen die Hegemonie die Perser unter dem großen Khurusch, dem Kyros der Griechen, einem Manne von unvergleichlicher Thatkraft, hoher Besonnenheit und menschlicher Milde. Auf dem Gipfel des Glanzes befand sich das persische Reich unter Darjawusch, dem Sohn des Wahstaspa, dem Darius Hystaspes der Griechen. Ihm gehorchten die Völker vom Himalaya und Indusdelta bis zu den Küsten Europas, vom Araksee und Kaukasus bis zur Südgrenze Aegyptens. Ein Netz vortrefflicher Kunststraßen verband alle Theile des ungeheuren Reichs; eine Reitpost von angestaunter Geschwindigkeit beförderte die Nachrichten zwischen den äußersten Grenzen und den Hauptstädten Susa, Ekbatana und Babylon. Der Ackerbau blühte; das Forstwesen war musterhaft geordnet; ein Münzsystem galt vom Hellespont bis zum Indus und in vollständiger Sicherheit zogen die Handelskarawanen von Kaschmir bis nach Cyrene und Nubien.

Als Alexander der Große mit der Kraft des vereinigten Griechenlands unter macedonischer Disciplin dieses Reich in wenigen furchtbaren Schlägen zerschmettert hatte, da wurde es durch eben diesen politischen Untergang die Geburtsstätte einer noch viel gewaltigeren geistigen Weltmacht. Denn es bildete nun den Schmelztiegel, in welchem die Lehren Zoroaster's von den Reichen des Lichts und der Finsternis und vom Heiland des jüngsten Tages, dem Sosiosch, die Vergöttlichung des Menschen in der griechischen Kunst und die Gedanken eines Sokrates und Platon ineinander schmolzen, um sich endlich in der Berührung mit dem Jehovadienst und den politischen Messiashoffnungen der Juden zu entzünden zu der neuen Religion, die fast zwei Jahrtausende hindurch wirksamer als jede andere die Schicksale der Erde bestimmen sollte.

Nach mehr als fünfhundertjähriger Fremdherrschaft, erst der Griechen, dann der Parther, wurde das persische Reich hergestellt von Ardschir Babekan, dem Sohne Sassan's. Seinen Nachfolgern, den Sassaniden, gelang es, die Religion Zoroaster's neu zu beleben, und um die Mitte des sechsten Jahrhunderts hatte Persien, unter Khosrn Anuschirwan, hohe Blüthe und fast denselben Umfang wie unter dem ersten Darius wiedergewonnen.

In derselben Nacht aber — erzählt die arabische Sage — in der Muhamed geboren wurde, erlosch das tausendjährige heilige Feuer der Parsen und zu Kiesiphon zerstörte ein Erdstoß den Palast der Sassaniden. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts war ganz Iran Provinz des Khalifenreichs. Mit der Schärfe des Schwerts wurden die Feueranbeter bekehrt, ihre Heiligthümer zerstört, ihre religiösen Urkunden vernichtet. Doch die Verfolgung veranlaßte zahlreiche Auswanderung bis nach Indien, wo sich in Surate und Guzerate Parsencolonien auch heutigen Tags noch zur Religion Zoroaster's bekennen. Ihnen verdanken wir die unschätzbare Erhaltung eines Theiles des Zend Aveta.

In den Hochgebirgen Bakteriens, der Geburtsstätte der Lehre Zoroaster's, ward auch das persische Reich zum dritten Mal wiedergeboren. Unter Jakub, dem Sohn des Leis, riß die Gegend sich los vom Khalifenreich. Seine Nachfolger, die Soffariden, behielten zwar den Islam als Staatsreligion, suchten und fanden aber eine Stütze ihrer Selbstständigkeit im altpersischen Nationalgefühl, das sie durch Pflege der einheimischen Sprache und Heldensage zu beleben wußten. Kurz vor Beginn des gegenwärtigen Jahrtausends bestieg den Thron Mahmud der Erste von Gasna, der sich vom Sohne eines Sklaven zum gewaltigen Herrscher emporgeschwungen. Seine Eroberungen in Indien übertrafen bei weitem diejenigen Alexander's des Großen. Mit diesem, dem begeisterten Verehrer Homer's, theilte er eine Eigenschaft, welche gekrönten Siegeshelden gewöhnlich versagt ist. Er fand an der Poesie nicht nur Vergnügen, sondern wußte sie auch zu schätzen als eine Macht, nicht minder wirksam zur Begründung und Befestigung der Reiche, als das Schwert und die Kunst des Heerführers. Er zog viele Dichter in seine Nähe, und es war seine gewöhnliche Abendunterhaltung, sie vor versammeltem Hofe als Rhapsoden auftreten zu lassen. Seinem Eifer und seiner Allmacht gelang es, den ganzen Schatz der Vorzeitsagen zusammen zu bringen. Ihre Gestaltung zu einem Ganzen übertrug er dem Dichter Abul Kasem Mansur, dessen Lied von Rustem und Isfendiar ihn so sehr entzückte, daß er ihm den Namen „der Paradiesische", Firdusi, beilegte.

Sobald Firdusi einen Gesang beendigt, trug er ihn dem Sultan vor, und dieser befahl, ihm für jedes Verspaar ein Goldstück zu zahlen. Der Dichter war aber so unpraktisch, die Eincassirung dieses recht anständigen Ehrensoldes aufzuschieben bis zur Vollendung seines ganzen Werkes. Im einundsiebenzigsten Lebensjahre, nach fünfunddreißigjähriger Arbeit, schloß er seine große Dichtung, das Schahnameh oder Königsbuch, mit folgenden Zeilen:

Ich habe, der dies Buch hervorgebracht,
Die Welt von meinem Ruhme voll gemacht.
Wer immer Geist hat, Glauben und Verstand,
Von dem wird' Ich mit Lob und Preis genannt.
Ich, der die Saat des Wortes ausgesät,
Ich sterbe nicht, wenn auch mein Leib vergeht.*

Das Werk zählte sechszigtausend Verspaare, hatte also mehr als den vierfachen Umfang von Ilias und Odyssee zusammen. Der Sultan ermäßigte die schuldigen sechszigtausend Goldstücke auf so viel, als (vermuthlich in Silber) ein Elephant tragen könne. Aber dem Schatzmeister war auch das noch viel zu viel, und er wußte eine fernere Reduction auf sechszigtausend kleine Silbermünzen durchzusetzen. Firdusi befand sich im Bade, als die Sendung ankam. Er vertheilte den Betrag an den Badewärter und den Schenkwirth, bei welchem er ein Glas Bier getrunken, entfloh nach Bagdad und verbreitete eine Satire gegen Mahmud, welche folgendermaßen schloß:

„O König, was Du als Erinnerung von Dir in der Welt zurücklassen wirst, das ist die Huldigung, welche Ich Dir dargebracht. Die Gebäude der Menschen sinken in Trümmer durch Sonnenbrand und Regen. Spurlos aber werden die Jahrhunderte hingehen über dem unermeßlichen Bau, den Ich ausgeführt. Fünfunddreißig Jahre habe ich in Noth und Mühsal gelebt, um Persien neu zu beleben durch dieses persische Werk. Wäre der König nicht geizig, er gäbe mir einen Platz neben seinem Throne. Aber da sein Stamm ohne Adel ist, öffnete er seinen Schatz, um den meinigen zu bezahlen mit — einem Glase Bier."

Anfangs wüthend und erpicht, den Dichter zu verfolgen, dachte Mahmud doch groß genug, um schließlich zu verzeihen, ja, zu bereuen; dies freilich zu spät. Als hochbetagter Greis durfte Firdusi in seine Vaterstadt Tus zurückkehren und endlich sollte ihm sogar Wort gehalten werden. Mit glänzendem Aufzuge sendete Mahmud die schuldige Summe. Im Stadtthore aber begegneten die Königsboten dem ärmlichen Leichenzuge Firdusi's. Seine nicht minder stolze Tochter verschmähte das Geld; doch ward es verwendet zum Bau der Wasserleitung, für welche der Dichter den Ertrag seines Werkes von jeher bestimmt hatte.

Seiner Schöpfung ist der Stempel ihrer Entstehungsweise deutlich aufgeprägt. Sie würde noch größer sein, wenn sie — kleiner wäre. Nicht eine anschauliche, in der Haupthandlung einer Hauptperson gipfelnde künstlerische Idee, sondern ein Fürstenauftrag hat ihre Umgrenzung bestimmt, richtiger gesagt, ihre Grenzenlosigkeit verschuldet. Die Gesammtheit der Sagen vom Beginne des iranischen Volkes bis zur Schwelle der Gegenwart zu einem Ganzen geordnet, hatte Mahmud verlangt, und den Dichter obendrein zur Breite verführt, durch die nach der Verszahl versprochene Belohnung. So begegnen wir hier der widersprauchsvollen Erscheinung, daß das persische Epos auch mit seiner dritten und höchsten, der Kunstgestalt, auf der zweiten Stufe stehen geblieben ist als eine Liederchronik, in der nur das Volk und seine Dynastieen die Einheit des Helden, nur seine Geschichte die Einheit der Handlung vertritt. Dennoch aber hat

* Uebersetzt von F. v. Schack.

Digitized by Google

Firdusi nicht nur durch die hohe Anschaulichkeit der Erzählung, die Bilderpracht der Sprache und den Wohllaut des Verses die einzelnen Lieder, sondern auch die ganze Sammlung zum Kunstwerk zu erheben verstanden durch das einzige Mittel, welches der kunstwidrige Auftrag gestattete: Einen und denselben Grundgedanken läßt er gleichmäßig hell als Thema hervorleuchten aus jeder der vielen Erzählungen, in denen uns Jahrtausende und ganze Reihen von Königen und Geschlechtern vorüberziehen. Wie das ganze Schiff sich emporbaut auf dem einen Kielbalken, so ist der tragende und verbindende Pfeiler des Schahnameh der Kampf des Lichtreichs mit dem Reiche der Finsterniß. Die Helden Irans sind die Vorkämpfer der guten Götter, ihre Zöglinge und Verwandten; die Turanier sind die Streiter und Günstlinge Ahriman's und seiner bösen Geister, ja, deren Verleiblichung; wie z. B. dem Sohak, als er sich dem Bösen ergeben hat, von dessen Kuß aus beiden Schultern Schlangen hervorwachsen, die er mit Menschenhirn füttern muß. Auch hier also haben wir wieder die Gegenstellung der Kuruinge und Pandu des Mahabharata, der Wölsunge und Nibelunge des germanischen Epos.

Keine Dichtung, und am wenigsten ein Epos, kann man anders als aus ihr selbst wahrhaft kennen lernen. Ein Auszug des Inhalts bleibt immer ein dürftiger Behelf, ein farbloser Schattenriß. Von Firdusi's kolossalischem Werke würde für diese Blätter auch der allergedrängteste viel zu lang ausfallen. Glücklicher Weise ist er in diesem Falle auch überflüssig; denn sein Schahnameh ist auch unser. Wir besitzen das Werk des „Paradiesischen" in einer deutschen Nachbildung, die sowohl durch ihren Gegenstand, als durch die hohe Vortrefflichkeit ihrer Ausführung eines Platzes würdig ist neben den besten Originalschöpfungen unserer besten Dichter. Sie ist von Friedrich v. Schack und hat für uns nicht verloren, sondern gewonnen durch ihre Beschränkung auf eine wohlverbundene Auswahl der schönsten Erzählungen.

Aber das persische Epos ist unser auch in einem zweiten und tieferen Sinne. Nach dem Zeugnisse der vergleichenden Sprachkunde sind aus den Hochländern an den Quellen des Dschihun, mit den Persern zugleich und ursprünglich mit ihnen vereinigt, auch unsere Vorfahren herabgestiegen. In jenen Saken und Massageten, bei deren Bekämpfung der große Cyrus den Tod fand, hat Jakob Grimm aus guten Gründen die Stammväter der Germanen zu erkennen geglaubt. Zahlreich sind denn auch die Anklänge zwischen der persischen und germanischen Sage. So weisen unverkennbar auf ein gemeinsames Urbild zurück unser Sigfrid und der gefeite Isfendiar, der nur mit dem Pfeile von einem Zweige der Schicksalsulme erlegt werden kann, gerade wie Balder, der in unserem Helden vermenschlichte Gott, nur durch einen Mistelzweig tödtbar ist. Ferner erzählt unser altes Lied von Hildebrant und Hadubrant, selbst in Einzelnem zusammentreffend, ganz die Geschichte vom Kampfe Rustem's mit seinem Sohne Sohrab, wenn auch, nach meiner Ueberzeugung, zu anderem Ausgange gemodelt. Und noch ein Größestes hat nur die iranische Sage mit der unsrigen gemein: daß die Liebe zwischen Mann und Weib nicht wie von der späteren romantischen Poesie als höchste Lust und Gefühlswonne des Einzelnen und um ihrer selbst willen gefeiert wird, sondern das Recht der Darstellung nur erhält für edle Frucht, als Ursprungsquelle höchster Menschenkraft, als Erzeugerin herrlicher Helden. So wird in einer überaus anmuthigen Episode des Schahnameh die Jugendliebe des Sal und der Rudabe zwar mit kräftigen Farben gemalt, aber über der sinnlichen Gluth der Schilderung waltet dennoch die edelste Keuschheit; denn ihr Dienst ist lediglich der, aus der Höhe der auflodernden Entstehungsflamme die wunderbare Größe des bevorstehenden Sohnes Rustem ahnen zu lassen.. So dürfen wir in der That in den Stoffen Firdusi's zugleich älteste Denkmale unserer eigenen Urzeit begrüßen.

Blätter und Blüthen.

Ein Beispiel des alten Volksglaubens. Was ich in nachfolgenden Zeilen mittheile, ist ein Erlebniß, dessen strengste Wahrheit ich verbürge; es soll einen eclatanten Beweis dafür liefern, wie noch vor dreißig Jahren in Hinterpommern vielfache Spuren von dem altgermanischen Wunderglauben vorhanden waren und die Gemüther erfüllten.

Im Sommer des Jahres 1846, wo ich als Hauslehrer auf einem Gute Hinterpommerns fungirte, meldete mir eines schönen Tages der Diener der Gutsherrschaft, daß mich zwei fremde Männer zu sprechen wünschten. Ich sagte ihm, daß ich bereit sei, dieselben zu empfangen; er möge sie nur herführen. Zwei stattliche Männer des Bauernstandes in den besten Mannesjahren traten ein und eröffneten mir, daß sie von dem Lehrer K. in Horst bei Wangerin am Woidschwinsee an mich gewiesen seien, damit ich ihnen die Zauberformeln in dem Buche, das sie mir überreichten, aus dem Lateinischen in's Deutsche übersetze; ich würde das wohl können, da ich ja nach Versicherung des Lehrers in Horst, der übrigens ein Jugendgenosse von mir war, ein sprachenkundiger Mann sei, und wenn ich ihnen diesen Gefallen erwiese, so solle das mein Schade nicht sein. Ich nahm das Buch zur Hand und sah, daß dasselbe sogenannte Zauberformeln von Paracelsus, Doctor Faust und anderen berühmten Magikern, wie wenigstens der Titel berichtete, enthalte, die zu allerlei Zwecken nützlich zu verwenden seien. Gedruckt war das Buch Anno 1682 zu Frankfurt am Main, der Form nach klein Octav und in Druck und sonstiger Ausstattung den Volksbüchern ähnlich, die ehedem auf Jahrmärkten verkauft wurden und die Geschichte der Genoveva, des Doctor Faust, der schönen Melusine und dergl. enthielten. Als Charakteristicum stand auf allen Exemplaren solcher Bücher, die ich gesehen habe: „gedruckt in diesem Jahre."

Zunächst richtete ich die Frage an diese Männer, welchen Zweck sie denn verfolgten, wozu sie die Sprüche und Zauberformeln, die das Buch enthalte, verwenden wollten? Treuherzig, aber mit der Bitte, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, eröffneten sie mir, sie seien Schatzgräber, die zufällig in der Nähe von Wangerin an den Ufern des Woidschwinsees, wo einst zahlreiche Raubritter gehaust hätten, einen großen Schatz entdeckt, dem sie bereits bei mehrfachem Nachgraben auf der Spur gewesen seien, der aber bisher ihnen immer durch den Erdgeist entrückt worden sei; einmal seien sie ihm sogar so nahe gewesen, daß sie die Geldstücke beim Fortrücken hätten klingen hören. Wo der Schatz jetzt ruhe, habe ihnen die Wünschelruthe, die sie einem alten Schäfer in Stramehl bei Labes für schweres Geld abgekauft hätten, angezeigt, aber den Schatz zu heben, werde ihnen erst gelingen, wenn sie im Stande wären, den Erdgeist zu bannen, daß er hinfort den Schatz nicht mehr fortrücke. Dies aber würden sie können, sobald sie die in dem Buche enthaltene Bannformel besäßen, und zu diesem Besitze möchte ich ihnen nun verhelfen. Auf meine weitere Frage, wie sie denn zu diesem seltsamen Buche gekommen seien, theilten sie mit, daß sie es von einem alten Feldscheer, der in Marienfließ bei Freienwalde in Pommern durch seine Mixturen und Salben von weit und breit Kranke an sich zöge und überhaupt einen gewissen mysteriösen Nimbus um sich verbreitet hätte, für fünf Thaler gekauft hätten; es zu verdeutschen, sei er außer Stande gewesen, da er nur „Apothekerlatein" verstehe. Ihm hätten sie aber außer jenem Preise für das Buch noch eine bestimmte Quote vom Schatze versprechen müssen.

Es war für mich interessant, einmal zwei leibhaftige Schatzgräber vor mir zu sehen, deren Treiben auf der Feldflur meines Heimathdorfes mich als Knaben einst vielfach beschäftigt hatte. Ich hatte ja selbst die Gruben in einem Thale, welches die Hölle hieß und wo es, wie die Leute sagten, nicht ganz richtig war — es war dort der dreibeinige Hase gesehen worden — oft ganz frisch und nachdem sie erst in der vorhergehenden Nacht aufgeworfen, gesehen. Auf meine Aufforderung, mir doch genau mitzutheilen, wie sie denn zu der Gewißheit gelangt seien, daß dort ein Schatz verborgen liege, erhielt ich zur Antwort, sie selber seien einst bei einer Rückkehr in ihr Heimathsdorf um Mitternacht an der Stelle vorbeigekommen, wo der Schatz gebrannt habe, das heißt, durch einen hellen Schein über der Erde sein Dasein und den Wunsch zu erkennen gegeben habe, daß er gehoben sein wolle. Zwar sei der Schein plötzlich verschwunden, aber durch einen eingesteckten Stock hätten sie die Stelle genau bezeichnet und am nächsten Morgen auch richtig mit ihrer Marke wiedergefunden.

In der nun folgenden Nacht seien sie Beide mit Spaten und Schaufel, natürlich unter dem tiefsten Stillschweigen (dies müsse immer beobachtet werden, wenn das Unternehmen gelingen solle), an die bewußte Stelle gegangen und hätten um zwölf Uhr mit Eintritt der Geisterstunde ihre Nachgrabungen begonnen, und siehe da, als sie bereits auf den Deckel des Kastens aufstießen, donnerte es vom nächsten Kirchthurme Eins und unter Klingen und Rauschen habe der Erdgeist den Kasten an eine andere Stelle gerückt. Diese neue Stelle, an der sich der Schatz befand, wiederaufzufinden, sei ihnen mit Hülfe der Wünschelruthe gelungen, aber ihre Arbeit sei auch diesmal vergebens gewesen und den nächsten Versuch, da ihnen die Wünschelruthe bereits wieder die Stelle, wo der Schatz jetzt stehe, angezeigt habe, wollten sie erst machen, wenn sie durch mich in den Besitz der Bannformel gelangt seien. Sie bäten mich deshalb gar sehr, ihnen zu helfen, zumal es mein Schade nicht sein solle.

Auf meine Entgegnungen, daß ihr Vorhaben doch eigentlich auf crassem Aberglauben beruhe, gingen sie weiter nicht ein, erklärten mir aber offen, sie wüßten sehr wohl, daß wir studirte Leute an dergleichen nicht glaubten; das hätten sie auch von mir erwartet, sie indeß blieben bei ihrem Glauben, und sicherlich würden sie den Schatz heben, wenn ich sie mit meiner Hülfe nicht im Stiche ließe, und dann würden mich die harten Thaler, die sie mir bringen würden, eines Besseren belehren. Ich unterließ, meine Zweifel weiter auszusprechen, da es mir doch nichts geholfen hätte, weil ich sah, wie das Innere beider Männer von einem abergläubischen Wahne erfüllt war, den ich auszutilgen außer Stande war; ich gab das Versprechen, spätestens in vierzehn Tagen ihnen eine treue und wohlverständliche Uebersetzung durch den Lehrer K. in Horst zuzustellen, und es würde mich freuen, sie baldigst mit einem Klumpen Goldes bei

Digitized by Google

mir einspringen zu sehen. Zufrieden mit dieser Zusage schieden die Männer, ihres Erfolges gewiß, nochmals betheuernd, daß ich sie nicht als unredliche oder gar undankbare Menschen sollte kennen gelernt haben.

Die Sache hatte für mich um so mehr Reiz, als ich es hier mit zwei Männern zu thun hatte, die steif und fest an Hexenbann und Schatzgräberei glaubten; außerdem trieb mich aber auch die Neugierde, den Inhalt des mysteriösen Buches, das sich in meinen Händen befand, kennen zu lernen. Der Titel lautete: „Clavis Aenigmatum, das ist: Schlüssel zur Zauberei, wie sie gelehret von Paracelsus, Doctor Faustus und anderen berühmten Magicis. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn im Jahre des Heils 1682.“

Das Buch enthielt Beschwörungsformeln zur Vertreibung von vielerlei Krankheiten der Menschen und des Viehes, besonders aber solcher, die man, wie es hieß, den böswilligen Hexen zu verdanken habe. Die Formel für Schatzgräber („fossoribus thesaurorum“) stand auf einem der letzten Blätter und lautete mit der Ueberschrift so:

„Ter fiat signum crucis (†††) terque pronuncientur haec verba: Nomine sanctae Trinitatis. Numen subterraneum, geni omnipotens divitiarumque custos, siste thesaurum hicce absconditum, neve submove porro, patereque nos Te precantes obsecrantesque consequi!“ Zu deutsch: „Drei Mal werde das Kreuz geschlagen und drei Mal werden folgende Worte gesprochen: Im Namen der heiligen Dreieinigkeit. Erdgeist, allmächtiger Geist und Wächter der Schätze, laß den hier verborgenen Schatz stehen, rücke ihn nicht weiter fort und leide, daß wir, die wir Dich bittend beschwören, ihn bekommen.“

Nach Verlauf von vierzehn Tagen schickte ich das Buch mit meiner Uebersetzung an den genannten Lehrer in Horst bei Wangerin zur weiteren Uebermittelung an die Schatzgräber ein, habe aber leider niemals ein Weiteres über das schließliche Resultat der Nachgrabungen erfahren. Sicherlich hat sich auch trotz der verdeutschten Zauberformel der Erdgeist nicht zur Herausgabe des Schatzes bewegen lassen. Oder hat die Formel deshalb ihre Kraft verloren, weil sie ein zweifelnder Ketzer übersetzt hatte? Wer mag es wissen! Genug, so stand es noch vor dreißig Jahren mit den Resten des alten Volksglaubens in jenen Gegenden Pommerns, aber sicherlich ist die Ueberzeugungstreue an die Macht desselben seit den Tagen immer mehr verschwunden, wo an dem Woidschwinsee die Eisenbahn vorübersaust und diesen Theil Pommerns dem allgemeinen Verkehre aufgeschlossen hat, da weder Chausseen noch sonst gepflegte Straßen in diese Gegenden führten. Auch die Erscheinung des großen Zauberers auf dem Gebiete der Politik, der dort gewiß manchem Landmanne zu Gesicht gekommen sein wird, da Fürst Bismarck auf seinen Fahrten von Berlin nach Varzin und von dort zurück nach Berlin regelmäßig jene Landstrecken durchschneidet, wird sicherlich dazu beigetragen haben, das Volk dort aus seiner ehemals traumhaften Sphäre in die reale Wirklichkeit zu versetzen. Ob sie dem Zauber des neuen Gründerthums verfallen sind, lasse ich unentschieden; es in der Nähe kennen zu lernen haben sie wenigstens bei dem Baue der Pommerschen Centralbahn Gelegenheit genug gehabt. — Dr. P.

Das Gebet in der Steppe. (Mit Abbildung, S. 129.) Wie die Gemüthsfärbung bei den einzelnen Menschen abhängig ist von den äußeren Umgebungen und Einflüssen, namentlich den Eindrücken der Natur, welche zur Zeit seiner ersten Entwickelung auf ihn einwirkten, so ist sie es auch bei ganzen Stämmen und Völkern. Auf den üppigen, blumigen Auen Italiens und Spaniens tönt sich das Volksgemüth in sinnlich heiteren Klängen aus; in diesen munteren Canzonetten flattert ein Stück von dem blauen Himmel des Südens lustig in die Welt hinaus. Aber ernst und melancholisch singt das Volk auf den eisbedeckten Fluren des Nordens und in den weltfremden Einöden und Wüsten des Südens und Ostens; aus den finnischen Volksmelodien spricht zu uns die tiefe Wehmuth und öde Einsamkeit der nordischen Landschaft. Je ausgesprochener aber eine Gegend ihre Eigenthümlichkeiten äußert, desto entschiedener und selbstständiger tritt auch im Gesammtleben ihrer Bewohner der Volkscharakter hervor. Ob es Flach- oder Alpenland ist, das sie bewohnen — welch ein Unterschied bedingt dies in den Charakteren der Völker!

Vielleicht am augenscheinlichsten äußert sich der Einfluß der Natur auf das Volksgemüth bei den Steppenbewohnern. Alle Völker dieser eintönigen, farblosen Ebenen, dieser Sand- und Steinmeere sind schweigsam, düster, melancholisch. Oft fast ganz abgeschlossen von dem Verkehre mit anderen Nationen, führen sie ein beschauliches Hirtenleben und stehen daher in um so innigeren Beziehungen zu der sie umgebenden Natur. Die Einsamkeit vertieft ihr Gemüth unendlich. Alle Zauber der wechselnden Naturerscheinungen um sie herum empfinden sie auf das Tiefste, und so wird dem Steppenbewohner Alles, was Erde und Himmel ihm bietet, zum Gegenstande einer Herzensempfindung; er individualisirt sich Alles: das Haideblümchen, der Strauch und der Baum werden um so inniger besungen, je seltener sie sein Auge erfreuen. Wunderbar und herrlich erklingen die Lieder der Steppe, und kaum bleibt ein Auge trocken, wenn eine ungarische oder kleinrussische Nationalweise in ihren einfachen Melodien ertönt.

Neben dem Zuge sinniger Melancholie ist es besonders der Hang zum Abenteuerlichen, welcher die Steppenvölker charakterisirt. Der weite Blick über die unendlichen Ebenen, die verlockende Fernsicht, bald unter dunkeln Wolkenlagen gefahr- und unheildrohend, bald in heiterm Sonnenlichte glückverheißend — was zöge das Herz mehr in die Weite als diese ewig offene, ewig in die Ferne hinauswinkende Landschaft?

Und Abenteuer suchend, zieht es weithin über die braune Fläche seiner endlos gedehnten Heimath, der Sohn der Steppe. Er möchte den Großen seines Volkes gleich sein, den stolzen Kosakenhelden, von denen das Lied singt, und dieser ehrgeizige Gedanke begleitet ihn auf allen seinen Zügen. Was Wunder denn, wenn das Gemüth des Volkes mit schwärmerischer Verehrung an jenen Steppenorten hängt, welche die Geschichte oder Sage als heilig bezeichnet? — Die abgöttische Liebe für ihre Helden hat sich namentlich bei den Kleinrussen Podoliens und Volhyniens in ungeschwächter Kraft erhalten. Heilig vor Allem gelten ihnen die einsam trauernden, gigantischen Steppenföhren, welche die Volkssage als Schlachtorte und Sterbestätten berühmter Hetmane kennzeichnet.

Sinnend und singend durchzieht der Hirte mit seiner Familie und seiner Heerde meilenweit die Steppen, und mit ehrfurchtsvoller Scheu betritt er dann im Vorüberwandern mit den Seinen die nationalen Ruhmesstätten in der menschenleeren Oede. Sei es ein Fels, der den kahlen Scheitel gen Himmel hebt und in schweigender Beredsamkeit die Geschichte eines gewaltigen Helden Podoliens erzählt, der hier glorreich siegte oder ruhmvoll unterlag; sei es eine riesige Föhre, die, ein einsames Denkmal hingesunkener Größe, in der schrankenlosen Leere der Wüste ihr groteskes Gezweige himmelan streckt — wie in die Hallen eines Gotteshauses ziehen diese Volksheiligthümer den Hirten in ihre kühlungspendenden Schatten. Hier rastet er mit Roß und Rind, mit Weib und Kind. Und wenn der Steppenwind durch die Zweige des einsamen Riesenbaumes fährt, dann glauben die Wanderer da unten wohl die Stimme der Gottheit zu hören, und die stumme grabesstille Wüste vernimmt das andächtige Gebet ihrer Kinder.

Einen solchen Moment des Gebetes in der Steppe hat der Künstler, dem wir auch theilweise die obigen Mittheilungen verdanken, in unserem heutigen Bilde äußerst effectvoll zur Darstellung gebracht. Die „Gartenlaube“ wird später noch eine oder die andere Zeichnung Franz Zverina's zur Anschauung bringen und dann nicht versäumen, auch den künstlerischen Werth seiner originellen Leistungen in einigen Worten zu würdigen.

Ein „Zeitroman“. Obschon wir regelmäßige Besprechungen neuer Literaturerscheinungen nicht zu den Aufgaben unseres Blattes rechnen dürfen, wissen wir doch aus Erfahrung, daß unsere Leser sich gern auf größere Werke derjenigen Schriftsteller hingewiesen sehen, die ihnen in der Gartenlaube wiederholt Erquickliches geboten haben. Ein kürzlich unter dem Titel „Unfehlbar“ erschienener vierbändiger Roman unseres langjährigen geschätzten Mitarbeiters Max Ring verdient eine solche Erwähnung in ganz besonderem Grade.

Der beliebte Autor schildert uns hier zwar Kämpfe der hinter uns liegenden Periode von der Abwerfung der Fremdherrschaft bis zu den sogenannten Kölner Wirren des Jahres 1837, aber es umfaßt diese Zeit bekanntlich die erste Phase, die erste noch unklare Gährung jener großen Bewegung der Gegensätze, die allmählich zu unserem heutigen „Culturkampfe“ sich zugespitzt hat. Unter dem Namen „Unfehlbar“ ist also nicht das gegenwärtige Papstthum des vaticanischen Concils zu verstehen, Ring will damit vielmehr die Anfänge des verzweifelten Widerstandes bezeichnen, mit dem die anmaßende, herrschsüchtige, schroff ausschließliche Orthodoxie jeder Confession und Kirche den humanen Regungen und versöhnlichen Forderungen des modernen Bewußtseins und einer neu in den Gemüthern aufkeimenden Bildung sich entgegengestellt hat. Namentlich an dem starren und entwickelungslosen Elemente der beiden ältesten Confessionen, am orthodoxen Judenthume und dem katholischen Ultramontanismus ist dieser Grundzug unduldsamer Verknöcherung in wahrhaft ergreifender Weise und mit einer Schärfe aufgewiesen, wie es bis jetzt kaum jemals geschehen ist. Die Schilderung der Verhältnisse beruht hier bis in die kleinsten Details auf eingehendem Studium, auf feiner und tiefer Beobachtung des Lebens; wir haben es nicht mit einem Darsteller zu thun, der seinen Stoff mühsam aus Büchern geholt; was Ring hier schildert, das hat er noch selber gesehen und im Innersten der eigenen Seele durchlebt und erfahren. Abgesehen von diesem culturgeschichtlichen Werthe der Schilderung ist aber der Roman auch als solcher anziehend durch fesselnde Handlung, dichterisch sich steigernde Entfaltung und vortreffliche Charakterzeichnung, ein durchweg dramatisch lebendiges, unterhaltendes und eindrucksvolles Ganzes, dessen Wirkung freilich bei manchen Lesern wohl hin und wider beeinträchtigt wird durch zu große Breite der Malerei bei nebensächlichen Punkten. Solche einzelne Stellen werden wohl zuweilen überschlagen werden, aber Niemand wird deshalb das Buch aus der Hand legen, ohne es mit genußreicher Spannung bis zu Ende gelesen zu haben.

Die Aufbewahrung des Hopfens, eine der Fragen, welche schon lange die Brautechnik beschäftigt, scheint endlich durch den Chemiker und Hopfenproducenten A. Breithaupt zu Hagenau im Unterelsaß ihre Lösung gefunden zu haben. Bekanntlich bringt das seither übliche Schwefeln des Hopfens den Nachtheil mit sich, daß das in der Blüthe enthaltene ätherische Hopfenöl, welches dem Biere sein eigentliches Aroma verleiht, zerstört und statt dessen ein übelriechender Körper, Baldriansäure, gebildet wird. Auch der Gerbstoff des Hopfens wird dadurch in die scharf schmeckende Gallussäure verwandelt. Breithaupt's auf der Wiener Weltausstellung durch die Verdienstmedaille ausgezeichnete Erfindung, welche seitdem durch die Koryphäen der Brautechnik die lebhafteste Anerkennung gefunden hat, besteht nun darin, daß er durch einen mechanisch-chemischen Proceß das ätherische Hopfenöl, welches später dem fertigen Biere beigemischt wird, von dem Hopfen trennt und den Hopfen trocknet, preßt und luftdicht verschlossen aufbewahrt. Er hält sich auf diese Weise Jahre lang. Aeußerlich zeigt er sich in den natürlichen, schönen Dolden, und sein Bitterstoff und seine Gerbsäure bleiben völlig unverändert. Diese Methode ist bereits in den großen Brauereien zu Reichshofen zur Anwendung gebracht worden und hat vorzügliche Resultate ergeben. Das Aroma des Bieres ist wahrhaft überraschend. F. D.

Kleiner Briefkasten.

Gisela N. in Pest. Haben Sie unsere Anzeige in Nr. 52 des letzten Jahrgangs nicht gelesen, worin wir eine „Namenlose Geschichte“ von E. Marlitt für den jetzigen Jahrgang anzeigten? In vierzehn Tagen beginnt die Novelle von Paul Heyse: „Die Kaiserin von Spinetta“.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 9. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — Zu Heften à 50 Pfennige.

Das Capital.

Erzählung von Ludwig Schücking.

(Schluß.)

„Sie sind ein wunderlicher Mensch, Landeck," versetzte Doctor Iselt. „Frau von Haldenwang hat Sie ausgesandt und Ihnen die nöthige Summe Geldes gegeben, deren Sie bei Ihrer Mission bedurften. Sie haben ihren Auftrag, ihr den unseligen Menschen vom Halse zu schaffen, glücklich ausgeführt, und nun sind Sie zu blöde, ihr dies selbst zu sagen."

„Freilich, es mag Ihnen thöricht erscheinen — ich kann es Ihnen auch weiter nicht erklären — aber es ist einmal so — ich bringe es nicht über mich, und Sie sollen, während ich zu Rudolph Escher eile, um ihm den Wechsel zu bringen, der ihn rechtfertigt, zu Frau von Haldenwang gehen und ihr sagen, daß Maiwand abzieht. Sie sollen ihr seinen Revers übergeben, ihr sagen, daß ich das Wort, welches ich ihr gegeben, also voll und ganz gelöst — wollen Sie es?"

„Weshalb sollt' ich nicht gern Frau von Haldenwang eine gute Nachricht überbringen?" versetzte Doctor Iselt, „obwohl ich gestehen muß, daß Sie der wunderlichste Sterbliche sind, der mir je vorgekommen."

„Und Sie reichen mir die Hand darauf, daß Sie von meiner Kriegslist nichts erwähnen?"

Iselt reichte, ein wenig zögernd, die Hand hin. Landeck zog sein Taschenbuch hervor und nahm die darin untergebrachten Papiere heraus, von denen er den von Maiwand ausgestellten Revers dem Doctor übergab.

„Sehen Sie hier, Doctor," sagte er dabei, „den Beweis, daß ich die Unwahrheit sagte, als ich Maiwand vorgab, ich trete als Verleger der Frau von Haldenwang auf, und zum Zeugniß auf das Geld wies, das ich von ihr erhalten; die Banknoten, die ich ihm gab, erklären sich ganz einfach durch diesen Brief. Da Sie so Viel erfahren haben, mögen Sie auch das wissen."

Er gab ihm den Brief, den er am Morgen erhalten. Iselt öffnete ihn und las ein geschäftsmäßiges Schreiben der Expedition eines sehr weit verbreiteten Journals, womit dieselbe das Honorar für die in ihrem Blatte abgedruckten „Hellenischen Wanderungen" übersandte und um Fortsetzung dieser mit so vielem Beifall aufgenommenen Mittheilungen bat. —

„Ah, also auch das erfährt man auf diese Art: Sie sind der Verfasser dieser die Frau von Haldenwang so entzückenden ‚Hellenischen Wanderungen'. Wie hochmüthig, das zu verschweigen! Sie dachten wohl, es würde Ihrer Gelehrtenwürde Eintrag thun, wenn man erführe, daß Sie solche amusante und geistreiche Artikel zu schreiben verstehen?"

„Das nicht — aber wie konnte ich mich dazu bekennen, nachdem Frau von Haldenwang den ersten so übermäßig gelobt hatte!"

„Sie sind der eigenthümlichste Kauz, der mir vorgekommen ist," rief Iselt lachend aus.

„Und Sie, Doctor, hoffentlich der verschwiegenste aller Aerzte. Ich vertraue auch in diesem Punkte auf das Beichtsiegel. Vergessen Sie das nicht!"

Damit nahm Landeck den Brief wieder an sich, gab dem Doctor zum Abschied die Hand und eilte fort.

Iselt sah ihm eine Weile verwundert nach. Er schüttelte mehrere Male den Kopf und fragte sich höchst betroffen, ob er wirklich Landeck glauben solle oder nicht. Jedenfalls war seine Neugier in einem solchen Maße erweckt, daß er sich vornahm, Alles zu thun, um durch kluges Sondiren bei Frau von Haldenwang Klarheit über die Situation zu erhalten, in welcher sich dieser „Hellene" dieser „Helena" gegenüber befände. So kam er bald nachher auf dem Gute an und wurde in den Salon geführt, wo Malwine gleich darauf erschien. Ein erster Blick in ihre Züge zeigte ihm, daß er keine Braut, wenigstens keine glückliche Braut vor sich habe: sie sah erregt, abgespannt aus und fixirte ihn mit eigenthümlich unsteten Blicken.

„Sie, Doctor? Was führt Sie her?" fragte sie, „ist Jemand von den Leuten erkrankt, ohne daß ich es wußte?"

„Nicht doch, gnädige Frau," versetzte Iselt lächelnd, „ich komme diesmal nicht als Arzt, sondern als ein Bote, der Herold in einer griechischen Tragödie, gesandt von einem fernen Heroen, um nach geschlagener Schlacht seine Großthaten zu verkünden. Ihr Heros hat Wunder gethan. Er hat diese Gefilde von einem Ungethüm befreit, die fernöstliche Schlange erschlagen, den nemeischen Löwen gebändigt, Alles, was Sie nur wünschen können, und zum Zeichen dessen läßt er durch mich die Haut des Löwen Ihnen zu Füßen legen — oder, was denselben Werth hat, dieses Blatt Papier."

Malwine blickte erstaunt auf das Papier und dann in Iselt's Züge.

„Um Gotteswillen, was bedeutet das?" rief sie aus, „sprechen Sie deutlich!"

„Sprach ich nicht deutlich genug? Herr Landeck hat den Drachen bezwungen. Maiwand wird nie mehr auf Haldenwang erscheinen, hat Ihnen diesen Revers da ausgestellt und macht sich aus dem Staube, soweit er mit den fünfhundert Thalern

Digitized by Google

Reisegeld, die Herr Landeck ihm großmüthig geschenkt hat, nur irgend gelangen kann."

„Und das, das Alles ist wirklich wahr?" fragte Malwine, die Hände auf's Herz pressend, während ihre Züge sich lebhaft vor freudiger Wallung rötheten. „Aber," fuhr sie im nächsten Augenblicke fort, „warum kommt nicht Landeck selbst, es mir zu sagen? Weshalb sendet er Sie, weshalb sagt es mir nicht sein eigner Mund?"

„Danach," rief Iselt aus, „habe ich ihn ebenfalls gefragt, und nur die Antwort erhalten, er vermöge es nicht über sich, wodurch ich gerade nicht klüger geworden bin."

Malwinens Röthe wich wieder einer leichten Blässe.

„O, er hat Recht," sagte sie vor sich hinflüsternd, „er zürnt mir, er zürnt mir mit Recht — ich habe ihn so unwürdig beleidigt."

„Sie haben ihn beleidigt?" fiel Iselt, der die letzten Worte gehört hatte, ein; „das muß nicht eben schwer und unversöhnlich gewesen sein, gnädige Frau. Er hätte sich sonst nicht Ihretwegen in die Höhle des Löwen gewagt, auf die Gefahr hin, von diesem erwürgt zu werden, was wahrhaftig beinahe geschehen wäre, und dann noch sein sauer verdientes kleines Honorarcapital daran gewendet — ja so, das sollt' ich ja nicht verrathen . . ."

„Was sollten Sie nicht verrathen?"

„Daß Landeck außer andern Dingen, durch welche ihm das Werk gelang, auch noch das Geld aufwandte, welches ihm seine „Hellenischen Wanderungen" eingebracht — das sollte ich nicht verrathen und thu' es doch mit einer gewissen Schadenfreude, weil ich neulich sah, wie wenig Sie daran dachten: Er sei fähig, so etwas zu leisten."

„In der That?" rief Malwine aus, „also hatte ich doch Recht."

„Sie hatten Recht? Nein, Sie hatten Unrecht. Sehr!"

„Ich ahnte, ich wußte es ja, daß er sie geschrieben. Und es verstimmte mich, daß er mir dies nicht anvertrauen wollte . . ."

„Sie hatten die Aufsätze zu sehr gelobt, und nun bäumte sich etwas, das ihn zu einem weißen Raben unter den Schriftstellern macht, in ihm gegen solch ein Bekenntniß auf — die schüchterne Bescheidenheit."

„Ah, wie wäre das möglich . . . es war der männliche gelehrte Hochmuth in ihm, der sich nicht herablassen wollte, die lobenden Worte, die eine Frau darüber fallen ließ, auch nur vom Boden aufzuheben."

„Da täuschen Sie sich. Er hat mir gesagt, daß Ihre Begeisterung für seine Arbeit ihn schamroth und stumm gemacht . . . aber Sie werden ihn ja selbst sprechen."

„Ja, ja," rief Malwine aus, „das, das will ich auf der Stelle . . . wo ist Landeck? wo finde ich ihn? . . . ich will ihn sehen, ihm sagen, wie ich ihm danke — o, wie will ich ihm danken . . . sagen Sie mir, Doctor, wo ich ihn finde!"

„Er ist zum Hause Gotthard Escher's geeilt, zu Ihrem Vetter Rudolph."

Malwine knickte. Ein Diener trat ein; er trug eine Karte in der Hand.

„Der Kutscher soll sofort anspannen und vorfahren, sofort!" rief Malwine ihm entgegen. „Was haben Sie da?"

Der Diener legte die Karte auf den Tisch und antwortete: „Herr von Maiwand ist soeben vorübergeritten und hat dem Gärtner in den Anlagen diese Karte gegeben."

Malwine eilte, sie zu nehmen. Sie las unter dem Namen „Freiherr von Maiwand" die mit Bleistift geschriebenen Worte: „wünscht Glück zur Verlobung und wird dafür sorgen, daß die Anzeige davon der Waisenhausverwaltung zu M. noch heute zugeht."

Malwine blickte betroffen auf. „Welche Erbärmlichkeit!" sagte sie dann. „Wissen Sie, was der boshafte Mensch damit sagen will, mit diesem Glückwunsche zur Verlobung?"

Sie schob die Karte dem Doctor hin. Dieser las sie und antwortete lächelnd:

„Er setzt, scheint es, Ihre Verlobung mit Landeck voraus."

„Aber was, um's Himmelswillen, kann ihn dazu berechtigen? Landeck kann ihm nichts gesagt haben, was ihn zu dieser Annahme verführte."

„Würden Sie Landeck unversöhnlich zürnen," fragte Iselt, der durch eine solche Vertheidigung Landeck's dem Versprechen, welches er ihm gegeben, nicht untreu zu werden glaubte, „würden Sie ihm unversöhnlich zürnen, wenn er als das beste, ja einzige Mittel, diesem Maiwand jede Hoffnung zu nehmen und ihn zum Abzuge zu bewegen, unterhandelt hätte: die Erklärung, Sie seien — seine Braut?"

Malwine sah ihn ganz bestürzt an.

„Ist dem so, Doctor — ist dem so?" sagte sie, tief aufathmend, nach einer Pause.

Der Doctor zuckte die Schultern.

Malwine wandte sich ab, wie um dem Doctor die Bewegung zu verbergen, die sich auf ihren Zügen ausdrückte. So trat sie hinaus auf die Schwelle der Fensterthür, welche auf die Veranda führte, dem Wagen entgegensehend, der nach einer Weile um die Ecke des Gebäudes bog. Der Diener, der zugleich erschienen war, brachte Tuch und Hut, und Malwine ging, ohne weiter ein Wort zu sagen, den Wagen zu besteigen. Dem Doctor winkte sie nur mit der Hand einen Abschiedsgruß zu und legte sich tief in den Wagen zurück, wie um einer weitern Unterredung mit ihm auszuweichen. Gleich darauf zogen die Pferde an, und der Wagen rollte fort.

Doctor Iselt sah ihm mit einem stillen Lächeln nach.

„Ich bin begierig, was daraus wird," sagte er für sich, „ob sie ihm seine Kriegslist — denn eine solche ist es ja in der That, sehr ich nun, blos gewesen, und er hat mich wenigstens nicht belogen — ob sie ihm diese kecke Kriegslist verzeiht. Sie war doch dadurch stark aus den Angeln geworfen. Und eine verwegene Wendung war es. Wenn er klug ist, beweist er ihr, daß, wenn sie seine Erklärung Lügen straft, morgen im Tage Maiwand wieder da sein wird. Vielleicht rettet ihn das und macht ihr solchen Eindruck, daß sie am Ende gar — aus der Lüge Wahrheit macht."

Unterdeß rollte der Wagen mit Malwinen dahin — auf einem ziemlich großen Umwege, da für Zuhrwerk die nächsten Brücken nicht benutzbar waren. Als Malwine endlich am Gartenthore ihres Oheims Gotthard angekommen und nun durch den Baumgang sich dem Hause näherte, erblickte sie durch das geöffnete Fenster eine unerwartet zahlreiche Versammlung in dem Wohnzimmer des Weckmeisters. Ohne anzuklopfen, trat sie rasch ein und wurde von Ausrufen freudigen Erstaunens begrüßt; erstaunt blickte aber auch sie auf die beiden überraschenden Gruppen, die sich ihrem Auge darboten: auf dem alten Roßhaarsopha im Hintergrunde des Zimmers saß der Onkel Gotthard, neben ihm, seine Hand in seiner Rechten haltend, der Oheim Gottfried Escher, wie es schien, in sriedlichster Unterhaltung mit ihm; an dem Seitenfenster standen Rudolph, Elisabeth und Landeck, und Elisabeth schmiegte sich mit einem glückstrahlenden Gesichte an Rudolph, der sie umschlungen hielt, während seine Linke wie betheuernd auf dem Arme Landeck's, zu dem er redete, lag.

„Malwine," rief der Fabrikant aus, „Du — und gerade jetzt?! Wahrhaftig, Du konntest in keinem glücklicheren Augenblicke in die Mitte Deiner Angehörigen treten, die ja jetzt sich alle zusammengefunden — und in Liebe und Treue sich wiedergefunden haben."

13.

Daß es so gekommen, es war das Werk dessen gewesen, der in diesem Augenblicke, bald erbleichend, bald erröthend, all' die beredte Entschlossenheit verloren hatte, mit der er eben den Frieden gestiftet, der, als sei er sich einer furchtbaren Schuld gegen Malwinen bewußt, bei ihrem Eintreten zusammengefahren war und am liebsten jetzt sich völlig unsichtbar gemacht hätte.

Als er sich von Iselt getrennt, hatte er, den Weg zum Hause Gotthard's wieder durch Herrn Escher's Villa nehmend, diesen und Elisabeth in dem Pfade vor dem Wohnhause aufund abwandelnd getroffen. Herr Escher, dem seine Eile aufgefallen war, hatte ihn angerufen und Landeck ihm mit dem Tone offenen Vorwurfs gesagt:

„Ich eile zu Ihrem Bruder, Herr Escher, um den hart getroffenen Mann aufzurichten. Sie haben ihm ein Leid zugefügt, das ihn schwer zu Boden drückt. Ob Sie recht daran thaten, das kommt mir nicht zu zu beurtheilen; ich weiß nur,

Digitized by Google

daß Sie bei diesem Allen Rudolph ein großes Unrecht gethan haben; ich habe hier auf meiner Brust den Beweis, daß seine Schuld nicht so groß ist, wie Sie wähnen, und diesen Beweis eile ich eben Ihrem Bruder zu bringen, damit der unglückliche Mann vor dem Schlaganfalle gerettet werde, der ihn bedroht. . . ."

Herr Escher starrte den Sprechenden tief erblassend an. Das Wort Schlaganfall hatte eine eigenthümliche Wirkung auf ihn. Gleich nachdem er seine Sendung an seinen Bruder abgesandt, hatte ihn etwas wie Reue und Unzufriedenheit mit sich selbst ergriffen, das Gefühl, eine unedle Rache genommen zu haben, ihn gedrückt — jetzt ergriff er tieferschüttert Landeck's Arm und sagte:

„Sie sahen meinen Bruder? Sie wissen, daß . . . Kommen Sie! Ich will selbst nach ihm sehen, ich will Sie begleiten. Elisabeth, komme auch Du! Wenn er erkrankt, soll Alles zu seiner Pflege geschehen . . . kommen Sie!"

Er schritt hastig vorwärts. Elisabeth und Landeck schlossen sich ihm an.

„Das Beste wird sein," fuhr dieser dabei fort, „wenn Sie mir beistehen, Herr Escher, ihn vor dem Erkranken zu bewahren; wenn Sie helfen, ihm die Last vom Herzen zu nehmen. Beginnen Sie selbst damit, Rudolph's Schuld in einem anderen Lichte zu sehen, als Sie dies bisher gethan haben! Dieses Licht war vollständig falsch, und Sie waren ungerecht gegen Ihren Neffen, dem nichts weiter zur Last fällt, als daß er in einem unglücklichen Augenblicke sich von einem Intriguanten und Lügner beschwinden ließ — damals, als er noch viel zu jung war, um jenes Mißtrauen in sich hegen zu können, das reifere Menschen vor den Schlingen der Intriguanten bewahrt."

Elisabeth warf Landeck einen Blick voll stummender Dankbarkeit zu; dieser fuhr doppelt lebhaft und warm zu reden fort. Er schilderte Escher den ganzen Hergang jenes Ereignisses, das einen so düsteren Schatten noch bis in diese Stunde hereinwarf; Escher hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen, ohne ein Wort zu reden; nur als Landeck ihm sagte, daß er den Beweis, wozu das Rudolph abgeschwindelte Geld verwandt worden, in seiner Brusttasche trage, blieb er stehen, als ob er das Blatt mit eignen Augen sehen wolle; gleich darauf winkte er wieder wie abwehrend mit der Hand und eilte nur noch stürmischer weiter zum Hause seines Bruders hinan.

Als sie oben in Gotthard Escher's Garten angekommen waren, fanden sie Rudolph vor dem Hause auf der Bank sitzend und langsam das vor Gram umdüsterte Haupt erhebend, um die Nahenden überrascht anzusturren; erst als sie dicht vor ihm waren, erhob er sich, und eine noch größere Ueberraschung malte sich in seinen Zügen, als sein Oheim ihm bewegt die Hand entgegenstreckte und, athemlos vom raschen Schreiten auf den ansteigenden Wege nicht weniger als von seiner inneren Bewegung, sagte:

„Rudolph, ich glaube, ich habe Dir ein Unrecht abzubitten, Dir nicht weniger wie Deinem Vater — ich komme das zu thun — nimm meine Hand, Rudolph, und — wo ist Dein Vater, wo ist er?"

Rudolph war so bewegt, daß er im ersten Augenblicke keine Antwort fand. Er blickte auf seinen Oheim, auf Elisabeth; der strahlende Ausdruck von Glück in Elisabeth's Zügen schien ihm erst zu sagen, daß er sich nicht täusche, nicht träume. Mühsam nur brachte er die Worte hervor:

„Onkel Gottfried, das sagen Sie mir — Sie — und Sie glauben nicht mehr . . ."

„Wo ist Dein Vater, Rudolph?" wiederholte in seiner Hast Herr Escher, der bereits weiterschritt und, ohne eine Antwort abzuwarten, nun in das Haus und das zur Rechten des kleinen Flurs liegende Wohnzimmer seines Bruders hinein eilte.

Gotthard Escher lag hier der Länge nach ausgestreckt auf einem alten schwarzen Roßhaarsopha. Es war dasselbe, das schon in beider Brüder Elternhause gestanden, auf dem sie beide schon als Knaben sich getummelt; am Fenster der kleine runde Tisch auf den geschweiften Beinen, es war der, welcher ihrer Mutter Arbeitstisch gewesen — und hinter dem Ofen der alte Lehnstuhl, war es nicht auch derselbe, in welchem ihr Vater des Abends von seiner Tagesarbeit geruht, in dem sitzend er sie, die wilden Buben, so oft an sich gezogen und zwischen seinen Knieen festgehalten und ihnen scheltend, doch mit weicher Hand die Scheitel gestrichen oder ihnen beigestanden, mit den Schulaufgaben für den andern Tag fertig zu werden?

Auf Gottfried Escher stürmten, als sein Blick durch diesen Raum schweifte, alle diese lange nicht mehr geweckten Erinnerungen ein; sie erschütterten ihn . . . er wurde sich selber fremd mit seiner langen gehässigen Entfernung von dem Bruder, der so treu sich zum Hüter dessen gemacht, worin sein gutes altes Herz hing, und als dieser Bruder sich nun aufrichtete und ihn mit den großen grauen Augen unter seinen dicken blonden Brauen her bald verwundert, bald wie hülfesuchend anblickte, da war es ihm, als leuchte ihm aus diesen Augen der Blick ihrer Mutter entgegen; er fühlte Thränen in seine Wimpern treten, und beide Hände ausstreckend trat er vor den Bruder hin, mit halblauter zitternder Stimme „Gotthard!" ausrufend und „kannst Du mir je verzeihen, was ich gethan?"

Gotthard hatte die dargebotenen Hände nicht ergriffen. Er stützte sich mit den seinigen auf das Sopha, um sich aufzurichten. Er schaute nur mit dem hülfesuchenden Blick den Bruder an; er schüttelte den Kopf und sagte dann, vor sich niedersehend, mit einem Tone herzbrechender Niedergeschlagenheit:

„Du hast mir einen schweren Schlag gegeben, Gottfried. Ich habe genug bekommen damit. Es war ein harter Stoß am Ende eines langen Lebens. Ich wollte nur, ich hätte es nicht verdient gehabt um Dich. Aber ich habe es verdient gehabt — ich habe es. Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Gottfried. Ich habe mich schwer an dem Sohne meines Vaters versündigt . . . und bin getrost dafür an meinem Sohne."

Gottfried Escher ließ sich neben ihm auf dem Sopha nieder, und die Hand auf seine Schulter legend sagte er:

„Gotthard, sprich nicht so! Wie Du mir, so hatte ich ja Deinem Sohne Unrecht gethan: wir hielten beide störrisch an einem falschen Glauben fest, und daß wir ihn, ohne zu untersuchen, fest hielten in Argwohn und Härte, darin liegt unsere Schuld, nur ist die meine größer wegen dessen, was ich heute in meiner Verzweiflung an Dir that. Sieh auf und höre dort den Mann reden!" er wies auf Landeck, der mit Rudolph und Elisabeth nach ihm eingetreten war; „dieser Mann weiß um Alles, und er hält einen Beweis in Händen, daß Rudolph nichts Schlechtes gethan, als er das Opfer einer Verführung wurde, der er zu widerstehen zu jung, zu arglos, zu unerfahren war . . . laß Dir Alles von ihm sagen! Er spricht mit der Wärme, welche nur die Wahrheit giebt — und dann verzeih' Rudolph, wie Du mir verzeihst!"

„Nein, nein," rief hier Rudolph, dicht vor seinen Vater tretend, „ich will keinen Dritten zum Vertheidiger zwischen mir und meinem Vater. Sieh mich an, Vater, sieh mir in's Auge, und wenn Du nicht genug darin liest, um zu wissen, daß ich nichts gethan, was mich unwürdig macht für immer, Dein Sohn zu heißen, dann frag' Du selber mich, wie Alles gekommen, und ich will Dir Red' und Antwort stehen . . ."

Gotthard Escher sah zu ihm auf mit einem langen Blick, der milder und milder und endlich feucht wurde, der sich dann auf seinen Bruder und dann wieder auf Rudolph wandte — endlich sagte er wie erleichtert aufathmend, wie eine schwere Last von sich werfend:

„Ja, ja, Gottfried, Du hast Recht! Laß uns an einander glauben, laß uns glauben!"

„Du kannst glauben, Gotthard," fiel sein Bruder ein. „Um Dir zu zeigen, daß auch ich es thue, daß ich an Rudolph's unverdorbenes Herz glaube, und wie sehr ich wünsche, Dich mit ihm und mit mir auszusöhnen, erfülle ich jetzt gern Deinen Wunsch und gebe Deinem Sohne mit vollem Vertrauen mein geliebtestes Kind zum Weibe — es war ja Dein Herzenswunsch, Gotthard; deshalb füg' Du nun ihre Hände zusammen!"

„O Vater, wie gut Du bist!" jubelte Elisabeth, sich stürmisch in ihres Vaters Arme werfend, während Rudolph in seiner Freude sich über die Hand Gotthard Escher's beugte und sie stumm, keines Wortes mächtig an die Lippen preßte. —

Eine kurze Zeit nach dieser Scene war Malwine plötzlich in das Zimmer getreten und von den Ihren freudig umringt worden, während Landeck ein so großes Verlangen gefühlt hatte, sich schuldbewußt aus dem Kreis dieser Glücklichen zu stehlen.

„Also," sagte Malwine, nachdem ihr von allen Seiten in raschen Worten, was geschehen, erzählt worden, „also," sagte sie

Digitized by Google

zu Gottfried Escher gewendet, „Du zürnst Rudolph nicht mehr, und dann, nicht wahr, Oheim Gottfried, mein gestrenger Vormund, dann zürnst Du auch der eigenwilligen, leichtsinnigen Mahwine nicht mehr, daß sie einst so scharf ihren Willen durchsetzte?"

„Wie sollt' ich Dir noch zürnen, Mahwine?" entgegnete er, „Du handeltest damals groß und edel. Daß ich erfuhr, wie Du bewogen wurdest, so zu handeln, dafür hilf mir hier Deinem griechischen Freunde Landeck danken! Er war der Mann, der mich auf den Grund der Dinge blicken ließ, der so eindringlich zu reden wußte, daß ich einsah, wie viel Unrecht ich in Gedanken begangen — und leider auch heute in meinem Handeln gegen Gotthard . . ."

„Ja, ihm, Landeck allein verdanken wir den Frieden, Mahwine," rief hier Elisabeth, indem sie sich zu Landeck wandte und ihn, mit ihren beiden Händen seine Rechte umfassend, herangog.

„Ihm — auch Ihr! Und Ihr wißt noch nicht einmal," sagte Mahwine mit leiserer, schüchternerer Stimme und offenbar plötzlich mit einer schweren Besorgniß ringend, „Ihr wißt nicht, was er für mich gethan, wie er für mich gekämpft und gesiegt hat . . ."

„O, reden Sie nicht davon!" unterbrach Landeck sie beschämt, „Sie sehen, wie ungehärmt und unverwundet ich aus dem Kampfe hervorgegangen bin . . ."

„Und doch haben Sie Alles, Alles für uns vollbracht," sagte sie, „wie soll ich Ihnen danken?"

„Sie sollen mir wirklich nicht danken," versetzte er jetzt fast heftig in seiner hülflosen Verlegenheit, „es ist wahrhaftig nichts Großes, was ich zu Stande gebracht, und ich that es ja auch um Rudolph's willen, am Ende gar nur meiner selbst willen, aus bloßem gestachelten Ehrgeiz, und da Sie, nur Sie, diesen Ehrgeiz so zu stacheln gewußt haben, daß er mir den rechten Muth gab, so ist ja eigentlich Alles nur Ihnen zu verdanken."

„Ein wenig haben Sie Recht," entgegnete Mahwine, ihm tief in's Auge schauend, „wenn nicht den Muth, den Ihnen Niemand zu geben braucht, gab ich Ihnen doch die wirksamste Waffe und legte auf Ihre Lippe das entscheidende Wort, womit Sie den Gegner besiegten."

„Das gaben Sie mir?" fragte Landeck sie nicht verstehend, nicht wagend, sie zu verstehen.

„Das gab ich Ihnen, als ich Ihnen am heutigen Morgen das Recht gab, mich Ihre Braut zu nennen, Landeck . . ."

Landeck wurde purpurroth.

„Sie gaben mir dazu das Recht? O mein Gott!" stammelte er, „als ich das Wort aussprach — und Sie wissen es, daß ich das that? Hat mich Iselt so schnell verrathen? — als ich das Wort aussprach, da hatte ich wohl das Bewußtsein, daß ich etwas that, was nichts entschuldigen konnte, nichts, aber Sie hörten es ja nicht, sollten es nie hören und erfahren, und ich hatte ja so vergeblich nach einem andern Mittel gesucht, mich gequält, um eins zu finden, und in der Verzweiflung, in die Ihr Zorn mich stürzte, in dem furchtbaren Gefühl, etwas vollbringen zu müssen, das . . ."

„Weshalb alle diese Worte, Landeck?!" unterbrach ihn Mahwine rasch und tief aufathmend, „ich verlange ja das Alles nicht zu hören. Sie thaten, was Sie berechtigt waren, zu thun. Ich hatte Ihnen ja," sie sprach die Worte sehr leise, „ich hatte Ihnen ja mein Gefühl für Sie verrathen. Und darum durften Sie reden. Eine ehrliche Frau offenbart nicht ihr Gefühl; sie giebt nicht ihr Herz, ohne sich selbst zu geben. Wenn ich Ihnen in einem Augenblicke stürmischer Erregung mein Gefühl für Sie zeigte, wußten Sie auch, daß meine Hand Ihnen gehörte. Und hier, hier ist sie."

Landeck war keines Wortes mächtig. Er blickte sie einen Augenblick an, als traue er seinem Ohre, seinen Sinnen nicht, und dann kniete er vor ihr nieder und küßte ihre Hand, auf die seine Thränen niederfielen.

„Welche Wendung für uns Alle diese eine Stunde enthält!" rief hier Gottfried Escher, während die Anderen erstaunt und überrascht ihrer erregten Theilnahme in eben so lebhaften Ausrufen und gerührten Glückwünschen Luft machten.

„Aber mein Gott," sagte plötzlich Landeck aufspringend „wie darf ich — Sie, die reiche Mahwine, und ich, der arme — —"

„Trösten Sie sich darüber, Landeck!" unterbrach ihn bitter lächelnd Gottfried Escher, „arm werden wir Alle bald sein, wenn diese Arbeitseinstellung lange dauert . . ."

„Das aber, das soll sie nicht," sagte hier sein Bruder Gotthard mit düsterer Entschlossenheit. „Das ist jetzt meine Sache, Gottfried, und verlaß' Dich darin auf mich! Ihr soll ein Ende werden."

Er war aufgesprungen, alle seine Bewegungen zeigten wieder die frühere eiserne Kraft des Mannes und seine Züge die tödtliche Entschlossenheit. „Es sind," fuhr er fort, „genug unter ihnen, die gern fortarbeiten möchten, aber sie haben nicht den Muth, denn die Andern, die wissen, daß der ganze Anschlag zusammenfällt, wenn nicht Alle bis auf den Letzten zusammenstehen, haben sie mit dem Tode bedroht. Den Muth wollen wir ihnen geben; ich und Rudolph werden sie zusammenfangen und ihnen zeigen, wie wir die Arbeit wieder mit denen beginnen, die sich uns anschließen, und die Todtschläger mögen dann kommen, wenn sie Lust haben!"

Der alte Mann nahm seinen Hut und steckte eine Waffe zu sich, auch Rudolph that so, und Beide eilten davon, den Fabrikanlagen zu. Gottfried Escher folgte ihnen. Er sah, wie sie mit einer Gruppe Arbeiter zusammenstießen und mit ihnen in lebhaften Wortwechsel geriethen. Nach einer Weile theilte sich die Gruppe; mehrere gingen nach verschiedenen Seiten auseinander, aber beinahe ein Dutzend folgte dem alten Gotthard und seinem Sohne nach den weiter oben liegenden Gebäuden von Bartels und Söhnen.

Escher schritt jetzt, um eine Centnerlast erleichtert, seiner Villa zu. Er wußte, daß in einer Sache wie diese nur der Anfang schwer ist und daß der ganzen Agitation jetzt der Kern ausgebrochen war. Und in der That zeigte sich schon am andern Tage der Einfluß, den sein Bruder durch seine Persönlichkeit auf die Arbeiter ausübte, und die Macht seines Beispiels siegreich. Von Herrn Escher's Leuten stellte sich ein volles Drittel schon am folgenden Morgen bedingungslos zur Arbeit ein, und der Rest kam im Laufe der zwei folgenden Tage. Ein wenig länger hatten Bartels und Söhne zu warten und zu verhandeln, doch war am Ende der Woche auch hier Alles ausgeglichen. Gegen Gotthard Escher und den Werkmeister Rudolph als Verräther, als Treulose, als Judasse war dann seitlich am nächsten Sonntage in den Schenken viel Eiserns, Drohens und Schimpfens. Dabei und bei einigen mit allen möglichen Arten des grausamsten Todes drohenden anonymen Briefen blieb es dann aber.

Herr von Maivand reiste schon am nächsten Tage ab, nachdem er sich in der That das boshafte Vergnügen gemacht, die Verwaltung des betreffenden als eventueller Erbe eingesetzten Waisenhauses brieflich von der bevorstehenden Vermählung der Frau Mahwine von Haldenwang mit dem Herrn Landeck zu benachrichtigen. Mahwine von Haldenwang ging darüber leicht hinweg. Als ihr der Diener ein Schreiben brachte, welches die Ankunft eines zur Unterhandlung bevollmächtigten Commissars ankündigte, war sie eben beschäftigt, Landeck eine ihrer großen Arien vorzuführen — jetzt sang sie ihm und ließ ihn gern die ganze Gewalt ihrer mächtigen Stimme empfinden. Sie ließ sich durch den Brief nicht stören und setzte ihren Gesang ruhig fort; als sie geendet hatte, sagte sie:

„Soll ich Dich nun, da man uns von hier fortsendet, in die rechte Reisestimmung durch Beethoven's „Kennst Du das Land' versetzen?"

Landeck schüttelte den Kopf.

„Noch nicht," antwortete er lächelnd, „denn wir sind noch lange nicht reisebereit; wir wollen uns doch erst durch eine Verhandlung mit billigdenkenden Leuten dies hübsche Heim sichern, bevor wir „ziehen"! Dein Vermögen in andern Werthen reicht vollständig hin, um von den Herren von der Verwaltung Haus Haldenwang zurückzukaufen, und ich denke, Du giebst mir auch dazu Vollmacht."

„Zu Allem, was Du willst," versetzte sie, „aber Beethoven's Lied singe ich, wenn Du mit Deiner Verhandlung fertig bist, dennoch."

Digitized by Google

König Heinzelmann mit Anna in der Küche. Aus Mintrop's „König Heinzelmann".

Ackerknecht und Raphael.

Von B. Lucas.

(Mit Abbildung.)

Ein Schatzfinder! Wie abenteuerlich, mittelalterlich das klingt! Und doch wie einfach natürlich sich das zutrug, was in diesen Blättern schon einmal (1872, S. 196 ff.) in rascher Erzählung berührt ist und nun, dem Werthe des Gegenstandes entsprechend, in eingehenderer Weise vorgeführt werden soll.

Der Maler Eduard Geselschap sah um 1844 in Düsseldorf bei einem Freunde ekstige Zeichnungen, die ihm durch den genialen Schwung der Behandlung, durch die Kühnheit der Composition so imponirten, daß er ausrief: „Mein Gott! Wer konnte das zeichnen?!"

„Ein Bauer, Theodor Mintrop," war die Antwort.

Nicht lange nachher sehen wir Geselschap im bergischen Lande an einem frisch gepflügten Felde stehen und dem Pflügen eines kräftigen-Bauernkutschen zuschauen, der mit lautem Zurufe die Pferde zu tüchtigem Eingreifen ermunterte.

„Seid Ihr der ländliche Raphael?" rief Geselschap dem Bauern freundlich entgegen. Dieser näherte sich und Geselschap staunte den herrlichen Kopf an, der den Adel der Gesinnung auf der Stirn trug und aus dessen Auge das heilige Feuer der Begeisterung sprühte.

Und er hob den Schatz. —

Aber der tinken Uferseite der Ruhr, unweit Werdens, liegt ein einsamer Bauernhof, bewirthschaftet von der Familie des Besitzers. Hier ward Theodor Mintrop seinen Eltern als dritter Sohn geboren und kurzweg „Dores" genannt. Die Mutter, eine einfache, dem Reaten zugewandte Frau, sah überall nach dem Rechten. Der Vater war ein strenger Mann in Bezug auf Ausübung der täglichen Pflichten, jedoch ausgestattet mit einem ausgeprägten Sinn für Humor. Er erkannte sehr bald, daß sein Dores so „eigen" sei, wie er selbst, und er nahm ihn mit, zog er über Land und in den Wald. Da war der Dores in seinem Element. Sein Auge sah überall Dinge, die einem Anderen entgehen. Und mit echt empfundener Freude zeigte er dem Vater bald Dieses, bald Jenes, hier eine Schönheit der Beleuchtung, dort eine Eigenthümlichkeit der Färbung mit einem so feinen Gefühle und Verständniß, daß des Vaters Auge und Herz sich erweiterten und er sich sagte: „So ist es, nur wußte ich es nicht zu sagen; der Dores ist doch ein aparter Junge."

Einen wahren Märchenschatz hatte der Alte aufgespeichert. Dabei besaß er eine Gabe der Darstellung, daß dem Dores bald Alles umher zu leben begann. Aus der Quelle tönten Stimmchen; im Winde rauschte es vernehmlich; aus des Waldes Schatten traten Gestalten; in Schluchten und Ritze huschten die Zwerge, und überall verkörperte sich die Umgebung, indem sie ihn stets zum Mittelpunkte machte und er Zwiesprach mit den Gestalten seiner Phantasie hielt.

Dores wuchs in dieser Einsamkeit des Bauernhofes, der so recht lauschig in Wald und Flur gebettet liegt, und malerische Fernsichten bis zum Rheine bietet, heran. Er mußte seine Zeit zwischen dem dürftigen Schulunterrichte, der so ungenügend war, daß er nicht richtig schreiben lernte, und dem Hüten der Heerde theilen. Und kehrte er Abends heim, so ging es in die Spinnstube, wo Knechte und Mägde sich versammelten. Da kasterte und flammte der Kamin, da rauchten die Knechte, da spannen die Mägde, und der alte Schäfer Sükelmann erzählte in seiner hastigen und rauhen Weise seine Schauergeschichten, daß dem Dores die Haare zu Berge stiegen und es ihn gruselte. Und wenn er nun andren Tages seine Heerde wieder auf die einsamen großen Triften führte und er Stunde um Stunde in die Natur versenkt da saß, da ward es lebendig um ihn: er sah die Wesen, sprach mit ihnen, herrschte über sie, dünkte sich ihr König. Daheim aber nahm er dann die Kohle vom Herde und bevölkerte die Stallwand oder das Scheunenthor in kühnen Umrissen mit den Gestalten, die sein Geist gesehen.

Mancher Tadel ward ihm für die „Firlefanzereien", wie sein Zeichnen genannt wurde. Nur Eine fand sich, die sein Talent bewunderte, und das war die alte Liechen, die Frau des alten Schäfers. In ihrem Stübchen räumte sie ihm den besten Platz an dem einzigen Fenster ein und wachte ängstlich, daß Niemand an seine Zeichnungen rühre, die er an Sonn- und Feiertagen unablässig entwarf.

Eines Sonntags aber saß er bei der Mutter in der Kammer und zeichnete halb verstohlen mit einem Rothstifte, den er sich vom Schreiner erbettelt hatte, ein Jesukindlein, als eine Nachbarin eintrat und die Mutter anging, ihr ein Heiligenbild zu leihen, welches das Heiligenhäuschen, das auf ihrem Acker stehe, bei der großen Procession schmücken müsse.

„Mein Heiliger ist verregnet," jammerte sie.

Jedoch es wollte sich keine passende Schilderei an den Wänden der Kammern finden.

„Der Dores kann Euch einen neuen Heiligen malen," begann die Mutter.

„Der Dores einen Heiligen, einen richtigen Heiligen?" fragte bekommen die Nachbarin.

„Ja, der kann Alles," entgegnete stolz die Mutter mit einem Blicke auf den sie anstarrenden Dores. — Der Heilige ward bestellt. —

Dem Dores schlug das Herz bis in den Hals; der Athem stockte ihm. Seine Mutter hatte sein Zeichnen, das vielgeschmähte, gelobt. Ein Auftrag war ihm geworden. In diesem Augenblicke gab es keinen seligeren Menschen auf der Welt als den Dores. — Das Honorar für diesen „Heiligen" bestand in drei schönen rothen Aepfeln, und ein jeder barg ein blankes Fünfgroschenstück. Reicher war kein Crösus. Nun konnte der Bote ihm große, schöne Bleistifte und großes, frisches, weißes Papier mitbringen.

Von Jugend auf ward Mintrop von den Bauern „der Maler" genannt. Ach, und wie sehnte und hörmte er sich, es zu werden! Aber das Schicksal hielt ihn an der Scholle fest, fest, die Scholle zu bearbeiten als Knecht seines Bruders, denn im Bergischen gilt noch das Recht der Erstgeburt.

Dores wurde Soldat und theilte in Köln seine Stube mit Hackländer, und durch Diesen erhielt er den ersten Begriff von Literatur. Wie eine so angelegte Natur von Schiller und Shakespeare, Goethe und Bürger gepackt und gefesselt wurde, ist begreiflich. Als er auf den Hof zurück kam, verbannte er die alten Spuk- und Räubergeschichten und begann damit, in der Spinnstube den Othello vorzulesen. Selbst begeistert, ausgestattet mit einer imponirenden Gestalt und einem breiten, ausgiebigen Organe, sah er bald die Bauern mit weit ausgerissenen Augen, mit offenem Munde, die Pfeifen ausgegangen in der Hand, ihm stumm zuhören und grimmerfüllt das Schicksal Jago's erwarten. Ebenso ergriff er sie durch Schylock, Götz, Tell und manchen Andern. Bald füllte sich die Spinnstube immer mehr, und leer ward das Wirthshaus. Hier und da hatte ein gutes Wort Einkehr gefunden, die Begeisterung nachhaltig gewirkt, war der Sinn für das Schöne geweckt worden. Die Wahrheit siegte eben.

Dreißig Jahre war Dores Mintrop alt, als ihm, wie in dem oben erwähnten Artikel erzählt wurde, die Stunde schlug, die ihn als Schüler in die Akademie in Düsseldorf einführte. Wie froh saß der kräftige, starke Mann mit dem edlen Kopfe unter den Knaben, das A-B-C der Kunst zu erlernen! Ein eiserner Fleiß ließ ihn rasch die nöthigen Studien beendigen, und bald sehen wir ihn fest seinem Genius folgen. In allen Kreisen der Gesellschaft sprach man von ihm und bewarb sich um ihn. Die Kunstkritiker bezeichneten ihn als ein Phänomen am Kunsthimmel. Eine wahre Herzensfreude aber ward ihm, als bald eine Deputation seines Dorfes erschien und bei ihm ein Bild für die Kirche bestellte.

Mit großer Pietät malte er an dem heiligen Ludger, dem Schutzpatrone des Ortes, fast ein Jahr lang. Er brachte das Bild selbst nach Werden. Die Aufstellung und Einweihung desselben gestaltete sich zu einer Feier für Dorf und Umgegend, zu einer Ovation für ihn. Bei dem Festessen, das ihm gegeben wurde, schmückte ein Lorbeerkranz seinen Teller. Der ganze Saal war bekränzt, und als ein Tusch ihm beim Eintreten entgegenschmetterte, rief er ganz überwältigt: „O, hätte das mein Vater noch erlebt!" Da er bald darauf erfuhr, die Schule sei arm, malte er ein großes Transparent, die Himmelfahrt Christi darstellend,

Digitized by Google

schenkte dasselbe der Schule zu Weihnachten und erzielte dadurch alljährlich eine große Einnahme für die armen Kinder. Ja, jedes Jahr wird das Transparent am heiligen Abende gegen ein Eintrittsgeld gezeigt, lockt durch seine große Schönheit stets die ganze Umgegend herbei und bleibt so eine Wohlthat für die Dorfkinder.

Mintrop fand in der Familie des Malers Geselschap, dessen innigster Freund er ward, trautes Familienleben. Es war ein reizendes Heim, welches sich ihm hier erschloß. Die junge liebliche Frau des Hauses mußte ihn gleichsam bemuttern, denn von den täglichen Bedürfnissen der civilisirten Welt hatte er keinen Begriff. Geld durfte er gar nicht in der Tasche haben, denn, ob viel, ob wenig, er gab Alles weg, und so sagte er selbst: „Gebt mir keines mehr!“ Aber eine Natur läßt sich nicht ändern. Oft, wenn er nach Hause kam, hatte er zehn Schritte hinter sich — damit es nicht auffalle — mehrere Bettler und Arme, die er dann in einem Specereigeschäfte, das unten in seinem Hause war, speisen ließ.

Ferner erinnere ich mich eines Winterabends, wo wir ihn zum Thee erwarteten. Er blieb länger als gewöhnlich. Frau Geselschap ward unruhig; endlich trat er ein. „Dores, wo bleibst Du?“ rief's ihm entgegen.

„Ja, ja.“ sagte er, unwillkürlich vor Kälte schauernd, „da war ein armer Kerl mit zerrissener Hose; der schlotterte vor Frost, und da ich kein Geld hatte und er mich so dauerte, bat ich ihn mit in die Akademie zu gehen; da habe ich meine Unterhose ausgezogen und ihm gegeben.“ Alles brach in ein gutmüthiges Lachen aus, und er, der Gutmüthigste, lachte selbst am tapfersten mit.

Trotz seines riesigen Talents gab's für Mintrop Jahre, in denen er Noth hätte leiden müssen, wenn er nicht bei seinem Freunde Geselschap Zuflucht gefunden hätte. Hier ward er mit Liebe gehegt und gepflegt, wie ein Lieblingsbruder. Hier verstand man ihn. — Köstlich war es, wenn er im Eifer der Rede, mit dem Wort, denn noch wenig geflügten, der glühenden Phantasie nicht zu folgen vermochte; dann suchte er mit den Händen in der Luft zu zeichnen, was dem Worte nicht gelingen wollte. — Der Künstler bedarf vor Allen des Familienlebens, des Familienlebens im wahren Sinne des Wortes. Ein Heim, wo die Regungen des Herzens Widerhall finden, wo die Phantasie Boden gewinnt, wo die Liebe Anregung und Maßhalten dictirt. Und Dores ward der „Sonnenschein“ des Hauses. Nach ihm verlangten Mann, Frau und Kind — er war der Mittelpunkt ihres Glücks. —

Was aber seine Arbeiten betrifft, so gaben der Zauber von Wald und Busch, die weiten Fernsichten seiner Heimath, die Frömmigkeit des Volkes, der Märchenschatz ihnen ihr Gepräge. Seine Göttin war die Schönheit. In seinen Arbeiten ist elementare Poesie. In Mintrop's Wesen paarte sich Unschuld mit hohem Adel. Die Unmittelbarkeit seiner Anschauungen, die Wahrheit seiner Begeisterung, das Echte, Kräftige, Ursprüngliche seiner Empfindung neben rührend kindlicher Naivetät gaben seiner Erscheinung einen Zauber, dem Niemand widerstehen konnte. Darum tragen auch Mintrop's Madonnen und Engel eine solche Hoheit, daß bewährte Kunstkritiker sagen: „man denkt an einen Schüler Sanzio's von Urbino.“ Originell und ihm tief eigen sind die Verherrlichungen des Landlebens. Da ist ein Zauber von Ideen, Formen und Gruppen in nie dagewesener Lieblichkeit. In Kindergestalten drückte er vorzugsweise seine Gedanken aus, und wenn man sie sah, so sagte man sich, diese anmuthige Form sei für ihn, den Reinen, die richtige. Ja, die Form ward Styl. Wahrhaft classisch in der Composition sind die Friese, die den Weinbau, die Jahreszeiten, den Winter, das reiche Jahr, die zwölf Monate des Jahres behandeln und welche alle bäuerischen Verrichtungen, durch meist nackte Kinder, in wunderbarem Reiz darstellen. Da ist Alles Leben, Freude und Arbeit, und in der Arbeit Genuß — das echte Leben! Es ist, als hörte man das Jauchzen, das Lachen, den Schall des fröhlichen Schritts. — Die höhere Richtung in der Malerei (die Richtung Leonardo's, Raphael's) ist es aber nicht allein, was wir bei Mintrop hervorheben wollen, sondern es muß vor Allem der nationale, der germanische Charakter in den Werken des Verstorbenen betont werden. In ihnen prägt sich die deutsche Geistes- und Gemüthsrichtung in hoher Schönheit aus.

An Lob hat es dem todten Meister im Leben nie gefehlt; man hat ihn besungen in allen Tonarten, ihn himmelhoch erhoben. Aber man war nur von der hohen Schönheit seiner Werke entzückt, man ahnte den charaktervollen Zug in ihnen nicht. Und deshalb war ihm diese Anerkennung keine „moralische Hebung“; das geschwätzige Lob konnte ihn, den bescheidenen, von der Größe seiner Sendung aber dennoch durchdrungenen Mann nicht befriedigen. Und wenn ihm die wohlwollenden Freunde den Pinsel in die Hand drücken wollten und meinten, er könne sich eine Million ernalen — dann lächelte er nur wehmüthig vor sich hin. — „Sie verstehen mich Alle nicht“ — „man könnte rasend werden, wenn man sieht, wie sie es nicht begreifen“ — „ich könnte einen König arm malen“ ... das sind Worte, die ihm oft entfuhren. Er, ein König im Reiche der Kunst, sollte sich des „redlichen Erwerbes“ befleißigen; er, ein schöpferisches Genie, welches fast erstickte an der Fülle hoher künstlerischer Ideen, sollte mit dem Pinsel tage- und wochenlang an einem einzigen Figürchen oder gar an einem bunten Kleide herumstreichen! Die sittliche Höhe des Jahrhunderts nahm sogar Anstoß an der Nacktheit seiner Engelgestalten. Mußte er doch wirklich einem jüdischen Banquier die unschuldsvollen Kindlein mit einem Schamfetzen bekleiden!

Winckelmann rühmt als höchstes Kennzeichen griechischer Meister: edle Einfalt und stille Größe, sowohl in der Stellung wie im Ausdrucke. Man werfe das Auge auf die herrliche Schöpfung Mintrop's: „Drei Grazien, einen geborenen Genius beschwingend,“ mit der stolzen, ihm nach seinem Tode gegebenen Unterschrift: „Der deutsche Raphael“. Hier waltet edle Einfalt; hier athmet stille Größe. Alle Vorzüge jener schönsterischen Kunst vereinigte er in seinem letzten Hauptwerke, welches Veranlassung ihm für immer den Frieden des Herzens und schließlich noch das Leben kostete. Der Vorgang wurde uns in folgender Weise erzählt:

Eines Mittags, als Dores nach Hause kam, stutzte er, denn in der Thür des Wohnzimmers stand ein junges Mädchen, noch halb Kind, doch so voll Anmuth und Grazie, daß sie sein Auge ganz gefangen nahm und — bald genug seine Seele. Das holde Wesen blieb den ganzen schönen Sommer lang im Geselschap'schen Hause. In dem steten, ungezwungenen Verkehr der Familie, wo sich Jedes ganz gab, entwickelte sich bald eine tiefe Neigung des ernsten Mannes zu der Lieblichkeit dieser Mädchenblume. Und sie? Sie ahnte nicht die gewaltige Leidenschaft, die sie erweckte. Sie begriff sie kaum, weil sie dieselbe nicht theilte. Sie liebte und verehrte den Dores wie einen Bruder; ihm aber wollte, da sie fröhlich schied, schier das Herz brechen.

Als ihn die Kunde ihrer Verlobung traf — eilte er in den Wald. Nach einigen Tagen sagte er seinem Freunde: „Ich werde Johanna's Andenken in einem Werke feiern und sie verherrlichen mit ganzer Seele.“ Und so befreite er denn seine Seele durch Bilder, in welchen er im Gewand des Märchens als Schutzgeist der Johanna auftritt, da es ihm nicht vergönnt war, im Leben ihr zur Seite zu stehen.

Er nennt es „König Heinzelmann“. An die siebenzig Blätter entstanden so, die ein rührendes Zeugniß geben, wie sein Herz sprach. Entzückend ist die Naivetät der verschiedensten Situationen, in denen König Heinzelmann als Schutzgeist der Geliebten nahe tritt. Tausend und tausend drollige kleine Gestalten, mit dem köstlichsten Humor ausgestattet, umgeben die Gebieterin, im Dienste des Herrn, des König Heinzelmann, folgen ihr von Ort zu Ort, schützen und begleiten sie, bald hier, bald dort, bei Tag und bei Nacht. Die Poesie seines Herzens hat sich hier verkörpert; er legte seiner Phantasie keine Zügel an. Ein vielseitigeres Werk hat Mintrop nicht geschaffen; es athmet bald hohe Romantik, bald liebliche Naivetät, nun seligsamen Ernst und dann wieder lustige Ausgelassenheit, um hoher Tragik und harmlosem Spaß aufzuhämlen, tändelten oder düster grollten.

Wir können nicht sagen, daß ein neuer „Liebesfrühling“ hier in Bildern an uns vorüberzieht. Der arme Gnomenkönig ist ja von vornherein nicht so glücklich, sich der Gegenliebe zu erfreuen. Wir verfolgen ihn Bild um Bild nur in immer emsigerem Liebesdienste, den die heimlich Geliebte sich ohne Weiteres gefallen läßt. Um so tragischer wirkt freilich dann der Schmerz des Verstoßenen, der eigentlich gar nicht verstoßen wird, sondern der seine bisherige Liebesdienstrolle ungehindert weiter

Digitized by Google

spielen darf — und in der That auch weiter spielt bis zum Ende seiner verfehlten Mission. König Heinzelmann hat nämlich sein unterirdisches Reich verlassen, um der Königin Romantik, die sich vor dem donnernden Eisen-Triumphwagen der Industrie zu ihm geflüchtet, eine treue liebende Seele zu suchen. Er findet die schöne Anna und verliebt sich in sie so gründlich, daß er darüber Alles, sein Reich sammt der Romantik vergißt. Wir kommen nicht aus einem bürgerlichen Haushalte hinaus, aber schon jetzt beleben ihn des Königs dienstbare Geister. Anna wohnt bei Onkel und Tante. Die Tante reist in's Bad und übergiebt ihr die Wirthschaftsschlüssel. Das ist des Königs selligste Zeit. Unsere Illustration rührt aus ihr her: wie er dem Onkel den Kaffee kochen hilft! Wie schön hält er später das Garn zum Knaulwickeln! Da kommt die Tante wieder, Besuch dazu und endlich das Sängerfest und der Fremde aus Amerika, mit welchem Amor und Amoretten in's Haus einziehen. Nun beginnt für den König der Liebe Leid: er sieht den Bund entstehen, die Verlobung, die Verlobung und sinkt bei der Trauung in Ohnmacht. Dennoch macht er auch noch die Hochzeitsreise mit — und rührender, ergreifender sind wenige Bilder, als das, wo er vor der Thür der Brautkammer Nachts auf einem Stiefelknechte sitzt und den Schuh der Geliebten weinend herzt! Erst am Meere, das er und sein Volk nicht betreten dürfen, erhält er den Scheidekuß — und weinend kehrt er in sein Reich zurück. — Aber — das Alles muß man sehen! Eine Beschreibung dieses wunderbaren Werkes würde einen ganzen Band füllen.*

Drei Jahre waren dahingegangen, seit Dores Mintrop der Geliebten „König Heinzelmann's Liebe" als Hochzeitsgeschenk dargebracht hatte. Ob seine Seele dadurch entlastet worden, daß er seiner Liebe Ausdruck zu geben verstand?

Wir sehen am Schlusse des Bilderdramas das Brautpaar selig im Arme der Liebe über's Meer ziehen, der neuen Heimath entgegen — die Seele voll von Wonne, Lust- und Zukunftsgedanken. König Heinzelmann blieb einsam, gramzerrissen zurück.

* Kunsthändler Reinhardt in Dresden hat dieses große aus siebenzig Prachtblättern bestehende Werk erworben, und seinem Kunstsinn und seiner Pietät für den Verstorbenen ist es gelungen, die Vervielfältigung desselben so trefflich ausführen und ausstatten zu lassen, daß das vollendete Kunstwerk als ein würdiges Denkmal des so früh Vollendeten begrüßt werden kann.

Drei Jahre gingen dahin, und die Liebenden kehrten zurück. In der Heimath, auf der rothen Erde Westphalens, baute sich der Gatte ein Haus, das an den Wald lehnte und in das die Berge hineingrüßten. Hier, wo beider Wiege gestanden, wurzelte ihr Glück und es erwuchs ihnen ein Röslein auf deutschem Grund: ein liebliches Kind, ein Mädchen. Er frug: „Wer soll Pathe sein?"

„König Heinzelmann soll Pathe sein," bat die junge Mutter bewegt.

Und sogleich ward ein Gevatterbrief von dem glücklichen Vater in die Kunststadt entsandt. Der Dores stutzte, als ihm die Kunde ward — er griff an die Stirn und meinte, er träume. — Aber drei Jahre sind eine lange Zeit und er sagte sich: „Du kannst sie mit Ruhe wiedersehen und — willst Pathe sein."

An einem hellen, sonnigen Herbsttage zog durch einen stillen Waldweg der Pathe. Bald sah er das anmuthige Haus, zu dem ein Lieferpfad führte, gefällig inmitten von Bäumen liegen. Eigene Gedanken über Das, was Alles hätte sein können, und wie es nun war, wollten nicht weichen. Er hatte sich im Wiesengrün niedergelassen und war in Sinnen versunken. Plötzlich sprang er auf und rief sich zu: „Sei ein Mann!"

Und festen Schrittes, den schönen Kopf hochgetragen, ja mit frohem Antlitze schritt er durch die Pforte, und mit wahrem Jubel tönte ihm „Dores, Dores!" entgegen. Er hatte „Sie" wiedergesehen und war fest gebleiben. Die Taufe sollte stattfinden. Freunde und Verwandte in Festgewändern umstanden den reich mit Blumen umkränzten Tisch. Der Priester trat vor. Nun ward das Kindchen hereingebracht. Anna reichte bewegt dem Pathen das Töchterlein.

Es schlief. Er nahm es fast mit Ehrfurcht. Die kleine süße Last ruhte in seinen Händen. Er sah auf das weiche rosige Antlitz nieder, lange — lange. Da schlägt das Kind die Augen auf und sieht ihn an. Da war's um ihn geschehen. Er wankt und zittert — Schwindel erfaßt ihn — er kann das Kind nicht mehr halten, reicht es der Mutter und stürzt weg — hinaus in's Freie, — in den Wald!

Nicht lange, und der Tod neigte die Fackel. — Auf dem Todtenbette rief er aus: „O gütiger Gott, laß mich nur noch so lange leben, bis ich meine Aufträge ausgeführt habe; in meinem Geiste ist Alles fertig." — Aber der Tod gab keine Frist: der Künstler starb.

Erinnerungen an Ledru-Rollin.

Von Karl Blind.

In die erschütternden Ereignisse von 1848, aus denen sich die Geschichte des letzten Vierteljahrhunderts in schicksalsvoller Verkettung entwickelt hat, haben wenige Männer bedeutungsvoller eingegriffen als Ledru-Rollin, einer der hervorragendsten Führer der zweiten französischen Republik. Die näher mit den verborgenen Triebfedern der Ereignisse bekannt sind, schreiben sogar seinem Auftreten die eigentliche Entscheidung zu.

Als im Februar jenes Jahres die Straßen von Paris mit Barricaden bedeckt waren und Ludwig Philipp in Verkleidung, unter dem Namen „Mr. Smith", nach England floh, blieb die Herzogin von Orleans, eine deutsche Prinzessin von Geburt, mit dem Herzoge von Nemours in Paris zurück, um einen letzten Versuch zur Rettung des Thrones zu machen. Im Abgeordnetenhause erschien sie unter dem Schutze der Herren Odilon-Barrot und Cremieux. Der ersigenannte liberale Vertreter, mit feierlicher Miene sich erhebend, führte sie mit den auf Rührung berechneten Worten ein: — „Die Juli-Krone ruht jetzt auf dem Haupte einer Frau und eines Kindes." Beifallsrufe begrüßten diese Aeußerung von den Bänken der Mittelpartei in der Versammlung.

Darauf erhob sich die Herzogin. Mit einer von Bewegung erstickten Stimme vermochte sie jedoch in kaum hörbarem Flüstern nur die Worte vorzubringen: „Meine Herren! mein Sohn und ich sind hierher gekommen . . .", als sie, von dem um sie wogenden Lärm erschreckt, sich in Verzweiflung wieder niederließ. Dann folgten Auftritte wilden Getümmels. Das bewaffnete Volk brach in die Hallen der Versammlung. Rufe wurden laut: „Hoch lebe die Freiheit! Nieder mit den Halben! Nieder mit der Regentschaft!"

Noch war indessen Nichts entschieden. Zweifel über den schließlichen Ausgang der Erhebung beherrschten noch die Gemüther. In diesem Augenblick erschien Ledru-Rollin, bis dahin der Sprecher der äußersten Linken, in Begleitung eines Hauptmanns der Bürgerwehr, der keck eine Fahne, welche er trug, auf dem marmornen Gesims der Rednerbühne aufpflanzte und in Donnerworten der Versammlung zurief: „Die Macht der Kammer ist zu Ende: Vierzigtausend Bewaffnete umringen den Palast." Inmitten der daraus entstandenen Betäubung gelang es Ledru-Rollin's Stentorstimme, die sofortige Errichtung einer provisorischen Regierung zu verlangen — ernannt nicht durch die Kammern, sondern durch das Volk."

Ihm folgte Lamartine, dessen erste Worte die Hoffnungen Derer wieder zu beleben schienen, welche eine Regentschaft erstrebten. Zu ihrem Schreck sprach sich jedoch auch Lamartine für Ledru-Rollin's revolutionären Vorschlag aus. Von da an war die Ausrufung des Freistaates nur noch eine Frage der Stunden. Lamartine, der noch wenige Jahre vorher die Ansprüche der Herzogin von Orleans beredt vertheidigt hatte, Lamartine, der nicht an den radicalen Reform-Banketen theilgenommen, und „dessen aristokratische Natur", wie Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) in ihrer Geschichte der Umwälzung von 1848 sagt, „vor Handlungen volksmäßiger Gewaltthätigkeit zurückschreckte": Lamartine im Bunde mit Ledru-Rollin! — das war der Gnadenstoß für das Haus Orleans.

Diejenigen, welche sich über das Zusammenwirken von zwei

Digitized by Google

Männern so verschiedenartigen politischen Charakters wunderten, wußten allerdings nicht, daß am Morgen des entscheidenden Tages, welcher der Ausgangspunkt für eine Reihe feststandbarer Revolutionen werden sollte, Ledru-Rollin alle seine Ueberredungsgabe bei Lamartine zu Gunsten der republikanischen Sache angewandt, ihn beschworen, gebeten, ihm im Namen der Massen die Hauptstellung in der neu zu schaffenden Regierung angeboten, und ihn schließlich überzeugt und für sich gewonnen hatte. Diese Thatsache habe ich aus Ledru-Rollin's eigenem Munde. Sie erklärt zum großen Theil den sogenannten Edelmuth, den Lamartine im Mai 1848 vor der reactionärgesinnten Versammlung zeigte, als er darauf bestand, daß Ledru-Rollin's Name auf die Liste der Mitglieder des Volkszugs-Ausschusses gesetzt werde. Lamartine erinnerte sich dabei einfach, daß seine eigene Stellung im Februar 1848 wesentlich durch Ledru-Rollin geschaffen worden war.

In der provisorischen Regierung nahm Ledru-Rollin den Posten als Minister des Innern ein. Als solcher entwickelte er bedeutende Thätigkeit. Louis Blanc, dessen socialistische Richtung von der mehr jakobinischen seines Amtsgenossen einigermaßen abwich, sagt in seinen „Geschichtlichen Enthüllungen", Ledru-Rollin sei ausnehmend für die ihm obliegende Pflicht tauglich gewesen, nämlich für die Betreibung der republikanischen Propaganda. „Schneller und durchdringender Geist, politische Thatkraft, durch eine offene und gewinnende Manier gemäßigt, ein glühender Wunsch, den Sieg des Freistaates zu sichern, in Verbindung mit einer rednerischen Fähigkeit der höchsten Art: solches waren die Eigenschaften, welche Ledru-Rollin zur Ausführung seiner Aufgabe mit sich brachte, und diese Eigenschaften waren bei ihm erhöht durch ein edel geformtes Aeußy, eine stattliche Figur, und einen gewissen magnetischen Einfluß, der, wenn er sprach, von seinen Geberden auszuströmen schien." Louis Blanc beschreibt Ledru-Rollin ferner als „eine wirklich künstlerische Natur, vertrauensvoll, edelmüthig, fähig einem Feinde mit freier Würde entgegenzutreten, aber nicht einem Freund zu beleidigen, und gerade deswegen unfähig, dem Einflusse derjenigen in seiner Umgebung zu widerstehen, die in ihren Abneigungen nicht immer gerecht oder aufgeklärt waren."

Andererseits scheut sich Lord Normanby nicht, in seinem mehr als oberflächlichen Buche, das so viele gehässige und falsche Anklagen enthält, Ledru-Rollin als einen „echten Pöbelredner, von ruinirtem Vermögenszustande," darzustellen. Die Wahrheit ist, daß er einer der ausgezeichnetsten, bestunterrichteten und redegewandtesten Anwälte war, ein Rechtskundiger von Bedeutung, und daß er in der Kammer großen Eindruck gemacht hatte, trotz der lärmenden Kundgebungen seiner Widersacher. Was seinen „ruinirten Vermögenszustand" betrifft, so ist dies eine lächerliche falsche Angabe. Gleich Barbès war Ledru-Rollin im Gegentheil von nicht gewöhnlicher Wohlhabenheit. Durch die Ereignisse von 1848 bis 1849 erlitt er Einbußen; in der Verbannung lebte er einige Jahre in bescheidenen, doch keineswegs etwa beengten oder gar dürftigen Verhältnissen. Später ordnete sich Alles wieder: er bewohnte dann in Saint John's Wood, in London, eines der Häuser ersten Ranges. Dabei besaß er eine Anzahl Häuser in Paris, einen Landsitz in Fontenay-aux-Roses und Güter in der Provinz, was Alles noch im Besitze seiner Wittwe ist, von der das Meiste herstammt.

Louis Blanc schreibt darüber in dem ausgezogenen Werke: „Herr Ledru-Rollin war reich, als die Revolution ausbrach. Von persönlichem Gesichtspunkte aus hatte er nichts dabei zu gewinnen; im Gegentheil, er hatte Alles zu verlieren. Irgendwelcher Gedanke an die Störung, welche ein so gewaltsamer Umschwung im Staate auf seine Vermögensumstände ausüben konnte, veranlaßte ihn jedoch keinen Augenblick zu zögern." Und weiter sagt Louis Blanc: „Lord Normanby ist ein romanhafter Schriftsteller; aber ich möchte ihm bedeuten, daß der Beweis, oder der Mangel an Beweis, welcher für eine Novelle genügt, nicht genügend ist für ein geschichtliches Werk."

In einigen nach seinem Tode veröffentlichten Darstellungen ist Ledru-Rollin's Bild andererseits durch eine ganz außerordentliche Verwirrung der Thatsachen in's Schwanken gebracht worden. Es wurde unter Anderem gesagt, er sei in Folge der blutigen Juni-Erhebung des Jahres 1848 verbannt worden, und auf fremdem Boden habe ihn wohl der Gedanke gequält, daß auf ihm zum Theil die Verantwortlichkeit für den Sieg des Zweiten Kaiserreichs ruhe. Beide Angaben können nicht falscher gedacht werden. Weit entfernt, in den Aufstand vom 23. bis 26. Juni 1848 verwickelt gewesen zu sein, traf er mit Cavaignac, Garnier-Pagès und Arago die Maßregeln zur Bekämpfung der Aufständischen, die zwar unter proletarischem Banner sich erhoben hatten, aber insgeheim durch royalistische und bonapartistische Sendlinge aufgestachelt, da und dort sogar von ihnen geführt waren. Unverwerfliches Zeugniß für diese Thatsache ist in den Schriften eines entschiedenen Republikaners, Victor Schoelcher's, und eines social-demokratischen Führers, Louis Blanc's, enthalten. In den „Geschichtlichen Enthüllungen" Louis Blanc's kann man sogar einen Brief lesen, welchen Ludwig Napoleon von London aus an den General Rapatel vor Beginn jener Schreckensbereignisse schrieb, um den Aufstand wo möglich für sich auszubeuten.

Was die angebliche Verantwortlichkeit Ledru-Rollin's für den Sieg des Zweiten Kaiserreichs betrifft, so ist diese Behauptung so thöricht, wie sie nur sein kann. In Gemeinschaft mit Lamartine sah gerade er die Absichten des Napoleoniden klar voraus, ehe dieser noch 1848 den Fuß auf den Boden Frankreichs gesetzt hatte. Zusammen mit Lamartine, der, wie man auch sonst über ihn denken mag, in diesem Punkte richtig handelte, widerstand Ledru-Rollin mit aller Kraft der Aufhebung des Beschlusses, durch welchen Ludwig Napoleon an der Rückkehr verhindert war. Louis Blanc befürwortete damals aus verstehrtem Edelsinn die Aufhebung dieses Beschlusses. Er stimmte, wenn auch aus ganz anderen Gründen, mit der Mehrheit der National-Versammlung, welche insgeheim sich mit der Absicht trug, den Namen „Napoleon" gegen die Republik zu verwerthen, jedoch das Werkzeug, nach gemachtem Gebrauche, wieder zur Seite zu werfen. Man weiß, wie diese feine politische Berechnung gelang. Ohne Zweifel hielt Louis Blanc selbst den Napoleoniden damals nicht für gefährlich. In der Verbannung, in England, nachdem der Decemberheld mittlerweile den Kaisermantel um die Schultern geworfen, zeigte mir Louis Blanc die Schrift „Ueber die Abschaffung des Pauperismus", welche der Gefangene von Ham einst verfaßt. Die Schrift trug auf dem ersten Blatte, von Ludwig Napoleon's eigener Hand, die Worte:

„A Louis Blanc, souvenir d'estime et d'amitié, de la part de l'auteur. N.-L. B."

Ledru-Rollin und Lamartine gelang es als Mitgliedern des Vollzugs-Ausschusses nicht, die Rückkehr Ludwig Napoleon's zu verhindern. Am 13. Juni 1849 setzte indessen Ledru-Rollin Alles auf's Spiel und opferte seine ganze Stellung, um den Sturz Napoleon's zu erwirken. Daß der Versuch fehlschlug, war nicht seine Schuld. Jedenfalls hatte er die persönliche Genugthuung, sein Möglichstes gethan zu haben, um gerade die Wiederherstellung des Kaiserreichs zu hintertreiben.

Es war Ende Mai 1849, daß ich zum ersten Male mit Ledru-Rollin in Paris zusammentraf. Die deutsche Revolution hatte damals gerade einen neuen Anstoß erhalten. Ungarn stand in Waffen gegen das Haus Habsburg. Auf italienischem Boden war der Kampf noch nicht ausgetragen; der Papst war ein Flüchtling, Rom eine Republik.

Mit einem Mitgliede der Nationalversammlung, Dr. Friedrich Schütz, war ich im Laufe dieser Ereignisse in einer Sendung nach Paris gegangen, im Auftrage der Volksregierungen von Baden und Pfalz. Die Beglaubigungsbriefe lauteten, der Form nach, an den Präsidenten der französischen Republik. Bereits erwartete man jedoch den Ausbruch einer Bewegung, welche den Sturz Ludwig Napoleon's herbeiführen sollte, der sich durch seinen bewaffneten Angriff auf die Unabhängigkeit Roms einer groben Verfassungsverletzung schuldig gemacht hatte. Man nahm an, daß in solchem Falle ein Verfahren auf Hochverrath gegen den treulosen obersten Beamten des Freistaates eingeleitet und daß der Führer der Bergpartei in der gesetzgebenden Versammlung zur Bildung einer neuen Regierung berufen werden würde. Da neue revolutionäre Bewegungen unfehlbar eine Rückwirkung auf Deutschland üben mußten, so lag es nahe, mit den hervorragendsten republikanischen Führern Frankreichs in Berührung zu treten. Nachdem wir einen Brief an Drouyn de

Digitized by Google

Lhuys, den damaligen Minister des Auswärtigen, abgefertigt, galt daher einer unserer ersten Besuche Ledru-Rollin.

Er war damals in voller Mannskraft, von ausdrucksvollem Aeußeren; seine Gesundheit schien jedoch durch die unablässigen Aufregungen eines Revolutionsjahres etwas gelitten zu haben. Ausmerksam hörte er den Einzelheiten über die neue deutsche Erhebung zu, welche eine Hoffnung zuließe, daß der freigesinnte, festgebliebene Theil des deutschen Parlaments die Zügel der Macht werde ergreifen können. Ein brüderliches Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich war die Losung — unter dem klaren Bedeuten, daß keinerlei Versuch gemacht werde, Frankreich über Veränderungen der Grenzen anzuregen. Gegenüber jener chauvinistischen Demokratie Frankreichs, welche stets „Zerreißung der Verträge von 1815" sorderte und Lamartine angegriffen hatte, weil er ihr darin widerstand, war ein deutliches Auftreten in dieser Sache entschieden rathsam.

Die deutschen und die italienischen Angelegenheiten drängten damals gleichzeitig einer Lösung zu. Frankreichs Verfassung sie sagte im Absatz 5 des Eingangs: — „Die französische Republik achtet fremdes Volksthum, wie sie ihr eigenes zu vertheidigen entschlossen ist. Sie wendet ihre Streitkräfte nie gegen die Freiheit irgend eines Volkes an." Im Widerspruch mit diesem Gesetz war ein französisches Heer auf römisches Gebiet gesandt worden; zuerst unter der heuchlerischen Angabe, dasselbe sei bestimmt, die italienische Sache gegen eine mögliche Erscheinung Oesterreichs oder des neapolitanischen Bourbon's zu schützen. Die ministeriellen Blätter der Herren Drouyn de Lhuys und Odilon-Barrot flossen denn auch über von Freundschaftserklärungen zu Gunsten der Römer. Noch am 16. April hatte Herr Odilon-Barrot gesagt: „Wir wollen Frankreich nicht zum Mitschuldigen eines Umsturzes der römischen Republik machen."

Plötzlich ließ man jedoch die Maske fallen. Herr von Lesseps, der bis dahin als diplomatischer Unterhändler benutzt worden war, um die unter der Regierung von Mazzini, Saffi und Armellini stehende Republik in Sicherheit zu wiegen, erhielt seine Abberufung. General Oudinot marschirte auf Rom — die Geschütze brüllten ein Evangelium, das nicht das der Brüderlichkeit, sondern der ingrimmigsten Feindschaft war. Die Wiedereinsetzung der weltlichen Macht des Papstes durch französische Waffen war nun der augenscheinliche Zweck.

Die römische Republik war in jenen Tagen durch den Obersten Trapolli zu Paris vertreten, die ungarische Regierung Kossuth's durch die Grafen Pulszky und Ladislaus Teleki. Für alle Völker, die noch an ihrer neuerrungenen Freiheit festhielten, war es eine Lebensfrage, ob der reactionäre Feldzug gegen Rom gelingen werde; denn in diesem Falle mußte, nach dem bekannten Ausspruche und Wunsche des Grafen Montalembert, ein „Feldzug im Innern" in Frankreich selbst folgen, wodurch die Rückwirkung auf Europa im Allgemeinen nicht ausbleiben konnte. Inmitten dieser Spannung sammelten sich die Hoffnungen der Demokratie um Ledru-Rollin. Im December des vorhergegangenen Jahres war sein Name als der dritte (nach Ludwig Napoleon und Cavaignac) unter den Bewerbern um das Präsidentschaftsamt aus der Wahlurne hervorgegangen. Als Abgeordneter für die gesetzgebende Versammlung hatte er aus einer Anzahl Departements eine Million Stimmen erhalten. Die öffentliche Meinung selbst hatte ihn somit als den Rächer der verletzten Verfassung bezeichnet.

Durch den Verkehr mit ihm und anderen Oppositions-Mitgliedern, wie Savoye, Pascal Duprat, Beyer, erfuhren wir bald, wohin die Strömung trieb. Gesetzliche Abhülfe mittelst parlamentarischen Beschlusses war wohl Ledru-Rollin's innerster Wunsch. Aber die Hartnäckigkeit und die Verblendung der heimlichen Royalisten, welche sich immer noch mit dem Gedanken trugen, Napoleon für ihre eigenen Zwecke benutzen zu können, ließ keine Aussicht auf eine solche Lösung zu. Vergebens bemühte sich der republikanische Führer, durch die gewaltige Beredsamkeit seiner Worte die Versammlung umzustimmen. Die Mehrheit schlug seinen Rath in den Wind.

Die Frage entstand nun, ob nicht ein gesetzlicher Fall für Herbeiführung einer neuen Massenkundgebungen eingetreten sei, bei denen es oft an einem Haare hängt, ob sie nicht zum gewaltsamen Zusammenstoße führen. Abschnitt 8 der Verfassung lautete so: — „Die Bürger haben das Recht, sich in Vereine zusammenzuschließen, Gesuche zu stellen, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln." Abschnitt 109: — „Die Nationalversammlung vertraut die Sicherheit der gegenwärtigen Verfassung und der in ihr enthaltenen Rechte dem Schutze und der Vaterlandsliebe aller Franzosen an." Absatz 7 des Eingangs: — „Der Bürger soll sein Vaterland lieben, der Republik dienen, sie selbst um den Preis seines Blutes vertheidigen."

Auf Grund dieser Verfassungsbestimmungen erfolgte die Kundgebung vom 13. Juni 1849, welche eine zwanzigjährige Verbannung Ledru-Rollin's zur Folge hatte. Ich will nicht in alle Einzelheiten jenes bedeutungsvollen Tages eintreten, sondern nur das Wesentliche hervorheben. Nachdem die Gesetzgebende Versammlung Ledru-Rollin's Antrag, der auf Niederlegung des französischen Heeres und In-Anklagestand-Versetzung der Regierung Ludwig Napoleon's abzielte, verworfen hatte, traten Ledru-Rollin und eine Anzahl Mitglieder der Bergpartei im „Museum der Künste und Gewerbe" zusammen. Mittlerweile zog eine ungeheure, aber ordnungsmäßig in Reih und Glied marschirende Menschenmenge die Boulevards entlang nach dem Parlamentspalaste. Eine Anzahl Bürgerwehrmänner besand sich darunter im Gehrkleide, aber unbewaffnet. „Es lebe die Verfassung!" „Es lebe die römische Republik!" waren die einzigen Rufe, die ich hörte.

Es war eine tief eindrucksvolle Kundgebung. Ihre Feierlichkeit wurde durch den Umstand erhöht, daß nicht weniger als sieben Leichenzüge in den auf die Boulevards mündenden Straßen warten mußten, um nicht den Marsch der begeisterten Volksschaaren zu unterbrechen. Paris war in jenen Tagen von den Schrecken der Cholera durchwühlet. Am Morgen des 13. Juni hatte ich selbst, in rascher Reihenfolge, die Nachricht von so vielen Todesfällen in nächster Umgebung, unter Anderen von Männern, die eine Unterredung angekündigt hatten, empfangen, daß mir die Verheerungen der Pest nahe genug traten. Während der schwarze Tod so die Sichel schwang, gingen die Bürger einher, um die Verfassung zu schützen. Der tausendstimmige Gesang der „Marseillaise" und der „Girondins" stieg aus den Reihen empor, um welche die zu den Gräbern Wallfahrenden eine düstere Einfassung bildeten. Doch nicht Leichenzüge allein warteten in den Seitenstraßen. Auch Changarnier's Truppen standen dort, bereit, über gesetzestreue Bürger herzufallen.

Ich war an der Rue de la Paix, nahe der Madeleinekirche, anwesend, als die Reiterei plötzlich aus dieser Straße heraus ihren Ansturm machte. Ein paar Sicherheitsbeamte, in dreieckigem Hut und mit blankendem Degen, stürzten voran; doch ohne die gesetzliche Aufforderung zum Auseinandergehen zu geben. Dies kann ich mit Bestimmtheit bezeugen. Seitwärts springend, ließen diese Polizeibeamten sofort die Reiterei und das Fußvolk eine wehrlose Menge mit dem Säbel und dem Bajonnet auseinandertreiben. Die Reihen der Baltämenge waren in einem Nu durchbrochen; viele retteten sich mit Mühe vor den Hufen der Rosse. Einige Schreie: „Zu den Barricaden!" hatten keine Folge. Manche sprangen in Verzweiflung über die Mauer, welche die Boulevards in der Nähe der Rue de la Paix einfaßt. Etienne Arago brach dabei das Bein. In einem Augenblicke waren die Fensterläden aller umliegenden Häuser geschlossen, die Thüren verriegelt. Jeder in den Straßen Befindliche war in äußerster persönlicher Gefahr.

Ich sah den Vorgang bis zu Ende. Nachdem die Boulevards von den Truppen „gesäubert" waren, begegnete ich zufällig dem elsässischen Abgeordneten Herrn Beyer, der aus dem „Museum der Künste und Gewerbe" kam, um sich über den Stand der Dinge zu erkundigen. Ich sagte ihm, daß Alles vorüber sei. Mit Alexander Herzen, dem russischen Schriftsteller, den ich bald darauf traf, verließ ich dann den Schauplatz des Ereignisses, um über die zerstörten republikanischen Hoffnungen nachzudenken.

Unterdessen waren auch an dem Orte, wo Ledru-Rollin und seine Freunde sich versammelt hatten, die Truppen eingedrungen. Einen Augenblick schwebten die unzingelten Volksvertreter in Gefahr, ohne Weiteres niedergeschossen zu werden. Ein Befehl war mißverstanden worden. Soldaten hatten die Gewehre bereits auf Ledru-Rollin und die anderen Mitglieder der Bergpartei angelegt. Endlich gelang es doch den Oppositionsführern, das Gebäude zu verlassen, ohne zu Gefangenen gemacht zu werden. Daß Ledru-Rollin, wie seine Verleumder sagen, sich

Digitized by Google

durch die schmale Oeffnung eines Fensterchens gerettet habe, ist unwahr, und sogar abgeschmackt unwahr, da dies bei seiner Körperbreite geradezu eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Mit Victor Considerant, dem socialistischen Führer, ging er vielmehr ruhig von dannen, war einem Monat lang in einer niedrigen Dachwohnung versteckt, wo er kaum aufrecht stehen konnte und, wie er mir später erzählte, aus Mangel an Bewegung unsäglich litt, bis es ihm gelang, Paris und Frankreich insgeheim zu verlassen. Er begab sich nach Belgien und von da nach England.

An den Straßenecken von Paris fand ich am 14. Juni die Anschläge, welche den Belagerungszustand der Stadt ankündigten. In dem Ausschusse der Nationalversammlung, welcher dem Belagerungszustand beantragte, saß Victor Hugo, damals noch Mitglied eines conservativen Vereins und Gegner der entschiedenen Republikaner. Auch er stimmte für Verhängung des Belagerungszustandes. Seine Umkehr zu der Partei, der er jetzt angehört, erfolgte bekanntlich erst Ende 1850.

Als einer der Beauftragten der Regierungen von Baden-Pfalz hielt ich es für meine Pflicht, trotz anscheinender Gefahr in Paris zu bleiben. Dem Völkerrechte zuwider, wurde ich verhaftet, in die Conciergerie und von da nach La Force abgeführt, und in den gegen die Bergpartei angestrengten Staatsproceß verwickelt. Mein an den Minister des Auswärtigen gerichtetes Verwahrungsschreiben blieb ohne Erfolg. Die Linke der Nationalversammlung brachte endlich durch Herrn Savoye die ganze badisch-pfälzische Angelegenheit zur Verhandlung; bei diesem Anlasse gab Herr von Tocqueville, der unterdessen die Stellung als Minister des Auswärtigen eingenommen, eine Erklärung ab, welche ein scharfes Schlaglicht auf die spätern französischen Rheingrenzpläne wirft, wie sie im Kriege von 1870 zu Tage traten.

Herr von Tocqueville hatte vor der Nationalversammlung einen Völkerrechtsbruch zu rechtfertigen. Er versuchte dies zuerst durch die Behauptung, ich sei nicht in der Eigenschaft eines Bevollmächtigten, sondern als Mitverschwörer des 13. Juni verhaftet worden. Da diese in jeder Beziehung unstichhaltige Angabe durch stürmische Gegenrufe bestritten wurde, griff der Minister zu einem Mittel, von dem er glaubte annehmen zu können, daß es unbedingt ziehen werde. „Hat man denn," rief er aus, „die Vergangenheit so weit vergessen, daß man nicht mehr weiß, daß die Partei, welche in Baden und der Pfalz triumphirte, dieselbe ist, die seit zehn Jahren die wüthendste, unversöhnlichste Feindschaft gegen Frankreich hegt?" (Zwischenrufe zur Linken: „Gegen die französische Regierung!" — Der Vorsitzende: „Aber lassen Sie doch das französische Interesse vertheidigen!") . . . „Das ist ja dieselbe Partei, die durch ihre Schriften, durch ihre Drohungen sich immer mit der größten, mit der bittersten Entschiedenheit gegen das Streben des französischen Volkes, sich bis an den Rhein hin auszudehnen, erhoben hat. Das, meine Herren, ist die Partei, die den Kern des Aufstandes in Baden und Rheinbaiern bildet."

Nach dreitägiger Verhandlung ging die Versammlung zur Tagesordnung über. Graf Tocqueville's Rheingrenzrede hatte ihre Wirkung erzielt; ich mußte auch ferner als Staatsgefangener in La Force verweilen.

Mittlerweile hatten die preußischen Truppen die Rheinpfalz und den größeren Theil von Baden unterworfen. Mit der Auslieferung bedroht, wenn ich nicht erkläre, daß die Botschaft, als deren Mitglied ich nach Paris gegangen war, rechtlich zu bestehen aufgehört habe, verweigerte ich, diese Erklärung abzugeben, und wurde eine Zeitlang unter der Drohung im Gefängnisse gehalten, daß ich auf die Kehler Brücke gebracht werden solle, jenseits deren so mancher Freund bereits das Leben ausgehaucht hatte. Schließlich wurde ich indessen auch der Haft entlassen, nachdem mir das Ehrenwort abverlangt worden, daß ich mich nicht in die Schweiz, wohin ich zu gehen gewünscht, sondern nach England verfügen würde. Mit der Entlassung aus der Haft erfolgte gleichzeitig die Verbannung aus Frankreich, und zwar — „für immer".

In späteren Jahren traf ich mit Ledru-Rollin wieder auf dem Boden Englands zusammen, wo er von 1849 bis 1870 ohne Unterbrechung weilte. Da meine eigenen Lebensschicksale, so weit Frankreich dabei im's Spiel kam, mit den seinigen so eng verflochten waren, so ergab sich ein natürlicher Berührungspunkt, der bald noch gesteigert wurde durch die gemeinsame Freundschaft mit Mazzini, um dessen willen der französische Führer seine ganze Stellung hatte opfern müssen.

Ich rechne die Stunden, welche ich und die Meinigen während einer Reihe von Jahren in Gesellschaft Ledru-Rollin's zubrachten, zu den angenehmsten unseres Lebens. Der Reiz des Verkehrs war erhöht durch seine hochbegabte und liebenswürdige Gemahlin, deren Kenntniß deutscher Literatur und einiger Wissenszweige, die mir besonders nahe liegen, keine gewöhnliche ist. Dabei ließ die Festigkeit ihrer politischen Gesinnung sie gern an der Unterhaltung über Freiheitsfragen theilnehmen. Sowohl Ledru-Rollin wie seine Gattin war überdies der Beschäftigung mit philosophischen Fragen zugeneigt. Mit Naturwissenschaften, besonders mit der Sternkunde, gab er sich in letzter Zeit vorzugsweise gern ab. Ueber diese Gegenstände sprach er mit einem Redeflusse und einer Begeisterung, welche von der Lebendigkeit seiner Aeußerungen über Staatsangelegenheiten kaum übertroffen wurde. Der durch den Mangel an öffentlicher Thätigkeit zurückgehaltene Strom der Beredsamkeit brach bei solchen Anlässen oft mit einer Gewalt durch, welche das friedliche Zimmer plötzlich in einen Parlamentssaal zu verwandeln schien.

(Schluß folgt.)

Die Schäden der modernen Cultur.

1. Eine verschämte Arme.

Bei dem Rentier Meißen, einem bereits bejahrten und durch seine Gutmüthigkeit bekannten Herrn, ließ sich eine Dame anmelden. Die Eintretende, welche höchstens dreißig Jahre zählen mochte, war schwarz und einfach gekleidet, aber jeder Theil ihrer Kleidung verrieth die größte Ordnung und Sauberkeit. Ihr Gesicht war bleich, und auf den hübschen Zügen lag der Ausdruck eines tiefen Leides. Mit gesenkten Augen war sie neben der Thür stehen geblieben.

Meißen, welcher sie scharf beobachtet hatte, fragte, was sie wünsche; sie bewegte die Lippen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Die Hand, in der sie mehrere Papiere trug, zitterte leise. Noch einmal wiederholte Meißen seine Frage, und wieder schien die Frau mit der Antwort zu ringen; eine Thräne drängte sich in ihr Auge und rann langsam über die bleiche Wange.

„Verzeihen Sie — die Noth hat mich zu Ihnen getrieben," sprach sie endlich. „Ich bin so namenlos unglücklich, daß mir nichts als dieser Schritt übrig blieb." — Sie weinte heftiger.

Meißen's Herz regte sich. Er war zwar von verschämten und unverschämten Armen sehr oft in Anspruch genommen. Er hatte in der großen Stadt, in der er lebte, schon so schlimme Erfahrungen gemacht, daß er alle Bettler kurz abwies — hier konnte er es nicht. Die Frau hatte ja noch um nichts gebeten. Sie war eine Unglückliche; das unterlag keinem Zweifel, und er wußte auch, daß Mancher unverdient und in harter Weise vom Unglück heimgesucht wird. — Er forderte die Arme auf, ihm ihr Geschick zu erzählen.

„Mein Mann war Lehrer," begann die Frau, indem sie mit der Linken über die Augen fuhr. „Er hatte nur eine geringe Stelle, wir litten jedoch keine Noth, obschon er kränklich war. Wir theilten das Wenige, was wir hatten, ein und kamen damit aus. Vor einem Jahre starb er, und ich stehe nun mit meinen vier Kindern allein und hülflos da." — Sie preßte das Tuch vor das Gesicht.

„War Ihr Mann hier in B. Lehrer?" fragte Meißen, der Mitleid empfand.

„Nein," — sie nannte ein Dorf in der Provinz.

„Weshalb sind Sie nicht dort geblieben?"

„Es war nicht möglich. Anfangs versuchte ich es. Ich hoffte durch Nähen und Stricken mich und meine Kinder zu ernähren, allein ich fand bei den Bauern keine Arbeit und Mitleid noch

Digitized by Google

weniger, obschon mein Mann sich in seiner Stellung aufgerieben hat. Sie beförchteten, daß ich mit den Kindern der Gemeinde zur Last fallen werde; deshalb versagten sie mir jede Unterstützung; sie wollten mich fortdreiben."

„Es ist empörend," rief Meitzen aus. „Weshalb sind Sie aber hierher gekommen, wo Alles so theuer ist?"

„Ich kannte die Verhältnisse hier nicht. Der Bruder meines Mannes lebte hier und versprach, mich zu unterstützen. Er that es auch, soweit seine Kräfte reichten, allein er starb, als ich kaum wenige Wochen hier war, und ich stand wieder allein. Ich habe alle Kräfte zusammengenommen, habe Tag und Nacht gearbeitet, um meine Kinder nicht hungern zu lassen, bis ich endlich der Anstrengung erlag. Wochenlang bin ich krank gewesen. Meine Augen haben so gelitten, daß ich nur wenige Stunden am Tage arbeiten kann — ich weiß nicht, was ich ferner beginnen soll." — Sie sank auf einen Stuhl und preßte beide Hände vor das Gesicht.

Meitzen suchte sie zu beruhigen.

„Ich würde Alles gern ertragen, wenn meine Kinder nicht hungern müßten," fuhr die Frau fort. „O Gott! Wenn mein Mann gewußt hätte, daß ich zur Bettlerin werden würde! Er war so tüchtig und hoffte, sich durch seine Fähigkeiten emporzuschwingen. Bitte, werfen Sie nur einen Blick in diese Papiere — es sind seine Zeugnisse."

Meitzen durchblätterte die Papiere. Sie enthielten Zeugnisse über einen Lehrer Schulz, und alle hoben die Fähigkeiten, das eifrige Streben und den ehrenwerthen Charakter desselben in der rühmendsten Weise hervor. Sie waren von dem Pastor, dem Superintendenten und der Ortsbehörde ausgestellt.

„Haben Sie nicht versucht, Ihre Kinder im Waisenhause unterzubringen?" fragte Meitzen.

„Nein, nein!" rief die Frau hastig. „Ich kann mich von ihnen nicht trennen — lieber will ich selbst verhungern. Ich darf es auch nicht, denn ich habe meinem Manne, als er auf dem Sterbebette lag, gelobt, mich nicht von ihnen zu trennen."

Meitzen fand dies natürlich. Er erinnerte sich an Alles, was er über die traurige Lage der Dorfschullehrer gelesen hatte. Er hatte die Schilderungen für übertrieben gehalten — jetzt glaubte er daran. Schweigend drückte er der Frau einige Thaler in die Hand, und nachdem sie ihm ihre Wohnung bezeichnet hatte, versprach er, sich nach ihr zu erkundigen und noch mehr für sie zu thun, wenn sich ihre Aussagen bestätigten.

„Bitte, erkundigen Sie sich nach meiner Lage und meinem Leben!" bat die Frau. „Sie haben eine Unglückliche vor sich, welche ihr trauriges Geschick nicht verschuldet hat."

In demselben Augenblick, als sie das Zimmer verließ, trat der Neffe des Rentiers, ein junger Arzt, Namens Knaus, ein.

„Ah, Du hattest Besuch, Onkel," rief er.

„Eine unglückliche Frau, die Wittwe eines Lehrers, welche in der größten Noth ist."

„Also eine Bettlerin."

„Nein, eine Unglückliche, welche durch die Noth gezwungen ist, die Hülfe Anderer in Anspruch zu nehmen."

„Onkel, das sagen Alle, welche betteln."

„Die Frau ist keine Schwindlerin," erwiderte Meitzen unwillig. „Ich lebe nicht erst seit gestern hier und habe gelernt, wirkliche Noth von der Verstellung zu unterscheiden. Außerdem hatte die Frau Zeugnisse."

„Waren sie echt?" warf der Arzt ein.

„Ja, sie waren echt," rief Meitzen. „Wenn man Alles bezweifeln will, bleibt Einem schließlich nichts im Leben übrig."

„Onkel, Du kannst ja Recht haben. Ich befürchtete nur, daß Dein gutes Herz sich habe täuschen lassen." —

Sofort am folgenden Morgen begab sich Herr Meitzen nach dem Hause, in welchem die Wittwe nach ihrer Angabe bei einem Herrn Adolph Märker wohnte, um über sie Erkundigungen einzuziehen. In freundlicher Weise wurde er von dem Herrn empfangen und in sein äußerst fein ausgestattetes Zimmer geführt. Er nannte den Zweck seines Besuches und fügte hinzu, daß er zu dieser Vorsicht genöthigt sei, weil er schon oft getäuscht worden sei.

„Sie thun sehr recht," versicherte Märker, ein stattlicher Mann von angenehmem Aussehen. „Es leben ja Tausende vom Betteln, die nicht Lust haben zu arbeiten; sie erzählen die rührendsten Geschichten, an denen kein wahres Wort ist, und leben von dem erbettelten und erschwindelten Gelde besser als mancher fleißige Handwerker und Beamte. Die Polizei ist gegen solche Schwindler viel zu milde. In diesem Falle hat sich wirklich eine Unglückliche und Nothleidende an Sie gewandt."

„Kennen Sie die Frau näher?" fragte Meitzen.

„Ich kannte sie gar nicht, als meine Frau vor einem halben Jahre von ihrer Noth hörte. Da dieselbe wirklich vorhanden war, räumte ich ihr ein auf den Hof heraus gelegenes Zimmer, welches ich nicht benutze, ein. Ich habe sie beobachtet und kann nur Gutes von ihr sagen. Sie ist sehr fleißig und bescheiden und scheint nur das eine Interesse zu kennen, für ihre Kinder zu sorgen. Sie hatte sich überarbeitet und war lange Zeit krank. Meine Frau hat sie während der Krankheit vollständig unterhalten, und wir haben sie der Unterstützung durchaus würdig befunden."

„Ist sie zu Hause?" fragte Meitzen, dessen Herz weich geworden war.

„Nein. Bitte, sehen Sie sich ihr Zimmer an! Die Frau ist trotz ihrer Armuth stets sauber und ordentlich; deshalb mag ich ihr das Zimmer auch nicht nehmen."

Er führte Meitzen in ein kleines, nach einem dunklen Hofe hinaus gelegenes Gemach. Nur wenige, sehr ärmliche Möbel standen darin; trotzdem herrschte die größte Sauberkeit. Auf einem kleinen Tische am Fenster lag eine Näharbeit. Nicht ohne ein reges Gefühl des Mitleids blickte Meitzen sich in dem engen Zimmer um, dann gab er Märker fünf Thaler für die Frau und versprach, sich weiter für sie zu bemühen.

„Sie thun wirklich ein gutes Werk," versicherte Märker. „Ich wohne leider noch nicht lange in B. und habe deshalb nur wenige Bekannte hier, bei denen ich mich für die Arme verwenden könnte. Sie hingegen haben einen großen Freundeskreis. Es ist der Frau gerathen, wenn sie an Unterstützungen so viel erhält, daß sie sich einige Wochen lang schonen kann, bis sie zur Arbeit wieder gekräftigt ist; wäre es möglich, eine Nähmaschine für sie zu erwerben, so wäre ihre Zukunft gesichert, denn sie ist außerordentlich fleißig."

Noch einmal versprach Meitzen zu thun, was in seinen Kräften stehe. Es freute ihn, daß ihn dieses Mal seine Menschenkenntniß nicht getäuscht habe und daß er im Stande war, jeden Zweifel seines Neffen zu widerlegen.

Bei allen Freunden und Bekannten sammelte er nun für die unglückliche Frau, deren Noth er mit den lebhaftesten Farben schilderte, und er erhielt ansehnliche Beträge. Die Damen gaben der Wittwe Arbeit zum Nähen und Stricken und erhielten dieselbe stets schon nach so kurzer Zeit sauber ausgeführt wieder zurück, daß die Frau nothwendig die Nächte zur Arbeit zu Hülfe genommen haben mußte. Sie wurde reichlich für ihre Arbeit bezahlt. In wenigen Wochen hatte Meitzen mehr denn hundert Thaler für die Arme zusammengebracht, und es freute ihn jedes Mal, wenn er ihr eine Gabe überbringen konnte, sie aber sieh trotzdem in ihrem Fleiße nicht nach.

„Die Frau verdient Ihre ansopfernde Bemühung," versicherte Märker wiederholt. „Ich beobachte sie täglich. Sie wendet Alles für ihre Kinder auf und gönnt sich keine Stunde der Erholung."

— Eines Abends besuchte Meitzen in Begleitung seines Neffen das Schauspiel.

„Onkel," sprach der junge Arzt, der die Damen in den Logen durch sein Lorgnon musterte, „dort in der ersten Loge sitzt ja Deine arme Wittwe," und er machte Meitzen auf eine sehr fein gekleidete Dame aufmerksam, die ihrem hübschen Gesichte mit einem Fächer Kühlung zuwehte.

Der Rentier blickte überrascht auf. Die Dame hatte allerdings mit der Wittwe eine auffallende Aehnlichkeit. „Du bist ein Thor," entgegnete er. „Siehst Du nicht, daß die Dame luxuriös gekleidet ist? Wie sollte die arme Frau in die Kleider und an den Platz kommen! Haha! Jetzt erkenne ich Deinen Scharfblick. Sieh, wie kokett die Dame umher blickt! Die arme Wittwe ist stets bescheiden und wagt kaum die Augen aufzuschlagen — ich kenne sie besser."

Knaus schwieg, ohne seine Vermuthung auszugeben.

Meitzen bemerkte im Parquet Herrn Märker. Er wollte zu ihm gehen, um ihn auf die auffallende Aehnlichkeit aufmerksam zu

Digitized by Google

Alte Bauwerke in Belgien.
Nach der Natur aufgenommen von Hermann Effenberger.

Digitized by Google

machen, allein mehrere Bänke trennten ihn von denselben, und als die Vorstellung beendet war, verließ Märker schnell das Haus. Meitzen begab sich mit seinem Neffen in einen Weinkeller, um dort mit ihm zu Abend zu essen, und neckte ihn auf dem Wege mit seiner thörichten Vermuthung. „Ich gebe für Deinen Scharfblick nicht einen Thaler," fügte er lachend hinzu.

In dem Keller befanden sich einzelne Zimmer oder Abtheilungen für kleine Gesellschaften oder auch einzelne Paare, welche allein zu sein wünschten. Aus einer derselben schallte wiederholt das laute, lustige Lachen einer Frauenstimme. Meitzen, welcher den Dampf der Cigarre gedankenlos vor sich hinblies, schien nicht darauf zu achten, dem Doctor aber fiel es auf. Der Kellner hatte bereits mehrere Male Speisen und Wein in die Abtheilung gebracht. Als er wieder heraustrat, neigte der Doctor sich vor, um einen Blick durch die halbgeöffnete Thür zu werfen.

„Onkel, dort drinnen sitzt Deine Wittwe," rief er leise.

„Laß' endlich die Thorheit!" entgegnete Meitzen unwillig.

„Ueberzeuge Dich doch selbst davon!"

Der Kellner kam zurück und brachte auf einem Präsentirteller eine Flasche Champagner im Eiskühler und zwei Gläser. Er trat auf die Abtheilung zu, aus welcher das lustige Lachen tönte. Als er die Thür öffnete, blickte Meitzen durch die Spalte hinein und fuhr bestürzt zurück — er hatte in dem kleinen Zimmer Märker und die arme Schullehrerwittwe in elegantester Kleidung bemerkt. Er sprang auf und wollte in das Zimmer dringen, der Neffe aber hielt ihn zurück.

„Sei vorsichtig!" mahnte er. „Hier würde es vielleicht eine sehr heftige Scene geben. Laß' uns ruhig warten, bis sie das Zimmer verlassen! Dann können wir sie sehr deutlich sehen. Sie müssen dann auch Dich erblicken, und ich bin neugierig, ob sie dies nicht etwas aus ihrer Fassung bringen wird."

Meitzen antwortete nicht. Mit fest aufeinander gepreßten Lippen stand er da.

„Nein, komm', komm'!" rief er und eilte aus dem Weinkeller fort; der Neffe folgte ihm. Hastig begab er sich zum nächsten Polizeibureau und theilte dem Polizeilieutenant, welchen er dort antraf, Alles mit.

Aufmerksam hörte der Lieutenant ihm zu.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Mittheilung," sprach er dann. „Ich habe auf den Herrn Märker, sowie auf seine Frau, längst ein wachsames Auge, denn es ist mir Verschiedenes bei ihnen aufgefallen."

„Ich spreche nicht von seiner Frau, sondern von der Lehrerwittwe, welche bei ihm wohnt," warf Meitzen ein.

„Ich kenne keine Wittwe, welche bei ihm wohnt. Die Beschreibung, welche Sie mir von der angeblichen Lehrerwittwe gemacht haben, stimmt jedoch auf Märker's Frau. Sie wird die Wittwe gespielt haben, um unter dieser Maske zu betteln."

„Nein, nein, die Wittwe wohnt bei ihm," versicherte Meitzen.

„Ich werde morgen früh sogleich nachforschen. So viel ich weiß, ist die Existenz des Herrn Märker eine etwas dunkle. Er lebt, als ob er Vermögen besäße, und doch sind verschiedene Anzeichen da, daß er keins besitzt. Am Tage geht er nie mit seiner Frau aus, während er des Abends oft mit ihr in Weinkeller geht und dort sehr gut lebt."

„Die Frau hat mir die Zeugnisse ihres verstorbenen Mannes gezeigt."

„Es ist ja möglich, daß sie mit einem Lehrer verheirathet gewesen ist."

„Sie war so einfach; es kann doch unmöglich ein Mensch aus Verstellung weinen," rief Meitzen.

„Weshalb nicht? Die Fälle sind nicht so selten," bemerkte der Lieutenant. „Derartige Leute leisten in der Verstellungskunst oft Außerordentliches."

„Wollen Sie mich von dem Resultate Ihrer Nachforschung in Kenntniß setzen?" fragte Meitzen.

„Sehr gern. Ihr Zeugniß wird ohnehin erforderlich sein," gab der Lieutenant zur Antwort.

Meitzen entfernte sich, und der Doctor geleitete ihn heim. Der Gedanke, betrogen zu sein, ließ Herrn Meitzen nicht schlafen. Mit Ungeduld erwartete er am folgenden Tage den Polizeilieutenant, der versprochen hatte, ihm Nachricht zu geben. Derselbe kam nicht und schon faßte Meitzen neue Hoffnung. Am zweiten Tage gegen Abend erschien der Polizeilieutenant endlich. Meitzen eilte ihm entgegen.

„Nicht wahr, wir haben uns getäuscht?" rief er.

„Leider nicht!" erwiderte der Lieutenant. „Sie haben zwei sehr kecke Betrüger entlarvt. Ich habe heute neue Nachmittag verhaftet. Die Dame ist nicht die Wittwe eines Schullehrers, sondern die Frau des Mannes, bei dem sie wohnte, der nicht besser ist als sie. Märker war früher Buchhalter in einem großen Geschäfte. Er ist schon einmal wegen Betrugs und Unterschlagung verurtheilt worden und hat sich hierher nach B. begeben, weil er hier nicht bekannt war. Beide haben die Bettelei systematisch betrieben und luxuriös davon gelebt. Das einsache Zimmer, nach dem Hofe hinaus, war allein zu dem Zwecke eingerichtet, um es allen Denen, welche sich nach der „armen Wittwe" erkundigten, zu zeigen und ihr Mitleid dadurch zu erregen. Ich habe, als ich die Leute verhaftete, zugleich einen sehr interessanten Fund bei ihnen gemacht. Der Mann hat die Einnahmen, welche die Bettelei seiner Frau eingetragen, sehr pünktlich gebucht und die Namen der Geber dabei verzeichnet. Ich bin selbst erstaunt, wie einträglich dieses Geschäft gewesen ist, denn es hat im letzten Jahre gegen dreitausend Thaler eingebracht, davon konnten sie freilich gut jouviren und Champagner trinken."

„Die Frau hat aber sehr fleißig gearbeitet," rief Meitzen. „Eine Anzahl mir bekannter Damen hat ihr auf meine Bitten Arbeit gegeben, und sie hat dieselbe stets sehr gut und schnell ausgeführt."

„Die Frau hat nichts gethan. Auch hierüber giebt die Buchführung ihres Mannes sehr genauen Aufschluß. Sie hat die Arbeiten einigen armen Mädchen zur Ausführung übergeben und dieselben sehr spärlich dafür bezahlt, während sie von den Damen meist einen reichlichen Lohn empfing. Auch hierdurch haben die Leute ihre Einnahmen erhöht."

„Es ist empörend!" rief Meitzen. „Solche Betrüger müssen hart bestraft werden."

„Dies Alles ist nach dem Gesetze wohl kaum strafbar," bemerkte der Lieutenant. „Ich habe indessen noch Anderes bei ihnen gefunden, was sie wohl in das Gefängniß bringen dürfte. Hat die Frau sich bei Ihnen nicht als die Wittwe eines Schullehrers vorgestellt?"

„Gewiß."

„Hat sie Ihnen Zeugnisse ihres angeblich gestorbenen Mannes gezeigt?"

„Jawohl."

„Sie würden dieselben wieder erkennen?"

„Mit Bestimmtheit."

„Die Zeugnisse sind gefälscht, und wegen dieser Fälschung habe ich Beide verhaftet. Märker hat Ihnen auch gesagt, daß die Frau eine Lehrerwittwe sei?"

„Jawohl."

„Und Sie würden dies Alles beschwören können?"

„Gewiß, und ich werde es sogar mit Vergnügen thun, weil solche Frechheit bestraft werden muß. Wie benahmen diese nichtswürdigen Betrüger sich, als sie verhaftet wurden?"

„Ich hatte den gestrigen Tag benutzt, um sie zu beobachten und noch weitere Nachforschungen über sie einzuziehen. Als ich heute Nachmittag zu ihnen kam, traf ich sie bei einem sehr reichlich besetzten Tische. Sie waren anfangs erschrocken, faßten sich indessen schnell, weil sie fortwährend mit dem Gesetze auf gespanntem Fuße leben. Sowohl der Mann wie die Frau traten sehr dreist auf. Die Frau forderte ihren Mann sogar auf, mich aus dem Zimmer zu werfen." — —

Meitzen hatte Tage nöthig, um sich zu beruhigen.

Die beiden Verhafteten, die sich einer Menge ähnlicher Fälle schuldig gemacht hatten, wurden unter der Anklage des Betrugs und der Urkundenfälschung vor die Geschworenen gestellt. Märker trat sehr brüsk auf und leugnete, die Zeugnisse über den Lehrer Schulz angefertigt zu haben; nach seiner Behauptung hatte er sie gefunden. Durch vereidete Sachverständige wurde jedoch nachgewiesen, daß die Zeugnisse von seiner Hand geschrieben waren. Die Frau spielte, um das Mitleid der Geschworenen zu erregen, eine ähnliche Rolle, wie Meitzen gegenüber. Sie trat sehr schüchtern und bescheiden auf, weinte, machte die Reuige und Unglückliche und behauptete, durch die Noth zu diesen Schwindeleien getrieben worden zu sein.

Digitized by Google

Die Geschworenen sprachen über die beiden Angeklagten das Schuldig aus, und der Gerichtshof verurtheilte sie zu zwei Jahren Zuchthaus. Die Strafe war eine wohlverdiente, denn länger als zwei Jahre hatten die Verurtheilten ihr betrügerisches Spiel getrieben, und es war nur schwer zu begreifen, daß dasselbe nicht früher entdeckt war.

Meitzen, durch diesen Vorfall über die Gefahr falscher Wohlthätigkeit belehrt, hatte eine Zeit lang seine sonst so milde Hand allen Bittstellern verschlossen und zum Ueberflusse an seiner Thür noch ein Schild anbringen lassen, auf dem geschrieben stand, daß jede Bettelei verbeten werde. Heute giebt er zwar wieder reichlich, aber nur mit der äußersten Vorsicht, wie die wahre Humanität es gebietet.

Fr. Friedrich.

Blätter und Blüthen.

Ein Leipziger Studentenstückchen aus dem Jahre 1820. Daß die junge deutsche Burschenschaft, geboren im Jahre des Heils 1817, trotz der Idealität ihres Entstehungsgrundes und ihres Strebens im Großen und Ganzen, in einzelne unzeitgemäße Abgeschmacktheiten verfiel, kann auch von ihren treuesten Freunden und Anhängern nicht geleugnet werden. Gegenüber der schon damals beginnenden „Patentheit" der Corps suchten die Burschenschafter etwas darin, sich möglichster Vernachlässigung der äußeren Form und Erscheinung zu befleißigen. Langes uncultivirtes Haar, der Ziegenhainer, die endlose Quastenpfeife und der breite Hemdenkragen wurden für Manchen die einzigen charakteristischen Merkmale des Idealismus. Ich sage mit Bedacht: für Manchen, um nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten. Giebt es doch in jeder Gemeinschaft, sie trage welchen Namen sie wolle, neben den genialen oder wenigstens virtuosen Mitgliedern etliche Mitläufer, die aber doch den nothwendigen Dienst haben, die Nullen darzustellen hinter zählenden Zahlen. So sagt Friedrich Rückert:

„Nullen, tretend hinter eins,
Würden Tausende zählen;
Weil sie den Führer nicht wählen,
Zählen sie alle zusammen keins."

So giebt es auch heutzutage manchen Verbindungsstudenten, der, die Nebensache für das Wesentliche achtend, einzig von Band und Kappe angezogen und dabei erhalten wird und der, kaum in's Philisterium zurückgetreten, von dem Sockel seiner neuen staatsbürgerlichen Würde herablächelt über die unfruchtbaren Schwärmereien seiner einstigen Bundesbrüder.

Die junge Burschenschaft hatte auch die gutgemeinte, aber — um ein bischöfliches Wort zu gebrauchen — inopportune Absicht, das Duell abzuschaffen. Dadurch entstand, besonders weil zwischen Corps und Burschenschaften ewige Reibereien stattfanden, eine Art Verkehr, welcher von der poetischen Romantik Faustrecht, von dem nüchternen neunzehnten Jahrhundert „Holzcomment" genannt wird. An Stelle des Rappiers trat der Ziegenhainer, an Stelle der Paukdude oder des bergenden Walddickichts trat die Gasse. Ein- und umsichtigere Studenten empfanden das Unzulängliche und Unwürdige dieses Wesens und suchten nach Vermittelung und Aenderung.

Um nun speciell auf Leipzig überzugehen, will ich mittheilen, daß dort im Jahre 1820 drei junge Leute studirten, deren Namen werth sind, in der gerade in jener Zeit so interessanten Geschichte des deutschen Studententhums genannt zu werden. Zwei von ihnen waren Juristen und Corpsstudenten und zwar „Lausitzer"; der Dritte war Theologe und Burschenschafter: Starke und von Schwartzbach die Ersteren, der Andere Müller (genannt Flauschmüller, von seinem wahrscheinlich einzigen Rocke, einem grauen Flausche). Starke, obwohl im Gegensatze zu seinem Namen von schwächlicher Körperconstitution und wenig geschickt im Gebrauche der Waffen, war in jener Zeit dennoch durch die Milde und Festigkeit seines Charakters eine fast allgemein anerkannte Autorität unter den Studirenden aller Parteien. Er hatte niemals Händel gehabt, kein noch so renommirender Fuchs wagte es, mit ihm zu „rempeln". Hätte er aber einmal eine Beleidigung erfahren, so hätte die ganze „Lusatia" wie ein Mann für ihn mit Freuden Partei ergriffen. Schwartzbach dagegen und Flauschmüller waren, wenn auch nichts weniger als Raufbolde, doch geachtete und gefürchtete Schläger, an denen sich Niemand ungestraft vergriff.

An der Spitze des akademischen Senats stand damals der mehrjährige Rector magnificus Haubold, ein ebenso gewiegter Jurist wie liebenswürdiger und allseitig geachteter Mann. Welches Vertrauen dieser zu seinen Studenten und im Besonderen zu dem Einflusse der oben genannten Drei auf dieselben hatte, das bezeugt folgender Vorfall, der auch im weiteren Sinne als ein Charakteristicum der Zeit gelten kann. Eine junge Freundin des Haubold'schen Hauses, an den berühmten Schauspieler Genast verheirathet, war selbst eine beliebte und gefeierte Schauspielerin. Das Genast'sche Ehepaar hatte in Leipzig verdiente Triumphe gefeiert und stand im Begriffe, die Stadt zu verlassen. Nun hatte Genast, übermüthiger Laune voll, an einem der letzten Abende sich einen improvisirten Witz erlaubt, durch welchen sich die ehr- und tugendsame Zunft der Kaufmannslehrlinge und Commis beleidigt fühlte. Dieselben rotteten sich daher zusammen und beschlossen, Rache zu nehmen für die angethane Kränkung, und zwar sollte solche durch ein demonstratives Zischen, Pfeifen und „Trampeln" bei der Abschiedsvorstellung der Genaste in Scene gesetzt werden. Die Betheiligten aber erfuhren von diesem Vorhaben, und Frau Genast kam weinend und händeringend zu Haubold's Tochter, um derselben ihre Noth zu klagen und bei ihr Trost, vielleicht auch Hülfe zu finden, wenn sie auch nicht wußte, wie.

Der nächste Trost war nun allerdings kein anderer, als daß Fräulein Haubold sich veranlaßt sah, ihre von weiblicher Mitleidenschaft sofort heraufbeschworenen Thränen der Familie zur Disposition zu stellen. Diese Beileidsbezeignungen erwiesen sich nicht als fruchtlos; denn von dem Geräusche der vereinten Seufzer wurden Se. Magnificenz, welcher sich in der Unterstube befand, herbeigerufen.

„Was giebt es denn so Lamentables, liebe Kinder?" fragte Professor Haubold theilnehmend; „ihr thut ja so verzweifelt, als hättet ihr nichts mehr in der Welt zu hoffen."

„Ach, lieber Vater," erwiderte die Tochter, noch immer mit den Thränen kämpfend, „die Genast's sollen morgen ausgepfiffen werden."

„Ha, ha, das ist freilich eine schlimme Sache; aber wer will denn dieses Attentat begehen, und warum? Wie hängt die Geschichte zusammen? Sei ruhig, Auguste, und berichte, was Du weißt!"

Auguste nun, nämlich Frau Genast, nahm ihre ganze Fassung zusammen und erzählte die uns bereits bekannten Vorkommnisse, die allerdings für eine junge Schauspielerin nichts weniger als ermuthigend waren.

Den Schluß bildeten die sich wieder vereinigenden Anrufungen beider Damen, daß der Papa Rath und Hülfe schaffen solle.

„Von Herzen gern, meine Kinder," entgegnete Haubold, „aber ich weiß im Augenblicke in der That durchaus nicht, wie ich Euch helfen könnte. Doch will ich mir's überlegen. Zunächst aber beruhigt Euch! Bis morgen Abend ist noch lange Zeit." Damit ging er in sein Studirzimmer zurück.

Es war kaum eine Stunde vergangen, so trat, wie allmorgenlich zur bestimmten Zeit zu geschehen pflegte, der Herr Universitätspedell Ludwig ein, Seiner Magnificenz über gehabte Aufträge zu berichten und etwaige neue in Empfang zu nehmen. Dieser erhielt unter anderen den Befehl, die Studenten Starke, Schwartzbach und Müller für denselben Tag Nachmittags drei Uhr zu dem gestrengen Herrn Rector zu citiren. Ludwig wußte genau, um welche Leute es sich handelte. Da aber schon damals viele Menschen auf den Namen Müller hörten und um seiner Sache sicher zu sein, erlaubte er sich zu fragen, welchen Müller Seine Magnificenz meine.

„Den Senior der Burschenschaft meine ich."

„Ach so, den Flausch-Müller. Soll sofort geschehen, Magnificenz." Und er verschwand mit der malitiösen Hoffnung (eine Eigenthümlichkeit aller Pedelle), daß diese Citation wohl irgendwie mit dem Carcer in Berührung kommen würde.

Es hielt nicht schwer, die gesuchten Drei aufzufinden, und da sie Jeder für sich die Forderung erhalten hatten, so waren sie nicht wenig erstaunt, sich im Vorzimmer des Gestrengen so einmüthig zusammenzufinden. Natürlich ahnte keiner von ihnen den Grund der Vorladung. Aber da ein Studentengewissen selten so spiegelrein ist, daß nicht für mancherlei Befürchtungen darin Platz wäre, so stiegen auch in den Gemüthern dieser Biederen allerlei unangenehme Vermuthungen auf, welche aber im nächsten Augenblicke abgeschnitten wurden durch den augenscheinlich höchst wohlwollenden Blick, mit welchem Seine Magnificenz, aus der Thür seines Gemaches tretend, sie anschaute. Sie wurden höflichst ersucht, näher zu treten in sein Arbeitszimmer, sich zu setzen genöthigt, und darauf begann der Herr Rector:

„Meine werthen Herren! Ich habe Sie zu mir entbieten lassen, um mit Ihnen nicht als Rector, sondern als Lehrer und Freund eine zwar nicht amtliche, aber mich nahe angehende Sache zu besprechen. Sie kennen gewiß das liebenswürdige und tüchtige Schauspieler-Ehepaar Genast. Sie werden ferner wissen, daß Frau Genast meinem Hause befreundet ist. Gegen diese Beiden hat sich in Folge eines harmlosen Scherzes des Herrn Genast eine Verschwörung der Handlungsbeflissenen in hiesiger Stadt gebildet, welche in der morgen stattfindenden Abschiedsvorstellung jener Beiden zum Austrage gebracht werden soll. Ich hoffe, daß die Herren Studirenden im Stande sein und auch Lust dazu haben werden, ein öffentliches Aergerniß zu verhindern. Und da ich Ihr Ansehen unter der Studentenschaft kenne, so möchte ich Sie bitten, auf Mittel zu sinnen, wie auf eine anständige Weise ohne Scandalerregung mit Hülfe Ihrer Commilitonen jenem so geachteten Paare ein beleidigender Abschied aus unserer guten Stadt erspart bleiben könnte."

Die Studenten waren hocherfreut über diesen ehrenvollen Auftrag. Abgesehen davon, daß sie selbst mehr oder weniger die allgemeine Sympathie für die jugendlich schöne Genast theilten, war ihnen das ein willkommener Anlaß, sich in corpore als eine noble Ritterschaft, als Vertheidiger des Rechts und der angegriffenen Unschuld zu zeigen. Sie sagten also freudigst zu und verabschiedeten sich alsbald, um die nöthigen Maßregeln zu treffen, nachdem sie noch die Zusicherung von achtzig Freibillets für unbemitteltere Commilitonen erhalten hatten. Mit der Schnelligkeit des guten Willens eilten sie von „Kneipe" zu „Kneipe" und warben Bekannte und Unbekannte, „Couleurstudenten" und „Kamele", am nächsten Abend in vollem „Wichse" und mit Schlägern versehen im Theater zu erscheinen. Jedem Einzelnen wurde ein Billet, respective ein zu wählender Platz angewiesen; das Gros sorgte für Unterkommen in Sperrsitzen. Was nöthigenfalls zu thun sei, werde ihnen im entscheidenden Augenblick gesagt werden. Das war eine Gelegenheit, bei welcher die sonstigen Nullen die Berechtigung ihrer Existenz, ja ihre Bedeutung bekundeten.

Es giebt so ziemlich bei jeder Studentenverbindung gewisse Ehrenmitglieder, Freunde des Bundes, die man in jener Zeit „Renoncen" nannte,

Digitized by Google

heutzutage heißen sie „Kneipschwänze“. Eine solche Renonce bei den Lusaten in Leipzig war damals ein junger Mann aus Dänemark, Graf L. Dieser, in weltlichen Formen gewandt und mit einer jeder Zeit schlagfertigen Zunge begabt, war vor allen Andern Feuer und Flamme für die Sache, zumal er im Haubold'schen Hause Gelegenheit gefunden hatte, sich nicht nur für die Schauspielerin, sondern auch für die Dame Genast zu erwärmen. Er erbat sich von seinen Freunden die Erlaubniß, im Theater noch vor Beginn der Vorstellung einige passende Worte zu reden, was ihm mit Freuden zugestanden wurde. Eine in liebenswürdigem Eifer angebotene studentische Ehrenbegleitung zum Theater hin hatte Frau Genast dankend und feinfühlig abgelehnt, um nicht als Mitwisserin weder ihres contra noch ihres pro zu erscheinen.

Der verhängnißvolle Abend erschien; in hellen Haufen zogen die Handlungsbeflissenen herbei. In Schaaren, wenn auch an Zahl geringer als Jene, zogen auch die Studenten zum Musentempel. Die Verschworenen merkten Unrath, aber man behandelte sich gegenseitig anständig und höflich. Die Platzvertheilung war gelungen.

Das Orchester war verstummt. Der Vorhang rollte eben auf; da erhob sich in der ersten Reihe der Sperrsitze Graf L., klopfte mit seinem Schläger ein paar Mal stark auf den Boden und stellte sich dann, das Gesicht dem Publicum zugewandt, auf den Sitz. Auf der Bühne mochte man wohl vorbereitet sein, denn die Scene blieb noch leer, und das Publicum, sowohl das nichts ahnende, wie auch das ahnende, erwartete mit Spannung, was da kommen sollte. Es war eine prächtige Erscheinung, die da stand, eine herculische Gestalt mit einem edlen Antlitz, das von nordisch-blonden Locken umwallt war. Nun hob der Jüngling den blitzenden Schläger hoch in die Höhe und begann:

„Meine geehrten Damen und Herren, ich bitte um einen kurzen Augenblick Gehör. Es ist heute der letzte Abend, an dem wir das Glück und die Freude haben, das verehrte Genast'sche Ehepaar in unserm Leipziger Stadttheater spielen zu sehen. Es wird im Verlaufe des Stückes eine Scene kommen — Sie kennen sie ja — in welcher Beide gemeinsam, und zwar nur sie Beide, auftreten. Ich schlage vor, da Sie gewiß Alle hier dankbar der genußreichen Stunden gedenken, die uns in diesen Räumen durch die Genast's zu Theil geworden sind, und da Sie gewiß Alle sie ungern scheiden sehen, daß wir die angedeutete Scene benutzen, um denselben ein unverkennbares Zeichen unserer Huldigung darzubringen. Sollte Jemand dies für eine Beeinflussung seines Urtheils halten, so steht es ihm ja natürlich frei, zu schweigen — aber, meine Herrschaften (und hier machte er eine kurze, jähe Bewegung mit dem Schläger), frei steht es ihm nicht, eine gegentheilige Bemerkung zu machen, da wir — ich meine die versammelte Leipziger Studentenschaft — eine derartige Kundgebung nicht nur als gegen die Bühne, sondern auch gegen uns, die Freunde und Verehrer des Genast'schen Ehepaares, gerichtet ansehen würden.“

Nur wenige zaghafte Zischlaute wagten es, sich in die diesen Worten gespendeten Beifallsbezeigungen zu mischen, gingen aber darin unter.

Nun begann die Vorstellung; das Publicum lauschte mit Entzücken. In dem ganzen weiten Raume war es todtenstill. Als jene von dem vorher aufgetretenen Sprecher bedeutete Scene kam, warf derselbe mit Hülfe seines Schlägers einen Lorbeerkranz — wie man im Reifenspiel zu werfen pflegt — so geschickt auf die Bühne, daß er grade zwischen Genast und seine Frau zu liegen kam. Und indem diese, jedes mit einer Hand, denselben aufhoben und sich dankend verneigten, rief der Studiosus von Schwartzbach mit lautester Stimme: „Vivant, crescant, floreant Genasti!“ Und die ganze Zahl der Commilitonen, ja, das ganze andere Publicum, mit Ausnahme der Verschworenen, stimmte begeistert mit ein. Die Letzteren aber, zum Theil eingeschüchtert, zum Theil wider ihren Willen mit fortgerissen von der Darstellung und der allgemeinen Bewegung und darüber ihren Groll vergessend, verhielten sich ruhig und anständig. Die gute Sache hatte vollständig gesiegt, zur Ehre aller Betheiligten, selbst der Besiegten. Frau Genast aber, nach Beendigung dieser Scene, saß in einem abgelegenen Winkel des dunklen Bühnenraumes und weinte Thränen der Rührung und der Freude. Die Ehre ist es werth, daß man um sie weint; um die verlorene in Schmerzen, um die wiedergewonnene in Freuden.

Die Vorstellung war beendet; in dem Haubold'schen Hause aber entwickelte sich nun ein äußerst fröhliches Nachspiel, wobei selbstverständlich das gefeierte Paar und die vier uns bekannten Matadore der Studentenschaft mitwirkten. Die Magnificenz waren ganz stolz auf die Studenten, die Genast's aber konnten nicht müde werden, denselben zu danken.

„Mordskerle seid ihr,“ rief der glückliche Genast ein Mal über das andere, „wie sollen wir euch das vergelten? Das Beste, was ich habe, ist meine Frau. Wenn sie euch einen Kuß giebt, so seid ihr königlich belohnt. Was meinst Du, Frauchen?“

„Jedem?“ fragte diese schüchtern.

„Meinetwegen Jedem; sie können aber auch loosen um das Glück, das hoffentlich — gelt, Gustchen? — bis jetzt nur ich kenne. Notabene, wenn sie nicht freiwillig zurücktreten.“

„Gott bewahre, das thun wir nicht,“ rief der junge Graf L.

Das Loos wurde geworfen, und der Glückliche war — Flauschmüller.

„Da seh' mir einer die heilige Theologie,“ rief der Rector, indem er sich vergnügt die Hände rieb, „sie hat doch immer Glück bei den Frauen. Sollte sie nicht aber doch vor dieser innigen Berührung mit dem leichten Volke der Komödianten zurückschaudern?“

Hätte nun damals schon Eduard Lasker seine berühmte Rede am Jubiläum des Professor Twesten in Berlin gehalten, so hätte Flauschmüller, diesen copirend, sagen können: „Bin ich nicht ein Träger der Ideale und Frau Genast auch?“

Statt dessen aber versicherte er sich zunächst seines Gewinnes, und nachdem er denselben auf's Decenteste bei der jungen, schönen und ohne jegliche Ziererei ihm gewährenden Frau eingeholt hatte, sagte er nur in seiner den Freunden bekannten Art, gern in Citaten zu sprechen:

„Ein Kuß, den Lesbia mir giebt,
Das ist ein Kuß.“

Tempi passati! Alfred Annaburger.

Belgisches Städte-Mittelalter. (Mit Abbildung, S. 153.) Jeden Tag sieht man, daß in Europa so ziemlich überall, wo der Verkehrsstrom die Menschen mit sich fortreißt, das Alte, sobald es dem Neuen nicht mehr ansteht oder sich ihm gar in den Weg stellt, diesem weichen muß; je größer die Städte werden, desto kleiner wird die Pietät, welche früher Alles hütete, was den Altvordern lieb und theuer war oder als Denkzeuge stand für ein heimisches Ereigniß. Hat doch selbst Nürnberg, das mittelalterliche Schmuckkästchen des deutschen Reichs, vor diesem Zug der Zeit nicht bewahrt bleiben können. Es wird bald so weit kommen, daß man alte Städtebilder weit abseits von den Verkehrsstraßen suchen muß, wo dann nur Noth und Bedürfniß sie erhält, nicht die Pietät. — Gegenwärtig ist diese Suche nach Mittelaltersspuren in stillen Winkeln noch nicht nöthig; wir finden Einzelnes noch in den Städten modernsten Triebgeistes, wenn sie überhaupt im Mittelalter schon Wichtigkeit genug hatten, um mit baulichen Sehenswürdigkeiten sich auszurüsten. Jedenfalls ist's aber schon jetzt geboten, derlei Ueberbleibsel der Vergangenheit, deren Vernichtung unausbleiblich ist, durch Abbildungen für die Nachwelt zu retten. Sie gehören zur Geschichte und sind nicht der geringste Beitrag zur Kunde der Vorzeit. Die „Gartenlaube“ hat mit solchen Mittheilungen längst begonnen und fährt mit der Abbildung aus dem „Belgischen Städte-Mittelalter“ nur damit fort.

Von den alten Städten Flanderns und Brabants zeichnen sich Gent, Brügge und Antwerpen durch wohlerhaltene alte Bauwerke aus ihren mittelalterlichen Glanztagen aus. Eine Zierde des alten Antwerpen ist in dem Stadttheile hinter dem Rathhause Alba's Haus. Besonders stattlich tritt der schmucke Erker über dem massigen niedrigen Thore hervor, durch das so oft die finstere Gestalt des gefürchteten Spaniers geschritten. Die Spuren früherer Pracht sind noch erhalten; jetzt dient dasselbe als Museum für Alterthümer. — Nicht weniger malerisch sind die beiden Straßenbilder von Antwerpen mit ihren Thoren und Thürmen, hängenden Erkern und ragenden Giebeln, die in den engen äußeren Gassen nach oben sich immer näher kommen.

Gent und Brügge bieten Ausgezeichnetes in der Vereinigung von Resten mittelalterlicher Massenbauten neben der zierlichen Formenschönheit des gothischen und des Flamboyantstils, welch letzterer bekanntlich wegen seiner flammenartigen Ornamentik so genannt ist. In Gent gehören zu solchen Sehenswürdigkeiten die am Kai liegenden sogenannten Schifferhäuser. Als Gent noch, wie im fünfzehnten Jahrhundert, dreißigtausend Mann in's Feld stellte und Karl der Fünfte von ihm, seinem Geburtsorte, sagte, „er könne ganz Paris in seinen Handschuh (gant) thun“, in jenen Glanztagen erstanden die Prachtbauten des Bürgerthums, des Staates und der Kirche, die jetzt der Hauptschmuck derselben sind. Unsere Illustration zeigt von Gent außer den Schifferhäusern mit ihrer reichen Abwechselung architektonischer Masseneintheilung, wo in steindurchbrochenen Pilasterwerken Fenster an Fenster sich in den verschiedensten Formen aneinander reihen und die Giebel voll Säulen- und Ornamentenschmuck hoch aufragen, — im obersten Felde noch ein Stück der Reste der Abtei St. Bavon (des Schutzheiligen der Stadt), eine Viertelstunde von Gent entfernt liegend. Noch an den Trümmern dieses Kreuzgangs erkennt man die Großartigkeit und künstlerische Vollendung, welche diesen Bau zu einer Berühmtheit ersten Ranges erhob. — „Niemals,“ sagt unser Künstler, „werde ich den zauberisch schönen Anblick vergessen, wie die scheidende Sonne ihre Strahlen durch wildes Gestrüpp und den Alles umrankenden Epheu, auf die vielgegliederten Säulen zwischen den hohen Bogen sendete, zitternde Blätterschatten, goldige Lichter werfend auf das morsche graugrünliche Gestein, hinweg streifend über so und so viel wunderliche Heilige und Grabplatten, wie sie an den Wänden und am Boden herumlehnen und liegen.“

Noch tiefer, als Gent, ist Brügge von seiner einstigen Höhe gesunken. Die Stadt, welche im Mittelalter als Welthandelsplatz unermeßlich reich und als Flanderns Herzogsresidenz voll Glanz und Pracht war und über zweihunderttausend Bewohner in ihrem weiten Mauerkranze beherbergte, hat sich, seit ihrem Falle durch Antwerpens Steigen, noch nicht zu fünfzigtausend wieder erhoben. Darum muß man heute ihre alten festen Thore entfernt von der jetzigen Stadt, im Freien suchen, aber eben deswegen betrachten wir sie mit um so wärmerer Theilnahme. Eine dritte Darstellung aus Brügge führt uns vor das sogenannte alte Frankenschloß hinter dem Rathhause. Wie es, leicht und bizarr in seinen Contouren, mit seinen Erkern und Thürmchen aus dem Wasser aufsteigt, bietet es, nach unseres Künstlers Anschauung, vereint mit seiner Umgebung und dem massigen Thurme der Kathedrale im Hintergrunde, namentlich wenn dies Alles im Mondenlichte sich im Canal spiegelt, ein durchaus fremdes, einer anderen Zeit angehörendes Bild, entspricht also ebenfalls dem Charakter, welchen unsere gesammte Illustration zum Ausdrucke bringen will.

Kleiner Briefkasten.

H. A. in K. Wiederholt haben wir zu erklären, daß von uns Prämien zur Gartenlaube nicht ausgegeben werden und daß, wo dies geschieht, es nur eine Beigabe der betreffenden Colporteure oder Buchhandlungen ist.

. . . . . — L . . . s. Ihre Arbeit hat den Umfang eines Buches, nicht aber eines Journalartikels. Auch ist der Gegenstand derselben zur Behandlung in unserm Blatte ungeeignet. Verfügen Sie gefälligst über Ihr Manuscript!

B. Z. in C. Ist als nicht verwendbar vernichtet worden.

Viborg. Unbrauchbar.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 10. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Das Kind.

Ich kann den Blick nicht von Dir wenden,
Du, mein geliebtes, süßes Kind,
Wie Du, mit still gefalt'nen Händen,
Im Bettchen schlummerst leis' und lind.
Der heil'ge Zauber Deiner Züge
Hat mich in seinen Bann gethan;
Aus jedem Deiner Athemzüge
Weht es wie Gottes Hauch mich an.

Die ew'ge Seele, deren Beben
Den Stoff belebt, den Geist bezwingt,
Die mit allgegenwärt'gem Leben
Stumkörn wie Sonnenball durchdringt,
Die sich verhaucht in Blumendifte,
Und die den Aar in stolzem Flug
Im Sturme trägt durch alle Lüfte,
Lebt auch in Deinem Athemzug.

Ein Ich, ein Glied im Ring der Wesen,
Des End' und Anfang Niemand weiß,
Bist Du und bist doch nicht gewesen,
Du warst noch eben nicht und bist.
Ich stand vereinsamt und verlassen,
Und plötzlich lacht mich hold und mild
— Wer kann das süße Räthsel fassen? —
In Dir mich an mein eigen Bild.

Geheimnißvolles Geistertauschen!
Nun bist Du ich und ich bin Du;
Dem eignen Laut glaub' ich zu lauschen,
Hör' Deiner Stimme Klang ich zu.
O Glück, drum wich die Engel meiden!
Was frag' ich länger, wie's geschah?
Ich will mich fromm und still bescheiden,
Dein Lächeln sagt ja: „ich bin da!"

Ja, wie die Rose sich erschlossen
Nach träum'risch sel'ger Frühlingsnacht,
So bist auch Du zum Licht ersprossen,
Bei'm Kuß der Liebe Du erwacht.
Gleichwie aus stillem Heiligthume,
Aus Deiner Mutter kenschem Schooß,
Rangst Du, o schöne Menschenblume,
Zum holden Sonnenlicht Dich los.

O, zaub'risch wundervolle Spende,
Die Gott in Dir mir hat gethan!
Ich falte dankend meine Hände
Und forsche nicht und schau' Dich an.
Denn ob ich jedes Rathsel löste,
Her sieh' ich offnen Auges blind;
Von allen Wundern bleibt das größte,
Das schönste, heiligste das Kind.

Herman Semmig.

Die Kaiserin von Spinetta.

Eine italienische Dorfgeschichte. Von **Paul Heyse.**

In der Ebene von Alessandria, eine Stunde von dem Dorf Marengo entfernt, liegt ein anderes Dorf, Spinetta genannt, das der Glanz seines weltberühmten Nachbarn vollständig verdunkelt hat. Kaum einmal in genaueren Kriegsgeschichten wird sein Name erwähnt, und die Fremden, die auf dem Schlachtfelde Marengo's jeden Steinhaufen mustern, würdigen im Vorbeifahren das beschedene Spinetta keines Blickes. So ist es auch nur den Wenigsten bekannt, daß dieser unscheinbare Ort einmal einen Tag erlebt hat, wo ein Kaiser und eine Kaiserin mit feierlichem Pomp hier gekrönt wurden und wie es hernach mit der Herrlichkeit dieser Majestäten ein seltsames Ende nahm. Nur ein fliegendes Blatt, dergleichen auf ländlichen Messen und Jahrmärkten für eine kleine Kupferminze zu Tausenden verkauft werden, hat die nachdenkliche Geschichte dieser Kaiserkrönung aufbewahrt, und die dichtende Phantasie der piemontesischen und lombardischen Landleute umrankt den historischen Kern mit allerlei wunderlicher Zuthat, so daß es heutzutage schwer ist, Geschehenes und Gedichtetes vollkommen zweifellos zu scheiden. Im Wesentlichen aber hat das Ereigniß sich so zugetragen, wie es in den folgenden Blättern berichtet werden soll.

Zu Anfang der zwanziger Jahre, als Karl Felix, nach der Niederschlagung aller Umsturzversuche der Carbonari, unangefochten auf dem Throne von Piemont sich behauptete, lebte in einer der ärmsten Hütten am Rande des Dorfes Spinetta ein schönes Schwesternpaar, das wegen seiner Bravheit und Frömmigkeit allgemein geachtet wurde. Sie hatten beide Eltern schon früh verloren, als die Jüngere, Margheritina, kaum drei Jahre alt war. Damals starb die Mutter aus Kummer über das traurige Ende ihres Mannes, der Napoleon's Zug nach Moskau als Sergeant mitgemacht und im Eise der Beresina den Heimweg verloren hatte. Die genaue Bestätigung, daß er wirklich todt und nicht etwa gefangen oder irgend wohin verschlagen sei, kam erst einige Jahre nach jenem furchtbaren Völkertrauerspiel, und mit dem Fünkchen Hoffnung, das die gute Frau immer noch genährt hatte, erloschi auch ihre schwache Lebensflamme. Das ältere Mädchen, Pia genannt, war erst fünfzehn Jahre, als sie mit ihren Schwesterchen zur Waise wurde. Sie wollte aber nichts davon wissen, das Kind fremden Leuten zu übergeben, um selbst in einem ländlichen Dienst sich ihren Unterhalt zu erwerben; sondern sie blieb in dem Häuschen, das noch ihr Vater gebaut hatte, ernährte sich und das Kind mit dem Ertrage ihrer Spindel und der Ernte eines kleinen Maisfeldes, das sie selbst bestellte, und hielt dabei sich und die Kleine so anständig in Kleidern und in so tadelloser Zucht und Ehrbarkeit, daß man ihr großes Lob zollte und die Mütter ihren Töchtern diese beiden Waisenkinder als Muster guter Aufführung hinzustellen pflegten.

Digitized by Google

Es war freilich ein sauer verdienter Ruhm; denn bei ihrer Armuth mußte sie vom Morgen bis in die Nacht die Hände regen, um sich nur durchzubringen, und durfte nicht einmal an Feiertagen den Spinnrocken in die Ecke stellen. Und sie konnte es so viel bequemer haben, wenn sie nur gewollt hätte. Nicht nur, daß man ihr von vielen Seiten Hülfe und freundliche Gaben anbot und auch die Kleine ihr gern abgenommen hätte, da es ein so liebliches und kluges Kind war; auch für sie selbst fand sich mehr als Eine sehr annehmbare Versorgung, denn sie galt für das schönste Mädchen im Dorfe, und überdies wäre Jeder, auch der Reichste, mit einer solchen Hausfrau wohlberathen gewesen. Sie aber schüttelte zu allem guten Willen rings um sie her den Kopf, verbat sich jegliches Geschenk und ließ von den jungen Leuten, die ihr den Hof machten, einen nach dem andern mit langem Gesicht und schwerem Herzen abziehen.

Dieses spröde Betragen wurde ihr natürlich von Alten und Jungen schwer verdacht, und sogar der Pfarrer des Dorfes fand sich endlich bemüßigt, sein wunderliches Beichtkind über den räthselhaften Stolz, mit dem sie sich ganz auf sich selbst zurückzog, zur Rede zu stellen. Was sie ihm zur Aufklärung sagte, war nichts irgend Sündhaftes, weßhalb sie es auch nicht unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses ihrem Seelsorger anvertraute. Und so wußte denn bald das ganze Dorf, aus was für Augen die Pia ihre Zukunft betrachtete.

Sie war nämlich gerade an jenem 14. Juni des Jahres 1800 zur Welt gekommen, als die Schlacht von Marengo in so naher Nachbarschaft von Spinetta geschlagen wurde. In ihrer bangen Stunde hatte die Mutter die Kanonen der Franzosen heruberdonnern hören und in doppelten Aengsten geschwebt, da ihr Mann unter Desaix' Truppen an diesem Tage mitfocht. War das Kind also unleugbar unter dem Gestirn des Mars geboren worden und hatte einen Helden zum Vater, den der erste Consul auf dem Schlachtfelde selbst belobte und zum Sergeanten beförderte, so wurde das Selbstgefühl der Familie noch erhöht, als fünf Jahre später der Gewaltige, vor dem alle Reiche der Welt zitterten, wieder in die Nähe ihres namenlosen Dorfes kam, jetzt als Kaiser der Franzosen und im Begriff sich in Mailand auch die Krone von Italien auf's Haupt zu setzen. Auf dem Schlachtfelde von Marengo hielt der Kaiser eine große Heerschau ab. Da hatte das Weib des Sergeanten der Versuchung nicht widerstehen können, war mit ihrem Kinde aufgebrochen und nebst der ganzen Bevölkerung des Dorfes dem herrlichen Schauspiel nachgewandert. Das fünfjährige muntere Dirnchen begriff freilich noch nicht recht, was dies Alles zu bedeuten habe. Als aber die Musterung der Truppen beendet war und der Kaiser mit seinem glänzenden Gefolge langsam die Straße nach Alessandria zurückritt, stand die Mutter in der vordersten Reihe des unabsehbaren Spalierens, das die Bauern der Umgegend gebildet hatten, und hatte die kleine Pia, die sonst schon rüstig auf ihren eigenen Füßchen stand, auf den Arm genommen, damit das Kind den Kaiser sich recht genau betrachten könne. Wie es nun hieß: „Da kommt er! Das ist er! Der da vorn auf dem Schimmel! Evviva l'Imperatore!" — streckte das kleine Mägdlein, als der Blitz des dunklen Kaiserauges fein roth und weißes Gesichtchen streifte, wie in plötzlicher Verzückung die beiden nackten Arme gegen den wunderbaren Helden aus und rief mit so heller Stimme sein Evviva! — daß der lindische Jubel durch alle anderen Stimmen hindurch an das Ohr des Herrschers drang und er einen Augenblick die Zügel anzog. Im nächsten hatte er das schlanke Mägdlein zu sich auf den Sattel gehoben, sah ihm ein Paar Secunden lang mit festem Blick in die großen schwarzen Augen, die nicht mit einer Wimper zuckend diesen dämonischen Blick aushielten, küßte die kleine, von krausen Härchen umflogene Stirn und reichte dann das Kind der Mutter wieder zurück, die sprachlos vor Entzücken über diese unerhörte Gunst wie eine Bildsäule am Wege stand und über dem dahonsprengenden Triumphator sogar den eigenen Mann nicht gewahrte, als dieser bald nachher ermattet und bestäubt mit seinem Regimente an Frau und Kind vorbeimarschirte.

Niemand wird es verwundern, daß dieses Ereigniß auf alle Augenzeugen, zumal auf die nächsten Bekannten aus dem Dorfe, einen ungewöhnlichen und lange nachwirkenden Eindruck machte. „Das ist die Pia, die der Kaiser geküßt hat," hieß es noch Jahre lang, wenn etwa einem Fremden in Spinetta das schöne, schlanke Mädchen auffiel, welches auch seinerseits in einer gewissen aparten Haltung, sowohl in seinen Kleidern als im Betragen, an den Tag zu legen schien, daß es sich gleichsam geadelt fühlte durch jenes märchenhafte Erlebniß aus der Kinderzeit. Trotz ihrer dürftigen Lage ging Pia stets in Schuhen und Strümpfen, duldete nie einen Flecken an ihrem Röckchen oder an dem groben Linnenzeug, das sie selbst gesponnen und gewebt hatte, und ihre langen, schweren Zöpfe trug sie in einer breiten Flechte vorn über der Stirn, die fast einem schwarzen Diadem gleichsah. Ihre Gespielinnen liebten sie nicht sonderlich, nannten sie „die Prinzessin" oder gar „die Kaiserin", was sie sich wie etwas ganz Natürliches gefallen ließ, und suchten sie bei den jungen Burschen in den Verdacht einer Närrin zu bringen.

Diese Nachrede aber verfing bei dem männlichen Theile der Jugend nicht im Geringsten, zumal sie in der That dem sonderbar schönen Geschöpf Unrecht that. Pia verachtete keinen Menschen darum, weil sie auf sich selbst etwas hielt, und wenn jener Kuß des Kaisers hinter ihrer jungen Stirn Anfug angestiftet hatte, so war es doch nichts Schimmerres, als ein träumerisches Sinnen und Brüten, das sie manchmal überfiel, wo sie dann gehcime Stimmen zu vernehmen glaubte, die ihr von einer herrlichen Zukunft in Glanz und Ehren vorerzählten, so daß sie genau denselben wonnigen Schauder von Kopf bis Fuß sich wieder überrieseln fühlte, wie in jenem Augenblicke, als der Sieger von Marengo sie zu sich aufs Pferd hob. Sie war verständig genug, diesen Einflüsterungen ihrer Träume nicht zu glauben, sobald sie sich mit wachen Augen wieder umsah in ihrem armen Mutterhause, und als sie vollends für das Schwesterchen ganz allein zu sorgen hatte, kamen diese Phantasieen seltener und seltener; doch war es immerhin um ihretwillen, daß sie sich weigerte, in irgend einen Dienst zu treten, und wenn sie auf ihren Anzug bei aller niederen Arbeit besondere Sorgfalt verwendete, spielte der Gedanke heimlich mit, daß wohl gar eines schönen Tages wieder ein Fürst vorbeisprengen und den Blick auf sie richten möchte, wo sie sich dann hätte schämen müssen, wenn sie unsauber und unordentlich einhergegangen wäre.

Ihre Abneigung indessen, einen ihrer vielen Bewerber zu erhören, rührte nicht etwa davon her, daß sie sich nur für einen hohen Herrn gut genug dünkte, sondern, wie sie auch dem Pfarrer mit Erröthen eingestand, gerade im Gegentheil von ihrer festen und treuen Neigung zu dem allerärmsten Burschen des ganzen Dorfs. Es war dies ein gewisser Marino, ein Bauernbursche, der gleich ihr selbst schon früh seine Eltern verloren hatte und sich erst als Tagelöhner, dann als Maurergeselle ehrlich, aber kümmerlich durchschlagen mußte. Das hatte ihm weder den Muth, noch selbst den Uebermuth geraubt, und es gab weit und breit keinen munteren, leckeren und zu lustigen Streichen aufgelegteren Gesellen als ihn. Auch war er ein bildhübscher Bursch mit dichtem Kraushaar und feurigen schwarzen Augen, breiter Brust und Schenkeln wie ein Hirsch; dazu hatte er eine schöne helle Stimme und wußte tausend Rispetti und Ritornelle, die er auf der Guitarre begleiten konnte. Sein einziger Fehler, außer der großen Armuth, war ein allzu heißes Blut, das ihn häufig in Raufhändel verwickelte, wo dann die Messer lockerer, als gut war, in der Scheide saßen. Es war aber immer noch ohne den schlimmsten Ausgang abgelaufen, und je älter Marino wurde, desto mehr hielt, nicht etwa die Vernunft, sondern ein übermächtiger Stolz seine Leidenschaft im Zaume, so daß er gemeinen Zänkereien auswich und seinen Zorn für größere Anlässe sparte.

Auch die Liebe hatte ihren Antheil an dieser Bändigung des Wildlings. Die Pia war noch ein halbwüchsiges Jüngferchen, als Marino ihr schon erklärt hatte, daß sie keinem Andern gehören dürfe, als ihm, und trotz aller kaiserlichen Träume hatte das Kind Nichts dagegen einzuwenden gehabt. Die Armuth ihres jungen Verlobten schreckte sie nicht von ihm zurück. Sie ersuhr es ja an sich selbst, daß wahrer Adel und fürstliche Gesinnung auch in geringen Kleidern sich bewähren konnten. Nur wie die Mutter gestorben war, bestand sie darauf, daß er sich von ihr fern halten und gegen Niemand von ihrem heimlichen Einverständnisse reden sollte, bis er es so weit gebracht, einen eigenen Herd gründen zu können, an dem auch für Margheritina ein Plätzchen frei sein müsse. Sie wolle gern

Digitized by Google

auf ihn warten, aber er müsse es weiter bringen, als bis zum Gesellen, da sie nur einem freien und selbstständigen Meister ihre Hand reichen werde. Sie machte wohl wissen, daß es nöthig war, ihn zu stetigem Fleiße anzuspornen, da er sie am liebsten vom Fleck weg, wie sie Beide gingen und standen, geheirathet und dann ein sorgloses Leben von der Hand in den Mund begonnen hätte.

Seitdem sie nun, um den Verdacht des Hochmuths von sich abzuwälzen, dem Herrn Pfarrer vertraut hatte, wie sie mit Maino stand, und diese ungeahnte Aufklärung überall großes Aufsehen machte, glaubte auch der Jüngling nicht länger sich zurückhalten zu müssen, sondern fand sich an allen Feiertagen und oft auch im Vorbeigehen am Werkeltage bei seiner Geliebten ein, die ihn aber nie über die Schwelle ihres Hauses ließ. Man konnte sie dort an schönen Abenden, oft bis tief in die Nacht hinein, auf einem Bänkchen sitzen sehen, das Kind Margheritina zu ihren Füßen spielend, bis es endlich einschlief, die Arme um den Hals des Hündchens Brusco gelegt. Dann erst durfte Maino sich einige unschuldige Liebkosungen gegen seine schöne und züchtige Braut erlauben. Bei allem Ungestüme seines zärtlichen Blutes hielt ihn doch auch die Verehrung, die er für sie wie für ein höheres Wesen hegte, in gewissen Grenzen. „O Pia," sagte er mehr als einmal, „ich weiß es, daß ich zu schlecht für dich bin, und wenn ich mir einbilden könnte, daß irgend ein sterblicher Mensch dich besser und treuer zu lieben vermöchte, als der arme Maurerbursche — beim Blute Christi, ich hinge mich an den ersten besten Baum und ließe dich glücklich werden, wie du es verdienst. Aber habe nur Geduld! Es geschehen noch alle Tage große Dinge in der Welt, wahrhaftige Mirakel, und ebenso gut, wie der namenlose Corse ein großer Kaiser und der Herr der ganzen Welt hat werden können — seine Herrlichkeit ist freilich zu einem schnöden Ende gekommen, weil er sich selbst mehr geliebt hat, als die Völker — ebenso gut kann der arme Bauernknecht Maino noch einmal ein großer Herr werden und dich wie eine Fürstin in seinem Hause halten."

Sie lächelte ungläubig zu solchen Worten und suchte ihrem Liebsten dergleichen Hirngespinnste auszureden, damit er nur um so eifriger darauf bedacht wäre, ohne Hoffnung auf Wunder dem Ziel ihrer Wünsche nachzustreben. Aber Etwas, das einem Wunder nicht allzu unähnlich sah, ereignete sich in der That und rückte dieses Ziel, das noch um Jahre entfernt schien, plötzlich in die allernächste Gegenwart.

Eines schönen Tages, lange vor Feierabend, erschien Maino im Dorfe mit strahlendem Gesicht. Er hatte gegen den Willen seiner Braut es nicht versäumen wollen, dem Glück ein Pförtchen offen zu lassen, und scharf in der Lotterie gespielt. Nun war das seit Menschengedenken Unerhörte geschehen und die vier Nummern, die er gesetzt, sämmtlich herausgekommen. Diese beneidete Quaterne hatte ihm einen ganz ansehnlichen Haufen Lire ins Haus gebracht, mit dem er wohl wagen durfte, sich als Meister zu setzen, ein Geschäft und einen eigenen Hausstand anzufangen und ein Mädchen, welches der Kaiser auf die Stirn geküßt, heimzuführen.

Auch willigte seine Braut ohne Widerstreben ein, die Seinige zu werden. Nicht sowohl das Geld war es, was sie zu der raschen Hochzeit geneigt machte, als vielmehr der Umstand, daß ihnen dasselbe von der Glücksgöttin selbst ins Haus beschert worden. Sie betrachtete Maino seitdem mit anderen Augen, als einen Liebling höherer Mächte, und wenn sie auch zu verständig war, um zu glauben, daß ihm eine so glänzende Bahn bestimmt sei, wie dem corsischen Unterlieutenant, so faß sie ihn doch im Geiste mit allerlei Ehren und Würden geschmückt, als den ersten Mann im Dorfe, oder wer weiß gar noch als Podestà einer der Nachbarstädte, wenn das Glück ihm treu bliebe.

Ueberdies war sie nun zweiundzwanzig Jahre, hatte den verwegenen guten Jungen von Herzen lieb und sehnte sich danach, sein Weib zu werden.

Es sollte hoch hergehen bei ihrer Hochzeit, davon ließ sich der glückliche Bräutigam nicht abbringen. Was irgend mit dem Schwesternpaare nah oder fern verspipt war, und das war das halbe Dorf, wurde in die Schenke geladen. Meister von Alessandria her verschrieben und für ein hinlänglich ausgiebiges Faß des besten Rostrate gesorgt. Daß Maino seine Braut und das Kind Margheritina von Kopf bis Fuß aufs Schönste in neue Kleider steckte, braucht kaum gesagt zu werden. Auch das Hündchen Brusco erhielt ein hochzeitliches Halsband von rothem Sammet mit einer kleinen silbernen Schelle, und seit der Quaterne kam sein Freund Maino nie zu seiner Verlobten, ohne dieser einen Blumenstrauß und dem Hunde ein Würstchen mitzubringen.

Als nun in der zweiten Woche nach dem Glücksfalle der Hochzeitstag angebrochen war, erschien der Bräutigam zu Pferde mit vier oder fünf seiner guten Freunde, die gleichfalls treffich beritten waren, da das Dorf San Giuliano Vecchio, wo sie sämmtlich in Arbeit standen, eine ziemliche Strecke von Spinetta entfernt an der Straße nach Tortona liegt, und Hochzeiter doch nicht in bestaubten Schuhen und Kleidern auftreten dürfen. Die Braut empfing ihn von ihren Brautführerinnen umgeben, die Schönste und Königlichste von Allen, mit einem so liebestrahlenden Lächeln, daß dem guten Jünglinge der Himmel sich aufzuthun schien, und er große Mühe hatte, an sich zu halten, um nicht die verrücktesten Freudensprünge zu machen. Er schwang sich wie eine Feder vom Rosse, reichte seiner Liebsten die Hand und trat ungesäumt, mit möglichster Würde, wie die uralten Dorfsitten es erheischten, den Kirchgang mit ihr an.

Nun hatte es seit unvordenklichen Zeiten zu einer richtigen Hochzeit in Spinetta gehört, daß auf dem Wege zur Kirche, und nach der Trauung wiederum bis zum Wirthshause hin, von den Freunden des Bräutigams kleine Böller gelöst, Flinten und Pistolen und was irgend knallen wollte, blind in die Luft hinaus abgefeuert wurden. Seitdem aber Karl Felix sein unumschränktes Regiment ausübte, durfte, da die Furcht vor heimlichen Anschlägen der Carbonari noch nicht ganz beseitigt war, kein Bauer eine Schießwaffe sehen, geschweige denn hören lassen. Die königlichen Gendarmen, die überall auch auf den Dörfern vertheilt waren, hatten strenge darauf zu sehen, daß dem Waffenverbot nirgend zuwidergehandelt wurde, und selbst das Freudenschießen bei Hochzeiten war seit Anno Einundzwanzig verstummt.

Bisher hatte die muntere Dorfjugend, der bei jedem Feste der Lärm die Hauptsache ist, sich knirschend in den Verzicht gefügt. Maino aber war nicht gesonnen, seinen Hochzeitstag ohne diese kriegerische Musik zu feiern. Er glaubte es schon seiner Braut schuldig zu sein, deren Vater als tapferer Soldat gefallen war, und wenn auch nicht so viel Pulver draufgehen konnte, wie bei der Krönung des großen Soldatenkaisers, oder bei seiner Heirath mit der österreichischen Kaisertochter — ganz wie jeder andere Bauernbursche durfte doch Dessen Ehrentag nicht vergehen, der eine Quaterne in der Lotterie gewonnen hatte.

Als daher der festliche Zug etwa die Hälfte des Kirchwegs zurückgelegt hatte, fingen Maino's Freunde an, unter lautem Jauchzen und schallenden Evvivas ihre Büchsen abzuschießen, und der Bräutigam selbst, sobald er diese langentbehrten Töne hörte, griff in seinen Gürtel, holte ein paar alte, aber schön gearbeitete Taschenpistolen heraus und feuerte aus ihnen, trotz des inständigen Bittens der Unheil ahnenden Pia, mit einem hellen Jubelrufe in die blaue Luft.

Nun wäre unter gewöhnlichen Verhältnissen diese Uebertretung des Gesetzes wohl nicht strenger geahndet worden, als mit einer nachträglichen Geldbuße oder gar nur einer scharfen Vermahnung der Schuldigen. Zum Unglück aber war einer der beiden Gensdarmen, die in Spinetta ihr Standquartier hatten, selbst ein Anbeter der Braut gewesen, hatte sich, seines obrigkeitlichen Ansehens wegen, mit kühnen Hoffnungen getragen und es als eine persönliche Beleidigung, wo nicht gar als eine Schmälerung seiner Amtsehre empfunden, daß es nun doch zwischen der schönen Pia und diesem armseligen Maurerburschen richtig wurde. Er war Rache und Verderben brütend die Tage vor der Hochzeit herumgegangen, hatte seine Kameraden in den Dörfern Parodi und Mandrogne benachrichtigt, daß sie sich am Hochzeitstage nach Spinetta begeben sollten, da es dann leicht zu Händeln kommen möchte und, wenn der Wein dem Bauernvolk erst zu Kopfe stiege, sie Beide allein nicht ausreichten, um Ruhe zu verhüten.

Wie nun jene völlig harmlosen Freudenschüsse zu knallen anfingen, erschienen die sechs wohlbewaffneten Gensdarmen plötzlich mitten auf der Straße, forderten die Auslieferung der Waffen, und jener verschmähte Nebenbuhler des Bräutigams — der den Spitznamen Barbone trug — trat mit triumphirender

Digitized by Google

Miene gerade auf Maino zu, um ihn als den Anstifter des ganzen Lärms gerade aus dem Brautzuge weg in Haft zu führen. Mochten die jungen Leute nun schon vorher, bei ihrem Ritte nach Spinetta, dem rothen Vorjährigen zugesprochen haben oder der Ingrimm über diese ausgesuchte Bosheit ihnen zu Kopfe steigen, genug, sie widersetzten sich offen der obrigkeitlichen Macht, und Maino selbst, dem die Demüthigung vor den Augen seiner Braut fast die Besinnung raubte, erwiderte dem Barbone mit so schneidigem Hohne, daß zwar alle Zuhörer vom Dorfe in schallendes Gelächter ausbrachen, der wüthend gemachte Gegner aber nun auch alle Schonung vergaß und seinen spottenden Feind beim Kragen ergriff, um ihn eigenhändig in den Kerker zu schleppen. Im nächsten Augenblicke blitzte das Messer Maino's mit seinen sprühenden Augen um die Wette. Ein Ringen Faust gegen Faust, Dolch gegen Säbel entspann sich; die Weiber und Kinder schrieen; die Männer tobten wild durcheinander. Barbone's Kameraden waren mit den Brautführern handgemein geworden, und erst als der Pfarrer, der von fern in der Kirche das Getümmel des Kampfes vernommen, im vollen Ornat auf der Schwelle des Portales erschien und seine warnende Stimme erschallen ließ, trat eine plötzliche Stille ein. Man sah nun mit Entsetzen, daß der Barbone und zwei seiner Gefährten aus mehreren Wunden blutend am Boden lagen, während auch die hochgeistlichen Kleider Maino's mit Blut bespritzt waren und aus einem Schlitz in seinem sammetnen Aermel schwere Tropfen hervorquollen.

Eine düstere Pause, ein lautloses Umherstarren war auf den wilden Tumult gefolgt. Man sah den Geistlichen eiligst sich nähern, und Niemand wußte, was nun aus der blutig verstörten Feier werden sollte. Maino aber hatte sich zuerst gefaßt. Nur noch einen Blick tödtlichen Hasses warf er auf den schändend am Boden liegenden Barbone, dann raunte er seiner sprachlos verstrierten Braut ein Wort ins Ohr, das Niemand verstand, umarmte sie heftig und küßte sie auf den entfärbten Mund, gab dann seinen Genossen ein Zeichen und war im Umsehen durch das dichtgeschaarte Volk verschwunden, gerade als der Pfarrer keuchend herankam, den Namen des Bräutigams rufend, um von ihm Aufklärung über den Hergang zu verlangen.

Die Schüsse, die er schon vorher vernommen, und der Anblick der hingestreckten Hüter des Gesetzes konnten ihn freilich zur Genüge belehren, und er hatte noch kaum nach dem Bader schicken und die Verwundeten befragen können, wie sie sich fühlten, als schon die Nachricht kam, der Bräutigam habe sich mit seinem ganzen Geleit wieder auf die Pferde geworfen und sei wie das Ungewitter davongesprengt, wahrscheinlich in die Waldberge nahe bei Tortona, wenn die Flüchtigen nicht etwa diese Straße nur gewählt hatten, um die Verfolger irre zu leiten. Dann würden sie wohl in dem Busch- und Bergland um Novi herum ihre Schlupfwinkel suchen.

Ein so trübseliges Ende hatte diese Hochzeit genommen. Der Bräutigam war als ein dem Gesetz Verfallner, ein Bandito, in die Wälder geflohen; der Braut blieb nichts übrig, als in ihr einsames Häuschen zurückzukehren und das alte ledige und langweilige Leben mit ihrem Schwesterchen wieder zu beginnen.

Nach dem ersten Schrecken aber schien dem schönen und gedankenvollen Geschöpf dieser Entschluß nicht eben schwer zu werden. Sie wich allen Beileidsbezeigungen aus, nahm Margheritina bei der Hand und schlug den Weg nach ihrem verlassenen Hause ein, wo man sie noch denselben Tag in ihrem Alltagsgewande gleichmüthig schaffen und sich rühren sah.

Dem Pfarrer, der sich noch gegen Abend bei ihr einfand, um sich nach ihrem Seelenzustand zu erkundigen, erklärte sie, es sei ihr freilich leid um diesen bösen Handel, aber sie vertraue auf ihren und ihres Maino Stern. Sie seien ganz gewiß Beide zu einem hohen und ungemeinen Glücke bestimmt, nur müßten sie sich das Warten nicht verdrießen lassen.

Es war aus ihren Reden abzunehmen, daß ihr Verlobter ihr mehr als je in's Herz gewachsen war, seit er so heroisch sich gegen kecke Vergewaltigung zur Wehre gesetzt. Ueber diesen Punkt wollte sie auch von dem geistlichen Herrn sich keines Bessern belehren lassen. Auch der Kaiser Napoleon würde, behauptete sie, nicht halb so große Dinge erreicht haben, wenn er sich von jedem ersten besten Gensdarmen an die bestehenden Verordnungen hätte mahnen lassen.

Der Pfarrer sah mit Betrübniß, daß eine Art von Kaiserwahnsinn sich dieses stillen Weiberkopfes bemächtigte. Er beschloß, nach Kräften dagegen zu arbeiten. Das ging aber freilich nicht auf einmal.

Bald vernahm man nun im Dorfe, daß Maino mit seinen Spießgesellen in der That um Novi herum sich hatte blicken lassen. Die Wunden des Barbone und seiner Kameraden waren zwar unbedenklich. Aber Regierung und Polizei durften nichtsdestoweniger die Sache nicht leicht nehmen, in Zeiten, wo der eben gedämpfte Carbonarismus überall noch unter der Asche sorgsamste und beim ersten Windstoß hell aufzustecken drohte. Es wurde daher auf den entwichenen Friedensbrecher und seine Helfershelfer eifrig gefahndet, im Stile all' jener polizeilichen Razzias, bei denen den gejagten Wilde immer zum Entkommen Zeit gelassen wird, gleichsam um das Jagdvergnügen selbst möglichst zu verlängern. Auf diese Weise bildete die Staatsgewalt aus den armen Teufeln, die anfangs nur aus Noth sich als Dilettanten im Räuberhandwerk gezeigt hatten, die trefflichsten Virtuosen heran, die aus der Noth endlich eine Tugend machten und die neue freie Kunst um keinen Preis wieder gegen ihr altes kümmerliches Gewerbe vertauscht haben würden.

Pia hörte all' diese Dinge erzählen und schien sie als selbstverständlich und keinenfalls ehrenrührig oder verzweifelt zu betrachten. Daß ihr Maino das Räubergeschäft auf eine hochherzige Manier betrieb, die Armen und Elenden schonte oder gar ihnen half, nur an die Großen und Mächtigen sich wagte und sich nirgend mit Mordlust oder tückischer Grausamkeit befleckte, rühmten ihm Alle nach. Das Dorf Spinetta, in welchem er bisher kein sonderliches Ansehen genossen hatte, begann jetzt von diesem seinem berühmten Sohne mit Hochachtung und Bewunderung zu reden. Wer ihm zufällig in den Bergen begegnet war, mußte nicht genug zu sagen, wie schön und stattlich er aussehe und wie er seine Landsleute als Galantuomo behandle. Dem Barbone dagegen, der nach einigen Lazarethwochen wieder dienstfähig war, wenn er auch wegen einer Wunde im Schenkel am Stock herumhinkte, wich Jedermann aus, und er mußte sich trotz seiner amtlichen Würde schiefe Gesichter und verstohlene Flüche gefallen lassen, wo er sich nur blicken ließ.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Ledru-Rollin.

Von **Karl Blind.**

(Schluß.)

Mehr als zwanzig Jahre hindurch in London wohnend, blieb Ledru-Rollin der politischen, literarischen und wissenschaftlichen Welt Englands gänzlich unbekannt. Wohlhabend, von feingebildetem Geschmacke, kinderlos, dabei in vollkommener Muße lebend, hielt er sich in gänzlicher Zurückgezogenheit. Von „Engländern", wenn man so sagen darf, sah er in letzter Zeit nur eine irische und eine schottische Familie. Er schien förmlich zurückzuscheuen vor der Berührung mit Allem, was wirklich Englisch war. Der ganze gesellschaftliche und politische Umstkreis des Landes behagte ihm nicht. So kam es, daß er höchstens mit dem Einen oder dem Anderen Verkehr pflog, der gewissermaßen einer widerhaarigen oder halb widerhaarigen Nationalität des britischen Reiches angehörte. Die Iren und die Schotten sind aus alter Zeit her Freunde der Franzosen gewesen. In diesem Punkte war Ledru-Rollin Franzose über die Maßen.

Ein paar französische und zwei deutsche Freunde, und von Italienern Mazzini, bildeten, nachdem der Verkehr mit Kossuth abgebrochen war, seinen Umgang. Ab und zu kam noch etwa ein Pole, der dem italienischen Führer als Sendling

Digitized by Google

diente. So hielt Ledru-Rollin es wenigstens in den letzten fünfzehn Jahren; die paar ersten seines Hierseins waren etwas bewegter gewesen. Als nächste Nachbarn, nur durch eine Straße getrennt, sahen wir uns am häufigsten und kamen auch wiederholt im Sommer an Sebasdoorten zusammen. Oft war es mein Bemühen, bei dem Manne, der eine so hohe Begabung, einen so freien Blick und für die Volkspartei seines Landes eine so große Bedeutung hatte, eine Umstimmung in Bezug auf England anzubahnen. Vergebens! Selbst die englische Sprache war ihm zuwider, und er hat sie nie bemeistert, obwohl seine Gattin, die theils spanischer oder baskischer, theils irischer Abkunft ist, sie gleich einer Eingeborenen redet.

Das Buch „Von dem Niedergange Englands“ („De la Décadence de l'Angleterre“) war es, was ihn sofort in feindliche Berührung zu dem Lande gesetzt hatte, in welchem er als Flüchtling Schutz gesucht. Es war ein bedauerlicher Irrthum des etwas heißblütigen Volkstribuns, der das Werk verfaßte, nachdem er kaum einige Monate in England verweilt!

Die Gegenkritik ließ englischerseits nicht auf sich warten. Daraus entstand dann bei ihm eine Verbitterung gegen England, welche ihn nur allzu oft zum härtesten Urtheile veranlaßte.

Die kleine Londoner Zeitschrift „Le Proscrit“, an welcher er in Gemeinschaft mit namhaften Gesinnungsgenossen verschiedener Nationalität nach 1849 betheiligt war, ging bald ein. Der „Central-Europäische demokratische Ausschuß“, in welchem er Frankreich vertrat, löste sich nach kurzer Thätigkeit ebenfalls auf. Dann folgte bei Ledru-Rollin eine lange Ruhepause. Sein Name trat in den Hintergrund; höchstens zerrte die französische Polizei denselben hervor, indem sie ab und zu den ruhig lebenden Verbannten fälschlicher Weise in eine Verschwörung gegen das Leben Ludwig Napoleon's verwickelte. Man wußte, wie Ledru Rollin in dieser Sache dachte. Da jedoch keine That und kein Beweis vorlagen, die als Indizien hätten dienen können, so erfand man solche. Auf Grund falscher Anklagen und Verurtheilungen schloß man ihn von jeder Amnestie aus. Sogar ein Auslieferungsgesuch wurde, wie mir aus bester Quelle bekannt, bei einem dieser Anlässe von der französischen Regierung hier übergeben. Es war in der Blüthezeit der Freundschaft Englands mit „unserem erlauchten Verbündeten“, wie Napoleon der Dritte damals hieß. Palmerston versuchte sein Möglichstes, um diesem „erlauchten Verbündeten“, dessen Staatsstreich er auf eigene Faust anerkannt hatte, in Bezug auf die Flüchtlinge dienend entgegen zu kommen. Die Gefahr schien nicht gering, daß Ledru-Rollin zum Opfer fallen werde.

Keine Londoner Zeitung nahm sich seiner an. Mit der einzigen Ausnahme eines radicalen Blattes war die gesammte Tagespresse damals von bitterster Feindschaft gegen die Demokratie erfüllt. Glücklicher Weise hatte das Haupt des Cabinetes alle Ursache, sich gerade dieses Blatt nicht zum Gegner zu machen. Mir gelang es, die Vertheidigung Ledru-Rollin's darin auf's Entschiedenste zu führen und die öffentliche Meinung zur Aufrechthaltung des alten, den Verbannten aller Parteien gewährten Schutzes zurückzurufen. Ledru-Rollin sprach dafür seinen innigsten, wärmsten Dank aus; die Auslieferung wäre für ihn gleichbedeutend mit dem Tode gewesen.

Wie ich später erfuhr, war die von Napoleon geforderte Auslieferung im englischen Cabinetsrathe blos mit Einer Stimme Mehrheit abgelehnt worden. —

Von da an verhielt sich Ledru-Rollin wo möglich noch stiller. Wohl gehörte er fortwährend zu dem engeren Kreise der Wenigen, die von den Vorbereitungen für den sicilianischen Aufstand von 1860, wie auch für den polnischen Aufstand von 1863, und später für die spanische Revolution von 1868, lange Zeit vorher unterrichtet waren. Mazzini (nicht Garibaldi, wie man gewöhnlich annimmt) hatte die sicilianische Erhebung geplant. Sechs Wochen nach Ausbruch derselben unter Rosolino Pilo führte Garibaldi durch die Landung der Tausend den Aufstand siegreich bis nach Neapel durch. Ich kann aus persönlicher genauer Kunde bezeugen, daß Mazzini die Erhebung angelegt und daß Mazzini's Vertraute sie zuerst leiteten. Ledru-Rollin, der ebenfalls von allen Vorbereitungen wußte, hoffte aus dem Siege italienischer Einheit und Freiheit einen Umschwung in Frankreich. Noch erinnere ich mich, wie er, sehnlichst die Nachrichten aus Palermo erwartend, mir eines Tages mit dem Ausrufe entgegenkam: „Die Wochen vergehen. Der Aufstand läßt lange auf sich warten. Sind wir wieder getäuscht?“ Ich sprach ihm Hoffnung zu, und er athmete befriedigt auf.

Ledru-Rollin.
Nach einer Photographie.

Der Sturz der neapolitanischen Bourbons gelang; doch am Volturno trat eine Wendung ein, welche die erhoffte revolutionäre Rückwirkung auf Frankreich hintertrieb. Mazzini's Plan, dem Garibaldi zugestimmt hatte, nach erfolgter Befreiung Süd-Italiens auf Rom loszumarschiren und dorthin eine italienische Nationalversammlung zu berufen, wurde durch den von Napoleon angeregten piemontesischen Einmarsch vereitelt. Garibaldi mußte seine Dictatur niederlegen; Mazzini verließ Neapel. Für die in das innere Getriebe der italienischen Actions-Partei eingeweihten französischen Republikaner war eine Aussicht zunichte geworden.

Jahre vergingen. Ich fand, daß Ledru-Rollin sich allmählich immer mehr in Studien und Kunstgenüsse vertiefte; beim Beginn eines Gespräches liebte er es, an wissenschaftliche, künstlerische oder philosophische Fragen anzuknüpfen. Erst nach und nach, wenn wir längere Zeit darüber geredet, war ein Uebergang zur Politik möglich, deren Besprechung ihn augenscheinlich aufregte. Ein guter Kenner von Gemälden, hatte er seine Wohnung mit den Erzeugnissen manches älteren Meisters geziert und beschäftigte sich viel mit dem Aufsuchen verdunkelter Bilder, deren Ursprung zweifelhaft geworden. Stets war er froh, wenn er uns etwas neu Entdecktes dieser Art wieder zeigen konnte. Nach und nach nahm ihn die Beschäftigung mit diesen Dingen beinahe ausschließlich in Anspruch.

Mit Vorliebe wandte er sich in der Unterhaltung den Fragen über den Urgrund, über Ziel und Zweck der Dinge und über die Bestimmung der Menschen zu. Allen Kirchenglauben, alle priesterschaftlich religiösen Vereinigungen verwarf er mit großer Entschiedenheit. Die Bibelkritik übte er im vollsten Maße. Er huldigte der Geistesrichtung Voltaire's; die Büste des Philosophen von Ferney zierte seinen Schreibtisch. Gleich Voltaire glaubte er an ein höchstes Wesen und an die Unsterblichkeit der Seele; diese Ansicht verjoht er nicht blos als nothwendige Ergebnisse seines Denkens, sondern mit einer gewissen religiösen Gluth. Er wurde leicht ungeduldig, wenn ihm etwa vom Standpunkte naturwissenschaftlicher Forschung Einwände gemacht oder

Digitized by Google

auch nur Zweifel an der Möglichkeit, solche Fragen überhaupt zu lösen, entgegengehalten wurden. Auf die geringste Gegenbemerkung antwortete er dann mit einer Fluth von Beredsamkeit. An den beiden Hauptlehrsätzen („Gott und Unsterblichkeit"), welche den meisten, obwohl nicht allen Religionen eigen sind, hielt er mit Wärme, sogar mit Heftigkeit fest. Oft erwähnte er, er sei mit einem Werke über den Gegenstand beschäftigt. So viele Jahre sind seitdem verflossen, daß sich ohne Zweifel unter seinen hinterlassenen Papieren eine fertige oder nahezu fertige Abhandlung darüber vorfinden muß.

Abgesehen von seiner Bekanntschaft mit Dem, was sich aus dem Kreise demokratischer Verbannten heraus in Italien, Russisch-Polen und anderwärts gestaltete, verhielt sich Ledru-Rollin als ruhiger Zuschauer. Eine Ausnahme machte er in einem einzigen Falle, bei welchem Frankreich näher in's Spiel kam. Ich meine den Krieg Napoleon's gegen die mexicanische Republik.

Als dieses Verbrechen gegen die Unabhängigkeit eines freien Volkes versucht wurde, das später zu Queretaro seine blutige Sühne fand, entstand eine tiefe Bewegung unter denen, welche der politische Schiffbruch von 1848 bis 1849 an Albions Ufer geworfen hatte. Noch war der Sturm der Sclavenhalter-Empörung nicht über die nordamerikanische Union losgebrochen. Aber schon sahen die Weiterblickenden, wie sich auch diese Wetterwolke rasch am Himmel zusammenzog und die Republik der Vereinigten Staaten mit Zerschmetterung bedrohte. Einer Thatsache sei hier erwähnt, welche beweist, mit welchen Plänen Napoleon der Dritte sich damals schon gegenüber Deutschland trug. Mir ist bekannt, daß der Franzosenkaiser im Jahre 1862, mittelst des Ratazzi'schen Cabinets, Italien zur Theilnahme am mexicanischen Kriege veranlassen wollte. War der mexicanische Krieg glücklich beendigt, so sollte ein gemeinsamer Angriff Frankreichs und Italiens gegen Deutschland erfolgen, wobei eine italienische Heeresabtheilung am Rhein mit den Franzosen, eine französische mit den Italienern von Süden her gegen uns zusammenwirken sollte. Für Garibaldi sollte im Orient ein Feld der Thätigkeit geschaffen werden, um Oesterreich zu beschäftigen und abzuziehen. Ueber die näheren Einzelheiten gehe ich hier weg. Nur Das sei gesagt, daß Garibaldi, dem betreffende Eröffnungen gemacht wurden, den ganzen Plan durch den Zug gegen Rom durchkreuzte. Wohl unterlag er bei Aspromonte; allein mit dem neuen französisch-italienischen Bündnisse war es von da an aus. Die mexicanische Republik sowohl, wie die deutsche Nation schulden ihm daher für die That von 1862 nicht minder Dank, als die Italiener selbst. Dies muß trotz seiner Betheiligung am Kriege von 1870 bis 1871 offen und frei anerkannt werden.

Doch zu Ledru-Rollin zurück! Ihn bewegte es tief, daß, nachdem die römische Republik durch Frankreichs Waffen gefallen war, nun auch der Freistaat Mexico unter französischem Schwerte verbluten sollte. Der Vorschlag, den ich ihm machte, an den Präsidenten Lincoln eine Mittheilung abgehen zu lassen, welche darauf berechnet war, die demokratischen Kräfte Frankreichs gegen die napoleonische Politik in's Feld zu führen und dadurch Mexico Luft zu verschaffen, fand deßhalb bei ihm williges Gehör. Ledru-Rollin's Partei war damals in Paris und anderen größeren Städten Frankreichs wieder stark in der Bildung begriffen. Unter dem französischen Heere selbst, das bekanntlich die übersceischen Feldzüge nicht liebt, herrschte tiefe Verstimmung, die sich in einzelnen Fällen bis zur Meuterei steigerte. Bei solcher Lage war es nicht allzu schwer, den bewegenden Hebel anzusetzen. Für die Vereinigten Staaten mußte es von Wichtigkeit sein, der französischen Unternehmung ein baldiges Ende gemacht zu sehen, denn hatte sich einmal ein „Lateinisches Kaiserreich" am Golf festgesetzt, so war für die Sclavenhalterliga, deren Anfänge sich schon zeigten, ein starker Rückhalt gegeben. Französische Truppen und französische Kriegsschiffe würden dann an der Zerstörung der vierten Republik (nach der Zerstörung der römischen, französischen und mexicanischen) theilgenommen haben.

Ledru-Rollin ließ sich bewegen, zum Zwecke einer Erhebung in Paris neue Anknüpfungen zu machen. Waren genügende Mittel vorhanden, so konnte die Mißstimmung unter den französischen Truppen zu einem Schlage verwerthet werden. Die vertrauliche Zuschrift an den Präsidenten Lincoln, von mir entworfen, trug Ledru-Rollin's, Mazzini's und meine Unterschrift. Lincoln wies den ihm entwickelten Plan nicht von der Hand, behielt sich aber die Entscheidung für den äußersten Fall vor. Mittlerweile rangen die Unionsheere mit den Südbündlern. Als ein Augenblick kam, wo jener Plan hätte verwirklicht werden können, fiel der treue Beamte der Republik, unter der Hand von Ravaillac Booth.

In dem Maße, wie in Frankreich die Bewegung gegen die tyrannische December-Herrschaft an Stärke wuchs, erschien es um so wünschenswerther, daß auch im Kreise der verbannten republikanischen Führer jenes Landes größere Einigkeit wieder hergestellt, daß die Trennung zwischen Alt- und Neurepublikanern, zwischen Socialisten und „Blauen", und wie die inneren Gegensätze alle heißen, endlich aufhöre. Ein Mann von Victor Hugo's Bedeutung durfte bei einem Einigungsversuche nicht außer Acht gelassen werden, wenn er auch einsam auf seinem Inselsessen, außerhalb der Strömungen Londons, saß. Ledru-Rollin konnte sich, als Hugo vor Jahren bei ihm hatte vorsprechen wollen, leider nicht überwinden, ihn zu sehen. „Der Geächtete," sagte er, „hat mit dem Aechter nichts zu thun." Dies bezog sich auf Victor Hugo's Theilnahme an dem Beschlusse, durch welchen nach dem 13. Juni 1849 der Belagerungszustand über Frankreich verhängt wurde.

Louis Blanc, der socialistische Arbeiterführer Greppo und Andere, mit denen ich bestreundet oder bekannt war, zeigten sich zur Einigung willig und deßhalbrichtigten, von Zeit zu Zeit durch eine gemeinsam unterzeichnete Druckschrift die Verstimmung aller republikanischen Parteibruchtheile zu beweisen. Leider gelang es nicht, Ledru-Rollin, dem ich auf den Wunsch der französischen Freunden den Gedanken mittheilte, zum Beitritte zu bewegen. Bei zufälliger Begegnung von Louis Blanc und ihm in meinem Hause sah ich indessen mit Freude, daß die Spuren früherer Mißverständnisse in der Stärke des persönlichen Verkehrs rasch schwanden. Eine leicht bewegliche Natur, gab Ledru-Rollin sich bei solchen Anlässen auf's Liebenswürdigste. Doch war er nicht dazu zu bringen, seinen Verkehrskreis zum Nutzen politischer Zwecke dauernd zu erweitern. Gegenüber Manchem, den zu sehen für ihn von Nutzen gewesen wäre, schloß er sich fast mit Strenge ab.

Als Garibaldi seinen Triumph-Einzug in London hielt und ganz England, vom Arbeiter bis zum Lord, in einem Begeisterungsfieber zu sein schein, war es nur naturgemäß, daß zwei einander zwar bisher persönlich unbekannte, aber durch Opfer für eine gemeinschaftliche Sache durch die That verbundene Männer sich freundschaftlich nahern, ihre Meinungen austauschen, vielleicht auch wegen der Zukunft sich berathen sollten. Garibaldi war das Schwert des römischen Freistaates gewesen. Kurz vor seinem Zuge von 1862 hatte er den Beschluß wieder veröffentlicht, durch welchen die römische Nationalversammlung, kurz vor dem Eindringen der Franzosen, ihm die Vollmacht ertheilte, bei günstigen Umständen die Volksfahne wieder zu erheben. Seinerseits war Ledru-Rollin zum Ehrenbürger dieser römischen Republik ernannt worden und hatte um ihretwillen bereits fünfzehn Jahre Verbannung durchgemacht. Sollten zwei Männer von solcher Stellung einander fremd bleiben?

Und gleichwohl ergaben sich Schwierigkeiten. Im Palaste des Herzogs von Sutherland wohnend, war Garibaldi von Einflüssen umringt, die ihn von der engeren Berührung mit seinen wirklichen Gesinnungsgenossen abzuhalten suchten. Tag um Tag saß hülflos da und dorthin geschleppt, war er weder Herr seiner Zeit noch seiner Bewegungen. Mir war es, in Folge seiner freundschaftlichen Einladung, möglich gewesen, bereits vor seinem Einzuge in London, ruhig und ungestört im Hause des Parlamentsmitgliedes Seely auf der Insel Wight mit ihm zusammen zu sein, ehe ich im Namen einer Massendversammlung von Londoner Deutschen, in Begleitung von Freiligrath, Kinkel und Anderen, als Sprecher ihn zu begrüßen hatte. Gleich bei erster Begegnung fand ich Garibaldi begierig, mit den hervorragenden demokratischen Parteiführern zusammenzutreffen, deren Namen ich ihm nannte.

Durch ein Gefühl bewegt, das ich wohl begriff, aber nicht theilte, hielt Ledru-Rollin es als Franzose für richtig, daß nicht er zu Garibaldi, sondern Garibaldi in das Haus des französischen

Digitized by Google

Verbannten gehe, dessen Name gleichbedeutend war mit der Sympathie des republikanischen Frankreich für die italienische Sache. Garibaldi war dazu rasch bereit. Von meinem Hause aus begaben wir uns zuerst zu Ledru-Rollin, dann zu Louis Blanc, die Beide in der Nähe wohnten und deren Freundschaft mir gleich werth war. Die Zusammenkunft des italienischen Volksmannes mit den beiden französischen Freunden war eine herzliche. Offen erklärte er Jedem Gelegenheit, daß seine Gesinnungen noch die alten von 1849 seien. An demselben Tage theilte er mir die überraschenden Einzelheiten der Unterredung mit, welche Gladstone und Shaftesbury mit ihm gehabt und in Folge deren er England plötzlich verließ. „Ich setze Bonaparte's Hand in der Sache," setzte er hinzu.

So feindlich Ledru-Rollin den herrschenden Classen Englands und dem Engländerthum überhaupt war, so folgte er doch mit Antheilnahme den Fortschritten der Freiheitsbewegung innerhalb der englischen Volksmassen. In der irischen Frage dachte er wie die meisten Franzosen aller Parteien. Er hielt die Trennung von England für das Richtige, während eine solche doch nur jener ultramontanen Partei zu Gute käme, gegen die er sich mit aller Entschiedenheit aussprach. Mazzini, der zwar auch allem Kirchengläuben abhold, aber sonst von einer gewissen mystisch-religiösen Neigung war, hatte in einer besonderen Schrift abermals seine alte Ansicht entwickelt, daß das „Rom der Republik" und das „Rom der Päpste" eine von der Vorsehung bestimmte Sendung erfüllt habe und nimmermehr berufen sei, eine dritte Sendung als Anreger einer neuen Religion zum Nutzen wahrer Menschlichkeit und Volksfreiheit auszuführen. Ledru-Rollin flammte heftig auf, als er das „Rom der Päpste", wenn auch in geschichtlichem Rückblick, so als eine richtige Folge, statt als ein verderbliches, scheußliches Hemmniß des menschlichen Entwickelungsganges behandelt sah. Es wurde mir, der ich Ledru-Rollin's Meinung vollkommen theilte, nicht leicht, einen drohenden Bruch zwischen den beiden alten Freunden zu verhüten; doch ließ sich glücklicherweise das gute Vernehmen schließlich wieder herstellen.

Sein langes öffentliches Schweigen brach Ledru-Rollin zuerst wieder im Jahre 1865, als er eine im edelsten Geiste gehaltene Zuschrift zu Gunsten italienischer Einheit und zur Bekämpfung der damals noch von Thiers vorschützenen gegnerischen Meinung an mich richtete. Die Zuschrift war für den „Deutschen Eidgenossen" bestimmt, der damals unter meiner Leitung und unter Mitwirkung von Louis Büchner, Georg Fein, Ludwig Feuerbach, Ferdinand Freiligrath, M. Gritzner, General Haug, Friedrich Hecker, Th. Mögling, K. Mauwerck, Theodor Olshausen, Gustav Rasch, Emil Rittershaus, General Franz Sigel, F. W. Schlöffel, Arnold Schloenbach, Gustav Struve, J. D. H. Temme und R. Titus erschien.

Ledru-Rollin und Mazzini, Garibaldi* und Louis Blanc sprachen durch Einsendungen ihre warme Theilnahme aus. Der Erstere nannte in der seinigen die weltliche Herrschaft des Papstthums „einen Hohn auf die Sittlichkeit wie auf die Religion, und ein beständiges Hinderniß der Einheit Italiens, dem es zur Geißel geworden", Aeußerungen, die bereits Machiavell vor Jahrhunderten gethan. Am Schlusse der Abhandlung war gesagt: — „Bedürfte es, um die herrschende Erstarrung aufzurütteln, eines gewaltigen Beispiels, nun, so laßt uns dasjenige benutzen, welches uns die unbezwingbare amerikanische Republik gegeben hat. Dieser Sieg, der die Rechte der Menschlichkeit, die Gleichheit der Racen, die vollkommene menschliche Brüderlichkeit bestätigt; dieser Sieg, der nach dem großen Heldengedicht von 1792 der Welt einen neuen Beweis giebt, daß ein freies Volk ein Volk von Riesen ist — dieser Sieg ist der Sieg aller Demokratien." Unter Napoleon dem Dritten waren die Preßgesetze damals der Art, daß Ledru-Rollin nichts in Frankreich veröffentlichen konnte. Diese an eine deutsche Zeitschrift gerichtete Abhandlung wurde dann insgeheim in Frankreich als Flugblatt verbreitet.

In mehreren in England erschienenen Lebensbeschreibungen hat man Ledru-Rollin zum Communisten stempeln wollen. Nichts könnte mit seinem ganzen Bekenntnisse, seinem Leben, seiner Handlungsweise in grellerem Widerspruche stehen, als diese falsche Behauptung. Gleichwie Mazzini, hegte Ledru-Rollin vielmehr geradezu Haß gegen eine Lehre, welche die verschiedenen Seiten der menschlichen Natur außer Acht lasse und durch Erregung utopischer Hoffnungen, wie auch durch gehässige Aufrührung eines Classenkampfes innerhalb der Bewegungspartei selbst, jeden wirklichen Fortschritt störe. Von Jahr zu Jahr, namentlich als in Frankreich die Freiheitsbewegung wieder im Steigen war, drückte sich Ledru-Rollin mit immer größerer Bitterkeit über die communistische Richtung aus. Er war ein entschiedener Anhänger des englischen und deutschen Genossenschaftswesens. In einem Briefe an die Brüsseler „Association", ein Blatt, das damals als Sprechsaal von Genossenschafts-Bestrebungen diente, sprach er sich darüber aus, indem er Fourier, St. Simon und Proudhon bekämpfte, andererseits aber die herzlose volkswirthschaftliche Lehre des bloßen „Gehenlassens" und „Geschehenlassens", wobei die Armuth unter die Speichen des Triumphwagens der Geldaristokratie geräth, mit ebenso großer Entschiedenheit verwarf. Ueber die Leiden der Armen habe ich seinen Lippen oft Aeußerungen des innigsten Mitgefühls entströmen hören. In solchen Augenblicken fühlte man an ihm die Herzenswärme des echten Volksfreundes.

Die Frage tauchte auf, ob die Altrepublikaner den vorläufigen Eid leisten dürften, um ihre Wahl in den gesetzgebenden Körper möglich zu machen. Den hierher gekommenen Pariser Abordnungen gegenüber sprach sich Ledru-Rollin aus Nützlichkeitsgründen bejahend aus. Rochefort, Gambon und Andere erschienen bei ihm und drängten ihn stark, er möge sich als Bewerber für einen Abgeordnetensitz aufstellen lassen. Die Unterhandlungen, die mehrmals dem Abschlusse im Sinne der Annahme ganz nahe schienen, wurden im entscheidenden Augenblicke immer wieder abgebrochen. Die lange Unthätigkeit hatte des Magnetes Kraft geschwächt. Ledru-Rollin konnte sich, trotz wiederholten Eingehens in die Sache, nicht genügend entschließen.

Er besprach in jenen Tagen Alles mit mir. Da der Sturz Napoleon's unvermeidlich schien, suchte ich ihn, wie ich es gegenüber anderen französischen Führern oft gethan, darauf aufmerksam zu machen, daß eine Republik, wenn auch durch einen kühnen Schlag in Paris errungen, unmöglich sich halten könne, so lange man bei dem jetzigen Zustande der geistigen und politischen Volkserziehung in Frankreich die alte Stimmrechtsformel beibehalte. Allgemeines, gleiches Stimmrecht, sagte ich, sei gewiß grundsätzlich zu wünschen. Allein um unter gegenwärtigen Verhältnissen die etwa durch ein glückliches Ereigniß gewonnene Freiheit zu halten, erscheine es mir für Frankreich nothwendig, den Städten eine verhältnißmäßig größere Anzahl von Abgeordneten zuzutheilen, wie dies auch in anderen Ländern der Fall ist. Vielleicht empfehle es sich überdies, an das Wahlrecht die Bedingung zu knüpfen, daß, wer den Staat wolle mitregieren helfen, des Lesens und Schreibens kundig sein müsse. Ledru-Rollin, der „Vater des allgemeinen Stimmrechtes", wollte davon nichts hören.

Ich hatte 1869 die obige Ansicht in einer Abhandlung* entwickelt und that es nochmals im Jahre 1871.** Manche französische Freunde stimmten mir zu, glaubten jedoch, sich öffentlich

---

* In der Gartenlaube erschien unlängst von R. H. ein schönes, kraftvolles Gedicht: „An Garibaldi", welches mit den Worten beginnt: „Endlich, Bitter von Caprera, stiumst Du ein in Deutschlands Ruhm, und voll deutscher Kraft erwartest Du ein würdig Menschenthum." Es dürfte daher von Interesse sein, Garibaldi's Worte aus dem „Deutschen Eidgenossen" vom Juli 1865 hier auszugsweise mitzutheilen.

„Der Fortschritt der Menschheit ist in's Stocken gerathen . . . Es fehlt der Welt ein Führer-Volk: nicht nur sie zu beherrschen, sondern um sie zu leiten auf dem Pfade der Pflicht, weich' letztere in nichts Anderem besteht, als in der Verbrüderung der Nationen und in dem Umsturze der Schranken, die von der Selbstsucht gezogen worden sind . . . Dieser Ehrenposten, den die Weltgeschichte der Freien unbestritten gesichert haben, könnte füglich von der deutschen Nation eingenommen werden. In dem ernsten und philosophischen Charakter Ihrer Mitbürger liegt eine Gewähr des Vertrauens für die Zukunft Aller . . . Bilden Ihr daher im Herzen Europa die achtunggebietende Einheit Eurer zukünftig Millionen — und wir Alle stürzen uns mit Begierde und Entzücken in Eure brüderlichen Reihen! . . ."

Mit seinem neuesten Briefe, den R. H.'s Gedicht so eindrucksvoll feiert, ist der italienische Führer somit zu seiner früheren Meinung zurückgekehrt. Nicht blos die Einheit jedoch, sondern auch die Freiheit Deutschlands betonte Garibaldi in jenem Schreiben von 1865 mit außerordentlicher Kraft.

* The Condition of France.

** The French Republic and the Suffrage Question.

Digitized by Google

nicht im gleichen Sinne äußern zu dürfen. Ledru-Rollin war indessen auch grundsätzlich nicht für eine solche Uebergangsmaßregel zu gewinnen. Für ihn war eine zeitweilige Umkehr in dieser Frage allerdings doppelt schwierig. Nicht blos war wesentlich durch ihn das allgemeine Stimmrecht eingeführt worden, das zehn Millionen Wähler an die Stelle der bisherigen zweihunderttausend brachte, sondern er selbst hatte auch im Jahre 1849 nahezu eine Million Stimmen auf sich vereinigt.

Im Jahre 1870, vor Beginn des Krieges, kehrte er zum ersten Male wieder nach Frankreich zurück. Wir waren so lange an das öftere Zusammensein mit ihm und seiner Gemahlin gewöhnt gewesen, daß uns sein Scheiden schmerzlich traf, nachdem so manche deutsche, italienische und andere Freunde im Laufe der Zeit London verlassen hatten. Auf kurze Zeit kam er allerdings wieder nach England; bald nahm er jedoch seinen bleibenden Wohnsitz drüben. Während des Krieges war er in dem belagerten Paris eingeschlossen. Seine bereits wankende Gesundheit litt stark unter den Aufregungen; das über sein Land hereingebrochene Unglück erfüllte seinen Geist mit tiefem Kummer. Als er Paris wieder verlassen konnte, fand er seinen Landsitz in Fontenay-aux-Roses furchtbar verwüstet; die Hauptzerstörung war allerdings, wie er selbst überzeugt war, nachträglich durch politische Feinde, namentlich Bonapartisten, an seiner Behausung verübt worden. Seit jenen Ereignissen habe ich ihn nicht wieder gesehen.

Den Abgeordnetensitz in der Versammlung zu Bordeaux nahm er nicht an, da er offenbar den Friedensbedingungen nicht zustimmen wollte. Sein späteres einmaliges Auftreten in Versailles hatte den Zweck, das allgemeine Stimmrecht gegen die Beschränkungen zu vertheidigen, welche die royalistische Rückschrittspartei in ihrem Sinne einzuführen keinen Anstand trug. Die Gegner empfingen den schon so sehr leidenden Mann, als er zu sprechen begann, sofort mit Lärm und reizten ihn durch beständige boshafte Unterbrechungen. Seine im Uebrigen beredte Ansprache wurde dadurch übel zugerichtet; hinterher sprachen die Feinde dann von einem „Fiasco".

Nur wenige Monate verflossen — und die Herzkrankheit, an der er seit einiger Zeit litt, machte seinem Leben durch einen plötzlichen Schlag in Gegenwart seiner tiefbewegten Lebensgefährtin ein Ende, deren Liebe und Hingebung in Freud' und Leid stets die treueste gewesen. Wie verschieden auch die Parteiansichten über ihn sein mögen, die Worte bleiben wahr, welche Herr Maillard an seinem Grabe sprach: „Frankreich und die Republik werden seiner stets gedenken."

Thier-Charaktere.

Von Gebrüder Adolf und Karl Müller.

Unsere Hauskatze.

Wie das wilde Thier im gezähmten Zustande und unter dem Einflusse menschlicher Behandlung an seiner Eigenartigkeit verliert und eine gewisse Aenderung mit Beibehaltung der charakteristischen Grundeigenthümlichkeiten wahrnehmen läßt, so erkennen wir auch eine theilweise Annäherung und Rückkehr zum ursprünglichen Wesen und Leben, wenn eines unserer zahmen Thiere verwildert. Was eine unüberseh bare Periode der Vergangenheit bewirkt hat, das kann die verschwindend kurze Lebenszeit eines Thieres nicht verwischen, und es kann hier nur von Andeutungen die Rede sein, welche uns zu dem Schlusse berechtigen, daß bei verwilderten Thieren unter der Voraussetzung ununterbrochener Verwilderung die Nachkommenschaft einer fernen Zukunft sich von Generation zu Generation dem Urtypus mehr nähern würde. Am langsamsten scheint diese Rückkehr zur Ursprünglichkeit in der äußeren Form und Gestaltung, in den sichtbaren Unterscheidungsmerkmalen von ehedem und jetzt, am schnellsten in der Lebensweise und der sensuellen Begabung stattzufinden. Man nimmt bei verwilderten Katzen, von denen ich besonders reden werde, einen unverkennbaren Unterschied im Vergleiche zu den an Haus und Hof gefesselten zahmen Katzen wahr, theils in Rücksicht der Größe des Körpers, der Stärke und Ausbildung der Gliedmaßen, der Gewandtheit in Ausführung von Unternehmungen, sowie in der Zeichnung, die sich derjenigen der Wildkatze allmählich zu nähern scheint, theils aber vorzugsweise in der Wildheit der Natur und der Schärfung der Sinne wie in der Kühnheit der Raubthaten. Mit dieser Verwilderung betritt unsere Hauskatze ein anderes Gebiet des Wirkens und der Lebensweise, auf dem sie zwar der Hauptsache nach das bleibt, was sie war, aber auf sich selbst nun angewiesen, Zögling ihrer Erfahrungen und der dargebotenen Gelegenheiten und Umstände wird. Ihre Stellung zum Menschen, ihr Verhalten und ihre Leistungen gegenüber seinen Forderungen, eingedenk des guten Rufs der Hauskatzen wegen ihres wesentlichen Eingriffs in das schädliche Heer der belästigenden Nager, wird von Neuem geprüft werden müssen, und zwar vorurtheilslos, frei von Voreingenommenheit und Nachbeteret. Und man täusche sich doch nicht in dem Glauben, das Richterwort über den Nutzen oder Schaden unserer Thiere sei endgültig gesprochen.

Wer an egacte Forschung nicht gewöhnt ist, der kann sich kaum einen Begriff machen von der Schwierigkeit der Beurtheilung der Thiere in ihrem Verhältniß zu den mannigfaltigen Interessen der Menschen, und gar leicht wird er versucht, mit Geringschätzung von Arbeiten zu reden, deren Werth er nicht versteht, weil er ihnen keine warme Theilnahme nicht zuzuwenden vermag, in wie hohem Grade sie auch allgemeine Aufmerksamkeit verdienen. Vorurtheil, Wahn, Täuschung — sie sind die rechten Kinder der Oberflächlichkeit, des Mangels an Untersuchungstrieb, des Festhaltens an dem Autoritätsglauben, an dem Dogma, das nicht blos in der theologischen, sondern auch in derjenigen Wissenschaft noch theilweise den Kopf einnimmt, die vorzugsweise berufen ist, sich frei und unbefangen zu bewegen und Gründe anzugeben. Schon der Kampf gegen wissenschaftliche Irrthümer ist für den Forscher Genuß, doppelt lohnend aber wird sein Streben, wenn für die Menschheit zu verwerthende Ergebnisse erzielt werden, wenn für praktische oder auch ideelle Ansprüche befriedigender Nutzen und Vortheil errungen wird.

Gelegenheit und Erfahrung bedingen in hohem Maße das Verhalten und die Unternehmungen vieler Thiere. So auch würde man sehr irren, wenn man die Katze ihrer Unentbehrlichkeit wegen als Hausgenosse der Menschen für unbedingt nützlich erklären und ihr uneingeschränktes Walten und Hausen auf ihren Raubzügen gestatten wollte. In unzähligen Haushaltungen sind die Katzen angewiesen, sich außerhalb zu ernähren, und man hält sie daheim in der Absicht an Nahrung knapp, um sie zum eifrigeren Mäusefang zu zwingen. Thorheit! Denn der hungernden Katze wird Geduld und Ausdauer zum Lauern an den Löchern und sonstigen Verstecken der Mäuse fehlen und ihr Sinn hauptsächlich auf Naschen und Stehlen gerichtet sein, nur um den Ernährungstrieb zu befriedigen, der unbefriedigt nothwendig Unruhe, Hast und Zugreifen des Aufgefundenen und Dargebotenen zur Folge haben muß. Eine Katze von zuverlässiger Abstammung, ausgestattet mit den wünschenswerthen Anlagen einer echten Katzennatur, fängt Mäuse, um in erster Linie den Trieb zu dem mit sittigen Unternehmungen verbundenen Raubfange zu befriedigen. Diese Thätigkeit nimmt das Thier mit allen seinen Sinnen in Anspruch und übt auf das Seelenleben desselben einen überwältigenden Reiz aus, steigert mit der Leidenschaft zugleich ihm den Genuß. Erst in zweiter Linie steht das Behagen am Schmause. Ich kannte viele Katzen, die unmittelbar nach der Küchenmahlzeit statt zur Ruhe auf die Lauer sich begaben und stundenlang unverdrossen auf das Erscheinen von Ratten oder Mäusen warteten, ja, die ein halbes Dutzend Mäuse fingen, ohne auch nur eine einzige derselben nach vollzogener Tödtung anzurühren. Das ist seelische Leidenschaft oder, wie hohe Herren es nennen, Passion, noble Passion, die nicht nebenbei zu einer Vergleichung veranlaßt. Die Leidenschaft, welche den gebildeten, echten Waidmann in Auffassung und Ausführung der Jagd beseelt, ist eine ganz andere, als die habgierige und mordsüchtige des rohen Wildschänders. Freilich findet vor der Katze auch das zarteste junge Mäuslein keine Gnade,

Digitized by Google

und in dieser Beziehung giebt es für den Waidmann keine Parallele, wohl aber für den „Aasjäger", dem die niedere Mordgier inne wohnt, welche ihn des zarten Kitzchens und der trächtigen Häsin nicht schonen läßt.

Unsere Hauskatze muß entschieden vor Verwilderung, ja selbst vor periodischer Entfremdung vom Hause bewahrt bleiben, sonst fühlt sie sich nur wohl draußen in Gärten, Wiesen und Feldern.

Sehen wir uns zunächst einmal nach ihrem Haufen in den Gärten um. Mit scharfen Sinnen verfolgt sie den Wandel der Vögel. Erfahrung belehrt sie über die Eigenthümlichkeiten derselben; sie lernt ihre Schwächen und Stär'ken, die Mittel und Wege zu ihrer Erhaltung, Sicherheit und Rettung kennen; sie zieht Schlüsse aus ihren Tönen, ihrem Fluge, ihrem Wesen und Benehmen; sie fühlt aus allen diesen Aeußerungen den Seelenzustand, in welchem sich die Thierchen befinden, heraus, ihre Furcht, ihre Angst, Verlegenheit, Verzweiflung und Besorgniß um Nest und Brut. Da darf eine Maus den Weg kreuzen, die vogellüsterne Katze sieht ihr entweder im Kampfe mit vorübergehender Unschlüssigkeit in der Wahl nach, oder sie verfolgt nach rasch vollzogenem Fange ihren ursprünglichen höheren Zweck, die geldbete Maus zur Seite legend. Was hilft nun die List der ihrem Naturtriebe folgenden Grasmücke, welche sich zur Rettung der Brut in der Absicht, den Feind abzulenken, zur Erde niederfallen läßt und in täuschender Verstellung die mühsam dahinflatternde Flügellahme darstellt? Die Katze hat das schon öfters gesehen, und ihre müßiungenen Sprünge nach der trefflichen Schauspielerin haben sie bereits von der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt. Eingedenk so mancher glücklichen Entdeckung, spürt und lauscht sie umher. Zuweilen führt das Augenschaften aus den nächststehenden Büschen und Stauden zum Ziele, sicherer aber das zurückhaltende Lauern. Denn entweder lehren die Eltern bald mit Futter zur Brut zurück, oder diese letztere verräth durch Locken den Stand des Nestes, und nun hat die Katze nur zu prüfen, wie sie zum Sitz der ausersehenen Opfer gelangen kann. Hier erreicht sie durch Klettern die auf Büschen und Bäumen stehenden Nester; dort weiß sie durch einen Sprung Nest und Inhalt mit sich hinabzureißen. Hier greift sie mit der Pfote möglichst tief in den Staarenkasten hinein; dort fängt sie auf der Lauer die Ernährer vor der Oeffnung weg, so daß die Insassen jämmerlich verhungern oder, wenn sie flügge genug sind, futtergierig schreiend hervorlugen und sich von der Mörderin ergreifen lassen.

Gelungene Unternehmungen reizen und treiben zu neuen an, und da die Vogelbeute für den Katzengaumen eine wahre Leckerspeise ist, so wird der Sinn der also lüstern gewordenen Katze mit aller Entschiedenheit und Bevorzugung auf solche Raubzüge hingelenkt. Die Folge ist emporend genug, denn die Verheerungen sind oft der Art, daß fast kein einziges Vogelnest in den Gärten den Sommer hindurch verschont bleibt, die von Katzen beschlichen und ausgespürt werden, ausgenommen diejenigen Nester, welche auf äußerst schwanken Zweigen und in den unzugänglichen Kronen der Bäume angebracht sind oder in engen und tiefen Höhlungen stehen.

Den Erdnistern geht es in Feld und Wiese nicht besser, womöglich noch schlimmer, denn die Katze nimmt zu wie an Alter so an Schlauheit und erspriesslicher Ausnutzung ihrer im Gedächtniß lastenden und Neigung wie actuelle Richtung bestimmenden Erlebnisse und Erfahrungen. Hier erweitert sich der Kreis ihrer Raubthaten, und Uebung mit Erfolg führt sie vom Kleinen zum Großen, von der Lerche zum Rebhuhn, von der Maus zum jungen Hasen. Da ist es nicht blos die brütende Wachtel, das brütende Rebhuhn, die sie über dem Neste fängt, sondern ihr Verstand leitet sie zu weit bewundernswürdigeren Ausführungen sein erfonnener Thaten. Das allabendliche Locken der zerstreuten Hühnerketten weckt ihren Unternehmungsgeist. Sie hat das Aufstehen der jungen Hühner in der Dämmerung gesehen, und das „Einfallen" derselben in ihrer Nähe begünstigte einen Sprung nach einem derselben. Nun steht die Kenntnißreiche zur Dämmerzeit mit gespanntem Gehör und geschärftem Gesicht an den Plätzen, wo die Hühner sich zusammenrufen oder „einzufallen" gewohnt sind. Gelegenheit macht Diebe — Uebung macht den Meister — Erfahrung bildet aus und um! Unsere verwilderte Katze fängt nun lieber Hühner, Wachteln, Lerchen und Wiesenschmätzer, als Mäuse. Aber noch nicht genug. Es rede das Räuberleben eines alten Katers, den ich persönlich kannte und der wenigee verwildert, als vielmehr periodisch der Heimath entfremdet war. Eines Morgens sehe ich ihn mit einem jungen Häschen vor der Thür seines Herrn auf das Oeffnen derselben warten. Unversehrt lieferte er die Beute der heraustretenden Magd ab, und der Hausbesitzer versicherte, daß dies der fünfte Hase in der zu Ende gehenden Woche sei, den ihm der Kater gebracht habe.

Zur Erläuterung dieses Austritts möge die genügend verbürgte und sicher festgestellte Beobachtung dienen, daß Katzen, welche nicht gänzlich dem Hause entfremdet sind, den großen Raub nach Hause schleppen. Verwilderte Katzen dagegen, die sich von Haus und Hof ganz und gar entfernt haben und eigentlich nirgends daheim sind, thun dies selbstverständlich nicht, sondern verzehren auch den größeren Raub an sicherem Ort. Uebrigens sind es vorzugsweise die starken, alten Kater, welche sich sowohl durch Mannigfaltigkeit der Raubthaten, wie auch durch regelmäßiges Heimtragen der größeren Beute auszeichnen.

Solchen Ausschweifungen unserer Katzen muß Einhalt gethan werden, und wie sehr ich einerseits dem nützlichen Walten unserer Hauskatzen meine volle Anerkennung zolle, so entschieden spreche ich mich gegen Duldung verwilderter oder ausgearteter Katzen aus. Doch die Verhütung der genannten Uebel für die künftige Generation der Hauskatzen ist die beste Empfehlung, die ich geben kann, und folgende Regeln mögen als Schutzmittel gegen bedeutendere Ausschreitungen gelten.

Vor Allem gebe man der Katze von früher Jugend an, wie dem Hunde, eine vernünftige Dressur. die sich streng an die Principien der allmählichen Entwicklung und Ausbildung der thierischen Anlagen anschließt und die Sonderheiten der Race wie der individuellen Begabung in Rechnung bringt. Der Umgang mit Menschen fördert an sich schon seelische Bildung, wie viel mehr wird das Thier aber darin wachsen, wenn dieser Umgang zur förmlichen Erziehung sich gestaltet! Wer mit Geduld und Umsicht sich der Mühe einer solchen durchaus nicht zeitraubenden Erziehung seiner Katze widmet, der findet in der Artung des Zöglings bald Lohn. Die Kleine muß nach und nach an den Anblick der Vögel in Käfigen gewöhnt, ja, in ein gewisses Freundschaftsverhältniß womöglich versetzt werden, und das gelingt durch Verbringen in ihrer Nähe unter Aufsicht und Bewachung des Verhaltens der Katze, das stets in die nöthigen Schranken gelenkt werden muß.

Unvergeßlich bleibt in meiner Erinnerung das Verhältniß, in welchem eine Katze mit einem Staare und einem Rothkehlchen in der Stube lebte. Sie fraßen alle Drei zusammen aus einem Napfe, und nie unterstand sich die Katze, auch nur eine drohende Miene gegen diese Vögel anzunehmen. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit wich sie den Neckereien des Staares und seinen zeitweise nach ihr gerichteten Schnabelhieben aus; ihr Gewissen ließ die Kleinodien ihrer Herrschaft gleichsam als heilig gesprochene und dem Cultus der häuslichen Frömmigkeit geweihte Wesen vor ihren Augen erscheinen, und diese Würdigung des herrschaftlichen Vertrauens auf Verleugnung und Zurückdrängung des Naturtriebes war der Sieg, mit welchem eine ebenso einfache wie vortreffliche Erziehung triumphirte.

Ist die Katze mit dem Vogel in der Stube vertraut geworden, dann trägt man sie zu Nestern, lehrt sie da Entbehrung, Zurückhaltung, Selbstbeherrschung, Schonung, schärft ihr das Gewissen, so daß sie nach und nach die freilebenden Vögel ebenso respecticren lernt wie die gefangenen. In gleicher Weise verfährt man, um die Katzen vor dem Raube an jungen Hasen zu bewahren. Hierzu eignen sich junge Kaninchen, die man unter strenger Aufsicht in ihre Gesellschaft bringt. Der Erfolg dieser Erziehungsmittel wird überraschen. Die Katze ist bildsamer und lenkbarer, als man im gewöhnlichen Leben glaubt. Schon ihr scharfer Orts- und Orientirungssinn, der sie befähigt, mehrere Meilen weit den Rückweg zur Heimath zu finden, giebt ihr das Gepräge eines höher begabten, intelligenten Thieres. Verhätschelung muß natürlich der Erziehung fern bleiben; sie gehört ja auch nicht zu ihr, sondern zur Verziehung.

Eine zweite Grundregel, welche die Katze vor Ausschreitungen bewahrt und Entfremdung wie Verwilderung verhütet. ist die Einrichtung einer täglichen, zur bestimmten Zeit wiederkehrenden Fütterung.

Digitized by Google

Endlich mache ich noch auf einen Umstand aufmerksam, der viele unserer Katzen im Winter zur Vogelräuberei verführt, nämlich das Ansammeln der Vögel an Gebäuden und in der Nähe von aufgeschichtetem Holz, von wo aus die Katzen im Sprung aus dem Hinterhalt die Futtersuchenden überlisten. Deshalb füttere man die Vögel an möglichst freigelegenen Plätzen, natürlich auch mit Berücksichtigung des Schutzes vor Habichten und Sperbern. Diese Maßregel empfiehlt sich hauptsächlich bei tiefem Schnee und hartem Frost, weil da die Vögel matt und dreist sich der Gefahr aussetzen. Ein von Schnee entblößter Platz mit ausreichendem und der Ernährungsweise der zusammengeschaarten Vögel entsprechendem Futter wird so zur doppelten Rettungsanstalt für die bedrängten Standvögel.

Wie sehr die erwähnten Maßregeln zu Gunsten einer für den Besitzer von Hauskatzen vortheilhaften Lebenseinrichtung dieser Thiere beherzigt zu werden verdienen, so wenig täusche ich mich über den Erfolg meiner Mittheilungen, denn die meisten Katzenhalter werden zu bequem und zu gleichgültig sein, um meine Rathschläge zu befolgen. Wirkt mein Wort aber nur bei Einigen, so geht es nicht zwecklos verloren, und der Grund zu weiteren Erfahrungen ist damit gelegt.

Karl Müller.

Räuber und Wegelagerer im Pflanzenreich.

Studie von **Carus Sterne.**

Pflanzen, die ihres Gleichen anfallen, um sich auf ihre Kosten zu ernähren, sogenannte Schmarotzer, sind in großer Anzahl bekannt; die meisten verrathen sich schon äußerlich durch ihre bleiche, oft feine Spur von Grün enthaltende Tracht. Die kleinsten Formen derselben, dem unbewaffneten Auge zum Theil unsichtbare Schimmelpilze, wagen sich wohl sogar, Ausschläge und andere Krankheiten erzeugend, an den lebendigen Thierkörper und massenhaft auftretend gelingt es ihnen nicht selten, denselben zu überwältigen und zu tödten. Alles das sind durch lange Erfahrung unserem Verstande geläufige Erscheinungen, aber daß es höhere, mit allem Reize der Blumenschönheit geschmückte Gewächse giebt, welche mit Vergnügen ein kleines englisches Beefsteak verzehren, und zum guten Theile vom erbeuteten Wildpret leben, das ist eine erst durch neueste Untersuchungen glaubhaft gemachte und außer Zweifel gestellte Thatsache.

Die erste ausführliche Nachricht über einen solchen eingewurzelten Rinaldini gab der englische Naturforscher Ellis im Jahre 1768 in einem Briefe an Altmeister Linné. Man hatte ihm das grausame Gewächs lebend aus den Sumpfgründen Carolinas zugesendet, so daß er seine raubgierigen Gewohnheiten selbst beobachten konnte. Er gab das Steckbrief-Signalement des Banditen ungefähr folgendermaßen: Die Pflanze treibt aus einer Rosette sonderbar gestalteter Wurzelblätter einen Blüthenschaft empor, der einen Strauß so schöner, weißer, unserer Sumpfparnassie im Bau ähnlicher Blüthen trägt, daß Ellis den Namen Venusfliegensalle (Dionaea muscipula) vorschlug, der dann auch Linné's Beifall erhielt. Die Blätter sind mit wimperartigen Fransen eingefaßt und auf jeder Hälfte der Blattoberfläche stehen außerdem drei oder auch vier scharfe Borsten. Zwischen den letzteren sondern kleine rothliche Drüsen eine schleimige Flüssigkeit ab, durch welche Insecten angelockt werden, das gefährliche Parquet dieser Blätter zu betreten. Kaum ist dies geschehen, so klappen die beiden Halblappen zusammen; ihre Randwimpern verschränken sich wie die Finger eines Betenden so fest ineinander, daß man sie eher zerreißen als öffnen kann. Ellis behauptete, daß das Insect dabei gleichzeitig durch die erwähnten Borsten der Blattfläche gespießt werde, so daß man durch seine Beschreibung an die sogenannten eisernen Jungfrauen der mittelalterlichen Folterkammern erinnert wird. Indessen das Spießen war eine Uebertreibung, und Linné scheint den ganzen Brief für eine solche gehalten zu haben, denn er wollte nichts von der Verdauungskraft der Pflanze wissen, welche Ellis bereits vermuthet hatte; er hielt die Venusfliegensalle einzig für eine neue Art der sogenannten Sinnpflanzen und glaubte deshalb, daß das Blatt nur so lange geschlossen bleibe, wie das Insect mit seinen Bewegungen es reize, und sich nachher öffne, ohne einen Nutzen von dem eingefangenen Cadaver zu haben. Schon Ellis hatte nämlich bemerkt, daß auch die Reizung der Blattoberfläche mit einer Nadel oder einem Strohhalme das Blatt zum Zusammenklappen bringt, allein wenn es merkt, daß es kein Insect gefangen hat, öffnet es sich bald wieder, während dies sonst nicht geschieht. Linné's Ansicht blieb indessen maßgebend, nur Darwin, der Vater, glaubte doch irgend einen Nutzen hinter der Jagdliebhaberei des Gewächses vermuthen zu müssen und meinte, daß sich die Blüthe vielleicht deshalb mit diesem Kranze von Fußangeln umgebe, damit kein Insect zu den Blüthen emporklettern könnte, um daselbst Zerstörungen anzurichten.

Darwin, der Sohn, hat bekanntlich nächst den deutschen Botanikern Sprengel und Müller am klarsten den Nutzen dargethan, welchen die blühenden Pflanzen aus dem Insectenbesuch ziehen, den sie, weit entfernt ihn verhindern zu wollen, durch Honigausschwitzungen und ein buntes Farbenkleid möglichst befördern. Wir ziehen an unsern Gartenlauben häufig ein Schlingpflanzengewächs mit großen herzförmigen Blättern und röhrenförmigen Blüthen, die gemeine Osterluzey, deren Blüthen aufs Haar einer gewissen Art von Mausefallen gleichen. Der Hals der Blüthenröhre ist nämlich dicht mit steifen Härchen besetzt, die alle gegen den unteren bauchigen Hohlraum der Blüthe gerichtet sind, so daß sie ein Insect wohl hinein, aber nicht heraus kriechen lassen, wenigstens nicht eher, als bis es mitgebrachten Pollenstaub von andern Blüthen dort auf die Narbe abgestreift und neuen Pollenstaub dafür aufgenommen. Ist dies geschehen, so erschlaffen die gedachten Härchen; das Insect passirt frei heraus, um, ungewitzigt durch die Gefangenschaft, bald genug in eine neue Falle zu gehen und dort seine Geschäfte zu wiederholen. Nur vor den Studien des jüngeren Darwin's konnte man glauben, daß die so viel sinnreicheren Fangvorrichtungen der Venusfliegensalle dieser gar keinen Vortheil einbringen sollten.

In der That bemerkte ein Landsmann der Pflanze, Dr. Curtis zu Wilmington in Nord-Carolina (1834), daß die todten Insecten im Innern der Blätter nach und nach unter Einwirkung eines schleimigen von den Blattdrüsen ausgeschiedenen Saftes aufgezehrt werden. Derselbe Beobachter erkannte auch den eigentlichen Sitz der Reizbarkeit in den erwähnten drei Borsten, und ein vorsichtiges Insect, welches zwischen ihnen, ohne sie zu berühren, hindurchwandelt, entgeht damit der drohenden Gefahr. Die Dreisharigkeit ist eben überall verhängnißvoll. Ein anderer amerikanischer Naturforscher Canby vervollständigte vierundvreißig Jahre später (1868) diese Beobachtungen, indem er zeigte, daß kleine auf dem Blatte niedergelegte Fleischstückchen das Blatt gleichfalls zum Schließen reizten und bis auf einen geringen Rest völlig verdaut wurden, worauf sich das Blatt wieder öffnete, bereit, eine neue Mahlzeit einzunehmen. Er bemerkte ferner, daß Käse als zu schwer verdaulich nicht aufgenommen wurde, sondern im Gegentheil nicht selten das betreffende Blatt tödtete. Zu diesen gewiß schon an sich sehr merkwürdigen Beobachtungen kam vor zwei Jahren noch die des englischen Physiologen Dr. Burdon-Sanderson, daß der Nerv des reizbaren Blattes der Dionäa ganz ebenso wie die Muskeln und Nerven des thierischen Körpers von elektrischen Strömen durchkreist wird, die genau denselben Gesetzen folgen, wie jene, so daß hier eine sehr auffallende Aehnlichkeit zwischen beiden Reichen, sowohl hinsichtlich der Bewegungs- wie der Verdauungsorgane, besteht.

Glücklicherweise brauchen wir nicht bis nach Amerika zu reisen, um ein solches Wunder der Pflanzenwelt zu erschauen; unsere Torfsümpfe und Moorbrüche enthalten fast überall in Mitteleuropa einige Pflanzenarten, die nicht nur ganz entsprechende Erscheinungen darbieten, wie die Dionäa, sondern geradezu zu den beachtenswerthesten und zierlichsten Bürgern unserer Flora gehören. Wir meinen die Sonnenthau-Arten, die freilich den meisten unserer Leser unbekannt sein werden, weil sie sich vor Betreten der Moore, aus Furcht vor nassen Füßen,

Digitized by Google

stets weislich in Acht genommen haben. Schon unsere ältesten deutschen Botaniker schauten mit einem Gemisch von Bewunderung und Ehrfurcht auf diese kleinen Gewächse, deren Anblick einem Jeden unvergeßlich bleibt, der sie je in ihrer Pracht gesehen. Mitten im Torfmoose eingebettet finden wir im Hochsommer, umkränzt von den immergrünen myrtenblättrigen Ranken der Moosbeere, eine Rosette kleiner hellgrüner verhältnißmäßig langgestielter Blätter, aus welcher ein höchstens fußhoher Blüthenschaft emporsteigt, der nur der Mittagssonne seine winzigen weißen Sternblumen erschließt. Die Letzteren interessiren uns aber weniger als die Blätter. Diese, von rundlichem Umriß bei der am häufigsten vorkommenden Art (Drosera rotundifolia), von länglicher Gestalt bei den etwas selteneren Schwestern (D. longifolia und intermedia), sind auf ihrer Oberfläche und am Rande mit zahlreichen röthlichen oder lebhaft rothen, mehrere Linien langen Drüsenhaaren besetzt, die am Grunde fleischig grün sind, an der verjüngten Spitze rothe, kölbchenartige Verdickungen tragen. Jedes dieser Wimperhaare trägt einen ganz kleinen Tropfen krystallklarer Flüssigkeit an seiner Spitze, so daß das Blatt mit einem Brillantendiadem umgeben scheint, wobei der Contrast des matzgrünen Blattes mit dem purpurnen Haar und den schimmernden nie zusammenfließenden zahllosen Tröpfchen einen wundergierlichen Anblick giebt.

Unserer tiefsinnigen Vorfahren, welche in der heißen Mittagsgluth, wenn aller übrige Thau von dem Rasen verschwunden war, die Tropfen auf diesen Gewächsen allein ausdauern sahen, vermutheten, und wie wir nun sehen mit Recht, ein Naturwunder dahinter und nannten die Pflanze Sindau, das heißt Immerthau, ebenso wie Singrün Immergrün, und Sinfluth nicht Sündfluth, sondern die große, allgemeine Fluth bedeuten sollte. Später wurde daraus nicht weniger bezeichnend: Sondau, Sonnenthau, Ros solis. Damals, wo man aus der äußeren Ausgestaltung eines Naturkörpers seine Signatur, das heißt den medicinischen oder sonstigen Zweck, zu dem ihn Gott erschaffen, herauszulesen vermeinte, glaubte man im Sonnenthau ein Naturheilmittel gegen austrocknende, zehrende Krankheiten, namentlich also gegen die sogenannte Schwindsucht gefunden zu haben. „Denn," sagt Dodonäus in der Einleitung seines großen Kräuterbuchs, „wie das Kraut auf das Zähseste den auf ihn gefallenen Thau zurückhält, so daß die brennendste Sonnengluth ihn nicht zu verzehren vermag, so glaubt man, daß es die natürliche Feuchtigkeit im menschlichen Körper erhalten könne." Die Kräuterweiber rechneten den Sonnenthau zu den zauberkräftigen Wiederthon-Arten, einer Gruppe von Moosen und kleinen Farnkräutern, mit denen man Jemandem „die Kraft abthun und wiederthun" zu können glaubte, und in der That haben die Sonnenthau-Arten etwas an Moose und Farnkräuter Erinnerndes, nicht allein in ihrer zierlichen Liliputgestalt, sondern auch darin, daß ihre jungen Blätter und Triebe — eine selsame Ausnahme unter den blühenden Pflanzen — gleich den Farnwedeln, an der Spitze eingerollt sind.

Auch die Alchymisten wurden durch die Absonderlichkeit der Tracht unserer Sumpfpflanze angezogen und hofften eine Zeit lang, in diesem sonnenbeständigen Thau das Material zur Goldtinctur und zum Universalheilmittel gefunden zu haben. Insbesondere trug der Chymiker Arnoldus de Villanova, der zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts als Professor zu Barcelona lebte, später aber von der spanischen Geistlichkeit als Goldmacher und Teufelsschüler vertrieben wurde, zum Rufe der Pflanze bei. Er bereitete nämlich in Italien, wohin er sich geflüchtet, aus dem Sonnenthau sein berühmtes Goldwasser (Aqua auri), welches, wie heutzutage der Königstrank, alle Krankheiten heilen sollte, und da es in Gestalt eines wohlschmeckenden Liqueurs dargestellt wurde, unter dem Namen Rosoglio, (von Ros solis, Sonnenthau) noch heute in Italien bereitet und genossen wird.

Der Erste, welcher über die Natur und Bedeutung der sogenannten Thautropfen dieser Pflanze, deren Reste als Torf unsre Oefen wärmen, in's Klare kam, war der deutsche Botaniker Roth, welcher seine Beobachtungen schon im Juli 1779 anstellte. Es war ihm aufgefallen, daß bei einzelnen Blättern sämmtliche Drüsenhaare auf einen Punkt der Blattoberfläche zusammengeneigt waren und daß sich dem entsprechend auch die Ränder dieser Blätter ein wenig nach innen gebogen hatten. Als er einige dieser einer vielfingrigen geschlossenen Faust vergleichbaren Blätter untersuchte, fand er jedesmal ein todtes, mehr oder weniger verwestes Insect darin. Er setzte darauf einige Exemplare in Töpfe, um in seiner Behausung genauere Studien anzustellen.

Wenn er nun eine lebende Ameise oder einen kleinen Käfer auf das Blatt setzte, so hestete sich die Ausscheidung der Drüsenkölbchen in Gestalt seiner unsichtbaren Fäden an die Füße des Thieres und vereitelte zunächst seine Fluchtversuche. Allmählich begannen darauf die Härchen sich zu krümmen, zuerst die kürzeren der Blattfläche, dann die längeren Wimpern des Randes, und nach kurzer Zeit hatten sie sämmtlich ihre Köpfchen auf den Körper des Thieres gesetzt, welches, wie von den Fangarmen eines Polypen ergriffen, gewöhnlich nach einer Viertelstunde bereits verendet schien. Es vergingen aber Stunden, ehe das Blatt seine vollkommenste Ausbildung erreichte, wobei die Lage der Wimpern derjenigen im jungen unentwickelten Blatte gleicht. Derselbe sorgfältige Beobachter bemerkte auch bereits, daß die Blätter bei Sonnenschein und warmer Luft viel reizbarer sind, als bei kühler und regnerischer Witterung, daß sie gegen die Berührung unorganischer Körper durchaus weniger empfindlich erscheinen, als gegen die Berührung lebender, und daß diejenigen der langblättrigen Arten sich um ihren Fang zusammenrollen, während das runde Blatt der gewöhnlichsten Art sich nur ein wenig vertieft und die Hauptarbeit seinen Fangarmen überläßt. Diese wiederholt von anderen Botaniker bestätigten Beobachtungen wurden indessen achtzig Jahre lang nicht erweitert, bis die Pflanze in neuester Zeit wieder die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich zog.

Außer den englischen Naturforschern Darwin und Bennett und dem Franzosen Ziegler hat sich als einer der ersten Beobachter namentlich eine amerikanische Dame, Mrs. Mary Treat, ausgezeichnet. Sie experimentirte sowohl mit der auf unseren Mooren nicht seltenen langblättrigen Art, wie auch mit der bei uns nicht vorkommenden Drosera filikera, und sah nicht allein kleine Insecten, Ameisen, Spinnen, Fliegen, Mücken, sondern auch zuweilen größere, Motten u. dgl. gefangen. Legte sie in den warmen Tagesstunden todte Insecten oder kleine Bissen rohes Rindfleisch auf die Blattfläche der langblättrigen Art, so dauerte es nicht ganz zwei Stunden, bis sich das Blatt so vollkommen über seine Beute zusammengerollt, daß die Blattspitze den Stiel berührte. Sämmtliche Drüsenfäden convergirten dann auf dem Beutethiere wie die Spieße auf der Brust des Winkelried in der Sage. Während ein Bissen rohes Fleisch das Blatt fast ebenso schnell wie ein lebendiges Thier reizte, äußerten trockene mineralische Substanzen, kleine Quarzkörner, Stückchen Kalk rc., selbst nach vierundzwanzig Stunden keine Wirkung. Nasser Kalk freilich reizte die Blätter vermöge seiner ätzenden Schärfe. Es gab sich also unzweifelhaft ein Unterscheidungsvermögen, oder sagen wir ein verschiedenes Verhalten für mineralische und animalische Körper kund, ja, Mrs. Treat glaubt sogar beobachtet zu haben, daß letztere schon aus einiger Entfernung von den Blättern empfunden werden. Sie bestätigte im Juli 1873 eine lebende Fliege einen halben Zoll hoch über dem Blatte und sah dasselbe nach vierzig Minuten merklich auswärts gebogen, nach weiteren zehn Minuten hatte es das Thier ergriffen und in seinen Fangarmen festgehalten.

Noch merkwürdiger klingen die Mittheilungen, welche der Botaniker Ziegler im Beginne des Jahres 1872 der Pariser Akademie über die Sonnenthau-Arten gemacht hat. Derselbe will festgestellt haben, daß alle todten thierischen Eiweißsubstanzen nur dann einen Reiz auf die Blätter der Sonnenthau-Arten hervorzubringen vermögen, wenn man sie vorher eine kurze Zeit zwischen den Fingern gehalten hat. Legte er sie, ohne die Finger zu gebrauchen, mit einer Zange auf die Blätter, so übten sie keine Wirkung. Befestigte er andererseits einen Klumpen Bluteiweiß, welchen er vorher eine halbe Stunde lang in der Hand gehalten, in der Nähe der Pflanze, so hatte sie nach vierundzwanzig Stunden gänzlich ihre Empfindlichkeit für Eiweißstoffe verloren. Dagegen wurden die Blätter nunmehr durch Chinin, welches in Papier eingeschlagen war, gereizt. Mag es sich aber mit diesen Erscheinungen verhalten wie es wolle, jedenfalls kann man sich auch die einfachsten dieser Reizwirkungen kaum ohne die Vermittlung von Empfindungsnerven denken, welche den Reiz fortpflanzen und den Muskelapparat zur Thätigkeit anregen.

Digitized by Google

Pflanzen als Insectenfänger.
Nach der Natur aufgenommen von E. Schmidt.

In der That hat man bei diesen wie bei anderen zur Gruppe der Sinnpflanzen gerechneten Gewächsen allerlei andere auf Nerventhätigkeiten hindeutende Erscheinungen wahrgenommen. So vermochte Darwin durch Nadelstiche die Bewegungsfähigkeit des Sonnenthau-Blattes zu lähmen, und Heckel in Montpellier, wie schon andere Botaniker vor ihm, hat gezeigt, daß Aether und Chloroform-Dampf die Sinnpflanze ebenso betäuben und unempfindlich gegen Berührung machen, wie große und kleine Thiere, z. B. auch Fliegen. Natürlich darf man daraus nicht auf ein centralisirtes Nervensystem wie bei den höheren Thieren schließen: die Reizbewegungen der Pflanzen würden vielmehr den Reflexbewegungen entsprechen, die z. B. ein enthaupteter Frosch ausführt, welchen man in's Bein kneipt. Wirklich hat auch der Botaniker Nuttall frisch abgerissene Blätter der Dionäa im Sonnenschiene ähnliche Bewegungen, wie die der ungetheilten Pflanze, ausführen sehen, obgleich die Reizbarkeit schnell abnahm.

Jedenfalls ergiebt sich, daß die Pflanze nicht ein so völlig empfindungsloses und indifferentes Wesen zu sein braucht, wie man in der Regel annimmt, und der Spott des heiligen Augustin über die Manichäer, welche die Pflanzen als beseelt ansahen und die Ernten des Ackerbauers als einen Massenmord bezeichneten, verliert an treffender Schärfe. Auch die frommen, keine Thiere tödtenden Hindus und die Gemüseheiligen der alten Welt müssen einen sonderbaren Eindruck von diesen Pflanzen empfangen, welche mit Ausdauer Thiere tödten und verzehren.

Denn um ein Verzehren scheint es sich in der That zu handeln. Der Engländer Bennett stellte fest, daß sich bei den Drüsen des Sonnenthaues die Absicheidung des schleimigen Saftes vermehrt, sobald ein Insect gefangen ist, gerade wie die Magendrüsen zu träufeln beginnen, sobald ein Bissen im thierischen Magen anlangt. Fleisch erscheint durch diesen Saft in kurzer Zeit sehr verändert. Schon seit alten Zeiten kannte man die Schärfe des Saftes der Drosera und schrieb der mit Salz zerquetschten Pflanze blasenziehende Eigenschaften zu. Schon immer hat man die Blätter der Pflanzen im Allgemeinen wegen ihrer ernährenden Thätigkeit dem Magen der Thiere vergliechen, aber man ahnte nicht, daß es solche Blätter gäbe, deren Oberfläche wie die Magenwand mit Verdauungssaft ausscheidenden und Nährstoff einsaugenden Drüsen versehen wären. Nunmehr aber ist man ausmerksam geworden auf eine Gruppe von Pflanzen, deren Blätter stets einen mit Flüssigkeit gefüllten Hohlraum darstellen, auf die sogenannten Schlauch- und Kannenpflanzen. Man hat von diesen sonderbaren Sumpfgewächsen, die namentlich zu den drei Geschlechtern Nepenthes, Sarracenia und Darlingtonia gehören, viele poetische Schilderungen entworfen, nach denen sie dem Wanderer, der im weiten Sumpflande dem Verschmachten nahe sei, einen erfrischenden Trunk reserviren sollten, und selbst Linné berichtete von den Sarracenianarten, daß ihre Flüssigkeit dürstende Vögel erquicke. Allein in Wirklichkeit findet man die von der Pflanze ausgesonderte Flüssigkeit in den oft künstlerisch schön geformten Krügen, deren Inhalt zuweilen durch einen besonderen Deckel gegen die Verdunstung und das Hineinregnen geschützt ist, stets mit zahlreichen Insectenleichen gefüllt, denen dann zuweilen insectenfressende Vögel nachgehen mögen. Die lebhafte Farbe und honigartige Ausschwitzungen am Eingange dieser Schläuche (die bei der californischen Gattung Darlingtonia oft einem aufgesperrten Reptilienrachen gleichen) locken diese Insecten an, die in Masse dort ertrinken.

Schon im Jahre 1791 hatte William Bartram vermuthet, daß diese Flüssigkeit in den Blattschläuchen einer nordamerikanischen Damenstattelblume (Sarracenia variolaris) auflösende und verdauende Eigenschaften äußern möge, und im Jahre 1829 hat Burnett diese Muthmaßung bestätigt, während Dr. Mellichamp, ein Arzt in Südcarolina, diese Vermuthung durch neuere Versuche fast zur Gewißheit erhoben hat. Er beschreibt den abgesonderten Saft dieser Pflanze als von Geschmack schleimig zusammenziehend, und als giftig oder wenigstens betäubend für die Insecten. Die hineingefallenen Thiere werden nämlich schon nach einer halben Minute bewegungslos, erholen sich aber, wenn man sie bald rettet, allmählich wieder. Die Verdauung sei mehr einer beschleunigten Zersetzung zu vergleichen.

Die Säfte der vielfach in unseren Gewächshäusern wegen ihrer der zierlichsten getriebenen Goldschmiedarbeit gleichenden Deckelkannen gezogenen Nepenthesarten hat Dr. Hooker in Kew auf ihre verdauenden Fähigkeiten geprüft und die lösende Einwirkung auf gekochtes Eiweiß, rohes Fleisch, Knorpelsubstanz ꝛc. ganz erstaunlich gefunden. Mitunter waren die Stücke in Zeit von zwei bis drei Tagen völlig aufgelöst und zwar viel schneller im Schlauche selber, als wenn die Flüssigkeit in ein Glas ausgefüllt worden war. Dr. Hooker schließt daraus, daß die innere Schlauchfläche entsprechend der Menge vorhandener Eiweißsubstanzen beständig einen dem Pepsin des Thiermagens vergleichbaren Stoff absondern möge.

Dieser räucherische Trieb scheint im Uebrigen ganz besonders der kleinen Familie der Sonnenthaugewächse, zu denen die Venusfliegenfalle ebenfalls gehört, eingeboren zu sein, denn im Hochsommer des vorigen Jahres beobachtete der Obergärtner B. Stein aus Berlin dieselbe Gewohnheit in einem besonders ausgeprägten Grade bei einer in Süduropa wahrscheinlich mit dem Reiß aus Ostindien eingewanderten Droseracee, der Aldrovanda vesiculosa. Er fand dieses Wassergewächs auf einer Excursion in Schlesien massenhaft blühend in einem Teiche unweit Rybnik und überzeugte sich, daß jedes der in der Mittagssonne geschlossenen Blätter ein gefangenes Insect einschloß. Zu, dieses Gewächs zeigte sich bei warmer Wassertemperatur (30° R.) als das empfindlichste aller seiner Verwandten, denn der Beobachter brauchte die Fläche eines geöffneten Blattes nur ein wenig mit einem Platindraht zu kitzeln, um es sofort energisch längst der Mittelrippe zusammenklappen zu sehen. Eine darauf geworfene Stecknadel wurde alsbald geschickt gefangen und erst nach achtzehn bis vierundzwanzig Stunden wieder fallen gelassen. Doch zeigte sich diese hochgradige Reizbarkeit eben nur bei sehr warmer Luft, wie schon der älteste Beobachter einer Sonnenthau-Art Aehnliches bemerkte. Bei niederer Temperatur bleiben sämmtliche Blätter der Aldrovanda zusammengelegt, und ebenso wenn man die Pflanze aus dem Wasser nimmt.

Seitdem hat Professor Cohn in Breslau noch bei einer anderen in unseren Wiesengräben nicht seltenen Pflanze, dem sogenannten Helm- oder Blasenkraut (Utricularia vulgaris), eine äußerst räucherische Einrichtung kleiner Schläuche entdeckt, die an den untergetauchten fadenartigen Blättern sind. Diese Schläuche haben nämlich eine ventilartige Thür, die sich nur von außen öffnen läßt, den hineinspazierten Thieren aber den Ausweg verwägert. Sie sind darum stets mit den Leichen und Hautfetzen von Wasserflöhen, Würmchen, Krebs-Thieren kleinster Art und Wasser-Käferchen gefüllt, deren Körper von der Pflanze ausgesogen worden sind. Wir können uns einer ausführlicheren Beschreibung dieser Pflanzen enthalten, da die Meisterhand Emil Schmidt's uns das ganze Räubergeschlecht in einem wohlgetroffenen Bilde vorgeführt hat. Die obere Hälfte zeigt Vertreter der drei hauptsächlichsten Gattungen der vorerwähnten Schlauchpflanzen (Nepenthes, Darlingtonia und Sarracenia), die untere Hälfte, in derselben Reihenfolge von links nach rechts aufgezählt, die Venusfliegenfalle, das letzterwähnte Blasenkraut, die Aldrovanda, den rundblättrigen und den langblättrigen Sonnenthau.

Zum Schlusse will ich nicht unterlassen, Leser und Leserinnen auf das Vergnügen aufmerksam zu machen, welches ihnen das Selbstbeobachten der Jagd und Vegetagerei des in den meisten Torfsümpfen zu findenden Sonnenthaus bereiten würde. Wenn man eine handbreite Fläche Torfmoos ausbeht, kann man mit Leichtigkeit mehrere dieser reizenden Ziergewächse damit nach Hause tragen und in eine mit Torfgrus gefüllte Schale verpflanzen. Ich habe mich des reizenden Gewächses mit seinem immerwährenden Thau und seinen Bewegungen wochentang erfreut. Für unsere Terrarien kann es schon an sich keinen größeren Schmuck geben, als den Sonnenthau, den ich trotzdem noch nie in einem Terrarium gesehen habe. Welches Vergnügen, am Morgen nach den Gottfliegen auch dem Sonnenthau unter der Glasglocke ein Stückchen Fleisch zur Erquickung zu reichen und zu sehen, wie es ihm wohlschmeckt! Gewappnet gegen die Fastenpredigten der Vegetarianer, kehren wir wohl dann zu unserem Mittagstische zurück, denkend, daß eine gebratene Gans auch am Freitage so gar sündhaft nicht sein könne, da selbst die unschuldigen Blumen ein kleines Beefsteak nicht verschmähen.

Digitized by Google

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird ausdrücklich untersagt.

Von Otto Glagau.

4. Die „Prospecte".

In den Jahren 1871 und 1872 sah man die Berliner und auch die größeren Provinzialzeitungen unförmlich anschwellen, nicht den politischen Theil oder das Feuilleton — die vielmehr merklich zusammenschrumpften —, wohl aber die Börsenabtheilung und die Annoncen. Blätter, wie die Vossische und die National-Zeitung, glichen in jeder Nummer einem dicken Actenstücke, brachten täglich fünf bis zehn Bogen Beilagen, die von oben bis unten nur mit Inseraten bedeckt waren, und zwar in der Hauptsache mit solchen, die Gründungen und Emissionen verkündigten. Jede Nummer brachte ein paar „Prospecte", und jeder „Prospect" nahm eine oder ein paar Folioseiten ein, indem er in Druckerschwärze und weißen Zwischenräumen wahrhaft schwelgte, in der denkbar fettesten Schrift und in riesigen zollhohen Buchstaben sich präsentirte. Das war eine fette Zeit für die Zeitungen, und sie verstanden's, das Fett abzuschöpfen. Sie ließen die Annoncenspalten schmäler und schmäler werden und erhöhten trotzdem die Insertionsgebühr in raschen Sprüngen um das Doppelte und Dreifache. Große Blätter mögen damals für Inserate zwei- bis fünftausend Thaler täglich eingeschckelt haben. Die Berechnung ist einfach. Die Seite kostet z. B. in der National- und in der Vossischen Zeitung circa 125, der Bogen etwa 500 Thaler. Vier bis sechs Bogen Inserate — während der Gründerzeit das Gewöhnliche — brachten also 2 bis 3000 Thaler, und wenn es acht bis zehn Bogen waren, was an vielen Tagen vorkam, 4 bis 5000 Thaler. In der „Kölnischen Zeitung" stellen sich die Annoncen noch theurer. Aber der „Große Krach" hat auch die Einnahmen der Zeitungen stark beschnitten. Statt der goldenen Inseratenfluth von damals ist heute die kläglichste Ebbe eingetreten; es werden nicht mehr so viele Hunderte eingenommen wie früher Tausende.

Die „Prospecte" waren Entbindungsanzeigen. Eine neue Gründung war vollbracht, eine neue Actiengesellschaft hatte das Licht der Welt erblickt, und das liebe Publicum wurde zur Gevatterschaft eingeladen. „Prospect" heißt bekanntlich zunächst: Anblick, Aussicht, Fernsicht, und deshalb war das Wort sehr glücklich gewählt, überaus bezeichnend. Die „Prospecte" können nicht besser verglichen werden als mit den Guckkastenbildern, wie man sie auf Kirmessen und Jahrmärkten zeigt. Man guckt in den Kasten und glaubt ein herrliches Schloß zu sehen, oder ein Bergwerk in vollem Betriebe, oder eine paradiesische Landschaft, aber in Wahrheit ist es nur eine grobe dicke Farbenkleckerei. Die „Prospecte" freilich waren in der ersten Zeit der Gründungen nicht solch plumpe, sondern eine weit feinere, mehr künstlerische Arbeit, sodaß sie sich zuweilen wie ein farbiges Feuilleton oder gar wie ein schwungvolles Gedicht lasen. Man höre z. B. den „Prospect" der „Ersten Altenburger Zuckerfabrik-, Kohlenabbau- und Landwirthschaftlichen Industriegesellschaft": „Zu den gesegnetsten Fluren des deutschen Vaterlandes gehört der Ostkreis des Herzogthums Sachsen-Altenburg. Die vorzügliche Fruchtbarkeit seines Bodens ist allgemein anerkannt. Aber er birgt auch die werthvollsten unterirdischen Reichthümer — ein Braunkohlenlager von seltener Mächtigkeit, daß für diese Gegend eine industrielle Entwickelung in Aussicht stellt, welche nur der weckenden und fördernden Hand wartet, um rasch eine dauernde Blüthe zu erlangen. — Inmitten dieses Bezirks liegt das Rittergut Zechau, unter diesen reichen Gelänclose die Krone der dortigen Landgüter ꝛc."

Der verlockenden Schilderung des Gründungsobjects folgte stets eine noch hinreißendere „Rentabilitäts-Berechnung". Den Actionären wurde ein Gewinn verheißen, der den Edelmuth der Gründer in das hellste Licht stellte und es fast unbegreiflich erscheinen ließ, wie sie solch kostbares hocheinträgliches Object überhaupt weggeben konnten. Allermindestens wurde eine Verzinsung von zehn Procent in Aussicht gestellt, aber in der Regel weit mehr. Das Vergnügungsetablissement „Flora" in Charlottenburg rechnet: zwölf Procent Dividende heraus; trotzdem ist der Cours heute nur 20. „Berlin-Charlottenburger Bauverein", eine Schöpfung des Herrn Richard Schweder, verspach nicht blos eine derartige Dividende, sondern stellte schon im „Prospect" einen Gewinn von dreizehn Procent als vollendete Thatsache hin, weshalb die Actien auch zum Course von 110 aufgelegt wurden; — merkwürdiger Weise ist dieser aber auch inzwischen bis auf 35 gesunken. Maschinenfabrik von vormals Egells versprach in den ungünstigsten Jahren fünfzehn Procent, sonst mehr: — heutiger Cours 28. Kattun-Manufactur von vormals Schwerdtfeger in Eilenburg wies siebenzehnundeinhalb Procent als fragund zweifelsfrei nach: — heutiger Cours 50. Bei vielen anderen Gesellschaften ist das Mißverhältniß noch weit größer; wir wollen nur einige anführen:

Joseph Beer selige Wittwe in Liegnitz versprach für die „Schlesische Wollwaaren-Fabrik", welche „aus dem vorigen Jahrhundert datirt", „eines Weltruhes genießt" und ein Waarenhaus besitzt, dessen „sehr ausgedehnte Räume von Einem Punkt aus übersehen werden können" — fünfzehn bis zwanzig Procent Dividende. Heutiger Cours 20.

Herr Naumann, herzoglicher Domainenpächter, rechnete für die „Altenburger Zuckerfabrik und Kohlenabbau-Gesellschaft" einen Gewinn von 113,000 Thalern jährlich heraus, und zwar auf einen Zeitraum von einhundertzwanzig Jahren. Heutiger Cours 4.

Herr Jean Fränkel verhieß für die „Märkische Torfgräberei", mittelst welcher er Berlin mit billigem Brennmaterial versorgen wollte — fünfzehn Procent Dividende. Heutiger Cours 4 Brief.

Freiherr von Werthern versprach für die von ihm verkauften „Vereinigten Oderwerke" eine Dividende von neunzehn Procent. Heutiger Cours — 0.

„Remscheider Stahlwerke" von vormals Arnz u. Co., mit $101^1/_2$ an der Börse eingeführt, ließen eine Dividende von über dreißig Procent erwarten. Heutiger Cours — 0.

Um dies erschreckliche Mißverhältniß einigermaßen auszuklären, wollen wir uns zu ein paar Bemerkungen verstehen: „Altenburger Zuckerfabrik" den Actionären mit 700,000 Thaler überweisen, kam kürzlich unter den Hammer des Subhastationsrichters. Das Meistgebot war etwa 200,000 Thaler, ging aber auch nur von den Hypothekengläubigern aus, die so ihre Forderungen retten wollten. Für die Actionäre selber ist kaum etwas zu hoffen. „Vereinigte Oderwerke" bestanden in einem Lehmstich mit Ziegelei, welche der Gesellschaft 162,000 Thaler kosteten. „Märkische Torfgräberei", von der Börse, welche eine sehr feine Nase hat, alsbald „Märkische Todtengräberei" benannt — war gleichfalls nur eine Torfsiede, und noch dazu eine sehr fragwürdige, welche Herr Jean Fränkel den Actionären mit 210,000 Thalern in Rechnung stellte. Diese Summe war so haarsträubend, daß selbst der Vorbesitzer darob erschrak, wiewohl auch er die Torfsiede gewiß nicht billig abgegeben hatte, und in einem anonymen Inserat das auf „Märkische Todtengräberei" begierige Publicum höflichst einlud, sich nach der Moritzstraße 5. parterre, links, bemühen zu wollen, wo man ihm über die Gründung reinen Wein einschenken werde.

Herr Jean Fränkel aber, obgleich er nur zu den Gründern zweiter oder gar dritter Classe gehört, verdient etwas näher in's Auge gefaßt zu werden. Er ist nämlich ein Mann von Charakter und Consequenz. Andere seiner Berufsgenossen haben, sei es aus Laune, sei es aus Versehen, mitunter eine mehr oder minder lebensfähige Gesellschaft in die Welt gesetzt. Das aber hat Herr Jean Fränkel, gleichsam des Princips wegen, nie gethan. Unter den faulen Gründungen der Schwindelperiode sind die von ihm begangenen die faulsten. Sie stinken sämmtlich zum Himmel. Selbst die Börse, die in solchen Dingen nicht wählerisch, nicht ekel ist, kann die Gründungsleichen des Herrn Jean Fränkel nicht handeln, ohne daß ihr eine Gänsehaut über den Rücken läuft. Neben der „Märkischen Todtengräberei" sind noch zu nennen: „Berliner Weißbierbrauerei", vormals Gericke — heutiger Cours 20, „Charlottenburger Baugesellschaft", unter Mitwirkung des Bürgermeisters von Charlottenburg, Herrn Bullrich, verübt — heutiger Cours 8, und „Nieder-Schönhausener Baugesellschaft", die gar nicht mehr notirt wird. Der Besitz dieser Gesellschaft besteht in einem Sandplatze, der ihr für 230,000 Thaler aufgehalst wurde. Während der Verkäufer

Digitized by Google

des Torfbruchs von Stahy nur anonym protestirte, erhoben die Bauern von Schönhausen ein lautes zorniges Protestgeschrei, aber Herr Jean Fränkel kümmerte sich ebenso wenig um das eine wie um das andere. Und warum auch? Was die Vorbesitzer gegen ihn trieb, war sicher nicht Mitleid mit den betrogenen Actionären, deren Verlangen, auf den Attentäter eine Pression zu üben, zu versuchen, ob sich nicht nachträglich noch etwas von ihm herausschlagen ließe.

Da wir einmal von oberfaulen Gründungen sprechen, so verlangt die Gerechtigkeit, daß wir hier auch Herrn Robert Baumann einschalten. Allerdings rangirt er etwas höher als Herr Jean Fränkel, denn er hat etwa drei Mal so viel wie dieser gegründet, und darunter auch einige erträgliche Sachen; z. B. „Berliner Bank", „Bank für Rheinland und Westphalen", „Hessische Bank", „Hessische Brauerei" und „Zeitzer Eisengießerei". Auch „Egells'sche Maschinenfabrik" wollen wir ihm hingehen lassen. Aber ganz und gar nicht zu entschuldigen sind: „Allgemeine deutsche Handelsgesellschaft" — heutiger Cours 13, „Berliner Nord-Eisenbahn" — heutiger Cours 8, und vor Allem nicht der so entsetzliche, heute mit 1/4 Brief notirte „Thüringer Bankverein" in Erfurt, dessen Directoren, Moos und Utzleg, bekanntlich durchbrannten und dann im „Kladderadatsch", unter Beifügung ihrer Portraits, steckbrieflich verfolgt wurden. Auch an der „Deutschen Buchhändler-Bank" war Herr Robert Baumann mit thätig, einer Gründung, die, obgleich hier als Geburtshelfer solch berühmte Volkswirthe wie Julius Faucher und Karl Braun-Wiesbaden fungirten, dennoch todt zur Welt kam.

Endlich ist Herr Robert Baumann auch der wahre Urheber der „Altenburger Zuckerfabrik", nur daß der hochpoetische „Prospect" nicht von ihm selber herrührt. Nach der „Stilprobe" zu urtheilen, die einst die „Neue Börsenzeitung" von ihm veröffentlichte und in der er sich gegen gewisse Anschuldigungen in Sachen „Berliner Bank" und „Nordbahn" zu rechtfertigen versuchte, scheint er nicht gerade ein „Held der Feder" zu sein. Um seine Gründungssünden in etwas wieder wett zu machen, vielleicht auch nur, um die Aufmerksamkeit von ihnen abzulenken, paradirte er mit dem „Invalidendank", gab und sammelte er ostensibel zu patriotischen und wohlthätigen Zwecken, suchte er mit der Aristokratie anzuknüpfen. Dessenungeachtet blieb er titel- und ordenlos, was uns billig Wunder nimmt.

Nach dieser Abschweifung zu Gunsten der Herren Jean Fränkel und Robert Baumann kehren wir zu den „Prospecten" zurück. In zahlreichen Fällen wurde eine Dividende nicht nur verheißen und ausgerechnet, sondern von den Vorbesitzern resp. Gründern auch garantirt. Herr Leufgen versprach für die von ihm verkaufte Glasfabrik „Albertinenhütte" bei Charlottenburg eine Verzinsung von 16 Procent und garantirte eine Minimaldividende von 10 Procent auf fünf Jahre; trotzdem ist der Cours bis auf 19 zurückgegangen. Die Herren Schöller und von Alpen garantirten für die „Aachener Tuchfabrik" gleichfalls 10 Procent Dividende für die ersten fünf Jahre; in Folge dessen wurden die Actien mit 105 aufgelegt, sind aber schon lange nicht mehr auf dem Courszettel zu finden.

Aehnliche Zinsgarantien leisteten: Herr Hermann Lehl für die „Dampfmühlen-Gesellschaft" in Stralsund, Joseph Beer selige Wittwe in Bregitz für die „Schlesische Wollwaarenfabrik", Herr J. C. Harkort für die „Gesellschaft für Eisenindustrie und Brückenbau" in Duisburg — lauter Actien, deren Coursstand schon seit Jahr und Tag jeder Zinsgarantie Hohn spricht. Der schreiendste Fall ist jedoch „Bergbrauerei Hasenhaide" in Berlin: mit 8 Procent Dividende garantirt, ist der heutige Cours — 1/4 Brief!! Entweder war die Zinsgarantie auch nur ein Versprechen, das man auf sich beruhen ließ, oder wenn die Verkäufer wirklich die betreffende Summe sicher stellten, gehörte diese schon zu den Gründungsunkosten, steckte sie eben im Actiencapital, so daß sie thatsächlich von den Actionären selber aufgebracht wurde und es sich wieder um eine bloße Augenverblendung handelte.

Daß die „Prospecte" hinsichtlich der Rentabilitätsberechnung wie des Erwerbspreises, also in den beiden wesentlichen Punkten, fast regelmäßig arge Täuschungen und grobe Unwahrheiten enthielten, sprach die „Spener'sche Zeitung" in ihrer Börsen-Rückschau vom 31. December 1872 offen aus. Es war dies um so verdienstlicher, als das Blatt damals, von Herrn Wehrenpfennig redigirt, der „Preußischen Boden-Credit-Actien-Bank" angehörte, an deren Spitze Herr Richard Schwedler stand, der Gründer par excellence. Leider wird das Verdienst der genannten Zeitung dadurch etwas geschmälert, daß sie jene freimüthige Aeußerung so spät that, als der Gründungsschwindel bereits so gut wie zu Ende war.

Die „Prospecte", gewöhnlich unter juristischem Beirath entstanden, sind mit einer wahren Meisterschaft abgefaßt. Sie versprechen Alles und verpflichten zu Nichts. Nur höchst selten haben die Gründer sich im „Prospect" eine Blöße gegeben oder auf Grund des „Prospects" zur Rechenschaft gezogen werden können, und noch seltener haben die betrogenen Actionäre wirklich etwas zurückerhalten. Nur Ein nennenswerthes Beispiel schwebt uns augenblicklich vor. Es ist der Fall der „Sudenburger Maschinenfabrik", vormals F. A. Kluxemann in Magdeburg, wo die Uriane einen Theil ihres Raubes factisch herausgeben mußten. —

Der „Prospect" wurde in etwa zwanzig bis dreißig Zeitungen gerückt, und zwar nicht ein Mal, sondern mehrere Male. Die Veröffentlichung des „Prospects" und sonstige Insertionskosten machten eine Ausgabe bis zu zehntausend Thalern und mehr nöthig,* woraus man entnehmen kann, daß die Gründungsspesen nicht klein waren. In erster Reihe erhielten das Inserat sämmtliche Börsenblätter, die damals wie Pilze emporschossen, sodann die großen politischen Zeitungen und auch wohl verbreitete Localblätter. Es handelte sich um die größtmöglichste Publicität; es handelte sich aber auch um Unterstützung, wenigstens um Schonung. Deshalb wurden auch solche Blätter bedacht, die keinen besonderen Leserkreis hatten, aber doch irgendwie zu fürchten waren. Alle Blätter, groß wie klein, leckten nach Gründungs- und Emissionsanzeigen; die kleineren bewarben sich darum, oder druckten sie unangefordert ab und schickten Belag nebst Rechnung ein, die in der Regel auch bezahlt wurde, denn man verstreute ja das Geld. Erst als die Schwindelperiode zu Ende ging, ward man sparsamer, und da findet sich denn unter den Inseraten der für die meisten Leser gewiß räthselhafte Vermerk: „Nachdruck wird nicht honorirt." Blätter, die mit den Anzeigen nicht „bestheiligt" wurden, erhoben wohl ein Geschrei, griffen die Gründung versteckt oder offen an. Das war ein Wink für die Gründer. Sie holten das Versäumte nach, und nun brachte dasselbe Börsenblatt eine sehr günstige Besprechung, empfahl das Unternehmen als durchaus solide und höchst rentabel.

Das bloße Inserat genügte nicht; die Gründung mußte auch im redactionellen Theil erwähnt, der „Prospect" hier theilweise übernommen oder umschrieben werden. Kleinere Blätter besorgten das schon um des Inserats willen, die größern aber nur gegen besonderes Honorar, und dieses betrug in der Regel weit mehr als die Insertionsgebühr. Ohne Rücksicht auf das Inserat wurde in den tonangebenden Börsenblättern manche Gründung erbarmungslos angegriffen und erst hinterher, nachdem sie sich ihrer Schuldigkeit bewußt geworden, zu Gnaden angenommen. So hatte, um ein Beispiel für hundert anzuführen, ein sehr bekanntes Börsenblatt zunächst „Berliner Weißbier, vormals Gericke", nach Gebühr verabreitet, aber ein paar Tage später legte sie dieser Tochter des Herrn Jean Fränkel, diesem Monstrum, die Hände segnend auf das Haupt und sprach mit dem Grafen von Savern:

Dies Kind, kein Engel ist's zu rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!

Weit geschickter verfuhr in solchen Fällen die „Neue Börsen-Zeitung", ja nicht ohne Humor und Schalkhaftigkeit. So schrieb sie: „Wir finden in verschiedenen Blättern eine Aufzählung der Leistungen der Maschinenfabrik „Berliner Vulcan". Wir können es uns um so mehr versagen, auf die Einzelheiten näher einzugehen, als denselben durch die übereinstimmende Reproduction in den übrigen Blättern eine mehr als hinreichende Publicität gegeben ist. Unsere Aufgabe dürfen wir als erfüllt betrachten, wenn wir darauf hinweisen, daß die Leistungen der Fabrik für

* Wieder eine kleine Berechnung. Nahm der „Prospect" nur eine Folioseite ein und wurde er nur in zwanzig Zeitungen, in jeder drei Mal abgedruckt, so kostete das einen 7500 Thaler. Ergänze er sich aber über zwei Seiten, so betrugen die Insertionskosten das Doppelte.

Digitized by Google

uns die gute Verzinsung des nur 450,000 Thaler betragenden Actiencapitals außer Zweifel stellen." — Nur 450,000 Thaler!! Fürwahr eine Kleinigkeit! Und auch mit der „guten Verzinsung" hatte die „Neue Börsenzeitung" Recht. Im „ersten Geschäftsjahr" vertheilte der von Herrn Leopold Hadra aus der Michalkowsky'schen Fabrik componirte „Vulcan" wirklich sieben Procent Dividende, seitdem aber keinen Heller mehr. Deshalb notirt ihn die Börse auch heute mit 16; wir fürchten sogar, daß er sich auf dieser Höhe nicht lange erhalten, sondern noch tiefer, viel tiefer sinken wird.

Blätter und Blüthen.

Salicylsäure. Die diesjährige Nr. 7 der „Gartenlaube" hat einen sachgemäßen kurzen Aufsatz über Salicylsäure gebracht, welcher einiger kleiner Berichtigungen bedarf. — Die nach dem dort mitgetheilten und in allen Staaten Europas und für Amerika patentirten Verfahren gewonnene Salicylsäure wird nicht so in den Handel gebracht, sondern zuvor einem sorgfältigen Reinigungsprocesse unterworfen, um sie von anfänglich noch beigemengten harzigen und färbenden Verunreinigungen zu befreien. Man würde zuversichtlich der rohen unansehnlichen Salicylsäure nicht die freundliche Aufnahme bereitet haben, der sich jetzt die schneeweiße reine Verbindung rühmen darf.

Irrthümlich in jenem Aufsatze ist die Angabe, daß die durch ihre antiseptischen Wirkungen ausgezeichnete Salicylsäure, in kleiner Menge dem Biere beigemischt, das Sauerwerden desselben verhindere, auch wenn dasselbe in offenen Gefäßen der Luft ausgesetzt ist. Nicht das Sauerwerden des Bieres vermag die Salicylsäure unter jenen Umständen zu hindern, wohl aber und vollständig jegliche Pilz- und Schimmelbildung, d. h. das Kahmigwerden des Bieres. — Die Fähigkeit der Salicylsäure, Kuhmilch eine Zeitlang vor dem Sauerwerden und Gerinnen zu bewahren, steht außer Zweifel; aber da hierbei die Temperatur und die Menge der beizumischenden Salicylsäure, auch die Art und Weise des Eintragens von Belang sind, so bedarf es, um jene Eigenschaft praktisch zu verwerthen, erst noch einer Anzahl von Versuchen, welche am besten von intelligenten Landwirthen in größerem Maßstabe angestellt werden.

Dasselbe gilt vom Conserviren des Fleisches. Wenn schon die Versuche im Kleinen überaus günstige Resultate gegeben haben, so ist auch hier das zweckmäßigste Verfahren, große Mengen Fleisch wochenlang vor Fäulniß zu schützen und wohlschmeckend zu erhalten, durch besondere Versuche noch zu ermitteln.

Die unlängst im „Journal für praktische Chemie" veröffentlichte Arbeit des Professors Neubauer in Wiesbaden über die gährunghemmende Wirkung der Salicylsäure, welche in Bezug auf die Weingährung die schon früher von Professor Kolbe und Dr. von Meyer gemeinschaftlich gemachte Beobachtung bestätigt, daß kleine Mengen Salicylsäure die gährungerregende Wirkung der Hefe auf Zucker zu hemmen oder ganz zu vernichten vermögen, verspricht besonders für die Weintechnik von großer Wichtigkeit zu werden. Professor Neubauer spricht sich darüber am Schlusse seiner Abhandlung mit folgenden Worten aus: „Die Nachgährungen sind und bleiben eine Calamität für den Weinproducenten wie für den Weinhändler; sollte es gelingen, sie durch Salicylsäure zu beseitigen, und ich zweifle keinen Augenblick daran, so hätte die Weintechnik einen ungeheuren Fortschritt gemacht. Ebenso steht zu erwarten, ja ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sämmtliche Weinkrankheiten, die durch Pilze eingeleitet werden, sich durch Salicylsäurezusatz werden verhindern lassen." —

In überraschender Weise scheint die von Professor Kolbe ausgesprochene Vermuthung sich bestätigen zu wollen, daß die mit so hervorragenden antiseptischen Eigenschaften begabte Salicylsäure nach innerlichem Gebrauche als Arzneimittel bei Diphtheritis, Masern, Scharlach, Pocken, Cholera und andern Blutkrankheiten von günstigem Erfolge sein möge. Von mehreren anerkannt tüchtigen Aerzten sind in dieser Beziehung, zumal bei Diphtheritis, bereits glänzende Resultate erzielt worden.

Endlich sei noch die Bemerkung gestattet, daß mit den in Nr. 7 dieses Blattes erwähnten Zahnmitteln wohl die in ganz vortrefflicher Weise bereiteten Zahnpulver und Mundwässer der Engelapotheke in Leipzig (R. H. Paulcke) gemeint sein dürften, sowie daß die Salicylsäure selbst dem größeren Publicum nur nach und nach durch die Droguenhandlung zugänglich gemacht werden kann, da mein Etablissement erst seit Kurzem in größeren Betrieb gekommen ist und deshalb die massenhaften Aufträge eben noch kaum zu bewältigen sind.

Dresden. Dr. F. von Heyden.

Klagen einer Mutter. Erstaunlich ist es, welche Gegensätze gerade jetzt das Herz und die Vernunft eines heranwachsenden Weltbürgers zu verwirren drohen.

Vor kurzer Zeit kam z. B. mein Töchterchen aus der Schule zurück, wo eben ein junger Professor der Naturwissenschaften einen Feuerbrand in die jungen Seelen geworfen hatte. „Mama, denke nur, der Herr Professor hat heute gesagt, der liebe Gott bekümmere sich blutwenig um das, was wir Menschen hier unten machen — ist denn das wahr?" Diese gefährliche Doctrin zu bekämpfen war nun meine Sache.

Kaum eine Woche nachher kam die Kleine wieder ganz erregt, ganz Feuer und Flamme für das Wundertractätlein, demzufolge das Mädchen in Bois d'Haine schon seit 1872, außer der täglich genossenen Hostie, ganz ohne Nahrung geblieben sein und jeden Freitag aus den deutlichen Wundmalen Christi an Händen und Füßen Blut ausgeschwitzt haben soll. Der Religionslehrer — sonst ein sehr liebenswürdiger und toleranter Mann — hatte doch nicht umhin gekonnt, dieses jüngste kirchliche Märchen mit den entsprechenden Deutungen als die neueste göttliche Offenbarung zu verkünden.

Nun frage ich Einen, ob man nicht wahrhaft Salomonischer Weisheit bedürfte, um ein Kinderherz durch solch widerstreitende Angriffe, wie die beiden angeführten Fälle sind, schadlos hindurchzuführen.

Die Erzählung des albernen Märchens halte ich jedenfalls immerhin noch für unschädlicher, als die unzeitige Offenherzigkeit des Naturforschers. Letzterer beraubt das Kindesherz, ohne ihm Ersatz bieten zu können, während der eifrige Diener der Kirche so übermenschlich viel giebt, daß jede gesunde Natur sofort das Uebermaß zurückstößt. Wie sehr wäre zu wünschen, daß Lehrern der Jugend das Maßhalten als erste Pflicht vorschwebte. Man glaubt nicht, wie instinctiv ein Kind jedes Ueberschreiten der Grenzlinie würdevoller Mäßigung empfindet und wie sehr gerade in den Augen der Kinder ein Erwachsener verliert, der — ob Lehrer oder nicht — Ansichten preisgiebt, mit denen er vielleicht selbst noch nicht ganz im Reinen ist.

Amerikanischer Humbug. Ein Thee- und Kaffeehändler in Boston, der zu den Feiertagen ein gutes Geschäft machen wollte, stellte vorn in seinem Laden einen kolossalen Theekessel zur Schau aus und lud Jedermann ein, dessen ungefähren Inhalt zu schätzen, wobei er für diejenigen, welche am besten riethen, zwei Preise aussetzte: eine Kiste Thee und fünfundzwanzig Pfund Kaffee. Zwölfhundert Competenten ließen ihre Schätzungen von zehn bis dreitausend Gallons registriren. Am Neujahrstage wurde in Gegenwart von fünf- bis sechstausend Menschen der Theekessel öffentlich gemessen und die zwei Preise vertheilt. Der Kessel maß genau zweihundertsiebenundzwanzig Gallonen, zwei Quart, ein Pint und drei Gills. Die nächste Schätzung reichte bis drei Gills, und acht Personen hatten dieselbe gemacht, weshalb ihnen die Theekiste zur Vertheilung unter sich gegeben wurde. Den zweiten Preis, die fünfundzwanzig Pfund Kaffee, hatten sieben Personen unter sich zu theilen, welche bis auf fünf Gills richtig gerathen hatten. Selbstverständlich machte der Mann, der diesen echten Yankee-Einfall hatte, ein enormes Geschäft.

Von Karl Schurz, unserem Landsmanne in Amerika, ist eine „Geschichte der Vereinigten Staaten" zu erwarten, welchem Werke er seine jetzige volle Muße widmen will. Ein hervorragender Amerikaner hat in Bezug hierauf schon vor einigen Jahren die Aeußerung gemacht, „daß der einzige Mann, der die politische Geschichte Amerikas gründlich kennt, ein Deutscher ist", dem auch alle Fähigkeiten zur Verfassung eines solchen Werkes im höchsten Grade gegeben seien.

Bitte. Eine seit drei Jahren durch Gelenkgicht gelähmte Dame wendet sich mit der inständigen Bitte an solche Leidensgefährten, welche die Höhle Monsummano in Toscana besucht haben, ihr möglichst genaue Auskunft über dieselbe, über den wirklichen Erfolg der Cur und die Art und Dauer des Leidens, gegen welches sie gebraucht worden, zu geben. — Gütige Mittheilungen wolle man an die Redaction der Gartenlaube richten.

Kleiner Briefkasten.

Anonymus A. Z. Geruch aus dem Munde entsteht durch Zersetzungsprocesse; eine radicale Beseitigung des Uebels ist nur durch Entfernung der Ursache möglich. Worin bei Ihnen die Ursache liegt, wird Ihnen wahrscheinlich jeder rationelle Arzt sagen können.

Langjähriger Abonnent in Breslau. Ein Arzt, welcher ein werthvolles neues Heilverfahren entdecken und dasselbe als Privatgeheimniß für sich ausnutzen würde, wäre in den Augen seiner Collegen und aller rechtlichen Menschen als Verräther an der Ehre seines Berufs geächtet. Er würde sich übrigens durch ein solches Verheimlichen auch vom rein „geschäftlichen" Standpunkte mehr schaden als nützen. Sie können vollkommen sicher sein, daß die Geheimmittel-Doctoren ohne Ausnahme Schwindler sind.

M. in P. Der fragliche Briefwechsel ist bei Hoffmann u. Campe in Hamburg erschienen, und kostet der erste Band, worin das Gewünschte abgedruckt ist, drei Thaler.

Alter Leser in Lg. Von Zeit zu Zeit werden gewisse Substanzen unter chinesischen Namen als Heilmittel angepriesen; dahin gehört auch das Pen-tsao. Der einzige wirklich werthvolle Arzneistoff, welchen uns Ostasien liefert, der Rhabarber, ist bereits regelmäßig nach Europa gebracht worden, bevor es einen directen Verkehr mit China gab. Würden die Chinesen noch irgend welche andere besonders ausgezeichnete Arzneimittel besitzen, so würden wir dieselben längst auf dem gewöhnlichen Handelswege erhalten haben. Die übertriebenen Anpreisungen von angeblich chinesischen „Heilmitteln" sind daher einfach als Geschäftsreclamen zu betrachten, da keine der chinesischen Arzneipflanzen — Rhabarber ausgenommen — wesentliche Vorzüge vor den einheimischen besitzt.

Abonnent in Gießen. Die Erzählung von E. Werber: „Eine Leidenschaft" ist ebenfalls in der Gartenlaube und zwar im Jahrgange 1872 erschienen.

B. in C. Trunksucht läßt sich nicht heimlich und nicht ohne die willenskräftige Mitwirkung des Patienten heilen. Am meisten Aussicht auf Erfolg bietet ein längerer Aufenthalt in einer Anstalt für Nervenkranke; lenksamere Naturen, die an jenem Uebel leiden, werden auch in einer Kaltwasserheilanstalt genesen können. Sie werden sich vielleicht schwer zu einer solchen Cur entschließen, allein Sie dürfen nicht vergessen, daß durch das Probiren von allerlei Mittelchen kostbare Zeit verloren geht, während welcher das zu bekämpfende Leiden festwurzelt.

Austriacus, H. E. und V. Walther. Nicht geeignet. Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Die Kaiserin von Spinetta.

Eine italienische Dorfgeschichte. Von **Paul Heyse.**

(Schluß.)

So waren einige Monate ins Land gegangen. Der Sommer neigte sich zu seinem Ende; die einsame Braut dachte wohl mit stillem Seufzen daran, was im rauhen Winter und dem gejagten Wild in den Bergen werden würde, und ihre Zuversicht auf Maino's Stern fing an wankend zu werden. Da saß eines Abends, als der Mond eben über dem Dache des Kirchleins herauflänzte, der Pfarrer von Spinetta in der Küche, wo er seine Mahlzeiten an einem Tischchen nahe beim Herde einzunehmen pflegte; die alte Magd hatte ihm das Schüsselchen mit Polenta aufgetragen, dazu den Teller mit Brod und Oliven und wollte nur noch in den Keller, um unten die Flasche mit rothem Landwein zu füllen, als die Thüre sacht aufgemacht wurde und mit einem „Guten Abend, Herr Pfarrer!“ ein Mann in wunderlichem Aufzuge über die Schwelle trat. Er glich in der That den phantastisch aufgeputzten Räuberfiguren, wie sie in Italien sonst nicht zu finden sind, außer auf Opernbühnen, wenn „Fra Diavolo“ in Scene geht. Ueber der Schulter hing eine treffliche englische Doppelbüchse; in dem großen rothseidenen Shawl, der die Hüften umgürtete, steckten zwei silberbeschlagene Pistolen. Gesicht und Hände zeigten sich wohlgewaschen, und das krause Lockenhaar war glänzend von wohlriechendem Oel. Der Pfarrer, der sofort den berühmten Helden von Spinetta erkannt hatte, erschrak trotz alledem und starrte die Erscheinung stumm mit großen Augen an, während die alte Magd sich schreiend hinter den Herd flüchtete. Maino aber trat mit einem zutraulichen Kopfnicken näher, nahm den breiten Hut mit der wallenden Feder ab, daß die lange goldene Kette daran klirrend die Steinfliesen streifte, und bat den hochwürdigen Herrn, ganz unbesorgt zu sein, er habe nichts Böses gegen ihn im Sinne, wolle ihn auch nicht länger incommodiren, als bis er den Zweck seines Besuchs erreicht habe, der kein anderer sei, als daß die Trauung, die neulich so unliebsam gestört worden, nunmehr in aller Form zu Ende gebracht werde.

Hiermit winkte er nach der Thür zurück, und Pia trat schüchtern herein, im Brautstaate, wie damals, nur daß man ihr ansah, wie wenige Minuten sie auf ihren Putz hatte verwenden dürfen. Hinter ihr sah man im Hausflur allerlei dunkle Gestalten mit blitzenden Gewehrläufen, und vor dem Hause schien die ganze Bevölkerung von Spinetta in athemloser Aufregung der Dinge zu harren, die da kommen sollten.

Der Pfarrer, der um Vieles beherzter war als sein berühmter College Don Abbondio, sah dennoch ein, daß hier von Widerspruch keine Rede sein konnte, und da alle üblichen Präliminarien schon vor dem ersten Hochzeitstage ins Reine gebracht waren, konnte auch sein geistliches Gewissen nichts gegen die Einsegnung dieser Ehe einwenden. Nur erlaubte er sich die Frage, ob Maino auch ganz sicher sei, daß die Hochzeit nicht abermals durch einen Protest der weltlichen Macht unterbrochen werden würde, worauf der Bräutigam, der seit seiner Hauptmannswürde um ein paar Zoll gewachsen zu sein schien, mit einem überlegenen Schmunzeln erklärte: Bis an den andern Tag würden sie ganz traulich unter sich bleiben. „Da er Sorge getragen, die neidischen Störenfriede in einen sichern Gewahrsam zu bringen. Die beiden gottverdammten Hallunken, Barbone und sein schufliger Kamerad, lägen mit neuen Stricken gebunden im Spritzenhäuschen, das zum Ueberfluß verschlossen sei und wohl bewacht werde. Diese Nacht gedenke er mit seiner jungen Frau in ihrem Hause zuzubringen, morgen aber seiner Heimath für lange, wo nicht für immer den Rücken zu kehren. „Ein Galantuomo, Herr Pfarrer,“ schloß er seine Rede und lachte dabei so sreudig, daß all' seine weißen Zähne im Herdfeuer blinkten, „ein Galantuomo findet sein Vaterland überall, wo es Galantuomini giebt, und in unserm benedeiten Piemont sind diese Früchte so selten, wie Feigen auf dem Kirchendach. Ich gedenke mit meiner Frau mich in Frankreich niederzulassen, oder auch in Spanien, da gilt Jeder nur was er ist. Das beste Gericht, Herr Pfarrer, ist nicht mehr schmackhaft, wenn es angebrannt ist, und meine Feinde hier im Lande haben einen Rauch und eine Stänkerei angestiftet, daß es einem in die Augen beißt. Uebrigens verlang' ich nichts umsonst, Hochwürden, und hier sind die Traugebühren.“

Er trat an das Tischchen und zählte ein Dutzend blanker Goldstücke neben das Lämpchen hin. Dabei konnte der Pfarrer sehen, daß sein Gang schwankend war und seine Hände ein wenig unsicher. Er hatte offenbar stark gezecht, und das geringste Hinderniß, das seinen Willen kreuzte, konnte den treuherzigen Uebermuth seiner Weinlaune in wildesten Jähzorn verwandeln.

Also besann sich der Pfarrer keinen Augenblick, diese fürstliche Vorauszahlung einzutreichen, und erklärte sich bereit, dem Paare in die Kirche voranzugehen.

Es war inzwischen aus Dämmerung Nacht geworden, aber die Straße zwischen dem Pfarrhause und der Kirche gleichwohl hell erleuchtet, von einer Menge Fackeln, die Maino's zahlreiches Gefolge mitgebracht hatte, und überdies von den Lämpchen und

Digitized by Google

Kerzen, mit denen „auf höheren Befehl“ alle Einwohner des Dorfes ihre kleinen Fenster illuminirt hatten. Die Leute von Spinetta mochten gleichfalls schon auf Kosten ihres berühmten Mitbürgers mehr als ein Glas geleert haben. Wenigstens waren sie Alle in hochgestimmter Stimmung und empfingen den Pfarrer und das Brautpaar beim Heraustreten aus dem Hause mit schallenden Hochrufen, in welche sich Freudenschüsse mischten, die jetzt ordentlich schadenfroh klangen, da die Feinde dieser harmlosen Festmusik sie von fern in ihrem finstern Kerker vernehmen mußten. An anderen Tonwerkzeugen fehlte es auch nicht. Zwei Guitarren und eine Clarinette waren im Dorfe vorhanden, die ihre Künste jedoch für das Hochzeitsbankett in der Schenke aufsparten.

Als nun der Pfarrer und die Brautleute vor den Altar traten, gab es noch eine kleine Zögerung. Der Bräutigam bestand darauf, daß außer den beiden schon angezündeten Kerzen sämmtliche Candelaber mit Wachslichtern besteckt und die Kirche wie bei den allerhöchsten Festen rundum erleuchtet werden sollte. Das Geld für diesen Aufwand legte er, ohne lange zu zählen, mit der vollen Faust auf das Taufbecken und befahl, inzwischen die Orgel zu spielen, und zwar seine Lieblingsstücke, die damals in Schwang gehenden kriegerischen Volkshymnen und eine Tenorarie aus einer beliebten Oper. Inzwischen war die armselige Kirche in einen märchenhaften Glanz getaucht worden, und wie nun Alles bereit war und der schlanke, stattliche Bursch im vollen Waffenschmuck seine schöne Braut vor den Altar führte, ging ein „Ah!“ der Bewunderung durch die Kopf an Kopf gedrängte Menge, und Jeder von den Burschen hätte trotz Bann und Acht gern mit dem Bräutigam getauscht, so wie jedes Mädchen mit der glücklichen Braut.

Der Pfarrer aber, dem es allein von Allen bei der Sache nicht geheuer war, sputete sich, mit seinem Spruch und Segen zu Ende zu kommen, und wollte, da nun das Paar seinen Willen erreicht und sich untrennbar verbunden hatte, mit einem eilfertigen Lebewohl sich in die Sacristei zurückziehen. Maino indessen trat ihm höflich in den Weg und sagte, immer mit einem seltsamen Ton der Stimme, wie ein Mensch, aus dem der Wein redet:

„Hochwürdigster Herr Pfarrer, getraut wären wir nun, dem Herrn Barbone und dem hochlöblichen Governo in den Bart; aber nun müßt Ihr noch ein Uebriges thun.“

„Ich verstehe dich nicht, mein Sohn,“ versetzte der Pfarrer, der seine Bestürzung über die neue Zumuthung nur mühsam verhehlte.

„Ich habe nämlich einen heiligen Eid geschworen, bei den sieben Wunden unseres Erlösers, daß ich diese Kirche nicht verlassen will, bis ich und meine geliebte Gattin, Signora Pia Maino, zum Kaiser und zur Kaiserin von Spinetta gekrönt worden sind. Ihr müßt nämlich wissen, Hochwürden, dieses mein Weib ist die Krone und Perle unter allen Weibern, als solche schon in ihrer Kindheit anerkannt durch den größten Mann des Jahrhunderts und aller Zeiten, der sie auf die Stirn geküßt hat, weil er sie für ebenbürtig und ihr Stirn für würdig erklären wollte, auch dermaleinst eine Krone zu tragen. Und darum bitte und ersuche ich Euch, Herr Pfarrer, da Ihr noch zugegen seid, die Krönung und Salbung an uns zu vollziehen. Es geht in Einem hin, und was die Gebühren betrifft —“

Er griff wieder in seine Tasche, um die Börse hervorzuholen.

„Tu scherzest, mein Sohn,“ sagte der Geistliche, indem er zu lächeln versuchte. „Wer bin ich, daß ich weltliche Ehren zu verleihen hätte, auch wenn du und deine junge Frau ihrer noch so würdig wäret? Und überdies, womit sollte ich euch krönen und salben? In unserem armen Gotteshause —“

„Das sind Possen und Winkelzüge — mit gütiger Erlaubniß, Hochwürden. Ihr habt keine Lust zu dieser heiligen Handlung und haltet uns der Krönung nicht würdig. Ich aber weiß, was ich sage, und will nicht mehr werth sein als ein Haar im Bart des Barbone, wenn ich ungekrönt aus dieser Kirche weggehe. Macht also keine Umstände! Salböl findet sich genug dort in der ewigen Lampe vor dem Bild der Madonna. Und was die Kronen betrifft —“

Er ließ seinen Blick an den Wänden neben dem Altar herumschweifen, dann schritt er ganz gelassen auf ein Paar lebensgroße Heiligenfiguren zu, die auf kleinen Säulen standen und uralte, verstäubte Kronen von Goldblech trugen. Zwei von diesen nahm er ab, blies den Staub aus dem durchbrochenen Zierath und polirte die Vergoldung mit dem Aermel seiner sammtenen Jacke blank; dann trug er die beiden Kronen sorglam nach dem Altar zurück und legte sie auf die Decke vor dem Tabernakel nieder.

„Da!“ sagte er. „Die mögen's für diesmal thun. Und nun aus Werk!“

„Maino!“ rief seine junge Frau mit dem Ausdrucke des höchsten Grauens und Entsetzens. „Was hast du gethan? Die Heiligen im Himmel —“

Sie vollendete nicht. Ein Blick ihres Gatten hatte sie verstummen gemacht.

Aber der Pfarrer ließ sich von diesen gebieterischen Augen nicht einschüchtern. „Ich verwahre mich feierlich gegen solchen Frevel,“ rief er mit so lauter Stimme, daß selbst Maino's wilde Gesichter zusammenfuhren. „Weißt du, Verblendeter, daß du den Zorn Gottes herausforderst, wenn du dich am Kirchenschmucke, an den Kronen der Heiligen, vergreifst, um deiner weltlichen Hoffahrt damit zu dienen? Hebe dich von hinnen und bete zur allerseligsten Jungfrau, daß sie dir diese tempelschänderische That vergebe und Fürbitte einlege bei dem Herrn des Himmels! Ich aber wasche meine Hände in Unschuld; ich habe keinen Theil an dieser Entweihung des Heiligsten.“

Mit diesen Worten wandte er sich hastig ab und war sammt dem Knaben, der ihm bei der Trauung ministrirt hatte, ehe ihn Jemand aufzuhalten dachte, in der Sacristei verschwunden.

Einen Augenblick schien es, als ob dieser muthige Protest auch auf Maino's verwilderte Seele Eindruck gemacht hätte. Dann aber loderte der alte phantastische Uebermuth wieder in ihm auf, und er rief mit lachendem Munde: „Gehe hin, kleinmüthiger Knecht des Herkommens, armseliger Bauernpfaff, der du nicht weißt, wie man mit hohen Herren umzugehen hat. Was ich geschworen, will ich trotz deiner und ohne dich halten. Hat nicht der große Kaiser die eiserne Krone in Mailand sich selbst aufs Haupt gesetzt, da er wohl wußte, daß die Hände eines messerfingenden Hasenfußes zittern würden, wenn er dies Geschäft ihnen anvertraute? Nun denn, meine Freunde, so will auch ich thun und mich und mein geliebtes Weib mit eigenen Händen krönen und dazu sprechen, wie Jener in Mailand sprach: ‚Gott hat mir diese Krone gegeben; wehe Dem, der daran rührt!‘“

Indem er dies sagte, ergriff er mit beiden Händen zugleich die beiden Kronen und setzte sie sich selbst und seiner Neuvermählten auf, ohne die abwehrende Geberde der Pia zu beachten, die wieder auf ihre Kniee gesunken war und, wie von einer Schlange gebissen, zusammenschauderte, als das leichte metallene Geschmeide ihre Stirn berührte. Auch hoßte das Krönchen nicht in ihrem Haare, sondern fiel auf die Stufen des Altars herab; ein Knabe vom Dorf hob es auf. Maino dagegen trug sein kaiserliches Diadem, wie wenn es auf seinem Haupte festgeschmiedet wäre, und als auf einen herrischen Wink seine Gesährten in jubelnden Zuruf ausbrachen und Kaiser und Kaiserin von Spinetta glückwünschend umdrängten, hob er die knieende junge Frau von dem Teppich auf, sprach ihr ernst, aber zärtlich zu, daß sie sich zusammennehmen und ihrer Würde eingedenk sein sollte, und führte sie dann durch die Reihen des Volkes hinaus, der Schenke zu, wohin alle Zeugen dieser seltsamen heiligen Handlung in dichtem Schwarme nachfolgten.

Wieder erschallten Freudenschüsse, und jetzt mischten sich auch die bescheidenen Klänge der Clarinette und der Guitarren mit ein, aber die Hochzeitsgäste waren sonderbar still geworden, und erst der Wein, der auf Kosten des Bräutigams in Strömen floß, vermochte die erstarrten Zungen zu lösen. Dazwischen aber blickten die Leute immer wieder mit heimlichem Grauen auf die blaute Krone, die der Festgeber auf seinen krausen Locken trug, und raunten sich scheu und halblaut zu, wie bleich und stumm die junge Frau neben dem Maino sitze, völlig abwesenden Geistes, und habe noch nicht die Lippen mit dem rothen Weine genetzt, auch kein einziges Mal gelacht über die anzüglichen Späße, die der lahme Beppe, der officielle Bussone des Dorfes, bei dieser wie bei jeder Hochzeit zum Besten gab. „Alles wäre

Digitized by Google

recht und gut," jüsterte der Bader seinem Gewatter, dem Schmied, ins Ohr, „Alles wäre, wie sich's gehörte, denn die Leute im Buschwalde wollen auch Weicher nehmen, und mit der Copulation ist's ja hier obenein in regola abgelaufen; aber das mit der Krönung, Gevatter, denkt an mich, das bekommt ihm noch schlimm. Sacrileginm bleibt Sacrileginm, und mit dem Governo mag man's verderben, aber geistlich Regiment läßt nicht mit sich spaßen. Seht nur die Pia! Ist's nicht, als wäre ihr was unter der Stirn zu Stein geworden, als die geweihte Krone sie berührt hat? Indessen, was kümmert das uns? Wir trin'en Maino's Wein, weil wir müssen, denn andernfalls würde er es als eine Beleidigung ansehen und schwer an uns rächen, das können wir vor Gericht beschwören, wenn sie uns fassen wollen. Im Uebrigen mag er sehen, wie er davonkommt!"

Der, dem diese Worte galten, schien um Nichts weniger besorgt, als wie er sich für Alles, was er gethan, verantworten möchte. Er saß mit strahlendem Gesicht mitten unter seinen zechenden Gästen, trank seinerseits nur selten seinen Becher aus, war aber der Fröhlichste und Redseligste von Allen. Er belachte jeden der dürftigen Späße, mit denen der Buffone seiner kaiserlichen Hoheit und ehelichen Würde huldigte, und erzählte dazwischen allerlei drollige Geschichten von dem freien und verwegenen Leben, das er im Waldgebirge geführt hatte. Zuweilen auch sang er mit seiner hellen Stimme ein zärtliches Liedchen und drückte dabei die stumme Braut, die neben ihm saß, fester an sich, ohne sich über ihr seltsam versonnenes und starres Wesen zu verwundern. Nur als das junge lebige Volk zu tanzen anfing und auch das Hochzeitspaar sich erhob, fiel ihm die Todtenblässe ihres Gesichts auf. Er zog sie sanft und dringend mit sich fort in den stillen Garten der Schenke und befragte sie, was sie habe, ob ihr nicht wohl sei. Statt aller Antwort fiel sie ihm um den Hals, preßte ihn mit ängstlicher Heftigkeit so fest in ihre Arme, daß ihm fast der Athem verging, und er fühlte, daß sie über den ganzen Leib zitterte wie von Fieberfrost geschüttelt.

Auf all seine Bitten und Fragen aber blieb sie hartnäckig die Antwort schuldig, so daß er es endlich aufgab, aus seinem wunderlichen jungen Weibe klug zu werden, zumal er überlegte, daß die Aufregungen dieses Tages auch eine starke Natur wohl aus dem Gleichgewicht bringen konnten. Also beschloß er, sie sofort dem Festesgetümmel zu entziehen, da sie ohnehin nicht lange in den Tag hineinschlafen durften, sondern mit dem ersten Morgengrauen aufsitzen und ihrem Versteck im Gebirge zusprengen sollten.

Ohne sich erst von den Hochzeitsgästen zu verabschieden, führte er seine Liebste, die wie traumwandelnd neben ihm hinschritt, nach ihrem eigenen Häuschen. Die kleine Morgheritina war schon für diese Nacht bei einer guten Frau untergebracht, die sich auch fernerhin ihrer annehmen wollte. Denn das Kind sollte nicht wie die Schwester seine Heimath für immer verlassen. Nur das Hündchen Bruscо war den heimlich Entweichenden gefolgt, klingelte mit seiner silbernen Schelle lustig voran und schlüpfte auch in die Brautkammer mit hinein, wo es sich in seinem gewohnten Winkel auf die Strohmatte niederkauerte und sofort einschlief.

Um Mitternacht war auch Maino eingeschlafen, und der Mond, der oben durch das Loch im Fensterladen hereinsah, mochte weit und breit kein friedlicheres und seligeres Menschengesicht beschienen, als das des jungen Geächteten, der den Schlaf des Gerechten zu schlafen schien. Seine Krone hatte er auf den Schemel am Bette geteilt, auf seine Kleider und Waffen, wo sie neben der kahlen Wand und dem schlechten höfischen Geräth wunderlich gleißte. Die Krone der Pia war in der Schenke zurückgeblieben.

Nicht viele Stunden mochte er geschlafen haben, doch hatte der Hahn noch nicht gekräht, und eben erst zuckte fern am östlichen Rande des Himmels ein fahler Morgenschimmer auf, da hörte Maino mitten im glückseligsten Liebestraume das Hündchen winseln, und mit der Behendigkeit, die er in seinem Banditenleben gelernt, strich er den Druck des Schlummers von den Wimpern und richtete sich im Bette auf.

Der Platz an seiner Seite war leer, der Laden aber halb aufgemacht, so daß er in dem grauen Zwielicht Alles, was in der Kammer war, erkennen konnte. Da sah er sein junges Weib auf dem Strohsessel am Fenster sitzen, einen Handspiegel auf den Knieen haltend, mit der anderen Hand bemüht, die Krone auf ihrem Haupte zu befestigen, was ihr nur mit Mühe gelang. Sie war so leicht bekleidet, wie sie aus dem Bette gestiegen war, aber ihr aufgelöstes dichtes Haar fiel ihr wie ein Mantel über die nackten Schultern. Dabei lächelte sie beständig ihr Abbild im Spiegel an und summte mit gedämpfter Stimme eine der Strophen, die Maino am Abend vorher gesungen hatte, worüber das Hündchen aufgewacht war, das nun mit scheuem Winseln um seine Herrin herumtirich.

„Pia!" rief der tödtlich Erschrockene, „du bist schon aufgestanden? Was thust du da am Fenster? Es ist noch nicht Morgen. Sie werden uns wecken, wenn es Zeit ist; ich hab' es ihnen aufs Strengste eingeschärft. Komm! Lege die Krone weg! Schlafe noch eine Stunde — der Weg ist weit und du bist das Reiten nicht gewöhnt —"

„Sitto!" machte sie, indem sie den Finger warnend aufhob, doch ohne sich nach ihm umzuwenden. „Hörst du nicht? Sie kommen schon. Ich habe mich schmücken müssen zu der Huldigung — eine Kaiserin darf sich nicht ohne ihre Krone dem Volke zeigen — sie will aber nicht feststehen — so — so — so — nun geht es — nun noch den Purpurmantel —"

Im Nu war Maino aus dem Bette gesprungen und in die Kleider gefahren. „Pia," flehte er, während er die Jacke umwarf, „ich beschwöre dich bei allen Heiligen —"

„Still!" unterbrach sie ihn. „Rufe die Heiligen nicht an! Mit denen haben wir's verschüttet. Sie sind uns böse, weil sie ihre Kronen an uns haben abtreten müssen. Aber," und hier lächelte sie mit einem wunderlich verschmitzten Ausdruck, „ein hungriger Esel frißt seine eigene Streu — Noth kennt kein Gebot — warum hat der Gobschmied unsere Kronen nicht zur rechten Zeit fertig gebracht? Die guten Heiligen können wohl einmal barhaupt gehen — hahaha!"

Er stürzte zu ihr hin und faßte ihre beiden Hände, die eiskalt waren, und berührte ihre Stirn, die ebenfalls wie Marmor sich anfühlte. „Misericordia!" rief er. „Du träumst, Pia! Wach' auf! Siehe, hier bin ich, dein Maino, dein Gatte, dem du das Herz im Leibe schmelzest mit solchen unsinnigen Reden. Lege dich nieder, meine süße Frau, und schlaf diese Possen aus! Ich Unseliger, daß ich es dahin habe kommen lassen!"

„Nein, nein, nein!" sprach sie vor sich hin. „Mache mich nicht irre! Mein Gemahl der Kaiser war die Nacht bei mir, dann aber ist er weggegangen, in den Krieg, denn wir haben so viele Feinde. Es ist erschrecklich, wie Größe gehaßt und Hoheit beneidet wird. Aber mein kaiserlicher Herr wird sie Alle niederwerfen, daß ich den Fuß auf ihren Nacken setze. Dann werden wir regieren in Freude und Herrlichkeit, und Bruscо wird Statthalter von Spinetta, wenn wir selbst unsere Provinzen bereisen. So — so! Sitzt die Krone nun recht kaiserlich? Es ist noch ein bischen Spinnenweb daran; das thut Nichts — das ist um so heiliger — Kaiserin Pia — so sollen sie mich nennen — und meinen Gemahl — wart', wie heißt er nur gleich? Er hat einen süßen Namen, und er hat mich tausend Mal geküßt — aber das sind Kinderein, daran dürfen wir erst wieder denken, wenn all unsere Feinde — horch! Da kommen sie!"

Sie war vom Sessel aufgesprungen; das Spiegelchen glitt ihr vom Schooß und zersprang klirrend auf dem Steinboden der Kammer — sie achtete es nicht; sie lehnte am Fenster und starrte mit großen Augen in das Zwielicht hinaus. Maino stand, von Jammer überwältigt, vor ihr; er hatte keinen Gedanken, als an die Zerrüttung dieses geliebten Wesens, die er sich selbst zuschreiben mußte. Mit leisen flehenden Worten suchte er sie vom Fenster wegzuschmeicheln. Aber sie schien seine Stimme nicht zu hören, nur mit der Hand wehrte sie ihn von sich ab und drückte sich fest an den Rahmen des kleinen Fensters. „Jetzt!" rief sie auf einmal. „Hörst du auch jetzt noch nichts? Da sind sie. Nun, sie mögen kommen. Ich bin bereit."

In der That hörte auch er jetzt ein seltsam dumpfes Geräusch, das durch die graue Morgenluft herandrang. Es war nicht Hufschlag der Pferde, auf denen seine Gefährten vor das Brauthaus sprengen sollten, um ihren Anführer zu wecken und ihn und sein junges Weib zur Flucht zu mahnen. Ein Menschenhaufe näherte sich, behutsam auftretend, zu Fuß; die Vorgänge kam es heran — es konnte kaum noch fünfzig Schritte entfernt

Digitized by Google

sein. Rasch entschlossen, stürzte Maino in das größere Gemach nebenan, das Küche und Wohnraum zugleich war und ein Fenster nach der Straße hatte. Durch den Spalt des Ladens konnte er ins Dorf hinausspähen. Da sah er einen Trupp Soldaten vorsichtig herannahen. Unsern des Hauses machten sie Halt. Er erkannte seinen alten Feind, den Barbone, der mit dem Sergeanten Rath zu halten schien. Eine furchtbare Klarheit durchzuckte sein Gehirn: die beiden Gefesselten hatten sich ihrer Bande zu entledigen gewußt, durch List oder Verrath die Riegel ihres Kerkers gesprengt und von Alessandria Hülfe herbeigeholt. Wo waren nun seine armen Gefährten? Sicherlich hatte es wenig Mühe gemacht, die vom Hochzeitswein Taumelnden zu überwältigen. Aber der Hauptstreich sollte nun erst geschehen: der Anführer und Häuptling der Geächteten sollte in der Brautkammer überfallen und wie Simson von den Philistern in Ketten und Banden davongeführt werden.

Mit einem wilden Fluch fuhr der doppelt Unglückseelige zurück. Er hatte im Nu begriffen, daß Alles verloren war, wenn nicht in den nächsten Minuten noch die Flucht gelang.

„Pia!“ rief er, in die Kammer zurückstürzend, „man will uns fangen und fortschleppen. Die Verfolger sind schon ganz nah, aber wir können uns noch retten; hier zu diesem Fenster hinaus, durch das Maisfeld, hinten an den Scheuern vorbei — mich holt so leicht Niemand ein, und wenn du dich nur sputen willst —“

„Es ist gut,“ hörte er sie erwidern; „ganz gut, daß wir hier fortkommen. In der That, ich bin neugierig, unsern Palast zu sehen. Aber zu Fuß gehe ich nicht — das ist nicht kaiserlich; sie sollen mir die Karrosse schicken mit sechs milchweißen Pferden — schön — schön — die Heiligen haben es nicht besser —“

„Wenn dir dein und mein Leben lieb ist, süßes, geliebtes Kind, so komm!“ drängte er sie in verzweifelter Hast, indem er versuchte, ihr ein Tuch um den entblößten Nacken zu werfen.

„Noch drei Secunden — so ist es zu spät — und wir — hörst du mich nicht? Kennst du mich nicht mehr?“

„Rühre mich nicht an, Verworfener!“ rief sie mit flammendem Blicke. „Ich kenne dich wohl — du bist mit unseren Feinden im Bunde; du willst unserer Majestät nicht huldigen, wie sich's gebührt — aber bei der Krone auf meinem Haupte schwör' ich es —“

„Nun, so sei Gott deiner armen Seele gnädig!“ rief er und drängte sie vom Fenster weg; „so stieb' ich allein und komme dich zu holen, wenn dein armer Kopf wieder in den Fugen ist. Gute Nacht, mein Weib!“

Er hatte seine Waffen vom Schemel aufgerafft, drückte das arme blasse Geschöpf noch einmal an sein Herz und schwang sich dann über das niedrige Fenstersims in den dunklen Hof hinaus. In demselben Augenblick pochten die Gewehrkolben der Soldaten an die vordere Thür; Stimmen wurden laut, die Maino riefen, das Hündchen bellte heftig dazwischen, und das Haus erdröhnte von den wuchtigen Stößen, mit denen man die Thür zu sprengen suchte. Plötzlich fiel von der anderen Seite ein Schuß; schreiende Stimmen, Stöhnen und der Ruf: „Mord! Mord!“ sangt den Mörder!“ wurden rings um das Haus her laut; darauf gab die Thür nach, und die bewaffnete Schaar drang in das todtenstille Gemach. Als sie hier Niemand fanden, betraten sie, eine Fackel vorantragend, die Kammer. Da sahen sie das bleiche junge Weib am Fußende des Bettes sitzend, die Krone noch immer auf dem Haupt, die nackten Arme über der Brust gekreuzt, mit einem stillen, seierlichen Lächeln ihnen zunickend, als danke sie ihnen, daß sie gekommen, ihr zu huldigen.

Grauen hemmte den Schritt der wild Hereingestürmten, und eine Weile wagte Niemand das Schweigen zu brechen. Erst als einige Soldaten den Barbone hereinschleppten, der den entfliehenden Maino hatte fassen wollen und mit einer tödtlichen Kugel von seinem alten Feinde abgewehrt worden war, kam Bewegung und Unruhe in die verschüchterte Schaar. Sie wollten den Verschleidenden auf das Bett heben, wo die Irre noch immer saß, die nicht von fern zu ahnen schien, was vorging. Aber der Mann des Todes, der mit einem halbentsonnenen Auge die weiße Gestalt auf dem Bette erkannte, machte eine heftige Geberde des Abscheues und sträubte sich davor, das Lager zu berühren. Man streckte ihn auf dem Steinboden zu den Füßen der Kronenträgerin aus, die huldvoll lächelnd auf ihn herabsah. Da gab er nach wenigen Minuten seinen Geist auf, ehe noch der Pfarrer herbeigeholt werden konnte. —

Von dem glücklich Entflohenen hat man nie wieder etwas gehört. Nur so viel ist durch eine alte Frau, die Nachts zur Bewachung der armen Irren in der Küche ihr Lager aufschlug, bekannt geworden, daß etwa eine Woche nach diesen Ereignissen in einer stürmischen Herbstnacht Maino mit einem Pferde, dessen Huse mit Lappen umwickelt gewesen, sich ins Dorf gewagt habe, um seine Geliebte wiederzusehen und sie mit sich zu nehmen auf seine Irrfahrt in die weite Welt hinaus. Die Pia habe ihn auch zuerst wieder erkannt und Freude über sein Kommen bezeigt. Als er sie aber in seine Arme habe schließen wollen, sei sie vor ihm zurückgebebt, wie wenn der Tod sie an sich ziehen wollte, und habe so kläglich zu jammern und zu weinen angefangen, daß er wohl erkennen mußte, es sei Alles umsonst. Da habe er sich mit bitterem Schmerze von ihr losgerissen und in einem ledernen Beutel einen großen Haufen Gold ihr zurückgelassen, um sein Weib für alle Zeit vor Elend zu schützen. Dann sei er davongesprengt aus Nimmerwiedersehen.

Diesen Beutel fand am andern Morgen die Hüterin der Pia auf dem Fensterstmse und übergab ihn dem Pfarrer, der das Geld der Kirche zuwendete, um für die Seele der armen Wahnwitzigen und ihres sündigen Gatten Messen zu lesen. Welch ein Ende der Flüchtling gefunden, ist bis auf diesen Tag nicht bekannt geworden. Das aber steht fest, daß noch in den vierziger Jahren vor dem letzten Hause von Spinetta täglich ein armes Weib in der Sonne zu sitzen pflegte, einen leeren Spinnrocken in der Hand, den sie wie ein Scepter gegen die Vorübergehenden neigte, immer sanft und freundlich und die eisgrauen Haare, da man die Krone dem Heiligen wiedergegeben hatte, wie ein Diadem über der Stirn zusammengeflochten; die Kinder, die zur Schule an ihr vorbeimußten, nickten ihr zu und sagten jedesmal: „Gott segne dich, Kaiserin von Spinetta!“ — worauf die Frau erwiderte: „In Ewigkeit, Amen!“

Eine Gesundheitshalle.

Ein plötzlicher Schneesturm hatte mich auf meinem allabendlichen Gang zum Bade in die Thorhalle der Pleißenburg getrieben, wo sich bald eine Anzahl schutzsuchender Flüchtlinge zusammenfand. Unter diesen begrüßte mich ein Freund, der erst kurze Zeit aus dem hairischen Oberfranken nach Leipzig übergesiedelt war; er fragte mich:

„Ja, wohin wollten Sie denn bei dem sanften Wetter?“

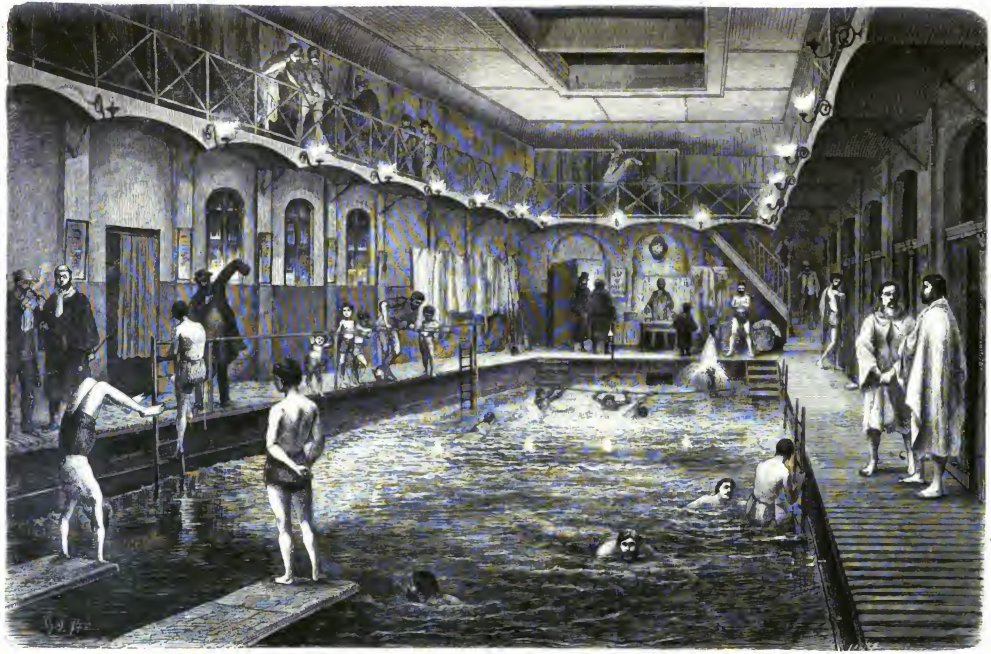
„In's Bad, um meine Lungen und Flossen durch Schwimmen zu stärken,“ antwortete ich.

Mein strammer Franke schrak vor dem kühnen Gedanken förmlich zusammen und rief: „Bei der Kälte in's Flußwasser? Ich glaub', Sie — (er sprach das Compliment nicht aus). Herrgott, da kriegt man ja den Gefrörer (fränkisch: Fieberschauer), wenn man nur daran denkt.“

„Kommen Sie nur getrost mit mir!“ erwiderte ich. „Ich weiß im voraus, daß Sie, ehe eine halbe Stunde vergeht, als der fröhlichste Mensch sich im Wasser tummeln und es so erfrischt und gestärkt an Leib und Seele verlassen, wie nur irgendje das schönste Sommerbad.“

Ich erklärte ihm nun, daß es sich nicht um ein offenes Flußbad handle, sondern um ein Wollbad in einem geschlossenen angenehm durchwärmten Raume mit großem Bassin und immer frischem Zu- und Abfluß einer stets bis zu bestimmter Temperaturhöhe gebrachten Wasserwenge. Hatte ich ihm auch damit den „Gefrörer“ vertrieben, sein Vorurtheil gegen Kaltbaden im Winter überhaupt hielt noch fest; aber er war doch sofort bereit, „die Gelegenheit sich einmal anzusehen“. Seltsamerweise mußte ich wahrnehmen, daß von den übrigen etwa anderthalb Dutzend Anwesenden die Wenigsten von einer solchen Badeanstalt in Leipzig etwas wußten und Alle, bis auf Einen, den ich als

Digitized by Google



Ein Winterabend im Sophienbad zu Leipzig.
Nach der Natur aufgenommen von Gustav Sundblad.

Digitized by Google

Badegenossen konnte, den Schwur des Vorurtheils gegen solch ein Winterbad theilten.

Diese Beobachtung ist es hauptsächlich, die mich zu dem vorliegenden Artikel veranlaßt hat. Denn wenn hier am Orte, wo solch eine wahrhaft „wohlthätige" Anstalt besteht und seit Jahren täglich benutzt wird, dennoch im Allgemeinen eine solche Unbekanntschaft mit ihr und ihren Einrichtungen möglich ist, so ist wohl der Schluß erlaubt, daß man im übrigen Deutschland noch weniger davon weiß und die etwaigen Vorgänger und Nachbildungen derselben wohl nur spärlich vorhanden sind.

Und doch gilt von dieser sozusagen „perennirenden" Schwimmanstalt Alles, was wir im Jahrgange 1866 (S. 580) zum Lobe und zur Empfehlung der „neuen Schwimmanstalt zu Leipzig" gesagt haben, nur in noch viel höherem Grade. Der unschätzbare Werth der Schwimmkunst, der dort dargelegt ist, erfährt seine höchste Würdigung doch jedenfalls erst durch eine Anstalt, welche den Schwimmunterricht vollkommen unabhängig macht von allen Wandelungen der Jahreszeiten und Witterungen. Mein' älterer Knabe hat mitten im Winter Schwimmen gelernt, so daß er, als endlich die offenen Bäder möglich wurden, wie ein Fisch im freien Wasser daheim war. Man bedenke, daß wir im Durchschnitte nur vier Bademonate haben, und berechne, wie viele Tage, in Lauen und regnerischen Sommern, auch davon noch für die Bewegung im offenen Bade verloren gehen, wenn nicht, namentlich für Kinder und Frauen, die Gesundheit auf das Spiel gesetzt werden soll — dann wird man alle Gerechtigkeit einer „Gelegenheit" (wie mein Frauke sagte) widerfahren lassen, welche uns alle Freuden, Genüsse und Wohlthaten des Vollbades nicht nur um acht Monate verlängert, sondern auch den Unregelmäßigkeiten der Temperatur keinen Einfluß auf ihre wahrhaften Hallen der Gesundheit gestattet.

Also frisch hinein! — Die Dämmerung war rasch zur Nacht übergegangen. Der Schneesturm, der uns zusammengezagt hatte, tobte zwar noch; aber wir brauchten für die kurze Strecke von unserem Schutzwinkel bis zum Durchgangsthore der Dorotheenstraße (Reichels-Garten) nichts nach ihm zu fragen. Ein paar Schritte über die Pleißenbrücke, und wir betreten, links schwenkend, durch den Vorgarten das Wartezimmer des Sophienbades. Nachdem wir uns am Schalter mit Eintrittsmarken für das „Schwimmbassin" versehen, durchwandeln wir einen langen Gang, von dem links und rechts ein paar Dutzend Thüren zu warmen Bannenbädern führen, und gelangen endlich auf einen geräumigen Vorplatz. Mein Frauke, ganz von Begierde erfüllt auf Das, was da kommen sollte, schoß gleich auf die hohe Doppelthür der Mitte los. Aber — „halt!" mußte ich rufen. „Da geht's in die Dampf- und Heiße-Luft-Bäder von Koch-, Sied- und Brathitze — auch eine sehr schöne Gegend! — aber zu unserem Paradies führt da links das Treppchen hinauf." Ich war gespannt auf seine ersten Aeußerungen, öffnete die Thür — und da stand er, Augen und Mund freudig geöffnet. Endlich rief er:

„Ah! Schan, schau! Ja nun, das ist schon ganz was Anderes! Das ist freilich plaisirlich, und schön aber auch." Allerdings gewährt, namentlich bei der Gasbeleuchtung in den Abendstunden (im Winter auch schon in den Morgenstunden) die Halle mit dem Gewimmel fröhlicher Menschen auf den Seitengängen, auf den Galerien und in dem den ganzen Mittelraum einnehmenden Bassin mit seiner dunkeln, im Wellenspiel schimmernden Fluth ein heiter anmuthiges Bild, das jeden Stammgast des Bades täglich von Neuem erfreut; warum sollte mein Mann aus Frauken so bald mit seinem freudigen Erstaunen fertig werden? Er hatte seine ganze Aufmerksamkeit schließlich den einzelnen Gruppen und Personen im Wasser zugewandt und sprach nun plötzlich mit edler Entschlossenheit:

„Da sehen Sie nur die ganz kleinen Büble, die der Schwimmmeister dort an der Stange im Wasser hängen hat! — Eins — zwei — dreiah!" lautet sein tiefes, gedehntes Commando — und hier die alten, grauen Herren zwischen diesen Staatskerlen von jungen Männern, — ich schäme' mich ja vor dem ganzen Vaterland, wenn ich da nicht mit thun wollte."

Jetzt hielt ich es für meine Pflicht, dem Bekehrten mit meinen Erfahrungen beizusprungen. Nachdem wir uns in zwei Zellen der Galerie dadurch gemacht, führte ich meinen Neuling erst in das ebenmäßig erwärmte Douchezimmer neben dem Schwimmbassinsaale. Unter den Strahle- und Regendouchen, welche von der Decke herab, von der Wand herüber und vom Boden herauf sich ergießen, ist eine für Neulinge zur Abkühlung und angenehmsten Einführung in das Bassin ganz besonders geeignete Regendouche. Das Wasser zu den Douchen ist zum Theil Flußwasser, zum Theil kommt es aus der städtischen Wasserleitung; letzteres hält Jahr aus Jahr ein zehn Grad Réaumur. An der einen Douche ist aber ein Fußstuhr mit heißem Wasser aus der Dampfmaschine so angebracht, daß der Badende durch Zu- oder Ausschrauben des Hahns zum kalten oder zum warmen Wasser sich einen Regen von beliebiger Temperatur herstellen kann. Hier ist auch der Platz zu den Waschungen mit Seife, die natürlich im Bassin nicht zur Verwendung kommen darf. Mein Freund fand den warmen und lauen Regen sehr „schmeichelhaft", hielt aber auch die kälteren Grade aus, bis ihn endlich doch beim zehnten Grad sein „Gefrörer" packte und er entlief. Um so wohliger ward ihm nun im Bassin mit seinen zwanzig Grad Réaumur. Im Ueberhehagen rief er mir zu: „Recht hatten Sie! Es ist noch keine halbe Stunde her, und ich schwimme richtig in Wonne!"

Nachdem wir unsern unglaubigen Frauken so weit gebracht, ist es wohl an der Zeit, zum Besten unserer Leser, eine Erklärung unseres Bildes zu geben und daran Einiges über die dort nicht sichtbaren Ein- und Vorrichtungen dieses Bades zu knüpfen.

Die ganze Badehalle hat eine Länge von 19,50, eine Breite von 10,25 und eine Höhe von 6,50 Meter; davon kommt auf das Schwimmbassin selbst 18 Meter Länge und 7 Meter Breite. Im Hintergrunde unsers Bildes (es ist die Eingangsseite mit dem Marken- und Aufbewahrungstisch für bedentende Werthsachen der Badenden und mit den deponirten Handtüchern, Schwimmhosen und Bademänteln an den Wänden) führen zwei Treppen in den Bassinraum für Nichtschwimmer, der durch ein querherüberlaufendes Tau vom Schwimmerraum abgegrenzt ist; von hier an vertieft sich das Bassin von 0,85 Meter bis zu 2,75 Meter, der tiefsten Stelle bei den Sprungbrettern im Vordergrunde unserer Illustration.

Die Tagesbeleuchtung erhält die Halle durch vierzehn große Fenster an der Seite der Parterre- und Galeriezellen (zum Aus- und Ankleiden) und fünf große Oberlichter, die den dritten Theil der Decke einnehmen und oberhalb welcher der Trockenboden sich befindet. Letztere gewinnen an heißen Sommertagen noch besondere Bedeutung, denn dann wird durch Oeffnung dieser Fenster im ganzen Raum ein erfrischender Luftstrom bemerklich. — Im Winter geschieht die Nachtbeleuchtung durch Gas und die Erwärmung aller Räume mittelst Dampfheizung; die Heizungsröhren liegen unter dem Lattenfußboden der Zellen und Gänge, so daß diese selbst mit erwärmt werden und keine Erkältung der Füße möglich ist.

Wie kommt aber das Wasser, und zwar immer frisch und erwärmt, je nach Erforderniß, in das Bassin? Diese Füllung geschieht in zweierlei Weise: durch directe Einführung der städtischen Wasserleitung durch eine Oeffnung von zehn Centimeter, sowie aus der an der Anstalt vorbeifließenden Pleiße mittelst einer Dampfmaschine von sechs Pferdekräften, welche zwei doppelt wirkende Pumpen treibt und zugleich durch ein verdecktes Wellenrad die Oberfläche des Wassers fortwährend in wellenförmige Bewegung bringt. Die Erwärmung des Wassers geschieht durch directe Dampfeinströmung und Zuführung heißen Wassers; im Winter wird die Temperatur auf zwanzig, im Sommer auf siebenzehn bis achtzehn Grad Réaumur erhalten. Will man in recht heißen Sommern, wo unsere kleinen Flüsse bei niedrigem Wasserstand fast nirgends erfrischende Abkühlung möglich machen, im Schwimmbassin eine recht exquisite Temperatur erzielen, so braucht man nur ein entsprechendes Quantum aus der städtischen Wasserleitung einströmen zu lassen, denn im Hochsommer und im Winter beträgt der Unterschied der Temperatur zwischen den Wassern der Flüsse und der Wasserleitung immer zehn Grad Réaumur. Diesen Temperaturunterschied kann Jeder an sich selbst ermessen, wenn er eine der beiden Regendouchen im Nichtschwimmerraume benutzt, von denen wir eine auf unserer Abbildung in Thätigkeit sehen. Jede führt in einem Rohre Fluß-, im anderen Leitungswasser; auch hier ist's möglich, beide zu vereinigen und je nach Erforderniß und Zuträglichkeit für den Badenden zu mildern. Was endlich das Ablassen des Wassers betrifft, so dienen auch dazu zwei Ausgänge von je zwanzig bis zehn Centimeter Oeffnung,

Digitized by Google

sodaß für rasche Leerung und Füllung des Bassins auch bei dem lebhaftesten Besuche der Anstalt ausreichend Sorge getragen ist. Vollständig wird das Bassin in anderthalb Stunden entleert und in drei Stunden gefüllt. Auch wird die größte Reinlichkeit des Wassers dadurch gehütet, daß Waschungen darin nicht gestattet und rings an den Wänden des Bassins Spucknäpfe angebracht sind.

Wie für die Frauen und Mädchen neben der oben genannten „neuen Schwimmanstalt“ auch noch eine besondere Schwimm- und Bade-Anstalt gebaut worden ist, so steht täglich für bestimmte Stunden auch dieses Schwimmbassin, die nothwendige Ergänzung jener Sommeranstalten, den Damen offen, und man weiß, daß die Schwimmmeisterin sich derselben ausgezeichneten Erfolge zu erfreuen hat, wie ihr männlicher College; ja, es wird gesagt, daß der kühne Sprung vom Springplatze der Galerie hinab in's Bassin von jungen muthigen Damen noch häufiger als von der männlichen Jugend ausgeführt worden sei.

So ist diese „perennirende Wasserlust“ nun schon fast sechs Jahre* in Flor; sie hält ihre Getreuen Winter und Sommer

* Der Besitzer des Sophienbades, M. E. Loride, ließ das Schwimmbassin mit den Douche-Einrichtungen von dem Architekten Münch und dem Maurermeister Siegel-Ulrich erbauen; eröffnet wurde es am 7. Juni 1869.

fest und erhält sie gesund, indem sie die Jungen erfrischt und die Alten verjüngt. Jeder, der aus diesem Bade, sei es in die schwüle Sommer-, sei es in die kalte Winterluft, hinausgeht, fühlt sich so gesundheitsfroh, daß er Jeden bedauert, der ihm begegnet und von dem er befürchtet, daß er nie die gleiche Lust mit ihm theile. Und dieses mein Mitleid erstreckt sich weit, über ganz Deutschland hin, das ja immer gesünderer Menschen bedarf und doch das nächste und einfachste Mittel, sie sich zu ziehen und zu erhalten, so sehr vernachlässigt. Wir brauchen hier keine medicinische Abhandlung über Bäder einzuflechten; wer es an sich selbst erfahren hat, welch außerordentlichen Einfluß kräftigende Hautpflege auf das Leibliche und Geistige des Menschen ausübt, der wird Propaganda machen für die Ausdehnung dieses Wohlbehalts, dieser Wasserlust über das ganze Jahr und — über das ganze Volk. Und wenn die Schwimmanstalt des Sophienbades in Leipzig, der Stadt im Herzen Deutschlands, Veranlassung werden könnte zur Weiterverbreitung der Einsicht in ihre außerordentliche Heilsamkeit, so wäre damit ein wahrhaft patriotisches Verdienst erworben und eine neue Wirkungsbahn eröffnet für den Vaterlands- und Volksfreund.

Friedrich Hofmann.

Gedenkblatt für Georg Büchner.

„Der Mörder Tod schlich nächtlich sich in's Haus,
Der rohe Knecht zerbrach die zarte Schale
Und goß den hellen Geist als Opfer aus.“
Georg Herwegh an Georg Büchner. 1841.

Es war eine warme helle Sommernacht — die Nacht vom 1. auf den 2. August des Jahres 1834. Glänzend blinkten die Sterne von der Mitte des Himmels herab, während am fernen Horizonte ein beständiges Blitzen leuchtete. Wer sich in jener Nacht auf der Landstraße befand, welche von Frankfurt a. M. nach der Universitätsstadt Gießen führt, der hätte einem Fußreisenden eigner Art begegnen können. Ein Schnürrock mit breiter Brust und hohem Kragen, wie ihn damals die deutschen Studenten zu tragen pflegten, umhüllte eine schlanke, jugendliche Gestalt; der breit herausgelegte Hemdkragen ließ den obersten Theil der Brust offen, welche weiter abwärts durch die stehende, mit einer dichten Reihe von Knöpfen gehaltene Weste bedeckt wurde. Das offene, feine Gesicht mit breiter Stirn und lebendigem Auge, von üppigen, dunkelbraunen Locken eingerahmt, war lebhaft geröthet von der Eile, mit welcher der Wanderer seine Schritte beschleunigte. Galt es demselben doch darum, in jener Zeit, wo es noch keine Eisenbahnen und Telegraphen gab, die politischen Freunde in Frankfurt und Offenbach vor einer großen sie bedrohenden Gefahr rechtzeitig zu warnen und die Entdeckung einer geheimen, zu revolutionären Zwecken in Offenbach errichteten Druckerei unmöglich zu machen! Auf dieser geheimen Presse war der im Juli 1834 erschienene „Hessische Landbote“ gedruckt worden — vielleicht die revolutionärste aller politischen Flugschriften, die je geschrieben worden sind, welche das bezeichnende Motto trug: „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“ und welche bestimmt war, das hessische Volk, insbesondere das Landvolk, für die Zwecke der revolutionären Propaganda in Hessen zu bearbeiten. Ihren Mittelpunkt hatte diese Propaganda in dem hessischen Städtchen Butzbach, und ihr Oberhaupt war der bekannte Pfarrer F. L. Weidig, dessen tragisches Schicksal erst vor wenigen Wochen in diesen Blättern einen so vortrefflichen Darsteller gefunden hat. Der Verfasser des Hessischen Landboten aber war derselbe junge Mann, dem wir auf seiner nächtlichen Wanderung von Gießen nach Butzbach, Frankfurt und Offenbach begegnet sind, und der bald nach diesem Ereignis seinen Namen im deutschen Vaterlande durch seine dichterische Thätigkeit weit bekannter machte, als durch seine politische — es war Georg Büchner, der geniale Verfasser von „Danton's Tod“, „Leonce und Lena“, „Lenz“ ꝛc., dessen Andenken bekanntlich Georg Herwegh eines seiner schönsten Gedichte gewidmet hat, und der (geboren 1813 am großen Leipziger Schlachttage in Goddelau bei Darmstadt) in einem Alter von nur dreiundzwanzigundeinhalb Jahren als Lehrer der Philosophie und der physiologischen Naturwissenschaften an der Universität Zürich am Typhus oder Nervenfieber starb.

Veranlaßt aber war jene Fußwanderung in der Nacht vom 1. zum 2. August dadurch, daß eine halbe Stunde vor Beginn derselben, am Abend des 1. August, Stud. jur. Karl Minnigerode (er lebt jetzt als Prediger der Episcopal-Kirche in Richmond in Amerika) eine größere Anzahl von Exemplaren des „Hessischen Landboten“ zu Wagen in Gießen einzuschmuggeln versucht hatte und dabei in Folge einer an das Ministerium in Darmstadt gelangten Denunciation an einem Thore Gießens verhaftet worden war. Der Zweck von Büchner's Reise wurde erreicht; aber während seiner Abwesenheit von Gießen ließ der Untersuchungsrichter, welcher Verdacht gegen ihn geschöpft haben mußte, seine Papiere durchsuchen. Man witterte namentlich eine Verbindung mit den revolutionären Elementen in Frankreich, da Büchner von 1831 bis 1833 in Straßburg studirt hatte, während einer durch die Nachwirkungen der Pariser Juli-Revolution politisch sehr aufgeregten Zeit. Glücklicherweise fand man damals nichts Gravirendes, und es gelang ihm im folgenden Frühjahr (1835), sich der ihm später drohenden Verhaftung von Darmstadt aus durch die Flucht nach Straßburg zu entziehen, nachdem er noch sein Drama „Danton's Tod“ an Gutzkow nach Frankfurt am Main geschickt und bei demselben eine begeisterte Aufnahme gefunden hatte.

Die „Gesellschaft der Menschenrechte“, welche er nach dem Muster der gleichnamigen, schon früher von ihm gestifteten Gießner Gesellschaft im Frühjahr 1834 in Darmstadt gegründet und für welche er eine „Erklärung der Menschenrechte“ geschrieben hatte, löste sich bald nach seiner Flucht auf. Das einsame Gartenhäuschen, in welchem die meist aus jungen Bürgerssöhnen bestehende Gesellschaft ihre heimlichen Zusammenkünfte hielt, steht noch an der sogenannten Dieburger Landstraße, wird aber wohl bald dem vordringenden Häusermeer als Opfer fallen. Wie Wenige unter den Tausenden, welche an schönen Sommertagen diese Straße hinaus nach den herrlichen Buchenwäldern des Kranichsteiner Parks ziehen, mögen dem alten, halbverfallenen Häuschen einen andern als leicht vorbeistreifenden Blick geschenkt und sich Derer erinnert haben, die einst hier in jugendlicher Begeisterung für deutsche Freiheit schwärmten und später so schwer dafür büßen mußten!

Sie waren wohl Alle mehr oder weniger dem dominirenden Einfluß Büchner's gefolgt. „Allen von uns,“ sagte später einer seiner Mitschuldigen, der inzwischen in Amerika gestorbene August Becker, vor dem Untersuchungsrichter aus, „imponirte er, ohne daß wir es vielleicht uns selber gestehen mochten, sowohl durch die Neuheit seiner Ideen, wie durch den Scharfsinn, mit welchem er sie vortrug. Wenn er sprach und seine Stimme

Digitized by Google

sich erhob, dann glänzte sein Auge wie die Wahrheit. Ich habe die von ihm verfaßte Flugschrift abgeschrieben. Was hätte ich nicht für ihn gethan! Wovon hätte er mich nicht überzeugt?!"

Als Politiker war Büchner, der auf die öffentliche Tugend der sogenannten ehrbaren Bürger nicht viel hielt und glaubte, daß man sich mehr an die niederen Volksclassen wenden müsse, seiner Zeit bereits so weit voraus geeilt, daß er damals schon die sociale Frage für weit wichtiger erklärte, als die politische. Ist doch auch der „Hessische Landbote" ebensowohl eine Predigt für die Armen und gegen die Reichen, wie eine revolutionäre Flugschrift.

Diese Ansichten brachten Büchner in einen entschiedenen Gegensatz zu seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Weidig, der, wie man kaum denken sollte, trotz seiner revolutionären Richtung noch einen Wahlcensus für nöthig hielt und der Ansicht war, daß aus dem allgemeinen Stimmrechte eine Pöbelherrschaft hervorgehen werde. Büchner dagegen meinte, in einer gerechten Republik, wie in den meisten nordamerikanischen Staaten müßte Jeder ohne Rücksicht auf Vermögensverhältnisse eine Stimme haben — eine Ansicht, die bekanntlich heutzutage auch ohne Revolution zur allgemein herrschenden geworden ist.

Die damalige Zeit konnte Büchner's Ansichten selbstverständlich nicht gerecht werden, und als der radicale Pamphletist erfuhr, daß die Bauern die meisten der ihnen zugestellten Flugschriften auf der Polizei abgeliefert hatten und daß sich selbst die Patrioten gegen seine Arbeit aussprachen, scheint er die Freude an politischer Thätigkeit mehr und mehr verloren zu haben. Er wandte sich nun mit ganzer Seele seinem eigentlichen Berufe, dem des Dichters, zu.

Freilich war auch hier der erste Gegenstand, den er ergriff, ein eminent politischer und durch das Studium der ersten französischen Revolution ihm zugeführter. Jener gewaltige Moment, in welchem die beiden hervorragendsten Gestalten dieser Revolution, Danton und Robespierre, gegen einander prallen mußten, weil für zwei solcher Männer nicht Raum genug war, ist von Büchner herausgegriffen und mit echt dramatischer Kraft zu einem tragischen Gemälde umgeschaffen worden, das fast auf jeder Seite in Sprache, Haltung und raschem Gang der Handlung an den großen Meister des Dramas, an Shakespeare, erinnert.

Shakespeare war Büchner's Meister und Lieblingsdichter, dem er nachstrebte, und zwar mit solchem Erfolge, daß in ihm, wenn er am Leben geblieben wäre, Deutschland vielleicht seinen nationalen Shakespeare gefunden haben würde. „Die Kritik," so schrieb Karl Gutzkow in seinem „Phönix" vom 11. Juli 1835, indem er das Erscheinen von „Danton's Tod" anzeigte, „ist immer verlegen, wenn sie an die Werke des Genie's herantritt; sie kann hier nicht mehr sein, als der Kammerdiener, der die Thüre des Salon's öffnet und in die versammelte Menge laut des Eintretenden Namen hineinruft; das Uebrige wird das Genie selbst vollbringen" — und schloß seine Besprechung mit den Worten: „Ich bin stolz darauf, der Erste gewesen zu sein, der im literarischen Verkehr und Gespräch den Namen Georg Büchner genannt hat."

„Danton's Tod" entstand im Winter 1834 auf 1835 in Darmstadt, während sich Büchner auf Wunsch seines Vaters mit einer kurzen Unterbrechung seiner Studien im elterlichen Hause aufhielt und anatomische Vorlesungen für einige junge Leute, die sich auf das Studium der Chirurgie vorbereiteten, hielt. Unter den anatomischen Tafeln und Schriften zog er zuweilen die Papierbogen hervor, auf welche er seine Gedanken mit Hast und Unruhe niederwarf. Diese Hast und Unruhe erklären sich daraus, daß inzwischen die politische Untersuchung Büchner immer näher gerückt war, und daß man in ihm den Verfasser des „Hessischen Landboten" zu vermuthen anfing. Die Strafe, in welcher das Büchner'sche Haus stand, war Tag und Nacht von Polizisten bewacht; daher die Aeußerung Büchner's in einem späteren Briefe an Gutzkow, daß für „Danton" „die Darmstädtischen Polizeidiener seine Musen gewesen" seien. Das Buchhändlerhonorar für sein Drama sollte ihm die nöthigen Geldmittel für die geplante Flucht nach Straßburg liefern, aber noch ehe dasselbe in Darmstadt ankam, hatte er sich veranlaßt gesehen, abzureisen. Ein Steckbrief folgte ihm auf der Ferse.

Das Drama erschien bei Sauerländer in Frankfurt a. M. und machte sofort Aufsehen, obgleich sich Gutzkow wegen der damals noch bestehenden Censurverhältnisse genöthigt gesehen hatte, dasselbe arg zu verstümmeln, und obgleich sich eine Anzahl abscheulicher Druckfehler eingeschlichen hatte. „Lange zweideutige Dialoge in den Volksscenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten," schreibt Gutzkow in seiner Biographie und Charakteristik Georg Büchner's, „mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortspiele mußten abgestumpft oder krumm gebogen werden. Der echte Danton von Büchner ist nicht erschienen."

Dieser echte Danton ist in den 1850 bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienenen „Nachgelassenen Schriften von Georg Büchner" mit Hülfe des schon unleserlichen Manuscripts soweit als möglich wieder hergestellt worden. Dagegen konnte leider aus gleichem Grunde nicht das Nämliche geschehen mit einem in dem Nachlasse vorgefundenen, mit sehr blasser Tinte geschriebenen bürgerlichen Trauerspiele, von dem sich nur einzelne zusammenhangtose Scenen entziffern ließen. Um so besser gelang dies mit dem von Geist, Witz und übermüthiger Laune sprudelnden, die Verhältnisse eines kleinen Hofes verspottenden, romantischen Lustspiele „Leonce und Lena". Dasselbe ist in der Sammlung vollständig abgedruckt, nachdem es vorher nur bruchstückweise erschienen war.

Das dritte Stück dieser Ausgabe, die Novelle „Lenz", welche die Lebensgeschichte des unglücklichen Dichters aus der Sturm- und Drangperiode, des Jugendfreundes Goethe's, behandelt, ist leider Fragment geblieben. Aber auch als Fragment ist sie höchst charakteristisch für die innere Entwickelung des Dichters, welcher sich schon damals, wo die romantische Richtung noch vorherrschend war, ganz und gar auf die Seite der realistischen Dichtung stellte und der Meinung war, daß die Kunst nur der Geschichte und Natur dienen, nicht aber sie meistern dürfe. In einem seiner Briefe macht er sich über die Idealdichter lustig, welche nach seiner Meinung „fast nichts als Marionetten mit himmelblauen Nasen und affectirtem Pathos, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut gegeben haben, deren Leid und Freude mich mitempfinden macht, und deren Thun und Handeln mir Abscheu oder Bewunderung einflößt."

Das Fragment „Lenz" erschien zuerst in Gutzkow's „Telegraph" und wurde von dem Herausgeber mit den Worten eingeleitet: „Diese Probe von Büchner's Genie wird auf's Neue beweisen, was wir mit seinem Tode an ihm verloren haben. Welche Naturschilderungen, welche Seelenmalerei! Wie weiß der Dichter die feinsten Nervenzustände eines, im Poetischen wenigstens, ihm verwandten Gemüthes zu belauschen! Da ist Alles mitempfunden, aller Seelenschmerz mitdurchdrungen; wir müssen erstaunen über eine solche Anatomie der Lebens- und Gemüthsstörung. G. Büchner offenbart in dieser Reliquie eine reproductive Phantasie, wie uns eine solche selbst bei Jean Paul nicht so rein, durchsichtig und wahr entgegentritt."

Auch in der eifrig von ihm studirten Philosophie war G. Büchner entschiedener Realist. In seinem nicht gedruckten Nachlasse findet sich nicht nur eine mit großer Gründlichkeit geschriebene Geschichte und Darstellung der philosophischen Systeme von Cartesius und Spinoza, sondern auch eine ganz ausgearbeitete Geschichte der älteren griechischen Philosophie. Ueber diese Arbeiten sagt er in einem seiner Briefe aus Straßburg: „Ich habe mich jetzt ganz auf das Studium der Naturwissenschaften und der Philosophie gelegt und werde in Kurzem nach Zürich gehen, um in meiner Eigenschaft als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft meinen Mitmenschen Vorlesungen über etwas ebenfalls höchst Ueberflüssiges, nämlich über die philosophischen Systeme der Deutschen seit Cartesius und Spinoza, zu halten — man braucht einmal zu vielerlei Dingen unter der Sonne Muth, sogar, um Privatdocent der Philosophie zu sein." An Gutzkow schrieb er über seine philosophischen Studien: „Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes wieder von einer neuen Seite kennen."

Deutscher Patriot blieb G. Büchner trotz seiner bitteren Erfahrungen auch im Exil. Er unterstützte die Anstrengungen der beiden Brüder Adolf und August Stöber auf Erhaltung deutscher Sprache und deutschen Wesens im Elsaß und schreibt an Gutzkow: „Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stünde."

So vielfache geistige Anstrengungen, zu denen sich noch die

Digitized by Google

Ausarbeitung einer vergleichend anatomischen Arbeit über das Nervensystem der Fische behufs Erlangung des Doctorhuts und der venia legendi an der Universität Zürich gesellte, mußten selbstverständlich aufreibend auf Körper und Geist unseres Dichters wirken, und es scheint fast, als ob er sein nahes Ende und sogar die Art der Krankheit, an der er sterben sollte, vorausgefühlt hätte. Wenigstens schreibt er an seine Braut: „Könnte ich dieses kalte und gemarterte Herz an Deine Brust legen! — Meine geistigen Kräfte sind gänzlich zerrüttet" ꝛc.

Am 21. Februar des Jahres 1837 wurde Georg Büchner zu Zürich beerdigt. Am 15. Februar desselben Jahres hatte man Ludwig Börne, seinen großen Gesinnungs- und Leidensgenossen, in Paris zu Grabe gebracht. Zwei Tage nach Büchner's Beerdigung, am 23. Februar, erlitt sein Mitkämpfer, Pfarrer Weidig, in einem Darmstädter Kerker seinen schauervollen und immer noch in die Geheimnisse eines fürchterlichen Augenblicks begrabenen Tod. Keiner von den Dreien sollte die Wonne haben, die Zeit zu sehen, an deren Herbeiführung sie die Kräfte ihres Lebens gesetzt hatten; aber freilich wurde ihnen auch manche Art der Täuschung dabei erspart!

„— Es bricht die müde Brust in Staub,
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstütze!
Auf's stille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze!
Und die so reich vor seinem Geiste stand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüthe treiben,
Und seine Träume müssen Träume bleiben;
Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab —"

so singt G. Herwegh in seinem berühmten Gedichte an Büchner und spielt mit den letzten Worten auf den Umstand an, daß höchst wahrscheinlich ein oder zwei ungedruckte Dramen Büchner's aus seinem Nachlasse verloren gegangen sind. Wenigstens erwähnt der Dichter dieser Dramen in seinen Briefen mehrfach; während der Fieberdelirien seiner Krankheit soll er sich vergebens angestrengt haben, von Etwas Mittheilung zu machen, das ihm Sorge zu machen schien. Der Tod schloß seine Lippen, und in seinem Nachlasse konnte außer den bereits Angeführten und einigen Jugendarbeiten Weiteres nicht aufgefunden werden. Sein Grab in Zürich schmückt ein einfacher Stein, den seine Geschwister ihm setzen ließen, doch soll, wie man hört, der mitten in der Stadt gelegene Kirchhof demnächst cassirt werden, in welchem Falle die Familie des Hingeschiedenen wohl eine Uebertragung der Leiche nach Darmstadt bewerkstelligen wird.

Der Canarienvogel.

Von einem Harzer Züchter.

Die Farbe des Vogels. — Wie er gefüttert werden muß. — Sein Käfig. — Seine Pflege bei Krankheiten. — Wie er zahm zu machen ist. — Züchtung der Vögel auf dem Harz. — Die Hecken. — Die größten Händler. — Ratzschläge beim Ankauf.

Bei der allgemeinen Beliebtheit, deren sich der Canarienvogel bei Hoch und Niedrig, bei Arm und Reich seines prächtigen goldgelben Gefieders wie seines Gesanges wegen erfreut, und bei der großen Verbreitung desselben über fast alle Länder nicht nur des Continents, sondern auch jenseits des Oceans, dürfte es den Tausenden und Abertausenden von verehrlichen Lesern und schönen Leserinnen der Gartenlaube, welchen ein Canarienvogel das Zimmer zieren und mit seinen harmonischen Tönen trübe Gedanken verscheuchen hilft, gewiß nicht uninteressant sein, an dieser Stelle einmal etwas Näheres über die Herkunft, Pflege und Zucht des kleinen Sängers zu erfahren.

Der Canarienvogel (fringilla canaria) gehört in die Classe der Körnerfressenden Singvögel (granivori) und unter diesen mit Buchfink, Stieglitz, Hänfling, Zeisig und Sperling in's Geschlecht der Finken. Seinen so sehr empfehlenden Eigenschaften — Gesang und Farbe, Gelehrigkeit, Fortpflanzung in der Gefangenschaft — hat er es zu verdanken, daß er schon seit Jahrhunderten zum erklärten Lieblinge unter allen Stubenvögeln besonders der zarteren Hälfte des Menschengeschlechtes ernannt ist.*

Es ist bekannt, daß er auf den canarischen Inseln einheimisch ist und daß er von diesen seinen Namen erhalten hat. Nicht so bekannt dürfte sein, daß er dort in der Wildniß nicht das gewöhnliche gelbe, sondern ein graues Gefieder, das am Unterleibe in's Grünliche spielt, trägt. Diese seine ursprüngliche Farbe ist durch klimatische Verhältnisse,** verändernde Nahrung und Lebensweise, wie durch Kreuzung mit Stieglitz, Hänfling, Zeisig ꝛc. derart verändert worden, daß sie bei uns nur noch in seltenen Fällen zu Tage tritt. Die bei weitem vorherrschende Farbe unseres gezähmten Canarienvogels ist die gelbe, und je nachdem dieselbe mehr in's Weiße oder Goldgelbe spielt, unterscheidet man weißgelbe, strohgelbe und hoch- oder goldgelbe Vögel. Doch giebt es daneben noch grüne, rothbraune und gefleckte oder bunte Vögel, letztere tragen bei gelber Grundfarbe graue, braune, schwarzgraue, graubraune oder grüne Abzeichen. Je regelmäßiger diese Zeichnungen sind und je besser die verschiedenen Farben zusammen passen, desto kostbarer ist der Vogel. Vögel, welche neben weiß- oder strohgelber Körperfarbe einen mit Krone gezierten Kopf und rothbraune oder isabellenfarbige Flügel besitzen, gelten für die schönsten; nächst diesen haben goldgelbe Vögel mit schwarzem Kopfe, schwarzgrauen Flügeln und Schwanz den höchsten Werth; auch einfach gelbe mit schwarzem Kopfe oder schwarzgraue mit gelbem Kopfe oder Halsband sind noch geschätzt; alle übrigen unregelmäßig gezeichneten werden den einfarbigen gleich geachtet.

Besondere Farbenunterschiede zwischen Männchen und Weibchen giebt es nicht. Doch zeichnen sich die ersteren durch schlankeren Buchs, größeren Kopf, längeren Hals und breitere Brust vortheilhaft vor den Weibchen aus. Strohgelbe und rothbraune Männchen zeigen außerdem rings um die Augen eine feurigere Farbe als die gleichfarbigen Weibchen. Der Hauptunterschied zwischen beiden Geschlechtern besteht in der Stimme. Während nämlich das Männchen schon bei einem Alter von sechs bis acht Wochen ein anhaltendes Gezwitscher hören läßt, das sich nach und nach vervollkommnet und nach einem halben Jahre in einen durchdringenden, schönen Gesang übergeht, ist das Weibchen höchstens im Stande, einige abgebrochene schwache Töne ohne Harmonie und Zusammenhang von sich zu geben.

Das Alter der Canarienvögel variirt zwischen zehn und zwanzig Jahren. Am besten sind die Vögel von zwei bis acht Jahren; wenn sie älter werden, verlieren sie mehr oder weniger an Gesang und Farbe.

In seiner Heimath lebt der Canarienvogel vom Samen des Canariengrases, welches mit dem Vogel auch bei uns acclimatisirt ist; er soll jedoch auch das Zuckerrohr nicht verschmähen und in den Zuckerplantagen der canarischen Inseln nicht selten arge Verwüstungen anrichten, so daß er dort keineswegs ein gern gesehener Gast ist. In der Gefangenschaft muß das Hauptfutter in allen Zeiten des Jahres aus reifem, nicht allzu jungem Sommerrübsamen bestehen, der gehörig von Staub zu reinigen ist; alle anderen Körnerarten, Canariensamen, Mohn, Hanf, Hirse ꝛc. dürfen nur ab und zu und dann in geringen Quantitäten gereicht werden; wird zu viel davon gegeben, so werden die Vögel fett und in Folge dessen faul und krank. Auch alle anderen Leckerbissen, Zwieback, Zucker, Biscuit und dergleichen sind zu verwerfen, weil sie die Thiere verweichlichen und öfter Ursache von Krankheiten (Verstopfungen, Durchfall) werden.

Dagegen ist es nothwendig, daß die Vögel regelmäßig (mit

* Im siebenzehnten Jahrhunderte war der Canarienvogel im Salon jeder Schönen ebenso unentbehrlich wie es heutzutage ein Pinscher ist. Die Vögel waren in der Regel so dressirt, daß sie ruhig auf dem Zeigefinger der rechten Hand sitzen blieben. Mit dem Vogel auf der Hand empfing die Dame des Hauses Besuche, mit dem Vogel ließ sie sich malen; daher so häufig weibliche Portraits aus jener Zeit mit dem Canarienvogel auf der Hand.

** Es ist eine auffällige, aber durch ein merkwürdiges Naturgesetz begründete Erscheinung, daß solche Thiere, welche aus wärmeren, südlichen Gegenden nach kälteren nördlichern Himmelsstrichen verpflanzt werden, hellere Farbe bekommen. So haben nach übereinstimmenden Berichten die Gold- und Silberfische in ihrer Heimath China durchaus nicht die glänzende Farbe, durch welche sie sich bei uns auszeichnen.

Digitized by Google

Ausnahme der Mauserzeit — vergl. weiter unten), vielleicht von drei zu drei Tagen, etwas grünes Futter bekommen. Am liebsten fressen sie das im Harz und Thüringen sogenannte Kreuzkraut, jedoch auch Salat, Braunkohl, Rapunzen verschmähen sie nicht. Ist keins von Allen zu haben, so giebt man etwas Apfel oder Birne, aber ohne Schale. Dabei ist zu beachten, daß man immer nur auf einen Tag Futter geben darf; im andern Falle geht viel Futter unnöthig verloren und die Vögel gewöhnen sich nicht daran, an allen Tagen gleich fleißig zu singen. Mindestens täglich einmal muß frisches Wasser zum Saufen gereicht werden. Das Gefäß ist jedesmal gründlich zu reinigen, damit das Wasser nicht schlecht wird. Neben dem Saufen ist in Zwischenräumen von vier bis sechs Tagen in einem größeren Gerätha Wasser zum Baden vorzusetzen. Weiches Wasser hat den Vorzug vor hartem. In der Mauserzeit (August bis October) empfiehlt es sich, ein Stück Eisen in das Trinkwasser zu legen.

Von den Käfigen eignen sich die runden, sogenannten Glockenbauer am besten für den Canarienvogel. Dieselben dürfen jedoch nicht zu groß und nicht zu klein sein. Käfige aus Messingdraht können leicht schädlich werden durch Ansetzen von Grünspahn. Jeder Käfig muß mit zwei bis drei Sprunghölzern versehen sein, welche jedoch nicht zu dünn sein dürfen, weil der Vogel sonst leicht Krampf in den Beinen bekommt. Futter und Trinknäpfe sind an der Außenseite anzubringen und werden zweckmäßig mit einer Blechhaube versehen. Gläserne haben den Vorzug vor metallenen oder irdenen Gefäßen. Den Boden des Käfigs bestreut man mit feinem Flußsande.

Die Temperatur, der ein Canarienvogel ausgesetzt werden kann, darf in der Regel nicht unter zehn und nicht über achtzehn Grad betragen. An Kälte kann er eher gewöhnt werden, als an zu große Hitze. Verfasser hat seine Vögel bis Mitte November im ungeheizten Zimmer bei einer Temperatur von + 4° R. gehalten, und sie haben sich dabei wohl befunden. Es ist deshalb durchaus verkehrt, die Vögel an heißen Sommertagen in die Sonne zu hängen; ebenso schädlich ist es, wenn sie an's offene Fenster gestellt werden, wo es stets mehr oder weniger zieht.

Nachdem im Vorstehenden das Wichtigste über die Pflege unserer zarten, gelbgefiederten Freunde mitgetheilt ist, sollen die gewöhnlichsten Krankheiten der Vögel einer näheren Besprechung unterzogen werden.

So lange ein Vogel das Gefieder glatt trägt, singt, in gewohnter Weise im Käfig herumspringt und Appetit zeigt, ist er gesund. Fehlt eines von diesen Merkmalen, dann ist er krank. Nach Anleitung der folgenden Zeilen wird es nicht schwer werden, die Krankheit zu erkennen und zu heilen.

Bei der Darre, welche in Verhärtung der Fettdrüse auf dem Bürzel besteht und welche dadurch kenntlich ist, daß der Vogel öfter nach der Drüse beißt und den Schwanz hängen läßt, drückt man die Drüse behutsam mit dem Finger auf und bestreicht sie dann mit Provencer- oder Leinöl. Ist die Drüse hart, so muß sie vorher mit Butter oder Oel erweicht werden.

Bei Durchfall schneidet man die Afterfedern ab und bestreicht den After mit Oel. In das Saufen legt man rostiges Eisen und giebt einige Tropfen herben Rothwein dazwischen.

Bei Verstopfung, welche sich durch Anschwellung des Hinterleibes kenntlich macht und bei welcher der Vogel keine Excremente von sich geben kann, empfiehlt sich ein Klystier von Oel. Man taucht zu diesem Zwecke eine Stecknadel mit großem, glattem Kopfe in lauwarmes Oel und führt diesen mehreremal behutsam in den Mastdarm ein. Wirkt dieses Mittel noch nicht, so füllt man dem Vogel von oben einige Tropfen Baumöl ein. Einige Blätter Brunnenkresse wirken dabei günstig.

Die Auszehrung oder Dürrsucht, bei welcher die Vögel auffallend mager werden, dabei Traurigkeit, Trägheit im Gesang, und Appetitlosigkeit an den Tag legen, hat ihren Grund meistentheils darin, daß verdorbenes oder zu mageres Futter gegeben worden ist. In der Regel hilft daher fettes Futter, Mehn, Hanfsamen (der aber genetscht sein muß), auch wohl etwas gekochter Eidotter. Das Trinkwasser vermischt man gleichfalls mit einigen Tropfen Wein und macht dasselbe durch Einlegen eines rostigen Nagels eisenhaltig.

In der Mauserkrankheit, welche bei allen Stubenvögeln mehr oder weniger zu Tage tritt, hilft wiederum Wein und eisenhaltiges Wasser; grünes Futter muß während der Mauserzeit auch bei gesunden Vögeln ganz wegbleiben. Werden die Vögel kränker, stecken sie den Kopf unter die Flügel, sitzen traurig auf einer Stelle und sträuben die Federn, so gebe man ihnen Dotter, ferner einen Tropfen Zimmtöl und in's Wasser etwas Chinaauflösung oder Jodtinctur.

Bei der Milben- oder Läusesucht giebt es ein einfaches, aber probates Mittel, welches darin besteht, daß man die alten Sprunghölzer aus dem Käfig nimmt und an deren Stelle solche aus hohlem Tünchercohr einsetzt, welche an der unteren Seite mit einigen Einschnitten versehen sind. Das Ungeziefer zieht sich in den hohlen Raum und wird, wenn die Hölzer von Zeit zu Zeit herausgenommen und gereinigt werden, bald zu vertilgen sein. Alle anderen Mittel, Kienöl, Petroleum und dergleichen, wirken bei weitem nicht so vorzüglich und können dem Vogel leicht Schaden bringen. Ein reinlich gehaltener Vogel wird übrigens von Schmarotzer-Insecten nie zu leiden haben.

Schließlich noch einige Winke darüber, wie man Canarienvögel ganz besonderb zahm machen und wie man ihnen den so beliebten Nachtschlag beibringen kann.

Soll ein Vogel daran gewöhnt werden, auf der Hand sitzen zu bleiben, so schneidet man ihm zunächst die Schwungfedern der Flügel etwas ab; dann verdunkelt man das Zimmer und bestreicht ihm die Nasenlöcher mit einem starkriechenden Oele, z. B. Bergamottöl, so daß er kurze Zeit betäubt wird. Nach wenigen Wiederholungen wird er ruhig sitzen bleiben und auch lernen, von einem Finger zum andern zu hüpfen. Soll er dagegen aus dem Munde Nahrung nehmen lernen, so hält man ihn eine Zeit lang im Futter knapp und reicht ihm dann sein Lieblingsfutter mit den Lippen dar.

Den Gesang bei Nacht erreicht man einfach dadurch, daß man junge Vögel am Tage dunkel stellt, so daß sie wenig fressen können, und sie dann am Abend an's Licht bringt.

Was den Handel mit Canarienvögel betrifft, so leistet Deutschland darin Bedeutendes.

Vor allen anderen Gegenden ist es das nördlichste der Gebirge Deutschlands, der Harz mit den nächstliegenden angrenzenden Districten (Eichsfeld, Grafschaft Hohnstein, Fürstenthum Grubenhagen), welcher die bei weitem größte Anzahl aller in den Handel kommenden und gleichzeitig die besten Canarienvögel producirt; denn wenn auch in vielen Orten Thüringens und Hessens, sowie in den nicht zum Harz gehörigen Theilen von Braunschweig und den preußischen Provinzen Sachsen und Hannover von Einzelnen Canarienvögel gezüchtet werden, so kann doch dieser Umstand der im Harz betriebenen Massenzüchtung gegenüber kaum in Betracht gezogen werden.

Es hat seine großen Schwierigkeiten, über die Gesammtzahl der im Jahre durchschnittlich gezüchteten Vögel genaue Ermittelungen anzustellen, doch hat Verfasser auf Grund zahlreicher Angaben, die ihm von größeren Händlern und vielen Züchtern zugegangen sind, wie auf Grund eigener Beobachtung berechnet, daß in Deutschland überhaupt jährlich rund 450,000 Canarienvögel gezüchtet werden, und daß von diesen mindestens 300,000 Vögel, also sechsundsechszig Procent der Gesammtzucht Deutschlands, auf den Harz mit fünfmeiligem Umkreis entfallen.

Diese Zahlen mögen übertrieben groß erscheinen; wer aber die Vögelzucht im Harz einigermaßen kennt, wird zugeben müssen, daß sie durchaus nicht zu hoch gegriffen sind. Im Harz wird die Canarienvögelzucht eben nicht, wie anderwärts, aus Liebhaberei betrieben, sondern sie hat sich zu einem Industriezweig ausgebildet, der noch stetig im Wachsen begriffen ist und dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf.

Und wenn sich dabei auch nicht Reichthümer sammeln lassen, so ist doch vielen Familien, die sich kümmerlich durch Bergbau, Holzarbeiten, Nagelschmiederei und dergleichen ernähren müssen, die Gelegenheit geboten, sich zu ihrem Lebensunterhalt durch die Vögelzucht eine regelmäßige mehr oder weniger große Beihülfe zu verschaffen.

Man nimmt an, daß die Canarienvögelzucht unter normalen Verhältnissen vierzig bis fünfzig Procent Reingewinn abwirft.

Werden also im Harze jährlich dreihundertausend Vögel gezüchtet, von denen die eine Hälfte aus Männchen, die andere aus Weibchen besteht, und wird im Durchschnitte ein Hähnchen mit fünf Mark, ein Weibchen mit einer halben Mark bezahlt, so

Digitized by Google

ergiebt sich ein Reingewinn von über vierhunderttausend Mark jährlich.

Wenn freilich, wie im vergangenen Jahre, welches ohnehin für die Vögelzucht im Harze ungünstig war, nicht nur, weil die im April und Mai vorherrschende kalte Witterung den in ungeheizten Räumen untergebrachten Hecken großen Schaden zufügte, sondern auch, weil aus einer nicht erklärlichen Ursache unverhältnißmäßig viel taube, das heißt unbefruchtete Eier gelegt wurden, der Preis der Vögel in Folge des „großen Krachs", wohl auch in Folge von Ueberproduction, gegen den der Vorjahre plötzlich um fünfundzwanzig Procent zurückgeht, dann ist der Gewinn für den Einzelnen ein sehr bescheidener. Arbeit und Mühe ist in solchen Fällen umsonst gewesen; ja, mancher Züchter, der durch Krankheiten seiner Vögel noch besonders Unglück hatte, hat nicht nur Nichts verdient, sondern sein baares Geld zugesetzt.

Gezüchtet wird im Harze überall. Im ganzen, vierzig Quadratmeilen umfassenden Gebiete desselben dürfte schwerlich ein Ort zu finden sein, der nicht wenigstens einen oder mehrere Züchter des beliebten Stubensängers aufweisen kann. Besonders die auf dem Hochplateau des Unterharzes gelegenen Ortschaften Hasselfelde, Benneckenstein, Fauue, Hohegeiß, Elbingerode, sowie die durch ihren Bergbau bekannten Städte des Oberharzes Clausthal, Wildemann und Andreasberg betreiben die Züchtung in's Großartige; auch in Nordhausen und Umgegend, in Lauterberg und Herzberg, in Wernigerode und Ilsenburg giebt es bedeutende Züchterein. Es wurden beispielsweise trotz der vorstehend geschilderten ungünstigen Verhältnisse des Vorjahres gezüchtet: in Hasselfelde von zwanzig Familien ungefähr zweitausenddreihundert Vögel, in Benneckenstein von fünfzig Familien über viertausend Vögel. In Nordhausen, wo ungefähr achtzig Züchter größere Hecken unterhalten, erzielte ein einziger derselben, der Rentier Kuntze, zwölfhundert Vögel.

Die Größe der Hecken und die Zahl der von den Einzelnen producirten Vögel sind sehr verschieden. Der räumlich beschränkte, zur Miethe wohnende Handwercker, welcher zwanzig bis vierzig Vögel züchtet, begnügt sich damit, seinen Vögeln für die Dauer der Heckzeit die Höhle seines Schlafgemachs einzuräumen, während Andere ganze Stockwerke geräumiger Häuser mit zahlreichen Zimmern zur Hecke einrichten und Hunderte, ja Tausende von Vögeln züchten. Den größten Ruf aber, nicht allein was die Stückzahl der dort gezüchteten Vögel anbelangt, sondern auch, was die Vortrefflichkeit ihres Gesanges betrifft, hat sich das hoch im Gebirge am Fuße des Brockens gelegene schon oben erwähnte Städtchen Andreasberg zu verschaffen gewußt. Von ungefähr dreihundert Familien werden dort im Jahre durchschnittlich fünfundsiebenzigtausend Stück Canarienvögel gezüchtet, welche einen Verkaufswerth von mindestens einer Viertel Million Mark repräsentiren.

Andreasberger „Glucker-, „Hohlschläger", „Roller", „Doppelroller-, „Flöter" — das sind die keiner weiteren Erläuterung bedürftigen Kunstausdrücke für die im Gesange sehr verschiedenartigen Vögel — sind weit über die Grenzen Deutschlands, ja Europas hinaus bekannt und gesucht.

Ihre Berühmtheit verdanken die Andreasberger Vögel dem Umstande, daß die dortigen Züchter sich seit langen Jahren darauf befleißigt haben, ihren Vögeln einen möglichst vollkommenen Schlag beizubringen, was sie dadurch erreichen, daß sie zur Zucht und demnächst zum Anlernen der jungen Hähnchen immer nur die ausgesuchtesten Vögel verwenden. Das alte deutsche Sprüchwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen", trifft hier im eigentlichsten Sinne des Wortes zu. Außerdem kommt hinzu, daß nirgends so wie in Andreasberg die Vögelzucht in den Familien forterbt und sich deshalb sämmtliche Einwohner auf die sorgfältigste und nutzenbringendste Behandlung der Vögel verstehen.

Nur einen Fehler tragen wohl alle Andreasberger Vögel mehr oder weniger an sich, den nämlich, daß sie schwächeren Körperbaues und mehr verweichlichter Natur sind, als die an anderen Orten des Harzes groß gewordenen Vögel, eine Erscheinung, die sich nur durch die zu ängstliche und sorgfältige Abwartung derselben erklären läßt.

Die vollkommensten Schläger liefern gegenwärtig die Bergleute Trute, Schnell und Rosenbusch. Der größte Händler dagegen, der Züchterei, An- und Verkauf in einer Hand vereinigt, und der einzige, der dieses Geschäft kaufmännisch mit Hülfe von Zeitungsinseraten und Preiscouranten betreibt, ist Rudolph Maschke. Derselbe versichidt jährlich weit über tausend Hähnchen einzeln durch die Post. Seine Hauptabsatzgebiete sind die östlichen Provinzen Preußens, Oesterreich, Ungarn mit Siebenbürgen, Schweiz, Niederlande, Schweden und Norwegen. Je nach der Länge des Weges, den sie zurücklegen haben, werden die kleinen Holzkäfige mit ihren gefiederten Insassen in gut verschlossene mit Glasfenstern versehene Papp- oder Holzkisten gestellt; das mitgegebene Futter besteht in Weichfutter, Ei und Sesamsel, und einem mit Wasser getränkten Schwämmchen; auf diese Weise verpackt, können die Vögel einen drei- bis siebentägigen Posttransport, selbst bei strenger Kälte ohne Nachtheile aushalten. Rudolph Maschke kann Allen, die sich einen guten Harzer Vogel anschaffen wollen, als zuverlässig und reell empfohlen werden.

Nirgends wird übrigens mehr Schwindel getrieben, als gerade beim Handel mit Canarienvögeln. Wie allerorts giebt es auch in Andreasberg gewissenlose Händler, welche ganz gewöhnliche Vögel für theures Geld verkaufen. Besonders muß vor herumziehenden Händlern gewarnt werden, weil diese fast ohne Ausnahme betrügen. Tausende von Weibchen, besonders solche, die schon eine oder mehrere Hecken durchgemacht haben, werden von denselben für wenige Groschen das Stück aufgekauft, um demnächst in der Fremde als Hähnchen wieder verkauft zu werden. Um ihre Waare an den Mann zu bringen, bedienen sich diese Menschen der verschiedenartigsten Kunstgriffe. Sie erbieten sich z. B. dem Käufer einen Vogel gegen die Hälfte des Kaufpreises zur Probe zu überlassen und versprechen in einigen Tagen wiederzukommen, um den Rest der Kaufsumme oder den Vogel wieder in Empfang zu nehmen. Ein Käufer, der darauf eingeht, ist natürlich der Betrogene; er erhält für zwei bis drei Mark ein Weibchen, das im günstigsten Falle fünfzig Pfennige werth ist, der Händler aber verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Wer deshalb sicher gehen will, kaufe von unbekannten Händlern nie einen Vogel, wenn er nicht vorher den Gesang desselben gehört hat. Der Preis für Schläger ist sehr verschieden; im einzelnen wird für den geringsten Vogel sechs Mark bezahlt, bessere Vögel kosten bis dreißig Mark; ganz besondes ausgezeichnete Schläger erlangen noch höhere Preise. In Andreasberg wurde beispielsweise im letzten Sommer von einem Liebhaber für ein Hähnchen hundertfünf Mark bezahlt. Doch stehen solche Fälle vereinzelt da. Jedenfalls muß es als Luxus bezeichnet werden, in Deutschland für einen Canarienvogel mehr als zwanzig Mark auszugeben.

Die große Mehrzahl aller gezüchteten Vögel wird von Händlern aufgekauft: kein Harzer Züchter zieht mit seinen Vögeln, wie früher die Tiroler, selbst in die Welt. Die Händler bezahlen nach der Qualität der Vögel drei bis sechs Mark. Nach Beendigung der Mauserzeit, im October und November, ziehen sie von Ort zu Ort mit großen Kesten auf dem Rücken, welche bis zu fünfzig kleine Holzbauer enthalten, von denen je einer einen Vogel aufnimmt. Sie kaufen entweder für eigene Rechnung oder sind als Aufkäufer von größeren Vogelhandlungen ausgeschickt. Bis auf einen kleinen Bruchtheil werden alle der auf solche Weise eingekauften Vögel in's Ausland ausgeführt.

Das bedeutendste Exportgeschäft für Canarienvögel ist gegenwärtig das der Firma C. Reiche zu Alfeld in Hannover, welcher fünf Aufkäufer oder Sortirer, von denen jeder seinen bestimmten Bezirk hat, beschäftigt. Dieselbe hat im Jahre 1874 neben vielen anderen deutschen Singvögeln achtundsechszigtausend Canarienhähnchen nach fremden Ländern ausgeführt. Davon gingen einundsechszigtausend nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und nach Canada, dreitausend nach Boxhstien und Peru, zweitausend nach Australien (Melbourne und Sidney), tausendfünfhundert nach Südafrika und fünfhundert nach England. Nach sämmtlichen Plätzen ging nebenbei der zehnte Theil Weibchen.

Das besondere Verdienst der genannten Firma ist es, dem Handel mit deutschen Canarienvögeln ganz neue Absatzgebiete jenseits des Oceans eröffnet zu haben. Ihre im Jahre 1846 gegründete Zweigniederlassung, Chas. Reiche u. Brother in New-York, hat durch fortgesetzte Bemühungen und Anstrengungen

Digitized by Google

und ungeachtet mehrfacher empfindlicher Verluste in den Anfangsjahren, durch häufige Reclamen, Lockspiele Annoncen und ausführliche Broschüren wie durch stets reelle Bedienung in Nordamerika eine so große Liebhaberei für deutsche Canarienvögel in's Leben gerufen, daß gegenwärtig die Hälfte der ganzen Zucht nach den Vereinigten Staaten abgesetzt wird. Natürlich stellen sich die Preise für Canarienvögel in Amerika bedeutend, um das Doppelte bis Vierfache höher, als bei uns.

Diese Preise lassen sich einestheils aus den hohen Transportkosten erklären, anderntheils haben sie ihren Grund darin, daß bei jeder längeren Seereise eine größere Anzahl der zarten Vögel durch Tod verloren geht.

Berliner Straßenbilder.

III.

Wenn ein Fremder bei seinen Wanderungen durch die Straßen Berlins eines schönen Nachmittags einen stattlichen alten Militär in weißem Rocke mit blauen Aufschlägen daher kommen sieht, der, umgeben von einer Schaar munterer Jungen, freundlich nach allen Seiten hin grüßt und, wenn er eine hübsche, junge Maid erblickt, auch wohl ein zierliches Kußhändchen wirft, so mag er wissen, daß ihm „Papa Wrangel“ begegnet ist. Das ehrfurchtsvolle Zurückweichen der Passanten und die Zurufe der kekeren Jugend, welche sich als freiwillige Suite an die Fersen des alten Reitergenerals heftet, scheint er sich auf der Straße blicken läßt, würden ihn auch Demjenigen kenntlich machen, der sein Antlitz niemals gesehen hätte. Trotz seiner neunzig Jahre schreitet er rüstig und gemächlich dahin, und sein munter blickendes Auge zeigt den regen Antheil, den Geist und Gemüth an Allem nimmt, was seine Aufmerksamkeit erweckt.

Es ist ein vielbewegtes, inhaltvolles und an höchsten Ehren reiches Leben, auf welches der greise Veteran zurückblickt, der sich rühmen kann, seit Jahrzehnten die originellste und populärste Gestalt Berlins zu sein. Der aus der alten Pommernstadt Stettin gebürtige Generalfeldmarschall Graf von Wrangel war zwölf und ein halbes Jahr alt, als er am 15. August 1796 in die preußische Armee eintrat. Aus dem Tertianer des Gymnasiums zu Neu-Stettin wurde ein Fahnenjunker des in Königsberg garnisonirenden Dragonerregiments von Werther. Zwei Jahre nach seinem Eintritte in das Regiment wurde der inzwischen zum Fähnrich avancirte Junker zum Lieutenant befördert, Beweis genug, daß er sich „gut auf den Dienst applicirt“ hatte.

Als die Trauerbotschaft von Jena und Auerstädt eintraf, wurde auch sein Regiment, eines der stärksten in der damaligen preußischen Armee, auf den Kriegsfuß gesetzt. Es war das einzige Regiment, welches bei Beginn des Winters von 1806 noch vollzählig beisammen war und nun mit der Aufgabe, die letzte Provinz des Staates zu vertheidigen, in Activität trat.

Am 23. December des genannten Jahres vollzog Lieutenant von Wrangel die erste Waffenthat. Ein von ihm geführtes, aus sechszig Mann bestehendes Detachement gerieth bei der Stadt Gurzno in's Gefecht mit einer Abtheilung des unter Commando des Marschalls Ney gegen Soldau vorrückenden französischen Corps. Hier that sich der junge Officier derart hervor, daß er die Aufmerksamkeit des Generals von Lestocq erregte. Als sich Letzterer nach einem Officiere von sicherem Blicke und scharfem Urtheile umsah, welchem er den schwierigen Auftrag ertheilen könnte, ihm Nachrichten über die Stellung der auf Preußisch-Eylau vorrückenden französischen und russischen Armee zu bringen, fiel seine Wahl auf den Lieutenant von Wrangel, welcher dem Befehle zur größten Zufriedenheit seines Generals nachkam. In der Nacht vom 7. zum 8. Februar 1807, bei schneidiger Kälte, machte er sich mit fünfzehn Dragonern und einem berittenen Förster von Rossitten aus auf den Weg. Das vom Feinde besetzte Dorf Storchnest wurde im schärfsten Trabe passirt; mehrere feindliche Bivouaks wurden umritten, und um ein Uhr Nachts war das Thor von Preußisch-Eylau erreicht. Hier erfuhr er von Bürgern, die der Feind aus den Häusern getrieben hatte, daß die Stadt stark besetzt und ein Durchreiten nicht rathsam sei. So ritt denn Wrangel mit seinen Dragonern östlich um die Stadt herum und wagte sich so weit vor, daß er aus den Bivouakfeuern die Stellung der feindlichen Armeen erkennen konnte. Sodann wurde der Rückweg angetreten. Es war ein Ritt von starken drei Meilen, welche aber so schnell zurückgelegt wurden, daß die kühnen Reiter Punkt fünf Uhr Morgens in dem preußischen Hauptquartiere wieder eintrafen.

In der Schlacht bei Heilsberg am 10. Juni 1807 trug Wrangel die erste Wunde davon. Der Orden pour le mérite war der Lohn seiner Tapferkeit. Nach dem Tilsiter Frieden, welcher alsbald der Heilsberger Schlacht folgte, wurden auf Grund der neuen Armeeorganisation die vier ersten der acht Escadrons jenes Dragonerregiments zu Kürassieren umgeformt. Die hellblauen Röcke wurden weiß, die weißen Kragen und Aufschläge aber hellblau. So gehörte Wrangel von Anfang an demselben Regimente an, dessen Chef er später wurde und dessen Uniform er zu tragen pflegt, so oft die Wahl derselben in seinem Belieben steht.

Bei Ausbruch der Freiheitskriege rückte Wrangel als Rittmeister und Escadronchef jenes neugebildeten ostpreußischen Kürassierregiments in's Feld. In der Schlacht bei Groß-Görschen hatte er mit seiner Escadron eine russische Batterie zu decken. Bei der Entwickelung des Gefechts nahm er einen Moment wahr, wo ein weiteres Vorrücken der Batterie ihre Wirkung erhöhen mußte. Der Commandeur schloß sich der Meinung Wrangel's an, machte ihn aber auf eine Stelle aufmerksam, wo französische Tirailleurs standen, welche der Batterie gefährlich werden konnten, wenn dieselbe bis zu dem vom Rittmeister angegebenen Platze avancirte. „Ich werde hinreiten und selbst sehen,“ meinte Wrangel, „ob die feindlichen Tirailleurs den Platz beschießen können. Schießen sie mich todt, so ist es dort gefährlich, reichen die Kugeln aber nicht bis dorthin, so werde ich vom Pferde steigen und Ihnen dadurch das Zeichen zum Avanciren geben.“ Gesagt, gethan. Er ritt bis zur betreffenden Stelle vor und gab sich selbst als Zielscheibe den französischen Kugeln preis. Als er sich überzeugt hatte, daß dieselben nicht zu ihm heranreichten, stieg er ab, und in demselben Augenblicke setzte sich die Batterie in Bewegung. Wrangel selbst spielte den Kanonier und richtete das erste Geschütz. Die Granate sauste dahin und drüben ging ein Pulverkarren in die Luft.

Am Abend der Schlacht kamen die ostpreußischen Kürassiere bei der bekannten Blücher'schen Cavallerieattaque noch einmal in's Feuer. Wrangel's Escadron attaquirte ein französisches Infanteriequarré und sprengte es vollständig. Es entstand ein wirrer Knäuel, und die Dunkelheit ließ Freund und Feind kaum unterscheiden. Wrangel selbst war beim Einhauen gestürzt, als sein Pferd, von einem feindlichen Schusse tödtlich getroffen, unter ihm zusammenbrach. Stundenlang blieb er auf dem verödeten Schlachtfelde in finsterer Nacht unter dem erschossenen Pferde liegen. Erst nach vielen Fährlichkeiten und von einer schmerzhaften Fußverletzung gelagt, gelang es ihm, gegen Morgen zu den Seinen zurück zu gelangen, die ihn bereits todt geglaubt hatten. Es ist bezeichnend, daß der junge Rittmeister damals auf die Frage des Majors von Grolmann, seines treuen Freundes und Gönners, ob das Avancement zum Major oder aber das kurz zuvor gestiftete Eiserne Kreuz seinen Wünschen besser entspräche, nach kurzer Ueberlegung erwiderte, „der Majorsrang wäre ihm vor der Hand lieber, denn das Kreuz gedächte er sich bei nächster Gelegenheit doch noch zu holen.“

Am 3. August, dem Geburtstage Friedrich Wilhelm's des Dritten, erfolgte dann Wrangel's Ernennung zum Major. Inzwischen aber hatte der Regimentscommandeur, Oberst von Twardowski, seinerseits den nunmehrigen, noch nicht dreißigjährigen Major zum Eisernen Kreuz in Vorschlag gebracht. Als er nun zwar selbst, nicht aber Wrangel das Kreuz erhielt, erklärte er vor dem versammelten Officiercorps, daß er es nicht früher tragen werde, bis auch sein Camerad damit geschmückt wäre, und so lange wiederholte er seinen Vorschlag, bis der König dem jungen Major das Ehrenzeichen verlieh.

Wrangel's hervorragendste Waffenthat in den Befreiungskriegen war das ruhmvolle Rückzugsgefecht bei Etoges am 13. Februar 1814. Der damalige Führer des Regiments,

Digitized by Google

Papa Wrangel.

Nach der Natur aufgenommen von F. Skarbina in Berlin.

Major von Manstein, war bei den wiederholten Attaquen auf die scharf verfolgende französische Vorhut in persönlichem Kampfe mit dem Commandeur der feindlichen Cavallerie verwundet worden, und so übernahm der Major von Wrangel das Commando. Im Verein mit dem russischen 7. Jägerregiment wußte er durch geschicktes Eingreifen mit seinen preußischen Reitern die dreimaligen Angriffe der französischen Gardecavallerie erfolglos zu machen und so den Russen den Abzug zu ermöglichen. Da erschien gegen Abend General von Zieten, lobte die Haltung des Regiments und befahl dem Major von Wrangel, nöthigenfalls mit eigener Aufopferung so lange vor einem naheliegenden Walde dem Feinde Stand zu halten, bis die russische Infanterie unter Karpzewitsch das Walddefilé passirt hätte.

Dieser Auftrag war nicht minder ehrenvoll, als gefährlich. Das Terrain um Eckges war mit kleineren und größeren Waldungen bedeckt, durch welche sich die Landstraße zog, die mit Infanterie und Artillerie so angefüllt war, daß ein Durchgehen der Cavallerie vor der Infanterie der Nachhut nicht möglich gewesen wäre. In großer Ueberzahl drängte der Feind auf der Chaussee nach und seine Cavallerie schickte sich an, den Wald

Digitized by Google

zu umgehen. Zudem wurde es immer dunkler und dunkler, so daß die Bewegungen der Gegner fast nicht mehr zu unterscheiden waren. Schon hatte der Feind in bedeutender Stärke die auf ihren schwierigen Posten ausharrenden ostpreußischen Kürassiere umgangen, als ein französischer Parlamentär vor der Front des Regiments erschien und zur Uebergabe aufforderte. Der Wald sei bereits durch Umgehung besetzt, ein Durchkommen durch denselben nicht mehr möglich. Da indessen die Kürassiere sich so tapfer geschlagen hätten, solle die Capitulation eine durchaus ehrenvolle sein und namentlich jeder Officier im Besitze seines Eigenthums bleiben. Wrangel dankte dem Parlamentär für die gute Meinung von dem Regimente, wies sein Ansinnen aber energisch zurück. „So lange ich den Pallasch in der Hand habe," sagte er, „und noch im Sattel sitze, so lange capitulire ich nicht." Da versuchte es der Officier, durch Versprechungen die Mannschaft zum Niederlegen der Waffen zu bewegen. Die unmittelbare Folge dieses Versuchs, das Regiment zu einer pflichtwidrigen Handlung zu bestimmen, war die, daß der Officier, tödtlich getroffen, zu Boden stürzte. Gestützt auf die preußischen Kriegsartikel, hatte Wrangel dem ihm zunächst befindlichen Kürassier sofort Befehl gegeben, den Verräther vom Pferde zu schießen, und diese energische Maßregel verfehlte nicht, den tiefsten Eindruck unter der Mannschaft hervorzurufen.

Die Lage war eine verzweifelte. Nicht allein auf der Chaussee, sondern auch schon im Walde war feindliche Infanterie gesehen worden. Von den äußersten Streifern ermüdet, harrten die braven Kürassiere der Entscheidung. Seit Tagesanbruch waren sie nicht einen Augenblick aus dem Sattel gekommen, hatten sie ihre Pferde weder füttern, noch tränken können. Die Capitulation war zurückgewiesen, und so blieb kein anderer Ausweg, als sich, so gut es ging, in dunkler Nacht durch den vom siegreichen Feinde besetzten Wald durchzuschlagen und so das Hauptcorps wieder zu erreichen. Da rief Wrangel todesmuthig den Seinigen zu: „Wir sind auf allen Seiten von feindlichen Massen umzingelt, müssen uns also durchschlagen. Ich werde Euch voran reiten und die Bahn brechen. Folgt mir! Reiter, die entschlossen sind, eher zu sterben, als sich zu ergeben, können durch keine irdische Macht aufgehalten werden. Ihrem Entschluß folgt der Sieg so gewiß, wie der Tag der Sonne. So denn mit Gott! Drauf!"

Und drauf ging es, erst im Schritt, dann im Trabe, endlich im sausenden Galopp, unter schallendem Hurrah gerade auf den Wald los, wo die Chaussee in denselben einmündete und eben feindliche Infanterie einmarschirte. Es war ungewissen so finster geworden, daß der Feind nichts von der Annäherung der Kürassiere gemerkt hatte und höchstens erschrocken war über die Pallaschhiebe, mit welchen ihm die flotten Ostpreußen im Vorbeijagen auf den Kopf kamen. Kaum aber hatte man die vorübereilenden Kürassiere als Preußen erkannt, so machte die französische Infanterie Front gegen sie und feuerte auf gut Glück. Aber die Kürassiere ließen sich nicht beirren. Wie Windsbrausen stürmten sie dahin, vorbei an den feindlichen Colonnen, voran ihren kühnen Führer, der ihnen den Weg zeigte. Nicht die mannigfachen Hindernisse des gefahrvollen Weges, nicht Gräben und Hohlstämme hielten sie zurück. Weiter und weiter ging der Ritt über Männerleichen und herwundete Pferde, bis die in den Wald eingedrungenen feindlichen Colonnen überholt waren. Endlich erreichte man das Freie und stieß weit hinter Eroges auf das preußisch-russische Hauptquartier, wo das tapfere Regiment schon verloren geglaubt war. Der Triumph der ostpreußischen Kürassiere am Tage von Eroges aber verbreitete sich windesschnell in der ganzen Armee und mit ihm der Name ihres Führers, der bald genug für seinen Heldenmuth außergewöhnlich belohnt werden sollte.

Noch im Jahre 1814 wurde Wrangel Commandeur des westpreußischen 2. Dragonerregiments, nachmaligen 5. Kürassierregiments, sieben Jahre später Commandeur der 10. Cavalleriebrigade in Posen und schon im Jahre 1823 zum General befördert. Als spätererer Commandeur der 13. Division in Münster hatte er die Genugthuung, die im Jahre 1837 daselbst in Folge der bekannten Differenzen zwischen der Regierung und dem Erzbischof von Köln ausgebrochenen Unruhen im Keime und ohne Blutvergießen zu ersticken.

Das Jahr 1839 sah ihn in Königsberg als commandirenden General des ersten Armeecorps, welches er bald darauf in vollkommenster Ausbildung und Schlagfertigkeit dem Könige vorzuführen Gelegenheit hatte. Es war dies die erste sogenannte Königsrevue, welche Friedrich Wilhelm der Vierte nach seiner im Juni 1840 erfolgten Thronbesteigung abhielt. Nicht lange nachher wurde Wrangel mit dem Commando des zweiten Armeecorps betraut. In dieser seiner hohen militärischen Stellung hat er sich in verdienstlichster Weise der Reorganisation der Cavallerie gewidmet und das Wiederaufleben des preußischen Reitergeistes bewirkt, welcher dem Anscheine nach in der langen Friedenszeit verloren gegangen war. Der König berief ihn nach Berlin zur Leitung der bedeutenden Cavallerieübungen, welche damals von den sämmtlichen Cavallerieregimentern und reitenden Batterien des Garde- und dritten Armeecorps, gefondert von den großen Herbstübungen beider Corps, ausgeführt werden sollten. Der Versuch gelang so glücklich, daß der König nach Beendigung der Uebungen seine unverhohlene Freude über den „tüchtigen und frischen Reitergeist" äußerte, der sich in den Bewegungen so großer Cavalleriemassen kundgegeben habe.

So kam Wrangel, mit Ehren überhäuft, nach Stettin in den stillen Kreis seiner Familie zurück, welche damals aus seiner Gattin, geborenen von Below, und drei Söhnen bestand, von denen der Aelteste beim Civil, die beiden Jüngeren schon als Cavallerie-Officiere dienten. Mit sämmtlichen Angehörigen unternahm er darauf eine lange Reise durch die Schweiz nach Italien, wo er Genua, Rom, Neapel und auch, um den großen öfterreichischen Manövern beizuwohnen, Verona besuchte. Alsbald nach seiner Rückkehr, im Jahre 1846, beging er im Alter von nur zweiundsechzig Jahren sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, in dessen Anlaß ihm die Freude zu Theil wurde, zum Chef des ostpreußischen Kürassierregiments Nr. 3 ernannt zu werden, in welchem er vor fünfzig Jahren seine militärische Laufbahn begonnen hatte. Das Jubiläum des „Papa Wrangel", erregte in der ganzen Armee die freudigste Theilnahme. Von seiner Vaterstadt Stettin erhielt er das Ehrenbürgerdiplom, von den dritten Kürassierregimente einen koltbaren Pallasch mit den Wappen aller Officiere und reichen, auf die ehrenvollen Dienste ihres Chefs bezüglichen Verzierungen, von den zweiten Armeecorps eine prachtvolle Vase, auf welcher die Dragonerattaque bei Helsberg abgebildet war, der König aber ehrte ihn durch den Stern des rothen Adlerordens in Brillanten.

So nahte das Jahr 1848, in welchem Wrangel berufen war, eine hervorragende Rolle zu spielen. Wie er die gegen Dänemark kämpfende deutsche Bundesarmee befehligte und bei Schleswig zum Siege führte, ist noch frisch in Aller Gedächtniß. Als diesem Kriege durch den Waffenstillstand zu Malmö ein vorläufiges Ziel gesetzt war, beburfte es eines für die Regelung außerordentlicher Vorfälle geeigneten Feldherrn im Herzen der Monarchie. Am 15. September wurde Wrangel zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen in den Marken ernannt und am 10. November fand der Einmarsch in Berlin statt.

Während des Octobers bis in den Anfang Novembers hatte der Oberbefehlshaber sein Hauptquartier im Schlosse von Charlottenburg. Es war eine schwierige Aufgabe, die seiner harrte, in der innerlich durch und durch aufgewühlten Hauptstadt der Monarchie die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Die halben Maßregeln der Regierung, das Schwanken zwischen Nachgiebigkeit und Strenge hatten die Straßendemagogie zur vollsten Blüthe gebracht; so z. B. hietten unter dem Vorwande, die im Schauspielhause tagende Nationalversammlung zu beschützen, helle Volks-Haufen den Gensdarmenmarkt besetzt. Wrangel befand sich in Charlottenburg, war aber noch nicht nach Berlin gekommen. Die Berliner Arbeitermassen hatten ihm auch gedroht, sie würden ihm, wenn er Berlin betrete, dasselbe Schicksal bereiten, wie die Wiener dem Grafen Latour, den sie bekanntlich an einem Laternenpfahl aufgeknüpft hatten. Eines Tages war er nach Sanssouci zum Könige befohlen und sagte am Morgen zu seinem Leibjäger:

„Mein Sohn, der Zug nach Potsdam geht um zwei Uhr. Bestelle den Hofwagen so, daß ich um halb zwei Uhr in Berlin sein kann!"

„In Berlin, Ew. Excellenz?" fragte erstaunt der Beauftragte.

„In Berlin, mein Sohn. Ich will meinem Schwager, dem

Digitized by Google

General von Below, einen Besuch machen und zur rechten Zeit am Potsdamer Bahnhof sein."

„Aber Excellenz!" suchte der Leibjäger einzuwenden.

„Bestelle den Wagen, mein Sohn!"

Der General fuhr durch das Brandenburger Thor in einem königlichen Hofwagen, der mit feurigen Trakehnern bespannt war, ein, von da nach der Französischen Straße, wo in der Nähe des Gensdarmenmarktes der General von Below wohnte. Der General stieg mit seiner Gemahlin aus und begab sich in die Wohnung seines Schwagers. Der Leibjäger folgte und schloß die Hausthürflügel hinter sich; der königliche Wagen blieb vor dem Hause halten. Der Leibjäger hatte Befehl, seinen Herrn kurz nach drei Viertel unten zu erwarten, und als er diesen mit der Generalin oben aus den Zimmern kommen hörte, öffnete er unten den einen Thorflügel, schlug ihn aber im nächsten Momente wieder zu, als er draußen vor der Thür und weithin nach der Straße dichte Massen jener unheimlichen Bassermann'schen Gestalten versammelt sah, die der Anblick des königlichen Wagens, einer damals in Berlin ungewohnten Erscheinung, vom Gensdarmenmarkte herangezogen hatte und die nun beim Oeffnen der Thür in lautes drohendes Gejohle ausbrachen, aus denen nur die Worte vernehmbar waren: „Nun kommt er."

Der Jäger meldete oben, was unten drohte. Die Generalin erblaßte vor Schreck. Ihr Gemahl sagte ihr einige Worte in Französisch und schickte sich dann an, die Treppe hinabzugehen. Auf ihr Bitten, sich nicht der Wuth der Menge auszusetzen, deren wilde Ausbrüche jetzt laut zu ihnen heraufschallten, entgegnete er kalt und ruhig:

„Bleib' nur ruhig! Muß doch sehen, was die närrischen Leute wollen."

Er ging hinab. Der Jäger öffnete ihm die Thür. Er trat hinaus auf die Straße, wo sein Erscheinen ein lautes Johlen unter der versammelten Masse hervorrief.

„An die Laterne mit ihm! Schnell! Packt ihn!" erscholl das Geschrei von allen Seiten, und schon streckten sich Arme nach ihm aus, um ihm das Schicksal Latour's zu bereiten.

Kalt, unbeweglich stand er in Mitte der ihn umgebenden Menge. Sein Wort dämpfte für einen Moment den wüsten Lärm:

„Was wollen Sie von mir?" war seine Frage.

„Sie sind ein Verräther," ließen sich einzelne Stimmen vernehmen. „Sie wollen das Volk niederkartätschen. Sagen Sie augenblicklich, ob es wahr ist, daß Sie Berlin bombardiren wollen, oder Ihr letzter Augenblick ist gekommen."

„Ob ich Berlin bombardiren werde," war die Antwort des Generals, „das kranche ich Ihnen nicht zu sagen. Aber wenn Sie es durchaus wissen wollen: Ja! Ich werde es bombardiren lassen, und recht tüchtig, wenn diese Exzesse fortdauern und nicht bald Ruhe und Ordnung wiederkehrt."

Diese Drohung des kaltblütig der Menge in's Angesicht schauenden Generals versetzte dieselbe in einen solchen Anfall von Wuth, daß aus tausend Kehlen der Ruf erscholl: „An die Laterne!"

Wer kann ermessen, was in diesem Momente geschehen wäre, wenn hier nicht einer jener Zwischenfälle eingetreten wäre, die man als ein Ungefähr oder als eine höhere Fügung ansehen mag, die aber oft den drohendsten Gefahren und folgereichsten Begebenheiten eine unerwartete Wendung geben. Hier war es ein etwa zwölfjähriger Knabe, der sich durch die Menge drängte und dem General, ihm ein Körbchen mit Veilchen entgegenhaltend zurief:

„Veilchen, frische Veilchen! Ach, Herr Jeneral, loofen Sie mich een paar Sträußken ab! Eens nur reenen eenzigen Troschen!"

Wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, ergreift Wrangel den Korb, und ein Sträußchen nehmend, wendet er sich an den Vordersten der Schreier mit der Frage:

„Wollen Sie vielleicht ein Sträußchen für Ihre liebe Frau?" und dann den Nächsten eins bietend:

„Sie auch?" und so die Reihe durch, bis denn überall aus der Masse Arme und Hände emporkamen, mit dem Rufe:

„Mir auch, Herr General! Mir auch!"

Er hätte in diesem Augenblicke hundert haben können, er hätte fünfsache Verwendung dafür gefunden, aber es waren verhältnißmäßig nur wenig Sträußer gewesen. Das letzte emporhaltend, rief er:

„Dieses einzige und letzte will ich für mich behalten, zum Andenken an Sie und an diese Stunde. — Aber nun machen Sie Platz, meine Herren! Ich habe keine Zeit mehr; ich muß nach Sanssouci. Der König hat befohlen."

Dieses Wort entfesselte die schon halb gebändigte Volksleidenschaft auf's Neue. „Nein — nein! — Er soll nicht fort. — Er darf nicht fort. Nieder mit ihm!"

In diesem entscheidenden Momente traten aus dem Haufen einige Männer, jedenfalls die ruhigeren Elemente, hervor und wandten sich zu den Uebrigen mit den drastischen Worten:

„Schadet's Ihr, was wollt Ihr denn noch? Habt Ihr's doch gehört: der Mann hat keene Zeit."

So suchten sie ihm den Weg zum Wagen frei zu machen. Der Jäger war unterdeß bei der Generalin im Hausflur geblieben, um mit ihr schnell seinem Herrn zu folgen, wenn er glücklich zum Wagen gekommen wäre. Fünf Schritte war der General noch von demselben entfernt, da stürzten sich Einige in neu aufschäumender Wuth mit dem Ausrufe „Latour!" auf die Pferde, um diese im Zügel zu fassen, aber schneller und geschickter als sie nahm der Kutscher dieselben schnell zurück. Der General sprang in den Wagen; der Jäger drängte die Generalin hinein, sprang auf den Bock und fort ging's in sausendem Galopp.

„Na, diesmal wären wir noch einmal glücklich durchgekommen," sagte darauf der General zu seinem Jäger. Derselbe lebt noch, heißt Boek, ist gegenwärtig Hausbesitzer des Prinzen Friedrich Karl und gehört zu den Wenigen, die außer dem General und der Generalin von diesem Vorfalle noch wissen. Oft nachher, wenn der Oberbefehlshaber beim Prinzen Friedrich Karl zu Tische war, pflegte er, auf Boek zeigend, zu sagen: „Braver Kerl das — hat immer zwei Pistolen in der Tasche gehabt."

Das war sehr nöthig, als Wrangel am 10. November Mittags zwölf Uhr durch das Hallesche Thor mit den Truppen einzog und sein Hauptquartier im Schlosse von Berlin in den Zimmern der ersten Etage nahm, die der Schloßfreiheit und speciell dem Hause von Humbert gegenüber liegen; denn auch hier war er dem allgemeinen Volkshasse und der Gefahr für sein Leben täglich und stündlich ausgesetzt. Die Drohbriefe kamen in Haufen. Da, wo die Säule mit dem Adler steht, sammelten sich in jeder Stunde neue Volksmassen an, welche sehr deutlich mimische Geberden für den Begriff des Hängens nach den Fenstern hinauf machten. Um den General zu verhindern, an das Fenster zu treten und so die Gefahr herauszufordern, ließ man die Rouleaux herunter und brannte während des ganzen Tages Licht. Eines Tages verlangte Wrangel, nach dem Köpenikerfelde zu fahren. Dorthin hatte sich die Straßendemagogie verzogen, und dort fanden täglich stürmische Volksversammlungen statt; denn der Canal wurde damals gebaut, und alle unsaufberen Elemente der Gesellschaft fanden sich mit den Arbeitern zusammen, um dieselben aufzureizen.

„Nach dem Köpenikerfelde wollen Excellenz fahren?" fragte der damalige, nun auch schon verstorbene Adjutant von Kirchfeld den General.

„Ja — und Sie werden mich begleiten."

Zur festgesetzten Stunde fuhr der königliche Wagen mit dem Generale und dem Adjutanten als Insassen — Boek mit den zwei Pistolen in der Tasche saß auf dem Sitze neben dem Kutscher — durch das Schloßportal dem Köpenikerfelde zu.

„Wrangel kommt. — Nieder mit ihm!" tönte es im lärmenden Chore, als die Menge seiner ansichtig wurde. Aber er fuhr mitten in dieselbe hinein. Auf Einen aus der Masse deutend, der ihm der Verwünschtige schien, sagte er:

„Mit Sie will ich sprechen."

Als nun der Sprecher hervortrat und im Verlaufe seiner kurzen Rede darlegte, daß die Zustände, so wie sie seien, auf die Dauer unmöglich bleiben könnten, daß etwas geschehen müsse, um das öffentliche Vertrauen zu befestigen, um Arbeit zu schaffen ꝛc., antwortete ihm der General:

„Dann sind wir ja ganz einer und derselben Meinung: Es muß was geschehen, wenn alle bürgerliche Ordnung nicht zu Grunde gehen soll. Nur, glaube ich, sind wir über die Wege verschiedener Ansicht. Ich meine, der Ihrige führt zur Anarchie, der meinige aber zur Rückkehr gesellschaftlicher Ordnung."

In dieser Weise sprach er in seiner drastischen Art weiter, und das Ende war, daß Boek den Hahn an seinen Pistolen in Ruhe lassen konnte und der gehaßte Mann von den Volksmassen

Digitized by Google

buchstäblich in seinen Wagen getragen und von ihrem Jubelgeschrei begleitet wurde.

„Man darf sich nur nicht fürchten," war seine Aeußerung. „Die Leutchen sind lange nicht so schlimm, wie sie aussehen."

Die anfangs geübte militärische Strenge milderte sich binnen Kurzem und verschwand bald ganz. Berlin erhielt wieder seine frühere Physiognomie. Wrangel wurde in der edlen Bedeutung des Wortes populär, und alle Stimmen vereinigten sich zur Anerkennung der Festigkeit und Consequenz, des Taktes und der Schonung, welche er unter den schwierigsten Verhältnissen gezeigt hatte. Zudem fällt es schwer in's Gewicht, daß jene erfolgreiche militärische Schlußhandlung des Jahres 1848 eine unblutige war. Die Geschichte der Revolutionen bestätigt die Seltenheit eines derartigen Erfolges ohne Blutvergießen, welches bei einer unzweckmäßigeren Handhabung der Waffengewalt wahrscheinlich nicht erreicht worden wäre.

Im Jahre 1849 übernahm Wrangel das dritte Armeecorps; am 15. August 1856, bei Gelegenheit seines sechszigjährigen Dienstjubiläums, erhielt er die höchste militärische Charge, indem er zum Generalfeldmarschall ernannt wurde, und im nächstfolgenden Jahre ward ihm das Gouvernement von Berlin zu Theil. In seinem achtzigsten Lebensjahre wurde der greise General von seinem Könige berufen, die alliirte preußisch-österreichische Armee gegen Dänemark zu führen, und leitete, ohne der Kälte und Strapazen zu achten, in vollster Rüstigkeit den beschwerlichen Winterfeldzug. Nach seiner Rückkehr wurde er von den Geschäften des Gouvernents von Berlin in Anbetracht seines hohen Alters entbunden. Der König erhob ihn in den erblichen Grafenstand und machte ihn zum Chef eines Regimentes, welches sich in dem dänischen Feldzuge ganz besonders auszuzeichnen Gelegenheit gehabt hatte, des in Brandenburg a. H. garnisonirenden Füsilierregiments Nr. 35.

Der Krieg von 1866 sah den Feldmarschall inmitten seiner getreuen Kürassiere. Mit des Königs Erlaubniß begab er sich zu seinem Regimente, bei welchem er am 15. August jenes Jahres während des Waffenstillstandes in dem Städtchen Distrik in Mähren sein siebenzigjähriges Dienstjubiläum feierte, bei welcher Gelegenheit sein Regiment den Beinamen „Graf Wrangel" erhielt.

Ein noch selteneres Fest, das seiner fünfzigjährigen Generalscharge, hatte im Frühjahre 1873 unterbleiben müssen, da der Feldmarschall schwer erkrankt war. Im Herbste jedoch hatte er die Genugthuung, der Einweihung des Siegesdenkmals beiwohnen zu können, auf welchem er selbst als Feldherr des Jahres 1864 einen ehrenden Platz gefunden hat. Hier erhielten die Düppeler Schanzen den Namen „Wrangel-Schanzen". Noch in diesem Jahre hat der Feldmarschall trotz seiner neunzig Jahre den sämmtlichen Cavalleriebesichtigungen zu Pferde beigewohnt.

Jetzt lebt der alte Wrangel still und zurückgezogen in seinem Palais auf dem Pariser Platze. Es ist ihm beschieden, seine sämmtlichen Söhne zu überleben. Der jüngste, den er im dänischen Kriege anno 1864 als persönlichen Adjutanten an seiner Seite gehabt hatte, zog sich in Folge der Strapazen eine Fußlähmung zu, mußte den Abschied nehmen und starb im Jahre 1867. Wrangel's hochbejahrte, treue Lebensgefährtin, mit welcher er schon vor vier Jahren das nur Wenigen beschiedene Fest der Brillanthochzeit feierte, steht ihm noch heute zur Seite. Einer seiner Enkel lebt in seinem Hause.

Jedes Jahr, jeder Tag, dessen der Neunzigjährige genießt, ist ein Gnadengeschenk der Vorsehung. Wiederholte Schlaganfälle haben an der Gesundheit des alten Herrn gerüttelt. Seine Hartbörigkeit erschwert ihm den Verkehr.

Mit stohem und zufriedenem Blicke kann er am Abende seines Lebens auf seine bewegte Vergangenheit zurückblicken. Sie war reich an Thaten und an äußeren Ehren. Mit kaum zwölf Jahren der Armee angehörig, wurde Wrangel mit noch nicht dreißig Jahren Oberstlieutenant und Regimentscommandeur, mit einundvierzig Jahren Oberst, mit neunundvierzig Jahren General. In sieben Feldzugsjahren war er bei einer Belagerung, in zehn Schlachten und zweiundzwanzig Gefechten betheiligt. Mit den höchsten Orden ist seine Brust geschmückt; er wurde Kanzler des schwarzen Adlerordens.

Die Popularität, deren er sich namentlich seit dem Jahre 1848 erfreute, hat an seine Person allerhand curiose Anekdoten geknüpft, mit deren Wahrheit man es nicht allzu genau nehmen muß, die aber im Volksbewußtsein nicht mehr von ihm zu trennen sind.

Noch fünfzig Jahre, und um Vater Wrangel wird sich derselbe Volksmythus bilden, wie um Friedrich den Großen, den alten Zieten, Blücher und Andere. Wenn er z. B. nie einem Adjutanten erlaubte, anders als in vorschriftsmäßiger Weise, also mit dem Degen, vor ihm zu erscheinen, so ist das weniger als Anzeichen eines kleinlichen Gamaschenthums aufzufassen, als ein Gebot der militärischen Disciplin, das er, wie in großen Dingen, so auch bis in die geringsten Einzelheiten erfüllt haben will. Bekannt ist von ihm die Frage an einen jungen Officier, der vor ihm am Morgen in etwas nachlässiger Toilette erschien: „Was sind Sie?" Der Gefragte, erstaunt über eine solche Anrede, gerieth in einige Verlegenheit, aus der ihn der General jedoch durch die Antwort erlöste: „Nicht raisirt sind Sie." Er duldet darum an Andern keine Nachlässigkeiten, weil er gegen sich selbst am strengsten ist.

Im General von Wrangel vereinigen sich alle jene Eigenschaften, welche zu einem tüchtigen Commandeur befähigen: Ernst, Strenge, Klarheit des Verstandes und jene Consequenz des Denkens, welche auch ohne Kant die richtigen Wege findet. Er ist leidenschaftslos bis zur Kälte und nüchtern in der Auffassung; wie ein Quäker ist er von einer Mäßigkeit im körperlichen Genießen, welche ihm eine Nervenkraft bewahrt hat, die ihn immer Herr seiner selbst und demgemäß auch Herr über Andere sein läßt. Bekannt ist seine Sparsamkeit, aber wo der Soldat in ihm gerührt wird, ist diese wohl fähig, sich in Großmuth zu verwandeln. Vor einigen Jahren, nach dem Kriege und nach einem Badeaufenthalte in Wildbad, besuchte er Straßburg und nahm natürlich auch die Befestigungen in Augenschein. Dabei wurde ihm von der Heldenthat eines deutschen Ingenieurofficiers, Hauptmann Freiherr von Ledebur, erzählt. Derselbe hatte sich bei der Belagerung von Straßburg Nachts entfernt, im Angesichte der französischen Wachen in den gefüllten Festungsgraben niedergelassen, war mit Gefahr seines Lebens in die Minengänge gedrungen und hatte daraus mit fast übermenschlicher Kraft ganze Ladungen von Pulver gehobt und so die Minen für unsere Soldaten unschädlich gemacht. Bei einer solchen Excursion war er aber doch von den Franzosen bemerkt worden, hatte einen Schuß bekommen und starb an seiner Wunde in Lazareth in Karlsruhe. Das Erste bei Wrangels Ankunft in Karlsruhe war, daß er sofort den berühmten General von Werder nach dem Grabe des heldenmüthigen Officiers fragte. Als er jedoch erfahren mußte, daß dasselbe noch kein Denkmal zierte, daß nur ein Holzkreuz die Stelle bezeichnete, wo einer der Bravsten seinen Todesschlaf schläft, da händigte er dem General von Werder eine Banknote mit dem Bemerken ein:

„Hier, mein Sohn, hast Du hundert Thaler, und wenn das Ingenieurcorps es nicht für seine Pflicht achtet, einem so braven Cameraden ein schönes Denkmal zu setzen, so schreib' mir, so werde ich das Uebrige auch noch bezahlen. Braver Kerl, der Ledebur!"

Nun erhebt sich auf dem Grabe des Helden ein prächtiges Denkmal, das ihm seine Cameraden mit Hinzunahme der Wrangel'schen Ehrengabe haben setzen lassen. —

Eine historische Thatsache ist es, daß die preußische Cavallerie ohne Wrangel niemals zu der Leistungsfähigkeit gelangt wäre, die wir an ihr bewundern müssen. „Wir haben große Generäle, aber über Allen steht doch Wrangel; der preußische Staat weiß gar nicht, was er diesem Manne zu verdanken hat," ist das Urtheil eines competenten Mannes über ihn, nämlich des Prinzen Friedrich Karl.

Was Wrangel jedoch mehr als die allerlei ihm meist angedichteten kleinen Eigenheiten in so seltenem Grade volksthümlich werden ließ, war nicht sowohl die soldatische Kernhaftigkeit, als die gewinnende Gutherzigkeit seines Wesens. In seinem langen, dem Dienste des Königs und dem Wohle des Vaterlandes gewidmeten Kriegerleben bewahrheitete Papa Wrangel den Sinn jener Worte, welche er am 14. Mai 1850 in das Album für die Denkfäule im königlichen Invalidenparke zu Berlin schrieb:

„Man kann im Herzen Milde tragen
Und doch mit Schwertern drunter schlagen."

M. R—v.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig — Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Ein kleines Bild.

Von Ernst Bichert.*

An einem jener unvergeßlichen Herbsttage des Jahres 1870, in welchen das bei Sedan siegreich gewesene deutsche Heer vor Paris Stellung nahm, um die Belagerung der Kaiserstadt zu beginnen, suchte auch eine kleine Sanitätskolonne die ihr angewiesenen Quartiere. Sie bestand aus einigen mit dem bekannten rothen Kreuze bezeichneten Fahrzeugen, deren Radspeichen theilweise schon mit Stricken und Pflöcken zusammengehalten werden mußten, einem Chirurgen, mehreren Trainsoldaten und einer kleinen Schaar von freiwilligen Krankenpflegern unter Anführung eines jungen Mannes mit blondem Vollbarte, der den linken Arm in einer Binde, oder vielmehr in einem schwarzseidenen Halstuche trug, das seinem eigentlichen Zwecke ohne andern Ersatz entzogen war.

Der Ort, in welchen die Colonne einmarschirte, gehörte zu dem Kranz halb städtischer, halb ländlicher Ansbauten, die sich in fast ununterbrochener Reihe um Paris ziehen, nicht mehr zur Stadt gehören, aber doch ihren ursprünglich dörflichen Charakter verloren haben, nachdem wohlhabende Pariser sie mit ihren Villen besetzten, oder Fabrikanten aller Art sie ihren industriellen Zwecken dienstbar machten. Er lag bereits jenseits der Vertheidigungs- und vielleicht auch noch hinter der Angriffslinie zurück, aber darüber ließ sich jetzt noch keine bestimmte Auskunft geben, da der Schanzenring der Belagerer sich noch nicht geschlossen hatte und in jeder Stunde andere Dispositionen nöthig werden konnten.

Jedenfalls waren die Bewohner bei Annäherung der feindlichen Heersäulen der Meinung gewesen, daß man hier nicht so „weit vom Schuß“ sei, als Unbetheiligten wünschenswerth. Sie hatten entweder hinter den starken Forts und den Mauern von Paris Schutz gesucht, oder waren weiter in's Land hinein geflüchtet. Der Ort schien wie ausgestorben; kein Mensch ließ sich auf der Chaussee erblicken, so weit das Auge reichte; die Thüren und Fensterläden waren geschlossen; kein Schornstein rauchte; hier und dort lagen unter den Bäumen am Wege unordentlich Möbel und Wirthschaftssachen, Kisten und Kästen zusammengeworfen, zu deren Fortschaffung sich wahrscheinlich bei der Eile der Flucht nicht mehr Fuhrwerke hatten auftreiben lassen. Tiefste Stille herrschte rundum, und deutlich war jeder Hufschlag der müden Pferde zu vernehmen, die im Schritte vor den nicht gerade schwerbeladenen Karren herzingen. Einer der Trainsoldaten, die als Kutscher sungirten, pfiff einen lustigen Tanz, aber es schien Niemand danach tanzen zu wollen. Mit gesenkten Köpfen folgten wie einem Leichenwagen in gelösten Reihen die jungen Leute, ermüdet von einem weiten Marsche und um die Hoffnung betrogen, in guten Quartieren für ihre Anstrengungen belohnt zu werden.

Die Colonne hatte die Aufgabe, ein Lazareth einzurichten, in dem Verwundete die erste Pflege erhalten könnten. Ein Gebäude mit möglichst hohen und weiten Räumen sollte dazu ausgesucht werden. Rechts von der Straße, ein wenig zurückgebaut, ragte nun ein Haus über die anderen hervor; ein hoher Schornstein dahinter bewies, daß es zu einer Fabrik gehörte. Der Mann mit dem blonden Barte trat an den Chirurgen heran und machte ihn darauf aufmerksam. „Man kann ja sehen,“ sagte derselbe, und gab dem Führer einen Wink zu halten. Beide bogen dann in den Seitenweg ein und kamen schon nach wenigen Minuten mit der Meldung zurück, daß Alles sicher sei. Das Haus stand ganz leer und bot mehr als hinreichende Räumlichkeit für den beabsichtigten Zweck.

Man richtete sich in einigen Zimmern so wohnlich ein, wie es in der Eile gelingen wollte, schaffte die mitgebrachten Lebensmittel herbei, da sich in der Speisekammer des Fabrikherrn nichts Eßbares vorfand, zündete in den Kaminen Feuer an und machte sich's bequem auf Sophas und Polsterstühlen, die aus dem ganzen Hause zusammengeschleppt wurden. Der Chirurg brachte eine Flasche Cognac zum Vorschein, die er sorglich im Medicinkasten verwahrt gehalten hatte; in den Blechgeschirren brodelte schnell heißes Wasser; ein kleiner Vorrath von Zucker war auch vorhanden, und so wurde bald allen Müden ihr erdämmender Schlaftrunk, der trefflich mundete.

Man kam überein, durch das Loos entscheiden zu lassen, wer die Nachtwache haben solle. Unter den Dreien, die der Zufall hierzu bestimmte, war ein junger schwächlicher Mensch, der sich kaum noch auf den Füßen erhalten konnte und am dringendsten der Ruhe bedürftig schien. Unaufgefordert erbot sich der Mann mit dem blonden Vollbarte sogleich an seine Stelle zu treten. Er könne doch in einigen Stunden noch nicht schlafen, sagte er, und es sei also Sünde, andere Kräfte zu vergeuden. Er grüßte militärisch den sich in die wollene Decke wickelnden Cameraden, der ihm für die Stellvertretung durch ein freundliches Nicken dankte, und trat in den Flur hinaus, von dem eine breite Thür in's Freie führte.

Es war inzwischen Nacht geworden, aber der Mond, der über den Häusern und Bäumen aufstieg, verbreitete so viel Helligkeit, daß das Auge nach kurzer Zeit jeden Gegenstand in der Nähe deutlich und auch die entfernteren in ihren Hauptmassen unter-

* Verfasser des „Schuster Lange“, Jahrgang 1873.

Digitized by Google

scheiden lernte. Der Himmel war nicht ganz klar; im Norden hatte sich eine finstere Wolkenwand gelagert, von der allerhand Gezack hoch aufstieg und sich, vom Mondlichte weißumrandet, in phantastischen Formen von der Hauptmasse ablöste. Um so tiefer erschien das Blau des Himmels daneben, um so glänzender die darin schwimmende Mondscheibe. Die Fensterscheiben der oberen Stockwerke blitzten wie illuminirt, und das Zinkdach einer nicht fernen Villa lag vor den dunkeln Kronen der Bäume dahinter wie ein Seespiegel. Der junge Mann, der mit langsamen Schritten die Straße auf- und abging, hätte kein Deutscher sein müssen, wenn ihn dieses zauberhafte Landschaftsbild nicht melancholisch hätte stimmen sollen. Wie er sich nun mit der Schulter an einen Baumstamm lehnte und hinaufschaute, dachte er wahrscheinlich an andere schöne Mondnächte, die er in der Heimath dann und wann halb durchwacht, und an die Menschen, die bei ihm waren, und an die Lieder, die sie gesungen, und an die Mahnfahrt auf dem Mühlenteiche . . . woran nicht alles? Schien doch derselbe Mond auch dort, und die zu ihm aufsahen, dachten vielleicht jetzt ebenso an ihn, bangend und sorgend, wie es ihm ergehen möge im Feindeslande.

Er hatte eine Mutter zu Hause, und Arnold war ihr einziger Sohn. Sie stand einem großen Geschäfte vor, das ihr verstorbener Gatte, der Commerzienrath Rose, in Schwung gebracht hatte und das seinem Sohne und einzigen Erben zu erhalten ihr heilige Pflicht schien. Arnold war ihr zu Liebe Kaufmann geworden, obgleich er eigentlich mancherlei gelehrte Neigungen hatte, wie er denn auch somit vielfach ihr zu Liebe sein Leben einrichtete und ihre zärtliche Sorge über sich walten ließ. Er wäre gern Soldat geworden, um als Freiwilliger seiner Dienstpflicht zu genügen, aber seiner Mutter war der Gedanke an die möglichen Gefahren, denen er sich im blauen Rocke aussetzte, unerträglich erschienen. Der alte Onkel Helmbach, der Militärlieferungen übernahm und mit hohen Officieren auch wohl beim Glase Wein in Verkehr kam, mußte gelegentlich andeuten, daß der Arnold Rose, sein Neffe, nun auch in dem Alter stehe, wo er sich zur Prüfung der Commission stellen müsse, daß er auch gern dienen wolle, aber doch wohl zu schwächlich sei, und daß seine Frau Mama fürchte, es könne ihrem Einzigen etwas zustoßen. Der Arzt hatte dann einen Wink erhalten und nur oberflächlich untersucht. „Nicht tauglich," war die Entscheidung gewesen, die ihn nur deshalb weniger betrübte, weil er wußte, wie sehr sie seine Mutter erfreuen werde. Und nun, einige Jahre später, hatten ihre Thränen ihn doch nicht bewegen können, seinen Entschluß aufzugeben, wenigstens als freiwilliger Krankenpfleger den großen Krieg mitzumachen, bei dem die ganze Nation betheiligt war. Er fühlte sich gesund und kräftig genug, auch thätig sein zu können, und hätte sich krank schämen müssen, wenn es der Mutter gelungen wäre, ihn zu Hause zurückzuhalten. Diesmal redete auch Onkel Helmbach in patriotischem Eifer zu, und so mußte die alte Dame dann wohl geschehen lassen, was sie zu ihrer größten Betrübniß doch nicht hindern konnte. Natürlich gingen in den ersten Wochen täglich Briefe hin und her, dann langten sie bei der immer schwierigeren Postverbindung spärlicher an, und nun bei der Einschließung von Paris waren schon viele Tage ohne Nachricht von Hause vergangen. Arnold Rose hatte sich, besonders auch wegen seiner vollkommenen Kenntniß der französischen Sprache, so trefflich bewährt, daß man ihn gern bald hier bald dort benutzte und mit Aufträgen betraute, deren Verantwortlichkeit sich sehr fühlbar machte.

Der gute Onkel Helmbach! Er hatte bisher noch nichts geschrieben, als einmal die kurze Zeile mit seiner zitternden Hand: „Stärchen läßt herzlich grüßen," aber Tag für Tag hatte er sechs Cigarren in ein festes Couvert geladen und diese Kostsäcke nach Frankreich hinein geschickt — gute Cigarren! — denn er selbst war ein Feinschmecker und mußte manche den Liebesgaben, die der Patriotismus versendete. Auch diese Päckchen waren nun schon längere Zeit ausgeblieben. Arnold seufzte, indem ihm dies einfiel. Noch eine letzte Cigarre hatte er in seiner Ledertasche für irgend einen außerordentlichen Fall aufbewahrt; diese Mondnacht schien besondere Berücksichtigung zu verdienen; er zog sie vor, prüfte mit Kennerblick das unversehrte Deckblatt und setzte sie in Brand. Wie behächtig er im Auf- und Abgehen nur gerade so davon naschte, wie die Erhaltung des Feuers es nöthig machte! Wie er den bläulichen Dunst aus der kleinsten Mundöffnung in seinem Junge langsam ausließ! Wie er ökonomisch auch von Zeit zu Zeit den unter der weißen Asche aufsteigenden Rauch mit der Nase einschlürfte! — es war ja die letzte gute Cigarre, wer weiß für wie lange?

Immer wieder ruhte inzwischen sein Blick auf der hübschen Villa, die eine Strecke straßabwärts mit ihrem mondhellen flachen Dach so zauberhaft zwischen den Bäumen dalag. Er unterschied nun schon die zwei Etagen, die Halle vor der Hausthür, den Balcon mit den zwei Vasen darüber, die vom Mondlicht gestreift wurden. Es zog ihn näher heran, er wußte nicht weshalb. Langsam schritt er die Chaussee entlang dem zierlichen Eisengitter zu, dessen Stäbe in vergoldete Spitzen ausliefen. Er blieb vor demselben stehen und blickte in das Gärtchen. Ein breiter Kiesweg führte zur Hausthür; auf dem Rasenplatz stand in einer Schale von Sandstein ein kleiner Tritou, aus dessen Muschelschale aber kein Wasser floß; in einer Laube, deren Blätterschmuck größtentheils schon welk über den Boden ausgestreut war, zeigten sich hübschgeformte Sessel von Eisenguß um einen Tisch mit Steinplatte. Da haben vor Kurzem noch glückliche Menschen gewohnt, mußte Arnold unwillkürlich denken, und nun hat der Krieg sie aus ihrem schönen Besitzthum vertrieben, und ob sie es nicht als einen Haufen Schutt und Kohle wiederfinden werden, wissen sie nicht. Wer mögen sie sein — wo mögen sie weilen — mit welchen Empfindungen mögen sie jetzt hierher denken? Seine Phantasie arbeitete, um Figuren zu gestalten, die diesen Garten, dieses Haus beleben könnten. Und nun glitt das Mondlicht um die Ecke und erhellte auf einmal die ganze Frontseite; alle Fenster leuchteten auf, als würden innen die Gaskronen zu einem großen Ballfeste angesteckt. Deutlich waren die saftigen weißen Vorhänge zu erkennen. Ob sich nicht die Balconthür öffnen und eine schöne Dame hinaustreten und den Arm auf die Vase stützen würde? Lautlose Stille überall.

Die Gitterthür war nicht geschlossen. Arnold trat ein und durchschritt das Gärtchen. Am Portal des Hauses bemerkte er einen Glockenzug und daneben ein blankes Schild mit Aufschrift. Er trat näher heran, um sie zu lesen. „Charles Blanchard" war in zierlichen Buchstaben in das Schild graviert. Den Namen des Besitzers wußte er also. Seine Hand legte sich, ohne daß er's merkte, auf den Messingknopf in der Vertiefung daneben. Er zog daran, erst sanft, dann kräftiger. Eine helle Glocke schlug innen an und schien sich gar nicht beruhigen zu können. Erschreckt durch diesen so plötzlich die Stille unterbrechenden Ton trat Arnold auf die Stufen zurück. Das Herz schlug ihm heftig.

Niemand öffnete. Er erwartete nichts anderes. Deshalb aber klang ihm eben die Glocke in dem von seinen Bewohnern verlassenen Hause so schaurerlich; es war ihm, als ob er Geister habe wecken und sich mit ihnen in Rapport setzen wollen. Er glaubte freilich nicht an Geister, aber die Einsamkeit und Verlassenheit, die Mitte der Nacht und der Mondschein ließen jenes unheimliche Gefühl in ihm aufkommen, das der Furcht verwandt ist und ein Frösteln bewirkt. In diesem Augenblick rollte ein Luftzug von der Straße her das welke Laub zusammen und trieb es raschelnd unter die Halle. „Du bist ein rechter Narr," schalt er sich und trat mit absichtlich verhaltenen Schritten den Rückweg an.

Wohl eine Stunde später, als seine Wache dauern sollte, patrouillirte er im Freien. Dann weckte er die Ablösung, legte sich in der Nähe des Kamins auf den Fußboden, wickelte sich fest in seinen Mantel und schlief, von der körperlichen Müdigkeit überwältigt, bald ein.

Am nächsten Morgen zeigte es sich deutlich, daß der ganze Landstrich gegen die Stadt hin bereits militärisch besetzt war und unsere Colonne sich hinter den Positionen der Angreifer in verhältnißmäßig gesicherter Lage befand. Die Action konnte jede Stunde beginnen und das Lazareth Arbeit erhalten. Eile war deshalb geboten. Man versammelte sich zu einer allgemeinen Berathung, wie man sich die unumgänglichen Bedürfnisse verschaffen sollte.

„Wir brauchen vor Allem Matratzen, Betten, Decken," bemerkte der Chirurg, „aber auch Lebensmittel wären erwünscht."

Rose schlug vor, die Häuser der Ortschaft zu durchsuchen. „Die Eigenthümer selbst," sagte er, „verweisen uns auf Gewalt. Gut denn! nehmen wir uns, was wir brauchen, aber — nicht mehr, Freunde! Beweisen wir uns auch darin als gesittete Feinde,

Digitized by Google

daß wir den Respect vor fremdem Eigenthum nicht einen Augenblick verlieren; daß wir nicht zerstören, außer wo unser Zweck es gebieterisch fordert. Folgt mir!"

Unter Rose's Anführung wurden nach diesem allseitig belobten Princip die Häuser der Nachbarschaft durchforscht. Man fand nicht, was man suchte; überall schienen gerade die Betten entfernt zu sein. An der Villa, dem ansehnlichsten Hause in weitem Umkreise, war Rose bisher wiederholt vorüber gegangen, obgleich man ihn darauf aufmerksam machte, daß dort am meisten Aussicht sei, zum gewünschten Ziel zu gelangen. Man wollte nun den Grund dieser Zurückhaltung wissen, und da er keinen vernünftigen vorzubringen im Stande war, entschloß er sich endlich doch, die Cameraden durch die Gitterthür in das Gärtchen und unter die Halle zu führen.

Die Hausthür ließ sich von außen nur öffnen, wenn man sie mit der Axt einschlug. Rose, der sie geschont wünschte, deutete auf das Fenster daneben, das ein Einsteigen gestatten würde. Bald klirrten die Glasscheiben. Die Fensterflügel wurden aufgerissen; aus der Laube holte man die Stühle herbei und stellte mit ihrer Hülfe eine Art von Treppe zusammen, auf der sich ziemlich bequem das Fensterbrett erreichen ließ. Bald stand die kleine Schaar im Hausflur und verbreitete sich von da durch die unteren Räume.

Rose hatte schon bei der äußeren Besichtigung des Hauses von einer Reihe tiefliegender und vergitterter Fenster auf weite Kelleranlagen unter demselben geschlossen. Er fand auch bald die Treppe, die offenbar zu ihnen hinabführte, und einen dunkeln Corridor, in welchem jeder Schritt, wie unter einem Gewölbe, hallte. Das Auge gewöhnte sich nach einiger Zeit an die Dämmerung so weit, daß es Zugänge zu mehreren abgetheilten Räumen unterscheiden konnte. Sie enthielten aber nichts, als leere Weinlager und Stapel leerer Kisten oder Körbe von Weidengeflecht. Auf der anderen Seite des Ganges ließ sich keine Thür entdecken, und doch mußten sich die Keller hier aller Wahrscheinlichkeit nach fortsetzen. Rose trug ein kleines Wachslicht bei sich und zündete es an. Wie er nun damit die Wand entlang leuchtete, zeigte sich eine fast quadratische Stelle dunkler gefärbt. Die Feuchtigkeit ließ nicht zweifeln, daß hier frischer Kalk aufgetragen war, und die Spuren der eiligen Arbeit bedeckten auch den Boden. „Hierher, Freunde!" rief der glückliche Entdecker die Treppe hinauf, „ich weiß zwar noch nicht, was wir haben, aber dahinter steckt jedenfalls etwas. Man pflegt in Kriegszeiten keine Thür zu vermauern, wenn man nicht etwas Werthvolles zu verbergen hat, und hier hat ganz kürzlich ein Maurer gewirthschaftet. Alle Mann heran!"

Bald setzten sich viele Hände in Bewegung, den Kalkbewurf abzuklopfen und mit Taschenmessern die Fugen zwischen den Ziegeln zu erweitern. Der eiserne Stiel einer Kaminschaufel diente als Brechstange, und schneller, als der Handwerker seinen Verschluß bewirkt haben konnte, öffnete sich wieder die Thür. Ein gewandter Turner schlüpfte durch die Bresche und schlug innen eine laute Lache an. „Da finden wir gerade, was wir brauchen," rief er den eifriger das Ziegelwerk abräumenden Cameraden zu. „Matratzen, Betten und Decken genug für ein großes Feldlazareth!"

Er hatte Recht. Der ganze Raum war damit bis zum Gewölbe hinauf angefüllt. Offenbar hatte nicht nur Herr Blanchard seinen Besitz an solchen Gegenständen hier zu sichern gesucht, sondern auch die übrige Bewohnerschaft des Ortes den ihrigen hierher zusammengetragen. In zwei benachbarten Kellern lagerte Wein in Fässern und Flaschen. Auch Vorräthe von Gemüsen, Mehl, Schinken und Würsten fanden sich in einem Holzverschlage. In der freudigsten Erregung nahm man Besitz von diesen Schätzen, brach sofort einigen Flaschen den Hals und dankte Rose, der doch wieder „der Schlauste gewesen sei".

„Nun aber ein ordnungsmäßiges Verfahren!" commandirte derselbe. „Geht das so weiter mit dem Zechen, so finden wir uns am Ende nicht wieder aus dem Keller hinaus. Requiriren wir zwangsweise, so viel uns nöthig und gut scheint, aber legen wir dem Wirth über das Entnommene gehörig Rechnung. Hier ist ein Zettel und eine Bleifeder; schreiben wir Stück für Stück auf, und dann mag das Blatt als Quittung zurückbleiben."

Man hatte sich gewöhnt, seinen immer verständigen Weisungen zu gehorchen, und so war denn auch jetzt bald das Geschäft des Ausräumens organisirt. Ein zweiräderiger Karren, den man in einem Fleischerladen gefunden hatte, erleichterte den Transport der Sachen nach dem Fabrikgebäude. Dort gab der Chirurg weitere Anordnungen wegen der Unterbringung.

Arnold Rose konnte die Genossen allein weiter wirthschaften lassen. Eine unbezwingliche Neugierde trieb ihn an, die Villa, die ihm gestern im Mondlichte fast wie ein verzaubertes Schloß erschienen war, näher in Augenschein zu nehmen. Die unteren Räume boten nichts Bemerkenswerthes: der Herr des Hauses, der ein Kaufmann sein und in der Stadt sein eigentliches Comptoir haben mochte, hatte hier einige Geschäftszimmer nur mit dem nothdürftigen Mobiliar besetzt, während sich auf der andern Seite des Flurs die Küche, die Mägdestube und verschiedene Wirthschaftsgelasse befanden. Die Wohnung selbst mußte im obern Stocke liegen, und dorthin führte eine zierliche Treppe mit eisernem Geländer von bester Gußarbeit. Rose bedachte sich nicht, sie zu besteigen. Der obere Flur war mit Bildwerken ausgestattet. Da hing der erste Napoleon, und der dritte und Eugenie und der kleine Lulu in Corporalsuniform, als wär's dem Besitzer des Hauses darauf angekommen, sich jedem Eintretenden sogleich als ein guter Patriot zu beweisen. Geradeaus öffnete sich eine Flügelthür von braunem Holze nach einem geräumigen Salon, der mit dem Balcon Zusammenhang hatte; rechts und links sah man durch Portièren von blaßgrüner Farbe in ein Wohn- und ein Speisezimmer mit der entsprechenden sehr eleganten Ausstattung. Daran schlossen sich Cabinete, deren eines die kleine Bibliothek und eine Marmorbüste des Corneille beherbergte; weiter folgten zierlich möblirte Schlafräume und Garderobekammern. Ueberall war das Parquet spiegelblank, hingen Glaskronen und Ampeln von mattgeschliffenem buntem Glase an den Decken herab, bedeckten Oelgemälde in breitem Goldrahmen und Stahlstiche die Wände, standen kostbare Pendulen auf den Kaminsimsen, kleine Statuetten, Vasen und allerhand Nippessachen auf den Tischen und Schränken. Arnold hatte bei seiner langsamen Wanderung durch die Zimmer Zeit, sie einzeln zu betrachten.

In der Wohnstube neben dem Salon stand ein Damenschreibtisch von geschmackvollster Form, ganz beladen mit Albums, Mappen, zierlichen Schreibmaterialien, kleinen Figuren von Porcellan und Bronze, Schmuckschälchen von polirtem Steine und Kästchen von Metallguß mit hübschen Reliefs. Arnold sah nur flüchtig darüber hin. Ihm fiel sogleich ein Gestell von vergoldeter Bronze in die Augen, in welchem eine kleine Photographie Platz fand. Er schob den Lehnstuhl ein wenig zurück, setzte sich darauf und besichtigte es näher, nahm es in die Hand, hielt es in verschiedener Richtung gegen das Licht, um dem Bilde die günstigste Beleuchtung zu gewähren, benutzte eine Lupe, die auf dem Schreibzeuge lag, dieselbe in näherer und weiterer Entfernung von seinem Auge prüfend, und schien sich von dem Gegenstande gar nicht trennen zu können. Die Photographie zeigte das Bild eines jungen Mädchens in halber Figur und war schwerlich besser, als Darstellungen dieser Art gewöhnlich zu sein pflegen, es hätte denn der lebhafte Ausdruck des interessanten Gesichtchens auf Rechnung des Künstlers gesetzt werden müssen. Aber diese Augen! Sie schienen wirklich aus dem Bilde herauszusehen und dem Beschauer zuzulachen. So viel natürliches Leben erinnerte Arnold sich nicht schon jemals auf einer Photographie bemerkt zu haben. In wie glücklicher Stimmung, dachte er, hat dieses reizende Kind dagesessen, um sich von der Sonne portraitiren zu lassen! Womit beschäftigte sich während dessen dieses Köpfchen? War das Bild der geliebten Mutter bestimmt und sollte es ausdrücken, wie lieb das Töchterchen sie habe und wie es immer wünsche, sie an die heiterstem Momente ihres Beisammenseins zu erinnern? Oder war nicht die Mutter gemeint? Gehörte das Bild einem Andern und war dies gleichsam nur eine Copie? Wer war der Erste, der sich darüber freute, darüber freuen sollte? Der hatte dem hübschen Mädchen gesagt, daß ihm diese Haltung, diese Viertelwendung gegen das Licht besonders günstig sei, daß so aus dem Schatten heraus diese hellen Augen noch heller lachen würden? Der Spiegel vielleicht?

Nein, kein Gedanke daran! Keine Spur von Coquetterie war bei genauerer Betrachtung zu entdecken. Es war nichts an dem Bilde erkünstelt. Diese Augen konnten gewiß auch sehr schwermüthig blicken, diese Stirn unter den krausen Löckchen

Digitized by Google

sehr nachdenklich sich in die kleine Hand stützen, diese seinen Lippen sich über den Zähnen fest schließen, als bewahrten sie ein tiefes Geheimniß. Wer konnte sagen, ob das Bild so nicht „interessanter" geworden wäre? Aber es sollte nur wahr sein. Wie anziehend wurde es durch diese Unbefangenheit!

Arnold stellte es wieder an seinen Platz. Er bemerkte jetzt erst ein Pendant auf der anderen Seite des Tisches. Das zweite Bild in ganz ähnlichem Rahmen zeigte einen jungen Officier in auffallend gezwungener Haltung, als sollte vor allen Dingen die Uniform würdig verewigt werden. Das ernste Gesicht contrastirte merklich mit dem heiteren der jungen Dame. Die Stirn war über der schmalen, sanft gebogenen Nase zu einer feinen Falte zusammengezogen. Und der Feldherrnblick! So sah sein künftiger Napoleon als Lieutenant aus. Vielleicht war die Photographie kurz vor dem Auszug der Truppen aufgenommen, und der junge Held träumte sich schon in das eroberte Berlin. Was hatte er in diesen wenigen Monaten seitdem erlebt? Auf welchem Schlachtfelde hatte er Frankreichs Adler in den Staub sinken sehen? Lag er neben anderen Tapferen in kühler Erde bei Wörth oder bei Sedan? War er eingeschlossen in Straßburg oder Metz? Hatte er als Kriegsgefangener in Breslau oder Königsberg Zeit, über die Eitelkeit der Ruhmbegierde nachzudenken? Es gab mancherlei Möglichkeiten, aber jeder haftete eine schwermüthige Betrachtung an.

Das deutsche Gemüth konnte nicht unbetheiligt bleiben. Es suchte ein Verhältniß zu diesen Menschen, die ihm noch vor wenigen Minuten ganz fremd gewesen waren und jetzt ihm Räthsel aufgaben. Der erste Gedanke war: sie sind Bruder und Schwester. Aber dann kamen Zweifel. Jede Familienähnlichkeit schien zu fehlen. Warum nicht Bräutigam und Braut? Vielleicht bereits verheirathet . . . eine sehr störende Vorstellung.

Warum störend? Was ging ihn die kleine Französin an, oder dieser künftige Marschall von Frankreich? Ah! das war bald gesagt, aber es sind nicht immer logische Schlüsse, die unserem Antheil an dem bestimmen, was zufällig in unsern Gesichtskreis kommt. Es giebt zwischen der Welt in uns außer uns geheimnißvolle Verbindungen, die jedes philosophischen Calculs spotten und für die der Mathematiker keine Formel findet. Hunderttausende würden an diesem unbedeutenden Bilde vorübergegangen, ohne es mehr als eines flüchtigen Blickes zu würdigen. Arnold Rose konnte davon nicht los kommen. Und es zog ihn nicht an, wie etwa ein Kunstwerk; es gefiel ihm auch nicht, wie sonst wohl ein hübscher oder interessanter Gegenstand gefällt, der sich dem Auge einprägt — es war ihm, als ob plötzlich etwas lange Geahntes und immer Unbegriffenes in ihm aufstehe und ihn überwältige. Er lehnte sich in den Stuhl zurück und deckte die Hand über die Augen; aber nun tauchte sogleich das Bild aus dem Dunkel auf und gewann sogar Farbe. Daffelbe unheimliche Gefühl überkam ihn, wie gestern, als er die Glocke gezogen hatte und der helle Ton durch das leere Haus klang. Er stand auf und eilte mit hastigen Schritten nach dem Salon zurück.

Er trat an die Balconthür und öffnete sie. Die kühle Luft drang erfrischend ein; er athmete leichter auf. Unten trugen die Cameraden Matratzen, Betten und Körbe mit Weinflaschen durch den Garten; sie lachten und scherzten. Auch ein Vorrath von Cigarren schien entdeckt zu sein, denn die meisten pafften munter, daß der blaue Rauch sich über ihren Köpfen kräuselte. „Und Du steht hier wie Hans der Träumer," schalt sich Arnold, „und solltest der Thätigste sein! ‚Ein Mägdelein nassführet Dich!' Fort! Das ist eine ungesunde Stimmung. Ein Mann muß wissen, was er will —"

Er wendete sich kurz um und ging der Ausgangsthür zu, fest entschlossen, diese Zimmer nicht wieder zu betreten. Wahrscheinlich wollte er sich auch gar nicht mehr umschauen, aber wenn er auch wirklich nicht den Kopf drehte, die Augen kamen doch, als er den Thürflügel anzog, unwillkürlich in die Richtung der Portière, und es war dann nicht seine Schuld, daß er unter derselben hinweg gerade den vergoldeten Bronzerahmen glänzen sah, und trotz der Entfernung das Bild darin erkannte. Er hätte darauf schwören mögen, es so auf den Schreibtisch gestellt zu haben, daß es ihm jetzt die Rückseite zuwenden mußte. „Das ist doch wunderbar," sagte er halblaut, blieb stehen und schloß wieder die Thür. „Bin ich denn wie verwünscht?" Es schien ihm bei alledem ganz angenehm zu sein, einen Vorwand zu längerem Zögern gefunden zu haben. Bald saß er wieder auf dem Lehnstuhle vor dem Schreibtische und hatte das kleine Gestell in der Hand.

Er prüfte, wie das Bild darin befestigt sei. Vier Klammern von dünnem Blech drückten es gegen den Rahmen. Sie ließen sich mit Leichtigkeit aufbiegen, selbst ohne Anwendung eines Instruments. Er probirte es an der einen Seite, dann an der andern — das Blättchen fiel auf den Tisch. Seine Hand zitterte ein wenig, als sie sich danach ausstreckte, wie nach unrechtmäßig erworbenem Gute. Was ist denn da zu bedenken? In Feindesland —! und eine Photographie in Visitenkartenformat! Die Frau Mama oder das Töchterchen hatten gewiß noch Vorrath, und wenn nicht — es war bald ein Ersatz geschafft. Warum nicht ein Andenken mitnehmen, das so wenig reellen Werth hatte? Der gewissenhafteste deutsche Philister konnte bei diesem Raube ruhig schlafen.

Er zog seine Brieftasche heraus und öffnete sie — das kleine Bild schlüpfte hinein zwischen die Briefe der Mutter.

Nun ganz beruhigt durch die Sicherheit seines Besitzes, entfernte er sich ohne weiteren Aufenthalt aus der Wohnung, schloß die Thür hinter sich ab, legte den Schlüssel auf's Gesims und betheiligte sich bei den Arbeiten der Gefährten, die von seiner Abwesenheit keine Notiz genommen hatten.

Die Villa war ihm seitdem gleichgültig; er dachte in den folgenden Wochen, die freilich mehr und mehr seine sehr anstrengenden Dienste im Lazareth in Anspruch nahmen, durchaus nicht daran, ihr einen nochmaligen Besuch abzustatten. Aber auch das Bild beschäftigte ihn jetzt, wo es ihm gehörte und immer in seiner Nähe war, wenig mehr, als ein gelesener Brief von Freundeshand. Er betrachtete es wohl, wenn er zufällig die Brieftasche öffnete, und fand das Mädchengesicht noch immer anziehend genug, um sich seines Besitzstückes zu freuen, aber es war ihm nun doch geworden, was es wirklich war: ein Bild. Die Person, die es darstellte, trat zurück, beschäftigte seine Phantasie nicht mehr. Sie hatte sich erschöpft und fand kein Material zu weiteren Lufthauten.

Dann erhielt er Ordre, einen Transport Verwundeter bis zur Grenze zu begleiten, und dann wurde er zur Loire-Armee geschickt, um in einem Feldlazareth Hülfe zu leisten. Als er nach länger als zwei Monaten nach seinem alten Stationsort vor Paris zurückkehrte, fand er dort Vieles verändert. Die meisten Bewohner der Ortschaft waren, nachdem der erste Schrecken überwunden war, aus den benachbarten kleinen Städten und Dörfern, in die sie sich geflüchtet hatten und die sich nun nicht sicherer erwiesen, in ihre Häuser zurückgekehrt und hatten ihre Geschäfte, so gut es ging, wieder aufgenommen. Man beobachtete sie scharf, um jeden Verkehr mit der belagerten Stadt zu hindern, behandelte sie aber sonst nicht unfreundlich. Viele von ihnen hatten Einquartierung aufnehmen müssen.

Auch Rose erhielt ein Quartierbillet. Als er nun die Chaussee entlang ging, um das ihm angewiesene Haus zu suchen, fiel ihm wieder die Villa in die Augen. Er stellte sich an das Gitter und blickte in das Gärtchen. Die zerbrochenen Fensterscheiben neben dem Portale waren durch neue ergänzt, die Rouleaux zum Theil aufgezogen. Hatte auch Herr Blanchard es für gerathen gehalten, sich in seinem verlassenen Besitzthume wieder einzufinden, oder hatten sich's Andere darin bequem gemacht? Arnold's Neugierde, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, war gewiß berechtigt.

Bald stand er wieder unter dem Portale und zog an dem Klingelgriffe. Nach einer Weile sprang die Thür auf; er trat in den Flur. „Fermez la porte, s'il vous plait," rief eine weibliche Stimme von oben herab. Er gehorchte. Wie er die Treppe aufwärts schritt, bemerkte er, daß sich oben eine Gestalt in hellem Kleide über das Geländer beugte. Jetzt fing ihm wieder das Herz an zu schlagen unter dem kleinen Bilde, das er wie eine Bleiplatte auf der Brust fühlte. Wenn sie's wäre?

Sie war's nicht. Eine ältere Dame empfing ihn, deren Aehnlichkeit mit der Photographie allerdings unverkennbar war. Das Gesicht schien bleich und verhärmt, und der Blick, mit dem sie den Ankommenden eindringlich musterte, drückte schwerste Besorgniß, wenn nicht Schreck, aus.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Südamerikanische Woll-Lieferanten.

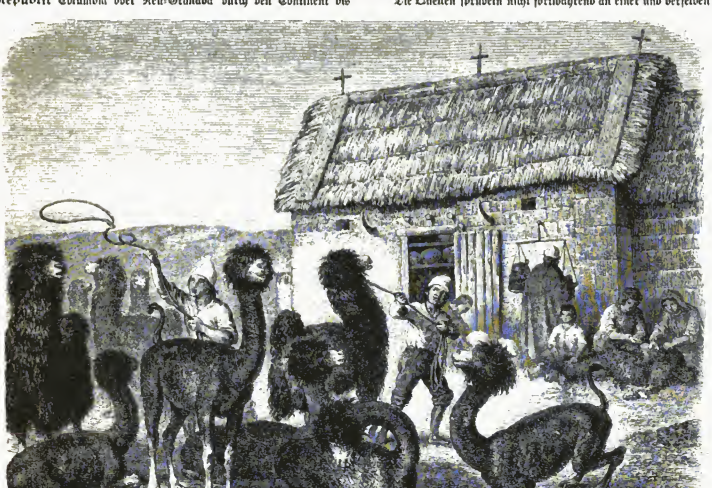
Von Ernst Moßbach.

Anknüpfend an einen frühern Aufsatz der Gartenlaube, 1874, Nr. 21, „In der Heimath der Lamas“, führe ich den Leser nochmals auf die Hochplateaux der Anden Südamerikas und zwar auf die höchsten, die „Paramos, Punas und Puruma“.

Mit diesen Namen bezeichnen die dortigen Indianer den nur drei bis fünf geographische Meilen breiten, aber fast siebenhundert Meilen langen Landestrich, welcher sich unmittelbar an die bis sechstausendsechshundert Meter hohen Schneeberge der Küsten-Cordillere im Osten anreiht und von der nördlichsten Republik Columbia oder Neu-Granada durch den Continent bis Bewohner dort in Angst und Schrecken setzen, hier oben auf den Punas fühlen wir nichts von ihrer zerstörenden Gewalt, hier üben sie nur Wohlthat.

Mit dem Worte Calientes (das heißt spanisch „warm“, respective „warme Orte“) hört man öfter Gegenden dieser Hochregion benennen, die, was ihr Klima anbelangt, jene Bezeichnung durchaus nicht verdienen. Das Wort bezieht sich vielmehr auf die heißen Quellen, deren viele den höchsten Gebirgsschluchten entspringen und eine halbe Meile weit fließen, ohne zu gefrieren.

Die Quellen sprudeln nicht fortwährend an einer und derselben



Schur der Alpacos.
Nach einer Skizze von Ernst Moßbach.

an Patagonien erstreckt. Dieser Hochgürtel wird von einem mehr oder weniger winterlichen Klima beherrscht, je nachdem er in seiner wellenförmigen Bodenbildung über oder unter viertausendsechshundert Meter Meereshöhe liegt. So eisig kalt hier die Luft Morgens und Abends weht und so todt und abgeschieden diese Gegenden im Allgemeinen erscheinen, so brennend heiß sind daselbst die Strahlen der mittägigen Sonne von oben und so bemerkbar die Lebenspunkte, hervorgerufen durch die Wirkung des Feuers von innen.

In der That befinden wir uns hier auf vulcanischem Boden und mitten in vulcanischer Thätigkeit. Von den nach Hunderten zählenden, theils erloschenen, theils noch thätigen Vulcanen erinnere ich nur an die bekanntesten der letzteren Kategorie in Neu-Granada und den erst im Jahre 1861 entstandenen Vulcan von Chillan in Chile.

Und wenn auch diese Feuerschlünde verstummen und ihre inneren Gluthmassen die Küstenländer erbeben machen und die Stelle, sondern verlassen diese nicht selten mit anderen, wenn sich der Spalt, dem sie entweichen, verstopft. So kommt es auch vor, daß sie in den porösen Torf- und Moorboden der Thalbecken dringen, welcher von geschlossenen Decken dichten Yaretamooses überwuchert wird, und daß die sich unter demselben ansammelnden Dämpfe jene Decke aufbauchen, zerreißen und wie Dämpfe aus dem Ventile eines Kessels aufsteigen. Danach sprudelt das warme Wasser wieder krystallhell weiter, bis sich die Operation durch irgend eine Störung anderswo erneuert. Der Reisende, welcher hier an warmen Quellen vorüberzieht, ist bisweilen Zeuge solcher kleiner Dampfsäulen. Unheimlich unterbrechen dieselben dann durch ihr leise brodelndes Geräusch die lautlose Einsamkeit, aber in ihrer Umgebung sprießt ein kräftiges Pajagras, und selbst das Tolagestrüpp, welches sonst nur kümmerlich und vereinzelt wächst, hat sich auf den inselförmigen Erhöhungen der Brüche dichter angesiedelt und dient den Wasservögeln zum sichern Versteck ihrer Nester. Auch kleine Heerden von

Guanacos und Vicuñas, die durch die jagenden Indianer aus behaglicheren Gegenden vertrieben sind, haben Zuflucht zur Puna genommen und in den Thälern warmer Quellen eine neue Heimath gefunden.

Das sind die Punkte, Oasen in der Steppe, wo auch Menschen mit ihren einzigen Hausthieren, den Alpacos und Lamas, leben. Freilich sind ihre Ansiedelungen nur dünn gesät; umsomehr heimelt uns in der öden Gesteinswelt die Lehmhütte mit verblichenem Grasdach an, mehr als die Villa der Haciendas in den grünen Tropenthälern.

Die Alpacos oder Paros gehören, wie die Lamas und die erwähnten Guanacos und Vicuñas, zur Familie Auchenia. Ganz treffend nennen wir sie „amerikanische Kameelschafe oder Schafkameele", da alle diese Thiere wirklich viele Eigenschaften des Kameeles und Schafes in sich vereinen. Nur um ein Geringes kleiner, aber langhaariger als das Lama, theilt das Paco mit letzterm die Störigkeit in der Zucht, zugleich aber auch die Anhänglichkeit an seinen Herrn und Beschützer. Zum Lastträgen giebt es sich jedoch nicht wie das Lama her, obschon seine Körperconstitution eine derartige Arbeitsleistung recht gut erträge. Es will einmal nicht arbeiten, und gegen seinen Willen ist weder mit Güte noch mit Gewalt etwas auszurichten. Genau genommen, richtet es sich in dieser Hinsicht nur nach seinen Gebietern, welche auch lieber in der Sonne oder am Feuerherde in ihren Hütten liegen und sich dem süßen Nichtsthun, vielleicht auch einem ebenso süßen Nichtsdenken überlassen. Doch will ich hiermit nicht sagen, daß sie — nämlich die menschlichen Bewohner dieser Hochregionen — geborene Faullenzer seien. Es fehlt ihnen nur die Arbeit; denn wenn sie die wenigen Felder, auf denen ihre bittern Kartoffeln und ihr Kinoa-Hirse gedeihen, bestellt und den Alpacos die Wolle abgenommen haben, Arbeiten, die auf die zwei Monate November und December, den Anfang ihres Sommers fallen, so sind sie, von geringen Unterbrechungen durch die Wiedjagd und die Reparatur ihrer einfachen Kleidung und ihrer noch einfacheren Behausung abgesehen, mit dem Nothwendigen eigentlich fertig, und da Beil, Hammer, Säge oder gar Feder, Tinte und Papier Dinge sind, die sie kaum dem Namen nach kennen, so ist es am Ende ganz natürlich und verzeihlich, daß sie den größesten Theil des Jahres mit Nichtsthun verbringen. Aber nein. Einige erkühnen sich, ihr erhabenes Heimathland zeitweise zu verlassen, um als Lamatreiber in die tiefern, wärmern Gegenden herabzusteigen. Wenn aber das Wandeln unter Palmen Niemanden ungestraft läßt, so rächt es sich an diesen Hochlandskindern in der empfindlichsten Weise. Ein paar Wochen nur vermögen sie die Palmenluft, das heißt die dichte, schwere Luft der Waldregionen, anzuhalten, dann aber müssen sie in das ihnen von der Natur angewiesene Klima zurückkehren. Dessen sind sie sich auch bewußt und außerdem von einer ewigen Sehnsucht nach ihrer kalten Heimath befangen. Sie verweilen daher nicht gern lange Zeit in den Waldgegenden und an der Meeresküste. Es ist also kein Wunder, daß wir hier, in den von allen Menschenracen besuchten Europa, keinen Puna-Indianer antreffen.

Die Kameelschafe scheinen ein ähnliches Schicksal mit den Menschen zu theilen, wennschon sie sich europäischer Acclimatisation zugänglicher zeigen. Die Lamas, welche man in Menagerien und zoologischen Gärten am häufigsten sieht, vertragen, jung herübergebracht oder hier selbst geboren, die schwere Luft, respective das europäische Klima am besten. Doch werden sie sich nie zu den vollkommenen schönen Exemplaren entwickeln, wie ihre Heimath deren hervorbringt. (Von der Zucht des Guanaco, welches irrthümlich als wildes Lama gilt, ist mir noch nichts bekannt. Vielleicht ist der Fang dieses scheuen Thieres zu schwierig, seine Zähmung aber ganz unmöglich.) Empfindlicher gegen fremdes Klima zeigen sich die Vicuñas, am empfindlichsten die Alpacos, deren Erhaltung und Fortzucht nach vielfach gescheiterten Versuchen endlich doch gelungen zu sein scheint. So existiren in Amsterdam einige Exemplare; im Schloßparke zu Haag und im Knowsleyparke zu Liverpool sollen sogar kleinere Heerden bereits mehrere Jahre gezüchtet sein. In den Alpen, Pyrenäen und den algerischen Gebirgen ist ihre Acclimatisation jedoch mißlungen. Ob aber durch die europäische Züchtung je ein wirklicher Nutzen erzielt werden wird, möchte ich bezweifeln, da die Pflege hier viel kostspieliger, die Erhaltung mißlicher sein dürfte und der Ertrag und die Qualität der Wolle mit Amerika schwerlich concurriren kann.

Auf der Puna leben diese Thiere das ganze Jahr hindurch frei in der Natur ohne jegliche Pflege und werden nur zur Zeit der Schur in Corrales, Höfen, welche von Steinmauern ohne Bindemittel umgeben sind, zusammengetrieben und, wie unsere Zeichnung veranschaulicht, mit Lassos eingefangen, an den Beinen gefesselt und dann geschoren. Das Eintreiben und Fangen besorgen die Indianerknaben, das Scheeren die Frauen und Mädchen. Das Abwägen und Verpacken der Wolle sowie der Transport derselben mittels Lamas nach der Küste ist die Arbeit der Männer. Ein Abergläube verbietet den Indianern, die Alpacos der Kopfwolle zu berauben; vielleicht ist letztere nicht viel werth und außerdem unbequem zu gewinnen.

Wie schreckenerregend aber der Anblick solcher nackten Geschöpfe besonders auf die Sanmthiere wirkt, davon habe ich mich selbst einmal in höchst unangenehmer Weise überzeugen müssen. In einer Caravane von sechs Mann zu Pferde mit ebensovielen Maulthieren, welche unser Gepäck trugen, hatten wir in einer der unwirthlichsten Gegenden zwischen Choco und Coquena auf den Peruanischen Punas bei untergehender Sonne eine Indianeransiedelung erreicht. Im Vorgefühle der behaglichen Ruhe nach einem achtstündigen ermüdenden Ritte wollten wir eben in die Oeffnung des ein paar Hütten umzäunenden Hofes einlenken, als sich plötzlich ein Dutzend lange dünne Hälse mit unförmlichen zottigen Köpfen über die Mauern erhoben und sich neugierig uns entgegenstreckten. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, ergriffen unsere Thiere die Flucht. Zwei Maulthiere stürzten auf dem steinigen Wege und verloren ihre Last; zwei andere geriethen in Sümpfe und der Rest schlug sich seitwärts in eine mit gigantischen Trachytblöcken übersäete Ebene. Glücklicher Weise waren die Indianer uns schnell zur Hülfe gekommen und hatten die nächsten Thiere wieder zusammengebracht, worüber freilich drei volle Stunden vergangen waren. So todtmüde diese Bestien auch waren, so entschieden weigerten sie sich doch, zu dem gefürchteten Hofe zurückzukehren. Es blieb uns daher nichts anderes übrig, als ihnen zum Nachtquartiere ein vor Wind und Wetter einigermaßen geschütztes Plätzchen zwischen den Trachytblöcken anzuweisen, welche ihnen die Aussicht auf die verdächtigen Mauern verdeckten.

Schließlich noch ein paar Worte über die Wolle der Kameelschafe, welche an der Westküste Südamerikas einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel bildet. Am geschätzesten ist die der Vicuñas. Zwar nur kurz, kaum zwei Zoll lang, und gekräuselt, übertrifft sie an Weichheit, feidenartigem Glanz und selbst in der schön rothgelben leuchtenden Farbe alle andern Wollen. Allein „Gut und Viel" ist selten beisammen. Die Vicuña ist die kleinste und zierlichste Species der Anchenides, der graciösen Gemse nicht unähnlich, aber ungehörnt und liefert höchstens zwei Pfund Wolle.

Die jagenden Indianer treiben die Vicuñas an geeigneten Orten in große Umzäunungen, die sie ungefähr ein Meter über dem Boden mittelst Stöcken und Stricken herstellen und an welche sie Federn, kleine Tolagwedge und allerhand Lappen hängen. Vor diesen vom Winde bewegten Gegenständen fürchten sich die ängstlichen, scheuen Thiere dermaßen, daß sie sich eher todtschlagen lassen, als daß sie versuchen, die Umzäunung zu durchbrechen. Zur Bekundung der angeborenen Gutmüthigkeit der Indianer, wenigstens der von den peruanischen Hochlanden, sei hier beiläufig erwähnt, daß sie bei diesem Jagen die Vicuñas nicht tödten, sondern dieselben, einige Wenige zum Braten ausgenommen, nur scheeren und dann wieder laufen lassen. Es gehört auch ein hoher Grad von Grausamkeit dazu, einem so zarten, teizenden Wesen den Todesstoß zu geben, welches, in die Enge getrieben, sich vor seinem Verfolger auf die Kniee wirft und ihn mit den großen, sprechenden Augen, Erbarmen flehend, ansieht.

Nächst der Vicuñawolle ist die der Alpacos am gesuchtesten. Sie wird fünf bis acht Zoll lang, daher besonders als Kammgarn geschätzt, ist schlicht oder leicht gewellt, jedoch nicht so weich und seidenartig wie jene. Es giebt schwarze, weiße und gescheckte Alpacos; in Peru werden fast nur schwarze Exemplare gezüchtet. Der Ertrag von einem ausgewachsenen Thiere schwankt zwischen fünfzehn und zweiundzwanzig Pfund, in welchen annähernd sechs bis acht Pfund Fett und andere Unreinigkeiten, besonders Staub, enthalten sind. Die Wolle der Guanacos und Lamas endlich, nur unwesentlich von einander verschieden, bildet die geringste Qualität.

Digitized by Google

Sie besteht aus einem feinern, kürzern, filzigen Unterhaar und einem gröbern, längeren, zottigen Deckhaar. Die Guanacos, welche sich bisweilen zugleich mit den Vicuñas in den Umzäunungen fangen, liefern eine hellbraunrothe Wolle, die Lamas dagegen die verschiedensten Nüancen vom dunkelsten Schwarz durch Braun und Gelb bis zum blendendsten Weiß. Auch im Ertrage stehen Beide den Alpacos nach, da sie nur fünfzehn bis achtzehn Pfund Wolle geben.

Die deutsche Seewarte in Hamburg.

Von J. Loewenberg.

Wenige Tage nachdem der jugendliche Alexander von Humboldt im März 1792 als stimmberechtigter Assessor in das Bergwerks- und Hüttendepartement zu Berlin eingetreten war, schrieb er dem Freunde und Freiberger Studiengenossen Karl Freiesleben in heiterem Spott: „Ich gehe auf fünf bis sechs Tage nach Linum, wo die große Torfsecherei, nach Jedermann, wo ein hoher Ofen, und nach Rheinsberg, wo ich Auftrag habe einen Fayenceofen zu untersuchen. Das sind bergmännische Beschäftigungen!! — Aber es wird bald besser. . . . Ich bleibe gewiß nicht lange in Berlin, da Berlin ebenso füglich der Sitz eines Admiralitäts-, als eines Bergcollegiums sein könnte."

Aehnlich scherzte auch noch später H. W. Dove. In seiner Ansprache bei dem Feste des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Berliner geographischen Gesellschaft (1853) sagte er: „Es war ein kühner Gedanke, in Berlin eine geographische Gesellschaft zu gründen. Wenn man im Hafen von Liverpool über den Wald von Masten blickt, wenn man die riesigen Dampfschiffe sieht, die wie eine fliegende Brücke die Neue Welt mit der Alten verbinden, so mag man wohl meinen, hier, wo die Fäden eines die ganze Erde umspannenden Netzes der Verbindung zusammenlaufen, möge die Stelle sein, einen solchen Verein zu gründen. Aber ein Blick auf die bescheidene Aespelflotte, welche am Fuße des königlichen Schlosses in Berlin vor Anker liegt, ermuthigt wenig zu einem solchen Unternehmen."

Wir können dieser Scherze mit heiterer Befriedigung gedenken. Seitdem Dove jenes Wort gesprochen, waren noch keine fünfundzwanzig Jahre wieder verflossen, und ein noch kühnerer Gedanke hat im April 1873 in demselben Berlin „die afrikanische Gesellschaft" in's Leben gerufen, die in wissenschaftlichem, idealem Streben keine geringere Aufgabe hat, als die Erforschung des unzugänglichen äquatorialen Binnenlandes von Afrika. In demselben Berlin ist seit geraumen Jahren der Sitz eines Ober-Bergamtes, von dem die reichlich einträglichsten Berg-, Hütten- und Salinenwerke Deutschlands ressortiren. In demselben Berlin endlich ist auch der Sitz eines Admiralitätscollegiums, eines Marineministeriums, dessen eisengepanzerte Schiffe deutscher Habe, deutschem Recht, deutscher Ehre in allen Meeren und Zonen Schutz, Respect und Geltung verschaffen, und nicht minder auch der wissenschaftlichen erdkundlichen Disciplin aus allen Ländern und Meeren hochschätzenswerthe Beiträge zuführen.

Wie dies Alles geworden, das ist eine lange, großentheils schmerzlich schmachvolle Vorgeschichte. Noch brennt Zorn und Scham in Duckwitz's Geständnissen vom Jahre 1849 „über die Gründung der deutschen Kriegsmarine". Wir hatten Eisen und Kupfer in unseren Bergen, in unsern Wäldern hochgewipfelte Tannen, riesige Eichen, knorriges Krummholz in unendlicher Fülle zu Masten und Raaen, Kielen, Rippen und Planken, aber wir verführten alles in die Ferne auf schnöden Markt. Wir hatten Hanf zu Tauwerk und Segel. Wir hatten Zimmerer, Schmiede und Stückgießer. Vom Samlande bis nach Friesland hatten wir ein zahlreiches Fischer- und Schiffervolk, breit an Brust und Schultern, mit markvollen Knochen, scharfen Auges, Piloten, deren wettergebräuntes Gesicht trotzig in den Sturm schaut, und die die Pfade und Tiefen des Meeres überall kennen. Wir hatten geschäftskundige Meister, Soldaten, die den Tod nicht scheuen; wir hatten entschlossene, kühne Schiffsführer. Wir hatten die Wissenschaft, welche die Sternenbahnen, die Meeresströmungen, die Sturmeswege admißt und die Gesetze der Natur kennt, und — dennoch auch nicht ein einziges Kriegsschiff, um einen übermüthigen, kleinen Nachbar hinter seinen schmalen Belten aufzusuchen und zu züchtigen.

Wir waren das ärmste reiche Volk auf Erden, wie jene Wittwe des einst unermeßlich reichen Kaufherrn, die an den Kirchthüren in goldenen Becken Almosen bettelte für die „arme — reiche Frau"! — Aus fremden Seestaaten kauften wir für theures Geld unzuverlässige Aushülfe, und der österreichische Admiral, dem die Oberleitung der deutschen Reichsmarine angetragen wurde, würdigte die „deutsche Centralgewalt" nicht einmal einer Antwort.

Bei allem Reichthum fehlte es an Allem. Nur an papiernen Werken war kein Mangel. Ein Denkmal jener bureaukratischen Verordnungen im Seewesen ist die „Verordnung, betreffend die Uniformirung der Reichsmarine". Da war Schnitt des Kragens und der Schöße, Breite und Weite der Hosen- und Rocktressen, Zahl, Größe und Abstand der Knöpfe und aller, aller Tand der Rangesreichen mit mikroskopischer Genauigkeit berathen und festgesetzt; da war . . . doch der Rest sei Schweigen!

Nur an das prophetische Wort Friedrich Wilhelm Barthold's aus dem Jahre 1850 sei noch erinnert. Barthold schließt seine „Geschichte der deutschen Seemacht" mit dem patriotischen Zuruf: „Täuscht uns unsere Prüfung alter Geschichten und der deutschen Volksnatur nicht, so bleibt uns nur ein Mittel, um jeder Seemacht der Welt gewachsen zu sein: starke Territorialeinheit an unseren Meeren, durchdrungen von stolzem demokratischem Geiste."

Und so geschah es.

Welche Wandlungen, welche Mißbräuche auch immer die Deutung des Wortes seither erfahren, dieser Geist des Demos, des Volkes, war es, der Deutschland erhob, der es auf der Höhe erhielt, und der — das wolle Gott! — es in langer Zukunft wird erhalten können.

Das Jahr 1866 gab nachhaltigen Aufschwung zu dem großen, langgetäumten Ziele einer nationalen Marine. Wir erhielten Eine Flagge, die preußische Flotte wurde zur deutschen Flotte, der Norddeutsche Reichstag begann das Schöpfungswerk, und mit der Entsiegung des deutschen Kaiserreichs trat auch die deutsche Flotte in ein neues Stadium der Entwickelung.

Mit der Macht wuchs der Beruf und die Pflicht. Die Schutzmacht der Heimathsküste mußte auch Schutzmacht werden des Verkehrs in allen Meeren und allen Ländern. Nicht mehr bei Fremden, nicht mehr beim „Kahi" — den Ziegler in seiner parlamentarischen Zornrede anrief — sollte der Deutsche Recht suchen. Fünf Millionen Deutsche, in aller Welt zerstreut, einten sich wieder in freudigem Stolze mit der neuen Größe des alten Vaterlandes. Wie die Mühle von Sanssouci das Symbol preußischen Rechts geworden, so wurde die deutsche Flagge das Wahrzeichen deutschen Rechtsschutzes bis zu den Samoa-Eilanden in den fernsten Oeden des großen Oceans.

Unsere Handelsflotte, obwohl schon seit geraumer Zeit bedeutend an Zahl der Schiffe und Umfang des Verkehrs, entbehrte lange dieses Rechtsschutzes, nunmehr bot ihn die deutsche Kriegsmarine. Und man erkannte alsbald, zum besten Landheer gehöre auch eine tüchtige Seemacht. Aber beide insgesammt, Handels- wie Kriegsflotte, bedürfen des Bestandes der Wissenschaft. In diesem Sinne hatte der praktische Amerikaner zuerst die Resultate der Wissenschaft praktisch für die Kriegs- und Handelsnautik verwerthet.

Maury's vortrefflliche Arbeiten, schon seine ersten „Wind- und Strömungskarten", waren geradezu bahnbrechend für die Kunst sicherer und schneller Seefahrt. Der Hauptzweck dieser Karten bestand zunächst darin, daß die Erfahrungen aller Seefahrer in Bezug auf Winde und Meeresströmungen gesammelt, die von denselben darüber gemachten Bemerkungen erwogen und dann die Resultate durch Farben und Symbole in Karten zu einem Gesammtbilde augenfällig veranschaulicht und zum Besten der Schifffahrt veröffentlicht wurden.

Digitized by Google

Durch einen bloßen Blick auf diese Karten konnte der Seefahrer sofort ersehen, aus welcher Gegend der Wind in jedem Monat vorzugsweise wehe, welche Schiffe, in welchem Jahr und Monat, und welche Straßen sie hier fuhren; er sah die Stellen, wo und wann Stürme, Windstillen, wo zuerst die Passate sie trafen und verließen, wo sie Regen, Nebel, Gewitter gehabt hatten. Nicht Theorien, Conjecturen, oder die schwachen Lichtblitze vereinzelter Erfahrungen, ein heller, breiter Lichtstrom war es, welchen die Beobachtungen aller Seefahrer vor ihm ausbreiteten, und der sein sicherer Führer in den Weiten des Oceans wurde.

Durch dieses Hülfsmittel der Belehrung wurde die Fahrt in vielen Fällen wesentlich abgekürzt und gewissermaßen die entferntesten Winkel der Erde einander näher gerückt. So verringerte sich die Fahrt von London zum Aequator um zehn Tage. Die Ueberfahrt nach Californien hatte früher durchschnittlich hundertdreiundachtzig Tage gedauert, mit Hülfe der Maury'schen Karten wurde sie in hundertfünfundreißig Tagen zurückgelegt. Zur Fahrt von England nach Australien brauchte man vor diesen Karten hundertvierundzwanzig Tage, mit denselben durchschnittlich nur siebenundneunzig. In der Jahresversammlung der „British Association" von 1853 kam es zur Sprache, daß solche Karten für den Indischen Ocean in jenen Gewässern allein für den britischen Handel jährlich eine Ersparniß von einer bis zwei Millionen Dollars, und in allen Meeren von zehn Millionen einbringen würden. In Hunt's „Merchant's Magazine", Mai 1854, wird folgendes Ersparniß berechnet: der mittlere tägliche Frachtpreis für die Tonne ist wenigstens fünfzehn Cents; da sich aber die Fracht sämmtlicher Handelsschiffe jährlich sicher auf eine Million Tonnen beläuft, so werden, wenn auch durchschnittlich nur fünfzehn Tage auf den Reisen nach fernen überseeischen Häfen gespart würden, 15 . 15 . 1,000,000 Cents, oder 2,250,000 Dollars blos auf den Reisen von den amerikanischen Häfen aus jährlich erspart.

Ein Princip, eine Methode, welches so reiche Resultate bietet und noch reichere verspricht, zog natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, empfahl sich der mitwirkenden Theilnahme aller Seefahrer der civilisirten Welt und erweckte in allen strebsamen Seeleuten einen ganz besonderen Eifer, die Kenntniß des Meeres und seiner Wunder zu erweitern.

Die ältesten Seejournale und Logbücher wurden aus den Archiven hervorgesucht, die Karten nach ihnen entworfen, und man staunte, wie alle Seeleute dem Kielwasser ihrer Vorgänger folgten, gewissermaßen wie ein Wanderer in der Wildniß der Fährte des Andern nachfolgt. Da geht z. B. um von den Vereinsstaaten nach Indien, China, den Goldbezirken Australiens zu kommen, die Straße anfangs ostwärts im atlantischen Ocean bis zu den capverdischen Inseln, von hier wieder westwärts bis zur Küste Brasiliens und von hier endlich wieder südostwärts nach dem Cap. Sie durchkreuzt also dreimal den atlantischen Ocean, während der Rückweg vom Cap nur eine, fast gerade Linie zeigt. Das war die alte Route, breit, aber doch scharf begrenzt. Zu beiden Seiten blieben auf hunderte von Meilen unbesuchte Räume, Gebiete der Sclavenhändler, Piraten und des Räubergesindels.

Welcher Ingenieur aber hatte diese oceanische Zickzackstraße abgesteckt? Welche Wegweiser zeigten die Richtung? Warum fuhren die Kauffahrer nicht auch auf dem Hinwege nur einmal quer durch den atlantischen Ocean wie auf dem Rückwege? —

Winde und Strömungen waren die Ingenieure, Tradition und Gewohnheit die Führer.

Maury's Karten richteten aber die Aufmerksamkeit auch auf die leeren Räume neben den Fahrstraßen, und die Seefahrer überzeugten sich von der Wichtigkeit besserer und häufigerer Beobachtungen, als die alten Schiffsbücher sie boten. Man kam überein, bestimmte Beobachtungen auf den Fahrten nach einem bestimmten Schema zu registriren und diese Register regelmäßig an das Nationalobservatorium in Washington einzusenden, dafür sollte Jeder kostenfrei ein Exemplar der Karten und Anleitungen für Seefahrer (Sailing directions) erhalten, die man nach diesen Beobachtungen ausarbeiten würde. In kurzer Zeit waren mehr als tausend Seefahrer Tag und Nacht in allen Meeren beschäftigt, nach einheitlichem Plane Beobachtungen zu sammeln über Richtung und Stärke der Winde, Strömungen, Tiefen, Temperaturen, Salzgehalt, Circulation der Atmosphäre, Magnetismus, kurz über alle wahrnehmbaren Phänomene. Eine im August 1853 in Brüssel versammelte Conferenz der seefahrenden Staaten adoptirte und empfahl Maury's Plan und erklärte das Logbuch eines im Kriege eroberten Schiffes als unverletzlich. Nach dem Vorgange in den Vereinsstaaten wurden in England, Holland, Norwegen Institute errichtet, welche die Seefahrt nach bestimmten Instructionen fördern.

Hierzu kam noch das im Anfange des vorigen Jahrzehnts von dem Admiral Fitzroy begründete englische System von Sturmsignalen, indem man nach den täglich von allen Theilen der britischen Küste und anderen centralen Beobachtungsstationen eingesandten meteorologischen Berichten auf das Herannahen eines Sturmes schloß und durch das Anziehen von Signalen an geeigneten Küstenpunkten die Strandbevölkerung und die in der Nähe befindlichen Schiffsführer warnend darauf aufmerksam machte.

Neben der Nautik und dem überseeischen Handel hatte die Wissenschaft bei alledem das höchste Interesse. Nie zuvor wuchs die Zahl von Beobachtern für irgend eine physikalische Disciplin so sehr, wie die, welche seitdem unsere Kenntniß der physischen Geographie des Meeres hülfreich fördert.

In Deutschland verblieb es geraume Zeit bei dem wissenschaftlichen Interesse, das der hochbetagte Humboldt dieser neuen geographischen Disciplin zuwandte, und die von ihm den Namen „die physische Geographie des Meeres" erhalten hat. Hunderte von Strömungs-, Wind-, Peilungs- und Schiffskarten, die sich in seinem Nachlasse, selbst noch in Correcturabzügen mit seinen und Maury's eigenhändigen Bemerkungen und Notizen aller Art vorfanden, gaben hiervon redendes Zeugniß. Vergebens suchte schon im Jahre 1854 Professor Neumayer den größten norddeutschen Küstenstaat, Preußen, für die Vervollkommnung seines Seewesens in praktisch wissenschaftlicher Richtung zu interessiren.

Noch nachdrücklicher waren die Berhandlungen der Geographenversammlung zu Frankfurt am Main im Jahre 1865. Man erkannte den Nothstand der deutschen Seefahrt und die Dringlichkeit eines nautisch-meteorologischen Instituts an der Nordküste Deutschlands, aber noch lag die Nacht des Bundestages auf Deutschland, und — es geschah nichts. Auch die Arbeiten des preußischen meteorologischen Instituts, des hydrographischen Bureaus der kaiserlichen Admiralität hatten andere Interessen.

Da war es der Director der Navigationsschule zu Elsfleth, W. v. Freeden, der im Jahre 1868 nach eigenem Plane, mit Hülfe der Hamburger und Bremer Handelskammer und mehrerer Rheder beider Städte, die „Nordeutsche Seewarte" in Hamburg als Privatinstitut gründete. Ihr Zweck war Sicherung und Abkürzung der Seefahrten und die Resultate ihrer Sammlungen und Beobachtungen theils in unmittelbarem Verkehre mit den Schiffern, theils durch regelmäßige Publicationen für die Schifffahrt nutzbar zu machen. — Aber wie sehr auch ihre Leistungen durch staatliche Unterstützung anerkannt wurden, sie konnte als Privatinstitut, bei beschränkten Mitteln den täglich zunehmenden Forderungen der Praxis und der Wissenschaft nicht befriedigend entsprechen.

Versuchen wir hier nur auf einige Schwierigkeiten hinzuweisen, welche die Nautik unserer Tage zu überwinden, einige Forderungen oder Aufgaben darzustellen, welche sie zu lösen hat. Die altüblichen, unentbehrlichen Werkzeuge der Seefahrer waren der Compaß und das Chronometer; sie sind's noch heute. Aber wie anders ist oft ihre heutige Sprache und das Verständniß derselben gegen früher geworden! — Betrachten wir zunächst den Compaß.

Je mehr das Holz beim Schiffsbaue durch Eisen verdrängt wird, desto complicirter sind die Erscheinungen des Compasses. Es ist außer allem Zweifel, zahlreiche Schiffsunfälle haben ihren Grund einzig und allein in der Unkenntniß der Natur und der Gesetze dieser Erscheinungen, oder in der schlechten Beobachtung des Compasses. Heuglin verlor im Westen der Waigatschstraße nur dadurch vier volle Tage mit verfehlter Fahrt, weil man übersah, daß durch das Niederlegen des eisernen Schornsteins auf dem kleinen Dampfer die Magnetnadel abgelenkt werden mußte.

„Aber wie ist es denn überhaupt möglich, am Bord eines eisernen Schiffes vom Compaß Gebrauch zu machen, da hier ja die Nadel gebannt, von ihrer polaren Weisung abgezogen und zu Mißweisungen geleitet werden muß?"

So ist es in der That. Aber man ist diesen Mißweisungen

Digitized by Google

oder Deviationen auf die Spur gekommen. Noch mehr. Man hat erkannt, daß jedes Schiff schon gleich bei seinem Baue, auf seinem Gerüste in der Werft, ein individuelles, ganz eigenthümliches magnetisches Leben erhält, von, man möchte sagen, nervöser, physiologischer Art, je nachdem die Richtung seines Kiels beim Baue gewesen, je nach der verticalen oder horizontalen Neigung des Schiffes nach der einen oder anderen Seite.

Erinnern wir uns einer Thatsache. Es ist längst bekannt, daß ein in der Richtung des Erdmagnetismus gehaltener weicher Eisenstab zwar nur leicht, aber doch immer meßbar magnetisch wird. Genau dieselbe Erscheinung findet statt, wenn das Schiff in der Richtung des Erdmagnetismus gebaut wird. Diese Magnetisirung, diese Uebertragung oder Induction der magnetischen Kraft wird aber noch erhöht durch das Einhämmern der Nägel und Eisenstücke. Dem Schiffe wird ein Baumagnetismus, gewissermaßen sein magnetischer Charakter eingekeilt, den es zeitlebens behält und der sehr wesentlich zu den Deviationen des Compasses beiträgt. Und außer diesem Baumagnetismus wirken auch noch andere Kräfte auf den Compaß, z. B. je nachdem der Kessel geheizt ist oder nicht, je nachdem die Maschine arbeitet oder nicht.

Dank den eifrigen scharfsinnigen Forschungen ist es gelungen, die Complication dieser Einflüsse mathematisch klar zu legen, zu messen und in Zahlenwerthen, in Formeln auszudrücken. Der Gebrauch des Compasses ist nunmehr vollständig geordnet. Die Theorie der räthselhaften Deviationen, ihre Ursachen und ihre Gesetze werden vollkommen verstanden und in Formeln ausgedrückt, so daß sie auf jedem einzelnen Schiffe ermittelt werden können und festgestellt werden müssen. Diese Deviationen gehören zur Charakteristik des Schiffes, sie sind sein Signalement, sein National, das amtlich festgestellt und registrirt werden muß.

Gleich strenger Prüfung müssen auch die Uhren, die Chronometer vor der Reise unterworfen werden. Die Beobachtung und das Signalement ihres Ganges ist in England, den Vereinigten Staaten, in Frankreich eines der wichtigsten nautischen Erfordernisse. Selbst für die Handelsschiffe werden die Chronometer auf den Sternwarten des Staates amtlich einer mehrmonatlichen Beobachtung in den verschiedensten Bewegungen und Temperaturen unterworfen. Jeder einzelne Chronometer erhält seine Charakteristik und zu seiner Verwendung ein Abgangs-, ein Abiturientenzeugniß seiner Eigenart, um bei Berechnungen die etwa nöthigen Correcturen zu berücksichtigen.

Nach dem bereits Gesagten braucht die Wichtigkeit vielseitiger meteorologischer, physikalischer Beobachtungen und ihrer amtlichen einheitlichen Bearbeitung hier nicht mehr erörtert zu werden. Ebenso erkannte man, daß es die Aufgabe der deutschen Kriegsmarine ist, in Friedenszeiten das Gedeihen der Handelsmarine zu fördern. Sie soll nicht nur als starke Waffe der Reichspolitik dem deutschen Handel in der Fremde Schutz gewähren, sie soll auch der Handelsmarine auf See und an den heimischen Küsten schnelle und sichere Fahrten vermitteln, alle wissenschaftlichen und technischen Erfahrungen zugänglich machen, die Bildung der Seefahrer überwachen.

Endlich wurde in Folge von Verhandlungen auf verschiedenen meteorologischen Congressen, von Petitionen, Berichten, Gutachten vom kaiserlichen Reichskanzleramte ein Gesetz, betreffend die Gründung der deutschen Seewarte in Hamburg, bei dem Reichstage eingebracht und von demselben in der Sitzung vom 14. December des vorigen Jahres angenommen.

Nach diesem Gesetze hat die Seewarte umfassende Aufgaben, die hier nur in Kürze angedeutet werden können.

1) Förderung der Seefahrten im Allgemeinen. Dieselbe erstreckt sich auf:

Sammlung von Beobachtungen über die physikalischen Verhältnisse des Meeres, die meteorologischen Erscheinungen auf hoher See mit regelmäßiger Bearbeitung und Berücksichtigung auch der Publicationen anderer Nationen und steiger Verbindung mit den gleichartigen Institutionen und den tüchtigsten Seemännern des In- und Auslandes;

Prüfung und Regulirung der auf Schiffen gebräuchlichen Instrumente, Chronometer, Barometer, Thermometer, Sextanten, des Compasses ꝛc. — Sammlung einer umfassenden nautischen Bibliothek und der entsprechenden Karten;

Bearbeitung von Segelbüchern für die verschiedenen Seewege;

Ertheilung von erbetenen Informationen und Belehrungen.

2) Sturmwarnung zur Sicherung der Küstenfahrten. Dieselben erstrecken sich auf:

regelmäßige Einsammlung von Beobachtungen über den meteorologischen Zustand der Atmosphäre von bestimmten Plätzen an der Küste im Innern des In- und Auslandes;

regelmäßige telegraphische Verbreitung dieser Beobachtungen und sofortige Warnung bei gefahrdrohenden Erscheinungen an fest sünfzig Signalstellen an der Küste und in den Häfen;

Bearbeitung und periodische Veröffentlichung des für Praxis und Wissenschaft gewonnenen Materials.

Die Zweckmäßigkeit aller dieser Arbeiten ist wohl auch dem Laien einleuchtend. Sie fallen in vieler Hinsicht mit den Arbeiten des „hydrographischen Bureaus“ der kaiserlichen Admiralität zusammen, und es ist daher die Seewarte als Centralstelle dem Ressort der kaiserlichen Admiralität unterstellt worden. Für die tüchtige Ausführung der Arbeiten bürgen die Männer, die an die Spitze des Instituts gestellt sind: Neumayer, Koldewey, Wagner, Bürgen.

So sei denn die deutsche Seewarte ein Institut zur Wohlfahrt des uerstandenen, vereinten Vaterlandes! Mit ihrer Gründung ist den Bedürfnissen der deutschen Kriegs- und Handelsmarine, wie den Forderungen der Wissenschaft entsprochen worden. Und welche Wünsche auch noch immerhin übrig bleiben mögen, für nautische Bildungsanstalten, für strengere Regulirung der Sanitätseinrichtungen auf Auswandererschiffen, für Leucht- und Signalfeuer, Betonnung ꝛc.: die Interessen für die Forderung deutschen Seewesens sind einmal in agitatorischem, schöpferischem Fluß, und die stolze, kühne Devise „Vom Fels zum Meer“ heiße nunmehr noch stolzer und kühner:

„Vom Fels in's Meer!“

Franzosen und Französinnen.*

Von Ludwig Kalisch.

I.

Ich hege keine Nationalvorurtheile, und ich denke, man kann ein guter Deutscher sein, ohne die Franzosen zu hassen, sowie man den Franzosenhaß zur Schau tragen kann, ohne deshalb ein wahrer deutscher Patriot zu sein, ein Patriot nämlich, der seine Vaterlandsliebe nicht blos durch hohle Phrasen, sondern durch opferfreudige Thaten bekundet.

Seit dreiundzwanzig Jahren lebe ich in Frankreich. Während dieses langen Zeitraums habe ich dieses Land, das ich nach allen Richtungen durchreist, genau kennen gelernt. Ich bin mit allen Ständen, mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung gekommen, und es war mir vergönnt, das französische Familienleben ununterbrochen zu beobachten. Meine Theilnahme für Frankreich, die ich als ehrlicher, unabhängiger Mann frei und offen gestehe und von der ich mir auch vollkommen Rechenschaft zu geben weiß, hat mich gegen die Fehler der Franzosen nicht blind gemacht. Ich kenne diese Fehler recht gut; nur sind es

* In der festen Ueberzeugung, daß in der großen Mehrheit unseres deutschen Volkes ein Franzosenhaß, überhaupt ein Nationalhaß nirgends existirt, halten wir es für unsere Pflicht, die obige Schilderung unseres langjährigen Mitarbeiters, der seit mehreren Jahrzehnten in Frankreich lebt, dem unparteiischen Urtheile unserer Leser zu unterbreiten. Wenn wir auch nicht gewöhnt sind, von unseren übertreiberischen Nachbarn gerechte und vorurtheilsfreie Aussprüche über Deutschland und deutschen Charakter zu hören, so wollen wir doch das Unsrige dazu beitragen, daß derartige thörichte und absprechende Verurtheilungen nun jeden Preis nicht auch bei uns Platz greifen. Trugen übrigens nicht alle Anzeichen, so bestätigen sich die friedlichen Beziehungen zwischen dem besonnenen Theile des französischen Volkes und Deutschland ohnedies jetzt mehr als bisher. T. Red.

Digitized by Google

nicht dieselben, von denen man so häufig spricht. Man dichtet den Franzosen gar manche Gebrechen an, während man von den Verbrechen, an denen sie wirklich leiden und durch die sie sich schon oft dem furchtbarsten Verderben ausgesetzt, selten oder niemals redet.

Man spricht oft von dem Leichtsinn der Franzosen, ohne zu bedenken, daß der Leichtsinn keine große Nation schafft und daß Frankreich viele Jahrhunderte daran arbeitete, um aus den celtischen, römischen und germanischen Elementen eine Nationalinheit von bewundernswürdiger Gleichartigkeit herzustellen. Durch Leichtsinn läßt sich ein so schweres Werk gewiß nicht vollbringen. Der Franzose ist nicht leichtsinnig, er ist leichtlebig. Ein unermüdlicher Arbeiter, ist er sehr mäßig und sehr sparsam. Diese Eigenschaften, welche ihm selbst von seinen ärgsten Feinden zuerkannt werden, zeigen doch gewiß von einem Leichtsinn; sie erklären vielmehr Frankreichs außerordentlichen Reichthum, der die Welt in Erstaunen setzt. Der Franzose schafft darauf los, um sich im reiferen Mannesalter als Rentier zurückziehen zu können, und in dieser Hoffnung ist er darauf bedacht, etwas bei Seite zu legen. Man bedenke auch, wenn man von dem Leichtsinn der Franzosen spricht, daß über die Hälfte der französischen Bevölkerung sich mit Ackerbau beschäftigt, und kein Geschöpf auf Erden ist weniger leichtsinnig als der französische Bauer. Er arbeitet unausgesetzt im Schweiße seines Angesichts, um mit dem erparten Gewinn den einzigen, den ausschließlichen Zweck seines Lebens zu erreichen, und dieser besteht in der Vergrößerung seines Grundstückes.

Seit die große französische Revolution ihn zum Herrn des Bodens gemacht und er die Frucht seiner Arbeit genießen darf, findet er diesen Genuß in der Vermehrung seines Besitzes. Ich habe längere Zeit auf dem Lande in den verschiedenen Departements zugebracht und unter den Bauern manchen Millionär kennen gelernt, der die Holzschuhe und die gestickte Blouse nur an Sonn- und Festtagen ablegte. Nicht der Leichtsinn ist der Grundfehler der Franzosen; ihr Grundfehler ist die Unwissenheit. Und diese herrscht nicht nur unter der Classe, die weder schreiben noch lesen kann, sondern in sämmtlichen Schichten der Bevölkerung. Man macht sich oft und mit Recht über die geographische Unkenntniß des Franzosen lustig; dieselbe bildet indessen nur einen Theil seiner wahrhaft encyclopädischen Unwissenheit, über die er zwar manchmal selbst spottet, von der er sich aber zu befreien weder Muth noch Lust hat, und zwar trotz aller bitteren Erfahrungen, die er soeben gemacht. Der Franzose ist sehr intelligent und von ungemein schneller Auffassungskraft, aber sich über das zu belehren, was im Auslande vorgeht, ist seine Sache nicht.

Wie gering ist die Zahl der Franzosen, die eine englische oder deutsche Zeitung lesen können, und wie wenig französische Zeitungen giebt es, die ihre Leser regelmäßig und gründlich über das Ausland unterrichten! Das Studium fremder Sprachen, das bei dem immer mehr zunehmenden Völkerverkehr eine Nothwendigkeit geworden, wird in Frankreich, trotz der dringenden Ermahnung aufgeklärter Patrioten, auf's Erbärmlichste vernachlässigt. Freilich wird in den Lyceen Englisch und Deutsch gelehrt; das Resultat dieses Unterrichts ist jedoch äußerst gering, und der Schüler, der während seines mehrjährigen Schulbesuchs mit Mühe und Noth einige deutsche oder englische Phrasen gelernt, beeilt sich, dieselben zu vergessen, sobald er die Schule verläßt. Wirft man nun den Franzosen ihren unerklärlichen Widerwillen gegen die Erlernung fremder Sprachen vor, so schauvinen sie, daß ihnen die Begabung dafür fehle, besonders wenn es sich um die deutsche Sprache handelt, die sie für eine „langue impossible" halten. Diese Behauptung ist jedoch grundfalsch und ich habe mehr als irgend ein Anderer die Erfahrung machen können, daß, wenn der Franzose seine fremde ebende Sprache kennt, dies blos seiner Unlust und nicht seinem Mangel an Begabung zuzuschreiben ist.

Die Unkenntniß fremder Sprachen übt besonders einen ruinirenden Einfluß auf die Presse aus. In Deutschland ist doch in halbwegs gebildeter Schriftsteller mit der Literatur Frankreichs und selbst Englands vertraut und kennt, wenigstens in Uebersetzungen, das Schriftthum auch anderer Nationen. Die meisten französischen Schriftsteller kümmern sich jedoch um solche Dinge wenig oder gar nicht. Sie kennen von der deutschen Literatur blos Goethe, Schiller, Hoffmann und Heine und die ersten Beiden kaum mehr als dem Namen nach. Einige große Journale ausgenommen, bietet die politische Tagespresse ihren Lesern über das Ausland fast nichts als telegraphische Depeschen. Einige längere Telegramme reichen aber gewiß nicht zur Belehrung über die politischen und socialen Zustände außerhalb Frankreichs hin. - -

Ein anderes Nationalgebrechen der Franzosen ist das Haschen nach Staatsämtern. Ein Familienvater sucht seinen Einfluß, seine Verbindungen geltend zu machen, um seinem Sohne oder seinen Söhnen eine öffentliche Anstellung zu verschaffen. Er schreckt dabei vor keinem Hinderniß zurück; er überwindet jede Schwierigkeit und ruht nicht früher, bis er mit Hülfe von Freunden und Verwandten seinen Zweck erreicht. Die Regierung, die in ihrem Selbsterhaltungstriebe sich nicht mit einflußreichen Familien überwerfen mag, vertheilt die Aemter trotz des Ueberflusses an Beamten, welche sie dann als willige Werkzeuge benutzt. Frankreich hat Tausende und aber Tausende Staatsbeamten zu viel, die, bei der auf's Aeußerste getriebenen Centralisation der Regierung, dieser mehr dienen als dem Lande und den bureaukratischen Schlendrian unterhalten. Gar zu oft gehorchen sie blindlings nach oben und herrschen willkürlich nach unten. Der bureaukratische Geist erstickt jede Selbstständigkeit, und da man Alles von der Regierung erwartet, macht man auch die Regierung für Alles verantwortlich, was überall geschieht, wo nicht die Regierung das Werkzeug des Volkswillens, sondern das Volk ein Werkzeug in den Händen der Regierung ist. Bei der ungeheuren Menge der Staatsdiener geräth die Staatsmaschine nicht selten in's Stocken. Rollt doch ein Wagen schneller mit zwei, als mit zwölf Pferden!

Es fehlt freilich nicht an einsichtigen Patrioten, die mit Energie gegen den Bureaukratismus ankämpfen; dieser Kampf wird aber um so länger dauern, als das Uebel im Charakter der Nation liegt und so viel Interessen dabei im Spiele sind. Wie kommt es aber, daß die Franzosen ungeachtet ihres lebhaften Unabhängigkeitsgefühls sich so sehr nach Staatsanstellungen drängen, während in England die Stellenjägerei — „place hunting", wie sich der Engländer ausdrückt — Gegenstand der Verachtung bildet? Ich glaube die Ursache in der Liebe des Franzosen zu seinem Lande zu finden. Der Engländer schickt seine Söhne, nachdem er ihnen eine tüchtige Erziehung gegeben und sie mit den nöthigen Geldmitteln versehen, in die Colonien. Dort finden sie einen heitereren Himmel als in England und entbehren kaum etwas, was sie in ihrem engeren Vaterlande besessen. Ueberhaupt äußert sich der Auswanderungstrieb doch nur bei Denjenigen, die in der Fremde ihr Loos zu verbessern hoffen. Diese Hoffnung liegen jedoch nur sehr wenige Franzosen.

Frankreich ist, wie Schiller sagt, „das Paradies der Länder". Der Franzose verläßt daher sein Vaterland nur gebrochenen Herzens und fühlt sich im Auslande sehr selten glücklich. Sein innigster Wunsch im Auslande ist, wieder nach seinem Vaterlande zurückkehren zu können. Uebt doch Frankreich selbst auf die Fremden einen solch unwiderstehlichen Zauber aus, daß es ihnen nach einem längeren Aufenthalte in diesem Lande schwer wird, es zu verlassen, und sie von der Sehnsucht nach demselben bei der Rückkehr in ihre Heimath gequält werden. Ich habe mich unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege auf's Unwiderleglichste davon überzeugt. Kaum war nämlich die Commune überwunden, als eine große Menge Deutscher wieder nach Frankreich kam. Sie waren bei dem Ausbruche des Krieges ausgewiesen worden und hatten keine freundliche Aufnahme zu erwarten. Als ich dies meinen Landsleuten bemerkte, sagten sie einstimmig, daß man nicht gut anderswo leben könne, wenn man längere Zeit in Paris gelebt. Ich bin überzeugt, daß in Frankreich der Andrang zu öffentlichen Anstellungen viel geringer wäre, wenn die jungen Leute nicht davor zurückschreckten, im Auslande ihr Glück zu versuchen.

Ein nicht geringerer Nationalfehler des Franzosen ist die Routine. Er hält viel hartnäckiger am Althergebrachten, als man glaubt. Statt neue Bahnen zu betreten, beharrt er in den alten Gleisen, die er immer mehr ausbohrt. Bis es ihm fast unmöglich wird, sich aus denselben heraus zu arbeiten. Die Routine herrscht in aller Zweigen der Verwaltung. Sie herrscht

Digitized by Google

im öffentlichen Unterrichte und in der Landesvertheidigung, und man sieht, wie sehr selbst jetzt, nach den furchtbarsten Katastrophen, die Besten und Begabtesten der Nation im Kampfe gegen die Routine sich abhetzen.

Ein anderer großer Fehler der Nation entspringt aus einer ihrer vorzüglichsten und hervorragendsten Eigenschaften. Der Franzose hat viel Geist und Witz, was er mit dem Worte „Esprit" ausdrückt. Witz und Geist ist ihm einerlei, und er kann sich diesen kaum ohne jenen denken. Nun, der Witz ist durchaus nicht zu verachten und darf wohl, um mich mit unserem vortrefflichen Lichtenberg auszudrücken, mit zu Gerichte sitzen. Nur darf er nicht ausschließlicher Richter sein. In Frankreich ist er es aber allzu häufig; ja, er ist Richter und Scharfrichter zugleich, und man sieht leider erst nach der Hinrichtung, daß der Richter ungerecht war. Der Franzose sagt: „Le ridicule tue," das Lächerliche tödet. Er hält dies für eine unbestreitbare Wahrheit. Man sucht daher in Frankreich durch einen Witz seinen Gegner lächerlich zu machen, ohne zu bedenken, daß nicht selten die Lacher, die man auf seiner Seite hat, bei Weitem lächerlicher sind, als die Gegner, die man belacht.

Der Franzose hält übrigens den „Esprit" nicht nur für eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften, sondern auch für eine ausschließliche französische Eigenschaft. Wenn ein Ausländer in irgend einem geselligen Kreise sich durch ein geistreiches witziges Wort bemerkbar macht, so gerathen alle Franzosen in Verwunderung. Sie rufen dann wohl: „Pas mal pour un étranger — nicht schlecht für einen Fremden" — und wenn ihnen die gute Lebensart es verbietet, dies auszusprechen, so zeigt sich doch das Erstaunen in ihren Gesichtszügen. Das größte Lob, das der Franzose einem witzigen geistreichen Ausländer spendet, drückt er mit den Worten aus: „Il a l'esprit français — er hat französischen Esprit" — und er hält ihn dann schon für einen halben Franzosen. Dies zeugt freilich von Eitelkeit, und der Franzose ist eitel. Indessen glaube ich, daß man diesen französischen Nationalfehler gar zu sehr übertreibt, und daß die andern Nationen, welche den Splitter in den Augen der Franzosen sehen, den Balken in ihren eigenen Augen nicht bemerken.

Wie das Individuum nur die Eitelkeit seines Nachbars wahrnimmt und bespöttelt, seine eigene Eitelkeit aber für eine wohlberechtigte Selbstanerkennung hält, so sind auch ganze Völker bereit, ihre eigenen Vorzüge auf Kosten anderer Völker zu überschätzen, oder sich gar Vorzüge anzudichten. So war es zu alten Zeiten; so wird es zu allen Zeiten bleiben. Unter den alten Völkern hielt jedes alle anderen für Barbaren. Der Engländer glaubt, daß nur in seinem Vaterlande der wahre Gentleman zu finden, und er scheut sich nicht, dies so oft wie möglich zu behaupten. Der Deutsche spricht von deutscher Treue, als ob außerhalb Deutschlands die Treue weniger fest sei, und er spricht sogar mit besonderem Nachdruck von der deutschen Eiche, als ob ihm diese ihr Entstehen verdanke und im Auslande die Eiche sich nicht ebenso kräftig entwickele, wie auf deutschem Boden. Man muß übrigens den Franzosen zugestehen, daß sie sich oft über ihre Eitelkeit lustig machen und auch über ihre Sucht nach glänzenden Phrasen selbst spotten. Wie dem aber auch sei und ob der Franzose auch an vielen Schwächen und Fehlern leidet, so hat man an ihm doch anzuerkennen, daß er dieselben nicht verbirgt. Er trägt das Herz auf der Zunge und Heuchelei ist seinem Naturell zuwider. Er ist auch zu gesprächig, zu leidenschaftlich, um seine Gefühle und Empfindungen verbergen zu können. Ueberhaupt betreibt er Alles mit Leidenschaft und folgt seinem heißblütigen Herzen eher, als dem besonnenen Verstande. Was sich durch große Leidenschaft vollbringen läßt, vollbringen die Franzosen wie kein anderes Volk; was aber nur durch vieljähriges bedächtiges Streben erzielt werden kann, erzielen sie weniger als andere Völker. Daher kommt es auch, daß Frankreich die Revolution von 1789 vollbracht, daß aber bis jetzt gar manches andere Volk die Früchte derselben ruhiger genießt, als Frankreich.

Offenherzigkeit ist eine hervorstechende Eigenschaft der Franzosen. Mucker und Heimducker sind unter ihnen selten, und nichts ist ihnen verhaßter als Scheinheiligkeit. Dieselbe wird auch in dem größten Meisterwerke ihres größten Dichters gebrandmarkt, welchen sie als den lebhaftesten Ausdruck ihres Nationalcharakters betrachten.

In Glaubenssachen ist der Franzose sehr tolerant, und diese Toleranz beruht weniger in seiner Ueberzeugung als in seinem Naturell. Vielleicht ist sie zum großen Theile seiner Gleichgültigkeit in religiösen Dingen zuzuschreiben. Dem sei aber, wie ihm wolle: es wird der ultramontanen Partei nicht gelingen, Frankreich in die Zustände vor 1789 zurückzuführen, und es hat sich erst vor Kurzem gezeigt, wie vergeblich sie sich anstrengt, durch mühevoll organisirte Wallfahrten nach Lourdes und Paray-le-Monial einen religiösen Fanatismus anzufachen. Die Ultramontanen reden viel von der Verjüngung Frankreichs. Sie behaupten, das französische Volk zu verjüngen, indem sie es in die Kinderwindeln stecken und am Gängelbande herumführen wollen. Sie wollen es nicht inne, sie wollen es kindisch machen. Nun, die Verjüngung Frankreichs wird nicht durch den Sieg der Ultramontanen, sondern durch den Sieg über dieselben stattfinden, und bei der großen Lebenskraft der Nation und der immer mehr wachsenden Macht der Wissenschaft ist man zu der Annahme berechtigt, daß die Niederlage nicht auf Seiten der Nation sein wird.

Eine große Toleranz zeigt der Franzose besonders im geselligen Verkehre. Wohlwollend von Natur, läßt er sich in der Unterhaltung den schroffsten Widerspruch gefallen, so lange dieser nicht durch die Form verletzt. Selbst bei der unerheblichsten Verneinung vergißt er niemals als Mildrung derselben das Wörtchen „Pardon" voranzuschicken. Er begeht eher eine Ungerechtigkeit als eine Unhöflichkeit und erträgt auch jene ruhiger als diese.

Eine ganz besondere Nachsicht zeigt er im Verkehre mit den Ausländern, deren Sitten nicht selten mit den seinigen einen schroffen Gegensatz bilden, und diese Nachsicht macht dem Fremden den Aufenthalt in Frankreich angenehm. Der Franzose unterscheidet sich darin von dem Engländer, der manche fremde Sitten fast für Unsitten hält und kaum begreift, daß man ein anständiger Mann sein kann, ohne einen Frack zu besitzen. Ich habe in London mehrere unserer Landsleute, welche in Folge der Bewegungen von 1849 nach England verschlagen worden, in der größten Noth gesehen, weil ihnen der verhängnißvolle Frack fehlte. In Paris hingegen sah ich einst am Empfangsabende im Hause eines berühmten Gelehrten einen jungen Mann in einem dicken Flauskroc und mit vernachlässigtem Barte und Gelocke. Fiel mir dies schon auf, so fand ich es noch auffallender, daß dieser Struwelpeter einen Kreis von Herren und Damen um sich gebildet hatte, die mit sichtbarem Interesse seinen Worten lauschten. Ich hörte bald, daß er ein sehr gelehrter und talentvoller Grieche sei und daß man bei seiner ungewöhnlichen geistigen Cultur die Unculur seines Aeußern gern vergesse. Dem Franzosen imponirt nichts mehr als das Talent. In keinem Lande unseres Welttheils herrschen so wenig gesellschaftliche Unterschiede wie in Frankreich, und in keinem anderen Lande der Welt ist das Gefühl für sociale Gleichheit so lebhaft; nirgendwo aber behaupten namhafte Künstler und Schriftsteller einen solch hohen Rang wie in Frankreich. Man ist stolz darauf, sie als Gäste zu besitzen, und man betrachtet sie in allen Schichten der Bevölkerung als die wahren Größen des Landes.

Ich will nur einen Fall anführen, der die Wahrheit meiner Behauptung bezeugen mag.

Ich hatte einst einen Landsmann, einen Schriftsteller, zum Besuche. Mein Freund war von den Franzosen eben nicht eingenommen und unterließ es auch nicht, seiner herben Kritik freien Lauf zu lassen. Es war nun an einem herrlichen Märzmorgen, als wir den Weg zum Institut einschlugen, um dem Leichenzuge Halevy's beizuwohnen. Wir sanden den Leichenwagen bereits vor der Thür und hinter demselben Minister, Marschälle, Generäle, Diplomaten in glänzenden Uniformen und mit blitzenden Sternen und Kreuzen geschmückt. Eine ungeheure Menge drängte und drückte sich rechts und links auf den Quais und auf dem Pont des Arts, ohne die militärischen und diplomatischen Größen sonderlich zu beachten. Da kam ein Greis in der Akademiker-Uniform von dem rechten Seine-Ufer über die Brücke. „C'est Monsieur Auber!" rief Alles, den Hut lüftend und zurückweichend, um dem Componisten der „Stumme von Portici" freie Bahn zu machen.

Durch diese Scene ward mein Freund etwas milder gegen die Franzosen gestimmt.

Digitized by Google

Der Patriotismus spielt bei der Verehrung des Talents keine ausschließliche Rolle. Rossini und Meyerbeer erfreuten sich einer ebenso großen Popularität. Schon seit länger als einem Menschenalter trägt eine Straße in der Nähe der alten Großen Oper den Namen des Ersteren, und eine der neu angelegten Straßen dicht an dem soeben eröffneten Opernhause trägt den Namen des Letztern. Freilich werden Beide, da sie einen großen Theil ihres Lebens in Frankreich zubrachten und hier eine Reihe ihrer Werke schufen, fast für Franzosen gehalten. Will man nun dies als Nationaleitelkeit auslegen, so muß man doch zugeben, daß eine solche Eitelkeit, welche die Größen des Auslandes sich anzueignen strebt, der kalten Gleichgültigkeit vorzuziehen ist, mit der manches Land seine eigenen Größen behandelt.

Ich habe eben von dem lebhaften Gefühle der Franzosen für soziale Gleichheit gesprochen. Dasselbe ist so tief im Herzen des französischen Volkes eingewurzelt, daß keine Regierung, selbst die unumschränkteste, es nicht ungestraft verletzen dürfte. Wenn der Franzose mit eben solcher Eifersucht an seiner politischen Freiheit hielte, so wären die Staatsstreiche, die Willkürherrschaften und in Folge derselben die blutigen Umwälzungen in Frankreich sind Eigenschaften, die um so schätzbarer sind, als sie aus der Gutherzigkeit entspringen, ohne welche die Liebenswürdigkeit sich überhaupt nicht denken läßt. Der Franzose hilft gern, wo er leiden sieht, und es thut ihm weh, wenn er nicht helfen kann. Ich spreche hier nicht von den Reichen, welche die Armen unterstützen, sondern von den Armen, welche den Aermeren beispringen. Wer in Paris lebt, wo der Kampf um das Dasein weder Tag noch Nacht ruht, kann sich jeden Augenblick auf öffentlicher Straße von der Leutseligkeit der Bevölkerung überzeugen. Leidenschaftlich von Natur und den Triebe des Herzens eher folgend als der kalten Ueberlegung, läßt der Pariser sich jedoch, wenn er gereizt wird, fast ohne allmählichen Uebergang vom heftigsten Zorne und in diesem zu Gewaltthätigkeiten hinreißen. Er läßt sich lange die Willkür der Regierung ruhig gefallen, bis er sie plötzlich über den Haufen wirft. Diesem Temperamente ist es zuzuschreiben, daß in Frankreich die gründlichen Reformen so selten, die heftigen Umwälzungen so häufig sind. Die Regierungen sind freilich eine Hauptursache dieser Umwälzungen: das Volk aber trägt doch die Schuld, den Regierungen keinen besonnenen Widerstand zu leisten und ihnen die Willkür unmöglich zu machen.

Livingstone, einen Fluß passirend.
Nach einer Skizze von Livingstone.

unmöglich. Die Hinwegräumung der gesellschaftlichen Schranken hat wohlthätig in Frankreich gewirkt. Sie hat durch die mehr oder minder innige Berührung aller Volksclassen eine sociale Bildung erzeugt, die bei dem Mangel allgemeiner Schulbildung nicht hoch genug anzuschlagen ist. Die niedrigen Volksclassen in Frankreich unterscheiden sich nicht so sehr wie in anderen Ländern von den höheren in der Aussprache und in der Ausdrucksweise, und man begegnet oft Arbeitern, die kaum lesen und schreiben können, im Benehmen aber und in der Sprache eine große Gewandtheit zeigen. Die außerordentliche Geselligkeit und Gesprächigkeit der Franzosen erleichtert den Verkehr zwischen Hohen und Geringen und giebt den Letzteren nicht nur einen äußern Schliff, sondern verbreitet und erhält unter ihnen den ästhetischen Sinn. Daher läßt es sich auch erklären, daß Frankreich allen Völkern den Rang in jener Industrie abläuft, die sich fast bis zur Kunst erhebt. Man wird diese Erklärung richtig finden, wenn man bedenkt, daß der deutsche Arbeiter in Frankreich sich schnell den Kunstgeschmack aneignet, ihn sich aber bei seiner Rückkehr in's Vaterland nicht lange erhält, ja, daß selbst der französische Arbeiter ihn nach und nach im Auslande verliert.

Des Geselligkeitstrieb des Franzosen, die Leichtigkeit seines Umgangs, so wie seine von Niemand bestrittene Liebenswürdigkeit Ein politisch reifes Volk läßt sich seine Rechte und Freiheiten nicht von dem Willen eines Alles auf's Spiel setzenden Ehrgeizigen entwinden; es wird vielmehr durch seinen unerschütterlichen Willen jeden Eingriff in seine Gerechtsame zu gehöriger Zeit abzuwehren. Ein solches Volk läßt sich keinen Staatsstreich gefallen. Die Franzosen haben sich daher selbst anzuklagen, wenn sie in diesem Jahrhunderte schon zweimal an den Rand des Abgrundes geschleudert wurden. Der achtzehnte Brumaire hat zu Waterloo, der zweite December hat zu Sedan geführt. Die beiden militärischen Niederlagen sind in dem Gelingen der beiden Staatsstreiche zu suchen, und die zweite militärische Niederlage war um so größer, je unverantwortlicher die Schlafsheit war, mit der die Franzosen den zweiten Staatsstreich über sich ergehen ließen. —

Gar manche an dem Franzosen gerügten Fehler entspringen aus seinen Vorzügen, und man würde jene wen ger strenge beurtheilen, wenn man diese etwas genauer kennte. „Comprendre, c'est pardonner, — erkennen heißt verzeihen." Dieses Wort ist ebenso tief wie human. Wie die Ueberschätzung, entspringt auch die Unterschätzung aus unzulänglicher Prüfung, und wir waren viel nachsichtiger, wenn wir einsichtiger wären. Der Franzose ist nicht zuverlässig. Er verspricht leicht, und es wird ihm dann

Digitized by Google

schwer, sein Versprechen zu halten. Das ist ein großer Fehler und bringt den pünktlichen Mann, der auf die Pünktlichkeit Anderer rechnet, oft in Verzweiflung. Die Unzuverlässigkeit des Franzosen entspringt aber aus seiner Gutmüthigkeit und Dienstwilligkeit. Er giebt nicht gern eine abschlägige Antwort. Nun verspricht er zwar nicht mit der Ueberzeugung, das Versprechen nicht zu halten; er verspricht aber auch nicht mit der Ueberzeugung, es halten zu können, und da er sich Allen gefällig zeigen will, setzt er Viele in die größte Verlegenheit.

Im Geschäftsverkehre zeigt der Franzose einen hohen Grad von Redlichkeit, und selbst der kleinste Boutiquier hält es für eine Ehrensache, seinen Verpflichtungen auf's Pünktlichste nachzukommen. So philisterhaft, beschränkt und eigennützig der Pariser Boutiquier auch sein mag, er ist doch äußerst ehrenhaft und hat dies auch nach dem jüngsten deutsch-französischen Kriege auf die unwiderleglichste Weise bekundet. Die Belagerung von Paris hatte den Wohlstand der Meisten zerstört; sie hätten sich also insolvent erklären können, ohne sich, in Anbetracht der beispiellos traurigen Verhältnisse, einen Makel zuzuziehen. Sie haben aber nur einen Zahlungsaufschub begehrt und nach Ablauf der bewilligten Frist ihre Gläubiger vollständig befriedigt. Diese Rechtschaffenheit erzeugt ein großes Vertrauen bis in die untersten Volksclassen. Nirgend ist der Credit leichter als in Paris, und ich glaube, daß er nirgendwo weniger mißbraucht wird.

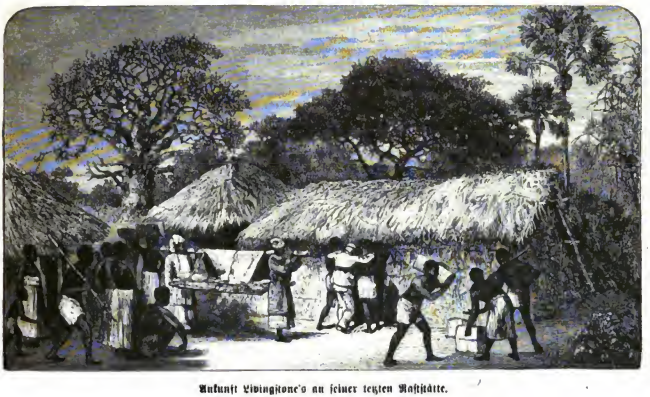
David Livingstone's Ende.

Mit zwei Abbildungen.

Zu allen Zeiten wird David Livingstone groß dastehen, sowohl durch seine Wirksamkeit für die geographische Aufschließung des noch unerforschten afrikanischen Continents wie durch die Energie, mit welcher er es sich angelegen sein ließ, die Keime der Civilisation unter den barbarischen Negervölkern Innerafrikas zu verbreiten, namentlich aber durch seine Bestrebungen gegen den empörenden Menschenhandel.

So groß die Zahl Derer ist, welche sich ähnlichen Zwecken früher und gleichzeitig mit ihm widmeten, Keiner kann sich einer so umfassenden Wirksamkeit rühmen. Natürliche Eigenschaften seines Charakters, Kaltblütigkeit, Vorsicht, Sanftmuth und Offenheit unterstützten Livingstone in seinem Verkehr mit diesen ungebildeten, allerdings auch nicht verbildeten, Naturkindern. Wie es einerseits schwer ist und oft diplomatischer Schlauheit bedarf, mit den theilweise den elementarsten Leidenschaften unterliegenden Häuptlingen umzugehen, so finden sich auf der andern Seite in Livingstone's Aufzeichnungen so viele Züge uneigennütziger Herzensgüte, daß sie uns fast aussöhnen mit den rohen Roheiten, von denen er uns berichtet. Schließlich unterstützte ihn eine über dreißigjährige Erfahrung, welche ihm natürlich sehr zu Statten kam.

Livingstone betont in seinem letzten Werke, welches jetzt in deutscher Sprache unter dem Titel: „Letzte Reise David Livingstone's, 1865 bis 1873“ erscheint, wie sehr entgegenkommend die Eingeborenen sich ihm größtentheils bewiesen haben, und wie sie geneigt seien, Jedem in gleicher Weise entgegenzukommen, der in uneigennützigen Zwecken zu ihnen kommen wird, wie gerne sie auf Belehrung hören, und wenn seine Lehren, namentlich gegen den Sclavenhandel, aus Gründen des persönlichen Vortheils nicht überall sofort befolgt wurden, so hofft er doch, daß das Samenkorn in ihren Herzen früher oder später aufgehen wird, um so mehr, als eigentlich das materielle Interesse die Völker zur Aufgebung des Menschenhandels bringen sollte, da durch die Sclavenkriege eine Entvölkerung entsteht, welche diese großen Landstrecken noch unleidlicher macht, als sie an und für sich bereits durch klimatische Verhältnisse sind.



Ankunft Livingstone's an seiner letzten Raststätte.
Nach einer Skizze.

Um zu einem richtigen Verständniß des Abschlusses von Livingstone's Wirksamkeit zu gelangen, müssen wir seine vorhergehenden Kreuz- und Querzüge wenigstens in großen Zügen andeuten. Wir dürfen dabei seine früheren Reisen, welche mit dem Jahre 1840 beginnen, bis zu seiner letzten Reise (1865) als bekannt voraussetzen.

Durch die hierbei erworbenen Erfahrungen auf's Beste ausgerüstet, begleitet von Eingeborenen, welche in der englischen Mission erzogen waren, indischen Sepoys, sowie verschiedenen Lastthieren, Kameelen, Büffeln und Eseln, brach Livingstone im Februar 1866 von Zanzibar auf, um, dem südlichen Flusse Rovuma folgend, zunächst den Nyassisee zu erreichen. Die versuchsweise mit-

genommenen Sepoys bewährten sich sowenig wie die Lasthiere. Erstere, sowie andere, durch das von den Sepoys gegebene böse Beispiel zu Faulheit und Diebstahl verführte Mitglieder der Karawane mußten zurückgesandt werden und verbreiteten unn, weil sie sich schämten, zurückgeschickt zu sein, in Zanzibar das 1868 entstandene falsche Gerücht von Livingstone's Ermordung. Die Thiere starben hauptsächlich durch den Biß der Tsetse-Fliege.

Die disponiblen Kräfte schwanden bald in den Maße, daß die Waarenladungen, die man zum Einkauf von Lebensmitteln mit sich führen muß, theils zurückgelassen, theils durch fremde Träger befördert und, wo diese nicht erhältlich, der Weg zu deren Fortschaffung mehrmals gemacht werden mußte. In dieser Gegend waren durch Einfälle der Mazitu die Einwohner verjagt und die Lebensmittel vernichtet worden, so daß eine Hungersnoth im Anzuge war. Livingstone berichtet uns von ganzen verlassenen Sclavenkarawanen, welche theils Hungers auf der Straße gestorben, theils in so schwachem Zustande gefunden wurden, daß sie zum Sprechen unfähig waren. Ihr Herren hatten mit knapper Noth nur für sich Lebensmittel erhalten, und dann lediglich auf die Rettung des eigenen theuren Lebens Bedacht genommen, unbekümmert um das Verderben Hunderter von Menschen.

Während Livingstone seine Reise in dieser Weise mit dem Gefühl beginnt, sich nirgends so sehr am Platze und körperlich so wohl zu fühlen wie hier, seinem Berufe folgend, muß er bald inne werden, daß die Wunden, welche seine früheren Reisen, namentlich am Zambere, seiner Gesundheit geschlagen haben, unter den wiederkehrenden Verhältnissen von Neuem aufbrechen. Des öfteren Fiebers gelingt es stets Herr zu bleiben, doch die sich wieder einstellende Dysenterie ist nicht mehr zu beseitigen und nagt unaufhörlich, bald mehr, bald weniger, an seinen Lebenskräften.

So geht der Weg, häufig durch unfreiwillige Aufenthalte unterbrochen, im Zickzack weiter. Die Richtung bestimmte sich nach der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit reichlicher Lebensmittel in den zu passirenden Districten, nach dem freund oder feindschaftlichen Verhältnisse, in welchem die verschiedenen Stämme zu einander stehen. Verheerte und den kriegerischen Einfällen ausgesetzte Gebiete müssen häufig in weiten Umwegen umgangen werden.

Vom Nyassasee wendet sich Livingstone im September 1866 nördlich dem Tanganyikasee zu, den er im April 1867 an seinem Südende berührt, erforscht dann den See Moero näher, entdeckt den enormen Binnensee Bemba und erreicht im Mai 1868 Carembe wieder, um dem Westufer des Tanganyikasees zuzueilen. Die Vorräthe waren durch Verbrauch, Verlust und Diebstahl zusammengeschmolzen. Schon lange hatte er weder Papier, Tinte noch Bleistift. In dieser Periode sind seine Reisejournale theilweise auf altes vergilbtes Zeitungspapier, wie es sich gerade in seinem Gepäcke vorfand, quer über das Gedruckte vollgeschrieben mit einem gelben Baumsafte, welchen er sich selbst zubereitete.

Zu seiner nicht geringen Freude traf ihn in Ujiji, an der Ostseite des Tanganyika, der zu seiner Aufsuchung ausgezogene Mr. Stanley, der ihn mit dem Nöthigen versorgte und seine Papiere, als er ihn nach längerem Beisammensein verließ, mit nach England nahm.

Stanley wandte alle Beredsamkeit an, ihn zur Rückkehr in die Heimath zu bewegen. Er führte alle möglichen Argumente in's Feld, als Wiederherstellung seiner Gesundheit, die Nothwendigkeit künstlicher Zähne, da er die seinen verloren hatte, und daß es ihm später besser möglich sein werde, sein Werk zu vollenden; jedoch vergebens. Eine Stelle in Livingstone's Tagebüchern berichtet darüber: „Meine innere Stimme sagt mir: Alle Freunde werden wünschen, daß ich eine wirklich genaue Feststellung der Nilquellen beschaffe, ehe ich heimkehre. Meine Tochter Agnes schreibt: ‚So sehr ich wünschen würde, Dich heimkehren zu sehen, so würde ich doch lieber sehen, daß Du zu eigener Befriedigung Dein Werk vollenden und mich dann mit gänzlicher Heimkehr erfreuen möchtest.‘ Recht und edel gesagt, mein Liebling Nannie! Meinen Segen für sie und alle Uebrigen!“

Livingstone begleitete Stanley bis zur Küste, bis Unyanyembe. Dann zurückkehrend wieder zum See Tanganyika, wendete er sich von Neuem südwärts dem Bangwelosee zu, um dessen Erforschung zu vervollständigen.

Mittlerweile war das Ende 1872 herangekommen. Das Journal enthält bereits früher fortwährend Berichte über Livingstone's verzehrende, unheilbare Krankheit. Unter solchen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, wenn sieben Jahre unter ungünstigen klimatischen Verhältnissen endlich seine Kräfte schwinden machen mußten. Die Symptome werden anhaltender und schmerzlicher, oft seinen sonst allezeit heiteren Gemüthszustand umnachtend. Zudem die ungünstige Jahreszeit, die tropische Regenzeit, welche das Reisen fast unerträglich macht, und in einer Gegend, welche schlimmer war, als alle früher passirten.

Das ganze Land auf viele Meilen Entfernung rund um den See war theilweise vollständig mit Wasser bedeckt, oder hatte in den Niederungen „Schwämme“, wie sich Livingstone ausdrückt. Es entsteht nämlich aus der fortwährenden Erneuerung und dem Wiederverderben einer üppigen Vegetation eine Bodenschicht, welche das Wasser nicht einsinken läßt, sondern es fest hält und, wenn vollgesogen, schließlich das Wasser wieder abgiebt. Hierdurch erklärt Livingstone theilweise die Regelmäßigkeit der Ueberschwemmungen, auch die des Nils. Die ganze Gegend um den See herum ist fast nur ein großer Schwamm, und seine Ufer unterscheiden sich vom Lande nicht mehr. Die Dörfer liegen größtentheils auf erhöhten Stellen, und gerathet wird häufig auf den enormen Ameisenhügeln. Sonst geht die Gesellschaft Tag ein Tag aus im Wasser. Livingstone hat einen Esel; theilweise erlaubt sein Zustand jedoch das Reiten nicht, und er wird getragen. Häufig kommen in dieser unendlichen Wasserfläche tiefere Bäche vor, die, weiter aus dem Lande kommend, dem See zuströmen.

Unser Bild, welches nach den eigenhändigen Skizzen Livingstone's entworfen, zeigt ihn und seine Mannschaft auf dieser Wasserpartie beim Durchwaten eines solchen kleinen Stromes. Es läßt das besser als alle Worte erkennen, welchen Anstrengungen sich der todtwunde Mann unterziehen mußte. Seine Kräfte sanken denn auch immer mehr, und in seinen Aufzeichnungen mehren sich die Ausrufe und Stoßseufzer über seine Leiden.

Endlich hören seine eigenen Niederschriften ganz auf, bis auf das Einschreiben des Datums. Seine letzten Worte waren am 27. April 1873 aufgezeichnet in Kalungaijoni's Stadt: „Knocked up quite, and remain — recover — sent to buy milch goats. We are on the banks of Molilamo.“ (Gänzlich ausgereiben, und bleiben — mich wieder erholen — fortgeschickt, um Milchziegen zu kaufen. Wir sind an den Ufern des Molilamo.) Wir sind jetzt auf die Berichte seiner Diener Chuma und Suli angewiesen, welche sich jedoch so treu und verläßlich erwiesen haben, daß wir ihnen allen Glauben schenken dürfen.

Die vorerwähnten Milchziegen konnten nicht herbeigeschafft werden — überall dieselbe Geschichte: Die Mazitu, welche von Manchen mit den bekannten Zulukaffern identificirt werden, hatten die ganze Gegend ausgeraubt. Jede Nahrung zu sich zu nehmen, war Livingstone unmöglich. Er war unfähig zu gehen, nicht einmal vor die Thür der Hütte; damit er in die Tragbahre, welche man für ihn gemacht hatte, gelangen könne, mußte sie vor sein Lager gebracht und dann die Wand der kleinen Schilfhütte eingerissen werden, damit er hinaus kommen könnte. Ein zu passirender kleiner Fluß macht besondere Schwierigkeiten. Man fürchtet den kranken Mann zu tragen, weil ein Fehltritt ihn von der Bahre in's Wasser werfen könnte. Er wird mit den Betten abgesohlen und auf den Boden eines Canoes gelegt.

Der Weg ist der schlechteste. Alle Angenblicke verlangt der Kranke, daß sie anhalten und die Tragbahre hinsetzen; doch es war nicht möglich, daß der Arme stehen konnte. Wenn er aufgehoben wurde, verliefen ihn die Kräfte. Dies war hauptsächlich einmal bei einem Baume am Wege der Fall, wo er halten und seine Leute sich um ihn versammeln ließ, doch war er zu schwach zum Sprechen. Sie legten ihn in der Tragbahre wieder zurecht und gingen, so gut es gehen wollte, weiter. Später wünschte er Wasser, aber es war keines da. Endlich kam ihnen Susi entgegen, der zu den nöthigen Vorbereitungen nach Chitambo's Stadt vorausgeeilt war. Bei einem nochmaligen Anfalle hatte es den Anschein, als sollte es schon da zu Ende gehen; Livingstone hieß die Träger niedersetzen, wo sie waren. Glücklicherweise sachte der Umstand, daß jetzt das Dorf in Sicht kam, noch einmal seine Lebenskräfte an, so daß er nach einer Stunde Rast weiter transportirt werden konnte. Nach kurzem Warten in einem

Digitized by Google

Feldhüterhäuschen konnte er zu der für ihn in einiger Entfernung vom Dorfe errichteten Hütte gebracht werden.

Unser Bild giebt diesen letzten Rastort des berühmten Reisenden getreu wieder. In der Hütte war ein Lager aus von Stöcken zusammengehaltenem Gras errichtet. Ein Reisekasten diente als Tisch, worauf die Medicinkiste stand. Vor der Hütte gegenüber der Thür wurde ein Feuer angezündet. Am Morgen des 30. April kam der Häuptling zum Besuch. Doch Livingstone mußte ihn bitten, andern Tags wieder zu kommen, wo er hoffe, mehr Kraft zu haben. Nachmittags zog er noch die Uhr auf, die Susi ihm halten mußte.

Die Stunden schlichen hin bis zum Einbruch der Nacht. Jeder hatte das Gefühl, daß das Ende nicht weit sein könne, und suchte lautlos seine Thätigkeit zu verrichten. Um elf Uhr Nachts beunruhigten ihn hörbare Flintenschüsse. Es waren die Dorfbewohner, welche damit einen Büffel von den Saatfeldern vertrieben.

Nach einer Stunde fragte Susi nochmals nach seinen Wünschen. Er bat um einiges heißes Wasser, ließ sich dann die Medicinkiste geben und suchte mit vieler Schwierigkeit das Calomel, welches er ihn bat herauszulegen. Dann ließ er etwas Wasser in eine Schale gießen und eine andere voll davon daneben stellen und sagte mit leiser Stimme:

„Es ist gut. Du kannst jetzt gehen."

Das waren die letzten Worte, welche überhaupt von ihm gehört wurden.

Es mag ungefähr vier Uhr Morgens gewesen sein, als Susi den als Wache verbliebenen Majwara kommen hörte, welcher in der Suaheli-Sprache zu ihm sagte:

„Komm zu Bwana! Ich fürchte mich; ich weiß nicht, ob er noch lebt."

Des Jungen augenscheinliche Bestürzung ließ Susi sofort noch Chuma, Chowperé, Matthew und Muanyasére wecken, und diese Sechs eilten unverzüglich nach der Hütte. Sie traten ein und richteten ihre Blicke auf das Bett. Livingstone lag nicht mehr darauf, sondern in knieender Stellung davor, so daß es den Anschein hatte, als wenn er bete. Bei diesem Anblicke zogen sie sich instinctmäßig zurück, um ihn nicht zu stören. Majwara flüsterte jedoch:

„Als ich mich niederlegte, war er bereits in dieser Stellung, gerade wie jetzt, und eben weil er ohne Bewegung bleibt, fürchte ich, daß er todt ist."

Die Frage, wie lange er geschlafen habe, konnte Majwara zwar nicht genau beantworten, glaubte aber, daß es längere Zeit gewesen sei. Darauf traten die Männer näher.

Ein Licht, mit seinem eigenen Wachse auf dem Deckel der Medicinkiste befestigt, verbreitete eine unsichere Beleuchtung, eben genügend, den Umriß seiner Gestalt hervortreten zu lassen. Livingstone kniete zur Seite des Lagers, den Körper vorgebeugt, den Kopf in die Hand gestützt, auf einen Pfosten des Lagers gelehnt. Die Männer hielten den Athem an und lauschten. Kein Laut, keine Bewegung war wahrzunehmen. Endlich faßte sich Matthew ein Herz und näherte sich ihm leise, mit seiner Hand seine Wange berührend. Es war kein Zweifel — das Leben war schon einige Zeit entflohen, der Körper völlig kalt — Livingstone war todt. — Nachdem sie seinen Körper ordentlich gebettet und zugedeckt hatten, gingen sie in's Freie, um über die ferneren Maßnahmen zu berathschlagen.

Es war nicht weit bis zum Morgengrauen. Dieses zusammengehalten mit dem Umstande, daß Susi kurz vor Mitternacht mit ihm zuletzt sprach, ermöglicht mit ziemlicher Gewißheit zu bestimmen, daß Livingstone in der Frühe des 1. Mai 1873 starb. Wir können uns leicht die Schwierigkeit vergegenwärtigen, in welche die doch nur aus mehr oder weniger lose zusammenhängenden Elementen bestehende Gesellschaft jetzt, nachdem der Oberbefehlshaber todt war, durch die geringste Uneinigkeit leicht gerathen konnte. Mit möglichster Ruhe wurden Alle von dem, was sich ereignet hatte, in Kenntniß gesetzt. Nach Tagesanbruch wurde die ganze Reisegesellschaft zur Berathung versammelt. In Aller Gegenwart wurden die das Gepäck enthaltenden Kisten geöffnet und Jakob Wainwright, der Einzige, welcher schreiben konnte, veranlaßt, ein Verzeichniß der Gegenstände aufzunehmen.

Livingstone, als alter praktischer Reisender, hatte sein Gepäck so knapp wie möglich eingerichtet und in zwei Blechkisten gepackt, welche ihm ein Freund in England in Ansehung der besonderen Umstände, denen sie dienen sollten, mit außerordentlicher Sorgfalt hatte anfertigen lassen. Hier waren Schriften und Instrumente vor den schlimmen Witterungseinflüssen bewahrt geblieben. Außer diesen Dingen fanden sich Uhr und Hut, Bibel und Gebetbuch, wenige Geld und einige Medicinalgewichte darin vor.

Bekannt mit der Angst, welche die Eingeborenen dieser Gegend vor einem Todten haben, welche so weit geht, daß manche Stämme ihre Wohnplätze wechseln, wenn Jemand gestorben, weil sie meinen, daß die abgeschiedene Seele an den Lebenden Rache nimmt und überhaupt Böses verübe, beschloß man, den Todesfall zu verheimlichen. Man konnte nicht wissen, ob die Eingeborenen die Reisegesellschaft jetzt nicht feindselig behandeln würden.

Es mußte auch berathen werden, was ferner geschehen sollte. Glücklicherweise verband alle das gemeinsame Interesse, von diesem entferntesten Punkte der ganzen Reise glücklich heimzukehren. Die jüngeren von Mr. Stanley abgegebenen Mitglieder der Expedition ordneten sich naturgemäß den älteren erfahrenen Mitgliedern unter. So wurden Chuma und Susi, zwei Zöglinge der Mission, fernerhin als Chefs betrachtet, denen die Anderen unbedingten Gehorsam versprachen.

Es wurde ferner beschlossen, daß der Leichnam, komme was da wolle, nach Zanzibar zurückgetragen werden müsse. Zum Zwecke der Einbalsamirung, wenn wir bei den geringen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln die nöthige Präparation so benennen dürfen, erbaten sie sich vom Häuptlinge, unter Verschweigung des wahren Beweggrundes, die Erlaubniß, ein besonderes Lager abseits des Dorfes bauen zu dürfen, welche gern ertheilt wurde. Die später zum Einkaufe von Lebensmitteln in's Dorf gesandten Leute hielten jedoch keinen reinen Mund, und so wurde die Sache ruchbar. Sofort kam der Häuptling herbeigeeilt und machte Chuma Vorwürfe, ihm den wahren Sachverhalt vorenthalten zu haben.

„Ihr hattet Angst," sagte er, „es mich wissen zu lassen, aber fürchtet nichts! Ehe die Maxiu in's Land fielen, bin ich selbst mehr als einmal an die Küste gereist. Ich weiß, daß Ihr nicht in bösen Absichten kommt, und daß der Reisende oft seinen Tod auf dem Wege findet."

Alle waren durch diese aufgeklärte Denkweise sehr erleichtert und gaben nun ihre Absicht zu erkennen, den Leichnam zu conserviren und fortzubringen. Chitambo rieth, ihn lieber zu begraben als diese unmöglich scheinende Aufgabe zu unternehmen. Sie beharrten jedoch bei ihrem Entschluß. Mit Dankbarkeit gedenken Alle dieses gutherzigen und edelmüthigen Häuptlings.

Chitambo versammelte sein Volk und kam, von seinen Frauen begleitet, zu der neuen Ansiedelung. Er war in fest um den Leib geschlungenes, bis auf die Knöchel fallendes Baumwollenzeug gekleidet und trug um die Schultern ein breites, rothes Tuch. Alle führten Bogen, Pfeile und Speere, jedoch keine Gewehre. Zwei Trommler vereinigten ihre Anstrengungen mit dem wildheulenden Klagegeschrei, in das Alle einstimmten, während die Männer zugleich, nach der portugiesischen und arabischen Weise der Todtenceremonie, eine Pfeilsalve nach der anderen in die Luft abschossen.

Tags darauf erschien noch ein officieller Kläger in besonderer Kleidung nach dortigem Ritual, zu der große, speciell für diesen Zweck getragene Fußringe gehören, welche aus Reihen von hohlen Samenkapseln, mit rasselnden Kieselsteinen gefüllt, gebildet sind. Während er tanzte, sang er einen monotonen Gesang mit tiefer Stimme, welcher aus Deutsch etwa heißen würde:

„Heute ist der Engländer gestorben,
Dessen Haare von den unsern verschieden sind.
Kommt und seht den Engländer!"

Dieser in den Augen der Eingeborenen ehrenvolle Nachruf wurde mit einem reichlichen Geschenk an Perlen belohnt.

Der Leichnam Livingstone's wurde jetzt mit Salz und Branntwein behandelt und der Sonnenhitze ausgesetzt, Tag und Nacht von seinen Leuten bewacht, welche rings um das Gehege, in das der Todte gebracht war, ihre Hütten errichtet hatten.

Nach genügender Zeit wurden die Vorbereitungen getroffen, den Weg fortzusetzen. Der Körper wurde in weiches Baumwollenzeug gewickelt, die Beine gebogen, um die Ausdehnung zu verkürzen. In Ermangelung von Holz stellte man aus Borke des Myongabaumes, welche sich in großen Stücken abschalen läßt, eine Art Cylinder her. Hierhinein wurde der Leichnam

Digitized by Google

gelegt und das Ganze in Segeltuch eingenäht und mit einer Tragstange für zwei Mann versehen.

In einen großen Baum, welcher in der Nähe stand, wurde Livingstone's Name und Todestag eingeschnitten, und Chitambo versprach, die Umgebung von Gras freizuhalten, um den Baum vor den öfteren verheerenden Buschfeuern zu bewahren. Außerdem errichteten sie noch zwei dicke Holzstämme mit einem Kreuzstück von ähnlicher Stärke, welche mit Theer, der für das Boot bestimmt gewesen war, angestrichen wurden. Dieses Zeichen wird vermöge seiner Solidität wohl manche Generation überdauern. Zum Zeichen ihrer Anwesenheit für zukünftige Reisende erhielt Chitambo eine blecherne Biscuitkiste mit englischen Zeitungen. Der Häuptling versprach, Alles zur Erhaltung der Zeichen zu thun, wofern er nicht von den Wazitu verdrängt werde.

So setzten sie ihren traurigen Weg fort, den See Bangweolo an der andern Seite umgehend, dann die gekommenen Wege zurück, den Tanganjika am Südende berührend, in möglichst directer Richtung dem Land Unyanyembe zu, wo sie die betretenere Handelsstraße der Küste zu verfolgten und endlich im Februar 1874 in Zanzibar die sterblichen Ueberreste ihres geliebten Herrn dem englischen Consul Prideaux übergeben konnten.

Die zugleich mit überlieferten Papiere erwiesen sich in Anschluß an die früher bereits von Mr. Stanley zurückgebrachten Schriften als die vollständige Wiedergabe der verstossenen achtjährigen Reiseperiode, so daß auch nicht eine einzige Lücke zu beklagen ist. Dieselben zu ordnen, schien allerdings anfänglich kaum möglich. Durch die vorerwähnte Benutzung von Zeitungspapier mit gelbem Saft beschrieben, und durch die oft zitternden Schriftzüge des Kranken schienen sich der Entzifferung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzusetzen. Schließlich gelang es einigen mit seiner Handschrift wollig vertrauten Personen, die Aufzeichnungen mit Hülfe von Vergrößerungsgläsern zu entziffern. Dennoch wäre eine Ordnung der Papiere unmöglich gewesen, wenn nicht Livingstone mit eiserner Consequenz täglich das Datum und die Jahreszahl eingeschrieben hätte. Zugleich lagen viele Skizzen bei. Obgleich nicht Künstler, hatte er doch sich eine gewisse rohe Manier der Skizzirung angeeignet, welche als Unterlage für die spätere Ausführung vollständig genügte. Ferner fanden sich alle Gegenden, die er durchzogen hatte, topographisch aufgenommen, wonach eine genaue Karte mit geringer Mühe zusammengestellt werden konnte.

Wir haben aus dem zur Verfügung stehenden Material das dramatisch abgeschlossene Ende herausgehoben und alle Begebenheiten bis dahin nur in großen Linien angeführt. Des Neuen und Interessanten in dem Buche ist soviel, daß der Herausgeber und Freund Livingstone's, Horace Waller in Twywell, nicht mit Unrecht von einem „Zuviel des Guten" spricht.

Für Alle, die sich für die Sache interessiren, wird es angenehm sein, zu hören, daß die deutsche Ausgabe dieser Aufzeichnungen unter dem Titel: „Letzte Reise von David Livingstone in Central-Afrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873" in den nächsten Tagen erscheinen wird." A. H.

* Wir sehen uns zu der ausdrücklichen Bemerkung veranlaßt, daß unsere beiden Abbildungen nicht in den zylographischen Ateliers der Gartenlaube gefertigt worden, sondern nur Clichés der englischen Originalausgabe sind. D. Red.

Die amerikanische Nationalhymne.

Von Eduard Leyh.

Auch in unseren aufgeklärten, nüchternen Tagen giebt es noch Zauberlieder, welche mit unwiderstehlicher Gewalt die Gemüther ergreifen und selbst philisterhafte Naturen aus ihrem Gleichmuthe rütteln. Lieder, die in der Hand des Zeitgeistes zu Authen werden, mit denen er die Völker aus dem warmen Bette träger Gewohnheit scheucht. Meistens entstehen dieselben wie über Nacht, mitunter aber kennt man Text und Melodie jahrelang, das Lied bleibt jedoch unbeachtet, weil seine Stunde noch nicht geschlagen hat. Kommt dann endlich die rechte Zeit, dann erhält plötzlich jedes Wort einen tieferen Sinn, jede Strophe der Melodie einen eigenen, früher nie geahnten Reiz, und wie ein geistiges Contagium fliegt das Lied durch die Nation: im Palaste und in der Hütte, im Putzzimmer und in der Küche, in der Schenke und im trauten Familienkreise singt, trillert, brüllt, summt und pfeift man die geheimnißvolle Weise; im Norden und im Süden, auf dem Markte und auf dem Felde, im rasch pulsirenden Leben des Stadters und in der tiefsten Waldeinsamkeit, altberall ist das Lied; es macht Greise zu Jünglingen und Hasenherzen zu Helden; es erzeugt todesfreudige Begeisterung und reißt Tausende mit sich in das Gewühl der mörderischen Schlacht.

Luther's mächtiger Choral war seiner Zeit ein solches Zauberlied und derselbe hat seine Kraft durch drei Jahrhunderte hindurch bewährt bis auf den heutigen Tag. Der rauschende Schlachtgesang des spanischen Erbfolgekrieges gehört in diese Classe. Er wurde fast gleichzeitig am Rheine, in den Niederlanden, in den Urwäldern Nordamerikas gehört, und das Marlborough Lied hatte noch gegen Ende des letzten Jahrhunderts seine Macht über die Gemüther nicht verloren; sagt nicht Goethe in seinen römischen Elegieen:

„So verfolgte das Liedchen ‚Marlbrough' den teilenden Briten
Einst von Paris nach Livorn; dann von Livorno nach Rom.
Weiter nach Napel hinunter, und wär' er nach Smyrna gelegelt,
‚Marlbrough' empfing ihn auch dort! ‚Marlbrough' im Hafen das Lied."

Der Gesang vom unerunterdrückbaren Schleswig-Holstein darf unter die Zauberlieder gerechnet werden; sogar Nikolaus Becker's Rheinlied hat gewissen Anspruch auf diesen Rang. — Und erst die „Wacht am Rhein"! Welcher Deutsche wüßte nicht, was dieses Lied für das neue Reich gethan hat! Es wird kaum fest zustellen sein, welcher Antheil des Verdienstes an Deutschlands glorreichem Feldzuge auf den Schmalkaldeuer Liedercomponisten Karl Wilhelm kommt, aber Niemand kann es wagen, dessen Anspruch in Abrede zu stellen. Die „Wacht am Rhein" half Schlachten gewinnen und Festungen erobern. Sie half Mühsale und Strapazen ertragen; sie hat Gefangene getröstet und Verwundeten ihre Schmerzen erleichtert, und unter ihren Klängen stürzten sich Tausende freudig in den blühenden, qualmenden Tod. Es ist wohl kaum eine Uebertreibung, wenn man sagt: „Moltke hat Tausend, die „Wacht am Rhein" aber hat Zehntausend geschlagen;" Schneckenburger's Lied war der Ausdruck nationaler Begeisterung und dasselbe wird auf lange Zeit den Rang als deutsche Nationalhymne behaupten.

Auch andere Völker haben den Zauber solcher Lieder erfahren; noch heute lebt im Munde der Schotten das „Cameron's gathering", und das alte Lied, welches bereits vor Jahrhunderten die sächsischen Feinde der Hochländer hörten, übte am Tage von Waterloo auf Hochländer und Anglo-Sachsen auf's Neue seinen Zauber aus. Die Marseillaise war ein solches Zauberlied und hat unter Hoche, Marceau und Kleber, vor allen Dingen aber unter Napoleon Bonaparte Wunder gewirkt; daß ihre Wunderkraft im letzten Kriege entschwunden war, ist selbstverständlich, hatte doch Napoleon der Dritte' während seiner Regierungszeit dieses Lied streng verboten.

Die amerikanische Republik hat gleichfalls ihre Marseillaise; der Zauber derselben ist noch ungeschwächt, hat doch erst neuerdings ein Enthusiast dreihunderttausend Dollars verwilligt, um dem Dichter der amerikanischen Nationalhymne ein Monument zu errichten. Dieser Umstand, speciell aber die Thatsache, daß viele Tausende von Lesern der „Gartenlaube" das Lied kennen und lieben, veranlaßt mich, eine deutsche Uebersetzung desselben, sowie eine kurze Geschichte seiner Entstehung hier mitzutheilen.

Das Sternenbanner.

O sprich! kannst du seh'n bei der schwindenden Nacht,
Was wir freudig noch grüßten im Abendrothsglanze,
Uns're Streifen und Sterne, die während der Schlacht
Im Winde geflattert, dort, hoch auf der Schanze?
Der Raketen Gelaus, — und der Bomben Gebrauns
Berkünden durch's Dunkel: die Flagge hält aus!
O sprich! weht das Banner im Morgenlichtschein
Noch über den Helden, im Lande der Frei'n?

Digitized by Google

Was ist's, das am Strande im Nebel dort weht,
Wo die muthvollen Heere des Feindes jetzt rasten?
Was ist's, das so stolz auf der Wallhöhe steht,
Das die Lüfte des Morgens so flatternd erfüsten?
Seht' es glänzen im Licht — wo der Morgen anbricht —
Hellstrahlend und leuchtend — jetzt ist es in Sicht.
'S ist das Sternenbanner; lang weh' es allein
In der Heimath der Helden, im Lande der Frei'n!

Und wo ist das Heer, das so prahlend einst schwur,
Durch verheerenden Krieg und und blutige Thaten
Die Heimath zu knechten, die heilige Flur? —
O, ihr Blut hat verlöscht jede Spur, die sie traten.
Kein Hort schützte mehr das gemeuchelte Heer —
Sie entfloh'n oder fielen; das Grab deckt sie schwer.
Und das Sternenbanner weht siegreich allein
In der Heimath der Helden, im Lande der Frei'n.

O stets sei es so, wenn sich Männer bewehrt,
Zu vertheid'gen ihr Land gegen feindliche Horden!
Der Sieg und der Frieden sei ihnen beschert.
Preist den Himmel, daß endlich wir frei sind geworden!
Recht siege hinfort — an jeglichem Ort.
Und dies ist der Wahlspruch: „Zu Gott unser Hort!"
Und das Sternenbanner weh' immer allein
In der Heimath der Helden, im Lande der Frei'n!

Die Fahne mit den Sternen und Streifen wurde im October 1775 zuerst im Hafen von Baltimore entfaltet, indem der damals in Philadelphia tagende Colonialcongreß die neue Flagge, über deren Farben man sich soeben geeinigt hatte, dem Commandeur des ersten ordentlichen Kriegsschiffes der aufständischen Colonien, der von Bermuda gekauften Schaluppe „Hornet" zusandte, welcher sie unter Musik und Kanonendonnern aufhißte. Wenige Wochen später war die Rebellenflagge der Schrecken der canadischen See. Merkwürdiger Weise wurde in demselben Hafen neunundbreißig Jahre später auch das Lied des von einer Rebellenstandarte zur Nationalflagge avancirten Sternenbanners gedichtet.

Die amerikanische Nationalhymne entstand in der Nacht vom 12. zum 13. September 1814 während des zweiten Krieges zwischen England und den Vereinigten Staaten unter folgenden Umständen. Die Engländer waren nach verschiedenen im Norden exlittenen Niederlagen in Maryland eingefallen, hatten bei Bladensburg eine Schlacht gewonnen und das offene Washington eingeäschert. Der britische Admiral Cockburn segelte sodann in die Chesapeakebai, um die damals bedeutende Handelsstadt Baltimore zu zerstören. Die Baltimorer griffen prompt zu den Waffen; die wackeren Freisassen von Maryland eilten herzu; Pennsylvanien schickte seine Mitzen, und die in Zwillich und „Homespun" gekleideten, größtentheils nur mit Jagdausrüstung versehenen Bauern traten auf der Landspitze von North-Point, zwölf englische Meilen von der Stadt, Wellington's „Invincibles" gegenüber und — schlugen sie. Während die Schlacht auf der Landzunge tobte, engagirte die britische Flotte das Fort Mac Henry, um die Einfahrt in den Hafen zu erzwingen. Von der Besatzung des Forts wurde am Abende des 12. Septembers ein Parlamentärboot nach dem Admiralschiffe geschickt, um die Freilassung eines gefangenen Arztes zu erwirken. Sprecher der Parlamentäre war der junge Francis S. Key, Neffe des Richters Nicholson, welcher das Fort vertheidigen half. Die Engländer hejelten die Parlamentäre während der Nacht am Bord und setzten in Folge ihrer Niederlage auf dem Lande die Beschießung des Forts um so eifriger fort. Dort unter dem Donnern der Kanonen, dem Bersten der Bomben und dem Zischen der Raketen dichtete der junge Key sein unsterbliches Lied. Er warf seine Gedanken flüchtig auf einen Briefumschlag und als er am folgenden Morgen entlassen wurde und glücklich in's Fort zurückgekehrt war, schrieb er seinen Gesang in's Reine. Richter Nicholson erkannte sofort den Werth des Gedichtes und schickte es nach der Officin des „American". Redacteure und Setzer des Blattes waren jedoch in Reih' und Glied, nur ein halbwüchsiger Lehrling, Namens Samuel Sands, war zur Beaufsichtigung des Locales zurückgeblieben. Dieser Junge zeigte übrigens, daß er ein Amerikaner war; er setzte das Gedicht sofort ab, machte einige hundert Abzüge und vertheilte dieselben in die Straßen und unter den Mitzen; noch an demselben Abende wurde das Lied vom sternbesäten Banner gesungen. Ein Schauspieler, Namens Charles Durang, wird als der Urheber der Melodie genannt.

Mein alter Freund und Mentor, der 1871 in Cincinnati verstorbene Journalist August Becker, welcher meine vorstehende Uebersetzung vor dreißehn Jahren während des Bürgerkrieges zuerst publicirte, wollte übrigens dem armen Durang seinen Ruhm niemals gönnen; er meinte, eine so herrliche Melodie könne gar kein Amerikaner erfunden, dieselbe sei entschieden deutsch. Als Beweis führte er den Endreim eines hessischen Soldatenliedes an, welcher lautet:

„Unser Landgraf, der soll leben, und die Landgräfin daneben!
Hesse-Darmstädter sein mir, ja Hesse-Darmstädter sein mir."

Becker argumentirte nun, daß die damals von ihren sauberen Fürsten an die Engländer verschacherten Hessen dieses Lied auf amerikanischem Boden häufig gesungen hätten und die Melodie hier von den Amerikanern aufgegriffen worden sei. Thatsächlich herrscht zwischen dem Liede der Darmstädter Patrioten und dem Endreime unserer Nationalhymne große Aehnlichkeit und ich war immer geneigt, Herrn Becker in diesem Punkte Recht zu geben; aber deshalb wollen wir doch den Ruhm des Schauspielers Durang nicht antasten, zumal die Melodie der sechs ersten Verse entschieden originell und, was noch mehr sagen will, amerikanisch ist.

Wer niemals mit Amerikanern verkehrt hat, der weiß nicht, welche magische Gewalt dieses Lied auf die Burger der großen Republik ausübt; die Union verdankt demselben verhältnißmäßig ebenso viel, wie Deutschland seiner „Wacht am Rhein". Die lange kaum drei Monate alte Nationalhymne half die Engländer am 8. Januar 1815 bei New-Orleans besiegen; sie hat seither gar oft die wilden Horden der Indianer geschreckt; unter ihren Klangen wurden die Schlachten bei Buena Vista, Cerro-Gordo, Molina-del-Rey und Chapultepec geschlagen, und mit diesem Liede auf den Lippen zogen die siegreichen Truppen der Union in die Hauptstadt Mexicos ein. Welche Wunder sie im letzten Bürgerkriege gewirkt, ist noch Allen, die jene große Zeit erlebt haben, frisch im Gedächtniß. Wer den Charakter des Amerikaners kennt, der findet es erklärlich, daß ein reicher Mann eine Viertelmillion zu einem Denkmale für den Dichter des Sternenbanner-liedes aussetzen konnte. Apropos! dieses Denkmal. — Deutsche Künstler werden mir vielleicht für folgende Notiz aus dem „Californischen Staatskalender" dankbar sein:

„Diejenigen Schenkungen Lick's, welche in Europa das größte Interesse erregen, sind die für Errichtung von zwei Monumenten ausgesetzten 400,000 Dollars. Das eine Monument, zu Ehren des Dichters der amerikanischen Nationalhymne, soll den „Golden Gate-Park" von San Francisco zieren, das andere dagegen soll im Staatsequivalpark in Sacramento errichtet werden, und in Zigur und Form die Geschichte des Staates, seinen Fortschritt und seine schnelle Entwickelung repräsentiren. Ein ganzes Jahr lang soll zur Einrichtung von Plänen für das letzte Monument aufgefordert, für den besten Plan ein Preis von 5000 Dollars und für den zweitbesten ein Preis von 2500 Dollars ausgesetzt werden. Vielleicht werden zwei Künstler der ausgesetzten Summen für das Fundament und Granitpiedestal verausgabt, so daß noch 90,000 Dollars für das Key- und 150,000 Dollars für das Staatsmonument verbleiben. Die Trustees haben bis jetzt noch nicht zur Einreichung von Plänen aufgefordert. Eine unserer Zeitungen hat darauf aufmerksam gemacht, daß das Monument nach eingereichten Modellen und nicht nach Plänen angefertigt werden solle, daß von jedem eingegangenen Modelle eine Photographie angefertigt und dieselbe an die berühmtesten Kunstschulen und Gesellschaften in Amerika und Europa gesandt werde, daß man sich nicht für ein Modell entscheide, bevor die Photographien sechs Monate lang abgesandt sind, und daß ferner der Contract denjenigen Personen überwiesen werde, die in Bronzeguß und Metallarbeit Erfahrung besitzen. Die Bewerbung für Anschaffung der Monumente soll allen Personen offen stehen, gleichviel welcher Nationalität sie angehören und in welchem Theile der Erde sie wohnen. Dieser Vorschlag ist bis jetzt der einzige und scheint vielen Beifall zu finden, besonders die Idee, daß nicht zur Einreichung von Plänen, sondern zur Einsendung von Modellen aufgefordert werden soll. Letztere gehen unbedingt ein besseres Bild von einem Monumente, als eine Zeichnung. Durch Befolgung dieses Planes dürften sich vielleicht auch deutsche Künstler veranlaßt

Digitized by Google

fühlen, sich um einen oder beide Preise zu bewerben. Es ist jedenfalls eine Seltenheit, daß solche Summen wie 90,000 Dollars und 150,000 Dollars für einzelne Kunstwerke verausgabt werden."

Dieses ist die kurze Geschichte der amerikanischen Nationalhymne. — So lange dem Lande noch täglich Männer erstehen, wie Hopkins, Peabody, Corcoran, Mac Donogh, Lick rc., so lange die Fahne der Republik, wie es der letzte Krieg dargethan, noch Hunderttausende um sich zu schaaren vermag, hat der Cäsarismus, von welchem neuerdings in der Tagespresse so viel geschrieben wird, keine ernste Gefahr. — Ich kann vielleicht diese Skizze nicht besser schließen, als mit der ersten Strophe eines anderen patriotischen Liedes der Amerikaner, welches neben dem Liede vom „Sternenbanner" den zweiten Rang behauptet:

„O Columbia, du Perle der Meere,
Du Heimath der Muth'gen und Frei'n!
Die Welt zollt dir Achtung und Ehre;
Die Herzen der Bürger sind dein.
Dein Aufruf kann Helden erwecken,
Wenn erzittert dein herrlicher Gau,
Dein Banner Eroberer schrecken —
Das siegreiche Roth, Weiß, Blau."

Blätter und Blüthen.

Pneumatischer Leichentransport. Mit dem Beginne des gegenwärtigen Jahres ist Wien in die Reihe der Weltstädte, wie London, Paris, Berlin, New-York, eingetreten, welche ihren localen Stadtpostverkehr zum größten Theile auf pneumatischem Wege, das ist mittelst atmosphärischen Luftdrucks, vermitteln. — Ein halbes Jahrzehnt dürfte verflossen sein, seit eine erste Versuchsstation dieser Art in London zwischen den belebten Stadttheilen High-Holborn und Euston Square, einer Entfernung von einer guten halben Wegstunde, eröffnet wurde. Seitdem hat die praktische Anwendung dieses Verkehrsmittels eine nicht geahnte Ausdehnung erfahren. Unseres Wissens ist jedoch bis zur Stunde New-York der einzige Ort, welcher das System der Beförderung durch Luftdruck oder künstlich erzeugten Sturm auch auf Personen ausdehnte. Eine solche Transportanstalt besteht dort auf dem Broadway. Ganz neu dürfte indeß die Idee sein, diese Beförderungsart auf den Transport der Todten, die, in großen Städten angesammelt, in Massen nach den entfernten Friedhöfen überführt werden müssen, anzuwenden.

Bekanntlich zieht die englische Hauptstadt ihre Leichen in dem großen Bahnhofe der unterirdischen Eisenbahn King's cross zusammen, um sie nächtlicherzeit vermittelst separater Züge den mehrere deutsche Meilen entferntliegenden Friedhöfen zuzusenden. In Wien wird gegenwärtig die Frage sehr ernst ventilirt, diese letzte Reise auf pneumatischem Wege auszuführen. — Die Sterblichkeit in der Hauptstadt Oesterreichs ist bekanntlich eine große und die sich ergebende Ziffer im Verhältnisse zu der anderer Städte gleichen Ranges eine ungünstige. Inbegriffen seiner Vororte zählte Wien nach den letzten Ausweisen 980,000 Seelen, oder rund eine Million Bewohner. Dem gegenüber steht eine Jahresziffer von 36 bis 40,000 Todten, was proportionell zur Sterblichkeit Londons sich wie 2:1 verhält. Die bis zu Ende des Vorjahres benutzten städtischen Friedhöfe konnten dem Bedarfe nicht entfernt mehr entsprechen; die Gemeindevertretung mußte mithin diesem Mangel abhelfen. Wem die Lage der österreichischen Hauptstadt bekannt ist, weiß, daß schon aus gesundheitlichen Gründen die Anlage eines Centralfriedhofes nur im Osten der Stadt möglich ist. In Folge dessen bestimmte denn auch die Commune auf den zwei Stunden östlich gelegenen Fluren von Kaiser-Ebersdorf eine Ebene von vorläufig dreihundert österreichischen Joch zu einer neuen Friedhofsanlage, welche mit Anfang dieses Jahres der Benutzung übergeben ward. Während des gegenwärtigen Winters stellten sich dem Transporte der Leichen nach der fernen Ruhestätte ungewöhnliche Hindernisse entgegen. Wohl wurde jener ungarischen Heerstraße entlang, welche den Verkehr mit Kaiser-Ebersdorf vermittelt, zu der neuen Kirchhofanlage ein Schienenweg gelegt, aber dennoch blieben die gerade bei Leichenzügen so widerwärtigen Verkehrsstörungen nicht aus. In Folge der Terrainverhältnisse leidet diese Straße während der Winterszeit an fortgesetzten Schneeverwehungen, ein Uebelstand, dem auch das vollkommenste Beförderungsmittel, die Eisenbahn, kaum zu begegnen vermag.

Dies brachte den Erbauer der Pariser und Wiener pneumatischen Post, Herrn Ingenieur von Felbinger, auf die Idee, das Project einer pneumatischen Leichenbeförderung zum neuen Centralfriedhofe auszuarbeiten und vorzulegen. Während die Eisenröhren für den in Wien befindlichen vierzehn Kilometer langen Post- und Depeschenverkehr nur eine lichte Weite von zweieinhalb Zoll haben, sind jene für die Leichenbeförderung auf fünf Meter, gleich fünfzehn Fuß, projectirt, und stellen sich die Gesammtkosten, diesem Voranschlage zufolge, für die eine deutsche Meile, also sieben Kilometer lange Strecke auf 1,070,000 Gulden. Die Durchschnittsgeschwindigkeit, mit welcher sich die vor dem Sturmwinde eilenden Züge bewegen, beziffert sich auf ungefähr anderthalb Minuten Zeit für eine halbe Wegestunde. Die dem pneumatischen Dienste anvertrauten Todten werden somit ihre letzte Reise zum Centralfriedhofe in circa sechs Minuten, oder mit einer Schnelligkeit von zehn deutschen Meilen per Stunde, mithin mit einer Geschwindigkeit vollbringen, welche die Züge des europäischen Continentes dem Lebenden zur Zeit nicht bieten. Rechnet man bei einer durchschnittlichen Beförderung von 38,000 Todten per Jahr nur eine Fahrtaxe von zwei Gulden für eine Leiche, so ergiebt sich eine Jahreseinnahme von 76,000 Gulden, hinreichend, um die Zinsen des Baucapitals und die Kosten der sehr einfachen Verwaltung zu decken.

Wir setzen die Einrichtung des pneumatischen Dienstes im Allgemeinen als bekannt voraus, wollen indeß doch einige Worte über die technische Eigenart desselben hinzufügen. Der Apparat hat die Aufgabe, auf künstlichem Wege Luftdruck, das heißt Sturm zu erzeugen. Als Motor hierzu wird in der Regel und so lange unsere Mechanik nichts Besseres erfindet, die Dampfmaschine dienen müssen, die, je nachdem die Anforderungen beim Personen- oder Leichentransporte große sind, in dem entsprechenden Caliber beigestellt werden müssen. Die Elasticität unserer atmosphärischen Luft ist bekannt; die Technik hat somit die nur sehr einfache Aufgabe, Sturm zu erzeugen und ihm Halt! zu gebieten. Der hier in Anwendung kommende Motor bewegt ein Schwungrad, dessen Kreisungen zwei Hebel auf- und niederschwingen. Einer dieser Hebel bringt eine große Luftpumpe in Bewegung, welche die Luft aufsaugt und mit ungeheurer Gewalt zusammenpreßt. Der andere Hebel bewegt eine gleichgestaltete Pumpe, welche aus einem durch eine Röhre mit ihr verbundenen Cylinder diese Luft einsaugt und sie austreten läßt. Die erstgenannte Pumpe heißt „Compressionspumpe". Sie füllt mit der in ihr verdichteten Luft den Eisencylinder, welcher technisch das „Compressionsreservoir" genannt wird. Der andere Cylinder, aus welchem die zweite, die „Vacuumpumpe", die Luft aufsaugt, ist das „Vacuumreservoir".

Durch diesen Vorgang besitzt man zwei große Behälter, von welchen der eine verdichtete, der andere verdünnte Luft enthält. Die Rohrstränge münden in diese Reservoirs; durch Ventile werden der eine oder andere, je nachdem sie mit verdünnter oder verdichteter Luft gefüllt sein sollen, geöffnet. Wenn der Zug abgehen soll, wird das Rohr durch den Vacuumcylinder ausgepumpt; die Luft ist somit verdünnt. Man legt jetzt in dasselbe jene Kapseln, welche den Transportgegenstand enthalten, hinter diese den luftdicht schließenden Piston und öffnet das Compressionsventil. Die verdichtete Luft nun strömt ein und mit Sturmesschnelle jagt sie den widerstrebenden Zug vor sich her. Begreiflich, daß der Sturm nicht blos hin-, sondern auch herwehen kann, es müssen also auch am entgegengesetzten Ende des Stranges Motor und Luftreservoirs aufgestellt sein. Auf Zwischenstationen sind in der Regel nur zwei Luftreservoirs aufgestellt, welche durch besondere Röhren von den Endstationen aus gefüllt werden.

Die Mündungen der Röhren für Post- und Depeschendienst sehen wie bronzene Kanonenrohre aus. Sie ruhen auf eisernen Tischen und lassen sich durch Riegelverschluß luftdicht öffnen und schließen. Die obere Hälfte des Rohres wird als Deckel zurückgeklappt, der Train sammt Piston eingeschoben, der Deckel geschlossen, das Ventil gerichtet, die entsprechende Reservoir- und die Empfangsstation telegraphisch avisirt; der Luftstrom langt an — und blitzschnell brausend fährt der Zug ab. Wie wir bereits erwähnten, ist der Sturm sehr schnell, so daß bei Leichentransporten das Sprüchwort „Die Todten reiten schnell" buchstäbliche Erfüllung findet.

Gleich dem nie rastenden Menschengeiste treibt allein der Sturm, der künstliche, die Posten, mit Lebenden, Todten oder Nachrichten gefüllt. Es ist nichts weiter als die rasende Bewegung der Luft, entstehend dadurch, daß ihre kälteren, also dichteren Massen in jene Regionen stürzen, in welchen durch momentane Erwärmung sie verdünnt und gelockert wurden. Wir erzeugen mechanisch diesen Sturm, indem wir beliebig die Luft verdünnen oder verdichten, und zwingen sie damit zu jener in diesem Falle gezügelten Raserei, die wir Orkan nennen. Diesem Orkane übergiebt die Broadway ihre Lebenden; die Wiener werden ihm ihre Todten anvertrauen. Ohne Zweifel steht dem pneumatischen Dienste eine sehr große Zukunft bevor!

Schiller's Begräbniß. In Veranlassung meines Aufsatzes „Der katholische Schiller" in Nr. 8 der „Gartenlaube" geht mir von mehreren Seiten der Wunsch zu, daß das Weimarische Oberpfarramts-Zeugniß, auf welches jener Artikel Bezug nimmt, wörtlich und vollständig abgedruckt werden möge. Gern entspreche ich diesen Wünschen, indem ich das Zeugniß hier wörtlich genau folgen lasse. Das Original desselben liegt bei der Redaction zu Jedermanns Ansicht bereit.

Weimar, im März 1875. Dr. Robert Keil.

„Donnerstag am neunten Mai des Jahres Ein Tausend acht Hundert und fünf (9. Mai, 1805) Abends halb 6 Uhr starb allhier in der Großherzogl. Sächsischen Residenzstadt Weimar in einem Alter von 45 Jahren, 6 Monaten nach kurzem Krankenlager an einem Nervenschlage der Hochwohlgeborene Herr, Herr

Dr. Carl Friedrich von Schiller,

Fürstlich Sachsen-Meiningischer Hofrath, hier. Derselbe wurde am 12. Mai, 1805, Nachts 1 Uhr mit der ganzen Schule in das Landschafts-Kasse-Leichengewölbe hier beigesetzt. Die Leichenrede wurde von Sr. Magnificenz, dem Herrn General-Superintendenten Vogt, in hiesiger St. Jacobskirche am 12. Mai, Nachmittags 3 Uhr gehalten.

Der Verstorbene hinterließ die Ehefrau und 4 Kinder."

Vorstehendes wird auf Grund des Todten-Protokolls der evangelischen Gemeinde allhier in Weimar bezeugt und durch Unterschrift und Kirchensiegel beglaubigt.

Weimar, am 12. December 1874.

Das Großherzoglich Sächsische evangelische Oberpfarramt daselbst.

(L. S.) Dr. Hesse.

Venus, Stadtkirchner.

„Ist kein Dr. Bod da?“ So darf man jetzt täglich fragen, wo der Schwindel der Heilmittel und Curpfuscherein wieder so üppig in's Kraut schießt.

In Guben hat die Post täglich achtzig bis hundert Thaler Nachnahme für Pillen zu besorgen, welche von dort aus als Mittel gegen Trunksucht angepriesen werden. Ein dortiger Droguenhändler, ehemals Apotheker, fabricirt sie centnerweise und läßt sie — der Fabrikationspreis beträgt etwa einen Silbergroschen für die Dosis — an die Pillenverkäufer ab, denen der Botswoy den Titel „Landdoctoren“ beigelegt hat und die jener „unentgeltlich Cur“ verbreiten, sich von den Verwandten der zu curirenden Trunkenbolde aber für die Dosis einen bis zwei Thaler bezahlen lassen. Die Pillen enthalten Brechweinstein und bewirken eben weiter nichts, als Uebelkeit; so lange der Säufer sie nimmt, läßt der Durst wohl nach, kommt aber bald wieder und veranlaßt neue Gelegenheit zu neuen Bestellungen. Aber was hilft das Alles? Die Dummen werden doch nicht alle? — —

Einen recht überraschenden Fingerzeig giebt eine Hamburger Zeitung in einem kleinen Artikel mit der Ueberschrift „Apotheker-Privilegium und Staatssanwaltschaft“, eine Angelegenheit, die wir für so wichtig halten, daß wir zu ihrer Weiterverbreitung nach Möglichkeit helfen wollen. Es heißt dort:

„Unsere Leser werden sich der Verhandlungen erinnern, welche jüngst vor dem Strafgerichte gegen H. P. Lorenz wegen Medicinalpolizeivergehens stattfanden. Das den Angeklagten verurtheilende Erkenntniß des Polizeigerichts ward vom Strafgerichte bestätigt und derselbe wegen Verkaufs eines äußeren Heilmittels, Gisia, zu zwanzig Thaler Strafe genommen. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß Lorenz die Flasche Gisia, im Werthe von acht Groschen, für zehn Mark verkauft hatte. Der Staatsanwalt äußerte sich sehr entrüstet, daß, wenn Lorenz noch ferner das Gisia mit demselben hohen Nutzen verkaufen sollte, er des Betrugs angeklagt werden würde. Jetzt hat, wie wir aus einem Zeitungsinserate ersehen, der Fabrikant dieses Wundermittels sich auf eine Weise zu helfen gewußt, welche möglichen Falls die Staatsanwaltschaft in Verlegenheit bringen dürfte. Der Verkauf des Gisia ist nämlich einer hiesigen Apotheke übergeben worden, und diese annoncirt sehr gemüthlich die Filialche der enorm heilbringenden Gisia zu dem alten Preise von zehn Mark. Jetzt stehe sich doch wohl die Frage aufwerfen, ob das Apotheker-Privilegium nicht eine Ungleichheit vor dem Gesetze herbeiführt, wie sie kaum auffallender gedacht werden kann. Oder gedenkt die Staatsanwaltschaft etwa mit einer Anklage gegen die das Gisia feilbietende Apotheke einzuschreiten? Hiermit dürfte sie schwerlich einen Erfolg erzielen, denn die Apotheken sind zum Verkaufe von medicinischen Mitteln berechtigt, und hier handelt es sich wahrscheinlich doch nur um ein Commissionslager.

— So stehen wir denn vor einem eigenthümlichen Rathsel: wird ein Geheimmittel, welches medicinische Substanzen enthält, von Nicht-Apothekern verkauft, so kann es schädlich wirken und der Verkauf ist gesetzlich strafbar. Das Gegentheil findet bei einem Verkaufe aus der Apotheke statt. Außerdem kann der Nicht-Apotheker wegen zu hohen Nutzens des Betrugs angeklagt werden, nicht aber der Apotheker. Erklärt mir, Graf Oerindur!“

Eine letzte Bitte. Nachstehendes Gedicht ist ein Kind des Schmerzes. Es geht uns von einer jungen Dame zu, welche, von unwiderstehlichem Drange getrieben und im Widerspruche mit den Ihrigen, sich unlängst den weltbedeutenden Brettern zugewandt. Zur Stunde liegt eine schwere Schule der Enttäuschung und des Schmerzes hinter ihr. Es ist eine kurze Geschichte, diese Geschichte der armen Flora: Zuerst Ueberschätzung des eigenen Könnens und jugendliche Unkenntniß des Lebens, dann Ernüchterung und sinkende Hoffnung, zuletzt Neue und tiefste Zerknirschung. Heute nun, nachdem unsere junge Künstlerin bereits mehrmals vergebens an die Thür der erstarrten Eltern geklopft, sendet sie durch die Gartenlaube den Ihrigen — sie gehören zu den Abonnenten unseres Blattes — eine letzte Bitte um Wiederaufnahme in den Schooß ihrer Familie. Mögen die schlichten Verse, welche auf dichterischen Werth keinen Anspruch erheben können und nur ein psychologisches Interesse gewähren, iher Adresse nicht verfehlen und ihren Zweck, ein Mutterherz zu erweichen, erfüllen!

„Erbarmen!

Ich hab' gebeicht — mich traf der Fluch,
Für heiß' Begehren schwer zu leiden.
Die mich so warm am Herzen trug,
Von Elternliebe kannt' ich scheiden.
Es winkte mir, den Kranz in Händen,
Von fern ein Bild, so hehr, so licht.
Wer kann des Herzens Wünsche wenden?
Erbarmen! O, verdammt mich nicht!

Sie lockte mich firenenhaft,
Daß ich mit Herz und Hand ihr diene,
Die Kunst der höchsten Seligkeit,
Die zauberische Kunst der Bühne.
Verfluchung hier — dort meine Lieben:
Ihr sprachst: „Entsagung ist Dir Pflicht,“
Doch mächtig stählt' ich mich getrieben —
Erbarmen! O, verdammt mich nicht!

Ein schwerer Kampf — ich unterlag
Und stürzte mich in's bunte Leben.
Ein kurzer Wahn, ein Sommertag,
Umblüht von Rosen und von Reben —
Dann kam die Nacht, die Nacht ohne Ende
Und der Enttäuschung Schreckgesicht.
Zu Euch empor heb' ich die Hände:
Erbarmen! O, verdammt mich nicht!

Wie breunt so heiß der Reue Gluth!
Entschwunden'm Glück gilt all' mein Sehnen.
Doch ich verzweifle im Uebermuth.
Nicht kann's zurück ein Meer von Thränen,
Und kein Gebet macht wieder blühen
Die Blume, die der Lenz schon brickt.
O, laßt mich nicht verzweifelnd ziehen!
Erbarmen! O, verdammt mich nicht!

Flora.“

Aufruf zur Stiftung eines Ehrengeschenks für Arnold Ruge.

Das deutsche Volk, an dem langersträuten Zielpunkte der Einigung und der nationalen Machtfülle angelangt, hat die Pflicht, für diejenigen seiner Söhne einzutreten, welche mit Einsetzung ihrer ganzen Existenz die Wege der Ehre und Gerechtigkeit gebahnt und geebnet haben. Den Helden des Schwertes schritten die Helden des Geistes voran.

Arnold Ruge steht seit mehr denn einem vollen Menschenalter oben an unter den Männern, welche den Kampf für die höchsten Güter der Nation auf philosophischem und politischem Gebiete tapfer und erfolgreich geführt und für ihre schöpferische Hingabe an die von ihnen erstrebten vaterländischen Ziele Gefängniß und Entbehrung geerntet haben. Er war in einer politisch schlaffen und gedrückten Zeit einer der frischesten und unverdrossensten Mitbegründer jener antiquirten Denkfreiheit, welche das Fundament zur politischen Ermannung Deutschlands legte. Seine Hallischen und Deutschen Jahrbücher schrieben die erste Bresche in das damalige gelehrte und politische Zwinguri; sie lehrten das jüngere Geschlecht, daß die bürgerliche Freiheit geschichtlich und dialektisch auf der Befreiung des Geistes und des Gewissens begründet ist. So hat Ruge seit vielen Jahren vorausgesehen und vorbereitet, was 1866 und 1870 glorreich vollbracht wurde.

Mögen auch, nachdem das Schwerste erreicht ist, für die große Mehrheit der schnell lebenden Zeitgenossen die Anfänge vergessen sein, aus denen der deutsche Staat langsam sich mühevoll erwachsen ist, Ruge hat länger denn ein halbes Jahrhundert, von seinen Studentenjahren an als Agitator und Journalist, als Philosoph und Politiker wacker an diesem Bau mitgearbeitet und sich mit seinen tapferen Thaten einen unvergänglichen Ehrenplatz in der Geschichte unserer geistigen Entwickelung gesichert.

Und wie die jetzt zu Männern herangewachsene Jugend von ihm gewaltig angeregt wurde, so leuchtet er auch für die gegenwärtige und für die zukünftigen Generationen als Muster des übereugungstreuen, uneigennützigen Mannes, der sich trotz persönlichen Mißgeschicks den Kopf frei und das Herz frisch erhalten hat, und der die neue Gestaltung der Dinge in unserem Vaterlande, trotzdem daß sie durch andere Mittel und auf anderen Wegen als den von ihm gewollten bewirkt wurde, mit jugendlicher Begeisterung rückhaltlos begrüßt hat und fördern hilft.

Wenn auch durch unerschrockene Arbeit vor augenblicklicher Sorge geschützt, so bedarf doch der jetzt in seinem dreiundsiebenzigsten Lebensjahre stehende Ruge der Ruhe und Erholung. Ihm diese zu verschaffen, ist der Zweck unseres Aufrufs, den wir der „Gartenlaube“ zur Veröffentlichung übergeben.

Berlin, im Februar 1875.

Ludwig Bamberger, Reichstags-Abgeordneter. **Adalbert Delbrück**, Banquier. **Franz Duncker**, Reichstags-Abgeordneter.
Friedrich Kapp, Reichstags-Abgeordneter. **Eduard Lasker**, Reichstags-Abgeordneter. **Wilhelm Löwe-Calbe**, Reichstags-Abgeordneter.
H. B. Oppenheim, Reichstags-Abgeordneter. **Benoit Oppenheim**, Banquier. **Hermann Schulze-Delitzsch**, Reichstags-Abgeordneter.
Gustav Siegmund, prakt. Arzt. **H. v. Unruh**, Reichstags-Abgeordneter. **Rudolph Virchow**, Prof. u. Landtags-Abgeordneter.

Der Redaction der „Gartenlaube“ ist Seitens des Comité's der ehrenvolle Auftrag geworden, für die Veröffentlichung und Verbreitung der obigen Aufrufe Sorge zu tragen. Mit voller Uebereugung und aller Wärme des Herzens fügt sie den Namen

Digitized by Google

der unterzeichneten Männer auch den ihrigen hinzu. Wie unsere Leser sehen, handelt es sich um eine Ehrengabe für einen unserer hervorragendsten Schriftsteller, für einen hochverdienten Veteranen im langwierigen und leidenschweren Kampfe um die Wiedergeburt und Erlösung des deutschen Volkes. Was er in den Tagen der frischaufstrebenden Jugend und der rüstigen Manneskraft als unermüdlicher Geistesstreiter für die Sache des Vaterlandes gewirkt und geschaffen, gelitten und geopfert hat, das soll ihm in den Tagen des Alters von der Dankbarkeit und liebevollen Fürsorge des Vaterlandes vergolten werden.

Wer noch an sich selber das aufrüttelnde Wehen des neuen Geistes erfahren, der einst in trüber vormärzlicher Dämmerzeit aus Ruge's Hallischen und Deutschen Jahrbüchern zu den Dutzenden der Nation und namentlich zu der wissenschaftlichen Jugend geiprochen, wer sodann später mit Verständniß für das Werden der Dinge die Fruchte jener ausgestreuten Geistessaat emporblühen sah in großen und segensreichen Bewegungen, einem gewaltigen Um- und Aufschwunge des ganzen Volks- und Staatslebens, der kann nur mit hellster Theilnahme auf die persönlichen Geschicke des Mannes zurückblicken, der sich um diese wunderbare Entwickelung unbestreitbar hohe Verdienste erworben hat. Immer nur seinem Ideale, einer besseren Zukunft Deutschlands, nachstrebend, hat Arnold Ruge an seine Aufgabe die beste Kraft seines Lebens gesetzt, das ein Leben unausgesetzten Leidens, freudiger und hingebungsvollster Arbeit gewesen ist. Die Herabdrücker des Volksgeistes aber, wider die er mit seinen Genossen das Feuer einer vernichtenden Kritik richtete, waren nicht gewillt, ihre auf der Unmebelung und Zuglamkeit der Geister beruhende Gewalt durch eine so flammend ansleuchtende Gedankenmacht erschüttern zu lassen; es wor natürlich, daß sie den ihnen erstandenen Widersacher hafteten und den gesürchteten Gegner zu vernichten suchten.

Dadurch ist sein Dasein, welchem reichlich die äußeren Mittel zu vollem Behagen gegeben waren, ein meistens unstätes und ruheloses geworden, das Dasein eines Verfolgten, ein Leben im Kerker, auf der Flucht, in der Verbannung. Die Revolution von 1848 hatte ihm eine Zeitlang in der geliebten Heimath und im Vordergrunde ihrer Bewegungen gesehen, aber von Neuem mußte er vor der wiedererstarkten Reaction den Wanderstab ergreifen, nachdem ihm die Hoffnungsstürme jenes großen Frühlings die letzten Reste eines beträchtlich gewesenen Vermögens unwiederbringlich verweht hatten. Aus eigenem, ziemlich genauem Wissen können wir bezeugen, daß unserm Ruge bei vier politischen Unterdrückungen schon aufblühender Journalunternehmungen nicht weniger als siebenzigtausend aus seiner Tasche gestossene Thaler verloren gegangen sind.

Als ein mittelloser und fängst nicht mehr jugendlicher Flüchtling Flüchtling landete er 1849 an der Küste Englands. Dort hat er sich und den Seinen ein neues Heim gegründet und mit seinen reichen Kenntnissen eine hochangesehene Stellung als Lehrer erlangt. Von dort hat er aus oft genug mit schriftstellerischen Producten erfreut, die Zeugniß gaben von der Ungebrochenheit seiner Geistesfrische und von seiner unverstimmten Theilnahme für alle vaterländischen Fragen auf dem Gebiete der Politik, der Wissenschaft und Literatur. Unvergessen wird es bleiben, wie der verbannte deutsche Mann in den Jahren 1866 und 1870 jubelnd seine Stimme gemischt hat in den brausenden Erhebungsjubel seines Volkes.

Inzwischen aber sind wiederum mehrere Jahre verflossen, und Freunde, die den ausgezeichneten Landsmann in Brighton besucht, bringen die Meldung zurück, daß für ihn die Zeit gekommen, wo jedem Sterblichen ein Ausruhen von heißem Lebenswerke dringend zu wünschen ist. Jeder nächste Tag kann dem Hochbejahrten eine Mäßigung seines noch immer emsigen Fleißes gebieten, ohne daß er gegen die Folgen dieses naturgemäßen Verhängnisses eine Sicherung besitzt. Dürfen wir theilnahmlos wartrn, bis drüben auf fremdem Boden über den großen deutschen Schriftsteller und Denker, über den stolzen Patrioten und makellosen Charakter ein so widriges Geschick hereingebrochen ist und eine schwere Trübung den reichverdienten Frieden seines Lebensabends stört? Unbedingt nicht!

In Arnold Ruge lebt uns noch immer der muthigste Bahnbrecher, einer der wirksamsten Entzunder jener reformatorischen Verjüngungskraft, die endlich stark und unwiderstehlich geworden in dem Schwerte, das im Jahre 1870 unsere Geschicke entschieden hat. Zur Abtragung der Ehrenschuld an ihn eröffnen wir hiermit eine Sammlung und sprechen die Zuversicht aus, daß eine lebhafte Betheiligung in allen bewußten Classen des Volkes, denen die Jünger Ruge's wie die nachgeborenen Erben seines Wirkens, seine zahlreichen Verehrer und Freunde diesseits und jenseits des Oceans mit gutem Beispiele vorangehen mögen, den Ertrag zu einem unseres Vaterlandes würdigen gestalten wird.

Leipzig, den 6. März 1874.

Die Redaction der Gartenlaube.
Ernst Keil.

An Gaben für das Ehrengeschenk gingen bereits in Markbeträgen ein: Königl. Musikdirector **Dr. E. Franck** in Berlin 20. —; Banquier **Benoit Oppenheim** in Berlin 300. —; Professor **Pott** in Berlin 30. —; Professor **Stengler** in Breslau 15. —; Dr. Albert Franck in Dresden 30. —; Geh. Commerzienrath **Franck** in Breslau 45. —; R. Echtermeyer in Berlin 75. —; Rechtsanwalt Dr. Lasker in Berlin 75. —; Fabrikbesitzer Heyl in Worms 75. —; Banquier G. Siemens in Berlin 150. —; Dr. Wolffson in Hamburg 75. —; Appellationsgerichtsrath von Cuno in Berlin 75. —; Obergerichtsanwalt Luyorte in Hannover 75. —; Bankdirector Dr. von Schauß in München 75. —; Hüttenbesitzer Koch in Karlshütte 60. —; Stadtrath Dr. Tobrn in Stettin 60. —; Banquier Hm. B. H. Goldschmidt in Berlin 300. —; Goldschmidt in Frankfurt a. M. 183. 26; aus Hamburg: Dr. Eduard Cohen 200. —, L. Bieben 150. —, Gustav Wolde 100. —, F. Lorck 50. —, M. Albrecht 50. —, C. C. Lang 6. —, G. Hertz 50. —, M. Bonne 150. —, Th. Napp 50. —, M. Leffmann 50. —, H. Brehm 50. —, A. Schmann 50. —, F. Schneider 30. —, G. Oetking 50. —, Präses Dr. Albrecht 50. —, Dr. Noack 50. —, Schulrath Harms 20. —, Carl Eggers 50. —, W. M. Warburg u. Co. 150. —, Julius Aid 100. —, Dr. Hasse 50. —, J. Lipmann 75. —, Th. Wille 150. —, G. Hesse 100. —, A. Heydtud 50. —, G. Amarr 50. —, Dr. Köstlin 20. —, Senator Dr. Behn 20. —, B. Lagarus 20. —, Dr. Oelker 20. —, Dr. Sonntag 10. —, Dr. Daniel 20. —, Ad. F. Coben 100. —, Aug. Herz 40. —, Frau Marie Oppenheim 105. —, Dr. Helbert 50. —, L. Nordheim 30. —, R. N. 20. —, Gebr. Weinert 10. —, Jul. Richter 50. —, R. N. 29. —, B. S. Schonseld 50. —, H. Cremer 50. —, J. H. Schöning 30. —, J. Brieger 100. —, Barth 10. —, F. Bade u. Ph. B. 9. —, Dr. Prhn 20. —, A..... 20. —, R. May 45. —, Professor Wiebel 30. —, Dr. H. Wirbel 20. —, Dr. Wünckhrein 20. —, Ludw. Lippert 100. —, Dr. Arming 30. —, Banquier R. Delbrück Wwe in Berlin 225. —; Banquier H. Leo in Berlin 225. —; Banquier Hm. Marcuse in Wallus 150. —; Familie Hohenemser in Frankfurt a. M. 90. —; aus Berlin: Justizrath Lesse 30. —, Rechtsanwalt H. M. 15. —, Rechtsanwalt J. S. 15. —, Justizrath J. M. 15. —, Rechtsanwalt O. 150. —, Geheime Rath Dr. Wegscheider 45. —, H. Hardt 150. —, C. Sander 150. —, W. Loewe 75. —, G. Kutter 75. —, v. d. Leeden 75. —, Dr. J. Rösing 150. —, Abgeordneter Lipke 75. —, Abgeordneter von Unruh 75. —, Abgeordneter Dr. Wehrenpfennig 75. —, Abgeordneter Dr. Kapp 75. —, R. N. 75. —, Abgeordneter Dr. Oppenheim 90. —, Wilh. Friedeberg 75. —, Frau B. Friedeberg 150. —, Heinrich Friedeberg 75. —, C. Kapp 150. —, Gebrüder Stommel 150. —, Abgeordneter Schulze-Delitzsch 30. —, Abgeordneter Sonnemann 75. —; v. Cramer-Klett in Nürnberg 1500. —; Wm. Ansermann in Zur Straße 30. —; Professor O. Liebreich 45. —; Frau C. S. 45. —; Dr. G. Siegmund 75. —; R. N. 75. —; Dr. Bamberger 300 Mark.

Weiter gingen uns zu: Dr. A. Fränkel 15. —; A. Wiede 30. —; Redaction der Gartenlaube 300. —.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das erste Quartal. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die Postabonnenten machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach Beginn des Vierteljahrs aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennige erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennige anstatt 1 Mark 60 Pfennige). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. Zu beziehen à 50 Pfennige.

Ein kleines Bild.

Von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

„Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?“ fragte sie, als Rose ihr nun gegenüberstand und sich höflich verbeugte. „Wir sind erst vor wenigen Tagen hier wieder eingezogen, und es fehlt uns selbst so sehr an Allernothwendigsten, daß wir . . .“

„Ich habe um nichts zu bitten, als um ein kleines Logis für meine Person,“ antwortete Rose im besten Französisch. „Es wäre mir lieb, wenn ich mich in diesem Hause einquartieren könnte, das mir gefällt.“

„Ah! Sie sprechen unsere Sprache,“ bemerkte die Dame, und ein momentan freundliches Lächeln drückte ihre Befriedigung darüber aus. „Wir werden uns also verständigen können. Treten Sie ein, mein Herr, treten Sie ein!“

Sie öffnete die Thür zum Salon und nöthigte den sicher sehr unwillkommenen Gast in denselben. Arnold warf einen Blick durch die Portière auf den Schreibtisch — da stand noch der leere Bilderrahmen. Er hatte beim Eintreten geschwankt, ob er es nicht bei einer Visite bewenden lassen solle; nun mahnte das kleine Bild in seiner Brieftasche wieder stark an seine Zusammengehörigkeit mit diesem Hause, von dem er gleichsam ein Stück schon Monate lang mit sich herumgetragen hatte. Die Dame ließ sich auf dem Sopha nieder und bot ihm einen Sessel daneben an.

„Ich erwarte meinen Mann jeden Augenblick zurück,“ sagte sie. „Er ist ausgegangen, um sich nach einem Dienstboten für uns zu erkundigen. Aber es hat jetzt seine Schwierigkeiten, einen Menschen zu ermitteln, der Andern Dienste zu leisten bereit ist, da Jeder mit sich selbst genug zu thun hat. Wir haben unsere Leute entlassen müssen, als der Feind anrückte; ihre Furcht war zu groß, obgleich sie gerade am wenigsten zu fürchten hatten. So blieb auch uns nichts übrig, als dieses Haus zu verlassen und uns zu Verwandten zu flüchten. Aber auch deren Lage hat sich in letzter Zeit so sehr verschlimmert, daß wir ihnen nicht länger zur Last fallen durften, und so zogen wir es vor, die Gefahr für unsere Person nicht zu berücksichtigen und hierher zurückzukehren.“

„Sie ist, hoffe ich, nicht groß,“ sagte Arnold freundlich.

„O, daß Sie Recht hätten!“ rief die Dame lebhaft. „Aber die Grausamkeiten, von denen die Blätter berichten . . . Verzeihen Sie!“ fügte sie schüchtern und den Kopf senkend hinzu, „ich vergaß, daß ich mit Einem von Denen spreche, die sie dem verhaßten Feinde gegenüber gut heißen werden.“

„Sie irren, Madame,“ entgegnete Arnold ruhig. „Ich heiße nicht gut, was das menschliche Gefühl empört, und ich erkenne nicht an, daß es irgend eine Nothwendigkeit giebt, die dergleichen Barbarei rechtfertigt; der Krieg ist ohnedies schrecklich genug.“

Sie sah überrascht zu ihm auf. „Mein Herr . . . Sie verdammen Ihre eigenen Landsleute? So viel Gerechtigkeitssinn —“

„O, nicht doch!“ unterbrach er. „Sie sind schwerlich über die Vorfälle, an welche Sie denken, gut unterrichtet. Ich will nicht bestreiten, daß gegen einige Gemeinden mit Energie, sagen Sie meinetwegen: mit Härte, eingeschritten ist, aber sie verschuldeten ihr Unglück selbst durch die Begünstigung von Freischärlern, die wir Räubern gleichmachten haben.“

„Sie vertheidigen ihr Vaterland, mein Herr,“ wendete die Dame ein. „Ist nicht jeder Bürger dazu berufen?“

„Wenn er sich entschließen kann, als Soldat mitzukämpfen,“ entgegnete Arnold ernst.

Madame Blanchard seufzte tief und schwieg. Sie fühlte, daß sie dieses Gespräch nicht mit der Freiheit fortsetzen könne, die eine Gleichstellung mit dem Gegner bedingt.

„Wir haben nicht erwarten dürfen, mein Herr,“ brach sie nach einer Weile ab, „von Einquartierung verschont zu bleiben, aber daß so bald nach unserer Rückkehr, ehe wir uns selbst noch eingerichtet haben . . .“

Rose lächelte freundlich. „Ich glaube, es geschieht zu Ihrem eigenen Besten, Madame,“ sagte er, „wenn Sie mich ohne jede Weigerung aufnehmen. Sie beurtheilen Ihre Lage ganz richtig; von der Einquartierungslast werden Sie nicht verschont bleiben, und wahrscheinlich ist dieses Haus bisher nur deshalb unbelegt geblieben, weil man es noch für unbewohnt hielt. Das rothe Kreuz sagt Ihnen, daß Sie es nicht mit einem Krieger, sondern mit einem Manne zu thun haben, der sich freiwillig die Aufgabe gestellt hat, zur Heilung der Wunden beizutragen, die der Krieg schlägt. Ich diene so gut Ihren unglücklichen Landsleuten, wie den meinigen — ich darf ehrlich sagen, ohne Ansehen der Person. Diese meine Beschäftigung sollte wohl geeignet sein, Ihnen Vertrauen einzuflößen. Wer weiß, wenn ich Sie von meiner Gegenwart befreite — was leicht geschehen könnte, Madame — mit wem Sie es morgen zu thun haben würden? Freilich kann ich Ihnen keine Garantie dafür bieten, daß ich Ihr einziger Gast bleibe, aber vielleicht gelingt es mir, weitere Zumuthungen von Ihnen fernzuhalten, und

Digitized by Google

jedenfalls kann ich Ihnen durch meine Kenntniß der französischen Sprache als Vermittler nützlich sein."

Madame Blanchard nickte zustimmend, ohne zu dem wundertichen Menschen aufzusehen, der so freundlich bat, wo er befehlen zu können schien. Die geschilderten Vortheile leuchteten ihr ein, aber sie begriff nicht sogleich, welches Interesse der Fremde haben könne, sie anzubieten, und wurde dadurch wieder zum Mißtrauen geneigter. „Es würde mir nichts nützen, zu widersprechen," sagte sie. „haben Sie also die Güte, zu bestimmen, welches Quartier Sie einzunehmen wünschen! Ich würde Sie nur bitten, so zu wählen, daß Ihre Wohnung möglichst von der unsrigen abgeschlossen gehalten werden kann. Mein Mann ist so nervös angegriffen durch all die Leiden und Widerwärtigkeiten, die wir seit einem halben Jahre fast ununterbrochen . . ."

„O, wir werden ganz gut mit einander leben können," versicherte der junge Mann. „wenn Sie nur zum kleinsten Theil den guten Willen dazu haben, wie ich. Ich liebe den Frieden, und den Hausfrieden ganz besonders. Mir genügen zwei Zimmer, das eine für mich, das andere für meinen Burschen, und ich schlage Ihnen vor, sie mir in Ihrem Parterre anzuweisen, das ja jetzt ganz unbenutzt zu sein scheint."

„Es fehlt da sehr an Möbeln, mein Herr . . ."

„Sie haben ja hier im Ueberfluß dergleichen. Ja, ganz ohne Unbequemlichkeiten wird es nicht abgehen, Madame! Aber wenn Sie mir lieber diesen Salon abtreten wollen —"

„Nein, nein!" fiel sie ihm rasch in's Wort, „ich acceptire Ihren Vorschlag gern. Wollen Sie gleich jetzt? . . ." Sie horchte auf ein Geräusch draußen und erhob sich schnell. „Ich glaube, mein Mann. . . . Entschuldigen Sie einen Augenblick!" Sie eilte nach der Thür, zögerte und wandte sich noch einmal zurück. „Und wenn ich Sie bitten darf, auf seine mitunter etwas heftigen Aeußerungen nicht gereizt zu antworten — seine Nerven sind in der That . . . O! ich kenne es Ihnen am Gesicht ab — Sie sind gut und mild." Ohne seine Antwort abzuwarten, verließ sie den Salon.

Arnold hörte Mann und Frau draußen mit einander conversiren. Er sprach anfangs laut und heftig, von Zeit zu Zeit einen kräftigen Fluch einflechtend, sie immer leise und begütigend. Endlich schien er sich denn auch zu beruhigen. Wieder nach einer langen Weile, die dem Wartenden sehr lang dünkte, traten Beide ein.

„Ich höre, mein Herr, daß Sie mich aus meinem Geschäftslocal austreiben wollen," begann Herr Blanchard, ein kleiner, sehr beweglicher Mann mit einem langen hageren Gesicht, dünnen schwarzem Haar, hoher Stirn, scharfer Nase, schmalem Kinn und lebhaften grauen Augen. Er steckte die rechte Hand in die Weste, warf den Kopf zurück und musterte so den Eindringling. „Wir sind allerdings augenblicklich im Nachtheil und müssen uns der Gewalt fügen, aber noch steht Paris, und so Gott will —"

„Lassen wir die Politik, mein Herr!" unterbrach ihn Rose mit so scharfer Betonung, wie sie Madame Blanchard an ihrem Gast noch fremd war. Es schien ihm nöthig, sich gleich von Anfang an in das richtige Verhältniß zu seinem Wirth zu setzen. „Sie sind ein Franzose, und ich bin ein Deutscher, vergessen wir das Beide nicht, und ersparen wir uns Erörterungen, bei denen wir unmöglich einer Meinung werden können."

Herr Blanchard saß erst trotzig zu seinem einen Kopf höheren Gegner auf und dann, da derselbe ihm durch seine ruhige Haltung doch überlegen schien, seitwärts zu seiner Frau hinüber, als erwartete er von ihr eine begütigende Aeußerung, um seinen Rückzug zu decken.

„Du willst es, mein Engel," sagte er darauf mit komischer Resignation, „Du willst, daß ich mich nicht aufrege. Gut! ich werde mich nicht aufregen; ich werde jede ungerechte Forderung mit der Seelenruhe eines Mannes über mich ergehen lassen, der da weiß, daß der Tag der Rache kommt, daß unsehbar —"

„Charles —!" bat die Frau.

„Gut, gut! Ich stehe zu Ihren Diensten, mein Herr. Mein Haus steht zu Ihren Diensten, mein Herr — Ihre Zimmer sollen unten ganz nach Ihren Wünschen eingerichtet werden, sobald ich eine Magd oder einen Diener auftreibe. Mein Gott! oder erwarten Sie, daß wir selbst Hand anlegen? Sie finden ein Sopha vor, einen Tisch, einige Stühle — auf dem Sopha werden Sie zur Noth schlafen können; verlangen Sie Alles von uns, nur nicht Matratzen und Betten! Die haben uns die verdammten Prussiens —"

„Charles —!" unterbrach wieder Madame Blanchard mit sanftem Vorwurf.

Er warf ihr flüchtig eine Kußhand zu. „Ich werde mich nicht aufregen, mein Engel; sei ohne Sorge! Es war ja auch nur zum kleinsten Theil unser Eigenthum. O, die armen Nachbarn! Sie vertrauten der Festigkeit unserer Keller und einer vermauerten Thür. Als ob diesen Spürnasen . . . Schon gut, schon gut! ich sage nichts. Andere haben noch mehr verloren. Das ist der Krieg!"

Rose mußte in sich hineinlachen: er war ja selbst der Entdecker dieser Schätze gewesen. „Es kann Sie vielleicht ein wenig trösten," bemerkte er, „daß auf diesen Matratzen und Betten in unserem Lazarethe ebenso viel Franzosen wie Deutsche ihre wunden Glieder streckten. Die Humanität selbst gebot diesen Eingriff in's Eigenthum."

„Ich heklage mich nicht, mein Herr," rief Blanchard, „ich beklage mich nicht. Sie haben das Recht, weil Sie die Macht haben. Es bleibt also dabei: Sie sind unser lieber Gast. . . . Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?"

Der junge Mann reichte ihm aus seiner Brieftasche eine Visitenkarte, forgsam das kleine Bild verstedend, das sich in demselben Raume befand. „Wenn es Ihnen gefällig ist . . ."

„Arnold Rose — so, so! Rose — ich kenne ein Handlungshaus Philipp Rose und Compagnie . . . in — in —" Er schien sich auf den Namen zu besinnen und nannte ihn dann mit möglichst falscher Aussprache.

„Philipp Rose war mein Großvater," bemerkte Arnold. „Meine Mutter ist jetzt Inhaberin des Geschäfts — sie verwaltet es für mich, da ich ihr einziges Kind bin."

Der Franzose schien ungläubig. Er musterte den jungen Mann, der in grobes Soldatentuch gekleidet vor ihm stand, mit zwinkernden Augen, und ein Lächeln des Zweifels zog um seinen Mund. „Ihr Großvater — Ihre Mutter — so, so! Und Sie, mein Herr? . . ."

„Ich diene freiwillig meinem Vaterlande, so gut ich kann. Sollten Sie mit unserem Hause in Geschäftsverkehr stehen?"

„Mit Philipp Rose und Compagnie — früher, früher allerdings. Habe mitunter Aufträge auf Weinlieferungen effectuirt — hoffe, zur Zufriedenheit. Mit Ausbruch des Krieges natürlich jede Verbindung abgebrochen — für alle Zeit, mein Herr, für alle Zeit. Zwischen Frankreich und Deutschland giebt es fortan . . . Gut! ich sage nichts; ich mäßige mich. Aber das Haus war gut, sehr gut."

„Ich habe das Recht, die Firma zu zeichnen, Herr Blanchard," bemerkte Arnold in seiner ruhigen Weise. „Wenn Sie also doch anderen Sinnes werden sollten und einen hübschen Posten Ihres ausgezeichneten Rothweines nicht zu theuer —"

„Ah! kein Tropfen davon geht mehr über die Grenze, kein Tropfen!" eiferte der patriotische Kaufmann. „Ich wünschte, der Wein in meinem Keller wäre Gift gewesen, und die Herren Prussiens, die ihn ausgetrunken, wären sämmtlich daran —"

„Aber Charles —!" bedeutete wieder die Frau, „vergiß nicht, zu wem Du sprichst!"

„Bitte, bitte!" entschuldigte Arnold. „Thun Sie sich keinen Zwang an! Ich würde ebenso ungehalten über die Franzosen sein, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten, mir meinen Rheinwein auszutrinken — vielleicht noch ungehaltener, denn sie verstehen ihn nicht immer so gut zu würdigen, wie wir ihren Rothen. O, ich hoffe, wir werden noch ganz gute Freunde werden, Herr Blanchard. Auf Wiedersehen!"

Er reichte dem etwas verdutzten Hausherrn die Hand hin. Herr Blanchard legte zögerud zwei Fingerspitzen hinein und zog sie sogleich wieder fort, mit komischem Eifer den Kopf schüttelnd. —

Arnold Rose glaubte mit dem Ausfalle dieser seiner ersten Visite gar nicht unzufrieden sein zu dürfen. Er hatte sich eingeführt; die Frau gefiel ihm, und mit dem Manne meinte er fertig werden zu können. Einige Stunden später zog er mit seinem Burschen, einem ehrlichen und dienstwilligen Altpreußen, Namens Kruttke, in das Parterre der Villa ein. Madame Blanchard wies oben die nöthigen Möbel an, und Kruttke trug

Digitized by Google

die schwersten Stücke auf seinem breiten Rücken wie Spielzeug die Treppe hinunter. Dann ließ er sich die Küche zeigen und begann aus den vom Proviantmeister reichlich gelieferten Lebensmitteln ein Mahl zu bereiten, so gut seine Kochkunst es verstand.

„Ich möchte nur wissen, wovon die da oben eigentlich leben, Herr Rose," bemerkte Kruttke einige Tage später, als er eine Fleischsuppe mit Nudeln auftrug. „Es kommt kein Fleischer und kein Bäcker in's Haus. Herr Blanchard freilich geht aus und mag wohl irgendwo seinen Mittagstisch finden, aber die arme Frau . . . sie bekommt wahrhaftig nichts Warmes in den Leib und sieht schon ganz verstört aus. Ich denke mir, sie könnt's nicht übel nehmen, wenn wir ihr einmal einen Teller Suppe anbieten möchten."

„Versuch's einmal!" antwortete Rose; „aber die Herrschaften sind verdammt stolz —"

„Ah! wenn man nur Hunger hat!"

„Gut! mir ist's recht."

„Ja — aber wie bringt man der Madame das bei, wenn man nicht Französisch sprechen kann? Deutsch versteht sie nicht."

„Um so besser! Du bist dann außer Stande, ihre Entschuldigungen anzunehmen."

Kruttke kratzte sich hinter'm Ohre. „Das schon, Herr Rose, aber . . ."

„Gut denn, so will ich Dir's schriftlich geben." Er schrieb einige Worte auf eine Visitenkarte und gab sie dem braven Burschen mit, der inzwischen seinen Anzug in Ordnung gebracht und das Bärtchen, das ihm im Kriege gewachsen war, aufgestutzt hatte.

Nach einigen Minuten kam Kruttke zurück. Sein Gesicht strahlte vor Freude. Schon in der Thür rief er: „Sie hat gelacht und die Suppe angenommen, Herr Rose." In der Hand hielt er eine ansehnliche Tüte von weißem Papier und ein Kärtchen. „Sie hat Ihnen auch etwas aufgeschrieben, Herr Rose — da! Und zu mir hat sie recht schmalisch gesagt: ‚Monsieur Krütt, Sie sein ein luted Mensch!' Und das da —"

„Was bringt Du da in der Tüte?"

„Das hab' ich durchaus für Sie annehmen müssen, da half kein Widerstreben. Ich glaube, davon stiftet die Madame ihr Leben. Na — es mag ganz gut schmecken, wenn man satt ist."

Das Papier enthielt Biscuits und Chocoladenplätzchen. Auf der Karte stand: „Marie Blanchard — bittet, sich dieses Dessert gut schmecken zu lassen." „Den Tausch können wir acceptiren," meinte Rose. „Wenn Deine Suppe nur besser gekocht wäre, Kruttke — Deine Recepte sind so entsetzlich einfach."

Damit war nun ein Verkehr eingeleitet, und der wackere Bursche sorgte dafür, daß er nicht wieder ganz einschlief. Ihm gefiel nun einmal „die bleiche Madame", die ihn „ein gutes Mensch" genannt hatte, und er ließ sich's nicht ausreden, daß sie hungern müsse. Er konnte sich überhaupt schwer vorstellen, daß Jemand noch aus anderen Gründen bleich aussehen könne, als weil ihn hungere, und sein mitleidiges Herz wurde durch nichts mehr erregt, als durch den Gedanken, daß es einem lebendigen Geschöpf — Mensch oder Thier — an dem fehlen könne, was ihm das höchste aller Güter schien: am Sattessen. Er trug Madame Blanchard also allerhand Lebensmittel zu und suchte sich auch sonst nach Kräften nützlich zu beweisen, indem er ihr mancherlei Arbeiten abnahm, die sonst ihre Magd hätte verrichten müssen. Auf Dank dafür rechnete er schon deshalb nicht, weil sie ja „Französisch sprach". Sie ließ sich aber auch seine Dienste gern gefallen und half ihm zum Entgelt manchmal in der Küche beim Kochen, was wieder Rose zu Gute kam. Selbst Herr Blanchard wurde freundlicher, klopfte Kruttke im Vorbeigehen vertraulich auf die Schulter und schickte auch einmal eine Flasche Wein, die Beiden trefflich mundete. Endlich glaubte Arnold die Zeit gekommen, einen Schritt näher wagen zu dürfen.

An einem Nachmittage, als er die Ehelente zu Hause wußte, klopfte er an die Thür des Salons. Herr Blanchard hielt sich freilich für verpflichtet, ein sehr verwandertes Gesicht zu zeigen und die Hand in die Weste zu stecken, wie er zu thun pflegte, wenn er imponiren wollte. Aber seine Frau bot dem Gaste doch einen Stuhl an, und Arnold ließ sich nicht zu leicht einschüchtern.

„Wir sind Feinde," begann er. Herr Blanchard nickte. „Wir sind Feinde und haben alle Ursache, uns dessen hier vor Paris, wo uns täglich der Donner der Kanonen weckt und zu Bett begleitet, bewußt zu bleiben."

„Paris wird nicht fallen, mein Herr," bemerkte der Kaufmann eifrig.

„Es hält sich so tapfer," antwortete der Gast verbindlich, „daß es ihm keine Schande wäre, schließlich die Thore öffnen zu müssen."

Diese Schmeichelei schien gut aufgenommen zu werden. Herr Blanchard wiederholte zwar: „Paris wird nicht fallen," aber nicht mehr in jenem bissigen Tone, sondern gleichsam mit lächelnder Stimme. Es war eine Art von Brücke über den Strom geschlagen, auf der man sich einander nähern konnte, so schwankend sie sein mochte.

„Geben wir zu," fuhr Arnold fort, „daß unsere beiderseitige Situation nicht angenehm ist. Nun, bei einem Schiffbruche gewinnen zwei Matrosen ein Boot. Sie sind Todfeinde und messen einander mit grimmigen Blicken. Jeder kann den Anderen verderben, wenn er die Ruder über Bord wirft, aber die Folge ist leider, daß er dann ebenfalls zu Grunde geht. Was werden sie thun? Ich denke, sie rudern Beide tüchtig mit allen Kräften, um sich an's Land zu bringen, und schlagen dann auseinander los, wenn sie wieder festen Fuß haben. Freilich jedes Gleichnuß hinkt, und das meinige ist, wie ich zugebe, recht lahm —"

Herr Blanchard nickte.

„— aber etwas lernen kann man doch daraus. Ich kann Paris nicht nehmen, und Sie können es nicht halten. Der Kampf ist für uns Beide wie ein Sturm, den wir aushalten lassen müssen, und wir sitzen hier im Boote und haben die Wahl, ob wir uns gegenseitig ganz nutzlos am Andern hindern, oder ob wir mit vereinten Kräften für einen erträglichen Zustand sorgen wollen."

Herr Blanchard strich nachdenklich sein langes Kinn. „Erklären Sie sich deutlicher!" bat er nach einer Weile.

„Mit einem Worte: machen wir gemeinsame Oekonomie! Kruttke und ich haben, was Ihnen vielleicht oft fehlt, Lebensmittel in Fülle; die Lieferungen des Proviantmeisters sind meist gut und reichlich. Aber wir können nicht den wünschenswerthen Gebrauch davon machen. Weshalb? Weil Kruttke in der edlen Kochkunst ein sehr bescheidener und nicht einmal talentvoller Anfänger ist, der ganz unmäßig Material verschwendet, um die kleinsten Erfolge zu erzielen —"

Hier nickte Madame Blanchard zustimmend.

„Ich für meinen Theil, obgleich ich kein Kostverächter bin und auf den Kriegszustand alle billige Rücksicht nehme, bekenne doch gern, daß ich lieber gut als schlecht esse, und daß ich vor allen Dingen gern in Gesellschaft esse. Nun sitze ich freilich lieber bei Freunden als bei ‚Feinden' zu Tische —"

Hier lächelten Mann und Frau einander an.

„Aber es giebt Feinde, mit denen man sich ganz gut befreundet, und es ist ja nicht gerade nöthig, daß man stets über Principien debattirt. Ich mache nun folgenden Vorschlag: alle Naturalien, die wir geliefert erhalten, wandern in Ihre Küche, meine beste Madame Blanchard. Sie übernehmen mit Kruttke's Beistand die Zubereitung. Was wir ferner für Geld haben können, schaffen wir gemeinsam dazu; ich denke, meine Connexionen werden dabei von Nutzen sein. Herr Blanchard gestattet freundlichst, daß ich an seinem Tische Platz nehme, und hat die Güte, selbst mit uns zu speisen. Es ist ihm erlaubt, so oft es ihm beliebt, eine Flasche seines vortrefflichen Rothweins aufzustellen, wovon er sicher noch ein hübsches Lager irgendwo in der Nähe geborgen hat, und ich verpflichte mich, ihn zu trinken, ohne zu fragen, woher er kommt. Wie gefällt Ihnen dieses Arrangement?"

Die Ehelente forderten zwölf Stunden Bedenkzeit. Schon vor Ablauf derselben erklärten sie, einverstanden zu sein, allerdings unter einigen feierlichen Bedingungen seitens des Herrn Blanchard. Kruttke war seelenvergnügt, mit Madame Blanchard zusammen wirthschaften zu können, und schleppte an Eßwaaren heran, was er irgend im Proviantamte oder auf der Landstraße erhaschen konnte. Bald zeigte sich's, daß der hitzige Franzose ein ganz gemüthlicher Tischnachbar sein konnte, und seine Frau erhielt sich sichtlich. Rose fühlte sich an der hübsch gedeckten kleinen Tafel „wieder als Mensch", und schlürfte nach dem Essen

Digitized by Google

den Kaffee aus dem bunten chinesischen Täßchen beinahe mit so gutem Appetite, wie zu Hause neben seiner Mama und Onkel Helmbach.

Es kam nun auch in mehr und mehr vertraulicher Weise Manches zur Sprache, was die Familie näher anging. Madame Blanchard hatte doch nicht, wie Kruttke meinte, ihre bleiche Gesichtsfarbe nur dem Hunger zu danken gehabt; schwere Sorge um ihren einzigen Sohn Victor bekümmerte sie. Sie wußte, daß er bei Sedan verwundet worden war; dann aber fehlte jede sichere Nachricht über ihn. Der Papa versicherte, daß er sich „mit Löwenmuth geschlagen" und auf den „ein Wunder von Tapferkeit" bewährt habe, und berief sich auf den Bericht des Obersten seines Regiments an einen gemeinsamen Freund; er behauptete, jedes Mal wörtlich zu citiren, und jedes Mal wuchsen die Heldenthaten. Aber lebe er noch? Sei er „in der barbarischen Behandlung der Feinde" seinen Wunden erlegen? Er habe nicht geschrieben, da er die Eltern wahrscheinlich in dem belagerten Paris glaube, jedenfalls ihren jetzigen Aufenthalt nicht kenne. „Er wird als Gefangener irgendwo in Deutschland zurückgehalten werden," suchte Arnold zu beruhigen. „Das hoffe ich," sagte Madame Blanchard, eine Thräne aus dem Auge wischend, während ihr Mann hastig schlackte, als ob er eine bittere Pille hinunterwürgen müßte. „Als Gefangener — als Gefangener. . . . In der That, es wäre möglich. Denn, vergessen Sie nicht, er war verwundet." Arnold versprach, Nachforschungen nach dem Verwundeten anzustellen, und hielt Wort.

So war nun also der junge Krieger mit dem Feldherrnblicke, dessen Bild dort auf dem Schreibtische der Dame vom Hause stand, glücklich untergebracht. Arnold fand sie oft in Betrachtung des Bildes vertieft. Er wagte einmal zu fragen, was der leere Rahmen nebenan bedeute.

„O, mein Herr," sagte sie lächelnd, „das ist eine sehr wundersame Geschichte. Sie wissen, daß man unsern Keller erbrochen und beraubt hat — aber das wissen Sie noch nicht, daß der Feind auch unsere Wohnung durchsuchte. Freilich . . . wir selbst wußten es nicht, wenn nicht diese kleine Photographie verschwunden wäre. Denken Sie, mein Herr, einzig und allein diese Photographie. Ist das nicht sehr wundersam? Wir hatten so eilig fliehen müssen, um nur unsere Personen in Sicherheit zu bringen, daß wir nicht daran denken konnten, die mancherlei Stücke von theilweise nicht unbeträchtlichem Werthe zu verstecken oder mit uns zu nehmen, die Sie in diesen Zimmern bemerkt haben werden. Wir machten uns darauf gefaßt, nichts oder wenig davon wiederzufinden. Und siehe da! nicht die geringste Kleinigkeit fehlte — bis auf dieses Bild. O, Juliette, der wir davon schrieben, war außer sich darüber. Welche Unverschämtheit, ihr Portrait zu entführen — recht auffällig, nur ihr Portrait! Ja, sie ist ganz ihres Vaters Tochter — eine brave Patriotin!"

Arnold fühlte sein Herz heftiger pochen unter dem Bilde dieser braven Patriotin. Er hätte laut auflachen mögen bei der Erzählung der ahnungslosen Frau, und doch war es ihm wieder, als ob ihm etwas die Kehle zuschnürte, daß er sein Leben lang nicht mehr lachen solle. Juliette hieß das reizende Geschöpfchen also, das ihn schon so viel beschäftigt hatte — der Name gefiel ihm. Er klang so weich, so einschmeichelnd; er stimmte zum Glück gar nicht zu der Schilderung der Frau Mama. Das Eis war gebrochen; er wollte nun das Schifflein seiner Neugierde ganz flott machen.

„Ihr Fräulein Tochter!" rief er mit geheuchelter Ueberraschung. „Sie also gehört in diesen leeren Rahmen, über den ich mir schon so viel den Kopf zerbrochen habe. Ich wette, der gute Landsmann, der sie Ihnen entführt hat, wußte, was er that, als er nur Augen für sie hatte. Fräulein Juliette sieht Ihnen ähnlich, Madame, nicht wahr?"

Er erschrak selbst über diese doch zu handgreifliche Schmeichelei, aber Madame Blanchard sah darin durchaus nichts Arges. „Wer mich gekannt hat, als ich noch jung war, behauptet es allerdings," antwortete sie mit bescheidetem Lächeln. „Jetzt freilich . . ."

Arnold hatte nicht weiter schüchterne Zurückhaltung nöthig. „Sie haben sich aber überraschend gut conservirt," versicherte er mit der aufrichtigsten Miene von der Welt. „Hätte ich's nicht aus Ihrem eigenen Munde, daß Sie die Mutter eines Officiers der französischen Armee sind —"

Madame Blanchard konnte nicht umhin, einen Blick in den Spiegel seitwärts zu werfen. „Ich habe früh geheirathet," antwortete sie mit einem leichten Seufzer, „und Juliette ist jünger als ihr Bruder, sehr viel jünger."

„Sehr viel jünger?"

„Nun — fast acht Jahre. Victor zählt vierundzwanzig."

Die reizende Juliette war also siebenzehn Jahre alt — eine neue und sehr wichtige Bereicherung seiner Kenntnisse. „Und Sie haben sich von dem jungen Mädchen getrennt?" fragte er, die Recognoscirung fortsetzend.

„Sehr ungern, mein Herr; aber es war nothwendig. Juliette ist in einer ausgezeichneten Pension erzogen — das Pensionat befindet sich in einem alten Schlosse nicht weit von Orleans und zählt zu seinen Schülerinnen selbst junge Damen von ältestem Adel. Sie hatte ihren Cursus bereits durchgemacht — das fleißige Kind — als der Krieg ausbrach, und war nach Hause zurückgekehrt. An ihrem siebenzehnten Geburtstag gerade ließ sie sich photographiren, um uns eine Freude zu bereiten. Es war der letzte glückliche Tag in unserer Familie. Bald darauf begannen die Feindseligkeiten; der Abschied von Victor war sehr traurig für die Mutter und für die Schwester, wenn auch damals unsere zuversichtlichsten Hoffnungen . . . Lassen wir diese Erinnerungen! Unsere Kinder correspondirten eifrig; Juliette nahm den lebhaftesten Antheil an den Operationen. Stundenlang konnte sie vor einer Karte des Kriegsschauplatzes sitzen und mit kleinen Fähnchen die Routen der Gegner abstecken; jeder unserer Verluste erfüllte sie mit größerer Erbitterung — diese leidenschaftliche Natur! Dann kam der Unglücksstag von Sedan, dann die Einschließung von Paris. Wir glaubten das junge Mädchen in unserm elterlichen Schutz nicht genug gegen alle Zufälle des Krieges gesichert und schickten sie wieder nach der Pension zurück, so sehr sie sich auch gegen die Trennung sträubte. „Ich behalte Dein Bild," sagte ich ihr beim Abschied, „und wir werden einander wieder sehen, mein theures Kind." Ach! es war ein böses Omen, mein Herr, als ich in diese verlassene Wohnung eintrat und das Bild nicht wieder fand. Gebe der allmächtige Gott, daß ich Juliette nicht verliere! Seit Wochen sind wir ohne eine Zeile von ihr, da die Postverbindung durch die Preußen gestört ist. Armes Kind!"

Arnold war im Innersten gerührt. Viele, viele Thränen waren sicher seinetwegen geweint; er hatte der Mutter den Trost geraubt, sich an dem Bilde des geliebten Kindes zu erfreuen, das sie in Zeiten der Gefahr von ihrem Herzen hatte lassen müssen. Schon griff seine Hand unter den Rock nach der Brieftasche. „Da ist das Bild," konnte er ja sagen, „nimm es — es gehört Dir." Aber stärker als das Mitleid war doch wieder ein anderes Gefühl in seiner Brust. Er hätte es Selbstsucht nennen müssen, wenn er ihm einen Namen hätte geben wollen oder können — Abneigung, einen Besitz aufzugeben, an dessen Unzertrennlichkeit er sich nun schon gewöhnt hatte und der ihm unversehens mehr geworden war, als er bei der Aneignung für möglich halten durfte — Eigensinn, eine Beute zu behaupten, an die sich die Erinnerung eines kleinen Abenteuers knüpfte, das noch immer fortwirkte. Sonst nichts? Schwerlich. Er würde sich jedenfalls über den Gedanken, daß ihn die hübsche Französin selbst zu fesseln drohe, sehr aufrichtig ausgelacht haben. Nein! sein Herz durfte er noch für ganz frei halten, denn auch Cousine Clärchen zu Hause, mit der ihn die Commerzienräthin zu necken liebte, weil sie die Partie wünschte, hatte es nicht verwundet — kaum leicht gerizt. Aber wenn er jetzt das Bild hatte abgeben müssen, es würde ihm doch ein Schmerz gewesen sein — wahrhaftig! ein Schmerz, den er schon jetzt in den Fingerspitzen fühlte, als sie die Brieftasche berührten. Er zog eilig die Hand zurück.

In diesem Augenblicke trat Herr Blanchard in's Zimmer. Er kam von der Straße, grüßte sehr flüchtig, winkte seiner Frau, ihm nach dem Cabinete zu folgen, zog schon unterwegs einen Brief hervor und sprach dann eine Weile leise, aber anscheinend sehr erregt mit ihr. Als sie zurückkehrten, hielt Madame Blanchard ihr Taschentuch vor die nassen Augen, und ihr Mann ging mit großen Schritten im Salon auf und ab, von Zeit zu Zeit sein Kinn in die Hand stützend oder das dünne Haar aus der Stirn streichend.

„Ach, Juliette, unser liebes Kind!" seufzte die Dame.

Digitized by Google

Ein öffentlicher Schreiber in Tunis.
Nach der Natur aufgenommen von Robert Leinweber.

Digitized by Google

„Juliette? Was ist's mit Fräulein Juliette?“ fragte Rose theilnehmend.

Madame Blanchard sah ihren Mann fragend an, der gerade in ihre Nähe kam und nun stehen blieb. „Mag er's doch wissen!“ sagte er in geändertem Tone. „Vielleicht kann er einen guten Rath geben.“

„Das ist auch meine Hoffnung,“ bestätigte seine Frau. Sie wandte sich dann schnell zu Rose: „Das Pensionat, in dem unsere Juliette sich befindet, wird bis auf Weiteres aufgelöst, mein Herr. Blanchard hat durch einen Expressen diesen Brief erhalten mit der Aufforderung, über seine Tochter zu verfügen. Sollen wir sie nun weiter nach dem Süden schicken, ganz allein, ohne eine zuverlässige Begleitung? Ich würde sie am liebsten hier in unserem Hause haben; aber wie sie hierher schaffen, wie sie durch die Linien der Feinde bringen? Es ist unmöglich!“

„O, ich würde sie abholen,“ meinte der Kaufmann, „aber man könnte mich leicht wie einen Spion behandeln, wenn man mich ertappte, und am nächsten Baume aufknüpfen. Ist es nicht schon vielen friedlichen Bürgern so ergangen?“

Rose mußte lachen, so ernst ihm auch zu Muthe war. „Wollen Sie meine Begleitung annehmen?“ fragte er schnell entschlossen.

„Ihre Begleitung?“

„Ja! Ich bin im Stande mich überall zu legitimiren, und daß ich nicht mit einem französischen Spione reise, wird man mir schon glauben.“

Madame Blanchard reichte ihm die Hand. „Auf ein so gütiges Anerbieten durften wir allerdings nicht rechnen. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank! Sie erleichtern die Sorge einer Gattin und einer Mutter sehr. Auch Juliette wird sich dem unbekannten Manne verpflichtet fühlen, dessen großmüthige Theilnahme für unser Geschick . . .“

Das drohte ihrem vorsichtigen Manne zu viel zu werden. „Zu alten Gegendiensten gern bereit, mein Herr,“ fiel er schnell ein. „Niemand kann vorher wissen, wie sich das Blatt einmal wendet. Ich bin zwar nur ein einfacher Kaufmann, habe aber einflußreiche Freunde und Gönner, die meiner Verwendung Gewicht geben können.“

Der junge Mann versicherte, daß er sich dessen mit Freuden erinnern werde. Es gelang ihm leicht, eine Art Paß für Blanchard und seine Tochter zu erhalten, worin zugleich eine Anweisung an die Commandanten von Truppenkörpern und an die Behörden gegeben war, die in seiner Begleitung Reisenden nach Möglichkeit zu befördern. So ausgerüstet, konnen sie verhältnißmäßig schnell an ihren Bestimmungsort.

Das Pensionat fand man in größter Aufregung. Ein Theil der jungen Damen war schon abgereist; andere erwarteten ungeduldig die Abholung. Die Sachen der Lehrerinnen standen gepackt. Preußische Ulanen durchstreiften die Gegend, und ihre Fähnchen wurden aus den Fenstern des Schlosses nicht bemerkt, ohne jedesmal neue Schrecken zu verbreiten. In geringer Entfernung südwärts standen französische Truppenkörper der von Gambetta gebildeten Armee und die jungen Fräulein schalten ihre Unbeweglichkeit, indem sie am liebsten einige Regimenter zu ihrem Schutze um das Schloß gelagert gesehen hätten. Rose war es gelungen, ein Fuhrwerk zu requiriren, das zwar nur aus einem schlechten Bauernwagen und zwei ziemlich abgetriebenen Gäulen bestand, aber doch die Möglichkeit schnellerer Fortkommens bot. Er selbst führte als Kutscher die Leine, und das rothe Kreuz verschaffte ihm überall Durchlaß.

Natürlich war er auf die erste Begegnung mit Juliette nicht wenig gespannt. Das Bild sollte nun Farbe und Leben erhalten. Würde die Wirklichkeit sein Phantasiebild in Schatten stellen, oder hinter seiner Erwartung zurückbleiben? Endlich kam sie, in Pelz und Capote gehüllt, am Arm ihres Vaters die Rampe vor dem Portal herab; ein Diener trug einige Kistchen und Kästchen und packte dieselben vorn neben dem Kutscher in den Wagen, als ob das gerade so sein müsse. Arnold stand neben dem Vorderrade, den Rücken den Pferden zugewendet, hielt die Hand mit der Leine auf dem Strohgefäß und sah zu. In einiger Entfernung vom Wagen schien Blanchard seiner Tochter etwas zuzuflüstern. Sie zuckte leicht die Achseln und warf, ohne den Kopf zu wenden, einen schnellen Seitenblick auf den jungen Mann, gab aber sofort wieder ihrem Angen eine andere Richtung, da sie sich von ihm beobachtet sah. Der Kopf richtete sich dabei höher auf, und auf dem bis dahin freundlichen Gesicht zeigte sich plötzlich ein eisiger Zug von hochmüthiger Zurückhaltung. Mit ihrem Vater näher tretend, würdigte sie den Deutschen kaum des flüchtigsten Grußes und machte sofort Anstalt, auf den Wagen zu steigen. Arnold bot ihr die Hand; sie stützte sich aber, als ob sie es gar nicht bemerkte, auf ihren Vater und schwang sich rasch und geschickt vom Trittbrett auf das hintere Strohgefäß. Dann blickte sie nach dem Schlosse zurück, wo an einem der oberen Fenster einige junge Mädchen standen und der Scheidenden zunickten. „Warum zögern wir länger?“ fragte sie, ohne umzuschauen.

Blanchard stand noch neben dem Wagen, augenscheinlich in einiger Verlegenheit über das Benehmen seiner Tochter. Er blinzelte mit den Augen, tödelte und schien etwas sagen zu wollen, aber nicht die passenden Worte zu finden. Juliette's Frage machte diesem peinlichen Zustande ein Ende. Offenbar entschlossen, sich ihrer Leitung zu überlassen, machte er nun ebenfalls Anstalt, aufzusteigen und bemerkte dabei: „Ja, fahren wir ab!“

Rose stand unbeweglich. Er suchte ein leicht erklärliches Gefühl des Unmuths zu unterdrücken und konnte sich doch nicht bis zu der Gleichgiltigkeit herabstimmen, die absichtlich zuartige Behandlung der jungen Dame unbeachtet zu lassen. „Wollen Sie nicht die Güte haben,“ wandte er sich an Blanchard, „mich Ihrem Fräulein Tochter vorzustellen?“

„Es ist nicht nöthig,“ antwortete Juliette nachlässig. Ihr Papa hüstelte halb in Verlegenheit, halb um ihr ein Zeichen zu geben, sich zu mäßigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Baum des Lebens.

Von Carus Sterne.

Wenn wir, den kurzen Sonnenschein eines kalten, heitern Wintertages benutzend, im entlaubten Parke einen Spaziergang machen, so fallen uns wohl vor Allem ein paar Bäume wegen des künstlichen Anblickes auf, welchen dieselben zur Zeit bieten, die sogenannten Lebensbäume. Es sind besonders zwei hochwachsende Arten dieses unserm Buchstoher verwandten Geschlechtes der Zapfenbäume, welche wir in unsere Gärten und auf die Kirchhöfe pflanzen und welche man bei aller sonstigen Aehnlichkeit schon nach dem äußeren Habitus unterscheiden kann: der aus Nordamerika stammende abendländische Lebensbaum (Thuja oder Biota occidentalis) mit wagerecht ausgebreiteten Zweigen und einer kleinen erhobenen Drüse auf jedem Blattschüppchen und der aus Asien zu uns gekommene morgenländische Lebensbaum (Thuja orientalis) mit senkrecht ausgebreiteten Zweigen und einer Furche an Stelle der Drüse. Beide haben ihr zartes zierliches Schuppenkleid in den Winterstürmen behalten, aber nur mit Unrecht würde man sie darum zu den immergrünen Bäumen rechnen dürfen, denn ihr im Sommer so lebendig und frisch grünes Laub sieht jetzt todtenhaft lederbraun oder rostfarbig aus, und das ganze Gewächs macht den Eindruck, als ob es erfroren, vollkommen verwelkt und abgestorben wäre. Aber laßt einige Tage die warme Frühlingssonne darauf scheinen, und Ihr werdet die wunderbarste Verwandlung wahrnehmen. Dasselbe Land, das jetzt dem Absallen nahe erscheint, gewinnt seine frische und freudig grüne Farbe wieder; das ganze Gewächs scheint sich zu verjüngen und von schwerer Krankheit, ja vom Tode wieder zu erstehen.

Ganz anders als die alljährliche Neubelaubung unserer im Winter kahlen Wald- und Gartenbäume wirkte diese Verjüngungserscheinung auf den aufmerksamen Naturbeobachter und besonders auf die ersten Europäer, welche das Wunder vor ihren Augen geschehen sahen.

Digitized by Google

Es war im Schloßgarten von Fontainebleau, wo man unter der Regierung König Franz des Ersten, vielleicht auch schon etwas früher, den schönen canadischen Baum zuerst als Ziergewächs angepflanzt hatte. Der berühmte Botaniker Clusius (1526 bis 1609) sah ihn daselbst und erzählt, daß man ihn wegen seines immergrünen (?) und starkduftenden Laubes für ein Symbol der Heilung und Unsterblichkeit angesehen und Baum des Lebens, Arbor vitae, genannt habe. Seine Angabe trifft doch nicht ganz den Kern der Sache, und sein College, Landsmann und Zeitgenosse Dodonäus bezeichnet, nachdem er vorausgeschickt, einen andern Grund der Benennung nicht zu kennen, die Veranlassung jedenfalls genauer, indem er sagt: „In der Kälte des Winters leidet der Baum; ihr elegantes Grün verlierend, nehmen Zweige und Blätter in den Wintermonaten eine schwärzliche Färbung an, leben aber im Frühjahre wieder auf und gewinnen den Glanz des vorigen Grüns wieder, so daß er nicht ohne guten Grund Baum des Lebens genannt worden zu sein scheint." Man wollte nun aller Orten das Mysterium dieses Gewächses schauen, und da der Leibarzt Franz des Ersten, Nicolas Nassius, den dieserhalb an ihn gerichteten Gesuchen bereitwillig entgegenkam, so verbreitete sich das vegetabilische Wunder schnell über Belgien nach Deutschland, sowie nach Italien, überall mit Stannen empfangen. Der orientalische Lebensbaum, sowie die andern Arten dieses schönen Pflanzengeschlechts, welche heute unsere Parke zieren, kamen erst viel später nach Europa.

Die christliche Mystik sah mit Entzücken in diesem Baume die Verkörperung eines alten religiösen Symbols und nahm, da man damals noch nicht ahnte, daß auch den Pflanzen bestimmte natürliche Grenzen ihrer Verbreitung gesetzt seien, den amerikanischen Lebensbaum ohne Weiteres für den Lebensbaum des Paradieses. Man pflanzte ihn in die Mitte der botanischen und zoologischen Gärten, die man damals, wegen der friedlichen Vereinigung so vieler Pflanzen- und Thierformen, allgemein Paradiese nannte, und so führt unser Lebensbaum schon bei Clusius den Namen des Pariser Paradiesbaumes (Arbor paradisaea Lutetorum). Der so oft mit dem Baume der Erkenntniß zusammengeworfene, aber 1. Mose 2, 9 deutlich von demselben unterschiedene Baum des Lebens scheint ein aus persischen und ägyptischen Religionsvorstellungen in die hebräische Tradition hinübergenommenes Symbol zu sein, ebenso wie dem Baume des Erkenntnisses in dem drachenbewachten Apfelbaume der Hesperiden und in dem Apfelbaume Iduna's entsprechende Seitenstücke der griechischen und nordischen Mythe entgegenzustellen sind.

Auf ägyptischen Gräbern wie auf dem Deckel der Mumiensärge hat man häufig wahrhaft künstlerisch gedachte Darstellungen des Lebensbaumes, als eines Symboles der Unsterblichkeit, angetroffen. Man sieht dort die mit dem Baume identificirte Göttin Jsis-Hathor aus dem Gipfel der immergrünen Persea hervorsprossen und der unten harrenden vogelartig gebildeten Seele des Begrabenen das „Wasser des Lebens" spenden. Die Hebräer und ersten Christen haben diese Symbolisirung des Glaubens als einer Unsterblichkeit verleihenden Pflanze mit Vorliebe in ihrer bilderreichen Sprache angewendet, und in diesem Sinne wird in der Bibel öfter von den gesundheitverleihenden Blättern des Lebensbaumes und von dem Holze des Lebens aus dem Paradiese Gottes, welches er Denen zu essen geben will, die da überwinden (Off. Joh. 2, 7 und 22, 2), geredet. Die jüdischen und christlichen Gelehrten des frühen Mittelalters nahmen diese Bildersprache wörtlich und glaubten fest an die Existenz des Lebensbaumes und seiner gepriesenen Kräfte; ja die Kirchenväter verhandelten mehrfach über die Natur und Art dieses Baumes. Talmudisten und christliche Mystiker wetteiferten darin, die Naturgeschichte desselben mit wunderlichen Mythen auszuschmücken.

Ein selten gewordenes Buch, „Die Buße Adam's" betitelt, hat einen förmlichen Roman aus den Schicksalen des Lebensbaumes gemacht, und die talmudischen Sagenkreise gruppiren sich ungefähr folgendermaßen: Seth hatte das Paradies auf Geheiß des sterbenden Vaters aufgesucht und von dem bewachenden Engel drei Samenkörner vom Lebensbaume erhalten, die er dem Leichname Adam's in den Mund steckte. Daraus erwuchsen drei Triebe, von deren Holz nicht allein die Stäbe des Moses und Aaron stammten, sondern auch der Baum, mit dessen Holz das bittere Wasser der Wüste süß gemacht wurde. Aus demselben Holze wurde der Tempel David's gebaut und die Saul gemacht, auf welcher die heidnische Sibylle die Ankunft des Messias verkündete, und schließlich aus dem in Canaan eingepflanzten und zum Baume gewordenen Stabe Mosis das Kreuz Christi, der neue Lebensbaum, gezertigt, welches uns das durch die Sünde Adam's verscherzte ewige Leben wiedererwerben soll.

Diese weitverbreitete Sage ist häufig bildlich dargestellt worden, z. B. in dem berühmten Altarwerk zu Leyden, auf welchem von Cornelis Engelbrechtsen (1468 bis 1533) der todte Adam dargestellt ist, aus dessen Leichnam der Baum des Lebens emporsprießt. Ganz allgemein in Kirchenliedern und Predigten wurde hiernach dem adamitischen Lebensbaum das erlösende Kreuz verglichen, und kaum ein Gleichniß gab es, welches in der Kanzelsprache populärer gewesen wäre, als gerade dieses. Sehr lehrreich für den Ursprung des ganzen Vorstellungskreises aus Aegypten ist die Legende, welche der Kirchenhistoriker Sozomenos aufbewahrt hat, daß zu Hermopolis in Oberägypten der Baum Persis (die Persea) gestanden, dessen Früchte, Blätter und Rinde die Kraft hätten, Kranke durch bloße Berührung gesund zu machen. Als Maria auf der Flucht nach Aegypten bei dem Baume vorüberkam, oder wie spätere mohamedanische Sagen berichteten, darunter ausruhete, neigte sich der ägyptische Lebensbaum in seiner ganzen Größe tief vor dem Christuskinde, dem neuen Unsterblichkeit verleihenden Lebensbaume.

Man kann sich leicht die Freude vorstellen, welche frommen und sinnigen Gemüthern aus der Gelegenheit erwuchs, endlich jene Vorstellungen auf ein bestimmtes und obendrein sehr zierliches Gewächs übertragen zu können, in welchem sich das Unsterblichkeits- und Wiederbelebungswunder augenfällig vollzog. Es erklärt sich daraus, weshalb wir den Lebensbaum so häufig auf Kirchenbildern aus der Zeit seines Bekanntwerdens dargestellt finden. Zu einem der ältesten Kräuterbücher, welches wir besitzen, dem gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zuerst gedruckten „Garten der Gesundheit" (Hortus sanitatis) wird von dem Lebensbaume erzählt, sein Holz besitze die „natürliche" Eigenschaft, daß, vor davon esse, dadurch gefestet werde gegen alle Krankheit, Schwachheit und Altersschwäche; ja sein Leib werde unverwundbar wie der des Achilles. Wer aber das Grüne als Salat genieße, vergesse alle andere Nahrung und Sorgen. Das Letztere ist nicht unmöglich, denn das starkduftende Laub macht ganz den Eindruck, als könne es Jemanden dahin befördern, wo er weder Nahrung gebraucht, noch Sorgen hat. Die Medicin hat von den gepriesenen Wunderkräften keinen Gebrauch gemacht, nur die Homöopathie bedient sich der Thuja als eines ihrer Wundermittel.

Kommen wir nunmehr zu der Frage nach den inneren Vorgängen bei der winterlichen Verfärbung des Lebensbaumes und seinem Neuergrünen im Frühjahr, so müssen wir zunächst erwähnen, daß ihm diese Erscheinung nicht ausschließlich eigenthümlich ist, sondern daß fast alle Bäume und Sträucher, welche in der Strenge unseres Winters ihr Laub oder ihre Nadeln erhalten, einen ähnlichen Wechsel ihres Kleides bieten. Am meisten fällt die Erscheinung in's Auge bei den glänzenden Blättern der Stechpalme, und des strauchigen Buxbaumes, sowie den Taxus, Cypressen und Sadebäumen unserer Parkanlagen. Doch auch bei den Nadelhölzern unserer Wälder, z. B. bei der Kiefer ist der Unterschied des Grünes vom Winter und Sommer sehr merklich. Sie alle erscheinen düster, farbenmatt und gleichsam traurig gestimmt während der kalten Jahreszeit, und wenn gleich weniger von dem Wechsel der Jahreszeiten berührt, lächeln sie doch mit in den Frühling hinein. „Der Frühling weht schon in den Birken, — und selbst die Fichte fühlt ihn schon," sagt Fault, die geringe Erhöhung der Farbe mit einem Worte plastisch andeutend. Viel größer als bei jenen an sich schon dunkler gefärbten Nadelhölzern ist der Contrast bei unseren Lebensbäumen, deren Sommertracht bei einzelnen Arten maiengrün, ja gelbig-grün schimmert. Man hat sich sonst begnügt, die Erscheinung auf eine allgemeine Herabstimmung der Lebensenergie der Pflanzen durch die Temperaturerniedrigung zurückzuführen, aber durch Versuche, welche der Professor Kraus in Erlangen in neuerer Zeit angestellt hat, wissen wir nunmehr viel genauer, was bei jenem Farbenwechsel im Innern der Pflanze vor sich geht.

Digitized by Google

Bekanntlich verdanken die grünen Theile der Gewächse ihre Farbe der Gegenwart kleiner grün gefärbter Körnchen, die besonders reichlich in den der Oberfläche zunächst liegenden Zellen des Pflanzenkörpers enthalten sind. Diese Körnchen bestehen jedoch nicht völlig aus jenem Blattgrün oder Chlorophyll genannten Farbstoffe, sondern enthalten außer stickstoffhaltiger Materie einen innern Kern von Stärkemehl, welches sich unter dem Einflusse des Sonnenlichts aus dem Chlorophyll bildet. Professor Kraus beobachtete nun, daß in allen den Gewächsen, die im Winter ihre frische grüne Farbe einbüßen, die Chlorophyllkörner zunächst missfarbig, dann gelblich oder röthlichbraun werden, ihre Form verlieren und sich zu einer wolligen Masse auflösen, die sich von der äußern Wandung nach dem Innern der Zelle zurückzieht, und dort zu einem gestaltlosen Klümpchen zusammenbäckt. Allein damit ist dieser Zelleninhalt, welchem die hauptsächlichste Lebensthätigkeit der Pflanzen, die Aufnahme und Verarbeitung der Luftkohlensäure im Sonnenlicht zufällt, keineswegs durch den Frost getödtet, denn wenn man im Winter einen Zweig vom Lebensbaum, Buxbaum oder der Steckpalme im warmen Zimmer in ein Glas mit Wasser stellt, so erlangt er schon nach wenigen Tagen die frühere lebendig grüne Färbung wieder.

Man kann sich noch durch einen anderen sehr augenfälligen Umstand von der Richtigkeit dieser Annahme überzeugen. Wenn man nämlich den verfärbten Lebensbaum oder ein anderes sich ähnlich verhaltendes Gewächs genauer betrachtet, so bemerkt man, daß die Unterseite der Blattschüppchen oder die von anderen Zweigen bedeckten Partien ihre grüne Färbung bewahrt haben, so daß also nur diejenigen Theile, welche ihre Eigenwärme gegen den freien Himmel ausstrahlen konnten, und dadurch besonders stark abgekühlt wurden, missfarbig geworden sind. Bei den hierhergehörigen großblättrigen Gewächsen, dem Strauchbuxbaum oder der Stechpalme, sieht man die Blätter, welche von anderen beschützt wurden, genau so weit entfärbt, wie die Schutzdecke sie ließ. Ein anderer Botaniker, Batalin, der über denselben Gegenstand neuerdings Studien angestellt hat, glaubt diese Verfärbung des unbeschatteten Blattgrüns vielmehr den Sonnenstrahlen zuschreiben zu müssen. Er glaubt, daß diese Verfärbung im Winter nur deshalb auffälliger ist, weil sich das Blattgrün dann nicht so schnell neu erzeuge, als im warmen Sommer.

Aber wenn wir auch das Mysterium des Lebensbaumes als einen einfachen, durch Wärme-Zu- und Abnahme erzeugten physiologischen Proceß erkannt haben, wird uns dadurch die Poesie des in der Frühlingssonne aus seinem Winterschlaf oder Scheintod erwachenden Baumes nicht verkümmert werden. Schon die geistreiche Frau von Sevigné stimmte ihrer Tochter bei, welche auf die langweiligen immergrünen Bäume des südlichen Frankreichs gescholten hatte, und setzte hinzu, es sei schöner neu zu ergrünen, als immerfort grün zu bleiben. Allein noch nicht genug mit jener alljährlichen und darum alltäglich gewordenen Verjüngung im Frühjahre, bieten die meisten Lebensbaumarten noch eine andere geheimnißvollere Erscheinung dieser Art, die man erst in neuerer Zeit studirt hat, und die es vollends rechtfertigt, wenn man in diesen Bäumen ein besonderes Verjüngungs-Mysterium gesucht hat. Das aus dem Pflanzenreiche entlehnte Symbol der Unsterblichkeit und Auferstehung verhält sich nämlich ganz ähnlich demjenigen aus dem Thierreiche, welches die Christen auf ihren Grabsteinen abbilden, das heißt wie die sich aus der Chrysalide entpuppende Psyche. Denn eine Verwandlung, ähnlich jenem so oft von Dichtern und bildenden Künstlern gefeierten Vorgange, bietet auch der Lebensbaum, indem er sich in einer bestimmten Altersperiode plötzlich in ein ganz verschieden aussehendes Gewächs verwandelt.

Unsere meisten Lebensbaumarten besitzen bekanntlich in dem erwachsenen Zustande, in welchem sie unsere Aufmerksamkeit erregen, statt der spitzigen Nadeln ihrer nächsten Verwandten, kleine, weiche und fleischige, sich in zierlicher Anordnung dachziegelförmig deckende Schüppchen. Wenn man aber die Samen unseres amerikanischen Lebensbaumes keimen läßt, so erzieht man daraus ein Pflänzchen, welches gleich dem Wachholder statt der Schuppen spitzige Nadeln aufweist und der Mutterpflanze gar nicht ähnlich sieht. Kaum erreicht es jedoch das Alter weniger Jahre, so zieht der Adamsbaum den alten Adam aus, und an Stelle der abstehenden Nadeln erscheinen an den Zweigspitzen angedrückte Schüppchen, und der stachlige Charakter weicht einer anmuthigen, wir möchten sagen weiblichen Zierlichkeit. Pflanzt man jedoch einen solchen jungen, noch mit seinen Nadeln versehenen Trieb auf einen älteren Stamm, so treibt das Pfropfreis immer wieder Nadeln, und ähnlich verhalten sich einzelne Exemplare auch freiwillig, die dann der gewöhnlichen Form des Lebensbaumes so wenig gleichen, daß sie von tüchtigen Botanikern für ganz verschiedene Nadelholzarten angesehen und unter den Namen Retinospora ericoides und juniperoides beschrieben worden sind. Eine Form des amerikanischen Lebensbaumes, deren untere Zweige Nadeln, die oberen Schuppen tragen, wird von den Gärtnern mit dem Namen Retinospora Ellwangeri bezeichnet. Uebrigens ist auch diese Erscheinung nicht auf die Lebensbäume allein beschränkt, sondern den meisten Nadelhölzern aus der Abtheilung der Cypressen eigen, die in ihrer ersten Lebensperiode, mögen sie nachher aussehen, wie sie wollen, in einem dreigliedrigen Quirl stehende Nadeln zeigen. Bei solchen ausländischen Nadelhölzern, die aus dem Samen gezogen wurden, welchen man aus der Ferne gesandt erhalten hatte, brachte diese Art der Verwandlung zuweilen das höchste Erstaunen ihrer Züchter hervor, zum Beispiel bei der chinesischen Tranerzypresse (Cupressus funebris), welche ihre Physiognomie allmählich vollständig änderte. Eine ähnliche Schaltheit sind wir bekanntlich von unserm Epheu gewöhnt, welcher, wenn er in der Blüthezeit seines Lebens steht, zu klettern aufhört und seine schöne fistvolle fünflappige Blattform mit einem schlichten Oval vertauscht.

Das sind Erscheinungen, die den Forscher mit Nachdenken erfüllen, da sie in mancher Beziehung an den Generationswechsel der Thiere erinnern und kaum aus äußeren Rückwirkungen zu erklären sind, wie jener periodische Farbenwechsel, der dem Volke als Sinnbild des auf- und abwogenden Lebens, des Sterbens und Wiedererwachens aus der Mumie erschien.

Eine Pyramiden-Bowle bei Vollmondschein.

Von Adolf Ebeling.

Wir saßen in heiterer Gesellschaft auf dem Balcon des Bey's und erfrischten uns an der Abendkühle, die von dem jenseits liegenden Palmengarten zu uns herüberwehte. Der Diener des Hauses, der dunkelbraune Ali, in buntem Turban und weißem Gewande, ging ab und zu mit Kaffee und Limonade, und ein schwefelgelb gekleideter kleiner Neger, schwarzblank wie ein frisch gewichster Stiefel, präsentirte die Tschibuks und sorgte dafür, daß die ellenlangen Pfeifen nicht ausgingen. Die Damen rauchten kleine türkische Cigaretten, was ihnen sehr gut stand und, wie sie versicherten, noch besser schmeckte. . . . In Kairo rauchen bekanntlich alle Damen, und die europäischen machen gern die Mode mit. Der Mond war bereits über dem Mokattamgebirge heraufgekommen: eine große, mattbleiche Kugel, die aber mit jeder Viertelstunde silberner und silberner und zuletzt zu einer goldenen wurde, die alsdann mit einer Lichtfülle die ganze Landschaft übergoß, so magisch, so blendend, wie sie eben nur dem ägyptischen Himmel eigen ist.

„Wenn die Citadelle mit ihren Kuppeln und Minarets uns nicht die Aussicht verdeckte," sagte Einer aus unserer Gesellschaft, „so müßte man hier von diesem Balcon aus die Pyramiden sehr gut sehen können."

„Die Pyramiden!" rief in plötzlichem Enthusiasmus ein Maler, der sich gleichfalls unter uns befand, „meine Herrschaften, das bringt mich auf eine Idee, und ich mache einen Vorschlag zur Güte: wie wär's, wenn wir hinausführen, um die Pyramiden im Mondschein zu besuchen? Heute ist es zu spät, aber morgen Abend, und morgen ist noch dazu gerade Vollmond. Was sagen Sie dazu? Darf ich abstimmen lassen? Ich fange bei den Damen an, die mir gewiß keinen Korb geben werden."

Während des Hin- und Herredens beaugte ich die Ge-

Digitized by Google

legenheit, dem freundlichen Leser die Gesellschaft vorzustellen. Zunächst der Hausherr, der Bey, aber ein deutscher Bey, mit seiner jungen Gattin, einer liebenswürdigen Wienerin . . . alle Wienerinnen sind liebenswürdig, hatte man noch vor wenigen Minuten behauptet, und die Frau Bey sträfte diese Behauptung wahrlich nicht Lügen — alsdann der Schwager des Bey, ein Banquier aus Alexandrien, gleichfalls mit seiner Gattin, einer Rheinländerin, die dasselbe Prädicat wie die Wienerin verdient; ferner der Doctor F., ein angesehener Arzt von Kairo, endlich der Maler, dann noch ein junger Engländer und zuletzt meine Wenigkeit. Also sämmtlich Deutsche mit einer einzigen Ausnahme, aber dies traf sich gut, denn ein Engländer gehört einmal zu jeder Pyramidenfahrt. Der Maler stieß indeß bei seiner Abstimmung auf einigen Widerspruch. Zunächst opponirte der Doctor: die Pyramiden seien etwas Altes und er sei Gott weiß wie oft schon dagewesen; endlich fügte er sich, jedoch nur unter einer Bedingung.

„Unter welcher?“ fragten mehrere Stimmen.

„Unter der Bedingung eines guten Soupers,“ antwortete der Doctor pathetisch. Wir lachten und sagten, daß sich das von selbst verstände. „Und zu einem guten Souper,“ fuhr der Doctor fort, „gehört in erster Reihe eine Bowle, und zwar eine Bowle, wie eigentlich nur ich sie zu machen weiß.“

„Gut,“ rief der Bey, „dann sollen auch Sie, Doctor, und kein Anderer sie machen.“

„Also ein Piknik!“ sagte die Gattin des Banquiers und fragte an, für welchen Theil der Mahlzeit sie zu sorgen hätte.

„Ein Piknik! Ein Piknik!“ hieß es nun von allen Seiten, bis sich die Frau vom Hause in's Mittel legte und um das Wort bat. Sie erklärte, da die Partie bei ihr zur Sprache gekommen sei, auch das Souper höchstens unter Beihülfe ihrer Schwägerin übernehmen zu wollen, erlaubte aus aber, weil wir Einwendungen machten, einige Kleinigkeiten mit beizutragen.

„Die Bowle ist aber keine Kleinigkeit,“ warf der Banquier ein, „und die bleibt dem Doctor.“

„Die Bowle bleibt dem Doctor!“ riefen wir im Echo, und dieser versicherte energisch, er ließe sie sich auch gar nicht nehmen, und wir sollten unsere Sache nur ebenso gut machen wie er.

„Auch das Eis darf nicht vergessen werden,“ sagte der Bey, und der Maler versprichtete sich zur Eislieferung. Ich that um die Erlaubniß, Früchte mitbringen zu dürfen, was gleichfalls zugestanden wurde. Jetzt blieb nur noch der Engländer übrig, und die Damen trugen ihm auf, für Salz und Pfeffer zu sorgen; aber der rothblonde Sohn Albions verneigte sich verbindlich und erklärte, er würde auch das Seinige beisteuern, bäte aber, es geheim halten zu dürfen, denn es solle eine Ueberraschung sein. Auch dies wurde angenommen, nicht ohne neugierige Fragen; aber der Gentleman blieb stumm.

„Also morgen Nachmittag präcise vier Uhr, hier im Hause des Beys, wo die Abfahrt stattfinden soll, und damit Gott befohlen!“ rief der Doctor, aber unten, bevor wir uns trennten, mußte er es sich noch einmal gefallen lassen, daß wir ihm die Bowle an's Herz legten.

„Nur unbesorgt! Verlassen Sie sich ganz auf mich!“ entgegnete stolz der Medicus. —

Ich war am Nachmittage des folgenden Tages der Erste auf dem Rendezvous im Hause des Beys, der die Freundlichkeit gehabt, mir einen Platz in sei.em Wagen anzubieten. Ein Araber schickte mir mit einem verdeckten Korbe, der mein Contingent zum Piknik enthielt: frische Datteln, Bananen und Feigen, köstliche Weintrauben aus Fayum, jener einige Meilen südlich von Kairo liegenden Oase, dem eigentlichen Blumen- und Fruchtgarten Aegyptens, und (am Nil eine große Rarität!) einige Pfund Kirschen.

Mittlerweile war auch der Schwager mit seiner Gattin angekommen, und die Damen hatten alle Hände voll zu thun, um noch die letzten Anordnungen zu treffen. Die Diener trugen mehrere Körbe hinunter und vertheilten sie in den Sitzkasten der beiden Kaleschen. Dann begaben wir uns auf den Balcon, um die anderen Herren zu erwarten. Nach einigen Minuten bog auch schon ein bunter, stattlicher Läufer um die Ecke, dem ein Wagen folgte, in welchem der Doctor mit dem Maler saß. Vor ihnen auf dem freien Rücksitze thronte, mit einer Decke verhüllt, die der Doctor beim Hinausgrüßen fortnahm, die Bowle, groß und silberglänzend, ein wahres Cabinetsstück. In demselben Momente erschien auch der Engländer und zwar zu Pferde, im Jagdcostüme, die Flinte über der Schulter. Sein Diener, ein kleiner schwarzer Sclave, den ihm ein Freund als Geschenk aus Oberägypten mitgebracht hatte und der nach Landessitte nebenher traben mußte, trug zwei prächtige Bouquets, die unser Cavalier den Damen überreichte, welche unterdeß herabgekommen waren. „Das war also die Ueberraschung?“ sragte man.

„O nein,“ entgegnete der Engländer, „die Ueberraschung kommt später, aber unsere Damen durften doch nicht ohne Blumen abfahren.“

„Die Bowle voran!“ rief der Banquier, als wir einstiegen, und der Wagen des Doctors war der erste, der abfuhr, und erst nach ihm kamen wir übrigen Sterblichen, auf die zwei anderen Wagen vertheilt. Der Engländer galoppirte lustig nebenher, und sein kleiner Schwarzer galoppirte ebenso lustig an der Seite seines Herrn, aber auf seinen eigenen Beinen. Auch unsere Läufer tanzten leichtfüßig voraus, wenigstens so lange es durch die Stadt ging, um uns durch ihr laules „guarda! guarda!“ das sie unaufhörlich in das Menschengewühl hineinschrieen, Platz zu machen. Als wir aber an die große Nilbrücke kamen, hießen wir sie, sich neben die Kutscher setzen, und documentirten uns durch diesen humanen Befehl als Ausländer; denn der Zuländer, und vorzüglich der echte Türke, läßt die armen goldgestickten Burschen stundenlang seinem Wagen voranstrahlen, wie seine Pferde, die ihm überdies weit mehr am Herzen liegen. Dem kleinen Schwarzen des Engländers wurde der Bedientensitz hinten auf unserm Wagen angewiesen; er kletterte wie eine Katze hinauf und schnitt so vergnügte Grimassen und fletschte so hübsch mit den schneeweißen Zähnen, daß Darwin seine Freude an ihm gehabt haben würde.

Auf der großen Brücke ließen wir einige Minuten anhalten, um einen Blick hinunter auf den wogenden, schäumenden Nil zu werfen. Ein gewaltiges, wirklich majestätisches Schauspiel! Der Fluß war in diesen Tagen (gegen Ende September) fast auf seine höchste Höhe gestiegen, gegen achtundzwanzig Fuß höher, als sein niedrigstes Niveau zu Anfang des Sommers, und er wälzte seine ungeheuren Wassermassen unaufhaltsam nach Norden, um das Delta zu überfluthen und sich dann in's Mittelländische Meer zu ergießen . . . gewiß mehr als ein Meer in ein anderes. Und doch war dieser Blick von der Brücke herab nur ein Vorspiel dessen, was uns jenseits derselben erwartete, denn kaum hatten wir sie passirt, als sich eine unermeßliche Wasserfläche vor uns ausbreitete, ein weiter, glänzender Spiegel bis zum fernsten Gesichtskreise. Das war das überschwemmte Nilthal, nur von hohen schmalen Dämmen durchschnitten, auf deren einem wir selbst dahinfuhren. Was aber in andern Ländern Noth und Verderben bringen und eine furchtbare Heimsuchung sein würde, das ist hier in Aegypten ein Segen des Himmels, ja eine Grundbedingung der gesammten materiellen Existenz des Landes. Hunderte von halb- oder ganz nackten dunkelbraunen Kindern waren bei den Erdarbeiten beschäftigt und schleppten unter einförmigem und sehr dishharmonischem Gesange von den höher gelegenen Punkten Erde in Körben herbei; als sie aber unsere Wagen sahen, waren sie nicht mehr zu halten; sie warfen ihre Körbe fort und umschwärmten uns mit unaufhörlichem Geschrei um „Bakschihisch“. Bakschihisch ist bekanntlich das gewöhnlichste Wort in ganz Aegypten, weil dort Jeder ein Trinkgeld verlangt. Wir warfen ihnen eine Hand voll Kupfermünzen zu, um die sie sich rissen und balgten, wobei einige fast in's Wasser gefallen wären. Aber auch das wäre kein großes Unglück gewesen, denn sie schwimmen Alle wie die Enten.

Als wir rechts in die sogenannte neue Allee einbogen, lagen die Pyramiden bereits vor uns, obwohl noch in ziemlicher Entfernung. Dieser Moment bleibt immer ein großartiger, selbst für Den, der die Tour schon oft gemacht hat; auf den Neuling aber, den Fremden, der sie zum ersten Male sieht, ist der Eindruck wirklich grandios und unvergeßlich. Da liegen sie also, die ewigen Wächter der Wüste, deren Alter nach vielen Jahrtausenden zählt und die schon Moses und Alexander der Große geschaut, wie wir jetzt. Menschengeschlechter waren und sind für sie wie Sandkörner, und fast jedes andere menschliche Bauwerk auf der Erde ist ein Kinderspiel im Vergleiche zu ihnen. Die Sonne bestand bereits tief im Westen, und die ungeheuren

Digitized by Google

Dreiecke zeichneten sich wie scharfgeschnittene Riesenschatten vor der rothen Abendglnth.

„Wir müssen uns beeilen," sagte der Engländer, der nach wie vor auf seinem muntren kleinen Araberhengste hin- und hergaloppirte, „wenn wir noch vor Sonnenuntergang dort sein wollen."

Und „Jallah, jallah!" riefen unsere Kutscher, und die Läufer sprangen hinunter und „wehten" vorauf, um die Pferde schneller laufen zu machen. Wir überholten fast die Bowle, aber der Doctor trieb seinen Kutscher ebenfalls mit lautem Zurufe an und blieb glücklich an der Spitze des Zuges. Auch auf diesem Damme hatten wir zu beiden Seiten Wasser — Wasser, so weit unsere Blicke reichten, und vor vier Monaten waren wir auf demselben Wege zwischen blühenden Mais- und Durrahfeldern gefahren, und nach vier weiteren Monaten, im Januar, werden alle diese jetzt überschwemmten Felder wieder in üppiger Blüthe stehen. Hier kommen immer die Beduinen ans den nahen Dörfern herbeigelaufen, um den Reisenden ihre Führerdienste bei den Pyramiden anzubieten. So war es auch heute, nur mit dem Laufen ging es diesmal nicht, aber wir sahen sie deutlich von ihren etwas höher gelegenen Hütten in's Wasser springen und dem Damme zuschwimmen; das blaue Baumwollenhemd, ihre ganze Bekleidung, balancirten sie dabei sehr geschickt auf dem Kopfe. In kaum zehn Minuten waren sie bei uns, einige zwanzig schwarzbraune Burschen. Sie machten schnell Toilette — „Shocking, shocking!" würden unsere Damen gerufen haben, wenn sie Engländerinnen gewesen wären — und traten dann wohlgemuth neben unseren Wagen her. Viele kannten den Bey und begrüßten ihn ehrerbietig mit „Salâm alêkum!" und auch ich fand unter ihnen manchen alten Bekannten. Die Meisten verstehen und sprechen recht gut englisch, französisch und deutsch, und pfiffig und durchtrieben sind sie Alle.

„Halt!" hieß es plötzlich, und unsere Wagen hielten an. Wir waren an dem Ende der Fahrstraße angelangt, und die letzten paar hundert Schritte pflegt man wegen des tiefen Sandes zu Fuße zu machen. Die leeren Wagen folgten uns langsam nach. Der Doctor ging aber dicht neben dem seinigen her. „Die Sache ist zu wichtig," sagte er ernsthaft, „ich darf sie nicht einen Augenblick allein lassen, daß heißt sie, die Bowle mit Allem, was dazu gehört."

Der kurze Weg durch den tiefen Sand, in den wir bis über die Knöchel einsanken, gab uns einen Vorgeschmack von einer Wüstenreise.

„Meine Herrschaften," rief der Banquier, „wir haben die Bowle endlich verdient! Zwölf Stunden möchte ich, bei allem Interesse für Wüstenlandschaften, nicht so marschiren!"

Der Engländer, was er gar nicht nöthig hatte, war auch abgestiegen und führte sein Pferd am Zügel; er könne unmöglich bequem reiten, sagte er, wo die Damen zu Fuße gingen. Die ganze Noth dauerte indeß kaum zehn Minuten, und gerade dieser kurze, aber beschwerliche Weg bergan schien eigens dazu gemacht zu sein, uns den erfrischenden Contrast um so lebendiger fühlen zu lassen. Soeben noch, von den Mauern des Weges eingeschlossen, ein überprofanirtes Baten im Sande, und jetzt, auf dem Gipfel des Plateaus angelangt, eine hochpoetische Phantasmagorie, großartig, fast überwältigend. Der ganze westliche Horizont stand in Feuer, und vor dieser dunkelrothen Gluth ragten die Pyramiden wie himmelhohe Felsen. Wir stiegen noch schnell eine kleine Anhöhe hinauf und hatten nun den freien Blick in die libysche Wüste und auf die untergehende Sonne: eine wallende, wogende Farbenfluth von Roth und Gelb, und darin der Sonnenball wie eine Kugel von flüssigem Golde. Aber Alles war nur ein Schauspiel von kaum mehr als einer Minute; denn sowie die Sonne verstunken war, löschten sich die Flammen in ein sanftes Rosenroth und dann in ein mattes Violett auf, und nicht gar hoch stand die Venus als Abendstern im durchsichtigen Blau.

„Bitte, drehen Sie sich nun, meine Herren und Damen!" rief der Banquier und wies auf den entgegengesetzten Horizont nach Osten: dort stieg eine große röthlich-bleiche Scheibe herauf, wie ein gigantisches Menschenantlitz, fast drohend anzuschauen — der Vollmond.

Wir hatten also Tag und Stunde auf das Beste getroffen: Sonnenuntergang und Mondaufgang in einem Bilde. Dort die unermeßliche, ewig unveränderliche, schweigende Wüste, hier eine unabsehbare Wasserfläche, das überschwemmte Nilthal, aber zugleich das Paradies des Landes, und wir selbst auf einem erhöhten, weit hinaus ragenden Felsplateau neben den Steincolossen der Pharaonenzeit. Wir waren Alle von diesem großartigen Schauspiele ergriffen, mit alleiniger Ausnahme des Doctors, der unten bei den Wagen zurückgeblieben war und auf der breiten Terrasse des Plateaus schon mit den nöthigen Vorbereitungen des Soupers begann. Dort liegt nämlich eine Art Schweizerhaus, das der Vicekönig bei Gelegenheit der Suezfestlichkeiten für seine hohen Gäste und speciell für den Prinzen von Wales erbauen ließ, und dessen untere Räume seitdem gegen ein Trinkgeld allen Pyramidenbesuchern geöffnet sind. Aus dem einen Zimmer hatte der Doctor bereits einen großen Tisch und die nöthigen Stühle in's Freie bringen lassen, und die Diener hatten außerdem auf der breiten Steingalerie die einzelnen Möbe aufgestellt und waren mit dem Auspacken derselben beschäftigt. Der Doctor reclamirte jetzt unsere Hülfe, da er unmöglich Alles allein besorgen könne, zumal er mit der Bowle schon genug zu thun habe. Wir mußten ihm Recht geben.

So machten wir uns denn an die Arbeit, und ich mulcwios Jussuf, den kleinen Schwarzen des Engländers, die Teller mit den Couverts recht sorgfältig hinzustellen, was er unter sehr vergnügten Grimassen that. Der Banquier leistete dem Doctor die nöthigen Handreichungen zur Bereitung der Bowle. Zwei große gläserne Flacons mit eingemachten Ananas wurden zuerst entleert; „das ist die Basis," sagte der Doctor mit ernster Miene, fügte den nöthigen Zucker hinzu, goß alsdann vier Flaschen Moselwein hinein und rief nach Eis. Ich hatte gerade mit Jussuf die dicke wollene Decke, in welche das Eis eingewickelt war, fortgenommen und ein prächtiger Block kam zum Vorschein, durchsichtig wie der reinste Krystall. Einige faustgroße Stücke wurden in die Bowle versenkt, dann setzte der Doctor den Deckel darauf, um sie „ziehen" zu lassen, wie er sagte, und musterte mit der Frau Bey, die hierin ein sehr geübtes Auge hat, die gedeckte Tafel. Ich hatte von den Dienern Wasser verlangt, und zwei Beduinenknaben brachten welches in zierlichen „Kullen", jenen porösen Thongefäßen, die das Wasser auch bei der stärksten Hitze frisch erhalten; der Doctor protestirte energisch, weil er meinte, sie seien für die Bowle bestimmt, aber ich verwendete sie für die beiden Bouquets, um die Tafel damit zu schmücken. Auch die Weintrauben wurden in Eis gelegt, und der Doctor entkorkte gravitätisch eine Flasche Rüdesheimer, „als weitere Zuthat für seine Bowle. Alsdann kam das eigentliche Specificum, wie er es nannte, nämlich zwei kleine Krystallfläschchen, Maraschino in dem einen und Kirsch in dem anderen; er goß von jedem Liqueur einen guten Eßlöffel voll in die Bowle, und das mit einer Miene, die deutlich genug sagte: trinkt und richtet! Zwei Flaschen Moët standen noch im Hintergrunde, aber sie sollten erst im Momente des Servirens geöffnet werden.

Die starke Hitze des Tages hatte gleich nach Sonnenuntergang bedeutend abgenommen; die Luft war jetzt lau und mild, wie bei uns daheim eine schöne Junimacht und dabei so windstill, daß die vier Kerzen, die wir zum Ueberfluße mitgebracht hatten, hier draußen im Freien so ruhig brannten, wie in einem Zimmer. Der Mond war höher gestiegen und hing wie eine blendende silberne Ampel über uns — der schönste Kronleuchter für unser Pyramidensouper, den man sich wünschen konnte.

Wir gingen zu Tische. Die Bowle macht Hunger, sagt ein altes arabisches Sprüchwort . . . „und Durst," setzte der Banquier hinzu und wies auf die Bowle, die in der Mitte des Tisches den Ehrenplatz einnahm. Man setze sich, fülle die Gläser und trank. „Meine Herren und Damen," sagte der Bey, „Ehre dem Ehre gebührt! Sie ist vortrefflich!" „Vortrefflich!" riefen wir Alle, „nur etwas zu stark," setzten die Damen schüchtern hinzu. „Für zarte Constitutionen sind zwei Flaschen Selterwasser da," bemerkte der Doctor, „aber Wasser in die Bowle selbst zu gießen, wäre Profanation; ich appellire an alle Kenner." Wir Herren gaben ihm Recht; übrigens diente schon das Eis, das sowohl in die Bowle wie in die einzelnen Gläser gelegt und immer erneut wurde, zu einiger Verdünnung. —

Nach diesen Präliminarien kann sich der Leser leicht denken, daß unser Souper heiter und amüsant war; auch an Toasten

Digitized by Google

fehlte es nicht; zuerst ließ man natürlich die Damen leben, aber nicht allein die anwesenden, sondern auch die vielen andern daheim an der Elbe und am Rheine ꝛc., und beim Nachtische, wo eine große Torte neben der Bowle paradirte und wo (ich muß es durchaus sagen, denn es ist die Wahrheit) meine Früchte allseitigen Beifall fanden, hielt der Banquier eine sehr humoristische, aber etwas lunterbunte Rede — wir hatten schon alle der Bowle stark zugesprochen — in welche er Moses und Pharao, Kleopatra und Jenny Lind, Bismarck und den Siegcanal und Gott weiß wen und was sonst noch Alles hineinbrachte und die mit einem Hoch auf den Doctor und seinen unvergleichlichen Trank schloß. Der Engländer schoß unter dem lauten Hurrah, das dieser Rede folgte, seine Doppelflinte ab, zum nicht geringen Schrecken der Damen; aber das Echo, das an den ungeheuren Wänden der Pyramiden entlang und bis in die Wüste hineinrollte, gefiel ihnen so sehr, daß sie nachher selbst um Wiederholung der Schüsse baten.

Die Kanonade hatte übrigens noch mehr Beduinen herbeigelockt, die sich zu den anderen gesellten, welche in ziemlicher Entfernung in verschiedenen Gruppen am Boden hockten: gleich darauf erschien auch der Scheich von Gizeh, der von der Ankunft des Bey's gehört hatte und gekommen war, um Sr. Excellenz und den übrigen erlauchten Herrschaften seinen unterthänigsten Respect zu bezeugen. Der Oriental spricht bei solchen Gelegenheiten immer in den höchsten Superlativen. Der Bey antwortete in unser aller Namen sehr freundlich und ließ dem Scheich, der in seinem bunten Turbane, mit dem weißen faltenreichen Gewande und den gelben Lederpantoffeln sehr malerisch aussah, Früchte und Cigarren reichen (Wein durfte er ja als Mohamedaner nicht trinken) und nahm auch seine Begleitung nach der Sphinx an, wo wir den Kaffee trinken wollten. Dies hatten wir nämlich schon vorher auf Vorschlag des Malers beschlossen, um unserer nächtlichen Partie noch einen weiteren originellen Reiz zu geben. Der Scheich ließ zwei Fackeln anzünden und durch zwei seiner Leute vorantragen; wir gaben unseren Dienern noch die nöthigen Befehle wegen des Einpackens, wobei ihnen natürlich die Reste des Soupers überlassen wurden; der Doctor stellte zu seiner Bowle, die noch nicht ganz geleert war, einen besonders Büchsen, und dann machten wir uns auf den Weg. Hinter uns zogen die Beduinen als Geleite, aber sie hielten sich wohl, aus irgendwie zu belästigen, weil sie den Scheich in unserer Gesellschaft wußten.

In gerader Richtung liegt die Sphinx, von der zweiten Pyramide nur wenige hundert Schritt entfernt, da aber das Terrain sehr uneben ist und durch Felsentrümmer aller Art unterbrochen wird, so dauert der Weg eine kleine Viertelstunde. Er ist aber jedenfalls, wenigstens nach entropäischen Begriffen, eine Abendpromenade der seltensten, ja wunderbarsten Art. Zur Rechten die bis in den Himmel hineinragenden Pyramiden, vom Mondlicht ganz mit Silber übergossen, und hinter ihnen die mattgelbe Wüste, bis in die Unendlichkeit hinein sich verlierend; zur Linken das überschwemmte Nilthal, aus dessen unabsehbarer Wasserfläche einzelne Palmengruppen und Fellahdörfer als Inseln hervortreten, im Wasser selbst das Spiegelbild des Mondes in zahllosen Silberwellen vervielfältigt und der Boden, auf dem wir wandeln, von Monumenten aller Art übersäet, die nicht nach Jahrthunderter, sondern nach Jahrtausenden zählen und die uns die Wiege der gesammten Menschheitsgeschichte vor die Seele rufen. Und nun — bei einer Wendung des Weges — das gewaltigste dieser Wunder: das furchtbare Wüstenphantom, die Sphinx, die nun schon vier, ja nach Anderen gar sechs Jahrtausende nach Osten schaut, „und kein Sterblicher weiß, was sie bedeutet und was sie sinnt."

Die Fackelträger hatten sich mit ihren brennenden Kienspähnen zu beiden Seiten der Sphinx postirt, und die flackernden Flammen warfen geisterhafte Lichter auf das Riesenantlitz, das trotz aller Verstümmelung noch einen gewaltigen Ausdruck hat; man breitete einige mitgenommene Decken zum Sitz für die Damen aus, und wir Anderen machten es wie die Beduinen, das heißt, wir hockten mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden, eine Position, die gar so unbequem nicht ist. Notabene, wenn man sich etwas darauf versteht. Der Kaffee, den uns der Scheich auf arabische Manier in kleinen Schälchen und unter vielfachen Complimenten, serviren ließ, war köstlich, echter Mokka, das Lebenselixir der Wüstensöhne.

Auf einmal hörten wir zwei Schüsse schnell aufeinander und, seltsam genug, wie hoch aus der Luft kommend, und während wir erstaunt aus in Muthmaßungen ergingen, sahen wir einige Leuchtkugeln von der Spitze der Cheopspyramide aufsteigen. Nun hatten wir auch die Lösung des Räthsels: „Der Engländer!" riefen wir einstimmig und bemerkten zugleich, aber erst jetzt, daß er nicht unter uns war. In dem allgemeinen Trubel des Tafelaufbruchs hatte Keiner an ihn gedacht. Der Anblick der steigenden Leuchtkugeln und einiger kleiner Raketen, die sich im Zerplatzen als goldener Sternregen auflösten, war über alle Beschreibung schön; die Pyramiden schienen durch diese Lichteffecte in's Unendliche zu wachsen, und als das Feuerwerk, dem noch zwei Schüsse folgten, vorüber war, standen sie in der Silberfluth des Mondes nur noch verklärter da.

Das war also die versprochene Ueberraschung des Engländers, der auch, als er sich nach einer Viertelstunde wieder bei uns einfand, allgemeinen Dank erntete, und Nicht allein, sondern auch Bewunderung für seine kühne That. Denn diesen Namen verdiente die nächtliche Pyramidenbesteigung, noch dazu, da er, wie wir nachher erfuhren, von nur einem Beduinen begleitet war, der ihm nicht einmal behülflich gewesen, sondern ihm nur seine Flinte und das Päckchen Feuerwerk getragen hatte.

„Ich schlage vor, dem Gentleman den Rest der Bowle abzutreten," sagte der Banquier, „es ist die höchste Belohnung, die wir in diesem Augenblick einfällt."

Aber der Doctor erklärte, er habe noch eine Flasche Champagner in petto, der wir noch vor unserer Absahrt den Hals brechen würden und zwar zu Ehren dessen, der Gotttob den seinigen nicht gebrochen. Die beiden Damen hatten mittlerweile aus kleinen Wüstengräsern und einer zierlichen gelbblühenden Eispflanze eine Art Kranz geflochten und dem Engländer trotz seines Widerstrebens, aufgesetzt; so führte ihn der Maler bis dicht unter die Sphinx, und die ganze Gesellschaft, die Beduinen mit eingerechnet, die nunmehrlich den Halbkreis nun uns herum immer enger gezogen hatten, applaudirte mit lebhaftem Händeklatschen.

Unbeweglich schaute das Riesenweib auf die bunte, lustige Scene; die Fackeln waren erloschen, der Vollmond dagegen stand fast im Zenith und machte die Nacht zum Tage, aber zu einem märchenhaften Tage, wie wenn die Helle durch Silberscheiben gedämpft wäre . . . die echte Tiefsche „mondbegnügte Zaubernacht", wie sie der nordische Poet vielleicht in seiner Phantasie getrümmt, aber gewiß nie in Wirklichkeit geschaut.

Als wir auf das Plateau zurücklamen, standen die ruhig brennenden Kerzen noch auf dem Tische, aber der Tisch selbst war abgedeckt und leer, denn die Diener hatten bereits Alles wieder in die Körbe gepackt und in die Wagen geschafft. Nur von der steinernen Brüstung her leuchtete die silberne Bowle mit ihren Gläsern zu uns herüber, und vor ihr auf dem Boden kauerte der schwarze Ali und hielt getreulich Wache. Keine profane Hand hatte sie während unserer Abwesenheit berührt. „Was diese Wüste für Durst macht!" rief der Banquier und vertheilte den Rest der Bowle so gewissenhaft wie möglich; aber der Doctor war mittlerweile zu seinem Wagen gegangen und kam mit der versprochenen Flasche Champagner zurück. Er tief den Stöpsel knallen, füllte die Gläser und brachte die Gesundheit des „Pyramiden-Feuerwerkers" aus, die allgemeinen Anklang fand.

Doch Alles, Alles geht hienieden zu Ende: volle Flaschen und Gläser, lustige Wüstenpikniks und Ananasbowlen . . . mit anderen, mehr profanischen Worten: Wir mußten an die Heimfahrt denken, obwohl es noch sehr früh war, wie der Bey ganz richtig bemerkte, denn es war erst ein Uhr nach Mitternacht. —

Am folgenden Abend saßen wir wieder auf dem bekannten Balcon im Hause des Beys, der uns zu einer kleinen Nachfeier eingeladen hatte. Das Gespräch drehte sich natürlich zunächst um die gestrige Partie, und der Maler zeigte bereits eine sehr gelungene Skizze unserer Kaffeegesellschaft am Fuße der Sphinx vor. „Wenn der Pinsel unser Piknik verewigt, da sollte doch auch die Feder nicht zurückbleiben," sagte der Banquier und wies dabei auf mich. Ich erklärte mich sofort bereit, eine Schilderung unserer Fahrt zu verfassen und nach Deutschland zu senden. Als dies der Doctor hörte, zog er mich ernsthaft bei Seite.

„Ich habe nichts dagegen," sagte er, „aber ich bitte Sie nur, falls Sie der Bowle Erwähnung thun" — „die soll obenan

Digitized by Google

stehen," unterbrach ich ihn — „sie genau so auf dem Papier zu bereiten, wie ich es in Wirklichkeit gethan. In Deutschland giebt es Kenner, und ich möchte gern mit Ehren bestehen."

Ich beruhigte den Medicus mit seinen eigenen Worten, die er uns damals zugerufen: „Nur unbesorgt! Verlassen Sie sich ganz auf mich!"

Ein Sonntagskind.

Der 5. October des Jahres 1834 war ein Sonntag. In dem Dorfe Groß-Tschacksdorf in der Niederlausitz ruhten alle Hände von den Mühen der Woche, und in der Schenke tönte

Paul Thumann.
Nach einer Photographie.

wohl die Fiedel zum lustigen Tanze, als in den Jubel die Kunde erscholl, dem Lehrer F. Thumann sei ein munterer Junge geboren. „Ein Sonntagskind — ein Glückskind!" — dieser Zuruf, mit welchem man den Knaben schon in der Wiege begrüßte, hat sich an dem Jünglinge und Manne reichlich und köstlich bewahrheitet: wenn man heute die besten Namen der deutschen Kunst nennt, dann bleibt auch Paul Thumann's Name nicht ungenannt. Und das mit Recht! Hat er doch in seinem Schaffen vor allem demjenigen Element einen reinen und vollgültigen Ausdruck gelichen, welches man das wahre Element aller lebensvollen Kunst nennen darf, dem Volksthümlichen; ja, war der Meister ein Sonntagskind, so war seine Kunst ein Volkskind und darum ein echtes Musenkind; denn daß die wahre Kunst ein Kind des Volkes ist und nicht bei den „Höflichen" in die Schule geht, daß des Volkes Kraft und Gesundheit ihre eigentlichen Zeugerinnen,

des Volkes Gemüth und Phantasie ihre besten Erzieherinnen sind, das lehrt uns tausendfältig die Geschichte. Immer und immer strömt das Quellwasser der echten Kunst daher, wo auch echte und schlichte Menschennatur ist — aus der Mitte des Volks.

Ein deutsches Dorfschullehrerheim und darin ein Leben voll Arbeit und Mühe, voll Sorge und Entsagung — das sind die frühesten Erinnerungen unseres Künstlers. Die Eltern hatten rechtschaffen zu thun, um mit den geringen Mitteln eines Lehrers die nöthigsten Bedürfnisse zu bestreiten, ein Zustand, der auch noch andauerte, als der Vater im Jahre 1838 als Cantor und Organist nach dem benachbarten Pförten versetzt wurde. Während die gute Mutter von früh bis in die Nacht hinein bemüht war,

Luther's Ankunft auf der Wartburg.
Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von Paul Thumann.

durch strenge Ordnung und kluge Eintheilung zu erhalten, was des Vaters Fleiß erworben, widmete dieser selbst jeden Augenblick der Vermehrung seines kargen Einkommens; in seinen Mußestunden verfertigte er mit anerkannter Accuratesse Thermometer und Barometer und betrieb abwechselnd Bau-, Seidenraupen- und Bienenzucht. Wir erwähnen dies absichtlich als ein nicht unwesentliches pädagogisches Moment im Leben des jungen Thumann. So wurde ihm schon frühzeitig der für den Künstler so wichtige Sinn für die praktische Seite des Lebens geweckt und ihm dadurch ein Schutzmittel gegen so mancherlei ideatistische Verirrungen eingeimpft, welchen künstlerische Naturen nur allzu oft ausgesetzt sind.

Aber bei Weitem maßgebender als dieses Moment war für des Knaben spätere Lebensrichtung eine andere Lieblingsbeschäftigung des Vaters: die Portraitmalerei, welche er mit Glück und Geschick in seinen beschränkten dörflichen Kreisen betrieb. „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen". Bleistift und Farbenkasten waren des jungen Paul liebste Gesellschafter. Wenn er in diesen Tagen der frühesten Jugend, wo die Künstlerseele in ihm zuerst die Schwingen regte, in der kleinen Bilderjammlung zu Pförten saß — sie enthält eine Reihe unter Copien von Gemälden der Dresdener Galerie, die von einem Maler Lindner herrühren — dann mochte wohl vor seinem inneren Auge ein Bild dessen stehen, was er erreichen und werden sollte, dann mochte wohl eine erste Vorahnung seines künftigen Berufes sein Gemüth durchziehen. „Diese kleine Bilderjammlung," schreibt er uns, „war mir ein Heiligthum."

Schnell tauchte in ihm der Wunsch auf, Künstler, Maler zu werden, und dieser Gedanke bemächtigte sich immer mehr und mehr seines Innern. Seine Eltern wollten ihm eine tüchtige Vorbildung, wenn möglich auf einem Gymnasium, geben lassen — aber woher die Mittel nehmen? Da fügte das Schicksal, daß um jene Zeit ein trefflicher Mann, der Rector Schneider (jetzt Pastor zu Gr.-Krenz bei Potsdam), in die zweite Predigerstelle zu Pförten eintrat und damit dem jungen Thumann ein stets bereiter Rather und vorzüglicher Lehrer in allen Gegenständen des Schulunterrichts gegeben wurde.

Die Lust, sich der Malerei zu widmen, erhielt in dieser Zeit in dem nunmehr etwa zehnjährigen Knaben eine mächtige Anregung, als er einmal bei seinem Lehrer und Beschützer Ludwig Richter's herrliche Illustrationen zu den deutschen Studenten- und Volksliedern zu Gesicht bekam. Dieser Eindruck ist für das ganze spätere Schaffen unseres Künstlers bestimmend geblieben. Thumann ist einer der hervorragendsten und glücklichsten Schüler und Nacheiferer jenes genialen Volkszeichners geworden.

„Noch heute," sagte uns Thumann einmal, „ist meine Verehrung jenes trefflichen Meisters ebenso groß, wie das freudige Stammen des zehnjährigen Knaben war.

Jahre hindurch nährte das lebhafte Knabengemüth den feurigen Wunsch, ein zweiter Richter zu werden. Als aber in seinem fünfzehnten Jahre die Pflicht, einen Beruf zu wählen, an ihn herantrat, da war es wieder, wie so oft im Leben, die eiserne Nothwendigkeit, welche seine flammenden Herzensträume mit ihrem kalten Nein! durchkreuzte. Der sanguinische Jüngling, der sich schon in die Hörsäle der Akademie geträumt hatte, mußte sich entschließen, in das kartographische Geschäft von C. Flemming in Glogau einzutreten, wo er bis zu seinem neunzehnten Jahre angestrengt thätig war. Dann aber, der ihm widerstrebenden nüchternen Thätigkeit müde, ging er doch noch nach Berlin, trat als Schüler in die dortige Akademie ein und hatte das Glück, an Professor Holbein einen vorzüglichen und wohlwollenden Lehrer zu finden. Dem Muthigen gehört die Welt, und redliches Streben verfehlt niemals das Ziel. So waren denn auch die Studien Thumann's in Berlin und Dresden, wohin er sich später wandte, mit Erfolg gekrönt. In Dresden arbeitete er im Atelier des Professor J. Hübner und malte sein erstes selbstständiges Werk, ein Altarbild für die Pfarrkirche in Liegnitz, die heilige Hedwig darstellend.

Eine äußerst rege Thätigkeit aber entwickelte unser Künstler erst von dem Momente an, wo er seinen Wohnsitz — er hatte sich inzwischen verheirathet — nach dem gewerkthätigen, alles Tüchtige fördernden Leipzig verlegte. Hier war es besonders die „Gartenlaube", welche ihm durch Anregung zu illustrativen Arbeiten ein ihm bisher ganz fremdes Gebiet erschloß. Er trat nun mit Vorliebe als Illustrator auf. Die Holzzeichnungen zu „Berthold Auerbach's Kalender 1862" wurden ihm übertragen und damit die lange Reihe seiner Illustrationswerke eröffnet, unter denen besonders seine vom Dufte echter Poesie durchwehten vortrefflichen Zeichnungen zu Marlitt's „Goldelse" hervorgehoben werden müssen. Leipzig konnte den Künstler auf die Dauer nicht fesseln. Mit seiner Uebersiedelung nach Weimar, im Sommer 1865, wohin ihn besonders Professor Pauwell zog, beginnt in Thumann's Schaffen ein neuer Abschnitt. Er wandte sich jetzt vorwiegend der Malerei zu und zeichnete fast nur noch in seinen Mußestunden. Daß der Meister während der Jahre 1866 bis 1872 als Lehrer an der Weimarischen Kunstschule wirkte und dann wieder dauernd nach Dresden übersiedelte, wo er noch heute in der Vollkraft seines Schaffens lebt, ist allbekannt.

Die Zahl der Thumann'schen Bilder ist keine große. Seine Thätigkeit als Illustrator und mehrere längere Reisen ließen ihn in früheren Jahren nur selten die Muße zu Schöpfungen großen Stils finden. Eine kritische Würdigung der Thumann'schen Werke vom Standpunkte der Kunst aus, wenn auch nur in kurzen Zügen, wäre hier nicht an ihrem Platze. Zu seinen hervorragendsten Leistungen — soviel sei nur bemerkt — gehören ohne Frage seine Lutherbilder, nämlich das 1871 für die Verbindung für historische Kunst vollendete und den Lesern der „Gartenlaube" bekannte herrliche Bild „Die Trauung Luther's" und die in den beiden nächsten Jahren entstandenen großartig gedachten und meisterhaft ausgeführten fünf Lutherbilder auf der Wartburg. Eines derselben führt die heutige Nummer dieses Blattes den Lesern vor.

Der Gegenstand dieses Bildes ist ein überaus anziehender und bedeutender. Der große Reformator hat zu Worms auf dem Reichstage die schwerste Schlacht seines Lebens siegreich geschlagen. Auf der Rückreise von dort wird er, wie bekannt, bei dem Schlosse Altenstein, unweit Liebenstein, mit seinem Bruder Jakob und Nicolaus von Amsdorf von fünf gewappneten Reitern überfallen und, nachdem sein Bruder sich durch schnelle Flucht gerettet, aus dem Wagen gerissen und über den Rennsteig nach der Wartburg geführt. Es waren Johann von Berlepsch, der Schlosshauptmann zu Wartburg, und Burkhard Hund von Wangenheim mit drei Knappen, Anhänger der Reformation, welche im Auftrage des kurfürstlichen Kurfürsten von Sachsen den gefährdeten Luther auf diese sichere Burg brachten. Da tritt er denn nun ein, der streitbare Ritter vom Geiste, ganz ein Mann der Kraft, der Geduld und der Frömmigkeit, in die altertümlichen Hallen der Wartburg. Noch lebt in leisem Anklange die Aufregung des Kampfes in seinen Zügen, des Kampfes, der, heilig und trotzig zugleich, mit den Worten endete: „Hier steh' ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen!" Aber die gute Sache hat triumphirt. Aus den Augen des Mönches von Wittenberg strahlt hernieder das stolze und doch so fromme Bewußtsein des Sieges. Der Maler hat diesen Moment trefflich erfaßt und mit Meisterschaft wiedergegeben, namentlich aber auch das Locale der alten Burg, wie es sich noch heute jedem Besucher derselben darstellt, äußerst glücklich getroffen. Ist es nicht, als ob wir die klirrenden Schritte der Männer in den hallenden Gewölben der alten Burg wiedertönen hörten, gleich dem Gewaltschritte der ehernen Zeit, der sie angehörten? Ist es nicht, als ob wir das Licht ihrer Fackeln von diesen weißen Wänden zurückstrahlen sähen, lenkstend und klirrend, wie das Licht der Wahrheit, das der gewaltige Streiter da vor uns sich rüstet von diesen Männern anzugreifen durch seine deutsche Bibel? Fast gemahnt es uns, als müßte der Athem des lebendzeugenden Frühlings, der da draußen in den Thälern und Schluchten des stolzen Thüringerwaldes just sich zu regen beginnt, in dieser Maiennacht durch die Fenster der Burg hereinwehen, allen Staub und Schutt aufscheuend, gleich dem Helden von Worms, der, ein unerschrockener Herold, mit eiserner Faust und einem Haupte voll weltbezwingender Gedanken seiner Zeit voranschritt.

Paul Thumann hat durch dieses charakteristische Lutherbild, welches in der Farbenpracht des Originals natürlich einen doppelten Reiz ausübt, seinem Kranze ein frisches Blatt beigefügt — und wahrlich nicht das schlechteste.

E. Z.

Digitized by Google

Um meiner Lieben willen!

Von Ernst Scherenberg.

Was einst in Schmerz und Verlassenheit ich erstellt,
Heut' schien's in düst'rem Traum sich zu erfüllen:
Von Todesschatten sinkt' ich mich umwebt;
Schon wollte Nacht mein brechend Aug' umhüllen.
Da plötzlich schlug ein Schluchzen an mein Ohr —
Mein Weib, die Kinder sah ich mich umgeben.
„O Gott," — ich rief's und rang mich wild empor —
„Um meiner Lieben willen laß mich leben!

Sie sind das unzerreißbar starke Band,
Mit dem du mich an diese Welt gefettet;
Weh' mir, wenn mich zu frühe deine Hand
Dahin, wo keine Wiederkehr, gebettet!
Des Gatten und des Vaters sich beraubt,
Wie würden schutzlos sie im Sturme beben! —
Du dir, o Gott, heb' ich mein flehend Haupt:
Um meiner Lieben willen laß mich leben!

Nicht leise Sorge für das eig'ne Ich
Hat je die stolze Lippe mir bezwungen.
Bär' einsam dieses Herz, ich spräche: Brich!
Du hast genug gelebt, genug gerungen.
Das aber macht's, daß mir vor'm Sterben graut:
Nicht mir — den Meinen gilt mein ganzes Streben. —
Du Gott, der mir die Pfänder anvertraut,
Um meiner Lieben willen laß mich leben!

Wohl, wenn die Menschenblumen voll erblüht,
Die heute kaum die ersten Knospen tragen,
Wenn von der Glut, die ich geschürt, durchglüht,
Aus eigner Kraft sie rote Blüten schlagen:
Dann mag mein Geist, woher er einst entstammt,
Schmerzlos in's unerforschte All verschweben —
Bis ich, o Gott, vollzog mein heil'ges Amt,
Um meiner Lieben willen laß mich leben!"

Blätter und Blüthen.

Angebliche Convertiten-Beräthschaften. In derselben Nummer ultramontaner Blätter der Passauer „Donau-Zeitung" und des „Fränkischen Volksblatt" in Würzburg), welche die große, von Robert Keil in Nr. 8 der Gartenlaube als „jesuitisches Bubenstück" gekennzeichnete Neuigkeit in die Welt schrieben, daß Friedrich Schiller katholisch gestorben und zur Strafe dafür ehrlos von Schwedengesellen nächtlicher Weile in eine Kalkgrube begraben worden sei, in derselben Nummer stehen noch zwei andere Behauptungen, deren Wahrheit auf ebenso festen Säulen steht, wie jene Schiller-Geschichte.

Um durch Thatsachen zu beweisen, daß „das ehrlose Begräbniß während der Nacht in Norddeutschland für Convertiten schon förmlich Brauch zu sein scheint" — erzählen jene Blätter folgende zwei Geschichten aus Süddeutschland:

1) „Erst im Jahre 1864 starb König Wilhelm von Württemberg. In vielen Stücken war er ein vortrefflicher Regent gewesen, aber von seinen Vorurtheilen gegen die katholische Kirche konnte er sich sein Lebenlang nicht losmachen. Sein Bruder Paul trat zur katholischen Kirche über, was den König förmlich indignirte, und als der Prinz starb, wollte er die Leiche desselben nicht einmal in die Familiengruft bestatten lassen. Prinz Paul Karl Friedrich Angust von Württemberg ist am 17. April 1852 gestorben."

Auf Anfrage an geeigneter Stelle in Stuttgart über diese Behauptung erhielten wir sofgende authentische Benachrichtigung:

„Auf die Frage, welche Bewandtniß es mit dem zweiten dieses Monates mir stellt, bin ich nach Erhebung des actenmäßigen Thatbestandes in der Lage zu antworten:

Daß die Beisetzung der Leiche des Prinzen Paul von Württemberg am 29. August 1852 Vormittags acht Uhr genau mit dem bei allen königlichen Prinzen in Anwendung zu bringenden Ceremoniel vollzogen worden ist. Die Morgenstunde war der großen Hitze wegen gewählt worden. — Am Sarge standen die beiden Söhne des Verstorbenen. Daß sonst von der königlichen Familie Niemand anwesend war, erklärt sich aus der gewohnten allsommerlichen Verlegung der Residenz. Des Königs Fernebleiben konnte nicht auffallen, da derselbe — mit Ausnahme seiner Gemahlin Königin Katharina — keiner Beisetzung je angewohnt hatte, selbst der seiner von ihm sehr geliebten Schwester, der Königin von Westphalen, nicht. — Die zwischen dem Tode des Prinzen Paul und der Beisetzung in der Familiengruft zu Ludwigsburg verstrichene viermonatliche Zwischenzeit erklärt sich nicht aus irgend einem Widerstreben des Königs, wie jene ultramontanen Verdächtigungen glauben machen wollen, sondern einfach daraus, daß die Leiche des Prinzen der anfänglichen Bestimmung nach in Paris beigesetzt werden, respective (in der Kirche Madeleine, wo die Funeralien stattgefunden hatten) beigesetzt bleiben sollte, und daß der Sohn Prinz Friedrich von Württemberg erst später dem Königne den Wunsch aussprach, die Ueberreste seines Vaters in die Ludwigsburger Familiengruft übertragen zu sehen. Diesen ausgesprochenen Wunsche folgte sofort der Befehl des Königs zu den entsprechenden Anordnungen.

Die Leiche des Prinzen Paul befindet sich in der katholischen Abtheilung der Gruft bei den übrigen Fürsten des Hauses, welche dem gleichen Bekenntniß angehörten."

Weit schärfer, als diese erste, tritt die andere Verdächtigung auf. Wir lesen nämlich als

2. Geschichte: „Gerade zehn Jahre später (das heißt nach dem Tode des Herzogs Paul von Württemberg), 1862, wurde in Coburg der Scandal mit der Leiche der Herzogin von Coburg-Kohary aufgeführt. Alle Welt erinnert sich noch daran. Die Fürstin war in früheren Jahren katholisch geworden; als sie 1862 starb, wurde sie in der aufgeklärten Stadt Coburg unter der glorreichen Regierung des sehr aufgeklärten Herzogs Ernst, weiland des „Schützenkönigs", in finsterer Nacht wie eine Selbstmörderin in das „Mausoleum" geschafft."

Diese schauerliche Geschichte hat nun ihre ganz besonders heitere Seite. Das ungarische Magnatengeschlecht der Kohary war von je so streng-katholisch, daß 1816, wo der protestantische Prinz Ferdinand von Sachsen-Coburg sich mit der Erbtochter des letzten Fürsten vermählte, sofort die katholische Erziehung der Kinder festgesetzt wurde; ja, es ging auch noch das Gerücht und ist sogar in manche biographische und historische Schriften übergegangen, Prinz Ferdinand sei im Jahre 1818 bewogen worden, selbst zur katholischen Kirche überzutreten, um seinem Hause den Gesammtbesitz des Kohary'schen Familienreichthums zu erhalten.

Nun wäre doch wohl, gemäß jener „norddeutschen" Bosheit gegen die Convertiten, eine Mißhandlung der Leiche der angeblich katholisch gewordenen Prinzen Ferdinand, der noch dazu ebenfalls 1852 starb, das Nächstliegende für das „aufgeklärte" Coburg gewesen. Aber nein, sondern „alle Welt erinnert sich noch daran", daß die Herzogin (Antonie) von Coburg-Kohary 1862 „wie eine Selbstmörderin in das Mausoleum geschafft worden ist". Und warum? Weil sie katholisch geworden sein soll. Das war freilich gar nicht möglich, weil sie ihr Lebenlang katholisch gewesen ist, — oder die Pfaffenlästchen brauchen zur Bestärkung des Schillerschen Katholicismus und ehrlosen Schmeichelbegräbnisses einige höhere abbirrende Convertiten-Beispiele, und „was gemacht werden kann, wird gemacht".

Um auch über diese Angelegenheit vollständige Klarheit zu erlangen, wandten wir uns sogleich an die höchsten Stellen. Die von dem herzoglichen Geheimen Cabinet uns zugegangene Auskunft auf unsere Anfrage berichtigt zugleich die bisher fälschlich verbreitet gewesene Angabe über den Prinzen Ferdinand, indem sie sagt: „Prinz Ferdinand ist niemals katholisch geworden; der Uebertritt ist auch gar nicht nöthig gewesen, um die Kohary'schen Familiengüter zu erben; der Prinz hat endlich mit den Namen Kohary angenommen. Richtig ist nur, daß sofort die katholische Erziehung der Kinder festgesetzt wurde. Die Prinzessin, um deren Beisetzung es sich handelt, ist, wie Sie ganz richtig hervorheben, immer katholisch gewesen. Was aber Leichenbegängniß und Beisetzung der hohen Verblichenen anstatt in der katholischen Kirche im protestantischen Mausoleum, zur Seite ihres dort ruhenden Gemahls, anbetrifft, so ist dieselbe auf bestimmte Verfügung der hochseligen Fürstin selbst erfolgt. Das läßt Ihnen Seine Hoheit ausdrücklich mittheilen und alle anderen Angaben für lügenhaft erklären." — Aus dem herzoglichen Ministerium erhielten wir die weitere Notiz: „Die Beisetzung der auf der Eisenbahn hierher gebrachten Leiche der Fürstin erfolgte allerdings zur Nachtzeit, indessen in solenneller Weise unter Begleitung der Söhne der Verstorbenen, des Herzogs August und des Prinzen Leopold, mit Hofgeleite, sowie unter Mitwirkung der hiesigen katholischen Geistlichen und mit den bei Katholiken üblichen Feierlichkeiten." —

Das ist also der Coburger „Scandal" und die Art, wie man „Selbstmörderinnen" bestattet!

Stiftsamtsweise steht gerade das Fürstenhaus Coburg als das nothwendig toleranteste da, weil seine Glieder in jeder der vier Hauptkirchen des christlichen Europa zu finden sind: die lutherischen in Coburg-Gotha, die römisch-katholischen in Belgien und Portugal, eine Benjamin gehörte als Großfürstin von Rußland der griechischen und der Coburger Stamm in Großbritannien gehört der anglikanischen Kirche an. Die vielen gegenseitigen Besuche beweisen, daß alle diese Glieder des einen Hauses und so verschiedener Confessionen in Lieb' und Frieden mit einander leben — und da vergessen plötzlich diese „aufgeklärten Coburger" und ihr „sehr aufgeklärter Herzog, weiland der Schützenkönig" ihre gute Erziehung so vollständig, daß sie an dieser katholischen Herzogin ihre Schandthat in finsterer Nacht! Sie warteten damit, bis es gerade einmal recht finster war.

Wahrlich, es erfordert eine Stirn von besonderer Beschaffenheit, vor den Augen aller Zeitgenossen eine solche Fälschung von Thatsachen vorzunehmen, und zwar mit dem Traumbe: „Alle Welt erinnert sich noch daran!" und der wiederholten Behauptung: „Alles, was wir geschrieben haben über das Begräbniß des Prinzen Paul von Württemberg, der Frau Herzogin von Coburg Kohary und insbesondere über die Mißhandlung der Leiche Schiller's — Alles halten wir aufrecht."

Fr. Hfm.

Digitized by Google

Ungedruckte Briefe von Ernst Moritz Arndt. Es liegt uns eine Reihe interessanter Briefe von Vater Arndt vor, welche derselbe in den Jahren 1805 bis 1850 an eine Freundin schrieb. Indem wir aus der für unsern großen Patrioten und edlen Dichter so bezeichnenden Correspondenz im Nachstehenden einige Proben mittheilen, können wir die Hoffnung nicht unterdrücken, diesen Arndt'schen Briefen demnächst im Buchhandel zu begegnen — einen Wunsch, dessen Erfüllung die deutsche Nation um einen werthvollen literarischen Besitz reicher machen würde.

Sehr bezeichnend für Arndt's Auffassung der ersten Zeit der Napoleonischen Herrschaft ist die folgende Stelle aus dem Briefe vom December 1805 aus Greifswald:

„Verstand und Männlichkeit sind unter den Menschen wunderbar im Abnehmen, sowie Albernheit und Eitelkeit im Zunehmen sind, und selten begegnet einem ein Menschengesicht, das Ernst und Liebe, oder nur besonnene Tüchtigkeit in sich trüge, denn auch damit kann man oft schon ausreichen, wenn man die ersten beiden mit sich wohnen hat. — — In einer verdorbenen und überklugen Zeit, wie die, worin wir leben und welcher wir entgegen leben, ist selbst in den Reinsten und Unschuldigsten Klarheit und Wissen, und Festigkeit in der geistigen Bildung des Zeitalters wünschenswerth, aber das Schönste bleibt ewig Einfalt und Menschenvertrauen auch ohne alles Wissen. — — Ich habe die Welt so ziemlich gesehen und ihre Freuden und ihr Leid vielfach gefühlt; die Natur und Zeit hat mir eine feste Brust gegeben, doch möchte ich oft weinen bei der Armuth unserer verkümmerten und verworrenen Zeitgenossen.“

Sehr charakteristisch ist ferner, was Arndt unterm 15. Juli, ebenfalls aus Greifswald, schreibt:

„Ein anderes Gesetz herrscht für den Mann, ein anderes für das Weib: Sie ist das Bild des ruhenden Gottes, der ruhenden Welt, er das Bild der bewegten Welt, ja der zerstückelten, und ein Spiel ihres Weberschlages, bis er oft selbst in Stücke fällt. Was soll er reden, wenn alles zerstückelt, zerrissen, vereinzelt ist, wie jetzt? Hinein soll er; er darf nicht immer in einer fremden und schöneren Welt schwelgen; er soll Mühe, Arbeit, Gefahr suchen, wenn sie ihn nicht sucht. Und was ist sein Gefühl, wenn er immer leerer zurückkommt aus dem Getümmel, als er ausging? Wenn nichts Völliches, Menschliches, Allgemeines um ihn werden will, wohin soll er mit den vielen kleinen Arbeiten, Sorgen und Verdrüssen, die häufiger kommen, je mehr das fehlt, was Alle tragen und binden könnte? Ich glaube, ich bin von vielen Thoren nicht der verständigste, doch sehe ich täglich, wie die meisten Zeitgenossen sich in einem wunderlichen Wahn treiben, auch die Allerbesten, und wie das Uebel eigentlich nirgends recht bei der Wurzel angefaßt, nach Wahrheit und Tugend bis auf den tiefsten Grund des Unterganges untergetaucht wird, damit das Gesundene sich mit dem Leben verbinden könne.“

Vor Allem interessant erscheint uns aber eine Charakteristik Berlins und des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten. Vater Arndt läßt sich im Jahre 1844 in einem Briefe aus Bonn folgendermaßen vernehmen:

„Wie viel leerer Spectakel und Hühnergekakel in Berlin auch sei, und zwar solcher Hühner, die immer über Eiern, die sie doch nicht herauskriegen können, kakeln und spectakeln, wir müssen gegen unsern Norden und gegen unser nördliches, sandiges Berlin doch billig sein. Viel Sand, viel Juden, viel Franzosen — das Alles haben sie gehabt und haben sie zum Theil noch, und das hat sie wohl in vielem dünner und spitziger gemacht. Geist genug, Witz eben nicht viel, obgleich eine unendliche widerlichste Witzjagd, und nun kommt der König auch dazu, auch in Berlin geboren und erzogen, der dies Uebel ganz unschuldig und unbewußt, was er thut, noch mehren und fördern würde, wenn die Zeit seinen Berlinern und ihm selbst nicht zu mächtig wäre. Ich muß bei dieser Gelegenheit ein Wort über unsern Herrn sprechen: Er wird viel verkannt, weil er die Zeit nicht erkennt, weil er sie auch oft wohl verkennt. Viele meinen, er spiele bewußt, dem widerspreche ich aus innerer, reiner Ueberzeugung. Er spielt nicht mit Bewußtsein des Spiels; er spielt nicht des Spiels wegen, sondern er spielt als ein leichter, liebenswürdiger Spieler; seine spielende Natur geht häufig nur zu sehr mit ihm durch. Geist, Witz, Beredsamkeit viel, auch etwas Phantasie, die aber oft phantastisch ausschlägt. Wäre das mehr mit klarem männlichem Verstande versetzt, wodurch Haus und Vieh allein wohl regiert werden können, so wäre dieser sicher ein gewaltiger König. Aber leider sind ihm die Augen oft mit allerlei Blendwerk der Vergangenheit verdunkelt, und er läßt sich zu manchem buntem Spielwerke verführen, was der jetzt lebenden Welt kaum noch Spielwerk dünkt. Der gute König, da es ihm an heiterer Ausdauer und Geduld des Verständnisses der Zeitnothwendigkeit fehlt, kurz, da er sich nicht grämen mag, so wird er sich noch viel ärgern müssen. Wir nun sollen uns über ihn freilich nicht ärgern, aber grämen müssen wir uns schon für ihn und für uns. Der König hat sich gegen meine Wenigkeit äußerlich zwar sehr gnädig bezeigt; wofür er mich eigentlich hält, kann ich nicht wissen, aber die Welt und Zeit und ihre Noth und ihr Streben steht allerdings durchaus anders vor meinen Augen, als vor den Augen meines Königs. Wir können viel Wunderliches — wende Gott das Heillose! — erleben, wenn er gegen Millionen Stimmen, auch der mäßigsten und gehorsamsten Unterthanen, den Tauben und Ablehnenden zu spielen fortfährt. Das geht Alles scheinbar so fort, bis einmal wieder eine recht große Noth wie ein Blitz vom Himmel darein schlägt. Die Könige wollen nicht begreifen, daß seit einem halben Jahrhunderte Alles ganz anders geworden ist, als Anno 1770 und 1780.“

Hoffmann von Fallersleben als Irrlicht. In der Mitte der vierziger Jahre genoß Hoffmann von Fallersleben, damals wegen seiner „Unpolitischen Lieder“ als Breslauer Professor abgesetzt und aus mehreren deutschen Bundes-Vaterländern verwiesen, die Gastfreundschaft eines Mecklenburger Gutsbesitzers in Holdorf. Schon Monate hatte er ein beneidenswerthes Leben der Freiheit und des Genusses geführt, als ihm Etwas passirte, das die Erinnerung an diese „schönen Tage von Aranjuez“ ihm besonders tief einprägte. Unseres „unpolitischen“ Dichters liebstes Vergnügen war, in dunklen Nächten im Garten, Parke und Hof zu lustwandeln, wobei ihm natürlich die getreue Cigarre niemals ausging. Für die Tagelöhner und Dienstleute des Gutes gehörte eine solche Passion geradezu zu den unbegreiflichen Dingen, und es ist ihnen nicht zu verargen, wenn sie jedesmal, sobald sie den fremden wunderlichen Herrn seine Nachtwandelung antreten sahen, ihre bedenkliche Frage wiederholten: „Worüm de Kirl woll ümmer in de Nacht rüm spöken deiht?“

Eines Nachts nun, wo Hoffmann vor einem drohenden Gewitter früher als gewöhnlich dem Hause zuschritt, hörte er auf dem Hofe die Worte sagen: „Töff! den Flimmstirn, den griep ick mi!“ vernahm das Geräusch des Herannahens und spürte plötzlich eine so gediegene Ohrfeige, daß ihm Hören und Sehen verging. Schreien war das Erste, was er that, und es geschah erfolgreich genug, um in kurzer Zeit den Herrn sammt allem Hausgesinde um den dichterischen Gast zu versammeln. Mit aller Entrüstung erzählte der schwer Beleidigte das schreckliche Attentat auf sein würdiges Haupt. Der Gutsherr brauste nicht weniger auf und fuhr mit der Frage nach dem Verbrecher unter seine Leute, aber Alles vergebens; alle Anwesenden waren die reine Unschuld, und es blieb der ehrenwerthen Versammlung schließlich nichts übrig, als sich aufzulösen, und zwar, nach dem klugen und ehrlichen Vorgange des Dichters, mit herzlichem Lachen.

Erst am andern Morgen kam die Erklärung des geheimnißvollen Ereignisses und zwar in Gestalt eines Zimmergesellen, der erst Tags vorher in Arbeit auf dem Gute getreten war. Wie glücklich ihm auch die Flucht nach seiner kühnen That gelungen war, so peinigte ihn sein Gewissen doch so, daß er Alles, selbst eine strenge Strafe riskiren wollte, um sein Herzklopfen los zu werden. Und so gestand er dem mit Gutmüthigkeit nach seinem Begehr fragenden Dichter, daß er es gewesen sei, der dem Herrn Professor unversehens den gräulichen Schlag versetzt habe.

„Unversehens?“ rief Hoffmann. „Und warum denn?“

Nun folgte eine Erklärung, welche dem geschlagenen Manne einen förmlichen Lachsturm entlockte. Es herrscht nämlich in Mecklenburg und gewiß auch anderwärts der Aberglaube, daß Derjenige, welcher ein Irrlicht einfange, im Leben immerdar Glück habe. Die Irrlichter heißen dort auch Glimm- oder Flimmsterne. In der leuchtenden und im Munde Hoffmann's auf und ab und hin und her sich bewegenden Cigarre, hinter welcher in der finstern Nacht der Träger derselben nur wie ein Schatten erschien, glaubte der nach Glück lüsterne Zimmermann einen solchen Flimmstern zu erkennen, und so ging er denn auf den Fang aus.

„Aber warum schlugst Du denn so mörderlich zu?“ fragte Hoffmann.

„Ick müßt' den Flimmstirn doch iest dahl slahn, dat ick em griepen kunn.“

„Also so war's gemeint? ‚Dahl slahn‘ — zu Boden schlagen —?“ meinte der Dichter. „Ich danke. Ich bin mit dem Geleisteten zufrieden.“ Damit versöhnte er sich mit dem Manne und entließ ihn mit beruhigtem Gewissen. Aber dem Gutsherrn versicherte er am Schlusse seiner Mittheilung: „Einmal Irrlicht gewesen und nicht wieder!“

Ein öffentlicher Schreiber in Tunis. (Mit Abbildung, S. 213.) Das niedliche Bild fordert zu einem pikanten Text heraus. Aber wir wollen schweigen, wie der Mund des alten Mustapha, der die Geheimnisse der schönen Welt des Orients für wenige Denare zu Papier bringt. Es ist ein schalkhafter Mund, der da dictirt. Glücklicher Mustapha! Was in jungen Tagen Dein Herz höher schlagen machte, der Liebe Lust und Leid, in grauen Haaren siehst du es täglich sich um dich verjüngen — das junge Tunis trägt es täglich in deine Hütte.

Lutherbilder. In Ergänzung unseres heutigen Artikels „Ein Sonntagskind“ möchten wir noch auf das vortreffliche Werk „Lutherbilder auf der Wartburg. Nach den zwölf Originalgemälden von Ferd. Pauwels und Paul Thumann, photographirt von Franz Hanfstängl. Mit Text von Dr. C. Hase“ hinweisen.

Kleiner Briefkasten.

Herrn **Rohrmoser** in **Guatemala**. Ihre Tertia ist eingegangen, und haben wir Valuta dem Denkmale auf dem Niederwalde zugewandt.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die Postabonnenten machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach Beginn des Vierteljahrs aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennige erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennige anstatt 1 Mark 60 Pfennige). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Ein kleines Bild.

Von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

„Ich bitte gleichwohl darum," nahm Arnold wieder das Wort. „Man pflegt eine solche Vorstellung auch dann für schicklich zu halten, wenn bei einer ersten Begegnung kein Theil im Zweifel über den andern sein kann. Jeder gesellschaftliche Verkehr braucht eine formelle Einleitung, und da eine gemeinsame Reise unter allen Umständen häufige Berührungen —"

„Herr Arnold Rose, Kaufmann — meine Tochter Juliette," unterbrach Blanchard vorstellend, um weitere jedenfalls unliebsame Erörterungen abzuschneiden. Das Mädchen verneigte sich flüchtig und nickte gleich wieder den Freundinnen zu. Rose konnte sich von einer nochmaligen Aufnahme des Gespräches keinen Erfolg versprechen. „Wird sich mit der Zeit schon von selbst machen!" tröstete er sich, stieg auf und trieb die Pferde an.

Vater und Tochter waren bald in eifriger Unterhaltung. Beide hatten viel zu fragen und zu erzählen. Alle kleinen Erlebnisse der letzten Wochen wurden ausgetauscht; Juliette hatte zu lachen und zu weinen und wieder zu weinen und zu lachen. Mit zärtlicher Sorge erkundigte sie sich immer wieder nach der Mutter, und des Bruders ungewisses Schicksal schien sie tief zu bekümmern. Dazwischen lief denn eine lebhaft humoristische Schilderung der Confusion im Pensionat bei der Nachricht von der Annäherung des Feindes, wie Demoiselle Tallandier ihre Lockenverrücke in der Eile verkehrt aufgesetzt und Madame Roland in der Küche alle ihre Reeveye verwechselt habe. Es folgten heftige Exclamationen über die Unhöflichkeit des Feindes, alle diese Unruhe über eine friedliche Erziehungsanstalt gebracht zu haben, Klagen über das unglückliche Frankreich, das von seinen Generälen verrathen werde, Ausbrüche des Zornes gegen den Feind, dann wieder Berichte von Siegen, die als ganz zuverlässig gemeldet seien. Blanchard, der sich sonst so gern aus derselben Tonart äußerte, war jetzt auffallend zurückhaltend und still. Erst als das Gespräch die inneren Angelegenheiten des Landes zu berühren anfing, betheiligte er sich lebhafter dabei. Juliette war eine eifrige Republikanerin — wäre sie von Adel, sagte sie, so würde sie Legitimistin sein — er dagegen war Bonapartist gewesen und konnte sich noch immer nicht entschließen, Napoleon ganz aufzugeben. Darüber kamen beide in den muntersten Wortstreit. Arnold glaubte sich jetzt einmischen zu dürfen, wendete sich zurück und warf eine Bemerkung in das Gespräch. Es folgte aber keine Antwort darauf, sondern die Unterhaltung war damit ganz abgebrochen. Juliette zog die Capote tiefer über die Stirn und hielt ihren Pelzmuff vor Mund und Kinn.

Arnold hatte aber doch wieder einen Blick aus ihren wunderbaren Augen erhascht. Seiner Eitelkeit schmeicheln konnte derselbe freilich nicht, es hatte denn die Feindseligkeit, die sich darin aussprach, für eine besondere Art von Theilnahme erachtet werden müssen. Wunderbar waren diese Augen doch, von einem tiefen Graublau und wie in einem feuchten Glanz schwimmend, der alles Licht einzusaugen schien, um es in Blitzfunken auszuströmen. Der sprechende Gesichtsausdruck des Bildes wurde nun begreiflich; seine Anziehungskraft ließ sich gleichsam erklären, denn die Sonne hatte etwas von diesem Sprühfeuer aufgesogen, festgehalten und auf das Papier gepreßt. Nur daß die Wirkung Auge in Auge noch viel anregender, herausfordernder war. Jener Zug von naiver Fremde an sich selbst, der das Bild so reizend machte, ließ sich jetzt nicht bemerken, aber das Bemühen, eine stolz abweisende Haltung anzunehmen, hatte doch etwas fast komisch Gezwungenes und, ganz der Absicht entgegen, gar nicht Imposantes. Arnold, der sich unausgesetzt in Gedanken mit der reizenden Feindin beschäftigte, mußte in sich hinein lachen über ihre patriotischen Schauspielerkünste, die ihn sicher doch ärgern sollten. Er ärgerte sich durchaus nicht, aber er nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit fühlbar zu machen, daß er denn doch nicht nur für den Kutscher der Herrschaften gelten wollte und rücksichtsvollere Behandlung erwartete.

Nachdem die Fahrt unter mancherlei Hindernissen, namentlich durch Streifcorps herbeigeführt, die entweder Auskunft über die feindlichen Stellungen verlangten oder bei der Prüfung der Legitimation der Reisenden vorsichtig waren, mehrere Stunden gedauert hatte, wurde bei einem Wirthshause Station gemacht. Blanchard führte sogleich seine Tochter in's Zimmer und überließ, ohne auch nur ein freundliches Wort zu sagen, Rose die Sorge für Wagen und Pferde. Als Letzterer nach einer Viertelstunde ebenfalls in die Wirthsstube trat, saßen die Beiden bei einem frugalen Mahl an einem kleinen Tische, der so gegen den Kamin vorgeschoben war, daß ein Dritter nicht mehr daran Platz finden konnte. Er merkte die Absicht. Blanchard schien sich zu genieren; er bückte sich tiefer, als nöthig, auf seinen Teller nieder und bearbeitete etwas lärmend mit Messer und Gabel ein Stück Fleisch. Juliette aber wendete das Köpfchen und suchte den näher Tretenden durch einen Blick fernzuhalten, der etwa sagen wollte: wir wünschen allein zu sein, mein Herr. Sie war also die Veranstalterin dieser künstlichen Absonderung und feierte nun ihren Triumph, da er wirklich einen Augenblick in Verlegenheit kam, wie er sich dieser Kriegserklärung gegenüber benehmen solle. Aber ein Rückzug war jetzt gefährlich. „Wir werden an

Digitized by Google

diesem kleinen Tische etwas unbequem zu Dreien essen," sagte er, „aber vielleicht um so gemüthlicher. Heda! Kellner, noch einen Stuhl! Dort an den Kamin — mich friert. Erlauben Sie, Herr Blanchard! Wir rücken den Tisch auf dieser Seite ein wenig ab. Lassen Sie sich deshalb gar nicht stören, mein Fräulein! Ich theile den Raum mit Ihrem Herrn Papa, der schon an meine Nachbarschaft gewöhnt ist. So! Sie haben nur nöthig, Ihren Stuhl ein wenig zu wenden. Was giebt's denn zu essen? Hat der Wirth keine Augen gehabt oder kann er nicht bis drei zählen? Noch ein Glas und eine zweite Flasche! Aber geschwind!" Er trieb den Burschen fort, der so gemessenen Weisungen gegenüber sich nicht zu weigern wagte und mit einem Achselzucken das ihm bei der jungen Dame entschuldigen sollte, bei dem Arrangement half.

Juliette hatte Pelz und Capote abgelegt. Nun erst zeigte sich die sehr zierliche Gestalt, und das hübsche Gesichtchen fand in dem lockigen Haare seine natürliche Einfassung. Es hatte wenig Farbe, und ein Roth seiner blauer Aederchen auf beiden Seiten der Stirn in der Gegend der Schläfen, unter der sehr zarten Haut vorschimmernd, verstärkte den Eindruck nervöser Reizbarkeit, der in diesem Moment schon durch eine merkliche Unthätigkeit des Blickes und durch das Zucken der feinen Lippen, zwischen welchen die kleinen Zähne sichtbar wurden, gegeben war. Arnold faß ihr jetzt gegenüber und benutzte die Gunst, sich mit ihrer ganzen Erscheinung bekannt machen zu können, vielleicht etwas dreister, als sonst für schicklich gegolten hätte. War es nun dieser oder ein anderer Grund — das Mädchen stand plötzlich auf, warf die Serviette auf den Stuhl und entfernte sich nach dem anderen Ende des Zimmers. Sie blieb eine Weile am Fenster, dann vor einigen schlechten Bildern stehen und setzte sich endlich, möglichst dem Kamine abgewendet, auf ein wenig einladendes Sopha unter denselben.

Das gilt dir! dachte Arnold; dieser kleine Eigensinn setzt sein Stück durch, nicht mit mir an einem Tische essen zu wollen. Es ist wie in Polen, wo auch die Frauen unversöhnlicher sind, als die Männer. — Ein Gefühl des Unmuths überkam ihn, wenn er sich fragte, welche Rolle er eigentlich spiele. Die des aufdringlichen Freundes unzweifelhaft; kaum eine andere konnte ihm so widerwärtig sein. Und was nöthige ihn dazu? Nichts, wenn nicht das kleine Bild in seiner Brieftasche, das nun einmal seinen Spuk fortsetzen wollte, wie es ihn aufgefangen hatte. Er steckte wie in einem unsichtbaren Zaubernetze.

„Wir benutzen zusammen einen Wagen, Herr Blanchard," begann er, nachdem er nothdürftig seinen Hunger gestillt hatte, „aber es fehlt uns der Kutscher dazu. Nun habe ich, als der jüngere von beiden, damit angefangen die Leine zu führen. Wäre es nicht Zeit zu wechseln? Ich denke! Kutschiren Sie nun gefälligst bis zur zweiten Station! Ich will mir's unterdessen auf Ihrem bisherigen Platze bequem machen."

Herr Blanchard blickte sehr verwundert zu ihm auf und auch Juliette schien aufmerksam zu werden. „Ich muß gestehen," anwortete er stotternd, „daß ich nicht die mindeste Uebung darin habe, eine Pferdeleine zu führen."

„Auch ich habe die edle Kunst des Rosselenkens weder gelernt, noch geübt," versicherte der junge Mann lachend; „wir sind Beide nur Dilettanten."

„Aber bei meiner Ungeschicklichkeit läuft Juliette Gefahr . . ."

„Nicht die mindeste. Die Thiere sind sehr geduldig. Ich würde sonst der Letzte sein, dieses an sich gewiß sehr billige Abkommen vorzuschlagen."

Herr Blanchard schielte zu seiner Tochter hinüber; er weigerte sich offenbar nur deshalb, weil er ihre Unzufriedenheit voraussetzte. Sie sollte Hindernlang mit dem verhaßten Deutschen zusammen Schulter an Schulter sitzen und ihren Vater Knechtsdienste verrichten sehen. Er konnte sich ganz in ihre Seele versetzen und stotterte neue Entschuldigungen.

Juliette mischte sich ein. „Es steht meinem Vater so wenig an, als mir," sagte sie, „Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, die Sie unausgefordert zu leisten nicht den Willen haben. Gut! wir fügen uns." Sie stand auf und legte wieder Pelz und Capote an. „Deinen Arm, lieber Papa! Promeniren wir vor dem Hause, bis die Pferde ausgeruht sind. Die Luft in diesem Zimmer ist mir zu bedrückt."

Herr Blanchard setzte seufzend seinen Hut auf und folgte ihr. Er sah sehr verdrießlich aus.

Arnold blieb allein im Zimmer. „Der Trotzkopf!" rief er laut. Es blieb ihm nun nichts übrig, als sich mit den Bildern an den Wänden und mit einigen alten Journalen zu unterhalten. bis die Pferde gesattert worden wären. Seine Stimmung schlug um. „Ist es nicht albern," sagte er sich, „daß ich mich um diese Leute bemühe, die ihretwegen nur darauf denken, wie sie mich fern halten können? Diese kleine Französin ist recht niedlich — aber was weiter? Ich beschäftige mich mit ihren Kindereien, als wäre mein Herz dabei betheiligt. Unsinn! Darunter muß ein Strich gemacht werden. Ich gebe das Quartier auf und werfe das Bild in den Kamin — das ist das Gescheidteste, was ich thun kann."

Er ging hinaus und erkundigte sich beim Stallknecht nach den Pferden. Sie hatten gefressen, und die Reise konnte fortgesetzt werden. Blanchard und Juliette spazierten in einiger Entfernung und fanden sich beim Wagen ein, als die Pferde aufgeschirrt waren. Der Kaufmann schien unsicher, ob Rose seine Drohung wegen des Kutschirens ernst gemeint habe, aber dieser benahm ihm bald jeden Zweifel.

„Es wird gut sein," sagte er, „wenn Sie sich zuerst aufsetzen und die Leine fassen. Ich werde dem Fräulein beim Einsteigen behülflich sein."

Blanchard widersprach nicht weiter; er bat nur den Stallknecht, die Pferde so lange zu halten, bis Alles in Ordnung sei.

Rose verneigte sich galant. „Bitte, mein Fräulein!" Er reichte ihr die Hand, und sie mußte sich nun wohl darauf stützen. Aber kaum stand sie im Wagen, so faßte sie ihren Vater um die Schultern, schwang sich mit einer raschen Bewegung über den vorderen Sitz und kam neben ihn zu sitzen. Arnold konnte nun allein hinten Platz nehmen. Er war einen Augenblick ganz verblüfft über diesen neuen und ganz unerwarteten Schachzug, und auch Blanchard schien davon überrascht, denn er machte die etwas unzufriedene klingende Bemerkung, daß man hier zu Zweien hinter der Bagage doch sehr unbequem sitzen werde. Aber das Mädchen, das jetzt ganz vergnügt umschaute, warf einige Gepäckstücke hinter sich in den Wagen und rief muthwillig:

„Steigen Sie ein, mein Herr, steigen Sie ein, sonst fahren wir ohne Sie ab."

Arnold mußte wohl gehorchen.

Es sollte noch verdrießlicher für ihn kommen. Eben als die Pferde sich in Bewegung setzten, nahm Juliette ihrem Vater die Zügel aus der Hand und trieb sie mit denselben zu rascherer Gangart an.

„Theilen wir uns in das Amüsement," sagte sie dabei neckisch; „Du kannst von Zeit zu Zeit die Peitsche schwingen, Papa, wenn unsere Pferdchen das Laufen vergessen."

„Aber so war's nicht gemeint, mein Fräulein," warf Rose ein. „Hätte ich ahnen können, daß Sie . . ." Er stand hinter ihr und faßte nach der Leine.

„Bitte, bemühen Sie sich gar nicht!" wies sie ihn ab, „es macht mir Spaß zu kutschiren."

„Nicht doch, Kind!" äußerte sich nun auch Herr Blanchard; „erlaube mir . . ."

Sie hielt ihn mit der vorgestreckten Schulter ab. „Ich erlaube durchaus nicht. Was sich für meinen Papa nicht schickt, da man's von ihm als eine Pflicht fordert, ist mir wohlanständig, wenn ich mir ein Vergnügen daraus mache. Ich bilde mir ein, in einem eleganten englischen Gig zu sitzen und meinen Papa in's Boulogner Wäldchen spazieren zu fahren. Ist das nicht hübsch? Du kennst doch die Einrichtung eines solchen Fuhrwerkes?"

Herr Blanchard gab ihr nicht die Veranlassung, dieselbe näher auseinanderzusetzen, aber Arnold wußte recht gut, worauf sie anspielte. Es gab da einen Nüchtn für den Bedienten, und er nahm ihn ein. Er hätte nur noch die Arme über der Brust kreuzen dürfen, so wäre der englische Groom fertig gewesen. O, seine kleine Todfeindin fühlte sich als Siegerin und wurde übermüthig in ihrer Laune. Er zündete eine Cigarre an und verpaffte die edle Gabe des guten Onkel Helmbach mit wahrhaft verschwenderischer Eile. „Mag es nun gehen, wie's geht!" dachte er. „Ich kümmere mich nicht weiter darum."

Juliette war jetzt die Muntterkeit selbst; sie lachte und scherzte mit ihrem Nachbar, commandirte die Peitsche in seiner Hand und trieb beim Kutschiren allerhand Possen, die bei so

Digitized by Google

gutmüthigen Thieren und auf der breiten ebenen Landstraße ganz ungefährlich waren. Hin und wieder fiel eine Aeußerung, die Arnold als eine neckische Herausforderung hätte auffassen können, in diesen Ton einzustimmen, und es schien sie dann zu ärgern, daß er nun beharrlich schwieg.

Nach einer Stunde aber wurde die Unterhaltung matter und matter. „Gieb mir die Leine," sagte Blanchard. „Deine Hände ermüden."

Doch das ließ nun der Eigensinn noch nicht zu. „O, gar nicht," antwortete sie, aber keineswegs mit überzeugender Munterkeit, sondern schon recht abgespannt und wie gebrochen.

„Wir sind gewiß nicht mehr weit von der Station."

Das war, wie Arnold wußte, ein Irrthum. Aber er schwieg auch jetzt; er that so, als ob der Wagen hinten ganz leer sei. Wollte er Juliette an seine Gegenwart erinnern, so konnte er kein wirksameres Mittel wählen. Es dauerte denn auch nicht lange, so wandte sie sich halb zurück und sagte ohne den bisherigen spitzen Accent:

„Können Sie uns vielleicht Auskunft geben, mein Herr, ob es noch weit bis zur Station ist?"

„Eine ziemliche Strecke," antwortete er, ohne sich zu rühren.

„Der Weg ist entsetzlich langweilig," bemerkte sie zu Blanchard, der schläfrig nickte, und dann wieder so weit zurückgewendet, daß für Arnold das ganze Profil des zierlichen Gesichtchens bemerklich wurde: „Sind Sie denn auch sicher, mein Herr, daß wir den richtigen Weg einhalten?"

„Es ist derselbe, auf dem wir die Hinfahrt gemacht haben," antwortete der Gefragte in gezwungen gleichgültigem Ton. Das Profil war allerliebst.

Wieder eine Pause.

„Aber es dämmert schon."

Es dämmerte wirklich schon recht merklich. Der Himmel war grau bezogen, und der röthliche Streifen ganz unten am Horizont zeigte an, daß die Sonne untergegangen sei. Nach einer halben Stunde etwa gelangte man an eine Brücke. Der gemauerte Bogen war von Freund oder Feind gesprengt und dann nothdürftig mit Steinen und Holz ausgebessert worden. Auch der Weg wurde hier sehr schlecht, da augenscheinlich quer durch die Chaussee breite und tiefe Gräben gezogen waren, die man dann nur in der Mitte ziemlich lose einschüttete, um einen dammartigen Uebergang zu gewinnen. Es war inzwischen so dunkel geworden, daß man auf weitere Entfernung nur mit einiger Mühe die Unebenheiten der Straße erkennen konnte.

„Vorsichtig, mein Fräulein, vorsichtig!" rief Rose.

„Der Weg wird schwierig," bemerkte Herr Blanchard, ängstlich zur Seite über das tief in das lose Erdreich einsinkende und sich dann wieder rasch hebende Rad hinabsehend.

„Doch einmal eine kleine Abwechselung," entgegnete die junge Dame, die Pferde mit dem Zügel antreibend.

Das Rad ging über einen Stein weg und Herr Blanchard machte auf dem Sitze eine hüpfende Bewegung. „Sollten wir nicht doch lieber Herrn Rose bitten . . ."

„Warum denn? Ich lenke schon zur Seite."

„Steigen Sie ab, mein Fräulein!" bat Rose, „es geht so nicht weiter."

„Wir sind gleich wieder auf festem Boden."

In diesem Momente sank das Vorderrad neben ihr wie in ein tiefes Loch. Arnold stand auf und nahm Blanchard die Peitsche aus der Hand. „Sie werfen um, mein Fräulein," rief er.

Juliette lachte. „Sind Sie so furchtsam?" Sie riß dabei am Zügel und suchte die Pferde zu einer scharfen Wendung zu vermögen. Das eine stand hoch, das andere tief; die herumschwankende Deichsel schlug das untere gegen den Kopf und zwang es zu einem scheuen Ausweichen.

Rose dengte sich schnell über und griff nach der Leine. „Geben Sie, mein Fräulein, geben Sie!" sagte er hastig. Sie suchte sich ihm zu entziehen und lenkte dabei unwillkürlich noch mehr nach der gefahrvollen Seite. Nun glitt auch das Hinterrad die Böschung hinab; Herr Blanchard sprang mit einem raschen Satze hinaus. Dabei verlor der Wagen nun ganz das Gleichgewicht, kam in's Kippen und überschlug sich. Arnold hatte nur noch gerade Zeit, das Fräulein vom Strohsitze zurückzureißen und in eine weniger gefährliche Lage zu bringen. Was in den nächsten Secunden geschah, wußte er nicht.

Als er sich wieder aufraffte, fühlte er einen heftigen Schmerz am Knöchel wie von einem Schlage. Er sank mit den Füßen in eine schlammige Masse, aus der mehrere große Steine hervorragten. Der Wagen lag völlig umgekehrt im Graben nicht weit von ihm. Ein wenig oberhalb bemühte sich Blanchard, seine Tochter aufzurichten. „Hast Du Dich beschädigt, mein Engelskind?" hörte er ihn wiederholt fragen. Juliette gab keine Antwort. Eine furchtbare Angst überkam ihn; er nahm alle seine Kraft zusammen, sich aufrecht zu stellen und die Böschung hinaufzuklettern.

„Wie geht's dem Fräulein?" fragte er besorgt. „Mein Gott! Doch kein größeres Unglück?"

Seine Stimme brachte Juliette wieder ganz zu sich. „Ich glaube nicht," sagte sie matt; „nur der rechte Fuß scheint ein wenig verstaucht zu sein — ich fiel gerade unter den Wagen. Sind Sie verletzt? . . . Ich würde es sehr bedauern, wenn meine Ungeschicklichkeit —"

„Sprechen wir nicht davon!" fiel Arnold ein, dem diese freundliche Zusprache das beste Wundpflaster war. „Die Hauptsache ist, daß wir uns möglichst bald in reisefähigen Stand setzen. Kommen Sie, Herr Blanchard! Helfen Sie mir den Wagen untersuchen und aufrichten!"

„Verlangen Sie nichts Unmögliches von mir!" repplicirte derselbe mit sehr dünner Stimme. „Mir zittert jedes Glied von dem Schrecke. Welche Gefahr —! Nicht für mich, mein Herr, das war das Wenigste; aber für meine einzige Tochter — Juliette hätte von dem schweren Wagen erdrückt werden können! O, wenn ihre Mutter wüßte . . ."

„Wir werden noch Zeit genug haben, alle möglichen Folgen dieses bösen Sturzes durchzusprechen," unterbrach der junge Mann. „Declamiren wir jetzt nicht, handeln wir! Schwerlich werden Sie die Nacht unter freiem Himmel zubringen wollen. Folgen Sie mir!"

Er stellte sich seitwärts gegen die Böschung und ließ sich mit dem losen Erdreiche in den schlammigen Graben hinabgleiten. Aber Blanchard rührte sich nicht. „Hierher, mein Kind, hierher!" rief er ängstlich. „Setze Dich auf diesen Stein! Dein Fuß ist verletzt . . . o, o, o! Schone ihn! So! Ich bleibe bei Dir — es ist ja meine Pflicht. Herr Rose wird die Güte haben, den Wagen wieder auf den Damm zu bringen. Nicht wahr, Herr Rose? In Deinem ganzen Leben nimmst Du nicht wieder eine Leine in die Hand. Nun — wie steht's, Herr Rose?"

Arnold, der nicht mehr auf Beistand rechnete, stand mit den Füßen bis über die Knöchel im Schlamme, strängte die Pferde ab und versuchte mit Aufbietung aller Kräfte, den Wagen aufzurichten. Kaum aber hatte er ihn ein wenig gehoben, so daß die Last auf die Räder zu drücken anfing, als ein Knistern und Krachen des Holzes ihn belehrte, daß eines derselben gebrochen sein müsse. Bald überzeugte er sich von der Richtigkeit dieser sehr unerfreulichen Wahrnehmung. „Das Hinterrad total zertrümmert!" rief er hinauf. „Es ist nicht daran zu denken, den Wagen wieder fahrbar zu machen. Das Vernünftigste ist, wir lassen ihn liegen, wie er liegt."

„Aber was soll aus uns werden?" fragte der Kaufmann besorgt.

„Wir gehen zu Fuß, Papa," meinte Juliette. „Es ist mir nur leid um mein Gepäck, das da im Graben liegen bleiben muß."

Herr Blanchard knurrte etwas von „ungewohnten Strapazen, weiter Entfernung, vorgerückten Jahren, zitternden Knieen", wagte aber keine laute Opposition zu erheben. „Dieße sich nur wenigstens meine kleine Handtasche auffinden," sprach das Mädchen, laut genug, um auch unten im Graben verstanden werden zu können. „Es ist darin das Album, in das alle meine Freundinnen sich eingeschrieben haben; es sollte mir bis an mein Lebensende ein theures Andenken sein." Sie stand auf, stützte sich mit der Hand auf den Stein und prüfte mit dem Fuße die Festigkeit des Gerölles. „Haben Sie da unten sicheren Grund?" fragte sie zögernd, denn der Fuß schmerzte heftig; „ich möchte die Tasche suchen."

„Bemühen Sie sich nicht, mein Fräulein!" bat Rose, der wieder ganz Mildherzigkeit war; „es ist völlig genug, wenn ich mir die Stiefel voll Wasser schöpfe. Hier ist die kleine Tasche schon, leicht genug trotz aller der schweren Abschiedsseufzer in Versen und Prosa, mit denen das Album belastet ist. Geben Sie Acht! Ich werfe sie Ihnen zu."

Digitized by Google

„O, Dank, besten Dank! Wenn Sie nur noch das kleine Flacon finden könnten, das sich mir vom Bande losgerissen hat! Es ist ein Geschenk von der guten Tallandier, meiner theuren Lehrerin, und ich verliere es ungern. Ach! wenn ich mir nur nicht den Fuß verstaucht hätte . . .“

Rose versicherte, daß er's schon gefunden und eingesteckt habe. „Nichts lassen wir zurück,“ fuhr er fort, „als den zerbrochenen Wagen und das Stroh darauf. Wir haben ja die beiden Pferde. Mit der Leine, die nicht mehr gebraucht wird, befestigen wir das Gepäck auf ihren Rücken. Wie viel Stücke hatten Sie mit?“

Juliette zählte und beschrieb. Blanchard fing sich nun doch an zu schämen, so unthätig dazusitzen; er ließ sich die halbe Böschung hinabgleiten, nahm von Arnold die Sachen in Empfang und reichte sie seiner Tochter hinauf. „Es sieht nichts mehr,“ bestätigte dieselbe endlich, „aber an einer von den Kisten ist der Deckel eingedrückt, und der Handkoffer scheint sehr naß geworden zu sein. Wenn nur das hübsche blauseidene Kleid verschont geblieben ist, das Mama mir zum letzten Geburtstage geschenkt hat!“

Arnold trieb die Pferde den Damm hinauf; die Sachen wurden geschickt aufgepackt und befestigt. Er nahm die Zügel in die Hand und commandirte den Aufbruch. „Wir haben noch eine gute Stunde bis zum Wirthshause,“ sagte er, zu raschem Ausschreiten auffordernd, „und die Nacht überfällt uns.“

Juliette hatte sich auf ihres Vaters Arm gestützt und bemühte sich, mit dem Führer Schritt zu halten. Anfangs zog sie den verletzten Fuß nur ein wenig nach, bald aber hinkte sie bedenklich und ließ ihre Last den kleinen Mann, ihren Vater, so empfindlich fühlen, daß dieser stöhnend den Vorschlag machte, den Arm zu wechseln. „Ich brauche aber gerade auf dieser Seite eine Stütze,“ versicherte das Mädchen weinerlich, „weiter, weiter, Papa!“

Blanchard fügte sich seufzend; aber schon nach wenigen Minuten blieb er wieder stehen. „Es geht so nicht, Kind,“ versicherte er. „Beim besten Willen —! Ich nehme gewiß auf mich keine Rücksicht, aber mein eigener leidender Zustand . . .“

Arnold wurde aufmerksam. „Wollen Sie ausruhen?“ fragte er.

„O, es wird dann nur schlimmer,“ entgegnete die Französin. „Nein, nein! eilen wir, unter Dach zu kommen.“

„Ja, eilen — eilen!“ murrte der Papa; „ich kann Dich doch unmöglich tragen, Kind. Wenn Sie vielleicht mit mir tauschen wollen, Herr Rose . . .? Ich könnte ja die Pferde führen, und Sie gestatten gütigst meiner Tochter —“

„Auf keinen Fall, Papa!“ warf Juliette ein. „Ich will lieber hier auf der Landstraße den Morgen erwarten, als Herrn Rose bemühen . . .“

„Aber das sind ja Thorheiten,“ ließ sich Herr Blanchard in seinem Aerger etwas ungalant vernehmen. „Zu der Noth, Kind — und Herr Rose verdient wirklich nicht, so unfreundlich —“

Er unterbrach sich selbst, als fürchtete er, doch zu viel zu sagen. Arnold hatte auch genug gehört. „Ich darf Ihnen meinen Arm nicht anbieten, mein Fräulein,“ sagte er ziemlich kühl. „Aber wie wär's, wenn Sie sich entschließen könnten, eine unserer beiden Rosinanten zu besteigen? Unbequem freilich wird der Ritt sein, aber Sie schonen wenigstens den Fuß.“

Er wartete eine Antwort nicht ab, sondern räumte von dem einen Gaule das Gepäck fort, legte die wollenen Decken zusammen, die vorher auf den Strohbündeln gelegen hatten, und versuchte eine Art von Sattel herzustellen, der einigermaßen gegen den Druck des weit vorstehenden Rückgrates schützen konnte. Er hielt dann seine Hand hin, indem er sich bückte. „Benutzen Sie diesen lebendigen Steigbügel, mein Fräulein!“ bat er; „es wird Ihr Gewissen sicher nicht beschweren, einen Feind mit Füßen zu treten.“

Sie zögerte ein Weilchen und schaute wie nach einer anderen Hülfe um. Aber es gab sonst kein Mittel, auf das Pferd zu gelangen, da nicht einmal ein großer Stein in der Nähe war. „Ich bin gar nicht so boshaft,“ sagte sie dann, stützte sich auf seine Schulter und setzte die Fußspitze wirklich auf seine Hand. Mit einem raschen Schwunge saß sie quer auf dem Gaul und suchte sich's auf demselben möglichst bequem zu machen, ohne sogleich die Hand von Arnold's Schulter fortzuziehen. „Vortrefflich!“ rief sie, „ich danke Ihnen recht sehr für den klugen Einfall. Hilft Du mir nun Deine Hand reichen, Papa? Ich werde mich allein auf dem losen Sattel nicht halten können.“ Herr Blanchard sprang zu und löste Rose ab. Der kleine Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Eine halbe Stunde ging's rasch vorwärts. Dann fing Herr Blanchard wieder sehr verdächtig zu seufzen und zu stöhnen an. Der Braune, auf dem Juliette saß, hatte einen harten und stoßenden Schritt. Die Decken lagen nicht fest; der Fuß fand keine Stütze: so wurde der Ritt sehr ermüdend, und Herr Blanchard fühlte bald seine hochausgestreckte Hand noch mehr belastet, als vorhin seinen Arm.

„Möchtest Du nicht einmal in die Wahne sitzen?“ fragte er verzweifelt. „Es ist nur, daß ich ein wenig ausruhe.“

„Ich sitze wie auf einer Stange,“ entgegnete sie, „und kann nicht balanciren, wenn ich mich bücke. Laß' nur — das Sitzen wird mir so wenigstens erträglich.“

„Ja — aber ich halt's nicht länger aus,“ versicherte er und ließ die Hand sinken. Arnold gab seinen Platz vor den Pferden auf und eilte zum Beistand herbei. Ohne weiter zu fragen, reichte er Blanchard den Zügel und faßte kräftig des Fräuleins Hand.

Sie widerstrebte jetzt nicht weiter, weder mit Worten, noch durch die That, sondern ließ geschehen, was sie in ihrer Lage nicht glaubte ändern zu können. Zwar bemühte sie sich anfangs, seine Hülfe nur so weit in Anspruch zu nehmen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren: bald aber gab sie auch diese Reserve auf und stützte sich bei jeder Hebung des Pferdes auf seinen Arm wie auf einen festen Stab. Die Kraft, die er ihrem Druck entgegensetzte, gab ihr ein angenehmes Gefühl der Sicherheit und so fing sie denn auch wieder mit ihrem Vater ganz lustig zu plaudern an. Rose betheiligte sich nicht bei dem Gespräch; es war ihm eine ganz eigene Empfindung, die kleine warme Hand des reizenden Mädchens in der seinigen zu fühlen, das sich so viel ausgesuchte Mühe gab, ihm feindlich zu begegnen, und an das er sich doch mit immer festeren Banden gefesselt wußte.

Jetzt wurde bei einer Biegung des Weges in der Ferne ein Licht bemerkbar. „Da!“ rief Juliette. „Wir sind am Ziel.“

„Es ist das alleinstehende Haus an der Landstraße,“ bemerkte Rose, „in dem sich allerdings eine Wirthschaft befindet. Bis zum Städtchen ist's von da noch eine Viertelstunde, und ich möchte des bequemeren Nachtquartiers wegen rathen —“

„Nein, nein!“ unterbrach das Mädchen eifrig, „wir kehren hier ein. Das bequemste Nachtquartier ist jedenfalls das nächste.“

Gleich darauf durchschnitt die Straße ein niedriges Gehölz. Schon nach wenigen Schritten tönte ihnen aus demselben ein barsches „Qui vive?“ entgegen. Blanchard blieb sogleich stehen und hielt die Pferde zurück. Vom Graben her tauchte eine Gestalt auf und näherte sich den Reisenden. Es war ein Mann in blauer Bluse; ein breitkrämpiger Filzhut deckte das Gesicht und ein Gewehr in seiner Hand weckte wenig Vertrauen. Eine zweite Gestalt folgte und stellte sich mitten auf den Weg nicht weit vor den Pferden.

„Was soll das?“ fragte Rose ziemlich unwillig, „sind wir hier unter Räubern . . .“

Er fühlte einen schnellen Druck der kleinen Hand und begriff sogleich, daß er ihm Schweigen gebieten sollte. Blanchard gab mit etwas stotternder Stimme Auskunft über das Woher und Wohin, und Juliette vervollständigte mit größerer Geläufigkeit seine Angaben.

„Und der Herr da?“

„Unser Begleiter, lieber Freund.“

„Ein Prüfiren —!“

„Allerdings, aber kein Soldat.“

„Sondern —?“

„Ein Krankenpfleger. Die Binde mit dem rothen Kreuz —“

„Kann jeder Spion anlegen.“

„Mein Herr —“ fiel Rose aufgebracht ein.

„Schweigt!“ rief der Blousenmann, und ein sanfter Händedruck belehrte ihn, daß er gehorchen solle.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Liebling der Wiener.

Friederike Goßmann.
Nach einer Photographie.

Sie schuf ein Gott in schaffensfroher Stunde
Und sah sie an und freute sich der That;
So wohl war ihm seit Langem nicht gelungen
Ein Menschenbild — so ganz aus einem Guß.
Mild lächelnd fügte er sie auf die Sitten
Und schickt' sein Meisterwerkchen in die Welt.
Dann aber nahm die Form er und zerschlug sie:
Für alle Tage schuf er Solches nicht.
Seht euch sie wohl an und seid gut mit ihr!
's giebt keine Rud're, denn die Form ist hin —
Nur sie ist da, und keine zweite Goß mann.

Ich bitte um Entschuldigung für diese Jamben; meine Vergangenheit ist in poetischer Beziehung unbescholten, und es wird mir Niemand vorwerfen können, daß ich schon früher öfter Verse begangen hätte. Ich darf also auf mildernde Umstände plaidiren, und schließlich — diesmal konnte ich wirklich nichts dafür. Denken Sie sich in meine Lage! Ich setze mich nieder, um über die Goßmann zu schreiben, über Friederike Goßmann, die ja selber ein wandelndes Gedicht ist, die in neuester Zeit selber Gedichte edirt: ist es da zu verwundern, wenn Einem fast unwillkürlich ein Gedicht aus der Feder fließt? Dumme Streiche haben in der Regel keine Berechtigung für sich, allein der Goßmann gegenüber — und wie leicht geschehen sie da! — erhalten sie eine gewisse poetische Verklärung; die begeisterten Studenten in Stuttgart spannen ihr die Pferde aus und zieh selbst vor ihren Wagen, und mir passiren einige fünffüßige Jamben.

So wäre sie denn wieder vor die Oeffentlichkeit hinausgetreten, nachdem sie sich für einige Zeit von der Welt, das ist von dem Schauplatze ihrer Triumphe zurückgezogen hatte. Wir begegneten ihr zunächst auf einem Gebiete, welches sie, einen

ganz kleinen Ausnahmefall abgerechnet, früher noch nicht betreten hatte — auf dem der Literatur.

Die uns vorliegenden „Rosenlieder, gesammelt von Gräfin Prokesch Osten (Friederike Goßmann)" sind ein schönes Zeugniß dafür, wie die gefeierte Künstlerin auch in ihrer Zurückgezogenheit es versteht, ihr eigenes Dasein zu einem harmonischen Kunstwerke zu gestalten. Von der Sappho und Anakreon an bis herab auf die Sänger unserer Tage ist jeder Poet vertreten, der das Lob der Rose gesungen hat. Sie sind nicht gleichwerthig, die Dichter; Goethe kommt vor, und neben ihm begegnen wir Dichtern von gestern, fehlt doch der harmlose Wiener Poet nicht, der Besitzer vieler ihm „huntafrei verliehener Orden". Eingeleitet wird die Sammlung durch ein artiges Sonett der Herausgeberin. Die Idee, eine solche Anthologie zu veranstalten, eine Blumenlese, die sich nur an die Blume der Blumen, an die Rose hält, ist eine glückliche. Spielt doch die Rose auch ihre Rolle in dem Gastmahle des göttlichen Platon, und nach der Liebe und nach der Rede ist doch sicherlich von jeher die Rose das liebste Kleinod aller Poeten gewesen.

Doch bald zeigte sie sich auch zur Freude des Wiener Publicums in ihrem eigentlichen Wirkungskreise, sie erschien einige Male auf den Wiener Bühnen, und zwar einmal als Lorle in „Dorf und Stadt" im Theater an der Wien und zweimal als „Grille" im Stadttheater. Der Ertrag des „Lorle" fiel der Franz-Josephstiftung, der der „Grille" einmal der Concordia, das andere Mal dem „Frauen-Erwerbverein" zu. Der Jubel, mit dem sie empfangen wurde, der ihren Leistungen folgte, sprach es einmüthiger und deutlicher aus, als es hundert Recensionen vermöchten: sie ist die Alte, will sagen: sie ist jung geblieben; sie ist heute noch, was sie zeitlebens war — ein wahres Kind. Schopenhauer macht in seiner genialen Abhandlung über das Genie die tiefsinnige Bemerkung, daß das Genie immer etwas, und meist sehr viel, vom Kinde an sich habe, und in der That läßt sich die Kindlichkeit des Charakters bei fast allen Genies nachweisen. Hier haben wir einmal den eigenthümlichen Fall, daß die Kindlichkeit an sich selbst als Genie in die Erscheinung tritt. Was ist das doch für ein merkwürdiges Menschenkind, die kleine Goßmann! Sie ist nicht mehr und nicht weniger, als ein Kind; das ist ihr Genie, und das ist das Entzücken der Welt. Wenn sie fröhlich in die Händchen klatscht, so lacht auch dem Zuschauer das Herz im Leibe. Wer hat sich nicht, wenn er als Kind ein großes Unglück auf der Bühne sich abspielen sah, in der Angst, die hervorbrechenden Thränen nicht mehr zurückhalten zu können, mit dem scharfsinnigen Sophismus zu trösten versucht: „es ist ja doch nicht wahr, was da oben vorgeht; es ist nur ein Schauspiel"? Die Geschichte kehrt sich um, wenn die Goßmann spielt. Hat ihr in einem Stücke irgend ein nichtswürdiger Bösewicht eine Kränkung zugefügt, so daß sie recht von Herzen unglücklich werden muß, dann möchte man zunächst allerdings vor allem Anderen erst den Schurken in der Luft zerreißen, der ihr etwas gethan hat. Da aber das doch nicht gleich durch Zuführen ist, so muß man an sich halten, um ihr nicht zu sagen, was wir uns als Kinder selber gesagt haben: „Es ist ja doch nicht wahr; aber Kind, liebes, gutes Kind, so sei doch nicht gleich so erschrecklich traurig! In einer Stunde ist Alles vorbei, und du wirst sehen, daß du dann doch wieder glücklich sein wirst. Sie glaubt es nicht. Aber ich schwöre, daß in einer Stunde Alles wieder gut ist; geh', weine doch nicht so herzbrechend, sonst — meiner Seele, muß ich mitweinen. Ich greife nach dem Taschentuche. Da hast du's; ich habe es gleich gesagt." —

Ich weiß nicht, ob mich eine der freundlichen Leserinnen auslachen wird: thut sie es, so hat sie sicher die Goßmann nicht gesehen. Die Goßmann ist naiv, und so wahr und so echt in ihrer Naivetät, daß sie diese auch ihrem Auditorium mittheilt, daß ihr gegenüber wieder lernt, was es nur zu schnell vergißt — naiv zu genießen. Der naive Genuß ist der reinste, und darum sind wir Dem so dankbar, der uns einen solchen ermöglicht. Der so wünschenswerthe stille geistige Rapport zwischen der Bühne und dem Zuschauerraume ist sofort hergestellt, wenn Friederike Goßmann die Bühne betritt; sie erweckt sogleich auch Sympathien für ihre Person, und wer sie gesehen hat, ist ihr auch persönlich zugethan. Man muß ihr gut sein, wenn man sie kennt, und man kennt sie, wenn man sie spielen gesehen hat. Sie ist, wie sie spielt, und sie spielt, wie sie ist. Das ist keine große Kunst, aber kann sie etwas dafür, wenn der liebe Gott sie gleich als fertiges Kunstwerkchen in die Welt hinein gestellt hat? Und wenn es keine Kunst ist, so soll es ihr doch Eine nachmachen.

Bei Schauspielerinnen pflegt man oft die Frau und die Künstlerin zu trennen, und da sie sehr exponirte Stellungen im Leben einnehmen, so ist es bei ihnen leichter möglich, nach der einen oder andern Seite hin Blößen zu entdecken, als bei Frauen, deren Wirkungskreis nicht über ihre jeweilige Familie hinausreicht. Solche Entdeckungen werden dann ebensowenig geheim gehalten, wie das Lob, das ihnen gespendet wird. Friederike Goßmann, ein rechtes „Kind des Glückes", hat von der Oeffentlichkeit, die, wie Helios, alles Irdische bescheint, niemals zu leiden gehabt. In vielen hundert Recensionen, die ich über sie gelesen habe, habe ich nicht ein mißgünstiges und absprechendes Wort über die Künstlerin gefunden, und nie hat sich die üble Nachrede, somit so geschäftig aller der Oeffentlichkeit wirkenden Personen gegenüber, auch nur mit einer Silbe an die Frau herangewagt. Immer haben es Alle herausgefühlt, daß diese bezaubernde Seelenreinheit des Spiels nicht aus unlauteren Herzen sprießen könne, daß es hier nicht möglich sei, nur an eingelernte Schauspielerkünsteln zu denken, sondern daß man es hier nur mit den Spiegelungen und dem schimmernden Farbenspiele einer diamantklaren Seele zu thun habe, einer Seele, die sich ihrer herzgewinnenden Naivetät so wenig bewußt sei, wie eben der Diamant seines blitzenden Feuerspiels.

Ihre gefeierte Lehrerin, die königlich baierische Hofschauspielerin Frau Constanze Dahn, hatte unter so bewandten Umständen eine wenig mühevolle und, wie die Folge gelehrt hat, sehr dankbare Aufgabe gestellt bekommen, als sich die kleine Friederike mit ihrem munteren Naturell an sie mit der Bitte wandte, sie doch für die Bühne auszubilden. Friederikens Vater, der Gymnasialprofessor Johann Baptist Goßmann, war nach seiner Uebersiedelung von Würzburg, der Geburtsstadt Friederikens, nach München in letzterer Stadt noch nicht einmal recht warm geworden, als sein Töchterlein schon an der Seite der berühmten Lehrmeisterin ihr erstes Debüt als Leonie im „Damenkrieg" feierte. Kaum flügge geworden, wagte sie auch schon einen selbstständigen Flug und nahm ein einjähriges Engagement in Königsberg an.

Nach mehreren Engagements an kleinen Bühnen und zahlreichen Triumphen ging sie nach Berlin, wo sie, in stiller Zurückgezogenheit lebend, in nähere persönliche Beziehungen zur Birch-Pfeiffer trat. Diese erkannte die große Begabung der jungen Kunstnovize, und daß sie ihr die Anregung zu mancher literarischer Production geboten hat, ist weltbekannt. Die „Grille" war es vornehmlich, durch welche die oft hart und mit Unrecht angegriffene Nachdichterin wenigstens das Eine unumstößlich dar that, daß sie im Stande sei, Jemandem eine ganz vorzügliche Rolle auf den Leib zu schreiben. Nach einem einjährigen, ruhmvollen Engagement in Hamburg erhielt Friederike Goßmann einen Ruf an das Wiener Hofburgtheater. Wie glücklich sie dieser Antrag machte, mag aus folgenden Worten erhellen, die sie bei jenem Anlaß einem Briefe beifügte: „Theilen Sie mit mir meine unaussprechliche Wonne, die mich förmlich berauscht, und jubeln Sie mit mir! Ich erhielt heute einen Antrag an's Hofburgtheater. So hätte ich denn mit siebenzehn Jahren ein Ziel erreicht, das Andern oft in ihrem ganzen Leben nicht geboten wird."

Es erhellt aus dem Jubel der citirten Worte, daß Friederike mit einer wahren Divinationsgabe von vornherein herausgefühlt hat, daß in Wien das Klima wehe, welches erst die Victoria-Regia-Blüthe ihres Ruhmes zum Platzen bringen werde. Sie hatte recht gehabt. Sie trat auf. Das Publicum kam, sah und ward besiegt. Das treue, fröhliche Herz des deutschen Kindes hatte sich im Fluge alle Herzen gewonnen: Friederike wurde der vergötterte Liebling von Jung und Alt. Kamen Freude nach Wien, so erkundigten sie sich, wann die Goßmann auftreten werde, um erst nach erhaltener Auskunft die Dauer ihres Aufenthaltes zu bestimmen; ihr zu Ehren wurden Vereine gebildet, und selbst die höchsten Beweise unbestrittener Popularität wurden ihr nicht vorenthalten: Es wurden Seifen, Pomaden, Sonnenschirme, Hüte, Frisuren und Kleider auf ihren Namen getauft. Einmal hat sie ihre Popularität benutzt, um Capital aus derselben zu schlagen, doch nicht für sich. Jedes Kind in Wien kennt die Mehlmesser-

Digitized by Google

geschichte. Eine arme Mehlverkäuferin aus der Vorstadt Mariahilf war in harte Bedrängniß gerathen und wandte sich an ihrer Noth an die Goßmann. Was ihr diese aus eigenen Mitteln hätte geben können, wäre nicht genug gewesen. Da mußte gründlich gehofft werden, und es wurde gehofft. Friederike machte sich auf und verkaufte selbst das Mehl in dem Laden der Frau vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Man kann sich denken, wie groß das Gedränge im Laden war, und wie die Dukaten der armen Frau nur so zuflogen. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht durch die Stadt verbreitet, daß die Goßmann Mehl verkaufe, und der Andrang wurde schließlich so stark, daß die löbliche Polizei sich in's Mittel legen zu müssen glaubte und den Gewerbetreiben der merkwürdigen Mehlmesserin setzen wollte, wodurch sich übrigens die eifrige Verkäuferin durchaus nicht beirren ließ, vielmehr ließ sie es darauf ankommen, daß man ihr später, wenn sie ihr Werk vollendet haben würde, den Proceß mache.

Bei all ihren Erfolgen blieb Friederike Goßmann doch immer bescheiden in ihrem Wirkungskreise und sie war, wie beim Publicum, so auch bei ihren Berufsgenossen und -genossinnen, der Liebling. Mit besonderer Verehrung sah sie zu der großen Tragödin Julie Rettich empor, und ueben dieser nannte sie sich selbst immer nur das Radieschen des Burgtheaters. Halm soll — nebenbei bemerkt — eigens für dieses Radieschen sein „Wildfeuer" geschrieben haben.

Sie war noch keine zwei Jahre am Burgtheater engagirt, als sie ihren jetzigen Gemahl, den Grafen Anton Profesch-Osten, damals Officier, auf einem Balle kennen lernte. Ihre Herzen fanden sich gleich, und es war zwischen ihnen bald ausgemachte Sache, daß sie sich angehören sollten für's ganze Leben. Mit Bezug auf dieses Bündniß erzählt man sich in Wien ein Geschichtchen, das ich hier reproduciren will, weil es mir, mag es sich nun buchstäblich zugetragen haben oder nicht, charakteristisch zu sein scheint für die betheiligten Personen.

Eines Tages überbringt ein „guter" Freund der Künstlerin die Nachricht, daß der Vater ihres Auserkorenen seinem Sohne diese Heirath verboten habe. Kaum hatte sich aber der Freund empfohlen, als ihr der alte Graf selbst in den Wurf kam, und aufgeregt von dem Gehörten, richtet sie die directe Frage an ihn, ob es wahr sei, was man ihr hinterbracht habe. Der Graf, der als Diplomat — er war Botschafter in der Türkei — sich schon in mancher schwierigen Lage befunden hatte, der in der Schlacht von Waterloo wacker Stand gehalten hatte, er fühlte sich in so schiefer Situation, wie vielleicht noch nie. Allein ein Blick in die Augen des geängsteten Kindes, dem nun sein Lebensglück bange war, gab ihm seine Haltung wieder, und er antwortete, selbst bezaubert von der kleinen Fragestellerin, die solcherweis ihr Schicksal selbst in die Hand genommen hatte: „Allerdings habe ich es meinem Sohne verboten, allein wenn ich mein Sohn bin, so habe ich Verstand genug, meinem Vater unter gar keiner Bedingung zu gehorchen." — Ich bin selbst zu wenig Graf und zu wenig bejahrter Vater eines heirathslustigen Husarenofficiers, um ein competentes Urtheil über diese Geschichte zu fällen, allein ich denke, daß sie Jeden, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, wohlthuend berühren muß. Derartige kecke Gefühlsäußerungen, wie sie sonst wohl auffällig erscheinen würden, finden ihre Begründung in der durchaus naiven und kindlichen Charakteranlage der Goßmann; hat sie doch einmal in Königsberg auf offener Bühne bitterlich geweint, weil das Theater leer war, und sie konnte damals erst weiter spielen, nachdem sie sich rechtschaffen ausgeweint hatte. Dann aber spielte sie wieder mit prüfendem Humor, mit ungezügelter Schelmerei und rührender Gefühlswärme.

Wir sind bald am Ende unserer Skizze, und so dürfte es sich geziemen, hier einige Rollen aus dem reichen Repertoire der Künstlerin namhaft zu machen, durch welche sie ihre vornehmsten Triumphe feierte. Viele von den Stücken, die sie getragen hat, haben nur wenig künstlerische Bedeutung, und wenn doch Leben und Farbe in sie kam, so war es oft nur dem glücklichen Naturell und dem Spiele der Goßmann zu danken. Wir nennen an erster Stelle natürlich „Die Grille", dann die Julien in „Sie schreibt an sich selbst" und in „Ein Autograph", die Lorle in „Dorf und Stadt", Hermance in „Kind des Glücks", endlich den Tanzenichts von Paris, das Gänschen von Buchenau ꝛc.

Nach ihrer Verheirathung bezog sie eine reizende Villa in Gmunden; in dieser befindet sich ein merkwürdiges Sanctuarium der Künstlerin. Die Wände sind bedeckt mit Cartons, welche ihre Rollen zum künstlerischen Vorwurfe haben; die Möbel sind überzogen mit den Bändern, welche dereinst an den ihr gewordenen Kränzen flatterten; in zahlreichen Urnen ruht die Asche verbrannter Blumen; ein dickes Album enthält die Gedichte, die der Gefeierten gewidmet wurden — so ruht sie auf ihren Lorbeeren, in einem Alter, in welchem für gewöhnlich anderen Menschenkindern die Ruhmessonne, wenn sie ihnen überhaupt leuchtet, erst aufzugehen beginnt. Einmal vermählt, konnte sie nicht mehr so aufschließlich ihrer Kunst leben, wie früher, aber die mächtige Liebe zu derselben wollte nicht schwächer werden, und so nahm sie denn Rastosen in Form von Orientreisen und Krokodilsjagden ein. Auf eine ihrer Orientreisen gab ihr David Fr. Strauß folgendes Gedichtchen mit auf den Weg:

Wenn Dein Fuß die heil'gen Stätten,
Hohe Pilgerin, betreten,
Bitt' ich, wenn sie nach mir fragen,
Ihnen meinen Gruß zu sagen.

Zwar vom Ketzer, dem sie grollen,
Werden sie den Gruß nicht wollen;
Doch ihr Zorn wird schnell vergehen,
Wenn sie auf die Dein sehen.

Den im Eingange dieses Aufsatzes erwähnten kleinen literarischen Ausnahmefall bildet die im „Sport" veröffentlichte Schilderung einer Krokodilsjagd am Nil. Es heißt unter Anderem darin: „Ein Krokodil nur zu sehen, ist der anfänglich noch bescheidene Wunsch, — darauf schießen zu können, wäre doch schön, meint man später, und endlich regt sich die wilde Lust, eines zu besitzen." Ist das nicht allerliebst, die Grille mit ihrer wilden Lust, ein Krokodil zu besitzen? Bei der geschilderten Jagd hat natürlich ihr Gemahl dem Krokodil die tödtliche Kugel mitten durch das Herz gejagt, wenn auch noch ein anderer Jäger dem Unthier durch einen Schuß in's Auge den vollständigen Garaus machte.

Baldwin Groller.

Dereinst.

Das ist im Feld derselbe Rain,
Wo wir gegangen Hand in Hand,
Als in der Sommersonne Schein
Der Halme Goldfluth wogend stand;
Kornblumen wandt in's Haar Du ein,
Die Lerchen lustig sangen: — —
Das ist im Feld derselbe Rain,
Wo wir dereinst gegangen.

Das ist im Wald derselbe Ort,
Wo wir gelesen manches Mal;
Durch's grüne Laubdach fort und fort
Glitt glänzendweiß des Mondes Strahl.
Hier Handerkant, Abschiednehmen dort —
Ich werd' es nie vergessen: — —
Das ist im Wald derselbe Ort,
Wo wir dereinst gesessen.

Das ist vor'm Dorf die stille Statt,
Wo oft die Schrift gelesen wir,
Die Liebe eingegraben hat
Auf Kreuz und Steinen weisend hier;
Bin wandersmüd und todesmatt
Alleine dort gewesen. — —
Am frischen Grab an stiller Statt
Die Schrift kennt' ich nicht lesen.

G. v. D.

Digitized by Google

Aus den Arbeitssälen des Kunsthandwerks.

1. Stil und Mode.

Von Julius Lessing.*

Es hat seit einigen Jahren im Gebiet der Mode und des Geschmacks eine Bewegung begonnen, die etwas entschieden Ungemüthliches hat. Kenner und Nichtkenner, kunstgerecht und kunstlos, das waren Unterschiede, die man sich auf dem Gebiete der reinen Kunst wohl gefallen ließ. Wenn ein Gemälde gekauft werden sollte, von wohlthätigen Vereinen Denkmäler bestellt wurden, da mußte der „Kenner" zugezogen werden und es gereichte weiter nicht zur Schande, sich als Laie zu bekennen, der die Sache nicht hinreichend verstünde; aber auf dem ganzen Gebiete dessen, was den Schmuck des Hauses und des Leibes angeht, da durfte sich doch Jeder nach Herzenslust bewegen; wenn es galt, ein Kleid zu kaufen oder einen Schmuck in's Ohr, eine neue Tapete oder einen neuen Teppich, eine Tischdecke oder einen Kissenüberzug, da hielt man es für vollständig ausreichend zu erklären: Das ist mein Geschmack, und damit war es gut.

Jetzt auf einmal soll Alles anders werden. Die Frauen sollen keine Blumen und keine Portraits auf ihre Kissen sticken; man verweigert es den Männern, Hutfeilen als Hemdenknöpfe zu tragen, so man sträubt sich sogar, auf Landschaften und Thieren als Teppichen herumzutreten; denn es beginnt eine Revolution im Allerheiligsten des Hauses, vor deren vernichtenden Grundsätzen selbst die harmloseste Handarbeit auf dem Weihnachtstische nicht sicher ist. Das beruhigende Wort, daß der Geschmack verschieden sei, soll nicht mehr gelten, Regeln und Gesetze, ästhetische Formen und Begriffe werden aufgestellt, wo sonst die liebe Willkür behaglich umherschwärmte, kurz mit dem bloßen Gefallen kann man es den Kunstkennern nicht mehr recht machen und verpönt wird, was noch bis vor Kurzem als neueste Mode von Paris in unerschütterlicher Hochachtung felsenfest dastand.

Wir sind unzweifelhaft in einer Periode der Umwälzung. Es herrscht eine große Bewegung, welche statt der willkürlich herrschenden Modeformen strenge und wohlbegründete Formen in Kunst und Kunstgewerbe einführen will. Ist dies nun aber am Ende auch nur eine Modelaune? Wir haben Perioden des Reinigungstriebes innerhalb des Kunstgewerbes öfters erlebt. Die französische Revolution warf mit den alten Institutionen der Feudalmonarchie auch deren sämmtliche Erscheinungsformen auf das Schaffot. Die lustig bewegten Schnörkel des Rococo, die gepuderten Grazien und Amoretten wurden als frivoles Beiwerk unberechtigter Genußsucht feierlichst verdammt, und der strenge Formenkanon der antikrömischen Kunst wurde eingeführt; à la grecque war Mode, wie vorher à la Dubarry oder à la Pompadour, und die größten Modethörinnen der Zeit waren die ersten, welche sich in die neu aufgebrachten Kleiderformen stürzten und ihre Anthaten, noch mehr aber ihre Fortlassungen zu benutzen verstanden.

Diese Modeumwälzung war wesentlich politisch-socialer Natur. Man kleidete sich antik, oder glaubte es wenigstens zu thun, ebenso wie man Senat und Consuln, Tribunen, Legionen ꝛc. einführte. In folgerichtiger Weise hat denn auch die Restaurationsperiode offen mit diesen classischen Formen gebrochen und mit Willen und Bewußtsein wieder an die Rococoform des ancien régimo angeknüpft. Auch heute weisen wir wieder auf die Formen der antiken Kunst als die berechtigten hin und betreiben uns, an ihnen unsere Schüler, unsere Kunstgewerbetreibenden, heranzubilden.

Ist dieses nun wiederum nichts als eine solche Modeumwälzung, nur eine Laune, welche jene Formen an Stelle anderer setzen will, um gelegentlich wieder vom Schauplatz fortgefegt zu werden? — Selbst wenn es nur ein Modevorsich wäre, so hätten doch wohl unsere Männer und vornehmlich unsere Frauen, welchen die Auswahl der kunstgewerblichen Gegenstände zum Schmuck des Körpers, des Hauses vor Allem obligt, einigermaßen Grund, auf die Stimmen der Männer zu hören, welche sich mit diesen Fragen beschäftigen.

Es ist so wunderlich, auf den Einwand, daß dieses oder jenes Muster nicht schön sei, von einer Dame zu hören: „Es ist aber einmal mein Geschmack, der für mich ebenso berechtigt ist, wie der Ihr für Sie." Ihr Geschmack!?

Wenn man nicht besser wüßte, wie es hergeht mit der Auswahl der Muster! Unsere Frauen gehen in ein Modegeschäft; ihnen werden Stoffe vorgelegt, von denen man ihnen ebenso gut einreden könnte, daß sie für eine Hanswurstkomödie bestimmt wären, aber es wird gesagt, es sei „haute nouveauté de Paris", und der Geschmack fängt bereits an, sich zu regeln. Wenn der Jüngling mit der Elle nun noch gar hinzufügt, daß von demselben Stoff die Frau Commerzienrath oder, höher hinauf, Ihre Excellenz gekauft habe, so ist jedes Bedenken geschwunden. „Unser Geschmack" ist gebildet und verwahrt sich hochmüthigst gegen jede Einsprache. — Ganz harmlos und unbewußt wird das Evangelium, welches soeben der Modejüngling aus Gott weiß welchen Geschäftsrücksichten gepredigt hat, gegen jede noch so begründete Einsprache unweigerlich als richtig und unumstößlich wiederholt.

Dieser Unfug, diese blinde Herrschaft der Mode ist es, gegen welche angekämpft werden muß, wenn unser Geschmack einigermaßen wieder in eine richtige Strömung gerathen soll. Alle Umwälzungen der Mode beseitigen zu wollen, wäre ein thörichtes Unternehmen; die hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es geben, so lange Menschen bestehen. Aus diesen kleinen Schwingungen, deren Einzelbewegung sich für spätere Zeiten dem Blicke des Beobachters entzieht, setzt sich die Strömung zusammen, welche wir, wenn sie abgeschlossen vor uns liegt, als eine Stilperiode bezeichnen, aber diese Schwingungen müssen wenigstens nach einer Richtung hin gehen; wenn sie alle durch einander wirbeln, so entsteht eben keine Strömung, sondern ein Strudel, der nichts Lebendiges und Gesundes aufkommen läßt. Wir sind unzweifelhaft schlimmer daran, als je eine Periode vorher gewesen. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts hatte man es immer mit einer bestimmten Richtung zu thun. Wenn ein Stuhl, ein Tisch gebaut werden sollte, so konnte man über das Material und über den Reichthum der Ausführung verschiedener Meinung sein, über die Gesammtform aber, die dem Stück gegeben werden sollte, war Niemand im Zweifel. Wenn wir jetzt in ein Möbelmagazin treten, wird uns die Auswahl gestellt, ob wir unsere Stube gothisch, oder im Geschmack Louis XV. oder Louis XVI zu haben wünschen, oder lieber Néo-grec, oder auch Renaissance, kurz wir haben alle Stile und keinen.

Zu dieser Unsicherheit über die Grenzen des Gebietes kommt noch die Unsicherheit über die Führerschaft auf dem ganzen Gebiete. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hatte viele Generationen hindurch Frankreich die unbestrittene Herrschaft ausgeübt. Es beruhte dies wesentlich auf seiner politischen Machtstellung; weder die künstlerische Ausbildung noch der Geschmack waren im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Frankreich höher gewesen als in Deutschland, nur Italien durfte als Meisterin voran den anderen Nationen genannt werden; allen übrigen Ländern war Deutschland weit überlegen. Das siebenzehnte Jahrhundert brachte den Deutschen politische Zerrissenheit, Armuth, unsägliches Elend, von dessen Folgen wir uns bis heute noch nicht völlig erholt haben; für Frankreich brachte es Reichthum, äußeren Glanz und die Concentration aller geistigen Kräfte um den glänzenden Mittelpunkt des Hofes. Von dort aus wurden der Welt Gesetze, den Kleidern ihr Schnitt und den Köpfen ihre Haare zudictirt.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts trat eine leichte Erschütterung ein. Der englische Geschmack eroberte sich eine gewisse Geltung. Zur Zeit der deutschen Erhebung in den Freiheitskriegen wurde eine Befreiung versucht; es wurde eine Art von deutschem Rock für die Männer erfunden, auf dem Wartburgfest die französische Schnürbrust feierlichst verbrannt, aber jene Periode, welche mit Heine für die Erinnerungen des Kaiserreiches zu schwärmen begann, kehrte ohne Widerstand zur

* Director des Gewerbemuseums in Berlin.

D. Red.

Digitized by Google

alten Tradition zurück und bezog nach wie vor Alles, was guten Geschmack vorstellen sollte, aus Frankreich.

Wir befinden uns, im Großen und Ganzen genommen, noch völlig in derselben Lage. Es wäre eine große Thorheit, einen Feldzug hiergegen in der Art eröffnen zu wollen, daß man jene Waaren, die uns von jenseits der Vogesen kommen, als undeutsch zc. verwerfen wollte. Die Franzosen sind uns zur Zeit noch unzweifelhaft weit überlegen auf so ziemlich allen Gebieten des Kunstgewerbes. Es ist ja auch ganz natürlich, daß ein Volk, welches Jahrhunderte lang seine Kräfte hierfür ausgebildet hat, seine Handelsbeziehungen, seine Gesetzgebung, seine Arbeitstheilung hierauf angelegt hat, welches den inneren Reichthum und den Weltmarkt zum reichlichen Absatz der Producte beigetragen, daß ein solches noch dazu von der Natur hochbegabtes Volk Besseres leisten muß als das Nachbarvolk, welchem alle diese Voraussetzungen fehlen und welches sich erst allmählich aus dem Kampfe um das Dasein herausgearbeitet.

Was wir können und wollen müssen, ist nur Folgendes. Wir müssen jenen Artikeln, welche uns als Modewaaren jedes Jahr zwei Mal von Paris herübergeschickt werden, keine größere Wichtigkeit beilegen als anderen Versuchen, etwas Schönes und Neues herzustellen. Jene französischen Musterzeichner schaffen ja schließlich auch niemals etwas absolut Neues, sondern schöpfen aus dem unendlichen Vorrathe bereits vorhandener Formen, welche sie dem modernen Bedürfnisse anpassen. Diesen Schatz der Menschheit müssen wir auch unserem Volke wieder erschließen, damit es selbstständig, seinen Bedürfnissen und Neigungen gemäß, aus demselben seine Kunstformen herausarbeite. Die politische Unabhängigkeit, die wir mühsam erkämpft, muß die geistige zur Folge haben; was wir auf dem Gebiete der Wissenschaft errangen, ist auch auf dem Gebiete der Kunst nicht unerreichbar. Die erste Voraussetzung aber dazu ist guter Wille und festes Zusammenhalten aller Kräfte, welche an diesem Werke mitarbeiten können.

Was wir an den französischen Modewaaren, welche uns ja seit Jahrzehnten den Markt überschwemmen, vor Allem auszusetzen haben, ist der Unverstand und die Willkür, welche in der Formgebung herrschen. Ein gefälliges Aeußere, eine kokette, oft überraschende Verbindung verschiedenartiger Formen darf diesen Waaren nicht abgesprochen werden; wir würden uns selbst ein ärges Armuthszeugniß ausstellen, wenn wir dieselben, die wir seit Jahrzehnten bewundert, jetzt einfach als thöricht ansehen wollten. Es ist viel Gutes darin, aber in allen herrscht die Willkür, und durch diese Willkür allein läßt es sich erklären, daß alle zwei, drei Jahre ein Waarenlager unmodern wird. Es liegt im Interesse der Luxusfabrikanten, der Welt im raschesten Wechsel immer vollständig neue Formen aufzunöthigen, um sie zu fortwährend neuen Ankäufen zu veranlassen.

Diese unwürdige Abhängigkeit müssen wir brechen, nicht etwa nur aus commerciellen, sondern vorwiegend aus geistigen Rücksichten; wir müssen schließlich selber reif genug sein, um zu beurtheilen, welche Formen für den Schmuck unseres Hauses die tauglichen sind, und diese dann so tüchtig und ordentlich herzustellen, daß sie nicht nur für denjenigen, der sich dieselben beschafft, sondern für Geschlechter hinaus ein Stolz und eine Freude sind. Das Kleid, der Kopfputz mag leichteren Schwankungen unterworfen sein, aber das eigentliche feste Hausgeräth und von dem menschlichen Schmuck Alles, was aus edlerem Metall mit sorgfältiger Arbeit hergestellt ist, das soll in mustergültigen Formen ausgeführt werden, welche den Sturm der Zeiten zu überdauern im Stande sind und jedem Geschlechte zur Freude und zum Genusse gereichen.

Die Bewegung zur Einführung derartiger gesunder Formen in unser Kunstgewerbe ist jetzt im regsten Flusse. In England hat unter Anregung eines deutschen Fürsten und unter thätigster Mitwirkung eines unserer ersten jetzt lebenden deutschen Baumeister, Gottfried Semper's, der als politischer Flüchtling damals in London lebte, die Gründung des Kensington-Museums stattgefunden, welches den ausgesprochenen Zweck hat, dem englischen Kunstgewerbe neue Lebenselemente zuzuführen, dessen glänzende Resultate wir auf den letzten Weltausstellungen bewundern konnten. In Wien ist das österreichische Museum zu demselben Behufe entstanden. Von dem deutschen Gewerbemuseum in Berlin ist bereits in früheren Jahren in der „Gartenlaube" ausführlich berichtet worden. In Stuttgart, in Karlsruhe, in Nürnberg, in Hamburg bestehen seit längerer Zeit verwandte Institute; in Leipzig, Dresden, Graz, Prag, Bremen und vielen anderen Orten sind dieselben in der Bildung begriffen.

Für die Wirksamkeit dieser Museen hat das Kensington-Museum das Vorbild gegeben, welches später allgemein befolgt wurde. Anschauung und Unterricht müssen sich nothwendig ergänzen. Wer erzogen werden muß, daß sind nicht nur die Handwerker, sondern auch das Publicum selbst, welches durch lange Gedankenlosigkeit und Abhängigkeit von Journalen der oberflächlichsten Art bereits vollständig vergessen hatte, was es Gutes zu fordern berechtigt wäre. Es galt also vornehmlich, gute alte Vorbilder zu sammeln. Fast ebenso schwer, wie es sein würde, ganz neu gebildete, auf beliebigen Consonantenzusammensetzungen beruhende Worte in eine Sprache einzuführen, ebenso schwer und unmöglich ist es, Kunstformen zu erfinden, die nicht bereits in ihren Bestandtheilen vorher bekannt gewesen wären. Diejenigen, die immer nach etwas Neuem schreien und von allen abgebrauchten Formen sprechen, wissen nicht, was sie reden; mit demselben Rechte könnten sie den Dichtern einen Vorwurf machen, daß sie immer in derselben Sprache ihre Gefühle ausdrücken. Alle Kunstformen sind nur Worte, die allmählich und unmerkbar ihre Umbildung erfahren, nur die Zusammensetzung derselben, die Benutzung für den einzelnen Fall macht das Kunstwerk aus. Gilt dies schon für die große Kunst, um wie viel mehr für das Kunstgewerbe, dessen Erzeugnisse so innig mit den Bedürfnissen des Menschen verbunden sind, und diese Bedürfnisse sind bei aller Verschiedenheit der Formen doch schließlich im Wesentlichen immer wieder dieselben. Der Schriftsteller, der seine Sprache vollständig beherrschen und zur höchsten Kunstvollendung ausbilden will, wird tief eindringen in das Studium der Meisterwerke früherer Jahrhunderte und aus der Kenntniß fremder Sprachen, der lebendigen und todten, heraus wird sich sein Gefühl für die Feinheit im Organismus der eigenen Sprache kräftigen und bilden.

Ganz dasselbe in noch erhöhtem Maße tritt in der Kunst ein. Die Formen, welche die Anschauung uns bringt, sind leicht und sofort verständlich. Die Schönheit eines griechischen Armbandes eines Ohrgehänges, den stolzen Schmuck einer mittelalterlichen Kathedrale vermag auch der zu bewundern, dem die Verse Homer's eindrucklos am Ohre vorbeirauschen und der einem altdeutschen Gedichte wie einem Räthsel gegenüber steht. Wir müssen also sammeln, was an guten Vorbildern vorhanden ist, und wieder nutzbar machen für unser Volk und für unsere Bedürfnisse.

Hier liegt aber für die praktische Verwendung die Klippe, daß man nicht das Handwerk zur blinden Alterthümelei verleite. Die Frage muß scharf gefaßt werden: Zu welchem Zwecke sammeln wir die alten Vorbilder? — Ist es genug, wenn wir dieselben direct nachahmen? — Entschieden nein! Nehmen wir ein Beispiel.

Wir wollen eine Lampe kaufen. Von allen, die uns der Fabrikant zeigt, gefällt uns keine. Wir fordern den Werkführer der Fabrik auf, die alten Werke zu studiren. Er geht in ein Gewerbe-Museum, in dem alte Schätze der Vorzeit aufgespeichert sind, und sragt nach Lampen in der guten Absicht, ein altes Vorbild zu benutzen. Man führt ihn zu den griechischen. Ja, was ist mit denen anzufangen? Das sind kleine flache Näpfe mit einer Tülle, aus welcher der Docht hervorkommt, geschlossen mit einem Deckel, in welchen das Oel eingegossen wird. Sie sind, wundervoll modellirt, wahre Kunstwerke der Ornamentik. Wie zierlich erstreckt sich die Schnauze nach vorn! Die Eingußöffnung ist eine Maske, welche das Oel zu trinken scheint. In den Ranken, aus welchen der Griff gebildet ist, findet sich mit geistvoller Andeutung auf die Nacht, zu deren Erhellung die Lampe bestimmt ist, die Fledermaus mit ausgespannten Flügeln. Auf dem Knaufe des Deckels ist das zierlichste Figürchen dargestellt. Aber trotzdem — zu brauchen ist nichts davon für unsere moderne Lampe.

Er geht zu den Candelabern, den Lampenträgern, die aus Pompeji ausgegraben, den schönsten und kostbarsten Schmuck unserer Sammlungen bilden. Hier sollte sich doch ein Modell finden. Durchaus nicht. Das sind schlanke hohe Stäbe, die oben in einen weit ausladenden Kelch enden, auf dessen obere Platte

Digitized by Google

ntweder die kleine Lampe aufgestellt wird, oder welcher mit Festen und Ranken versehen ist, an welchen die kleinen Lampen an Ketten aufgehängt werden. Wie will man das schwere Becken einer Petroleumlampe auf einen so zarten Schaft stellen?

Nun geht es weiter, Abtheilung nach Abtheilung. Ist es keine Lampe, so sei es ein Leuchter. Hier ist ein Hauptwerk des Mittelalters, von dem berühmten Bernward von Hildesheim. Ja, was hilft es ihm? Unten kühne Drachenverschlingungen, aus denen Löwen- und Menschenfiguren hervorragen, nach oben ein ein schlanker Schaft mit einer dünnen Platte und einem Dorn, der zum Aufstecken des Lichtes bestimmt ist. Hier diese Leuchter des sechzehnten Jahrhunderts wären schon eher zu brauchen: breiter Fuß, fester gedrungener Schaft, aber bald sind sie zu kurz, bald zu lang. Alle sind sie darauf eingerichtet, eine schlanke Kerze aufzunehmen.

So war es denn also nichts mit der Vorbildersammlung, und der Herr Werkführer erzählt Abends triumphirend in seiner Stammkneipe, daß er es längst gesagt habe, daß bei diesen Museen nichts zu machen wäre; die Herren sammelten alte Scharteken, sie wären aber nicht praktisch und wüßten nicht, was der Arbeiter brauche. Schließlich findet sich eine ganze Gruppe derartiger Handwerker und Fabrikanten, welche von den Museen, ihren Zeichenonstalten, ihren Schulen ꝛc. fordern, diese Anstalten sollten ihnen direct brauchbare Modelle schaffen; in Frankreich und England gäbe es ja so manches Schöne, das könnte man kaufen, daran habe man Vorbilder. Einem derartigen Verlangen ist nun wirklich gelegentlich nachgegeben worden, und was ist das Resultat? Ein organisirter, mit Staatsmitteln unterstützter Diebstahl fremder Muster, eine systematische Beförderung der Gedankenlosigkeit und des Schendrians.

Wie soll denn nun aber unser Werkführer im Museum zu seinem Lampenmodell kommen? auf welche Weise können denn diese Alterthümer für den Handwerker lehrreich sein? Der Weg, der einzuschlagen ist, ist sicherlich ein anderer. Hier stehen also die griechischen Bronzen, Vasen, Candelaber ꝛc. als mustergültige Vorbilder. Inwiefern sind sie denn mustergültig? Dieses Stück, das wir als vortrefflich anerkennen, erfüllte vor dreitausend Jahren in Griechenland seinen Zweck in vollkommener Weise und brachte auch äußerlich seine Eigenschaften zur vollsten künstlerischen Geltung. Die griechische Lampe war technisch anders eingerichtet als die unseren, folglich mußte sie auch künstlerisch eine durchaus andere Gestalt annehmen. Aber prüfen wir nun einmal, welche Klarheit und Gesetzmäßigkeit in den Formen ist. Jeder einzelne Theil ist seiner Bestimmung gemäß fein und durchsichtig herausgearbeitet. Wovon ging der Grieche bei seiner Bildung aus? Es liegt eine Gesetzmäßigkeit in dem ganzen Aufbaue und der Durchbildung derselben. Diese Gesetzmäßigkeit ist es, die wir kennen und uns zu eigen machen müssen, um nach denselben Gesetzen selbstständig etwas Neues zu bilden. Zu Grunde legen müssen wir das Bedürfniß der Jetztzeit und es in derselben Folgerichtigkeit formell darstellen, wie die griechische oder sonst eine gute gesunde Zeit es mit ihren Bedürfnissen gemacht hat. Leicht ist dies allerdings nicht. Wir wollen in einer Reihe von folgenden Artikeln nachzuweisen suchen, was in den einzelnen Gebieten des Kunsthandwerks zu fordern ist.

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird ausdrücklich untersagt.

Von Otto Glagau.

5. „Subscription“ und „Einführung“.

Wie viel Staaten hat nicht erst ein Friedens- oder Allianzvertrag zu durchlaufen; wie viel Conferenzen und Verhandlungen sind vorher nöthig! Welche Mühe kostet nicht das Einstudiren eines Schauspiels; wie viel Vorbereitungen und Zurüstungen sind nothwendig, bevor es wirklich zur Aufführung kommt! Welche Kämpfe finden selbst zwischen Mitarbeiter und Redacteur, oft wegen eines einzigen Journal-Artikels statt! Von alledem erfährt das Publicum so gut wie nichts; was ihm geboten wird, sind vollendete Thatsachen, fertige Producte. — Mit den Gründungen verhielt es sich noch ganz anders. Hier geschah alles Wesentliche und Wirkliche hinter den Coulissen. Alles war bereits abgelartet und eingefädelt, und was an die Oeffentlichkeit trat, war bloßer Hokuspokus, allein darauf berechnet, die Menge zu verblenden und einzufangen.

Mit dem „Prospect“, welcher von der glücklich erfolgten Gründung Kunde gab, die neue Actiengesellschaft in den rosigsten Farben malte und den Actionären Gewinn über Gewinn verhieß — war die Einladung zur Subscription verbunden. An dem und dem Tage und an den und den Orten wurde das Actiencapital, ganz oder theilweise, zur Zeichnung aufgelegt, dem Publicum zum Pari-Course (100) oder darüber angeboten. Und nun herbei, Ihr guten Leute, die Ihr Geld im Beutel habt und Willens seid, es sicher und mit Vortheil anzulegen! Versäumt ja die Stunde nicht. Sie bedeutet Euer Glück und sie kehrt nicht wieder. Und sie kamen in hellen Haufen; sie versperrten die Straße; sie belagerten das Haus, und als die Thüren sich endlich öffneten, quoll der Strom herein, und in einem Augenblick waren die ausliegenden Bogen mit Unterschriften bedeckt. Der Eine zeichnete 100 Thaler, der Andere 500, der Dritte 1000, der Vierte 3000, der Fünfte 10,000 Thaler. „Drei-, fünfmal überzeichnet!“ „Kolossal überzeichnet!!“ meldeten noch an demselben Abend die Zeitungen im Chor. „Die Zeichnungen müssen erheblich reducirt werden!!“

Das war aber in der Regel Alles bloßer Hokuspokus. Nichts weiter als ein von den Gründern in Scene gesetztes Spectakelstück. Jene Leute, welche sich an der Zeichnungsstelle drängen und stoßen, sind Commis und Ausläufer von verbündeten oder befreundeten Geschäftshäusern oder gemietete Dienstmänner, welche man heute in Paletot und Cylinder gesteckt hat, und zu ihnen gesellen sich Müßiggänger und Neugierige. Hin und wieder verirrt sich auch wohl ein Privatmann; getäuscht von dem Treiben, zeichnet er eine Summe und erhält sie, trotz aller „Reductionen“, unvermeidlich und — voll.

Die „Neue Börsen-Zeitung“, die sich überhaupt des Publicums gegen die Börsianer ritterlich annahm, beleuchtete den „Subscriptions-Humbug“, wie sie ihn nannte, wiederholt und kritisirte ihn scharf. Sie tadelte namentlich die „Disconto-gesellschaft“, welche in zwei Fällen, bei Gelegenheit der Ungarischen Eisenbahn-Anleihe und der Aachener Discontogesellschaft, den Subscribenten „die Thüren blos der Formalität wegen geöffnet hatte, um sie dann gleich wieder zu schließen“. Aber etliche herzhafte Leute, fügte das Blatt hinzu, hatten sich nicht wie Narren heimschicken lassen, wären so energisch aufgetreten, daß man ihnen noch ein „Pöstchen aus dem Privatschatz“ abgelassen.

Das war aber auch wieder Hokuspokus. Bloße Reclame für die beiden Papiere, um den Cours zu treiben und das Publicum lecker zu machen. — Der Privatmann betheiligte sich nicht wohl schon an den Subscriptionen, und wenn er's dennoch that, zeichnete er nicht selber, sondern ließ durch seinen Banquier zeichnen. Die Banquiers aber hatten es nicht nöthig, sich an der Zeichnungsstelle zu drängen: sie gaben ihre Ordres einfach schriftlich und vorher mittelst der Post auf.

Wirkliche Ueberzeichnungen kamen nur ausnahmsweise vor, und dann geschahen sie von Börsenspeculanten, welche ohne Rücksicht auf die Gründung selber, deren eigentlichen Werth sie ebensowenig wie das große Publicum kannten und zu beurtheilen vermochten, ein besonderes Vertrauen hatten zu der „Markn“ und „glücklichen“ Hand der Gründer. Aber von jeder neuen Gesellschaft mußten die Zeitungen eine „sehr erhebliche“ oder gar eine „kolossale“ Ueberzeichnung vermelden, und laut besonderer Bekanntmachung wurde dann stets eine „Reparition“ vorgenommen. Immer waren die Gründer so edeldenkend, in erster Reihe die kleinen Zeichnungen zu berücksichtigen, den sonnenklaren Profit zunächst den minder wohlhabenden Leuten zu gönnen.

Inmitten dieser regelmäßigen „Ueberzeichnungen“ und obligaten „Reductionen“ mußte es umsomehr auffallen, als

Digitized by Google

plötzlich Herr Richard Schweder von der Preußischen Boden-Creditaction-Bank dem Publicum „einen nicht subscribirten Rest“ F. Wöhlert'scher Maschinenbau-Actien von 750,000 Thalern nachträglich offerirte und freundlichst zu „Nachanmeldungen“ einlud. Obgleich man sich mitten in der Schwindelperiode befand, machte diese Gründung, dargeboten von den Herren Karl Braun-Wiesbaden, Stadtrath Pohle, Geheimen Commerzienrath F. W. Krause, bald hernach geadelt, und Gustav Markwald, Schwiegervater des genialen Directors Schroeder, doch ein rauschendes Fiasco. Das Actiencapital betrug die Kleinigkeit von drei und ein Viertel Millionen Thaler, und gewisse Vorgänge hinter den Coulissen waren ruchbar geworden. Als das „erste Geschäftsjahr“ zu Ende ging, erschien in „Saling's Börsenblatt“ ein „Eingesandt“, welches constatirte, daß die Gesellschaft, die im „Prospect“ 120 Locomotiven alljährlich versprochen, wirklich geliefert habe 40, und überhaupt sertig stellen könne höchstens 50. Auch wurde bemerkt, „daß die Verwaltung einen recht starken Frost und Schneefall herbeisehne“, weil dann die Aufnahme der Inventur über das im Freien herumliegende Material unmöglich sei. Diesem „Eingesandt“ ist nirgends widersprochen; wohl aber erzählte man sich laut, daß der Vorbesitzer, Commerzienrath F. Wöhlert, an der neuen Actiengesellschaftswirthschaft seine offene Schadenfreude habe und sie mit beißenden Witzen begleite.

Keine Gründung machte größeres Furore als „Vereinigte Königs- und Laura-Hütte“. Laut Bekanntmachung erhielten die Zeichner von 200 bis 2000 Thalern eine Actie à 200 Thaler, von 2200 bis 8000 Thaler zwei Actien, die höheren Summen nur fünf Procent. Hier mag thatsächlich eine Ueberzeichnung stattgefunden haben. Die Gesellschaft vertheilte 1871 bis 1873 — $12^1/_2$, 29 und 20 Procent Dividende. Die Actien wurden an der Börse ein wildes Spielpapier, und der Cours stieg unaufhörlich bis zum Wiener Krach, wo er etwa 270 stand. Aber was für „Hände“ waren auch hier thätig, und was für „Hände“ hatten die Gesellschaft noch heute, nachdem sie für 1874 wahrscheinlich keine Dividende mehr geben wird, und der Cours bis auf 100 gesunken ist, über Wasser! Wir nennen nur: Gerson-Bleichröder, inzwischen geadelt, Wilhelm Behrens und Baron von Westenholz in Hamburg, Jakob Landau und Heinrich Heimann in Breslau, Geheimräthe Krienes und von Carnall, Graf von Hatzfeld-Wildenburg und Altenburgischer Minister von Gerstenberg, Fabrikbesitzer a. D. Karl Egells und Herr W. von Kardorff-Wabnitz, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstags, einen Hauptredner der freiconservativen Partei, eine Autorität in allen Finanz- und volkswirthschaftlichen Fragen, sowie auf dem Gebiete der Gründungen. Hut ab vor diesen „Händen“!

Auf die „Subscription“ folgte die Einführung an der Börse. In vielen Fällen, namentlich als der Schwindel in üppigster Blüthe stand, und die Börse jedes Papier, ohne es weiter zu prüfen, willig aufnahm, sah man von „Prospect“ und „Subscription“ ganz ab und brachte die neuen Actien gleich zu Markte. Ein paar Tage vorher erschien im redactionellen Theile der Zeitungen eine ziemlich gleichlautende Notiz, welche die Gründung kurz, aber natürlich in günstiger Weise skizzirte und der Welt verkündete, daß am nächsten Dienstag das große Haus Itzig Meyer u. Comp. mit den Actien der „Ersten Deutschen General-Leimsiederei“ debutiren werde.

Unterm 10. Februar 1873, also wie der Schwindel bereits stark zu Ende ging, brachte der „Berliner Börsencourier“ einen Artikel, worin er die beiden Verfahren „Subscription“ und „Einführung“ gegen einander abwog, und die bloße „Einführung“ als „nicht reell“ bezeichnete. Wenn schon, so ungefähr führte er aus, der „Prospect“ gemeinhin keinen Glauben verdiene, und auch die „Subscription“ eine etwas undurchsichtige Operation bleibe, so böten beide doch dem Publicum immer einen gewissen Anhalt, während die „Einführung“ den Gründern Gelegenheit gebe, selbst „ein gänzliches Fiasco zu cachiren“. Der „Börsencourier“ forderte daher namentlich die „ersten Häuser“ auf, sich dieses unberechtigten Modus der „Einführung“ möglichst bald zu entschlagen, oder doch wenigstens vorher, „durch Publication eines detaillirten Prospects, ihrer Pflicht gegen das Privatcapital“ zu genügen.

Wieder der reine blanke Hokuspokus. Für das Publicum hatten „Subscription“ wie „Einführung“ genau dieselbe Bedeutung; beides waren Schauspiele, die die Gründer mit ihren Helfershelfern aufführten, um dadurch die Menge erst aufmerksam zu machen und zum Kaufen der neuen Actien zu verlocken. Alle solche Enthüllungen und Ausplaudereien der Börsenblätter, solche Schubreden für das arme liebe Publicum und solcher Appell an die Respectabilität der „ersten Häuser“ sind weiter nichts als: „Saud in die Augen!“ Ja, meistens ist damit noch eine geschickte Reclame für irgend ein „erstes Haus“ und dessen neueste „Operation“ verbunden, und es werden unter der Maske sittlicher Entrüstung blos wieder neue Sprenkel gelegt.

Wir kommen jetzt zur „Einführung“.

Itzig Meyer u. Comp., welche die Actien der „Ersten Deutschen General-Leimfiederei“ vertreiben sollen, haben sich zunächst mit einem „Consortium“ umgeben. Die Mitglieder desselben sind nicht zu verwechseln mit den „ersten Zeichnern“, welche, wie man weiß, in der Regel blos zum Scheine gezeichnet haben. Nein, dieses Consortium ist ganz ernsthaft gemeint; es ist für Itzig Meyer u. Comp. eine Art von Rückversicherung, wie sie Lebens- und Feuerversicherungsgesellschaften eingehen, um sich ihrerseits wieder den Rücken zu decken und das große Risico zu vertheilen. Solch Consortium besteht aus zehn, zwanzig, dreißig oder mehr Personen, die sich aus Banquiers, Maklern, Speculanten und anderen Börsianern zusammensetzen. Sie übernehmen die Actien der „Ersten Deutschen General-Leimsiederei“, in Posten von 5000, 10,000, 20,000 oder gar 100,000 Thaler, zu einem bestimmten Course, welcher der Consortialcours heißt, und im vorliegenden Falle etwa 70 betragen mag. Zu diesem Preise dürfen Itzig Meyer u. Comp. von ihren Consortial-Verschworenen nöthigenfalls die Abnahme der Actien verlangen, brauchen aber, wenn sie nicht wollen, dafür kein Stück zu liefern und gelten deshalb vorläufig auch kein Stück aus den Händen.

Der Erfolg der „Einführung“ hängt zunächst davon ab, ob auch der richtige Zeitpunkt gewählt ist. Die überaus nervöse und sensitive Börse muß sich bei guter Laune befinden; sie darf nicht etwa „verstimmt“ oder „matt“ oder gar „flau“ sein; sonst wird die Einführung besser aufgeschoben, oder sie fällt in's Wasser. Der bewußte Dienstag kommt, und die Börse hat ein vortreffliches Aussehen. „Ganz Israel strahlet und glänzet vor Lust.“ Der große Augenblick ist da, und der Chef oder der Bevollmächtigte des hochrenommirten Hauses Itzig Meyer u. Comp. tritt auf, umgeben von den Consortial-Verschworenen, die sein Gefolge bilden — wie jener Schwarm von Clienten, mit welchen Pompejus oder Julius Cäsar auf dem Forum erschien. Auch für „Volk“ ist gesorgt. Das Volk oder den „Mob“ bilden die Jobber der untersten Classe, welche von der Hand in den Mund leben und sich mitunter durch fettglänzende Röcke und zerrissene Hosen bemerklich machen. Sie sind die öffentlichen Ausrufer, und sie heißen, in Erinnerung an die ausgestorbenen Berliner Eckensteher, die Nante's der Börse.

Die allgemeine Aufmerksamkeit richtet sich jetzt auf Itzig Meyer u. Comp.; das ganze Geschäft pausirt eine Weile, und mit großem Gerüusch gehen die Actien der „Ersten Deutschen General-Leimsiederei“ in Scene. Der Einführungscours ist mit Rücksicht auf das „große Haus“ Itzig Meyer u. Comp. $102^1/_2$ blos Pari (100) würde seinem Ansehen nicht recht entsprechen. „Leimsiederei“ wird heftig begehrt und fast ebenso heftig gekauft. Aber von wem? Einstweilen nur von den Consortial-Verschworenen, ihren Freunden, Anhängern und Agenten. Ein dicker Nante mit außerordentlich entwickelter Nase schreit: „Ich nehme Leim mit 103;“ — „Leim mit 103!“ brüllt der Janhagel ihm nach. Jedermann im Saale weiß, daß die Nante's weder „Leim“ wollen, noch „Leim“ bekommen, daß sie nur von Itzig Meyer u. Comp. mit ein paar Stücken „betheiligt“ sind, und dafür ihre Ausruferdienste thun. Niemand im Saale läßt sich durch die armen Kerle täuschen, aber ihr Gesichrei macht doch Effect, hallt in den Börsenberichten der Zeitungen wieder; sie nützen zwar nicht viel, aber sie könnten gegen das Papier schreien und doch Schaden anrichten: darum sind sie angeworben, und sie dünken den Gründern ebenso nöthig und unentbehrlich, wie einem großen Schauspieler oder einer berühmten Sängerin die — Claqueurs. Der Cours von „Leim“ geht heute bis auf 105; morgen ist er vielleicht schon 107 und übermorgen 110. Die Consortial-Verschworenen kaufen und lassen kaufen zu diesen Coursen, daher sie der Makler notiren

Digitized by Google

Ein Schützenfe
Nach seinem Oelbilde auf Holz

Hannöverschen.
et von Conrad Beckmann.

Digitized by Google

muß, und wenn es auch nur Scheinkäufe sind: der Makler erhält trotzdem seine Courtage oder Gebühr. Allmählich finden sich wirkliche Käufer, nach und nach wird, durch Zeitungsberichte und durch Empfehlungen der Banquiers, das Publicum herangezogen; und nun schwankt der Cours von „Leim“ zwischen 112 und 98, bis die Actien glücklich untergebracht sind, wo er dann sofort oder doch sehr bald einen jähen Sturz, bis etwa 70 oder 60, zu erfahren pflegt. Außer den unglücklichen Actionären kümmert sich fortan kein Mensch mehr um „Leim“. Ihig Meyer u. Comp. aber verrechnen sich mit den Consortial-Verschworenen. Der Mittelcours, zu welchem die Actien durchschnittlich „begeben“ sind, stellt sich auf . . . . . 105 Procent.

Davon ab:

Courtage an die Makler, Bonificationen an die Banquiers, Douceurs, Gratificationen und andere Spesen, zusammen	15	„
Bleiben	90	Procent.
Der Cours, zu welchem die Consortial-Verschworenen „Leim“ übernahmen, war .	70	„

Mithin haben sie verdient . . . . . 20 Procent, was bei einem Pöstchen von 5000 oder 10,000 Thalern schon ein hübsches Sümmchen ausmacht, und bei einem Posten von 50,000 oder gar 100,000 Thalern eine sehr anständige Summe. Auch die „Naute's“ halten ihren Schmaus. Der dicke Chorführer ist mit 10 Stück Actien à 200 Thaler „betheiligt“, so daß er 400 Thaler einstreicht, während den Andern nur je 5 Stück zugeschrieben sind, auf jeden von ihnen also ein Consortialgewinn von 200 Thalern entfällt. Davon fristen die armen Schlucker nun wieder eine Zeit lang ihr Leben, aber es giebt unter ihnen auch feine anständige Köpfe, und Einer oder der Andere arbeitet sich wohl rasch empor und spielt bald an der Börse eine wichtige Rolle.

Wie schon gesagt, werden den Consortial-Verschworenen selber feine Stücke ausgehändigt. Ihig Meyer u. Comp., die den Cours halten und daher alles Material, was etwa angeboten wird, wieder aufnehmen, könnten sonst leicht in die Lage kommen, „Leim“ von ihren eigenen Helfershelfern zu hohem Course zurückkaufen zu müssen. Werden die Actien aber nicht abgesetzt, dann sind die Verschworenen verpflichtet, die gezeichneten Posten zu dem verabredeten Consortialcours zu beziehen, was sie natürlich nicht gern und in der Regel nicht gutwillig thun. Ein solcher Fall ereignete sich unter Anderm bei Gründung der Dannenberger'schen oder eigentlich Liebermann'schen Kattunfabrik. Herr Richard Schweder, der den „Krach“ wohl schon in den Gliedern verspürte, hatte die „Einführung“ der Actien verzögert und verzögert, bis er endlich ganz plötzlich damit herausrückte. Er machte ein gründliches Fiasco, und sein Adjutant, Herr Paradies, mußte es ausbaden. Die Consortial-Verschworenen, die bei so vielen Gründungen mit Herrn Schweder Hand in Hand gegangen waren und jedes Mal so hübsch verdient hatten, wiesen jetzt „Kattun“ mit Entrüstung und Abscheu zurück, und als es zum Proceß kam, gab der Richter, in Erwägung der eigenthümlichen Umstände, ihnen Recht, und die „Preußische Boden-Credit-Actien-Bank“ mußte den ganzen „Kattun“ für sich behalten.

Allerdings war die „Einführung“, ohne „Subscription“ und ohne „Prospect“, ein bequemeres und kürzeres Verfahren, aber es gehörten dazu auch starke und kraftvolle „Hände“, zumal der Einführungscours fast regelmäßig nicht unbedeutend über Pari (100) gesetzt wurde, was dann sofort die Schweißhunde der Börse, die Fixer herbeilockte — jene ehrlichen Leute, welche ein Geschäft daraus machen, auf das Fallen der Course zu speculiren und die Course unter Ausbietung jedes Mittels herunterzureißen, wofür sie freilich zuweilen arg bluten müssen. Des bessern Verständnisses wegen folge hier ein Beispiel. Die Actien der „Producten- und Handelsbank“ — eine Schöpfung, zu der auch Wiener Gründer extra nach Berlin gekommen waren — wurden mit 116 eingeführt. Weil aber diese Actien nicht voll, sondern nur mit 40 Procent eingezahlt waren, betrug der Einführungscours thatsächlich 140. Gewiß eine colossale Ueberschätzung, da die Bank noch gar nichts gethan hatte, noch nicht einmal eingerichtet war!

So dachten auch die Fixer, und sie begannen die Actien zu werfen, ein Pöstchen nach dem andern in blanco zu verkaufen; das heißt, ohne es zu haben. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Gründer hielten fest, nahmen die Blanco-Abgaben bereitwilligst auf und drückten den Fixern Zoll um Zoll die Gurgel zu. Als der Ultimo, der letzte Tag im Monat und damit der Zeitpunkt der Lieferung kam, mußten die Fixer sich mit einem Verlust von 7 Procent „decken“, und die Gründer, als die alleinigen Besitzer des Materials, hatten ihnen eine noch weit höhere Buße dictiren können. Solche Strangulirung aber nennt man an der Börse eine Schwänze.

Der Einführungsmodus war das beste Mittelchen für die Agiotage oder den Courswucher, welcher sich nicht wesentlich von der sogenannten Halsabschneiderei unterscheidet. Herr Richard Schweder führte noch im Januar 1873 die Actien der Kohlenzeche „Louise Tiefbau“ mit 115 ein, während heute der Cours 50 steht und höchst wahrscheinlich noch viel tiefer sinken wird. Die famose „Dortmunder Union“, gegründet von den Herren Miquel und von Hansemann in Berlin, Wilhelm von Born in Dortmund, Abraham von Oppenheim in Köln, Rothschild in Frankfurt ꝛc. — erschien an der Börse mit 110, wurde dann bis 228 hinaufgetrieben und steht jetzt circa — 20!!!

Wie die „großen Häuser“ die wuchtigsten Gründungen vollführten, so waren sie auch die eigentlichen Meister des Agiotagespiels, bei dem sie Millionen einstrichen. Rothschild, Bleichröder, Hansemann, Jakob Landau und Wilhelm Behrens in Hamburg, denen sich wieder Herr von Kardorff und Graf Hatzfeld zugesellten, componirten die „Deutsche Reichs- und Continental-Eisenbahnbau-Gesellschaft“, mit einem Grundcapital von zehn Millionen Thaler. Die 4procentigen Interimsscheine wurden mit 55 bis 65 Thalern untergebracht, während sie heute etwa mit 22 Thalern bezahlt werden!! Das Stärkste aber leistete doch die „Discontogesellschaft“ mit den Herren von Hansemann und Miquel an der Spitze. Wenn der schlichte Menschenverstand darauf schwört, daß $2 \times 2 = 4$ ist, so bewies die „Discontogesellschaft“, daß an der Börse eine höhere Rechenkunst gilt, daß hier 2×2 sowohl 5 wie 3 sein kann, je nach den Umständen und Zeitverhältnissen.

Wie die „Preußische Boden-Credit-Actien-Bank“ sich eine Filiale in der berüchtigten „Preußischen Credit-Anstalt“ zulegte, so schuf auch die „Discontogesellschaft“ ein Tochter-Institut, die seitdem ebenso anrüchige „Provinzial-Discontogesellschaft“, mit einem Grundcapital von zehn Millionen Thaler. Die Actien, worauf 40 Procent eingezahlt, kamen an die Börse mit circa 125 und gingen bei solcher Einzahlung bis etwa 150. Von diesem Cours wurden die fehlenden 60 Procent abgezogen, und somit 40 Thaler mit 65 bis 90 Thaler bezahlt!! Damals waren nach der Rechnung der Discontogesellschaft $2 \times 2 = 5$. Inzwischen sind auf die Actien noch 20 Procent nachgezahlt, aber trotzdem werden sie gegenwärtig nur mit circa 75 notirt. Von diesem Cours gehen ab die fehlenden 40 Procent, und es werden demnach 60 Thaler mit etwa 35 Thalern bezahlt!! Das aber bedeutet, daß bei der Discontogesellschaft 2×2 heute nur 3 ist.

Amerika hinter dem Schleier.

Von Moritz Busch.

Wie die Vereinigten Staaten das Land der Secten sind, so sind sie auch das Land der geheimen Gesellschaften, und zwar erstrecken dieselben ihre Verbindungen und Wurzelverzweigungen bis in die untersten Regionen der Bevölkerung hinab, und selbst in den höheren Unterrichtsanstalten bestehen deren unter den Schülern, wie uns unter Andern Albrich* von einem Club der „Tausendfüße“ (centipedes) auf der Schule zu Rivermouth erzählt. Das alte Europa begnügte sich, von den Carbonari

* Im dritten Band der „Amerikanischen Humoristen“. (Leipzig, Grunow.)

Digitized by Google

und einigen andern politischen Geheimbünden der romanischen Welt abgesehen, die bald wieder von der Bühne verschwanden, bis auf die letzten Jahre mit den Freimaurern, die, in Deutschland wenigstens, durchaus harmlofer Natur sind. Das junge Amerika hatte seit dem Unabhängigkeitskriege neben diesen Jüngern der „königlichen Kunst“ wenigstens noch ein Dutzend hinter dem Schleier arbeitender anderer Logenverbände, die zum Theil keineswegs harmlose Zwecke verfolgten. Seine bürgerliche Gesellschaft ist noch jetzt wie eine Maulwurfswiese, auf der sich unter der Erde beinahe ebenso viel Leben regt, wie im Licht der Sonne, und von diesem Leben will ich hier erzählen, was ich weiß.

Zunächst sei kurz erwähnt, daß Cincinnati, die größte Stadt Ohios, seinen Namen von der geheimen Gesellschaft der „Cincinnati“ hat, die sich zu Ende des erwähnten Krieges aus Officieren des Heeres der Republik bildete, unter Andern auch George Washington zu den Ihrigen zählte und später wegen ihrer aristokratischen Meinungen und Bestrebungen vielfache Anfeindungen erfuhr. Um dieselbe Zeit entstand in Massachusetts der Orden oder Bund der „Sons of Liberty“, der Söhne der Freiheit, der in den Pankeestaaten noch fortdauern soll, und etwas später der „Alte Wigwam“ in der „Tammanyhall“ zu New-York. Diese bis auf die neueste Zeit für das Parteileben in der Union hochwichtige Verbindung trat zuerst in Philadelphia zusammen. Sie nannte sich nach einem Delawarenhäuptling Tammany, mit dem William Penn bei seiner Ankunft in Amerika ein Bündniß schloß, und von dem die Sage berichtet, er habe sich, ein indianischer Sanct Georg, durch Bekämpfung von Ungeheuern und bösen Geistern derdient gemacht. Ihr Ursprung fällt in das Jahr 1789, und ihr anfänglicher Zweck war die Verbesserung des socialen und moralischen Zustandes der Urbewohner des Landes. Sie hatte somit zunächst keine politische Tendenz.

Dies wurde aber anders, als die Gesellschaft nach New-York übersiedelte, indem sie dort 1798 mit dem „Columbian Order“, einem geheimen Club, verschmolz, der einige Jahre vorher von dem Tapezierer Mooney zur Pflege und Geltendmachung demokratischer Grundsätze und als Gegengewicht gegen Bestrebungen, wie sie namentlich die Cincinnati auf ihre Fahne schrieben, gestiftet worden war. Mit jenem Orden vereint, wählten die Söhne des heiligen Tammany das Wirthshaus „Onkel Ben Martling's“ zum Orte ihrer Zusammenkünfte, wo eine dritte Gesellschaft, die durch gute Disciplin sehr einflußreichen „Martlingmen“, sich ihnen anschloß. Hierdurch wurde der Verein so zahlreich, daß sein Stiftungstag, der 12. Mai, in New-York fast wie ein öffentliches und allgemeines Fest begangen und Sanct Tammany in dem bombastischen Stile der Zeitungen als der Schutzheilige Amerikas bezeichnet wurde. Unter der Präsidentschaft Jefferson's und seiner nächsten Nachfolger steigerte sich das Ansehen der Verbindung von Jahr zu Jahr. Sie baute sich in der Tammany-Hall ein eigenes Local, schuf sich in dem „National Advocate“ ein Organ, dessen erster Redacteur der berühmte staatswissenschaftliche Schriftsteller Wheaton war, gewann überall in der Union Verbündete und wurde allmählich der Angelpunkt der demokratischen Partei und einer der Hauptfactoren bei der Entscheidung der Fragen, die das Leben des Staates New-York und des gesammten Complexes der mit ihm verbündeten Republiken bewegten.

Wie sie mit der Partei, deren Centrum sie war, im Laufe der Zeit heruntersam, und wie sie zuletzt vorwiegend persönlichen Interessen, darunter sehr unsauberen, diente, kann hier nicht geschildert werden. Von der Verfassung und innern Einrichtung dieser mächtigen Gesellschaft weiß der Uneingeweihte nur, daß sie von unbekannten Oberen die Parole empfängt, und daß sie die Gebräuche und Titel, die sie vor ihrer Umwandelung aus einem mildthätigen in einen politischen Verein hatte, beibehalten hat. Ihre Organisation ist die Nachahmung eines indianischen Nationenbundes. Sie zerfällt nach derselben in eine Anzahl „Stämme“, die unter „Sachems“ stehen, denen dann wieder ein „Großsachem“ präsidirt. Sie hat ferner ein „Berathungsfeuer“, dessen Vorsitzender den Namen „Vater“ führt, und bei dem man sich eines indianischen Rituals und der Symbole des Tomahawk und des Calumet oder der Friedenspfeife bedient. Ihre Logen werden „Wigwams“ genannt; ihre Zeitrechnung ist die der Rothhäute, ja bei feierlichen Gelegenheiten, öffentlichen Aufzügen u. dgl. kleideten die Tammanisten sich früher sogar wie die Wilden der amerikanischen Wälder und Prairien.

Ich wende mich nun zu einigen Geheimbünden unschuldigerer Natur, die aber immerhin auf das sociale und das niedere politische Leben in der Union einigen Einfluß haben, indem sie namentlich bei den Wahlen von Localbeamten und Pfarrern für Mitglieder oder Gönner ihrer Vereine agitiren und stimmen.

Zu Dayton in Ohio wohnte ich im Jahre 1851 einige Wochen bei einem kleinen Schuster aus Sachsen, der in der Vorstadt Macypherfontown am Miamifluß ein allerliebstes weißes Häuschen inne hatte, das bis an das Dach in Pfirsichzweigen und Hagebuttenbüschen steckte. Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß der freundliche, gutherzige Bewohner dieses Idylls zu den Geweihten eines mysteriösen Priesterordens gehöre, der unter anderen finsteren und blutigen Gewohnheiten auch die hatte, seinen Göttern gelegentlich Menschen zu schlachten. Und doch schien es so.

Eines Tages sah ich mir die Bilder in Meister Sperling's „guter Stube“ genauer an. Eins davon, das einen ehrwürdigen Greis mit lang herabwallendem Barte vorstellte, welcher unter einer Eiche ein Opfer darbrachte, erregte meine Neugier. Ich erkundigte mich nach der Bedeutung desselben und erfuhr, es sei ein Patent des Ordens der „Druiden“, der hier, wie an vielen anderen Orten Ohios, einen „Hain“ hatte, und dem mein Wirth vor einigen Monaten beigetreten war. Von Letzterem war über Brauch und Zweck des Bundes nichts weiter herauszubekommen, als daß derselbe seine Mitglieder verpflichte, sich gegenseitig zu helfen und vorzüglich bei erkrankten Brüdern Nachtwachen zu thun. Später hörte ich noch, daß zu den Hauptpflichten dieses ehrwürdigen Ordens die zählt, sich gemeinsam zu vergnügen, und daß die Menschenopfer seit einiger Zeit durch harmlosere Ceremonien, z. B. durch eine Art feierliches Salamanderreiben ersetzt worden sind, was meinem Herzen wohl that.

Dann erfuhr ich aus einem Journal der Druiden, daß über das Jahr der Gründung ihres Bundes Zweifel herrschen, indem man nur soviel mit Bestimmtheit weiß, daß es „zwischen 4004 und 2242 vor Christi Geburt liegen muß“ — was mir selbst dann, wenn das letztere Jahr unmittelbar auf die Stiftung des Ordens gefolgt sein sollte, ein sehr respectables Alter einzuschließen scheinen würde. Ferner sollen die Druiden in verschiedene Grade zerfallen und ihre „Haine“ in einem „Großhain“ ihren Mittelpunkt und ihre Direction haben. Endlich mag erwähnt werden, daß sich seit einigen Jahren auch Deutschland des Besitzes solcher Druidengesellschaften erfreut, und zwar hat Berlin deren gegenwärtig schon drei und unser gutes Leipzig, verhältnißmäßig noch glücklicher, zwei, während Stuttgart, Hamburg, Nordhausen und Bremerhaven sich bis auf bessere Tage mit einem behelfen müssen.

Während meines Aufenthaltes in Dayton ging ferner eines Tages ein bunter, abenteuerlicher Zug mit rauschender Blechmusik über die Mainstreet. Weiße und rosenfarbene Bandeliere, gelbe, grüne, violette und blaue Schärpen mit silbernen und goldenen Borten und Troddeln, mit Stickereien, die Sterne, Blumen und Todtenköpfe darstellten, Talare, Ritterharnische, Federhelme und dergleichen prächtige Dinge mehr wimmelten wie ein großer Mummenschanz an uns vorüber. Ich zählte vier Musikcorps, und der Theilnehmer an der Procession waren an zwölfhundert. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß es einem Feste der „Odd Fellows“ von Ohio galt, die hier durch Deputirte aus allen größeren Orten des Staates, namentlich aber aus Columbus und Cincinnati, vertreten waren. Die „Odd Fellows“ — ein Name, den man, je nach Stimmung und Belieben, mit „sonderbare Bursche“ oder „närrische Kerle“ übersetzen kann — scheinen eine ähnliche Organisation wie die Druiden zu haben und im Wesentlichen dieselben Zwecke zu verfolgen. Nur die Haut, in der sie das besorgen, ist eine andere. Auch sie verlegen den Ursprung ihres Ordens in das graue Alterthum, sind aber dabei bescheidener als jene, deren Zunft nach dem Obigen vielleicht älter als die älteste Pyramide wäre und jedenfalls schon in der dunkeln und schweigsamen Zeit der Pfahlbauten ihr Gewerbe betrieben haben müßte. Die „närrischen Kerle“ — ich ziehe diese Verdeutschung vor — nennen ihre Logen „Loger“, indem die erste im Jahre 65 nach Christi Geburt unter den Soldaten

Digitized by Google

eines römischen Feldlagers entstanden sein soll. Kaiser Titus soll sie dann im Jahre 79 durch Ueberreichung der goldenen Tafel mit allerlei Symbolen (unter denen ich, wenn die Sache ihre Richtigkeit hätte, das ehrwürdige Urbild einer der Kappen vermuthen würde, mit denen Köln und Leipzig sich in der Fastnachtszeit schmücken) feierlich anerkannt haben.

In Wahrheit ist der Orden erst 1800, und zwar nicht unter Römern, sondern zu Manchester in England, desgleichen nicht von Soldaten, sondern von friedsamen Kaufleuten gegründet worden, die wahrscheinlich Langeweile hatten. Von dort wurde er 1812 nach Baltimore verpflanzt, und seitdem ist er in Amerika dermaßen gewachsen, daß er — wenn das New-Yorker Blatt, aus dem ich diese Notiz schöpfe, nicht den Mund zu voll nimmt, was es leider zu oft thut — 1852 innerhalb der Vereinigten Staaten einunddreißig „Großlager" und circa zweitausendfünfhundert „Lager" mit nahe an zweihunderttausend Mitgliedern zählte. Die jährlichen Einnahmen wurden — immer, wenn es wahr ist — auf fünf Viertel Millionen Dollars veranschlagt und sollten vorzugsweise in die Begräbniß- und Wittwencassen des Ordens fließen. Schließlich sage ich vielleicht nichts Neues, wenn ich hinzufüge, daß seit drei oder vier Jahren, wie die Weisheit der Druiden, so auch die der „nördlichen Kerle" im deutschen Reiche Pflegstätten gefunden hat. In Berlin blühen deren bereits ein halbes Dutzend, in Hannover zwei. Wo sonst noch? Und sollte Leipzig, sollte Klein-Paris, das „seine Leute bildet", hier zurückgeblieben sein?

Viel weniger harmlos als die zuletzt geschilderten Geheimbünde war ein anderer, der zu Ende der vierziger oder zu Anfang der fünfziger Jahre in New-Orleans entstand, sich von da rasch über alle größeren Städte des Südens verbreitete und bald auch in New-York sowie in den Yankeestaaten Logen oder wenigstens Mitglieder hatte. Ich meine den Orden vom „Einsamen Stern" — Lone Star — der den Zweck verfolgte, Mittel und Mannschaften zur Gewinnung weiterer Gebiete für die Union zu schaffen, in denen sich die Sclavenwirthschaft mit Nutzen betreiben ließ, und damit die Macht und den Einfluß der Südstaaten im Congresse und der Centralregierung zu erhalten und zu mehren.

Nach den Gebräuchen, die der Orden bei den Aufnahmen und Beförderungen seiner Mitglieder beobachtete, hätte man so ernste Zwecke nicht annehmen sollen. Die Gebräuche, Travestien gewisser Ceremonien der Maurerei, waren läppische, mit allerlei Aengstigung und Mißhandlung der sich zum Eintritte in den Bund oder zu einem höheren Grade Meldenden verbundene Possen, die stark an die Unsitte des Hänselns in den früheren deutschen Zünften und an die Fuchstaufen der alten Studentenwelt erinnerten. Man führte den Betreffenden mit verbundenen Augen und auf den Rücken geschnürten Händen in die Loge, geleitete ihn ein schräggelegenes Bret hinauf, wobei man ihm sagte, ein Fehltritt würde ihn in einen tausend Fuß tiefen Abgrund stürzen, erschreckte ihn durch Zischen und Heulen, ließ ihn durch einen schief gespannten unten offenen Sack in eine Wanne voll kaltes Wasser hinabgleiten, führte ihn wieder bergauf, wobei er mit einer Art Gabel gestachelt, durch tausende Schwärmer und platzende Feuerfrösche geängstigt und schließlich, nachdem ihm Halt geboten worden, von einer heiseren Stimme gefragt wurde, ob er sich der letzten Probe unterziehen und dadurch Mitglied des Ordens werden wolle. Nachdem er dies bejaht, gebot ihm die Stimme, die Zunge auszustrecken, und nachdem dies geschehen, flüsterte sie: „Holt das glühende Stempeleisen her," so daß der Candidat glauben mußte, die Zunge sollte ihm gebrandmarkt werden. Dann krachte plötzlich ein Schuß, der Gasplage fuhr, indem das Bret unter seinen Füßen weggezogen wurde, in eine Tiefe hinab und sah sich, nachdem ihm nun die Binde weggezogen worden, in einem Fasse, umtanzt von allerlei Ungethümen, Teufeln und Kobolden, die ihn lobend, mit Schwerterklirren und Pistolenschüssen willkommen hießen.

Hinter diesen und ähnlichen Possen verbarg sich aber in der That ein sehr ernster Zweck. Man war im Begriffe, das Unternehmen Aaron Burr's nachzuahmen, der im Jahre 1806 den Plan verfolgt hatte, auf den westlichen Gewässern einen Freischaarenzug zur Eroberung der spanischen Provinzen am Golfe von Mexico zu organisiren und aus ihnen ein Reich zu gründen, dessen Hauptstadt New-Orleans und dessen Herrscher Burr sein sollte. Mit dem „Einsamen Stern", der roth auf der blau und weißen Fahne des Ordens stand, war die Insel Cuba gemeint, die man zunächst im Auge hatte. Als Stern wurde sie bezeichnet, weil die Staaten der Union auf dem Banner derselben als Sterne figurirten, als einsamer Stern, weil sie eben eine Insel und noch nicht dem nordamerikanischen Bundesstaate einverleibt war. Die verunglückte Expedition des Obersten Lopez war einer der Versuche des Ordens, in dieser Richtung thätig zu sein. Die Entrüstungsmeetings, die im Herbste 1851 in verschiedenen Städten in Scene gesetzt wurden, gingen ebenfalls von ihm aus, spätere Freischaarenzüge desgleichen. Endlich war auch der Filibustierkrieg Walker's, der die centralamerikanischen Staaten Granada und Nicaragua mehrere Jahre mit Blut überschwemmte, ein Unternehmen der Brüder vom „Einsamen Stern", zu Walker soll der Großmeister des Ordens gewesen sein.

Die neueste Erscheinung auf diesem Gebiete gehört ebenfalls dem Süden der Union an. Es ist der Bund der Kuklux-Clane oder die „Weiße Brudergchaft", ein Nachklang des Abfalls der Sclavenstaaten und eine der Formen, in denen sich die Reaction gegen die rücksichtslose Niederwerfung und Niederhaltung der Besiegten durch General Grant und die republikanische Partei seither äußerte. Die Beamten, welchen letztere die Gewalt in den wiedereroberten Staaten übergaben, erlaubten sich vielfach Uebergriffe. Die frei und den Weißen politisch gleich gewordenen Neger waren auf ihre neue Stellung unvorbereitet und traten da, wo sie sich in der Mehrzahl sahen, anmaßend auf. Die dadurch Beeinträchtigten und Verletzten fanden bei den Behörden keine Hilfe, und so nahmen sie ihre Zuflucht zu einer nächtlichen Lehme, die nach der Methode des Richters Lynch Gerechtigkeit übte. Der Widerstand des Südens, vom Norden in einem gewaltigen Ringen gebrochen und aus der Oeffentlichkeit vertrieben, flüchtete sich in das landesübliche System der Geheimbünde und bemühte sich, ebenfalls auf landesübliche Weise, im Kleinen und Einzelnen zu beheitigen, was er im Großen und Ganzen zu dulden gezwungen war.

In neun Counties des Staates Südcarolina, vorzüglich in York- und Spartanburg-County, hatten sich im Jahre 1872, vielleicht auch schon früher, eine Anzahl geheimer Logen gebildet, die sich „Clane" nannten, ihre Lösungen, Symbole und Beamten hatten und in abenteuerlicher Verkleidung, bei der ein weißer Mantel mit rothen Ohren oder Hörnern an der Capuze eine Hauptrolle spielte, in nächtlichen Razzias namentlich die verhaßten Schwarzen heimsuchten, die sie dann grausam mißhandelten, ausperitschten, mit Theer bestrichen und in Federn wälzten, zu Baumäste henkten oder niederschossen. Die örtlichen Behörden waren nicht im Stande, diesem Unfug zu steuern; denn „zog man in jenen Gegenden einem Weißen die Haut ab, so kam ein Kuklux zum Vorschein". Sie wendeten sich an den Gouverneur von Südcarolina, und da auch dieser rathlos war, so mußte der Präsident in Washington zum Einschreiten aufgefordert werden. Dasselbe erfolgte zunächst in Gestalt einer Proclamation, welche den Ruhestörern Frieden zu halten und das Gesetz zu achten gebot, widrigenfalls man mit Anwendung außerordentlicher militärischer Mittel gegen sie vorgehen werde. Dann ging unter lebhaftem Widerspruch der particularistischen Demokraten im Congreß ein Gesetz durch, dessen wesentliche Bestimmungen folgende waren: die Verbrechen, welche in den beunruhigten Counties bisher straflos begangen worden sind, sollen fortan unter die Jurisdiction der Uniousgerichtshöfe, nicht mehr unter die der Gerichte Südcarolinas; der Präsident erhält die Befugniß, ohne vorheriges Ansuchen seitens der gesetzgebenden oder vollziehenden Gewalt eines Staates Militärmacht anzuwenden, wenn es in demselben Aufruhr, Gewaltthätigkeiten oder Verschwörungen zu unterdrücken gilt; dem Präsidenten wird bis zum Schlusse der nächsten Sitzungsperiode des Congresses die Berechtigung ertheilt, unter gewissen Umständen das Privilegium des Habeascorpus als nicht bestehend zu behandeln.

Auf Grund dieses wichtigen Gesetzes, welches am 20. April 1872 zu Stande kam, erließ General Grant, nachdem eine Untersuchung herausgestellt, daß die Kuklux verschwörung in der That sehr mächtig und Gefahr im Verzuge, am 12. October eine Aufforderung an die Clane derselben, sich binnen fünf Tagen aufzulösen und ihre Waffen, Verhüllungen und Erkennungszeichen an den Bundesmarschall oder die Militärbehörden abzuliefern. Da

Digitized by Google

diese Proclamation unbeachtet blieb, so erging am 18. October eine zweite, die für die erwähnten Counties das Privileg der Habeascorpusacte aufhob, und dem ingwischen dort eingerückten Militär die Weisung ertheilte, alle Personen, welche auf glaubwürdige Weise beschuldigt wurden, Theilnehmer an jener gesetzwidrigen Verbindung zu sein, zu Haft zu nehmen und dem Marschall der Vereinigten Staaten zur Untersuchung und Aburtheilung zu übergeben. Diese Maßregeln wurden sofort in Vollzug gesetzt. Die Mitglieder der Kukluxrehme wurden, wo sie nicht flüchteten, eingezogen; die Gerichte sprachen ihr Urtheil, und das Schreckenssystem, welches fast ein Jahr auf den Negern und den wenigen republikanisch gesinnten Weißen jener Landstriche gelastet, hatte ein Ende. Schon am 2. November waren allein in York-County hundertzwei Kuklux-Men eingesperrt, über zweihundert, die eingestandnermaßen Mitglieder der Verbindung gewesen, auf Handgelöbniß in Freiheit und hundertzwanzig bis hundertfünfzig andere auf der Flucht vor dem Arme der Gerechtigkeit und in den Wäldern verborgen.

Wie groß die Zahl der geheimen Gesellschaften in Amerika ist, mag die aus glaubwürdiger Quelle geschöpfte Mittheilung zeigen, daß im Jahre 1860 allein in der Stadt New-York zweihundertneunzig Logen, Oddfellowlager, Druidenhaine und ähnliche Clubs bestanden. Der verbreitetste Geheimbund ist derjenige der Freimaurer. Auch dieser war hier nicht immer so harmlos wie in Deutschland und spielte wenigstens einmal, wenn auch nur gezwungen, eine Rolle in der Politik. Im Jahre 1826 verschwand zu Batavia im Staate New-York der Freimaurer William Morgan, der wegen eines Zerwürfnisses mit seiner Loge seine Verpflichtung zur Geheimhaltung der Ordensmysterien durch Veröffentlichung derselben zu brechen im Begriffe stand, auf räthselhafte Weise. In der Dunkelheit der Nacht war — so erzählte man — ein Wagen mit Vermummten vor seiner Thür erschienen, und nach einiger Zeit wieder weggefahren, wie man glauben mußte, mit ihm. Denn am anderen Morgen war Morgan fort. Die fertigen Druckbogen seines Werkes waren denfalls weggeschafft, das noch nicht gesetzte Manuscript desgleichen, der Satz, der in der benachbarten Druckerei der Correctur harrte, durcheinander geworfen. Morgan blieb verschwunden. Jemand wollte ihn in Begleitung einiger Männer, die ihn als Gefangenen bewacht hätten, in einem Orte an der canadischen Grenze gesehen haben. Damit hörte jede Spur von ihm auf. Selbstverständlich machte der Vorfall das größte Aufsehen, und allenthalben wahm man an, jene Vermummten seien Freimaurer gewesen, und der Unglückliche sei nach der Drohung des alten Maisoneneides, welche auf den Bruch desselben, soweit er Schweigen über die Geheimnisse des Ordens fordert, allen Ernstes Hinrichtung durch Abschneiden des Hasses und Ausreißen der Zunge setzte, bestraft worden. Der Umstand, daß das Verlangen nach einer Untersuchung der Sache bei den Behörden auf Schwierigkeiten stieß, bewirkte große Entrüstung, und aus dieser ging allmählich die Partei der „Antimasons“ oder Freimaurerfeinde hervor, die sich die Ausschließung aller Ordensangehörigen von städtischen und Staatsämtern sowie von der Vertretung im Congreß und den Staatenlegislaturen zum Zweck setzte und, nachdem sie die erste Zeit auf den westlichen Theil des Staates New-York beschränkt gewesen, sich auch über die Neu-Englandstaaten sowie über Pennsylvanien und Ohio ausbreitete, so daß sie, als die Union sich zum Wahlkampfe von 1831 rüstete, ein beachtenswerthes Gewicht in die Wagschale der Entscheidung zu werfen im Stande war.

Ob Morgan wirklich hingerichtet worden ist, ist nie bewiesen worden, und wird jetzt auch wohl nie bewiesen werden. Charakteristisch aber war die Antwort, die mir einst ein angesehener Kaufmann in Cincinnati gab, als ich ihn an den Morgan'schen Fall erinnerte und die vielfach verbreitete Muthmaßung, er sei ein Opfer des Maisoneneides gewesen, bezweifeln wollte. „Was wollen Sie?“ entgegnete er, „jeden Augenblick bin ich bereit, einen solchen Verräther in solcher Weise strafen zu helfen.“

Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich mich freue, zu wissen, daß wir Deutsche in dieser Hinsicht mit den Amerikanern nichts gemein haben. Die „Germania“ möge also hieraus kein Capital schlagen — es wäre Falschmünzerei.

Die Wahrzeichen der deutschen Kaiserstadt.

Von Ferdinand Meyer.

1. Der „Neidkopf.“ — Die „Rippe“.

„Berlin hat keine Geschichte!“ So lautete noch vor wenigen Jahren das geflügelte Wort, wenn man von einer historischen Vergangenheit der heutigen Kaiserstadt im Hinblick auf jene Städte des deutschen Vaterlandes sprach, die im grauen Alterthum als mächtigere Zeitgenossinnen auf die kleine, unbedeutende Schwesterstadt an der Spree vornehm herabblickten.

Freilich reden die Steine hier nicht von Karl dem Großen, wie in Aachen; eben so wenig zeugen gothische Dome von geistlichen Herren und mächtigen Bischöfen, wie in Straßburg, Köln und Magdeburg, ja selbst in Brandenburg. Aber wenn seine Geschichte auch nicht aus solchen Denkmälern spricht, so bleibt Berlins Vergangenheit doch eine mächtige, deren richtigeres Verständniß und größere Würdigung erst seit einem Decennium durch den „Verein für seine Geschichte“ herbeigeführt worden ist.

Zu den Dingen nun, die dem Aeußeren einer Stadt ein historisches Gepräge verleihen, gehören auch jene Wahrzeichen, deren die älteren Städte noch viele besitzen, und die mit den sich daran knüpfenden Sagen und Ueberlieferungen gleichsam als dämmernde Sterne aus dem Dunkel der Vergangenheit herüberleuchten. Auch Berlin hat solche Wahrzeichen noch aufzuweisen, obgleich Unverstand und Pietätlosigkeit mit einem Theil derselben, als vermeintlichem „altem Gerümpel“ aufgeräumt — zuletzt mit der Gerichtslaube und ihrem ältesten Stadtzeichen, dem Rolk. Wir lassen denselben außer Betracht, weil er, der Stadt entfremdet, von dem durch Kaiser Wilhelm auf dem „Babelsberge“ wieder errichteten Lobium herabschaut.

Ein anderes Wahrzeichen ist der sogenannte „Neidkopf“ an dem Hause Nr. 38 der Heiligegeiststraße. Zwei Ueberlieferungen knüpfen sich an das einem Medusenhaupt ähnliche, von Schlangen statt der Haare umwundene Zerrbild, dessen neidischer Blick und ausgereckte Zunge nach dem gegenüberliegenden Hause Nr. 11 gerichtet sind.

König Friedrich Wilhelm der Erste, dieser wunderbare Naturjohn, dessen Bestreben darauf gerichtet war, aus seinen Unterthanen gute Hauswirthe und Soldaten zu machen, liebte es, die Stadt zu durchstreifen, um das Leben und Treiben seiner Berliner zu beobachten, nicht unerkannt in schlichter Kleidung, sondern in voller Uniform, zu der auch jener verhängnißvolle Rohrstock gehörte — ein Schrecken aller Faullenzer und Müßiggänger in den Straßen der Residenz. Auf diesen seinen Streifzügen war dem Monarchen in der Heiligegeiststraße ein Goldschmied aufgefallen, dessen Werkstatt in dem Parterre eines elenden, baufälligen Hauses sich befand. Hier saß der fleißige Mann oft bis spät in die Nacht hinein, mit seiner Kunst sich beschäftigend.

Eines Abends, als der geschäftige Hammerschlag des Meisters noch weithin durch die lautlose Stille der Straße ertönte, trat plötzlich der König in die Werkstatt. Anfänglich eingeschüchtert durch den unerwartet hohen Besuch, schwand die Befangenheit des schlichten Meisters bei den des Königs herablassenden Fragen nach seinen Verhältnissen. In offener Weise schilderte er seine bedrängte Lage, die ihn oftmals zwinge, größere Arbeiten wegen mangelnder Auslagen für edles Metall zurückweisen zu müssen. Diese Offenheit gefiel dem Monarchen; er bestellte bei dem Meister ein goldenes Tafelservice, zu dessen Anfertigung das erforderliche Metall aus der Schatzkammer geliefert wurde. Der glückliche Goldschmied begab sich sofort an die Arbeit, und öfter besuchte ihn der König, um sich von dem Fortgang des unter den Händen des Künstlers sich gestaltenden Werkes zu überzeugen. Als das Service vollendet war, bemerkte

Digitized by Google

der hohe Auftraggeber unter anderen Verzierungen auf einer der Schüsseln einen zur abscheulichen Fratze gestalteten weiblichen Kopf. Auf Befragen erzählte der Meister, wie in dem gegenüber gelegenen Hause ein anderer, reicher Goldschmied wohne, dessen Frau und Töchter, aus Aerger über das unverhoffte Glück ihres Nachbarn, ihm die sonderbarsten Grimassen und Fratzen von den Fenstern ihrer Wohnung aus geschnitten. Da habe er es denn nicht unterlassen können, neben den Arabesken eine dieser Fratzen nachzubilden.

Um den strebsamen Fleiß zu belohnen, dem hämischen Neid aber die ihm gebührende Strafe zu ertheilen, ließ der Monarch das armselige Haus niederreißen und ein stattlicheres für seinen nunmehrigen Hofgoldschmied errichten. Inmitten der Front aber, zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk, befahl der königliche Baumeister die Anbringung jenes Zerrbildes, dem die Berliner alsbald den Namen „der Neidkopf" beilegten. Diese Benennung hat das Haus im Volksmunde bis auf den heutigen Tag behalten.

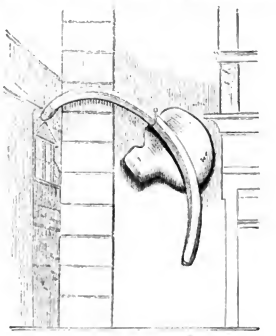
Die zweite Erzählung, neueren Ursprungs, führt uns in

Der „Neidkopf".

die Zeit des letzten brandenburgischen Kurfürsten und, ersten Preußenkönigs zurück.

Es war am 18. August des Jahres 1695. Die Glocken der Domkirche auf dem Schloßplatze verkündeten den Beginn der feierlichen Grundsteinlegung zur Parochialkirche in der Klosterstraße. Kurfürst Friedrich der Dritte war mit seinem ganzen Hofstaat anwesend und wohnte zunächst dem unter einem Zelte durch den berühmten Kanzelredner Ursinus (später als Ursinus von Bär in den Adelsstand erhoben) abgehaltenen Gottesdienste bei. Nach Beendigung desselben legte der Kurfürst eine Bibel mit schwer vergoldeten Beschlägen und den Heidelbergischen Katechismus nebst einer Büchse mit Münzen und Medaillen in den Grundstein, der dann in üblicher Weise auch von den Mitgliedern der fürstlichen Familie mit Kalk bedeckt wurde. Darauf sprach Ursinus abermals ein Gebet, und die Schüler des grauen Klosters stimmten den 101. Psalm, David's Regentenspiegel, an. Während der Worte: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen," drängte ein Jüngling sich durch die Versammlung und überreichte knieend dem Kurfürsten ein Schriftstück. Dieser winkte ihm, er solle ihm unter das Zelt folgen, und hier erzählte der Fremdling, ein Goldschmied Namens Beyrich, wie ihm im Traume der Auftrag geworden, eine silberne Königskrone zu fertigen und sie am Tage der kirchlichen Grundsteinlegung dem Kurfürsten an dem Orte zu überreichen, wo einst dessen Ahn (Friedrich der Erste von Hohenzollern) die Huldigung der Mark im „Hohen Hause" empfangen. Obwohl nur arm, habe er doch gethan, wie der Traum ihm geboten. Und mit dem Hinzufügen, daß dieses sein geringes Werk, wie die Traumesverheißung ebenfalls lautete, mit in den Grund gesenkt werden möge, überreichte er dem Kurfürsten eine kleine silberne Krone. Friedrich der Dritte, eingedenk wohl der Prophezeiung am Tage seiner Taufe, daß er dereinst die Königskrone tragen werde, blickte nachdenklich auf die ihm dargereichte hin, und brach dann in die Worte aus: „Es ist Gottes Wille und ein Geheimniß vor der Welt."

Beyrich empfing darauf von dem Kurfürsten die erforderlichen Geldmittel, um sich eine eigene Werkstatt einzurichten. Als dann sechs Jahre später Friedrich der Dritte als König Friedrich der Erste in Berlin einzog, erinnerte er sich jener Begebenheit bei der Grundsteinlegung und sandte dem Meister Beyrich ein Gastmahl in sein Haus, damit auch er sich entfreue an der Königskrone. Wieder sechszehn Jahre später — Friedrich der Erste war in-



Die „Rippe".

zwischen zu seinen Ahnen versammelt — besuchte Friedrich Wilhelm der Erste den strebsamen Meister und bestellte sich bei ihm ein goldenes Service. — Hier nun beginnt der Fortgang der Erzählung mit der ersten in Uebereinstimmung zu treten, nur daß der König bei seiner öfteren Anwesenheit in des Künstlers Werkstatt die darüber neidischen Fratzen am Fenster des reichen Goldschmieds selbst erblickte.

Soweit die Sage. Auf dem Gebiete der Forschung nun ist durch den Geheimen Hofrath L. Schneider festgestellt, daß das Haus Nr. 38 in der Heiligegeiststraße in den Jahren 1711 bis 1746 einem Goldschmied, Namens Lieberkühn, eigenthümlich war. Dagegen hat ein goldenes Tafelservice am Hofe des haushälterischen, jedem Luxus abholden Königs niemals existirt. Christian Lieberkühn wurde im Jahre 1738 mit der Herstellung des silbernen Chores* im Rittersaale des Schlosses betraut und mußte, was von seiner Wohlhabenheit zeugt, zweiundvierzigtausend Thaler, sowie sein Haus, als Caution für das ihm zur Anfertigung des Chores gelieferte Silber stellen.

Hierdurch wird die Sage in Betreff des Services und der Armuth unseres Goldschmiedes hinfällig, wie denn auch ein anderer Goldschmied eines der gegenüberliegenden Häuser zur damaligen Zeit nicht besessen hat. Bezüglich der Grundstein-

* Friedrich der Große ließ denselben einschmelzen, um Gelder zur Kriegsführung zu erlangen, und an Stelle seiner einen hölzernen, stark versilberten errichten.

Digitized by Google

legung der Parochialkirche hat Küster eine ausführliche Beschreibung derselben, doch ohne Erwähnung jenes Vorfalls, so daß auch in diesem Punkte das Poetische der Sage den Kern der Wahrheit vermissen läßt. Immerhin aber kann an den Vorgängen und an dem Scherze des Königs etwas Wahres sein, was die Sage ausgeschmückt und, wie bei der „historischen Windmühle" bei Sanssouci, gerade das Gegentheil von dem ursprünglichen Sachverhalt herausgekehrt hat.

Was ferner das eigenthümliche Bildwerk betrifft, so scheint dasselbe bei seiner vorzüglichen Technik aus dem Ende der Regierungszeit Friedrich's des Ersten, oder auch von Liebertühn selbst herzustammen, welcher „tüchtige Zeichner und Bildner an der Hand" hatte. Ursprünglich soll das aus Sandstein gearbeitete Wahrzeichen vergoldet gewesen, bei einem Abputz des Hauses aber mit Kalk überstrichen worden sein.

Bis zum Jahre 1841 stand der Reidkopf ungestört an seiner Stelle, bis er am 4. Juli jenes Jahres von der Besitzerin des Hauses abgenommen, und die Nische, in welcher er stand, zugemauert wurde. Sechszehn Jahre hindurch blieb das den Berlinern lieb gewordene Bildwerk verschwunden, bis der Geheime Hofrath Schneider am 27. December 1857 in Erfahrung brachte, daß dasselbe bei dem Antiquitätensammler May für sechs Friedrichsd'or zum Verkaufe ausgestellt sei.

An demselben Abend noch vom König zur Vorlesung nach dem Charlottenburger Schlosse befohlen, nahm der Hofrath Cosmar's „Sagen und Miscellen" denen wir die erste Erzählung entlehnt haben) mit sich und lenkte das Gespräch auf die alten Wahrzeichen Berlins, von deren Geschichte und Sagen Friedrich Wilhelm der Vierte vollständig unterrichtet war. Bei der besonderen Vorliebe desselben für Berlinische Alterthümer konnte es nicht fehlen, daß der König den sofortigen Ankauf des Reidkopfes, und die Wiederaufstellung desselben an der alten Stelle zu veranlassen befahl. Auf die hingeworfene Bemerkung, daß der Eigenthümer des Hauses sich dessen weigern könnte, entgegnete der Monarch nach kurzem Besinnen:

„Nun, so werde ich den Reidkopf über der Thür des Hinterhauses der Kriegsschule anbringen lassen. Ich weiß, daß sich dort ein Architrav an der Suprapforta befindet, aber schräg, bald gegen Nr. 11, und bald gegen Nr. 38 gerichtet, damit die moderne Mißgunst ihr Sinnbild vor Augen hat; so schräg, daß es jedem Vorübergehenden auffallen muß. Die bloße Erfundigung nach der Veranlassung zu einer solchen Aufstellung wird schon die rechte Antwort hervorrufen — da kann ich mich auf meine Berliner verlassen."

Dazu kam es indessen nicht. Der Eigenthümer des Hauses, Goldrahmenfabrikant Schultze, erklärte sich nicht nur bereit, dem Wunsche des Königs nachzukommen, sondern ließ auch in das Hypothekenbuch eintragen, daß der jedesmalige Besitzer das Bildwerk ohne Zustimmung des königlichen Fiscus nicht von seiner Stelle entfernen dürfe.

So wird denn der „Reidkopf", als ein charakteristisches Bild vergangener Zeiten, in der Volkssage noch zu den Nachkommen sprechen von dem belohnten Fleiße und von der Bestrafung des Uebermuthes durch den König.

Ein nicht minder volksthümlich gewordenes Wahrzeichen ist die sogenannte „Rippe" an dem Eckhause Nr. 13 des Molkenmarktes, weungleich, oder vielmehr weil die daran haftende Romantik dem Schooße der Fabel entstiegen ist.

Als Berlin in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts aus einem unbedeutenden Fischerdorfe, dessen Hütten unfern der Nicolaikirche, also bis zu dem vorerwähnten Hause standen, zu einer Stadt erhoben wurde bildete der heutige Molkenmarkt den alleinigen Marktplatz, nach welchem auch die wendischen Bewohner des benachbarten Stralow ihre Fische zum Verkaufe brachten. In der Gegend der „Rippe", und wahrscheinlich auch vor dem ältesten Rathhause der Stadt, erhob sich der Roland als Symbol der selbstständigen Gerichtsbarkeit und als Hüter des Marktfriedens, bis Friedrich „der Eiserne", nach dem Aufstande der Berliner im Jahre 1448, das Rolandsbild umstürzen ließ und dadurch der Stadt auch das äußere Wahrzeichen ihrer einstigen Selbstständigkeit entzog.

In jenen frühesten Zeiten nun — so lautet das Märchen — soll Berlin von einem Riesen erobert worden sein, welcher in dem Hause am Molkenmarkte residirte. Ueber Nacht aber hätten einige beherzte Männer den gefürchteten Recken erschlagen und so die Stadt von ihrem Widersacher befreit. Zum Gedächtnisse dieser Heldenthat sei das Haus mit dem Schulterblatte und einer Rippe des Riesen geschmückt worden.

So liegt denn der Sage ein schmeichelhaftes Zugeständniß der mit einer gewissen Lust verbundenen Geistesgegenwart und des persönlichen Muthes der Berliner zu Grunde.

Realistischer tritt die Annahme auf: Rippe und Schulterblatt rühren von einem urweltlichen Thiere her und seien im Baugrunde des Hauses gefunden worden, wie man ja auch neuerdings im Sande des Kreuzbergs den Riesenzahn eines solchen Thieres, oder mindestens eines Elephanten zu Tage gefördert.

Cosmar dagegen verwandelt das Wahrzeichen in ein hölzernes Aushängeschild, das in früherer Zeit zur Kennzeichnung eines Wirthshauses gedient habe. Dieser Annahme müssen wir entgegentreten. Denn zunächst sind uns die heraldischen Abzeichen und Namen jener ältesten Gasthöfe oder Wirthshäuser mit ihren oft historischen Reminiscenzen bekannt geblieben. So der „Güldene Arm" und die „Weiße Taube" in der Heiligegeiststraße, die „Alte Kupviner Herberge" und der „Gasthof zum Hirsch" in der Spandauerstraße Nr. 79 und 30. Ein Gasthof „Zur Rippe" aber ist nicht bekannt geworden.

Nach den von uns angestellten Ermittelungen soll vielmehr ein tief geschuldeter Kaufmann der Stadt den Rücken gekehrt haben, um sein Heil jenseits des Oceans zu versuchen. Er legte sich auf den Waffichfang, und das Glück begünstigte ihn. Hierher zurückgekehrt, ließ er zum Gedächtnisse an die Quelle seines Wohlstandes jene Theile eines Walfisches an der Façade des von ihm erworbenen Hauses aufhängen.

Bei der in jüngster Zeit vorgenommenen Erneuerung desselben ist das alte Wahrzeichen nicht nur an der ursprünglichen Stelle verblieben, sondern leuchtet auch in frischem Silberglanze dem Beschauer entgegen.

Blätter und Blüthen.

Der hannoversche Schützenkönig. (Mit Abbildung, Seite 236 und 237.) Im hannoverschen Dorfe J. war Schützenfest, begünstigt vom herrlichsten Wetter, man die lange, staubige, mit Obstbäumen bepflanzte Landstraße entlang auf das im ernsten, dunkeln Eichengrün liegende Dorf zuschritt, konnte man bald den festlichen Donner der Pauke, das Jubeln des Tenorhornes vernehmen. Im Dorfe selbst, vor, oder eigentlich besser hinter dem Wirthshause in sogenannten Obligarten, ging es äußerst lebhaft und heiter zu; dort waren die Tische sauberer gedeckt, als draußen auf der Festwiese, und was im Dorfe sich als zur Honoration gehörig fühlte, hatte hier im Schatten Platz genommen und that sich gütlich. Das hohe, altertümliche Haus war ganz mit Eichen umkränzt, welche ihre Kronen stolz über die Dachfirste desselben hinaus dem Himmel entgegenstreckten, Lieblinge des niedersächsischen Bauern, der sie pflegt und hegt, sobald man seinen Hof findet, der nicht durch einen kleinen Eichenbestand geziert wäre. Die niedersächsische Art, wo Jeder, ein kleiner Herrscher auf eigenem Gebiete, seinen Hof in gewisser Entfernung vom Nachbar baut, umzäunt und bewallt, läßt so recht das germanische Blut erkennen. Das Wirthshaus, ein altertümliches düsteres Gebäude aus dem Jahre 1610, wie die über dem Thore in's Holz geschnitzte Jahrzahl besagt, wo auch die Namen der Erbauer der dörflichen Nachwelt aufbewahrt sind, gehörte dem biderben Hinnerk Stechmann, ein unvergängliches Nest, ganz aus Eichenbäumen gezimmert und geschnitzt und noch immer schmuck, wenn auch etwas verwittert, doch nirgend zeigt es eine Spur von Baufälligkeit, trotz der Jahrhunderte, deren Stürmen es getrotzt.

Die hannoversche Chronik erzählt, daß dieser mächtige, düstere Bau einst ganz im Wald gestanden habe, der sich ja einstmals in großer Ausdehnung um die getreue Stadt Hannover zog und der Lieblingsaufenthalt des Räubers Hanebuck gewesen sei, der dort von seinen unzähligen Blutthaten ausruhte, um sein Gewissen durch tüchtige Räusche einzuschläfern; anderen Nachrichten zufolge hat es ein schmeichler Trompeter bewohnt, der, „des langen Hahers müde", in den blauen Augen einer niedersächsischen Dirne den westphälischen Frieden eher, als alle seine Vorgeleiten gefunden hat. Wie dem auch sei, die heutigen Gäste fühlten sich unter der düsteren Firste äußerst gemüthlich. Es wurde lebhaft debattirt, denn die Helden des Tages waren draußen auf der Festwiese, bei den Scheibenständen und rangen um den Preis, wie das ununterbrochene Knattern ihrer Büchsen errathen ließ. Die meiste Anwartschaft auf die Königswürde schien der Forstwart zu haben, welcher auch als tüchtiger Schütze weit und breit bekannt war, was sein Beruf schon forderte, und obendrein hatte er seinem Könige und Kaiser als Scharfschütze unter den Gastar'schen Jägern gedient.

Keine Stimme erhob sich für den neunzehnjährigen Konrad Wendt, worüber das schmucke Bauerntöchterchen, die in der Nähe der Debattirenden saß, äußerst betrübt war, da sie dem braven Jungen herzlich gut war; selbst der leibliche Vater Konrad's sagte zu ihr: „Resthören un

Digitized by Google

flietig arbeiten, dortau hett he Kunnevieten, äwer de Scheetprögel is keene Meßfork (Mistfahren und fleißig arbeiten, dazu hat er Geschick, aber der Schießprügel ist keine Mistgabel)."

Doch alle diese Debatten, Wetten und Vermuthungen wurden plötzlich durch ein lärmendes, fröhliches Geschnatter und Gejauchze unterbrochen, begleitet von herausforderndem Trommelwirbel; das Schießen hatte aufgehört und in stolzem Zuge, voran der bekränzte Schützenkönig, dem die errungene Scheibe als Preis nachgetragen wurde und dem der alte Veteran und Nachtwächter, die Trommel schlagend, voranschritt, bewegte sich der Menschenschwarm zum Wirthshause, woselbst der Held des Tages den Honoratioren und den Seinigen vorgestellt werden sollte. — Doch wer sitzt denn da plötzlich, Gewitterwolken auf der Stirn, und stiert in seinen Bierkrug? Das ist ja der vielbelobte Held des Tages, der Forstwart, und neben ihm der reichste Bauernsohn des Dorfes, verschnupft und mit geballter Faust. Der fleißige Arbeiter und schlechte Schütze Kunrad hatte den Preis errungen, und noch dazu mit einer Flinte ältester Construction, dem Feuersteinschloß, doch was eigentlich die Hauptsache dabei ist, beglückt vom hartnäckigsten „Schlump" — denn um des greisen Vaters Worte zu gebrauchen „der Scheelprögel is keene Meßfork". — Der ingrimmige Forstwart murmelte denn auch vernehmlich genug in den Bart: „De dümmsten Buern hebben de dicksten Kartuffeln" und andere tröstliche Sprüchwörter mehr, während der reiche Bauernsohn zu thätlicher Rache aufzustacheln suchte. Das Glück Kunrad's wurde jedoch hierdurch nur gehoben, der von den Seinigen mit Jubel und frohem Staunen begrüßt wurde, von der Geliebten mit selig blitzenden Augen, vom ungläubigen Vater mit ausgebreiteten Armen und entkorkter Flasche, von den Uebrigen mit Staunen, Wohlwollen und herzlichen Glückwünschen.

Daß die eitlen Verspieler weidlich geneckt wurden, kann ihnen nicht schaden, denn — unfehlbar ist Keiner unter der Sonne. B.

Das ist der Gegenstand des Bildes. Wir haben den obigen Zeilen nur noch hinzuzufügen, daß das von Conrad Beckmann, einem geborenen Hannoveraner, mit brillanter Technik gemalte Bild in den deutschen Ausstellungssalons ungetheilten und ungewöhnlichen Beifall gefunden hat. Besonders ist es die frappante Natürlichkeit des psychologischen Ausdruckes, welche demselben so viele Bewunderer erworben hat. — Sicherlich wird es auch unter unseren Lesern zahlreiche Freunde finden.

D. Red.

Ein Stück deutscher Eisenbahn-Einheit. Unterm 4. Januar dieses Jahres hat der deutsche Reichskanzler die vom Bundesrathe beschlossene Signalordnung für die Eisenbahnen Deutschlands als am 1. April dieses Jahres in Kraft tretend vollzogen. Dieselbe hilft einem schon lange empfundenen Bedürfnisse ab, indem sie nothwendige Uebereinstimmung dort schafft, wo die Ungleichheit nicht blos Verluste an Zeit und Geld, sondern auch an Menschenwohl und sogar an Menschenleben herbeigeführt hat. Ist es doch nicht selten vorgekommen, daß von den bei directen Zügen zwischen weit von einander entfernten Orten oder in Kriegszeiten auf fremde Bahnen übergehenden Zugbeamten Signale verwechselt oder übersehen worden sind. Was für Unheil kann aber z. B. allein das Unterlassen rechtzeitiger Befolgung eines Bremssignals anrichten! Diese einheitliche Gestaltung der Eisenbahn-Signale wird nun, was nicht gering anzuschlagen ist, dahin führen, daß größere Kreise des Publicums mit denselben vertraut werden, und dies sowohl dem Eisenbahnbetriebe überhaupt wie den Betheiligten insbesondere zum Nutzen gereichen.

Die nach den Bestimmungen der neuen Verordnung zulässigen Signale sind entweder akustische (elektrische Läutewerke, Dampfpfeife, Mundpfeife, Horn, Stationsglocke) oder optische (Stellung und Bewegung der Wärter ꝛc., Telegraphenmastarme, weiße, rothe, grüne Laternen und runde Scheiben). Um dieselben, so weit sie den Reisenden interessiren können, näher kennen zu lernen, begeben wir uns zu einer Eisenbahnfahrt auf den nächsten Bahnhof. Wir sitzen im Wartezimmer: es ertönt ein kurzes Läuten der Stationsglocke mit einem deutlich markirten Schlußschlage: die Abfahrt des Zuges naht. Wir schicken uns zum Einsteigen an, — zwei markirte Schläge der Glocke: wir steigen ein, — drei Schläge: der Zug ist zur Abfahrt bereit. Ein Pfiff des Zugführers auf der Mundpfeife beordert das Zugpersonal auf seine Plätze, zwei solcher Pfiffe geben dem Locomotivführer das Zeichen zur Abfahrt. Die Dampfpfeife ertönt, in einem mäßig langen Pfiffe das „Achtungssignal" gebend. Wir hören noch das „Abmeldesignal", ein elektrisches Läutesignal,* auf die vor uns liegende Strecke vorauseilen, die wir nun selbst befahren.

Als oberster Grundsatz gilt, daß die Strecke nur dann als befahrbar betrachtet werden darf, wenn dies durch ein Signal ausdrücklich angezeigt ist; so lange solches Signal fehlt, soll gehalten werden. Da unser Zug sich aber in Bewegung befindet, so muß der Locomotivführer das „Fahrsignal" erhalten haben. Indessen wir können selbst controliren: der nächste Bahnwärter macht Front gegen den Zug, das heißt: „der Zug darf ungehindert passiren". Bei Dunkelheit würde der Wärter noch seine Handlaterne mit weißem Lichte dem Zuge entgegenzuhalten haben. Sind Telegraphenmasten im Gebrauche, so giebt der rechtsseitige Telegraphenarm schräg nach oben gerichtet (⎧) das Signal „freie Fahrt", bei Dunkelheit tritt weißes Licht der Signallaterne des Mastes hinzu.

Soll der Zug langsam fahren, so muß der Bahnwärter eine Stange in der Richtung gegen das Geleise, bei Dunkelheit aber die Handlaterne mit grünem Lichte dem Zuge entgegenhalten. Am Telegraphenmaste sehen wir in diesem Falle bei Tage einen Stab mit runder Scheibe befestigt, bei Dunkelheit grünes Licht der Signallaterne. Wenn, was nicht selten vorkommt, bei Reparaturen oder beim Auswechseln von Schwellen eine gewisse Strecke des Geleises nur langsam befahren werden darf, so wird dies bei Tage durch Scheiben (Nachts durch Stocklaternen), welche am Anfange und Ende der betreffenden Strecke aufgestellt sind, angezeigt, und zwar muß, dem kommenden Zuge zugekehrt, die erste Scheibe mit A* (bei Dunkelheit grünes Licht) und die zweite mit E** (bei Dunkelheit weißes Licht) bezeichnet sein.

Nachdem wir eben eine solche Strecke passirt, sehen wir plötzlich den nächsten Bahnwärter einen Stab (bei Dunkelheit die Handlaterne, womöglich mit rothem Lichte) lebhaft hin und her schwenken und den rechtsseitigen Telegraphenarm wagerecht stellen (⌈) (bei Dunkelheit auch rothes Licht am Telegraphenmaste). Sofort ertönen drei kurze Pfiffe der Dampfpfeife unseres Zuges schnell hintereinander, das heißt „die Bremsen anziehen", um den Zug zum Stehen zu bringen. Ein Blick weiter längs der Bahn belehrt uns über den Anlaß zum „Haltsignal": am Eingange des in geringer Entfernung belegenen Bahnhofes steht am Bahnhofsabschluß-Telegraphen das Signal „Einfahrt gesperrt": es ist nämlich der Telegraphenarm nach rechts wagerecht gestellt, (bei Dunkelheit rothes Licht nach dem kommenden Zuge, grünes Licht nach dem Bahnhofe zu).

Bald aber hebt sich am Bahnhofsabschluß-Telegraphen der Arm schräg rechts nach oben (bei Dunkelheit grünes Licht nach dem ankommenden Zuge, weißes Licht nach dem Bahnhofe zu), das heißt: „die Einfahrt ist frei". Zwei mäßig lange Pfiffe der Dampfpfeife schnell hintereinander geben die Ordre: „Bremsen loslassen." Der Zug setzt sich langsam in Bewegung, und wir rollen an den Perron heran, dessen Telegraphenmast für unseren Zug sich der eben beim Bahnhofs-Abschlußtelegraphen geschilderten Zeichen bedient.

Es giebt auf jedem Bahnhofe nur einen Perrontelegraphen, aber nach jeder Richtung des Gleises hin einen Bahnhofsabschluß-Telegraphen, etwa an der Grenze des Bahnhofsterrains. Ihre Signale stimmen, wie wir gesehen haben, darin mit denen der Telegraphenmaste der Fahrstrecken überein, daß die Stellung des Armes rechts wagerecht (⌈) zu dem befahrenen Geleise, und bei Dunkelheit rothes Licht, stets „Halt" bedeutet, während die Stellung des Telegraphenarmes schräg rechts nach oben (⎧) und bei Dunkelheit weißes Licht (soll langsam gefahren werden, grünes Licht) „freie Fahrt" bedeutet.

Bis jetzt haben wir nur Signale kennen gelernt, welche von den Zugleitenden für das Zugpersonal oder von dem Strecken- und Bahnhofspersonal für den Zug gegeben werden. Auf der Rückfahrt wollen wir nun auch diejenigen Signale uns einprägen, welche dazu dienen, von dem Zuge aus Zeichen an das Strecken- und Bahnhofspersonal zu geben. Darunter befinden sich auch die Kennzeichen für die Spitze und den Schluß des Zuges, welche nöthig sind, um die Vollständigkeit eines Zuges prüfen zu können. Nicht selten sind nämlich Unglücksfälle dadurch entstanden, daß die Kuppelung einzelner Bestandtheile eines Zuges sich gelöst hatte und somit gewissermaßen ein verlorener Theil des Zuges auf dem Geleise umherirrte.

Die Spitze des Zuges trägt bei Tage kein besonderes Zeichen, bei Dunkelheit aber zwei nach vorn weiß leuchtende Laternen; rothes Licht zeigen dieselben, wenn der Zug ausnahmsweise auf dem nicht für die Fahrrichtung bestimmten Geleise einer zweigleisigen Bahnstrecke fährt. Das Schlußsignal des Zuges befindet sich an der Hinterwand des letzten Wagens; es besteht bei Tage in einer rothen und weißen runden Scheibe zwischen den Puffern, bei Dunkelheit in zwei Laternen auf der Hinterwand des letzten Wagens, welche nach hinten rothes Licht, nach vorn grünes Licht zeigen. Hat eine dieser Laternen auch nach hinten grünes Licht, so folgt ein Extrazug (bei Tage außer dem Schlußsignale oben auf der Hinterwand des letzten Wagens eine grüne Scheibe).

Das Kommen eines Extrazuges in entgegengesetzter Richtung bezeichnet eine grüne Scheibe (respective Laterne) vorn an der Locomotive. Eine weiße runde Scheibe vorn an der Locomotive oder an jeder Seite verlangt: „die Telegraphenleitung zu revidiren." Schwingt ein Schaffner seine Mütze, respective seine Laterne, so liegt darin für den Bahnwärter die Anweisung, sofort seine Strecke zu revidiren.

Auch die beim Rangirdienste erforderlichen Signale sind einheitlich dahin zusammengefaßt, daß „Vorziehen" durch einen langen Pfiff (Mundpfeife) oder Ton (des Hornes) oder durch senkrechte Bewegung des Armes, respective der Handlaterne angezeigt, „Zurückdrücken" durch zwei mäßig lange Pfiffe (Töne) oder wagerechte Arm-, respective Handlaternenbewegungen signalisirt, endlich „Halt" durch drei schnell hintereinanderfolgende Pfiffe (Töne) oder durch kreisförmige Arm-, respective Handlaternenbewegungen ausgedrückt wird.

Wir schließen in der Zuversicht, daß diese Eisenbahn-Signal-Ordnung als eine nutzenbringende Frucht deutscher Einheit von den vaterlandsliebenden Betheiligten gewürdigt werden wird.

* Es bedeuten:
  - a. Einmal eine bestimmte Anzahl von Glockenschlägen: Der Zug geht in der Richtung von X nach Y;
  - b. zweimal dieselbe Anzahl: Der Zug geht in entgegengesetzter Richtung;
  - c. dreimal dieselbe Anzahl: Die Bahn wird bis zum nächsten fahrplanmäßigen Zuge nicht mehr befahren („Ruhesignal");
  - d. sechsmal dieselbe Anzahl: Es ist etwas Außergewöhnliches zu erwarten („Alarmsignal").

  Es ist gestattet, daneben noch Hornsignale zu geben, nämlich
  - zu a.: langer kurzer, kurzer langer Ton, einmal;
  - zu b.: dasselbe Signal zweimal;
  - zu c.: vier lange Töne;
  - zu d.: acht kurze Töne.

* Anfang. — ** Ende.

☛ **Neuhinzugetretene Abonnenten des 2. Quartals beziehen die beiden Anfangsnummern (12 und 13) der Wichert'schen Erzählung gegen Nachzahlung von 40 Pfennigen.** **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 15. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. In Heften à 50 Pfennige.

Ein kleines Bild.

Von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

„Ihr seid verdächtig!“ fuhr der Blousenmann fort, „da Ihr in solcher Gesellschaft reist. Ihr werdet mit bis zum Hause folgen und Euch dort bei unserm Hauptmanne legitimiren, wenn Ihr könnt. Diesen da hätte ich Lust, gleich hier eine Kugel vor den Kopf zu schießen — es sind wieder zwei von den Unseren eine Stunde von hier aufgeknüpft gefunden.“

„Ihr werdet nicht so ungalant gegen eine Dame sein, lieber Freund,“ wehrte Juliette ab. „Und übrigens — die Execution kann Euch ja nicht entgehen, wenn Ihr sie verschiebt.“ setzte sie so kühl und gleichgültig hinzu, daß es Arnold durchfröstelte.

„Erschießt Ihr mich,“ rief er, die Achseln zuckend, „so könnten leicht vier von den Euren hangeln, und wer steht Euch gut dafür, daß Ihr nicht darunter seid?“

Der Blousenmann nahm heftig das Gewehr auf und schlug mit der Hand an den Kolben. „Ihr wollt's nicht anders —!“

Blanchard faßte ihn beim Arm. „Vorsichtig, Freund!“ flüsterte er ihm zu. „Er ist kein Spion — ich stehe für ihn. Und das rothe Kreuz muß geschont werden, wenn man uns nicht als Barbaren verschreien soll — uns, die civilisirteste Nation.“

Das leuchtete dem Blousenmanne ein. Er ließ das Gewehr sinken und rief barsch: „Folgt mir! Der Hauptmann mag entscheiden. Oder vielmehr: geht voran! Ich will den Burschen vor meinem Gewehre haben.“

Herr Blanchard ergriff wieder die Zügel und setzte die müden Thiere in Bewegung. In der Nähe des Hauses brannte ein Feuer; darüber war ein großer Kessel aufgehängt. Im engen Kreise standen und lagerten bewaffnete Männer. Ein Posten schritt vor der Thür auf und ab. Arnold wußte nun, daß die Truppenkörper, die vor zwei Tagen noch die Straße besetzt hatten, zurückgezogen waren, und daß eine Bande Freischärler den Weg verlegt hatte, um Streifpatrouillen und Boten abzufangen. Weit entfernt, Blanchard und seine Tochter schützen zu können, war er nun selbst in nicht geringer Gefahr, die Freiheit, wenn nicht das Leben einzubüßen.

Sie wurden in die Wirthsstube geführt, wo am Tisch bei der Flasche einige Männer saßen, die von dem in der Blouse respectvoll angeredet wurden. Es begann ein Verhör, das bald eine freundlichere Wendung nahm, als einer der Officiere sich erinnerte, kurz vor dem Kriege mit Blanchard ein Geschäft gemacht zu haben. Juliette hatte sich's bereits am Kamin bequem gemacht und ein Gespräch mit der Wirthin angeknüpft.

„Ich höre,“ sagte sie, „daß die Zimmer sämmtlich besetzt sind. Wer von den Herren ist so rücksichtsvoll, mir das seinige abzutreten? Ich bin sehr ermüdet von der Reise und kann unmöglich die Nacht hier am Kamine zubringen.“

Man verständigte sich untereinander und gab ihr die Versicherung, daß noch Kräften für ihre Bequemlichkeit gesorgt werden sollte. Arnold bemühte sich vergebens, einen Blick von ihr zu erhaschen; er schien für sie nicht weiter auf der Welt zu sein.

Er hatte ein sehr scharfes Verhör über allerhand militärische Verhältnisse zu bestehen, in die man ihn eingeweiht glaubte. Er gab närrische und knappe Antworten, ließ sich auch durch martialische Drohungen und gelegentliche Püffe nicht einschüchtern. Er wisse nichts, wiederholte er immer; wenn er aber etwas wüßte, so würde er gewiß auch guten Grund haben, es nicht zu verrathen, und so solle man ihn in Ruhe lassen.

Morgen werde er vielleicht willfähriger sein, hieß es nun; man mache mit so schweigsamen Preußens kurzen Proceß. Er wurde einem Blousenmann übergeben und von diesem nach dem Stallgebäude hinter dem Hause geführt. Dort schloß man ihn in einen finsteren Raum ein, in dessen einer Ecke etwas Stroh lag. Er warf sich darauf und stützte den Kopf auf den Ellenbogen, über das Schicksal, das ihn morgen erwartete, nachdenkend.

Wenn man ihm durch eine Kugel den Garaus machen wollte — es wäre nicht der erste Fall gewesen, in dem man das rothe Kreuz nicht als Schutz gelten ließ. Die Francstreurs waren erbittert, weil sie von den Occupationstruppen wie Räuber behandelt wurden, und übten Wiedervergeltung, wo sie die Macht hatten. Auf ein ordnungsmäßiges Verfahren war nicht zu rechnen; er wußte, daß er der Willkür fanatisirter Menschen preisgegeben war. Und in so schweres Ungemach hatte ihn nun doch nichts anderes, als das kleine Bild gebracht. Nicht einmal Dank erntete er für seine Großherzigkeit: Juliette behandelte ihn wie einen Lästigen, dem man sich hüten müsse Verbindlichkeiten zu schulden; sie haßte ihn in allen seinen Landsleuten. Oder hatte sie ihre Stimmung ein wenig zu seinen Gunsten geändert? Vermied sie nicht mehr so absichtlich, mit ihm zu sprechen? War der Ton ihrer Stimme milder und freundlicher, wenn sie ihm eine Antwort gab? Und daß sie ihm ihre Hand überließ — freilich die Noth zwang sie dazu. Aber warum gab sie ihm zweimal ein Zeichen, zu schweigen, wenn sie nicht einen gewissen Antheil an seinem Geschick nahm? Wenn sie ihn nur als Feind betrachtete, warum

Digitized by Google

suchte sie ihn zu hindern sich einer Gefahr auszusetzen? Diese Thatsachen erschienen ihm immer wichtiger, je öfter er sie sich wiederholte, und die Auslegung, die er ihnen gab, schmeichelte doch ein wenig seiner Eitelkeit.

Erst nach Stunden schlief er ein, aber beunruhigende Träume verfolgten ihn. Er träumte, daß er erschossen werden solle, und bereitete sich zum Tode vor. Wie seine Mutter sich über den Verlust ihres einzigen Sohnes grämen würde, trat ihm recht nahe vor die Seele, und er meinte, ihr gar nichts von dem kleinen Bilde schreiben zu dürfen, da sie's ihm nimmer werde verzeihen können, einem solchen Phantom nachgegangen zu sein. Oskel Helmbach entkud eine Zahl Papierhüllen, die voll Cigarren stecken, in eine große Kiste und nickte jeder traurig nach. Dann war's ihm, als ob er die Kugel an sein Herz schlagen fühlte — sie war mitten durch das kleine Bild in seiner Brusttasche gegangen. Er lag auf der Erde. Man öffnete seinen Rock über der Brust und fand das Bild. Juliette stand neben ihm und nahm es überrascht dem Mann in der blauen Blouse aus der Hand, dessen Gewehr noch rauchte. Ihre Augen standen plötzlich in Wasser, und sie bückte sich zu ihm herab und küßte ihn auf die Stirn. Er war aber gar nicht todt, wie er geglaubt hatte, sondern hob die Arme auf und umfaßte die holde Gestalt und . . .

Und da rasselte der Schlüssel im Schloß, und er erwachte. Die Wirthin stand vor ihm und sagte:

„Kommen Sie nur in die Wirthsstube! Die Herrschaften warten schon auf Sie beim Kaffee. Unsere braven Jungen sind vor einer Stunde abgezogen und haben Sie zurückgelassen. Ich durfte aber nicht sogleich öffnen, damit Sie nicht merkten, wohin sie sich gewendet hätten."

„Und ich bin also frei?" rief Rose überrascht, indem er sich die Augen rieb.

„Frei!" bestätigte die Frau. „Danken Sie's dem jungen Fräulein, das sehr eifrig für Sie gesprochen hat."

„Juliette — ?"

„Ich weiß nicht, wie die junge Dame heißt, aber der Hauptmann hatte ordentlich Respect vor ihr, als sie ihm so dreist die Wahrheit sagte, daß es eine Schande sei, sich an einem Unschuldigen zu rächen und einen Wehrlosen wie einen Feind in Waffen zu behandeln. Ja, das sagte sie ihm."

Ein ganz eigenes Gefühl von Wohlsein kam über sein junges Herz, das noch vor Kurzem so ängstlich bedrückt geschlagen hatte. Er war frei, und ihr dankte er seine Freiheit — ihr, das war die Hauptsache. Konnte er ihr gleichgültig sein, wenn sie so lebhaft für ihn Partei nahm? Unmöglich — sein stolzgemuthes Herz antwortete: unmöglich! Er eilte an den Brunnen, wusch Gesicht und Hände mit dem kühlen Wasser und säuberte seine Kleidung von Stroh und Staub, wobei ihm die Wirthin behülflich war.

„Ich habe übrigens auch ein Wörtlein mitgeredet," sagte sie dabei. „Es sind schlimme Zeiten, und unser Haus ist ein Wirthshaus. Vorgestern hatten preußische Ulanen bei uns Quartier genommen, gestern unsere braven Freischärler; morgen — wer weiß? — übermorgen uns wieder der Feind. Da gäb's für uns einen hübschen Tanz, wenn es hieße, ein Preuße mit dem rothen Kreuz sei auf unserm Hof oder zehn Schritte davon erschossen. Kein Ziegel bliebe bei uns auf dem andern. Das hat der Hauptmann wohl einsehen müssen, und da er überdies dem jungen Fräulein einen Gefallen thun konnte . . . Sie verstehen wohl."

Arnold, durch diese praktische Erörterung ein wenig herabgestimmt, drückte ihr ein Geldstück in die Hand und ging nach der Wirthsstube, wo seine Reisegenossen bereits gefrühstückt hatten. Es konnte also um den dritten Platz am Tisch diesmal keinen Kampf geben. Juliette stand am Fenster und schaute auf die Landstraße hinaus. Blanchard hatte eine Zeitung in der Hand, die wahrscheinlich von den Franctireurs zurückgelassen war, blickte oben über den Rand und grüßte ihn mit leichtem Kopfnicken. Er eilte auf das Mädchen zu, um seinem Dankgefühl Ausdruck zu geben, und bot ihm einen guten Morgen. Juliette wendete sich halb zurück, maß ihn mit einem kalten und stolzen Blick, verneigte sich sehr förmlich und inspicirte weiter die Landstraße, die ganz leer war. Arnold stand einen Moment ganz verblüfft; dann zog er sich langsam zurück. „So, so!" sprach er halblaut vor sich hin, „ich soll nichts wissen; ich soll nichts merken, und vor Allem: ich soll mir nichts einbilden. Gut! wir sind also Feinde nach wie vor — ich will's nicht vergessen."

Er frühstückte ohne Appetit, so hungrig er auch war. Wenn sie sich erschossen hätten, dachte er, so wär's aus gewesen mit allen diesen Faseleien des Herzens. Gleich darauf lachte er über sich selbst, ganz laut und vernehmlich, so daß Blanchard von seiner Zeitung aufsah und selbst Juliette zu erschrecken schien — : so weit ist's noch nicht mit uns und soweit kommt's auch nicht.

Die Pferde wurden vorgeführt. Für die junge Dame war ein Sattel aufgetrieben, den ein Soldat zurückgelassen hatte. Er bot zwar einen ziemlich unsicheren Dueršitz, war aber doch jedenfalls bequemer, als der knochige Rücken des Gauls, und hatte einen Steigbügel. Bis zur Eisenbahnstation hatte man nur noch einige Stunden.

Rose ging wieder vor den Pferden her; er vermied es, sich umzusehen, und sprach kein Wort, pfiff aber von Zeit zu Zeit ein lustiges Stückchen vor sich hin oder paffte eine Cigarre. Auch Juliette war schweigsam. Nach einer Weile äußerte sie den Wunsch, abzusteigen und der Abwechselung wegen eine Strecke zu Fuß zu gehen.

„Du solltest einmal reiten, Papa," schlug sie vor, „Du siehst so ermüdet aus."

Blanchard ließ sich nicht lange bitten.

„Gut, des Spaßes wegen," sagte er und stieg auf.

Juliette ging neben dem Pferde her, indem sie den Steigbügelriemen faßte und sich daran stützte. Arnold hatte den Zügel an den Reiter abgegeben und blieb mit dem anderen Pferde zurück. Er brauchte nun seinen Augen, die so gern auf der hübschen Gestalt ruhten, keinen Zwang anzuthun. Unter der Capote kräuselten sich so zierlich die Locken hervor — und die kleine Hand am Bügel — eine sehr kleine Hand!

Plötzlich wandte sie sich halb um und überraschte ihn in seinen zärtlichen Betrachtungen. „Sie sind ja heute ganz stumm," sagte sie mit spöttischem Tone. „Sie haben wohl die Nacht recht schlecht geschlafen?"

„Es ist nicht das," antwortete er so leichthin, als er's über die Lippen bringen konnte. Das Herz schlug ihm heftig. Sie hatte sich also doch mit ihm beschäftigt, wie er mit ihr, und es schien ihr darum zu thun, ihn wieder freundlicher zu stimmen, nachdem sie ihn in der Wirthsstube so schnöde abgewiesen hatte.

Nach einigen weiteren Schritten ließ sie den Riemen los und blieb stehen, bis er vorüberkam. Dann ging sie neben ihm her, ein wenig hinkend, wie er erst jetzt bemerkte. „Wissen Sie," nahm sie das Gespräch wieder auf, „daß es Ihnen leicht hätte übel ergehen können?"

„So?" fragte er. Es reizte ihn, sich von ihr selbst mittheilen zu lassen, was geschehen war. Kam es ihr darauf an, ihn zum Mitwisser zu machen? Und weshalb?

„Man hatte gute Lust, Sie zu erschießen," fuhr sie fort, „und Sie dürfen mir's glauben, Ihr Leben hing an einem seidenen Faden. Sie lächeln. Es war aber eine sehr ernste Sache."

„Und welchem glücklichen Zufall danke ich denn meine Rettung?" fragte er weiter. Sein ganzes Gesicht lachte wirklich; es war ihm eine rechte Genugthuung, daß Juliette sich nun genöthigt sah, ihren Dank abzuyolen, den sie vorhin so billig hätte in Empfang nehmen können.

„Keinem Zufall," entgegnete sie, den Blick senkend. „Ich habe Sie losgebeten."

„Sie, mein Fräulein —?"

„Ich!"

„Das ist Ihrer Feindschaft gewiß recht schwer geworden."

„In der That: recht schwer."

„Aber die Humanität —"

„O, nichts der Art, ich versichere Sie."

„Eine Grille also —"

„Auch das nicht. Ich hatte meine guten Gründe. Und deshalb eben spreche ich davon. Hätte ich Ihnen etwas Liebes erweisen wollen, so würde mir das Bewußtsein einer guten That genügen, und hätte ich aus Laune gehandelt, so würde ich mich jetzt wahrscheinlich meiner Nervosität schämen, aber ich that mit sicherem Bedacht, was ich that, und es ist durchaus nothwendig,

daß Sie's wissen, wenn ich meinen ganz egoistischen Zweck erreichen soll."

Arnold sah das Mädchen mit großen Augen an und schüttelte den Kopf. „Das begreife ich nicht," sagte er und die Betonung der Worte ließ erkennen, daß er zugleich sagen wollte: ich will's auch nicht verstehen.

Aber sie nahm nicht Rücksicht darauf. „Meine Eltern behaupten," fuhr sie fort, „daß sie Ihnen Dank schuldig seien, mein Herr, Ihnen — unserem Feinde, und ich fühle, daß auch ich Ihnen in gewissem Sinne verpflichtet bin, da Sie sich ja, ohne mich zu kennen und nur um meiner Mutter eine Gefälligkeit zu erweisen, zu dieser Reise entschlossen haben, und da ich ohne diesen Ihren Beistand wahrscheinlich von Denen, die ich liebe und die mich lieben, für lange Zeit weit getrennt worden wäre. Eine solche Verpflichtung fühle ich aber wie eine Last jener anderen patriotischen Verpflichtung gegenüber, den Landesfeind zu hassen, jede Gemeinschaft mit ihm, wenn nicht auszuheben, so doch zu beschränken und ihm so viel Schaden zuzufügen, wie irgend möglich. Da freute ich mich denn, ganz unerwartet eine Gelegenheit zu finden, unseren schuldigen Dank quitt zu machen, so gründlich quitt zu machen, daß auf unserer Seite vielleicht noch ein kleiner Ueberschuß von Wohlthat blieb, auf den wir uns berufen können, wenn Sie uns nöthigen, auch ferner Ihre mancherlei freundlichen Anerbietungen zu acceptiren. Ich rechne, daß Ihnen das Leben großen Werth hat; das Gegentheil wäre unnatürlich. Nun denn! gewissermaßen habe ich ein Recht zu sagen, daß es Ihnen von mir geschenkt sei. Ich erwarte dafür keinen Dank — nicht den mindesten, mein Herr, aber ich will, daß Sie wissen sollen, auf welche Weise wir Ihnen unseren Dank abtragen. Nochmals: wir sind quitt, und es hindert mich nun Nichts mehr, Sie mit aller Freiheit die Feindschaft empfinden zu lassen, die mir ein Herzensbedürfniß ist."

Sie warf ihm einen triumphirenden Blick zu und schritt kräftiger aus. Arnold war betroffen von dieser Auslegung ihrer Handlungsweise. Alle seine kühnen und so schmeichelhaften Voraussetzungen brachen zusammen. Ihres Dankes wollte sie gegen ihn ledig sein — nichts weiter. Und als sagte sie ihm mit so raffinirter Aufrichtigkeit in's Gesicht, so ohne Bewegung, als habe sie ein Exempel ausgerechnet und richtig befunden. Es war darin etwas, das ihn tief empörte; er hätte ihr zurufen mögen: ich will ein Geschenk nicht, das Du mir so verletzend bietest —! wenn es nicht lächerlich gewesen wäre, es jetzt auszuschlagen, wo es gar nicht mehr zurückgenommen werden konnte. Und gleich darauf mußte er wirklich lachen, über Juliette lachen, die so doctrinär, wie ein kleiner Professor, ihre menschlichen und patriotischen Pflichten abwog, mit Gründen experimentirte, über sein Leben verfügte und an ihren eigenen Heroismus ganz ernsthaft glaubte. Es kam ihm vor, als ob sie auf hohen Stelzen neben ihm herginge und verschere: so groß bin ich, Du darfst aber nicht daran zweifeln, sonst bin ich sehr böse. Sie hatte sich mit ihren siebenzehn Jahren in der Pension eine Welt zurecht gemacht, so regelrecht französisch, daß sie ihre Position für ganz unangreifbar halten konnte, und nun kam das Leben und stellte eine Figur auf das Schachbrett, die dreist gegen die Königin selbst vorschritt und sich von ihren Trabanten durchaus nicht aus dem Felde schlagen lassen wollte. Es war wirklich spaßhaft, wie sie sich abmühte, den Eindringling zu ignoriren, während sie doch schon mit allen ihren Gedanken an ihm hing. „Mit allen ihren Gedanken," versicherte Arnold sich selbst, „wie sie sich auch dagegen wehren mag."

„Sie antworten mir gar nicht?" fragte Juliette nach einer Weile, ein wenig gereizt.

„Welche Antwort befehlen Sie, Herrin?" fragte er zurück, nicht ganz ernst, aber auch nur mit halbem Scherze.

Sie stutzte. „Befehlen?"

„Nun — Sie haben sich ja wohl eine Rolle ausgearbeitet und brauchen doch jedenfalls dazu ein Stichwort."

„Spiele ich mit Ihnen Komödie, mein Herr?"

„Ich denke, ein wenig — und wenn nicht mit mir, so mit sich selbst."

„Das ist eine starke Behauptung. Sie glauben nicht, daß ich genau meiner Ueberzeugung gemäß handele?"

„Aber nicht Ihrer Empfindung gemäß. Ihr warmes Herz und Ihr freundlicher Sinn wissen nichts von der Todfeindschaft, die Ihr oppositioneller Kopf sich ausklügelt."

„Sie irren, mein Herr, Sie irren," rief sie eifrig. „Eine gute Patriotin —"

„Ah!" unterbrach er mit einer abweisenden Handbewegung. „Man muß allemal über dem Patrioten nicht den Menschen vergessen, und eine Frau besonders . . ."

„Was wollen Sie sagen?"

„Wir werden uns darüber nicht vereinigen können."

Juliette bedachte sich einen Augenblick. „Aber wir können doch darüber diskutiren," sagte sie dann schnell. „Oder wollen Sie nicht?" Ein Blick begleitete diese Frage, der wie ein Zündfunke einschlug. Sie wartete die Antwort nicht ab, sondern fuhr fort: „Mein Fuß ist noch recht schmerzhaft — sehen Sie nur, wie ich ihn mühsam nachschleppen muß. Wenn Sie ein Franzose wären und ich ein deutsches Mädchen — Sie hätten mir längst artig Ihren Arm angeboten."

Arnold durchquckte es freudig. „Auch der Deutsche ist gern so galant," erwiderte er, „wenn er nicht fürchten darf, einen Korb zu erhalten." Er reichte ihr den Arm.

„Was thut man nicht in der Noth!" sagte sie lachend, indem sie sich darauf stützte, „und wir sind ja quitt."

So gingen sie nun wie gute Freunde neben einander her, er mit großen, festen Schritten, sie trotz ihres kranken Fußes leicht tänzelnd, jedem Steine und jeder Wasserfurche auf der Landstraße peinlich ausweichend. Juliette meinte es ganz ernst mit dem Disputiren und hatte es bei seiner Zerstreutheit nicht schwer, immer das letzte Wort, und damit, wie sie behauptete, Recht zu behalten. Es kam ihm auch so wenig darauf an, ihrem Eigensinne irgend ein Gebiändnis abzustreiten; daß sie nun so freundlich und gesprächig war, und ihre Schulter an die seine lehnte und ihn mit ihren blitzenden Augen anfah und mit dem warmen Hauche ihres Mundes berührte, wenn sie lebhaft sprach — das entzückte ihn, das bedeutete ihm einen Sieg, auf den er nicht mehr gehofft hatte. Sie schien alle ihre Trümpfe gegen ihn ausgespielt zu haben und nun ganz beruhigt zu sein. „Wir sind ja quitt —" das hatte ihr offenbar den Sinn: ich habe nicht mehr nöthig, meine Feindseligkeit zur Schau zu stellen. Und er verstand sie nun auch so und hütete sich, sie wieder auf andere Gedanken zu bringen: er sagte das Wenigste von Dem, was er hätte sagen können.

Es hat doch seine Gefahr für eine junge Dame, einem Feinde das Leben zu retten. Dieses Leben, noch kurz vorher so gleichgültig, wird plötzlich interessant; es fordert Theilnahme, behauptet einen Werth, stellt sich unabweislich in die eigene Lebensrechnung als eine Zahl ein, die sich immer vergrößert und ohne Einbuße nicht mehr streichen läßt. Juliette begriff diese Gefahr noch nicht; aber wenn sie sie begreifen wird, ist es vielleicht schon zu spät, sich ihr zu entziehen.

Die Eisenbahnstation wurde ohne Hinderniß erreicht. Dort gab es freilich langen Aufenthalt: gegen Abend aber gelang es Rose doch, mit Hülfe eines hohen Officiers für seine müden Reisegefährten Plätze zu erlangen, und nach einem kurzen Nachtmarsche konnten sie dann die Glocke an der Thür der Villa ziehen. Madame Blanchard eilte die Treppe hinab ihrer Tochter entgegen und erstickte sie fast mit Küssen. Ernstlke, mit einem Lichte in der Hand, stand in einer Ecke der Flur und beobachtete still. Sein ganzes Gesicht lachte, und eine Thräne der Rührung, die ihm über die rothe Backe floß, wischte er mit dem Rockärmel fort. „Ich muß immer an meine alte Mutter denken, wenn ich so was sehe," sagte er heimlich zu Rose; „wie die sich oder freuen wird, wenn ich einmal . . . na! wie Gott will!" Blanchard stellte allerhand gewagte Vermuthungen über den baldigen Entsatz von Paris auf, worauf seine Frau kaum achtete. Dann zogen sie sich in ihre Gemächer zurück, ohne dem deutschen Freunde auch nur eine gute Nacht zu bieten. Nur Juliette wandte noch einmal auf halber Treppenhöhe das Köpfchen zurück und nickte flüchtig. Das that ihm sehr wohl. — —

Als er sich am anderen Tage zur bestimmten Zeit oben beim Mittagstische einfand, empfing ihn nur Madame Blanchard. Sie dankte ihm nun in überschwenglicher Weise für seine Mühewaltung und bedauerte, daß er einer nicht geringen Gefahr ausgesetzt gewesen; sie bat ihn aber zugleich etwas verlegen, mit ihrer Gesellschaft vorlieb zu nehmen; ihr Mann fühle sich sehr unwohl und Juliette . . . sie wollte lange mit der Sprache nicht recht heraus; Juliette könne sich noch nicht so schnell an den Gedanken

Digitized by Google

gewöhnen, mit dem Feinde in ihrem Vaterhause den Tisch zu theilen. Das ferne Dröhnen der Kanonen, an das sie selbst sich längst gewöhnt hatte, habe das arme Mädchen ganz nervös aufgeregt; ein ruhiges Wort lasse sich jetzt gar nicht sprechen.

Arnold war verstimmt: also ein Rückfall, und anscheinend kein leichter. Er überlegte, was weiter zu thun sei, und überließ seiner Wirthin das Wort fast allein. Als er schon aufstehen wollte und eben eine Entschuldigung einleitete, daß er wahrscheinlich morgen verhindert sein werde, mit ihr zu tafeln — er meinte einen Druck üben zu müssen — trat Juliette vom Cabinete her in das Zimmer ihrer Mutter und setzte sich an deren Schreibtisch auf denselben Lehnstuhl, auf dem Arnold gesessen hatte, als er zuerst ihre bildliche Bekanntschaft machte. Es schien ihr ganz entfallen zu sein, daß sich im Salon ein Gast befand, oder es war ihre Absicht, ihn ganz unbeachtet zu lassen; jedenfalls beschäftigte sie sich, als ob sie allein wäre, mit den Rippesfächelchen, öffnete die Schreibmappe, tauchte eine Feder ein und legte sie wieder fort. Madame Blanchard hüstelte wiederholt verlegen in ihr Tuch, um ihr ein Zeichen zu geben, aber sie achtete nicht darauf. Endlich nahm sie das Gestell auf, das ihr Bild eingefaßt hatte, hielt den leeren Rahmen vor sich hin und guckte schelmisch hindurch nach dem Salon hin gerade auf den Platz, den Arnold einnahm. Nun mußte er lachen, denn er dachte an das Bild in seiner Tasche. Juliette bemerkte es und rief hinein:

„Sind diese Prussiens nicht ganz abscheuliche Bösewichter? Mich fortzustehlen — mich! Wenn sie uns eine Festung mehr genommen hätten, es wäre mir nicht so ärgerlich gewesen. Und nun bestreiten Sie noch, mein Herr, daß Ihre Landsleute barbarisch Krieg führen — bestreiten Sie es, wenn Sie es angesichts dieses ausgeraubten Rahmens können!"

Arnold war aufgestanden und unter die Portière getreten. „Ich denke, der größte Barbar kann's gerade nicht gewesen sein," sagte er, über und über roth im Gesicht, „der sein Auge auf diesen Schatz geworfen hat. Das kleine Bild muß ihm sehr gefallen haben, und ich kann das jetzt ganz gut begreifen, nachdem ich das Original —"

„O, keine Schmeicheleі!" unterbrach sie. „Man will nicht Jedem gefallen, und es giebt Auszeichnungen, die einer Beleidigung täuschend ähnlich sehen."

Der junge Mann sah zur Erde. „Wie können Sie die Sache so ernst nehmen?" fragte er etwas befangen.

„Wie, mein Herr," rief sie, „fühlen Sie nicht, daß ich das beste Recht dazu habe? Kann es mir gleichgültig sein, wer mein Bild mit sich herumträgt? Einer unserer Feinde ist's. Und welche Absicht konnte dieser Langfinger geleitet haben, als er es nahm? Recht empfindlich verletzen wollte er die junge Dame, die es doch einmal vermissen mußte —"

„O, wie können Sie denken, mein Fräulein — "

„Renommiren wollte er mit dem Bilde bei seinen rohen Cameraden und später in der Heimath: das sei ein Geschenk von dem leichtsinnigen Dinge da, das so lustig lache, während ganz Frankreich weine. Welche Lüge darf er sich nicht erlauben? Wer stiehlt eine Photographie, keinen halben Franken werth — die Photographie eines Menschen, der ihm ganz fremd, ganz gleichgültig ist? Nein, nein, er kann mich ungestraft verleumden. Und wer weiß, wie der Zufall spielt, wer das Bild bei ihm sieht! welchen Mißbrauch er mit dem Namen, den er ja unten an der Haustüre lesen konnte —"

Arnold schüttelte sehr energisch und unwillig den Kopf. „Sie kennen uns Deutsche nicht," rief er in ihre erregten Fragen hinein. „Ich weiß nicht, ob ein deutsches Mädchen, dem etwas der Art begegnet wäre, von einem Ihrer Landsleute zu befürchten hätte, was Sie befürchten; aber ich glaube mein Wort verpfänden zu können, daß Sie ganz ruhig sein dürfen. Denken Sie sich doch nur in die Situation hinein! Während Ihre Keller ausgeräumt werden und eine lustige Gesellschaft sich den Rothwein Ihres Herrn Papa gutschmecken läßt, durchwandelt ein stiller Mensch diese verlassenen Räume, stellt alterhand philosophische Betrachtungen an über die Wandelbarkeit menschlicher Geschicke und über die Vergänglichkeit irdischen Glanzes, sieht auf dem Schreibtische das Bild eines schönen jungen Mädchens —"

„O, mein Herr —"

„Gut! Das Bild eines jungen Mädchens, das ahnungslos heiter in die Welt hinausschaut — Sie sagen selbst, das Bild habe gelacht — der Gegensatz zieht ihn an, bestärkt ihn in seinen melancholischen Betrachtungen; es entsteht in seinem Leben das, was man einen Moment nennt, und — er nimmt ein Andenken an diese Stunde. Erklärt sich's so nicht ganz ungezwungen?"

Juliette hatte den Kopf gesenkt und die Augenbrauen finster zusammengezogen. „Sie legen's eben in Ihrer Weise aus," sagte sie, „aber nicht viel tröstlicher für mich. Es ist sehr peinlich, sich in solchen mystischen Beziehungen zu einem Unbekannten zu wissen. Wenn er wenigstens noch sein Bild dafür zurückgelassen hätte! Unverschämt wär's gewesen, aber man könnte seinen Haß doch gegen eine vorstellbare Person richten."

„Sie hassen ihn?"

„Aus tiefster Seele!"

„Und wenn er nun mit ganz anderen Empfindungen an Sie denken sollte? Wenn dieses kleine Bild in seinem Gemüthe die größte Unruhe und Sehnsucht . . . Es soll doch schon vorgekommen sein, daß ein Bild so wunderbare Wirkungen äußerte."

Sie sah überrascht zu ihm auf, und dann leuchteten ihre Augen plötzlich von jenem blitzartigen Feuer, das er auch sonst schon bei leidenschaftlicher Betheiligung daraus hatte sprühen gesehen. „Das wollte ich wünschen," sagte sie, nur die Lippen, nicht die weißen Zahnreihen öffnend. „Es wäre eine gerechte Strafe. Ja, wenn ich zaubern könnte — so wollte ich's ihm anzaubern, daß er sich sehnte, wie nach einer Märchenfee, die er im Traum gesehen, und nicht Ruhe fände, bis er das Bild zu Asche verbrannt und sie in alle vier Winde gestreut hätte. Wie schade, daß ich keine Hexe bin!"

„Wenn Du wüßtest, wie zauberkräftig Du bist!" dachte Arnold bei sich und ein halb verlegenes, halb wehmüthiges Lächeln spielte um seinen Mund. Hätte er beichten wollen — nun wär's ihm unmöglich gewesen. Noch war er ihr zu wenig, das mußte er fühlen; verrieth er jetzt sein Geheimniß, so wandte sie ihm den Rücken und er sah sie nie wieder. Er mußte schweigen und ihren Zorn herrauchen lassen. Warum hatte er auch nicht das Bild in den Kasyin geworfen!

Er brach das Gespräch ab und leitete es auf eine Frage, die ihn jetzt sehr nahe anging. „Es war kein Unwohlsein," sagte er, „was Sie hinderte, an unserm Mahl Theil zu nehmen. Leugnen Sie's nicht! Sie wollten mir zu verstehen geben, daß ich Ihnen ein unlieber Tischgenosse sei . . ."

„Mein Herr —"

„Ich rechte darüber mit Ihnen nicht. Aber wissen muß ich, ob es Ihre Absicht ist, auch ferner auszubleiben."

„Und wenn . . .?"

„Ich würde es dann für meine Pflicht halten, die Wohnung Ihrer Eltern nicht mehr zu betreten."

Juliette war auf eine solche Erörterung nicht vorbereitet. Sie biß die Lippe und ließ einen Blick in den Salon schweifen, in dem sie ihre Mutter anwesend wußte. Madame Blanchard hatte sich bei der Conversation gar nicht betheiligt, aber daß ihr kein Wort davon entgehen werde, konnte ihre Tochter sich sagen.

„Ist das Ihr Ernst?" fragte sie nach einer Weile.

„Mein ernsthaftester Ernst," antwortete er schnell und mit so festem Ton, daß sie nicht daran zweifeln durfte.

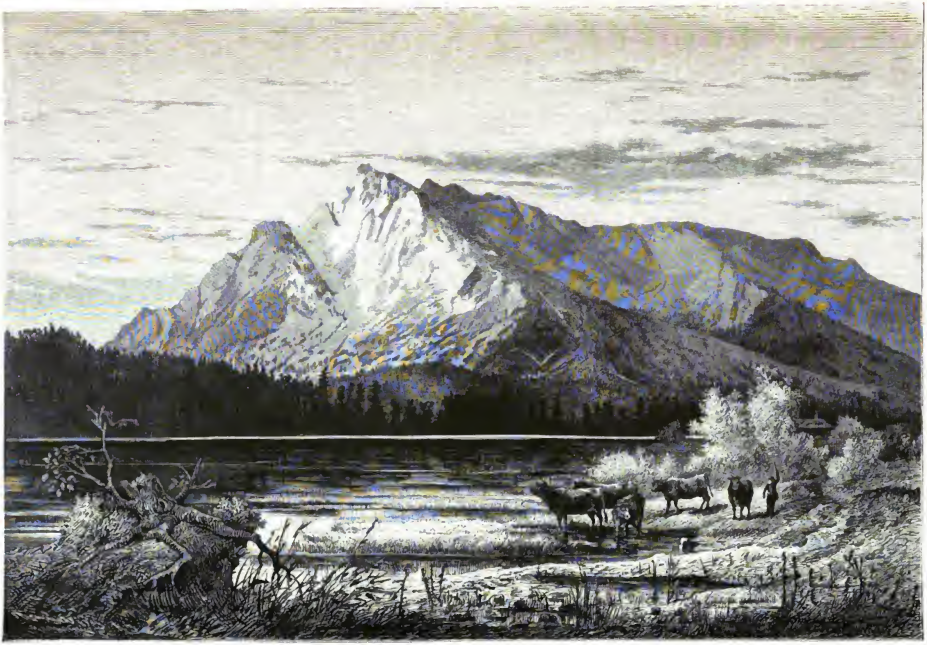
Sie besann sich wieder. Ein sehr lebhaftes Mienenspiel verrieth ihm ungefähr ihre mit einander streitenden Empfindungen. Dann flog wieder das schalkhafte Lächeln über ihr reizendes Gesichtchen, das mit allen ihren Unarten ausfsöhnen konnte, und es klang ihm wie Musik, als sie, aufstehend und sich halb zum Fenster wendend, schmollend sagte:

„Kommen Sie nur wieder! Es war nicht so böse gemeint. Ich werde mich in's Unvermeidliche schicken."

Er wollte ihre Hand fassen und seinen Dank bestätigen, aber Juliette schlüpfte fort, ohne noch einmal umzuschauen, und schloß die Thür des Cabinets hinter sich. „Der Eigensinn ist doch gebrochen," vernahm Arnold sich, küßte Madame Blanchard die Hand, ändern er dabei an ihre Tochter dachte, und klopfte unten vergnügt seinem Krutte auf die Schulter, der mit richtigem Instinct auf diese Liebkosung mit einem ebenso vergnügten: „Na — dann ist's schon gut" antwortete.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Der Untersberg, von der Salzburger Seite aus gesehen.
Originalzeichnung von J. Heilmair in München.

Digitized by Google

Die Hofburg des ersten deutschen Kaisers.

Mit Abbildung.

Unter allen Gebieten der Alpen, welche Sommer um Sommer wachsende Scharen von Naturfreunden an sich ziehen, ist wohl keines, das den Vergleich mit irgend einer landschaftlichen Weltberühmtheit weniger zu scheuen hätte, als das herrliche Salzkammergut, und wenn Ludwig Steub, der gemüth- und humorvolle Schilderer der Berge, sagt, im ganzen deutschen Reiche lägen wohl nicht drei so schöne und großartige Landstriche neben einander wie die von Reichenhall, Salzburg und Berchtesgaden, so kann man ihm das nicht nur unbedingt zugeben, sondern darf den Satz wohl dahin erweitern, daß auch über das deutsche Reich hinaus es schwer fallen dürfte, die ebenbürtigen Rivalen für diese drei Gebiete zu finden. Um das anmuthige Salzburg mit seiner reizenden Hügelbildung, mit den prachtvollen Wäldern und Gebäuden darauf ist alle Herrlichkeit der Landschaft in reichster Abwechslung ausgebreitet, der Salzach entlang in die bairische Ebene hinaus, hinein in die schauerlichen Fels- und Wasserklüfte von Hallein seitwärts zu dem anmuthigen Reichenhall, das sich wie eine freundliche Pforte in den Beginn des Gebirges eingebettet hat, oder in das einsamere Berchtesgaden mit dem unvergleichlichen St. Bartlmä und der weltverlorenen Einsamkeit des Oberseés. Man könnte nicht mit Unrecht das Bild eines kolossalen prachtvoll durchwirkten Königsmantels zur Bezeichnung dieses Landstriches gebrauchen, eines Königsmantels, der sich nach allen Seiten hin aus einander faltet; wenn aber dann Salzburg als die kostbarste Schließspange bezeichnet werden muß, welche das Riesenpallium zusammenfaßt, so kann man über das Juwel nicht im Zweifel sein, welches den Schmuck und das Kleinod dieses Geschmeides bildet.

Das Juwel ist der Untersberg, eigenthümlich, ausgezeichnet durch Gestaltung und Lage, vielbesamt durch den Sagenreichthum, der sich an ihn knüpft und auf seinem mächtigen Rücken, dessen höchster Punkt der Hochthron heißt, wirklich seinen Sitz wie auf einem hohen Throne bis zur Stunde aufgeschlagen hat.

Der Untersberg, ein ungeheurer Block aus Marmor oder Alpenkalk von sechstausend Fuß Höhe, liegt inselartig vorgeschoben vor der Bergkette und dem hohen Göll, daß man ihn sowohl von Salzburg wie von Reichenhall, namentlich aber von der Schönau aus überseht, einem flachen Weidegelände, das sich längs des Gangsteiges hinzieht, auf dem man von der Ramsau her durch die „Engedein" seitwärts auf die von Berchtesgaden zum Königssee führende Straße abbeugt. Es ist, als habe er sich von seinen Berggenossen absichtlich losgemacht und entfernt, um gleich einer kolossalen Sphinx über dunklen Geheimnissen zu sinnen. Der Anblick ist von hoher Schönheit, denn obwohl der Berg mit reichen Wäldern bedeckt ist, bleibt doch überall Raum genug, um die Spalten und Risse gewahren zu lassen, von denen er durchklüftet ist und in welchen hier und da der rothe Marmor zu Tage tritt, der zumal bei Abendbeleuchtung einen feenhaften Anblick gewährt. Es ist leicht begreiflich, daß die lebhafte Phantasie des Volkes ähnliche Eindrücke empfing, daß ihm die Absonderung und Gestalt des Untersbergs geheimnißvoll dünkte und daß es daher keine bessere Oertlichkeit fand, seine zu Sagen gewordenen Erinnerungen räumlich unterzubringen. Welche Erinnerungen das waren, ist ziemlich bekannt, und die Forscher der alten Sagenwelt haben längst nachgewiesen, daß es die Gestalten der altgermanischen Helden- und Götterwelt waren, welche nach der Einführung des Christenthums zu Dämonen und Märchenfiguren geworden waren.

Wie im Kyffhäuser der Kaiser Barbarossa schlafend sitzt, so haust im Untersberge Kaiser Karl der Große und wird sich, wenn sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen sein wird, erheben, um auf dem Walserfelde eine große Schlacht zu schlagen, welche Deutschland die Einheit und die Freiheit bringt. Der Kaiser ist von einem großen Gefolge und einem Heere umgeben, und wie anderwärts Wotan mit der „wilden Jagd" auszieht, wenn Krieg in's Land kommt, so zieht „Kaiser Karl mit seiner Armee" aus dem Untersberg wenn irgend ein großes Ereigniß zu erwarten ist. Die ganze Armee und das Gefolge bestehen aber ausschließlich aus Zwergen, den sogenannten „Untersberger Mauln", mit welchen die geschichtliche Sage direct an den Volksmythus von den Nörgeln und Wichteln anknüpft, dessen eigentliche Heimath die Alpen sind. Dieser ist dort, namentlich in Tirol, noch vollkommen zu Hause; die Nörgeln oder Zwerge sind gutartige Geschöpfe, die den Menschen wohl necken, ihn aber nicht schädigen, sondern ihm wohl hie und da sogar behülflich sind; sie sind Christen, und dadurch erklärt es sich, daß, wenn der Kaiser mit ihnen „ausfährt", der Zug immer nach irgend einer großen berühmten Kirche geht. In dieser wird dann solennes Hochamt gehalten. Vorübergehende sehen dann die Fenster erleuchtet; sie hören Orgelspiel und Gesang, und wer muthig genug ist, zu einem Fenster emporzuklettern, der sieht die ganze Kirche mit zierlichen schwarzgekleideten Zwerglein angefüllt, welche höchst ernsthaft und feierlich alle Ceremonien verrichten.

Noch sind es nicht Viele gewesen, welche sich dessen vermessen, denn die Zwerge sollen dabei keinen Spaß verstehen. Fragt man darnach und giebt sich die Mühe, der endlosen Kette des „Hörensagens" nachzugehen, so wird man schließlich den Faden in unverfolgbare Fasern sich verlieren sehen. Nachdem die guten Zwerge sich lange nicht mehr heraus bemühten, glaubten ultramontane Wühler auch in ihnen einen brauchbaren Hebel zu erkennen, um gläubige Bauerngemüther zu alarmiren; nach ihren Blättern sollen demnach die Maul'n in der letzten Sylvesternacht wieder ausgezogen sein; leider aber haben sich die Erfinder nicht einmal die Mühe genommen, vorher die nöthigen Materialstudien zu machen oder die Komödie fest einzustudiren, sonst würde der Bauer, der den Zug gesehen haben will, nicht eine Menge „weißgekleideter Menschen" erblickt haben, während doch die echten Untersberger sonst immer schwarz und zwerghaft erscheinen.

Die Thätigkeit der kleinen Kobolde beschränkt sich aber meistens auf den Berg selbst: dort lassen sie ihrer Neckerei freien Spielraum, und wer sich auf denselben begiebt, wird von ihnen nur zu häufig irre geführt. Die Wege sind nämlich sehr schwierig und mitunter sogar bedenklich, so daß solche Erscheinungen sehr leicht erklärlich werden. Die und da haben sie Manchem schon Sand und Steine gegeben, die sich in Gold verwandelten, manchmal wurde auch schon ein Menschenkind in das Innere des Berges geführt, wie ein Hirtenknabe, der die Kegel aufsetzen mußte, oder ein Fuhrmann, dem man seine Beinladung abnahm und mit guten, aber uralten, unbekannten Goldmünzen bezahlte. Lazarus Aigner, ein Gehülfe des damaligen Stadtschreibers zu Reichenhall, wurde 1529 von einem Mönche hinangeführt und hat diesen Besuch in einem noch vorhandenen Büchlein beschrieben. Er schildert darin die ganze unterirdische Herrlichkeit des Kaisers und diesen selbst; es ist ein großer alter Mann mit großem weißem Bart, der auf einer Wiese spazieren geht. Die Sage hat sich also in diesem Zuge selbst vergessen; sie erinnerte sich nicht, daß ja der Kaiser am Tische sitzen und schlafen mußte.

Derlei Vergeßlichkeiten kommen übrigens hierbei öfter vor. Ein Beispiel bietet der weltbekannte dürre Birnbaum auf dem Walserfelde, der grünen und blühen soll, sobald der Kaiser im Berge auferstehe. Wenn man von Salzburg aus dem Untersberge zugeht, kommt man an dem Schlosse Leopoldskron vorüber auf die Moosstraße, welche durch das Walserfeld führt und von Erzbischof Firmian mit schweren Kosten durch diese unwirthliche Bodenstrecke gebaut wurde, um sie durch Ansiedler cultiviren zu lassen. In diesem Walserfelde stand ein ziemlich unansehnlicher Birnbaum, welcher den neugierigen Reisenden als der mythische Prophor gezeigt wurde. Man überfah dabei in der Eile beiderseits die Kleinigkeit, daß der Baum, sollte er der edne sein, dürr sein mußte, während der vorgezeigte grünte. Auf die Frage eines Vorwitzigen, wie dieser Widerspruch wohl beseitigend zu lösen sei, war der bestandene aber benachbarte Landmann keineswegs verlegen und meinte, wenn das große Ereigniß, das der Birnbaum zu verkünden habe, heran nahe, werde er zuvor eiligst verdorren, um dann so recht demonstrativ neu blühen zu können.

Digitized by Google

Auch dieser Birnbaum ist nunmehr gefallen. Die Hand eines boshaften Bauers, der 1870 mit der Wendung der deutschen Geschicke nicht einverstanden war und den das ewige Gesrage verdroß, soll ihn nächtlicher Weise gefällt haben. Nach anderer Lesart hätten es Sturm und Alter gethan. Da er (obwohl jetzt durch Neupflanzung ersetzt) nicht mehr herzustellen war, wurde mindestens das Holz von deutschfreundlichen Männern erworben, um es als Andenken und Reliquien zu allerlei kleinem Gerät the zu verarbeiten. Der deutsche Kaiser erhielt ein schönes Kästchen daraus; von allen Prophezeiungen, die der Reichenhaller Stadtschreibergehülfe seiner Scriptur beizufügen für gut fand, ist nindestens die eine eingetroffen, daß der Kaiser, auf dessen Wiedererscheinen wir gewartet, „ein großer alter Mann ist mit großem weißem Barte".

Aber damit ist die Reihe der Naturmerkwürdigkeiten des Untersbergs nicht erschöpft. Zu ihnen gehören noch die Marmorbrüche, welche, König Ludwig dem Ersten gehörend, das meiste Material zu seinen Bauten, insbesondere zur Walhalla und Befreiungshalle, lieferten, sowie die Kolowratshöhle, ein am Hochthrone über der Rositlenalm tief in den Berg eindringendes Eisgewölbe von mehr als hundert Fuß Höhe und bedeutendem Umfange, mit Säulen von den wunderbarsten Gestaltungen und einem Wasserfalle von zwanzig Fuß Höhe, der im Augenblicke des Sturzes zu Eis erstarrt zu sein scheint. Der baierische Finanzminister und Parlamentsabgeordnete Freiherr von Lerchenfeld fand hier vor einigen Jahren durch einen Sturz in die Tiefe seinen Tod.

Manches mag es noch vom Untersberg zu erzählen geben. Als ich einmal auf dem oben erwähnten Wege durch die Schönau in eine weidende Heerde gerieth, welche seinen Durchgang gestatten zu wollen schien, kam mir der Hirt zu Hülfe, ein uralles, weißbärtiges, eingeschrumpftes Menschenbild, das man ohne großen Aufwand von Phantasie für ein Untersbergzwergkein halten konnte, wäre es nur schwarz gelleidet gewesen. Wir kamen in's Gespräch und in diesem auf den Untersberg, der breit und majestätisch vor uns lag. Es schien ihm zu gefallen, daß mich der Berg und seine geheimnißvollen Bewohner interessirten. Er ward redselig und vertraute mir, was der Reichenhaller Stadtschreiber zu erzählen wisse, das sei gar nicht zu brachten. Sein Großvater sei selbst im Untersberge gewesen und habe Alles, was er dort gesehen, dem Schullehrer in die Feder gesagt. „Die Geschrift hab' ich noch, wenn's nicht etwa die Kinder verrissen haben," fuhr er fort, „sie liegt daheim, in Reichenhall, wo's gegen Non hinaufgeht, denn da bin ich nur als Hüter in der Kost. Ich will sie Dir geben, Herr, wenn Du wieder des Weges kommst, darfst nur da drunten in dem Bauernhaus nach dem Roner Kaspar fragen . . ."

Ein Jahr verging, bis ich wieder des Weges kam; ich erinnerte mich des Gespräche und schlug den Pfad zu dem kleinen Haus ein, an dessen offenem Fenster die Bäuerin mich mit einer Miene voll Erwartung empfing, was mich wohl so absets zu ihr führen möge.

Ein Lächeln gutmüthigen Spotts zuckte über ihr Gesicht, als meine Frage ihr den Grund bekannt gegeben.

„Den Roner Kaspar wollt's aufsuchen, Herr?" sagte sie. „Der ist nimmer da — der hat's schon im letzten Herbst gar gemacht, wie das Laub gefallen ist . . ."

Ich fragte nach der verheißenen Handschrift, und das Lächeln der Bäuerin verstärkte sich.

„Ha, das sind sched (nur) so Narretheien," sagte sie, „der alte Mensch hat lanter solche Mucken im Kopf gehabt: es ist diem' (diemalen, manchmal) nicht recht richtig gewesen bei ihm . . ."

Sie deutete nach der Stirn und sah bedenklich nach der meinigen; ich sagte guten Abend und ging. Durch das Waldgrün des Untersbergs feuchtete der Marmor im Abendroth wie ein Freudenfeuer, daß es ihm noch einmal gelungen, seine Geheimnisse verborgen zu halten vor der Neugier der Menschen.

Herman Schmid.

Epische Briefe.

Von **Wilhelm Jordan.**

VII. Die Kunstgeheimnisse Homer's.

Die Vorgeschichte der homerischen Epen haben wir schon früher betrachtet als bestes Beispiel zur Erkenntniß der Bedingungen und des Wesens des Epos überhaupt. Hier will ich nur Eines noch ausschließen: wie Homer hingelangt ist zur Erfindung seiner Kunst und was in ihr die Neuerung ist, mit welcher dieser Genius aller darstellenden Poesie für alle Zeit das Grundgesetz vorgeschrieben hat.

Ich darf aber nicht reden von Homer's Erfindung, ohne zuvor Einspruch zu erheben gegen die Vorstellung, welche man mit diesem Worte gewöhnlich verbindet.

Unser Jahrhundert liebt man vorzugsweise das der Erfindungen zu nennen. Ist genug hören wir Proben von einem gewissen Uebermuth des auf seine Erfindungen stolzen Menschengeistes. Aber bei richtiger Betrachtung können wir kaum klein genug denken von der Erfindungsgabe des Individuums. Streng genommen, hat ein einzelner Mensch noch niemals etwas erfunden. Die sogenannten Erfinder sind stets in die Lage gekommen, eine winzig kleine Zuthat beisügen zu müssen zur uralten Erbschaft vieler Generationen.

Aus Luft und Erdenstoffen baut sich die Pflanze empor, gemäß der Urform ihres Keimes im Samen. Wann das Wachsthum seine Höhe, die Zufuhr der Säfte und Baustoffe ihre Fülle erreicht hat, dann verwandelt sich, durch Zusammenschiebung der um den Stengel emporgewundenen Wendeltreppe von Achsenaustritten in Eine Ebene, die gewöhnliche Blätterbildung in die Bildung der Knospen und Blüthen, deren sich meistens mehrere zugleich entwickeln. Gerade so summiren sich die Erzeugnisse der Thätigkeit Vieler und langer Zeiträume in der Arbeit Einzelner und gewinnen durch mehrfache Verbindung alten Besitzes eine scheinbar neue Gestalt. Rückwärts blickend sind wir mehr geneigt, darüber zu staunen, daß eine Erfindung nicht schon weit früher gemacht wurde.

Schon Seneca kannte die vergrößernde Wirkung eines wassergefüllten Glascylinders, der kleine Buchstaben groß erscheinen lasse. Schon in den „Wolken" des Aristophanes wird des Brennglases Erwähnung gethan. Die Zeitheit des Schnitts antiker Gemmen ist erst begreiflich geworden, seit man in Pompeji Lupen von klarem Bernstein gefunden hat. Aber weit über ein Jahrtausend verging, ehe man durch dieses bekannte Mittel den gewöhnlichen Schwächen des Auges abzuhelfen lernte. Dann hatte man lange Jahre hohle und erhabene Brillengläser geschliffen. Erst als diese Kunst sich handwerksmäßig ausgebreitet hatte und der Versuch, auch einmal durch ein concaves und ein convexes zugleich durchzusehen, gar nicht ausbleiben konnte, wurde, gleichzeitig und unabhängig von mehreren, das Fernrohr erfunden. Jeder vornehme Römer trug einen Siegelring und druckte damit, nicht nur Bilder, sondern auch Schriftzüge in Siegelwachs, wie es die Aegypter schon anderthalb Jahrtausende früher gethan. Ja, die römischen Kaiser besaßen Stempel, mit denen sie ihre Namen unter Decrete druckten. Cicero spricht ahnungslos die ganze Theorie der Lettern aus, indem er vom Redner sagt, daß er, im Besitze aller Regeln, doch ebenso wenig schon die ganze Redekunst innehabe, wie Jemand den Homer besitzen würde, wenn er sämmtliche Buchstaben, die in Homer's Dichtungen vorkommen, etwa von Metall verfertigt, in einem Haufen vor sich liegen hätte. Zwischen Cicero und Guttenberg sind aber fünfundvierzig Generationen über die Erde gegangen. Bücher zu drucken verstand man schon vor Guttenberg. Man schnitt eine ganze Seite in Holz. Wie dicht also war man daran, eine solche Seite in ihre Buchstaben zu zerschneiden, um jeden mehrmals gebrauchen zu können! Aber Jahrzehnte mindestens hat man vor dieser Thür gestanden, ohne sie zu sehen. Als endlich der Schlüssel gefunden ward, da hatten wieder mehrere gleichzeitig denselben Fund gethan. Die Erfindung war eben reif. Ungezählte Jahrtausende weit ist der Weg vom runden Baumstamm, den man einer Last als Walze unterlegte, bis zum

Digitized by Google

Rade, zum Wagen, von diesem bis zur Locomotive. Wer hat letztere erfunden? Niemand und Alle, vom ersten Wagner bis zu Stephenson, dem Erfinder der Locomotivsdampfmittel.

Ebenso verhält es sich mit den Entdeckungen der Wissenschaft. Ihre Jünger bewegen sich vorwärts wie ein geordnetes Heer. Der Fortschritt der ganzen Armee, nicht die Tapferkeit des Einzelnen, bewirkt es, daß ein Mann der Vorhut als Erster eine Stadt betritt. Ich entsinne mich sehr deutlich, schon im Jahre 1840 als Student in Königsberg in einer Vorlesung des großen Astronomen Bessel die Erklärung gehört zu haben, daß die Abweichungen des Uranus von der berechneten Bahn geboten, einen weiter entfernten unbekannten Planeten anzunehmen. Als nach Leverrier's Angabe der Neptun von Gall gefunden wurde, da lagen in Cambridge die zu gleichem Resultat führenden Rechnungen von Adams seit Jahresfrist geschrieben vor.

Nirgend aber kann von Erfindung im strengen Wortsinn weniger die Rede sein als in der Poesie. Sie ist recht eigentlich die Kunst der Tradition, Alterserbtes ihr höchster Gegenstand. Groß geworden sind nur solche Dichter, welche die lebendige Poesie ihres Volkes künstlerisch gestalteten, und ihre größesten Werke sind solche, deren Stoffe sie nicht erfanden, sondern vorfanden, wie Goethe den Faust, Schiller den Wallenstein und Tell. Was die Eintagsfliegigkeit der neueren Poesie verschuldet, ist besonders ihre Erfindungssucht. Fälschlich klagt sie die Nation an, den idealen Sinn verloren zu haben. Wenn der Poet nur die vorhandenen Schätze zu heben weiß, dann zeigt ihm auch die Nation, daß ihre Empfänglichkeit sich nicht im Geringsten vermindert hat.

Es ist sehr fraglich, ob es jemals einen Dichter gegeben hätte, wenn die Menschen von Anbeginn im Besitz der Schreibkunst gewesen wären. Denn die poetische Form, der Vers, ist entstanden durch den Mangel der Schrift, als Gedächtnißmittel, das ihre Stelle vertrat. Das Gesetz des Inhalts der Poesie und seiner Anordnung endlich ist sich allmählich zur Erkenntniß gekommen durch die mündliche Ueberlieferung.

Die Geschichte und ihre erste Vertreterin, die Sage, wird in der mündlichen Ueberlieferung von selbst allmählich zu Poesie durch die Natur des menschlichen Gedächtnisses. Was durch Schönheit oder Auffälligkeit, sei es des Klanges, sei es der Bedeutung der Worte, reizt; was das Selbstgefühl anregt, die Theilnahme spannt, das Gemüth erschüttert: das haftet in der Erinnerung. Das Gedächtniß wird zum Siebe, in welchem von der hineingelegten Erzählung nur das zurückbleibt, was jene Eigenschaften des Poetischen besitzt. Dieselben Kunstgriffe, welche die Mnemotechnik anwendet, um das zum Behalten Aufgegebene mit Zierrathen zu versehen, die der Erinnerung als Henkel und Haken dienen, kommen beim wiederholten Weitererzählen von Mund zu Mund in unbewußter Weise in Anwendung durch die Schwäche des Gedächtnisses für alles Unscheinbare, Trockene und Reizlose. In solcher Durchsiebung gewinnt die Erzählung eine Anordnung, in der sie sich dem Geist unwillkürlich einprägt. Die Grundbegebenheit wird gemodelt, ausgeschmückt. Was ein zweiter Erzähler Unwirksames eingeschaltet hatte, das vergißt oder vermeidet absichtlich ein dritter; aber jeder treffende Zug, der sinnreich verbindet und Beifall weckt, wird beibehalten. Das Ziel dieses Weges ist eine Gestalt der Sage, welche die ganze Seele füllt, eine Vollendung, an der nichts mehr zu rühren und rücken ist.

Dieser anfangs unbewußt verlaufende Proceß wird aber auch beobachtet und zur Methode ausgebildet. So, wie in Griechenland, in der günstigsten Natur ein hochbegabtes Volk Theil nahm, indem dies geschah, und zwar geschah durch Erzähler von Beruf, durch ganze Sängerschulen, die sich stets beschränkten auf die Söhne einer Familie und ihre aus demselben Gewerbe gewählten Eidame: da bedurfte es zur Geburt der vollendeten Kunst nur noch eines zwar sehr großen und sehr seltenen, aber unter solchen Umständen hochwahrscheinlichen Glückes: daß in einem dieser Sängergeschlechter die lange in gleicher Richtung erfolgende Gattenwahl und die Vererbung der beständigen Uebung als schon angeborenes Talent endlich die vollste Gipfelblüthe trieb und ein außerordentliches Genie erzeugte.

Ein solches Riesengenie ist der Mann gewesen, der nach seiner Leistung Homeros genannt wurde, weil er die Technik seiner Schule zu vollendeter Meisterschaft erhoben, die ganze poetische Kraft seiner Nation gleichsam zu einem Sammelmenschen vereinigt hatte und nun selbst Poesie geworden war, um die Eingeschöpfungen Vieler während einer Reihe von Geschlechtern neu zu gebären als einiges, uraltes und dennoch neues, von keinem Einzelnen jemals erreichbares Wunderwerk ewiger Dichtung.

Er folgte dem Berufe seiner Väter und ward Rhapsode, zunächst ererbter, dann von ihm gemodelter, schließlich auch eigener Lieder. Nichts aber wirkt so günstig auf die allmählige Vervollkommnung der Dichtung, als oft wiederholter Vortrag. Von jedem Worte beobachtet der Vortragende die Wirkung. Trüber forscht blicken die Augen der Hörer, wo die Schilderung zu breit wird, wo die Spannung nachläßt. Die Stirnen krausen sich von Gedankenanstrengung, wo ein schwerfällig gebauter Satz die schlichte Verständlichkeit des Stils unterbricht. Die hohlen Hände fahren verstärkend hinter die Ohrmuscheln auch bei kräftigster und deutlichster Articulation, wo die Darstellung noch nicht scharf und anschaulich genug ist, wo der Hörer eine Vorbereitung vermißt und ein wichtiger Hauptzug ihm zu plötzlich oder den Hals kommt. Aber im Nu heben sich alle Köpfe, glätten sich alle Stirnen, funkeln alle Augen von Erwartung, wo das Wort die Herzensneigen in Bewegung setzt. Nach solchen Wahrnehmungen ändert dann der Rhapsode das Lied beim nächsten Male, indem er hier verkürzt, dort lebendiger ausführt, hier einen Schatten der Leidenschaft dunkler malt, dort einen helleren Lichtpunkt des Bewundernswerthen aufsetzt. Aus solchen Wahrnehmungen setzt sich ihm endlich ein sicheres Vorgefühl zusammen, wie das wirksame Lied beschaffen sein müsse. Die erkannten Regeln werden in ihm Fleisch und Blut und mit untrüglicher Empfindung kann er sie endlich dichtend erfüllen auch ohne die Vorprobe der Recitation.

Auf diese Weise hat Homer bei seinen Vorträgen zunächst das Geheimniß der Anschaulichkeit entdeckt. Er fand das einzige Mittel, das der Poesie zu Gebote steht zur Bildwirkung. Ueber dreitausend Jahrtausende sollten vergehen, bevor sein Mittel durchschaut wurde. Aber auch jetzt, nachdem das vor mehr als hundert Jahren geschehen ist durch Lessing und das betreffende Kunstgesetz in klarster Schärfe in seinem Laokoon formulirt steht, wird es noch immer vernachlässigt wie nicht vorhanden. Stellungen Sie den ersten besten französischen, deutschen oder englischen Roman auf: fast unfehlbar finden Sie nach jedem Scenenwechsel den Versuch, den Schauplatz, die Laubschott für sich allein zu malen, und nach dem Auftreten jeder neuen Person von einiger Erheblichkeit, namentlich der ersten Liebhaberin, den Versuch, ihre Züge vom Stirnrande bis zur Halswurzel, ihre Gestalt und Kleidung vom Scheitel bis zur Schuhspitze mit Worten zu portraitiren.* Es ist das ein Unternehmen, gerade so aufsinnig, als wollte ein Bildhauer durch die Lippenstellung seiner Statue einen gesprochenen Satz augenverständlich machen, ein Maler eine Spitzlugel auf ihrer ganzen Flugbahn von der Mündung des Laufes bis an's Ziel sichtbar darstellen, oder ein Geiger durch die Violine mittheilen, daß das Rhinoceros zu den Dickhäutern gehöre. Denn die Poesie kann schlechterdings nicht portraitiren. Zum Zeichnen stehen ihr keine anderen Formen, zum Coloriren keine anderen Farben zu Gebote, als diejenigen in der Erinnerung ihrer Leser oder Hörer. Nur indem sie diese mit dem Materiale ihrer Kunst, mit zweckdienlich geordneten Lauten oder Lautzeichen in Bewegung setzt, kann sie die Phantasie des Zuhörers zwingen, aus ihrem kaleidoskopischen Vorrathe Bilder zusammenzusetzen, ähnlich denen, welche sich der Poet aus seinen eigenen anschaulichen Erinnerungen zusammengesetzt hat. Jedes wirkliche Gemälde ist aber ein Momentanbild: alles Einzelne, wie es in einem Moment gewesen, ist darauf gleichzeitig neben einander vorhanden. Was auf dem angegebenen Wege die Sprache annähernd momentan, das heißt durch ein oder zwei Worte, wecken kann, ist auch im besten Falle niemals schon ein Bild. Damit z. B. „schwarze Katze" Bild werde, muß noch eine Menge Anderes hinzukommen, Stellung, Boden, Hintergrund ꝛc. Nur durch eine Reihe nach einander folgender Worte kann das geschehen.

* Eine üblnliche Ausnahme machen unsere vorlrefflichen Novellisten Gustav Freytag und Paul Heyse; aber selbst Walter Scott, dessen sonst so kunstvoll durchgebildete Romane dem Epos oft nahe kommen, bringt neben der richtigen weit öfter die falsche Maßweise in Anwendung.

Digitized by Google

Die Voraussetzung jener Wortmaler nun, daß diese nach einander gehörten oder gelesenen Worte die geweckten Vorstellungen in genügender Deutlichkeit vorhanden bleiben lassen, ist sehr unrichtig; die Annahme vollends, daß die mitgetheilte Reihe von Zügen in ihm sich zu einem Gesammtbilde vereinigen werden, gänzlich falsch. Man mache nur selbst den Versuch. Je ausführlicher die Schilderung, welche die Romanheldin vortraitiren soll, desto sicherer haben wir am Schlusse, ja in der Mitte schon, den Anfang vergessen. Je karger aber die Zeichnung sich beschränkt auf ein paar Striche, desto besser gelingt es uns noch, sie zu ergänzen und eine Gestalt zu schauen. Das ist das Geheimniß der Phantasie, daß sie desto mehr leistet, je mehr man ihrer eigenen Thätigkeit überläßt, aber desto vollständiger lahm gelegt wird, je mehr man sie mit Gängelbändern umstrickt, um sie zu führen.

Um eine mäßige Anzahl durch Worte nach einander mitgetheilter Züge sogleich deutlich eingeprägt neben einander im Gedächtnisse haften zu lassen, daß sie sich in der Phantasie zu einem Gemälde zusammensetzen, dazu giebt es nur ein Mittel. Ein Beispiel der falschen und ein praktisch oft bewährtes der richtigen Wortmalerei wird es am besten einleuchtend machen:

König Gunther war ein großer Mann und hatte kräftige Hände, hellgraue Augen, ein längliches Gesicht, eine glatte Stirn, flachliges dünnes Haar, eine große Glatze und einen rothlichen Schnurrbart mit langen Zwickeln.

Das wäre der falsche Porträtversuch. Man mag den Satz drei, vier Mal überlesen, ein lebendiges Bild setzt sich der Einbildungskraft aus ihm nimmer zusammen.

Nun habe ich aber zuvor erzählt: als Horand die Mär vorgetragen hatte vom Fluchschicksale Nibling's, des Ahnherrn der Mutter Gunther's, da suchten die Höflinge im Gesichte des Königs ein Zeichen zu lesen, ob ihm das Lied gefallen oder mißfallen habe, um dann, je nach seinem Vorgange, Beifall oder Hohn zu äußern. Dann fahre ich fort:

Wie zielloß schien in der Zeitenferne
Zu halten das Ahleh'n der hellgrauen Augen.
Des riesigen Mannes mezige Rechte,
Auf den Krauzeiß des Stuhls dem Eltbogen stützend,
Spreizte kammgleich die Finger durch's Kopfhaar,
Das ihm flachig und dünn nur den Scheitel noch deckte,
Und stützte selber die sinnende Stirne,
Die, fallenlos glänzend, erhöht von der Glatze,
Sein langes Gesicht noch länger machte.
So schien er gefesselt der Mär zu folgen;
Nur die Finger der Linken des lauschenden Fürsten
Zwirnten dabei die mächtigen Zwickel
Des röthlichen Schnurrbarts ein wenig schneller,
Als in wartender Spannung er sonst dies Spiel trieb.

Hier sind ganz dieselben Züge mitgetheilt. Aber lassen Sie sich die Stelle laut vorlesen, und Sie werden bestätigen, was schon Hunderte mir versichert haben: daß König Gunther nun handgreiflich und athmend vor Ihnen sitze.

Der Unterschied zeigt das von mit beobachtete homerische Gesetz: um ein Bild zu wirken, müssen die mitgetheilten Züge ein fortschreitendes Geschehen darstellen und durch dieses Geschehen eine steigende Erwartung wecken.

(Schluß folgt.)

Die gefürchtetste Waffe aller Zeiten.

Das alte Wortspiel „calamo ludimus" (wir spielen mit der Feder; wir spielen mit der Gefahr) bezeugt deutlich, welch hoher Werth von jeher dem Schreibgeräthe beigelegt wurde, mochte dasselbe auch nur wie bei den Chinesen aus Pinsel und Tuschnäpfchen oder wie bei den alten Culturnationen aus gespitztem Rohre und Tintenfaß, welches Beides im Gürtel getragen wurde, bestehen. Wann man darauf gekommen, das Schreibrohr zuerst zu spalten, ist sehr unsicher; urtheilt man dem Namen nach, so kannten die Griechen und Römer nur gespaltene Schilfrohre, während bei den Arabern erst um's zehnte Jahrhundert nach Christo die Kunst, das Rohr zu spalten, bekannt wurde. Man erzielte dadurch ein besseres Aufsaugen und Wiedervorsichgeben der Schreibflüssigkeit, sowie die leichtere Herstellung und Unterscheidung der Haar- und Grundstriche.

Schon im Mittelalter hatte man außer der handschriftlich im siebenten Jahrhundert nach Christo zuerst erwähnten Kielfeder, welche den Gebrauch des Schreibrohrs nach und nach verdrängt hatte, „Federn aus eysern, silbern und ergen Blechlein", welche in Nürnberg gefertigt wurden, ihres hohen Preises wegen aber (das Stück kostete bis zu einem halben Gulden) nur selten in Gebrauch kamen.

Die Kielfedern der Gänse, Schwäne, Raben wurden ihrer Billigkeit und leichten Beschaffbarkeit wegen nur schwer von der in unserer Zeit fabrikmäßig hergestellten Stahlfeder verdrängt; für letztere sprach hauptsächlich die große Zeitersparniß, indem das zeitraubende Schneiden der Kiele wegfiel. Das Härten und Abgießen der Federposen, um denselben ein glasartiges Aussehen zu geben, wurde an vielen Orten fabrikmäßig betrieben und man färbte wohl auch zur größeren Schönheit die Federfahnen bunt. Man hatte auch mit der Maschine geschnittene Federn aus Horn und Kiel (in neuester Zeit sogar aus Kautschuk) zum Einstecken in Federhalter, und dieselben entsprachen auch bei manchen Anhängern des Alten ihrem Zwecke, wenn man nämlich eine geringere Dauerhaftigkeit und einen höhern Preis gegenüber der Stahlfeder nicht in Betracht zieht; allein diese Producte können sich auf die Dauer neben der Stahlfeder nicht halten, weil die letztere die subtilste Unterscheidung in den Spitzen, dem Schlitze und den Formen gestattet und dabei an sich gleichbleibender Elasticität diesem Producte Nichts sich an die Seite setzen läßt.

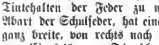
Die Verdrängung der Galläpfel- und Eisenoxydtinten durch anilinhaltige Tinten wird wesentlich zur längeren Dauer der Stahlfedern beitragen, wenn man von dem Uebelstande des jetzt häufiger nothwendig werdenden Reinigens der Feder absieht, der eine Folge der Anwendung von Anilintinten ist.

Verstehen wir uns in eine deutsche Volksschulclasse vor etwa fünfundzwanzig Jahren, so sehen wir den Classenersten beim Beginn des Schreibunterrichts den Classenschrank aufschließen, um demselben das umfangreiche, mit den Nummern der Schüler versehene Federgestelle zu entnehmen. Der Lehrer setzt sich inzwischen, mit scharfem Federmesser bewaffnet, zurecht und ein großer Theil der Schüler strömt herbei, um ihre in Empfang genommenen Federn schneiden zu lassen. Die hierbei obliegenden Schnitzel werden eifrig von der hoffnungsvollen Jugend aufgenommen, um als leichtbeschwingtes Geschoß zum Forschzeltlen mit Daumen und Zeigefinger zu dienen. Verirrt sich einmal ein solches Federschnipsel, um statt eines Mitschülers das Lehrerantlitz zu berühren, so erfolgt eine kurze Züchtigung auf die ausgestreckte Hand des muthmaßlichen Thäters, und nach dieser Unterbrechung wird im Geschäft fortgefahren. Besonders schwierig ist es dabei, einen richtigen Spalt herzustellen. Mancher arme Schüler sah mit Entsetzen den Spalter die Feder über den ganzen Kiel hinunter aufsprengen, ja wohl gar den Spalt zahnartig auseinanderklaffen, Umstände, die den Kiel meist für die fernere Verwendung untauglich machten. Der Federschnabel durfte nur einen ganz kurzen Spalt haben und alles, was darüber hinausragte, fiel dem Messer zur Beute. Abgesehen von der nicht geringen Geschicklichkeit, welche das Federschneiden seitens des Lehrers erforderte, kommt der geschilderte Zeitaufwand, seit Einführung der Stahlfedern, dem Unterricht selbst zu Gute. Die gemachte Beobachtung, daß die Handschriften von jener Zeit ab viel leserlicher geworden sind, ist gewiß nicht unbegründet. Obgleich man zu Ende der zwanziger Jahre schon vollständig eingerichtete Stahlfederfabriken in England hatte und die erste und einzige deutsche Stahlfederfabrik seit dem Anfang der fünfziger Jahre existirt, fand doch die Stahlfeder erst Ende der fünfziger Jahre Eingang in den Volksschulen. Wenn noch heutzutage, zumal von älteren Beamten, am Gebrauch der Kielfeder festgehalten wird, so ist dies eine Folge der Anwendung einer eigenthümlich verschnörkelten, wenn auch (gleichmäßige Durchführung vorausgesetzt) nicht unschönen Schrift, des sogenannten Roßberg'schen Ductus, einer Abart der deutschen Currentschrift, welche auch in manchen deutschen Volksschulen vor nicht zu langer Zeit heimisch war.

Betrachten wir unsere gewöhnliche Schulfeder in Stahl, so

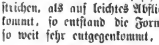
Digitized by Google

sehen wir, daß dieselbe ziemlich genau der früheren Kielfeder nachgebildet wurde, indem der Schnabel nur kurz ist und die Spitze eher stumpf als spitz genannt werden kann. Die Stärke des Stahls nimmt nach der Schnabelspitze zu etwas ab, um die Elasticität zu erhöhen, ein Ergebniß des doppelten Schlitzes, denn die Feder vor der Spaltung unterstützt. Die Festigkeit der Feder wird durch die Rinnenform des Federkörpers (im Querdurchschnitt ein etwas verflachter Halbkreis) gewährleistet. Sie hat den Zweck, die Elasticität nicht über das Ende des Schnabelspaltes auszudehnen und eine feste Verbindung des Federkörpers mit dem Halter zu ermöglichen. Denn die Feder muß fest stecken, wenn die Handschrift sicher sein soll. Der Halter selbst darf nur in so weit Federkraft besitzen, als dies zur etwa nöthigen Wiederentfernung der Feder nothwendig ist. Der Spalt der Feder endet mit einem kleinen oder größeren Loche in den verschiedensten Formen, welches hauptsächlich dem Zwecke dient, das Tintehalten der Feder zu unterstützen. Die Notenfeder, eine Abart der Schulfeder, hat einen noch kürzeren Schnabel und eine ganz breite, von rechts nach links ablaufende Spitze.



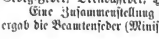
Correspondenzfeder.

Eines längeren Federschnabels bedarf die Correspondenzfeder, dafür ist dieselbe aber vorn weniger stark abgeschliffen und der ganze Federkörper im Querdurchschnitt noch mehr gewölbt, um Tinte leichter aufzunehmen. Da es bei der Correspondenz weniger auf strenge Unterscheidung zwischen Haar- und Grundstrichen, als auf leichtes Abfließen der Tinte beim Schreiben ankommt, so entstand die Form, welche dem Bedürfniß auch in so weit sehr entgegenkommt, als diese Federn von der feinsten bis zu der stumpfsten Spitze zu haben sind, zumal die Einbildungskraft, mit Geschmacksinn verbunden, eine Unzahl von verschiedenen Façons dieser Gattung geschaffen hat, wie z. B. Geschäftsfeder, Handfeder, Kräuselfeder, Schellfischfeder, St. Georg Feder, Dreilochfeder, Herzdrungfeder ꝛc.

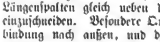


Kräuselfeder.

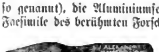
Eine Zusammenstellung aus Correspondenz- und Schulfeder ergab die Beamtenfeder (Ministry). Diese Feder hat eine besonders starke Rinne in der Mitte, um mehr Tinte fassen zu können. Damit die Feder in Folge dieser Vorrichtung an Elasticität nicht verliere, ließ der Engländer Perry um 1830 an beiden Seiten, da, wo die Rinnenverbreiterung aufhört, einen Längenspalt in die Feder schlagen, wodurch der Schnabel, unbehindert von der breiten Rinne federn kann. Hierher gehören auch die beliebten Damenfedern, als Rosenfeder, Kreuzfeder ꝛc. Später kam man darauf, die beiden Längenspalten gleich neben dem Mittelloche parallel denselben einzuschneiden. Besondere Querspalten bewirkten dann die Verbindung nach außen, und der Schnabel federte nun innerhalb der bezeichneten beiden Längsspalten. Dieses System ist heutzutage allgemein beliebt geworden, und es gehört hierher die G-feder, die Alfred-Feder, die Classical (Gelehrten-)Feder, die Rasuer-Feder (nach einem Wiener Schreiblehrer so genannt), die Aluminiumfeder, die Humboldt-Feder (mit dem Facsimile des berühmten Forschers in der Verpackung) und andere mehr. Eine wesentlich andere Form haben die Franzosen als „national" adoptirt; es sind dies die sogenannten Henry-Federn und Emanuel-Federn, auch Diamantfedern genannt. Der Schnabel derselben ist in Form einer Lanze gebaut, und die Henry-Feder hält sogar einen Theil der Tinte auf der Oberseite der Feder, während der Schnabel beider Federn nachsörmig nach beiden Seiten hin abfällt. Die höchste Vollendung erlangten sie in den leider sehr theuren Federn Nr. 12 und 13 von Mallat in Paris und ähneln solchergestalt sehr obengenannter Alfred-Feder, haben jedoch, der Langenform entsprechend, einen größeren Tintenbehälter und zeigen für die fehlenden Längeneinschnitte mehrere Querreinschnitte längs des Schnabels, wodurch eine vortreffliche Federung bewirkt wird.



Beamtenfeder.



Alfred-Feder.



Humboldt-Feder.

Mit der Lanzenform, welche nach beiden Schnabelseiten abgedacht ist, wurde in den letzten Jahren eine großartige Reclame in's Werk gesetzt. Unter dem Namen Universalfeder, Eulenfeder (Owl pen), „Endlich eine Feder für Jedermann", wurde diese Feder in den größten Zeitschriften zu hohem Preise angekündigt. Das spitze Schnabelende ist bei der Eulenschnabelfeder nach unten eingeknickt; der Schnabel selbst hat eine schiefe Lage der Richtung der Federrinne gegenüber, und es soll hierdurch eine längere Schreibfähigkeit der Feder und ein reinerer Haarstrich hervorgebracht werden. Im Gegensatze hierzu hat die Wettrennsfeder (Steeple chase pen) die Schnabelspitze nach aufwärts gekehrt, was sie besonders befähigt machen soll, freilich auf Kosten der Reinheit der Schriftzüge, ohne Einstechen und Spritzeln über alle Unreinigkeiten und Knötchen des ordinärsten Papiers hinwegzugleiten.

Federn mit zu großer Elasticität nutzen sich bald ab und spritzen leicht; ein solches Beispiel bietet die Kalligraphenfeder, welche zwischen Federrinne und Schnabel einen breiten, mit länglichem Einschnitte versehenen platten Stahlstreifen zeigt, der einen hohen Grad von Federung zuläßt; diese Feder ist allerdings für feine Arbeiten sehr geeignet, jedoch aus zu dünnem Stahle, um sich für eine Verwendung in Schule und Haus zu empfehlen.

Noch bleiben die Signirfedern, die Zeichenfedern, die Federn mit unerschöpflichem Tintenfasse, welche zum Schreiben blos in Wasser getaucht werden, zu erwähnen, um sodann eine kleine Skizze des Fabrikationsprocesses folgen zu lassen.

Zur Erzielung vollendeter Fabrikate ist strenge Arbeitstheilung überall durchgeführt. Die Feder erhält ihre erste Gestalt aus dünnen Stahlblechstreifen von doppelter Breite der Federlängen im Schneidesaale. Die Federn werden Spitze an Spitze so geschnitten, daß das möglichst niedrige Maß von Abfall bleibt, der sich aber dennoch bei manchen Sorten von fünfundzwanzig bis auf vierzig Procent der Blechstreifen extreckt. Da die meisten Arbeiten einen besonderen Kraftaufwand nicht erfordern, so werden dieselben leicht von Mädchen ausgeführt. Mittelst der Durchstoßmaschine kann ein Mädchen dreihundert in der Minute (zwei und mehr Stück auf einen Schlag) ausstoßen; eine zweite ähnliche Maschine prägt die Löcher und entzweien Seitenschlitze in die Feder. Hierauf gelangen die Federn in den Stempelsaal, wo ihnen durch eine Art Wippe etwaige Nummern sowie die Firma des Fabrikanten (häufig auch die des Bestellers) aufgeprägt wird. Es folgt hierauf nach vorherigem Rothglühen der Federn, um sie weich zu machen, das Hohlbiegen derselben durch eine halbrunde Stempelform. Um die Härte nun wieder herzustellen, wird eine größere Menge Federn in flachen Eisenblechkasten unter Abschluß der Luft bis zum Weißglühen erhitzt und plötzlich in tiefe Thran- oder Oelgefäße geschüttet. Die Federn bekommen dadurch eine solche Härte, daß sie wie Glas springen, wenn man sie schwach drückt. Die Reinigung von dem anhaftenden Fette erfolgt durch Drehen in einem Cylinder, welcher mit Sägespähnen gefüllt ist. Die Federn werden nun über langsamem Feuer angelassen, wodurch die zu große Härte wieder etwas zur weiteren Verarbeitung gemildert wird. Nach abermaliger Reinigung von dem infolge Ausglühens und Härtens anhaftenden Oxyde durch ein mehrere Stunden währendes gegenseitiges Abscheuerungsverfahren erfolgt das Schleifen. Das Schleifen der unmehr stahlweiß erscheinenden Feder auf ihrer convexen Seite hat denselben Zweck, den das Abschaben der Kielfeder auf der Rückseite des Schnabels oberhalb der Spitze hatte, ein gewisser Theil des Metalls wird etwas dünner und biegsamer gemacht, und die Spitze, in welche der Spalt kommen soll, wird dadurch elastisch und zart. Der Längenschlitz reicht von der Spitze nach aufwärts bis in die Nähe des Loches, während der Querschlitz die Spitze nicht mit berühren darf.

Hierauf läßt man die Federn in gewünschter Farbe anlaufen. Es geschieht dies durch Umschütteln der Federn in einem drehbaren eisernen Cylinder über Holzkohlenfeuer. Je nach dem Hitzegrade nehmen die Federn zuerst eine hellbraune, dann dunkelbraune, zuletzt blaue Färbung an, und durch dieses Verfahren wird eine weitere Milderung der ursprünglichen Sprödigkeit erzielt. Nun erst folgt das Spalten der Feder. Dieselbe wird in eine Vertiefung so gelegt, daß genau der halbe Schnabel fest aufliegt. Der Oberstempel der Durchstoßmaschine drückt nun,

Digitized by Google

von der Federspitze anfangend, den halben freiliegenden Schnabel scheerenartig von der anderen Hälfte abwärts, und die Elasticität ist so groß, daß der niedergebogene, nunmehr abgespaltene Theil von selbst wieder in seine frühere Lage zurückspringt.

Das hierauf folgende Probiren und Sortiren erfordert die besten und geübtesten Arbeiterinnen. Jede Feder wird mit der Spitze auf ein Stückchen Elfenbein aufgedrückt und so die Güte ermittelt. Die fehlerfreien kommen nun zur Politur und zum letzten Schliff. Jenachdem die Feder nun als Goldspitz-, als Kupfer-, Silber-, Zinkcompositions- (Amalgama-), als Guttaperchaoder Cementfeder in den Handel kommen soll, wird sie galvanisch behandelt, oder mittelst Säure (Cyankali) gebeizt oder lackirt.

Für den Handel fertig werden die Federn erst durch die Verpackung in die Großschachteln, welche aus Pappe oder Metall hergestellt sind. Die Federn werden nicht hineingezählt, sondern großweise abgewogen, und selten wird sich eine Unrichtigkeit in der Zahl herausstellen, da das Cementstahlblech zu denselben vorher auf seine Stärke (0,20 bis 0,24 Millimeter) genau geprüft ist.

Die ersten und auch wohl besten, in Deutschland jedoch weniger bekannten, weil zu theuren Stahlfedern wurden von Joseph Gillott in Birmingham versertigt. Derselbe lieferte schon in den vierziger Jahren jährlich gegen hunderfünfzig Millionen Stahlfedern, was ungefähr tausend Centner dessen Stahls jährlich austragen würde. Gegenwärtig ist ihm der Rang von Josiah Mason ebenda abgelaufen worden, dessen Federn durch die Großsirma A. Sommerville u. Comp. in Deutschland die weiteste Verbreitung gefunden haben. Mason ist durch seine menschenfreundlichen Stiftungen, welche wahrhaft fürstlich dotirt sind, auch über England hinaus berühmt geworden und hat sich von dem bescheidenen Arbeiterlosse zu einem Millionär hinaufgearbeitet.

Von den vielen in Birmingham bestehenden, theilweise über fünfhundert Arbeiter beschäftigenden Fabriken ausgezeichnet Federn seien nur noch genannt die in Deutschland sehr verbreiteten Marken John Mitchell, ferner Ch. Brandauer, welche letztere unter dem Namen Kuhn u. Comp. von Wien aus in den Handel kommen, Leonhardt u. C. und Hinks Wells u. Comp. Aus Boulogne sur mer gelangen über Paris viele ganz gute französische Federn zu mäßigen Preisen in den Handel, und werden dieselben sogar in Säcken versandt, um in Deutschland und anderen Ländern eingeschachtelt und etiquettirt zu werden. Die bekannteste französische Marke ist Blanzy, Poure u. Comp.

Die einzige deutsche Stahlfederfabrik mit dreihundert Arbeitern in Berlin von Heintze und Blanckertz hat sonach gegen eine große Concurrenz zu kämpfen, welche um so gewichtiger ist, als den Engländern ein ganz besonders zur Federbereitung geeignetes, jetzt auch von der Berliner Fabrik benütztes Material, raffinirter Sheffielder Cementstahl, zur Verfügung steht, während in Berlin, früher, meist schwedisches Stahlblech zur Verarbeitung gelangte. Es ist gewiß, daß die deutsche Fabrikation in Betreff der Vollkommenheit der Maschinen und ihrer Benutzung ebenso ausgebildet ist, wie die englische, und daß deutsche Gründlichkeit größere Sorgfalt beim Probiren und Sortiren anwendet, aber ein gewisses Vorurtheil spricht, ähnlich wie bei den englischen Nähnadeln, für die englischen Federn, und es werden noch viele Jahre des angestrengtesten Fleißes vergehen müssen, um dasselbe zu besiegen.

Schließlich noch einige Winke für alle Schreibende.

Möchte doch Jedermann, sobald er eine Feder gefunden hat, die seiner Hand zusagt, nicht voreilig mit der Marke wechseln, selbst wenn er mehrere mangelhafte Federn in einer Schachtel vorfand. Muß man aber doch einmal wechseln, so hüte man sich vor den meist unreellen Fabrikaten angeblicher Fabrikanten und kaufe nie von Herumträgern, sondern nur aus einer Schreibmaterialienhandlung, wo beim Verkäufer einige Kenntniß der Originalfabrikmarken und Verpackungen vorausgesetzt werden kann. Eine Handschriftprobe wird zur passenden Auswahl einer Feder von großem Nutzen sein.

Was die Firmenstempel der Federn betrifft, so ist die Bemerkung nothwendig, daß die meisten Fabriken ihren guten Producten auch ihren eigenen Namen aufprägen und nur bei den geringeren Sorten mit gedrückten Preisen denselben weglassen. Mehrere Fabriken besassen sich überdies nicht mit der Etiquettirung und Verpackung, sondern überlassen den ausschließlichen Vertrieb bestimmten Großhäusern, welche letztere solchergestalt, dem Publicum gegenüber, als Fabrikanten gelten können, weil sie nur diese Fabrikmarke führen, ohne die Fabrik zu besitzen. Man merke deshalb auf die stetig wiederkehrende gleiche Verpackung, welche nicht nachgeahmt werden darf, oder häufig gefälscht wird, um geringere Fabrikate für bessere Marken anzubringen. Was nun die Zeitungsankündigungen neuerndectter Federn 2c. anlangt, so giebt es bis jetzt, und wenn hunderte von Annoncen Anglaiches zusagen sollten, keine Federn, die von selbst schreiben.

Der Verfasser des „papieren Zeitalters".

Das Berliner Künstlerfest.

Es war am Abend des 20. Februars, als sich in Berlin eine unabsehbare Wagenreihe über die Gertraudtenbrücke und den Spittelmarkt an dem Abgeordnetenhause vorüber in langsamstem Tempo zu den „Reichshallen" bewegte, einem jener großartigen neuen Etablissements, welche gleich der Passage die Metropole des deutschen Reichs als werdende Weltstadt erscheinen lassen. Sobald sich vorn ein Wagen von der Kette gelöst hatte, schloß sich hinten ein neues Glied wieder an. Vorüber an dem unausbleiblichen Publicum, das vor den Reichshallen zu beiden Seiten des Trottoirs Spalier bildete und die bunten Insassen der herrschaftlichen Equipagen und beschiedeneren Lohnfuhrwerke nicht ohne kritische Glossen im Stil des Berliner Thürsteherjungenhumors Revue passiren ließ, gelangte man auf rückwärtsvollen Fußbecken zur blumengeschmückten Treppe, welche in die Garderoben mündete.

Hier fielen die Hüllen. Aus dem Ballaste der Plaids, der Mäntel, der Tücher und der Pelze sah man die vielgestaltigen Phönixe empor- oder vielmehr herausteigen und nach ihrer in Folge des immer neuen Andrangs nicht ohne Schwierigkeit vollzogenen Metamorphose den Festsaal betreten. Welch überraschender Anblick! Vor den Eintretenden ein Wallen und Wogen, ein buntes Durcheinander, ein vielfarbiges Massenbild, das sich wirksam von einem colossalen, rothen, goldbefranzten Vorhang abhob, der, in pompöser Drapirung niederfallend, die Bühne bedeckte, welche im Hintergrunde des mächtigen Saals auf dem sonst für das Orchester bestimmten Platze erbaut war. Zu beiden Seiten der Bühne erhoben sich improvisirte Treppen, welche, mit dunkelrothem Stoffe bezogen und mit frischen Gewächsen geschmackvoll decorirt, die Galerien des Saals mit seinem unteren Raume verbanden. Das beständige Auf- und Niedersteigen, die zum Theil auf den Stufen sitzenden, zum Theil sich über das Geländer hengenden Gestalten gaben Anlaß zu wahrhaft malerischen Gruppirungen. Die Balustraden der durch ihre Bogen und Säulen ohnehin künstlerisch schönen Galerien waren mit prächtigen Teppichen behangen, deren übereinstimmende, sanft gedämpfte Färbung einen wohlthuenden Gegensatz zu der blendenden Farbenpracht der Costüme bildete.

Das diesjährige Fest hatte die gewohnte Physiognomie verändert. Es hatte sich sonst dabei ausschließlich um ein Herrenfest gehandelt. Zum ersten Male war die Damenwelt hinzugezogen worden. Die bisherige Exclusivität war innerhalb der Künstlerkreise längst auf Opposition gestoßen; die Anwälte des schönen Geschlechts trugen endlich den Sieg davon; die alte Tradition wurde gebrochen und dem Feste die Gestalt eines Costümballes gegeben.

Die Costüme selbst in ihren Details auch nur annähernd zu beschreiben, würde das stärkste Gedächtniß zu schwach sein. Der Eindruck einer Schilderung all' der glanzvollen Erscheinungen mag sich zu dem ihres Anblicks verhalten, wie sich eine gemalte Landschaftsdecoration zu einem Blick, Luft und Leben athmenden wirklichen Naturbilde verhält. Das Einzelne zudem, das am lebhaftesten in der Erinnerung haften geblieben ist, wird, zurückgewunnen aus dem Rahmen des Ganzen, an Wirkung verlieren. Vornehmlich in der Beweglichkeit des Gesammtbildes lag für

Digitized by Google

Auf dem Costümba
Nach der Natur aufg

Künstler in Berlin.
von Knut Ekwall.

Digitized by Google

den Beschauer der dem Feste eigenthümliche Zauber, in der Schwierigkeit des längeren Verweilens bei der Betrachtung des Einzelnen, in dem Abgelenktwerden von Schönen zum Schöneren, in dem kaleidoskopischen Durcheinander der Figuren, in dem beständigen Wechsel der Gruppen, deren Bestandtheile sich schnell zusammenfanden, um sich schnell wieder zu lösen.

Wer könnte sie herzählen, diese nahezu tausend Gestalten, in deren Trachten alle Länder und alle Völker, alle Zeiten und alle Sitten repräsentirt waren, und, wenn man es könnte, wer vermöchte das Werthvollste unter dem Werthvollen zu nennen, wer über das Schönste unter dem Schönen und das Echteste unter dem Echten zu entscheiden? Aus der Fülle der romantischen und der mit Vorliebe gewählten orientalischen Trachten, mit welchen letzteren, beifällig bemerkt, in vielen Fällen die Physiognomie ihrer Träger in voller Harmonie stand, aus dem Schwarme der Cavaliere und Edeldamen, die sich hier aus allen Gauen vereinigt hatten, fielen drei Paare durch die Schönheit ihres Costüms, wie ihrer Erscheinung auf, prächtige, hochgewachsene Gestalten: ein tyanisches Paar in der reizenden Nationaltracht von dunklem Violett mit Silber, ein armenisches in bunter, golddurchwirkter Seide, angethan mit kostbarstem Schmucke, und ein Rococopaar in Grau und Rosa mit Silber. Ueberhaupt war die Rococezeit mit ihrer ungemein liebenswürdigen und kleidsamen Tracht in zahlreichen Erscheinungen theils vornehmer Frauen, theils niedlicher Kammerkätzchen vertreten. Die gebauschten und gerafften Röckchen, die blumigen Stoffe, die hochfrisirten, gepuderten Toupets, die hochhackigen Schnallenschuhe, coquetten Schönpflästerchen und reichverzierten Fächer lassen jede Trägerin, mag sie alt oder jung, klein oder groß sein, zierlich erscheinen.

Gegenstand allgemeiner Bewunderung war der prächtige, durchweg echte Anzug einer Aegyptern, und eine in idealer Schönheit strahlende weibliche Gestalt in einem Costüme, wie es die Königin Louise getragen haben mag. Das weiße Atlasgewand, mit einem Gürtel dicht unter der Brust zusammengehalten, floß in schönen Falten herab. Die vollen Puffen an den Schultern, die hochstehende, gefältelte Krämpe um den Nacken, die langen, bis über den Ellbogen reichenden Handschuhe, das Diadem im welligen Haare, das in hohem Knoten hinaufgebunden war, Alles das umgab die schöne Erscheinung mit dem Zauber der Lieblichkeit und Frauenhoheit.

Das humoristische und das eigentliche Charaktercostüm war nur in kleiner Minorität zu bemerken. Dem Patriotismus war durch eine wunderlich costümirte Figur gehuldigt, in welcher sich das „vereinigte Deutschland" darstellte. Herr und Frau „Winter" präsentirten sich in weißen, mit Schwanenpelz verzierten Gewändern. Majestätischen Schrittes sah man hier Frau „Sonne" einhergehen, die ewig junge Alte, von Kopf zu Fuß in lichtem Golde strahlend, dort ihre dunkle Schwester, die „Königin der Nacht", mit ihrem Gefolge von flimmernden Sternen. Auch ein hinkender Bettler mit dem Stelzfuße, eine hurtige Brieftaube, ein Monsieur Langohr mit seiner Gefährtin, der stachligen Distel, hatten sich in die Gesellschaft gemischt. Selbst die Hölle entsendete ihre Boten, nicht aber den mißgestalteten Beelzebub mit dem Pferdefuße, vielmehr einige stattliche Cavaliere von feinsten Formen, mit Kreisel und durchwirktem Taschentuche.

Die Kunst war vorwiegend in den Künstlern und ihren Damen vertreten. Da wogten Rubens'sche, van Dyk'sche, Dürer'sche, Holbein'sche Gestalten bunt durcheinander. Vielfach begegnete man denselben glanzvollen Costümen, welche zu dem kurz vorhergegangenen Kronprinzenfeste gedient hatten. In vielen der Damentoiletten war die ergänzende, ordnende, schmückende, künstlerische Hand auf den ersten Blick zu erkennen.

Die Berliner Künstler, Meister und Jünger, waren vollzählig beisammen. Richter, Menzel, Begas, Knaus, Grüß, Becker, Meyerheim, der sich in einen Affyrer mit einem aus Cigarren grotesk gebildeten Kopfputz verwandelt hatte, Genth, Jacobsen und des Festes andere Schöpfer und Ordner walteten heiter ihres Amtes. Die Schriftstellerwelt war nur durch wenige ihrer hervorragenden Persönlichkeiten, die Tagespresse durch die meisten der bekannteren Journalisten vertreten. Die Privatlegation fehlten ganz. Von den königlichen Bühnen wurden der Generalintendant von Hülsen im dunklen Domino, Director Hein, Frau Erhartt als Lurlei, Frau von Boggenhuber, Fräulein Grossi, Frau Breitbach, dann Niemann mit seiner Gemahlin, Betz, Wowoersky, Krolop, Kahle, Letzterer in der Tracht eines Bürgermeisters aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, bemerkt.

Und nun denke man sich all die Erscheinungen, die wir einzeln vor das Auge des Lesers citirten, umflutet von Herren, Rittern und Knechten, von Prälaten, Cardinälen und Mönchen, von Nixen, Nymphen und Elfen, von Kobolden, Gnomen und Zwergen!

Die in Aller Mienen ausgeprägte Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, wurde zunächst durch ein komisches Intermezzo befriedigt. Der wirkliche Geheime Augenblicks-Photograph Sophus Lichtstoffel, das berühmte Ehrenmitglied des Vereins der Kunstpflege vaterländischer Sonnenstrahlen, war inzwischen eingetroffen, hatte sein ebenso „elegantes, wie ambulantes Atteliee" mit seinem riesigen Apparate aufgeschlagen und gab einige ungeheuerliche Proben seiner Kunst, die sich laut seiner Empfehlungskarte sogar auf die Anfertigung der „beliebten amerikanischen, gänzlich unsichtbaren Geisterphotographien" erstreckt und angesichts der auch bei Laudschaften gelesteten „Garantie der Aehnlichkeit auf sechs Jahre" ihres Gleichen nicht haben dürfte.

Mittlerweile hatte die Gesellschaft „festen Fuß" gefaßt. In der Mitte des Saales hatten die Damen Platz genommen; rings umher zu den Seiten und im Hintergrunde gruppirten sich die Herren und auf den Treppen, wie auf den Galerien drängte sich Kopf an Kopf.

Der Tactstock des Dirigenten wurde hörbar und durch den Saal rauschten die feierlichen Klänge der Ouverture, welche das von Julius Wolf auf Grund zweier Gesänge seines trefflichen Schelmenliedes „Till Eulenspiegel redivivus" gedichteten Festspieles „Sonnenwendnacht am Rhein" einleitete.

Die Dauer von über zwei Stunden, welche die Dichtung mit ihrem Vorspiele und ihren drei Acten in Anspruch nahm, stellte die Geduld einer Zuhörerschaft, die sich zu einem „Costümball" zusammengefunden hatte, auf eine etwas harte Probe, und so konnte das Festspiel trotz seiner hübschen, von Krigar und Böhmer componirten Musik, trotz seiner schönen, nach Skizzen von Wilberg ausgeführten Decorationen, trotz seines vom Director Hein trefflich geleiteten scenischen Arrangements und trotz seiner wohlgelungenen Darstellung, an der sich außer einer Schar von Dilettanten unser Sängerfürst Betz als „Frauenlob", die königliche Hofschauspielerin Frau Erhartt als böse „Lurlei" und Frau Blume als das von dem Helden des Zauberspiels, einem Jünger des heiligen Lucas, gemalte und später lebendig werdende Conterfei dieser „Lurlei", betheiligten, nicht diejenige Würdigung finden, welche ihm sein poetischer Gehalt, eine sinnig erdachte, für den Zweck nur zu eraft gewählte Fabel und eine schwungvolle, gedankenreiche Diction unter günstigeren Umständen gesichert haben würden.

Einen Sturm des Beifalls erweckte das nachfolgende, von Herrn Betz herrlich gesungene Minnelied, welches, in Frauenlob's Weise gedichtet, den Lesern der Gartenlaube mitgetheilt zu werden verdient:

„Nun will ich mit dem reinsten Klang
Mein Saitenspiel wohl rühren,
Nun soll sich meines Liedes Sang
Die hohe Meite küren,
Daß Aller Augen auf mich schau'n,
Wenn ich die Kunst erprobe,
Euch holden Mädchen, schönen Frau'n
Zu Liebe und zu Lobe.

Gegrüßet seid mit allem Preis,
Ihr Zarten, Süßen, Holden,
Ihr stolzen, schlanken Lilien weiß
Und Ihr, ihr rothen Rosen,
Ihr aller Schutz ein Schirm und Dach,
Ein Schild vor allem Leide,
Voll milder Güte ein klarer Bach,
Eine schimmernde Augenweide.

Ihr seid ein edler Würzgewein,
Der Liebe Zugesiegel,
Voll süßer Lust ein gold'ner Schrein,
Der Treue starker Riegel.
Wenn ihr euch lieb und hold mir neigt
Mit eurem Gruß und Segen,
Mir's wunniglich zu Herzen steigt,
Wie duftiger Maienregen.

Digitized by Google

Und lächelt mir eu'r rother Mund,
So bin ich schon eu'r eigen,
Und was mir blüht auf Herzensgrund,
Das kann ich nicht verschweigen.
Wimmiglich will ich sel'ger Mann
Euch in die Augen schauen;
So lang' ich singen und sagen kann,
Will ich lieben und loben die Frauen."

Dem Festspiele, welchem der Kronprinz und die Kronprinzessin, Ersterer in der Uniform seines schlesischen Dragoner-regiments, Letztere in dunkelrother Seidenrobe, von einer improvisirten und festlich decorirten Hofloge aus zugesehen hatten, schloß sich der Festzug an, welcher sich, eröffnet von einer Schaar Hellebardiere, zweimal durch den Saal bewegte, ein Triumphzug des von allen seinen Getreuen, von der Fee Lurlei, von den durch ihre Zaubermacht in Thiere verwandelten Künstlern, welche je gewagt hatten, die Kunst des Pinsels an ihr zu versuchen, von den Strömen, Nixen, Gnomen, Mönchen und den goldenen Schätzen des Nibelungenhorts begleiteten „Vater Rhein".

Inzwischen hatten sich zwei Gäste in die Gesellschaft eingedrängt, deren Gegenwart, wenn man ihnen nicht Genüge leistet, sehr lästig zu werden pflegt. Sie nennen sich Hunger und Durst. Kaum waren die letzten Nachzügler der großen Parade den Blicken entschwunden, als ein wahrer Sturm auf die Tische und Stühle begann.

Wir, das heißt acht Personen, vier Männlein und vier Weiblein, hatten für diesen Theil des Festes, der dem leiblichen Wohlbehagen gewidmet war, das große Loos gezogen. Durch die Vermittelung eines galanten „Satanello", der Bachus' Spenden, wenn Einer, zu würdigen weiß, hatte uns die freundliche Wirthin der im Souterrain des Hauses befindlichen Becker'schen Weinhandlung die eigene Putzstube zum Speisesalon herrichten lassen. Hurtig entschlüpften wir dem wirren Gewühle des Festsaals, eilten in wärmender Mäntel Umhüllung über den Hof und standen in wenig Minuten vor einer reich mit Blumen geschmückten Tafel, an der sich uns das Märchen vom „Tischlein deck' dich" erfüllte. Da saßen wir denn, die der Zufall zusammengewürfelt, genossen der unvermischten Marke der altbewährten Firma und verscherzten die flüchtige Stunde.

Bei unserer Rückkehr in den Festsaal fanden wir die letzten Spuren des Soupers, in welche sich manche Seufzer gemischt haben sollen, beseitigt und die Paare bereits in lustigem Tanze begriffen, der indessen auch jetzt noch nicht zu seinem vollen Rechte gelangen sollte.

Es war gegen zwei Uhr, als die letzte Nummer des Festprogramms zur Aufführung kam, „des Künstlers Traum" oder „bei Lichte besehen", eine humoristische Pantomime von dem talentvollen Jacobsen, der diese Feste schon durch so manche heitere Gabe verschönt hat. Die Klänge des Fledermauswalzers bereiteten die Situation vor. — Ein Bildhauer kehrt in hochgradiger Weinlaune von einem Balle in sein Atelier heim. Er versucht noch zu arbeiten, aber vergebens. Einer fast vollendeten Bacchus-Statue schlägt er den rechten Arm entzwei. Er sinkt in tiefen Schlaf und träumt von einem reisenden Engländer, dessen getreue Copie dem Leser auf unserem Bilde vor Augen tritt. Der Sohn Albions bietet dem Künstler enorme Summen Geldes für die Werke seines Meißels. Da verlassen die Statuen ihre Postamente und gesellen sich dem Künstler und Käufer zu einem wilden Galopp. Mit dem dämmernden Morgen verschwindet die Vision und nichts bleibt dem Künstler zurück, als die Fatalitäten jener unbeschreiblichen Stimmung, durch welche der Gott sich an dem Staubgeborenen, der seines Feuerfastes ohne Maß genossen, zu rächen liebt.

Der Vorhang fiel, und nun erst, endlich, ja, endlich war es den tanzlustigen Füßchen vergönnt, sich fortan ohne weitere „dramatische Schranke" im Kreise zu drehen, und nun erst kam auch der rechte Frohsinn zum Durchbruch.

Die „ungebenne Heiterkeit" des unbefangenen „Sichgehenlassens", der sprudelnde Witz, die kleinen tomischen Intriguen und Neckereien freilich, welche die rechte Carnevalsstimmung mit sich bringen soll, blieben aus. Das auf der Einladkarte verzeichnete Motto: „Sei harmlos, so wirst Du den Harm los!" kam, sofern unter dem „Harmlosen" auch das Heitere und Humoristische begriffen sein sollte, erst in späterer Stunde zur Geltung, als die feierlich genossene Suppe, mit der sich die Versammlung auf-zugs bewegte, einer ungebundeneren Faschingslaune gewichen war, wie sie sich auf unserer Illustration darstellt. Der Contretanz', der in dem Nebeneinander und Gegenüber der verschiedenartigsten Figuren die merkwürdigsten und erheiternden Gegensätze entstehen ließ, gab das Signal, daß der Geist des Carnevals erwacht war. Dieser Geist wird sich noch weit freier, frischer und freier entfalten, falls bei dem nächstjährigen Winterfest des Berliner Künstlervereins der Costümball sich zu einem Maskenball erweitert haben wird.

M. R—y.

Blätter und Blüthen.

Aus New-York geht uns nachstehende Schilderung eines entsetzlichen Unglücks zu. Der Schreiber des Briefes ist Alexander Wallner, Franz Wallner's ältester Sohn, der nach zurückgelegten Studien an der Universität Jena eine geachtete Stellung als Journalist in New-York einnimmt. Derselbe schreibt:

„Es ist die Zeit des Jahres, in der in allen katholischen Kirchen Festlichkeiten begangen werden. Um mir in einer solchen einen persönlichen Eindruck zu verschaffen, machte ich mich letzten Sonntag auf den Weg nach der St. Andreaskirche in der Douane-Street. Trotz des schlechten Wetters hatte sich eine große Menschenmenge vor der Kirche angesammelt, so daß ich einige Minuten aufgehalten wurde. Ich sah mir mechanisch die Umgebung der Kirche an. An dieselbe grenzt ein hohes, vielleicht sechsstöckiges Gebäude, das Fischer als Glaswaarenniederlage gebient hat. In letzter Woche jedoch hatte es in dem Gebäude gebrannt, und zwar so stark, daß nur die nackten Wände der Steinmauern in die Höhe ragten. Die der Kirche zunächst befindliche Mauer zeigte bedenkliche Risse und war nothdürftig durch Eisenklammern re. gestützt. Der Wind rauschte um die Ruine und brachte sie hin und wieder zum Schwanken. Unwillkürlich kam mir der Gedanke: Wie, wenn die Mauer umstürzte und uns Alle erschlüge? Doch ich hatte nicht Zeit, den Gedanken auszudenken; die Menge schob mich weiterhin, und ehe ich mich versah, befand ich mich auf der Empore. Der Gottesdienst begann, und ich dachte nicht mehr an meinen närrischen Einfall. Zudem fesselte mich der Pfarre, der auf der Kanzel stand und seiner Gemeinde ordentlich einheizte. Er beschrieb die Schrecken der Hölle mit einer wahrhaft teuflischen Phantasie, und das dumme Volk lauschte andächtig diesen von Pech und Schwefel triefenden Expectorationen. Eben schilderte er markvoll die Qualen der zum ewigen Flammentode verurtheilten Unglücklichen, als urplötzlich ein furchtbares Getöse ertönte. Meine flüchtige Besichtigung von vorhin war eingetroffen. Das hohe Eck jenes Gebäude war auf das Kirchendach gestürzt und hatte dasselbe in einem Umfange von mindestens vierzig Quadratfuß durchsichtigen. Gewaltige Balken und Steine regneten förmlich herab, zumeist auf uns, die wir uns unglücklicher Weise auf der Empore befanden. Unmittelbar vor mir schlug ein kolossaler Ziegel mit solcher Wucht gegen die Brüstung, daß er dieselbe wie ein Schwefelholz zerknickte und mitsammt einem Stücke des Bodens in die untere Kirche hinabriß. Ich rettete mich vor den folgenden Geschossen nur durch einen entschlossenen Sprung in-die Tiefe. Glücklicher Weise kam ich ohne jedwede Verletzung davon.

Die ganze Geschichte dauerte nicht halb so lange Zeit, wie ich zum Niederschreiben brauche. Der ersten Ladung folgte keine zweite, doch war Gefahr vorhanden, daß schließlich noch das ganze baufällige Nebengebäude auf uns niederzustürzen konnte. Es war also nicht angenehm, in der Kirche bleiben zu müssen. Ich versuchte deshalb, mir einen Ausweg zu bahnen. Vergeblicher Versuch! Ebenso leicht hätte ich versuchen können, direct durch die Wände zu gehen.

Ein panischer Schrecken hatte sich der ohnehin durch die Predigt schon furchtbar aufgeregten Versammlung bemächtigt. Jeder glaubte, das jüngste Gericht sei über sie. Im blinder Furcht tobte sich Alles nach den Thüren gestürzt, und da dieselben unglücklicher Weise nach innen schlossen, konnte Keiner heraus. Rechnet sodann ich mir einen möglichst sichern Platz unter der Kanzel und stellte meine Betrachtungen an über den groben Egoismus und die Roheit der menschlichen Natur, die hier wieder so classisch an den Tag trat. Keiner bekümmerte sich um die Verwundeten, die auf dem Boden lagen. Ueber sie hinweg hatte sich der wüthende, wahnsinnige Strom gewälzt und die Unseligen zerstampft und zerrieben. Da lagen sie todt ausgestreckt. Die offenen Augen hatten noch den Ausdruck ungeheuer Entsetzt, der sich ihnen bei ihrem furchtbaren Tode eingeprägt hatte. Ein kleiner Junge war gefallen. Auch über ihn hatte sich die Menge hinweggestürzt und ihn getödtet. Die kleinen Hände waren noch wie flehend über dem Gesichte zusammengefaltet. Ringsumher lagen blutbespritzte Trümmer, Gebetbücher, Scherme, Hüte, Alles mit Blutflecken. Vor dem Altare stand eine große Blutlache.

Ein furchtbarer Moment folgte. Die Frauen kreischten, die Männer fluchten. Einer derselben schleuderte einen eichenen Schemel gegen das hohe Fenster, dessen Brüstung er herausbrach, um sich so zu retten. Er wurde verhindert. Man hing sich an seine Schöße. Die Bestie wollte nicht, daß sich Einer allein rette. Diejenigen, die noch auf der Galerie waren, sprangen herab, unbekümmert, ob sie auf die Köpfe der unten Zusammengedrängten traten, oder nicht. Jeder kämpfte nur für das eigene Bischen Leben. Von allen Seiten die entsetzlichen Verzweiflungsschreie Derer, die, erdrückt, dem wüthenden Drängen der Menge zum

Digitized by Google

Opfer fielen. Es war furchtbar! Noch jetzt höre ich sie träumend und wachend in meinen Ohren gellen.

Endlich — eine Ewigkeit! — kam Hülfe. Die Thüren wurden erbrochen, und die Menge wälzte sich hinaus. Die frische Luft, der Gedanke der Rettung brachten Jeden wieder zur Besinnung. Man dachte jetzt nicht mehr an sich; jetzt, wo man gerettet war, gedachte man der Angehörigen. Da sah man Jammerscenen, welche die Feder zu schwach ist zu schildern. Mütter kreischten nach ihren Kindern; eine Tochter, die selbst durch einen fallenden Balken eine schwere Wunde davon getragen, suchte weinend nach ihrem bejahrten Vater. Die Polizei hatte die größte Mühe, die Menge von einem abermaligen Eindringen in die Kirche abzuhalten. Der Jammer und die Verzweiflung wollten kein Ende nehmen. Gar rührend war es aber, wenn einzelne Familienglieder, die sich im Gedränge verloren hatten, sich wieder fanden und einander lautlos und mit hellen Freudenthränen in die Arme fielen.

Langsam wurden die Todten und Verwundeten aus der Kirche geschafft. Jetzt erst stellte sich das Schreckliche heraus, daß Niemand von der eigentlichen Katastrophe direct getödtet war, sondern alle Getödteten erst dem Wahnwitz der sinnlosen Menge zum Opfer gefallen waren. — Die Verwundeten wurden in's Parkhospital geschafft, wenn sie nicht von Angehörigen reclamirt wurden oder der Transport in's eigene Haus nicht ausführbar war. Die Scenen, die sich hier entwickelten, riefen in ihren Details einen herzzerreißenden Eindruck hervor. Hier wurden die Verunglückten genäht oder verbunden; dort lag ein Mensch in jener apathischen Ruhe, die dem nahenden Tode vorangeht. Andere stöhnten und wanden sich in furchtbaren Krämpfen; wieder Andere zeigten im Gesicht den unsagbaren Ausdruck des Entsetzens, der keine Worte findet und jedem theilnahmsvollen Frager ein schreckliches Schweigen entgegensetzt, das mehr Grauen erregt, als ein blutüberströmtes Antlitz. An dem Schmerzenslager eines bildhübschen, durch vielfache Wunden entstellten Jungen stand ein verzweifelnder Vater, aus dessen Brust sich nur der leise, markerschütternde Ruf löste: ‚Mein Junge, Herr.‘ Dort lag ein junges, schönes Weib von achtzehn Jahren in den qualvollsten Convulsionen, umgeben von den angsterfüllten Verwandten, die dem vom Todesschweiße perlenden Gesichte Kühlung zufächelten oder die zuckenden Glieder hielten, und die würdige, ergraute Aufseherin flüsterte mit zitternden Lippen und thränenden Augen: ‚Wenig Hoffnung, mein Herr, sehr wenig Hoffnung.‘ Wie ergreifend war das Bild der reizenden Schwester, die mit der einen Hand den um sich schlagenden Arm der gräßlich Leidenden gefaßt hielt, während sie mit der andern die eigenen aufgelösten Locken zusammenzubinden suchte, die sich über die Augen verdunkelnd ergossen! Hier riß sich ein schwer Verwundeter den Verband von der klaffenden Kopfwunde, und der schnell zur Stelle eilende Arzt hatte Mühe, den fast Wahnsinnigen zur Vernunft zu bringen, bis die eintretende Erschöpfung des unglücklichen Patienten ihn von der traurigen Pflicht erlöste, dem Armen die Hände binden zu lassen. Dort bemühte sich ein Wärter, einem Anderen den Rock mit größtmöglichster Schonung abzuziehen, und der Verletzte begleitete jeden Ruck mit dem jammervollsten Stöhnen. Dort lag ein Knabe von zehn oder zwölf Jahren, dem Anscheine nach ohne besondere äußere oder innere Verletzungen, aber die Angst hatte ihm die Zunge gelähmt, so daß er außer Stande war, seinen Namen zu nennen. Man konnte nur so viel aus ihm herausbringen, daß er Nr. 18 Oak-Street wohne, und wir begaben uns zu seinen Eltern, um ihnen über den Verbleib und die Rettung des Sohnes Auskunft zu geben.

Blutige Kleidungsstücke lagen in schauerlichem Durcheinander auf dem Boden. Blutige Lachen bezeichneten die Stelle einer eben erst vorgenommenen Operation. Blutige Umrisse an den Wänden wiesen auf den Fleck hin, wo der Kopf eines Verwundeten geruht hatte. Dazwischen sah man die entsetzten Gesichter von Angehörigen, die ihre Eltern, Kinder oder sonstige Verwandten aufsuchten.

Die plötzliche Angst, von der die Menschen bei derartigen Katastrophen erfaßt werden, macht sie vollständig kopflos, so daß bei dem durch den Schrecken eintretenden Gedränge mehr Opfer fallen, als der Einsturz selbst gefordert hat. Ebenso ist der Eindruck, welchen die wirklich Verwundeten hervorbringen, bei Weitem weniger peinlich als derjenige, den der Anblick der Qual der äußerlich nicht Verletzten, sondern innerlich Zerquetschten hervorruft. Und dann das widerliche Schauspiel, neugierige Menschen zu sehen, wie gestern im Stationshaus in Franklin Street, wohin die Leichen gebracht waren! Während der Regierungszeit Ludwig's des Vierzehnten wurden die zahlreichen Hinrichtungen hauptsächlich von Frauen besucht, und auch gestern waren es wiederum Weiber, allerdings von der niedrigsten Sorte, die es sich nicht versagen konnten, das Bahrtuch aufzuheben, um sich die armen Verunglückten anzuschauen. Die Polizei hatte Mühe, den Pöbel von dem Eindringen in das Local abzuhalten, der sich drängte, eine Scene zu betrachten, von welcher der vernünftige Mensch nur im Nothfalle Augenzeuge wird.

Doch genug von den Schreckensscenen. Wie man stets den Sack zumacht, wenn die Katze heraus ist, so auch hier: Das baufällige Gebäude wird abgetragen und der Eigenthümer vor die Grand Jury gestellt. Das wird den Opfern etwas helfen!“

Keine Frühlingslieder! Jede Jahreszeit bringt ihre Gefahren mit sich. Angesichts der uns alljährlich im Frühlinge drohenden Ueberschüttung mit „Liedern des Lenzes“, mit „Bächlein“, „Bäumlein“ und „Blümlein“ richten wir an den gesammten deutschen Dichterwald die Bitte: Edle Sänger und Sängerinnen, schont unseres Lebens! Dämmt die „Bächlein“ hübsch ab, damit sie rauschend und rinnend, unser Heim mit ihren Wellen nicht unbarmherzig überschwemmen! Zieht die „Bäumlein“ fein säuberlich an's Spalier, die „Blümlein“ an den Stock, damit sie, wuchernd und wachsend, unsere Laube mit ihren Ranken nicht schier erdrücken! Wir bitten recht schön: Keine Frühlingslieder an

die Redaction der Gartenlaube!

Kleiner Briefkasten.

In Sachen der Artikel „Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin“ sind, außer vielen Zustimmungen und Anerkennungen auch einige Anfragen, Reclamationen &c. eingegangen und von der Redaction dem Verfasser zur Beantwortung überwiesen.

Derselbe erklärt zunächst im Allgemeinen, daß er sich **vollkommen** bewußt ist, welch außerordentliche Tragweite diese Artikel **haben**, und daß er deswegen mit der größten Vorsicht zu Werke geht — **besonders** da, wo er Namen nennt und bestimmte Fälle anführt. Er berichtet — Thatsachen, und ist jederzeit im Stande, dieselben in authentischer Weise zu belegen.

Von den eingelaufenen Briefen beantwortet er hier folgende:

F. L. in **Manchester.** Da Sie sich mit Selbstbewußtsein einen Manchestermann nennen, ist es ganz in der Ordnung, daß Sie für den Nachdruck schwärmen, und daß Ihnen das Verbot an der Spitze dieser Artikel ein Gräuel ist. Echt manchesterlich ist auch Ihre Logik — und Sie scheinen sich auf Logik (!) etwas zu Gute zu thun — daß solch Verbot gewissermaßen eine Aufforderung des Redacteurs an die Mitarbeiter ist: „Gebt Euch nur nicht zuviel Mühe! Außer den paar Hunderttausenden Leser der ‚Gartenlaube‘ sieht Eure Artikel kein Mensch.“ — — Im Uebrigen ist der Verfasser allerdings nicht nur der Ansicht, sondern der festen Ueberzeugung, daß Herr Strousberg und die Strousbergerei das nothwendige Product der Manchesterdoctrin sind, daß die Manchesterschule den jüngsten Börsen- und Gründungsschwindel entschieden mitverschuldet und unterstützt hat und daß sie ihn selbst heute noch zu beschönigen sucht, weshalb sie auch bei uns in Deutschland so ziemlich Bankerutt gemacht hat.

Abonnent seit 1858. Nummer 5 der Artikel wird Ihnen bewiesen haben, daß weder in Betreff des Namens noch des Wohnorts des bewußten Herrn ein Irrthum obwaltet.

Herrn S. G. in **Leipzig.** Es ist dem Verfasser nicht ganz klar, weshalb Sie reclamiren und ihm Unwahrheit vorwerfen. Hoffentlich sind Sie nicht Mitgründer der famosen „Altenburger Zuckerfabrik“, und zu den unglücklichen Actionären scheinen Sie auch nicht zu gehören. Ihr Brief bestätigt nur, was der betreffende Artikel sagt, daß nämlich in dem Subhastationstermin das Meistgebot (circa 200,000 Thaler, wie es dort heißt, während Sie genau 212,000 Thaler angeben) von einem Gläubiger ausging. Daß auch Nicht-Gläubiger geboten, aber, wie Sie einräumen — weniger, thut doch nichts zur Sache, und ist nach der Fassung des Artikels auch gar nicht ausgeschlossen. Mag nun im nächsten, endgültigen Termin wirklich ein höheres Gebot erzielt werden — für den armen Actionär ist es gleichgültig, da, wie Sie anführen, an 400,000 Thaler Buchschulden vorhanden sind. Der Artikel hat nur die betrogenen Actionäre im Auge; die Herren „Gläubiger“ werden sich schon zu salviren wissen.

Herren **Ernst** und **Hermann W.** in **Rheine** und **Ilsenburg.** Auch Sie sind, „als die nächsten männlichen Anverwandten“ des inzwischen Verstorbenen, zu einer Reclamation kaum legitimirt. Dennoch mögen Sie erfahren, daß der Betreffende u. A. nach Ausweis des Handelsregisters des Berliner Stadtgerichts unter den Gründern der wenig erbaulichen „Schloßbrauerei Schöneberg“ figurirt.

Postsecretär **B. R. M.** in **Berlin.** Sie sind entrüstet, daß „die ärgste aller Schwindeleien“, die „Berlin-Charlottenburger Chemische Fabrik“, noch nicht zur Sprache kam. Es ist nun aber nicht gut möglich, Alles auf einmal zu behandeln; selbstverständlich wird auch gar nicht beabsichtigt, alle Gründungen vorzuführen — die Artikel würden dann kein Ende nehmen. Jedoch kommt die Gruppe der Chemischen Fabriken, die sämmtlich mehr oder weniger faul sind, allerdings an die Reihe, und da soll dann auch die Ihrige ein Plätzchen finden. Inzwischen lassen Sie sich's zum Troste gesagt sein, daß solcher Gesellschaften, wo die Actionäre „nie einen Pfennig Zinsen erhielten und auch keinen Groschen vom Capitale wiedersehen werden“, noch Dutzende existiren und daß die Zahl Ihrer Leidensgefährten Legion ist.

Im Uebrigen bemerkt der Verfasser, daß er künftighin nur solche Anfragen beantworten kann, die ein allgemeines Interesse bieten, und daß er anonyme Zuschriften unberücksichtigt lassen wird.

Berlin, im März 1875. Otto Glagau.

Zum Ehrengeschenk für Arnold Ruge

gingen in Markbeträgen ferner ein: F. A. Brockhaus in Leipzig 100. —; Dr. L. Hermann in Aschaffenburg 21. —; B. Winkler in Breslau 10. —; Dr. Heimann in Wiegschütz 100. —; G. L. Gaiser in Hamburg 150. —; G. Rd. in Freiburg a. U. 3. —; F. G. in Windsheim 10. —; Primaner der Realschule in Eschwege 4. —; C. Dzondi in Auerbach (Voigtl.): In dankbarer Erinnerung seines liebevollen Lehrers auf dem Pädagogium zu Halle 30. —; Walther Wigand in Leipzig 300. —; O. L. in Fr. 15. —; Wilhelm Meyer in Gera 100. —; Edm. Schlesinger in Pforzheim 5. —; August Kuby, Weinhändler in Edenkoben 50. —; J. Schmitt, Billeteur in Gunzenhausen 3. —; Reinhold Wünschmann in Leipzig 30. —; Gerichts-Assessor Schirmer in Kinsheim 5. —; Director Pfähler in Dr. 75. —; Adolf Samter in Königsberg 100. —; Dr. W. in Uslar: Einer, der selbst mitgekämpft und mitgelitten hat, 3. —; J. Löwengard in Frankfurt a. M. 30. —; H. Meinck in Stralsund 20. —; Gustav Mayer in Leipzig 50. —; Kreisrichter a. D. Dr. Lehmann in Berlin 75. —; Wilhelm Jentges in Crefeld 100. —.

Die Redaction.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Ein kleines Bild.

Von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Vierundzwanzig Stunden später konnte Rose seinen Wirthen eine sehr erfreuliche Nachricht bringen. Der Lieutenant Victor Blanchard war glücklich ermittelt worden. Er befand sich unter den gefangenen Officieren in Arnold's Vaterstadt und hatte seine Wunde bereits geheilt. Madame Blanchard vergoß reichliche Freudenthränen; ihr Mann fühlte sich nicht weniger erleichtert, unterließ aber nicht zu bemerken: es sei also doch richtig mit der Verwundung, und es müsse eine schwere Verwundung gewesen sein, da man ihn habe gefangen nehmen können, weggegen dem Niemand ein Bedenken aussprechen wogte, am wenigsten Arnold. Gleich nach Tisch beschäftigte sich die ganze Familie eifrigst mit Briefschreiben; aber auch Arnold schrieb an seine Mutter und an Onkel Helmbach, empfahl ihnen den jungen Officier und fügte den Wunsch hinzu, daß ihm seine eigenen Zimmer eingerichtet und zur Disposition gestellt werden möchten; was man Victor Blanchard thue, das thue man ihm selbst.

Nicht weit über eine Woche war seitdem vergangen, als die Feldpost Briefe brachte, die mit nicht geringer Spannung erbrochen wurden. Onkel Helmbach schrieb, daß man sich des lieben Gefangenen sofort bemächtigt und ihn, dem Wunsche Arnold's entsprechend, in dessen Zimmern einquartiert habe. Man sei allseitig bemüht, ihm das Leben möglichst angenehm zu machen. Er, Onkel Helmbach, hätte ihn am liebsten bei sich selbst aufgenommen, da Clärchen doch die einzige in der Familie sei, die Französisch sprechen könne; aber Clärchens wegen sei das doch wieder nicht angegangen, weil ja keine Frau im Hause sei und man sich vor dem Gerede der Leute in Acht nehmen müsse. Man habe nun aber verabredet, daß er mit seiner Tochter bei der Commerzienräthin für gewöhnlich speisen wolle, damit doch der arme Mensch sich in seiner Muttersprache unterhalten könne. Gleich am ersten Tage habe sich's freilich herausgestellt, daß Herr Victor Blanchard eifrig darauf aus gewesen sei, Deutsch zu lernen; er habe ein kleines Wörterbuch bei sich gehabt und könne sich mit Hülfe desselben schon ziemlich gut verständlich machen. Seine Cigarren seien ihm sämmtlich zu schwer, aber er habe schon für die feinsten Papiros gesorgt. Man freue sich, der Familie Blanchard, von der er so viel Gutes berichte, eine Gefälligkeit erweisen zu können. Das bestätigte denn auch seine Mutter und trug ihm auf, der Madame Blanchard einen Gruß zu bestellen und ihr zu sagen, daß ihr Sohn auf sie den günstigsten Eindruck gemacht habe.

Victor selbst beruhigte seine Eltern wegen seiner Wunde, die in einem deutschen Lazareth unter der sorgsamsten Pflege eines tüchtigen Arztes sehr glücklich geheilt sei, versicherte, daß man die Gefangenen sehr rücksichtsvoll behandelt und ausreichend unterstützt habe, schilderte seine Ueberraschung, sofort nach Empfang der Briefe, die ihm endlich über seine Angehörigen Gewißheit gaben, von einem sehr liebenswürdigen alten Herrn und einer sehr schönen jungen Dame in einer Equipage aus der Kaserne abgeholt und nach einem luxuriös ausgestatteten Privatquartier gebracht zu sein, ertheilte der Commerzienräthin alles Lob als einer sehr aufmerksamen Wirthin und ließ Arnold Rose für die warmen Empfehlungen danken, die ihm eine so freundliche Aufnahme verschafft hätten. Es folgten dann politische Betrachtungen sehr ernster Art, zu denen Herr Blanchard den Kopf schüttelte, und zuletzt Herzensergüsse, die ihm sympathischer waren. „Alles, was wir in unserer Lage thun können," schrieb Victor, „ist, daß wir uns auf die Revanche vorbereiten, die wir über kurz oder lang zu nehmen haben, daß wir von unserem Unglück und von unseren Feinden lernen, und daß wir Frankreich, welche Regierung es sich auch geben mag, unser ganzes Herz bewahren. Wir müssen, wir werden siegen. Ich erlerne die deutsche Sprache und hoffe davon einmal Nutzen zu ziehen, wenn ich mit unserer siegreichen Armee diesen Boden betrete."

„Bravo, bravo!" rief Blanchard und las diese Stelle laut vor. „Er verliert den Muth nicht; er weiß, was die Ehre Frankreichs fordert. Vielleicht schneller, als er denkt . . . noch steht Paris, noch steht es."

Arnold achtete die Gefühle des Patrioten und widersprach nicht. Er merkte bald, daß sich die Stimmung gegen ihn allseitig besserte. An die Stelle der höflichen Rücksichtnahme trat ein freundschaftliches Entgegenkommen. Victor schrieb wieder und wieder, mit immer wärmeren Ausdrücken die trefflichen Menschen lobend, die darin wetteiferten, ihm seine Gefangenschaft in Vergessenheit zu bringen, und die Familie Blanchard bemühte sich dann sichtlich, sich ein gleiches Lob aus dem Munde ihres Gefangenen — sie ahnten freilich nicht, wie sehr er's war, — zu verdienen.

„Die Feindschaft der Nationen," schrieb Victor, offenbar unter dem Einflusse seiner deutschen Umgebung, „darf die Gefühle von Hochachtung und Verehrung nicht ausschließen, die der Mensch dem Menschen schuldet. Die Individuen haben das natürliche Recht, individuell zu empfinden und ihr Verhältniß zu einander nach anderen als politischen Grundsätzen zu regeln. Freilich entscheidet zuletzt patriotische und gesellschaftliche Pflicht

Digitized by Google

über unser äußeres Verhalten den Fremden gegenüber, die unsere politischen Feinde sind. Weiter aber darf unsere Abhängigkeit von solchen Rücksichten nicht gehen, wenn wir uns noch als freie Menschen fühlen und bethätigen wollen."

Juliette wiegte nachdenklich den Kopf. „Ihre Cousine muß ein sehr hübsches und liebenswürdiges Mädchen sein," sagte sie.

„Weshalb?"

„Es fiel mir nur so ein."

„Wenn es nach meiner Mutter ginge, so würde sie meine Frau."

Juliette richtete sich wie erschreckt auf. „Ihre Frau?"

Er lachte. „Wenn es nach meiner Mutter ginge — !"

„Und Sie?" Sie begleitete diese kurze und schnell hingeworfene Frage mit einem Blicke, der bestimmt schien, ihn durch und durch zu sehen.

„O, ich . . ." antwortete er und zuckte die Achseln.

„Nun — nun —? Beichten Sie nur!"

„Ein Mädchen, das mich liebte, hätte von dieser Seite nichts zu fürchten."

„Das ist eine gewundene Erklärung," meinte sie. „Ein Mädchen, das Sie nicht liebt, hat natürlich ebenso wenig zu fürchten. Ich wollte wissen, wie weit Sie selbst betheiligt sind . . . ohne jedes weitere Interesse, als das aus einer gewissen freundschaftlichen Theilnahme für einen Mann hervorgeht, der sich's nun einmal in den Kopf gesetzt zu haben scheint, uns vergessen zu machen, daß er unser Feind ist. Mein Bruder hat nicht ganz Unrecht: man verletzt nicht eine allgemeine Pflicht, wenn man zu Gunsten Einzelner sie auf das nothwendigste Maß einschränkt."

„Ich gehe viel weiter," entgegnete er lebhaft, „und behaupte, eine solche allgemeine Pflicht der Abneigung und Feindseligkeit lasse sich nur unter der stillschweigenden Bedingung rechtfertigen, daß jede Ausnahme zu Gunsten des rein menschlichen Gefühls gestattet sei. Ich gestehe ein solches nothwendigstes Maß, wie Sie's nennen, gar nicht zu, sondern stelle die Freiheit, sich als Mensch dem Menschen gegenüber zu fühlen, obenan; ich betrachte die nationale Feindschaft als ein Unglück, nicht als eine sittliche Pflicht — auch selbst im Kriege — und folge, wo mein Herz mitspricht, keinem Machtgebote, als dem der Liebe."

Juliette hatte mit gesenkten Augen zugehört; jetzt bewegten sich mit raschem Zucken die langen Wimpern ein wenig auf und ab. Es war da ein Wort gefallen, das einen so eigenen Klang hatte, gar nicht wie andere Worte. Sie hätte ihm sagen können, daß sie gar keine Antwort auf ihre Frage erhalten habe, aber es mußte ihr nun wohl gefährlich erscheinen, weiter in ihn zu dringen, und noch gefährlicher, ihm auf dem Seitenwege zu folgen, den er eingeschlagen; sie schwieg und benutzte die erste beste Gelegenheit, sich zurückzuziehen.

Aber man fand sich doch immer wieder. Eines Tages trat Juliette mit dem Wunsche hervor, auch Deutsch zu lernen, wie ihr Bruder. „Ich denke mir," sagte sie, „Victor wird für seine Sprachstudien aus dem anscheinend sehr regen Verkehr mit Ihrer Cousine den größten Vortheil ziehen; warum soll ich mir den Umgang des Cousins in unserem Hause nicht in gleicher Weise nutzbar machen? Ich habe immer gefühlt, daß man Ihrer schönen Literatur nicht gerecht werden kann, wenn man sie nur aus französischen Uebersetzungen kennt. Sie haben ja viel überflüssige Zeit: wollen Sie mir Stunden geben?"

Er erklärte sich natürlich in den wärmsten Ausdrücken dazu bereit, versicherte aber nicht, daß die Sprache sehr schwer sei.

„O!" rief sie, „Sie müssen's nur nicht damit anfangen, wie ein Pedant. Ich mag nicht aus dem Buch Vocabeln lernen und decliniren und conjugiren; Sie müssen mir's beibringen, wie einem Kinde, das den Unterricht gar nicht merkt. Wenn ich mich langweile, ist's bald aus mit meinen guten Vorsätzen. Versuchen Sie's einmal, wie weit Sie's mit mir bringen, und fangen wir gleich an!" Sie setzte sich ihm gegenüber an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand, so daß sich die Locken zwischen den Fingern hindurchringelten. „Nun —? Was heißt in Ihrer Sprache: fangen wir gleich an'?"

Seine Lehrmethode gewann immer mehr ihre Zufriedenheit. Aus der Stunde wurden oft genug Stunden. Und nach einiger Zeit durfte man sich auch nicht mehr mit dem Sprechen begnügen; es war nöthig, die gelernten Worte und Sätze zu schreiben. Arnold mußte also um den Tisch herumrücken und sich an ihre Seite setzen, und ihr, wenn sie die wunderlichsten Buchstaben zusammengestellt hatte, die Feder abnehmen und Verbesserungen eintragen, oder am liebsten, da sie doch wie ein Kind lernen wollte, die triefende kleine Hand führen. Oft kamen sie auch in Streit, wenn er ihr ein Wort vorsprach, das ihre Zunge durchaus nicht bewältigen konnte, er nun immer noch zu meistern hatte und sie behauptete, ganz richtig nachzusprechen, wie er vorspreche.

„Ach, Sie sind doch ein Pedant," rief sie dann ärgerlich, „ich hätte mich gar nicht mit Ihnen einlassen sollen."

Madame Blanchard aber, die gewöhnlich mit einer Naharbeit am Fenster saß, mahnte freundlich: „Sei hübsch artig, Juliette! Du machst es Herrn Rose schwer genug." Das wollte er natürlich nie gelten lassen, und wenn er dann seine Schülerin recht aus dem Grunde lobte, durfte er stets auf einen dankbaren Blick oder auf einen flüchtigen Händedruck rechnen.

Die Einschließung von Paris dauerte so lange, daß man sich an den Gedanken gewöhnte, so noch unbestimmte Zeit fortleben zu können. Die beiden jungen Leute wenigstens schienen gar nicht ungeduldig auf eine Entscheidung zu warten, und auch Herr Blanchard hatte sich so weit beruhigt, daß nur noch ganz ungewöhnliche Nachrichten ihn in Aufregung versetzten und zu lebhafteren Auseinandersetzungen über die politische Lage stachelten. Er hatte sogar in einer guten Stunde schon zugegeben, daß der Krieg von Frankreich hervorgerufen sei und daß es verständiger gewesen wäre, den Preußen ihr Sadowa zu gönnen. Nun aber kam endlich doch der Tag, an dem Paris fiel, und wie mit einem Gewitter schlug plötzlich die Stimmung wieder um.

„Dem Hunger ist Paris erlegen," rief er wüthend, „dem Hunger! Nicht mit Waffengewalt ist es genommen. O, es ist eine Schmach, so zu siegen." Er ballte die Fäuste, und große Thränen stürzten über sein hageres Gesicht. Arnold, der ihn zu besänftigen versuchte, wurde mit beleidigenden Worten zurückgewiesen. „Frohlocken Sie nicht zu früh, mein Herr!" donnerte er ihn an; „dieser Sieg wird Ihr Verderben sein. Was ist die Welt ohne Paris? O, man tritt das Große nicht brutal unter seine Füße, ohne sich der allgemeinen Verachtung auszusetzen. Hätten die Deutschen Paris geschont, es wäre vielleicht noch ein Friede möglich gewesen; jetzt wird Feindschaft sein zwischen den beiden Nationen bis an den jüngsten Tag, was auch die Diplomaten zu Papier bringen. Kein Wort mehr — ich bitte Sie, kein Wort mehr! Wir hatten Waffenstillstand geschlossen bis zur Entscheidung; nun ist Paris gefallen — zwischen uns giebt's fortan keine Gemeinschaft."

Madame Blanchard und Juliette legten Trauer an; sie gingen Arnold scheu aus dem Wege oder beschränkten sich auf den nothdürftigsten Verkehr. Schritt vor Schritt war man langsam einander näher gekommen, und wie mit einem einzigen Sprunge mußte man die weiteste Entfernung wieder zurück. Und es war nun gar keine Hoffnung mehr, nochmals von Anfang anzufangen und den verlorenen Boden wiederzugewinnen; der Fall von Paris hatte eine Kluft aufgerissen, die auszufüllen auch der Muthigste verzagen mußte. Arnold hatte sich schon dem Ziel so nahe geglaubt und sah es jetzt in unabsehbare Ferne gerückt. Er wagte in der ersten Bestürzung nicht einmal die Augen darauf zu richten. Alles, alles schien verloren.

Wie ein Träumender ging er einige Tage noch in dem ihm so lieb gewordenen Hause aus und ein, ohne freilich die Wohnung seines Wirths zu betreten. Es kam ihm wie etwas ganz Unerträgliches vor, den Umgang des Mädchens missen zu sollen, das sich seinem ganzen Herzens bemächtigt hatte, und dem auch er — daran zweifelte er nicht — etwas gewonnen war. Aber noch unerträglicher wurde bald die Vorstellung, mit Juliette unter demselben Dache zu wohnen und sie nicht sehen, nicht sprechen, nicht lachen hören zu können. Er machte sich bittere Vorwürfe, den rechten Moment zu einer offenen Erklärung versäumt zu haben, sehr ungerechte Vorwürfe, denn sein Gefühl hatte ihn ganz richtig geleitet. Dann meinte er wieder trotzig, vor Blanchard hintreten und sich ihm mit Mannesmuth eröffnen zu müssen, und gleich darauf nannte er sich selbst einen Tollhäusler. „Es ist aus, ganz aus," rief er sich zu. „Ich bin wie der Matrose, der im Sturm über Bord fällt. Er weiß

Digitized by Google

recht gut, daß kein Boot ausgesetzt werden kann, um ihn zu retten, und daß seine Schwimmkünste bald erlahmen müssen, und doch rührt er noch die Arme, sich über Wasser zu erhalten. Fruchtloses Bemühen — ijmab!"

Er forderte, da ja seine Dienste jetzt schon leicht entbehrt werden konnten, beim Commando der Lazarethabtheilung seine Entlassung und gab Kruttke den Befehl, seine wenigen Sachen zusammenzupacken. Der brave Bursche hatte längst gemerkt, was ihn an das Haus fesselte. „Ich wußt's wohl," sagte er traurig, „das ist von wegen Doris. Na — ich denk' mir so in meinen dummen Gedanken: halb haben wir's doch nur, und das ist halb zu wenig oder halb zu viel. Wenn sieht's an dem Herrn Blanchard, da ist keine Dankbarkeit nicht, daß man die Stadt schont; hätten wir sie zusammengeschossen, es wär' gerad' so. Und — nehmen Sie sich's nur nicht zu Herzen, Herr Rose! — wären wir gar nicht einmarschirt, es wär' gerad' auch so. Deutsche und Franzosen tanzen nun einmal nicht noch derselben Musik. Und darum — na! ich will von dem schönen Fräulein nichts sagen, ab.r das Herz könnt' einem weh thun, wenn man so viel Unverstand unter den Menschen sieht, wo es doch ein Bindet mit der Hand greifen kann, daß es ihnen eigentlich ganz anders zu Muth ist. Ja, da hört sich die Weltgeschichte auf," hat immer unser Herr Lehrer gesagt, wenn einer von uns gar zu dumm war, daß er ihm gar nicht mehr meint' den Kopf zurecht sehen zu können — und hier ist's beinah' ebenso. Na, es giebt auch noch in Deutschland schöne Fräulein, und so arge Mucken, wie die hier, haben sie denn doch nicht, und so ein hübscher, guter Herr. . . . J, das sind't sich Alles wieder zurecht. Ich wünscht' nur, ich könnt' gleich mit Ihnen, daß meine alte Mutter nicht so lange zu warten braucht."

Das war die längste Rede, die Kruttke je fertig gebracht hatte. Sie mußte sich in den letzten schweigsamen Tagen angesammelt haben. Fose, dem das Wasser in die Augen stieg, klopfte dem treuen Menschen die Schulter und drückte ihm die Hand, sagte aber kein Wort. Als er reisefertig war, stieg er langsam die Treppe hinauf, und auf jeder folgenden Stufe fühlte er sein Herz schwerer, daß es ihm zuletzt wie ein Stein in der Brust lag, als er an die Thür klopfte. Als eine bekannte helle Stimme „Herein!" rief, schalt er sich, daß er nicht fortgelaufen sei, ohne seine schmerzliche Wunde noch einmal aufzureißen.

Er fand Juliette allein im Salon, und das hob seine Stimmung wieder. Ihr Gesicht war verweint, und die schlanke Gestalt, als sie sich nun erhob, schien wie haltlos und gebrochen. Die bleichen Wangen rötheten sich schnell, und in den matten Augen glühte etwas von dem Feuer auf, das damals so lebhaft darin loderte. Nur eine Secunde oder weniger — dann erstarrten diese sonst so beweglichen Formen; die Wangen entfärbten sich wieder, und der stolz abweisende Blick erinnerte ihn an jenes erste Zusammentreffen am Wagen, als er sie aus der Pension abholte. „Mein Herr —" sagte sie hastig, als er, von seinem Gefühle überwältigt, nicht sofort zu seiner Einführung Worte fand.

„Ich komme, Abschied zu nehmen, Fräulein Juliette —" fiel er nur ein, indem er die flache Hand wie begütigend vorstreckte.

Sie schien zu erschrecken und eine plötzliche innere Unruhe gewaltsam niederzukämpfen. „Abschied . . .?" fragte sie unsicher, und fügte leise hinzu: „schon?"

„Es ist am besten so," antwortete er, ein paar Schritte vortretend, „ich hab's überlegt. Ich habe so gute, glückliche Tage in diesem Hause verlebt, und ich möchte doch gern ein warmes Andenken daran in die Heimath mitnehmen. Was jetzt noch folgen kann . . . Sie wissen ja, daß sich auch diesen letzten Ereignissen, über die wir keine Macht haben, das frühere Verhältniß nicht wieder herstellt — wenigstens jetzt in Kürze nicht."

„Nie mehr, nie mehr," rief sie sehr erregt, „glauben Sie mir: nie mehr." Dabei perlten große Thränen aus den ängstlich ausweichenden Augen hervor. Sie preßte fest die Lippen zusammen, als ob sie ihr Gesicht zwingen wollte, sich nicht zu verrathen, aber es gelang ihr nicht. Unwillig über ihre eigene Schwäche, wandte sie sich dem Fenster zu. Das krampfhafte Zucken des Kopfes und der Schultern sagte ihm, daß der Thränenstrom sich nicht hemmen ließ und daß sie mit größter Anstrengung ein lautes Schluchzen niederzukämpfen suchte. Er wagte nicht, ein Wort der Beruhigung zu sprechen.

Nach einer Weile nahm sie wieder ihre frühere Stellung ein. „Mein Vater liegt krank zu Bett," sagte sie, und die glockenhelle Stimme hatte jetzt einen rauhen Klang; „er wird bedauern —"

„Sie glauben, daß er mich abreisen lassen wird, ohne mir noch einmal die Hand zu reichen?" fragte Arnold gekränkt.

Sein nervöser Kopfschmerz . . ." entschuldigte sie; „er ist so fieberhaft aufgeregt — selbst wir müssen jedes Wort auf die Goldwage legen, und wenn er nun durch Sie von Neuem erinnert wird . . . Aber ich will meine Mutter benachrichtigen, die an seinem Bette sitzt."

Sie wollte rasch an ihm vorüber, er aber ergriff ihre Hand und hielt sie sanft zurück. Sie ließ es geschehen. „Ich betrachte es als eine besondere Gunst meines sonst so unholden Geschicks," sprach er mit bebender Stimme, „daß ich Sie allein im Zimmer traf, Juliette, als ich mit schwerem Herzen Abschied zu nehmen kam. Ihretwegen, Juliette, konnte ich nicht fort ohne Abschied —"

O mein Herr —" unterbrach sie, und ihre Hand wurde eisklatt; „warum sagen Sie mir das?"

„Weil ich hoffe, daß Ihre Empfindung der meinigen ein wenig entgegenkommt," antwortete er weich, „weil ich zu wissen glaube, daß ich Ihnen aus einem Feinde ein Freund geworden bin, weil es vielleicht auch Ihnen ein Herzensbedürfniß ist, sich einmal noch frei zu machen von dem bedrückenden Einflusse äußerer Verhältnisse und dem Scheidenden ein freundliches Wort auf den Weg zu geben. Ich werde lange — lange noch an Sie denken, Juliette — ich werde Sie nie vergessen können. Und ich trenne mich nicht von ihnen ohne die zuversichtliche Hoffnung, daß wir einander im Leben noch einmal begegnen werden, wenn die Wunden, die dieser Krieg auch uns geschlagen, nicht mehr schmerzen. Sagen Sie mir, daß Sie mir bis dahin ein gutes, treues Andenken bewahren wollen — sagen Sie mir das, Juliette!"

Er hatte die letzten Worte rasch und fast zitternd hervorgestoßen, nun aber versagte ihm die Stimme: er hätte keinen Laut mehr hervorbringen können. Sie stand neben ihm und hatte den Kopf gesenkt; die Locken hatten sich hinter dem Ohr gelöst und waren in langen Ringeln, das Gesicht deckend, vorgefallen. Es war jetzt so still, daß er ihr rasches Athmen hörte. „Was hindert Dich, sie in Deinen Arm zu schließen," flüsterte eine zitternde Stimme in seiner Brust, „ihr zu bekennen — —?" Da fühlte er einen Druck der kleinen, weichen Hand. Der Kopf schüttelte die Locken über die Schultern zurück; sie sah ihm in die feuchten Augen mit einem schnellen, wehmüthig zärtlichen Blick — dann riß sie sich los und eilte fort. „Wir sehen uns nicht wieder," sagte sie, schon abgewandt; gleich darauf schloß sich die Thür hinter ihr.

Arnold stand wie betäubt. Nach einigen Minuten erschien Madame Blanchard. Sie entschuldigte ihren Mann und wünschte ihm sehr förmlich eine gute Reise. Er sagte ihr — er wußte selbst nicht was. Sie reichte ihm die Hand und er drückte einen Kuß darauf. „Grüßen Sie Victor!" bat sie.

Einige Stunden später saß er im Eisenbahnwaggon, düster in eine Ecke gelehnt. Er hätte sich's nimmer gedacht, daß er den Tag der Heimkehr einmal scheuen würde.

Im Hause der Commerzienräthin war großer Jubel, als Arnold Rose — „der Sohn", „der junge Herr", „der Chef", wie er bei den verschiedenen Betheiligten hieß — unerwartet zurückkehrte. Seine Mutter, eine behäbige Dame, der die Gutmüthigkeit auf's Gesicht geschrieben war, machte ihm, nachdem die Freudenthränen getrocknet waren, die zärtlichsten Vorwürfe, daß er sich nicht „ordnungsmäßig" angemeldet habe; es sei nun seine Schuld, wenn er das Haus nicht von der Thürschwelle bis unter's Dach hinauf geschmückt, das Comptoirpersonal und die Hausgenossen nicht in Feiertagskleidern finde. Man habe schon so viel darauf gedacht, wie man ihn empfangen wolle, und nun sei alles Kopfzerbrechen umsonst gewesen. Er konnte ganz auf richtig antworten, es treue ihn recht, seinen Zweck erreicht zu haben; er liebe es gar nicht, daß mit seiner Person viel Auf-

Digitized by Google

hebens gemacht werde, und sei aus dem Kriege, der so viel Leiden gebracht, auch gar nicht in der Stimmung hergekommen, Feste zu feiern. Die Mama schüttelte den Kopf. Nun erst bemerkte sie, daß er nicht frisch aussehe.

„Sei ohne Sorge!“ sagte er hastig, „ich fühle mich ganz gesund, und habe nur das Bedürfniß, mich in die alten Verhältnisse schnell einzuleben und sogleich wieder thätig zu sein.“

Das wollte der guten Frau gar nicht recht in den Sinn. Sie werde „den Doctor fragen“, meinte sie, „ob er nicht vor allen Dingen Erholung und gute Pflege brauche.“

Sein erster Gang war zu Onkel Helmbach. Der alte Herr mit dem runden glatten Gesicht, den buschigen grauen Augenbrauen und der hoch über die faltenlose Stirn hinaufgerückten kahlen Platte zwischen dem wohlfrisirten weißen Haar, wurde ganz freiselig vor Freude. Er umarmte und drückte ihn so herzhaft, daß sich die weiße Binde verschob und Clärchen hinterher sagen durfte, er sehe ganz liederlich aus.

„Nein, diese Freude, daß Du wieder da bist, Junge!“ rief er ein Mal über das andere. „Du kannst gar nicht glauben, wie ich Deinetwegen gezittert habe. Wenn Dir da draußen etwas passirt wäre — das wäre ja auf mein Conto geschrieben, und zeitlebens hätt' ich's nicht wieder herunterbringen können. Ich hatte Deiner Mama doch gewissermaßen für den Sohn garantirt, und nun garantire einmal für so etwas, das sich selbst nicht ein Bischen schont und immer voran ist, und an gar keine Eventualitäten denkt.“ Er klopfte ihn auf die Backe, und seine Augen blitzten so hell, wie die beiden Diamantknöpfe in seinem Chemisette. „Na, und die Cigarren, haben sie Dir wirklich geschmeckt? Ich habe ein Kistchen für Dich bei Seite gestellt — eine wahre Kaiser-Cigarre, kann ich Dir sagen.“ Er nahm ihn wieder beim Kopfe und küßte ihn rechts und links.

Cousine Clärchen wollte etwas von der Familie Blanchard wissen; sie war die Erste, die daran dachte. Arnold theilte ziemlich gleichgültig mit: wie die Villa aussehe und die Wohnung oben, was Herr Blanchard für ein eifriger Patriot sei und wie gut seine Frau mit Kruttke habe wirthschaften können.

„Es ist doch aber auch eine Tochter im Hause,“ bemerkte Clärchen ein wenig spitz.

„Freilich, freilich —“ bestätigte er mit erkünstelter Unbefangenheit. „Indicte — ein hübsches Mädchen, eine geschworene Feindin der Deutschen — wir haben so manchen Disput miteinander gehabt.“

„Wenn Du nur mit heilem Herzen zurückgekommen bist,“ meinte der Onkel schmunzelnd. „Ich kenne die Franzosinnen nur aus den Theaterstücken, aber da muß man sich immer vor ihnen in Acht nehmen. Geistreich und munter sind sie, aber Herz, was man so bei uns in Deutschland Herz nennt, haben sie nicht, und mit der Moral . . . ich will in Clärchens Gegenwart nichts davon sagen.“

„Die Franzosen haben ein eigenthümliches Vergnügen daran, sich auf der Bühne schlecht zu machen,“ antwortete Arnold; „man kennt sie nicht, wenn man sie nur von daher kennt.“

„Ich glaub's gern,“ nickte Onkel Helmbach. „Wir haben's ja auch an dem jungen Victor Blanchard erfahren. Für einen Franzosen ein ganz verständiger Mensch, kann ich Dich versichern — was, Clara?“

Das blonde Mädchen wurde roth. „Man unterhält sich recht gut mit ihm,“ meinte sie.

Der gefangene Officier wohnte noch bei der Commerzienräthin. Arnold stattete ihm eine Visite ab und bestellte den Gruß aus dem elterlichen Hause. Er fand einen jungen Mann, der seinem Bilde nur noch wenig ähnlich sah. Die wenigen Monate mit ihren schweren Erfahrungen hatten ihn schnell gereift. Nichts mehr von dem komödienhaften Wesen, das auf eine Copie des großen Napoleon auszugehen schien, war an ihm zu bemerken. Er behandelte Arnold wie einen Freund seines Hauses und ließ sich sogleich sehr vorurtheilsfrei über die Seinigen aus. Er fürchte, seinem Vater gar nicht zu gefallen, äußerte er unter Anderem, und werde Mühe haben, sich mit ihm über gewisse Dinge zu verständigen. Er wisse jetzt, daß man sich in Frankreich den Nachbar ganz unrichtig vorstelle, und sei nicht gesonnen, mit seiner bessern Einsicht hinter dem Berge zu halten. Uebrigens nahm auch er es für gewiß, daß es nach einigen Jahren zu einem zweiten Kriege kommen werde. „Wir werden dann nicht mehr für unser Uebergewicht kämpfen, aber für die Herstellung des verletzten Gleichgewichts. Unser Sieg wird dann für Sie keine Niederlage bedeuten; er wird, wie bei einem Duell, nur beiden Theilen die Möglichkeit geben, einander ehrlich die Hand zu reichen und auf Grund gegenseitiger Achtung einen der ganzen Welt erwünschten dauernden Freundschaftsbund zu schließen. Diese beiden Nationen, die sich in so Vielem ergänzen, müssen für das Wohl der Menschheit zusammen arbeiten; ihre Gegnerschaft bedeutet einen Rückschritt der Cultur.“

Das war das Zukunftsprogramm dieses jungen Franzosen, der sein Vaterland liebte und sich bemühte, auch dem siegreichen Feinde gerecht zu werden.

Man war weit genug auseinander, um Stunden lang eifrig disputiren zu können, und doch nicht zu weit, um sich deshalb erzürnen zu müssen. Arnold fühlte den Umgang mit Julietten Bruder als eine Wohlthat; es war nun doch nicht jeder Verkehr mit der Familie abgebrochen; das Verhältniß setzte sich wenigstens in einem Gliede derselben fort, und neue Fäden wurden geknüpft, die sich vielleicht später fassen ließen. Victor wollte sofort das Quartier räumen, das, wie er wußte, früher von Arnold benutzt worden war, aber dieser litt es durchaus nicht. Seine Mutter mußte ihm ein Zimmer daneben einrichten lassen, sodaß sie nun nur eine Thür zwischen sich hatten, die unverschlossen blieb. An den ersten Tagen fanden sich auch noch bisheriger Gewohnheit Onkel Helmbach und Clärchen zu den Mittagsmahlzeiten ein. Victor war gegen die junge Dame die Aufmerksamkeit selbst. „Es ist gut,“ bemerkte die Commerzienräthin heimlich zu ihrem Sohne, „daß Du wieder da bist — diese Franzosen können sehr liebenswürdig sein.“ Er lächelte vor sich hin und drückte ihr die Hand.

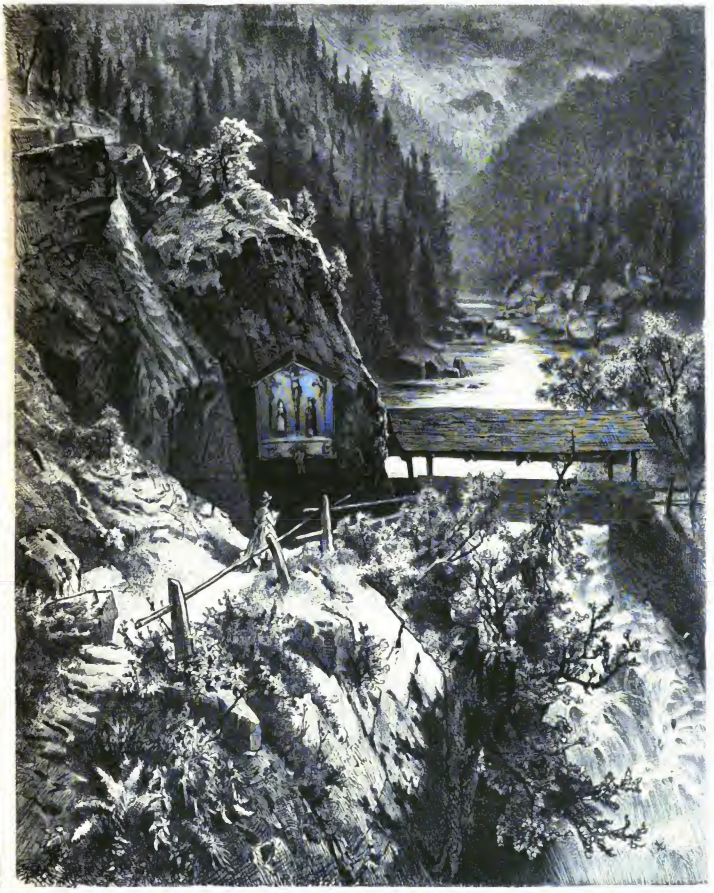
Leider dauerte dieser nahe Verkehr wenig länger als eine Woche. Dann erhielt Victor einen Brief von seinem Vater nebst Geldeinlage, und was derselbe sonst noch enthielt, blieb nicht lange verborgen. Blanchard verlangte, daß sein Sohn das Rose'sche Haus verlassen und sich von jedem Umgange mit den Deutschen fern halten solle. Nachdem der Feind, wenn auch unter Bedingungen, die ihm wenig des Rühmens werth scheinen würden, gewagt habe, in Paris seinen Einzug zu halten, sei es für jeden Franzosen eine Ehrensache, seine Meinung über diese Barbaren nicht verlernen zu lassen. Uebrigens sei ja auch der junge Rose nicht mehr bei ihm in Quartier, und es schicke sich schon deshalb nicht, noch länger Gefälligkeiten anzunehmen, die auf Dank Anspruch erheben könnten. Victor zeigte Arnold diesen Brief, der ihm die Verlegenheit ersparte, seinen Rückzug zu motiviren. Er meinte, in der Hauptsache gehorchen und sofort eine Privatwohnung miethen zu müssen. Damit sei ja noch nicht gesagt, daß er durchaus seines Vaters Ansichten theile, wenn denselben schon eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen sei. Es könne ihm nur angenehm sein, auch ferner von Zeit zu Zeit bei so lieben und achtungswerthen Menschen anklopfen zu dürfen, und er werde nie vergessen, wie viel Freundliches er von ihnen . . . Es folgte ein Schwarm verbindlicher Redensarten, die vielleicht im Augenblicke ganz ernst gemeint waren, aber Arnold nur erkälteten. Sein Vornehmen, Victor in sein Herzensgeheimniß einzuweihen, blieb unausgeführt.

Der gefangene Officier hielt anfangs Wort. Bald aber wurden seine Besuche seltener und kürzer; seine Stimmung zeigte sich mehr und mehr verändert. Eines Tages meldete er, daß er die Erlaubniß erhalten habe, nach Frankreich zurückzukehren, und nahm sehr förmlichen Abschied. Arnold konnte es nicht über sich gewinnen, ihm auch nur einen Gruß an seine Schwester aufzutragen.

Ungefähr zu derselben Zeit langte ein Feldpostbrief an, dessen Aufschrift lautete: „An den jungen Herrn Rose, zu Hause in *** bei seiner Frau Mutter.“ Der brave Kruttke schrieb:

„Lieber Herr Rose! Wo ich mich unterstehe, an Ihnen zu schreiben, so geschieht es nicht aus Noth, daß Sie mir etwas geben sollen. Denn Gott sei Dank! wir haben jetzt vollauf und bekommen noch immer mehr, und meine alte Mutter soll bald wissen, daß sie einen Sohn hat, und daß nicht Alles darauf gegangen ist, denn es heißt, wir kommen nun nächstens zurück, und da wollte ich Ihnen nur benachrichtigen, daß ich noch lebe und daß ich ein anderes Quartier habe, wo es mir gar nicht so gut gefällt, denn ohne meinen Herrn Rose ist es doch nirgends

Digitized by Google



In der wilden Gerlos im Zillerthale.

Nach einer Skizze von Rob. Zander, auf Holz gezeichnet von Richard Püttner.

Digitized by Google

nichts. Lieber Herr Rose, ich hab' Ihnen einen Gruß zu bestellen, aber Sie werden nicht rathen, von wem. Ich hatte nämlich im alten Quartier mein kleines Messer vergessen und da sprach ich einmal an und wollt' es in der Küche suchen, denn den Herrschaften ist es doch nichts nütz. Der Herr Blankschart ging im Garten herum und war ganz gelb im Gesicht wie ein alter Postwagen, und das kommt gewiß von dem vielen Aerger, daß wir Paris nun doch noch untergetheilt haben; der sah mich blos grimmig an und sagt' kein Wort. Sie haben jetzt eine Magd, die machte mir die Thür auf und wunderte sich auf Französisch über mich, daß ich zum Besuch komme, was ich wohl verstand. Aber sonst war sie ganz sauber, und schade, daß nicht schon zu unserer Zeit eingetroffen. Die Madame Blankschart that sehr vornehm, die ich doch zusammen gekocht habe, und gab gar keine Rede und Antwort wegen dem kleinen Messer. Da kam das junge Fräulein dazu und verstand gleich und ging mit mir in die Küche, und richtig! da hatte die Magd schon das kleine Messer gefunden und eingesteckt. Und wie ich nun ganz vergnügt ‚juezji' sagte, kam sie mit hinaus und sagte: ‚wissen Sie schon, daß Ihr Herr Rose gut zu Hause angekommen sein?' Sagt' ich: ‚Nein.' Sagt' sie: ‚ich wissen von meinem Bruder.' Sagt' ich darauf: ‚Das freut mich.' Besann sie sich ein Weilchen und sagte dann ganz kauderwälsch: ‚Wenn Sie fahren nach Hause, ihn viel grüßen.' Na, ich denk', ich richt's lieber gleich aus, und daß sie roth wurde im ganzen Gesicht und sah doch vorher ganz erbärmlich weiß aus. So bitt' ich nun sehr um Entschuldigung, wegen diesen Brief, daß ich an Ihnen schreibe. Und lieber Herr Rose, wenn Sie wo meiner alten Mutter einen Vorschuß geben wollen, das zahl' ich alles ab. Denn sie meinen wohl, die Post ist sicher mit dem Gelde, aber ich trau' lieber nicht. Lieber Herr Rose, ich dank' noch viel mal für alles Gute und schreibe hierunter für alle Fälle meinen Namen, daß Sie wissen, wer schreibt — Gottfried Kruttke."

(Fortsetzung folgt.)

Menschliche Erbschaften aus dem Thierreiche.

„Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!" so rief der Dichter, der unter allen seinen Brüdern in Apollo den tiefsten Blick in die Natur gethan, seinen Mitmenschen zu, und wir Alle hätten Ursache, ihm das mit einem tiefen Seufzer nachzusprechen. Denn wenn wir, ohne etliche sehr ungeschlachte Ahnen zu bemühen, geraden Wegs aus der Hand eines allweisen Schöpfers hervorgegangen wären, so hätten wir ohne Zweifel einen vollkommeneren Körper erlangt, als derjenige ist, mit dem wir uns behelfen müssen, so gut es eben angeht. Während ich diese lästerlichen Worte niederschreibe, glaube ich von ferne die Töne des Chores eines classischen Oratoriums: „Steiniget ihn! Steiniget ihn!" auf mich eindringen zu hören, denn die Vermessenheit, den Wunderbau des menschlichen Körpers zu leugnen, scheint sehr Vielen die passendste Gelegenheit zur Anbringung eines augenblicklichen Strafgerichts an Stelle des unbegreiflicher Weise ausbleibenden Schlaganfalls oder Donnerkeils. Beruhiget Euch, Ihr Herren im schwarzen Gewande! Der Schreiber dieser Zeilen hat sicherlich die bewunderungswürdige und weise Organisation des menschlichen Körpers öfter und andächtiger studirt, als die Meisten von Euch, und wenn er das Werk der Hand eines schrankenlos schaffenden Demiurgos nicht völlig würdig findet, so erscheint es ihm doch wie ein stolzer Hymnus, ein Triumphgesang auf die Erfolge einer begrenzten, an Naturgesetze und deren Nothwendigkeiten gebundenen Schöpfermacht.

Wenn du, der Verkünder einer gedankenlosen Schöpfungsnutze, einmal von den Südabhängen der Alpen in die Paradiese der alten Welt hinabgestiegen bist, so hast du vielleicht vor den Thüren der Bauernhäuser einen thierartig verkommenen Menschenschlag mit laugen Wänsten und Beuteln am Halse hocken sehen, so grauenhaft häßlich und gottunähnlich, daß es wie ein Mater wagt, ihn zu malen, und daß dich schaudert, nur daran erinnert zu werden. Jener Auswuchs ist eine Wucherung der sogenannten Schilddrüse am Kehlkopfe, die nur dazu da zu sein scheint, arme Menschen zu verunzieren und zu ihrer Verthierung beizutragen, denn weiter hat das Ding keinen Zweck und Niemand hat bis jetzt einen Nutzen von derselben verspürt. Der Volksmund nennt die Hervorragung Adamsapfel und behauptet, gestützt auf den Umstand, daß sie beim Manne etwas stärker hervortritt, Adam habe den Apfel nicht willig nehmen wollen, da habe ihn Eva ihm mit Gewalt in den Schlund gestopft und schließlich sei das Kernhaus stecken geblieben. Nun, etwas Wahrheit ist in der Volksdichtung gewöhnlich verborgen, und etwas Erbsünde ist diesmal wirklich im Spiele; das Organ gehört nämlich zu den unnützen Erbschaften, die der Mensch von einigen Ahnen überkommen hat, welche die Anlage desselben beim Ernährungsprocesse sehr nothwendig gebrauchten.

Gar häufig bleibt dem Meisterwerke in jener kritischen Halsgegend wirklich ein Speiserest stecken, wenn er in die sogenannte „unrechte Kehle", das heißt in die Luftröhre statt in die Speiseröhre, gerathen ist, und wenn dann die Natur sich nicht schleunigst selber hilft, kann der Herr der Schöpfung in wenigen Minuten das Opfer seines Wunderbaues geworden sein. Sehr zweckmäßig kann die Einrichtung, welche solche Verirrungen eines unbehülflichen Bissens möglich macht, kaum genannt werden, aber Denen, die da wissen, daß sich die Athmungsorgane der höheren Thiere durch allmählliche Umbildung eines oberen Theiles des Speiserohrs der niederen Thiere entwickelt haben, ist sie sehr begreiflich. Auch wenn die Speise glücklich den Magen passirt hat, sind nicht alle Gefahren überstanden. Wir haben als Anhängsel des Dickdarms eine kleine Sackgasse, den sogenannten Blinddarm, ererbt, der unserm pflanzenfressenden Vorfahren, als er noch in unverkümmerter Größe erschien, gewiß beim Verdauungsgeschäfte sehr nützlich war, dem Menschen aber nicht nur nie etwas nützt, sondern zuweilen Tod und Verderben bringt, wenn sich in dieser engen Sackgasse irgend ein harter Speiserest, ein Rosinenkern oder dergleichen, verrennt.

Ich könnte noch lange fortfahren in der Aufzählung solcher unnützen Erbstücke, die, wie wir sagen, oft wahre Danaergeschenke sind, aber ich ziehe vor, dieses Capitel mit der Erwähnung eines harmloseren Andenkens an den thierischen Ursprung, der menschlichen Ohrmuskeln, zu beschließen. Nach der gewöhnlichen Redeweise der Völker spitzen wir allerdings noch zuweilen die Ohren, in Wirklichkeit haben wir uns aber diese Gymnastik, in welcher die meisten Staugethierre so geübt sind, und das edle Pferd die ganze Scala seiner Seelenzustände ausprägt, völlig abgewöhnt. Aber die Muskeln dazu besitzen wir noch, und der Schreiber dieser Zeilen erfreute sich eines Schulcameraden, der sich dieses Besitzes sehr bewußt war und manchmal Prügel dafür bekommen hat. Er hatte die Fähigkeit, seine Ohren ohne Mithülfe des Stirnmuskels lebhaft hin und her zu bewegen, durch Uebung zu einem erstaunlichen Grade herausgebildet, und oft, wenn wir trostlos in langweiliger Schulstunde dasaßen, begann er wie der Hase im Kohlbeete seine Mäuschen zu machen, so daß es mit aller Andacht vorbei war. Auch ihm brachte das Erbstück nichts als Schaden, denn er konnte nicht von seinen Productionen lassen, und wenn der gestrenge Herr Lehrer auch die ersten Male mitlachte, so gab es doch später harte Hiebe und zuletzt wurde der fähige Junge auf die letzte Bank verwiesen, damit ihn Keiner sehen konnte.

Indessen diese unnützen Organe des menschlichen Wunderbaues haben trotz alledem einen großen Nutzen: sie bringen den vorurtheilsfreien Kopf zum Nachsinnen und die Zweckmäßigkeitsrieche, das heißt die Leute, welche in der ganzen Welt nur planmäßige Schöpfungsideen verwirklicht sehen möchten, zur Verzweiflung. Wenn etwas damit auszurichten wäre, würden sie den Teufel zu Hülfe rufen, um ihm wie die Erschaffung der Schlangen, Fliegen und des schädlichen Gewürms, auch die Kropfdrüse, die Schwanz-Rudimente des Menschen, sammt ihren auf Wartegeld gesetzten Bewegungsmuskeln, den Blinddarm und ähnliche Anhängsel aufzubeißen. Diese neuerdings aufgekommene Disciplin der Dysteleologie oder Unzweckmäßigkeitslehre ist, wie gesagt, ein rechtes Martergebiet und Kreuz für Teleologen, denen dabei nichts übrig bleibt, als sich auf ihre Unwissenheit zu berufen, indem sie vorgeben: man könne nicht wissen, wozu die

Digitized by Google

Kreidedrüse, der Blinddarm ꝛc. im Geheimen vielleicht dennoch gut seien. Ein bekannter Professor hat sie jüngst für überzählige Lappen beim Zuckmückt der Naturwesen erklärt. Partiren, wo mehr Zeug vorhanden war, als der betreffende Embryo braucht. Schon oben deuteten wir an, daß alle diese Unzweckmäßigkeiten sich ohne Schwierigkeiten verstehen lassen, wenn man sie als Rückbildungen ererbter und für die Vorfahren unentbehrlicher Organe auffaßt, weshalb sie, wie z. B. das Haarkleid und das Schwänzchen des Menschen, in seiner jüngsten Daseinsperiode viel auffälliger hervortreten, als später.

„Erkenne dich selbst!“ stand im Delphischen Tempel als Mahnspruch angeschrieben, und der griechische Philosoph Protagoras erinnerte daran, daß das eigentliche Studium des Menschen der Mensch selbst sein müsse. Diese so nahe liegenden Forderungen verhallten lange in den Lüften, und nachdem es lange Zeit für sündlich gegolten, den todten Menschenkörper zu zerschneiden, scheint man es später für überflüssig gehalten zu haben, ihn und seine Entwickelung genauer zu beobachten. Nur so konnte die wahnwitzige Hypothese zur Herrschaft gelangen, daß es gar keine wahre Entwickelung und Neubildung in der Natur gäbe, und daß mit dem Leibe der Eva bereits alle ihre Nachkommen in kleinster mikroskopischer Gestalt vorgebildet und in einander geschachtelt worden seien, für die Schöpfungsgläubigen freilich die einzig consequente und seligmachende Auffassungsweise. Man war so glücklich im Besitze dieses Auskunftsmittels, welches alle Wesen, Pflanzen und Thiere zu eigenhändigen Werken des Schöpfers erhob, daß man gar nicht davon Notiz nahm, als Caspar Friedrich Wolff in Halle vor mehr als hundert Jahren darauf hinwies, daß jedes Naturwesen eine Neubildung sei, deren Theile, wie Jeder mit seinen Augen sehen könne, nacheinander entstünden und zum Theil wiederholten Umwandelungen unterlägen, ehe sie ihre endgültige Gestalt erlangen, daß also von einer Vorbildung (Präformation) keine Rede sein könne. Allein seine Worte verhallten bei den Zeitgenossen vollständig, und erst als Carl Ernst Boer in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts seine epochemachenden Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte der Thiere vollendet hatte, wurde die Bedeutung der Entwickelungsgeschichte für die vergleichende Anatomie und die Philosophie der Zoologie anerkannt.

Diese von Lamarck begründete, durch Geoffroy de St. Hilaire am meisten geförderte Wissenschaft konnte indessen doch erst einen eigentlichen Halt gewinnen und den rechten Nutzen von dem Studium der Entwickelungsgeschichte ziehen, nachdem Darwin seine grundlegenden Forschungsresultate veröffentlicht und die Abstammungslehre wissenschaftlich begründet hatte. Die Darwin'sche Lehre setzt sich aus einer Reihe von Hypothesen und Schlüssen zusammen, die den menschlichen Geist durch ihre Einfachheit und Folgerichtigkeit überzeugen, aber sich doch nicht geradezu durch Thatsachen beweisen lassen, da die Umwandlungen der organischen Wesen, deren Ursachen sie so klar erörtert, ungeheure Zeiträume zu ihrer Verwirklichung und damit auch zu ihrer directen Beobachtung voraussetzen. Die Vorwesenkunde trägt zwar in allen ihren Errungenschaften wesentlich dazu bei, jene mechanische Weltanschauung, die sich auf Darwin'schen Lehren aufbaut, zu stützen, allein diese Wissenschaft ist selber sehr lückenhaft und hypothesenreich. Da traten nun Huxley und Häckel in's Mittel und verwiesen mit Nachdruck auf die Entwickelungsgeschichte und die Beweiskraft der vor unsern Augen am Individuum vor sich gehenden Veränderungen.

Der größte Theil von Häckel's rastloser Thätigkeit ist seither der Begründung des entwickelungsgeschichtlichen Grundgesetzes gewidmet gewesen, welches lautet: Die Entwickelungsgeschichte jedes Lebewesens ist eine abgekürzte Wiederholung seiner Stammesgeschichte, die im Umwesentlichen ungefähr so kann, in den allgemeinen Umrissen aber, auf die es ankommt, getreu ist. Oder mit andern Worten: Jedes Wesen muß den Hauptstadien nach bei seiner Entwickelung denselben Weg einschlagen, den seine Vorfahren allmählich zurückgelegt haben, wobei es, Schlängelpfade vermeidend, wohl mitunter auch querfeldein gehen, im Wesentlichen aber die gebahnten und vorgeschrittenen Wege nicht verlassen kann. Im Grunde ist dieses Gesetz so wunderbar einfach, so natürlich und „gar nicht anders denkbar“, daß man sich schämen sollte, so spät darauf gekommen zu sein. Zahllose Naturforscher haben verfolgt, wie der Froschleim in jedem Frühjahr aus niederer Stufe sich zum Fische entwickelte, ehe er als Frosch an's Land sprang, aber die Wenigsten haben eine Ahnung davon gehabt, daß er damit nur den Sprung wiederholte, den einer seiner Urväter zum ersten Male gethan. Millionen beobachteten an ihren eigenen Nachkommen das herrliche Mysterium von der Entwickelung der Kindesseele, ohne zu fühlen, daß sich hier nur schnell wiederholt, was im Urmenschen unvergleichlich langsamer vor sich gegangen sein muß. Hier und nirgends sonst ist die Lösung des Delphischen Wahrspruches, die alle Fragen der Philosophie in sich begreift, zu finden und höhere Weisheit zu schöpfen, als der Talmud und die ganze Bibliothek der Kirchenväter mit all ihren Geheimnissen und scholastischen Spitzfindigkeiten zusammengenommen enthalten.

Darum muß es als eine folgenschwere Geistesthat bezeichnet werden, daß sich Häckel, alle Bedenken, die das Thema mit sich bringt, niederkämpfend, entschlossen hat, seinen anderen entwickelungsgeschichtlichen Werken eine Anthropogenie oder Entwickelungsgeschichte des Menschen,* die in allgemein verständlicher Sprache geschrieben ist, folgen zu lassen. Denn hier stehen wir nicht mehr vor einem luftigen Gebäude von Hypothesen, sondern vor einer Reihe thatsächlicher Erscheinungen, die selten eine doppelte Deutung zulassen. Da der Mensch, wenn nicht als Unbegriff der gesammten thierischen Schöpfung, so doch als die Krone des Hauptstammes derselben betrachtet werden muß, so erhalten wir in seiner speciellen Entwickelungsgeschichte eine abgekürzte Duodezausgabe der Geschichte des ganzen Stammes. Wie die alten Hofmagier den Fürsten die Reihe ihrer Nachfolger in einem Spiegel zu zeigen pflegten, so geht in den verschiedenen Embryonalstürmen des Fürsten der Schöpfung seine Ahnengalerie in mehr oder weniger getreuen Portraits vor unserem Auge vorüber. Nicht alle Portraits, denn einzelne, besonders die der frühesten Zeiten, sind verdunkelt oder verloren gegangen. Aber die meisten dieser Lücken lassen sich ergänzen, denn jene vermissten Portraits finden sich noch in den Jugendzuständen von Thieren, die einzelnen frühen Vorfahren des Menschen nahe stehen. Eine kurze Heerschau über die von Häckel charakterisirten directen Vorfahren des Menschen möge hier, mit Erwähnung der Erbschaften, die wir ihnen verdanken, eingeschaltet werden.

Der Anfang ist jener Urschleim, von dem schon die alten Philosophen phantasirten, den aber erst die neuere Forschung wirklich aus dem Grunde der Gewässer emporgebracht, eine gestaltlose Gallerte, die unter kriecht, indem sie Schleimfäden ausstreckt, sich nährt und durch Theilung fortpflanzt. Wenn sich in dieser beweglichen Materie ein fester Mittelpunkt, ein Kern abgesondert hat, so haben wir in dieser zweiten Stufe bereits die Urzelle, das individuelle Grundelement, aus dem sich noch heute durch Theilung die gesammte Pflanzen- und Thierwelt aufbaut. Nachdem sie sich zu einem Klümpchen durch wiederholte Theilung vermehrt (dritte Stufe: Maulbeerthier), dann zu einer Kugelflächenschicht (Blasenthier) angeordnet, beginnt die Vertheilung der verschiedenen Lebensfunctionen, die sonst jede Zelle insgesammt verrichtete, auf einzelne derselben, nach dem für die Weiterentwickelung im Zellenstaate, wie in der menschlichen Gesellschaft gleichwichtigen Princip der Arbeitstheilung. Aus der einen Zellenschicht sind dann zwei geworden, von denen die eine als Oberhaut die Vermittlung mit der Außenwelt übernimmt, während der andern die ernährenden Thätigkeiten zufallen, nachdem sich diese Doppelschicht zu einem eiförmigen Sack ausgestülpt hat. Ein schwimmender Magen wäre dieses Thier zu nennen, welches von allen wünschenswerthen Organen zunächst das Darmrohr, als das für sein Gedeihen wichtigste, ausgebildet hat.

Obwohl dieses von Häckel Gastrea benannte Urthier, mit dem die Herrschaft des Magens in der Welt begann, nur noch in der Entwickelungsgeschichte einiger dem Menschenstamme nahestehenden Würmer und Urwirbelthiere vorkommt,** in derjenigen der Menschen aber nur ausnahmsweise noch erkannt werden kann, verdanken wir ihm die Sonderung in Oberhaut und Magen, die sich noch jetzt in dem vorhüpfenden Auftreten zweier Keimblätter bei den Embryonen aller höheren Thiere zu erkennen

* Mit 12 Tafeln, 210 Holzschnitten und 36 genetischen Tabellen. Zweite Auflage. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1875.

** Es ist, seit dieser Aufsatz geschrieben wurde, von Dr. Rauber in Leipzig auch bei höheren Wirbelthieren entdeckt worden.

Digitized by Google

giebt. Auf die Gastrula folgten Urwürmer, denen wir die Anfänge eines Nerven- und Muskel-Apparates verdanken. Die Rückverfolgung dieser Bildungen erklärt oft sehr leicht, was uns bei dem ererbten Zustande höchst merkwürdig vorkommen müßte. So entwickelt sich beispielsweise der Sinnen- und Nerven-Apparat auch der höheren Thiere nicht aus denjenigen Theilen der jungen Anlage, die anderen inneren Theilen zur Grundlage dienen, sondern aus denselben, welche das Fell, die Oberhaut bilden. Allein bei den niederstehen Thieren war die Oberhaut eben Universal-Sinnesorgan, Tast-, Gesichts- und Gehörs-Apparat zugleich, und nur aus Theilen der Oberhaut konnten die äußeren Einwirkungen Organe, wie z. B. die Sonnenstrahlen das Auge, bilden. Von diesen Oberhautvorgangen gingen aber selbstverständlich die ersten Nerven aus, und so ist ihre für den ersten Augenblick überraschende Entstehungsweise aus dem Hautblatte eigentlich nur einfach logisch. Bei den höheren Weichwürmern bildete sich bereits Blutumlauf und ein Gefäßsystem aus, und bei den ältesten Sackwürmern entstand die erste Anlage eines Kiemen-Apparates und der Wirbelsäule. Ehe die Bildung des Thierkörpers so weit vorgeschritten war, hatten sich formenreiche Nebenäste wirbelloser Thiere, die größtentheils statt des inneren Skeletes ein äußeres Schalengehäuse entwickelten, um den Muskeln feste Stützpunkte zu bieten, von dem Hauptstamme abgezweigt, die Ahnen der Weichthiere, Strahlthiere, Insecten ꝛc.

In dem Wachsthume des Hauptstammes, bei dem wir mithin diesen Thieren nicht weiter begegnen, ist insbesondere der Zeitpunkt interessant, wo aus dem Wurm ein Wirbelthier geworden ist. Wir würden diese dem christlichen Demuthsgefühle gewiß mehr als die Affen-Abstammung zusagende Verwandtschaft mit den Würmern kaum geahnt haben, wenn nicht glücklicherweise ein später Abkömmling der zahlreichen Sippschaft der Urwirbelthiere im sogenannten Lanzettfischchen bis auf unsere Zeiten gekommen wäre. Dieses gehirnlose Rückenmarksthier, welches im Sande der meisten Meere lebt, verdient vollkommen jene ehrfurchtsvolle Betrachtung, die man Hädel so verübelt hat, denn wenn dieser letzte Mohikaner sich nicht der vergleichenden Untersuchung aufgespart hätte, würden wir schwerlich jemals zur Kenntniß der directen Ahnenreihe des Wirbelthierstammes und also auch des Menschen gelangt sein.

Der nächst höheren Abtheilung von Urwirbelthieren, von denen die Neunaugen späte Abkömmlinge sind, verdanken wir die Sonderung der äußeren Sinnesorgane und die Anfänge des Gehirns; den Urfischen, von denen ebenfalls noch einige Vertreter leben, die Bildung der äußeren Gliedmaßen. In der That, bei den Fischen gewahren wir zuerst ein Urbild unserer Körpergestalt mit den beiden vorderen und den beiden hinteren Extremitäten, die aber vorläufig noch vielgliedrig sind. Die Verminderung der Endgliedmaßen auf fünf, die Ausbildung der Decimalrechnung und die Ursache, daß wir hundertjährige Jubiläen feiern, trat zuerst bei Festlandthieren, den Ur-Amphibien auf, bei denen auch die Umwandlung des Kiemenapparates in Schädeltheile und der Schwimmblase in eine Lunge vollendet wurde. Wir zählen die zehn Mittelglieder zwischen Urfisch und Mensch, die Häckel anführt, nur einfach auf, es sind: Molchfisch, Kiemenlurch, Schwanzlurch, Uramniot, Stammsäuger, Beutelthier, Halbaffe, Schwanzaffe, Menschenaffe, Affenmensch, wobei wir von den vielen Seitenzweigen nur einen der heute artenreichsten, das Vogelreich, nennen, welches sich unmittelbar von den Schwanzlurchen ableitet.

Alle diese Vorstufen muß das höhere Wirbelthier, wie gesagt, bei seiner individuellen Entwickelung durchmachen, und dabei jedesmal von der einfachen kernlosen Zelle anfangen. Es muß in gewisser Beziehung gehirnloser Wurm, Fisch ꝛc. werden und in derselben Reihenfolge wie der Stamm selber Muskel-, Nerven- und Gefäßsystem ausbilden, wobei um so weniger Unterschiede zwischen den einzelnen Wirbelthieren merkbar sind, je jünger die Entwickelungsstufen sind, die man vergleicht. Es giebt Augenblicke im Leben des noch ungeborenen Menschen, wo er von den allerniedrigsten Thieren, und solche, wo er von den Anfängen eines Fisches nicht zu unterscheiden ist. Zwischen Affen und Mensch sind auch in den letzten Entwickelungsstadien kaum irgend welche anatomische Unterschiede nachweisbar. Den gefühlvollen Seelen, die sich am meisten vor ihren nächsten Verwandten im Thierreiche scheuen, geben wir gern die beruhigende Versicherung, daß wir keine unserer heute lebenden Affenarten als Eltern zu ehren brauchen. Es sind ungeschlissene, verkommene Vettern, deren wir uns wirklich mitunter schämen müssen. Unsere Ureltern wogen wir uns als stille manierliche Waldmenschen vorstellen. Jedenfalls dürfen wir stolz darauf sein, es ihnen gegenüber so erstaunlich vorwärts gebracht zu haben, und uns erinnern, daß diese Erkenntniß uns dazu fühlen muß, dem Fortschritte als dem höchsten Gesetze der Natur und als einer Art von Religion zu huldigen. Besser, sich von einem unvernünftigen Thiere zu dem über seine Abkunft philosophirenden Menschen aufgefliegen zu wissen, als sich von dem götterglichen Adam zu einem abergläubischen Fetischanbeter herabzuwürdigen. Weit entfernt, daß die sich verbreitende Welt anschauung den Menschen verthieren und edleren Regungen abhold machen könnte, wird sie alle in ihm noch schlummernden Keime zu entfalten streben, denn ein Fortschreiten zum Vollkommneren ist ja ihr Grundgedanke.

Carus Sterne.

Dichter und Rathswachtmeister.

Auf dem Friedhofe von Jena, nach dem wir die Leser dieser Blätter schon öfter geführt haben, steht hart an der Ostwand der St. Johanniskirche ein aus Sandstein geformter Gedenkstein, der in goldenen Lettern dem unter ihm Gebetteten folgendes Distichon nachruft:

Jenas edelstem Sohne, deß goldenem Munde entströmte
Treu im Frieden und Krieg manches unsterbliche Lied.

Ueberrascht von diesem hohen Lobespsalter, der dem Schläfer unter der Erde nicht bloß unsterblichen Dichterruhm nachredet, sondern ihn auch unter die Edelsten einer Stadt reiht, die der edlen Söhne so viele schon gehegt, forscht der Leser nach der Person des also Gepriesenen und findet auf dem Steine einen Namen verzeichnet, den er wohl selbst noch nie vernahm und nach dem er vergebens die Literaturgeschichten und Nachschlagebücher durchsuchen würde. Der Name lautet: Wilhelm Treunert.

Wenn er selbst auferstünde und sein eigener Leser würde, gewiß, der schlichte Mann schüttelte sein breitgestirntes Haupt und seinem vollippigen, einst so liederreichen Munde entströmte ein: „Zuviel, Ihr Freunde, zuviel!“ Aber trotz dieser starken Ueberschwenglichkeit einer liebevollen Pietät war immerhin dieser Wilhelm Treunert eine echte Poetennatur. Und wenn nach einem, wenn wir nicht irren, Goethe entstammenden Ausspruche jedes gute Gedicht ein Gelegenheitsgedicht ist, so war er auch ein guter Dichter, der sich den unbekannten und namenlosen Schöpfern unserer Volkslieder würdig zugesellt. Dann aber — und daß dem also sei, davon hoffen wir den Leser noch zu überzeugen — ist es gerecht, daß die Nachwelt mehr von ihm erfahre, als sie seither wußte, und die „Gartenlaube“ wieder eine jener stillvergessenen Ehrenschulden abtrage, deren sie schon so viele gezahlt.

Daß Treunert nicht ein großer Dichter wurde, daran ist neben der Bescheidenheit seines eigenen allem Vordrängen abholden Wesens vielleicht nur das Eine schuld, daß ihm, „des Volkes armem Sohne“, jene geistige Durchbildung versagt blieb, deren selbst das größte Genie zu einem wahrhaft vollendeten Schaffen nicht entbrechen kann.

So sind überhaupt nur — die Masse thut es ohnedies nicht — drei Bändchen Gedichte und ein „Rundgemälde von Jena“, eine größere Dichtung in vier Gesängen, welche Treunert schüchtern in die Welt gehen ließ. Das erste erschien 1836 auf Anbrängen von Freunden und Gönnern, das zweite 1852 in Folge eines ehrenden Nachrufs der Dorfzeitung, welche den Dichter bereits den Todten zugesellt hatte, um, wie er sagt, kund zu thun, daß er noch lebe, und das dritte 1862 als sein wahrer Todesstrauß, besorgt von Freundeshand kurz nach des Dichters Ableben. Die ganze Sammlung trägt den Titel „Mein Gärtchen an der Saale“. Wenn darin auch nicht, wie der Dichter meint, „schön'rer Zone

Digitized by Google

Blüthen am Kunstspaliere prangen", so finden sich dort desto mehr jener „frischen Wiesenblumen", auf welchen der Himmelsthau echter ungekünstelter Poesie liegt.

† Wenn er sein Gärtchen an die Saale verlegt, so dentet er damit selbst an, daß die meisten seiner Gedichte auf einem rein localen Boden entsprossen sind. Und so war es auch. Treunert war in erster Reihe der Dichter seiner Vaterstadt, er war der Stadtpoet von Jena. Sein Ehrgeiz fand darin volle Befriedigung. In den fünfzig Jahren, da er in Jena lebte und dichtete, ist wohl kaum Jemand von irgend welcher Bedeutung dort zu Grabe getragen worden, dem er nicht einen letzten Reim in's Grab nachgesungen, so daß die Todten um ihn her es fast nöthiger gehabt hätten, ihm zu danken, als die Lebendigen. Keine Hochzeit wurde in den bürgerlichen Kreisen Jenas gefeiert, der nicht Wilhelm Treunert in einem gedruckten „Carmen" eine poetische Folie verlieh. So vieler anderer privater Veranlassungen nicht zu gedenken, ertönte zu den Festessen und Stiftungstagen der mannigfachen geschlossenen Gesellschaften nach „bekannter Melodie" das Festlied aus Treunert's Feder. Die Jenaer Universität hat es schon aus chronikalischem Interesse nicht für unwerth gehalten, die zwei starke Foliobände und einen Quartband bildende Sammlung dieser Gelegenheitsgedichte ihren Regalen einzuverleiben. Obwohl hierbei oft mehr das liebe Brod, als die innere Weihe den dichterischen Impuls lieh, wußte Treunert doch der trockenen Vorlage in vielen Fällen eine poetische Seite abzugewinnen und dem Alltäglichen das Sonntagskleid der Poesie überzuhängen oder doch einen frischen kecken Humor hineinzuwerfen, wie zum Exempel in einem Festlied zum Martinsessen der Schützengesellschaft (1840), in welchem er eine kühne Verbindung zwischen Doctor Luther und der Martinsgans herstellte, indem er anführte, wie jener die Gänse, namentlich ihre Schwänze und Schwingen gar hochgehalten habe, denn

D'raus nahm er sich die Waffen,
Wamst er Tück und Trug
Der hinterlist'gen Pfaffen
Totaliter erschlug;

und dann fortfährt:

Von einer tück'gen Feder
In einer tück'gen Hand
Wird früher oder später
Die Lüge überwannt;
Und um der Thorheit Gänse
In Stürmen frei und frisch,
Gilt mehr als Schild und Lanze
Ein guter Federwisch.

Mit jedem Neujahr sandte er unter der Firma „des Höchstgestellten" im Orte, des hoch oben in der grünen Haude des mächtigen Michaeliskirchthurms thronenden Stadtthürmers, einen poetischen Gruß an sein liebes Jena, dem er mit der Treue eines Kindes anhing. Wie poetisch es ist, wenn er da diesen Thürmer sagen läßt:

Alltäglich tönt bei Nacht und Tag
Mir in das Ohr der Glocke Schlag;
Alltäglich ruft ihr Mund mir zu:
Mensch, wie mein Schall vergehest du.

Doch wenn ein Jahr nun ist vollbracht
Und Zwölfe schlägt's um Mitternacht,
Dann tret' ich still an's Fensterlein
Und schaue in die Nacht hinein.

Da unten Dunkel nah und fern,
Da oben leuchtet Stern an Stern,
Und nun mich her ein leises Wehn,
Als hörte man die Zeit vergehn.

Ich blicke sinnend lang' hinaus,
Dort unten kenn' ich jedes Haus
Und die d'rin wachen oder ruhn —
Ich will für sie das Beste thun.

Ich will mit festem Gottvertrauen
Dem neuen Jahr entgegenschauen,
Will heten, daß es allerwärts
Recht froh begrüße jedes Herz.
u. s. f.

Auch sonst umrankt er fast alle großen und kleinen Ereignisse seiner berühmten Vaterstadt mit den Blüthenzweigen der Poesie. Da gilt sein Gruß bald dem betonnten Fuchsthurme, der jetzt der Waller reiche Menge wieder schaut, wie sie einst zum Marienbilde nach Ziegenhain pilgerte, nur ist ihr Heiliger jetzt Gambrinus und sein Heilmittel das „gelbe Bier", bald den Linden, welche Jena im duftenden Kranze umgeben, bald der Nixe der Saale, die nur sein Dichterauge leibhaftig geschaut. Bald fällt sein Blick auf das immerblühende Röschen am Pulverthurme, das trotz aller herbstlichen Mahnung nicht zu Bett gehen will, bis der Winter es gewaltsam mit seiner weißen Decke zudeckt. Vor Allem aber sind es die Jena kesselartig umschließenden eigenartig geformten Berge, namentlich in ihrer kleidsamen Sommertracht, „den grünen Rock voll Blüthensterne mit goldnem Rüschenband gestickt", die er feiert. Ja, er unterninmt sogar das bedenkliche Wagniß einer poetischen Ehrenrettung des auf ihnen gebauten Weines. Das „große Wasser", von welchem das Saalthal vielsache Heimsuchung erleidet, begeistert ihn zu einer hübsch erfundenen Legende.

Die Natur ist es überhaupt, welche seiner dichterischen Phantasie die meiste Nahrung verleiht. Ihr hängt sein Herz mit ganzer Liebe an. In den „Blättern von der Saale", dem Jenaer Localblatt, begrüßte er alljährlich im Frühlinge ihr Erwachen und im Herbste ihren Schlummer, während der Winter den Born seiner Dichtung fast immer verschloß oder nur Seufzer der Sehnsucht ihm entlockte. Schon das erste blaue Fleckchen am Januarhimmel nährt seine Seele mit Lenzeshoffnung, denn:

Das ist ein blaues Fensterlein,
Da guckt der Himmel blinzelnd 'rein.

Er fragt die Erde: Ist es Zeit?
Doch sie im weißen Schlummerkleid,
Sie bittet leise: Schweig doch still!
Ich noch ein Veilchen schlafen will.

Da schiebt er's Fenster wieder zu
Und spricht: So träume denn in Ruh!
Doch wird es nicht mehr ferne sein,
Dann komm' ich und du bist du mein.

Wen erinnerte dieses Gedicht nicht an die alemannischen Dichtungen Hebel's, der es auch liebt, der todten Natur Sprache und Person zu geben.

Wenn der Frühling in's Land gekommen ist, dann jauchzet Treunert's Dichterherz laut auf. Verschwenderisch theilt der Lenz seine Gaben aus an Alle, auch an die Armen und Kranken, nur zwei Herzen gehen dabei leer aus, da sie schon selbst Alles haben; das eine ist das Herz das von dem Himmelsglanze der ersten Liebe erfüllt ist, und das zweite ist das reiche Dichterherz, das in seinem Lied dem Frühling selbst erst seine Wonnen alle lieh. Aus dieser kindlichen Hingabe an die Natur hatte sich Treunert auch einen rührend frommen Glauben gewonnen und bewahrt. Er fand in dem Walten der Natur überall die Daseinsspuren der Gottheit, eine Vertrauen erweckende Schöpfergüte und ein Aufgehen des Irdischen im Ewigen. Da ruft er am Frühlingssonntag aus:

Schwebe mir, mein leises Beten,
Zu des Himmels Aether hin,
Bis zu ihr der ew'gen Güte,
Die so groß in jeder Blüthe,
Als im Weltall ruft: Ich bin.

Auch über den harten Schmerz, den er beim Verlust des erstgeborenen Kindes seiner geliebten Pflegetochter empfand, half ihm dieser Glaube trösten hinüber. Das Gedicht: „Das kleine Grab" überschrieben, würde allein schon hinreichen, Treunert's Dichtertalent zu kennzeichnen. Es lautet:

Ein Kindergrab, so niedrig und so klein!
Ein von der Erde kaum erhobner Hügel!
Hoch über ihn hinweg im Sonnenschein
Taucht auch der Schmetterling auf seinen Flügel.

Und doch ein Berg, ach! ein Gebirg sogar,
Das weithin strecket seine dunkeln Schatten.
Wo ist die Aussicht, die so lieblich war?
Wo sind die weiten hoffnungsgrünen Matten?

Wo ist nun ferne Höh'n der milde Glanz?
Die Blüthenpracht, beseelt vom Gotteshauche?
Ach! Alles hat das kleine Grab in ganz
Als hoher Berg verdeckt dem Menschenauge!

Doch tritt hinauf! — Hoch über Zeit und Raum
Trägt die geheil'ge Höh den Blick hinüber,
Und keinen Schatten wirft der Erdenraum
In dieses Licht der Ewigkeit herüber.

Es führet hinauf des Glaubens Zuversicht:
Der Liebe geht die Liebe nicht verloren,
Auch unser lieber kleiner Schläfer nicht. ꝛc.

Digitized by Google

Nun ist wohl auch die Neugier gerechtfertigt, die begehrt, Etwas über unseres Dichters persönliche Verhältnisse zu erfahren.

Wilhelm Treunert war ein Kind des Volkes in des Wortes herbster Bedeutung. Seine Mutter war „Aufwärterin bei Studenten“ und erhöhte diesen kargen Verdienst durch Schreiben von Mahn- und Gevatterbriefen sowie durch Gelegenheitsgedichte, die sie gleichzeitig auch an ihre Adressen besörderte. Die Geschichte seines Vaters verliert sich in Mythe und Legende.

Seine Mutter war bis zu seinem zehnten Jahre seine eigene und einzige Lehrmeisterin im Rechnen, Schreiben, Lesen. Darüber hinaus ging ihre Bildung nicht. Und das war zu jener Zeit für eine Tochter des Volkes immerhin schon viel. Neben diesem Mangel an eigentlicher Schulbildung entbehrte auch sonst noch Treunert's Kindheit und erste Jugend aller Freude und all des gewöhnlichen Kinderglücks. Seine Mutter wurde durch ihre Erwerbsgeschäfte den ganzen Tag über dem Hause entfremdet. Sie ließ den armen Knaben, als er kaum aufrecht stehen konnte, ganz allein in der verschlossenen Stube zurück, nachdem sie ihm am Morgen die karge Tagesnahrung hingesetzt hatte. Wahrhaftig rührend klingt die Schilderung, welche Treunert in einem seiner späteren Gedichte von dieser Verödung seines Kindeslebens entwirft:

Ein Knabe war so arm und bloß,
Daß seine Mutter ihn verschloß,
Zum Ausgeh'n fehlten ihm leider
Die allernothigsten Kleider.

Und Fensterscheiben trub und blind
Die zeigten kaum dem armen Kind,
Das täglich eingeschlossen,
Die spielenden Jugendgenossen.

Wie fehnt es sich, wie härmt es sich,
Wie weint es oft so bitterlich,
Wenn draußen die Gassen blinkten
Und hell und freundlich winkten.

Doch eines Tages, wunderbar,
Ein andrer Knabe bei ihm war,
Geschmückt mit weißen Gewändern,
Und gold'nen, grünen Bändern.

Er kam wohl auf dem Sonnenstrahl?
Man wußt' es nicht; doch alle Mal,
Wenn er kam zu dem armen Knaben,
Sie prächtig gewiesen haben.

Der Engel, der zu dem armen einsamen Knaben kam, war der Engel der Poesie. Die Einsamkeit wurde die Nahrmutter seiner Phantasie. Und daß er sich diese Einsamkeit oft selbst noch vereinsamte, daß er, wie alle phantasiebegabten Kinder, sin die Poesie der stillen Winkel schwärmte, davon meldet ein Ereigniß, das einmal das Stilleben seiner Kindheit unterbrach. Als seine Mutter eines Abends heimkam, fand sie den Knaben in der Stube nicht vor. Schreiend und wehklagend länft sie auf die Straße und bietet die Nachbarschaft auf. Da findet sie endlich nach längerem Suchen den Knaben in einer Ecke unterm Bette sitzend und still und ruhig schlafend.

Indeß hatte unser kleiner Wilhelm außer dem Engel, der täglich zu ihm kam, auch noch einen reellern Spielgenossen. Das war ein zahmer Hamster. Seine Liebe für diesen einzigen Freund, für dieses einzige Besitzthum seiner Kindheit war eine so zärtliche, daß, als die Franzosen nach der verhängnißvollen Schlacht im October 1806 sich anschickten, die Stadt Jena zu plündern, er den kleinen vierfüßigen Freund in einen Topf steckte und mit ihm nach dem Dorfe Ziegenhain flüchtete. Er hat den Herren Franzmännern diesen Schreck, den sie seinem armen Hamster eingejagt, später, als er 1814 als Freiwilliger des weimarischen Jägerbataillons mit nach Frankreich zog, mit Pulver und Blei redlich wieder heimgezahlt.

Erst im zehnten Jahre, nachdem seine Mutter inzwischen sich verheirathet hatte, bekam der Knabe den Zutritt in die städtische Bürgerschule, sowie gleichzeitig den von ihm reich ausgebeuteten Genuß einer im Besitze seines Stiefvaters befindlichen Leihbibliothek. To brach nun das Dichtergemüth sich auch nach außen Bahn. Das Talent des Schülers erregte die Aufmerksamkeit der Lehrer. Einer unter ihnen nahm ihn in sein Haus und in seine Privaterziehungsanstalt und gewährte ihm später sogar den Besuch des Hildburghäuser Gymnasiums. Aber es war nur ein kurzer Lichtstrahl, der in den Bildungsgang Treunert's hineinfiel; veränderte Verhältnisse in der Familie seines Gönners entzogen ihm dessen weitere Unterstützung. Er kehrte nach erst einjährigen Besuche der höhern Schule wieder nach Jena zurück und wurde nunmehr statt ein Meister und Herr nur ein Handlanger des Geistes. Er ergriff den Nahrungszweig seines Stiefvaters: er wurde Buchdrucker. Der Engel seiner Kindheit aber, die Poesie, wich nicht von seiner Seite und suchte ihm die einförmige Arbeit zu versüßen.

Der ihm wenig zusagenden und darum auch wohl nicht mit rechtem Fleiße geübte Beruf ernährte ihn nur kümmerlich. Er litt oft Noth. Da konnte es wohl geschehen, daß er auf dem Theater der „Grünen Couleur“, einer Privatgesellschaft junger Bürger, Kotzebue's „Armen Poeten“ mit seltener Wahrheit spielte. Der arme Poet — er war es ja selbst.

Zuletzt meinte da doch die gute Stadt Jena, daß ihr Dichter eine Erkenntlichkeit, oder wie man heute sagen würde, eine Dotation verdiene. Sie ging also in sich und beschloß, ihm die eben — im Jahre 1845 — vacant gewordene Stelle eines — Markt- und Rathsnachtwächters zu übertragen. Dichtkunst und Polizei! Es konnte wohl kaum eine bedenklichere Ehe geben, als die zwischen diesen Beiden. Von vielen Seiten machte man auch den armen Candidaten auf die mißlichen Aussichten derselben aufmerksam. „Die Stadt,“ schrieb dieser damals an einen auswärtigen Freund, „betrachtet meine Wahl als ein Ereigniß. Alle Gesellschaften theilen sich darüber in Parteien, und es wird mir verdacht, mich gleichsam zum Polizeidiener gemacht zu haben. . . . Boshafte Menschen machen mich fortwährend darauf aufmerksam, daß ich auf dem Markte die Butter wiegen, den Wein ausrufen, in den Schenken Feierabend ꝛc. bieten muß . . . Ja, wenn die guten Leute nur wüßten, wie kläglich die Aussichten eines armen Buchdruckergehilfen jetzt sind!“ Auch der gestrenge Herr Stadtrichter wollte von dieser Poetenwahl durchaus nichts wissen. Als die Väter der Stadt aber doch auf der Versorgung ihres Dichters bestanden, begrüßte er den neuen Untergebenen immer wieder mit den Worten: „Nur keine Poesie! Nur die Sache ganz prosaisch betrachtet!“ Indeß fand sich Pegasus diesmal ganz leidlich in sein Joch und hat es auch ehrlich getragen bis an's Ende. Wenn es ihn einmal zu sehr drückte, so tief der Dichter auf seine Berge oder hoff sich mit der Poesie, oder er rief den Humor zu Hülfe, der freilich oft ein verzweifeltes Gesicht trug, wie in folgendem Reime:

Wasser soll ich bringen, wird nur anbefohlen!
Nun, du armer Dichter, das beserg' in Ruh'!
Denn in deinen Reden, sag' es unverhohlen,
Trinkt du ja den Leuten längst schon Wasser zu.

Diese gegenstöhlichen Thätigkeiten trugen sich auch über auf des Mannes äußere Erscheinung. Der Verfasser dieser Skizze kann sich derselben noch wohl erinnern. Namentlich ist sie ihm gegenwärtig in der von Treunert selbst einmal geschilderten Stellung, wie er die schwere Marktpreistafel am Rathhause, neben der sogenannten Zeise (ein Localausdruck für Aexte), mit ohne stillen Seufzer aufsing und dann durch seine großen Brillengläser mit gutmüthig lächelnden Augen den aufmerksamen Knaben betrachtete, um kurz darauf mit einer gelehrten, oft der lateinischen Anrede dessen Existenzen zu wecken. Seine unterstrichte kräftige Gestalt, das vorgebeugte Haupt, eine gewisse Würde und Wohlgesetztheit seiner Rede, die Medaille am Rocke und der behuopte dicke Rohrstock in der Hand — dies Alles ließ in ihm weit eher den Herrn Bürgermeister sehpt vermuthen als seinen Diener.

Seinem im Jahre 1861 erfolgten Tode ging ein längeres Siechthum voraus. In Folge einer unglücklichen kinderlosen Ehe — er lebte in den letzten Jahren ganz getrennt von seiner ihm nicht gleichgearteten Frau — war seine Häuslichkeit längst verödet. So schlug er sein Schmerzenslager im allgemeinen Krankenhause auf. Nur eine inzwischen auch verheirathete Pflegetochter erleichterte ihm die Leiden seiner letzten Tage. Eine hohe Frau, deren Verehrung er zeitlebens einen schwärmerischen Cultus geweiht hatte, die Großfürstin Großherzogin Marie Paulowna, der „Schutzgeist des Landes“, war ihm kurz zuvor im Tode vorangegangen.

Von seiner Schmerzensstatt aus sandte er noch seinen

Digitized by Google

„Gruß zur Schiller-Feier", obwohl die herbstliche Natur ihm schon die trüben Todesgedanken erweckte:

Die letzte Schwalbe flog vorüber
Und rief: „Komm mit, Du kranker Mann!
Wir ziehen in ein Land hinüber,
Wo Dich der Frühling heilen kann."
Vom Baum die letzten Blätter sanken
Und riefen: „Komm, Du kranker Mann!
Wir ziehen hin, wo allen Kranken
Die Mutter Erde helfen kann."
Was Schwalbe mir und Blätter sangen —
Verklungen ist's, ich bin noch hier.
Wollt' doch, ich wäre mitgegangen,
Es fände selber wohl mit mir.

Von diesem Schmerzenslager aus sandte er auch seinem geliebten Jena noch seinen letzten Neujahrsgruß. „Lieber Euch einander in Frieden!" So läutete der Schlußstrein. Es war die Parole seines ganzen Lebens gewesen. Aber der Tod kam auch jetzt noch nicht. Es geschah dies wohl auf die Fürbitte des Frühlings. Er, den er stets so hoch gefeiert und warm besungen hatte, er wollte ihm noch einmal die Gnade seines Anblicks gönnen, den Reichthum seiner Gaben zeigen. Aber der müde kranke Dichter begehrte nicht mehr nach seinem Glanze, wies die Gaben von sich.

Ach, Mutter Erde, schicke mir
Nicht deiner Blumen Frühlingsgabe!
Gieb lieber mir ein Stück von dir,
Ein Stückchen nur zu einem Grabe.
Ein Grab! Dann werden Blumen auch
Auf des Erblühten Hügel blüh'n,
Und ruhig wird der Wehmuth Hauch
Der treuen Lieben um ihn zieh'n.

Nach diesen Lauten der Wehmuth verstummte der Mund des Dichters, und als der Frühling gegangen war, gab ihm die mütterliche Erde das begehrte letzte Geschenk, das schmale Stückchen Raum, in dem sie ihn bergend aufnahm, sie, die ewig reiche — den armen kranken Poeten.

Fr. Hetzig.

Prachtstück altdeutscher Architectur im Norden.

Im vielgerühmten und mehr noch geschmähten Danzig wird sich ein Fremder heute vergebens nach mancher ihm als charakteristisch genannten Eigenschaft der alten Stadt mit Aug' und Nase umthun. Keine unschönen Vorbauten engen mehr die Straßen ein. Die tiefen, mit Bohlen bedeckten Trummen und grabenartigen Rinnsteine, deren Miasma, in Verbindung mit dem berüchtigten schlechten Wasser, die Einwohnerschaft alljommerlich decimirte — der Schrecken Aller, die geliebter Schlendrian nicht daran gewöhnt hatte —, haben der Canalisation weichen müssen. Trottoirs durchziehen die sauberen Straßen, zu denen reine Luft jetzt ungehindert Zutritt hat; wüste Plätze sind zu Gartenanlagen umgewandelt, und statt der alten Pumpen spenden gußeiserne Ständer mittelst Röhren von Pranzenau hergeleitetes krystallklares Quellwasser, das in den Häusern durch natürlichen Druck bis zu den höchsten Stockwerken hinaufsteigt. Seitdem dieses reine, köstliche Wasser der Stadt zugeführt ist, hat sich ihr Gesundheitszustand bedeutend gehoben. Keine Epidemie, selbst nicht die Cholera, fand auf diesem ihrem alten Lieblingsplatze seitdem eine Stätte, so drohend sie auch zu wiederholten Malen herangezogen kam.

Diese Wasserleitung und die Canalisation sichern dem Oberbürgermeister von Winter vor allen anderen humanen Einrichtungen seiner Verwaltung ein dankbares Andenken in Danzig für alle Zeiten. Sie sind, sein eigenstes Werk, das er unter tausendfältigen Schwierigkeiten und Hindernissen, mit zäher eisernen Willenskraft und Ausdauer, die man auch in weiteren Kreisen an ihm kennt, vollführte. Neue, hohe, helle Schulhäuser in allen Stadttheilen legen zugleich Zeugniß davon ab, daß des meisterhaften Organisators Walten sich nicht mit der Förderung des materiellen Wohls der Stadt allein begnügte, sondern ihrem intellectuellen Gedeihen die gleiche Sorgfalt widmete. Unter ihm hat Danzig eine neue, intelligentere Physiognomie erhalten.

Aber dem Schaffen von Luft, Licht und Raum für den gewaltigen, drängenden treibenden Verkehr der Jetztzeit ist auch eine charakteristische Schönheit der Stadt zum Opfer gefallen. So schmerzvoll Danzig seine Beschlöge mit den kunstvollen Balustraden von Stein und messinggezierten Eisengittern, den gewaltigen Löwen und Granitkugeln an den Ausläufern ihrer Steinstufen dem allgemeinen Interesse geopfert hat, so schmerzlich wird sie der Gast vermissen, der Auge und Verständniß für diese seltenen architektonischen Schätze hatte, die stolz-trotzig den Sinn des alten Danziger Patricierthums illustrirten, das gleich dem Sohne Alt-Englands sprach: „Mein Haus ist mein Schloß."

Was in stilleren Straßen davon erhalten ist, genügt auch heute noch, das Auge des kunstverständigen Fremdlings zu entzücken, aber es kann ihm nur noch einen unvollkommenen Begriff von dem geben, was z. B. die Langgasse früher bot. In ihr, als der Hauptverkehrsader der Stadt, hat am Ersten gänzlich damit aufgeräumt werden müssen.

In seinem Franziskanerkloster zählt Danzig jedoch jetzt mit gerechtem Stolz einen architektonischen Kunstschatz mehr. Die majestätische Marienkirche, die sich wie eine Sphinx über das Häusermeer der Stadt erhebt und ihre zahlreichen kleineren, aber gleichfalls merkwürdigen Schwestern, das Rathhaus mit seinem schlanken Thurm, der gothisch aus der Hauptfacade aufsteigt, und dann halmartig zur Spitze wächst, die zum Reizendsten und Anmuthigsten gehört, was der Styl der Renaissance geschaffen hat, der trotzige Stockthurm, das Zeughaus mit seinen Giebeln und reichgegliederten Facaden, die imposante Halle des Artushofes, das Hohe, das Langgasser-, das Grüne Thor, — das Alles ist dem Kunstverständigen in weitester Ferne, gleich den Monumenten Roms bekannt; von dem Franziskanerkloster in Danzig aber berichtete ihm bisher kein kunstgeschichtliches Werk. Und das ist natürlich, denn erst der neuen Zeit war die Entdeckung seiner kunsthistorischen Bedeutung, der allerneuesten sein Auferwecken aus Schutt und Grans zu verjüngter Schönheit vorbehalten.

Wohl nur wenige Fremde, die in den letzten Jahrzehnten Danzig besucht haben, entsinnen sich des armselig genug aussehenden ruinenhaften Gebäudecomplexes neben der Trinitatiskirche in der Fleischergasse, der an der Südseite von einem wüsten, trümmerbesäeten Platze begrenzt war, welcher bei dem großen Brande von 1857 seine Mauer eingebüßt hatte, und nur durch einen abschealichen Bretterzaun von der Straße getrennt war. Es sei denn, ein glücklicher Zufall habe sie mit dem silberhaarigen kleinen freundlichen Manne bekannt gemacht, der seit 1845 sich darin mit den Anfängen eines Museums eingenistet hatte und der Genius loci der Klosterruine geworden war, wie Passarge ihn treffend in seinen Reiseskizzen „Aus dem Weichselbelta" nennt. Dann freilich waren sie bereits eingeweiht in die Wunder, die jene altersschwarzen, geborstenen Mauern bargen, wußten sie von den Schätzen, die dort ihrer Hebung harrten, trugen sie wohl gar selbst zu dieser Hebung bei, indem sie auf des Genius Geheiß einige von den Ziegelsteinen mit sich fortnahmen, die der Unermüdliche von dem Mauerwerk losgebrochen hatte, wodurch Jahrhunderte die Gewölbe der Hallen und Kreuzgänge des Klosters entstellt hatten.

Blättern wir, ehe wir seine Hallen betreten, einen Augenblick in den geschichtlichen Aufzeichnungen dieses Klosters, welches im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts unter dem Erzbischof Theodorich von Köln von den Barfüßlern des Franziskanerordens gegründet wurde. Seine Geschichte ist die der meisten Klöster des Mittelalters: zuerst war es eine Pflanzstätte der Aufklärung und Bildung, dann ein Heerd der Entartung und des Lasters.

Die Mönche hegten und pflegten in der ersten Zeit Künste und Wissenschaften. In dem sogenannten Palatium, über dem Kreuzgange des nördlichen Flügels gelegen, hatten sie eine Zuchtschule gegründet, an der selbst der Guardian Nicolaus Lachmann unterrichtete und aus der bedeutende Männer hervorgegangen sind.

Aber die Blüthe des Klosters war nicht von Dauer. Die Mehrzahl der Brüder gab sich Ausschweifungen hin und sachte dadurch den stillen Groll der protestantisch gesinnten Bevölkerung

Digitized by Google

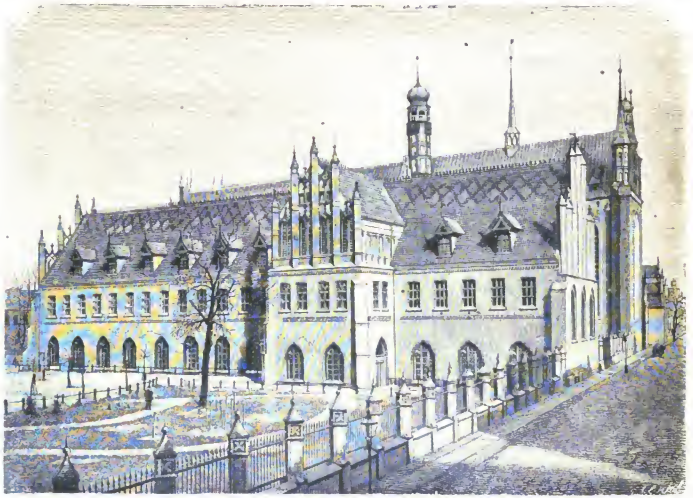
der Stadt zu heller Flamme des Hasses an, der es trotz des Beistandes von Sigismund August und des Bischofs Mathias von Cujawien nicht lange zu widerstehen vermochte. Am 30. September 1555 fand seine Uebergabe durch den Guardian und Custos der Minoriten in Preußen, Johannes Rollau, an den Rath statt, der 1557 darin ein Gymnasium, als „Bollwerk und Pflanzstätte der neuen Lehre", einrichtete. Bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1806 wirkte die Lehrthätigkeit protestantischer Professoren ungestört in den alten Klosterräumen. Da aber wurde ein Theil derselben zum Lazareth für das preußische Militair eingerichtet, und 1811 nahmen die Franzosen das ganze Kloster zu gleichem Zwecke in Beschlag. Von dieser Zeit datirt sein Verfall.

Die schönen Säle und Kreuzgänge wurden durch Einbauten zu Krankenzellen und Wirthschaftsräumen umgeschaffen. Es blieb Garnisonlazareth, nachdem Danzig an Preußen zurückgefallen war, und ging schließlich als Montirungskammer seinem gänzlichen Ruin entgegen. Es wäre verloren gewesen, wenn ihm nicht in dem 1845 als Lehrer der Sculptur an die Kunst- und Gewerbeschule zu Danzig berufenen Bildhauer Rudolph Freitag jener schützende Genius geworden wäre, der für die alte unter Schutt und Graus verborgene Pracht seines Innern in heller Begeisterung entbrannte und es sich zur Lebensaufgabe machte, angespornt durch die Ermunterungen, die ihm dazu von Seiten des kunstliebenden Königs Friedrich Wilhelm des Vierten wurden, für die Erhaltung des Kunstbaues zu Kunstzwecken zu werben und zu wirken.

Der östliche Kreuzgang mit Einblick in die ehemalige Bibliothek.

Der Gouverneur von Danzig, von Rüchel-Kleist, und dessen Nachfolger, von Grabow, vergönnten ihm und den Anfängen seiner Sammlung vaterländischer Kunstproducte in einigen Räumen des Klosters eine Heimstätte, wo er hauste, bis nach einer Reihe von Kämpfen zwischen den Ministerien des Krieges, des Cultus und der Justiz, unter sich und mit der Stadt um den ruinenhaften Bau, auf die einzugehen hier nicht der Ort ist, endlich letztere denselben als Eigenthum mit der Verpflichtung übernahm, seine kunsthistorischen Räume in angemessener Weise für Zwecke des Unterrichts und der Kunst wiederherzustellen.

Es ist wesentlich zweien Männern, ihrer Energie und Pietät für die Vermächtnisse der großen Vergangenheit der Stadt und ihrer Geschichte zu verdanken, daß dieser großartige Restaurationsbau unternommen und trotz aller ihm entgegenstehenden



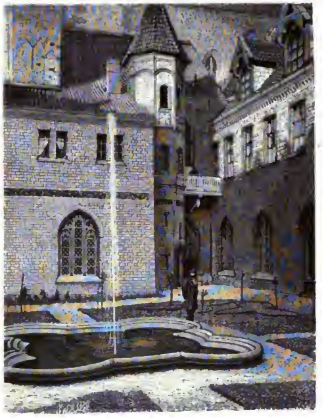
Südfaçade des ehemaligen Franziskanerklosters in Danzig.

Digitized by Google

Hindernisse, wozu vor Allem seine Kostspieligkeit gehörte, durchgeführt worden ist: dem um Danzig schon außerdem so hochverdienten bereits erwähnten Oberbürgermeister von Winter und dem Kaufmann Herrn Hennings, der unter dem Namen der „Klose'schen Stiftung" ein Capital von sechszigtausend Thalern für den Ausbau des Klosters und die Begründung eines Museums in seinen Räumen hergab und die städtischen Behörden durch diese Schenkung zur Bewilligung der weiteren, sehr bedeutenden Geldmittel anregte und bestimmte.

Mit unermüdlichem Eifer und begeisterter Hingabe unterzog sich der geniale Wiederhersteller des alten Kunstbaues, Stadtbaurath Licht, der Lösung seiner hohen Aufgabe. Das Werk, im Jahre 1867 begonnen, wurde trotz der Stürme des französischen Krieges 1871 vollendet.

Treten wir näher. Keine hohen Mauern und Zäune versperren, wie ehemals, den Einblick in die Höfe und Hallen des Klosters. Gußeiserne Gitter, zum Theil Nachahmungen von alten Danziger Meisterwerken, zwischen gemauerten, über Eck gestellten Plinthen öffnen ihre Pforten auf neugeschaffene botanische und andere Gartenanlagen, die das Gebäude von drei Seiten freundlich umkränzen. Dieses lehnt sich als massiges, fast gleichmäßiges Viereck an die Trinitatiskirche; nur seine Südostecke, welche den großen Remter enthält, springt bis dicht an die Straße vor, und die Einförmigkeit seiner langen, dem botanischen Garten zugekehrten Südfront wird durch einen Treppenhausanbau unterbrochen.



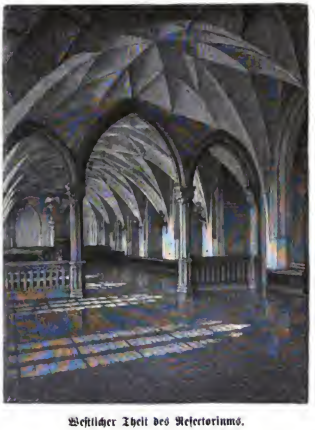
Nordostecke des Klosterhofs.

Gothische Bogenfenster im unteren Stocke, steil ansteigende Pfannendächer mit nasenartig vorspringenden Luken, Giebel, welche mit den berühmten der benachbarten Kirche harmoniren, wenn sie dieselben in ihrer reichen phantastischen Architektur auch bei Weitem nicht erreichen, sind die äußeren charakteristischen Merkmale des Klosters.

Einige Steinstufen mit eisernem Geländergitterwerke, das auf gewaltigen Granitkugeln ruht, führen durch den schmalen Vorgarten, welcher die Hauptfront von der Fleischergasse trennt, vor das sich inmitten derselben erhebende Hauptportal, das früher, den Abschluß des Tonnengewölbes einer vorspringenden Eingangshalle bildend, dicht an der Straße lag. In goldenen altdeutschen Lettern trägt es die Inschrift: „Stadt-Museum, gegründet von Gottfried Klose und Erben im Jahre 1871" und führt zu den der Kunst geweihten Räumen des Klosters. Wunderbar ist die Wirkung, welche die Kreuzgänge, besonders der östliche mit dem Einblicke in die sich auf ihn öffnenden Säle — rechts von der Eingangshalle das kleine zweisäulige Refectorium mit den anmuthigen Trichtergewölben, links die ehemalige Bibliothek — und der nördliche mit den phantastischen maurischen Oeffnungen seiner Abschlußgurtbögen, auf den Beschauer machen.

Die früher halb vermauerten, jetzt gänzlich in altem Style verglasten Spitzbogenfenster überströmen mit vollem Lichte die von einem Anhauche warmer duftiger Farben belebten Wölbungen, daß deren scharfgratige, tutenartig kräftig ausgestochene Kappchen klar und deutlich hervortreten.

Ostseite des Refectoriums.



Westlicher Theil des Refectoriums.

Digitized by Google

Bei der Ausschmückung der Kreuzgänge bekundet sich vielfach die Einwirkung fremdländischer Baumeister, vielleicht italienischer Mönche, welche zeitweise als Techniker bei dem Bau thätig gewesen sein mögen. Die Wände und Gewölbeflächen zeigten beim Restaurationsbau auch deutliche Kennzeichen, daß sie, gleichwie die Räume und Gewölbe des Marienburger Schlosses, über und über mit lebhaften Farben bedeckt gewesen sind, und geben somit einen neuen Beweis für die oft und irrthümlich angezweifelte Thatsache, daß das Mittelalter seine Basiliken, Dome und Klöster, — wie im Alterthume die Griechen ihre Marmortempel und Bildsäulen — mit einem Aufwande von Farbenreichthum, Vergoldung und Versilberung schmückte. In Rücksicht darauf hat auch bei der Restauration der Anstrich der Hallen und Gewölbe Farbentöne erhalten; in leuchtender Pracht bunter Malerei strahlt jedoch nur das kleine Refectorium. Das große Refectorium dehnt sich längs dem südlichen Flügel des Kreuzganges. Die Thür, die es mit diesem verbindet, ist aus Eichenholz mit Fachgestochenen gothischen Blätterornamenten (in einigen Zügen Nachahmung der alten schönen Pforte, welche aus dem östlichen Kreuzgange direct in die Trinitatiskirche führt), und hat ein Meisterstück von Schloß aus Alt-Danziger Zeit mit reicher Ciselirung.

Die Tonnengewölbe dieses Saales, durch außerordentlich kraftiges Netzwerk vom Graten belebt, sind gegen die Pfeiler der tiefen spitzbogigen Fenster und der diesen gegenüber belegenen spitzbogigen Nischen wie die Falten eines Gewandes zusammengeführt, um in den Mauermassen derselben zu verschwinden. Die unverhältnißmäßige Länge dieses Raumes scheidet ein dreifacher gothischer Bogen zu einer größeren und zu einer kürzeren Halle, die sich zu künstlerischen Ausstellungen aller Art vortrefflich eignen, weniger jedoch ihrer Bestimmung zum Concertsaale entsprechen. Zur Erwärmung dieses Saales hatte ehemals eine unter ihm angebrachte Luftheizungsvorrichtung gedient, die in der einfachen Einrichtung ihrer Heizkammern große Aehnlichkeit mit der bekannten des Marienburger Schlosses hatte.

Der herrlichste und durch seine Schicksale merkwürdigste Raum des Klosters ist der Conventremter. Man gelangt zu ihm durch den Treppenhausanbau und die Vorhalle, auf welche das große Refectorium mündet. Wie eine Lilie anmuthig entfaltet sich sein imposantes Gewölbe auf einer einzigen Säule. Und hier in diesem köstlichen Saale waren die Lazarethküchen eingebaut gewesen! Im Jahre 1851, als der verstorbene König in Danzig erwartet wurde, hatte der alte Freitag, um die ganze Schönheit des Gewölbes für den kunstsinnigen Fürsten frei zu legen, die Kühnheit, mit einem Aufgebote dienstwilliger Soldaten ohne vorher eingeholte Erlaubniß diese Einbauten herauszubrechen.

Bei dem großen Brande von 1857, der in dem Stadtviertel wüthete, wäre der Remter, und mit ihm wohl das ganze Kloster, ein Opfer der Flammen geworden, hätte sich nicht der damalige Lieutenant zur See Schau mit seinen Marinesoldaten seiner angenommen und ihn gerettet. Brandstiftung, die an demselben Abende den alten interessanten Bau bedrohte, wurde auch glücklich abgewandt. Heute dient der Remter der Johannisschule (Realschule 1. Ordnung) als Aula. Diese Schule nimmt das zweite, um einige Fuß erhöhte Stockwerk des Klosters im südlichen und östlichen Flügel ein, das mit allen Erfindungen der Neuzeit, die der Gesundheitspflege der Schüler dienen können, auf das Zweckmäßigste ausgestattet ist. Eine breite Granittreppe mit schwerem Steingeländer und weitem Vorsaal vermittelt in dem Treppenhausanbau den Zugang zu den Schulräumen. Das Institut hielt hier Ostern 1872 unter seinem Director Dr. Panten seinen festlichen Einzug; während der westliche, dem Stadtwalle zugekehrte Flügel schon 1868 von der Provinzialgewerbeschule bezogen worden war.

Zwei geheime Räume in der Südwestecke des Gebäudes, (da, wo jetzt die neue Steintreppe zur Bildergalerie hinaufführt) mit geheimer Wendeltreppe und vermauerten Zugängen und ein kleines Gewölbe zwischen Bibliothek und Remter, in dem der alte Genius loci von den idealen Träumen seiner Vergangenheit und der endlichen Einrichtung einer Modellirclasse an der Kunst- und Gewerbeschule zu Danzig träumt, welche ihm das Geschick bis heute noch nicht hat gönnen wollen, repräsentiren die Romantik des Klosters.

Im inneren Hofe plätschert, umgeben von Blumenanlagenlustig ein Springbrunnen. In seiner Nordostecke verbindet ein Thurm mit altertümlicher Wendeltreppe und oben ein an die Kirche angebauter Balcon mit Steingeländer die Wohnung und das Atelier des Conservators des Museums, des Maler Sy, im nördlichen Flügel — das ehemalige Palatium — mit dem Hauptbause. Das Dachgeschoß des südlichen und östlichen Flügels enthält die Gemäldegalerien. Sie bestehen aus einzelnen, aneinanderhängenden Compartimenten mit Oberlicht, die sich da, wo sie zusammentreffen, in den Giebelbauten des Remters und Treppenhausanbaues, zu Sälen erweitern.

Die herrlichen Gemälde, die bisher in den Sälen des Rathhauses, in Erwartung zum Museum geweihter Hallen, eine Freistätte gefunden hatten, sind jetzt hier bleibend aufgestellt, darunter das sogenannte „Blaue Wunder“ unseres berühmten Landsmannes Hildebrandt. Sie bilden mit der bekannten Kabrun'schen Gemälde- und Kupferstichsammlung, die auch hierher übergesiedelt worden ist, den Kern unserer städtischen Sammlung, um den sich hoffentlich bald weitere Schätze der Malkunst schaaren werden. In diesen durch moderne Luftheizung erwärmten Galerien veranstaltet jetzt auch der Kunstverein seine Ausstellungen.

Malerei, Wissenschaft und Musik haben ihren Einzug in die geweihten Räume gehalten; nur die schönsten harren noch ihrer Belebung durch die ihnen bestimmten Werke der Sculptur. Die Büsten einiger Helden trauern darin über ihre Einsamkeit, und des großen Friedrich's Haupt (Abguß von Rauch's Meisterwerk, von König Friedrich Wilhelm dem Vierten 1852 der Sammlung vaterländischer Kunstgegenstände zu Danzig geschenkt) schaut bittenden Auges erwartungsvoll durch die gewölbten Hallen nach ebenbürtiger Gesellschaft aus — wohl auch nach Ueberlieferungen altdanziger Kunstbestrebungen, altdanziger Pracht.“

E. Büttner.

* Die Illustrationen zu dem Aufsatze sind dem Album entnommen, das die Stadt durch den Photographen Gutschalk von den schönsten Partien des Klosters für den Kaiser, welcher sich gleich jenen königlichen Brüdern und Kindern stets lebhaft für den alten Kunstbau interessirt hat, herstellen ließ.

Epische Briefe.

Von Wilhelm Jordan.

VII. Ein Kunstgeheimniß Homer's. (Schluß.)

Homer nun malt in der Regel gar nicht, oder doch nur mit einem anschauungwirkenden Beiworte. So nennt er das Schiff das schwarze, das blaubuggige, das meuniewangige, das auf beiden Seiten gleichmäßig gewölbte; das Meer, wo es bei heiterem Wetter glatt und ruhig ist, namentlich in der Nähe der Küsten, „wie Luft aussehend“, womit unsraglich die helle Bläne gemeint ist; wo es vorgestellt wird als weite und aus der Ferne betrachtete Fläche, „veilchenhaft aussehend“; wo die Rede ist von der sturmbewegten Tiefe, „aussehend wie (der dickgekochte, fast schwarze griechische) Wein“; wo es geschaut wird als auf dunkler Grundfläche von weißen Schaumlinien durchzogen und namentlich auch vom Ruder schäumig geschlagen, mit demselben Worte, welches die noch überwiegend schwarzen, aber schon mit weißen untermischten Haare bezeichnet, πολιος. So nennt er das Schießzeug für Pfeile, weil er dafür keine Benennung hat, welche wie die unsrige, Bogen, die gekrümmte Form bereits ausdrückt, das gebogene. Auf eine weitere Ausführung läßt er sich nur ein, wo eine Hauptwendung der Erzählung gebietet, dem Hörer eine genauere Vorstellung zu sichern. Die große Narbe im Beine des Odysseus z. B, an welcher ihn erst Eurykleia beim Fußbade gegen seinen Willen erkennt, und durch welche er sich dann dem Rinder- und Sauhirten wie zuletzt seinem Vater Laertes als der ächte ausweist, wird vorstellig gemacht durch die große Erzählung von seiner Reise zum Großvater und von seiner Ver-

Digitized by Google

wundung auf der Eberjagd im Parnessos. Dinge und Geräthe werden auch in solchen Fällen nur gezeichnet in ihrer Entstehung und Anwendung. Weil in den Kämpfen vor Troja ein Hauptumschlag eintritt durch die heimtückische Verwundung des Menelaos während des vertragsmäßigen Waffenstillstandes zu seinem Zweikampfe mit Paris, gewinnt der Bogen des Pandaros das Recht auf eine solche Schilderung, und diese hebt an mit der Jagd des Steinbocks, aus dessen sechzehn Hand hohen Hörnern der Künstler das Schießzeug angefertigt. Schauplätze werden nur gezeichnet vermittelst der auf ihnen geschehenden Handlung, z. B. die Lage der Phäakenstadt und der zu ihr durch den Hafen führende schmale Damm mit Schiffsschuppen zu beiden Seiten durch die jungfräuliche Schen Nausikaa's, sich bis zur Stadt von Odysseus begleiten zu lassen, und durch die Schilderung, wie dieser nachher hinüber und hinein gelangt, Palast und Garten des Alkinoos durch die Bewunderung, die sie dem Fremdlinge erwecken, überdies mit der Absicht, die Größe der Versuchung deutlich zu machen, die der Held ohne Schwanken besteht, als ihm der König anbietet, in diesem Natur- und Kunstparadiese wohnen zu bleiben als Gemahl seiner herrlichen Tochter.

Die Natur erhält das Recht malerischer Darstellung niemals um ihrer selbst willen, sondern nur als Gegenstand menschlicher Bekümmerung, wie so oft das Meer, wenn es im Sturme Untergang droht, oder der Schiffszimmerung alle Kraft und List anspannt, sein Leben hinaus zu retten, oder als Gegenstand menschlicher Arbeit, wie z. B. die Ziegeninsel dicht vor dem Cyclopenlande liebevoll geschildert wird als ein für jede Art von Acker- und Gartenbau vortreffliches und zur Ansiedelung einladendes Land, offenbar in der Absicht, die Rohheit der einäugigen Riesen zu kennzeichnen, die ein so gesegnetes Stück Erde in ihrer nächsten Nachbarschaft als Einöde verkommen lassen.

Der Mensch endlich, etwa Menelaos, den Blonden, und die weißarmigen Frauen ausgenommen, erhält malende Beiworte fast nur in Bezug auf seine Tracht; denn das oft hervorgehobene lange Haar ist zugleich Standesbezeichnung der Freien, die allein mit ungeschorenem Haupte gehen durften. Der Kränselung der Locken des Odysseus wird einmal mit der Form der Hyacinthenblüthe verglichen. Wenn es unmittelbar darauf heißt:

> Wie ein Meister der Kunst, den Hephästos und Pallas Athene
> Lehrten, verschiedenes Gebild von vollendeter Anmuth zu schaffen,
> Silber umgießet mit Gold: so goß dem Odysseus die Göttin
> Huld um Schultern und Haupt . . .

so ist es für den Poeten, der aus Erfahrung weiß, wie ein Gedanke den andern gebiert, anschwer ersichtlich, daß hier in der Verkettung der Vorstellungen, welche den Dichter vom ersten zum zweiten Bilde übergeführt hat, eben die Goldfarbe des Haupt und Schultern anmuthsvoll umwallenden Lockenhaares ein Kettenring gewesen ist; denn allerdings ist auch Odysseus ein Blonder wie Menelaos (siehe Odyssee XIII, 399). Nausikaa's schlanke Gestalt ferner wird veranschaulicht durch den Vergleich mit der hochaufgeschossenen jungen Palme am Altar Apollon's auf Delos. Im Uebrigen aber wird der Mensch nur dargestellt in seiner Thätigkeit, seine Gestalt und Aussehen, höchstens etwa als götterhaft bezeichnet, nur in ihrer Wirkung auf andere Menschen, z. B. die Schönheit der Helena mit dem einen Zuge, daß alle Greise den Kopf nach ihr umdrehen, die der Penelope mit dem Liebesverlangen der Freier, die des Odysseus mit den Worten der Nausikaa: beläm' ich doch solchen Mann zum Gemahl, und — Ihm gefiele es, hier zu bleiben.

Die eigentliche Aufgabe der Landschaftsmalerei besteht darin, ohne Menschen, höchstens unter nebensächlicher Andeutung derselben als „Staffage", durch Darstellung der Natur eine menschliche Gemüthsstimmung auszudrücken. In bewußter Ausbildung für diesen Zweck ist sie bekanntlich die jüngste der bildenden Künste. Gleichwohl ist in diesem Sinne schon Homer ein ganz moderner Landschafter gewesen. Denn eben dies leistet auf das Vollkommenste das einzige ausgeführte Landschaftsbild seiner Dichtungen, das der Insel Ogygia. Er setzt seinem Zuhörer erst die Augen des Hermes ein, der von Zeus den Befehl zur Entlassung des Helden überbringt. Nach weitem Fluge über die ermüdend öde Salzflut steigt er empor vom veilchenfarbigen Meere zur laubreichen Insel der Kalypso, und nun entsteht in diesen bewundernden Gottesaugen, welche die unrigen geworden sind, ein entzückend schönes und anheimelndes Bild der Wohnstätte der lockigen Göttin. Nicht der Dichter spricht es aus; wohl aber werden wir gezwungen, für uns auszurufen: hier ist gut sein. Hier zwischen Hainen und bornbuschlängelten blühenden Auen, in der kühlen, aber vom weithin duftenden Cederholzfeuer durchwärmten, rebenumrankten und traubenumhangenen Grotte, in der die Nymphe mit hellem Gesange den Rahmen umschreitet und webt mit goldenem Schiffflein, hier muß es sich ja bei Nectar und Ambrosia köstlich leben lassen. Aber welchen Dienst hat die geweckte elysische Stimmung? Lediglich den, ihr Gegentheil im Gemüthe des Helden, sein unendliches Heimweh nach dem rauhen Ithaka mit hinreißender Gewalt darzustellen. Denn er sitzt fern von diesen Schönheiten auf der Klippe; thränenvergiessend starrt er hinaus in's Meer und wünscht nur noch einmal den Rauch von der Heimathinsel emporsteigen zu sehen und dann zu sterben.

Schon befolgt in diesem Beispiele ist auch das zweite, und ein wenig selbst das dritte homerische Hauptgesetz. Dieses Landschaftsbild nämlich giebt uns erst der fünfte Gesang der Odyssee, und schon im Anfange des ersten schildert Athene den Göttern im Olymp das hoffnungslose Heimweh des Helden:

> „Ihn zu bezaubern verlockt sie beständig mit schmeichelnden Reden;
> Ithaka soll er vergessen; Odysseus aber verlangt nur
> Einmal noch den Rauch empor von der heimischen Erde
> Steigen zu sehn und zu sterben."

Wir bringen also die Vorstellung seines Heimwehs schon mit zur anheimelnden Schilderung der Kalypso-Insel. Wir erkennen von vornherein, daß dasjenige, womit diese Schilderung Erwartung weckend über sich selbst hinausweist, ein seelisches Motiv ist. Homer hatte gesehen, daß die Augen seiner Hörer dann am hellsten ausleuchteten, wann das fortschreitende Geschehen, die Handlung, mit welcher er die mitgetheilten anschaulichen Züge zur Bildwirkung verknüpfte, ihren Ursprung hatte in der Seele eines Menschen und fernere Folgen ahnen ließ für sein Schicksal. Die Neigungen und Leidenschaften des Menschen, seinen Charakter als Quelle der That und die That als die Prägerin seines Schicksals erkannte er als das Nervencentrum, welches die Dichtung durchzweigen, ihre Gliederung bestimmen und alle ihre Bewegungen erzeugen müsse, um den Zuhörer wie in einen Leib zu verschmelzen mit seinem Gebilde und ihn das Werden desselben im Fortschritt des Vortrags in ununterbrochener Verkettung empfinden zu lassen als eigene Furcht und Hoffnung, als eigenes Leid und eigene Lust am Dasein. So fand er zweitens das Gesetz der Spannung, der dramatischen Wirkung. Die Erfindung der dramatischen Form, richtiger, die sehr allmählige Entfaltung derselben aus einem eigenthümlichen Gottesdienst, der Dionysosfeier, erfolgte erst vierhundert Jahre später. Aber das Wesen des Dramas ist die Erfindung Homer's, denn Ilias und Odyssee haben jede zum Kern ein Drama, das mit geringer Mühe unter Beibehaltung des diategischen Textes, aus der Form der Erzählung in die eines darstellbaren Bühnenstücks verwandelt werden könnte; die Ilias ist eine Tragödie, die Odyssee ein Schauspiel.

Auch das dritte Hauptgesetz, auf dessen Beobachtung ganz vorzüglich der Ausbau des dramatischen Kerns zum Epos beruht, wird, wie gesagt, wenigstens schon angestreift in jenem Landschaftsbilde. Wir schauen dieses Bild nicht mit unsern leibeigenen Augen, sondern sehen es entstehen mit den stimmungsgemäß vorbereiteten Augen eines Gottes. Aber nicht nur andere Augen, sondern auch andere Ohren und selbst andere Gemüther setzt Homer uns ein, wenn wir vernehmen sollen, was nicht zu jenem naturgemäß dargestellten Kern, dem Drama des Epos, gehört.

Die phantastischen Wundergeschichten und Märchen, welche den historischen oder doch historisch möglichen Theil der Sage umranken, bekommen wir nicht zu hören als wir, sondern als die gläubigen Jünglinge Telemach und Peisistratos, welche der Erzählung vom gestaltwechselnden Meergreise aus dem Munde des Menelaos lauschen. Denn auch der Dichter selbst verwandelt sich zu diesem Zweck. Alle diese Geschichten, welche die Frage nach der physischen Möglichkeit als ungehörig ablehnen, erzählt nicht Homer als Mund der Sage, der Muse, sondern einer seiner Helden. Auch fällt es uns nicht ein, dieselben kritischen Forderungen, welche das Drama des Epos durchweg befriedigt, zu stellen, wenn Odysseus berichtet vom stundenlangen Hängen

Digitized by Google

am äußersten Aste des Feigenbaumes über der Charybdis, vom einäugigen Menschenfresser Polyphem und vom vorräthig eingepackten Winde. Denn diese Bilder im Bilde sind zuvor weislich abgesondert und eingefaßt worden in den goldenen Rahmen des Märchens und wir sitzen davor nicht als nüchterne Gegenwartsmenschen, sondern als die selbst fabelhaften und märchenlustigen Phäaken. Das ist das Gesetz der von Homer erfundenen Episode.

Noch zu einem Dutzend solcher Briefe allein über Homer hätte ich unterhaltenden und theilweise völlig neuen Stoff. Denn gar Vieles und Wichtiges von seiner Dichtung hat vor mir Niemand gewußt noch wissen können, weil auch ich es erst gelernt habe in derselben Schule, in der seine Kunst sich ausgebildet. In der Ausübung des Rhapsodenberufes hatte er seine Gesetze allmählich gefunden. Nur in der Ausübung des Rhapsodenberufes ist ihre Wiederentdeckung und so die im Wesentlichen endgültige Lösung der homerischen Frage möglich geworden. So wird es mir schwer, hiemit schon von Homer zu scheiden. Allein diese Briefe haben zum eigentlichen Gegenstand, den sie im nächsten erreichen und nicht mehr verlassen sollen, unser eigenes, germanisches Epos. Sie hatten daher die Epen unserer drei epischen Geschwistervölker nur in so weit in Betracht zu ziehen, als es nöthig war, um dann das unsrige erkennen zu lassen als gleichartigen Blüthenzweig auf dem vierten Hauptast desselben Baumes, als unterworfen denselben eingeborenen Gesetzen des Wachsthums und denselben Gewalten der Zerstörung, als erfüllt von derselben Triebkraft zur Erneuerung und ihrer unausbleiblich sicher nach Erfüllung ihrer ewigen Bedingungen, endlich als nur durch dieselbe Kunstpflege erziehbar zur wohlgebauten Dolde von Dauerblumen.

Blätter und Blüthen.

In der wilden Gerlos im Zillerthale. (Mit Abbildung S. 265.) Unter allen Eisenbahnstationen der Nordtyroler Bahn, auf der Route zwischen Kufstein und Innsbruck, hat der Ort Jenbach eine beneidenswerth schöne Lage. Auf halbem Wege der gedachten Strecke im reizenden Innthale findet der Tourist, mag er in die rechts- oder linksseitige Thalwand eindringen, an der Bergbahn hingegossen, landschaftliche Perlen, denen nicht leicht Gleiches zur Seite zu stellen ist. Zwei Stunden im Gebirge droben, nach Baierns Grenze zu, thront im wildromantischen Felsenkessel der unvergleichliche Achensee, während die gegenüberliegende Thalwand den Eingang zu dem trautesten Bergwinkel Tyrols, dem Zillerthal, umschließt. Vom Achensee herab hatte mich der Weg nach Jenbach zurückgeführt. Die heiße Mittagssonne dunstete auf den gegenüberliegenden Bergschroffen, während ich Kühlung im Schatten der von wilden Weinreben umrankten Veranda suchte. Ausgesprochen seltene Formen und Farben boten die Bergstürze an den drüben befindlichen Gehängen dem Auge dar; so plastisch gehoben von der dunkeln Einrahmung der üppig wuchernden Reben, daß man versucht sein könnte, in diesem Eingang zum Zillerthale eine glänzende Theaterdecoration zu sehen. Solchem Zauber von Sonnenschein und Naturbildung vermochte ich nicht zu widerstehen. Ich betrat das Thal, eine Urtype der Idylle, in seinem dem Inn zugelehrten Theile. Hier könnte man wohl glauben, die Scheitel der Berge und Felsen, welche man mit seinem Auge erreicht, zeigen die volle Höhe des Gebirges an. Oben aber, auf diesen riesigen Gestellen, breiten sich Hochebenen mit Wiesen, Gärten, schönen Dörfern und Weilern aus, rinnen Bäche und Quellen, und darüber, weit hinauf, ragen schimmernde Eishörner und Spitzen, um welche sich blumenreiche Alpentriften, sonnige Matten, tiefdunkle Wälder herumziehen. Das ist das Zillerthal. Hier hängen von den Bergen Thäler an Thäler nieder, ein ununterbrochenes Auen- und Triftennetz von der Eisregion bis zur farbigen Thalebene des Inn hinunter.

Das obere Zillerthal, welches in mehr als einem Dutzend solcher Zweigthäler verläuft, die sämmtlich ihren Anfang auf dem Hauptkamme der norischen Alpen finden, zeigt durchgehend den jähen, unwirthlich rauhen, aber auch malerisch großartigen Charakter einer wilden Hochgebirgs- und zerrissenen Gletscherwelt. Zehn- bis elftausend Fuß hoch aufgethürmte Eisspitzen schließen den ohnedies engen Horizont des Quellengebietes in steilen Linien ab. Unter diesen Thälern dürften die malerisch bedeutendsten das im Westen gelegene „Duxer"- und das östlichste, das „wilde Gerlosthal" sein. Bei diesem concentriren sich mehr als eine Quadratmeile Fläche von Gletschern des Reichen-, wilden Gerlos- und Weikarlspitz, der Zillerplatten und andere und senden in jähen Fällen ihre überreichen Gewässer dem Hauptfluß des Thales, der Ziller, zu. Die Gewände der schroffen Gerlosschlucht sind mit Felsblöcken im dichten Waldesschmuck übersäet; rauhe eisgekrönte Felsenkare bilden den südöstlichen Hintergrund. Hier befindet sich auch der Aufstieg zu den Platten, jenem renommirten und den Touristen wohlbekannten Gebirgspasse, der hinüber in das Pinzgau zu den mächtigsten deutschen Wasserfällen der Krimler Ache führt. Unsere Abbildung zeigt einen jener malerischen Uebergänge, in denen die Menschenhand der Ungunst der Natur ein bescheidenes Plätzchen streitig gemacht und für Passagezwecke erobert hat. Der religiös-bigotte Sinn der Bewohner Tyrols hat es immer instinctiv verstanden, den von der Natur bevorzugten Stellen durch Ausstellung von Betcapellen oder Heiligenbildern einen romantischen Beigeschmack zu geben, und so finden wir denn auch hier neben dem alten baufälligen Brückengange über die tosende wilde Gerlos die unvermeidliche Betstation. Sie ist in der Form eines Golgathas für jene Gemüther hergerichtet, denen die Erhabenheit der Natur an sich nicht ausreichenden Trost gewährt.

Eine Kriegserinnerung freundlichster Art wird uns bei Gelegenheit des Geburtstages von Bismarck von einem Generalstabsarzte mitgetheilt:

„Am 17. August 1870 war der König mit seinem Gefolge auf den Höhen von Gorze, aufmerksam die Bewegungen des Feindes beobachtend. Erst am späten Nachmittage wurde das Hauptquartier in Pont à Mousson aufgesucht. Mich hatten Pflichten länger auf den Schlachtfeldern zurückgehalten, und so kam ich später als die Anderen nach Gorze.

Das Fortkommen war nicht leicht, aber zu Pferde kam ich leichter vorwärts und holte bald den im Gedränge nur langsam sich fortbewegenden Wagen des Grafen Bismarck ein. Ich ritt langsam hinter ihm her. Neben Truppen, Munitions- und Proviantcolonnen fuhren und gingen auf und neben der breiten Heerstraße zahlreiche Verwundete. Aufmerksam sah sich Bismarck nach allen Seiten um und winkte bald einem Sergeanten, der mit einem kleinen Truppe Verwundeter langsam vorwärts ging. Von Bismarck aufgefordert, in seinen Wagen zu steigen, lehnte dieser es jedoch dankend ab, da er für seine Leute sorgen müsse, bat aber den ‚Herrn Oberst' um Auskunft über die Officiere seines Regiments. Freundlich wurde ihm diese gegeben und schließlich eine große Handvoll Cigarren gereicht. Mit einem ‚Danke, Herr Oberst!' natürlich die Gabe nicht zurückweisend, trat der Verwundete zu seinen Leuten zurück.

Da ich sah, daß er jedenfalls Bismarck nicht kannte, fragte ich ihn, wer der Herr sei, mit dem er gesprochen, und erhielt sofort die Antwort: ‚Oberst so und so von die Küraissiere.'

Nie werde ich das erstaunte Gesicht vergessen, als ich ihm sagte, daß der freundliche Geber Graf Bismarck sei.

‚Na,' rief er, die Cigarren betheuernd in die Höhe hebend, ‚na, die werden nicht geroocht.'

Ob er sie wirklich nicht geraucht hat, weiß ich nicht, aber wohl sah ich, wie sich Bismarck inzwischen einen andern Verwundeten heranwinkte und mit kräftigem Arme zu sich in den Wagen hob. Ms."

Für das Reuter-Denkmal, welches in Neubrandenburg errichtet werden soll, sind uns zugegangen: 150 Mark, gesammelt im „Deutschen Lese-Abend" zu Bloemfontein, Oranjefreistaat, Südafrika; 27 Rubel, gesammelt bei einem fröhlichen Zusammensein der deutschen Lehrer des Wiedemann'schen Privatgymnasiums zu St. Petersburg; 3 Mark, ein nordwestlicher Deutscher.

Da wir in unserer Redaction keine Sammelstelle eröffnet haben, so sind obige Beiträge dem Haupt-Comité in Neubrandenburg übermittelt worden, und bitten wir, auch etwaige weitere Beiträge nach dort zu dirigiren.

Kleiner Briefkasten.

K. L. in **Berlin**. Beide Angaben sind falsch, die Wuttke'sche sowohl wie die Mosse'sche. Der Irrthum des Herrn Professor Wuttke, der in seinem Buche „Die deutschen Zeitschriften" die Auflage der Gartenlaube mit 460,000 Exemplaren angiebt, dürfte sich durch den Umstand erklären lassen, daß eine der Probenummern unserer Zeitschrift in einer Auflage von 460,000 Exemplaren gedruckt und diese zufällige Anzahl einer Nummer als die laufende Auflage angenommen wurde. Diese Annahme ist eine falsche; die Gartenlaube hat bis jetzt noch nicht den stetigen Absatz von 460,000 Exemplaren erreicht. Ebenso unrichtig ist die Mittheilung des „Mosse'schen Zeitungskatalogs", der die Auflage der Gartenlaube bei Gelegenheit der Anzeigen mit 300,000 verzeichnet. Augenblicklich wird unsere Zeitschrift in einer Anzahl von 382,000 Exemplaren gedruckt, eine Auflage, wie sie — wir können das nur mit Dank gegen alle Freunde unseres Blattes aussprechen — keine Zeitschrift auf dem ganzen Erdball aufzuweisen hat.

M. v. M. in H. Für Ihre Zwecke dürfte sich das sehr instructive und mit zahlreichen vortrefflichen Chrom. Lithographien ausgestattete Werk „Die fremdländischen Stubenvögel, ihre Naturgeschichte, Pflege und Zucht" von Dr. Karl Ruß (Hannover, Rümpler) sehr gut eignen.

D. F. in Santiago (Chile). Wenden Sie sich an Fräulein Ottilie Becker in Valparaiso, Adresse: Sennor Don J. Ramon Sanchez, Calle de la Aduana, Valparaiso, Chile, oder direct an Frau Dr. Beta in Berlin S. W. Tempelhofer Ufer 1 b, welche Pensionärinnen annimmt. Durch das Englische und Französische kann dort die Dame sich bequem verständigen und gutes Deutsch lernen. Ein schildernder, nicht zu langer Bericht über die im September zu Santiago zu eröffnende Industrie-Ausstellung wird willkommen sein (Postschiff nur den 12. jedes Monats von Hamburg).

G. B. in S. Eine Auswahl von Paul Lindau's kritischen Arbeiten finden Sie in dessen „Gesammelten Aufsätzen" (Berlin, Stilke), welche Ende des vorigen Jahres die Presse verlassen haben.

J. K. in M. Senden Sie ein Inserat für die „Allgemeinen Anzeigen zur Gartenlaube" an G. L. Daube u. Comp. in Frankfurt am Main!

Sophie Fr. in Gr. Nicht geeignet. Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.

B. Geben Sie uns gefälligst Ihre Adresse an, damit wir Ihnen das Eingesandte wieder zustellen können.

F. in Wien. Ungeeignet. Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.

Dr. W. R—r in Wien. Artikel willkommen, wenn er den Umfang von fünf Spalten unseres Blattes nicht überschreitet.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Ein kleines Bild.

Von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Also sie hatte seiner doch freundlich gedacht! Er steckte den Brief zu dem kleinen Bilde und wurde wieder an Juliette so lebhaft erinnert, daß er einige Tage ganz melancholisch herumging und seiner Mama große Sorgen machte. Daß er die Mutter des treuen Menschen aufsuchte und reichlich beschenkte, versteht sich von selbst. Er versprach ihr auch, den Sohn in's Geschäft zu nehmen, wenn er Lust habe Comptoirdiener zu werden. Der „gelbe" Herr Blanchard und die „vorneme" Madame Blanchard gefielen ihm gar nicht. „Wir sind weit auseinander," gestand er sich.

Erst jetzt in der Heimath unter den Menschen, die von den Drangsalen des Krieges unberührt geblieben waren und ihre volle Freude an den großen Erfolgen unserer Waffen und an der Einigung des Vaterlandes zu einem deutschen Reich unter einem mächtigen Kaiser bei jeder Gelegenheit lebhaft aussprachen, lernte auch Arnold die Bedeutung dieser Errungenschaften recht würdigen. Aber so frei wurde seine Stimmung doch nicht, daß er sich mit rückhaltloser Begeisterung dem Festjubel hätte hingeben können. Er wußte ja, daß sich drüben der Horizont mehr und mehr verfinsterte, je glänzender hier die Glückssonne aufstieg, und daß sich eine immer höhere Schranke zwischen seinen Wünschen und der Hoffnung, sie erfüllt zu sehen, aufthürmte. Bei den Einzugsfeierlichkeiten war sein Haus nicht weniger geschmückt, als die anderen, und bei der Illumination hatte man Gassterne und Kerzen nicht gespart; er führte auch zu großer Befriedigung der Frau Mama Cousine Clara am Arm durch die Straßen und beantwortete Abends den Champagnertoast des guten Onkels Helmbach auf die friedlichen Streiter unter dem rothen Kreuz mit warmen Worten des Dankes, aber sein ganzes Herz war doch nicht dabei, und als er die Thür seines Schlafzimmers hinter sich geschlossen hatte, öffnete er die Brieftasche, nahm das kleine Bild heraus, hielt es lange vor sich hin und versuchte, ob es ihm nicht lebendig werden wollte. Das „erbärmlich weiß" aus Kruttke's Brief fiel ihm beim Anschauen der farblosen Photographie ein. Vielleicht dachte sie so schmerzlich an ihn, wie er an sie — vielleicht! Und sie hatte nicht einmal so viel von ihm zur Erinnerung.

Die Commerzienräthin ahnte nichts von alledem, was sein Herz beschwerte. Sie hatte den Lieblingsplan einer Verbindung ihres Sohnes mit seiner Cousine Clara nicht aufgegeben und versäumte nun keine Gelegenheit, ihn zu einem Entschluß zu drängen.

„Sprich nur ein Wort, daß Du einverstanden bist," sagte sie in einer vertraulichen Stunde gerade heraus, „und die Sache wird rasch in Ordnung gebracht sein. Ihr seid einander ja gut, so viel zu solchem Bunde nöthig ist, und daß Dir das treuherzige und bescheidene Mädchen eine brave Frau werden wird, ist außer jedem Zweifel. Worauf wartest Du eigentlich?"

„Du suchst Dir eine Frau für mich aus, beste Mama," antwortete er ausweichend, „und Cousine Clara, meinst Du, wird der Mutter ungefährlich sein. Aber ich denke noch gar nicht an's Heirathen, und wenn einmal . . . Hoffentlich wirst Du meiner Wahl, wie sie auch ausfalle, Deine freundliche Zustimmung geben."

Den Spätsommer brachte er in einem Bade zu, als dann aber wieder der Herbst herankam und sein Tagebuch vom vorigen Jahre immer wichtigere Daten in seine Erinnerung zurückführte, und nun auch jener Tag herankam, an dem er das kleine Bild aus der menschenverlassenen Villa entwendet hatte, wollte sich der Strom seiner Empfindungen nicht mehr niederdämmen lassen. Wie ein Träumender verrichtete er seine Arbeiten, genoß er seine Mahlzeiten, saß er am Familientisch. Seiner Mutter wurde er mehr und mehr ein Räthsel, und auch der Hausarzt wußte ihr dasselbe nicht zu lösen.

„Sage mir nur in aller Welt, was fehlt Dir, Kind?" fragte sie ihn eines Tages mit Thränen in den Augen. „Du verkümmerst ja sichtlich! Willst Du mich um meinen einzigen Sohn, um meine ganze Lebensfreude bringen?"

Er faßte ihre Hand und drückte sie an sein Herz. „Versprichst Du mir, mich geduldig anzuhören?" entgegnete er mit fester Stimme, nachdem er einen Entschluß gefaßt hatte. „Was ich Dir mittutheilen habe, wird Dich in nicht geringe Verwunderung setzen, aber es darf Dich nicht erschrecken, nicht unwillig machen. Vergiß nicht, daß es Dein Sohn ist, der Dir sein Innerstes aufdeckt, und daß Du seinen Gefühlen auch dann Achtung schuldest, wenn Du sie nicht billigen kannst." Er öffnete die Brieftasche, nahm mit zitternder Hand Juliette's Bild heraus und reichte es seiner Mutter.

Die Commerzienräthin warf einen neugierigen Blick darauf und erschrak, als sie das weibliche Portrait bemerkte, so heftig, daß sie kreidebleich wurde. Sie wußte in dem einen Moment Alles — Alles, worauf es ankam: Arnold liebte, und das war der Gegenstand einer Neigung, die ihn verzehrte.

Er erzählte nun seine Erlebnisse vor Paris mit aller Aus-

Digitized by Google

führlichkeit und schloß: „Magst Du nun an den Zauber in diesem kleinen Bilde glauben, oder nicht, Mutter, so viel ist gewiß, daß das Mädchen selbst mir's angetyan hat für mein ganzes Leben. Ich weiß Alles, was Du mir vernünftiger Weise einwenden kannst; es giebt keinen Grund gegen die Verbindung, den ich nicht selbst tausend Mal durchdacht hätte. Wie oft habe ich mich einen Unsinnigen gescholten, wenn ich mir alle Hindernisse vergegenwärtigte! Und doch war kein Verstand stark genug, diese Sehnsucht meines Herzens zu bannen. Alle Deine Vorstellungen, Deine Bitten, Deine Klagen werden ebenso machtlos sein. In mir steht es fest, daß ich nicht glücklich sein kann, wenn Juliette nicht die Meine wird. Es ist beschlossen und unabänderlich: ich fahre nach Paris und halte um sie an. Liebt sie mich, wie ich sie liebe, so kann es keinen äußeren Widerstand geben, der unüberwindlich wäre."

Arnold selbst hatte schwerlich erwartet, daß seine Mutter sich schnell seinen Wünschen fügen werde, aber auf eine so heftige Opposition, wie ihm nun entgegentrat, war er nicht gefaßt gewesen. Nicht nur sah sie ihren eigenen Lieblingsplan zerstört, es war ihr auch ganz unfaßlich, wie Arnold sich in eine Französin habe verlieben können, und wenn diese Neigung sich nun doch einmal auf so wunderliche Weise in sein Herz geschlichen habe, wie er nicht sofort einsehe, daß der Roman schlecht enden müsse. Sie beschwor ihn, sich nicht in sein Unglück zu stürzen, und erkrankte ernstlich, als er jäh an seinem Vorhaben festhielt. Onkel Helmbach wurde in's Geheimniß gezogen und um Rath gefragt. Der alte Herr gab ihr in allem Recht, sprach mit Arnold „ein ernstes Wort" und kam dann doch mit der trostlosen Nachricht zurück, es sei mit dem Trotzkopfe nun einmal nichts anzufangen. „Ich glaube übrigens," sagte er endlich mit so verschmitztem Lächeln, wie sein gutmüthiges rundes Gesicht irgend aufbringen konnte, „die Sache ist gar nicht so gefährlich, wie sie scheint. Er hat sich in seinen Eigensinn verrannt, und kann nun nicht heraus. Nach seiner eigenen Darstellung ist es ja noch keineswegs gewiß, daß die junge Dame ihm eine gleich zärtliche Neigung entgegenbringt. Vielleicht würde er schnell zur Vernunft kommen, wenn er bei einer offenen Werbung seinen Irrthum einsehen müßte. Und wenn sie ihm wirklich gut sein sollte, werden ihre Eltern einwilligen? Tausend gegen eins zu wetten: nein! Dann muß er sich's doch aus dem Kopfe schlagen, und uns kann er keine Vorwürfe machen. Es ist zu bedenken."

Die Commerzienräthin sann nach, und diese Gründe leuchteten ihr ein. Aber die Gefahr, der er sich in Frankreich aussetzte? Die Zeitungen waren voll von Berichten, wie übel man den Deutschen dort überall begegne, wo sie sich unter der noch immer feindselig aufgeregten Bevölkerung sehen zu lassen wagten. Ihres Lebens wären sie nicht sicher, am wenigsten in Paris. Da Arnold, der schon in der Hauptsache gewonnenes Spiel hatte, diese Besorgnisse als ganz übertrieben verlachte, stellte nun die gute Frau ihr Ultimatum: allein lasse sie ihn auf keinen Fall reisen, wenn aber Helmbach ihn begleiten und vor unbedachten Schritten behüten wolle, möge er thun, was er nicht lassen könnte. Onkel Helmbach, der durchaus kein Held war, zog zu dieser Entscheidung ein recht saures Gesicht, meinte dann aber doch, es empfehle sich wirklich, wenn ein älteres Mitglied der Familie an Ort und Stelle sich über die näheren Verhältnisse unterrichte und gleichsam die Sache ordnungsmäßig in die Hand nehme. Er wollte das Opfer bringen.

Arnold ließ sich recht gern den Onkel gefallen, der ihm ein lieber Reisegefellschafter und gewiß kein eifriger Widersacher war. Und so fuhren die Beiden denn eines Tages bei gräulichem Herbstwetter zur Bahn, gelangten glücklich über die Grenze und stiegen in Paris aus.

In der Stadt hielt man sich nicht lange auf. Der alte Herr war zwar neugierig genug, das moderne Babel kennen zu lernen, fühlte sich aber doch zu unbehaglich in dieser fremden Umgebung, um Wünsche zu äußern. Er glaubt jedem, der ihnen begegnete, abzumerken, daß er ihn mißtrauisch beobachtete, und namentlich verargte ihm jeder Polizeibeamte, an dem sie vorüber mußten, heimliche Schauer.

„Herr, mein Gott," sagte er bekommen, „wenn ich hier von Deiner Seite abgedrängt werde, so bin ich rein verloren; ich kann ja nicht einmal französisch sprechen."

Arnold mußte über den Mentor lachen, den ihm seine Mutter so wohlweislich beigegeben hatte. Um ihn zu beschäftigen, ermittelte er das Comptoir von Charles Blanchard und führte ihn dorthin. „Du sollst je meiner Mutter auch Auskunft über die äußeren Verhältnisse der Familie geben," sagte er. „Nun, Herr Blanchard ist Kaufmann; sieh Dich in seinem Comptoir um, und Du wirst darüber besser unterrichtet sein, als durch einen Blick in den Salon." Onkel Helmbach nickte. Er hätte zu jedem anderen Vorschlage ebenso genickt.

Das Geschäftslocal lag in einem stattlichen Hause der Cité. Menschen in allerhand Röcken gingen aus und ein; es war ein lebhaftes Treiben in der Einfahrt nach dem Hofe zu und auf der Treppe, die nach dem eigentlichen Comptoir führte. Sie standen ein paar Minuten und beobachteten. Dann traten sie ein. Mehrere Zimmer hintereinander waren mit Schreibtischen besetzt. Arnold fragte einen jungen Menschen, der Wechsel in ein Buch eintrug, nach dem Chef. Herr Blanchard sei seit einiger Zeit kränklich, wurde ihm geantwortet, und komme nicht täglich nach der Stadt. Der Herr dort im hintersten Zimmer sei aber der Procurist und werde jede gewünschte Auskunft ertheilen. Es war Arnold lieb, seinen alten Wirth nicht hier begrüßen zu müssen. Er erkundigte sich bei dem Herrn, an den er gewiesen war, indem er sich ihm als einen Kaufmann vorstellte, ob es dem Hause vielleicht genehm sein würde, wenn er für dasselbe in Deutschland Bestellungen auf Rothweine vermittele; er dürfe einen guten Absatz versprechen. Der Franzose kniff die Augen zu, zog den Mund breit und sagte:

„Ich bedaure — Herr Blanchard macht principiell mit Deutschland keine Geschäfte. Wenn Sie aber Verbindungen in Oesterreich . . ."

Arnold zuckte die Achseln. Die Sache war damit abgethan. Er hatte sich schon verabschiedet, als ihm einfiel, nach Victor zu fragen. Der Geschäftsführer wurde ausmerksamer.

„Sie kennen den Herrn Lieutenant persönlich?"

„Ich habe die Ehre."

„Er steht mit seinem Regimente in Paris und wohnt . . ."

Die Wohnung wurde genannt.

„Ich danke Ihnen." Arnold faßte seinen Onkel unter den Arm und entfernte sich.

Der Franzose begleitete ihn bis zur Thür. „Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Herr?"

Arnold grüßte zum Abschiede. „Er thut nichts zur Sache. Ich werde den Herrn Lieutenant aufsuchen."

Als sie die Straße entlang gingen, meinte Helmbach: „Hm, hm! Das Geschäft hat ein Ansehen. Aber verstand ich recht, daß sie mit Deutschland nicht handeln wollen?"

Arnold lachte. „Das sind Maxotten, die ihnen selbst mit der Zeit sehr unbequem werden müssen." Immerhin nahm er diese Abweisung keineswegs so leicht. Wenn der alte Herr uns noch immer nicht seinen Rothwein gönnt, überlegte er, was wird er erst für Augen machen, wenn ich seine Tochter . . . Onkel Helmbach zog einen ähnlichen Schluß, schwieg aber diplomatisch.

Arnold bedachte, ob er sogleich den Lieutenant aufsuchen solle. Dieser konnte ihn bei seinen Eltern einführen, er konnte aber auch in Frankreich ein ganz Anderer geworden sein, als in Deutschland, seinen Beistand versagen und ihm bei seinem Vater einen schlimmen Empfang bereiten. Diese Besürchtung überwog. Er fand es praktischer, erst durch seine Visite in der Villa eine vollendete Thatsache zu machen. Er nahm einen Wagen, holte das Gepäck ab und verließ die Stadt in der Richtung der Ortschaft, in der sich das Feldlazareth befunden hatte. Er erinnerte sich eines Gasthofes, nicht weit davon, der freilich im letzten Winter leer gestanden hatte oder von Officieren als Quartier benutzt war. Jetzt zeigte sich die Wirthschaft wieder im besten Gange. Rose ließ halten und bestellte zwei Zimmer.

Sie wurden genöthigt, ihre Namen und den Ort, woher? in ein Buch einzutragen. Gleich darauf erschien der Hotelbesitzer selbst. „Aus Deutschland, meine Herren?" fragte er etwas verdrießlich.

„Allerdings."

„Darf man wissen, in was für Geschäften . . .?"

„In eigenen."

„Sehr gut. Aber welcher Art, wenn ich fragen darf . . .?"

„Sie sind sehr neugierig, mein Herr."

„Entschuldigen Sie! Es ist mir zur Pflicht gemacht —"

Digitized by Google

„Nehmen Sie also an, daß wir Paris sehen wollen."

„Ah! Man entfernt sich nicht so weit von der Stadt, um sie zu sehen."

„Wir lieben aber die Stille — und ich bin hier recht gut bekannt. Im vorigen Herbst sah's freilich in dieser Gegend anders aus."

„So, so! im vorigen Herbst. Ja, da standen hier ..." Er verschluckte das Weitere. „Und wie lange gedenken Sie sich aufzuhalten?"

„Einige Tage."

Der Hôtelbesitzer überlegte. „Ich kann Sie nicht hindern, meine Herren," bemerkte er nach einer Weile, „bei mir zu logiren, und was mich anbetrifft, ich bin ohne Vorurtheil, aber ich muß Sie bitten, mich nicht dafür verantwortlich zu machen, wenn Ihnen etwas Unangenehmes passiren sollte. Man muß eben die Verhältnisse nehmen, wie sie sind."

Arnold beruhigte ihn, so gut er konnte.

Gegen Abend — es dunkelte schon stark — lud er den Onkel, der durch die Reden des Wirths ganz verschüchtert war, zu einem Spaziergange ein. Er müsse erst einmal recognosciren, sagte er, bevor er in die eigentliche Action eintrete. Sie kamen an dem Fabrikgebäude vorbei, in welchem das Lazareth aufgeschlagen war. Jetzt zeigten sich alle Fenster erleuchtet. Arbeiter gingen ab und zu. Ein Lastwagen wurde am offenen Thore abgepackt. Nach einer Strecke weiter unter den Bäumen — und die bekannte Villa wurde sichtbar. Aber der Mond schien nicht, um sie zauberisch zu erleuchten; in der Abenddämmerung lagen Haus und Baumwand wie eine dunkle Masse da. Sie näherten sich dem Eisengitter und Arnold führte seinen Begleiter, der ihn unter den Arm gefaßt hatte, an dasselbe heran. In dem Zimmer der Madame Blanchard brannte eine Lampe. Nun wurde auch in den Salon Licht gebracht; es bewegte sich her und hin. Gleich darauf erschien eine weibliche Gestalt am Fenster und ließ die Vorhänge herab. Dann hörte man auf dem Flügel spielen. War das Juliette? Arnold zweifelte nicht daran und nahm's für ein gutes Omen.

Dann öffnete sich die Hausthür, und ein Herr trat heraus. Er ging langsam über den Kiesweg hin, schlug mit seinem Stöckchen in die Hecken und summte irgend eine Melodie vor sich hin. Als sich die Töne des Claviers vernehmen ließen, blieb er einen Augenblick stehen, schaute zurück und warf eine Kußhand hinauf. Dann ging er rasch weiter. Am Gitter bemerkte er die beiden Fremden und beobachtete sie beim Austreten scharf. Arnold erkannte nur einen jungen schlankgewachsenen Mann mit schwarzem Bärtchen und eigenthümlich stechenden Augen. Derselbe schloß zögernd das Gitter hinter sich und schien sich zu bedenken, ob er die Fremden anreden solle.

„Was wollen Sie hier, meine Herren?" fragte er dann in der Weise eines Polizeibeamten, der etwas Unerlaubtes wittert.

„Wir glauben hier Niemandem im Wege zu sein," antwortete Arnold, ohne sich sprechen zu lassen.

„So, so — freilich!" knurrte der Herr, faßte ihn noch einmal in's Auge und entfernte sich, das Musikstück mit einigen ziemlich unharmonischen Tönen begleitend.

Helmbach zog seinen Neffen fort. „Wir werden noch Unannehmlichkeiten haben," äußerte er ängstlich, „es ist ja hier auch Nichts zu sehen."

„Du weißt nicht, wie mir um's Herz ist," entgegnete Arnold und seufzte tief auf.

Sie gingen dieselbe Straße zurück. Nicht weit von der Fabrik lag ein kleines Wirthshaus, das Arnold im vorigen Winter oft besuchte. Der Wirth hatte damals zwar auch die Flucht ergriffen gehabt, war dann aber heimgekehrt und hatte sein Geschäft wieder eröffnet. An Zuspruch fehlte es ihm nicht, und die preußischen Thaler gefielen ihm so gut wie die französischen Francs. Arnold hatte ihn lieb gewonnen, da er ein munterer Geselle war, der gut zu unterhalten verstand und die Leute im Ganzen auch ehrlich bediente. Er führte jetzt den alten Herrn trotz der Bedenklichkeiten desselben in das kleine Wirthshaus.

Der Restaurateur erinnerte sich seines guten Kunden gleich, zeigte sich aber nicht sonderlich erfreut über das unerwartete Wiedersehen. Da das Gastzimmer von Arbeitern gefüllt war, bat er die Herren, ihm nach seinem Privatstübchen nebenan zu folgen. Dort setzte er ihnen Wein vor und nahm auf Arnold's Bitte neben ihnen Platz.

„Es ist gut," bemerkte er, „wenn man dort auf Sie möglichst wenig aufmerksam wird. Diese Schlaukröpfe denken sich gleich allerhand zusammen."

Rose brachte das Gespräch bald auf den Gegenstand, der ihn am meisten beschäftigte. „Wie steht's drüben?"

Der Restaurateur verstand ihn. „In Ihrem alten Quartier, meinen Sie — ah! man weiß nicht recht. Blanchard hat viel verloren, erst durch den Krieg, dann durch die Wirren in der Stadt, aber ich denke, er ist bei alledem noch ein recht wohlhabender Mann."

„Und seine Gesundheit?"

„Da bleibt viel zu wünschen. Er hat eine schwere Krankheit durchgemacht und leidet noch jetzt an den Nachwehen."

„Und seine Frau?" Arnold ging Schritt für Schritt auf sein Ziel zu.

„O! Madame Blanchard würden Sie auffallend gealtert finden. Die Sorgen, mein Herr, die Sorgen! Sie liebt ihren Mann und ihre Kinder."

„Der Sohn ist noch Officier, nicht wahr?"

„Ich glaube, er kostet dem Papa mehr, als ihm lieb ist, und sie sind auch sonst über Manches nicht einig, wie man behauptet. Nun, das ist kein Wunder! In Frankreich muß man jetzt die Leute, die in der Politik einig sind, mit der Laterne suchen. Unglückliches Land!"

„Wie geht's dem Fräulein?" Nun war er auf der richtigen Führte.

„Das Fräulein ist noch zu Hause, aber man sagt —"

„Was sagt man?"

„Ich weiß nicht, was an dem Gerede ist, aber seit einigen Monaten geht dort der Maire häufig aus und ein, und das findet man auffallend."

„Ein großer Mann mit schwarzem Bärtchen, nicht wahr?"

„Sie kennen ihn also?"

„Ich sah ihn eben aus dem Hause kommen. Und was sagt man?"

„Er soll sich eifrig um die Hand der Tochter bewerben."

„So —?! Und Juliette?"

„Sie scheint kränklich zu sein, und man wollte im Sommer, als sie in ein Bad reiste, gehört haben, daß sie sich verschworen habe, nie zu heirathen. Aber bei jungen Damen hat das nicht viel zu sagen; sie ändern leicht ihren Sinn. Und schließlich spricht doch der Vater das entscheidende Wort. Ihm gefällt der Maire, da er Bonapartist ist und wohl auch heimlich für seine Partei wirkt, was ihn in der Gemeinde keineswegs beliebt macht. Uebrigens ist er aus guter Familie und soll viel gelernt haben. Man zweifelt nicht, daß er rasch vorwärts kommen wird, wenn er sich zur rechten Zeit zu neigen und zu beugen weiß, und das versteht er. Bringt ihm seine Frau ein hübsches Vermögen zu, so ist er in wenigen Jahren ein geachteter Mann, und Herr Blanchard wird seinen Vortheil daraus zu ziehen wissen, einen so nahen Freund in der Verwaltung zu haben."

Arnold war sehr unruhig geworden, und trank ein Glas Wein nach dem andern, um seinen trockenen Gaumen zu netzen. „Die Sache ist also so gut wie in Ordnung?" fragte er aufgeregt.

Der Wirth wiegte den Kopf. „Das glaube ich doch nicht. Es muß nicht so glatt gehen, wie's der Herr Maire wünscht, sonst wäre wohl die Verlobung schon publicirt. Das Fräulein wird sich nicht ganz leicht geben; sie soll eigensinnig sein, und der Papa hat sein einziges Töchterchen verwöhnt. Es eilt mit dem jungen Dinge ja auch nicht so sehr. Ueber's Jahr vielleicht ..."

Arnold stand auf und bezahlte den Wein. Er hatte mehr erfahren, als er vermuthen konnte, und mehr Gewißheit vermochte der Wirth ihm doch nicht zu geben. Onkel Helmbach, der nur einzelne Brocken dieser Reden aufgefangen hatte, etheilt auf dem Heimwege einen Bericht, aus dem sich Arnold's schwere Besorgnisse nicht erkennen ließen, aber der Hauptpunkt war doch nicht zu umgehen gewesen: daß sich ein sehr einflußreicher Freier gefunden habe und daß diese Rivalität ein neues, bisher gar nicht in Rechnung gestelltes Hinderniß bedeute.

Unser junger Freund hatte eine sehr unruhige Nacht. Die

Digitized by Google

Vormittagsstunden des nächsten Tages schlichen ihm so langsam hin, daß er wiederholt seine Uhr beschuldigte, still zu stehen. So knapp wie möglich bemaß er die Zeit, die zur Abstattung von Visiten für unschicklich gilt. „Ich weiß nicht, lieber Onkel," sagte er, als er endlich den Gang glaubte wagen zu dürfen, „wie sich's heute sagt, ob ich erst allein einen Besuch mache, um mein Hiersein zu melden, oder ob ich Dich gleich vorstelle. Man muß es von den Umständen abhängen lassen. Aber komm' doch auf jeden Fall mit!"

Helmbach fügte sich.

Die Sonne schien wohl freundlich auf das gelbrothe Laub der Bäume und zwischen den Stämmen durch auf den Weg. Als sie in die Nähe der Villa kamen, stutzte Arnold und machte Halt. „Sieht Du die Dame dort im Garten hinter der Laube?" fragte er hastig und mit verhaltener Stimme.

Helmbach nickte. „Sie hat sich in einen kurzen Mantel fest eingehüllt und trägt ein weißes Kopftuch."

„Ganz richtig! Das ist Juliette."

„So — ? Juliette."

Es folgte eine Pause im Gespräche. Beide Männer schauten mit gespannter Aufmerksamkeit in den Garten hinein. Die junge Dame hatte das Gesicht ihnen abgekehrt und schritt langsam den Gang weiter. „Onkel!" nahm Arnold wieder das Wort. „Du wirst einsehen, daß ich diese Minute nicht verpassen darf — ich kann Juliette sprechen, bevor ich ihre Eltern sehe und von ihnen vielleicht unfreundlich begrüßt werde — ich muß sie sprechen."

„Ja, so wollen wir doch —"

„Ich muß sie allein sprechen, Onkel! Thue mir die Liebe und gieb mich frei."

„Aber, lieber Junge . . ."

„Gehe hier in der Allee auf und ab, aber nicht mit zu kurzen Wendungen — oder besser noch: geh' langsam nach unserm Hôtel zurück!"

Der alte Herr faßte seinen Arm. „Du wirst mich doch nicht —?"

„Der Weg ist ja gar nicht zu fehlen. Und siehst Du — nun muß sie sich sogleich umwenden. Bitte, sei gut und laß mich los!"

Er entzog ihm mit einem schnellen Rucke seinen Arm und eilte über die Landstraße fort, der Gittethür zu. Der Onkel stand ganz verblüfft da, zog den Hut tiefer über die Stirn, als ob er sein Gesicht besser verstecken wollte, murmelte irgend einen gutmüthigen Fluch und wandte seine Schritte rückwärts. Als er nach einer kurzen Strecke noch einmal sich umsah, stand der verwünschte Ausreißer schon vor der Dame und hielt den Hut in der Hand. „Er wird sich obendrein noch erkälten," schalt er in sich hinein; „wenn seine Mutter wüßte, daß ich so mein Amt verwalte!" Einige Leute kamen ihm entgegen; er wich scheu bis zu den Baumstämmen hin aus. —

„Bin ich noch nicht vergessen?" fragte Arnold, als er sich der vermummten Gestalt näherte.

Juliette hatte während des Gehens vor sich hin zur Erde gesehen; nun schreckte sie, von dieser Stimme berührt, auf, hemmte den Schritt und ließ zugleich die Arme, die gekreuzt den Mantel über der Brust schlossen, niederstinken. Der Mund öffnete sich ein wenig, ohne jedoch einen Laut hervorzubringen, und die Augen richteten sich auf den Fragenden mit jenem Ausdrucke ängstlicher und angestrengter Aufmerksamkeit, mit dem sie beim Erwachen eine ganz unerwartete Erscheinung zu mustern pflegen: träume ich — habe ich ein Wirkliches vor mir? Blitzschnell schien sie dann alle Möglichkeiten durchzudenken, die ihn hierher zurückgeführt haben könnten, und ihr bewegliches Gesicht ließ den raschen Wechsel der verschiedenartigsten Empfindungen erkennen. Zuletzt behauptete sich auf demselben siegreich ein freundliches Lächeln. Sie reichte dem Gaste die Hand und entzog sie ihm nicht sofort, nachdem er einen feurigen Kuß darauf gedrückt hatte. „Es ist doch wunderbar . . ." sagte sie leise; „ich dachte eben an Sie."

„Sie dachten an mich?" entgegnete Arnold, und sein Blut, das bis dahin vor Kn krampfhaft geschlossenen Herzkammern still zu stehen schien, kam wieder in warmen Fluß. „O, dann kann ich nicht ganz unwillkommen sein."

„Wenn das richtiger ist — ich träumte von Ihnen," modificirte sie ihr beglückendes Geständniß. „Man kann nicht für seine Träume."

„Ich bin auch damit zufrieden," antwortete er. Die Unterhaltung stockte. Arnold überlegte, ob er sogleich eine offene Erklärung wagen solle, die sie über seine Absichten unterrichtete, und wie er sie einzuleiten habe, um nicht durch zu rasches und unvorsichtiges Vorgehen sich zu schädigen. Ehe er aber mit diesen Erwägungen in's Reine gekommen war, hatte Juliette schon ihre ganze Fassung wiedergewonnen. Ihre Frage: „Wie ist es Ihnen bisher ergangen?" deutete sehr bestimmt darauf hin, daß sie das Gespräch auf den conventionellen Gesellschaftston zu leiten entschlossen war.

Er fand nicht sogleich eine Antwort darauf, und als er sie nun wieder anfah, bemerkte er erst auf ihrem bleichen Gesichte die Spuren körperlicher oder seelischer Leiden, die sie gepeinigt haben mußten. „Prominenten wir noch ein wenig im Garten!" fuhr sie fort. „Die Sonne scheint einmal nach Wochen wieder freundlich, und unser Arzt hat mir Bewegung in frischer Luft verordnet. — Aber Sie wollten vielleicht meinen Eltern —"

„Auch das!" erwiderte er, ihr zur Seite tretend; „aber ich komme dort nicht so leicht zu spät. Man erwartet mich nicht und sieht mich wohl gar ungern. Glücklicher konnte ich es gar nicht treffen, als Ihnen, mein theures Fräulein, hier vor dem Hause zu begegnen, aus dem ich einst nur von Ihnen wie ein nicht unlieber Gast entlassen bin. Ach, jener traurige Abschied! Er haftete so fest in meiner Erinnerung — er verdüsterte alle meine Tage bis zu diesem, der mir ein Wiedersehen schenkt. Wie unglücklich wäre ich gewesen, wenn ich Ihre Gesinnungen gegen mich verändert gefunden hätte! Wie glücklich macht mich Ihre Versicherung, daß ich Ihnen kein Vergessener war!"

Juliette wandte den Kopf ab und beschleunigte ihre Schritte. Die Hand ließ den Mantel los und bewegte sich rasch nach dem Gesichte. Er glaubte zu bemerken, daß sie eine Thräne trocknete. „Wir haben inzwischen viel Trübes erlebt," antwortete sie ausweichend. „Sie wissen, welcher entsetzliche Kampf im Innern dem Frieden mit dem Feinde folgte, dem traurigsten Frieden, den Frankreich seit Jahrhunderten geschlossen hatte. Auch in unserm Hause . . . Sie kennen ja meinen Vater. Eine schwere Krankheit der überreizten Nerven brachte ihn an den Rand des Grabes, und als er dann langsam genas und sich wieder seiner Geschäfte annahm, konnte ihm der Verfall seines Vermögens nicht länger verborgen bleiben. Meine Mutter opferte freudig das ihrige, und es gelang, das Schlimmste abzuwenden; ja, seine Lage kann jetzt wieder für völlig gesichert gelten, aber seine beste Lebenskraft ist doch gebrochen, und wir dürfen uns kaum noch der Hoffnung hingeben, daß seine Gesundheit je wieder ganz hergestellt werden wird."

„Und ist er uns Deutschen noch immer ein unversöhnlicher Feind?" fragte Arnold etwas gedrückt.

Juliette nickte. „Er ist's und wird seine Gesinnung schwerlich ändern."

„Und Sie, mein Fräulein?" Er blieb stehen, als wäre kein Schritt weiter zu thun vor Beantwortung dieser wichtigsten Frage, und sah erwartungsvoll in die großen Augen, die nach ihm umschauten und sich dann schnell senkten.

„Ich, mein Herr . . . O! mir sind diese Dinge gleichgültiger geworden, seitdem ich sie nicht mehr mit leidenschaftlicher Voreingenommenheit betrachte. Ich bin zu der Einsicht gelangt, daß es im Leben der Völker, wie der Einzelnen gewisse nothwendige Entwickelungen giebt, mit denen man sich abzufinden hat. Man kann den Begebenheiten nicht gerecht werden, wenn man mitten in ihnen steht und Partei zu ergreifen hat, aber wenn man die Geschichte studirt — ich studire eifrig Geschichte, und nicht nur die Frankreichs — so ergeben sich da weitere Gesichtspunkte auch für das Naheliegende. Sieg und Niederlage bedeuten dem Weltgeist ganz etwas anderes, als uns. Ich wünschte, es würde einmal eine Geschichte der Meinungen des Tages geschrieben, damit man recht deutlich einsehen lernte, wie kurzsichtig die Menschen allezeit gewesen."

So ernst hatte sie noch nie gesprochen; in dieser Betrachtungsweise war ein deutscher Zug, der ihn frappirte.

„Sie sind ja eine Philosophin geworden," antwortete er mit freundlichem Lächeln. „Ich glaube, wir können uns verständigen."

Eine leichte Röthe überhauchte ihr Gesicht. „Wir sind Protestanten," sagte sie, scheinbar ausweichend. „Mein Vater

Digitized by Google

Porcia im Schleier.

Nach einer römischen Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

stammt aus einer hugenottischen Familie, die trotz aller Verfolgungen an ihrem Glauben festhielt. Wir haben glücklicherweise lange Zeit keine Veranlassung gehabt, unser religiöses Bekenntniß zu betonen — aufrichtig gesagt: wir waren so schlechte Protestanten, wie unsere Mitbürger schlechte Katholiken geworden. Jetzt reißen in dem unglücklichen Frankreich mehr und mehr die Pfaffen die Zügel der Herrschaft an sich; was geschieht, ist geradezu unwürdig einer aufgeklärten Nation, die bisher mit Recht auf ihre Literatur und auf ihre wissenschaftlichen Leistungen stolz war. Drüben in Deutschland aber entbrennt ein Kampf gegen Rom, der die volle Kraft unserer Sieger in Anspruch nimmt, und in *diesem* Kampf stehe ich aus ganzer Ueberzeugung auf ihrer Seite."

„O, das sagt mir viel," rief Arnold, durch diese unerwartete Eröffnung beglückt, „sehr viel. Es ist zwar, so lange ich Gast in diesem Hause war, nie das Gespräch auf religiöse Gegenstände gekommen, und ich durfte daraus schließen, daß Fragen dieser Art Sie und die Ihrigen damals wenig beschäftigten. Damals! Das konnte sich geändert haben, nachdem die politische Spannung nachgelassen hatte. Ich gestehe, daß ich voll heimlicher Sorge war, es könnte sich hier eine zweite, bisher noch gar nicht beachtete, vielleicht unübersteigliche Scheidewand zwischen uns schieben. Jetzt athme ich freier. Meine Reise hierher, theuerste Juliette, hatte ja keinen andern Zweck —"

Sie trat, wie erschreckt, hastig einen Schritt zur Seite und wandte das Gesicht ganz von ihm ab. „Ich glaubte, Sie wollten meinen Eltern einen — Besuch abstatten," unterbrach sie, „— und ich hielt Sie schon zu lange auf." Sie ging ihm voran nach der Hausthür zu, aber er folgte nicht und nöthigte dadurch auch sie, wieder stehen zu bleiben. Dann erst trat er

Digitized by Google

an sie heran. „Entlieben Sie mir nicht!“ bat er sanft und energisch zugleich. „Es ist eine Zügung des Himmels, daß ich Sie sprechen darf, ehe ich mich Ihren Eltern eröffne. Ihretwegen, Juliette, allein Ihretwegen kam ich ja.“

Das Wort war gesprochen; er wußte selbst nicht, wie es so rasch auf seine Lippen gekommen war. Es war nicht mißzuverstehen, und der zärtliche Blick, der es begleitete, schien nur zu fragen: kam ich dir erwünscht? Ueber das schöne, jetzt marmorbleiche Gesicht des Mädchens zuckte es hin wie ein Aufblitzen freudiger Erregung. Dann schien sie Schmerz zu empfinden: unter der Stirn zogen sich die Augenbrauen finster zusammen, und der schon zum Sprechen geöffnete Mund schloß sich wieder mit krampfartigem Druck. Er glaubte keine Antwort abwarten zu dürfen. „Hören Sie mich gütig an, Juliette!“ fuhr er fort; „wer weiß, ob mir die Stunde noch einmal so günstig ist — und Sie müssen Alles erfahren.“

Sie ließ den Mantel fallen und streckte die Hand wie ab wehrend gegen ihn aus. „Nein, nein —! schweigen Sie —“ fiel sie jetzt fast heftig ein, und ihre Stimme hatte einen bange zitternden Klang. „Sie dürfen so nicht zu mir sprechen — nie, nie!“

„Ich muß!“ rief er leidenschaftlich, „ich muß — und wenn es mir an's Leben gehen sollte! — Es geht mir an's Leben, Juliette,“ fuhr er sanfter fort, „glauben Sie mir das! Ich habe Ihnen ein kurzes Bekenntniß zu machen, das Ihnen vielleicht besser, als eine lange Rede meinen ganzen Zustand erklärt: ich, Juliette, war der Räuber Ihres Bildes.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Pflanzenschmuck der Wohnungen.

Die Liebe zu den Blumen — so nennen wir nach allgemeinem Gebrauch alle Zimmerpflanzen — ist, wie wohl Jedem aus Erfahrung bekannt, unter allen Ständen verbreitet. Die Blumenzucht beginnt in den schwach erhellten Räumen der Kellerwohnung, entwickelt sich zu prächtigen Decorationen in der sogenannten Bel-Etage und steigt hinauf bis zum Dachstübchen, wo die arme Näherin oder der gering besoldete kleine Beamte seine Wohnung sucht. Sie blüht in der Stadt wie auf dem Lande. Allerdings ist sie besonders in Kreisen heimisch, wo das Gemüthsleben gepflegt wird. Rohe, nur nach gemeinem Sinnesgenuß strebende Menschen pflegen keine Blumen.

Aber die Freude an den Blumen zeigt sich auf verschiedene Weise. Die Einen wollen mit den Pflanzen nur ihre Wohnung schmücken und stellen sie in die Classe der übrigen todten Zimmerdecorationen. Die Anderen lieben sie um ihrer selbst willen und erfreuen sich ihrer Schönheit, ohne viel an die Verschönerung zu denken. Bei den Ersteren sind die Blumen blos Mittel — Decorationen, — bei den Zweiten Selbstzweck. Auf welcher Seite die besseren Erfolge zu suchen sind, brauche ich nicht zu sagen. Wer die Blumen den todten Schmuckgegenständen gleichstellt, wird auch stets nur todte haben. Schon dieser Verdruß sollte dazu bestimmen, sich der Blumen mehr anzunehmen, selbst wo der Verlust an Geld nicht im geringsten in Betracht kommt. Ist es nicht für Jeden ein schmerzliches Begegniß, Blumen, also lebende Wesen, die am Tage vorher strahlten und dufteten, verdorrt und unrettbar verloren zu sehen?

Man muß den Pflanzen mit Liebe zugethan sein. Aber die Liebe muß sich durch die That, durch liebevolle Pflege bethätigen. Und doch, wie selten wird das erkannt!

Bei den so ungemein verschiedenen Verhältnissen in Bezug auf Einrichtung und Hülfsmittel, bei der großen Menge von Pflanzen, welche jetzt Bewohner der Zimmer geworden sind, ist es schwer, zur Pflege der Blumen mehr als allgemeine Vorschriften zu geben. Hierauf soll sich meine heutige Darstellung beschränken. Das Einzelne möge dann der freundliche Leser in Fachschriften nachlesen, und mit gutem Gewissen kann ich mein eigenes mit vielen Abbildungen versehenes kleines Werk „Die Zimmer- und Hausgärtnerei“ hierzu empfehlen.

Die Zucht der Blumen in den Wohnräumen bringt manche Schwierigkeiten mit sich, welche der Gärtner nicht kennt, daher viele Ausnahmen in der Behandlung. Dabei stellt sich aber die überraschende und für Blumenfreunde erfreuliche Wahrnehmung heraus, daß manche Pflanzen im Zimmer sich schöner entwickeln, als in Gewächshäusern, wo man ihnen die beste Behandlung angedeihen läßt. Ich nenne als solche den sogenannten Gummibaum (Ficus elastica), den Kaffeebaum, den chinesischen wohlriechenden Oelbaum (Olea oder Osmanthus fragrans), Cureuliqo (da von hundert Pflanzen für nennzig keine deutschen Namen vorhanden sind, auch nicht gemacht werden können, so müssen sich Blumenfreunde an den Gebrauch fremder Namen gewöhnen), Dracaena heliconiaefolia und robusta, die immergrüne Kletterpflanze Cissus antarcticus, Cyclamen (das sogenannte Alpenveilchen), die lebendig gebärende Graskilie Chlorophytum Sternbergianum oder Cordyline vivipara (die Calla). Der Grund dieser Erscheinung liegt einestheils in der mehr trockenen Luft, welche viele Pflanzen, analog den Standorten in ihrem Vaterlande, bedürfen, welche ihnen aber im Gewächshause nicht zu Theil werden kann, andernttheils aber darin, daß sie einzeln stehen, sich frei ausbreiten können und nicht von Ungeziefer leiden, wenigstens leicht davon gereinigt werden können. Die beliebte Calla blüht im Zimmer, immer in einem mit Wasser angefüllten Untersatze stehend, fast das ganze Jahr, bei den Gärtnern nur im Winter. Das erwähnte Chlorophytum steht im Zimmer frei auf einem hohen Ständer, und die neuen durch Fäden an der Mutter befestigten, bewurzelten Pflanzen hängen nach allen Seiten herab und werden nicht geitört. was im Glashause nicht angeht. Das Alpenveitchen, in seinen natürlichen Standorten, den höheren Gebirgen, monatelang mit Schnee bedeckt, blüht nur einmal, entweder im Frühlinge, wie das persische und die südeuropäischen Arten, oder im Sommer, wie das deutsche Alpenveilchen, und die Gärtner geben den Pflanzen einige Monate trockene Ruhezeit. Im Zimmer dagegen, in einem ganz unnatürlichen Zustande, tränkt man sie immer durch Untersätze, und sie blühen fast das ganze Jahr.

Ich erwähne solche Thatsachen, um die Schwierigkeiten, welche sich dem Gedeihen der Zimmerpflanzen entgegenstellen, nicht in einem allzu düsteren Lichte erscheinen zu lassen. Dieser Schwierigkeiten sind gar viele: Mangel an hinreichendem Licht und ungeeignete Wärme, unreine, oft durch Gas verdorbene Luft ꝛc. In jedem bewohnten Zimmer ist nur am Fenster ein durchaus heller Standort, und wenn man den Pflanzen die meisten Fenster einräumen will, was jedenfalls die Behaglichkeit der Wohnung stört, so haben sie doch immer nur seitliches, einseitiges Licht. Die Wohnzimmerwärme ist nicht für alle Blumen angeignet, wie schon aus den gegebenen Beispielen hervorgeht, aber für sehr viele. Es bieten aber Nebenzimmer und weniger warme Räume Gelegenheit, ihnen eine günstige Temperatur zu verschaffen. Leider sinkt diese durch Nachlässigkeit in kalten Wintern oft tiefer, als Pflanzen ertragen können. Am schlimmsten ist die schlechte Beschaffenheit der Luft. Dieselbe ist zeitweise mit Staub und Ruß (von Oefen und Beleuchtung) erfüllt, zuweilen zugig, vor allem für die meisten Blumen zu trocken. Man muß die Pflanzen vor diesen feindlichen Einflüssen möglichst schützen und die Arten derselben speciell im Hinblick auf denen ihnen bestimmten Standort auswählen. Lichtmangel, trockne Luft, hohe und tiefe Wärme ꝛc. vertragen zwar nur wenige, aber doch einige schöne Pflanzen, welche alles Ungemach ohne merklichen Schaden besiegen, wenn man ihnen im Sommer eine Erholungspflege giebt. Ich nenne z. B. die grüne und bunte Aspidistra elatior (Plectogyne variegata), einige Drachenpalmen oder Dracänen (Dracaena rubra, congesta, paniculata ꝛc.), den sogenannten kleinen Gummibaum (Fitus australis), den japanesischen Spindelbaum (Evonymus japonicus), Pittosporum Tobira ꝛc. Hierher gehört auch theilweise der Epheu, wenn er oft genug gewaschen und angefeuchtet wird; auch einige Fächerpalmen vertragen bei sonst guter Behandlung viel.

Als Schutz für die Blumen ist zu empfehlen das Belegen des Fußbodens mit Wachstuch- oder anderen Teppichen. Anstrich desselben mit Oelfarbe, Fußbodenlack oder Wachs, weil in Folge dessen das trockene Reinigen — gefährlich wegen des

Digitized by Google

Staubes — wegfällt, ferner das Verhängen der Pflanzen mit leichten Tüchern beim Reinigen der Zimmer und bei Zugluft, welche stets Staub verursacht, und das Anbringen von Schutzwänden nach Art „spanischer Wände“.

Zu den gebräuchlichsten Schutzmitteln gehört das Stellen der Blumen hinter Doppelfenster und in Fensterglashäuschen und Glaskästen. Für die Glaskästen vor den Fenstern und im Zimmer bedarf es einer genauen Auswahl, denn in erstere gehören licht- und luftbedürftige, in letztere aber feuchte Luft und Wärme liebende oder vertragende Pflanzen. Diese bedeckten Blumentische können sich bei bemittelten Pflanzenfreunden aber auch wohl zu kleinen Wintergärten erweitern. Mein genanntes Buch, noch mehr mein „Frauengarten“ (Gartenbuch für Damen) enthält verschiedene Abbildungen davon. Gegen die sehr schädlichen Einflüsse des Leuchtgases, nicht des Lichtes, sondern des Kohlenoxydgases und die ausströmenden Rußtheile müssen besondere Maßregeln getroffen werden, indem man die Röhren durch Oelfarbenanstrich dichter machen, alle Hähne fest verschließen und auf das Genauste einpassen läßt. Trotzdem gedeihen eine Menge schöner Pflanzen, z. B. die Begonien oder Schiefblätter, nicht in Zimmern, wo Gas gebrannt wird, denn es strömt doch immer etwas Kohlenoxyd aus. Die nothwendige Luftfeuchtigkeit, welche in stark geheizten Räumen auch den Menschen so wohl thut, wird besser durch bei und zwischen den Pflanzen aufgehängte nasse Schwämme, als durch im Ofen aufgestellte Wassergefäße hergestellt, denn vom Ofen strömen die Wasserdünste sogleich aufwärts und verdichten sich an den Fenstern zu Wasser.

Wir wollen nun die Standorte betrachten, welche den Zimmerpflanzen geboten werden müssen. Das Fenster ist der beste Standort für kleine, lichtbedürftige Pflanzen. In den meisten Wohnungen ist es der einzige für Blumen benutzte Platz. Aber hier ist wenig und schmaler Raum, auch machen viele Blumen das Zimmer dunkel und unbehaglich. Man sollte wenigstens die Hälfte der Fenster frei lassen. Wo in starken Mauern ein Doppelfenster angebracht wird, gewinnt man schon mehr Platz, und die Blumen halten sich darin frischer und länger. Manche Winterblumen, z. B. Maiblumen, Veilchen, Chinaprimeln, vertragen den freien Staub im Wohnzimmerfenster nur kurze Zeit. Größere, ausgebreitete Pflanzen mit harten Blättern, welche weniger Lichtbedürfniß haben, stellt man auf Blumentische, höhere auf den Fußboden, sehr breite, z. B. Fächerpalmen verschiedener Art, auf besondere Ständer, welche zur Seite von Schreibtischen, Sophas ꝛc. aufgestellt werden. Leider sind guteingerichtete Blumentische nicht häufig, indem sie meist zu klein sind und einen zu schrägen Rand haben, auch bedenkliche Neigungen zeigen. Noch seltener findet man praktische Blumenständer für Einzelnpflanzen.

Gegenwärtig sind die geschnitzten Ständer sehr in Gebrauch, aber wenig brauchbar, da ein Luxusstoff darauf gehört, der gar keinen Halt hat und dem Gedeihen der Pflanze hinderlich ist. Besser sind korbartige Gestelle, in welchen der Topf verdeckt aufgestellt wird. Man kann dieselben mit Epheu begrünen. Ist das Zimmer hell und geräumig, so dürfen höhere Pflanzen neben dem Sopha, Schreibtische, in Ecken aufgestellt werden, im Sommer um den Ofen und vor das Kamin. Auch auf Schränken, Kommoden, Schreibtischen ꝛc. sieht man oft Pflanzen geschmackvoll angebracht; es kann darin aber leicht des Guten zu viel gethan werden, sodaß der Ausenthalt durch Ueberfüllung drückend wird. Reizend sind Pflanzen auf Consolen, entweder frei oder mit verdeckten Töpfen. Die Consolenpflanzen hängen bald zierlich herab, bald breiten sie sich an den Wänden aus, um leere Flächen zu decken, oder sie umrahmen als Schlingpflanzen Bilder, Spiegel, Büsten, Statuetten ꝛc.

Zur Aufstellung an nicht ganz hellen Plätzen wähle man immergrüne Pflanzen mit glatten, steifen Blättern. Im Sommer stelle man den größten Theil der Pflanzen im Freien auf, die kleinen vor dem Fenster und auf dem Blumenbrette, die größeren auf dem Balkon, in offenen Galerien, im Dachgarten, im Hofe* oder — was natürlich am besten ist — im Garten. Glücklich der Pflanzenfreund, dessen Wohnung einen an das Wohnzimmer stoßenden Erker oder ein Thurmzimmer aufzuweisen hat, denn er kann es oft ganz den Blumen einräumen, während das Wohnzimmer nur den wirklich verschönernden Schmuck behält. Wird dieser Ausbau durch Glasthüren geschlossen, welche aber zeitweise offen bleiben, so halten sich darin die Blumen frisch und blühen viel länger.

Die mit Glas bedeckten Vorrichtungen für Blumen sind eine Art bedeckter Blumentische oder Blumenglasschränke. In ersteren finden nur niedrige, in letzteren auch höhere Blumen Platz. Je tiefer am Boden diese Pflanzenbehälter aufgestellt sind, desto besser die Beleuchtung. Hier sind die Pflanzen gegen Staub und trockene Luft geschert, und es gedeihen darin auch die schönen Farnkräuter und Farnmoose (Lycopodien), welche im geheizten Zimmer offen nicht zu erhalten sind. Der lebhafte Gerüche nicht vertragen kann, stelle die stark duftenden Blumen ebenfalls in den Glasverschluß. Will man sich des Duftes erfreuen, so genügt ein kurzes Oeffnen, um die gefesselten Blumengeister ausströmen zu lassen. Aber es gedeihen viele Blumen nicht unter Glasverschluß. Daher bedarf es einer besonderen Auswahl, welche sich größtentheils auf Warmhauspflanzen beschränkt. Stehen die Blumen ohne Töpfe zwischen und auf Felsgebilden von Tuffstein oder Birgkinkorf, so nennt man solche Aufstellungen ein Terrarium (im Gegensatze zu Aquarium). Man benutzt hierzu kleine Pflanzen ohne Blumen, aber mit besonders schönen Formen und Blättern. Der Glasschrank kann auch ein nach innen erweitertes Doppelfenster sein, welches vor dem nach außen erweiterten viele Vorzüge hat. Hierzu gehört aber ein vielenstriges Zimmer, denn diese Einrichtung verdunkelt den betreffenden Raum. Man kann darin, sowie in jeder schrankartigen Einrichtung, mit Leichtigkeit einen Springbrunnen anbringen, in welchem natürlich Goldfischchen nicht fehlen dürfen. — Außerhalb des Wohnzimmers, Prunkzimmers und des Salons finden wir den Blumenschmuck selten. Und doch ist es so schön und so leicht, auch große Vorsäle, weite Treppen und Treppenhäuser mit Grün zu schmücken, was zugleich den Vorzug hat, große Pflanzen, welche man als Gartenzierde braucht, zu überwintern. Tritt strenge Kälte ein, so bringt man sie kurze Zeit in den Keller. In nordischen Gegenden werden übrigens Häuser, in denen auch die Gänge und Treppen geheizt werden, bekanntlich immer häufiger.

Soviel über die Bedingungen, die bei Aufstellung von Blumen zu beachten sind. Ueber die Behandlung und Auswahl derselben jetzt etwas mitzutheilen, verbietet mir heute der Mangel an Raum.

Von größter Wichtigkeit für die ganze Zimmerblumenzucht ist der Ankauf der Blumen und deren Gewöhnung an den neuen Standort. Je größer die Verschiedenheit zwischen Treibhäusern und Wohnräumen ist, desto größer sind die Nachtheile des Ueberganges von dem einen Raume in den anderen. Dort feuchte Wärme, Licht von allen Seiten, reine Luft — hier trockene Hitze, Staub, Zugluft. Wer Pflanzen nicht zu einer besonderen Gelegenheit kauft, sondern für dauernd, kaufe sie im Frühjahre oder zeitig im Sommer, nie im Herbste. Sie werden dann sich leichter, weil ganz allmählich, an den Wechsel gewöhnen. Er kaufe junge, jedoch nicht zu schwache Pflanzen, da sich diese besser gewöhnen. Es ist jedoch der Ausdruck „Kart“ sehr vieldeutig, und man würde sich sehr wundern, wenn man, nachdem man eine starke Palme bestellt hat, eine mächtige Kiste und eine Rechnung von fünfundzwanzig Thalern oder mehr bekäme. Kauft man in der Winterzeit Blumen, so beachte man, wo sie beim Gärtner gestanden haben, ob in einem nicht zu warmen Glashause, oder im Treibhause, vielleicht im noch heißeren und feuchteren Treibkasten. In letzteren Falle müssen sie nicht nur auf dem Transport nach dem Hause besser gegen Kälte verwahrt, sondern auch anfangs durch Papier oder gewebte Stoffe gegen die trockene Wärme geschützt werden. Läßt man bei Kälte Blumen holen, so gebe man dem Besorgenden genaue Vorschrift zur Verwahrung und die nöthige Bedeckung, sonst machen es sich Dienende oft bequem und bringen die Blumen unverwahrt. Auch gut verwahrte Blumen müssen zum Uebergang erst einige Minuten in einer kühleren Temperatur stehen. Am meisten Vorsicht verlangen getriebene Blumen, als Maiblumen, Veilchen, Hyacinthen, Rosen ꝛc. Pflanzen, welche das ganze Jahr im Zimmer stehen können, lasse man darin, denn durch das Aufstellen im Freien oder zeitweilige Pension bei dem Gärtner

* Siehe Gartenlaube von 1873, Nr. 23, „Der Garten auf dem Hause“, sowie von 1865, Nr. 22, „Der Luftgarten im Hofe“.

Digitized by Google

gehen die Vortheile der Angewöhnung wieder verloren. So gewöhnen sich und blühen Camellien leicht im Zimmer, wenn sie immer darin bleiben, werfen aber meist die Knospen ab, wenn man sie nur im Winter in das Zimmer bringt. Von den prächtigen Dracänen verlieren bald nach dem Ankaufe mehrere großblättrige Arten im Zimmer die Blätter und scheinen unrettbar verloren. Pflegt man sie aber sorgfältig, so bilden sich erst kleine, dann immer größere Blätter, und zuletzt kann man sie zu so üppigen Pflanzen heranziehen, wie im Gewächshause.

H. Jäger.

Bis zur Schwelle des Pfarramts.*

2. In der Lateinschule.

So war er denn eingefangen, der Wildfang in Thal und Höhen. Statt der weiten und freien Ebene des langgestreckten Dorfes umfing ihn die Enge der Stadt, gewiß für den Reisenden von heute, den der Schnellzug von Schaffhausen nach Stuttgart hindurchführt, romantisch genug mit ihrem Neckar, der sie in zwei Theile theilt, mit ihrer Burgruine, mit ihrem „gähnenden Stein", mit ihren waldbewachsenen Höhen, aber für den, der hier weilen muß, doch im Grunde ein Loch, nach allen Seiten mit Hügeln verbaut, und drückend für die weite Brust eines freiheitslustigen Knaben. Und erst das Schulhaus, in welchem ich mich mit zwanzig bis dreißig Zöglingen des Präceptors einlogirt fand! Ein altes, unwohnliches, dunkles Haus, zwischen die Kirche und den jähansteigenden Berg eingeklemmt. Im unteren Stock nebst einem kleinen Anbau beschäftigte sich die gesammte deutsche Jugend vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahr in drei Schulzimmern; von Realschulen, von Gewerbeschulen, von Arbeitsschulen für die weibliche Jugend und Aehnlichem hatte man damals noch keine Ahnung in einer Stadt, welche den Sitz für Oberamt und Oberamtsgericht hergab. Die Töchter hielt man damals noch für weise und klug genug, wenn sie in der biblischen Geschichte beschlagen waren und lesen, schreiben, rechnen gelernt hatten.

Wer von den Knaben noch etwas hinzulernen wollte, den gab man in die Lateinschule, für welche im zweiten Stock gesorgt war, heute in ihren engen Räumen kaum genügend für die Ansprüche einer anständigen Familie, damals zugleich die Wohnung für die Präceptorsfamilie und ihre circa dreißig Alumnen, und der Schulraum für siebenzig bis achtzig Lateiner. Welcher Geist in diesen Schulzimmern herrschte, das zeigte dem Eintretenden sofort eine weitleuchtende, an der Wand mit großen Buchstaben angebrachte Inschrift: „ut mit dem Indicativ kostet sechs Tatzen." Das hieß zum Voraus: 1) Hier gilt nur Latein (mit dem Anhang von Griechisch und Hebräisch für diejenigen, die sich für eine wissenschaftliche Laufbahn vorbereiten wollten), 2) das Latein muß mit allen Mitteln eingebläut werden, und Haselstöcke wachsen genug an den gebüschreichen Halden. Wohl trieb man neben den alten Sprachen auch Anderes, wie Arithmetik, Geographie, Geschichte, Botanik, Französisch, aber dafür waren verhältnißmäßig nur wenige Stunden angesetzt, und es waren nicht die Fächer, die der Lehrer mit Lust und Verständniß betrieb, und endlich, was die Hauptsache war, man legte keinen Werth darauf; man taxirte keinen Schüler nach dem, was er in diesen Nebenfächern leistete. Das Prolveo (für den Platz) war das allein Entscheidende; so nannte man das Etikett, das wöchentlich aus dem Deutschen in's Lateinische übersetzt wurde. Nach einiger Zeit wurde die Zahl der Fehler, die Jeder in diesen Uebungen gemacht hatte, zusammengezählt und danach der Platz in der Classe bestimmt. Mochte Einer in allen anderen Gebieten noch so unwissend sein, hatte er nur die wenigsten Fehler im Prolveo, so war er der Primus in der Classe, zu dem alle Anderen mit Neid und Respect aufschauten.

Diesem Schulideal entsprach vollkommen der Schulmonarch. Der Mensch ging auf im Schulmann und der Schulmann im Lateiner und Griechen, wie er denn seinen deutschen Namen gern mit dem entsprechenden griechischen Ophthalmos vertauschte. Er hatte nur zwei Leidenschaften: Liebe zu seinem Fach und Ehrgeiz, den Ehrgeiz, seiner Schule den Ruhm der besten im Lande zu erwerben und es dahin zu bringen, daß Alle, die von da aus in das Laubzamen einträten, darin glänzten. Befeelt von diesem Ziele, verzichtete er so zu sagen auf jeden Lebensgenuß und that weit mehr, als gefordert wurde. Im Sommer stand er schon Morgens um sechs Uhr im Feuer mit Denjenigen, die er auf höhere Schulen vorbereitete, dann kamen vier Stunden — unter Beihülfe eines Collaborators — mit allen Classen, Abends nach Schluß der obligatorischen Stunden wieder Privatstunde mit denselben Vorgerückten, in den Winterabenden Aufsicht über die Privatarbeiten seiner Hauszöglinge, Uebertragung von Goethe's Hermann und Dorothea in lateinische Hexameter mit einigen Auserwählten, Vorlesung des Märchens vom Rübezahl oder des Robinson Crusoe nach Campe u. A. Kurzum kein Genuß, keine Ruhe, keine Erholung für sich; sogar die Ferien opferte er, wenn das Landexamen vor der Thür stand, und bebiett die Schüler zurück, um sie täglich zu unterrichten. Und das Alles bei einer kärglichen, wahrhaft knauserigen Staatsbesoldung, die ihn nöthigte, sich mit seiner Familie auf ein Wohn- und Schlafzimmer einzuschränken. O! es giebt Märtyrer, deren Namen nicht glänzen auf den Tafeln der Weltgeschichte, die ihr Herzblut tropfenweise vergießen im Dienste der Gesellschaft.

Wenn ich mir dieses Heldenthum der Arbeit und Entsagung vergegenwärtige, dann bin ich geneigt, manche Mängel, die freilich schroff genug hervortraten, milde zu beurtheilen. Wie hätte unter dieser einseitigen Schulpedanterie, bei dieser ausschließlichen Einschränkung auf eine enge Sphäre die Ausbildung des Humanen nicht leiden sollen! Zartfühlend gegen die Jugend, rücksichtsvoll gegen die Individualität war unser Lehrer nicht; er betrachtete die Jugend ausschließlich als plebs discens. Eine böse Anspielung auf Familienverhältnisse, ein wehethuender Witz auf die Körperbeschaffenheit und Gebrechen machte ihm nichts aus. Wir fürchteten ihn mehr, als wir ihn liebten. Er konnte gut und vertraulich sein, wenn er bei Laune war, aber wehe uns, wenn er den schlimmen Tag hatte! Wir merkten's von Weitem, wie es im Capitole aussah. Kam er in Pantoffeln und Schlafrock und mit der Pfeife in die Schule, dann war das Wetter gut, aber hatte er seinen blauen Rock, die gewichsten Stiefeln und die weiße Halsbinde an, dann erbleichten beim Aufgehen der Schulthür alle Gesichter und Jeder fragte im Stillen den Nachbar: „Bin ich's?" Einmal, am Tage des Prolveo, trat er mit der Erklärung in die Schule, daß heute jeder Fehler eine Tatze koste. Man berußigte sich wegen der baaren Unmöglichkeit, da immer Solche waren, die ihre zwanzig bis dreißig Schnitzer oder mehr machten. Aber richtig! er hielt Wort und zwei Schüler erhielten bis auf dreißig Tatzen, und zwar, wie er es gewohnt war, mit aller Kraft des Körpers aufgemessen, so daß Hände und Finger hoch aufschwollen und eine Woche lang zur Arbeit untüchtig waren. Für ein fühlendes Herz war die Luft an jenem Morgen wie am jüngsten Tage. Aber auch in gewöhnlichen Zeiten tanzte der Stock nicht übel, und wenn Etwas die traurigen Scenen erheiterte, so war es die Beobachtung der verschiedenen Geberden, mit welchen das Strafexempel hingenommen wurde, Geberden, in welchen sich die künftigen Charaktere zum Voraus abspiegelten. Der Eine trat demüthig und schmerzvoll hin; der Zweite nahm's stolz und kalt, ohne eine Miene zu verziehen; der Dritte krümmte bei jedem Schlage den ganzen Körper wie ein Wurm und rieb jedesmal die Hand auf dem Knie, ehe er sie dem neuen Schlage darbot; der Vierte endlich erhob schon beim Aufholen des Armes ein weibisches Geschrei und darinte bei jedem Niederfalle der Ruthe die Töne wieder in anderer Weise. Das war possirlich anzusehen, und Mancher verdiente seine Tracht redlich. Denn da die lateinische Schule noch die einzige war, in welcher man über die Anfangsgründe der Bildung hinaus Etwas lernen konnte, so drängte sich Crethi und Plethi zu derselben, und es war schwer, an Cicero vorbeizukommen, wenn man Stadtkraft oder Kaufmann werden wollte.

Das war die Welt, in welche ich jetzt nach den seligen

* Siehe Nr. 6 u. 7 dieses Jahrgangs.

Digitized by Google

Tagen einer freien und freudigen Kindheit eintrat! Das war die Luft, die ich fünf Jahre hindurch einathmen sollte. Zwar traf ich's verhältnißmäßig noch glücklich. Die Frau Präceptorin, welche die Launen des Mannes durch tröstlichen Zuspruch an das Herz der Zöglinge gut machte und oft stundenlang bei den Schwächeren saß, um ihnen die Aufgaben einzuprägen und abzuhören, war meine nahe Anverwandte und „Tote" (Taufpathin), die sich ihres kleinen verschüchterten Pathen in herzlicher Liebe annahm. Auch stand der ältere Bruder Theodor noch ein halbes Jahr neben mir als Trost und Stütze, ehe er in das „Kloster" abging, und mit dem andern Bruder, der mit mir das elterliche Haus verlassen hatte, inkluse die Fremde das in der Heimath so oft zerrissene Band geschwisterlicher Liebe so rasch und so innig, daß nie mehr ein Wort des Zankes fiel. Aber was hilft dem gefangenen Vogel die milde Hand, die ihm das Futter vorlegt? In den ersten Nächten konnt' ich nicht schlafen; der ungewohnte Viertelstundenschlag der nahen Kirchenuhr hatte in der Stille der Nacht etwas so Schauriges und Peinigendes. Am ersten Schultage stürmte in der Pause Alles hinaus auf den Turnplatz und tummelte fröhlich durcheinander; aber die Glocke erschallt und Alle stürzen den Hügel hinunter zur Schule zurück. Ich allein bleibe stehen; ich kann nicht zurück; ich weine bitterlich; es ist mir, als wär' ich von Vater und Mutter und aller Welt verlassen; ein nagendes Heimweh legt sich auf das unerfahrene Herz. Endlich wird der Bruder herausgeschickt und führt den Widerstrebenden in die Schule, wo er von dem Gelächter der Schüler empfangen wird, und der Präceptor sagt: „Wart', Junge, ich will Dir das Gastfürchten abziehen! Setz' Dich und zeig', was Du gelernt hast!"

Jetzt war ich geheilt und — umgewandelt. Der kecke, fröhliche Knabe, dem das Fabuliren und Necken eine Lust gewesen war, ist von jener Stunde an zum stillen, eingezogenen, fleißigen, braven Bürschchen geworden, das sich vom Muthwillen der Jugend abschloß und auf dem besten Wege war, ein gelehrtes Haus zu werden, wovor ihn doch später der Himmel gnädig bewahrt hat. Das Schuldeal ergriff ich mit Leidenschaft und studirte über Hals und Kopf. Da ich das Deutsche nicht nach der Schriftsprache, sondern nach dem Laut des Volksmundes schrieb, also „Vatter, Mueter ꝛc.", so nahm ich Privatunterricht bei einem Volksschullehrer, der auch die Sache so sichtvoll und rationell, den Zögling mit so viel Milde und Trost behandelte, daß ich nach einem Vierteljahre der Orthographie völlig Meister war und nicht leicht noch einen Fehler machte. Im Lateinischen konnte ich nothdürftig mit den Anderen fortschreiten, die ich nach einiger Zeit überflügelte. Denn bald trieb ich die Sprache nicht mehr schulmäßig, sondern auf eigene Faust. Wenn die Schulpensen fertig waren, suchte ich eine Ecke und las den alten Broeder, der damals schon abgeschätzt und durch modernere, handlichere Schulbücher ersetzt war. Aber meinem Eifer war er eben recht — so breit und ausführlich, jede Regel mit ihren Ausnahmen erläutert, durch viele Beispiele anschaulich gemacht und bewahrt und als Krone des Ganzen die lateinischen Erzählungen unterhaltenden und belehrenden Inhalts. Das verschlang ich alles mit Heißhunger und war der Tagesaufgabe der Schule immer weit voraus.

Da kann ich doch eine kleine Schultragödie, die mir begegnete, nicht unerwähnt lassen. Eines Tages, als wieder die Rangplätze bestimmt wurden, übersprang ich eine Classe, und wurde vom Primus einer unteren der Primus einer oberen. Der bisherige Inhaber dieses Platzes geräth in Aufregung und Bestürzung. Mit allem Recht. Er war ein höchst talentvoller Knabe, der einzige Sohn eines Landpfarrers, äußerlich etwas linkisch und unordentlich, aber innerlich um so tiefer angelegt. Eben war ein deutscher Aufsatz über den Nutzen und Schaden der Winde aus seiner Feder als eine wahre Musterarbeit der ganzen Schule vorgelesen worden; im Rechnen, in Geschichte und Geographie, in der Naturkunde ꝛc. war ich ein wahrer Ignorant gegen ihn. Aber ich schrieb ein besseres und fehlerfreieres Latein. Das entschied. „Noch ist nicht aller Tage Abend," rief er in höchster Erregung am Abendessen über den Tisch zu mir herüber. Siehe da, schon auf der Schulbank im Kleinen den Kampf zwischen Humanismus und Realismus, zwischen dem Bildungsideal einer untergehenden und einer heraufdämmernden Zeit, der eben damals die literarische Welt bewegte und in heftigen Schriften und Gegenschriften geführt wurde. Nachunterlag der Realist, diesmal leider zugleich in einem schmerzlichen Sinne des Wortes. Kaum hatte er sein stolzes: „noch ist nicht aller Tage Abend" gerufen, so mußte er sich zu Bette legen — an den Masern, und nach zehn Tagen war er todt. Der herbeigeeilte Vater erdrückte mich in der Umarmung fast vor Weinen und Schluchzen, und der Gang zu dem Grabe des Freundes, den ich liebte und verehrte, erschütterte mir Gemüth und Körper so heftig, daß ich selber die Masern auf meinem Leibe zurücktrug. „Ferien, Ferien!" hallte es am andern Tage durch die Gänge und Zimmer, denn der Arzt hatte Schluß der Schulen befohlen. Jubelnd hatten wir die Tornister gepackt und standen reiselustig; ich eile noch in die Familienstube des Präceptors, um Abschied zu nehmen; der anwesende Arzt schaut mich bedeutsam an: „Halt einmal, Du kleiner Nestvogel," entblößt mir die Brust und sagt: „Geh' sogleich zu Bett! Du hast die Masern." Dieser Sturz von der höchsten Freude in den tiefsten Jammer! Die Andern zogen singend über die Berge; ich mußte in der dunkeln Stube liegen; nach dem traurigen Ausgang des ersten Falles und bei der in jener Zeit noch üblichen Behandlungsart der Krankheit behütet, wie wenn ich von Glas wäre, und noch wochenlang nach der Genesung abgesperrt gegen jedes Lüftchen. Doch milderte mir die treue Schwester, die zur Pflege herbeigeeilt war, die einsamen Stunden.

Der Humanist war gerettet — zu neuem Eifer in seinen Studien. Bald begnügte er sich nicht mehr mit Grammatik und Schulbuch, er wollte die Classiker an der Quelle kennen lernen. Im Sommertagen lag er am Hügel unter dem Baume oder im Waldesschatten und las nacheinander Cicero „Ueber die Freundschaft", „Ueber das Alter" und den „Traum des Scipio". Wie schlich sich der Zauber dieser Sprache in das Ohr! Ihre Geheimnisse zu belauschen, diese Wendungen nachzuahmen, diese Satzbildung sich anzueignen, diese Ausdrücke dem Gedächtniß einzuprägen, um sie bei Gelegenheit zu verwenden und ein ciceronisches Latein zu schreiben — denn außer diesem wurde kein anderes als berechtigt anerkannt — das war das einzige Interesse, mit welchem er an diese Schriften herantrat. Natürlich wurde auch der Inhalt gelegentlich mitgenommen und regte das Urtheil an und bereicherte mannigfaltig den Geist. Besonders fiel es mir auf, daß dieser Erzheide Cicero in den wichtigsten Dingen schon ganz dachte, wie die Christen. Wenn man einige polytheistische Klänge wegstreicht, könnte den Traum Scipio's eben so gut ein Christ des zweiten Jahrhunderts geschrieben haben. Da erscheint die Welt als ein Jammerthal, aus welchem der Fromme sich hinaussehnt, der Leib als ein Kerker, in welchem die Seele nach Erlösung seufzt, und der Himmel als ein Ort der Vergeltung und der ungetrübten Seligkeit mit allem Zubehör des Wiedersehens wird ganz mit den Farben der christlichen Literatur geschildert. Kein Wunder, daß sich später zu den Anklagen der Theologie über die gänzliche Finsternis der Vernunft und das sittliche Unvermögen der menschlichen Natur außerhalb des christlichen Erlösungsgebietes bedenklich und ungläubig den Kopf schüttelte!

Was den Inhalt betrifft, sprach freilich Livius, dessen römische Geschichte das Schulbuch in einem vortrefflichen Auszuge brachte, den jugendlichen Geist weit mehr an, als der doctrende und breitmoralisirende Cicero. Was waren das für plastische Gestalten! Diese Gallier in Rom, welche die ehrwürdigen Senatoren auf ihren curulischen Sitzen so höhnisch und frech am Barte zupfen! Dieser Hannibal, getragen von Sieg zu Sieg, voll Haß gegen Rom, das wir mit ihm hatten, dem wir jede Demüthigung schon damals von Herzen gönnten! Dann Scipio und Hannibal bei der Schlacht bei Zama einander gegenüber, in jenen Rhetorstücken und Glanzreden, in welchen sich das Alterthum gefiel, die Situation zeichnend, ehe die blutigen Würfel fielen! Alle diese echt dramatischen Gestalten, fast ohne Schwierigkeit in der Ursprache gelesen und in schönes, fließendes Deutsch übersetzt — denn das Letztere verlangte der Lehrer streng, und reichte, wenn wir aus eigenem Fleiße fertig waren, die treffliche Uebersetzung des Livius von Heusinger — was war das für eine Wonne! Wie viel Geistes- und Gemüthsbildung brachten diese Studien neben der Weckung des Sprach- und Formensinnes!

Unsere Zeit verträgt das einseitige Bildungsideal jener Zeit

Digitized by Google

nicht mehr, aber einen großen Vortheil hatte es entschieden: es verzettelte den jugendlichen Geist nicht in dem Nebeneinander von so vielen und disparaten Dingen, wie es heute betrieben wird. Die Stoffe waren einfacher und gleichartiger; sie ließen dem Geiste die Fähigkeit sich zu concentriren, und beförderten dadurch auch die Bildung des Charakters. Und ich habe immer gefunden: wer die classischen Studien gründlich getrieben hat, so daß sie nicht blos zum schulmäßigen Nothwerk, sondern zur Lust des eigenen, freudigen Schaffens geworden sind, der eignet sich später mit Leichtigkeit von den realen Wissenschaften dasjenige an, was zur Bildung nothwendig ist.

Mit demselben Eifer, wenn auch nicht mit demselben Erfolge — denn das Lateín blieb immer die Krone — ergriff ich im zehnten Lebensjahre das Griechische und im zwölften das Hebräische. Das Griechische mit dem üppigen Reichthume seiner Formen machte mehr Schwierigkeit, als die knappe Feldherrnsprache Roms. Aber vollends diese Zeichen und Hauche und verwickelten Accente alle, mit denen die Worte belastet werden, meistens willkürliche Erfindungen eines späten Schriftgelehrtenthums, sind doch eine schwere und, wie mir scheint, unnöthige Plage des Lernenden. Es muß mir schwer eingegangen sein. Wenigstens sind Alpha, Beta, Gamma, Delta (die Anfangsbuchstaben des griechischen Alphabets), vom Haselstocke auf die Finger aufgezählt, die einzige Strafe, deren ich mich aus den fünf Jahren erinnern kann, während ich manches Gräuschleins gedenke, das der Lehrer zum Lohne für eine gelungene Arbeit aus dem Beutel nahm, mit der Weisung, mir etwas Gutes zu gönnen. Von griechischen Schriftstellern wurden besonders Isokrates und Lucian mit Vorliebe getrieben. Im Hebräischen lasen wir die leichteren geschichtlichen Partien aus dem alten Testament und übersetzten wöchentlich ein deutsches Stück in die Sprache des Morgenlandes. Die Meisten von denjenigen, welche heute den gleichen Bildungsweg betreten, werden sich wundern, wie weit die Jugend jener Zeit auf der Stufe des unteren Gymnasiums geführt worden ist. Aber wir waren selbst schon Kinder einer sinkenden Periode. Wenn ich die Hefte meines ältesten Bruders, der zwölf Jahre früher auf denselben Bänken gesessen hatte, durchsah, war ich beschämt, die aufgegebenen Stylübungen von einer freivolligen Zugabe griechischer Distichen begleitet zu sehen, während ich es nur noch zu lateinischen Versen brachte.

Daß bei dieser Verwerfung für Erholung und Vergangungen wenig abfiel, ist selbstverständlich. Auch die zweimaligen kurzen Ferien benutzte ich meist zum Studiren. Die früheren Freuden in Feld und Wiese, im Walde und am Bache hatten um so weniger Reiz für mich, als der Vater seitdem in eine andere Gemeinde übergesiedelt war, in welcher ich die Menschen nicht kannte. Ich durchstöberte immer von Neuem Papas freilich ganz veraltete Bibliothek, aus der ich doch immer wieder Etwas aufspürte, was meine Neugierde reizte. Zum Glück hatten sich auch Schiller's „Räuber" in dieselbe verirrt. Das verschlang ich und declamirte daraus im Kämmerlein, wie auf dem freien Felde. Aber das Sentimentale darin ergriff mich mehr, als das Starke, ich schluchzte mit Amalie und seufzte mit Karl.

Ein wahres Fest dagegen war alljährlich der „Maitag", der die ganze Jugend der Stadt, die sonst so schroff geschiedene deutsche und lateinische, zu Einer erquickenden Feier vereinigte. Den Arm mit Bändern geschmückt, grünes Reis auf dem Hute, sammelte man sich um zehn Uhr erst in der Kirche, wo der zweite Geistliche ein Jubelwort zum Herzen sprach, dann ging's hinaus in den Wald, der durch eine große Lichtung und angebrachte Rasenplätze ein für alle Mal für diesen Zweck hergerichtet war. Unter den Bäumen waren Tische und Bänke aufgeschlagen. Hier ließen sich die Familien nieder und reichten den Kindern die nöthigen Erquickungen. Man tanzte und spielte nach freier Gruppirung; da war kein ewiges Commandiren und Abzirkeln, wie ich es später bei Jugendfesten gesehen habe, die für Lehrer und Anordner, wie für die Jugend mehr eine Anstrengung und Arbeit, als Lust und Jubel waren. Wenn dann der Höhepunkt des Festes kam und der würdige Decan auf den erhöhten Rasenplatz trat, um die Preämien auszutheilen an Diejenigen, welche sich in den verschiedenen Classen das Jahr durch ausgezeichnet hatten, da schwieg Alles und lauschte dem Worte, und die Gekrönten zogen triumphirend zu den Ihrigen. Am Abende ging man zur Stadt zurück, wieder ohne Commando und Tactstock, in frei gebildeten Gruppen, wann und wie es einer jeden beliebte.

Ein wahres Labsal war es für mich, dann und wann an Feiertagen oder wenn zwei Festtage zusammenkamen, die Großeltern (mütterlicherseits) in P. besuchen zu dürfen. Da konnte man doch wieder einmal aufathmen. Das Landstädtchen lag so romantisch da auf einer Hochebene und gewährte eine weite Fernsicht, aus welcher das Stammschloß der preußischen Fürsten, der Hohenzollern, deutlich hervortrat. Freilich war der Weg nach R. jedesmal beängstigend. Es ging viel durch Wald und an einsam stehenden Hütten vorbei. Ich hielt mir das alte „Cantavit vacuus coram latrone viator!*" vor und versuchte es auch etwa mit einem kleinlauten Summen und Pfeifen vor mich hin; aber wenn der Hauptwald kam, half dieser heidnische Trost nicht mehr. Ich wandte mich zum Christengott und betete so anhaltend und inbrünstig, als ich konnte, und versprach ihm allerlei Schönes, wenn er mich unversehrt bis an das Ende des Waldes brächte. Solch ein Hasenfuß war ich doch früher nicht gewesen. Das machte die Gelehrsamkeit, das Hocken hinter den Büchern. Die Bildung verweichlicht, was schon der römische Dichter gewußt hat.**

Aber wie bald waren die Schreckgestalten der Phantasie, die feurigen Augen hinter jedem Busche, die bärtigen Räubergestalten vergessen, wenn ich nun bei den Großeltern saß in dem reinlichen Stübchen des obersten Stockes, den sie sich für ihr Alter vorbehielten, als der Sohn, der weitgereiste und gewandte Weltmann, mein Onkel, den Gutshof übernahm. Es waren herzgute Alte: der „Aehni" mit gemessenem würdevollem Schritte, der den einstigen Stadtrath verrieth im Sammetwams, mit kurzen Beinkleidern, die unter dem Knie gebunden waren, mit langen Strümpfen und silbernen Schnallen auf den Schuhen. Die „Ahne" sehr ich noch, wie sie in der Morgenhaube am geöffneten Fenster saß und wohl eine halbe Stunde ihr Gebet aus dem abgegriffenen Büchlein mit großem Drucke hersagte. Einmal waren wir auch bei ihr auf Besuch, des Präceptors Buben und ich; wir waren Morgens im Bette schon früh munter und begannen unseren Tag mit Singen und Pfeifen; das störte sie in ihrer Andacht. Sie rief zur Thür herein: „Ihr . . . (hier gebrauchte sie einen der saftigsten Volksausdrücke, mit dem ich das zartere Ohr der heutigen Leserinnen verschonen muß), Ihr . . . was pfeift Ihr schon? Habt Ihr auch schon gebetet?"

Bald hernach starb sie. Ich durfte nicht mit ihrem Sarge gehen, der Stundenplan verbot es damals. Aber eine Woche später oder zwei durfte ich gehen; ich weinte viel auf dem Wege und meinte, die ganze Natur müsse mit mir trauern. Als ich mit überlaufenden Augen in die Stube trat, grüßte mich der Onkel in seiner barschen, kurzangebundenen Manier, als wäre nichts geschehen, und weinte nicht. Das war mir unbegreiflich, und als er vollends für ein Brod, das der Großvater für mich bestellte, von diesem das Geld annahm, da war ich unkröflich vor Schmerz. Ach! das empfindsame Herz kannte den Lauf der Welt noch nicht.

In demselben Städtchen wohnte auch eine verheirathete Tante, die Schwester meiner Mutter, mit ihrem einzigen Töchterlein, das ein oder zwei Jahre älter war, als ich. Aber das Haus blieb mir fremd, ich weiß nicht warum. Die Tante, die ich erst später in ihrer ganzen Vortrefflichkeit kennen lernte, hatte etwas Herbes in ihrem Tone, und ich fürchtete sie als ein böses Weib. Anders war's freilich mit dem Bäschen, mit dem „Lisle". Ich schmachtete nach einem Blicke aus den dunkeln Augen; ich bewarb mich auf alle Weise um ihre Gunst; ich hätte gerne so Etwas wie Romantik einer Jugendliebe angesponnen. Aber diese Augen leuchteten nur Verstand und Muthwillen, und von Empfindsamkeit hatte dieses frische Naturkind keine Spur. Was half da dem Lateiner sein Cicero!

Die Schulzeit neigte ihrem Ende zu. Zwei wichtige Dinge erwarteten mich an ihrem Schlusse: die Confirmation und das Landexamen. Die Confirmation fällt in lutherischen Landen in's vierzehnte Altersjahr; ich hatte erst dreizehn vorüber. So wie sie gewöhnlich gehalten wird, ist es gut, daß sie so frühe fällt, in ein Alter, in welchem von selbstständiger religiöser Erfahrung und eigenem Nachdenken kaum bei Einigen die Rede

* Wer fein weich in der Tasche hat, kann vor dem Räuber singen.
** Didicisse fideliter artes emollit mores.

Digitized by Google

sein kann. Denn dieses kirchliche Bekenntniß vom Falle Adam's an bis zum Amte der Schlüssel, das die Macht haben soll, Sünden zu vergeben und zu behalten, und dieses Gebäude, dem Teufel und allen seinen Werken zu entsagen, dürfte man sechszehn- oder siebenzehnjährigen Jünglingen und Jungfrauen — in dieses Lebensalter fällt die Confirmation in Ländern reformirten Bekenntnisses — sich kaum mehr erlauben abzunehmen.

Den zweijährigen Unterricht erhielt ich mit etwa hundert Knaben und Mädchen, die im gleichen Schulzimmer zusammengedrängt waren, von dem rechtgläubigen — das versteht sich im Schwabenlande von selbst — aber milden, gemüthsreichen und humanen Decan der Stadt. Man befand sich freilich im Allgemeinen im Dunstkreis der Orthodoxie, aber ihre Spitzen und Kanten verbargen sich in einem leichten Nebel. Der Unterricht war vorherrschend gemüthlich und erbaulich, die Ansprache an's Herz, an den Willen die Hauptsache, unterstützt von schönen Erzählungen aus dem Lebensgange hervorragender Männer und Frauen. Die Confirmationshandlung selber wollte der Vater an mir vollziehen. Denn die Confirmation ist, wie die Taufe, zugleich ein Familienfest. Leider drachte nur ich selbst kein festliches Gefühl in mir zuwege. Ich war gar nicht zur Andacht zu stimmen. Am Morgen des Festtages stieß man mich in ein Zimmer und gab mir Gebetbuch und Gesangbuch in die Hand; da sollt' ich lesen und beten. Aber es wollte nicht gehen; Augen und Gedanken schweiften über die grünende Landschaft. Als die Glocken erschallten, ging ich, den entlehnten Cylinder, der auf den Kopf nicht paßte, in der Hand, in die Kirche und reihte mich in die Schaar der nahezu zweihundert Söhne und Töchter, von denen ich Niemand kannte. Das Herzagen des Confirmandenbüchleins, das sehr geschickt und populär die ganze Kirchenlehre in Frage und Antwort gestellt hat, wobei auf ein jedes Kind die ihm vorher bestimmte, in Schlaf und Wachen, unter Angst und Zagen oft repetirte Antwort fiel, dann das Vortreten an den Altar, das Knieen auf der untersten Stufe, der Denkspruch und der Segen, hundertlebenzig Mal wiederholt — das Alles war nicht geeignet, das Herz fromm zu stimmen. Aber als vollends die Reihe an mich kam und der Vater mir den Denkspruch aus 1. Timoth. 6, 20. gab: „Meide das Gezänke der falschberühmten Kunst" ꝛc., da war ich im tiefsten Herzen beleidigt. Wodurch hatte ich mir denn diese Warnung vor der Philosophie zugezogen? Am andern Tage reiste ich wieder zur Schule, zu Fuß einen Weg von sieben bis acht Stunden. Hier war mein Damaskus; hier vollzog Gott selbst in der Einsamkeit die Confirmation an mir. Ein ganzer Himmel von seligen und niederbeugenden Gefühlen drang auf mich ein. Lust und Weh wogte in der Brust auf und ab; ich betete und weinte im Gehen. Die Welt lag so groß und weit vor mir. Baum und Feld vernahmen die heiligsten Schwüre und die heißesten Gelübde.

Die Confirmation war vorüber. Noch ein halbes Jahr, und das Landexamen stand vor der Thür. Landexamen, du Donnerwort, in wie viele Schulen und Familien hast du alljährlich Hoffnung und Furcht, Glück und Schrecken gebracht! Landexamen? Aber wurde denn das ganze Land examinirt? Nein! nur die Nasiräer, die von Kindheit an für das Reich Gottes im Dienste der Kirche bestimmt waren. Aber bei der hohen Stellung, welche einst die Kirche einnahm, war dies eine wichtige Staatsaction, die wohl verdiente, daß sich die Aufmerksamkeit des ganzen Landes darauf richtete, während von einem Jünglinge, der sich auf die Medicin oder die Jurisprudenz oder auf die Naturwissenschaft vorbereitete, natürlich kein Mensch sprach und keine Zeitung berichtete. Und weil, die besäßigt erfunden wurden, ihre Studien unentgeltlich auf Kosten des Staates vollenden konnten, drängten sich alljährlich Hunderte aus allen Landestheilen herbei, und in den Schulen schaffte es, und in den Pfarrhäusern zumal und in vielen andern Familien betete es auf dieses wichtige Ereigniß hin. Und damit der Stoff recht tüchtig gerathe, mußte er früher eine dreimalige, zu meiner Zeit nur noch eine zweimalige Durchsiebung passiren; der entscheidenden Prüfung, die in's vierzehnte Lebensjahr fiel, gingen Vorprüfungen im zwölften und im dreizehnten Jahre voran. Da kamen sie denn im Omnibus und in Landkutschen von allen Farben in die Residenz angefahren, die hoffnungsvollen Adepten der Gottesgelehrsamkeit mit ihren Lehrmeistern, und die Jungen der Hauptstadt riefen den Ankömmlingen ihr höhnendes: cujas es? cujas es? (woher bist Du?) entgegen. Da war ein Gerusel und Gedränge im Gasthofe zum Hirschen, der als das privilegirte Hôtel der Landgeistlichkeit galt. Das war ein Händeschütteln und Grüßen der alten Studienfreunde, die einander ihre Söhne vorstellten und ihre Lebensgeschichte erzählten, nachdem sie sich seit den Universitätsjahren nicht mehr gesehen. Dann ging's in die Prüfungssäle; die Prüfungen waren mündlich und schriftlich; die biblische Geschichte und die Sprachen bildeten die Hauptgegenstände. Draußen auf den Corridoren warteten die Väter und Präceptoren. Kam der Junge nach Ablieferung seiner Arbeit heraus, so stürzten sie auf sein Concept los und verschlangen's mit ihren Augen, ob er's recht gemacht habe.

Da ist mir beim ersten Landexamen etwas Schlimmes passirt. „Ich weiß nicht, wie es kommt, aber die Erfahrung bestätigt es, daß . . .", so begann das Stück, das uns zum Uebersetzen in's Lateinische vorgelegt worden war. Lange hatte ich geschwankt, ob ich das „daß" abhängig machen sollte von dem Satze: „Ich weiß nicht, wie es kommt," oder von dem andern: „Die Erfahrung bestätigt es;" endlich entscheide ich mich für das Erste, betrachte das Zweite nur als Parenthese und setze ut.

„Um Gotteswillen, was hast Du gethan?" rief der Präceptor, nachdem er mit beim ersten Herausblicken das Blatt aus der Hand gerissen und den Blick auf den ersten Satz geworfen hatte. „Ut nach einem Verbum sentiendi und declarandi? Man möchte aus der Haut fahren!"

All' mein Erklären und Entschuldigen half Nichts; er kratzte im Haar; er stampfte mit dem Fuße und beruhigte sich erst, als er das Uebrige fehlerfrei und in gutem ciceronischem Latein fand.

So Etwas durfte zum zweiten Male nicht vorkommen. Darum wurde darauf los geschafft, auch die dreiwöchentlichen Sommerferien wurden geopfert und Roth's lateinische Stylübungen bis zu Ende durchgepankt. Die Scheidestunde kam — ich sollte mit dem Vater in R. zusammenstoßen und mit ihm nach Stuttgart gehen. — Der Präceptor, der diesmal nicht mitging, las mir vor der ganzen Schule im Stolz auf seine Leistungen die Noten herunter, die ich im Examen erhalten würde (Latein: recht gut, Griechisch: gut bis recht gut, Hebräisch: gut bis recht gut), dann begleitete er mich beim Abschied. Als ich die Thränen aus den Augen gewischt hatte und von der Höhe des Hügels den letzten Blick auf die Stadt da drunten warf, in der ich fünf Jahre zugebracht hatte, war mein Herz voll Dankes; denn es war doch trotz Allem schön gewesen.

Eine Nacht auf dem Moor.

Zu beiden Seiten der kürzlich eröffneten Bahn von Bremen nach Hamburg breitet sich etwa auf der Mitte des Weges zwischen den Stationen Scheeßel und Tostedt ein bedeutendes Moorgebiet aus, dessen östlich gelegener abgeschlossener Theil fiscalisches Eigenthum ist, im Volksmunde den Namen „Königsmoor" führt und mit den Mooren der angrenzenden Ortschaften einen Flächenraum von mehr als einer Quadratmeile umfaßt. Eingeschlossen wird diese weite ebene Fläche von niedrigen Auslänfern des Lüneburgischen Haiderückens, an deren Fuße sich im Norden und Westen die trübe, braune Wümme, im Süden die kleine Fintau, ein Nebenflüßchen jener, herumwinden und so die engere Einfassung bilden.

Auf diesem öden Landstriche habe ich vor mehreren Jahren eine Nacht verlebt, die nie aus meinem Gedächtnisse schwinden wird und deren einzelne aufregende Augenblicke noch heute ebenso klar wie damals vor meiner Seele stehen. — Aber ehe ich zu

Digitized by Google

der Schilderung dieser bangen Nacht übergehe, sei mir zu besserem Verständnisse meines Abenteuers ein Wort über die Natur der Moore überhaupt gestattet.

Die Moore Nordwestdeutschlands, welche von der Meeresküste bis fünfundzwanzig Meilen landeinwärts auftreten, finden sich theils als längere schmale Uebergänge vom Geestlande zu den Marschen, theils dringen sie als weite Tiefslandsbuchten in den Landrücken ein, wie die ausgedehnten Moore in Ostfriesland, Oldenburg und im Herzogthum Bremen, häufig aber bilden sie auch weite, durch höher gelegene Landrücken eingeschlossene und im Laufe der Jahrhunderte mit Torfmasse ausgefüllte Thalmulden.

Das „Königsmoor" zählt, seiner äußeren Gestaltung nach, zu den Mooren letztgenannter Art. Gegenüber dem oft scharf ausgeprägten Charakter anderer Moore weist dasselbe innerhalb seiner Grenzen fast alle verschiedenen Formen und Uebergänge auf, die man unter dem Begriffe „Moor" vereinigt. Wo das Moor sich im Laufe der Zeit über das Niveau des stehenden Wassers empor gehoben, da sind die eigentlichen Torfbildner — Algen, Torfmoose, Myriophyllen, Schilfrohre, Sumpfgräser und andere Wasserpflanzen — abgetorben. Das Moor ist ein fertiges, todtes gewordenes und unsere beiden nordischen Haide-Arten, die Strauchhaide (Calluna vulgaris L.) und die Glockenhaide (Erica tetralix L.), haben das Terrain völlig für sich erobert und geben diesen Strichen den Charakter des Hochmoors. Den Uebergang zu den feuchteren Stellen bezeichnet das Verschwinden der erstgenannten Haide-Art und das Auftreten des deutschen Gagels (Myrica Gale L.) und der Rosmarinhaide (Andromeda polifolia L.). Die niedrigst gelegenen Strecken zeigen die oben genannten eigentlichen Torfbildner mehr oder weniger noch in voller Thätigkeit und bedingen diejenige Stufe der Moorbildung, welche man mit den Namen Unterwasser-, Grün- und Sumpfmoore bezeichnet. Hier tritt das braune Moorwasser überall zu Tage, besonders in den Abzugscanälen und den zur Torfgewinnung gemachten Einschnitten der Torfgräber, welche allein oft an die Nähe der Menschen erinnern. Auch finden sich bereits von Jahrzehnten verlassene Torfgruben, in welchen der Torfbildungsprocess aufs Neue begonnen hat und welche sich in Folge dessen mit einer dünnen trügerischen Pflanzendecke überzogen haben, deren Betreten meistens ein rettungsloses Versinken in dem oft unergründlichen Schlamme zur Folge haben würde. — Die Fauna des Moores ist diejenige der anstoßenden Haide, nur ärmlicher, als diese. Die höher gelegenen Stellen werden auch als Weidetriften für die Haideschnucken nutzbar gemacht.

Und nun zu meinem Jugenderlebniß!

An einem schönen Julimorgen des Jahres 1867 traf ich mit der Post von Harburg in Tostedt ein, von welchem Orte aus ich noch an demselben Tage das im Südosten des Königsmoors gelegene Kirchdorf F. . . . . , meine Heimath, zu erreichen gedachte. Da sich in Tostedt keine Fahrgelegenheit darbot, so war ich genöthigt, die Strecke von etwa drei Wegstunden zu Fuße zurückzulegen.

Unter Gelegenheitsbesuchen bei Freunden und Bekannten, deren ich in Tostedt verschiedene besaß, war mir der Tag rasch dahingeschwunden und die Sonne bereits dem Untergange nahe, als ich den freundlichen Ort verließ, und durch den „Dümelshöven", das Schützenholz der Tostedter, den Weg zum Moore einschlug, obschon man mir gerathen, die Nacht im Orte zu bleiben, oder wenigstens doch auf dem gebahnteren Wege das Moor zu umgehen. Ich befolgte diesen Rath nicht, weil ich dann einen Umweg von mehr als zwei Stunden hätte machen müssen. Schon als Kind war ich zu verschiedenen Malen über das Moor gekommen, und ich glaubte, mit damals die Merkmale des einsamen Weges zur Genüge eingeprägt zu haben.

Bei einbrechender Dunkelheit hatte ich bereits die Oste — hier noch ein winziges Bächlein — überschritten und befand mich auf den Otterer Bergen, einem etwa hundert bis hundertfünfzig Fuß hohen Hügelzuge, welcher ein Stück Wasserscheide zwischen Oste und Wümme, im weiteren Sinne zwischen Elbe und Weser bildet. Ich schaute über die Wümme und ihre schmale Wiesen-einfassung hinweg, und vor mir lag das weite düstere Moor. Jener dunkle, noch eben zu erkennende Streif im Süden desselben kündete mir die Heimath an. Nach weiterer, kurzer Wanderung gelangte ich an die Wümme. Schlüfrig wälzten sich ihre trüben braunen Wasser durch die Wiesen, die ein leichter Nebel deckte, in welchem die verkrüppelten Erlen und Bruchweiden geisterhaft zu schweben schienen. Nur wenige Schritte noch, und ich stand auf dem Moore.

Vor mir lag die öde kahle Fläche, die ich durchwandern mußte; der dunkle, graue Streif am südlichen Horizonte, der mir vorhin noch das Ziel meiner Wanderung anzeigte, war verschwunden; die untergegangene Sonne hatte ihn meinen Blicken entzogen.

Rüstig schritt ich vorwärts. Ob auch der Mond von Wolken verdeckt war, so konnte ich doch, nachdem sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt, recht gut eine Strecke des vor mir liegenden Weges erkennen. Ringsum herrschte eine Todtenstille, die nur durch das Knistern des Haidegestrüpps unter meinen Füßen und dann und wann durch den melancholischen Ruf des Regenpfeifers oder des Kibitzes unterbrochen wurde.

Allmählich beschlich mich ein leises Gefühl der Aengstlichkeit und Besorgniß. Wie leicht konnte ich den wüsten, kaum sichtbaren Weg verfehlen! Ich schaute hinter mich; noch glaubte ich deutlich die Wümme mit ihrer Einfassung und die dahinterliegende Hügelkette zu erkennen; noch konnte ich umkehren. Doch nein! Unmuthig über die Schwäche, die mich anwandelte, verfolgte ich den einmal gewählten Weg. Mancherlei selten benutzte und halbvernarbte Moor- und Haidewege kreuzten meine Straße, die sich oft kaum von ihnen unterschied. Dies beunruhigte mich jedoch kaum, da ich bestimmt wußte, daß ich stets die gerade Richtung inne zu halten und erst nach etwa halbstündigem Marsche bei einem am Wege stehenden Schafstalle mich links zu wenden habe. Auch bekümmerte es mich nicht, daß mein Weg ein immer wüsteres und unwirthlicheres Aussehen bekam; ich wußte, daß er nur sehr selten von den Fuhrleuten benutzt wurde, da diese meistens den bequemeren Weg um das Moor wählten. Von ungefähr in die Tasche greifend, fand ich noch einige Hamburger Cigarren vor, die mir um so willkommener waren, als sich bereits eine mißmuthige Stimmung meiner bemächtigt hatte, die an Langeweile grenzte. Ich zündete mir eine der edlen Havanesirinnen an, und mein Geist gelangte alsbald in ein lebhafteres Fahrwasser. Ich gedachte der Eltern und des Bruders, die ich nach langer Trennung wiedersehen sollte, auch die ferne Holde, noch so ziemlich die erste Geliebte, spielte eine nicht unbedeutende Rolle in meinen wachen Träumen.

Endlich wurde ich jedoch unruhig, da sich nirgends ein Gebäude zeigen wollte, nach welchem ich Richtung hätte nehmen können, und der Weg vor mir kaum noch diesen Namen verdiente. Ich führte die glimmende Cigarre an das Zifferblatt meiner Uhr und erschrak — ich mußte bereits über eine Stunde Weges von der Wümme entfernt sein. Es war zweifellos — ich hatte mich verirrt. Aber nein! Neue Hoffnung erfüllte mich; vor mir tauchte eine uniformliche Masse aus dem Dunkel auf. Es war ein Schafstall, eines jener einfachen Behältnisse, denen man in der Haide häufig begegnet, und die sich am besten als auf den Boden gesetzte Strohdächer niedersächsischer Bauernhäuser bezeichnen lassen. Mit erleichtertem Herzen nahte ich mich, doch leider nur, um mich abermals zu täuschen. Vergebens spähte, ja, tastete ich mit den Füßen nach einem links abschweukenden Pfade. Es war überhaupt kein anderer Weg vorhanden, als derjenige, welcher mich hergeführt hatte; ich hatte mich doch verirrt!

Heftig pochte ich nun an die Thür des Gebäudes; vielleicht waren Schafe darinnen, und dann konnte möglicherweise der Hirt bei den Thieren übernachten — kein Laut antwortete mir, als das dumpfe Echo von den Schlägen meiner Hand. Ich versuchte hineinzudringen, um drinnen auf der Streu den Morgen zu erwarten, allein die Thür war mit einem Vorhängeschloß von überraschendem Umfange wohl verwahrt. Ein jedem Auswege verzweifelnd, lehnte ich mich an die Lehmwand des Gebäudes und versank in dumpfes Brüten.

Lange mochte ich so dort gestanden haben, als ein lauter Schrei mich aus meinen Träumereien aufschreckte. War es der Schrei eines Thieres oder eine Einbildung meiner erhitzten Phantasie — ich vermag es nicht zu sagen. Eine alte Geschichte wurde plötzlich in mir lebendig, die ich in meiner Kindheit von älteren Leuten oft hatte erzählen hören. Vor langen Jahren, so berichteten sie, wachte einmal ein alter Schäfer auf dem

Digitized by Google

Das verhexte Vieh. Originalzeichnung von Van der Venne.

Digitized by Google

Königsmoor des Nachts bei seiner Heerde. Am nächsten Morgen fand man den Stall erbrochen, den greisen Schäfer aber und seinen treuen Hund erschlagen und blutig darinnen. Die besten Hammel waren gestohlen; die übrigen Schafe irrten hirtenlos auf dem weiten Moor umher. Kein Nachforschen half; der Arm der irdischen Gerechtigkeit vermochte den Raubmörder nicht zu erreichen. Jahre waren vergangen. Da fand man eines Tages einen wildfremden dürftigen Mann, einen Zigeuner, am Thürpfosten des Stalles aufgeknüpft und in seiner Tasche das Geständniß des Mordes. Fern auf dem Moore, nahe dem Orte seiner That scharrte man ihn ein. Der ewigen Gerechtigkeit, der Qual des Gewissens und der Verzweiflung war er nicht entgangen. Im Stalle aber und in der Nähe desselben sah und hörte man seit jener Zeit entsetzliche, haarsträubende Dinge, so daß der Besitzer ihn verschloß und verfallen ließ.

Eine unter einer abergläubischen Landbevölkerung verlebte Kindheit hat leider allzuoft eine große Empfänglichkeit des Geistes für Geister- und Schauergeschichten zur Folge, die selbst im reiferen Jünglingsalter noch nicht ganz verschwindet. Auch mich hatte die Furcht vor dem Uebernatürlichen ergriffen. Die Angst, der einsame Schaftall könne der gefürchtete, jener Schrei der Todesschrei des Gemordeten sein, ergriff mich dermaßen, daß ich wie toll davonrannte, ohne mich umzusehen, ohne weiter auf Weg und Steg zu achten.

Als ich einigermaßen wieder zur Besinnung gekommen war, hatte ich jeden Anhaltspunkt in der Bildniß verloren. Ein Stoicismus der Verzweiflung überkam mich; ohne noch irgendwie um Moor und Sumpf, um Weg und Richtung mich zu kümmern, schritt ich in die Nacht hinein. Kaum spürte ich, daß ich stellenweise bis über die Kniee in den Morast einsank. Oft mußte ich mit aller Anstrengung von einem Riedbüschel zum andern springen, um nicht rettungslos in einer halbüberwachsenen Torfgrube zu verschwinden.

Rascher und rascher schritt ich vorwärts, so daß mir der Schweiß von der Stirne troff. Unmöglich war es mir, den Weg aufzufinden, den ich seit Verlassen des unheimlichen Stalles genommen. Mein Geist war in der seltsamsten Verfassung; die barockten und wunderlichsten Einfälle jagten sich in meinem Hirne. Wie lange dieser traumartige Zustand andauerte — ich weiß es nicht. Nach der Uhr sah ich längst nicht mehr: auch die Zeit war mir gleichgültig geworden.

Der erste klare Eindruck, der mir nach solcher Wanderung zum Bewußtsein gelangte, war der, daß ich mich wieder auf trockenem Boden befand. Ich verweilte einige Augenblicke, um Luft zu schöpfen und mir die Stirn zu trocknen. Da vernahm ich plötzlich hell und deutlich das Bellen eines Hundes. Wunderbar erfrischend wirkte die Wahrnehmung, daß ich mich wiederum in der Nähe menschlicher Wohnungen bewegte. Hatte die Aufregung meine Sehkraft verdoppelt, oder begann schon die Nacht dem jungen Tage zu weichen: ich sah in nicht allzuweiter Entfernung vor mir ein Dorf liegen. Meine Heimath war es nicht, das erkannte ich schon an dem geringen Umfange; es mußte, meiner Ortskenntniß nach, die Moorcolonie Horst sein. Mit neuem Muthe schritt ich darauf los, fühlte jedoch plötzlich wieder den Boden unter meinen Füßen schwinden und sank ein bis an die Kniee. Nur die gewaltigste Anstrengung machte es mir möglich, wieder auf's Trockene zu gelangen.

Das war der letzte Moment, dessen ich mich klar entsinne. Vor Ermattung muß ich umgesunken und eingeschlafen sein.

Wilde Träume umgaukelten mein Hirn. Bald war mir's, als sei ich jener einsame Wanderer eines alten Volksliedes, den die Geister mit ihrem bezaubernden Gesange weit, weit in das Moor gelockt, und der wohl nimmer das Sonnenlicht wiedergeschaut hätte, wäre nicht sein eilender Fuß gestrauchelt und er ermattet am Rande einer bodenlosen Torfgrube niedergesunken.

Dann wieder war mir's, als sei ich jener Hirt im einsamen Stalle, als hole schon der Mörder aus zu dem tödtlichen Schlage; — schon fühlte ich, wie die wuchtige Keule mir den Schädel zerschmetterte — und erwachte, von Fieberfrost geschüttelt.

Leuchtend stand bereits die Sonne im Osten; es mochte etwa sechs Uhr Morgens sein. Kaum vermochte ich mich vom kalten Erdboden zu erheben; meine Glieder waren wie gelähmt und zerschlagen. Mühsam machte ich mich auf den Weg zu meiner kaum eine Stunde entfernten Heimath. Die Leute, welche mir begegneten und zur Arbeit wollten, starrten mich an, als sei ich ein dem Grabe Entstiegener. Als ich endlich völlig erschöpft das Vaterhaus betrat, erschraken meine Eltern nicht wenig vor meinem leichenblassen Gesicht, meinen starren und übernächtigten Augen und meinen wirr um's Haupt hängenden Haaren. — Schon am Abende lag ich im heftigsten Fieber. —

Niemals werde ich die Erlebnisse dieser entsetzlichen Nacht vergessen.

August Freudenthal.

Aus den Frankfurter Parlamentstagen.

Stammbuchblätter deutscher Abgeordneter.

Von J. Loewenberg.

In der Handschriftensammlung, die aus dem Nachlaß des Generals von Radowitz an die königliche Bibliothek in Berlin übergegangen ist, befindet sich eine Anzahl Gedenkblätter von Abgeordneten der constituirenden Nationalversammlung, des deutschen Parlaments, das 1848 bis 1849 in Frankfurt am Main getagt hatte. Die Blätter stammen zum größten Theil aus der Zeit, in welcher die Hoffnungen auf außerordentliche Erfolge schon ziemlich herabgestimmt waren. Es ist zwar nicht anzunehmen, daß sie gerade für Herrn von Radowitz selbst bestimmt waren; die Parteistellung der meisten Männer zu ihm ist für diese Annahme zu verschieden, — Ihstein widmet sein Denkblatt ausdrücklich „unserem H. Magen", dem würtembergischen Studienrath — immerhin aber sind sie zur Charakteristik der Männer, die sie geschrieben haben, interessant genug, um in unseren Tagen als heitere Erinnerung an überstandene Mißstände mitgetheilt zu werden.

Die Mittheilung ist wörtlich, nur daß den Namen der einzelnen Männer Heimath und Stand, Wahlkreis ꝛc. zu leichterer Erinnerung hinzugefügt wurden.

Bassermann, Buchhändler aus Mannheim, Reichs-Unterstaatssecretär (Gesetzlieber in Berlin; Bassermann'sche Gesetzlinen): Wer für die Menschen wirken will, der muß sie lieben und verachten zugleich. Frankfurt a. M., 21. December 1848.

Bauer, aus Bamberg: Nie verzagen! Auch heute nicht verzagen, wenn auch hier die Hoffnungssterne bleichen. In der Paulskirche am verhängnißvollen 21. Mai 1849.

von Beckerath, aus Crefeld, Reichsfinanzminister: Die Erinnerung, mitgewirkt zu haben zum Wohl des Ganzen, ist der edelste Besitz des Einzelnen. Frankfurt a M., 9. Januar 1849.

Berger, aus Wien, Abg. für Schönebeng, Mähren: Der Zwiespalt der deutschen Vertreter ist die Einheit der deutschen Fürsten — das Grab der deutschen Freiheit. Frankfurt a. M., 22. März 1849.

Beseler, Wilhelm, aus Schleswig-Holstein: Thue recht und scheue Niemand!

Beseler, G., aus Greifswalde: Langsam im Muth, schnell in der That. St. Paulskirche, den 23. März.

Biedermann, Professor aus Leipzig: Zum großen Werke auch das Kleinste beigetragen zu haben, ist beglückendes Gefühl. Frankfurt a. M., den 16. November 1848.

Buß, Professor aus Freiburg in Baden: Treue für die deutsche Nation — und Gerechtigkeit vor Allem.

Dahlmann, Professor aus Bonn, Abg. für Schleswig-Holstein: Die Freiheit ist kein Zustand des Genusses, nein, die spätreifende Frucht mannigfacher Entsagung und Arbeit. Frankfurt a. M., 5. December 1848.

Droysen, Joh. Gust., Professor in Kiel, Abg. für Schleswig-Holstein: Magnae molis erat Romanam condere gentem. (Es war ein schweres Stück, das römische Volk zu einen.) Ein Trost für Deutschland. In der Paulskirche, 23. Mai 1849.

Digitized by Google

Eisenmann, Dr. med., aus Nürnberg, Abg. für Würzburg: Der brave Mann denkt an sich zuletzt. Frankfurt a. M., 18. December 1848.

Eisenstuck, Bernhard, Kaufmann aus Chemnitz, Abg. des achtzehnten sächsischen Wahlkreises: Die Freiheit der Völker ist die Mutter des Mythes — nur in der Wiege des Absolutismus wird die Freiheit gedeihen. Frankfurt a. M., 21. Mai 1849.

Freudentheil, Dr. jur., aus Stade, Abg. für Hannover: An's Vaterland, an's theure, schlieh' dich an, das halte fest mit deiner ganzen Kraft! Frankfurt a. M., 16. November 1848. Zur Erinnerung an die großen Tage in Frankfurt.

Fröbel, Julius, aus Griesheim, Abg. für Reuß jüngere Linie: Für die, welche nicht an der Souveränetät des Staates Antheil haben, sind die Gesetze nichts Anderes, als die Methodik der Gewalt. Frankfurt a. M., 14. December 1848.

Giskra, Dr., aus Wien, Abg. für Mährisch-Trübau: Die Einheit Deutschlands muß und werden, und sollten darüber alle Kronen ihren Glanz verlieren, sollten darüber alle Throne brechen. St. Paulskirche, 20. October 1848.

Gombart, Oberappellationsrath aus München:

Laetus in praesens animus quod ultra est
Oderit curare, et amara lento
Temperet risu. Nihil est ab omni
Parte beatum.

(Wer sich der Gegenwart freut, sorgt nicht in's Weite, er mißbert das Herbe; nichts befriedigt vollständig.) Frankfurt a. M., 21. December 1848.

Hartmann, Moritz, Abg. für Leitmeritz in Böhmen: Die Freiheit ist ein Kampf — die Liebe ist ein Kampf — der Kampf ist das Glück — ist das Leben.

Hedscher, Advocat aus Hamburg, Reichsminister des Aeußeren: Lassen Sie uns in dem ehrlichen Kampfe für ein ganzes Deutschland beharren! Frankfurt a. M., 23. März 1849.

Hermann, Dr. jur., Abg. für Bautzen: Die Reden in der Nationalversammlung sind zu oft nur zur Verhüllung dessen gehalten, was man sagen will, und sie müssen dann zwischen den Worten gehört werden. Frankfurt a. M., 23. December 1849.

Hildebrand, Bruno, Professor aus Marburg, Abg. für Kurhessen: Die sociale Aufgabe ist die größte, welche jemals dem Menschengeschlechte vorgelegen hat; ihre Lösung ist aber nur auf dem Boden voller politischer Freiheit möglich. Frankfurt a. M., 10. November 1848.

Jacoby, C. Wilhelm, aus Hersfeld: Sero sapiunt Phryges, dummodo sapiant. (Die Phrygier werden spät klug, wenn sie überhaupt jemals klug werden.) Frankfurt a. M., 20. Mai 1849.

Jordan, Sylvester, Legationsrath aus Marburg, Abg. für Kurhessen: Die wahre Freiheit besteht in der Selbstbeherrschung. Frankfurt a. M., 5. Februar 1849.

Jordan, W., von Berlin, Abg. für Oberbarnim (der Marinerath): Der Menschheit bester Freund ist just der böse Feind. Frankfurt a. M., 7. Nov. 1848.

Itzstein, J. A., Hofgerichtsrath in Mannheim: Mich beruhigt ein alter Spruch: „Ulrich Zwingli starb den Tod für's Vaterland; alte Eichen und eingewurzelte Radicale (die einzigen echten) fallen wohl, doch fliehen nie." — Diese Worte unserem H. Mager zum Andenken an den alten Itzstein aus Mainz. Frankfurt a. M., 22. Mai 1849.

Jucho, Advocat in Frankfurt a. M.: Quidquid delirant reges, plectantur Achivi. (Was die Fürsten verschulden, die Völker müssen es büßen.) Ein alter Spruch, der auch in neuer Zeit wahr bleibt, wenn es auch keine Könige von Gottes Gnaden mehr giebt. Die Könige von Volkes Willen, die souveränen Vertreter des souveränen Volks lassen es an Sünden auch nicht fehlen und wie von je muß sie das Volk bezahlen. Zur Erinnerung. Frankfurt a. M., 15. Dec. 1848.

Kirchgeßner, Advocat aus Würzburg: Der Geist lebt fort, ist auch der Körper todt. Frankfurt a. M., in der Paulskirche, 21. Mai 1849.

Löwe, Dr. med. aus Calbe, Abg. für den Wahlbezirk Calbe und Jerichow I: Mitten im Staube der Arbeit ist es schwer, sich den Blick frei zu erhalten, und doch ist das Leben nichts werth, ohne ein freies Herz und ohne freien Blick. Paulskirche, 10. November 1848.

Mittermaier, C., Geheimerath und Professor aus Heidelberg: Es ist besser zu hoffen und, von diesem Gefühl beseelt, zu handeln als zu verzweifeln.

Mohl, Moritz, Dr. der Staatswissenschaft aus Stuttgart: Gott rette das schwer bedrohte Vaterland! Paulskirche. 23. März 1849, im Augenblick drohender Gefahr für Deutschland.

Mohl, Robert, Professor aus Heidelberg, Reichsjustizminister: Fais ce que tu dois, advienne que pourra. (Thu' was du sollst, komme was will!) Zur Erinnerung. Frankfurt a. M., 22. Februar 1849.

Nauwerk, N., aus Berlin, Abg. für den fünften Brandenburger Wahlkreis: Aus dem Blute der Wiener erblüht die Rose der Freiheit. Frankfurt a. M., 7. November 1848.

Nauk, Joseph, Schriftsteller aus Prag: Einer, der es durch's Leben, Wissenschaft und Kunst hindurch zu einem vortrefflichen Menschen bringen möchte. Frankfurt a. M., 14. December 1848.

Naveaux, Franz, Kaufmann aus Köln: Halt fass am Rich, do Kölsche Boor, No mag et falle söös of sor! (Halt fest am Reich, da kölnischer Bauer, wie es auch werde, süß oder sauer!) — Frankfurt a. M., 22. Februar 1849.

Neß, Th., Advocat aus Darmstadt, Abg. für Offenbach: Sein oder Nichtsein? — Das ist jetzt die Frage! Geschrieben in den entscheidenden Tagen des Monats März 1849. Zur freundlichen Erinnerung. Frankfurt a. M.

Reichenbach, Oskar, Graf von, Gutsbesitzer auf Domeczko in Schlesien: Wer den Kampf nicht scheut, aber auch die Mäßigung nicht vergißt, gelangt zum Ziele.

Reinhard, L., Rector aus Boytzenburg, Abg. für Boytzenburg: Das Herz sollte in allen Dingen souverain sein, selbst in politischen. Frankfurt a. M., 18. December 1848.

Rieser, Gabriel, Dr. jur., aus Hamburg, Abg. für Lauenburg: Durch Nacht zum Licht. Zur freundlichen Erinnerung. Frankfurt a. M., in der Paulskirche, 22. März 1849.

Röder, Gymnasial-Director aus Neustettin: Im Großen muß es oft genügen das Gute gewollt zu haben. Frankfurt a. M., 22. März 1849.

Rödinger, Fr., Advocat aus Stuttgart, Abg. für Oehringen-Künzelsau: Die Freiheit ist nicht ein Recht, die Freiheit ist eine Pflicht. Frankfurt a. M., 12. December 1848.

Rühl, Oberbürgermeister von Hanau: Das Leben eines Mannes kann nur dadurch Werth erlangen, daß es aufgeht für die Freiheit und Wohlfahrt Aller. Verschmelzen auf diese Weise die Individuen in der Gesammtheit, so wird das Leben zugleich eine Lust sein und mehr werth als jetzt. Frankfurt a. M., 17. December 1848.

Schafrath, Stadtrichter, Abg. für Stolpen in Sachsen: „Durch die Freiheit zur Einheit!" Frankfurt a. M., 7. Dec. 1848.

Schloessel, Friedrich Wilhelm, Gutsbesitzer aus Halbendorf, Abg. für den Kreis Hirschberg in Schlesien: Friedrich Wilhelm der Vierte sagte den Deputirten von Breslau: „Meine Feinde sind gewesen, wie immer; sie sind feig gewesen." Königswort sollen Wahrheit sein — machen wir es künftig besser! In der Paulskirche, Frankfurt a. M.

Schoder, Adolph, Regierungsrath aus Stuttgart: Bald wird das deutsche Volk Gelegenheit erhalten zu zeigen, ob es für die Märztage so wenig Gedächtniß hat, wie die Mehrzahl des preußischen Volkes in den letzten Tagen gezeigt. Frankfurt a. M., 18. December 1848.

Schüler, Abg. aus Jena, Ober-Appellationsgerichts-Rath: Nur wenn das Recht der Freiheit zur Unterstützung dient, kann diese bestehen (90. Sitzung in der Paulskirche). Frankfurt a. M., 14. December 1848.

Simon, Heinrich, Stadtgerichts-Assessor aus Breslau, Abg. für Magdeburg: Joe wel en zie nit om. (Frisch vorwärts, und schau nicht um.) Frankfurt a. M., 18. December 1848.

Simon, L., Advocat in Trier: Wie der Sturm sich bricht am festen Gebäude, so bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude. Frankfurt a. M., 17. December 1848.

Tellkampf, Prof. aus Breslau: Wenn es diesmal auch nicht gelingen sollte, so haben wir doch Etwas gelernt und wissen das nächste Mal die eigentlichen Feinde der Einheit zu finden. Wir wollen dabei nicht fehlen. Frankfurt a. M., 21. December 1848.

Digitized by Google

Temme, aus Münster: In der Paulskirche machen wir zwar die Geschichte nicht; wir sind aber verantwortlich dafür, daß sie sich gut mache. Geschrieben zu Frankfurt a. M. in der Paulskirche am 23. März 1849.

Uhland, L., aus Tübingen: Unkräftlich ist's noch allerwärts, doch sah ich manches Auge flammen und klopfen hört' ich manches Herz. Paulskirche, 21. Mai 1849.

Umbscheiden, Ph., Friedensrichter aus Dahn in Baiern: Projectirte Ueberschrift der Paulskirche: „Primo unitatem, modo cum libertate sese ipsos prodidere.“ (Hier haben sie erst die Einheit, dann mit der Freiheit sich selber verrathen.) Frankfurt a. M., 21. Mai 1849.

Venedey, J., Schriftsteller aus Köln, Abg. für Hessen-Homburg: Man muß selbst dem lieben Herrgott helfen, gutes Korn zu machen. Paulskirche, August 1848.

Vogt, Karl, Prof. in Gießen, Abg. für Gießen: Die Monarchie kann — die Republik will — wann wird das Können wollen und das Wollen können? 23. December 1848.

Waitz, Georg, Professor in Göttingen, Abg. für Kiel: Deutschland ist nie eine volle staatliche Einheit gewesen und wird schwerlich je ein Einheitsstaat werden. Frankfurt a. M., 5. December 1848.

Welcker, C., Geheimer Rath aus Heidelberg: Das ganze Deutschland soll es sein! Zum freundschaftlichen Andenken. Frankfurt a. M., 18. December 1848.

Wesendonk, H., Advocatanwalt aus Düsseldorf: Auch jetzt noch hoffnungsvoll und doch schon so oft betrogen. Frankfurt a. M., 18. December 1848.

Wigard, Franz Jacob, Professor aus Dresden: Alles für das Volk nur durch das Volk selbst. Frankfurt a. M., 9. December 1848.

Würth, Joseph, aus Sigmaringen: Wie auch die Wolken sich thürmen, ich verzweifle nicht an Deutschlands Zukunft. Gott läßt Deutschland nicht verfallen. Frankfurt a. M., 5. März 1849.

Wuttke, Heinrich, Privatdocent aus Leipzig. Stellvertreter für Robert Blum: Für den Politiker — und überhaupt im Leben — ist Beharrlichkeit die nothwendigste Eigenschaft. Manchen begünstigt bei seinem ersten Wurfe das Glück, aber wer nicht von der Laune des Glücks gehoben wird, von dem gilt das Wort des Dichters: „Was du in der Jugend erstrebst, das hast du im Alter die Fülle,“ nur dann, wenn er unverrückt, fest und zäh seinen Zielpunkt im Auge behält. Und was langsam erreicht wurde, das ist am sichersten gewonnen. Frankfurt a. M., 7. Februar 1849.

Wydenbrugk, v., Abg. aus Weimar, Minister: Der Freiheit eine Gasse — alles Andere folgt. Frankfurt a. M., 15. December 1848.

Zimmermann, Wilhelm, Professor aus Stuttgart: Begeisterung und Besonnenheit sind die Pole des Lebens. Frankfurt a. M., 21. December 1848.

Zitz, Advocat aus Mainz: Und hätte auch die erste deutsche Nationalversammlung, wie vielfach gefürchtet wird, keinen durchgreifenden Erfolg, so wird sie immer die Wirkung haben, daß sich die Männer, welche es aufrichtig mit Freiheit und Wohlstand meinen, kennen und verstehen gelernt haben. Frankfurt a. M., 9. Februar 1849.

Wir fügen diesen Denkblättern noch eins hinzu, das zwar nicht zu dieser Sammlung gehört, aber als ein gleichartiges hier in Erinnerung gebracht zu werden verdient. Es ist ein Gedenkblatt Alexander von Humboldt's, mit dem es folgende Bewandtniß hat. Der Buchhändler Strodtmann gab Anfangs der fünfziger Jahre „Stimmen der Zeit“ heraus, Neuherungen der hervorragendsten Männer über die damaligen Verhältnisse in kurzen Aussprüchen, die in sturmfreier Urschrift zu einem historischen Album vereint wurden. Das Blatt Alexander von Humboldt's enthält in höchst sorgfältiger, selten deutlicher Schrift folgende Aussprüche:

„Am meisten ärgert sie, sobald wir vorwärts gehen!
Goethe.“

„Quo magis socordiam eorum irridere libet, qui praecuenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam. Nam contra, punitis ingeniis, gliscit auctoritas: neque aliud reges, aut qui eadem saevitia usi sunt, nisi dedecus adepti, neque illis gloriam peperere.
Tacit., Annal. IV. 35.“

„Man möchte über den Stumpfsinn Derjenigen um so mehr lachen, die, weil sie augenblicklich die Gewalt in Händen haben, nun auch glauben, das Gedächtniß der Nachwelt auslöschen zu können. Aber im Gegentheile, befreit nur die Geister, und es wächst ihre Geltung; Könige und Alle, die Zwingherren gewesen, haben doch nichts anderes Dauerndes zu Stande gebracht, als ihre eigene Unehre und die Verherrlichung Jener.)
Berlin, den 29. Januar 1852. Al. v. Humboldt.

Blätter und Blüthen.

Porcia im Schleier. (Mit Abbildung, S. 281.) Ob wir in den Gärten von Tillis oder an den Seen Standinaviens, am Ebro oder im schottischen Hochlande das Ideal weiblicher Schönheit zu suchen haben, aber ab die grethchenhafte Anmuth eines deutschen Mädchens den Preis verdiene — wer kann es entscheiden! Aber immer und immer wieder taucht bei Künstlern und Frauenkennern die Frage auf: Ist nicht Tatten und Tizian's, die bleichen Madonnen und blühenden Lavinien, sie wandeln noch heute unter dem lachenden Himmel Hesperiens. Die Anmuth italienischer Frauen war und ist ein unerschöpflicher Gegenstand für die bildende Kunst aller Zeiten.

Wir bringen heute eine „Beatrice“ der Romagna.

Porcia, das anmuthige Original unseres Bildes, lebt in Rom und gilt in den dortigen Künstlerkreisen für eine der liebreizendsten Schönheiten von ganz Italien. Wer von unseren Lesern konnte nicht mit und unter liebenswürdigen Landsmanne — wir verrathen seinen Namen nicht —, daß er uns durch Ueberlassung von Porcia's Photographie in den Stand setzte, mit der schönen Blume vom Strande der Tiber — für das wohlgelungene Bild lange der freundlichen Gönner — unser Blatt zu schmücken! Wir geschrieben mögen diese großen Augen in der Wirklichkeit sein!

Das verhexte Vieh. (Mit Abbildung, Seite 289.) Die Kapuziner in Schwyz (Tirol) besitzen in der Hinterwelt ein kleines Kloster — Kirche, Klosterzellen, Wirthshaus, Kuh- und Sennstall, Alles friedlich unter einem und demselben Dache vereinigt. Zu den frommen Vätern kam eines Tages ein reicher Bauer von Lengries, welchem sein Vieh krank geworden war. Er sagte, es sei verhext, und bat, man möge ihm helfen.

Als der Kapuziner, welcher mit dem Bauern ging, in den Stall getreten war, meinte er: „Ja, die Thiere sind so stark verhext, daß ich unter vierzig Gulden nichts machen kann.“ Der Bauer knapste sich den Kopf und zahlte das Geld. Der Pater aber berauschte und besprengte die vierbeinigen Patienten mit Weihwasser und las die üblichen Zauberformeln. Das Resultat war, daß noch mehr Vieh erkrankte und der Bauer bei Gericht wegen Unterlassung der Anzeige Strafe zahlen mußte.

Solche Zustände sind kaum glaublich, und doch stehen sie in Tirol und Baiern in voller Blüthe. Wir haben gedruckte Beweise. Gottenberg würde sich wohl im Grabe umkehren, wenn er wüßte, daß seine edle Kunst, die Befreierin des Geistes von Nacht und Dunkel, sich zur Herstellung eines Productes leihen mußte, welches unter dem Titel „Dreiundachtzig Geheimnisse für Jedermann in landwirthschaftlichen und häuslichen Verhältnissen“ in Landshut erschienen ist. Kein Wunder daher, wenn, wie der obige Fall zeigt, in Ställen gegen Hexerei Mittel zur Anwendung kommen, wie sie in den „Dreiundachtzig Geheimnissen“, gedruckt 1873, zu finden sind. Einige derselben lauten:

„Pulver für das Vieh, wenn es bezaubert ist: Teufelsdreck, Drachenblut, Meisterwurzel, Baldrianwurzel, Teufelsabbiß, schwarzen Kümmel, Salz, Alles zu Pulver gestoßen, Montags und Donnerstags ein halb Loth eingegeben“; oder: „Rothen Knoblauch, Weihrauch, Kampher, in ein Säckein gemäht, in das Brüßkß gehwebt“; aber: „Gute drei weiße Kieselsteine aus einer Leichenpforte, mache sie heiß, gieße die Milch darauf und drei Pfund Teufelsdreck und Eberwurzel, laß dieses drei Tage stehen in dem Stall, darnach thue sie wieder in der Stunde dahin, wo Du sie geholt hast. Also im fff“; oder: „Den Gebetsamen: „Es gingen drei Engel über den Berg Sinai, die erste sprach: „Meine Kühe hak's heisch“; die andere sprach: „Es kann kein“; die dritte sprach: „Es kann seyn, oder es ist, so helfe die Frau Maria Jesu Christ fff“; aber: „Abt und Abtin, Prach und Prachin, Zauberer und Zauberin, du sollst heiß sein, du sollst zu Gott, deines Herrn Geboten geh'n, du saltst mir mein Vieh weiden, bis der heilige Ritter St. Georg vorüber reit't, das verbiete ich dir bei dem lebendigen Gott, daß heiß mir Gott fff“, oder: „Man nehme einen Zettel und schreibe, und lege ihn über die Thür des Stalles, wo er aus- und eingeht: Trottenkopf, ich verbiete dir mein Haus und Hof, daß du nicht über mich trösten, oder trägst in ein ander Haus, bis daß du alle Berge steigest und alle Zaunstecken zählest und über alle Wasser steigest, so kannst denn der liebe Tag wieder in mein Haus! fff“.

Dieser und viel anderer Blödsinn — gedruckt 1873 in Bayern, kaum zehn Wegstunden von der Residenzstadt entfernt — arbeitet in den Hütten des Landvolkes und in den Bauern- und Bürgerschulzen an der Volksbildung, zu deren Förderung neuerdings für nöthig befunden wurde, den früheren Klöstern ungeheure hundertmeinung weitere hinzuzufügen. Das heißt denn doch den gesunden Sinn im Volke mit Kalben todtschlagen und den frechen Uebermuth der Pfaffen nähren. So ist es begreiflich, daß ein frommer Vater, als ein Bauer sich bei ihm beklagte, daß trotz seiner Beschwörungsformeln ihm vieles Vieh gestorben sei, antworten konnte: „Es hat doch gemüht; sonst wäre ihm alles Vieh trepirt.“ Der Bauer glaubte es und ging beruhigt heim.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Ein kleines Bild.

Von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Das Mädchen hob rasch den Kopf und musterte ihn mit einem Blicke sprachlosen Erstaunens. Er wiederholte die letzten Worte, als wolle er jeden Zweifel beseitigen, und nickte dabei freundlich. Ihm war eine Last vom Herzen. Juliette fand sich nicht sogleich in das ganz Unerwartete. „Sie, mein Herr . . .“ sagte sie mit ängstlich verhaltenem Tone: „Sie haben mein Bild — “

„Es war ein Zauber darin, den keine Philosophie ergründet. Und wenn alle Schätze der Welt dort oben aufgehäuft gewesen wären, sie hätten mich nicht verlockt. Aber dieses Bild . . . Ich wußte es selbst nicht, was ich that, als ich es nahm. Die merkwürdigen Augen fesselten mich, diese lachenden Augen, die zu sprechen schienen: ‚ich bin das Glück; halte es fest!‘ Und als mir's dann gehörte, das kleine Bild, da wurde es meine Unruhe. Es trieb mich zurück in dieses Haus; es zwang mich, hier Quartier zu nehmen; es gab mir den Rath ein, Ihren Vater zu begleiten, als er Sie aus der Pension abholte; es sprach mir Muth zu, wenn Ihr patriotischer Eifer meine freundschaftliche Annäherung verkehrt zurückwies; es ließ mich selbst in jener traurigsten Stunde des Abschiedes nicht ganz trostlos; es begleitete mich in die Heimath und lachte mir auch dort glückverheißend zu. Und daß ich nun wieder vor Ihnen stehe, Juliette, auch das ist sein Werk. Sie ahnten nicht, welche Bedeutung Ihre Worte hatten, als Sie dem unbekannten Entführer eine unlesbare Sehnsucht in's Herz wünschten, als Strafe seiner Vermessenheit. Ihr Richterspruch hatte sich schon erfüllt.“

Juliette stand da, wie in tiefes Nachdenken versunken. Sie hatte die rechte Hand auf's Herz gelegt und faltete mit der herabhängenden Linken mechanisch den Mantel, um ihn gleich wieder herabsinken zu lassen und das Spiel von Neuem zu beginnen. Sonst schien in der ganzen Gestalt keine Bewegung zu sein. Erst als er schwieg, hoben sich ihre langen Augenwimpern ein wenig, als erinnerte sie sich nun wieder an sich selbst. Er glaubte einen leisen Seufzer zu vernehmen, und die Lippen schienen etwas sprechen zu wollen. Er beugte sich vor und horchte gespannt; ihm war, als müßte die nächste Secunde über Sein und Nichtsein entscheiden. „O, das ist ein schweres Schicksal . . .“ hörte er sie fast tonlos hauchen.

„Ein Schicksal,“ berichtigte Arnold, „ohne Zweifel ein Schicksal. Aber warum ein schweres? Sind wir nicht seiner Herr, wenn wir uns ihm beugen? Und weshalb Widerstand versuchen? Ich bekenne mich machtlos, Juliette, und Sie sprechen Sie, theuerste Juliette! — empfinden nicht auch Sie diesen Zwang wie etwas Unabwendliches, Unausfassames — “

Unter ihren Wimpern stürzten die hellen Thränen hervor. Sie wandte sich rasch ab und ging einige Schritte vor. „O, warum thun Sie mir das?“ sagte sie mit bebender Stimme. „Es kann — es darf ja nicht sein.“

Arnold folgte ihr. „Wenn Sie, wie ich, entschlossen sind — “

„Aber Sie sind ein Mann,“ unterbrach sie, „und Sie haben nicht einen Vater . . .“

„Ihr Vater wird sich bewegen lassen — “

„Nie, nie würde er einwilligen — glauben Sie mir: nie!“

„Wenn ich ihm sagen darf, daß Sie mich lieben — “

„Das wäre sein Tod. Nein, Sie dürfen nicht . . . O, mein Gott, wie kann ich Sie überzeugen . . .? Ich — ich — ich liebe Sie nicht.“

„Juliette — !“

„Ich liebe Sie nicht.“

„Und Ihr Bild traft mir zu: ‚laß dich nicht heirren — du bist doch geliebt!‘“

„Es ist Täuschung, mein Herr. Täuschung. Geben Sie das Bild zurück, und Sie werden wieder frei sein in Ihrem Gefühle.“ Sie eilte mit schnellen Schritten fort, der Ecke des Hauses zu, um welche der Weg nach dem hinteren Theile des Gartens führte.

„Ich trenne mich nicht mehr von ihm,“ rief er; „es ist mir ein Talisman, und ich gebe keine Hoffnung verloren, so lange ich ihn besitze. Beantworten Sie mir nur noch eine Frage: ist es wahr, daß Ihr Vater bereits über Ihre Hand verfügt hat?“

„So weit geht seine Macht nicht,“ entgegnete sie, sich stolz aufrichtend. „Ich werde nie einem Manne die Hand reichen, den ich nicht liebe.“

„Und dem Manne, den Sie lieben — “

„Nie ohne meiner Eltern Zustimmung.“ Das sagte sie zwar ohne Zögern, aber nicht mit derselben Sicherheit und Schärfe. Bildete er sich's nur ein, daß ihre thränenfeuchten Augen dabei sprachen: aber du bist der Mann, den ich liebe!? Sie grüßte mit der Hand, lehnte sich rasch ab und entschwand ihm hinter dem Hause. Er wagte nicht, ihr nachzugehen.

Arnold hatte sich's ja selbst nie anders gedacht, als daß er sein geliebtes Mädchen mit der Eltern Zustimmung heimführen wolle: nun aber geisel es ihn doch wenig, daß Juliette das volle Gewicht darauf legte und der Hauptfrage auswich. Sich geliebt wissen, schien seinem Herzen ein so starkes Bedürfniß, daß dagegen der praktische Zweck der Werbung weit zurücktrat. Zwei Menschen, die ihrer Liebe gewiß seien, meinte er, könnten nicht unglücklich sein, auch wenn ein äußeres Hinderniß ihrer Vereinigung entgegenträte; gerade im gemeinsamen Kampfe werde

Digitized by Google

sich die Stärke ihrer Neigung bewähren. Juliette wagte aber nicht, sich zu binden, sie hielt jede Bemühung seinerseits für hoffnungslos. Das drückte seine Stimmung nieder, während er nun langsam dem Portale zuschritt, oft stehenbleibend und überlegend, was am rathsamsten zu thun sei. Es war da eigentlich gar nichts zu überlegen: zurück durfte er auf keinen Fall. Die Zaghaftigkeit suchte nur nach Gründen, eine Entscheidung hinzuhalten, die ihn sehr schmerzlich berühren konnte. Aber vorstellen mußte er sich seinen alten Quartiergebern doch. Er zog, unwillig über seine Unentschlossenheit, mit einem kräftigen Rucke an der Glocke — sie wollte wieder gar nicht aufhören, zu läuten, wie in jener Nacht im verlassenen Hause.

Er schickte seine Karte hinein. Madame Blanchard empfing ihn nicht unfreundlich im Salon, der eine neue Ausstattung von Teppichen, Decken und Vorhängen erhalten hatte. Sie fand es ganz natürlich, daß er, wenn er Geschäfte halber nach Paris kam, einen Besuch in ihrem Hause nicht versäumte, und glaubte sich's nicht erst bestätigen lassen zu dürfen, daß er Geschäfte halber komme. Man habe noch oft an ihn gedacht, versicherte sie, und werde ihm auch ferner ein gutes Andenken bewahren. Das Gespräch wurde eine Weile in jenem heitern Gesellschaftstone weitergeführt, der so bequem über alle Unebenheiten der Situation hinweghilft, indem er sie mit höflichen Redensarten ausfüllt. Arnold, der sich auf eine sehr kühle und gemessene Aufnahme gefaßt gemacht hatte, war sehr geneigt, dieses freundliche Sichgehenlassen zu überschätzen, und kam bald in die beste Laune, indem er die kleinen häuslichen Ereignisse des vorigen Jahres humoristisch beleuchtete. Man scherzte und lachte und hätte in derselben Weise auch noch Stunden lang scherzen und lachen können, ohne einander näher zu kommen.

Herr Blanchard, hieß es, mache noch Toilette. Er brauchte viel Zeit dazu, und als er dann endlich, auf einen Stock gestützt, erschien, war Arnold nicht wenig erschreckt über sein leidendes Aussehen. Seine Magerkeit hatte noch zugenommen; Rock und Weste hingen lose von seinen Schultern herab wie von einem Knochengerüste. Die Haut auf den eingefallenen Backen war lederfarben; die linke Seite des Gesichts zeigte deutliche Spuren einer nicht gründlich gehobenen Lähmung, und beim Gehen schleppte auch der linke Fuß ein wenig nach. Arnold eilte ihm entgegen und reichte ihm zum Gruße beide Hände hin. Der Franzose berührte aber nur die eine mit den Fingerspitzen und winkte wieder auf den Platz zurück. Seine Frau schob ihm einen Sessel hin; er stützte sich auf die Lehne desselben und steckte die Hand in die Weste. Arnold war auf eine politische Standrede gefaßt.

„Sie kommen, die Physiognomie eines Landes zu studiren, mein Herr," begann er nach kurzem Räuspern, „das einen unglücklichen Krieg durchgemacht hat. Sie werden wenig finden, was Sie daran erinnert; nur das Frankreich, das sich selbst zerfleischte, zeigt dem Fremden noch überall seine klaffenden Wunden. Aber auch sie werden sich schließen, schneller als unsere Feinde wünschen. Die ungeheuren Opfer — Opfer — Opfer . . ." Er verlor mitten im Pathos der Rede, auf die er sich wahrscheinlich beim Ankleiden vorbereitet hatte, den Faden, wiederholte sich, stieß mit der Zunge an und suchte mit den Augen bei seiner Frau Hilfe.

„Du hast Recht," sagte sie, „die Opfer, die man Frankreich zumuthete, waren ungeheuer."

Er schüttelte unwillig den Kopf. „Sie wiegen zu leicht, wenn man drüben geglaubt hat, uns zu Grunde — uns zu Grunde zu richten. Frankreich besitzt eine Lebenskraft . . . Sehen Sie mich an! Ich bin Frankreich —" seine Hand zitterte auf dem Stocke, während er sich aufrichtete, um sich eine imposante Haltung zu geben — „ich bin Frankreich. Der Krieg hat mich um ein Vermögen gebracht, das die Arbeit vieler Jahre repräsentirte — und heute blüht mein Geschäft wieder; eine schwere Krankheit warf mich auf's Lager, und heute sehen Sie mich wieder frisch und kräftig . . . frisch und — frisch . . ." Sein Blick wurde wieder stimmernd und irrend.

„Du solltest Dich nicht aufregen, lieber Charles," mahnte seine gute Frau, indem sie ihn unter den Arm faßte und sanft auf den Sessel niederdrückte. „Herr Rose hat sich uns immer als ein Mann ohne Vorurtheil bewiesen; er zweifelt gewiß keinen Augenblick —"

„Daß Frankreich mit bewundernswürdigem Muthe und mit scheinbar unerschöpflichen Kräften an seiner Wiederherstellung arbeitet," fiel Arnold ein.

Herr Blanchard nickte mit wohlgefälligem Lächeln. „Einen Riesen mag man um einen Fuß kürzen," sagte er, „und er bleibt doch ein — bleibt doch ein — ein . . ."

„Riese," ergänzte der junge Mann. „Wir in Deutschland wissen das."

Wieder ein gnädiges Nicken. „Wissen Sie das? Gut! das ist gut. Man hat drüben allen Grund bescheiden zu sein."

„Bescheiden im Glück, klug im Unglück," bemerkte Arnold, „so wünsche ich mir meine Freunde."

„Stolz zu sein werden die Deutschen nie lernen, auch nicht im Unglück," entgegnete der Kaufmann mit einem Blick von oben her. „Eine Nation von — von — von . . ."

„Von Philosophen," half Madame.

„Das meinte ich nicht. Bon . . . Gut! es kommt nicht darauf an. Was führt Sie her, mein Herr? — wenn die Frage nicht indiscret ist."

Arnold überlegte einen Moment. „Ich komme, mir in Frankreich eine Frau zu suchen," sagte er dann möglichst leichthin.

„Ah!" rief Herr Blanchard und warf den Kopf zurück, was wahrscheinlich bedeuten sollte: darauf zu antworten wäre Thorheit. Eine moquantes Lächeln konnte diese Annahme fast zur Gewißheit machen.

Madame Blanchard schenkte seiner sonderbaren Behauptung doch mehr Aufmerksamkeit. „Sie scherzen," äußerte sie kopfschüttelnd und sah ihn doch dabei so prüfend an, als habe sie geheime Zweifel an ihrem eigenen Unglauben.

„Ich scherze durchaus nicht," versicherte Arnold lebhaft, aber doch noch mit einer Art humoristischer Reserve, um nöthigenfalls den Rückzug offen zu lassen. „Ich habe im vorigen Jahre eine sehr liebenswürdige junge Dame kennen gelernt, die zu besitzen mir ein großes Glück bedeuten würde. Ich glaube zu wissen, daß mir die junge Dame auch ein wenig geneigt ist, und wenn sie den Muth haben sollte, dies einzugestehen —"

„Aber die Eltern?" fiel Madame Blanchard, offenbar beunruhigt, ein. „Können Sie es für denkbar halten, daß die Eltern —"

„Ah!" rief der Hausherr wieder dazwischen, und sein kleiner Kopf rückte noch einen halben Zoll aus der Binde. Der Laut klang diesmal verweisend, als wolle er sagen: warum über dergleichen Unsinn noch ein Wort verlieren? Sein Gesicht drückte Aerger aus. Die Frau nahm seine Hand und streichelte sie.

Der Gast stand auf. „Ich hoffe," sagte er, „daß auch in Frankreich noch das Recht der Liebe über allen Rechten ist. Eine so hochherzige Nation sollte in keinem ihrer Glieder so kleinlich denken, es denen verkümmern zu wollen, die glücklich sein können." Er sprach diese Worte ganz ernst und so nachdrücklich, daß eine Beziehung kaum zu verkennen war. Madame Blanchard schien sie auch zu verstehen; sie senkte die Augen und zog die Unterlippe ein wenig zwischen die Zähne. Ihr Mann, der sich mit Hülfe des Stockes zitternd erhoben hatte, sah ihn dagegen groß an, als erwarte er eine Erklärung zu dieser dunkeln Rede. Arnold gab sie nicht. „Ich habe meinen alten Onkel mitgebracht," sagte er, sich verabschiedend, „denselben, der Ihnen aus Victor's Briefen bekannt sein wird. Darf ich mir die Ehre geben, ihn morgen vorzustellen?"

„O — wir bitten sehr," antwortete die Hausfrau für ihren Mann, der sich in diese neuerste Neuigkeit nicht sogleich schien finden zu können.

„Er hat nur eine einzige Untugend," bemerkte Arnold schon an der Thüre mit schalkhaftem Lächeln, „aber freilich eine große, fast unverzeihliche: er spricht nicht Französisch. Darüber wird er sicher morgen die tiefste Reue empfinden, wenn er sich um das Vergnügen gebracht sieht, Ihnen alle die Artigkeiten zu sagen, zu denen ihn sein Herz drängt. Nehmen Sie gütigst mich zum Dolmetscher an!"

Madame Blanchard war nicht undankbar für diese höfliche Schlußwendung: sie reichte ihm zum Abschied huldvoll die Hand und gestattete einen Kuß auf dieselbe. —

Als Arnold, ganz vertieft in Gedanken über das so eben Erlebte, sich dem Gasthause näherte, fand er eine beträchtliche Menschenmenge vor demselben und als er eingetreten war, den

Digitized by Google

alten Onkel in einem wahrhaft erbarmenswürdigen Zustande. Er lehnte todtenbleich und ganz aufgelöst in einer Sophaecke, hatte die Hände gefaltet und erwartete sein Ende in Schrecken. „Kommen sie schon, diese entsetzlichen Menschen?“ fragte er mit lallender Stimme, „bin ich rettungslos verloren? Wenn Du entfliehst — nimm Dich meiner armen Cläre an, Arnold . . . ach! es ist mein Tod!“

Nur sehr langsam gelang es, ihn so weit zu beruhigen, daß er erzählen konnte, was geschehen. Er habe sich verleiten lassen, von der geraden Straße abzugehen, um ein Etablissement seitwärts zu besichtigen. Dahinter habe er die Spuren von Verschanzungen gefunden, die sein Interesse erregten und ihn weiter vom Wege abführten. Er begreife selbst nicht, wie er bei seiner Aengstlichkeit sich so in's Ungewisse habe wagen können. Er müsse wohl die Kreuz und Quer gegangen sein, denn als er sich nun zurückgewandt, sei er auf einen unrichtigen Weg gerathen. Zu seinem Unglück sei ihm nun der Gedanke gekommen, seinen Plan von Paris und Umgebung hervorzuziehen und den Versuch zu machen, sich mit Beistand desselben zu orientiren. Gleich darauf hätten sich ihm zwei Männer genähert, die ihn schon vorher aus einiger Entfernung beobachteten, und ihn gefragt, was er da so geheim treibe. Aus seiner Antwort müßten sie wohl sofort gemerkt haben, daß er ein Deutscher sei, und nun hätten sie ihn einen Spion genannt und in ihre Mitte nehmen wollen. In seiner Angst genußhandelt zu werden, habe er sich nun eiligst aus dem Staube gemacht; sie wären ihm aber nachgelaufen und hätten immer geschrieen: „ein Spion — ein deutscher Spion!“ Bald wäre eine größere Schaar hinter ihm her gewesen; er habe seinen Hut und seine Brille verloren. Endlich habe man ihn ergriffen und „unter den furchtbarsten Drohungen“ hierher escortirt, nachdem er den Namen seines Hotels genannt. Mit Mühe nur habe der Wirth ihn den Armen dieser „blutgierigen Wüthericht“ entreißen können, die „zu vielen Tausenden“ das Haus belagerten. Er erwarte von diesem „Bestienvolk“ das Schlimmste. „Das Beste wäre,“ meinte er, „wir warteten die Dunkelheit ab und suchten dann nach dem Stationsgebäude der Eisenbahn zu entkommen. Hätte ich mich doch niemals zu dieser unglücklichen Reise überreden lassen!“

„Nun sind wir aber einmal hier, Onkel,“ begütete Arnold, „und müssen auf unserm Posten aushalten. Verlassen wir uns auf unser gutes Gewissen! Nur nicht Faust zeigen! Nur nicht Heimlichkeiten vornehmen! Glaube mir: man hat jetzt seine Komödie gespielt und kümmert sich nicht weiter um uns.“

Wie zur Bestätigung dieser Ansicht brachte der Hôtelbesitzer Hut und Brille des alten Herrn. Eine Frau habe sie abgegeben, „da man der fremden Sachen wegen nicht Unannehmlichkeiten haben wolle.“ Er lachte jetzt schon selbst über den Vorfall und meinte, die Leute seien doch recht närrisch. „Es ist ihnen freilich nicht zu verdenken,“ fügte er hinzu.

Nach dem Mittagessen schlug Arnold eine Fahrt nach Paris vor, um Victor Blanchard aufzusuchen; aber Helmbach, so gern er den alten Bekannten begrüßt hätte, den er wirklich recht lieb gewonnen, war nicht zu vermögen, das Haus zu verlassen. „es sei denn bei Nacht und Nebel“. Der Neffe entschloß sich, allein zu fahren.

Er traf glücklich den jungen Officier in seiner Wohnung. Die Begrüßung war recht herzlich; er mußte sogleich umständliche Auskunft über alle seine Angehörigen in der Heimath geben, auch über das „schöne blonde Fräulein“, das ihm so gutherzig die schweren Tage der Gefangenschaft habe kürzen helfen. Von Zeit zu Zeit war Victor einige deutsche Brocken in die Unterhaltung ein, um zu zeigen, daß seine Studien fruchtbar gewesen seien. Arnold glaubte sich ihm ganz frei eröffnen zu können.

„Ah! dachte ich's doch!“ rief der Lieutenant, „dachte ich's doch! Juliette, die sonst so gut Spaß versteht, ließ sich mit Ihnen durchaus nicht neden. Ja, ich will's Ihnen nicht verdenken, daß Sie dem Mädchen gut sind; meine kleine Schwester — ich kann's ja sagen, da Sie jedenfalls ungeprüft meinen Enthusiasmus theilen — ist ein reizendes Geschöpf Gottes, dem ich von Herzen alles Glück wünsche, das in dem besten Herzen Platz hat. Ich bin ohne Vorurtheil. Warum soll sie nicht einen Deutschen lieben? Was hat die Liebe zweier Menschen aus bürgerlichen Familien mit der Politik zu schaffen? Hätte ich Juliette's kleine Hand zu vergeben . . . nun! ich will nicht sagen, daß Sie mir der erwünschteste Schwager wären, aber entgegen wollte ich ihrer Neigung gewiß nicht sein, und jedenfalls wären Sie mir lieber, als Herr Credillon, der Maire, der ein sehr zweifelhafter Charakter ist und den Vater durch geschmeidiges Wesen und allerhand Vorspiegelungen von weitreichenden Verbindungen ganz bestört hat.“

„Ist meine Bitte unverschämt,“ fragte Arnold nicht ohne Beklommenheit, „daß Sie sich bei Ihrem Vater für mich verwenden? Sie kennen meine häuslichen Verhältnisse, Sie würden —“

Victor lachte. „Da fallen Sie gerade auf den unlangsichsten Vermittler. Ich lebe mit meinem Vater auf ziemlich gespanntem Fuße, müssen Sie wissen. Das Wenigste ist, daß ich ihm zu oft mit Geldforderungen komme — aber unsere Ansichten über tausend Dinge in der Welt stimmen nicht, und ich kann nun einmal nicht den Mund halten, wenn ich etwas besser zu verstehen glaube. Seit seinem Schlaganfall ist er ungemein reizbar. Ich darf ihm jetzt nicht einmal mehr widersprechen; er sieht mir's schon vom Gesicht ab, daß ich innerlich anderer Meinung bin, und da sein bester Freund, der Maire, in der unvernünftigsten Weise alle seine Marotten bestärkt, wird die Differenz zwischen uns von Tage zu Tage größer. Spreche ich für Sie, so werden Sie ihm bald als der gefährlichste Mensch unter der Sonne erscheinen. Günstiger wär's für Sie, wenn ich vor Ihnen warnte — ha, ha, ha!“

„Aber wie hat eine solche Entfremdung —“

„Lieber Freund, die Politik spielt jetzt in Frankreich eine garstige Rolle, ganz ebenso in jedem Privathause wie im Saale der Abgeordneten. Erwarten Sie von mir keine Enthüllungen, keine Eröffnungen — ich bin Soldat. Nur das Eine darf ich Ihnen vertrauen: ich bin, wie die Verhältnisse einmal liegen, ungern Soldat. Ginge es nach meinen Wünschen, ich nähme meinen Abschied. Aber mein guter Papa . . . ah! lassen wir das, ich sage nichts mehr.“

„Und ich darf also in keiner Weise auf Ihren Beistand hoffen?“

„Was kann ich für Sie thun? Ich will Sie hinaus begleiten, will mit meiner Schwester, vielleicht auch mit meiner Mutter sprechen, wenn sich's so fügt, aber — mein Vater hat die entscheidende Stimme, und ich zweifle sehr . . .“

Er zuckte die Achseln, und Arnold seufzte tief: „Weit, weit vom Ziel.“

Arnold nahm das Anerbieten mit Dank an. Die beiden Männer fuhren zusammen bis zum Gasthause; dann ging Victor zu Fuß bis zur Villa. Spät Abends sah Arnold, der am Fenster stand, ihn von dort mit jenem Herrn zurückkehren, dessen Bekanntschaft er am Gitter gemacht zu haben sich erinnerte. Es mußte der Maire sein. Victor verabschiedete sich sehr förmlich von ihm und trat in das Haus. „Ich bestelle mir hier den Wagen,“ hörte er ihn beim Eintreten sagen.

Arnold ging ihm vor Ungeduld entgegen. „Nun — was bringen Sie?“

„Wenig Tröstliches,“ antwortete der Officier, wie es Arnold vorkam, nicht ganz in dem früheren freundlichen Tone. „Herr Credillon ließ mich kaum aus den Augen — er betrachtet mich als seinen Widersacher und hat ja Grund dazu. Er wußte übrigens schon, bevor er es von den Meinigen erfuhr, daß Sie derselbe Arnold Rose sind, der im vorigen Winter in unserm Hause Quartier genommen hatte, und ich irre wohl schwerlich, wenn ich annehme, daß er noch mehr zu wissen glaubt. Dieser Mensch hat eine ganz eigene Combinationsgabe. Nehmen Sie sich vor ihm in Acht!“

„Ich gehe nicht auf unrechten Wegen,“ bemerkte Arnold.

„Gleichwohl! Leuten seiner Art kommt es auf einen Machtmißbrauch mehr oder weniger nicht an. Uebrigens wird er bei Juliette nichts erreichen. Sie hatte sich unwohl melden lassen und blieb auf ihrem Zimmer. Ich konnte sie also ein paar Minuten allein sprechen; aber es war nichts aus ihr herauszubringen, als daß sie entschlossen sei, keinen Zwang zu dulden. Mein Wort der Ermuthigung kam über ihre Lippen, aber sie verwahrte sich auch nicht gegen Ihre Werbung. ‚Es ist nicht gut zu fragen,‘ sagte sie, als ich heftiger in sie drang, ‚wenn die Antwort nichts entscheiden kann.‘ Das arme Mädchen leidet schwer; ich kenne dieses feste Herz, das so viel Gewalt über sich selbst hat. Geben Sie mir als Ehrenmann das Versprechen,

Digitized by Google

Juliette nicht weiter zu beunruhigen, wenn Sie sich überzeugen sollten, daß Sie bei den Eltern nicht zum Ziele gelangen können!"

„Was verlangen Sie von mir?" fuhr Arnold auf. „Nie — nie werde ich vergessen —"

Victor ergriff seine Hand und drückte sie. „Das steht bei Ihnen. Sie empfinden heute so, und das kann mich nur freuen. Aber es handelt sich hier um etwas Anderes: um die Einwirkung auf Entschlüsse, die nicht gefaßt werden können ohne schwere Pflichtverletzungen. Was wollen Sie? Juliette ist ein Kind Frankreichs. Achten Sie die Rücksichten, die sie dieser Mutter zu schenken hat, wenn sie dem Manne ihrer Wahl folgt, noch so gering — sie werden auch in Ihrer Schätzung größere Bedeutung gewinnen müssen, wenn der berechtigte Widerspruch der leiblichen Eltern sie stärkt. Das Mädchen, das Ihnen in Feindesland folgte ohne den Segen von Vater und Mutter, könnte Ihnen, wie sie Sie kenne, unmöglich eine verwöhnte Göttin sein. Und ich setze noch Eines hinzu: alle Ihre Liebe würde sich machtlos erweisen, ihr den Frieden zu geben, den das Glück braucht."

Arnold war nicht befangen genug in seiner Leidenschaft, um die Wahrheit dieser Worte zu verkennen, die offenbar ein theilnehmender Freund sprach. Er erwiderte stumm den Druck der Hand, und Victor war mit diesem Zeichen der Zustimmung zufrieden. Beide traten nun in's andere Zimmer zu Helmbach ein, der ein Glas Punsch präparirte, zur Stärkung, wie er sagte, wobei es eine offene Frage blieb, wer nach seiner Meinung derselben am meisten bedürfte. Der junge Officier suchte seinen deutschen Sprachschatz hervor, um den alten Herrn bei dem Gespräche zu betheiligen, das dadurch bald eine humoristische Wendung nahm. Man stieß an auf des blonden Clärchens Wohl, und Victor versicherte mit einem Blicke auf Arnold, daß er „gewisse Thorheiten" ganz gut begreife und wahrscheinlich auch den Muth gehabt hätte, sie zu begehen, wenn er in Deutschland seinen Namen hätte besser zu Ehren bringen können. Wenn man freilich ein armer Gefangener sei, so müsse man sich den Appetit vergehen lassen, Eroberungen zu machen. Das war so scherzhaft gesagt, daß darauf im Ernste gar nicht zu antworten war. Man plauderte noch ein halbes Stündchen, bis der Hôtelwagen vorgefahren war; dann verabschiedete sich Victor von den deutschen Freunden mit einem deutschen „Glück auf!" —

Onkel Helmbach hatte nach einer guten Nacht den Schreck des vorigen Tages so weit überwunden, daß er den Bitten des Neffen, ihn nach der Villa zu begleiten, nur schwachen Widerstand entgegensetzte. Er mußte wohl einsehen, daß er sich nicht fernhalten dürfe, nachdem sein Besuch einmal angemeldet worden. Nur bestand er noch darauf, daß man sich troß der kurzen Strecke in den Wagen setze. Die beiden Herren warfen sich also in feinste Visitentoilette und machten sich auf den Weg — Arnold mit sehr schwerem Herzen. Es kam ihm, je mehr sie sich dem Hause näherten, immer unsinniger vor, so auf Freischaft zu gehen, und doch gab es keine vernünftigere Möglichkeit, sich zu erklären. Um einen Brief zu schreiben, hätte er keine weite Reise nöthig gehabt.

Als sie durch den Vorgarten gingen, bemerkte Arnold oben am letzten Fenster hinter der Gardine Juliette. Als er hinauf grüßte, zog sie sich eilig zurück. Es war ihm ein gutes Omen, sie vor seinem Eintritte in's Haus gesehen zu haben.

Herr und Madame Blanchard warteten schon im Salon. Sie empfingen die Gäste mit ausgesuchter Höflichkeit und doch zugleich mit kühler Zurückhaltung. Es war wunderlich, wie Onkel Helmbach ihre feierlichen Anreden mit verlegenem Lächeln entgegennahm und mit ein paar angelernten Phrasen beantwortete, die nur sehr unvollkommen paßten. Ein Franzose hätte sich umgekehrt in deutscher Gesellschaft schwerlich so gedrückt gefühlt.

„Mein Onkel ist entzückt von der freundlichen Aufnahme, die er in diesem wie so manchem Hause findet," bolmetschte Arnold, „und bedauert nur, Ihnen nicht selbst seine Gefühle nach Wunsch ausdrücken zu können." Er wandte sich an Helmbach und sagte mit demselben hochtönenden Pathos, aber in seiner Muttersprache: „Thu' mir die Liebe, Onkel, und nicke zu Allem, was ich sage, mit dem Kopfe! Ich werde dafür sorgen, daß Dein liebenswürdiges Lächeln von unseren Wirthen auf's Günstigste ausgelegt wird." Der alte Herr nickte und lächelte. „Wären wir nur erst zur Thür hinaus," dachte er bei sich.

Madame Blanchard richtete wieder eine lange und sehr lebhafte Rede an ihn. Sie dankte für die Gefälligkeiten, die er ihrem Sohn erwiesen und die ihr das ganze Leben lang unvergeßlich bleiben würden.

„Er hat sich bei Ihnen so wohl gefühlt," setzte ihr Mann hinzu, „daß er fast verlernt hat, ein guter Franzose zu sein." Er zog dazu ein verdrießliches Gesicht.

„Bin ich nicht bei Ihnen ein halber Franzose geworden?" warf Arnold ein. „Zum halben Deutschen fehlt bei Victor noch viel. Nicht wahr, Onkel?"

Helmbach nickte. „Wo ist denn aber das Mädchen?" fragte er leise; „ich wäre doch begierig —"

„Nenne nur getrost ihren Namen, Onkel, damit ich anknüpfen kann. Ich muß doch ein Stichwort haben."

„Nun, ich meine Fräulein Juliette." Sein glattes Gesicht wurde roth, wie von der Morgenröthe angehaucht, als er das Lösungswort aussprach.

„Du bist zum Küssen, Onkel," rief Arnold. „Sie hörten da einen Namen nennen, Madame," wandte er sich an die Mama, „der Ihnen auch ohne meine Erklärung die Wünsche meines Onkels deutlich gemacht haben wird. Es würde ihm so viel Ehre wie Vergnügen sein, Ihrem Fräulein Tochter vorgestellt zu werden, von der er durch mich so viel Gutes gehört hat und für die er seinem Neffen zu Liebe schwärmt. Nicht wahr, Onkel, ich sage nicht zu viel?"

Der alte Herr, der wenig davon verstanden hatte, nickte eifrig. „Aber so schüttele doch den Kopf!" bedeutete der Neffe rasch. Auch das geschah.

„Es thut mir unendlich leid," bedauerte Madame Blanchard, „mich selbst des Vergnügens beraubt zu sehen, den würdigen Herrn mit meiner Juliette bekannt zu machen. Sie ist seit gestern unwohl und nicht zu vermögen, das Zimmer zu verlassen. Ich bitte, sie zu entschuldigen."

„Ich bitte, sie zu entschuldigen," wiederholte Herr Blanchard. Arnold biß sich auf die Lippe, um ein Gefühl von Zaghaftigkeit schneller zu überwinden, das sich in diesem Augenblicke seiner bemächtigte. Das Gespräch war glücklich auf das Mädchen geleitet und durfte sich von diesem Gegenstande nicht mehr entfernen. „Sollte ein besonderer Anlaß . . ." sagte er schüchtern ausholend. „Ich hatte gestern, ehe ich bei Ihnen eintrat, die Freude, Fräulein Juliette — im Garten vor Ihrem Hause — begrüßen zu können, und ich bemerkte nicht . . ."

„Sie haben Juliette schon gesprochen?" fiel Blanchard überrascht ein. „Aber davon hat sie uns ja kein Wort gesagt." Er sah dabei fragend seine Frau an.

„Vielleicht hat Ihr plötzliches Kommen sie erschreckt," bemerkte sie, zur Erde blickend. „Das arme Kind hat so schwache Nerven, und Ihre Person — das ist ja so natürlich — mußte bei ihr Erinnerungen erwecken, die . . ."

„Die auch stärkere Nerven angreifen können," ergänzte der Herr Gemahl, die Hand in die Weste steckend.

„Ich hoffe, Sie täuschen sich," sagte Arnold, sich im Sessel vorbeugend. „Ich bin eitel genug, zu glauben, daß mein Anblick dem Fräulein nicht so schreckenerregend war. Wir sahen im letzten Frühjahr, was auch im Augenblicke störend einwirkte, als gute Freunde, und es ist, wie ich annehmen darf, in der Zwischenzeit Nichts geschehen, was dieses Band gelockert haben könnte. Auf meiner Seite hat es sich nur noch mehr befestigt, und wenn Sie aufrichtig sein wollen und können, meine verehrte Madame, so werden Sie mich vielleicht auch darüber beruhigen können, daß Juliette's gute Meinung von mir sich nicht geändert hat."

Madame Blanchard beschäftigte sich damit, die Spitzen ihrer Manschette unter einem goldenen Armbande vorzuzupfen, das zu weit auf die Hand herabgefallen war. Die Finger der schmalen Hand zitterten dabei merklich; der Hausherr richtete sich im Stuhl auf und ließ einen knarrenden Ton vernehmen, der Arnold wie fernes Gewittergrollen in's Ohr klang. Onkel Helmbach mußte wohl begreifen, daß man bei den Präliminarien der wichtigen Verhandlung angelangt war, bei der er zu Zeuge sein sollte; ihn überfiel plötzlich ein Husten, der ihn zwang das Taschentuch vorzuziehen und sich damit abgewandt die Augen zu wischen. Dann herrschte eine Secunde lang tiefes Schweigen — die Stille vor dem Sturme.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Pfarrer's erster Frühlingstag.
Original-Zeichnung von W. Ritter.

Digitized by Google

Des Kämpfers Ruh'.

Mit Abbildung.

So warst du! Ja, das ist dein liebes Bild,
Streitbarer Pfarrherr mit dem Frohgemüthe!
Weich Leben unter deinem Schirm und Schild
In Haus und Garten und Gemeinde blühte,
Das reinste, nun schon längst vergangne Glück
Ruft heiter mir dein liebes Bild zurück.

Bescheidner hat wohl selten Einer sich
Erbaut die Gartenlaube — auf zwei Stecken;
Und doch, wie kreut's vom ersten Lenze dich,
Wenn zum Beschauten sich die Blätter strecken
Und aus dem Boden ungezieret und frei
Die bunten Blumen lockt der lust'ge Mai.

Denn also hältst du's auch in deinem Haus.
Nicht ängstlich hütest du die jungen Triebe:
„Die Bäume und die Herzen schlagen aus
Von selbst im freien, warmen Strahl der Liebe —
Ein frei Entfalten, keinen Seelenputz,
Doch gegen Ungeziefer trotz'gen Schutz!"

Das war dein Satz; er war es alle Zeit,
In Haus und Kirche. Steht ihr auf dem Thurme
Hoch auf dem Kreuz den Hahn der Wachsamkeit?
Ihn pflanzte auf der Ruh im Glaubenssturme:
Da trat er, bricht das Ungeziefer ein,
Noch heute: Mensch, du sollst ein Kämpfer sein!

Du warst ein Kämpfer, doch nicht Glaubensgroll
Ließ deinen Brustton von der Kanzel tönen.
Dein liebster Kampf war, überzeugungsvoll
Den Glauben mit dem Wissen zu versöhnen;
Du freutest dich, wenn immerdar Verstand
Und Herz der Eintracht Siegeskranz umwand.

Wie also du gefolgt der Gottheit Spur,
Nachsinnend ihren ewigen Gesetzen,
Die mahnend steh'n im Buche der Natur,
Sagst du aus ihr Erhebung und Ergötzen;
Voll Dankes atmetest du Gotteshauch
Aus jedem frischen Blatt am kleinsten Strauch.

So wölbtest deines Gärtleins Laube du
Zu einem Tempel an des Friedhofs Frieden,
Der Weise tauschend in stiller'ger Ruh'
Und doch vom Weltgewaltigen ungeschieden.
Ein Frühling aus der Jugend, hell und mild,
So grüßt im Herzen mich dein liebes Bild.

Friedr. Hofmann.

Gifte im Haushalt.

Von Siegfried Mühsam.

Jedes lebende Wesen ist ein chemisches Laboratorium, in welchem die interessantesten chemischen Processe vor sich gehen. Die Zuführung des Materials zu diesen Processen, die bei Thieren und Pflanzen verschieden ist, wird bei beiden „Nahrung" genannt. Die Nahrungsmittel sind die Grundlage und die Bedingung des Bestehens des Organismus. Wie dieser aber durch Vorenthalten der Nahrungsmittel seiner Auflösung entgegengeht, so ist die Erhaltung desselben von der Auswahl der Mittel und der Menge derselben abhängig. —

Im schroffsten Gegensatze zu dem Begriffe Nahrungsmittel steht der Begriff „Gift". Wir sind aber nicht berechtigt, alle Körper, denen die Eigenschaften der Nahrungsmittel abgehen, als Gifte zu betrachten, ebensowenig wie wir als Nahrungsmittel ansehen dürfen, was nicht ein Gift ist. — Was ist nun aber ein „Gift"? Ja, darüber hat sich schon mancher Gelehrte den Kopf zerbrochen, ohne eine allgemein verständliche Erklärung, die auch gleichzeitig eine wissenschaftliche Berechtigung hat, gefunden zu haben. Bezeichnen wir als Gift einen jeden Körper, der schädlich auf den thierischen Organismus wirkt und ihn zu zerstören geeignet ist, so würden wir hierdurch die mechanisch wirkenden Körper nicht ausschließen. Wir dürfen, wie gesagt, weder die der Eigenschaften der Nahrungsmittel entbehrenden Substanzen als Gifte, noch die mit dem vollen Besitze dieser Eigenschaften ausgestatteten als Nichtgifte bezeichnen; denn selbst unter gewöhnlichen Verhältnissen unschädliche Nahrungsmittel, wie Brod, Fleisch, Kartoffeln ꝛc., die gewiß Niemand in die Kategorie der Gifte zählen würde, können unter Umständen als solche wirken, wenn sie beispielsweise zur Unzeit oder im Uebermaße genossen werden, während andererseits anerkannte sogenannte Gifte oft nicht nur ohne Nachtheil dem Körper zugeführt werden können, ohne schädliche Wirkung zu äußern, sondern geradezu die Nahrung unterstützen helfen, oder, bei gewissen Krankheitserscheinungen, als Arzneimittel und zur Erhaltung des Körpers mit Erfolg angewendet werden. Vergleicht man die vielen sich oft widersprechenden Erklärungen, so gelangt man schließlich zu der Ansicht derer, die da behaupten, daß es keine Substanz gebe, die ein absolutes Gift sei, sondern nur solche Stoffe, die unter gewissen Bedingungen Gifte würden. Festhalten müssen wir jedoch, daß nur Körper als Gifte betrachtet werden dürfen, die durch ihre chemische Eigenschaft störend auf die Verrichtungen des thierischen Organismus wirken. Alle mechanischen Einwirkungen kommen als Vergiftungen nicht in Betracht. Wir wollen also bei solchen Stoffen, deren Genuß oder sonstige Ueberführung in das Blut eine schädliche Wirkung auf das Individuum ausübt und das Leben zu vernichten im Stande ist, die gewöhnliche Bezeichnung „Gift" beibehalten.

Das Gift theilt sich dem Organismus in flüssiger oder Gasform mit; die feste Form geht vor der Wirkung in die flüssige über. Die Vergiftungen sind unvermeidlich, so lange wir auf den Umgang mit Giften angewiesen sind, und diese finden wir in unseren Nahrungs- und Genußmitteln, in denen die schädliche Substanz entweder bereits vorhanden ist und das betreffende Mittel für seine Bestimmung qualificirt — dies sind die eigentlichen Hanßgifte — oder welchen sie absichtlich zugesetzt wird, um eine qualitativ oder quantitativ vortheilhafte Veränderung hervorzubringen — dies sind die Verfälschungen. Sodann kommen diejenigen Gifte in Betracht, auf deren Benutzung wir durch ein bestimmtes Gewerbe angewiesen sind, ferner die, denen wir durch Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit begegnen, und schließlich die, welche in Folge der Verwechselung von Nahrungsmitteln mit giftigen Substanzen in's Haus gebracht werden. Am häufigsten begegnet man den Gewohnheitsvergiftungen, das heißt der Anwendung solcher Gifte, deren specinsch giftiger Charakter nicht bestritten werden kann, an deren Genuß man aber durch den fortgesetzten Gebrauch geringer, sich allmählich steigernder Mengen gewöhnt wird. Nicht nur die Arsenik-Esser in Steiermark bieten hierfür ein interessantes Beispiel, sondern wir haben an uns selbst nur zu oft Gelegenheit, wahrzunehmen, wie sich der Körper mit seinen Feinden ausgesöhnt hat.

Wir wissen uns des ersten schüchternen Versuches, eine wirkliche Cigarre regelrecht zu rauchen, zu erinnern. Und welch große Mengen einer giftigen Substanz haben wir seit jener Zeit geschluckt; denn nicht der durch die Verbrennung des Krautes erzeugte Rauch, nicht die im Tabak enthaltenen indifferenten Stoffe sind es, die uns den Genuß des Tabaks so unwiderstehlich machen, sondern einzig und allein ein Gift, ein sehr heftig wirkendes Gift ist es, dessen Genusse wir fröhnen, das es den Tabak zu einem der beliebtesten Genußmittel gemacht hat. Die Blätter der zu der Classe der Solaneen gehörenden verschiedenen Arten von Nicotiana liefern den allgemein bekannten Tabak. In Amerika zuhause, wird er fast überall cultivirt, um zu Rauch-, Schnupf- oder Kautabak verwendet zu werden, und exstirpt sich nun einer Verbreitung über die ganze Erde. Die am häufigsten angebauten Arten Nicotiana tabacum und Nicotiana macrophylla

Digitized by Google

liefern die bekannten Havanna-, Cuba-, Barinas-, Portorico-, holländischen und pfälzer, türkischen und chinesischen Tabake.

Die verschiedenen Species verdanken ihre Wirkung einem vorzüglich in den Blättern der Pflanze enthaltenen flüchtigen flartigen Körper, dem „Nicotin", dessen Gehalt in den verschiedenen Arten auch verschieden ist. Das Nicotin, eine organische Base, das heißt eine organische Verbindung, die mit Säuren ein Salz bildet, gehört zu den stärksten und am schnellsten tödtlichen Giften. Es bildet eine wasserhelle oder schwach gelbliche, ölartige, flüchtige Flüssigkeit, die einen penetranten, fast betäubenden Geruch und lange anhaltenden, brennenden Geschmack hat. Im reinen Zustande wirkt es schon in den kleinsten Dosen und recht schnell tödtlich.

Obwohl durch die Gewöhnung an den Gebrauch des Tabaks die Wirkung abgeschwächt wird, finden dennoch bei Gewohnheitsrauchern und -Kauern nach dem Genusse größerer Quantitäten Vergiftungserscheinungen statt. — Es ist gleichgültig, auf welche Weise das Nicotin dem Körper zugeführt wird, die Wirkung ist nicht ausgeschlossen, und deshalb theilen die Schnupfer die Vergiftungsgefahren der Raucher und Primer. Vergiftungserscheinungen bei Schnupfern sind jedoch nicht immer auf Nicotinvergiftung zurückzuführen; häufig hat man es mit einer Blei-Vergiftung zu thun. Man findet nicht selten Schnupftabak in Bleifolie verpackt; bei längerer Berührung mit dem Tabak oxydirt sich das Metall und geht mit einer im Schnupftabak enthaltenen organischen Säure eine Verbindung ein, die sich dem Tabak mittheilt. Auf diese Weise bringt der Schnupfer eine nicht geringe Menge eines Bleisalzes in seine Nase. Nun sind aber unter den Metallgiften die Blei-Oxyde höchst gefährlich, und man kennt Vergiftungen mit tödtlichem Ausgange in Folge des Schnupfens von Tabak, der in Blei verpackt war und in unmittelbarer Berührung mit den Beiwänden gestanden hatte. Obwohl die Literatur nicht gerade arm ist an Beispielen von Tabaksvergiftungen mit tödtlichem Ausgange, so stehen dieselben doch in keinem Verhältnisse zu dem außerordentlichen Consum an Tabak und betreffen nur selten absichtliche Vergiftungen.

Eine ähnliche Erscheinung liefert uns der „Alkohol", der ein gar starkes Gift ist und zu den verbreitetsten Genußmitteln gehört, aber selten zum Zwecke absichtlicher Vergiftung, um den Tod herbeizuführen, benutzt wird. Im reinen Zustande weder Nahrungs- noch Genußmittel, exfreut er sich in seinen verschiedenen Verdünnungen der größten Verbreitung und ruft die häufigsten Vergiftungserscheinungen hervor. Alle sogenannten geistigen Getränke verdanken ihre Benutzung und Wirkung dem Gehalte an Alkohol, der in den verschiedenen Formen seiner Verdünnung, in Wein, Bier, Schnaps ꝛc., den wichtigsten Bestandtheil ausmacht. Der Alkohol, eine farblose, dünne, sehr leicht entzündliche Flüssigkeit, von angenehmem, durchdringendem Geruche und brennendem Geschmacke, kommt in der Natur fertig gebildet nicht vor, sondern tritt als Product der Entmischung gewisser organischer Körper auf, vorzugsweise bei dem Processe der sogenannten geistigen Gährung des Zuckers, wobei derselbe in Alkohol und Kohlensäure zerfällt.

Die giftige Wirkung des Alkohols tritt häufig schon bei dem Genusse einer geringen Menge ein, wird aber in dem Maße gedämpft, als derselbe verdünnt ist, so daß also dieselbe Menge Alkohol, verdünnt, nicht die Wirkung des reinen unverdünnten hervorbringt. Unbekannt dürfte die Wirkung wohl Niemand sein, denn man hat sie entweder selbst empfunden und gern empfunden — denn, wer nie einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann — oder man hat sie empfinden sehen, es sei denn, daß man noch keinen Betrunkenen gesehen hat; sie beruht auf der Eigenschaft des Alkohols, Wasser anzuziehen und Blut, respective Eiweiß gerinnen zu machen. Je nach dem Genuß größerer oder kleinerer Mengen geistiger Getränke tritt die Wirkung in verschiedenen Graden auf, denen der Volksmund gewisse Bezeichnungen gegeben hat, die allgemein verständlich sind und gebraucht werden wie „Spitz", „Affe" ꝛc.

Da der Alkoholgehalt der verschiedenen geistigen Getränke ein sehr unterschiedlicher ist, so äußert sich selbstverständlich dieselbe Menge der verschiedenen Flüssigkeiten nicht auch durch dieselbe Wirkung. Wollte man aber die Veranlassung jeder krankhaften Erscheinung nach dem Genusse von Spirituosen dem Alkohol in die Schuhe schieben, so thäte man ihm offenbar Unrecht. Nicht selten wirken Ursachen mit, die mit dem Alkohol nichts zu schaffen haben. Besonders sind die Färbemittel der Liqueure oft nicht ganz unschädlich, ja zuweilen recht gefährlich. Mit diesen wird ein greifer Unfug getrieben. Um den Liqueuren ein dem Auge schmeichelndes Aussehen zu geben, werden, ohne Rücksicht auf ihre Schädlichkeit, die verschiedensten Färbemittel angewendet, so das Anilin, verschiedene Kupferfarben, selbst Arsenikfarben ꝛc. In neuerer Zeit kam ein gelbes Pulver in den Handel, das ein Surrogat für den theuren Safran sein soll und unter dem vielsagenden Namen „australischer Safran" an den Mann gebracht wird, aber mit Ausnahme der Färbefähigkeit nichts weniger als die Eigenschaften des Safrans theilt; denn wie eine vorgenommene chemische Untersuchung gelehrt hat, besteht dieser sogenannte australische Safran (der dem Verfasser zur Untersuchung vorlag) aus Pikrin- und Chromsäure, ist also ein starkes, ätzendes Gift.

Um das Bier schmackhafter zu machen, ebenso um das Nachgähren desselben zu verhüten, werden häufig ebenfalls Mittel angewandt, die nicht immer unschuldig, in ihren Massen aber geradezu höchst bedenklich sind. Ein beliebter Zusatz, um eine angenehme Bitterkeit hervorzubringen, sind die sogenannten Krähenaugen oder Brechnüsse, Samen von Strychnos nux vomica, die das Strychnin, eins der stärksten Gifte, liefern. Zu demselben Zwecke setzen unsere Bairisch-Bier-Brauer ein sogenanntes „englisches Bitterextract" ihrem Fabrikate zu. Dieses Bitterextract ist aber durchaus kein Bitterextract, sondern ein mehr oder weniger concentrirter Auszug von Kokkelskörnern, den bekannten Früchten von Anamirta cocculus, und natürlich mit dem in letzteren enthaltenen Picrotoxin, das stark giftig ist. Erscheinungen nach dem Genusse von Bairisch-Bier, wie furchtbare Schwere des Kopfes, trockene Speichelabsonderung, kalter Schweiß ꝛc. bei sonst völligem Bewußtsein und ohne Störung des Erinnerungsvermögens, sind nicht Symptome einer Alkoholvergiftung, sondern rühren von den schädlichen Beimengungen unserer Biere her.

Neben den geistigen Getränken, welche in der Absicht auf Nervenwirkung genossen werden, spielt als Genußmittel durch seine eigenthümliche Wirkung auf das Nervenleben der Kaffee eine hervorragende Rolle. Hier ist es wiederum ein Gift, das die Verbreitung und Verwendung vermittelt hat, eine Substanz, die, in geringer Menge genossen, die wohlthuendste Wirkung äußert, dem Körper aber in größerer Menge zugeführt, denselben zu zerstören geeignet ist. Ein Alkaloid, das „Coffein" oder „Caffein", ist der eigentliche Träger des Werthes und der Wirkungsfähigkeit des Kaffees, ihm verdankt der Kaffee seine große Verbreitung und Beliebtheit; der Gehalt an Coffein bestimmt die Güte des Kaffees — je reicher an diesem Alkaloid, desto größer, je ärmer, desto geringer der Werth. Schon eine verhältnißmäßig geringe Menge dieses Körpers ist im Stande, eine schädliche und, wie Versuche an Thieren gelehrt haben, tödtliche Wirkung hervorzubringen. Unangenehme Empfindungen und Beschwerden nach dem Genusse sogenannten starken Kaffees sind die Folge einer Coffeinvergiftung. Schwächere Auszüge wirken nicht nur nicht schädlich auf den Körper, sondern ernährend und vorzugsweise belebend und anregend.

Das wirksame Princip des Kaffees findet sich auch in den Blättern des Theestrauchs (Thea chinensis oder bohea), die durch Aufguß den bekannten und ebenfalls verbreiteten Trank „Thee" liefern. — Nicht selten werden verdorbene Kaffeebohnen, welche ihre ursprünglich grüne Farbe, die sie, nach Rochleder, einem Gehalte an dividinsaurem Kalke verdanken, verloren haben, ebenso verdorbene und mißfarbige Theesorten künstlich wieder hergestellt und nicht immer durch Anwendung unschuldiger Färbemittel; giftige Kupferfarben müssen hierzu häufig herhalten. Es ist daher nothwendig, sich durch Abwaschen der Kaffeebohnen oder der Theeblätter von der Echtheit der Farbe und somit der Waare selbst zu überzeugen.

Von vielleicht größerer Bedeutung als diese Gewohnheitsvergiftungen, wenn sie so genannt werden dürfen, und solche, die beim Betriebe gewisser Gewerbe durch den Umgang mit Giften herbeigeführt werden, sind die, die ihr Vorkommen der Verwechselung von Nahrungsstoffen mit giftigen, in Folge von Unvorsichtigkeit, Unerfahrenheit oder maskirter Erkennungsmerkmale verdanken. Daß anstatt grüner Peterssilie Schierlingsblätter oder Hundspeterssilie in der Küche verwendet werden, ist durchaus nicht selten. Eine wesentliche Rolle unter solchen im Haushalte vorkommenden Giften spielen die Pilze und Schwämme, von denen

Digitized by Google

vielen Arten nur wenige als eßbar gelten, die wiederum durch den Einfluß verschiedener äußerer Verhältnisse als Nahrungsmittel ungeeignet werden. Mehr als jede andere Pflanze ist der Pilz für eine Zersetzung geeignet, durch welche der eßbare seine nutzige Eigenschaft verliert und sich durch irgend einen noch unbekannten Einfluß ein giftiger Stoff entwickelt, der sich äußerlich nicht wahrnehmen läßt; kurz, es wird aus dem eßbaren Pilze ein giftiger, ohne daß wir uns durch das Auge davon überzeugen können. Da charakteristische Kennzeichen für die Brauchbarkeit der sogenannten eßbaren Pilze nicht bekannt sind und auch botanische Verwechselungen mit anerkannt giftigen nicht ausgeschlossen sind, so ist es besser, sich des Genusses der Pilze vollständig zu enthalten, oder doch wenigstens so lange, bis es der Botanik gelungen ist, scharfe Unterscheidungsmerkmale zwischen eßbaren und giftigen festzusetzen und die Chemie im Stande ist, die An- und Abwesenheit eines Giftes im Pilze zu constatiren.

Am verbreitetsten und bekanntesten, wenn auch nicht als Nahrungsmittel, so doch als Begleiter vieler derselben, sind gewisse Fadenpilze, die unter dem Allgemeinnamen „Schimmelpilze" bekannt sind. Diese pflanzlichen Gebilde, die sich auf den meisten Nahrungsmitteln vegetabilischen wie animalischen Ursprungs entwickeln, geben diesen einen unangenehmen, widerlichen Geschmack und Geruch, berauben ihre Unterlage ihres Nahrungswerthes und machen sie ungenießbar und schädlich.

Neben den bereits fertig gebildeten Giften giebt es im Haushalte eine Menge anderer, deren Vorhandensein nicht Bedingung ist, die irgend einem günstigen Umstande, einer chemischen Zersetzung — in Folge bekannter oder unbekannter Einflüsse — ꝛc. ihre Existenz verdanken. Solche Gifte sind um so gefährlicher, als ihre Anwesenheit nicht immer angezeigt wird. Eins der interessantesten und gefährlichsten dieser Gifte ist das sich besonders in Leber- und Blutwürsten erzeugende sogenannte „Wurstgift"; diesem schließen sich, ebenfalls als Product einer chemischen Zersetzung, in den Fischen das nicht minder gefährliche „Fischgift" und im Käse das „Käsegift" an. Die Entstehung und das Wesen dieser Gifte sind noch völlig unbekannt; daß aber der eintretende Verwesungsproceß die Bildung derselben begünstigt, ist nicht unwahrscheinlich.

Zu diesen zufälligen Giften gehören auch die, welche durch Verfälschungen von Nahrungsmitteln mit schädlichen Substanzen (Essig mit Schwefel- oder Salzsäure ꝛc.) in's Haus gebracht werden; ferner die, die durch Unsauberkeit oder Sorglosigkeit im Hause selbst erzeugt werden. Für letztere ist der Gebrauch kupferner oder kupferhaltiger Gefäße die häufigste Veranlassung. Solche Gefäße sind zur Aufnahme eines jeden Körpers, namentlich zur Aufnahme einer jeden Flüssigkeit durchaus nicht geeignet. Beim Kochen saurer oder fetter Speisen, Milch ꝛc., beim Erkalten und Stehenlassen solcher in Gefäßen von Kupfer oder Messing (Kupfer und Zink) entsteht eine grüne tödliche Kupferverbindung, die sich den betreffenden Speisen mittheilt und dieselben vergiftet. Dasselbe gilt vom Neusilber, das bekanntlich aus Kupfer, Zink und Nickel besteht.

Es ist für das Zustandekommen einer Vergiftung durchaus nicht Bedingung, daß das betreffende Gift auf dem gewöhnlichen Wege, das heißt durch Vermittelung des Magens sich dem Organismus mittheile; die Aufnahme giftiger Stoffe in die Luftwege begünstigt ebenfalls die giftige Wirkung. Bei der Aufnahme in die Luftwege, also durch Einathmen, kommen die gas- und dampfförmigen Gifte und unter diesen im Haushalte vorzugsweise „Kohlenoxyd" und „Leuchtgas" in Betracht. Bei vollständiger Verbrennung kohlenstoffhaltiger Körper nimmt der Kohlenstoff derselben zwei Gewichtstheile Sauerstoff aus der Luft auf und wird zur Kohlensäure. Ist die Verbrennung aber nicht vollständig, das heißt wird nicht so viel Sauerstoff zugeführt, als zur Bildung der Kohlensäure nothwendig ist, so kann der Kohlenstoff nur einen Gewichtstheil Sauerstoff aufnehmen und das Product der Verbindung heißt alsdann „Kohlenoxyd". Dieses, ein farb-, geruch- und geschmackloses Gas, ist stark giftig und hat, eingeathmet, sehr häufig den Tod zur Folge. Es findet sich unter den Producten der unvollständigen Verbrennung unserer Heizmaterialien, wie Holz, Steinkohle, Torf ꝛc., wenn durch ungenügende Ventilation in den Oefen oder heftweise Absperrung der atmosphärischen Luft nicht genügend Sauerstoff zugeführt wird, um die vollständige Verbrennung zu unterstützen.

Bei der durch die Luftwege stattfindenden Einführung von Giften spielen die giftigen Farben, die in gasförmigem Zustande oder in Form feinen Staubes sich dem Organismus mittheilen, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Es sind dies vorzugsweise viele grüne Farben, die durch ihren Gehalt an „arseniger Säure" sich auszeichnen. Die den Damen wohlbekannten grünen Tarlatankleider sind großentheils mit Scheel'schem oder Schweinfurter Grün gefärbt; diese Farbestoffe, von denen ersteres „arsenikfaures Kupferoxyd", letzteres ein Doppelsalz von „essigsaurem und arsenikfaurem Kupferoxyd" ist, sind gewöhnlich nur durch schwache Bindemittel auf dem Zeuge befestigt und lösen sich sehr leicht von demselben los. Eine einfache Berührung oder schwache Bewegung genügt oft schon, um die Farbe von der Unterlage zu entfernen. Gleich schädlichen Einfluß auf die Gesundheit haben die mit Arsenikfarben grün gefärbten Tapeten. Beim Gebrauche grüner Fächer, grünen Mützenfutters, grüner Schleier ꝛc. kommen Vergiftungserscheinungen vor, über die sich der Laie in der Regel keine Rechenschaft geben kann und die auf den Arsengehalt in der grünen Farbe zurückzuführen sind. Große Vorsicht ist bei dem Gebrauche grüner Lampenschirme und grün gefärbter Lichte erforderlich, da die etwaige Giftfarbe durch die entwickelte höhere Temperatur sich verflüchtigt und als gasförmiger Körper eingeathmet wird. Grünes Kinderspielzeug enthehre man vollständig. Außer diesen Farben kommen noch solche in Betracht, die als Schminke der Haut aufgetragen und so unter dieselbe und in das Blut getrieben werden. Auch die Anwendung des rothen, mit Zinnober gefärbten Siegellacks hat ihr Bedenken, weil beim Brennen desselben Quecksilberdämpfe entstehen, deren fortgesetzte Einathmung unmöglich wirkungslos bleiben kann.

Es ist nicht ausführbar, alle im Haushalte vorkommenden sogenannten Gifte von dem Gebrauche im täglichen Leben auszuschließen. Wenn auch einzelne entbehrlich sind, so sind wir doch auf den Umgang mit der Mehrzahl derselben angewiesen. Es tritt also nur die Aufgabe an uns heran, diesen Stoffen die günstigen Bedingungen nicht zu gewähren, unter denen sie Gifte, also für den normalen Zustand des thierischen Körpers schädlich werden können.

Gallerie historischer Enthüllungen.

6. Der Gefangene von Hohenasperg.

Mit Benutzung noch nicht veröffentlichter Archiv-Acten.

Die kleine württembergische Festung Hohenasperg hatte seit dem dreißigjährigen Kriege ihre Glanzzeit hinter sich; sie konnte keiner Belagerung hinfort mehr Trotz bieten; daß sie dennoch wieder genannt und bekannt wurde, dankt sie vorzugsweise dem zweifelhaften Ruhme, einen Dichter als Gefangenen in ihren Mauern beherbergt zu haben — Christian Friedrich Daniel Schubart.

So traurig aber auch dessen Gefangenschaft dort war, so streng ihn Herzog Karl behandelte, und so viel er während des ersten Jahres in seinem schrecklichen Thurme erduldete — vielleicht wäre ohne den Namen Asperg sein eigener nicht soweit in deutsche Lande hinaus geklungen. Wer Schubart's Leben genau prüft, von seinen Studienjahren und dem Magisterthume zu Geißlingen an bis auf den Organisten von Ludwigsburg und den Chronistenschreiber in Ulm, der muß gestehen, daß es ein zerfahrenes und ruheloses war, in welchem sich kein volles, harmonisches Schaffen entwickeln konnte.

So reich mit Talenten begabt, zersplitterte er dieselben nach allen Seiten. Wenn er am Clavicre, das er meisterhaft zu spielen verstand, Beifall errungen, begann er zu improvisiren oder er hielt eine dramatische Vorlesung unter dem Staunen und Grausen der Zuhörer, von denen die Einen seine beredte

Digitized by Google

Mimik und die Andern seine pathetische Stimme nicht genug rühmen konnten. Nach einem Trinkgelage, das bis zum hellen Morgen gewährt, wurde die Feder eingetaucht, um scharfe Pasquille und Epigramme, durch welche er sich erbitterte Feinde schuf, vielleicht auch eine ihm durch den Kopf summende Melodie niederzuschreiben.

Sein ungeregeltes Leben hatte in dem glänzenden Ludwigsburg seinen Höhepunkt erreicht — hier, wo er auf dem Parquetboden in den Zimmern schöner Aristokratinnen so sicher ging, als sei nicht an ein Ausgleiten zu denken, und im Wirthshause bei Wein und Tabak die Hofleute und selbst den Herzog kokettirte und sein einfaches, aber mit rührendster Liebe an ihm hängendes Weib und die Kinder dahinter vergaß.

Nicht allzu lange sollte er sich indeß selbstgefällig im modischen, goldverbrämten Kleide sehen und das lustige Leben weiter führen unter den Sängern und Sängerinnen von Herzog Karl's berühmter italienischer Oper. Sein schwarzberockter Vorgesetzter, der gestrenge Herr Special Zilling, stieß einen Schrei der Entrüstung aus über den weltlich gesinnten Organisten, besonders darum erzürnt, weil derselbe allerlei Melodien beim Orgelspiel einschob, die mit Tanzweisen und sonstigen heitern Gesängen mehr Aehnlichkeit hatten, als mit den hergebrachten, ehrwürdigen Kirchenliedern. Um diese Zeit verließ auch Helene Schubart den Mann, an welchem sie, alle seine Fehler verzeihend, bisher eine Engelsgeduld bewiesen, weil er ihr eine neue schwere Kränkung zugefügt hatte, ja, es wurde auf einen Antrag des Special Zilling von der geistlichen Behörde eine Haft über ihn verhängt, und nach Abbüßung derselben dictirte ihm die weltliche sogar Landesverweisung zu.

Auf die unbekümmert fröhlichen Tage im schwäbischen Versailles folgten nun die traurigen der Wanderzeit, sein Umherirren ohne Stellung und Brod, sein Hinüberneigen zum Katholicismus in München, wozu ihn nicht Ueberzeugung trieb, sondern der Gedanke, „sein Glück machen zu wollen", endlich dann ein Aufenthalt in Augsburg, wo er, ruhiger geworden, den Gedanken faßte, die „Deutsche Chronik" zu gründen.

In der langen Zeit, welche zwischen seiner Ausweisung von Ludwigsburg und der Niederlassung in Augsburg lag, war weder ein Lied noch eine Composition entstanden — seine ganze schöpferische Kraft lag brach. Glücklicher Weise hatte die Chronik mehr als erhofften Erfolg; wieder mit seiner Gattin vereint, siedelte er nach Ulm, der freien Reichsstadt, über, um sich kurze Zeit eines geregelten, thätigen Lebens zu befleißen — dann faßte ihn die mächtige Hand, welche ihn nach dem Asperg hinüber zog.

Von diesen „Thränenbergeshöhen" sind, nachdem das erste schwere Kerkerjahr überstanden und dem Dichter Festungsfreiheit und der Gebrauch der Feder wieder gestattet worden war, Schubart's schönste und gelungenste Lieder hinabgeflattert. Erst durch die Gefangenschaft wurde die Ausmerksamkeit des gesammten Deutschlands auf ihn gelenkt, und wenn wieder ein Lied seinen Weg hinabgefunden, das von den „klirrenden Ketten" an seinem Arme erzählte, so waren stets neue Sympathien für den „gefangenen armen Mann" erweckt.

Daß in Wahrheit die Haft Schubart's eine weit leichtere war, als seine Lieder sie mit dichterischer Freiheit beschrieben, konnte man draußen freilich nicht wissen und man hatte umsomehr Mitleid mit ihm, weil ein Grund seiner Verhaftung eben so wenig angegeben wurde, als man eine Untersuchung gegen ihn einleitete. Nur vermuthen ließ sich, daß seine vielen Ausfälle gegen die verschiedenen Regierungen, der Haß der Geistlichkeit, besonders der katholischen, die er beständig geißelte, während er früher im Begriff gewesen war, sich zu ihrem Werkzeug machen zu lassen, und endlich der Groll Herzog Karl's, den er oft verspottet, die Ursache waren.

Von Friedrich dem Großen an bis zum kleinsten Winkelpoeten hinab bemüht man sich unablässig für seine Freiheit — der Herzog blieb ungerührt. Daß dies aber nicht allein persönlicher Groll Karl's, sondern durch Schubart's Charakter und Benehmen begründet war, muß sich Jeder gestehen, der David Strauß' berühmtes und bedeutendes Buch „Schubart's Leben in seinen Briefen" zur Hand nimmt. So begeistert der Autor für seinen Helden ist, kann er uns doch die Schattenseiten des Schubart'schen Charakters nicht verhehlen. Wir sehen den Gefangenen des Aspergs zwischen seinen Gefühlen wankend und schwankend, wie ein vom Winde bewegtes Rohr, hin- und hergeworfen. Heute segnet er den Mann, der ihn den Seinen entführte, als Erretter, um ihm morgen zu fluchen; jetzt singt er Bußpsalmen und bekennt sich als größten Sünder, um eine Stunde später, wenn eine lustige Gesellschaft um ihn versammelt ist und der Commandant des Aspergs, der pietistisch-frömmelnde Oberst von Rieger, ihn nicht hört, Alles zu verspotten und zu verlachen.

Aber der, welcher ihm die Freiheit nahm, wollte nicht allein strafen, sondern auch bessern. Die schlimme Zeit lag hinter Herzog Karl; zu jung, aber geistvoll und lebenstroh, hatte er die Macht eines Regenten erhalten und mit ihr gespielt, oft ahnungslos böser Einflüsterungen seiner Umgebung folgend. Jetzt war der Ernst gekommen. Ungezwungen und freimüthig, wie nie ein Fürst zuvor, hatte er seinem Volke, das ihn trotz seiner früheren Herrscherlaunen liebte und verehrte, bekannt, daß er selber nicht mit der vergangenen Regierungsperiode zufrieden war und daß er nun ein anderes Leben zu beginnen gewillt sei:

„Da wir aber Mensch seynd und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben und auch vor das künftige bleiben müssen, so hat es nicht anderst seyn können, als daß theils aus angebohrner menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntniß und sonstigen Umständen, sich viele Ereignisse ergeben, die, wann sie nicht geschehen, wohl vor jetzo und das künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freymüthig, denn dies ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erden, vor beständig heilig seyn und bleiben sollte.

Wir setzen den heutigen Tag als eine zweite Periode Unsers Leben an. — — Württembergs Glückseligkeit soll also von nun an und auf immer auf der Beobachtung der echtesten Pflichten des getreuen Landesvaters gegen seine Unterthanen und auf dem zärtlichen Zutrauen und Gehorsam der Diener und Unterthanen gegen ihren Gesalbten beruhen."

In dieses andere Leben führte ihn die Hand seines Schutzgeists, Franziska's von Hohenheim, seiner zweiten Gemahlin. Fortan unterblieben die glänzenden Feste; die italienischen Sänger und französischen Tänzer wurden heimgeschickt; die 1770 zuerst auf der Solitude gegründete Karlsschule wurde erweitert und so zu einer der großartigsten Erziehungsanstalten, an welcher die Wissenschaften und Künste blühten, wie nirgends im deutschen Reiche, erhoben. Neben wie manchem Namen, welchen die Nachwelt anerkennend und bewundernd nennt, steht die Bezeichnung „Zögling der Karlsakademie"! Schiller, ihr berühmtester Schüler, hat, obgleich er sich des Herzogs energischem Willen widersetzte, dankbarlichst die Vorzüge der Anstalt gerühmt, ja, lebenslang für den Stifter derselben eine Anhänglichkeit bewahrt. Er weilte gerade im Heimathlande, als Karl's Ende herannahte.

„Ich sah ihn," erzählt Hoven in seiner Selbstbiographie, „bei der Nachricht, daß der Herzog krank und seine Krankheit lebensgefährlich sei, erblassen, hörte ihn den Verlust, den das Vaterland durch dessen Tod erleiden würde, in den rührendsten Ausdrücken beklagen, und die Nachricht von dem wirklichen Tode des Herzogs erfüllte ihn mit Trauer, als wenn er die Nachricht von dem Tode eines Freundes erhalten hätte." An der Gruft Karl's brach er tiefbewegt in die Worte aus: „Da ruht er also, dieser rastlos thätig gewesene Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letzteren muß mit dem Tode begraben werden; darum sage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, nachtheilig von ihm sprechen hörst, trage diesen Menschen nicht! Er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch."

Die Haft Schubart's bestand nach dem ersten Jahre lediglich nur in der Beschränkung seines Aufenthaltes auf den Asperg; er besaß ein Clavier, durfte jeden Besuch entgegennehmen und sprach auf diese Weise viele berühmte Leute, wie Lavater, Jakobi — nur Frau und Kinder sollte er Jahre lang nicht sehen.

Eine grausame Ausnahme! und doch, wie sehr hatte er sein Weib gekränkt, wie offenkundig — vielleicht wollte man erst die echte Reue zum Durchbruch kommen lassen.

Digitized by Google

Helene Schubart weilte, vom Herzog mit einer jährlichen Pension von zweihundert Gulden unterstützt, in Stuttgart; ihr Knabe war in die Karlsschule gekommen, ihre Tochter in eine Bildungsanstalt für Mädchen, die Ecole des demoiselles, welcher die Gräfin Hohenheim vorstand.

Und endlich kam in der Einsamkeit mit der Reue auch die alte Liebe in das wankelmüthige Dichterherz zurück — Schubart sehnte sich nach Weib und Kindern.

Am 9. Mai 1784 ruft er seiner Gattin zu:

„Einzige! Nur daß ich den M. nicht ohne Brief fortschicke, muß ich Dir kürzlich sagen, daß ich Antwort auf ein Memorial erwarte, welches ich dem Herzog um die Erlaubniß zuschicke, mit Dir und den Meinigen sprechen zu dürfen."

Dieses „Memorial" selber ist weder David Strauß zugänglich gewesen, noch in dem umfangreichen Buche über die Karlsschule von H. Wagner enthalten; wohl nahe an hundert Jahre mag es unberührt in dem Aktenbündel im königlichen Staatsarchiv zu Stuttgart gelegen haben, in welchem es jetzt aufgefunden wurde.

In schöner, deutlicher Handschrift, auf die Schubart besonders hielt, und für damalige Zeit auffallend guter Recht schreibung lautet es mit der Aufschrift:

„Ad manus clementissimas!

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Herzog und Herr!

M. Christian Friedrich Daniel Schubart bittet allerunterthänigst um die höchste herzogliche Gnade, nach beinahe achtjähriger Trennung seine Familie wiedersehen und sprechen zu können.

Es sind bereits achthalb Jahr, daß ich dem Schooße meiner Familie entrissen bin. Aber auch diese lange Zeit hat die Liebe zu meiner Gattin und Kindern nicht geschwächt, sondern vielmehr mit jedem Monde die gärtliche Sehnsucht nach selbigen vermehrt. Wie sehr wünscht ich also, aus dem Munde der Meinigen einmal den Dank für die unzähligen Gnaden zu vernehmen, wodurch sich Ewer Herzogliche Durchlaucht an dieser meiner armen Familie zu verherrlichen geruhten; auch wünscht ich ein dankvoller Zeuge von den Fortschritten meiner Kinder in Künsten und Wissenschaften zu seyn und dann mit Vaterfreuden gen Himmel zu schauen, um für Ewer Herzogliche Durchlaucht die Fülle jedes Seegens für Zeit und Ewigkeit von Gott dem Allbelohner herabzuflehen.

Da Ewer Herzogliche Durchlaucht gleich im Anfang meiner Gefangenschaft mir die huldreichste Versicherung zu ertheilen geruhten, mich nicht auf immer von den Meinigen zu trennen, so wag ich's um so mehr, Allerhöchst Denenselben die allerunterthänigste Bitte zu Füßen zu legen, mir nach beinahe achtjähriger Trennung von meiner alten am Grabe schwankenden Mutter, meiner Gattin und Kindern die allergnädigste Erlaubniß zu ertheilen, mich mit selbigen zuweilen besprechen und nach so langer, harmvoller Entfernung das Glück des Sohnes, Vaters und Gatten wieder empfinden zu können.

Meine Tochter widmet sich, wie ich vernehme, dem Theater und soll nach dem Zeugniß der Kenner ziemliche Talente verrathen. Wie glücklich würde mich Ewer Herzogliche Durchlaucht machen, wenn Allerhöchstdieselben gnädigst zu genehmigen geruhten, meiner Tochter zuweilen Unterricht in der Deklamation, Mimik, im schönen Gesange und auf dem Klavier ertheilen zu dürfen, um sie zu ihrem künftigen Berufe desto tüchtiger zu machen!! —

Ewer Herzogliche Durchlaucht denken zu groß und empfinden zu tief, als daß Allerhöchstdieselben nicht eine Bitte zu gewähren geneigt sein sollten, die der Erguß eines von Liebe und Sehnsucht erfüllten Herzens ist.

Inzwischen leg ich mein Schicksal auf's neue Ewer Herzoglichen Durchlaucht zu Füßen, mit der festen Ueberzeugung, daß Gott, der Lenker der Fürstenherzen, auch Höchstdero großes Herz noch fernerhin zum Besten eines armen Gefangenen und seiner dürftigen Familie lenken werde.

Ich habe die Gnade mich mit einem Herzen voll innigster Dankbarkeit, der demüthigsten Hofnung und der allertiefsten Ehrfurcht zu nennen.

Ewer Herzoglichen Durchlaucht

allerunterthänigsten treu devotesten Knecht

Schubart.

Hohenasperg, den 22. Mai 1784."

Daß der Herzog nicht allein geneigt war, die Bitte zu gewähren, sondern an gänzliche Befreiung des Dichters und seine Wiederanstellung gedacht, geht aus einem dem Memorial beigelegten Gutachten des Obersten Seeger hervor. Derselbe, pünktlich, klug und rechtschaffen, besaß als Intendant der Karlsschule des Herzogs ganzes Vertrauen. Er macht in dem genannten Schriftstücke, welches das Datum des 28. Mai 1784 trägt, seinem Herzog den Vorschlag, Schubart als Lehrer für die dem Theater gewidmeten jungen Leute anzustellen.

„Dem Theater selbst," heißt es in jenem Memorial, „aber gehet von jeder eine Person ab, welche nicht allein die Deklamation und Mimik, sondern hauptsächlich die Reinigkeit der deutschen Sprache zum allgemeinen Besten des Publikums mehr kultiviete.

Und diese hat Schubart, ob er gleich in seiner unterthänigen Bittschrift nichts davon berichtet, so in seiner Gewalt, daß er gewiß mit allen hiesigen, vielleicht mit den meisten Schriftstellern Deutschlands darinnen um den Vorzug streiten kann.

In allen deutschen Sing- und Schauspielen, zu deren Aufführung der Capellmeister Poli weder Branchbarkeit noch guten Willen besitzt, würde Schubart mit Nuzen am Clavier sizen und mit eben so großem Nuzen die noch nicht ausgebildeten jüngern Sänger und Sängerinnen auf dem Clavier fortbilden.

Es dürfte vielleicht noch verschiedene andere Fälle geben, wobey man sich des Schubart in Absicht auf seine Schreibsucht mit Nuzen, aber auch nicht ohne die größte Aufmerksamkeit bedienen könnte. Dahero ihme bey seiner Anstellung zur Verhütung aller künftigen Entschuldigungen solches zwar beditten, aber in dem Anstellungs-Decret selbst, damit er sich keines akademischen Berufs rühmte, bloß als allgemeinen Ausdrucks: Theater, bedient, folglich auch kein Titel ertheilt, hingegen seine Besoldung, welche der bewerstehenden Aus Musterung der dem Theater gewidmeten jungen Leuten noch angehängt werden könnte, desto ergiebiger eingerichtet werden dürfte, damit er in den Fall gesetzt würde, sich alter Klagen so wohl in- als außerhalb des Herzogthums zu enthalten.

Ewer Herzoglichen Durchlaucht höhern gnädigsten Einsichten habe ich dieses mein unterthänigstes Gutachten in der tiefsten Ehrfurcht anheimstellen und erstehen sollen

Ewer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigstttreu gehorsamster

C. D. Seeger."

Auf beiden Schreiben findet sich, ganz gegen alles sonstige Herkommen, keine Randbemerkung des Herzogs; ein zweites Gutachten des gewissenhaften Obersten vom 31. Mai 1784, in welchem er sich auf herzoglichen Befehl „über die Wiederanstellung des Aretisanten Schubart bestimmter heraouslassen soll", bringt Strauß wörtlich.

Am 5 Juni klagt der Gefangene seiner Helene: „Auf mein Memorial ist noch keine Antwort gekommen. Ob dies Zaudern gut oder schlimm sei, wird sich bald zeigen."

Es war schlimm. Ueber ein Jahr sollte es währen, bis er die Seinen wiedersah — erst am 5. Juli 1785 hielten sich die Langgetrennten zum ersten Male wieder umschlungen.

Längst war ihm indessen die Erlaubniß geworden, seine Gedichte dem Druck zu übergeben, auch seine heimlich in der Zelle verfaßte Biographie durfte er denselben hinzufügen. Dann hatte man endlich in Stuttgart über sein Schicksal entschieden und die Stellung für ihn gefunden, welche seinen Talenten angemessen war und der Welt gegenüber keinen Anlaß zu Klagen gab. Er wurde bekanntlich als Hof- und Theaterdichter mit sechshundert Gulden Jahresgehalt und der Verpflichtung, auch die Musik und Mimik des Theaters zu leiten, angestellt.

Am 18. Mai 1787 verließ Schubart den Hohenasperg, nach zehnjähriger Gefangenschaft.

In einer Audienz, welche ihm der Herzog gewährt, hat den Letzteren die berühmte Liebenswürdigkeit desselben ebenso bezaubert, wie schon so Manchen vor ihm:

„Letzten Freitag war ich lang bei dem Herzog in der Audienz. Ich muß gestehen, er war außerordentlich gnädig und versprach, mir das Leben von nun an leicht und angenehm zu machen. Er bestellte einige lateinische und deutsche Inscriptionen, die ich als Hofpoet — versteht sich — sogleich verfertigte. Ich habe nun keine Instanz als diesen meinen gnädigen Herrn, gegen

Digitized by Google

den nun aller Groll wie Nachtgewölk weggeschwunden ist," erzählt er seinem in Berlin weilenden Schwager.

Ja, sogar eine besondere Vergünstigung gewährte ihm der Herzog, die Censurfreiheit für seine „Chronik", deren Fortsetzung ihm gestattet worden war. Wie gut der leichtherzige und vergeßliche Schubart dieselbe indessen benützte, beweisen die zahllosen Beschwerden, welche von den Regierungen und Reichsfürsten eintiefen. Sehr häufig warnte ihn der Herzog selber, und oft jede Nummer brachte in Folge davon einen Widerruf ihres Herausgebers.

Nach seiner Freilassung hat Schubart außer der „Chronik" und den ihm für festliche Gelegenheiten aufgetragenen Prologen, die keinen dichterischen Werth haben, nichts mehr geschaffen — er ließ sich an behaglichem Wohlleben genügen und suchte wieder häufig den Wirthshaustisch auf, wo er einer lustigen Tafelrunde Scherze und Anekdoten mittheilte.

Wie unvorsichtig er trotz seiner traurigen Erlebnisse war, beweist ein ebenfalls bisher nicht veröffentlichter Rapport Seeger's, in welchem er dem Herzoge in gerechtem Zorne am 30. Juni 1789 meldet:

„Euer Herzoglichen Durchlaucht habe ich mit dem heutigen Rapport dasjenige Stück der Schubartischen Chronik, das ich bey meinem gewöhnlichen Besuche in der Buchdruckerey unter der Presse angetroffen, deßwegen unterthänigst einsenden sollen, weil etwas von der höchsten Person Euer Herzoglichen Durchlaucht darinnen gerügt ist. Da der Hof- und Theater-Dichter Schubart mir gar nichts vorhero von dieser Rüge wissen ließe und auch ebenso wenig von dem Buche selbst, welches ihm die Veranlassung dazu gebe, bekannt ware: so schicke ich gleich balden nach diesem Buche, worauf er mir sagen ließe, daß er es wirklich gar nicht bey der Hand hätte, aber so bald er es wieder bekäme', mir zustellen wollte, um es an Euer Herzogliche Durchlaucht unterthänigst einsenden zu können. — — Soeben erhalte ich von Schubart das oben unterthänigst bemerkte Buch, welches ich mit derjenigen tiefsten Ehrfurcht beyfügen sollen ꝛc."

Herzog Karl's Zorn ist längst verraucht, er beachtet den Angriff auf seine Person nicht und kritzelt nach seiner Gewohnheit mit Bleistift auf den Rapport:

„Erhalten und finde es unter meiner Würde, auf das Geschmier eines Blätterschreibers zu attendiren." —

Die Censurfreiheit ist aber für den Chronisten zu verlockend. Er benutzt sie in so ausgedehnter Weise, daß Nürnberg, Worms, Landau und der kursächsische Gesandte sich beklagen; neue Warnungen helfen nichts, und so klatscht endlich auch auf ihn die „Censurgeißel" herab.

Lange zwar drückte ihn der Zwang nicht. Seine Tage waren gezählt: schon im vierten Jahre der Freiheit, am 10. October 1791, schloß ihm der Tod die Augen; er hatte erst das Alter von zweiundfünfzig Jahren erreicht. Ohne viel Gepränge wurde er in's Grab gesenkt, das durch kein Denkmal bezeichnet und bald verschollen war. Die Mitwelt hatte das Interesse für ihn verloren, seit er ein freier Mann war und nicht mehr ihres Mitleids bedurfte — und die Nachwelt kümmerte sich weniger um seine Lieder, unter welchen doch verschiedene ein Anrecht auf Unvergänglichkeit haben, als um sein romantisches Lebensschicksal. Dasselbe hat Roman- und Novellenschreibern willkommenen Stoff geboten, doch ist derselbe meistens nur in einseitiger Weise zur Darstellung gekommen. Diejenigen, welche mit Schubart's Dichtungen vertraut sind und die die von Strauß gesammelten Briefe kennen, werden vorstehende kleine Ergänzungen zu denselben willkommen heißen.

E. Bely.

Ein Autodidakt.

Es ist seit einer Reihe von Jahren ein liebenswürdiger Brauch meines Freundes Ernst Keil, die Mitarbeiter der „Gartenlaube" dem Publicum in Bild und Wort vorzuführen. So früher Gerstäcker und Benedix, die ebenfalls ihre Selbstbiographien schrieben, so zuletzt den feinen Naturbeobachter Guido Hammer, diesmal Herbert König.

Dieser ist nun laut Redactionsbeschluß auch zu einer Selbstbeschreibung seines Lebens verurtheilt, und wir wollen sehen, wie er sich aus der Schlinge ziehen wird.

Künstler, wie alle Menschen, deren Leben sich unter fortwährendem Ringen und Kämpfen abnutzt und abspinnt, können selten mit einem wohlthätigen Philistergesichte aufwarten. Darum möge der Beschauer meines Gesichts entschuldigen, wenn ich ernster und verbitterter dreinschaue, als es der gute Ton einem so verehrungswürdigen Leserkreise gegenüber gestattet. In einem Alter, da Andere schon im Sattel sitzen, hatte ich den Fuß erst im Steigbügel. Zehnmal schwang ich mich auf, zehnmal fiel ich wieder herunter, und ich weiß bis zur Stunde noch nicht, ob ich oben sitze oder unten liege. Schon mein Eintritt in die große Welt war wenig glückverheißend, indem mich mein erster Ausflug nach Hamburg führte, um Augenzeuge des schrecklichen Brandes zu werden. Nach einer Reihe fehlgeschlagener Pläne und Hoffnungen kam ich im Jahre 1848 aus dem äußersten Norden Deutschlands in München an. Einen bewährten Freund, den letzten Rettungsanker, an den ich mich anzuklammern dachte, suchte ich vergebens auf und sehr niedergeschlagen kehrte ich in den bescheidensten aller Gasthöfe zurück. Ich überzählte meine Baarschaft, wozu ich nicht viele Stunden brauchte, denn ich stieß auf ein furchtbares Defizit. Da mein erster Grundsatz war und ist: „Kopf oben behalten", entwarf ich in dieser Lage mehrere humoristische Skizzen und stellte mich mit diesen den Herren Braun und Schneider, den Verlegern der „Fliegenden Blätter", vor. Meine Arbeiten wurden angenommen, was wohl weniger ihrer Brauchbarkeit, als der zartfühlenden Rücksichtsnahme jener braven Männer zuzuschreiben war, und die Folge dieses ersten Schrittes war, daß ich im Laufe der Jahre mit allen hervorragenden illustrirten Zeitungen Deutschlands in Verbindung trat und ihnen ein dauernder Mitarbeiter wurde.

Während meines zweijährigen Aufenthalts in München führte mich ein günstiges Geschick mit den vorzüglichsten Persönlichkeiten unter den Vertretern der Kunst und Wissenschaft zusammen, was ich allerdings nur meinem glücklichen Temperament zu verdanken hatte: Kaulbach und Schwind zeigneten mich mehrmals aus; Rottmann, Schnorr von Carolsfeld, Genelli, Kreling hatte ich das Glück näher kennen zu lernen, ebenso den jetzt berühmten Karl von Piloty. Diese seine, durch und durch noble Künstlernatur ließ schon damals ihre einstige Größe ahnen. Was Piloty zeichnete, war so correct wie einfach und vom edelsten Geiste durchwebt, und es gab keinen seiner Studiengenossen, der sich nicht gern vor ihm neigte. Als ein Cavalier von Geburt und Gesinnung erschien mir und Jedem, der ihn kannte, der talentreiche Graf Pocci; eine ernste, in sich abgeschlossene Natur begegnete mir in Franz von Kobell, eine liebenswerthe, wahrhaft bescheidene in Dr. Hermann Schmid, den ich den Lesern der „Gartenlaube" nicht erst näher zu bezeichnen brauche. Die unglückselige Lola-Affaire sollte ich von A bis Z, theilweise aus nächster Nähe, kennen lernen.

Zu Kreuz- und Querzügen, nachdem ich München Lebewohl gesagt, durchreiste ich nun Deutschland nach allen Richtungen, einen Theil Oesterreichs, Ungarns, der Donaufürstenthümer, Belgiens, Hollands und Frankreichs, bleistiftete und Skizzenbuch als unzertrennliche Begleiter mit mir führend. Und diese sind mir sortan die liebsten Gefährten auf allen meinen Reisen geblieben; sie stören nicht durch unnütze Bedürfnisse, belästigen nicht durch überflüssige Gespräche, bereiten aber dafür den reinsten Genuß dem, der sie zu brauchen versteht. Der Mensch sollte mit Bleistift und Skizzenbuch auf die Welt kommen — er würde sich nie langweilen.

Im Jahre 1852 kam ich auch nach Leipzig zu längerem Aufenthalt. Hier trat ich in nähere Verbindung zur „Gartenlaube" und „Illustrirten Zeitung", bis mich der Verleger des „Kladderadatsch", wenn auch nicht für diesen selbst, sondern für eine Montagszeitung, unter festen Contractverhältnissen nach Berlin berief. Dieser Stadt, mit Recht der Wohnsitz der Intelligenz genannt, muß jeder sich dort länger aufhaltende Gast, sich verpflichtet fühlen — das fühlte auch ich. Der Mensch, um sich nur halbwegs hier zu behaupten, muß all seine Kräfte anspannen, immer schlagfertig sein, sich niemals schlaff und übermüthigt zeigen, wenn

Digitized by Google

Herbert König.

Nach der photographischen Aufnahme für die Gartenlaube von W. Berndt in Dresden.
Auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

er auch zusammenbrechen möchte. Berlin ist ohne Zweifel die hohe Schule für jeden Deutschen; hat er hier bestanden, so ist er gestählt für das übrige Deutschland und gefeit gegen alle Rippen- und Bruststöße, die ihm das Schicksal noch sonst versetzen mag. Aber das Leben in Berlin reibt auf, und so schnürte ich nach fünfjährigem Aufenthalt eines Tages mein Bündel und ging nach Dresden, meiner Geburts- und Heimathsstadt.

Das Kriegsjahr 1866 gab mir Gelegenheit, Studien in den Lazarethen zu machen. Namentlich unter den so verschiedenartigen Nationalitäten Oesterreichs fand ich die interessantesten Köpfe und hatte bald eine leidliche Sammlung in der Mappe, die ich auf Anrathen eines Freundes mit einer Anzahl früherer Skizzen zu einem Wohlthätigkeitszwecke öffentlich ausstellte. Dies gab Veranlassung zu meinen späteren wiederholten Ausstellungen von „Aquarellskizzen" sowohl in Dresden wie in Wien und Stuttgart. Nach Wien lud mich der Vorstand der dortigen Kunstgenossenschaft ein, und seitens der österreichischen Regierung wurde mir die Auszeichnung, auf Staatskosten der demnächstigen Eröffnung des Suezcanals beiwohnen zu sollen. Abhaltungen privater Natur hinderten mich jedoch später, von dieser Ehre Gebrauch zu machen. Da es mir nicht indiscret, sondern nur als ein Act der Dankbarkeit erscheint, so nenne ich hier die Frau Fürstin Pauline Metternich, die sich auf's Lebhafteste, Eingehendste und Verständnißvollste für meine Skizzen interessirte und in dieser Protection so weit ging, dieselben später nach Paris an den kaiserlichen Hof mit sich zu nehmen. Auch zeichnete ich die Fürstin, und ich befand mich in denselben Räumen des Metternich'schen Palais am Rennweg, in denen ich vor zwanzig Jahren dem alten Staatskanzler vorgestellt wurde.

Der deutsch-französische Krieg gab mir Gelegenheit, meine Lazarethstudien von 1866 fortzusetzen, so daß einige sechzig Blätter dieses Genres entstanden. Mein verehrter Freund Karl Hallberger veranlaßte mich nach meiner dritten Ausstellung in Dresden, meine Sammlung in Stuttgart auszustellen, wo ich, wie nicht minder in Dresden und Wien, beim Publicum und bei der Presse das wohlwollendste Interesse fand. Königin Olga von Württemberg, in deren Besitze bereits meine Lazarethskizzen von 1866 nebst vielen anderen Blättern waren, hatte eine ähnliche Serie aus dem deutsch-französischen Kriege gewünscht. Ich kam dem Wunsche selbstverständlich nach, und so entstand jene Sammlung kriegerischer Charakterköpfe und Scenen, die, wie ich höre, sich jetzt im Besitze des Kaisers von Rußland be-

Digitized by Google

finden. Diese und andere Skizzen, welche noch Tausenden zählen, die mannigfachsten Seiten des Lebens berühren und in fast aller Herren Länder verstreut sind, sind mit wenigen Ausnahmen Naturstudien und das Ergebniß eines consequenten Fleißes, wie ich mit einiger Genugthuung versichern darf.

Die Hauptaufgabe, die ich mir gestellt, ist jedoch, unsere Zeit in ihren frappantesten Situationen und Figuren zu schildern, eine Aufgabe, die mir wichtig genug erscheint, um die ganze Arbeitskraft, die mir noch beschieden ist, daran zu setzen. Mit meiner vierten Ausstellung, die ich im Mai dieses Jahres in Dresden zu eröffnen gedenke, wage ich mich noch einmal auf's Eis, wohl wissend, daß, wer wiederholt seine, und seien es auch immer wieder neue, Gerstesprodukte dem Publicum vorführt, das öffentliche Urtheil herausfordert und sich nicht wenig exponirt.

Ich entbehre als Autodidakt jeder akademischen Schule, und zwar einfach deshalb, weil dies zur Zeit meine Verhältnisse veranlaßten. Ich habe mühsam nachgeholt, was nachzuholen möglich war, und thue dies noch jetzt in meinem fünfundfünfzigsten Jahre. Ich bin im strengen Sinne des Wortes weder ein besonderer Zeichner noch ein besonderer Maler, sondern vielleicht eher, wie mir Karl von Holtei in ein Buch schrieb, das er mir schenkte: „Ein Poet mit Griffel und mit Feder". Ich arbeite das Geringste mit einem guten Theil Herzblutes, gestützt auf eine reiche Vergangenheit, auf Erfahrungen, welche ich in der großen Schule des Lebens gesammelt habe. Und da es auch solche Käuze geben muß, so nehme man sie hin, wie sie sind, ohne die Lupe vor'm Auge, ohne das Scheinmesser in der Hand. Für Leute von Gemüth sei noch erwähnt, daß ich seit Jahren auf dem Lande in der reizendsten Niederlößnitz bei Dresden wohne, und zwar, was mich in den Augen rangirter Leute hochstellen wird, als Haus- und Grundbesitzer. Hier habe ich mir auch ein Atelier gebaut. Und so oft ich durch das große Fenster auf die idyllische Landschaft hinausblicke, denke ich mit Behmuth meiner geplagten Freunde in den Städten, die im Winter Steinkohlenrauch schlucken und im Sommer Staub fressen, „wie meine Mahme die Schlange".

H. K.

Hanne.

Zur Beherzigung für Viele.

Am Himmel hatten sich Gewitterwolken, und auf den Wipfeln der Linde waren sämmtliche Spatzen aus den benachbarten Gärten zu jenem eifrigen überlauten Concert versammelt, welches sie nur zu geben pflegen, wenn ein Regenschauer droht. Ihre hellen Stimmen begleiteten andere, die drinnen im Zimmer hinter den weißen Vorhängen hörbar wurden.

Am Fenster stand ein junges Mädchen und sah unverwandt hinaus, als fessele etwas ganz besonders Interessantes ihre braunen Augen, in denen es äußerst trotzig funkelte. Die Arme waren verschränkt und die Haltung der kleinen, etwa achtzehnjährigen Dame mindestens sehr selbstbewußt.

Jetzt sprach sie auch. „Das ist Thorheit, Georg," sagten die frischen Lippen. „Du bist eigensinnig."

Vom Sopha im Hintergrunde des Zimmers erhob sich ein junger Mann und nahm seinen Platz neben der erzürnten Schönen, aber er hütete sich, ihr in's Gesicht zu sehen, wahrscheinlich aus schlimmer Erfahrung von den Resultaten solches Unterfangens, vielmehr wählte er für seine Blicke eine der ihrigen entgegengesetzte Richtung des Gartens und studirte nun emsig, wie es schien, die Architektur eines Taubenschlages, der in geringer Entfernung den gefiederten Bewohnern zum Asyl diente.

Die junge Dame ließ ihn ruhig gewähren.

„Du bist eigensinnig, Georg," wiederholte sie mit sehr entschiedener Betonung.

„Aber Du, Mathilde — Du bist immer nachgiebig, immer freundlich und sanft, nicht wahr? — Besonders heute ist Deine Stimmung unvergleichlich."

Die hübschen Schultern zogen sich ein wenig empor, und der Mund nahm ganz matronenhafte Falten an.

„Wie man in's Holz ruft, Georg, so schallt es zurück."

Er wandte sich schnell herum und ein Streiflicht traf die verschlungenen Arme, höher hinauf wagte er sich offenbar nicht. „Machen wir es kurz, Mathilde! Du willst mir also den Gefallen nicht thun? — Du liebst in der That Dein neues Kleid mehr, als Deinen Verlobten?"

Die Spatzen auf der Linde hüpften vor Schreck hoch empor, als diese Gewissensfrage und diese eilige Bewegung so unerwartet zusammentrafen. Ihr Zwitschern verdoppelte sich

„Georg," versetzte das junge Mädchen, „Du bist — ja, ja," unterbrach sie sich dann, „es ist so, wie Du sagst. Ich liebe mein Kleid mehr. Das schwarze Seidencostüm will ich anziehen oder wir bleiben zu Hause; mein neues blaues soll nicht im Regen verdorben werden."

„Aber ich mag Dich nicht wie eine Matrone gekleidet sehen; ich kann schwarze Anzüge nicht leiden. Mir zu Liebe mußt Du das blaue nehmen."

„Nimmermehr!"

„Mathilde, wenn ich Dich bitte — —" sagte er zärtlich, fast weich. „Es ist mir jetzt schon nicht mehr des Kleides wegen, aber daß Du so entsetzlich widerspruchsvoll bist, so — —"

Ein leises Lachen trennte die Rosenlippen. „So unausstehlich!" ergänzte die junge Dame den Satz. „Warum Du wohl eine so hausbackene, ganz prosaische Braut gewählt hast, die nicht einmal ein Kleid, das nur zwölf Thaler kostet, aus purer Verliebtheit im Regen anziehen will? — Warum doch eigentlich, Georg?"

„Ja," seufzte er, „warum? Vielleicht sollteſt Du derartige Worte nicht sprechen, Mathilde. Aber laß uns zu Ende kommen, — gehen wir, oder gehen wir nicht?"

„Im schwarzen Kleide, recht gern."

„Adieu!" antwortete er verstimmt. „Ich komme heute nicht wieder, Mathilde."

„Adieu, Georg!"

„Und Du willst mich nicht einmal ansehen, mir keinen Kuß geben?"

„Zur Belohnung für alle Deine Galanterien vielleicht? — Es beginnt zu regnen; ich will den Teppich vom Balcon nehmen und die Rosenstöcke in Sicherheit bringen — hörst Du wohl? Auch diese sollen nicht zu Grunde gehen, ebenso wenig wie das blaue Kleid."

Und mit diesen Worten ergriff die junge Dame den offenstehenden Fensterflügel, um ihn zu schließen. Die Spatzen schwirrten in eiliger Flucht davon.

Als sie sich umwandte, war Georg verschwunden.

Der trotzige Zug des hübschen Gesichtchens verstärkte sich womöglich noch, obgleich ein dunkler Purpur die Wangen überflog. Mathilde mochte geglaubt haben, daß Georg nicht den Muth finden würde, wirklich ohne einen Abschiedskuß fortzugehen.

„Einerlei," dachte sie jetzt, „Unrecht hatte er, und — und — nachgeben ist gar nicht meine Art."

Dann aber, als sie in das Nebenzimmer trat, schien ein plötzliches Erschrecken ihre hübschen Züge zu überfliegen. „O, Tante," sagte sie verwirrt, „Du hier?"

Eine alte Dame mit schneeweißem Haare und magerem, blassem Gesichte streckte ihr, im Lehnstuhle sitzend, beide Hände entgegen. Als Mathilde näher trat, sah sie, daß in den Augen der Greisin klare Thränen perlten.

„Großtante," rief sie bestürzt, „bist Du krank?"

Die Alte zog das hübsche trotzige Kind an ihre Seite, und streichelte ihm die glühenden Wangen. Eine Pause folgte dieser Bewegung, dann erst antwortete sie:

„Bezgieb mir, Kind, daß ich — zum ersten Male im Leben horchte. Ich that es aus Liebe für Dich."

Das junge Mädchen küßte zärtlich die weiße, durchsichtig magere Hand der Achtzigjährigen.

„Großtante, wie Du nur sprichst!" flüsterte sie beschämt. „Georg war so eigensinnig heute. Ich konnte doch unmöglich das neue Kleid im Regenwetter anziehen."

Die Greisin lächelte freundlich. „Wäre das wirklich so schlimm gewesen, mein Herz? — Ein paar Fältchen oder ein

Digitized by Google

Fleck, im schlimmsten Falle eine Droschke, jetzt aber ein Zank — ist denn das nicht weit ärger?"

„Tante, Großtante, auch Du nimmst Partei gegen mich?" rief bestürzt das erschreckte Kind. „Papa hat es nur mit der größten Mühe, mit Selbstverleugnung und Anstrengungen aller Art, überhaupt möglich machen können, mich zu Dir reisen zu lassen, weil Georg hier wohnt. Ich weiß, welche Opfer es ihm kostet, deshalb —"

Die Alte unterbrach das erregte Mädchen. „Ich sprach nur von der Art und Weise, in der Du gegen Deinen Verlobten auftratest, mein Herz. Das Kleid ist eine Kinderei, eine Thorheit, die er über den ersten zärtlichen Blick vergessen hätte, aber Deine Worte waren ganz geeignet, ihn tiefer zu verstimmen."

Mathilde sah auf ihre Hände herab, und antwortete im ersten Augenblicke nicht.

„Tante," fragte sie nach längerer Pause, „sag' mir, muß ein Mädchen, das überall nur das Gute und Vernünftige will, außerdem auch noch nachzugeben und einzulenken verstehen, wo ihr geradezu Thorheiten entgegentreten?"

Die Achtzigjährige nickte freundlich.

„Sie muß es, mein Herzenskind. Ein Mädchen muß sich immerfort die Liebe, welche ihr zu eigen gegeben, ängstlich zu erhalten suchen, als könne solches Gut verloren gehen. Das ist das große, schwererkernte Geheimniß des Frauenglückes. Die Liebe will genährt und gepflegt sein, behütet in jeder Minute. Die Jugend glaubt zwar, daß Liebe nicht sterben könne, während Eigensinn und harter Trotz nirgends im Leben häufiger gefunden werden, als gerade bei Liebenden."

Mathilde sah, lächelnd durch Thränen, empor.

„Großtante," sagte sie leise, „es scheint Alles in mir vor lauter Glückseligkeit, wenn ich sehe, daß Georg nachgiebt. Es ist so überaus angenehm, ein Herz ganz zu beherrschen. Und glaub' mir's, ich liebe ihn nie mehr, als wenn ich trotzige Worte sage. Gott weiß, woher jedesmal ein böser Wind weht, sobald von Ordnung oder Arbeiten oder Sparen die Rede ist! Ich habe oft gedacht, daß für Georg eine ganz leichtlebige Frau weit passender sein würde, als ich es bin."

„O, Kind — Kind, wie thöricht!" sagte die Alte, „Du mußt Dich in ihn hineinleben, und was er nicht liebt, ihm verbergen, was er nicht gern hört, verschweigen, das ist der Weg zum äußeren und zum inneren Frieden."

Das junge Mädchen war ernst geworden durch den Ernst der Alten.

„Großtante," fragte sie leise, „woher weißt Du das Alles? Kannteß Du ein Mädchen, das nicht verstand, sich die Liebe des Verlobten zu erhalten, und das — diese Liebe verlor?"

Ueber das bleiche Gesicht der Achtzigjährigen flog ein leichter Rosenschimmer, schnell verschwindend, wie der scheidende Sonnenblick die grauen Mauern einer Ruine freundenlang mit Glanz und Jugendschein umhüllt.

„Ja, mein Liebling, ich kannte ein solches Mädchen, und — ich will Dir seine Geschichte erzählen."

Mathilde sah unverwandt in das ehrwürdige, von silbernem Haare umrahmte Gesicht der Alten.

„Großtante," rief sie, „nein, ich täusche mich nicht, es ist Deine eigene Jugend, von der Du sprechen willst. Du, die Du so gut, so lieb bist, die Hülfe und der Trost aller Bedrängten, Du wärest betrogen worden? — O, ich kann es nicht glauben, nicht denken."

„Still, mein Liebling!" lächelte die Greisin, „still! Ich bin nicht betrogen worden — das ist ein hartes, schlimmes Wort — ich verstand es nur nicht, meinen Schatz zu hüten, daher blieben mir die traurigen Folgen später nicht aus. Komm, Du kannst, wie in einen Spiegel, in Dein eigenes Schicksal hineinsehen, wenn ich Dir von mir meinigen erzähle."

Mathilde schmiegte sich gerührt an die Brust der greisen Freundin, und diese lächte sie zärtlich, bevor sie ihre Geschichte begann. Das junge Mädchen lauschte regungslos dem selsamen Verkündigung des Glückenden, Gewaltigsten, was das Menschenleben birgt, aus dem Munde der Achtzigjährigen.

„Ich wurde sehr jung verlobt," begann die Großtante, „und noch dazu mit einem Manne, der nicht älter war, als ich selbst. Das ist immer ein Unglück, zumal wo nicht Reichthum die Wege ebnet und Alles gleich macht, bei mir aber kam noch hinzu, daß ich nicht hübsch war und auch kein gefälliges liebenswürdiges Wesen besaß. Mir hatte es eben der Himmel in anderer Weise geschenkt: ich verstand zu sparen, hauszuhalten und mit Wenigem auszureichen, das, meinte ich denn, sei genug, und ich gab mir keine Mühe, auch eine angenehme Außenseite zu erwerben.

Mein Bräutigam und ich waren immer bei einander geblieben von den Schuljahren her, wenigstens in einer Stadt. Er mußte sich seinen Weg als Commis in fremder Leute Dienst sehr mühevoll bahnen, während ich die Haushaltung meiner alten Mutter führte und zusammen mit ihr durch Unterricht in einer von uns gegründeten Schule für Kinder das tägliche Brod verdiente. Nur an Sonntagen sahen wir einander, und dann wurden Pläne für die Zukunft entworfen, dann sprachen wir von unseren Hoffnungen, unseren Wünschen und waren glücklich trotz Armuth und Mangel.

So ging es, bis ich achtundzwanzig Jahre zählte, da endlich schien das Schicksal uns in den Hafen führen zu wollen. Mein Bräutigam hatte, obwohl ich immer so heftig dagegen protestirte, heimlich in der Lotterie gespielt und etwa sechstausend Thaler gewonnen — jetzt konnten wir heirathen.

Schon seit elf Jahren wußten die Nachbarn, daß ich Braut sei. Wie oft schon hatte mir das Wort heimliche Thränen erpreßt; wie oft hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, und nun kam das Glück so plötzlich.

Ich sollte „Frau" genannt werden, „Frau Herbold" — o des Entzückens! Mein Verlobter mietete einen Laden in der besten Geschäftsgegend und schaffte Waaren in's Haus, während ich meine Aussteuer nähte. Er kannte alle Bewohner der Stadt; man versprach ihm überall seine Kundschaft und die Sache schien im besten Zuge, sogar der Hochzeitstag war schon festgestellt. Nur Eines erregte sehr häufig zwischen uns Beiden einen Zwist, und das war meine Sparsamkeit.

‚Nimm diesen Stoff für die Handtücher!' sagte er einmal, ‚das Stück ist billig gekauft.'

Ich protestirte heftig. ‚Das thut für uns nicht nöthig, Hermann; wir können mit Geringerem aushommen. Hast Du billig gekauft, so verdienst Du desto mehr daran.'

‚Ja, beste Hanne,' rief er, ‚aber man soll doch auch dem Dienstmädchen gegenüber ein Bischen auf das Aeußere halten — man wird beklatscht.'

‚Wir werden nie ein Dienstmädchen haben, Hermann,' rief ich entrüstet aus.

‚O doch, Liebe, das geht nicht anders. Wolltest Du etwa früh um sechs Uhr die Treppensteine und den Laden eigenhändig scheuern? Wolltest Du Wasser tragen und Holz spalten?'

Ich sah ihn erstaunt an. ‚Ihne ich das nicht etwa jetzt auch persönlich, Hermann?'

‚Freilich, Hanne, aber das ist eine andere Sache,' lächelte er. ‚Als meine Frau muß Du ein Mädchen halten, sonst werden Rücksichtslose gezogen, die meinen Credit benachtheiligen müßten.'

Jetzt weinte ich bereits. ‚Hermann, Hermann, Du denkst, daß die sechstausend Thaler ein Vermögen sind, welches niemals erschöpft werden kann. Gieb Acht, wenn Du so fortfährst, so steht der Concurs vor der Thür.'

‚Gott im Himmel!' rief er. ‚Aber Du verstehst es, Jemand von Allem die schlimme Seite zu zeigen! Das ist leider wahr, Hanne.'

Wenn derartige Kleinigkeiten dann gründlich besprochen und meistens ein Vergleich zu Stande gekommen war, so wurden sie für den Augenblick vergessen, aber Jedes von uns hütete sich, irgend einen Plan, einen Wunsch zu äußern, weil ja leider so selten eine Uebereinstimmung der Ansichten zu erlangen war. Als wir noch ganz arm waren, hatten wir einträchtig an unseren Luftschlössern, jetzt aber, auf der Basis jener sechstausend Thaler, ließ sich kein Zusammenwirken mehr denken.

Um diese Zeit starb der Bruder meiner Mutter und hinterließ eine siebenzehnjährige unversorgte Tochter, die er auf dem Todtenbette unserer Sorgfalt empfahl. Das paßte gerade, weil meine alte Mutter doch für Schule und Haus einer Stütze dringend bedurfte, und so holten wir denn die Cousine eines Sonntags aus der Hauptstadt zu uns, damit sie sich in den Kreis meiner täglichen Verpflichtungen hineinleben könne, bevor ich heirathete.

Digitized by Google

Das sollte aber nicht so leicht werden, als wir hofften. Malwine kam gleich einem Sonnenstrahl, einer farbenprangenden Blume in unser stilles ehrbares Haus hinein; überall machte sich zwischen ihr und uns eine so weitgehende Verschiedenheit geltend, daß sich das Zusammenleben mit ihr für beide Theile zur Qual gestaltete.

Als ich sie zum ersten Male den Schulkindern vorstellte, da wollte mir fast die Geduld vergehen. Sie hielt es eine Stunde lang ziemlich ruhig aus, den kleinen Geschöpfen auf der Schiefertafel ein A und ein B vorzumalen; die Kinder selbst schienen auch von der neuen ‚Tante' ganz entzückt, aber schon sehr bald hörte ich in der Gegend ihres Platzes ein unbefugtes Flüstern und Kichern, und als ich dann mit schlimmen Ahnungen nach dem Rechten sah, da zeigte mir die Cousine eine ganze Reihe von Zeichnungen, welche ihre gewandten Finger geschaffen. Das hübsche, von braunen Locken umwallte Gesicht blickte in lachender Fröhlichkeit zu mir empor, als ich so voll Entsetzen auf diese Thorheit herabschaute. Springende Mäuschen, ein Storch, dem der Frosch davonhüpfte, und eine Unzahl von anderen Thieren und Gestalten — aber kein A und kein B. Ich wußte im ersten Augenblicke vor Verdruß nicht, was ich sagen sollte.

Visionen von dem Erscheinen erzürnter Mütter und dem Ausbleiben des Quartalgeldes drängten sich schwarz und drohend zwischen mich und die lachende Cousine. Ich hörte kaum, daß sie leise, wie entschuldigend, sagte: ‚Es war so langweilig, Du und die Kinder müssen doch auch zeichnen lernen. Sieh nur, wie gerne sie mich leiden mögen!'

Ich war ganz fassungslos. ‚Geh fort, Malwine. Das — das muß überlegt werden,' versetzte ich.

Sie entfernte sich sogleich, aber am Abend kam die Sache wieder zur Sprache, und zwar in Hermann's Gegenwart. ‚Tante,' rief das hübsche Kind, ‚Du bist auch so erschrecklich ernsthaft und griesgrämig wie eine wahre Großmama. Ich glaube, Du rechnest immer.'

Mein Bräutigam lachte laut. ‚Das thut sie auch, Minchen,' rief er, ‚und Du würdest Dich um mich sehr verdient machen, wenn Du sie ein wenig heiterer stimmen könntest. Also Du Schelmin hast es gewagt, allerlei Allotria auf die ehrwürdige Schiefertafel Deiner Cousine zu malen? Was denn zum Beispiel?'

Malwine stand auf und ahmte unter den possirlichsten Bewegungen die Sprünge eines Käzchens nach, das auf der Mäusejagd seine ersten Studien macht. ‚Das war das Beste, Vetter,' rief sie, ‚die Kinder hätten so gern laut gelacht, aber —'

Ein komisch schmollender Blick zu mir hinüber vollendete den Satz.

Aber der Drache Griesgram versperrte den Eingang der Höhle,' lachte Hermann, ‚und die armen Elfen waren gefangen, konnten nicht hinaus in den grünen Wald und ihre Märchenreigen beginnen. Du mußt schon künftig für mich Deine Neckereien malen, kleiner Kobold; ich werde Dir's nicht verkümmern, weil Du doch immerhin selbst fast noch ein Kind bist.'

Das Letztere sagte er sehr ernsthaft, aber mit unverkennbarer Absichtlichkeit, mir gegenüber. Ich stand gerade am Plättbrett und kehrte ihm dahei den Rücken; er sah nicht, daß Thränen auf die Wäsche fielen.

Meine Mama mochte ahnen, was in mir vorging. Sie stand auf und küßte mich zärtlich.

‚Du hast Recht, Hermann,' antwortete sie. ‚Malwine ist noch ein Kind, und muß daher erzogen werden, wie alle Kinder. Ich wüßte nicht, wer dazu passender wäre, als eben Hanne, die seit ihrem zehnten Lebensjahr verstanden hat, wie eine Erwachsene zu denken und zu arbeiten. Ohne sie wäre die Schule nie das geworden, was sie factisch ist, eine Quelle des ehrenhaften Lebensunterhaltes für meine Tochter und mich — Hanne muß daher in ihrer eignen Angelegenheit durchaus selbst disponiren können.'

Diesen Worten folgte ein längeres Schweigen. Gerade ich war am meisten verstimmt. Mama hatte mich vertheidigt; das that mir im Herzen weh — ich wußte nicht eigentlich, warum. In die Schule kam Malwine seitdem nicht mehr, aber auch bei anderen Arbeiten, welche man ihr übertrug, machte sie es nicht besser, als dort mit der Schiefertafel. Es mußte ihr eben Alles zum Vergnügen dienen und, was das Aergste war, sie gewann spielend überall die Herzen.

Einmal, als ich auf Hermann's Laden die nöthigen Gardinenstoffe geholt, um zuzuschneiden und zu nähen, da verschwand Malwine aus dem Wohnzimmer, und als ich, ihrer Thorheiten wegen in steter Unruhe, sorgiing, um sie zu suchen, da traf ich sie vor dem Spiegel der kleinen Schlafkammer, auf einem Stuhle stehend, völlig als Orientalin costümirt. Sie hatte mit ihrer wunderbaren Geschicklichkeit den rothen französischen Kattun und den weißen Tüll derartig drapirt, daß ihr Schelmengesichtchen, wie aus Wolken heraus, in den Spiegel blickte. Bei meinem Anblick sprang sie erschreckt vom Stuhl und stächtete zur Thür.

‚O Tante, nimm es nicht übel!' schmeichelte sie. ‚Mache kein so böses Gesicht! Sieh doch, steht mir nicht Dein Kattun zum Entzücken?'

Mama öffnete neugierig die Thür, und so kam es, daß Hermann die ganze Geschichte mit ansah. Er lachte und fragte, ob die reizende Odalske geneigt sei, mit ihm eine Cigarre zu rauchen. Malwine sprang eiligst zu ihm, und ich glaube wohl, daß sie den Scherz noch weiter ausgedehnt haben würde, wenn nicht Mama höchst ärgerlich dazwischen getreten wäre.

‚Du solltest Dich schämen, Malwine,' hörte ich sie sagen, ‚noch ist Dein Vater kaum seit zwei Monaten begraben, und Du hast ihn bereits völlig vergessen. Nimm den rothen Stoff fort! Er ist eine Beleidigung für Deine Trauerkleider.'

‚In der That, Cousine,' fügte ich hinzu, sehr unangenehm berührt von dem Anblick der vielen Falten, welche meine Gardinen aufzeigten, ‚Du bist ungläublich kindisch für Dein Alter. Geh' und nimm Dein Strickzeug! Heute hast Du noch keine zehn Maschen gemacht.'

Malwine schälte sich hastig aus der Umhüllung der Orientalin heraus. Sie schluchzte leise, aber ohne zu antworten. Ich fand, daß sie nie hübscher gewesen war, als in dieser Verwirrung ihres ganzen Wesens. Hermann hatte bis jetzt geschwiegen, aber ich bemerkte mit Herzklopfen auf seiner Stirn jene Falten, welche die Augenbrauen herabzogen — das war ein Zeichen von Unmuth; ich kannte es genau.

‚Geh' fort!' wiederholte ich leise.

Da aber räuspserte sich mein Bräutigam. ‚Minchen,' sagte er, ‚und auch Du, Hanne — wie wäre es, wenn wir einen Spaziergang machten? Der Abend verbringt sich angenehmer im Freien, als hier drinnen in den engen Zimmern.'

Ich erröthete vor Zorn. ‚Entschuldige, Hermann!' rief ich, vielleicht etwas rasch. ‚Ich habe zu thun.'

‚Noch jetzt, noch dem Abendessen, Hanne?'

‚Noch jetzt, Hermann!' versetzte ich trocken.

‚Ach — das thut mir leid. So komm' denn, Minchen! Dein Strickzeug wird nicht einrosten bis morgen.'

Das arme Kind stand verlegen mitten im Zimmer, ohne zu wissen, was es thun sollte. Die Thränen hingen noch an den Wimpern, während der Mund bereits wieder lächelte.

‚Tante — darf ich?' fragte sie mich schüchtern.

Wieder mischte sich Mama in scharfem Tone ein.

‚Kind, ich begreife nicht, weshalb Du Deine Cousine so beharrlich „Tante" titulirst?' fragte sie. ‚Ich bin es, die Du so nennen solltest.'

Malwine wurde purpurroth.

‚O bitte,' flüsterte sie verlegen, ‚ich will es nicht wieder thun. Es kam wohl, weil die Cousine so viel älter ist, als ich.'

Hermann stand abgewandt und sah zum Fenster hinaus. Ich freute mich unsäglich, daß ihm mein Erschrecken in dieser Weise entging. War es doch, als habe die Bemerkung des ahnungslosen Kindes plötzlich einen Feuerbrand in meine Seele geworfen. Ja, ja, ich war viel, viel älter.

‚Setze Deinen Hut auf, Minchen!' warf Hermann in die verlegene Pause hinein ‚Dort kommen Bekannte von mir, denen ich Dich vorstellen will; mach' fort! Du darfst es.'

Sie schlüpfte hinaus, wahrscheinlich weil sie der Versuchung, einen Spaziergang in größerer Gesellschaft zu machen, nicht widerstehen konnte. Als sich die Thür hinter ihr geschlossen, trat Hermann zu mir und wollte meine Hand erfassen, die ich ihm jedoch schnell entzog.

‚Hanne,' sagte er, ‚findest Du nicht, daß Ihr Beide, Mama und Du, dem armen Kinde gegenüber viel zu strenge seid? Mir däucht, Ihr laßt es Minchen bitter fühlen, daß sie eine unwillkommene Bürde ist.'

Digitized by Google

Ich sah ihn nicht an. ‚Mama,‘ sagte ich laut, ‚Hermann spricht mit Dir.‘

‚Nein, Hanne,‘ rief er nachdrücklich, ‚mit Dir selbst, und ich denke, daß mir auf alle Fälle eine Antwort zu Theil werden wird. Am besten wäre es, Du gingest mit uns; ich bitte Dich wirklich darum, mein —‘

Ich unterbrach ihn, spöttisch lachend. ‚Willst Du nicht vielleicht gar, daß ich die Cousine um Verzeihung bitte, Hermann?‘ rief ich, so gereizt wie nie zuvor.

Er sah mich trüben Blickes an. ‚Aus Deinen Worten spricht das Bewußtsein der Härte,‘ hörte ich ihn sagen.

Dann kam Malwine zurück, und unser Gespräch war beendet. Sie trug an diesem Abende einen schwarzen Barege-Anzug und einen Strohhut mit schwarzen Federn, dazu eine lange goldene Kette, das einzige Andenken an ihren verstorbenen Vater. Noch jetzt, nach so vielen Jahren, schwebt mir's vor, wie reizend sie aussah.

Es traf sich, daß wir Beide vor dem Spiegel standen, als sie treuherzig die Hand ausstreckte, um mir Adieu zu sagen. Hermann's Blicke ruhten auf uns — ich zog die Rechte zurück, wie von einer Schlange gestochen, und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.“ (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Aus Amsterdam geht uns aus dem nordamerikanischen Consulate nachfolgender Brief zu, welchen wir im Interesse der Sache hier wiedergeben:

„Geehrtester Herr Keil! Als Ihr vieljähriger Abonnent bin ich so frei, mich bittweise an Sie zu wenden. Die ‚Gartenlaube‘ weigert ihre Dienste ja niemals, wenn es gilt, ein gutes Werk zu verrichten. Eine gewisse alte Jungfer Pienemann, die hier in der Nähe vor Kurzem das Zeitliche segnete, hinterließ die Totalsumme von vierundzwanzigtausend Gulden (24,000 fl.) an nachstehende Personen oder deren rechtmäßige Erben:

1) Anna Maria Regengehrt oder Regengeerth, geborene Rotnot, Rothnot oder Rotnoth.

2) Anna Maria Luisa — Elisa Charlotta — Johann Heinrich — Katharina Margaretha — und Margaretha Regina Lieneman, Linneman oder Lindemann, Kinder der Margaretha Amalia Lieneman, Linneman oder Lindemann, geborenen Rotnot, Rothnot, oder Rotnoth.

3) Herman Heinrich und Katharina Maria Hekket, Hekkert oder Heckert, Kinder der Christina Maria Henrietta Hekket, Hekkert oder Heckert, geborenen Moorman oder Mohrmann.

Sämmtliche genannte Personen wanderten vor vielen Jahren von Bente, Kirchspiel Bramsche, Hannover (ob diese Ortsnamen wohl die richtigen sind? Die Erblasserin war durchaus nicht sattelfest, was Namen anbetrifft) nach Amerika aus und siedelten sich im Staate Pennsylvania, in Pittsburg oder dessen Umgegend an. Die Erbschaft verfällt drei Jahre nach dem Tode der Erblasserin an sichere reformirte und katholische Stifte in der Nähe von Haarlem. Im Interesse der Erben liegt es darum, sich sobald wie möglich an mich zu wenden.

Durch die Erblasserin testamentarisch verpflichtet, genannte Erben aufzurufen, weiß ich für diesen Zweck kein Medium, das bessere Dienste leisten könnte, als die ‚Gartenlaube‘, selbst die verbreitetsten deutsch-amerikanischen Zeitungen nicht ausgenommen. Die ‚Gartenlaube‘, wie mir aus eigener Erfahrung bekannt, wird nicht nur in den bevölkerten Städten Amerikas gelesen, sondern findet ihren Weg in die einsamste Blockhütte des Westens, wo nur immer die deutsche Zunge klingt. Darf ich darum auf Berücksichtigung hoffen?

Amsterdam, den 7. April 1875.

Mit vollkommenster Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Charles Mueller, Consul.“

Ein Wahnsinn in der Kinderstube. Bei der jetzt herrschenden mangelhaften Kenntniß der anatomischen Zusammensetzung des menschlichen Körpers ist es nicht zu verwundern, wenn über diesen Zweig des Wissens die merkwürdigsten Ansichten auftauchen. So lange es nur bei den Ansichten bleibt, kann man dem Fachmanne die Danaidenarbeit ihrer Ausrottung erlassen. Werden sie dagegen auf das praktische Leben übertragen, und zwar nicht in vereinzelten Fällen, sondern als historisches Gemeingut von Nationen, so sollte doch endlich der hergebrachte Ammenglaube einer richtigen Auffassung der Sache zum Wohle der Menschheit Platz machen, vorzüglich wenn dadurch der Entwickelung des jungen Organismus hindernd in den Weg getreten wird. So schadlos und sogar bestechend der im Folgenden beispielsweise angeführte Brauch scheint, desto gefährlichere Folgen kann seine fortgesetzte Anwendung mit sich führen.

Wie bekannt, ist die Athmung die erste Arbeit des neugeborenen Kindes. Den Sauerstoff, welchen es bisher von der Mutter zugeführt erhalten, muß es sich jetzt vermittelst seiner Lungen selbst erwerben. Diese liegen vor der Geburt zusammengefallen in der Brusthöhle, ohne eine Spur von Luft zu enthalten. Durch den Reiz der Kohlensäure dehnen die Brustmuskeln den Thorax aus; es entsteht zwischen Lunge und Brustkasten ein luftleerer Raum, in welchen durch den Druck der Außenluft mittelst kräftiger Einathmungen die schwammige Lunge hinein ausgedehnt wird. Findet dieses nicht statt, an einzelnen Stellen oder auch an ganzen Lappen, so bleiben diese eingesunken, luftleer und bis in die spätesten Zeiten von den übrigen Theilen erkennbar. Dadurch wird aber immer ein Theil von Lungenfläche für den aufzunehmenden Sauerstoff, also für seinen Zweck unbrauchbar. Es ist nun klar, daß, je mehr der Brustkasten sich ausdehnt, um so kräftigere Einathmungen (vielfach die umgekehrte Ansicht wie beim Frosche) sich anschließen, und dadurch die Lungen sowohl am schnellsten an ihre neue Gleichgewichtslage gewöhnt, wie auch durch die stärkere Ausdehnung zu größerem Umfange gebracht werden und mit mehr Arbeit, also Sauerstoffaufnahme und Kohlensäure-Abgabe antworten können. Als das Natürlichste wäre nun zu erwarten, daß man auf jede Weise diese Arbeit erleichtern und jede Beengung des Brustkastens als ein Hinderniß für die Athmung entfernen würde. Doch was geschieht? Man nimmt ein Stück leinene Rolle, welche den sehr bezeichnenden Namen „Wickelbinde“ führt, und schlingt es in Touren von dem Leibe nach aufwärts mit ziemlicher Festigkeit um die Brust des armen Wurmes. Es gehört wirklich deutsche Zähigkeit dazu, um unter solchen drückenden Verhältnissen überhaupt noch Einathmungen zu Stande zu bringen.

Wie unangenehm aber für das arme Kind diese Einwickelung ist, davon kann sich jeder Familienvater auf das Leichteste überzeugen. Denn sobald es aus dieser Marterrolle herausgenommen, reckt und dehnt es sich, daß man es jeder Bewegung ansieht, wie froh einmal der ungehinderten Athmung Genüge geleistet wird. Die Athemzüge werden sogleich um ein Bedeutendes tiefer. Noch in anderer Hinsicht ist dieser Brauch ungemein gefährlich. Der kindliche Brustkasten dehnt sich in den ersten Monaten relativ am meisten aus, und jedes Hinderniß dieser Ausdehnung wird sich später sicher rächen. Denn 1) werden die noch weichen Rippen nach vorn und unten gedrückt; es entsteht eine Hinneigung zum schwindsüchtigen Brustkasten; 2) wird die Lunge an eine kleinere Gleichgewichtslage gewöhnt; die Einathmungen geschehen viel zu flach und dem Körper kann nicht die genügende Menge Sauerstoff zugeführt werden, zwei Factoren, welche bei der jetzt so häufigen Schwindsucht und Scrophulose immerhin mit in Rechnung zu bringen sind. Wird aber 3) das Kind zu dieser Zeit von einer Lungenkrankheit befallen, so sind dann diese Lungen um vieles mehr zu chronischen Erkrankungsprocessen disponirt als normal ausgedehnte, zumal auch vor Allem das Kind nicht gelernt hat, durch tiefe Einathmungen angesammeltes Secret zu entfernen. Die Häufigkeit dieser Unsitte ist leider nicht übertrieben. Mit wenigen Ausnahmen vernünftiger Mütter wird man sie beinahe in jeder deutschen Kinderstube antreffen. Der Nutzen dieser Wickelei soll darin bestehen, daß durch sie ein Auswachsen und Verbiegen des Neugeborenen verhindert wird — natürlich eine gänzlich irrthümliche Meinung. Denn einestheils ist diese Vorsicht übertrieben, und anderntheils erhält das vor der Geburt ebenfalls ungewickelte Rückgrat durch das Bettchen genügende Festigkeit, um, falls nicht sinnlose Bewegungen vorgenommen werden, welche die Binde ebenfalls nicht verhindert, nach den Regeln der Körperform zu wachsen. Vor allen Dingen befreie man den jungen deutschen Nachwuchs aus dieser ererbten Zwangsjacke, und ein frischeres Leben wird schon in den ersten Monaten durch die befreite Athmung den jugendlichen Körper durchströmen können. Dr. —a—

Ein rachsüchtiges Reh. Vor Kurzem bemerkte Herr Oberförster Brake, ein durchweg glaubhafter Ehrenmann, dessen Dienstwohnung bei Sondershausen dicht an der Waldung der Hainleite liegt, in der Nähe des Hauses ein Reh, welches wohl die äußerste Noth des diesjährigen Winters dahin getrieben hatte. Beim Anblick des Hundes, welcher den Oberförster begleitete, sprang das arme Thier auf und suchte zu entfliehen, wurde aber von dem durch alle Rufe und Pfiffe des Herrn nicht zu bändigenden Hunde verfolgt und, da es entkräftet war, eingeholt und gefangen. Der rasch hinzueilende Forstmann befreite das arme Thier von seinem Feinde und ging dann daran, den ungehorsamen Hund nach Gebühr zu strafen. Während dieser Züchtigung blieb nun das Reh nicht nur zur Verwunderung Brake's in der Entfernung einiger Schritte stehen, sondern kam bald näher und schlug und stieß nun zornig nach seinem Feinde. Zuletzt stand es sogar über dem furchtsam zusammengeschmiegten Hunde und bearbeitete dessen Körper mit seinen Vorderläufen. Ist diese gewiß selten beobachtete Rache ein Act der äußersten Verzweiflung oder glaubte das Thier in dem Oberförster einen Bundesgenossen zu erkennen, dessen Hülfe ihm erlaubte, sein Müthchen einmal an dem Feinde zu kühlen? Karl Chop.

Für das National-Denkmal auf dem Niederwalde gingen uns unaufgefordert von verschiedenen Seiten Geldbeiträge zu, als von: Forst-Assistent Poppe in Berka, beim Sedan-Feste im Kreise froher Zecher ges. Mark 16. —; E. H. in Villingen 3. —; vom Stammtische zu Niederschlema 25. 50; durch Lehrer Fuchs in Kleinbarfarf (Baiern) ges. in einer Gesellschaft von katholischen Lehrern und Lehrerfreunden 30. —; durch O. Bonde in Altenburg ges. bei der Sedan-Feier in Serbitz 9. 80; ges. in der Gesellschaft „Erholung“ in Dippoldiswalde 10. 50; ges. beim Pütze-Bitter in Düsseldorf 6. —; Einer, der dabei war, 2. 99; K. H. Loguard in Emden 13. 50; N. N. in Schwalenberg 3. —, mit den Worten:

Die Reichen sollen nicht allein
Des deutschen Denkmals Stifter sein,
Auch Arme wollen Gut und Leben
Dem Vaterland zum Opfer geben:
Der schönste Wald blickt öd' und matt,
Reiht sich in ihm nicht Blatt an Blatt.

Beim Sedan-Feste in Rothenburg, ges. durch Dr. Reichhold 52. 30; von einer Gesellschaft in Offenbach 17. 13; im „Deutschen Hause“ in Pritz ges. 30. —; eine Vereinigung deutscher Männer in Wüstewaltersdorf an der hohen Eule 70. —; von F. R. in Guatemala (Central-Amerika), Beiträge der Deutschen und deutschen Schweizer 700. —.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Ein kleines Bild.

Von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

„Was könnte es nützen," nahm Arnold wieder das Wort, „eine Frage hinzuzögern, die an Ihr gutes Herz zu richten der einzige Zweck meiner Reise hierher war. Ich weiß, Madame Blanchard — Herr Blanchard, Sie haben ein gutes Herz, das schon oft zu Gunsten reiner Menschlichkeit den Zwang beengender Vorurtheile durchbrochen hat. Ich sagte Ihnen gestern, daß ich gekommen sei, mir aus Frankreich eine Frau zu holen. Sie schienen's für Scherz zu nehmen, aber es war wirklich, wie ich versicherte, mein ernsthaftester Ernst. Deshalb begleitete mich mein alter Onkel, um sich mit eigenen Augen für meine besorgte Mutter zu überzeugen, daß die Familie, aus der ich meine Wahl getroffen, die würdigste ist, und um zu bestätigen, daß ich frei über mich zu verfügen habe. Nun — das Mädchen, dem mein ganzes Herz gehört, ist längst gefunden; es ist Juliette, Ihre Tochter."

Blanchard stieß so heftig den Stock auf den Fußboden, daß seine Frau erschreckt auffuhr; als er sich dann vom Stuhle erhob, schüttelte die Hand auf der Krücke hin und her, die kleinen grauen Augen, weit aufgerissen, schienen Feuer zu sprühen, und die Lippen bewegten sich mit großer Schnelligkeit gegeneinander, ohne sogleich Worte formen zu können. Helmbach, der ein Unglück befürchtete, sprang auf und suchte den am ganzen Leibe Zitternden zu unterstützen; er wies aber den dargebotenen Arm zurück, trat einen Schritt gegen Arnold vor und rief:

„Geben Sie Frankreich — geben Sie — geben Sie Frankreich Elsaß und Lothringen zurück, und Sie sollen — Sie sollen meine Tochter zur Frau haben. Elsaß und Lothringen, mein Herr — Elsaß und Lothringen für meine Tochter!"

Die Aufregung machte seine Sprache wieder unsicher, tastend, zerstückt. Er sank in den Stuhl und wiederholte noch mehrmals leiser und leiser: „Elsaß und Lothringen — meine Tochter."

Arnold, obschon sich ihm das Herz in der Brust zusammenkrampfte, suchte äußerlich ruhig zu erscheinen. „Sie fordern Unmögliches von mir," antwortete er. „Und wenn ich der deutsche Kaiser selbst wäre, diesen Preis für Ihre Zustimmung vermöchte ich nicht zu zahlen. Aber ich liebe Juliette, und Juliette —"

Der Franzose ließ ihn nicht aussprechen. „Unmögliches — Unmögliches —" wiederholte er, „gerade wie Sie — wie Sie Unmögliches fordern. Mein Kind einem Deutschen — einem von denen, die vor kaum Jahresfrist hier als Feinde hausten, die mit Waffengewalt Paris — Paris — Paris ..." Die Gedanken gingen ihm aus; er brachte den Satz nicht zu Ende. Dann schienen sie, indem sein Blick durch das Zimmer irrte und die offene Thür seitwärts streifte, plötzlich eine neue Vorstellung aufzufassen und festzuhalten. Ein lustiges Lächeln flog über sein Gesicht. „Ah! Unmögliches!" sagte er spöttisch, „kann wohl sein! Gut! Da ist eine andere Aufgabe. Juliette ist beleidigt von einem jener Hunderttausende, die Paris belagerten. Sehen Sie dort den leeren Rahmen — man hat ihr Bild ... ihr Bild hat man gestohlen — Juliette's Bild, mein Herr! Nun denn! schaffen Sie's zurück in jenen Rahmen, ha, ha, ha! und ich will glauben, daß Sie Juliette lieben."

Der Eindruck, den er sich offenbar von dieser Anforderung versprochen hatte, deren Bedeutung ihm jenem märchenhaften: „bringe mir drei Haare aus des Sultans Bart!" gleichzukommen schien, ging gänzlich fehl. Selbst Helmbach's rundes Gesicht, das soeben noch ganz versteint ausgesehen hatte, schaute auf ein rasch hingeworfenes Wort seines Neffen plötzlich recht vergnügt d'rein. Arnold gab ihm einen Wink und sagte kopfnickend:

„Wenn das Ihr Ernst wäre ... auf diese Bedingung könnte ich wohl eingehen. Ich weiß: es ist Ihr Ernst nicht; Sie wollten meiner nur spotten. Aber wenn es nun ein glücklicher Zufall so fügte, daß ich Ihren Spott in Ernst zu verwandeln vermöchte — wollen Sie darin nicht den Spruch einer gütigen Vorsehung erkennen, die Sie auf diese überraschende Weise mahnt, das Glück zweier Menschen, die zusammen gehören, nicht zu stören? Im vollen Ernst also: geben Sie mir Juliette für Juliette's Bild! In einer halben Stunde kann der Tausch bewirkt sein."

Blanchard konnte sich in diese ganze unvermuthete Wendung nicht sogleich finden. Auf seinem fahlen Gesichte hafteten noch jenes höhnische Lachen, aber seine Gedanken waren offenbar weit weg davon. Sie suchten, wie seine verschwommenen Augen, irgend einen Halt und konnten ihn nicht finden.

Seine Frau durchschaute schneller die Sachlage. „Wie, mein Herr," sagte sie, anscheinend gar nicht unangenehm überrascht, „Sie selbst machten in unserer Abwesenheit diesem Hause einen Besuch — Sie selbst eigneten sich Juliette's Bild an?"

„Sie selbst — Sie selbst —" wiederholte Blanchard, der nun gleichfalls zu begreifen anfing; „ah! Sie selbst."

„Und das Bild zog mich Ihnen nach," fuhr Arnold fort. „Sie wissen nun, weshalb ich mich bei Ihnen einquartierte."

„Und Sie konnten uns so lange in Ungewißheit lassen!"

„Sie werden meine Gründe verstehen, verehrteste Frau.

Digitized by Google

Wäre mir der Gegenstand gleichgültig gewesen, ich hätte das Geheimniß nicht so lange gehütet. Aber vom ersten Augenblicke an bemächtigte sich meiner ein Zwang . . . ich konnte ihm keinen Widerstand entgegensetzen. Und als ich dann Juliette selbst sah und die tiefste Neigung —"

„Ah! nichts, nichts, nichts!" fiel Blanchard ein, der nun seine frühere Haltung wiedergewonnen hatte. „Ich glaube noch nicht einmal daran, und wenn wirklich — wenn wirklich —"

„Das Bild befindet sich in meiner Brieftasche," versicherte Arnold; „es bedarf nur eines Ganges nach meinem Hotel —"

„Und wenn wirklich," fuhr Blanchard fort, ihn mit der Hand zur Ruhe weisend, „ich habe Ihnen schon gesagt: es ist unmöglich. Ueber meiner Tochter Hand ist auch bereits verfügt." Er wandte sich ab und schien damit das Zeichen geben zu wollen, daß ihm die Entfernung des Besuchs erwünscht sei.

Arnold trat zu ihm und legte die Hand auf seinen Arm. „Wenn mich Juliette liebt, Herr Blanchard —" sagte er mit bewegter Stimme.

„Es ist nicht — darf nicht sein. Juliette ist meine Tochter."

„Und Sie wollen ihr Herz nicht befragen?"

„Nein."

„Sie glauben die Verantwortung —"

„Ich weiß, was ich Frankreich schuldig bin. Wir sind besiegt, aber wir haben die Achtung vor uns selbst nicht verloren, mein Herr. Es giebt unauslöschliche Feindschaften. Kein Wort weiter!"

Arnold sah sich wieder vor der Mauer ohne Pforte, die nun in raschem Sturme zu nehmen gänzlich mißglückt war. Wie der Soldat, der seine Kräfte ohne jeden Erfolg erschöpft hat, fühlte er sich plötzlich ganz muthlos und keiner weiteren Anstrengung fähig. „Vergebens — Alles vergebens," sagte er zu seinem Onkel, der sich in der peinvollsten Lage befand und jetzt keine andere Antwort hatte, als ein Achselzucken und einen Blick gen Himmel, für den Arnold sich eine beliebige Auslegung suchen mochte.

„Ich glaube erwarten zu dürfen," nahm Madame Blanchard das Wort, „daß Sie uns unter solchen Umständen" — sie wies auf ihren Mann — „Juliette's Bild nicht länger vorenthalten werden. Es könnte für Sie, wenn Ihre Gesinnungen aufrichtig sind, woran ich nicht zweifle, nur den Werth einer sehr trüben Erinnerung haben. Uns aber müßte es nach dieser Eröffnung sehr peinlich sein, es in Ihrer Hand zu wissen."

„Sie haben Recht," entgegnete der junge Mann. „Ich weiß, daß mir dieses Bild nur so lange gehören darf, wie die Hoffnung in mir lebt, Juliette selbst zu gewinnen. Noch gebe ich diese Hoffnung freilich nicht auf. Mein Antrag hat Sie überrascht müssen; Ihre Erklärung darauf ist in erregter Stimmung erfolgt — ich darf sie nicht als eine endgültige anerkennen. Sie werden Juliette hören — Sie werden mir gestatten, ihr selbst, wenn sie's fordern sollte, das mir so theure Bild zurückzugeben. Ich nehme also noch nicht Abschied. Auf Wiedersehen!"

Ohne weiteren Einspruch abzuwarten, faßte er seinen alten Onkel unter den Arm und verließ mit ihm das Zimmer. —

Schweigend gingen sie über die Straße hin nach ihrem Gasthause.

An der Thür kam ihnen der Wirth entgegen. „Meine Herren," sagte er ganz verstört, „ich habe Ihnen eine sehr unangenehme Neuigkeit zu melden. In Ihrer Abwesenheit — der Himmel weiß, daß ich außer Schuld bin! — in Ihrer Abwesenheit ist der Maire mit einigen seiner Beamten hier gewesen. Man hat sich Ihre Zimmer aufschließen lassen, hat eine Haussuchung gehalten, Ihre Koffer eröffnet, alle Ihre Sachen —"

„Aber auf welchen Verdacht hin?" fiel Arnold empört ein. „Was haben wir hormlose Reisende verbrochen —"

„Ach! nach der gestrigen Scene fürchtete ich gleich das Einschreiten der Polizei und des Gerichts," äußerte der Hôtelbesitzer mit lebhafter Gesticulation. „Was wollen Sie, meine Herren? Sie sind Deutsche, und Sie haben sich der Spionage verdächtig gemacht. Es mußte etwas geschehen, um die Leute zu beruhigen. Ich sagte Ihnen ja gleich, daß Sie sich sehr vorzusehen hätten. Uebrigens finden Sie Ihr Eigenthum unversehrt. Der Herr Maire hat nichts mitgenommen, als eine kleine Brieftasche, die sich in Ihrem Rocke befand —"

„Meine Brieftasche!" rief Arnold. „Das nenne ich unverschämt."

„Mäßigen Sie sich, mein Herr," bat der Hauseigenthümer. „Es handelt sich, wie ich annehmen muß, um einen gesetzmäßigen Act der Behörde, deren Anordnungen sich auch der Fremde zu fügen hat. Ich bin überzeugt, daß man Ihnen die Brieftasche zurückgeben wird, nachdem man in discreter Weise Kenntniß von ihrem Inhalte genommen. Was können Sie mehr verlangen?"

„Genugthuung! Ich eile auf die Mairie, und wenn mir dort nicht volle Gerechtigkeit wird, auf die deutsche Gesandtschaft. Lassen Sie mir sogleich den Wagen anspannen!"

Der Franzose lächelte giftig. „Keine Drohungen, mein Herr, keine Drohungen!" sagte er. „Die Untersuchung wird ihren Gang haben."

Die Brieftasche fehlte wirklich.

Auf der Mairie wurde Rose mit aller Höflichkeit empfangen. Er stand nun dem Manne gegenüber, mit dem er um ein Herz zu kämpfen hatte. Wußte, vermuthete, argwöhnte Herr Credillon, um was es sich für ihn handelte? Sein nichtssagendes Lächeln konnte darüber nicht aufklären; aber es hatte vielleicht Bedeutung, daß er dabei die Augenlider herabhängen ließ und wie unter einer Schießscharte hervor den Deutschen musterte. „Ich weiß, weshalb Sie kommen, mein Herr," nahm er sogleich das Wort. „Entschuldigen Sie meinen Besuch in Ihrer Abwesenheit! Die besonderen Umstände verboten eine Anmeldung. Die Pflicht eines Sicherheitsbeamten —"

„Und wessen beschuldigt man uns?" fiel Rose ein. „Womit rechtfertigt die Behörde diese Haussuchung?"

„Darüber hat sie sich schwerlich Ihnen gegenüber zu verantworten, mein Herr," entgegnete der Maire immer in demselben gleichmäßigen und höflichen Tone. „Aber ich stehe durchaus nicht an, Ihnen mitzutheilen, daß Anzeigen gegen Sie und Ihren Reisegefährten bei mir eingelaufen sind, die ich nicht unbeachtet lassen durfte. Die Masse ist aufgeregt, und Sie haben sich verdächtigt. Es mußte amtlich irgend etwas geschehen, um die Leidenschaften zu beruhigen."

„Und meine Brieftasche —?"

„Ich habe sie an mich genommen, weil sie mancherlei Schriftstücke in einer Sprache enthielt, die ich nicht verstehe. Es war meine Pflicht, festzustellen, daß dieselben keinen Inhalt hatten, der auf einen unerlaubten Zweck Ihres hiesigen Aufenthaltes könnte schließen lassen. Ich zweifele keinen Augenblick —"

„Und wo befinden sich die Papiere zur Zeit?"

„In den Händen des deutschen Dolmetschers, den ich sofort ersucht habe, sie einer Durchsicht zu unterziehen."

„Darf ich Namen und Wohnung dieses Herrn erfahren?"

„Wozu? Haben Sie die Güte," sich nach zwei Stunden wieder hier zu melden! Ich hoffe dann bereits in der Lage zu sein, die Brieftasche mit ihrem ganzen Inhalte wieder in Ihre Hände zurückgeben zu können. Wie gesagt, nur eine Präventivmaßregel — man soll mich nicht beschuldigen dürfen, nachlässig im öffentlichen Dienst gewesen zu sein."

„Ich werde mich auf der Präfectur beschweren, mein Herr —"

„Das steht Ihnen frei, mein Herr, ab.r es ändert in der Sache selbst nichts, könnte jedoch leicht eine Verzögerung herbeiführen, die Ihnen schwerlich angenehm wäre, und die Angelegenheit unnöthigerweise complicirten. Nach zwei Stunden, mein Herr, nach zwei Stunden! Treffen Sie inzwischen gefälligst die Vorbereitungen zu Ihrer Abreise!"

„Es ist durchaus nicht meine Absicht —"

„O, ich bedaure, Sie ersuchen zu müssen, sich gewissen polizeilichen Anordnungen zu fügen, die im Interesse der öffentlichen Sicherheit . . ."

„Auch wenn meine Papiere in voller Ordnung befunden werden?"

„Auch dann! Ich sehe mich außer Stande, die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, daß Ihrer Person wegen Unruhen entstehen, die leicht Ihr Leben gefährden könnten. Ich erwarte Sie also nach zwei Stunden. Auf Wiedersehen!"

Er verbeugte sich tief und gab damit das Zeichen, daß er die Audienz als beendigt ansehe. Rose mußte sich fügen, daß jede Bemühung, durch seine Vorstellungen die Entschlüsse des Beamten zu ändern, ganz fruchtlos sein würde. Im

Digitized by Google

Innersten empört über eine Behandlung, die das öffentliche Interesse zum Deckmantel selbstsüchtiger Motive nahm, verließ er die Mairie.

Die gesetzte Strafe war noch nicht verstrichen, als ihm auf seinem Zimmer ein versiegeltes Päckchen übergeben wurde, dessen Empfang er zu bescheinigen hatte. Es enthielt seine Brieftasche und ein Schreiben des Herrn Credillon, der in phrasenreichem Stil die Belästigung entschuldigte, die den Reisenden nicht habe erspart werden können. Der Inhalt der Papiere sei ganz unschuldig befunden, und ihrer sofortigen Absetzung stehe nun nichts weiter im Wege. Wenige Minuten darauf brachte der Hotelbesitzer die Rechnung. Er habe gemessenen Befehl . . . sein Achselzucken schloß den Satz.

„Je eher, je lieber!“ rief Onkel Helmbach. „Nur fort — fort — fort!“

Arnold hatte die Brieftasche geöffnet und einen flüchtigen Blick in die verschiedenen Abtheilungen geworfen. Er wußte ja am besten, daß seine Aufzeichnungen und Einlagen nichts enthielten, was selbst unter der schärfsten Polizeibrille als ein schwarzer Punkt erscheinen könnte. Welchen denkbaren Grund sollte man gehabt haben, ihm irgend etwas vorzuenthalten? Und doch schien er einen Gegenstand zu vermissen. Er wiederholte die Durchsicht oberflächlich, schob dann mit eiligem Finger Blatt nach Blatt zurück, warf endlich den ganzen Inhalt auf den Tisch und schüttelte die Tasche aus.

„Juliette's Bild ist nicht dabei,“ rief er, in den Papieren wühlend.

Onkel Helmbach packte schon seinen Koffer. „Ist's möglich?“ sagte er ohne sonderliche Erregung.

Arnold sprang auf: „Ueberzeuge Dich selbst! Das Bild fehlt.“

„Aber wer sollte —“

„O, der Schurke! Er ist der Dieb.“

„Wer, wer?“

„Credillon. Das war für ihn ein interessanter Fund. Aber der Bube soll mir —“

„Lärme nicht, lieber Junge! Wir machen uns wieder verdächtig. Was kann Dir auch noch ferner das Bild sein, wenn Du nicht das Mädchen —“

„Aber ich habe versprochen, es in ihre Hand zurückzugeben,“ rief Arnold, im Zimmer auf- und ablaufend. „Nein, er muß es zurückgeben — muß, muß!“

Er eilte auf die Mairie. Herr Credillon that sehr verwundert, ihn nochmals bei sich zu sehen. „Sie haben ja doch Ihre Brieftasche empfangen, mein Herr . . .“

„Aber nicht mit Allem, was darin war.“

Der Beamte warf sich in die Brust. „Sie wollen doch nicht etwa behaupten —?“

„Ich will behaupten, daß eine kleine Photographie fehlt.“

„Ach, eine so gleichgültige Sache —“

„Sie ist mir nicht gleichgültig, mein Herr, und — Ihnen vielleicht auch nicht.“

Die schwarzen Augen blinzelten unruhig unter den gesenkten Lidern. „Was stellte denn die Photographie dar?“ fragte er mit spitzbübischem Lächeln.

„Da Sie die Brieftasche durchsucht haben, wissen Sie es so gut wie ich,“ antwortete Arnold aufgebracht. „Das Bild einer jungen Dame, die Ihnen nicht unbekannt ist.“

„So — so! das Bild einer jungen Dame — ich habe darauf in meinem amtlichen Eifer gar nicht geachtet. Ich kann weder sagen: das Bild ist dagewesen, als ich auf die Brieftasche Beschlag legte, noch: es ist nicht dagewesen. Ich fand sie übrigens in der Rocktasche, und der Rock hing frei im Zimmer; das Zimmer war unverschlossen —“

„O, wie können Sie glauben, daß Jemand vom Hôtel —“

„Ja, wie können Sie glauben, daß Jemand von der Mairie —? Uebrigens unmöglich ist nichts in der Welt. Die Brieftasche ist durch viele Hände gegangen — das kleine, anscheinend ganz werthlose Bild kann Dem oder Dem gefallen haben. Eine Untersuchung würde mich und Sie nur lächerlich machen.“

„Ich fordere sie, mein Herr.“

„O — o — o! welche Weiterungen einer solchen Kleinigkeit wegen.“ Der Maire faßte in die Tasche und zog eine Geldbörse hervor. „Um sie zu vermeiden, bin ich, ohne eine Verschuldung meinerseits anzuerkennen, gern zur Entschädigung bereit. Ein Franken genügt für das Blättchen, nicht wahr?“

Dem Deutschen schoß das Blut in's Gesicht. „Mein Herr, Sie sind ein . . .“ Die schwarzen Augen schienen ihn durchbohren zu wollen; er sprach die Beleidigung nicht aus. „Es giebt noch Mittel und Wege, Sie zu zwingen, mir mein Eigenthum zurückzugeben.“

Der Maire lachte laut auf. „Wagen Sie's doch, einen Beamten der Republik einer Entwendung zu bezichtigen, ohne mit Beweisen gerüstet zu sein! Lächerlich — ha, ha, ha — lächerlich!“

Rose warf zornig die Thür hinter sich in's Schloß. Die Schreiber im Vorzimmer richteten, erschreckt über solche Dreistigkeit, wie auf Commando die Köpfe auf und schossen ihm grimmige Blicke nach.

Er begab sich in's Hôtel der deutschen Gesandtschaft. Ein alter Secretär ließ sich recht gutmüthig die Beschwerde vortragen. „Dabei wird schwerlich etwas zu thun sein,“ sagte er dann nach einigem Besinnen. „Wäre der Maire selbst nicht betheiligt, er würde wahrscheinlich mit viel Ostentation eine Untersuchung in Scene setzen, um uns von der Gerechtigkeitsliebe der französischen Behörden zu überzeugen. Nun wird er sich hüten, sich selbst zu bezichtigen, und seine Vorgesetzten werden ihn gegen unsere anscheinend beleidigenden Angriffe in Schutz nehmen. Die Sache ist für Sie recht ärgerlich, das gebe ich zu, aber was kann Ihnen am Ende so viel an dem kleinen Bilde gelegen sein, das Sie gewiß längst Ihrem Gedächtnisse eingeprägt haben!“

„Es ist nicht der an sich so geringfügige Gegenstand,“ entgegnete Rose ärgerlich, „es ist die Unverschämtheit dieses brutalen Menschen, der sich, einem Fremden, einem Deutschen gegenüber, glaubt erlauben zu dürfen . . .“

„Ja, ja, ja! das ist eben das Aergerliche,“ bemerkte der Secretär. „Aber was wollen Sie? Glauben Sie, daß wir einer Photographie wegen — und knüpften sich für Sie auch noch so merkwürdige Erinnerungen daran — diplomatische Noten wechseln können? — Oder sollen wir, wenn man uns wiederholt, was Sie schon gehört haben, von Neuem Krieg anfangen?“ setzte er lächelnd hinzu.

„Einem Engländer hätte das nicht passiren können,“ stieß der junge Mann unmuthig heraus.

„O doch — doch!“ beruhigte der Herr Hofrath. „Die Engländer sind praktische Leute; sie fangen nichts an, was sie nicht durchführen können, und für eine Visitenkartenphotographie —“

„Ich weiß genug,“ schloß Arnold. — —

Die nächste Nacht durchwachte er neben Onkel Helmbach im Eisenbahncoupé. —

Zwei Jahre waren seitdem vergangen.

Endlos lange Zeit für Arnold Rose, der mit einem Loben nichts anzufangen wußte, dem seine besten Hoffnungen abgestorben waren. Sie waren todt für ihn und begraben in seinem Herzen. Er glaubte nicht mehr daran, daß ihn Beharrlichkeit doch noch zum Ziele führen könne, daß die Zeit sein Geschick günstig wenden werde. Er hatte sich gesagt, der Traum seines Glückes sei zu Ende, ganz zu Ende, und es nütze nicht, wieder die Augen zu schließen, um ihn zurückzurufen. Vielleicht hatte er's trotzdem versucht und nichts erreicht, als jenen halbwachen Zustand, der einem Rausche zu folgen pflegt und in dem man sich über seine eigene Verworrenheit ärgert. Nein! lieber ganz nüchtern die Dinge anschauen, wie sie nun einmal wirklich sind, alle Selbsttäuschungen über Bord werfen, auf der langweiligen Heerstraße des Lebens hinziehen mit den Tausenden, die nie einen Schritt seitwärts gewagt haben.

Wäre ihm Juliette's Bild geblieben —! Er hatte sich in den Aberglauben so fest hineingeredet, es sei ein unerklärlicher Zauber, der ihn an das schöne Mädchen fesselte, daß er wohl jetzt auf die nicht weniger abergläubische Anregung verfallen konnte, mit dem Verlust des Bildes sei auch jener Zauber gebrochen, so daß er nun plötzlich ganz klar sehe, wie unmöglich die Erfüllung seiner Wünsche sei. Es kam ihm vor, als verwische sich in seiner Erinnerung die Gestalt der kleinen Französin ganz überraschend schnell, nun er nicht mehr das Blättchen vor

Digitized by Google

sich hinstellen und liebevoll betrachten könne. Wollte er das Bild in sein Gedächtniß zurückrufen, so trat ihm sogleich immer der leere Rahmen vor Augen, und es gelang ihm nicht, ihn auszufüllen. Nur manchmal, wenn er gar nicht absichtlich seine Gedanken darauf richtete, blitzte es vor ihm auf wie eine Lichterscheinung, und er wußte dann, daß Juliette ihm zugelacht hatte, wie damals, als er zuerst von ihrem Blick gebannt war. Er empfand in solchen Momenten einen stechenden Schmerz, und es folgten darauf melancholische Stunden, in denen er sich selbst unerträglich vorkam.

Er hatte sich mit Eifer dem Geschäft gewidmet, um zur Grillensängerei möglichst wenig Zeit zu behalten. Seiner gesunden Natur widerstand dieses nachgiebige Versenken in eine mißmüthige Stimmung, die nur erschlaffend wirken konnte. Er hatte gehört, daß unausgesetzte Thätigkeit von früh bis spät ihn am besten dagegen wappnete, und sich deßhalb Anstrengungen zugemuthet, die sonst dem Chef eines großen Handlungshauses erspart bleiben. Die öde Faßlenarbeit nahm er mit Vorliebe auf sich; weite Geschäftsreisen brachten ihm die angenehmste Zerstreuung. Seine Mutter, so besorgt sie anfangs seiner Gesundheit wegen war, ließ ihn gewähren, da sie wohl merken mußte, daß kein Arzt ihm eine bessere Medicin verschreiben konnte.

Von der Familie Blanchard hatte er keine Nachricht erhalten. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, durch Geschäftsfreunde, die nach Paris reisten, Erkundigungen einzuziehen, aber er vermied alles, was wieder einen Verkehr hätte anknüpfen können. Auch im Hause sprach er nie über seine Erlebnisse in Frankreich. Nicht einmal über den Erfolg seiner Brautfahrt hatte er selbst der Mutter Bericht erstattet, sondern sie kurz an den Onkel verwiesen. Kam einmal die Rede auf den Krieg, so nahm er gar keinen Theil daran oder entfernte sich aus der Gesellschaft. Es galt den Familienangehörigen bald für ausgemacht, daß er an die Vergangenheit gar nicht erinnert zu werden wünschte, und so legten sie sich denn mit zarter Rücksicht Schweigen auf.

So hatten sie ihm auch, ohne daß es dieserhalb einer Verabredung bedurfte, verschwiegen, daß vor einiger Zeit, als er gerade auf einer Geschäftsreise abwesend war. Victor Blanchard die Stadt paſſirt und der Commerzienräthin und Onkel Helmbach Besuche abgestattet hatte. Es hatte sie nicht wenig überrascht, aus seinem Munde zu erfahren, daß er den Abschied genommen und nun nach Rußland reise, um bei einer von Franzosen gebauten und geleiteten Bahn die Stelle eines Ingenieurs zu übernehmen, die seinen Neigungen zusage. Er hatte sich nur einen ganz kurzen Aufenthalt gegönnt und über sein elterliches Haus gar nicht gesprochen. Warum sollte man Arnold beunruhigen?

Nach diesen zwei Jahren nun schien wirklich sein Gemüth wieder ganz frei. Er konnte im Familienkreise recht heiter sein und sich auch die Geselligkeit nicht mehr. Der Umgang mit Cousine Clara war der herzlichste und unbefangenſte. Seine Mama konnte wieder daran denken, ihre alten Pläne aufzunehmen, und Onkel Helmbach, dem sie sich in einer vertraulichen Stunde eröffnete, meinte zustimmend: er habe es ja gleich gesagt, Krankendieser Art müſte man nicht in den Weg treten. Eine unglückliche Liebe sei ja in der Familie etwas ganz Unerhörtes, und wenn Arnold in Folge wirklich ganz ungewöhnlicher Umstände auch ein wenig von den alten Traditionen abgekommen wäre, so könne er doch unmöglich so ganz aus der Art geschlagen sein, daß er sich nicht wieder in sich selbst zurecht finde. Wenn er sein Clärchen nicht zur Frau haben wolle — darum keine Feindschaft; aber an eine vernünftige Heirath müſte er denken, so oder so. Es sei die höchste Zeit für den jungen Menschen.

Die Frau Commerzienräthin versuchte es nun erst wieder mit schüchternen Andeutungen, harmlosen Neckereien, allgemeinen Sentenzen, die auf den besonderen Fall passen und auch nicht passen konnten. Da Arnold nicht auswich und wohl gar mit einem Scherz erwiderte, der wie eine Herausforderung zu weiterem Vorgehen klang, wurde sie breiter und erleichterte an einem Sonntag Abend, als die Verwandten sich entfernt hatten, ihr mütterliches Herz gründlich. Zu ihrem großen Erstaunen hörte Arnold sie ganz gelassen an und entgegnete darauf ohne jede Erregtheit: „Ich weiß, Mutter, daß ich zum Junggesellen nicht tauge. Ein solider Kaufmann braucht eine Frau für sein Haus, und ich bin ja auf dem besten Wege ein solider Kaufmann zu werden. Es ist gleich, ob ich heute oder über's Jahr wähle; ich werde immer noch Grundsätzen wählen, zu denen das Herz keine Beziehung hat. Das Liebste ist mir, wenn ich jeder Wahl überhoben bin. Cousine Clara ist ein ebenso gutes wie hübsches Mädchen; sie wird die vortrefflichſte Frau werden. Sie kennt alle meine Eigenheiten, und was die Hauptsache ist, auch meine Schicksale; sie weiß, daß ich sie nicht liebe, weiß ich das Wort verstehe. Genügt ihr das freundschaftliche Gefühl, das ich aufrichtig für sie hege, so weiß ich mir in meiner Lage keine bessere Lebensgefährtin zu wünschen. Nur verlangt nicht, daß ich selbst sie besrage. Was ich ihr sagen müßte, könnte sie nur befangen und unruhig machen. Bringt die Angelegenheit mit ihr in Ordnung! Bin ich ihres Jawerts sicher, so will ich um ihre Hand anhalten. Bist Du mit mir zufrieden?"

Das war reichlich so viel, wie die Commerzienräthin selbst bei dem kühnſten Glauben an ihre mütterliche Beredsamkeit und an die Unfehlbarkeit ihrer Gründe erwarten durfte. Sie dankte ihrem „guten Sohne" mit Thränen der Rührung in den Augen. Er erklärte sich bereit, dem Mädchen, das sie für ihn gewählt, die Hand zu reichen — das war ihr Alles. Was er sonst noch sagte, wie er seinen Entschluß motivirte, darauf hörte sie kaum. „Es ist ihm gar nicht Ernst mit seiner Gleichgültigkeit," dachte sie bei sich; „er redet sie sich nur ein, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, wenn er seiner Herzensthorheit nun für immer absagt. Sind sie nur erst Mann und Weib, findet das Andere sich; sie ist viel zu hübsch und liebenswürdig, um ihn bei so nahem Umgange kalt zu lassen, und er ist viel zu gutmüthig, um seine Frau kränken zu können. Es wird da nichts zu befürchten sein."

So vollkommen beruhigt, machte sie sich sofort an's Werk. Onkel Helmbach war ja schon gewonnen; die vereinten Bemühungen und Vorstellungen Beider mochten wohl auch bei Clärchen alle Bedenken unsichrer niedergeschlagen haben. Gewiß ist, daß nur wenige Tage vergingen, bis die glückliche Frau ihrem Sohne die Nachricht brachte, die Sache sei ganz in Ordnung und er habe nur nöthig, in Frack und weißer Binde bei Clärchen anzuklopfen, um als Bräutigam zurückzukehren. Er bemühte sich, diese Mittheilung wieder mit aller Gelassenheit aufzunehmen, aber es gelang ihm doch nicht, die etwas verwunderte Frage zurückzuhalten, ob denn Clärchen gar keine Einwendungen erhoben habe? „Ach, sie hat ein Bischen geweint," antwortete die Mama, „und sich mit Zweifeln gequält, ob sie Dich werde glücklich machen können, wie sie's von Herzen wünschte — das ist bei jungen Mädchen einmal nicht anders. Schließlich aber hat sie gesagt, sie wolle Dir ihr Jawort geben, wenn Du's zu fordern kämſt. Du bist also ganz sicher, Dir keinen Korb zu holen."

So war's entschieden. Arnold stützte den Kopf in die Hand und träumte eine Weile vor sich hin. Die Schattenbilder zogen die Erinnerungen der Kriegszeit an seinem geistigen Auge vorüber, lemnitische und doch ohne feste Gestalt. Er wollte sie halten, aber sie verschwammen immer nebelhafter. Es war zuletzt nur noch der Maire, der wie aus einem Versteck mit den schwarzen Augen hervorblinzelte — eine abscheuliche Visage. Arnold stand auf, trat an's Fenster und sah in den hellen Sonnenschein hinaus. „Es muß ein Ende haben mit diesem Spuk," sprach er halblaut vor sich hin; „man muß das Leben ganz so prosaisch nehmen, wie es nun einmal ist — und wie man's verdient, wenn man's überhaupt erträgt. So mancher, der sich eine Kugel durch den Kopf jagte, hat nichts Schwereres erfahren als ich. „Narrheit!" sagen die klugen Leute. Mag sein! Aber größere Narrheit ist's jedenfalls, sich klug zu schonen und dann doch nicht vergessen zu können. Abgemacht! —"

Als ob keine Minute Zeit zu verlieren wäre, kleidete er sich sofort um. Als er fertig war und sich im Spiegel musterte, spielte ein recht bitteres Lächeln um seine Lippen. „Wie bleich Du bist, lieber Freund!" nickte er seinem Bilde zu. „Du solltest Dich schminken. Von einem Bräutigam kann man doch wenigstens am ersten Tage seines jungen Glückes rothe Backen verlangen." Er zupfte die weiße Cravatte zurecht und prüfte die Handschuhe. „Es ist lächerlich — bei seiner Cousine . . .! Ah! gerade da. Man kann einer Sache, die keinen Inhalt hat, nie genug Form geben."

Digitized by Google

Der Hafen von Stockholm.
Nach einer photographischen Aufnahme. Auf Holz übertragen von W. Reiche.

An der Hausthür begegnete er Kruttke. Der brave Mensch war gleich nach seiner Rückkehr aus Frankreich bei ihm als Comptoirdiener eingetreten und bewährte sich vortrefflich. Er selbst fühlte sich in seiner Stellung recht wohl; nur daß er niemals von der guten Madame Blanchard und von dem schönen Fräulein sprechen durfte, beschwerte sein treues Gemüth. Er wußte wohl, worum er schweigen mußte: es war ja eine unglückliche Liebe. Die mitleidige Seele litt schwer darunter und gab ihre Theilnahme nun wenigstens regelmäßig durch verständnißinnige Blicke zu erkennen. Er kam jetzt eben von der Post, trug ein Pack Zeitungen und Briefschaften in der Hand, und wollte mit dem bekannten wehmüthigen Ernst an seinem Herrn vorüber in's Haus treten. Rose blieb stehen.

„Was bringt Du?“ fragte er. Er sah es ja; aber es war ihm Bedürfniß, sich durch ein Gespräch aufzuhalten.

„Die Postsachen, Herr Rose,“ antwortete Kruttke mit verhaltener Stimme. Er hatte sich's angewöhnt, zu ihm, wie zu einem Kranken, leise zu sprechen.

„Hm — gut! Leg's nur auf meinen Tisch. In einer kleinen halben Stunde denke ich ... Weißt Du, Kruttke, der Brief, den Du mir einmal geschrieben hast —“

„Aus Frankreich, Herr Rose —“ Er erschrak sichtlich darüber, daß er das Wort ausgesprochen hatte, und räusperte sich.

„Du hast Recht gehabt: es giebt auch in Deutschland schöne und gute Mädchen, und eins davon soll nun meine Frau werden.“

„Ach! Herr Rose —!“ stieß Kruttke mit komischer Verwunderung heraus. Sein rundes Gesicht wurde blutroth, und die wasserblauen Augen richteten sich mit ängstlicher Frage auf den Principal, wie wohl seine Rede gemeint sei. Dann schüttelte er den Kopf und sah ganz verschämt zur Erde, als handelte es sich um sein eigenes Herzensgeheimniß. „Ach, Herr Rose —“ sagte er wieder in dem leise flüsternden Tone. „Sie machen einen ja blos zum Narren.“

„Durchaus nicht!“ versicherte Arnold; „aber ich kann Dir's nicht übel nehmen, wenn Du mir nicht glaubst.“

„Denn das Beste wäre es ja,“ fuhr Kruttke lebhafter fort, den Zeigefinger in seine Halsbinde steckend und sie gewaltsam auszuweitend, um sich mehr Luft zu schaffen, „und meine alte Mutter, zumal wo sie eine erfahrene Frau ist, sagt auch: ‚Es thut für den jungen Herrn nicht gut, daß er sich so lange Gedanken macht, und ist doch an keine menschenmögliche Aussicht nicht zu denken, und seine Frau Mutter grämt sich, und sein Herr Onkel hat eine Tochter‘ ...“

„So, so! Ihr habt ja schon Alles in Ordnung gebracht.“

„Ach, Herr Rose — wenn man Ihnen doch gut ist — ! Ich hab' aber gesagt: ‚Der thut's nicht — er ist wie verhext.‘ entschuldigen Sie, Herr Rose, das hab' ich meiner alten Mutter gesagt, und sie hat ein Kreuz geschlagen, obgleich sie nicht katholisch ist, und hat gesagt: ‚der liebe Gott mag's besser'n!‘ Denn fromm ist sie, die alte Frau, das muß man ihr lassen, und gebetet hat sie gewiß alle Abend. Und wenn's nun wirklich geholfen hat ...“ Er streichelte Arnold's Arm. — „Aber es ist wohl gar nicht Ihr Ernst?“

Arnold fühlte sich ganz eigen bewegt. „Du sollst einen neuen Hochzeitsrock haben,“ sagte er, sich zur Heiterkeit zwingend, „und für Deine alte Mutter ein Kleid ganz nach ihrem Geschmack und eine Haube dazu. Nun aber reinen Mund halten, bis die Verlobungsanzeige in der Zeitung steht, hörst Du?“

Kruttke legte die Hand auf's Herz. „Ach, Herr Rose — werde ich!? Also es ist wahrhaftigen Ernst wahr? Na, blos die Freude von unserer Frau Commerzienräthin —!“ Er wischte mit dem Rücken der Hand eine Thräne fort.

Dabei kamen die Briefschaften in's Schwanken; das Pack löste sich, und einige Stücke fielen auf die Erde. Er sammelte sie eiligst auf.

„Was war das für ein kleiner Brief in rosa Couvert?“ fragte der Principal.

Kruttke suchte unter den Postsstücken. „Wer kann wissen?“ sagte er, eins nach dem andern umlegend. „Ach, der da — ! Vielleicht für die Frau Commerzienräthin, weil er doch rosa — “

„Gieb einmal! — Nein, an mich.“ Arnold betrachtete sehr aufmerksam die Adresse. Sie war mit ganz feinen Schriftzügen in französischer Sprache geschrieben. Er prüfte den Postsstempel: Lausanne. Wer konnte an ihn aus Lausanne ...? Er hatte gar keinen Bekannten dort. Und ein Franzose —? Seine Finger schoben sich auf dem Couvert hin und her, als wollte er den Inhalt prüfen: es war ein harter Gegenstand darin, kein Briefbogen. Plötzlich bemächtigte sich seiner eine ganz eigene Aufregung: der Brief zitterte in seiner Hand; er riß hastig die Hülle ab und zog die Einlage hervor — ein Blick darauf, eine schwankende Bewegung — er hielt Kruttke das Blatt vor und: „Mensch, was sieht Du da —?“ leuchte er wie athemlos.

Kruttke sprang zu und stützte ihn mit seinem Arm. Zugleich sah er auf das Blatt, und fühlte nun auch seinen eigenen Kopf taumeln. „Straf mich Gott!“ rief er, „das französische Fräulein!“

(Schluß folgt.)

Die Einfahrt bei Stockholm.

Von **Eugène Prochter.**

Mit Abbildung.

„Schön wie ein Traum“, so rief der englische Dichter Byron, als er auf der Höhe von Chêbres zum ersten Mal den herrlichen Leman, bergumkränzt, blauschimmernd tief unter sich liegen sah. Derselbe Ruf des Entzückens entreißt sich der Brust des Wanderers beim ersten Anblick der schwedischen Hauptstadt, er mag ihr zu Lande nahen oder auf der Ostsee. Er fliegt über den Felsboden des Meere entsiegenen Landes an düstern Tannen, an stillen einsamen Seen vorbei, hört nur den Hammer, der das Eisen schmiedet, oder die Axt, welche die Bäume des Waldes fällt; plötzlich ist er in tiefe Nacht begraben; er rauscht unter Südermalm, der Südvorstadt Stockholms hin, und kaum ist er der Tiefe entkommen und tritt auf den Riesendamm und die eisengeschmiedete Brücke, da schaut er dem traumhaften Mälarsee in das tiefblaue Auge und erblickt die schöne Stadt, die in zwei Wassern schwimmt. Noch gewaltiger, unvergleichlich schön ist der Eindruck, wenn der Reisende bei Malmö sich dem Dampfboot anvertraut, die Ostsee im Norden von Oeland durchfurcht und bei dem Leuchtthurm Landsort in die Stockholmer Scheren einbiegt, an der Seeveste Waxholm, an zahllosen mit Villen übersäeten Inseln vorbeifährt und plötzlich hinter einem Mastenwalde die Südvorstadt Stockholms wie ein riesiges Amphitheater emportauchen sieht.

Wiederum reißt sich Insel an Insel, vor Allem die schöne Thiergarteninsel, wo aus nacktem Fels ein wahres Paradies geschaffen ward und schon die Namen der lieblichen Landhäuser, Alhambra, Tivoli, Novilla, Manilla, Rosendal rc. duftige Märchen vor die Seele rufen, die noch nicht ahnt, daß das nicht lauter Lusthäuser sind, sondern theilweise Schöpfungen der Barmherzigkeit. Jetzt rasselt der Anker, lustig flattert die schwedische Flagge vom Castell der Schiffsinsel herab, und die Batterie donnert dem grüßenden Schiffe die Antwort entgegen. Umwogt von riesigen Nordhayrern, schwerbeladenen Kauffahrteischiffen, zierlichen Schaluppen und winzigen Nachen, die wie glänzende Mücken unter reichbesiederten Seevögeln im Sonnenlichte schwärmen, umflattert von den Flaggen des Nordens, steht der Reisende den Fuß auf die prachtvollen Quadern des Quais, überwältigt von der imposanten Scenerie, die ihn umfängt. Diesen Schlußpunkt der Seefahrt, die Ankunft im Nordhafen Stockholms, führt uns unser heutiges Bild vor. Dem Besucher wird diese Einfahrt unvergeßlich bleiben. Stockholm gehört mit Neapel, Venedig, Antwerpen zu den Perlen der sinthumrauschten Städte.

Franz Wallner, der moderne Odysseus, der direct vom goldenen Horn am Bosporus zu den nordischen Buchten gewandert war, giebt in seinen „Nordlandfahrten“ dem Hafen der nordischen Hauptstadt unbedingt den Vorzug vor der als unvergleichlich gerühmten Einfahrt bei Stambul. Denn wer den

Digitized by Google

Quai betritt, an den schönen Markthallen vorbei in's Innere der Stadt eilt, der gelangt nicht, wie in der türkischen Weltstadt, in enge schmutzige Gassen; er braucht nicht Schaaren herrenloser, sonst heilig gehaltener Hunde auszuweichen, oder sich ängstlich zu hüten, den Kasten eines Rechtsglöubigen zu streifen. Stattliche Gebäude, reinliche Häuser, aus massivem Stein erbaut, um den früher in Stockholm so häufigen verheerenden Feuersbrünsten zu wehren, erheben sich vor ihm; ein rührriges Leben umwogt ihn, und ein Volk tritt ihm entgegen, so frisch und markig, so gastfreundlich und treuherzig, daß Einem wirklich das Herz aufgeht.

Ich habe einen schönen Traum geträumt inmitten dieses glücklichen Phäakenvolkes, das unter milden, kunstsinnigen, volksfreundlichen Herrschern schon über ein halbes Jahrhundert den tiefsten Frieden genießt, die Schätze seines Landes, Holz und Eisen, mit unermüdlichem Fleiße ausbeutet, unter harten Steinen nach der weichen Erde wühlt, die es auf die Felsen schüttet, um sein Korn zu säen, kühne Eisenbahnen in die Felsen schmiedet, Canäle und Schleußen mitten durch grausenerregende Wasserstürze führt und trotz der harten Arbeit einem heitern Lebensgenusse ergeben ist. Obwohl nicht reich, doch die Ausgabe nicht ängstlich ermessend, kommt der Schwede dem Fremden mit edler Gastfreundschaft entgegen, wie er denn überhaupt einen hohen, edlen Sinn zeigt. Selig lauscht er dem Sänger, ob er die alten Helden und Wikinger feiert, oder von dem Haideröschen, der „Blume" singt, oder die Tollheiten des Volkes gutmüthig verspottet. Man zahle die Denkmäler, welche König und Volk ihren Kriegs- und Geisteshelden errichtet, man studire die Namen der Straßen, welche an edle Stifter erinnern, man durchwandere die vielen wohlthätigen Anstalten für Greise, Wittwen, Waisen, Kranke und Irre, man feiere die originellen Feste mit, bei welchen der Frühling der Natur wie des Geisteslebens bejubelt wird, man setze das Landvolk schaarenweise nach dem Nationalmuseum strömen, um dort die Trümmer der Steinzeit anzustaunen, in den zerrissenen und blutigen Gewändern der Kleiderkammer die Leiden ihrer Helden, in den Waffen der Rüstkammer die Kraft ihrer Vorfahren zu bewundern, man lausche den Mollklängen ihrer tausend Volkslieder — und aus alledem fügt sich ein tiefharmonisches, ergreifendes Bild zusammen, das Einen treu begleitet.

Wohl fühlt sich der Fremde in Schweden auch von manchen Uebelständen peinlich oder gar schmerzlich berührt; namentlich fordert in diesem nordischen Klima die Trunksucht manches Opfer, aber davon mag Der melden, welcher länger und tiefer hineinschaut in das eigenthümliche Volksleben. Das erfahre man aus der reichen Literatur der Schweden, aus den trefflichen Romanen einer Bremer, Flygare Carlen, Sophie Schwarz! Wer Lust und Leid des Volkes kennen lernen will, der lese die „Erinnerungen eines Mietkutschers" von August Blanche!

Unser Bild führt uns nur einen Punkt der Hauptstadt vor, und so müssen wir uns auch auf die Erklärung dieser Partie beschränken, die auf engem Raume so viel Schönes umfaßt. Es versetzt uns mitten in's ab Herz der Hauptstadt, da wo die Saltsee, durch den Nordsund mit dem Südwasser des Mälar oder Lögar verbunden, den einen Arm um den ursprünglichen Kern Stockholms schlingt. Die süßen Gewässer des Landes haben das salzige Naß der Ostsee schon so durchdrungen, daß der Matrose seinen Trunk im Hafen aus der Fluth schöpft.

Die Vorderseite unseres Bildes, „der Königsgarten" genannt, war noch vor kurzer Zeit vom „Nädestrom" überfluthet. Wo einst die Nixen im Moudscheine gespielt, laden jetzt die Prydanen in ihre lauschigen Winkel und unter dustige Linden. Wo einst die beutelustige Möve flatterte, erhebt sich das Standbild des Kriegshelden Karl's des Zwölften, und an das Rauschen des Wassers erinnert nur noch die bronzene Fontaine des Bildhauers Molin, welche in sinniger Weise die Vereinigung des Süßwassers mit dem Meere darstellt. Ein Riz bezaubert durch sein Harfenspiel den furchtbaren Meergott und seine schönen Töchter, die ihn verführen sollten und nun, seinen Tönen lauschend, die Fahrzeuge der Menschen ungefährdet lassen.

Auch die linke Seite unseres Bildes war noch vor wenigen Jahren mit unscheinbaren Hütten bedeckt, während sie jetzt zwei Prachtgebäude schmücken und die Lücke zwischen beiden in kurzer Zeit durch neue Bauten ausgefüllt werden soll, so daß sich die stolze Königsburg auf der Rechten ihres Vis-à-vis nicht mehr zu schämen braucht. Das vordere ist das in vorigem Sommer eröffnete Grand Hôtel, das hintere das Nationalmuseum. Eine schöne 550 Fuß lange, 7741 Centner wiegende, auf vier Granitpfeilern ruhende Brücke, deren lustige Bogen auf unserm Bilde durch das Takelwerk der Schiffe bemerkt werden, führt nach der Schiffsinsel, wo die schwedische Flotte ihre Kasernen, Magazine, Schuppen und ihre Kirche hat. Daran schmiegt sich die Castellinsel, ein einziger Granitfelsen, den Menschenhand mit Erde bedeckt und mit Bäumen bepflanzt hat. Dahinter, auf dem Bilde unsichtbar, dehnt sich die Thiergartenanlage aus, die beschönte Promenade der Stockholmer, mit dem berühmten „Hasselbacken", den der beliebte Volksdichter Bellmann, „der schwedische Anakreon", unsterblich gemacht hat. Im Schatten seiner Lieblingseiche steht seine Büste und alljährlich versammelt sich hier das Volk, um ein höchst originelles, in seiner Art einziges Volksfest zu feiern. Die Königsburg zeigt uns ihre östliche Façade mit dem lieblichen Luchshof, der hoch auf einer Granitmauer ruht, und von dem granitene Stufen zum schönen breiten Quai hinabführen. Dieser Theil des Schlosses wird von der Königinmutter, der Wittwe Oscar's des Ersten, bewohnt. Man füge in Gedanken zu dieser einen Façade die drei andern zum Theil noch breiteren, alle durch prachtvolle Portiken in der Mitte durchbrochen, und man frage sich, ob dieses Riesenquadrat, auf imposanter Höhe zum Himmel emporragend, nicht eine der schönsten Königsburgen ist, welche im Herzen einer Hauptstadt sich erheben.

Der Haupteingang liegt nach Norden. Dort erhebt sich der Unterbau des Schlosses 126½ Fuß hoch über den Luadern der Brücke und nimmt eine Breite von 721½ Fuß ein. Eine stolze 31½ Fuß hohe Rampe aus gewaltigen Granitquadern führt zum Portticus empor; zwei Riesenlöwen, aus Bronze gegossen, bewachen in halber Höhe den Eingang, über welchem die Genien des Ruhms das schwedische Reichswappen tragen. Treuer noch als die Löwen schützt die Burg heutzutage die lebendige Liebe des Volks, das nicht ängstlich abgehalten wird vom Zutritte, sondern, wie in Wien, frei den Burghof durchströmt zum Tagewerk und zur Lust am Feierabend. Es ist unmöglich, die Pracht der inneren Räume, die Fülle der kostbaren Kunstschätze zu schildern, welche diese zahllosen Gemächer füllen und schon bei flüchtigem Durchwandern ganze Tage in Anspruch nehmen. Mir bleibt der Besuch eine unvergeßliche Erinnerung, denn ich hatte den kundigsten, den liebenswürdigsten Führer. König Oscar der Zweite selbst lud mich huldvollst ein, unter seiner Führung seine Privatgemächer zu besichtigen, wo er über das Wohl seines Landes sinnt und in weisevollen Stunden die schönsten Blüthen in den reichen Dichterkranz Schwedens flicht, wie er schon früher als Admiral der schwedischen Flotte seine herrlichen „Flottenlieder" am Mastbaume auf freier Meeresfluth gedichtet. Wie mancher Fürst schaut blasirt auf die Schätze, die ihn umgeben König Oscar der Zweite aber zeigte mir mit kunstvollem Verständniß, das überall von lebendiger persönlicher Erinnerung an den Geber getragen war, die wundervollen Gobelins, Sèvres-Vasen, Waffen und Gemälde, welche in seltener Auswahl und Fülle die in allen Farben glänzenden Wände schmücken.

Auf dem Schreibtische des Königs steht neben dem Bilde seiner Gemahlin und seiner Kinder die Photographie des Kronprinzen von Deutschland, den der König bei dessen Besuche so lieb gewonnen. Hier im Schlosse oder auf dem lieblichen Drottningholm, wo vom Anfange bis Ende des Banketts nur aus goldenen Schüsseln gegessen wurde, hat vielleicht der künftige Kaiser von Deutschland die Anregung erhalten, seine Söhne an einem Gymnasium unterrichten zu lassen, denn auch des Königs von Schweden Kinder besuchten die öffentlichen Schulen der Stadt.

Welch ein Abgrund trennt doch die jetzige Friedenszeit von der sechshundertjährigen Vergangenheit des Schlosses! Jahrhunderte lang ereigneten sich an dieser Stätte, in der von immer wiederkehrenden Feuersbrünsten verzehrten, immer neu wie ein Phönix aus den Flammen erstehenden Burg des Birger Jarl Gräuel und Verbrechen, wie sie uns die Mythen und Tragödien des alten Griechenlands nicht furchtbarer und blutiger vor die Seele rufen. Von dreiundfünfzig Regenten, die in der alten und in der neuen Königsburg gewohnt, sind nur elf eines natürlichen Todes im Schlosse gestorben. Alle anderen endeten auf dem Schlachtfelde, auf Reisen, auf der Flucht, im Kerker oder von Mörderhand. Erst seit Bernadotte, dem freigewählten König

Digitized by Google

Karl dem Vierzehnten Johann, glänzt statt der blutigen Fackel ein goldener Friedensstern über dem Lande und seinem schönen Königsschlosse.

Das prachtvolle Grand Hôtel, das mit einem Kostenaufwande von drei Millionen Reichsthaler errichtet wurde, schließt sich den schönsten Etablissements dieser Art würdig an. Es enthält ein eigenes Telegraphen- und Zollamt für die Reisenden. Die Gemächer sind theilweise fürstlich eingerichtet und ahmen treu die originellsten Style des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nach. Von dem Dache aus genießt man jetzt die schönste Aussicht über Stockholm, die selbst die berühmte Rundschau vom „Mosebhügel" aus weit übertrifft.

Ein prächtiges Denkmal schwedischen Kunst- und Vaterlandssinnes bietet das Nationalmuseum, im Renaissancestyl nach dem Muster mehrerer Paläste in Venedig erbaut und, wie diese, von der Fluth bespült. Die Hauptfaçade ist mit einer Vorhalle von einheimischem Marmor geziert, in den Nischen stehen die Brustbilder der berühmtesten Männer der schwedischen Neuzeit. Gleich beim Eingange bleibt der Besucher stehen, überwältigt von dem Eindrucke, den die Marmorstatuen der alten Götter Skandinaviens, von Fogelberg gemeißelt, auf ihn machen. Riesengroß stehen hier Odin, der Gott der Helden und der Dichtkunst, Thor, der Gott der wiedererwachenden Natur und des kräftigen, die Fesseln brechenden Volksgeistes; über ihnen schwebt vom Balcon herab, zu welchem Marmortreppen führen, der hohe Balder, der Gott des Frühlings und der Liebe, um den die Götter weinten und in dessen Tode sie die Götterdämmerung, ihren eigenen blutigen Untergang, ahnten.

Im Erdgeschosse wird eine wundervolle Sammlung von Ueberresten aus den drei Hauptperioden des schwedischen Alterthums, der Steinzeit, dem Bronze-Alter und der Eisenzeit, verwahrt; eben dort ist auch eine hübsche Ausstellung ägyptischer Alterthümer. In den ersten Stockwerken befinden sich das Sculpturmuseum und die Leibrüstkammer, im obersten Stockwerke, von oben beleuchtet, die Gemäldegallerie, welche früher im königlichen Schlosse prangte und die der königliche Besitzer hochherzig dem nationalen Museum schenkte.

Ich kann hier die Fülle der so mannigfachen Schätze, die täglich vermehrt werden und mehrmals in der Woche allem Volke zur unentgeltlichen Besichtigung offen liegen, auch nicht einmal andeuten.

Zum Schlusse will ich nur ein neben dem Nationalmuseum sich fast heimlich verstecktes Denkmal noch erwähnen, das ebenso kunstvoll wie originell ist. Seit 1867 steht hier an der unglücktigsten Stelle des Meisterwerk Colin's, die Gruppe der Gürtelspanner. Sie stellt die alterthümlich schwedische Art des Zweikampfes dar. Beide Kämpfer wurden mittelst eines um die Mitte des Leibes geschnürten Gürtels Brust gegen Brust, verbunden und zerfleischten sich gegenseitig mit ihren Messern. Diese Zweikämpfe entstanden meistens bei hochzeitlichen Gelagen, und die dazu eingeladenen Frauen nahmen gewöhnlich für ihre Männer das Leichengewand mit.

Wenn dieses Denkmal an Kämpfe erinnert, so grausig wie die düstersten Blätter der blutgetränkten Edda, wenn es wenig stimmt zu der friedenvollen Umgebung, deren plätschernde Wogen jetzt von süßeren Mären plaudern, so mag dagegen die Bemerkung einen versöhnlicheren Schluß bilden, daß seit lange das Duell in jeglicher Form in Schweden mit entehrenden Strafen verfolgt wird, daß sich die zweitausend Studenten in Upsala in würdigerer Weise verständigen, und daß schönere Bande, als der furchtbare Gürtel, die Männer Schwedens zum edeln Wettkeifer verknüpfen.

Ich, gedenkend der holden Tage, die ich in Stockholm verbracht, möchte schließen mit dem Verse, welcher der Edda entnommen ist:

Weißt du den Freund, dem du wohl vertraut,
Und erhofft du Heldes von ihm,
So tausche Gesinnung und Gaben mit ihm
Und suche manchmal sein Haus heim.

Die stille Allee in Prag.

Sie ist ein historischer Boden, diese stille Allee. Man könnte sie die Lieblingsspromenade entthronter Monarchen nennen. Es wimmelte in dieser Allee von abgedankten Kaisern und Kaiserinnen, von weggejagten Königen und verbannten Prinzen, von vertriebenen Großherzogen und Kurfürsten, soweit auf dem stillen, menschenleeren Hradschin überhaupt von einem Gewimmel die Rede sein kann.

Aber wenn man die Leute schildern will, muß man zuerst das Land zeichnen, — so will ich denn auch vor Allem sagen, was man unter der stillen Allee, im Volksmunde auch die Gimpelallee genannt, versteht. Sie ist eine Doppelreihe von Bäumen, die droben auf dem ganzen Hradschin vom Palais Toscana bis zur alten Königsburg sich hinzieht. Wenn man die Allee in der Richtung gegen die Burg hinabgeht, so hat man zur Rechten das düstere Kloster der Karmeliterinnen, die unter einer so strengen Zucht leben, daß sie sich der Länge nach auf die Erde werfen und das Gesicht auf den Boden drücken müssen, wenn ihnen zufällig im öden Klostergange ein Mann begegnet. An dieses unheimliche Kloster lehnt sich das castellartige Schloß der Schwarzenberge an — ein geradezu granitner Bau, dessen massive Mauern phantastisch bemalt sind. Dieser Feudalburg gegenüber erhebt sich der erzbischöfliche Palast, an welchen sich die Wohnhäuser der Domherren reihen, welche die stille Allee garnieren.

Da so gut wie keine Privatleute diesen Stadttheil bewohnen, so ist der große Platz, dessen Mitte die Allee einnimmt, immer leer. Diese Verödung empfahl ihn aber gerade von jeher hervorragenden Persönlichkeiten, die in der Nähe residirten, und bestimmte sie, ihn zu ihrem Lieblingsspaziergange zu erheben.

Keine vierzig Jahre sind es her, daß täglich ein alter Mann die stille Allee stundenlang auf und niederwandelte, umplänkelt von einem rosigen Mädchen von zwanzig Jahren und einem leidend aufsehenden etwa vierzehnjährigen Knaben, der ein wenig hinkte. Zuweilen auch geleitete eine Frau in mittleren Jahren den verwittert aussehenden Greis, der immer düster-feierlich dreinschaute. War es denn aber auch ein Wunder, daß er so traurig und verbittert einherschritt? Hatte er doch auf dem schönsten Throne der Christenheit gesessen, hatte er doch ein Land beherrscht, in welchem, einem alten Sprüchworte zufolge, unser Herrgott mit Vorliebe lebt. Oder sagt man nicht von Jemandem, dem es ausgezeichnet geht: er lebt wie unser Herrgott in Frankreich? Und der alte Herr war einmal König von Frankreich gewesen, hatte aber zu viel gebetet, um als solcher sterben zu können. Das Beten setzte er auch im Prager Exil noch fort, denn so oft der Erzbischof in vollem Pomp ein Hochamt celebrirte, saß im Oratorium in einer vergitterten Loge, ein Gebetbuch vor sich, Karl der Zehnte, Exkönig von Frankreich. Und neben ihm saß seine verwittwete Schwiegertochter, die Herzogin von Berry. Die Kinder aber, die ihn auf seinen Spaziergängen begleiteten, waren Mademoiselle von Frankreich, seine Enkelin, und Heinrich von Bourbon, sein Enkel, den man heute den Grafen von Chambord nennt.

Im Jahre 1836 kam Kaiser Ferdinand von Wien nach Prag, um sich daselbst die böhmische Königskrone aufsetzen zu lassen. Es war dies die letzte Königskrönung daselbst, und der neugekrönte König von Böhmen ließ es sich in den glänzenden Septembertagen des Jahres 1836 nicht im Traume beikommen, daß er Karl den Zehnten dereinst in der stillen Allee ablösen würde. Und doch kam es so.

Während bei den Krönungsfesten die Fontainen Wein sprühten und Tausende von Silberzwanzigern unter die jubelnden Massen geworfen wurden, schlich sich ein unheimlicher Gesselle bei dem Volke zu Gaste ein, unter welches man Theile im Ganzen gebratener Ochsen und Tausende gebratener Gänse unter freiem Himmel vertheilte, während auf zahllosen Tischen, welche die Hauptgäste der Stadt bedeckten, das Bier auf des Königs Kosten aus den Fässern in die Humpen floß, drei Tage und drei Nächte lang. Dieser unheimliche Gast war die Cholera.

Karl der Zehnte floh vor ihm. An einem trüben Novembertage verließ er die Prager Burg, in welcher er drei Jahre lang

Digitized by Google

gelebt und als er auf die Brücke kam, ließ er nicht weit von der Stelle halten, wo der Sage nach Johann von Nepomuk in die Moldau geworfen worden war, sah sich noch einmal nach dem Hradschin um und sagte mit Thränen in den Augen: „Ich werde dieses schöne Schloß nicht wieder sehen.“ In Budweis erkrankte sein Enkel gefährlich, so daß der ganze Hof vierzehn Tage in einem Wirthshause sich einquartieren mußte. Kaum in Görz angekommen, wurde der König selbst bettlägerig und starb an derselben Krankheit, vor welcher er geflohen.

Zwölf Jahre spazierten nun Domherren und Stiftsdamen ohne fürstliche Gesellschaft in der stillen Allee umher, bis das Schicksal wieder einen Fürsten ohne Land nach Prag führte. Diesmal war es kein verjagter Monarch, der die Hradschiner Burg bezog, sondern ein Kaiser, der abgedankt hatte. Oder sollen wir sagen: den seine Umgebung gezwungen hatte, abzudanken? Wenigstens ist es Thatsache, daß Kaiser Ferdinand in der ersten Zeit seines Prager Aufenthaltes mit den Fingern auf die Fensterscheiben zu trommeln und dabei vor sich hinzumurmeln pflegte: „Ich hätte es doch nicht thun sollen.“

Die stille Allee hatte wieder ein erlauchtes Publicum. Die Kaiserin besonders wandte sich ihr mit Vorliebe zu. Der menschenfreundliche Kaiser zog es vor, Spaziergängen nach der transmoldauischen Stadt zu unternehmen, irgendwo auszusteigen und in das lebendigste Gewühl des Straßenlebens unterzutauchen. Die menschenscheue Kaiserin aber fühlte sich nur im düstern Kaisergarten, der einen Bestandtheil der Burg bildet, und in jener melancholischen Allee wohl, in welcher jetzt auch oft breite Jesuitenhüte sichtbar wurden, welche die Häupter italienischer Beichtväter beschatteten. Die Gemahlin Kaiser Ferdinand's ist eine Italienerin aus dem Hause Savoyen, und daß sie sich als Italienerin fühlt, bewies sie im Jahre 1848, als Radetzky einen Generalstabsofficier mit einer Siegesnachricht an das kaiserliche Hoflager nach Innsbruck sandte. Der Officier berichtete ihr in Specialaudienz, daß der Sieg den Oesterreichern theuer zu stehen gekommen sei. Die Kaiserin richtete sich, als sie von der Bravour hörte, welche die Bataillone ihres Vetters Carlo Alberto entwickelt hatten, stolz auf und sagte mit vor Bewegung zitternder Stimme: „Also haben sich meine Landsleute brav geschlagen?“

Der Italienerin gefiel es so wenig in der Prager Burg, daß sie dieselbe immer mit Wonne verließ, um sich, sobald der Frühling in's Land kam, nach ihrem Landsitze im Venetianischen zu begeben. Und wenn sie im Spätherbst von ihrer Villeggiatur zurückkehrte, so geschah dies zögernd, als ob sie einer Gefangenschaft entgegen ginge. Fünf, sechs Mal stieg sie, wenn sie die Burg schon in Sicht hatte, aus dem Wagen und setzte sich viertelstundenlang mitten in der Nacht auf die erste beste Bank, welche ihr längs der Chaussee ein Ruhepätzchen bot. Dieses Zögern gab zu manchen spaßigen Zwischenfällen Veranlassung.

Der Polizeicommissär von Bubentsch, der letzten Bahnstation vor Prag, die der Burg viel näher liegt, als die Endstation, weshalb die Kaiserin den Waggon daselbst zu verlassen pflegte, meldete in seinem Berichte, daß die Kaiserin um zwei Uhr Nachts in Bubentsch angelangt sei. Der Commissär vom Hradschiner Bezirk berichtete, daß die Kaiserin nach vier Uhr in der Burg ausgestiegen sei. Die Fahrt vom Bahnhofe zur Burg nimmt aber nur eine Viertelstunde in Anspruch. — Der Polizeidirector wußte sich also lange nicht zu erklären, wie sich die einander scheinbar widersprechenden Rapporte zu einander verhielten, bis sich die Sache endlich aufklärte.

Heute fährt der Kaiser nicht mehr aus, denn er ist alt und gebrechlich geworden, und muß sich auf den Rollstuhl beschränken, in welchem er, um doch die Wohlthat einer Ortsveränderung zu genießen, stundenlang durch die lange Reihe seiner Gemächer hin und her geschoben wird. Dabei setzt er, der, als er noch in vollem Besitze seiner Geisteskräfte war, nie Jemandem etwas zu Leide gethan hatte, seiner Umgebung recht empfindlich zu.

Als er die letzte Ausfahrt in Begleitung eines seiner Leibärzte machte, hatte er jeden Augenblick mit der Hand aus. Der Arzt bemächtigte sich aber immer im rechten Augenblicke der letzteren, um ihm scheinbar den Puls zu fühlen. So kam man auf die Brücke zur Johannesstatue. Wieder erhebt der Kaiser die Hand; wieder greift der Arzt nach dem Pulse. „Was haben's denn mit dem ewigen Pulsgreifen? — So lassen's mich doch den heiligen Johannes grüßen!“ sagt der Kaiser unwirsch. Der Arzt giebt die Hand frei — patsch! hatte er eine Ohrfeige.

Trotz seiner Bebrechlichkeit hat der zweiundachtzigjährige Mann noch eine große Lust am Leben. In seinen jungen Tagen hatte ihm eine Zigeunerin geweissagt, daß er achtzig Jahre alt werden würde. Nun ist er glücklich darüber, daß er es schon weit über die ihm in Aussicht gestellten achtzig gebracht habe, und es entspinnt sich fast täglich folgendes stereotype Gespräch zwischen ihm und seiner Umgebung:

„Wie alt kann ich also werden?“ fragt der Kaiser.

„Majestät können neunzig, können hundert Jahre alt werden.“

„Hundert Jahre? Und was dann?“

„Es können auch hundertzwanzig werden.“

„Hundertzwanzig, gut, und was dann?“

„Nun, dann werden Majestät sterben.“

„Sterben? Und was dann?“

„Dann werden Sie auf das Glänzendste bestattet werden — man wird machen: bum, bum!“

„Bum, bum!“ wiederholt der Kaiser, nachdenklich vor sich hinsehend.

Während sich der Rector aller europäischen und auch wohl aller außereuropäischen Monarchen auf diese naive Art mit seinen Cavalieren unterhält — vom Pianospiel, das er einst mit Leidenschaft betrieben, ist jetzt eben so wenig mehr die Rede, wie vom Billardspiel, dem er, als er noch frisch war, sehr zugethan gewesen — sucht seine um zehn Jahre jüngere Gemahlin immer noch mit Vorliebe die stille Allee auf. Die Gedanken, welche sie beschäftigen, sind nur auf einen Punkt gerichtet — sie hat den brennenden Wunsch, ihre verstorbene Schwester, welche an den König von Neapel verheirathet gewesen, selig gesprochen zu sehen. Der Seligsprechungsproceß wickelt sich ihr viel zu langsam ab, obgleich von Seite ihrer geistlichen Umgebung Alles gethan wird, ihn zu fördern. Aber Rom läßt sich Zeit; es darf sich mit der Prüfung der Wunder, welche die Seligzusprechende verübt haben muß, nicht übereilen. Und dann ist man auch dem Hause Savoyen nicht besonders gram im Vatican, und auch das Haus, in welches die savoyische Prinzessin, der an der Seligsprechung ihrer Schwester gelegen ist, hineingeheirathet hat, ist in Rom nicht mehr so gut angeschrieben, wie ehedem. Der Unselbsame mag vielleicht denken: die Savoyerin kann warten.

Und noch andere fürstliche Persönlichkeiten bevölkerten in den letzten Jahren die stille Allee in Prag. Der vertriebene Großherzog von Toscana wurde, als er noch sein Hradschiner Palais bewohnte, ab und zu in derselben gesehen, und auch der Exkurfürst von Hessen ließ sich nicht selten von seinen Flabellen auf den Hradschin hinaufziehen, um da oben zwischen den alten Räumen die Fürstenpromenade entlang zu wandeln, wie man diese Allee mit Zug nennen kann. Er wohnte auf der Kleinseite, dem Palais des Friedländers gerade gegenüber, und hatte daher nicht weit nach dem Hradschin. Sie war interessant genug, die Nachbarschaft des kurfürstlichen Hauses, das in früheren Jahren dem Fürsten Windischgrätz gehört hatte. Gegenüber das alte Wallenstein-Haus, in welchem noch der Schimmel, den der Friedländer geritten, ausgestopft zu sehen ist. Zur Linken das Palais Auersperg, gegenwärtig dem Fürsten Carlos Auersperg, dem ersten Cavalier des Reichs, wie ihn Schmerling zu nennen pflegte, gehörig. Carlos Auersperg war einmal österreichischer Ministerpräsident und ist gegenwärtig Landmarschall von Böhmen, während sein Bruder Adolph Präsident des siebenthanischen Ministeriums ist. Die beiden Fürsten sind ganz verschiedene Charaktere und stehen einander auch gar nicht ähnlich. Carlos sieht wie ein echter Cavalier, Adolph aber wie ein behäbiger Hotelwirth aus. Carlos ist schon mit fünfunddreißig Jahren ergraut und zwar über Nacht. Im Jahre 1848 erhoben sich die böhmischen Bauern auf seiner Stammherrschaft gegen ihn, und er mußte sich in einem Heuwagen verstecken. Er brachte eine schreckliche Nacht in dem Wagen unter dem Heue zu, und die Bauern stachen wiederholt mit ihren Mistgabeln, die sie in das Heu einbohrten, nach ihm. Als der Morgen Rettung brachte, war das braune Haar des Fürsten schneeweiß geworden.

Zur Linken des kurfürstlichen Palais erhebt sich der Fürstenberg'sche Palast, von einem terrassenförmig bis zur Hradschiner

Digitized by Google

Burg aufsteigenden Garten eingenommen. Die Fürstin Fürstenberg ist eine ihrer Schönheit wie ihrer Launen wegen bekannte Dame. Diese Launen haben ihrem seligen Gemahle viel Geld gekostet. Einen Pariser Hut, der tausend Franken gekostet, dem Schooßhündchen zum Apportiren hinzuwerfen, war ihr eine Kleinigkeit. Minder kostspielig war ein anderer burlesker Scherz, den sie in Scene setzte. Sie wettete eines Tages mit ihrem Gemahle, daß sie die Gassenstrecke vor ihrem Palais viel besser reinfegen würde als irgend Jemand Anderes, und ehe der Fürst es zu hindern vermochte, war sie unten, hatte sich eines Besens bemächtigt und fegte energisch daraus los. Der Fürst besaß in Lana bei Prag einen ausgedehnten, prächtigen Thiergarten, den er bis in seine verborgensten Partien mit Fasanen durchsprenkeln ließ, damit seine Gemahlin das Wild vom Wagen aus wegschießen könne. Heute ist die an königliche Pracht und Verschwendung gewöhnte Frau auf eine sehr mäßige Rente angewiesen. Man sah sie im verwichenen Jahre häufig in Baden-Baden in Gesellschaft der Lady Dudley, der gefeierten englischen Schönheit, deren Gemahl ein so sonderbarer Kauz sein soll. Es geht die Sage von dem gebrechlichen Manne, der vierzig Jahre älter als seine Frau und ebenso häßlich wie diese schön ist, daß er in den Wahne lebe, er würde eines Tages von einem Eichkätzchen entbunden werden. Um dasselbe nun nicht zu verlieren, trägt er den unteren Theil des Körpers in Sackleinwand eingenäht. Es ist das derselbe Lord Dudley, dessen auf zwei Millionen Pfund geschätzter Familienschmuck ein so großes Aufsehen auf der Wiener Weltausstellung erregte. Die Fürstin Fürstenberg ist eine Nichte jenes Generals Khevenhüller, welcher dem Fürsten Windischgrätz bei der Beschießung Prags im Jahre 1848 secundirte. Sein famoses, den Fürsten zur Fortsetzung des Bombardements animirendes Wort: „Noch eine Pille, Durchlaucht!“ ist ein geflügeltes Wort geworden.

Da, wo das Palais Fürstenberg aufhört, fängt eine wahre Mördergrube an. Fast jedes Haus ist dort der Schauplatz einer unheimlichen Mordaffaire gewesen. Hier wurde eine Geldverleiherin von einer Schuldnerin in der grausamsten Weise massacrirt. Daneben klebt ein Häuschen am Felsengemäuer jenes Hohlwegs, den Wallenstein hier durchbrechen ließ, um seine Armee aus der Stadt hinauszuführen. In diesem Häuschen wohnte eine aus drei Personen bestehende Familie, welche ein gewisser Massou insgesammt in einer Nacht umbrachte. Dieser Massou war eine räthselhafte Persönlichkeit. Er hatte unter dem ersten Napoleon in Spanien gedient und besaß einen Abschied vom französischen Divisionscommando in Saragossa, in welchem der eigentliche Name des Verabschiedeten ausradirt und durch den gedichtet hingemalten Namen Massou ersetzt war. Wahrscheinlich war er von der französischen Armee desertirt und hatte einen Cameraden umgebracht, um sich seiner Legitimationspapiere zu bemächtigen.

Aber kehren wir von dieser Excursion, die wir in die Nachbarschaft der stillen Allee unternahmen, wieder in diese letztere zurück, um noch einer Persönlichkeit zu gedenken, die sich vor Jahren in derselben zu ergehen pflegte. Dieselbe gehörte weder zu den vertriebenen, noch zu den abgedankten Fürstlichkeiten, sondern zu dem gleichfalls weitverbreiteten Geschlechte der Prätendenten. Seit Jahr und Tag spielt sie drüben im Lande der Kastanien eine pronouncirte Rolle, und es ist in ihrem Namen sowie in jenem des Princips, das sie vertritt, in den letzten drei Jahren mehr Blut vergossen worden, als sie zu verantworten im Stande ist. Der Mann, der als hochaufgeschossener Knabe mit seinem Hofmeister im Anfang der sechsziger Jahre die stille Allee täglich auf und nieder zu wandeln pflegte, ist Don Carlos, der Prätendent von Spanien. Der Enkel jenes Don Carlos, der zehn Jahre lang mit seiner Nichte Isabella um den spanischen Thron kämpfte, bis ihn Espartero zwang, nach einer entscheidenden Niederlage Spanien zu verlassen und in Oesterreich eine Zuflucht zu suchen, wo er unter dem Namen eines Grafen Montemolin lebte und starb, bewohnte Jahre lang mit seinem jüngeren Bruder Alphons das Schloß auf dem Prager Hradschin, und man sah die beiden braunen, schwarzhaarigen und schwarzäugigen Jungen mit ihrem Hofmeister, einem Jesuiten, in einer altertümlichen Hofequipage, die ganz zu den Grundsätzen paßte, welche ihnen der Jesuit einimpfte, durch die Stadt fahren. Als es in Oesterreich zu tagen begann, gefiel es den Jesuitenschülern nicht mehr recht in Prag — dafür kam bald darauf ein anderer spanischer Alphons als Flüchtling nach Oesterreich, um im Wiener Theresianum, der österreichischen Beamtenabrichtungsanstalt, gedrillt zu werden. I.

Georg Herwegh.

Literarisches Stimmungsbild.

Vierunddreißig Jahre sind jetzt verstrichen, seit im Verlage des literarischen Comptoirs in Zürich und Winterthur (Julius Fröbel) der erste Band der „Gedichte eines Lebendigen“ erschienen. Vom Jahre 1841 bis 1845 folgten die neuen Auflagen rasch und zahlreich aufeinander. Wenigstens die des ersten Bandes. Und heute? — Die „Gedichte eines Lebendigen“ sind aus dem deutschen Buchhandel so gut wie verschwunden. Es giebt zwar Anthologien, in welchen „Ich möchte hingeh'n, wie das Abendroth“ und zwei oder drei nicht tendenziöse Sonnette unseres Sängers Aufnahme fanden, aber die Zahl derjenigen, welche den Namen Herwegh wirklich aus seinen Gedichten kennen, ist bei der neueren Generation eine verschwindend kleine geworden. Man weiß aus den politischen Tagesblättern, daß es einen Dichter Namens Herwegh giebt oder, richtiger gesagt, gab, denn nun ist er ja todt. Dieser Dichter veröffentlichte von Zeit zu Zeit und bei seltenen Gelegenheiten einige Verse, von denen man nicht ohne Recht sagen darf, sie seien das gereimte Phrasenprogramm einer Partei, welche nicht leben und nicht sterben konnte, weil sie genau nur das wußte, was sie nicht wollte, und das war Alles, was die Weltgeschichte producirte und in den Zeiträumen der Gegenwart mit Nothwendigkeit produciren mußte. Wir sind zu weit vorgeschritten, als daß uns Spott und Satire noch erbittern dürfte, und wir fühlen, daß wir noch nicht so weit vorgeschritten sind, um „ohne Sorgen für den lieben andern Morgen“ die Ideale nur im süßen Nichtsthun der absoluten Verneinungen zu suchen.

Die Herwegh'sche Gelegenheitsmuse fand die kühlste Aufnahme. Selbst Fritz Gerstäcker, der einmal so gelaut war, eine Lanze mit ihr zu brechen, konnte sie nicht davor retten, daß sie „sitzen blieb“, wie schlechte Tänzerinnen auf dem Balle.

Und doch war Georg Herwegh ein „Dichter von Gottes Gnaden“, ein poetischer Genius in des Wortes größter Bedeutung. Und doch gab es eine Zeit, wo er ganz Deutschland, wie ein Tyrtäus, elektrisirte und enthusmate, und wahrlich nicht allein durch die Freiheits phrasen, die er gründend hinauswarf, sondern auch durch den Reichthum der Gedanken und der ungezwungenen poetischen Bilder, sowie durch seine Formvollendung.

Ich habe den Dichter persönlich gekannt. Ich buzte mich mit ihm; seine Gedichte haben auf meine ganze Lebenslaufbahn einen entscheidenden Einfluß gehabt. Die Ereignisse trennten uns bald. Was ich über den Menschen Herwegh von Zeit zu Zeit vernahm, konnte keine Anziehungskraft ausüben, konnte mich aber auch nicht bestimmen, über den Menschen zu urtheilen, obgleich mir geistig und gemüthlich nahestehende Personen Partei waren. Ich sah nur die alte Erscheinung wieder einmal bethätigt, daß mit seltenen, seltenen Ausnahmen das Exil — und auch das Selbstexil — den Genius des Menschen demoralisirt, wenn mit dem Exil nicht die Resignation verbunden ist, vom alten Schauplatz abzutreten. Der Exilirte, welcher das nicht kann, bleibt auf dem Standpunkte stehen, den er einnahm, als er in's Exil wanderte. Man sagt, die gefesselte Nachtigall träume im Käfig stets vom Frühling, und deshalb fänge sie das ganze Jahr. Man glaubt aber nicht mit ihr an ihren Traum und an ihren Gesang.

So ist das Exil. Es ist ein Käfig, in welchem wir gefesselt sitzen und träumen. Wir träumen das Leben weiter, welches unsere Phantasie im Wachen geträumt hat, ehe uns das

Digitized by Google

Exil jenes Leben nahm. Und was wir mit geschlossenen Augen im Traume sprechen, es klingt unverständlich und selten — schön. Wir bleiben im Traume Partei, ob auch die Parteigenossen geistig längst zu ihren Vätern versammelt sind, das heißt: die Irrthümer und Illusionen ihres Lebens längst eingesehen haben, und wenn Herwegh den Dichter „Prophet" nennt, so hat am Ende Freiligrath auch nicht Unrecht, wenn er singt:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf der Zinne der Partei."

Was half die Herwegh'sche Antwort:

„Und meinen Lorbeer flechte die Partei!"

Die Partei ist todt, und der Lorbeer ihres Dichters ist mit ihr begraben worden.

Es war im Jahre 1841, als ich den Namen Herwegh zum ersten Male gedruckt las, und es war in der Residenz des damaligen Kaisers von Oesterreich, des Fürsten Clemens von Metternich, also in Wien. So stark der Druck der Censur auf jeder geistigen Bewegung lastete, so tolerant — für die damaligen Verhältnisse — war das System gegen die gebildete Classe der Gesellschaft. Die Erlaubniß, in einem Cirkel von Lesern auswärtige Zeitschriften zc. cursiren zu lassen, vorausgesetzt, daß sie den Kreis nicht überschritten, wurde selten verweigert und so las ich zuerst in Wien Börne's „Mengel, der Franzosenfresser", Gutzkow's „Wally", Heine's „Salon" und eine Menge anderer Schoten, welche heutzutage ziemlich harmlos erscheinen, in jenen Tagen aber in den officiellen Regionen für Pulver und Schießgewehr galten, mit welchen Kinder und Staatsbürger nicht spielen sollen. Sogar Lewald's „Europa" genoß die Ehre, in Oesterreich noch zu den Artikeln zu zählen, die, wenn sie auch nicht von selbst explodirten, doch vor der Berührung mit Feuer und Licht behütet werden mußten.

Lewald's „Europa" war es, welche uns in Wien im Jahre 1841 den Namen Herwegh zuerst nannte, ohne von ihm weit mehr zu sagen, als daß er ein talentvoller, in Zürich lebender junger Dichter sei, dessen „Gedichte eines Lebendigen" großes Aufsehen erregten. Die genannte Zeitschrift brachte gleichzeitig durch den Abdruck des Nachrufs an den jung gestorbenen Dichter Georg Büchner eine Probe der Herwegh'schen Muse, von welcher Probe ich nur die ersten sechszehn Verse hier anführen will.

„So hat ein Purpur wieder fallen müssen!
Hast eine Krone wiederum geraubt!
Du schmückst die Schlangen zwischen deinen Füßen
Und tröstlich den jungen Adlern auf das Haupt!
Du fängst die Sterne von den Himmel stolzen
Und Flittergold an deinem Mantel blühen!
Speich, Schicksal, sprich, was hast du diesen Tempel
So früh in Schutt und Asche hingelegt?
So rein und frisch war dieser Münze Stempel —
Was hast du heute schon sie umgeprägt?
O, theurer als im goldenen Pokale
Einst jene Perle der Kleopatra,
Lag eine Perle in dem Haupte da:
Der Mörder Tod schlich nächtlich sich in's Haus,
Der rohe Knecht zerbrach die zarte Schale
Und goß den hellen Geist als Opfer aus."

Es geht uns Lesern bei der Lectüre von Gedichten nicht selten, wie bei der Musik. Die gedruckten Worte sind nur eine Partitur, und die Noten gehen nur dem Musiker, welcher Partituren zu lesen versteht, durch das Auge auch in's Ohr. Die Melodie und die Harmonie der gebundenen Rede kommen dem Laien erst zum wahren Verständniß durch die Instrumentation, und diese ist in der Poesie das Hörbare Wort, die Rhetorik. Möge der Leser also die oben citirten Verse laut lesen und die Frage gestatten, ob er in der ganzen deutschen poetischen Literatur ein Beispiel finden kann, welches in sechszehn Zeilen (ich gebrauche absichtlich das Wort „Zeilen") einen solchen Reichthum an poetischen Bildern enthält. Dieser Reichthum ergießt sich über das ganze Gedicht. Wir brauchen uns nicht erst darüber zu verständigen, was den Werth einer Dichtung ausmacht. Es ist die Reinheit der Form, verbunden mit dem Reichthum der poetischen Gedanken und Bilder, und vor Allem die Zwanglosigkeit, die weiche, melodiöse Ungezwungenheit, mit welcher der Dichter die Bilder vor uns entrollt. Diese Aufgabe löste Herwegh in seinem Nachruf in einer so vollendeten Weise, daß er in der Form sogar den mitunter fast bis zur Pedanterie gewissenhaften Platen überflügelte und in der Phantasie eine fast dämonische Verschwendung zeigte. Der tiefe Eindruck, den das Gedicht auf uns Alle machte, ist um so maßgebender, als der name Büchner in der Literatur in weiteren Kreisen kaum einen Klang hatte, folglich der Dichtung Herwegh's nicht einmal eine „Reclame" machen konnte. In solcher Weise durch Lewald's „Europa" introducirt, hatte also in unsern damaligen Kreisen in der österreichischen Hauptstadt die politische Tendenz der Herwegh'schen Muse, die ihm in Deutschland so rasch und mächtig Bahn brach, keinen Einfluß auf unser Urtheil, höchstens etwa die pantheistische Weltanschauung, welche sich wie ein rother Faden durch den ganzen Nachruf zieht und in den Worten ihren Glanz- und Höhepunkt findet:

„Dort in den Nachen wirft mit kalter Hand
Sein letztes Gold das herbstlich gelbe Land,
Und meine Seele schaut in süßer Ruh'
Der Perlen Tränseln von den Rudern zu,
Wie sie von Ringen hin zu Ringen tönen,
Ein fliegendes Symbol der Ewigkeit,
Und endlich sich, von jeder Form befreit,
Gestaltlos mit dem Element versöhnen."

Versetze sich der Leser im Geist mit uns in die damalige Zeit zurück. Er braucht nicht in der Hauptstadt der Phäaken, welche im Anfange der vierziger Jahre Wien war, gelebt zu haben. Der Schnepper des Heine'schen Witzes, das Tuthorn des „politischen Nachtwächters" (Dingelstedt) war so ziemlich Alles, was die Poesie auf dem Gebiete der politischen Tendenzlyrik geleistet hatte. Deutschland philosophirte in dem stehend gewordenen Sumpfe des Ultraconservatismus. Die Philosophen, welche auf Erden Nichts ausbrichten konnten, bauten mit dem Himmel an. David Strauß im „Leben Jesu" wurde überflügelt von den „deutschen Jahrbüchern" von Ruge und Echtermeyer. Ludwig Feuerbach, Bruno Bauer und Andere repräsentirten sich als diejenigen, welche Hegel besser „verstanden" haben wollten, als dieser sich selbst verstanden haben konnte. Die „Jung-Hegelianer", — so nannte man sie — suchten „dem Himmel den Blitz zu entreißen". Nach dieser abstracten Prämisse sollte ja die Consequenz:

„den Tyrannen das Scepter"

der Menschheit wie die gebratene Taube von selbst in den Mund fliegen, und wir waren Alle sehr böse, als der frivole Heine diesen unglaublichen Glauben als ein „jung-hegelsches Strohdreschen" bespöttelte.

Daß in einer solchen Zeit, wo auf der einen Seite der deutsche Genius die Erde per Schnellpost floh, um den lieben Engelein, welche auf falten, feuchten Wolken sitzen und „Halleluja" singen, das Leben sauer zu machen, und wo auf der andern Seite neben dem bureaukratischen Zopfthume ein in Flanell eingewickelter Liberalismus glänzte, welcher heimlich nach dem Champagner der Revolution lechzte und öffentlich das Messer der „Gesetzlichkeit" im Munde führte — ich sage, daß in einer solchen Zeit die Phrase der politischen Lyrik, keck auftretend, Sensation erregen mußte, war natürlich. Da sie aber in Herwegh in vollendeter Schönheitsform auftrat, so wurde die Phrase zur Sirene und selbst der hochbegabte Friedrich Wilhelm der Vierte war nicht in dem Grade ein Ulysses, um sich die Anerkennung des gefährlichen Sirenengesanges versagen zu können.

„Ich wünsche Ihnen von Herzen einen Tag von Damaskus, und Sie werden Großes leisten," sagte der König von Preußen persönlich zum Dichter Herwegh, einem Dichter, welcher von sich selber gesungen hatte:

„Ich bin kein froher, freud'ger Bube,
Deß' Wappen Rose und Pokal:
Ich fit' als Geist auf Banquo's Stuhle
Bei jedem frechen Königsmahl."

Wie es Erscheinungen in der Natur giebt, die wir fürchten und hassen, die wir aber anzustaunen und zu bewundern gezwungen sind, wie den Ausbruch eines Vulcans, den Orkan des Oceans, den Donner der Schlachten zc., so kann auch die Sprache der Dichtkunst durch die Schönheit der Form und die wenn auch negative Macht der Gedanken magnetisch auf den Geist der Menschen wirken. — Ulysses! Ulysses! die Sirenen singen! Stopfe die selber Wachs in die Ohren; denn leistet du ein Gelöbniß dem Gesange, so öffnen wir beide Ohren!

Das königliche Wort, obgleich es nach „Damaskus" deutete, vollendete die Triumphe, welche Herwegh im Anfange der vierziger Jahre in ganz Deutschland feierte. Ein Band Gedichte eines

Digitized by Google

bis dahin völlig unbekannten Poeten war ein Ereigniß geworden. Die Ehrenbezeigungen, welche Herwegh auf seiner Reise durch Deutschland erhielt, schienen sich sogar officiös zu färben. Bekanntlich nahm er ein gleichzeitiges Wort des Königs: „Wir wollen offene Feinde sein," etwas allzu wörtlich und machte von dieser „offenen Feindschaft" in der Leipziger „Allgemeinen Zeitung" einen so unhöflichen Gebrauch, daß die preußische Regierung ihn noch weiter zu gehen zwang, das heißt ihm Landes verwies.

Der schwache Mensch bleibt Mensch. Es war, genau genommen, kein Wunder, wenn einem jungen Poeten noch so vielen positiven und negativen Huldigungen der Kamm schwoll und er sich dem Wahne überließ, genug für sich getan und die Unsterblichkeit gearbeitet zu haben. Herwegh ließ im Schaffen nach; er gab noch einen zweiten Band der „Gedichte eines Lebendigen" heraus, aber — — —

Doch ja! das Urtheil der Welt ist oft ein ungerechtes. Die königliche Ungnade, die Ausweisung aus Preußen hatten dem loyalen Unterthanenverstande das Recht gegeben, nach dem neuen poetischen Gestirne mit Steinen und Koth zu werfen; dem Liberalismus der Philister flößte sie Furcht ein. Obgleich dieser zweite Band der „Gedichte eines Lebendigen" Erzeugnisse enthielt, wie sie in wunderbarer Schönheit kaum der erste aufzuweisen hatte, so zerrte man jetzt bereits auch den Dichter von seinem Piedestal herunter. Gewiß, ich will die vielen wohlfeilen und verbissenen „Kalauer" satirischer Kenien nicht vertheidigen, noch den thörichten Wahn des Poeten, der sich zum praktischen Politiker erhoben glaubte, aber es empörte nicht allein mich, sondern auch viele, viele Andere, welche zur Person und zu dem Standpunkte Herwegh's eine ablehnende Stellung einzunehmen gezwungen waren, daß man den dichterischen Genius zum Prügeljungen für die Sünden und Irrthümer des Menschen und Politikers machte. Der Ausruf:

„Raum, Ihr Herr'n, dem Flügelschlag
Einer freien Seele!"

ist gleichwohl durch den zweiten Theil der Gedichte, trotz aller Neidhammel, eine klassische Sentenz geworden.

Liest man heute die „Gedichte eines Lebendigen", so wird uns ihre tendenziöse politische Seite kalt lassen, aber doppelt so schön, wo uns die Programme todter Parteien nicht mehr am Gängelbande führen, wird der poetische Werth der Herwegh'schen Dichtungen hervortreten. Ihr Eindruck ist heute ein mehr künstlerischer. Die Phrasen sind wie die Posaunen des Orchesters in einer Ouverture. Sie nehmen Theil am Ganzen, doch wir geben ihnen heute nicht mehr das Vorrecht, daß wir sie als leitende Instrumente betrachten. Sie schildern uns in den Augenblicken, wo sie einsetzen, nur noch eine Zeitepoche, und wir gestehen uns selbst ein, daß ihr Geblase keine Mauern von Jericho umwerfen kann.

Die Posaunenstöße in den „Gedichten eines Lebendigen" aber machten Schaaren von Finken und Zeisigen in dem deutschen Dichterwalde lebendig. Was zwitschern und piepsen konnte, zwitscherte und piepste „Tendenz". Wenn Deutschland hätte mit Versen bestreit werden können, es wäre eine Musterrepublik, deren Glanz bis in die vorsündfluthlichsten Zeiten hätte zurückstrahlen müssen. Und wenn die Verse der Nachtreter Herwegh's Dolche gewesen wären, es lebt heute kein „Tyrann" mehr auf Erden. Man muß den guten Willen für die That nehmen. Als nun später, im Gegensatz zu Herwegh, auch fromme und loyale Poesen das Schwert an die Leier schnallten, würgte man sich gegenseitig auf dem deutschen Parnaß und der poetische Bürgerkrieg verzehrte sich selbst, wie alle Bürgerkriege es thun.

Ich lernte Georg Herwegh im September 1841 in Zürich kennen. Damals war er in seiner äußeren Erscheinung noch der „arme Poet", in seiner Toilette noch ein wenig Bär. Es fehlte ihm das „Loch im Aermel" nicht. Er war ziemlich still in großer Gesellschaft, aber blitzend in der Conversation unter vier Augen und dabei von einer gewinnenden Gutmüthigkeit. In der Tasche trug er damals Spinoza's Ethik mit sich. Es überraschte mich nicht wenig, als wir einst an einem schönen Herbstmorgen eine lange Spazierfahrt auf dem Züricherſee machten und Herwegh die Ruder führte, daß er mich hat, im Leſen laut fortzufahren, wo er am Abend vorher stehen geblieben war. Es war der zweiunddreißigſte Satz des ersten Abſchnitts: „Der Wille kann nicht freie Urſache, ſondern nur nothwendige genannt werden". Ich geſtehe es, die in ihrer Form trockene Darlegung des großen Pantheisten in der uns umgebenden größeren pantheistischen Natur interessirte mich sehr wenig. Die „Perlen träufelten" von den „Andern", und ihr „Tönen von Ringen zu Ringen", ihr endliches gestaltloses Verſchwinden mit dem „Element" machte mir den ganzen Pantheismus klarer, als die mathematiſche Kette von Beweiſen Spinoza's es konnte. Beim Glase Bier unweit Neumünſter, wo wir an's Land gingen, wanderte die ſpekulative Philoſophie wieder in die Rockaſche, und der Dichter und Weltſchmerzler trat wieder in den Vordergrund in ſeiner ganzen idealiſtiſchen Natur.

Bald darauf machte Herwegh eine Reiſe nach Paris, beſuchte Börne's Grab und ſchloß intime Freundſchaft mit Heinrich Heine, hingerissen von deſſen „unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit", wie er mir ſelbſt erzählte. Er kehrte von Paris mit einer feinen Außenſeite zurück; ſein Geiſt war voll der widerſprechendſten Richtungen, welche in der Seineſtadt damals Mode waren. Der Socialismus ſpielte darin feine Nebenrolle. Das melodramatiſch ergreifende Gedicht „Die kranke Lieſe" im zweiten Theile der „Gedichte eines Lebendigen" iſt ein auf dem Pariſer Pflaſter gereifter Vorwurf. Die naive Schwabennatur erlag der chaotiſchen Weltſtädterei und ein wunderbares Gemiſch von Haß und Liebe für Paris, eine etwas petroloſs angehauchte Weltſtimmung zeigte ſich ſchon damals. Die bittern, obſchon ſelbſtverſchuldeten Erfahrungen in Deutſchland, ſeine in Zürich bald darauf folgende Ausweiſung, in welche unter vielen anderen Deutſchen auch ich hineingerissen wurde, vollendeten den Proceß der Gemüthsverbitterung, und ſchesmal, wenn ich in Zwiſchenräumen mit Herwegh zuſammentraf, hatte er ein neues heroiſches Mittel in petto, um den Lazarus Menſchheit von ſeinen Wunden zu heilen. Die meiſten dieſer Mittel waren nach dem Recepte des Bären, welcher ſeinem ſchlafenden Herrn die Fliege von der Stirn jagen wollte und ſich, in Ermangelung des Steins der Weiſen, dazu eines ſchweren Felbſteins bediente.

Aber — ich konnte immer wieder darauf zurück — jene ſeltſame Zeit, die weder Fleiſch noch Fiſch war, erklärt das Alles, wenn ſie es auch nicht rechtfertigen kann. Herwegh war zu lange das verzogene Kind der theoretiſchen Revolution geweſen, um im praktiſchen Leben nicht ihr ungezogenes werden zu müſſen. Dazu die, was wirkliches Arbeiten betrifft, etwas träge Natur, der hieraus folgende Müßiggang, der ja aller möglichen Dinge Anfang iſt, ein Wollen, welches ſich in Ermangelung von Können im periodiſchen Senſationmachen geſiel, das aber, hinter den Thatſachen der Zeit zurückgeblieben, meiſtens ſpurlos vorüberging — das Alles bewirkte, daß der Mitwelt von dem ſchönen Dichtergenius wenig mehr bekannt geblieben iſt, als einige politiſche und literariſche Donquixoterien. Andere Leute haben ſie auch begangen, aber ſie konnten ſie durch raſtloſes Arbeiten vergeſſen machen. Bei Herwegh dienten ſie ſeinen Gegnern als Ruhatspunkte, und der Dichter mußte die Zeche bezahlen, wenn der Politiker und Menſch ſtolperte. Das Echo auf den Namen Herwegh antwortete zuletzt nicht mehr mit den „Gedichten eines Lebendigen", ſondern mit ſchreiendem Hohnweis auf dieſen oder jenen Streich, den er als Politiker und Menſch gethan hatte und meiner ſeſten Ueberzeugung nach nicht gethan haben würde, wenn die poetiſch naive Grundanlage ſeines Naturells nicht im ſchönſten Blühen erſtickt worden wäre. — —

Herwegh iſt todt — einſt von Hunderttauſenden auf den Schild gehoben und vergöttert, nur von Wenigen bewein, ein Meteor auf dem Wege zu den Sternen, in den Boden der abſtracteſten Parteiloſigkeit gefallen. Aber trotz alledem war Herwegh ein Dichter, vollendet in der Form, berauſchend durch die Gedanken, magnetiſch feſſelnd durch die Plaſtik und das Colorit ſeiner Gebilde. Jetzt, da er todt iſt, werden die Parteigrenzen wohl weniger Anſtand nehmen, den Dichter der Vergeſſenheit zu entreiſſen. Der ſtrengſte Richter darf ja jetzt, unbeſchadet ſeiner Regulative, die Perſon von der Sache trennen. Wir ſchlagen uns ja nicht mehr. Der Soldat im Kriege begräbt ſeinen Feind mit militäriſchen Ehren und zergliedert nicht die individuellen Fehler und Schwächen deſſelben. Er begräbt in ihm den Kämpfer.

Und ſomit dürfen auch wir ohne jeden menſchlich ſchwachen Hintergedanken dem Dichter auf den Leichenſtein ſchreiben:

„Ein unvollendet Lied ſank er in's Grab;
Der Verſe ſchönſten nahm er mit hinab."

W. Marr.

Digitized by Google

Wie Herr Pannemann bei seinen Landvisiten auf unerwartete Schwierigkeiten stößt. Originalzeichnung von Van der Venne.

Digitized by Google

Hanne.

Zur Beherzigung für Viele.

(Fortsetzung.)

„Von meinem Erkerstübchen aus sah ich Hermann und Malwine über die Straße gehen,“ fuhr die Großtante in ihrer Erzählung fort. „Sie gesellten sich zu den übrigen Promenirenden, und ich bemerkte, daß mein Bräutigam die Cousine vorstellte, ebenso, daß er die Achseln zuckte, als ihn Jemand aus der Gesellschaft anredete. Dabei drehte er sich um und sah zu unserem Hause zurück.

Mich überlief es heiß. Jetzt antwortete er wohl auf die Frage nach mir: ‚Ja, der arbeitet noch; die ist nicht herauszulocken — sie hat fortwährend zu thun.‘

Und immer böser, immer trotziger wurde es in mir. Als die plaudernde Gruppe nicht mehr zu sehen war, trat ich vor den Spiegel und studirte das eigene Aeußere. Das geschah zum ersten Male in meinem Leben. Sonst sah ich wohl flüchtig in das handgroße Glas, wenn ich ausgehen wollte, oder mich frisirte, aber nie hatte ich Zeit noch Neigung gehabt, vor demselben zu träumen. Heute that ich's.

Ja, ja, die achtundzwanzig Jahre standen in lesbaren Zügen auf meiner Stirn verzeichnet. Die Frisur war einfach und der Anzug sauber, aber — was sagte das Alles im Vergleiche zu den braunen Sammetaugen meiner Cousine, zu ihrem weißen Teint und den seidenen Locken!

Ich hatte gearbeitet und gerechnet, so lange schon, — sie war ein lachendes, fröhliches Kind. Warum that mir der Unterschied so weh, warum träufelte er ein gährendes Gift in das sonst so ruhige Herz? Ich biß mich so lange auf die Lippen, bis das Zucken derselben vorüber war. Heute Abend wollte ich ja nicht weinen — um keinen Preis, und hätte mich der Zorn erstickt.

Als ich in's Wohnzimmer hinein kam, versuchte Mama mich zu trösten und gegen Hermann Partei zu nehmen, aber ich schnitt ihr sogleich in unfreundlichster Weise das Wort ab. Nachher hat es mir oft leid gethan, wie hart ich die alte Frau behandelt, aber an diesem Abende konnte ich von Hermann nicht sprechen hören, konnte nicht zugeben, daß ich beleidigt worden sei — jeder Blutstropfen kochte in mir.

Als später die Beiden lachend und plaudernd nach Hause kamen, von mehreren Anderen begleitet und in der heitersten Stimmung, da ließ ich mich nicht mehr sehen. Mama sagte mit sehr trockenem Tone, daß ich bereits zu Bette gegangen sei.

Das war zum ersten Male ein offener Zank zwischen meinem Verlobten und mir; ich breitete unwillkürlich die Arme aus, als er die Treppe hinab ging — wie konnte ich ihn auch ohne ‚Gute Nacht‘, ohne Versöhnung fortgehen lassen!

‚Hermann,‘ flüsterte ich leise, ‚Hermann!‘

Da stand er still unten bei der Hausthür, als habe er noch etwas vergessen. ‚Hanne,‘ hörte ich ihn halblaut rufen, ‚Hanne, schläfst Du schon?‘

Ich biß die Zähne zusammen, um nicht vor Schmerz zu schreien. Und wäre er fortgegangen für immer — ich konnte dem Eigensinne nicht gebieten. Er wartete noch einige Augenblicke, dann sprang er in schnellem Tempo die Treppe hinauf und legte den Mund an das Schlüsselloch. ‚Hanne, Du schläfst nicht, ich weiß es — sag' mir ein gutes Wort!‘

Aber ich blieb stumm, ganz stumm. Alle sanften Regungen waren wie durch einen Zauberschlag in mir erstorben, sobald seine Stimme erklang. Wieder verging eine qualvolle Pause. Ich hörte ihn seufzen und leise husten, wie immer, wenn er in Aufregung geriethe. Seine Brust war nicht die stärkste. ‚Gute Nacht, Hanne,‘ flüsterte er mit traurigem Tone. ‚Ich will Dir doch einen ruhigen Schlaf wünschen, wenn Du selbst für mich keinen freundlichen Gedanken hast. Aber — möchtest Du nie mit Reue an diese Stunde zurückdenken müssen, Hanne!‘

Mich trafen die Worte wie glühende Tropfen, einzeln auf das Herz fallend, aber dennoch fühlte ich ein unaussprechliches Entzücken bei dem Gedanken, daß Hermann sehr wohl wisse, ich wolle nicht antworten. Er sollte sich grämen, das wünschte ich — eben weil ich ihn so sehr, so innig liebte. Mag das Jeder widersinnig nennen, der es nicht selbst erfahren hat; ich weiß doch, daß es Wahrheit ist.

Nachdem Hermann gegangen, und die Hausthür von Mama geschlossen worden war — der Ton schnitt mir durch's Herz — beeilte ich mich, wirklich zu Bett zu gehen. Minchen sollte wenigstens meine entsetzliche Aufregung nicht bemerken. Ich drehte mein Gesicht gegen die Wand und schloß die Augen, als ihr leichter Schritt die Treppe herauf kam. Mochte sie glauben, daß ich schlafe.

Malwine schlich leise an mein Bett heran und küßte mich. ‚Tan— Cousine,‘ flüsterte sie, bittend wie ein gescholtenes Kind, ‚sei mir nicht mehr böse! Sieh, wir haben Dir ein Bouquet gepflückt, die Anderen und ich — ach, es war himmlisch draußen vor der Stadt. Das nächste Mal mußt Du unter jeder Bedingung mit uns gehen, Hanne. Sieh einmal, das ist Waldmeister, und hier ein blaues Vergißmeinnicht — das hat Hermann für Dich gepflückt.‘

Ich drehte mich hastig herum. Warum nannte das Kind seinen Namen?

‚Malwine,‘ antwortete ich in strengem Tone, ‚man weckt nicht die Leute, um sie mit kindischem Geplapper zu unterhalten. Jetzt schweig'!‘

Und dann warf ich das Bouquet achtlos bei Seite und strich einige herabgefallene Blüthen — es war das Vergißmeinnicht — von der Decke herab, wie man etwas Unsauberes, Lästiges sorgfältig entfernt. Nur einer der kleinen blauen Sterne war in eine Falte gerollt, ganz nahe zu mir heran. Minchen konnte ihn nicht sehen — den ließ ich an seinem Platze und schloß die Augen, wie gelangweilt, erzürnt im höchsten Grade.

Als Malwine, bitterlich weinend, zu Belle gegangen war, lag ich die ganze Nacht, ruhelos und mit den qualvollsten Gedanken beschäftigt, ohne zu schlafen. Die kleine Blüthe hielt ich zwischen den Fingern — am Morgen war sie schwarzer Staub geworden.

Seit diesem Tage schien zwischen meinen Verlobten und mich ein Schatten getreten zu sein, der sich nicht wieder lichtete. So oft er bat, daß ich an Sonntagen oder am Abende mit ihm ausgehen möge, verweigerte ich meine Zustimmung, und ebenso häufig folgte darauf ein stummes unerquickliches Beisammensein, bis endlich zuweilen Tage vergingen, in denen Hermann gar nicht zu uns kam. Ich wünschte mit brennender Sehnsucht den Zeitpunkt meiner Heirath herbei, um nur diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen. Früher, ehe Malwine in das stille ehrbare Haus eine so plötzliche Veränderung hineingebracht — ach, früher war Alles anders gewesen

Und Hermann schien jetzt bitter zu werden, so oft er mit der Cousine von mir sprach. Hatte er noch kürzlich gelacht, als von meiner Pedanterie die Rede war, so klang sein Ton jetzt spöttisch. Einmal sprachen wir von Namen, und da meinte Malwine, daß doch ‚Hanne‘ ein ausgesucht häßliches Wort sei. ‚So gewöhnlich,‘ sagte sie in ihrer lachenden, muthwilligen Weise, ‚ich hätte mir eine ‚Hanne‘ nur als eine Magd, mit großen dummen Augen und röthlichem Haare, denken können, als einen weiblichen Hans.‘

Die Anderen lachten, nur ich nicht. Was ging das Mädchen mein Name an? Mochte doch das Wort Hanne so häßlich sein, wie es mochte, ich selbst war so häßlich.

‚Wenn ich Johanna hieße,‘ plauderte das Kind weiter, ‚so dürfte mein Name nicht derartig zerhackt werden. Man müßte mich wenigstens Jone nennen.‘

Hermann lächelte. ‚Wie Du Alles in's hellste Licht zu setzen verstehst, Minchen!‘ antwortete er. ‚Ach, das ist ein wahres Gottesgeschenk.‘

Mama zuckte die Achseln. ‚Pflegt gewöhnlich mit schlimmem Unkraute auf Einem Acker zu wachsen,‘ antwortete sie. ‚Leichter Sinn und — Leichtsinn, das ist nichts so sehr Verschiedenes.‘

Minchen erröthete stark. Ich sah das überhaupt in der letzten Zeit sehr häufig an ihr.

‚O,‘ sagte sie verwirrt, ‚Laute, das meinst Du gar nicht so. Ich finde, wir könnten die Cousine füglich umtaufen, und aus

Digitized by Google

der Hanne eine Zone machen, schon wegen der Heirathsanzeige. Wie müßte es wohl aussehen: ‚Hanne Herbold!‘ — nein, nein, das geht nicht. Vetter, was sagst Du?‘

Seine Antwort blieb aus, und das machte mich stutzig. Ich blickte zu ihm hinüber. Sein Gesicht zeigte eher von allem Anderen, als von einer harmlosen Spielerei. Er sah fast böse aus.

‚Frage sie selbst, ob es geht!‘ versetzte er, ‚ich — weiß es nicht.‘

Meine Mama saß so bolzengerade am Tische und hielt die Lippen so fest aufeinander gepreßt, daß ich förmlich erschrak. Erst lange nachher wurde es mir klar, warum sie in dieser ganzen Zeit so wortkarg und verschlossen gewesen. Ihr Blick hatte tiefer auf den Grund gesehen, als der meine.

Minchen strickte emsig, während Purpur ihre Wangen überflog. Das arme Kind fühlte, daß es wieder etwas Ungehöriges gesagt, ohne doch eine schlimme Absicht gehabt zu haben. Hermann entfernte sich auffallend früh.

Am andern Tage traf es sich zufällig, daß ich mit der Mama über die Tapeten für das künftige Wohnzimmer sprach und daß dabei eine Meinungsverschiedenheit sich herausstellte. ‚Nun,‘ sagte ich, ‚lassen wir es ruhen, bis er da ist!‘

Bei diesen Worten hüpfte Malwine ganz vergnügt zu uns heran und rief unbefangen: ‚Hermann kommt heute Abend nicht.‘

Wir Beide sahen sie überrascht an. ‚Woher weißt Du das, Minchen?‘

‚Nun,‘ versetzte sie, ‚er hat mir's gesagt. Ist das solches Wunder?‘

Mama winkte mir verstohlen. ‚Kind,‘ sagte sie, ‚wie kam er dazu? Was kann es Dich interessiren, ob er seine Braut besucht oder nicht?‘

Minchen sah sehr verblüfft aus. ‚Er weiß, daß ich mich immer über sein Kommen freue, Tante. Der Vetter ist doch — lustig und — und gütig mit mir. Ihr Beide seid so still — ganz anders als ich.‘

Mama antwortete nichts, aber am Abende nahm sie mich bei Seite und erklärte rund heraus, die Cousine müsse bis nach meiner Hochzeit bei einer andern Tante bleiben. ‚Ich will noch heute schreiben,‘ setzte sie hinzu, ‚und Du wirst es mit Hermann ausmachen, daß er mir dem Kinde keine Widerreden in den Kopf setzt. Fort soll sie.‘

Ich sah Mama voll Verwunderung an. ‚Weshalb das?‘ fragte ich. ‚Und was könnte es meinen Bräutigam kümmern, wohin Malwine geht?‘

Mama schüttelte den Kopf. ‚Du willst nicht sehen, Hanne,‘ sagte sie endlich.

Alles Blut trat mir in's Gesicht. Ich wußte kaum, was ich sprach.

‚Mama, Du beleidigst ihn furchtbar. Du hältst den besten, ehrenfestesten Mann eines Bubenstückes fähig,‘ rief ich, wie außer mir. ‚Sprich, hast Du Beweise?‘

Mama lächelte seltsam. ‚So schlimm ist die Sache noch nicht, Hanne, aber — eben darum will ich Malwine bei Zeiten fortschicken.‘

Jetzt lachte ich — vor Glück, vor Aufregung? — ich wußte es selbst kaum. Mama hatte also Nichts gesehen, sondern nur etwas vermuthet; das war genug, um mich zu beruhigen. Wenn man so grenzenlos liebt, wenn man durch lange Jahre nur einen einzigen Wunsch, einen Gedanken gehabt hat, dann umhüllt ja geistige Blindheit die Sinne. Es ist dem reinen Herzen gleichsam unmöglich, einen Verdacht gegen sein Theuerstes überhaupt aufkommen zu lassen. Dennoch aber vergaß ich die Sache nicht wieder, und als späterhin Mama in Hermann's Gegenwart von Malwinens bevorstehender Reise sprach, da beobachtete ich unter peinlicher Angst sein Gesicht; aber ich entdeckte nichts. Er wurde etwas blasser, schien mir, und auch das kurze Husten hörte ich, sonst blieb er gleichgültig wie zuvor.

‚Weiß Minchen schon davon?‘ fragte er nach einer Pause.

‚Nein,‘ versetzte Mama. ‚Ich hoffe übrigens, daß Du sie mit nicht rebellisch machen werdest, mein lieber Sohn.‘

Da sah er jäh und erstaunt empor.

‚Ich, Mama? Wie käme ich dazu? Laß' sie in Gottes Namen reisen! Mir ist es recht. Uebrigens war ich bekanntlich von jeher derjenige, welcher behauptete, daß Minchen zu Euch durchaus nicht paßt. Bei Tante Elisabeth ist sie viel besser aufgehoben.‘

Meine Blicke suchten Mamas Gesicht. ‚Siehst Du!‘ sagten sie, ‚siehst Du! Ich wußte es ja.‘

Hermann war aufgestanden und zündete seine Cigarre an. ‚Wenn ich nicht in letzterer Zeit immer mit allen meinen Vorschlägen bei Euch eine ungünstige Aufnahme gefunden hätte,‘ fuhr er fort, ‚so würde ich längst ausgesprochen haben, daß Minchen von hier fort muß. Morgen fahre ich, einiger Einkäufe wegen, in die Residenz. Ist's Euch recht, so bringe ich das Kind zur Tante.‘

Mama wandte sich ab. ‚Ich denke,‘ versetzte sie trocken, ‚so schnell geht es nicht.‘

‚Nun, wie Ihr wollt.‘

Es wurde jetzt nicht mehr über die Sache gesprochen, aber obgleich ich fast beruhigt war, schien mir doch die ausdrückliche und mehr als ruhige Zustimmung meines Verlobten wieder etwas auffallend. Er hatte nicht gesprochen, als sei ihm die Sache gleichgültig, sondern vielmehr sehr erwünscht. Eine heimliche Unruhe fieberte in mir fort. Ich konnte jetzt den Augenblick, wo Malwine abgereist sein würde, kaum mehr erwarten.

Sie selbst nahm die Veränderung der Dinge nur mit Ueberraschung, aber ohne Verdruß, entgegen.

‚Tante Elisabeth hat mehrere Töchter,‘ hörte ich sie sagen, ‚und ich weiß auch, daß dort im Hause viel Leben ist, viel Besuch; dahin gehe ich gern, nur —‘

Ich fixirte sie scharf. ‚Nur, Minchen?‘

‚Nur, daß ich Hermann nicht mehr sehen werde, bis Ihr verheirathet seid, Cousine! Und dann bleibt er natürlich immer zu Hause. Er hatte mich gern, glaube ich.‘

In diesen Worten lag eine stille, uneingestandene Klage. Wir Beide, die Mutter und ich, ernste und arbeitende Frauen, denen das Leben mit harter Hand von jeher alle Blüthen abgestreift, wir hatten freilich das verzogene einzige Kind des Oheims nie so recht gern gehabt, das ließ sich nicht leugnen. Er war ein Künstler, ein lustiger, thörichter Künstler, der es nie verstanden, mit dem Seinigen Haus zu halten, und der seine Tochter gleich einer wilden Rose emporblühen ließ, ohne Anderes auszubilden, als das reine, zärtliche Kindesherz. Malwine hatte nichts gelernt, um auf eigenen Füßen stehen zu können, ja, sie verstand es nicht, die Strümpfe für ihr zierliches Füßchen selbst anzufertigen. Daher schickte sie der Sterbende zu seiner Schwester, im richtigen Gefühl dessen, was der hübschen Waise Noth that.

Aber das ging nicht so schnell. Zwischen hüben und drüben lag ein Meer von Verschiedenheit, und so fand das Kind des todten Malers im Hause seiner Tante Alles, was nützlich und nothwendig war, nur das Eine nicht, wonach es sich so schmerzlich sehnte — die Liebe.

Mama war nicht im Zimmer; das freute mich herzlich. Was mir Malwine sagte, trug den Stempel unschuldigster Offenheit, aber dennoch konnte es falsch verstanden werden. Gut sein und — gut sein, das ist häufig ein himmelweiter Unterschied.

Ich sprach während der drei Tage, an denen Malwine noch bei uns weilte, mehr und freundlicher mit ihr, als jemals zuvor. Ich überzeugte mich vollständig, daß mir das ahnungslose Kind nichts zu verheimlichen habe. Milder und weicher wurde es in meiner Seele; ich beschloß, auch mit Hermann ein besseres, innigeres Verhältniß wieder herzustellen, bevor ich den Schwur am Altar leistete. Es sollte nichts Halbes, Getrübtes sein, das ich ihm entgegenbrachte.

Er kam während dieser Zeit äußerst selten, und als er am letzten Abend vor Minchen's Abreise in meiner Gegenwart von dieser Abschied nahm, geschah das mit fast kalter Gleichgültigkeit. Sie bot ihm mit Thränen in den Augen die frischen Lippen zum Kuß — o gewiß, Minchen war unschuldig und rein wie die Sonne am Himmel — ich wartete athemlos auf das, was er thun würde. Hermann schien es nicht zu bemerken.

‚Adieu, Kind,‘ sagte er, ‚bis auf Wiedersehen! Die vier Wochen sind leicht herum und — zur Hochzeit darfst Du ja nicht fehlen.‘

‚Ach!‘ rief sie sehr erfreut, ‚das ist gut. Dann kann ich schon ein weißes Kleid anziehen und tanzen, nicht wahr, Tante?‘

Er nickte, und seine Lippen verzogen sich sonderbar. Man konnte dieses Zucken nicht ein Lächeln nennen.

Digitized by Google

„Verlaß Dich darauf — zur Hochzeit sollst Du wieder hier sein, Minchen.‘

Dann reichte er mir die Hand und ging fort, ohne die Cousine wieder anzusehen. Leichten Herzens begann ich die Garderobe Malwinens zu packen und Einiges, das noch der ausbesserndn Hand bedurfte, nachzusehen. Das Kind selbst bekümmerte sich um solche Dinge nicht freiwillig; am letzten Abend des Beisammenseins aber wollte ich allen Streit vermeiden und that das Nöthige mit eigener Hand. Mama war ausgegangen, und Minchen bei einer Nachbarin, der sie Adieu sagte.

Es mochte etwa zehn Uhr Abends sein, und der Garten hinter unserem kleinen Hause, welcher gleich denen der angrenzenden Grundstücke auf eine Wiese hinausführte, war fast ganz dunkel. Die Nachtigallen sangen in den hohen Bäumen, und der Wind trug Wogen von Blumenduft hinein in die geöffneten Fenster, aber ich dachte nicht weiter an die Schönheit des Abends, sondern begann es festlam zu finden, daß Minchen so lange ausblieb. Sie konnte freilich von einem Garten zum anderen gehen, war ganz in der Nähe, aber dennoch begriff ich nicht, was sie bei der alten Nachbarin festhielt.

Meine Hände glätteten das letzte Wäschestück; jetzt lag Alles sauber und zierlich im Koffer. Ich wollte ihn schließen und dann die Kleinigkeiten in die Ledertasche packen. Da wehte wieder der Abendwind die Blumendufte in's Fenster, und es fiel mir ein, daß ich noch etwas Reseda zwischen die Taschentücher schieben könne. Vielleicht gab es ja dabei eine Gelegenheit, Malwine zu rufen; sie sollte um fünf Uhr Morgens aufstehen, und ich kannte ihre Neigung, lange zu schlafen; es war also die höchste Zeit.

Als ich in den Garten kam, sah ich in den Fenstern der Nachbarin kein Licht mehr; das war höchst auffallend. Wo konnte das Kind sein? Ein wunderbares Etwas schnürte mir die Brust zusammen. Ich wollte es heftig abwehren, aber es kam immer wieder, bald wie eine Frage, bald wie leise Furcht; es brannte mir heiß im Gehirn.

Nur schnell einige Blüthen vom Resedabeet — und dann mußte ich Malwine finden um jeden Preis. Nochmals blickte ich zurück; im Nachbarhause waren die Läden verschlossen, und Alles war dunkel. Flüchtigen Fußes durcheilte ich den Garten. Das Beet lag weit entfernt, und ich hatte ja Eile. Meine Hand raffte hastig die duftigen Blumenhäupter von den Stielen.

Um mich herum glühte der Sommer in höchster Schöne; das geheimnißvolle Weben der Nacht sang und klang in leisen Stimmen, hier rascheind, dort fliegend — und dann wieder ein leiser Laut aus Vogelbrust, ein Locken und Flüstern von den nächsten Zweigen. So schön rings die ganze Natur, so wonnig und süß in berauschender Sommernacht, und dennoch — was klang durch die Stille, dort yon drüben her, vom Flußufer, wo die alten Pappeln mit glänzendem Weiß ein Dach bildeten — ein dunkles einsames Versteck unter Blumen und Nachtigallen — Was? — Was? — Ich hörte es so deutlich — ein Schluchzen.

Die Resedablüthen fielen in das Gras. Meine Augen versuchten, das Dunkel zu durchdringen — ich horchte angestrengt — athemlos. Und dann kam es wieder — noch stärker, anhaltender als das erste Mal. Woher der Eisfrost in der Julinacht? — Wie der Tod lief mir's durch alle Glieder. Die dort weinte, war Malwine, und was sie sprach, war ein theurer wohlbekannter Name.

‚Hermann, Hermann, das ist Sünde. Sag's nicht wieder, das schlimme Wort!‘

Ich griff in die Stachelbeerhecke, unbekümmert um ihre Dornen; ich brauchte eine Stütze für den kurzen Weg bis zur Wiese, an deren Rand der Fluß dahinlief. Schwankend ging ich weiter.

‚Sei stille, Minchen!‘ hörte ich Hermann's Stimme sagen, ‚es muß sein, ob's auch Sünde ist. Kann man das ganze Lebensglück dahingeben, nur um ein Versprechen zu halten, das uns in Fesseln schlägt? — Hanne ist eine starke, willenskräftige Natur. Sie wird es ertragen; sie weiß es, glaube ich, schon.‘

‚O Hermann,‘ flüsterte Minchen, ‚wie sollte sie? — Wußte ich doch selbst nichts.‘

‚Du süßes Kind,‘ sagte er zärtlich, so weich und lieb, wie er zu mir seit langer Zeit nicht mehr gesprochen, ‚Du kleines gesangenes Singvögelchen, fühlst Du es nicht, daß wir uns frei machen müssen, alle Beide? Ich habe gegen Dich geschwiegen, weil es mir unrecht schien, zu sprechen, so lange Du bei der Tante im Hause warst; ich fand nicht den Muth, sie unter ihrem eigenen Dache zu betrügen, aber jetzt will ich ihr Alles ehrlich gestehen.‘

Malwine seufzte tief. ‚Gute Nacht!‘ flüsterte sie, ‚ich muß fort. Hermann, O, was Du sagst, ist ein wilder, schrecklicher Traum.‘

Ein Geräusch in den Zweigen entstand. Er mochte sie fest an seine Brust pressen.

‚Gute Nacht, Minchen, gute Nacht, mein herziges Mädchen! Aber sag' mir's, bist Du dem Vetter, der so viel älter ist, als Du selbst, nicht ein klein wenig gut?‘

Da tönte wieder jenes leise Schluchzen durch die Sommernacht. ‚Hermann, wie Du fragst! Warst Du nicht der Einzige, von dem ich freundlich aufgenommen wurde, der Einzige, welcher mich nicht stündlich fühlen ließ, daß man mir jedes Stück Brod schenkte — und ungern schenkte?‘

‚Ja,‘ sagte er tief erschüttert, ‚ja, Kind, Du armes Herz, das sich zu dem anderen verarmten naturgemäß fand. Es mußte dahin kommen, und Hanne allein trägt die Schuld. Jetzt geh', damit nicht noch so kurz vor dem Schreiben eine Scene entsteht. Gieb mir den Kuß, den ich vorhin anschlug, mein Liebling.‘

‚Hermann — ach, wie soll ich Deiner Braut wieder in's Auge sehen?‘ schluchzte Minchen.

‚Meiner Braut?‘ wiederholte er ironisch. ‚Hanne ist es längst nicht mehr.‘

Das war das Letzte, was ich hörte. Ich muß wohl ohnmächtig geworden sein, denn als ich wieder völlig zur Besinnung kam, befand sich Niemand in meiner Nähe. Eisiger Frost durchschauerte mich; der Kopf war schwer wie Blei, und die Hände bluteten von der Berührung der Dornen.

Wie vernichtet im Innersten, ging ich nach Hause. Hermann hatte Recht: Wozu eine Scene?“

(Schluß folgt.)

Kleiner Briefkasten.

M. R. Der Krankheitszustand eignet sich nicht zu öffentlicher Besprechung. Wenden Sie sich unter Doppelverschluß mit Adresse der Redaction und unter vertrauensvoller Namensnennung an den sachverständigen Correspondenten unseres Blattes!

Louis D. aus L. Der Zustand ist zweifellos der Besserung fähig; thun Sie, was unter M. R. vorgeschlagen wird.

A. v. T. in Dresden. Ihre Novelle ist in der Charakterzeichnung und Scenerie recht ansprechend, läßt aber in der Technik noch zu viel zu wünschen übrig, als daß wir von derselben Gebrauch machen könnten. Unter welcher Adresse wünschen Sie das Manuscript in Empfang zu nehmen?

Langjährige Leserin in Ro. Dr. O. Müller's Anstalt zu Blankenburg im Harze.

Mich. in Frankfurt a. M. Die von Ihnen angeführten sogenannten Kräftigungsmittel sind sämmtlich der Apotheke des Schwindels entnommen und keinen Pfifferling werth. Essen Sie gut und kräftig, leben Sie solid und viel in freier Luft, und Sie werden binnen wenigen Monaten wieder die alte Gesundheit und Heiterkeit erlangen.

F. J. in Brünn. Fünfzehn Gulden für Meiningen sind im Januar eingegangen.

T. B. in Seesen. Der Vornamen Karl Friedrich in dem weimarischen Oberjustizamtszeugniß über Schiller's Tod und Begräbniß ist unrichtig; laut des Taufbuchs der Gemeinde Marbach von 1759 waren seine Vornamen Johann Christoph Friedrich. (Vergl. „Beiträge zur Schiller-Literatur“, von v. Keller, Tübingen 1859, S. 6, 7.)

E. St. in Zw. Fast jede größere Antiquariatshandlung hat der gleichen ältere und neuere Werke; der sonderbare Frager sollte doch der Redaction gegenüber so artig sein, nicht als Anonymus aufzutreten; alsdann könnte man ihm Kataloge schicken.

Berichtigung. Der Einsender einer Summe von 925 Franken (Gartenlaube 1874, Nr. 46) aus Alexandrien heißt nicht Trogmann, sondern Kurt Proymann.

Zur Nachricht. Etwaige Beiträge zur Errichtung des National-Denkmals auf dem Niederwald sind nicht an uns, sondern an die „Deutsche Vereinsbank“ in Frankfurt a. M. zu richten, welcher Firma wir auch die früher an uns für den genannten Zweck eingegangenen Gelder haben zugehen lassen. Eine Sammlung für das National-Denkmal haben wir, um jede Zersplitterung zu vermeiden, nicht eröffnet.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Ein kleines Bild.

Von Ernst Bichert.

(Schluß.)

„Ihr Bild, ihr Bild — Juliette's Bild!“ bestätigte Arnold. „O, das ist eine wunderbare Schickfalsfügung! Ihr Bild — und gerade in diesem Augenblicke . . .! Das ist eine Mahnung des Himmels, das ist — — Ich habe nichts gesagt, Kruttke, kein Wort — verstehst Du? Das ändert Alles — Alles.“

„I, da soll doch —!“ brummte Kruttke unzufrieden. „Man soll sich doch über gar Nichts nicht freuen.“

Der Principal achtete nicht auf ihn. „Aber wer hat mir — das Bild geschickt?“ sprach er halblaut vor sich hin, das leere Couvert wieder und wieder mit den Augen durchsuchend. „Keine Zeile dabei — nicht einmal der Name des Absenders . . . Die Adresse von unbekannter Hand! Credillon — ? Unmöglich. Aber sie selbst — ? Wie käme sie zu dem Bilde? Und doch — doch! Nur sie kann . . . mein Herz sagt mir's — nur sie! Ich werde, ich muß sie finden.“ Er verwahrte Bild und Couvert sorglich in seiner Brusttasche. „Kruttke,“ rief er, „packe sofort meine Sachen — Kleider, Wäsche — das Nöthigste für ein paar Wochen. Wir reisen noch heute Abend nach Lausanne ab. Beeile Dich! Mit dem nächsten Zuge, verstehst Du, mit dem nächsten Zuge!“ Er stürmte fort.

Kruttke blieb wie angedonnert stehen. „I, da hört doch die Weltgeschichte auf,“ knurrte er nach einer Weile. „Das verdammte Bild! Er ist wieder verhext.“ —

Arnold kam erst zu etwas ruhigerem Nachdenken über seine Lage, nachdem er im nächsten Tempo einige Straßen auf- und abgelaufen. Er erinnerte sich, daß er zu seiner Cousine hatte gehen wollen, um ihr einen Heirathsantrag zu machen, und mußte nun laut auflachen über dieses ganz unbegreifliche Vornehmen. Er befand sich auch wirklich auf dem Wege zu ihr: seines Onkels Haus war in wenigen Minuten zu erreichen. Sollte er umkehren? Sollte er abreisen, ohne Clärchen nur ein Wort zur Verständigung . . .? Das arme Mädchen! Wenn sie ihn wirklich liebte, wenn sie sich Hoffnungen hingegeben hätte, deren Erfüllung schon gewiß schien! Es war ja unter den Eltern und mit ihr schon Alles in Ordnung gebracht — sie erwartete ihn heute oder morgen. Und nun so unverdient eine Enttäuschung — ? Aber da half kein Bemitleiden. Und wenn sie schon seine Braut gewesen wäre, Juliette's Bild hätte die Verlobung aufstehen müssen. Sie ist ja einfichtsvoll, die liebe, freundliche, herzensgute Cläre. Sie wird verstehen, begreifen —

Dabei war er vor dem Hause angelangt. Das Herz hätte ihm nicht heftiger pochen können, wenn er vor der Thür einer Geliebten gestanden hätte, deren Ja oder Nein sein Lebensglück bedingte. Er hatte ein Unrecht abzubitten und wußte nicht, ob es ihm verziehen werden konnte. Er erkundigte sich bei der Magd, ob seine Cousine allein im Zimmer sei; dann trat er ein, ohne sich melden zu lassen: sie sollte wenigstens nicht länger, als durchaus nöthig, in Zweifel über seine Absichten sein.

Clärchen erblickte erschreckt von ihrer Arbeit auf. Sie sah gar nicht aus, wie ein junges Mädchen, das einen Bräutigam erwartet. „Du kommst wirklich, Arnold?“ sagte sie mit langgezogenem Tone, der keineswegs auf eine angenehme Ueberraschung schließen ließ.

Das verwirrte ihn nun ganz. „Ja, ich meinte doch, daß meine Mutter und Dein Vater . . .“ stotterte er.

Sie legte das Strickzeug auf ihr Arbeitstischchen, stand auf und reichte ihm die Hand. „Und Du, Arnold, Du selbst —?“

„Ich —?“ Er drückte diese schlaffe und weiche Hand gleichsam stoßweise. „Wenn Du mich anhören willst, liebe Clara . . .“

Ihre Augen überflossen feucht. „Sie hatten also Recht: Du hast wirklich den Muth, mir zu sagen, daß Du mich — liebst?“

„Nein, nein, nein!“ rief er, ihre Hand an seine Lippen ziehend und bei jedem „Nein“ küssend. „Das habe ich nie versprochen — das nie.“

Die Thränen rollten ihr über die bleichen Wangen. „Und ein Mädchen, das Du nicht liebst, willst Du zur Frau . . .“ Arnold! wenn Du Ja sagst — ich habe ihnen mein Wort gegeben, und ich breche es nicht — aber überlege erst, frage Dich auf's Gewissen . . .“

Das hatte er nicht erwarten können. Sie war also nur die gehorsame Tochter gewesen, hatte gehofft, daß er selbst ihr die Entscheidung ersparen werde. Ueberglücklich griff er in die Tasche, zog das kleine Bild hervor und hielt es ihr entgegen.

„Sieh das, bestes Kind!“ sagte er, „und urtheile nun selbst, weshalb ich jetzt noch kommen kann!“

„Juliette!“ rief sie überrascht. „Ja, sie steht zwischen uns, und — und . . .“ sie senkte den Kopf und wandte sich rasch ab.

„Und —?“ forschte er. Es lag in der Art, wie er sich unterbrach, etwas, das dazu herausfordern konnte. „Cläre — Du hast ein Geheimniß —“

„Frage nicht!“ wies sie ihn zurück.

Digitized by Google

„Und wolltest doch —“ er trat hinter sie und legte die Hand auf ihre Schulter. „Du hast mir gezirnt, Clärc,“ sagte er, „und mit gutem Rechte. Ich will mich nicht für besser ausgeben, als ich bin. Ja, ich glaubte einen Riegel vor mein Herz gelegt zu haben, den ich nun selbst nicht mehr forschieben könnte. Ich ging aus, Dir meine Hand anzubieten — ich bildete mir ein, wir könnten ein Paar werden, wie es so unzählige Paare giebt, die sich mit freundschaftlichem Wohlwollen begnügen und in treuer Pflichterfüllung ihre Befriedigung finden. Was soll ich Dir sagen? In diesem Augenblicke begreife ich mich selbst schon nicht mehr. Alle die guten Gründe, die mein Mißmuth gelten ließ, zerfließen in Nebel vor dem ersten Aufstrahle neuer Hoffnung. Und ich weiß nun nicht einmal, woher mir dieses Licht kommt, ob es nicht ein trüglicher Schein, der nur neue Unruhe in meinem Herzen weckt. Wer hat mir Juliette's Bild, das mir vor zwei Jahren entwendet wurde, zugeschickt? Es ist in Lausanne zur Post gegeben: das ist mir der einzige Wegweiser. Die Adresse auf dem Couvert ist nicht von Juliette's Hand; wie sie in den Besitz des Bildes gekommen sein sollte, begreife ich nicht. Und doch ist mir jetzt nichts so unumstößlich gewiß, als daß ich den Absender des Briefes ermitteln, Juliette aufsuchen, meine Liebeswerbung von Neuem beginnen muß — daß ich ein anderes Weib heimführen werde. Ich reise noch heute ab, und wann ich zurückkehre und wie ich zurückkehre, steht dahin. Sprich Du mit meiner Mutter, erkläre ihr, so viel Du selbst von diesen räthselhaften Fügungen begreifst — ich verweise sie beim Abschiede an Dich. Und so — lebe wohl!“

Clärchen reichte ihm beide Hände. „Meine besten Wünsche begleiten Dich, Arnold,“ sprach sie mit innigstem Ausdrucke. „Eine Stimme des Herzens sagt mir, Du wirst sie finden, Du wirst glücklich sein. Der gute Gott kann ja nicht wollen, daß die finsteren Mächte der Feindschaft obsiegen: die er in Liebe bindet, wird er auch mit starker Hand zusammenführen. Ich vertraue seiner Güte.“

„Möge auch Dir Dein frommer Glaube helfen!“ sagte Arnold, einen Kuß auf ihre Stirn drückend.

„Nichts von mir,“ bat sie, „wenn Du mich lieb hast, nichts von mir!“ — —

Am zweiten Tage darauf langte Arnold Rose in Lausanne an. Der treue Kruttke begleitete ihn, wie es bestimmt war. Sie nahmen in einem größten Hotels Wohnung, und sofort begannen die Erkundigungen nach der Familie Blanchard und nach Credillon. Sie waren ganz vergeblich. Man wußte auf dem Stadthause nichts von ihnen; Arnold durchforschte die Fremdenbücher aller Hotels auf's Genauste — sie enthielten diese Namen nicht. In den kleinsten Pensionen wurde umsonst nachgefragt. Auch in den reizenden Ortschaften, die sich unterhalb der Stadt am See hinziehen, blieb kein Haus ohne Nachfrage. Stundenlang promenirte Arnold auf der schönen Brücke auf und ab, die so kühn die beiden Stadttheile verbindet und über deren Steineinfassung auf das lachende Seegelände und den kleinen See hinabzuschauen kein Fremder unterläßt. Bei jedem Abgange der Eisenbahn war er auf dem Perron; jedes Dampfboot, das Gäste brachte und holte, controlirte er. Ohne jeden Erfolg!

So verging eine Woche. Die Hoffnung, hier in Lausanne auf die Spur zu treffen, wurde immer schwächer. Entfernte er sich aber von diesen Punkte, so erweiterte sich sofort nach allen Seiten hin der Gesichtskreis in's Grenzenlose. Es war unmöglich zu sagen, nach welcher Richtung hin die weitere Nachforschung sich am ehesten fruchtbar erweisen konnte, aber er meinte doch klug zu handeln, wenn er zunächst mit der Wahrscheinlichkeit rechnete. Er ließ Kruttke in Lausanne zurück und fuhr nach Genf; war doch anzunehmen, daß Reisende aus Paris sich dorthin wandten, und für die Familie Blanchard konnte die calvinistische Stadt besonders anziehend gewesen sein. Auch hier begann wieder die mühselige Wanderung von Hotel zu Hotel. Er hätte sie sparen können.

Seine Aufregung wurde immer leidenschaftlicher; trotz der körperlichen Erschöpfung brachte ihm die Nacht nur den unruhigsten Schlaf. Es war ihm ein unendlich peinigender Gedanke, daß er Juliette vielleicht ganz nahe sei und sie doch nicht erreichen könne. Immer wieder träumte er, er stehe an einer Straßenecke und wisse nicht, ob rechts, ob links; endlich entscheide er sich, und während er nun seinen Weg fortsetzte in der Hoffnung, ihr zu begegnen, gehe sie hinter ihm vorüber. Und dann wieder zwischen Traum und Wachen schien es ihm unsinnig, sie überhaupt hier zu suchen, bevor er auch nur darüber Gewißheit erlangt habe, ob sie sich denn von Hause entfernte. Dieses Bedenken wurde eines Morgens so zwingend, daß er den nächsten Eilzug bestieg und nach Paris fuhr, um sich Ueberzeugung zu verschaffen.

Er fand die bekannte Villa ungefähr so, wie er sie zuerst gesehen hatte: die Fenstervorhänge rundum waren herabgelassen; kein Mensch bewohnte sie. Er erfuhr, daß Herr Charles Blanchard vor etwa einem Jahre verstorben sei; das Geschäft sei in andere Hände übergegangen; die Wittwe habe schon vor Monaten den Ort verlassen; über ihren jetzigen Aufenthalt wisse man nichts. Wahrscheinlich lebe sie mit ihrer „kranken“ Tochter „irgendwo im Süden“; Credillon sei als Unterpräfect nach einem entfernten Departement versetzt.

Diese Nachrichten waren wichtig genug. Blanchard todt! Sein fanatischer Widerspruch fiel nicht mehr in die Wage. Wenn er über sein Grab hin die Hand der Geliebten faßte — den Todten konnte es nicht beunruhigen; aber die Lebenden vielleicht? Und Juliette krank? Das junge, blühende Mädchen! Sie hatte Wort gehalten: eines Andern Weib war sie nicht geworden. Und wie wuchs nun die Wahrscheinlichkeit, daß sie ihrer Gesinnheit wegen mit der Mutter am Genfersee verweile, daß Frau Blanchard die Adresse schrieb! Er suchte das Grab ihres Mannes, des braven Patrioten, auf, der Frankreichs Niederlage nicht hatte verschmerzen können, und sprach ein Gebet darüber. Dann eilte er nach Lausanne zurück.

Kruttke konnte ihn beruhigen, daß er inzwischen nichts versäumt habe. „Ich denke mir so in meinen dummen Gedanken,“ sagte er, „auf die Manier geht's nicht. Hier sind die Herrschaften nicht, und auch niemalen gewesen. Und wenn das Fräulein hätte merken lassen wollen, wo sie ist, so hätte sie doch lieber gleich ein paar Worte geschrieben. Aber accurat nicht! Der Brief ist blos hier in den Briefkasten geworfen, daß wir nicht wissen sollen, wo sie ist. Aber zu weit, meine ich, wird sie deshalb nicht gegangen sein, denn weit oder nicht weit, es verschlug immer dasselbe. Na — und wenn sie sich partout gar nicht finden lassen wollte, dann hätte sie doch auch das Bild nicht fortgeschickt. Also calculire ich so: hier herum ist sie schon. Fragt sich nur noch, wo? Das ist aber am besten vom Wasser aus zu übersehen, dieweil man da den weitesten Blick hat und überall an's Land kann, wo's einem scheint. So ein schönes blaues Wasser lockt auch Gesunde und Kranke hinaus und Jeder will in die Mitte. Da wimmelt denn der See an jedem Abende von allerhand Fahrzeugen, und auf einem könnte das Fräulein doch einmal sein. Denn wieso nicht?“

Gegen diese Logik ließ sich freilich nichts einwenden, und so ganz dumm erschien der Vorschlag gewiß nicht. Es ermittelte sich, daß Kruttke die Bekanntschaft eines Bootsführers gemacht hatte, der in einer norddeutschen Stadt zu Hause und lange Jahre Matrose gewesen, dann mit seinem kranken Capitain hierher gekommen war und nach dessen Tode einem Engländer den Kutter abgekauft hatte, den er nun Liebhabern von Segelfahrten unten, nicht weit vom Dampfbootplatze, zur Verfügung stellte. Mit seinen zwei dreieckigen Segeln überholte er jedes andere Fahrzeug, wendete leicht und scharf, fuhr blitzschnell im Zickzack über den See und schien selbst gegen den Wind vorwärts zu kommen. Das hatte Kruttke mit Verwunderung wiederholt angesehen, und als er den Mann einmal bei einem Zusammentreffe mit anderen Booten am Hafenplatze einen derben deutschen Fluch ausstoßen gehört, war er sogleich mit ihm in Verkehr getreten.

Arnold miethete den Kutter für unbestimmte Zeit. Er kreuzte nun an jedem Abende den See in allen Richtungen und gab Befehl, jedem begegnenden Boote so dicht vorbeizufahren, daß man die Personen darin deutlich erkennen könne. So geschickt der Matrose dieses Manöver auszuführen wußte, so gefahrdrohend schien doch jedesmal die Annäherung des scharfen Seglers, und bald war zu bemerken, daß man ihm schon von fern auszuweichen suchte. Arnold hatte die Aufmerksamkeit auf seine Person gelenkt, und das konnte ihm nützlich sein. Vielleicht war es auch kein übler Einfall, daß er eine Flagge mit der Aufschrift „Juliette“ anfertigen und an der hintern Maststange befestigen ließ. Die weißen Buchstaben im rothen Flaggentuche waren weithin sichtbar, und man hatte nun doch einen Namen,

Digitized by Google

der sich von Mund zu Mund herumtragen ließ und vielleicht auch an die gewünschte Stelle dringen konnte. Schade nur, daß auch so alle Liebesmüh' vergeblich blieb.

Eines Tages hatten sie mit gutem Winde die Länge des Sees durchschnitten. Als sie gegenüber Monteeur umkehrten, zeigte sich die Nothwendigkeit, in der Nähe des nördlichen Ufers in kurzen Linien zu laviren. Einer dieser Zickzackschläge brachte sie bei Vevey bis dicht vor die erste Landbrücke und nahe an's Land heran. Als nun die Segel umgestellt wurden und das Boot seine Drehung machte, sprang Kruttke plötzlich wie besessen von der Mastbank auf, schrie: „Halt, halt!“ und deutete mit der Hand auf eine Steinmauer, die eine mit Platanen besetzte Terrasse abschloß.

„Was giebt's denn?“ fragte Arnold am Steuer, mit den Augen der angedeuteten Richtung folgend.

„Sehen Sie nichts, Herr Rose?“ rief Kruttke, „dort links in der Rosenlaube — die Dame im schwarzen Kleide — Herrgottchen! die mit dem Opernglase vor den Augen — sie sieht ja hierher.“

„Das wäre —?“

„Na, gewiß! Ich kenne doch meine Madame Blanchard — über den ganzen See hin will ich sie erkennen. Wenn sie nur erst da ist! und nun hat sie auch uns bemerkt und macht eiligst Kehrt — und sehen Sie nur da hinten am Hause hinauf auf dem mittelsten Balcon, wer steht da —? Aber um Himmelswillen, fallen Sie mir nicht in's Wasser, Herr Rose! Wo wollen Sie denn hin?“

Es hatte wirklich den Anschein, als ob Arnold über Bord springen wollte, um rascher an's Land zu kommen. Er hatte die Steuerpinne losgelassen, den Fuß auf den Rand des Kutters gesetzt und den Oberkörper so weit vorgebeugt, daß er bei der geringsten Schwankung das Gleichgewicht verlieren mußte. „Anlegen, anlegen!“ rief er, „sofort anlegen!“ Der Matrose zog die Segel ein und ergriff ein Ruder. Mit einigen kräftigen Stößen brachte er das Boot an's Land.

Arnold eilte der Terrasse zu. Seitwärts führte eine schmale Steintreppe auf dieselbe. An einem hübschen Springbrunnen vorüber gelangte er zu einer gedeckten Halle vor dem stattlichen Hause. Die Dame im schwarzen Kleide mußte schon vor ihm eingetreten sein; jedenfalls befand sie sich nicht unter den Fremden, die in der Halle an kleinen Tischen saßen und plauderten oder spielten.

In der weitgeöffneten Thür standen mehrere Kellner; sie sahen mit einiger Verwunderung den jungen Mann durch den Garten und die drei oder vier Stufen hinaufstürmen, als gelte es eine Verfolgung. „Madame Blanchard aus Paris?“ fragte er hastig und seinen Schritt kaum ein wenig mäßigend.

„Geht soeben die Treppe hinauf. Die Zimmer der Damen liegen —“

„Ich weiß, ich weiß.“ Er lief mehr als er ging, von Zeit zu Zeit eine Stufe überspringend. Als er den letzten Absatz erreicht hatte, war die Dame nur eben im Corridor angelangt.

Sobald sie merkte, daß sie in die Thür ihres Zimmers nicht mehr werde eintreten können, bevor er sie erreicht haben würde, blieb sie stehen und erwartete ihn. „Mein Herr, Sie sind es — Sie sind es also wirklich —“ stammelte sie. „Wie Sie mich erschreckt haben! Meine Nerven . . .“

Er ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. „Entschuldigen Sie, Madame!“ bat er, „entschuldigen Sie meine Hast! Wenn man aber wochenlang keinen anderen Gedanken gehabt hat, als wie man in der weiten Welt ein paar Menschen aufsuchen soll, die nicht das Mindeste dazu scheinen thun zu wollen, sich finden zu lassen, und endlich —“

„O! Juliette war zum Sterben krank, mein Herr,“ unterbrach ihn die Dame. „Das arme Kind glaubte wirklich, sterben zu müssen.“

„Mein Himmel! Aber die Gefahr ist doch beseitigt?“

„Die Aerzte sagen, sie leide am Herzen; ihre Kunst scheint sehr unzureichend gegen Uebel dieser Art. Sie machte ihr Testament und vertheilte kleine Andenken an ihre Freunde — seitdem war sie ruhiger, und die bösen Zufälle kehrten nicht wieder.“

„Damals war es auch, als sie mir das kleine Bild zuschickte, das ich vor Jahren einmal —“

„Ganz recht, mein Herr. Sie glaubte, daß es Ihnen lieb gewesen sei, und da sie auf den Tod gefaßt war . . .“

„Aber warum wurde es an einem anderen Orte zur Post gegeben?“

„Es war das ihre eigene Anordnung. Vielleicht fürchtete sie —“

„Was — was?“

„Was nun doch eingetroffen ist. Sie sind hier, Herr Rose.“

„Sprechen Sie ehrlich! Fürchtete sie, daß ich kommen könnte?“

Madame Blanchard lächelte vor sich hin. „Das muß ich wohl glauben.“

„Und darf ich sie sehen?“

„O, nicht so unvorbereitet, mein Herr; der Schreck könnte —“

„Sie weiß aber schon, daß ich hier bin. Als mein Boot landete — die Gestalt auf dem Balcon — ich habe mich nicht getäuscht . . .“

„Dann freilich —! Gedulden Sie sich nur eine kurze Minute.“ Sie öffnete leise die Thür und schaute hinein. Gleich darauf stieß sie einen Schrei aus und eilte in's Zimmer. Die Thür blieb offen. Arnold folgte.

Juliette lag auf der Erde neben einem Lehnstuhle, auf den sie den Kopf gestützt hatte. Ihr schönes Gesicht war marmorbleich. Die dunkeln Locken waren darüber hingefallen. Die Mutter strich sie ihr aus der Stirn, kniete neben der Ohnmächtigen nieder, nahm sie in den Arm und rief: „Du darfst nicht sterben, mein theures Kind. Du darfst nicht sterben. Er kommt ja — er ist bei Dir.“

Arnold faßte ihre Hand und beugte sich zu ihr nieder. „Juliette — meine theuerste Juliette!“ flüsterte er ihr zu. „Nein! Du darfst nicht sterben. Du wirst leben — für mich leben. Sage mir nur, daß Du mich liebst, und Dein Herz wird nicht mehr krank sein. Du liebst mich, nicht wahr, Du liebst mich?“

Er fühlte einen sanften Druck ihrer kleinen Hand, die sich schnell in der seinigen erwärmte. Das Gesicht, noch eben so starr, wurde mehr und mehr von einem wonnigen Lächeln belebt. „Du liebst mich, Juliette, nicht wahr, Du liebst mich?“ wiederholte er wieder und wieder. Und nun schlug sie die Augen auf, diese wunderbaren dunkelblauen Augen, und der eine Blick sagte ihm Alles. Dann, wie erschreckt über diesen Verrath des so lange gehüteten Geheimnisses, entzog sie ihm die Hand, schlang die Arme um den Nacken der Mutter, drückte das Gesicht an ihre Schulter und schluchzte: „Mutter! Mutter! Du hörst, er liebt mich noch.“

Madame Blanchard streichelte zärtlich ihre Locken und sah dabei mitterlich besorgt zu Arnold hinüber, halb um Schonung bittend, halb erkundend, ob es sein Ernst sei. „Er liebt Dich noch,“ sagte sie beruhigend, „und Du — Du — Du darfst ihm gestehen —“

„Ach! er konnte ja mein schwaches Herz,“ rief das Mädchen, sich noch fester an sie schließend, „lange — lange schon.“

Arnold umfaßte die schlanke Gestalt und hob sie auf den Stuhl. Der Kopf sank matt gegen die Lehne zurück, aber die Augen schlossen sich nicht mehr. Er kniete vor ihr nieder, sah zu ihr auf und küßte ihre Hände. „Warum wolltest Du sterben?“ fragte er mit zärtlichem Vorwurfe.

Sie zog ihn sanft zu sich hinauf und küßte seine Stirn. „Weil ich nicht leben konnte ohne Dich,“ hauchte sie ihm zu. „Und wenn Du nicht gekommen wärst — gewiß, gewiß! ich wäre bald gestorben.“

„Und konntest Dich doch versteckeln,“ rief er, „und dem Zufalle überlassen, ob er mich zu Dir führe?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht dem Zufalle! Du hattest ja mein Bild wieder.“

Er sah sie überrascht an, als ob er nicht gleich den Zusammenhang ihrer Worte faßte. „Auch Du glaubst an seinen geheimen Zauber?“ sagte er lächelnd.

„Jetzt dürfte ich wohl,“ antwortete sie, „denn es hat sich ja wunderbar genug bewährt. Aber nennen wir's nicht so! Ich habe viel darüber nachgedacht, und zu erklären ist's freilich kaum. Daß aus Millionen zwei Menschen einander finden, ist das nicht immer eine Fügung? Man nimmt's auch fast ohne Verwundern gläubig und dankbar dafür und sagt nicht einmal: wie hat das so geschehen können und müssen? Mitunter aber hebt sich der Schleier ein wenig; wir sehen zurück bis auf das erste noch

Digitized by Google

unbewußt Gemeinsame, das gleichsam wie ein Samenkorn in der Erde liegt und auf Sonnenschein und Regen wartet. Und wenn man das nun kennt und wenn man weiß, daß es auch immer weiter wirksam und bestimmend gewesen ist, soll man ihm da nicht vertrauensvoll eine Kraft zuschreiben, die unsern Willen zwingt und unseren Wegen die Richtung giebt?“

„O Du Philosophin!“ rief Arnold. „Die war's sicher schon in der Wiege bestimmt, daß Du einen Deutschen lieben solltest. So schön hätte ich selbst mir's gar nicht zurechtlegen können. Wie aber kamst Du zu dem Bilde, das man doch aus meiner Briefstasche entwendet hatte?“

Madame Blanchard gab ihr ein Zeichen, sich nicht durch Sprechen zu sehr anzustrengen. „Crédillon hatte es in der Briefstasche entdeckt,“ nahm sie selbst das Wort, „und Ihnen dann verleugnet, als Sie es zurückforderten. Er wußte nicht, daß Sie uns bereits Ihre Schuld gebeichtet hatten, daß Juliette Sie als den Entführer ihres Bildes kannte. Nach einiger Zeit, als sie seiner Bewerbung immer heftiger widersprach, erfand er — wahrscheinlich um sich bei ihr einzuschmeicheln — das Märchen, er habe in deutschen Blättern das Bildes wegen einen Aufruf erlassen und Demjenigen eine große Summe geboten, der es ihm, als dem Maire, einsende. Juliette, die Ihrer Versicherung durchaus Glauben geschenkt, auch von der Beschlagnahme Ihrer Papiere gehört hatte, durchschaute nun sofort den Zusammenhang, schwieg aber klug, um ihn in die Falle gehen zu lassen. Schon nach wenigen Wochen brachte er denn wirklich die Nachricht, der geldgierige Deutsche habe sich durch eine Mittelsperson gemeldet und ihm das Bild verkauft. Er lege es nun zu Juliette's Füßen, hoffe aber auf einen Dank. Juliette forderte ihn spöttisch auf, dem Papa seine Unkostenrechnung vorzulegen. O! an eine so materielle Anknüpfung der Verbindlichkeiten habe sie nie gedacht, antwortete er; wenn aber seine Aufmerksamkeit einen Lohn verdiene, der wirklich lohne — denken Sie, der Unverschämte begehrte einen Kuß! Juliette, empört ebenso über seine Verlogenheit wie über diese Zumuthung, nahm das Bild und — versetzte ihm einen Backenstreich. Die Worte, mit denen sie ihn begleitete, wiederholte ich nicht; sie machten selbst auf meinen guten Charles einen so tiefen Eindruck, daß der Bösewicht bei ihm allen Glauben einbüßte und sich bald zum Rückzuge genöthigt sah. Wir haben dann von seinen Chicanen viel zu leiden gehabt. Enthüllerte er sich doch nicht, uns nachträglich des Einverständnisses mit dem Feinde während der Belagerung zu bezichtigen! Das verstörte meinen armen Blanchard nun vollständig. Aber solche Leute machen jetzt in Frankreich ihr Glück: er ist bereits Unter-Präfect und wird noch weiter steigen.“

Das Gespräch war, früher als Arnold es wünschen konnte, auf Blanchard gebracht; er selbst mußte es nun dabei festhalten. Er erzählte, daß er den Tod des ihm einst so lieb gewordenen Mannes schon in Paris erfahren und daß er seine Ruhestätte besucht habe. Juliette weinte still in ihr Tuch, und Madame Blanchard erleichterte sich durch eine Fülle von Mittheilungen aus seiner Leidenszeit. „Er hatte zuletzt Alles vergessen,“ schloß sie, „was seit dem unglücklichen Tage geschehen war, an dem sich Paris ergab. Ja, er glaubte an diese Uebergabe nicht einmal, sondern behauptete, die Belagerung werde noch immer fortgesetzt. Er hörte auch fortwährend schießen. Seine letzten lallenden Worte waren: ‚Paris fällt nicht.‘“ —

Der See lag schon in tiefer Dämmerung; nur die höchsten Bergspitzen links über dem Rhonethal glühten noch wie Feuer der scheidenden Sonne. Madame Blanchard öffnete die Thüren und Arnold trug Juliette im Sessel auf den Balcon hinaus. Ihre Einrede, daß sie sich gar nicht mehr so schwach fühle und wohl auch die wenigen Schritte gehen könne, wollte er nicht gelten lassen. Unten an der Landebrücke lag noch der Kutter. Der Matrose war an's Land getreten, aber Kruttke saß auf der vorderen Mastbank und schaute unverwandt zum Balcon hinauf. Arnold machte die Damen auf den fremden Menschen aufmerksam. „Er hat gar keinen geringen Theil dabei,“ sagte er scherzend zur Mama, „daß wir gute Freunde geworden sind. Er glaubte allen Ernstes, Sie müßten hungern, und seinem mitleidigen Herzen verdanken Sie den ersten Teller Suppe aus unserer Küche.“

„War auch die rothe Flagge seine Erfindung?“ fragte Juliette.

„Nein, sie war mein verzweifelter Gedanke,“ versicherte Arnold, „aber Ehre, wem Ehre gebührt: die Seefahrten hat er in Anregung gebracht.“

Es ermittelte sich nun, daß der Kutter erst heute von den Damen bemerkt war. Sie hatten seit Wochen das Zimmer gehütet: Juliette war erst seit wenigen Tagen im Stande gewesen, das Bett zu verlassen. Nun war ihnen der Schnellsegler mit der rothen Flagge aufgefallen. Da sie aus so weiter Entfernung die Insassen nicht lesen konnten, hatte die Mama ein Fernglas angewandt. „Der Name ‚Juliette‘,“ erzählte sie weiter, „beunruhigte mein Töchterchen sogleich ganz außerordentlich. Als sich nun das Boot näherte, ging ich auf die Terrasse hinab, um aus geringerer Entfernung die Leute darauf zu beobachten. Hätte sie wenigstens Geduld gehabt, bis ich ihr Gewißheit bringen konnte! Aber sie, die ohne meine Stütze nicht zwei Schritte gehen konnte, war auf den Balcon hinausgetreten und — nun, Sie kennen ja die Folgen dieser Unvorsichtigkeit.“

Arnold drückte dem geliebten Mädchen die Hand. „Mir ist nach dieser Ohnmacht so wohl und leicht um's Herz, wie seit Jahren nicht,“ versicherte Juliette.

Der Mond tauchte aus den Bergeubeln auf, eine große bleiche Scheibe, und hob sich langsam in das Tiefblau des unbewölkten Himmels hinauf. Und nun bligten Lichtfunken auf dem Seespiegel und tanzten weiter und weiter über die sanften Wellenbiegungen hin, bis zuletzt ein glänzender Lichtstreif bis zum jenseitigen Ufer hinüberspielte. „Ich denke an eine Mondnacht,“ sagte Arnold träumerisch, „die für mein ganzes Leben bedeutsam war.“ Er erzählte von seiner Nachtwache in Feindesland und von dem ersten Besuch der Blanchard'schen Villa.

„Ihr Deutsche seid doch ein wunderliches Volk,“ bemerkte Juliette ganz so schalkhaft, wie in den früheren glücklichen Tagen ihres Verkehrs. „Es ist nur gut, daß zu unserer Verlobung Mondschein im Kalender steht. Wenn man hier am Genfer See nicht für den alten Burschen schwärmen lernt, denke ich, lernt man's überhaupt nicht.“ —

Spät erst trennten sie sich. Arnold nahm im Hôtel sogleich für sich Logis. Am andern Tage wurde Kruttke mit dem Kutter nach Ouchy zurückgeschickt, um aus Lausanne die Sachen abzuholen und auf der Post Weisungen zu geben. Er nahm zugleich einen Brief mit, der den Lieben in der Heimath ein vollstreudiges „Gesunden!“ zurief.

Aber Kruttke brachte auch einen Brief mit, der im „Hôtel du Lac“ zu Vevey vielleicht mehr Sensation erregte, als der Arnold's im Hause der Commerzienräthin erwarten durfte. Um es nur gleich mit den knappsten Worten zu sagen: Victor Blanchard hatte tief aus Rußland an Clärchen geschrieben und bei ihr angefragt, ob sie den Muth habe, seine Hausfrau zu werden. Muth gehöre freilich dazu, denn er hause ganz außer der civilisirten Welt; nicht jener augenblickliche Muth, der leicht zu einem großen Opfer anrege, sondern jener beharrliche, der in treuer Pflichterfüllung nicht ermüde und den nur die deutschen Frauen hätten. Clärchen hatte den ganzen Brief abgeschrieben. „Was soll ich thun?“ schloß sie. „Ob Du nun Deine Juliette findest oder nicht, mich willst Du ja doch nicht. Und daß ich Dir's nur gestehe: ich war ihm schon in den Tagen seiner Gefangenschaft gut.“

Madame Blanchard war wie aus den Wolken gefallen, und es dauerte einige Zeit, bis sie sich auf dem Boden dieser neuen Thatsachen zurechtfand. „Ich will glauben,“ sagte sie endlich, „daß er die beste Wahl getroffen hat, und mein Mutterherz giebt auch dazu seinen Segen; aber Tochter und Sohn . . .“ sie weigte nachdenklich den Kopf und tupfte eine Thräne fort; „gut, daß mein Charles schläft.“

Als Arnold Abends seine Juliette auf der Terrasse unter den mondbeglänzten Platanen langsam am Arm auf und ab führte und die Erinnerung des Erlebten in ihnen beim traulichen Austausch aller so lange und sorgenvoll bewahrten Herzensgeheimnisse mächtig geworden war, sagte er, ihre Hand auf sein Herz drückend: „Es war ein schwerer Kampf, und die Liebe hat gesiegt. Erst in Benigen freilich! Aber laß uns hoffen, daß Versöhnung bald das allgemeine Losungswort werden wird. Mensch zu Mensch und Volk zu Volk!“

Digitized by Google

Schiller's Lieblingsschwester.

Von Ernst Ziel.

Christophine Reinwald geb. Schiller.
Nach dem Oelgemälde von Ludovika Simanoviz.

Das Capitel „Schiller und die Frauen" ist von der Literaturgeschichte immer und immer wieder mit ungeschwächtem Interesse aufgenommen worden, und in der That ist der Schlüssel zum Verständniß der wichtigsten Entwicklungsphasen unseres Dichters nicht selten gerade auf diesem Gebiete zu suchen: gar nicht zu reden von der mythischen Laura des in der Schnürbrust der Karlsschule einherschreitenden Mediens Schiller — die Namen einer Charlotte von Wolzogen, einer Margaretha Schwan, einer Frau von Kalb und Charlotte von Lengefeld sind leuchtende Merkzeichen, welche ebenso viele Stationen auf dem Lebenswege unseres Dichters bezeichnen, auf dem Wege von der jugendlich unklaren Phantasterei zur Freigeisterei der Leidenschaft, von der Freigeisterei der Leidenschaft zu der Höhe einer ruhig schönen, vom Glanze der Idealität verklärten Liebe. Neben diesen Frauen, welche, bald dämonisch irreführend, bald besänftigend und ausgleichend, am Eingange der einzelnen Perioden des Schiller'schen Schaffens gleichsam als Pförtnerinnen stehen und diesen Perioden theilweise ihre geistige Stimmung, ihre dichterische Färbung leihen, neben diesen Frauen begegnen wir im Leben des Dichters einer Reihe anderer weiblicher Erscheinungen, die zwar weniger bestimmend und bahnweisend in seine innere Entwickelung eingreifen, aber mit hingebender Liebe, wenn auch ohne Leidenschaft, sein Leben als liebevolle Rathgeberinnen und treue Freundinnen begleiten.

Unter diesen Freundinnen Schiller's verdient den Namen der treuesten wohl keine so sehr, wie seine von ihm überaus geliebte Schwester Christophine; denn sie ist ihm sein Leben lang, wenn auch oft aus weiter Ferne, in unbeirrter Anhänglichkeit eine geistige Begleiterin und mitfühlende Genossin gewesen. Christophine gehörte nicht zu den sogenannten geistreichen Frauen. Dazu war ihr Naturell viel zu sehr auf das Praktische angelegt, ihre Bildungsschule eine zu bescheidene und der Kreis ihres Denkens ein zu enggezogener. Nicht eine geistreiche Frau, nein, sie war etwas Besseres, etwas Gott und den Menschen Wohlgefälligeres: sie war ein echtes Weib voll Natur und Wahrheit, tief und beharrlich von Gemüth, scharf und klar von Verstand und mit gesundem Blick, mit einer unentwegten Energie und maßvollen Sicherheit des Handelns ausgerüstet — Eigenschaften, welche sie ihrem Bruder besonders dann zu einer stets verständigen und gewandten Bundesgenossin machten, wenn es galt, sich mit der Außenwelt in einer schwierigen Lage abzufinden.

Sie hatte viel Verwandtes mit Schiller. Ihr Herz war, wie das seine, von einer zugleich besonnenen und lebensfrohen Idealität erfüllt und schlug lebhaft für alles Große und Hohe in Menschheit und Natur; eine freudige Begeisterung trug sie allem sittlich und geistig Erhabenen, eine frische, markvolle Zornmüthigkeit allem Verkehrten und Verschrobenen, allem Anmaßenden

Digitized by Google

und Hochmüthigen in den menschlichen Charakteren und Einrichtungen entgegen. Das Gefühl für Freiheit und Menschenwürde lebte tief in ihr, und nichts haßte sie so sehr wie Affectirtheit und Unnatur. Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit waren die Grundzüge ihres Wesens. „Mir ist wohl," sagt sie in ihrem Tagebuche, „unter euch Menschen von niederem Stande. Da findet man bei aller Beschränktheit des geistigen Gesichtskreises noch Kraft und Selbstständigkeit. Und was ist unsere Aufklärung, unsere Bildung? Meist äußerer Schimmer, kein innres warmes Gefühl. Lernt nicht selbst die heilige Sprache der Seele, die Empfindung eine fremde Sprache, und wird sie nicht oft durch Convenienz und Dreherei zur Unnatur?" Christophine hatte ein tiefreligiöses Gemüth und dabei ein glückliches, heiteres Temperament. Fromm und fröhlich — gesthlheinnig und thatenfreudig: diese Eigenschaften waren die Hauptmarkseine, zwischen denen das Seelenleben von Schiller's Lieblingsschwester mitten inne lag und die sie in jeder Lage harmonisch zu verschmelzen verstand.

Zwei Jahre vor unsern Dichter und als ihre Eltern schon neun Jahre kinderlos verheirathet waren, wurde Christophine am 4. September 1757 geboren. Von frühester Kindheit an verband beide Geschwister das Gefühl innigster Zusammengehörigkeit und Eines konnte sich kaum ohne das Andere denken. Hatten sie doch Beide in dem kleinen Hause der Großeltern von mütterlicher Seite, wo Frau Elisabeth Dorothea Schiller, geborene Kodweis, in der ersten Zeit ihrer Ehe ihre Wochen zu halten pflegte, hatten sie doch im Hause des Löwenwirths zu Marbach das Licht der Welt erblickt und dann in Ludwigsburg, in Lorch, auf der Solitüde bei Stuttgart die Tage der Kindheit mit einander verlebt. Schiller verehrte diese Schwester mit schwärmerischer Liebe. „Wie oft warst Du nicht die Heldin in meinen idealischen Träumen," schreibt er ihr am Neujahrstage 1784 von Mannheim. Auf der Solitüde, wo die Verhältnisse des früher nur karg besoldeten Vaters — er war bekanntlich Officier in württembergischen Diensten — sich allmählich besserten, gab es oft gar frohe Zeiten. Ein Fest der Freude aber war es immer, wenn der Bruder von der Karls-Schule heimkehrte. Dann wurde häufig dramatische Vorstellungen gegeben und Gegenwart und Zukunft in den Aether der Poesie getaucht: kühne Luftschlösser wurden geplant und die ersten Materialien zu deren Bau herbeigeschafft.

Es herrschte in der Schiller'schen Familie der Ton warmer Kindes- und Elternliebe, und dieses freundliche Verhältniß zwischen den Alten und den Jungen machte namentlich auch das weiche Gemüth Christophinens einen für die Dauer wohlthuenden Eindruck. Sie trug den Eltern untergrenzte Verehrung entgegen. „Das Beispiel der guten Eltern," sagt sie in den im October 1845 von ihr niedergeschriebenen „Notizen über meine Familie", „ist mir auf meinem langen Lebenswege immer zur Richtschnur geblieben und hat oft in einer Zeit, wo ich mir so viel versagen mußte, meinen Muth erhalten." Noch in ihren alten Tagen fragte sie sich bei Allem, was sie unternahm, zuerst, ob ihr Vater es auch wohl würde gebilligt haben.

Christophine war von jeher des Bruders Vertraute gewesen. Als er den Entschluß zur Flucht aus Stuttgart gefaßt hatte, da machte er sie zu seiner Mitwisserin und zu seinem Anwalte bei den Eltern. Sie hat bei diesen seine Sache mit Einsicht und Energie, mit weiblichem Tacte und schwesterlicher Liebe geführt. Nachdem Schiller's Flucht nach Mannheim gerade in der Nacht von Stuttgart aus in's Werk gesetzt worden, in welcher der herzogliche Hof die Anwesenheit des Großfürsten von Rußland auf der Solitüde festlich beging (17. September 1782), war es bekanntlich Christophine, durch deren Hand seine gesammte Correspondenz mit dem Elternhause ging. Viel mag sie in dieser Zeit zu vermitteln, durchzukämpfen und auszugleichen gehabt haben, und das immer mehr wachsende und sich befestigende Verständniß der Eltern für die hohen Aufgaben des Sohnes ist gewiß zu einem nicht geringen Theile das Verdienst der treuen Christophine.

Als Schiller Mannheim verlassen und sich nach Bauerbach bei Meiningen zu der Frau von Wolzogen begeben hatte, da bahnte sich auch in dem Leben seiner Schwester eine unerwartete Wendung an, welche für ihre ganze Zukunft entscheidend wurde. Schiller war in Meiningen mit dem Bibliothekar Reinwald, der sich auch als Dichter, namentlich auf dem Gebiete des Humors und der Satire, einen Namen gemacht hatte, bekannt und nach kurzer Zeit sehr vertraut geworden. Reinwald gehörte zu den Ersten, welche den Genius Schiller's erkannten. Er schrieb am 7. December 1782 in sein Tagebuch: „Heute schloß er mir sein Herz auf, der junge Mann — Schiller — der so früh schon die Schule des Lebens durchgemacht, und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen. Ich glaube nicht, daß ich mein Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt habe, es müßte denn Alles mich trügen. Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm, und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksale umdüsterten Augen sprühten, und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen."

Durch einen Zufall lernte Reinwald einen Brief Christophinens an ihren Bruder kennen, und dieses Schreiben wurde die Veranlassung zu einer eifrigen Correspondenz zwischen ihm und der Schwester seines Freundes. In den abwechselnden „Notizen über meine Familie" theilt Christophine hierüber mit: „Einst wiederholte mein Bruder Reinwald's Besuch, aber dieser war über Land gegangen, und er wartete lange auf Reinwald's Zimmer bis gegen Abend, und endlich zog er seine Briefstasche heraus und las die darin enthaltenen Briefe; unter diesen war auch einer von mir, in dem ich ihm im Auftrage der Eltern schreiben mußte, daß er auch mehr achtsam auf seine Wäsche sein sollte und dergleichen. — Als Reinwald immer noch nicht kam, so ging er verdrießlich fort und ließ seine Briefstasche liegen — endlich kam Reinwald, und seine Hausleute sagten ihm, daß der Herr von Bauerbach lange auf ihn gewartet hätte. Er fand denn also auch die Brieftasche und las die darin enthaltenen Briefe. Wahrscheinlich mochten die Grundsätze der Sparsamkeit, die mein Brief enthielt, ihn bewogen haben, an mich zu schreiben, genug, ich erhielt einen Brief von ihm, wo er mir die Geschichte erzählte und zugleich versicherte, daß er meinem Bruder schon auch dergleichen bemerkt hätte, daß dieser aber jetzt sehr beschäftigt sei, weil er von Göschen sehr gedrängt würde, den Don Carlos zu vollenden, so würde er auch uns nicht viel schreiben können. Er aber konnte und immer Nachricht geben; mein lieber Vater trug mir auf, Reinwald wieder zu schreiben und ihn zu bitten, fernerhin mit gutem Rathe seinen Sohn zu unterstützen — und so entstand denn ein Briefwechsel, worin immer mein Bruder der Hauptgegenstand war."

Nachdem Reinwald im Jahre 1784 einen Besuch auf der Solitüde gemacht und sich beim Abschiede die Erlaubniß ausgebeten hatte, die Familie Schiller noch einmal besuchen und den Briefwechsel mit Christophinen fortsetzen zu dürfen, kam er das folgende Jahr wieder und hielt um die Hand des geliebten Mädchens an. „Das war nun freilich eine ernste Frage," schreibt Christophine hierüber; „als Freund schätzte ich Reinwald um seiner Rechtschaffenheit und Kenntnisse willen, allein in näherer Verbindung, bei der spärlichen Einnahme, die er als wahrheitsliebender Mann uns redlich gestand, war doch Vieles zu bedenken; auch meine Eltern zu verlassen, den schönen Ort und so Vieles, was ich nachher nie wieder fand."

Aus Christophinens ganzer Auffassung ihres Verhältnisses zu Reinwald geht klar hervor, daß sie mehr mit dem Verstande oder sagen wir lieber: mit dem Gewissen als mit dem Herzen wählte, indem sie, die Neunundzwanzigjährige, dem zwanzig Jahre älteren Manne (Reinwald wurde am 11. August 1737 zu Bayingen bei Meiningen als der Sohn des dortigen Amtmanns geboren) die Hand reichte. Schiller, obwohl er dem braven Reinwald in inniger Freundschaft und aufrichtiger Hochschätzung zugethan war, konnte den Bund zwischen dem zu hypochondrischen Launen geneigten, kränklichen Manne und seiner lebensfrohen Schwester nicht ohne Besorgniß sich schließen sehen und äußerte sich auch in diesem Sinne gegen die Eltern und Christophinen selbst. Auch die alte Frau Schiller war nicht für die Heirath. Christophine aber wußte klar, was sie that. Wie ihr ganzes Wesen auf einem durchaus religiösen Grunde ruhte, so ließ sie sich auch bei der Wahl des Gatten von rein religiösen Motiven leiten. Sie war des Glaubens, „daß der Mensch dem lieben Gotte eine besondere Leistung als Beitrag zum Weltgangen schuldig sei, und daß des Menschen Ehre, wie seine Glückseligkeit darin bestehe, zu erkennen und zu erfüllen, was Gott von ihm Besonderes geleistet haben wolle". Und in diesem Glauben opferte sie ihr Herz ihrem Gewissen und wurde

Digitized by Google

Reinwald's Gattin. Die Trauung fand am 22. Juni 1786 in der Dorfkirche zu Gerlingen bei Stuttgart statt.

— Diese Ehe war, namentlich in den letzten zwölf Jahren, eine durchaus glückliche, obwohl Christophine oft an den Eigenthümlichkeiten ihres Gatten schwer zu tragen hatte. Die sittliche Kraft ihres Charakters lehrte sie, das mancherlei Trübe und Schmerzliche ihrer kinderlosen Ehe unter beschränkten ökonomischen Verhältnissen und vielerlei Sorgen mit stets heiterer Geduld zu überwinden. „Wie wohl fühle ich mich in meinem kleinen Leben!“ schrieb sie in ihr Tagebuch. „Beseligt durch eine höhere Macht, die in's tiefste Herz blickt, lerne ich in diesem bescheidenen Loose ein hohes Glück finden.“ Dieser Aufspruch ehrt die edle Frau; denn sie war trotz des ehrenwerthen Charakters ihres Gatten in dieser Ehe nicht auf Rosen gebettet. Reinwald, einer der tüchtigsten Gelehrten seiner Zeit, namentlich als Sprachforscher von Bedeutung, lebte fast nur seinen Büchern und seiner Gelehrsamkeit und verhielt sich gegen die Welt und ihre Freuden meistens ablehnend. So darf es uns nicht wundern, wenn Christophine in heimlichen Briefen an Schiller oft ihr Herz über diese Eigenthümlichkeiten ihres Gatten ausschüttete; namentlich klagte sie häufig darüber, daß Reinwald sie allzu knapp mit Geld versehe, weßhalb denn der Bruder ihr oft durch Einsendung kleiner Zuschüsse aus der Verlegenheit half. In einem Nekrologe über Christophine vom Hofprediger Dr. Ackermann („Meininger Volksblatt“, 1847, Nr. 40) heißt es unter Anderem, daß Reinwald von dem, was zur Haushaltung und angenehmen Lebensführung gehört, kaum etwas verstanden habe, wie er auch zur Erheiterung und Beglückung seiner jungen Frau sehr wenig geeignet gewesen sei. Geselligen Verkehr habe er nicht geliebt und selbst Frauen vom Umgange mit seiner Gattin gern fern gehalten, nicht etwa aus Mangel an Liebe für Christophinen, oder weil er ihr keine Freude gegönnt hätte — denn er ehrte und liebte sie sehr — sondern weil er glaubte, einen Gelehrten und Dichter zum Manne zu haben, das reiche schon hin, eine Frau zu beglücken. Er war übrigens, nach dem einstimmigen Urtheile seiner Zeitgenossen, ein überaus achtbarer und sittlich hochstrebender Mensch, was auch aus vielen seiner im Schiller'schen „Musenalmanach“ und anderen Blättern veröffentlichten Gedichte hervorleuchtet. Schiller selbst schätzte seinen Schwager sehr und hat ihm bis an sein Ende seine Freundschaft bewahrt. Als Reinwald am 6. August 1815 im achtundsiebenzigsten Lebensjahre starb, betrauerte Christophine ihn tief und innig. Neunundzwanzig Jahre hindurch war er in Liebe und Treue ihr Lebensgefährte gewesen.

Nach dem Tode ihres Mannes verließ Christophine Meiningen und lebte einige Jahre in Schwaben bei ihren Verwandten, namentlich in Marbach, wo sie eine schwere Krankheit durchzumachen hatte. Bereits zu Lebzeiten Reinwald's hatte sie ihre Heimath mehrmals besucht, wenn wir nicht irren zwei Mal: zuerst mit ihrem Gatten 1789, dann ohne ihn 1796, wo traurige Zustände sie nach der Solitüde riefen. Die Revolutionskriege hatten das würtembergische Land mit französischen Marodeurs überschwemmt, und auch die Schiller'sche Familie war mehreren Brandschatzungen ausgesetzt. Dazu kam, daß auf der Solitüde ein gefährliches Fieber ausgebrochen war, dem das jüngste Kind, die neunzehnjährige, liebreizende Nanette, schon am 23. März erlegen war. Als Christophine im April zur Pflege der Kranken im Elternhause eintraf — der Bruder trug die Kosten ihrer Reise — fand sie ihre Schwester Louise (später verheirathet an den Pfarrer Franke — siehe „Gartenlaube“ 1874, Nr. 50 — gestorben 1836 zu Möckmühl) in Lebensgefahr, während der Vater gleichzeitig an der Gicht erkrankt war. Sie sah damals die geliebte Schwester genesen, aber den theuren Vater am 7. September für immer die Augen schließen. Welche Erinnerungen, nicht nur die schmerzlichen an jenes trauererfüllte Jahr, sondern auch die freudigen an ihre poesiedurchwobene Jugend, mußten nicht das Herz Christophinens ergrüllen, da sie nun, nach dem Tode ihres Gatten, wieder an den Stätten ihrer Kindheit weilte! Freilich wird in diesen Erinnerungen mehr des Wehs als der Wonne gewesen sein. Ueber wie viele Gräber schwebten ihre Gedanken hin: das Grab des Vaters und der geliebten Schwester Nanette hatte sie in nächster Nähe; in Cleversulzbach ruhte ihre geliebte Mutter, im Cassengewölbe zu Weimar ihr großer Bruder und auf dem Friedhofe zu Meiningen ihr braver Gatte.

Wer so viel des Leids erfahren, zieht sich gern in sich selbst zurück; er meidet den zweifelhaften Wechsel des Lebens und schließt sich mit Vorliebe an das Altgewohnte an. So fühlte denn auch Christophine sich wieder hingezogen zu dem alten stillen Meiningen, wo sie ihres Lebens größten Theil verlebt hatte. Im Jahre 1822 kehrte sie in die traute Stadt an der Werra mit einer Freundin, die in Stuttgart ihr Gast gewesen war, zurück und bezog später bei dieser Freundin eine Wohnung, in welcher sie, von einigen kleinen Reisen abgesehen, bis an ihr Ende ein stilles zurückgezogenes Leben geführt hat, ein Leben, welches der Erinnerung der Vergangenheit, aber auch dem ruhig heiteren Genuß der Gegenwart gewidmet war.

Es war eine wahrhafte Idylle des Alters, welche diese herrliche Frau in ihrem kleinen Weltwinkel verlebte. Die Nüttigkeit der Jugend war ihr geblieben, und die „süße Gewohnheit“ des täglichen Lebens erhielt sie gesund und frisch. Von Zeugen der damaligen Zeit wird berichtet, daß man die „Frau Hofräthin“ regelmäßig schon früh am Morgen im sauberstten Anzuge am Fenster ihrer im Erdgeschoß gelegenen Stube sitzen und die Vorübergehenden freundlich grüßen sah. Aller ökonomischen Sorgen durch die liebevolle Fürsorge des Herzogs von Sachsen-Meiningen überhoben, munter und kräftig und regen Geistes bis wenige Stunden vor ihrem Ende, umgeben von liebevollen Freunden und Pflegern, freute sie sich trotz ihrer Jahre noch von Herzen des Lebens und war noch jeden Augenblick bereit, von ihm Abschied zu nehmen. „Mein Todestag ist mir lieber als mein Geburtstag,“ pflegte sie oft zu sagen und genoß doch mit heiterem Sinne jede Minute, die ihr das Schicksal noch gewährte; sie fühlte ihre Jahre nicht. Thätigkeit war noch bis zuletzt ihre liebste Freundin. Mechanische Arbeiten wechselten bei ihr mit künstlerischen und geistigen ab: sie segte täglich selbst ihre Stube aus, machte eigenhändig ihr Bett, sorgte ohne fremde Beihülfe für ihre Garderobe und zeichnete und malte dazwischen Blumen- und Fruchtstücke nach der Natur oder machte sich Auszüge aus interessanten und lehrreichen Büchern. Dabei war ihre Lebensweise eine überaus einfache. „Alles Ueberflüssige, Ueppige, Verweichlichende, Luxuriöse,“ heißt es in dem oben erwähnten Nekrologe, „mochte sie nicht und hielt es fern von sich; ihren Begriffen nach war Vieles überflüssig und verwöhnend, was Andern für ganz unentbehrlich galt. — In größere Gesellschaften ging sie nicht; bei Zweien und Dreien, und wo Alles einen ungezwungenen, ungekünstelten, herzlichen Ton und Zuschnitt hatte, fühlte sie sich am wohlsten. Dem Volke und allen den Lebenskreisen, in denen Sitteneinfalt, Natürlichkeit, Unverschrobenheit und Aufrichtigkeit herrschten, war sie von ganzer Seele zugethan. — Es ist außerordentlich, wie viel Gutes die Verewigte im Stillen gethan hat; bei allen Gelegenheiten, wo es einen edlen und schönen Zweck zu fördern galt, war sie unter den willigen und fröhlichen Gebern stets voran. — Sie hatte sich redlich erworben, was sie in ihrem Tagebuch als das Beste bezeichnete, das sich der Mensch in diesem Leben erwerben könne, nämlich ein ruhiges Zurückschauen auf die Vergangenheit.“

Wie über ihrem ganzen Leben, so schwebte auch über Christophinens letzten Jahren verklärend und erhebend das Andenken an ihren großen Bruder. Aber ihrem bescheidenen, stillen Sinne lag nichts ferner, als in Schiller's Ruhmesglanze sich selbst zu sonnen und mit seiner Größe zu prunken. Aus eigenem Antriebe sprach sie nur selten von ihm; wenn aber die Rede auf ihn kam, dann leuchteten ihre Augen in jugendlichem Feuer und die Freude über den Herrlichen röthete ihre Wangen.

Ihr Ende war ein sanftes und schnelles. Am Nachmittage des 30. August 1847 ersreute sie sich noch im Theatergebäude an einem dort ausgestellten neuen Bilde. Als sie sich am Abend unwohl fühlte, begab sie sich frühe zu Bett und gestattete, daß eine Wärterin die Nacht über neben ihrer Schlafkammer wache. Ruhig vergingen diese letzten Stunden im Leben der edlen Frau; nur daß sie einige Male über Bangigkeit klagte und das Vaterunser betete. Gegen Morgen fand man sie todt im Bette. Ein Schlagfluß hatte ihrem Leben wenige Tage vor ihrem neunzigsten Geburtstage ein Ende gemacht. Im Tode soll sie ihrem Bruder sehr ähnlich gesehen haben. Daß dies aber im Leben kaum der Fall gewesen sein kann, dafür dürfte das diesen Zeilen beigegebene Portrait Christophinens sprechen, dessen

Digitized by Google

lebensgroßes Original, von Ludovika Simanowiz in Oel ausgeführt, sich im Besitze des Herrn Karl Krieger zu Möckmühl in Württemberg befindet; es stellt Schiller's Schwester, noch jugendlich und mädchenhaft, in weißem Anzuge mit blauem Besatze und leckigem, von einem himmelblauen Bande durchflochtenem Haare dar. Unser Holzschnitt ist nach einem Stahlstiche wiedergegeben, welcher das jüngst erschienene schätzenswerthe Buch „Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, herausgegeben von Wendelin von Maltzahn" (Leipzig, Veit u. Comp.) ziert. Diesem vortrefflichen Werke des bekannten Lessing-Herausgebers, das allen Schiller-Verehrern hiermit auf's Wärmste empfohlen sein möge, verdanken wir auch zum größten Theil die oben mitgetheilten Einzelheiten aus dem Leben dieser liebenswürdigen Frau. Maltzahn empfing die Briefe meistens schon im Jahre 1858 von der am 25. November 1872 verstorbenen Freifrau Emilie von Gleichen Rußwurm, der jüngsten Tochter Schiller's (siehe Gartenlaube 1874, Nr 43).

Nicht weil Christophine die Schwester Schiller's war und weil sein erlauchter Name ihr Leben verklärte — denn das war ein Geschick des blinden Glücks — nein, weil sie zu ihrem Theil dazu beitrug, daß unser Schiller das wurde, was er zu unser Aller Heil geworden, weil sie, Geist von seinem Geiste, mit ihm stritte und kämpfte, mit ihm bangte und litt und in sonster Weiblichkeit und zarter Seelenninigkeit den gewaltigen, oft unbändigen Genius in ihm erziehen half — weil sie das Alles that in Stille und Einsalt und ohne sich ihres reichen Antheils an der Größe ihres Bruders bewußt zu werden, darum wird Christophine im Andenken ihrer Nation fortleben als eine der besten unter den deutschen Frauen, deren köstlichste Merkmale immerdar diese zwei waren: fromme Sitte und Bescheidenheit.

Die Stufen der menschlichen Freiheit.

Ein Pfingstwort an das deutsche Volk.

Von Franz von Holtzendorff.

Goethe hat darauf aufmerksam gemacht, wie verschieden die Vorstellungen sind, welche mit dem zaubervollen Worte der Freiheit verbunden werden. Das sehnsuchtsvolle Lied, „Freiheit, die ich meine", würde, wenn nicht das Versmaß uns den Ton-fall vorzeichnete, wahrscheinlich mit dem stärksten Accent auf Ich von der Mehrzahl gesprochen werden. Manchen Wörtern ergeht es wie den Scheidemünzen, die am häufigsten von Hand zu Hand gehen, und durch die Alltäglichkeit des Gebrauchs die Deutlichkeit ihres Gepräges verlieren. Bis vor hundert Jahren bedeutete Freiheit in der Sprache der Gelehrten vorwiegend soviel wie „Privilegium", eine besondere Auszeichnung gewisser Personen und Stände, zumal des Adels und der Geistlichkeit. Die ständische Gliederung des mittelalterlichen Gesellschaft beruhte auf den „Freiheiten" der Fürsten, Grafen und Ritter, der Corporationen und Zünfte. Es wimmelte die alte Zeit von Freiheiten, ohne daß es eine staatsbürgerliche Freiheit gegeben hätte.

Als die Aufklärungsperiode ihr Werk begann, forderte die Welt in den Schriften der Dichter, in den Liedern der Sänger, auf den Schlachtfeldern von Nordamerika, in den Straßenkämpfen der Revolution, die Freiheit der Völker und der einzelnen Menschen. Eine neue Staatslehre war aus dem Buche mit den staatlichen und kirchlichen Uebertieferungen entsprungen; die Menschenrechte der Freiheit und Gleichheit erklangen wie eine Auferstehungsmelodie durch das Zeitalter, welches zu Ehren des Joyfes den Nationen den Krieg erklärt hatte. Dem Erbrechte der geschichtlichen Thatsachen, der Unfreiheit der Bauern, der Verkümmerung des Bürgerthums, den Anmaßungen der privilegirten Classen stellte sich damals der Satz entgegen: „Frei ist der Mensch geboren, unverjährbar ist dieses Recht seiner Natur, obwohl durch Fürsten und Regierungen zerstört oder gefesselt. Freiheitsfeindlich ist der Staat, der mit seiner Allmacht die natürliche Freiheit des Menschen eigennützig verdirbt." Selbst heute noch ertönt dieses Klagelied von der freiheitsfeindlichen Allmacht des Staates in mancher Kanzelrede nach. Seit beinahe neunzig Jahren kämpft Frankreich in seinen Verfassungswirren für die Durchführung dieses Gedankens. Auf den Trümmern der niedergerissenen Staatsmacht soll die Freiheit der entfesselten Gesellschaft errichtet werden. Noch immer stehen die meisten Franzosen unter dem Banne des Wahnes, daß eine schwache Staatsregierung für die Freiheit der Völker wünschenswerth sei.

In Deutschland ist die Willensschaft während desselben Zeitraumes, nachdem sie eine Zeitlang den französischen Meistern gefolgt war, zu einer ganz andern Grundanschauung über das Verhältniß zwischen Staat und Staatsbürgern gelangt. Jener glückliche Naturzustand angeborener Freiheit besteht nur in der Glaubenslehre für jene zwei ersten Menschen, die nicht geboren waren, sondern fertig erschaffen das Paradies beherrschen sollten. Aus geöffneten Hünengräbern, aus entdeckten Gebirgshöhlen, in aufgegrabenen Torfmooren und in den bloßgelegten Pfahlbauten der Seen entziffert die wissenschaftliche Forschung den Satz: In der Geschichte begegnet uns der Mensch zuerst im Zustande der Unfreiheit und Unvollkommenheit, im Kampfe um sein Dasein mit der Natur, als Barbar, dessen Keule überall über dem Haupte des Schwächeren schwebt.

Langsam wirkte das Werk der Erziehung, welches den Menschen allmählich in jene harte Schule der Freiheit führte, welche den Namen des Staates trägt. Die erste Ursache aller höheren Gesittung und Freiheit ist die durch einen bereits gelänterten Naturtrieb bewerkstelligte Gründung staatlichen Gemeinlebens vermittelst der Unterordnung Aller unter eine herrschende Gewalt, welche den Schwächeren stützt, den äußeren Feind abwehrt, den Ringkampf mit widerstrebenden Naturmächten erleichtert, den Hausfrieden der Familie gegen die Pfeilspitzen räuberischer Nachbarn sichert.

Schon diese erste Großthat der langsam reifenden Menschheit ist aber gleichzeitig eine That der Selbstbeschränkung für Diejenigen, welche sie vollbringen, das Werk einer höheren Anlage, welche manchen Naturvölkern fehlt. Um dauernd in der Gemeinschaft des Staates leben zu können, bindet sich der Mensch an einen begrenzten Flächenraum der Erde, an sein Gebiet, indem er auf das Wanderleben des dem Bilde nachstürmenden Jägers oder Heerden treibender Nomaden verzichtet. In den Früchten des Ackerbaues belohnt sich die Seßhaftwerdung der Völkerstämme. Auch auf der einfachsten Grundlage des Ackerbaues stehend, erscheint ein Staatsvolk unendlich höher, als jagende Horden oder herumschweifende Hirtenvölker. Es ist ein trügerisches Ideal jugendlicher Phantasie, wenn sie unter der Führung amerikanischer Romanschriftsteller in den Wildnissen der Urwälder sich ansiedelt und von Freiheit träumt. Der Geschichtsschreiber belehrt uns, um wie viel vollkommener trotz aller Bedrängnisse die ersten europäischen Ackerbauer an den Küsten des atlantischen Oceans gewesen sind im Vergleiche zu den „glücklichen Wilden", denen keine räumliche Schranke gezogen war. Eine Leben spendende Macht ist der Staat. Aus den spärlichen Ansiedlern, welche vor zweihundertfünfzig Jahren aus England, Holland und Frankreich nach dem nördlichen Amerika zogen, ist ein Volk von vierzig Millionen geworden, welches die schrankenlos herumschwärmenden Indianerstämme heute nichts sind als zertrümmerte und dem völligen Untergange verfallene Ueberreste eines verkommenen Geschlechts.

Der erste, uranfängliche Staat entlegenster Jahrtausende nimmt jeden einzelnen Menschen, der ihm als Staatsbürger zugehört, völlig für sich in Anspruch; zuweilen ist sogar, wie bei den Spartanern, die Familie nichts anderes als eine Züchtungsanstalt für Staatszwecke. Jeder Einzelne fühlt, denkt, handelt wie sein Nebenmann, gleichsam dauernd in Reih' und Glied eingestellt während jener ewigen Kriege, die unter benachbarten Stämmen geführt wurden. Indem aber allmählich einzelne Staaten zur Uebermacht über andere gelangen, erwacht in den Staatsbürgern das Bewußtsein, daß sie nicht mehr ganz für den Staatszweck aufgeopfert zu werden brauchen. Es entsteht der

Digitized by Google

Unterschied in den Persönlichkeiten und Individuen, die Thätigkeit des Eigenwillens, die Gliederung der Gesellschaft, die Mannigfaltigkeit der Berufszweige und Gewerbe, die Theilung der Arbeit nach Anlage und Geschicklichkeit, die Schichtung der bürgerlichen Classen, die Doppelströmung von Oben und Unten, von Hoch und Niedrig, das Verlangen, daß an die Stelle des allein gebietenden Oberbefehls, der im Kriege nothwendig ist, die Mitbeschließung des Gesetzes zu friedlichen Zeiten als bürgerliches Recht der freien Genossenschaft anerkannt werde.

Wird diese Forderung nach hartem Ringen durchgesetzt, tritt an die Stelle des persönlichen Herrscherwillens der Mächtigen die Selbstgesetzgebung des Volkes, so beschreitet dieses in seiner Entwickelung eine zweite Stufe, diejenige der politischen Freiheit. In dem Worte Selbstgesetzgebung liegt aber wiederum eine weitere That der Selbstbeschränkung, zu der nur diejenigen Völker befähigt sind, welche die Kraft und den Willen haben, das sich selbst auferlegte Gesetz zu halten. Diese Entwickelung zur politischen Freiheit ist am klarsten im classischen Alterthume ausgeprägt, und zwar nach den beiden Richtungen der Entstehung und des Verfalls. Wie die einfachen, geraden und schönen Linien eines griechischen Tempelbaues treten uns die Bedingungen der politischen Freiheit bei Griechen und Römern anschaulich entgegen; eine Thatsache, die zu der Forderung führt, daß die in den modernen Culturvölkern leitenden Personen nothwendig mit dem Geiste des classischen Alterthums und seinen politischen Ueberlieferungen durch das Studium der alten Sprachen bekannt geworden sein müssen. Aus der Geschichte der Griechen und Römer ist die in ihrem Werthe unvergängliche Lehre zu begründen, daß die jeweilig mächtigsten Culturvölker auch die freiesten gewesen sind, daß aber die politische Freiheit zu Grunde geht, wenn jene Grundlage des zur Selbstbeschränkung und zum freiwilligen Gehorsam entschlossenen Rechtsstrebens so weit schwindet, daß das gesetzgebende Volk sein eigenes Werk durch Willkür und Zügellosigkeit zerstört. Die politische Freiheit der Griechen und Römer ging außerdem zu Grunde, weil es diesen Völkern nicht beschieden war, zwei weitere Stufen der menschlichen Freiheit zu ersteigen, ohne deren Erreichung die politische Freiheit stets gefährdet bleibt.

Eine dritte Stufe der menschheitlichen Freiheit ist die wirthschaftliche Freiheit der Arbeit. Die vollkommensten Gemeinwesen der alten Geschichte beruhten auf Sclaverei,* in welche zumal die Kriegsgefangenen versetzt wurden. Zwar bezeichnet die Sclaverei insoweit einen culturgeschichtlichen Fortschritt, als die allerrohesten Völker den überwundenen Feind einfach vernichten und dessen Schonung zum Zwecke der wirthschaftlichen Benutzung bereits ein höheres Verständniß und eine Mäßigung jener Leidenschaften verräth, von denen der Menschenfresser oder der blutgierige Barbar knechtisch beherrscht wird. Im weitern Verlaufe der Geschichte erweist sich aber die Sclaverei überall als ein schwerer Fluch, als Hemmniß höherer Gesittung. Sclaverei bedeutet nicht nur grausame Unterdrückung des Dienenden, sondern vielmehr Verderbniß der Herrschenden. Jede schrankenlose Gewalt über andere Menschen vernichtet das Pflichtgefühl der Herrschenden gegen das Gesetz und bringt dieses unter die Uebermacht des menschlichen Eigennutzes.

Aus der Christenheit ist die Sclaverei mit Ausnahme weniger Colonialstaaten verschwunden, obgleich das Christenthum unmittelbar kein Verdammungsurtheil darüber aussprach und trotz aller Rechtgläubigkeit nach der Entdeckung Amerikas christliche Staatsmänner die Negersclaverei wieder einführten, oder sogar heute den Gräueln des Kulihandels noch gleichgültiger zuschauen, als dies heidnischen Philosophen möglich gewesen wäre. In Europa vollzog sich seit dem Mittelalter schrittweise der Uebergang von der Sclaverei zur Hörigkeit, zur Leibeigenschaft, zur Gutsunterthänigkeit, zur Dienstbarkeit der ländlichen Arbeiter bis zur Befreiung der wirthschaftlichen Kräfte durch die neuesten Gesetzgebungen, wobei der Zusammenhang zwischen wirthschaftlicher und politischer Freiheit vorzugsweise in der englischen Geschichte deutlich ausgeprägt erscheint. Daß jene Befreiung langsam und allmählich vor sich ging, verbürgt ihre Gründlichkeit und Sicherheit. Und umgekehrt erklären sich die unverkennbaren Krankheitszustände mancher amerikanischer Staaten aus dem schroffen Sprunge von der Emancipation des Negers zur politischen Gleichberechtigung.

Wenn ein Volk wirthschaftliche Freiheit ohne Nachtheil ertragen soll, so muß es zuvor wiederum Selbstbeschränkung gelernt haben. Die dienende Classe muß gewillt und befähigt sein, an Stelle der ihr abgenommenen Zwangsarbeit durch freie Arbeit höhere Leistungen zu vollbringen und größere Werthe zu erzeugen. Nicht weniger, willkürlicher, unregelmäßiger, sondern fleißiger, sparsamer und treuer muß der freie Mann zu arbeiten gewillt sein, im Vergleich zum Sclaven oder Leibeigenen. Und andererseits muß auch in wirthschaftlich freien Ländern die begüterte Classe ihrer sinnlichen Genußsucht Zügel anlegen können. Wie jener englische Peer, in seinen Wappenschild das bekannte Wort hineinschrieb: „Ich diene", so steht gleichsam an der Eingangspforte des kaiserlichen Palastes in Berlin geschrieben: „Ich arbeite".

Messen wir die Höhe unserer Entwickelung an dieser Forderung der allgemeinen Arbeitspflicht, so müssen wir bekennen, daß wir in Deutschland allen Grund haben, bescheiden zu sein und in uns zu gehen. Die Gesetzgebung des norddeutschen Bundes, welche uns mit Freizügigkeit und Gewerbefreiheit beschenkte, fand uns nicht in derjenigen Reife, welche die Besten unseres Volkes vorausgesetzt hatten. Das Kennzeichen wirthschaftlich freier Völker, welches darin besteht, daß die Arbeit als Ehrenschmuck des Mannes gilt, war vielfach bei denen abhanden gekommen, welche die höchste Tugend darin setzten, in möglichst kurzer Zeit für möglichst hohen Lohn möglichst schlechte Arbeit zu verrichten oder auch ohne Anstrengung im Börsenspiel reich zu werden.

Die vierte und höchste Stufe der menschheitlichen Freiheit ist religiöse Freiheit. Alle Völker der vorchristlichen Zeit waren wenigstens soweit, als die Volksmassen in Betracht kamen, in sittlicher Knechtschaft befangen. Sclaverei des inneren Menschen auf sittlichem Gebiete ist dann vorhanden, wenn dieser unter dem Bann des Aberglaubens oder aus Furcht vor dem Zorn der Gottheit den überlieferten Geboten der Priesterherrschaft blindlings gehorcht. Abergläubische Furcht beherrschte das Thun und Treiben der Griechen und Römer. Die Religion Mose war eine Religion der Furcht vor dem göttlichen Zorn, ein Glaube an Opfer und Ceremonien.

Angesichts eines in abergläubischen Vorstellungen befangenen Volkes liegt es nahe zu meinen, daß der ängstliche Furchtglaube durch naturwissenschaftliche Aufklärung oder verstandesmäßige Moralphilosophie vernichtet werden könnte. Wie in der Gottesleugnung nicht zur sittlichen Freiheit des Menschen führt, zeigt wiederum der Ausgang der griechischen Philosophenschulen in ewig mustergültiger Weise. Die Philosophie war im Alterthum eine größere, weiterreichende Macht, als bei uns. Trotz ihrer unsterblichen Verdienste vermochte sie nicht, den Zusammensturz und den sittlichen Verfall der alten Welt aufzuhalten.

Erst mit dem Christentum trat das Princip der religiösen Freiheit in die Welt und zwar wiederum mit der Bedeutung der höchsten Selbstbeschränkung. An Stelle der Furcht vor ewigen Strafen tritt nun als tiefster Beweggrund des sittlichen Handelns jene Gottes- und Nächsten-Liebe, die unabhängig von Ceremonialvorschriften, Opfern und Kasteiungen, frei vom Buchstaben des Gesetzes und dem Machtgebot des Priesters, sich selbst schlechthin nach dem Vorbilde Christi an den Willen Gottes in freiwilliger Unterwerfung bindet. Zwar fordert auch das Christenthum Gottesfurcht, aber diese ist nichts anderes, als ehrfurchtsvolle Scheu des kindlichen Emporblickens. In der höchsten Liebe zu Gott wird immer die letzte Spur der Furcht getilgt sein.

Solche Völker, deren sittliches Leben in Familie und Staat von Priestern wesentlich mit den Motiven der Furcht vor ewiger Strafe beherrscht werden kann, haben auf den Namen der Freiheit keinen Anspruch; sie befinden sich, mögen sie heißen, wie sie wollen, im Zustande sittlicher Sclaverei oder auf der Stufe kindlicher Unreife; aber freilich stehen sie immer noch höher, als die Classe derjenigen, welche den Beruf zur sittlichen Freiheit selbst leugnen und in ihrem angeblichen Aufklärungswahne sittliches Handeln als Thorheit bezeichnen und auch den Geist von dem Naturgesetze der Materie beherrscht sein lassen. Trotz aller sogenannter Christlichkeit stand auch das Mittelalter in sittlicher Hinsicht niedriger als die besten Zeiten des heidnischen

Digitized by Google

Alterthums. Wenn dieses auch nicht die erhabensten Muster der Menschenliebe kannte, welche in den ersten Anfängen des Christenthums hervorleuchten, so fehlte ihm doch auch jene priesterliche Verfolgungswuth, welche durch Ketzerverbrennungen die Welt in Schrecken setzte und hinterdrein mit ruhiger Ueberlegung sogar menschenmörderische Inquisitoren heilig zu sprechen wagte.

Bis zum heutigen Tage bleibt die geschichtliche Wahrheit bestehen, daß ohne religiöse Freiheit in dem doppelten Sinne der Unabhängigkeit der Völker von den Fesseln der Priesterherrschaft und außerdem der Selbstbeschränkung des Gewissens durch unmittelbare Hingabe an Gott weder wirthschaftliche noch auch politische Freiheit auf die Dauer Bestand haben könne. Der Name einer Staatsverfassung thut dabei gar nichts zur Sache. Wenige Gemeinwesen besitzen sich in einem solchen Zustande politischer, religiöser und wirthschaftlicher Verwahrlosung wie die Mehrzahl der südamerikanischen Republiken.

Den bedeutsamsten Fortschritt auf der Bahn zur Befreiung unseres Volks erkennen wir in der Reformation. Sie heißt in ihrem innersten Grunde: Selbstverwaltung der an die Nachfolge Christi gebundenen Gewissenspflichten ohne priesterschaftliche Vermittlung; allgemeines Priesterthum in Haus und Gemeinde; allgemeine Wehrpflicht in dem Gebrauch des Schwertes, das Christus nach seinen eigenen Worten zur Ueberwindung des Bösen in die Welt gebracht hat; Verwerfung jeder Stellvertretung in diesem Heerdienste der Liebe. Was bedeutet Priesterherrschaft Anderes als Stellvertretung Gottes in irdischen, des menschlichen Gewissens in göttlichen Dingen?

Freilich ist mit diesen Grundsätzen der in ihrer Jugendfrische aufleuchtenden Reformation fast nirgends Ernst gemacht worden. Wie man die Herrschaft des mittelalterlichen Papstthumes einen großartigen Fürstenstaat über die menschlichen Seelen nennen darf, so nenne ich die Glaubensherrschaft protestantischer Consistorien und ihrer theologisch verknöcherten Bekenntnißformeln den Feudalismus des kirchlichen Kleinstaatenthumes. Den innigen Zusammenhang zwischen religiöser und politischer Volksfreiheit hat insbesondere der Dichter des verlorenen Paradieses nachdrücklich hervorgehoben. Milton, in gleichem Grade fromm und freisinnig, sagte: „Ein Geistlicher, der sich blindlings und unbedingt auf Bekenntnißschriften verpflichtet, sollte seinem Vornamen als den ihm zukommenden Geschlechtsnamen das Wort Sclave hinzufügen!“ Und ein anderes Mal: „Leyer ist auch derjenige, welcher zwar das an sich Richtige glaubt, aber nur aus dem Grunde, weil es ihm der Priester befohlen, ohne daß er selbst die Wahrheit geprüft hätte.“

Die Unvollkommenheiten der wirthschaftlichen und politischen Freiheiten im gegenwärtigen Zeitalter erklären sich wesentlich daraus, daß die Macht der in religiöser Ueberzeugung wurzelnden Gewissenspflichten und ihre Gewalt über das Volksleben von den gebildeten Mittelclassen am meisten verkannt wird. So schwankt die Welt zwischen dem Drucke der Priesterherrschaft und einer auf eine einseitige Verstandesschärfung hinarbeitenden, um das Gemüthsleben unbekümmerten Aufklärung, welche aus berechtigter Abneigung gegen das altkirchliche Formelwesen auch die religiösen Triebfedern der Menschheit verwirft. So geschieht es, daß Viele aus Haß gegen die Priesterherrschaft der thierisch magnetischen Kraft materialistischer Genußsucht verfallen und Andere aus Furcht vor einem alles Sittliche leugnenden Materialismus sich unter das schützende Dach einer verrotteten Priesterherrschaft zu flüchten suchen.

Nur solche Völker können niemals zurückfallen in politische Knechtschaft, denen der Glaube an ihre göttliche Bestimmung ewiges Leben spendet und damit die Befreiung wird von feiger Furcht vor den Gewaltmitteln der Unterdrückung. In den also befreiten Völkern wird die heilige Dreieinigkeit der politischen, wirthschaftlichen und sittlich-religiösen Freiheit immer mit und durch einander zusammenbestehen und in jedem Einzelnen die dreifache Pflicht der Selbstbeschränkung stets gegenwärtig und thätig erhalten: als Staatsbürger durch die Mitarbeiterschaft in der Uebung der vom Volke freiwillig zu übernehmenden Pflichten gesetzlichen Gehorsams; als Haushalter in der Mehrung der nationalen Geistesschätze, wobei jede Arbeit als ein Beitrag zu den Gemeingütern begriffen werden muß; als Weltbürger durch die Macht, welche in dem Gebote der Nächstenliebe ruht.

Das Maß und der Höhengrad der politischen Freiheit, deren ein Volk fähig ist, läßt sich durch geschichtliche Untersuchung ermitteln. Es entspricht durchaus der Stärke des im Volke vorhandenen Gemeinsinnes, dem Maße freiwilliger Gesetzlichkeit, der Tiefe seiner religiösen Beweggründe, dem Verständnisse für die Regel der Gegenseitigkeit der Dienstleistungen im wirthschaftlichen Leben. Nur in demselben Maße, als diese Befähigung zur Freiheit wächst, können die äußeren Machtmittel der Staatsregierungen ohne Gefahr verringert werden. Und alles Wachsen geschieht langsam. Anfangs unfrei geboren, wie jedes Kind noch heute völlig abhängig von seiner nächsten Umgebung, ist die Menschheit dem gewaltigen Schulzwange des Staates unterworfen worden, um, durch die große Erzieherin Weltgeschichte fortgebildet, die Bedingungen ihres Wohleins selbstständig erkennen und üben zu lernen.

Das geschichtlich beurkundete Zeugniß der Reife kann nur dasjenige Volk empfangen, welches gewillt ist, die Friedenstreppe zu dem Heiligthume seiner staatlichen Cultur aufzumauern aus der ungestörbaren Zusammenfügung jener drei Stufen der politischen, wirthschaftlichen und religiösen Freiheit und keine dieser Stufen baufällig werden zu lassen. Dieser Wille, welcher gleich ehernen Bildsäulen von jenem edeln Roste der Ueberlieferung bekleidet sein sollte, den des Künstlers Auge mit Wohlgefallen betrachtet, besteht aber nur dann gegenüber den Gesetzen der Verwitterung, wenn wir alltäglich an der Mehrung und Erhaltung politischer, wirthschaftlicher, sittlich-religiöser Geistes- und Charakterbildung im Volke arbeiten und nicht lediglich darauf vertrauen, daß die Staatsregierungen allein oder Andere für uns in den Kampf ziehen zur Abwehr der unserm Volksleben feindlichen Mächte.

Rom und das Mittelalter können nicht lediglich durch die juristische Macht der Gesetzesparagraphen auf die Dauer überwunden werden; denn ähnliche Gesetze haben auch in früheren Jahrhunderten bestanden, ohne daß die Priestermacht daran zu Grunde gegangen wäre. Alles, was bis jetzt von staatlicher Seite gegen die Hierarchie unternommen wurde, bedeutet nur ein Vorpostengefecht. Der Entscheidungskampf wird nur in der Volksschule ausgefochten werden. Den endlichen Sieg verbürgt uns nur der heilige Geist, welcher durch die Seele des ganzen Volks hindurchkammend und hindurchströmend auch auf dem religiösen Gebiete zum Befreiungskampfe treibt, um unser Volk zu einem reinen, formelfreien Christenthume emporzuheben.

Auf dem Punkte, wo wir stehen, überblicken wir hinter und vor uns die Schlachtfelder, auf denen die Schatten der Erschlagenen mit uns kämpfen für die Erstürmung jener Höhen, welche die schwer gepanzerten Schaaren der Herrschsucht, des Eigennutzes, der Heuchelei, sowie sämmtliche Abgötter der rohen und der verfeinerten Gewinnsucht besetzt halten. Eher wir diese Höhen nicht gewonnen haben, kann auch Pfingsten nicht das liebliche Fest der Maien für Deutschland wieder werden. Und den Frieden der Menschheit bringt nur der germanische Nordwind, welcher auf den Flügeln eines reineren, menschheitlichen Glaubens den seelenverdorrenden Sirocco der römischen Priestermacht über die Alpen in seine Wüste zurückjagt.

Auf der Frankfurter Pfingstweide.

Die Wohnungsnoth der letzten Jahre hat sich auch auf die Thierwelt ausgedehnt. Zwar sind die in freier Natur sich herumtummelnden Geschöpfe Gottes nicht von diesem Theile der socialen Frage berührt worden, aber die in der Gefangenschaft lebenden Insassen des zoologischen Gartens zu Frankfurt am Main sind in Gefahr gewesen, obdachlos zu werden.

In den Jahren 1857 und 1858 hatten einige Thierfreunde Frankfurts einen zoologischen Garten in's Leben gerufen, aber nur als bescheidenen Versuch auf gemiethetem Terrain. Das neue Institut erfreute sich des allgemeinsten Beifalls und trug wesentlich zum Entstehen ähnlicher Gärten in anderen Städten bei.

Die Erlangung eines Grundstückes, auf welchem die Anstalt

Digitized by Google

in bleibender Form neu errichtet werden könnte, wurde nach Bewältigung großer Schwierigkeiten erst im Herbste 1872 möglich, während die Miethe des alten Gartens bereits mit Ende desselben Jahres ablief. Es konnte indeß eine Verlängerung der Pachtzeit um ein weiteres Jahr erzielt werden. Das nun zur Verfügung der zoologischen Gesellschaft gestellte Terrain ist die in der Chronik der Stadt Frankfurt oft genannte Pfingstweide, welche seit dem Jahre 1848 historisch geworden ist. Die Behörden überließen diesen Platz, der einen Flächengehalt von etwa vierunddreißig Frankfurter Morgen hat, der zoologischen Gesellschaft auf neunundneunzig Jahre gegen eine sehr mäßige Pachtsumme. So sah sich nun die neue Gesellschaft einer ungewöhnlich schwierigen Aufgabe gegenüber; handelte es sich doch um nichts Geringeres, als die Errichtung eines in großartigem Style projectirten zoologischen Gartens in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von etwa einem Jahre. Diese Aufgabe ist glänzend gelöst worden.

Nachdem nun sofort ein provisorischer Plan angefertigt worden war, unternahmen der zum Leiter des Baues ernannte Architekt Herr Lorenz Müller, der mit Herstellung der Gartenanlage betraute Stadtgärtner Herr A. Weber und der Director des Gartens Herr Dr. Max Schmidt eine größere Orientirungsreise, auf welcher sie zwölf Thiergärten und fünf Aquarien in Deutschland, Holland, Belgien und England besuchten. Sie fanden keinen Anlaß, an ihren früheren Entwürfen wesentliche Veränderungen vorzunehmen.

Als die Gesellschaft ihr neues Besitzthum antrat, diente dieses als Exercirplatz. Am 3. März 1873 geschah der erste Spatenstich. Nach rastloser Arbeit während des ganzen Sommers lichtete sich gegen den Herbst hin das Chaos ganz allmählich und erst an einzelnen Stellen. Die milde Witterung des Winters gestattete eine fast ununterbrochene Fortsetzung der Arbeiten, so daß am 9. Februar mit den Thiertransporten aus dem alten in den neuen Garten begonnen werden konnte. Wir müssen darauf verzichten, hier auf die interessanten Einzelheiten dieses Umzuges überzugehen, und begnügen uns, auf die Darstellung zu verweisen, welche der Director in der Zeitschrift „Der zoologische Garten“ gegeben hat.

Am 29. März des vergangenen Jahres wurde der neue Garten dem Besuche des Publikums geöffnet. War er auch noch nicht vollständig fertig gestellt, was bei der Kürze der Bauzeit (nicht ganz dreizehn Monate) nicht befremden kann, so bot er doch schon ein fast vollständiges Bild dar. Besonders waren alle Thiere so untergebracht, daß sie von den Besuchern bequem gesehen werden konnten. Im Laufe der nächsten Wochen vervollkommneten sich Bauten und Anlagen mehr und mehr; die vorläufigen Einrichtungen verschwanden, und es erscheint nunmehr Alles endgültig geordnet.

Doch machen wir eine Runde durch den Garten! Wir nehmen an, daß wir den Garten durch den — noch nicht vollendeten — westlichen Eingang betreten. Der Weg führt uns zunächst an der vierzig Meter langen Fasanenvolière (Nr. 5 unseres Bildes) vorüber. In den einfachen, geräumigen Behältern aus Drahtgeflecht finden wir ein buntes Treiben der Vögel, deren prächtiges Gefieder von der grünen Anpflanzung sich freundlich abhebt. Mitten unter den Kindern der Tropen thront in stolzer Haltung unser deutscher Auerhahn.

Wenige Schritte führen uns zu dem Raubthierhause (7). In den an beiden Enden des sechzig Meter langen Gebäudes weit vorspringenden geräumigen Eckvolièren sehen wir ein Paar Löwen und ein Paar Königstiger von seltener Schönheit, welche auf hohen Felsengruppen malerisch gelagert sind und mit offenbarem Behagen die gewaltigen Glieder recken. Sie sind so zahm, daß sie sowohl von ihrem Wärter, wie auch dem Director des Gartens sich gern liebkosen lassen und, sobald sie derselben ansichtig werden, freundlich brummend herbeikommen und sich nach Katzenart am Gitter reiben. In den dazwischen liegenden Behältern finden wir Leoparden, Panther, Puma und wie die großen Raubkatzen alle heißen mögen. Weit vorspringende Dächer schützen die Thiere sowohl vor den grellen Sonnenstrahlen, wie dem Regen. Den Außenkäfigen entsprechen in dem Innern des Hauses ähnliche geräumige Behälter, die sehr reinlich und wohnlich angelegt sind. Die Käfige sind untereinander durch ebenso einfache wie zweckmäßige Schiebevorrichtungen verbunden, so daß die Thiere leicht von einer Abtheilung in die andere gebracht werden können.

Unsern vom Raubthierhause, und wie jenes nach Süden gerichtet, befindet sich das Affenhaus (8), welches, aus einem Mittelbau und zwei Seitenflügeln bestehend, seinen Insassen einen ebenso freundlichen, wie gesunden Aufenthalt bietet. Es enthält drei ganz von einander geschiedene Abtheilungen, welche eine Trennung der Affenarten ermöglichen, so daß diejenigen, deren Haltung ähnliche Bedingungen erfordert, in dem gleichen Raume leben können. Wir finden hier beinahe hundert der übermüthigen Vierhänder, welche in den geräumigen Käfigen ihre Virtuosität im Klettern und Springen zu zeigen Gelegenheit haben.

Weiter gehend, gelangen wir an einer kleinen Colonie von Hunden edler Racen vorüber nach dem von einer künstlichen Ruine mit hohem Thurme bekrönten Hügel, dessen Abhänge den Mouflons, Gemsen und Yaks sehr naturgemäße Aufenthaltsorte bieten. Die Ruine enthält die Behausungen der Eulen, Thurmfalken und ähnlicher Vögel und bietet von einer breiten Bastion mit weit vorspringenden Erkern einen lieblichen Rundblick über den Teich und die benachbarten Theile des Gartens. Hier erhebt sich auch der mächtige zwanzig Meter hohe Thurm, der die Hochreservoire der Wasserleitung des Gartens trägt und dessen Plattform mittelst einer bequemen Treppe leicht zu besteigen ist. Die Aussicht, welche man hier genießt, lohnt die kleine Anstrengung reichlich; im Vordergrunde überblickt man die Stadt und den Main, umgrenzt von den Höhen des Taunus, Spessarts und Odenwaldes.

Ehe wir den Hügel verlassen, sei des vorerst noch unsichtbaren Baues gedacht, welchen er birgt, nämlich des erst im Rohbau vollendeten Seewasser-Aquariums. Dasselbe ist ganz im Boden versteckt und zwar derart, daß die hohe Halle des Zuschauerraumes von dem Gipfel des Hügels überragt wird. Nördlich neben der Bastion stürzt ein mächtig angelegter Wasserfall hoch herab und führt ansehnliche Wassermengen, zu weißem Schaume zerschlagen, dem Teiche zu. Auch diesem Theile der Anlage merkt der Besucher nicht die rasche Entstehung auf dem ebenen Exercirplatze an, denn der Hügel bildet eine natürlich scheinende Fortsetzung der benachbarten Höhen, und die Ruine erhält durch die zu derselben verwendeten alterthümlichen Steinhauer- und Schlosserarbeiten ein sehr „echtes“ Aussehen.

Das provisorische Maschinenhaus (12) zur Linken lassend, gelangen wir an dem für die Directorwohnung bestimmten Platze (13) vorüber nach dem Schmuckvogelhause (17). An seine Außenseite lehnen sich die in Eisen hergestellten geräumigen Flugkäfige, welche mit fließendem Wasser versehen und mit Sträuchern bepflanzt sind. Hier finden wir die buntgefiederten Bewohner aller Zonen vertreten, besonders aber Papageien in glänzenden Farben, welche sich schreiend und zwitschernd umhertummeln. Viele derselben sind soweit an das hiesige Klima gewöhnt, daß sie selbst den Winter über im Freien bleiben können, und haben durch zahlreiche Bruten den Beweis geliefert, wie außerordentlich wohl sie sich dabei fühlen. Das Innere des Hauses beherbergt in wohnlicheren Gebauern eine reiche Sammlung von empfindlicheren Vögeln, wie Pfefferfresser, Nashornvögel und andere mehr.

Dicht neben dem Vogelhause finden sich die Schweineparks (18). Hier ist das Schwein nicht das Thier, „welches seinen Namen mit Recht führt“. Vergebens sucht man nach einem Morastle, in welchem diese Dickhäuter schmutzbedeckt umherwaten; sie stehen auf reinem, festem Boden sauber und gefällig, und klares Wasser ist genügend vorhanden, um darin zu baden, so oft ihnen beliebt.

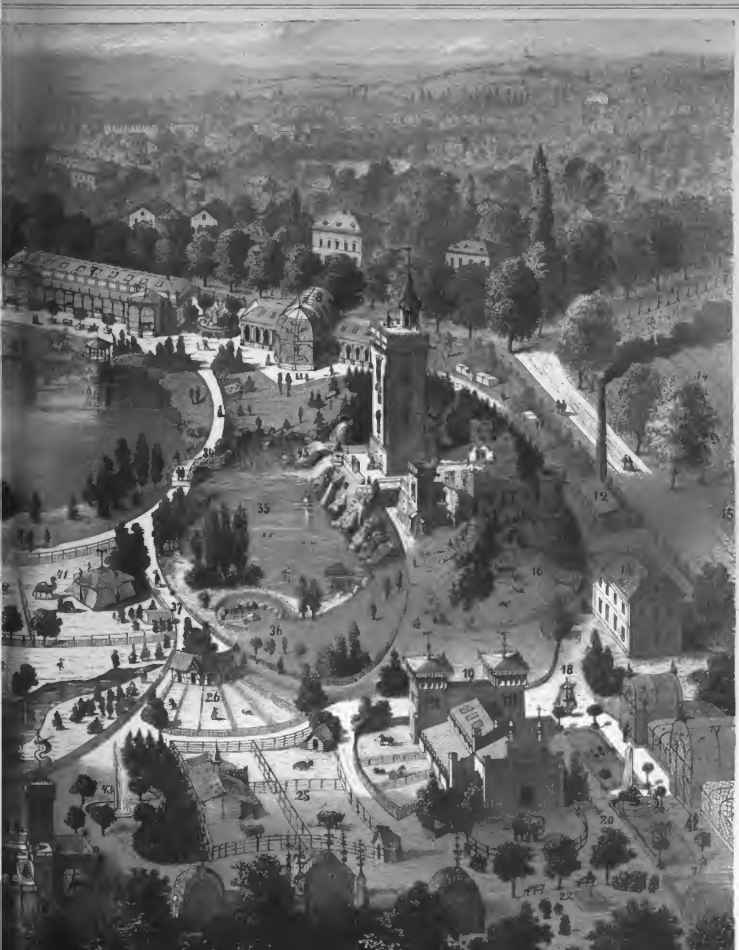
Wie aus Ironie zusammengestellt, finden sich in der nächsten Umgebung des Schweinehauses diejenigen Nager, deren Namen fälschlich mit „Schwein“ zusammengesetzt ist, nämlich die Meerschweinchen (22) und das Stachelschwein (20).

Wir werfen einen Blick auf einen zierlichen Drahtkäfig (18), der eine Sammlung prächtig gefärbter, meist amerikanischer Eichhörnchen beherbergt, und betreten dann das geräumige Gebäude, vor dem wir angelangt sind. Es ist das Elephantenhaus (19), welches mit verschiedenen Veränderungen und zweckentsprechender Vergrößerung aus dem alten Garten herüber genommen worden ist. Eine hohe, luftige, buntbemalte Halle

Digitized by Google

Der zoologische Garten

1. Auffahrt. — 2. Cassa. — 3. Gesellschaftshaus. — 4. Musikpempel. — 5. Fasanenhaus. — 7. Raubthierhaus. — 8. Affenhaus. — 9. Wasserthurm, Eulenhaus. — 17. Volière für kleine Vögel. — 18. Eichhörnchen. — 19. Elephanten und Zebra. — 20. Stachelschweine. — 21. Schweine. — 22. Meerschweinchen. — 33. Futterplatz. — 34. Brücke. — 35. Teich für Fischfresser. — 36. Biber. — 37. Fischotter. — 38. Stelzvögel. — 39. Kan



Frankfurt am Main.

r. Aquarium. — 10. Gemsen und Schafe. — 11. Hunde. — 12. Maschinenhaus. — 13. Directorwohnung. — 14. Oekonomie. — 15. Gärtnerei. — 16. Halberg. — 18. — 25. Büffel. — 26. Känguruh. — 27. Bärenhaus. — 28. Antilopen. — 29. Rennthierhaus. — 30. Hirsche. — 31. Straußenhaus. — 32. Großer Teich. — 40. Lama. — 41. Dromedare. — 42. Wasservögel. — 43. Fontaine. — 44. Zebu. — 45. Wasserfall. — 46. Hasen.

Digitized by Google

bildet den Besucherraum, um welchen sich die freundlichen Thierbehälter gruppiren. Eine besonders geräumige Abtheilung dient den mächtigen indischen Elephanten zur Wohnung, während in den übrigen Behältern ein kleiner afrikanischer Elephant, ein amerikanischer Tiger, sowie eine ansehnliche, zum Theil hier gezüchtete Zebrafamilie Platz gefunden haben. Jeder Stall steht mit einem ansehnlichen Laufplatz im Freien in Verbindung, der bei günstiger Witterung als Spazierraum dient.

Immer dem Umkreis des Gartens folgend, kommen wir zu dem Känguruhhause (26) und dem Bisonpark (25). Auf festem Steinboden schreiten die wuchtigen Prairiebewohner umher und das aus starkem Eichenholze gefertigte Gehege, sowie das zu ihrer Wohnung dienende feste Blockhaus sind ganz dem Körperbau und Charakter ihrer Insassen angemessen. Ihrem Parke gegenüber sehen wir nun die Raubvogelvoliere (24), eine Reihe lustiger, von frischem Wasser durchströmter Gebauer. Auf Spitzen, vielgipfeligen Basaltfelsen thronen ernst und regungslos die stattlichen gefiederten Räuber, den Vorübergehenden mit festem Blicke musternd.

Wenige Schritte bringen uns zu dem burgartigen aus grauem Stein erbauten Bärenhause (27), welches sich mit seinen beiden Thürmen imposant und doch freundlich von dem grünen Hintergrunde der dicht an demselben vorüberziehenden Allee abhebt. Die Bären sind in geräumigen, der Luft und dem Lichte frei zugänglichen Höhlen untergebracht, in erkenntlichem Gegensatze zu den düsteren, dumpfen Verliesen, welche man noch hier und da für diese Thiere gut genug glaubt. An der Südseite führt eine bequeme Treppe auf eine breite Galerie, von der man nicht nur in die Tummelplätze der Bären hinabblickt, sondern auch eine lohnende Aussicht über den ganzen Garten genießt. Die unermüdlich kletternden braunen Bären, von denen das eine Paar seit Kurzem sich einer munteren Nachkommenschaft erfreut, bilden stets einen Anziehungspunkt für die Jugend, welche sich an dem drolligen Wesen der plumpen Gesellen ergötzt. Auch der seit sechzehn Jahren im Garten lebende Eisbär, sowie der seltene schwarze Andenbär mit weißer Zeichnung in Form eines Maulkorbes and der Schnauze wissen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und ihren Antheil an Semmeln, Zucker und anderen Leckerbissen zu erhalten.

Von dem Bärenhause erstreckt sich eine geräumige Wiese, welche von einem Arme des Teiches (38) durchzogen ist und einer großen Anzahl von in- und ausländischen Reihern, Störchen, Flamingos ꝛc. zum Aufenthalte dient. Sie erhält durch die bunten, zeltähnlichen, mit Halbmond und Roßschweifen geschmückten Behausungen für Kameel (41) und Dromedar (39) einen entsprechenden Abschluß.

Unsern davon erhebt sich das Antilopenhaus (28), bewohnt von einer ansehnlichen Sammlung der eleganten Kinder des Südens, bei welchen Kraft und Zierlichkeit in seltener Weise vereinigt erscheinen. Neben der mächtigen Elen-Antilope, die an Größe und Form einem starken Ochsen ähnelt, schreitet die hellfarbige Säbel-Antilope mit den sensenförmig nach hinten gekrümmten, über einen Meter langen Hörnern und die rothbraune oder Nager-Antilope von der Größe einer Ziege, die einzige Vertreterin ihrer Art in den europäischen Thiergärten. Die indische Nilgau-Antilope mit den zierlichen schwarz und weißen Binden um die Fesselgelenke findet sich durch eine zahlreiche Familie in allen möglichen Altersstufen vertreten. Die meisten Antilopen sind im Garten geboren.

Gegenüber dem Antilopenhause befindet sich der Zebupark (44) mit ländlichen braunen Holzhäuschen; hier weiden die friedlichen indischen Buckelochsen.

Wir kommen nun an die Hirschparks. Unter einer großen Gruppe gewaltiger Bäume erheben sich ebenso malerisch wie zweckmäßig ein bescheidenes, schilfgedecktes Blockhaus und einige nette Rindenhäuschen, welche den Thieren als Wohnung dienen. Auf den geräumigen Rasenplätzen finden wir den Wapiti-Hirsch aus Canada, den Mähnen-Hirsch aus Indien, daneben seinen Landsmann, den zierlichen, schüchternen Schweins-Hirsch, den zierlich gefleckten Axis-Hirsch und die bunte Schaar des Damwildes.

Inmitten einer fast kreisförmigen Rasenfläche sehen wir einen freundlichen achteckigen Bau, das Straußenhaus (31). Eine hohe, luftige, mit Wandgemälden geschmückte Halle nimmt die Besucher auf. Sie ist rings von den Thierwohnungen umgeben, und wir finden hier den amerikanischen und afrikanischen Strauß, den neuholländischen Emu, den Helmkasuar aus Indien, sowie verschiedene indische und amerikanische Kraniche. Weiterhin gelangen wir an den Teich, der sich in einer Länge von hundertsechszig Metern, bei einer Breite von achtzig Metern, von Westen nach Osten ausdehnt. An seinem östlichen Ende erhebt sich der bereits erwähnte Hügel mit der Burg, welche sich freundlich in dem klaren Wasser spiegelt. Eine zierliche Eisenbrücke verbindet jetzt scharf vorspringende Uferstellen mit einander, und ein unter derselben angebrachtes Drahtgitter scheidet, behufs zweckmäßigerer Haltung der Thiere, den Teich in eine größere und eine kleinere Abtheilung. Die Erstere belebt in buntem Gewimmel die Schaar der Schwäne, Gänse und Enten, indeß auf Letzterer die fischstrotzenden Vögel, als Pelikane, Möven, Cormorane ꝛc. hausen.

An vorzüglichem Wasser ist der Garten reich. Dasselbe wird aus zwei in der Nähe des Maschinenhauses gelegenen, über sechszig Fuß tiefen Brunnen gewonnen, welche unten durch einen weiten Stollen mit einander in Verbindung stehen. Eine Dampfpumpe bringt das Wasser in das auf dem Thurm angelegte Hochreservoir, von dem aus dasselbe, mittels eines nach allen Seiten verzweigten Röhrennetzes, nach allen Theilen des Gartens und sämmtlichen Thierbehältern geführt wird. Durch Hydranten können die Gartenlagen bewässert, die Thierbehälter mit frischem Wasser versehen und alle Käfige und Stallungen gereinigt werden. Der Teich ist aus diesem Reservoire gefüllt worden, und durch tägliches Zufluß aus demselben wird das verdunstete Wasser ersetzt. Außerdem wird das Weiherwasser durch eine starke Dampfpumpe in Bewegung gesetzt. Es wird mittels des Wasserfalles dem Teiche zugeführt, durchfließt diesen und den Arm desselben, worauf es wieder zur Pumpe zurückkehrt. In Folge dessen strömt es Tag und Nacht gleichmäßig, wodurch es sich stets frisch und klar erhält.

Doch wir verlassen uns nun nach der Restauration, welche am westlichen Ende des Teiches auf einer langgestreckten Terrasse gelegen ist. Wie wir sogleich wahrnehmen, haben wir es hier mit einem provisorischen Gebäude zu thun; das eigentliche Restaurationshaus ist noch im Bau begriffen. Dasselbe wird in sehr bedeutenden Dimensionen aufgeführt werden und alle zu einem umfangreichen Wirthschaftsbetriebe erforderlichen Einrichtungen in großer Vollkommenheit enthalten. Außer drei sehr großen Sälen wird es eine Anzahl kleinerer Salons und Speisezimmer umschließen. Auf der Terrasse gönnen wir uns nach mühsamer Wanderung die wohlverdiente Ruhe und erfreuen uns an den Klängen der Militärmusik, welche zweimal täglich concertirt. Man genießt hier einen reizenden Blick über den Garten, dessen Hintergrund der Hügel mit der Ruine und dem Wasserfall bildet.

Im Ganzen darf der Garten als ein äußerst gelungenes Werk bezeichnet werden. Die Thierbehälter und Anlagen sind ebenso geschmackvoll wie zweckmäßig, und allerwärts bekundet sich der Eifer und die Hingebung, mit welchen die Einrichtungen ausgeführt worden sind. Das Publicum weiß auch wohl zu würdigen, was ihm in dem neuen Etablissement geboten wird, denn vom Tage der Eröffnung (29. März) bis zum Schlusse vorigen Jahres besuchten den Garten mit Ausschluß der Actionäre und Abonnenten 131,999 erwachsene Personen und 14,395 Kinder; 47,387 Personen benutzten die Tage, an denen Preisermäßigungen stattfanden, so daß sich die stattliche Gesammtziffer von 193,681 Besuchern ergiebt.

Zu einer so großartigen Anlage bedarf es großartiger Mittel, und diese zu beschaffen war in der Zeit nach dem allgemeinen finanziellen Krache keine leichte Aufgabe. Daß es der Gesellschaft gelungen ist, die zur Vollendung nothwendigen Summen zu erlangen, das dankt sie in erster Linie dem opfermüthigen, uneigennützigen Gemeinsinne der Bewohner Frankfurts. Das ursprüngliche Actiencapital von 500,000 Gulden ist durch die Herstellung des Gartens und der Gebäulichkeiten verbraucht worden, aber die Bürger der ehemaligen freien Reichsstadt hatten sich die Beschaffung des zur Herstellung des Restaurationsgebäudes noch fehlenden Capitals zur Ehrensache gemacht. Aus städtischen

Digitized by Google

Mitteln wurden der Gesellschaft 350,000 Mark zur Verfügung gestellt, und weitere 550,000 Mark sind in etwa vierzehn Tagen gezeichnet worden.

So ist denn die Vollendung eines Unternehmens gesichert, das, den Zwecken der Wissenschaft dienend, zugleich für Jedermann eine Stätte der Erholung ist, auf welche Frankfurt wohl stolz sein darf und wie man eine ähnliche jeder größeren Stadt wünschen kann.

Hanne.

Zur Beherzigung für Viele.

(Schluß.)

„Ich legte mich in der Schulstube auf einige Bettstücke, vorgebend, daß ich unwohl sei und allein zu bleiben wünsche," erzählte die Großtante weiter. „Mein Aussehen bestätigte nur zu deutlich das Gesagte. Ohne daß ich den Wunsch aussprach, hielt die Mutter Minchen von mir fern — ich sah die Cousine nicht wieder, und am folgenden Morgen reiste sie ab.

Erst jetzt sagte ich meiner Mutter Alles. Das ließ sich ja nicht vermeiden und war bei mir in der langen ruhelosen Nacht zum festen Entschlusse geworden. Ob der Schlag mich noch so furchtbar traf, ob ich jedwelch wünschen mußte, von hier fort zu gehn, auf Nimmerwiederkehr, ich durfte es nicht. Aufgerichtet und mit gefalteten Händen saß ich die ganze lange Nacht hindurch und sah starr in's Leere. In mir war Alles todt, als sei nur das Räderwerk zurückgeblieben und die Seele entflohen, verscheucht durch das schreckliche Wort: ‚Meine Braut ist Hanne längst nicht mehr.' —

Ja, ja, ich hätte fliehen mögen, weithin an das Ende der Welt, und niemals — niemals wiederkehren.

Es war eine helle Julinacht, und Mondlicht und Sonnenaufgang rangen mit einander, als noch Alles im festen Schlafe lag. Ich sah die alte Schulstube an, und die Wände und Bänke gaben mir den Blick zurück — wir verstanden einander. In diesen engen Mauern war ich geboren; hier hatte ich gearbeitet und mit dem Leben gerungen, seit der Vater gestorben, vor fast zwanzig langen Jahren schon. Ich mußte bleiben, mußte ferner die alte Mutter ernähren und geduldig ertragen, was Gott gesandt; wir durften nicht scheiden, die alte Schulstube und ich.

Ich lehnte den Kopf gegen den großen braunen Tisch, und eine weiche Ruhe kam über meine brennenden Gedanken. Ich wußte es, nur noch mein sterbliches Theil wirkte und schaffte fort — ich selbst war todt. —

Und am Morgen, nachdem Minchen abgereist, sprach ich mit der Mutter. Sie weinte leise und wollte mich an ihre Brust ziehen, mich trösten, aber ich schüttelte den Kopf und sah ihr fest in's Auge. ‚Nun kein Wort mehr, Mutter, kein einziges! Wir müssen es tragen, und Gott wird Kraft geben, weil uns das Unglück schuldlos traf. Geh' Du zu Hermann! Bring' ihm den Ring und seine Briefe! Wozu fremde Leute einweihen?'

Die alte Frau schluchzte laut. ‚Um des Himmels willen, Hanne, sprich nicht so unnatürlich ruhig, weine, weine, laß den Schmerz austoben! Du stirbst daran, wenn es so innerlich fortgährt. Zieh' den Ring nicht ab, vielleicht —' .

Aber ich unterbrach sie. ‚Nein, Mutter, das wäre zu spät,' versetzte ich, ‚er muß jetzt die Cousine heirathen, wenn er will, daß ich ihn noch achte. Bitte, sprich nicht mehr davon!'

Ich zog den Ring ab und überwand den heftigen Wunsch, laut heraus schreien zu dürfen, wie ich überhaupt im Leben immer gelernt hatte, das Nothwendige zu thun und nicht nach rechts noch links vom Wege mich verlocken zu lassen. Dann schrieb ich an Hermann, gab ihm sein Versprechen zurück und sagte, daß Alles verziehen sei. Als ich aber, am Fenster stehend, die Mutter fortgehen sah, meinen Ring und das ewig trennende Wort mit sich nehmend, da brach die mühsam behauptete Kraft. Eine zweite Ohnmacht folgte der ersten und ging über in ein Nervenfieber, das mich wochenlang an's Krankenbett fesselte.

Meine Seele war stark geblieben, aber der Leib wäre fast erlegen. Ueber Eines half mir die Krankheit mit linder Hand hinweg, über das tödtlich schreckliche Mitleid der Bekannten. Als man mich wiedersah, da war die Sache nicht mehr neu, und ich sah auch zu hinfällig aus, als daß es Jemand gewagt hätte, mir noch Schmerz zu bereiten.

Minchen hatte nicht nach mir gefragt, Hermann dagegen jeden Tag; der Mutter war auch eine Geldsendung von unbekannter Hand zugegangen — natürlich von ihm. ‚Was sollte ich machen, mein Herzenskind?' fragte sie mit zitternder Stimme. ‚Du hättest keine Medicin bekommen, ohne dieses Geld.' Ich wendete mich ab. Das war bitter wie der Tod, aber — ich konnte es ja, was Leiden und Dulden ist. Ich war so grau, so alt geworden unter stetem Entsagen.

Und dann kam noch ein schrecklicher Tag, bevor wieder Alles im alten Geleise fortlief, der Tag, an welchem er und sie getraut wurden. Die Kirchenglocken klangen zu mir herüber, und ich saß mit gefalteten Händen am Fenster, regungslos, wie erstorben. Draußen spielte der Herbstwind mit welken Blättern, und so, ganz so sah es auch aus in meiner Seele. Die weißglänzenden Pappelblätter waren längst dahin; die Resede war verblüht und das Grün verwelkt — Alles, Alles todt.

Jetzt schwiegen die Glocken — nun sprach der Geistliche; nun wurde jener Eid geschworen, der mir das Herz brach. Ich drückte krampfhaft beide Hände auf die Brust — was konnte mir noch Schmerz bereiten, nun ich diese Stunde überlebt?

Und auch das ging vorüber, auch das trat zurück im ewigen Wechsel der Dinge. Ich unterrichtete wieder nach wie vor die kleinen Kinder im ABC; ich hielt ruhig die Tafel in der Hand, auf welche Minchen damals ihre Spielereien gezeichnet, und arbeitete fort wie immer. Nur sprach ich noch weniger, als sonst, und über meinem Haare lag es wie ein weißer leichter Reif.

So gingen Jahre hin, eintönig, ohne Unterbrechung wie ein Traum, den nur bisweilen eine Nachricht von draußen her unterbrach. Ich hatte weder ihn, noch sie wiedergesehen, aber fremde Leute sagten mir, daß es mit dem Geschäfte rückwärts gehe und mit Hermann's Gesundheit noch mehr. Minchen war keine Hausfrau; sie hielt Dienstboten, gab Gesellschaften und putzte sich mehr, als es in ihren Verhältnissen angebracht war. Nachdem die äußeren Angelegenheiten schlechter und schlechter geworden, hatte Hermann sie freundlich gebeten, daß sie einkehren möge, so lange es noch Zeit sei, aber darauf folgten nur Thränen, Versprechungen und Schmollen ohne wirkliche Besserung. Was nicht ausbleiben konnte, das kam: die Gläubiger trieben ihn zum Concurs, und jetzt zerstörte der Gram den letzten Rest von Hermann's Gesundheit. Er legte sich, um nicht wieder aufzustehen.

Das Alles erzählten mir geschäftig die Leute und glaubten vielfach sogar, etwas sehr Wohlthuendes, Tröstliches zu sagen, aber dennoch hielt ich die Sache für weniger arg, als es das Gerücht schilderte, bis eines Tages von Minchen ein Brief kam, in dem sie mich bat, für Hermann zu sorgen; es stehe ihm auf seinem Todtenbette am Nöthigsten. ‚Schaffe ihn in das Krankenhaus, Cousine!' schrieb sie, ‚bezahle noch Einen Monat — dann ist Alles vorüber. Mich wirst Du nicht sehen — dessen sei sicher!'

Mir flimmerte es vor den Augen. Ich schluchzte laut, seit Jahren zum ersten Male. Wie mit einem Zauberschlage war die ganze Vergangenheit wachgerufen — Alles, was in mir geschlafen hatte, regte sich zu neuem Leben. Die Mutter sah mich fragend an; sie begriff nicht, was es sein konnte, das so heftige Wirkung hervorbrachte. Ich warf mich schluchzend in ihre Arme. ‚Lies, Mutter, lies! — Was sollen wir jetzt thun?'

Da sah sie zu mir empor, nachdem ihr Blick den kurzen Brief überflogen. Ihre Stimme klang unsicher, und die Hand bebte, daß das Papier zu Boden fiel.

‚Hanne, Dein Stübchen liegt nach Süden — was meinst Du? — Wir holen ihn.'

Ich antwortete nicht, aber meine Arme umschlangen sie fester, und unsere Thränen vermischten sich. Wie viel hatten wir Beide mit einander ertragen! Wie fest und treu ist der

Digitized by Google

Boden des Rechten, Ehrenhaften, und wie selig das Bewußtsein erfüllter Pflicht!

‚Aber wirst Du es ertragen, Hanne,‘ fragte sie leise, ‚daß Minchen mit ihm hierherkommt? — Sie ist seine Frau, und — es geht auch nicht anders, der Leute wegen.‘

Ich lächelte unmöglich. ‚O Mutter — das ist todt,‘ antwortete ich. ‚Das gehört zu den Heiligthümern, die man, einmal entweiht, nicht wieder anbeten kann. Nein, nein, Minchens Anblick, der her einer andern Frau, das ist gleichviel, aber — Hermann soll nicht hülflos sterben.‘

Ich schrieb an die Cousine, daß ihre Gegenwart für alle Betheiligten unerläßlich sei, und bat sie, mir zu bestimmen, wann ihre und ihres Mannes Uebersiedelung in unser Haus stattfinden könne. Für die ersten dringendsten Bedürfnisse legte ich auch stillschweigend etwas Geld bei, und erwartete nun mit fast angstvoller Spannung ihren Brief. Als er eintraf, zeigte sich's, daß Minchen noch dieselbe war, wie vor drei Jahren, liebenswürdig und kindlich gehorsam, aber ganz unselbstständig.

‚Da Du es befiehlst, Cousine, so werde ich kommen,‘ schrieb sie. ‚Aber — wenn Du mir helfen wolltest, Hermann zu Euch zu bringen, das wäre so gut von Dir. Ich verstehe mich darauf nicht, und er ist so eigen geworden, man kann ihm Nichts recht machen. Ach, Cousine, wie traurig ist das Alles!‘

Ich fühlte, wie mir das Blut heiß zum Herzen strömte, und daß es ein schweres Opfer sei, welches die Cousine von mir heischte. Alle Bewohner des Städtchens kannten meine Jugendgeschichte. Alle wußten, wie tief er mich damals gekränkt, und jetzt, jetzt sollte ich sein Haus betreten, der öffentlichen Meinung so ganz und gar trotzen, die Blicke der Menschen in Erstaunen und Mißfallen auf mich lenken?

Fast glaubte ich, daß es unmöglich sei, aber dann siegte doch die feste, ruhige Ueberlegung, welche mich in keiner Lage des Lebens verließ. Hermann war sterbend — das änderte Alles.

Wieder pflückte ich Reseda von demselben alten Beete, wie vor drei Jahren, und einen Zweig von der Silberpappel dazu. Mein kleines Zimmer wurde frisch gescheuert; die Vorhänge wurden weißgewaschen und Blumen auf den Tisch gestellt — er sollte sich angenehme fühlen von dem ersten Eindrucke. Und wunderbar genug — ich war glücklich an diesem Tage. Ein Etwas von dem bräutlichen Gefühle der Jugend kam noch einmal zu mir zurück, aber reiner, verklärter durch die Wunschlosigkeit und den Abschluß aller irdischen Hoffnungen, angesichts des offenen Grabes. Er würde sterben unter meiner Pflege, dachte ich, die Schatten zwischen Seele und Seele würden sich lichten, bevor er von mir ging, und dann war ich versöhnt mit Dem, der meines ganzen Denkens Mittelpunkt gewesen von jeher.

Wieder wehte der Sommerwind den Blumenduft in's Fenster hinein; wieder war's im Juli, und, das Herz voll stillen Friedens, ging ich durch die Stadt, um Hermann zurückzuholen in unser Haus, anders, ach so ganz anders, als ich vor drei Jahren hoffte, aber doch nicht trostlos, nicht verzweifelt. Ich hatte mich hindurchgerungen und das bessere Selbst mir erhalten. Jetzt erst fühlte ich den Segen des Kampfes, der damals meine Seele zerriß. Aber dennoch kostete es mir Ueberwindung, das Haus zu betreten, in welchem Hermann wohnte. Ich ging durch den leeren Laden, dessen Inhalt in öffentlicher Auction verkauft worden war, und durch das Wohnzimmer, aber nirgends fand sich ein Einrichtungsstück. Alles war öde und leer.

Meine Thränen flossen unaufhaltsam, als ich jetzt an eine dritte Thür klopfte. Ich wollte keinen Augenblick verlieren, den Unglücklichen aus dieser trostlosen Umgebung fortzubringen, hin in mein saubres sonnenhelles Zimmerchen, wo die Blumen blühten und die Nachtigallen sangen. Klein Zaubern — ich durfte an mich nicht denken. Beim leisen Geräusche meiner Hand regte sich drinnen im Zimmer ein Frauenkleid, und die Thür wurde zögernd geöffnet. Minchen stand auf der Schwelle, noch so schönstern, so kindlich bittend wie damals. In ihren großen braunen Augen glänzten Thränen. ‚Cousine — Du bist so gut,‘ flüsterte sie.

Ich sah an ihr vorüber; ich weiß nicht, was ich dachte und fühlte, aber das Herzklopfen raubte mir beinahe den Athem. ‚Schnell, Minchen!‘ sagte ich, mit äußerster Anstrengung sprechend, ‚der Wagen wartet. Wo ist Hermann?‘

‚Hanne!‘ rief leise, hinter der Thür, die noch offen stand, eine schwache, kaum vernehmbare Stimme, ‚Hanne, Du kommst selbst?‘

Und nun hatte ich mich wiedergefunden; nun wußte ich, daß mein Gesicht keine Aufregung zeigen durfte. So ruhig, als sei nichts geschehen, ging ich Hermann entgegen.

Er saß in einem Lehnstuhl, dem einzigen, der vorhanden war — und bot mir wortlos die Hand. Hätte ich noch Zweifel gehegt, so müßte sein Anblick dieselben vernichtet haben; er glich in keiner Weise mehr dem Bilde früherer Tage, sondern trug den Stempel des nahen Todes unverkennbar auf allen Zügen. Nur die Augen erkannte ich — Hermann's blaue gute Augen — sonst war Alles trostlos verändert. Minchen wandte sich ab, als er mir stumm, wie bittend, die Hand reichte. Ihre frischen Wangen waren abschleich geworden unter dem Eindruck dieses Wiedersehens.

‚Wie geht Dir's, Hermann?‘ fragte ich endlich, unter der inhaltlosen Phrase die Qual des Augenblickes vergessend. ‚Du mußt Dich aufraffen, alles Schlimme vergessen, und frischen Muth schöpfen. Komm', wir wollen von hier fort. Die Mutter erwartet uns; es wird noch Alles gut werden.‘

Er klammerte sich fest an meine Hand und schüttelte dann leise den Kopf. ‚Sag' das nicht, Hanne! Du selbst glaubst es nicht, und mir wäre es eine trübe Botschaft. Aber — Gott segne Dich, Hanne! Hanne, Gott segne Dich!‘

Und nun konnte ich es nicht verhindern, trotz aller Mühe, daß doch die verrätherischen Thränen wieder über meine Wangen herabrollten. Aber ich schüttelte sie fort — ich wollte stark sein um jeden Preis.

‚Komm', Minchen,‘ wiederholte ich, ‚wo ist Hermann's Winterrock? Wir müssen eilen, weil der Kutscher wartet. Packe Alles zusammen, was mitgenommen werden soll.‘

Hermann und sie sahen einander an. Endlich antwortete er mir. ‚Wir haben gar nichts behalten, Hanne, selbst das Wenige, was Du hier siehst, gehört fremden darmherzigen Menschen. Was man uns gelassen, das mußte aus Noth verkauft werden.‘

Ich erschrak nicht, obwohl sich Hermann's todtblasses Gesicht momentan mit Purpur überzog, als er die demüthigenden Einzelheiten berichtete. ‚Nun wohl,‘ rief ich hastig, ‚so geht die Sache desto leichter! Nimm mein Tuch, Hermann! Es ist schwarz und thut Dir Noth, weil Du lange nicht hinausgekommen bist. So, wir legen es bereeckig, dann wundert sich Niemand.‘

Seine Hand glitt leise an dem fadenscheinigen Gewebe herab. ‚Dein Tuch,‘ flüsterte er, kaum hörbar, ‚Dein Tuch! Du hattest es schon als Kind, Hanne.‘

Und dann verhüllte er die Augen, erschüttert bis in's tiefste Herz hinein. Ein krampfhafter Hustenanfall ergriff ihn, so daß er sich an meinem Arm festhalten mußte, um eine Stütze zu finden. Das Ende mußte sehr nahe sein, da alle Kräfte erschöpft schienen.

Minchen sah zum Fenster hinaus; ich legte meine Hand auf Hermann's Stirn, um ihm Erleichterung zu gewähren. Erst lange nachher fiel mir ein, daß ich, ohne selbst daran zu denken und wie unwillkürlich, ihren Platz mir angemaßt, als müsse das so sein.

Nachdem sich der Anfall gelegt, brachten wir mit Hülfe des Kutschers den Kranken hinunter in den horrenden Wagen, und kaum eine halbe Stunde später lag er, gut gebettet, in meinem sauberen, blumenduftdurchsetzten Zimmer. Minchen hätte jetzt einen Theil der Pflege oder doch einen Theil meiner täglichen Verpflichtungen übernehmen müssen, weil die Sorgen für mich so bedeutend vergrößert worden waren, aber daran dachte sie nicht, und als ich's ihr zögernd sagte, da zeigte sich, daß sie in den drei Jahren des Kummers nichts gelernt und nichts vergessen hatte. Minchen war unfähig, mir meine Pflichten zu erleichtern, und so kam es, daß sehr bald die alte Mutter am Krankenbett saß, während ich unterrichtete, und daß die Cousine dann las oder müßig im Garten umherschlenderte, zuweilen sogar mit einem großen, besonders gelehrigen Pudel der Nachbarin ganz vergnügt spielte.

Hermann vermißte sie nicht, und wir Beide zeigten dem sterbenden Manne niemals eine verdrießliche Miene; er erfuhr

Digitized by Google

nicht, daß ich fast jede Nacht bis zwei Uhr arbeiten mußte, um nur Alles zu bewältigen, was sich anhäufte. Nur als eines Tages die Cousine fortgegangen war, und als später, anstatt ihrer, ein Brief kam, der uns ein kurzes Lebewohl sagte, da konnten wir ihm dies letztere Ereignis nicht verschweigen, aber es machte, ganz gegen meine Befürchtungen, auf ihn keinen betrübenden Eindruck.

„Das arme Kind!“ sagte er mit abgewandtem Gesicht; „ich habe ihr keine Zeit gelassen, über das eigene Empfinden sich Rechenschaft zu geben. Malwine war mir dankbar und hielt vielleicht etwas von mir, aber — geliebt hat sie mich nie.“

Diese Worte machten mich einen Augenblick lang fast muthlos. Also vergeblich, ganz vergeblich das ungeheure Opfer! Das Schicksal hatte Alle gleich betrogen.

„Was schreibt sie?“ fragte Hermann.

Ich raffte mich gewaltsam auf und reichte ihm den Brief. Der arme Sterbende sah nicht, was in mir vorging. Für ihn hatte ich immer ein ruhiges Antlitz.

Malwine schrieb, daß sie es nicht ertragen könne, so thatlos anderer Leute Brod zu essen, daß sie Hermann geboren wisse und selbst in der Residenz ihr Schicksal zu befestigen suchen werde. „Ihr seid mich gern los,“ schloß sie den Brief, „und ich gehe lieber — wollte Gott, wir wären einander nie begegnet!“

Das war Alles: kein liebevolles Wort, keine Bitte, kein Gruß fand sich mehr. Hermann ließ das Blatt aus der Hand fallen und lag stundenlang regungslos, als sei das Leben schon entflohen. So hatte ihn diejenige, um deren willen er die Ruhe seines Gewissens für immer verscherzt, jetzt auf dem Sterbebette kaltblütig verlassen, ohne auch nur ein flüchtiges Bedauern zu empfinden. Auch mit mir sprach er nicht weiter darüber, nur die wenigen Worte voll schwerwiegender Bedeutung hörte ich von ihm: „Hanne, Du bist gerächt.“ —

Sein Ende nahte mit schnellen Schritten heran. Er wußte es und war damit innig zufrieden. Wir beheilten Zeit genug, uns gegeneinander auszusprechen, bevor der Tod mit leiser Hand die müden Augen schloß; ich durfte ihm noch, beruhend aus voller, geläuterter Seele, eingestehen, daß ich die schroffe eigensinnige Härte von damals längst erkannt, daß ich seitdem demüthig und sanft geworden.

Und als dann der letzte Kampf heranwahte, im September an einem Sonntagmorgen, während die Kirchenglocken leise verhallten, da bettete ich zum ersten Male wieder Hermann's theures, geliebtes Haupt an meine Brust, da schlang ich die Arme um den Mann meiner Jugend und flüsterte ihm von einer Liebe, die über Grab und Tod hinaus von Seele zu Seele unvergängliche Bande webt, Zeit und Ewigkeit leise vereinend.

Er ist lächelnd gestorben, versöhnt mit sich und Eins mit mir, während der Wind das gelb gewordene Sommerlaub spielend emportrug, und die Kirchenglocken verklangen, jetzt, wo unsere Seelen vermählt waren für die Ewigkeit, im schönsten, heiligen Sinne des Wortes.

Wir war es, wie wenn mein Hochzeitstag gekommen, doch und doch nach langem, schwerem Traume. Ich habe Hermann in den Sarg gelegt, ohne zu weinen.“

— —

So erzählte die Großtante.

Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne schien goldig herab auf den Maienglanz der verjüngten Schöpfung. In der Linde vor dem Fenster sangen die Spatzen mit leisem Zwitschern ein Liebeslied.

Mathilde sah es nicht, daß in der offenstehenden Thür des Nebenzimmers ein junger Mann lehnte und sie voll Zärtlichkeit anblickte, längst schon, ehe noch die Greisin geendet. In ihren Augen schimmerten helle Thränen, und ihre frischen Lippen drückten sich auf die welke Hand der Alten.

„Großtante,“ sagte sie leise, mit bebender Stimme, „ich danke Dir für das Opfer, welches Du mir gebracht. Ich will den Eigensinn zu bekämpfen suchen, und —“

Die Achtzigjährige erhob sich, das schluchzende Mädchen in ihren Armen emporziehend, und winkte lächelnd dem halbverstecken Lauscher.

„Sag' es dem da, mein Liebling! Er wartet schon lange auf ein freundliches Wort.“

Ueberrascht blickte Mathilde zur Thür und in die Augen Georg's, der es doch nicht über sich vermocht hatte, „heute nicht wiederzukommen“. Jetzt breitete er stumm die Arme aus.

Die Vogelstimmen jubilirten im Chor, und an den Glücklichen vorüber verließ die Greisin unbemerkt das Zimmer. Sie wollte jetzt nicht lauschen, nicht wissen, was drinnen geflüstert wurde, zwischen Kuß und Kuß.

K. Horstemann.

Aus dem Bereiche des Postwesens.

I.

Alljährlich zu bestimmter Zeit — gleich dem Mädchen aus der Fremde — erscheinen inhaltreiche, nach einer festen Regel und nach den Principien der neueren wissenschaftlichen Statistik aufgestellte Uebersichten über den Umfang und das Wachsthum des Postverkehrs. Selbst ein Product emsiger und mühevoller Arbeit, welche von der obersten Reichs-Postbehörde in Berlin geleitet wird, stellen diese Uebersichten in einer Unzahl von Ziffern die noch gewaltigere Thätigkeit unserer Post anstalten für die rückliegende Jahresperiode dar, gewissermaßen ein in Lapidarschrift gefaßtes Zeugniß von der kaum übersehbaren Fülle geistiger und materieller Arbeit, welche auf den ausgedehnten Lebensgebieten eines großen Volkes rastlos und unaufhörlich sich vollzieht. Die Architectur dieser Zahlen, so nutzlos sie anfangs dem unkundigen Auge erscheinen mag, ist doch kaum weniger kunstvoll als die Gliederung einer Spitzbogen-Façade venetianischer Paläste, die sich im Wasser der Lagunen spiegelt, oder als die Filigranstructur der gothischen Dome und Hallen Flanderns. Wie jene schlanken Pfeiler und durchbrochenen Thürme, welche den Reichthum und die glänzende Farbenpracht ihres Zeitalters den Nachkommen in so unvergänglichen Zügen überliefern, zum Himmel emporragen, so bekundet die aufsteigende Linie dieser bedeutsamen Ziffern in nicht weniger monumentaler Klarheit den Aufgang und die Culturblüthe einer Nation, während da, wo niedrige Ziffern erscheinen, entweder ein Stillstand in der Entwickelung eingetreten ist, der auf den nahen Niedergang der Cultur schließen läßt, oder überhaupt die düsteren Schatten der Barbarei noch nicht vom Lichte der Bildung und Gesittung verscheucht worden sind. Beim Anblicke dieser das Leben selbst in seinen zahllosen Verästungen darstellenden Ziffern wird man des Goethe'schen Wortes eingedenk, mit dem Mephistopheles die Gedankenarbeit charakterisirt:

„Wo Ein Trieb tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.“

Der Tritt, welcher tausend Fäden regt, ist hier der Gedanke und sein Ausdruck: das geschriebene Wort; die Schifflein sind die kaum von der Augenwelt wahrgenommenen Massen der Postsendungen, die in tausend Verbindungen herüber und hinüber fliegen, geregelt von einem Schlage, dem Geiste des Fortschritts, dem Genius unaufhaltsamer Entwickelung, dessen Walten die Arbeit der Menschheit inspirirt.

In der That hat die Post einen schönen, herrlichen Beruf zu erfüllen, den nämlich: alle jene tausendfachen Fäden, welche die Menschen an einander letten, zu knüpfen, zu erweitern und zu erhalten. Daraus ergiebt sich ihr hoher Werth von allgemein menschlichem Standpunkte. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit, gleicher Sorgfalt leistet sie ihre Dienste den Gedanken des einsamen Forschers wie dem Powde der großen Haupt- und Staatsactionen, der mühevollen Arbeit des Handwerkers ebenso gut wie der tollen Walpurgisjagd der mit Millionen spielenden Börse oder dem gewaltigen Massenverkehre der Handelsverbindungen und der Industrie. sie dient dem Bettler wie den Mächtigen der Erde; denn sie kennt weder den Unterschied der geistigen noch der materiellen Ueberlegenheit: sie achtet selbst das Kleinste nicht für zu gering.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist dem durch die Post ver-

Digitized by Google

mittelten **Briefverkehre** mit Recht die Eigenschaft eines Culturwerthmessers beizulegen, und man wird bei den Schlüssen, welche sich aus den Briefziffern für den Kopf der Bevölkerung auf den Bildungszustand und die Culturhöhe einer Nation ziehen lassen, der Wahrheit sehr nahe kommen. Bersen wir hier einen kurzen Rückblick auf das Alterthum, so treten nur einzelne blendende Punkte hervor, auf denen hohe Culturentwickelung reifte, während auf den Umgebungen dunkle Nacht ruhen blieb. Selbst die Aegypter, deren Schreibseligkeit und Schreibgewandtheit aus zahlreichen Ueberlieferungen „hockender Schreiber" auf ihren Monumenten hervorgeht, dürften kaum eine Briefzahl von 1,07 Briefen für den Kopf, die den Verkehr des heutigen Griechenlands für einen Bewohner jährlich darstellt, aufzuweisen haben; in Assur und Babylon hinderte schon der Charakter der Keilschrift die Entfaltung des Briefverkehrs, der sich noch bei den Persern, die ihre Courierpost wohl von China entlehnten, ausschließlich auf Zwecke der Staatsverwaltung beschränkte. In dem hochgebildeten Hellas war, abgesehen von den lebhaften briefischen Verkehre Athens mit seinen Colonien und Pflanzstädten, namentlich in Kleinasien, der schriftliche Gedankenaustausch wenig in Gebrauch; die meisten Nachrichten wurden durch mündliche Botschaften verbreitet, zu deren Ueberbringung schnellsüßige Tagesläufer, Hemerodromen, benutzt wurden. Die Namen der Sieger bei den olympischen und isthmischen Spielen ließ man durch Tauben, welche nach der Heimath zurückflogen, den harrenden Genossen melden. Das alte Rom, welches seine Verträge mit Gabii und Karthago mit eisernen Griffeln auf Ochsenhäute einprägen ließ, wußte nichts vom Briefverkehr, da Sclaven die nöthigen Botendienste ausführten; erst in der späteren Zeit der Republik findet man den Briefwechsel mit Täfelchen in Form von Diptychen (doppelten Tafeln) mehr ausgebreitet. Bekannt sind Cäsar's Berichte aus dem Felde an den römischen Senat, eine Art **antiker Feldpostbriefe**, aus denen später die Tageszeitungen (acta diurna) entstanden; daneben war in dieser Zeit auch der private Briefwechsel sehr in Mode; der schreibselige Cicero sandte seinen Freunden von Tusculum, Horaz von Tibur und Lucull von Bajä zahlreiche Briefe, und bei Rangerhöhungen wurde ein glücklicher neugebackener Consul oder Prätor mit Visiten-Diptychen geradezu überschüttet. Der feinsinnige Martial gedenkt in seinen Epigrammen schon der Briefkärtchen (chartae epistolares) und rühmt ihre Erfolge in dem Distichon:

„ob flücht'ger Bekannten, ob theuren Freunden geleidet,
Alle zu freundlichem Mahl rieft mit das Kärtchen herbei."

Selbst hierin zeigte sich der Luxus des entarteten Roms; denn man führte schließlich sogar Diptychen von Elfenbein ein. Immer aber waren es nur die vornehmen oder die gelehrten Kreise, welche correspondirten, und es änderte sich hierin auch zur Zeit des Augustus, welcher die römische Staatscourierpost schuf, und Hadrian's, der sie vervollkommnete, wenig. In dem Wirrwarr der Völkerwanderung gingen diese Culturkeime wieder unter, und es war, abgesehen von Karl's des Großen Einrichtungen für den Botendienst, von einem Briefverkehre im heutigen Sinne im frühen Mittelalter keine Spur. Erst die oberitalischen und die südwestdeutschen Städtebündnisse, sowie die im dreizehnten Jahrhundert sich mehr und mehr ausbreitenden Handelsverbindungen der nordischen Hansa gaben den Anlaß, Botenverbindungen mit regelmäßiger Briefbeförderung herzustellen, welche als die Vorläufer und Anfänge der modernen, von Ludwig dem Elften von Frankreich und Roger von Taxis begründeten Posteinrichtungen anzusehen sind.

Kehren wir nach diesem flüchtigen Rückblick auf die Entwickelung der Post zu den Uebersichten zurück, von denen unsere Betrachtung ausging, so lassen sich in der Mosaik dieser statistischen Resultate zwei Gruppen klar erkennen, von welchen die Eine den Vergleich zwischen dem Briefverkehr der einzelnen Staaten ermöglicht — also das **internationale** Gebiet umfaßt —, die Andere aber einen tieferen Einblick in die werkthätige Arbeit des **deutschen** Volkes gestattet — die **nationale** Gruppe. Erstere bietet insofern hohes Interesse, als sie einen Maßstab für die Beurtheilung der Entwickelung einzelner Völker abgiebt und zugleich beleuchtet, auf welchem Gebiete jene Völker den anderen voranstehen. Diese Gruppe wird von Großbritannien eingeleitet, das als Chorführer mit 28,47 Briefen auf den Kopf der Bevölkerung erscheint und in dieser bedeutenden Ziffer die gewaltige Entfaltung seines Handels, seiner maritimen Größe und seiner riesigen Industrie erkennen läßt. Den größten Antheil an der kolossalen, auf 1,161,000,000 sich beziffernden Briefzahl Großbritanniens hat die City von London, der die großen Handelsplätze Liverpool, Birmingham, Dublin, Manchester sich anreihen. Sodann folgt die kleine Schweiz, welche mit 20,32 Briefen pro Kopf (absolut 119 Millionen Briefe) einen Rang einnimmt, den sie neben der gewerblichen Blüthe ihres Landes vorwiegend auch dem hochentwickelten geistigen Leben ihrer Universitäten, sowie dem fortdauernden Zusammenströmen der Massen von Fremden auf ihrem gastlichen Boden verdankt. Die dritte Stelle behaupten die Vereinigten Staaten von Amerika mit 17,5 Briefen; emporrechnend ihrem rastlosen Unternehmungsgeiste haben die Amerikaner Eisenbahnen und Postanstalten in die Wüste gesetzt und diese dadurch wunderbar schnell zu Culturstätten umgewandelt; die riesenhaften Entfernungen fordern bei der im Vergleich zur Meilen zahl der Beförderungsstrecke fabelhaften Billigkeit des Portos zu lebhaftem Briefwechsel auf, so daß trotz der mächtigen, in ihrer Einfachheit grandiosen Prairien des Westens Nordamerika in seiner Gesammtheit den Briefverkehr mancher Culturländer Europas in Schatten stellt. In überraschender Entwickelung befindet sich neben den östlichen Centralpunkten des Handels namentlich auch Californien mit der Zauberstadt San Francisco, der Königin des Pacific, dem Vorhafen Chinas und Japans mit seinem Mastenwald und den lieblichen Ausblicken auf den unermeßlichen Ocean; freilich wird die Entwickelung der amerikanischen Post, welche seit 1799 von einer Million Briefe auf 677½ Millionen Briefe gestiegen ist, mit einem jährlichen Postdefizit von acht bis neun Millionen Dollars erkauft. An Amerikas Seite stellt sich als vierter Staat **Deutschland**, und zwar das Gebiet der Reichspost mit 14,7, Württemberg mit 12,40 (in 1873). Baiern mit 10,47 Briefen auf den Kopf, dann schließen sich die Niederlande mit 11,84, Belgien mit 10,34, Oesterreich mit 9,83, Dänemark mit 8,22 und Luxemburg mit 7,38 Briefen an. Die rein romanischen Völker haben mit den germanischen Stämmen auf diesem Gebiete nicht gleichen Schritt zu halten vermocht. Frankreich weist 9, Spanien und Portugal 4,42, Italien 3,84. Griechenland 1,07, Rumänien 0,69 Briefe für den Kopf auf, — ein Verhältniß, welches grelle Streiflichter auf die Volksbildung der romanischen Nationen und die in dieser Hinsicht maßgebenden Einflüsse des Clerus wirft.

Frankreichs Briefverkehr (655 Millionen jährlich) wird durch unverhältnißmäßig hohe Brieftaxen niedergehalten; die fiscalische Ausbeutung der Post für Finanzzwecke steht in diesem Laude augenblicklich mehr als irgendwo in Blüthe. Selbst Rußland, das freilich bei der Ausdehnung seiner Steppen und Tundren nur 0,72 Briefe jährlich für den Kopf (absolut 75 Millionen Briefe) zählt, sucht sich hierin den westlichen Nationen an die Seite zu stellen, indem es eifrig bemüht ist, durch Verbesserung seiner Posteinrichtungen der Wohlfahrt des russischen Volkes einen neuen Hebel zu gewähren. Aegypten und die Türkei haben nur einen Procentsatz von 0,17 Briefen auf den Kopf zu berechnen, ein deutlicher Fingerzeig auf die geistige Stockung, in welcher der Orient sich befindet und aus der vielleicht die Betrebungen der ägyptischen Machthaber die Nitländer noch eher heraus heben werden, als die Politiker am goldenen Horn die weiten Domänen des „kranken Mannes".

Es würde einseitig sein, auf diese Zahlen allein Schlüsse zu bauen. Der Statistiker muß weitere Grundlagen aufsuchen, um seine Ergebnisse zu berichtigen. In dieser Beziehung ist es von Werth, daß das Verhältniß, in welchem die Zahl der Postanstalten zu der Bevölkerungsmenge steht, ebenfalls die Fortschritte der Culturentwickelung in gleichem Maße erkennen läßt. In Aegypten kommt ein Postamt auf je 113,636 Einwohner, in Rumänien auf 64,286, in Rußland dagegen schon auf 23,351 Bewohner. Frankreich zählt auf 6723 Menschen ein Postamt, Deutschland auf 5757 (Süddeutschland schon auf je 4000), Großbritannien auf 2548, die Vereinigten Staaten von Amerika auf 1160, die Schweiz endlich, welche hierin die erste Stelle einnimmt, auf 1019 Einwohner **eine** Postanstalt. Die verhältnißmäßig größte Reineinnahme findet sich bei der großbritannischen Postverwaltung, nämlich 10½ Millionen Thaler, sodann folgt die französische mit 10,156,678 Thalern, Rußland mit vier Millionen Thalern und Deutschland mit etwa dreieinhalb Millionen Thalern. Das größte Deficit hat die Postverwaltung der Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten, was sich aus der Länge der Postrouten und den großen Kosten des Seetransports erklärt; denn allein die Linie San Francisco-Yokohama erfordert fast eine Million Dollars Zuschuß aus dem Schatz der Vereinigten Staaten.

Wir wenden uns nunmehr zur zweiten Gruppe der statistischen Ergebnisse, welche den Verkehr Deutschlands umfaßt und bemerkenswerthe Grundlagen für Vergleiche zwischen der Entwickelung der einzelnen Landschaften und Gaue unseres Vaterlandes gewährt. Für das Jahr 1874 beläuft die Anzahl der im Reichspostgebiete beförderten Briefe sich auf 531,202,896 Stück. Davon sind auf einen Bewohner zu rechnen: im Bezirke (d. h. Ober-Postdirectionsbezirk) Berlin jährlich 64,6 Briefe, Frankfurt am Main 29,6 Briefe, Hamburg 26,9, Lübeck 26,2, Karlsruhe 19,1, Köln 18,7, Düsseldorf 18,6, Arnsberg 18,5, Dresden 17,3, Leipzig 16,3, Hannover 15,9, Bremen 15,3, Darmstadt 14,7, Magdeburg 14, Breslau 13,8, Erfurt 13,1, Constanz 12,4, Stettin 12,2, Kiel 12,1, Straßburg im Elsaß 11,9, Coblenz 11,9, Halle 11,8, Kassel 11,7, Schwerin in Mecklenburg 11,6, Oldenburg 11,2, Liegnitz 11,1, Metz 10,8, Frankfurt an der Oder 10,5, Münster 10,2, Königsberg in Preußen 10,1. In allen übrigen Bezirken wird die Briefziffer 10 nicht erreicht. Am niedrigsten ist sie im Bezirke Oppeln mit 8,0, im Bezirke Trier mit 7,8, Cöslin mit 7,6 und im Bezirke Gumbinnen mit 7,0 Briefen.

Eine nähere Betrachtung dieser Zahlen zeigt uns sogleich die Ursachen der überraschenden Unterschiede der Verkehrsgestaltung in den einzelnen Theilen Deutschlands. Wenn von den deutschen Vororte Berlin abgesehen wird, zu dessen raschem Aufblühen staatliche, gewerbliche und commercielle Factoren gemeinsam beitragen, und der daher eine sehr hohe Briefziffer aufweist, so bewahrheitet sich auch hier das Gesetz, welches in der ganzen Entwickelungsgeschichte der Menschheit eine bedeutsame Rolle spielt: es ist das Vorwiegen der Cultur im Westen, und deren fortschreitendes Abnehmen, je weiter man nach Osten kommt. In Bezug auf den Briefverkehr stehen die Bezirke Frankfurt am Main, Köln, Karlsruhe, Düsseldorf, Arnsberg oben an; die ersteren haben außer den Hülfsquellen eines milderen Klimas noch den Vorzug der günstigen Lage an Verkehrsstraßen, die seit Jahrtausenden die Bewegung des internationalen Güteraustausches an sich gezogen haben; die Bezirke Düsseldorf und Arnsberg sind das deutsche Birmingham und Sheffield mit riesigen Puddelwerken, Schornsteinen und Fabriken.

Mit ihnen stehen in gleicher Linie und zum Theile voran die alten Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen; in Bezug auf Bremen müssen die Ergebnisse der Statistik mit Vorbehalt aufgefaßt werden; dieselben sind nicht dahin zu deuten, daß Bremen etwa Lübeck an Ausbreitung und Zahl des Briefverkehrs nachsteht. Die Ziffern sind in diesem Punkte vielmehr durch den Hinweis darauf zu ergänzen, daß bei der Zählung der ganze Bezirk Bremen mit verschiedenen Ortschaften der Provinz Hannover in Berücksichtigung gezogen worden ist, weil dies durch die administrative Abgrenzung geboten war. In Wirklichkeit folgt Bremen gleich hinter Hamburg. Ein ähnliches Verhältniß waltet bei Leipzig ob, dessen Ziffer durch Hinzuziehung des ganzen Bezirks Leipzig herabgedrückt wird, das aber in der That mit Frankfurt und Köln erfolgreich wetteifert und das bei seinem blühenden Meß-, Producten- und Buchhändler-Verkehr als eins der bedeutendsten östlichen Binnen-Handelsplätze Mitteleuropas anzusehen ist.

Die Zahlen in Mitteldeutschland: Magdeburg, Kassel, Erfurt und Halle entsprechen dem Gesammtdurchschnitt der Briefziffer Deutschlands fast genau. Stettin und Kiel erreichen dieselben nahezu, was von der Blüthe ihres Handels ein bemerkenswerthes Zeugniß ablegt, da ihre Hinterlande nur geringen Verkehr besitzen. Straßburg im Elsaß mit 11,9 und Metz mit 10,8 Briefen erreichen den Durchschnitt noch nicht, es ist aber zu hoffen, daß die bedeutend entwickelte Textil-Industrie und der Weinbau des Elsaß, sowie das Bergwerks- und Hüttenwesen und die Eisen- und Plüsch-Industrie Lothringens bei der Fortdauer friedlicher politischer Verhältnisse den neuen Reichslanden bald eine neue wichtigere Stelle in der Scala des Verkehrs verschaffen werden. Königsberg und Danzig figuriren trotz ihres bedeutenden Seehandels nur mit 10,1 und 8,9 Briefen, da der geringe Verkehr der Provinz die Ziffer der Hauptorte herabdrückt. Die Bezirke Cöslin mit spärlicher Bevölkerung, Oppeln und der äußerste Grenzdistrict gegen Osten, Gumbinnen, weisen kaum 7,0 Briefe auf, ein sprechendes Zeugniß für das Walten des oben angedeuteten Gesetzes der Culturverbreitung.

Aehnliche Verhältnisse zeigen auch die Zahlen der Postanlagen, verglichen mit der Bevölkerungsziffer. Im Bezirke Gumbinnen kommt ein Postamt erst auf 5305, in Constanz schon auf 2601 Einwohner; in Danzig ein Postamt auf 130,7 Quadratkilometer, in Königsberg auf 114 Quadratkilometer, in Köln dagegen auf 40,4, in Constanz auf 34, in Karlsruhe auf 27 und im Bezirke Düsseldorf schon auf 26,2 Quadratkilometer. Letzterer ist also, abgesehen von Berlin (mit 60 Postanstalten auf 59,50 Quadratkilometer) derjenige deutsche Bezirk, welcher die zahlreichsten Postanlagen besitzt. Dem denkenden Geiste sind diese an sich todten Zahlen der Reflex des rastlos pulsirenden Lebens; in der Art der Vermittelung des geistigen Verkehrs spiegelt sich der ganze Charakter einer Epoche wieder. Die Feuerzeichen Agamemnon's, die an Schnelligkeit dem Fluge der Kraniche verglichenen Courierreitzr der Perserkönige, die römischen Schnellposten, die Boten des Mittelalters, die Tatis'sche Schnecken-post, die schwimmenden Correos der südamerikanischen Ströme, Sibiriens Hundepostien und die fliegenden Bahnpostämter der Neuzeit, endlich die der Zeit und des Raums spottenden Telegraphen: — es sind Alles Phasen der Entwickelung, in der die Menschheit von Stufe zu Stufe fortschreitet; gemeinsam Allen ist das Bedürfniß der Mittheilung, der Nachrichtenverbreitung, des geistigen Zusammenhangs getrennter Personen und ganzer Völker.

So sehen wir das Postwesen aufs Innigste mit den Lebensäußerungen der Menschheit verknüpft:

„Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt,"

fanden wir schon bei flüchtiger Betrachtung dieses bedeutsamen Zweiges unserer Cultur in charakteristischen Zügen ausgeprägt. Die folgenden Darstellungen sollen die Organisation und den äußeren Betrieb der Postanstalten vorführen, welche, gleichviel ob bei Tage oder bei Nacht, im Dienste des deutschen Volkes mit einer Unermüdlichkeit und Sorgfalt thätig sind, welcher die gerechte Anerkennung von keiner Seite versagt werden wird.

G. T.

Blätter und Blüthen.

Otto Glogau sendet an den Redacteur dieses Blattes folgende Zeilen, deren Aufnahme wir selbstverständlich nicht verweigern wollen:

Berlin, April 1875.

Sehr geehrter Herr,

Sie erweisen mir die Ehre, meinen Artikel „Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin" in Nr. 5 Ihres geschätzten Blattes einer Kritik, vom Standpunkte der Redaction, zu unterziehen, und dabei einen Punkt zu bemängeln. Ich weiß natürlich, daß Sie das aus Pflicht- und Billigkeitsgefühl, im Interesse der Sache thun, die Sie nicht einseitig, nicht parteiisch behandelt wissen möchten; ich glaube deshalb Ihren Wunsche zu entsprechen, wenn ich meine Entgegnung gleichfalls an dieser Stelle abgebe. Ich habe diese Entgegnung absichtlich verzögert, um in zwischen noch einige Artikel mehr erscheinen zu lassen, und mir so die Antwort zu erleichtern.

Sie fechten den ersten, einleitenden Artikel namentlich in diesem Satz an:

„Die nationale Begeisterung, die heiligsten Gefühle eines Volkes wurden von der Speculation und von dem Schwindel für ihre schanden Umtriebe, für ihre verbrecherischen Zwecke ausgebeutet."

Sie bezweifeln das und fragen: „Was haben die heiligen Gefühle mit Strousberg'schen und Quistorp'schen Actien zu thun?"—

Darauf muß ich nun antworten: Viel, sehr viel, geehrter Herr, nicht weniger denn Alles. Ohne den grenzenlosen Aufschwung, den Preußen und Deutschland genommen, wären Strousberg und Quistorp bei uns gar nicht möglich gewesen, wären ihre „Gründungen" nie zu Stande gekommen, wären ihre Actien nimmer an den Mann gebracht worden. Erst die Siegesfreude, die nationale Begeisterung, das so mächtig erwachende Selbstbewußtsein des deutschen Volks, seine heiligsten Gefühle — Sie sehen, ich halte jedes Wort aufrecht — mußten angerufen, mußten ausgebeutet werden, um all die zahllosen Actienunternehmungen verwerflichen, um den ganzen Börsen- und Gründungsschwindel in Scene setzen zu können. Allerdings haben nur Wenige aus reiner Begeisterung, aus bloßem Patriotismus gezeichnet und gekauft, aber Alle thaten es

Digitized by Google

doch zunächst, weil sie die Unternehmungen für solide und rentabel, für gemeinnützig und einem wirklichen Bedürfnisse entsprechend hielten. Außerdem entstand im Publicum der Wahn, dem politischen Aufschwunge müsse eine ebenso reiche Blüthe der materiellen Wohlfahrt auf dem Fuße folgen, der Wohlstand sei plötzlich ein allgemeiner geworden. Freilich ein Irrthum, ein schwerer Irrthum! Lehrt doch die Geschichte, daß nach jedem Kriege, wo die Arbeit feierte, wo Handel und Wandel stockten, wo Zehntausende von Jünglingen und Männern Leben oder Gesundheit einbüßten und Zehntausende zu Wittwen und Waisen wurden, daß nach jedem großen Kriege naturgemäß eine Reaction, ein empfindlicher Rückschlag eintritt. Aber das Publicum wurde eben getäuscht, unter fortwährendem Hinweise auf die französischen Milliarden, von denen es selber doch so gut wie nichts bekam; es wurde durch diese und andere Vorspiegelungen getäuscht und bethört von den Gründern und Börsenrittern und von den mit ihnen verbündeten „Volkswirthen" und Zeitungen.

Nachdem nun die Gründungen verübt waren und die allgemeine Ausplünderung sich vollzogen hatte — gleich nach dem Wiener Krach, wurde von der dortigen Presse, die, wie der Proceß Ofenheim bewiesen hat, fast durchweg im Solde der Börse steht, die Parole ausgegeben: „Wir haben Alle gesündigt. Die Börse und die Gründer haben geschwindelt, das Publicum aber hat gespielt und dadurch den Schwindel unterstützt. Wir sind Alle miteinander schuldig. Darum bedecken wir die Geschichte mit Schweigen und suchen wir sie zu vergessen!!" — Diese famose Parole wurde auch in Deutschland begierig aufgenommen und in allen Tonarten variirt. Ja, man ging hier noch weiter und begann das Publicum geradezu anzuklagen, ihm Vorwürfe zu machen wegen seiner „Spielsucht", ihm in's Gesicht zu schleudern, daß es seiner „Spielsucht" zum Opfer gefallen wäre, und ihm daher nur Recht geschehen sei. Diese Moral- und Strafpredigten wurden von denselben Leuten gehalten, die dem Publicum soeben das Fell über die Ohren gezogen hatten — von den Gründern und ihren Helfershelfern. So predigten die Wölfe und die Füchse den Schafen. Ist das nicht überaus rührend und erbaulich?!!

Durch solch freche Verdreherei der Begriffe und Thatsachen, geehrter Herr, entstand das Märchen von der „Spielsucht" des Publicums überhaupt und von der „Gewinnsucht" der „kleinen Leute" insbesondere. Die Spiel- und Gewinnsucht hat sich im Verlaufe des Schwindels allerdings gezeigt, aber doch nur theilweise, nicht entfernt allgemein, und jedenfalls war sie ursprünglich nicht vorhanden, sondern sie wurde von den Gründern und Börsianern erst künstlich erzeugt, mit unzähligen Mitteln fortwährend genährt. Die „kleinen Leute" namentlich, und selbst die gewöhnlichen Bürgerclassen, hatten bis 1870 von der ganzen Börse nur eine schwache Ahnung; sie kannten Actien kaum dem Namen nach, und der Courszettel war ihnen eine Tafel mit Hieroglyphen. Sie verwahrten ihre Ersparnisse im alten Strumpf; sie gaben ihr Geld auf die Sparcasse oder auf Grundstücke — bis der Gründungsschwindel auch sie ausblicken ließ, auch sie in seinen Strudel zog.

Jedes Blatt und jedes Blättchen legte sich einen Courszettel zu, errichtete eine ständige Rubrik für Börsennachrichten, brachte im Inseratenwie im redactionellen Theil täglich Reclamen für neue Gründungen und neue Actien. Es entstand plötzlich eine neue Classe von Reisenden, der Börsenreisende für Stadt und Land, welcher von Haus zu Haus ging, in die Keller und in die Dachkammern stieg und seine — Actien anbot. Die Börse hatte überall, im kleinsten Städtchen und im abgeschiedensten Dörfchen ihre Agenten, welche dem Handwerker, dem Bauern dieses oder jenes Börsenpapier aufredeten, indem sie ihm Himmel und Erde versprachen und ihn gläubig, ihn sicher machten durch die Unterschriften, durch die stolzen vornehmen oder doch wohlcreditirten Namen, welche die Actie trug. Was Wunder, wenn die schlichten, ehrlichen Leute sich verlocken ließen und, durch kleine Gewinne vollends geködert, allmählich ihre ganze Habe der Börse in den Rachen warfen! Ich denke nicht daran, ihnen die „patriotische Märtyrerkrone" aufzusetzen, wohl aber meine und behaupte ich: sie verdienen, als die Verführten, nur Bedauern und Entschuldigung; während die ganze Schuld, die unbedingte Verurtheilung — wenigstens vor dem Richterstuhle der Moral, denn gesetzlich sind sie nicht zu fassen gewesen — die Verführer trifft.

Im Uebrigen, verehrter Herr, haben die „kleinen Leute" allein den Kohl nicht fett gemacht. Dazu gehörten auch noch die Wohlhabenden und Reichen, alle Classen und Stände ohne Unterschied. Das ganze Volk ist durch den Börsen- und Gründungsschwindel in Mitleidenschaft gezogen; unter zehn Personen sind immer neun, direct oder indirect, ausgeplündert oder doch geschädigt worden. Die Netze, welche die Börse auswarf, waren so zahlreich und so mannigfaltig, die Lockspeisen so raffinirt, daß sie Alles miteinander eingefangen hat: Arm und Reich, Gebildet und Ungebildet, Gescheit und Einfältig, Jung und Alt, Mann und — — Weib!

Das, verehrter Herr, sollen eben meine Artikel nachweisen, und ich schmeichle mir sogar, die bisher erschienenen haben es zum Theil schon bewiesen.

Mit dem Ausdrucke meiner Hochschätzung

Ihr ergebener

Otto Glagau.

Seltene Zähmung eines Wolfes. So viele Beispiele es auch von der mehr oder weniger großen Zähmung wilder Thiere giebt, so gilt doch der Wolf im Allgemeinen als unzähmbar, und selbst wo er seit seiner frühesten Jugend von Menschen aufgezogen ist, verleugnet sich seine tückische und blutdürstige Natur nur äußerst selten. — Ein Beispiel aber, daß Herr Isegrim vollständig zum Hausthiere und treuen Freunde seines Herrn werden kann, ist augenblicklich der Stadt Dorpat geboten und möchte als einzig in seiner Art dastehen. —

Ein junger Studirender der Medicin erhielt im vorigen Jahre einen nur einige Wochen alten Wolf männlichen Geschlechts und hat dieses Thier mit Sorgfalt und Liebe aufgezogen. — Von Haus aus mit Freundlichkeit behandelt und einem großen Hühnerhunde als Gesellschafter zugetheilt, vergalt er seinem Herrn alle Mühe und Sorge für ihn durch die treueste Anhänglichkeit. Er ist vollständig gezähmt, hört auf den Namen „Filou" und leistet einem Pfiffe oder Rufe seines Herrn unbedingt Folge, kurz, bietet ganz das Bild eines wohl erzogenen treuen Hundes. Sein Blick hat nichts von dem sonst so tückischen Ausdrucke seiner Race, sondern frei und offen sieht er jedem Besucher in's Gesicht und vergilt die kleinste Liebkosung mit freundlichem Schwanzwedeln und Anspringen.

Nur wenn sein Herr zu Hause ist, wird Filou losgelassen, sonst verbringt er seine Zeit in seiner mit einem Holzgitter versehenen Wohnung auf dem Hofe. Aber die Freude muß man sehen, wenn ihm die Thür geöffnet wird! In mächtigen Sätzen stürmt er hinaus, springt dann an seinem Herrn hinauf, leckt ihm mit freundlichstem Wedeln Füße und Hand und ließ auch mir bei meinem neulichen Besuche von seinen Liebkosungen reichlich zu Theil werden, indem er mir an die Schulter sprang und das Gesicht leckte. Das Gebahren des Thieres schließt dabei jede Furcht vor Gefahr, die etwa in uns aufsteigen könnte, aus. Ein ganz besonders schönes Schauspiel gab es, als sein treuer Freund, der Hühnerhund Zampa, herbeigerufen ward und nun das Jagen und Spielen der beiden Thiere begann. Auf Commando ihres Herrn mußten sie übereinander wegspringen, der Wolf über den Hund, der Hund über den Wolf. Dann wurden sie gegeneinander gehetzt, und nun ging es im tollsten Laufe über den großen Hof, bald der Wolf verfolgt von dem Hunde, bald umgekehrt. Wenn sie sich erreichten, wirbelten sie in einem Knäuel übereinander, und es war merkwürdig anzusehen, wenn der Wolf den Hals des Hundes ganz in seinem Rachen hatte, sich dabei aber sehr hütete, seinem Freunde wehe zu thun.

Man sollte denken, daß mit solcher Dressur die äußerste Möglichkeit erreicht worden wäre, aber noch eine ganz andere Probe hat Filou bestanden, als das Vorführen auf einem, wenn auch großen, doch verschlossenen Hofe.

Bei einem Besuche, den sein Herr kürzlich seinem Bruder, einem Gutsbesitzer, auf dem Lande machte, wurde das Thier mitgenommen und da man nicht wissen konnte, wie es das Fahren in einem offenen Schlitten aufnehmen würde, mit dem Hinterkörper in einen Sack gesteckt. — Doch schon nach kurzer Zeit hatte Filou sich völlig beruhigt und wurde von seiner Umhüllung befreit, worauf er sich das Fahren nach dem zwanzig Werst entfernten Gute an der Seite seines Herrn wohl gefallen ließ. Hier auf dem Gute wurden täglich große Spaziergänge mit ihm durch Wald und Flur gemacht. — Im offenem Felde schoß er wie ein Pfeil davon, seinen Herrn in weitem Bogen umkreisend, doch ihn fortwährend im Auge behaltend, im Walde dagegen blieb er stets hart an seiner Seite, aus Furcht, ihn vielleicht verlieren zu können. Filou ist jetzt nach Dorpat zurückgekehrt; er ist elf Monate alt, beinahe völlig ausgewachsen, hat einen schönen wohlgepflegten Pelz und ein furchtbares Gebiß, das die Thatsache bestätigt, daß auch der stärkste Hund einem Wolf schwerlich gewachsen ist.

Dorpat, den 26. März 1875. Th. H.

Zum Ehrengeschenk für Arnold Ruge

gingen wiederum ein, in Markbeträgen: Christ. Scholz in Mainz 100. —; Dr. Pfeiffer in Cassel 50. —; G. C. in Dresden 30. —; Fettl in Burtscheid 15. —; T. B. in Sondershausen 6. —; Arnold'sche Buchhandlung in Leipzig 60. —; Advocat Knorsch in Düsseldorf 30. —; Stammtisch in Müller's Hôtel in Leipzig 10. —; Dr. Gust. Kühne in Dresden 75. —; Buchhändler O. Seehagen in Berlin 50. —; Dr. M. Carriere in München 50. —; A. D. in Berlin 20. —; Albert Traeger in Cölleda 30. —; F. und A. Schl. in Berlin 75. —; Geh. Rath von Duisch in Karlsruhe 20. —; Georg Kestner in Dresden 75. —; Ein alter Universitätsfreund Ruge's der mit diesem in Halle in der Knappei 1822 drei Wochen lang zur Ersparung von Heizungskosten eine Stube bewohnte 3. —; G. in Dresden (durch Expedition der Dresdener Presse) 100. —; Dr. F. A. Wille in Zürich 100. —; Consul Heimann in Bradford 150. —.

Außerdem durch eine Privatsammlung in Breslau 266. —, und zwar von (die Namen sind im Manuscript theilweise sehr unleserlich geschrieben): Dr. Steuer 6. —, Rechtsanwalt Leonhard 6. —, Laßwitz 6. —, Sturm 6. —, Dr. Ahn 6. —, Lorig 3. —, Berger 6. —, Friedländer 10. —, Dr. Elsner 3. —, Freund 3. —, Dr. Chech 3. —, Rechtsanwalt Franck 6. —, Rechtsanwalt Wiener 6. —, Friedenburg 6. —, Zorn 3. —, Mockrauer 3. —, Tipauf 3. —, Semrau 3. —, Eppenstein 6. —, Friedenthal 6. —, Wehlau 3. —, Herber 3. —, Cohn 3. —, Dr. Kemper 3. —, Schweitzer 6. —, Punjsheim 6. —, Kanger 6. —, Wolff 6. —, Förster 6. —, Wachler 6. —, Bülow 6. —, Swerin 6. —, Meinecke 6. —, Andersjohn 6. —, Bock 6. —, Korn 6. —, Metlotiner 6. —, Hübner 3. —, Molinari 6. —, König 6. —, Pohr 3. —, Werner 3. —, Heimann 6. —, Dr. Lidy 6. —, Randtberg 6. —, Amsartrieverni 6. —, Möbner 6. —, Ainauer 6. —, Friedenthal 6. —, v. Trebstein 3. —, Riemann 6. —, Pracht 3. —, Storch 6. —.

Wir fordern wiederholt alle Freunde Ruge's auf, dem wackern Kämpfer ihre Theilnahme zuzuwenden. Es handelt sich hier nicht um eine Unterstützung, sondern um eine Ehrengabe für den unermüdlichen Verfechter der freien Wissenschaft, dessen Lebensabend dadurch zu einem sorgenlosen Feierabend erhoben werden soll.

Die Redaction.

E. K.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Zwei Diener.*

Eine Hofgeschichte aus der Patriarchalzeit.

1.

Das Morgengewitter, das sich über der souverainen Reichsgrafschaft Schwalbenstein in wenigen dumpfen Schlägen und mit einem sanften, aber ausgiebigen Regen entladen hatte, war vorübergegangen, ohne die von aller Welt gewünschte erquickliche Abkühlung zu bringen. Im Gegentheile, es war danach erst eine recht drückende Schwüle eingetreten. Zwischen der gräflichen Residenz und dem nahen Waldzebirge hing trotz des matten Sonnenscheins, der namentlich das hochragende alte Schloß in gelbrothe Farbentöne tauchte, ein heißer, uebeliger Dunstschleier. Er war wohl die Ursache, daß die gerundeten Kuppen der blaugrünen Berge da drüben sich in welligen Schwingungen zu bewegen und selbst die geraden Linien der Dächer und Schornsteine in der Stadt vor innerer Gluth zu zittern schienen.

Diese dunstig brütende Hitze drang in die bestvermahrten Räume und lastete auf Menschen und Thieren mit gleicher Wucht. Der alte schläfrige Schloßportier, der sonst zu allen Jahreszeiten über den grimmigen Zug in der Thorwölbung klagte, seufzte heute nur deßhalb, weil jeder Windhauch erstorben schien. Und doch ging es ihm noch besser als den armen Schreibern in der gräflichen Kammer in ihren hoch oben unter dem glühenden Schieferdache des Schlosses gelegenen Kanzleizimmern. In der geräumigen Hofküche vollends, auf deren breiten Herden die lodernden gelbrothen Flammen zur rauchigen Decke emporzüngelten, herrschte heute eine so wahrhaft höllische Gluth, daß der beleibte Küchenmeister darin schier zerfloß. Diesmal hatte er keinen zärtlichen Blick für alle die drallen Dienstmädchen aus der Stadt, die, dem patriarchalen Herkommen gemäß, die Häringe für ihre Herrschaften unentgeltlich aus der gräflichen Hofküche holten. In blinder Verzweiflung stach er mit der Riesengabel in die Tonne hinein und reichte dann der garstigen Magd des Kanzlisten drei gewaltige Fische, während dem schmucken Dienstmädchen des Herrn Justizamtmanns zu ihrer äußersten Entrüstung nur ein einziger Häring und gewiß der windigste und magerste im ganzen Fasse zu Theil wurde.

Selbst die dürftigen Grenadiere der gräflichen Garde, so sehr sie sonst gewöhnt waren, sich die müßige Zeit zu jeder Tagesstunde durch süßen Schlummer zu vertreiben, vermochten heute auf ihren Pritschen weder gründlich zu schlafen, noch sich recht munter zu erhalten, und der Wachtposten unter den Fenstern des Grafen Max Theodor hatte sogar ganz ordonnanzwidrig die hohe Bärenmütze abgelegt und sich in eine Ecke des Schilderhauses in bedenklich bequemer Stellung zurückgelehnt. Warum auch nicht? Der Hauptmann von Felsewitz kam jetzt sicher nicht, um die Wachen zu revidiren. Er ruhte noch wie die übrigen Cavaliere des kleinen Hofes von den Mühen des heutigen Morgenrittes aus, nach welchem die Herren todmüde und gründlich durchweicht nach Hause zurückgekehrt waren. Am besten wußte sich noch Tyras, der stärkste Hund der ganzen Grafschaft und des regierenden Herrn besonderer Liebling, zu helfen. Er hatte sich dicht unter der moosigen Fontaine des Schloßhofes das schattigste Plätzchen ausgesucht, dasselbe durch Aufgraben des Rasens noch etwas kühler gemacht und schnarchte nun so tief, daß man die Athemzüge des gewaltigen Thieres weithin deutlich vernahm.

Nur wenige belebte Wesen machten Ausnahmen von der allgemeinen Regel der Ermattung und des Schlafs, und zu ihnen gehörte vor Allen der arme Wildhieb, den die gräflichen Forstmänner am vorhergehenden Tage beim Ausweiden eines Wildes betroffen und gefangen hatten. Der Unglückliche wurde soeben von dem Herrn Kammerpräsidenten selbst über seine unerhörten Frevelthaten vernommen, da in der souverainen Grafschaft alle Attentate gegen Hirsche, Rehe, Wildschweine und sonstige jagdbare Thiere als schwerste Verbrechen nach dem Hochverrathe galten und deshalb ihre Aburtheilung dem ordentlichen Richter entzogen und der gräflichen Kammer überwiesen war. Wehe, dreimal Wehe jedoch dem Unglücklichen, bei dem der Kammerpräsident von Straff selbst aus besonderen Gründen das Amt eines Inquisitors zu übernehmen für gut befand!

Auch jetzt sorgte der Geistenge gewissenhaft dafür, daß den argen Verbrecher nicht etwa eine schläfrige Stimmung überkam. Dicht neben dem Bösewicht und wohlbedächtig an seiner linken Seite stand der breitschulterige Büttel und ertheilte ihm, sobald er nur die mindeste Neigung zu Umschweifen oder gar zum Leugnen verrieth, auf einen leisen Wink des Präsidenten mittelst eines fingerstarken Haselstockes so schmerzhaft fühlbare Mahnungen zur Wahrheit und Wachsamkeit, daß man sein Jammergeschrei bis zum Markte hinab hören mußte.

Ebenso munter war Frau Nachtigall in den hüschigen Umgebungen des Schlosses. Bald hüben, bald drüben, bald von

* Leser, die mit den Thüringischen Hofgeschichten der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vertraut sind, werden mit Leichtigkeit das Fürstenschloß herausfinden, welches den Schauplatz unserer Erzählung abgiebt. Wir können selbstverständlich nicht verrathen, welcher fürstliche Herr sich hinter dem Reichsgrafen Max Theodor verbirgt. D. Red.

Digitized by Google

oben, bald von unten ertönte der ängstliche Lockton der kleinen besiederten Mutter. Wie schwer hält es doch, solch eine zahlreiche, unbesonnene, kaum dem Neste entwichene Nachkommenschaft vor den tausend drohenden Gefahren zu warnen und all' das ungesehen, unbemerkt flatternde Gesindlein in den dichteren Gebüsche des Wildgartens in bessere Sicherheit zu bringen!

„Was hat nur die Nachtigall?“ sagte der Jagdjunker Kurt von Holderbusch zu der jungen Dame, die neben ihm auf dem grasbewachsenen und feuchten Fußsteige dahinschritt. „Ist etwa eine Katze oder ein Iltis in der Nähe?“

„Es wird doch kein Lauscher sein, Kurt?“ entgegnete das Mädchen in ängstlich besorgtem Tone. „Ich wäre des Todes, wenn meine Tante erführe, daß ich ohne ihr Wissen mit Ihnen zusammengetroffen bin. Sie hat strenge Ansichten.“

„Wer sollte jetzt und an diesem stillen Orte lauschen und vor Allem, wer sollte uns überraschen, Fräulein Hartmann?“ entgegnete Kurt mit einem munteren und ermuthigenden Lächeln. „Sie wissen ja, daß hoch über uns eine ganz specielle Vorsehung in Gestalt unsers treuen Christian Blümchen wacht. Uebrigens darf auch Ihrer Tante unser Verhältniß nicht allzulange mehr verhohlen bleiben. Ich bin so wenig ein Freund der Heimlichkeit wie Sie und ersehne herzlich den Tag, wo alle Welt wissen darf, wie wir zu einander stehen.“

„Wird dieser Tag jemals kommen?“

„Zweifelst Du — — zweifeln Sie daran noch, liebe Anna? Es giebt keinen Widerstand für einen festen Willen. Ihr Vater namentlich ist ein viel zu aufgeklärter Mann, als daß eitle Hirngespinnste ihn hindern sollten, unser Glück allen etwaigen Ränken zum Trotze zu begründen. Er wird uns auch treu zur Seite stehen, wenn er nur selbst an meinen Willen und meine Kraft ein wenig glaubt.“

„Sie wissen, daß er dies thut und daß er Sie ganz besonders hochschätzt, Kurt.“

„Was aber könnten wir zu fürchten haben, wenn ein Mann wie der Domänenrath Hartmann auf unserer Seite steht?“

„Sie vergessen Ihre Mutter, Kurt.“

Der junge Mann schüttelte leise lächelnd seinen hübschen Lockenkopf.

„Meinen Vater erwähnen Sie gar nicht,“ bemerkte er dann mit seinem munterstem Lächeln. „Ei, ei, wenn er das erführe!“

„Ich habe nun einmal keine Furcht vor dem Herrn Oberlandjägermeister,“ entgegnete das Mädchen gleichfalls mit dem leisen Anflage eines Lächelns. „Ihr Herr Vater hat an so viele wunderbare Dinge zu denken, daß ihm für solche Kleinigkeiten wahrlich keine Zeit bleibt.“

„Sie haben ganz Recht, der Widerstand droht in unserem Hause nur von meiner Mutter,“ bestätigte der Junker. „Sie hat allerdings ihr gut gemessenes Theil von jenem Adelsstolze erhalten, der in unseren Tagen leicht eine komische Färbung erhält. Aber ich bin glücklicher Weise ihr einziger Sohn, und sie liebt mich sehr. Auch sie wird ja, sie muß nachgeben, wenn sie mich so fest entschlossen sieht, mein Glück nicht ihren Vorurtheilen zu opfern. Sie kennt mich und meinen ernsthaften Willen.“

„Aber Sie haben mir selbst gesagt, daß wir an Ihrem Hofe auch noch andere feindliche Strömungen zu besiegen haben,“ wandte das Mädchen ein. „Herr Präsident von Straff zum Beispiel wird mir die Ablehnung seiner Werbung niemals verzeihen, und er ist hier allmächtig.“

„Ja, leider, aber es giebt eine Macht, welche die Bäume nicht in den Himmel wachsen läßt.“

„Um Gotteswillen, Kurt! wenn man Sie hörte!“

„So lärme vielleicht etwas früher der Tag, wo ich dem glänzenden Elende eines gräflichen Jagdjunkers entrinne. Oder glauben Sie nicht, liebe Anna, daß ich Kraft und Muth genug in mir fühle, um auch ohne meinen Gehalt von dreihundert blanken Thalern Sie und mich über den Wassern zu erhalten?“

Das Mädchen antwortete auf die Frage nur durch einen vertrauensvollen Blick in die feurig blitzenden Augen des Junkers.

„Sie sprachen früher auch von einer ungünstigen Stimmung, die in den höchsten Regionen gegen meinen Vater herrschte,“ sagte sie dann. „Womit kann mein Vater diese Ungunst verdient haben? Der Graf und seine Schwester, die Comtesse Charlotte, sollen so herzensgut sein und mein Vater ist, wie Sie wissen, eine so gerade, brave Natur, daß ich eine solche Abneigung im tiefsten Grunde verwandter Seelen durchaus nicht begreife.“

„Niemand geht genau den Weg durch's Leben, den er sich vorzeichnet,“ entgegnete der Junker. „Am wenigsten vermögen dies unsere Fürsten. Sie messen ihre Kräfte zu wenig an Gleichgestellten, um sie zu kennen, und werden deshalb geschoben, wo sie zu schieben glauben. Unser Graf ist wirklich ein gutherziger Mensch, aber leider um fünfzig Jahre zu früh geboren. Er möchte sein Land nicht wie ein wahrer Fürst, sondern etwa wie ein großer Gutsbesitzer, der nebenbei ein wenig den Vater seiner Knechte und Tagelöhner spielt, regieren und verwalten und läßt sich doch selbst wie ein Kind am Gängelbande seiner blinden Leidenschaften vom Präsidenten leiten und setzen, insbesondere gegen Ihren Vater, dessen Fluren und Forsten recht unbequem zwischen den gräflichen Jagdrevieren liegen. Auch die Comtesse hat etwas von diesen patriarchalen Neigungen. Immer gerade aus', ist ihr eigenes Motto, und deshalb bildet sich ihr erlauchter Stolz ein, unserem Hofe jede Intrigue fern halten zu können. Aber ich langweile Sie. Nicht wahr?“

„Durchaus nicht,“ versicherte die junge Dame. „Mir ist nur in diesen engen Laubgängen so seltsam beklommen zu Muthe. Hören Sie, wie ängstlich die Nachtigall von Neuem lockt? Ich fühle, es ist etwas Feindliches in der Nähe.“

„Nutzig, meine Theure! So lange wir nicht den Ruf des Kukuks hören — —“

„Aber mein Gott, er hat schon zweimal gerufen und, hören Sie? da kommt er wieder.“

„Dann allerdings wittert unser treuer Christian einen Feind. Zum Glücke sind wir unserer allen Wallkreppe gerade gegenüber und mein Schlüssel steckt noch daran. Geschwind hinter den Holunderstrauch. Dort finden wir unsern alten Weg zur Pforte wieder.“

Hat der Leser jemals den Meister Reinecke beobachtet, wenn er in der Abenddämmerung auf der Spur eines weidwunden Rehs oder eines jungen Hasen das Vorholz durchstreift? Die feine Nase an den Boden gesenkt, trabt der Schlaue bedächtig und vorsichtig daher und hebt nur manchmal den spitzen Kopf, um aus seinen schrägen Augen links und rechts rasche Seitenblicke in das Gebüsch nach einem niedrigen Vogelneste oder nach irgend einer Gelegenheitsbeute zu werfen.

Dem Bilde dieses scheicheuden Räubers glich Johann Schnabel, der Diener des gräflichen Kammerpräsidenten, soweit wie nur irgend ein Mensch einem Thiere ähnlich sehen kann. Auch er kam mit leisen, kaum hörbaren Schritten auf dem schmalen und gewundenen Pfade daher, welchen das junge Paar vor wenigen Augenblicken verlassen hatte; auch sein in den unteren Theilen vorgezogenes und zugespitztes Gesicht war dem Boden zugekehrt, und auch seine schrägen, aber klugen Augen schauten vorsichtig bald rechts, bald links in das Gestrüpp hinein.

Johann schien indessen mit den Erfolgen seines heutigen Spürganges nicht besonders zufrieden zu sein. Sein Schritt wurde immer langsamer und bedächtiger, jemehr er sich dem Ende des Gebüsches näherte, und als er endlich dort anlangte, blieb er kopfschüttelnd stehen.

„Da bin ich nun am Ende,“ murmelte er zwischen den spitzen Zähnen hervor. „Die Spuren lehren hier genau so umwie am anderen Ende des Gebüsches. Was also habe ich bis jetzt erlangt, als nasse Füße, die mir Zahnschmerzen oder einen Rheumatismus versprechen? Sonst weiß ich nur, daß sie allerliebste kleine Füßchen hat und daß an seinen Reiterstiefeln der linke Sporn etwas verbogen ist. Sie sind auch erst nach dem Regen hier gewesen — das beweisen diese Spuren deutlich. So weit also paßt Alles zu den Mittheilungen meiner braven Muhme. Aber wohin zum Kukuk sind sie von hier aus gegangen? Die alte Wallkreppe ist seit vielen Jahren geschlossen und dem, der den letzten Schlüssel dazu gehabt hat, thut wohl längst kein Zahn mehr weh. Also wohin? Die Flügel der Liebe sollen über Berg und Thal tragen, aber ich habe dennoch niemals gehört, daß Verliebte über Mauern und Gräben geflattert wären.“

Johann liebte die offenen Wege nicht. Er verließ also, nachdem er noch einen letzten bedauernden Blick auf die geheimnißvoll in sich selbst zurückkehrenden Spuren geworfen hatte, den Pfad, auf dem er herangekommen war, um dicht an den feuchten

Digitized by Google

Grundquadern des Schlosses entlang und mitten unter dem wüsten Gestrüpp der hier üppig wuchernden Disteln, Goldwurzeln und Brennnesseln möglichst ungesehn nach dem Schloßportale hin zu schleichen. „Nun sage mir Einer, daß alle Verliebten unvorsichtig und thöricht seien!“ fuhr er in seinem leisen Selbstgespräche fort. „Kann ich denn nur behaupten, daß wirklich der Junker und sein Liebchen hier ein Rendezvous gehabt haben? Kleine Füße hat manches hübsche Zöfchen, und jeder Reitknecht trägt solche besponte Stiefeln. Ich muß also hier schon lügen. Freilich wiegt eine Lüge nicht weniger als eine Wahrheit, wenn sie nur ebenso geglaubt wird. Aber mein Herr ist mißtrauisch und klug und, wenn er mich ertappt, auch noch brutal. Ich muß wahrlich nachher auf jede Gefahr hin zum alten Christian hinaufsteigen, um mich über den schiefgetretenen Sporn näher zu informiren. Vielleicht wirft er mich nicht die Treppe hinunter, wenn ich ganz besonders höflich bin. Liebe belästigt die Bestien und Höflichkeit die Grobiane. Also —“ Johann ließ den Satz unvollendet und prallte erschrocken einige Schritte zurück, denn er hatte in der Nähe die ihm nur zu wohl bekannte tiefe und vollklingende Baßstimme des Grafen selbst vernommen.

„Nun lebe wohl, Lottchen!“ sagte der regierende Herr zu seiner Schwester, die ihn nach alter Gewohnheit aus ihren Zimmern bis zum Portal begleitet hatte. „Hab' Dank für Deine Begleitung!“

„Du schickst mich schon zurück, Max?“ fragte die Comtesse mit dem Tone eines leisen Vorwurfes in ihrer weichen Stimme. „Ist Dir so wenig an meiner Gesellschaft gelegen?“

„An Deiner Gesundheit liegt mir das Meiste auf dieser Welt,“ entgegnete der Graf. „Der Weg ist feucht, und Ihr Frauenzimmerchen tragt bekanntlich eine so verteufelte Sorte von Schuhzeug, daß Einem angst und bange wird, wenn Ihr Euch nur um eine Fußbreite vom Parquet entfernt. Dort allein gehört Ihr hin.“

„So raucht Du wenigstens heute Nachmittag Dein Pfeifchen in meinem Garten?“

„Nein, Lottchen, das wird leider nicht gehen. Ich habe schon einen Ritt nach dem Hirschsprunge angeordnet.“

„Noch einmal ausreiten? Ist denn Deine Kraft niemals zu ermüden?“ fragte die Comtesse mit einem komischen Seufzer.

„Nun freilich, allzuleicht ist das nicht möglich,“ entgegnete der Graf, indem er mit wohlgefälligem Lächeln an seinem kräftigen Körper über den graugrünen Jagdrock bis zu den hirschledernen Beinkleidern hinab sah.

„Schade, ich hätte noch mancherlei auf dem Herzen, was ich Dir sagen möchte.“

„Wird hoffentlich nicht so eilig sein, Lottchen. Nicht wahr? Kann mir auch ohngefähr denken, was Dir wieder auf dem Herzen liegt. Du findest es zum Beispiel unbegreiflich, daß jetzt unsere Gelder so knapp sind, möchtest wieder einmal diese und jene Einschränkung empfehlen, etwa Abschaffung meiner Garde und dergleichen. Nicht wahr?“ Dir steckt noch immer ein einfacher Hofstaat, etwa wie der des Ulysses von Ithaka, mit dem mich mein Hofmeister einst gründlich gelangweilt hat, im Kopfe. Du meinst, wir könnten wohl auch wie jener hochselige Herr mit den höchsten Chargen eines Kuh-, Ziegen und — mit Erlaubniß zu sagen! — Schweinehirten auskommen und Du selbst etwa mit einer Schaffnerin Eurykleia oder wie das würdige Frauenzimmer sonst hieß. Nicht wahr?“

„Du spottest.“

„Nein, ich amüsire mich nur bei dem Gedanken, welche Gesichter Deine steifleinene Frau Oberlandjägermeisterin von Holderbusch, geborene Freiin von Woogrund, oder Dein noch hochmüthigeres Fräulein Hulda von Straff bei dem Vorschlage einer solchen Rangerniedrigung machen würden. Dem Volke kommt es ja nur auf den leeren Rauch der Titel an. Aber man muß die Treppen nicht von unten nach oben kehren, sondern von oben nach unten. Man darf nicht mit den armen Kerlen von Gardisten die Ersparung anfangen, sondern umgekehrt, Lottchen, ja, umgekehrt.“

„Das seltsame Vergnügen Deiner Garde gönnte ich Dir wahrlich von Herzen, wenn man nur nicht an den Nachbarhöfen darüber lachte, daß wir einen Oberst, einen Major und zwei Hauptleute für zwei so schwache Compagnien haben.“

„Laß' sie lachen, Lottchen! Mag darum wahrlich den alten, ehrlichen Knasterbärten ihr kümmerliches Brod nicht kürzen.“

„Das war es auch nicht, wovon ich reden wollte,“ erklärte die Comtesse zögernd, „wiewohl ich die ewige Geldklemme bei dem Reichthume unserer Quellen wahrlich nicht begreife. Aber Du thätest mir einige auf unseren Junker von Holderbusch bezügliche Thatsachen mit, welche Du vom Kammerpräsidenten erfahren hast und die mir Bedenken erregen. Ich möchte Dich überhaupt vor den Mittheilungen des Präsidenten warnen und —“

„Aha, aha.“ unterbrach sie der Graf etwas rasch und ungeduldig. „Weiß schon, daß Du den alten, rauhen Burschen nicht leiden magst, und weiß auch leider warum. Ich sage Dir aber, Charlotte, in dieser harten Schale liegt ein vortrefflicher Kern. Der Kammerpräsident ist treu wie Gold und dabei ganz uneigennützig. Er lebt trotz seiner hohen Stellung schlicht wie ein Bürger und Meister der Stadt und ist vor Allem ganz unbestechlich. Der Mann, das merke Dir wohl, steht festenfest in meiner Gunst, und seine Stellung ist durch keine Intrigue zu erschüttern.“

„Was denkst Du?“ entgegnete die Comtesse, durch die letzten Worte des Bruders sichtlich ein wenig gereizt. „Kannst Du glauben, daß ich Intrigunen spinnen werde?“

„Nicht böse sein, Lottchen!“ bat nun der Graf. „War nicht so schlimm gemeint. Weiß wohl, daß Du Dich selbst für eine Todfeindin aller Intriguen hältst.“

„Hältst?“

„Oder, daß Du es wirklich bist, obwohl Du im Grunde — auch ein Frauenzimmer bist. Lebe wohl, Lottchen!“

Der Graf pfiff seinen Tyras und ging dann im Geleite des treuen Thieres mit festen, sporenklingenden Schritten aus dem Portale des Schlosses in das Freie hinaus. So gewann der schlaue Lauscher draußen, dem kaum ein Wort von der Unterhaltung der gräflichen Geschwister entgangen war, genügende Zeit sich vorsichtig vom Eingange zurückzuziehen und hinter einen nahen Pfeiler zu schlüpfen. Ein solcher Rückzug aber war dem Grafen gegenüber in solchen Fällen dringend räthlich. Der hohe Herr trug nicht vergeblich das massive Rohr in der Hand, sondern wußte auch, wenn er erzürnt wurde, davon höchsteigenhändig kräftigen Gebrauch zu machen.

Erst als Max Theodor hinter den nahen Gebüschen verschwunden und der letzte Schall seines markigen Trittes verhallt war, wagte sich der schlaue Johann wieder in's Freie.

„Das wäre schon etwas mehr,“ dachte er. „Jetzt läßt sich wenigstens hoffen, daß hier etwas vorgeht und daß man durch vorsichtiges Warten und Auspassen auch etwas erfährt. Hat mein Herr den Junker angeschwärzt, so wird die Comtesse den jungen Herrn darüber hören wollen; denn sie traut dem Präsidenten nicht, hat auch allen Grund dazu. Vielleicht erfährt man so wenigstens, ob der Junker sich den linken Sporn schief getreten hat; denn dafür läßt mein alter Knauser schon einen Thaler springen. Also warten wir ein wenig! Die Luft ist ja rein, und dieses Murmelthier von Portier hat zum Glück seinen Winterschlaf schon im Sommer angetreten.“

Die Erwartung Johann's sollte nicht getäuscht und seine Geduld auf keine allzu harte Probe gestellt werden. Er hatte die Tiefe des Portals kaum zwei Mal mit den leisesten Schritten durchmessen, als auch schon aus den Zimmern der Comtesse der silberne Klang einer Schelle zu ihm herüber drang.

Die Kammerfrau Weiß eilte auf dieses Zeichen in das Zimmer ihrer Gebieterin.

„Erlauchte Comtesse befehlen?“

„Ist Wilke zur Hand?“

„Zu dienen, Erlaucht! Wilke ist im Vorzimmer. Soll ich ihn rufen?“

„Ja. Ich kann dem Alten einen Weg nicht ersparen, der ihm bei seinem Alter und bei dieser Hitze gewiß recht sauer wird. Er soll zum Jagdjunker von Holderbusch hinaufsteigen und ihn bitten, rasch einmal zu mir zu kommen. Der Junker soll nicht erst große Toilette machen, sondern Wilke soll ihn hierher führen, wie er ihn eben findet.“

„Das klingt ja fast wie ‚lebend oder todt‘, Erlaucht,“ scherzte die behäbige Kammerfrau, während sie hinauseilte, um den Befehl zu vollziehen.

„Ich habe wichtige Dinge mit dem Junker zu reden,“ fuhr die Comtesse in ernstem Tone fort, sobald Frau Weiß zurück-

Digitized by Google

gekehrt war. „Unser Herr Kammerpräsident braut einmal wieder nach seiner Art ein Ungewitter fertig, das sich über dem Kopfe des jungen Mannes entladen soll. Er hat meinem Bruder recht üble Dinge in den Kopf gesetzt. Der Junker soll ein Freund von Neuerungen im Jagd- und Forstwesen sein, wohl gar noch freiheitliche Ideen hegen, die er auf der Akademie eingesogen hat. Er soll auch zum Schaden unserer Kammer in näheren Beziehungen zum Domänenrath Hartmann stehen, den mein Bruder jetzt seltsamer Weise für seinen Feind und Gegner hält."

„Aha, ich merke, wohin diese Schliche des Herrn Präsidenten führen," warf die kleine, kugelrunde Kammerfrau mit listigem Augenblinzeln ein.

„Was merken Sie?"

„Ich meine nur, daß er sich einen Nebenbuhler vom Halse schaffen will."

„Sie glauben doch nicht, daß der Junker nach der Stelle des Präsidenten trachtet?" sagte die Comtesse mit einem Blicke, der zugleich Verwunderung und Besorgniß ausdrückte.

„Ei bewahre! Fällt dem Junker, mit unterthänigstem Verlaub zu reden, nicht im Traume ein. Nein, er kreuzt auf andere Weise die stillen Wege unseres wackeren Herrn von Straff."

„Wie versteh' ich das, Frau Weiß?"

„Ei nun, es ist ja ein offenes Geheimniß, daß sich unser Herr Präsident bei der schönen und reichen Tochter des Herrn Domänenraths einen Korb geholt hat, während unser hübscher Junker der begünstigte Liebhaber ist."

„Also dort wäre Kurt von Holderbusch schon gebunden?" sagte die Comtesse. „Ich glaubte wirklich eine Zeitlang, daß er in nähere Beziehungen zur Tochter des Präsidenten treten könne. Bei unseren letzten Soirées habe ich das hübsche Paar mehrmals recht lebhaft plaudern sehen."

„Das hat meine scharfsinnige Comtesse nicht im Ernste gedacht," entgegnete Frau Weiß. „Freilich kann Fräulein Hulda recht geistreich sprechen, wenn es ihr darauf ankommt, und sie ist auch durchaus nicht häßlich, aber zu unserem offenherzigen und munteren Junker paßt die steife, vorurtheilsvolle Dame doch wie Wasser zum Feuer."

„Und Sie meinen auch, dieser alte Sünder von Präsident denke daran sich nochmals zu verheirathen?" fuhr die hohe Dame fort. „Wissen Sie das sicher, Frau Weiß?"

„Meine Nachrichten sind stets zuverlässig, Erlaucht," entgegnete die Kammerfrau fast ein wenig durch den Zweifel gekränkt. „Ich weiß zur Genüge, daß meine erlauchte Comtesse lügenhafte Klatschereien nicht liebt. Der alte Christian Blümchen von Oberlandjägermeisters selbst hat mir die Nachrichten mitgetheilt."

„Das ist allerdings ein zuverlässiger Gewährsmann," bemerkte die Comtesse gedankenvoll.

„Ja, und heute hat der Herr Präsident, bevor er zu unserem gnädigsten Herrn gegangen ist, droben bei der Frau Oberlandjägermeisterin eine Visite gemacht. Da hat er gewiß bei der stolzen Frau, die selbst ihre Schnupftücher stets so trägt, daß man das freiherrlich von Moosgrund'sche Familienwappen nothwendig sehen muß, nach besten Kräften gehetzt und geschürt."

Comtesse Charlotte ging einige Mal schweigend mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, und ihr sonst so gütiges und anmuthiges Gesicht nahm dabei einen immer ernsteren, entschlosseneren Ausdruck an.

„Diese Ränke müssen durchkreuzt werden — ich bin entschlossen," sagte sie endlich mit ungewohnter Schärfe. „Der böse Mensch soll nicht noch ein Lebensglück vernichten, wie er einst das meine zertrümmert hat."

Frau Weiß rieb sich still vergnügt die rundlichen, weißen Hände.

„Gott sei Dank, das giebt endlich eine kleine Intrigue," lispelte sie kaum hörbar. „Man stirbt ja sonst auf diesem höchst ehrbaren Schlosse vor Langeweile."

Aber die feinen Ohren der Comtesse hatten die Worte dennoch aufgefangen. Sie trat plötzlich fast drohend an die kleine Kammerfrau heran.

„Keine Intriguen! Das bitte ich mir nochmals aus, Frau Weiß," sagte sie sehr entschieden. „Mein Weg ist stets der gerade, und so Gott will, halte ich auch ferner unseren Hof wie bisher von Kabalen frei."

In den klugen Augen der Kammerfrau leuchtete es eigenthümlich auf. Es war fast, als wolle sie entgegnen, daß dieses ehrliche Streben ihrer hohen Herrin bisher nichts weniger als vom Glücke begünstigt gewesen sei. Aber sie bezwang glücklicher Weise ihre leicht bewegliches Zünglein.

„Ich fürchte nur, auf geradem Wege richten wir diesmal nichts gegen den sehr verschmitzten Präsidenten aus," bemerkte sie resignirt. „Er steht allzusest in der Gunst unseres gnädigsten Herrn und scheut kein Mittel, um seine Zwecke zu erreichen."

Die Comtesse schwieg, in Erinnerung an die heutige Aeußerung ihres Bruders gedankenvoll, und fast mit dem Ausdrucke einer leichten Entmuthigung.

„Bedenken Erlaucht gnädigst auch, wie dieser Herr von Straff uns selbst betrogen hat!" fuhr Frau Weiß, welche diese allzustarke Wirkung ihrer Worte nur ungern bemerkte, entschlossen fort. „Es sind seitdem zwanzig Jahre in's Land gegangen, aber mir ist es noch, als wäre es heute geschehen. Wie er uns und diesen Herrn Hartmann, den hübschesten und bravsten jungen Mann in der Christenheit, wenn er auch nicht ebenbürtig und nicht einmal Cavalier war, erst durch mancherlei kleine Dienste und Winke sicher machte, daß wir wahrlich glaubten, er begünstige das Verhältniß, und wie er uns dann so schändlich an den allergnädigsten Herrn Papa verrieth. Wäre er nicht gewesen, so gehöre jetzt unsere geliebte Comtesse auf den reichen Gütern des Domänenraths und dieses Schicksal wäre wahrlich nicht zu verachten. Ich werde diese Verrätherei dem Präsidenten niemals vergessen, mag das allzumilde Herz Euer Erlaucht darüber urtheilen wie es will."

Die Comtesse stampfte zornig mit dem kleinen Fuße.

„Sie haben Recht; es war eine schändliche Verrätherei," rief sie dann. „Aber so Gott will, soll dieser Herr von Straff wenigstens jetzt kein neues Unheil stiften. Ich will der Tochter des Mannes, der mir einst nahe, ja recht nahe gestanden hat, eine treue Freundin und Helferin sein, wenn das Paar meine Hülfe nicht verschmäht."

„Verschmähen? Ei, du mein lieber Himmel!" rief die Kammerfrau. „Mit beiden Händen wird das arme, junge Volk nach der gnädigen Hand fassen."

„Meinen Sie? Aber bevor ich eingreife, möchte ich das Mädchen, Hartmann's Tochter, wohl einmal sehen und sprechen. Können Sie das geschickt zu Wege bringen?"

„Nichts leichter, als das, Erlaucht. Sie ist heute in der Stadt bei der Tante, wie ich von Oberlandjägermeisters Christian weiß. Da nun unser gnädigster Herr heute nicht in den Garten kommt, so — —"

„Ja, ja, so geht es," rief die Comtesse mit aufleuchtenden Augen. „Ich werde mit dem Junker darüber reden und hoffe mein Ziel zu erreichen. Doch nur auf geradem Wege und ohne Intrigue, Frau Weiß."

„Herr Jagdjunker von Holderbusch!" meldete der alte Diener.

„Er ist willkommen."

Frau Weiß huschte in das Nebenzimmer, ehe der Junker eintrat.

„Keine Intriguen?" murmelte sie lächelnd. „Als ob nicht schon jetzt eine der besten Intriguen meines Lebens begonnen hätte."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

„Landschaftliche Studien".
Nach seinem Oelgemälde auf Holz übertragen von Alb. Conrad in Berlin.

Plaudereien aus Rom.

Von Hermann Oetschläger.

I.

Die Bedrängnis der katholischen Kirche. — Das Osterfest. — Der Papst in der Gesangeskapelle. — Die Palmenweihe in St. Peter. — Ein galanter Monsignore. — Ein Spitzname aus dem Vatican. — Pariser Frisseure und Pariser Toiletten. — Zurückgetretener Schatzlach. — Die Massenaudienzen bei Pio Nono. — Das „Gefängniß". — Carricaturen auf den Papst. — Il grande Bismarck. — Die Bildblätter mit König, Papst und Garibaldi. — Der Einzug Garibaldi's. — Sein Project der Tiberregulirung. — Garibaldi's „Giuro". — Das bürgerliche Auftreten der Königsfamilie.

Es ist wahr: wer von einem längeren Aufenthalte in Rom nichts Anderes und nichts Besseres mit nach Hause zu bringen wüßte, als römische „Plaudereien", unterhaltende Causerien, schwatzhafte Feuilletons, wie sie das liebe Publicum daheim all-wöchentlich wenigstens einmal in seinen Zeitungen zu finden liebt und wie sie aus den europäischen Hauptstädten Paris, Berlin, Wien, London allwöchentlich auch leicht genug in die Welt gesandt werden, um den wäre es schlecht genug bestellt. Ueber Rom, die Stadt der Städte, die Königin der Welt, über das Rom der alten Imperatoren, über das Rom der Päpste und der Renaissance, über das Rom der Gegenwart, das nun — ein unerhörtes Schauspiel in der Geschichte — zum dritten Male seiner Auferstehung und Verjüngung entgegen geht, wäre leicht besser zu berichten, als in „Plaudereien", und Jeden, der den unvidersteblichen, reinigenden und belebenden Zauber eines römischen Aufenthaltes an sich erfahren hat, wird es auch gewiß treiben, hierüber vor Allem ernsthaft zu berichten und so auf würdige Weise den Versuch zu machen, die in ihm ruhende Begeisterung auch auf Andere zu übertragen.

Und dennoch ist es um die nachfolgenden „Plaudereien" nicht gar so schlimm bestellt, als es den Anschein hat. Hat doch neben der antiken Gemme oder neben dem antiken Marmorkopf, den Einem eine glückliche Fügung als kostbaren Besitz zugeführt hat, auch die Photographie des heutigen Tages ihre Berechtigung — warum nicht die „Plauderei", wenn sie die Bilder, die Erscheinungen des heutigen Lebens zu fixiren und das Rom der Gegenwart zu schildern unternimmt, das von dem Rom Goethe's und wie unsere Väter es kannten, schon so sehr verschieden ist und das täglich mehr von ihm entfernt?

Die Romfahrer der „heiligen Woche" — um nur Eines hier gleich hervorzuheben — haben dies schmerzlich genug erfahren müssen. In hellen Haufen kamen sie nach Rom gewandert, Ostern festlich zu begehen, aber die alte Herrlichkeit der Kirche ist im Untergehen begriffen, und es ist wenig mehr von ihr zu sehen. Die frommen „Pilger" sind da, wie früher — aber der Papst ist fort — in Gefangenschaft, sagen sie in Deutschland; er „will nur nicht kommen", sagen sie in Rom. Die berühmten Musikaufführungen in der Sixtinischen Capelle sind stillt, und am Ende — wie bei allem Unglücke immer noch ein Glück ist — kommt es nur den göttlichen Malereien Michel Angelo's, auf deren Zerstörung man mit all' dem heiligen Weihrauche und all' dem heiligen Kerzendunste seit Jahrhunderten geradezu sündhaft losgearbeitet hat, ganz allein zu gute, daß in der Sixtinischen Capelle kein Gottesdienst mehr gefeiert und die Luft in ihr nunmehr frei und rein gehalten wird. Mit Noth und Mühe bekommt der Gläubige noch ein paar Reliquien zu schauen, auf die er sich schon das ganze Jahr gefreut hat, z. B. die Nägel und die Anschlagetafel des heiligen Kreuzes, die Säule, an der die Geißelung Christi vollzogen wurde, die wahrhaftige Abendmahlstafel, die Köpfe von Peter und Paul ꝛc., und da auch die „heiligen Gräber", was ihre Ausstattung anlangt, unter der allgemeinen Bedrängniß der Kirche bedauklich zu leiden scheinen, so kann man das hohe Fest der Charwoche und der Ostern in einer deutschen gut katholischen Stadt leicht mit größerem Prunke begangen sehen, als beim päpstlichen Stuhle. Zum Beispiel in München.

Ja, der Papst! Es ist ganz unglaublich, mit welcher Hartnäckigkeit er den Anblick seiner geheiligten Gestalt der Menge entzieht und mit welcher bewundernswerthen Ausdauer er die Rolle eines Gefangenen im Vatican spielt. Jedermann, der Rom in früheren Tagen kannte, weiß von den glänzenden Aufzügen zu erzählen, in denen der Papst ehedem in goldener, mit sechs Rappen bespannter Staatscarosse, von seinen Schweizern begleitet, die eine oder andere der Kirchen Roms besuchte, wie es eben der Festtag mit sich brachte. Die Straßen, durch die er, in dem Glaswagen Jedermann sichtbar und beständig nach links und rechts segnend, fuhr, waren mit frischem Saude bestreut und von den Thürmen der Kirchen hallte feierlich das Geläute der Glocken. Seit aber Victor Emanuel an jenem denkwürdigen 20. September durch die Porta Pia in Rom seinen Einzug hielt, hat Pius der Neunte den Vatican nicht mehr verlassen; ja selbst den Monte Pincio, der noch heute mit seinen unvergleichlichen Anlagen in den Abendstunden der Sammelpunkt der vornehmen römischen Welt ist und den der Papst in seiner leutseligen Weise früher so gern besuchte, hat er nicht wieder betreten. Da aber das Sprüchwort „Wie der Herr, so der Diener" auch in Rom gilt, so sind auch die bekannten Cardinalscarossen von der Erde verschwunden, jene schweren, vergoldeten, wappengezierten Kutschen, in denen die „Eminentissimi" früher durch die Straßen Roms fuhren, zwei derbe, meist schwarze Pferde voran, hintenauf drei reichgalonnirte Diener im Dreispitz, von denen einer den bekannten unvermeidlichen rothen Regenschirm trug.

In dem herrlichen St. Peter ist der Hochaltar verwaist, denn der Papst liest hier keine Messe und hält kein Hochamt mehr; die Loge, von welcher er früher über das zu Tausenden lautlos versammelte Volk auf dem weiten Peters-Platze mit gehobener Stimme den Osterlegen sprach — urbi et orbi — hat sich seit Jahren nicht mehr geöffnet, und — so ist es am Ende nur erfreulich, zu sehen, daß die Welt auch ohne den Papst in ihrem Laufe bleibt und daß sie seinem Grolle zum Trotze sich in ganz tüchtiger Weise fortentwickelt — auch ohne den Ostersegen.

Bei jenen einzelnen kirchlichen Functionen in der Petrskirche, die nicht ganz und gar unterlassen werden können, ist der Papst gegenwärtig durch einen seiner Monsignori vertreten, wie denn am Palmsonntage Monsignore Ricci, Maestro di Camera die Vertheilung der von ihm gesegneten, benetzten und schließlich noch beräucherten Palmen an die versammelten Prälaten im Namen Sr. Heiligkeit vornahm. In weißen oder grauen, mit violetter Seide ausgeschlagenen Pelzkragen nahten sich die frommen Herren einzeln, knieten vor dem Monsignore Ricci nieder, küßten die dargebotene Palme zweimal und nahmen dann dieselbe mit gebührender Ehrfurcht in Empfang. Die in großen Körben herbeigeschleppten Palmen waren nach drei Rangclassen gebunden und geschmückt, die der ersten am größten und kostbarsten, die der letzten sehr klein und sehr unansehnlich. Das gemeine Volk, das Laienpublicum wurde mit gemeinen Olivenzweigen abgespeist, die der Monsignore Ricci mit sehr verdrießlichem Gesichte gleichfalls persönlich vertheilte und um die sich die allezeit in erster Linie stehenden Engländerinnen trotzdem förmlich gerissen haben. Die ganze unendliche Ceremonie fand für den unbetheiligten Zuschauer wenig Erbebendes; sie wird sogar, wenn man die Komödie im Ganzen betrachtet, welche hier erwachsene Leute unter allerlei Ceremonien-Firlefanz vor dem gaffenden Volke aufführen, peinlich und erinnerte mich im besten Falle an meine Knabenzeit und an die am Schlusse jedes Jahres übliche Preisvertheilung.

Trotzdem ist es ganz unglaublich, mit welcher Demuth diese hohen Würdenträger der Kirche die Palmen empfingen und davontrugen. Aber man muß sich dadurch nicht täuschen lassen. Einen dieser Monsignori hatte ich einmal in einer Gesellschaft kennen zu lernen die Ehre gehabt und schon damals hatte er mir durch sein überaus weltliches, eitles und geckenhaftes Benehmen große Freude bereitet. Seine tiefschwarzen Haare glänzten und dufteten von den feinsten Oelen; seine Füße staken in den deukbar zierlichsten Schuhen; seine schmalen weißen Finger funkelten von den kolbarsten Ringen, und Alles, was er that, ob er nun stets aufs Neue das Lorgnon zu den Augen führte oder ob er mit einer Dame sich unter tausend eleganten Verbeugungen unterhielt,

Digitized by Google

Alles zeigte einzig und allein sein Streben, zu gefallen. Sein größter Stolz war sein kleiner Mund, und wenn er je die Augen niederschlug, so geschah es ganz gewiß nur, um in der Tiefe seines Herzens die allerdings gleichfalls auffallende Kleinheit seiner Füße zu bewundern. Sein Appartamento, seine Wohnung, war fürstlich. Seine Gewohnheiten waren die eines hohen Herrn. Im Bolicon hatte man ihm seines ganzen weibischen Wesens halber einen Spitznamen beigelegt, dort, in der Umgebung des Papstes, hieß er allgemein nach der bekannten Heiligen Santa — aber ich will nicht indiscret sein, und es genügt mir, mit diesen Andeutungen zu constatiren, wie wenig noch in der allgemeinen Christenverfolgung der Gegenwort den Herren beim päpstlichen Stuhle der Humor ausgegangen ist und wie sehr sie ihn sogar an sich selbst und ihren Heiligen zu üben vermögen. Wie erfreulich ist das doch!

Diesem Herrn nun begegnete ich bei der Palmenweihe jüngst in Sanct Peter wieder, und ich muß gestehen, daß es mein hohes Interesse erregte, ihn im unmittelbaren Dienste der Kirche zu sehen. Bei der Procession, die der Palmenvertheilung folgt, und bei welcher früher der Papst mit der Mitra auf dem Haupte und der Palme in der Linken durch die Kirche getragen wurde, mußte er unmittelbar an mir vorüber gehen. Seine Haltung war musterhaft. Sein Haar zwar bustete wie immer; seine Füße streckten sich selbst unter dem Priestergewande coquett hervor wie immer; seine Verbeugungen vor dem Altare zeigten auch hier eine gewisse weltmännische Eleganz, und wenn er seine Kappe abnahm, mußte man die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher ihm der Pariser Friseur die untadelhafte Perrücke mit einer ebenso untadelhaften Tonsur auszustatten gewußt hatte — aber er hielt den Kopf sonst zur Seite gebeugt, die Hände auf der Brust gefaltet, und die kleinen Augen waren wie voll Andrunst nach oben gerichtet. Ich hätte meinen Monsignore von neulich kaum wiedererkannt, der heute so ganz alles irdischen Wesens entkleidet schien. Trotzdem war's mir, als ob auf seinem sonst so sorgenglatten, freundlich heiteren Antlitze eine leichte Wolke des Unmuths lagere. Ich machte meinen Freund, der neben mir stand und den Monsignore gleichfalls kannte, darauf aufmerksam. „Wissen Sie nicht, daß Monsignore krank ist?“ fragte dieser entgegen. „Das erste Wort, das ich davon höre. Was fehlt ihm?“ „Er hoffte bestimmt, bei der letzten Creirung der Cardinäle mit dem Purpur geschmückt zu werden. Der Cardinalswagen war schon bereit. Aber der gute Monsignore ist zu seinem unsäglichen Verdrusse durchgefallen, nicht zum ersten Male, und leidet seit der Zeit wieder — am zurückgetretenen Scherlock.“

Die Frage, wann eigentlich der Papst sich in seinem Vatican so eingesponnen habe, liegt nahe genug und wird denn auch oft genug aufgeworfen. Denn Niemand hindert doch den Papst, in Sanct Peter die Messe zu lesen; Niemand hindert ihn, über das Volk den Segen zu sprechen, und noch weniger denkt Jemand daran, dem alten Manne bei seinen Spazierfahrten etwas in den Weg zu legen. Die Antwort darauf, die man in Rom fast durchgängig erhält, ist die, daß er von der Jesuitenpartei völlig willenlos gemacht worden und dieser zum Werkzeuge auch nach dieser Seite hin dienen müsse, theils um außerhalb Roms den Anschein wirklicher Gefangenschaft zu erregen, theils um innerhalb Roms stete Unzufriedenheit wachzuhalten über den Wegfall aller jener hohen kirchlichen Feste, deren pompöses Schauspiel bisher das Entzücken jedes echten Römers und noch mehr jeder echten Römerin gewesen war.

Ueber die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit eines solchen Motivs will ich hier nicht streiten, aber andererseits drängt sich Einem doch ganz unwillkürlich die Frage auf, was wohl von einem Hohenpriesteramt zu halten sei, dessen Träger auf alle Werke, auf jede Thätigkeit des Friedens, des Segens, der Versöhnung schlechthin gelaunt verzichtet und der seinen einzigen Priesterberuf darin sieht, von sicherer, unnahbarer Wohnung aus zu schelten und zu toben, zu verdammen und zu verfluchen und die Völker lediglich zum Unfrieden gegen einander und zur Unbotmäßigkeit gegen ihre Obrigkeit aufzustacheln? Dieser Wirkungskreis ist offenbar nicht vom Guten, und wenn der Papst, wie man in Rom, wie man in der Peterskirche täglich sieht, auf den anderen, den besseren Wirkungskreis frei- und böswillig verzichtet, warum und wozu ist der Papst dann überhaupt noch da?

Trotz der großen Behorrlichkeit indessen, mit welcher Pio Nono sich im Vatican eingeschlossen hält, ist die Schande, „in Rom gewesen zu sein und den Papst nicht gesehen zu haben“, für Jeden, der nur will, noch immer leicht genug zu vermeiden. Zu den großen Massenaudienzen, in denen der Papst Jedem, der ein Verlangen danach hat, seinen apostolischen Segen ertheilt, ist ohne Schwierigkeit zu gelangen, und ein schwarzes Kleid, ein schwarzer Schleier machen wie Frack und weiße Binde nach geschehener Anmeldung sofort audienzfähig. Da dies die einzige Gelegenheit ist, den Stellvertreter Gottes auf Erden leibhaftig vor Augen zu sehen, so wird dieselbe von Gläubigen und Ungläubigen jeder Art und aller Nationen reichlich ausgebeutet, und die katholischen Blätter lassen es sich auch nicht entgehen, diesen Andrang der Schaaren für ihre Zwecke zu benutzen.

Es ist doch etwas recht Erbärmliches um die Neugierde, wenn sie, wie hier, bis zum Kniefalle führt und zur demüthigenden Beugung des Hauptes unter einem Segen, den man innerlich verspottet. Würden die Männer in der Umgebung des Papstes, die auch hier ihren rücksichtslosen Einfluß auf ihn geltend machen — denn Pio Nono persönlich soll an diesen Massenaudienzen, zu denen er förmlich geschleppt wird und bei denen er denn auch seine verdrießliche Stimmung oft durchaus nicht verhehlt, am allerwenigsten Gefallen finden — die Spott- und Lästerreden über den Papst hören, die unter dem schallenden Gelächter der Zuhörer an den Wirthshäusern Roms gerade am meisten von denen zum Besten gegeben werden, die Vormittags sich im Vatican den apostolischen Segen geholt haben, so würden sie die Person des Papstes vermuthlich mit größerer Vorsicht und mit mehr Würde zur Schaustellung bringen. Freilich, das Eine gebe ich ohne Weiteres zu: die eigentliche Charakterlosigkeit liegt auf Seite der neugierigen, heuchlerischen Spötter. Daß Pio Nono bei solchen Audienzen sich auffallend gern und freundlich mit jungen schönen Mädchen unterhält, sei hier nur nebenbei bemerkt, und ist dem alten Herrn, der an seinem gegenwärtigen Leben wenig Freude genug finden mag, wahrhaftig zu gönnen.

Wie sehr sich übrigens die Römer selbst über die eingebildete Gefangenschaft des heiligen Vaters lustig machen, bewieß eine Carricatur, die neulich in allen Schaufenstern hing und die den Titel führt: „Ein Tag in der Gefangenschaft“. Schlafend, essend, trinkend, Audienzen ertheilend, spazieren gehend und wieder essend und wieder schlafend wird uns der heilige Vater, stets von der bekannten Lieblingskatze begleitet, in sechs heiteren Bildern mit entsprechendem Texte vorgeführt, und Jedermann, der von den Loggien Rafael's aus die unvergleichliche Lage des Vaticans mit seiner entzückenden Fernsicht über ganz Rom und über die im blauen Dufte verschimmernde Campagna bis zu den Sabiner- und Albaner-Bergen schon bewundert hat, wird dieses „Gefängniß“, das mit seinen koloraden Galerien, mit seinen in der Welt einzig dastehenden Museen, mit seinen marmorstrahlenden Palästen, Prachtsälen, Gemächern, Zimmern und Capellen, deren Zahl insgesammt auf etwa elftausend angegeben wird, mit seinen zwanzig geräumigen Höfen, mit seinen ausgedehnten Gärten und Parkanlagen eine ganze Stadt für sich bildet, immerhin anständig und erträglich gesunden haben.

Die Carricatur, von der ich eben gesprochen habe, hat viel Beifall gefunden und wurde in wenigen Tagen verkauft, wie der Römer und der Italiener überhaupt auch sonst viel Sinn und Geschmack für Carricaturen und Witzblätter hat. Nicht allein die römischen, sondern auch die aus Turin, aus Bologna und anderen italienischen Städten werden in Rom schwunghaft vertrieben und lassen kein bedeutendes Ereigniß des Tages vorübergehen, ohne es in den Bereich ihrer schonungslosen Satire zu ziehen. Die Richtung dieser Blätter ist eine durchaus liberale und das Herz des Deutschen mag namentlich darin ein besonderes Vergnügen finden, zu sehen, mit welcher bewundernden Aufmerksamkeit der Kampf des deutschen Reiches gegen das Papstthum verfolgt und in seiner Weise hier illustrirt wird. Bismarck spielt natürlich dabei die Hauptrolle, und es ist eine wahre Freude zu sehen, wie er in fast jeder Nummer eines jeden Blattes gefeiert und verherrlicht wird. „Il grande Bismarck“, „der große Bismarck“, kann man in Rom hundertfach lesen, und wie er dann einmal als Gefängnißwärter der Bischöfe mit Peitsche und Schlüsselbund, das andere Mal als Figaro, der die Bischöfe und Erzbischöfe über den Löffel barbirt, dann wieder als Dirigent des europäischen Völkerconcerts ꝛc. dargestellt und

Digitized by Google

dem italienischen Publicum vorgeführt wird, ist äußerst ergötzlich anzusehen. Das Neueste in dieser Art hat der „Papagallo“ von Bologna geliefert, der Bismarck in Kolossalgröße bringt, über zwei Seiten reichend, die fast so groß sind, wie die der Leipziger „Illustrirten Zeitung“, und überdies in ganz vorzüglichen Farbendrucke ausgeführt. Bismarck ist darauf gar martialisch in voller Kürassieruniform dargestellt, als „il gran volocimano“, „der große Taufendkünstler“. Nach Art der Taschenspieler, die in immer rascherer Bewegung vier, fünf, sechs Bälle zu gleicher Zeit aus einer Hand in die andere zu werfen und immer gleich geschickt wieder aufzufangen verstehen, spielt Bismarck hier mit Cardinälen und Bischöfen. Zwei fliegen eben angstschreiend durch die Luft, zwei andere zappeln ihm furchterfüllt auf den Händen, bereit, mit dem nächsten Augenblicke den gefürchteten Stoß zu empfangen und gleichfalls in die Luft zu gehen.

Ein anderes, ernsthafteres, aber vorzüglich gezeichnetes Bild in der neuesten Nummer des Turiner „Pasquino“ illustrirt die deutschen Kaiser, wie sie ehemals über die Alpen stiegen, „einen Fuß zu küssen, die Sclavin Italia hinter sich“, während sie jetzt kommen, „eine Hand zu drücken und um die Freundschaft Italiens zu werben“. Die Illustration ist, wie gesagt, so trefflich gedacht, wie ausgeführt; ihr Autor ist Teja selbst, der bekannte hochbegabte Director des „Pasquino“.

Daß bei den Carricaturen Roms neben dem König Victor Emanuel, dessen ganze Erscheinung für ein Witzblatt geradezu erfunden scheint, auch Garibaldi nicht zu kurz kommt, versteht sich von selbst. Am meisten Anklang und Verbreitung fand das Bild, welches der „Don Pirloncino“ an dem denkwürdigen Tage verkaufte, da Garibaldi seinen berühmten Einzug in Rom hielt. Es zeigt mit der Ueberschrift: „Rom, 24. Januar 1875“ auf gleichfalls großem Format den König, den Papst und Garibaldi einträchtig vereint, Arm in Arm, Victor Emanuel in der Mitte und die beiden Andern, auf ihre Krückenstöcke gestützt, zu seiner Rechten und Linken. Im Hintergrund liegt Rom. Vom Capitol weht die italienische Fahne. Unter dem Bilde stehen die Worte: „Omne trinum est perfectum“ und in der That lag in diesem Zusammensein der drei Personen, welche bis dahin — ein Jeder für sich — als die hervorragenden Repräsentanten einer besonderen sich gegenseitig bitter befehdenden Richtung angesehen wurden, Etwas, was die Satire leicht genug herausforderte. Pius der Neunte, Victor Emanuel und Garibaldi!

War doch selbst noch am Tage des Einzugs die Regierung ihrer Sache oder vielmehr Garibaldi's so wenig sicher, daß sie insgeheim die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln traf, die Garnison vermehrte und über den Tag und die Stunde der Ankunft Garibaldi's von Caprera das Volk im Ungewissen zu halten suchte.

Um so feuriger und enthusiastischer war denn der Empfang, den die Römer ihrem ehemaligen Dictator, der an diesem Tage die Tiberstadt seit dem verhängnißvollen Jahre 1849 zum ersten Male wieder betrat, bereitete. Halb Rom war ihm entgegengeströmt, und vom wolkenlosen, blauen Himmel lachte die Sonne freundlich nieder auf das schöne Schauspiel. Die Pferde hatte man unter wahnsinnigem Beifallstoben ausgespannt und die nächststehenden vier-, fünfhundert Menschen schienen mit leidenschaftlich erhitzten Gesichtern einen Kampf beginnen zu wollen um die Ehre, an dem Wagen, der den General vom Bahnhof in die Stadt bringen sollte, mitzuziehen. Garibaldi saß ganz allein im Fond des Wagens, vorn standen sein Schwiegersohn Bedeschini und sein Sohn Menotti, um mit erhobener Hand die wie Sturmwogen andrängende und vom Tumult der Begeisterung hingerissene Menge zu beruhigen und vom Wagen fern zu halten. Vielhundertjähriges „Evviva!“ und unerhörtes Händeklatschen umhallte den greisen Helden, und von den Fenstern und Dächern wehten die weißen Tücher der Frauen.

Freilich wie ganz anders hatte ich mir den Löwen von Caprera gedacht! Anstatt, aber ruhig und wie wenn ihn der ganze aufregende Vorgang Nichts angehe, saß Garibaldi in seiner bekannten rothen Bluse und im weißen Mantel im Wagen: fast theilnahmlos glitt sein müder Blick über die wild tobende, leidenschaftliche tausendköpfige Menge hin; sein bleiches, vom weißen Vollbart umrahmtes Gesicht verrieth nicht die leiseste Erregung; nach keiner Seite hin rührte er die Hand zum Danke, und so hatte diese Bewegungslosigkeit des Geseierten mitten in der zügellosen Begeisterung, die seine Erscheinung hervorrief, fast etwas Unheimliches.

Garibaldi war leidend; seine Verehrer hatten beabsichtigt, die flatternden Fahnen und die blasenden Musikbanden voraus, ihn in solchen festlichen Zuge durch die Stadt zu führen. Aber am Hôtel Costanzi, das noch ziemlich nahe am Bahnhof liegt, angekommen, bestand Garibaldi darauf, den Wagen verlassen zu dürfen; die Erschöpfung der Reise, die Aufregung des tumultuösen Empfanges hatten ihn überwältigt. Seine Freunde trugen ihn in den Gasthof, von dessen Fenstern aus er dann die Menge noch aufforderte, auseinanderzugehen und vor Allem Ordnung und Ruhe zu halten.

Abends — die Dunkelheit war schon eingebrochen — begegnete ich zufällig noch einmal in der Nähe des Corso dem Wagen, in dem Garibaldi nun von dem Hôtel in die Wohnung seines Sohnes oder Schwiegersohnes gebracht werden sollte. Abermals waren die Pferde ausgespannt. Jungen mit leuchtenden Fackeln liefen brüllend und tobend neben dem rollenden Wagen her, auf dem Bock aber saß ein Mann, der eine große Fahne mit den italienischen Farben trug und sie unter dem grüßenden Beifallsruf der Begegnenden beständig nach allen Seiten hin flatternd schwenkte.

Garibaldi ist durch sein rheumatisches Leiden vor der Zeit alt geworden — körperlich; denn wie sehr er sich die geistige Frische zu bewahren wußte, beweist die Energie, mit welcher er sein Project der Tiberregulirung rastlos verfolgt. Dasselbe geht bekanntlich dahin, den Tiber oberhalb der Anionmündung abzuleiten und ihn, den Mons Sacer zur Linken lassend, in einem neuen Bett durch die Thäler des Anio, der Maranella und des Almone zu führen. Das neue Bett des Tiber würde das gegenwärtige ein wenig oberhalb von St. Paul schneiden und von da aus in geradem Canal nach Fiumicino führen, wo ein großer Seehafen angelegt werden soll, mit welchem Rom auf diese Weise direct verbunden wäre. Indem die neue Tiberleitung an der Ostseite der Stadt vorbei geführt wird, soll zugleich eine Berieselung und Bewässerung der römischen Campagna stattfinden, von welcher man sich für die rationelle Ausbeutung des ohnehin schon trefflichen Bodens das Beste verspricht. Das Project, dessen Ausführung etwa 80 Millionen Franken verlangen würde, hat so viele enthusiastische Freunde, als skeptische Anzweifler gefunden. Garibaldi, um die letzteren unbekümmert, arbeitet rüstig und voll muthigen Vertrauens weiter; die Pläne, die Risse, die Zeichnungen, die jetzt seinen Tisch bedecken, dienen nicht mehr den Schrecken des Krieges, sondern dem edleren Zwecke der Humanität, und so ist denn nur zu wünschen, daß es dem Helden von Caprera, dessen Name in der Befreiungs- und Einheitsgeschichte Italiens stets mit leuchtendem Ruhme fortleben wird, vergönnt sein möge, dieses segensreiche Werk des Friedens auch wirklich zu erfolgreichem Ende zu führen. Ob die radicale Partei, die doch eigentlich allein Garibaldi in das italienische Parlament brachte, von diesem nicht eine Thätigkeit ganz anderer Art erwartete, habe ich hier nicht zu erörtern. Thatsache ist, daß der General, indem er unter einem unerhörten Beifallsjubel der Kammer den Eid auf die Verfassung ablegte, seinen Frieden mit dem König machte und daß er gerade wegen dieses Actes, der eine hohe politische Einsicht in sich schloß, von allen Besonnenen und wahren Freunden des jungen Königreichs gepriesen und beglückwünscht wurde.

Den König habe ich wiederholt gesehen, wenn er von seiner Villa vor der Porta Pia nach dem Quirinal fuhr. Würde man ihn nicht aus den vielen Bildern kennen, die beim besten Willen keine Verwechselung zulassen, so würde gewiß Niemand auf den Gedanken kommen, daß es der König von Italien sei, der eben vorüberfahre — so einfach und schlicht bürgerlich ist das Auftreten Victor Emanuel's. Dasselbe gilt vom Kronprinzen Humbert, dem man oft genug auf dem Monte Pincio begegnen kann und der von seinem Vater zwar nicht die gedrungene, kräftige Figur, wohl aber den ungeheuren Schnurrbart geerbt hat, hinter welchem fast sein ganzes kleines Gesicht verschwindet. Nur die Kronprinzessin Margherite erlaubt sich den Luxus zweier in brennendes Roth gekleideter Bedienten, die hinten auf dem Wagen sitzen und deutlichen schon von Weitem kenntlich machen.

An sich ist dieses bescheidene, bürgerliche Auftreten der

Digitized by Google

königlichen Familie gewiß nur lobenswerth. Es fragt sich aber doch, ob es gerade den Römern gegenüber gut angewandt ist, die selbst für ihre eigene Person den Prunk so sehr lieben und auch die Prachtentfaltung Anderer so gern bewundern. Durch Nichts leichter als durch Lugus vermag man dem stark auf das Sinnliche gerichteten Römer zu imponiren, und so wäre es vielleicht nur eine Sache der Klugheit, wenn die königliche Familie der besonderen Neigung und den besonderen Liebhabereien ihrer ohnedies noch nicht ganz gewonnenen und immer noch mehr oder minder mit demokratischen oder gar päpstlichen Elementen versetzten Unterthanen etwas mehr entgegen kommen und dem Papste zugleich zeigen würde, daß er auch hierin zu ersehen sei

Ein Collegium practicum.*

Es war im Sommer 1848 unter den Eichen des Leipziger Rosenthals, im Café Bonorand. Wir saßen an einem großen runden Tische zusammen, Studenten, Schriftsteller und Künstler, und debattirten über die Einrichtungen des neuen deutschen Reichs, das damals in der Paulskirche zu Frankfurt am Main geschaffen werden sollte. Auf allen Gebieten des Staatslebens vollzogen sich die kühnsten Umwälzungen, natürlich zunächst nur in unseren Köpfen. Die Mehrzahl der Gesellschaft bestand aus jungen Juristen, von denen die meisten kaum das Pandectensemester hinter sich hatten, was bei mir selbst der Fall war, ein Umstand, der uns indessen nicht abhielt, die einschneidendsten Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege zu beschließen.

„Ja, das ist Alles recht schön und gut," warf da einer der Anwesenden, ein Journalist, im Vorwärz viel genannt, ein, „aber was hilft das Alles? Brummen wird man auch in Eurem Zukunftsstaate müssen, und das ist eine höchst unangenehme Einrichtung auf dieser bestmöglichsten aller Welten. So ein Richter hat gar keinen Begriff davon, was es heißt, eingesperrt zu werden. Ich habe herzensgute Menschen unter den Criminalrichtern gekannt, die den Bissen Brod mit ihren Nebenmenschen theilten, aber mit der größten Gemüthsruhe mich, der ich ihr Duzbruder war, wegen eines Zeitungsartikels zu ein paar Monaten Gefängniß verurtheilten. Das ist schauderhaft, Kinder, wirklich schauderhaft."

Einige lachten über die Geberde des Abscheus, mit welcher der Journalist die letzten Worte begleitete.

„Die Sache ist nicht lächerlich," fuhr dieser fort; „wer noch nie gefangen war, hat keinen Begriff, wie peinlich und schmerzhaft das Gefühl für einen Menschen ist, der bis dahin Herr seiner selbst war, hinter einer verschlossenen Thür zu sitzen, nicht nach Belieben gehen oder bleiben zu dürfen, mit einem Worte, seiner Freiheit beraubt zu sein. Ich bin überzeugt, wenn die Gesetzgeber und Richter dieses Gefühl aus eigener Erfahrung kennten, sie würden bei vielen Vergehen, zumal bei solchen, die auf einer Meinungsverschiedenheit über staatliche Dinge beruhen, also bei politischen und Preßvergehen, viel gelindere Strafen festsetzen."

„Dann wäre es zweckmäßig," warf ich schüchtern ein, „wenn jeder Jurist ein Collegium practicum im Brummen durchmachte."

Die Gesellschaft lachte über den Einfall. Die Meisten von uns hatten keine Ahnung, daß ihnen dieses Collegium practicum sehr nahe war. Die Maiereignisse von 1849 hatten zahllose politische Untersuchungen in Sachsen zur Folge, und auch von den Mitgliedern jener Nachmittagsgesellschaft im Café Bonorand wurden viele darein verwickelt. Mich hatte ebenfalls das Geschick erreicht, und wegen Aufreizung zum Kriege gegen die deutschen Fürsten, Versuch des Hochverraths ꝛc. wurde mir ein Proceß gemacht, der sich ziemlich lange hinauszog und erst nach Beendigung meiner Studien und meiner juristischen Prüfung im Jahre 1852 mit einer Verurtheilung zu achtzehn Monaten Gefängniß schloß.

Als Aufenthaltsort für diese achtzehn Monate wurde mir Schloß Hubertusburg bestimmt. Der Ort ist bekannt und berühmt durch den Friedensschluß, der hier den siebenjährigen Krieg beendete. Das Schloß liegt im Kreisdirectionsbezirke Leipzig, vielleicht zwei Stunden von der Station Luppe-Dahlen an der Leipzig-Dresdener Eisenbahn. Am Himmelfahrtsmorgen 1852 trat ich, von einem Beamten des Leipziger Criminalgerichts und ein paar Freunden begleitet, denen die Stunde meiner Abreise in meine Sommerfrische bekannt war, früh sechs Uhr vom Dresdener Bahnhofe in Leipzig aus meine Fahrt nach Schloß Hubertusburg an.

Mein officieller Begleiter war ein höflicher Mann, der sich zwar in denselben Waggon, aber in ein anderes Coupé setzte, so daß wir ungestört plaudern konnten. In Luppe-Dahlen klangen noch einmal die Gläser zum Abschied aneinander, dann trennten wir uns. Meine Freunde reisten nach Leipzig zurück; ich bestieg mit dem Beamten eine Postkutsche, die uns nach vielleicht anderthalbstündiger Fahrt nach Wermsdorf brachte, dem nächsten größeren Dorfe, das kaum zehn Minuten von Hubertusburg entfernt liegt.

Eine Pappelallee führte hinauf zum Schlosse. Das Schloß und die Umgegend betrachtend, ging ich mit meinem Begleiter dem Orte zu, in welchem ich eine Zeitlang mich aufhalten sollte.

„Sie werden sich in Hubertusburg bald eingewöhnen. Ueberdies treffen Sie viel Gesellschaft dort," meinte der Beamte, „es sind nicht drei Zellen leer."

Wir standen vor dem Thore des ehemaligen Jagdschlosses, über welchem ein kupferner Hirsch, der früher vergoldet war, prangte. Das Thor öffnete sich. Der Beamte gab seine Papiere und mich an einen anderen Beamten ab. Ich gab ihm die Hand.

„Adieu, Herr Wachtmeister! Reisen Sie glücklich nach Leipzig und behalten Sie mich in gutem Andenken!" Wir schüttelten uns die Hände, und im nächsten Augenblicke stand ich vor dem Manne, der für die nächsten achtzehn Monate über die Art und Weise meines Lebens zu entscheiden hatte, dessen Willen ich mich unbedingt zu fügen hatte. Es war der Director der Anstalt, ein Hauptmann von der Armee, Herr Rudolph von Bünau. Herr von Bünau war ein Mann in den vierziger Jahren; er trug die Uniform der nicht activen sächsischen Officiere. Den Arm auf den Schleppsäbel gestützt, stand er an seinem Pulte und empfing mich mit einer Anrede, die in ernster, aber theilnehmender Weise sein Bedauern ausdrückte, daß sich ein so junger Mensch, statt sich nur seinem Berufe zu widmen, in solche gefährliche und verwerfliche politische Unternehmungen eingelassen. Darnach frug er mich, in welcher Weise ich mich hier beschäftigen wolle. Die Frage hing eng mit der Unterpolizeifrage zusammen, da Gefangene, die sich nicht selbst verpflegen können, von Seiten der Anstalt beschäftigt wurden. Ich erklärte ihm, daß ich meinen Unterhalt aus eigenen Mitteln bestreiten würde.

„Ah so! dann können Sie Ihre Studien noch Belieben treiben." Darauf verabschiedete sich der Hauptmann-Director, und ich wurde von einem der Aufseher mit meinem Gepäck in eine Zelle geführt, die am Tage vorher ein Maigefangener, dessen Haft abgelaufen — es war der Advocat und Landtagsabgeordnete Bürgermeister Tzschucke aus Meißen — verlassen hatte. Der Aufseher gab mir eine kurze Darlegung der Hausordnung im Schloß Hubertusburg, stellte einen Krug frischen Wassers auf den Tisch und ließ mich dann allein, hinter mir zuschließend. Ich hatte die äußerste Zelle im sogenannten Flora-Pavillon inne. Abgesehen von einer unerträglichen Wärme, welche durch die Sonne und durch die große Küchenesse, die ihren Weg durch meine Zelle nahm, erzeugt wurde, war meine neue Wohnung ganz leidlich. In einem vor der Zelle befindlichen Alkoven stand das Bett. Das Fenster der Zelle ging auf den Garten des Schlosses, hinter welchem sich eine hügelige Landschaft ausdehnte. Ich rückte meinen Sessel an das vergitterte Fenster und be-

* Der vorstehende Artikel, lediglich durch die jüngst mehrfach besprochene Behandlungsweise hervorgerufen, welche die wegen politischer Vergehen Verurtheilten in Plötzensee und anderen Gefängnissen erfahren haben, will nur in flüchtigen Strichen die Thatsache illustriren, daß das Gefängniß hinsichtlich heute mit den Humanitätsreformen auf anderen Gebieten in mancher Beziehung nicht Schritt gehalten hat, vielmehr im Vergleich mit den betreffenden Zuständen früherer Zeit hier und da sogar einen Rückschritt bekundet. D. Red.

Digitized by Google

trachtete die Gegend und etwas, was jeden Gefangenen interessirt, den Flug der Vögel.

Eine lateinisch geführte Unterhaltung meiner Zellennachbarn störte mich in meiner Beobachtung der Schwalben, Tauben und Sperlinge. Die Unterhaltung galt dem neuen Nachbar, also mir. Meine Nachbarn, die mich noch nicht gesehen, sondern nur die Einquartierung des Unkömmlings gehört hatten, tauschten ihre Vermuthung über die Natur des Vergehens, dessen ich mich schuldig gemacht habe, aus. Der Eine hielt den Unkömmling für einen jener Leipziger Geschäftsmänner, die wegen des Verbrechens bestraft werden, welches die römischen Juristen das crimen lenocinii nannten, der Andere für einen Wildbieb. Beide Voraussetzungen waren nicht schmeichelhaft, aber ich mußte darüber lachen. Als das Gespräch verstummte, klirte ich meine Schicksalsgefährten gleichfalls in lateinischer Sprache über meine Persönlichkeit auf und nannte ihnen meinen Namen. Damit war ich in die Gemeinschaft der politischen Gefangenen dieses Flügels, den man scherzhafter Weise seiner bessern Lage und Aussicht auf die Gärten wegen die Pairs-Kammer nannte, aufgenommen. Mein Nachbar, ein Candidat der Theologie und politisch entschieden freisinnig, in religiöser Beziehung aber durchaus orthodox, in welchem ich später einen ebenso kenntnißreichen, wie liebenswürdigen Menschen kennen lernte — er ist jetzt Director einer öffentlichen höheren Lehranstalt im deutschen Reiche — fragte mich, ob ich vielleicht Hunger habe? Ich verneinte, doch mußte mich der Andere nicht verstanden haben, denn ein paar Minuten später wurde mir mitgetheilt, daß der Telegraph arbeiten werde, und zugleich flog eine doppelte Bindfadenschnur an mein Fenstergitter, die man mit der Bedeutung zumarf, daß ich sie anziehen solle. Ich zog an, und eine Brotwurft, ein Cotelett, ein Weißbrödchen, eine saure Gurke, Cervelatwurft, Cigarren tanzten an dem Telegraphen durch mein Fenstergitter. Jeder meiner Mitgefangenen hatte seinen Beitrag gesteuert.

Doch ich will nicht bei dem Erzählen dieser Erinnerung meine persönlichen Schicksale in den Vordergrund stellen. Ich schreibe dies nieder, um zu zeigen, wie es damals nach einer Zeit des leidenschaftlichsten Kampfes in Deutschland Gefangnisse gab, in welchen politische Gefangene in einer Weise behandelt wurden, die in Uebereinstimmung stand mit den Grundsätzen der Humanität und die dem Charakter des Vergehens Rechnung trug. Es hat Strafanstalten gegeben, wo dies nicht der Fall gewesen ist. Ich erinnere an die Schilderungen aus Waldheim, die ein sehr düsteres Blatt in der Geschichte der Behandlung politischer Gefangenen in Deutschland ausfüllen. Denn wenn auch manche Erleichterung, welche wir in Schloß Hubertusburg genossen, der Persönlichkeit des Directors, Hauptmann von Binnau zu danken war, der, soviel dies mit seiner verantwortlichen Stellung vereinbar war, sich als ein Mann von Humanität und — es klingt dies in diesem Falle fast eigenthümlich — sogar von liebenswürdigem Wesen gegen uns zeigte, so war doch auch die an sich sehr strafe Gefängnißordnung in Hubertusburg eine solche, die dem Gefangenen mehr Erleichterungen gewährte, als dies in vielen anderen deutschen Gefängnissen der Fall war und gegenwärtig der Fall ist. Nicht ohne Erstaunen, ja mit Empörung habe ich die Schilderung gelesen, die jüngst ein neuerdings vielgenannter Schriftsteller, Paul Lindau in Berlin, von seiner kurzen Haft in Plötzensee gegeben hat. In Hubertusburg gab es für die politischen Gefangenen, die ihren Unterhalt aus eigenen Mitteln bestritten, keine Gefängniskost. Man hatte die Wahl, aus dem Gasthofe „Zum rothen Ochsen“ in Wermsdorf sich zu beköstigen oder auf das Anstaltsessen zu abonniren.

Ich zog das Letztere vor. Für den Preis von zusammen sechs Thalern abonnirte ich mit meinem Zellennachbar auf die erste Classe der Anstaltskost, weil ein einziger Mensch unmöglich das verzehren konnte, was ihm für diese sechs Thaler monatlich geliefert wurde. Jeder von uns gab also monatlich drei Thaler, und wir erhielten dafür außer Kaffee — der allerdings nur für eine Person berechnet war, so daß wir je eine Woche um die andere abwechselnd noch eine Portion täglich vom Oberaufseher entnahmen — Mittags und Abends soviel gutes Essen, daß wir häufig noch davon verschenken konnten. Es gab täglich Gemüse mit Fleisch oder Suppe mit Braten, Abends kalte Küche, Schinken, Wurst, kalten Braten, zuweilen auch eine Kalbsschule, und Alles war frisch und sehr gut zubereitet, viel besser, als in manchen Leipziger Restaurationen, in denen wir als Studenten zu essen pflegten. Außerdem bekamen wir für diese sechs Thaler täglich eine Kanne Braunbier, genügendes Brod und wöchentlich ein Stück frische Butter. In der ersten Classe der Anstaltskost erhielt man dasselbe Essen, welches die höheren Anstaltsbeamten, die keinen Haustand hatten, bekamen. Lagerbier durfte, ich weiß nicht warum, nicht eingeführt werden. Dagegen war es gestattet, außer dem Braunbier Wein zu trinken und Cigarren in der Zelle zu rauchen. Den Wein konnte man sich von auswärts kommen lassen, erhielt ihn aber auch aus der Anstalt billig und gut geliefert. Wir hatten in der Mehrzahl unsere eigenen Betten, und manche hatten die bescheidene Ausstattung ihrer Gefängniszelle durch ein Sopha oder einen Sessel, den sie dem Magazine eines Möbelverleihers in Wermsdorf entliehen, etwas comfortabler zu machen gewußt. Vor- und Nachmittags wurde uns eine kurze Promenade in einem kleinen Grasgarten des Schlosses, in welchem sich auch eine Turnanstalt befand, gestattet.

Diese Freistunden waren die einzigen Tageszeiten, in welchen wir uns von Angesicht zu Angesicht sahen, denn während des übrigen Tages saß Jeder in seiner Zelle allein. Alle Stände und Altersclassen waren vertreten. Aerzte, Geistliche, Assessoren, Lehrer, Advocaten, Rechtscandidaten, Studenten aller Facultäten, Buchhändler, Schriftsteller, Officiere a. D., Ingenieure, Fabrikanten und Handwerker; sogar ein Gymnasiast, ein junges, munteres Blut Namens von T., dem auch der wunderschöne Monat Mai die Brust mit Freiheitsdrang erfüllt und ihn auf die Dresdener Barricaden geführt hatte, war da. Doch waren die Vertreter der wissenschaftlich gebildeten Berufsclassen viel zahlreicher, als die der anderen.

Ein Original unter diesen Gefangenen war ein ehemaliger königlich preußischer Premier-Lieutenant von H. aus einer alten Adelsfamilie Preußens. Er verdankte seinen Aufenthalt in Schloß Hubertusburg, wie er mir einst auf einem Spaziergange im Garten erzählte, einer Broschüre, die er geschrieben und die ihn in Conflict mit der Leipziger Criminalbehörde gebracht hatte. Die Broschüre führte den curiosen Titel: „Der Hunger und die deutschen Fürsten, ein deutsches Rechenexempel“. Obgleich damals in seinen Vermögensverhältnissen etwas derangirt, verleugnete von H. auch im Gefängnisse den Gentleman nicht. In Ermangelung einer andern Sommergarderobe trug er die grauen Sommerkleider von Leinwand, die ihm von der Anstalt geliefert wurden, aber nie fehlten die schönen Reste einer bessern Vergangenheit, die buttergelben Glacés und die Glanzstiefel. Er war der Einzige, der über das Ende seiner Strafzeit, das nahe bevorstand, nicht gerade sehr erfreut war, und zwar weil sich, wie er mir sagte, über seine Heimathsangehörigkeit in Folge des häufigen Wechsels seines Domicils — er hatte früher in Posen in Garnison gestanden — eine Controverse entspinnen hatte, die ihn, wenn er frei wurde, wahrscheinlich zu einem Heimathslosen machte. Nach Jahren führte mich der Zufall wieder mit ihm zusammen. Er war nicht ohne eine wissenschaftliche Bildung, und dieser verdankte er die günstige Lage, in der ich ihn wieder sah. Er war ein sehr gutmüthiger, anständiger Charakter, und um so mehr bedauerte ich die Katastrophe, die wenige Monate nach unserm Zusammentreffen über ihn hereinbrach. Er hatte ein junges, schönes Mädchen geheirathet, das sich dann von einem Officier entführen ließ. Auf der Flucht verfolgt und so gut wie ergriffen, vergiftete sich das verzweifelnde Paar. Die tragische Geschichte ging damals — es war im Anfange der sechziger Jahre — durch die deutschen Zeitungen und erregte bei Denen, welche die Persönlichkeiten kannten, allgemeine Theilnahme.

Doch ich bin von der Schilderung des Stillebens in Schloß Hubertusburg abgekommen. Briefe, abgehende wie ankommende, unterlagen der Controle des Directors. Ebenso konnten Besuche nur im Directionszimmer und unter Aufsicht empfangen werden. Von Zeitungen erhielten wir täglich zum Nachmittagskaffee die „Leipziger Zeitung“, deren Ankunft Jeder mit Spannung entgegen sah, da sie ja die einzige Quelle war, aus welcher uns politische Neuigkeiten zuflossen. Sonntags war für Manche der Küchenbesuch eine Unterbrechung der Einförmigkeit ihres Daseins. An einem Sonntage war es auch, an dem mir der Director, eben als ich aus der Kirche kam, in welcher der Pastor W. mit

Digitized by Google

großem Aufwande von Rhetorik über die Epistel Pauli an die Römer, 13, 1—4, geredigt hatte, die Beendigung meiner Haft vor Ablauf meiner Strafzeit ankündigte. Die Ordre aus Dresden war eine halbe Stunde vorher eingetroffen. Ich ließ mein Gepäck in Ordnung bringen und nahm Abschied von meinen Freunden und Gesinnten. Noch ein kurzer Rundgang durch den Garten und in die katholische Kirche, die mir noch unbekannt war und in deren Vorhalle das Bild der bekannten Gräfin Cosel, wie mir der begleitende Aufseher mittheilte, an die Geschichte des galanten Sachsens erinnert — und ich stand wieder frei vor dem Thore von Schloß Hubertusburg, durch das ich vor Monaten als politischer Gefangener eingetreten war.

„Ah, Freiheit ist ein edles Ding!“ singt der alte englische Dichter Chaucer, und nie habe ich mehr die Wahrheit dieses Wortes empfunden, als in jener Sonntagsnachmittagsstunde vor dem Schloßthore von Hubertusburg. Die Einbuße der Freiheit und die mit einer Haft unvermeidlichen Beschränkungen und Entziehungen langjähriger Lebensgewohnheiten und Bedürfnisse sind für einen politischen Gefangenen schon so empfindliche Dinge, daß eine strenge Gefängnißordnung, wie sie für den gemeinen Verbrecher nothwendig, den Charakter einer unnöthigen Härte erhält.

Alle die zahlreichen Gefangenen, welche Schloß Hubertusburg beherbergte, sahen trotz der humanen und rücksichtsvollen Behandlung doch mit Sehnsucht dem Tage entgegen, der sie ihrer Familie, ihren Freunden, ihrem Berufe, mit einem Worte, der Freiheit wieder gab.

Wir waren sammt und sonders Opfer jener Kämpfe für die Reichsverfassung. Heute ist die Hauptsache dessen, was die Bewegungspartei von 1848 und 1849 anstrebte, in der Verfassung des deutschen Reichs enthalten; heute entbehren wir zwar noch manche Grundrechte der 1849er Verfassung, aber wir haben doch die Grundlagen derselben: eine Reichsgewalt und ein Reichsparlament. So ändern sich die politischen Verhältnisse; so wechselt das öffentliche Recht der Völker.

Aber eben weil die politischen Zustände und das öffentliche Recht dem Wechsel unterworfen ist, sollten die Grundsätze der Humanität den politischen Gefangenen gegenüber unveränderlich und unabhängig von diesem Wechsel sein. Im Schloß Hubertusburg huldigte man diesem Grundsatze, und es gereicht mir zur Freude, heute, wo jene trüben Zeiten weit hinter uns liegen und die damals schwarzumhüllte Sonne nationaler Einheit und Freiheit wieder hell strahlt, davon Zeugniß ablegen zu können.

Karl Bartenburg.

Eine ertappte „Lateau“.

So lange das Urtheil der königlichen Akademie der Medicin zu Brüssel über die Wunderzeichen der Louise Lateau noch keine Beachtung und die Stigmatisations-Verherrlichung auf Seiten der Unfehlbarkeits-Gläubigen noch kein Ende gefunden hat, gehört dieser Gegenstand zum Register des Tags. Jenes Brüsseler akademische Urtheil kommt bekanntlich zu folgendem Schluß: „Louise Lateau arbeitet und verbraucht Wärme; jeden Freitag verliert sie ein gewisses Maß Blut durch die Wundmale. Bei ihrem Athem haucht sie Wasserstoff und Kohlenstäure aus; sie vermocht hat nicht abgenommen, seit sie beobachtet wird; also verbraucht sie Kohlenstoff, ohne daß ihr Körper denselben verliert. Woher nimmt sie denselben? Die Physiologie antwortet: sie ißt. Die behauptete Enthaltsamkeit der Louise Lateau von allen Speisen läuft den Gesetzen der Physiologie entgegen; man braucht deshalb gar nicht zu beweisen, daß sie eine Erfindung ist. Wer behauptet, daß die Lateau außerhalb dieser Gesetze stünde, muß es beweisen. Bis dahin hält die Physiologie diese Behauptung für ein Märchen.“ — Der Bericht der Akademie verlangt nun vor Allem, daß die Lateau nicht bloß am Tage, sondern auch Nachts von Männern der Wissenschaft beobachtet werde. Was nützt es, fragt derselbe, dem Betruge elf Pforten zu schließen, wenn die zwölfte offen bleibt?

Besser, als die dermalige belgische, wußte vor sechsundzwanzig Jahren die Regierung des Schweizercantons Zug diese zwölfte Pforte zu verschließen.

Unweit des Zuger Bergs Gubel, auf welchem in den Reformationszeiten ein katholischer Sieg über die Protestanten geschehen und eine alte Schlachtcapelle und ein neues Nonnenkloster steht, liegt das Bergdorf Menzingen. Dort lebte ein Mädchen, Theresia Städele, von welchem Anfangs Mai 1849 das Gerücht ging, daß es jeden Donnerstag und Freitag das Leiden Christi mit allen Wundmalen der Kreuzigung durchmache. Auch hier hatte ein Geistlicher, der Herr Pfarrer Joh. Jos. Röllin, allerdings auf höhere Empfehlung, sich des Wunders sofort angenommen, indem er dem Mädchen in seinem Pfarrhause eine Zufluchtsstätte gab und über die willkommene Erscheinung sein feierliches „Credo“ sprach. Nun begann das Herbeiströmen des Volkes zu dem neuen Miralel, dessen Verlauf so ziemlich in derselben Weise, mit Ekstase, Blutung und Essen-Enthaltung der Stigmatisirten, wie bei der Lateau, von Gläubigen und Zweifelnden gesehen und geschildert wurde. Aber schon am siebenzehnten Mai erschien im Menzinger Pfarrhaus ein Polizei-Commissär mit einigen Aerzten und Conventualen des Kapuzinerklosters in Zug, und sofort kam, gleich bei der ersten Untersuchung der Theresia durch die genannten Herren, das Wunder der Blutung in Stocken. Vier Tage später brachte man sie in gerichtlichen Gewahrsam, und noch vor dem Ende des Monats begann die Auflösung der Wundergeschichte.

Welch außerordentliche Mühe Herr Pfarrer Röllin sich gegeben, um mit dem Theresia Städele-Wunder das Mögliche zu leisten, ist aus dem „Pfarramtsbericht“ zu ersehen, welchen er dem Polizei-Commissär beim Beginn der Untersuchung überreichte. Derselbe zeichnet sich auch durch eigenartige Rechtschreibung aus, wenn auch nicht in so starkem Maße, wie die schriftlichen Beichtberichte der „Heiligen“.

„Am 8. Sept.“ — schreibt u. A. der Herr Pfarrer — „nahm sie (die Städele) ohne Erlaubniß vorher eingeholt zu haben einen Anfall und darauf zeigten sich heftige Leiden in der Person. Wie sie sonst heiter und fröhlich war, war sie ganz wild und scheu und machte fürchterliche Augen, so daß ich ahnte es möchte der Dämon wieder auf sie Gewalt bekommen haben.“ (Nb. Einschalten müssen wir hier, daß die Städele vorher schon in der Behandlung der berühmten Teufelsbanner von Maria-Einsiedeln gewesen und von diesen der Obhut des Pfarrers übergeben war; denn er berichtet darüber buchstäblich: „Ich wußte gar nicht, was mit dieser Person geschehen sollte, als was mir der Hochw. Dekan Athanasius und Pater Stephan mitgetheilt hatten. Sie waren der Beglaubigung sie sey ganz frey vom Satann, und mir schien es auch, weil gar Nichts zu sehen und wahrzunemmen war. — Die Herren sagten mir, es werde nach Aussage des Satanns eine dächtige Person werden, und sie sey gewiß zu Großem berufen.“) Und nun lassen wir unsern Herrn Pfarrer im früheren Text weiter fortfahren. „Nach Anweisung der hochw. Herren in Einsiedeln machte ich den Befehl — und der Teufel sprach aus ihr und bekannte selbst die Ursache, warum er über sie Gewalt bekommen. — In diesen Zeiten tobte und wüthete der Satann oft fürchterlich und besondere Wuth äußerte er gegen das Gubelkloster, welches er nur ‚den Kessig droben‘ nannte. Er bekannte ohne Aufforderung oft, es sey der Wille des ob uns, daß dies Kloster erbaut werde und daß es jetzt wirklich solle angefangen werden, er wolle es aber doch verhindern u.“

Wenn wir hier nun vernehmen, daß dieser Herr Pfarrer selbst der eifrigste Betreiber des Klosterbaues auf dem Gubel „zum Dienst der ewigen Anbetung“, und daß es, wie wir später sehen, der Lieblingsgedanke der Städele war, in diesem Kloster eine Stätte für sich zu finden — so wird auch der praktische Zweck offenbar, den Beide mit ihrem Wunder und Wunderglauben verfolgten.

Da der Teufel die Klostergedanken der Städele jedenfalls längst herausgewittert hatte, so richtete er gegen sie auch immer gefährlichere Angriffe. Namentlich versuchte er sie zum „Selbstmord“ und zum „Heirathen“. Und wie galant sing er letzteres an! Man lese, was Theresia selbst am 21. Januar 1849 darüber als Beichte niederschrieb: „Von 9—10 Uhr ist ein Herr gekommen; er war schön und reich gekleidet. Seine erste Antwort

Digitized by Google

war: ich Grüße euch schönes Jungfrauenlein! was dreiben sie in dieser Einsamkeit? kommt es ihnen nicht verkehrt vor, so alleine zu sein! — Meine Antwort war: Ja einigemal! — So kommt er ganz nah zu mir hin und wollte mich an der Hant nemen. Ich dachte aber an die Worte, die sie mir, lieber Vater, oft Sagten, — und so ging er wieder einige schrit zurück: er fragt mich und Sagte: — haben sie keine Heirazgedanken, einen Härr meines gleichen zur Ehe zu nemen" ꝛc.

Ohne Zweifel zur Belohnung für ihre Standhaftigkeit empfing sie von der heiligen Clara selber „ein buchsens, messingbeschlagenes Kreuz", und zwar mit dem ausdrücklichen Wunsche derselben: „Der Gubel soll jetzt mit Eifer betrieben werden."

Wie zur Strafe für diesen Heiligenverkehr schreibt und bringt ihr der Teufel nun gar — und zwar „in Gestalt eines schönen Jünglings" — zärtliche Liebesbriefe, ja, einen Brief zeigte Theresia als den, „welchen ihr der Satanas auf die Thürfalle gelegt hatte". Bedenkt man nun, daß bei solchen Anfechtungen seiner Pflegebefohlenen den Herrn Pfarrer noch der Zweifel plagte, ob der häufige ekstatische Zustand derselben „vom Guten oder vom Bösen herrühre", so dürfen wir es dem geistlichen Herrn nicht verargen, daß er sich mittelst des Exorcismus darüber Gewißheit zu verschaffen suchte.

Ueber die Art und Weise der Beschwörungsfeierlichkeit selbst hat im Jahrgang 1872, S. 854, unser Artikel „Die besessenen Knaben von Illfurth, ein neuer Beweis für die Schlechtigkeit des Teufels" Ausführliches mitgetheilt. Hier haben wir nur noch zu bemerken, wie unmanierlich der Teufel sich bei dem so äußerst ernsthaften heiligen Beschwörungsactus oft aufführte: ungeachtet aller Anstrengung konnten die geistlichen Hochwürden auf wiederholte Anfragen oft weiter nichts aus ihm herausbringen, als die gut schwäbischen Worte: „I sag' der'sch nit."

Ganz anders ging's vor dem Untersuchungsrichter. Dieser ließ sich nicht erst in Weitläufigkeiten mit dem Teufel ein, sondern nahm die Jungfer Theresia gleich selbst in's Gebet. Zwar dauerten während der ersten Zeit der Haft die außerordentlichen Erscheinungen und Krampfanfälle noch fort und sogar die Blutung trat gegen Ende des Mai wieder ein, aber um so strenger wurde nun die Aufsicht und so gelang es, in der Nacht vom siebenten zum achten Juni die Wunderthätrin auf frischer That zu ertappen: mit einer im Kopfhaar verborgen gehaltenen Stech- oder Hestnadel suchte sie sich in einem scheinbar unbewachten Augenblick Stiche auf die Stirn beizubringen. Bei genauer Untersuchung der Kopfhaut fanden sich noch mehr vernarbte Stichwunden, und es blieb der nun zur Inquisition gewordenen Wunderheilgen nichts übrig, als das Geständniß, daß sie diese und auch die Wundenmale an den Händen durch Kratzen mit den Nägeln hervorgebracht habe.

Blutung und Ekstase waren damit erklärt und hörten für immer auf; die „Besessenheit" wurde jedoch von der Städele um so hartnäckiger festgehalten, je größere Eindrücke sie durch dieselbe auf die Klosterexorcisten von Einsiedeln, den Pfarrer Röllin und die große Masse der. Dummgläubigen bewirkt hatte. Als ihr aber nachgewiesen wurde, daß der angeblich vom Teufel auf ihre Thürfalle gelegte Brief von ihrer eigenen Hand geschrieben sei, brach mit dieser Lüge die ganze lange Lügenkette auseinander und erfolgte ein Geständniß, von welchem wir — immer den damit eng verwandten Fall der Louise Lateau im Auge — das Wesentlichste mittheilen müssen.

Theresia Städele, damals sechsundzwanzig Jahre alt, aus Bohlingen (Amt Radolfzell) in Baden gebürtig, wurde von ihren armen Eltern früh zum Betteln ausgeschickt, mußte schon vom neunten Jahre an sich ihr Brod selbst verdienen, teilete kurze Zeit auf dem Karlsruher Theater Aushülfe in untergeordneter Stellung und scheint schon damals Mitglied eines „Beloereins" gewesen zu sein und Neigung zum Klosterleben, aber auch zur Wunderthätrei gewonnen zu haben. Aus der Untersuchung ging nämlich hervor, daß schon in Karlsruhe sich die Städele mit ihrem eigenen Blute dem Teufel verschrieben habe, und zwar dafür, daß sie auf dem Theater gleich in allen Sprachen reden und mittelst Pillen könne, ohne etwas lernen zu müssen. Nach einer Liebesgeschichte, an die sich ein regelloses Leben knüpfte, gerieth sie in die schlimmsten Hände, in die ein solches Wesen fallen konnte: um „ein geschertes Unterkommen" zu finden, trat sie, gegen vierzig Gulden Einzugsgeld, in das damals von dem Vicar Rollfuß gehaltene, aber von der Regierung des Cantons Schwyz Anfangs 1848 aufgehobene Klosterinstitut „zur ewigen Anbetung" am Steinerberge. Hier hatte sie einen wirklichen Anfall von Krämpfen, in welchen jedoch Rollfuß sofort „Besessenheit" erkannte, eine Entdeckung, die er der Klostervorsteherin mit den Worten verkündete: „Wenn dieses Kind in diesem Leiden ist, so kann dies uns noch Glück bringen."

Diese Verkündigung fiel als Same auf einen nur allzu empfänglichen und saftsam vorbereiteten Boden, und so sehen wir nun die Städele im Studium religiöser Heuchelei am Steinerberge die Vorschule durchmachen, um dann in Einsiedeln die hohe Schule zu besuchen und in Menzingen in die Praxis überzugehen, die im Zuchthause ihren Abschluß fand. — Wir lassen sie nun so weit thunlich mit ihren eigenen, den Untersuchungsacten entnommenen Worten reden.

„Am Steinerberg", sagte sie, „wurden über das Essen aus dem Buche Allerheiligen geistliche Segungen gehalten; in diesem los ich auch die Geschichte des hl. Franciscus, wie er, vom Satan geplagt, sich dadurch eine große Heiligkeit erworben habe. Ich dachte, ich wollte es auch so machen, um zu dieser Heiligkeit zu gelangen. Die Besessenheit machte (ich) dann zuerst in Steinen — dann in Einsiedeln — und dann in Menzingen nach. Da ich an Krämpfen im Steinerbergkloster anfänglich gelitten, brauchte (ich) diese, als solche vorübergewesen, und ahmte die Bewegungen nach, daß die Herren es wirklich geglaubt." Dazu sagt sie die prächtige Erläuterung: „Ich gab vor nicht beten, nicht essen, nicht in der Kirche sein und nicht communieren zu können. Schon in Einsiedeln gab ich solches den Patres Athanasius, Franz und Stephan vor. Dort habe (ich) auch von einer Agatha, die ebensalls unter Behandlung obiger Herren gestanden, vernommen, daß die Patres hieran am besten erkennen, daß man besessen sei." So zeigte sich denn die Städele auch diesen Stifts-Teufelsbeschwörern gewachsen; war sie doch als bereits „Besessene" vom Steinerberg im Voraus den gläubigen Patres empfohlen! Zudem besaß, wie die Acten ebensalls ergeben, die Städele recht hübsche Kenntnisse in der Literatur über dämonische und ekstatische Zustände.

Was nun die Blutung betrifft, auf welche die Städele zuerst durch die Legende vom heiligen Franz von Assisi im Steinerbergkloster gebracht worden, so benutzte sie die Gelegenheit schon in Einsiedeln, die Teufelsbeschwörung durch den Dämon benachrichtigen zu lassen, daß sie später die Wundmale bekommen werde. „Ich dachte", sagte sie im Verhör, „wenn ich die Wundmale des Heilands habe, werden die Leute sagen, wenn eins so etwas Außerordentliches an sich trage, sei's gewiß in ein Kloster bestimmt; da in der Welt draußen so etwas nicht bestehen könne, sondern nur in einem Kloster zum Vorschein komme." — „Die Absicht (der Städele) war übrigens, die Blutung erst im Gubelkloster zu bewerkstelligen. Da ich aber arm bin, dachte (ich), ich wolle sie früher eintreten lassen, ich werde dann eher Almosen erhalten, um auf den Gubel kommen zu können." — „Als ich nach Menzingen gekommen, setzte (ich) mein früheres Thun fort und zwar, weil ich anfänglich keine Hoffnung hatte, vom Pfarrer versorgt zu werden." — „Als ich mich im Pfarrhof untergebracht befand, gab ich vor, daß der frühere Zustand, wie in Einsiedeln, wiederkehre." — Und nun gestand sie, welche Reihe von Betrügereien sie anwandte, um den Pfarrer und die dessen Köchin, die Katzei, im Glauben an ihre Besessenheit zu bestärken; sogar die Briefe des Pfarrers las sie heimlich, um deren Inhalt zu vorgeblichen Ekstasen zu benutzen.

Das Geständniß war so vollständig, daß das Criminalgericht am ersten August 1849 die Theresia Städele wegen des Criminalverbrechens des Betruges mittelst künstlich erregten Blutschwitzens sowie mittelst simulirter Besessenheit zur Ausstellung auf der Schandbank, dreißig Ruthenhieben, dreijähriger Zuchthausstrafe ꝛc. verurtheilte.

Wie verführerisch damals das Beispiel der Städele zu werden drohte und wie gerechtfertigt das energische Einschreiten der Behörde war, dafür sprach die Thatsache, daß derselbe Pfarrer Röllin bereits von einer zweiten Stigmatisirten sprach, einer Anastasia Meyer im Gubelkloster, die jedoch im Augenblicke, wo die Städele in Haft genommen wurde, ihr Heil in der Flucht suchte.

Digitized by Google

Das Hermann-Denkmal auf dem Teutberge nach seiner Vollendung.

Digitized by Google

In der kleinen, 1849 von J. M. A. Blunschi in Zug gedruckten und vertegten Schrift: „Der Hexenproceß und die Blutschwitzerprocedur, zwei Fälle aus der Criminalpraxis des Cantons Zug ꝛc.“, welcher wir in obiger Darstellung gefolgt sind, wird noch an andere gleichzeitige Teufelsspukstücke erinnert, die wir hier übergehen wollen. Haben wir doch schon übergenug an unserer Louise Lateau! Sie wird unter dem Schutze eines Jesuitenregiments und in einem für die Glorificirung jedes den Geist der Wahrheit verhöhnenden Schwindels so überaus günstigen Augenblicke ihre Pfaffenpuppenrolle noch kurze Zeit fortspielen. Gerichtet ist sie bereits; der Gesammtchrei all' der Stimmen, welche für sie fluchen und toben, ändert Nichts an den Naturgesetzen, die sie verurtheilen. Ob sie selbst eine Strafe noch persönlich trifft, oder nicht, sicher ist auch hier — die Schandbank, und die auf ihr zu stehen haben, entlassen dem Richterspruche der Zukunft nicht. **Fr Dhm.**

Auf dem Häringsfang in Schottland.

Schottland ist ein classisches Land für Fischerei. Der Reichthum seiner rasch fließenden Bergströme, seiner Seeen und Föhrden, wie der das Land umschließenden Meerestheile an Fischen ist groß. In den Flußmündungen, wie eine Strecke hinauf in's Land ist zu bestimmten Jahreszeiten der Lachsfang äußerst ergiebig, beispielsweise schätzt man den Werth der Lachsfischerei des Tay allein auf jährlich 18,000 Pfd. Sterl., und der jährliche Brutto-Ertrag des Fanges dieses werthvollen Tafelfisches in Schottland wurde mir bei meiner Anwesenheit im vorigen Herbst auf 200,000 Pfd. Sterl. angegeben. Dennoch tritt diese Fischerei, welche auf das Sorgfältigste durch eine Reihe von Gesetzen und Einrichtungen, wie auch durch eine von Betheiligten errichtete und unterhaltene Brutanstalt gehegt und gepflegt wird, zurück vor der Bedeutung und dem Umfange der alljährlich zu verschiedenen Zeiten an den Küsten und Inseln Schottlands betriebenen Häringsfischerei. Alles vereinigt sich zu einem massenhaften Fange, der unter den für die Verwerthung günstigsten Verhältnissen ausgeübt wird. Die wichtigste Gegend für dieses Gewerbe ist die Ostküste Schottlands, und hier fällt die Hauptfangzeit in die Monate Juni bis August. Zu dieser Zeit verweilte ich im vorigen Sommer in Schottland und unternahm mit einem Peterheader Fischerboot eine nächtliche Fischerfahrt.

Dieser kleine Hafen ist auf einer in die See hinausreichenden Landzunge äußerst günstig für den Betrieb gelegen. Es ist nämlich sehr wesentlich, daß die Böte nur eine kurze Fahrt bis zu höchstens fünf deutschen Meilen von der Küste, zu der Stelle, wo der Häring zu ziehen pflegt, zurückzulegen haben. Für die eigentliche Hochseefischerei sind die Böte nicht eingerichtet. Peterhead ist denn auch ein rechter Fischerort, und zur Sommerszeit duftet hier Alles nach Häring, was freilich für den daran nicht Gewöhnten nicht eben angenehm ist. Zweiräderige Wagen mit Fischabfällen oder zum Trocknen bestimmten Netzen rollen den ganzen Tag über durch die Straßen und über den Hauptplatz des sonst sauberen und freundlichen Ortes, dessen Häuser, wie fast überall in Schottland, aus Granit erbaut sind, gleichsam zur Versinnlichung des bekannten Wortes, welches ein Grundrecht des britischen Volkes kennig ausspricht: „Mein Haus ist meine Burg.“ Am Hafen entrollt sich uns das Bild emsigster Thätigkeit. Weitaus die Mehrzahl der Fahrzeuge besteht aus Häringsböten, sogenannten Halbdeckböten, deren größter Raum für die Aufnahme der Netze und des Fanges bestimmt ist, während eine kleine Kajüte mit Ofen und Schlafstätten nur eben für die fünf Mann, welche gewöhnt sind, auf solchem Fahrzeuge zu hausen, groß genug ist. Diese Häringsböte haben eine Länge von etwa 45 Fuß, eine Breite von 16 Fuß und nur einen Mast

Dem regen Leben in und vor dem Hafen, wo zahlreiche Fahrzeuge mit ihren rothbraun getheerten Segeln — die Nummern und Buchstaben auf den Segeln geben den Distrikt an, wo das Fahrzeug registrirt ist — aus- und einliefen, entspricht die lebhafte Thätigkeit am Lande. Eine Menge Frauen und selbst kleine Mädchen sind um große Tröge, welche im Boden festgemacht sind, emsig beschäftigt; neben ihnen liegen, in Körben aufgehäuft, die silberglänzenden Fische, welche jene Böte mit den jetzt zu einem Berge aufgestapelten Netzen dem Meere abgewonnen haben. Diese Netze bestehen aus baumwollenen mit Catechu getränkten Fäden. Es ist die Arbeit des Ausweidens der Fische, welche hier im Gegensatze zu der deutschen und holländischen Fischerei am Lande verrichtet wird. Die holländischen und deutschen Fahrzeuge fischen nämlich, auf so und so viel Tagereisen von der Heimath entfernt, auf hoher See. Der Häring wird daher dort an Bord ausgeweidet und in Fässer verpackt, und dieser Betrieb bedingt also größere Fahrzeuge und mehr Mannschaften. Hier sehen wir wiederum Mädchen mit dem Verpacken der ausgeweideten Heringe in Fässer beschäftigt, wobei immer eine Lage Salz und eine Lage Häringe abwechseln. Der Betrieb der schottischen Häringsfischerei geschieht auf Grund des bei diesem Gewerbe überhaupt fast überall durchgeführten Antheilssystems. Ein Viertel des Ertrages kommt dem Boote zu, das bald nur Einem, bald aber Mehreren gehört. In die verbleibenden drei Viertel theilt sich die Mannschaft bis auf Einen, der von den Uebrigen im Lohne angenommen wird, nach einem bestimmten Maßstabe, wobei selbst der Schiffszunge einen kleinen Antheil erhält. Die Netze gehören den Fischern; ein jedes dieser Netze kommt auf etwa dreiundeinhalb Pfund Sterling zu stehen.

Unsere Fahrt schien eine günstige zu werden. Allem Anscheine nach war kein Unwetter zu erwarten; blau wölbte sich der Himmel, und eine frische Brise wehte vom Lande. Mit zwei Freunden vertraute ich mich daher ruhig einem dieser kleinen Fahrzeuge an, welches der mir bekannte Chef eines großen Häringsgeschäfts von Peterhead ausgerüstet hatte. Einige hundert Fischerfahrzeuge verließen mit uns zu gleicher Zeit den Hafen, und es war eine Lust zu sehen, wie unser Fahrzeug, welches ein guter Segler war, allmählich die ganze, mit ihren rothbraunen Segeln im Sonnenscheine lustig dahin gleitende Flotille überholte. „Mary Izabella“ war der Name unseres Bootes; es gehörte dem Fischer Anderson aus Pettenveem, einem Fischerdorfe an der Föhrde des Forth. Im Ganzen bestand die Besatzung aus sieben Mann. Darunter befanden sich Herr Anderson und sein Sohn, drei Fischerleute, ein Junge und ein nur für die Dauer der jetzigen Sommerhäringsfischerei angenommener Arbeiter, ein Maurergeselle aus Edinburgh. Die Fahrt ging gleichmäßig und ruhig von Statten, still und emsig that Jeder das Seine; nicht ein Scheltwort hörten wir auf der ganzen Fahrt, in Kurzem war Alles für die Fischerei vorbereitet. Der Fang geht in der Weise vor sich, daß eine Reihe von Netzen, die an einer durchgehenden Leine befestigt und deren Lage durch eine Anzahl mit dem Netze in Verbindung stehender lustgefüllter Ballons (Dogs) aus Schafsfellen oder Guttapercha kenntlich ist, hinabgelassen werden. Das Fahrzeug zieht, am Fischplatze angekommen, die Segel ein und treibt vor dem Winde. Der Umfang eines solchen Netzes ist folgender: Länge der Leine, an welcher das Netz befestigt ist, neunzehn Faden, Länge des Netzes sechzig Yards. Tiefe desselben fünfundzwanzig Fuß englisch; ein Quadratfuß eines solchen Netzes enthält ungefähr fünfzig Maschen.

Da der Zug der Häringe ungefähr parallel der Küste, von Norden nach Süden ging, so kam es darauf an, daß die Netze, welche, getragen durch die Ballons, wie ein Gitterwerk aus Baumwollenzeug senkrecht im Wasser gehalten werden, den Zug der Fische gleichsam auffingen. Die Häringe gerathen mit ihren Kiemen in die Maschen und werden auf diese Weise gefangen. Wir waren etwa zweiundzwanzig Miles von der Küste, als Master Anderson, ein bedächtiger wohlerfahrener Fischer, es an der Zeit hielt, die Netze auszuwerfen. Eine Anzahl Böte in unserer Nähe schickte sich zu der gleichen Arbeit an. Mast und Segel wurden gestrichen, die Netze langsam von drei Leuten in das Wasser gelassen, wobei der vierte die Ballons nach einander nachwarf. Im ungewissen Lichte des Abends — es war bereits auf acht Uhr — ging das ganze Geschäft mit größter Ruhe vor sich. Die Strahlen des Mondes glitzerten auf

Digitized by Google

der glatten Wasserfläche, und wo man hinblickte, sah man die dunkeln Punkte der treibenden Netzballons. Halb zwölf Uhr Nachts wurde eines der Netze zur Probe aufgezogen, und der Fang erwies sich als ziemlich reich. Die frischgefangenen Häringe, welche zum Theil noch lebten, sahen in ihrem silbernen Schuppenkleide ganz prächtig aus. Einzelne sprangen und zappelten. Die Arbeit des Ausschüttelns, beziehungsweise des Ausnehmens der Fische aus den Maschen wird mit großer Geschwindigkeit verrichtet, und zwar in der Weise, daß das Netz, nachdem es von einem Mann an Backbordseite aufgezogen, quer über den offenen für die Fische bestimmten Raum emporgeholt und ausgeschüttelt wird, wobei drei Mann auf der Backbordseite, zwei Mann auf der Steuerbordseite ihren Posten haben, während der sechste die Ballons einnimmt. Der Schiffsjunge hat seinen Platz an der Stelle, wo die Netze aufgenommen werden, und sticht die bei dem Aufnehmen des Netzes aus den Maschen fallenden Häringe mit einem Hamen aus der See. Der Fang ergab sich als ein mittelguter. Das Quantum betrug fünfundzwanzig Crans (das Maß der Fischer, während im Handel die Tonne und das Barrel den Maßstab giebt).

Die Häringsfischer pflegen über die Lieferung eines bestimmten Quantums Häringe in so und so viel Hundert Crans einen Vertrag mit den Häringssalzern abzuschließen, welche Letztere die Fische, in Barrels gepackt und gesalzen, theils direct verschicken, theils sie wiederum an Großhandlungshäuser zur Versendung übergeben. Der Werth des Fanges dieser Nacht war etwa dreißig Pfd. Sterl. (gleich sechshundert Reichsmark). Die Revision der Netze nach dem Fischen erforderte noch einige Zeit, dann kam der für die Leute willkommene Moment der Ruhe und eines sehr primitiven Genusses, welcher in heißem Kaffee und frischgebratenen Häringen bestand. Auch die Zeit, während die Netze im Wasser waren, wurde noch von Einem der Leute dadurch ausgenutzt, daß er mittelst der Angel dem Blackfischfang oblag. Das Resultat war nicht weniger als zweiundzwanzig Stück dieser Fische von der Größe eines Kabeljaus. Die Burschen machten einen gewaltigen Lärm, wenn sie mit Hülfe einer starken Angelschnur auf Deck geholt wurden.

Die Rückfahrt nach Peterhead war eine sehr langsame, denn da der Wind allmählich abflaute, bedursten wir wohl drei Mal soviel Zeit, als bei der Ausfahrt, denn die Aushülfe der Ruder ist doch nur eine ungenügende. Das Wetter blieb schön. Schon am Vormittage zeigten uns unsere Fischer am Horizonte in einer schwachen Rauchwolke unser Ziel, Peterhead, welches wir erst am Abend erreichten. Bei der Einfahrt in den Hafen war ein gewaltiges Gedränge der ein- und auslaufenden Böte. Immerhin war unsere Fahrt durch das Wetter im höchsten Grade begünstigt gewesen. Die Schwierigkeiten und Gefahren dieser Küstenfischerei sind nicht gering. Noch vor wenigen Wochen hatte ein mehrere Tage währender Sturm, wie unsere Fischer uns in ihrem sonderboren schottisch-englischen Dialekt erzählten, arg unter der Fischerflotte gehaust und mehrere Menschenleben gefordert. Dennoch lieben diese Leute ihren Beruf, der ihnen reichliche Existenz sichert.

Man rechnete, daß im vorigen Sommer auf einer Strecke der schottischen Ostküste von einer Länge von siebenzig englischen Meilen zwischen Aberdeen und Fraserburgh 1881 Böte mit dem Häringsfang beschäftigt waren, welche Häringe im Werthe von einer halben Million Pfd. Sterl. landeten. Die Gesammtzahl der an der ganzen Ostküste bis nach den Orkney-Inseln hinauf, und ferner an der Westküste und den Hebriden beschäftigten Böte war aber 5600, welche von 35,000 Leuten bemannt waren. Das Salzen und Packen der Häringe am Lande giebt außerdem noch 30,000 Menschen Beschäftigung. Der Gesammtwerth des schottischen Häringsfischereiertrags (Brutto) war über 1½ Millionen Pfd Sterl..

Deutschland ist einer der Hauptabnehmer der schottischen Häringe und Stettin der wichtigste Einfuhrplatz. Im Ganzen wurden im Jahre 1873 in das Zollgebiet des deutschen Reichs beinahe 800,000 Tonnen Häringe eingeführt. Um auch Deutschland einen Antheil an dem Ertrage der Fischerei zu sichern, hat sich vor einigen Jahren in Emden die „Ender Häringsfischereigesellschaft" gebildet, welche den Häringsfang in der Nordsee nach der verbesserten holländischen Methode durch eine Anzahl Logger betreibt. Der Brutto-Werth des Fischereiertrags dieser Gesellschaft war im Jahre 1875 77000 Thaler. Die Förderung der deutschen Fischerei-Interessen ist in neuerer Zeit durch den vor einigen Jahren gebildeten Fischereiverein in Berlin in die Hand genommen. Derselbe ist sehr thätig, verfügt aber leider über nur geringe Mittel. Den Bemühungen dieses Vereins, welcher eine umfassende Untersuchung veranstaltete, sind die soeben erschienenen von dem Custos des landwirthschaftlichen Museums in Berlin, Dr. L. Wittmack, bearbeiteten „Beiträge der Fischereistatistik des Deutschen Reichs, sowie eines Theils von Oesterreich, Ungarn und der Schweiz" zu verdanken. Dieses werthvolle Werk, welches eine höchst interessante Karte über die Verbreitung der wichtigsten Tafelfische in Deutschland enthält, stellt leider fest, daß fast von allen Seiten über bedeutende Abnahme der Fische geklagt wird. Wer dieses Werk liest, der wird nicht in Zweifel darüber sein, daß die Pflege dieses wichtigen Zweigs der Volksernährung und des Volkserwerbs in Deutschland, verglichen mit England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, viel zu wünschen übrig läßt.

Bremen, im April 1875.

Dr. M. Lindeman.

Blätter und Blüthen.

Das Hermann-Denkmal im Teutoburger Walde. (Mit Abbildung, S. 357.) Es war im Jahre 1860, einer Zeit der politischen und geistigen Windstille, als in diesen Blättern auf ein „vergessenes deutsches Denkmal", das Hermann-Denkmal im Teutoburger Walde bei Detmold, aufmerksam gemacht wurde.

Damals war seit dem Jahre 1846, wo der Unterbau des Denkmals beendigt und mit der Kuppel gekrönt war, ein betrübender Stillstand eingetreten. In Folge der unbehaglichen politischen Mißstimmung flossen die Gaben sehr spärlich, und der Schöpfer und ehrwürdige Baumeister des Denkmals, von Bandel, war vom Teutberge herabgestiegen und hatte sich in Hannover angesiedelt, freilich wohl mit geistiger Arbeit, mit Plänen und Entwürfen zur Vollendung des Denkmals beschäftigt, aber doch dem eigentlichen Schauplatze seiner Thätigkeit entrückt. Es ruhte eben Alles: Mutter Germania saß am Spinnrocken und spann, und nur der Dichter beschwor mahnend den Schatten Hermann's:

„Von diesen Höhen in die Runde
Nach Nord und Süden wollt' er schauen,
Zu sehen, ob Germaniens Gauen
Vereinen sich zu einem Bunde,
Ob mit der Stämme Einheit wohl
Zur Wahrheit werde ihr Symbol.
Er harrt und harrt; des Thurmes Quadern
Sind längst bemoost — die Arbeit ruht;
Hier, wie am Werk der Einheit, hadern
Die Bauherr'n mit erhitztem Blut."

An der Zukunft des Denkmals verzweifelnd und mit der Gegenwart grollend, saßen wir Jahr um Jahr vergehen, aber wie trübe sich auch hier und da die Blicke lenken wollten, der Baumeister verzweifelte nicht an dem Gelingen des nationalen Werkes. Der Gedanke, daß keine echte Ehre zu Grunde gehe, daß über kurz oder lang um die hadernden deutschen Stämme das Band der Eintracht sich schlingen und dadurch auch das Denkmal seiner Vollendung zugeführt werden müsse, hat ihn und viele Freunde der nationalen Sache in dieser trüben Zeit aufrecht erhalten. Und er hat sich nicht getäuscht.

Wenige Jahre später, am 6. November 1862, richtete dann der Detmalder Hauptverein für das Hermann-Denkmal auf's Neue eine Aufforderung zu Beiträgen an das deutsche Volk, es wurde lebendiger im Vaterlande. Schleswig-Holstein wurde vom dänischen Joche befreit, und der deutsche Mann von Blut und Eisen, Fürst Bismarck, betrat die politische Schaubühne. Ein frisches fröhliches Wagen trat an die Stelle des Zagens, und die blutigen Schlachten des Jahres 1866 festigten immer mehr das Nationalbewußtsein des deutschen Volkes, so daß in Jahre 1870 und 1871, als Frankreich in seinem Uebermuthe es wagte, unsere Grenzen zu bedrohen, sämmtliche deutsche Männer wie ein Mann vereint sich erhoben, mit einer Bravour, die kaum in der Geschichte ihres Gleichen findet, den Erbfeind besiegten und sich eine solch' geachtete und gesicherte Stellung im europäischen Rathe erwarben, wie nie zuvor.

Deutschland, einig und groß, gedachte nun aber auch seiner Ehrenschuld, der Vollendung des Hermann-Denkmals. Kaiser Wilhelm bewilligte unter allgemeiner Zustimmung des Reichstages die noch fehlende Summe von 10,000 Thalern zur Krönung des nationalen Monumentes. Mit freudiger, frischer Hoffnung wurden die Arbeiten auf's Neue begonnen; der Alte vom Berge fand sich im Herbste 1873 wieder auf dem Tent ein und führt nunmehr das Werk täglich mehr seiner endlichen Vollendung entgegen. Heute schon (am 1. Mai), während wir diese Zeilen schreiben,

Digitized by Google

ist das vierundzwanzig Fuß lange und elf Centner schwere Schwert der wuchtigen Faust der noch mit einer Bretterhülle verdeckten Hermann-Statue einverleibt und blinkt mit seiner goldenen Inschrift:

Deutsche Einigkeit meine Stärke,
Meine Stärke Deutschlands Macht —

weit in die Lande hinaus. Nicht gar lange mehr wird's dauern und das erhabene Denkmal steht im vollen Schmucke seiner Vollendung da und sieht nach siebenunddreißig langen Jahren dem schönen Tage der Einweihung, seiner Uebergabe an das deutsche Volk (am 16. August dieses Jahres) entgegen, einem Feste, dem, wie wir jetzt wohl mit Sicherheit melden können, Kaiser Wilhelm beiwohnen wird. R. Sch.

Die Eisenbahn unter den Meereswogen. Nachtrag. Ueber dieses neueste Wunder des Jahrhunderts wird noch unendlich viel geschrieben werden. Wir ergänzen unsere in Nr. 8 befindliche Schilderung zunächst durch folgende Thatsachen, die für eine richtige Beurtheilung wesentlich erscheinen. Vor Allem vermindert sich die wohl in Jedem zunächst auftauchende Gefahr vor dem Einbruche des Meeres in den Tunnel fast bis auf ein Nichts, wenn wir erfahren, daß man in den Blei- und Kupferbergwerken von Cornwall, sowie in den Kohlenminen von Cumberland in England zum Theil bis beinahe eine deutsche Meile weit unter dem Meere hineingedrungen ist und immer weiter bergwerkt, ohne bis jetzt nur das leiseste Einsickern von Wasser bemerkt zu haben. Die Tiefe dieser Schachten kommt von zweihundertzwanzig bis siebenzig Meter dem Meeresbette nahe. Wenn es noch lange so fortgeht, gräbt man unwillkürlich den ungeheuersten aller unterseeischen Tunnel und kommt endlich unter der etwa zwölf deutsche Meilen entfernten Küste Irlands an und auf festem Boden von da wieder empor.

Noch mehr: Bei St. Just streckt sich das Bergwerk Huel-Cock vierhundertfünfzig Fuß weit unter dem Meere hin und zwar so dicht unter dem Meeresboden, daß man das donnernde Wogen von oben nicht selten hören und fühlen kann. Die schützende natürliche Steinmauer ist an manchen Stellen nur fünfzehn Fuß dick. An einer andern Stelle beträgt diese Schutzmauer gegen das tosende Meer oben kaum etwas über fünf Fuß, so daß die Leute unten bei großem Sturme von den Erschütterungen und dem Getöse über ihnen vertrieben wurden. Aber sie kommen immer wieder, und wenn sich manchmal höchstens eine Spalte mit einsickerndem Wasser einfindet, wird dieses Leck wie in Schiffen mit Werg, Pech und Cement dauernd verstopft.

Findet sich aber in solchen großen Tiefen nicht Wasser von unten ein? Merkwürdiger Weise bestätigt sich die schon vor beinahe hundert Jahren von dem englischen Ingenieur Bryce gemachte Behauptung, daß Tunnel unter dem Meere sich trockener halten, als eben solche unter festem Lande, auf das Glänzendste. Das Meer selbst sorgt für diese Trockenheit unter sich, da es seine Betten mit einem wasserdichten festen Schleime bedeckt. Aus der Meerestiefe hervorgeholte Steine oder Felsenstücke bestätigen dies; sie sind immer mit einer Schicht von Pflanzen und Muscheln und daran fest gewordenem Schleime überzogen, so daß die kleinsten Ritzen und Poren damit wasserdicht ausgefüllt sind.

Gestützt auf diese Thatsachen, haben die kühnen Unternehmer des englisch-französischen Eisenbahntunnels guten Grund, an die Gefahrlosigkeit und die Trockenheit ihres unterseeischen Verbindungsweges zu glauben und sich mit einer Tiefe von etwa fünfzig Fuß unter dem Meeresbette zu begnügen. Dadurch würde die Sache schon viel leichter werden, da zweihundert Fuß, die man früher für nöthig hielt, namentlich einen längeren Weg von den Küsten aus nach dem Lande hinauf in die Schienen, oberhalb der Erde nöthig machen würden. Es hieß deshalb auch schon, daß der Tunnel, unter dem Meere hin noch nicht fünf deutsche Meilen lang, durch seine beiden Ausläufe auf die Oberfläche Englands und Frankreichs, namentlich durch die nothwendigen Krümmungen, eine Länge von sechs und einer halben deutschen Meile erreichen würde. Jetzt hofft man wenigstens die Hälfte der Länge dieses aufsteigenden Landtunnels sparen zu können.

Auch in Bezug auf die Ausbohrung und Beseitigung von etwa drei Millionen Cubikmeter Kreidefelsengestein braucht man sich die Schwierigkeit nicht so groß zu denken. Die schon erwähnte Brunton'sche Maschine bohrt in diesen Kreidefelsen mit solcher Leichtigkeit, daß sie jede Stunde über drei Fuß vorwärts kommt. Sie bohrt immer gewaltige Löcher von mehr als sechs Fuß Durchmesser und befördert dabei die losgebröckelten Stücke auf einer durch die Maschine selbst gedrehten Leinwandfläche in die hinter ihr stehenden Wagen, welche durch ein System von Drähten und Winden in den an den Ausgängen befindlichen tiefen Brunnen fortwährend hin- und hergezogen werden. Diese Maschinerie wird, wie die zur Hebung und Beseitigung der ausgebohrten Massen, natürlich durch Dampf getrieben.

In den Tunnel selbst darf man damit nicht kommen. Deshalb werden die Brunton'schen Maschinen, wie die im Mont Cenis und jetzt im St. Gotthard, durch zusammengepreßte Luft getrieben. Dazu gehören freilich zuletzt Röhren von je etwa zwei und einer halben deutschen Meile Länge — sehr viel, aber es macht sich ganz einfach, indem man die Röhre mit den Fortschritten der Bohrmaschine eben nur immer verlängert. Es wird viel Geld kosten, aber ein und eine halbe Million Thaler sind ja bereits blos für die ersten Vorarbeiten gezeichnet worden. Bewähren sich diese, so kommen die achtzig bis hundert Millionen Gulden, die das Ganze nach der Berechnung des österreichischen Ingenieurs Poscher kosten wird, auch wohl zusammen.

Dabei hofft der französische Generalstabscapitain Roudaire auch noch seine zwanzig bis dreißig Millionen Franken für sein Sahara-Meer zu bekommen. Und die Amerikaner, mit ihrer Panama-Eisenbahn nicht zufrieden, wollen nun auch mit ihrem den Atlantischen und Großen Ocean verbindenden Tunnel Ernst machen. Auch kommt's noch größer; denn „es wächst der Mensch mit seinen Zwecken“. H. B.

Ein Schwindel ohne Gleichen. Leider war auch das der Gartenlaube nur beigelegte, mit der Redaction und Expedition derselben nicht in dem geringsten Zusammenhange stehende Insertionsblatt „Allgemeine Anzeigen zur Gartenlaube“ dazu ausersehen, einem Schwindel zur Ankündigung zu dienen, wie er frecher vielleicht noch nicht dagewesen ist. Aufmerksam auf denselben wurden wir durch eine kleine Waarensendung aus der Schweiz gemacht, welcher folgende „Warnung“ beilag:

„Wir warnen die geehrten Abonnenten der Gartenlaube vor den verlockenden Waarenanpreisungen des ‚Anton Rix, Praterstraße 16, Wien‘ (auch vereinigte Industrie-Halle oder Au bon Marché), da man von demselben unter aller Kritik angeschwindelt wird.

J. Leuthold
in Zurzach (Schweiz).“

Wir verglichen nun die gedruckten Ankündigungen mit den eingesandten Waaren, die Herr J. Leuthold für sein gutes Geld (zwanzig Franken) von der genannten Firma erhalten hatte und konnten nicht umhin, auszusprechen, daß hier offenbarer Hohn mit dem Schwindel verbunden ist. In der Ankündigung steht z. B.: „1 Taschenuhr, welche präcise vorwärts geht, sammt Uhrkette“ — und in einem Pappschächtelchen finden wir eine kleine Kinderspiel-Uhr, wie sie Jahrmarktsbuden „Stück für Stück einen Groschen“ bieten; — „2 Stück prachtvolle Wiener Oelgemälde sammt Goldrahmen“ werden durch zwei kleine Oeldrucksudeleien in Papiermaché-Rähmchen vertreten; ebenso schlimm stellt sich „1 prachtvolles Photographie-Album mit reicher Goldverzierung“ und der gesammte übrige Plunder dar.

Wir machen darauf aufmerksam, daß dieselbe Firma in demselben Blatte noch „Talmi-Gold-Schmuck für die Ewigkeit“ (Unterschrift: „Rix, Uhren-Fabriks-Niederlage, vereinigte Industriehalle, Wien, Praterstr. 16“), ferner: „Praktische Erfindungen, Bartzwiebel“, desgleichen: „Wiener Meerschaum-Bazar (Au bon Marché, Wien I., Adlergasse 12)“ und (ebendaselbst) abermals neue Erfindungen von Meerschaum, Talmi-Uhren und Haarpflanzen ankündigt, deren Erprobung wir allerdings solchen Käufern überlassen müssen, welche ihr Geld an derlei „billige Erwerbungen“ wagen wollen.

Ergänzung. Der in Nr. 11 der Gartenlaube in dem Artikel über den Feldmarschall Grafen Wrangel erwähnte Officier, der sich bei der Belagerung von Straßburg so sehr ausgezeichnet hatte, gehörte nicht der bekannten freiherrlichen Familie von Ledebur an, sondern hieß Atwin Ledebour. Er diente früher im hannoverschen Ingenieurcorps und trat 1867 in die preußische Armee ein. Derselbe war nicht, wie in unserm Artikel erwähnt worden, während der Vernichtung der Minengänge verwundet worden, sondern vorher schon, wenn auch sehr leicht, bei einer Recognoscirung und das zweite Mal am Vorabend der Capitulation von Straßburg, als er die Aufwerfung eines Dammes entlang des Grabengürtels beaufsichtigte. Trotz der aufopferndsten Pflege bei einem Herrn von X. in Karlsruhe konnte sein durch die außerordentlichen Strapazen geschwächter Körper den Folgen der immerhin leichten Verwundung nicht widerstehen; er starb am 22. October 1870. Das Ingenieurcorps hatte den Leichnam des braven Cameraden nach Straßburg bringen zu lassen beabsichtigt, wo allen während der Belagerung gefallenen oder später an den Wunden gestorbenen Cameraden ein gemeinschaftliches Denkmal gesetzt werden sollte. Wegen der Schwierigkeit in der Ausführung zerschlug sich dieser Plan und so ließ das Officiercorps dem Tapfern später in Karlsruhe ein Denkmal setzen, zu dem Vater Wrangel den erwähnten Beitrag gegeben hatte. Dies zur Ergänzung und Berichtigung.

Zur gefälligen Notiznahme. Auf die mannigfach an uns ergangenen Anfragen bezüglich des Erscheinens der neuesten Erzählung von E. Marlitt erlauben wir uns zu erwidern, daß die Dichterin sehr bedauert, in Folge von eigenem Leiden und Krankheit in ihrer nächsten Umgebung an der Erfüllung ihres Versprechens bisher verhindert worden zu sein. Wir sind indessen in der angenehmen Lage, versichern zu können, daß die Marlitt'sche Novelle ihrer Vollendung bereits erheblich nahe geführt worden und daß der Druck derselben — die Dichterin möchte aus inneren Gründen das Manuscript nicht unvollendet aus der Hand geben — in nicht allzu ferner Zeit bestimmt beginnen wird.

Die Redaction.

Kleiner Briefkasten.

Frau v. L. in Petersburg. Bei der Zimmercultur ist ein Einfachwerden der Blumen gefüllter Camelien seltener, als ein Kleinerwerden derselben. Die Camelie bildet im Zimmer schwache, kurze Triebe, oft zur ungünstigen Winterzeit, blüht zu viel und wird so geschwächt. In diesem Falle muß von Zeit zu Zeit ein Verjüngen durch Zurückschneiden aller Triebe stattfinden, so daß an jedem Zweige nur einige Blätter bleiben. Sicherer ist es, dann die Pflanzen in das Treibhaus eines Gärtners zu geben, bis der neue Trieb vollendet. Das Umpflanzen geschieht besser im August, als im Frühlinge, und nur alle drei Jahre. Manchen Wink über Zimmerblumen finden Sie in Nr. 17 des laufenden Jahrgangs unseres Blattes in dem Artikel „Der Pflanzenschmuck der Wohnungen“ von H. Jäger in Eisenach, Ausführlicheres darüber aber in dessen Buche, „Die Zimmer- und Hausgärtnerei“, von dem jetzt eine neue Auflage ausgegeben wird. —

Daß der Pastor an der lutherischen Petri-Kirche in Petersburg neulich den Confirmanden das Versprechen abgenommen hat, die „Gartenlaube“ nicht zu lesen, hat uns sehr amüsirt. Die schwarzen Herren treiben eben überall das Handwerk der Unduldsamkeit.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 22. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Zwei Diener.

Eine Hofgeschichte aus der Patriarchalzeit.

(Fortsetzung.)

2.

Der Graf Max Theodor war ein gutherziger und in seiner Art fürstlich freigebiger Herr. Er wußte recht wohl, daß die reichen Vorräthe aus seiner Küche und aus seinen Kellern in Hunderten von Adern nach dem casernenhaft bevölkerten alten Schloßflügel hinaus- und in die einzelnen Wohnhäuser seiner kleinen Stadt hinabflossen, und versuchte doch niemals, diesen Abgang zu regeln oder zu hemmen. Der Herr Graf freute sich vielmehr darüber, daß sein Schloß das schlagende Herz des kleinen Gemeinwesens war, und verordnete höchst eigenhändig manchem Kranken und manch' armer Familie recht heilsame und dazu wohlschmeckende Recepte aus seiner Hofküche und Kellerei.

Aber der hohe Herr konnte auch recht lebhaft hassen. Sein Herz wurde hart und despotisch, wo es sich um Gegenstände ganz besonderer Abneigung handelte. Er hatte zunächst, wie schon angedeutet, kein Erbarmen für Wildfrevler jeder Art, und Comtesse Charlotte mußte allen ihren Einfluß aufbieten, damit ein armes Bäuerlein, das etwa einen Hasen in der Schlinge gefangen hatte, mit einem Jahr Zuchthaus durchschlüpfte. Zweitens duldete Max Theodor nirgends Schnurrbärte, und ließ sie, wo sie dennoch widerrechtlich keimen wollten, trotz aller Proteste durch seinen Hofbarbier kraft fürstlicher Machtvollkommenheit sogar zwangsweise abrasiren. Drittens aber haßte der Graf den Luxus. Seine eigenen Zimmer waren bequem, aber bürgerlich einfach eingerichtet, kräftig und schlicht war auch sein Tisch bestellt, und Niemand durfte sich unterstehen, ihm etwa im Frack, den er für eine ganz besondere Ausgeburt des Luxus hielt, seine Aufwartung machen zu wollen. Ja, Max Theodor überzeugte sich oft selbst, ob nicht etwa der verhaßte Feind auf geheimen Wegen in die Wohnungen seiner Beamten und Diener eingeschlüpft wäre.

Auch das weite Vorzimmer des Oberlandjägermeisters von Holderbusch im zweiten Stocke des Schlosses war darum nicht einmal tapezirt, sondern nur gelb getüncht, und die wenigen dort aufgestellten Möbel entsprachen in ihrer fast übertriebenen Einfachheit dem ganzen Charakter des Zimmers.

Mitten in diesem etwas wüsten Raume aber sehen wir heute einen Menschen, der noch schlichter und solider aussah, als seine Umgebungen, und das war der biederbe Christian Blümchen, der Kammerdiener, Reitknecht, Kutscher, Hausknecht, Schneider und Koch, kurzum, das Factotum des Oberlandjägermeisters. Der etwas fadenscheinige Livreerock des untersetzten, breitschultrigen Burschen hing jetzt an einem Haken der einen auf den Vorsaal mündenden Thür, und das besagte Factotum zeigte sich deshalb nur mit einer blauwollenen gestrickten Jacke, aus welcher oben der mahagonibraune Stiernacken handbreit hervorragte, mit einer etwas zu kurzen Drillichhose und mit schweren Holzpantoffeln bekleidet. Auf diesem Untergestelle aber ruhte ein Kopf, der Jedermann eine Art von Respect einflößte. Denn die klaren blauen Augen blitzten aus dem verwitterten Gesichte so klar und zugleich so unerschrocken in die Welt hinein, die massiven Kinnbacken mit den blendend weißen Zähnen waren meist so fest geschlossen, daß man sofort erkennen mußte, dieser Bursche wisse gar nicht, was Furcht sei, und scheue sich vor dem Teufel selbst nicht, ja, er werde auch vor dem erlauchten Landesherrn oder vor seiner hochmüthigen Frau Oberlandjägermeisterin nicht um die Breite eines Schrittes aus elender Menschenfurcht zurückweichen. Blümchen's Stellung im Holderbusch'schen Hause war durch seine dreißigjährige Dienstzeit und den heiklen Umstand, daß seine Herrschaft ihm seit Jahren den fälligen Lohn schuldete, eine sehr freie geworden, die denn auch der alte Bursche in der ungenirtesten Weise ausbeutete.

Christian hielt soeben Heerschau über drei Paar hohe Reiterstiefeln. Mit napoleonisch verschränkten Armen stand er vor der Front seiner schwarzen Schaar, und Blicke tiefernsten Ingrimms zuckten dabei aus seinen furchtlosen Augen hernieder.

„Nein, sie gefallen mir noch immer nicht, durchaus nicht," sprach er nach einigen Augenblicken tiefinnigster Betrachtung. „Der Kutsch bringe aber einmal rasch sechs hohe Stiefeln zum richtigen Glanze, wenn sie so naß sind wie die Schwämme und wenn man noch nebenbei alle Augenblicke einmal zum Fenster hinaus gucken muß, damit der junge Herr und sein Schöpschen nicht von Jemand überrascht werden. Es freut mich nur, daß ich dem Johann heute sein Spiel verdorben habe. Ich möchte überhaupt 'mal sehen", fuhr er sinnend fort, „was aus dieser Liebesgeschichte würde, wenn der alte Christian Blümchen nicht da wäre und sorgte. Was da, Mißheirath! Unsinn, Larifari! das Mädel ist brav und hat Batzen, und wir können Batzen brauchen — das ist die Hauptsache. Das Pumpen will ja fast nicht mehr gehen. Und warum will unsere Gnädige nicht? Es wäre zum Kranklachen, wenn es nicht zum Todtärgern wäre. Weil unser Junker noch einmal die Schulden seines Onkels, des Generals, zu den Schulden der Eltern erben soll. Sie sagte neulich, der General hätte noch ein Majorat — Unsinn, Weibergeschwätz! Ein

Digitized by Google

General ist kein Major, das weiß man ungefähr. Ich muß nur der Gnädigen meine Meinung über den Punkt einmal deutsch sagen."

Der ehrliche Christian merkte im Eifer seiner Rede nicht, daß sich die Außenthür des Vorsaals leise ein wenig öffnete und durch den Spalt das spitze Gesicht seines Collegen Johann vorsichtig in das Zimmer hereinspähte.

„Ja, ja, das gemeine Volk, da unten meint Wunder, wie gescheidt unsere vornehmen Herrschaften sind," fuhr Christian fort. „Ja, wohl Gescheidtheit! Würde der Max Theodor für heute Nachmittag noch einen Ritt nach dem Hirschsprunge besohlen haben, wenn er gescheidter Weise an die nassen Stiefeln gedacht hätte? Ich wollte, der Graf müßte dafür alle Reitstiefeln am ganzen Hofe ganz blitzblank wichsen. Ja, das wollt' ich."

„Da haben Sie ganz Recht, Herr Blümchen."

Christian fuhr auf diese unerwartete Anrede sichtlich erschrocken herum und stand nun Johann gegenüber, wie die Bulldogge dem Fuchse.

„Was will man hier? Was schleicht man hier herum?" schnauzte er den überhöflichen Collegen ingrimmig an.

„Mein Gott, warum schon wieder so hitzig, Herr Blümchen?" bat Johann geschmeidig. „Ich komme ja in der unschuldigsten Absicht von der Welt."

„Seine Unschuld kennt man. Was will Er?"

„Nun, nun, nur ein wenig plaudern, liebster Freund."

„Wüßte nicht, wann ich Sein Freund gewesen wäre. Was beguckt man die Stiefeln so? he?"

„Ein hübsches, feines Paar Stiefeln da. Ich meine die in der Mitte mit dem einen schief getretenen Sporne," fuhr Johann unerschrocken fort, „die können nur dem gnädigen Junker gehören. Nicht wahr, Herr Blümchen?"

Christian aber traute dem allzu geschmeidigen Cameraden niemals, selbst wenn es sich nur um ein Paar Stiefeln handelte.

„Das sind meine Stiefeln," sagte er darum.

„Was? Ihr — re Stiefeln, wirklich die Stiefeln des Herrn Blümchen?" wiederholte Johann verwundert. „Allen Respect vor Ihnen, aber man sollte gar nicht meinen, daß Ihre Füße da hinein passen könnten."

„Mit den Holzpantoffeln freilich nicht," entgegnete Christian kurz und spöttisch.

„Hm, Ihr Wort in Ehren, Herr Blümchen," fuhr Johann fort. „Aber gerade heute habe ich den zierlichen Fuß des gnädigen Junkers zu bewundern Gelegenheit gehabt, und so meinte ich, die Stiefeln könnten etwa ihm passen. Ihrem Junker ist übrigens heute eine ganz ungewöhnliche Ehre widerfahren."

„Gewiß nicht mehr, als er verdient."

„Gewiß nicht. Aber denken Sie nur, eine halbe Stunde und zehn Minuten ist er bei unserer erlauchten Comtesse gewesen."

„Aha, aha," knurrte Christian. „Und da möchte nun ein gewisser Jemand gerne wissen —"

„Was die Herrschaften verhandelt haben mögen. Allerdings wünschte ich das. Natürlich — nur ganz unschuldige Neugier."

„In ganz natürlich. So dachte nun der Herr Johann vielleicht, er komme von mir etwas erfahren?"

„Allerdings, mein bester Herr Blümchen. Vor Ihnen hat der gnädige Junker kein Geheimniß, wie alle Welt weiß."

„Hat der Herr Johann auch gedacht, daß Er mich beim Stiefelputzen treffen und daß ich auch Ihn bei der Gelegenheit so ein bißel wichsen könnte, nur damit er weiß, wie das Angeschwärztwerden thut? Marsch, marsch, sag' ich. Hinaus mit Ihm, Er Horcher, Er Schleicher, Er Spion!"

Christian trat dem schweigsamen Johann bei diesen Worten so grimmig drohend mit der Wichsbürste entgegen, daß jener sich zu einem eiligen Rückzuge entschloß und schleunigst durch die offen gebliebene Thür entwich.

„Leben Sie recht schön adieu, verehrtester Herr College!" rief ihm Christian nach. „Den Schleicher wären wir los. Ja, kommen Sie nur wieder einmal zum Christian, nun zu plaudern, mein allerliebster Herr Johann! Mich ärgert's jetzt nur, daß ich immer noch zu höflich gegen ihn gewesen bin."

Der Alte hörte in seinem Grimme nicht, daß sich während seines Selbstgesprächs die eine auf den Vorsaal führende Thür öffnete und aus ihr der Junker Kurt dicht hinter ihn trat. Er fuhr deshalb erschrocken herum, als sich Kurt's Hand plötzlich auf seine Schulter legte.

„Nun, was sind das schon wieder für Narrheiten?" wollte Christian rufen, als er noch zu rechter Zeit in die offenen Züge seines Lieblings blickte. Rasch wich jetzt aller Grimm aus seinem finsteren Gesichte, und statt dessen begann es sich wie heller, warmer Sonnenschein über die verwitterten Züge zu breiten.

„Ah, Sie sind es, Kurtchen," sagte er mit dem weichsten Tone seiner ehernen Stimme. „Und ich glaubte schon, es wäre — — —"

„Hast Du Dein Wort gehalten, Du alter, närrischer, grimmiger Christian?" unterbrach ihn der Jagdjunker. „Hast Du hübsch aufgepaßt?"

Der Alte nickte verständnißvoll.

„Ich habe sie — Sie wissen ja schon, wen ich meine — vor einer Viertelstunde aus dem Hause der Tante nach dem Garten gehen sehen. Lassen Sie das Schäfchen ja nicht lange warten! Frauenzimmer haben keine Geduld, Kurtchen. Natürlich, denn sie haben nicht so viel Verstand wie Unsereiner."

„Natürlich," stimmte der Jagdjunker lachend zu.

„Wie Sie nur so lachen mögen, Junker!" schalt der Alte. „Mir macht Ihre Lage meiner Seel' mehr Sorge, als Ihnen selbst. Was soll werden, wenn sich die Hindernisse nun einmal nicht beseitigen lassen?"

„Sie müssen aber beseitigt werden," erklärte der Junker fest. „Sie haben gut reden. Wir haben die gnädige Mama, den Präsidenten, seinen sauberen Johann und auch wohl den Grafen gegen uns. Dagegen sind wir unser Zwei."

„Du vergißt die Comtesse, die mir ihre Hülfe zugesagt hat."

„Lernen Sie nur erst vornehme Herrschaften kennen!" erklärte Christian. „Die Erlaucht wird sich um Ihretwillen die feinen Händchen nicht verbrennen. Was dann?"

„Glaubst Du, es würde mir allzuschwer werden, mich in einen einfach bürgerlichen Kurt Holzbusch zu verwandeln und mein Brod durch meine Arbeit zu verdienen? Wenn der Adel mein Glück hindert, so werfe ich ihn eben weg."

„Sie wollten den Holzbusch aufgeben und bürgerlich werden? Denken Sie auch an Ihre Mutter?"

„Sie thut mir Leid, aber ich kann ihr, wenn sie nicht nachgiebt, den Verdruß nicht ersparen. Vorurtheilen opfere ich mein Glück nicht Leb' wohl, Christian!"

„Na, viel Glück auf den Weg, Kurtchen! Seien Sie nur bei der Comtesse hübsch vorsichtig, denn mit hohen Herrschaften, auch wenn sie noch so gnädig sind, ist nicht gut Kirschenessen. Den Frauensleuten krone ich vollends nicht — man weiß nie recht, wie man mit Ihnen daran ist. Und halt, noch Eins! Gehen Sie nicht auf der Haupttreppe hinunter! Der Johann vom Präsidenten war eben hier, um zu spioniren, und ich traue dem Schleicher nicht einmal so weit, wie ich ihn sehe. Verstanden?"

„Werde mich bestens danach richten. Ich weiß wohl, daß Du nicht blos treu und muthig bist, sondern daß Dir der Himmel auch ein gut Theil Schlauheit zugemessen hat. Leb' wohl!"

Mit einem dankbaren Händedrucke verabschiedete sich der Junker von dem Alten, der ihn eilig auf seinen Armen und Knieen gewiegt und geschaukelt hatte und der nun mit dem Ausdrucke einer fast mütterlichen Zärtlichkeit seinem Lieblinge nachblickte.

Aber nur zu bald sollte der Alte aus seiner friedlichen Stimmung herausgerissen werden.

„Chrrristian, he, Chrrristian!" rief aus der Stube des Oberlandjägermeisters eine schnarrende Bierbaßstimme.

„Aha, der Herr Oberlandjägermeister," brummte Blümchen, that aber sonst gar nicht, als ob ihn der Ruf irgendwie anginge, sondern widmete sich wieder mit zornigem Eifer seinen Stiefeln.

„Muß nurrr selbst sehen, wo derrr Kerrl steckt," schnarrte es von Neuem im Nebenzimmer. Dann kam ein schurrender Schritt näher und näher, und endlich öffnete sich die Thür.

„Himmel mosrren krrreuz — — —" fluchte der gräfliche Oberlandjägermeister, dessen beleibte Figur fast die ganze Thüröffnung ausfüllte. „Meinerrr Seel, da steht derrr Kerrrl und antwortet nicht einmal. Ist Errr taub geworden, Chrrristian, oder was ist es?"

Digitized by Google

„Habe heute zu thun. Herr Oberlandjägermeister."

„So? Meint Errr etwa, ich hätte nichts zu thun, als nach Ihm zu schreiren?"

„Viel mehr wird's auch nicht sein."

„Was? Ich orrbeite mich soll zu Tode. Habe heute schon ein zwei Hände hohes Actenstück ganz allein zusammengeschrieben. Was sagt Errr nun?"

„Daß der Herr Oberlandjägermeister nicht flunkern sollen, wenn wir Beide allein sind," eintgegnete der alte Diener unerschrocken.

„Kerrl, was wagt Errr — —"

„Na, na, nur ruhig! Wir Beide kennen uns doch nun gut genug," sagte Christian in seiner halb lachenden, halb grimmigen Weise. „Dem anderen Volke können Sie auch meinetwegen vorlügen, so viel Sie immer wollen! Der Christian hilft Ihnen ja doch immer wieder heraus, wenn Sie sich 'mal in die Patsche hineingelogen haben und nicht vorwärts und rückwärts können. Aber unter uns? Nein, da geht das partout nicht. Denn, sehen Sie, ich glaube Ihnen nun einmal kein Wort, und Sie können nicht allein mit dem Lügen fertig werden."

„Allerrrliebst! Errr wird ja alle Tage höflicher. Aber wo sind meine Stiefeln? Sind sie immer noch nicht blank?"

„Ihre Stiefeln? Ich bin noch nicht einmal mit meinen fertig. Unser Graf muß wahrhaftig heute einen Strich — —"

Weiter kam Christian mit seiner verwegenen Rede nicht, denn sein Herr hielt ihm erschrocken den Mund zu.

„Ach was, ich fürchte mich nicht," rief Christian, sobald er die Hand des Oberlandjägermeisters mit sanfter Gewalt hinweggeschoben hatte. „Ich bin nicht, wie andere Männer, die immer wunder weiche Heldenthaten zusammenlügen und, wo es dann gilt, sich wie ein Krauthase verkriechen."

„Wen meint Errr mit dem Kerrrauthasen?" schnarrte der Oberlandjägermeister grimmig.

„Nun, wen sonst als Sie," entgegnete Christian. „Haben Sie sich etwa heute nicht verstellt, als der Präsident kam?"

„Hm, hm, zu allerrdings," gab Blümchen's Herr zu. „Das ist ein anderer Ding. Werrt liebt auch solche Scenen? Konnte mir wohl denken, warum dieserr Herr von Stirrraff kam. Fatale Geschichte mit dem Kurrrt, höchst fatal."

„Warum fatal?" fragte Christian. „Wenn der Herr Oberländjägermeister ein Mann wären — — —"

„Wa —, was bin ich denn sonst?"

„Das weiß ich nicht. Aber ich wenigstens ließe mir nicht in meine Familiensachen hineinsprechen. Mit Verlaub, eher würfe ich den Präsidenten sammt seinem Johann die Treppe hinunter, daß alle Beide Arme und Beine brächen."

Wieder machte der Oberlandjägermeister einen Versuch, den tollkühnen Mund zu verschließen, aber diesmal wehrte der alte Diener seine Hand rechtzeitig ab und fuhr fort:

„Wär's denn auch ein so großes Unglück, wenn unser Kurtchen die Mamsell Hartmann freite? Ich denke, ein bissel Geld können wir Alle brauchen. Was soll's zum Exempel werden, wenn die Stiefeln da aus den Nähten gehn? Meister Patz rührt für uns meiner Seel' ohne Geld keine Pfriemе mehr an."

„Derr Kerrrl ist wohl toll?" schnarrte Herr von Holderbusch sichtlich erschrocken.

„Nein, Meister Patz ist nicht toll," fuhr Christian Blümchen trocken fort. „Eher sind gewisse Leute ein bissel toll, wenn sie um bloßer Einbildungen willen das Glück zur Thür hinauswerfen. Fassen Sie 'mal Courage, Herr Oberlandjägermeister! Machen Sie der gnädigen Frau den Standpunkt klar!"

„Er hat im Gerrunde Rrrecht. Wahrhaftig Errr hat Rrrecht," erklärte der dicke Herr feierlich, indem er mit entschlossenen Schritten und geballten Fäusten im weiten Vorsaale pantoffelschlarend auf und ab schrit. „Meine Frrau nimmt sich wirklich manchmal zu viel heraus, das ist wahrrr. Ich werde ihr bei der allernächsten Gelegenheit meine Meinung sagen. Ja, das werd' ich auf Ehrrre."

„Holderbusch, bist Du im Vorsaale?" rief in diesem Augenblick eine schneidig scharfe Stimme aus dem anderen Nebenzimmer.

„Da können Sie ja Ihre Worte sogleich an — an — die Frau bringen," sagte Christian mit einem seltsamen Lächeln. „Spazieren Sie nur da hinein, Herr Oberlandjägermeister!"

„Nicht fürrr eine Million!" erklärte der dicke Herr erschrocken. „Chrrristian, was thu' ich? Das giebt gewiß eine schlimme Scene. O, du mein Himmel!"

„Na, so will ich zu der Gnädigen geh'n. Ich fürchte mich nicht. Da halten Sie unterdessen meine Pfeife im Brande."

Ehe noch der Oberlandjägermeister zum vollen Bewußtsein des an seiner Würde geübten überkühnen Attentats kommen konnte, hielt er bereits die kurze Stummelpfeife seines Dieners in der Hand; Letzterer aber war im Nebenzimmer verschwunden.

„Was will Er? Ich habe nicht geschellt," herrschte dem alten Diener die schneidige Stimme der gnädigen Frau sofort bei seinem Eintritte in deren Zimmer entgegen.

„Weiß wohl, gnädige Frau. Der gnädige Herr sind — sind aber zufällig nicht — nicht da, und so kam ich."

„Das sehe ich. Im Uebrigen kann mir auch Sein Erscheinen recht sein; denn Er ist im Grunde ein ganz verständiger Mensch."

„Ja, das bin ich allerdings," erklärte Christian mit dem Ausdrucke ruhigen Selbstbewußtseins, während doch zugleich ein selfsames Aufleuchten in seinen Augen anzudeuten schien, daß ihn die überflüssige Anerkennung unleugbarer Thatsachen tiefinnerlich beklustige. „Was befehlen gnädige Frau?"

„Ich habe mit Ihm verschiedene ernste Dinge zu besprechen." —

„Gut, aber machen Sie es hübsch kurz, gnädige Frau! Ich habe für lange Constellationen heute keine Zeit."

Die Frau Oberlandjägermeisterin biß sich in verhaltenem Zorne auf die Lippe. „Kurz, zur Sache!" sagte sie dann, ihre innere Entrüstung niederkämpfend. „Da Er in guten Häusern servirt hat, so weiß Er gewiß auch, wie viel dort auf Reinheit des Blutes ankommt. Sehe Er einmal, Christian, mein Schwager, der kurfürstliche General von Holderbusch, Excellenz, ist Majoratsherr. Und nun habe ich zu meinem Schrecken durch den Präsidenten erfahren, daß mein Sohn ein Verhältniß mit einem bürgerlichen Mädchen angeknüpft hat. Hierdurch aber würde der Fortbestand des Majorats bei unserer Familie gefährdet, und deshalb darf und soll er sich nicht unter seinem Stande verheirathen."

„Aber gnädige Frau, ich will mich ja gar nicht verheirathen. Denke gar nicht daran, sag' ich Ihnen."

Die Oberlandjägermeisterin erhob sich rasch von ihrem Sitze und trat mit zornig bitzendem Augen an ihren Diener heran.

„Wenn ich nicht wüßte, ein wie treuer Diener Er immer gewesen ist, so würde ich Ihn jetzt in einer Weise mores lehren, die Ihm nicht gefiele," sagte sie dann. „Denkt Er etwa, ich glaube bei Ihm an diese wunderbare Naivetät, so irrt Er sich. Ich habe mindestens soviel Verstand, wie Er, und ich sage Ihm also, daß Er recht wohl weiß, ich rede vom Junker und nicht von Ihm."

„Ei so, ah so, vom Junker?" erwiderte Christian, der diesmal doch ein wenig verblüfft darüber schien, daß die Gnädige sein kecks Spiel so rasch durchschaut hatte. „Gnädige Frau meinen also, daß unser Junker die Demoiselle Hartmann nicht heirathen soll? Ein böses Ding das, gnädige Frau."

„Warum? Glaubt Er etwa, Kurt werde seinen Eltern nicht gehorchen?"

„Was unser Kurt thun wird, das kann ich nicht sagen, gnädige Frau. Wenn man verliebt ist, dann hat man so seine eigenen Schrullen, wie gnädige Frau wohl auch wissen. Es wäre jedenfalls am besten, man schaffte die Doppelflinte, die beiden Pistolen und die Pfirsichbüchse aus der Stube unseres Junkers fort."

„Christian, was redet Er da?" rief Frau von Holderbusch erbleichend. „Er denkt doch nicht —"

„Ich denke nur, besser ist besser, gnädige Frau."

„O mon dieu, mon dieu!" jammerte die Gnädige, indem sie mit gerungenen Händen im Zimmer auf- und abschritt. „Mein Kurt, mein einziges Kind! Warum muß über uns solches Unheil kommen?"

„Ruhig, gnädige Frau! Unser Kurt ist ja noch nicht todt. Am Ende ist es doch auch besser, der Junker bekommt eine hübsche junge Frau, die Baßen hat, als die Schulden des Herrn Generals."

„Er redet, wie Er's versteht," entgegnete Frau von Holderbusch mit einem Anklange an den alten scharfen Ton. „In

Digitized by Google

unserm Hause ist niemals eine Mißheirath vorgekommen, nein, niemals. In unseren Adern fließt kein Tropfen bürgerlichen Blutes, und wir haben uns nauentlich niemals zu Geldheirathen erniedrigt. Wenn ich auch als Mutter schwach sein wollte, so könnte und dürfte ich dennoch nicht nachgeben. Ich habe dem Präsidenten heute mein adeliges Ehrenwort verpfändet, daß mein Sohn niemals ein bürgerliches Mädchen heirathen soll."

„Ist das Ihr einziges Bedenken, gnädige Frau? Und solch ein Pappenstiel macht Ihnen Kopfschmerzen? Der Graf braucht ja die Jungfer nur zu adeln, so ist und geholfen."

„Das, ja das ließe sich allerdings hören," träumte Frau von Holderbusch ein.

„Und was das Geld der Jungfer betrifft, so brauchen sich gnädige Frau auch keine besonderen Sorgen zu machen," fuhr Christian mit einem seltsamen Lächeln fort. „Der Junker hat mir schon gesagt, daß er sein Schätzchen nicht um des Geldes willen heirathen will, daß er auf das Vermögen verzichtet und —"

„Wenn mein Sohn das gesagt hat, so ist er wahrhaftig ein Narr," erklärte die Gnädige sehr entschieden.

„Die Narrheit läßt sich halten," entgegnete Christian rasch. „Von jungen verliebten Leute darf man es gar nicht anders erwarten. Das wäre mir ein schöner Bursche, der schon vor der Verlobung rechnen wollte, wie viel einmal seine Braut bekommt. Aber es giebt gewisse ältere Leute, die sonst ganz gescheidt sind und dann doch um curioser Ideen willen —"

„Schuster, bleib bei Deinen Leisten!" unterbrach ihn die Oberlandjägermeisterin. „Was versteht Er von höheren leitenden Ideen! Kurz gesagt, wenn der Graf das Mädchen wirklich adeln wollte, so hätte ich im Grunde nichts Ernstliches gegen sie einzuwenden. Es ist meines Sohnes Sache, Seine Erlaucht den Grafen zu jenem Schritte zu bewegen, und das wird schwer genug halten. Denn Seine Erlaucht lieben den Domänenrath nicht, und unser Herr Präsident setzt natürlich Himmel und Hölle in Bewegung, um diese Ehrbedung in den Adelstand zu hintertreiben. Ich selbst halte mich neutral, wie es einer Frau von meinem Stande gebührt."

„Sie werden so lange neutral bleiben, bis Sie es bereuen, gnädige Frau. Aber meinetwegen! Jeder nach seinem Geschmack, sagt der Franzose."

„Wo es sich um adelige Ehre handelt, verene ich nichts. Inzwischen erwarte ich von Ihm, daß Er mir über alle Vorkommnisse getreulich berichtet. Ueber alle ohne Ausnahme, versteht Er wohl? Unser Kurt hat zu Ihm Vertrauen und verbirgt Ihm nichts. Es ist also seine Pflicht, mich über alle Mittheilungen des Junkers im Klaren zu erhalten. Will Er mir das versprechen?"

Das mahagonifarbige Gesicht Christian's war während dieser Worte seiner Gnädigen noch um einige Farbentöne dunkler geworden, und seine breite Brust wogte dabei gewaltig auf und ab, als arbeite sie einem gewaltsamen Ausbruche entgegen.

„Nun, hat Er mich verstanden? Oder würdigt Er mich keiner Antwort?"

Die Frau Oberlandjägermeisterin betonte die letzten Worte so besonders scharf, daß Christian diesmal nicht schweigen konnte.

„Ich bin kein Narr und kein Verräther, gnädige Frau," sagte er dann. „Unsereins weiß auch, was Pflicht ist, und von einem Verräther frißt kein Rabe. Halten zu Gnaden, Frau Oberlandjägermeisterin!"

Damit machte der Alte rasch rechtsum Kehrt und ging mit wuchtigen, selbstbewußten Schritten aus dem Zimmer.

„Der Präsident hat Recht — der Mensch muß sobald wie möglich aus dem Hause," zischte Frau von Holderbusch zornig, sobald sich die Thür hinter Christian geschlossen hatte. „Seine lange Dienstzeit bei und hat ihn übermüthig gemacht, sodaß er seine untergeordnete Stellung völlig vergißt. Er muß fort."

Christian aber ging draußen von Neuem an seine schwere Arbeit.

3.

In dem Arbeitszimmer des Kammerpräsidenten von Straff herrschte dieselbe Einfachheit, wie in der Wohnung des Oberlandjägermeisters. Die Möbel waren sämmtlich alt und unscheinbar und der mit fadenscheinigem, grünem Tuche bezogene Arbeitstisch, an welchem jetzt der gesürchtete Günstling des Grafen saß, hatte sicher mehr als ein halbes Jahrhundert gedient. Der starkknochig und eckig gebaute, bejahrte, aber noch kräftige Herr, in dessen rothbraunes Haar sich bisher nur einzelne Silberfäden eingeschlichen hatten, Blätterte in einem Actenstücke herum, in dem einer der massiv gebauten Finger eine besonders interessante Stelle anzudeuten schien. Herr von Straff war dabei in sein Studium so tief versunken, daß er nicht einmal von der Anwesenheit seiner Tochter zu wissen schien, obwohl die junge Dame schon wiederholt in wachsender Ungeduld durch leise, dann aber immer merkbarere Zeichen die Aufmerksamkeit ihres Vaters auf sich zu lenken gesucht hatte.

„Nun, Papa, wie weit bist Du mit Deiner wichtigen Arbeit?" fragte sie endlich. „Ist die Lectüre so außerordentlich interessant, daß Du für mich weder Auge noch Ohr hast?"

Der Kammerpräsident erhob bei dieser Anrede seinen Blick von den Acten und sah seine Tochter noch etwas zerstreut an.

„Wie weit ich bin?" wiederholte er dann. „Interessirst Du Dich wirklich einmal für Das, was mir am Herzen liegt? Ich sage Dir, diese Acten, aus welche Du mit gewohnter Geringschätzung herabblickst, sind für mich ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit. Der schlaue Wilddieb, von dem sie handeln, ist höchst wahrscheinlich derselbe, der jahrelang ungestraft in den gräflichen Forsten so arg gehaust hat. Er leugnet zwar noch, die sämmtlichen früheren Vergehen begangen zu haben, obwohl er beim Ausweiden eines Rehes betroffen worden ist und obwohl ich es an ernsten Ermahnungen zur Wahrheit nicht habe fehlen lassen."

„Der Himmel behüte Jedermann vor Deinen ernsten Ermahnungen!" warf Hulda bitter lachend ein. „Ich habe das Jammergeschrei des armen Menschen über den ganzen Markt herüber bis auf mein Zimmer hören müssen."

„Und Dein stets so mildes und gefühlvolles Herz hat sich natürlich davon sehr gerührt gefühlt," bemerkte der Präsident mit kaltem Spotte. „Für solche Schwächen hat Dein eiserner Vater einen freilich sehr Verständigen. Ich sage Dir, der Bursche muß in jedem Falle gestehen. Ich brauche seine Bekenntnisse für ganz besondere Pläne und werde sie also zu erlangen wissen. Dem Himmel sei es gedankt, daß uns für solche Zwecke in unseren Wäldern die geeigneten Mittel von selbst und reichlich in die Hand wachsen."

Der alte Herr machte mit der Hand eine so unzweideutige Bewegung, daß seine Tochter sich leise schaudernd abwenden mußte.

„Welchen besonders hohen Zweck kannst Du hier verfolgen?" fragte sie dann. „Ist nicht unser Zuchthaus schon voll genug von Wilddieben? Was also kann Dir noch an dem Elende eines Verurtheilten liegen?"

„Du sprichst wie ein Kind," entgegnete Herr von Straff. „Wir beherrschen unsere Fürsten wahrlich nicht durch ihre Tugenden, sondern vor Allem durch ihre Schwächen. Glaubst Du, ich bliebe auf die Dauer der eigentliche Herr im Lande, wenn unser Max Theodor etwa stets nur gutherzig und freigebig wäre? Zum Diener eines sentimentalen Herrn bin ich nicht geschaffen. Aber Gott sei Dank, der Graf liebt mit blinder Leidenschaft die Jagd und haßt wie den Tod die Wilderer. An diesem Gängelbande leite ich ihn, wie ich eben will. Aber, da wir einmal von meinen Zwecken reden — hast auch Du sie gefördert, wie ich Dir rieth? Hast Du Dich, als der Graf gestern Abend mit Dir redete, über das unziemliche Benehmen dieses Junkers von Holderbusch beschwert?"

Ueber das Gesicht des Mädchens legte sich ein tiefer Schatten.

„Nein," sagte sie fest, „das habe ich nicht gethan und werde es auch nicht thun."

Der Präsident erhob sich von seinem Sessel und starrte seine Tochter mit einem zornglühenden Blicke an.

„Was? Du weigerst mir den Gehorsam?" rief er. „Willst auch Du erfahren, daß diese Hand trotz meines Alters noch stark genug ist, um diese Grosschaft und daneben auch mein Haus zu regieren? Warum also hast Du meine Weisung nicht befolgt?"

„Einfach deßhalb nicht, weil mir der Junker allzu gleichgültig ist," entgegnete Hulda unerschrocken.

„Du hast, wie es scheint, einen recht besonderen und auserlesenen Geschmack," bemerkte der Präsident mit spöttischem Lächeln. „Anderen Damen von gutem Adel mißfällt der Junker durch-

Digitized by Google

aus nicht. Er ist hübsch, hat etwas gelernt, weiß sich zu benehmen und ist im Grunde auch nicht bösartig."

„Aber er hat nicht den Ehrgeiz, den ich von einem Manne unseres Standes verlange," entgegnete Hulda stolz. „Er strebt nicht nach höherem Einflusse bei Hofe und denkt sogar vom Adel gering."

„Natürlich, ganz natürlich," lachte der Präsident. „Das geschieht, weil er eben ein bürgerliches Schätzchen hat."

„Also bis dahin erniedrigt sich der Junker? Und wen beglückt er durch seine noble Neigung?"

„Wie? Solltest Du allein am Hofe noch nicht wissen, in welchem Verhältnisse Kurt von Holderbusch zur Anna Hartmann, der Tochter des Domänenraths in Brandenfels, steht?"

„Du weißt, daß ich mich um sentimentale Affairen, die in ol chen Schichten der Gesellschaft spielen, grundsätzlich nicht kümmere. Dagegen muß ich jetzt einen sehr ernsten Vorwurf gegen Dich selbst richten. Du hast um diese schimpfliche Neigung des Junkers gewußt und hast mir dennoch rathen können, daß ich die Berührung mit ihm suche?"

„Es paßte eben für meine Zwecke, daß wenigstens der Graf an ein Verhältniß zwischen Dir und dem Junker glaube," entgegnete der Präsident kalt.

„Vortrefflich! Welch zärtlichen Vater ich habe!" rief Hulda von Straff mit schneidiger Schärfe. „Wie ängstlich besorgt er um die Ehre seiner einzigen Tochter ist! Und diesen Schimpf sollte ich auch noch zum Gegenstande von Beschwerden beim Grafen machen? Gott sei gelobt, daß er mich wenigstens vor diesem Aeußersten bewahrte!"

„Du bist und bleibst ewig eine Närrin, welche der Hochmuth völlig blind macht," erklärte der Alte. „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel nicht scheuen und nicht viel nach ihren moralischen Qualitäten fragen. Nur rücksichtslose Geister kommen in dieser Welt zum Ziel."

„Sind diese Zwecke auch der Art, daß Deine Tochter sie erfahren darf?" fragte Hulda mit einem seltsam forschenden Blicke.

„Warum nicht?" entgegnete der Präsident nach kurzem Bedenken. „Die lebhafte Zuneigung des Grafen zu seiner Schwester ist von je das gefährlichste Hinderniß meiner Pläne gewesen, und gar manchen davon hat mir die Comtesse zu meinem argen Verdrusse vereitelt. Wenn es mir gelänge, dieses Band zu zerschneiden, wie ich einst die noch zärtlicheren Fesseln zwischen der Comtesse und dem jetzigen Domänenrath Hartmann zertrennte, so wäre meine Stellung unerschütterlich. Nun liebt der Graf den Domänenrath nicht, weil es mir bei der Hainröder Erbtheilung durch einen glücklichen Griff gelang, das Gut und die Waldungen Hartmann's als churfürstliche Enclave zu bewahren, das heißt wie einen recht stachligen Dorn mitten in die gräflichen Jagdreviere hinein zu pflanzen. Die Comtesse aber wird natürlich aus alter Liebe, die nie rostet, das Verhältniß zwischen dem Junker und Hartmann's Tochter begünstigen. Sollte also auf solchem Boden, wenn wir ihn noch ein wenig cultiviren, der segensreiche Keim einer goldenen Zwietracht zwischen den gräflichen Geschwistern nicht gedeihen können?"

(Fortsetzung folgt.)

Schloß und See Veldes in den Krainer Alpen.
Nach der Natur aufgenommen.

Digitized by Google

New-Yorker Skizzen.

Von Alexander Wallner.

1. Eine Nacht unter „Outlaws“.

New-York das Eldorado der Verbrecherzunft. — Der Mörder Stupp. — Die Docks und ihre Schrecken. — Die Flußpiraten. — Die Räuber des Charlie Roß. — Die Fährbooträuber. — Der Polizeiagent Van Bokkut und eine Excursion in die Schlupfwinkel des Verbrecherthums. — Die Logirhöhlen. — Van Bokkut und die Falschmünzer. — Water-Street.

Jede große Seestadt, zumal wenn sie den Charakter einer Hauptstadt trägt, hat das wenig beneidenswerthe Glück, der Sammelplatz von Schaaren derjenigen Menschenclasse zu sein, die der Engländer so treffend mit dem Namen von „Outlaws“, das heißt, „außerhalb des Gesetzes Stehenden“, bezeichnet. Solche Großstädte bieten dem Verbrecher einen reichen Spielraum und die leichteste Gelegenheit, in dem täglich landenden Menschengewirr die eigene Spur zu verwischen und der verfolgenden Gerechtigkeit ein Schnippchen zu schlagen.

Neben London, der großen englischen Hauptstadt, ist von jeher der Boden der Vereinigten Staaten das Eldorado der Verbrecherzunft gewesen. Und unter allen Städten der Union ist New-York die begnadete, nach der sich der Strom dieser transatlantischen Einwanderung lenkt. Wer nur erst einmal hier gelandet und den noch verhältnißmäßig heißen Boden des Schiffes verlassen hat, dem ist es ein Leichtes, in dem Häuser- und Menschengewirr zu verschwinden, um von einem sicheren Orte aus die „Sache“ eine Zeit lang ruhig anzusehen und Gras über die Geschichte wachsen zu lassen.

Wenn jedoch das Verbrechen ein solches war, welches nur Blut sühnen konnte, wenn ein Mord das bange Gewissen des Schuldigen belastete, so trug ihn das Dampfroß nach dem fernen, uncivilisirten Westen, wo kein Mensch sich um seine Vorgeschichte kümmert. Hier, unter den Bewohnern der Wildniß, bedurfte es nur kühner, frecher Menschen, die vor Nichts zurückschrecken, die Nichts fürchteten. Alles Andere war Nebensache. Freilich haben in letzter Zeit theils der Telegraph, theils der Abschluß von Auslieferungsverträgen zwischen den verschiedenen Regierungen, den Besuch des früher so sicheren Landes ziemlich mißlich gemacht und erschwert, und Mancher, der schon glücklich entronnen zu sein glaubte, wurde angesichts des rettenden Hafens festgenommen, wohl verwahrt und bewacht und mit eisernen Armbändern kostenfrei zurückbefördert.

So wurde Brüssel bekanntlich vor ungefähr einem Jahre durch eine grauenvolle That in Aufruhr versetzt. Der Chevalier de Bianco war ermordet in seinem Bette gefunden worden. Um jede Spur des Verbrechens zu verwischen, hatte der Mörder das Haus in Brand zu setzen versucht und war entflohen. Aber die schwarze That mißglückte. Der Leichnam verbrannte nicht, und der allgemeine Verdacht richtete sich sogleich auf den Kammerdiener des Ermordeten, einen gewissen Stupp. Als derselbe unter dem angenommenen Namen Vogt in New-York landete, wurde er sogleich festgenommen. Der Fall, so weit ein gewöhnlicher in der criminalistischen Praxis, wurde jedoch bald sehr verwickelt. Des Pudels Kern, der Vogt gestattete, so hartnäckig für seine Freilassung und für sein Leben zu kämpfen, ein Zufall, an den er sich wie der Ertrinkende an den Strohhalm klammerte, war folgender: Zur Zeit, als das Verbrechen begangen wurde, bestand zwischen Belgien und den Vereinigten Staaten noch kein Auslieferungsvertrag. Daher große Verlegenheit, als der belgische Consul die Auslieferung des Verbrechers verlangte. Nach langen Verhandlungen und nachdem die Anwälte des Beklagten eine enorme Summe von Scharfsinn und rabulistischen Kniffen aufgeboten, mußte der Richter, wenn auch mit schwerem Herzen, die Freilassung Vogt's anordnen, und derselbe wäre gerettet gewesen, wenn sich nicht Preußens Consul in's Mittel gelegt hätte. Zu seinem Unglück war der Mörder preußischer Bürger und Unterthan, aus Köln gebürtig, und da mit Preußen ein Vertrag bestand, so verlangte dieser Staat kraft desselben die Auslieferung. „Denn,“ hieß es in dem Antrage, „der preußische Unterthan sei dem Staate Rechenschaft schuldig für jedes von ihm, selbst im Auslande begangene Verbrechen.“ Der interessante Fall ist noch nicht erledigt, doch sollen die Actien für Vogt schlecht, sehr schlecht stehen. —

Obwohl nun mancher Verbrecher in New-York festgenommen und zurückspedirt wird, gelingt es dennoch einer großen Anzahl, durchzuschlüpfen und in Lande der Verheißung Hütten zu bauen, wo sie dann mit des Satans Hülfe ihr trauriges Gewerbe weiter treiben. Und es giebt wenige Städte der Welt, wo das Verbrechen so frech und ungescheut auftritt und wuchert, wie in New-York, wo viele dunkle, furchtbare Unthaten begangen werden, ohne daß „die Sonne sie an den Tag bringt“.

Einer der schlimmsten Tummelplätze des Verbrechens sind die New-Yorker Docks, welche die Stadt von Süden, Westen und Osten umgürten. Was hilft es, daß hier und da Polizeipatrouillen diese Gegend durchstreifen und viele Polizei-Agenten hier angestellt sind! Oede und finster, mit ihren zahllosen Schlupfwinkeln, liegen die Docks da. Die Wogen der Bai schlagen plätschernd an die ankernden, nach allen Welttheilen bestimmten Schiffe und nehmen gurgelnd die Unvorsichtigen auf, die sich hierher verlaufen und dem Verbrechen zum Opfer fallen. „Der Leichnam eines unbekannten Mannes wurde aus den Wassern der Bai gefischt,“ heißt es dann in den Zeitungen. Die Leiche wird in die Morgue geschafft, wo sie einige Tage liegt, ohne natürlich identificirt zu werden, bis endlich das Gericht die Todesnachau gehalten und den weisen Spruch abgegeben hat: „Tod durch Ertrinken“. Dann kräht kein Hahn mehr nach dem Todten, der ohne Sang und Klang begraben wird, während in der Ferne vielleicht ein angstvolles Mutterherz sich um den Verlorenen grämt und abhärmt und lange Jahre hindurch hoffend und harrend die Rückkehr des Lieblings erwartet, der ihre einzige Stütze. Nie, nie mehr wird er in die sehnenden Arme der Mutter zurückkehren.

Auf den die Hafenstadt umgebenden Gewässern der Bai, des Hudson River und des East River, jenes schmalen Meeresarmes, der Long Island, die „lange Insel“, von dem Continente trennt, treiben die Flußpiraten ihr gefahrvolles Handwerk. In stürmischen Nächten durchkreuzen sie in ihren kleinen, flinken Booten die Fluthen, stehlend, schmuggelnd oder raubend, und wehe dem, der sich ihnen in den Weg zu stellen versucht! Selbst der Hafenpolizei liefern sie bisweilen kleine Schlachten, in denen es selten ohne größeres Blutvergießen abgeht.

Zu den Schaaren derselben gehörten auch die beiden in diesen Tagen zu so großer Berrufenheit gelangten Hallunken Molser und Douglaß, die frechen Räuber des kleinen Charlie Roß aus Germantown, der Vorstadt Philadelphias. Ungeheures Aufsehen in ganz America hatte diese That gemacht, da sie am hellen Tage, gleichsam im Angesichte aller Bürger, ausgeführt worden war. So gut geplant hatten indessen die Beiden das Verbrechen, daß sie trotz der eifrigsten Nachforschungen der gesammten Polizeimacht unentdeckt blieben. Am Tage in einer Spelunke von New-York verborgen, durchkreuzten sie in dunklen, stürmischen Nächten den East River auf ihrer kleinen Barke, mit seltener Keckheit ihre Verbrechen ausführend und den Raub auf einer der unzähligen kleinen Inseln des Sundes bergend. Endlich aber hatte auch ihre Stunde geschlagen. Bei einem Ueberfalle der Villa des Richters Van Brunt in Bay Ridge wurden Beide erschossen. Bis jetzt aber ist noch keine Spur des unglücklichen Knaben aufgefunden worden, dessen Vater dem Wahnsinne nahe ist. — Eine dritte Classe von Mördern — und diese sind die gefährlichsten — sind diejenigen, die auf den Fährbooten in der Nacht ihr fürchterliches Gewerbe betreiben. Wehe dem Leichtsinnigen, der sich mit goldener Kette oder einem in die Augen fallenden Goldschmucke aus der sicheren Kajüte hervorwagt! Im Nu wird er rücklings gefesselt und beraubt, und mit halb ersticktem Schrei stürzt der Ueberraschte über Bord. Wann wäre wohl je einer dieser zahlreichen Morde an's Tageslicht gekommen? Das Boot fährt ruhig seine Bahn fort, und der Unglückliche ist verloren. Wieder giebt die Jury ihren Spruch ab: „Tod durch Ertrinken. Ursachen unbekannt“ — und Alles ist vorbei. —

Einen höchst interessanten Beitrag zu dem New-Yorker

Digitized by Google

Verbrecherleben liefern die Polizeiberichte für das Jahr 1874. Laut derselben beträgt die Gesammtzahl der Gefangenen, welche den Polizeirichtern während der Periode vom 3. November 1873 bis zum 31. October 1874 vorgeführt worden, 84,821, was, wenn man die Gesammtbevölkerung New-Yorks auf eine Million veranschlagt, eine Verhaftung auf je zwölf Personen ergiebt. Den General- und Specialassisen wurden von den Verhaftenen 8424 überwiesen, 7394 männliche und 1030 weibliche. Die größte Zahl der Angeklagten ist nicht über fünfundzwanzig Jahre alt. Bei einer solchen Lage der Dinge wird man wohl begreifen, wie wohlthätig der mit nächsten 1. Januar in Kraft tretende obligatorische Schulunterricht wirken wird.

Eines Tages entschloß ich mich, eine Tour durch die verrufensten Gegenden der Empire City zu machen. Ich hatte diesen Wunsch lange mit mir herumgetragen, ohne ihn jedoch ausführen zu können, als die Ankunft eines lieben Freundes meiner Unentschiedenheit ein Ende machte. Derselbe war auf dem Wege nach dem fernen Colorado und wollte sich nur wenige Tage in New-York aufhalten. Ich begab mich deshalb nach dem Stationshause des vierten Polizeibezirks, um den Capitain zu ersuchen, uns einen Polizei-Agenten zur Verfügung zu stellen. Es war ziemlich nebelig, und die grünen Laternen in Oak Street, welche das Stationshaus anzeigen, schimmerten nur schwach durch die dicke Luft. In dem großen Vorsaale saß hinter einem geräumigen, von zwei Lampen hell erleuchteten Pulte der wachthabende Sergeant, soeben beschäftigt, die Personalien einer alten, abscheulich häßlichen Negerin aufzunehmen, die ein Polizist vagabondirend und „zum Laster aufreizend“ aufgegriffen hatte.

Als ich nach dem Capitain fragte, wies er mich in die Nebenstube linker Hand.

So einfach und kahl der große Raum war, den ich verließ, so schmuck und reinlich war derjenige ausgestattet, den ich betrat. Capitain Williams, ein noch junger Mann mit hübschen, charaktervollen Zügen, saß in einem Stuhle und las die Abendzeitung, indem er dazu eine Cigarre rauchte. Mit der größten Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit gewährte er meine Bitte und schickte sogleich Boten nach dem durch seine Kühnheit, Kaltblütigkeit und Umsicht bekannten Polizeigenten Van Bokkirk aus.

„Ich bedaure nur,“ bemerkte er hierauf, nachdem er mich zum Sitzen eingeladen, „daß Sie nicht viel Sehenswerthes finden werden. Die schlimmsten Spelunken sind sammt und sonders aufgehoben, unter anderen die Logirhöhlen — mit einem andern Namen kann ich sie nicht gut bezeichnen — des vierten Stadtviertels, förmliche Löcher, in welchen dem, der sie betrat, Schlamm und Wasser bis an die Knöchel gingen. Aufrecht stehen konnten Sie in den wenigsten. In diesen Höhlen wurden des Nachts Stricke ausgespannt, auf welchen für die Besucher Betten zurecht gemacht wurden. Männer und Weiber lagen natürlich bunt durch einander. Der Preis für die Person betrug, wenn ich nicht irre, zwei Cents (achtzig bis zweiundachtzig Cents gleich drei Mark). Diese Löcher sind alle verschwunden, da sich herausstellte, daß sie gemeingefährlich seien und oft Epidemien sich von da über die Stadt verbreiteten.“

Ich fand diese Beschreibung eines Nachtlagers nicht gerade sehr idyllisch und konnte die Frage nicht unterdrücken, wer denn eigentlich die Kostgänger dieser prachtvollen Hôtels gewesen seien.

„Farbiges Volk,“ war die Antwort. „Es ist kaum glaublich, in welcher Unfumme von Unrath und Schmutz sich diese Race wohlfühlt. Höchst selten verliefen sich einige weiße Personen dahin. Außer diesen Höhlen gab es noch eine Anzahl anderer Locale ähnlicher Tendenz, aber wir haben das Geschäft zum größten Theile in die Luft gesprengt.“

Welcher Art dieses Geschäft war, wurde nicht weiter berührt. Da der Polizeigent noch nicht erschienen war, so machte Capitain Williams den Vorschlag, uns die innere Einrichtung des Hauses zu zeigen, was mein Freund und ich mit großem Danke annahmen. Wir besichtigten den Telegraphen, der mit dem Hauptquartiere in Verbindung steht, den höchst einfach möblirten Wartesaal für die Mannschaften und stiegen nach den Schlafstätten für heimathslose Personen hinauf, die zumeist im Winter stark benutzt werden. Wir traten in einen langen kahlen Raum, in dem sich hölzerne Pritschen befinden. Eine wollene Decke vollendet das Bett. Doch hat das Zimmer bei all' seinen Mängeln einen großen Vortheil für Obdachlose — es ist geheizt. Und wenn der eiskalte Nordwind durch die Straßen fegt und die Schritte der Passanten beschleunigt, dann sammeln sich jene unglücklichen Geschöpfe schaarenweise vor den Stationshäusern und bitten um Aufnahme. Leider erweisen sich diese Plätze bei großer Kälte meist als zu klein, und Manches muß mit schwerem Herzen, der Verzweiflung nahe, wieder abziehen. Wie sich von selbst versteht, sind die beiden Geschlechter streng geschieden und werden in verschiedenen Räumlichkeiten untergebracht.

Unter diesen primitiven Herbergen öffnete der Capitain eine schwere eiserne Gitterthür, die zu den Gefangenenzellen führte. Dieser Theil des Gebäudes ist von massiven Quadern aufgeführt. In den Wänden sind Nischen, in denen sich eine breite hölzerne Pritsche als Lager für den Gefangenen befindet. Außerdem sind in der Ecke eine Wasserleitung und eine Commodité angebracht. Die Nischen, die so groß sind, daß ein Mann sich zur Noth darin bewegen kann, werden wieder durch schwere eiserne Gitterthüren verschlossen. Obwohl ein kleiner eiserner Ofen in der Mitte des Ganges beständig feurige Gluthen ausbreit, ist doch die Temperatur dieser Zellen feucht und unangenehm. Die gewaltigen Quadern sind mit herabrieselnden Tropfen bedeckt und die ganze Luft ist modrig.

Als wir wieder in den vorderen Saal traten, wartete unser Führer Van Bokkirk bereits auf uns. Capitain Williams übertieferte uns demselben, und wir hatten allen Grund, mit ihm zufrieden zu sein. Van Bokkirk, ein geborener Amerikaner, ist eine schlanke, geschmeidige Gestalt, etwas über Mittelgröße. Ein wohlgeübter Ringer, schwarzer Schnurrbart giebt seinem Aussehen etwas Kühnes, zu dem auch der durchdringende Blick wohl paßt. Seine Erscheinung ist die eines Mannes, dem man nicht gerne als Feind gegenüber treten möchte. Alles an ihm ist Muskel, Kraft, Gelenkigkeit. Dabei ist sein Auftreten fern von jeder Anmaßung. Im Gegentheil machte sein fast bescheiden zu nennendes Wesen den besten Eindruck. Er trug einen einfachen, doch eleganten schwarzen Anzug, den er jedoch fest zugeknöpft hielt.

Als wir durch die nebligen Straßen dahinwandelten, war meine erste Frage an ihn, ob es ihm nicht mitunter unheimlich sei, so allein durch alle Verbrecherhöhlen zu gehen.

Es war ein feines Lächeln, das für den Augenblick auf seinem Gesichte spielte.

„Es ist dies eine Frage,“ antwortete er, „die mir sehr häufig vorgelegt wird, und sie ist auch wohl natürlich. Ich kann Ihnen indessen die Versicherung geben, daß ich selten das, was man Angst nennt, empfunden habe. Sie werden gewiß in den Blättern gelesen haben, daß ich schon zu verschiedenen Malen in recht heikligen Lagen war. Wirkliche Furcht erinnere ich mich nur einmal gehabt zu haben, und damals allerdings hätte ich nun mein Leben keinen Heller gegeben. Ich glaube, die Geschichte ist interessant genug, um sie Ihnen zu erzählen. Ich wurde im Jahre 1867 einer Falschverbaude nachgeschickt, der mir auf die Spur gekommen waren. Nach langen Forschen entdeckte ich endlich in dem kleinen Städtchen Houston in Texas die zwei Hauptgeschäftsführer der Bande, und es gelang mir, mit denselben in Geschäftsverbindung zu treten. Noch und noch hatte ich den Hallunken für circa zweitausend Dollars gefälschtes Geld, natürlich auf Staatskosten, ab, wobei ich ihnen fünfzehn Cents für den Dollar bezahlte. Sie sehen, das Geschäft war ein recht einträgliches. Dadurch hatte ich nun die Mittel in die Hand bekommen, die Burschen jeden Augenblick verhaften lassen zu können, aber dies genügte mir nicht. Mein Hauptbestreben war, das ganze Nest auszuheben, oder doch wenigstens die Platten in meinen Besitz zu bekommen. Lange unterhandelte ich vergebens. Endlich gaben sie nach und versprachen, mich mit sich nach New-Orleans zu nehmen, wo mir die Platten gegen den Preis von fünftausend Dollars ausgehändigt werden sollten.

Wir hatten uns bereits zur Reise fertig gemacht, als plötzlich, wie ich glaube, durch die Unvorsichtigkeit meiner eigenen Leute, die Brüder Wind bekamen.

Ahnungslos kam ich also eines Tages in ihre Wohnung, eine Dachkammer, als der Aeltere die Thür hinter mir zuschloß. Der Andere spielte mit einer Pistole und sagte kaltblütig: ‚Das Spiel ist zu Ende.‘ Gefangen in der eigenen Falle! Das Blut strömte mir heiß in die Schläfe. Es flimmerte mir vor den Augen. Da standen die beiden Schufte mir gegenüber,

Digitized by Google

beide mit Pistolen bewaffnet. Ein Schrei, ein Zeichen meinerseits, und ich war ein Kind des Todes. Zwar wußte ich, daß unten meine Leute auf mich warteten und daß mein Tod augenblicklich gerächt werden würde, aber dies war doch nur ein schlechter Trost. Was thun? Denen unten ein Zeichen geben, war nicht rathsam und hätte die Katastrophe nur beschleunigt. Ich sammelle also all' meine Willenskraft und setzte mich, so kaltblütig, wie nur irgend möglich, auf einen Stuhl, sie und fertig mit meinem Schlachtplane. So viele Minuten ich hier brauche, um Ihnen die Sache zu erklären, so viele spielte die Affaire im Ganzen. Alles folgte blitzschnell aufeinander.

„Schöne Gauner seid Ihr!“ erwiderte ich spottend. „Nicht nette Geschäftsleute! Aber ich hatte Vergleichen erworben sollen, als ich mich mit Euch einließ. Jetzt, wo Ihr das Geld aus mir herausgabt, wollt Ihr mich um meinen Gewinnst betrügen. Nun wohl, es sei! Hier habt Ihr Euer Geld zurück!“ Damit warf ich ihnen den Ballen, den ich stets bei mir in der Tasche hatte, vor die Füße. „Seid froh in dem Bewußtsein, mich übertölpelt zu haben!“

Die Wirkung meiner Worte war eine magische. Verdutzt schauten sich die beiden Spitzbuben an. Ich aber verfolgte rasch den errungenen Vortheil. Entschlossen stand ich auf. Ich sah, ich war gerettet.

„Deffnet die Thür jetzt und laßt mich gehen! Ich habe nichts mehr mit Euch zu schaffen,“ herrschte ich sie barsch und im Tone des gekränkten Biedermannes an.

Jetzt kam die Reihe des Triumphirens an mich.

Dem Gesichte der Verdutzung folgte das der Beschämung, einen dummen Streich gemacht und sich mit ihrem besten Geschäftsfreunde überworfen zu haben.

Fast mit Gewalt drangen sie mir meine falschen Banknoten wieder auf und baten mich um des Himmels willen, ihnen doch zu vergeben. Lange sträubte ich mich, endlich aber gab ich nach, da ich meinen Plan, die Platten zu erhalten, noch nicht durchgeführt hatte. Die Nacht verbrachte ich mit den Burschen, die von nun an blindes Vertrauen in mich setzten, indem wir von einem Spielhause in das andere zogen.“

Van Bokkirk wischte sich den Schweiß ab, der ihm bei der Erinnerung an diese Scene auf die Stirn getreten war.

„Nun? Und das Ende?“ fragte ich.

„Das Ende? Wie abgemacht übergaben sie mir in New-Orleans die Platten. Nach dem Neste der Bande zu forschen, hatte ich nach diesem kleinen Erlebnisse aufgegeben. Mein Leben war mir doch zu lieb. Deshalb begnügte ich mich mit den Platten. Ich legte ihnen die bedungene Summe auf den Tisch. Doch ehe sie dieselbe nehmen konnten, trat ich ihnen mit der gespannten Pistole entgegen, während auf meinen schrillen Pfiff meine Leute eindrangen. Es war auch dies nicht ganz gefahrlos, denn der eine hatte schon sein Pistol gezogen, wurde aber schnell entwaffnet. Beide wurden auf vierzehn Jahre eingesperrt.“

„Also“, beendete er seine Erzählung, „es giebt für uns nur eine Regel: Laß Dich nicht verblüffen! Wie man verloren ist, wenn man einer wilden Bestie nur die geringste Furcht im Auge zeigt, wo ein Zittern der Wimper zum Untergange führen kann, so ist es auch in unserem Berufe. Ein wenig moralischer Muth thut viel. Unterdessen stelle ich mich mit den Hallunken auf einen möglichst guten Fuß und — habe stets meinen Revolver in Bereitschaft. Apropos,“ fuhr er fort, „haben die Herren sich mit Revolvern versehen?“

Als wir dies bejahten, entgegnete er, es wäre nicht gerade absolut nöthig, aber gut sei es doch immerhin, wenn man einen „verläßlichen Freund“ bei sich habe.

Unterdessen hatten wir unsere erste Station, Water-Street, erreicht. In derselben, wie in der angrenzenden James-Street und Cherry-Street, befinden sich eine Menge Schifferkneipen, gemeine Spelunken niedrigster Sorte, in denen der Matrose seinen Vergnügungen nachgeht. Wir zahlten allein in Water-Street deren gegen dreißig.

Diese Localitäten sind alle nach der Straße zu offen. Eine grüne Jalousie, die jedoch unverschließbar und durch einen leichten Stoß zu öffnen ist, schließt die Blicke der Passanten aus. Aus dem Innern der Räumlichkeiten ertönt eine haarsträubende Musik, meist aus Harfe oder Banjo, Geige und Trompete oder Pickelflöte bestehend. Dazwischen erschallen laute Jauchzer, Schreie und Flüche in allen erdenklichen Sprachen.

Wir waren eben im Begriff, in eine dieser Localitäten zu treten, als dieselbe von innen mit großer Gewalt geöffnet wurde und ein englischer Matrose mit fabelhafter Geschwindigkeit hervorstürzte. Augenscheinlich war er durch einen wohlgezielten Tritt auf den Schwerpunkt seines Rückens so telegraphisch schnell befördert worden, daß er unserem Polizeiagenten mit seinem Kopfe, wie eine wohlgezielte Bombe, gerade vor den Bauch fuhr und diesen um ein Haar umgerannt hätte. Von unsichtbarer Macht dem Matrosen nachgeschleudert, kam der Hut hinterdrein geflogen. Mit ein paar freundlicht in der Eile ausgetauschten Flüchen trennten sich die beiden in einander gerannten Fahrzeuge wieder, und wir segelten in das feindliche Lager, indem unser Begleiter sich noch immer den Wagen trieb.

Ein Pionnier deutscher Kunst.

Niemals hatte das königliche Theater von St. James in London eine so glänzende Gemeinde in seinen Räumen versammelt gesehen, als am 2. Juni 1852. Die Königin Victoria war anwesend mit ihrem Gemahle, dem Prinzen Albert, und mit der Herzogin von Kent. Rings um sie reihten sich die Spitzen der britischen Aristokratie, schwere, alte Namen, wunderbare Titel und Würden, daneben reizende Frauen, Alles in festlichen Kleidern, ein glänzend bunter Anblick. Aber nicht blos Hoheit und Rang der Lebensstellung fesselten die Augen der Kundigen, auch die Aristokratie des Geistes und der Kunst war repräsentirt in ihren hervorragendsten Vertretern. In den „Private boxes“ des „Pit Tier“ saßen neben einander Chevalier Bunsen und Lord Egerton Ellesmere, Macaulay und Carlyle, Julius Benedict und Staudigl, Charles Dickens und Thackeray, am zahlreichsten aber waren zu schauen die Jünger der dramatischen Kunst, welche reservirte Sitze im „Dress Circle“ einnahmen. Die berühmtesten englischen Schauspieler hatten sich ein Stelldichein gegeben: M. Ch. Young, der beste seit den Tagen John Kemble's, Ch. Kean, Miß Helen Faucit, die bedeutendste Trägerin der Rolle der Ophelia, Ch. Kemble, Mrs. Martin, Miß Fanny Kemble, Sartoris, Mrs. Martin, Bartley, der große Polonius, Mr. und Mrs. Cooke, Mr. und Miß Walter Lacy, Addison, Anderson u. A. mehr. Frankreich war vertreten durch Levasseur, die Rose Chéri, Numa, die St. Georges, Lafont ꝛc., Deutschland durch Johanna Wagner, die Pianistin Wilhelmine Clauß — kurz, es war hier ein Parterre von Königen und Königinnen der Kunst versammelt. Der Vorhang rauschte in die Höhe: die Muse trat vor, im Gewande der Germania, den Eichenkranz im gelösten Blondhaar — und — zum ersten Male auf einer britischen Bühne — deutsche Laute schlugen tönend, Vielen fremd, an das Ohr der Zuhörer. Der Prolog begrüßte weihevoll Alt-England, seine kunstinnige Herrscherfamilie und das stammverwandte Volk. Dann drückte der Sprecher des Prologs einen Vorbeerkranz auf Meister William's Haupt, dessen Büste zwischen denen Goethe's und Schiller's die Bühne zierte. Das „God save the Queen“ fiel rauschend ein, und darauf leitete Beethoven's wunderbare Ouvertüre das eigentliche Spiel des Abends ein. Man gab den „Egmont“, die erste Darstellung des Gastspiels deutscher Bühnenkünstler in Großbritannien. Der Erfolg war ein ungeheurer, das Publicum enthusiasmirt bis zur Raserei; es regnete Kränze und Bouquets; die Heroverrase bei offener Scene wollten kein Ende nehmen. Am andern Tage waren alle Zeitungen voll von den Leistungen der Gäste. Die „German plays“ waren das Ereigniß des Tages geworden; die deutsche Kunst hatte einen der größten Triumphe gefeiert.

Sie hatte damit zurückzuzahlen begonnen, was sie vor nahezu zwei Jahrhunderten empfangen. Englische Komödianten waren es bekanntlich gewesen, welche in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in Holland und Deutschland das Schauspielwesen zuerst

Digitized by Google

zünftig gemacht, die Beschäftigung damit zu einem besonderen Stande erhoben hatten. Früher wurde das Völkschauspiel nur von Liebhabern gepflegt, welche oft Schutzgeld und Pechdraht zur Seite warfen, um sich den Cothurn unter die Füße zu schnallen, genau wie es uns Shakespeare in der Rupelkomödie seines Sommernachtstraumes so drastisch ergötzlich vor Augen geführt hat. Er selber, der damals fast unbekannte Schwan vom Avon, soll mit einer englischen Bande in Deutschland Gastrollen gegeben haben, doch ist dies wohl nichts weiter, als unverbürgte Sage. Ueber den Canal sind aber vor 1852 niemals deutsche Schauspieler gekommen, um ihrer Muttersprache und deren dramatischen Meisterwerken im Lande Shakespeare's Geltung zu verschaffen. Daher war das erste deutsche Theater in London, wie Eduard Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst mit Recht sagt, ein Vorgang, ehrenvoll und denkwürdig für die deutsche Kunst.

Die Idee zu der Unternehmung war ausgegangen von Dr. Heinrich Künzel, Professor der Geschichte, Literatur und Aesthetik am Polytechnicum zu Darmstadt. Es möge vergönnt sein, diesem bedeutenden Manne, dessen Name Tausenden wohl bekannt und auch den Lesern dieses Blattes nicht fremd ist, hier einen bescheidenen Denkstein der Erinnerung zu setzen. Er verdient ihn, wie Wenige. Denn wenn ein rastlos im Dienste der Menschheit hingeopfertes, reich begabtes, für alles Gute und Hohe begeistertes Leben dazu berechtigen kann, im Angedenken der Nachwelt zu leben, so darf sein Name nicht vergessen werden. Heinrich Künzel, geboren am 26. December 1810, war der Sohn schlichter, wohlhabender Bürgersleute, welche ihre Zeit verstehend, Alles daran wandten, ihren Kindern eine vorzügliche Erziehung angedeihen zu lassen. Nachdem er das Gymnasium mit hohen Ehren absolvirt — er ist namentlich schon als junger Mann ein Meister in Handhabung der Sprachen, alter und neuer, insbesondere auch der deutschen, gewesen — widmete er sich anfänglich dem Studium der Medicin, war aber zu sensitiven Gemüthes, um lange dabei auszuhalten, weshalb er zu demjenigen der Theologie und Philosophie überging mit der Absicht, sich später ganz dem Lehrfache zu widmen. Er studirte in Gießen und Heidelberg 1829 bis 1832; in letzterer Stadt erfreute er sich des regen Umganges mit Gervinus, Schlosser und Paulus. Nachdem er promovirt, trat er als Accessist ein bei der berühmten Hofbibliothek in Darmstadt, welche unter der Leitung seines Freundes und Gönners, Geheimraths Feder, eines seinerzeit bekannten Philosophen und Schriftstellers, stand. Die trockene Bibliothekarbeit im Bücherstaube würzte er durch gründliche Musikstudien unter dem alten Cantor Rinck, dem großen Organisten aus der Schule des Abts Vogler, und der beiden Weber, welche seinerzeit das kleine Darmstadt zu einer Heimstätte der Tonkunst gemacht hatten. Die leidigen Bibliotheksarbeiten sagten dem strebsamen Geiste des jungen Mannes übrigens nicht lange zu; er gab seine Stelle nach Jahresfrist auf und wandte sich nach Paris. Hier trat er in Beziehung zu allen hervorragenden Geistern der Zeit, insbesondere schloß er sich an die beiden Brüder Grafen Escudier, mit welchen zusammen er ein Musikjournal gründete; gleichzeitig ward er Mitarbeiter am „Constitutionnel" und an der „Revue des deux Mondes".

In diese Zeit fällt auch seine Bekanntschaft mit Anton Grafen Auersperg (Anastasius Grün), der ihm zeitlebens ein werther Freund geblieben ist, auch mit Heine, Börne, Constant, Hugo, Musset, Robier ꝛc. verkehrte er viel. Von großem Einflusse auf sein künftiges Leben waren die freundschaftlichen Beziehungen, in welche er zu Bunsen und dessen Familie trat; sie riefen ihn nach Großbritannien, welches von nun ab das Land seiner Vorliebe blieb. Er wurde mit den bedeutendsten Persönlichkeiten daselbst genau bekannt und bewegte sich in den höchsten Kreisen.

Mit Sir Robert Peel, Macaulay, Lord Brougham, Carlyle, Landseer, Benedict und Anderen stand er fortwährend in dem regsten Verkehre. In dem Bunsen'schen Cirkel lernte er fast Alles kennen, was England an Größen der Wissenschaft und Kunst besaß. Er wurde zum Local Secretary der Camden-Society ernannt, und ihm manche andere schöne Aussicht eröffnet, da zog ihn plötzlich ein Ruf in die Heimath, nach Frankfurt, wo er die Redaction des „Phönix" übernahm. Er führte sie jedoch nur ein Jahr lang, dann eilte er wieder über den Canal, warm empfangen von zahlreichen Freunden, welche ihn nunmehr für immer zu fesseln gedachten. Auf Veranlassung Bunsen's erhob ihn der Herzog von Sutherland, einer der reichsten und angesehensten britischen Peers, zum Erzieher seines Sohnes, des Marquis of Stafford, unter wahrhaft glänzenden Bedingungen, unter Anderem der Zusage einer Pfarrpfründe von achthundert Pfund Sterling nach Ablauf von vier Jahren. Allein in Künzel erwachte mit Allgewalt die Liebe zur deutschen Heimath. Er schlug das lockende Anerbieten zu Gunsten von Ritter Bunsen's ältestem Sohne aus und ward Lehrer am Gymnasium zu Worms mit dem überbescheidenen Gehalt von siebenhundert Gulden, bald darauf Professor der Geschichte, der deutschen und englischen Literatur an dem Polytechnicum in Darmstadt. Gleichzeitig wurde er zum Lehrer der Prinzessin Marie von Hessen, der jetzigen Kaiserin von Rußland, ernannt, welcher er mehrere Jahre hindurch Unterricht im Englischen und in den schönen Wissenschaften ertheilte, bis zu ihrer Verlobung mit dem Großfürsten Alexander. Bei angestrengter Berufsthätigkeit — denn für achthundert Gulden verlangt man dort schon etwas! — gab Künzel doch seine Beziehungen nach außen nicht auf, sondern unterhielt den regsten literarischen Verkehr. Er schrieb in fast alle bedeutenderen Zeitschriften des In- und Auslandes, ebenso war er bei jeder gemeinnützigen Angelegenheit des öffentlichen Lebens immer an der Spitze, der Erste mit Rath und That — aber der Letzte, wenn es galt einen Lohn oder eine Auszeichnung einzuheimsen. Diese hat er immer den Armen im Geiste überlassen. Ihm galt es um die Sache, nicht um blinkenden und klingenden Dank. Wie übrigens der letztere in jenen Zeiten aufgefaßt wurde, geht aus einem uns vorliegenden Decrete hervor, mit welchem das hessische Oberconsistorium für jahrelange, vielfache Bemühungen als Dolmetsch des Englischen ihm, dem Professor, dem Manne der Wissenschaft, die hervorragende

Dr. Heinrich Künzel.
Nach einer Photographie.

Digitized by Google

Gehaltserhöhung von fünfundzwanzig, sage fünfundzwanzig Gulden verlieh.

Seit dem Jahre 1845 war Künzel besonders thätig für das Auswanderungswesen; er agitirte mit aller Energie des ehrlichen Mannes gegen den sogenannten Adelsverein, der bekanntlich von Texas aus Amerika zur Monarchie überzuführen gedachte, und gründete im Verein mit Dr. Stricker in Frankfurt die Zeitung „Der deutsche Auswanderer", welche fünf Jahre lang erschien und viel Gutes gestiftet hat. Damals stand Künzel auch in engerem Verkehre mit dem alten Gagern in Dornau, von dem sich hochinteressante Schriftstücke in seinem Nachlasse vorfinden. Inzwischen war er mehrere Male wieder nach Frankreich und England gereist; in London trat er in Verbindung mit dem unternehmenden Buchhändler John Mitchell, der eben im Begriff war, eine französische Künstlergesellschaft auf die Bühne von St. James zu bringen, und welcher Künzel's Idee, ein deutsches Musterschauspiel in England einzuführen, mit Feuereifer aufgriff. So kam eines der für die deutsche Kunst ehrenvollsten Unternehmen zu Stande.

Welche Sorgen, Mühen, Plagen aber die Zusammenbringung eines solchen erfordert, kann nur Derjenige ermessen, der sich jemals mit Aehnlichem befaßt hat. Künzel hatte die gesammte artistische Leitung übernommen, die Engagements zu besorgen, die Auswahl des Repertoires zu treffen, die Theaterzettel zu verfassen wie den Prolog — kurz, er mußte Alles in Allem sein. Seiner fieberhaften Thätigkeit, seinem gereiften Kunsturtheile und dem Einflusse seiner allen Interessenten diesseits und jenseits sympathischen Persönlichkeit gelang das scheinbar Unmögliche. Das deutsche Schauspiel in London ward zum Ereigniß: es gelang glänzend in jeder Richtung. Emil Devrient war die bedeutendste unter den gewonnenen Kräften, der Hauptträger des Erfolges; neben ihm wirkten hervorragend Grans, Kühn, Lehfeld, Wisthaler, Denk, Birnstil, von Frauen Lina Schäfer, Frau Stolte, Fräuleins Eppert und Stromeyer. Der berühmte Maschinist Brandt vom Darmstädter Hoftheater leitete die Scenerie: als Musikdirector war A. Thomas engagirt. Vom 2. bis 30. Juni 1852 brachte die Gesellschaft an vierzehn Abenden die folgenden Dramen zur Darstellung: „Egmont" (zweimal), „Don Carlos", „Kabale und Liebe" (zweimal), „Der arme Poet", „Humoristische Studien", „Der gerade Weg der beste", „Der Majoratsherr", „Die Eifersüchtigen", „Hamlet" (zweimal), „Emilia Galotti", „Faust" (zweimal), „Die Räuber", dann in einer Matinee „Das Soloselbstspiel" und „Einer muß heirathen", endlich das dramatisirte „Lied von der Glocke" (zweimal). Mit jeder Vorstellung stieg der Enthusiasmus des Publicums. Dieses treffliche Zusammenspiel, in dem auch die schwächere Kraft ihren Platz mit voller Wirkung ausfüllte, dieses Maßhalten im Affect ohne Einbuße der Wärme, diese Schönheit der Sprache und der Bewegungen waren den Briten völlig neu. Prinz Albert hatte (in einem uns vorliegenden Briefe) davor gewarnt, Schiller's „Maria Stuart" zu bringen: die ganze Auffassung sei anti-englisch, das Kirchliche, wenn auch verstellt, ein Gräuel. Ebenso rieth er dringend davon ab, Stücke Shakespeare's in deutscher Sprache auf die Londoner Bühne zu bringen, er sei überzeugt, daß ein solcher Versuch verunglücken müsse. Nun, es wurde gewagt, und „Hamlet" hat unter allen Stücken, nächst „Faust", den glänzendsten Erfolg gehabt, wovon sich Niemand mehr freute, als der Prinz-Gemahl selber. Die Briten bewunderten nebenbei die Treue und Schmiegsamkeit der Schlegel'schen Uebersetzung, welche fast alle Zuhörer vor sich hatten; die strenge „Times" selber ließ sich zu dem Ausspruche herbei: „Die Deutschen sind das einzige Volk, welches übersetzen kann."

Der Earl of Ellesmere, dessen Kunsturtheil damals als das erste in England galt, schrieb noch der Aufführung gleich in der Nacht an Bunsen (der Brief liegt ebenfalls vor uns): „Ich bewahre eine treue, unauslöschliche Erinnerung an John Kemble, Young und den ältern Kean in der Rolle des Hamlet, ebenso habe ich Talma darin gesehen, der, trotz der schlechten Uebersetzung von Duval, darin seine großen Momente hatte. Ohne Bedenken stelle ich aber Emil Devrient über Alle. Er bringt die feinsten Spitzen des Charakters und der Situation mit einer Bravour zur Geltung, daß sich Shakespeare selber — dessen Geist heute zweifellos unter uns weilte — zum höchsten Beifall hingerissen gefühlt hätte, mit gleicher Vollkommenheit giebt er aber auch die ruhigeren, empfindungsvollen Stellen wieder. Die Monologe lassen absolut nichts zu wünschen übrig, weder von Seiten des Schauspielers noch des Uebersetzers. Die Belehrung der im Stücke auftretenden Mimen war gleichfalls ganz vollkommen, und um per saltum auf die übrigen Mitwirkenden zu kommen, so sage ich nicht zu viel mit der Behauptung, daß ich niemals die nebensächlichen Rollen so gut dargestellt gesehen habe; bei uns werden dieselben stets auch nebensächlich behandelt. Sie haben alle Ursache, stolz auf Ihr vaterländisches Theater zu sein, denn sich in Bezug auf höchste Kunstentwickelung kein anderes vergleichen kann, weder in London noch in Paris, obgleich letzteres die Nachel hat. Ich habe jene Zuhörer wahrhaft bewundert, welchen die schönen Klänge der deutschen Sprache geläufiger waren als mir, doch selbst trotz dieses fühlbaren Mangels haben die empfangenen Eindrücke mir wieder die Erinnerung an die besten Tage der englischen Bühne auf das Lebhafteste erweckt. Egerton Ellesmere. 18 Belgrave Square, 17. Juni 1852."

Man hätte glauben sollen, der außerordentliche Erfolg, den das deutsche Theater in London erzielte, habe auch seinem Gründer und Leiter nur Anerkennung gebracht. Dem war aber nicht so. Kaum zurückgekehrt, wurde Dr. Künzel von seiner vorgesetzten Behörde darüber zur Verantwortung gezogen, daß er es gewagt, ohne gnädige Erlaubniß der großherzoglich hessischen Oberstudiendirection während seiner Ferienzeit ein Pionnier der deutschen Kunst zu sein. Zwar vermochte man seinen dem verbohrten Jopsthum gegenüber glänzend ironischen Rechtfertigung nichts entgegenzuhalten, allein man verlagte ihm kurzweg im nächsten Jahre den Urlaub, und ein Anderer mußte die Leitung der zweiten Saison des deutschen Schauspiels in London 1853 übernehmen. Obgleich diesmal noch bessere Kräfte engagirt waren, neben Emil Devrient Dessoir, Gabillon, Fräulein Fuhr, und der Enthusiasmus des britischen Publicums ebenso groß war, wie im Jahre vorher, kam doch kein rechter Zug in dieses zweite Gastspiel; innere Zerwürfnisse brachen aus, und somit wurde die Idee der permanenten Einführung der deutschen Schaubühne in London wiederum begraben. „Die Seele fehlte!" hatte John Mitchell geschrieben — vielleicht hat er dabei an die hochpreisliche Oberstudienbehörde in Athen gedacht. Es ist noch zu bemerken, daß Künzel sich früher selbst dramatisch mit Erfolg versucht hat; sein Festspiel „Elisabeth" erwarb ihm schon 1836 die goldene Medaille von Königin von Preußen; ein anderes, „Mozart", kam zur wiederholten Aufführung.

Von nun an lebte Dr. Künzel vorzugsweise den Wissenschaften und einer außerordentlich regen gemeinnützigen Thätigkeit. Seine Schriften sind sehr zahlreich; er veröffentlichte vorzügliche Uebersetzungen von Benjamin Constant's „Adolph", Cooper's „Geschichte der amerikanischen Marine", Sheridan's Lustspiel „die Lästerschule", Bellstedt's „Reisen nach der Stadt der Khalifen", Charles Lamb's „Shakespeare-Erzählungen", Sir Robert Peel's „Leben und Reden" (dem Ritter von Bunsen zugeeignet). An selbstständigen Werken gab er heraus eine „Geschichte von Hessen", ein ebenso originales als höchst interessantes Werk, und das für die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges hochwichtige „Leben und Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen, des Eroberers und Vertheidigers von Gibraltar". Für das Letztere erhielt er die einzige Auszeichnung, welche ihm jemals für seine großen Verdienste wurde, den ebenso unfruchtbaren wie billigen Titel „Hofrath". Schon 1837 war Künzel dem Freimaurerorden beigetreten, in welchem er eine weit über die engeren Grenzen seiner Heimath hinausreichende Wirksamkeit entfaltete; abgesehen von einem größeren Werke über das Freimaurerwesen, hat er dasselbe oft zahlreichen Abhandlungen und Aufsätzen von jeder Seite beleuchtet und gefördert. Sein großes Talent ließ ihn auch in diesen Kreisen bald zum Mittelpunkte werden; längere Jahre hindurch war er Meister vom Stuhle, und seine Reformbestrebungen stehen bei den „Brüdern" in gutem Andenken. Auch als Dichter hat Künzel viel Schönes geleistet. Er ließ sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen, sein Talent in gebundener Rede hinausfliegen zu lassen; besonders waren es Festvereinigte, welche ihn zu zündenden Strophen begeisterten, denn er war ein deutscher Patriot im besten Wortsinn, ein freisinniger Ehrenmann, obwohl allem Unwahren und Unedlen Leider hat ihn seine große Anhänglichkeit an die engere Heimath

Digitized by Google

auch einem Localpatriotismus in die Arme getrieben, dem er seine beste Lebenskraft gewidmet hat ohne Dank und Entgelt.

Seit dem Jahre 1854 war Dr. Heinrich Künzel überaus glücklich verheirathet mit Elise Hamm. Seine Professur am Polytechnicum nahm ihn zwar, besonders im Verhältnisse zu dem damit verbundenen Gehalte, sehr in Anspruch, ließ ihm aber, bei seiner raitlosen Benutzung jeder Stunde, immer noch Zeit zu einer reichen literarischen Thätigkeit. Die hervorragendsten periodischen Organe, wie „Gartenlaube", „Unsere Zeit", „Ueber Land und Meer", „Allgemeine Zeitung", „Neue freie Presse" ꝛc. enthalten treffliche, öfters mit vieler Entschiedenheit den Nagel auf den Kopf treffende Aufsätze von ihm. Er hatte schon im Jahre 1839 Vorlesungen über Literatur eröffnet, später einen Cyclus über englische Sprache abgehalten, natürlich Alles ohne Anspruch auf irgend eine Gegenleistung; ebenso verdankt seine Vaterstadt ihm die dauernde Einführung eines Systems wissenschaftlicher Vorträge, seit 1866. Allen möglichen Vereinen hat er angehört: wo es galt, der Humanität eine neue Stätte zu gründen, das Schöne oder Gute aus dem Schmutze des Alltagslebens hervorzuziehen in's Licht, da war er stets einer der Ersten, Thätigsten, Opferwilligsten. Er gründete unter Anderem den Frauenverein „Charitas", welcher in der Stille viel des Guten wirkt; sein letztes Werk war die Bildung des Thierschutzvereins für das Großherzogthum Hessen.

Heinrich Künzel war ein wahrhaft edler Mensch, von Allen benutzt, von Vielen verkannt, von Wenigen so ganz gekannt, wie seine volle, reiche Seele es verdiente. Tausende leben heute noch, die „seiner Sitten Freundlichkeit erfahren". Hunderten hat er geholfen; sie auf den rechten Weg gebracht mit Rath und That; zahlreiche Schüler verehren in ihm den humanen Lehrer, der es verstanden hat, die trockene Materie zu durchgeistigen und Liebe in die Herzen der Jugend zu pflanzen; groß war der Kreis seiner Freunde und Bekannten in aller Welt. Die Nachricht von seinem plötzlichen Tode im besten Mannesalter hat daher Viele erschüttert. Der völlig gesunde und kräftig heitere Mann besand sich in einer heiteren Abendgesellschaft, in welcher er stets ein gern gesehener, belebender Gast war. Plötzlich brach er zusammen und war todt. Es geschah dies am 11. November 1873. Ihm ist der Heimgang leicht geworden, schwer aber lastet sein Scheiden auf Denen, die heute noch das Dasein ohne ihn kaum für möglich halten. Möge der bescheidene Gedächtnißzweig, den ich hiermit auf das Grab des braven Mannes lege, der mir näher stand als jeder Andere im Leben, dazu beitragen, bei den Vielen, die ihn gekannt und geliebt, die Erinnerung an ihn wach zu halten. Er hätte wohl ein anderes biographisches Denkmal verdient. Hier, in dem Blatte, das ihm vor Anderen werth gewesen, sei Heinrich Künzel's vorzugsweise gedacht als eines Pioniers der deutschen Kunst. **W. Hamm.**

Aus den Arbeitssälen des Kunsthandwerks.

Von Julius Lessing.

2. Die Goldschmiedekunst.

Wir haben in einer neulichen Besprechung der modernen kunstgewerblichen Bestrebungen gesehen, in welchem schwierigen Verhältniß die Kunst und die Mode zu einander stehen, wie schwer es ist, bei der Forderung einer künstlerischen Ausschmückung unseres Hauses überall den praktischen Bedenken und den zufälligen Strömungen des Geschmackes Rechnung zu tragen. Es kommt darauf an, im Einzelnen zu bewesen, wie das Handwerk sich aus der allgemeinen Verwirrung, welche auf diesem Gebiete jetzt herrscht, zurechtfinden und zu künstlerischen und zugleich brauchbaren Formen der Geräthschaften gelangen kann.

Wir möchten den Kreis dieser Betrachtung mit dem Goldschmucke eröffnen, nicht etwa, weil er das wichtigste Lebenselement unseres Gebrauches oder unseres Gewerbes wäre, sondern weil wir hier doch ungzweifelhaft es mit Stücken zu thun haben, bei welchen der reine Gebrauchswerth ganz in den Hintergrund tritt gegen die künstlerische Form, welche wir diesen Stücken zu geben haben. Bei der Wahl des Kleides, der Tapete, der Möbel mögen schließlich praktische Erwägungen so überwiegen, daß man selbst gegen sein besseres Gefühl die Rücksichten der Schönheit opfert. Es sollte so nicht sein, aber es ist doch entschuldbar. Bei der Auswahl eines Schmuckgegenstandes dagegen wird man sich der Verpflichtung nicht entziehen können, etwas wirklich Schönes und Geschmackvolles zu wählen. Sollte man es glauben, daß auch auf diesem Gebiete die ärgste Verwilderung herrscht, daß rohes Prunken mit dem Material an die Stelle der künstlerischen Durchbildung tritt?

Es ist in den letzten Jahren an manchen Stellen eine Wendung zum Besseren unverkennbar eingetreten, aber die große Mehrzahl, besonders der deutschen Erzeugnisse, bewegt sich noch völlig in der Verwahrlosung der letzten Jahrzehnte. Wenn man an unsere Schaufenster tritt, so ist bei den meisten der erste Eindruck der, daß mit der Masse des Goldes und der Steine geprahlt werden soll. Große uniformliche Stücke matten oder blanken Goldes, auf demselben ohne jede künstlerische Vermittlung möglichst kostspielige Steine in geistloser Anhäufung, das scheint das Vornehmste sein zu sollen. Schlimm genug, wenn der Begriff des Kostspieligen an Stelle des künstlerisch Werthvollen tritt! Das ist der Zustand der schnöden Barbarei, in welcher die Germanen vor zweitausend Jahren die kostbaren antiken Goldgeräthe einschmolzen, um sich fingerdicke Goldringe daraus zu schmieden, nach deren Gewicht und Anzahl sie den Glanz des Anzuges beurtheilten. Trotzdem war man in unserem Jahrhunderte so weit gekommen, daß man gelegentlich einen derartigen ganz glatten Reifen, der doch wenigstens keine Verzierungen enthielt, anderen Arbeiten vorziehen mußte, welche in grünlicher Verwilderung aller Ornamente jedem gebildeten Geschmacke Hohn sprachen.

Das Hauptunheil hat hier, wie auf vielen anderen Gebieten, die Maschine angerichtet. Man wollte billige Dutzendarbeit, hatte deshalb aufgehört, mit seiner Ciselirung und Löthung das Gold zu bearbeiten, und begnügte sich damit, die Stücke massenhaft aus eisernen Stempeln zu pressen. Hierin lag der Hauptfehler. Der hohe Werth und die schmiegsame Bildsamkeit des Goldes verlangen gebieterisch, daß man dieselben zu ihrem Rechte kommen läßt. Erst in der zierlichsten, liebevollen Ausarbeitung wird man den edlen Charakter des Materials erkennen. Selbst barocke und wunderlich phantastische Formen können hierdurch ihren Werth erhalten.

An Stelle der zierlich aufgelegten Blätter und Blüthen, der sein verschlungenen Schnörkel treten in der Arbeit des Stempels flache verweichlichte Formen. Mit dieser blosen Verschlechterung konnte man sich aber nicht lange begnügen. Man verlangte nach neuen Ideen. Um das Goldschmiedehandwerk neu zu beleben, suchte man statt in gesunder Ueberlegung und tüchtigen Arbeitern sein Heil in wunderlichen Einfällen. An Stelle geistvoller, auf die Form basirter Erfindung traten lächerliche Ausgeburten einer rohen Phantasie. Das ist die Zeit, in welcher ein Ledervriemen als passendes Vorbild für Goldarbeit erschien. Die rohe eiserne Schnalle, die eingebohrten Stiche des Sammes, die glatte wulstige Form mit scharf abgeschnittenen Kanten, welche bei einem Kofferriemen ganz natürlich ist, sollte nun auf einmal das Vorbild für die Arbeit im edelsten Metalle werden. An Stelle des zierlich geschlungenen Reifen und der zart verknüpften Bänder, an Stelle der fein gegliederten Ketten und anmuthigen Schlangenbildungen, mit welchen sonst der Arm einer schönen Frau geschmückt wurde, trat jetzt ein solcher Riemen aus Gold. Beim Armbande kann man die Verirrung noch begreifen. Das gemeinsame Motiv des Umschlingens mag den Anlaß gegeben haben — aber was hat der Ledervriemen, an einem Kettchen hängend, am Ohre zu thun? Wie kommt er dazu, flach gelegt, ein Medaillon bilden zu sollen?

Mit dem Ledervriemen zugleich erhielten wir die holde Schöpfung des Vorlegeschlosses als Brosche und Ohrring. Auf seidenen Kleidern und zart durchbrochenen Spitzen, zwischen blonden eigenen oder gelassten Locken durften sich diese Vorlegeschlösser schaukeln, deren Form so roh war, wie frühere Jahr-

Digitized by Google

hunderte sie selbst am eisernen Schlosse nicht gekannt und wie nur die moderne Maschine bei tausendfacher Wiederholung sie herzustellen pflegt. Ein ebenbürtiger Genosse dieser Vorlegeschlösser sind die Hufeisen in der Größe von einem Groschen bis zu einem Thaler; Jockeymützen, Reitgerten und Sattelzeug als Ohrring schließen sich demselben würdig an.

Hierbei sei, für die deutschen Frauen wenigstens, bemerkt: dieser Jockeyschmuck stammt, wie so vieles andere Gute und Schlechte, aus Frankreich. In Paris ist es üblich, daß die Damen für besondere Gelegenheiten sich Phantasietoiletten ersinnen: bei Kahnfahrten erscheinen sie in einer Art von phantastischem Matrosencostüm, bei Jagdgelegenheiten wird der Anzug mit der Darstellung von Jagdgeräthschaften geschmückt und bei den großen Pferderennen, bei denen Alt und Jung hinausströmt, die der Sammelplatz der ganzen und halben Welt sind, mögen denn auch als Phantasiestücke und Abzeichen der Huld, in welcher die edle Rennsgesellschaft bei den Damen steht, derartige Schaustücke getragen werden. Das ist ein halb scherzhaftes Vorgehen, dem Niemand seine Berechtigung absprechen wird, aber wenn die Französinnen wüßten, daß man diese Einfälle fliegen der Mode in Gold und edlen Steinen nachahmt und mit einem derartigen Schmucke in Theatern und Concerten, auf Promenaden und schließlich bei soliden Hochzeiten und Kindtaufen erscheint, so würden gerade sie, welche die Formen erfunden haben, die Ersten sein, welche uns über deren geschmacklose Anwendung verhöhnten.

Andere von den modernen Schmucksachen erscheinen ehrbarer. Dahin gehören die Armbänder in Manschettenform. Diese Idee, thöricht an sich, wird nun sofort in allen Consequenzen ausgebeutet. Die ursprüngliche Form der Manschette entsteht aus der Natur ihres Materials, welches aus Leinewand und Spitzen besteht; sie hat nur Sinn als Ueberschlag des Hemdärmels und muß ihrem Stoffe nach als zugehörig zu demselben erscheinen können. Nun aber trägt man die Manschette am bloßen Arme und noch dazu von Gold! In dem Golde ahmt man womöglich die Stiche und Nähte nach; durch Knöpfe und Knopflöcher soll Alles zusammengehalten erscheinen, was sich doch auf den ersten Blick als feste, unbewegliche Masse kennzeichnet. Schließlich vergißt man dann wieder, daß man eine Manschette nachahmt und setzt mitten hinein schwere Steine oder legt auch einen Balken quer darüber, der wiederum mit Steinen besetzt ist. Dieser Querbalken spielt überhaupt eine verhängnißvolle Rolle und legt sich ebenso rücksichtslos über Ohrgehänge, Halsschmucksachen und Medaillons. Daß man sich eine Spinne von bunten Steinen durch das Haar laufen läßt, daß eine Brustnadel wie ein Schweselhotz oder wie ein vierlöpfiger Hufnagel aussieht, der durch die seidene Binde hindurchgetrieben ist, darüber wundert man sich schon gar nicht mehr, sondern begnügt sich womöglich als eine hübsche neue Idee.

Was konnte uns nun aus dieser Verwilderung retten? Man wies auf die klassischen Vorbilder hin, und bald fand sich eine Reihe von Musterzeichnern und Fabrikanten, welche dieselben benutzten. Zuerst geschah dies ziemlich plump. Man nahm einzelne Ornamentformen heraus, Palmetten, Greifenköpfe, Sphinxe, die heiligen Käfer der Aegypter, die Scarabäen, und brachte dieselben ebenso zusammenhangslos auf den Reifen, Broschen und Ohrringen an, wie man es vorher mit den Jockeymützen und bunten Steinen gethan. Damit ist aber der Sache noch nicht geholfen. Nicht auf die Einzelheiten der griechischen oder ägyptischen oder sonst einer guten, als Vorbild empfehlenswerthen Kunstperiode kommt es an, sondern auf den Geist, in welchem jene alten Arbeiten erfunden sind. Verstehen muß man lernen, was an denselben Gutes ist, und diese guten Eigenschaften in geeigneter Weise für unsere modernen Zwecke benutzen. Nirgends ist dies leichter als auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst. Die äußerlichen Bedingungen sind seit der Zeit der Griechen wesentlich dieselben geblieben. Arm und Nacken unserer Frauen rundet sich in denselben Formen wie der jener Griechinnen, für welche die köstlichen Arbeiten ersonnen sind, die jetzt als edelste Vorbilder unsere Sammlungen zieren. Durch die lebendigen Locken der blonden Scheitel unserer Frauen läßt dasselbe Diadem sich flechten, dessen zerfallene Reste wir aus einem Grabe erhoben haben, einem Grabe, dessen Decke sich vor zweitausend Jahren über dem Antlitz einer Griechin geschlossen hat. Jene goldene Spange, die Jahrtausende im Grabe nordischer Hünen geruht, kann unverändert den Arm der letzten Enkelstochter schmücken.

Die Reform unseres Goldschmuckes ist davon ausgegangen, daß man unverändert die griechischen Vorbilder copirte. Castellani in Rom gebührt hierin das hauptsächlichste Verdienst. Er ist es, der die Arbeiter wieder herangezogen hat, und wunderbarer Weise hatten sich in den kleinen italienischen Felsennestern, an welchen die Cultur des letzten Jahrtausends fast spurlos vorübergegangen war, die Traditionen der alten Goldschmiedekunst erhalten, welche sonst in der ganzen Welt erstorben war. Aus Italien bekamen wir diese trefflich gelungenen Nachbildungen endlich wieder, jene Urtypen des menschlichen Schmuckes, welche seitdem eine heilsame Umwälzung zum Besseren angebahnt haben.

Und was ist es denn, wodurch diese griechischen Arbeiten so musterzültig werden? Es sind wie auf allen Gebieten des Lebens und der Kunst Einfachheit, guter Verstand und gerader rechter Sinn. Jedes Schmuckstück ist nur das, was es sein soll, und nichts anderes. Das hört sich so einfach an und scheint doch so schwer zu begreifen. Man sucht seine Absonderlichkeiten, sondern nimmt die Formen, die sich von selbst ergeben. Das Stirnband, wenn es durch die Haare geschlungen werden soll, ist ein glatter Streifen, von feinen Rändern eingefaßt, der mit werthvollen Stücken besetzt ist, die einfach neben einander gereiht sind, mögen dies Steine, Perlen oder sonstige Kostbarkeiten sein, aber es ist dafür gesorgt, daß die einzelnen Stücke im Zusammenhange ein fortlaufendes Band bilden. Soll dieses Stirnband nicht von den Haarflechten halb überdeckt sein, sondern sich frei über der Stirn erheben, so wird es zum Diadem, das nach oben aufstrahlend das menschliche Haupt krönend abschließt. Dann kann es nicht mehr ein glatt fortlaufendes Band sein, sondern muß, entsprechend der Form des menschlichen Hauptes, auf dem Scheitel einen krönenden Mittelpunkt haben; am unteren Rande wird der Abschluß gegen das Haupt durch kräftig ausgedrückte Querstreifen bezeichnet; darüber entwickeln sich die Blätter der Palmetten, in die Höhe wachsend und nur durch ihr eigenes Gewicht die Spitzen senkend, damit sie nicht lächerlich in die Höhe starren, sondern sich gleichsam leise wiegend, nicht unähnlich der Art der sie umspielenden Locken, das Haupt umgeben.

Wenn irgendwo, muß hier der Charakter der Schwere vermieden werden, falls er nicht beabsichtigt ist, um einen besonders monumentalen und majestätischen Eindruck hervorzubringen. Wie beim Diadem Alles in die Höhe strebt, wird sich beim Ohrgehänge Alles niederhängend und freischwebend zu gestalten haben. In anmuthigen Schwingungen soll das Gehänge die Bewegung des Kopfes begleiten und den Formen desselben einen zierlichen Abschluß gewähren. Hier ist Alles zu verbannen, was als schwer oder herabziehend erscheinen könnte, was eine horizontale, gleichsam seindlich gegen den Kopf gerichtete Bewegung anzuhmen könnte. Wie unendlich fein und geistreich sind hierbei die Griechen zu Werke gegangen! Hängende Knospen und Blüthen, vor Allem aber schwebende Figürchen liebten sie an dieser Stelle anzubringen und auch nur solche Figürchen, die als geflügelte Wesen von selber zu schweben schienen. Hier schaukelten sich anmuthige Liebesgötter, bald auf einer Taube, dem heiligen Vogel der Venus, reitend, bald die Flöte blasend, bald auch den Finger auf den Mund legend als zierliches Zeichen des Schweigens und gleichsam herausforderud zum vertrauensvollen Geständnisse. Auch die leichte Schaar der Siegesgöttinnen, geflügelte Genien, Kränze und Blumen tragend, sowie flatternde Vögel fanden hier ihre Stelle. Wie traurig voh und gedankenlos erscheint hiernehen fast Alles, was unser modernes Kunstgewerbe an eigenen Erfindungen zu bringen gesucht hat! Zu welche Verkehrtheiten ist man verfallen! Habe ich doch auf einer der Weltausstellungen in dem Kasten eines englischen Juweliers als Ohrgehänge Strickleitern gesehen, auf welchen kleine Matrosen, die Fahne schwingend, hinaufkletterten, und diese Stücke beanspruchten noch, jenen griechischen Gedanken in moderner Form ausgeführt zu haben.

Ebenso anmuthig, wie Diadem und Gehänge, war der Halsschmuck der antiken Kunst, ein Gelüge aus feingegliederten Ketten; geschmeidig genug, um der zartesten Biegung des Halses zu folgen und doch zugleich voll genug, um in fester Weise die Abgrenzung zu markiren, vertheilte er sich nach unten hin in ein Flechtwerk von Ketten und zierlichen Bommeln, welche glatt hängend eine fest geschlossene Masse bildeten, aber auf der

Digitized by Google

Moderne Goldschmuckmuster.
Entworfen von Martin Gerlach.

Digitized by Google

Wölbung des Halses aufliegend sich zierlich öffneten und, jeder Bewegung der Muskel folgend, sich in jedem Augenblicke theilten und wieder schlossen.

Ebenso sinnreich war das Armband erfunden. Eine Spange legte sich um den Arm entweder in den Windungen einer Schlange, deren Kopf und zierliches Schuppenwerk durch sorgfältig ausgeführte Arbeit bezeichnet war, oder in der Form eines Reifes, ähnlich wie das Stirnband, mit aufgesetzten Rosetten oder werthvollen Steinen geschmückt. Das Schloß bildete ein rundes, reichgeschmücktes Schild, oder es waren Köpfe, die sich in einander bissen. Manchmal bestand es aus runden Perlen oder ovalen Schildern, die an einander gereiht waren; stets aber war der Charakter des ringförmig Umschließenden gewahrt, so mannigfach auch die gegebene Form sein mochte.

Es giebt in den technischen Künsten, als deren Leiterin die Architektur dasteht, eine Reihe von Ausdrucksformen, welche man mit den Hülfszeitwörtern, mit den Präpositionen und Conjunctionen der Sprache vergleichen könnte. Das Sein, das Werden, das Oben und Unten, das An und Bei, das Herum und Zwischen — das Alles sind die Verhältnisse, welche sich in allen Kunstformen, beim größten Temvelbau, wie beim Kleiderschrank und beim Thering, wiederholen. Diese müssen klar und deutlich ausgedrückt werden, dann kann man nachher alle Details in freier Phantasie bilden, und diese klare Formensprache, diese verständige Grundlage ist es, die wir vor Allem aus der griechischen Kunst zu lernen haben. Unsern Schatz an Vocabeln können wir schließlich aus allen Sprachen und aus allen Zeiten bereichern, gewöhnlich aber geschieht bei uns Letzteres ohne das Erstere. Man greift beliebig hier ein ägyptisches, dort ein assyrisches, hier ein indisches und dort ein indianisches Motiv heraus und glaubt damit etwas gewonnen zu haben. Nichts hat man gewonnen als eine Neuigkeit, um Unwissende zu blenden. Der wirkliche Gewinnst bleibt immer nur der an Verständniß und gutem Sinn.

Das Gebiet, auf welchem eine Erweiterung zu suchen ist, wird vielmehr das der Technik sein. In der allgemeinen Verschlechterung unserer Goldschmiedekunst sind auch die feinen technischen Arbeiten, auf welchen der eigentlich reiche Glanz beruht, mehr und mehr verschwunden. Man begnügt sich mit der goldenen Platte und mit Steinen von bestimmtem Werth. Wie viel reicher waren andere Zeiten! Das Gold wurde selten allein, meist in Verbindung mit verschiedenfarbigen Materialien angewandt. Das Gold selbst nimmt verschiedene Färbungen an. Möchtich, hellgrün und blaßgelb mit einander verbunden, strahlt es in zauberischem Glanz. Hierzu fügen sich die farbig schimmernden Steine und vor Allem die fein aufgeschmolzenen Glasflüsse, die Schmelzfarben des Email. In feinen Fäden aufgezogen, spinnt und kroelet sich Silber und Gold in Filigranwerk zu zierlichen Schnecken und Maschen; in feinster Körnung giebt es der Oberfläche einen sammetweichen Schimmer. In den bunten Steinen reihen sich die Erzeugnisse des Meeres, die bläulich schimmernde Perle und die Koralle von blasser Fleischfarbe bis zum tiefdunkelglühenden Roth. Den figürlichen Schmuck geben die geschnittenen Achate und Muscheln im zierlichen Kameo; die bunten Steine und Glasstifte fügen sich im Mosaik zu graziösen Bildungen; auf der Emailplatte entstehen die feinsten und duftigsten Malereien. Alle diese Materialien wollen ihrem Werth und ihrem Charakter nach besonders behandelt sein; keines derselben ist dem andern in Form und Farbe, in Größe oder Leuchtkraft gleich.

Dem Brillanten mit seinen strahlenden, von allem Körperlichen gleichsam befreiten Feuer wird sich das werthlosere Metall beschieden unterordnen müssen. Die Fassung mag ganz verschwinden, damit die Steine wie Sterne aus den dunkeln Locken hervorleuchten. Bei der schweren Mosaikplatte wird der Rahmen voll und kräftig sein müssen, um die zusammengesetzten Steine gleichsam festzuhalten und die dunkle Masse des Grundes wirksam von der Umgebung loszulösen. Kleine an sich werthlose Steine und Perlen wird man in ein Netzwerk von goldenen und silbernen Fäden verstricken, damit sie, zusammengefaßt, als ein Ganzes wirken; die große Perle dagegen wird man möglichst von aller störenden Umgebung befreit erscheinen lassen. Die von der Natur gegebenen Formen der Perlen und Korallen werden ebenso viele Veränderungen hervorrufen und bedingen.

Hier ist das Feld, auf welchem Geist und Erfindungskraft des Goldarbeiters sich siegreich bewähren können, aber an den Grundformen der Stücke, auf welchen der eigentliche Ausdruck beruht, an dem künstlerischen Grundgedanken soll und darf man nicht ändern. Es ist ja natürlicher Weise nicht möglich, in diesen Besprechungen auf alle Einzelheiten einzugehen. Wir möchten daher auf ein Unternehmen hinweisen, das auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst mit gutem Willen und tüchtigen Kräften diesen verständigen Weg betreten hat. Ein in Berlin erscheinendes, in den Handwerkstätten der Juweliere sehr verbreitetes Blatt, „Die Perle", herausgegeben von einem anerkannt tüchtigen Musterzeichner, Martin Gerlach, welcher selber Juwelier von Fach ist, enthielt in seinen früheren Heften bis vor kaum einem Jahre nichts als die landläufigen Muster, welche wir in den meisten Juwelierläden zu sehen gewohnt sind. Seit Anfang des Jahres 1874 jedoch hat dieses Blatt eine vollständig andere Bahn eingeschlagen und zum ersten Male versucht, in fortlaufenden Veröffentlichungen der deutschen Goldschmiedekunst gute und shgierechte Muster zuzuführen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Anstoß hierzu von Niemand Geringerem ausgegangen ist, als dem Kronprinzen des deutschen Reiches. Auf die Zuschickung einiger Nummern des alten Blattes, welche demselben, als Gönner aller kunstgewerblichen Bestrebungen, vorgelegt wurden, erhielt der Herausgeber neben dem ehrenden Dank für die gute Absicht die kategorische Antwort, daß er sich doch besserer Muster befleißigen möge, und in Besitz dieses an die Cabinetsordres des alten Fritz erinnernden Schreibens hat der Herausgeber, mit Unterstützung des deutschen Gewerbevereins in Berlin, es nunmehr dahin gebracht, daß sein Blatt wirklich verständige und zugleich brauchbare Muster enthält, welche, ganz unabhängig von französischen Modejournalen, in selbstständiger Entwickelung gute Formen Anerkennenswerthes leisten, welches zugleich den Goldschmieden den Weg weist, wie sie mit Benutzung der gegebenen Muster Neues und Verständiges schaffen können. Die hier eingefügten Muster sind jenem Blatte entlehnt.

Ein Abenteuer in Santorin.

Ende der sechsziger Jahre, einige Monate, nachdem in dem Hafenbecken von Santorin die Knechte des Feuergottes ihre Thätigkeit wieder aufgenommen hatten und neben den zwei alten erloschenen Feuereilen auf Mikro und Nea Kaimeni eine neue entstanden war, kam ich an Bord der Fregatte N... nach Santorin. Wir ankerten ungefähr in der Mitte zwischen der Hauptinsel Thira und den großen Lavahaufen, welche unter dem Namen der Kaimeni-(verbrannten oder brennenden) Inseln bekannt sind. — Santorin bildet bekanntlich im Südosten des griechischen Festlandes mit Anaphi die südlichste Gruppe der Cycladen-Inseln; in nächster Nähe derselben liegen im Jahre 1707 mehrere brennende Krater aus dem Aegäischen Meere empor. Die Insel selbst hat die Gestalt eines nach Westen offenen Halbmonds oder der größern Hälfte eines ehemaligen Ringwalles, von dessen östlichem Theile ein großes, etwa ein Sechstel eines Kreises betragendes Bruchstück, die Insel Therasia, und südlich davon ein ganz kleines, der Felsen Aspro, übrig sind, so zwar, daß von Nordwesten her eine engere, von Südwesten eine weite Einfahrt, nur durch die kleine Felseninsel Aspro unterbrochen, in das Becken von Santorin führen, in dessen Mitte die drei Kaimeni-Inseln Mikro, Nea und Palaia Kaimeni liegen. Von diesen trägt Mikro Kaimeni einen alten erloschenen Eruptionskegel, zweihundertzwanzig Fuß hoch, dessen Aschenabrede schon etwas Vegetation zeigt; südwestlich von dieser Insel sehen wir Nea Kaimeni, nur durch einen schmalen Canal von der ersteren getrennt; zwei Eruptionskegel liegen in der Nähe, der eine dicht am Canal, viel jünger als der erstgenannte, aber auch erloschen (250 Fuß hoch), der andere, weiter abseits, ungefähr drittehalb

bis dreihundert Schritte vom Canal entfernt. Mit Ausnahme eines dritten, niedrigen Hügels stellt die Insel Nea Kaimeni ein unebenes Lavafeld dar, von zahlreichen Spalten zerklüftet, aus denen die gewöhnlichen vulcanischen Dämpfe, hier und da auch heiße Quellen, zu Tage kommen. Solche Quellen treten besonders in dem Canale zwischen Mikro und Nea Kaimeni unter dem Wasser auf, so daß daselbst längere Zeit hindurch dicht am Ufer eine kleine Bade-Anstalt bestand, die von Leidenden viel besucht wurde, während die nach Santorin kommenden Kauffahrer ihre Schiffe für einige Stunden im Canale über den heißesten Quellen zu vertäuen pflegten, um deren Boden von pflanzlichen und thierischen Parasiten reinigen zu lassen. Beiden Anwendungsarten der heißen Quellen machte der neue Vulcan ein Ende; er zertrümmerte die Badehäuschen und steckte ein Schiff in Brand.

Als die Fahrt nach Santorin beschlossene Sache war, stand auch sogleich bei mir der Entschluß fest, den Vulcan zu besteigen und ihm ein wenig in die Werkstätte zu gucken; zwei Freunde wollten mit von der Partie sein. Angelommen in Santorin, gewannen wir zwar bald die Ueberzeugung, daß dies kein so leichtes Stück Arbeit sei; bei einem Bade, das wir noch denselben Abend in der Nähe der unteren Canalmündung nahmen, beobachteten wir, daß der Vulcan in Zwischenräumen von fünf bis zehn, höchstens fünfzehn Minuten einen Ausbruch mache und daß die dabei ausgeworfenen glühenden Lavastücke zwar nicht mehr in den Canal, wohl aber bis an seinen Strand fielen, so daß wir, uns in der Mitte haltend und die heißen Quellen vermeidend, den ganzen Canal durchschwimmen konnten. Am Tage darauf wurde eine Probebesteigung der beiden erloschenen Kegel zur Recognoscirung vorgenommen; der von Mikro Kaimeni war leicht zu ersteigen. Seine Rinde gab dem Fuße nicht viel, stellenweise gar nicht nach; die Böschung war an der gewählten Stelle eine mäßige. Wir setzten nun über den Canal und bestiegen den zweiten erloschenen Vulcan, den Nachbar des jetzt thätigen; das ging schon minder leicht; denn die Abdachung war viel steiler, der Fuß sank tief in die feine Asche ein, und die dazwischen und darunter liegenden Lavastücke gaben meist nach, so daß das Vorwärtskommen ein äußerst langsames war. Zudem fielen, obwohl wir uns beim Aufstiege in der größtmöglichen Entfernung von dem thätigen Vulcane hielten, bei jedem Ausbruche kleine nuß- und selbst apfelgroße aber glücklicher Weise sehr poröse und darum leichte und auch schon ausgekühlte Stücke bis zu uns herüber.

Einer von uns — wir waren, wie gesagt, unser Drei — ließ sich muthlos von der halben Höhe nach Bergmannsart, aber ohne Bergleder, hinabgleiten, indem er uns durch das Getöse „Gute Unterhaltung mit dieser Thorheit!“ zuschrie. Wir Beiden, noch immer in der unbegreiflichen Selbsttäuschung, wir würden von der Höhe des Kraterrandes wenigstens hinüber in den Krater des andern Vulcans sehen können, krochen endlich auf allen Vieren vorwärts; denn gehend war kein Fortkommen mehr. Erst als wir nahezu oben waren, erinnerten wir einander lachend daran, daß ja unser Kegel um ein gutes Stück niedriger sei, als der Nachbar. Indeß eine Ueberzeugung verschaffte uns diese Kletterpartie doch, die nämlich, daß von einer Besteigung des Vulcans bei ruhiger Luft nicht die Rede sein könne, da die Auswürfe in so kurzen Zwischenräumen erfolgten und die massenhaft ausgeworfenen Trümmer glühender Lava und die heiße Asche gleichförmig rund um den Berg und auf seine Abdachung niederfielen; nur bei sehr starkem Winde konnte es möglich werden, auf der Luvseite hinaufzugelangen. Auf einen solchen Wind zu warten, hatten wir nun allerdings keine Zeit; der konnte möglicher Weise erst im Herbste genügend stark eintreten; zum Mindesten war er für die zwei bis drei Tage unseres Hierseins nicht zu hoffen.

Aber so ganz resultatlos durften wir doch auch nicht zurückkehren, wollten wir uns nicht dem schadenfrohen Gelächter der Zurückgebliebenen aussetzen, die uns von dieser Partie lebhaft abgerathen hatten. Etwas mußten wir erzählen können, was der Mühe des Anhörens werth war, und so beschlossen wir denn (zum Theil allerdings von falscher Scham, aber sicher auch von besseren Motiven getrieben), während der Besichtigung des alten eingestürzten Kraters, koste es was es wolle, mit möglichster Schnelle zu einer uns sichtbaren Spalte am Fuße des thätigen Vulcans hinzueilen, um von dort einige Stücke Gestein mitzunehmen, das von den ununterbrochenen Ausathmungen mit reichen Schwefelkrusten überzogen zu sein schien. Gesagt, gethan; wir hatten im Durchschnitte zehn Minuten Zeit zwischen zwei Ausbrüchen: ging es mit Glück, d. h. kam der nächste erst nach fünfzehn Minuten, so war ja gar keine Gefahr mit der Expedition verbunden; wenn er aber früher kam, nach acht, nach zehn Minuten, was dann? — Indeß beschlossen war es; zurücktreten wollte Keiner; also herab von dem Hügel und zu den Badehäusern! Von da waren, wie gesagt, auf dem nächsten Wege gegen dreihundert Schritt zu durchmessen — eine kleine Distanz an sich. Aber das Terrain war das schlechteste und hinderlichste, das man finden konnte, der Boden ganz mit scharfzackigen, hier und dort noch heißen Lavatrümmern bedeckt.

Nachdem der Trümmerregen nach einem Ausbruche in einem allen Badehäuse mit gewölbtem, halbunterirdischen Gelasse abgewartet worden war, machten wir uns auf den Weg. Die großen, scharfen und besonders die rauchenden Trümmer nach Thunlichkeit vermeidend, eilten wir, so gut es ging, vorwärts. Jetzt waren wir bei der Spalte; das Gestein um dieselbe zeigte die schönsten Schwefelüberkrustungen; lautlos, ein Tuch vor Mund und Nase, bemühte sich Jeder, schnell ein größeres Stück loszubrechen, ohne den Ueberzug zu beschädigen. Das unterirdische Getöse dauerte fort; hier hieß es rasch zu arbeiten; denn wenn die verhängnißvolle Stille eintritt, welche den neuen Ausbruch ankündigt, dann ist es zu spät zur Flucht. Jeder hatte endlich mit blutenden Händen ein schönes Stück losgebrochen; ich mahnte zum Aufbruche; der Andere wollte durchaus noch ein Stück haben — da tritt die bekannte unheimliche Stille ein; der Berg schweigt; in ein paar Secunden, längstens Minuten, wird mit einem furchtbaren Donnerschlage eine neue Ladung auffliegen — und dann wären wir verloren — fort also! —

Beide waren wir von der Raschheit der Flucht überzeugt, denn bevor wir noch ein Viertel der Entfernung zurückgelegt haben konnten, mußte der neue Ausbruch erfolgen, und daß von den Tausenden glühender Geschosse, die der Vulcan über die frechen Eindringlinge in sein Bereich ausschüttete, keines treffen sollte, war platterdings unmöglich; der Hagel war ein zu dichter — das hatten wir oft genug gesehen, besonders bei Nacht, da sich die leuchtenden Trümmer von dem dunklen Himmel besser abhoben, als bei Tage die schwarzen auf dem braunen Hintergrunde der gleichfeitig ausgestoßenen Aschen- und Rauchmassen. Allein so ganz ohne Versuch der Rettung sich erschlagen zu lassen, fiel uns beiden nicht ein — also fort, ohne eine Silbe zu sprechen, um den Athem zu sparen! Bei aller Anstrengung war ein Laufen nicht möglich; gegen das mit solcher Eile unvermeidlich verbundene häufige Niederfallen konnte nur vorsichtiges Springen schützen, und das ging so langsam vor sich, viel zu langsam für die Möglichkeit einer Rettung.

Das waren so unsere Gedanken während des Davoneilens; zur Mittheilung nahmen wir uns natürlich nicht die Zeit. — Und jetzt — wir hatten ungefähr sechszig bis achtzig Schritte zurückgelegt — ein Luft und Erde erschütternder Donnerschlag. Das Schweigen des Vulcans ist zu Ende; der Ausbruch ist da. In ein paar Augenblicken überschüttet eine glühende Lava Alles in weiten Umkreise, und uns mit. Wir Beide fendeten in diesem Augenblicke im Geiste den Lieben in der Heimath die letzten Grüße zu, da — erblicke ich einen Schritt zur Rechten eine schräg aus dem Trümmerwerke emporragende Felsplatte, groß genug vielleicht, um uns in dem Raume darunter, der nach der Gegend des Canals hin offen war, auszunehmen und zu decken; „Unter den Stein!“ rief ich dem Gefährten angstvoll zu, und es war die höchste Zeit.

Das Alles ist natürlich viel langsamer erzählt, als es vor sich ging. Im Nu waren wir Zwei, dicht an einander geschmiegt, unter der Felsplatte geborgen, da prasselte auch schon der glühende Hagel nieder, und der Boden dröhnte und zitterte von der furchtbaren Arbeit im Innern. Kopf und Gesicht mit den Händen vor den abprallenden Splittern deckend, die sparsam auch in unser Versteck drangen, kauerten wir da, vor den vernichtenden Würfen geschützt, wenn nicht etwa die Platte in Stücke ging, die bei dem unterirdischen Donnern mitdröhnte, als wollte sie bersten; dazu machten die auf und um die Platte niederfallenden Trümmer ein Gepraffel, wie viefaches Gewehrfeuer. Aber unser schützendes Dach hielt aus. Die

Digitized by Google

bangen Augenblicke, bis Alles niedergefallen war, dünkten uns so lang wie Stunden; die Luft wurde zum Ersticken heiß durch die von den Lavasplittern ausgehauchten Dämpfe, aber getroffen wurden wir glücklicher Weise nur leicht von kleineren Stücken, und endlich konnten wir uns hervorwagen; der Berg grollt fort; es fällt ein dichter Aschenregen, und nun heißt es, die Minuten nützen, bevor die nächste Stille eintritt.

Aufathmend, ein Jeder sein gerettetes Steinstück unter dem Arme, eilten wir in weiten Sätzen über die rauchenden Trümmer dahin, der schützenden Platte, undankbar genug, nicht einen Blick gönnend. Mit zerrissenem Schuhwerk, mit verbrannten und verwundeten Füßen kamen wir am Strande bei dem Badehäuschen an, warteten hier den nächsten Ausbruch ab und winkten dann unser Boot herbei, das jenseits des Canales in sicherem Bereiche gewartet hatte. Unser dritter Gefährte, der bei der Besteigung des alten Kegels von der Partie zurückgetreten war, versicherte uns, die peinliche Spannung, in welcher er sich befunden, als er sich vor dem Ausbruche in das Badehaus zurückzog und uns ungedeckt glaubte, könnte nicht geringer gewesen sein, als unsere eigene; er hatte das Felsstück wohl gesehen, aber von seinem Standpunkte aus nicht annehmen können, daß es Deckung biete, somit geglaubt, wir wären ungedeckt weiter geeilt, bis er wieder aus der Hütte treten konnte und uns unter der Platte kauernd sah.

Drei Jahre später besuchte ich abermals Santorin; der Vulcan hatte sich bis zu stundenlangen Pausen zwischen zwei Ausbrüchen beruhigt, und nun bot die Ersteigung gar keine Gefahr mehr.

Dr. Ott.

Blätter und Blüthen.

Bilder aus den Ostalpen. (Mit Abbildung, Seite 365.) Krain, durch seine Höhlen und Grotten und deren geheimnißvolle Bewohner ebenso berühmt wie durch seine unterirdischen Flüsse und periodischen Seen, ist trotzdem ein von den Touristen wenig besuchtes Land; es theilt eben das Schicksal der Ostalpenländer überhaupt, von denen in jedem Reisehandbuche zu lesen ist, daß sie viel zu wenig bekannt und besucht sind. Doch ist dieser Umstand von gewissen Gesichtspunkten aus nicht einmal gar so sehr zu beklagen. Denn seit Telegraphendrähte und Schienenstränge sogar schon auf Berggipfel hinauf führen und daselbst schwarzbefrackte Kellner in luxuriös eingerichteten Hôtels den Reisenden empfangen, seitdem ist der Besuch gewisser Punkte zwar in's Ungeheuere gestiegen, aber es ist doch sehr fraglich, ob nicht gerade durch diese modernen Zuthaten der Zauber unserer Berge theilweise sehr gelitten hat, ob wir auf solchen Aussichtspunkten noch dasselbe Entzücken fühlen, wie ehedem, wo vielleicht nur eine elende Sennhütte vor hereinbrechendem Sturm und Ungewitter Schutz bot. Ist doch die majestätische Ruhe, die Einsamkeit und das Schweigen des Hochgebirges, in dem uns Nichts an all das kleinliche Getriebe unseres Alltagslebens erinnert, nicht der unbedeutendste Factor jenes Entzückens, das uns Städter die Gebirgstouren allen andern vorziehen läßt.

Doch auch in den Ostalpen beginnt es anders zu werden. Von Jahr zu Jahr mehren sich auch dort die Touristen, namentlich seitdem die neugebauten Eisenbahnen den Besuch derselben so wesentlich erleichtern. Ueberall trifft man die Spuren der alles bessernden oder wenigstens bessern wollenden Hand des Menschen, und von manchen Punkten kann man schon heute sagen, daß sie in nicht gar ferner Zukunft von Touristen so überschwemmt sein werden, als lägen sie in der Schweiz.

Solche Punkte besitzt Krain mehrere, und unter ihnen steht Veldes wohl obenan.

Sieben Meilen nordwestlich von Laibach führt von der Rudolphsbahnstation Radmannsdorf-Lees ein guter Fahrweg in etwa einer Stunde nach dem genannten reizenden Badeorte. An dem Ufer eines kleinen fast viereckigen Sees, dessen Flächeninhalt schon ein bedeutender ist und dessen Wasser sich durch eine wundervolle Klarheit auszeichnet, erhebt sich eine senkrechte Felswand von circa hundertzwanzig Meter Höhe, die auf ihrem Scheitel das zwar alte, aber noch gut erhaltene Schloß „Veldes" trägt. Veldes heißt auch das am Fuße jenes Felsen gelegene Dorf und der See. Schloß, Dorf und See erhielten ihren Namen von dem vorhin erwähnten schroffen Felsen; denn „Veldes kommt von Velß oder Felß" sagt der gelehrte Valvasor, welcher vor mehr als zwei Jahrhunderten die noch heute unübertroffene Geschichte Krains schrieb, „die Nachkömmlinge aber haben das Wort verstümpelt und aus Felß Feldeß, wie es noch von etlichen aufgezeichnet wird, endlich aber Veldes geformirt".

Zum Schlosse, welches 1004 Kaiser Heinrich der Zweite dem heiligen Albuin, Bischof von Brixen, schenkte, führt an der Seeseite ein ziemlich steiler, schmaler Fußsteig hinauf. Oben angelangt, genießt man eine prachtvolle Aussicht auf den See und das denselben umrahmende Gebirge. Gegen Westen hebt sich der krainer'sche Bergriese, der dreigipflige Terglou weit über seine Umgebung empor; gegen Osten erblicken wir den gewaltigen Stou und die Kalkkolosse der Karawanken. Tief darunter aber liegt der liebliche See und in ihm eine kleine, grüne Insel, welche die Wallfahrtskirche zu „Unserer lieben Frauen im See" trägt. „Eine lustige Insel" nennt sie unser Chronist, „die gewißlich nicht ebenso sehr ihrer ausbündigen Anmuth und Schönheit, als ihrer übrigen Gelegenheit wegen für eine schöne Rarität der Natur mag gepriesen werden. Mit ihrer Schönheit erbuhlt sie zwar auch günstige Augen, darum weil sie erfreulich grünend und mit Wasser umringt einer grünseidenen Decke gleicht, die mit einer silbernen Einfassung umher geziert, oder einem Kleinode von Smaragden, die mit vielen Perlen umher besetzt sind. Weil aber mit solcher Lustbarkeit und Zier manche andere Insel mehr von der Natur beehrt worden, kann sie unter solchem Vorwande des Titels einer Naturrarität sich nicht berechtigen, sondern muß denselben mit einer anderen Gelegenheit und Bewandtniß erwerben, nämlich mit dieser, daß der See, welcher sie umfängt, grausam tief ist und sie dennoch nebst dem Kirchlein getreu mitten in seinem Schooße duldet."

Als ich das erste Mal gegen Abend über den See fuhr, fiel mir ein eigenthümliches Läuten auf, das von Zeit zu Zeit vom Thurme jenes Kirchleins herüberschallte. Auf mein Befragen erklärte mir der alte Krainer, welcher mich führte, in seinem gebrochenen Deutsch, daß dies die sogenannte Wunschglocke sei. Jedermann dürfe sie läuten, und was er dabei wünsche, gehe in Erfüllung. Der Kranke aber, der Genesung hoffe, müsse den Strang mit jenem Theil des Körpers ziehen, an dem er leidet, mit dem Arme, dem Fuße, den Zähnen etc.

Das Dorf Veldes ist zwar nur klein, hat aber einige Gasthäuser und eine Wasserheilanstalt, wo Freunde der Natur und des Seebades stets den erwünschten Comfort finden werden. Das herrliche Stückchen Land wird namentlich dem Nord- und Mitteldeutschen, welcher derartige Seethäler daheim nur selten findet, einen durch den Reiz der Neuheit doppelt erhebenden Naturgenuß bieten.

St. in G.

Noch einmal die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Als ergänzender Nachtrag zu dem in Nr. 6 unseres Blattes enthaltenen Artikel „Ein Triumph der Selbsthülfe" geht uns nachstehende officiöse Mittheilung zu:

„Im December 1874 fand in Nürnberg die statutarische Delegirtenversammlung der Genossenschaft statt. Von den hervorragenden Beschlüssen derselben sind zu erwähnen: 1) die Revision des Pensionsstatuts. Eine Commission ist gewählt worden — zu ihr gehören bedeutende Fachmänner und Mathematiker — welche zu prüfen hat, ob und welche Modificationen und Verbesserungen vorzunehmen sind. Die Commission hat ein neues Pensionsstatut auszuarbeiten und der nächsten Delegirtenversammlung vorzulegen. Auf Grund dieses neuen Pensionsstatuts soll dann die Verleihung des Corporationsrechtes nachgesucht werden. 2) Die Gründung eines Separationds zu genossenschaftlichen Zwecken. Diese Gründung wird bewerkstelligt durch eine Umlage innerhalb der Genossenschaft und hat zum Zwecke, die unvermeidlichen Verwaltungsausgaben der Genossenschaft nicht mehr, wie bisher, der Generalcasse aufzubürden.

Das Vermögen der Genossenschaft betrug laut Abschluß vom 30. November 1874:

Activa:	243,403	Thlr.	19	Sgr.	8	Pf.
Passiva:	41,735	„	26	„	4	„
Vermögen:	201,667	Thlr.	23	Sgr.	4	Pf.

Ein neues Dichtergrab in Thüringen. Der dramatische Verherrlicher seiner schönen, sagen- und geschichtereichen Heimath, Alexander Rost, ist am fünfzehnten Mai gestorben und am achtzehnten in den Friedhof Weimars gebettet worden, wo er bei Vielen ruht, deren Namen zu den Ehren Deutschlands gehören. Wie jeder Hochbegabte ist auch er zu früh geschieden; sein Geist und seine Schaffelust hatten Kraft und Vorrath noch für manches Jahr frohe Arbeit. Auch die Genugthuung der öffentlichen Anerkennung seiner Werke hob in der letzten Zeit mehr als je seine früher oft gedrückte Dichterseele, und das so spät gewonnene Glück des eigenen Herds schmückte seinen nahenden Lebensabend. Warum sollten wir's verschweigen, wie sehr es seinem bescheidenen Herzen wohl that, als die „Gartenlaube" ihren Lesern ihn im Bilde vorführte? Und als eine zweite Freude dieser Zeit pries er die Nachricht, daß sein letztes großes Drama „Der ungläubige Thomas" von dem Theaterpublicum der vorzüglichsten Bühnen, wie in Dresden, mit warmem Beifalle begrüßt worden sei. Ja, es ist gewiß, daß diese seine zwei letzten großen Freuden seinen letzten Stunden viel von der Bitterkeit alles Scheidens genommen haben. Möge die treue Liebe und Sorge, welche dem Dichter in seinem langen Leiden die nun verlassene Gattin widmete, dieser dankbar vergolten werden! Ihn selbst aber, unsern Alexander Rost, ehre die Bühne und das Volk durch treue Pflege und Verbreitung seiner Werke! Namentlich das Letztere würden wir als die würdigste „Liebesgabe" für den Dichter preisen, weit höher, als den Denkmalstein, mit welchem nur allzuoft die Theilnahme für den Todten sich für immer abfindet.

Kleiner Briefkasten.

M. Hansen in Saarlouis. Derartige Institute giebt es nicht. Lassen Sie aber den jungen Mann auf die Wanderschaft gehen! Er wird leicht in größeren Städten, wo sich Taubstummenanstalten befinden, Arbeit erhalten, falls er nämlich ein guter Arbeiter ist. In Leipzig, Berlin, Nürnberg, Dresden z. B. stehen in den besten Holzbildhauerwerkstätten Taubstumme in Arbeit.

M. Th. in New-York. Näheres über „Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Geraer Handelsschule", welches am achten October v. J. mit Glanz begangen worden ist, können Sie aus der Festschrift unter obigem Titel erfahren; dieselbe enthält außer der Rede des Begründers und Directors der Anstalt, Dr. Ed. Amthor's, auch den Festbericht.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. 1875.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 30 Pfennige.

Zwei Diener.

Eine Hofgeschichte aus der Patriarchalzeit.

(Fortsetzung.)

„Wer nichts wagt, gewinnt nichts," fuhr der Präsident in seiner Rede fort, „und ich mische die Karten diesmal so vorsichtig, daß ich nothwendig gewinnen muß. Der alten Närrin — ich meine die Oberlandjägermeisterin von Holderbusch — habe ich schon das Ehrenwort abgelockt, daß sie ihrem Sohne die heiß ersehnte Einwilligung nie ertheilt. Damit habe ich auch unseren Holderbusch senior in der Hand, denn er ist eben eine Null in seinem Hause. Handelt nun der Junker gegen den Willen der Mutter und des Vaters und scheint es auch nur, als habe er Dir dabei die Treue gebrochen, so wird unser biederer Graf ihm dies niemals verzeihn. Wenn dann die Comtesse dennoch auf ihrem Kopfe beharrt, so haben wir eben das Vorwürfniß, dessen ich bedarf. Willst Du also folgen, Hulda, und willst Du mein gutes Kind sein?"

„Ich? Nimmermehr!" erklärte die junge Dame entschieden. „Im Gegentheile, ich warne Dich dringend vor dem Betreten dieses wenig sauberen Pfades."

„So geh, geh, Du Närrin! Ich bedarf im Grunde weder Deines Raths, noch Deiner Hülfe. Geh!"

Schweigend und zu sich selbst versunken, verließ Hulda das Arbeitzimmer ihres Vaters.

Was war das? Hatte ihr der Präsident wirklich seine letzten Zwecke völlig enthüllt? Sie zweifelte. Was trieb den alten Herrn, nachdem er lange Jahre hindurch nichts gegen die verhaßte Comtesse zu thun gewagt hatte, jetzt so plötzlich zu diesem verwegenen Unternehmen? Dahinter waren sicher noch andere ihr unbekannte Gründe verborgen. Galt es einer besonderen Rache? Aber gegen wen und weshalb?

Diese Gedanken beschäftigten Hulda so lebhaft, daß sie den Vorsaal durchschritt, ohne den dort scheinbar mit dem Reinigen eines Kleidungsstückes beschäftigten Johann zu bemerken; dann verschwand sie in ihrem Zimmer.

Kaum hatte sich indessen die Thür hinter dem Fräulein geschlossen, so gab der Diener des Präsidenten seine Scheinarbeit auf, um hinter ihr her eine spöttisch höfliche Verbeugung zu machen.

„Es ist doch zu manchen Dingen gut, wenn man nicht von stiftsfähigem Adel ist," murmelte er dabei. „Hieße ich nicht Johann Schnabel, sondern etwa Hans von Schnabelheim, so hätte mich meine Unvorsichtigkeit theuer zu stehn kommen können. Wer hieß mich auch bis zum letzten Augenblicke an der Thür horchen! Unser liebes, bescheidenes Huldchen hat aber, Gott sei Dank, für Unsereinen keine Augen. Wir sind ihr eine Art lebender Maschinen, und sie bedauert nur, glaube ich, daß wir den adligen Menschenkindern dennoch ein ganz klein wenig ähnlich sehen. Was sie wohl sagte, wenn ich ihr ein Licht über die zärtlichen Herzensneigungen des würdigen Papa aufsteckte? Sie würde sich über die bürgerliche Stiefmama gewiß ganz außerordentlich freuen."

Johann klopfte leise und bescheiden an die Thür, die in das Zimmer des Präsidenten führte, und öffnete sie auch nach dessen lautem „Herein" nur soweit, als erforderlich war, um sich mit der Schmiegsamkeit einer Schlange durch den schmalen Spalt hindurch drängen zu können.

„Ah, ist Er schon wieder da?" fragte der Präsident, der bis dahin, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, im Zimmer auf und abgeschritten war und nun in stolzester Haltung dicht vor dem demüthig zusammengebogenen Diener stehen blieb. „Mit Seinen Ermittelungen wird es also verzweifelt windig aussehen. He?"

„Der Herr Präsident mag selbst urtheilen," entgegnete Johann mit dem Ausdrucke bescheidener Selbstzufriedenheit. „Zunächst weiß ich, daß der Junker von Holderbusch mit Demoiselle Hartmann heute ein Rendezvous gehabt hat."

„Das konnte ich mir allenfalls selbst denken, da sie in der Stadt ist. Weiter!"

„Ich ging darauf nach dem neuen Schloßflügel, wo die Zimmer der Comtesse liegen."

„Warum that Er das?" fragte der Präsident.

„Weil ich ein Stück von einer Unterredung mit angehört hatte, die zwischen unserem erlauchten Grafen und Herrn und —"

„Lasse Er hier die weitläufigen Titulaturen bei Seite!" unterbrach ihn der Präsident. „Er hat den Grafen und die Comtesse belauscht. Wovon sprachen sie?"

„Die Comtesse fand die ewige Geldklemme wunderbar und unbegreiflich."

„Natürlich, das ist ihr Lieblingsthema und damit hofft sie mich aus dem Sattel zu heben. Weiter!"

„Dann warnte sie den Grafen vor den Mittheilungen, welche der Herr Präsident höchsten Orts über den Junker von Holderbusch gemacht haben müssen. So dachte ich mir denn, daß die Comtesse selbst in ihrer Weise den Junker in das Verhör nehmen werde, um die Wahrheit zu erforschen, und blieb deshalb in der Nähe."

Digitized by Google

Der Präsident hob den Kopf. „Hoffte Er auch von dieser Unterredung etwas zu erlauschen?“

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädigster Herr, aber das Hochzeit geht dort nicht wohl an, weil die Kammerfrau Weiß und das neue Höfchen der Erlaucht Unsereinen nicht so nahe heranlassen.“

„Er müßte mit dem Höfchen ein wenig zu charmiren suchen.“

„Das habe ich auch versucht, unterthänigst aufzumerken, aber sie traut mir nicht.“

„Das kann ich der Kleinen nicht verdenken,“ lachte der Präsident in seiner rauhen Weise. „Ich thue es wahrhaftig auch nicht. Was hat Er also erfahren?“

„Daß der Jagdjunker eine halbe Stunde und zehn Minuten bei der erlauchten Comtesse gewesen ist.“

„Das ist im Grunde verzweifelt wenig,“ erklärte der Präsident geringschätzig. „Wenn Er noch weitere Lappalien dieses Schlages zu berichten hat, so fasse Er sich wenigstens kürzer!“

„Unterthänigst zu Befehl. Ich möchte darauf schwören, daß Mamsell Hartmann heute Nachmittag zur Comtesse in den Garten befohlen ist.“

Der Präsident trat einen Schritt vor. „Wie? Was? So weit wäre man drüben schon? Johann, wenn Er diesmal faselt und lügt!“

„Ertheilen auch hier der gnädigste Herr selbst! Unser Graf und Herr kommt heute wegen des Rittes nicht in den Garten. Der Boden muß dort unter den Bäumen noch feucht sein, und trotzdem ist das Kaffeegeschirr für drei Personen dort hinübergetragen worden. Da nun der Junker sofort nach der Audienz die Jungfer Hartmann aufgesucht hat, so —“

„Er hat Recht, ganz unzweifelhaft.“

„Ich habe auch hinter der Portierloge selbst mit angehört, wie Frau Weiß den alten schläfrigen Burschen zum Vertrauten dieses Geheimnisses machte. Nebenbei gesagt, sie sprachen dabei höchst despectirlich von meinem Herrn Präsidenten und der gräflichen Kammer.“

„Soll im Conto wohl vermerkt werden. Hat Er noch mehr zu berichten?“

„Ich bin zu Ende, gnädigster Herr.“

„Dann kann Er gehen. Da Er Seine Sache übrigens nicht ganz ungeschickt angefangen hat, so mag Er sich zur Belohnung oben auf der Bodenkammer einen von meinen alten Röcken aussuchen. Nun, was steht Er noch da?“

„Bitte unterthänigst um Verzeihung, aber wenn es dem Herrn Präsidenten gleich gälte, so wäre mir eine kleine Summe baaren Geldes weit lieber.“

„Er nimmt, was ich Ihm für Seine unbedeutenden Dienste biete, oder Er bekommt gar nichts. Marsch!“

Der Präsident schritt nach dem demüthigen Abgange seines Dieners noch einige Male schweigend im Zimmer auf und ab. Dann nahm er rasch entschlossen die über den jüngsten Wilddiebstahl eingegangenen Acten unter den Arm und verließ damit seine Wohnung, um nach dem Schlosse hinauf zu wandern.

Herr von Straff hatte schwerlich die leiseste Ahnung davon, welchen schlimmen Streich ihm inzwischen Johann, aus dessen dunklen Mardergaben heißer Rachedurst über getäuschte Hoffnungen sprühte, sofort nach seiner Entfernung aus dem Hause spielen würde. Er sah nicht, wie sein Diener in das Arbeitszimmer schlich und dort lange und aufmerksam den Papierkorb durchsuchte, bis er zuletzt auf dem tiefsten Grunde desselben ein halb durchrissenes, rosenfarbenes Papier fand. Er ahnte auch nicht, daß sein schlauer Diener diesen mit den Worten „Höchstverehrte Demoiselle Hartmann“ beginnenden Entwurf eines sehr zärtlichen Schreibens mit hämischem Lächeln überlas und dann das Papier wie zufällig in die auf einem Nebentische für das Fräulein bereit liegende Zeitungsmappe des Präsidenten gleiten ließ. Von alle dem ahnte der Herr Präsident nichts, sonst hätte er sich schwerlich mit dem Hauptmann von Fessenigk von den Gardegrenadieren, der ihn an der Hauptwache ehrfurchtsvoll begrüßte, in ein so heiteres Gespräch eingelassen und dann mit selbstzufriedenem Lächeln seinen Weg nach den Gemächern des Grafen fortgesetzt.

Max Theodor hatte es sich an diesem heißen Nachmittage möglichst bequem gemacht. Sein grasgrüner Jagdrock hing über der Lehne des mit einfachem Kattun überzogenen Sophas, und der Graf spazierte um in Hemdärmeln und aus der langen Lieblingspfeife rauchend behaglich durch das Zimmer. Er änderte auch diese etwas leichte Toilette durchaus nicht, als ihm der Präsident gemeldet wurde, sondern ließ ihn eintreten.

„Nun, mein lieber Straff, was bringen Sie?“ redete der Graf den Präsidenten an. „Hoffentlich nichts Uebles.“

„Durchaus nicht, Erlaucht. Ich möchte nur unterthänigst um die Erlaubniß bitten, an dem heutigen Ritte nach dem Hirschsprunge nicht Theil nehmen zu dürfen.“

„Das thut mir leid, Herr Präsident,“ entgegnete der Graf gütig. „Sie wissen, daß ich Sie immer gern um mich sehe. Ich kenne und ehre Ihren Diensteifer, aber lassen sich denn heute Ihre Geschäfte durchaus nicht aufschieben?“

„Es handelt sich um den gesangenen frechen Wilddieb, Erlaucht,“ entgegnete der Präsident. „Ich bin der Meinung, daß man das Eisen schmieden muß, so lange es noch heiß ist.“

„Lieber Präsident, ich kenne Sie. Sie werden dem Burschen schon so warm gemacht haben, daß die Hitze am Ende noch bis morgen vorhält.“

„Halten zu Gnaden, Erlaucht, wenn ich hier anderer Meinung bin. Ueber Nacht könnte er sich leicht anders besinnen und die weiteren Geständnisse, die ihm schon auf der Zunge schweben, besser zu bewahren suchen.“

„Nicht wahr, der Fall ist interessant, Herr von Straff?“ „Höchst interessant. Wenn Erlaucht einen Blick in diese Acten —“

„Herr, Acten!“ wehrte der Graf ab. „Berichten Sie lieber mündlich!“

„Nun wohl, die taufendfältige List, mit welcher sich der Verbrecher bisher unseren Nachstellungen entzogen hat, könnte man fast bewundernswerth nennen.“

„Sie machen mich neugierig. Wann ungefähr glauben Sie das Verhör beenden zu können?“

„Spätestens bis sechs Uhr Abends.“

„So! wissen Sie, am Ende — ja, am Ende gebe ich lieber den heutigen Ausflug auf, damit Sie mir sofort über den Fall berichten können. Ja, das wird das Beste sein. Wollen Sie also die Güte haben, den Ritt bei den Herren Cavalieren abzusagen zu lassen?“

„Zu Befehl, Erlaucht. Dieser Gegenbefehl wird ohnehin Manchem von den Herren recht erwünscht kommen, zum Beispiel unserm dicken Holderbusch.“

„O ja, wenn er nicht etwa schon eine neue kolossale Lüge ausgedacht hat, um uns damit zu trocknen. Ich glaube, er trägt die schwersten Unbequemlichkeiten leicht, wenn er nur eine seiner Münchhausiaden an den Mann bringen kann. Doch für uns ist die Leichtigkeit des Dicken nicht maßgebend. Ihr Fall interessirt mich mehr. Sagen Sie einmal, wie wollen wir diesen Widerer bestrafen?“

„Zehn Jahre Zuchthaus sind das Mindeste, Erlaucht.“

„Baß, drei Jahre genügen am Ende auch. Es ist eine lange Zeit, und das Leben im Zuchthause ist doch immer ein Stück Hölle.“

Der Präsident schwieg, wagte aber durch ein leises Kopfschütteln auszudrücken, daß er mit dieser Milde nicht einverstanden sei.

„Drei Jahre sind Ihnen nicht genug, wie ich sehe,“ fuhr der Graf fort. „Vielleicht mache ich Ihnen noch eine kleine Concession, denn ich gebe viel auf Ihr gerechtes Urtheil. Aber — aber, lieber Präsident, wir kommen jetzt doch öfter Zweifel, ob wir im Jagdwesen nicht überhaupt allzu streng sind.“

„Ich glaube aus den Worten Eurer Erlaucht die allzu milde Stimme der erlauchten Comtesse herauszuhören.“

„Ja, ja, so ist es auch. Meine Schwester muß von unseren eigenen geheimen Ausflügen nach den Revieren des Domänenraths Kunde erhalten haben; denn sie hielt mir dieselben neulich vor. „Wie würde es Dir dünken,“ sagte sie, „wenn man Dich selbst bei einer solchen Wilderei ertwischte? Wie maßlos unglücklich würst Du, wenn man Dich nur einen Tag der Freiheit berauben dürfte! Jener Wilddieb aber verging sich aus Noth, und Du allein um einer frevlen Lust am Unerlaubten willen.“

Der Präsident schlug, wie in maßlosem Erstaunen, die Hände zusammen.

Digitized by Google

„Was muß ich hören, Erlaucht!“ rief er dann. „Wie ist es möglich, eine Parallele zwischen meinem erlauchten Herrn und einem frechen Wilderer aus den niedrigsten Ständen zu ziehen? Gerade darin, daß jener Verbrecher aus gemeiner Habgier handelt, liegt ein so handgreiflicher und höchst wesentlicher Unterschied, daß ich nicht begreife, wie unsere erlauchte Comtesse denselben übersehen konnte. Erlaucht denken doch wahrlich nicht an Gewinn, wenn wir einmal einen unserer lustigen Streiche ausführen. Das geschieht, um etwas Würze in das stille Leben zu bringen, und vielleicht noch ein wenig, um diesem überreichen Hamster in Brandenfels ein Schnippchen zu schlagen. Wahrlich, Hartmann verdient diese milde Züchtigung schon für die Dreistigkeit, mit welcher er einst seine Hand nach unserer erlauchten Comtesse —“

„Still, um des Himmels willen!“ mahnte der Graf. „Wenn meine Schwester von solchen Motiven wüßte, so ginge es mir und Ihnen übel. Auch denke ich in Wahrheit um so weniger an eine kleinliche Rache, als ich selbst in dieser schlimmen Affaire, wenn auch als Kind, auf der Seite meiner Schwester gestanden habe. Warum überhaupt diese glücklich überwundenen und verjährten Dinge wieder auffrischen? Von etwas Anderem also, wenn's beliebt!“

Der Präsident verbeugte sich ehrerbietig. „Gestatten mir Erlaucht, jetzt wieder an meine Arbeit zu gehen!“ bat er dann. „Ich werde immerhin etwas eilen müssen, um zur bestimmten Zeit unterthänigst berichten zu können.“

„So gehen Sie mit Gott! Was mich betrifft, so werde ich, um den Nachmittag hinzubringen, meinen Kaffee bei der Comtesse nehmen. Wie wird Lottchen überrascht sein, wenn ich plötzlich im Garten bei ihr erscheine!“

Der Präsident mußte sich abwenden, um seine Freude über diesen Entschluß des Grafen zu verbergen. Gerade diese Ueberraschung der Comtesse und ihrer heutigen Gäste hatte er durch seine Mittheilungen bezweckt. Der Graf wurde leicht gereizt und jähzornig, sobald er sich irgendwie hintergangen glaubte. Wenn er nun heute nichts von den ergangenen Einladungen wußte und wenn er dann den Junker von Holderbusch und dessen Gefolge unerwartet im Garten der Comtesse fand, so sollte der in diesen Punkte höchst empfindliche Herr die Sachlage wahrscheinlich in ungünstigem Sinne auf.

Aber der alte Herr war listig und vorsichtig und sicherte sich, wo er irgend konnte, eine gute Rückzugslinie. Deshalb entschied er sich noch einer kurzen Ueberlegung dafür, dem Grafen zum Scheine von dem Besuche bei der Comtesse abzureden.

„Ich wüßte noch einen andern Vorschlag, Erlaucht, den ich ganz unterthänigst zu den höchsten Erwägungen unterbreiten möchte,“ sagte er demüthig. „Die Gewächshäuser für die Ananaszucht sind jetzt wegen der Menge der schönen Früchte wirklich sehenswerth. Wie wäre es, wenn Erlaucht dieselben heute besichtigten?“

Der Graf lachte hell auf.

„Ein vortrefflicher Vorschlag!“ rief er. „Sind Sie denn des Lukullus, Präsident, mich an einem heißen Tage, wie heute, noch in diese Dunstöfen kochen zu wollen?“

„Erlaucht haben Recht,“ gestand der Präsident ein. „Wie habe ich nur daran denken können! So möchte ich also einen Gang durch den Marstall oder —“

„Was birgt sich hinter allen diesen Vorschlägen?“ unterbrach ihn der Graf mit zusammengezogenen Augenbrauen. „Warum soll ich nicht dahin gehen, wohin mich mein Verlangen zieht? Haben Sie einen besonderen Grund, Straff, dann reden Sie offen! Ich verstehe mich nicht auf diplomatische Kniffe und Winkelzüge, wie Sie wissen.“

„Hier handelt es sich durchaus nicht um solche Künste, Erlaucht. Ich glaube nur die Erfahrung gemacht zu haben, daß Ueberraschungen nicht unter allen Umständen ertwünscht sein können.“

„Bah, das mag bei anderen Leuten wohl zutreffen. Charlotte und ich aber haben einander Nichts zu verbergen, Herr Präsident. Gerade Ihre Abmahnungen reizen mich, einmal zu sehen, wie dort eine Ueberraschung wirken mag. Ich gehe in den Garten zur Comtesse.“

4.

Der älteste Theil des Schwalbensteiner Schlosses war ehedem mit Wall und Graben und außerdem mit einer äußeren durch Thürme flankirten Mauer umgeben gewesen. Als aber im vorigen Jahrhundert der jetzt vom Grafen und seiner Schwester bewohnte neue Schloßflügel im magrsten Rococostile erbaut und hinter dem alten Schlosse ein weiter Garten in französischem Zopfgeschmacke hergestellt wurde, hatten die mittelalterlichen Befestigungen vor diesen Neubauten und Anlagen fallen müssen. Nur auf der Südseite des Schloßberges, wo er steil wie eine Wand zur Stadt hinabfällt, war ein Stück des Walles und Grabens um der herrlichen Aussicht willen erhalten geblieben, und hier hatte sich später die Schwester des Grafen das kleine Gartenparadies geschaffen, in welchem sie ihre Nachmittage zu verbringen pflegte. Auf den gewaltigen Grundmauern eines im Uebrigen abgetragenen Thurmes war auch der Pavillon Charlottens errichtet, das einzige Asyl des sonst in diesem nüchternen Schlosse so streng verpönten Luxus.

In der Nähe dieses großen und geschmackvollen Gartenhauses stand eine Gruppe prächtiger Ulmen und Kastanien, durch deren dichte Laubmassen selbst am heißesten Sommertage kein Sonnenstrahl bis zum Boden herabdrang, und hier hatte die Comtesse heute fürsorglich den Tisch aufstellen lassen, an welchem sie mit ihren beiden jungen Gästen den Kaffee zu nehmen gedachte.

Während aber Frau Weiß sich bald mit der Anordnung des kostbaren Geschirrs und des Zubehörs beschäftigte und dann wieder in die kleine am Pavillon angebaute Küche hinüber huschte, um mit ihren rundlichen, aber geschickten Händen den aromatischen Trank bestmöglich zu bereiten, hatte Charlotte mit den jungen Leuten sich vorläufig im Pavillon niedergelassen.

„Ich habe Ihnen meine Dienste als Helferin in der Noth angeboten,“ sagte sie, sobald der Junker und Anna in ihrer Nähe Platz genommen hatten, „aber ich habe noch nicht gesragt, ob Ihnen auch an diesem Beistande gelegen ist. Wollen Sie mich zur Alliirten oder nicht?“

„Ich sage Eurer Erlaucht unsern wärmsten Dank,“ erwiderte der Junker, indem er sich verbeugte. „Mit solcher Hülfe müssen wir siegen.“

„Ich danke Ihnen für dieses Vertrauen, Herr von Holderbusch. Aber bevor ich helfen kann, muß ich die ganze Sachlage genau kennen. Ihr Vater, mein Fräulein, wie ich ihn kenne, ist der Verbindung schwerlich entgegen.“

„Gewiß nicht. Er schätzt den Herrn Jagdjunker sehr,“ entgegnete die junge Dame.

„Gut, das vereinfacht die Angelegenheit wesentlich. Wir haben also im Grunde nur den Widerstand zu besiegen, welchen etwa die Eltern unseres Herrn Jagdjunkers uns bereiten könnten.“

„Der Hauptsache nach, ja. Wenn aber Erlaucht nur diesen Widerstand in das Auge fassen wollen, so dürfte unsere Rechnung schließlich zu einem falschen Facit führen,“ warf der Junker freimüthig ein. „Ich wenigstens fürchte noch mehr den Haß des Herrn Präsidenten.“

„Des Präsidenten?“ wiederholte die Comtesse. „Von seiner Abneigung bin ich unterrichtet und ihre Ursache verstehe ich vollkommen, besonders nachdem ich Fräulein Hartmann selbst kennen gelernt habe. Aber was um des Himmels willen kann Herr von Straff bei dieser Familienangelegenheit zu thun und zu sagen haben? Um gleich Ihnen freimüthig zu sein, will ich bekennen, daß ich unserm Herrn Oberlandjägermeister allerdings nicht den Muth zutraue, der zu einem ernsten Widerstande gegen das Drängen und die Einflüsterungen des Präsidenten erforderlich wäre. Ihre Frau Mutter aber scheint mir dazu völlig genügende Willenskraft zu besitzen, sobald sie nur selbst will. Irre ich mich hierin, oder nicht?“

Der Junker blickte, da er nicht sofort eine passende Antwort finden konnte, in leichter Verlegenheit zu Boden.

„Sie können und müssen auch in diesem Punkte völlig offen gegen mich sein,“ fuhr die Comtesse fort. „Ich verlange die volle Wahrheit, selbst wenn sie irgendwie mit meinem Bruder im Zusammenhange stünde.“

„Erlaucht haben genau den Punkt getroffen, um den sich mein Bedenken drehte,“ gestand Kurt.

Digitized by Google

„Sie glauben also, daß der Präsident Ihnen beim Grafen schaden wolle und könne? Wohlan, ich will diesen schlimmen Einfluß und diese üble Möglichkeit wahrlich nicht leugnen, verstehe aber trotzdem nicht, wie Beides Ihren Plänen hinderlich sein kann. Gesetzt auch den Fall, Herr von Straff vermöchte Ihr Avancement, trotz aller meiner Bemühungen zu Ihren Gunsten, zu verhindern, so bedürften Sie doch wahrlich eben dieses Avancements nicht."

„Erlaucht denken also an denselben Ausweg, der auch mir vor Augen schwebt," erklärte der Junker. „Dann allerdings bin ich fest entschlossen, im Nothfalle meinen Dienst aufzugeben und —"

„Halt, irren wir uns nicht, Herr von Holderbusch! Daran gerade dachte ich am wenigsten," fiel Comtesse Charlotte rasch ein. „Glauben Sie, unser Land vermöchte einen tüchtigen Beamten und unser kleiner Hof einen jungen Cavalier von Ihren Verdiensten so leicht zu entbehren? Nein, offen gesagt, ich dachte vielmehr, daß Sie nach Ihrer Heirath der geringen äußeren Mittel nicht bedürfen würden, welche Ihnen ein Avancement in unserm Dienste gewähren könnte."

Das Gesicht des jungen Mannes überzog sich plötzlich mit einem brennenden Roth.

„Erlaucht meinen hoffentlich nicht, daß ich heirathen und mich von meiner Frau ernähren lassen soll?" sagte er dann nach einer kurzen Pause, während welcher er mühsam seine Erregung zu bekämpfen gesucht hatte. „Nein, nein, Erlaucht, das ertrüge mein Stolz niemals; an dieser beschämenden Lage ginge ich sicher zu Grunde."

„O Kurt, wie können Sie so böse Dinge sagen!" bat Anna Hartmann, indem sie den Geliebten mit einem Blicke ansah, der alle ihre zärtliche Liebe, aber auch schon die Nähe von bitteren Thränen verkündete.

Die Comtesse aber legte ihre seine weiße Hand beruhigend und besänftigend auf den Arm des geängstigten Mädchens.

„Ruhig, meine Liebe!" sagte sie dann mit dem gütigsten Tone ihrer weichen Stimme. „Thränen beeinträchtigen den klaren Blick nicht blos äußerlich. Unser Junker hat ja im Grunde völlig Recht, und Sie dürfen ihm den echten Stolz, der jedem braven Manne geziemt, nicht verargen. Will Herr von Holderbusch sein ganzes Glück durch eigene Kraft verdienen, so können wir Beide ihn daran nicht hindern. Doch eine andere Frage ist mir wohl immerhin erlaubt. Sie sprachen, wenn ich nicht irre, Ihr Vertrauen auf meine Hülfe aus. Diesen Beistand könnte ich Ihnen nur leisten, indem ich meinen geringen Einfluß bei meinem Bruder gegen den des Präsidenten in die Wagschale würfe. Aber von welcher Art denken Sie sich unter diesen Umständen die Einwirkung des Herrn von Straff?"

„Ich befinde mich dieser Frage gegenüber in arger Verlegenheit," erklärte der Junker nach einer neuen Pause. „Erlaucht haben wohl schon gehört, welcher staatsgefährlicher Gesinnungen man mich beschuldigt, und werden also sicher glauben, daß ich nicht das mindeste Gewicht auf die Art von Adel lege, welchen nach der Meinung der Welt die bekannten drei Buchstaben verleihen sollen. Werden mich also Eure Erlaucht nicht mißverstehen, wenn ich gleichwohl jemals den Wunsch aussprechen sollte, daß auch noch diese Aeußerlichkeit zu dem innern Adel meiner Anna hinzukommen möge?"

„Sicher würde ich Sie auch dann nicht mißverstehen," erklärte die Comtesse mit einem gutmüthigen Lächeln. „Sie trügen damit nur den kleinen Schwächen Ihrer Mutter Rechnung."

Der Junker verneigte sich zustimmend.

„Ich gestehe gleichwohl, daß gerade dieser Gedanke in dem Hirne unseres alten Christian entstanden ist," fügte er dann zu seiner weitern Entschuldigung hinzu. „Ich selbst habe die Idee erst nach längerm Bedenken und Zögern und nur für den äußersten Nothfall, um meine Mutter nicht durch Aufgebung des Adels kränken zu müssen, adoptirt."

„Mich aber hat man deshalb gar nicht gefragt," warf Anna ein wenig schmollend ein. „Muß ich mich etwa wider meinen Willen adeln lassen? Oder glauben Sie, daß die Grundsätze meines Vaters auf so schwachen Füßen stehen, daß man ihn bei einer so wichtigen Frage nicht zu Rathe zu ziehen braucht?"

„Ah, unsere Kleine kann auch zürnen?" warf die Comtesse lächelnd ein. „Sie werden und doch nicht wegen dieser fast komischen Formfrage Schwierigkeiten bereiten? Wissen Sie etwa ein anderes Mittel, meine Liebe, durch welches der Widerstand der Frau Oberlandjägermeisterin gebrochen werden könnte?"

„Ich habe wenigstens darüber nachgedacht, Erlaucht. Mein Vater hat längst die Absicht gehegt, die Majoratsherrschaft des Generals von Holdebusch zu erwerben, und er hat deshalb viel mit dem jetzigen Inhaber, der auch dem Abschlusse nicht abgeneigt ist, über den Ankauf verhandelt."

„Der Ausweg ist nicht übel," träumte die Comtesse ein. „Es bedürfte also nur noch der Einwilligung des Herrn Oberlandjägermeisters, als einzigen Agnaten, und der Zustimmung meines Bruders, als Landesherrn. Mit dem Wegfalle des Majorats aber fiele auch die Ihnen so schreckliche Nothwendigkeit, sich adeln zu lassen, hinweg. Warum also ist dieser gute Plan nicht ausgeführt worden?"

„Weil der Herr Präsident vom Straff meinem Vater kurz und bündig erklärt hat, daß höchsten Ortes die Aufhebung des Majorats nie genehmigt werde."

„Oho, so entschieden? Ich denke, dieses Hinderniß wird nicht unbesieglich sein."

„Entschuldigen Erlaucht gnädigst, aber damit allein ist die Sache nicht abgethan," fuhr Anna fort. „Mein Vater möchte vorher unser Schloßgut in Brandenfels verkaufen. Am liebsten sähe er dasselbe in den Händen Ihres erlauchten Herrn Bruders, aber —"

„Halt! Hier irren Sie sicher, mein Kind," erklärte Comtesse Charlotte rasch. „Sie müssen Ihren Vater in diesem Punkte mißverstanden haben."

Ich glaube kaum, Erlaucht. Mein Vater hat noch vor Kurzem der gräflichen Kammer die günstigsten Bedingungen für den Ankauf gestellt, aber der Präsident hat sie in so schroffer Weise zurückgewiesen, daß es schwer hält, neue Anknüpfungspunkte zu finden. Man hat uns den Entwurf des Vertrages sogar zerrissen zurück geschickt."

„Ei, sieh da, sieh da!" rief die Comtesse im Tone ungewöhnlicher Erregung. „Was man nicht erfahren muß! Und uns berichtet dieser Herr Präsident das directe Gegentheil. Er sagt, die Bedingungen Ihres Vaters seien ganz unannehmbar gewesen."

„Urtheilen Erlaucht selbst! Mein Vater forderte für das Gut nur dreihunderttausend Thaler."

„Wie? für das Gut Brandenfels nebst allen Forsten?

„Für Alles. Er stellte nur eine Bedingung von ganz untergeordneter Bedeutung."

„Welche?"

„Daß ein alter Feldbirnbaum in unserem Parke niemals geschlagen werden dürfe. Der Birnbaum steht —"

„Hoch oben in Ihrem Garten, dicht an der Grenze," ergänzte die Comtesse rasch. „Es ist eine Rasenbank und ein steinerner Tisch darunter."

„Wie? Erlaucht kennen diesen unscheinbaren Baum?" rief Anna verwundert.

„O ich weiß noch mehr, mein Kind," fuhr die Comtesse erregt fort. „Ich weiß, warum Ihr Vater die Erhaltung dieses Baumes zur Bedingung des Verkaufs macht und weshalb der Präsident die Zusage verweigert. Doch kann ich Ihnen den Grund jetzt nicht angeben, so erstaunt Sie mich auch anblicken. Bitten Sie Ihren Vater selbst um die Erklärung und sagen Sie ihm, daß ich diesen Baum der Erinnerung unter meinen besonderen Schutz nehme! Ja, ich werde —"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Krankenheim am Ufer der Themse.

Ich will heute versuchen, den Lesern der Gartenlaube die Beschreibung eines neuen Hospitals zu geben, welches der Vollkommenheit seiner Einrichtung halber den bis jetzt existirenden ähnlichen Instituten an die Spitze gestellt werden kann, wenngleich ich nicht behaupten will, daß es an Raum das größte seiner Art sei.

Das Thomas-Hospital zu London wurde im Jahre 1213 gegründet und war ursprünglich ein Armenhaus. Am 13. Mai 1868

Digitized by Google

wurde von der Königin Victoria der Grundstein zu dem sich hauptsächlich an der Westminsterbrücke und dem Ufer der Themse erhebenden neuen Gebäude gelegt. Von diesem Tage an begann der Baumeister sein Werk, und nur den sonst übermenschlichen Anstrengungen desselben ist es zu danken, daß am 19. Juli 1871 der Verwaltungsrath in den Stand gesetzt war, das Hospital zu eröffnen, bei welcher Feierlichkeit wiederum die Königin anwesend war.

Die Totalsumme zur Herstellung des Hospitals, ausschließlich der Kosten für Grund und Boden, beläuft sich auf 524,940 Pfund und diese, mit Ausnahme von 100,000 Pfund, wurde von dem Capitale des Hospitals bezahlt. Letztgenannte Summe wurde geborgt und wird in dreißig jährlichen Raten abgetragen. Die auf diese Weise vorausgabte Summe, einschließlich der Zinsen auf 100,000 Pfund, stellt sich auf 7000 Pfund per Jahr. Dazu aber kommt jetzt wahrscheinlich noch eine weitere Summe von jährlich 3000 Pfund, da der Finanzminister das Hospital zur Erlegung von allen Staatsabgaben verurtheilt hat, welche sich in diesem Falle auf die angegebene Summe belaufen. Gegen dieses Gesetz hat der Verwaltungsrath natürlich appellirt — mit welchem Erfolge, wird sich demnächst zeigen. Die Einnahme des Thomas-Hospitals beläuft sich auf jährlich 40,000 Pfund; dasselbe besitzt viel Landeigenthum in London und erhält fortwährend mehr oder weniger große Schenkungen, sowie eine Anzahl jährlicher Subscriptionen. Die Einkünfte reichen aber kaum hin, um die Ausgaben zu bestreiten, die bei einer so großen Anstalt natürlich enorm sind. Eine Schenkung von fünfzig Guineen berechtigt den Geber, unter die „Governors“ aufgenommen zu werden, falls er erwählt wird; käuflich ist eine solche Ehrenstelle nicht.

Ich gehe nun zur inneren Einrichtung des Instituts über. Das Thomas-Hospital wird in neun abgesonderte Gebäude eingetheilt, von denen acht durch einen langen schnurgeraden Corridor verbunden sind. Man bezeichnet diese Gebäude mit dem Namen „Block“. Der Block Nr. 1 ist hart an der Westminsterbrücke gelegen, und die breite Eingangstreppe führt uns in das Comptoir des Hospitals. Der Secretär, die Buchhalter und der Schatzmeister nehmen die Hälfte dieses Gebäudes gänzlich ein, und von hier aus wird der kaufmännische Theil der Anstalt geleitet. Ein großes Zimmer dient zu den Versammlungen des Verwaltungsrathes. Der Vordertheil dieses Blocks wird von einigen Buchhaltern sowie von dem Schatzmeister bewohnt. Im Souterrain befinden sich Wohnungen für drei Portiers. Das eigentliche Hospital fängt erst mit Block Nr. 2 an.

Das Thomas-Hospital in London.

Dieser, so wie die folgenden fünf Blocks werden in vier Stockwerke getheilt. Die einzelnen Blocks dienen außer der Aufnahme von Kranken einer Reihe von anderen Zwecken; so enthält Block Nr. 3 die Augenklinik, Block Nr. 4 die Wohnung der Oberaufseherin, Block Nr. 5 das Bureau des Oberaufsehers, die Hospitalcapelle und die Wohnungen der Hausärzte und Block Nr. 6 die Küche. Das alleinstehende Haus Nr. 9 umfaßt die Schule für junge Aerzte, das Museum, die Bibliothek ꝛc. Das ist ein Ueberblick über die innere Eintheilung eines jeden Gebäudes dieses großen Hospitals, welches an sechshundert Kranke beherbergen kann.

Die einzelnen Gebäude sind hundertfünfundzwanzig Fuß von einander entfernt, mit Ausnahme von Block Nr. 4 und Nr. 6, zwischen welchen der Raum um fünfundsiebenzig Fuß breiter ist, da sich hier die Kirche (Block Nr. 5) befindet.

Jedes Krankenzimmer enthält oder ist wenigstens eingerichtet für achtundzwanzig Betten, ist hundertzwanzig Fuß lang, achtundzwanzig Fuß breit und fünfzehn Fuß hoch. Jeder Kranke hat demnach einen Raum von achtzehnhundert Kubikfuß. Jeder Block besitzt außer den großen Räumen noch einige kleine Zimmer mit je zwei Betten für solche Kranke, die man von den übrigen zu trennen für rathsam hält. Auch diese Patienten haben einen Raum von je achtzehnhundert Kubikfuß. — Die Krankenzimmer selbst sind wahre Muster von Reinlichkeit und Ordnung. Das Bettzeug könnte nirgends sauberer gehalten werden, und die Kranken dürften wohl schwerlich irgendwo liebevollere und aufmerksamere Pflege erhalten, als gerade hier. Dieselben sind weiß gekleidet. Die Bettstellen sind aus Eisen gefertigt, da diese sowohl leichter zu reinigen wie auch besser und schneller zu bewegen sind, als hölzerne Bettstellen. —

Die Kranken werden im Thomas-Hospitale der Pflege von englischen sogenannten „Nurses“ anvertraut, und diese erfüllen ihre anstrengenden, schweren Pflichten in der liebevollsten Weise. Die Kleidung dieser Pflegerinnen besteht aus einem dunkelblauen Anzuge; als Kopfbedeckung tragen sie ein weißes Häubchen. Das Hospital besitzt fünfzehn „Schwestern“, vierundzwanzig Tag- und dreiundzwanzig Nachtnurses, acht Extranurses, zehn Zimmermädchen und sechszehn Scheuerfrauen. Außer diesen hat man noch die sogenannten „Nightingale Nurses“, die seit etwa acht Jahren im Thomas-Hospitale zu tüchtigen Pflegerinnen herangebildet worden sind. Diese Mädchen bleiben zwölf Monate lang im Hospitale und werden dann als Krankenwärterinnen mit einem Zeugnisse entlassen, da man ein Jahr für genügend hält, um dieselben heranzu-

Digitized by Google

bilden. Die Nightingale-Nurses wohnen in einem eigenen Theile des Gebäudes, der sich zwischen Block Nr. 2 und Nr. 3 befindet. Der Name derselben stammt von der Gründerin, der bekannten Miß Nightingale, her, die sich um wohlthätige Anstalten sehr verdient gemacht hat. Diese Dame hat dem Hospitale eine Schenkung hinterlassen, für welche dasselbe vierzig junge Mädchen jährlich zu Krankenpflegerinnen heranbildet.

Die einzelnen ersten acht Blocks werden, wie schon vorhin gesagt, durch einen langen Corridor verbunden, dessen Länge eine viertel englische Meile beträgt. Es findet sich ein solcher Corridor im Parterre und im ersten Stocke, im Souterrain jedoch sehen wir einen langen unterirdischen Gang, der vom ersten bis zum letzten Blocke reicht. Wir wollen uns zunächst mit diesem Theile beschäftigen.

Unter jedem Blocke befindet sich ein großer Raum, der als Kohlen- und Vorrathskammer benutzt wird, sodaß jedes Gebäude vom nächsten gänzlich unabhängig ist und mit demselben fast gar nicht in Berührung kommt. Jeder Block hat seinen einen großen und einen kleineren Kessel und ebenfalls einen eigenen Ofen für jeden Kessel. Der große Behälter dient dazu, die Heizungsapparate mit heißem Wasser zu versehen, während der kleinere, dessen Feuer nie ausgeht, die Bade- und Waschzimmer speist. Bei kaltem Wetter wird das ganze Hospital mit Wasserheizung erwärmt. Gewöhnlich aber heizt man jedes Krankenzimmer mit je drei offenen Oefen; diese stehen in der Mitte des Raumes in Verbindung mit einer verticalen Röhre, die den Rauch entfernt. Die Heizungswerke sind von der großen Firma Haden und Sohn in Trowbridge ausgeführt worden und werden von den Aerzten als unübertrefflich gerühmt.

Jeder Block besitzt ferner zwei „Lifts“ oder Hebemaschinen, die mit Wasserkraft in Bewegung gesetzt werden und von Souterrain aufgehen. Die größere derselben kann sechs Menschen auf einmal heben, während die kleinere nur auf einen Centner berechnet ist. Erstere dient den Patienten, auch Kohlen rc. zur Beförderung, letztere dem Essen und leichteren Gegenständen. Diese Lifts sind im sogenannten hydraulischen Widdersystem gebaut. Das hierzu erforderliche Wasser hat einen Fall von hundertvier Fuß und befindet sich in großen Reservoirs unter dem Dache jedes Blocks. Jede Hebemaschine kann dreihundsechszig Fuß hoch steigen; der Wasserdruck ist fünfundvierzig Pfund per Quadratzoll. Die Lifts können an jedem Stockwerke angehalten werden. Diese Maschinen wurden von der in diesem Fache berühmten Firma F. Colyer u. Comp. hierselbst hergestellt. Vermittelst der größeren Maschine werden Todte aus den betreffenden Krankenzimmern in das Souterrain befördert, von wo aus man dieselben nach dem am äußersten Ende des unterirdischen Ganges gelegenen Todtenhause bringt.

Unsere Wanderung führt uns zunächst in das Parterre. Der Eingang befindet sich unter einem breiten hohen Portale und führt unmittelbar in die große Halle, wo die verschiedenen Marmorbüsten berühmter Aerzte aufgestellt sind. Hier ist auch der von der Königin gelegte Stein angebracht. Links liegt das Bureau des „Medical Secretary“; dem Eingange gerade gegenüber befindet sich das Bureau des Oberaufsehers; rechts und links führt uns der Corridor in die verschiedenen Gebäude. Alles was in das Hospital ein- oder aus demselben herausgeht, muß durch das Bureau des Oberaufsehers passiren. Die in das Hospital aufgenommenen Kranken haben sich hier beim Eintritte zu melden, und wird überhaupt das ganze Institut von hier aus verwaltet.

Wir wenden uns nun zunächst nach links und finden im ersten Blocke an dieser Seite (Nr. 6) die Küche, deren enormer Kochherd zwei Köche beschäftigt. Dieser Herd dient zur Bereitung der allgemeinen Kost, und von hier aus wird das Essen für die verschiedenen Blocks mit kleinen Rollwagen an seinen Bestimmungsort geschafft. Wenn ich sage, daß die Kochherde von der auch in Deutschland wohlbekannten Londoner Firma Benham und Söhne geliefert wurden, so bedarf es nicht der Versicherung, daß dieselben ausgezeichnet sind. In der Mitte der Küche steht eine große Tafel, auf der die verschiedenen „Formen“ für die Kranken angegeben sind. Dauebeu wird täglich bemerkt z. B. echt Portionen erster Form für Zimmer Nr. 9 rc. Dieser Formen oder Krankenkosten giebt es fünf, drei für Erwachsene, zwei für Kinder. Erstere werden eingetheilt in „gemischte“, „Milch“- und „Fieber“-Form. Letztere nennt man „gemischte“ und „Milch“-Form. Jeder eintretende Kranke wird auf Milch- oder Fieberkost gesetzt, bis der Arzt die für ihn passende Form anordnet.

Rechter Hand vom Eingange befindet sich die Wohnung der Oberaufseherin, die das weibliche Personal des Hospitales zu leiten hat. Außer ihrer Wohnung sind hier mehrere Zimmer zu Aufbewahrungsorten von Leinenzeug und Provisionen eingerichtet, für deren Inhalt die Oberaufseherin verantwortlich gemacht wird. Neben der Küche, zwischen Block Nr. 6 und 7, liegt ein sogenanntes „Operationstheater“; ein zweites findet sich zwischen Block Nr. 3 und 4. Letzteres dient für Frauen, ersteres für Männer. Zwischen den Blocks Nr. 3, 4 und 5 befinden sich die Augenklinik, die Zimmer des Wundarztes und die Wartezimmer derjenigen Patienten, die nur um Rath, nicht aber um Aufnahme in das Hospital bitten. Die hier befindliche Zahl von Betten beläuft sich auf siebenundzwanzig, wovon vierzehn männlichen, dreizehn aber weiblichen Patienten angehören.

Kranke, die nicht in das Hospital aufgenommen zu werden wünschen, gelangen durch den Eingang Nr. 2 zu den rechts gelegenen Zimmern des beaufsichtigenden Arztes, der dieselben untersucht. Er händigt jedem Patienten einen sogenannten „Krankenbrief“ ein, welcher auf sechs Wochen lautet, das heißt, der Patient darf jede Woche einmal kommen, um sich Rath und Medicin zu holen. Ist er nach dieser Zeit nicht curirt, so wird der Brief auf weitere sechs Wochen verlängert. Hauskranke erhalten ebenfalls Behandlung, Medicin und Kost frei, und nothdürftigen Leidenden werden Krücken, Schienen und Bandagen geschenkt.

Zwischen Block Nr. 7 und 8 befindet sich die Wohnung der Gehülfen der Hausärzte. Dieselbe besteht aus etwa vierundzwanzig Zimmern, nebst Badezimmern und dergleichen, und hat einen besonderen Eingang C. Die Zimmermädchen, Nurses, Schweerfrauen rc. wohnen in den unter dem Dache belegenen Wohnräumen.

Bei gutem Wetter wird es den Kranken erlaubt, in den kleinen Gärten des Hospitals umherzugehen; ist es dagegen rauh oder naß, so dient ihnen der lange Corridor des ersten Stockwerks zum Spaziergange. Wie schon gesagt, verbindet derselbe die einzelnen Blocks, und um es den Kranken zu ermöglichen, sich hier Bewegung zu machen, hat man die Seiten desselben mit hermetisch schließenden Fenstern versehen. Um neben dem leiblichen auch das geistige Wohl zu berücksichtigen, werden hin und wieder gute Bücher gereicht, oder die Nurses lesen ihren Schutzbefohlenen vor, während am Sonntag in der im ersten Stock des Blockes Nr. 5 belegenen Kirche von dem Hausgeistlichen Gottesdienst abgehalten wird. Diese Capelle enthält dreihundert Sitze, und auch hier werden die Männer von den Frauen getrennt. Die Aerzte des Hospitals haben der Kirche eine Orgel zum Geschenke vermacht. Das Innere der Capelle ist einfach, aber geschmackvoll verziert; auch hier findet Wasserheizung statt.

In einem Hospital, namentlich in einem solchen ungeheuren Gebäude, wie es das Thomas-Hospital ist, muß es natürlich von Wichtigkeit sein, eine Ventilation anzubringen, die bei jedem Stande des Wetters gleichmäßige Dienste leistet. Diese Aufgabe ist hier glänzend gelöst. Jedes Gebäude ist auch in dieser Hinsicht von den übrigen unabhängig. So weit es möglich ist, läßt man die natürliche Ventilation zu, für kalte, stürmische Tage aber hat man die vollendetsten Ventilationseinrichtungen getroffen und zwar mittelst einer Anzahl von Luftröhren, welche von Zink gearbeitet sind und die Dünste des Krankenzimmers durch das Dach entführen, während von Souterrain aus frische Luft durch andre Röhren in die verschiedenen Räume gepumpt wird. Die Wasch- und Badezimmer und die Wasserclosets befinden sich am Ende eines jeden Raumes in den hervorspringenden Theilen; um jede Ausdünstung zu vermeiden, hat man zwischen den Closets und den Krankenzimmern einen kleinen, leeren Zwischenraum angebracht, der an beiden Seiten mit Fenstern versehen ist. Ferner befindet sich in diesem Theil eines jeden Gebäudes eine lange, bis in das Souterrain führende Röhre, die dem schmutzigen Leinen rc. zur Beförderung nach unten dient. Eine zweite Röhre, ebenfalls hier angebracht, beseitigt den Kehricht.

Am Eingang in die Krankenzimmer bemerkt man drei kleine

Digitized by Google

Räume; der erste gehört der betreffenden Aufseherin an, der zweite dient dem besuchenden Arzte als „Audienzzimmer“; hier nimmt derselbe den Bericht der Aufseherin entgegen. Der dritte Raum enthält eine kleine Küche. Wie schon vorhin bemerkt, bereitet man in der großen Küche nur die allgemeine Kost, wird aber für den einen oder andern Kranken vom Arzt etwas Besonderes verordnet, so wird dies hier sofort gekocht. — Der Fußboden jedes Krankenzimmers ist mit Eichenholz getäfelt, und die Wände sind mit dem wohlbekannten Keene'schen Cement bedeckt.

Um einen etwaigen Ausbruch von Feuer sogleich dämpfen zu können, sind in jedem Gebäude die umfassendsten Einrichtungen in Bezug auf Löschapparate getroffen worden. Wasserröhren, die an fast jeder Stelle geöffnet werden können, und Schläuche, die sich in einer Secunde befestigen lassen, findet man im ganzen Hospital vor. Die Wasserreservoirs zu diesem Zwecke sind von den übrigen gänzlich abgesondert und befinden sich in dem Thurme jedes Gebäudes; sie werden durch eine eigne Leitung der Vauxhall-Wasserwerk-Gesellschaft gespeist. Durch das ganze Gebäude sind Telegraphendrähte gelegt worden, so daß man von jedem beliebigen Punkte aus in die verschiedenen Zimmer des Hospitals telegraphiren kann.

Das Thomas-Hospital beschäftigt an Aerzten zwei rathgebende Doctoren (Ehrenmitglieder), vier „ordentliche“ Doctoren, Seniores, und vier Assistenzärzte, einen Accoucheur und einen Assistenzaccoucheur, vier Wundärzte und vier Assistenzwundärzte, einen (deutschen) Augenarzt und einen Zahnarzt. Hausärzte: ein Assistenzarzt und ein Assistenzwundarzt. Im Hospitale befinden sich ferner ein erster Apotheker und ein Chemiker. — Die Hausärzte erhalten nebst freier Wohnung und Kost jährlich hundert Pfund, während die übrigen Doctoren nur fünfzig Pfund, natürlich ohne Wohnung oder dergleichen, erhalten. Die Stelle ist daher eine Ehrenstelle, welche nur an bedeutende Capacitäten vergeben wird.

Mit dem Hospitale verbunden und doch wieder ganz von demselben abgesondert, ist eine hier befindliche „Schule“ für angehende Aerzte, die das allerstehende Gebäude Block Nr. 9 einnimmt. Sie wird von etwa zweihundert Studenten besucht, die wenigstens drei Jahre hier verbleiben müssen. Von ihnen wird folgendes Honorar entrichtet: für das erste Jahr vierzig Pfund, für das zweite ebensalls vierzig Pfund, für das dritte zwanzig Pfund und für jedes folgende zehn Pfund; eine Summe jedoch von hundertfünf Pfund, die beim Eintritte gezahlt wird, berechtigt den Betreffenden, eine beliebige Anzahl von Jahren in der Schule zu verbringen. Für dieses Honorar werden die Studirenden im Hospitale zur selbstständigen Praxis vorbereitet und dürfen ebensalls die Vorlesungen besuchen, welche von den älteren Doctoren und deren Assistenten gehalten werden und Alles umfassen, was auf der Universität in diesem Fache gelehrt wird, nur mit dem großen Unterschiede, daß hier die Theorie mit der Praxis verbunden wird. Diejenigen Studenten, die ihre Examina am besten bestehen, empfangen ein Diplom und werden darnach als Hausärzte verwandt. Jedem Doctor werden mehrere Studenten beigegeben, und ebenso jedem Wundarzte. Das Hospital zählt etwa vierundbreißig Studenten als Assistenten der Doctoren und ebenso viele als Assistenten der Wundärzte, die, wie gesagt, aus den zweijundert jungen Männern gewählt werden. Von diesen wohnen eine Anzahl im Hospitale selbst, um zu jeder Zeit bereit sein zu können. Andere wieder, die sich der Arzneikunde widmen, werden dem Apotheker untergeordnet und bezahlen für drei Monate fünf Guineen extra. Wiederum Andere bezahlen fünfundzwanzig Guineen für einen neunmonatlichen Cursus praktischer Chemie, während Solche, welche die Bibliothek zu benutzen wünschen, eine Guinee für die Zeit ihres Aufenthaltes zu bezahlen haben. Das Museum dieser Schule ist sehr reich ausgestattet und enthält sehr werthvolle seltene Sachen. Der pathologische Theil allein zählt dreitausend Specimina. Man hält dieses Museum für eines der reichsten Englands. Das Gebäude, in dem sich die Schule befindet, enthält ausgezeichnete Räumlichkeiten. Es findet sich darin ein großes anatomisches Museum, ein „chemisches“ Museum, Vorlesungszimmer, Bibliothek, Laboratorium, „post mortem“-Zimmer ꝛc., welche alle in der besten Weise eingerichtet sind.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich für viele der ausgeführten Einzelheiten meinem Freunde, den Herrn Dr. W. M. Ord, zu danken habe, der mir manche Stunde seiner werthvollen Zeit freundlichst zur Verfügung stellte, um mich persönlich durch das Hospital, dem er als Arzt angehört, führen und mir die Einrichtungen desselben erklären zu können. **E. Wattmann.**

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird unbedinglich untersagt.

Von Otto Glagau.

6. Häuserschacher und Bauspekulationswucher.

Die „Wohnungsfrage“ steht in Berlin schon lange auf der Tagesordnung, aber die allgemeine „Wohnungsnoth“ begann erst nach dem deutsch-französischen Kriege, zugleich mit der Schwindelperiode, und sie ist zum großen Theil das Werk der Börsianer und Gründer.

1867	standen	hier	Wohnungen	leer	circa	8600
1868	„	„	„	„	„	6100
1869	„	„	„	„	„	3500
1870	„	„	„	„	„	1800
1871	„	„	„	„	„	2000
1872	„	„	„	„	„	1100.

Diese 1100 im Jahre 1872 leeren Wohnungen waren jedoch entweder aus Ursachen eines Neu- oder Umbaues gar nicht zu vermiethen, oder aber es wurden dafür zu übertriebene Preise verlangt und sie gehörten fast ausschließlich zu den größeren Miethsgelassen, von drei und mehr Zimmern. Thatsächlich fehlte es am 1. April 1872 an circa 500 kleinen Wohnungen; hunderte von ordentlichen Familien, die bis dahin ihre Miethe regelmäßig gezahlt hatten, lagen plötzlich obdachlos umher, campirten vor den Thoren, auf freien Plätzen oder in Rohbauten, Ställen ꝛc.

Bis zur Schwindelperiode erforderte in Berlin die Miethe etwa ein Sechstel des Einkommens. Auch schon ein unverhältnißmäßig hoher Procentsatz, der von ungesunden Verhältnissen zeigt. Aber 1871, 1872 und auch noch 1873 stiegen die Miethen fast von Quartal zu Quartal, in zwei bis drei Jahren um das Doppelte und Dreifache. Der Miethzins verfünfacht jetzt durchschnittlich ein Viertel, ja nicht selten ein Drittel der Gesammteinnahme. Es nöthigte die Familien zur größtmöglichsten Einschränkung auf allen anderen Gebieten und erzeugte namentlich unter den sogenannten gebildeten Ständen, die kein eigenes Vermögen besitzen, sondern nur von ihrem Gehalte oder Jahreseinkommen leben, ein heimliches Proletariat.

Mit dem Börsen- und Gründungsschwindel schmolz die Zahl der kleinen billigen Wohnungen zusehends, und es vermehrten sich erstaunlich die großen kostbaren Miethsräume. Quartiere im Preise von 2000 bis 5000 Thalern jährlich waren bis dahin selten gewesen; jetzt wurden sie häufig. Eine Unmasse von Banken und Actiengesellschaften etablirte sich und verschwendete in Localitäten, mit denen sie prahlten und lockten. Ein Heer von Directoren und Verwaltungsräthen, Banquiers und Maklern, Procuristen und Agenten wuchs empor, die sich alle elegant oder gar luxuriös einrichteten. Den Gründern oder Börsianern war keine Wohnung zu theuer; sie überboten sich in den Preisen; sie verdrängten die bisherigen Insassen und trieben die Miethen systematisch in die Höhe. Sie hatten „es“ ja dazu; sie wollten repräsentiren und genießen, wollten glänzen machen an den beschwindenden Segen der französischen Milliarden, an den allgemeinen Wohlstand, an die ungeheure Vermehrung des Nationalvermögens. Die Gründer und Börsianer setzten sich in den

Digitized by Google

schönsten Straßen fest, nahmen die vornehmsten Quartiere in Beschlag; viele von diesen Leuten zahlten an Miethe 6000 bis 20.000 Thaler jährlich.

Die unmäßige Steigerung, die völlige Verschiebung der Miethspreise ließ die Bevölkerung beständig umherziehen und nöthigte einen großen Theil zur Auswanderung. Tausende von Arbeitern, Handwerkern, Beamten ꝛc. konnten das Wohnen in Berlin nicht mehr erschwingen und ließen sich auf den Dörfern in meilenweitem Umkreise nieder. Auch die höhern Stände wurden weiter und weiter in die Vorstädte, bis an die Grenzen des Weichbildes und darüber hinaus gedrängt. Das sogenannte Geheimrathsviertel führt seinen Namen nicht mehr mit Recht; der Geheimrath ist hier selten geworden, oder er findet sich nur drei Treppen hoch, und statt seiner sitzen in der Beletage — Banquiers und Börsianer. Ebenso ist es den Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern ergangen, die früher das „Westend" vor dem Potsdamer Thor erfüllten. Auch sie haben sich vor den Herren von der Börse weiter und weiter, höher und höher zurückziehen müssen.

Selbstredend stieg mit den Miethen auch der Werth der Häuser und der Begehr nach ihnen. Ein Haus in Berlin war bis dahin ein ziemlich zweifelhafter Besitz. Gar viele Bauunternehmer und Bauspeculanten der vierziger, fünfziger und auch noch der sechsziger Jahre hatten ihr menschenfreundliches Bemühen, die „Wohnungsfrage" zu lösen, hart büßen müssen, indem sie ihre kurze Laufbahn gewöhnlich in „Möser's Ruh", in dem damaligen Schuldgefängniß, beschlossen. Auf allen Häusern lasteten große Hypotheken. Der Grundbesitz in Berlin war mit vier Fünftel des Werths verschuldet. Reiche und vornehme Familien pflegten lieber zur Miethe zu wohnen. — Das änderte sich nun mit einem Schlage. Privat- und Geschäftsleute kauften plötzlich um die Wette Häuser, um der ewigen Miethssteigerung zu entgehen, um nicht etwa ausgemiethet zu werden. Banken und Actiengesellschaften, Banquiers und andere Geldleute erstanden in „bester" Gegend die „feinsten" Häuser. Seitdem befinden sich die stolzesten Paläste im Innern der Stadt und die herrlichsten Villen rings um den Thiergarten im Besitz der Kinder des auserwählten Volks, in den Händen der Börsianer und Gründer.

Sobald das eigene Bedürfniß befriedigt war, begann die Speculation, der Schwindel. Man kaufte Häuser, nicht um sie zu behalten, sondern um sie so schnell wie möglich mit Profit wieder loszuschlagen. Ein und dasselbe Haus wechselte oft Tag für Tag den Besitzer, ein und dasselbe Haus wanderte an Einem Tage, an Einem Abend durch sämmtliche Stämme Israels, durch zwölf und mehr Hände, und jede „Hand" verdiente dabei fünfe, zehne, zwanzig- und auch wohl fünfzigtausend Thaler. An und außerhalb der Börse wurden Grundstücke wie Effecten verhandelt, wurden die „Schlußscheine" von Häusern mit immer höherem Aufgeld bezahlt. Die Preise erreichten eine fabelhafte Höhe, standen bald in keinem Verhältniß mehr zu dem Miethserträgniß und zu dem eigentlichen Werthe der Bauliegenschaften; jeder Maßstab ging verloren; ganz willkürliche Schätzungen gewannen die Oberhand — es blühte der Schacher. Jeder Hausbesitzer wurde belagert, mit Angeboten bestürmt — und wußte nicht mehr, was er fordern sollte. Manche erhöhten ihre Forderung von Tag zu Tag, und wenn die verwegenste Forderung endlich bewilligt oder, wie es auch vorkam, noch gar überboten wurde, wagten sie doch nicht loszuschlagen, aus Furcht, sie könnten sich übereilen, sich Schaden zufügen. Einer dieser Unglücklichen, der nacheinander 120.000, 150.000 und 200.000 Thaler verlangt hatte, verkaufte schließlich für 250.000 Thaler, wodurch ihm ein baarer Gewinn von 180.000 Thalern zufiel. Als aber vierzehn Tage später sein ehemaliges Haus von einer Bank für 300.000 Thaler erstanden ward, übermannte ihn die Verzweiflung und er — knüpfte sich auf!

Die Gerechtigkeit verlangt zu vermerken, daß das Häuserschachern nicht ausschließlich von der Börsenrittern und Israeliten betrieben wurde, sondern auch von anderen Leuten, namentlich von Mitgliedern der Aristokratie, die ja überhaupt der Börse und den Gründern eine Reihe höchst gelehriger Schüler und sehr bereitwilliger Gehülfen lieferte. Verschiedene hochadelige Herren verschmähten es nicht, gleichfalls „in Häusern zu machen". So meldete die „Neue Börsen-Zeitung" unterm 2. December 1871, ein bekannter schlesischer Magnat habe durch Häuserspeculationen in Berlin in wenigen Monaten an 300,000 Thaler verdient. „Der genannte Herr", hieß es, „der seine Operationen meist in Verbindung mit einer Dame von hocharistokratischem Namen unternimmt, hat außerdem eine Anzahl Grundstücke an sich gebracht, deren Verkauf mit Gewinnbeträgen in gleicher Höhe so gut wie gesichert ist."

Aber nicht genug an dem tollen Häuserschacher: es begann nun auch noch der Wucher mit Baustellen. Aus den Speculanten wurden — Gründer, und ihre ersten Schöpfungen entsprachen anscheinend einem allgemein empfundenen Bedürfnisse. Die Gründer bemächtigten sich der „Wohnungsfrage"; sie erklärten, der „Wohnungsnoth" abhelfen zu wollen, und gründeten zu diesem Zwecke Actiengesellschaften über Actiengesellschaften. Sie kauften Häuser und Grundstücke in der Stadt und legten sie nieder; sie kauften öffentliche Gärten und Etablissements und verwandelten sie in Bauplätze; sie kauften die Kartoffeläcker und Gemüsefelder in den Vorstädten, die Wiesen, Sümpfe und Sandschollen vor den Thoren, die Weiden und Lauberein der benachbarten Dörfer und steckten überall Häuserzeilen und Straßenviertel ab. Aus den Gärtnern der Vorstädte, aus den Bauern der Umgegend wurden große Capitalisten, die nicht recht wußten, was sie mit ihrem Gelde anfangen sollten, und es bald der Börse zutrugen. Im zweimeiligen Umkreise von Berlin gab es plötzlich keine Aecker und Felder mehr — nur Bauseilen und Baugründe. Vor den Thoren wurde die Quadratruthe mit 50 bis 500, in der Stadt mit 1000 bis 10.000 Thalern bezahlt. Das aber bedeutete die ungeheuere Vermehrung des Nationalvermögens.

Die Menge der Bauvereine, Baugesellschaften und Baubanken war bald so groß, daß es an Namen für sie gebrach, daß selbst Börsenleute sich in dem Labyrinth dieser Namen nicht mehr zurechtfinden konnten. Man höre: Nord-End, Ost-End, Süd-End, West-End (Quistorp), Thiergarten, Thiergarten-Westend, Hofjäger, Unter den Linden, Passage, Centralstraße, City, Königsstadt, Friedrichsstadt, Schönhausener, Niederschönhausener, Tempelhofer, Belle-Alliance, Wilhelmshöhe, Landerwerb, Land- und Baugesellschaft Lichterfelde, Lichterfelder, Cottage, Charlottenburger, Berlin-Charlottenburger, Johannisthal, Wolterdorf, Potsdam, Westend-Potsdam, Berolina, Berliner Neustadt, Mittelwohnungen, Immobilien, Berlin-Hamburger Immobilien, Union, Berliner Bauvereinsbank (Wäsemann), Berlinische Bank für Bauten, Berliner Häuserbaugenossenschaft, Allgemeine Häuserbaugesellschaft, Gesellschaft für Bauausführungen, Deutscher Centralbauverein (Quistorp), Deutsch-Holländischer Bauverein, Deutsche Baugesellschaft, Deutschlands Baubeförderungsverein, Preußische Baugesellschaft, Preußische Baubank, Märkische Baubank, Provinzial-Baubank, Provinzialbank für Bauten und Handel, Allgemeine Bau- und Handelsbank, Centralbank für Bauten, Merkopfe, Immobilienbank, Hypothekar-Credit- und Baubank, Nordbankbank, Residenz-Baubank, General-Baubank, Imperial-Baubank.

Das sind aber noch nicht alle. — Die „Neue freie Presse" theilte kürzlich mit, daß in Wien 43 Bau- und Baumaterialien-Gesellschaften „domiciliren", und die „National-Zeitung" beeilte sich, die Notiz ihren Lesern wiederzugeben. Als ob diese Zahl in Berlin etwa nicht erreicht wäre! Nicht nur erreicht, sondern sehr übertroffen. In Berlin „domiciliren" gut 80 solcher Gesellschaften, von denen sich heute eine Reihe in Liquidation oder in Concurs befinden. Die Zahl der Bau- und Baumaterialiengesellschaften aber in Nord- und Mittel deutschland, die zum größten Theil an der Berliner Börse gehandelt wurden, betrug weit über 100.

Hätten die Gründer ihre Bauprojecte durchgeführt, so wäre der Bedarf an Wohnungen für Zeit und Ewigkeit gedeckt gewesen. Der kürzlich verstorbene Statistiker Schwabe hat berechnet, daß die in Aussicht gestellten Neubauten für eine Bevölkerung von neun Millionen zureichen würden, und daß in Folge dessen Berlin zu einer Riesenstadt anwachsen müßte, noch dreimal größer als das heutige London. Aber von all den zahllosen Baugesellschaften bauten in Wirklichkeit nur wenige, äußerst wenige, und sie bauten Häuser und Villen für die wohlhabenden Classen, oder sie machten" aus kleinen Wohnungen lauter große. Erst mit den Baugesellschaften begann der

Digitized by Google

Wohnungsjammer, namentlich für die unteren Stände. Dazu kam ein außerordentlich starker Zuzug, eine massenhafte Einwanderung. Die neue Freizügigkeit, der ihre Urheber, die Manchesterleute, alsbald gegenüberstanden wie der Zauberlehrling bei Goethe dem Zauberbesen, überfluthete Berlin, und der Gründungsschwindel lockte Scharen von Leuten aus den Provinzen in die Hauptstadt, die alle hier ein Eldorado zu finden wähnten. Aber sie fanden häufig genug kein Obdach, oder sie machten Andere obdachlos und trieben sie hinaus.

Da trug sich etwas höchst Bedenkliches zu. Wie einst im alten Rom die Plebejer unter dem Drucke der Patrizier die Stadt verließen und sich auf dem heiligen Berge festsetzten, so zogen Hunderte von Handwerkern und Arbeitern aus Berlin und schlugen vor den Thoren, unter freiem Himmel ihr Lager auf. Auf dem Tempelhofer Felde entstand die Barackenstadt, und Viele hausten in alten Eisenbahnwagen, unter den Drehscheiben der Bahnhöfe und unter den Viaducten der Verbindungsbahn. Wie zu einem Schauspiele wallfahrteten die Berliner hinaus, und die Zeitungen schilderten die „Baracke“ in farbigen, launigen Feuilletons. Das aber geschah, während der Millionenstrom sich über Deutschland ergoß, und die Gründer und ihre Helfershelfer den „allgemeinen Wohlstand“, die „ungeheure Vermehrung des Nationalvermögens“ predigten. Die Regierung empfand den bittern Hohn und hob die Baracken auf.

Weitaus die Mehrzahl der Baugesellschaften baute nicht und beabsichtigte auch gar nicht zu bauen. Sie entwarfen Bauspläne, steckten Straßen, Stoßenviertel und Marktplätze ab, chaussirten und legten Trottoirs, parcellirten und „schlachteten Baustellen aus“. Um Käufer anzulocken, hielt man „Baustellen mit Baugeld“ feil; das heißt, die Baugesellschaft, die häufig zugleich eine „Bankanf“ war, schoß das Geld zum Bauen vor und stundete wohl auch noch die Kaufsumme für den Bauplatz theilweise oder gänzlich. Trotzdem blieben die Bankstigen vereinzelt, und die da bauten, fanden in der Regel nicht ihre Rechnung. Als im vorigen Sommer die Billencolonie Lichterfelde ein gemeinsames Fest beging, erhob sich einer der Theilnehmer zu einer Tischrede. Eine classische Reminiscenz aus Tertia überkam ihn, und er sprach die geflügelten Worte: „Als die verwittwete Frau Dido Karthago anlegte, zerschnitt sie bekanntlich das Fell eines Stiers in lauter dünne Riemen. Wenn aber heute eine Colonie gegründet wird, so braucht man mehr als Einen Ochsen, so sind dazu viele Ochsen nöthig. Meine Herrschaften, ich bin einer der Ersten, die hier gebaut haben.“ —

Um ihre Actien unterzubringen, warfen die Baugesellschaften Bauzinsen aus — das ist wieder eine Art der famosen „Börsenzinsen“. „Während der Bauzeit“ sollten die Actionäre hier, fünf oder gar sechs Procent Zinsen erhalten, und viele Baugesellschaften zahlten jahrelang Bauzinsen — ohne je zu bauen. Selbstverständlich staken die „Bauzinsen“ schon in den so hoch wie möglich gegriffenen Actiencapitale, und die Actionäre bezahlten sie thatsächlich wieder selber, aus der eigenen Tasche. Dieses Verfahren ist aber nicht nur eine Taschenspielerei, sondern auch gesetzwidrig. Das Actiengesetz vom 11. Juni 1870 besagt in Artikel 217 ausdrücklich: „Zinsen von bestimmter Höhe dürfen für die Actionäre nicht bedungen noch ausgezahlt werden“. „Bauzinsen“ sind im Grunde genommen „eine theilweise Zurückzahlung“ des Actiencapitals, die Artikel 248 verbietet. Die Gründer aber rechtfertigten ihre Machinationen durch den Nachsatz zu Artikel 217, der allerdings so lautet: „Jedoch können für den im Gesellschaftsvertrage angegebenen Zeitraum, welchen die Vorbereitung des Unternehmens bis zum Anfange des vollen Betriebes erfordert, den Actionären Zinsen von bestimmter Höhe bedungen werden.“ Gestützt auf diesen Nachsatz, zahlten die Baugesellschaften, die nie bauten, Bauzinsen, und der Staatsanwalt scheint sich diesen Nachsatz gegenüber ohnmächtig gefühlt zu haben — ein Beweis von dem Werthe des neuen Actiengesetzes, ein Beweis von seiner flüchtigen Redaction, seiner mangelhaften zweideutigen Fassung, ein Beweis, wie dringend es auch jetzt noch, wo die Kinder freilich in den Brunnen gefallen sind, einer Revision bedarf.

Eine Reihe von Baugesellschaften und Bankanken vertheilte auch Dividenden, und zwar so hohe Dividenden, daß man's im Hinblick auf den heutigen Coursstand kaum glauben möchte. Wir geben zur besseren Uebersicht folgendes Tableau:

	Vertheilte an Dividende %	Einstiger Cours ca.	Gegenwärtiger Cours ca.
Centralbank für Bauten, gegründet von den Herren Eduard Mamroth, Heinrich Bergmann, Ferdinand Oppenheim, Leo Wollenberg, Dr. Stort, Geh. Admiralitätsrath Baudel	43	420	45
Ostend, gegründet von den Herren Eduard Mamroth, Maurermstr. Siecke, Dr. Erich und Genossen	11	130	14
Südend, gegründet von den Herren Eduard Mamroth, Heinr. Bergmann, S. H. Ellom, Georg Neumann, D. Tobias	15½	125	9
Landerwerb und Bauverein, gegründet von den Herren D. Born, Albert Kämpf, H. Simon, Baumeister Döhnel	40	200	23
Land- und Baugesellschaft Dichterfelde, gegründet von den Herren Karl Coppei, Gustav Marhwald, J. A. W. Carstenn, General Freiherr Ed. v. Steinäcker, Landrath Leo von dem Knesebeck	25	155	25
Dichterfelder Spar-Verein, gegründet von den Herren D. Born, George Beer, M. Levy, Rechtsanwalt Winterfeld	9	120	15
Berliner Bauvereins-Bank, gegründet von den Herren Hermann Geber, H. A. Seelig, J. Boll, J. A. Gistau, Max Mohner, Gustav Thöldte, Bankrath Wehmann, Baumeister Erdmann	11	110	30
Berlin-Charlottenburger Bau-Verein, gegründet von den Herren Richard Schneider, J. A. W. Carstenn, Paul Munk, Gustav Marhwald und Genossen	12½	115	25
Birkenwerder, gegründet von den Herren A. H. Heymann, Gustav Marhwald, Oscar Krause, Franz Pernet und Genossen	11	115	15
Thiergarten, gegründet von den Herren Paul Munk, George Beer, Hermann Neumann, Gustav Schillow, Richard Schneider, Joseph Dorn, Dr. Emil Lehmann	20	140	9
Königstadt, gegründet von den Herren Rich. Schneider, George Beer, Kammerherr von Prittwitz und Genossen	12	115	25
Westend (Charlottenburg)	17	225	12
Deutscher Centralbauverein (Charlottenburg)	15	165	2
Nordend, gegründet von den Herren Lilienthain, Dr. Max Mattner, Karl Böhm, Karl Stiller, Rechtsanwalt Lorek	22	140	0

Wenn der Leser die Course von ehemals und heute vergleicht und bemerkt, daß die letzteren zum Theile tief unter den früher gezahlten Dividenden stehen, so wird er staunend ausrufen: Wie ist's nur möglich?! — Den Gründern war eben Alles möglich. Sie machten künstlich Dividenden als Lockspeise, entweder um die meist noch unbegebenen Actien an den Mann zu bringen, oder um das Actiencapital zu vermehren und „junge Actien“ zu emittiren. Befand sich das Gros der Actien noch in den Händen der Gründer, so zahlten sie die Dividende einfach an sich selber — ein Scherzspiel, das ihnen wenig kostete. Oder aber sie schossen die Dividende aus dem Erlöse der verkauften Actien zusammen; sie opferten einen Theil der Beute, um uns zu mochen. Die ersten Käufer der ausgeschlachteten Baustellen waren in der Regel die Gründer selber, und sie blieben nicht selten die einzigen Käufer. Sie zahlten, ohne zu feilschen, die höchsten Preise; denn sie bezahlten im besten Falle mit den von ihnen fabricirten Actien.

In keinem Falle war die Dividende ernstlich verdient, und sie konnte es nicht sein. Auch wo es der Gesellschaft gelang, eine Reihe von Parcellen wirklich zu verkaufen, blieb sie doch immer im Besitze des allergrößten Theiles der Ländereien. Diese aber hatten schon die Gründer weit über ihren wahren Werth bezahlt, und noch weit höher standen sie zu Buch — noch weit mehr kosteten sie den Actionären. Eine Dividende durfte daher eigentlich nicht eher gegeben werden, bis der ganze Complex veräußert worden, und die aus dem Erlöse weniger Parcellen construirten unnatürlich hohen Dividenden sind in Wahrheit wieder „eine theilweise Zurückzahlung“ des Capitals, eine unerlaubte straßbare Manipulation. „Es darf nur dasjenige unter die Actionäre vertheilt werden, was sich als reiner Ueberschuß über die volle Einlage ergiebt“ — heißt es in Artikel 217 des Actiengesetzes. Wo aber konnte von einem „reinen Ueberschusse“

Digitized by Google

die Rede sein, wenn die Gesellschaften durchschnittlich etwa neun Zehntel der ausgeschlachteten Parcellen auf den Halse behielten, und wenn diese Parcellen heute als Baustellen überhaupt unverkäuflich sind?

Die Thaten und Schicksale der zahllosen Baugesellschaften und die Wunden, die sie dem Publicum geschlagen, das Unheil, welches sie in finanzieller und volkswirthschaftlicher Hinsicht angerichtet haben, soll im nächsten Artikel geschildert werden. Hier sei nur noch bemerkt, daß mit dem Gründungsschwindel auch die „Wohnungsnoth" aufgehört hat. In Berlin, wie in Wien war die „Wohnungsnoth" nur ein künstliches Product. Seit dem „Krach" fallen in beiden Städten die Miethen bedeutend, haben Wien und Berlin wieder Ueberfluß an Wohnungen, besonders an größeren und mittleren.

Bis zur Schwelle des Pfarramts.

3. Im Kloster.

Geeigneter für Solche, welche fernab von dem Getriebe der Welt lernen sollten, den Blick auf's Ewige zu richten und das Innenleben des Geistes vor Allem zu pflegen, konnte kaum ein Ort gefunden werden, als das am Nordende des Schwabenlandes gelegene Kloster Schöntha!, in welches Mitte October 1840 wieder sechsundvierzig Rekruten der protestantischen Theologie „eingeliefert" wurden. Ueberaus lieblich und reizend ist das enge Thal mit seiner munteren, eben dort an Krümmungen reichen Jagt, die sich bald durch Wiesen biegt, bald an steilen Felsabhängen bricht, mit seinen sanften, abwechselnd von Reben und Buchenwäldern umsäumten Hügeln, mit seinem Berlichingen und Jagthausen, Dorf und Schloß, das noch Götzen's eiserne Hand und die Waffenrüstung seiner Gesellen zeigt. Aber einsam war es dort, schrecklich einsam. Nur einmal in vier Jahren regte sich's von Leben, wenn wieder eine neue Promotion einrückte und der Höhenzug der fränkischen Terrasse von Heilbronn her mit Kutschen und Wagen bedeckt war, in welchen die Väter aus allen Theilen des Landes die Söhne einführten. Selten verirrte sich sonst ein Wanderer oder Reisenzugen in diese abseits gelegene Idylle. Unsern Verkehr mit der hinter uns liegenden Welt vermittelte ein Bote, der gewöhnlich zweimal in der Woche, am Mittwoch und Samstag, nach dem sieben Stunden entfernten Heilbronn fuhr und uns von da die ersehnten Briefe und andere Sendungen der lieben Eltern brachte. Wie horchte man auf den Zehen, wenn an solchen Abenden die Namen ausgerufen wurden, für welche ein Brief oder ein Paket aus der süßen Heimath angelangt war! Wie zerriß man fast den dicken Boten — den wir wegen seines wälzenden Ganges Wargel nannten — wenn die Zeit da war, da man die von sorgsamer Mutterhand gefüllten Weihnachtskisten erwartete!

Das Kloster lag einsam in einer Einbiegung des Hügels, von welchem die Schatten des Buchenwaldes auf seine Ostseite fielen — ein stattlicher Bau, würdig der alten reichsfreien Benedictinerabtei, welche über vierzehn Dörfer beherrscht hatte, an die schöne, imposante Kirche angebaut, von einer hohen Ringmauer umschlossen und im Halbkreise von einem Dutzend Wohnungen umgeben, die einst ohne Zweifel von Klosterleuten bewohnt waren. Und es sah auch Alles noch klösterlich aus. Die alten Vögel waren längst aus dem Neste gestoben, aber Alles erinnerte noch an sie: wenn man durch das hohe, von schlanken Säulen getragene Portal eingetreten war, der Kreuzgang, der zur Kirche führte, mit den Leichensteinen von Aebten und Rittern; der dunkle Speisesaal zur Seite; der stille geräumige Garten, in welchem wohl mancher Thomas a Kempis vom Fasten und Beten und Psalmiren sich erholt hatte; über allen Thüren die Inschriften in lateinischen Distichen, die oft boshaft genug lauteten, schlechte Witze über Arius, den Erzketzer und andere Feinde der Kirche; das Dorment (der lange Gang den alten Zellen entlang) mit der Glocke, die bald zu den Studien, bald zum Beten, bald zum Essen läutete.

Auch, was die Strenge der Lebensordnung betrifft, hatte das alte, einst dem „geistlichen Leben" geweihte Haus über das neue Geschlecht jugendlicher protestantischer Ketzer nicht zu klagen. Die Klosterregel war streng genug und — sie wurde gehalten. Die Ordnung des Tages war diese: Um fünf ein halb Uhr im Winter, um fünf Uhr im Sommer läutete die Glocke zum Aufstehen, eine Viertelstunde darauf zum Gebet. Preciren genannt, wobei ein Choral mit Clavierbegleitung gesungen, ein Gebet aus Knapp's Liederschatz gesprochen, ein Abschnitt aus der Bibel gelesen wurde (wir lasen so in vier Jahren die ganze Bibel, nur mit Auslassung weniger, vom leitenden Professor angezeichneter Abschnitte, zweimal durch). Nach der Morgenandacht hatten wir Zeit zu Privatarbeit, welche der je über zwei Zimmer gesetzte Studienaufseher, Repetent genannt, überwachte. Um sieben Uhr Collegien, vier Stunden des Vormittags, meistens durch eine Turnstunde unterbrochen. Nachmittags von zwei Uhr an noch einmal zwei Unterrichtsstunden, dann wieder Privatstudien unter Aufsicht bis zum Nachtessen; um neun Uhr Abendandacht, wie Morgens. Um zehn Uhr mußten die Lichter gelöscht und Alles im Bette sein. Der Sonntag war soweit milder, daß sich die Zahl der Unterrichtsstunden auf zwei beschränkte, eine Religionsstunde nach dem öffentlichen Gottesdienste Vormittags, und eine Stunde für Lesen und Declamiren deutscher Gedichte Nachmittags; dafür war aber die Privatarbeitszeit um so ausgedehnter.

Für „Freiheit und Zeitvertreib an schönen Sommerfeiertagen" blieb dieser Jugend wenig Gelegenheit. Die einzige Zeit, welche das ganze Jahr über zum Spazieren im Freien gewährt wurde, war die Stunde von ein bis zwei Uhr; dazu kamen im Sommer an den Abenden andertHalb Stunden bis neun Uhr, auch in den heißesten Tagen eine besondere Badestunde. Sonn- und Feiertage machten davon keine Ausnahme. Die Spaziergänge bewegten sich daher immer im gleichen, engen Kreise. Weit über eine halbe Stunde durfte man sich nicht hinauswagen. Landschaft und Menschen blieben uns fast unbekannt. Was wir davon kennen lernten, verdankten wir den eintägigen oder halbtägigen Ausflügen, welche wir, nachdem wir sie oft mühsam genug der Strenge des Vorstehers, Ephorus genannt, abgerungen hatten, unter der Aufsicht der Repetenten nach Künzelsau, Wimpfen, Mergentheim ꝛc. unternahmen.

Ueppigkeit und sinnliche Genüsse verdarben unsere Jugendzeit nicht. Tabak und Wirthshäuser war streng unterlagt, dem Nachzehnjährigen später so unerbittlich wie früher dem Vierzehnjährigen, und der Famulus durchstreifte argwöhnisch die Gegend, zu suchen, wen er verschlinge. Der Klostertisch kannte weder Weine noch Forellen. Morgens eine Wassersuppe, Mittags Suppe, Fleisch und Gemüse, Abends meistens noch etwas Fleisch, auch Brod im Ueberfluß, wovon wir in theuren Zeiten freiwillig die Hälfte an die Armen der Umgegend vertheilten. Die Küche war durchschnittlich schlecht, denn die Speisemeister sorgten in allen diesen Anstalten für ihren Sack, aber dennoch blieb man gesund und gedieh. Am Ausgang der Klosterpforte saß Sommer und Winter die alte Obstfrau von Berlichingen und bot uns Etwas zum Nachtisch an; man nahm schon aus Mitleid und Freundschaft, soweit die zwei Gulden Taschengeld reichten, welche der Staat neben freier Kost, Logis und Unterricht jedem Zöglinge monatlich ausbezahlte als Entschädigung für den Wein, der in der ursprünglichen Seminarordnung vorgesehen war, aber nicht gereicht wurde.

Das war ein Leben in spartanischer Strenge und Einfachheit. Unsere Promotion galt als eine mittelgut begabte — und die Folgezeit hat dieses Urtheil der Lehrer bestätigt — aber sie hatte das Lob der tugendhaftesten, die je ein Seminar passirt hatte. Ich weiß keinen, der in den vier Jahren das Verbot des Rauchens oder Wirthshausbesuches übertreten hatte. Wir hatten keine Wilhelm Zimmermann, Friedrich Vischer, David Strauß, Paul Pfizer, wie jene Promotion von Blaubeuren, von welcher Strauß in seinem „Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart" ein so anziehendes Bild entworfen hat, aber „das himmlische Behagen" schallte auch nicht, und wohl eben darum nicht, aus Wein- und Bierkellern, wie dort; freilich hätte bei uns auch kein Lehrer das Auge zugedrückt

Digitized by Google

oder die Ohren zugehalten. Der Carcer schonte in den vier Jahren treuzig d'rein. Doch einmal öffnete er sein Thor, aber man hörte, wegen welches Vergehens! Der Verwandte eines Zöglings kommt auf Besuch und erhält die Erlaubniß, ihn mit in das Wirthshaus zu nehmen. Ungewohnt der geistigen Getränke, kommt der Arme Abends etwas liebenswürdig angeheitert zurück und spricht etwas lebhafter und bewegter als sonst, und der Lehrercorvent dictirt einen halben Tag Carcer, vermuthlich weniger wegen des Vergehens, als zur Abschreckung. Das war aber auch der einzige Fall, der vorgekommen ist. Bei dem starken Freiheitsgefühle, das durch meine Adern rollte, wundere ich mich, daß ich nie an den Schranken gerüttelt, ja, daß ich mich, vielleicht einzelne Stimmungen abgerechnet, von ihnen nicht einmal beengt gefühlt habe. So sehr ich mich in jedem halben Jahre nach den Ferien gesehnt und Monat, Tag und Stunde vorausgerechnet hatte, so gern kehrte ich jedes Mal in die Anstalt zurück, wenn sie ausgelaufen waren, und es war immer ein Jubel, mit den alten Genossen wieder zusammenzutreffen und die gemeinsame Fahrt nach der „speciosa vallis" zu machen.

Nicht daß ich ein Musterschüler, ein Normalzögling mit geradliniger Entwickelung gewesen wäre! Anfangs wandelte ich noch auf dem in der Lateinschule betretenen Wege fort, im Trab des braven fleißigen Schülers, auf welchem das Wohlgefallen des Lehrers ruht, und nach Ablauf der ersten zwei Monate ertheilte mir der Ephorus — ein strenger Mathematiker, karg im Reden und Loben — in einem Briefe an den Vater, der heute vor mir liegt, das Lob des „guten, guten, lieben, fleißigen Jungen". Aber es sollte anders werden, und ich betrachte es als ein Glück, daß es anders kam. Ich wurde krank. Einem grippartigen Unwohlsein, das mit mir einen ziemlichen Theil der Zöglinge befiel, trotzte ich mit jenem jugendlichen Uebermuthe, der früher einmal ein heftiges Zahnweh durch stundenlanges Stampfen im kniehohen Schnee glücklich vertrieben hatte, so lange, bis ich nachgeben und das Bett suchen mußte; nach zwei Tagen zeigte sich die Gesichtsrose und wüthete mit solcher Heftigkeit, daß ich dem Tode nahe war. Kaum erstanden und für einen Monat der Arbeit zurückgegeben, zog ich mir dieselbe Krankheit, wenn auch milder, zum zweiten und bald darauf zum dritten Male zu, so daß ich im Ganzen wohl über zwei Monate im Krankenzimmer zubrachte. Das hatte mich aus allem Zusammenhange der Studien gerissen; ich hatte in allen Fächern Lücken und in einigen, wie in der Mathematik, wo kein Ring übersprungen werden darf, wenn nicht alle folgenden unverständlich bleiben sollen, waren sie ohne Privatunterricht, an den Niemand dachte, nie mehr auszufüllen. In Allem zurückgeblieben, wurde ich schlaff und gleichgültig; ich unterließ die gehörige Vorbereitung; ich verlor die Lust an den Dingen; ich betrieb Alles nachlässig und ohne Interesse. Was ich arbeitete, geschah aus dem Kitzel des Ehrgeizes, den verlorenen Platz wieder zu erobern, aus dem Stolze des Wissens, der die Demüthigung nicht ertragen konnte, aus Scham vor den Eltern und Geschwistern, denen die niedrigen Zeugnisse vorgelegt werden mußten, mit einem Worte: aus knechtischem Gehorsam. Darum ging die Arbeit nicht vorwärts; es kam ihr von innen heraus Nichts entgegen; es war keine Liebe darin, darum keine Freude dabei. Ich glich jenen Kindern, die immer essen — aber es schlägt nicht an. Alles wurde mir schwer, und es wollte Nichts gelingen. Oft nahm ich in den Freistunden die Collegienhefte mit in den Wald hinaus und las und prägte ein, aber der Stoff wollte nicht haften. Oft betete ich unter Zittern und Zagen zu Gott, daß er meine Anstrengungen mit Erfolg kröne; oft rannte ich vor Zorn über mich selbst mit der Stirn gegen die Wand, aber der Sinn war dumpf und das Herz war leer. Anderthalb Jahre dauerte diese unerquickliche Selbstquälerei.

Aber Gottes Wege mit dem Menschenherzen sind wunderbar. Unter all' den vergeblichen Anstrengungen, todte Stoffe in sich aufzunehmen, unter all' den Versuchen eines bloß äußerlichen Anlernens bereitete sich in dem unbefriedigten Geiste eine eigene verborgene Welt des Gemüthes vor, die neben den vorgeschriebenen Studien herlief, an ihnen vorbeiging, sie eine Zeitlang schädigte, um sie nachher um so rascher zu fördern. Das Seminar besaß keine Bibliothek, wenigstens keine, die uns zugänglich war. Außer den Schulausgaben der Classiker, die je in einem Semester getrieben wurden, bekamen wir keine Bücher in die Hand. Aber einige meiner Stubengenossen hatten Stücke aus der neuen Literatur in ihren Schranke. Der Eine hatte den ganzen Shakespeare in der Tieck-Schlegel'schen Uebersetzung, ein Anderer Goethe's Götz von Berlichingen, Egmont, Hermann und Dorothea, ein Dritter Lessing's Hamburger Dramaturgie, ein Vierter Uhland's Gedichte und Wilhelm Hauff's Novellen, wieder Andere das Nibelungenlied oder die Frithjofssage von Tegnér, so Einer hatte aus den Ferien Herwegh's eben erschienene Gedichte in Abschrift mitgebracht. Da las ich und las wieder und wieder im Walde und im Zimmer, verarbeitete die Anregungen im Geiste, bewegte die Gefühle im Herzen, hatte die Gestalten immer vor Augen. Das stürmte und drängte im Herzen; das war ein Frühling der Romantik zuerst in leisem, unhörbarem Wehen, dann im vollen Blüthenmeere. Es war in seiner Art auch eine Belehrung ähnlich Derjenigen, welche und die „Frommen" beschreiben, wenn es zum Durchbruch kommt.

In der Frühe eines Sommersonntags, als ich am Fenster stand und den weißen Wolken am blauen Himmel mit sehnendem Auge folgte und die Blicke über den Garten zu den grünen Hügeln schweifen ließ, kam es wie Sturmeswehen über das gagende Herz. O könnt' ich hinaus, über Berg und Thal zu schweifen, die verborgenen Bergpfade zu wandeln, am Wiesenrande den Wellen des Stromes zu lauschen, den Geruch der Natur mit vollen Zügen zu athmen! Die Glocke läutete zur Kirche; ich folgte träumend und unaufmerksam der Pflicht, aber als das Dorfgeläute sich endlich öffnete, stürzt' ich hinaus, und ein ganzer Himmel voll Lust und Schmerz drang auf mich. Wunderbare Zeit, wenn der Geist seine Feuertaufe hält und der gebundene Sinn sich löst und das Herz in sinnlich-übersinnlichem Drange Alles in sich aufnehmen möchte, was groß und schön und heilig ist! Auf dem Gemüth liegt eine göttliche Weihe, die alles Rohe und Gemeine weit von sich weist; über den Dingen ruht ein Zauber, wie der blaue Duft über den Bergen; das Leben ist noch wie ein süßes Geheimniß, weil man noch nicht hinter seine Vorhänge geschaut hat.

Man möchte zuerst allein sein mit seinem Drang, aber bald verbindet man sich mit Gleichgesinnten zu schwärmerischer Freundschaft. Wir traten, etwa zwölf an der Zahl, zusammen und stifteten einen Tugendbund; das griechische Motto: „Wir lieben die Wissenschaft und wir lieben das Schöne" war unser Wahlspruch. Wir lasen im Waldesschatten die Dichter, auch eigene Versuche vor. Wir sonderten uns von den Uebrigen, die dann auch in gerechter Züchtigung unseres aristokratischen Stolzes, wenn sie uns Arm in Arm daher kommen sahen, zu beiden Seiten Spalier bildeten und uns unter Zischen und hämischen Bemerkungen vorüberziehen ließen. Aber noch schlimmer sollte unser Stolz gezüchtigt werden. Um unserem Bunde durch ein äußeres Symbol Festigkeit zu geben, beschlossen wir, blühlene Fingerringe zu tragen, in welche die gespenmissvollen Buchstaben: G. W. S. (das Gute, Wahre und Schöne) eingegraben wären. Wir wandten uns also nach Heilbronn an einen Graveur, aber der gab uns in einem groben Briefe zu verstehen, daß wir Narren seien und von unserm Vorhaben abstehen sollten. So früh erfuhren wir schon, daß des Staubes Weisheit oft die Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

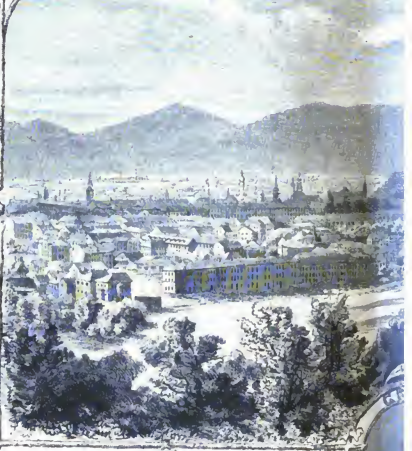
Der Kenner des Menschenherzens weiß es zum Voraus, daß bei diesem idealen Sturm und Drang des jugendlichen Geistes auch die Liebe ihre verborgene Hand im Spiele hatte, die alte Zauberin, die ihre geheimen Tränke so frühe schon in des Herzens unnennbares Sehnen gießt. Sie war um so idealer und schwärmerischer, als bei der völligen Abgeschiedenheit unseres Lebens die Gegenstände sall gänzlich fehlten, auf welche sie sich hätte richten können. Als einmal nach Tisch das Seminar seinen Inhalt entleerte und die Massen sich nach allen Seiten vertheilten, die Einen in Gruppen, die Andern für sich allein, begegnete ich einer verschleierten Jungfrau, die auf Besuch zu einem der Professoren kam; da waren alle meine Sinne verwirrt und es war, als hätte mich eine Gottheit im Gehen gestreift; alle Frauengestalten der Dichter, Göthen's Elisabeth, Egmont's Clärchen, Hermann's Dorothea, flossen mir in dieses Eine Bild von Fleisch und Blut zusammen. Es war mir etwa zu Muthe, wie jenem Bauernburschen bei Boccaccio, den der Vater geflissentlich bis zum achtzehnten Jahre von jedem Anblick eines weiblichen Wesens ferngehalten hatte; endlich wagte er es, ihn mit auf den Markt

Digitized by Google

Ruine Gösting.

Glockenthurm.

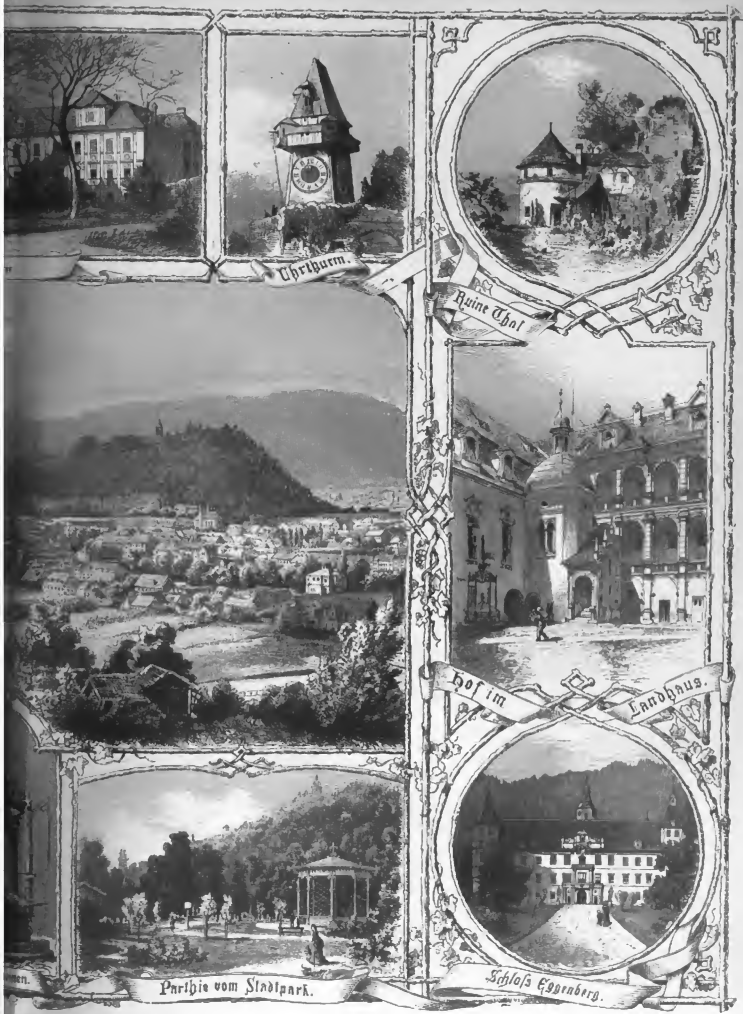
Mausoleum Ferdinand II.



Ehemaliges Karmeliterkloster.

Hilmerteich.

Digitized by Google


Uhrthurm.
Ruine Thal
Hof im Landhaus.
Parthie vom Stadtpark.
Schloss Eggenberg.

zu nehmen. Da kommen das Wegs einige schlankgewachsene Jungfrauen; der Sohn zittert vor Erregung: „Wie heißt man diese Dinger, o Vater?“

„Gehen wir schnell vorüber, mein Sohn! Es sind Gänse.

„O mio carissimo padre, compra una tale papera.“

(O, mein theurer Vater, kaufe mir eine solche Gans!)

Bald sollte mir auf meinem Lebenswege das Frauenbild begegnen, das mich bis zur Schwelle des Mannesalters gefesselt hielt, dem ich über fünf Jahre mit aller Verehrung einer stummen, aber doch verstandenen Liebe anhing, bis es mir feindliche Mächte auf immer verhüllten.

War ich in jenen Jahren fromm? Niemals frömmer, weil der Thau des Himmels niemals frischer und ursprünglicher auf der Seele lag. Wie sollte das Herz nicht fromm sein, das träumt „von Lenz und Liebe, von seliger goldener Zeit, von Freiheit, Männerwürde,“ von Treu und Heiligkeit“? Ich betete oft, freilich nur bei schönem Wetter und blauem Himmel, am offenen Fenster des Ganges, welches gegen das Viereck des Klosterhofes schaute. Lebendig sind mir noch die erschütternden Wirkungen, welche die von tiefem religiösem Ernste getragenen Vorbereitungsreden auf mich ausübten, welche Professor Oechsler jedesmal vor einem Communionstage Abends an uns richtete, lebendig auch die Schauer, mit denen ich an das mysterium tremendum des heiligen Mahles hinantrat. In den Ferien kam ich dann und wann nach Königsfeld, in die kleine Herrnhutergemeinde, in welcher unsere Familie Bekannte und Freunde hatte. Die Stille und Sauberkeit, die hier herrschte, der herzliche Ton dieser Frömmigkeit, die innigen Gottesdienste, besonders in der Frühe des Ostermorgens, noch bei Nacht die feierlichen Chorgesänge in der Kirche, dann bei Sonnenaufgang der Gang der Gemeinde zu den Gräbern, die Reden und Gebete daselbst, der schlichte Prediger im einfach bürgerlichen Kleide mit dem freundlichen, herzgewinnenden Worte, das Liebesmahl mit Thee und Semmelbrod — das Alles versehlte damals seine Wirkung auf das junge Gemüth nicht.

Man muß es den theologischen Seminarien Württembergs nachsagen, daß sie sich vom Geiste pietistischer Zudringlichkeit freigehalten haben — wenigstens damals war es so. In den Fächern, welche sich auf Theologie beziehen, wurde natürlich in Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre unterrichtet, aber man wußte von keinem Zelotismus, von keiner gewaltsamen Zurichtung oder Dressur für Confession oder kirchliche Parteizwecke. Zweifel und Verstandesbedenken hielt man vom heiligen Gebiete sorgfältig fern. Derselbe Professor Oehler, der unser Auge für die Widersprüche und Unmöglichkeiten in den Königsgeschichten des Livius schärfte, ließ die Absassung der sogenannten Bücher Mosis durch Moses ruhiggläubig stehen, ohne für sich selbst an Stellen, wie: „damals gab es noch keine Könige in Israel“, oder an der Schilderung des Todes und der Beerdigung des Moses in demselben Buche, das dieser geschrieben haben sollte, Anstoß zu nehmen, geschweige uns Schüler mit einem Finger auf solche Unmöglichkeiten hinzuweisen und so früh unser Denken und unsern Wahrheitssinn zu wecken. Doch konnte alle Sorgfalt nicht verhindern, daß der theologische Zweifel früh schon da und dort durch die Spalte guckte. Einem oder dem Andern unter den Repetenten, die häufig wechselten, ging der Ruf voraus, er sei ein Hegelianer. Ein solcher war mir im Voraus interessanter, als die Anderen; Männer, die von den breitgetretenen, durch lange Uebereinstimmung der Gesellschaft festgesetzten Ansichten abzuweichen wagen, haben eine große Anziehungskraft auf eine strebende Jugend. Es reizte mich wunderbar, wenn Einer derselben, nur wie beiläufig, in seinem Vortrage eine moderne Ansicht mitlaufen ließ. So schrieb ich es mit dicken Buchstaben in mein Heft, als der damalige Repetent, spätere Studien- und Consistorialrath Demmler bei einer Stelle des Herodot die Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare bezweifelte.

Auch die ganze Lebensordnung des Hauses, wie streng sie war, hatte doch nichts Frömmelndes oder methodistisch Zudringliches. Als einer unserer Professoren, der, wie in vielen anderen Dingen, so auch im Pietismus dilettantirte, einen Missionar berief, der, aus Indien zurückgekehrt, unsere Herzen für die Heidenmission bearbeiten sollte und zu diesem Zwecke einen Vortrag im Hörsaale hielt, blieb ich mit zwei Anderen ziemlich demonstrativ weg, ohne daß Jemand gewagt hätte, uns etwas dareinzureden. Die Gunst des Professors hatte man freilich auf immer verscherzt, aber das wollte man eben.

Mit dem Schlusse des zweiten Jahres war mein Klosterkampf zu Ende. Der Druck war weg und der Bann gelöst, der vorher auf Kopf und Herz gelegen war. Unterm 26. September 1842 schreibt der Chorus an meinen Vater: „Ich hätte Dir, wenn Du Dich bei unserer Zusammenkunft eingestellt hättest, eine dergängte Miene abnöthigen können, wenn dies überhaupt in der Gewalt eines Sterblichen steht, indem ich Dir über Fleiß und Verhalten Deines Sohnes Dasjenige berichtet hätte, was Du jetzt im Zeugniße lieset. Ich kann demselben blos beisetzen, daß Dein Heinrich seines Vaters echter Sohn ist — behaftet mit einer Festigkeit, die sich fremdem Willen beharrlich entgegensetzt. So geht er zwar allmählich in die Mathematik ein, aber nicht so, daß er ein fruchtbares und ihn geistig fördendes Studium daraus machte: er mag sie nicht, deßhalb behandelt er sie auch — zwar nicht unaufmerksam, aber ohne Interesse.“ Das war noch viel zu mild geurtheilt. Vielmehr hoffte ich mit einer gewissen Demonstration die Mathematik als die Feindin, wie ich damals meinte, einer poetischen und idealen Gemüthsstimmung. Im Uebrigen ging mir von jetzt an das Studiren leicht. Es ist im intellectuellen Leben wie im sittlichen: wenn der knechtische Geist vertrieben und die Liebe eingekehrt ist, geht Alles von Statten. Damit war zugleich die Richtung der Studien für immer bestimmt. „Ein Buchgelehrter kann jeder Esel werden“ — das war mir jetzt aus der Seele gesprochen. Das Wissen, das aufbläht, hatte den Reiz für mich verloren. Welchen Platz ich auf den Bänken neben meinen Mitschülern einnehme, welche Note ich beim Examen erhalte, war mir von jetzt an sehr gleichgültig. Ich betrachtete es als einen höheren Ehrgeiz, ein normaler Mensch als ein normaler Gelehrter zu werden. Ich faß Alles, was ich trieb, darauf an, welchen Beitrag es an die Bildung des ganzen Wesens abgeben könne, wie weit es sich in das Fleisch des Denkens, in das Blut des Charakters aufnehmen lasse. Was sich hiersür nicht geeignet zeigen wollte, wie z. B. die Geographie, ließ ich gleichgültig liegen, ohne mir darum Sorge zu machen.

Die meisten Bildungsstoffe, die man uns bot, und zwar gerade diejenigen, auf welche der größte Werth gelegt wurde, waren übrigens außerordentlich geeignet, den inneren idealen Bildungstrieb zu wecken und zu nähren. Da waren ja die lieben Classiker wieder, die griechischen und römischen, in vortrefflicher Auswahl und Stufenfolge. Homer, Herodot, Xenophon, Livius und Julius Cäsar (der gallische Krieg), Virgil's Aeneide waren vorbei; ich hatte leider mehr Verdruß, als Freude dabei gehabt und wenig Gewinn gezogen. Aber nun kamen für die zwei letzten Jahre Thucydides, Demosthenes, Sophokles, Plato, im Lateinischen Cicero, Horaz, Tacitus; und zwar von allen diesen Schriftstellern nicht nur einzelne Bruchstücke, sondern von jedem etwas Rechtes und Ganzes, woraus man ihn und seine Zeit wirklich kennen lernte, so von Demosthenes die drei Philippiken, die drei olynthischen und die Rede um die Bürgerkrone, von Sophokles König Oedipus, Antigone, Philoctet, von Plato einige kleinere Dialoge, die Apologie des Sokrates und Phädon, von Cicero die beiden philosophischen Untersuchungen über die Natur der Götter und über den Redner, sodann die bedeutenderen seiner Reden (die beiden ersten hätten ohne großen Schaden wegbleiben dürfen, wenn man die weit bildenderen und interessanteren Briefe an ihre Stelle gesetzt hätte). Da trat die antike Welt in ihren höchsten und reinsten Schöpfungen vor den jugendlichen Geist, ein Verwandtes vor das Verwandte, die antike Welt mit ihrem gesunden Realismus, über dem aber noch der Thau einer phantasievollen und naiven Jugendzeit liegt, mit dem scharfen Auge für die Wirklichkeit der Dinge, das aber eben diese Dinge zu gleicher Zeit so schön anschaut und idealisirt, mit der reizenden Verbindung von Philosophie und Poesie, wie sie einem Jugendzeitalter eigen ist, in welchem die Kräfte und Thätigkeiten des Geistes noch nicht streng gesondert sind, mit einer Kunst, an welcher die schlichte Natürlichkeit und Einfachheit der größte Vorzug ist, mit einer Sitte und Bürgertugend, wie sie in keinem andern Heitalter größer und reiner geleuchtet hat.

Man muß freilich die sprachliche Vorbereitung mitbringen,

Digitized by Google

die wir uns vom achten Jahre an in unseren gelehrten Anstalten erworben hatten, um den rechten Gewinn für Geist und Charakter aus dieser herrlichen Welt der Alten zu ziehen. Aber dann begreift man auch, wie ihre Wiedererweckung vor vierthalbhundert Jahren den Anstoß gab zum Sturze der theologischen Barbarei des Mittelalters, und zugleich wie Einem, der einmal mit Freude und Verständniß in dieser Luft geathmet hatte, die ähnliche Scholastik der rechtgläubigen protestantischen Theologie fast unmerklich und kampflos wie mürber Zunder vom Leibe fiel.

Von den Professoren war Oehler, der Orientalist, ausgezeichnet, als Mensch unbehülflich und eckig, als Theologe beschränkt, als Kirchenmann eifriger Pietist, aber als Lehrer in allen Fächern vortrefflich und gründlich, sei's daß er Hebräisch oder Religions- und Kirchengeschichte oder Livius und Demosthenes oder Logik und Psychologie ertheilte. Leider läßt sich das Gleiche von seinem Collegen nicht sagen, der vielmehr, zwar talentvoll, aber ohne alle Zucht des Gedankens und Charakters, mit Allem spielte, was er trieb. Die volle Hälfte der Thucydidesstunde z. B. verdarb er uns damit, daß er, anstatt den Schriftsteller mit uns zu lesen, die Reime und Knittelverse dictirte und auswendig lernen ließ, in welche er die Regeln der griechischen Sprache gebracht hatte. Ebenso setzte er die Weltgeschichte in lateinische Hexameter (der Anfang ist mir heute noch gegenwärtig: Adam, Seth, Enos, Kenan, Mahalaleel, Jared) und in ungereimte Formeln, mit denen er unseren armen Kopf plagte. Dieser ganzen Tändelei und geistigen Zerfahrenheit gegenüber befand ich mich in einer immerwährenden stillen Opposition und Verachtung, welche übrigens die Wurzeln des Geistes und Charakters vielleicht mehr genährt hat, als es der beste Unterricht im Stande gewesen wäre.

Zum Ersatz für das, was hier fehlte, fiel mir im letzten Jahre ein Schriftwerk in die Hand, dessen Einfluß auf meine ganze geistige Entwickelung ich nicht hoch genug anschlagen kann. Der damalige Repetent, der heutige Kanzler der Universität Tübingen, Rümelin*, hatte der Classe, die uns vorangegangen war, in ihrem letzten Jahre, vor dem Abgange zur Universität, ein Heft dictirt, in welchem die Weltgeschichte im Geiste der „Philosophie der Geschichte“ von Hegel als der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit, zugleich als das sich mit innerer Nothwendigkeit vollziehende Weltgericht dargestellt wurde. Das war kein Aufschichten von gleichgültigem Stoff, kein Sammelsurium von Anekdoten, kein Aufzählen von Namen und Schlachten, das war ein Kunstwerk, in welchem das Einzelne, soweit es von Bedeutung war, zu seinem Rechte kam, aber in das Licht der leitenden Idee erhoben. Da gingen der Orient, Griechenland und Rom, das Christenthum und das Germanenthum, das Mittelalter, die Reformation, die französische Revolution als die natürlichen Entwickelungsstadien der sich bildenden und reifenden Vernunft an der Betrachtung vorüber und wurden nach dem Beitrag, den sie an diese Arbeit der Geschichte abgegeben hatten, gewerthet.

Dieses Heft hatte mein Bruder in dem Pulte, das ich erbte, bei seinem Abgange zur Universität zurückgelassen, und das studirte ich nun gründlich. Da war Hegel in nuce, von seinen vielen Mängeln und Einseitigkeiten befreit durch die Verarbeitung eines grundgescheiten, klaren Kopfes und eines guten Schriftstellers. Was an der Hegel'schen Philosophie wirklich fruchtbringend und einflußreich gewesen ist, die Betrachtung des Weltganzen unter dem Gesichtspunkte einer stetigen und organischen Entwickelung, das hatte ich auf diese Weise längst losbekommen, ehe ich die Universität betrat; es wog ganze Bände verworrener und ungenießbarer Formeln auf, an denen ich mir später nutzlos den Kopf zerbrach.

Das Kloster hatte seine Pflicht gethan. Freundlich streckte die alma mater in Tübingen ihre Arme nach den harrenden und sehnenden Zöglingen aus. Es war freilich wieder eine Art Kloster, was uns winkte, das sogenannte Stift, aber doch etwas näher an des Lebens Quellen, etwas näher an den Brüsten der Wissenschaft.

* Verfasser der bekannten Shakespearestudien.

Blätter und Blüthen.

Zur Feuerbestattungs-Frage. Wenn vielfach, und namentlich von amtlicher Seite her, gegen die Einführung oder Gestattung der Leichenverbrennung der Einwurf sich geltend macht, es würde der Justiz durch die Unmöglichkeit der Wiederausgrabungen ein wichtiges Mittel zur Feststellung von Verbrechen entzogen, so weisen jetzt die Widersacher der Friedhöfe darauf hin, daß durch die gesetzliche Einführung einer gründlichen Leichenschau eine volle Gewißheit über die Todesursachen schon vor der Hinwegschaffung der Verstorbenen erlangt und dadurch jenes traurige Geschäft der gerichtsärztlichen Thätigkeit überhaupt unnöthig gemacht werden könne. Ein von Wegmann-Ercolani in Zürich autographirt herausgegebenes „Internationales Correspondenzblatt zur Förderung der Feuerbestattung“ bemerkt neuerdings in dieser Hinsicht: „Wir werden doch nicht hinter der Sicherheit der englischen Todtenschauer (Coroner) zurückstehen, die auf eine bezügliche Anfrage erklärt haben, daß sie ohne Bedenken jede Leiche verbrennen lassen würden, deren Beerdigung sie bewilligt hätten?“ Auch in Amerika wird es mit der Feststellung der Todesursachen vor der Beerdigung sehr genau genommen, und der dortige Todtenschein enthält ein Fragenschema, dessen Beantwortung dem Arzte obliegt, der es dem mit dem Civilstandsregister betrauten öffentlichen Notar einzureichen und zu beschwören hat. Das Schema lautet:

„1. Wie lange haben Sie den Verstorbenen gekannt? 2. Welches war sein Beruf, seine Beschäftigung zur Zeit seines Todes? 3. Ort und Datum der Geburt? 4. Ort und Datum des Todes? 5. Geben Sie Namen und Beschreibung der letzten Krankheit des Verstorbenen an. 6. Wie lange war er krank? 7. Datum Ihres ersten Besuches? 8. Datum Ihres letzten Besuches? 9. Was für eine Krankheit war die unmittelbare Todesursache? 10. War der Verstorbene Ihres Wissens mit noch irgend einer acuten oder chronischen Krankheit behaftet? 11. Wenn ja, so bezeichnen Sie das Uebel, und wie lange er daran gelitten. 12. Ebenso ob dasselbe seinen Tod herbeigeführt oder beschleunigt hat. 13. Welches waren die allgemeinen Symptome, welche sich im Fortschreiten der Krankheit zeigten? 14. Lag irgend ein specieller Grund (älteren oder jüngeren Datums) für den Tod in den Gewohnheiten, in der Beschäftigung, in der Wohnung, in den persönlichen Erfahrungen oder Familienerlebnissen des Verstorbenen? 15. Wurde der Tod herbeigeführt durch ältere, oder unmittelbar vorangehende Vergiftung, durch gerichtliche Execution, durch Selbstmord oder Duell? 16. Hat eine Section stattgefunden? Wenn ja, geben Sie den Obductionsbericht. 17. Wie lange sind Sie der Hausarzt des Verstorbenen gewesen? 18. Welches war sein wirkliches oder scheinbares Alter?“

Die oben genannte „Correspondenz“ bemerkt hierzu: „Wir denken, es dürfte noch ein Theil dieser Fragen wegfallen, und wenn der Rest mit Gewissenhaftigkeit und Sachkenntniß beantwortet wird, so wird wohl die Verbrennung einer Leiche genügend gedeckt sein. Zu bemerken ist, daß auch die Lebensversicherungsgesellschaften bisher in keiner Weise der Agitation für die Feuerbestattung entgegen getreten sind, weil sie eben durch die gleichzeitig mit derselben zu erzielende genauere Behandlung der Krankheits- und Todesberichte ein besseres statistisches Material zu erhalten glauben.“ Wir theilen diese Gründe wider einen oftmals erhobenen und Vielen ganz besonders einleuchtenden Einwand mit, ohne hier entscheiden zu wollen, ob die bezeichneten und jedenfalls empfehlenswerthen Anordnungen wirklich in allen Fällen eine ausreichende Bürgschaft geben und in England und Amerika die gerichtlichen Wiederausgrabungen überflüssig gemacht haben.

Lehrer, Organist und Küster. Da wir uns hoffentlich der Zeit rasch nähern, wo der Lehrer nur Lehrer und nicht, wie leider bisher häufig, auch Organist und Küster zu sein braucht, erlaube ich mir, um die Nothwendigkeit hier einschlagender Reformen auch meinerseits zu beleuchten, zu diesem Thema eine der Wirklichkeit entnommene Illustration zu liefern.

R....e, ein kleiner Platz im Sauerlande, zählt ungefähr tausend Einwohner und besitzt nur eine einclassige Elementarschule, der ein fast siebenzigjähriger Lehrer vorsteht. Die Schule wird von hundertachtzig Kindern besucht, und der Lehrer bezieht einen Baargehalt von achtundsiebenzig und zwei Drittel Thalern, das heißt jedes Kind bezahlt zwanzig Silbergroschen Schulgeld.

Der Lehrer ist aber nicht nur Lehrer, sondern auch Organist und Küster. Dem Stundenplane gemäß beginnt die Schule Morgens um acht Uhr und soll bis zwölf Uhr währen. Aber sehen wir zu, wie es in Wirklichkeit um die Dauer der Schulzeit steht. Es ist Montag. Die Schule kann heute nicht um acht Uhr beginnen; denn es findet ein Begräbniß statt. Die Leiche wird aus dem eine Stunde entfernten Sterbehause um halb neun Uhr, oft auch später, gebracht und dann beerdigt. Der Lehrer, der hier den Küsterdienst verrichtet, muß bei dem nun folgenden Gottesdienste den Organistendienst versehen. Bis nun der Unterricht beginnen kann, ist es zehn oder halb elf Uhr geworden. Aber der Lehrer, der, wie gesagt, ein fast siebenzigjähriger Greis ist, fühlt sich von der fast zweistündigen Anstrengung sehr ermüdet, und was nun aus dem Unterrichte wird, kann man sich leicht denken.

Dienstag. Die Schule beginnt. Nachdem sie vielleicht eine Stunde gedauert, klopft Jemand. Auf das „Herein“ des Lehrers tritt die Magd des Pfarrers ein: „Herr Lehrer, Sie möchten rasch mit zum Kranken kommen.“

Der Lehrer muß die Schule schließen, denn der Kranke verlangt die Tröstungen der Religion. Aufgeschoben kann diese Handlung nicht werden, also muß die Schule wieder zurückstehen.

Mittwoch. Es findet eine Trauung statt und der Lehrer muß den Organisten- und Küsterdienst versehen. Die Schule beginnt um halb elf Uhr.

Wenn nun am Donnerstage womöglich noch eine Kindtaufe hinzu-

Digitized by Google

kommt, welche, wenn auch nicht so lange Zeit, so doch eine längere Störung des Unterrichts erfordert, so kann man sich denken, was in der Schule geleistet wird. Da aber eine Schullehrerfamilie, die, wie hier, aus zwölf Personen besteht, unmöglich von achtundsiebenzig und zwei Drittel Thalern jährlich leben kann, so vergütet man obengenannte Leistungen mit Victualien, wie Brod, Butter, Eiern, Fleisch &c. Für jede Leistung ist ein bestimmtes Quantum festgesetzt, das gewiß nicht überschritten wird und dessen Qualität sehr häufig viel zu wünschen übrig läßt. Gott bessere diese Zustände! R. in Hagen.

Don Alfonso's Residenz. (Mit Abbildung, S. 388 und 389.) Es kommt häufiger vor, als man wohl glauben möchte, daß die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Ort, der längst eine selbstständige Bedeutung erlangt hat, plötzlich durch ein Ereigniß zufälligster Natur ganz besonders hingelenkt wird. Daß die jüngsten Ereignisse in der steierischen Landeshauptstadt uns eine solche Erscheinung zur Anschauung gebracht haben, wird Jedermann zugeben.

Das alte liebe Pensionirten-Paradies (Pensionopolis nennt es der Volkswitz) an der Mur, die frische deutsche Stadt Graz oder Grätz, ist durch einen fürstlichen Scandal mit einem Male in ein weit lebhafteres Zeitungsgeschrei gerathen, als dies seit Jahren und bei wirklich würdigeren Gelegenheiten der Fall war. Denn wer denkt nicht gern heute noch an jene Tage der grünen Steiermark, wo vor den Volksabgeordneten in der Landstube des „Landhauses“ zu Graz der tapfere Moritz von Kaiserfeld und Rechbauer „dem Regimente der Reichsverderber“ ihre Proteste entgegenschleuderten? Das war eine Erhebung der Geister, aber wie bald ging sie vorüber! — Heute ist's eine andere Mahnung des Landhauses, deren Nichtbeachtung die Stadt in so lebhaften Tagesruf bringt; beim Portale rechts ist's deutlich zu lesen, daß man allhier „nicht rumohren“ soll. Weil aber die Grazer diesem Gebote ihres alten Landhauses nicht folgten, so haben sie nun dafür die urplötzliche Weltberühmtheit.

Wir stehen nicht an, die brave Stadt wegen ihres jüngsten öffentlichen Erlebnisses aufrichtig zu bedauern. Als der Grazer Gemeinderath die Niederlassung des nicht blos von den spanischen Gerichten, sondern von der ganzen gebildeten und ehrenhaften menschlichen Gesellschaft verurtheilten und ausgestoßenen Prinzen Don Alfonso nebst ebenbürtiger Gemahlin aus Rücksicht auf die öffentliche Ruhe und Ordnung mittelst eines Gemeindebeschlusses auf Grund des Gemeindegesetzes zu verhindern suchte, schwebte ihm wohl die Möglichkeit vor, daß ein in solcher Weise, von einer ganzen Stadt Zurückgewiesener, Ehrgefühl genug haben müsse, um sich nicht dort trotzalledem einzudrängen. Das war freilich verrechnet! Im Gegentheil: die Brutalität freute sich der Gewalt, die im Namen der Ordnung für sie eintreten mußte. Aber die Verachtung, welche an jedem ihrer Schritte hängt, spürt sie doch, und Das ist wenigstens einige Genugthuung für die allzu heißen jungen Herzen, welche von einer allzu kalten Gerechtigkeit dafür gemaßregelt worden sind.

Wenn aber diese Alfonso-Krawalle auch nur Einiges dazu beitragen, von dem großen tausendarmigen Strome der Reisenden einen stärkeren Arm nach Graz zu lenken, so hätte ja dieser Handel sogar sein Gutes gehabt. Graz verdient es, recht Vielen ein lieber Ort zu werden. Wer einmal in den wundervollen Baumgängen des Schloßbergs gewandelt ist, wer den Rundblick von dessen Höhe genossen und dann drunten beim Volke an den gemüthlichen Stammtischen ausgeruht, der sehnt sich immer wieder zurück nach dem fröhlichen Pensionopolis an der Mur. Eben deshalb soll unsere Abbildung sammt diesen Begleitworten nur der Vorläufer für eine ausführlichere Schilderung unseres Gegenstandes sein.

Evangelische geistliche Journalistik in Westfalen. In einer der letzten Nummern der „Gartenlaube“ ist von den Geschichtsfälschungen ultramontaner Blätter die Rede. Daß auch evangelische Geistliche in dieser Beziehung Bedeutendes leisten, das beweisen zwei in der Provinz Westfalen erscheinende evangelische Kirchenblätter. In dem „Schwelmer Gemeindeblatt“ (Nr. 13 des vorigen Jahrganges) macht Pastor Körner in Schwelm den Versuch, Luther's bekannte Stellung zur bürgerlichen Eheschließung abzuleugnen und die Geschichte seiner Eheschließung zu entstellen durch das fromme Märlein, daß Katharina von Bora nach vierzehn Tagen, nachdem sie mit Luther „ganz in kirchlicher Form getraut“ und „verehelicht“, and nachdem Luther nach seinem eigenen Zeugnisse ihr „Ehemann“ geworden, eine „Braut“ und „Jungfrau“ geblieben sei. — Der „Westfälische Hausfreund“ aber berichtet in Nr. 43 des vorigen Jahrganges, daß viele fromme Leute aus den verschlossenen und wohlerhaltenen Särgen bald nach ihrem Tode auferstanden seien. Der „Westfälische Hausfreund“ schreibt nämlich wörtlich: „So berichtet der selige Oetinger, ein echter Mann Gottes, er sei bei schweren Anfechtungen gern zum alten Commandanten Rieger ... auf den Hohenasperg hinaufgestiegen, dessen kräftiges Gebet ihn immer wieder bald zurecht gebracht. Ein Jahr nun nach Rieger's Tod wurde aus irgend einem Grunde in der Kirche, wo er begraben worden, ein Bau vorgenommen, wobei sein Grab zufällig geöffnet werden mußte ... und zum großen Entsetzen der Arbeiter und aller Anwesenden wurde der noch völlig wohl erhaltene und verschlossene Sarg ganz leer gefunden. Oetinger aber sprach: ‚Wißt Ihr denn nicht, daß es eine erste Auferstehung der Gerechten giebt?‘ Auch der (noch lebende) treffliche und wohlbekannte Prälat K.... erzählt Aehnliches, was sich noch nicht gar lange zugetragen: Ein sehr frommes Mädchen wurde begraben, die Gruft aber bald wieder geöffnet, da dann die Leichtigkeit des Sarges auffiel und er geöffnet wurde. Hier nun fanden sich sehr bald darauf zwar die rosenfarbenen Schleifen und die künstlichen Blumen ... unversehrt vor, die Leiche selbst aber und das Leichenhemd waren spurlos verschwunden. Auch sonst hörte man in jenem (?) deutschen Lande alte Leute erzählen: Bei solchen stillen und frommen Leuten habe man gelegentlich das Grab geöffnet und den Sarg leer gefunden.“

In Nr. 47 des vorigen Jahrganges liefert dann der „Westfälische Hausfreund“ gleichsam als Nachtrag noch die Erzählung: „Die Träger, welche den Sohn Zinzendorf's, den Christian Renatus, zu Grabe getragen, hätten plötzlich bemerkt, daß der Sarg ganz leicht geworden sei.“ (Hier fand also, wie es scheint, die Auferstehung schon vor der Beerdigung statt; Näheres scheint der „Westfälische Hausfreund“ darüber nicht in Erfahrung gebracht zu haben.)

Noch ein Vermißter. Es geht uns aus Wendtshof an der Oder folgender Brief zu:

„Hier im Orte lebt ein alter Hirt, dessen einziger Sohn und gleichzeitig seine Stütze, Karl Luckow, den letzten Feldzug als Husar bei der dritten Escadron des brandenburgischen Husaren-Regiments (Ziethen-Husaren) Nr. 3 (2. Armee, 6. Division, 15. Cavallerie-Brigade) mitmachen mußte.

Am 27. August 1870 bekam der alte Luckow eine einfache ‚Feldpost-Correspondenzkarte‘ zugeschickt, auf der mit Bleistift folgende Nachricht verzeichnet war:

‚Hierdurch benachrichtige Sie, daß Ihr Sohn Luckow seit dem 16. d. Mts. vermißt ist.

Bivouac bei Doncourt, d. 21. 8. 70. Schultz,
Wachtmeister der 3. Escadron.‘

Etwas Näheres hat der alte Mann niemals über seinen Sohn erfahren, er hofft aber, da ihm von dem Regimente weder Todtenschein noch etwas Anderes zugegangen, noch immer, daß sein Sohn irgendwo auftauchen werde. Möglicher Weise ist er, verwundet und gefangen, in Metz gestorben.

Da mich der alte Luckow dieser Tage mit dem Obigen bekannt machte und ich aus Erfahrung weiß, daß die Gartenlaube durch ihre große Verbreitung in vielen Fällen Aufklärung in ähnlichen Lagen gebracht, so erlaube ich mir im Namen des alten Vaters die ergebene Bitte auszusprechen, in einer der nächsten Nummern einen Aufruf zu erlassen, dahin gehend, ob einer der Regimentscameraden den Husaren Karl Luckow am 16. August 1870 hat fallen oder gefangen nehmen sehen.

Der alte Mann stützt auf diese meine Bitte seine ganze Hoffnung, um endlich von dieser peinlichen Ungewißheit über das Schicksal seines Sohnes erlöst zu sein.

Mit aller Hochachtung ergebenst

W.“

Ein illustrirter Hausschatz von hervorragender künstlerischer Bedeutung ist die jüngst bei Georg Wigand in Leipzig erschienene Luther'sche Bibelausgabe mit Illustrationen von Julius Schnorr von Carolsfeld. Wenn das in demselben Verlage herausgekommene so berühmt gewordene Werk des nunmehr verewigten Meisters Schnorr „Die Bibel in Bildern“ sich, was den Text betrifft, lediglich auf kurze Citate aus der heiligen Schrift beschränkt, so daß dort das Wort als dem Bilde untergeordnet erscheint, so bietet uns das neue Werk den vollen Wortlaut der Bibel alten und neuen Testaments und mindert die Zahl der hier in verkleinertem Maßstabe in den Text hineingedruckten trefflichen Holzschnitte, welche dort zweihundertvierzig beträgt, auf einhundertvierzig ab. Das dankenswerthe Unternehmen erfüllt seine Aufgabe, dem deutschen Bibelleser die Hauptmomente der christlichen Glaubensurkunden durch künstlerisch ausgeführte Illustrationen sinnlich zu veranschaulichen, in genialer Weise und eignet sich daher als ein Werk echt deutschen Kunstgeistes besonders zum Festgeschenke bei Confirmationen und anderen feierlichen Familienereignissen; es möge hiermit der Beachtung auf's Wärmste empfohlen werden.

Zwei Anfragen. 1) Giebt es in Deutschland einen Ort mit einer Versorgungsanstalt für das vereinsamte Alter, dessen Zugänglichkeit zwar an eine Eintrittssumme, aber nicht an das Ortsbürgerrecht geknüpft ist? Es wenden sich so häufig kinderlose alte Männer und Frauen mit dieser Frage an uns, daß eine ausführliche Beantwortung derselben sich vielen Dank verdienen würde.

2) Ist immer noch kein Instrument erfunden und bewährt, das den Schwerhörigen auch nur annähernd dieselben Dienste leistet, wie den Kurz- und Schwachsichtigen ihre Augengläser? Was bisher durch Herstellung von größeren oder kleineren Hörmuscheln und dergleichen geboten wurde, ist nach Aussage der namhaftesten Vertreter der Ohrenheilkunde wenigstens zweifelhaften Werthes, jedenfalls theils zu groß, theils zu klein. Sollte sich's anders verhalten und ist eine Vorrichtung vorhanden, welche die Nachtheile der großen Hörrohre vermindert und die Mängel der kleinen handlichen Muscheln ergänzt, so wäre eine gut begründete Mittheilung an diesem Orte eine sehr dankenswerthe Gabe und sicherlich manchem Leser dieser Blätter erwünscht.

Berichtigung. In einem Theile der Auflage unserer Nr. 21 ist in dem Artikel „Plaudereien aus Rom“ von Hermann Oelschläger auf Seite 350, sechsundzwanzigste Zeile von unten statt „zierlichen“ Malereien Michel Angelo's zu lesen: „göttlichen“.

Kleiner Briefkasten.

Abonnent in Springfield, Mass. Nach dem zwischen dem deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten abgeschlossenen Vertrage sind in einem der beiden Staaten Geborene, welche in dem anderen fünf Jahre naturalisirt sind und während dieser Zeit ihren Wohnsitz wesentlich in demselben hatten, als Angehörige des letzteren zu betrachten. Sind Sie also seit mindestens fünf Jahren amerikanischer Staatsbürger, so werden Sie bei etwaiger Rückkehr nach Deutschland hier als solcher angesehen und haben nur die Rechte, aber auch nur die Verpflichtungen, welche Deutschland dem Ausländer gegenüber zugesteht und beansprucht.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Zwei Diener.

Eine Hofgeschichte aus der Patriarchalzeit.

(Fortsetzung.)

Die Comtesse unterbrach ihre Rede plötzlich, weil sich inzwischen die Thür des kleinen Vorsaals ein wenig öffnete und durch den Spalt Frau Weiß in das Zimmer blickte.

„Nun, Frau Weiß, was giebt es? Ich wünsche nicht gestört zu werden."

„Ich möchte nur unterthänigst melden, daß Fräulein von Straff im Garten ist," berichtete die Kammerfrau. „Die Dame scheint mir sehr aufgeregt zu sein. Zweimal schon ging sie nach diesem Pavillon, als wollte sie hier eintreten, und beide Male kehrte sie doch wieder um. Jedenfalls werde ich das Fräulein abweisen, wenn sie noch zum dritten Male kommt."

„Fräulein Hulda kommt mir heute wahrlich recht ungelegen," sagte die Comtesse, die während des Berichtes aufgestanden war und sich dem Vorsaale genähert hatte. „Aber wenn das Fräulein so aufgeregt ist, so möchte ich die Aermste doch nicht gern zurückweisen, ohne sie gehört zu haben. Wer kann wissen, was sie betroffen hat, und ob sie nicht unser bedarf."

„So soll ich also —"

„Ich will das Fräulein hier im Vorsaale empfangen," entschied die hohe Dame nach kurzem Ueberlegen. „Einem oder dem Anderen meiner lieben Gäste könnte ein Zusammentreffen mit Fräulein von Straff vielleicht unerwünscht sein."

Das kluge Auge der Comtesse ruhte bei diesen auffällig langsam gesprochenen Worten mit einem besonders forschenden Ausdrucke auf dem Gesichte des Junkers. Kurt bemerkte dies wohl, vermochte aber die Bedeutung des Blickes nicht zu ermessen.

„Unsere Wünsche können für Euer Erlaucht nicht maßgebend sein," entgegnete er. „Wir werden das Zimmer verlassen, um nicht zu stören."

Bei diesen Worten erhob sich Kurt und schritt mit seiner Dame nach dem vorderen Eingange des Pavillons.

„Nein, bleiben Sie," bat die Comtesse, deren Bedenken bei dieser Unbefangenheit des Paares ebenso rasch verschwand, wie es gekommen war. „Frau Weiß, ersuchen Sie das Fräulein näher zu treten!"

Einen Augenblick später betrat Hulda von Straff den kleinen Vorraum des Pavillons.

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, wenn mein Kommen Euer Erlaucht irgend wie unbequem sein sollte," sagte sie nach einer streng vorschriftsmäßigen Verbeugung. „Nur eine Angelegenheit, die für mich von besonderer Wichtigkeit ist, konnte mich zu diesem kühnen Schritte bewegen."

„Beruhigen Sie sich, mein liebes Fräulein!" entgegnete die hohe Dame mit gewohnter Leutseligkeit. „Theilen Sie mir Ihr Anliegen mit! Kann ich irgendwie helfen, so geschieht es von Herzen gern."

„Ich kam hierher, weil man mir gesagt hatte, ich würde den Jagdjunker von Holderbusch und Demoiselle Hartmann hier treffen; denn diese vor Allem betrifft mein Anliegen."

Die Comtesse war über diese Mittheilung von Neuem betroffen. Wer konnte der Dame verrathen haben, daß das junge Paar hier im Garten sei, und was beabsichtigte sie selbst? Eine heftige Scene zwischen Hulda und dem Junker mußte um jeden Preis vermieden werden.

„Woher wissen Sie, daß die jungen Leute hier sind?"

„Durch unsern Diener Johann. Ich bitte Euer Erlaucht dringend, auf Niemand sonst Verdacht werfen zu wollen."

„Das ist mir lieb. Darf ich noch erfahren, welche Absichten Sie bei dieser Begegnung mit dem Junker haben können?"

„Herrn von Holderbusch suche ich nicht, sondern nur seine — seine Braut," erklärte Hulda, indem sie ein zerknittertes, rosafarbenes Papier zum Vorschein brachte. „Ich möchte die Demoiselle nur fragen, ob sie jemals von meinem Vater einen Brief dieses Inhalts erhalten hat."

Die Comtesse überlas das zärtliche Schreiben des Präsidenten flüchtig und gab es dann dem Fräulein von Straff zurück.

„Ich kann Ihnen an der Stelle der junge Dame versichern, daß allerdings ein Schreiben dieses Inhalts an Fräulein Anna Hartmann gelangt, aber von ihr ablehnend beantwortet worden ist," sagte sie dann. „Genügt diese Erklärung für Ihre Wünsche?"

„Nicht völlig, Erlaucht," entgegnete Hulda, welche sichtlich mit ihrer Aufregung rang. „Ich möchte wenigstens, daß Euer Erlaucht der Demoiselle mittheilen, sie möge sich ihr junges Glück niemals durch Ränke und Verleumdungen verkümmern lassen."

„Wie soll ich das verstehen, Fräulein von Straff?"

„Erlaucht werden über meine Worte kaum in Zweifel sein können. Man hat zu meinem Verdrusse meinen Namen gestiftentlich mit dem des Junkers in Verbindung gebracht und hierdurch dem Herrn von Holderbusch zu schaden gesucht. Das aber will ich nicht, und deshalb erkläre ich offen, daß mir der Junker jederzeit ebenso gleichgültig gewesen ist, wie ich ihm."

„Ich danke Ihnen für diese Mittheilung von ganzem Herzen; denn sie beseitigt meine letzten Bedenken."

Digitized by Google

„Noch Eines," fuhr Hulda fort. „Ich suchte meinen Vater, um von ihm selbst Aufklärung über dieses Schreiben zu verlangen. Auf dem Wege hierher habe ich unseren erlauchten Herrn gesehen. Erlaucht schien nach diesem Garten gehen zu wollen."

„Wie? Mein Bruder?"

„Ja, Erlaucht werden in wenigen Augenblicken hier sein. Die Besichtigung des jungen Pferdes in der Reitbahn kann nur kurze Zeit dauern."

„Nehmen Sie auch hierfür meinen besten Dank, doch gestatten Sie zugleich, daß ich mich schleunigst zurückziehe, um — ja, um die Vorbereitungen zum Empfange meines Bruders zu treffen."

Die junge Dame verließ nach einer tiefen Verbeugung das kleine Vorzimmer, die Comtesse aber kehrte mit hastigen Schritten in das Innere des Pavillons zurück.

„Sie dürfen zu meinem Bedauern hier nicht bleiben," sagte sie zum Junker und seiner Dame gewendet. „Wie ich höre, kommt mein Bruder. Wenn er Sie hier trifft, so ist unser ganzer Plan gefährdet."

„Aber wohin sollen wir fliehen, Erlaucht? Ich sehe keinen Ausweg."

„Geschwind in meine Küche!" drängte Frau Weiß. „Wenn dann unser Herr hier im Zimmer ist, führe ich Sie hinten hinaus, und Sie gehen auf der Wallstreppe aus dem Garten. Sobald die Herrschaften in Sicherheit sind, lasse ich ein Blechgeschirr in der Küche fallen. Erlaucht wissen dann, daß die Flucht gelungen ist. Nur geschwind!"

Es bedurfte keiner weiteren Mahnung zur Eile, denn schon ließ sich ein fester Schritt draußen auf dem kiesbestreuten Kieswege vernehmen, und kaum hatte sich die Küchenthür hinter dem jungen Paare geschlossen, als auch schon der Graf, von seinem getreuen Tyras gefolgt, den Pavillon betrat.

„Guten Tag, Lottchen!" sagte er, indem er der Schwester die gebräunte Hand entgegenstreckte. „Darf ich mich auch heute zum Kaffee bei Dir einladen, oder wird Deine Frau Weiß über diese Ueberrumpelung allzusehr zanken?"

„Welche Frage! Du bist mir, wie immer, willkommen, Max," entgegnete die Comtesse, die sich rasch gefaßt hatte. „Aber bitte, rufe Deinen Hund von der Küchenthür zurück, daß er mir nichts von meinen kleinen Herrlichkeiten umwirft und verdirbt."

„Hierher, Tyras, und leg' Dich! Was hast Du an der Thür zu schnuppern? Nimm's nicht übel, Charlotte, daß ich den Hund mitbringe! Du weißt —"

„Daß Du nicht ohne Deinen Tyras leben kannst. O ja, das weiß ich."

„Weißt Du auch, worüber ich mich gerade jetzt wundere?" fuhr der Graf nach einem raschen Blicke durch das Fenster fort. „Ueber Deine Prophetengabe, Lottchen. Ich sehe dort das Kaffeegeschirr für mehrere Personen. Wie hast Du ahnen können, daß ich kommen würde? Oder erwartest Du andere Gäste?"

„Ich erwarte jetzt Niemand mehr. Ich dachte nur, Du könntest Deine heutige Ablehnung bereuen, und so ließ ich den Kaffee auch für Dich bereiten."

„Aber ich sehe da drei Tassen, Lottchen."

„Fräulein von Straff wird Dir begegnet sein. Sie litt an Migräne und kann mir deshalb nicht Gesellschaft leisten."

„Vortrefflich! Ich liebe dieses hochmüthige, ewig eisklatte und steife Fräulein ebenso wenig, wie etwa unsere hochnäsige Frau Oberlandjägermeisterin. Ich bin dem Fräulein allerdings begegnet. Sie schien mir in einer Laune zu sein, die weitaus nicht so rosenfarben war, wie das Papier in ihrer Hand."

„Hast Du das auch bemerkt? Gerade dieses Papier ist der Grund ihres Mißmuthes," erklärte die Comtesse, während der Graf die silberbeschlagene Meerschaumpfeife aus dem bekannten Winkel nahm und ruhig zu stopfen begann. „Denke Dir nur, ihr Vater hat trotz seines vorgerückten Alters um ein junges bürgerliches Mädchen angehalten und sich dabei verdientermaßen einen Korb geholt."

„Bär's möglich!" rief der Graf lachend. „Und wen gedachte er mit seiner gewaltigen Hand zu beglücken?"

„Die Tochter des Domänenraths Hartmann."

„Ei, seht mir den alten schlauen Burschen! Er hätte, wenn ihm der Plan gegückt wäre, ein wahrhaft fürstliches Vermögen erheirathet."

Der Graf war während dieser Worte mit dem Stopfen der Pfeife fertig geworden und schritt nun nach der Hinterthür des Pavillons, um sich nach seiner Gewohnheit eine Kohle vom Herde geben zu lassen. Da hielt ihn mitten auf dem Wege die Stimme der Schwester fest.

„Lieber Max!"

„Nun, Lottchen?" fragte er zurück.

„Wirst Du mir heute ausnahmsweise den Gefallen thun, nicht im Pavillon zu rauchen? Ich habe mich ein wenig erkältet und könnte heute den Dampf nicht wohl im Zimmer ertragen. Rauche später im Freien! Willst Du?"

„Natürlich will ich, denn Du bist hier die souveräne Herrin," sagte der Graf, indem er die Pfeife nicht ohne stille Verwunderung über die niemals früher beobachtete Empfindsamkeit der Schwester bei Seite stellte. Frau Weiß aber, welche die Flüchtlinge bereits in Sicherheit gebracht hatte und der kein Wort von der Unterhaltung der gräflichen Geschwister entgangen war, lieh sich in ihrer kleinen Küche seelenvergnügt die Hände.

„Wie natürlich meine Erlaucht fühlt!" murmelte sie lachend. „Wenn man's nicht besser wüßte, so könnte man wirklich an diese asthmatischen Beschwerden glauben. Und trotzdem will sie durchaus keine Anlage zur Intrigue haben. Soll ich jetzt schon das Zeichen geben und die spannende Scene da drin abkürzen? Nein, warten wir noch einige Augenblicke!"

Der Graf hatte inzwischen aus der Brusttasche des Jagdrockes drei zusammengefaltete Papiere hervorgezogen.

„Wittst Du jetzt die neuesten Berichte der Thorwachen hören, oder später?" fragte er dann, indem er das erste entfaltete. „Zum Wasserthore herein sind heute nur zwei Lastwagen in die Stadt gefahren. Zu der einen ist Anno Hartmann aus Braudenfels getommen, um ihrer Tante einen Besuch zu machen, in der zweiten der Weinreisende Seeligmüller. Vom Oberthore —"

„Welchen Muth diese Reisenden haben!" warf die Comtesse ein. „Bei dem Zustande aller Wege in unserer Grafschaft risktren sie doch stets ihre gesunden Glieder."

„Hm hm," hüstelte der Graf. „Wieder einmal das alte Lied. Wir haben kein Geld zu Wegbauten."

„Wir müßten es aber haben und wir hätten es sicher, wenn nur unsere Güter ein wenig besser verwaltet würden."

„Bist sonst ein ganz verständiges Frauenzimmer," entgegnete der Graf, „aber diese Dinge versteht Du nicht. Deine Abneigung gegen den Präsidenten verblendet Dich so sehr, daß Du seine guten Eigenschaften nicht bemerkst. Ich aber mag die Menschen nicht leiden, die alle vier Wochen ihre Hunde und ihre Diener wechseln."

„Ich liebe den Herrn von Straff nicht, das ist wahr," gestand Charlotte. „Aber meine nur zu wohlbegründete Abneigung würde mich dennoch nicht bewegen, ihm entgegenzutreten, wenn ich ihn wirklich für Deinen treuen Diener hielte."

„Das ist er. Er ist mir fast so treu wie diese Dogge," entgegnete der Graf, indem er den Kopf seines Hundes klopfte und streichelte.

„Und ich halte ihn für Deinen und des Landes bösen Genius," entgegnete die Comtesse. „Er würde sicher noch viel mehr schaden, wenn Du selbst nicht bei allen Deinen Schwächen so brav und so herzensgut wärst."

„Du bist heute schlechter Laune, Charlotte," sagte der Graf ein wenig verstimmt. „Es ist also wohl am besten, wenn ich gehe, obwohl ich zu Deiner Unterhaltung mir noch die neuesten ganz ungefährlichen Jagdabenteuer unseres Oberlandjägermeisters notirt hatte."

Noch vor wenigen Augenblicken wäre der angekündigte Entschluß des Grafen seiner Schwester, die vor innerer Seelenangst wegen etwaiger Entdeckung ihrer Flüchtlinge fast verging und sich deshalb wirklich in überreizter Stimmung befand, sehr erwünscht gewesen. Aber gerade jetzt gab Frau Weiß das verabredete Zeichen und damit ihrer Gebieterin die Ruhe zurück. Charlotte faßte deshalb den Arm ihres Bruders und zog ihn, nachdem sie auch seine Meerschaumpfeife an sich genommen hatte, mit sanfter Gewalt hinaus in den Schatten der Ulmen und Kastanien an den dort hergerichteten Kaffeetisch.

„Bitte, lieber Max, laß mich auch einmal von ernsteren Dingen reden!" bat sie dann, sobald die Tasse des Grafen gefüllt

Digitized by Google

und die Preise in Brand gesetzt war. „Sieh, ich möchte so gern unsere Grafschaft unter Deiner Regierung zu einem kleinen Musterstaate machen."

„Auf diesen Ruhm aber muß ich leider verzichten," entgegnete Max Theodor halb besänftigt, halb noch zürnend. „Wie lange werden diese Duodezländchen noch existiren? Unsere großen Nachbarn werden uns verschlucken, wie unsere Vorfahren die kleinen selbstständigen Dorf- und Schloßmagnaten verzehrt haben. Wir führen unser Scheinleben nur so lange, wie es der Gnade unserer Nachbarn beliebt."

„Aber wir sollten dann wenigstens ein gutes Andenken unseres Strebens hinterlassen. Wir stehen dem Volke so viel näher, als diese Großen. Warum sollten wir es nicht patriarchalisch beglücken können?"

„Thue ich dies nicht? Bin ich denn etwa ein Tyrann, Lottchen?"

„Nein, Du bist gut, treu und freigebig gegen Deine wirklichen und vermeintlichen Freunde. Aber fördern wir Kunst und Wissenschaft, wie auch kleine Höfe sollen? Geschieht bei uns nur das Nöthigste für Schule oder Industrie? Wir leben einsam wie auf einer halbverschollenen Insel, weil uns selbst gute Landstraßen fehlen. Und obwohl wir mit dem Nöthigsten geizen, fehlt uns zu allem Nöthigen das Geld."

„Ja, weiß der Kukuk, wie das zugeht!" sagte der Graf nachdenklich.

„Oeffne die Augen, und Du wirst den Grund erkennen. Es kommt davon, weil unsere Domänen an die Günstlinge Deines Präsidenten zu Schleuderpreisen verpachtet werden, weil Deine unzähligen Rehe und Wildschweine selbst unsere reichsten Forsten zu Grunde richten. Ueber die massive Strenge gegen kleine Wildfrevel will ich jetzt nicht reden — das gehört nicht zum Thema. Aber glaubst Du, daß unsere Bauern Deinen Namen segnen, wenn sie am Morgen die junge Saat zerstampft, durchwühlt oder abgefressen finden? Glaubst Du so das Land zu bereichern?"

„Sie können Entschädigung fordern."

„Und sich für diese Frechheit durch die belannten drei Grenadiere Deines Präsidenten auf die Hauptwache abführen oder, was schlimmer ist, in endlose Processe verwickeln lassen."

„Aber was nun des Himmelswillen soll ich thun, Lottchen?" sagte der Graf, der, durch das Gespräch sichtlich aufgeregt, den beschatteten Platz unter den Ulmen mit großen sporenklingenden Schritten durchmaß.

„Sieh die Dinge doch nicht immer durch die Brille Deines Präsidenten!" entgegnete die Comtesse, indem sie vorsichtig ihrem Hauptzwecke näher rückte. „Herr von Straff sagt Dir zum Beispiel, daß das Hartmann'sche Schloßgut in Brandenfels, für Dich wie schon für unsern Vater die Quelle ewigen Verdrusses, nicht käuflich sei. Nicht wahr?"

„Das sagt er allerdings. Weißt Du das Gegentheil, Lottchen, und von wem? Wechselst Du etwa noch immer mit dem Domänenrathe duftige Billets?"

„Laß' mir zuvörderst dieses kleine Geheimniß, Max!" bat Charlotte. „Reite in diesen Tagen selbst nach Brandenfels hinüber, rede mit dem Domänenrathe und Du wirst sehen und hören."

„Nun, wollen sehen."

„Nein, versprich mir's gewiß!"

„Meinetwegen. Bist Du nun mit mir zufrieden, Lottchen? Züge ich mich Deinem Pantoffel willig genug?"

Die Comtesse lächelte: „Kannst Du an Herrschergelüste glauben, wenn ich Dich mahne, selbstständig zu handeln? Noch Eines. Würdest Du, um das Gut zu erwerben, Deine Genehmigung zur Aufhebung des Majorats von Holdebusch geben?"

„Natürlich mit Freuden. Aber was hat das Majorat mit meinen Wünschen zu thun?"

„Auch das bleibt vor der Hand mein Geheimniß. Würdest Du endlich einen hübschen und braven Bürgermädchen ein Adelsdiplom verleihen?"

„Ich stelle eine ganze Eselshaut für dieses Pergament zur Verfügung," erklärte Max Theodor lachend. „Doch nun laß' mich ziehen, Lottchen! Ich habe den Präsidenten zu einer wichtigen Conferenz bestellt."

„So verdanke ich wohl auch dem Herrn von Straff die freudige Ueberraschung dieses Nachmittags?" fragte die Comtesse scheinbar leichthin, aber mit einem forschenden Blicke. „Sag' mir's, Max! Ich mag dem Präsidenten keinen Dank schuldig bleiben."

„Du bist ihm dafür nichts schuldig. Ich selbst kaum auf diese gute Idee. Leb' wohl, Lotchen, und habe Dank!"

Der Graf schritt, vom treuen Tyras gefolgt, aus dem Garten; die Comtesse aber eilte zu ihrer Kammerfrau.

„Diesmal hat sich der Pfeil gegen den Schützen gewandt, Frau Weiß," sprach sie mit einem sieghaften Lächeln. „Johann wußte um die Anwesenheit der jungen Leute und darum auch sein Herr. Der Präsident hat dann meinen Bruder zu ungewohnter Stunde nur deshalb aufgesucht, um mir diese Verlegenheit zu bereiten. Aber ich habe den Spieß herumgedreht. Hüten Sie sich, mein Herr von Straff! Ihre Macht ist zu Ende, sobald der Graf selbst sehen lernt."

„Vortrefflich. Aber nennt meine liebe, erlauchte Comtesse dieses Spiel noch immer nicht 'Intrigire'?" fragte die kleine behäbige Frau etwas verwirbig.

„Nein, Frau Weiß; denn meine Zwecke scheuen den Tag nicht."

5.

„Setze Dich zu mir auf diese Bank, Anna! Ich habe Dich noch meinem Lieblingsplatze geführt, damit Du besser verstehst, warum der Comtesse und mir dieser Baum heilig ist. Sieh, hier lernten wir uns kennen. Der damalige Graf, der Vater des regierenden Herrn und der Comtesse, hegte eine besondere Vorliebe für sein kleines Schloß in Brandenfels und residirte hier sogar häufiger, als drüben in Schwalbenstein, obwohl die Nähe meines Schloßgutes ihm jeder Zeit ein Dorn im Auge war. Unsere Fürsten mögen sie Kaiser oder Grafen heißen, hassen nun einmal Alles, was sie an das Ende ihrer Macht erinnert, und hier liegt diese Grenze wirklich allzu nah am gräflichen Schlosse selbst. Keine zehn Schritte von hier steht der Stein, welcher die Hoheitsgrenze zwischen der Grafschaft und dem Kurfürstenthume bezeichnet."

Der Domänenrath Hartmann, der diese Worte an seine Tochter richtete, wies dabei mitten in das dichte Gebüsch hinein, welches die jähe Terrasse seines Gartens halbringförmig umgab.

„Der Tag, an welchem ich die ersten Worte mit Charlotten wechselte, liegt vor meiner Seele, als wären seitdem nur zwanzig Stunden statt zwanzig langer Jahre verflossen," fuhr Hartmann fort. „Hier auf dieser Bank und vor diesem Steintische saß ich und ließ halb träumend meine Blicke über Berg und Thal weit in das Land hinein wandern. Da rauschte es hinter mir in den Büschen, und als ich mich verwundert umwandte, erblickte ich die Comtesse. Sie war zuerst sichtlich verlegen und erschrocken, denn der dicke Stamm des Baumes hatte mich bis dahin ihren Blicken verborgen. Aber sie faßte sich rasch, entschuldigte ihr Eindringen mit dem Wunsche, die herrliche Aussicht von hier einmal in aller Stille zu genießen, und ließ sich dann mit mir in Geplauder ein, das bald recht munter und unbefangen wurde. Wir waren ja Beide damals jung — wir fanden rasch Gefallen aneinander. War's ein Wunder, daß uns anfangs ein scheinbarer Zufall und dann die offen zugestandene Absicht an dieser still verborgenen Stelle häufig, zuletzt täglich zusammenführte, daß wir uns liebten, ehe wir es uns selbst zu gestehen wagten?"

„Das Gegentheil wäre ein Wunder gewesen," erwiderte Anna, indem sie ihrem Vater mit einem innigen Blicke in das noch immer schöne und jetzt tiefernste Gesicht sah. „Wer sollte Dich nicht lieben, wenn er Dich kennt? Wer könnte mit der Comtesse zusammentreffen, ohne sie zu verehren?"

„So verschwiegen wir waren, unser Verhältniß konnte dennoch nicht für immer und aller Welt verborgen bleiben," fuhr Hartmann fort. „Die täglichen Spaziergänge der Comtesse in einer bestimmten Gegend des Schloßparkes waren zuletzt einem und dem anderen grübelnden Kopfe unter der gräflichen Dienerschaft aufgefallen; man hatte ihnen nachgespürt und ihren Zweck entdeckt. Da der Präsident von Straff schon damals, wie jetzt, die allseitige Spionage als beste Stütze seines Einflusses betrachtete und begünstigte, so wußte auch er bald um unser Geheimniß."

„So hat dieser böse Mensch auch in Dein Leben feindlich

Digitized by Google

eingegriffen, und Du hassest ihn wie alle Welt?“ fragte Anna, indem sie ihren Vater mit gespannten Blicken ansah.

„Du sollst Alles erfahren und selbst entscheiden, ob ich diesen Herrn von Straff mit Recht mißachte, denn für den Haß steht er mir zu tief,“ erklärte der Domänenrath ruhig. „Sieh, ich habe mir immer ein ehrliches und gerechtes Urtheil zu wahren gesucht. Wäre er uns sofort feindlich, aber offen entgegengetreten, so würde ich dies mit seiner Pflicht, mit der Pflicht des ersten Dieners des Grafen zu entschuldigen wissen, selbst wenn er mir zugleich sehr wehe gethan hätte. Aber das eben that er nicht. Er wußte sich zuerst allmählich durch allerlei kleine Winke und Dienste in das arglose Vertrauen Charlottens einzuschmeicheln, bis er den Zeitpunkt gekommen glaubte, um auch an mich heranzutreten. Dann trat er mich eines Tages wie zufällig in einem Forste. Unser Gespräch, das sich erst um allerlei geringfügige Dinge gedreht hatte, kam, ich wußte selbst nicht wie, endlich auf mich und meine Beziehungen zu Charlotten. Dabei ließ der Präsident deutlich genug durchblicken, daß es von meiner Willfährigkeit abhänge, mein Glück zu begründen. Es bedürfe dazu nichts weiter, als daß ich mein Schloßgut an den Grafen verkaufe.“

„Bist Du auf diesen Vorschlag damals nicht eingegangen?“ fragte Anna. „Oder wollte Dir der Präsident damit nur einen Fallstrick legen?“

„Das wollte er — und einen ganz infamen. Denn der eigentliche Kern seines mit cynischer Offenheit gemachten Vorschlages lief darauf hinaus, daß ich den Preis des Gutes weit über dessen Werth hinaus stellen solle. Der Graf bezahle in seiner Leidenschaft jede Summe für dieses Schloßgut und gebe wohl schließlich auch die Hand seiner Tochter in den Kauf, nur nun seinen erlauchten Willen durchzusetzen. Der Mehrbetrag aber sollte natürlich dem biederen Herrn Präsidenten zufließen. Sieh, Anna, hätte damals nicht Charlottens Bild vor meiner Seele geschwebt, wer weiß, was ich in meinem heißen Zorne dem Frechen angethan hätte. Aber der Gedanke an die Comtesse bändigte meinen Grimm, so daß ich dem Versucher in kalter Ruhe antworten konnte. Ich sagte ihm, daß mir die Hand Charlottens jedes ehrenhaften Preises werth sei, und daß ich deshalb dem Grafen dieses Gut sogar weit unter dem Werthe, aber immer nur unter Angabe des wahren Preises verkaufen wolle. Der Präsident sah mir darauf eine Weile starr in die Augen, als wolle er die Tiefe meines Herzens ergründen. Dann erklärte er, die Angelegenheit mit dem Grafen besprechen zu wollen, verneigte sich und ging.“

Der Domänenrath erhob sich und schritt einige Male schweigend auf der Terrasse auf und ab.

„Laß mich rascher zu Ende kommen!“ sagte er dann. „Diese Mittheilung regt mich noch jetzt mehr auf, als ich im Voraus dachte. — Genug, wenige Tage nach jener Besprechung überraschte uns hier der alte Graf. Von zwei oder drei Jägern begleitet, trat er aus dem Gebüsche und sein blutrothes Gesicht, in dem die Augen grimmig rollten, weissagte uns Schlimmes. Er faßte auch sofort Charlottens Hand und schleuderte sie hinter sich, so daß sie zu Boden fiel. Ja, als der jetzige Graf, damals ein Knabe, der die geliebte Schwester an jenem Tage wie öfters vorher begleitet hatte, seine kindlichen Arme weinend um die Kniee des brutalen Vaters schlang, da stieß er auch ihn mit roher Gewalt von sich und hob die schwere Peitsche, um, ja, um die Comtesse zu schlagen.“

„Mein Gott! — mein Gott!“ rief Anna aus.

„Du fühlst, das war zu viel, mein Kind. Mit raschem Griffe ergriffe ich den Arm des Wüthenden und preßte ihn mit so eiserner Gewalt, daß er die Peitsche fallen lassen mußte. Dem Grafen trat der Schaum auf die zornbebenden Lippen. ‚Hund, Hund! Vergreift Du Dich an uns?“ stöhnte er. ‚Was steht Ihr hier? Nieder mit ihm und lohnt dem Frechen, wie es ihm gebührt!‘ Jetzt sah ich die Jäger, von denen jeder mit einer Hetzpeitsche bewaffnet war, an mich herantreten. Sie nahten vorsichtig und zögernd, denn auch mein Blick mochte ihnen nichts besonders Gutes verkünden. Ich aber sprang rasch zurück und sah mich nach einer Waffe um. Glücklicher Weise hatte ich einige Tage früher, um Charlotte zu erfreuen, eine junge Linde gepflanzt. Den spitzen Pfahl, an den sie gebunden war, riß ich jetzt aus der Erde und schwang ihn zum Aeußersten entschlossen über dem Haupte.“

Anna flammerte sich, während ihr Vater einen Augenblick schwieg, angsterfüllt an seinen Arm und starrte so entsetzt nach dem nahen Gebüsche, als könnte eben jetzt der alte Graf mit seinen Jägern auf die Terrasse treten.

„Gott sei Dank, ich mußte die Waffe nicht brauchen.“ fuhr der Domänenrath etwas ruhiger fort. „Meine Feinde sahen, daß es sich hier um Leben und Tod handelte, und wichen, nachdem mir der Graf noch einmal zähneknirschend die geballte Faust entgegengestreckt hatte, in das Gebüsch zurück.“

„Und die Comtesse?“

„Charlotte und ihr Bruder gingen mit dem Grafen.“

„Ich meine, ob die Comtesse —“

„Mir treu blieb?“ ergänzte der Domänenrath die Frage seiner Tochter. „Im Herzen wohl, aber äußerlich war das Band, das uns vereinigt hatte, für immer zerschnitten. Das arme Mädchen vermochte ohne Stütze den Drohungen eines brutalen Vaters und den Nadelstichen, die ihr die stolze Mutter täglich versetzte, nicht auf die Dauer zu widerstehen. Du kannst noch jetzt auf dem Abschiedsbriefe, den sie mir einige Wochen nach jenem schrecklichen Vorgange insgeheim schrieb, die Spuren ihrer bitteren Thränen erkennen. Begreift Du nun, warum ich darauf bestehen mußte, daß nie eine Axt diesen alten Baum berühren dürfe? Versteht Du, warum mir die Wünsche Deiner Comtesse heilig sind?“

„Ja, ich verstehe es, und nun weiß ich auch, warum Du trotz der Meinung, die Du über den Adel hegst, dem Vorschlage der Comtesse nicht entgegentrittst.“

„Ich habe außer dem von Dir geahnten noch einen anderen Grund. Glaubst Du, ich würde mich sperren, wenn man als Gegendienst irgend einer wichtigen Leistung verlangte, ich solle mich etwa Hartmannsdan oder so ähnlich nennen? Ob zwei oder drei Laute mehr vor oder hinter dem Namen stehen, das ist mir völlig gleichgültig. Diese Art von Ehre halte ich mit Falstaff nur für Wind. Durch eine Weigerung das Glück eines Kindes zu verscherzen, wäre in solchem Falle fast noch thörichter, als wenn Adelsstolz das Motiv wäre. Freilich würde ich es verziehen, wenn sich unser Ziel auf anderem Wege, etwa durch eine Besprechung mit dem Grafen erreichen ließe.“

„Sollte dies selbst mit Hülfe der Comtesse nicht möglich sein?“

„Ich zweifle. Frühere Versuche dieser Art hat der Präsident stets zu vereiteln gewußt. Aber horch, was ist das? Hörst Du nichts?“

„Ich höre Hunde bellen und Pferde wiehern. Und da sehe ich auch die Reiter, dort drüben auf der Wiese am Waldbeiche. Siehst Du's nicht, Vater?“

„Das ist der Graf. Was mag den Herrn jetzt nach Brandenfels führen?“

„Komm', komm', Vater! Laß' uns nach dem Gute hinunter gehen!“

„Was hast Du? Du bist ängstlich.“

„Um meiner Rehe willen. Der Weg führt am Zaune vorüber. Wenn die großen Hunde durch den Zaun brächen, meine Lieblinge zerfleischten! Ich würde nicht wieder froh.“

„Die Hunde werden angekoppelt, sobald der Zug in das freie Feld kommt,“ tröstete der Domänenrath. „Aber wenn es Dich beruhigt, so laß' uns gehen, mein Kind!“

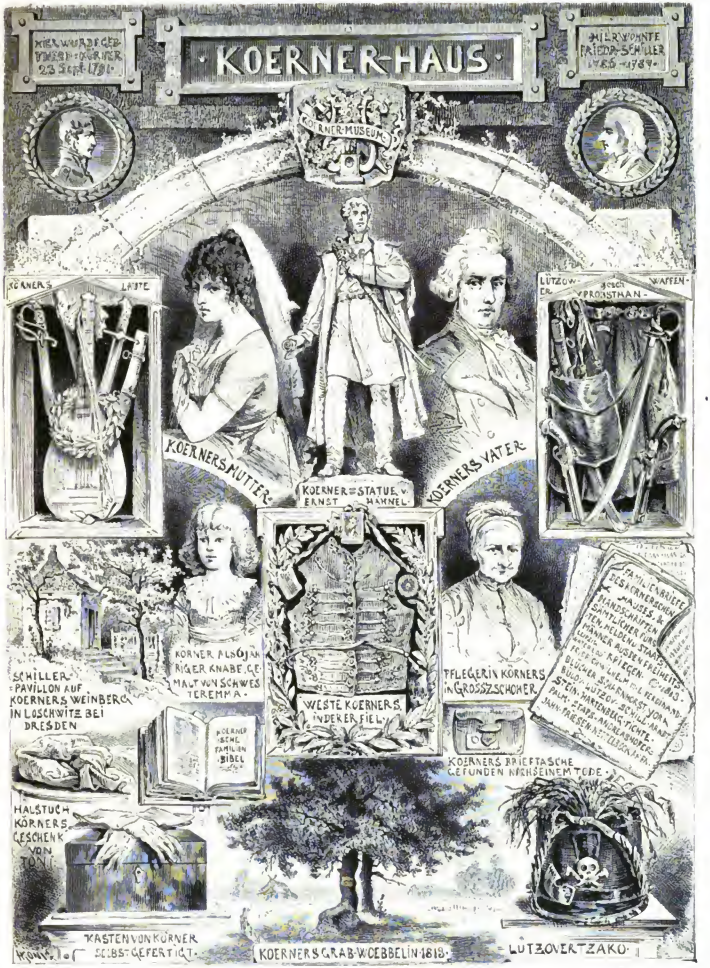
Während Hartmann mit seiner Tochter auf den wohlgepflegten Schlangenwegen nach dem Wirthschaftsgarten des Gutes hinabstieg, nahte der gräfliche Zug bereits dem Rande des Waldes.

„Laß' die Hunde ankoppeln, Holderbusch!“ befahl der Graf, der bei guter Laune selbst seine höchsten Hofchargen mit dem vertraulichen Du anzureden pflegte. „Den Tyras namentlich! Er ist eine brave, aber zu Zeiten verzweifelt wilde Bestie.“

„Nrrasch die Hunde ankoppeln, Blümchen,“ schrie der Oberlandjägermeister, rückwärts nach dem Trosse gewendet, unter dem auch der treue Christian ritt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Das Körner-Museum in Dresden, gegründet von Dr. Emil Peschel.
Ein Gedenkblatt von Herbert König.

Digitized by Google

Ein Werk für Deutschlands Jugend.

(Mit Abbildung.)

Unter dem Geläute der Osterglocken, umbraust von vielhundertstimmigem Jubelsange, feierte am 28. März dieses Jahres ein kleiner, in seiner Anspruchslosigkeit bisher nie beachteter Raum seine herrliche Auferstehung: in dem Geburtshause Theodor Körner's in Dresden wurde an diesem Tage ein winziges Nebengemach zum Körner Museum geweiht, dem Greise zur Erinnerung an große Zeiten, dem Manne zu ernstem Gedenken und muthigem Ausharren, der deutschen Jugend eine Ruhmeshalle, die zu fröhlichem Liedessange und Schwerterklange sie begeistern soll.

In der That ist hierzu wohl kein Name so trefflich geeignet, als derjenige des deutschen Tyrtäus, unseres Körner, der aus seinem Herzen jenige Lieder und warmes Lebensblut dahinströmen ließ für Deutschlands Ehre, dem ein beneidenswerthes Geschick vergönnte, mit unsterblichem Schwanengesange in voller Jugendkraft den Befreiungstod für das gerächte Vaterland zu sterben. Mag man über die literarische Bedeutung des Sängers von Leyer und Schwert noch so verschiedener Meinung sein, mag man seinen Dramen Originalität und Tiefe ab- oder zusprechen — das Eine steht fest: in den Herzen der deutschen Jugend hat sich sein Bild schon längst zu einem Typus gestaltet, einem Vorbilde, welchem gleichzukommen jedem Jünglinge als höchstes Ziel seines Ehrgeizes vor der Seele schwebt.

So dürfte es denn wohl gerechtfertigt erscheinen, daß wir, getreu unseren deutschen Bewußtsein allerwege förderndem Tendenzen, auch diese Osterfeier des vom Festcomité ängstlichst ihr aufgeprägten localen Charakters entkleiden und dem Entstehen und Inhalt des „Körner-Museums" einige Zeilen widmen.

Sowohl den Plan, möglichst viele auf Theodor Körner, seine Familie, Waffengefährten und Freunde, sowie überhaupt auf jene ganze gewaltige Zeit der Erhebung eines Volkes gegen fremde Gewaltherrschaft bezügliche Gegenstände und Schriftstücke zu einer Jedermann zugänglichen Sammlung zu vereinigen, wie auch die Ausführung dieses Planes verdanken wir einem Manne, der schon seit länger als einem Jahrzehnte um die Anerkennung und Verehrung unseres Sängerhelden sich hohe Verdienste erworben hat, dem Dr. E. W. Peschel in Dresden, Meister des freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt am Main und Mitglied des dortigen literarischen Vereins. Er rief an hervorragender Stelle die Idee eines Körner-Standbildes in das Leben und legte durch ein im Jahre 1863 gelegentlich der fünfzigsten Wiederkehr des Tages von Gadebusch hier veranstaltetes patriotisches Fest den Grund zu dem dazu benöthigten Capitale. Seiner rastlosen Thätigkeit vor Allem ist das Zustandekommen des herrlichen, aus der Meisterhand des Bildhauers Professor Hähnel hervorgegangenen, ersten Standbildes zuzuschreiben, welches seit dem Jahre des Wiedererstehens deutscher Kaisermacht den Platz vor der altehrwürdigen Kreuzschule ziert; seinen unermüdlichen Bemühungen ist es endlich auch gelungen, eine große Zahl von Hindenkungen auf Dresdens poesievollen Heldensohn und die Zeit der Freiheitskriege in seine Hand zu bringen und in dem Körner-Museum als erfreulichen Anfang weiteren gedeihlichen Wachsthums, „der deutschen Jugend gewidmet", niederzulegen.

Damit nicht genug: das Haus, in welchem Theodor Körner geboren, in welchem Schiller, siechend vor dem despotischen Eigenwillen seines Landesherrn, gastfreundliche Aufnahme, ehemüthigste Unterstützung fand und welches bisher der würdigen äußeren Auszeichnung entbehren mußte, erhielt durch Peschel in zwei lebensgroßen Reliefbrustbildern Schiller's und Körner's einen Schmuck von hohem künstlerischem Werthe — dafür bürgen schon die Namen des Bildhauers Echtermeyer, Hähnel's Schüler, welcher sie modellirt, und des Nürnberger Erzgießers Lenz, in dessen Werkstatt sie aus Einem Stück französischen Kanonenmetalls vollendet schön gegossen worden sind.

Die Sammlung selbst befindet sich in einem zu ebener Erde gelegenen, einfenstrigen Stübchen, welches von dem jetzigen Besitzer des Hauses zu diesem Zwecke überlassen worden ist; schon jetzt erweist es sich als zu klein, und es steht zu hoffen, daß mit der Zeit größere Räume in demselben Hause hierzu verfügbar sein werden. Das kleine, traulich Zimmer ist ganz im Charakter des beginnenden 19. Jahrhunderts eingerichtet; man fühlt sich beim Eintritt in dasselbe äußerlich schon in jene Zeit zurückversetzt. Vor uns sehen wir zunächst unter Glas und Rahmen, von längst verwelktem Lorbeerkranz umgeben, die Uniformweste, Cocarde und das Portepée Körner's, mit seinem Blute befleckt, welche er bei seinem Tode getragen, daneben seine Brieftasche, vor seiner Beisetzung ihm abgenommen, und eine Locke seines Haars, von treuer Freundeshand dem gefallenen Waffenbruder abgeschnitten, nebst einem Zweiglein, vor langen Jahren von der sein Grab beschattenden Eiche gebrochen. In zwei größeren Glasschreinen sind aufbewahrt die Laute Körner's, welche Schiller auf des Vaters Bitte von Jena aus besorgte, gesiert mit einem von Dresdens Sängerschaft geschenkten silbernen Lorbeerkranze, seine Waffen, ein türkisches Messer, welches er als Ehrensäger zu Fuß, ein Reitersäbel, welchen er bis zu seiner Verwundung bei Kitzen trug, ein seidenes Halstuch, von seiner Braut Toni gestickt und ihm in das Feld mitgegeben, daneben Waffen und Uniformstücke, von alten Lützower Freunden und Gefährten des Dichters dem Museum überlassen, darunter ein Waffenrock, welchen der Eigenthümer, Rector em. Probsthan, trug, als er den tödtlich Verwundeten auf seinen Armen aus dem Gefechte brachte, und in welchem der jetzt viermundachtzigjährige Veteran vor nicht gar langer Zeit die goldene Hochzeit gefeiert hat. Ein einfacher Reif von Eisen, mit dem eingravirten Bilde eines Schmetterlings sinnig geschmückt, erzählt uns von dem innigen Verhältnisse, welches zwischen Theodor, der ihn lange getragen, und seiner Schwester Emma, welche ihn vom Bruder erhielt und bis zu ihrem Tode nicht vom Finger ließ, bestanden hat. Von dem Dichter selbst sind Manuscripte in großer Anzahl vorhanden, darunter viele noch ungedruckte Gedichte aus seiner Studienzeit in Freiberg, werthvolle Briefe und ein ganzer Opernkext „Alfred der Große". Außerdem aber enthält die Sammlung Autographen von allen Mitgliedern der Familie Körner, werthvolle Briefe Schiller's, C. M. von Weber's, des Componisten der Körnerlieder, aller berühmten Persönlichkeiten jener Zeit, Briefe von Friedrich Wilhelm dem Dritten, Königin Louise, Kaiser Franz, Blücher und seinen Getreuen, Erzherzog Karl, „Anders Hoffer, Obercommandant in Tirol", Arndt, Jahn, Friesen, Lützow, Schleiermacher und Andern mehr, welche alle werthvolles Material für die Betrachtung jener Jahre in sich schließen.

Aber die Tochter und Enkel des von Altmeister Goethe im zweiten Bande von „Wahrheit und Dichtung" so vortheilhaft geschilderten Kupferstechers Stock, welcher von Nürnberg nach Leipzig ausgewandert war und in dem Breitkopf'schen Hause die Mansarde bewohnte, hatten von dem talentvollen Künstler hervorragende Anlage zur Malerei geerbt, vor Allen Körner's Tante, Dorothea Stock, und seine einzige, drei Jahre ältere Schwester, Emma, welche letztere auch in kunstvoller Stickerei ihres Gleichen suchte. Von der Hand der Tante Doris ist das Pastellportrait ihrer Schwester Minna, sowie ihr eigenes vortreffliches in Oel gemaltes Portrait neben vielen kleineren Zeichnungen, von Emma's Hand ein reizendes Miniaturbild des siebenjährigen und die Originalbleistiftzeichnung des Lützower Theodor (ihrer letzte Arbeit, für den Vater als Geburtstagsgeschenk bestimmt) vorhanden, nach welcher letzteren alle Portraits desselben geschaffen worden sind, und außerdem ein prachtvoll in Seide gestickter Ehrenschirm, ein wahres Cabinetstück. Von Körner's Mutter, welche ihre Geschicklichkeit im Malen auf Porcellan und in Pastell bis in ihre spätesten Jahre sich bewahrte, sind mehrere Pastellbilder zu finden, aus ihrem Nachtasse ein kleines Aquarellgemälde, das Grab bei Wöbbelin darstellend. Wie mag der Mutter das Herz geblutet haben beim Anblicke der Grabstätte ihres Lieblings, dem sie einst geschrieben hatte: „Ich bin stolz auf Dich, mein Kind; ich möchte Dich glänzen und fertig sehen; nur schone Deine Gesundheit, daß Du in Deiner Blüthe blühend bleibst!" „Heldenangen blühen schöner auf im Tod", singt Schenkendorf, und bei unserm Körner ist

Digitized by Google

dies in Wahrheit der Fall gewesen. Nicht genug kann ein Augenzeuge seiner Bestattung die Schönheit des Heldenleichnams schildern; eine Zeichnung desselben, von dem Maler Olivier an Ort und Stelle aufgenommen, befindet sich gleichfalls im Museum.

Nicht unbedeutend ist im Körner-Museum die vorhandene Literatur über Schiller, die Familie Körner und besonders die Freiheitskriege, sowie das Lützow'sche Corps betreffen. Die Schrift, an welchem des unglücklichen Palm Herzblut klebt, „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", durfte nicht fehlen. Die „Dresdener Anzeigen" vom 18. August 1813 fordern den Theaterdichter Karl Theodor Körner zur Erfüllung seiner Militärpflicht im sächsischen, damals für Frankreichs Adler kämpfenden Heere auf, widrigenfalls man ihn als Deserteur behandeln werde; an demselben Tage, siebenundfünfzig Jahre später, rangen Sachsens Söhne, Prinzen und Bauern, Schulter an Schulter, mit ihren damaligen Feinden um den blutigen Lorbeer, und flügellahm mußte der fränkische Aar vor der jungen deutschen Adlerbrut das Feld räumen — „welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!"

Was soll ich noch weitere Einzelheiten hervorheben? Fast Alles, was die Bedeutung der Familie Körner in historischer, literarischer und künstlerischer Beziehung klarzulegen vermag, ist vertreten. Zahllose Gegenstände des täglichen Gebrauchs versetzen uns in das Leben und Treiben jenes gastfreien Hauses; der silberne Leuchter, welcher so manche Nacht hindurch dem Dichter des „Don Carlos" Licht spenden durfte, die Familienbibel, Stammbuchblätter und vieles Andere werden in dem sinnigen Freunde deutscher Literaturgeschichte, deutschen Familienlebens unschwer lange Reihen freundlicher, trauter Bilder hervorrufen.

Wie keine andere bedarf gerade unsere Zeit einer so beredten Hindeutung auf jenes Jahrzehnt, welches ein edles, durch jahrhundertlange Mißregierung auf die von Fremdlingen ihm aufgedrungene Knechtschaft vorbereitetes Volk mit Einem großen Entschlusse alle Fesseln zerbrechen und sich selbst seiner hohen weltgeschichtlichen Bestimmung wiedergeben sah. Wohl haben wir, die Söhne und Enkel jener Freiheitskämpfer, denen über ängstliche Fürsten ihre Hingabe an die gerechte Sache mit Undank, oft mit Verfolgung, vieljähriger Kerkerhaft, schimpflichem Tode lohnen zu müssen glaubten, wohl haben wir den Namen unseres Stammes wieder zu Ehren gebracht in allen Erdtheilen. Geachtet und beneidet stehen wir da, jetzt von Freunden umgeben, welche den kühnen Flug des deutschen Aars anscheinend freudig begrüßen, aber in der Stunde ernster Gefahr werden wir leicht vereinsamt und nur auf unsere eigene, bisher freilich noch nie erschöpfte Kraft angewiesen sein.

Duldetheit doch schon jetzt, wo noch nicht vollkommen fest das Fundament des deutschen Reiches zusammengefügt ist, ein erbitterter Kampf, ein Kampf auf Tod und Leben den bedeutendsten seiner Staaten: alle Nachgiebigkeit und vermeintliche Staatsklugheit benachbarter Fürsten wird diesen Kampf zu localisiren nicht im Stande sein. Nicht unser Geschlecht wird ihn beendet sehen, es wird der jetzt heranwachsenden Jugend beschieden sein, im hin und her wogenden Kampfe um die Siegespalme zu ringen und endlich — davon sind wir überzeugt — sie davonzutragen. Aber gleichwie das kriegsgewaltige Sparta seine Knaben und Jünglinge von Kindheit auf zu Kämpfern erzog und bildete, so muß auch unsere Jugend für ihren hehren Beruf geschickt gemacht und gebildet werden.

Dies ist der Zweck des Körner-Museums, und besser glaube ich diese Zeilen nicht schließen zu können, als mit den Schlußworten der Festrede des Dr. Hähler:

„Deutschlands Ehre bedarf, daß in seinen Gauen die Sänger nie aussterben; Deutschland, das nun so herrlich geworden, wie selbst ein Theodor Körner es nicht ahnen konnte, wird in kommenden Tagen auch der Helden nicht entbehren können. Möge diese Halle, die wir heute weihen, wenn sie zarte Frauen mit Rührung, wenn sie ernste Männer mit Ehrfurcht erfüllt, in Deutschlands jugendlichen Söhnen eine Begeisterung wecken und nähren, aus der edler Sang und hohe That der Zukunft des Vaterlands erblühe und reife!"

Reinhold Bittig.

Am Kindessarge.

Von Emil Rittershaus.

Ich stand in namenloser Pein
Am Sarg von meinem Töchterlein.
Man hatte mir schier meine Seele zerschnitten
Mit Beileidsbesuchen und Trauerwitzen,
Und immer noch mußt' ich mit dankendem Neigen
Die blutenden Wunden im Innersten zeigen.
Verstört in meinem tiefsten Sein,
Stand ich am Sarg vom Töchterlein.

Am Abend blieb ein Bettchen leer;
Da fiel's auf's Herz mir centnerschwer.
Die Mutter, sie räumte in Kisten und Spinde
Die Spielsachen all' vom gestorbenen Kinde,
Und d'rauf in der Nacht, von dem Grame zerrissen,
Wie haben wir beide geschluchzt in die Kissen,
Und uns verklagt in blindem Wahn:
Nicht Hülfe sei genug gethan!

Wohl kam der Schlaf zuletzt herbei,
Doch ward ich nicht vom Jammer frei.
Die zitternden Lippen, geöffnet zum Flehen,
Die zuckenden Häuchen, die hab' ich gesehen
Im Traum in der Nacht, auch die brechenden Blicke.
Da hab' ich gebadet mit meinem Geschicke —
Verzeih' mir's Gott! — als ich erwacht
Nach jener Folterqual der Nacht.

O sieh! Am Morgen in die Stub'
Schlich unser Mädel, unser Bub',
Sie streichelten freundlich uns Stirne und Wangen!
Sie hielten uns liebend und losend umfangen,
Und als wir geschaut in die frischen Gesichter,
Da ward es im Herzen uns leichter und lichter,
Sie sprachen leis': „Mama, Papa,
Weint nicht! Wir sind ja auch noch da."

Dann, allgemach, ertrug gefaßt
Die Brust des Kummers schwere Last.
Wir hielten umschlungen mit doppeltem Lieben
Die herzigen Kinder, die uns noch geblieben,
Und glaubten zu seh'n in der Aeugelein Scheinen
Den Abglanz vom Aug' der begrabenen Kleinen.
So ward zur Wehmuth uns die Pein
Um's frühgestorb'ne Töchterlein.

Digitized by Google

Eine Sommerfrische der freien Wissenschaft.

Einige hundert Fuß über der Landstraße, die von Ischl nach Aussee und durch eine Verzweigung nach Steg, Goisaumühl und Hallstatt führt, zwei Wegstündchen oberhalb Ischl, leuchtet und funkelt seit acht Jahren in der westlichen Sonne ein schweizerisches Alpenhaus in das Thal der brausenden Traun hinab. Es ist aus Holz gezimmert und mit hübsch geschnittenen Giebeln und Balconen, die theils das eigene Werk des Besitzers sind, geziert.

Dieses Alpenhaus gehört dem wackeren Conrad Deubler, dem Correspondenten und Gastfreunde so vieler bedeutender Männer fleißiger Forschung und Richtung. Er war seines Zeichens ursprünglich ein Müller, dann Fremdenführer, Alpenbotaniker, Wirth und Bauer, inzwischen auch politischer Gefangener und Märtyrer der Aufklärung. Eigenthümer einer Bibliothek, wie sie kein Geistlicher und Justizbeamter auf dem Lande jemals besessen, weder so ausgedehnt, noch so mannigfaltig, noch gar so verwegen.

Gerade diese Bibliothek, Deubler's Priamos-Schatz, darunter auch der „Leuchtthurm" des Redacteurs dieses Blattes, sein Stolz, seine Freude, seine geistige Winter-Apotheke, sollte ihn vier Jahre lang in's Unglück und in den Kerker führen. Die Geschichte ist widerwärtig, und ich wenigstens mag sie in allen ihren Einzelheiten und mit deutlicher Bezeichnung der darin handelnden Personen nicht erzählen. Einige kurze Andeutungen über dieselbe mögen genügen.

Es war im goldenen Jahre der Reaction, als man schrieb 1850. Deubler lebte als Wirth, Botaniker und Fremdenführer unten im Dorfe Goisern, wo sein Haus den kühnen Titel „Zur Wartburg" führte, als er, damals noch allzuwenig wählerisch, den Literaten von Rauen emsig nachtrachtend, die Botanisirlust des in Ischl weilenden Saphir mochte, diesen salopyen Witzjäger vertrauensvoll in sein Haus lud, ihm seine reiche Sammlung von brieflichen Autographen zeigte und arglos sogar den öffentlichen Gebrauch eines Schreibens von D. F. Strauß gestattete.

Herr Saphir fiel natürlich wie ein Habicht über diesen seltenen Vogel her und rupfte ihn weidlich in seinem „Humoristen". Die Generalüberschrift des betreffenden Artikels lautete charakteristisch genug: „Dumme Briefe über meine Reise vom Ausnahmszustande in das Innere des Naturzustandes", und Deubler's Stedbrief erschien am 12. September 1850. In Wien „Ausnahmszustand", in Goisern ein stiller Leseverein einfacher, strebender Menschen, an deren Spitze Conrad Deubler stand. — Der „dumme Brief" that seine Wirkung. Angeregt durch Saphir's denunciatorisches Gewäsche, begab sich eine „hohe Frau" von Ischl aus in Deubler's Behausung, musterte in dessen Abwesenheit die verfängliche Bibliothek, entdeckte darin wenig Christenglauben, aber desto mehr Kritik und gerieth außer sich. Die Lage wurde für Deubler und Genossen bald sehr kritisch: sie wurden gefänglich eingezogen, nach Graz geführt und hochnothpeinlich processirt. Die Denunciationsgenüsse der spruchfähigen geistlichen Herren fielen schwarz genug aus; die Vertheidigung war eine officielle, das Verfahren geheim.

Dennoch sprach die erste Instanz frei, aber der Staatsanwalt, dem ich hier nicht abermals einen verdienten Namen machen will, der auch in der neuen Aera hübsch verfassungstreu sich geberdete, appellirte nach Wien, an den „Ausnahmszustand", und das Ergebniß der Revision — ohne neue Verhandlung, in absentia — war eine grause Verurtheilung wegen horrender Verbrechen wider Religion und Staat, bis zu zehn Jahren Zuchthaus, die eine Frau, eine Seherin, noch dazu unter liebevoller Nonnenaufsicht, bis auf den letzten Tag verbüßt hat. Deubler kam mit vier Jahren, theils Gefangenschaft in Brünn, theils Zuterirung in Olmütz und Iglau, davon. Ungebeugt kehrte er nach Goisern in seine „Wartburg" zurück, wo mittlerweile seine Wirthschaft durch allseitigen, freundlichen Zuspruch in Saft und Blüthe geschossen war. Später erkor ihn sogar die viertausend Seelen zählende Gemeinde zu ihrem Bürgermeister, ein Amt, welches er jedoch bald freiwillig niederlegte.

Unter seinen vielen Freunden zählt er auch Maler, und diesen zu Gefallen hat er ein hohes, großfensteriges Atelier links an sein Haus gebaut, worin auch, damit nichts fehle, ein Streicher-Flügel älteren Datums steht. Das Beste aber an der ganzen bretternen Werkstätte ist der Balkon mit großartiger Aussicht auf die Ischler Berge nördlich, die Ramsau gegenüber und einen Theil der Dachsteingruppe nach Süden zu. Ein herrlicherer Frühstücksplatz als dieser Balkon ist nicht auszudenken. Im Uebrigen ist das Atelier baulich von außen nicht sehr vortheilhaft. Gar freundlich ist dagegen der mittlere älteste Bau auf Grundmauern, dessen Balkon zu einer bequemen Sommerwohnung gehört. Der Balkon zur Rechten ist der Ausgang aus dem „Feuerbach-Zimmer", in welchem der Bruckberger Philosoph im Jahre 1867 zur Einweihung des Gebäudes gehaust hat.

Neun Tage und neun Nächte hätte der Rhapsode zu sagen, wer Alles in der „Wartburg" unten und auf dem Primesberge oben gewohnt hat oder zu Gaste war; denn Deubler's Bekanntschaft erstreckt sich von der gelindesten Aufklärung bis zur entschiedensten Anthropologie und Anthropogenie; seine Correspondenz beginnt 1844 mit Heinrich Zschokke, dessen „Stunden der Andacht" ein mächtiges Ereigniß in seiner Entwickelung bilden, und geht bis Nadenhausen mit „Isis und Osiris", ja bis C. J. Fischer, der uns das Bewußtsein auszulehren bemüht ist. Deubler wandert auch nicht gerade mit bis zu den gesühlrichsten Gebirgszacken, wo der Fuß schwankt, aber er bewundert der Männer Kühnheit und verehrt ihren Muth. Aus den fünfziger Jahren, wo Deubler noch in der „Wartburg" hauste, sind ihm liebe Erinnerungen die Landschaftsmaler Robert Kummer aus Dresden und Joseph Winkler aus München, die auch später periodisch Besuch wie Freundschaft erneuerten. Zu ihnen gesellt sich als Dritter der Landschaftsmaler Pape aus Berlin. Kummer ist in Norddeutschland genugsam bekannt, Winkler macht Schule in München; er begleitete seiner Zeit die Freundin Garibaldi's, Etpis Melaina (Frau von Schwartz), nach Kreta und auf den Berg Ida. An Studien bietet die gegenüberliegende Ramsau allein ein ganzes Museum; jeder Fleck ist malerisch zu verwenden. Einige stilvolle alte Bauernhäuser aus Holz mit den feinen Giebeln und den schönzeschnitzten „Gewandlgang", mächtige Ahorne, sonnige Ausblicke auf den stolzen Saurstein, farbige Costüme, im Halbdunkel grasendes Vieh — hier lockt Alles und fesselt Vieles. Der majestätische Hallstätter See mit seinen wechselnden Wasser und Luftschichten ist nur eine halbe Stunde entfernt.

Kühnere Bagnisse als Joseph Winkler unternahm ein anderer Intimus Deubler's, der bekannte Reisende Wilhelm Heine, der die Expedition nach China und Japan im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika mitmachte und beschrieb. Oefter weilte er längere Zeit in Goisern, und hoch wanderten die beiden Freunde in's Gebirge empor. Wo nichts zu sehen war, erzählte Heine in romantischem Schwunge die Weltwunder seiner Erfahrung dem nicht immer orthodox gläubigen Deubler.

Der Stolz Deubler's aber ist der mehrwöchentliche Besuch Ludwig Feuerbach's im Jahre 1867. Ein enges Freundschaftsband verknüpfte die seit 1862 mit einander correspondirenden so verschiedenartigen Charaktere. Feuerbach, der bereits sieben Jahre auf dem Rechenberge angesiedelt war, wo ihm der Geier der Politik, der Sorge und der Krankheit an der Leber fraß, Feuerbach, der seinen ersten Schlaganfall bereits erlitten hatte, feierte auf dem Primesberge ein wahres Auferstehungsfest; er lodete sich in dieser Natur zu ungeahnten Wohlgefühle gesund, erfrieg bedeutende Höhen, schwang den Steinhammer in den Maschelkalk und schmeichelte sich mit einem nicht erfüllten Wiedersehen. Wilhelm Bolin, der jetzige Professor und Bibliothekar an der Universität Helsingfors in Finnland, suchte Feuerbach in seinem Tempe auf und erquerte gleichfalls das Herz des Gastfreundes.

Im Atelier auf dem Primesberge steht eine Pyramide mit der Aufschrift „Homo homini Deus", oben darauf die gelungene Bronzebüste Feuerbach's. Hundert Schritte vor dem Schweizerhause hat Deubler zwischen Bäumen und oberhalb einer ländlichen Ruhebank eine Gedenktafel angebracht, welche besagt, daß hier der Lieblingsruheplatz des großen deutschen Denkers gewesen. „Ueber allen Wipfeln ist Ruh" ꝛc.

Digitized by Google

Ueber das Verhältniß Deubler's zu Feuerbach sei an dieser Stelle nur so viel gesagt, daß dasselbe ein hochpoetisches, auf gegenseitiges innerlichstes Verständniß begründetes war. „Meinen Freund liebt und schätzt er so sehr als Sie," schreibt Feuerbach's Gattin an Deubler unterm 24. Januar 1872, als der große Denker schon seiner Auflösung nahe war. Für die Innigkeit der Freundschaft zwischen dem Gelehrten vom Rechenberge und dem Volksphilosophen vom Dorfe Goisern legt mein Buch „Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß" (Leipzig, Winter) Zeugniß ab. Deubler machte seinen großen Freund zum Rathgeber in allen wichtigen Fragen seines Innern, und manches Thema von weittragender Bedeutung wird in dieser Correspondenz auf's Tapet gebracht. „Soll ich zum Scheine die mich drückende Pietisterei noch ferner mitmachen?" fragte Deubler einmal in Bezug auf den von ihm in Aussicht genommenen Uebertritt in eine freie Gemeinde. „Ich war bisher wegen der Leute alle Jahre zur Communion gegangen und muß Dir aufrichtig gestehen, habe mich vor mir selbst geschämt. Mein ganzes besseres Selbst empörte sich gegen eine solche Heuchelei. Und doch — was bleibt mir übrig — —? Zum Auswandern bin ich jetzt schon zu alt und würde mich schwer von meinen so schönen Bergen trennen können." Feuerbach erwidert hierauf sehr treffend: „Die Religion, wenigstens die officielle, die gottesdienstliche, die kirchliche, ist entmarkt oder entfreit und creditlos, so daß es an sich ganz gleichgültig ist, ob man ihre Gebräuche mitmacht; denn selbst diejenigen, die sie angeblich gläubig mitmachen, glauben nur an sie zu glauben, glauben aber nicht wirklich, so daß es sich wahrlich nicht der Mühe lohnt, wegen eines Glaubens, der längst keine Berge mehr versetzt, seine lieben Berge zu verlassen."

Deubler ist eine dankbare Natur. Ueber das Größere und Größte vergißt er nicht das weniger Große, das ihn gefördert hat. Ein so grundbehrlicher, charaktervoller Mann wie Uhlich, der Magdeburger, war unserem Alpenhäusler höchst sympathisch. Im Sommer 1869 kam Uhlich in Person auf den Primesberg, und Deubler nennt ihn noch jetzt seinen „Unvergeßlichen". Von Uhlich ging für Alle, die ihm nahe gekommen sind, ein Hauch der Brayheit aus, der ein sonst etwas prosaisches Naturell mit einem Heiligenschein umgab.

Auch die Geologen durchwühlten die Dachsteinpartie des Salzkammergutes, und Deubler, der Wege und Stege kennt, diente zum Orientiren, öffnete dabei stets beide Ohren, lernte und gewann sich die Zuneigung der Steingelehrten. Er beherbergte die Herren Eduard Sueß, Mojsisschowitsch, Professor Simony, den Alpenseekundigen, und Herrn von Hauer, den hochverdienten Autor der Geologie Oesterreichs.

Als ich im vorigen Sommer auf dem Primesberge die Correctur meines „Feuerbach" las, erschien zu unser Aller Freude Ernst Häckel aus Jena, der frisch-fröhlich-freie Repräsentant der Descendenzlehre auf deutschem Boden. Er durchmusterte im unteren Stocke die erste, schon damals vergriffene Auflage der „Anthropogenie", während ich im „Feuerbachzimmer" das „Philosophische Idyll" revidirte. Deubler war auf der Höhe seines Bewußtseins angelangt, als er die Ergänzung zu Feuerbach's philosophischem Realismus unter seinem Dache wußte, und ein wahrer Alpenkönig dünkte er sich, als er die Lectüre des Vor- und Nachworts zur „Anthropogenie" vornahm. Er hat es aber dahin gebracht, im geistigen Leben die Blüthe des Daseins zu empfinden — und doch konnte er mit zwanzig Jahren noch nicht schreiben.

Deubler's Alpenhaus auf dem Primesberge bei Goisern.

So daure denn, du trautes Alpenhaus auf dem Primesberge, daure mit deinen Insassen, als Asyl für die zerplagten Gehirne, die sich hier lüften! Daure mit deinem zauberhaften Gegenüber, dem Ramsauer Gebirgszuge, der schönsten einem in dieser Welt, so veilchenartig angeflogen, daß ich seinen Purpurhauch dem Veilchenschwamm (Ioideum) auf seinem Gestein zuschreiben wollte. Die Herren Geologen sagten zwar Nein, aber Homer würde mir Recht geben, und der ist doch auch eine Autorität.

Karl Grün.

Die Damen auf dem Wiener Congreß.

Von Julius Bacher.

Nr. 1.

Zu den interessantesten Denkwürdigkeiten in der Geschichte unseres Jahrhunderts darf wohl die unter der Bezeichnung „Wiener Congreß" bekannte Fürsten-Versammlung gezählt werden, welche nach Napoleon's des Ersten Verbannung nach Elba vom September 1814 bis zu Ende März 1815 in Wien stattfand, um nach Metternich's Vorschlag die in Paris unerledigt gebliebenen Friedens-Verhandlungen zum Abschluß zu bringen.

Der Wiener Hof zählte in Folge dieses Congresses eine große Anzahl fürstlicher Häupter zu seinen Gästen; denn außer dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen, die im September in Wien anlangten, trafen im Laufe des Congresses noch die Könige von Baiern, Würtemberg und Dänemark, sowie die Herzöge von Oldenburg, Braunschweig-Oels, von Weimar und Coburg und der Großherzog von Baden, der Kurfürst von Hessen-Kassel, der Großfürst Constantin, Prinz Wilhelm und August von Preußen, die Kronprinzen von Baiern und Würtemberg und der entthronte Vice-König von Italien, Prinz Eugen Beauharnois und außerdem noch eine Menge anderer fürstlicher Personen mit ihrem überreichen Gefolge ein.

Vielleicht hatte außer politischen Rücksichten der Ruf, dessen sich die lustige Kaiserstadt damals erfreute, hinsichtlich der zu bietenden Genüsse einzig zu sein, die ungewöhnliche Theilnahme der genannten Fürsten hervorgerufen. An Damen erschienen mit den genannten Fürsten die Kaiserin von Rußland, die Königin von Baiern, die Großfürstinnen-Herzoginnen von Weimar und Oldenburg, Schwestern des Kaisers Alexander, und andere Hoheiten des schönen Geschlechts. Und alle die Personen waren Gäste der Hofburg, deren Gefolge, Hofstaaten und Dienerschaften theils in derselben, theils in den daneben befindlichen Gebäuden untergebracht und aus der kaiserlichen Küche gespeist wurden.

Digitized by Google

Rechnen wir zu den bezeichneten fürstlichen Personen noch die Menge der Bevollmächtigten mit ihrem Beamtenanhange und sonstigen Begleitern, die durch dieses seltene Ereigniß herbeigezogenen Capacitäten der Künste und Wissenschaften und die große Menge von Abenteurern aller Art und beiderlei Geschlechts, welche diesen Zusammenfluß höchster Personen und deren Reichthum und Genußbedürftigkeit auszubeuten gekommen waren, so gewinnen wir ein Bild von dem überaus belebten Treiben während des Congresses. Man sagt, es habe damals ein Zustrom von mehr denn hunderttausend Fremden stattgefunden. Die politischen Angelegenheiten wurden auf dem Congresse bekanntlich nur sehr beiläufig betrieben, und eine ununterbrochene Kette von Lustbarkeiten trat an die Stelle ernster Verhandlungen. So war denn auch das Witzwort des sarkastischen Fürsten de Ligne: „der Congreß tanzt, kommt jedoch keinen Schritt vorwärts", für diese Versammlung durchaus bezeichnend.

Denn der Wiener Congreß hat bekanntlich im Laufe einer siebenmonatlichen Thätigkeit seine Aufgabe auch kaum annähernd gelöst, sondern fand vielmehr durch Napoleon's unvermuthete Rückkehr ein plötzliches Ende.

Daß unter den angegebenen Verhältnissen die Damenwelt auf dem Congreß eine besonders dankbare Aufgabe für ihre Thätigkeit fand, versteht sich von selbst. Ueberdies war diese Thätigkeit eine ebenso angenehme wie lohnende, ganz abgesehen davon, daß die Damen dabei sowohl rein persönliche, wie fremde Interessen verfolgen konnten und zugleich die Gelegenheit fanden, Eitelkeit, Ehrgeiz und die Neigung zu Vergnügungen zu befriedigen. Diese so gewichtigen Momente hatten denn auch eine überaus große Anzahl der hochgestellten Damen aus allen Himmelsgegenden nach Wien geführt, woselbst sie während des Congresses eine fast hervorragendere Rolle, als die Diplomaten selbst spielten, ja mit diesen, wenn auch nur hinter den Coulissen, in ihren politischen Bestrebungen in der wirksamsten Weise rivalisirten. Ueberdies galt es, in den zur Unterhaltung der hohen Gäste eröffneten Salons die Werthmessen zu machen, Lustbarkeiten aller Art zu ersinnen und wo möglich den Glanz und den lohnenden Ruf anderer Salons noch zu übertreffen. Dies war aber bei dem fürstlichen und vornehmen Stand der Gäste, bei deren nicht eben kleinen Ansprüchen und der Uebersättigung derselben in Folge der von den kaiserlichen Wirthen dargebotenen überreichen Genüsse eben keine kleine Aufgabe.

Kaiser Franz war in dieser Beziehung unerschöpflich. Den Festlichkeiten bei der Einholung der Fürsten und Fürstinnen reihten sich die Feste in der Hofburg, in Schönbrunn und Lazenburg und die öffentlichen nationalen Feste, wie das Friedensfest, die Gedächtnißfeier der Schlacht bei Leipzig am 18. October, die Zauberfeste bei Metternich, Carroussels, Schlittenfahrten, Eislauf, Maskenbälle, Ausflüge nach Ungarn, Jagden und hundert andere Vergnügungen und Festlichkeiten an. Ueberdies hatte sich der kaiserliche Wirth auch die Aufgabe gestellt, daß nicht nur jeder Tag, sondern sogar jede Tageszeit mit der angenehmsten Unterhaltung und Festlichkeit ausgefüllt würde. Die große Vorliebe des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen für militärische Exercitien beachtend, war er bedacht, dieselben sowohl durch an jedem Vormittage abgehaltene Paraden wie durch Manöver zu befriedigen. In den späteren Vormittagsstunden fand alsdann Empfang bei den Kaiserinnen und Königinnen statt; die eingetroffenen Fürsten und ihr Gefolge machten ihre Aufwartung bei Hofe und den bereits anwesenden fremden Persönlichkeiten.

Um zwei Uhr wurde die Mittagstafel in der Burg abgehalten, woselbst in dem Kaisersaal und in den Nebensälen täglich mehrere hundert Gäste speisten. Bei schönem Wetter machten die fremden Gäste noch einen Spaziergang auf der Bastei, und man sah daselbst den Kaiser Alexander gewöhnlich Arm in Arm mit dem Prinzen Eugen Beauharnois gehen, den König von Preußen mit den Königen von Baiern und Dänemark und die mit jedem Tage sich mehr vergrößernde Menge eingetroffener fremder Fürsten mit ihren Familien. Es herrschte bei diesen Spaziergängen die größte Ungezwungenheit. Die Fürsten gingen, wie in einem Badeorte, einfach bürgerlich gekleidet einher und verkehrten in der freundlichsten Weise mit einander und mit dem sich dabei in reicher Anzahl einfindenden Publicum. Daß die fürstliche und sonstige vornehme Damenwelt auf diesen Spaziergängen stets vertreten war, darf kaum bemerkt werden; fand sie doch daselbst die bequemste Gelegenheit, gesehen und bewundert zu werden.

Da nach der Tafel noch eine offene Zeit bis zum Abend blieb, so wurde diese durch Spazierfahrten in den Prater ausgefüllt, wo das zahme, daselbst gehegte Rothwild bis an den Wagen der Gäste kam und von diesen mit Brod gefüttert wurde. Falls nicht Feste in der Burg oder andere besondere Vergnügungen zu besuchen waren, zerstreute sich alsdann die Gesellschaft, und Jeder suchte sich Unterhaltung nach seinem Geschmack, theils in den Salons schöner und geistreicher Frauen, theils in der Oper, dem Ballet, Schauspiel, den Lust- und Possenspielen des Volkstheaters in der Leopold- und Josephstadt, oder in den Spectakelstücken des Theaters an der Wien und in dem Circus im Prater.

Unter den gekrönten Häuptern waren es ganz besonders der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, welche sich der allgemeinsten Verehrung erfreuten, namentlich jedoch war es der Erstere, dessen leutseliges und heiteres Benehmen ihn schnell zum Liebling der Wiener gemacht hatte, die sich fast täglich eine neue, erheiternde Anekdote von ihm zu erzählen wußten.

Ein in der That allerliebstes Geschichtchen, das zur Charakteristik des russischen Kaisers und seiner Vorliebe für einen heiteren Scherz, sowie für das Treiben in der Hofburg während des Congresses dienen dürfte, hat sich erhalten und ist folgendes:

Dem Kaiser Alexander war es nicht entgangen, daß von der Tafel in der Hofburg vor seinen Augen oft die köstlichen Braten und Pasteten nach dem Tranchirtisch gebracht wurden, ohne jedoch wieder zur Tafel zurückzukehren, worüber er sich gerechter Weise wunderte und welchen Umstand seine Aufmerksamkeit erregte. Eines Mittags wiederholte sich dieses wunderliche Begebniß. Es wurde nämlich in des Kaisers Nähe ein kunstvoll verzierter Fasan, dessen Füße und Schnabel vergoldet waren, auf die Tafel gesetzt. Die Trüffelfüllung des Fasans berührte die Geruchsorgane des Kaisers überaus angenehm und erregte seinen Appetit darauf. Dieser Umstand und die früher gemachten Erfahrungen hinsichtlich des räthselhaften Verschwindens leckerer Gerichte veranlaßten ihn, sein Augenmerk diesem königlichen Speel ganz besonders zuzuwenden, da er sich bei dem Braten nicht mit einer bloßen Augenweide zu begnügen wünschte. Trotzdem war der Vogel bald seinen Augen entschwunden und kehrte auch nicht zur Tafel zurück, wie so viele andere Braten. Dies erregte des Kaisers Aerger, und früher als gewöhnlich verließ er den Saal und begab sich durch einen Seitencorridor ohne alle Begleitung nach seinen Gemächern. Indem er an einem der Fenster des Speisesaals vorüberging, wurde seine Aufmerksamkeit von dem Farbenspiele eines Federschweifs, welcher zwischen der Gardine der Fensternische hervorragte, angezogen. Sogleich fiel ihm der seinem Genuß entzogene Vogel ein; er trat näher, zog die Gardine zurück und fand zu seiner Ueberraschung in einem Handkorbe auf silberner Schüssel den Fasan auf einem Neste von mehreren noch uneröffneten Flaschen edelsten Burgunders und Tokayers. Kein Beobachter befand sich in der Nähe, und so trug der Kaiser, von einem plötzlich in ihm auftauchenden Gedanken bestimmt, den gefüllten Korb in sein Zimmer. Am nächsten Morgen ließ er den Kaiser Franz zu einem Frühstück in seinem Zimmer einladen. Der Erstere, obwohl durch diese ganz ungewöhnliche Einladung nicht wenig überrascht, fand sich doch zur bestimmten Zeit bei ihm ein und war überaus erstaunt, als er auf dem Frühstückstische nichts weiter vorfand als den gefüllten Korb und Alexander erklärte, seinen Gast als Tafel- und Kellermeister bedienen zu wollen. Das Erstaunen des Kaisers Franz löste sich in die größte Heiterkeit auf, als Alexander darauf ihm die näheren Umstände, durch welche er zu diesen Delicatessen gelangt war, in der scherzhaftesten Weise mittheilte. Kaiser Franz zeigte sich dadurch jedoch durchaus nicht übernascht, sondern meinte nur gleichmüthig:

„Schaun's, so geht es halt bei uns im Kleinen her; nun können's sich eine Vorstellung davon machen, wie's bei Ihnen im Großen hergehen thut."

Man sieht daraus, wie geschickt der Kaiser es verstand, seine Hofhaltung in Schutz zu nehmen. Man nannte diesen kaiserlichen Scherz einen „Pagenstreich" und belachte denselben von ganzem Herzen.

Neben diesem Scherz erregte auch derjenige große Heiterkeit, daß Alexander sämmtliche Fürsten, welchen Kaiser Franz

Digitized by Google

Regimenter verliehen hatte, wozu er selbst und der König von Preußen zählte, als sie eine Einladung zum Besuche der Hauptstadt Ungarns von Franz erhalten hatten, veranlaßte, auf dem vorschriftsmäßigen Stempelbogen um Urlaub zur Reise über die Grenze bei dem Kaiser einzukommen. — —

Die Damenwelt auf dem Wiener Congresse kann in drei besondere Kategorieen eingetheilt werden, und zwar in diejenige, welche sich durch vornehmen Stand, in diejenige, welche sich durch Schönheit und geistige Vorzüge, und endlich in diejenige, welche sich durch diese und zugleich durch ihre politische Thätigkeit in den Salons auszeichnete. Die übergroße Menge von schönen und interessanten weiblichen Erscheinungen auf dem Congresse macht es jedoch unmöglich, Allen in dem Rahmen eines begrenzten Aufsatzes gerecht zu werden, und so kann nur der hervorragendsten Erscheinungen gedacht werden. Wir eröffnen die Reihe der zu zeichnenden Damen mit der Gemahlin des kaiserlichen Gastgebers, der Kaiserin Ludovica.

Während Kaiser Franz sich in den Bemühungen um die Erheiterung seiner Gäste, sowie durch die unermüdete Theilnahme an allen Hof- und öffentlichen Festlichkeiten fast erschöpfte, sah sich die Kaiserin durch ihren leidenden Gesundheitszustand veranlaßt, nur selten an den gemeinschaftlichen Belustigungen Theil zu nehmen, und war dagegen bedacht, die Pflichten der Gastfreundschaft in ihren Gemächern auszuüben. Während des Congresses machte sie nur einmal eine Ausnahme von ihrer eingezogenen Lebensweise, indem sie bei einer Falkenjagd in Laxenburg zu Pferde erschien. Da sie die Erschütterung des Fahrens nicht vertrug, so ließ sie sich in einer Sänfte oder einem Sessel tragen, falls sie öffentlich erschien. Ihre Erscheinung war sehr interessant und verrieth die tödtliche Absunft. Sie stammte aus dem Hause der Este und war die Enkelin der Herzogs von Modena. Ihr mit einer Fülle schwarzer Locken umrahmtes, todtenbleiches Antlitz gewährte einen eigenthümlichen Anblick und fesselte den Beschauer sofort. Wenn sie, das Haupt mit einem Diadem von Edelsteinen, Hals und Arme mit kostbaren Perlenschnüren geschmückt, in einem goldstoffenen, mit Brillanten verzierten, fürstlichen Gewande erschien, glich sie einem Madonnenbilde und erweckte, wie dieses, in dem Beschauer die reinsten Empfindungen. Trotzdem war diese nervenschwache und leidende Dame nicht nur eine unerschrockene Jägerin, wie sie das auf der Falkenjagd in Laxenburg bewies, woselbst sie dem blutigen Kampfe ihrer Lieblingsfalken mit deren Opfern voll Interesse zuschaute, sondern auch eine ausgezeichnete Schützin. Denn wenn sie des öfteren Besuchs wegen auf ihre Gemächer beschränkt war, belustigte sie sich, indem sie mit einer besonders für sie gefertigten Flinte, in welche nur ein einziges Korn Hagelbunst geladen war, nach den fliegenden und sitzenden Fliegen schoß, und verfehlte nicht eben häufig ihr Ziel. Aber sie liebte auch edlere Vergnügungen, und da sie durch Kränklichkeit an der Theilnahme der Festlichkeiten vielfach verhindert war, so war sie bedacht, in ihren Gemächern die fremden Gäste durch allerlei Genüsse zu erheitern. Sie veranstaltete theatralische Vorstellungen von Dilettanten aus der vornehmen Gesellschaft und andere erheiternde Unterhaltungen und ließ sich in der Anordnung derselben ganz von dem Fürsten Anton Radzivill, berühmt durch seine genialen Compositionen zu Goethe's Faust, leiten.

Die einnehmende Persönlichkeit des Fürsten, sowie sein ausgezeichnetes Talent als Sänger, Schauspieler, Tänzer und Meister auf dem Cello, erhoben ihn zum Mittelpunkte der kaiserlichen Salons. Mit der ebenso geistreichen wie liebenswürdigen Prinzessin Louise, Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, vermählt, hatte er sich, nachdem er, trotz seiner echt polnischen Herkunft, tapfer für Preußen gefochten, den Musen zugewandt und war auch auf dem Congresse erschienen. Er stiftete in Wien einen Bund der Troubadours, dem viele fürstliche Personen angehörten. Die Mitglieder derselben erschienen bei festlichen Gelegenheiten im Schmucke ihrer mittelalterlichen Tracht und mit der Laute am Bande und erfreuten die Gesellschaft durch den Vortrag französischer Romanzen und vierstimmiger deutscher Lieder. In diesen Gesellschaften bei der Kaiserin trug Fürst Radzivill einige von ihm melodramatisch componirte Scenen aus Goethe's Faust, nämlich Gretchens Klagegesänge und die Romanze vom König in Thule, vor, wobei er sich mit dem Cello begleitete. Ja, er brachte sogar eine kleine Opergesellschaft von musikalischen Dilettanten zusammen, welche in den Salons der Kaiserin Operetten und Scenen aus größeren Opern aufführten. Zu den Mitgliedern dieser Gesellschaft zählten fast nur fürstliche und dem hohen Adel angehörige Personen. Der Fürst selbst gab die Partieen eines ersten Liebhabers, wozu ihn seine herrliche Tenorstimme, seine schöne Gestalt und sein vortreffliches Spiel wesentlich berechtigten. Eine zweite Gesellschaft führte französische Lustspiele auf; eine dritte wagte sich sogar an die Aufführung von Trauerspielen und brachte in der Hofburg Scenen aus „Wallenstein" zur Anschauung, worin ein naher Verwandter des Helden, ein Graf Waldstein aus Münchengrätz, die Rolle des Wallenstein übernommen hatte.

Die Kaiserin Elisabeth von Rußland bildete eigentlich den Gegenstand zu der schönen und interessanten Ludovica; denn ihr mangelten nicht nur äußere Vorzüge, sondern auch der Geist, der diese wesentlich erhöht. Auch erregte ihre Erscheinung eher das Mitleiden als die Bewunderung des Beschauers, dessen Auge mehr durch die Pracht ihrer Edelsteine als durch ihre Person und ihr Wesen gefesselt wurde. Denn ihre Heiterkeit erschien gezwungen; in dem nichts weniger als schönen Angesichte gewahrte man den Kummer eines unbefriedigten Herzens, der an Trübsinn zu grenzen schien. Als Grund dafür bezeichnete man die Vernachlässigung, welche sie von Seiten ihres Gemahls erfahren mußte, welcher der jungen und überaus schönen Fürstenwittwe Gabriele von Auersperg mehr Aufmerksamkeiten erwies, als es sein eheliches Verhältniß und die Anwesenheit seiner Gemahlin erlaubten. Auch glaubte man die Ursachen ihres Trübsinns in dem Umstande zu finden, daß ihre Ehe kinderlos war. Der Kaiser wußte übrigens die Güte und Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin nicht genug zu rühmen, und er hatte wohl Ursache dazu; denn die Liebe der Kaiserin zu ihm war so groß, daß sie die Tochter, welche die Fürstin Narischkin dem Kaiser geboren hatte, bei jeder Begegnung mit Liebkosungen überhäufte — gewiß ein Zug edelster Selbstverleugnung in einem weiblichen Herzen. Ohne irgend welches Interesse für die politischen Verhandlungen zu verrathen und ohne ihren Gemahl in seinen Galanterien durch mehr als ihr trübes Wesen zu stören, nahm sie an den dargebotenen Festlichkeiten unter Beobachtung ihres sich stets gleichbleibenden Wesens in anspruchslosester Weise Theil, und nur ihr hoher Rang sicherte ihr eine allgemeine Beachtung.

Die dritte unter den Kaiserinnen des Congresses weilte nicht in Wien, sondern in der Nähe desselben; sie mußte eigentlich das größte Interesse für die Congreß-Verhandlungen haben. Dies war Marie Luise, die entthronte Kaiserin von Frankreich. Sie entzieht sich aus naheliegenden Gründen der Theilnahme an den Festlichkeiten und wohnte auf dem Rauhensteine in der Nähe Badens, in ihrer Abgeschlossenheit durch den vertraulichen Umgang mit dem von ihr sehr geschätzten Grafen Neipperg für die entbehrten Congreß-Freuden entschädigt. In Begleitung ihres Günstlings machte sie Ausflüge zu Pferde nach dem reizenden Helenen-Thale und sah überdies ihre idyllische Einsamkeit durch angenehme Besuche aus der Residenz unterbrochen.

Den Kaiserinnen reihten sich die Großfürstin Katharina, verwittwete Herzogin von Oldenburg und die Großfürstin Maria, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar an, die sich ebenso sehr durch eine liebenswürdige Erscheinung wie, namentlich die Großfürstin Katharina und spätere Königin von Württemberg, durch Geist und Bildung auszeichneten. Welche Bedeutung die Großfürstin Maria für Weimar erhalten hat, ist bekannt. Die Königin von Baiern, eine Schwester der Kaiserin von Rußland, fand wegen ihres einfachen bürgerlichen Wesens nur geringe Beachtung.

Nachdem wir die durch ihren Rang ausgezeichneten Frauen auf dem Congresse erwähnt haben, gehen wir zu denjenigen über, welche damals durch ihre Schönheit und geistigen Vorzüge namentlich in den Salons glänzten und keine unbedeutende Rolle spielten. Und das will nicht eben wenig sagen, wenn man erwägt, daß Wien nicht nur bereits eine seltene Menge weiblicher Schönheiten in allen Schichten der Gesellschaft besaß und deshalb, wie noch heute, berühmt war, sondern daß auch ein Zustrom schöner Frauen stattgefunden hatte.

Der Kaiser Alexander rühmte sich, für sechs verschiedene Schönheiten die Urbilder in der Wirklichkeit gefunden zu haben.

Digitized by Google

Zu diesen zählte als die „himmlische“ Schönheit die Gräfin Julie Zichy, als die „coquette“ die Gräfin Karoline Szechenyi, als die „teuflische“ die Gräfin Saurma, als die „triviale“ die Gräfin Sophie Zichy, als die „blendende“ die Fürstin Esterhazy Roisin, und schließlich als die „einzige“ Schönheit, welche Liebe erweckt, die von dem Kaiser verehrte Fürstin Gabriele Auersperg.

Außer diesen Damen befanden sich noch einige andere in Wien, denen der Kaiser sehr schmeichelhafte Namen beilegte. Es waren dies die drei ältesten Töchter der Herzogin von Kurland, die Herzoginnen von Acerenza, Sagan und Hohenzollern, welche, obgleich vermählt, dennoch ohne ihre Männer den Congreß besuchten. Alexander nannte diese Damen die „drei Grazien“. Dieselben zeichneten sich allerdings durch große Schönheit, aber auch ebenso sehr durch eine offene Galanterie aus, und von ihnen war es die Herzogin von Sagan allein, welche auch mit allem Rechte Anspruch auf Geist, Verstand und Charakter machen konnte, während die anderen beiden sich mit dem Besitze ihrer Schönheit begnügen mußten. Ueberdies stand die Herzogin von Sagan auch den politischen Intriguen auf dem Congresse nicht fern, wie wir später erfahren werden.

Unbegreiflich bleibt es, daß der galante und kritisirende Kaiser für die hervorragendste und ohne Frage bedeutendste weibliche Erscheinung auf dem Congresse keine Beziehung fand oder sich darum bemüht zu haben scheint. Vielleicht ist der Grund davon darin zu suchen, daß diese Dame bei aller Schönheit und Jugend sich von den Festlichkeiten mehr fern hielt und ihre Geistesrichtung und ihr Benehmen sie den Galanteien unnahbar machte. Es war dies die später berühmte Gräfin Perigord, Herzogin Dino, die vierte Tochter der Herzogin von Kurland, welche, obgleich vermählt, Talleyrand als dessen Nichte, und zwar ohne ihren Gatten, begleitete. Sie machte in dem Salon dieses Staatsmannes die Wirthin und übte überdies eine bedeutende politische Thätigkeit auf dem Congresse aus.

Wir kommen nun zu den Damen der Salons. Die Salons waren auf dem Wiener Congresse von großer Bedeutung, und wir werden in ihnen die vorzüglichsten Erscheinungen der Damenwelt finden. Für Oesterreich waren die Salons, außer durch die Kaiserin Ludovica, durch die Prinzessinnen Marie Esterhazy, Colloredo, Liechtenstein und Fürstenstein, die Gräfinnen Fuchs, Zichy und mehrere Andere vertreten, die sich einer verschiedenen Bedeutung und Beliebtheit erfreuten. Einer der hervorragendsten war der Salon der Gräfin Fuchs. Diese Dame beherrschte durch den Zauber ihres Wesens nicht nur die vornehme Männerwelt, sondern übte auch durch ihr ebenso feines wie liebenswürdiges Benehmen eine so große Macht aus, daß man ihr den Namen „die Königin“ beigelegt hatte, eine Bezeichnung, die sie in der That mit vollem Rechte verdiente.

Dieser Salon war der beliebteste, und man erachtete es für eine Ehre, Zutritt zu demselben zu erhalten. Es versammelten sich daselbst die ausgezeichnetsten Personen und zwar in einer so großen Zahl und Mischung, daß der Reiz der Begegnung durch die darin herrschende Ungezwungenheit überaus erhöht wurde. Einige Namen der daselbst zu findenden Gäste werden als Beweis dafür dienen; es zählten zu diesen der Prinz Philipp von Hessen-Homburg, der Prinz Eugen Beauharnois, der fast täglich erschien, sodann Gentz, die Fürsten Esterhazy und Liechtenstein, die Grafen Neipperg, Wallmoden und mehrere andere hervorragende Persönlichkeiten. Zu den Damen, die in diesem Salon zu finden waren, zählten auch die drei kurländischen Herzoginnen.

Mehr gesucht und vielleicht vornehmer als der vorige Salon war derjenige der vom Kaiser Alexander als „himmlische“ Schönheit bezeichneten Gräfin Julie Zichy, der die höchsten Monarchen zu seinen Gästen zählte. Julie Zichy war eine geborene Gräfin Festetics, eine Ungarin, und die Gemahlin des Grafen und Ministers Zichy. Wie der Biograph dieser Dame berichtet, vereinten sich in ihr der reinste Adel der Weiblichkeit, die seltenste Schönheit und der Ausdruck der Tugend und Unschuld mit der ganzen Fülle der Weltbildung. Dieses in der That außerordentliche Lob wird es erklärlich machen, daß der Salon dieser Dame eine große Anziehungskraft ausübte. Namentlich war dies hinsichtlich des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen der Fall, die daselbst häufig unangemeldet erschienen und gern verweilten. Der König huldigte dieser Dame ganz besonders, welche ihn, wie man sagt, außer durch die genannten Vorzüge noch durch eine entfernte Aehnlichkeit mit seiner vor wenigen Jahren verstorbenen Gemahlin Luise fesselte. Der Besuch der gekrönten Monarchen hielt natürlich andere Gäste fern, doch fand außerdem ein lebhafter Verkehr vornehmer Personen daselbst statt. Die Gräfin bot überdies bei allen Festlichkeiten, an denen sie Theil nahm, stets das geschickteste Ziel der Bewunderung.

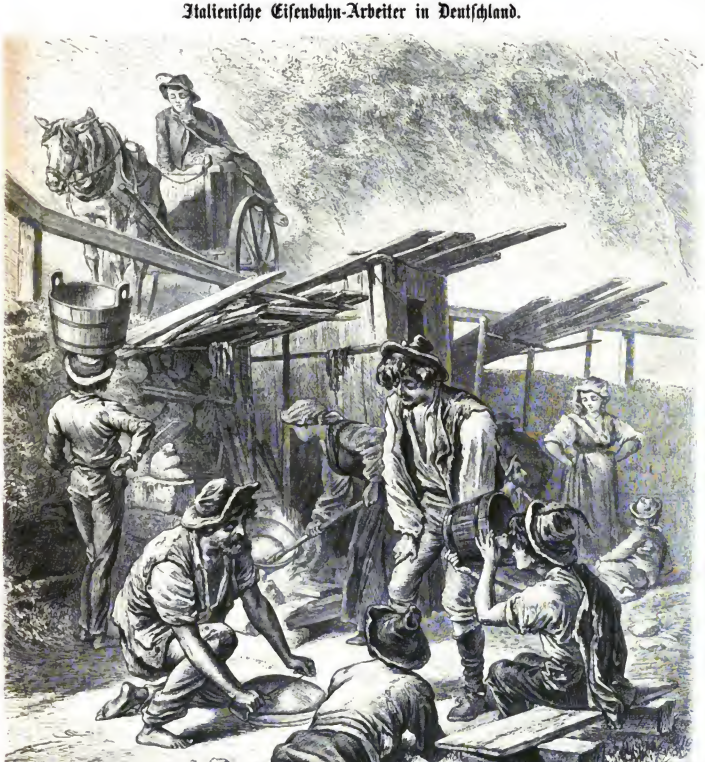
Leider theilte sie das Schicksal der schönen Preußenkönigin, denn auch sie starb in der Blüthe des Lebens und zwar bald nach dem Congresse, dessen den ganzen Winter andauernde Feste den Keim zu ihrem, wie zu dem Tode vieler anderen Damen gelegt hatten, ein Beweis für die übermäßigen Anstrengungen, zu welchen das Treiben während des Congresses die Frauen herausforderte. Es sei an dieser Stelle zugleich noch verrathen, daß nicht nur dergleichen Opfer gefordert wurden, sondern daß ganze Familien, deren Etelkeit und gesellschaftliche Stellung sie verleiteten, trotz ihrer weniger glücklichen äußeren Verhältnisse mit anderen besser situirten zu rivalisiren, sich finanziell gänzlich ruinirten. Die ungeheure Prachtentfaltung des österreichischen Hofes, sowie diejenige der fremden Monarchen und Fürsten, verleitete zu den unerhörtesten Anstrengungen und Opfern. Niemand wollte in dem fürstlichen Glanze unbeachtet bleiben.

Wir entwerfen als Beweis für den übergroßen Luxus, welcher in jenen Tagen in Wien herrschte, die Skizze einer Festlichkeit in der Hofburg, die hinreichend sein dürfte, einen Begriff von der übermäßigen und zugleich allgemeinen Prachtentfaltung zu geben. Um in die Etonnägkeit der Hof- und Gesandtenhäle einige Veränderung zu bringen, vielleicht auch, um durch die Anforderung höchster Eleganz im Anzuge den Andrang der Theilnehmenden zu beschränken, war eine „Redoute parée“ von dem kaiserlichen Gastgeber befohlen worden. Um die große Zahl der Gäste zu fassen, sond dieselbe in dem großen und kleinen Redoutensaale und der mit diesen in Verbindung gebrachten Reitbahn statt, und waren zu demselben nicht weniger als viertausend Personen eingeladen worden; diese große Zahl der Einladungen läßt erkennen, daß die auf dem Maskenballe erschienenen Personen nicht allein den fürstlichen und adligen, sondern auch andern, weniger bevorzugten Ständen angehörten. Es war bei diesen Einladungen jedoch gleichzeitig die Bedingung gestellt worden, daß die Damen nur in Anzügen von weißer, hellblauer oder rosa Farbe, die Herren im blauen oder schwarzen Frade, mit weißem oder schwarzem kurzem Beinkleide, Schuhen mit Schnallen, Klapphut mit Federeinfassung erscheinen dürften.

Man denke sich, welche ungeheuren Mittel zur Herstellung dieser Toiletten erfordert wurden, und man wird es kaum glaublich finden, wenn man erfährt, daß man sich vor den Hutmacherläden um die überaus schwer zu beschaffenden Klapphüte fast schlug. Denn es muß zur Erklärung dieses außergewöhnlichen Treibens bemerkt werden, daß nicht nur die eingeladenen, sondern auch viele andere nicht eingeladene Personen die Maskerade besuchten, sofern sie so glücklich waren, mehr denn hundert Gulden dem Thürsteher an den Sälen für ein Billet zahlen zu können, dessen Besitzer sich bereits in den festlichen Räumen befand. Es war das ein sehr einträglicher Handel, den die Thürsteher bei allen denjenigen Festen trieben, zu denen Einladungen ausgetheilt waren. Die Zahl solcher ausgetheilter Einladungen blieb stets hinter der Menge, welche sich der Theilnahme an diesen Festlichkeiten zu rühmen begehrte, weit zurück, und so fahen sich Viele zur Erlangung dieser Ehre genöthigt, keine Kosten und Mühen zu scheuen. Die Berechtigung zum Eintritt knüpfte sich jedoch, wie gesagt, nicht nur an das Billet, sondern auch an den bezeichneten Anzug, und dieser war eben sehr schwer zu beschaffen.

Digitized by Google

Italienische Eisenbahn-Arbeiter in Deutschland.



Theilung der Polenta.

Nach der Natur aufgenommen von Rudolf Geißler in Nürnberg.

Es dämmerte schon, als sich der Postwagen den grünen Ufern des Zeller Sees näherte, dessen blanker Spiegel inmitten einer Landschaft liegt, welche nach Süden in nicht zu weiter Ferne Berge über Berge thürmt, Glieder der mächtigen Tauernkette, die ihre weißen Häupter bis zu einer Höhe von mehr als elftausend Fuß erheben, während sich gegen Norden in etwas weiterer Entfernung eine mehrere Stunden breite, vielgezackte Wand, den Berchtesgadener Kalkalpen zugehörig, scharf gegen

Digitized by Google

den blauen Himmel abzeichnet. Unmittelbar an den See schließen sich gegen Osten und Westen sanfter geformte und vielfach gefaltete Thonschieferberge an, welche trotz ihrer nicht unbeträchtlichen Höhe bis zum Gipfel mit grüner Rasendecke überzogen sind und mit ihren schattenden Wäldern am Fuße zu den ernsten und gewaltigen Hintergründen in angenehmem Gegensatze stehen. Die „Gartenlaube" brachte in ihrem letzten Jahrgange (Nr. 46) eine gelungene Darstellung des Sees und seiner Umgebung in Bild und Wort.

Die Landstraße zwängte sich nun nahe dem Flecken, welcher der Hauptort eines großen Bezirkes ist und dem See den Namen giebt, zwischen diesen und die schroff abfallenden Thonschieferschichten, und hier erblickte der Ankommende, wo sich nur immer Raum bot, bald einzeln, bald in ganzen Reihen, Feuer an Feuer mit darüber befindlichen Kesseln, um dieselben aber Gruppen kochender, lagernder, schwatzender Gestalten in malerischem Durcheinander. Verwegene, gebräunte Gesichter mit spitzen Hüten, nackte Arme und zerrissene Hemden, Flicken und Lumpen in bunter Mannigfaltigkeit. — Sind es Zigeuner, die hier ihr Lager aufgeschlagen haben? Dagegen spricht ihre große Zahl, denn immer begegnen wir wieder neuen Gruppen, auch gewahren wir keine halbnackten Kinder; es fehlen ferner die mageren Huxde, mit einem Worte, der ganze Apparat eines richtigen Zigeunerlagers, und nirgends tritt aus den Reihen der Lagernden ein zudringlicher Bettler an uns heran.

Lassen wir den Postwagen die paar hundert Schritte bis zur Station allein zurücklegen und treten näher hinzu. — „Gattina, la cara mia, fa presto!" — „Ancora una portione di polenta, non molto!" — „Grazie, Angelo!" — Diese und ähnliche Ausrufe, Reden und Gegenreden sind zu vernehmen und ein Stück von einer Rollbahn, durch das Streiflicht eines Feuers grell beleuchtet, läßt uns trotz der nunmehr völlig eingetretenen Dunkelheit nicht länger im Zweifel, was für ein Völkchen hier sein harmloses Wesen treibt. Es sind italienische Arbeiter, wie sie alljährlich zu Tausenden aus ihrem so schönen, so übervölkerten und so armen Lande über die Alpen zu uns herüberkommen, um mit ihren fleißigen Händen unsere Eisenbahnen zu bauen und durch die sauren Ersparnisse harter Arbeit ihrer bitteren Armuth zu Hülfe zu kommen. Meist aus den Ebenen der Lombardei oder den Thälern, welche in die südlichen Abhänge der Alpen einschneiden, stammend, sind diese Leute an strenge Arbeit gewöhnt und dürfen durchaus nicht mit dem lungernden Gesindel in eine Linie gestellt werden, wie es sich in italienischen Städten, namentlich des Südens, herumtreibt. Ihr einziges Bestreben ist, tüchtig anpacken, hart schaffen und sparen zu können, ihr höchstes Ziel, eine eigene Scholle mit einigen Decimalen Wein- und Maisland oder ein bescheidenes Sümmchen zu einer kleinen Handelschaft zu erwerben.

Nehmen wir uns die Mühe, die braunen Gesellen mit ihrem fremdartigen Aussehen und den stark abgetragenen Kleidungsstücken etwas näher zu betrachten, und wir werden Veranlassung finden, so manches Vorurtheil schwinden zu lassen, welches deren äußere Erscheinung nur zu leicht erregen möchte. In seinem geklammen Vaterlande, bei der dort stellenweise zurückgebliebenen Industrie, unter dem Drucke jämmerlicher Pachtverhältnisse, ist der Ueberschuß an Bevölkerung, welcher sich unter dem glücklichen Himmel nur allzu schnell erzeugt, gezwungen, sich nach Erwerb in der Fremde umzusehen, und er thut es mit dem Vorsatze, etwas für seine bescheidenen Ansprüche an das Leben Erklecklliches mit nach Hause zu bringen. Die Bedürfnißlosigkeit theilt der Italiener mit allen Südländern. Polenta, Polenta, dieses allbeliebte Nationalgericht, dazu ein Gewand, welches gerade die Blößen deckt, eine Cigarre als Würze des Daseins hin und wieder an einem Festtage, äußerdem nur, wenn sie von einem freundlichen Geber gespendet wird, für die Nacht ein Unterkommen auf Heu oder Stroh.

So trotzt er, unter milderem Himmel aufgewachsen, allen Unbilden des Wetters, schafft vom frühen Morgen bis zum späten Abende als fleißiger und geschickter Maurer oder Erdarbeiter und fördert, da er jede Arbeit in Accord nimmt und Spatenstich auf Spatenstich, Kelle auf Kelle fliegt, ungleich mehr, als sein deutscher Concurrent, der mit derberer Kost und manchem tiefen Blick in die Branntweinflasche Hacke und Schaufel um ein Häufchen Erde handhabt, als gälte es Berge zu versetzen. Daher auch der Haß und die Erbitterung deutscher Eisenbahnarbeiter gegen ihre welschen Collegen, welche so oft zu blutigen Händeln führen. Es ist derselbe Kampf, wie er jenseits des Oceans gegen die beschiedenen, aber unaufhaltsam vordringenden Kulis geführt wird und der mit einem Siege der fleißigeren Hand und des anspruchsloseren Magens enden muß. Daß unter der großen Menge der Eingewanderten einzelne schlimme Subjecte vorkommen, welche auch unter ihren Landsleuten schnell zum Messer greifen, kann nicht beserenden, und es ist im Gegentheile zu verwundern, daß Excesse unter diesem heißblütigen Volke nicht öfter vorkommen, als dies in der That der Fall ist.

Die Arbeiten werden, wie erwähnt, in Accord genommen, und es vereinigen sich zu diesem Behufe mehrere Männer zu einer Art von Arbeitsgenossenschaft, zu welcher hin und wieder eine verheirathete Frau und ein paar Jungen von zwölf Jahren oder darüber Theil nehmen. Kleinere Kinder und besonders Mädchen werden zu Hause gelassen, da man nur arbeitende Hände und keinen consumirenden Mund brauchen kann. Auch einen Maulesel, der sein karges Futter am Wege suchen mag, treffen wir häufig bei einer solchen Gruppe und sehen ihn unverdrossen auf seinem zweirädrigen Karren große Ladungen Sand oder Steine führen. Die Mahlzeiten versammeln alle zweiheinigen Mitglieder einer solchen Gesellschaft um den gemeinschaftlichen Kessel, nachdem das zur Bereitung der Polenta nöthige Mehl nach haushälterischen Grundsätzen in größeren Mengen aus gemeinschaftlichem Säckel angeschafft ist.

Die Bereitung des einförmigen Nationalgerichts ist eine sehr einfache. Hat man den Kessel mit etwas Wasser gefüllt, so wird er über das Feuer gestellt, ein gewisses Maß Mehl hineingeschüttet, einiges Salz dazu gegeben und diese Masse mit einem Stecken so lange umgerührt, bis sie zu einem gelblichen Kuchen erhärtet, welcher, auf ein Brett umgestürzt, von dem Senior der Compagnie mittelst eines Stückchens Bindfaden gewissenhaft in gleiche Portionen zerlegt wird. Inzwischen hat man sich gelagert, und nun greift Jeder mit den Händen zu und holt sich sein Stück Polenta, welchem er durch gleichzeitiges Abbeißen von einem winzigen Stückchen Schalfisch noch eine besondere Würze zu geben weiß. Daneben steht als Pokal das Wasserschöpfgefäß von Mund zu Munde, und nach aufgehobener Tafel werden die übrigen Brocken sorgfältig gesammelt, um bei der nächsten Mahlzeit wieder verwendet zu werden. Die Polenta, wie sie sich das Volk in seiner Genügsamkeit zubereitet, schmeckt für einen etwas anspruchsvolleren Gaumen fade genug, und es verhält sich diese Speise in ihrer salonfähigen Erscheinung zum Erzeugniß der Volkskuche wie die Schäferin Phyllis mit Florschürzchen und seidenen Strümpfen zu einer richtigen Almerin, welche barfüßig und in grobem Gewande einherschreitet.

Doch halt, — ein Geruch wie von schmorendem Fette lockt uns an ein anderes Feuer, und die lüsternen Blicke, welche aus den Augen des Umrührenden sprühen, lassen uns errathen, daß hier eine besondere Delicatesse zubereitet werden müsse. So ist es auch in der That, wie uns ein Blick in den Kessel lehrt, in welchem man eine in Streifchen zerschnittene Ochsenlunge oder Leber sich mählich bräunen sieht. „Hollah, braver Antonio, oder Du, wackerer Giuseppe, begeht Ihr etwa als gute katholische Christen mit also leckerem Mahle den Tag Eures heiligen Schutzpatrons?" — Schmunzelnd wird uns eine bestätigende Antwort zu Theil, welche allein einen solchen Luxus rechtfertigt, und wir nähern uns einem dritten Feuer, an welchem wir Pilze in der Zubereitung finden. Indessen beruhigen wir uns hier gern mit dem berechnenden Italiener in dem Bewußtsein, daß Mutter Natur diese Gottesgabe jeder sammelnden Hand unentgeltlich zur Verfügung stellt und durch diesen Umstand die Ausgabe für die Zuthat reichlich aufgewogen wird. Gewöhnlich werden drei Mahlzeiten täglich abgehalten, aber während wir glauben, dem Feiertage durch bessere Kost eine besondere Ehre erzeigen zu müssen, sagt sich der sparsame Welsche: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, und gönnt sich, in Beherzigung der Lehre vom Stoffwechsel, an diesem Tage nur zwei Mahlzeiten.

Die Arbeitslöhne, welche nicht überall gleich sind, stellen sich in unserm Falle so, daß ein Erdarbeiter zwei, ein Maurer drei Gulden (österreichische Währung) den Tag verdienen kann. Davon gehen für Polenta vierzig bis fünfzig Neukreuzer ab, ein Preis, der sich aus dem weiten Transporte des Mehles,

Digitized by Google

welcher größtentheils per Achse stattfindet, erklärt. Der Rest des Guldens geht für Schlafgeld, Kleider, Schuhwerk und Wäsche, sowie sonstige kleine Bedürfnisse auf, und es sei hier bemerkt, daß man an Feiertagen meist reinen Hemden und einem bessern Gewande begegnet. Was übrig bleibt, wird zurückgelegt und als Ersparniß in kleinen Zeiträumen nach Hause geschickt, wie denn überhaupt mit der Heimath ein äußerst lebhafter Verkehr unterhalten wird. Meinem Fenster gegenüber befand sich am Marktplatze des Fleckens die Postexpedition, die in den Arbeitspausen von den Italienern förmlich belagert war, welche die Aufgabe von Briefen oder Geldern sehr ernst nahmen. Insbesondere zog ein Buch die Aufmerksamkeit auf sich, das von Hand zu Hand wanderte, nachdem dessen Inhalt vorher in jedem einzelnen Falle auf das Eifrigste durchstudirt worden war. Es enthielt die Adressen aller an die Arbeiter eingelaufenen Briefe, um dem Beamten das zeitraubende Geschäft der Durchsicht derselben zu ersparen. Interessant war es dann, die Spannung, die Erregung, die Freude zu beobachten, mit welcher Briefe empfangen und abseits gelesen, oder auch Freunden und Bekannten mitgetheilt wurden. So wenig glaubwürdig es klingen mag: neben Polentamehl wurde nach nichts so sehr gefragt, als nach Tinte und Briefpapier, und an Feiertagen drängten sich die italienischen Arbeiter in Laden und Hausflur des Kauf- und Handelsherrn zu ***, um entweder ihren Schreibbedarf einzukaufen oder auf Kisten und Kasten ihrer Schreibfertigkeit Genüge zu thun.

Die Statistik der Halbinsel weiß allerdings von minder erfreulichen Resultaten des Schulunterrichts zu berichten, als man aus Gesagtem schließen dürfte. Es mag hierbei Mittel- und Unteritalien schwer genug in die Wagschale fallen, um die Ziffer auf jenen geringen Stand niederzudrücken. Unsere Leute kommen hauptsächlich aus den Provinzen Belluno und Treviso, und es sei dahingestellt, ob ein so günstiger Stand der Volksbildung, wie er sich in diesem Falle darstellt, nicht noch der früheren österreichischen Regierung zu danken sei; finden wir ja auch viele Wälschtiroler unter der schreiblustigen Menge.

Im Punkte der Ehrlichkeit hörte ich von Seiten der Beamten nur Gutes über die Fremden berichten, wenn sich auch manch Bäuerlein verlagte, daß sie in Unterscheidung des Mein und Dein bezüglich der Baumfrüchte minder gewissenhaft seien. Gönnen wir ihnen den einen oder anderen rothwangigen Apfel als Zugabe zu ihrer mageren Polenta, selbst wenn er nicht auf die unanfechtbarste Weise in ihren Besitz gelangt sein sollte! Kinder, und das sind sie, frohmüthige, gutherzige Kinder, haben selten ein Verständniß dafür, daß das, was in Garten und Feld wächst, nicht zum uneingeschränkten Genuß vorhanden sei, und wer hätte nicht schon einmal in seinem Leben eine Rüge aus dem Acker gezogen? Ehren wir die schmiedige Hand, und bringen wir den sonnengebräunten Männern unsere Sympathien entgegen! Sie verlassen ihr schönes Vaterland, um bei harter Arbeit und in rührender Genügsamkeit das Brod der Fremde zu essen und vorzusorgen für Tage der Krankheit und des Alters, immer zufriedenen Gemüthes und dankbar für jede ihnen erzeigte Freundlichkeit.

Der lieben Stammgesellschaft aber in der Post zu *** am grünen Alpensee freundlichen Gruß von ihrem

K. G.

Noch einmal der gezähmte Wolf.

In Nr. 29 der „Gartenlaube" des laufenden Jahrgangs wird eine Geschichte vom gelungener Zähmung eines jungen Wolfes erzählt. Brehm bringt in seinem „Thierleben", Band 1, Seite 406 schon einige Nachrichten über gezähmte Wölfe. Alle diese Erzählungen betreffen aber nur junge, von ihren Stammgenossen ferngehaltene Thiere. Es dürfte daher vielleicht am Orte sein, an den Besitzer des gezähmten Wolfes eine Warnung ergehen zu lassen. Der älter gewordene Wolf fällt in die ursprüngliche Wildheit zurück, sobald er mit anderen wilden Wölfen zusammenkommt oder nur ihr Geheul hört. Es geht ihm wie dem scheinbar civilisirten Indianer, der ebenfalls wieder den Wigwam bezieht, sobald er unter seine uncivilisirten rothhäutigen Brüder kommt.

Einer meiner Freunde, welcher acht Jahre lang in den Waldgebirgen Asturiens mit forstlichen Aufgaben beschäftigt war, giebt mir darüber einige Notizen, die vielleicht nicht uninteressant sein dürften. Wölfe sind dort außerordentlich häufig; alle Bauern kennen sie und ihre Gewohnheiten, und mein Freund selbst begegnete ihnen öfter. „Eines Tages," sagte er mir, „kehrten wir ermüdet von einem langen Ritte nach Cangas de Tineo heim, einer kleinen Stadt, am Rande des großen Waldes von Muriella, den man fast einen Urwald nennen konnte, gelegen. Ein Begleiter führte unsere Pferde nach, die kaum den steilen Abhang hinauf konnten — so mude waren sie. Ein Wolf kam quer über eine Waldwiese, brach durch die Hecke, stellte sich in die Mitte des Pfades und betrachtete in etwa dreißig Schritt Entfernung uns und unsere Pferde sehr aufmerksam. Ich mochte meine Pistolen schußfertig, denn ein Gewehr hatte ich nicht; leider aber ließ mich mein Begleiter nicht zum Schusse kommen. Er sprang, ein lautes Huh! brüllend, gegen den Wolf vor — dieser rannte, offenbar erschreckt, im vollen Laufe davon. Der Wolf gilt hier allgemein für ein feiges Raubthier; einen aufrecht stehenden Menschen, sagen die Bauern, greife er nie an; sobald aber der Mensch am Boden liege, falle er über ihn her. In der That wurde ein Bauer, der in der Nähe eines Wolfes, um den er sich gar nicht weiter kümmerte, an einem Graben arbeitete, von diesem augenblicklich überfallen, als er in Folge eines Fehltrittes sich überschlug und in den Graben stürzte."

Dies nur, um zu beweisen, daß Wölfe in Asturien genugsam bekannt sind, und nun zur Geschichte eines zahmen Wolfes, die sich während der Anwesenheit meines Freundes zutrug.

Ein Landpfarrer im Gebirge, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, wie alle Geistliche jener Gegend, erschoß eine säugende Wölfin, fing das Junge und zog es groß. Der junge Wolf wurde zahm wie ein Hund, begleitete seinen Herrn auf Wegen und Stegen, war gehorsam auf Ruf und Wink, lief hetzen dem Maulthiere her, das der Pfarrer ritt, und wurde von diesem öfter auf den Markt nach Cangas mitgenommen, wo er von Jedermann gekannt war, sich wie ein Hund streicheln ließ und mit jeglichem Gethier in Frieden lebte. Niemals hatte der Pfarrer bemerkt, daß sein Wolf ein anderes Thier angegriffen hätte. Mit den Hunden im Dorfe hielt er vortreffliche Freundschaft und diese mit ihm.

Eines Abends ritt der Pfarrer nach seinem etwa zwei Stunden von Cangas entfernten Dorfe zurück. Der Wolf, der wohl zwei Jahre alt war, trottete neben ihm, wie gewöhnlich, durch den Hohlweg, der auf beiden Seiten mit Kastanienhecken bepflanzt war, welche die freie Aussicht hemmten. Etwa in der Entfernung einer halben Stunde vom Dorfe, im Augenblicke, wo der Hohlweg endete, ließ sich seitwärts auf einer Höhe das Geheul einiger Wölfe hören. Der zahme Wolf stutzte einen Augenblick; dann sprang er aus dem Wege heraus und jagte, ohne auf den Ruf seines Herrn zu hören, in vollem Laufe den heulenden Stammgenossen zu. Der Pfarrer war schnell entschlossen. Er sprang aus dem Sattel, gab dem Maulthiere mit der Peitsche einen tüchtigen Hieb über den Rücken, in der Hoffnung, daß es das Dorf noch glücklich erreichen werde, und kletterte auf den nächsten Baum. Das Maulthier rannte in voller Carriere dem Dorfe zu und verschwand in der zunehmenden Dunkelheit; das Wolfsgeheul dauerte noch eine Zeitlang in derselben Richtung fort, dann verstummte es.

Der Pfarrer blieb die Nacht über auf dem Baume sitzen und verließ sein kaltes und lustiges, aber sicheres Quartier erst, als der Tag zu hellen begann. Einige hundert Schritte von dem Baume fand er sein Maulthier zerrissen im Wege liegen, und da bei der frühen Stunde noch Niemand auf dem Felde war, so blieb ihm nichts übrig, als sich selbst mit Zaum und Sattelzeug zu bepacken und dasselbe nach Hause zu tragen, wo er auch wohlbehalten anlangte.

Der Wolf blieb zwei Tage lang weg. Am dritten Tage, als der Pfarrer eben nach dem Frühstücke durch das Fenster seinen Hof überblickte, sah er seinen Ausreißer, der mitten

Digitized by Google

unter dem Geflügel sich eben so friedlich und harmlos herumtrieb, als ob Nichts vorgefallen wäre. Sein Herr rief ihn an — der Wolf kam freundlich wedelnd heran, zuthunlich wie immer. Der Pfarrer aber riß das Gewehr von der Wand und streckte ihn mit einem Schusse zu Boden. „Einmal einen Wolf gezähmt, und nicht wieder,“ sagte er zu meinem Freunde.

Die Geschichte bestätigt den Satz, den ich oben aussprach. Es ist eine alte Erfahrung, daß der Mensch schließlich alle Thiere zähmen kann, daß aber die Zähmung erst gefestigt wird, wenn sie, wie bei unseren Hausthieren, eine lange Reihe von Generationen hindurch fortgesetzt wird. Die ursprüngliche Wildheit bricht aber am leichtesten in der Zeit durch, wo die Thiere mannbar werden. Möge sich also der Besitzer des gezähmten und jetzt noch zahmen Wolfes in Acht nehmen!

Da ich nun aber einmal bei Wolfsgeschichten bin, so möchte ich noch einige andere Notizen meines Freundes verwerthen.

Seiner Versicherung nach findet man in der bezeichneten Gegend von Asturien viele wirkliche Bastarde von Hund und Wolf, die mit Vorliebe zum Hüten der Schafheerden benutzt werden und einen ingrimmigen, tödtlichen Haß gegen die Wölfe an den Tag legen. Nach der oben erwähnten Begegnung fand mein Freund auf der andern Seite des Hügels eine Schafheerde, die von einem kleinen Mädchen und einem solchen Wolfshunde gehütet wurde. Er warnte das Mädchen vor dem umherstreifenden und offenbar hungrigen Raubthiere. „Bah,“ antwortete das Kind, auf seinen Hund zeigend, „wir fürchten uns nicht. Der nimmt es mit allen Wölfen Spaniens auf.“

Der Verwalter des dem Grafen von Toreno gehörigen Jagdschlosses la Muriella, welches mein Freund mehrere Jahre lang bewohnte, hatte einen solchen Wolfshund, der Turco hieß, ein großes, mächtiges Thier, so ähnlich einem Wolfe, daß er später von einem Bauer, der auf Wölfe lauerte, aus Irrthum erschossen wurde. Ein vortrefflicher Wächter, schlief Turco gewöhnlich auf der Schwelle des Zimmers meines Freundes, dem er sehr zugethan war. Von Zeit zu Zeit aber wurde das Thier unruhig, drängte sich mehr als gewöhnlich an seinen Herrn, schmeichelte demselben, sprang schnüffelnd um ihn herum und bellte kurz und laut, als habe er etwas zu verlangen. „Er hat Jagdlust,“ sagte der Verwalter, als mein Freund ihn das erste Mal um dieses sonderbare Benehmen des Hundes befragte, „er will Wölfe jagen.“ Der Verwalter nahm nun ein starkes, mit langen Stacheln besetztes Halsband von der Zimmerdecke und band es dem Hunde um. Turco bezeigte ungemeine Freude und rannte, nach Oeffnung der Thür, strads dem benachbarten Walde zu. Meist blieb er dann zwei bis drei Tage aus und kam oft übel zerbissen, blutig und zerzaust zurück, offenbar sehr befriedigt und zufrieden mit sich selbst. Nach einem solchen Jagdzuge hatte Turco für einige Zeit Ruhe. Er war der Liebling sämmtlicher Bewohner des Schlosses.

„Eines Tages,“ erzählt mein Freund, „hörten wir in der Nähe des Schlosses ein Mädchen überlaut schreien: ‚Turco! Turco! Hülfe!‘ Wir eilten an die Fenster und sahen, kaum hundert Schritte vom Schlosse, einen großen Wolf, der ein junges Schaf gepackt hatte und mit diesem im Rachen auf die Landstraße hinaufsprang, die etwas höher längs dem Felde hinlief, und so die benachbarte Höhe nach dem Walde hin zu gewinnen suchte. Das Thor wurde schnell geöffnet, und Turco setzte mit furchtbarem Geheul dem Wolfe nach. Ein anderer Wolfshund, welcher ein dem Walde näheres Gehöft hütete, rannte, ebenfalls laut heulend, herzu und schnitt dem Wolfe den Rückzug nach dem Walde ab. Dieser ließ das Schaf fallen und suchte sich zu retten. Die beiden Hunde hatten ihn aber bald ereilt und fürchterlich zerfleischt zu Boden gerissen. Der mit einem Knittel herzueilende Bauer des Gehöftes hatte keine Mühe, den Wolf vollends zu erschlagen. Die beiden Sieger waren kaum verletzt. Turco kam in das Schloß zurück und legte sich so ruhig auf seine Schwelle, als hätte er nur einen gewöhnlichen Spaziergang gemacht.

Alle diese Bastarde sind, nach der Versicherung meines Freundes, von männlichen Wölfen mit Hündinnen erzeugt und gelten in der Gegend für unter sich fortpflanzungsfähig.

Carl Vogt.

Blätter und Blüthen.

Die bequemsten Wanderungen sind diejenigen, welche man an Winter-Abenden oder Regentagen des Sommers daheim am trauten Familientische in die schöne Welt hinein macht. Landkarten und Bilderbücher sind die freundlichen Reisebegleiter, und wer soll der Führer und Wegweiser sein? Könnte man immer einen vielgereisten Menschen dazu finden, der nach eigener Anschauung lehrreich berichten könnte, so würde das freilich das Beste sein. Da aber solche Vielgereiste sehr selten sind, so nehmen wir um so dankbarer ein gutes Buch in die Hand und folgen ihm, als dem ruhigsten und geduldigsten Wegweiser. Der jüngste derselben hat soeben in der Meyer'schen Buchhandlung in Detmold als „Fr. Hobirk's Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde“ zu erscheinen begonnen, bringt im ersten Bande „Skizzen und Bilder aus Nord- und Mitteldeutschland“ und wird die große Wanderung mit dem fünfundzwanzigsten Bande in Australien beschließen. Die Stoffauswahl erscheint im ersten Bande sehr befriedigend, wenn auch die Behandlung einzelner, gerade in der Gegenwart das Interesse besonders an sich fesselnder Gegenstände, wie z. B. der „Teutoburger Wald“, eingehender hätte sein dürfen. Von dem Bilderschmucke des Werkes haben wir in dem Hermanns-Denkmal (S. 357 der Gartenlaube) unsern Lesern eine Probe mitgetheilt. Jedenfalls werden die späteren Lieferungen in der Auswahl und Behandlung der Stoffe noch mehr Werthvolles bieten, und auch der sorgfältige Druck der Illustrationen wird dem betreffenden Herrn Maschinenmeister geläufiger werden.

Noch einmal die Papierwäsche. In dem interessanten Aufsatze unseres Blattes (Nr. 23 des Jahres 1874) „Leipzigs Industrie“ hat der Verfasser mit Recht die großen Vortheile und die nationalökonomische Bedeutung der sogenannten „Papierwäsche“ hervorgehoben. Um vollkommen gerecht zu sein, müssen wir jedoch noch ergänzend hinzufügen, daß das Verdienst, diesen neuen Geschäftszweig in Deutschland eingeführt zu haben, vor Allem den Herren A. und C. Kaufmann in Berlin gebührt, indem die genannte Firma die erste und größte Fabrik von Papierkragen, Manschetten und Chemisetten in Berlin in's Leben gerufen hat, in welcher mehrere hundert Arbeiter, meist junge Mädchen unter männlicher Aufsicht, beschäftigt werden. Die Gesammtproduction beläuft sich täglich auf 1200 bis 1500 Groß Kragen, Manschetten und Chemisetten, von denen eine fleißige Arbeiterin täglich 3000 bis 4000 Stück liefern kann, womit sie wöchentlich ungefähr vier bis fünf Thaler verdient. Für die Güte auch dieses Fabrikats spricht sowohl der riesige Absatz, der sich nicht allein auf ganz Deutschland, sondern hauptsächlich auf England erstreckt, sowie die Auszeichnung, die den Herren Kaufmann auf der letzten Wiener Ausstellung durch Verleihung der Fortschrittsmedaille zu Theil geworden ist, der einzigen, welche in diesem Industriezweige überhaupt vergeben wurde.

Rotteck-Jubiläum. Am 18. Juli sind es hundert Jahre, daß Karl von Rotteck zu Freiburg im Breisgau geboren wurde. Es genügt, Namen wie Rotteck, Welcker, Itzstein, Wessenberg zu nennen, um an Zeiten zu erinnern, in welchen ganz außerordentliche Kraft des Geistes und Charakters in Kämpfen verbraucht, ja hingeopfert wurde, die für den Augenblick keinen andern Erfolg hatten, als den, daß sie dem triumphirenden Ansturm der Reaction in dem erweckten Volksgeiste einen Damm entgegensetzten. Das Volk konnte den unerschütterlichen Kämpfern mit keinem andern Lohn danken, als mit seiner treuen Anhänglichkeit, Liebe und Verehrung; wie aber führte die herrschende Gewalt sich gegen sie auf? Einen Rotteck, den Gelehrten und Geschichtsschreiber, erklärten die großen Geister des deutschen Bundes für unfähig zu akademischen Vorträgen und zur Redaction einer Zeitung; er kämpfte fortan nur noch als Volksvertreter und Schriftsteller für das Volk und seine Ueberzeugung, aber dies mit ganzer Seele. Seine Reden im badischen Landtage, sein Geschichtswerk und sein und Welcker's „Staatslexikon“ waren die schärfsten Freiheitswaffen jener Zeit und sind sein unvergängliches Denkmal. Ein steinernes setzte ihm sieben Jahre nach seinem Tode (Rotteck starb am 25. November 1840) seine dankbare Vaterstadt. Da kam, nach dem Jahre 1848, eine neue Reactionsblüthe, und sie mußte auch ihrer würdige Früchte sammeln. In einer Juninacht 1851 ließ der damalige Stadtdirector (seinen Namen mögen wir nicht niederschreiben), — ob aus eigener Reactionsdienstwonne oder noch besonders dazu ermuthigt, ist einerlei — dieses Volks-Denkmal heimlich und gewaltsam zertrümmern und beseitigen. — — Erst am 25. Mai 1862 weihte die Stadt ihm ein neues Denkmal, dessen Abbildung wir unsern Lesern in Band X, Seite 565 der „Gartenlaube“ gebracht haben. Darauf hinweisend, fordern wir hiermit alle treuen Freunde der Volksfreiheit und Nationalehre auf, Rotteck's Ehrentag so zu feiern, wie sein Wirken es verdient und wie es unserer Zeit würdig ist.

Dem Körner-Tableau in unserer heutigen Nummer wollen wir, um falschen Auffassungen vorzubeugen, nur noch hinzufügen, daß das darauf dargestellte Grab zu Wöbbelin eine Ansicht desselben aus den ersten Jahren nach Körner's Tode wiedergiebt. Heute hat die deutsche Nation die Stätte, wo unser Held und Sänger ruht, bekanntlich längst in würdiger Weise geschmückt und ausgezeichnet.

Berichtigung. Im letzten Artikel von Otto Glagau „Häuserschacher und Baustellenwucher“ sind beim Drucke zwei Zeilen miteinander vertauscht worden. Es muß heißen: Joseph Dorn und Dr. Emil Lehmann sind Mitgründer des Bauvereins „Königstadt“. Kammerherr von Prittwitz ist Mitgründer des Bauvereins „Thiergarten“.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Zwei Diener.

Eine Hofgeschichte aus der Patriarchalzeit.

(Fortsetzung.)

„Komm einmal hier neben mich, Oberlandjägermeister!“ fuhr der Graf fort. „Will Dir etwas im Vertrauen sagen. Nicht wahr, wenn man mit dem Landesherrn reitet, so zieht man eigentlich seine besten Kleider an?“

„Errrlaucht belieben?“ stotterte der Oberlandjägermeister verlegen, da er den nahe liegenden Sinn der Rede gleichwohl nicht zu verstehen schien.

„Befehle jetzt gar nichts, meine aber, daß Du heute wohl Deine bessere Uniform hättest anziehen können.“

„Aberrr halten zu Gnaden, Errrlaucht, das ist meine allerrrbeste Uniform, und wenn sie jetzt nicht mehrrr gut ist, so ist nurr das letzte Gewitterrr daran schuld, Errrlaucht.“

„Bah, mach' mir nichts weis, Holderbusch! Echtes Gold leidet vom Regen nicht.“

„Aberrr vom Blitze, Errrlaucht. Verrrgangenen Donnerrrstag errrwischt mich das Gewitterrr rrrichtig im Forrrste. Errrlaucht, das warrr ein Rrregen, als ob die Fische und Frrrösche dairrin nach den Wolken hinauf schwimmen sollten, und Hagelkörrrner gab's, wahrrrhaftig fast wie die Kegelkugeln, Errrlaucht, und ein Sturrrm blies, daß er die Felsblöcke wie die Kegel Aberreinanderrr herrrumkollerrrte.“

„Und dieser schauderhafte Unsinn hat Dich nicht fortgeweht, Holderbusch?“ fragte der Graf mit erzwungenem Ernste.

„Ja, wie das zugegangen ist, weiß ich selbst nicht. Wenn ich den Chrrristian rufen dürfte, Errrlaucht. Vielleicht besinnt errr sich besserr.“

„Nein, laß' den Christian in Ruh, sag ich, und erzähle mir weiter von dem schrecklichen Wetter und namentlich von dem bewußten Blitze!“

„Ein Blitz, Errrlaucht? Zehn warrren es mindestens immerrr auf einmal; natürrrlich fuhren sie stets nach dem guten Golde an meinerrr Uniform. Ich fühlte, wie sie um meinen Hals herrrumliefen, wie eine Schlange, und so zog ich denn selbstverrrständlich sogleich den Rock aus. Ich dachte, besserrr das Gold verrrlorrren, als das Leben. Habe ich nicht Rrrecht, Errrlaucht?“

„Natürlich, lieber Holderbusch,“ bestätigte der Graf. „Es wäre ja jammerschade, wenn ein solches Original, wie Du bist, zu Grunde ginge, wenn auch die wunderbare Weise solchen Untergangs Deiner ganz würdig wäre.“

„Errrlaucht sind allzugnädig.“

„Gnädiger noch, als Du denkst, denn — diesen Weg mache ich nur um Deines Sohnes willen.“

„Um meines Kurt willen, Errrlaucht?“

„Ja wohl. Er hat, wie ich höre, ein zartes Verhältniß mit der Tochter des Domänenrath Hartmann. So will ich denn das Meine thun, um ihr zum glücklichen Ehemanne zu machen.“

„Welche Gnade, Errrlaucht, aberrr, aberrr —“

Der Oberlandjägermeister kraute sich, ohne den Satz zu vollenden, verlegen hinter dem Ohre.

„Nun, was erregt noch Dein Bedenken, Holderbusch?“ fragte der Graf, dem die Verlegenheit des Oberlandjägermeisters nicht entgehen konnte. „Ist es noch nicht genug, wenn ich so für den Kurt sorge?“

„Ach Errrlaucht, was mich betrifft, so bin ich ja natürrlich sehrrr zufrieden damit, aberrr, aberrr, meine Frau, ja, ja, meine Frau —“

„Wer ist denn eigentlich von Euch Beiden der Mann? Mir scheint fast, als ob Frau Hildegard Adelgunde von Holderbusch, geborene Freiin von Moosgrund, Dich trotz Deiner sonstigen Heldenthaten gewaltig unter dem Pantoffel hätte.“

„Meine Frrrau? Mich?“ rief Holderbusch, indem er sich in die Brust warf. „Das denken Errrlaucht nicht im Ernste, denn das wärrre auf Ehrrre sehrrr krrränkend fürr mich.“

„Laß' gut sein, Holderbusch!“ sagte der Graf einlenkend, da er in seiner Gutmüthigkeit fürchtete, dem Oberlandjägermeister wirklich weh gethan zu haben. „Ich selbst will ein vernünftiges Wort mit Deiner Gesttreuen reden, und sie wird ja dann wohl nachgeben, besonders wenn etwa noch nebenbei ein hübsches Sümmchen abfiele, das man brauchen kann, um den Stand würdig zu repräsentiren. Soll mir auch nicht auf ein Stück hochadliges Pergament und ein schön gemaltes Wappenschild für die bürgerliche Schwiegertochter ankommen. Verstanden?“

Weder der Graf noch sein Oberlandjägermeister hatten bemerkt, daß während ihres wichtigen Gespräches der Präsident von Straff, der anfangs neben ihnen geritten war, allmählich immer mehr zurückblieb, bis er sich endlich an der Seite seines Dieners befand.

„Johann,“ sagte er dann leise, „hier bereiten sich wichtige Dinge vor. Ich habe mit diesen meinen Ohren gehört, daß der Graf nicht nach dem hiesigen Schlosse reitet, sondern wahrscheinlich zum Domänenrath.“

„So?“ warf Johann ein. „Dann hat sicherlich die Comtesse unseren gnädigsten Herrn für ihre Pläne gewonnen.“

„Das muß unter allen Umständen vereitelt werden, Johann, und sollte es das Aeußerste kosten.“

Digitized by Google

„Hm, wird aber schwer halten, Herr Präsident. Wer soll den gnädigsten Herrn jetzt noch von dem Plane abbringen?“

„Nun freilich, der Graf giebt ihn nicht auf — das ist sicher. Ich dachte deshalb an ein probates Mittel. Wenn nun die beiden Hitzköpfe aneinander geriethen? Was meint Er, Johann? Der Weg macht dort am Garten eine scharfe Biegung. Wie nun, wenn Ihr vom Trosse, um die Ecke abzuschneiden, quer durch dieses prächtige Weizenfeld des Domänenrathes rittet, um uns einzuholen? Wenn Hartmann darüber nicht wüthend wird, so wird er's nie.“

„Hm, hm, schön, ganz schön, Kammerpräsident. Aber am Ende werden die Herren dennoch darin einig, daß wir allein die Schuldigen sind, und dann wehe uns! Mir fällt, mit Verlaub zu melden, etwas Besseres ein. Sehen Sie einmal dort über den Zaun hinüber! Was ist das Braune, Herr Kammerpräsident?“

„Zwei Rehe. Aber was denkt Er?“

„Ich denke, daß sie der besagten Jungfer Hartmann gehören, und daß es für den Tyras eine königliche Freude wäre, die beiden netten Thierchen zu jagen und wenn möglich ein bischen zu zerfleischen.“

Die grauen Augen des Präsidenten leuchteten hell auf.

„Vortrefflich, ganz vortrefflich, Johann! Wir müssen also sehen, daß der Tyras loskommt. Wie machen wir das am besten?“

„Ganz einfach, Herr Kammerpräsident,“ lachte Johann in seiner höhnischen Weise. „Der Oberlandjägermeister muß wieder einmal fügen und dann wie gewöhnlich den Christian zum Beistand rufen. Ich halte inzwischen die Hunde, und wenn dann der Tyras nicht gut angekoppelt ist und loskommt, so ist dies natürlich nur die Schuld des braven Christian Bläuchen.“

„Vortrefflich!“ wiederholte der Präsident. „Wenn dem Hunde ein Leid geschieht, so verzeiht es der Graf niemals. Johann, dafür werde ich Ihm dankbar sein.“

„Hm, ich habe jetzt Nöcke genug, gehorsamst zu bemerken.“

„Verliehe. Er soll ganz zufrieden sein.“

Der Präsident gab nach diesem leise und absichtsgeführten Gespräche seinem Pferde die Sporen und sprengte wieder an die Spitze des Zuges.

„Wo waren Sie so lange, Herr Präsident?“ fragte der Graf.

„Ich revidirte den Trosß ein wenig,“ entgegnete der Präsident. „Sind Erlaucht nicht damit einverstanden? Und bin ich um meines Eifers willen vielleicht um ein neues wunderbares Abenteuer unseres Freundes Holderbusch gekommen?“ fragte der Präsident, der seinen Zweck im Auge behielt, weiter.

„Der Herr Oberlandjägermeister hat uns heute etwas von einem kaum glaublichen Sturme erzählt,“ bemerkte der Major der gräflichen Garde lächelnd. „Es war ein Sturm, der Felsen übereinander würfelte, und der doch unseren Holderbusch nicht fortwehte.“

„Wie, Holderbusch? Das glaube ich nimmermehr,“ erklärte der Präsident.

„Das glauben Sie nicht? — Ehrenstein!“

„Bläuchen bleibt bei den Hunden,“ befahl der Graf.

Der Präsident aber neigte sich dem Ohr seines Herrn zu und flüsterte ihm leise die Bitte zu, um des Spaßes willen den Christian von seinem Dienste für einen Augenblick zu entbinden. Johann werde inzwischen die Hunde bewahren können.

„Gut, es mag sein!“ entschied der Graf, bei dem ein Wort des Präsidenten viel wog. „Laß' den Christian kommen!“

Wenige Augenblicke später sprengte Bläuchen bereits heran, nachdem er vorher noch rasch dem glatten Johann die äußerste Sorgfalt bezüglich des Hundes dringend empfohlen hatte.

„Nun, wie also ging, es mit dem Wunder zu?“ fragte der Graf, sobald Christian über den Streitgegenstand unterrichtet war. „Hat Dein Herr gescherzt oder nicht?“

„Nein, es war wirklich so,“ erklärte Christian, der seinen Herrn nie im Stiche ließ. „Wir wären beide verloren gewesen, wenn der Herr Oberlandjägermeister uns nicht geholfen hätte. Er riß den Hirschfänger aus der Scheide, stieß ihn bis an das Heft in die Erde und dann klammerten wir uns beide am Gefäße fest. Das half. Aber der Wind drehte uns doch wie eine Wetterfahne um den Griff herum.“

„Bravo, Christian!“ sagte der Graf lachend. „So glaube ich das Ding schon eher.“

„Na, da hörreen es Erreerlaucht selbst,“ fügte der Oberlandjägermeister triumphirend hinzu und wollte in seinen Renommagen fortfahren, da —

„Aber, was ist das?“ rief plötzlich Christian. „Hölle und Teufel! Hat der Lump den Tyras losgelassen! Na, ich dachte es mir gleich. Tyras! Tyras! Willst du her!“

„Tyras! Tyras!“ riefen auch der Graf und sein Gefolge.

Aber der riesige Hund hatte jetzt kein Ohr für die Stimme des Herrn. Am Zaune des Gartens in gewaltigen Sätzen entlang jagend, verfolgte er ein blinden Jagdeifer die verlockende Spur der Rehe, auf die ihn Johann absichtlich aufmerksam gemacht hatte. Offenbar suchte er nach einer Lücke im Zaune, um zu seiner Beute zu gelangen, und endlich schien er sie gefunden zu haben. An den Boden niedergeschmiegt, wand er sich durch eine für menschliche Augen kaum entdeckbare Oeffnung des Zaunes. Gleich darauf ertönte im Garten zugleich ein heiseres Gebell und der Schreckensruf einer weiblichen Stimme.

„Vater! Hülfe — Hülfe! der Hund!“

Es war Anna, die ihre Lieblinge schon glücklich bis dicht an ihren Stall gescheucht hatte und nun im letzten Augenblicke das beutegierige Thier hinter sich hörte und in großen Sätzen auf sich zueilen sah.

Mit einem Sprunge war der Domänenrath, der sich bereits von seiner Tochter getrennt hatte, um nach dem Hofe zu gehen, wieder an ihrer Seite. Zugleich erfaßte er, rasch entschlossen, ein Grabscheit, das, an die Wand des Stalles gelehnt, in der Nähe stand. Schon war indessen Tyras bis an den Domänenrath herangekommen. Sein Athem keuchte vor Anstrengung, und seine feurig blitzenden Augen maßen den Gegner, der sich ihm drohend entgegen zu stellen wagte.

„Zurück!“ rief der muthige Mann mit Donnerstimme.

Aber auch das Herz des gewaltigen Hundes blieb für Furcht unzugänglich, selbst als Hartmann schon seine Waffe über das Haupt emporschwang. Knurrend und die Zähne fletschend, machte sich Tyras zum Sprunge bereit, um den Gegner an der Brust zu packen. Aber der Domänenrath behielt jede seiner Bewegungen scharf im Auge. Jetzt schnellte der Hund mit der ganzen elastischen Kraft seiner schlanken und kräftigen Glieder vorwärts und doch nicht rasch genug, um den Feind zu überrumpeln. Das Grabscheit blitzte einen Augenblick in der Luft und sauste dann auf das Haupt des edlen Thieres hernieder, das mit einem wilden Klagelaute jählings zusammenbrach.

In diesem Augenblicke erschien der Graf, der in stürmischer Eile durch den Hof geritten war, im Garten. Ein Blick genügte, um ihn seinen schweren Verlust erkennen zu lassen. Da lag der Treue auf dem Rasen, den sein Blut färbte, und kein Glied des gewaltigen Leibes zuckte noch. Die braunen, klugen Augen hatten keinen Blick treuer Anhänglichkeit mehr für den geliebten Herrn.

„Verzeihung, Herr Graf! Es geschah bei Gott nur in der Nothwehr,“ stammelte Hartmann, der sich bei dem aus jeder Miene des Grafen redenden jähen Schmerze plötzlich wie ein schwerer Verbrecher vorkam. „Können Erlaucht mir jemals vergeben?“

Der Graf aber hatte kein Wort der Erwiderung. Seine Hand glitt über die hohe Stirn langsam nach den Augen herab, als gälte es dort Etwas zu verwischen. Dann wandte er sein Roß und schritt schweigend Schritt für Schritt zu seinem Gefolge zurück.

6.

Etwa eine Woche nach den letzterzählten Vorgängen saß Christian Bläuchen im Reisezuge der Kammerfrau Weiß gegenüber in deren kleiner, aber recht behaglich eingerichteter Stube. Zwischen den beiden, mit großblättrigen Geranien und blühenden Balsaminen dicht besetzten Fenstern und unter dem schwarzumrahmten Spiegel stand ein kleiner, halbrunder Tisch, auf diesem aber eine hohe und weitbauchige Kaffeekanne nebst zwei um so schmächtigeren Tassen. Frau Weiß hatte den labenden Abschiedstrunk mit gramerfüllten Herzen zurecht gebraut, aber er war trotz der Trauer aromatischer als jemals gerathen.

„Zum Davonlaufen ist es,“ sagte die behäbige kleine Frau, indem sie ihrem Gaste die vierte und dann sich selbst die siebente Tasse voll goß.

„Nein, Frau Weiß, d'rein schlagen möchte man,“ entgegnete

Digitized by Google

Christian. „Und dazu kommt es auch noch in Betreff eines gewissen windigen Jemand. Wenn ich ihn nur einmal unter vier Augen fasse, so wahr ich Christian Blümchen heiße —"

„Der Oberlandjägermeister hat Sie also wirklich entlassen?"

„Was? Mein Herr? Dummes Zeug! Die gnädige Frau macht bei uns Alles, und sie hat mich auch fortgeschickt. Der arme, gnädige Herr, sehen Sie, der thut mir in der Seele leid. Das Lügen kann er nun einmal nicht lassen, und wer soll ihm nun helfen, wenn der Christian nicht mehr da ist? Es ist meiner Seel' zum Erbarmen."

„Ich verstehe nur nicht, wo Oberlandjägermeisters das Geld hergenommen haben, um Sie abzulohnen."

„Das geht auch im Grunde uns Beide nichts an, Frau Weiß. Genug, die Gnädige hat mir meinen ganzen Lohn für die letzten fünfzehn Jahre bei Heller und Pfennig auf einem Brette hingezählt." Der Alte schlug an die vollen Taschen, daß es hell darin klirrte.

„Wunderbar, höchst wunderbar!" bemerkte Frau Weiß kopfschüttelnd. „Was gedenken Sie jetzt zu thun, Herr Blümchen?"

„Ich geh' nach Brandenfels. Da bin ich geboren, und dort laufe ich mir nun für mein Geld ein Häuschen. Der Domänenrath Hartmann hat mir auch schon die schönsten Anerbietungen gemacht, wenn ich in seine Dienste treten will, und das thu' ich noch heute."

„Dann darf man Ihnen also gratuliren. Wir freilich kommen dabei am schlechtesten weg; denn wir verlieren hier eine treue Seele, auf die wir Alle große Stücke gehalten haben. Wir haben uns immer gut vertragen. Nicht wahr, Herr Blümchen?"

„Na ob! Sehen Sie, Frau Weiß, wahrhaftig, wenn Sie nur ein klein Bissel jünger wären, dann heirathete ich Sie noch jetzt auf der Stelle."

„Ei, was Sie da sagen!" lachte die Kammerfrau munter und ohne die mindeste Empfindlichkeit über Christian's Naivetät zu verrathen. „Also ich bin Ihnen schon zu alt? Sie sind aber doch wohl mindestens zwanzig bis dreißig Jährchen älter als ich?"

„Das ist bei uns Mannsleuten ganz ein ander Ding," entgegnete Christian mit würdevoller Entschiedenheit. „Sehen Sie, ich habe mir die Sache ganz genau überlegt, Frau Weiß, aber es geht eben nicht, nein, es geht durchaus nicht."

„Dann werden Sie freilich diese gute Idee aufgeben müssen," erklärte die Kammerfrau mit einem schelmischen Lächeln, das ihr recht gut stand. „Aber wir sind von unserem Gespräche abgekommen. Wie war das Unglück nur möglich? O, mein Himmel, was hat uns dieser unerwartete Vorgang für üble Folgen gebracht! Alles war so gut eingefädelt; es war die beste kleine Intrigue im Gange, die ich jemals in diesem langweiligen Schlosse erlebt habe. Und nun? Der Faden, den wir schon in der Hand hatten, ist zerrissen. Der Graf kann den Hund nicht vergessen und zürnt mehr als je auf den Domänenrath, ja, was das Schlimmste ist, er grollt auch meiner Comtesse, weil sie ihm den Rath gegeben hat, nach Brandenfels zu reiten. Sagen Sie mir, liebster, bester Herr Blümchen, wie war es möglich, daß der unselige Tyras sich losriß?"

Der Alte schüttelte den kurzgeschorenen Graukopf mit einem übertriebenen Lächeln.

„Losgerissen? Na, Sie glauben doch das dumme Zeug nicht?" fragte er dann.

Frau Weiß sah ihren Gast mit großen Augen an.

„Ob ich es glaube?" wiederholte sie dann. „Aber, du lieber Himmel, was soll ich denn sonst glauben?"

Der Alte zeigte mit seinem massiven Zeigefinger nach der tiefbraunen Stirn.

„Na, aber Frau Weiß!" rief er dann. „Können Sie sich denn gar nicht denken, daß der Hund sich gar nicht losreißen konnte?"

Frau Weiß blickte noch erstaunter drein.

„Sie machen Einen durch Ihre Redensarten ganz confus," rief sie. „Tyras ist doch nun einmal losgekommen —"

„Ja, losgekommen, das ist ein ander Ding. Aber er hat die Leine nicht zerrissen, sondern —" Der Alte unterbrach sich selbst, um aus seiner Tasche das Ende eines derben Strickes hervorzuziehen, das er der Kammerfrau vorhielt. „Sieht die Leine wie abgenutzt aus, Frau Weiß? he?"

„Nein, sie scheint mir in ganz gutem Stande zu sein."

„Sehen Sie sonst nichts?"

„Ich gestehe, daß ich weiter nichts Bemerkenswerthes finde."

„Natürlich. Sie haben eben keinen Hundeverstand, wie Unsereiner. Solch eine Leine zerreißen zwei Hunde, wie der Tyras, nicht."

„Aber —"

„Er ist doch losgekommen, meinen Sie. Na, ich setze den Fall, ich nehme mein scharfes Taschenmesser heraus und feile und schabe damit tüchtig an der Leine herum, etwa so, auf und ab, so zerreißt sie natürlich an derselben Stelle, wenn dann der Hund einen plötzlichen Ruck thut."

„Wäre es möglich? So hätte Johann den Tyras absichtlich losgelassen?"

„Natürlich, Frau Weiß. Er hat es geschickt genug angefangen, der Sappermenter, aber ich sah es doch sogleich. Bis hierher hat der Schmeke geschabt."

„Und Sie theilten diese Entdeckung Niemand mit?"

„Wem denn? Der Graf war ja so zornig, wie ein Puthahn, wenn gepfiffen wird. Ich hätte meine tüchtige Tracht Schläge weggehabt, ehe ich mich nur mit ihm auseinandersetzen konnte, und ging ihm deshalb aus dem Wege. Oder etwa meinem Herrn, der an nichts weiter denkt als an seine Lügengeschichten? Oder dem Präsidenten? Da wäre ich vollends an den Rechten gekommen; denn der gerade hat mit dem Johann diese ganze Suppe eingebrockt."

Die Kammerfrau schlug die kleinen rundlichen Hände zusammen. „Nein, das muß ich meiner Comtesse erzählen. Aber warum haben Sie nicht wenigstens an den Domänenrath geschrieben?"

Der Alte lachte hell auf. „Das möchte etwas Schönes geworden sein. Meinen Sie, ich hätte seit dreißig Jahren eine Feder angefaßt? Aber jetzt gehe ich hinüber, und dann soll der Domänenrath Alles wissen, wenn er's nicht schon an dem anderen Ende des Stricks erkannt hat. Schönen Dank für die Bewirthung, Frau Weiß, und behüte Sie der liebe Gott derweil!"

Der Alte erhob sich, nahm Mütze und Rock und schritt nach der Thür.

„Nun, so gehen Sie mit Gott und viel Glück auf den Weg!" sagte Frau Weiß in herzlichem Tone. „Apropos, ließe sich denn nicht eine Besprechung zwischen meiner Erlaucht und dem Domänenrath ermöglichen?"

„Warum nicht, wenn die Comtesse nach Brandenfels käme?"

„Das schickt sich nicht für sie. Hartmann muß hierher kommen."

„Daß er ein Narr wäre! Er soll sich wohl einstecken lassen? Haben Sie denn noch gar nicht gehört, daß der Domänenrath seit dem Unglückstage Tag und Nacht durch Spione des Präsidenten bewacht wird? Sobald er über die Grenze kommt, nehmen sie ihn fest."

„Gerechter Himmel! Auch das noch! Was nur meine Comtesse zu allen diesen bösen Nachrichten sagen wird."

Da der Kammerfrau die wichtigen Neuigkeiten wie glühende Kohlen auf der Seele brannten, so hielt sie ihren Gast jetzt nicht länger auf, sondern entließ ihn rasch mit einem freundschaftlichen Händedruck, um dann sofort zur Comtesse zu eilen. Christian aber ging mit festen selbstbewußten Schritten über den Schloßplatz und dann den Burgweg hinab, um von dort seine Wanderung nach Brandenfels anzutreten. Er bog rasch entschlossen um den Garten des Präsidenten herum in den geraden und schattenlosen Feldweg nach Brandenfels ein und hatte bereits eine lange Strecke desselben zurückgelegt, als er plötzlich nahe vor sich aus dem Graben ein bäuerlich gekleidetes Menschenkind auftauchen sah, das dort in aller Gemüthlichkeit gerupft hatte und nun den letzten Streifen Speck auf einem handhohen Stücke Schwarzbrod in den Mund schob.

Die so unerwartet erschienene Figur des Bauern muthete den Alten alsbald heimathlich an. Ja, solche hellblaue Röcke mit kurzen Taillen und blanken Knöpfen, mit Bauschärmeln und langen baumelnden Schößen, solche runde breitkrämpige Hüte und hohe braune Gamaschen trug man nur in Brandenfels. Beim Näherkommen erkannte denn Christian auch in dem langsam und bedächtig daherschreitenden Wanderer einen alten Bekannten.

„Ei schönen guten Tag, Hannebendrich!" grüßte er den Bauer freundlich.

Digitized by Google

„Schönen Dank, Herr Blümchen!“ erwiderte der Begrüßte höflich, indem er den Hut bis zur Erde herabriß.

„Na, woher kommt Ihr schon so früh?“ knüpfte der Alte weiter an.

„Ihe? Wu ich här kumme? Nu, vun Braunfals kumm ich.“

„Und wohin wollt Ihr, Hannebendrich?“

„Ihe? Wu ich hen well? Nu, nach Schwalbenstein well ich.“

„I sich da, nach Schwalbenstein also,“ rief Christian verwundert aus, als hätte er von dieser so naheliegenden Absicht des Hannebendrich bisher nicht die entfernteste Ahnung gehabt. „Und mit Verlaub, was führt Euch nach Schwalbenstein?“

„Wos ich do well, mein'n Se? Bi den Härn Bedienten des Kammerpräsidenten well ich. Guden Se, Härr Blümchen, Unsereins hat immer nur müß'ge Wäge und Stäge vun allen Dingen. Da ha' ich neilich bi den Walde von Braunfals en olles Mässer gefunden, das gehert den nämlichen Härrn Bedienten, un un muß ich dieserwägen den weiten Wäg vor nicht mache.“

„Ein Messer? Im Walde von Brandenfels?“ fragte Christian, der bei dieser Erklärung hoch aufhorchte. „Aber Hannebendrich, wißt Ihr denn auch gewiß, daß es dem Johann gehört?“

„Ob ich's weiß? Nu, natürlich weiß ich's. Ich un mi Schwoger Kaspar, mi houn's ja fülbit gefinn, wie he's verlur. 's war neulich, wie unser Härr Graf nach Braunfals kam. Ich wullte mit mi Schwoger in den Wald gih' —“

„Um ein Büffel Holz zu mansen?“ ergänzte Christian lachend. „Nicht wahr?“

„Nee, nee, jo nich, bei Leib un Läben nich!“ wehrte der Alte eifrig ab. „Sagen Se so wos nich, Härr Blümchen! Ich ging minner Seele mant zum Pläfire dorthen. Uf einmal lamb der Härr Graf. Heren Se, ich denke mich rihrt der Schlag vor Schräcken. Nun so troch ich mit mi Schwoger hinger'n grußen Dunnbusch. Do ho' ich's fülbst gefinn, wie der Härr Bediente mit dem Mässer an den Hinme sine Stricke rüm arbeit're, weil wos nich in Ordnung wor, heren Se. Un uf einmol thot der Hund en Ruck, un do tiß der Strick, un do log das Mässer in'n Wäge.“

„Zeigt mir's doch einmal, Hannebendrich!“

Der Alte zog das Verlangte aus der Tasche und reichte es unserm Christian hin. Dann fuhr er fort:

„Der Härr Bediente iit deshalb schmt zweimal in Braunfals gewäst, ich wor aber immer nich derbeime; nun do hat he mich fer heite hieher beschält. Guden See, do is he im Gartenhouse vun den Präsidenten. Nun winkt he schmt met den Tuche. Gäben Se mich das Mässer un wedder, Herr Blümchen!“

„Das Messer? Nicht für eine Million!“ erklärte Christian sehr entschieden. „Laßt mir's nur immerhin, Hannebendrich! Ich selbst will es dahin besorgen, wo es hingehört.“

Dann wendete sich der Alte nach dem Gartenhause zurück, und indem er mit der einen Hand das Messer, mit der andern die hervorgezogene Hundeleine hoch emporhielt, rief er mit Stentorstimme hinüber:

„Spazieren Sie doch näher, Herr Johann Schnabel! Hier steht ein prächtiger Baum zum Aufhängen, und da ist auch ein Strick dazu. Wenn Sie ihn auch ein Bissel durchgescilt haben, einen Windbeutel trägt er immer noch. Unbesorgt, ich schneide Sie nicht etwa mit Ihrem Messer ab.“

Dann machte der Alte rasch kehrt und schritt, ohne sich um die Verblüfftheit Hannebendrich's und das Winken und Händeringen des unglücklichen Johann im Mindesten zu kümmern, rüstig auf dem Wege nach Brandenfels weiter.

So sah er auch nicht, wie hinter Johann am Fenster des Gartenhauses die breitschulterige Figur des Präsidenten auftauchte und wie sich dann dessen schwere Hand auf die Schulter des tödtlich erschrockenen Dieners legte.

„Was bedeutet die Komödie dort?“ fragte Herr von Straff mit dem ehernsten Tone seiner harten Stimme. „Was sollte der Strick?“

„Der Strick? Welcher Strick, gnädiger Herr?“ stotterte Johann, dem augenblicklich selbst nicht die ärmste Nothlüge einfallen wollte.

„Ich will Ihm auf die Sprünge helfen. War das etwa ein Stück Hundeleine?“

„Gnädiger Herr —“

„Ich habe neulich wohl gesehen, daß Tyras ein Stück seiner Leine nachschleifte. Ich sah daraus schon, daß Er seine Sache ungeschickt angefangen, daß er, statt die Koppel zu lösen, den Strick auf irgend eine Weise zerrissen oder zerschnitten hat.“

„Es war mir allerdings nicht möglich, in der Eile den Verschluß zum Oeffnen zu bringen,“ erklärte Johann endlich. „Christian hatte den Tyras auf eine ganz eigenthümliche Weise gefesselt.“

„Wenn man ein Tölpel iit, so drängt man sich nicht zu solchen Dingen,“ fuhr der Präsident unbarmherzig fort. „Seinen albernen Rath habe ich ohnehin schon tausendmal verwünscht?“

„Aber es gab doch augenblicklich keinen andern Ausweg, gnädiger Herr,“ wendete Johann ein. „Wie sonst hätten wir die Zusammenkunft des erlauchten Herrn mit dem Domänenrath verhindern sollen?“

„Bah, statt dessen hätten sich wohl nachträglich Mittel gefunden, um das Unvermeidliche auf listige Weise wenigstens unschädlich zu machen. Es war ein allzu roher Gewaltstreich, der mir nur Schaden gebracht hat. Denn nun sipt der Graf seit diesen acht Tagen zu Hause, mag ohne den vermaledeiten Hund nicht mehr ausreiten und beschäftigt sich dafür mit tausend anderen Dingen. Aus Langeweile hat er schon die Rechnungen unserer Kammer einsehen und die Acten über die Hainröder Erbschaft durchstudiren wollen. Doch das Alles kommt jetzt nicht einmal in Frage. Ich will nur wissen, ob Er auch zu allem Ueberflusse noch so entsetzlich albern und ungeschickt gewesen ist, den Rest der Leine in die Hände unserer Feinde fallen zu lassen. He? Wie steht es in dem Punkte?“

Die Augen des Dieners hatten ängstlich die unheimlichen Bewegungen verfolgt, welche der Präsident während dieser letzten Worte mit seinem starken Rohrstocke ausführte. Erst als der alte Herr sich wieder, scheinbar etwas beruhigt, auf das Rohr stützte, fand Johann den Muth zu einer Antwort.

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, aber ich dachte —“

„Was dachte Er?“

„Daß das Fehlen der Leine Verdacht erregen könne. Ich hatte das Ding so geschickt angefangen, daß —“

„Die verdammte Leine bleibt stets ein Corpus delicti, an dem sich wohl dies oder jenes Verdachtsmoment wird entdecken lassen, zumal der Graf bis jetzt nicht völlig an das Zerreißen glauben mag.“

„Ich konnte mich aber doch unmöglich dem Christian widersetzen, als er die Leine von mir forderte? Er ist weit stärker als ich und hätte mich zwischen seinen groben Fäusten zermalmt.“

„Bah, ein guter Diener fürchtet sich auch vor solchen Dingen nicht, und ich wäre Ihm wohl zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen. Ich an Seiner Stelle hätte den Strick lieber verschluckt als ihn ausgeliefert. Er ist ein alberner und feiger Mensch, den ich nächstens ohne Lohn zum Teufel jagen werde.“

„Das werden Sie wohl vorher noch überlegen, gnädiger Herr,“ entgegnete Johann, nun auch gereizt.

Die Augen des Präsidenten öffneten sich weit. Auf den Rohrstock gestützt, starrte er den frechen Burschen an, als ob derselbe zu seinem Staunen plötzlich kalmückisch oder chinesisch gesprochen hätte.

„Was sagt Er da? Ich verstehe Ihn nicht.“

Johann wurde durch die scheinbare Ruhe des Präsidenten diesmal völlig getäuscht und fuhr deshalb, um die Wirkung zu verstärken, in gleichem Tone fort.

„Ich meine, daß sich der gnädige Herr manches besonderen Dienstes erinnern wird, für den mir der Dank noch aussteht.“

„In der That, dessen entsinne ich mich jetzt,“ rief der Präsident, vor lodernder Wuth kirschbraun im Gesicht. „Aber ich will Ihm diesen Dank gleich abstatten.“

Und ehe Johann sich dessen versah, hatte ihn die breite Hand des Herrn am Kragen gefaßt und zu Boden gedrückt, und zum sausten die Schläge des gesürchteten Rohrs hageldicht auf seinen Rücken nieder.

„Da hat Er meinen Dank!“ stöhnte der Präsident endlich athemlos, indem er den Gezüchtigten mit einem letzten Stoße gegen die Wand des Gartenhauses schleuderte. „Wenn Er noch mehr verlangt, so melde Er sich bei mir!“

„Hund! Hund! Das sollst Du büßen,“ zischte Johann.

Digitized by Google

während noch die Schritte des Gejürchteten auf der Treppe hallten. „Glaubst Du, ich sei vergeblich so lange in Deinem Hause gewesen? Narr, armer hochmüthiger Narr! Gut, daß Du selbst mich an die Hainröder Erbschaft erinnerst. Ja, der Graf, er soll Alles —“ Die Wuth erstickte seine Stimme.

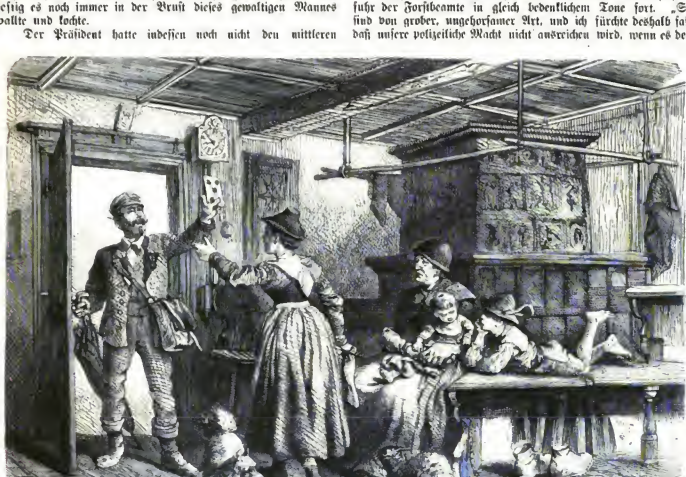
Der Präsident schritt inzwischen auf dem breiten Mittelwege seines Gartens dem Wohnhause zu, und die armen am Wege stehenden Blumen erfuhren dabei zu ihrem Schaden, wie heftig es noch immer in der Brust dieses gewaltigen Mannes wallte und lachte.

Der Präsident hatte indessen noch nicht den mittleren daß Hartmann durch alle Mannschaften der gräflichen Polizei, welche zur Stelle sind, einschließlich der Forstlente, sofort verhaftet und hierher geliefert werden soll.“

„Weiß wohl, Herr Präsident,“ entgegnete der Förster bedenklich. „Es ist nur — — ich meine — —. Der Domänenrath kommt nach Brandenfels, um in unserer Kirche zu communiciren.“

„Nun? Was thut das zur Sache?“ fragte der Präsident verwundert.

„Ich meine, der Herr Präsident kennen die Brandenfelser,“ fuhr der Forstbeamte in gleich bedenklichem Tone fort. „Sie sind von grober, ungehorsamer Art, und ich fürchte deshalb fast, daß unsere polizeiliche Macht nicht ausreichen wird, wenn es dem



Das Ende der Noth.

Originalzeichnung von Prof. Louis Braun in München.

Querweg des Gartens erreicht, als sich die auf der Hofseite belegene Gatterthür öffnete und durch dieselbe ein hochgewachsener Mann in der Kleidung der gräflichen Forstbeamten eintrat. Beim Anblicke seines höchsten Vorgesetzten zog der Förster demüthig die Mütze und trat dann in höflich gebeugter Haltung näher.

„Was bringen Sie, Förster?“ rief ihm der Präsident entgegen.

„Der Herr Präsident entsinnen sich wohl des Befehls, den Domänenrath Hartmann sorglich zu überwachen?“ sagte der Förster. „Diesem hohen Befehle unterthänigst zu Folge —“

„Zur Sache! zur Sache!“ unterbrach ihn der Präsident ungeduldig. „Was haben Sie ermittelt?“

„Daß der belagte Domänenrath morgen früh sechs Uhr sein Gut verlassen und den Flecken Brandenfels betreten wird.“

„Sind Sie nur herübergekommen, um mir dies zu melden?“ fragte der Präsident in ungnädigem Tone. „Sie haben für diesen Fall meine Weisungen bereits in Händen und wissen, Volke darum zu thun ist, den Domänenrath zu befreien. Hartmann ist sehr beliebt, und die Gelegenheit, bei der wir ihn verhaften sollen, könnte die Gemüther besonders leicht reizen.“

Der Präsident schwieg mit gesenktem Haupte eine kurze Zeit.

„Ich werde dafür sorgen,“ fuhr er dann fort, „daß den Brandenfelsern diese ungehorsamen Gedanken gründlich ausgetrieben werden. Kehren Sie ruhig nach Hause zurück, sammeln Sie dort morgen früh Ihre Leute und erwarten Sie das Weitere! Adieu!“

Der Förster verneigte sich tief und verließ dann den Garten.

„Soll ich ihn morgen schon verhaften lassen, oder noch eine günstigere Gelegenheit abwarten?“ fragte sich der Präsident in halblautem Selbstgespräch, sobald die Gatterthür knarrend zugefallen war. „Bedenklich bleibt das Ding immerhin. Vor den Brandenfelsern freilich fürchte ich mich nicht im Geringsten. Im Gegentheil, ein kleiner Aufstand käme mir recht erwünscht. Aber der Graf? Wie wird er die Verhaftung beurtheilen, wenn sie bei einer solchen Veranlassung erfolgt? Erreiche ich am Ende etwas

Digitized by Google

Anderes, als ich durch den Gewaltact erreichen möchte. — Was willst Du? Was führt Dich jetzt hierher?"

Die letzten Fragen richtete der Präsident an seine Tochter, welche unerwartet aus dem Seitenwege an ihn herangetreten war.

„Ich habe in der Laube gesessen und Dein Gespräch mit dem Förster gehört," erklärte Hulda in einem Tone, der noch um einige Grade eisiger klang als gewöhnlich.

„Das heißt, Du hast gehorcht."

Das Fräulein antwortete auf diesen Vorwurf durch einen Blick, der Alles, nur nicht kindliche Gehorchbietung ausdrückte.

„Ich wollte im Gegentheil, ich wäre heute etwas schwerhöriger," sagte sie dann mit einer leisen Neigung des schönen Hauptes nach dem Gartenhause hinüber. „Aber Du behandelst heute alle Fragen so ungewöhnlich öffentlich —"

„Was soll das Geschwätz? Was willst Du?"

„Dich nochmals warnen. Du betrittst eine gefährliche Bahn."

„Ich habe schon einmal Deinen gütigen Rath höflich dankend ablehnen müssen," erwiderte Herr von Straff mit kaltem Hohne. „Auch ich bin ein Arzt meiner Ehre und liebe kräftige Mittel. Der Graf, die Comtesse, der ganze Hof glauben nun einmal, daß Dir der Junker zu Gunsten dieser Mamsell Hartmann das Wort gebrochen hat. Bist Du ein solcher Eisbalt, um die Nothwendigkeit einer genügenden Rache nicht zu empfinden, so will ich an Deiner Stelle —"

Die junge Dame unterbrach ihren Vater.

„Halt ein!" rief sie. „Du wirst mir erlauben, an dieses Possenspiel nicht mehr zu glauben. Du verschwendest nunmehr vergeblich Deine Worte."

„Was soll das heißen?"

Hulda zog aus ihrer Tasche den bewußten rosenrothen Briefbogen. „Kennst Du diesen Brief?" fragte sie dann. „Willst Du noch bestreiten, daß alle diese Ränke aus einem ganz anderen Grunde angesponnen werden, als Du angiebst? Willst Du leugnen, daß Du nicht um meinetwillen, sondern aus Eifersucht Rache brütest?"

Der Präsident schwieg nur einen Augenblick betroffen.

„Woher hast Du diesen Brief?" rief er dann. „Durchwühlt man auch meine Papiere? Her das Papier, sag' ich!"

Hulda reichte den Brief gelassen ihrem Vater hin, der ihn sofort zerriß.

„Wozu die Leidenschaft?" bemerkte das Fräulein. „Daß wenigstens ich ruhig bin, siehst Du wohl klar daraus, daß ich dieses Schriftstück, das ich übrigens ganz zufällig unter Deinen Zeitungen fand, seit einer Woche in der Tasche trage, ohne es Dir gegenüber zu benutzen. Nun hat es seinen Zweck erfüllt und —"

„Welchen Zweck?"

„Mich über Deine rücksichtsvolle väterliche Zärtlichkeit vollends aufzuklären."

„Wenn ich Dir nun aber sage, daß dieses Papier nur einen Scherz, gewissermaßen nur eine Stylprobe enthalte, daß wie ein Brief dieses Inhalts an diese Adresse abgegangen sei?"

„Das wirst Du nicht sagen wollen, denn ich weiß auch ganz zufällig, aber völlig sicher von der Comtesse selbst das Gegentheil, und ihr glaube ich in diesem Punkte mehr als Dir."

Der Präsident stampfte ingrimmig mit dem Fuße und wandte sich dann schweigend dem Ausgange des Gartens zu.

„Noch ein Wort," rief ihm Hulda nach. „Ich möchte Dir sagen, daß ich fest entschlossen bin, keine weiteren Beeinträchtigungen meiner Ehre zu dulden. Es soll Niemand glauben, daß diese abscheulichen Ränke gesponnen werden, weil ich das Glück der Mamsell Hartmann eifersüchtig beneide. Ich bin fest entschlossen, Vater. Täusche Dich nicht!"

„Was heißt das?"

„Wenn Du mir nicht hier auf der Stelle versprichst, jede feindselige Maßnahme gegen den Domänenrath und seine Tochter sofort einzustellen, so schwöre ich Dir bei meiner Ehre, daß ich noch in dieser Stunde die Comtesse und dann den Grafen selbst über die ganze Sachlage aufklären werde."

In den Augen des Präsidenten leuchtete ein gefährliches Feuer auf, aber er bezwang gewaltsam seinen Grimm.

„Hier ist wohl nicht der Platz, diese wichtige Frage zu behandeln," sagte er dann scheinbar ruhig. „Wir haben vielleicht auch feindsinnige Nachbarn, die ich nicht zu Zeugen unseres Gesprächs machen möchte. Ist es Dir also gefällig, so besprechen wir das Weitere oben im Zimmer."

Hulda verneigte sich zustimmend und verließ mit ihrem Vater den Garten. Schweigend gingen beide durch den Hausflur und die Treppe hinauf. Dort öffnete der Präsident die Thür eines kleinen Hinterzimmers und sah seine Tochter durch eine Bewegung ein, näher zu treten.

„Warum hier?" fragte die junge Dame kurz.

„Weil ich diesen Platz für den sichersten halte," entgegnete der Alte bestimmt.

Hätte das Fräulein ihren Vater bei diesen Worten angesehen, so würde der tückische Blick seiner grau-grünen Augen sie vielleicht gewarnt haben. Aber sie dachte an keine Gefahr und merkte daher erst, als die Thür hinter ihr zugeschlagen und verschlossen wurde, daß sie eine Gefangene sei.

„Nun gehe zur Comtesse und zum Grafen!" rief ihr der Alte höhnisch zu. „Merkst Du nun, daß man meine Pläne nicht ungestraft durchkreuzt? Nur ein ruhig, meine Tochter! Ich werde sorgen, daß Du Deiner Haft entlassen wirst, sobald Du mir nicht mehr schaden kannst. Adieu!"

Der Präsident zog den Schlüssel des Zimmers ab und stieg dann die Treppe wieder hinab, um in seinem Zimmer Toilette zu machen und das Haus zu verlassen.

(Schluß folgt.)

Plaudereien aus Rom.

Von **Hermann Oelschläger.**

II.

Uebergangsstadien. — Der römische Adel. — Der Fürst Borghese und Beatrice Cenci. — Die Fleischhöfe der päpstlichen Regierung. — Die Bettelei. — Die Wohnungsnoth. — Religiöser Trieb. — Die Bauernflora der römischen Campagna. — Die Bretter von der Jesuskrippe. — Reliquien um Reliquien. — Moderner Götzendienst. — Der Römer als Bummler. — Das Wesen des Römers. — Classische Reminiscenzen. — Die Lebensbehaglichkeit in Rom.

Daß Victor Emanuel in Rom noch gar manche Schwierigkeiten zu überwinden hat, vermag man leicht zu erkennen, und wenn auch die vielen und umfassenden Neubauten auf dem Terrain des Quirinals den höchst erfreulichen Beweis davon ablegen, wie der König von hier aus seine Wohnung gewiß nicht mehr zu verlassen gedenke, sondern sich vielmehr in derselben so häuslich wie möglich einzurichten bestrebt sei, so mag er doch auch — wie sein Volk — nicht wenig unter den Bitterkeiten und Verdrießlichkeiten leiden, mit welchen ein Uebergangsstadium noch immer verknüpft gewesen ist.

Der römische Adel, die römischen „Fürsten" sind zum größten Theile päpstlich gesinnt und hatten sich vom königlichen Hofe und seinen Festen mit nur wenigen Ausnahmen fern. Einige haben sich sogar von ihrer Abneigung gegen den neuen Zustand der Dinge so weit hinreißen lassen, daß sie, seit die Bazzurri, wie der Römer spottweise die Piemontesen nennt, in Rom sind, ihre Paläste und selbst ihre Gärten geschlossen haben, die sonst dem Fremden wie dem Einheimischen zum Besuche und Genusse gleich bereitwillig geöffnet waren. Eine ergötzliche Geschichte erzählt man sich dabei von dem Fürsten Borghese, der sich seiner Zeit gleichfalls ganz unwiderstehlich von der Lust angezwandelt fühlte, eine ähnliche papstfreundliche Demonstration in Scene zu setzen und seine berühmte Galerie, nach dem Vatican die bedeutendste in Rom, sowie die nach ihm benannte Villa vor der Porta del Popolo fortan geschlossen zu halten. Die italienische Regierung aber bekam zur rechten Zeit Wind davon und erinnerte sich auch ebenso rasch daran, auf welche eigenthümliche Weise, wie möglich bekannt, das Haus Borghese seiner Zeit in den Besitz eben dieser Kostbarkeiten, um die es sich hier handelte und deren Genuß fortan dem Publicum neidvoll entzogen werden sollte, gekommen sei.

Das vor dem Thore del Popolo gelegene, über eine

Digitized by Google

Quadratmeile große Grundstück, dessen Terrain gegenwärtig von den herrlichsten Parkanlagen bedeckt ist, gehörte nämlich früher jener Familie Cenci, die durch den tragischen Tod der von Guido Reni mit vollendeter Meisterschaft gemalten Beatrice eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Clemens der Achte war es gewesen, der die des Vatermordes fälschlich angeklagte Jungfrau zugleich mit ihrer Mutter enthaupten ließ; ihr Bruder ward mit einer Kuhle erschlagen. Ein Proceß aber, den die überlebenden Glieder der Familie einige Jahre später bei dem Papste Paul dem Fünften anstrengten, um eine nachträgliche Unschuldserklärung zu erlangen, wurde abgewiesen; denn Paul der Fünfte hatte die Besitzungen der Familie Cenci bereits in die Hände seines Neveten, des Cardinals Scipio Borghese, gegeben und war nicht Willens, dieselben, wie er auch einer nachträglichen Unschuldserklärung der Cenci hätte thun müssen, wieder anzuziehen. Auf diese Weise blieb der Besitz thatsächlich bei den Borghese, wenngleich die Nachkommen der Familie Cenci auch späterhin die Rechtmäßigkeit desselben so wenig anerkennen wollten, daß, wie man erzählt, ein in Paris lebender Marchese Cenci noch bis in die letzten Jahre durch seinen Advocaten an jedem ersten Januar eine feierliche Protesterklärung gegen das Eigenthumsrecht des Fürsten Borghese bei diesem in Rom überreichen ließ.

Wie dem nun sei, die Regierung soll sich dieses Zusammenhanges der Dinge zur rechten Zeit erinnert und dem Fürsten Borghese angedeutet haben, daß sie bei der von ihm angedrohten Schließung der Galerie und der Gärten vielleicht Anlaß haben werde, auf denselben eingehender zurückzukommen. Der Fürst aber soll darauf seine feindliche Absicht sofort aufgegeben haben, wie denn die Thüren seines herrlichen Palastes und die Thore seines großartigen Parkes auch heute noch zum Nutzen und Frommen aller Derer weit offen stehen, denen Kunst und Natur immer neue Quellen höchsten Genusses und reichster Freude sind.

Zeigt der römische Adel sich dem neuen Könige gegenüber zurückhaltend und spröde, so jammert ein großer Theil des Volkes um die Fleischtöpfe der päpstlichen Regierung, die ihm verloren gegangen sind, und klagt über die Steuern, die sich dagegen um das Fünffache gesteigert haben. Zu dem idealen Troste, daß dafür Italia una hergestellt sei, vermag sich der Bettler in Lumpen nur schwer aufzuschwingen, und er denkt voll Sehnsucht an die vielen Klöster zurück, deren Thore sich um die Mittagszeit einst gastlich öffneten, ihn mit hundert Anderen für den Tag reichlich zu speisen und zu sättigen, und die nun geschlossen sind für immer. Wozu brauchte er damals zu arbeiten? Niemand verlangte das von ihm. Am Tage leuchtete ihm die Sonne, in der er sich so faul wie behaglich auf den Steinen der nächsten Treppe ausstreckte; für die Stillung des Hungers sorgten die freundlichen guten Mönche, für den Durst die paar Soldi, die er sich von den Vorübergehenden gelegentlich in seinen alten Hut hatte werfen lassen; ein Nachtquartier bot das Portal der benachbarten Kirche, und wenn er ja den unglücklichen Einfall gehabt haben sollte, sich in einer leichtsinnigen Stunde Familie anzuschaffen, so lag es noch immer im Bereiche der Möglichkeit, den einen oder den andern der überflüssigen, umherlungernden Rangen in eben demselben Kloster unterzubringen, das schon so oft in der Noth geholfen hatte und das demselben als Bruder oder gar als wirklichem Priester ein behagliches Dasein verhieß. Körperlich oder gar geistig brauchte er sich weder für den einen, noch für den andern Fall anzustrengen — o, die schönen, guten alten Zeiten!

Die Bettelei, schon von jeher für den Reisenden eine der größten Plagen in Italien, hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen: Männer, Frauen, Kinder, in einer Weise zerlumpt und zerfetzt, die man in Deutschland kaum für möglich hält, wenden sich unausgesetzt mit klagender Stimme und mit erhobenen Händen an die Mildthätigkeit der Vorübergehenden, und dabei deuten die elenden, erbärmlichen, ausgehungerten Gesichter auf einen wirklichen Nothstand hin. Man wird leicht beobachten können, daß der Fremde viel weniger giebt und viel schwieriger in die Tasche langt, als der Einheimische. Er freilich, in welchem der Bedürftige immer einen reichen Engländer vermuthet, ist der Zudringlichkeit des Bettelnden vor Allen ausgesetzt, und daß schon die kleinste Kupfermünze genüge, der lästigen, jammernden widrigen Begleitung sofort loszuwerden und dabei noch in der Regel ein sehr freundliches mille grazie zu erhalten, daran denkt er nicht. Am ersten denkt er noch an seinen Bädeker oder Murray, die ihn bereits eindringlich vor der Unverschämtheit der römischen Bettler gewarnt haben, oder er eilt, überhaupt aus der Nähe solcher Menschen zu kommen, deren Anblick lebhafter und schneller noch den Ekel erregt, als das Mitleid, und Einem in der That leicht genug die Laune oder doch den Appetit für den ganzen Tag verderben kann. Der Römer selbst giebt um so rascher, und diese Thatsache fällt darum schwer in's Gewicht, weil doch gerade er am besten wissen muß, ob der Bettelnde der Gabe wirklich bedürftig ist oder nicht.

Die Unsitte Roms erkennt, daß die Bettlerfrage für sie eine brennende geworden ist, und kündigt die strengsten Maßregeln mit der Bemerkung an, sie beabsichtige die nicht römischen Bettler in ihre Heimath zu schicken; von den einheimischen solle eine Liste angefertigt und ihre Unterbringung in die Hospizien veranlaßt werden. Die Zeitungen antworten achselzuckend mit der Frage: in welche Hospizien?

Auch die Wohnungsfrage giebt dem Municipium der Stadt ein Räthsel um das andere auf. Obwohl sich die Stadt in den letzten Jahren gewaltig gereckt und gestreckt hat, namentlich in der Richtung nach dem Macao, nach dem alten Prätorianerlager hin, wo ganze Quartiere, freilich vom langweiligsten Aussehen, neu entstanden sind, scheint man doch nicht genug auf einen so bedeutenden Zuwachs der Bevölkerung gefaßt gewesen zu sein, wie er in Wirklichkeit eingetreten ist. Dazu kommt, daß der geborene Römer an den geschaffenen neuen Quartieren kein Gefallen findet; er selbst verläßt nur ungern oder gar nicht die finstern Häuser und engen, krummen Straßen, in denen er geboren ist und die den Kern der Stadt bilden, und überläßt es den Buzurri, die neuen Häuser auf dem Viminal trocken zu wohnen.

Kurzum, die Bevölkerung hat sich vermehrt, die Abgaben haben sich vermehrt, nicht aber die Hülfsquellen und die Hülfsmittel. Es ist eben eine alte Wahrheit, daß Rom viel verzehrt, aber nichts producirt. Dieses System war erträglich, so lange die geistlichen Sporteln, die Annaten, die Dispens- und Palliengelder, die Almosen der gesammten Welt nach Rom flossen und der gesammten Bevölkerung ohne Weiteres zu Gute kamen. Jetzt, da sie sich allein und nur in den unersättlichen Cassen des Vaticans und des Papstes concentrirten, tritt der wirkliche Nothstand immer leibhaftiger zu Tage und wird sich, bis wirkliche und energische Abhülfe geboten werden kann, beständig vermehren. Ja, die schönen, guten alten Zeiten!

Es braucht nicht weiter hervorgehoben zu werden, wie materiell die Gründe sind, aus denen der Römer sich von dem neuen Stand der Dinge abwendet und nach dem Regimente des päpstlichen Krummstabes bis Dato sich noch zurücksehnt. Das ist nicht Anhänglichkeit an Pio den Neunten oder gar religiöser Trieb, was ihn das neue Regiment mit scheelen Augen betrachten läßt, sondern das ist einfach das Gefallen am behaglichen Wohlleben, das man ihm vergällt hat und dessen freundliche Erinnerung ihn noch fortwährend begleitet. Der religiöse Trieb spielt so gut wie gar keine Rolle dabei. Ich selbst habe bis jetzt wenigstens noch in keiner katholischen Stadt die Feier der Charwoche und das Fest der Ostern von Seiten der Bevölkerung mit solcher Theilnahmslosigkeit begangen gesehen, wie gerade in Rom. Was sich in den Kirchen unherdrängte, waren fast ausschließlich Fremde, die um jeden Preis etwas Neues sehen oder hören wollten, und allein bei den Predigten in der früheren Jesuitenkirche del Gesù habe ich wirkliche Massen römischen Volkes versammelt gesehen.

Ich war, um aus Vielem nur Eines hervorzuheben, während der Charwoche auch in San Maria Maggiore, bekanntlich eine der ersten und prächtigsten Kirchen Roms. Ich fand dieselbe fast ganz leer; nur vor der Seitencapelle dicht neben dem imposanten Marmorbau mit Sixtus des Fünften Grabmal, in welcher die Bretter der Jesukrippe aufbewahrt sind, die an diesem Tage zur öffentlichen Verehrung ausgestellt sein sollten, kniete eine Schaar frommer Beter, merkwürdiger Weise lauter Männer. Als ich näher kam, fand ich, daß in diesem Häuflein Gläubiger offenbar die Bauernsfora der römischen Campagna vertreten und dargestellt sei — Kerle, wie die Banditen, schwarzhaarig, wettergebräunt, zerlumpt, schmutzig, mit trotzigen Blicken und nur

Digitized by Google

in die Stadt gekommen, um hier, unwirbelt vom Weihrauchqualm, den Krippenbrettern ihre Hochachtung zu bezeigen.

Ich weiß nicht, auf welches Zeugniß und Beweismittel sich die hochwürdigen Herren von San Maria Maggiore stützen, wenn sie behaupten, daß dies die echten und wahrhaftigen Bretter der Jesuskrippe seien. Wenn sie es aber sind und wenn der Tisch echt ist, der im Lateran gezeigt wird und an welchem Jesus mit seinen Jüngern das Abendmahl genommen haben soll, und wenn alle die anderen heiligen Dinge echt sind, welche in diesen Tagen der Charwoche in all den verschiedenen Kirchen Roms, deren jede sich ihres besonderen Schatzes rühmt, zum Herunlocken der Gläubigen ausgestellt werden: müßte das Volk dann nicht zu vielen Tausenden herbeieilen, müßte es dann an dem Tage, da der Stifter der christlichen Religion, da der leibhaftige Sohn Gottes zum Heile der in Sünde untergegangenen Menschheit den furchtbaren Tod des Kreuzes auf sich nahm, müßte das Volk dann nicht an diesem Tage zu Tausenden wehklagend und mit zerrissenen Kleidern zu den heiligen Stätten eilen? müßte es nicht, ganz von Zerknirschung erfüllt, Trank und Speise vergessend, jede Minute in der Nähe dieser kostbaren, seltenen, einzigen Gegenstände zuzubringen suchen, so lange sie von den Priestern dem verlangenden Blicke der Menge dargeboten sind? Müßte es nicht —? Aber freilich, es ist ein altes Wort: Je näher an Rom, desto schlechtere Christen, und da kann denn beispielsweise selbst der beharrliche Göhendienst, mit welchem Andere bemüht sind, den schon längst platt geküssten Fuß der Erzstatue Petri in Sanct Peter durch ihre eigenen Küsse noch unförmlicher zu machen, kaum in's Gegengewicht fallen. Man weiß nicht, ob dieses wahnwitzige Gebahren mehr Abscheu oder mehr Mitleid erregt; ein bischen Komik war aber für mich auch immer dabei, wenn ich sah, wie jeder Herantretende vor Allem aus seinem Sacke wohlbedacht ein äußerst schmutziges Taschentuch zog, mit demselben erst den Kuß seines Vorgängers von Sanct Petri Fuß sein säuberlich abputzte und dann seinen eigenen feierlichst darauf drückte. In demselben Augenblick hatte aber auch der nach ihm Kommende seine feierseits schon wieder sein schmutziges Taschentuch in der Hand und so nahm das Putzen und Küssen, Küssen und Putzen immer in ungestörter Reihe seinen schönen Fortgang.

Ob der Römer durch die Noth der Zeit lernen wird, zu arbeiten? Ein gutes Beispiel würde er jetzt an den Piemontesen, überhaupt an den Oberitalienern haben, die ein thätiges, arbeitsames Volk sind und deren Frauen selbst in Rom gern gepriesen werden ob des tüchtigen Wesens, mit welchem sie in ihrem Hause schalten und walten. Aber vor Allem: der Römer müßte zuerst einsehen lernen, daß die Arbeit Ehre giebt. Statt dessen besitzt er eine unendliche Verachtung der Arbeit, sieht, wenn auch in Lumpen gehüllt, auf diese vornehm herab und stiehlt sich, auf den Straßen und Plätzen umherlungernd und seine so sehr geringen Bedürfnisse mit Wenigem befriedigend, ein freier Mann. Aber auch sonst besitzt der Römer — von dem Neapolitaner, der ihn hierin womöglich noch übertrifft, will ich gar nicht reden — einen ausgeprägten Hang zu dem, was man in Deutschland „Bummeln" nennt. Es ist ganz unglaublich, was die Bevölkerung Roms hierin leistet und wie unermüdlich sie darin ist, den ganzen Tag unthätig durch die Straßen zu flaniren oder sich in süßem Nichtsthun in holdem Sonnenscheine stundenlang an die nächste Straßenecke, an den ersten besten Thürpfosten zu lehnen oder wenigstens zum Fenster hinauszuschauen.

Die Piazza della Colonna ist der Mittelpunkt dieses müßigen Treibens. Dort stehen die Römer von früh bis zum späten Abend in hellen Haufen umher, schwatzend, lachend, schreiend, rauchend, Zeitungen lesend und alles Vorübergekommende mit dem größten Interesse musternd. Kein Stand, der nicht vertreten wäre, vom feinen Elegant bis zum schmutzigen Campagnolen, friedlich durcheinander gemischt und nur von dem einen gemeinsamen Triebe erfüllt, die Zeit möglichst nutzlos todtzuschlagen. Die Officiere müssen hier als Feldherren geboren sein. Denn wenn sie es nicht wären, müßten sie doch etwas zu lernen suchen, um es zu werden. Auf der Piazza della Colonna ist aber wahrhaftig keine Gelegenheit zu strategischen Studien. Dazwischendurch rasseln Equipagen und Droschken, schieben Orangenverkäufer mit lautem Geschrei ihre duftende Frucht auf langen Karren, schleppen kreischende Fischweiber und Austernhändler in schmalen Körben ihre Waare, rennen mit gellendem Rufe die Zeitungsverkäufer, drängen sich mit ihren Brettern die unvermeidlichen Cerinioverkäufer, die Händler mit Antiquitäten, mit Büffelhörnern, mit Photographien, mit Regenschirmen, mit Blumensträußen u. s. w. Leicht genug wird man sich freilich bei all diesem bunten Spectakel und bei dem täglichen Anblick so vieler Müßiggänger daran erinnern, daß zurückgezogenes Leben im eigenen Hause oder gar in einem Geschäftslocale schon den alten Römern etwas durchaus Fremdes war. Man lebte schon damals fast so viel, oft noch mehr außer, als in dem Hause. Diese Gewohnheiten sind offenbar heute noch die nämlichen geblieben; nur sind an die Stelle des tempelreichen Forums und der leuchtenden Säulenhallen die schmucklosere Piazza della Colonna oder Piazza Sciarra getreten und die marmorstrahlenden, statuengeschmückten Bäder, in denen sich früher der römische Bürger auf der Jagd nach Neuigkeiten ganze Tage lang müßig umhertrieb, hat das heutige Geschlecht durch laute Barbierstuben und nicht viel schönere Caféhäuser ersetzt.

Der Römer ist im gewöhnlichen Leben von gefälligem Wesen, freundlichem Sinne, artigen Manieren; seine rasche Auffassungsgabe, sein Verstand sind schon oft gepriesen worden. Aber mit beiden geht es ihm, wie mit seinen Campagnagründen, die öde, brach und nur als Weideland benützt daliegen, während sie bei einigem Fleiße den besten Ackerboden geben würden. Freilich haben auch an diesem letzteren Uebelstande die staatlichen Verhältnisse bisher die meiste Schuld getragen, und eine Veränderung zum Besseren ist unter der neuen Gesetzgebung des Landes auch hier zweifellos zu erwarten. Der Römer ist auch gutmüthig, nur kann er den Spott nicht vertragen, der sofort die ganze Heftigkeit des südlichen Temperamentes entfesselt. Die Haltung des Römers, seine Bewegungen sind voll Anstand, und sich habe manchen Strolch bewundert, den ich faul an ein Haus in der Via Sistina oder auf der Piazza Barberini gelehnt fand, den spitzen Hut keck auf dem krausharigen Kopfe, den schwarzen Mantel um die Schulter geschlagen, daß das grüne Futter hervorleuchtete, und den rechten Arm gegen die linke Schulter soweit emporgehoben, daß die Hand offen auf dem Saume des Mantels ruhte. In dieser Haltung, ja schon in bloßen Falteuwurfe des Mantels lag oft gar viel Vornehmes und Selbstbewußtes und es war nicht schwer, selbst in solch' einem nichtsnutzigen Tagedieb aus der Hefe des Volkes noch eine echt classische Reminiscenz zu finden.

Und da mag es denn gleich hier bemerkt sein, daß gerade dieser eminente Hang zum Schlendern und Nichtsthun, der im römischen Volke steckt, daß gerade er dem öffentlichen Leben jene Behaglichkeit und Sorglosigkeit giebt, die auf den Fremden so äußerst wohlthätig wirken. In den anderen Hauptstädten Europas werden die Nerven allein schon durch den Anblick dieses ewigen, ruhelosen, rastlosen Hetzens, Jagens und Rennens nach Geld und Gewinn aufgerieben; in Rom rollt das Leben in schönem Gleichmaße hin, farbenreich, bilderreich, aber voll Ruhe und voll glücklichen Behagens. Nichts erinnert hier an die moderne „Jagd nach dem Glücke", und wenn nur des Himmels wunderbares Blau freundlich niederstrahlt auf die Paläste und Kuppeln der ewigen Stadt, wenn nur die goldene Sonne verklärend auf den gigantischen Trümmerresten des alten Rom liegt und auf den immergrünen Gärten mit ihren Palmen, mit ihren Lorbeerwäldern und Orangenhainen — dann sind für den Römer und für den Fremden die besten und vornehmsten Wünsche schon erfüllt.

Gerstäcker in Frankreich.

Reiseblatt von **A. Waldmüller.**

Ich las neulich in einer französischen Zeitung, „Le courrier de la Meurthe", eine abenteuerliche Lebensbeschreibung des Mr. Gerstaequé, eines „célèbre voyageur allemand". Ueber seine bewegte Vergangenheit wurde zunächst mit, so scheint es, freier Undichtung eines unlängst in deutschen Blättern erschienenen Artikels etwa Folgendes berichtet: Gerstäcker — denn der war unter jenem Namen Gerstaequé unbedingt gemeint — sei als geborner Hamburger mit Leib und Seele Republikaner

Digitized by Google

gewesen und habe deshalb den preußischen Truck, wie derselbe seit Otim's Zeiten von dem ganzen Norden Deutschlands nur mit Widerwillen ertragen worden, vor Allem unleidlich gefunden. Früh schon in politische Verbindungen hineingerathen, sei er zu wiederholten Malen bei kleinen Aufständen betheiligt gewesen, und da er seit den Freiheitsseiten Max' und Caspar's für den letzten Bewahrer jenes Kugelspruchs gegolten habe, der durch Weber mit so viel Glück in Musik gesetzt worden sei, so könne es nicht befremden, daß die Könige von Preußen den Namen Gerstequé nie nennen hörten, ohne zu zittern. Glücklicher Weise „für diese argen Verbrecher" habe der kühne Republikaner eine große Leidenschaft für die Jagd gehabt. Diese Leidenschaft zu befriedigen, sei ihm ein dringendes Bedürfniß gewesen, als nach Art Wilhelm Tell's sein Volk vom Tyrannen zu befreien, und so habe er denn dem getrechteten Vaterlande den Rücken gekehrt und sei nach dem Lande der Freiheit ausgewandert.

Was er dort Alles getrieben habe, wird nun mit schöner Farbengebung erzählt. Dann erfahren wir, daß Bonn-San-San, der König der Fidschi-Inseln, ihm mit dreien seiner zierlichen Töchter vermählt, — französische Romantiker malen bekanntlich nicht mit dem Pinsel, sondern gleich mit dem Spachtel — daß die Leidenschaft der Fidschi-Insulanerinnen aber die Eifersucht sei, und daß ein häuslicher Conflict der verwornensten Art den Schwiegersohn des Fidschi-Königs eines Tages vor die furchtbare Wahl gestellt habe, seiner besonders eifersüchtigen jüngsten Gattin zu Gefallen ihre Schwestern, seine beiden älteren Gattinnen, mittelst Freikugeln zu beseitigen, oder aber sich scalpiren zu lassen. Unfähig, sich jener Schändlichkeit schuldig zu machen, habe er, von den Anhängern seiner jüngsten Gattin übermannt, sich bereits dem Scalpmesser preisgegeben, als unverhofft der Eintritt einer Sonnenfinsterniß plötzlich die scheußliche Ceremonie unterbrochen und dem Opfer Gelegenheit gegeben habe, sich mit einem beträchtlichen Reste von Stirnhaut zu retten. Seine „fameuse" hohe Stirn und der Mangel an Haaren auf dem oberen Theile seines Kopfes wurden als Folge dieser Mißhandlung bezeichnet.

In dieser Weise ging die Erzählung fort, nicht ohne immer den Faden wieder nach der Seite des preußischen Thrones hinüber zu spinnen und die Anstrengungen zu schildern, welche von den Hütern desselben gemacht worden seien, um den letzten Bewahrer des Freikugelspruchs in der Tropenwelt oder doch jenseits der Linie zurück zu halten. In Bezug hierauf hören wir von Anschlägen, welche an die Abenteuerlichkeiten des Theaters der Porte St. Martin gemahnen, so z. B. von einem Versuche, ihn in Botany Bay zu internieren, vorgeblich als Missethäter, da ein ihm äußerlich ähnliches Subject aussindig gemacht worden sei, das man hatte verschwinden lassen und dessen man nun wieder in der Person des Mr. Gerstequé habhaft geworden sein wollte.

Die ganze australische Reise Gerstäcker's wird bei dieser Gelegenheit kurz skizzirt, doch statt Jagd zu machen, wird er gejagt, nämlich von preußischen Spionen, welche den vermeintlichen Missethäter einfangen sollen, da die achtbare Polizei der Colonie zu dieser Unthat die Hand zu leihen nicht zu bewegen gewesen sei.

Endlich wird das Netz, in welchem man den Unerreichbaren zu fangen hofft, zur Schlinge für seine Verfolger. Mit den Bodenverhältnissen Australiens genau vertraut und durch eine lange Gewöhnung mit einem kameelartigen Magen ausgestattet, lockt Mr. Gerstequé jene Spione tiefer und immer tiefer in das wasserarme Innere des Landes, und als sie zugunterletzt dem Durste erliegen, macht er selbst von einer Geheimkunst Gebrauch, welche ihm ein Weiser im Lande der Azteken verrieth: durch Ueberschlucken der Zunge nämlich sich in eine Art von Siebenschlaf zu versetzen, während welches der Körper, wie derjenige der Thiere zur Zeit ihres Winterschlafs, mit seinen sämmtlichen Functionen feiert.

Natürlich erwacht er solcher Art erst wieder, als der Eintritt der Regenzeit seinen Schlummer stört. Sofort bemächtigt er sich der Papiere, welche sich in den Taschen der inzwischen zu förmlichen Mumien eingetrockneten Spione befinden, und begiebt sich, mit diesen wichtigen Documenten bewaffnet, auf die Heimreise nach Europa.

Dort ist inzwischen der Krieg mit Frankreich ausgebrochen. Das schöne Frankreich ringt auf Tod und Leben mit den Barbarenhorden, die ihm Alles nehmen, was es an Pendeluhren besaß, und die selbst die heilige Republik, zu welcher man zurückkehrte, nicht als eine genügende Lösung gelten lassen wollen.

Daß Monsieur Gerstequé als Republikaner sich jetzt auf Seite des schönen Frankreich stellt, ist selbstverständlich. Aber vor Allem muß er die Krone Preußens in seiner persönlichen Angelegenheit zur Rechenschaft ziehen. Wo sind die Verantwortlichen zu finden? Berlin ist so leer, wie ein Bienenkorb zur Schwarmzeit. Also auf nach Versailles!

Wieder wird hier nach deutschen Quellen mit einiger Genauigkeit die Spur Gerstäcker's zur Zeit seiner Reise um Paris verfolgt. Natürlich hat er seine Büchse bei sich, nicht minder seine Tasche mit Bleikugeln. Gehüllt ist er in ein „auftralisches Löwenfell", vermuthlich ein Beutestück aus den Träumen seines Siebenschlafs, da in Wirklichkeit Australien ja von reißenden Thieren frei ist. Als er Versailles in diesem „republikanischen Costüm" erreicht, beginnt die Polizei sich seiner erst wieder zu erinnern. Große Aufregung in der Rue des Réservoirs und an allen Enden. Er besucht einen deutschen Herzog, der nun seinerseits unter polizeiliche Aufsicht gestellt wird. Dann wird in dem Quartiere des Löwenritters Haussuchung gehalten; Büchse und Kugeltasche werden confiscirt; nach den Documenten sucht man jedoch vergebens. Diese trägt der Verfolgte nämlich immer bei sich, und da die allgemeine Furcht vor ihm jedes Handanlegen unmöglich macht, sind die Papiere solcher Art auch am sichersten gebortgen. Dennoch begreift es Gerstequé, daß sie dort nicht bleiben können, daß ihr Zweck ein anderer ist als zwischen Büffel-Koller und Känguru-Camisol unthätig auf dem Posten zu liegen. Sie müssen an die Oeffentlichkeit gebracht werden, an die große, an die ganz große Oeffentlichkeit. Diese verleiht nur ein Buch des Bestalls, das Gestirn der Welt — Paris. Dort in's helle Licht gestellt, wird die Wahrheit die weiteste Verbreitung finden. Also hinein nach Paris und zwar zum Erzherzoge von Braunschweig, auch einem alten Freunde Monsieur Gerstequé's.

Von diesem Punkte an hüllt sich der Erzähler in den Mantel des zwar Eingeweihten, aber Verschwiegenen. Mit einigen Seitenblicken auf den Proceß Arnim wird geheimnißvoll angedeutet, daß die Zeit, um den weitern Verlauf jener andern Angelegenheit zu enthüllen, noch nicht gekommen sei. Der plötzliche Tod Monsieur Gerstequé's in Braunschweig — eine zum Erzherzogthume Hannover gehörige Stadt — und derjenige des Erherzogs von Braunschweig in Genf beschließen die unsinnige Farce. — Ob sie nicht der Vorläufer eines Mysterienbuches zu sein bestimmt war, vermag ich nicht zu sagen. Daß der Stoff für französische Leser nicht leicht günstiger zur Benutzung fertig daliegen kann, bedarf keines Nachweises. Der „Freischütz" ist den Franzosen seit Langem ein guter Bekannter. Seitdem die Fractieurs sich nach ihm betitelt haben, lebt er erst recht im Glorienscheine französischer Popularität. Möglich auch, daß ein Spectakelstück aus der Sache wird. Es müßte zweifellos großen Erfolg haben. Früher oder später werden die Pariser Correspondenten unserer deutschen Zeitungen wohl etwas darüber zu melden bekommen.

Wir brachte die hirnlose Geschichte, soweit sie thatsächlich Richtiges enthält, Gerstäcker's Bild aus den Tagen lebhaft in's Gedächtniß, wo er „in Paris eingedrungen" suchte. Nicht freilich um den Erzherzog von Braunschweig aufzusinden, bemühte er sich um Einlaß in die damals noch ziemlich streng abgesperrte Stadt. Er hatte vielmehr als Tourist für die Gartenlaube Briefe zu schreiben übernommen, welche mit Straßburg begannen und im weitern Verlaufe seiner Reise alles irgend erreichbare Besprechenswerthe auf dem Gebiete des Kriegs mit in's Auge fassen sollten. Auf dem Wege nach Versailles, dem Hauptschlüssel für die belagerte Stadt, machte er einige Rasttage im sächsischen Hauptquartiere, wo außer mir an Berichterstattern nur der Times-Correspondent, Master Kelly, weilte und wo der vielgereiste und vielgenannte Mann die beste Aufnahme fand.

Das sächsische Hauptquartier befand sich bekanntlich in Bert Galant. Ein kleines Schloß mit Garten, Park und Fasanenwäldchen diente dem Höchstcommandirenden, dem Prinzen Georg von Sachsen, zur Residenz und beherbergte gleichzeitig einen großen Theil seines Generalstabes. Wie wir Anderen ein- für

Digitized by Google

allemal unsern Platz an der prinzlichen Tafel hatten, so wurde auch Monsieur Gerstäcker in geistlicher Weise aufgenommen und zur Tafel gezogen, ja es ward ihm sogar die Ehre zu Theil, neben dem Prinzen seinen Platz angewiesen zu erhalten. Natürlich waren wir Civilisten in Bezug auf unsere Kleidung für gewöhnlich von allen Etiquette-Rücksichten dispensirt, und auch Gerstäcker's steirische Joppe rangirte für voll zwischen den Uniformen der übrigen Tafelrunde. Seine ganze Art und Weise war freilich mit diesem seinem Reise- und Jagdcostüme so völlig verwachsen, daß man ihn füglich sich nicht anders als in dieser Stereotyp-Ausgabe hätte denken können. Nur in ein Löwen- oder Lamafell gekleidet, wäre er vielleicht noch vollkommener gewesen, denn Jedermann wollte ein Stück lebendigen Robinson Crusoe in ihm vor Augen haben und hätte es ihm nicht vergeben, wenn er von allen Reminiscenzen an sein Weltfahrerthum frei gewesen wäre. Glücklicher Weise hatte er für diesen Zweck in seinem Quartiere wenigstens das Fell eines natürlich von ihm selbst, ich weiß nicht in welcher Prairie erlegten Büffels zur Verfügung, seinen steten, langjährigen Reisebegleiter und, wie er versicherte, seinen stummen Ueberreder zu immer neuen Wanderwagnissen.

Gerstäcker war gewöhnt, sich in allen Arten von Gesellschafts-Sphären zurecht zu finden. Er schrieb zwar besser, als er sprach, und seine Unterhaltung enttäuschte nicht selten Diejenigen, welche jede seiner Schriften mit lebendigem Interesse gelesen hatten. Dafür wollte er aber auch nichts aus sich gemacht wissen. Bücher und wissenschaftliche Gespräche zogen ihn wenig an. Sehen, mitmachen, selbst erleben, das war seine Leidenschaft. Nicht geringes Gaudium fand er daher an den Späßen, mit denen im engern Kreise nach Tisch sich unsere kleine Gesellschaft wohl hin und wieder zu vergnügen pflegte. Zu den Gegenständen, welche beim Ausbruch des Kriegs von dem Inhaber des Schlößchens vermauert worden waren, hatte auch ein hübsches kleines Pianino gehört. Natürlich hatte man dasselbe längst aus seiner Gefangenschaft erlöst, und seine verstimmten Saiten, von den vielen Musikkundigen des Kreises fleißig bearbeitet, gaben sich geduldig dazu her, bald Gutes und bald Mäßiges zu Gehör zu bringen. Nie ist es während der ganzen langen Belagerungszeit mit einem Stimmhammer in Berührung gekommen. Einen solchen aus Deutschland kommen zu lassen, zumal dann wohl auch noch immer der Stimmer gefehlt haben würde, schien nicht der Mühe werth, da man ja täglich vor Paris fertig zu sein hoffte. Aus Paris wäre wohl der Hammer noch am raschesten zu erhalten gewesen, denn die sächsischen Vorposten hatten das Zeitungs-Schmuggeln eine ganze Zeit lang vortrefflich in Gang gebracht, so daß wir oft sechs bis acht Pariser Zeitungen auf einmal erhielten, und die Zeitungs-Schmuggler hätten uns natürlich auch mit andern Pariser Artikeln versehen können. Selbstverständlich wurde aber inmitten der allgemeinen Entbehrungen auf jene verstimmte Laune unserer Musik kein Werth gelegt, und da der musikalisch sehr begabte Prinz Georg selbst sich mit den Schwächen des vielgespielten Instruments genugsam abfand, so konnte auch die muntere kleine Nachtisch-Genossenschaft zufrieden sein, zu ihren ohnehin willig auf künstlerische Abrundung verzichtenden Einfällen eine Tondeleitung zu haben, die ihren komischen Beitrag aus eigenen Mitteln spendete.

Auf dem Heimwege aus einer dieser improvisirten Soiréen mußte Gerstäcker nicht lebhaft genug zu beklagen, daß er einige dieser Kunstfertigkeiten nicht früher zu externen Gelegenheit gehabt habe. Man hatte eine Scene aus der Wolfsschlucht aufgeführt gehabt (welch ein verwerthbarer Stoff für die Geschichte Mr. Gerstaeue's!) und der Spectakel war allerdings von einer Wirkung gewesen, wie er den Wilden aller Länder zu hohem Genuß gereicht haben würde. Dies war aber nicht, was Gerstäcker so ausnehmend gefallen hatte. Auch die mit wirklich täuschender Nachahmung des Wasserplätscherns — durch Papierreiben an der Tapete — und des Mühlengeklappers — durch vielstoßiges Messerklopfen auf einer Tischplatte — illustrirte Vorführung des Volksliedes: „in einem kühlen Grunde" schien ihm keineswegs die Krone der Leistungen. Dagegen erklärte er für geradezu unübertrefflich diejenige Leistung eines Mitgliedes des Cirkels, welche das Gebrumme und Gekurre eines Haufens wilder Thiere nachzuahmen bezweckte. Der Künstler, ein gigantischer Cavallerieofficier, hatte sich dazu außer seinem Munde einzig eines Lampencylinders bedient und auf diese Weise in der That ein Concert von Mißtönen erreicht, das dem Durcheinander von Stimmen, wie es der Fütterung in einem Löwen- und Tigerzwinger voraus zu gehen pflegt, in erschreckender Weise ähnlich war.

„Bedenken Sie nur," rief Gerstäcker, als ich ihn heimbegleitete, damit er bei dem Parole-Anrufen der Wachposten nicht etwa Unannehmlichkeiten haben möge, „bedenken Sie nur, wie das meiner alten Freundin, der guten Königin Pomare, imponirt haben würde! Was will dagegen die Cither sagen, die ich dir vorspiele! Ich muß noch einmal wieder über's Meer. Dies Instrument soll kein Andrer drüben produciren als ich selbst."

Daß dem Manne, der erst kurz zuvor die Belagerungsarbeiten um Straßburg so weiten Kreisen anschaulich zu machen gewußt hatte, Gelegenheit gegeben werden mußte, sich in einer oder der andern unserer Schanzen von den Pariser Granaten begrüßen zu lassen, versteht sich von selbst. Er selbst wünschte es und ihrerseits sind Militärs ja immer gern bei der Hand, wenn es den Civilisten zu einer Gänsehaut zu verhelfen gilt. Auch erhielt Gerstäcker zu dem Ritt in die Schanzenlinie ein Pferd, auf dem nicht Jeder sich wohl gefühlt hätte, ein kurzbeiniges Berberroß, wie deren während der Campagne sich manche aus französischer in deutsche Fütterung herüber gefunden hatten. Das war ihm aber gerade recht. Wenn er als Reiter etwas absonderlich aussah, so hielt er sich dafür um so fester im Sattel, und so verlief denn nicht nur der Ritt ganz nach Wunsch, auch die Beschießung der Schanze traf man gerade in lebhaftem Stadium, so daß jeder bei dem Ritt betheiligt Gewesene in höchster Befriedigung heimkehrte, da ja trotz dem Lärm und dem ganz nahen Crepiren der unliebsamen Pariser Sendlinge kein Unglück geschehen war.

Als ich wenige Tage darauf mit dem „Times"-Correspondenten auf einige Tage nach Versailles hinüber fuhr — St. Denis war eben von den deutschen Truppen besetzt worden und man hoffte täglich auch auf das Zugänglichwerden von Paris —, da fand ich im Speisesaale des „Hôtel de France" zu Versailles, mißmuthig an einem Seitentische sitzend, den Mann in der bairischen Joppe.

„Diese verwünschten Franzosen!" rief er mir zu, „jedes Gericht, das ich bestelle, wollen sie nicht kennen. Werd' ich denn am Ende, diesen Narren zu Gefallen, noch französisch plappern sollen? Fällt mir nicht ein. Aber das Gallenfieber ärgert man sich an den Hals."

„Und in welcher Weise," fragte ich, „haben Sie Ihre Bestellungen denn gemacht? Auf Deutsch?"

„Nicht einmal."

„Auf Französisch?"

„Bei Leibe nicht. Werde ich Denen zu Liebe so viele Umstände machen! In der Fingersprache."

„Wie so?"

„Hier." Und er zeigte mit dem Finger auf diejenige Partie der Speisekarte, die er zu bestellen wünschte. Als erfahrener Reisender hatte er dabei sich durchaus keines Irrthums schuldig gemacht. Der Kellner hatte nur nicht Lust gehabt die Pantomime zu verstehen, und ich mußte viele Worte verschwenden, um den tückischen Burschen gefügig zu machen.

Es war in der That, auch wenn man die französische Sprache fließender sprach, als Gerstäcker dies that, mit den Versaillern schwer auszukommen. Obschon allenthalben die deutschen Officiere unter den Gästen der Hôtels und Restaurants in starker Mehrheit waren, wurde jeder Deutschredende doch mit sichtlichem Widerwillen bedient, und die Kellner machten sich einen Spaß daraus, ihre Landsleute immer früher abzufertigen, als die Nicht-Franzosen. Darum nicht hin und wieder einmal ein Exempel statuirt wurde, das ist ein Geheimniß geblieben. Vielleicht war von oben herab die Parole ausgegeben, jede Reibung sorglich zu vermeiden. Im Wesentlichen verstimmte unsern Gerstäcker übrigens während dieser Tage vornehmlich die Ungewißheit, ob er nach Paris hineinkommen werde oder nicht. Pariser erhielten täglich in großer Anzahl Erlaubnißscheine zum Besuchen von Versailles, und wenn dem Deutschen auch mit gutem Grunde nicht gestattet war, den Besuch zu erwidern, so konnte man dieses Verbot doch recht gut umgehen. Aber die Ueberrechenbarkeit des Empfangs, dessen man sich drinnen zu gewärtigen hatte! Selbst Engländer waren ihres

Digitized by Google

Lebens nicht sicher. Täglich hörten wir von Mißhandlungen der brutalsten Art. Noch heute sind Fälle dieser Art zu in Aller Gedächtniß. So die Schleifung und gefährliche Verwundung unseres sächsischen Johanniters, des Herrn von Luttichau. So auch die Mißhandlung, in welche der Correspondent der „Daily News", Colonel Formes, gerieth, als er beim Einzuge unserer Truppen in Paris den Zorn der Straßenjuhelbevölkerung dadurch auf sich gelenkt hatte, daß der Kronprinz von Sachsen einige Worte mit ihm sprach.

Unter solchen Umständen war auch die gelüftige englische Redewese Gerstäcker's ihm kaum nachhaltig zu statten gekommen. Und wie, wenn ihn gar Einer erkannte! Und sein Aeußeres war ja oft genug Gegenstand von Darstellungen gewesen. Ich rieth ihm daher sehr nachdrücklich, von dem Vorhaben abzustehen, und so sehr er fühlte, welch' einen lesenswerthen Bericht seiner Feder er drinnen im Stiche ließ, war er doch selber ohne altes Vertrauen zu der Sache und stand also davon ab.

Als ich ihn einige Tage darauf wiedersah, beschlossen wir, Versailles zu verlassen und deshalb auf einen Privatwagen, der uns wenigstens bis Lagny bringen könne, Jagd zu machen.

Dieser war bald gefunden und schon am nächsten Morgen wurde die gemeinsame Fahrt angetreten.

Natürlich hielt es schwer, sich während der Fahrt zu verständigen, und wo sich dies machen ließ, verdorb es Gerstäcker wieder durch seinen Widerwillen gegen das Völkchen, auf dessen guten Willen man angewiesen war. So verweigerte ihm eine schöne, heftig blickende Person, welche in einem Orte des bairischen Belagerungskreistheils ein Café-Stübchen hielt, die Abfassung einer Tasse Kaffee, nachdem er sie, wie sie behauptete, auf höchst schnöde Weise der Unsauberkeit bezichtigt habe. „Ich gab dem Monsieur," sagte sie, „auf sein Verlangen ein Glas zum Weintrinken und er wies es zurück, weil ich's nur in Wasser ausgespült, nicht aber abgetrocknet habe. Kann man Unsinnigeres verlangen? Ist ein öfter gebrauchtes Tuch je so sauber wie klares Wasser? Und jetzt will er sich herbeilassen aus meinen Tassen Kaffee zu trinken? Nimmermehr!"

Da diese sehr bestimmt redende Schöne die einzige Vertreterin ihres Geschlechts in jenem Bezirke war, so herrschten ihre Launen natürlich unumschränkt wie Lili in ihrem Thierpark, und Gerstäcker mußte sich mit dem Troste beruhigen, daß der ihm versagte Kaffee stark nach Brasil duftete.

Wir haben dann Abends Lagny erreicht, und da auch hier für Geld und gute Worte so gut wie nichts zu erlangen war, Allem kein Bett, so ist es endlich dahin gekommen, daß von dem Rathe eines pommerischen Schaffners Gebrauch gemacht wurde: man möge sich's die Nacht über nur, ohne weiter Jemanden um Erlaubniß zu fragen, in einem der Coupés des im Bahnhofe stehenden Zuges bequem machen; der gehe am nächsten Morgen nach Deutschland, und wer einmal d'rin sitze, den werfe man schon nicht so leicht hinaus.

Ich selbst hatte noch keine Eile, heim zu kommen. Gerstäcker war aber herzlich froh, dem Winke des ehrlichen Pommers folgen zu können, und verkroch sich sogleich mit seinem Reisesack oder seinem Büffelfelle in die finsterste Ecke eines der leeren Coupés, in welchem er denn auch, wie ich Tags darauf ermittelte, unbemerkt aus Lagny herausgekommen ist. Einmal im Zuge, konnte er sich dann so ziemlich für reiselegitimirt betrachten und so ist er mit seinen Wandernotizen im Kopfe und in der Tasche nach Deutschland heimkutschirt, rüstig und unermüdlich — Niemand hat wohl geahnt, daß diese Reise seine letzte sein sollte.

Ostafrikanische Wald- und Wasserbilder.*

Von J. M. Hildebrandt.

Bei Erwähnung des Namens Afrika formt sich dem Unkundigen gewöhnlich ein Bild starrer Wüstennatur. Nirgends Leben, nur „einsam und trauernd" steht die Palme; vielleicht daß der nächste Gluthwind auch ihr freudloses Dasein vernichtet. Allerdings ist der Charakter des nordafrikanischen Wüstengürtels, der sich von West nach Ost über den Continent verbreitet und durch Arabien sogar bis tief in's Innere Asiens als Schamo hinzieht, wenig besser. Aber wie der Ocean seine Gestade hat, die er vergebens anbrandt, so sind auch dem Sandmeere seine Grenzen vorgezeichnet. Als mächtige, vielzerklüftete Insel steigt die abessinische Bergmasse aus ihm empor. Weder die sudanesischen Steppenwüsten von Nord, noch die Sanddünen des Rothen Meerstrandes von Ost, noch die Dürre der Somali-Plateaux von Süd vermögen den ewig jugendlich frischen Bergriesen Habesch zu bezwingen. Stolz erhebt er sein waldumkränztes Haupt in die Wolken, die, aus der Verdunstung des Indischen Oceans gebildet, sich an seiner kalten Felsstirn niederschlagen, um als Quellen und Wildbäche, hinabrieselnd in die Thäler, deren Verlauf sie folgen, nordöstlich und östlich in's Rothe Meer und das Golfbassin des Uferlandes zu fließen, südlich in weitem Laufe als Dschub zum Indischen Ocean zu strömen, südwestlich und westlich endlich ihren Tribut dem Ukuater Nil zu bringen, dieser Aorta im nordostafrikanischen Flußgeäder, die so recht eigentlich aus dem Herzen Afrikas, den großen Binnenseen, hervorquillt.

Das südliche Gestade des Sandmeeres wird theilweise vom Tschadsee und seinem Flußsystem gebildet.

Wie das Blut dem thierischen Körper Leben und Wachsthum vermittelt, so führen diese Stromadern das befruchtende Element, das Wasser, weithin durch die Wüste und zaubern die überschwengliche Pracht tropischen Pflanzenwuchses inmitten trostloser Einöden.

Südafrika bis zum Wendekreis des Steinbocks zeigt in seinen Steppen und Wüsten ein dem eben entworfenen ähnliches Bild. Die mittlere Zone unseres Continents jedoch, vom Senegal bis Benguela einerseits, von Sansibar bis Mosambik andererseits, und die weite Mulde im Herzen desselben, das Seengebiet, ist von der Mutter Natur in wunderbarer Weise begünstigt. Hier, wo Passat- und Monsunwinde die von der senkrechten Tropensonne aufgesogenen Wasserdämpfe des Atlantischen und Indischen Oceans über das Land breiten und durch ihre von der Erdoberfläche verschiedene Temperatur sich als Nebel und Regen niederlagern, sind die Bedingungen zu luxuriösestem Pflanzen- und Thierleben gegeben, Bedingungen, wie sie in der Jugend unseres Planeten geherrscht haben, was das Museum der Natur in Steinkohle, lithographischen Abdrücken und plastischen Darstellungen durch Versteinerung mächtiger Knochengerüste, die einst von Fleisch und Blut belebt waren, bezeugt. Ist auch in anderen Erdstrichen dieses jugendliche Feuer längst erloschen, in unserem Gebiete hat sich die productive Urkraft erhalten. Liebliches Parkland, aus majestätischen Palmenhainen und vielerlei fremdartigen Bäumen gebildet, die wie von künstlerischer Hand in stets grünem Krautteppiche gewoben, auf dem die Giraffe — die Scheriffe der Araber, das heißt die Lieblichen — und selbst gehörnte Antilopen weiden, scharf ausspähend nach dem allgewaltigen Löwen und dem tückig schleichenden Leoparden, wechselt in den Niederungen mit für den Menschen undurchdringlichen Gras- und Schilfwäldern — Wäldern, denn baumartig und übermannshoch wuchert der Grashwuchs. — Aus ihnen erhebt sich die Riesengestalt des Baobab, dieses „Dickhäuters unter den Bäumen". Sein Alter reicht weit hinaus über die Periode, in die der kurzsichtige Mensch das Geburtsjahr der Welt setzt. Mächtige säulenstämmige Palmen mit klafterbreiten Fächer- oder, wie die Weinpalme, mit oft bis zwanzig Fuß langen Fiederblättern, wetteifern mit ihm an Höhe. Hier haust der Elephant, das Nashorn und der trotzige, breithörnige Büffel.

Da endlich, wo das Wasser sich in tiefliegenden Gründen sammelt, sei es, um stagnirend Sümpfe zu bilden oder in Flußbetten hinzuziehen, da erwächst der Urwald in seiner ganzen

* Anknüpfend an seinen Artikel „Die Jagd auf Flußpferde" (Gartenlaube 1874, Nr. 43) und denselben gewissermaßen ergänzend, giebt der berühmte Afrika-Reisende in dem obigen instructiven Beitrage eine überaus interessante Schilderung des afrikanischen Flußlebens. Bekanntlich hat unser vielgewanderter Mitarbeiter seine Forscherreisen kürzlich wieder aufgenommen und ist, wie wir dem Berichte des Prof. H. Vogel, eines Mitgliedes der Venus-Expedition, entnehmen, jüngst in Aden gesehen worden, von wo er sich wiederum in das Land der wilden Somali zu begeben gedenkt. **Die Redaction.**

Digitized by Google

Pracht und Herrlichkeit. Wie in einem tausendsäuligen Tempel reiht sich Stamm an Stamm; dicht in einander verwoben bilden die Baumkronen die Wölbung. Kein Sonnenstrahl dringt in dieses Heiligthum der Natur; selbst der Schall wird gedämpft durch die mächtigen Laubmassen; dumpfe Schwüle lagert über dem weich-schlammigen Morast, in den der Wanderer knietief einsinkt. Oft versperren riesige, halbvermoderte Baumleichen, die das Alter oder die Wuth des Orkans gestürzt, seinen Weg; knorrige Wurzeln überziehen wie riesige Schlangen den Boden, während seltsam verflochtene Lianenstämme wie Glockenstränge von der Wölbung herabhängen. Plötzlich wird die bange Stille, die diesem Dome eigen, durch ein furchtbares Gebrüll gebrochen; wie der mächtige Ton der sechszehnsüßigen Orgelpfeife dröhnt es, erst langgezogen, dann in kurzen Stößen, endlich in gedehntem Schlußton: es ist das Flußpferd, das sein Weib ruft. Stumend steht der Wanderer still; das Getöse brechenden morschen Holzwerks sagt ihm, daß das Unthier sich naht. Dort erscheint es. Mit den kurzen stämmigen Beinen im Schlamme knetend, der zur Seite aufspritzt und spritzt, auf dem breiten Bauch gleitend, bewegt sich das Ungethüm dahin, den unförmlich breiten Kopf gesenkt, mit den großen, breiten „Fischzangen" dumm vor sich hinglotzend, mit den weitgespaltenen Nüstern schnaubend wie ein Dampfpflug, zieht es eine tiefe Furche im Morast. Es watet dem nahen Flusse zu. Der mächtige, tonnenförmige, braunschwarze Körper verschwindet im dichten Ufergehölz; ein Aufbrausen des Wassers, als wäre ein Schiff vom Stapel gelassen, erschallt; dann ist's wieder still im Urwald.

Folgt der Beobachter dem Pfade, den der Koloß gebahnt, so eröffnet sich ihm, nachdem er den Vorhang, der, aus lianendurchwebtem Laubwerke gebildet, den Urwaldtempel gegen die vom Flusse geschlagene Lichtung verschließt, gelüftet, ein wunderbares Bild. In trägem Laufe wälzt sich die trübe Fluth dahin; hier von einem gigantischen, vollkronigen Baume, der, vom Strome unterwaschen, quer in's Flußbett fiel, halb abgedämmt, dort über schwarze Schlamm- oder gelbe Sandbänke fließend, an anderer Stelle wieder von steilen Uferwänden eingeengt, schneller und wirbelnd ziehend. Während im Innern des Urwaldes aus Mangel an Licht und freier Luft wenig Unterholz auftritt und aus dem Gewirr der Laubkronen die einzelne Schönheit sich nicht sondert, entfaltet sich hier, am Rande der Lichtung, frei und ungezügelt der Pflanzenwuchs. Es erspriesst, neben vielen andern Bäumen, die zierliche, palmähnige wilde Dattelpalme (Phoenix silvestris), deren hoffnungsgroße längliche Frucht den Affen eine gesuchte Speise bietet.

Himmelanstrebende Bäume mit weit ausladenden Aesten erheben sich hier und dort und unterbrechen die gerade Horizontale der Mittelwaldkronen; zierliche Schlingpflanzen spannen sich guirlandengleich von Baum zu Baum, schwebende Affenbrücken bildend; ihre Enden hängen herab und schaukeln, graziös vom Winde bewegt; mancherlei Büsche mit meist feuriggroth- oder gelbleuchtenden Blüthen, oft auch mit einem zart lila Blumenflor, wachsen auf dem Rande der Flußböschung; dicht am Wasser jedoch, im schwarzen, zähen Schlamme, entfaltet die lovigrosse Zwiebel eines lilienartigen Crinum seine schneeweißen, von rosa Adern durchzogenen Kelche aus hellgrüner Rosette breitschwertförmiger Blätter. An Farbe jener Blume täuschend ähnlich, steht unbeweglich der Silberreiher. Er harrt der Krabben und Fische, die sich ihm unachtsam nähern. Andere Stellen des Ufers sind von weiten Schilfhorsten bestanden, die oft in das seichte Flußbett hineinwuchern und in ihren wogenden Massen dem Wasser gleichen, in dem sie sich spiegeln. So ist der Palast des Flußpferdes beschaffen. Lust aus leben, wie es darin haust!

In Familien von oft zwanzig Gliedern — die Weiber und die heranwachsende Jugend sind dem Familienhaupte unterthan — behaupten sie ein bestimmtes Revier im Flusse, Sumpfe oder Meere, in welch letzteres sie oft meilenweit hinausziehen. Ein einzelnes Thier hielt sich sogar lange Zeit am Nordende Sansibars auf, muß also wohl den breiten Meerarm zwischen dieser Insel und dem Festlande überschwommen haben. Uebrigens saufen die Flußpferde das Meerwasser nicht, finden auch wohl schwerlich in Algen oder anderen Seepflanzen Nahrung, sondern begeben sich jede Nacht an's Land, um ihre Vorrathskammer, den geräumigen Magen, zu füllen. Auch die, welche das Brack- und Süßwasser zu ihrem Aufenthalte bei Tage gewählt — und letztere sind bei Weitem die meisten — fressen wohl nur bei Nacht; wenigstens gewahrte ich sie nie am Thier auf der Weide, so lange die Sonne am Himmel stand. Sie kehren vielmehr nach nächtlichem Mahle mit dem ersten Morgenroth in ihr nasses Versteck zurück.

Eine solche schwimmende Heerde gewährt dem „stillen Beobachter" ein höchst anziehendes Bild: bald taucht der Kopf des einen, bald der des andern aus dem trüben Wasser auf, schnaubt einen feinen Wasserstaub, der in der Sonne Regenbogenfarben bildet, aus und schleudert mit schneller, fast zitternder Bewegung das Wasser aus den kleinen Ohren. Von der Seite betrachtet ähnelt er in diesem Augenblicke einigermaßen einem Pferdekopfe (besonders da der unförmliche, maßige Unterkiefer bis zum geschlossenen Maule im Wasser verbleibt), weshalb das Thier wohl seinen in jeder andern Beziehung so schlecht passenden Namen „Hippopotamus" (Flußpferd) erhalten. Es schaut und horcht umher, grunzt befriedigt vor sich hin oder macht seinem Herzen in einem tiefen Liebesseufzer Luft, dem eine feiner Ehehälften antwortet, schwimmt träge eine kurze Strecke stromauf oder stromab, holt tief Athem, schießt die klappigen Nasenlöcher und sinkt wie Blei unter, um nach ungefähr einer halben Minute abermals zu erscheinen, entweder (wie in stehendem Wasser) an derselben Stelle, oder (wie im Flusse) etwas abwärts getrieben.

Die heranwachsenden Jungen halten sich stets in der Nähe der Mutter und ahmen, wenn auch anfangs etwas ungeschickt, deren Bewegungen nach. In der allerfrühesten Jugend jedoch, wenn die Beinchen noch zu schwach, um ihre Pflicht zu thun, liegen sie wie in einer Wiege auf Kopf und Hals der Mama, sich mit den Füßen vor und hinter den Ohren derselben festklammernd. So sind sie zugleich gegen jede Gefahr geschützt. Wehe dem Krokodil, wenn es sich, lüstern auf das zarte Fleisch des Säuglings, heranschleicht; das nahe, furchtbar bewehrte Maul der Mutter würde das „Teufelsvieh" zweitheilen wie eine Sardelle. Zeigt sich in der Entfernung ein Kahn der badenden Heerde, oder erschallt irgend ein ungewohntes Geräusch, so entsteht große Unruhe. Höher und öfter erheben sich die Köpfe aus dem Wasser, ängstlich und doch zugleich wüthend geschüttelt; mit starkem Stoße, begleitet von grimmigem Knurren, spritzt das Wasser in hohem Strahle aus den Nüstern; die Jungen drängen sich an ihre Mütter, welche, wie die andern, die tiefsten Stellen des Flusses aufsuchen. Ist die Gefahr festgestellt und nähert sie sich, so werden übrigens die Unthiere sehr kleinlaut; immer seltener erscheint eines, zuletzt nur noch der Alte, bis auch ihm schließlich ungemüthlich zu Muthe wird. Unter dem Wasser, auf der Sohle des Flußbettes im Schlamme watend, fliehen die Thiere; aber nur langsam bringen sie den gewaltigen Tonnenleib von der Stelle. Da die vor dem Untertauchen eingenommene Luft nun nicht lange* vorhält, so sind die Thiere wohl oder übel gezwungen, sich dem Wasserspiegel zu nähern und wenigstens ihre Nase der Gefahr auszusetzen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit ziehen sie dieselbe nach einigem Luftschnappen aber wieder hinter die Wassercoulisse zurück.

Da die Unthiere im schlammgetrübten Elemente nicht genau zu sehen vermögen, so will zuweilen der böse Zufall, daß gerade über der Stelle, an der sie auftauchen, der schmale Baumkahn des Negers gleitet, der dann auch gewöhnlich an diesem Fleischriff scheitert, das heißt von ihm umgestürzt wird. Nicht weniger erschreckt aber, als der Schwarze, der eilig durch Wasser und Schlamm dem Ufer zuzappelt, ist dann auch gewöhnlich das Flußpferd; augenblicklich verschwindet es und nur ein krämfender Wellenkreis zeigt, wie es sich hyonstrachtig davon macht. Es giebt übrigens alte griesgrämliche Flußpferde, die, durch eine „jüngere Kraft" verdrängt, von ihrer Familie verstoßen und einem Bear gleich, einsam umherirren, ihrem Groll nachhängen, alle Manier außer Acht lassen und Jeden, der ihren Weg kreuzt, grimmig anschnaufen. So begegnete es uns, als wir mit Herrn Hagenbeck aus Hamburg, von Juni bis September 1873 in den Gebieten des Kingani- und Wämiflusses reisten und uns in einem vierrudrigen Boote befanden, in dem eine große Provisionskiste stand, deren Höhe das Bord überragte und auf deren Deckel unsere verschiedenen Gewehre lagen, daß ein solcher Jung-

* Die längste Zeit, die ein Hippopotamus unter dem Wasser ausharren kann, überbietet nach meinen Beobachtungen nicht vier Minuten, und selbst dieser Zeitraum wird nur in der höchsten Angst ausgehalten.

Digitized by Google

Heimkehrendes Flußpferd in den ostafrikanischen Gewässern. Originalzeichnung von G. Mützel.

Digitized by Google

gesell, der wohl durch den Gesang unserer schwarzen Ruderer im Schlafe, den er im dichten Unterschiffe gehalten, gestört worden, sich in's Wasser stürzte und gegen uns anbrauste. Ich saß, nur eine leichte Vogelflinte in der Hand — denn ich war eben daran, uns ein Reiherbraten-Frühstück zu besorgen — im Schnabel des Bootes; Hagenbek nahm den Platz am Steuer ein, ergriff aber sofort vom erwähnten Rüstendeckel meine Elephantenbüchse (Kaliber acht mit Sprengkugel), um dem „alten Knaben" guten Morgen zu sagen. Dieser aber tauchte, wie um einen Anlauf zu nehmen, unter und rannte wie ein Sturmbock dem Boote in den Bauch, so daß ein Plankenstück von doppelter Handlänge ausbrach und unser Schiffein an der gegenüberliegenden Seite Wasser schöpfte.

Aber die Geistesgegenwart verließ uns nicht. Hagenbek warf einen neben ihm sitzenden Negerdiener über die Flinten, die bereits angefangen zu rutschen und, einmal im Wasser liegend, sicher für immer verloren gegangen wären; ich packte einen der Ruderer, drückte ihn auf den Leck, aus dem ein Wasserstrahl einquoll, und stopfte diesen mit der nackten Seite des Entsetzten zu, ihm mit bedeutend, sich nicht zu rühren. Dies Alles war das Werk eines kaum bestimmbaren Zeitraumes. Unserm Angreifer schien übrigens die Nuß, die er zu knacken versucht, denn doch etwas gar hart und er fand es geratheu, im wahren Sinne des Wortes „Hals über Kopf" auszuknieifen. Dabei legte er aber sein ungeheures Hintertheil bloß, und Hagenbek fand eben noch Zeit, an ihm mit Pulver und Blei eine gewisse Operation vorzunehmen, die in Europa gewöhnlich der Barbier verrichtet; der Patient schied, in der Eile selbst den Dank vergessend, auf Nimmerwiedersehen. Wir aber fuhren zu Land, flickten das Boot aus und zogen, noch lange lachend, weiter.

Gegen zehn Uhr Vormittags verfassen die Flußpferdheerden das Wasser und lagern auf den Schlamm- und Sandbänken, die sich in diesen von keinem Strombaumeister regulirten Flüssen allenthalben finden. Hier entwickelt sich ein liebliches Stilleben: die Alten liegen, im weichen Schlamm und Sand gebettet, in den gemüthlichsten Stellungen „dickfellig" hier und dort und befinden sich so recht „sauwohl"; die Jungen krabbeln um ihre mächtigen Leiber herum, liegen auch saugend oder im Saugen eingeschlafen neben der Mutter oder spielen und „fechten" mit den schon ganz respectablen Mäulchen, ihre noch nicht „gebrochenen" Stimmen übend. Dazwischen schnarcht der tiefe Baßton des ernsten schlafenden Vaters.

Plötzlich kracht aus dem Röhricht in nächster Nähe ein Schuß. Näher Schreck durchfährt die Heerde; einer über den andern stürzen sich die Kolosse in's nahe Wasser, das hochaufbrauseud sich über ihnen schließt. Nur eins, von einer Kugel in's Hirn getroffen, bleibt zurück. In furchtbarem Todesringen wühlt der mächtige Körper tief in dem schwarzen Schlamme; der gräuliche Rachen öffnet und schließt sich krachend; ein dumpfes Todesröcheln, ein letztes Zucken, dann liegt es verendet da, einem gestürzten Eichstamme gleich. Wenn die Flußpferdfamilie ungestört bleibt, so verweilt sie bis nahe vier Uhr Nachmittags auf der Bank, nur daß eins oder das andere einmal zum Bade geht, um die durch Trockenheit der Luft oder Sonne eingeschrumpfte „Dickhaut" wieder etwas aufzuweichen, kehrt aber dann meist bald wieder zum weichen Schlammbette zurück. Gegen Vier nun betreten sie wieder allesammt ihren nassen Lebenspfad und wiederholen dieselben Wasserspiele wie Morgens, deren Schilderung ich oben bereits versucht habe.

Wenn die Tropensonne ihren „feurigen Ritt" vollendet, sei es, um magischem Mondlichte oder schnell eintretender Finsternis zu weichen, dann tritt, nachdem kaum das leise Abendzwitschern der Vögel verklungen, ein Nachtleben in seine Rechte, welches in seiner mächtigen Entfaltung zeugt von der nie ermüdenden Naturkraft in äquinoctialen Gebieten: der Reptilsharfenklang tanzender Mosikos, das Schnurren großer Grillen, das schaurige Zirpen geisterhaft jegender Fledertiere aus der Nähe, das Klaffen der Schakale, das schaurige Grabesgeheul der Hyäne von der entfernteren Steppe, das gierige Gähnen des Leopardeu und, Alles übertönend, das Commandowort des Löwen, des Königs im Reiche der Tropennacht, wirkt überwältigend und kehrt den Menschen erkennen, welch ein Schwächling er ist. Jetzt erwacht auch das Flußpferd aus dem Hindrüten, dem es bei Tage sich ergeben. Wie Dämonen entsteigen sie dem Wasser und dem grauen, schwülen Nebel, der darauf lagert. Posaunengleich dröhnt das Brüllen, mit dem der Alte zum Sammeln ruft, durch die Finsternis; aus Ufergebüsch, aus dichtem Schilfhorste, begleitet vom Knacken brechender Rohre, schallt ihm die Antwort der Weibchen. Geräuschlos entfernt sich die Heerde vom Wasser durch Sumpflachen, Urwald und Grasdickicht; voran schreitet der Alte mit dem breiten Maule und der gewaltigen Brust, den Weg durch den Dschungel für die ihm folgenden Seinen bahnend. Da aber, wo das Terrain freier, bewegt sich der Trotz durcheinander, das Junge zur Seite der sorgsam umherblickenden Mutter. Wo mögen sie hinziehen, die Unholde?

Ein gar seltsamer Ton schlägt mir, der ich den nächtlichen Wandrern folge, an's staunende Ohr; stammt er aus dem Kuhhorne eines heimathlichen Hirten, oder hat ein grauses Geschick einen deutschen Nachtwächter in diese unwirthlichen Gefilde geschleudert und ihn verdammt, aus geborstenem Horne sein Leid ewig den Sternen zu klagen? Diesem Getöne schreiten die Flußpferde zu; schon klingt es ganz aus der Nähe — da verstumm's. Die Thiere drängen vorwärts; ich folge schleichend und erreiche bald den Rand einer Lichtung, wo ich mich verstecke. Vor mir liegt, dem eben aufgehenden Monde beleuchtet, das Reisfeld eines Negers; die heuschoberähnliche Hütte scheint verlassen; denn kein Gesang, kein Klang der Handtrommel läßt sich aus ihr vernehmen. Stille ringsumher. Was aber gewahre ich dort? Aus dem Wasserspiegel, der hier und da zwischen den noch jungen Reispflanzen hervorblickt, erhebt sich auf einer wohl zehn Fuß hohen schwankenden Stöcken ein flaches, kaum quadratmetergroßes nestähnliches Dach aus Astwerk und Stroh, auf dem, wie ein brütender Vogel, die schwarze Gestalt eines Negers kauert. Er war der Musikant, der das Horn seines Vaters und Vorvaters ergriffen, um durch dessen Schreckruf die Verwüster seiner Saaten fernzuhalten. Mögen nun auch die Väter und Vorväter der Thiere, die ich begleitete, diesem dem „Organe" des Herrn der Schöpfung ähnlichen Tone gewichen sein, die jetzige Hippopotamus-Generation, da es nie gefährlich sich zeigte, hat die frühere Achtung vor ihm in Liebe verwandelt und folgt, wie das Vieh der Schalmei, freudig seinem Rufe: führt es sie doch zur saftigen Reiswiede. Als wären es Sichelu, mähen die breiten Schneidezähne der Ungethüme die köstliche Saat, die gewaltige Zunge führt sie zum Schlunde und Magen; lange währet es, bis dieser gefüllt ist; was den Weg zu ihm nicht gefunden, haben die ungeschlachten Beine in den Schlamm getretet.

Und der Musikant? War ihm schon beim ersten Gewahren der Urthiere das „Gebläs" ausgegangen, so mußte ihn jetzt wohl, da dieselben sich dicht unter seinem klapperigen Gestell herumwälzten, kalter Graus erfassen. Wenn einer der Giganten mit der Schulter anstieße, aus Versehen oder Muthwillen, so würde der leichte Pfahlbau unzweifelhaft zusammengebrochen sein, und wahrscheinlich hätte er dann, wie seine Pflanzung eingeknetet im Morast, das Grab gefunden. Wenn nun die Flußpferde ihren Hunger gestillt — und dazu gebrauchen sie fast die ganze Nacht — so kehren sie, hier und dort auch wohl noch etwas junges Gras* abweidend, zum Wasser zurück.

* Laub scheinen die Hippopotamen nicht zu fressen, wenigstens fand ich keine Ueberreste davon in den untersuchten Magen mehrerer derselben. D. B.

Blätter und Blüthen.

Pariser literarische Falschmünzerei. Mit Recht rühmt man der deutschen Uebersetzungsliteratur nach, daß sie die Geistesproducte fremder Literaturen mit der nöthigen Ehrfurcht vor der Unantastbarkeit des geistigen Inhalts, sowie mit seltener Treue der Nachdichtung sich aneignet. Unserm Nachbarvolk zenseits des Rheines kann man diese beiden Haupttugenden eines Uebersetzers leider nicht beimessen. Als ich jüngst Marlitt's „Blaubart" in französischem Costüme zu Gesicht bekam und darin blätterte, wirkte manches Einzelne erheiternd; allein als ich weiter und weiter las, ward mir ernster und ernster zu Muthe, und als ich das Buch am Schlusse aus der Hand warf, geschah es mit einem Unmuthe, als hätte mir Jemand eine Beleidigung in das Gesicht geschleudert. Das sollte Marlitt's „Blaubart" sein, diese liebliche Erzählung, mit den urthümlichen Gestalten? Unmöglich! Das sind zwar deutsche Gestalten, aber es sind Caricaturen von deutschen Gestalten, und das alles zu Liebe verletzter fränkischer Eitelkeit, die

Digitized by Google

im Uebermaße ihrer geifernden Wuth allen Anstand und jegliche Würde hintansetzt. Wie konnte das geschehen? Haben Marlitt und ihr Verleger etwa die deutsche Dichtung, an Händen und Füßen gebunden, einer französischen Uebersetzungshyäne preisgegeben? Gewiß nicht, sondern in gutem Glauben ist auch für „Blaubart" das Uebersetzungsrecht einer Pariser Firma überlassen worden, wie es bislang für alle Werke Marlitt's in fast alle lebende Sprachen vergeben worden ist. Möchten doch immerhin die Franzosen ihren Gefühlen freien Lauf und sich von ihren literarischen Freibeutern derartige Zerrbilder vorführen lassen — allein es giebt zahlreiche Deutsche jenseits des Rheines, denen Marlitt's Werke vielleicht nur in diesem Gewande in die Hände fallen, und da meinen wir, es sei eine Pflicht, die Dichterin vor einer Abscheulichkeit in Schutz zu nehmen, mit welcher die Uebersetzerin, Madame Emmeline Raymond, die dreiste Stirn hat, einer deutschen Frau zu nahe zu treten.

Man gestatte mir, einige Excursionen mitzutheilen, welche die Französin auf eigne Faust unternimmt, und von denen selbstverständlich im Originale kein einziges Wort steht, noch stehen kann. Auf Seite 49 bis 50 legt sie Tante Bärbchen Folgendes in den Mund:

„Der junge Mann da drüben hatte sich ohne Zweifel eingebildet, daß, weil er den schleswig-holsteinischen Krieg mitgemacht hat, die erzwungene oder sogenannte freiwillige Annexion hinfort das oberste Gesetz sei, welches die Beziehungen ebenso vieler Souveräne wie Privaten regeln müßte. Irgend etwas, z. B. eine Provinz, paßt, und man annectirt sie eben, das ist so einfach wie etwa: ‚Wünsche guten Morgen!' Auch begreife ich durchaus nicht, wie man in demselben Lande, wo das Annexionssystem gehandhabt wird, die Spitzbuben zu richten und zu verurtheilen wagen kann, und daß diese im Falle ihrer Verurtheilung nicht nach dem Beispiele ihres Souveräns und selbst des Volkes, welches ihm auf diesem Wege in seinem Werke geholfen und ihn ermuthigt hat, an den Rechtsspruch appelliren. Was würden sie zu antworten haben — die Souveräne und die tugendhaften Völker — wenn der Spitzbube ausriefe: ‚Ich habe allerdings die Uhr dieses Reisenden annectirt; allein es ist nur geschehen, um ihn von einem schlimmen Gebrauche derselben abzuhalten. Ebenso wahr ist es, daß ich sein Portemonnaie annectirt habe; allein wer mich verurtheilt, darf nicht vergessen, daß ich ein tugendhafter Mann bin, ein guter Familienvater; er darf nicht vergessen, daß ich dieses Geld zum Wohle meiner Familie anzuwenden gedenke, und daß ich also seinen Eigenthümer nur verhindert habe, einen schlimmen Gebrauch davon zu machen.'"

An einer andern Stelle läßt sie die Tante sagen: „Das sind so Leute ohne Rechtschaffenheit, die da nicht wissen, was die Ehre erheischt, wenn sie einen lange vorbereiteten Krieg anzetteln, von welchem sie einen größern oder kleinern Gewinn erwarten. Sie thun, als ob sie provocirt wären, und nehmen Gott zum Zeugen, daß sie nicht anders konnten. Dummköpfe und Ihresgleichen mögen sie wohl täuschen, nicht aber Gott, der sie früher oder später züchtigen wird, so wenig wie Diejenigen, welche, wie ich — ich wage es zu sagen —, ein wenig Verstand und Ehrlichkeit haben."

Auf einer spätern Seite folgen erneute Schamlosigkeiten, wie wir sie von der feuerschnaubenden Wuth und der giftigen Galle der damaligen verlogenen fränkischen Tagespresse unseren siegreich heimkehrenden Kriegern gegenüber hinreichend gewohnt sind, über durchspähete Schubkästen und Silberspinde, über geraubte Sammetroben und andere Albernheiten mehr. Dann kommt ein Passus, in welchem die Französin den letzten Trumpf ihrer wüthenden Entrüstung ausspielt: „Aber tödten und riskiren sich tödten zu lassen, um die Cassen eines abscheulichen Wucherers zu füllen, der da Geld schlägt aus dem Leben von Seinesgleichen und Gott dafür dankt, daß er ihm gestattet, viel Geld aus Tod, Plünderung und Brand zu ziehen — das ist keine tröstliche Erinnerung für Die, welche einiges Gewissen in sich tragen."

Arme Marlitt! Die klare, durchsichtige deutsche Novelle von so viel fränkischem Schmutze und Geifer getrübt sehen zu müssen! Was weiß die ästhetisch nicht gebildete Uebersetzerin von Einheit der Idee und Form? Ihr kommt es augenscheinlich nur darauf an, den Gaumen ihrer Landsleute zu kitzeln und auf so manches schmerzlich Empfundene an derberer Stelle in ihrer Weise ein Heilpflaster zu legen.

Wie weit übrigens der Galgenhumor von der Uebersetzerin getrieben wird, mag folgende Stelle beweisen. Der junge, Tante Bärbchen verwandte Kaufmann, welcher im Originale von einer Reise von Paris zurückkehrt, hat diese Reise natürlich nicht nach Paris, sondern nach Berlin gemacht, und nun dichtet die Uebersetzerin in brutaler Selbstständigkeit weiter: „Er präsentirte sich in der Laube mit dem militärischen Anstande, den er bei seinem Studium des preußischen Adels gewonnen hatte, bei welchem, wie man annehmen kann, Uebermuth und Steifheit die Oberhand haben. Er trug eine Brille, obwohl sein Auge gut war, und leimte seine Arme bis zu den Ellenbogen an den Körper; von da bewegten sich seine Vorderarme nach Art dressirter Hunde beim ‚Schönmachen' und zeigten Hände, die sich schier wunderten, so gut behandschuht zu sein. Es gab nichts Komischeres als die Ziererreien und Verrenkungen, welchen sich der arme Mensch hingab, einzig um zu beweisen, wie sehr er sich den traurigen Originalen anbequemte, deren Lächerlichkeiten er so treu copirte." Wenige Seiten später, da wo Blaubart Lili's Hand ergreift und an seine Lippen führt, erweitert sie die Stelle in boshafter Weise folgendermaßen: „Er ergriff ihre Hand, nahm ganz genau die in Berlin übliche Stellung an, das heißt er schlug die Absätze an einander, dann führte er diese Hand an seine Lippen und küßte sie."

Gott mag wissen, welcher griesgrämliche alte Haudegen der französischen Dame zu ihren verschrobenen Zeichnungen gesessen haben mag. Unsere jüngeren Cavaliere können es unmöglich gewesen sein, und wenn dennoch — nun, so liegt es nahe, daß Schönheit und Jugend eben nicht die ganze deutsche ritterliche Liebenswürdigkeit unserer jüngeren Krieger provocirt haben. Nur so läßt sich dieser widerwärtige Angriff einer Dame psychologisch erklären.

Es bleibt nur noch eine Stelle anzuführen übrig, in welcher allem bisher Geleisteten gleichsam das französische Siegel aufgedrückt wird. Blaubart sagt im Originale zu Lili: „Ja ja, ich hatte heute Morgen einen unbezahlbaren Anblick; er riß mich dergestalt hin, daß ich die Entfernung und jedes Hinderniß übersah und meinte, mit einem Faustschlage das widerliche Insect fortschleudern zu können, das meine Blume berührte" ꝛc. Die Französin beschreibt dieses Insect als ein Berliner, häßliches, groteskes und unreines, und „meine Blume" übersetzt sie: „eine schöne und reine Blume", womit sie ohne Zweifel ihre „grande nation" meint.

Damit könnte ich den Bericht über diese literarischen Vergewaltigungen schließen; allein es liegt mir zugleich eine Nummer der in demselben Verlage erscheinenden Wochenschrift „La Mode illustrée" vor, in welcher die Uebersetzung des Romanes „Die zweite Frau" von E. Marlitt beginnt und von derselben Uebersetzerin mit einer Einleitung versehen worden ist, die alle Begriffe von Unerlaubtem übersteigt und den mißhandelten „Blaubart" noch als Schooßkind erscheinen läßt. Man steht geradezu starr vor so viel Hohn, mit welchem die bisher noch nicht zur Rechenschaft gezogene und deshalb in ihrem Gefühle der Sicherheit bis zum Ausbund keck gewordene literarische Piratin allem Anstand in das Gesicht schlägt. Nicht eigentlich als Uebersetzung kündigt sie „Die zweite Frau" ihrem Publicum an, sondern als Nachbildung (imité), weil, wie sie ganz naiv sagt, eine wörtliche Uebersetzung dem Geschmacke, oder wenn man will, den Vorurtheilen jenseits des Rheines nicht behagt hätte. Nun ist aber der Roman zunächst durchaus nicht für Franzosen geschrieben, so wenig wie für jene von der ultramontanen Partei am Gängelbande geführte Minorität echauffirter Römlinge in Deutschland, und die Pariser Verlagshandlung hat mit dem käuflich erworbenen Uebersetzungsrecht nicht zugleich das Recht erlangt, das deutsche Werk in unverantwortlicher Weise durch Madame Emmeline Raymond verstümmeln zu lassen. Ich werde mir erlauben, nach Vollendung der französischen Uebersetzung an dieser Stelle darauf zurückzukommen.

Sanct Petrus in Elsaß-Lothringen. Amnnas der Fromme und Sanct Petrus haben in grauer Vorzeit das Rheinthal in Besitz genommen und auch unserem schönen Ländchen den Stempel der römischen Weltherrschaft aufgedrückt. So will's die ultramontane Ueberlieferung, die noch immer in Elsaß-Lothringen ein Vorland deutscher Zunge unter römischem Scepter, sieht. Mit gierigem Griffe erfaßten unsere Ultramontanen Alles, was zur Herstellung der römischen Herrschaft tauglich erschien. Man trifft im Elsaß zahlreiche Kirchen, Abteien und Ortschaften an, die dem Andenken des Apostelfürsten geweiht sind. Die Vornamen Peter und Jean-Pierre gehören zu den beliebtesten in Deutsch-Lothringen. Viele Familiennamen, wie Mattern, Matter, Mattel, Matt erinnern an den heiligen Maternus, welchem Petrus die Leitung der elsässischen Kirche anvertraut hatte. Im Munde des Volkes aber spielt Petrus eine ganz andere Rolle, als in der kirchlichen Ueberlieferung.

August Stöber, der treue Eckart unseres alemannischen Volksstammes, erzählt uns in seinem elsässischen Sagenbuche eine komische Legende, die er in der Umgegend von Buchsweiler aufgezeichnet und die weit mehr mit der Passionsgeschichte als mit den Beschlüssen des vaticanischen Concils übereinstimmt: Christus und Petrus kommen in der Erntezeit zu einem reichen Pächter und lassen sich von ihm als Drescher anwerben. Für die Nacht wird ihnen zusammen ein Bett angewiesen, wie es jetzt noch den armen lothringischen Schnittern gegenüber Sitte ist. Aber müde von der Reise, verschlafen sie am andern Morgen die Arbeitsstunde. Der erboste Pächter — die Grobheit der hanauischen Bauern ist sprüchwörtlich — kommt mit einem Stocke und prügelt den vorn im Bette liegenden Petrus tüchtig durch. Auf Grund dieser Beobachtung bittet Petrus am folgenden Abend, sich an die Wand legen zu dürfen, und der Heiland hat nichts dagegen. Am nächsten Morgen verschlafen sie abermals die Arbeitsstunde, und wieder erscheint der Pächter mit dem Prügel. „Gestern," sagt er, „hat der da vorne Schläge bekommen, heute ist die Reihe am Andern!" und Petrus erhält auch die zweite Bescheerung.

Diese Sage stammt aus einer vorwiegend protestantischen Gegend, doch hörte der Verfasser auch katholische Dienstboten erzählen, wie Petrus sich bald als Wandersmann, bald als Himmelspförtner überlisten ließ. Im katholischen Oberelsaß zeichnet August Stöber einen Schwank auf, der den Unfehlbaren in die mißlichste Lage gerathen läßt. Einmal treibt den frommen Pilger das Gelüste, in einer Schenke elsässischer Bergknappen neuen Wein zu trinken, und der Herr entläßt ihn mit wohlmeinender Warnung. In der Schenke geht es lustig her und einer der Gäste sagt zu Petrus: „Du mit Deinem langen Barte, mach' uns doch eins auf, damit wir tanzen können!" Petrus, der gerade seinen witzigen Ton hat, erwidert: „Wartet, ich will Euch eins aufmachen!" — und macht die Thür auf, findet aber bei den Bergknappen so wenig Verständniß für seine geselligen Talente, daß sie ihn durchprügeln und hinauswerfen. Wir Elsässer schreiben es dem feurigeren oberrheinischen Weine zu, daß unsere Landsleute im Sundgau, die sogenannten „Hü bi Gott" noch gröber und streitsüchtiger sind, als die Bauern im hanauischen Ländchen. Petrus kommt übel zugerichtet zum Herrn und fordert Strafe für die groben Gesellen. „Nun," sagt der milde Herr, „bis sie höflicher werden, soll ihre Strafe sein, Sonntags zu vertrinken, was sie in der Woche mit saurem Schweiße verdient haben." Daß die Strafe noch im Jahre der Gnade 1875 für die Bergknappen fortwirkt, kann der Verfasser als Augenzeuge und Abonnent des „Bergmannsfreunds" bestätigen.

Ein drittes Mal ziehen die himmlischen Wanderer als Musikanten durch's oberelsässische Land und werden von Zimmerleuten, denen sie am Sonntage nicht zum Tanze geigen wollen, unbarmherzig geschlagen. Der ergrimmte Petrus verlangt, daß der Herr den Zimmerleuten alles Holz in Bein verwandle, Christus aber willfahrt ihm nur theilweise. Seit jener Zeit werden die Zimmerleute im Wasgauthale durch beinharte Aeste im Holze für ihre Grobheit gestraft.

Digitized by Google

Der elsässische Volkswitz handhabt die Geschichte des Apostels Petrus mit demselben Freimuthe, mit welchem die „Edelsasser Chronick“ die Legende vom Kaiser Barbarossa bespricht. „Der gemein Mann ist beredt worden, diser Keyser Fridericus sey zu Hagenaw in der Burg lebendig verzucket worden, das ist aber Fabelwerck, dann wie es mit disem frommen Keyser (welcher nit allerdings des Bapst's und der geystlichen liedlin singen wollen) ein ende genommen, bezeugen die Chroniken und Historien, so von jhme beschriben seyndt.“ Petrus, der ein zerbrochenes Hufeisen verschmäht, während sein Herr und Meister die übrigen Brocken sorgfältig sammeln läßt, der wie ein Landsknecht mit dem Schwerte dreinschlägt, wo der Heiland duldet und verzeiht, entspricht in der elsässischen Volksdichtung weit mehr seinem wahren geschichtlichen Bilde, als man nach der kirchlichen Ueberlieferung sich den Apostelfürsten denken mußte.

Eine mittelalterliche Sage erzählt, daß ein Papst einem kaiserlichen Gesandten die Schätze des Vaticans zeigte mit der Bemerkung: „Wir sagen nicht mehr, wie Petrus zu dem Lahmen vor der Thür des Tempels sagen mußte: Gold und Silber habe ich nicht.“ Mit großer Geistesgegenwart erwiderte der kühne Ghibelline: „Darum können Sie auch nicht fortfahren wie Petrus: Aber was ich habe, das gebe ich dir. Im Namen Jesu Christi von Nazareth, stehe auf und wandle!“ An diese Sage erinnerten unsere katholischen Bauern, als man sie aufforderte, sich bald an der päpstlichen Anleihe, bald am Peterspfennige zu betheiligen.

In den letzten Jahrzehnten wurde öfters in Predigten und Flugschriften behauptet, der Papst müsse eine weltliche Herrschaft und eine mächtige Armee zur Verfügung haben. Einzelne Elsaß-Lothringer traten in die Reihen der päpstlichen Zuaven ein; die Väter der Gemeinden aber erinnerten an die Frage, die ein elsässischer Fröhner beim edlen Waidwerke an den Bischof von Straßburg richtete: „Mein Gnadherr, Ihr seid heute als Landgraf, nicht als Bischof, ausgeritten. Wenn aber der Teufel einst den Landgrafen holt, wo wird der Bischof bleiben?“ Ein Bauer, der zur Zeit der Option im Namen der Kirche aufgefordert wurde, seinen Sohn in die französische Armee eintreten zu lassen, deutete auf den goldenen Hahn, der den Kirchthurm schmückte, und sprach: „Dieses Warzeichen soll uns den Hahnenschrei und den großen Fehler in's Gedächtniß zurückrufen, den Petrus begangen hat, als er das Schwert gegen die Obrigkeit zog. Mein Sohn soll dem Kaiser geben, was des Kaisers ist.“ Den tiefsten Eindruck aber machten die Worte des Apostels Petrus am 4. Mai 1873. An jenem Sonntage sollte der Sturm losbrechen, den die Madonna im Bitscher Ländchen angekündigt, und bereits hatten die Bürgermeister der Saarstädte Hülfsmannschaft begehrt. Wie eine Friedensbotschaft vernahm man die Worte der Sonntagsepistel: „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem Könige, als dem Obersten, oder den Hauptleuten, als den Gesandten von ihm!“ An jenem Sonntage ging das Volk aus den Gotteshäusern mit dem Bewußtsein, daß Petrus das Schwert in die Scheide gesteckt hatte und aus den Reihen der elsässischen Liga getreten war.

Die elsässische Dorfsage erzählt vom goldenen Bilde eines Heidengottes, das bei Benfelden im Kiese der Ill verborgen liegt. Aehnliches berichtet man im Saarthale vom goldenen Sarge eines römischen Kaisers. Von Jahr zu Jahr sinken die Kleinodien tiefer hinab. Es sind die Wahrzeichen der römischen Weltherrschaft, die immer mehr aus dem Gedächtnisse unseres Volksstammes entschwinden.

Ein Elsässer.

Das Ende der Noth.

(Mit Illustration, Seite 413.)

Es trommelt zum Krieg, und das Scheiden thut weh.
„Ade, Weib und Kinder, lieb Mutterl, ade!
Und trifft mich die Kugel, die feindliche, dort,
Ist der König Euch Vater, und der König hält Wort.“

— Wohl steigt in die Berge mit Briefen der Bot',
Und wie leicht ist die Noth, sind die Siegel noch roth!
Verwunden wird viel, hat das Herz noch sein Ziel:
Um die Lieb' und das Leben erträgt man gar viel.

Doch bringt Dir der Bote ein Brieflein daher,
Und das Siegel ist schwarz: wird die Noth so schwer,
Da schreit sie zum Himmel, da tobet der Schmerz;
Da trifft sein Blei auch die Lieben in's Herz.

Und hat sich die Zeit auf die Schmerzen gesenkt
Und vom Grabe den Blick in die Zukunft gelenkt,
Dann fehlt erst der Vater, dann wird erst der Tod
Der wahre Verkünder von Elend und Noth.

Wohl ist auf den Bergen der Himmel nicht fern
Und so nahe der schönste, der herrlichste Stern:
Das Gottvertrau'n, das die Macht nicht verlor,
Ob das Elend schauet aus Fenster und Thor.

Und siehe! da eilt mit dem Briefe der Bot':
Fünf Siegel verkünden das Ende der Noth.
Des Vaters Trost erfüllte sich dort
Für Wittwen und Waisen; ja, der König hält Wort.

Fr. Hfm.

Zur Geschichte eines Nationalwerks. Wenn man auf die Reihe der wissenschaftlichen und schriftstellerischen Leistungen zurückweist, die im Laufe dieses Jahrhunderts durch Verbreitung einer tieferen politischen Bildung das politische Werden unserer Nation sehr wesentlich gefördert haben, so wird unzweifelhaft auch jener Sammlung historischer Darstellungen gedacht werden, die unter dem Gesammttitel „Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Uckert“ allen gebildeten Kreisen Deutschlands bekannt sind. Dieses bewährte Unternehmen hat nicht blos thatsächlich nach der bezeichneten Richtung hin gewirkt, es ist auch von vornherein mit der Absicht begründet worden, einen solchen Einfluß zu üben. Als der Freiherr von Stein zu weiterer Kräftigung des mit den Franzosenkriegen erwachten geschichtlichen Sinnes die seitdem unter dem Namen „Monumenta Germaniae“ wissenschaftlich so bedeutsam gewordene vollständige Ausgabe der Quellen für die ältere deutsche Geschichte in's Leben rufen wollte, gehörte der Buchhändler Friedrich Perthes in Hamburg zu den Ersten, mit denen er seinen umfassenden Plan besprach. Perthes, bekanntlich einer der besten deutschen Männer, ein Patriot von tiefer Gemüths- und Geistesbildung, erfaßte den Gedanken des großen Staatsmannes mit wärmster Theilnahme, aber als ein dem Volksleben näher stehender Beobachter verhehlte er sich nicht, daß es doch noch eines frischeren Eingreifens, daß es noch anderer Mittel als der bloßen Quellensammlung und gelehrten Geschichtsforschung bedürfe, wenn der Nation wirklich das geschichtliche Verständniß erschlossen, ihr Bedürfniß nach demselben befriedigt und jede der heilsamen Wirkungen erreicht werden sollte, welche man damals mit Recht von dem Einflusse der geschichtlichen Studien auf die Gegenwart zu erwarten begann.

„Die harten Jahrzehnte, welche die Deutschen durchleben mußten“, so schrieb der großsinnige Buchhändler in jenen Tagen, „sowie die Seelenerhebung des Jahres 1813 haben, was man früher nur als Sagen und Märchen gehört, zu Fleisch und Blut werden lassen. Die großen Erfahrungen, die Keinem erspart worden sind, haben Allen einen weiteren Blick, einen höheren Standpunkt für die Betrachtung des Geschicks der Völker gegeben; größere Fragen, andere und tiefere als früher, werden an die Geschichte gethan, und eine Antwort darf nicht ausbleiben. Mein Beruf nun soll es werden, die Männer, welche solche Antwort geben können, suchen zu helfen, sie zu drängen und zu treiben, das, was sie können, auch wirklich zu thun, und ihnen in allen Dingen, die dem Buchhändler näher liegen als dem Gelehrten, förderlich und behülflich zu sein.“ Das sind die Grundgedanken, aus denen die „Geschichte der europäischen Staaten“ erwachsen ist, aber der Ausführung stellten sich außerordentliche Schwierigkeiten entgegen. Als Perthes 1822 von Hamburg nach Gotha übergesiedelt war, begann er mit dem Suchen nach den rechten Männern für seinen Plan, aber erst 1827 konnte er die buchhändlerische Ankündigung verbreiten, erst 1828 die Einladung zur Subscription dem Prospecte folgen lassen und erst 1829 erschien die erste Lieferung des Werkes, den ersten Band von Pfister's „Geschichte der Teutschen“ und zwei Bände von H. Leo's „Geschichte der italienischen Staaten“ umfassend. Der Erfolg aber zeigte sich sofort als ein überaus günstiger und steigerte sich bei jedem neu erscheinenden Bande.

Mit sicherem Blicke hatte also Perthes ein tiefes und durchaus edles Bedürfniß seiner Zeit erspäht und einem Fortschritte die Wege gebahnt, der einen nothwendigen und ungemein wohlthätigen Umschwung in der geistigen Entwickelung des Publicums hervorrief. Während eine erdrückende Censurgewalt jede directe politische Erörterung so gut wie unmöglich machte, wurde die Geschichte, der keine Gewalt den Mund verschließen konnte, ihrem hohen Berufe als Bildnerin und Lehrmeisterin des Volkes zurückgegeben, wurde die trockene und schwerfällig sich bewegende Geschichtschreibung ermuntert, den Staub der Schule abzuschütteln, sich in das öffentliche Leben zu wagen und in anziehendem Tone, in gemeinverständlicher Sprache jedem Gebildeten sich darzulegen. Wenn jetzt den Darstellungen unserer Historiker mit Recht eine von trockenem Gelehrtenkrame sich abwendende, stylvoll in das Leben greifende Frische nachgerühmt wird, so wissen unsere Zeitgenossen die Kraft des Anstoßes zu würdigen, welcher von der Gothaischen Staatengeschichte für die Erreichung dieses Zieles gegeben wurde. War aber schon die Gründung des Unternehmens mit großen Schwierigkeiten verbunden, so gestaltete sich die Fortführung noch sorgenvoller und mühseliger. Unaufhaltsam schwoll es über die genau bestimmten Grenzen hinaus, die ihm ursprünglich gestellt waren. Als Heeren 1842 und Friedrich Perthes 1843 starben, war bereits die Zahl der Bände erreicht, welche man in Aussicht gestellt hatte, und doch war man von der Erschöpfung des Stoffes noch weit entfernt. Im Jahre 1845 waren dreiundvierzig Bände erschienen, und man glaubte nun den Abschluß für die nächsten Jahre versprechen zu können. Aber auch als Uckert 1857 verschied, stand diese Vollendung noch in unbestimmter Ferne, und noch heute, wo mehr als siebenzig Bände vorliegen, läßt sich die Zeit einer gänzlichen Durchführung schwer bestimmen.

Auf alle diese nur Wenigen genauer bekannten Umstände glaubten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser in einem Augenblicke lenken zu müssen, wo die Verlagshandlung (Friedrich Andreas Perthes in Gotha) in dem berühmten Geschichtsforscher Professor von Giesebrecht in München einen neuen Redacteur für die Fortsetzung dieses denkwürdigen Nationalwerks gewonnen hat. Da es keineswegs verschollen ist, sondern eine größere oder geringere Anzahl seiner Bände sich in sehr vielen deutschen Häusern findet, werden gewiß Unzählige mit Freude vernehmen, daß es von ebenso rüstiger als sachverständiger Hand ergriffen ist und seinem allseitigen Ausbaue entgegengeführt wird.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das zweite Quartal. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

N°. 26. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. Zu Heften à 50 Pfennige

Zwei Diener.

Ein Hofgeschichte aus der Patriarchazeit.

(Schluß.)

Den Präsidenten führte sein Weg quer über den Markt an der Hauptwache der Grenadiergarde vorüber und dann zum Schlosse hinauf. Aber er ging nicht nach dem von den gräflichen Herrschaften bewohnten neuen Schloßflügel, sondern erstieg zunächst die steinerne Wendeltreppe, welche zur Wohnung des Garde-Oberstenführte, und trat dann unangemeldet in dessen Wohnstube.

Der greise Inhaber dieses Zimmers schien durch den Besuch des Präsidenten sehr überrascht zu sein.

„Morgen früh Punkt sechs Uhr muß eine der Garde-compagnien in Brandenfels sein," bestimmte dieser. „Wollen Sie danach gütigst Ihre Maßnahmen treffen, Herr Oberst!"

„Eine Compagnie? Nach Brandenfels? Aber du mein lieber Himmel, wie soll ich das machen?" lief der Alte hinderungend. „Die Leute sind jetzt auf dem Felde und mit diesen oder jenen Arbeiten beschäftigt. O mein Himmel, o mein Himmel! Darf man nicht wenigstens erfahren, zu welchem besonderen Zwecke —"

„Morgen werden Sie auch dies wissen. Einstweilen schreibe ich hier eine Ordre für den commandirenden Hauptmann. Sie unterzeichnen dieselbe, ohne sie zu lesen, und ich versiegle sie dann. Herr von Felsewitz übernimmt das Commando, und da der Hauptmann etwas cousus ist, so begleitet ihn Feldwebel Lindenzweig von der ersten Compagnie. Sobald Sie mich mit dem Grafen vorüberfahren sehen, werden Sie dem Hauptmann die versiegelte Ordre zustellen. Adieu, Herr Oberst!"

Der Präsident schritt rasch durch den langen Corridor, welcher von der Wohnung des Obersten nach dem neuen Schloßflügel hinüberführte, und ließ sich dort durch den Kammerdiener beim Grafen melden, der ihn auch sofort empfing.

„Sie kommen gerade zu rechter Zeit, wenn Sie mir etwas mitzutheilen haben," sagte der Graf, indem er sich aus dem bequemen Lehnstuhle erhob. „Wollte soeben zu meiner Schwester hinübergehen. Ich kann nun einmal mit Niemand lange böse sein und mit Charlotten am wenigsten."

„Erlaucht würden dort durch Höchstihren Besuch eine große Freude hervorrufen," sagte der Präsident kluger Weise zustimmend. „Auch unsere erlauchte Comtesse hat es sicher schon bitter bereut, sich in eine Intrigue gemengt und so schließlich den erlauchten Bruder erzürnt zu haben."

„Meine Schwester intriguirt, wie Sie wissen, nie," verwahrte sich der Graf halb lächelnd und halb ernst. „Die Schuld daran, daß ich meinen treuen Tyras verlor, trifft am Ende nur mich. Warum mußte ich den Hund mit nach Brandenfels nehmen, wenn es einen Besuch zu machen galt!"

„Nein, Erlaucht, ich kann dies nicht zugeben. Der Domänenrath weiß, wie alle Welt, wie sehr Erlaucht den Hund liebten, und er hätte deshalb nicht so brutal wie ein Wilder drein-schlagen sollen. Doch will ich das Herz Euer Erlaucht jetzt nicht durch solche Erinnerungen von Neuem betrüben. Zu Gegentheile, ich komme, um einen Vorschlag zur Zerstreuung zu machen. Der Förster von Brandenfels war heute bei mir —"

„Ich habe ihn über den Markt gehen sehen," fiel der Graf ein.

„Nun wohl, durch ihn weiß ich, daß jetzt mehrere capitale Rehböcke von uns nach den Forsten des Domänenraths hinüber wechseln, wo doch der Rehstand ohnehin gut genug ist. Wie wäre es, Erlaucht, wenn wir in dieser Nacht wieder einmal —"

„Sie sind ein schlimmer Versucher," erklärte der Graf, in dessen Augen bereits das Jagdfieber aufzuckte. „Sind wir auch vor unangenehmen Ueberraschungen völlig sicher?"

„Seien Erlaucht unbesorgt! Der Domänenrath kommt uns diesmal nicht in den Weg," beruhigte Herr von Straff. „Wenn also Erlaucht zustimmen, so fahren wir sofort in meinem Wagen nach dem Hirschsprunge hinüber und von dort, sobald es dunkel ist, nach dem Entenschrei im Hartmann'schen Forste."

„Aber der Oberlandjägermeister muß auch bei der Partie sein, sonst ist der Spaß nur halb gelungen," erklärte der Graf. „Besorgen Sie also das Weitere! Auf Wiedersehen, Herr Präsident!"

Eine kleine Viertelstunde nach diesen Vorgängen schirrte Johann bereits die beiden Braunen an den leichten Jagdwagen des Präsidenten.

„Auge um Auge und Zahn um Zahn," murmelte er dabei zwischen den festgeschlossenen Zähnen hervor. „Dafür, daß meine Notizen über die Hainsorder Erbschaft dem Grafen insgeheim zugehen, ist bestens gesorgt. Was wohl der Max Theodor für ein Gesicht macht, wenn er unversehens mein sauberes Memorandum in der Tasche findet? Das unverschämt offene Billet unseres liebenswürdigen Fräuleins soll auch zur rechten Zeit in die Hände der Comtesse kommen, dafür bürgen ich und meine brave Muhme. Ich werde es dem Herrn Präsidenten schon eintränken. Welch' ein Wonnegefühl, der geheime Herr seiner Herrschaft zu sein!"

Digitized by Google

7.

„Eine ganz verflixte Geschichte, das, Feldwebel.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ganz ausnehmend verflixt.“

„Weiß, meiner Seele, nicht, was dem hochgräflichen Garde commando einfallt. Haben Sie in Ihrem ganzen Leben schon gehört, daß hochgräfliche Grenadiergarde mitten in der Nacht hatte ausrücken müssen? Hat sie jemals stundenlang im Walde gelegen? Haben Sie so was Tolles schon gehört, Feldwebel?“

„Das Warum werden wir erfahren, wenn ich, der Ordre gemäß. Schlag sechs Uhr den verlegenen Befehl öffne.“

„Wie viel Uhr haben wir, Feldwebel?“

„Fünf Uhr vierzig Minuten. Aber was giebt es da?“

„Wo? Was, Feldwebel?“

„Dort oben. Sehen Sie nicht die Dame, die dort zu Pferde den Waldweg zu uns herabkommt? Neben ihr reitet ein Herr und dahinter ein Diener.“

„Meiner Seel, so ist es. Der Herr ist Kurt von Holderbusch und der Diener ist der alte Brauer vom Schlosse.“

„Ganz recht, Herr Hauptmann. Und die Dame — O herrjemine! Es ist unsere erlauchte Comtesse höchstselbst.“

„Was wär's? Bataillon antreten! Stillgestanden! Bataillon richt' Euch! Augen links! Achtung! Präsentirt —“

„Erst Gewehr auf, Herr Hauptmann,“ zischelte der Feldwebel seinem Vorgesetzten zu.

„Alle Teufel, ja, das hatte ich vergessen. Also Gewehr auf! Achtung! Präsentirt das —“

Aber schon war die Comtesse mit dem Jagdjunker von Holderbusch und ihrem Diener so nahe herangekommen, daß sie durch ein rasches Zeichen die ihr zugedachte Ehre ablehnen und hiermit zugleich einen schweren Stein von der bedrängten Seele des Hauptmanns abwälzen konnte. Denn es schien dem Armen sehr zweifelhaft, ob der einfältige Tambour wirklich so leise schlagen würde, wie um der Ordre willen zu wünschen war.

„Guten Tag, Herr Hauptmann von Felseveit!“ sagte die Comtesse mit einer leichten Neigung des Hauptes. „Schwerer Dienst heute, nicht wahr?“

Der Hauptmann bejahte mit einem leisen Seufzer.

„Nun, ich komme, um diese Last von Ihren Schultern zu nehmen. Marschiren Sie jetzt mit Ihrer Compagnie gekrost wieder heimwärts!“

„Wär's möglich, Erlaucht? Das wäre allerdings Manchem von den Leuten recht erwünscht. Und Erlaucht bemühen sich allergnädigst höchstselbst, uns diese Contre-Ordre zu überbringen! Darf ich unterthänigst um die Ordre bitten, Erlaucht?“

„Um was? Eine schriftliche Ordre habe ich nicht bei mir,“ entgegnete Comtesse Charlotte ein wenig verlegen. „Aber ich kann Ihnen versichern, daß mein Bruder, der Graf, sicher mit meinen Anordnungen einverstanden sein wird.“

„Auch zufrieden sein wird? Also keine geschriebene Ordre? Und unser erlauchter Herr wissen am Ende noch nicht darum?“

„Nein, allerdings nicht. Als mir die Nachricht von dem Ausrücken einer Gardecompagnie zuging, suchte ich meinen Bruder sofort auf, um auch ihn zu benachrichtigen. Denn er weiß sicher nichts von diesem Zuge. Leider war der Graf nicht zu finden, da er schon gestern mit dem Präsidenten und dem Oberlandjägermeister ausgefahren und noch nicht zurückgekehrt ist. So ritt ich denn selbst, um Sie zur sofortigen Umkehr zu bewegen.“

„Ganz verflixte Situation das, mit unterthänigstem Pernuß,“ murmelte der Hauptmann, während er sich unter der gewaltigen Bärenmütze verlegen kraute. „Ja, höchst verflixte Situation. Habe natürlich auf Ehre vor Erlaucht die allergrößte, pflichtschuldigste Ehrerbietung. Aber ohne schriftliche Contre-Ordre kann ich meiner Seel' nicht zurückmarschiren, Erlaucht. Und wahrhaftig, gerade jetzt schlägt's sechs Uhr da unten im Flecken. Also die verfiegelte Ordre heraus! Was steht da? Feldwebel Lindenzweig, lesen Sie einmal!“

Der Feldwebel las: „Punkt sechs Uhr bricht die erste Compagnie der gräflichen Garde von ihrem Haltepunkte auf, umstellt vorsichtig die Kirche in Braudenfels und arretirt den Domänenrath Hartmann, sobald er die Kirche verläßt; Arrestant ist alsdann anhero abzuliefern. Besetzung in der Kirche selbst ist zu vermeiden; etwaige Emeuten des Pöbels sind mit Waffengewalt zu unterdrücken. Gräfliches Garde-Commando.“

„Bon, sehr schön! Nun wissen wir's,“ sagte der Hauptmann mit Gewicht. „Wußte ja schon, daß das eine verteufelte Geschichte wurde. Die Bauern in Brandenfels sind barenmäßig grob, wie weltbekannt. Der Christian Blümchen war ja auch aus dem Neste. Hilft aber Alles nichts. Also: Bataillon in Sectionen —“

„Halt, noch ein Wort,“ bat die Comtesse. „Wenn ich selbst Ihnen nun eine schriftliche Ordre gäbe, umzukehren? Würde Ihnen das genügen?“

Wiederum und noch verlegener kraute sich der Hauptmann unter der Bärenmütze.

„Feldwebel, was machen wir?“ zischelte er seinem Factotum zu. „Ganz verflixte Situation! Ich komme in die Tinte, mag ich es machen, wie ich will.“

„Der Herr Hauptmann können jetzt nur der Ordre pariren,“ entgegnete der Feldwebel ebenso leise.

„Haben wieder Recht. Erlaucht, es geht nicht, es geht leider bei allen tausend Teufeln nicht. Erlaucht excusiren also gnädigst. Bataillon —“

Comtesse Charlotte berührte ihr munteres Pferdchen mit der Reitpeitsche und flog dann, von dem Jagdjunker und ihrem Diener begleitet, in raschem Trabe, der bald in Galopp überging, am Waldrande hinauf. Der Hauptmann aber brachte unmehr sein mehrfach unterbrochenes Commando wirklich zu Stande und rückte dann mit seiner Compagnie in raschem Schritte quer über die Wiese und gerade auf die bezeichnete Kirche los. Der Uebergang über den Steg wurde von den Truppen glücklich bewerkstelligt, und auch der weitere Marsch bis in die stillen Straßen des Marktfleckens bot zum Heile weder taktische noch strategische Schwierigkeiten; denn von irgend wie verwickelten Bewegungen wußte man bei hochgräflicher Garde so viel wie nichts.

„Da liegt nun die Kirche, Feldwebel,“ sagte der Hauptmann, sobald sich das Militär im Angesichte des unansehnlichen Gotteshauses befand. „Aber nun sagen Sie mir um des Himmels willen, wie sangen wir das Umstellen an?“

„Wir stellen an jeden Ausgang eine Section.“

„Schön. Das thun wir.“

Während der Hauptmann seine Befehle ertheilte, um das beschlossene Manöver zum Vollzuge zu bringen, sprengte von der andern Seite die Comtesse im schnellsten Laufe ihres Pferdes durch die Pfarrgasse bis zur Kirche heran, glitt dann mit Kurt's Hülfe gewandt aus dem Sattel herab und warf ihren getreuen Brauer die Zügel zu. Nun trat sie mit dem Jauler von Holderbusch rasch unter das Portal und von da in die Kirche.

Die heilige Handlung war soeben beendet, und Hartmann nebst seiner Tochter begegnete daher den Eintretenden im Hauptgange der Kirche, zwischen den Sitzreihen.

„Sehe ich recht? Charlotte — das heißt — Erlaucht?“ rief der Domänenrath erstaunt.

„Zum Wundern ist jetzt nicht die Zeit,“ entgegnete die Comtesse eilig. „Geschwind hinaus, nach Ihrem Gute zurück! Fort, fort! Ich komme nur Ihrenwillen in aller Hast. Man will Sie verhaften.“

„Wie? Also hätte der Brief, den meine Tochter erhielt, dennoch Recht gehabt?“

„Welcher Brief?“

„Ein expresser Bote brachte ihn von Schwalbenstein herüber,“ erzählte Anna hastig im Weiterschreiten. „Fräulein Hulda von Straff schrieb mir von Feindseligkeiten gegen mich und die Meinen, die sie nicht theile und nicht billige, und von Plänen, welche gegen die Freiheit meines Vaters geschmiedet würden —“

„Und Sie folgten der Warnung nicht?“ fragte die Comtesse vorwurfsvoll, indem sie sich an den Domänenrath wandte.

„Bah, Erlaucht, ich bin zu alt, um noch das Grusein zu lernen.“

„Sie bleiben immer derselbe. So eilen Sie denn mit zu — Gefallen, ehe die Garde anlangt! Mein Pferd ist vor der Thür. Hinauf und fort! Ich —“

Die Comtesse ließ vor Schrecken ihre Rede unvollendet, denn in diesem Augenblicke rasselten draußen die Gewehrkolben auf die Steinplatten des Hauptportals nieder. „Zu spät! Da sind sie schon. Was thun wir nun?“

Digitized by Google

Der Domänenrath lächelte, statt die mindeste Furcht zu zeigen.

„Je nun, wir fügen uns in das Unvermeidliche," sagte er dann gelassen. „Man wird mich nicht Zeitlebens einsperren wollen."

„Sie nehmen die Sache ruhiger, als ich dachte," sagte die Comtesse, fast ein wenig durch die Gelassenheit Hartmann's verletzt. „Freilich wird Ihre Haft weder zu lange dauern, noch zu hart sein, wenn mein Wort noch irgend etwas gilt. Aber bedenken Sie nicht, daß ich selbst vielleicht besondere Pläne verfolgen könnte, bei welchen mir Ihre Verhaftung einen gewaltigen Strich durch die Rechnung ziehen würde?"

„Dann freilich muß und werde ich frei sein um jeden Preis," entgegnete Hartmann entschlossen. „Darf ich etwas Näheres über diese Pläne erfahren?"

„Wenn Sie mir versprechen, daß meinem Bruder und einigen Herren vom Hofe, die Sie, wenn uns das Glück günstig ist, in Ihre Hand bekommen könnten, durchaus nichts Uebles widerfahren wird."

„Muß ich das erst versprechen, Chorl — Erlaucht?" fragte der Domänenrath vorwurfsvoll.

„Nein, nein, ich bitte um Verzeihung! Darum kurz. Ich erfuhr schon gestern, daß irgend Etwas gegen Sie im Werke sei, aber nichts Sicheres — ich wußte nichts Sicheres. Als ich deshalb meinen Bruder aufsuchte, war er schon ausgefahren. Erst im letzten Augenblicke leider kam mir der Gedanke, daß wir die Herren in Ihrem Forste finden würden. Frau Weiß hat nachgeforscht und diese Meinung bestätigt gefunden. Nur um mich im Dunkeln zu lassen, hat Straff die Herren in seinem Wagen entführt. Wenn wir also die vornehmen Bilderer erwischen, so könnte das Lösegeld, das Sie, natürlich nur mit Vorsicht, fordern werden, uns aus allen Nöthen befreien. Eben deshalb bin ich die halbe Nacht hindurch geritten und habe auch für alle Fälle den Junker mitgebracht."

„Prächtig!" rief der Domänenrath mit blitzenden Augen. „Wie viel Mann stehen draußen?"

„Höchstens zwanzig, Herr Domänenrath," antwortete ein Brandenfelser, der dem Portale näher stand.

„So brechen wir hindurch! Wer steht zu mir, Ihr Leute?"

„Ich, ich, ich auch," rief es von allen Seiten.

„Keine Gewaltthaten, meine Herren, wenn ich bitten darf!" mahnte die Comtesse. „Mein Bruder liebt seine Garde und dürfte ihre Beschimpfung nicht wohl aufnehmen."

Die Comtesse schritt den Anderen voran bis unter das Portal und wandte sich dann an den Gardehauptmann. „Hören Sie mich, Herr von Festenwik!" sagte sie mit möglichster Entschiedenheit. „Unterlassen Sie auf meine Verantwortung die Verhaftung!"

„Erlaucht, das geht meiner Seele nicht. Kenne den Grund meiner Ordre nicht, muß sie aber wörtlich erfüllen."

„So hören Sie mich, Herr Hauptmann!" begann der Domänenrath, der inzwischen gleichfalls unter das Portal getreten war.

„Nein, Sie höre ich jetzt gar nicht!" rief dagegen der Hauptmann, durch all das Eindringen halb und halb außer sich gebracht. „Sie verhafte ich. Das ist er. Nehmt ihn fest, Ihr Leute!"

Die Gardisten drangen auf dieses Commando des Hauptmanns gegen Hartmann vor, der aber von seiner Tochter und der Comtesse schleunigst nach dem Inneren der Kirche zurückgezogen wurde. Einige entschlossene Männer aus dem Orte schlugen zugleich das schwere Thor hinter ihm zu und schoben dann noch die roftigen Eisenriegel von innen vor.

„Das machen wir nun, Feld—. Ja so, der ist an der andern Seite. Eine ganz heillos verfitzte Geschichte! Da drinnen soll ich ihn nicht verhaften, und heraus kommt er nun gewiß nicht, wenn er klug ist. Da können wir hier stehen bis übermorgen."

Des weiteren Nachdenkens wurde der unglückliche Hauptmann durch ein ganz unerwartetes Ereigniß überhoben. Die Nachricht, daß eine Compagnie der gräflichen Garde eingerückt sei, hatte sich wie ein Lauffeuer durch den ganzen Marktflecken verbreitet und bald eine beträchtliche Menschenzahl unter den Linden des sonst so stillen Kirchplatzes versammelt. Von einzelnen Ortsbürgern, welche die Kirche ungehindert hatten verlassen dürfen, war dann unter der Menge auch der wahre Grund dieser Maßnahmen bekannt geworden und hatte unter derselben eine um so größere Aufregung hervorgerufen, als sich Hartmann der allgemeinen Liebe und Achtung erfreute.

„Das sollten mer nich liede, Kinger," hörte man einen der langschägigen Burschen dem anderen zuflüstern. „Was? Verorretirt, wenn he nun der heiligen Communion kimmt? Die Kerls sull jo Dieser und Jener —"

„Hoft Nickl, Casper. Das sieden mer nich. Nei!"

Schon blitzten zornige Augen; schon hoben sich sehr massive Arme und Hände und schienen die Schilderung, welche der unglückliche Hauptmann seinem Feldwebel von den Bewohnern des Ortes entworfen hatte, durch die That als sehr treffend darthun zu wollen.

Da trat noch zur rechten Zeit eine bekannte, unterjetzte Gestalt unter die Menge hervor.

„Macht keine Dummheiten, Jungen!" rief er den rauflustigsten Burschen zu. „Rebellion gegen die hochgräfliche Garde ist immer ein garstiges, lüttiges Ding."

„Wos? dos sagt Die? Sied Die dänn nich jetzt bi den Domäntrothe in Diensten?"

„Nun freilich."

„Un Die wullt Uren Härrn von den Kerls de fortschleppe losse? Pfui, schämt Uch was, Christion!"

Der Alte zwinkerte listig mit den Augen.

„Nur keine Rebellion, sage ich," entgegnete er dann. „Seht, ich setze aber den Fall, es entstünde so ganz zufällig — versteht Ihr? — vor der Kirche ein kleines Gedränge. Glaubt Ihr, daß die alten, steifen Burschen da mit ihren Bärenmützen den Domänenrath aufhalten könnten?"

„Nimmer Sitz, Kinger, do hat der Christion Nächt. Dos giebt en Hauptspooß, Jungens. Kummt här! Aber stille, 'mont ganz stille! Jo, ich ho's immer gesat, der Christion is ein Schlankopp, wie's lenn witer gät. Burwärts!"

Bald hatte sich dicht hinter der schwachen Section, welche das Kirchthor besetzt hielt, ein Trupp jener verwegenen Burschen eingenistet, der zuerst blos neugierig zwischen den Schultern der Gardisten hinweg in das Innere des Portals zu blicken suchte. Die Sache erschien so unverfänglich und die jungen Leute traten so ruhig und bescheiden auf, daß der arglose Hauptmann gar nicht versuchen mochte, dieselben fern zu halten. Denn das saß doch nimmermehr aus wie eine Emeute, die mit Waffengewalt zu unterdrücken wäre.

Plötzlich jedoch und wie auf Commando änderte sich die Scene. Von einer starken Macht nach vorn gedrängt, schoben die den Gardisten zunächst stehenden Bursche den kleinen Trupp der Bewaffneten so unerwartet rasch zur Seite, daß die alten, ungelenken Bärenmützen gar nicht daran denken konnten, von ihren Kolben oder Bajonneten Gebrauch zu machen, um so weniger, als die nächsten jungen Leute selbst sich schimpfend und schreiend über die ungebührliche Drängelei dort hinten beschwerten.

„Halt! Bataillon halt!"

Der Hauptmann rief es umsonst mit aller Kraft seiner Lunge. In dichtem Knäuel drängte die Menge in das Portal. Was darauf geschah, entwickelte sich so rasch, daß selbst eine stärkere Macht den Vorgang nicht hätte verhindern können. Der Hauptmann, hilflos in eine Ecke hineingepreßt, bemerkte nur noch, wie hier und dort zerstreut eine der riesigen Bärenmützen wirbelnd in dem Getümmel herumgetrieben wurde, wie die Gardisten sich halb fluchend, halb lachend, aber ohnmächtig gegen die Uebermacht sträubten. Dann sah er, wie sich in seiner Nähe die Kirchenthür öffnete und wie ein Hut, unter dem er den Domänenrath vermuthete und dessen Träger von den Verjammelten vorwärts gezogen und gedrängt wurde, in stürmischer Eile durch die Menge nach dem freien Ausgange sich bewegte.

„Halt, halt! Gewehr zur Attaque rechts!" hörte man den Hauptmann noch einmal befehlen. Aber schon war auch diese äußerste Maßnahme eine verspätete. Hartmann saß bereits auf dem Pferde der Comtesse und jagte in Carrière seinem sichern Schloßgute zu; der Hauptmann aber durfte mit besserm Rechte als jemals seinem rasch herbeigeeilten Factotum zurufen: „Feldwebel, in des Kukuks Namen, was machen wir nun?"

Digitized by Google

8.

Durch eine dichte Schonung der zum Hartmann'schen Schloßgute gehörigen Waldungen drängten sich etwa ein Stunde nach den eben erwähnten Vorgängen drei Männer, von denen zwei einen erlegten stattlichen Rehbock trugen.

„Nur vorwärts, vorwärts, meine Herren!“ mahnte der Dritte, der inzwischen vorangegangen war und mit sichtlicher Ungeduld das Herankommen seiner Begleiter erwartete. „Schon ist es sieben Uhr. Wir müssen den Bock so rasch wie möglich in Ihren Wagen schaffen, wenn wir nicht am Ende noch abgefoßt sein wollen.“

„Nurrr einen Augenblick Geduld, Errrlaucht, ich —“

„Zum Donner—, laß' hier die Titulaturen unterwegs!“ unterbrach der Graf zornig die Entschuldigung des dicken Oberlandjägermeisters. „Du weißt, daß ich auf solchen Gängen nicht gelaunt sein will. Wenn es Dir übrigens zu schwer wird, den Rehbock zu tragen, so will ich selbst wieder an Deine Stelle treten. Der alte gehörnte Bursche da hat allzu lange auf sich warten lassen. Die Sonne steht schon gewaltig hoch. Fort, fort, Ihr Herren!“

Der Präsident las aus den Mienen des regierenden Herrn dessen wachsende Besorgniß vor dem Ausgange des Unternehmens, und hielt es deshalb für gerathen, seine Maßnahmen, die sich auf die Dauer nun einmal nicht verhehlen ließen, schon jetzt zu enthüllen. In der gegenwärtigen Bedrängniß war der Graf wahrscheinlich am meisten geneigt, auch eine kleine Gewaltthat, wenn sie ihm nur irgend zu Gute kam, ungeahndet durchschlüpfen zu lassen.

„Unsern Gegner habe ich für heute völlig unschädlich gemacht,“ bemerkte er deshalb mit schlauem Augenblinzeln. „Auch seine Diener werden jetzt an andere Dinge als an Forstschutz zu denken haben.“

„Wie haben Sie das bewerkstelligt, Sie Pfiffikus?“ fragte Max Theodor dagegen mit dem Ausdrucke lächelnden Staunens.

„Ich erfuhr, daß Hartmann heute Morgen in gewohnter Keckheit sein Asyl verlassen würde, und traf daher meine Maßnahmen so, daß er sich jetzt sicher in den Händen der getreuen Garde befindet.“

„Der Garde? Sie haben ihn also wirklich verhaften lassen?“ fragte der Graf mit etwas kranzer Stirn. „Offen gestanden, das gefällt mir nicht besonders, Herr Präsident. Abgesehen von Ungelegenheiten, die uns unser Vetter, der Kurfürst, deshalb bereiten kann, hätte ich Hartmann für die Zwecke unseres Schalkstreiches lieber überlistet, als roh vergewaltigt gesehen.“

„Aber der Hund? Der arme treue Tyras, den der rücksichtslose Mensch so grausam tödtete?“

„Das freilich war nicht recht und hat mir wehe genug gethan,“ erklärte der Graf.

„Erlaucht urtheilen immer viel zu mild über die Schuldigen. Nur die ausgesuchteste Bosheit und Feindschaft konnte so handeln.“

„Hm, hm, ich weiß doch nicht, was ich selbst thäte, wenn mich ein solcher Hund, wie der Tyras war, anfiele. Und durch die Schuld Ihres Johann ist er am Ende von der Leine losgekommen. Dem Christian Blümchen selbst wäre das nicht begegnet. Das behaupte ich noch heute. Habe es deshalb auch gar nicht gern gehört, daß Du den Christian entlassen hast, Holderbusch. Es war ein treuer Mensch und ein Original dazu.“

„Aberrr Errr— ja, so — das hat doch meine Frrrau gethan, und Herrr von Strrraff sagt auch —“

Ein grimmiger Blick des Präsidenten ließ den Dicken jählings verstummen.

„So muß ich also doppelt bedauern, den hohen Wünschen nicht genügt zu haben,“ erklärte der Präsident mit der Miene gekränkter Unschuld.

„Nein, nein, ich will Sie nicht ernstlich schelten,“ lenkte dagegen der Graf gutmüthig ein. „Sie meinen es immer mit mir gut, haben aber manchmal einen allzuharten Griff. Ich bin mit Ihnen ganz zufrieden und lasse mich nicht verhexen. Habe deshalb auch in dieses Papier hier, das nun uns in die Tasche gesteckt hat, um mir den Appetit zu verderben, just zum Trotze, mein Frühstück eingewickelt. Da haben Sie den Fetzen! Was sagen Sie dazu?“

„O, das ist schändlich!“ rief der Präsident nach einem Blicke auf das Schreiben, das ihm der Graf behändigt hatte. „Mich so tückisch zu verleumden!“

„Aergern Sie sich nicht!“ beruhigte ihn der Graf. „Ich glaube nimmer, daß Sie unser Haus bei der Brandeisler Affaire benachtheiligt haben, am wenigsten aber glaube ich einem namenlosen Angeber. Doch nun ist genug geraiset. Vorwärts! Ich löse Dich ab, Dicker. Sonst rührt Dich noch der Schlag.“

Der Graf faßte den erlegten Rehbock, um ihn gemeinsam mit dem Präsidenten weiter zu tragen. Plötzlich aber horchte er hoch auf.

„Was war das? Klang es nicht wie Hundegebell?“

„Meinerrr Sitt! Ich habe es auch gehörrrt. Zum Kukuk, es wird doch kein Forrrstläufer mit dem Hühnerrrhunde hierrr herrrumstrrreichen.“

Von Neuem und schon recht nahe erklang das Gebell. Der Hund näherte sich ganz offenbar.

„Das ist kein Hühnerhund,“ bemerkte der Graf. „Der Ton ist zu tief und zu voll. Horchen Sie! Klingt es nicht genau, als ob mein alter Tyras anschläge?“

Die Begleiter des Grafen fanden keine Zeit die Frage zu beantworten. Schon hörte man deutlich, wie das starke Thier gewaltsam durch die dichten Büsche drang, schon erscholl auch aus der Nähe ein gellender Pfiff, um ihn zurückzurufen.

„Verdammt! Diesmal werden wir wahrhaftig abgefaßt,“ rief der gräfliche Wilderer, indem er zornig mit dem hohen Jagdstiefel das Waldmoos stampfte. „Was thun wir?“

„Wir sind drei gegen einen,“ wagte ihm der Präsident zu zuflüstern, indem er zugleich sein Gewehr schußfertig emporhob.

„Unsinn! Nieder das Gewehr!“ befahl dagegen der Graf streng und mit blitzenden Augen. „Soll unserer Thorheit zum Verbrechen werden? Kein Menschenblut um solcher Possen willen! Halloa, da bricht das Thier durch.“

Wirklich stürmte in dem Augenblicke, da der Graf die letzten Worte sprach, ein übergroßer Hund durch das Birkengebüsch und geraden Wegs auf den Grafen los.

„Herr, mein Gott, ist es möglich? Der Tyras!“ Mehr konnte der hohe Herr nicht sprechen, denn schon sprang der getreue Hund, vor Freude schier außer sich, an ihm empor.

„Mein Alter! Mein Getreuer! Du lebst, und man hat mir das weismachen? So hat Dich also das Gnadschrift doch nicht tödtlich getroffen?“ rief der Graf, während er sich der also stürmischen Liebkosungen nur mit Mühe erwehrte. „Wer hätte gedacht, daß mir der heutige Tag noch eine solche freudige Ueberraschung bringen würde!“

„Werden mich Erlaucht dagegen zu den unangenehmen Ueberraschungen zählen?“

Der Graf und seine Begleiter blickten erstaunt nach dem Manne um, der diese Worte gesprochen hatte und nun aus dem Gebüsche auf die Lichtung vortrat.

„Sie — Sie, Herr Domänenrath?“ stammelte der Graf sichtlich verlegen. „Was — was — werden Sie sagen, wenn — wenn —“

„Ich bin von ganzem Herzen erfreut, daß Erlaucht endlich einmal meine wiederholte Einladung zur Jagd angenommen haben, und noch mehr darüber, daß sie so glücklich ausgefallen ist.“

„Allerdings, Herr Domänenrath. Mir scheint, ich habe da einen recht capitalen Bock geschossen,“ erklärte der Graf durch die Auffassung Hartmann's sichtlich beruhigt. „Aber wie um des Himmels willen haben Sie uns in dieser einsamen Gegend im dichten Gebüsche auffinden können?“

„Tyras — er hat sich, wie Sie sehen, unter meiner Pflege schnell erholt — war, sobald er nur erst die Spur bekommen hatte, ein vortrefflicher Führer. Aber die Herren werden sicher ermüdet und hungrig sein. Ich habe mir daher erlaubt, ganz in der Nähe an der Königseiche, wo auch der Wagen des Herrn von Straff steht, ein kleines Frühstück auftragen zu lassen. Darf ich Euer Erlaucht und den Herrn Oberlandjägermeister ersuchen, daran gütigst Theil zu nehmen?“

„Von Herzen gern. Aber soll unser Präsident allein leer ausgehen?“

Hartmann warf dem Herrn von Straff einen keineswegs besonders einladenden Blick zu.

„Der Herr Präsident ist mein Freund nicht, und ich bezweifle deshalb, daß er meine Einladung annehmen würde,“ sagte er dann langsam und bedächtig.

„Da haben Sie nun Ihre Strafe, Herr Präsident!“ scherzte

Digitized by Google

„Ein kleines Pfennig für die arm' Savoyardenjung."
Originalzeichnung von H. in München.

der Graf. „Sie haben den Domänenrath bei Wasser und Brod einschließen wollen und nun schließt er Sie dafür von Wein und Braten aus. Ein anderer Grund für die Spannung zwischen beiden Herren ist mir wenigstens nicht bekannt. Sie müßten es denn ganz unverzeihlich finden, daß ich mir durch Vermittelung des Präsidenten meinen Korb bezüglich des Gutskaufes geholt habe. Die Hand aufs Herz, Hartmann, finden Sie meinen Wunsch gar so exorbitant?"

„Ich habe von jeher nichts natürlicher gefunden als diesen Wunsch, Erlaucht," entgegnete der Domänenrath ernst wie vorher. „Ich wäre auch jederzeit zu diesem Abkommen bereit gewesen, wenn man nur meine billigen Bedingungen erfüllt hätte. Aber für den halben Werth freilich kann ich Brandenfels nicht verkaufen, namentlich, wenn man mich zugleich mit einem der unzähligen Processe bedroht, wie sie die gräfliche Kammer zu führen liebt. Drohungen wirken bei uns nicht, Erlaucht. Und nicht einmal für einen mir lieben, auch Euer Erlaucht bekannten Feldbirnbaum in meinem Garten habe ich das Versprechen der Schonung erlangen können."

Der Graf blieb vor dem Präsidenten stehen, und sah ihn scharf an.

„Was muß ich da hören, Herr Präsident?" sagte er nach einer genommen Weile, während deren das Auge des Präsidenten den Boden gesucht hatte. „Was meint der Domänenrath? Haben Sie wirklich meinem Willen schnurstracks entgegen gehandelt? Processirt die Kammer gar mit meinen eigenen Unterthanen?"

„Sie führt nicht einen, sondern Hunderte von kostspieligen und ungerechten Processen," versicherte der Domänenrath freimüthig. „Es sind darunter Processe, die entschieden dem Ansehen des gräflichen Hauses schaden müssen."

„Ei ei, Herr Präsident, diesen Umstand werde ich näher untersuchen. Ich will keinen Rechtskrieg mit meinen Unterthanen. Verstanden? Nun freilich glaube ich auch zu wissen, warum in meiner Kammercasse stets Ebbe ist."

Digitized by Google

„Wir sind bei dem Wagen angelangt, und hier ist das Frühstück aufgetragen," ward der Domänenrath ein, um den Grafen auf frohere Gedanken zu bringen.

„Und hier ist auch sonst noch Jemand, der von der Partie sein möchte," sagte die Comtesse Charlotte, indem sie hinter dem Wagen des Präsidenten vortrat. „Erlaucht werden sowohl diesmal auch die eigenmächtige Ankunft der unterthänigsten Schwester in Gnaden verzeihen, zumal Ein Liebden höchstmögender Herr Tyras so glücklich mit dem Leben davon getommen ist."

„Ei was? Ei wie?" rief der Graf freudig erstaunt. „Du hier, Lottchen? Das ist ja ganz vortrefflich. Denn wärst Du jetzt nicht gekommen, so hätte ich wahrlich bei Dir noch heute um Gnade gebeten. Aber was in der Welt hat Dich auf diesen glücklichen Gedanken gebracht?"

„Nun, es könnte mich schon einmal gelüstet haben zu sehen, wie ein souveräner Reichsgraf als Bibliothekar gefangen wird," sagte die Comtesse mit ihrem munteren Lachen. „Solche Staatsactionen sieht man wahrlich nicht alle Tage. Dann aber war meine Anwesenheit auch nöthig, um unseren Wirth zu befreien, der — denk Dir nur, Max — verhaftet werden sollte, obwohl er an der Kirche und vom heiligen Abendmahle kam. Sollte das wirklich Dein Wille gewesen sein?"

Der Graf erwiderte kein Wort, aber er sah den Präsidenten mit einem Blicke an, der schon eine nicht zu verkennende Drohung enthielt.

„Setzen wir uns hier auf das weiche Moos, um dem Dejeuner unseres Wirths die gebührende Ehre anzuthun!" sagte er dann. „Sie, mein lieber Hartmann, zu meiner Rechten, Du Lottchen —"

„Noch einen Augenblick Geduld!" bat die Comtesse. „Ich bin mit meinen Ueberraschungen noch immer nicht am Ende, lieber Max. Nur hervor dort hinter Ihrem Versteckstücke, Fräulein Hartmann und Herr Forstjunker von Holderbusch! Ihr Stichwort ist gefallen, und Sie müssen auf die Bühne."

„Ah, noch ein Brautpaar, Lottchen! Immer besser — darf man schon gratuliren?"

„Noch nicht."

„Aber das Ziel ist doch nicht unerreichbar, will ich hoffen. Welch ein hübsches Paar! Du wirst nicht spröderzig sein, lieber Holderbusch, wenn ich Dich bitte."

„An contrrrairrro. Welche Ehrrre, Errrlaucht! Wenn — ja, wenn nurrr meine Frrrau —"

„Hast Du schon vergessen, was ich Dir einmal über die Absindung der von Holderbusch'schen Agnaten sagte: Unser Freund Hartmann wird hier so wenig kuansiren, wie bei diesem Dejeuner Im Uebrigen soll es mir nicht darauf ankommen. Deiner gestrengen Frau Gemahlin selbst meine gehorsamste Aufwartung zu machen und um höchlichre Einwilligung geziemend zu bitten. Zu einer Erhöhung des Gehalts werden sowohl die Mittel vorhanden sein, wenn wir die Processe künftig vermeiden und den jungen Mann seinen Verdiensten und Fähigkeiten nach besser verwenden. Nicht wahr, Herr Präsident?"

Diesmal schwieg der Präsident, aber ein aufmerksamer Beobachter hätte wohl hören können, wie seine massiven Zähne an einander knirschten.

Der Graf erhob sich, das gefüllte Glas in der Rechten, aber die Comtesse legte ihre feine Hand auf seinen Arm.

„Keinen Toast!" bat sie, „bevor ein anderer, weniger glücklicher Bräuter —"

„Meinetwegen mögen sie Alle zusammen laufen, wohin sie ihre spitzbübischen Beine tragen. Aber nun darf ich doch meinen Spruch sagen, Lottchen?"

„Chamvagner, Christian!" befahl der Domänenrath.

„Ei sieh, noch eine Ueberraschung," rief der Graf, als der alte Christian herbeieilte, um vor Allem das Glas des hohen Herrn zu füllen. „Na, um des frohen Tages willen mag auch Dir noch Dein arger Fehler verziehen sein. Ein ander Mal aber koppele die Hunde besser!"

„Das brauchen mir Erlaucht unterthänigst nicht zu befehlen," entgegnete der Alte in seiner geraden Weise. „Meine Pflicht thue ich schon ohnehin."

„Seht nur, wie stolz! Aber um Deinetwillen hätte ich doch fast meinen Tyras hier verloren."

„Wenn Erlaucht unterthänigst erlauben, so ist das eine ganz infame Lüge."

Sämmtliche Anwesende sahen den überkühnen Christian erschrocken an, und auch der Graf wußte einen Augenblick nicht, ob er zürnen oder lachen sollte, entschloß sich aber dann doch weislich zu Letzterem.

„Du bist ein ganz verzweifelt gerader Bursche," sagte er endlich. „Sag', ist es wahr, was die Leute behaupten, daß Du der größte Kerl in meiner Grafschaft bist?"

Christian wiegte erst eine ganze Weile nachdenklich den grauen Kopf.

„Nein, Erlaucht," gestand er endlich bescheiden. „Der Herr Präsident hier ist in dem Punkte mehr."

Der Graf brach über diese unerwünschte Antwort Christian's in ein munteres Gelächter aus, in das auch die übrigen Anwesenden mit einziger Ausnahme des Herrn von Straß und Christian's selbst einstimmten.

„Was ist da zu lachen?" fragte der unerschrockene Alte endlich verwundert. „Ich kann beweisen, daß ich nicht daran schuld bin, daß der Tyras lostam. Das haben hier der Präsident und sein sauberer Johann auf dem Gewissen."

„Kerl, wenn Du noch eine solche Lüge vorbringst, so zermalme ich Dich!" rief der Präsident wüthend, indem er Miene machte, sich auf den Kühnen zu stürzen.

Der Graf aber erhob sich, um den Zornigen mit Ernst zurückzuweisen.

„Sie vergessen wohl ein Wenig, daß ich hier bin?" begann er.

„Ich möchte gebeten haben —"

Aber Christian unterbrach auch seinen Landesherrn, wenn es ihm gutdünkte.

„Ich bitte gnädigst um Verzeihung," sagte er, „aber ich werde mit dem Herrn Präsidenten schon allein fertig und brauche keine Hülfe. Also, Herr Präsident: Numero Eins habe ich nie gelogen, wenn es der Herr Oberlandjägermeister nicht befahlen. Numero Zwei, haben Sie es mit Ihrem Johann abgeklartet, daß er die Leine unseres Tyras zerschnitt."

„Christian, ich warne Dich ernstlich, sprich nicht mehr, als Du verantworten kannst," mahnte der Graf.

Aber der Alte ließ sich dadurch nicht einschüchtern.

„Das ist der Strick," sagte er bedeutungsvoll. „Wer nur ein bischen Hundeverstand hat, der muß sehn, daß die Leine nicht von Tyras zerrissen, sondern mit dem Messer zerrieben ist."

„Auch ich muß dies glauben," erklärte der Domänenrath. „Ich habe das Stück, welches am Halsbande hängen geblieben war, sorglich betrachtet und kam so zu der Meinung Christian's."

„Wahrhaftig, so scheint es auch mir," gestand nun auch der Graf, nachdem er die Leine eine Zeitlang betrachtet hatte.

„Nein, so ist es," beharrte Blümchen. „Denn da habe ich auch das Messer, das an der bewußten Stelle, wo der Tyras lostam, gefunden ist. Dieses Messer aber gehört, wie alle Welt weiß, dem saubern Herrn Johann, der dort auf dem Bocke sitzt. Fragen Sie ihn nur, Erlaucht! Er wird's nicht leugnen können."

Durch die Seele des gewandten Dieners, dem diese letzten Worte galten, zog während dieser Szene eine ganze Reihe von Gedanken. Seinen schärfen Sinnen war sein Wort und sein Blick entschlüpft, und er hatte deshalb mit Schadenfreude bemerkt, daß der Stern seines Herrn entschieden im Sinken und Erbleichen begriffen sei. Was konnte außerdem das frechste Leugnen jetzt noch nützen? Johann entschloß sich also rasch, die reine Wahrheit zu reden.

„Ich kann's nicht leugnen, Erlaucht," räumte er ein, sobald der Graf mit den Beweisstücken in der Hand sich ihm näherte. „Das ist mein Messer, und damit habe ich auch die Leine zum Zerreißen gebracht."

„Warum?"

„Der Herr Präsident wünschte, daß der Hund die Rehe anfallen möchte, und so —"

„Bei Gott, Du und Dein Herr, Ihr Beide seid keinen Schuß Pulver werth," murrte der Graf, indem er dem Bedienten verächtlich den Rücken zuwandte, um zu den übrigen Anwesenden zurückzukehren.

„Danke unterthänigst," murmelte Johann; „hätte wahrlich keine Lust, meinen Werth nach diesem fatalen Pulvermaße bestimmen zu lassen. Aber auch nach der Begegnung mit meinem Herrn Präsidenten gelüstet mich nicht besonders. Die beste Kleidung habe ich an. Mag also der Herr Expotentat

Digitized by Google

allein noch Hause kutschiren und sich einen anderen Prügelknaben suchen!"

Bei diesen Worten stieg Johann leise und vorsichtig vom Bocke, um dann wie ein Fuchs im nahen Dickicht geräuschlos zu verschwinden.

„Mein Herr Präsident," fuhr der Graf inzwischen fort, „Sie können sich hier unmöglich behaglich fühlen und werden sich zudem auf unsere Abrechnung vorbereiten müssen. Sie sind entlassen."

„Soll das heißen, für immer, Erlaucht?" fragte Herr von Straff, dessen Augen ein unheimliches Feuer sprühten.

„Das habe ich bis jetzt nicht sagen wollen. Da Sie mich aber herausfordern, mein Herr Präsident, so mag es sein. Der Herr Domänenrath und unser Holderbusch werden mir, wenn ich darum bitte, Rath und Hülfe sicher nicht versagen. Adieu!"

„Ich, Erlaucht?" fragte der Oberlandjägermeister mit dem Ausdrucke maßlosen Staunens.

„Nein, Dicker, Dich will ich mit solchen schlimmen Dingen nicht plagen," entgegnete der Graf lachend. „Du fährst in den Rechnungen jede Eins mindestens für eine Zehn an. Ich hoffe vielmehr auf Deinen Sohn. Doch jetzt und hier haben wir bessere Dinge zu thun. Sagt' mal, habt Ihr Euch wirklich von ganzem Herzen lieb, Ihr junges Volk?"

„Ja, ja, Erlaucht," antworteten beide Liebesleute ohne Zögern, indem sie Hand in Hand vor den Grafen traten.

„So gebe ich als Euer Landesvater Euch als ehrsames Brautpaar zusammen. Wie, meine Herrschaften? Es zweifelt doch hier Niemand an der Legalität meiner Handlung, will ich hoffen? Wenn ich als souveräner Graf des Reichs die Macht habe, selbst Ehen zu scheiden, so muß ich doch wahrlich auch ein Brautpaar binden dürfen. He, Holderbusch! Du machst mir keine saure Miene mehr! Ich will Dir in Zukunft auch Deine tollsten Lügen mit gläubiger Miene anhören, wenn Du mir nur diesmal zu Willen bist."

„Saurre Mienen? Wie? Herrr sagt das? Bin ja von ganzem Herrzen einverrstanden, Errrlaucht."

„Auf ein adeliges Wappenschild soll es mir auch nicht ankommen, wenn Deine Gemahlin durchaus darauf besteht. Ja, die kleine Braut soll dann so adelig sein, wie ich sie machen kann, weit edler, als dieser hochadelige Johannisberger, und Ahnen soll sie haben, so viel wie wir zusammen heute noch Gläser trinken. Ist das wohl Deiner Frau genug, Holderbusch? Das neue Brautpaar lebe hoch!"

„Nun, Lottchen, bist Du zufrieden?" fragte der Graf leise, indem er sich während des Gläserklirrens zum Ohre der Schwester herniederbog. „Deine schlaue Kunst allein hat den Mächtigen gestürzt und alles Uebrige nach Deinem Wunsche herbeigeführt. Sind wir nun wieder ganz einig?"

„Meine schlaue Kunst?" wiederholte die Comtesse ebenso leise, aber mit einem glücklichen Lächeln und einem warmen Handedrucke. „Kältst Du es für so schwer, auf Deine Herzensgüte zu rechnen? Ach, Max, ich habe heute gerade klarer als je empfunden, wie schwer die Macht der Herren und der Diener gegen einander abzuwägen ist. Nur das eine Verdienst nehme ich stolz in Anspruch, daß ich zum guten Ziele auf geradem Wege kam."

Karl Elop.

Die Damen auf dem Wiener Congreß.

Von Julius Bacher.

Nr. 2.

Bei diesem Maskenball waren die Damentoiletten staunenerregend. Sie überboten Alles, was man bisher an Glanz und raffinirtestem Geschmacke gesehen hatte. Die reizendste Farbenmischung jedoch, sowie die sinnreichsten und schimmerndsten Masken verschwanden in den Alles überstrahlenden Lichtblitzen der zur Schau getragenen Diamanten und Edelsteine. Der Berichterstatter dieser Festlichkeit sagt: „Da war keine Dame, die nicht den Schmuck ihrer sämmtlichen Bekanntschaft an ihrem Anzuge zur Schau trug, nicht ein einziger Herr, welcher nicht in der Agraffe des Hutes, in dem Ringe des Halstuchs, in dem Stern auf der Brust die prachtvollsten Edelsteine aufzuweisen hatte. Der Hofjuwelier Sieber, in der Maske des Nabob von Mysore, erschien als ein wandelndes Juwelier-magazin; Fürst Esterhazy trug seine berühmte mit Solitaires besetzte Garde-Uniform, sämmtliche Erzherzöge die in Diamanten strahlenden Orden des goldenen Vließes. Der Kaiser Franz erschien in einem Anzuge, dessen Diamantenknöpfe zwei Millionen Gulden Werth haben sollten, während die Kaiserin Ludovica eine solche Last von Edelsteinen trug, daß sie derselben erlag und schon nach dem ersten Umgange sich in ihre Gemächer zurückziehen mußte."

Der Schmuck der Kaiserin von Rußland zeichnete sich mehr durch Einfachheit und geschmackvolle Anordnung aus; insbesondere wurde sie von den Damen um ein Bouquet von Edelsteinen beneidet, auf dessen smaragdenen Blättern Thautropfen glänzten und Schmetterlinge sich wiegten.

Den Höhepunkt in den weiblichen Erscheinungen, in welchen Rang und Reichthum der Edelsteine und kunstvolle Anordnung den Sieg über alle anderen Damen davon trug, bildete ein Zug der schönsten Frauen, in vier Gruppen die vier Elemente darstellend. In Diamanten und Sapphiren schimmerte die Luft; in Rubinen flammte das Feuer; in Perlen erschienen die Genien des Wassers; grüne Smaragde und goldbraune Topase schmückten die Erde. —

Nicht nur die Salons hoher und vornehmer Damen erlangten durch den Charakter und die Vorzüge ihrer Wirthinnen Ruf und Bedeutung, sondern auch andere, deren Vertreterinnen nur bürgerlicher Abkunft waren, jedoch namentlich den Geldleuten angehörten und in Folge dessen geadelt und baronisirt waren. Denn, um nicht hinter der Geburtsaristokratie zurückzubleiben, hatten auch diese Leute Salons eröffnet, deren Glanz und Beliebtheit häufig diejenigen der eigentlich aristokratischen übertraf. Die großen Geldverlegenheiten, in welchen sich der kaiserliche Hof und die Staatscassen befanden, hatten den gütigen Kaiser Franz und dessen Minister zu einer ungewöhnlichen Herablassung gegen die Geldleute veranlaßt. Viele jüdische Familien waren in den Grafen- und Baronenstand erhoben worden; so wurden sie hoffähig und durch Einladungen zu allen Hoffesten beehrt.

Es gab zur Zeit des Congresses in Wien mehrere Banquiers, in deren Häusern mehr Glanz und Pracht herrschte, als in manchen fürstlichen, in denen sich überdies auch noch in den Einrichtungen und Ausschmückungen ein ebenso feiner, oft jene übertreffender, geläuterter Geschmack und Kunstsinn geltend machten. Unter diesen Salons zählte damals ganz besonders der des Baron von Arnstein, in welchem dessen Gemahlin, Fanny, durch lebhaften Geist, liebenswürdige und anregendes Wesen glänzte. Neben ihr leuchteten zwei ihr nahverwandte Freundinnen, ein Geschwisterpaar, die als Dichterin bekannte Anna Frohberg und Marianne Saling. Namentlich war es die Letztere, die durch ihr stets heiteres, witziges und anregendes Wesen eine große belebende Kraft auf die sich daselbst versammelnde Gesellschaft ausübte. Sie wurde deshalb auch „die Adjutantin des Arnstein'schen Hauptquartiers" genannt. Ihre persönliche Erscheinung harmonirte vortrefflich mit ihrem Wesen.

Obgleich von jüdischer Abkunft, besaß sie eine Fülle goldblonden Haares, blaue, heil leuchtende Augen und eine überaus zarte und rosige Gesichtsfarbe, welche Vorzüge durch schlanke volle Körperformen noch wesentlich gehoben wurden. Alle diese Eigenschaften stempelten sie zu einer echt germanischen Mädchenerscheinung. Die ihr angeborene anmuthige Unbefangenheit und Ungezwungenheit nahm sogleich Jeden ein. Sie verstand es überdies, jede Bevormundlichkeit in der liebenswürdigsten Weise abzulehnen, weshalb sie noch den Beinamen „das Mädchen aus der Fremde" erhalten hatte. Fürsten, Mitglieder der Diplomatie, Cardinal Consalvi, Fürst Hardenberg, Herzog von Wellington und Andere fanden in dem Arnstein'schen Salon die ungezwungenste Begegnung und trafen hier zugleich mit anderen Elementen aus der Gesellschaft zusammen.

Digitized by Google

Diesem Salon würdig zur Seite stand derjenige der Schwester der Frau von Arnstein, der Baronin von Eskeles, der zwar in vornehmer und eleganter Haushaltung dem ihrer Schwester nicht gleich kam. Auch hier traf man die angesehensten Diplomaten. Graf Capodistrias mit Pozzo di Borgo lobeten hier den Mittelpunkt und belebten die Gesellschaft durch ihre geistreiche Unterhaltung.

Noch muß einer Dame Erwähnung geschehen, die, obwohl von niedriger Herkunft, zu den Schönheiten ersten Ranges zählte und die Gemahlin eines der reichsten Banquiers war. Es war dies Frau von Gallmeyer. Man nannte sie nach Calderon's Tochter der Luft „Semiramis", eine Bezeichnung, die das besondere Wesen dieser Dame, das mehr Bewunderung als Zuneigung zu erregen vermochte, erschöpfend charakterisirte.

In den glänzendsten Salons zählte derjenige der geistreichen Frau von Pereira, in welchem jedoch nur ein kleiner gewählter Cirkel verkehrte. Ein Gleiches fand statt bei der damals berühmten, jetzt fast ganz vergessenen Schriftstellerin Frau Karoline Pichler, in deren Salon nicht nur die Schöngeister Wiens, Castelli, Schlevogel, von Curland, von Collin, der Erzieher des jungen Napoleon, sondern auch die Musageten des Auslandes, wie Stägemann, Varnhagen, Koreff und mehrere Andere lebhaft verkehrten.

Außer den genannten Damen, die namentlich als Wirthinnen in ihren Salons glänzten, könnte noch eine weitere nicht eben kleine Anzahl genannt werden, wenn dies nicht die Grenzen dieser Mittheilung überschreiten würde; doch müssen wir noch der Salons der auswärtigen Damen gedenken. Frankreich war durch die Gräfin Edmond Perigord, Preußen durch die Prinzessin von Thurn und Taxis, England durch Lady Cassereagh und Dänemark durch die Gräfin Bernstorff vertreten. Das Interesse Polens verfolgte die Fürstin Lubomirska und Rußland wurde durch die Fürstin Bagration repräsentirt.

Der Salon der Fürstin Lubomirska, die sich bereits nach dem Tode ihres Gemahls, des Feldmarschalls, in Wien niedergelassen hatte, übertraf an Glanz und Eleganz alle anderen, und man fand daselbst stets die ausgewählteste Gesellschaft. Da sie selbst weder jung noch schön war, so hatte sie sich mit mehreren jungen und schönen Polinnen, darunter die Gräfinnen Rzewuska und Potocka, umgeben, die ihr in ihren häuslichen Obliegenheiten in der bezaubernsten Art beistanden. Ihr Salon gewährte überdies eine Vorstellung von den fabelhaften Aufwande der polnischen Großen zur Zeit ihres höchsten Glanzes. Ihr in einem Parke gelegenes Hotel, die Dienerschaft, Equipagen und die ganze fürstliche Einrichtung zeigten, was orientalische Pracht in Verbindung mit europäischem Geschmacke zu leisten vermag, und dieser Aufstand hatte der Fürstin auch die Bezeichnung „Feldmarschallin auf dem Gebiete der Eleganz" verschafft. Uebrigens zeigte dieser Salon den national-polnischen Charakter, worüber die Fürstin mit Sorgfalt wachte. — Weniger durch Pracht und Eleganz als durch die Schönheit der Wirthin ausgezeichnet, war der russische Salon, in welchem die Fürstin Bagration, die Gemahlin des gleichnamigen Feldmarschalls, ihren Landsleuten in Wien die Honneurs machte. Sie war eins der glänzendsten Gestirne unter den auf dem Congresse leuchtenden Frauenschönheiten und strahlte im Glanze aufblühender Jugend. Man bewunderte das liebliche Antlitz, zart und weiß wie Alabaster, mit leicht angehauchtem Rosenroth, das fein, zierlich, sanft und doch auch ausdrucksvoll war. Schlug sie die Augen nieder, so erschien sie demüthig und ergeben, erhob sie dieselben, so gewahrte man einen gebietenden, beherrschenden Ausdruck. Ihre Gestalt war von mittlerer Größe und vereinigte orientalische Weichheit mit andalusischer Fülle. Sie war dabei ausgezeichnet durch liebenswürdige Zuvorkommenheit gegen ihre Gäste und eine nicht gewöhnliche geistige Begabung. Sie veranlaßte musikalische Soiréen, ließ lebende Bilder stellen, berief sogar eine talentvolle Schülerin des berühmten Talma vom Théâtre français, eine Demoiselle L., die ganz besonders vom Kaiser Alexander begünstigt wurde, nach Wien, die Scenen aus französischen Trauerspielen aufführte, denen dann gewöhnlich ein glänzender Ball folgte.

Eine andere sehr beliebte Unterhaltung in ihrem Salon waren die von ihr veranstalteten Lotterien, zu welchen die eingeladenen Herren und die ohne Einladung erschienenen Fürsten die mitunter sehr werthvollen Gewinne lieferten. Der Kaiser Alexander gab Zobelpelzerien und Hermelinpelle, der König von Preußen Vasen und Tassen aus seiner Porcellanfabrik, der Kaiser von Oesterreich Krystallgläser aus Böhmen und ähnliche kostbare Geschenke. Eine Menge Bijouterien fiel überdies ein, und da die gewinnenden Herren stets zu Gunsten der Damen auf ihren Gewinn verzichteten, so standen sich diese bei diesem Lotto ganz vortrefflich. Dieser in den Salons der Fürstinen Lubomirska und Bagration herrschende Luxus und Aufwand hatte, wie wir später erfahren werden, seinen Grund nicht allein in seinen gastgeberischen, sondern wohl noch mehr in seinen politischen Zwecken.

Aber die Damenwelt auf dem Wiener Congresse zeichnete sich nicht stets durch Schönheit, liebenswürdiges Wesen und Geistesreichthum aus, sondern hatte auch ihre Gegensätze und komischen Erscheinungen. Namentlich waren es einige fremde Damen, deren Erscheinung und Besonderheiten auf dem Congresse nur allzu leicht zum Spotte und zur Kritik geneigte Zungen herausforderten, die einen Triumph darin fanden, die lächerlichen Seiten der Personen für ihren Witz zu verwerthen. Zu den bezeichneten Damen gehörte vor Allen die Gräfin Bernstorff, die Gemahlin des dänischen Gesandten. Der sarkastische Berichterstatter zeichnet diese Dame in folgender Weise:

„Sie hat Jugend und eine imposante Gestalt, bei Abendbeleuchtung schöne Farben, besitzt jedoch keine Grazie, wie ein Fouqué'scher Nordlandsrecke dänisch in die Höhe getrieben" — kurz, aber treffend.

Nächst Dänemark hatte auch England seine Congreßdame geliefert, die sich durch ihre Bevorderheiten auszeichnete, ohne diese durch irgend welche Vorzüge auszugleichen. Es war dies Lady Castlereagh, die Gemahlin des englischen Gesandten. „Die mehrjährige Abgeschlossenheit vom Festlande," sagt der Berichterstatter, „und der Nationalstolz, ihren Geschmack unabhängig von der französischen Mode zu halten, verleitete diese Dame oft zu Geschmacklosigkeiten. Ihr Anzug war nicht nur ganz abweichend von der auf dem Congresse herrschenden Mode, sondern auch stets überraschend eigenthümlich und durch sächerliche Mannigfaltigkeit geschmacklose Ueberladung verunziert, so daß sie als Zielscheibe des Spottes diente, besonders da auch ihre Gestalt, plump und kolossal, ihr Benehmen, wild und unbekümmert, wenig geeignet waren, ihre Erscheinung angenehmer zu machen."

Es bleibt uns nur noch übrig, diejenigen Damen zu bezeichnen, welche die Diplomatie auf dem Congresse vertraten und deren Wirksamkeit vielleicht nicht erschöpfend genug bekannt geworden ist. Jeder Staat hatte auf dem Congresse nicht nur seine Minister, Botschafter ꝛc., sondern auch eine Repräsentantin seines Landes. Diese Damen waren oft weit wirksamer in ihren politischen Bemühungen als die officiellen Diplomaten und hatten bei der auf dem Congresse betriebenen „Staatenmacherei" mit vielem Geschicke, wenn auch nur im Geheimen, mit. Schon vor Eröffnung des Congresses trafen diese Damen in Wien ein und eröffneten ihre Salons, in welchen sie die unvorsichtige diplomatische Jugend in ihren verführerisch gestellten Netzen zu fesseln suchten, um diesen Personen die zu erfahrenden Geheimnisse abzulocken. Mancher erfahrene Diplomat ist in diese Schlinge gegangen.

Zuvörderst war es der Salon des wohlbekannten Fürsten Talleyrand, der, wie schon früher erwähnt, Frankreichs Interessen auf dem Congresse vertrat, in welchem die junge, zwanzigjährige Gräfin Perigord, die Herzogin Dino, die Wirthin machte und durch ihre Schönheit, die Anmuth ihres Wesens und die Gluth ihres feurigen Auges, ihre geistige Begabung und Ausbildung, sowie durch die erforderliche Ausdauer überaus geeignet war, für die politischen Zwecke Talleyrand's zu wirken. Diese geistreiche Dame inspirirte, wie das Gerücht ging, auch im vertraulichen Umgange den Fürsten selbst mit den besten Rathschlägen. Denn obgleich Königin bei allen Festlichkeiten, die sie besuchte, stehte sie es dennoch, in Zurückgezogenheit den Studien obzuliegen. Durch Nachdenken und Lectüre frühzeitig gereift, im Besitze der genauesten Kenntnisse der neueren Geschichte und der vorzüglichsten Dichterwerke in verschiedenen Sprachen, zog sie die Unterhaltung über die wichtigsten Fragen der Politik und diejenige über Kunst allen andern vor. Ihre Schönheit wurde noch von ihrem feinen und gebildeten Geiste übertroffen, mit welchem sie in fast unwiderstehlicher Art zu wirken wußte, sei

Digitized by Google

es, daß es galt, einen politischen Gedanken anzuregen, die Ueberzeugung von der Wahrheit desselben zu verbreiten, Andere für ihre Ansicht zu gewinnen oder ein etwa gehegtes Mißtrauen zu beseitigen.

In allen Fällen, in denen es darauf ankam, die Zustimmung für etwas zu erlangen, vermochte die Herzogin mehr als selbst ihr so berühmter sogenannter Oheim. Diese Vorzüge und ihre seltene Beredsamkeit sicherten ihr daher auch einen großen politischen Einfluß, und sehr oft unterstützte sie durch dieselben die Thätigkeit des Fürsten, glich Widersprüche aus, die er fand, ersparte ihm viele Hindernisse und führte ihm wirksame Kräfte zu, bevor er noch mit Andern angeknüpft hatte, oder mit sich selbst ganz im Klaren war. „Oefter war" — wie der französische Biograph dieser Dame bemerkt — „diese so feine und so feste Klugheit, welche unter der Hülle der Grazie weniger mächtig erschien, dem berühmten Fürsten in ganz bestimmter Weise hülfreich, bestärkte ihn in seinen Entschlüssen oder schmückte mit ganz besonderer Kunst die Form aus, welche sie denselben geben wollte."

Diese so schön vertretene Ueberlegenheit machte sie in verschiedener Weise geltend. Mehrere Noten des Fürsten, sowie einige seiner Briefe an Louis den Achtzehnten und an andere Souveräne, selbst ganz vertrauliche, von ihm selbst copirte Briefe, lassen in manchen lebhaften und delicaten Ausdrücken, in manchen geschickt überredenden Wendungen die Hand der Herzogin Dino erkennen. Dieser Dame verdankt Talleyrand diese feiner nicht nur auf dem Wiener Congresse erzielten politischen und diplomatischen Erfolge.

Der Herzogin Dino stand die Fürstin Bagration würdig zur Seite, wenngleich ihre politische Thätigkeit bedeutend beschränkter war und ihre äußeren, sie geistigen Vorzüge denen der Herzogin nicht gleichkamen. Sie nahm in ihrem Salon die politischen Interessen Rußlands wahr und bemühte sich mit vielem Erfolge, die ihr gegebenen Aufträge in der einnehmendsten Weise zu erledigen. Denn vor allen andern Mächten war es ganz besonders Rußland, das sich bemühte, unter der Hand das ihm Wichtige auskundschaften zu lassen, Intrigunen anzuspinnen und allerlei ihm nützliche Verwicklungen zur Erreichung seiner politischen Ziele herbeizuführen. Wir haben bereits früher die großen Vorzüge näher bezeichnet, welche die Fürstin besaß und welche sie ganz besonders zu der ihr gestellten Aufgabe befähigten. Durch den Zauber ihres ausgezeichneten Benehmens, ihre aristokratische Vornehmheit und feinen Formen, welche damals die diplomatischen Salons in Petersburg zu den ersten der Welt erhoben, übte sie daher auch eine seltene Wirksamkeit während des Congresses aus, wie sie kaum ein gewiegter Diplomat besser zu erzielen vermocht hätte. In welcher Weise und durch welche Mittel dies geschah, ist bereits früher angegeben.

Offener in ihren politischen Bemühungen auf dem Congreß ging die Fürstin Lubomirska zu Werke. Es war bekannt, daß sie zur Wiederherstellung ihres Vaterlandes weder Mühe noch Mittel scheute, und man fand in ihrem Salon stets viele ihrer Landsleute, mit welchen sie im Geheimen über die Mittel und Wege zur Wiederherstellung Polens berieth, zu welcher sich der Kaiser von Rußland nicht abgeneigt zeigte. Hierauf beschränkte sich jedoch die politische Thätigkeit dieser Dame, und daß diese eben eine fruchtlose gewesen, hat uns die spätere Theilung Polens gezeigt.

Wie weit die politische Thätigkeit der Prinzessin von Thurn und Taxis, die Preußens, sowie diejenige der Lady Castlereagh, die Englands, und der Gräfin Bernstorff, die Dänemarks Interessen vertrat, reichte, läßt sich nicht mit Genauigkeit bestimmen. Diese drei Damen eröffneten jedoch auch bereits vor Beginn des Congresses ihre Salons in Wien und sollen außer in der Unterhaltung ihrer Gäste auch für die Erledigung der ihnen ertheilten diplomatischen Aufträge thätig gewesen sein.

Wir schließen die Gallerie der auf dem Congreß Politik treibenden Damen mit der bereits erwähnten Herzogin von Sagan. Diese Dame bildete den Mittelpunkt eines sehr lebensvollen Kreises, in welchem die höchsten Fürsten und bedeutendsten diplomatischen Personen vertreten waren. Ihr einnehmendes, gütiges und zugleich energisches Wesen wirkte mit siegender Macht. Trotzdem theilten sich die Meinungen über ihre politische Thätigkeit auf dem Congreß. Auf der einen Seite sprach man ihr den Ehrgeiz ab, trotz ihrer seltenen Befähigung eine politische Rolle zu spielen, und fand diese Zurückhaltung und Beschränkung ihrer Thätigkeit auf das eigentliche Gebiet der Frauen als überaus bemerkenswerth, während Andere, in die Umtriebe auf dem Congreß näher Eingeweihte diesem Gericht widersprachen, indem sie den Beweis führten, daß die schöne Herzogin ihren Einfluß, den sie bereits früher auf Metternich ausgeübt hatte, auch während des Congresses in entscheidenden Momenten geltend zu machen bemüht wäre. Jedenfalls ist festgestellt, daß die Herzogin durch ihr einschmeichelndes Wesen zu Gunsten Metternich's auf den Kaiser Alexander zu wirken bedacht gewesen, sowie, daß der verschwenderische Staats-Kanzler früher aus ihrer Hand im Auftrage Rußlands bedeutende Summen empfangen hat.

Wenn wir das Treiben auf dem Congreß und dessen fruchtlosen Ausgang näher betrachten, wenn wir erwägen, daß derselbe eigentlich nur aus unaufhörlichen Belustigungen bestand, in denen die Salons eine hervorragende Rolle spielten, werden wir erst die damalige Thätigkeit und Bedeutsamkeit der Damenwelt erschöpfend würdigen können. Freiherr von Stein, der sich damals gleichfalls in Wien befand, spricht sich darüber in folgender Weise aus: „Die Salons haben einen verderblichen Einfluß auf die Geschäfte; sie vereinigen die Staatsmänner, die Ränkeschmiede und die Neugierigen, erleichtern die Verbindungen und Ausplaudereien, und die Rückwirkung der Geschäfte auf das gesellige Leben ist nicht weniger verderblich; sie veranlassen Zwang und Anspannung und verbannen Fröhlichkeit und Zutrauen."

So der berühmte Staatsmann über das Treiben in den Salons des Wiener Congresses.

„An der Saale kühlem Strande".

Von all den Tausenden, welche alljährlich das Fernweh nach dem unverfiegbaren Jungbrunnen der Thüringer Berge ergreift und aus dem Staube und Lärm der Städte hinaustreibt in das tannengrüne schattendunkle Reich des Waldes, wendet sich oder wandte sich doch bisher die große Mehrzahl dem nordwestlichen Theile Thüringens zu, besonders deshalb, weil dessen schönste Punkte von Eisenach ab am schnellsten und bequemsten zu erreichen waren. Und doch kann sich der Südosten Thüringens gar wohl mit den Orten des nordwestlichen Theils messen, denen die Hauptmasse der Waldfahrer zuströmt. Denn wo wäre wohl in diesem ein Thal von so ursprünglicher Frische und Waldespracht, wie das Schwarzathal? Oder giebt es wohl überhaupt ein harmonischeres Waldbild, als Schwarzburg vom Brockenhäuschen des Trippsteinfelsens aus? Und hat nicht der Südosten Ilmenau und seine anmuthige Umgebung, Paulinzelle mit seiner herrlichen Klosterruine?

Freudig mußte daher ein Unternehmen begrüßt werden, welches dem längst und schwer empfundenen Mangel der schnelleren und bequemeren Erreichbarkeit der südöstlichen Hälfte des Thüringer Waldes Abhülfe schafft. Dieses Unternehmen ist die am 1. Mai 1874 eröffnete Saalbahn, welche bei Großheringen, einem Dörfchen zwischen Kösen und Sulza, von der Thüringer Bahn abzweigt, in Saalfeld, wo sie sich mit der Obere-Eichichter Bahn vereinigt, endet und den Reisenden von Halle oder Leipzig ab in etwa fünf Stunden nach Rudolstadt oder Schwarza und damit mitten hinein in's Thüringerland, dicht vor die schönsten Partien des Südostens führt. Sie ist aber nicht nur der schnellste, sondern auch der schönste Weg nach jenem Theile Thüringens; denn durch sie ist es möglich, auch das an malerischen Landschaftsbildern reiche Saalthal mit Aufwand geringer Zeit kennen zu lernen, und so führt sie daher nicht blos Thüringen eine größere Zahl walddurstiger Pilger zu, sondern sie erschließt zugleich erst der Reiselust das schöne, bisher nur spärlich besuchte Saalthal.

Ihm nun und seiner Bahn sei von der Gartenlaube ein Besuch abgestattet, indem sie heute ihren Lesern das umstehende,

Digitized by Google

lebensvolle Bild Hermann Heubner's, des bewährten Malers der Thüringer Berge, bringt. Mir aber sei es gestattet, mit führendem Wort diese Saalbahnfahrt zu all den Bergen und Burgen, zu all den Städten im Thale zu begleiten, die unser Bild in anmuthiger Gruppirung vor das Auge führt. —

Das Saalthal von Großheringen bis Saalfeld, welches die Saalbahn durchzieht, ist nur der größere Theil des vorderen Saalthals, welches erst zwischen Weißenfels und Naumburg in die weite Ebene mündet, durch die dann der breiter werdende Fluß seine trüben Wellen so langweilig und ehrbar der Elbe entgegenwälzt, daß man es ihm kaum ansieht, welch eine frische Jugend voll toller Sprünge hinter ihm liegt, in der er mit allen Bäumen und Blumen des Ufers verliebt gekost, all die blauäugigen Waldkinder, Roda und Orla, Unstrut und Ilm und seinen Liebling, die schmucke Schwarza an's Herz gedrückt und mit den Jeuenser Studenten im „Paradiese“ geschwärmt hat.

Aber auch gleich nach dem Eintritt in's Saalthal wird die Gegend freundlicher; zahlreiche Obstpflanzungen schmücken den fruchtbaren Grund; Naumburg mit seinen Rebenbergen und Landhäusern taucht auf; Freiburgs alter Wartthurm schaut herüber; die alte Schulpforta zeigt sich zur Linken, und bald ist der Anfangspunkt der Saalbahn, das unscheinbare Dörfchen Großheringen, erreicht. Hier, nicht weit von den grauen Thürmen der Rudelsburg und Saaleck, beginnt das eigentliche Saalthal; hier zweigt sich die Saalbahn von der Thüringer ab, dringt nun mühsam, zwischen steinernen Futtermauern und trotzig den Eingang wehrenden Höhen hin, in das enge Thal ein und erreicht bald darauf die erste Station, das freundliche Städtchen Camburg, welches zu beiden Seiten des Flusses am Fuße des mit einer alten Warte gekrönten Thurmberges malerisch anmuthig sich ausbreitet. Dieser Berg gewährt eine reguisite Aussicht auf den fruchtbaren Grund, das freundliche Städtchen, die grünen Bergwände und die friedlich mitten hindurch ziehende Saale.

Von hier bis zum nächsten Haltepunkte windet sich der Schienenweg anf schmalem, mittelst langer Steinbauten dem Strome abgerungenem Boden durch einsache Wiesenauen, Obstpflanzungen und Saatfelder, bis plötzlich einer der bisher das linke Ufer verengenden Bergvorsprünge zurücktritt und sich vor unseren Blicken eines der reizendsten Bilder des Saalthales aufthut. Droben auf der schroffen Kante hoch übereinandergeschichteter, steil zur Saale abfallender Kalkfelsen schauen die drei Schlösser Dornburgs in's breiter sich ausdehnende Thal herab, und dazwischen blühen und grünen in voller schwellender Pracht die weinumrankten Terrassen, die schattigen Laubgänge und buntfarbigen Blumenbeete des Schloßgartens, die das kahle Bergeshaupt wie mit duftigem Kranze umwinden. Und doch entfaltet das alte Städtchen nur einmal im Jahre seinen vollen, reichsten Schmuck, und nur Der kennt es in seiner ganzen seenhaften Schönheit, der es gesehen hat an einem heiteren Sommertage, wenn all seine tausend Rosen glühen und duften, wenn alle seine blühenden Glocken und Glöckchen in leisem Windhauche zittern und die alten Schlösser, wunderbar beglänzt von hellem Sonnenscheine, wie eingelpunnen liegen in Schimmer und Blumen.

So kenne ich dich, so stehst du licht und unvergeßlich in meiner Erinnerung, und so grüße ich mit freudigem Herzen dich wieder, mein rosenumrauntes, duftumhauchtes Dornburg.

Aber diese reichen Gaben der Natur begründen nicht allein die Anziehungskraft der drei schlichten Bergschlösser; eines derselben ist zugleich eine geweihte Stätte, ein vom Genius der deutschen Poesie verklärtes Schmerzensasyl unseres größten Dichters. Denn während das mittlere der drei Bauwerke ein erst im achtzehnten Jahrhundert erbautes Lustschloß, das unterste, nördliche dagegen ein kaiserliches Palatium ist, in welchem einst in den Tagen Kaiser Otto's des Ersten wehrfach Reichstag gehalten wurde, suchte und fand in dem am südlichen Ende des Felsens gelegenen, unscheinbarsten Gebäude der gebeugte Goethe am Abende seines Lebens Trost für den schweren Verlust, der ihn durch den Tod seines fürstlichen Freundes, des am 14. Juni 1828 plötzlich heimgegangenen Großherzogs Karl August, getroffen hatte. Von Weimar floh er, um „jenen düsteren Functionen zu entgehen, wodurch man, wie billig und schicklich, der Menge symbolisch darstellt, was sie im Augenblicke verloren hat“, zuerst nach Jena; aber auch hier, wo ihn Alles an den theuren Todten mahnte, war seines Bleibens nicht lange. Da, in jenen trüben Tagen des Schmerzes stieg vor seiner Seele das Bild des freundlichen Dornburgs empor, und eine Ahnung, daß er dort finden werde, wonach ihn so heiß verlangte, wurde laut und immer lauter in ihm, so daß er schon am 7. Juli nach dem alten Städtchen abreiste. Und der große Naturkenner hatte sich nicht getäuscht, als er von all den schönen Gegenden, die das Land seines verewigten Freundes in reicher Fülle bot, das friedliche Dornburg zum Asyle wählte. Dort in der schlichten „Bergstube“ des bescheidenen Schlößchens mit den mittelalterlichen Giebeln bewährte sich an ihm die freundlichmilde, schmerzstillende Kraft des Saalthals: mit Entzücken genoß er die anmuthigschlichte Aussicht „hinab auf die zu Dörfern versammelten, durch Gartenbeete und Baumgruppen gesonderten Wohnsitze, das hübsche Thal mit seinen flachen Wiesen, steigenden Aeckern und einer bis an die unzugänglich-steilen Waldränder sich erstreckenden Vegetation“; der Friede der ihn umgebenden Natur brachte auch den verlorenen Frieden seiner verwundeten Seele zurück, und erst als die Blätter fielen und der Herbst seine mahnenden Boten in's stille Thal sandte, nahm er wehmüthig dankbaren Abschied von dem anmuthigen Dornburg, das ihm so schönes Gastgeschenk gegeben hatte.

Seit jenen Tagen aber hat Niemand wieder die schlichte Bergstube bewohnt; liebevolle Pietät hat sie in demselben Zustande erhalten, wie sie einst von dem greisen Dichterfürsten verlassen wurde. Und bieten die pruntlosen Zimmer mit den einfachen Möbeln dem Auge auch nicht viel, sie bleiben doch eine geweihte Stätte, über welcher ein seltsam unbeschreiblicher Zauber liegt. Es ist, als sei in den stillen Räumen ein Hauch des Friedens, wie er einst hier über das trauernde Poetenherz gekommen, zurückgeblieben, als müsse der Blick aus den rebenumrankten Fenstern hinab auf das traulich Landschaftsbild Alles, was uns „kränket und was uns bange macht“, zur Ruhe bringen und auch den schwersten Kummer leise von der bedrückten Seele lösen. Möge darum manch Saalbahnfahrer wohlgemuth den steilen Pfad nach den alten Schlössern hinansteigen und freudig eintreten in die schlichte Bergstube des Goetheschlößchens! Dort wird er bei dem Beschlusser desselben, dem alten Hofgärtner Sckell, der einst auch Goethe mit Speise und Trank gelabt hat, nicht nur freundliche Aufnahme finden, sondern sich auch manch selbsterlebte Erinnerung an seinen unvergeßlichen Gast erzählen lassen können.

Doch unterdessen ist unser Zug längst weitergeeilt und braust nun an den Felsen des Städtchens dahin und bald an einer Reihe waldgekrönter Höhen vorüber, von deren einer die zerfallenen Reste der Kunitzburg auf uns zu ihren Füßen hingelagerte, durch seine Eierkuchen berühmte Dörfchen Kunitz herniederschauen. Nach und nach aber tauchen schon die kahlen, seltsamen Kalksteinformen der Jenaer Berge auf; der langgestreckte Rücken des einst mit drei Burgen geschmückten Hausberges, den jetzt nur noch die Ruine des Kirchberger Schlosses, der einsame fingerartige Fuchsthurm, krönt, wird sichtbar; gegenüber hebt der Landgraf mit dem Napoleonsteine sein Haupt empor; der Jenzig senkt sich in scharfgeschwungener Linie herab; frische Jenaer Luft strömt durch das Thal und weckt mächtig alte Erinnerungen auf an jene classische Zeit Jenas, da Schiller und Goethe im kleinen Saal-Athen lebten und wirkten, aber auch an jene für den Einzelnen nicht minder classischen Tage fröhlichster, studentischer Jugendlust der ungemüthlichen Musenstadt. Da zieht sich der Philosophengang, der berühmte „Spaziergang“ des gelehrten Jenas, hin, während drüben „der Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel“ erglänzt; hier durch die Erlen der feuchten Wiesen, in denen die Herbstnebel sich zu phantastischen Gestalten zusammenballen, ritt einst der „Bater mit seinem Kind“, und drüben im Giebelstübchen des Gasthofs „zur Tanne“ dichtete Goethe seinen unsterblichen „Erlkönig“; da grüßt das unscheinbare Kirchlein Wenigenjenas herüber, in dem sich still und einfach „der Kosten wegen“ der arme Professor Schiller trauen ließ, und dort wieder winken die schmucken „Bierdörfer“, in denen sich die „Lustigen von Weimar“ kraftgenialisch amüsirten und in denen noch heute der durstige Musensohn seine fidelen „Exclusiven“ hält. Und sieh, dort erscheint nun das alte, liebe Jena selbst, und mit ihm tauchen all die unvergessenen Statten akademischer Burschenfreiheit, Burgkeller und Universität. Rose und Zeise und all die ehrwürdigen Locale, wo dem Studenten leibliche und geistige Nahrung reichlich verabfolgt wird, vor

Digitized by Google

unseren Blicken auf. Heute aber soll ihnen all ihr Locken und Grüßen Nichts helfen. Wie es auch den alten Jenenser heimwehkrank hineinzieht in all die Herrlichkeiten der alma mater, heute sei nicht von ihnen gesungen und gesagt, so Vieles und Lustiges davon auch zu berichten wäre; die Gartenlaube wird ihnen später ein besonderes Gedenkblatt widmen. Darum fort mit den Erinnerungen an die „schönen Tage von Aranjuez", hinweg mit den alten Studentenliedern, die alle wieder wach werden und lustig durch Kopf und Herz klingen! Zum Abschiede aber ein Künnchen Lichtenhainer auf das Wohlergehen und Blühen der frühlichen Musenstadt und aus warmem Herzen ein aufrichtiges: „Stoßt an! Jena soll leben!"

Hinter uns liegen nun die Thürme und Häuser Saal-Athens; das Dampfroß führt uns weiter den Bergen zu, durch die Gärten der Stadt und durch das „Paradies", einen von der Saale durchflossenen, vom Schienenstrange durchschnittenen Spaziergang, hinweg über die Stelle, wo die jetzt ganz verschwundene Rasenmühle einst sich erhob, von welcher ein unbekannter Poet so herrlich gesungen hat:

„Lichtenhain und Ammerbach und die Rasenmühle
Sind drei Orte, wo man sich kann gemüthlich stühle."

Wir fahren vorüber an den „Burgen auf den Bergen", an den bierberühmten Ortschaften Ziegenhain, Wöllnitz und Lichtenhain, den Sitzen ruhmreicher, uralter Herzogsgeschlechter „von Bieres Gnaden", während weiterhin oberhalb des Städtchens Lobeda von schroffem Bergschreitt die Ueberreste der Lobedaburg, einer der größten und besterhaltensten Burgen „an der Saale kühlem Strande", verödet in die freundliche Landschaft herniederblicken. Bald darauf ist die nächste Haltestelle, das Dörfchen Rothenstein, erreicht, über welchem sich, steil zur Saale abfallend, eine aus rothen Sandsteinschichten gebildete Höhe, der Rothensteiner Felsen, erhebt. Hier war es, wo im dreißigjährigen Kriege sich ein schwedischer Trompeter, von den Feinden verfolgt, mit seinem Roß in die Saale hinabstürzte, dieselbe glücklich durchschwamm, dann aber, am jenseitigen Ufer angekommen und das Lied „Nun danket alle Gott!" blasend, von einem ihm nachjagenden Croaten erschossen wurde. Von der Spitze des Rothensteiners aus bietet sich eine anmuthige Aussicht auf Thal und Fluß, links hinab bis zu den kahlen Berggestalten von Jena, rechts hinauf bis zu den waldigen Höhen der Thüringer Vorberge, während mitten über dem schönen Bilde auf einem alle anderen Höhen überragenden Vorsprunge der alte Bergfried der stattlichen Leuchtenburg thront. Diese selbst, welche, einer Leuchte gleich, von nun an lange sichtbar bleibt, ist am schnellsten und bequemsten von der nächsten Station der Bahn, dem am Fuße des Dohlensteins malerisch gelegenen Städtchen Kahla, zu erreichen. Der Besuch der wohlerhaltenen Veste ist wegen ihrer entzückend schönen, umfassenden Rund- und Fernsicht auf das Saalthal und die Saalberge bis weithin auf die zahllos in einander überfließenden Waldgipfel Thüringens um so mehr zu empfehlen, als das Zucht- und Arbeitshaus des Herzogthums Sachsen-Altenburg sich nicht mehr hier befindet.

Von Kahla ab verändert sich nun der Charakter der Landschaft; ringsum wird's grüner, thüringischer; in größeren Zwischenräumen erscheinen Dörfer, deren bescheidenes Aeußere sich den Waldbdörfern nähert, und statt der kahlen Jenaer Berge senken sich, fast bis zum Fuße mit dunklem Nadelholze bedeckt, die Ausläufer des Thüringer Waldgebirges in's Thal hernieder. Nur einmal noch, bevor wir in Letzteres tiefer hineindringen, wird das Grün der bewaldeten Kuppen unterbrochen durch den schroff aufsteigenden Sandsteinfelsen, auf dessen langgestrecktem Rücken sich hoch über der Stelle, wo das Flüßchen Orla seine Fluthen der Saale vermählt, das an historischen Erinnerungen reiche Städtchen Orlamünda ausbreitet. „Das thüringische Bethlehem" nennt es das Volk, weil seine Lage der Geburtsstadt Christi so sehr gleichen soll, daß schon nach dem Berichte einer alten „Thüringischen Chronika" Einer von Büinau, „so eine Reise in's gelobte Land mitgethan", versichert hat, wer Orlamünda sehe, der sehe Bethlehem in Palästina.

Allein es weht auch ein Hauch bedeutender Vergangenheit durch das alte Städtchen; denn es ist der Stammort jenes mächtigen Grafengeschlechts von Orlamünda, welches am Anfange unseres Jahrtausends über einen großen Theil Thüringens und Frankens gebot, bis nach und nach durch den Uebermuth der stolzen Herren ein Besitzthum nach dem andern verloren ging, Glanz und Ruhm erlosch und endlich das weitverzweigte Geschlecht gänzlich ausstarb. Dann wurde auch die umfangreiche Stammburg zerstört, und Nichts ist mehr von ihr übrig, als ein am östlichen Ende der Stadt gelegenes, unansehnliches Gebäude, die Kemnate der Burg, die sogenannte Kempte, die, jetzt mit hohem, bürgerlichem Dache versehen, als Speicher benutzt wird. Eran Sage aber hat zugleich Besitz ergriffen von dem zerfallenen Steinstoffe und die geborstenen Mauern nach ihrer phantastischen Art mit dem üppig rankenden Grün ihrer Märchen umflochten. Sie läßt durch den einsamen Burghof in mondscheinerhellter Sommernacht eine weiße Frauen gestalt wandeln, ein Weib aus dem stolzen Grafenhause, das einst um ihre Heirath mit dem Burggrafen Albrecht dem Schönen von Nürnberg zu ermöglichen, ihre beiden Kinder aus erster Ehe ermordet haben soll und zur Sühne dieser Unthat nun ruhelos wandern muß durch die Trümmer der Burgen ihres erloschenen Geschlechts; ja, sie bringt diese weiße Gestalt in engste Verbindung mit jenen Burggrafen von Nürnberg, deren Sproß jetzt auf dem neuerstandenen Kaiserthrone Deutschlands sitzt, und läßt sie auch in den getäfelten Sälen des Berliner Schlosses erscheinen und „als weiße Frau nun ihre Schlüsselbündel klirren, wenn ein Fleck sich soll verdunkeln an der Sonne Hohenzollern."

Doch nicht blos die Sage, auch die Geschichte kennt eine Verbindung jener Nürnberger Burggrafen mit dem Orlamündaischen Grafenschlosse, und wieder ist es eine Heirath, eine für das Haus Hohenzollern bedeutsame Heirath, bei welcher die alte Burg eine Rolle spielt: die im Jahre 1350 erfolgte Vermählung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit Elisabeth, der Tochter Markgraf Friedrich's des Ernsthaften von Meißen, der 1344 die Grafschaft Orlamünda künstlich erworben hatte. Die Mitgift der Letzteren aber wurde durch Verpfändung von Orlamünda gewährt, das bis 1358 im Besitze des Burggrafen Friedrich der blieb, während die Pfalzgrafen, die Stammburg der fränkischen Linie der Orlamünda-r Grafen, die schon vorher Eigenthum Friedrich's war, von Letzterem seiner „zukünftigen ehelichen Wirthin zur Bewitthumung assignirt" wurde. Jene Elisabeth aber wurde die Mutter des ersten Kurfürsten von Brandenburg und damit die Stammmutter des kaiserlichen Hauses der Hohenzollern. Vielleicht veranlassen diese Erinnerungen, welche der trotzig in's Thal schauenden Kempte ein historisches Interesse verleihen, manchen Saalbahnfahrer, dem an anmuthiger Umgebung und mancherlei Ueberresten aus alter Zeit reichen Städtchen, in welchem sich auch später ein kleines Stück Reformationsgeschichte, deren Held der Orlamündaische Pfarrer und Bilderstürmer Andreas Bodenstein war, abgespielt hat, einen Besuch zu widmen.

Nun v.rschwinden bald die Sandsteinfelsen Orlamündas, und der Zug braust durch einförmige, nur durch die helle Weißenburg, welche früher ebenfalls Eigenthum und Wohnort der Orlamündaischen Grafen war, belebte Gegend, bis sich hinter der nächsten Station, dem hart am Flusse gelegenen Dorfe Uhlstädt, das Thal weiter ausbreitet und das stattliche Schloß von Rudolstadt und kurz darauf auch die freundliche Stadt selbst sichtbar wird. Ihr namentlich und ihren zu wenig gewürdigten landschaftlichen Reizen wird der Schienenweg die gebührende Beachtung bringen. Denn wie herrlich ist schon die Lage der kleinen Residenz in dem von einem Kranze grüner Waldberge umrahmten Thale am Ufer der rauschenden Saale, überragt von dem auf einem Bergvorsprunge sich erhebenden Schlosse, der imposanten Heidecksburg! Wie schön liegt auf dem Boden, den vor Kurzem noch die Wellen des Flusses bedeckten, der Bahnhof neben den schattigen Lindenalleen des Angers, des Brennpunktes des Lebens der Rudolstädter! Dazu rings auf den Höhen all die blühenden Berggärten mit schmucken Villen und Gartenhäuschen, fermer der Hain, ein Park auf dem westlich vom Schlosse sich ausdehnenden, mit Laub- und Nadelholz bewachsenen Bergrücken voll prächtiger Anlagen und Aussichtspunkte! Und weiter nah und fern Spaziergänge der erfrischendsten Art und von allen Höhen herrliche Blicke auf Stadt und Fluß, auf Berg und Thal, so schön und lieblich, daß schon Kaiser Karl der Fünfte von Rudolstadt rühmte, er glaube ein Bild des schönen Galliens vor sich zu haben. Und — merkwürdig — wie am Eingange des Saalthales Dornburg dem greisen Goethe ein erwünschtes Asyl bot, so hat am Ausgange desselben der in jugendlicher Mannesstatt stehende Schiller hier in Rudolstadt und in dem nahen Volkstedt

Digitized by Google

Aus dem Saalthe

Nach der Natur aufgenom

Thüringen.
von H. Heubner.

Digitized by Google

1788 und 1789 freundliche Aufnahme gefunden. Und auch ihn entließ das Saalthal nicht unbeschenkt; fand er doch hier in dem befreundeten, durch Geist und Bildung ausgezeichneten Hause der Frau von Lengefeld seine Charlotte, mit der er dann weiter unten im Saalthale, in Wenigenjena, den Bund für's Leben schloß.

Doch unsere Fahrt geht ihrem Ziele entgegen. Ein großer Theil der Reisenden wird wohl schon in Rudolstadt oder doch auf der nächsten Station, dem Dorfe Schwarza, der Mündung des herrlichen Schwarzathals, der Saale und der Saalbahn Lebewohl sagen, um nun dem südöstlichen Thüringen sich zuzuwenden. Manch Einer aber wird auch noch das freundliche, alterthümliche Saalfeld, die Endstation der Saalbahn, und von hier aus den an schönen Waldpartien reichen Saalwald besuchen. Wir aber, am Ende unserer Saalbahnfahrt, scheiden von den bunten Bildern des Thales, durch die uns schnell das Dampfroß dahingetragen hat. Und dieser Wunsch sei ihm ein Abschiedsgruß: Möge die neue Bahn dem lieben Saalthale regen Aufschwung des Verkehrs, seinen landschaftlichen Schönheiten zahlreiche Freunde zuführen!

Kurt Greß.

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird ausdrücklich untersagt.

Von Otto Glagau.

7. Baugeschichten.

Nicht nur die Bücher und die Menschen, auch die Worte und die Namen haben ihre Schicksale. Nach dem Kriege von 1866 wurde in Berliner Kreisen der Zuruf „Benedek!“ zu einem Schimpfworte, und ebenso gilt heute die Bezeichnung „Gründer!“ bereits als eine Beleidigung, welche der Injurienrichter ahndet. Niemand will sich noch Gründer nennen lassen, Niemand ein Gründer gewesen sein. Aber ursprünglich war es anders. Die Gründer, bürgerliche wie adelige, Börsianer wie Private, traten mit ihrem vollen Namen, mit allen Titeln und Würden auf; frei und selbstbewußt traten sie vor das Publicum und gaben sich als die Förderer des Gemeinwohls, als die Wohlthäter der Gesellschaft. In dieser Eigenschaft wurden sie von der Presse gefeiert, und umstrahlt von diesem Nimbus, fanden sie bei dem Volke Glauben. Es waren wieder einmal, wie vor 1800 Jahren, die „falschen Propheten“, die „Wölfe in Schafskleidern“, und wie Wölfe fraßen sie unter der Heerde. — Auf dem Programm der Gründer stand obenan: Abhülfe der Wohnungsnoth, und die ersten Gründungen waren, höchst ehrbare — „gemeinnützige Baugesellschaften“.

Den Reigen eröffnete Herr David Born, ein kleiner „Volkswirth“. 1871, im wonderschönen Monat Mai, erließ er einen Aufruf: „Ein Großgrundbesitzer hat mir ein Areal von 40 Morgen zu einem sehr billigen Preise zur Verfügung gestellt. Aber nur einer Baugesellschaft will der Besitzer den billigen Preis und außerdem günstige Bedingungen stellen; dagegen stellt er die Anforderung, daß keine Fabriken, keine hochstöckigen Miethshäuser und Proletarierwohnungen gebaut werden dürfen.“ Herr David Born forderte namentlich Beamte, Pensionäre, Lehrer, Künstler, Literaten ꝛc. auf, sich mit ihm zu vereinigen, „um gemeinschaftlich Wohnhäuser und die dazu passenden Gärten vermittelst einer Summe zu erwerben, welche die jetzt zu zahlende jährliche Miethe nicht übersteigt“. — Das klang verlockend genug, und schnell kam eine Gesellschaft zu Stande, welche sich „Landerwerb und Bauverein auf Actien“ nannte. Sie begann ihre Thätigkeit mit dem bescheidenen Capitale von 10,000 Thalern und vertheilte nach sechs Monaten bereits die kolossale Dividende von — 40 Procent. Das heißt: pro rata, nach Verhältniß des Zeitraums und der nur theilweisen Einzahlung; thatsächlich erhielt jede Actie 4 Thaler. Nun wurde das Capital rasch auf 400,000 Thaler erhöht, und ungleich größere Terrains wurden zugekauft.

Im nächsten Jahre vertheilte man an Dividende noch 8½ Procent, wieder pro rata, und diese Dividende floß zur Hälfte aus den Zinsen des eigenen, noch nicht verausgabten Capitals. 1873 und 1874 gab es keine Dividende mehr. Auch dieses anscheinend so solid begonnene Unternehmen artete in Speculation und Schwindel aus. Die heutige Colonie Friedenau (welch idyllischer Name!) besteht in der Hauptsache noch aus Baustellen und aus etwa 45 fertigen Häusern. Von diesen befinden sich wieder die wenigsten in eigentlichen Privathänden, respective werden die wenigsten von den eigenen Besitzern regelmäßig (Sommers wie Winters) bewohnt; die meisten Häuser enthalten Miethswohnungen und gehören Speculanten und Börsianern. Die noch unverkauften ausgedehnten „Bauländereien“ sind von der Gesellschaft als Aecker oder Weiden verpachtet; die mit Hülfe der ersten Dividende von 40 Procent bis auf 200 hinaufgetriebenen Actien stehen heute circa — 17.

Herr David Born, welcher seit jener Gründung sich „Director“ nannte, schied schon im ersten Geschäftsjahre, nach Vertheilung der grandiosen Dividende, aus; oder aber er wurde ausgeschieden, vom Aufsichtsrathe, dem er, wie es scheint, unbequem ward, da er gegen gewisse Verletzungen des Statuts opponirte. Er „dirigirte“ nun eine in der Nachbarschaft entstandene neue Baugesellschaft, den „Lichterfelder Bauverein“. Dieser brachte es nur bis auf 9 Procent Dividende, und die mit 90 Thalern eingezahlten Actien, die einst 120 standen, gelten heute circa 14. Die Bilanz für 1874 schließt mit einem Verluste von 328,000 Thaler (!), entstanden durch „Abschreibungen“. Man hat nämlich gefunden, daß der Preis, mit welchem die Ländereien zu Buch stehen, dem heutigen Werthe nicht mehr entspricht und deshalb die Taxe um ein Drittel herabgesetzt. Wer weiß, was die „Bauländerein“ im künftigen Jahre werth, welch neue Abschreibungen dann nöthig sein werden! Glücklicher Weise belasten die Gesellschaft keine Hypotheken mehr, und so muß für die Actionäre doch immer eine Kleinigkeit übrig bleiben.

Der edle Großgrundbesitzer, welcher Herrn David Born und Genossen mit Bauterrain unter die Arme griff, war Herr J. A. W. Carstenn in Lichterfelde, und er hatte solcher Anfälle von Edelmuth noch verschiedene. So lieferte er einem dritten, in derselben Gegend entstehenden Vereine, der „Land- und Baugesellschaft Lichterfelde“, gleichfalls ein ungeheures Areal und ließ es sich sehr anständig bezahlen. Daneben bedang er sich als Trinkgeld noch 10 Procent vom Reingewinne, der 1872 an 400,000 Thaler, also für ihn gegen 40,000 Thaler ergab. Die Actionäre erhielten 25 Procent Dividende und hätten 60 Procent erhalten können, die sie auch verlangten und einklagten; doch das Gericht wies sie ab. 1873 betrug die Dividende nur 5 Procent, 1874 bereits 0. Die Actien, einst 155, stehen heute 24 Brief. Das Terrain ist mit 500,000 Thalern belastet, und während der Bauverein Lichterfelde Abschreibungen vornimmt, stellt sich bei der Baugesellschaft Lichterfelde der Buchpreis der Quadratruthe mit jedem Jahre noch höher.

Bei gewissen Leuten steigert sich mit dem Essen der Appetit, und so gründete Herr Carstenn dann noch in Verbindung mit den Herren Richard Schroeder, Paul Mauk, Gustav Martwald und noch einigen Anderen den „Berlin-Charlottenburger Bauverein“, dessen Actien im Februar 1873 mit 110 an die Börse kamen. Diesen Aufschlag rechtfertigte der „Prospect“, indem er pro 1872 eine Dividende von nahe 13 Procent feststellte, welche aber nur den Gründern zu gute kommen konnte; denn Actionäre waren noch gar nicht vorhanden, und nachdem man sie eingefangen hatte, gab es keine Dividende mehr.

Der „Berlin-Charlottenburger Bau-Verein“ hat Großartiges geleistet — im Abstecken von Straßen und Plätzen. Eine unabsehbare Riesenstraße zieht sich von Steglitz bis Charlottenburg. Sie heißt die „Kaiserstraße“, ist über eine halbe Meile lang, breit und prächtig — nur fehlen ihr noch die Häuser, und die Baugründe sind einstweilen hier, wie in dem Gewirr der Quer- und Nebengassen, als Viehweide verpachtet. Auch die beiden „Baubureaux“ in Berlin und in Wilmersdorf sind geschlossen; trotzdem hat die „Verwaltung“ im letzten Jahr über 11,000 Thaler Unkosten verarbeitet. Ein Räthsel, das nur „Aufsichtsrath“ und „Direction“ zu lösen vermögen. Aber Beide verbergen sich jetzt wie Adam und Eva nach dem Sündenfall.

Digitized by Google

Herr A. W. Carstenn hatte sich als Bauspeculant schon in Hamburg und Umgegend versucht, und ließ sich nach 1866 in Lichterfelde bei Berlin nieder. Es war ein Mann von Scharfblick und Combination; er witterte, daß die Hauptstadt des Norddeutschen Bundes wachsen und sich ausdehnen müsse; er begann rings um Berlin zu colonisiren und trieb die Baustellen-Ausschlachterei und den Baustellen-Handel en gros. Bei diesem Geschäft gewann er Millionen, und mit den Millionen überfiel ihn ein anderes Gelüste. Er hatte mit Generalen und Baronen gegründet, und der Umgang mit der Aristokratie ist verführerisch. Er hatte sich die Regierung durch den Bau der neuen Cadettenhäuser bei Lichterfelde verpflichtet, und so konnte es ihm nicht fehlen. Eines Abends ging er noch als A. W. Carstenn zu Bette, und am Morgen stand er auf als — Herr von Carstenn-Lichterfelde. Im Alterthum wurden die Gründer — siehe: Herakles, Ketkops, Theseus, Kadmos — unter die Götter versetzt; heute werden sie — siehe: Bleichröder, Hansemann, F. W. Krause, A. W. Carstenn — in den Adelstand erhoben. Andere Gründer, welche dies nicht durchsetzen konnten, machten aus der Noth eine Tugend und kauften sich — einen adligen Vater. Sie suchten und fanden einen freidenkenden, aber armen Edelmann, der sie, gewöhnlich gegen Zahlung einer mäßigen Jahresrente, adoptierte, ihnen seinen Namen verlieh. Auch dieser Talmi-Adel wird von der Gesellschaft respectirt und bewundert.

Von der riesigen „Kaiserstraße" des Herrn von Carstenn gelyt's über oder um Charlottenburg nach dem lustigen Plateau „Westend", zu Herrn Heinrich Quistorp. „Westend", eine künstliche, unwirthliche Schöpfung, war der „erste Versuch" Quistorp's, mit dem er im Jahre 1868 debütirte, aber ziemlich abfiel. Erst in der Schwindelperiode konnten Beide durchschlagen. Herr Quistorp vertheilte pro 1871 plötzlich 16 Procent Dividende, und vermehrte das Actiencapital, das bis dahin, wenn wir nicht irren, nur 100,000 Thlr. betrug, mit einem Schlage um 1,100,000 Thlr. Die neuen Actien wurden zu dem bescheidenen Course von 150 (!) ausgegeben und dann bis auf circa 225 hinaufgetrieben. Von Herrn von Schäfer-Voit ward ein großes „Bauterrain" von 450 Morgen zugekauft und „Neu-Westend" benannt, sowie das am Spandauer Bock belegene „Schloß Ruhwald nebst Park". Herr Quistorp, der sich mit einem Stabe von Literaten, „Volkswirthen" und Naturwissenschaftern umgab, ließ durch diese Herren „Westend" als die natürlichste, gesündeste und anmuthigste Colonie von der Welt anpreisen. „Schloß Ruhwald" ward bereits als die künftige Residenz eines preußischen Prinzen bezeichnet, und von diesem Schlosse bis zum Schlosse in Berlin eine fortlaufende Straße in Aussicht gestellt — „die schönste und einzig große Avenue", gegen welche die Kaiserstraße des Herrn von Carstenn ein bloßes Kind blieb, denn die Entfernung beträgt gut fünf Viertel Meilen.

Ungleich manchem Gründer, der mit der Grammatik auf gespanntem Fuße lebt, schreibt Herr Quistorp einen „gebildeten Stil": ist er ein pompöser Schriftsteller. Wie Napoleon Bonaparte, mit dem wir ihn schon früher in Parallele stellten, veröffentlichte auch Heinrich Quistorp über seine Thaten und Erfolge regelmäßige Bülletins, die als charakteristische Beiträge zur Zeitgeschichte wohl verdienten gesammelt zu werden. Vor uns liegt der Jahresbericht vom 14. Januar 1873, in welchem Herr Quistorp den Actionären von „Westend" — neun Monate vor dem Concurse der Gesellschaft — noch goldene Berge verspricht. Fast noch interessanter ist die Bilanz pro 1872, die der „Aufsichtsrath", unterzeichnet von den Regierungsräthen a. D. A. Bühling und W. Jungermann und Kaufmann A. Reinicke, publicirt. Nach dieser Aufstellung erhielten die Actionäre 17 Procent Dividende oder zusammen 204,000 Thaler, der „Aufsichtsrath" 15 Procent Tantieme oder 43,200 Thaler — ein hübsches Doneur für eine nur nominelle Mühewaltung, die beiden Gesellschafter Quistorp und Scheibler gleichfalls 15 Procent Tantieme oder 43,200 Thaler. Außerdem aber hat sich der „erste Gesellschafter" (Quistorp) an „Provisionen" für Verkäufe von Bauparcellen noch 33,786 Thaler berechnet. Man sieht also: Aufsichtsrath und Gesellschafter beanspruchten circa zwei Fünftel des Reingewinns, während auf die Gesammtheit der Actionäre wenig mehr als drei Fünftel entfiel, und Quistorp allein bezog ein Sechstel des Ganzen, in einem Jahre von einer einzigen Gesellschaft über 55,000 Thaler.

Aber der geniale Gründer hatte an „Westend" nicht genug — er schuf noch eine zweite „Baugesellschaft". Unmittelbar nachdem Herr Quistorp das Capital von „Westend" um 1,100,000 Thaler vermehrt hatte, gründete er den „Deutschen Centralbauverein", für den er gleichfalls eine Actiensumme von 1,200,000 Thalern in Anspruch nahm. Dieser war ehemals eine „Genossenschaft" gewesen, aber, wie Quistorp im „Prospecte" sich ausdrückte, das „Experiment eines humanen Princips" geblieben und wurde nun in eine Actiengesellschaft umgewandelt. Der „Deutsche Centralbauverein" sollte nicht Villen, sondern kleine und mittlere Wohnungen bauen und außerdem einem schreienden Bedürfnisse abhelfen, nämlich „die baulichen Ausführungen der Westend-Gesellschaft gegen eine der Sache entsprechende Provision mitleiten", während die Westend-Gesellschaft wieder seine, des „Deutschen Centralbauvereins" Bauterrains „commissionsweise parcelliren und von den ihm übertragenen Bauten eine entsprechende Rückprovision beziehen" sollte. Man merkt, wie erfinderisch Herr Quistorp war, um den eigentlichen Zweck seiner Gründungen festzustellen, und wie innig er die verschiedenen Gesellschaften miteinander verknotete — eine Verknotung, die später immer eine nach der anderen in den Concurs riß und ein Monsterverfahren herbeiführte, bei dem sowohl dem Concursrichter wie dem Massenverwalter seit Jahr und Tag die Haare zu Berge stehen. Bei beiden Baugesellschaften hatte Quistorp dieselben Verbündeten und Gehülfen: außer den schon Genannten noch die Herren Stadtrath Holtz, Apotheker H. Augustin, Dr. med. E. Bilz und Andere. Der „Volkswirth" Bilz hatte kurz vorher im Feuilleton der „National-Zeitung" einen Bandwurm von Artikeln über Wohnungsnoth, Wohnungsreform ꝛc. losgelassen, die alle in dem Satze gipfelten: das einzige Rettungsmittel sei die Colonisation. Zum Dank für diese Reclame machte ihn Quistorp zum „Vorsitzenden des Aufsichtsraths", und nun ging der „Deutsche Centralbauverein" in's Zeug mit Ankäufen, Parcellirungen und Bauausführungen. Das erste Geschäftsjahr schloß am 1. Juli 1873 mit einer Dividende von 15 Procent, aber nur 10 Procent kamen zur Auszahlung, während „Aufsichtsrath" und „Direction" das Ihrige natürlich voll eingetrichen haben werden. Im Juli 1873, mitten im „Krach", rückte Herr Quistorp noch mit dem Antrage heraus, das Actiencapital successive auf vier Millionen Thaler zu erhöhen", was auch beschlossen wurde. Aber es blieb beim Beschlusse. Schon nach drei Monaten brach der „Deutsche Centralbauverein" zusammen, mit einer Million Unterbilanz. Die Grundstücke, welche mit mehreren Millionen zu Buch standen, sind bei der gerichtlichen Taxe auf ein Fünftel oder noch tiefer herabgesetzt. Die Masse wird kaum die Schulden decken — über zwei und eine halbe Million Thaler; die Actionäre haben Alles verloren.

Doch Herr Quistorp ist nicht außer Fassung zu setzen. Mitten im Concurse gründete er kürzlich eine neue Gesellschaft: „Westend-Berlin". Wieder eine Illustration zum Actiengesetze! Zugwitzen arbeitete er auf einen Accord hin und gewann dafür die Mehrzahl der Gläubiger. Allein das Gericht verweigerte die Bestätigung des Accords — ein Fall, der sich höchst selten ereignet. Der Gerichtshof verlagte die Bestätigung wegen der eigenthümlichen Manipulationen des Gemeinschuldners. Herr Quistorp hatte z. B. Grundstücke erstanden und sie zunächst der „Westendgesellschaft" und dann wieder, Namens dieser, dem „Deutschen Centralbauverein" verkauft, jedesmal natürlich zu höherem Preise. Der Accord ist nicht genehmigt, aber Herr Quistorp wird die höheren Instanzen anrufen, und vielleicht hat dieser Mann seine Rolle noch lange nicht ausgespielt.

Unter dem Aushängeschilde, zu colonisiren, für die unteren und mittleren Stände billige Wohnungen herstellen zu wollen etablirten sich noch zahlreiche Baugesellschaften, von denen wir einige hier folgen lassen:

Mittelwohnungen, bei Westeregeln, eine halbe Meile vor den Thore; gegründet von A. Busse u. Comp. Aufsichtsräthe: Geh. Admiralitätsrath Dr. Gädler, Fabrikbesitzer G. Schönplenberg ꝛc. Pro 1873 ward auf gebaute, aber noch nicht verkaufte Häuser eine künstliche Dividende von 2 Procent vertheilt. Pro 1874 nichts. Ein großer Theil der Wohnungen ist unvermiethet geblieben. Die mit 80 Thaler eingezahlte Actie gilt etwa 10.

Johannisthal, eine Meile vor der Stadt, gegründet von der Norddeutschen Grundcreditbank, Geh. Admiralitätsrath Dr. Gädler ꝛc. Vorstand: Baumeister Jonas. Vertheilte pro 1873 eine Dividende von 5 Procent. Die mit 102⅓ aufgezeigten Actien sollen sich größtentheils noch in erster Hand befinden und werden heute mit circa 10 notirt.

Digitized by Google

Berlin-Tempelhof, gegründet von Max Löwenfeld, Hirschfeld u. Comp. und dem vielgenannten Herren Heinrich Reh, Mitgründer der famosen „Societätsbrauerei", deren Actien heute 7 Brief stehen. Berlin-Tempelhof zahlte für das „erste Geschäftsjahr" 7½ Procent „Bauginsen" und wird zur Zeit gleichfalls mit 9 Brief notirt. Für ein Darlehn von 15,000 Thaler soll die Gesellschaft 10,000 Thaler Damno (Berlinst) bezahlt haben.

Belle-Allianee, gegründet von Hermann Gebet, Jos. Joanes, Walter Bauerdadt ꝛc. Aufsichtsrath: Justizrath Hufschus. Die Actien wurden mit 103 aufgelegt, genießen bis zum 1. Juli 1875 sechs Procent „Bauginsen" und stehen deshalb einstweilen noch circa 40.

Friedrichshain, gegründet von den Directoren D. Otto Hübner und Dr. Wilhelm Nitzsch, den Stadtverordneten Romstedt und Illsstein, Stadtbaurath Gerstenberg, den Banquiers Gebrüder Guttentag, und Julius Samelson ꝛc. Die mit 103 aufgelegten Actien werden bei Verkäufen zum Nennwerthe in Zahlung genommen und stehen aus diesem Grunde noch circa 40. Pro 1874 ward endlich eine Dividende von 2 Proc. vertheilt, die aber auch ziemlich künstlicher Natur ist.

Deutsch-holländischer Bau-Verein, gegründet von Rittergutsbesitzer Klau, Dr. Otto Hübner, Director Sulzer, Geh. Oberfinanzrath A. Heim, Martin Krege, Justizrath G. Wolff, Rechtsanwalt Mundel ꝛc. Spätterer Aufsichtsrath: Dr. Ed. Wiß. Für das vom Gutsbesitzer Klau zusammengekaufte „Banterrain" wurde die Kleinigkeit von 5 Millionen Thalern bezahlt. Nach einer 1873 erschienenen Broschüre sollen die Gründer 3½ Millionen Thaler verdient haben. Wir glauben aber, daß es mehr gewesen ist. Bei der letzten Generalversammlung, am 23. März d. J., zeigte sich der Aufsichtsrath in zwei Hertiger gespalten, angeführt von den Herren Justizrath G. Wolff und Rechtsanwalt Mundel, die einander scharf bekriegten. „Hie Wolff! Hie Mundel!" scholl es wild durch einander, und der Gutsbesitzer Klau, der sich noch im Besitze von Einer Million Actien befindet, kam bart in's Gedränge. Die vorgelegte Bilanz, welche mit 126,000 Thalern Verlust abschließt (wir schätzen ihn höher) wurde nicht genehmigt und dem Aufsichtsrathe keine Decharge ertheilt. Die Prioritäts-Actien, welche noch bis 1883 (!) 6 Procent feste Zinsen erhalten sollen, stehen zur Zeit circa 25.*

Wie schon mehrfach betont, bauten die Baugesellschaften nur dem Namen nach, und zu bauen war auch nie ihre eigentliche Absicht. Sie gründeten und handelten mit Baustellen. Seit dem „Krach" liegt dieser Schacher darnieder, und wir hoffen, für immer. Nur eine unverhältnißmäßig geringe Anzahl von Wohnungen ist hergestellt, und diese Wohnungen sind nicht billig, sondern theuer. An und für sich theuer, wegen der großen Selbstkosten, und doppelt theuer mit Rücksicht auf die enterate Lage. Die „Colonisation", für welche so viel Reclame gemacht wurde, hat keinen Anklang gefunden, hat sich überhaupt nicht als Bedürfniß erwiesen. Selbst wenn die Communication bestände, die nicht besteht — Pferde- und Locomotivbahnen — wäre das Wohnen in so weiter Entfernung für die arbeitenden Classen zu zeitraubend und zu kostspielig. Es thut aber auch gar nicht noth; es bietet sich in der Stadt selber noch zureichendes Unterkommen. Von den zahllosen Baugesellschaften befinden sich schon viele in Concurs oder in Liquidation (Auflösung), und die andern werden allmählich nachfolgen. Lebensfähig dürften nur äußerst wenige sein.

Unter den Schöpfungen der Schwindelperiode sind mit die schwindelhaftesten die Baugesellschaften. Es ist schwer zu sagen, welches die faulsten sind, und der Raum gestattet nicht einmal, alle die anzuführen, welche als „oberfaul" gelten oder als solche bereits zusammengebrochen sind. Wir wollen zum Schlusse nur noch einige nennen:

Thiergarten-Westend, gegründet von Herm. Geber, A. A. Seelig, Gewerbebank H. Schulze ꝛc. Cours circa 8.

Holsäger, gegründet von Hermann Gebet, A. A. Seelig, Julius Alexander, Baumeister Nicolaus Becker ꝛc. Aufsichtsrath: Justizrath Hinschius. Cours circa 10.

Charlottenburg, gegründet von Jean Fränkel, Lindner, Karl Sachs, Bürgermeister Bulrich ꝛc. Mit 105 an der Börse eingeführt, heute 6.

Nieder-Schönhausen, gegründet von Jean Fränkel, Max David, Weisbier, Director E. Gerick ꝛc. Mit 102 an der Börse eingeführt, heute?

Reidenz-Baubank, gegründet von Robert Herbig, Karl Dankberg, Baumeister Wuttke und Heinrich Enders ꝛc. 3000 Interimsscheine à 40 Thaler, zusammen also 120,000 Thaler, verfielen wegen rückständiger Einzahlung. Die Besitzer trugen lieber diesen Verlust, als daß sie die restirenden 60 Thaler nachschossen, denn die Bollactie von 100 Thalern stand — 10 Brief. Heute?

Allgemeine Bau- und Handelsbank. Von dem Actiencapitale wurde über ein Drittel, circa 362,000 Thaler, wegen nicht rechtzeitig geleisteter Einzahlung für verfallen erklärt. Der 40-procentige Interimsschein kam an die Börse zum Course von 106; heute steht die Bollactie 25.

Nordend, einst 140; heute?

Immobilienbank. Cours?

(Der „Verfasser" dieser drei Baugesellschaften war Dr. Max Mattner, welcher sich seitdem Baron Mattner von Bibra nennt.)

Nordbaubank, gegründet von Carl Aulig, Maurermeister Ströhmer, Dr. Heinrich Edeling ꝛc. Aufsichtsrath: Rechtsanwalt Mevn. Der Cours, im März 1873 bis auf 300 getrieben, ist heute 0. Die Generalversammlung beschloß, eine Untersuchungscommission einzusetzen. Das Gericht lehnte die Einsetzung des Concurses ab, weil es an Masse fehlte.

Westend-Potsdam-Baubank, gegründet von demselben Aulig und Genossen. Cours 0. Das Bureau ist geschlossen; das Mobiliar wurde gerichtlich abgepfändet. Aufsichtsrath Aulig und Director Fischer sind spurlos verschwunden.

Die in Berlin ansässigen und an hiesiger Börse gehandelten Bau- und Baumaterialiengesellschaften haben zusammen ein Actiencapital von, schlecht gerechnet, 100 Millionen Thalern in Anspruch genommen, welches zum weitaus größten Theile nun verpufft, für die Actionäre verloren ist. Dazu kommt das Agio (bis 150!), mit welchem die Actien eingeführt wurden, die Courssteigerung (bis 400!!), die sie in der ersten Zeit erfuhren. Die Baugesellschaften, welche mit Hypotheken belastet sind, müssen alle untergehen, denn in der Regel übersteigen die Hypotheken weit den eigentlichen Werth des „Bauterrains". Diese Hypotheken befinden sich noch vielfach in den Händen der Gründer, welchen also das gegründete Object wieder anheimfallen wird, und schließlich werden die „Bauländereien" von den ehemaligen Besitzern, von den Gärtnern und Bauern, um ein Billiges zurückgekauft werden. Binnen wenigen Jahren werden die im zweimeiligen Umkreis von Berlin abgesteckten Straßen und Plätze spurlos verschwunden sein; über die „Kaiserstraße" wird wieder der Pflug gehen, und auf dem „Bismarck"- oder „Moltke-Platz" wird der Schäfer wieder seine Hammel weiden. Aber wie viele Ernten sind inzwischen verloren gegangen, welche Kräfte haben seither gefeiert! — Das ist der volkswirthschaftliche Segen der Baugesellschaften und der Gründungen überhaupt.

Der Baustellenwucher hat seine Früchte bereits getragen, und der Häuserschacher wird vielleicht noch schlimmere bescheren. Während der Schwindelperiode hat in Berlin etwa die Hälfte der Hausbesitzer gewechselt, über 8000. Die neuen Wirthe haben fast alle zu theuer gekauft oder zu theuer gebaut, als daß sie das gegenwärtige Fallen der Miethen verschmerzen könnten. Der hiesige Grundbesitz, schon vor dem Schwindel mit vier Fünftel des Werthes verschuldet, ist jetzt weit höher belastet. Nach den Aufstellungen des Stadtgerichts wurden an Hypotheken mehr eingetragen als gelöscht:

im Jahre	1869	9	Millionen Thaler
„ „	1870	10	„ „
„ „	1871	20	„ „
„ „	1872	79	„ „

Diese neuen Hypotheken sind meistens Restkaufgelder, die im Laufe der nächsten Jahre fällig werden, und deshalb prophezeien verschiedene Stimmen einen „Häuserkrach".

* Wir entnehmen diese Daten unter Anderem dem soeben erschienenen 4. Theile von „Saling's Börsenpapiere", 4. Auflage, bearbeitet von C. A. Frenzel, einem Handbuche, das über Industrie-Gründungen, und namentlich über die Baugesellschaften sehr interessante Aufschlüsse giebt.

Aus der Mappe der Tante Doris.

1. Ein Nächtiger Sonnenstrahl.

Meine Vaterstadt ist eine Seestadt; sie liegt nicht unmittelbar am Meere, sondern etwa eine Stunde davon, aber ein Flüßchen verbindet sie mit der Rhede, und kleinere Schiffe kommen bis an die Stadt. Das Land umher ist eine gesegnete Scholle, die von tüchtigen Landwirthen kunstgerecht bestellt wird. Von größeren Städten liegt sie ziemlich fernab, und erst spät in neuerer Zeit ist sie durch eine Eisenbahn mit der großen Welt von der Landseite in Verbindung getreten. So trug sie den gemischten Charakter einer See- und Landstadt. Landwirthe, Schiffer und Kaufleute bildeten den Stamm der Bevölkerung, und jeder dieser Stände hatte seinen Stempel in irgend einer Weise der Stadt aufgedrückt. Am schärfsten und

Digitized by Google

am meisten in die Augen fallend war aber der Kaufmannsstand, wenigstens in der Physiognomie der Baulichkeiten, ausgeprägt. Fast an jeder Straße gab es ein großes Kaufmannshaus, mit dem Giebel nach der Straße, im Stile der alten Hansestädte.

Ein solches Haus stand auch in der Knopfstraße; es war das einzige dieser Art darin und darum desto auffälliger. Schon als kleines Mädchen betrachtete ich das alte düstere Haus mit Scheu und Interesse. Die schmale Giebelfront zeigte vier Fenster und eine eichene Hausthür mit messingenen Klopfern in Form eines Rosses. Zwei alte Linden, welche alljährlich scharf beschnitten wurden, um die Zimmer nicht ganz zu verdunkeln, beschatteten die Fenster und die steinernen Ruhesitze, welche von der Hausthür bis zu den Lindenstämmen hinliefen. Ein langer Seitenflügel mit sechs bis acht hochgelegenen Fenstern nach der Fahrstraße zu wurde von der Morgensonne beschienen. Wie schön blühelen an den beiden ersten dieser Fenster, welche nach der Ecke zu lagen, zu jeder Jahreszeit die herrlichsten Rosen, während hinter den anderen erblindeten Fenstern nur hohe Repositorien, mit Büchern angefüllt, sichtbar waren!

Das Haus gehörte dem Buchhändler Ritius, einem alten hageren Manne von stets tadelloser Toilette, mit glattrasirtem Kinn, weißer Halsbinde und kurzgeschorenem gepuderten Haar, welcher alten Mode er und einige andere hochbejahrte Herren der Stadt noch treu geblieben waren. Selten, vielleicht ein Mal im Jahre, sah man ihn ausgehen. Ein Garten, hinter dem Hause gelegen, diente zu seinen Spaziergängen, die er früh Morgens und spät Abends unternahm. Sonst saß er den ganzen Tag in dem einen Zimmer nach der Hauptstraße an einem Schreibtische, über welchen hinweg er durch ein kleines Fenster nach dem Hausflur jeden in den Buchladen Eintretenden bemerken konnte. Der Buchladen wurde von einem ebenso alten Herrn versehen, der schon seit der Gründung des Geschäfts die Kunden bediente. Nur wenige von diesen hatten den Vorzug, von Herrn Ritius selber nach ihrem Begehr gefragt zu werden, noch seltener kam er hinter seinem Schreibtische hervor.

Von meinem ersten Jahre an ging ich täglich an dem Ritius'schen Hause vorbei, bald die eine, bald die andere Straße durchkreuzend, zu der nicht weit davon gelegenen Schule. Alle Schulbücher, welche ich brauchte, besorgte ich mir aus dem Buchladen des Herrn Ritius, und oft bekam ich von meinem Vater Bestellungen für Bücher, welche derselbe für seinen ausgebreiteten Wirkungskreis bedurfte. An heißen Sommertagen ruhte ich gern auf den kühlen Steinsitzen unter den schattigen Linden aus; wenn dieselben blühten und ihren wundervollen feinen Duft ausströmten, wünschte ich oft, dort sitzen bleiben zu können, und empfand nachher den Dunst der Bücherstube um so unangenehmer. Fast jedesmal, wenn ich den dunkeln Hausflur betrat, öffnete Herr Ritius das Fenster, um zu fragen, was ich begehre, und kam dann meistens aus seinem Zimmer, mir das Gewünschte selber zu geben oder auszusuchen, und bald war ich sein Liebling, mit dem er gern ein Viertelstündchen plauderte. Er ging auch wohl auf meine Bitte mit mir vor die Thür in den Schatten der Linden. Wie hübsch wußte der alte Mann auf das harmlose Geplauder des kleinen schwarzlockigen Mädchens einzugehen, das neugierig nach Allem fragte, was ihm hier sonderbar und abweichend erschien! Gewiß habe ich in dem Herzen des alten Mannes oft schmerzliche Saiten berührt, die vielleicht lange nachklangen, doch hinderte ihn dies nicht, mich jedesmal freundlich zu begrüßen, wenn ich wiederkam.

„Warum hast Du keine Frau, Onkel Ritius?“ fragte ich ihn einmal, „und keine Kinder? Dein Haus ist ja groß genug, viel zu groß für Dich und Herrn Schröder. Du kannst glauben, Deine Frau würde Alles hübsch hell und sauber machen, die Fensterscheiben von der alten Trine putzen lassen und weiße Gardinen vor die Fenster hängen — aber was ist Dir, Onkel Ritius? Ich glaube, Du weinst. O, sei mir nicht böse! Sie sind Dir wohl gestorben?“ fragte ich mit richtigem Verständnisse für die Ursache seiner Trauer.

„Jawohl, mein Kind, sie sind mir gestorben. Alles, was ich liebte, ist todt, in wenigen Wochen von schwerer Krankheit dahingerafft.“

„O, nun verstehe ich, warum Dein Haus so öde, so traurig aussieht; nicht einmal zu Pfingsten schmückst Du es mit Maien.“

„Zu Pfingsten schmücke ich stets die Gräber meiner Lieben, und die ist mein einziger Ausgang im ganzen langen Jahre,“ sagte mit tiefem Seufzer mein alter Freund, „und jedesmal lege ich dann die Rosen, welche Du im Eckzimmer bald blühen sehen, so viel deren da sind, auf die stillen Hügel. Meine Frau liebte sie so sehr, die Rosen, besonders die weißen Theerosen.“

„O, ich liebe sie auch, alle Rosen, alle Blumen.“

„Mögest Du immer nur Freude daran haben und nicht wie ich mit Wehmuth jede neue Knospe sich erschließen sehen! Gott erhalte Dir den fröhlichen Sinn, mein liebes Kind! Du wirst gewiß manche Rose brechen, um Dich zu heitern Festen damit zu schmücken, und wenn Dir einmal solche im frischen Kranze fehlen sollten, so weißt Du, Onkel Ritius hat für seinen Liebling immer einige übrig — wenn es nur nicht zu Pfingsten ist.“

Der alte Herr war immer mild, auch in seiner Trauer noch wohlwollend gegen mich gestimmt. So waren allmählich drei Jahre dahin gegangen, für mich weniger bemerkbar, da ich nach beinahe zurückgelegtem vierzehnten Jahre, noch zart und bebende am Körperbaue, dasselbe bald wilde, bald sinnige Kind geblieben war. Die Schularbeiten häuften sich; dazu kamen Musikstunden, und zu meinem Bedauern konnte ich meinen mir so lieb gewordenen Verkehr mit Herrn Ritius nur selten pflegen. Da, einmal nach Pfingsten, sah ich, daß zwei Fenster der Seitenfront geöffnet waren, blank geputzt und Vorhänge davor, die dem Hause sofort einen wohnlichen Charakter aufprägten. Die Repositorien waren entfernt. Die Ballen Bücher hatten ein Zimmer weiter Platz gefunden.

Was war nur das? Das mußte ich wissen. Ich hatte ja einige Musikstücke umzutauschen, und da am Sonnabend Nachmittag keine Schule und mein Musiklehrer erkrankt war, konnte ich ja ein Stündchen meinem alten Freunde zu Liebe verplaudern. Ich glaube gar, ich war neugierig. Kaum hatte die Glocke der Hausthür beim Oeffnen derselben ihren Ton erschallen lassen, da stand Herr Ritius schon von seinem Schreibtische auf; er hatte mich erkannt, und mit einem wirklich sonnigen Gesichte begrüßte er mich, indem er mir die schwere Notenmappe aus der Hand nahm.

Noch ehe ich mich zu einer Frage entschloß und wir Beide den Buchladen betraten, kam auf des alten Herrn Ruf „Arnold!“ ein Jüngling aus dem Nebenzimmer. Der von spärlichem Tageslichte beleuchtete Raum, der durch die alten Linden noch mehr verfinstert wurde und zu seinem steten Bewohner, dem alten Schröder, so gut paßte, schien sich plötzlich zu erhellen. Dieses frische Gesicht mit einem Paar lebendiger Augen, umwallt von blondem Lockenhaare, war mir ganz fremd; das hatte ich noch nicht in meiner Vaterstadt gesehen, wo sich doch sonst alle Leute kannten.

„Komm her, mein Junge, begrüße meine kleine Freundin, die mich oft bedauert, daß ich so allein in der Welt stehe! Ja, ja, mein Töchterchen, das ist eine Ueberraschung! Und auch Du bist gewiß davon überrascht — das sehe ich, denn Du kleines Plappermäulchen hast ja gar keinen Willkomm für meinen Neffen Arnold, den ich als Sohn in mein Haus genommen, und der mir wieder den Anfang einer Familie bilden soll.“

„Sie haben mir ja gar nichts davon gesagt, Herr Ritius; ich war zwar lange nicht hier, aber heute sah ich — “

„Was sahst Du?“ fragte er, indem er mein Kinn in die Höhe hob, und ich fühlte, vor Verlegenheit wie mit Blut übergossen, daß ich meine Neugierde verrathen hatte.

„Daß zwei Fenster nach der Fahrstraße so hübsch von außen aussehen.“

„Ja, ja, das hat sie gleich mit ihren Mädchenaugen erspäht. Nun, siehst Du, da wieder ein Sonnenstrahl in mein altes Haus eingekehrt ist, der hoffentlich auch mein altes Herz wieder erwärmen und jung machen wird, da muß Alles in schöner Harmonie sein, wie in der Musik, die Du so sehr liebst. Und nun laß' es Dir angelegen sein, Arnold, dem kleinen Fräulein immer recht hübsche passende Musikstücke auszusuchen! Du verstehst es besser als ich und Schröder.“

Und der junge Lehrling suchte mit Noten aus, und wir plauderten dabei. Aber es schien mir, als ob er zum Aussuchen viel mehr Zeit gebrauchte, als Herr Ritius und Herr

Digitized by Google

Schröder es thaten, und ich schob es auf die Unbekanntschaft mit dem vorhandenen Vorrath in den Repositorien.

Dann ging ich langsam nach Hause. „Also das," sagte ich unterwegs sinnend zu mir selbst, „also das ist ein Sonnenstrahl."

Der junge Arnold war bald der Liebling Aller, welche den Buchladen des Herrn Ritius besuchten. Man sah nicht mehr die düstere Lage des Zimmers, nicht die altmodische Kleidung des alten Buchhalters. Jedermanns Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem freundlichen jungen Manne in altdeutscher, kleidsamer Tracht, im schwarzen, mit Schnüren besetzten Sammetrocke; schien er doch durch sein goldiges Haar und sein liebenswürdiges Wesen den ganzen Raum zu erleuchten. So ist es mir in späteren Jahren erschienen und vor die Seele getreten; damals empfand ich nur den Zauber des wohlklingenden Organs und den Blick des freundlichen sprechenden Auges. Das mußten auch wohl die meisten meiner Schulgefährtinnen finden; wenn sie sonst nicht gern dort verkehrt hatten, weil Herr Schröder so wortkarg war, so war bald keine einzige, welche den Herrn Arnold nicht gekannt und sein Loblied nicht gesungen hätte.

Nun war er schon drei Viertel Jahr in unseren Mauern. Ein harter Winter, wie wir deren an der nordischen Seeküste kennen, brachte die Freuden der Schlittenbahn über Land und auf dem Eise. Wir wohnten ganz nahe am Flusse, welcher sich eine halbe Meile von der Stadt bis zum Ausflusse in's Meer erstreckt und die schönste Eisbahn bietet.

An einem klaren schönen Wintertage — es war Sonntag, und meine Eltern waren zur Kirche gegangen — kam der junge Arnold zu uns, um dem Vater eine Bestellung von Herrn Ritius zu überbringen und gleichzeitig an mich die Bitte zu richten, mit ihm auf's Eis zu gehen, um entweder mit ihm Schlittschuh zu laufen, oder mich von ihm im Schlitten über die Eisfläche schieben zu lassen. Ein Paar nagelneuer Schlittschuhe hingen an seinem Arme, ein Geschenk des Onkels, wie er mir erzählte.

„Wie gern würde ich mit Ihnen Schlittschuh laufen! Es ist heute so wunderschönes Wetter, und gewiß so lustig auf dem Eise, doch geht es leider nicht an. In Abwesenheit der Eltern muß ich das Haus, die kleineren Geschwister und die Dienstboten überwachen, auch' noch dem Mittagsessen sehen," sagte ich mit Selbstbewußtsein, „und dieses Schwesterchen hier geht nicht von meiner Seite, so lange Mama fort ist. Ja, es ist recht schade — es ist so herrliche Eisbahn."

Arnold ließ betrübt den Kopf hängen und sagte, daß der Onkel ihn dazu besonders ermuthigt habe.

Eine Rolle, welche er in der Hand hielt, überreichte er mir mit dem Bemerken, es seien die gewünschten Variationen über das Thema „Die letzte Rose". Freudig ergriff ich die Rolle; indem ich sie auseinander faltete, entfiel ihr eine herrliche weiße Theerose, welche Arnold aufhob und sie mir mit dem Bemerken übergab, daß der Onkel ihm gesagt, ich hätte diese Rosen so gern, und ihm erlaubt habe, dieselbe für mich abzuschneiden.

„O, ich danke Ihnen für diese Aufmerksamkeit. Wie wunderschön ist diese Rose mitten im Winter erblüht!"

„Ich sehe, Sie haben auch schon eine halb erblühte dort am Fenster, so frisch und roth. Es ist wohl eine Monatsrose?" bemerkte er, sie betrachtend.

„Jawohl," erwiderte ich, „ich habe fast das ganze Jahr hindurch frische Rosen. Diese da wird in höchstens einer Stunde ganz aufgeblüht sein; sie ist nicht so gefüllt, wie die herrliche Theerose hier."

„Da ist noch eine Knospe," sagte er, „wenn es helles, freundliches Wetter bleibt, ist auch sie in wenigen Tagen aufgeblüht. Es macht viel Freude, so eine Blume nach der andern kommen zu sehen, nicht wahr?"

Ich nickte bejahend mit dem Kopfe. Die gestörte Eispartie machte mich schweigsam.

„Da werde ich also heute allein auf's Eis gehen müssen, komme aber hernach noch einmal heran, um die Bestellung von meinem Onkel an Ihren Herrn Vater selber auszurichten und seine Aufträge entgegen zu nehmen."

Dabei stand er noch immer vor meinem Rosenstocke mit der halb erblühten Rose, richtete sie in die Höhe, roch daran und sah bittend zu mir herüber. Ich glaubte die stumme Bitte zu verstehen, nahm eine Scheere, schnitt die Rose ab und reichte sie ihm.

Er befestigte sie im Knopfloche, und noch heute sehe ich, wie schön sie sich auf dem neuen schwarzen Sammtrocke ausnahm, aus dem, umrahmt vom blendend weißen Umschlagkragen, der jugendlich schöne Kopf so froh und dankbar blickte.

„Aber nun müssen Sie sich beeilen, auf's Eis zu kommen; wenn Sie zurückkehren, wird die Rose im Knopfloche wohl erfroren sein," sagte ich lachend.

„O, die Sonne scheint warm und hell, und im Laufen gegen den Wind werde ich sie mit der Hand schützen." Damit ging er. Ich begleitete ihn bis zur Hausthür und sah ihm so lange nach, bis er hinter dem Thorbogen verschwunden war, wo es abwärts auf den Fluß ging.

Ich setzte mich dann eine kurze Zeit in des Vaters Lehnstuhl und drückte die Hand vor die Augen; ein seltsames Gefühl kam über mich. War der Sonnenstrahl nicht allein in das alte Haus, war er auch in mein junges Herz eingezogen?

Die Glocken läuten wiederum; die Kirche ist aus. Einzelne heimkehrende Kirchgänger kommen vorbei und grüßen mich durch das Fenster. Heller scheint die Sonne; sie steht fast im Mittag. Von den niedrigen Dächern, die mit langen Eiszapfen geziert sind, tropft es hörbar. Ich war schon einige Male hinausgegangen, nach rechts zu schauen, ob die Eltern noch nicht aus der Kirche kämen, doch auch nach links; von dort mußte Arnold kommen. „Die Eltern machen wohl noch einen Besuch, und er ist gewiß bis nach Byk gelaufen und hat Bekannte gefunden."

Ich kehre in's Zimmer zurück, öffne das Piano und versuche, die eben erhaltenen Variationen zu spielen. Nur das einfache Thema gelingt mir; zum Weiterspielen hatte ich heute nicht Zeit, nicht Ruhe; die Eltern mußten ja auch bald nach Hause kommen.

Wie die Knaben laufen, nach dem Eise zu kommen, hinunter an's Bollwerk! Das muß ich sehen. Hinaus vor die Thür! Viele Menschen stehen da am Thore — jetzt theilt sich der Knäuel. Die Menge weicht zurück, um einen freien Durchgang zu gestatten. Zwei starke Männer, der Kleidung nach Fischer, kommen mit einer Tragbahre. Näher rückt der Zug. Die wachsende Menge folgt. „Es ist Jemand ertrunken," hört man jetzt rufen. Alles sieht hinaus, kommt heraus; ich war ja schon da. Jetzt sehe ich bei einem frei gewordenen Durchblicke zuerst an den Füßen des auf der Bahre Liegenden blaue Schlittschuhe, welche hell und stechend in der Sonne glänzen. Mir stockt das Blut — ich fliege heran; die Augen treten mir fast aus dem Kopfe. Der Körper des Ertrunkenen ist mit einem Fischerrocke zugedeckt.

„Wen hakt Ihr da? Wer ist ertrunken, Vater Ritterbusch?" Es ist ja unser Nachbar, der alte Fischer, der voran die Tragbahre trägt. Sie setzen sie nieder, um auszuruhen.

„Ja, schade um das schöne, junge Blut!"

„Mein Gott! es ist doch nicht —?" und die Menge durchbrechend, entferne ich mit heftiger Hand die deckende Hülle — kalt und starr liegt das noch soeben blühende Leben vor mir; die blonden Locken hängen in langen Strähnen herab. Dem alten gutmüthigen Fischer rinnen die Thränen über die runzlen Backen.

„O, mein liebes Fräulein Dortchen! Ich sah ihn noch eben, wie er so stolz daher segelte; er schwenkte sich rechts; er schwenkte sich links in großen Bogen. Die Sonne schien so hell auf ihn herab, und so recht stolz und selig stürmte er vorwärts. Aber die Sonne war für ihn zu hell; sie blendete ihn. Da unten bei der Schlemmkreidefabrik sind Backen in's Eis gehauen, und obgleich Pfahle mit Strohbündeln als Warnungszeichen daneben stehen — er hat nichts gesehen und mit voller Fahrt ging's hinein, schneller als man's denken kann. Hier, mit dem Bootshaken haben wir ihn nach langem Suchen gefaßt."

Eine welke, halb entblätterte Rose steckte noch in seinem Knopfloche. Der alte Fischer wollte sie entfernen. „O, laßt sie ihm!" rief ich, „rührt sie nicht an!" Und heiß fiel aus meinem Auge eine Thräne auf die Blumenleiche.

In dem hellen sonnigen Zimmer nach der Fährstraße stand der Sarg aufgebahrt. In demselben Anzuge, worin er seinen Tod gefunden, lag der liebe Jüngling da — die entblätterte

Digitized by Google

Rose noch an derselben Stelle; man hatte sie ihm gelassen. Wie traurig sah sie aus!

Die letzte Rose an meinem Rosenstock war erblüht. Mit thränenden Augen schnitt ich sie ab und brachte sie ihm, dessen herziger Blick noch vor wenigen Tagen darauf geruht und ihr Erschließen vorausgesagt. In dem Todtenzimmer war es von Theilnehmenden voll; alle jungen Mädchen der Stadt gingen in das Trauerhaus, ihn noch einmal zu sehen, Kränze und Blumen auf sein Todtenkissen zu legen und noch einen Blick, den letzten, auf das stille unveränderte Antlitz zu werfen. Ich konnte nicht mit den Anderen fortgehen. Zu ihm, dem verlassenen Greise, meinem alten Freunde, zog es mich.

Nebenan, im dunklen Zimmer, saß er einsam und still, nicht wie sonst hinausschauend durch das kleine Fenster, auf dem alten Lehnstuhl am Ofen zusammengesunken, die Hände über das Knie gefaltet und laut stöhnend, die trockenen brennenden Augen auf einen Punkt geheftet.

Ich kniete zu ihm hin: „Onkel Ritius!“ rief ich, legte meinen Kopf auf seine Hände, und laut aufweinend benetzte ich sie mit meinen Thränen.

Das alte Haus ward finsterer als vorher, das sonnige Zimmer durch düstere Läden dicht verschlossen; Staub und Spinnengewebe verdunkelten die auf so kurze Zeit hell gewordenen Fenster. Die Linden, die sonst beschnitten wurden, wuchsen wie sie wollten, streckten ihre Zweige gen Himmel und drängten sich in die Giebelluken hinein; die Blumen im Eckzimmer vertrockneten. Arnold hatte die letzte frische Rose für mich von ihren Zweigen gepflückt.

Wo war der Sonnenstrahl geblieben? Fort aus dem alten Hause, fort aus dem jungen Herzen.

Blätter und Blüthen.

Vom Grabe Mörike's. In Stuttgart am 6. Juni war's, um die Abendzeit. In Sonntagsgewändern wogte eine fröhliche Menge unter den frischen grünen Bäumen des Parkes, und seitwärts von demselben, auf dem schattenlosen, durch wenige hervorragende Denkmäler geschmückten Pragfriedhof hatte sich eine stille Gemeinde um ein offenes Grab versammelt. Voller Sonnenschein umfloß es; es war, als solle der, welchen hier die letzte Ruhestätte erwartete, nicht in das Dunkel, sondern in's Licht gebettet werden — als wolle auch die Natur ihm ein würdiges Todtenopfer bringen. Und wohl hatte Eduard Mörike, dessen von Lorbeerkränzen überdeckten Sarg man langsam den Weg herauftrug, ein solches verdient als Sänger der Natur, deren geheimnißvolles Treiben er belauscht und mit dem Herzen erfaßt hatte.

Sie Alle, die ihm jetzt die letzte Ehre erwiesen, hatten sich an seinen lieblichen Liedern und sinnigen Märchen erfreut und klagten nun um sein Scheiden; Alle waren sie gekommen, die auf ihn als einen der Ihren blicken durften und die ihn lieb gehabt, sei es als Mensch oder als Dichter. Zunächst am Grabe standen, die am meisten an ihm verlieren, der Aesthetiker Vischer und Dr. Notter, der bekannte Dante-Uebersetzer, die Freunde seiner Jugend und seines Alters, stete treue Gesinnungsgenossen. Ihnen schlossen sich an Freiligrath, Karl Gerok, der geistliche Sänger und ehemalige Berufsgenosse des Geschiedenen, J. G. Fischer, Georg Scherer, Ludwig Pfau, Karl Schönhardt, die schwäbischen Dichter der Jetztzeit, die Schriftsteller von Walesrode und Arnold Wellmer, der Kunsthistoriker Professor Lübke, Hofrath Hemsen und viele Andere.

Der Geistliche sprach, wie es gewünscht worden, nur ein Gebet, dann trat Professor Vischer heran, dem Freunde den letzten Gruß hinunter zu rufen.

„Lebe wohl — Du fühlst es nicht,
Was es heißt, dies Wort der Schmerzen,“

hatte der verstummte Mund gesungen — tiefste Bewegung klang aus der Stimme des Redenden, der Mörike zuerst so treffend wie schön als Dichter charakterisirte:

„Hinabgesunken, theurer Freund, ist Dein Irdisches, und Du bist nun ganz Geist geworden, schwebst unkörperlich weithin in den Herzen und Geistern der Menschen. Nicht so weit wirst Du strahlen, wie jene größten Geister, die, mit dem vollen Maß der schaffenden Kräfte begabt, die Welt bezaubern; nicht so weit wirst Du glänzen, wie jene Talente, die es der Menge recht machen, weil sie in deren gewöhnlichen Darstellungen bleiben, sie nur mit farbreichen duftlosen Blumen ausschmückend. Du bist nicht berühmt und wirst es nicht sein bei Denen, die es nicht ahnen, welch ein Wesen es ist, das Dir bei Deiner Geburt die zarten Geisterhände auf Stirn und Lippen legte. Du wirst nicht berühmt sein bei Jenen, die es nicht fassen, was der Dichter sehnt und meint, wenn er aus Licht und Luft lauter magische Fäden spinnt und Herz und Welt, Geistesleben und Erde, Sonne, Mond, leuchtende Bäume und rauschende Wasser in ein Ganzes geheimnißvoll zusammenschlingt, nicht bei Jenen, die es nicht fassen, wie es kommt, daß der Dichter nicht von dieser Welt ist, daß er mitten in diese unsere Welt uns eine zweite, eine Welt von Wundern hineinstellt. Aber ist Deine Gemeinde nur im Vergleich mit der Menge klein, es ist eine Gemeinde, die sich labt und erquickt an Deinem wunderbaren seligen Treiben, es ist eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach rednerischen Worten schätzt, sondern den Wohllaut trinkt, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt.“

Aber auch von dem Menschen, dem schlichten, anspruchslosen und von seinem weichen Gemüthe sprach Professor Vischer. „Es ist ein guter Mensch gestorben —“ wer hätte nicht in der Runde mit eingestimmt? Treu und ehrlich, warm und hingebend, so wurde er als Freund vom Freunde geschildert. „Mein letztes Gespräch mit ihm,“ so fuhr der Redner fort, „galt Jenen, die das Dasein für schlecht und für das Beste das Nichts halten. Er nickte und blickte freundlich, als ich sagte, wir machten ja die Welt, falls sie schlecht wäre, noch schlechter, wenn wir in uns und Andern das große, wahre Gut der schönen Täuschung über die Uebel des Daseins und die Quelle aller wahren Freude, aller Lebenstüchtigkeit zerstörten, den Glauben an ein ewig Festes, an ein Bleibendes in den Wogen der Zeit, das Wesen hat, weil es unsichtbar ist. Und so freundlich blickend und nickend bleibt er mir nun in's Gedächtniß geschrieben.“

Die ergreifende Rede schloß mit dem Citate:

„Denn hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag Alles, was uns bändigt, das Gemeine.“

Im Namen der Stuttgarter Künstlergesellschaft „Bergwerk“ legte Karl Schönhardt einen Lorbeerkranz am Grabe „des Ehrenknappen, dessen stilles Grubenlicht so schön gestrahlt“, nieder, und G. H. Fischer brachte als „Jünger dem Meister“ einen Palmenzweig und warmempfundene Verse.

Dann fielen die ersten Händevoll Erde auf den Sarg, und schweigend zerstreute sich die Schaar — das war Eduard Mörike's prunklose, aber tiefergreifende Leichenfeier.

„Keinen Lorbeer will ich, die kalte Stirne zu schmücken,
Laß mich leben und gieb fröhliche Blumen zum Strauß!“

hatte der Heimgegangene einstmals die Muse angefleht, und in der That, der volle Lorbeer senkte sich erst auf sein Grab, und richtig und ganz wird ihn die Nachwelt erkennen und schätzen — aber auch der „fröhlichen Blumen“ hat ihm das Leben nicht zu viel gebracht, wenn auch die Dauer desselben eine lange war. Eine wankende Gesundheit hat ihn auf manchen Lebensgenuß verzichten lassen.

Am 8. September 1804 ward er zu Ludwigsburg geboren; er erhielt seine Schulbildung auf dem Stuttgarter Gymnasium, wurde für das theologische Studium bestimmt und besuchte das Seminar zu Urach. Hier, an der Pforte der Rauhen Alb, in der wundervoll romantischen Umgebung, mochte sich seine Naturliebe voll entwickeln; auf den schattigen Pfaden zur Höhe, zwischen den Ruinen der alten Burg, am plätschernden Wasserfalle im Thale mochten die ersten Lieder in seiner Brust erklingen.

Mit achtzehn Jahren kam er nach Tübingen, wo er mit Strauß, Vischer und Bauer Freundschaft schloß. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien wanderte er als Pfarrgehülfe von einem Dörflein zum andern, bis ihm 1834 die Pfarrstelle zu Cleversulzbach verliehen wurde. Während an seine Freunde theils der Kampf und die Bewegung herantrat, theils die Lust, zu sehen und zu hören, wie es draußen sei, lebte er in stiller Beschaulichkeit unter dem Dache des bescheidenen Hauses, wo einst Schiller's Schwester als Pfarrerin gewaltet, freute sich der Blumen in dem kleinen Garten, durchstreifte die nahen Wälder oder schrieb unter der „Dichterbuche“ die Lieder nieder, welche in seinem Innern erblühten. Was ihn im engsten Kreise umgab, wurde Anlaß zu Poesien: jene Buche, in deren Rinde noch heute Hölty's und anderer Dichter Namen zu lesen sind, der Thurmhahn auf dem Kirchendache, jeder Waldgang, ja, seine Berufsgeschäfte sogar, wie aus der „Pastoralerfahrung“ und der „Trauung“ hervorgeht. Das, was in der weiten Welt vorging, lag seiner Muse fern, nur in die Vergangenheit griff er zurück und schuf gelungene Uebersetzungen von Anakreon und Theokrit.

Die Einsamkeit des kleinen Pfarrhauses theilten bis zu seiner Vermählung die Mutter und Schwester Clara, welch Letztere er häufig in seinen Liedern erwähnt und die ihm lebenslang das wärmste und vollste Verständniß entgegen gebracht. Die Mutter bettete er während seines Dortseins an die Seite von Schiller's Mutter.

Wie hoch er sie verehrt, spricht sich in den kurzen Versen aus:

„Siehe, von alle den Liedern nicht Eines gilt Dir, o Mutter,
Dich zu preisen, o glaub's, bin ich zu arm und zu reich.
Ein noch ungesungenes Lied ruhst Du mir im Busen,
Keinem vernehmbar sonst, mich nur zu trösten bestimmt,
Wenn sich das Herz unmuthig der Welt abwendet und einsam
Seines himmlischen Theils bleibenden Frieden bedenkt.“

Während seines Aufenthaltes in Cleversulzbach verkehrte er viel mit Justinus Kerner in Weinsberg und Ritter, der damals Pfarrer in der Nähe war, in beiden verwandte Seelen findend. Seine Gesundheit gestattete ihm jedoch die Ausübung seines Amtes nicht auf die Dauer; er gab seine Stellung auf und siedelte nach Mergentheim, später nach Stuttgart über, so oft er frei von körperlichen Schmerzen war, sich mit dichterischen Arbeiten befassend.

Es sind nicht der Bände viele, die er mit Poesien und Erzählungen gefüllt, aber was er geschaffen, verdient einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur; manche seiner Lieder stehen den lyrischen Gedichten Goethe's am nächsten. Seine Novelle „Maler Nolten“ erschien 1832, die gesammelten Gedichte 1838, die „Idylle am Bodensee“, das „Stuttgarter

Digitized by Google

Hutzelmännlein", „Mozart auf der Reise nach Prag", „Vier Erzählungen" folgten im Laufe der Jahre. So abgeneigt im großen Ganzen heute die Menge den Märchen ist, ich glaube, der Nüchternste aus ihr könnte das „Hutzelmännlein" nicht lesen, ohne von dem Zauber seiner Poesie völlig umfangen zu werden. Er selber ruft einem kritisirenden Freunde zu:

„Die Märchen sind halt Nürnberger Waar',
Wenn der Mond Nachts in die Boutiquen scheint:
Drum nicht so strenge, lieber Freund,
Weihnachten ist nur einmal im Jahr."

Noch einmal versuchte Eduard Mörike einen Lehrstuhl der Literatur am Katharinenstift zu Stuttgart einzunehmen, auch das gestattete ihm sein leidender Zustand nicht lange; 1866 trat er ganz in's Privatleben zurück. Im Verkehr mit seinen Freunden suchte er Freude und Erholung; er war der liebenswürdigste Gesellschafter; besonders gern und mit Meisterschaft las er dramatische Sachen vor und würzte häufig die Unterhaltung mit seinem köstlichen Humor. Ein jedes seiner Worte war von Bedeutung und des Festhaltens werth, aber nie war er anspruchsvoll, und jede Selbstüberschätzung lag ihm fern.

Schwester Clara, die unermüdlich treue Pflegerin, die nie von seiner Seite wich, erzählte mir, daß er seit zwei Jahren mit der Umarbeitung des „Maler Nolten" beschäftigt war. Sehr oft wurde er in seiner Arbeitszeit von Besuchen unterbrochen und ihm so manche Stunde geraubt, in der er sich frisch und zum Schaffen angeregt fühlte. Aber nie konnte ihn die sorgende Schwester bewegen, sich mit seiner Thätigkeit entschuldigen zu lassen, das schien ihm zu anspruchsvoll. Diese Arbeit ist fast vollendet, und mit ihr werden wohl auch noch andere Sachen aus seinem Nachlasse der Oeffentlichkeit übergeben werden. Fast den ganzen Winter kränkelte er schon; früher war ihm der Gedanke, das Ende herannahen zu fühlen und den Schmerz der Seinigen sehen zu müssen, furchtbar gewesen, obwohl er den Tod selber als solchen nicht fürchtete. In der langen Krankheitszeit sah er der Scheidestunde immer fester in's Auge; immer ruhiger. „Clärle," flüsterte er einmal Nachts der an seinem Bette Wachenden zu, „weißt Du, was der Uhland vor seinem Tode seiner Frau gesagt? ‚Emilie, wir müssen uns fügen!'" Und ohne weiteren Zusatz verstand das treue Schwesterherz die Bedeutung dieser Worte.

Eine zu seinen übrigen Leiden hinzutretende Wassersucht brachte ihn schnell dem Grabe näher; er litt furchtbar, aber gefaßt.

„Das ist der der Todeskuß," sagte er abschiednehmend zu den Seinen, und bald darauf, am Morgen des 4. Juni hatte er die Augen auch zum Todesschlafe geschlossen. Er hinterläßt die Gattin, zwei Töchter und die treue Schwester. Schätze hat er weder aus dem Erlöse seiner Werke noch seiner Berufsthätigkeit sammeln können, und seine Ansprüche gingen auch nie über das Maß des Nothwendigen hinaus. Kurz vor seinem Tode hatte ihm der König von Sachsen die Zusicherung einer Pension geben lassen, auch die Schillerstiftung hatte die Summe, welche er jährlich durch sie empfing, erhöht — er hat Beides nicht mehr genossen.

Ein Lieblingsgedanke der Schwester war der, ihn, wie er oft gewünscht, auf einem ländlichen Friedhofe ruhen zu lassen — Cleversulzbachs stiller Todtenort wäre ihr des Geschiedenen am würdigsten erschienen. Aber die bei jedem Todesfalle über die Angehörigen hereinbrechende Hülflosigkeit und andere Schwierigkeiten hatten den stillen Wunsch nicht laut werden lassen.

Eine besondere Freude hatte ihm, nach der Schwester Erzählung, die Zeichnung der Gräber von Schiller's und von seiner eigenen Mutter in der Gartenlaube (Nr. 50 des vorigen Jahrganges) und die Erwähnung, daß er der Finder und Hüter des erstern gewesen, gemacht. Damals mochte er noch nicht ahnen, wie bald man auch ihm sein letztes Bett höhlen werde — und doch war es die Erfüllung des von ihm selber gesungenen Liedes vom Tännlein und Rosenstrauch, die wer weiß wo im Walde und in welchem Garten grünen und blühen:

„Sie sind erlesen schon,
Denk' es, o Seele,
Auf Deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen."

Hübsch wäre es gewesen, man hätte dem Dichter der Dorfidylle ein Grab neben den beiden Dichtermüttern geben können; die Buche seines Gartens hätte leise zu ihm herüber gerauscht, der Wind auch wohl im Herbste ein dürres Blatt von ihr nach dem Hügel getragen. Aber auch dort, wo er schlummert, gleiten die Strahlen der Sonne über sein Bett, werden Blumen es überwachsen und wird der Morgenthau in ihren Kelchen wie Thränen funkeln — wer weiß, ob sich in der Nacht, nachdem sich über ihm die Erde geschlossen, nicht begab, was er einstmals „um Mitternacht" geschaut:

„Gelassen stieg die Nacht an's Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die gold'ne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, in's Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage."

E. Bely.

Hund und Katze. Im vorigen Jahre erhielt ich ein Hündchen männlichen Geschlechts, von einer den Wachtelhunden verwandten Bastardart, welches im Hause aufgezogen wurde. Als der Winter herannahte, fand sich dazu eine junge bereits erwachsene Katze ein, welche, in einem Winkel des benachbarten Hofes geboren, schon lange Zeit in der Nähe des Hauses sich herrenlos umhergetrieben hatte. Anfangs ungewöhnlich scheu und wild, nahm sie später, vom Hunger getrieben, die hingeworfenen Brocken an. Die rauhen Herbststürme trieben sie bald in Haus und Küche. Die ihr gebotene Gastfreundschaft vergalt sie durch zuvorkommendes Betragen gegen den kleineren Hund, der sie schließlich in seinen Korb mit aufnahm. Von diesem Augenblick an lebten beide hier in der zärtlichsten Gemeinschaft, schliefen, fraßen und spielten mit einander, und die Katze hatte sich auf diese Weise, als Spielcamerad des Hündchens, das Recht der Hausgenossenschaft erobert. Die Freundschaft erlitt dadurch keinen Abbruch, daß der Hund, als er ausgewachsen war, ungefähr die Größe der Katze erreichte, und ging zuletzt so weit, daß beide Thiere gegenseitig Eigenschaften von einander annahmen. Die ersten Anfangsgründe hündischer Bildung: das Aufwarten oder „Schönmachen" erlernte die Katze, ohne jeden Unterricht, schneller als der Hund. Wenn sie bitten will, setzt sie sich, unaufgefordert, auf den Hinterbeinen kerzengerade in die Höhe. Der Hund dagegen begann sich nach Katzenart zu waschen, doch hat er diesen Trieb zur Reinlichkeit wieder verlernt, nachdem er die Erfahrung gemacht, daß seine Wäsche in eindringlicherer Weise, auch wider seinen Willen, von stärkerer Macht besorgt wurde. In ihren Spielen war die Katze jedoch ohne Ausnahme der nachgiebige Theil. Sie ließ sich vom Hunde am Fell durch den ganzen Hausflur zerren, so daß sie dabei häufig vor Schmerz schrie, ohne sich anders, als mit schwachen Pfotenhieben, bei eingezogenen Krallen, zur Wehre zu setzen. Offenbar machte ihr das Spiel Vergnügen, denn sie suchte den Hund immer wieder von Neuem auf und beide kugelten sich dann fröhlich über einander. Selbst der Ernst des Katzenlebens vermochte diese Eintracht nicht zu stören.

Im Frühjahre fanden sich Anzeichen, welche junge Familie in Aussicht stellten. Die Katze ließ sich seltener sehen, und bald entdeckte man auf dem Boden eine mit Stroh gefüllte Kiste, welche sie sich sorglich als Wochenbett zugerichtet hatte. Ich war begierig zu sehen, ob die innige Freundschaft beider Thiere unter so erschwerenden Umständen sich bewähren würde, als eines Tages sich im Stroh der Kiste ein lebendiges blindes Kätzchen, neben einem todten, bei der jungen Mutter vorfand. Aber was geschah? Die Katze, welche zum Fressen vom Boden herabgekommen war, suchte ihren Freund auf, und es war deutlich zu ersehen, daß sie sich bemühte, ihn die Treppe hinauf zu locken. Sie blieb von Zeit zu Zeit stehen, ging ihm, wenn er nicht gleich folgte, wieder entgegen und führte ihn endlich zu ihrer Kiste, um ihm das junge Kätzchen zu zeigen. Am nächsten Tage fand ich alle drei, die Mutter, das säugende blinde Kätzchen und den Hund, einträchtig im Stroh liegend und Hund und Katze sich gegenseitig leckend. Seitdem werden die Spiele zu Dreien fortgeführt. Die kleine Katze, welche jetzt schon laufen kann, bildet dabei den Gegenstand gemeinschaftlicher Zuneigung, und nicht ein einziges Mal ist beobachtet worden, daß diese Spiele in ernstliche Streitigkeiten ausgeartet wären, obgleich der kleine Hund das Kätzchen mitunter so gewaltsam behandelt, daß es laut schreit.

Unsere Hausthiere haben für gute Behandlung und Wohlthaten, die ihnen erwiesen werden, Sinn genug, um Liebe und Vertrauen für ihre lebendige Umgebung zu gewinnen. Daß diese Gefühle so weit gehen, ihnen den natürlichen Trieb, ihre Jungen zu schützen, unterzuordnen, ist freilich selten, aber ein Beweis dafür, in welchem hohen Grade das Geistesleben der Thiere gesteigert werden kann, wenn der Mensch sie zu sich heranzieht, statt, wie es leider so oft der Fall ist, den Keim der in ihnen ruhenden guten und liebenswürdigen Eigenschaften durch rohe und abstoßende Behandlung zu vernichten.

M.

Kleiner Briefkasten.

K. in Fth. In Zürich existirt, nachdem die Aussicht vom Hôtel Bauer vollständig zugewachsen ist, überhaupt nur noch ein Hôtel, von dem aus man den ganzen See überblicken kann, Hôtel Bellevue. Die Lage des Hauses hart am See und die Aussichten von den Balcons über den Seespiegel hinweg nach den Alpen sind entzückend schön.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die kommende Nummer beginnt mit einer Geschichte aus dem baierischen Oberlande von dem beliebten Erzähler

Herman Schmid, „Hund und Katz",

der, wie wir mit Bestimmtheit hoffen dürfen, noch in diesem Quartal die

„Namenlose Geschichte" von E. Marlitt

folgen wird.

Die Postabonnenten machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach Beginn des Vierteljahrs aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennige erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennige anstatt 1 Mark 60 Pfennige). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 27. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. In Heften à 50 Pfennige.

Hund und Katz

Eine Geschichte aus dem bairischen Oberlande.

Von Herman Schmid.

1

Schau', Bazzi, schau'!
Zu wertem Tagen ist's an Dir.

Schön und segensreich lag der August über dem dunkelgrünen Fluthbecken und den anliegenden Gefilden des Ammersees. Ueberall, auf den dem Walde abgerungenen Hohen wie in der tiefen feuchten Ebene, wo sie zum Fruchtlande umgeschaffen worden, war die Ernte im vollsten Gange; die hochgeladenen Garbenwagen schwankten zu den Tennen und Einöd-höfen durch Felder und Raine in den Schlundzwingen hinan, in deren Oeffnungen schon der Wildhopfen seine Trollen angehängt hatte, während die Zaunrute mit ihren Blüthendolden und die Brombeere mit ihren Stachelranken über Hasel und Schleehe hinaus an den Buchen und Vogelbeerkämmen emporkletterten, welche sich rings um über das niedere Gestrüpp erhoben. In den Grasgarten bahnter sich schon die reifende Kirsche in den runden Büschen zu glühen an, und an niedrigeren Stämmen zog die schwellende Last blau überhandner Pflaumen die Aeste zum Reichhange herunter, welchen die Hainz des neuen Buchtes mit dem zweiten jungen Grün des Jahres zu überkleiden begann. Taxiner linnus und durch das Gezweige der Bäume und Aeste flammte, wohin ausgegossen, der Tag — aber ihm über und über dem grünen Rahmen seiner Welt de endete, zu Duft gehallt und dennoch Ton, die tiefste Kette des Gebirges wie ein ernster erhebender Gedanke über einem schönen Angesichte.

Auf einer Anhöhe, vor einem kleinen Buchenwalde, der den Gipfel zugleich schützend und schmückend bekränzte, lag ein schöner Bauernhof, mitten auf eine ansehnliche Wiesenfläche wie auf einen großen grünen Teppich hingewürfelt; eine Menge von Obstbäumen scheb und drängte sich nun thn zusammen, und vor dem Hause stand eine mächtige Linde so nahe, daß sie mit den Spitzen ihrer Zweige das Dach erreichte, als ob sie es so recht in ihren Schutz nehmen oder sich wetterlustig darauf stützen wolle. Das Haus, obwohl ganz einfach und nach Art und Brauch der Gegend gebaut, hatte doch durch Umfang und Lage ein etwas herrisches oder städtisches Gepräge, so daß es, weithin sichtbar, überall seltener unter seinem rechten Namen als „Ottingerhof" bekannt war, als unter der stattlicheren Bezeichnung des „Schlüsselbauers". Der Ueberblick des Sees sowie der Gebirges und des sich dazwischen schiebenden Thales, zu Wald und Sumpf reichen Vorlandes war nirgends so weitreichend und umfassend, und wenn der Ammersee damals — es mögen nun bald vierzig Jahre sein — auch noch weniger besucht und bekannt war, als jetzt, ging doch wohl Keiner, den sein Weg zum Schlüsselbauern führte, ohne anzuhalten daran vorüber, und wer zu seiner Lust daran gekommen war, setzte den Wanderstab gewiß nicht eher wieder weiter, als bis er Mundkohn gehalten und einen Imbiß eingenommen auf dem Vorplatze, der gegenannten Grad des gräflichen Hauses. Mit Ziegelplatten gepflastert, von einem gewölbten Gelander umrahmt und bedeckt von dem darüber befindlichen Lauhengange des Hauses, zog sich dieselbe breit und behaglich gleich einer südlichen Veranda an der ganzen Vorderseite des Hauses hin. Breite Steinstufen führten davon auf den mit blauem Kies bestreuten Vorplatz des Hofes herab und seitwärts zu den Wirthschaftsgebäuden, deren Ansehen und Inhalt auf den ersten Blick zeigte, daß daselbst nicht blos der Wohlstand, sondern auch ein wohlanständiger kluger Sinn waltete, der es verstand, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Unweit dieses Bauernhofes, auf einer etwas tieferen Stelle hielt ein Reiter sein Pferd an und wandte es, um sich der Aussicht zu erfreuen — eine etwas wunderliche Erscheinung, obwohl was den Reiter wie was das Pferd betraf. Der Reiter war ein unansehnliches, vor Alter zusammengeschrumpftes Männchen, das Pferd ein edelstes gangsaltenes Thier in voller Kraft und Frische der Jugend. Es schmiegte den schlanken Hals und schnarrte ungeduldig mit dem Vorderfuße, indeß der stattliche Schweif ihm die eigenen Lenden vertilgte — gleichwohl gehorchte es der Leitung des Reiters je herzwillig, daß schon daraus sich erkennen ließ, daß das Männlein aus den Zeiten seiner Jugend diese Kunst wohl bewahrt heimbergebracht haben mußte. In Einem Punkte stimmten Beide überein — das war der ungewöhnte und eigenthümliche Schmuck, womit Beide geziert waren. An der Stirn des Pferdes saß eine Rose von rothem Zeidenbande; Mähne und Schweif waren mit Schnuren und Troddeln von gleicher Farbe durchflochten, und die Bezäumung mit die breite Brust mit einem Kranze aus lebendigen Blumen umwunden; der Reiter hatte mächtige besonderte Blumenbüschel an Hut und Brust stecken, und an einer Schnur hing ihm aber die Schulter ein altertümlicher, aus irgend einer Kunstsammlung entnommener Zabel herab, ebenfalls reich mit Bändern und Kranzen geziert. Er sah etwas abenteuerlich aus, und das Einzige, was zu dem Schmucke und dem festlichen Pferde

Digitized by Google

stimmte, war das Gesicht des Alten, das in seiner lebensfrischen Heiterkeit nichts davon zu wissen schien, daß auf dem Scheitel über ihm schon lange der Schnee jenes Winters lastete, den kein Frühling wieder zu schmelzen vermag.

Es war der Hochzeitlader der Gegend — ein Mann, der als ein jüngerer Sohn seines Hauses den Feldzug nach Rußland mitgemacht, aber nichts zurückgebracht hatte als erfrorene Zehen, ein unscheinbares Kreuzlein aus Kanonenmetall und seine Erinnerungen, die nun nichts in der Welt ihm feil gewesen wären. Mit der Bauernarbeit war es bald nicht mehr recht von der Hand gegangen; darum hatte er zu einem leichteren Gewerbe gegriffen und war Musikant geworden. Es kam ihm dabei sehr zu gut, daß er in seiner Jugend das Kuhhorn zu blasen verstand; ein Hautbuist, der mit ihm nach Tobolsk in die Gefangenschaft geschleppt worden, hatte die Fähigkeit an ihm entdeckt und ihn zum Trompeter ausgebildet. Als auch das Trompetenblasen nicht mehr gehen wollte, weil mit den Zähnen der Ansatz verschwand, übernahm der Trompeten-Franzel das Geschäft eines Hochzeitladers, zu dem ihn Alle für vollkommen befähigt erkannten, denn der Hochzeitlader muß ein Mann von aufgeweckten Sinne und nie versiegbarer Lustigkeit sein, und mit den anderen Denkzeichen hatte der Reiter aus Sibirien seinen fröhlichen Sinn ganz und unversroren zurückgebracht. Er war deshalb überall beliebt, und wo er einsprach, empfingen ihn meist lachende Gesichter und ein freundlicher Handschlag; wußte er doch vom Kriege und seiner Gefangenschaft, von den fremden Leuten und Ländern, vom Bonaparte und den anderen Potentaten, die er gesehen, allerlei Merkwürdiges zu erzählen, was immer gut lautete, wenn man es auch schon oft gehört hatte. Außerdem war er ein lebendiges wandendes Liederbuch; es gab kein „Gesang", das in der Gegend jemals beliebt gewesen, das er nicht ueben der Singweise kannte, wenn es noch so viele „Gesätzel" hatte, und von den vierzeiligen Lust- und Trutzreimen, die Schnaderhüpfel genannt werden, war er so vollgepfropft, daß er bei jedem Anlaß irgend einen zur Gelegenheit passenden vorzubringen wußte.

Eine andere, nicht minder seltene Kenntnis verschaffte ihm vieles Ansehen und manche nicht unbelohnte Anfrage, war ihm aber auch vielfach zur Quelle des einzigen Aergers geworden, der seinen heiteren Lebenssabend umwollte. Durch lange Beobachtung und ein treffliches Gedächtnis hatte er sich alle sogenannten Bauernregeln zu eigen gemacht, welche der hundertjährige Kalender enthält und in denen das Landvolk damals, wie noch jetzt, die unfehlbaren Anhaltspunkte erkannte, nach denen im Hause gewaltet und in der Wirthschaft geschaltet werden muß, damit sie gedeihen; mit diesen war er jederzeit schlagfertig zur Hand, gerade diese Schlagfertigkeit aber war die Veranlassung, daß ihm einige übermüthige Burschen den Spott- oder Spitznamen „Das Wettermann'l" geben, der ihm fortan trotz alles Abwehrens und Schimpfens wie eine Klette anklebte und ihn verfolgte, gleich einem spöttischen Widerhall.

Der Hochzeitlader hatte sich endlich satt gesehen. Er wandte sein Rößlein und ließ es langsam und sorglich den etwas steil und steinig ansteigenden Hohlpfad zum Schlossfelbauernhofe hinantraben; war es doch nicht sein Eigenthum, und es würde ihn in böses Ruf gebracht haben, wenn dem schönen Thiere auf seinem Umritte etwas zugestoßen wäre. Es war nämlich Branch, daß der Bräutigam, zu dessen Hochzeit eingeladen werden sollte, dem Hochzeitlader das beste Pferd aus seinem Stalle gab; aus der Trefflichkeit desselben und dem Reichthum seines Schmuckes konnte sogleich und voraus die Wichtigkeit und Bedeutung der Hochzeit so wie die Wohlhabenheit des Brautpaars entnommen werden.

„Schau, da kommt ich einmal gerade recht," brummte der Hochzeitlader vor sich hin, als er dem Hof selbst erreicht hatte, „da ist das Schweizerwägerl des Bauern schon aus dem Schupfen herausgeschoben. Er wird wahrscheinlich auch nach Diessen hinausfahren zum Markte; wenn ich mich ein Bissel versäumt hätte, hätt' ich ihn nicht mehr getroffen, jetzt aber ist er gewiß zu Haus und kann mir mich auskommen. Richtig, da steht er ja schon auf der Gräd'," setzte er mit sichtbarem Vergnügen hinzu, „und hat schon das ganze Sonntagsgewand an . . ."

Er zog die Zügel des Pferdes an, daß es, den Kopf erhebend, mit zierlich tänzelnden Füßen sich den Stufen näherte, wo er grüßend den Hut zog und mit freudiger Miene gewahrte, wie sehr er willkommen war, denn der Mann auf der Gräd schien ihm zuzunicken und mit dem Arme zu winken. Er hatte wohl Ursache sich dieses Entgegenkommens zu freuen, denn in der Regel wollte die Sitte, daß der Gast, welcher zur Hochzeit geladen worden sollte, sich nicht gleich finden ließ und wohl gern, um die Sache anziehender zu machen, aus dem Hause entfloh, oder sich darin verstecke, dem Hochzeitlader die angenehme Mühe bereitend, alle Winkel und Behältnisse, vom Speicher bis zum tiefsten Krautfaß durchkuchen und den flüchtigen Schäfer mit ungeheurem Jubel und Spaß entdecken zu müssen.

Auf dem Schlossfelhofe schien ihm diesmal die Mühe erspart; mit lauter Stimme begann er daher seinen Ladespruch, ohne das Mädchen zu beachten, das, einen Melkkübel voll Milch auf der Schulter tragend, an die Hausecke gekommen war und, an derselben stehen bleibend, dem Beginnen des Alten mit Verwunderung und einer Miene zusah, in welcher die Fröhlichkeit jeden Augenblick in lautes Lachen auszubrechen drohte.

Das Mädchen wäre wohl der Beachtung werth gewesen — mit ihr hatte sich das anmuthige Bild, welches der Schlossfelhof bot, erst vollendet und abgeschlossen — der schönen leblosen Natur hatte ein schönes Menschenleben gefehlt, und dies konnte kaum in anmuthigerer Gestalt erscheinen als in dieser. Groß und kräftig gebaut, hatte das Mädchen doch nicht das mindeste Plumpe oder Schwerfällige an sich, und die Art, wie sie mit dem vollen luftgebräunten Arme den Milcheimer auf der Schulter hielt, während der andere sich gefällig auf die schwellende Hüfte stützte, hätte vielleicht manchen Bildner zur Nachahmung begeistert oder an ein schönes Muster aus alten Zeiten erinnert.

Diese Erinnerung wäre auch nicht gestört worden, weder durch den schlanken Hals, auf dem sich das Oval des Kopfes wiegte, noch durch die reichen, in Zöpfen und Knoten um denselben geschlungenen lichtbraunen Haarflechten. Minder vielleicht hätte einem solchen Beobachter das Angesicht selber entsprochen: es hatte ein für einen Mädchenkopf vielleicht zu starkes Gepräge der Entschiedenheit, doch leuchteten in ihm ein Paar blaue Augen voll so milder Güte, daß ihr Glanz ausreichte, die strengeren Linien der Stirn und Nase vergessen zu machen. Es war deutliche Schrift in diesen Zügen — ein harter eigenwilliger Sinn, aber ein weiches hingebendes Herz. Das Gewand, das sie trug, war das bäuerliche der Gegend, aber es war nicht viel davon zu gewahren; eine breite Vor- und Rückschürze von grobem Zwilch war darüber gebunden. Offenbar war die Trägerin zum Ausgange bereit und hatte, um den Anzug zu schonen, dieselbe bei der wirthschaftlichen Arbeit übergeworfen, die ihre häusliche Sorgfalt seiner Andern überlassen wollte.

Der Hochzeitlader begann — ein frischer Windzug jagte ihm das weiße Haar auf dem entblößten Kopfe durch einander, und der Mann auf der Gräd winkte lebhaft mit dem Arm.

„Gelobt sei der Herr und benedeit!
Er behüt' und segne zu aller Zeit
Dieses christliche Haus bei Nacht und Tag
Vor wildem Feuer und Hagelschlag,
Vor Krieg und Pest und vor Hungersnoth,
Das ist mein Gruß und —"

Der Alte brach ab und wandte sich erzürnt um; das Mädchen hatte seine Lustigkeit nicht länger zu bewältigen vermocht — sie lachte hell und herzlich auf, daß sie den schwankenden Milcheimer von der Schulter nehmen und auf das Geländer stellen mußte.

„Was ist denn das für ein neuer Branch," rief er unwillig, „daß man den Hochzeitlader in seinem Spruch unterbricht und noch gar auslacht?"

„Aber so schau Dich nur einmal recht um, Du blinder Sitz!" antwortete noch immer lachend das Mädchen. „Mit wem red'st Du denn? Wem hast Du denn Deinen Spruch sagen wollen? Es ist ja gar kein Mensch da, und das dort ist dem Schlossfelbauern sein Sonntagsgewand, das ich aufgehängt hab' zum Auslüften, weil er heut nach Diessen fahren will, auf den Markt . . ."

War dem Alten schon die Unterbrechung zuwider gewesen, so war die Aufklärung vollends nicht geeignet, seinen Unmuth zu verscheuchen; war doch seine abnehmende Sehkraft die einzige Schwäche, die ihn manchmal empfindlich an seine Jahre mahnte und die er daher auf's Sorgfältigste zu verbergen bemüht war. Daß er nun einen solchen Verstoß gemacht, das auf-

Digitized by Google

gehangene Gewand des Bauern für diesen selbst und das Bindwehen der Aermel für Winke anzusehen, war ihm im höchsten Grade ärgerlich; der Vorfall konnte durch die Zeugin desselben nur zu bald unter die Leute kommen und ihn auf lange Zeit zum Zielpunkte des allgemeinen Gespöttes machen. Es war daher erklärlich, wenn der Ton seiner Erwiderung noch unwirscher klang, als der erste Anruf gellungen hatte.

„Das ist auch was Rechtes, daß Du einen alten Mann so anlaufen lässest," rief er. „Für was stehst Du denn da und schaust, anstatt daß Du mir zurufst und mir aus dem Traum hilfst? Wo ist denn der Schlösselbauer, und wer bist denn Du, Du übermüthige Dingan? Die Oberdirn' vermuthlich, weil Du vom Melken kommst?"

„Siehst Du das doch?" erwiderte noch immer lachend das Mädchen, und ihr Lachen klang, gegen das Brummen des Alten, wie das helle Geschwätz nestbauender Schwalben gegen das schwermüthige Gurgeln eines einsamen Taubenichs. „Hast Du meinen Melkkübel nicht für den Taubenschlag angesehaut oder mich selber für einen Spatzenschreder? Kannst es eben schon errathen haben, daß ich die Oberdirn' bin, brauchst Dich aber nicht zu sorgen deswegen, altes Wettermann'l; ich werd' die Geschicht' Niemandem erzählen, und da kommt auch schon der Schlösselbauer aus dem Haus. Kannst Deinen Spruch gleich von vorn anfangen."

Lachend verschwand sie hinter dem Hause, auf der Schwelle aber erschien der Herr desselben, eine echte kernhafte Bauerngestalt mit einem Angesichte, in welchem sich Klugheit und Gutmüthigkeit vermischten. Er überhob den Alten, der, um nicht einen neuen Irrthum zu begehen, ihn vorsichtig betrachtete, alles Zweifels und rief ihm zuerst seinen Gruß entgegen.

„Du bist da, Hochzeitlader?" rief er lustig. „Jetzt freut mich mein Leben, daß ich so eingangen und Dir so in die Hände gelaufen bin. Wenn ich Dich hätt' kommen sehen, hätt' ich mich verstellt, daß Du gewiß eine gute Weil zu suchen gehabt hättest, aber weil es einmal so ist, so schick' los, mach' Deinen Spruch, und dann steig' ab, bind' Dein Roß an und setz' Dich zu mir auf die Grad, damit ich Dir die gehörige Ehr' anthu! Hast ja ein wahres Prachtschlachet unter Dir . . . mit einer weißen Bläß' auf der Stirn und vier weißen Füßen, als wenn es seidene Strümpf' anhätte. Was gilt es, das Schweißfüchsel? Ist es feil um dreißig Karlin?"

Der Hochzeitlader war viel zu sehr von dem Ernste und der Wichtigkeit seines Amtes durchdrungen, als daß er sich herablassen hätte, auf solche unwürdige und fremdartige Redendinge einzugehen — er ließ den Schweißfuchs seine Künste machen, nahm den Hut ab und begann abermals seinen Spruch, aber auch der Schlösselbauer wußte zu leben. Er fuhr in die Aermel seines Rockes, der schon einmal seine Rolle so glücklich gespielt hatte, nahm den Hut von der Stange und trat dem Boten entgegen, um die Ladung mit aller Würde eines Großbauern in Empfang zu nehmen.

Sie galt der Hochzeit des Zacharias Weindl, eines der reichsten Bauerssöhne aus dem Nachbarborfe, der die nicht minder wohlhabende ehr- und tugendsame Jungfrau Mechtild Brunnerin vom jenseitigen Segestade heimzuführen gedachte, ein schönes Müllerkind, das überdies zu den reichsten und gestiftetsten der ganzen Gegend gehörte. Es sollte daher eine sogenannte große Hochzeit geben, bei der Alles, was irgend Namen und Gewicht in der Gegend hatte, zugegen sein mußte, natürlich auch die Verwandten und fernsten Verschwägerten, deren Ausbleiben eine nicht leicht zu sühnende Beleidigung gewesen wäre. Die Hochzeit versprach aber auch an sich selbst viele Neugierige herbeizulocken, denn es war lange im Lande kund geworden, daß das neue Paar nicht, wie meistens der Fall, von Rücksichten der Zweckmäßigkeit und kluger Berechnung zusammen geführt war, sondern mit einer Zärtlichkeit und Liebe aneinander hing, welche kaum in verfeinerten städtischen Verhältnissen, gewiß aber nicht unter den schlichten Bauersleuten der Gegend bis dahin ein Beispiel gehabt. Es war nicht zu verwundern, daß die ungewohnte Zärtlichkeit des Verhältnisses den gesunden Augen des Volkes Blößen bot, so daß dem Paare, wo es in der Ueberschwenglichkeit seines Glückes sich zeigte, die Mücken des Witzes um die Ohren summten und wohl auch der Spott den Wespenstachel an ihm übte.

Der Ladespruch war diesmal ohne Unterbrechung vor sich gegangen, das Brautpaar mit dem Beispiele Adam's und Eva's entschuldigt, daß es in den Stand der heiligen Ehe zu treten entschlossen war, der ehrenfeste und tugendsame Herr Vetter Uttinger vom Schlösselbauernhof noch Gebühr in die Kirche und zum Mahle geladen, auch das Mahlgeld bestimmt und zu guter Letzt die Gesundheit ausgebracht worden für den „Uttinger und das ganze Uttinger'sche Haus". Der Begrüßte hinwieder spielte seine Rolle nicht minder gut; wie die Sitte forderte, stellte er sich zuerst über alle Maßen verwundert an, daß ihm eine so außerordentliche Ehre widerfahren, die er sich gar nicht erklären und daher auch nicht annehmen könne. Endlich auf dringendes Zureden des Laders mußte er sich doch dazu entschließen und that es unter dem geschichten Vorwande, daß er sich einer weit entfernten Verwandtschaft besonn, welche ihm erlaubte, ohne Aufdringlichkeit bei einer so seltenen Feierlichkeit zu erscheinen. Damit war das Ceremoniel des Geschäftes erledigt, und der Alte folgte der Einladung des Bauers, auf der Grad mit ihm den Willkomm zu genießen: einen Imbiß, an dessen Reichlichkeit und schneller Bereitung wie an einem Gradmesser zu erkennen war, in welcher Achtung das Brautpaar stand.

An Beidem war kein Mangel auf dem Schlösselbauernhofe.

Die Milchträgerin war während des Gespräches wiedergekommen, hatte den Klapptisch herunter gelassen und auf dem schneeweißen darüber gebreiteten, rothgeränderten Tuche eine Schüssel mit eingesottenem Selchfleische nebst einer Flasche Kirschgeist aufgestellt, beides Erzeugnisse der eigenen Wirthschaft und der Stolz des Hauses. Das Salzfaß stand daneben und auch der angeschnittene Brodlaib, in welchem das Messer stecke, mangelte nicht, die altgewohnten Zeichen, daß der Gast willkommen sei und im Frieden des Hauses stehe. Der Bauer ergriff die gefüllten Stengelgläser und ging dem Alten damit entgegen; sie stießen an und saßen zu beiden Seiten des Klapptisches nieder — das Mädchen lehnte in der Thür und sah der Begrüßung zu.

„So wollen wir halt Gesundheit trinken auf das Brautpaar," sagte der Bauer, das Glas wieder erhebend, „und wollen ihm wünschen, daß es die silberne und gar die goldene Hochzeit erlebt und bei einander aushält wie am ersten Tage. . . ."

„No, no," lachte der Alte, „ein bissel was wird sich schon herunter handeln lassen in der langen Zeit, aber sie werden wohl auskommen, sind ja verliebt in 'einander wie ein Paar Mailabeln."

„Ich versteh' zwar nichts davon," unterbrach ihn das Mädchen, indem sie sich noch bequemer an das Thürgeräft lehnte und dem Alten, der sich, das Glas in der Hand, überrascht nach ihr umwandte, mit verstellter Ernsthaftigkeit in's Gesicht sah, „aber Du als Wettermacher wirst wohl wissen, wie das ist. Ich für meinen Theil, ich hab' einmal eine Wetterregel gehört — die hat gheißen:

„Was kommt oft geschwind und dauert selten?
Die große Lieb' und die große Kälten."

Der Hochzeitlader hatte sein Glas vor Verwunderung wieder niedergestellt und sah bald auf die Dirne, die sich so unbersen in's Gespräch mischte, bald auf den Bauer, wie fragend, ob er solche Keckheit dulde.

„Wirst aber wohl Recht haben," fuhr das Mädchen fort, „sie werden schon auskommen, sollen ja in einander hineinschauen wie in einen Spiegel. Ist es wahr, daß er neulich beim Kornschneiden, weil er sie über'n Graben hat stehen sehen, zu ihr hingelaufen ist und hat vor lauter Schauen das Brückel übersehen und ist in den Graben hineingeplumpst wie ein Mehlsack? Ist das wahr, Wettermann'l?"

„Du hast eigene Branch' in Deinem Haus', Schlösselbauer," sagte der Hochzeitlader, „gefallt Dir das so besonders, wenn die Ehhalten (das Gesinde) überall so dreinreden?"

„Ehhalten?" fragte der Bauer verwundert. „Von wem redst denn?"

„Von wem sonst, als von der Dirn', die dort in der Thür' lehnt, als wenn sie hingeheirathet hätt' — von Deiner geschnappigen Oberdirn' . . ." entgegnete der Hochzeitlader etwas gereizt.

Jetzt war die Reihe zu lachen an den Bauern gekommen.

Digitized by Google

„Meine Oberdirn'? Das meine Oberdirn'?“ rief er, trotz der finsteren Miene des Alten, „jetzt freut mich mein Leben. Das ist ja . . .“

„Ich seh' schon,“ sagte das Mädchen dazwischen treiend, „ich seh' schon — ich muß Dir wohl selber aus dem Traum helfen; sei nicht bang, wenn ich Dich ein wenig geföppelt habe. Ich bin nit die Oberdirn' — ich bin die Tochter vom Haus, die Schlöffelbauern Kuni, die Dir recht schön „Grüß Gott!“ sagt. Gieb mir eine Patschhand und trage mir's nicht nach, was wir mit einander gewörtelt haben!“

Vergnügt schlug der Alte in die dargebotene Rechte ein, aber er fand nicht gleich Worte, seiner Ueberraschung und seinem Staunen über die schöne Entwicklung des Mädchens Ausdruck zu geben, das er seit Jahren nicht wieder gesehen, weil ihn sein Weg nie auf den einsamen Schlöffelhof geführt hatte. Das Bild war daher in seiner Erinnerung so gut wie erloschen.

„Ja, bist Du's wirklich, Kuni?“ rief er dann. „Ist es denn möglich, daß man sich so verwachsen kann in ein paar Jahr'n? Wie ich Dich zuletzt gesehn habe, da bist noch ein kleines Bäumel gewesen, nur so ein Staudenwerk, über das man noch so hinüberschaut, und jetzt stehst vor mir da herzgerade und weiß und roth über und über, wie ein Apfelbaum in der Blüh. Nichts ist mehr da von dem Dirnl', das so verzagt und bleich herumgegangen ist — nichts als die guten blauen Augen, und drum nehm' ich Deine Patschhand an und sage mit freudigem Gemüth: „Grüß Dich Gott!“

„Grüß Dich Gott auch noch einmal!“ entgegnete Kuni lachend, indem sie sich den Männern gegenüber auf der Bank niederließ. „Also nichts mehr für ungut! Mußt Dir halt denken, daß man gern lacht in der Jugend, und Du glaubst es nicht, wie spaßig das ausgesehen hat, wie Du vor der Grüb da gestanden bist und hast so ernsthaft in den Rock hinein geredt . . .“ Sie sing über der Erinnerung wieder zu lachen an und war kaum im Stande, vor Gelächter dem fragenden Vater das Vorgefallene zu erzählen; sie that es aber mit solcher Lustigkeit, daß auch der Zuhörer davon ergriffen wurde. Sie schilderte lebhaft, wie der Wind von Zeit zu Zeit einen Aermel aufgehoben und wie der Reiter dann allemal mit dem Kopf genickt habe, weil er gemeint, der Rock winke ihm. Der Vater schlug vor Vergnügen auf den Tisch und lachte, daß ihm die Augen übergingen, und rief einmal über's andere: „Jetzt freut mich mein Leben. Die Narrethei hätt' ich auch mit ansehen mögen.“ Zuletzt mußte auch der Hochzeitlader einstimmen, und das Kleeblatt lachte so laut und einmüthig zusammen, daß aus der Linde ein erschrockener Spatzenschwarm aufrauschte und der Stallhund, der eben dem Schweißfuchs ein Bündel Heu vorgeworfen, verwundert nach der Grüb hinauf sah und sich seine Gedanken machte, worüber doch der Bauer so lachen könne, der sonst immer auf den Heuboden hinauf gehe, wenn ihn das Lachen ankomme.

„Du bist ja ein Kerumädel geworden, Kuni,“ rief der Hochzeitlader nach einer Weile. „Und wie Du Dich sauber ausgewachsen hast! Es ist nur gut, daß Du da heroben in der Einöde hausest, sonst thätst Du am See auf und ab den Buben allen die Köpf' verdrehen.“

„Meinst nicht,“ rief Kuni, „daß nachher mancher Kopf erst auf seinen rechten Fleck kommen thät?“

„Bist so scharf?“ fragte der Alte rasch entgegen. „Oder hast Dir gewiß schon Einen ausgesucht? Nur heraus mit der Farb' — der Hochzeitlader ist schier wie der Beichtvater — heraus mit dem Namen, und ich zänn' den Schweißfuchsen gar nicht ab und mach' gleich meinen Ritt für Dich; dem Bauer wird's recht sein, dent' ich.“

„Jede Stund'!“ rief dieser. „Es ist zwar allemal eine harte Sach' um's Ein-Heirathen. Wenn ein Mädel hinaus-heirathet und Bäuerin wird auf einem fremden Hof, das ist bald abgemacht, aber wenn man keinen Buben und nur so ein einziges geschnipftes (thörichtes) Mädel hat, wie ich, da braucht's wohl Ueberlegen, bis man einen fremden Burschen als Herrn und Schwiegersohn hereinsetzt in seine schöne Sach', aber ich thät mir doch gar nichts daraus machen. Mir ist's alle Bot recht, wenn sie sich einen Mann aussucht, aber sie will ja nichts davon hören. Es sind schon ein paar richtige Hochzeiter dagewesen, denen sie ganz gut gefallen hat. . .“

„Ich — oder der Schlöffelbauernhof,“ sagte Kuni gelassen, „aber laß das gut sein, Vater! Mußt mich nicht drücken und drängen. Ich bin jung, Vater, und Du bist auch noch in den guten Jahren. Wir können alle Zwei noch warten, mein' ich.“

„Das hast schon oft gesagt,“ erwiderte der Bauer, „aber über dem Warten geht die schönste Zeit dahin, und eh' Du Dich recht umgeschaut hast —“

„Werd' ich unter's alte Eisen gehören?“ unterbrach sie ihn lachend. „Kann schon sein, aber dann wird's mir wohl so aufgesetzt sein in meinem Plauelen, oder, wenn's durchaus gebeitathet sein muß, nehm' ich halt auch einen Alten — weißt, so einen Uebertragenen, der froh ist, wenn er den Hof kriegt und das alte Eisen als Dreingab' dazu.“

Der Hochzeitlader war verstummt und sah das Mädchen unverwandt mit steigendem Wohlgefallen an; eine solche Vereinigung von Liebenswürdigkeit und gemüthlicher Heiterkeit war ihm noch nicht vorgekommen, der Vater aber schüttelte den Kopf und brummte halblaut vor sich: „Za ja, es ist alleweil' der alte Umgang — da freut mich mein Leben.“

„Und dann ist's das nicht allein,“ fuhr Kuni fort, indem sie zu dem Vater trat und ihm die Hand auf die Schulter legte. „Ich weiß wohl, daß es Brauch und einmal so eingerichtet ist in der Welt, daß wir Weiberleut' heirathen sollen, aber es bleibt halt doch immer eine ernsthafte Sach', bis man so für's ganze Leben Za sagt. Und wenn man auch nicht in einen Graben zu fallen braucht vor lauter blinder Lieb', so mein' ich doch, ein Bissel muß' sich doch unter'm Brustlieb rühren, wenn man Dem begegnet, der Einem beschaffen ist. Ich bin noch keinem solchen begegnet, und so denk' ich, wird's das Gescheidteste sein, wenn ich noch eine Weil' still voran geh' und warte, bis das etwa geschieht.“

„Wie ich halt' sag',“ rief der Hochzeitlader und klatschte vor Bergnügen in die Hände, „Du bist eine grundgescheidte Person, Kuni, kannst alle Tag' eingeben nun's Professor werden. So ist's recht, daß Du Dich nicht übereilst und Dich nicht verhandelt hast, damit Du frei bist, wenn einmal der Rechte kommt, bei dem es Dir unter'm Mieder zu trabbeln anfangt. Ich kenn' ihn, den Rechten, und will meiner Lebtag' nimmer auf's Hochzeitbitten geh'n, wenn er Dir auch nicht gefallt. Wenn Du mir einen schönen Kuppelpelz verspricht, sag' ich Dir seinen Namen und mach' die Sach' in Richtigkeit. „Schür', Bartel, schür!“ sagt der Laurentius zum Bartholomä. „In vierzehn Tagen ist's an Dir —' Auf die Hochzeit, zu der ich dent' einlad', kommt noch als Gast und als Kranzeljungfer, und zwei Wochen darauf soll Deine eigene sein.“

„Jetzt freut mich mein Leben,“ sagte der Bauer. „Du tragst die Hochzeiter wohl so zum Ausfuchsen im Sack mit Dir herum? Wer wär' denn nachher das Prachtmuster von einem Schwiegersohn? Nur heraus mit dem Namen! Am Kuppelpelze soll's nicht fehlen.“

Kuni hörte mit eigenthümlichem Lächeln zu; es war ihr gleichgültig, welcher Name auch genannt werden würde, und doch war sie neugierig, denselben zu hören. Sie weigerte sich nicht, als der Alte nochmals die Gläser füllte und sie aufforderte, mit ihm anzustoßen. „Der künftige Hochzeiter!“ rief er, „er soll leben!“

„Er soll leben!“ lachte Kuni. „Warum soll ich ihn nicht leben lassen? Das bissel Leben ist ihm nicht zu gut, aber er muß doch schon ein bissel schadhaft sein, weil Du so lange brauchst, bis Du ihn aus der Baumwolle heraus wickelst . . .“

„Aha, kannst es schon nicht mehr erwarten? Ich wundere mich eigentlich, daß Ihr nicht selber darauf verfallt. Es ist doch gewiß kein zweiter Bursche wie der am ganzen See, und Ihr müßt ihn ja ganz gut kennen . . .“

„Wer wär' denn das?“ fragte der Bauer voll Erwartung; Kuni sagte nichts, aber ihr Blick zeigte, wie sehr auch sie auf den verlangten Namen gespannt war. Das Glas schwantte in ihrer Hand.

„Der Sylvest' ist es,“ sagte der Alte, „der Sohn von Unrem Nachbar, dem Buchmair; er ist ja keine zweitausend Schritt' von Euch weg. Wie habt Ihr nur auf den vergessen können? Ich mein' doch . . .“

Er sprach seinen Satz nicht aus, denn im nämlichen Augenblicke flog das Glas aus Kuni's Hand auf die Ziegelplatten der Grüb, daß es klirrend in Splitter ging, vor ihm aber stand

Digitized by Google

Zuleikha, die Rose von Janina.
Originalzeichnung nach griechischer Vorlage von A. Neumann.

das Mädchen, völlig verändert, daß er sie kaum wieder zu erkennen vermochte: sie schien größer geworden zu sein, so stolz hatte sie sich aufgerichtet; das Lächeln war aus dem zornerötheten Antlitze entflohen, und die erst so freundlichen blauen Augen loderten von unheimlichem Feuer. Der Arm, der das Glas weggeschleudert, war noch hoch erhoben, daß der Alte sich unwillkürlich davor niederbückte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Friede im Hause und Revolution in der Glashütte.

„Das Glas hat eigentlich nur einen einzigen Fehler," seufzte unser Freund, ein alter Junggesell, als wir an einem nachwintertichen Märztage zu Dreien hinter der zwei Meter hohen Spiegelscheibe einer behaglich warmen Conditorei saßen und wohlgeschützt dem Unwetter und Schneetreiben auf der Straße zuschauen konnten, „den großen Fehler, daß es so spröde ist wie die jungen Mädchen, und diese Unart nicht einmal, wie diese doch zuweilen thun sollen, im Alter ablegt. Denkt Euch, gestern ist einer von meinen schönen, prächtigen, alten Humpen —"

„Den Weg alles Glases in den Müllkasten gewandert," ergänzte sein Nachbar, der Oberlehrer, als er sah, daß dem Liebhaber um sein schönstes Stück die Augen feucht wurden; „nun, Sie werden gehört haben, daß man diese Unart auch dem Glase künftig abgewöhnen wird und daß es mit den schönen Sprüchwörtern: „Glück und Glas" —, „Wer in einem Glashause sitzt" und wie sie sonst noch heißen mögen, Matthäi am Letzten steht."

„Ich habe es gelesen, glaube aber nicht daran," sagte der Liebhaber mißmuthig.

„Ich sehe keine Veranlassung zum Zweifel," erwiderte der Schulmeister, „und übrigens ist das durchaus keine neue, sondern eine ganz alte Entdeckung, die man bereits in den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung gemacht hat. Plinius erzählt im vorletzten Buche seiner Naturgeschichte, daß zur Zeit des Kaisers Tiberius ein römischer Künstler erfunden habe, biegsames Glas zu machen, daß man aber seine Werkstätte zerstört habe, damit einem so fehlerfreien und vollkommenen Material gegenüber nicht Gold, Silber und Kupfer ihren Werth verlieren möchten. Petronius, der Vertraute Nero's, berichtet, daß der Künstler mit einer aus seinem neuen Glase gefertigten Vase vor dem Kaiser (Tiberius) erschienen sei, um sie ihm als Geschenk zu bieten, und daß er sie in dem Augenblicke, wo dieser sie habe fassen wollen, auf den Estrich geworfen habe. Der Kaiser sei äußerst erschreckt zurückgetreten, als der Künstler die Vase aufgehoben und ihm gezeigt, daß sie nur eine kleine Beule davongetragen, welche er mit einem in seinem Gürtel mitgebrachten Hämmerchen sogleich wieder beseitigt habe. Der Künstler, sagt Petronius hinzu, glaubte den Olymp sich ihm öffnen zu sehen, als der Kaiser ihn frug, ob noch ein Anderer um das Geheimniß, solches Glas zu machen, wisse, aber als er dies verneinte, ließ er ihn enthaupten, unter dem Vorwande, daß eine solche Kunst schädlich sei, weil sie das Gold entwerthen würde. Der wahre Grund, meine ich, könnte wohl nur gewesen sein, daß Tiberius der Einzige sein wollte, welcher ein solches Gefäß besäße, nach Dio Cassius wäre es aber vielmehr Mißtrauen und Furcht gegen einen so geschickten Menschen gewesen, welche den Kaiser zu dieser schändlichen That veranlaßt hätten. Nach dieser dritten Lesart hätte der Kaiser den Künstler früher, als er einen gesunkenen Säulengang in Rom mit bewunderungswürdigem Geschick gehoben, reich beschenkt, aber aus Rom, wo er so erfindungsreiche Künstler nicht haben wollte, verbannt. Allein dieser, welcher den Beweggrund der Ungnade nicht recht eingesehen haben mußte, sei wieder vor dem Kaiser erschienen und habe ein vor seinen Augen am Boden zerschmettertes Glasgefäß mit den Händen wieder zusammengefügt, um durch diese Kunstfertigkeit die Huld des Tyrannen wieder zu gewinnen. Der Kaiser aber konnte hierin nur den Beweis finden, daß der Mann wirklich gefährlich sei, und ließ ihn tödten. Es scheint mir zweifellos, daß den Erzählungen eine Thatsache zu Grunde liegen muß."

„Wenn die Sache sich so verhält," nahm unser Junggesell das Wort, „so bin ich noch fester von der alten, wie von der neuen Erfindung überzeugt, denn in Glaskünstelein waren die Alten uns in der That weit überlegen. Im Alterthume wurden aber solche Künstelein auch bezahlt. Gewiß haben die Alten nicht so schöne Spiegelscheiben gemacht, wie die, hinter der wir hier sitzen, weil die Witterung im Süden weniger dazu nöthigte, aber man leistete in anderer Beziehung Staunenswürdiges, goß Glassäulen für Tempelhallen, und in dem berühmten Theater des Aedilen Scaurus war ein Stockwerk ganz aus Glas gebaut. Was meinen Sie dazu," wandte er sich an mich, „sollte man es nicht durch eine besondere chemische Mischung dahin bringen, Glas so elastisch und biegsam wie Glimmer und Marienglas zu machen?"

„Ich halte die Angaben für gar nicht so unglaublich," entgegnete ich, „denn am Ende beweisen ja doch die Schmuckfederu, Blumen, Quasten und Perrücken, welche man aus gesponnenem Glase anfertigt, wie sehr elastisch dieses Material sein kann."

„Ganz recht," warf der Kunstfreund ein, „aber diese Glasfäden sind trotz ihrer Dünnheit keineswegs vollkommen elastisch und brechen sehr leicht, wenn man sie stark zusammenbiegt."

„Gerade wie auch die Damascener Stahlklingen zuletzt brechen, während der gar nicht elastische Zinnstab zwar „schreit", wenn man ihn biegt, aber nicht bricht," erwiderte ich. „Auch macht man jetzt Gespinnste aus Glasfaden, die vollkommen weich und nur zerreißbar, aber nicht zerbrechlich sind. Man erzeugt das Glasgespinnst, wie Sie wohl wissen werden, indem man ein Stäbchen von gefärbtem oder ungefärbtem Glase in einer Gebläselampe anschmilzt, die Spitze wie Siegellack zu einem Faden auszieht und diesen auf die Umfangsrinne eines großen Spinnrades bringt, welches so schnell, wie nur immer möglich, gedreht wird. Es spult sich dort ein endloser, so lange der Stab in der Flamme bleibt, beinahe niemals reißender Faden auf. Ein österreichischer Glaskünstler, Julius von Brunfaut, fand vor einer Reihe von Jahren, daß eine besondere Glasform herbei nicht den gewöhnlichen, starren, haarartigen Glasfaden gab, sondern ein unendlich feineres Gespinnst, welches, von dem Rande des Spinnrades entfernt, sich sofort auf etwa den fünften Theil seiner Länge zusammenkräuselt und mit der hohen Weichheit loser Seide den höchsten Atlasglanz verbindet, so daß aus dunkelgelbem Glase eine Wolle gewonnen werden kann, welche diejenige des goldenen Vließes Jason's täuschender nachahmt, als es je die Phantasie eines Dichters sich in ihren Träumen ausgemalt hätte. Aus solchen Glasfäden, die den Spinnenfäden unendlich an Feinheit übertreffen, habe ich auf der Wiener Weltausstellung Gewebe gesehen, gegen welche die sogenannte „gesponnene Luft" der Indier, d. h. ihre feinsten Shawls, als recht grobe irdische Fabrikate erschienen. Im Märchen wird von schimmernden Feenkleidern erzählt, die in einer Nußschale Platz hatten. J. von Brunfaut hat aus seiner Glaswolle Gewebe von einer ähnlichen ätherischen Feinheit fertigen lassen, z. B. Brausthleier von drittehalb Ellen im Geviert, die in einer wallnußgroßen Kapsel Platz haben und durch einfaches Aufblasen in ihrem ganzen märchenhaften Schimmer entfaltet werden. Er hat aus diesem nicht nur elastischen, sondern geradezu weichen Material Garnituren, Stickereien, eine Art Astrachan und Plüsch, Stoffe von ebenso unvergänglicher wie unvergleichlicher Farbenpracht herstellen können. Warum sollte eine veränderte Glasmischung nicht auch zur Fabrikation biegsamer Geräthe dienen können?"

Als ich dies kaum ausgesprochen hatte, sahen wir einen fremden Herrn, der seit einigen Minuten am Nachbartische Platz genommen und unserem Gespräche zugehört hatte, in seine Tasche fassen und uns ein Uhrglas vor die Füße werfen, so daß es lebhaft klingend in die Höhe sprang, ohne indessen zu zerbrechen. Das Erstaunen des Kaiser Tiberius kann nicht viel größer gewesen sein als das unserige, obwohl es nicht der Sache galt, an die wir ja bereits glaubten, sondern dem unvermutheten Zusammentreffen.

„Sie sind gänzlich im Irrthum," sagte der Fremde, indem er das Schälchen noch einige Mal etliche Fuß hoch auf die Marmorplatte des Tisches niederfallen ließ und es mir dann reichte. „Sie sind gänzlich im Irrthum, wenn Sie glauben, daß die Festigkeit des Glases, welches, wie Sie sehen, äußerlich nicht von anderem Glase zu unterscheiden ist, von einer besonderen Mischung der Glasmasse herrühre; sie ist vielmehr durch eine nachträgliche Härtung hervorgerufen. Es ist übrigens kein französisches Hartglas, das Sie hier sehen, sondern Berliner Fabrikat." Auf unsere Bitte, Genaueres mitzutheilen, schützte er indessen ein dem Erfinder gegebenes Versprechen zur Geheimhaltung der Sache vor, und überließ uns, nachdem er sein Getränk schnell genossen, unserer Ueberraschung. Unterstützt von meinen beiden Freunden, habe ich die inzwischen über das Hartglas in die Oeffentlichkeit gekommenen Nachrichten gesammelt, um sie dem Leser, wie folgt, im Zusammenhange darzubieten.

Digitized by Google

Im Anschlusse an die Nachrichten der Alten über das unzerbrechliche Glas hat man bereits im alchemistischen Zeitalter Versuche angestellt, das Verfahren des Ermordeten wieder zu finden. Allein diese Bemühungen waren so erfolglos, daß man nach und nach zu der Meinung gelangte, jener Becher, der seinem Erfinder das Leben kostete, sei gar nicht aus Glas, sondern aus einem anderen Materiale geferigt gewesen, wobei man namentlich an Chlorsilber — den weißen käseartigen, sehr lichtempfindlichen Niederschlag, welchen Salpetersäure in Silberauflösungen hervorbringt — dachte, weil dasselbe geschmolzen eine glasige, hornartig biegsame Masse (Hornsilber) bildet.

Man kann sagen, daß das gewöhnliche Verfahren der Glasfabrikation eine frühere Entdeckung des nunmehr wieder aufgefundenen Verfahrens verhindern mußte. Wenn man irgend einen fertig geblasenen Glasgegenstand an der freien Luft abkühlen läßt, so erkalten die äußersten Oberflächenschichten des Glases, gegenüber den durch das schlechte Wärmeleitungsvermögen geschützten inneren, so schnell, daß eine gewisse Spannung zwischen ihnen entsteht, welche zur Folge hat, daß die geringste plötzliche Temperaturveränderung das Glas (wegen der ungleichen Ausdehnung oder Zusammenziehung seiner Schichten) zum Springen bringt. Ein schlecht gekühltes Glasgefäß kann springen, wenn es auf dem Tische steht und der Luftzug eines geöffneten Fensters auf dasselbe eindringt. Diese hochgradige Empfindlichkeit schlecht gekühlten Glases wird nun bekanntlich dadurch vermindert, daß man die fertigen Gegenstände glühend heiß in einen sogenannten Kühlofen bringt, der seinen Namen davon hat, daß die Luft in demselben nicht kühl ist, sondern außerordentlich heiß, damit die Oberfläche nicht so sehr viel schneller als die innere Glasmasse abgekühlt werde. Man hätte nun denken können, daß durch ein noch langsameres Abkühlen auch der Rest der Glasprödigkeit zu beseitigen sein möchte, und der berühmte Naturforscher Réaumur hat um's Jahr 1727 dahingehende Versuche angestellt. Allein es zeigte sich, daß sehr langsam abgekühlte Glasmasse mit der Sprödigkeit auch die Durchsichtigkeit einbüßt, indem durch Ausscheidung unzähliger kleiner Krystallchen eine Art Milchglas (Réaumur'sches Porcellan) entsteht.

Der französische Ingenieur Alfred de la Bastie auf Schloß Richmond bei Pont d'Ain ging deshalb bei seinen in jüngster Zeit angestellten Versuchen, die Sprödigkeit des Glases zu beseitigen, in umgekehrter Richtung auf sein Ziel los. Er erinnerte sich der höchst merkwürdigen Eigenschaften der sogenannten Glasthränen, welche in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in Holland entdeckt wurden und damals so viel Aufsehen erregten, daß sie in England nach einem Prinzen, der sie als Reisemerkwürdigkeit mitbrachte, Prinz Rubertustropfen genannt wurden. Diejenigen unserer Leser, welche einmal eine Glashütte besucht haben, werden diese kleinen Wunder wohl aus eigener Anschauung kennen. Denn dort stellt sich den Besuchern in der Regel ein angehender Glasmacherjunge mit einem Topfe Wasser vor, in welches er von seinem Vater einige große Tropfen flüssiges Glas hineingießen läßt. Dieselben sinken wie leuchtende Sternschnuppen unter, indem sie einen langen Glasfaden hinter sich herziehen, und im finstern Winkel sieht man die äußerlich erstarrte Glasmasse noch eine Weile in vother Gluth unter dem Wasser fortleuchten, was eben beweist, wie sehr viel langsamer die geschützteren inneren Schichten erkalten. Wenn sie endlich kalt geworden sind, holt der trinkgeldlustige Kleine die langgeschwänzten Tropfen aus dem Wasser hervor und zeigt den Herrschaften, daß man auf den dicken Theil dieser birnenförmigen, in einen langen Stil verlängertem, mehr als schlecht gekühlten Glaskörper mit dem Hammer schlagen kann, ohne daß sie zerspringen. Dann werden die Besucher aufgefordert, den dünnen elastischen Glasfaden, in welchen sich die Thräne verjüngt, abzubrechen. Es giebt eine kleine Explosion, fast als wenn man einen Knallbonbon zerreißt, und der durchsichtige Glaskörper verwandelt sich in eine Staubwolke, deren Theilchen so gewaltsam auseinander geschleudert werden, daß eine wassergefüllte Weinflasche, in welche man den Tropfen hängt, während man außen die Schwanzspitze abbricht, dadurch gesprengt wird. Ganz ähnlich verhalten sich die sogenannten Bologneser Fläschchen, kleine, dickwandige Glaskölbchen, die in Folge einer ebenso plötzlichen Kühlung außen so hart werden, daß man darauf hämmern kann, während ein spitziges Steinchen, welches man durch die Mündung hineinfallen läßt, das Zerstäuben herbeiführt. Dieses explosionsartige Zerspringen sehr plötzlich gekühlter Gläser rührt allein daher, daß die äußere, ja eine sehr elastische, gar nicht spröde äußere Schicht zwiebelschalenartig sich einschließende innere Schichten von sehr ungleicher Spannung gefangen hält, die dann die kleinste Gelegenheit, um frei zu werden, benützen, so daß das Zerfallen auch eintritt, wenn man den Schwanz, in welchen die Schichten am nächsten sich folgen, bis zu der birnförmigen Verjüngung in Zinkspathsäure auflöst. Uns interessirt hier vorzüglich nur die außerhennende Härte der äußeren Schicht dieser Glasthränen und Bolognefer Fläschchen, denn von ihr scheint der Entdecker des elastischen Glases bei seiner Erfindung ausgegangen zu sein.

Ein gleicher Weg war freilich nicht durchführbar. Wenn man gewöhnliches Hohlglas glühend heiß in kaltes Wasser taucht, so bedeckt es sich mit einem Netzwerk sehr feiner Sprünge, die durch Neuerwärmen unschädlich gemacht und durch Weiterblasen geöffnet werden können, um so das vorhin erwähnte Eisglas zu erzeugen, so genannt, weil die Oberfläche solcher Gefäße einer im Aufthauen begriffenen Schnee- oder Eismasse gleicht. Herr Alfred de la Bastie fiel nun auf die Idee, das glühende Glas nicht in einer ganz kalten, sondern in einer ziemlich heißen Flüssigkeit abzuschrecken, um so das Entstehen der Sprünge zu verhüten und doch eine plötzliche Verdichtung der so viel heißeren Glasoberfläche hervorzubringen. Er wendete deshalb geschmolzene, zwei- bis vierhundert Grad heiße Fettmassen (Paraffin, Harz, Wachs, Oel ꝛc.) an und gelangte nach längeren Versuchen zu einem vollkommenen Erfolge. Er construirte besondere Doppelöfen, in deren einer Hälfte das fertige Glas von Neuem bis zum Weichwerden erhitzt werden kann, um, sobald dieses geschehen ist, auf einer schiefen Ebene sofort in das auf der andern Seite befindliche glühende Bad geschoben werden zu können, in welchem letzteren Drahtnetze und andere Vorrichtungen angebracht sind, um Beschädigungen beim Hineinsinken zu verhüten. Um Scheibenglas auf ähnliche Weise zu behandeln, waren natürlich besondere Vorrichtungen erforderlich. Nachdem das Glas in dieser Flüssigkeit plötzlich ein gut Theil abgekühlt ist, verliert es den Rest der Wärme langsam und ist hierdurch so hart geworden, daß es wirklich einiger Anstrengungen bedarf, um so behandelte Glasgegenstände zu zertrümmern. Solche Glasgefäße zerspringen nicht nur nicht, wenn man sie aus der Hand auf den Boden fallen läßt, sondern sie vertragen auch plötzlichen Temperaturwechsel sehr gut, so daß man sie ohne Bedenken in Küche und Laboratorium wie Blechgefäße benützen kann.

Natürlich bemühte sich der Erfinder alsbald, seine Erfindung durch Patente in den verschiedenen Ländern zu sichern, und in Bourg bildete sich im Herbste 1874 eine Actiengesellschaft, um das neue Verfahren im Großen auszubeuten. Als gegen Ende des vergangenen Jahres die ersten Nachrichten über die Erfindung zu uns drangen, frug der Verein der Glasindustriellen Deutschlands bei dem Erfinder an, ob er ihm gegen eine zu vereinbarende Abfindungssumme das genaue Verfahren mittheilen wolle. Wie der jüngere Dumas für die Erlaubniß zur Ausführung eines seiner Scandalstücke Elsaß-Lothringen verlangte, so soll de la Bastie die Summe von vierzig Millionen Franken verlangt haben, das heißt einen Franken Steuer auf jeden Kopf in Deutschland. Er hat sich damit auf die empfindlichste Weise geschädigt, denn der Verein brach seine Verhandlungen ab und erhielt wenige Wochen später, von dem Dresdener Ingenieur Pieper, das Recept zum „Bulcanglase" für 300,000 Mark. Gleich auf die erste Nachricht hin und lange bevor an Ausfertigung der Patente gedacht werden konnte, war das Verfahren nämlich von einer Anzahl deutscher Glastechniker „nacherfunden" worden, so, außer von dem Genannten, von F. M. Stahl in Berlin, R. Meusel in Geiersthal, Th. Lubisch und B. Riederer in Andreasthütte bei Bunzlau und Andern.

Als die Achillesferse der französischen Erfindung erscheint die Anwendung sehr brennbarer Stoffe zur Härtung des im glühenden Zustande einzutauchenden Glases und die erforderliche Bauanlage, um den Gefahren dieser Arbeit zu begegnen. In der That soll die neu erbaute Fabrik des Herrn de la Bastie, Zeitungsnachrichten zufolge, schon bei den ersten im Großen angestellten Versuchen niedergebrannt sein. Es ist kein Zweifel,

Digitized by Google

daß; diese Schwierigkeiten durch andere Härtungsverfahren aus dem Wege zu räumen sein werden. Wir wissen nicht, ob man dabei bereits an die Anwendung leichtflüssiger Metallgemische, die man für alle Temperaturen zwischen achtzig und vierhundert Grad schmelzend erhalten kann, gedacht hat.

In dieser Beziehung scheinen die deutschen Fabrikanten dem Franzosen bereits völlig den Vorsprung abgewonnen zu haben. Namentlich soll sich das auf anderen Grundlagen beruhende Verfahren von Richard Meusel in Geiersthal bei Wallendorf in Thüringen durch seine Gefahrlosigkeit und die Leichtigkeit, mit der es ohne kostspielige Umbauten in jeder Glashütte auszuführen ist, auszeichnen. Derselbe hat unter anderen Dingen nach seinem Verfahren Flaschen von gewöhnlicher Wandstärke und aus dem gewöhnlichen Materiale hergestellt, die einen Druck von dreißig Atmosphären, mehr als das Doppelte, was eine gute Flasche sonst aushielt, ertragen. Der Champagner, den das Springen so vieler Flaschen bei der Fabrikation am meisten vertheuert, hätte demnächst Aussicht, billiger zu werden. Von demselben Erfinder hergestellte Lampencylinder konnten, nachdem man sie durch Aufschrauben der Gasflamme glühend gemacht hatte, ohne Gefahr des Zerspringens mit nassen Tüchern berührt werden. Es scheint, daß dieses deutsche Verfahren, welches in Baiern bereits patentirt ist, die meiste Aussicht hat, im Großen ausgeführt zu werden, und der beste Beweis für seine Vorzüge dürfte dadurch geliefert werden sein, daß die Société céramique zu Paris und andere französische Fabrikanten, nachdem sie sich von der praktischen Unausführbarkeit des „la Bastie'schen Verfahrens überzeugt haben, mit unserem Landsmanne in Unterhandlungen getreten sind, und daß in Frankreich bereits deutsches Hartglas fabricirt wird. Meusel hat in Pantin bei Paris, in der Fabrik des Herrn Vidie, wie authentische Berichte aus Frankreich sich ausdrücken, Beweise geliefert, daß seiner Erfindung der Preis gebührt.

Prof. A. Bauer in Wien stellte durch Versuche fest, daß bei der Härtung die Dichtigkeit des Glases, welche zwischen 2,429 bis 2,438 schwankt, auf 2,460 bis 2,468 steigt, so daß also die Theilchen desselben, namentlich an der Oberfläche, einander mehr genähert sein müssen, wodurch die Härtezunahme bedingt sein mag. Diese Oberflächenschichte ist dabei so hart geworden, daß sie sich viel schwerer mit dem Diamanten ritzen läßt, als gewöhnliches Glas, was die Bearbeitung erschweren muß. Wird es schließlich mit Gewalt entzweigeschlagen, so zerfällt de la Bastie's Glas, ähnlich den Glasthränen, in einen unsichtbaren Staub, so daß ein bombardirtes Glashaus in Wolken, aber nicht in Splitter verwandelt werden würde, und Fräulein Angschitt in der Küche kann diesem Stoffe gegenüber nicht mehr sagen, eine Caraffe sei entzweigegangen, sondern sie sei entzweigedustet. Uebrigens sollen nicht alle Sorten des gehärteten Glases diese Eigenschaft des Verstäubens theilen, sondern zum Theil im gegebenen Falle zerbrechen wie anderes Glas.

Die Tragweite der Erfindung leuchtet ein, auch wenn die Anwendung des gehärteten Glases sich, theils der Erhöhung des Preises, theils der schwierigen Bearbeitung wegen, weder auf die billigsten noch auf die theuersten Gegenstände (gewöhnliche Bierflaschen z. einerseits und geschliffene Waare andererseits) erstrecken sollte. Hagelfichere Glashäuser und Fensterscheiben, unverwüstliche Lampencylinder und Kochgeschirre, Tischgeräthe für Kinder und Erwachsene, Reiseflaschen und Gläser, Cassetten und Negativplatten für Photographen, Glasstereoskopen und Glasgemälde, Uhrgläser und Tischglocken, sowie hundert andere Dinge, die man sonst gar nicht aus Glas machte, werden nunmehr aus diesem Materiale gefertigt werden (z. B. Tafelgeschirr aus gehärtetem Milchglas statt Porcellan). Die Quelle gar manchen häuslichen Aergers wird versiegt sein, wenn die Dienstmädchen nicht mehr im heimlichen Bunde mit den Glasmaarenhändlern zu stehen scheinen werden, und so ist die neue Erfindung recht eigentlich eine Erfindung des Friedens.

Carus Sterne.

Aus dem Stammbuche der „Grille".

„Grillen sind oft böse Gäste,
Böse Gäste sind oft „Grillen".

Ja, das muß wahr sein. Sehr böse Gäste sind oft „Grillen". Alle Theaterbesucher wissen es, und die Meisten von ihnen wissen auch, daß es nur eine „Grille" giebt — Friederike Goßmann. Das Verschen, das diesen Zeilen vorangestellt wurde, ist eine Liebenswürdigkeit, die ich dem Stammbuche der Künstlerin entnommen habe, aus dem hier noch Mehreres mitgetheilt werden soll. Stammbücher pflegen freilich im Allgemeinen keine sehr anregende Lectüre zu bilden, wenigstens für einen Zweiten und Dritten nicht. Der Besitzer eines solchen mag sich allerdings durch dasselbe leicht in angenehme Träume, in selige Erinnerungen einwiegen lassen, was aber sängt ein bei Seite Stehender an mit den zarten, lyrischen, immer höchst persönlichen Gefühlsergüssen eines „ewig getreuen Freundes" oder einer auf noch längere Zeit hinaus getreuen Freundin? Die intimen Beziehungen, welchen der Stammbuchbesitzer mit liebevollster Hingebung im Geiste wieder nachgehen kann, sind ihm fremd, kurz ihm fehlt der feste, greifbare Grund, an welchen, und sei er noch so klein, sich die schimmernden Krystalle einer wehmüthigen oder freudigen Erinnerung ansetzen könnten. Das gilt von den Stammbüchern gewöhnlicher Sterblicher. Anders stellt sich die Sache, wenn ein nicht gewöhnliches Menschenkind sich von nicht gewöhnlichen Menschen Dinge in's Album schreiben läßt, die ebenfalls nicht gewöhnlich sind. Dann wird man ein solches Büchlein gern in die Hand nehmen, um sich durch die auf die verschiedenen Blätter hingeworfenen Züge das Charakterbild des interessanten Eigenthümers, sowie das seiner interessanten Freunde zu vervollständigen. Darum glaube ich, daß die Leser der „Gartenlaube" eine kleine Blumenlese aus dem Stammbuche von Friederike Goßmann freundlich aufnehmen werden. Das Buch zeigt uns die liebenswürdige Künstlerin in einer neuen reizvollen Beleuchtung, im intimen Verhältnisse zu ihren Freunden und Kunstgenossen, die wieder, zum großen Theile ebenfalls von aller Welt gekannt und verehrt, sich durch ihre Poesien in harmund absichtsloser Weise selbst charakterisiren. Daß wir in diesen Blättern auch eine Reihe von bisher ungedruckten Gedichten von Manchen unserer namhaftesten Poeten finden, wird uns ihr Interesse sicher nicht schmälern.

Friedrich Bodenstedt hat der Künstlerin folgende Zeilen gewidmet:

„Gern seh' ich Dich, nicht ganz so gern die Stücke,
Worin Du hiestt mit wohlverdientem Glücke,
Trotz Schwesterneid und Recensentenwitz.

Wohl ist es schön, auch Rieb'res zu verklären,
Doch Deine Kunst weist Dich in höh're Sphären,
Soll, der Dich schmückt, der Ruhm sich lang bewähren."

Heinrich Kruse, damals „nur" Chef-Redacteur der „Kölnischen Zeitung" und noch nicht dramatischer Dichter, kann als eifriger Verehrer seiner Freundin kein „Aber" und kein „Doch" gelten lassen, wenn es auch nur entfernt dazu dienen sollte, ein ihr gespendetes Lob einzuschränken. Er polemisirt auf der nächsten Seite in einem Gedichte „An meinen Freund Friedrich Bodenstedt" gegen die citirten Verse, wie folgt:

„O Freund, so wolle doch nicht scheiten!
Nein, laß' uns unser Grillchen gelten!
Ist's ihre Schuld, daß Claſſiker noch nicht
Ein Weſen, das ihr gleicht, verherrlicht im Gedicht?
Und sieht Du dustige Maiglöckchen stehn,
Verlangst Du Rosen d'rau zu seh'n?"

Als wahrer Freund muß aber Heinrich Kruse auch ein selbstständiges Verschen liefern:

„Bei Dir ist Ein's, Friedrike, streitig nur:
Verdankst Du mehr der Kunst, mehr der Natur?
Doch sei es Marmor oder Meisselschlag,
Nunmthig strahlst Du, wie der junge Tag,
Und stehest Du als Grillchen lauend da,
Speisest Du Brod, doch wir Ambrosia."

Ueber das Eine, was bei Friederiken nur streitig ist, hilft sich O. Banck durch folgenden Spruch hinweg:

„Ein einzig Kunststück bleibt ewig neu:
Natürlichkeit und auch Genie dabei."

Digitized by Google

Dr. Julius Pabst schreibt ihr in Dresden in's Buch:
„Bleib', was Du bist, ein Spiegel der Natur!"

Dasselbe verlangt auf der nächsten Seite eine Freundin, vielleicht etwas mehr noch, indem sie beschwörend sagt:
„Ich bitte Dich, bleibe ledig, denn nur dann kannst Du bleiben, was Du bist."

Ich fühle, daß sich in mir ein kleiner Bosheitsteufel regt auf diese vielleicht empirisch begründete Bitte der Freundin; ich heiße ihn schweigen und denke, daß es am besten sein wird, wenn ich überhaupt nicht viel mitrede in so berühmter Gesellschaft. Uebrigens sei nebenbei bemerkt, daß Friederike auch als Gräfin Protesch Osten geblieben ist, was sie war.

Ein sehr ernstes Gesicht muß Emanuel Geibel gemacht haben, als er folgende Strophe schrieb:

„Bleib' Deinem Stern getreu, so wirst Du stets
Unüberwindlich sein! Doch hüte Dich,
Des Blutes Wallung, die im Auge Dir
Wie Strahlen schwirrt, für Deinen Stern zu halten."

Da apostrophirt der alte Bauernfeld, der trotz seiner zahllosen Lustspiele doch von Zeit zu Zeit recht ingrimmig und mürrisch sein kann, seine kleine Freundin doch etwas unwirsch:

„Der neckische Kobold, das Nixlein sein
Sollen, heißt's, ohne Herze, fühllos sein;
Ganz anders sich's an Dir erweist:
Kobold mit Seele, Gemüth und Geist."

Recht sinnige und herzliche Worte finden wir auch von dem nunmehr zur Ruhe gegangenen Wiener Dichter und Recensenten Arnold Hirsch:

„Selbst staub'ge Pergamente kann ich lieben,
Die einst ein Dichtergenius vollgeschrieben.
Denn aus dem Staube sind oft helle Funken
Mir zündend in die eig'ne Brust gesunken.
Und fühl' ich so — wie lieb' ich Dich dann nicht?
Du funkensprühend — lebendes Gedicht!"

Friedrich Halm schreibt:

„Ich will! Das Wort ist mächtig!	Laß beide Eins Dir werden
Ich soll! Das Wort wiegt schwer!	Im Herzen ohne Groll;
Das zweite spricht der Diener,	Es giebt kein Glück auf Erden,
Das erste sprach der Herr!	Als wollen, was man soll."

Nach soviel Versen erklärt Hackländer: „Was vermag ich in schlichter Prosa gegen all diese wohlgereimten Schmeichelworte? Ihnen einmal tüchtig die Wahrheit sagen: daß ich die liebenswürdigste Künstlerin, wie es alle Welt thut, liebe und verehre und daß sie mir unvergeßlich sein wird."

Gar lustig tummelt sich in dem Buche das muntere Theatervölkchen. „Ach! hätte ich doch auch, gleich Dir, Dein einnehmendes Wesen!" seufzt da ein Komiker, indem er auf ausverkaufte Häuser und geräumtes Orchester hinweist. Ein anderer liebenswürdiger College, Victor Moritz, schreibt: „Mit hunderttausend solchen Straßenjungen erobere ich die Welt." (General Moritz im ‚Taugenichts'). Nein! gesteht' hier muß es heißen: Ein Straßenjunge eroberte sich die ganze Welt!' und der heißt: Friederike Goßmann. —

Leider muß ich sehen — gesitt Du!
Lieber wäre mir es — bliebst Du!
Darum, wenn die Wahrheit ich soll schreiben,
So dächt' ich; Du liefest das Gehen — bleiben!"

Das Ideal aller „Taugenichtse", die hochbetagte Dejazet, schrieb eine Couplet-Strophe in's Buch:

„Venez un jour, venez chez nous,
Boire avec moi l'vin à quatre sous.
Nous sommes frères! il faut chez nous
Boire ensemble l'vin à quatre sous!"

Auf dieses „Nous sommes frères" ist Friederike nicht wenig stolz, nicht weniger aber auf das folgende von ihrer berühmten Lehrmeisterin beschriebene Blättchen: „Wenn die Götter dem Menschen Reichthum schenken, bedarf es des unechten Flitters nicht, womit die Armuth sich gern schmückt, um ihren Mangel zu verbergen. Du hast den Reichthum; Talent und Genie sind wie echtes Gold und reine Perlen. Verschmähe den Tand, den falschen Schmuck, zeige stets Deinen Werth und verwende ihn für das Edle! — Deine treue Mutter — Constanze Dahn." — Felix Dahn schreibt kurz und bündig dazu: „Wahre Schönheit ist nur schöne Wahrheit."

Die dritte Mutter Friederikens, Charlotte Birchpfeiffer, hat ein längeres Citat aus „Rubens in Madrid" in's Buch eingetragen; dazu fügt sie noch die kurzen innigen Worte: „Gott erhalte Dein Glück und Deine Liebe Deiner treuen ‚Mammi'."

Die „alte treue Haizinger", die herzliebste Veteranin des Wiener Burgtheaters, hat einen Vers auf das „Kind" gemacht:

„Talent! Talent! Du oft verbrauchtes Wort,
Was hörte Alles sich Talent schon nennen!
So wird es heißen fort und fort,
Als Menschen in's Theater rennen.
Ich nenn' Talent, was packt, erfreut und zaubet,
Nur Eig'nes giebt, durch Eigenes sich bethätiget,
Du hast Talent! Du wardst dazu geboren,
Von Tausenden zur Mimin auserkoren."

Und die Haizinger des Berliner königlichen Schauspielhauses versteigt sich gar zu folgendem

„Recept.
Gieb' dem pfiffigsten der Köpfchen
Ein halb duft'res Augenpaar,
Das auch lächeln kann und schmollen,
Ohne g'rad' coquett zu sein.

Setze dann ein kecks Näschen
In's Gesichtchen so pikant,
Die Figur, halb Kind, halb Mädchen, —
Sehr graceuese, zierlich, fein. —

Mische dann dem Ganzen wieder
Anmuth bei, Naivetät —
Nimm ein Quentchen Raketenfeuer auch
Noch dazu und rasches Blut —
Und Du hast dann das Verführen,
Grille, Kobold, Mätzel, Schalk,
Das besiegt sogar die Starken,
Glattet manche ernste Stirn,
Selbst die Frauen sich gewinnet —,
Wenn sie nicht zu neidisch sind. —
Probatum est!

M. Frieb-Blumauer,
praktische Aerztin."

Amalie Haizinger's Tochter, die vielgefeierte Gräfin Louise Schönfeld-Neumann, hat Nachstehendes in's Buch hineingeschwäbelt:

„Is guter Humor is a Medicament,
Un' könnt' mer'n wie en Syrup verschreibe,
Die Doctor thäte viel mit verbreibe
Un' 's Wasserkurire hält' en End'. (Kobell.)

Drum is mir for Dich, Du liee Weibche, net bang',
Bei Dir hot er wahrlich zu G'hatter gestande,
Er fühet Jang' un' Alte in Deine Bande —
Un' bleibt Dir auch treu Dein Lebelang. —

Du haidst in der Jugend viel Glück schon erfahre,
Was soll mer Dir wünsche, die Jedermann liebt? —
Halt! Eens: Gott mög' Dich vor Sorge bewahre,
Damit Dein Humor sich net e'mol trübt!"

Wo auch Friederike Goßmann hinkam, wußte sie nicht nur durch ihre Kunst ihre Umgebung zu bezaubern, sie verstand es auch überall, Sympathien für ihre Person zu erwecken. Es sind gar oft überschwängliche Worte der Zuneigung, die ihre Kunstgenossen und -Genossinnen in das Buch niedergelegt haben. Die fonst reproducirenden Künstler werden hier zu productirenden, indem sie Gesänge auf das Glückskind dichten, dem sogar — unglaublich zu sagen — alle Collegen von Herzen gut sind. Die glänzendsten Namen des Burg-Theaters stehen hier unter schwärmerischen Huldigungen für die kleine Grille. Karl La Roche singt:

„Der Frühling naht und bringt und Sonnenschein
Und grüne Waldespracht. Die neue Lust
Durchzieht würzig süßer Blumenduft,
Und Freude zieht in alle Herzen ein.
Nur nicht in uns're, denn in dieser Zeit,
Bis jeder Vogel singt sein Reiselied,
Begiebt sich uns're Schwalbe auf die Flucht
Und zieht fort von uns, weit! ach wie weit! —
Und ohne Vogelsang kein Frühlingsglück,
Drum zwingst Du uns, die an der Scholle kleben,
Den Vorzug vor den Lenz dem Herbst zu geben,
Denn Du kehrst ja im Herbst zu uns zurück!"

A. Sonnenthal läßt sich nicht spotten; er beginnt als Hamlet, um zuletzt doch als rechter Liebhaber loszulegen:

„Ideale — oder Wahrheit?
Giebt sie beide zart vereint!
Ideal ist Die Geliebte,
Die Natur Dein treuer Freund.
Glückliche! die den Geliebten
Und den Freund im Leben fand;
Hochgepriesen — wer als Künstler
Mit der Kunst Natur verband!"
„O Natur, Natur, wie unwiderstehlich bist Du!"

Digitized by Google

Ruhigere Sprachweisheit entwickelt Christine Hebbel:

„Stelle Dich, wie Du auch willst, nicht wirst Du die Feinde vermeiden,
Aber wie Theis den Sohn, kannst Du Dich fein für den Streit:
Mache so ganz Dich zum Träger des Guten, des Wahren und Schönen,
Daß man die Götter verletzt, wenn man Dich selber bekämpft."

Hebbel, der nun folgt, ist längst verstummt — auch sein Nachbar im Buche, der edle Anschütz, hat sich schon in ewiges Schweigen gehüllt. Mit zitternder Hand schrieb er seiner Freundin noch folgende Zeilen:

„Nicht steuernd nach der Mode' unsteten Winde,
Verfolgt der echte Künstler seine Bahn.
Nicht was der laute Markt bewirft mit Kränzen,
Ihn lockt ein Höheres zu schön'rem Ziel;
Der Gaukler mag durch grelle Täuschung glänzen,
Die wahre Kunst bleibt Wahrheit auch im Spiel."

Fritz Beckmann ist der gemüthvolle, humorreiche Schalk bis an sein Lebensende geblieben. Sein nachsichtender Abschied von seinem Nestchen ist wahrscheinlich sein poetischer Schwanengesang:

„Wie oft ich Dir ein Vater war,
Ist hundertfach zu lesen,
Auch bin ich, weiß es Gott, 's ist wahr,
Oft Onkel, Vormund, Arzt gewesen,
Und richtig, ja, da fällt mir ein,
Sogar Dein Mann schon könnt' ich sein.
Einsalt vom Lande heißt das Stück;
Der Autor brachte mich um das Glück.
Bin treu an Deiner Seit' geblieben,
Als sie aus auf den Spielberg trieben,
Auch oft vereint mit Angst empfanden,
Wenn wir im Schloß vorm Kaiser standen.
Wir haben Vieles durchgemacht,
Vereint gezittert und gelacht,
Hab's immer gut mit Dir gemeint
Als Reisemarschall und als Freund. —
Jetzt sieht Du fort, verläßt den Vater,
Den Onkel, Vormund, Freund und Rather,
Glaubst Du denn, Kind, daß das nicht packt?
Doch aufgelöst ist Dein Contract.
Du gehst, verläßt Dir nun die Welt,
Verbleibt dabei viel Ruhm und Geld. —
Wenn ich nicht irre, spricht ein Weiser:
‚Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.'
So will als Vater ich für's Leben
Dir meinen besten Segen geben,
Der auf Dich wirkt mit solcher Kraft,
Daß er Dir eine ganze Stadt verschafft.
Und hilft Dich einst damit der Himmel lohnen,
So laß mich stets in Goßmannshausen wohnen.
Erwirb 'ne Million Dir, und sonst nix,
Behalt' die Grille, bleib' ein Kind des Glücks!"

Das „Kind" hat auch recht ausgelassen lustig sein können, wie aus einem Poem Mitzel Kirschner's (jetzt Frau Hofschauspielerin Liedtke in Berlin) zu entnehmen ist:

„Wie ich jetzt so vor diesem Buche sitze,
Da zieht durch mein Gedächtniß jene Zeit,
Die ich verlebt mit meiner süßen Fritze —
Ich gäb' sie nicht — selbst um die Seligkeit!!

Durch Deinen Geist gewann Gestalt und Leben
Der Unsinn selbst, den oft wir ausgeheckt —"

Doch weiter! Es wollen noch so Manche zu Wort kommen — hören wir E. Th. L'Arronge:

„Daß man mit allen Göttern Dich vergleicht,
Hat Alt und Jung schon oft gefreut,
Und daß Du sabelhaft und unerreicht,
Ein überirdisch, himmlisch Wesen,
Ein Engel, Phänomen, auf Taille und auf Ehr'!
Schwirrt täglich tausendmal Civil und Militär.

Doch sieh, wenn ein Theaterdirector
Befingt, wie ich, die schönen goldnen Zeiten,
Wo Du herrschst ihm Herz und Aug' und Ohr,
So zählt das zu den größten Seltenheiten!
Ich sprach bei Gästen wohl: ‚das Geld, es floß man so,'
Bei Dir reicht das nicht aus, ich ruf': ‚es Goß man so.'"

In Lapidarschrift hat Theodor Döring das Shakespeare'sche Wort hingesetzt: „Was sind Schwüre gegen das Feuer unseres Blutes!" — George Hiltl feiert die Gefeierte in einem sehr stimmungsvollen Gedichte. Irene Hiltl braucht ein treffendes Wort aus den „Journalisten": „Sie ist eine Art Irrwisch; sie ist ein klein wenig Teufel, und vom Kopfe bis zur Zehe ist sie eine kleine Schelmin." Alexander Kökerl läßt den Landry sprechen: „Du bist nicht nur, wie die Andern, von außen — Du bist von innen heraus schön, Du, so klug, so brav und tapfer."

In Citaten sprechen sich weiter aus Holtei, Laube, Karl Koberstein, Julie Rettich, Marie Seebach, ferner Karl Treumann, das Ehepaar Gubillon, Otto Lehfeld, Anton Ascher. Aus einigen schlichten Zeilen Karl Rettich's erfahren wir, daß er Friedenlebens Beistand war, als sie gegen die Bitte der oben citirten Freundin sich doch vermählte.

Zu allerletzt hat sich die „fesche Pepi" von Wien, Josephine Gallmeyer, eingeschrieben. Ihre „Gstanzln" sind zu hübsch, als daß sie nicht auch noch ihren Platz hier finden sollten:

„I wollt i könnt' schreiben so zierli und fein,
Wer's die Andern hab'n 'than in das Büchel hinein;
Du' will ich's vermeiden die Classiker g'nennden,
Und mir selbst will's net g'lingen, auf Ehr' kannst mir's glauben.
Drum sei mir net bös, wann's so einfach da steht,
Wie i Di so lieb hab' und förmli andert',
Du herzlieber Schatz, mit die Aeugerln die lieb'n,
Bleib' wieder beim Theater, thu' uns net mehr betrüb'n;
A Gräfin sein, i glaub's wohl, is so recht schön,
Aber schau' nur, dein Theater thuft gar so abgeh'n.
Gröfinnen, mein Gott, wie viele sein da —
Aber a Goßmann, a zweite — giebt's do nu? Oh na!"

Eine für beide Theile gleich charakteristische Nachschrift ist den ehrlichen, schmucklosen und ungeschminkten Worten beigefügt: sie lautet: „Sehen Sie, hochverehrte Collegin, so haben Sie mich bezandert, daß ich Sie in Versen besinge, ich die Vertreterin der prosaischesten Prosa. Sie sind mir doch nicht böse? Hochdeutsch kann ich nicht, aber mein Oesterreichisch kommt vom Herzen."

Friederike Goßmann besitzt an ihrem Stammbuche eine beneidenswerthe Autographensammlung; wie kommt ein' Anderer zu einer solchen? Er sei für die deutsche Kunst ein Himmelsgestirn mit einem Hose, der ihm gemacht wird von seiner ganzen Zeitgenossenschaft; — dann geht's ganz leicht.

Baldwin Groller.

An der Berliner Börse.

Elf Uhr Vormittags.

Wir befinden uns Ecke der Burg- und Neuen Friedrichstraße, vor dem Tempel des Gottes Mercur oder der Göttin Fortuna — wie man will. Die Börsenlenke selber nennen das mächtige, prächtige Haus etwas unterverbietig den Palast der Prinzessin Mnumpitz. Noch sind die dreizehn Thüren (eine ominöse Zahl!), welche in das Vestibül führen, geschlossen, aber schon kauern und lungern davor Zeitungsjungen, Apfelsinenmädchen, Dienstmänner ꝛc. Die von dorischen Säulen getragene Vorhalle füllt sich allobald mit Börsenleuten, welche sofort an's Geschäft gehen.

Schon um 11 Uhr beginnt hier draußen die Vorbörse. Sie wird officiell nicht anerkannt; man legt ihr blos einen Privat-Charakter bei, aber sie kümmert sich nicht darum; sie hat trotzdem ihre volle Bedeutung. Schon hier wird eifrig gehandelt, schon hier Cours auf Cours gemacht: schon hier treffen telegraphische Depeschen von der Wiener Vorbörse ein; schon hier entscheidet sich häufig, ob die Börse „fest" oder „matt", „animirt" oder „lustlos" wird, ob eine „Hausse" oder eine „Baisse" heranzieht, oder gar der Teufel los ist, d. h. eine „Panique" droht, welche die Course procentweise stürzen läßt.

Die Herren, welche so früh versammelt sind, gehören der Coulisse an. Es sind im engeren Sinne die Speculanten der Börse. Sie handeln nicht per Comptant: Zug um Zug und Geld gegen Waare, sondern sie machen lauter Zeitgeschäfte, die erst später, nach Tagen oder Wochen, regulirt werden. Sie

Digitized by Google

kaufen und verkaufen ohne Geld, nur auf Credit; sie verkaufen Papiere, die sie gar nicht haben, und sie kaufen Effecten, die sie nie abzunehmen gedenken.

Die Coulisse zerfällt in zwei Lager, in die Hausse- und in die Baisse-Partei. Jene speculirt auf das Steigen, diese, auch Contremine genannt, auf das Fallen der Papiere. Die Zeitgeschäfte sind von so mannigfacher Art wie die Thiere in der Arche Noah's. Wir könnten Bogen darüber schreiben, und der nicht eingeweihte Leser würde uns doch nicht verstehen. Die berühmten Mysterien zu Eleusis waren gar nichts dagegen.

Zehn Minuten vor Zwölf.

Die Thüren werden geöffnet. Die Vorbörse" löst sich auf. Von allen Seiten strömen die Jünger Mercur's herbei. Sie kommen zu Fuß und zu Wagen, in Droschken zweiter und erster Classe, auch in eigenen, oft kostbaren Equipagen mit galonnirten Kutschern und Bedienten. Es kommen die „jungen Leute" (Commis), die Boten und Ausläufer; es kommen die Makler, Agenten und Banquiers; es kommen die „Häuser" und die „großen Häuser".

Alles drängt und fluthet in das Vestibül, wo ein Portier und zwei Controleure Wache halten, drei stattliche Figuren in schmucker Uniform und, wie alle Bedienstete und Unterbeamten, christlich-germanischer Abkunft. Links geht es zur Fonds- oder Geldbörse, rechts zur Producten- oder Waarenbörse. Hier ist der Zuspruch verhältnißmäßig schwach, dort stark und massenhaft. Eine mächtige Thür, in Form eines mit grünem Tuche ausgeschlagenen Drehtreuzes, das man geschickt und behutsam benutzen muß, bildet den Zugang. Bei jeder Umdrehung werden wohl ein viertelhundert Personen befördert, und zwar im Geschwindschritte. Trotzdem schlüpft so leicht Keiner durch. Der Controleur kennt Jeden, und wen er nicht kennt, den hält er an, fragt nach der „Karte" oder nach dem „Hause" und führt den Unberechtigten höflich am Kragen wieder hinaus.

Wir sind nicht Mitglied der Kaufmannschaft, haben keine Eintrittskarte gelöst; also steigen wir auf die Galerie, wo der Zugang ohne Weiteres für Jedermann, auch für Damen, freisteht. Unten, im Börsensaale selber, werden, mit Ausnahme der Heben am Büffet, nur Männer gelitten.

Wir befinden uns in dem größten geschlossenen Raume Berlins. Der Börsensaal ist beispielsweise dreimal so groß, wie der früher viel bewunderte Königssaal bei Kroll. Er faßt über 5000 Personen. Er ist großartig und prächtig, vielleicht etwas zu reich geschmückt. Polirte, aus einem Stück bestehende Säulen von schlesischem Granit, 128 an der Zahl, tragen, in zwei Reihen übereinandergestellt, eine umlaufende Galerie. Die 65 Fuß hohe gewölbte Decke ist ebenso wie der getäfelte Fußboden von kunstreicher Arbeit. Eine offene Arkade, über welcher eine nach beiden Seiten hin sichtbare Uhr mit doppeltem Zifferblatte angebracht ist, theilt den Saal in zwei Hälften: die nördliche gehört der Geld-, die südliche der Getreide-Börse, und beide sind von den Sitzreihen der Handelsfirmen durchzogen.

Zwölf Uhr.

Der Saal ist gefüllt. Die officielle „Börse" hat begonnen. Wir blicken auf ein Meer von Köpfen, theils voll von meist dunkeln, blanken oder wolligen Locken, theils gelichtet und kahl und ergänzend wie silberner Mondschein. Unten sind Tausende von Lippen in Bewegung. Man spricht; man ruft; man schreit — aber wir verstehen kein Wort. Nur ein Murren, ein Murmeln klingt herauf und schlägt gegen die Wände und schlägt bis zur Decke. Was ist dagegen das Gemurmel, welches wir neulich beim Gastspiele der Meininger im „Fiesco" hörten, das künstliche Gemurmel des aufgeregten Volks? Ein schwaches fragwürdiges Summen. Hier dagegen haben wir Natur und Kraft; hier redet Israel in begeisterten Zungen, in den unnachahmlichen eigenartigen Kehlhauchen und Gaumenlauten. Es rauscht wie der Wald vor dem ausbrechenden Gewitter; es braust wie die See nach dem Sturme.

Wir schauen hinab und suchen nach einem bekannten Gesicht. Plötzlich entdecken wir Herrn Cohn, und der Zufall will's, daß er auch uns bemerkt. Er grüßt und nickt; er lächelt und winkt, und wir eilen hinab. Es leben in Berlin circa 500 mehr oder weniger ausgewachsene Männer, die sich Cohn oder Kohn schreiben, aber fast alle mosaischen Glaubens sind und fast alle für den Handel schwärmen. Gut die Hälfte der Cohn's geht täglich an die Börse, und zu diesen gehört auch unser Freund Cohn. Seinen Vornamen nennen wir nicht, denn wir wissen ihn nicht. Herr Cohn ist „corporirt", das heißt Mitglied der Kaufmannschaft. Er hat das Recht, Fremde einzuführen; er erwartet uns am Drehkreuz, reicht uns seinen Arm, und wir spazieren durch die geräumige Garderobe, wo leider seit dem „Krach" häufig Regenschirme, Hüte und Paletots verschwinden, in den Börsensaal.

Der Eintritt ist nur von den Seiten. Die beiden Längswände sind von je dreizehn Thüren durchbrochen, welche mit den Thüren des Vestibüls correspondiren. Die nach der Vorhalle hin werden nie geöffnet, weil sonst die ganze Börse vor Zug auffliegen würde, wohl aber die gegenüberliegenden, welche in einen Säulenhof führen, wo man im Sommer Luft schöpft.

Die Börse ist lange nicht mehr so besucht, wie in den Jahren 1870 bis 1873. Trotzdem herrscht noch immer Gedränge, stant und stopft sich zuweilen die Menge, und wir müssen uns dann mit Armen und Schultern Bahn brechen. Täglich melden die Zeitungen eine größere und größere „Geschäftsstille", die „kaum noch überboten werden könne". Aber dem Fremden wird das Leben und Treiben heute noch imponiren. Mindestens neun Zehntel der Anwesenden stammen aus dem gelobten Lande. „An den hohen jüdischen Festtagen", wie es in den Berichten heißt, ist die Börse leer und verödet.

Auf erhöhten Plätzen, umgeben von Schranken, sitzen die Makler, welche die Geschäfte zwischen Käufer und Verkäufer vermitteln. Sie erhalten ihre Aufträge vor und während der Börse von den Banquiers oder von den Speculanten, verlehren also nicht mit dem Publicum selber, und fertigen über die abgeschlossenen Geschäfte Schlußzettel, Schlußnoten oder bloße Notizen aus. Banquiers oder Speculanten handeln aber auch, ohne Makler, direct mit einander. Es giebt amtlich angestellte oder vereidete Makler und unvereidete oder Pfuschmakler. Zwischen Beiden besteht kein besonderer Unterschied, auch vermitteln die Pfuschmakler nicht selten mehr Geschäfte als die vereideten Makler. An der Fondsbörse bilden allein die Makler mit ihren Gehülfen ein Corps von mehreren Hundert Personen, während die Zahl der anderen Besucher: Banquiers mit ihren Commis, Speculanten, Private ꝛc. durchschnittlich wohl über 2000 beträgt.

An einer Maklerbarre werden Staatspapiere, Pfand- und Rentenbriefe, Wechsel und Geldsorten, Hypotheken-Certificate und Lotterie-Anleihen gehandelt, an der andern Eisenbahnpapiere, an der dritten Bank-, an der vierten Industrie- und Versicherungs-Actien. Ist das Geschäft lebhaft, so sind die Makler schranken wie vollgespropft, und jede Barre ist von einem drei- bis zehnfachen Gürtel umlagert. Auf den Fußspitzen stehend und sich fast die Hälse ausrenkend, wirft man sich Fragen und Antworten zu, handelt man über die Köpfe von sechs Vordermännern hinweg: Köln-Mindener oder Rheinische Eisenbahn-Actien, Darmstädter Bank und Meininger Credit, Harpener Bergbau und Bochumer Gußstahl. Die Gesammtzahl der Papiere, welche an der Berliner Börse Cours haben, ist auch gegen 2000.

Die Banquiers erhalten von ihren Kunden eine Provision, welche $^1/_8$ bis $^1/_4$ Procent vom Nennwerthe der gekauften oder verkauften Effecten beträgt. Die Makler erhalten von den Banquiers und Speculanten eine Courtage, vom Käufer wie Verkäufer gewöhnlich $^1/_2$ also zusammen 1 pro Mille. Erscheint namentlich die letztere Gebühr nur klein, so haben doch verschiedene Makler, als das Geschäft noch blühte, durchschnittlich mehrere Hundert Thaler Courtage an Einem Tage eingestrichen, wovon man entnehmen kann, wie riesig der Umsatz gewesen ist. Selbst heute giebt es noch Makler, welche durch Vermittelung von Zeitgeschäften eine tägliche Einnahme von circa 50 Thalern erzielen. Viele ihrer Collegen dagegen, besonders die, welche in Industrieaction handeln, machen gegenwärtig sehr schlechte Geschäfte.

Trotz der „miserablen Zeiten", trotz der „drückenden Geschäftsstille" herrscht in einem Theile des Saales, in der südwestlichen Ecke, stets arges Gedränge und wildes Getümmel. Es ist das Lombarden Viertel; es ist das Reich der Coulisse und der Pfuschmakler. Hier werden nur Zeitgeschäfte gemacht;

Digitized by Google

Ein Mittag auf der Berliner Börse.

der Natur aufgenommen von H. Lüders.

Digitized by Google

hier werden nur Spielpapiere zu festen Coursen gehandelt. Im Vergleiche mit diesem Schauspiele ist das sonstige Treiben der Börse still und matt zu nennen. Hier wird eine Schlacht geschlagen; hier tobt ein Kampf wie einst vor Troja, mit lautem Rufen im Streite. Man stürzt hin und her; man springt auf die Stöpe; man sieht einander fast auf den Köpfen. „Wer kauft Credit?“ „Wer hat Credit?“ „Ich nehme Franzosen mit 6⅛.“ „Ich gebe Lombarden mit 2½.“ (Der Kürze wegen werden im Laufe des Geschäfts blos die Einer und Bruchtheile genuten, während man die Zehner und Hunderte als bekannt voraussetzt.) „Wie steht Credit?“ „Was gelten Lombarden?“ „Ich brauche Credit bis 7⅛!“ — So schallt es wild durch einander, wild und ununterbrochen. Die Rufer im Streite, welche, das Notizbuch und den Bleistift in der Hand, wie besessen hin- und herspringen, sind die Pfuschmakler, und ihr Dienst ist wirklich anstrengend. Die Meisten leiden an ewiger Heiserkeit; Einige sehen bedenklich schlagflüssig aus; Manche verlieren binnen ein paar Jahren völlig die Stimme und müssen dann nothgedrungen ihren Abschied nehmen.

„Rumänier (Rumänische Eisenbahn-Actien) zu 33⅛,“ ruft ein dünnes Männchen mit schriller Stimme und plappert es in einemfort, ohne den Athem anzuhalten. Mit 33⅛ bietet er Rumänier aus. Herr Cohn, der sich noch immer an unserer Seite befindet, macht plötzlich gegen das Männchen eine Wendung und spricht: „50.000 (Thaler) von Ihnen.“ Nun brauchte der Andere blos zu antworten: „An Sie!“ und das Geschäft wäre rechtsgültig abgeschlossen. Aber nein, er blickt Herrn Cohn nur grinsend in's Gesicht und versetzt mit demselben breiten Grinsen: „Reden Sie doch keinen Stuß!“ Herr Cohn lächelt gleichfalls, murmelt mit offenbarem Wohlwollen: „Alter Spitzbube!“ und geht weiter. Das Männchen aber nimmt seinen Ruf wieder auf, und Herr Cohn erklärt uns dieses Räthsel, indem er bemerkt; „Der Alte braucht selber Rumänier, darum schreit er sie herunter.“ — „Credit! Ich kaufe Credit!! Ich nehme 50 (Stück) Credit mit 7⅛!!!“ brüllt ein großer Mann, ebenso schön anzusehen wie Thersites, und mit einem ebenso melodischen Organ ausgerüstet. „Ich gebe sie franco (ohne) Courtage,“ bemerkt ein modischer Jüngling. „Mit! Sonst verdiene ich nichts,“ brummt Thersites. „Franco!“ wiederholt der Modische. Thersites besinnt sich noch einen Augenblick, dann kritzelt er in sein Taschenbuch, spricht: „Gemacht!“ und stürzt sich wieder in die Schlacht.

Unter der Coulisse ist jedes Alter, vom Milchbart bis zum Greise, vertreten, und sie rekrutirt sich aus den verschiedensten Ständen. Hier ist Mancher, der „seinen Beruf verfehlt hat“, manche „catilinarische Existenz“. Viele sind noch Neulinge. Andere ersahrene bemooste Häupter. Die gewöhnlichen Coulissiers beschränken sich in ihren Abschlüssen auf mäßige Summen und spielen thatsächlich um das tägliche Brod. Die da selbstständig vorgehen und größere Operationen unternehmen, heißen Faiseurs, aber augenblicklich fehlt es an solchen sehr. Dort sitzt ein Kerlchen, geld wie eine Quitte, mit lungen stechenden Augen. Der Mann sitzt wie ein bevorrechteter Stammgast unmittelbar vor dem Maller, dem er fortwährend Aufträge ertheilt und den er fast allein beschäftigt. Seine Glaubensgenossen, die Baissiers, sehen mit Bewunderung zu ihm — nicht hinaus, dazu ist er zu klein — aber doch hinunter, und richten sich nach ihm, wie die Heerde nach dem Leithammel. Herr Levi — so heißt er, wenn wir nicht irren, — verkauft ein 50 Stück Credit und ein 100 Stück Lombarden nach dem andern. Aber er verkauft nicht blos: er kauft auch wieder; er kauft fast ebenso oft — „um sich zu decken“, wie es in der Börsensprache heißt. Der Cours steigt und fällt wie die Meereswogen. Herr Levi hat sich „gedeckt“ und „fix“ von Neuem frisch drauf los. Er glaubt an die Baisse, und in diesem Glauben scheint sich auch der allergrößte Theil der Börse zu befinden.

Die Mehrzahl der Jobber, wie die bloßen Spieler genannt werden, hält nicht lange Stich, soudern verschwindet etwa binnen Jahres, zu häufig schon nach Monatsfrist, und sie werden nur dann vermißt, wenn sie, was sich nicht zu selten trifft, die Differenzen schuldig geblieben sind. Wie man behauptet, sollen die Haussiers besser als die Baissiers oder Fixer gedeihen, aber — genauer besehen — spinnen die Jobber überhaupt keine Seide. Sie bereichern nur die Banquiers und die Makler, und die kleinen Speculanten werden fast regelmäßig von den großen aufgefressen.

Allerdings gelten die Zeit- oder Differenzgeschäfte nicht für ganz reinlich und zweifelsohne. Sie werden nicht im amtlichen Theile des Courszettels, sondern in einem Nachtrage notirt, und hauptsächlich durch Pfuschmakler vermittelt. Dessen ungeachtet beherrschen sie die ganze Börse, geben täglich Stimmung und Haltung derselben an, setzen Hausse oder Baisse auch für alle übrigen Papiere in Scene.

Ein Uhr.

Das Geschäft hat seine Höhe erreicht. Durch das Gewühl und Gedränge winden sich fortwährend die Boten des in einem Nebenzimmer befindlichen Telegraphenbureaus, und alsbald ist der Fußboden mit Couverts bedeckt. Der Empfänger wagt das Telegramm nur ein Viertel auseinanderzufalten und lieft es dicht vor dem Gesicht, damit ein Nachbar rechts oder links nicht etwa hineinrucke. Will Einer dem Anderen etwas allein sagen, so packt er ihn beim Kopfe und flüstert ihm in's Ohr. In gleicher Weise verfahren auch die Ausläufer und die „jungen Leute“ mit ihren Chefs, denen sie Meldungen abstatten, oder von denen sie Befehle erhalten. Die „Häuser“ und die „großen Häuser“ sitzen in stolzer Zurückgezogenheit auf ihren Plätzen, tauschen dann und wann eine Bemerkung aus, beobachten ruhig und winken ihre Angestellten heran, denen sie zuweilen nur ein Wort sagen oder mit den Augen ein Zeichen machen, worauf gewöhnlich irgendwo eine Bewegung entsteht, gewisse Effecten in „Posten“ (großen Summen) gekauft oder verkauft werden, bald so heimlich wie möglich, bald mit absichtlichem Geräusch.

In der Ecke neben dem Büffet, am sogenannten Moritzplatz, werden die „Schundpapiere“, z. B. federleichte Cisenbahnen, wie Rhein-Nahe, Lüttich-Limburg, Schweizer Union, Tamines-Landen, auf Zeit, oder eigentlich auf Stunde gehandelt. Hier hat eine armselige Sorte von Pfuschmaklern Posto gefaßt, die von Stunde zu Stunde um eine Kleinigkeit speculiren, die sich untereinander 1 bis 2 Thaler abnehmen, und bei einem Verluste von 5 Thalern „ausbleiben“.

Während die Beamten, denen die Erhaltung und Handhabung der äußeren Ruhe, der Ordnung und des Anstandes obliegt, fernab von dem lärmenden Treiben ein verschlenes Mittagsschläfchen halten, belegen sich im „Lombardenviertel“ ein paar erhitzte Jobber mit den schwersten Ehrenkränkungen und geben wohl auch zu Raufscheiben über. Im „Lombardenviertel“ herrscht allgemeine Redefreiheit; Verbal- und Realinjurien werden als selbstverständlich gegeben und empfangen; sie kommen zu häufig vor, als daß man deswegen klagen, als daß man deshalb sich beleidigt fühlen sollte. — Von Zeit zu Zeit geben die „Berichterstatter der Presse“ durch den Saal, um über den Stand der Geschäfte Erkundigungen einzuziehen.

Zwei Uhr.

Die Börse ist officiell zu Ende. Die „Häuser“ und die „großen Häuser“ haben sich schon vorher entfernt; jetzt leert sich allmählich der Saal. Die bereideten Makler ziehen sich zurück, um die Course festzustellen. Jeder Makler handelt nur in bestimmten Effecten, und jedes Papier wird von zwei, drei und mehr Maklern gehandelt, welche den Cours gemeinschaftlich machen, indem sie die erhaltenen Aufträge zu An- und Verkäufen gegen einander abwägen.

Unter Vergleichung der verschiedenen unlimitirten, limitirten und festen Aufträge einerseits, des vorhandenen Materials und beziehentlich der vorhandenen Käufer andererseits, ermitteln die Makler gemeinschaftlich für jedes Papier den sogenannten Mittelcours, welcher nun für die limitirten wie für die unlimitirten (aber nicht für die festen) Ordres zur Ausführung kommt und der auch in den amtlichen Courszettel aufgenommen wird. Selbstverständlich fällt der Cours, je mehr Waare am Markte ist, und er steigt, wenn die Käufer überwiegen. Nach Rückkehr der Makler werden die festgestellten Mittelcourse an den verschiedenen Schranken ausgehängt und von den Reportern der Zeitungen abgeschrieben. Inzwischen geht der Handel im „Lombardenviertel“ mit ungeschwächten Kräften fort.

Digitized by Google

Halb Drei.
Es werden die letzten Speculationscourse notirt. Der Portier läutet die Börse förmlich aus. Er treibt mit der Glocke die Jobber vor sich her, und hinter ihm dringen Weiber mit Besen und Schaufeln ein, um den Saal zu reinigen.

Während der Gründerzeit währte die Börse bis 3 Uhr, und die Mittelcourse wurden erst um 2½, ja um 2¾ veröffentlicht, was den Herren Berichterstattern der Presse häufig Anlaß zu Klagen gab, denn der Courszettel konnte nur mit Mühe und Noth noch in die Abendzeitung aufgenommen werden.

Einer vom gescheiterten „Schiller".

Herr Franz Otto Schellenberg in Ebersbach bei Glauchau ist Einer der wenigen aus dem Schiffbruche des Hamburger Postdampfers „Schiller" am 7. Mai dieses Jahres geretteten Passagiere; ihm verdanken wir die nachstehende Schilderung seiner Reise, des Schiffes und des Unglücks.

„Am 27. April Nachmittags drei Uhr verließ ich unter dem Jubel meiner Freunde den Landungsplatz in Hoboken, um zur Reise in die deutsche Heimath den „Schiller" zu besteigen. Wir fuhren langsam den North-River herab und gelangten gegen sechs Uhr nach Sandy Hook. Da das Schiff wegen seiner starken Belastung zu tief ging, um die bekannte Barre des New-Yorker Hafens bei dem niedrigen Wasser zu passiren, so mußte Anker geworfen und die Hochfluth des nächsten Vormittags abgewartet werden; gegen zehn Uhr wurden die Anker gehoben und bei einer leichten Brise dampfte das stolze Fahrzeug in die hohe See.

Wir hatten, der Jahreszeit angemessen, eine rauhe Fahrt. Das Schiff lief sehr gut; war es doch nach Bau, Ausrüstung, Maschinerie und Equipage ein Postdampfer erster Classe. Durchschnittlich legten wir über dreihundert Meilen per Tag zurück. — Weniger erfreulich waren mir andere Wahrnehmungen; namentlich wandte ich den Rettungsapparaten meine Aufmerksamkeit zu und kam zu der — leider später bewahrheiteten — Ansicht, daß die sechs großen Boote in einem Falle der Noth kaum würden benutzt werden können. Die Krahne, an welchen sie hingen, waren jedenfalls seit dem Baue des Schiffes nicht gedreht worden und darum so eingerostet, daß ihre Handhabung fast unmöglich sein mußte, auch wenn nicht außerdem noch die Taue, welche durch einen Flaschenzug laufen müssen, um die Boote zu halten und niederzulassen, so dick mit Farbe überschmiert gewesen wären, daß sie nicht in den Kloben gehen konnten. Bei zwei kleinen Booten, welche vom Capitain und von den Matrosen häufig im Hafen gebraucht worden waren, fand sich Alles in bester Ordnung.

Dieselbe dicke Farbenschmiererei machte die Kanone unbrauchbar; hier war der Hahn, der, durch die Schnur angezogen, das Zündhütchen zu treffen und dadurch den Schuß zu entladen hat, so fest mit Farbe verklebt, daß ich ihn mit aller Gewalt weder auf- noch zubringen konnte. Auf welche Weise dennoch die Rothschüsse möglich gemacht wurden, habe ich leider bald genug zu erzählen.

Ich bin schon viel zur See gewesen, aber noch immer habe ich gesehen, daß bei ruhiger Fahrt die Boote herabgelassen und die Kanonen abgeschossen, also beide probirt wurden, um ihrer Brauchbarkeit jedergzeit sicher zu sein. Diese Vorsichtsmaßregeln wurden auf dem „Schiller" nicht angewendet.

Vom 6. bis zum 7. Mai hatten wir dreihundertfünfundvierzig Meilen zurückgelegt. Der 7. Mai war ein sehr nebeliger Tag; nur zwischen ein und zwei Uhr Mittags brach die Sonne durch, und in dieser Zeit stellte der Capitain Beobachtungen an.

Gegen Abend befanden sich sehr viel Passagiere auf dem Verdeck, denn es war uns gesagt worden, wir würden gegen zwölf Uhr Land sehen. Ich für meine Person wollte lieber auf diesen Anblick verzichten, als aufbleiben; ich hatte den ganzen Tag auf dem Verdecke zugebracht und war sehr müde. Dennoch bat ich einen Freund, mich, wenn das Land wirklich in Sicht sei, zu wecken, denn nach so langem Schaukeln auf den Wogen freut man sich doch, den Blick wieder auf etwas Festes zu richten.

Auf dem Wege nach meinem Zimmer war ich am Steuerhause vorbeigegangen, um nach der Uhr zu sehen. Es war genau neun Uhr fünfundvierzig Minuten. Ich war eben im Begriffe, mich auszukleiden, als ich durch ein Gerassel aufgeschreckt wurde, welches ich anfangs für das Geräusch beim Herablassen der Ankerkette hielt. Aber doch sogleich Gefahr ahnend, eilte ich wieder dem Verdecke zu. Auf der Treppe verspürte ich mehrere kräftige Stöße des Schiffes, und nach meinem ersten Schritte oben erfolgte der letzte und heftigste Stoß: wir saßen fest. Ich glaube, das Schiff ist mehrere Hundert Fuß weit über Felszacken hingefahren, was das Rasseln und Stoßen verursachte, bis es beim letzten Stoße an einen hohen Felsen anrannte, welcher nun an der linken Seite desselben mehrere Fuß hoch über das Wasser aufragte. Gleich darauf ertönte die Dampfpfeife, und ich hörte, wie der Dampf abgelassen wurde.

Die Verwirrung war im Augenblicke sehr groß, denn Alles, was eben munter war, stürmte auf das Verdeck, und Andere, die sich daselbst befunden hatten, eilten zu den Zimmern und Kajüten hinab, um die Ihrigen zu wecken und zu retten. Ich stand in der Nähe der Brücke, als die Feuerleute aus ihren Räumen heraufkamen und meldeten, daß unten das Schiff schon voll Wasser sei. Da mein Zimmer vor der zweiten Kajüte, eine Treppe über dem Zwischendecke, lag, so stieg ich eiligst noch einmal hinab, um einen Rock anzuziehen. So rasch dies geschah, so sah ich doch, als ich wieder aus meinem Zimmer heraustam, das Zwischendeck schon voll Wasser. Ich glaube, daß viele Personen, welche bereits im Schlafe lagen, dort jetzt schon ihren Tod gefunden hatten, und wenn dies geschah, dann sind sie von den vielen Unglücklichen als die Glücklichsten zu preisen — gegenüber den furchtbaren Todesschrecken der Anderen, deren Zenge ich bald werden sollte.

Beim Heraustreten aus meinem Zimmer fiel mir ein, daß da, wo die erste Treppe zum Zwischendeck führt, an der Decke sich ein Gefach befindet, in welchem die Rettungsgürtel (life preservers, Lebensbretter, Schwimmgürtel) aufbewahrt wurden. Vergebens versuchte ich dasselbe zu öffnen. Auch hier waren durch öfteres Ueberstreichen mit Farbe nicht nur die Ritzen, sondern auch die Charniere der Thür so verklebt, daß mir und meinen herzugekommenen Freunden nichts Anderes übrig blieb, als das gewaltsame Erbrechen der Thür. Während nun diese Gürtel vertheilt wurden, kehrte ich mit dem von mir behaltenen in mein Zimmer zurück. Ich hatte nämlich beim Umbinden desselben überlegt, daß der Rock mich im Schwimmen hindern werde; deshalb zog ich diesen wieder aus und hing die Decken meines Bettes um die Schultern. Als ich so ausgerüstet wieder auf das Verdeck kam, lachten mich meine Freunde über meinen Aufzug aus, so sicher fühlte man sich wieder in diesem Augenblicke.

Während wir nämlich vor dem Rettungsgürtel-Gefache beschäftigt waren, hatten die Officiere und der Capitain Thomas alles Mögliche aufgeboten, um die Passagiere zu überreden, daß „der Unfall nichts zu bedeuten habe", sondern daß das Schiff ruhig bis zum Morgen hier liegen bleibe und dann Alles an das nahe Land gebracht werde. Ob überzeugt oder nicht, die Mehrzahl der Passagiere kehrte in die beiden Kajüten zurück, viele hatten sie noch gar nicht verlassen, weil dort, wo bis jetzt noch kein Wasser eingedrungen, allerdings auch von Gefahr nicht viel zu sehen war. Dennoch soll, wie ich gehört zu haben glaube, wenigstens die zweite Kajüte von außen verschlossen worden sein.

Mit einigen jungen Männern, welche ebenfalls keinen Glauben an die verheißene Sicherheit hatten, war ich auf dem Verdeck geblieben. Hier sahen wir, wie ein Officier mit mehreren Matrosen auf dem Vorderdeck die Anker löste; sie brauchten nur wenige Fuß Kette, um Grund zu finden. Es mochte etwa zehn Uhr geworden sein. Von da bis halbzwölf Uhr, also volle anderthalb Stunden, lagen wir ganz ruhig. In dieser langen Zeit hätten alle bis dahin noch Lebenden in die sechs großen, sehr tüchtigen Boote gerettet werden können, wenn dieselben benutzbar gewesen wären und wenn man überhaupt zu rechter Zeit Anstalt dazu getroffen hätte. Jedenfalls würden sie ebenso

Digitized by Google

sicher, als später die beiden kleinen Boote, mit einem großen Theil der Mannschaft das Land erreicht haben.

Erst als nun, bei eintretender Fluth, einzelne kleine Wellen über Deck kamen, brachten der Capitain und einige Matrosen die Kanone auf das Vordertheil des Schiffes. Ich stand dabei, als das Stück geladen und das Zündhütchen aufgesetzt wurde; wie ich voraus wußte, war das Entladen des Schusses nicht möglich, der Hahn rührte sich nicht. Da sprang einer meiner Freunde, welcher bei der Artillerie gedient hatte, Wilhelm Koch aus Hannover, bei, und weil dieser sofort erkannte, daß mit dem verwahrlosten Geschütz so nichts anzufangen sei, holte er von der rechten Seite der Brücke, wo Raketen und andere Feuersignale abgebraunt wurden, eine Rakete herbei, entzündete sie und löste mit ihr den Schuß. Auf diese Weise feuerte er etwa sechs oder sieben Mal. Ich glaube nicht, daß es den Matrosen gelungen wäre, ohne seine Hülfe auch nur einen einzigen Schuß abzufeuern.

Während derselben Zeit, also erst nachdem die Fluth ihre Wirkung auf das Schiff begonnen hatte, wurden die größten Anstrengungen gemacht, die großen Boote herabzulassen. Warum dies nicht gelang, habe ich bereits gesagt. —

Es war jetzt ungefähr halb ein Uhr. Die Wellen kamen öfter und immer stärker über Deck, und die Verwirrung wuchs mit jedem Augenblicke, denn um diese Zeit mag es gewesen sein, wo die in die zweite Kajüte Eingesperrten die Thür sprengten und auf das Verdeck stürmten. Jetzt machten die Passagiere selbst den Versuch, die Boote herabzulassen, und es entstand um dieselben ein furchtbares Gedränge. Da feuerte der Capitain drei Revolverschüsse über die Köpfe ab, um die Menge von den Booten zurückzuhalten und sie in die Kajüten zurücktreiben. Eine große Anzahl der Passagiere begab sich wirklich wieder dorthin. Diejenigen, welche auf dem Deck blieben, mußten sich größtentheils in das Steuerhaus und Kartenzimmer zurückziehen; auch und einige meiner Freunde wies man in einen kleinen Behälter neben dem Steuerhause, in welchem Eimer, Taue und dergleichen aufbewahrt wurden. Mit jeder Minute wuchs die Wucht der Wellen und mit ihr die Erschütterung des Schiffes.

Da brach das Unglück in seiner furchtbaren Gewalt herein und forderte der Tod gleich ein Massenopfer. In zwei der großen Boote, die, weil sie wenigstens sechs Fuß über dem Decke schwebten, den Wellen noch nicht immer ausgesetzt waren, hatten sich so viel Passagiere geflüchtet, als sie nur fassen konnten. Da, mit einem Wogenschlage, stürzt der hintere Schornstein um und mitten auf das eine der Boote. Das Jammergeschrei war herzergreifend. Aber während man den Gedanken an so viele mit einem Schlage verlorene Menschenleben noch nicht recht fassen konnte, riß am anderen Boote das eine der Taue, und alle Insassen stürzten in's Meer und wurden von den Wogen spurlos fortgeschwemmt.

Mit dieser Katastrophe hatte alles Abschießen der Passagiere ein Ende; von jetzt an hieß es nur noch: Rette sich, wer kann! — Auch ich verließ mein Zwangsversteck und suchte einen Platz auf der Officiersbrücke zu gewinnen, auf welcher schon eine große Anzahl Männer, Frauen und Kinder zusammengedrängt standen. Von hier aus bemerkte ich, daß mehrere Personen, darunter der erste und vierte Officier, sich zu den Masten hinauf gearbeitet hatten. Sofort suchte ich ihrem Beispiele zu folgen. Ich brach mir durch die Wellen, die längst des Verdecks Herr waren, Bahn zu dem Vordermaste und erfaßte glücklich die Strickleiter. Kaum hatte ich die ersten Stufen auf derselben erklommen, so kam eine furchtbare Welle und spülte Alle, neben welchen ich einige Augenblicke zuvor auf der Brücke gestanden hatte, all die Männer, Frauen und Kinder, in's Meer.

Die Fluth wuchs noch immer; jeder kommende Augenblick sendete verheerendere Wellen gegen das Schiff. Schon waren mehrere Männer an meiner Seite von den Wogen fortgerissen, und doch konnte ich auf der Leiter nicht höher kommen, denn an ihr hing bis oben Mensch an Mensch. Endlich erfaßte ich ein vom Maste herabhängendes Tau, das der Wind umher warf, schwang mich mit Hülfe desselben zu der Kette hin, welche am Maste hinaufläuft, und erreichte durch Klettern den Mastkorb.

Nachdem ich aus der entsetzlichen Aufregung wieder zum Gebrauche meiner Sinne gekommen war, sah ich die ganze grauenvolle Scene mit all ihren einzelnen gräßlichen Bildern unter mir. Und wenn ich hundert Jahre alt werde, einzelne dieser Bilder werden immer vor meinen Augen stehen. Da klammerten vier Frauen, mit ihren Kindern auf den Armen, sich an eine Bank fest; mit übermenschlicher Kraft kämpften sie gegen die sie überströmenden Wellen, und markerschütternd drang ihr Hülfe- und Wehegeschrei herauf, so oft die Welle wieder eines von ihnen fortgerissen hatte. Gewiß eine halbe Stunde dauerte dieser Todeskampf, bis eine mitleidigere Woge den Rest mit sich nahm. — Fast noch entsetzlicher war der Nothkirchrei eines Mannes, der mit einem Beine unter die Ankerkette gekommen war und, von den Wellen hin- und hergerissen und überfluthet, sich nicht selbst aus seiner verlorenen Lage befreien konnte. Niemand, der nicht sofort in die See geschwemmt sein, wollte, konnte ihm helfen. So ward sein Schreien zum Jammern, bis er, nach einer halben Stunde, auch still geworden war.

Das Schiff war nun wie ausgestorben. Alle, welche des Capitains Weisung in die Kajüten gefolgt waren, hatten längst ihr nasses Grab gefunden. Der Capitain selbst stand zu dieser Zeit auf der Brücke, neben ihm der Quartiermeister und nuweit von Beiden an der Ecke ein Mann, den ich nicht genau erkennen konnte. Welle um Welle stürmte über sie hin, und dennoch hielt die Todesangst sie am Geländer fest. Schon waren dem Capitain die Beinkleider vom Leibe gerissen, und immer noch tauchten nach jedem Wogengange die drei Männer wieder auf. Endlich trat den Quartiermeister das Abschiedsloos. Von einer Welle gepackt, verlor er den Standpunkt, rang zwar mit den Bogen so glücklich und schwamm so gut, daß er sich zur Brücke zurückarbeitete, aber in demselben Augenblicke, wo er festen Fuß fassen und sich aufrichten wollte, kam eine zweite Welle und schleuderte ihn in's Meer.

Gleich darauf wurde der Capitain vom Geländer losgerissen. Es gelang ihm wohl, ein Tau zu erfassen, das, wenn ich nicht irre, von einem Maste zum andern läuft; an diesem hing er bald in der Luft, bald von den Wogen überfluthet, aber nicht lange: noch ein Wogenschlag, und auch er war verschwunden, und mit ihm zugleich der dritte und letzte Mann auf der Brücke. Jetzt war in der That Alles todt; das einzige Leben des Schiffes war nur noch an und bei den Masten zu finden.

Eine Stunde — und welche Stunde! — mochte mir so vergangen sein, da bemerkten wir zwischen Himmel und Meer Schwebenden ein Licht, welches immer größer zu werden oder sich uns zu nähern schien. Allen ging da neue Lebenshoffnung auf; Alle glaubten ein herannahendes Schiff zu sehen. Es war Täuschung. Wir sahen nur den Leuchtthurm von Bishop's Rock. — Da stand ich nun, den einen Fuß auf dem Mastkorb, den andern auf dem schiefliegenden Mast, jeden Augenblick vom Tode bedroht, denn die Wellen schlugen so hoch, daß ich oft den Halt der Füße verlor und, mich an dem Tau festhaltend, wie eine Fahne in der Luft schwebte. Es gehörte das Aufpannen aller Geisteskraft dazu, seinen Augenblick den Körper zu vergessen, und ein eiserner Wille, die heranschleichende Schwäche zu besiegen. Die Ermattung forderte schon viele Opfer; fast jede mächtigere Woge riß einen oder mehrere der an den Strickleitern Festgeklammerten mit fort. Dieses Loos traf jetzt auch den „Oberstewarb" des Schiffes, der sich, wie es mir schien, mit seiner Frau zusammengebunden hatte.

Endlich graute der Morgen. Da lag der Leuchtthurm vor uns und rings um uns her ragten die Klippen aus dem Wasser hervor. Wohl glaubten wir jetzt die Rettung uns so nieder nahe, aber auch die Todesgefahr wuchs von Minute zu Minute: die Masten legten sich immer mehr auf die Seite, und mit dem Falle derselben war unser Todesurtheil besiegelt. Vom Deck war längst nichts mehr zu sehen, seit zwei Uhr stand die See fünfzehn Fuß hoch darüber.

Da ertönte plötzlich ein furchtbarer Angstschrei: der hintere Mast war gefallen und mit allem, was sich an ihm gerettet hatte, augenblicklich untergegangen. — Und darnach wieder tiefste schauerlichste Ruhe — und wieder neue Hoffnung! Zwei kleine Fahrzeuge kommen heran, Fischerboote von den Scilly-Inseln, zu denen auch unsere Strandungsklippen gehören. Nur Minuten vorher das Unglück des Hintermastes und der Weherus, — und Keiner der noch Uebriggebliebenen kann sich's versagen, jetzt in den Freudenruf einzustimmen, der zu den Fischerbooten hinübergesendet wurde. Und doch war auch diese Hoffnung vergeblich

Digitized by Google

gewesen. Die beiden Schiffchen kamen gar nicht in unsere Nähe; von den mit dem Hintermast in See Gestürzten mußten noch Manche sich durch Schwimmen und Schwimmgürtel über dem Wasser erhalten haben; mit diesen füllten die Fischer ihre kleinen Boote und waren bald unserm Gesichtskreis wieder entschwunden.

Jetzt kam's auch an mich. Ein starker Windstoß, welcher sich in die gelösten Segel legte, trieb plötzlich unsern Mast nach der Seite, ich verlor den Halt und stürzte in die See. Ich muß sehr tief unter Wasser gewesen sein, denn es dauerte geraume Zeit, bis ich wieder an die Oberfläche kam. In demselben Augenblick sah ich noch die Spitze unseres Mastes im Meer verschwinden. Es mochte sieben Uhr des Morgens sein.

Rings um mich her kämpfte noch eine große Anzahl meiner Leidensgefährten mit dem Elemente um das Leben — Jedes für sich. Aber ehe ich mich's versah, hatte eine Welle mich weit von ihnen hinweggetragen. Mein Rettungsgürtel bewährte sich als vortrefflich, aber wenn er mich auch über Wasser erhielt, so konnte ich doch, so oft die Wellen über mir zusammenschlugen, den Athem nicht lange genug anhalten, bis der Kopf wieder frei war. Während ich so herumtrieb, stieß ich auf einen andern Leidensgefährten, aber der war schon todt. Dennoch erfaßte ich ihn und hielt mich an ihm fest. Wohin ist die Scheu des Lebenden in der Todesnoth! Wohl eine halbe Stunde schwamm ich mit dem Leichnam herum und ließ ihn erst los, als ich Aussicht hatte, einen besseren Stützpunkt zu finden. Ein Matrose kam mit einem Thür- oder Fensterrahmen dahergeschwommen, als ich aber ebenfalls Gebrauch davon machen wollte, verwehrte er mir dies, weil das Holzstück nicht stark genug für zwei Mann sei.

Beim Abwenden von diesem vergeblichen Versuche sah ich vor mir ein langes Brett schwimmen, erreichte und erfaßte es, legte meine todtmüden Arme auf dasselbe und ließ die Wellen mit mir spielen. Aber auch dies blieb nicht lange gefahrlos: die Ruhe durfte nicht den Schein der Leblosigkeit annehmen, wenn sie nicht die Gier der Raubvögel auf sich ziehen wollte. Ich gerieth in wirkliche Furcht vor diesen großen Seevögeln, die häßlich kreischend und pfeifend so nahe an mich heran und an mir vorüberflogen, daß ich den Wind von ihrem Flügelschlage im Gesichte fühlen konnte. Mein Geschrei bei ihrer Annäherung verscheuchte sie wohl, aber schon nach kurzer Zeit kehrten sie immer wieder zurück.

Die Schwäche erreichte endlich auch bei mir ihr höchstes Maß. Zuerst fühlte ich meine Beine leblos werden; ich versuchte sie aneinander zu reiben, aber das konnte ich nicht mehr. Dann kam die Kraftlosigkeit auch in die Arme; ich mußte sie vom Brette herablassen. Und nun verließ mich die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, trugen zwei Männer mich eine Straße entlang. Es waren zwei Fischer, die mich in ihr Boot gehoben hatten. Ich befand mich auf St. Mary, der größten der Scilly-Inseln, wo alle Ueberlebende dieser „Schiller"-Fahrt die beste Pflege gefunden haben."

Hiermit schließt unser Schellenberg. Seine Erzählung trägt durchaus den Stempel der Wahrheit; es ist deshalb von Wichtigkeit, daß sie in mehreren von der Hamburger „Rheder-Presse" bestrittenen Dingen genau mit dem Berichte des Herrn Ludwig Riederer in Ellwangen übereinstimmt. Namentlich hat auch unser Gewährsmann sich überzeugt von der Verwahrlosung der großen Boote und der Kanone; er fügt noch hinzu, daß mit der beliebten Ueberschwierung, die diesen bis zur Unbrauchbarmachung zu Theil geworden, auch die Thür zu einem Rettungsgürtel-Behälter nicht verschont geblieben sei. Auch er giebt an, und zwar ziemlich übereinstimmend, daß anderthalb Stunden lang das Schiff ruhig lag, keine Welle auf das Deck schlug, folglich auch die See verhältnißmäßig ruhig war, daß aber diese Zeit nicht zur Rettung so vieler Menschenleben benutzt wurde. Ebenso berichtet Herr Riederer, daß zu den einzigen praktikablen zwei kleinen Booten sich die Mannschaft „rücksichtslos vorgedrängt" habe. Da uns noch keine Widerlegung der Angaben des Herrn Riederer vor Augen gekommen ist, sie aber zur Vervollständigung des Unglücksbildes wesentlich gehören, so theilen wir sie mit, ohne jedoch die Vertretung derselben zu übernehmen und natürlich zu jeder Berichtigung von competenter Seite bereit. Das ist auch der Fall mit dem, was er von Hamburg erzählt. Dort mochte er, als einer der so wenigen geretteten Passagiere des Schiffs, noch die Erfahrung, daß die Schiffahrtsgesellschaft ihm eine Unterstützung verjagte, weit er gegen ihr Interesse gesprochen habe; Herr Riederer verlangte jedoch nur das Fahrgeld von Hamburg nach München zurück, das er in New-York vorausbezahlt hatte.

Das projectirte Wilhelm-Denkmal in Schmalkalden.
Nach einer Photographie.

Einem deutschen Correspondenten in London hat sich noch eine andere sehr ernste Betrachtung aufgedrängt. Er sagt: „Der ‚Schiller' hatte sicherlich die besten Admiralitätskarten des Canals an Bord; das Fahrwasser um die Retarrier-Felsengruppe (die Klippenreihe bei den Scilly-Inseln, auf welcher der Dampfer auffuhr) beträgt bis auf anderthalb Meilen von derselben siebenundvierzig Faden (à sechs Fuß); von dieser Entfernung ab ver-

Digitized by Google

ringert sich daſſelbe langſam nach und nach bis auf zweiundzwanzig Faden, und bis auf vierzehn Faden öſtlich, wo das Schiff aufruht. Das Ausweiſen des Senkbleies hätte mit abſoluter Gewißheit den Capitain belehren müſſen, daß er ſich außerhalb ſeines Courſes befinde und dem Felſen zuſteuere. Die Nothwendigkeit, das Senkblei bei undurchdringlichem Nebel und in ſolcher Nähe der Küſte auszuwerfen, leuchtet wohl Jedermann ein und braucht nicht erſt näher erörtert zu werden. Doch darüber herrſcht Zweifel; einige Paſſagiere behaupten, dies ſei geſchehen, andere wiſſen nichts davon."

Auch dieſer Zweifel iſt gehoben, und leider lautet die Zeitungsnotiz darüber ſo: „Die Ausſage des erſten Officiers des Dampfers ‚Schiller', Heinrich Hilfers, der jüngſt in London vor dem Board of Trade (Handelsgericht) vernommen wurde, wirft ein böſes Licht auf die Leiter dieſes verunglückten Schiffes. Dieſer Mann geſtand, daß das Senkblei weder an dem Abende, als das Schiff aufruhr, noch am Tage vorher ausgeworfen worden ſei."

Wenn das Kind ertrunken iſt, deckt man den Brunnen zu. Aber wenn man ihn nur zudeckt! Wir ſind bereits daran gewöhnt, alle Beſſerungen auf ſolchen Gebieten voller Mängel vom Reiche zu erwarten; möge nach der entſetzlichen Schiller-Kataſtrophe dieſe Erwartung nicht getäuſcht werden!

Ein Grabdenkmal für den Componiſten der „Wacht am Rhein".

(Mit Abbildung.)

„Karl Wilhelm vor zwanzig Jahren" — unter dieſem Titel brachte die „Gartenlaube" in Nr. 36 des Jahrgangs 1870 dem beneidenten Tondichter der „Wacht am Rhein" eine gebührende Huldigung. Dieſe verdient er noch nach zwanzig, nach hundert und mehr Jahren, wird doch auch das Schneckenburger'ſche Lied, welchem er die volksthümlichſte und ſiegreichſte aller Melodien verlieh, ebenſo wenig untergehen, wie das Andenken an den beiſpielloſen Krieg und Sieg des bewehrten deutſchen Volkes über den galliſchen und gallignon Größenwahnſinn.

Damals lebte der Tondichter noch, mußte aber bald darauf drei Jahre lang elend und langſam ſterben — Zeuge ſeiner letzten Leiden war die Stadt Crefeld — nur gelang es ihm noch, ſich zum Sterben in ſeine architektoniſch und volksſittlich eigenthümliche Vaterſtadt Schmalkalden zu begeben, wo er am Nachmittage des 26. Auguſt 1873 ſtarb.

Das deutſche Volk vergißt ſeine theuren Todten nicht: ein Nationaldenkmal zum Andenken des Componiſten der „Wacht am Rhein" wird ſich auf dem Grabe deſſelben in Schmalkalden erheben. Zur Unterſtützung dieſes Planes iſt außer den directen Sammlungen eine Geſammtausgabe ſeiner Tondichtungen veranſtaltet worden; dieſelbe beſteht aus: „Zweiundſiebenzig Liedern und Geſängen für eine Singſtimme", „Zweiundſechszig Liedern für die heranwachſende Jugend" (beide bei Breitkopf und Härtel in Leipzig) und „Siebenzig Quartetten für Männerſtimmen" (bei M. Schloß in Köln) und giebt ſomit ein vollſtändiges Bild von Wilhelm's Schaffen.

Eine Aufforderung zur Unterſtützung dieſes Unternehmens von Wilhelm Buchner in Creſeld, die bis jetzt noch nicht den gewünſchten Erfolg hatte, wird nenerdings von ſeinen Mitbürgern, dem Herrn Seyffart in Creſeld, ſeinem Bruder, dem preußiſchen Abgeordneten, und anderen Männern erneuert und dem deutſchen Volke zur Beachtung empfohlen. Als Wilhelm's ſchon 1854 componirtes Lied von Max Schneckenburger 1870 wie ein hunderttauſendſtimmiger Völkerchoral durch die Welt brauſte, da hieß es: Wer iſt Karl Wilhelm? Wo iſt er? Antwort: Er verweilt altend, einſam, vergrämt, unheilbar krank, amtlos und dürftig in einer kleinen, alten Stadt des Thüringer Waldes. Da ging ein rührender Zug der Dankbarkeit durch alles Volk, und Briefe und Ehrengaben floſſen ihm reichlich zu. Er ließ den Sturm über ſich ergehen, und die fünfzehnhundert Thaler, die ihm zugeſtoſſen waren, ſchließt er ungezählt in ſein Schubfach, ohne ſich je zu einer Empfangsbeſcheinigung zu verſtehen. Er dankt für keines der ihm zugefloſſenen Geſchenke, ſondern bleibt ſtumm und verdrießlich, ein gebrochener Mann, ſchwer krank an Leib und Seele, in einem Winkel des Thüringer Waldes ſitzen. Auch läßt er ſich nur mit Widerwillen in einem wahren Triumphzuge endlich nach Berlin ſchleppen. Hier ſoll er die muſikaliſche und inſtrumentale Aufführung im Circus Renz am 20. November 1870 ſelbſt leiten. Halbtodt vor Aufregung, wird er endlich in den Sturm von Huldigungen hineingezogen.

Ueberſättigt und todtmüde, ſuchte er am Rheine auf dem Schauplatze ſeiner früheren fünfundzwanzigjährigen Thätigkeit, in Creſeld, Erholung und Ruhe. Hier war ſchon im Auguſt 1870 ein Aufruf zu Beiträgen für Erheiterung ſeines Lebensabends ergangen. Die betreffende Summe ſollte nach ſeinem Tode als Wilhelm-Stiftung für Unterſtützung junger, im deutſchen Geiſte ſchaffender Tonkünſtler verwendet werden. Nach beendigtem Kriege begann der auch durch auswärtige Mitglieder verſtärkte Hauptausſchuß ſeine Thätigkeit. Karl Wilhelm, in Thüringen wieder von einem Schlaganfalle betroffen, erhielt am 23. Juni 1871 folgendes Schreiben des Reichskanzlers: „Sie haben durch die Compoſition von Max Schneckenburger's Gedicht ‚Die Wacht am Rhein' dem deutſchen Volke ein Lied gegeben, welches mit der Geſchichte des eben beendigten großen Krieges untrennbar verwachſen iſt. Einſtanden in einer Zeit, wo die deutſchen Rheinlande, ähnlich wie vor einem Jahre, von Frankreich bedroht erſchienen, hat die ‚Wacht am Rhein' ein Menſchenalter ſpäter, als die Drohung ſich verwirklichte, in der begeiſterten Entſchloſſenheit, mit welcher unſer Volk den ihm aufgedrungenen Kampf aufgenommen und beſtanden hat, ihren vollen Anklang gefunden. Ihr Verdienſt iſt es, unſerer letzten großen Erhebung die Volksweiſe geboten zu haben, welche dahrein, wie im Felde, dem nationalen Gemeingefühl zum Ausdruck gedient hat. Ich folge mit Vergnügen einer mir von dem geſchäftsführenden Ausſchuß des deutſchen Sängerbundes gewordenen Anregung, indem ich der Anerkennung, welche Ihnen von allen Seiten zu Theil geworden iſt, auch dadurch Ausdruck gebe, daß ich Sie bitte, die Summe von einhundert Thalern aus dem Dispoſitionsfond des Reichskanzleramtes anzunehmen. Ich hoffe, daß es mir möglich ſein wird, Ihnen alljährlich den gleichen Betrag anbieten zu können."

Die letzte Verheißung ward auch erfüllt, aber ſchon drei Jahre ſpäter hatte ſich die Ernſt über Karl Wilhelm's Leben und Leiden geſchloſſen. Die Wilhelmſtiftung konnte nun nicht mehr für ihn ſorgen, hätte aber vielleicht für junge, im deutſchen Geiſte ſchaffende Tonkünſtler verwirklicht und ausgeſtattet werden können.

Das deutſche Volk aber wird Wilhelm's Andenken ehren; es wird die drei Sammlungen ſeiner Tondichtungen möglichſt in ſeinen Familienliedertafeln und Geſangvereinen einführen und entlinren, um ſo zur Herſtellung eines Monumentes auf dem Grabe Wilhelm's zu Schmalkalden beizutragen. Eine Summe dafür iſt ſchon vorhanden. Viele edle Männer und Frauen werden ſie gewiß gern durch beſondere Beiträge raſcher zu vervollſtändigen ſuchen und ſind deshalb gebeten, ſich zu dieſem Zweck an Herrn E. Seyffart in Crefeld zu wenden.

Wir bringen unſeren Leſern hierbei eine Abbildung des von dem Bildhauer Heinrich Walger in Berlin entworfenen und von dem Comité in Ausſicht genommenen Modells. Auf einem Poſtamente erhebt ſich die Geſtalt der Germania, einen Lorbeerkranz reichend. Auf der Vorderſeite des Poſtaments befindet ſich die Widmung:

Karl Wilhelm,
dem Sänger der Wacht am Rhein,
geb. 5. Sept. 1815, geſt. 26. Aug. 1873.

Auf der Rückſeite ſehen wir unter der Jahreszahl 1870 den Gedenkſpruch:

Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein:
Treu wie die Wacht am Rhein in großer Zeit,
Steht feſt das Volk, geeint in Ewigkeit.

Digitized by Google

An der rechten Seitenfläche in einem Epheukranze liest man:

Max Schneckenburger 1840.

(Dichtung der „Wacht am Rhein“) und an der linken Seitenfläche in einem Eichenkranze:

Karl Wilhelm 1854.

(Composition der Melodie.) Endlich ist der obere Absatz an dem Sockel der Germania von dem Künstler dazu bestimmt, den Schwanengesang Wilhelm's, „Deutschlands Siegesdank“, gedichtet von Emil Rittershaus, mit Tonsatz für vier Männerstimmen, des Componisten erfolgreichstes Schaffen repräsentirend, darauf anzubringen. Die Textworte und zwar Vers 5 desselben — rund um das Denkmal herumlaufend — lauten:

> Nun danket dir, o Herr der Welt, das Land Germania,
> Im Frieden wie im blut'gen Feld sei du uns nah!
> Daß nimmer uns ein Streit entzwei', führ' uns an deiner Hand.
> Erhalte einig, groß und frei das Vaterland!

Es ist dies der Gesang, welcher, im November 1870 in Crefeld componirt, zuerst in Nr. 11 der Gartenlaube beim Friedensschlusse 1871 veröffentlicht wurde, der in echt deutscher Weise den Gefühlen von Fürst und Volk über die herrlichen Siege und den errungenen Frieden im Danke gegen den Herrn der Welt Ausdruck verleiht.

Außer der Liebe zu seinen Bergen durchflammte Wilhelm's ganzes Denken, Empfinden und tönendes Dichten die lebendigste Vaterlandsliebe. Die erste Zeile eines seiner herrlichsten Männerlieder lautet: „Das ganze Herz dem Vaterland.“ Dies war sein Herz, mit welchem er der schweren, wuchtigen Wehrkraft des deutschen Volkes die siegreichen Schwingen verlieh, welche auch der meisterhaftesten und genialsten Kriegskunst und Strategie ohne diese Hülfe des Wortes und Tones niemals wachsen werden.

D.

Blätter und Blüthen.

Der blinde Stimmführer und sein Weib. Jedem Besucher des britischen Parlamentsgebäudes in London, der üblichermaßen von der Thür der sogenannten Fremdengalerie aus zusieht, wie die Mitglieder des Unterhauses der Reihe nach durch das Hauptportal eintreten, wird zweifelsohne ein hochgewachsener, blondhaariger Mann besonders in's Auge fallen, der, offenbar blind, von einer noch jugendlichen kleinen Dame mit leuchtenden Augen und blühenden Wangen hereingeführt wird. An der Thür des Saales trennt sich das junge Weib von seinem Schützling mit ersichtlichem Widerstreben; denn die britische Verfassung ginge ja zu Grunde, wenn ein weibliches Wesen in das Unterhaus einzudringen sich erkühnte, nachdem der Parlamentscaplan das unerläßliche Eröffnungsgebet gesprochen hat. Nicht einmal bis zu seinem Platze darf die treue Frau den blinden Gatten geleiten; sie muß ihn vielmehr der Führung eines jungen Mannes überlassen, der am Eingange bereits des Blinden harrt. Noch einen langen liebevollen Blick sendet sie dem seinem Sitze Zuschreitenden nach, dann wendet sie sich, um leichten Fußes die Treppe zu der unter dem Dache des Hauses angebrachten Damenloge emporzusteigen, die man füglich als Käfig bezeichnen sollte. Aber freundlich grüßt Alles die sorgsame Hüterin, kennt und verehrt doch Jedermann das merkwürdige Paar. Selbst die im Hause postirten Schutzleute verneigen sich tief, wenn die Zwei vorüber wandeln; das im Corridor versammelte Publicum macht ihnen ehrerbietig Raum, und sogar Mr. White, der gestrenge Cerberus, der die Pforte des politischen Allerheiligsten bewacht, nickt ihnen einen freundlichen Gruß zu.

Und fragt der Fremde, wer die so allgemein Gekannten und, wie es scheint, allgemein Geliebten sind, so berichtet ihm alleweit: „Professor Fawcett und Frau“. Niemand wird den Ersteren betrachten können, ohne auf seinem Antlitze das Gepräge von Intelligenz, Muth und Offenheit zu erblicken. Er ist von ungewöhnlicher Größe, mehr als sechs Fuß hoch, sehr blond, und sein lichtes Haar, sein heller Teint, seine glatten bartlosen Wangen verleihen ihm fast das Aussehen eines kaum den Knabenjahren entwachsenen Jünglings. Seine Züge sind zugleich bedeutend und regelmäßig, beinahe schön zu nennen, und ihr Ausdruck ist im höchsten Grade einnehmend. Selten trübt auch nur eine leise Wolke die über seine Physiognomie gebreitete Heiterkeit, sein Lächeln aber hat etwas überaus Gewinnendes, ja Hinreißendes.

Wohl noch niemals und nirgends ist es einem Blinden gelungen, sich zu einer so hohen staatlichen Geltung aufzuschwingen, ein so einflußreicher politischer Parteiführer zu werden, wie Professor Fawcett, der, obwohl noch nicht vierzig Jahre alt, der angesehenste der sogenannten unabhängigen Liberalen des englischen Unterhauses ist. Vom ersten Augenblicke an, wo er seinen Sitz im Parlamente einnahm, wußte er — eine ganz unerhörte Erscheinung — die Aufmerksamkeit des gesammten Hauses zu fesseln. Er besitzt eine helle, volltönende Stimme, spricht mit seltener Geläufigkeit, ohne den salbungsvollen Universitätston, dem wir im englischen Parlamente so häufig begegnen, und meidet alle banalen Attitüden und wohlfeilen oratorischen Kunststückchen. Feind jedweder Ausflüchte und Spitzfindigkeiten, giebt er immer nur seine wahre Ueberzeugung kund und kommt ohne Weiteres zur Sache. Zu Zeiten beredt, ist er stets interessant, ein unerschrockener Vertheidiger des Rechts wider das Unrecht, ohne Rücksicht auf die etwa daraus entstehenden Folgen. Er und drei seiner vertrauten Freunde, Sir Charles Dilke, P. A. Taylor und Auberon Herbert, gelten als die vier „Unversöhnlichen“ des Unterhauses, das heißt als Männer, die sich nie zu Concessionen bereit finden lassen, welche ihrer inneren Ueberzeugung zuwiderlaufen.

Henry Fawcett ist der Sohn eines englischen Gutsbesitzers und studirte in Cambridge als Insasse des wesentlich von künftigen Juristen frequentirten Colleges Trinity Hall, wo er sich im Jahre 1856 die höchsten mathematischen Ehren errang. Hierauf wandte er sich der Themis zu und wurde 1862 im Mittleren Tempel (Middle Temple) zum Advocaten ernannt, das traurige Ereigniß jedoch, das ihm das Licht seiner Augen raubte, setzte seiner rechtsamtlichen Laufbahn ein schnelles Ziel. Während der Herbstferien auf dem heimathlichen Landsitze ging er eines Tages mit seinem Vater auf die Jagd. Als der letztere über eine Hecke kletterte, entlud sich sein Gewehr, und ein Theil des Schusses traf den Sohn in's Gesicht und zerstörte ihm beide Augen, ohne ihn sonst zu verletzen oder zu entstellen. Wie man sich denken kann, war der Vater trostlos ob des Unheils, das er wider seinen Willen über den geliebten Sohn gebracht hatte, dessen Aussichten jetzt mit Einem Schlage vernichtet zu sein schienen, und man fürchtete, daß er das Unglück nicht überleben würde. Der Sohn aber richtete den Gebeugten wieder auf; tagelang saß der blinde junge Mann bei dem der Verzweiflung nahen Vater und versicherte ihn, der Unfall werde ihm die Laufbahn, die sie Beide erhofften, in keiner Weise beeinträchtigen. „Das Unglück,“ sagte er, „ist ja erst gekommen, nachdem ich auf der Universität den Grund zu meiner Bildung gelegt habe, und glücklicher Weise besitzen wir die Mittel, mir zur Erreichung meiner Zwecke den Beistand anderer Augen zu verschaffen. Freue Dich mit mir darüber, daß im Uebrigen meine Gesundheit noch so gut ist wie zuvor und mein Geist und meine natürliche Heiterkeit nicht im Mindesten gelitten haben.“

Die Hoffnungen, die er damit seinem Vater einzuflößen suchte, haben sich verwirklicht. Nachdem er längere Zeit Fellow (Mitglied) seines Colleges war, ist der Blinde jetzt Professor der Staatswissenschaften in Cambridge und hat sich in seiner Disciplin einen Namen gemacht, der von keinem seiner mitlebenden Landsleute übertroffen wird. Der verstorbene John Stuart Mill, sicher ein Mann, dessen maßgebendes Urtheil Niemand in Abrede stellen wird, hielt den jungen Professor für einen der denkendsten Köpfe Englands und zählte zu seinen engsten Freunden. Fawcett's „Handbuch der Staatswissenschaften“ erlebt fast alljährlich neue Auflagen und ist sowohl in Oxford wie in Cambridge in den meisten Colleges eingeführt.

„Als ich Cambridge zum ersten Male besuchte,“ erzählt ein amerikanischer Gelehrter, dessen Mittheilungen in einer transatlantischen Zeitschrift wir in unserer kurzen Darstellung folgen, „war Fawcett noch Fellow am Trinity Hall, allein schon so gut wie Professor. Ich hatte das Glück, der Gastfreundschaft in seiner reizenden Wohnung genießen zu dürfen, und die in seiner Gesellschaft verbrachten Abende wurden zu wirklichen ambrosischen Nächten. Nach dem Mittagsessen pflegten sich viele der Lehrer und Schüler bei ihm einzufinden; Cigarren wurden angesteckt, und dann ging es an ein Debattiren über die verschiedenartigsten philosophischen und politischen Fragen, die uns ganz vergessen ließen, daß mittlerweile schon der Morgen zu tagen begann. Fawcett ist zum Parteiführer geboren; er weiß seine Gedanken der Anschauungsweise Anderer anzupassen und zugänglich zu machen. Sein Humor ist wahrhaft originell, seine Einbildungskraft reich und schöpferisch, unerschöpflich aber das Repertoire seiner Anekdoten, durch die er seiner an sich bewundernswerthen Unterhaltungsgabe einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

Seit seiner Verheirathung lebt er meist in London, was indeß seinen Einfluß in Cambridge nicht geschmälert hat; denn so oft er während der Wintersaison dahin zurückkehrt, um nach englischer Weise eine gewisse Anzahl von Vorlesungen abzuhalten, worin die amtliche Verpflichtung seiner Professur besteht, wird er jedesmal mit einem Festmahl gefeiert, an dem die gesammte Universität sich zu betheiligen pflegt. Jene köstlichen Abende in Trinity Hall, von denen ich erzählte, nehmen dann wieder ihren Anfang. Welche werthvolle Hülfe seine Gattin ihm auch bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen leistet, das hat er selbst mit dem Ausdrucke innigsten Dankes in der Vorrede zur neuesten Auflage seines Handbuches anerkannt; seine Frau ist es gewesen, die allein die Revision des umfänglichen Buches besorgt hat, mit einer Genauigkeit, die manchen Gelehrten und Corrector beschämt, wie sie ihm namentlich auch bei den zahlreichen literarischen Arbeiten zur Hand gegangen ist, in denen er seine Stimme hinsichtlich der gegenwärtig so vielfach ventilirten Frage der Frauenemancipation abgegeben hat. In der That sind die Beiden unzertrennlich; wer in England von Henry Fawcett, dem gelehrten Universitätsprofessor und politischen Stimmführer spricht, der vergißt sicher nicht, auch seiner Frau zu erwähnen, ohne die sich der allverehrte Mann niemals öffentlich zeigt, und allgemein und herzlich ist die Bewunderung, die man der treuen Pflegerin und unermüdlichen Gehülfin und Gefährtin des blinden Parlamentsmitgliedes zollt. ‚Der Blinde und sein Weib!‘ so geht es in andachtsvollem Flüstern durch die Volksmenge, wenn das Paar die Schwelle des Unterhauses überschreitet.“

Das Buchstabirfieber. Gewiß eine der seltsamsten Vergnügungen, von echt amerikanischer Erfindung ist das Buchstabirfieber, wenn es, wie gegenwärtig, auf eine so übertriebene Weise in Anwendung gebracht wird.

Drama, Concert, Oper und alle sonstigen unter den Amerikanern fashionablen Vergnügungen sehen sich vernachlässigt, eben durch — das Buchstabirvergnügen. Aber worin besteht dasselbe? In nichts Anderem,

Digitized by Google

als im Wetteifer, verschiedene schwer auszusprechende und richtig orthographisch zu schreibende Wörter schnell und recht zu buchstabiren, während das Publicum sich über die Fehler und Böcke der Buchstabirenden köstlich amüsirt. An dieser Posse nehmen höhere und Subalternbeamte, Geistliche, Lehrer und Lehrerinnen, Journalisten, Schriftsetzer und Andere theil, bei deren Beruf die Orthographie etwas zu bedeuten hat.

Bei einem solchen Wettkampfe am Regierungssitze zu Washington, der unter dem pompösen Namen „National Spelling Match“ (Nationaler Buchstabir-Wettstreit) vor sich ging, präsidirte der Staatssecretär, und verschiedene höhere Beamte und Staatsmänner (?) fungirten als Beisitzer.

Da ward einer gewissen Miß das Wort „Alchymy“ aufgegeben zu buchstabiren. Sie buchstabirte „Alchemy“, und einer der Schiedsrichter entschied, daß dies nicht richtig sei. Die Buchstabirerin wurde aber von ihren Colleginnen eifrigst aufgefordert, zu „appelliren“. Die beiden Autoritäten „Webster's“ und „Worcester's“ (Wörterbücher) wurden nachgeschlagen, und beide entschieden für die Miß. Dann ging ein langer Streit zwischen einigen Herren über das Wörtchen c-y-s-t (Sackgeschwulst) vor sich, wobei es sich fragte, ob es so oder s-y-s-t buchstabirt werden müsse. Der Streit über diesen wichtigen Punkt war hitzig, doch endlich einigten sich die Kämpfer dahin, die Autoritaten entscheiden zu lassen. Als aus denselben aber sich ergab, daß sowohl Worcester, wie Webster die Leseart c-y-s-t hatte, da entstand im Publicum zu Gunsten des Siegers ein endloser Applaus.

Dann bekam eine Dame das Wort „Britannia“ zu buchstabiren. Sie that es mit zwei n, und der Schiedsrichter meinte, ein n wäre zu viel. Die Buchstabirerin entschuldigte sich damit, daß sie mit dem Worte das Metall, nicht das Land gemeint habe. Aber der ebenfalls bei dem Streite betheiligte Bibliothekar des Congresses meinte, daß beide Wörter gleich geschrieben würden. Unterdessen hatte Einer in den Webster geguckt, und zwei n gefunden, was unter dem Publicum eine große Sensation erregte, die bis auf's Aeußerste stieg, als sich herausstellte, daß auch Worcester damit übereinstimmte. Einer der Herren gab dann einer schönen Dame das Wort „Papillote“ auf. Die Dame aber wußte gar nicht, was mit diesem Worte gemeint wäre, jedenfalls aber habe sie die Sache, die ihr erklärt wurde, nie unter dieser Benennung kennen gelernt. Der Aufgeber vertheidigte seine Aufgabe und meinte „er halte es für ein gutes Wort.“ Allein die Autoritäten wußten nichts von dessen Existenz. Die Dame lächelte ob ihres Sieges; ihr Gegner aber ließ sie nicht so leicht los und gab ihr auf „pannier“ (Brodkorb) zu buchstabiren, wenn sie könne. „Ja wohl, mein Herr,“ antwortete sie, buchstabirte p-a-doppel n-i-e-r. „Correct,“ entgegnete ihr Widerpart, und unter großem Applause kehrte die Siegerin zu ihrem Sitze zurück.

Später wetteiferten ein Schriftsetzer und ein Schulmädchen mit einander. „Immer heißer und heißer wurden sie; die Funken flogen von ihrem Stahle; beide waren würdige Kämpfer,“ schrieben die Berichterstatter. Ob ihm der Athem ausging, oder die glänzenden Augen seiner schönen Gegnerin ihn verwirrten, der Schriftsetzer scheiterte an dem verhängnißvollen Worte „meretricious“ (verführerisch), seiner Gegnerin mit dem Seufzer das Feld lassend: „Ich gehe unter, aber glückselig!“ Denn auf sein Ansuchen durfte er der Siegerin den Preis, eine goldene Medaille, überreichen.

Diese kleinen Proben mögen zur Charakterisirung des amerikanischen Vergnügens genügen. Vielleicht wirft der Umstand einiges Licht auf diese sonderbare Liebhaberei, daß das Buchstabiren besonders in den amerikanischen Schulen über alles Maß betrieben wird. Ja, ist die Schulzeit vorüber, so wird diese Beschäftigung auch noch privatim fortgesetzt. Der Amerikaner buchstabirt durch's ganze Leben, und die Buchstabirfieber sind eben nur Massenentladungen dieser landläufigen Gewohnheit. D.

Ein originelles Bittgesuch an den Fürsten Blücher, aus dem Jahre 1815.

„Allerunüberwindlicher Feldmarschall!
General, Herr General vorwärts Exellenz!
Liebwerthester Herr Blücher!

Verzeihen Sie, Exellenz, liebwerthester Herr Blücher, General vorwärts, daß ich als unzeitige Geburt es wage, an Sie zu schreiben, aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinen Traugott; ich bitte Sie um alles in der Welt, liebster Herr Blücher, Exellenz General vorwärts, was ist das für eine infame Confusion mit dem Feldpostamt, ich habe meinen Traugott, bey den Garde Jägern, er kennt Ewr Exellenz vorwärts genau und gut, schon zwey mahl Zulage geschickt, aber er hat nichts bekommen.

Ich bitte Ewr Exellenz demüthigst, corrigiren Sie die Kerls doch einmahl, aber nach alter Preuß. Manier, Sie verstehen schon, wie ichs meine, das wird gewiß helfen, denn es ist um die Schwernoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die fürs Vaterland streiten, was schickt, und sie nichts bekommen.

Ewr Exellenz werden den Kerls doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals schicken, deshalb habe ich es Ihnen geschrieben, denn ich weiß schon, daß mit dem allen nicht viel zu spaßen ist. Ewr Exellenz unüberwindlicher Feldmarschall, General vorwärts genannt, liebwerthester HErr Blücher, ich verbleibe Ihr unterthänigster,

Schornsteinfeger Matthias Keller
zu Schweidenitz 1815.

NB. Wenn Sie meinen Traugott sehen, so bitte ich Ihn unbeschwert zu grüßen, aber schenken Sie ihm nichts, denn ich habe ihn immer zur Ordnung angehalten. Na, adjeu.“

Das Original dieses Bittgesuches befindet sich im Besitze des Gastwirths Kühnbaum („Deutsches Haus“) in Garz an der Oder. Der Großonkel des ꝛc. Kuhnbaum war Adjutant des Fürsten Blücher, und auf diese Weise ist der Brief in der Familie vererbt worden.

Hermann Grieben, unsern Lesern durch die beiden Gedichte „Herman Grijn's Kampf mit dem Löwen“ (Nr. 26, 1874) und „Die Geschichte von der Schwiegermutter“ (Nr. 40, 1874) bekannt, sendet dem Herausgeber unseres Blattes seine jüngst erschienenen „Gesammelten Gedichte“ (Heilbronn, Henniger) mit folgender poetischer Zuschrift:

Hochgeschätzter Herr! Sie haben
Ihren Lesern in der Welt
Neulich ein'ge kleine Gaben
Meiner Muse vorgestellt.
Mit „gesammelten Gedichten“
Komm ich heut' und möcht' an Sie
Die bescheid'ne Bitte richten,
Doch zu prüfen, ob und wie
Sie — gleichviel als Saft der Traube
Oder als gegohrner Wein —
Wohl der Welt der „Gartenlaube“
Dürften zu empfehlen sein.

Köln, Pfingsten 1875. Hermann Grieben.

Es sei uns gestattet, unsere Leser durch nachstehende versificirte Antwort auf die anmuthige Gedichtsammlung aufmerksam zu machen:

An Hermann Grieben.

Wer schon längst der „Gartenlaube“
Sich so frisch und keck empfahl,
Findet willige, nicht taube
Ohren heut' und allemal.
Haben wir doch froh empfunden,
Wie von Deiner „Burschenzeit“
Bis zu Deinen „Vagabunden“
Lied und Lust Dein treu Geleit.
Glaub's, bei Allen, die da lieben
Frische Kost und frischen Wein,
Wird der Dichter Hermann Grieben
Jederzeit willkommen sein.

Leipzig, im Juli 1875.

Die Redaction der „Gartenlaube“.

Berichtigung. In Nr. 24 der Gartenlaube, in dem Aufsatze: „Conrad Deubler's Alpenhäuschen“, wolle man zur Steuer der Wahrheit Folgendes berichtigen. Das Maximum der Strafe in dem erwähnten Processe betrug acht Jahre; die dabei betheiligte Frau wurde zu fünf Jahren verurtheilt, von denen sie zwei verbüßte. Alles übrige bezüglich der Strafen Mitgetheilte ist leider nur zu wahr.

Kleiner Briefkasten.

W. Fr. in New-York. Als das geeignetste Institut zur musikalischen Ausbildung Ihres Freundes können wir Ihnen allerdings mit gutem Gewissen das „Leipziger Conservatorium“ empfehlen. Wenden Sie sich zu diesem Zwecke an Herrn Capellmeister Reinecke! Das Honorar beträgt, so viel wir erfahren, jährlich hundert Thaler, außerdem dürfte der junge Mann für Logis und Kost dreihundert, für Flügelmiethe und Noten-Abonnement fünfzig und für sonstige Ausgaben noch hundertfünfundzwanzig Thaler, im Ganzen also fünf- bis sechshundert Thaler aufzuwenden haben.

Dr. —a—, Verfasser des Artikels „Ein Wahnsinn in der Kinderstube“, ersuchen wir um Angabe seiner augenblicklichen Adresse, da wir ihm bezüglich des erwähnten Beitrages und eingegangener Anfragen interessante Mittheilung zu machen haben.

E. N. in Cottbus. Erhalten, aber nicht zu verwenden.

Zur beliebigen Verwendung für gute Zwecke der Unterstützung sind uns wieder zugegangen: Aus Dillenburg 6 Mark; Ungenannt aus Bülach 20 Mark; aus Eckernförde in Dankbarkeit gegen Gott für Hülfsbedürftige 15 Mark; Dr. Richter in Cottbus (Notizenhonorar) 6 Mark. — Die unterzeichnete Redaction dankt freundlichst für diese Beweise von Vertrauen und hat die Beiträge einem armen kranken Lehrer, dem der Arzt zur Schonung seiner gemarterten Lunge und seines angegriffenen Kehlkopfes eine Cur in einem südlichen Bade verordnet, mit einem weiteren Zuschusse vor einigen Tagen übersandt. Die Red.

Zum Ehrengeschenk für Arnold Ruge

gingen in Markbeträgen wieder nachfolgende Gaben ein: Einer, der Ruge vor dreiundzwanzig Jahren in Manchester gehört, 75. —; Reichstagsabgeordneter Zimmermann 30. —; Ludwig Trapp in London 25. —; B. N. in Marienburg in dankbarer Erinnerung 5. —; durch Schichtmeister Neugebauer in Oels von B. B., E. B., M. O., Dr. R., R. A., D. Th., O. D., W. B., R. R., 33. —; Rosenberg 9. —; Bürgermeister Schneider in Zerbst 15. —; Angelo Cavellero de Milan 15. —; Louis Andrae in Köln 18. 34; — T. W. aus Würzburg 30. —; H. Simon in Culmbach 20. —; Kirchner in Leipzig 15. —; Dr. Herm. Schmid in München, durch Redacteur Klee in Freising 12. —; Professor Dr. Mor. Fleischer in Dresden 50. —; Stadtrath Advocat Heubner in Zwickau 20. —; A. F. in Berlin 3. 5; — Paul Apfelstedt in Frankfurt 3. —; Wilhelm Kautschitsch 2 fl. 5 W.; Dr. Theodor Landgraff in Heidelberg 100. —; aus Leipzig: ein zurückgewiesenes Geschenk 150. —. **Die Redaction.**

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 28. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Hund und Katz'.

Eine Geschichte aus dem bayrischen Oberland.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

„Da hast Du ein Taxangeld auf Deinen Kuppelpelz, Du alter Wettermacher!“ rief Kuni dem Hochzeitbitter zu. „Wenn das Deine ganze Geschicklichkeit ist, dann kannst Du sie zu den Scherben werfen und Dich heimgeigen lassen. Geh das Hochzeitladen auf, wenn ich Dir gut zu einem Rathe bin, und laß Dich irgendwo auf ein Hausdach stellen als Wettermannl!“

Sie verschwand in der Hausthür. Verblüfft sah ihr der Alte nach; er bedurfte einige Augenblicke, bis ihm die in der Aehle stecken gebliebenen Worte wieder flott wurden. „Ja, wie ist mir denn jetzt geschehn?“ fragte er dann. „Jetzt weiß ich nicht, bin ich übergeschnappt oder ist es das Madel? Was hat denn das zu bedeuten?“

„Gar nichts,“ entgegnete der Bauer, „als daß Du Deine Sach' so geschickt gemacht hast, daß Du sie nimmer dümmer hattest machen können.“

„Ja, aber warum denn? Das ist ja doch völlig unbegreiflich,“ unterbrach ihn der Alte. „Der Sylvest ist doch ein prachtiger Bursch, und wenn er auch der jüngere Sohn ist und den Buchmairhof einmal sein älterer Bruder bekommt, bringt er doch einen Sack Geld mit, wie er sich sur den gehört, der Dem Schwiegersohn werden will. Ist er nicht Einer der Schönsten vom ganzen Burschet (Gesammtheit der Burschen) weit und breit? Ist er nicht auch brav und ordentlich und fleißig?“

„Alles wahr,“ schaltete der Bauer ein. „Der Beist wäre mir auch ganz recht, aber wenn ich meinen anderen Schwiegersohn bekomm' als den, dann freut mich mein Leben dann darf ich warten, bis die Kuh einen Batzen gilt. Den nimmt das Madel nicht — da geht sie eher in den See, wo er am tiefsten ist, als daß sie den nimmt.“

„Aha, das muß ich sagen, das ist nun zu rund,“ rief der Hochzeitlader. „Warum nimmt sie ihn denn nicht? Ist sie denn mit Blindheit geschlagen auf ihren blauen Augen, mit denen sie Einen durch und durch schauen kann? Ich hab' Dein Schwiegerwagel vor dem Hause stehen sehn. Du wirst wohl auf den Dreißiger Markt fahren wollen. Nimm Deine Tochter mit! Der Beist wird gewiß da sein. Du weißt ja, daß es's gern ein Bissel anders treibt als die gewohnlichen Burschen, daß er überall mehr wissen und verstehen will, als die Andern, und daß er deswegen freiwillig mit dem Prinz Otto hinein in's Griechenland. Jetzt ist seine Zeit um; vor ein paar Tagen ist er wieder heim gekommen. Wenn ihn die Kuni sieht in seiner Hulanen (Ulanen) Uniform, mit dem Kreuzel auf der Brust und mit dem Schnurrbarte wie ein General, und wenn sie sich dann nicht Knall und Fall bis über die Ohren in ihn verliebt — nachher, nachher will ich meine Hochzeitladerei aufgeben und mit der Haselgerte hinter den Gaisen d'rein laufen.“

„Das nützt Alles nichts,“ sagte der Bauer. „Du kennst das Madel nicht. Wenn sie einmal ihren Kopf aufgesetzt hat, bringt sie nichts mehr herum, und wenn sie eine Ahnung davon hätt', daß sie in Dressen dem Sylvest begegnen könnt', brächt' ich sie mit zehn Pferden nicht hin. Sie ist sonst ein nichtiges Leut und die gute Stund' selber. Ich wüßte nicht, daß sie eine Feindschaft hätt' gegen irgend einen Christenmenschen, aber der Sylvest, der ist ihr zuwider wie Gift und Opperment, und wenn sie nur von ihm hört, geht es ihr wie einem Judas (Trut hahn), dem man ein rothes Tuch vorhält.“

„Aber warum ist er ihr denn so zuwider?“ fragte der Alte, der mit offenem Munde zugehört hatte. „So was ist ja in der ganzen Welt nicht erhört. Hat er ihr denn was angethan?“

„Weiterde nicht. Das ist so mit ihr aufgewachsen und mit ihm auch; von klein auf haben die Zwei einander nicht ausstehen können und sind mit einander gewesen wie Hund und Katze. . . . Du weißt, daß der Buchmair's mein nächster Nachbar ist, keine zweitausend Schritte vom Schloßhofe, und wie die Kinder klein gewesen sind und haben angefangen zu laufen, da sind in der ersten Zeit seine Buben schier jeden Abend zu uns in den Heimgarten gekommen, oder mein Madel ist zu ihnen hinüber, aber wir haben bald gesehen, daß sie nicht gut thun mit einander. Wie der Bub' und das Madel nur zusammen gekommen sind, ist das Zoysen und das Raufen angegangen. Da haben sie einander gepeitscht und gezankt, es hat sie einmal in den kleinen Entenweiher hinterm Buchmairhof hineingeschossen, und sie hat ihm auf dem Heuboden einen Kamm gegeben, daß es bei einem Haar auf die Zenne herumtergeturzt wäre. Wir haben Alles verbucht, haben gedroht und gute Worte ausgegeben — es hat Alles nichts genutzt, ist vielmehr mit jedem Tage ärger geworden. Wir haben es dem Dein Pfarrer erzählt, der hat gesagt, dagegen lasse sich nichts machen, das wär' eine ‚Sympathie', oder wie es's genannt hat, und das Geschreibtete wäre, die Kinder eben nicht zusammen zu lassen, dann würden sie vielleicht darauf vergessen und sich vertragen, wenn sie einmal in die vernünftigen Jahr kommen thaten. Wir haben es dann so gemacht,

Digitized by Google

haben die Kinder nicht mehr zu einander gelassen, aber das Vertragen ist halt doch nicht zugetroffen. Wie sie in der Schul' einand' wieder zu Gesicht bekommen haben, ist der alte Tanz wieder angegangen; der Schulmeister hat seine liebe Noth gehabt mit dem Paare und wir Eltern mit. Erst wie sie größer geworden sind, haben sie sich nichts mehr gethan, aber sie sind einander ausgewichen und in den letzten fünf, sechs Jahren haben sie einander gar nicht mehr gesehen, glaub' ich, und es ist wohl auch das Beste, wenn es so bleibt."

Mit allen Zeichen der Verwunderung hatte der Hochzeitlader den Bericht des bekümmerten Vaters vernommen. „Da hab' ich freilich mit der Hand in die Kohlen geschlagen," rief er am Schlusse, „wer kann aber auch an so was denken; närrischer könnt' man sich's schier nimmer träumen lassen. Da weiß man wahrhaftig nicht, wo man mit der Verwunderung anfangen und wo aufhören soll."

Dennoch stand ihm noch Wunderbareres bevor; im Hofe vor der Gräd' führte ein Knecht ein Paar frische Braune heran, um sie an das Schwebezeugwägelchen anzuschirren: die vom Bauer zur Abfahrt auf den Dieffener Markt bestimmte Stunde war gekommen. Er stand auf und auch der Hochzeitlader schickte sich an, den Schweißfuchs wieder zu besteigen.

Aus der Thür des Hauses trat Knui, zur Ausfahrt in vollen Sonntagsstaat gekleidet. Rock und Mieder von schwarzem Wollstoffe umgaben reich und weich die stattliche Gestalt. Das Mieder war oberhalb der Brust offen und durch einen hochrothen, mit Goldborten besetzten Brustlatz und eine Art Silbergeschnüre zusammengehalten: Um den Hals schlang sich ein schwarzes Flortuch mit breiter filigranener Schnalle; ein blendend weißes Fürtuch, von Spitzen eingefaßt, bedeckte den Leib, und auf dem reichen Haargeflechte saß leicht und keck das schwarze Sammetmützchen mit dem goldenen Kranze darüber und der breiten Verbrämung von dunklem Pelzwerke.

Der Eindruck ihrer Erscheinung war so liebenswürdig und gewinnend, daß der Hochzeitlader beim Aufsteigen mit dem einen Fuß im Bügel innehielt, um sie zu betrachten, und daß auch des Vaters Blick mit sichtlichem Wohlgefallen auf ihr haftete. Der Eindruck wurde noch gesteigert durch die Art, wie sie näher kam. Langsam, fast schüchtern, mit niedergeschlagenen Augen, ein hohes Roth der Besangenheit auf den Wangen, trat sie vor den Alten hin und bot ihm die Hand.

„Bist halb auf mich, Trompeterfrangel?" fragte sie herzlich. „Ich bin recht schiech gewesen mit Dir und recht dumm. Du hast ja nicht wissen können, daß ich davon nichts hören mag. Schau, wenn's geschieht, ist mir gerade, als wenn mir Jemand ein zweischneidig's Messer mitten durch's Herz stoßen thät. . . . Verzeih' mir's halt, und wenn ich wirklich einmal heirathen müßt', dann soll kein Anderer zu meiner Hochzeit einladen als Du, das versprech' ich Dir."

Der Alte war von der plötzlichen Umwandelung und dem schmeichelnden Tone so ergriffen, daß ihm das Wasser in die Augen schoß und er ihr nur stumm die Hand schütteln konnte.

Noch ein paar flüchtige Abschiedsworte wurden gewechselt, dann sauste das Schweizerzweigelchen davon; auch der Hochzeitlader saß im Sattel, aber er hielt sein Pferd noch an und blickte dem dahinrollenden Wagen nach. „Bei der ist noch April im Kalender," sagte er kopfschüttelnd, „und der April treibt sein Spiel wie er will. Wie's bei der wohl einmal aussieht, wenn's Mai geworden ist — oder gar Juni!

Der Wind der dreht sich um Sanct Veit.
Da legt sich's Laub auf die andere Seit'.

Schad' ist's aber doch, daß es mit dem Beis'l nichts werden kann — das wär' so ein Paar!; mit einem schönern könnt' ich meine Hochzeitladerei nicht beschließen. Das ist gewiß." .

Das stattliche Gespann des Schlossel'bauern hatte bald die Ebene erreicht und rollte noch einen kurzen Stündchen schon zwischen den ersten kleinen Häusern des Marktfleckens Dieffen dahin, über welchem das einstige Augustinerstift, längst in einen Edelsitz verwandelt, so freundlich emporsteigt, als habe es die alten Zeiten noch nicht vergessen, da ihm die Ansiedelung zu seinen Füßen zu Wacht und Schutz empfohlen war.

Der sonst so stille Ort hatte wieder von ungewöhnlichem Leben, und in der Hauptgasse, wo die Holzbuden der Krämer aufgestellt waren, vor und zwischen denselben drängte sich die bäuerliche Bevölkerung, bewundernd, feilschend und kaufend; die klugen Handelsleute wußten gar wohl ihre Waaren so zu wählen und so zu ordnen, wie der Bauer sie bedurfte und wie sie seinem Geschmack zusagten, dem häufig das Grelle und Bunte am besten gefällt. Farbige Bänder waren in zierlichen Bogen und befranzte Seidentücher wie wehende Fahnen aufgehangen; die Tuchjacke lagen so geordnet, daß die dunklen Stücke immer einem schwarzrothen zur Folie dienten, das zur Weste unentbehrlich, oder einem hellblauen, wie es vielfach zu den Langröcken beliebt war. Durch derbe Schuhwaare, Holz- und Eisengeräth, dessen man in Haus und Feld bedurfte, Hüte und Pelzmützen wurde das Waarenlager vervollständigt, und zum Ueberflusse boten ein paar stiegende Buden reichliche Gelegenheit, die Kinder mit Zuckerwerk und vor Allem mit dem ersehnten „Lebzelten" zu verseh'n. Auch für Schaulust und Unterhaltung war gesorgt; ein welscher Bilderhändler hatte an einer Schnur allerlei bunte Heilige und Mordscenen aus irgend welchen Schlachten aufgehangen und darunter sogar ein Brett voll Gypsfiguren angebracht, dessen Hauptzierde noch immer Napoleon war, in Reitstiefeln, die Arme gekreuzt und das Hütchen auf dem Kopfe. Zwei Künstlergruppen sangen zur Drehorgel die gräulichen „Moritaten" ab, die auf Stangenbildern nicht minder gräulich abconterfeit waren, eine dritte aber, welche im stolzen Besitze eines Kameels, einiger rothrödiger Affen und eines besonders kunstgeübten Tanzbären war, riß durch ihre Leistungen vollends zur Bewunderung hin. Das Gedränge war ungewöhnlich, denn auch aus entfernteren Gegenden waren Jahrmarktsgäste gekommen; wenn auch auf den meisten Köpfen die Pelzmütze und der niedrige am oberen Theile aufgebürstete Hut mit der Goldschnur und Troddel saß, ließ sich doch auch der schwäbische Spitzhut und die bebänderte Backenhaube zahlreich erblicken und erinnerte daran, wie nahe die Grenzlinie lag, welche den seinen Schwabenstamm von jenem der derberen Baiern scheidet. Auch Joppe und Spitzhut mit Hahnenfeder und Gemsbart fehlten nicht und zeigten, daß auch die Bergler aus dem Vorlande dem Reize nicht widerstanden hatten, den lustigen Dieffener Markt zu besuchen, wo es im Wirthshause zum „Maurerhansel" ein preiswürdiges Bier gab, fröhliche Gesellschaft und einen Tanz, wie er weit und breit nicht lustiger zu finden war. Ueber das Summen und Sausen der wandelnden Menge hinweg und in das Quieken der Drehorgel hinein tönte manchmal ein einzelner Horn- oder Clarinetten-Ton, je nachdem einen der schon wartenden Musikanten die Lust anwandelte, Ton und Stimmung seines Instrumentes zu versuchen. Im oberen Stockwerk beim „Maurerhansel", wo der Tanzboden war, hart über den Wipfeln der zu beiden Seiten des Thores aufgepflanzten Fichtenbäume, sah der Hals der angelehnten Baßgeige hinaus, als ob er ebenfalls warte und den Tänzern und Tänzerinnen entgegen zu sehen strebe.

Unten in der Zechstube und dem Vorplatze des Hauses halte sich schon eine ansehnliche Schaar von Gästen eingefunden, meist junge Burschen, die sich bei Bier und Gesang auf die noch kommenden Genüsse vorbereiteten und zu denselben aufmunterten. Sie mochten schon Ansehnliches geleistet haben, denn die Köpfe waren bereits geröthet und erhitzt, die Hüte näher an's Ohr gerückt, und die Schnabelhüpfeln und Trutzreime klangen immer rascher von Tisch zu Tisch, wie Wespen, die summend nur auf den rechten Augenblick warten, um den Stachel zu gebrauchen. Der Gesang war nicht eben lieblich anzuhören; er bewegte sich in sehr hoher Stimmlage und einförmig leierndem Tone: der rechte Gesang dieser Liedchen ist nur tiefer in den Bergen, nicht aber in den Vorlanden heimisch — aber wenn er auch fremden Ohren minder angenehm klang, den Sängern selber gereichte er dafür zu desto innigerem Vergnügen. Die kurzen, meist im Augenblick entstehenden Absätze bildeten eine Art Unterhaltungssprache, in der man sich die lächerlichen Vorkommnisse der letzten Wochen erzählte, darüber spottete und witzelte, sich gegenseitig herausforderte und die Lustigkeit zu immer höherem Wellenschlage steigerte.

Auch in der Stube selbst fehlte es nicht an einem Gegenstande, der dazu willkommenen Anlaß bot. In einer Ecke, so weit wie möglich von allen Uebrigen abgesondert, saß ein hübsches, halb städtisch, halb ländlich gekleidetes Bauernmädchen mit einem jungen Bauernburschen, der in jeder Beziehung ihr würdiges Seitenstück war. Sie war dunkeläugig und schwarz von Haar, lebhaft von Bewegung und Blick; sein hellblonder Krauskopf und seine blauen Augen stimmten vortrefflich zu seinem mehr ruhigen und

Digitized by Google

gleichmüthigen Wesen; es war das zärtliche Braut- und Liebespaar, mit dessen Hochzeitladung der Trompeterfranzl eben seinen Umritt durch den Gau angetreten hatte.

Die Glücklichen saßen Hand in Hand und sahen einander wie verzückt in die Augen: sie gewahrten und beachteten nicht, daß sie so viele Zeugen ihrer Zärtlichkeit hatten und manch' spöttischer Blick und Wink sich mit ihnen beschäftigte; für sie war die Ecke, in der sie saßen, eine selige Insel, und was darüber hinausreichte, war ihnen nicht mehr als das Brausen des Gewässers, das unmächtig an dem Ufer emporschlägt. Sie waren nur mit einander beschäftigt, hatten Aug' und Ohr nur für einander und achteten auch der beiden Männer nicht, die, an einer andern Ecke sitzend, sich ebenfalls mit ihnen beschäftigten, und zwar mit verschiedenen Empfindungen.

Der Eine, in den standesmäßigen blauen Müllerrock gekleidet, auf dem breite Silberknöpfe prunkten, ließ auf den ersten Blick den behäbigen Landbewohner erkennen, der sich seines Reichthums mit Selbstgefühl und nicht ohne Eitelkeit erfreut und es nur als Zeichen gebührender Ehrfurcht hinnimmt, wenn ein minder bemittelter Bauer oder Südner vor dem vollen Geldsack den Hut bis zur Erde zieht. Ein gutmüthiges, mit übertrieben kluges Gesicht mit einer Krummnase, grauen Augen und grauen buschigen Brauen darüber verlor sich in einen so völlig kahlen Scheitel, daß es unmöglich war, die Grenze zu bestimmen, an welcher die Stirne endete und die Glatze begann. Die Hände behaglich über den Tisch gestaltet, sah er auf sein schmuckes Töchterchen hinüber und schien sein herzliches Wohlgefallen an ihr zu haben; dabei hörte er gelassen seinem Nebenmanne zu, der sich nahe zu ihm beugte und mit gedämpfter Stimme eifrig und eindringlich in ihn hineinredete. Der Nebenmann kennzeichnete sich sofort als entschiedener Städter; sein ganzer Anzug bestand aus gelbem Nanking; sogar die Schuhe waren aus diesem Zeuge gefertigt und auch der leichte auf dem Tische liegende Hut mit demselben überzogen. Die Kleidung gab ihm allerdings ein ungewohntes, selbst etwas wunderliches Aussehen, aber sein ganzes Wesen erschien als das eines feinen und anständigen Mannes, der nur etwas zu viel Wohlgefallen an sich selb.r finden mochte. Seine Gesichtszüge waren durch nichts auszezeichnet, aber nicht unangenehm, und die unverkennbare Betrübniß, die sich in denselben ausprägte, verlieh ihnen sogar etwas Anziehendes. Er hatte die Goldbrille, die er gewöhnlich zu tragen pflegte, neben sich auf den Tisch gelegt, um bei seinem kurzen Gesicht das Glück des losenden Paares nicht so deutlich gewahr zu werden. Als er mit seiner Rede zu Ende war, glänzte es in seinen wasserblauen Augen, daß man zweifeln konnte, ob sie in ihrer eigenen Farbe leuchteten oder von einem Thränentropfen, der in dieselben geschossen war.

Als er ausgesprochen, ließ ihn der Müller noch eine Weile auf die Antwort warten; er besann sich auf dieselbe und kraute sich die Platte, als suchten ihn die Haare, die vor langer Zeit dort gestanden. „Es ist das Alles recht gut und schön, Herr Gemeter," sagte er dann, sich den Berufsnamen des Gelben mundgerecht machend, „aber jetzt ist halt nichts mehr zu machen; das Mädel ist vergeben; die Hochzeit ist schon festgesetzt und der Hochzeitlader ist mit meinem Schweißfüchsel schon unterwegs — da beißt die Maus keinen Faden mehr ab, und ich kann mein Jawort nicht mehr zurück nehmen. So müssen sich halt der Herr Gemeter die Sach' aus dem Sinn schlagen: ein Herr wie Sie, der findet zehn Weiber für Eine, und meine Mechel hätt' für jeden Fall auch nicht hinein gelangt in die Stadt und zu den Stadtfrauen, und wenn ich deutsch von der Leber weg reden soll, so ist es mir am Ende auch lieber, ich habe das Mädel, das nun doch einmal meine Einzige ist, in der Nähe bei mir, als daß ich allemal eine Reis' machen muß, wenn ich sie sehen und mich erkundigen will, wie es ihr geht . . ."

„O, mit alledem hätte es keine Gefahr gehabt," entgegnete der Gemeter. „Ihre Tochter ist so begabt und aufgeweckten Sinnes, daß sie in kurzer Zeit in der Stadt und den städtischen Verhältnissen zu Hause gewesen wäre, und was die Entfernung von Ihnen betrifft, so hatte ich mir auch schon meinen Plan ausgedacht, wie dieselbe beseitigt werden könnte."

„So? Wie wär' denn das möglich?" fragte der Müller, dem die Bewerbung des Stadtherrn unverkennbar schmeichelte. „Es ist zwar zu nichts mehr nutz, aber das möcht' ich doch wissen, wie Sie das angestellt hätten, daß meine Mechel bei Ihnen in der Stadt und doch zugleich bei mir in der Grubenmühl' hätte sein können."

„Nichts leichter als das," war des Gemeters rasche Erwiderung, „es hätte dazu nichts anderes bedurft, als daß Sie eben auch nicht in der Grubenmühle geblieben wären. Sie sind ein so reicher Mann, Herr Müllermeister, daß Sie nicht nöthig haben, sich noch zu plagen und zu arbeiten. Sie haben sich in Ihrem Leben soviel geplagt und gearbeitet, daß Sie sich wohl eine verdiente Ruhe gönnen könnten."

„Zu all' den zwei Sachen sag' ich justament nicht Nein," sagte der Müller mit selbstgefälligem Kopfnicken.

Der Gemeter aber fuhr eifriger fort: „Sie sind ein Mann, der jeder Stadt als Mitbürger Ehre machen würde. Sie hätten nach meinem Sinne die Mühle verkauft, wären mit in die Stadt gezogen, und wir hätten eine Familie ausgemacht. Sie hätten Ihre Jahre angenehm verbringen können; ich hätte Sie in die Gesellschaften geführt, in denen ich überall Mitglied und bekannt bin — am grünen Baum im Apollosaale, bei den Stahlschützen und vor Allem auf dem Hofbrauhauskeller, wo jeden Samstag die vornehmsten Beamten zusammen kommen, lauter Controleure, Revisoren, Secretäre und Commissäre, und ich weiß gewiß, in sechs Wochen hätten Sie gar nicht mehr daran gedacht, daß es eine Grubenmühle giebt."

Der Plan behagte und schmeichelte dem Müller. Er sah sich ordentlich im Geiste schon in der vornehmen Gesellschaft sitzen und fuhr sich erregt über den kahlen Kopf, als wollte er die Gedanken beschwichtigen, die sich darunter zu regen begannen. „Hm," sagte er dann, „das haben der Herr Gemeter ganz fein ausgedistelt; das hätt' sich justament hören lassen können, aber da hätten Sie halt früher das Maul aufmachen müssen. Warum haben Sie denn nicht gered't, wie Sie zur Vermessung in die Mühl' gekommen sind? Damals hat sich noch nichts angesponnen gehabt, und wenn Sie Ihre Ansprache bei dem Mädel angebracht hätten, wär' sie vielleicht gerade so gut Ihre Hochzeiterin, als sie jetzt die vom Brunner Zachariesel ist."

„Ich wollte nicht so mit der Thür in's Haus fallen," sagte der Geometer, „ich dachte, in der kürzesten Zeit wieder kommen zu können, wurde aber an einen andern Ort zur Vermessung geschickt, und als ich nach vier Wochen wieder auf der Grubenmühle einsprach, war es zu spät und die Verlobung mit diesem unglücklichen Zachariesel bereits geschehen. Wie hätte ich ahnen können, daß sich so etwas ereignen, daß ein Mädchen, wie Ihre Tochter, so gebildet und im Kloster erzogen, sich an einen Bauer wegwerfen könnte."

„Das müssen Sie mir sagen, Herr Gemeter," unterbrach ihn der Müller, der seinen Tadel seiner Tochter ertrug, auch wenn er selber nicht mit ihr zufrieden war; „die Grubenmüller-Mechel wirft sich niemals mit weg, und mit dem Zachariesel ist es auch mit so weit gefehlt. Ein Bauer ist er wohl, aber ein richtiger und so in das Mädel verschossen, daß er sie gewiß auf den Händen tragt: sonst ging er nicht von seinem Gut in die Mühl' und wollt' das Geschäft lernen und ein Müller werden. Wie ich halt sag', der Herr Gemeter hätten halt früher sprechen sollen, nachher hätten wir vielleicht reden können von der Sach' und von dem in die Stadt ziehn — jetzt laßt ihn die Mechel nimmer; jetzt hat sie sich einmal darauf gesteift. Das geht bei einem Kopf wie der ihrige so wenig wieder zurück, wie an einem Baum zuerst die Frucht kommt und nachher die Blüh'."

„Ich sehe das wohl ein," entgegnete der Geometer betrübt, „und wenn ich's auch nicht einsähe, müßt' ich es glauben, wenn ich nur mit einem Blicke auf das Paar hinüber sehe, aber begreifen kann ich es immer noch nicht."

„Da ist nicht viel zu begreifen," sagte der Müller, „ein sauberer Bursch' ist er, der Zachariesel — das muß ihm sein Feind lassen; ein guter Lapp ist er auch, der Alles thut, was er ihr an den Augen absieht, und das ist so das Liebste, was die Weiber haben wollen. Er hat von seinem Hofe drei gute Stunden bis auf die Grubenmühl', und doch ist er schier jede Nacht herübergelaufen, bloß um ihr einen Blumenbuschen zu bringen, damit sie ihn, wenn sie in der Früh' den Laden aufgemacht, gleich hat finden müssen. Hat aber noch eine andere Bewandtniß mit den Zweien," fuhr er etwas leiser fort, „und wenn dem Herrn

Digitized by Google

Gemeter soviel daran liegt, kann ich's ihm ja wohl erzählen. Das ist nämlich so gewesen: der Zachariesel ist meiner Tochter schon lang zu Gefallen gegangen, und sie ist ihm auch nicht feind gewesen, justament. Einmal aber, wie er gerade bei uns im Heimgarten gewesen ist und wir in der Stuben bei einander gesessen sind, da hat's im Mühlgange zu läuten und zu klappern angefangen, der Zumüller ist weggelaufen gewesen und hat das Aufschütten vergessen gehabt. Wie ich dann in aller Geschwindigkeit hinaus bin in die Mühl' und habe das Rad sperren wollen, hab' ich's in der Eil' und in der Unachtsamkeit versch'n und wär' über'n Gang hinuntergestürzt, wenn mich der Zachariesel nicht beim Janker gehalten hätte — da hab' ich mich von dem Fallen erretten können, er selber aber hat darüber das Gleichgewicht verloren und ist statt meiner hinunter gefallen. Hat sich weiter keinen Schaden gethan als einen blauen Fleck und eine Beule über'm Aug'. Das Mädel aber bleibt dabei, der Zachariesel hätt' sich für mich aufgeopfert und hätt' mir das Leben gerettet, und von diesem Augenblicke ist's gewesen, als wenn man ihr ein Feuer angezündet hätte; sie hat seitdem auf dem nämlichen Horn geblasen und ich hab' nicht Nein gesagt, damit doch wieder einmal eine Ruh' und ein Frieden ist hergegangen im Hauf'."

Der verunglückte Bewerber hatte schweigend zugehört, eh' er aber etwas erwidern konnte, ward es in der Zechstube so laut, daß es den Anschein gewann, als hätten die übermüthigen Bauernbursche nicht übel Lust, von Liedern und Worten zu Thaten überzugeh'n. Stoff dazu war in Fülle vorhanden. Wenn einerseits die übergroße Zärtlichkeit des Paares ihre Lachlust und ihren Spott herausforderte, war dies doch noch mehr mit dem Geometer der Fall. Es war nicht verborgen geblieben, daß er um die Müllerstochter gefreit habe. Der Müller selbst hatte es überall erzählt, weil er sich etwas darauf zu gute that, daß seine Mechel auch einen städtischen Freier gefunden habe. Die Bursche aber gönnten das hübsche reiche Mädchen doch am liebsten Einem, der ihres Gleichen war, und hatten ihre Lust daran, daß der Stadtherr abgeblitzt war. Auch seine Kleidung dünkte ihnen lächerlich; sie nannten ihn nicht anders als den Canarienvogel und fanden, daß er einem solchen auch in der Betrübniß gleiche und dasitze, als wenn er eben in der Mauser wäre und anfinge, die Federn zu verlieren.

Die beiden Paare waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie diese Stimmung gewahr geworden wären. Sie hörten es nicht, als die fast ununterbrochen fortlönenden Schnaderhüpfel allmählich immer spitziger wurden und immer deutlichere Anzüglichkeiten enthielten. Als die Liebenden eben die Köpfe zusammensteckten und mit einander flüsterten und der Eine sang:

„Was bedeut't denn das Sumsen?
Was bedeut't denn das G'schleck?
Muß ein Hönig (Honig) verschütt' sein
Dort hinten am Eck —"

da antwortete ein Anderer so rasch, als wäre es ein bloßer Widerhall, der von selber zurücktöne:

„Geh' nit hin zu dem Sumsen,
Geh' nit hin zu dem G'schleck,
Bleibst im Hönig sonst pappen,
Kommst nimmer vom Fleck!"

Ein Dritter war nicht verlegen, die Kosenden in anderer Weise zu verspotten, indem er zuerst das Girren einen Täuberichs nachahmte und dazu sang:

„Und der Spatz und der Hacht (Habicht)
Jeder hat sein Weiberl:
Und Dein Taufer bin ich,
Du mein Turtelstäuberl."

Unter lärmendem Gelächter wurde der Absatz wiederholt, bis ein Vierter, des Stadtherrn gedenkend, also anhob:

„Was will der Canari
Auf unserer Heck'?
Die Dachln (Dohlen) bald (wenn) wild werd'n,
Die hacken ihn weg."

Das Gespräch der Liebenden war inzwischen immer wärmer und zärtlicher geworden. „Wirst mich aber auch allweil so gern haben?" flüsterte das Mädchen. „Wirst mich auch noch mögen, wenn wir einmal zwanzig Jahr verheirathet sind und wenn ich alt und schiech (häßlich) geworden bin?"

„Wie Du nur so fragen kannst!" erwiderte der Bursche und drückte ihr zärtlich die Hand. „Und wenn wir tausend Jahr verheirathet wären, ich hätt' Dich in der letzten Stund' so gern wie in der ersten, und was das Altwerden betrifft, das ist eine gemeinsame Sach', dem kommt man nicht aus; was aber das Schiechwerden angeht, auf das laß' ich's ankommen bei Dir, das bringst Du gar nicht zuwegen."

„Du bist halt mein lieber guter Bub," entgegnete das geschmeichelte Mädchen. „Du bist mir an's Herz gewachsen, daß ich nimmer leben könnt' ohne Dich."

„Und ich könnt' nicht leben und nicht sterben ohne Dich," sagte der zärtliche Bursche. „Und wenn's sein müßt', und wenn ich sterben thät' und müßt' fort von der Welt, ich hatter's im Himmel droben nit aus; ich käm' wieder zurück, und thät' weizen (spuken), nur damit ich bei Dir bleiben könnt."

„Du bist halt ein Lapp," sagte das Mädchen, „was hätten wir von dem Weizen? Nein, ich habe im Kloster eine Geschichte gelesen von zwei Verliebten im Venedigerlande, die mit einander gestorben sind, weil sie sich nicht haben kriegen können; so thäten wir's auch machen."

„Mir ist Alles recht. Wo Du hingehst, da geh' ich mit, in den Himmel, in's Fegefeuer und in die Höll'. Wenn ich nur ein paar Tage nicht bei Dir gewesen bin, da geht mir Alles verkehrt. Mir schmeckt kein Essen und Trinken mehr — da ist mir allemal wie unserem Schimmel, der immer mit dem Schecken zusammen gespannt wird. Wenn der Scheck einmal auswärts ist, da ist er kaum vom Flecke zu bringen und rührt kein Futter an, und wenn ich ihm den besten Hafer vorschütten thät'."

Das Mädchen rümpfte die Nase und entzog ihm die Hand. „Wie Du wieder daher redst!" sagte sie mit unwilligem Anfluge. „Wer wird denn die Lieb' mit seinen Rößern vergleichen!"

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem jüdischen Leben.

1. Polnische Schnorrer.

Wer kennt sie nicht, jene langausgeschossenen Gestalten in den herabwallenden Gewändern, wie sie alljährlich Deutschlands Gauen betteln und schachernd durchwandern!

Wer hätte sie nicht schon gesehen, jene stereotypen, scharf geschnittenen Gesichter mit den wirr gelockten Haaren und den mächtigen Bärten, mit den hell blitzenden Augen und den kühn hervortretenden Nasen! Jahraus, jahrein, ununterbrochen durchwandern sie gleich unermüdlichen Touristen die Städte und Dörfer Deutschlands bis zu den äußersten Grenzen und darüber hinaus; ganze Caravanen, Vertreter jedes Alters und Geschlechts, Frauen, Kinder, Männer und Greise durchziehen sie von jenseits der Wolga bis zur Weichsel, von der Weichsel bis zum Rhein die Gelände des gottgesegneten Deutschland, als sollten an ihnen erfüllt werden die Worte des Herrn: „Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden."

Fragen wir uns nach den Ursachen, die den polnischen Juden veranlassen, den Wanderstab zu ergreifen und sein Heimathland zu verlassen, so drängt sich uns die Frage auf: ist es eigenes Verschulden. Scheu vor Arbeit und Verdienst, oder eine äußere Macht, der Trieb der Selbsterhaltung, der Kampf um's Dasein, der ihn zwingt, seine heimathliche Stätte zu verlassen? Beide Fragen haben ihre entschiedene Berechtigung, und doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß den größten Theil der Schuld die gesellschaftlichen Zustände Polens und Rußlands tragen, die in ihrer Ungewöhnlichkeit geradezu erschreckende Menschenbilder zu Tage fördern.

Vergegenwärtigen wir uns den Lebensgang eines polnischen Juden, wie er sich im Allgemeinen gestaltet. Schwächlichen und nurreifen Eltern entstammend, verbringt er seine Kindheit in Schmutz und Elend, wächst er auf in der Gesellschaft corrumpirter

Digitized by Google

Polnische Schnorrer.
Nach der Natur in Leipzig aufgenommen von G. Sundblad.

Digitized by Google

und bigotter Menschen. Ohne die geringsten positiven Kenntnisse erworben zu haben, wird er vom sechsten oder siebenten Jahre an in den talmudischen Wissenschaften unterrichtet; man lehrt ihn Dinge, denen ein reifer Kopf kaum gewachsen. Es kann nicht verwundern, daß der zum Jüngline gewordene Knabe bald Meister in der Talmudweisheit, daß er mit unnachahmlichem Scharfsinne der schwierigsten und verwickeltsten Stellen mit Leichtigkeit Herr wird, Dinge versteht, die für seine künftige Existenz und Lebensstellung oft vollkommen unergiebig und werthlos sind. Für die Ausbildung des Geistes, was jüdisches Wissen anbetrifft, mit größter Peinlichkeit besorgt, verwahrlost man vollständig die körperliche Ausbildung und zieht Menschen heran, die vor dem Eintritt der Reife schon schwach und hinfällig sind. Kaum ist er dem Knabenalter entwachsen, so verheirathet man ihn mit Eintritt des siebenzehnten oder achtzehnten Jahres an ein ebenso verwahrlostes junges Mädchen, das als künftige Mutter die Erziehung ihrer Kinder zu leiten und ein eigenes Hauswesen zu gründen bestimmt ist. So vererben sich diese verrotteten Sitten von Geschlecht zu Geschlecht, und es kann nicht befremden, wenn wir Menschen aufwachsen sehen, die, marklos und unfähig zur körperlichen Arbeit, gleich menschlichen Schmarotzern auf den Erwerb ihrer Nebenmenschen angewiesen sind und dem Laster des Müßiggangs anheimfallen.

Bei dem großen Gewichte, das die polnischen Juden auf die Fähigkeit zum „Lernen", das heißt zum Talmudstudium legen, kommt es nicht selten vor, daß bei Heirathen die Tüchtigkeit des betreffenden Candidaten im „Lernen" der einzig und allein bestimmende Factor ist. Wohlhabende und reiche Leute verheirathen ihre Töchter an arme junge Leute, deren einziger Empfehlungsbrief in dem Satze besteht: „er kann gut lernen." So lange der Schwiegervater lebt oder im Stande ist, seinem Geschäfte vorzustehen, lebt der Schwiegersohn in dessen Hause und beschäftigt sich ausschließlich mit „Lernen". Bald aber tritt an ihn die Aufgabe, das bisher in kundiger Hand ruhende Geschäft selbstständig fortzuführen, und da kann es denn nicht ausbleiben, daß dasselbe unter der Leitung des früheren „Bachurs", der sich zeitlebens nur mit „Lernen" beschäftigt und von den Kniffen und Praktiken des Handelsstandes nicht die geringste Ahnung hat, immer mehr zurückgeht und daß zuletzt kaum soviel bleibt, um die nothwendigen Lebensbedingungen zu erfüllen. Bar aller materiellen Mittel, ohne die Fähigkeit, in anderer Weise den Lebensunterhalt für seine alzu zahlreiche Familie zu beschaffen, was bleibt ihm übrig als Frau und Kind zu verlassen und in gesegneteren Ländern sein Leben zu fristen? — er wird ein „Schnorrer"!

Das ist ein Fall. Ein anderer nicht minder häufiger Fall tritt ein in Folge von Steuerdefraudation, deren Entdeckung sie auf ewig von der heimathlichen Stätte bannt, und noch häufiger kommt es vor, daß junge Leute aus Furcht vor schwerem Militärdienste sich demselben durch Ueberschreiten der russischen Grenze zu entziehen suchen. Rechnet man hierzu die Ungunst der gesammten Lebensverhältnisse, die stetig gedrängte Bevölkerung und die „Intoleranz" der russischen Behörden, so wird man es erklärlich finden, wenn alljährlich ganze Scharen von polnischen Juden den Wanderstab ergreifen und wie Heuschrecken die Städte und Dörfer Deutschlands durchziehen.

Diese Reise eines polnischen Juden ist eine Kunstreise im wahren Sinne des Wortes. Ausgerüstet mit Empfehlungsbriefen von Rabbinen und Capacitäten seiner Heimath, die entweder lauten: „Ich bezeuge hiermit, daß N. N. ein heruntergekommener frommer und der Unterstützung bedürftiger Mann ist, den ich der Berücksichtigung meiner Glaubensgenossen dringend empfehle", oder aber die Bestätigung der Angabe enthalten, daß der zu Empfehlende im Begriffe stehe, seine Tochter zu verheirathen, ihm aber die dazu erforderlichen Mittel abgehen, verläßt der Jude seine Heimath und wendet sich zuvörderst zu den nächst gelegenen Orten. Betritt er das Beichhild einer Stadt, so ist sein erster Gang zu dem Geistlichen oder Beamten der Gemeinde, der entweder sich selbst für ihn verwendet oder ihm über alles Wissenswerthe die gewünschte Auskunft ertheilt. Auch giebt er ihm wohl selbst etwas aus seiner eigenen Tasche und ladet ihn bei sich zu Gaste, da es ihm darum zu thun ist, sich in seinem Umkreise durch den Leumund der polnischen Juden einen guten Ruf zu verschaffen. Ist der Fremde ein „Lauden", das heißt ein Gelehrter, so wird ihm auch seitens der Gemeinde Unterstützung zu Theil, und reich beschenkt und geehrt verläßt er die fromme Gemeinde. Das ist der „anständige" Bettler.

In eine andere, tiefer stehende Kategorie fällt der Straßen- oder Hausbettler. Von Haus zu Haus wandernd, entwickelt er im Laufe seines Bettelganges eine Virtuosität und Unverschämtheit, die geradezu erstaunlich ist. Zuerst kriechend und demüthig, steigern sich seine Forderungen weniger grobkörnigen Personen gegenüber, und je mehr man seiner Unverschämtheit nachsieht, mit rapider Schnelligkeit. Giebt man ihm Geld, so bittet er um Mittags- oder Abendtisch; gewährt man ihm auch diesen, so kommen alle Kleider an die Reihe, die wieder irgend einem anderen Wunsche Platz machen. Reißt Einem endlich dabei die Geduld, so mache man sich gefaßt, noch Grobheiten und unverschämte Zurechtweisungen mit in den Kauf nehmen zu müssen. Dabei sind diese Leute oft durchaus nicht Das, was sie scheinen. Viele besitzen Mittel genug, um sich zu Hause anständig zu ernähren, und betteln nur aus Gewohnheit.

Ein seiner Heimath entlaufener polnischer Jude ist wie ein dem Käfige entsprungener Vogel. Zu Hause ein durch den Glauben und die Sitten seines Landes in seinem Thun eingeschränkter Mensch, streift er in der Fremde alles Ueberflüssige und Sittlich-Religiöse ab und wird in letzterer Beziehung ärger denn die von ihm verketzerten Juden Deutschlands. Den ihm kennzeichnenden Zorgon und die Tracht, „Schubbeze" (das schwarze Gewand), „Peies" (die Locken) und lange Stiefel, behält er zwar bei, sonst aber erinnert nichts mehr an den früheren in Frömmigkeit und Demuth ersterbenden polnischen Juden. Nur Eines ist ihm heilig: der „Schabbes", der einen Ruhepunkt bildet in dem Einerlei seines Bettelhandwerks, an dem er Station macht auf seiner Geschäftsreise, die mühe- und dornenvoll wie sie ist, doch eines gewissen poetischen, an die Zeit der Romantik gemahnenden Reizes nicht entbehrt.

In den letzteren Erscheinungen gehört unzweifelhaft die Gabe, selbst in den verwickeltsten Lagen des Lebens den Humor nicht zu verlieren. Daß diese Gabe den polnischen Juden in hohem Maße eigen, ist eine notorische Thatsache, die nicht weiter bewiesen zu werden braucht. Wir wollen jedoch dem Leser einige Beispiele polnisch-jüdischen Witzes, zugleich zur näheren Charakteristik der Art und Weise, wie die polnischen Juden ihr Handwerk verstehen, hier vorführen.

Wie alle populären Persönlichkeiten im Laufe der Zeit vom Volke mit einem dichten Mythenkranze geschmückt worden, so erzählt man sich auch von Baron Anselm von Rothschild allerlei Schnurren, bei denen er entweder activ oder passiv betheiligt ist. Zu den letzteren gehört folgende: Ein im Innern Polens wohnender Jude, zu dem der Ruf von dem Reichthume und der Wohlthätigkeit des Barons gedrungen war, machte sich auf gen Frankfurt und erreichte nach vielfachen Mühen und Anstrengungen glücklich das Ziel seiner Wanderung. Wie er nach langem Unherirren die Wohnung Rothschild's erreicht hatte und in seiner wenig ansprechenden Tracht in dieselbe einzudringen im Begriffe stand, trat ihm ein wachsamer Cerberus entgegen und bedeutete ihm, daß der Eintritt in die Gemächer seines Herrn Leuten seines Schlages nicht gestattet sei.

Der Jude, der seine ganze Hoffnung in seinen reichen Glaubensbruder gesetzt und direct um Rothschild's willen die lange und mühevolle Wanderung nach Frankfurt unternommen hatte, bethenerte und beschwor den Lakaien, ihn um seiner Seligkeit willen zu seinem Herrn zu führen, da er ihm nur ein einziges Wort zu sagen habe und seine Zeit nicht im mindesten in Anspruch nehmen wolle. Der Lakai, der ein menschliches Herz hatte, ging zu seinem Herrn und kam mit dem befriedigenden Bescheide zurück, daß der Jude eintreten, aber nur ein einziges Wort sprechen dürfe. Als der Jude die Thür geöffnet und des Barons ansichtig geworden war, sagte er nichts als: „Gemara!"*

Verwundert schaute sich Rothschild um und sragte den ruhig stehen gebliebenen Juden, was er damit sagen wollte?

Dieser erwiderte, indem er jedes Wort stark betonte, so daß die Identität der vier Anfangsbuchstaben des Wortes „Gemara" herauszumerken war: „Guten Morgen, Reb Anschel (Herr Anselm)!"

* Dieses mit den vier Buchstaben G, M, R, A geschriebene Wort ist eine hebräische Bezeichnung für den Talmud.

Digitized by Google

„Was hätte Er aber gesagt, wenn Er zu Mittag gekommen wäre?“

„Gesegnete Mahlzeit, Reb Anschel!“

„Wenn Er nun aber des Abends zu mir gekommen wäre?“

„Dann hätte ich gesagt: ‚Gebt Woos, Reb Anschel!‘“

Vollkommen befriedigt und reichlich mit „Woos“ versehen, verließ der Jude das Haus des wohlthätigen „Reb Anschel“.

Zeigt schon diese Anekdote, mit welcher Schlauheit die polnischen Juden bei Ausübung ihres Bettlerhandwerks zu Werke gehen, so läßt auch die folgende an Raffinement nichts zu wünschen übrig.

Zu einem Berliner Banquier, Namens Mann, kam ein polnischer Jude und bat um ein Almosen. Trotz wiederholten Bittens abgewiesen, rief der Jude, indem er die Thür in die Hand nahm, dem Banquier zu: „Gott soll Euch segnen mit dem Segen, mit dem er unsern Erzvater Abraham gesegnet hat!“ Neugierig gemacht und durch die Liebenswürdigkeit des polnischen Juden, zu der Anlaß gegeben zu haben er sich nicht bewußt war, frappirt, rief der Banquier den forteilenden Juden schnell zurück und bat ihn, indem er ihm eine anständige Gabe reichte, um Ausschluß über den ihm ertheilten Segen. Wieder nahm der Jude die Thür in die Hand und wieder sprach er: „Gott soll Euch segnen, wie er Abraham gesegnet hat! Gott hat Abraham dadurch gesegnet, daß er ihn, dem früher Abram Geheißenen, in seinem Alter ‚ha‘ zugelegt hat. Ihr heißet Mann; wenn Gott wird Euch zulegen ein ‚ha‘, so werdet Ihr heißen ‚Hamann‘; man wird Euch aufhängen, wie man Haman aufgehängt hat.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, machte sich der Jude aus dem Staube und kam nie mehr zum Banquier Mann.

Ein etwas harmloserer Fall trug sich vor Jahren in Breslau zu. Dorthin war auch ein bettelnder Jude aus Polen gekommen und hatte die Bekanntschaft eines unbedeutenden jüdischen Maklers gemacht, welcher namentlich polnisch-jüdischen Kaufleuten bei ihren Einkäufen als Vermittler und Führer beistand, um durch die bei diesen Geschäften abfallende Courtage seinen targen Lebensunterhalt zu verdienen. Aus Mangel an anderer augenblicklicher Beschäftigung begleitete jener Makler obigen Schnorrer (Bettler) jetzt auf dessen Bittgängen und führte ihn hauptsächlich zu denjenigen Kaufleuten der Stadt, wo am sichersten auf ein Almosen zu rechnen war. So kamen die Beiden auch zu dem Kaufmann D., welcher jedoch den ziemlich unverschämt auftretenden Bettler endlich unbeschenkt und energisch zur Thür hinaus wies. Der Führer des polnischen Juden war indeß in dem Geschäftslocal zurückgeblieben und stand mit abgezogenem Hute erwartungsvoll und bescheiden in einer Ecke. Als D. ihn so nach einiger Zeit bemerkte, fragte er, was Jener hier noch zu suchen habe. —

„Ich wollte mer nur ausbitten de Kortasch‘, Herr D.,“ entgegnete sich verbeugend der Makler.

„Courtage?“ rief D. erstaunt und seinen Ohren kaum trauend. — „Ihr wollt Courtage von mir? Und wofür denn, wenn ich fragen darf?“

„Hob ich denn nicht gebrungen (gebracht) den Mann, wos Se eben haben ausgewiesen fur Thür, Herr D.?“

„Und Ihr seid jetzt unverschämt genug,“ rief D. sich ereifernd, „dafür auch noch Courtage zu fordern?“

„Erlauben Se, verstehn Se, gitigster Herr D.,“ begütigte der Makler in vollem Bewußtsein seines guten Rechtes; „wenn Sie hätten gegeben eppes (etwas) dem Schnorrer, so hätte doch der gemacht ahn gutes Geschäft un ich hätt gekriegen mahne Kortasch von den Schnorrer. Nu haben Sie aber gegeben dem Schnorrer gor nix, un dorüm haben doch Sie gemacht ahn gutes Geschäft, Herr D., un dorüm bitt ich mer noch aus de Kortasch für dies Geschäftche von Ihnen.“

D. konnte sich des Lachens nicht enthalten, und gut beschenkt ging der arme Makler von dannen.

Daß die polnischen Juden auch in astronomischen Dingen eine Stimme haben, zeigt folgendes wahrheitsgetreue Histörchen. Bei Gelegenheit eines Hochzeitschmauses, den ein reicher jüdischer Kaufmann ausrichtete und wozu geschäftlicher Rücksichten halber auch ein polnischer Jude geladen war, kamen die zum Theil aus wissenschaftlich gebildeten Männern bestehenden Gäste auch auf die viel ventilirte Frage zu sprechen: „Dreht sich die Erde um die Sonne, oder die Sonne um die Erde, oder beide um sich selbst?“ Die Debatte spielte herüber und hinüber, ohne daß eine Einigkeit in den Ansichten hergestellt worden wäre. Als sich die streitenden Parteien erschöpft hatten, erhob sich der an dem entgegengesetzten Ende der Tafel sitzende Jude, dem man die schlechtesten Speisen und Weine vorgesetzt hatte, und sagte:

„Mahne Herrzn! Se werden gitigst verhaltn, wenn ich hob‘ von dieser Sach‘ ahne andere Ansicht. Ich sog: de Erd‘ dreht sich nischt um de Sunne, aber de Sunne dreht sich um de Erd‘. Worüm? Dorüm: Ass sich wollte dreihn de Erd‘, un de Sunn‘ sollte staihn stille, so müßten sich ufer (wahrhaftig) dreihn alle Baißim (Häuser), was senn ohf der Erd‘, un es müßte sich dreihn auch Alles hier in diesem Bajes (Haus) nu müßte sich dreihn hier bei unsern Balbos (Wirth) de Tofel, wodrüm mer itzt fin sitzen hoben die graußmächtige Ehr‘. Un dann müßten sich noch dreihn ahf der Tafel de Tellern un de Flaschen und dann müßten kimmen all die feinen Broten un Waine von die Herren dort droben in ihre Umdreihung aach ahnmal fu mir. Ass dies aber is nischt der Fall, wie Se doch können Alle selbst hier sehen, so sog‘ ich: de Sunn‘ dreiht sich um die Erd‘ und de Erd‘ bleibt steihn stille.“

Allgemeine Heiterkeit und die sofortige Servirung der besten Weine und Speisen belohnte diese humoristische Rede des astronomisch gebildeten Juden. —

Wir haben gesehen, wie in der Lage der gesellschaftlichen Zustände Polens und Rußlands die Ursache zu suchen ist von den jährlichen Wanderungen der polnischen Juden, wie die Art der Jugendverziehung, der allgemein-sittliche Zustand der Bevölkerung in innigem Zusammenhang stehen mit dem immer mehr überhand nehmenden Schmorren, welches die Juden Deutschlands als eine ihrer größten Plagen mit Recht betrachten dürfen. Die vielfachen Bestrebungen der letzteren, die sich in jüngster Zeit besonders in den süddeutschen Staaten durch Bildung von Vereinen gegen die Wanderbettelei geltend machten, sind zwar sehr löblich, indessen die damit erzielten Erfolge sind weit hinter der Erwartung zurückgeblieben. Ohne näher auf die Frage einzugehen, von wannen Hülfe kommen müsse, glauben wir doch nicht irre zu gehen, wenn wir sagen, daß seitens der russischen Regierung Schritte zur Abhülfe gethan werden müssen, wenn anders dieser trostlose und unserer Zeit unwürdige Zustand ein Ende nehmen soll, daß es an ihr ist, eingreifende Maßregeln zur Hebung dieses Uebelstandes zu ergreifen. Eine Besserung der von uns gekennzeichneten Erscheinung kann aber nur von der Besserung der gesammten gesellschaftlichen Zustände Polens und Rußlands erwartet werden und dazu ist für jetzt noch wenig Aussicht vorhanden. Die Frage aber ist eine hochernste, nicht blos für die jüdischen Gemeinden Deutschlands — von welchen nur die an Rußland grenzenden Bezirke noch übermäßig von jenem Elende heimgesucht sind — sondern von Allem im Hinblicke auf diese Tausende von unsreitig hochbefähigten Menschen, die der Cultur gewonnen werden und Ausgezeichnetes leisten könnten, während sie jetzt als ein verkümmertes, verschrobenes und verwildertes Element nur auf das Mitleid ihrer auswärtigen Glaubensgenossen und auf die Brandschatzung derselben angewiesen sind. Ist aber hier von polnischen Juden gesprochen worden, so ist selbstverständlich darunter immer nur eine bestimmte Classe in ihrer Mitte, das professionsmäßig auf die Bettelreise ziehende Schnorrantenthum verstanden. Daß es in Polen und Rußland auch zahlreiche feß- und ehrenhafte Judenfamilien giebt, die höchstens durch ihre Geschäfte in's Ausland geführt werden, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Häufig genug findet man ihre Söhne als Lehrlinge oder Gehülfen in deutschen Handelshäusern, oder dieselben besuchen deutsche Gymnasien und Universitäten, wo sie durch Talent, sowie durch ein eigenthümliches, energisches Streben sich auszeichnen und den Beweis liefern, was aus ihren bettelnden Heimathsgenossen werden könnte, wenn hier einmal eine planmäßige Culturarbeit Wandel schaffen und diesen Schandfleck beseitigen möchte.

H. Cohn.

Digitized by Google

„Eine Mutter sucht ihr Kind".

So überschrieben wir im April 1872 eine Nachfrage nach dem Aufenthaltsorte des Töchterchens einer jungen Mutter, der das Kind widerrechtlich entzogen und seitdem vorenthalten sei.

Wir verschwiegen damals, daß diese Mutter von dem Vater des Kindes durch gerichtliche Ehescheidung getrennt, und daß Letzterer, als der schuldige Theil, nicht nur mit Gefängniß und dem Verbote der Wiederverehelichung bestraft, sondern auch verurtheilt worden war, der Mutter das Kind und ihr eingebrachtes Vermögen auszuliefern und jährlich eine bestimmte Alimentationssumme an sie auszuzahlen. Denn obwohl die Redaction der „Gartenlaube" sich durch Einblick in die betreffenden Actenstücke des Obergerichts in Lüneburg und des Appellationsgerichts in Celle, sowie in Zuschriften und amtliche Zeugnisse der Irrenanstaltsdirection in Werneck und zahlreiche Briefe von der Wahrheit der Angaben der Frau von Estorff überzeugt hatte, so trat uns aus allen jenen Papieren doch ein so abschreckendes Familienbild entgegen, daß wir eine weitere Ausdeckung des Schleiers von demselben um so mehr vermieden, als für unseren Wunsch, der verlassenen Dame zum Wiederfinden ihres Kindes und dadurch zu der Möglichkeit einer gerichtlichen Verfolgung ihres Rechts zu helfen, die einfache Anfrage genügen konnte.

Allerdings wurde dieser nächste Zweck auch erreicht. Es kamen so viele Nachrichten aus den verschiedenen Aufenthaltsorten des Kindes, daß der kurze und doch schon vielbewegte Lebenslauf desselben klar vorlag. Da Herr von Estorff von den deutschen Gerichten steckbrieflich verfolgt wird, weil er die ihm zuerkannte Gefängnißstrafe noch nicht vollständig verbüßt hat, so reiste er meist unter anderem Namen, und ebenso mußte auch das Kind seinen Namen in den einer „Julie Schad" verwandeln lassen. Als Agnes von Estorff fand man es auf Schloß Auckenstein in Krain wieder, dessen Besitzerin Herrn von Estorff geheirathet hatte. Von hier kam das Kind zu den mit allen früheren Verhältnissen desselben bis dahin unbekannt gewesenen evangelischen Geistlichen in Laibach in Pension und Erziehung.

Nachdem auf diese Weise Frau von Estorff den Aufenthaltsort ihres Kindes und des Herrn von Estorff entdeckt hatte, gab sie durch ihren Rechtsanwalt in D., der bei den ehemals hannöverschen, jetzt preußischen Gerichten ihren Ehescheidungsproceß und die übrigen mit diesem in Verbindung stehenden Rechtsstreite vollständig gewonnen und die Verurtheilung des Verklagten wegen des von ihm begangenen Ehebruchs zu einer dreimonatlichen Gefängnißstrafe erwirkt hatte, der Kronanwaltschaft in Lüneburg Nachricht davon und ersuchte diese, behufs Vollstreckung der nochrsachen gegen den Verklagten ergangenen condemnatorischen Urtheile das betreffende österreichische Gericht zu requiriren. Dieses Requisitionsgesuch wurde von dem Landesgerichte Laibach an das k. k. Kreisgericht in Rudolphswerth abgegeben, weil dorthin Auckenstein, das Besitzthum der zweiten Frau des Herrn von Estorff, gehöre. Die nächste Folge desselben war eine Verfügung des k. k. Gerichts an den evangelischen Geistlichen in Laibach, das Kind in seiner Obhut zu behalten bis zum Ausgange des Processes.

Wir durften nun hoffen, von da an in kurzer Zeit unseren Lesern das erfreuliche Resultat unserer Nachfrage nach dem Kinde mittheilen zu können, ohne in die Familiengeschichte näher eingehen zu müssen. Da erschien im Inseratentheile von „Ueber Land und Meer" eine „Mehrere Mitglieder der Estorff'schen Familie" unterzeichnete „Erwiderung" auf unsere Nachfrage nach dem vermißten Kinde. Dasselbe Schriftstück war vorher der Redaction der Gartenlaube, und zwar von der Hand des Herrn von Estorff selbst geschrieben, wie sich aus der Vergleichung mit anderen Briefen desselben sofort ergab, zur Veröffentlichung mitgetheilt worden. Wir hielten es deshalb für unsere Pflicht, das Original dieser „Erwiderung" dem k. k. Landgerichte in Rudolphswerth einzusenden. Was darin der Welt preisgegeben war, ist das Aeußerste, was ein Mann einem Weibe gegenüber begehen kann. Herr von Estorff stellt sich hier als das unschuldige, beklagenswerthe Opfer absichtlichster Bosheit hin, jede, auch die geringste Schuld und Fehle von sich abwälzend. Und so listig war die Einsendung des Inserats geschehen, daß Herr Eduard Hallberger eine Gegenerklärung der Frau den Estorff zurückwies, weil die Einsendung jener „Erwiderung" nicht vom Herrn von Estorff, sondern von einem ihm als durchaus ehrenhaft und zuverlässig charakterisirten Manne geschehen sei. Als wir aber als Resultat unserer Nachforschungen Herrn Ed. Hallberger berichten konnten, daß jener Mann „kein ehrenwerther Charakter, sondern soeben zu anderthalbjähriger Gefängnißstrafe wegen Unterschlagung verurtheilt und als Anwalt abgesetzt sei", und dem auch unsere Erkundigungen über Herrn und Frau von Estorff beipflichten, schrieb Herr Hallberger sofort, daß er nunmehr es für seine Schuldigkeit halte und sich freue, durch kostenfreie Ueberlassung des erforderlichen Raumes für die „Erklärung" der Frau von Estorff beitragen zu können, dem seiner Zeitung auf eine geschickte Art zugespielten „boshaften" Angriffe auf die unglückliche Dame zu begegnen.

Diese Erklärung war die folgende:

„Die unwahren Ausschuldigungen und Verleumdungen, welche angeblich von ‚Mehreren Mitgliedern der Estorff'schen Familie' in Nr. 51 dieses Blattes gegen mich veröffentlicht sind, rühren nicht von diesen, sondern von dem von mir gerichtlich geschiedenen niederländischen Kammerherrn a. D., Freiherrn Georg Otto Karl von Estorff, her, von dessen eigener Hand geschrieben das Original, wie es der Redaction der ‚Gartenlaube' eingesandt war, bei den Acten der k. k. Staatsanwaltschaft zu Rudolphswerth bei Laibach niedergelegt ist. Durch welche Mittel derselbe mich in die Irrenanstalt zu Werneck in Baiern gebracht, übergehe ich hier, nicht verschweigen darf ich aber, daß er den Director der Anstalt, Professor Dr. Gudden, zu überzeugen suchte, mich beherrsche die Wahnidee, daß er mit einem Fräulein von Binau aus Baiern, die er mir als Gesellschafterin aufgezwungen hatte, in einem sträflichen Verhältnisse lebe. Diese angebliche Wahnidee war aber so volle Wahrheit, daß von Estorff auf meine Anklage vom Obergerichte in Lüneburg und vom Appellationsgerichte in Celle des Ehebruchs überführt und zu drei Monaten Gefängniß, Herausgabe meiner Tochter und meines Vermögens verurtheilt wurde und ihm als schuldigem Theile die Wiederverehelichung untersagt ward. Diesem gerichtlichen Urtheile entgegen nahm von Estorff meine Tochter mit sich in die Schweiz und nach Oesterreich und brachte dieselbe als ‚Julie Schad' u. A. längere Zeit in einer Pension zu Wilhelmsdorf in Württemberg unter. Er selbst reiste ebenfalls unter den Namen Herr Schad oder Baron Schad. Zwölf Jahre hat er mir mein Kind und jeden Genuß von meinem Vermögen entzogen; zwölf Jahre lang lebe ich hier in der allergrößten Einschränkung, indem ich es ehrenvoller finde, lieber die härtesten Entbehrungen zu ertragen, als die Hülfe meiner Verwandten mehr, als wie dringend nöthig ist, in Anspruch zu nehmen. Meine Rechtfertigung sieht wohl sonnenklar in den Acten der obengenannten Gerichte und der Kronanwaltschaft in Lüneburg. Da diese jedoch nicht an die Oeffentlichkeit gezogen werden können, so wird die durch die ‚Erwiderung' in Nr. 51 dieses Blattes selbst mit angegriffene Redaction der ‚Gartenlaube' meine weitere Vertheidigung gegen die auf mich gehäuften Anschuldigungen auf Grund derselben übermittelten Documente, Actenstücke und Briefe in die Hand nehmen.

Mergentheim, den 16. November 1873.

Freifrau von Estorff."

Was den Angriff auf die Gartenlaube betrifft, so nennt in seiner „Erwiderung" Herr von Estorff unsere Anfrage nach dem Kinde „ein fälschliches Inserat", und es liegt uns nun schon deshalb die Pflicht ob, der Oeffentlichkeit gegenüber den Beweis zu liefern, daß unsere Angaben „nicht fälschlich" waren. Wenn wir nun damals, trotz dieser doppelten Veranlassung, nicht sofort mit der zugesagten „Vertheidigung" und unserer „Rechtfertigung" hervortraten, so geschah dies wiederum, weil wir von Woche zu Woche auf die Entscheidung des Gerichts hofften, weil wir einen günstigen Ausgang erwarteten und darum glaubten, daß der versöhnende Erfolg auch unsere übrigen Mittheilungen mildern könne.

Leider hatten wir uns in Allem getäuscht. Ihres Vermögens durch Herrn von Estorff völlig beraubt und schon in's dreizehnte Jahr in äußerster Dürftigkeit lebend, hatte Frau

Digitized by Google

von Estorff nicht die Mittel, um die Ansprüche des ihr vom Gericht gestellten Armen-Anwalts zu befriedigen. Der Proceß zog sich durch die Jahre 1873 und 1874 hin und wurde endlich von den österreichischen Unter- und Obergerichten gegen die Klägerin und gegen das Urtheil der deutschen Gerichte entschieden.

Arm, recht- und trostlos steht die beklagenswerthe Mutter da; das Einzige, was wir ihr noch erwirken konnten, war die Erlaubniß, zur Confirmation ihres Kindes zum ersten Male an dasselbe schreiben, ihm hoffentlich ihren Segen zurufen zu dürfen und dafür den ersten Brief der Tochter zu empfangen.

Wir können es uns nicht versagen, wenigstens Einiges aus dem letzteren mitzutheilen:

„Laibach, den 30. März 1875.

Meine liebe Mutter! Mit welchem Gefühle schreibe ich diese Worte! Wenn ich andere Kinder bei ihren Eltern sehe, dann bin ich entsetzlich niedergedrückt durch die Entzweiung meiner Eltern, und ich fühle mich recht unglücklich darüber, daß ich nicht beiden angehören kann. Ich war viel bei fremden Leuten und habe früh das höchste Glück entbehren müssen, welches ein Kind auf Erden haben kann. — — Ich möchte so gern Dich kennen lernen, aber ich liebe ebenso meinen Vater und kann ihn nicht verlassen. Ich kann und darf ja auch nicht richten in dem unglücklichen Streite, der das Glück meiner Kindheit ebenso wie Euer Glück zerstört hat. Wie glücklich wäre ich, wenn Ihr Euch beide wieder näher treten und um meinetwillen Euch versöhnen könntet!

— — Jetzt naht meine Confirmation heran, und da drängt mich mein Herz, Dir, meiner Mutter, nahe zu treten und Dir zu sagen, wie Dein unglückliches Schicksal mir Kummer bereitet, und ich will zu dem lieben Gott bitten, er möge Alles zum Guten wenden. Deine Lehren werde ich gewiß erfüllen, und für Deine Segenswünsche sage ich Dir meinen herzlichen Dank. Sie haben mich tief gerührt, und nun kann ich doch auch mit dem Segen einer Mutter vor den Altar treten. — Die Confirmation soll am ersten April stattfinden, und der Gottesdienst beginnt Vormittags um zehn Uhr. Denke in dieser Stunde an mich, wie ich auch an Dich denken werde.

— — Für die Sachen, die Du für mich aufbewahrt hast, danke ich Dir herzlich, doch wie gerne wollte ich auf Alles verzichten, wenn ich meine lieben Eltern in Frieden sähe! —

Bei diesem Lebensabschnitt denke ich zurück an meine Kindheit, und ich will Dir einiges davon erzählen.

(Agnes war, nach dieser Erzählung, erst in der Schweiz, dann in Wilhelmsdorf, Ruckenstein, Graz und zuletzt in Laibach gewesen und auf Reisen nach Hamburg und Wien mitgenommen worden. Von Laibach schreibt sie:) Hier bin ich jetzt schon über zwei Jahre. In früheren Zeiten wurde meine Ausbildung öfters durch die Verhältnisse unterbrochen, aber in den letzten zwei Jahren habe ich tüchtig gearbeitet. — — Ich habe hier (bei dem evangelischen Geistlichen) ein ruhiges und friedliches Leben gehabt; wenn nicht der Druck meines Schicksals so schwer auf mir gelastet hätte, wäre ich ganz glücklich gewesen.

— Ich hoffe, daß mein Vater es erlauben wird, wenigstens brieflich mit Dir zu verkehren, auch wenn ich von hier fort sein werde. — Wenn mein Vater mein Schreiben nicht gestatten will, so möge Gott mir helfen, den rechten Weg zu finden. Für mein Gemüth wäre es eine schwere Prüfung.

Ich will das Beste hoffen, und somit schließe ich denn heute, von diesem meinem Schreiben zu sehr aufgeregt, um noch so Manches zu beantworten, was ich gerne schreiben möchte. Sei herzlich umarmt und geküßt von Deiner Dich treu und innig liebenden Tochter Agnes."

Das ist der erste Brief des Kindes an die Mutter. Man sieht, das fünfzehnjährige Mädchen ist durch ihr Schicksal um einige Jahre reifer im Leben, als ihre harmloseren Altersgenossinnen. Ihr geistlicher Erzieher in Laibach schreibt über Agnes: „Die ungünstigen Verhältnisse haben auf ihre Gemüthsentwickelung ohne Zweifel einen schädlichen Einfluß geübt. Eine große Melancholie liegt über ihrem ganzen Wesen und giebt ihrem zarten Körper ein eigenartiges Gepräge. Ihre Gesundheit ist übrigens, wenn auch zart, eine constante, ihre Geistesausbildung, wenn auch im Einzelnen noch manches früher Versäumte nachzuholen bleibt, im Ganzen recht gut. Ihr Benehmen ist wohlerzogen und sehr anständig, ihr Charakter ernst und gut. Ich habe das Mädchen gern im Hause, und ich glaube, auch sie ist zufrieden, so weit sie es unter dem Drucke ihrer Lage sein kann."

So steht das beklagenswerthe Kind da, von Dankbarkeit, Liebe und Sehnsucht erfüllt und gequält, zwischen den getrennten feindseligen Eltern.

Und nun sollen wir, um die Mutter vor der Oeffentlichkeit zu vertheidigen, durch Enthüllung eines wahrhaft abscheulichen Familienbildes den Vater des Kindes an den Pranger stellen? — Nein! Es geht nicht! Wir sehen im Geiste das flehende Auge des Kindes, — wir sehen, wie es auch den zürnenden Blick der unglücklichen Mutter sanftigt: es geschieht dem Kinde zu Liebe, seiner Zukunft, der Ehre seines Namens, wenn wir heute und hier nur Andeutungen geben, welche zur öffentlichen Rechtfertigung der Frau von Estorff gegen die Beschuldigungen ihres geschiedenen Gemahls zeugen werden. — Daraus ergiebt sich von selbst, wie leider so vergebens, so unerfüllbar der rührende Wunsch des Kindes ist, daß die Eltern um seinetwillen sich versöhnen möchten.

Nach allen Urtheilen und Zeugnissen, die uns von Männern, die zur Wahrheit amtlich verpflichtet sind, über Herrn von Estorff zugingen, gehört er zu jenen Gestalten moderner Cultur, deren Verstandesbildung auf Kosten des Herzens geschehen ist. Von einnehmendem Aeußern und selbst mit wissenschaftlichen, namentlich archäologischen Kenntnissen ausgerüstet, entbehrt er der edlen Gesinnung; sogar der milde evangelische Geistliche, der letzte Erzieher seiner Tochter, welcher durch den Gang der Verhandlungen gewiß einen klaren Einblick in das fürchterliche Familiendrama gewinnen mußte, äußert sich über Herrn von Estorff in absprechender Weise. — Noch entschiedener, ja in Ausdrücken, die wir nicht mittheilen würden, selbst wenn wir die Berechtigung dazu hätten, urtheilt über ihn der ehemalige Irrenhausdirector von Werneck. Die Glaubwürdigkeit eines Mannes kann nicht in stärkere Zweifel gezogen werden. Aehnliches spricht ein amtliches Schriftstück aus, ein „Aerztliches Gutachten der Heil- und Pflegeanstalt Werneck", dasselbe, welches auch Herr von Estorff, aber nur so weit es ihm taugte, citirt hat. Dort heißt es: „Einigermaßen erschwert wird der Entwurf einer Krankheitsskizze der Frau von Estorff durch die Unsicherheit, welche in alle Angaben des Herrn von Estorff dadurch hereinkommt, daß er Aussagen seiner Frau für wahnsinnige ausgab, die doch auf allen Anscheine nach bewiesene Thatsachen (Untreue des Mannes) sich bezogen. Hierdurch wird es unstatthaft, die von dem Manne beigebrachte Annamese ohne Weiteres als eine richtige anzuerkennen, insbesondere bei einem Gutachten auf die von ihm herrührenden Angaben sich zu stützen ꝛc."

Daß Herr von Estorff, nachdem er sich in den Besitz des Vermögens seiner Gattin gesetzt, sie mit ihrer Familie entzweit und dadurch völlig schutzlos gemacht und die geheime Liaison mit Fräulein von Bünau angesponnen hatte, nur noch darauf ausgegangen sei, sich auf die sicherste Weise von seiner Gattin zu befreien, daß er deshalb ihre Reizbarkeit benutzt habe, um durch geistige und körperliche Mißhandlungen sie in einen Zustand zu versetzen, der ihm das augenscheinliche Recht gäbe, sie für immer der Freiheit, und zwar in einem Irrenhause, zu berauben, — das ist die Annahme der Frau von Estorff, die wir natürlich nicht vertreten können und deren Begründung eben das erfordern würde, was wir vermeiden wollen: die vollständige Enthüllung des Familienbildes. — Bleiben wir beim Aktenmäßigen, so spricht das „Aerztliche Gutachten" namentlich von der „besonderen Form der Seelenstörung, die, ohne eigentliche Verwirrung der Gedanken einhergehend und auf den ersten Anschein nur das Gemüthswesen alterirend, sowohl in Folge der schonenden und rücksichtsvollen Behandlung in der hiesigen Anstalt, in der alle Reizungen möglichst fern gehalten wurden, als auch des Besserwerden der Frau von Estorff, uns Allen gegenüber als gesund zu erscheinen, in entschieden gemilderter Weise zur Beobachtung kam." — Daraus läßt sich wenigstens schließen, wie furchtbar jene „Gemüthsalteration" gewesen sein muß, daß sie die Form der „incunabla morbosa" (krankhafte Jugendthätigkeit) annehmen, ja daß der Anstaltsdirector sogar deren Heilbarkeit bezweifeln konnte. Später schrieb uns derselbe, daß jetzt, nachdem Frau von Estorff in ihrer Vereinsamung die

Digitized by Google

bitterſten Entbehrungen und Seelenleiden mit ſolcher Standhaftigkeit ertragen, er jedenfalls anders urtheilen würde. Uebrigens ſagte er in ſeinem „Gutachten“ ausdrücklich: „Als eigentlich ‚wahnſinnig‘ iſt Frau von Eſtorff hier in Werneck nie angeſehen und behandelt worden.“— Actenmäßig iſt's ferner, daß Herr von Eſtorff in die von den Aerzten angeordnete Entlaſſung ſeiner Gattin aus Werneck durchaus nicht einwilligen, ſondern ſie ſofort in eine andere Anſtalt bringen wollte, und daß nur das entſchiedene Entgegentreten des Werneckeꝛ Anſtaltsdirectors dies verhinderte.

Mögen dieſe Mittheilungen genügen, um für Mutter und Kind um die öffentliche Theilnahme zu werben und namentlich Frau von Eſtorff von den Verdächtigungen zu reinigen, welche ſie zu moraliſchem Tode verurtheilen ſollten. Die von einem harten Schickſale ſo lange verfolgte Frau bedarf des öffentlichen Vertrauens, damit die Bitten, die wir nun für ſie — und das Kind ausſprechen wollen, thatkräftige Berückſichtigung finden.

Da Frau von Eſtorff in Folge der öſterreichiſchen Gerichtsurtheilsſprüche nicht nur ihr Kind, ſondern auch das ihr von Herrn von Eſtorff entriſſene und widerrechtlich vorenthaltene Vermögen verloren hat, ſo tritt nunmehr die Nothwendigkeit an ſie heran, aus der Einſamkeit in die Geſellſchaft zurückzukehren, um ihre Kenntniſſe und Fertigkeiten für ſich und die unſichere Zukunft ihres Kindes zu verwerthen. Die paſſendſte Stellung würde für ſie die einer Geſellſchafterin ſein, da ſie in derſelben durch ihre von Jugend auf in höheren Kreiſen (auch am königlichen Hof in Stuttgart) gewonnenen Umgangsformen und ihre Gewandtheit in der franzöſiſchen Sprache ſich ohne Zweifel am nützlichſten machen würde. Die Redaction der „Gartenlaube“ vermittelt gern Anträge dieſer Art an Freifrau von Eſtorff, falls man es nicht vorzieht, ſich direct an dieſelbe nach Mergentheim in Württemberg zu wenden.

Mit einer andern Bitte wenden wir uns für das Kind vorzugsweiſe an den deutſchen Adel. — Wenn wir auch mit dem Herrn Geiſtlichen in Laibach glauben möchten, daß der jetzt alternde Herr von Eſtorff ſeiner heranwachſenden Tochter noch eine gute weitere Ausbildung geben laſſen werde, ſo ſagt uns doch der mitgetheilte Brief, wie ſchwer das arme Kind, trotz der Liebe zum Vater, die Trennung von der Mutter empfindet, wie das Unglück der Mutter ihm am Herzen nagt. Wie lange kann ein ſo zartes und ſchon ſo tiefblickendes Weſen eine ſolche Marter ertragen? — Und iſt denn wirklich ſo ſchwer zu helfen? — Wahrlich nicht, wenn heute noch das Wort gilt: Noblesse oblige! — Im deutſchen Adel findet ſich gewiß eine Familie, welche dem Kinde eine Heimath bietet, und ein ritterlicher Mann, welcher perſönlich die Verhandlungen mit den Eltern in die Hand nimmt. Eine Verſöhnung der Eltern iſt unmöglich; aber ebenſo unmöglich iſt die fernere Trennung des Kindes von einem der Eltern: es muß beiden jeden Augenblick zugänglich ſein, wenn das Herz die Befriedigung des Wiederſehens verlangt.

Möchte dieſe Bitte für das Kind die rechten Herzen bald finden! Die Gefahr für daſſelbe iſt um ſo größer, als Herr von Eſtorff ſich leicht wieder genöthigt ſehen kann, unter fremden Namen zu leben und dem Kinde jeden Verkehr mit der Mutter abzuſchneiden. Schon ſeit dem letzten April iſt Agnes nicht mehr bei dem Herrn Geiſtlichen in Laibach; ihr Vater nahm ſie mit ſich nach Oberitalien: Mutter und Kind ſind getrennter, als je. Man laſſe nicht erſt Schmerz und Verzweiflung in dem nun genug geſolterten Herzen dieſer Mutter ſo weit kommen, daß ſie ſelbſt das Bild ihres Schickſals, wie es bereits mit erſchütterndem und empörendem Zügen gezeichnet vorliegt, in die Welt ſchleudert. Es würde mehr als eine Familie darüber mehr als erröthen müſſen und der ganze Stand unter den Schatten deſſelben fallen. Das muß vermieden werden — und wäre es nur um des Kindes willen, gewiß des unſchuldigſten Opfers, das jemals die Schuld der Eltern zu büßen hatte.

Epiſche Briefe.

Von **Wilhelm Jordan.**

VIII. Epochen des germaniſchen Epos. Island und die Edda.

Die drei vorigen Briefe haben Ihnen die Geſchichte des Epos bei unſeren drei epiſchen Geſchwiſtervölkern, den Indiern, Perſern und Griechen, wie mit einfachen Holzſchnittlinien zu zeichnen verſucht.

Unſer germaniſches Epos werden wir eine Art von Dreieinigkeit dieſer drei ſo verſchiedenen Schickſale durchleiden und erſiegen ſehen, wenn auch nicht in derſelben Zeitfolge. Wenn es erlaubt iſt, ſeine Epochen nach ihrer Aehnlichkeit kurzweg zu benennen, dürften wir ihm eine griechiſche, eine indiſche, eine perſiſche und zu guterletzt eine gemiſcht perſiſch-griechiſche zuſchreiben.

Vom Epos auf der Liederſtufe werden wir die Reſte bei den Germanen zahlreicher und unvermiſchter bewahrt finden, als bei jenen Geſchwiſtervölkern. Denn von den Liedern, welche dem Kunſtepos vorangegangen waren und ihm zur Grundlage gedient hatten, iſt bei den Indiern in der umgeſtaltenden Kunſtgeſtalt für uns jede Spur verwiſcht. Bei den Griechen ſind ſie theils eben nur zu ſpüren als Vorlagen Homer's, theils nur ihrem Titel und Hauptinhalte nach als einſt vorhanden zu erkennen aus den Anführungen der Odyſſee, theils allerdings mit ziemlicher Sicherheit, namentlich in der Ilias, zu unterſcheiden als nachträglich wieder eingeſchaltete ältere Stücke, welche der Dichter von ſeinem Kunſtwerke aus guten Gründen ausgeſchloſſen hatte. Das perſiſche Epos endlich iſt zwar, wie wir geſehen haben, die geſammte Liederchronik ſelbſt, von Firduſi zur Kunſtgeſtalt erhoben, eben deswegen aber von ihm auch ſo gleichmäßig eingeſchmolzen, daß wir von der Abgrenzung und urſprünglichen Form der Lieder keine Vorſtellung mehr gewinnen können, obwohl wir überzeugt ſein dürfen, in ſeinem Werke wenigſtens den Sageninhalt auch jener Geſänge erhalten zu ſehen, welche nach Xenophon's Zeugniß einen Hauptgegenſtand des Unterrichts der altperſiſchen Jugend bildeten.

In allen drei Fällen hat eben das Kunſtepos die Lieder der Vorſtufe aufgefogen. Die Urſache ihrer Erhaltung bei den Germanen, in nicht unbeträchtlicher Zahl, wenn auch in mehr oder minder fragmentariſcher Geſtalt, iſt ſchon daraus erſichtlich. Sie ſind bei uns nicht aufgefogen worden, weil unſer Epos nicht das Glück hatte, wie das indiſche und griechiſche, die Stufe der Kunſtgeſtalt ſchon zu erſteigen, während der unvermin derten Fülle des Liederſchatzes noch die lebendige Wechſelwirkung zwiſchen vortragenden Sängern und lauſchenden Hörern zu gute kam, weil wir mit dieſer Leiſtung hinter den Indiern um achtundzwanzig, hinter den Griechen um ſechsundzwanzig und hinter den Perſern um neun Jahrhunderte zurückbleiben ſollten. Wir verdanken alſo den kleinen Vortheil dieſes Beſitzes einer weit größeren Einbuße: dem Unglücke, daß das germaniſche Epos durch fremde Gewalt in ſeinen innerſten Lebensnerven gelähmt und wieder zerriſſen wurde, als es eben im Begriffe ſtand, zur Kunſtgeſtalt zu erwachſen.

Daß es wirklich ſchon einer homeriſchen Blüthenzeit entgegenknoſpete, daß ſeine Lieder ſchon den Kryſtallitationsſtern zur künſtleriſchen Einheit in einer nationalen Hauptſage und der Geſtalt ihres Hauptheldeu gewonnen hatten, ja, daß es ſich bereits einen Poeten von vollendeter Sprachkunſt und homeriſchem Genie erzogen hatte, und zwar einen deutſchen: davon hoffe ich Sie überzeugen zu können. Dies iſt die Epoche, welche ich als die griechiſche unſeres Epos bezeichne.

Ihr folgt die indiſche. Denſelben geiſtigen Giftmord, den die indiſche Prieſterkaſte mit ihrer lebensfeindlichen Buſſeromantik am eigenen Volke wirklich vollbracht hatte, unternahm eine fremdländiſche Hierarchie auch an den Germanen zu verüben. Mit ſchlauer Berechnung, geiſtesloſer Verruchtheit in der Wahl ihrer Mittel, unermüdlicher Ausdauer und unbeirrter Conſequenz, iſt ſie dem Siege wenigſtens über den deutſchen Stamm der Germanen und dieſer Stamm dem nationalen Tode ſehr nahe gekommen. Auch würde ſie wahrſcheinlich triumphirt haben, wenn ihr die ernſtlich erſtrebte Verdrängung auch unſerer Sprache durch ein lateiniſches Idiom gelungen wäre. Aber an der un-

Digitized by Google

verwüstlichen Zähigkeit des Widerstandes dieser Sprache und an ihrer Verjüngung durch Luther ist jener schnöde Wahn zu Schanden geworden. Doch auch der Mithüfte nordischer Germanen schulden wir Dank dafür. Von ihnen kam uns im dreißigjährigen Kriege die Rettung aus der äußersten Noth und von ihnen ist uns ein Hauptmittel des heiligen Erbschatzes erhalten worden, den unsere Erbfeindin in Deutschland bis auf dürftige Ueberbleibsel vertilgt hatte, und ohne diese Rettung unseres Zendavesta würden unsere großen Diosturen Wilhelm und Jakob Grimm und ihr Jünger Uhland unser Bewußtsein von der Größe und Hoheit der germanischen Vergangenheit nimmer so siegreich haben herstellen können, als es geschehen ist. In wie weit Rom die eifrigst geplante Ausrottung und Umsatschung auch der germanischen Helden- und GötterSage durchzusetzen vermocht hat, das werden wir sehen am Epos unseres Mittelalters.

In der Zeit nicht abgrenzbar von dieser indischen und theilweise schon zugleich mit ihr verläuft die Epoche, welche ich nach der Analogie der Erlebnisse als die persische unseres Epos bezeichne. Denn im Untergange sowohl, als in der Wiedergeburt haben die Schicksale des persischen und die des germanischen Epos die auffalligste Aehnlichkeit. Wie das persische zuerst durch die griechische Eroberung unter Alexander, dann durch die Araber und den Islam, so ist das germanische zuerst durch die römische Cultur und Hierarchie unter verrätherischer Hülfe des fränkischen Sachsenschlächters Karl, des sogenannten Großen, verfolgt, seiner gebildeten Gönner und Pfleger beraubt und dadurch zum Bänkelsang heruntergewürdigt, dann aber ebenfalls durch einen Ausfluß des Islam im Innersten verwandelt und verfälscht worden. Denn wir werden sehen, wie der Islam, wenn er auch die germanischen Völker nicht mit dem Schwerte zu besiegen vermochte, sie gleichwohl mit einer von ihm geweckten neuen Empfindungsweise und Lebensauffassung, der sogenannten Romantik, angesteckt und geistig unterjocht hat.

Wie ferner die zweite Erneuerung des persischen Reiches mit der Erneuerung des persischen Epos durch Firdusi gleichzeitig und gegenseitig fördernd eingetreten ist, so ward auch die Wiedergeburt unseres Epos, wenn auch der Zeit nach ein wenig vorausschreitend, erst möglich, als dem Scharfblickenden die baldige Auferstehung des deutschen Reiches unzweifelhaft geworden war und der Epiker selbst die zwei Jahrzehnte vor ihrem Eintritte mit aller Bestimmtheit vorhersagen konnte.

Wie endlich Firdusi's Dichtung zwar durchweg beruht auf der Weltanschauung und den sittlichen Ideen der edeln Parsenreligion Zoroaster's, darum aber die Religion Muhamed's keineswegs verwirft noch es verstummt, die Darstellung auch zu durchleuchten mit dem Zuwachse an reineren Vorstellungen vom Göttlichen und Edelmenschlichen, den unbestreitbar auch der Islam gefruchtet hatte: gerade so durfte und mußte auch die Erneuerung unserer großen Nationalsage von den Wölsungen und Nibelungen einerseits zwar die der persischen verwandte, nicht minder heftsinnige und zuchtgewaltige alte Naturreligion der Germanen erheben zur symbolischen Trägerin der neuen, jetzt in unserem Volke lebendigen Religion; denn mit ihrem Glauben an eine göttliche Bestimmung des Menschen und mit ihren sittlichen Forderungen ist diese neue ganz und gar wieder die alte, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie ausgeht von erkannten Naturgesetzen, wo sich die alte noch mit phantastisch und bildlich ausgedrückten, aber vielfach doch schon richtigen Ahnungen dieser Gesetze begnügen mußte. Andererseits aber durfte dabei das erneuerte Epos ebenso wenig, als das des Firdusi, den Erziehungsgewinn wegwerfen oder auch nur verleugnend bemänteln, den auch wir inzwischen einer Religion von semitischer Herkunft schuldig geworden waren.

Diese letzte Epoche, von welcher ich zum Schlusse meiner Darstellung insoweit handeln werde, als es sich bei meiner Betheiligung an ihr für mich geziemt, bezeichne ich als die persisch-griechische, weil ihre Leistung, spät und unter ähnlichen Bedingungen wie die des Firdusi zu Stande gekommen, doch nicht sein Werk zum Vorbilde nehmen durfte. Denn sie war erst möglich geworden durch die von der Arbeit mehrerer Generationen vorbereitete Wiederentdeckung des homerischen Kunstgesetzes, und sie durfte nach unserer Wiedererziehung durch die griechische Literatur und den deutschen Hellenen Goethe, auch keinem anderen Muster nachstreben, als eben dem homerischen.

Das sind die Hauptstationen unserer nun zu unternehmenden Wanderung durch das Gebiet des germanischen Epos. Treten wir sie an mit der Betrachtung seiner ältesten Reste aus der Zeit unseres Heidenthums.

Tacitus sagt von unseren Vorfahren: „Zu uralten Liedern, welche zugleich allein ihre Ueberlieferungen und Jahrbücher bilden, feiern sie den Gott Thuisko, den Erdentsprossenen, und dessen Sohn Mannus als Stammväter und Stifter der Nation.“ Damit ist eine in Gesängen mündlich überlieferte Sagengeschichte mit mythischem Anfange deutlich bezeugt. Daß diese Gesänge mit ihrem Inhalte hinreichten bis in die Nähe der Lebenszeit des römischen Geschichtsschreibers, das beweist die fernere Angabe, daß die Germanen damals noch von Arminius gesungen.

Auch die angelsächsischen Geschlechtstafeln, mit Odin anhebend und sortgesetzt bis zu den geschichtlich bekannten Königen, beweisen das einstige Vorhandensein einer solchen Liederchronik. Bei den Franken waren noch im neunten Jahrhundert die vulgaria carmina, Volkslieder, bekannt, welche die Vorfahren Karl's des Großen verherrlichten. Karl selbst ließ diese carmina poëtica gentilia, das ist heidnische „Liederdichtungen“, sammeln. Vielleicht gehörte zu denselben das Lied von Hildebrant und Hadubrant, von dem uns ein Bruchstück erhalten ist. Daß ein großer Theil der Eddaliedor Nachbildungen, ja zum Theil wohl Uebersetzungen aus dieser Sammlung einschließt, ist kaum noch zu bezweifeln. Noch der Sohn Karl's, Ludwig der Fromme, hatte diese Lieder in seiner Jugend auswendig gelernt. Als er aber im Alter unter dem Einflusse der Geistlichen stand, mochte er sie weder lesen noch hören. Die gothische Geschichte des Jordanes (in Folge des Schreibfehlers in einer Handschrift ist er mehr bekannt unter dem Namen Jornandes) ist großentheils nur Auszug aus dem mündlich überlieferten gothischen Epos. Ebenso ist die dänische Geschichte des Saxo Grammaticus zum Theil eingestandene Uebersetzung einer poetischen Mythologie und Sagengeschichte und beweist also, daß eine solche noch um das Jahr 1150 vorhanden gewesen ist.

Die christliche Kirche vermochte die angestammte Religion nicht zu besiegen, ohne zuvor das Epos aus dem Wege geräumt zu haben. Die Gedächtnißinhaber der mythischen und historischen Gesänge verdankten den Einfluß und die Ehre ihres Standes wesentlich auch dem gleichzeitigen Besitze der alten Opferhymnen, Gebete, Heil- und Zauberssprüche. Diese wurden von den Bischöfen und Geistlichen auf's Strengste verpönt. Bald wurde die Verfolgung auf den ganzen Sängerstand ausgedehnt. Man trachtete den gesammten Erbschatz als die Wurzel des Heidenthums auszurotten. Ja, man ging, wie schon oben bemerkt, eine Zeitlang ernstlich damit um, dem Volke die lateinische Sprache aufzudrängen; denn man erkannte mit großem Scharfblicke, daß die germanischen Sprachen der neuen Religion ein fast unüberwindliches Hinderniß in den Weg legten, weil sie bis in ihr feinstes Gefäfer von heidnischen Vorstellungen durchdrungen waren, wie das namentlich unsere deutsche Sprache bis auf den heutigen Tag fast unvermindert geblieben ist. Hierin aber mußte die Kirche nachgeben. Ja, sie sah sich genöthigt, einen großen Theil des Heidenthums selbst in kirchliche Verwimmung zu erhalten, um dadurch über die Gemüther einige Macht zu gewinnen. Ihre Feste zur Sitte durchzusetzen fand sie kein anderes Mittel als die Wahl der altheidnischen Festtage und die Uebertragung der Götter- und Heldensagen auf ihre Heiligen. So ist z. B. die Legende vom heiligen Georg, dem Erleger des Lintwurms, die verchristlichte Sigfridsage, und wer im Besitze dieser Verwandlung den Schlüssel besitzt, dem thun sich viele der katholischen Heiligengeschichten auf als reiche Fundkammern für unsere Sage und Mythologie.

Zwar kein Verbot, keine Drohung vermochte die alten Gesänge ganz zu beseitigen, wie denn ihr Inhalt noch heutigen Tages in unseren Märchen fortlebt. Aber ihre Inhaber geriethen in Mißachtung. Von den Fürstenhöfen und aus den Kreisen des Adels verdrängt zu den niederen Ständen, mußte die alte epische Kunst selbst desto mehr herunterkommen, je niedriger die Bildungsstufe der Hörer war, bei denen sie noch Zutritt zu hoffen hatte. Der ehe Styl des alten Heldengesanges artete aus in den rohen Ton der Bänkelsängerei. Vieles wurde vergessen, vieles entstellt durch trübe Beimischung, durch den Wunsch, die Genslesucht der Menge mit den tollsten Unmöglichkeiten und haarsträubenden Schauergeschichten zu befriedigen. Die heidnischen

Digitized by Google

Motive der alten Lieder wurden unverständlich. Man ließ fort, was nur ihnen gedient hatte, und was übrig blieb, waren die zerschnittenen Glieder eines Leibes, welchem die Seele entflohen.

Dennoch sind uns Theile des altgermanischen Epos in verhältnißmäßig unversehrter Form erhalten geblieben. Die Rettung der bedeutsamsten Stücke verdanken wir einer wundersamen Fügung, welche dem Geiste des germanischen Heidenthums, als es der siegreichen Kirche bereits sterbend zu Füßen lag, eine Stätte der Zuflucht eröffnete, wo er seine letzten Lebenstage verwenden durfte, in stiller Sammlung seine Denkwürdigkeiten zu schreiben und uns einen Rest seines reichen Schatzes aufzubewahren als ein heiliges Vermächtniß für die Zeit unserer Auferstehung.

Im skandinavischen Norden hatte sich der altgermanische Volkszustand, eine Art ziemlich loser und nicht selten durch innere Kriege der Clanschoften zerrissener Föderation aristokratischer Republiken mit erblichen Stammkönigen, aber entscheidend über diesem stehenden Adthing der freien Männer, und mit dieser Verfassung auch die alte Religion, am längsten erhalten. Die Poesie stand in üppiger und verbreiteter Blüthe, und manches aus jener Zeit gerettete Skaldenlied von bewundernswürdiger Kunstvollendung zeigt uns das vielgeschmähte „Heidenthum“ mit seiner grandiosen und tiefsinnigen Weltanschauung so fein vergeistigt und auf so hoher Bildungsstufe angelangt, daß dagegen diejenige des Mittelalters als finstere Barbarei erscheint. Aber auch dort wurde dem Christenthum gewaltsam der Boden bereitet, indem sich die zelotischen Missionäre und Geistlichen zur Unterjochung des Volkes verbanden mit den mächtigsten, nach Alleinherrschaft lüsternen Stammkönigen. Als nun ziemlich gleichzeitig, im letzten Drittel des neunten Jahrhunderts, in Dänemark Gorm der Alte, in Schweden Eirik Eymundarson, in Norwegen Harald Harfagr (das ist Schönhaar) die altgermanische Stammverfassung brachen und die Monarchie mit aufgebildetem Lehnswesen begründeten, wie es Karl der Große in Deutschland und Frankreich gethan hatte, da mochten sich, nachdem diese Könige nach langen Kämpfen ihre Staatsstreiche mit Hülfe der Kirche siegreich durchgesetzt hatten, die edelsten Geschlechter des Landes weder dem Scepter der Gewaltherren noch dem Krummstabe der Bischöfe beugen. Sie wanderten aus und fanden eine Freistatt für ihre alte Verfassung, ihren alten Glauben, am nördlichen Polarkreise, auf der Insel Island, der ultima Thule der Alten.

Im Norden und Osten umdrängt von den Eismassen des Polarmeeres, wird diese Insel einigermaßen bewohnbar nur durch den letzten Rest von Wärme, den ein Arm des Golfstroms aus dem Heizkessel für Europa, dem mexicanischen Meerbusen, emporführt bis zu ihren westlichen und südlichen Küsten. Gebirgsmassen, hoch emporragend aus Nebel und Wolken, bedeckt mit ewigem Schnee und Gletschern, schimmern dem Seefahrer schon aus der Ferne entgegen. Erloschene Vulcane erheben sich wie Riesen der Vorwelt in Eispanzern, die jedem Sonnenstrahle widerstehen. Erstarrte Lavaströme thürmen ihre Schollen über einander in phantastischen Gestalten und unabsehbarer Ausdehnung. Beithin vernehmlich donnert noch jetzt der Hekla und speit hochaufwirbelnde Aschenwolken und die unerloschene Gluth des Erdinnern hinaus in eine Wüste von Schnee und Eis. Mächtige Kochbrunnen, Geiser genannt, schießen gigantische Schaumgarben siedend heißen Wassers in die Luft. Bis zu zehn Fuß dick erhebt sich der flüssige Stamm jetzt zu Thurmeshöhe, gekrönt mit einem Wirbel von ungeheurem Dampfwolken. Im nächsten Augenblick, auf einen dumpfen Schlag in der Tiefe, stürzt die Schaumsäule zusammen in sich selbst und ist wie auf ein Zauberwort verschwunden, wie eine wundersame Traumgestalt beim ersten Strahle des Morgens.

Wenn das Treibeis von Spitzbergen, wie es zuweilen geschieht, die nördliche Küste bis in den Juli, ja, bis in den August umlagert hält, dann hat die Insel, oder wenigstens ihr nördlicher Theil, gar keinen Sommer und nach kurzer Unterbrechung des Frostes durch stürmisches Thauwetter und Regen geht ein Winter über in den andern. Sonst folgt dem langen Winter ein kurzer Sommer, der aber auch kaum etwas anderes ist als ein süddeutscher März oder norddeutscher April; denn fortwährend wechselt der Sonnenschein mit Regen- und selbst Schneeschauern. Dazwischen toben Stürme von verheerender Gewalt, die den Reiter vom Pferde werfen, die Oberfläche des Meeres in eine Staubwolke zerpeitschen und sie als einen Sprühregen von Salzwasser emportreiben bis auf zweitausend Fuß hohe Berge.

Auf der Höhe des Jahres steht eine dunkelroth glühende Sonne selbst um Mitternacht am nördlichen Horizont. Aber nur in günstigen Jahren besitzt dieser lange Tag die Kraft, ein kümmerliches Gerstenfeld so weit zu reifen, daß man die Körner mahlbar machen kann, indem man die geschnittenen Aehrenbündel auf südwärts gerichteten Trockengestellen an der Mittagssonne nachdörrt. Ende Septembers beginnt wieder der Winter mit undurchdringlichem Schneegestöber, nun für sieben bis acht Monate die ganze Insel von den Gebirgen bis zum Strande so hoch zuzudecken, daß nur hin und wieder eine schwarze Lavaklippe, überzogen mit grauem Moose, nirgend aber ein Strauch, ein Halm daraus hervorragt und daß die Menschen oft ungehindert wegschreiten hoch über den Dächern ihrer eingeschneiten Häuser. Nur noch das Reh findet dann seinen Weg durch die Winterwüste und weiß sich das karge Moos zu seiner Nahrung aus dem Schnee hervorzuscharren. Während der kurzen Mittagsdämmerung, die dann den Tag bedeutet, umschwärmen Schaaren von Seevögeln die eisklirrende Küste, laut schreiend und gegen den Sturm ankämpfend. Alles andere Leben schweigt. In der Nacht aber beginnt am sternenhellen Firmament das Nordlicht seinen zauberhaften Flammentanz. In wechselnden Farben zucken seine Strahlen zitternd auf und nieder vom braunen Grundbogen im Horizont bis zum Zenith und zeigen die starren Eisgefilde in geisterhaft unbestimmter Beleuchtung.

Düsttig, doch erhaben, mahnte diese Natur mit ihren gewaltigen Contresten, mit ihrem Ueberm Ueberm und ihrem Ende an die Geheimnisse der Schöpfung, an den Ursprung und das Ende der Dinge. Düster und grau sind ihre Farben, schroff kolossal, scharf bevrägt mit dem Siegel der Zerstörung ihre Formen; nebelhaft und sturmzerrissen der stimmungsgebende Himmel. Kein Fleck der Erde konnte im Menschengemüth eine mehr zutreffende Tonart anschlagen für die Geschichte verbannter Götter, für die Erinnerung an ihre vergangene Herrlichkeit, nachdem ihr Oberherr, vergleichbar den Titanen unseres Zeitalters, hier sein Sanct Helena gefunden hatte. Hier zerstreute die Phantasie kein Sinnenreiz; die öde Gegenwart ließ sie mit verdoppeltem Heimweh immer nur rückwärts blicken. Zu achtmonatlicher Wintermuße in verschneiter Hütte an die Lampe gebannt, wuchsen ihr bis in's Riesige die Schwingen der Erinnerung zum Rückflug über Jahrtausende und von dieser letzten Rast im froststarrenden Eismeer bis zur sonnenglühenden Urheimath der Asen an den Abhängen des Himalaya und unter den Palmen an den Ufern der heiligen Ganga.

So ward Island ein Patmos des germanischen Heidenthums. Die Apokalypse seiner Vergangenheit hat es dort aufgezeichnet in den Büchern der Edda.

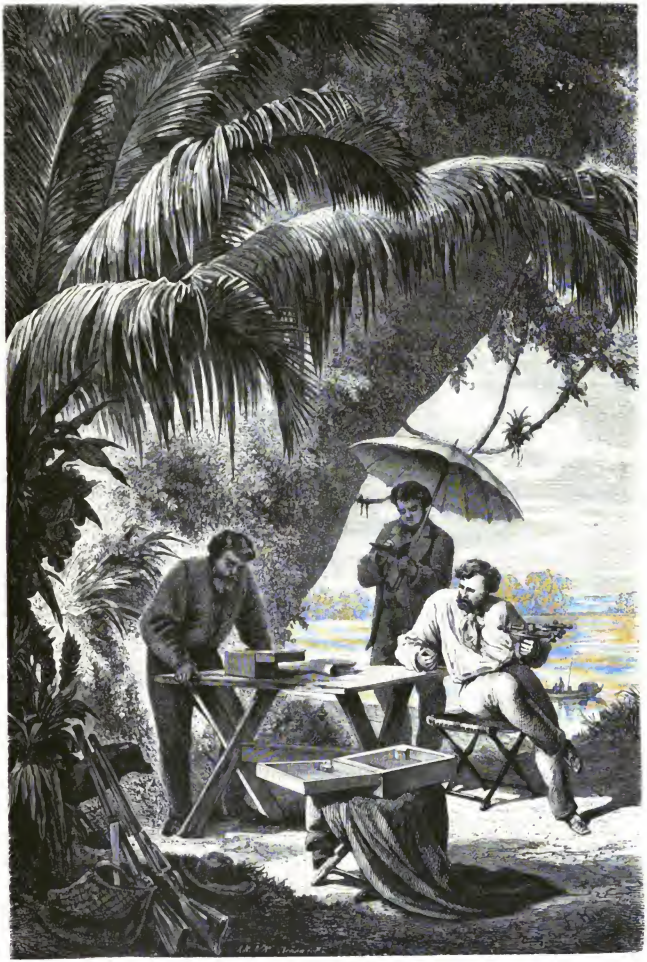
Ich habe versucht, die ernste Gedankentiefe, die düstere Erhabenheit der Poesie der Edda zunächst mittelbar anzudeuten durch ein landschaftliches Stimmungsbild des Bodens, auf den sie verpflanzt worden war aus Deutschland und Skandinavien, um sich hier noch einmal zu entfalten zur träumerischen Wunderpracht einer Nacht- und Nordlichtsblume des menschlichen Geistes. In den folgenden Briefen will ich Sie bekannt machen mit ihrem Hauptinhalt und denjenigen ihrer Gesänge, welche theils den Entstehungsgang des germanischen Epos offenbaren, theils selbst schon zum Nibelungen-Epos auf der Liederstufe gehören.

Die weißen Flecken unserer Landkarten.

Wir leben in einer Epoche, wo der Wunsch, die Oberfläche unseres Planeten, der Heimath und des Gesängnisses für Alles, was da lebt und webt, kreucht und fleucht, vollständig kennen zu lernen und so die „weißen Flecken“ unserer geographischen Karten mehr und mehr zu tilgen, mit jedem Tage dringender wird. —

Regierungen, Gesellschaften, Privatpersonen wetteifern unter einander, Expeditionen nach den entferntesten Gegenden aus-

Digitized by Google



Vorbereitungen zu astronomischen Beobachtungen in Brasilien.
Originalzeichnung von F. Keller-Leuzinger.

Digitized by Google

zuzüsten, nicht wie in früheren Jahrhunderten in der Hoffnung, durch die Entdeckung fabelhafter Schätze an Gold und edlem Gesteine einen tausendfachen Gewinn zu erzielen, sondern um höheren, idealen Zwecken zu dienen.

Kein Land ist zu fern oder zu schwierig zu erreichen: zahlreiche, muthige Forscher durchziehen das Innere Afrikas, wo schon so mancher brave Kämpe ohne Sang und Klang, fern von der Heimath, eingescharrt wurde; das altehrwürdige Indien, das neu-, beinahe allzu schnell erschlossene Japan, das blumige Reich der Mitte (wie sehr es sich auch sträuben mag), selbst Australiens wasserarme Einöden werden durchzogen; ja, bis in die Eisregionen der Polarmeere, die noch nie der Kiel eines Fahrzeugs durchfurcht, treibt der Wissensdurst kühne Männer, und wäre es auch nur, um selbst für jene unwirthlichen Breiten die Bestätigung derselben ewig wahren Naturgesetze verzeichnen zu können, deren stufenweise Entwicklung — das Werk von Jahrtausenden — den Stolz unseres Geschlechts bildet. Im Gefolge russischer Heere, die dem schändlichen Treiben asiatischer Despotenzwerge ein rasches Ende bereiten, dringen die Sendboten der Wissenschaft in jene bis vor Kurzem nur mit höchster Gefahr zu erreichenden mittelasiatischen Binnenländer, als Vorläufer einer rückwärtsgehenden Culturwelle, die jenen östlichen Reichen für's Erste wenigstens wieder die Segnungen geregelter Zustände bringen soll; kurz, nach Ost und West, zu Wasser und zu Lande ist ein kräftiges Vordringen, eine vermehrte Thätigkeit gerade auf diesen Gebieten menschlichen Wissens bemerkbar.

Nur ein Land, in dem mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit manch interessantes Problem noch zu lösen wäre, wo die letzten Reste einer ansterbenden Urbevölkerung für den Ethnographen, eine überaus reich ausgestattete Tropenvegetation für den Botaniker ein dankbares Feld der Thätigkeit bieten — ich meine das tropische Südamerika und speciell Brasilien — ist seit Humboldt's und Martius' Zeiten, wenn auch nicht gerade vernaist (denn eine lange Reihe bis in die Neuzeit reichender verdienstvoller Namen wie Pöppig, Natterer, St. Hilaire, Prinz von Neuwied, D'Orbigny, Schomburgk, Prinz Adalbert von Preußen, Burmeister, Wallace, Bates und Agassiz würde uns Lügen strafen), so doch bezüglich der Theilnahme des größeren Publicums allzu sehr in den Hintergrund getreten.

Seien wir offen und nennen wir das Kind beim richtigen Namen: es herrscht, so sonderbar es klingen mag, auch in solchen Dingen einigermaßen die Mode, und heutzutage ist Afrika und der Pol an der Tagesordnung, und zwar, besonders was den letzteren anbelangt, in einer Weise, wobei die aufgewandten Mittel, geistige wie materielle, mit den zu erhoffenden Resultaten einigermaßen außer Verhältniß zu stehen scheinen. Die Schätze, welche die unermeßlichen Wälder an den Ufern jener Riesenströme des Amazonas, Orinoco und Parana hente noch bergen, und wodurch unserer Industrie ganz neue Materialien an prächtigen Hölzern, textilen Fasern, Farbstoffen, Harzen, Oelen, unserer Heilkunde neue Arzneimittel an die Hand gegeben werden könnten, die Aufschlüsse, welche den Naturwissenschaften aus einem eingehenderen Studium wenig bekannter Thierformen erwachsen würden, dürften ihre Parallele allerdings in dem noch unerschlossenen Innerafrika, keineswegs aber an Spitzbergens oder Grönlands eisigen Gestaden haben.

Agassiz, der bei aller seiner Befangenheit in veralteten Ansichten ein bedeutender Fachmann war, entdeckte während einer verhältnißmäßig kurzen Explorationsreise auf dem Amazonas mehrere hundert den Ichthyologen bis dahin vollständig unbekannte Fischarten, und hatte außerdem Gelegenheit, viele für die Entwickelungsgeschichte der organischen Welt, speciell für das Studium der Embryologie, höchst wichtige Beobachtungen zu sammeln, die, beiläufig bemerkt, dadurch, daß sie von einem Gegner Darwin's aufgezeichnet wurden, wohl nicht an Bedeutung verlieren.

Aber, wie schon bemerkt, auch im Interesse der Völkerkunde, jener heutzutage so hochwichtigen Wissenschaft, lohnte es sich, die erlöschende Race der rothhäutigen Ureinwohner, die, an die verschiedenen Punkte des weiten Reiches vertheilt, im Ganzen noch etwa eine halbe Million betragen mögen, gerade jetzt noch in der zwölften Stunde aufmerksam zu beobachten und durch Schrift und Bild für die kommenden Geschlechter zu erhalten.

Bald, in drei, höchstens vier Menschenalteren werden ja auch diese schwachen Reste noch in einer Weise zusammengeschmolzen, physisch und moralisch heruntergekommen sein, daß sie keineswegs mehr die nöthige Spannkraft zur Aufrechthaltung irgend welcher nationaler Eigenthümlichkeiten besitzen und aus diesem Grunde weder weitere Aufschlüsse über das Räthsel ihrer Herkunft, noch überhaupt einen interessanten oder würdigen Gegenstand ethnographischen Studiums werden abgeben können.

Der Laie staunt, wenn er erfährt, daß wir trotz der nach Darwin'schen Grundsätzen unabweisbaren Nothwendigkeit einer Annahme asiatischer Einwanderung, trotz Zulassenahme der bärtigen von den Conquistadoren aufgezeichneten Sagen und Ueberlieferungen der Nothhäute in Mexico und Peru, trotz der Arbeiten geübter Forscher auf sprachlichem Gebiete, über die Besiedelung des amerikanischen Continents, über die früheren Züge und Wanderungen seiner Bewohner, die kurze Zeit unmittelbar vor der Conquista ausgenommen, so viel wie Nichts wissen.

Allerdings fallen dem Beobachter unter den Indianern Südamerikas zwei scharf unterschiedene Typen auf, der eine mehr dem mongolischen, der andere mehr dem Adlerprofile der Nothhäute Nordamerikas sich nähernd, auch lassen sich parallel zu diesen Racenmerkmalen tiefgehende Unterschiede in Sprache, Sitte und Lebensweise verzeichnen, aber viel weiter sind wir bis jetzt nicht gekommen, und noch sind die vorhistorischen Zustände der amerikanischen Urvölker ein Buch mit sieben Siegeln, wenngleich die Periode, um die es sich zunächst handelt, keineswegs mit den sagenhaften Zeiten der Aegypter und Assyrer zusammenfällt, sondern, wie schon bemerkt, in verhältnißmäßig ganz neuer Epoche, im fünfzehnten Jahrhundert nach Christus, beginnt.

Lassen wir jedoch den Zachgelehrten die Lösung einer so schwierigen Aufgabe, in einem solchen Chaos den richtigen Faden zu finden; uns interessiren hier vor Allem die geographischen Räthsel, das heißt jene ungeheueren Landstrecken zwischen den Zuflüssen des Amazonas, bis hinauf zu den Quellgebieten des Paraguay und Paraná, und an den Ufern des Letzteren herunter bis dahin, wo er die Region der Wälder verläßt, um in die der grasigen Steppen des Südens einzutreten. Selten nur dringt eine wissenschaftliche Expedition, sei es zur Bestimmung der Grenze mit dem Nachbarlande, sei es zur Vermessung einer Eisenbahnlinie oder zur Wegräumung von Schiffahrtshindernissen, in jene entlegenen Thäler vor, und noch hätten eigentlich unsere Kartenzeichner an vielen Orten dort nichts Anderes zu verzeichnen als ein paar dürftige, vor langen Jahren durch die Portugiesen ausgeführte Längen- und Breitenbestimmungen.

Und wirklich, einige oft ganz aus der Luft gegriffene Namen nie dagewesener Ortschaften ausgenommen, die wir, sowie ein in raupenartigen Auskäufern sich weit in die Ebene erstreckendes hypothetisches Gebirge, mehr als eine Art von sinnbildlichem Schmucke, denn als eine genaue Darstellung der Wirklichkeit zu nehmen haben, finden sich auf unseren Karten gewöhnlichen Schlages oft Landerstrecken, halb so groß wie Deutschland, mit der Aufschrift: „gänzlich unbekannt", „wilde Indianerstämme", oder derartigem bezeichnet.

Die brasilianische Regierung, die Dank ihrer constitutionellmonarchischen Form einer größeren Ruhe genießt, als die von endlosen Revolutionen heimgesuchten Nachbarrepubliken spanischen Ursprungs, und für derartige Zwecke um so eher geneigt ist größere Summen zu verwenden, als der Kaiser Dom Pedro der Zweite, ein außerordentlich vielseitig gebildeter Fürst, gerade an solchen Fragen ein besonderes Interesse nimmt, hat zwar in den letzten Jahrzehnten zahlreiche wohlausgerüstete Expeditionen nach den verschiedensten Punkten des großen Reiches gesandt, und Manches ist auch durch die zu rein praktischen Zwecken unternommenen Eisenbahnvermessungen klar geworden, aber noch bleibt Vieles zu thun, und es wäre sehr wünschenswerth, daß sich eine unserer geographischen Gesellschaften entschlösse, einige ihrer Mitglieder hinüberzusenden, um so mehr, als mit Sicherheit auf eine kräftige Unterstützung von Seiten der brasilianischen Regierung durch Ueberlassen von Transportmitteln, Mannschaften ꝛc. gerechnet werden könnte.

Nichts ist übrigens herrlicher, als eine Fahrt auf jenen breiten Strömen an den bis in die Fluth hineinragenden, mit üppigen Schmarotzerpflanzen dicht bedeckten, lianenverschlungenen Riesenbäumen des tropischen Urwaldes vorüber. Hier ist es, wo die Natur, unberührt von der Hand des Menschen, ihren vollen Zauber zu entfalten im Stande ist; hier ist es, wo sich

Digitized by Google

eine neue, wunderbare Welt von kaum geahntem Formenreichthum vor unseren Blicken enthüllt.

Schöner und angenehmer kann es der Forscher, wie unsere Illustration ihn darstellt, mit dem Sextanten oder vielmehr dem Reflexionskreise in der Hand und im Begriffe, eine Sonnenhöhe zu messen, wohl nicht treffen. Unter den gewaltigen Wedeln einer Uanuſſi-Palme (Attalea) wird da der leichte Tisch aufgeschlagen, der die sorgsam gehüteten Chronometer trägt. Weithin schweift der Blick vom hohen Ufer über den breiten Strom und seine palmengekrönten Inseln.*

Aber nicht Vielen ist es vergönnt, Theil zu nehmen an derartigen Expeditionen in's wenig bekannte Innere, und für den Naturfreund wäre daher bei alledem wenig zu hoffen, wenn sich nicht ganz in der Nähe der Küste und hart bei großen, volkreichen Städten ein Theil wenigstens jener Schönheiten noch fände, die jene fremde Welt uns so reizvoll erscheinen lassen, und den Besuch solcher Punkte, zu denen gerade Rio de Janeiro und seine Umgebung gehört, gloube ich, selbst auf die Gefahr hin, der Reclame für die Gesellschaftsreisen des Herrn Burmeister beschuldigt zu werden, unserem reiselustigen Publicum, und besonders jenem Theile desselben, der den Orient schon gesehen und nach Neuem dürstet, angelegentlichst empfehlen zu müssen.

F. Keller-Lenzinger.

* Wir glauben im Interesse unserer Leser ausdrücklich hervorheben zu müssen, daß der durch sein reich illustrirtes Reisewerk: „Vom Amazonas und Madeira“ wohl bekannte Autor, der lange Jahre hindurch die Urwälder Brasiliens durchstreift, Straßen und Eisenbahnen entworfen und gebaut hat, sich selbst auf dem vorliegenden, ganz aus der Wirklichkeit gegriffenen Bilde darstellte, und zwar in der Figur Desjenigen, der das Meßinstrument in der Hand hält. D. Red.

Plaudereien aus Rom.

Von Hermann Oelschläger.

III.

Der Flaneur. — Die Publicke der römischen Frauen. — Die römische „Hausehre“. — Am Fenster. — Die Römerin als „Padrona“. — Der Wasserreichthum Roms. — Eine Geschichte aus dem Albanergebirge. — Die Römerin in ihrer Leidenschaft für Wagen und Pferd. — Die Metropole der Schönheit. — Südlicher Himmel und südliche Sonne. — In den Osterien. — Die Lebensliebhaberei in Rom. — Der Anstand der Frauen. — Ein Ball im Politeama.

Der Römer der besseren Classe, den Tag über auf dem schmalen Trottoir des Corso flanirt, dort das Gedränge in der unruhigsten Weise vermehrt, nur dann ausweicht, wenn man ihm ebenso rücksichtslos auf den Leib rückt, und die ihm begegnenden Frauen mit anmaßendem und herausforderndem Blicke mustert, ist gefallsüchtig und bis zum Uebermaße eitel; geschniegelt vom Kopfe bis zur Zehe, gleicht er einem Geden auf's Haar, und die Fragen der Toilette, die Sorgen um den neuesten Kleiderschnitt, um das wohlriechendste Haaröl, um den elegantesten Stiefel nehmen offenbar den größten Theil seiner ohnehin nicht kostbaren Zeit in Anspruch. Er ist, um es kurz zu sagen, noch immer das, was schon die Alten mit dem verächtlichen Namen eines bellus homo, eines süßerhaften Menschen bezeichneten und wovon schon der geistvolle Spötter Martial wiederholt eine so treffliche Schilderung gegeben hat. „Ein Stutzer willst Du sein,“ ruft er einmal einem Freunde zu, „und zugleich ein großer Mann scheinen? Aber wer ein Stutzer ist, ist immer klein.“ Und gerade auf dem Corso, gerade auf dem Monte Pincio empfiehlt es sich heute noch dringend, jener Schilderung eingedenk zu sein, die der römische Dichter vor nun bald zweitausend Jahren von seinen Zeitgenossen gegeben hat, um dann im Hinblick auf die Geden des heutigen Rom resignirt mit Seufze zu sagen: „Die Menschen sind, was Menschen immer waren.“

Uebertroffen wird der Römer in seiner kleinlichen, peinlichen Sorge für Mode und Modethorheit nur von den Frauen des eigenen Landes, die auf der Straße gleichfalls eine Putzlieke zeigen, die, obwohl sie den Töchtern Eva's aller Länder eigen sein soll, hier doch sofort und besonders auffallend und gepflegt in die Augen springt. Eine römische Frau mit ihren Ansprüchen an prunkvolle Straßentoilette mag ihrem Manne manche schwere Stunde bereiten, und dabei thut der sparsameren deutschen Frau das Herz bis in's Innerste weh, wenn sie sieht, wie hier die kostbarsten Stoffe, der schwerste Sammt, die schwerste Seide in endlos langer Schleppe schonungslos durch den Schmutz und den Staub der Straße geschleift werden. Dafür freilich pflegt sich die Römerin der Mittelclasse zu Hause in einem Aufzuge zu zeigen, den eine deutsche Frau, selbst aus dem Arbeiterstande, nimmermehr für präsentabel würde gelten lassen. Ist schon die Wohnung mit ihrer ganzen Einrichtung, mit ihren klaffenden Thüren, mit ihren vor Schmutz blinden Fenstern, mit ihren alten, abgenutzten Möbeln, mit ihren staubigen Teppichen, mit ihren grauen Gardinen überaus kahl, öde und dunkel, so sind die Kleider, in welchen die Frauen und Mädchen hier am Hausaltare ihres priesterlichen Amtes zu warten pflegen, noch um so älter, um so zerrissener, um so schmutziger. Ein deutsches Auge muß sich erst daran gewöhnen, über solche Mängel, denen eine Römerin beim besten Willen keine Bedeutung zuzuerkennen vermag, zuletzt gleichfalls lächelnd hinwegzusehen, und ein Mann, der etwa Anlagen hätte, nervös zu werden, wenn er das Hauskleid einer Frau alle Tage mit denselben Löchern und denselben Flecken müßte erscheinen sehen, der wäre hier übel genug berathen. Auch denken wohl die meisten Römerinnen, wie meine Padrona: „Gold deckt die Schande zu,“ und hängen über den zerrissenen Fetzen, mit welchen sie ihre Blöße verhüllen, eine schwere goldene Kette, die denn in ihren Augen alles Andere wieder ausgleicht und gut macht.

Wie sollte aber auch eine römische Frau, ein römisches Mädchen dazu kommen, ihre Kleider zu flicken, die Gardinen zu waschen, die Teppiche zu reinigen und die Fenster zu putzen? Der große Geschichtschreiber Niebuhr, der, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, den staatlichen Umschwung und die politische Erhebung der letzten Jahre zu erleben, vielleicht ein weniger unbarmherziges und weniger vernichtendes Urtheil über die Italiener und namentlich über die Römer der Gegenwart ausgesprochen hätte, erzählt in einem seiner Briefe aus Rom allen Ernstes davon, wie „ganze Familien — nicht von den Domestiken zu reden — im Winter um die Kohlenbecken schlafen und manchmal erfrieren, aus bloßer Langeweile.“ Hier scheint freilich einige Uebertreibung mit unterzulaufen und als wahr bleibt nur das Andere zurück, was Niebuhr sonst noch über die ihn arg empörende „Faulheit“ des römischen Volkes sagt, so grob es auch klingen mag. Thatsache indessen ist, daß die Römerin zu Hause wenig oder gar nichts arbeitet; vom wohlthätigen Einflusse der frischen Luft auf ihre Gesundheit seit überzeugt, bringt sie vielmehr die größte Zeit im unbeschränkten Genusse derselben am Fenster zu, und ist von den kleinen Begebenheiten des Tages, die zu ihrem Schauplatze die öffentliche Straße zu haben pflegen, so ernsthaft in Anspruch genommen, daß bald alles Dasjenige, was die beschränkte deutsche Frau ängstlich als ihren Pflichtkreis anzusehen liebt, weit hinter ihr liegt, in wesenlosem Scheine.

Wozu auch die Fenster putzen, wenn man am Ende nur Schaden davon hat? Eine deutsche Familie bezog eine im Erdgeschoß gelegene Wohnung, deren Fenster auf einen Garten gingen. Die Katze des Hauses hatte sich bald mit den Forelieri befreundet und gewöhnte sich, ihren Besuch durch die offenstehenden Fenster zu jeder Zeit des Tages abzustatten. Da trat kühleres Regenwetter ein und man sah sich genöthigt, die Fenster zu schließen. Von diesem Augenblicke herrschte im Zimmer ägyptische Finsterniß, denn die Scheiben, wie sich jetzt erst herausstellte, waren von oben bis unten mit einem Schmutze bedeckt, der sich nur im Laufe langer Jahre hier konnte abgelagert haben und der geradezu antik genannt werden durfte. Beschwerden bei der Padrona blieben fruchtlos. Endlich entschloß

Digitized by Google

man sich, mit eigener Hand die Fenster von ihrem Ueberflusse zu befreien. Die Freude der Deutschen, als sie zum ersten Male wieder durch blanke Scheiben sahen, vermag nur derjenige zu begreifen, der selbst Monate lang hinter schmutzigen Fenstern gewohnt hat. Aber dieser Freude war ein jähes Ende beschieden. Denn in demselben Moment schon klirrten die Fenster, die lichten Splitter fielen zu Boden, durch das Loch kam die Katze gesprungen und lief kläglich miauend und den Schweif hoch gehoben auf die erschrockene Hausfrau, ihre vornehmliche Beschützerin, zu. Die Katze, natürlich eine römische Katze, die bis dahin nur schmutzige Scheiben gekannt, hatte die ersten blanken für Luft gehalten und war durch dieselben in das Zimmer gesprungen. Warum also die Fenster putzen, wenn man am Ende doch nur Schaden davon hat?

Hat man indessen der Padrona gegenüber auf übertriebene Anforderungen hinsichtlich der Reinlichkeit verzichtet, so kann man nirgends in der Welt eine bessere Hausfrau finden, als die Römerin. Gerade dem Fremden gegenüber ist sie voll unermüdeter Aufmerksamkeit, voll rastloser Fürsorge für seine Wünsche, für sein Wohlbefinden, sein Behagen, und ich habe im ausgebreiteten Kreise meiner römischen Freunde und Bekannten, die doch alle ihre Erfahrungen für sich zu machen hatten, von der römischen Padrona nie anders als mit dem größten Lobe sprechen hören. Dabei ist die große Höflichkeit, welche die Römerin stets und immer im Verkehre zeigt, nicht etwa eine unbewußte oder zufällige, sondern sie ist im Gegentheil auf ein sehr ausgeprägtes Nationalbewußtsein, auf einen sehr starken nationalen Stolz basirt, der ihr eben die Höflichkeit gegen den Fremden als doppelte Verpflichtung erscheinen läßt.

Sieht oder vielmehr hört es sich schon fast wie eine Ironie an, wenn dem Römer alltäglich durch einen Kanonenschuß von der Engelsburg die Zeit des Mittags angekündigt wird, ihm, dem die Zeit am allerwenigsten einen Schuß Pulver werth zu sein scheint, so ist der Contrast noch auffallender, der in Rom, der wasserreichsten Stadt der Welt, wo in allen Straßen, auf allen Plätzen die klarsten Brunnen tosen und schäumen, die schönsten Fontainen melodisch rauschen, zwischen der dargebotenen Menge des Wassers und dessen Gebrauche besteht. Das niedere Volk benutzt das krystallhelle Wasser am Ende wahrhaftig nur da, wo es dem Deutschen am gründlichsten verhaßt ist, beim Waschen des Beines, geht ihm sonst aber, wie man sich bei jedem Schritte und Tritte, mehr als schön ist, überzeugen kann, mit ausdauernder Scheu und Aengstlichkeit aus dem Wege.

Was vom Städter gilt, gilt natürlich noch mehr vom Landvolke, und ich habe in dieser Beziehung eine hübsche Geschichte gehört. Ich verkehrte in Rom viel mit den beiden Brüdern Karl und Robert Cauer, von denen der Letztere eben eine prächtige, lebensfrische erfundene Quellnymphe in Marmor ausarbeiten ließ und einen allerliebsten Mignonkopf in Thon modellirte, während Karl Cauer seine „Hexe“ vollendete, ein dämonisch-schönes Weib in Lebensgröße, geistvoll erdacht und mit vollkommener Meisterschaft ausgeführt. Derselbe arbeitete damals auch an einer trefflichen Porträtbüste des gleichfalls in Rom weilenden und auch mir eng befreundeten Levin Schücking; das führte uns denn oft im Atelier zusammen, und bei dieser Gelegenheit gab Cauer einmal folgendes heitere Geschichtchen zum Besten:

Es war im Albanergebirge. Auf steilem Bergpfad kam ihm am frühen Morgen ein bildhübscher Junge entgegen, die schlanke Gestalt in ein braunes verschossenes Bammus und in eine alte blaue Kniehose gehüllt und in den schmutzigen Sandalen elastisch den festigen Weg herabsteigend. In der Rechten schwang er einen langen Stab, auf den er sich manchmal stützte; die schwarzen Locken, die ein frisches, bräunliches, volles Gesicht mit rothen Lippen und hellem, offenem Auge umrahmten, bedeckte nur halb ein alter durchlöcherter Filzhut, um den ein rothes Band gewunden war. Das Hemd stand der Morgenluft weit offen und zeigte eine wohlgebildete Brust und den schönen Ansatz des Halses.

Die jugendlich kräftige Gestalt mußte das Auge des Künstlers entzücken. War aber das Hemd des Jungen schon entschieden von poetischhafter Farbe, so gewahrte Cauer bald auch an den Händen und an der Brust desselben einen so eigenthümlichen und so poetisch aufgetragenen Ton der Farbe, daß er dem Schmutzfinken überrascht auf italienisch zurufen mußte: „Heda, mein Junge, Du hast Dich wohl noch nie gewaschen?“ Der Gefragte zeigte nicht die geringste Verwunderung oder Beschämung. Er sah dem Fremden mit seinen großen Augen voll in's Gesicht und sagte dann im Vorübergehen, indem er noch mit der Linken wie bekräftigend eine pathetische Bewegung zur Seite machte: „Giammai, Signore, giammai — niemals, mein Herr, niemals . . .“

Das eigentliche Element der römischen Frau ist die Straße. Der Corso; hier zeigt sie sich am liebsten, hier bewundert sie und läßt sich bewundern, ihre reiche Toilette, ihren schworen Goldschmuck, ihre eigene Schönheit. Sie zieht dabei einem ermüdenden Spaziergang unter allen Umständen den bequemeren Wagen vor und begnügt sich, wenn sie keine Carosse oder wenigstens Einspänner zur Verfügung hat, auch mit einer schmutzigen Droschke, in der sie mit dem Aplomb einer Prinzessin Platz zu nehmen weiß und so stolz gelagert dahin fährt, als hätte sie einen Vierergespann unter allen Umständen zwei Lakaien hinten auf. Die Leidenschaft der Römerin für das Fahren ist so groß, daß vordem häufig genug in dem Ehecontracte dem künftigen Ehegemahl ausdrücklich die Bedingung auferlegt wurde, seiner Gattin einen Zweispänner oder doch Einspänner zur Verfügung zu stellen. Mochte oder konnte sich der Sposo zu dieser Leistung nicht verstehen, so riß das zarte Band der Neigung oft ebenso schnell, wie es geschlossen worden war, und die liebende Jungfrau sah sich anderswo nach Pferd und Wagen um.

Wenn es sich die Römerin indessen ebenso viel Zeit, wie Sorgfalt und Geld kosten läßt, ihren Leib mit den auserlesensten Stoffen und mit den kostbaren Erzeugnissen der hier seit Castellani wahrhaft virtuos betriebenen Goldschmiedekunst zu schmücken, so bin ich am wenigsten geneigt, ihr das Recht dazu zu bestreiten. Denn die Römerin ist schön, und welcher Thor hätte je ein schönes Weib getadelt wegen ihrer Neigung, sich immer neu und immer reicher zu schmücken, wenn sie mit Geschmack zu wählen verstand und er den Schmuck nicht zu bezahlen brauchte?

Man hat Rom die Metropole der Schönheit genannt, und es wird in der That keine Stadt geben, an deren Bevölkerung das holde Geschenk der Schönheit von den Göttern in reicherem Maße vertheilt worden wäre, als an die Männer und Frauen Roms. Um es gleich zu sagen: die Ersteren sind dabei viel schlechter weggekommen, als die Letzteren, und wenn es auch unter den Männern viele wahrhaft schöne Gestalten giebt mit charakteristischen, stolz zurückgeworfenen Köpfen, so ist die Zahl der schönen Frauen, wenigstens so lange die Jugend ihnen leuchtet und sie vor dem leider jede Römerin allzuleicht bedrohenden Verhängniß formloser Neppigkeit bewahrt, doch bei Weitem in der erfreulichsten Mehrzahl und zwar nicht etwa in einzelnen, bevorzugten Ständen, sondern gerade in Rom nimmt an der Schönheit das ganze Volk Theil und die niedrigste Arbeiterin vermag, wenn ihr die Götter freundlich gewesen sind, lebendig in ihrer Erscheinung, mit der hochgeborensten Principessa um die Palme der Schönheit zu ringen.

Wer sich in den späteren Nachmittagsstunden auf den Terrassen des Monte Pincio umhertreibt oder in einem der Kaffeehäuser am Corso Platz nimmt, vom Fenster aus die endlose Reihe der vorbeidonnernden Wagen und das Gewühl der sich langsam vorbeischiebenden Spaziergänger zu betrachten, erstaunt über die Fülle, die Menge der schönen Frauengestalten, die an ihm vorüberziehen. Namentlich der Kopf zeigt einen durchaus edelu und vornehmen Schnitt in Stirn, Nase, Mund und Kinn, ein reines und strenges Profil, wie wir es schon an den antiken Gemmen kennen; die Büste ist von tadelloser Schönheit und die ganze Haltung ohne Absicht an die Statuen der Antike erinnernd. Der südliche Himmel mit seiner feuchten Wärme und seinem strahlenden Lichte ist es, der die Schönheit der Römerin so zur vollen Blüthe sich entfalten und heranreifen läßt, aber es liegt auch seiner große Zug in ihr, den wir an der Geschichte Roms, an seiner Natur, an seiner Kunst rühmen, und er vor Allem drückt ihr den junonischen Stempel des Siegreichen und Imponirenden auf.

Nicht ein- oder zweimal, nein, oft genug begegnete es uns beim Hinschlendern durch die Straßen, daß wir uns plötzlich anstießen mit dem halblauten Zurufe: „Sieh, wie schön!“ Da schritt nur ein Dienstmädchen über die Straße hin, mit dem Kruge oder der strohumflochtenen Flasche in der Hand; aber wie

Digitized by Google

selbstbewußt, wie aufrecht war der Gang! Und wie sicher ruhte auf den schönen Schultern der edle Kopf mit seinen vornehmen Linien, mit den dunkeln, brennenden Augen und dem reichquellenden, gagatschwarzen Haar!

Man lernt sehr rasch insbesondere zwei Arten von weiblicher Schönheit unterscheiden: die volle kraftstrotzende Brünette mit dunklem Teint, der auf den Wangen von einem ganz leichten, rosigen Schimmer durchhaucht ist, das große, kecke braune Auge voll Lebenslust blitzend und die rothen, schwellenden Lippen leicht aufgeworfen — und jene idealen Gestalten mit den feinen, marmorbleichen Gesichtern, die mehr zu schweben als zu wandeln scheinen, die weiße schmale Stirn von den vollen schwarzen Flechten umschattet, das schwarze träumerische Auge immer groß in die Ferne gerichtet, als gehe die ganze Welt umher sie nicht das Mindeste an, ein „Bild holden Sinnes, gleich stillem Glanz des Meeres."

Wer ein Auge für Menschenschönheit hat und sich an ihr zu freuen versteht, der wird hier des glücklichen Staunens nicht satt, ob er nun im Albanergebirge die Mädchen armverschlungen und singend durch die Gassen ihres Dorfes ziehen sieht, nicht wissend, welche er für die Schönste nehmen soll, oder ob er in einer der Gärten vor den Thoren Roms namentlich an Sonn- und Festtagen in der Osterie Mangani oder Meta sumo die Römer und Römerinnen beim vino bianco beachtet. Das ist ein frisches, frohes, lebenslustiges Treiben; ein Wogen um den andern jagt in den Hof der Osterien; alle Tische, alle Bänke sind von Fröhlichen besetzt — eine Flasche um die andere wird geleert; immer besser mundet der herrliche römische Landwein, der so leicht und lieblich die Kehle herabrinnt. Die Wangen der Frauen erglühen; ihre dunkeln Augen leuchten, und ihre Ohrgehänge und ihre Ketten und Ringe blitzen im Strahle der warmen, funkelnden Sonne. Auch der blaue Himmel ist von ihm märchenhaft schön durchleuchtet; die dunklen Steineichen und ernsten Cypressen stehen im ewigen Grüne; die Pinie wiegt ihr breit gewipfeltes Dach, und da drüben liegt die unendliche schwermuthvolle Campagna, dehnen sich die schönen Linien des blauen, duftumflossenen Sabiner- und Albanergebirges, wo schon Horaz seine schönsten Lieder gedichtet, wo Hadrian seinem vergötterten Lieblinge in den strahlenden Sälen seines Sommerpalastes und in den dunklen Lorbeergängen seiner Gärten leuchtende Marmorbilder errichtete, wohin Cicero sich aus der Sonnengluth der geräuschvollen Weltstadt flüchtete, dort auch schimmert aus dem violetten Duft der Berge Frascati, die freundliche, lichte Villenstadt — wie soll, wie kann man von dieser das ganze Dasein umstrahlenden Schönheit, dieser vollen Poesie des Lebens, die man nirgends wiederfinden wird, scheiden? Ach, wer hätte nöthig, erst aus dem klaren Quell der Fontana Trevi sich jene Sehnsucht nach Rom zu trinken, die nie mehr zu löschen, die unendlich sein soll und mit unsichtbarer, unwiderstehlicher Macht immer wieder zurücksieht nach dem Zauberkreis der alten, herrlichen unvergleichlichen Stadt? —

Was die römischen Frauen und Mädchen außer ihrer Schönheit noch in besonderem Grade auszeichnet, ist der Anstand, den sie auf der Straße zeigen. Wie weit der gerade in Rom allmächtige Zwang der Sitte und des Herkommens dabei betheiligt ist, wage ich hier nicht zu entscheiden. Ebenso wenig, wie weit jene pikanten Geschichtchen begründet sein mögen, welche man sich, während der Ruf der Mädchen durchaus makellos ist, von der Leichtigkeit erzählt, mit welcher eine römische Frau galante Bezeigungen zu knüpfen und zu lösen versteht. Ich für meine Person habe die gute oder schlechte Gewohnheit, von solchen Geschichtchen nicht einmal die gemeinhin übliche Hälfte zu glauben, und speciell die römischen Frauen haben einen guten Beschützer ihres Rufes schon vor langer, langer Zeit an ihrem Landsmanne Properz gefunden, der das bekannte schöne Wort aussprach, die üble Nachrede sei eine Art Buße, welche die Götter über schöne Frauen für ihre Schönheit verhängt haben. Aber wie dem sei, immer legen Frauen und Mädchen in Rom auf der Straße eine gewisse Würde, einen gewissen Ernst an den Tag, und durch leichte Coquetterien Aufmerksamkeit oder gar Gefallen zu erregen, verschmähen sie durchaus.

Wie tief gewurzelt im römischen Volke das Gefühl für Schicklichkeit ist, davon vermag man sich leicht genug beim Carneval zu überzeugen. Wer in Rom die großen Volksbälle in den Theatern oder in den Räumen des Politeama besucht, wird sich sehr enttäuscht finden, wenn er dort vielleicht das südlich leidenschaftliche Temperament in wilder oder orgienhafter Ausgelassenheit beobachten zu können hofft. Die Sitte ist auch hier allmächtig, sie bannt die Leidenschaften nieder, und ich habe nie eine nach Tausenden zählende Masse mitten in der übermüthigsten Lustigkeit mit mehr Anstand und mit mehr Schicklichkeit sich gebahren und bewegen sehen, als im Politeama in Trastevere.

Der ungeheure, tagsüber erleuchtete Raum vermochte kaum die sich drängende, stoßende, treibende, immer neu zuströmende Menge zu fassen. Die Meisten trugen Masken, Dominos, Alle aber waren vom Taumel des Carnevals ergriffen und erfüllten die heiße, schwüle Luft mit einem Geschrei, Gelächter, Gejauchze, das geradezu betäubend war. Für die Tanzenden war nur schwer Raum zu gewinnen. Um die Lotteriebuden, welche rings an den Wänden des großen Saales angebracht waren, drängten sich spiellustig die erregten Haufen, den glücklichen Gewinner wegen der seltsamen Gabe, die ihm vielleicht zugefallen war, laut belachend und mit Stichelreden durch den ganzen Saal verfolgend; Masstenzüge, mit vollstem Applaus empfangen, vermehrten das Gewoge bis in's Unendliche; Matrosen lärmten; Hanswurste schrieen; Frauen zeterten; Domino's lachten — nirgends aber, selbst nicht im Momente der höchsten Ausgelassenheit, sah ich die Schranken der Zucht und der Schicklichkeit auch nur um eine Linie überschritten und das setzt den Fremden in um so größeres Erstaunen, als er doch in Deutschland bei einem ähnlichen Anlaß oft genug ganz andere Dinge mit angesehen und erlebt hat.

Unterstützt wird dieses angeborene Schicklichkeitsgefühl beim Römer allerdings noch durch seine Mäßigkeit im Trinken. Während in Deutschland durch unendliche, die ganze Nacht fortdauernde Libationen von Wein und Bier die Geister erhitzt, die Begierden entfesselt werden, läßt der Italiener auch bei solchen Gelegenheiten nicht von der ihm eigenthümlichen Mäßigkeit — er verschmäht das erhitzende und erregende Getränk fast ganz, ist glücklich, mit Anderen fröhlich zu sein, und gönnt es gern den Fremden, heimathlicher Gewohnheit zu Liebe, Büffet und Keller zu stürmen und beim schweren Römerweine bis zum Morgen um so lieber festzuklleben, als ihm, dem echten „Reise-Onkel", der aus Paris und London, Berlin und Wien von ganz unterhaltenderen Augenweiden zu erzählen weiß, die Costüme und die Leute hier überhaupt viel zu anständig und viel, viel zu langweilig sind.

Aus der hunderthürmigen Stadt.

Bühnen-Erinnerungen von **Caroline Bauer.**

I.

Auf großen und auf kleinen Brucken
Stehn vielgestaltete Nepomucken
Von Erz, von Holz, gemalt, von Stein,
Kolossisch hoch und puppisch klein.
Jeder hat seine Andacht davor,
Weil Nepomuk auf der Brucken das Leben verlor.

Goethe.

In dem wunderschönen Elbthale blühte und rauschte und sang der Frühling — vor jetzt gerade vierzig Jahren. In den sacht verglühenden Rosenschimmer der reichen Pfirsich- und Aprikosengärten auf den Elbhügeln mischte sich schon duftiger Schnee von Kirschen- und Birnenblüthen. Ich war seit einem Jahre erste Liebhaberin der Dresdener Hofbühne, zählte offen und ehrlich, ohne Erröthen und Grämen just meinen achtundzwanzigsten Lenz, saß neben der Mutter in leichter offener Extrapostkalesche und rollte fröhlich und wohlgemuth meinem ersten Gastspiele in Prag entgegen. Endlich sollte ich die hunderthürmige Stadt selber sehen, von deren märchenhaften Wundern ich schon als Kind, versenkt in mein geliebtes blaues

Digitized by Google

Sagenbuch, berauschend geträumt, die mich auf meinen Künstlerfahrten durch Deutschland und Oesterreich schon so oft freundlich gelockt und deren ruhmvolle Bretter ich doch noch nie hatte betreten können. Ich hatte mit dem Director Stöger ein Gastspiel für fünfzehn Abende abgeschlossen — im Mai 1835.

Ade! Auf Wiedersehen, trunke goldglitzernde Elbe! Mit schnellrollenden Riesenwogen rauscht uns die stolze Moldau entgegen. Vom steilen Uferberge ragt altersgraues mächtiges Gemäuer auf, erglühend in abendrosiger Majestonne — das ist der Hradschin, Böhmens vielhundertjährige Königsburg mit ihren glänzenden wehmüthigen Erinnerungen. Von hundert Thürmen läutet es feierlich-lieblich Ave Maria. Wir sind in dem alten schönen Prag.

Im stattlichen „Schwarzen Rössel“ waren behagliche Zimmer für uns bestellt. Mein erster Blick war natürlich nach dem Theaterzettel. „Romeo und Julia. Oper von Bellini. Romeo — Dlle. Sabine Heinefetter, erste Sängerin der italienischen Oper zu Paris.“ Das war zu lockend. Ich hatte Sabine Heinefetter schon 1827 in Berlin kennen gelernt, bewundert und liebgewonnen, als sie — „kurfürstlich hessische Hofopernsängerin aus Cassel“ — auf der Berliner Hofbühne Triumphe feierte, obgleich damals auch Henriette Sontag in Berlin sang. Schnell war ein wenig Toilette gemacht, und wir konnten in der Directionstage noch den zweiten Act der liebenswürdigen Oper genießen. Romeo Liebe flöten hören, kämpfen und sterben sehen und nebenbei auch den Schauplatz meiner bevorstehenden Bataillen recognoscirten. Niederlage oder Sieg — dazwischen giebt es für eine erste Liebhaberin auf Gastreisen nichts.

Ein wunderschöner Romeo! Eine schlanke, stolze und doch weiche Jünglingsgestalt mit edlen ausdrucksvollen Zügen, liebeglühenden beredten Augen, Feuer und Wahrheit in plastischen Spiele und hochdramatischen Gesange, reinstes Metall in der Stimme — so sah ich Sabine Heinefetter noch sieben Jahren noch schöner, noch vollendeter im Gesange vor mir auf den Brettern, umrauscht von dem Jubel der musikenthusiastischen Prager.

Ich freute mich, daß auch Heinefetters im „Schwarzen Rössel“ wohnten, der altrenommirten Künstlerherberge Prags. Am andern Tage machte ich der liebenswürdigen Collegin mit der Mutter einen Besuch, und wir knüpften an der Moldau, die einst an der Spree so freundlich gesponnenen Freundschaftsfäden fleißig und fröhlich wieder an. Bei Sabine fanden wir ihre Mutter, eine gute alte Frau, einfach und bürgerlich behäbig und sehr redselig in ihrem geliebten Mainzer Dialect. Ihr rundes rosiges Gesicht strahlte stets wieder von der Glücks- und Ruhmessonne ihrer Töchter. Die zweite, Clara, gastirte in Wien als Julia, Weiße Dame, Alice in Robert dem Teufel ꝛc. mit bestem Erfolge, und die jüngste, Kathinka, sah ich jetzt zum ersten Male in Prag. Sabine war dreißig, Kathinka erst fünfzehn Jahre alt. Glich Sabine einer Juno Ludovisi, so erinnerte Kathinka an eine Hebe von Canova. Ein reizendes Kind! Blühend wie die Frühlingsgöttin, leicht und anmuthbeflügelt wie Psyche, heiter wie ein Sonnenstrahl und glücklich wie ein Sonnenkind umgaukelte sie uns und trällerte mit ihrer lieblichen Silberstimme neckische Lieder; „wie ein närrischer Zaunkönig“ lachte sie selbst. Dabei flatterten die lichtbraunen, goldig schimmernden Locken um das glühende Gesichtchen, und die hellen Aehangen glitzerten, wie wenn die Morgensonne über's Waldbächlein hüpft, das über blanke Kiesel plätschert. Das knospende Rosenmündchen blühte auf; lachende Perlenzähne schimmerten hervor, und in Kinn und Wangen lachten reizende Grübchen, in denen lunbert neckische Scherze und Liebesgötter saßen. Die Mutter lachte stolz und glücklich mit ihrem Goldtöchterlein, daß ihre runden Wangen zu Pfonien erglühten, und sah uns beglückt an, als wollte sie sagen: Ist meine Kathinka nicht ein Bißmadel? Kann es der wohl jemals fehlen?

Sabine aber zog mich an sich und flüsterte mir mit einem Seufzer zu: „Ach, wie wird es diesem armen holden Schmetterlinge noch ergehen, wenn er erst allein, ungeleitet und ungezügelt seinen Weg durch's Leben suchen soll! Noch ahnt er nicht die Stürme, die ihn hierhin und dorthin verschlagen, nicht die Dornen an Rosenbecken, an denen so manch schimmernd Flügelfindlein hängen bleibt, nicht die feinen Netze, die ihm umstrickt kennen. Kathinka ist ein glückverwöhntes, fast zu leichtherziges und leichtblütiges Kind; mir bangt vor der Stunde, wo ich es von mir lassen muß. Und doch sehe ich diese Stunde schon kommen. Kathinka hat den entschiedensten Beruf zur Coloraturſängerin und eine glühende Sehnsucht zur Bühne — richtiger wohl: zu den Triumphen auf derselben. Bis jetzt habe ich sie allein ausgebildet. Im Herbste soll sie nach Paris gehen, um bei Cordoni ihre musikalische und theatralische Bildung zu vollenden. Die Gräfin Merlin und Maria Malibran wollen sie beschützen und in die musikalische Welt von Paris einführen, wie einst mich. Gott gebe, daß Alles gut gehe! Mir ist der Weg zur Bühne und über die Bühne nicht von allen Seiten so freundlich geebnet und mit Rosen bestreut, wie meiner jungen Schwester. Ich habe mir den Platz, den ich heute in der Oper einnehme, schwer erkämpfen müssen. Aber in diesem Kampfe erwirbt man sich auch nur, was der Kathinka so ganz fehlt: Lebenserust, Sicherheit, Charakter. . . . Kind, was manövrirst Du da schon wieder am Fenster, hüpfend und bienend wie ein Eichhörnchen in der Drahtrolle? Gewiß machen die Studenten und Lieutenants wieder Fensterpromenade.“

„Natürlich, meine sehr ernsthafte Schwester. Denn dazu sind sie ja doch nur da auf den sonnigen Pflastersteinen dieser schönen Welt. Ach, es geht nichts über die Wonne und die Ehre, sich vom blauknöpfirten Militär und buntbebänderten und betroddelten Bruder Studio so massenhaft angebetet zu sehen.“ Und dabei spreizte sich das zierliche Persönchen mit so neckischer Coquetterie und so komischer Gravität, die anbetenden alten und jungen Officiere und die flotten Studenten auf der Fensterpromenade vor unserem Sopha parodirend, daß wir bald fröhlich in das kindische Gelächter des „närrischen Zaunkönigs“ einstimmen mußten. Aber bei der guten Sabine mischte sich doch wieder ein kleiner Seufzer und ein bedenkliches Kopfschütteln der Sorge hinein. Sie war eine offene, ehrliche Natur, treu und wahr, gesund und praktisch. Sie verschmähte selbst die unschuldigste Coquetterie, nicht selten sogar zum Nachtheile ihrer Bühnenerfolge. Und das mit klarem Bewußtsein.

„Ich kann nicht Zärtlichkeit heucheln,“ sagte sie mir einst. „Für mich giebt es nur eine Liebe: ‚himmelhoch jauchzend‘, oder: ‚zum Tode betrübt‘. Darum bange ich auch so sehr um Kathinka's flatterhaftes Schmetterlingsherz.“

Ja, Sabine Heinefetter hatte den Weg durch's Leben, auf die Bühne und auf die jetzige Höhe ihres Künstlerruhmes nicht so freundlich geebnet und ehrenbeglänzt vorgefunden, wie Kathinka durch die aufopfernde Liebe ihrer Schwester. Sie erzählte mir einst mit Wehmuth von ihrer freudeolosen Kindheit und von den Demüthigungen, Nothleiden und Gefahren, durch die ihre blühendsten Mädchenjahre gegangen. In Armuth geboren, in Armuth und Unwissenheit aufgewachsen, mußte sie als zartes Mädchen durch die Straßen und Kneipen von Mainz wandern und zu ihrer armseligen Harfe Lieder singen, wie der rohe Haufe sie begehrte und bezahlte. Hunger thut weh — noch weher aber, Mutter und Geschwister und die alte Großmutter zu Hause hungern zu sehen. Da hörte einst ein edler Kunstfreund das schöne siebjahre Mädchen zu ihrer klirrenden Harfe ein Volkslied singen, einfach, rührend und mit glockenreiner voller Stimme. Er zeigte ihr die Scala und immer schmeichelnde Passagen und kunstvollere Figuren vor — und die arme Harfenistin sang sie nach dem Gehöre mit bewundernswürdiger Reinheit und Präcision nach. Jetzt erhielt Sabine ihren ersten Musikunterricht und Gelegenheit, in Schul- und geselliger Bildung viel Versäumtes nachzuholen. Schon 1824 konnte sie mit neunzehn Jahren zu Frankfurt am Main zum ersten Male die Bühne betreten. Sie sang in Weber's „Euryanthe“ das Mailied. Ihre herrliche Stimme und Schönheit erregten Aufsehen, so daß Ludwig Spohr, seit einigen Jahren kurhessischer Hofcapellmeister, Sabine für die Oper in Kassel engagirte und sich ihrer weitern musikalischen Ausbildung liebevoll annahm. Er studirte ihr seine Opern „Berggeist“, „Jessonda“ und „Pietro“ ein. Sabine machte bei ihren glänzenden Mitteln, ihrem Fleiße und edeln Ehrgeize überraschende Fortschritte. Das brillante Gastspiel an der Hofoper in Berlin 1827 machte den Namen Sabine Heinefetter schnell zu einem berühmten. Berauscht von diesem Erfolge und dürstend nach der höchsten musikalischen Ausbildung, suchte Sabine ihren Contract in Kassel zu lösen. Der Kurfürst Wilhelm der Zweite verweigerte ihr die Entlassung . . . und da war die

Digitized by Google

Sängerin eines Tages aus Kassel verschwunden. In Paris tauchte sie wieder auf. Nachdem sie bei Cordoni fleißig italienischen Gesang studirt hatte, nahm sie ein Engagement als erste Sängerin bei der italienischen Oper in Paris an. Die Franzosen waren entzückt von der schönen deutschen Sängerin mit dem schier unaussprechlichen Namen „Aenevettere". Im Salon der kunstgebildeten Gräfin Merlin lernte sie Maria Malibran und alle Kunstgrößen von Paris kennen. Nach zwei Jahren kehrte sie nach Deutschland zurück und gastirte in Berlin und Wien und an allen größeren Bühnen. Eine Kunstreise führte sie nach Italien. Sie trat an der berühmten Scala in Mailand auf. So traf ich die liebenswürdige Künstlerin auf einer neuen Gastreise in Prag wieder. Sie wollte kein festes Engagement wieder annehmen. Mama Heinefetter aber erzählte uns mit überströmenden Augen, wie gut Sabine gegen ihre Familie sei. Schon von ihrer ersten kleinen Gage an habe sie aufopfernd für Mutter und Geschwister gesorgt, ihre Schwester Clara zur Sängerin ausbilden lassen und bei ihren eigenen Gastspielen in der Kunstwelt schnell bekannt gemacht. Und bald solle die junge Kathinka mit einer Ehrendame auf Sabinens Kosten die hohe und theure Schule in Paris durchmachen.

Sabine Heinefetter hatte ihr Gastspiel in Prag fast vollendet, als ich anlangte. Ich sah sie nach dem Romeo nur noch als herrlichen Tancred. Wir verlebten sehr frohmüthige Tage mit einander in der so interessanten alten Königsstadt an der Moldau und benutzten jede freie Stunde, ihre reichen historischen Reliquien und Kunstschätze mit einander zu beschauen. Kathinka schwirrte als enfant terrible nebenher und zeigte stets mehr Sinn dafür, sich vom fröhlichen Leben bewundert zu sehen, als hundertjährigen verwitterten Todtenstaub zu bewundern.

Mir wird der sonnige Maientag unvergeßlich sein, als wir die engen unsaubern Gassen der tausendjährigen Prager Judenstadt durchschritten, uns durchdrängend durch wahre Barrieaden von alten mottenunschwirrten Kleidern und zerrissenen Stiefeln, längst verstummten Uhren, verrosteten Eisenkram, erblindeten Spiegeln, arm- und kopflosen Porcellanpüppchen, gekitteten Theetöpfen, verschimmelten Oelbildern längst vervehter namenloser Schönheiten und wahrhaft nervenaufregend von allen Seiten umzetert und gezerrt von schmutzigen Schacherhänden und den hundertröpfigen unnachahmlichen Nasallauten: „Handeln! Handeln! Kupte, kupte lacznve! Kauft, kauft wohlfeil!"

Und dann betraten wir durch ein enges Pförtchen den „guten Ort", „das Haus des Lebens", ein nunmaertes grünes Fleckchen Erde, in der seit Olim's Zeiten die Juden von Prag ihre Todten begraben haben. Der Staub von Tausenden, Tausenden ruht hier, längst wieder vereint mit der mütterlichen Erde. Kein Grab ist aufgegraben, durchwühlt, kein Gebein verworfen. Unter neu aufgeschütteter Erde versanken die alten Gräber. Von vielen Leichensteinen ragen nur die Spitzen noch hervor. Kreuz und quer, hoch und niedrig, halbumgesunken stehen viel hundert altersgraue Steine mit verwitterten hebräischen Inschriften da, von grünem Moose überzogen. Gleich rechts, am Eingange vom „Hause des Lebens", ragt viel höher als alle übrigen ein Riesengrab auf. Kein Stein, kein Name dabei. Es ist das Grab von viel tausend neugeborenen Kindlein und — von Millionen heißen Mutterthränen. Und das Gras von Jahrhunderten ist über allen Menschenstaub und alle Menschenschmerzen gewachsen, und ein Wald von wilden Hollunderbäumen beschattet die Gräber. Im Grase blühten leuchtende und duftende Frühlingsblumen, und in dem reichbelaubten blüthenknospenden Hollunder singen sich Sonnenstrahlen und fangen Amseln. Es war wunderschön und gar friedlich auf dem alten Judenkirchhofe zu Prag.

Der alte weißbärtige Synagogendiener, der uns umherführte, erzählte mit seiner weichen melancholischen Stimme von den Gräbern: „Hier unter diesem versunkenen Steine, auf dem zwei Hände abgebildet sind, deren Daumen sich berühren — das Grabzeichen für einen Rabbiner — liegt der vor drei hundert Jahren in Prag hochberühmte Rebb Löb, der so eingedrungen war in die Geheimnisse chaldäischer Folianten und der Kabbala, wie vor ihm kein Anderer. Als Chacham — Heiliger — durfte er in seinem Hause keine Gattin, keine Schwester, keine Dienerin haben. Da schuf er sich mit Zauberkunst aus Lehm einen Diener, den furchtbaren Golem. Dem legte er unter die Zunge einen Streifen Pergament, auf dem der Name Jehovah's stand, den sonst kein Jude schreiben darf, und der Golem erhob sich und lebte und that bei dem Rabbi alle Dienste. Nur am Sabbath durfte der Golem nicht arbeiten, also auch nicht leben. Darum nahm ihm Rebb Löb jede Freitag-Nacht, ehe der Sabbath begann, das Wort Jehovah aus dem Munde, und der Golem wurde sogleich wieder eine leblose Thonpuppe. Nur einmal vergaß der Rabbi, den Zauber von seiner Creatur zu nehmen. Er ging Freitag-Nacht in die Synagoge, in der Stunde, da der Sabbath nahte. Und wie er vor der ganzen Gemeinde das Gebet hielt, hörte er draußen ein furchtbares Getöse — das war der entfesselte Golem. Nicht mehr der gehorsame Knecht, sondern der zerstörende Dämon, der Alles vernichtete, was ihm in den Weg trat, der die Synagoge, die ganze Judenstadt, ganz Prag zerstören würde, wenn es nicht gelange, den Zauber zu brechen. Und in höchster Angst stürzte Rebb Löb in seinen Rabbigewändern aus der Synagoge, dem thränenden, zahnefletschenden Ungethüm entgegen, und er beschwor Golem mit den stärksten Zaubersprüchen der Kabbala — und wie der Dämon auch heulte und wüthete und sich wand, endlich gelang es dem Chacham doch, ihm das Pergament mit dem Namen Gottes unter der Zunge zu entwinden, und der Golem sank machtlos, leblos zu Boden, eine thönerne Puppe. Rebb Löb aber hat die Creatur seines Kabbala-Wissens, das die geheimnißvollsten Kräfte der Natur beherrschte, nie wieder in's Leben zurückgerufen."

Wunderbar war die Zauberkraft von Rebb Löb's Augen. Wen er mit diesem durchdringenden Flammenblick aufah, der mußte ihm die geheimsten Gedanken und Sünden enthüllen. Wunderbar war seine Gabe, aus eitel Dunst farbenreiche Gemälde, lebensvolle Menschenerscheinungen, auch von längst Verstorbenen hervorzuzaubern.

Der phantastische Kaiser Rudolph der Zweite, der sich lieber mit Alchemie und Astrologie, mit dem Suchen nach dem Stein der Weisen und anderen Zauberspielereien beschäftigte, als mit seiner Regierung, die in den seinen Händen der Jesuiten ruhte, hatte diesen einst das Wort gegeben: die armen Juden aus seinem Lande zu vertreiben und mit dem Prager Ghetto den Anfang zu machen. Alle Juden zitterten, nur Rebb Löb tritt in seiner feierlichen Rabbitracht dem Kaiser kühn in den Weg, da er mit schäumenden Rossen vom Hradschin in die Stadt hinab fährt. Mit ausgebreiteten Armen und wallenden Locken steht der Rabbi in seinen langen feierlichen Gewänden da, wie ein Prophet des alten Bundes, und auf sein weithin brüllendes „Halt!" stehen die feurigen Pferde zitternd da; wie Lämmer. Aber das Volk ruft: „Steinigt ihn, den verdammten Juden, der es wagt, unserem Kaiser den Weg zu verperren!" — und Koth und Steine umsausen den Rabbi, doch wie sie ihn berühren, sind es duftende Kirschen- und Aepfelblüthen. Und Rebb Löb spricht zum staunenden Kaiser: „Beim Gott meiner Väter! Ich sage Dir, Du wirst noch heute das Gebot zurücknehmen, das uns Juden aus Deinem Lande vertreiben soll, und mein Volk wird drinn wohnen, bis die Moldau den Hradschin hinauffließt." Und noch ehe die Sonne unterging, nahm Kaiser Rudolf den Befehl zurück, die Juden zu vertreiben. Dann trat er in das Haus Rebb Löb's, und der Wundermann zeigte ihm im engen dunklen Zimmer den gewaltigen Hradschin und die seinen Fuß umspülende Moldau, zuletzt die wunderschöne Königin Libussa auf silberglänzendem Roß, in den goldenen Locken die Eichenkrone . . .

Jahrhunderte sind über den Staub Rebb Löb's auf dem alten Prager Judenkirchhofe dahingerauscht, und die Welt ist eine andere geworden. Sie sagt mit spöttischem Lachen: Der gute Rebb Löb war schon vor dreihundert Jahren ein geschickter Taschenspieler und Mechaniker. Er besaß einen vorzüglichen Automaten, den Golem, und eine herrliche Laterna Magica. Aber unter den duftenden Hollunderbäumen und hunderträhnigen Leichensteinen im „Hause des Lebens" thut Einem solch spöttisches Wort gar weh.

Noch länger aber standen wir vor einem andern versunkenen Grabsteine. Darauf war kaum noch eine weibliche Figur zu erkennen, die in der Hand eine Rose trug, — das rührende Zeichen, daß hier der Staub einer Jungfrau ruht, die als Braut gestorben. Auf dem Grabsteine lagen viele kleine Steine. Unser

Digitized by Google

Führer legte auch ein Steinchen dazu und erzählte: „Hier ruht Lea, die schönste und herrlichste Jungfrau des Ghetto. Sie war die glückliche Braut des jungen Aron. Da kamen die Christen wieder einmal gestürmt und schrieen nach Judenblut — denn die Juden sollten ein Kind geschlachtet haben. Und die Christen warfen Feuer in den Ghetto und schwangen die Schwerter und wollten sich durch nichts beruhigen lassen, als durch warmes rothes Judenblut. Dachte Lea an ihr Volk? Dachte sie nur an die Gefahr, die ihrem Aron drohte? Sie trat muthig vor und gab lächelnd ihr Blut dahin. Zur Ehre ihres Gedächtnisses legt jeder Jude, der das Haus des Lebens betritt, ein Steinchen auf Lea's Grabstein."

Wir aber legten unsere Maiblumen auf das versunkene Grab der Jüdin nieder, die eine glückliche Braut war und dennoch die Kraft des Herzens besaß, diesem sonnigen Leben freiwillig zu entsagen — um der Liebe willen.

„Wo wird mein Grab dereinst gegraben werden? Wer wird mir ein Liebeszeichen auf's Grab legen? Glückliche Lea!" sagte Sabine leise, und ihr schönes Auge erglänzte in Thränen.

„Ach, die ganze Geschichte ist ja nicht wahr!" lachte Kathinka. „Wer wird auch so dumm sein, selbst um den allerschönsten Aron in den Tod zu gehen, wenn man jung und hübsch und geliebt ist! Solche Geschichten lasse ich mir höchstens nur im Trauerspiele oder in der tragischen Oper auf der Bühne gefallen. Aber im Leben — vive la joie! vive l'amour! et vive la bagatelle! wie Yorick's Tambour schreibt. Und ich dürfte noch Leben, noch Sonnenschein, noch fröhlichem Lachen und blanken Augen. Puh! Hier unter dem hundertjährigen Gräberunkraute und den verwitterten Steinen und alten dummen Judengeschichten ist's zum Sterben langweilig. Und Ihr macht dazu sentimentale Mondscheingesichter, als möchtet Ihr hier unter den garstigen Hollunderbüschen nächstens selber mir fremdlich Quartier bitten. Geschwind nach der grünen Moldauinsel zurück zu Concert und Feuerwerk. Ich hab's heute Mittag noch meinem anbetenden Obersten auf Ehre, dem blonden Lieutenant auf Schmurrbart und dem feschen Grafen Studio auf Cerevis versprochen, daß wir den holden Maiabend auf der Insel verherrlichen wollen."

Sollte dieses liebreizende Geschöpf wirklich kein Herz haben? Auf der Insel war die ganze glänzende und fröhliche Welt Prags versammelt. Die prächtige Regimentsmusik rauschte; funkelnde Leuchtkugeln, Schwärmer und Raketen zischten durch den duftigen Abend und spiegelten sich wieder in der wogenden Moldau; schöne Menschen wandelten lachend und plaudernd durch die blühenden Gebüsche. Kathinka Heinefelter in ihrem lustigen weißen Kleide mit meergrünem Aufputz war die verführerischste Sylphide und zugleich das übermüthigste Kind, dem das Vergnügen aus den Augen strahlte, sich von so viel glänzenden Cavalieren umschwärmt zu sehen. Jetzt nahm sie mit dem coquettisten Lächeln und Wohlbehagen die Huldigungen eines pompösen fürstlichen Obersten auf; im nächsten Augenblicke schien sie nur Ringe und Ohr und Lachen für den feden blonden Lieutenant zu haben, um fünf Minuten später dem „feschen" grafischen Studio das zündstoffreiche glückliche Herz vollends in Brand zu setzen.

Sabine machte der Schwester zu Hause ernstliche Vorwürfe über ihr unpassendes Benehmen. „Kind, wohin soll das führen? Dein unbefonnenes Herz wird Dich, uns Alle noch unglücklich machen."

„Ah, wenn nur erst der Rechte kommt, der es versteht, dieses kleine rebellische Herzchen einzufangen und zu fesseln!" sagte ich' eintenkend. „Wie vernünftig werden wir da und wie geduldig! Ich wünsche Kathinka recht bald einen geliebten Tyrannen."

„Ich — heirathen?" flammte der Jerwisch in possirlichem Schreck auf. „Ich eine gesetzte ehrbare Hausfrau, die Strümpfe stopft, Knöpfe annäht, Butterbrode schmiert, zwanzig, vierzig, fünfzig Jahre täglich dasselbe Lied? Ich stürbe vor Langerweile. Nein, ich gehe nach Paris und werde eine berühmte Sängerin und bleibe mein Lebenlang freie Künstlerin. Trala! trala! trala!" Und übermüthig trällerte sie mit der hellen frischen Vogelstimme die Melodie: „Heut' lieb' ich die Johanne und morgen die Sujanne . . ."

Und doch konnte man dem reizenden Wildfang nicht böse sein. Wie sonnig, wie übermüthig strahlte Kathinka am heiligen Nepomuksonntage, dem 16. Mai! Sie ruhte nicht, bis sie auch uns in das augen- und ohrenverwirrende Gedränge der Straßen und auf die berühmte Karls-Brücke geschleppt hatte. Meilenweit waren die Landleute in ihren originellen bunten Trachten herbeigeströmt, dem regenspendenden Schutzpatrone Böhmens, Johannes Nepomuk, fromme Ehre zu erweisen. In allen Gassen, auf allen Plätzen und in allen Kneipen schwirrte zu Fiedel, Cymbel, Harfe und Dudelsack das böhmische Nationallied, das mein alter College Genast verdeutscht hat:

O heil'ger Johann Nepomuk,
Der Du steht auf der Prager Bruck,
Der Du hast müssen
Dein Leben büßen
Im Moldau-Fluthen!

Und er stand da auf der „Bruck" in der ganzen Pracht seines höchsten Festtages, um das ehrwürdig verwitterte Steinhaupt goldene Strahlen, reich mit Rubinglas besetzt, von brennenden Lämpchen und duftenden Blumen umgeben. Zu seinen Füßen Hunderte von armen bethörten Gläubigen, die da eine steinerne Puppe anbeten, anfingen, anweinen.

Auch ein armer Jude fand in der Moldau unter der Nepomuk-Brücke den Tod. Er wurde 1606 vor dem Tribunal-Appellatorium angeklagt, das heilige Kreuz der Christen geschmäht zu haben, und verurtheilt: daß aus seinem confiscirten Vermögen auf der Brücke ein riesiges steinernes Crucifix errichtet werde. Da stürzte der Jude verzweifelnd sich von der Brücke in die Moldau hinab. Das Crucifix steht noch heute da.

Die liebreizende Kathinka aber that am 16. Mai 1835 dem heiligen Nepomuk auf der Prager Bruck ungeheuern Schaden. Sie durfte sich rühmen, von dem unendig Männlichen an jenem Tage noch glühender angebetet zu sein, als der steinerne Schutzheilige vom ganzen Böhmerlande.

Am andern Tage nahmen wir Abschied mit einem herzlichen: „Auf baldiges, frohes Wiedersehen in Dresden!" — Sabine fuhr einem neuen Gastspiel entgegen. Ich führte das meine in Prag zu Ende.

Blätter und Blüthen.

Ein Gedicht von Schiller's Schwester Christophine. Durch Herrn Landkammerrath Vogt in Weimar geht uns als ein werthvolles Andenken nachstehendes Gedicht zu. Schiller's älteste Tochter, Caroline, die Gattin des Bergrathe Junot, übersandte ihm, begleitet von einem Briefe aus Rudolstadt vom 8. Decbr. 1843 und der Bemerkung: „Zum freundlichen Andenken an unsern Ausflug nach Ettersburg ꝛc.", eine Abschrift von diesem Gedicht ihrer Tante Reinwald (siehe den Artikel „Schiller's Lieblingsschwester" von Ernst Ziel, Nr. 20 d. Jahrg.), das dieselbe an ihrem sechsundachtzigsten Geburtstage, am 4. September 1843, niedergeschrieben. Es lautet so:

Mein Gebet.

Hier auf der Höhe des Lebens,
Wo ich hinüber in jene Gegenden sehe
Voll ewigen Friedens und voll süßer Ruhe —
Hier bin ich, Gott meiner Tage,
Und bringe Dir — vielleicht zum letzten Male
Mit diesen sterblichen Lippen mein armes Opfer
Mit Gebet und Dank!
Du warst mir Gnade und Güte
Von Jugend auf, mein ganzes Leben,
Und ich kenne Dich nur durch Wohlthat und Zärtlichkeit.
Du gabst mir Leben und Kräfte
Und Güter so viel als meine Nothdurft war;
Und diese zahlreichen Jahre
Und dieses Herz voll Liebe zu Dir.
So nahe dem Ziel meiner Tage
Und jeder irdischen Wünsche satt,
Bet' ich den höchsten der Wünsche:
Den guten Tod, den der Erlöste stirbt!
Laß mich, o Herrscher des Todes,
Hinüberschimmern, im Herzen seligen Frieden
Und Hoffnungen auf ein unsterblich Glück! —
Sei meinen Brüdern, den Menschen,
Ein Gott, wie Du mir es warst,
Ein Gott voll Gnade und Güte,
Und laß' sie leben in der Liebe und heiligen Furcht
Vor Deinem Angesicht!

Kleiner Briefkasten.

A. M. in Sch. Nein, die bildlichen Darstellungen der Enthüllungsfeier des Hermann-Denkmals wird uns Knut Ewald liefern, der sich in unserem Auftrage schon acht Tage vor der Feier, behufs eingehender Studien, nach Detmold begeben wird.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 29. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — Zu Heften à 50 Pfennige.

Hund und Katz'.

Eine Geschichte aus dem bairischen Oberlande.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

„Mußt das nicht schief aufnehmen," unterbrach er sie, „mußt es halt so verstehen, wie's gemeint ist. Du kennst mich ja, wie ich bin, Mechel. Du weißt . . ."

„Ja wohl kenn' ich Dich," fiel sie rasch ein, „aber Du kennst mich nicht, sonst thätst Du wissen, daß ich den Namen Mechel nicht ausstehen kann. Mechtildis heiß' ich, und so will ich haben, daß Du mich nennst und nicht anders."

„Ja ja," entgegnete er, „ich weiß es ja und hab' nur darauf vergessen; es geht mir halt hart in den Kopf, denn wenn's Dir auch anders vorkommt, mir gefallt Mechel viel besser; es ist viel lieber und heimlicher."

„Warum nicht gar! Das verstehst Du nicht," unterbrach ihn das Mädchen, „ich will einmal das Wort nicht hören, und Du mußt auch Deinen Namen ändern. Du heißest ja auch Franz von der Firmung her; ich nenn' Dich allemal Franz, das dumme Zacharieisel bringt man ja kaum heraus."

Nun war die Reihe, verletzt zu sein, an den Burschen gekommen: er sah nicht ein, was an dem Zacharias auszusetzen sei, der ihm von Jugend auf so gewohnt und vertraut gelungen hatte. „Thu' dem ehrlichen Namen nicht Unrecht, Mechtild!" sagte er, „mein Vater hat so geheißen und mein Großvater und mein Ahnl; er ist schon von jeher auf dem Hause."

„Drum kannst ihn so leichter aufgeben," rief Mechtild, „Du gehst ja jetzt fort von Haus und wirst Grubenmüller; eine solche Kleinigkeit wirst mir doch nicht abschlagen, wenn Du mich wirklich so gern hast, wie Du mir allweil sagst."

„Wie könnt' ich Dir was abschlagen!" rief der Bursche entzückt, denn sie hatte ihm zugleich die Hand wieder geboten und ihn mit einem Blicke angesehen, in dem die ganze Zuversicht einer Liebe glänzte, die ihres Sieges gewiß war. „Ich will ja gern Mechtild sagen zu Dir, wenn's Dir Freude macht. Nenn' Du mich, wie Du magst, Peter oder Paul, aber am liebsten ist es mir doch, wenn Du mich Deinen lieben Buben nennst und Deinen Schatz."

Sie reichten und drückten sich die Hände, und die Versöhnung wäre wohl mit einem Kusse versiegelt worden, wären die Bursche nicht mit einmal so krank geworden, daß es nur einem Tauben hätte entgehen können. So leise der Namensstreit geführt worden, war er doch den Lauschern nicht entgangen, welche aus einzelnen aufgefangenen Worten zusammen den ganzen Zusammenhang erriethen. Sie winkten und nickten sich zu und waren schnell ohne Auseinandersetzung über einen Scherz einverstanden, der dem lustigen Tage vollends die Krone aufsetzen sollte. Schon erhoben sich Einzelne von den Sitzen, als vor dem Hause ein Gefährt angerollt kam und das Vorhaben unterbrach.

Es war das Schweizerwägelchen des Schlösselbauern mit den muthigen Braunen davor. Die Begrüßungen der Gäste waren einfach und bedurften nicht vieler Zeit. Der Schlösselbauer mit Kuni wollte gleich aufbrechen, um auf dem Markte die Einkäufe zu machen, die er beabsichtigte, der Müller aber gab es nicht zu und meinte, da man auf dem Lande doch so selten zusammen komme, solle man einen Augenblick verweilen, eine Maß zum Willkomm trinken und dann gemeinsam die Herrlichkeiten des Jahrmarkts besehen. So setzte man sich denn an einem Tische zusammen, und der Müller stellte denen vom Schlösselbauernhofe das Brautpaar vor. Die Mädchen begrüßten sich als frühe Bekannte von der Schulzeit her, und die feurige Mechtild war außer sich vor Freude, der Jugendgespielin ihren Hochzeiter noch besonders vorstellen und erzählen zu können, wie glücklich sie sei. Kuni hörte mit einem Lächeln zu, das von Spott nicht frei war, gewahrte sie doch, daß die Braut den Bräutigam fortwährend an der Hand hielt, als besürchte sie, daß er ihr noch von der Seite weg gestohlen werden könne. Der Bauer hatte soeben von der bereits erhaltenen Einladung und deren Annahme erzählt; natürlich wollte der Müller die dadurch erwiesene Ehre mit einer andern erwidern und erhob den Krug, damit der Schlösselbauer mit ihm anstoße und ihm Bescheid thue.

„Mich schönstens zu bedanken, Schlösselbauer," sag'e er, „sollst leben und Deine Tochter daneben und sollst bald die gleiche Freud' erleben."

Etwas kleinlaut stimmte der Bauer ein und stieß nothdürftig mit dem Kruge an, Kuni aber biß sich die Zähne übereinander und sah auf das Zifferblatt der großen Standuhr hinauf, wo eben der Kukuk aus seinem Versteckle schlüpfte, um mit grellem Rufe die Stunde anzuzeigen. Sie that, als hätte sie gar nicht gehört, was gesprochen worden, und als sahe sie nicht, daß alle Anwesenden, insbesondere das Brautpaar, ihr die Gläser entgegen hielten, um mit ihr anzustoßen auf baldige Erfüllung des soeben ausgesprochenen Wunsches. Zu anderer Zeit hätte sie dazu gelacht und gescherzt und angestoßen, aber nach dem, was vor so kurzer Zeit zu Hause vorgefallen, war sie gereizt und empfand die

Mahnung, wie man die Berührung einer frischen Wunde spürt; ein kleiner Zwist nach der freundlichen Begegnung schien unvermeidlich, ward aber im Entstehen durch das Eintreten des welschen Bilderhändlers abgeschnitten, der mit einem Brette voll Gypsfiguren auf dem Kopfe hausiren ging. Das Ansehen der um den Herrentisch gereihten Gäste schien ihm einen guten Handel zu versprechen; er nahm daher seine Figuren herab und fing an, sie anzupreisen und zum Verkaufe einzuladen. Es waren Brustbilder von Jesus und Maria und Gestalten von Heiligen. Mitten unter den frommen Gestalten war auch die eines kleinen heidnischen Liebesgottes, ein geflügelter Amor, der mit schelmischem Lachen die Spitze eines Pfeiles prüft.

Die Erwartungen des Händlers wurden jedoch nur sehr mäßig erfüllt; die Waare wurde wohl durchgemustert, aber Niemand hatte Lust, zu kaufen. Der Schlossbauer und der Grubenmüller wussten nicht, wie sie das zerbrechliche „Gelump“ nach Hause bringen sollten und verließen die Stube. Dieser hatte einen Handel mit dem Wirthe abzumachen. Jener wollte in den Stall, um nach seinen Braunen zu sehen. Nur der Geometer blieb zurück — er lag trotz alles Unglücks noch immer im Banne von Mechtild's Augen und kreiste immer näher um dieselbe, wie ein gelber Nachtfalter um die Kerze, die ihm bald die Flügel verbrennen soll. Er lechzte darnach, mit dem Mädchen ein paar Worte zu wechseln, wenn er sie auch für sich verloren geben mußte, und auch Mechtild zeigte keinen Widerwillen gegen seine Annäherung. Kein weibliches Wesen wird einem Manne deshalb gram, weil er sie liebt, auch wenn sie nicht daran denkt, ihn zu erhören. Ihre Blicke begegneten denen des Gelben durchaus nicht unfreundlich, wenn sie auch den Arm ihres Hochzeiters keinen Augenblick aus dem ihrigen ließ. Dieser ward es nur zu wohl gewahr. Die Funken der Eifersucht begannen in seinem sonst so ruhigen Gemüthe zu sprühen.

Mechtild war die Einzige, welche an den Gypsfiguren Gefallen fand, besonders gefiel ihr der Amor mit dem Pfeile; sie hatte einmal in irgend einem ihrer Bücher davon gelesen und trug eine unklare Vorstellung dessen in sich, was die Statuette bedeuten sollte. Auch die minderbelesene Kuni betrachtete den hübschen Buben mit Wohlgefallen — sie hatte keine Ahnung seines symbolischen Sinnes. „Was ist denn das für ein Bübel?“ sagte sie. „Gewiß ein Engerl, weil er Flügel hat. Und was macht er denn mit dem Pfeile, den er in den Haudeln hat?“

Nun war für den Geometer der erwünschte Augenblick gekommen, sich in's Gespräch zu mischen und zugleich Mechtild eine Gefälligkeit zu erweisen; er sah, daß sie den Amor gern besessen hätte und sich doch scheute, denselben zu kaufen. Er begann von dem Liebesgotte der Griechen und Römer zu erzählen, von seiner Allmacht und Unbezwinglichkeit, von der Sicherheit, mit der er seine Pfeile versende, und von den bitteren Schmerzen, die Mancher zu erdulden habe, den er getroffen. Er schloß damit, daß er den Amor kaufte und Mechtild bat, denselben als ein kleines Verlobungsgeschenk von ihm anzunehmen, Niemand besser als sie eigne sich zur Besitzerin des unbezwinglichen Gottes der Liebe. Mechtild nahm erröthend und nicht ohne Zögern das Geschenk an, das in so zierlicher Weise gegeben wurde, sie wehrte sogar dem Schenker nicht, ihre Hand zu fassen, um sich doch auch dafür dankbar zu bezeigen. Es war vergebens, daß Zacharieſel ihr den Arm preßte und drückte und ihr in eifersüchtigem Grimme zuflüsterte, sie solle den Amorl doch ja nicht annehmen — das schicke sich nicht.

Kuni war es heiß über die Wangen geflogen, weil ihre Unwissenheit so beschämend an den Tag gekommen; sie fühlte sich unbehaglich in der Gesellschaft und sah sich nach der Thür um, den Vater aufzusuchen; Mechel, die auch von Vergenheit nicht frei war, bat sie jedoch zu bleiben und dann den Gang zu den Verkaufsbuden mit ihr gemeinsam zu machen. Sie konnte nicht wohl anders und blieb; Mechtild beauftragte den Bräutigam, die Gypsfigur auf den nächsten Tisch zu stellen, aber ja recht behutsam, daß ihr nichts geschehe; wie die Spatzen auf einen Kirschbaum, von welchem die Vogelscheuche entfernt wurde, schoß der Geometer auf den endlich einmal leer gewordenen Platz an Mechtild's Seite und war eben im Zuge, ihr seine Ueberraschung und schmerzliche Verwunderung über Alles auszusprechen, was seit seiner Anwesenheit in der Grubenmühle mit ihr vorgegangen war, als es hinter ihm polterte und klirrte und der Amor mit abgebrochenem Kopfe und zerschmetterten Beinen auf den Stubenboden kugelte. Zacharieſel hatte seinen Auftrag etwas gar zu behutsam ausgeführt und in dem Bestreben, Mechtild nicht aus dem Auge zu verlieren, die Figur neben die Tischplatte in die Luft gesetzt oder gar in geheimer Bosheit mit Absicht fallen lassen.

„O weh, jetzt ist das schöne Engerl in tausend Trümmer gegangen,“ rief Kuni und machte sich daran, die Scherben aufzulesen; Mechtild aber fuhr mit zornrothem Gesichte auf den Missethäter zu. „Was ich halt immer sag',“ rief sie, „Du bist und bleibst ein dummer Bub. Läßt er die schöne Figur sollen, als wenn's ein Stück Holz wär'. Du hast Recht, wenn Du Deinen Namen behalten willst, Du bist ein recht tappeter Zacharieſel.“

Der Bursch erröthete bis unter das Stirnhaar. „Ohe, Du brauchst mich deswegen nicht vor allen Leuten dumm zu machen,“ entgegnete er fester, als sie es sonst von ihm gewohnt war. „Ist schon der Mühe werth, Mechel, daß Du wegen der paar Gypsbrocken einen solchen Lärm aufschlägst, und wenn Dir gar so viel daran gelegen ist, dann lauf' ich Dir eine andere — brauchst Dir's nicht schenken zu lassen von wildfremden Leuten.“

Mechtild betrachtete den Zürnenden mit geheimem Vergnügen; noch nie war er ihr so hübsch vorgekommen, und die unverhohlene Eifersucht, die aus seinen Worten und Blicken hervorloderte, hatte für sie etwas so Wohlgefälliges, daß sie darüber nicht einmal hörte, daß er sie schon wieder Mechel genannt hatte. Lachend trat sie vor ihn hin, klopfte ihn auf die Backe und sagte: „Laß es nur gut sein, Franzel, und sei nicht barb! Es ist mir nur so herausgefahren im ersten Zorne.“

Sie sah ihn glücklich an. Er faßte ebenso vergnügt ihre beiden Hände; das war für den Geometer zu viel — er eilte hinaus, und die Thür schlug hinter ihm krachend in's Schloß. Auch Kuni folgte ihm; sie konnte nicht mehr wie anfangs lachen über das „verliebte Gethu“ der Beiden; sie fühlte sich davon angewidert und wollte hinaus, ehe Mechtild ihre Entfernung gewahren würde.

Erstaunt trat sie einen Schritt zurück. Die Thür war von den Burschen umstellt, welche den günstigsten Augenblick zur Ausführung des längst geplanten Scherzes für gekommen hielten. Sie standen in weitem Kreise und schicken sich an, dem Liebespaare zum Spotte ein im Volke wohl bekanntes Spiel aufzuführen, dessen Inhalt darin besteht, daß ein Vater, dem ein Knabe geboren worden, mit dem Meßner und dem Nachbar darüber berathschlagt, welchen Namen der neue Weltbürger erhalten solle. Die beiden Vorsänger, welche den Meßner und Vater vorstellten, begannen, die Uebrigen sangen den Endreim im Chore mit. Der Meßner schlägt dann Namen um Namen vor, aber an jedem findet der Vater etwas auszusetzen und kommt nach jedem Vorschlage schüchtern und mit verschämtem Zögern auf den Namen Zacharieſel zurück, indem er erst die Vorsilbe einzeln und abgebrochen mehrere Male wiederholt, dann aber mit dem innigsten Behagen den ganzen Namen hervorjubelt. Der Streit der Liebenden über ihre Namen war den Burschen eine kostbare Gelegenheit, war ja doch das Lied, als wäre es eigens für diesen Anlaß gemacht.

Der Vater sang:

„So woll'n wir berathen, liebe Männa,
Wie wir den kleinen Buben nenna . . .“

„Birgili“ sang der Meßner, und der Vater erwiderte: „das ist mir z'herrisch.“ „Pamphili“, fährt der Meßner fort, aber der Vater wehrte wieder ab und meinte: „das ist mir z'närrisch.“ Dann begann er erst etwas unsicher, bald aber immer lauter und zuversichtlicher „Za — Za — Za —“ und schloß unter allseitigem Jubel mit den Endreimen:

„Zacharieſerl wär' nett und Zacharieſerl wär' schön,
Zacharieſerl wär' deutlich und leicht zu versteh'n.“

Sie kamen nicht weiter, denn der Träger dieses Namens war auf den Meßner losgesprungen und hielt ihn fest an der Gurgel gepackt. Die Anderen wollten dem Cameraden helfen, und in einem Augenblicke hingen Alle in einem Knäuel aneinander, wie ein abgebender Bienenschwarm — es war nahe daran, daß der zweifachen Lustbarkeit des Trinkens und Singens noch die dritte folgen sollte, die des Raufens.

Mechtild war schreiend in eine Ecke entflohen; Kuni schien

Digitized by Google

dagegen nicht übel Lust zu haben, als Vermittlerin aufzutreten, es bedurfte dessen aber nicht, denn gerade in der entscheidenden Minute, wo die Sache eine bedenkliche Wendung nehmen konnte, war die Thür mit Gewalt aufgestoßen worden, und ein junger Mann in soldatischer Uniform war eingetreten. „Auseinander! Da wird nichts geraufft," rief er mit echter Commandostimme, ging aber auch sogleich daran, die Ausführung seines Befehls in's Werk zu setzen. Mit Einem Rucke der kräftigen Arme nach rechts und links waren die Streitenden auseinander gedrängt, daß sie kaum wußten, was ihnen geschah, und neugierig von selbst in ihrem Ringen innehielten.

Der junge Mann trug die schöne Kleidung der griechischen Ulanen von blauem Tuche mit karmoisinrothem Aufschlage und Brustlatze. Ein schöner Kalpak von gleicher Farbe mit weißem hängendem Haarbusche saß auf dem keck aufgeworfenen Haupte. Reiche blinkende Fangschnüre hingen gefällig um Schulter und Brust.

Der Ulane hatte sich eben durch den Schwarm hindurch gearbeitet, als Kuni von der andern Seite sich demselben näherte. In der Mitte ihres Weges trafen Beide zusammen und standen sich plötzlich und unvermuthet hart gegenüber. Ein Augenblick stummen gegenseitigen Betrachtens folgte, dann wie ein aufzuckender Blitz ein Moment des Erkennens — im dritten funkelte es unheimlich in Beider Augen, als habe der Strahl dort eingeschlagen und gezündet. Um ihre Lippen spielte ein Lachen, aus Hohn und Haß gemischt, und mit einer Geberde gleichgültiger Nichtachtung hatten sie sich von einander abgewandt.

Raschen Schrittes, mit glühenden Wangen und fliegendem Athem verließ Kuni die Stube. In gemessenem Gang, den Kalpak zurecht setzend, als wäre er verrückt worden, folgte der Ulane; auch Mechtild mit dem Hochzeiter fand es gerathen, sich ihm wie einer Sicherheitsescorte anzuschließen.

Mit lautem Jubel, als wären sie Sieger, behaupteten die Bursche das Schlachtfeld und kehrten zur alten Unterhaltung zurück, hatte dieselbe doch neuen, noch anziehenderen Stoff gefunden. Wohl war von dem eigenthümlich feindseligen Verhältniß, in welchem Sylvest und Kuni zueinander standen, unter den Leuten nicht viel bekannt geworden, aber etwas hatte doch durchgesickert, wie feuchter Grund eine verborgene Quelle anzeigt, und so konnte es nicht fehlen, daß in dem einen oder anderen der Bursche, die mit Sylvest von gleichem Alter waren, durch die auffallende Eigenthümlichkeit und abstoßende Kälte dieses Begegnens Erinnerungen aus der Bubenzeit wieder aufwachten und allerlei Vermuthungen Nahrung gaben. Es währte nicht lange, so hatte der Stoff sich auch schon in die Form des Liedes gefunden, und lustig klang es den Entzelten nach, wenn sie es auch nicht vernahmen:

„Und ein Hund und ein' Katz
Haben beieinander nit Platz,
Und der Hund, der thut beißen,
Und kratzen die Katz."

2.

Sanct Galli Tag
Soll jeder Apfel in sein' Sack.

Mit einem Lächeln auf dem heißen, müden Angesichte war der Sommer entschlafen — lächelnd, wie durch erquickenden Schlummer gestärkt, war der Herbst erwacht und hatte sich rasch an sein Tagewerk gemacht, die Früchte zu ernten, die sener reich und schön wie selten zur Reife gebracht. Schon war er damit nahezu am Ziele und schickte sich an, von den Scheunen und Speichern, die er gefüllt, selbst wieder Abschied zu nehmen, den Abhang seines Wirkens hinunter zu schreiten und dem Winter Platz zu machen, damit dieser mit Ruhe und Stille den Fluren die Kraft wieder gebe, einen neuen Frühling keimen zu lassen. Die Freude und der Segen Aller, die er erfreut und bereichert, gab ihm das Geleit:, man sah im ganzen Gau nur heitere Gesichter; das Fest der Sichelhenk und des Schnittzahns war fröhlicher begangen worden, als in vielen Jahren geschehen, und selbst die Natur schien sich der glücklichen Menschen zu erfreuen, denn obwohl bereits die rasch abnehmenden Tage verkündeten, daß der October seine nebelreiche Herrschaft begonnen hatte, war doch der Himmel so sonnig und blau und die Luft so mild und weich, daß Wiesen und Fluren noch im vollsten Grün eines Spätfrühlings prangten und nur hier und da in den Wäldern eine vergilbende Birke oder das geröthete Laub einer Buche verrieth, wie nahe vielleicht das Ende all dieser Herrlichkeit sein mochte.

Es lag im Sinne des Volkes, seine Freude auch durch kirchliche Festlichkeiten kund zu geben, und Wallfahrten zum Danke für die gesegnete Ernte waren, wie noch bis zur Stunde, das beliebteste Mittel, die Andacht mit dem Vergnügen zu verbinden. Der Hauptort, wohin diese Züge sich richteten, war die am entgegengesetzten Ufer des Ammersees vom hohen Berge weithin sichtbare Kirche von Andechs, vom Volke der heilige Berg geheißen und in grauen Zeiten der prangende Herrschersitz der Grafen von Andechs, die sich auch Herzöge von Meranien genannt, aber nach kurzer Macht und Pracht untergegangen waren, ohne etwas anderes zurück zu lassen, als einen fast zum Märchen gewordenen ruhmvollen Namen.

Die Glocken der mächtigen Kirche hatten eben mit ihren feierlichsten Klängen einen solchen Wallfahrerzug empfangen. Es war die Gemeinde, zu welcher der Schlüsselbauernhof gehörte; der Besitzer desselben fehlte daher in dem Zuge so wenig, wie Kuni in der Reihe der Prangerinnen. Die Riesenkerze war der verlobte Dank und das Opfer für die reiche Ernte. Auch von anderen Orten waren bereits ähnliche Züge eingetroffen. Die Kreuze und Fahnen glänzten im Laube der um die Kirche stehenden Lindenbäume, indeß ihre Träger und die Wallfahrer, die den andächtigen Theil ihres Tagewerks bereits hinter sich hatten, auf dem Rasen vor dem damals unbewohnten Kloster herumsaßen und sich glücklich priesen, wenn sie zu dem mitgebrachten Mundvorrathe einen Krug Bier aus dem Wirthshause erobern konnten, das in seinen nicht unansehnlichen Räumen kaum hinreichte, dem zehnten Theile der dürstenden Frommen Aufnahme zu gewähren. Viele zogen es daher vor, in das nahe Dorf zurückzukehren, dessen Häuser sich an solchen Tagen für Freunde und Bekannte in ebenso viele Herbergen verwandelten.

Unter diesen Auswanderern befand sich auch der Grubenmüller mit Tochter und Bräutigam; wäre auch die Nachbarschaft nicht gewesen, die sie mit den Wallfahrern verknüpfte, so hätte das herrliche Wetter zu einem Vergnügungsausfluge eingeladen; das junge Paar war immer zu einem solchen bereit, erhielt es doch durch denselben Gelegenheit zu ungestörtem Beisammensein, die sich außerdem selten bot, denn die Hochzeit, die schon so nahe angesetzt gewesen war, hatte sich durch eine Reihe zufälliger Umstände verzögert und war zu nicht geringem Staunen und Kopfschütteln der Geladenen um einige Wochen verschoben worden. Ein starkes Gewitter, das sich in einer Art Wolkenbruch entladen, hatte in der Grubenmühle arge Verwüstung angerichtet, so daß über der Ausbesserung an den Einzug eines neuen Herrn nicht wohl zu denken war; eine Schwester des Müllers hatte durch ihren Tod Trauer in's Haus gebracht — die Hauptveranlassung aber lag wohl in den beiden Brautleuten selbst. Wenn sie von einander entfernt waren, sehnten sie sich nacheinander, wie ein Paar jener Vögel, die man die Unzertrennlichen nennt; waren sie einige Stunden beisammen, so kam es jedesmal unter ihnen zu einem Zanke oder Zwiste, der zwar immer mit einer Aussöhnung endete, aber ohne daß dadurch für das nächste Begegnen ein ähnlicher Vorgang ausgeschlossen wurde; es war ein böser Samen aufgegangen in ihrem Liebesgarten, der, so oft auch das emporschießende Unkraut abgeschnitten wurde, immer neu aufwucherte, weil die Wurzel zurückgeblieben war. Die Liebenden selbst waren davon am wenigsten unangenehm berührt; sie wußten ja doch, daß sie sich angehörten, und lag doch ein eigener Reiz darin, nach dem Schmollen und Grollen sich immer lieben zu wollen; desto ärgerlicher waren die Zwistigkeiten dem Müller, der manchmal vermittelnd eingriff und es vortrefflich zu machen glaubte, wenn er Mechtel eine „geschupfte Dingin" nannte, die nächstens überschnappen werde, oder Zacharias einen Lappen schalt, der sich keinen Respect zu verschaffen wisse.

Auf dem Wege zum Dorfe nahm ein Bekannter, der den Dreien begegnete, den Müller in Beschlag. Mechel und Zacharias gingen langsam voran. Es hatte wieder die gute Stunde für sie geschlagen, und sie gewahrten darüber kaum, daß er nach kurzem Gespräch ihnen nacheilte, mit einer Miene, welche schon von Weitem verrieth, daß seine Unterhaltung nicht so angenehmer Art gewesen war, als die ihrige. „Jetzt hab' ich die Geschicht' einmal satt bis an den Hals," rief er, als er die Beiden erreicht hatte; „jetzt muß einmal ein End' hergehn; in sechs

Digitized by Google

Wochen ist Hochzeit, da beißt die Maus keinen Faden ab; ich will es haben, und wie ich es haben will, justament so muß es geh'n."

„Was schreist denn so, Vater, und thust Dich so alterviren?" erwiderte Mechel, indem sie ihn lächelnd betrachtete und gleichgültig fortfuhr, an Zacharisel's Hut, den sie ihm abgenommen, ein Paar am Raine gepflückte Feldblumen zu befestigen. „Mich braucht Du deswegen nicht auszuzanken. Mir ist's ja jede Stunde recht und meinem Franz auch; wer ist denn dran schuld, daß es sich so lang' hinauszieht, als Du selber, zuerst mit Deiner Bauerei und dann mit der Klag' wegen der Bas'? Wir Zwei sind einig, nicht wahr, Franz?"

„Jo wohl, Mechel — will ich sagen, Mechtild," rief Zacharisel freudig, „wir Zwei sind einig und lassen nit von einander und wenn man uns mit Keilen von einander klieben wollt' —

Und Eins weiß ich g'wiß,
Das bleibt allemal wahr;
Zwei Täubert, zwei Herzert —
Sieht jedes ein Paar."

„So, zuletzt soll ich wohl die Schuld haben an all' dem Gethu'?" unterbrach ihn ärgerlich der Müller. „Dann will ich Euch zeigen, daß ich es nicht bin, und will nicht anlassen, bis Ihr copulirt seid. Jetzt soll in vier Wochen die Hochzeit sein. Noch hint' red' ich mit dem Trompeterfranz'l, wenn er mir nicht ausspringt, weil ich ihn schon einmal mitten im Sommer in den April geschickt hab'. Gerade hat mich der Berger von Berg, der spöttische Mensch, angered't und hat gefragt, wann die Hochzeit sei und daß die Leut' gar nicht begreifen, was denn dazwischen gekommen ist, und daß sie die Köpf' zusammenstecken und schon anfangen, Euch einen Spitznamen zu geben, und daß sie Euch die ewigen Hochzeiter nennen."

„Das können die Leut' thun von mir aus," rief Mechtild dazwischen; „das ist keine Unehr', und wenn wir erst verheirathet sind, thun wir's ihnen zum Trotz' und wollen als Eh'leut' erst recht die ewigen Hochzeiter bleiben. Nicht wahr, Franzel?"

„Freilich, Mechel — will sagen, Mechtild," erwiderte der Bursche zerstreut; er hatte das Gesprochene nur halb gehört und bezahte auf gut Glück, wie er es immer gewohnt war. Während sie an den Häusern und Gärten des Dorfes dahin gegangen, hatte ein Mädchen über den Zaun gesehen und ihm wie einem alten Bekannten grüßend zugenickt. Das rothhackige Gesicht mit den blauen Augen und dem Flachshaar war ihm nicht unbekannt, aber vergebens blätterte er in dem Büchlein seiner Erinnerungen zurück, um das Blatt zu finden, auf welchem dieses Bildchen verzeichnet stand. Mechtild gewahrte seine Zerstreuung nicht; so wanderten sie noch völlig die Dorfgasse hinab bis zum Wirthshause, vor welchem, durch die Straße geschieden, ein geräumiger Sitzplatz sich über Stufen erhob, mit Tischen und Bänken und breitästigen reich belaubten Lindenbäumen darüber. Sie gingen Hand in Hand, zum Zeichen völliger Eintracht, und doch dauerte die Eintracht nicht länger als der Weg.

Unter den Bäumen waren fast alle Plätze schon von lachenden und plaudernden Gästen besetzt; nur zuvorderst an der Straße war noch eine Rundbank leer, weil sie von der Sonne beschienen war; ein einziger Gast hatte sich nicht davor gescheut und schien sich in der Helle und Hitze vielmehr ganz behaglich zu finden. Sein gelber Anzug leuchtete den Ankommenden schon von ferne entgegen, das Leuchten aber hatte zugleich die Wirkung eines Blitzes, der Zacharisel traf und seine Eifersucht hell auflodern machte. War dieselbe auf dem Diessener Markte mehr die Wirkung eines dunkel ahnenden Gefühls gewesen, so war sie jetzt eine ganz deutliche und bewußte Regung, denn der eitle Grubenmüller hatte es nicht über's Herz gebracht, sein damaliges Gespräch mit dem Geometer zu verschweigen; er mußte groß damit thun, daß seine Tochter auch eine gute Heirath in die Stadt hätte machen können und daß er selber ganz wohl als Privatier in München sitzen könnte, auf dem Hofbräuhauskeller, mitten unter den Secretären und Commissären. Zacharisel's Gemüth war davon etwas angestogen, wie beim Vorbeistreifen an einer Hecke ein feiner Stachel hängen bleibt, den man nicht gewahrt und der doch durch das Gefühl seine Anwesenheit verräth. Es beruhigte ihn nicht ganz, daß der Müller sogleich hinzufügte, er denke nicht an solche Sachen, und auch an Mechtild glaubte er zu bemerken, als ob die Mittheilung nicht einen so vorübergehenden und gleichgültigen Eindruck auf sie gemacht habe, wie sie denselben schilderte. Zacharias empfand den Anblick des Gelben wie einen Schlag, der seine Hand aus der Mechtild's schleuderte. „Himmelsacrament!" rief er losplatzend, „führt denn der Teufel den verdammten Kanari überall hin?"

Weder Mechtild noch der Müller hatten Zeit, ihn zu beruhigen oder auch nur etwas darauf zu erwidern, denn der höflich Städter hatte die Ankommenden bereits bemerkt und eilte ihnen mit dem artigsten Gruße und der Einladung entgegen, an seinem Tische Platz zu nehmen — es war kein Grund vorhanden, dieselbe auszuschlagen, um so weniger, als alle andern Sitze überfüllt waren, und so sah der Müller noch wenigen Augenblicken neben dem Geometer; auch die jungen Leute mußten folgen und verweilten nur, weil Zacharias das Mädchen nicht losließ, sondern erhitzten Angesichts eifrig in sie hinein redete.

„Ich lasse mir's nicht einreden, daß das bloßer Zufall ist," grollte er. „Wie käm' der Geometer gerade heut hieher, wo's auf sieben Meilen nichts zu vermessen giebt! Wirst ihm schon Post gethan haben, so durch die dritte und vierte Hand."

„Ob Du mich in Ruhe lassen willst mit Deiner dummen Eifersucht?" zankte das Mädchen hinwieder. „Hast es in der Geschwindigkeit schon wieder vergessen, daß Du selber gesagt hast, man könnt' uns nicht mit Keilen auseinander treiben, und jetzt brennt Dir schon wieder der Kopf? Ich weiß nichts von dem Feldmesser und wundere mich gerade so gut wie Du, daß wir da wieder mit ihm zusamm'treffen."

„Ich glaub' Dir's ja, Mechtild," sagte Zacharias einlenkend, „ich glaub' jedes Wort, das Du sagst, aber Du mußt mir dann auch versprechen, daß Du nicht mit ihm red'st und Dir Flattusen sagen laß't von ihm. Neulich hast ihm sogar die Hand gegeben . . ."

„Das ist nicht wahr," eiferte sie, „er hat sie sich genommen, und wenn Du glaubst, Du darfst mich nur so commandiren, und mir beselben, was ich reden und wie ich d'rein schauen soll, so bist Du auf dem Holzweg. Ich will nicht, daß man mich für eine dumme Gans halten soll; ich will, daß man's kennen soll, daß ich nicht umsonst im Kloster gewesen bin."

„Mechel," rief der Bursch in wieder aufsteigendem Unmuth. „Mechel, sage so was nicht! Du weißt, daß ich es nicht vertrag. Wenn Du das thust, nachher steh' ich für nichts gut. Nachher giebt's ein Unglück."

„Und was wär' denn das für ein Unglück?" fragte sie spöttisch entgegen.

„Ich geh' auf und davon," rief er, laut genug um auch von den andern Anwesenden vernommen zu werden. Mechtild aber, dadurch gereizt, erwiderte nicht minder verständlich: „Thu' das, Zacharisel! Das Unglück ist zu ertragen — ehe eine Stunde vergeht, bist Du doch wieder da."

Damit wandte sie sich lachend von ihm ab und dem Tische zu, wo sie den Gruß des Geometers aufs Freundlichste erwiderte und nicht im Mindesten zögerte, in dessen dargebotene Hand einzuschlagen. Der Bursche hielt sein Wort; er drückte den Hut so fest auf die Stirn, daß die Feldblumen, die Mechtild daran befestigt hatte, zu Boden fielen, ohne daß er es gewahr ward oder beachtete. Ihr flog es dabei heiß über's Gesicht, aber sie zwang sich, heil aufzulachen, als der Geometer aufsprang und die Blumen auflas. „Es läßt sich errathen," sagte er mit seiner artigsten Verbeugung, „wer dem glücklichen Bräutigam diese Blumen geschenkt hat, allein da er sie verliert, ist es wohl erlaubt, wenn sie ein Anderer zu sich nimmt, der sie besser zu verwahren weiß."

„Warum justament nicht?" sagte der Müller. „Was weggeworfen wird, kann Jeder aufheben, da beißt die Maus kein' Faden ab." Mechtild aber erröthete bis unter das Haar, denn es entging ihr nicht, daß Zacharias sich nur zum Scheine entfernt hatte und, hinter einem Holzstoße verborgen, sie von ferne beobachtete. Sie lachte in sich hinein und hörte eine Weile mit Vergnügen dem Geplauder des Feldmessers zu, wie das schöne Wetter ihn noch einmal zu einem Ausflug veranlaßt habe und wie er dazu diese Gegend gewählt, weil eine stille Hoffnung ihm gesagt, wen er vielleicht hier antreffen werde. Was er dabei

Digitized by Google

nicht aussprach, sagten seine Blicke desto deutlicher. Auch der Vater ließ sich mit Behagen erzählen, wie auf dem Hofbräuhauskeller unlängst ein so herrliches Fest gefeiert worden sei und wie er einen Finger aus der Hand darum hätte geben wollen, wenn der Herr Grubenmüller dabei hätte zugegen sein können. Darüber war Mechtild allmählich kühler und gleichgültiger geworden, und ihre Blicke richteten sich immer öfter dahin, wo sie Zacharias bemerkt hatte, aber der Platz war leer. Sollte er wirklich im Stande gewesen sein, seine Drohung zu erfüllen? Hätte er es wirklich vermocht, fortzugehen und sie allein zu lassen ohne „Grüß Gott“ und „behüt' Dich Gott“? Je länger sie sich umsah, je peinlicher ward ihr zu Muthe. Zorn und Kränkung wechselten in ihr; zuletzt vermochte sie nicht mehr auf ihrem Sitze zu verbleiben und mahnte den Vater, wie es nun Zeit sei, aufzubrechen, und wie sie noch beim Krämer des Orts allerlei zu fragen und zu besorgen habe. Der Müller erhob sich ohne Widerrede, und der Geometer gab ihnen bis an die Stufen das Geleit; „Auf Wiedersehen,“ rief er ihnen zu und sah ihnen mit eigenthümlichem Lächeln nach; es mochten auch eigenthümliche Gedanken und Bilder sein, die sich ihm an diese Hoffnung des Wiedersehens knüpften. Dann kehrte er nach seinem Sitze zurück, nahm das Brodmesser und kritzelte nachdenklich auf der Tischplatte herum; es währte geraume Zeit, ehe er mit den Gedanken, die ihn beschäftigten, so weit im Reinen war, daß er der Gesellschaft an den andern Tischen einige Aufmerksamkeit, und ihrem laut genug geführten Gespräche Gehör schenken konnte.

Dort saßen unmittelbar am nächsten Tische einige Bauersleute; bei ihnen ein hübscher, soldatenhaft aussehender Bursche mit weißem Brustschurze, dem Zeichen, daß es sein Geschäft war, die Gäste zu bedienen und im Pferdestalle behülflich zu sein.

Eben trat der Trompeterfranzel, der Hochzeitlader, hinzu und begrüßte ihn mit lauter Stimme und freundlichem Handschlage. „Grüß' Dich Gott, Sylvest!“ rief er, „freut mich, daß ich Dich da find! Hab' es schon gehört, daß Du die Husenuniform ausgezogen hast und willst wieder ein Bauer werden. Hast aber nichts verloren bei dem Tausche, stichst auch im Bauernkittel alle anderen Bursche aus und allen Mädeln in die Augen.“

„Du lobst mich für nichts und wider nichts,“ entgegnete Sylvest lachend; „ich veracht' den Bauernstand nicht; es ist nach meinem Sinne der schönste Stand auf der Welt, aber wenn ich auch den Ulanen wieder ausgezogen habe, ein Reiter bin ich doch geblieben und hab' meine meiste Freud' mit den Rossen. D'rum hab' ich mich auch hierher zum Wirthe verdingt, da hab' ich viel mit den Rossen zu thun — einen Bauernknecht zu spielen, das lustet mich gerad' nicht mehr.“

„So mußt halt schauen daß Du statt des Bauernknechts den Bauern spielen kannst,“ rief der Hochzeitlader, exfreut über die Wendung des Gespräches. „Mußt halt einheirathen, wo man einen richtigen Bauern braucht. Weißt keinen Hof, wo eine einschichtige Tändin sitzt? Man hat oft gar nit weit zu geh'n, bis man einen findet.“

„Damit hat's gute Weil,“ rief Sylvest lachend und doch etwas verstimmt; die Rede des Alten hatte ihn an ein Zusammentreffen erinnert, das er, so unangenehm es ihm war, nicht mehr aus dem Sinne brachte. Er hatte nicht die volle Wahrheit gesagt: nicht bloß die Vorliebe für Pferde und die Abneigung, als Bauernknecht arbeiten zu sollen, hatte ihn von dem väterlichen Buchmeierhofe vertrieben — er war gegangen, um der Nachbarschaft des Schlüsselbauerngutes auszuweichen, dessen Bewohnern er nicht begegnen wollte und voraussichtlich doch unvermeidlich begegnen mußte. Draußen im fernen Griechenlande unter fremden Menschen hatte er seine Feindin und seinen Haß beinahe vergessen. Er hatte ihres Daseins kaum mehr gedacht; um so lebhafter wachte die Erinnerung und mit ihr die alte Abneigung auf, als sie ihm unerwartet und plötzlich gegenüber stand. Er mußte sich selber gestehen, daß sie sich sehr verändert hatte und daß die Veränderung keineswegs zu ihrem Nachtheile gerathen war, zugleich aber fand sich, daß sie demungeachtet im Grunde dieselbe geblieben: diese blauen Augen hatten ihn so trutzig angesehen, dieser Mund ihn so übermüthig angelacht, wie in der Bubenzeit, wo er unwillkürlich über sie herfallen mußte, um sie für all diese Bosheit zu züchtigen, und wieder wie in der Bubenzeit hatte es ihn angewandelt, als müsse er sie mit Gewalt ergreifen und als könne in seinem Leben ein Glück nicht eher aufkommen und gedeihen, als bis dieser fein böser Geist gebändigt und gebannt sein würde. Demungeachtet begegnete es ihm, daß manchmal wider Wollen und Denken Kuni's Gestalt wie hervorgezaubert vor ihm stand und ihn anfah, als sordere sie ihn heraus, den Kampf mit ihr aufzunehmen und sein Aergstes an ihr zu versuchen. All' das war bei den Worten des Alten ihm flüchtig durch die Seele gegangen, und dahin zielte seine Antwort, wenn er auch nicht wußte, ob derselbe mit Bedacht gesprochen oder nur zufällig die empfindliche Stelle berührt hatte. „Damit hat's gute Weil',“ wiederholte er, „ist auch nicht allemal eine Tändin, was so einschichtig sitzt, sondern ein bissiger Hacht oder gar ein Auf mit Krallen. Das Einheirathen gefällt mir nicht, und wenn mir etwas über's Kreuz kommt, dann laß ich mich wieder anwerben und geh' noch einmal in's Griechenland hinein; es giebt doch nichts Schöneres als ein Ulan sein und sein Rößel unter sich haben, das ist leicht treuer und anhänglicher als mancher Mensch und als manches Weib obendrein . . .

„Den Sabel an der Seiten,
Ein'n Federbusch von Haar,
Ein schwarzbraun Roß zum Reiten,
Ob wohl was Schön'res war!“

Die Bauern jubelten ihm laut entgegen; der Geometer begann zuzuhören. „Wie treu ein Rößel sein kann, davon will ich Euch eine Geschichte erzählen,“ mischte sich der Trompeterfranzel in's Gespräch, „da ist ein Franzos in Tobolsk gewesen, in Sibirien, wo sie uns hingeschleppt haben, in die Gefangenschaft. Das ist ein Rittmeister gewesen von den Dragonern und hat sein Pferd mitgehabt einen Rappen, an dem kein weißes Härl' gewesen ist, als die Bläß' auf der Stirn, und den Rappen hat ihm der Gouverneur abgenommen, und der Rittmeister hat den Stall von dem Gouverneur verlieren müssen, wie ein gemeiner Stallknecht, und er hat das Pferd so gern gehabt, daß er oft mit ihm gered't hat, als wenn's ein Mensch wär', und der Rapp' hat ihm dann so traurig angeschaut und hat ihm den Kopf auf die Achsel gelegt, als wenn er ihn trösten wollt. Und manchmal hat der Rittmeister ein kleines Bild hervor geholt; das hat er geküßt und hat geweint dazu und hat's dem Rappen auch gezeigt. Und der Rapp', als wenn er wirklich Menschenverstand hätt', der hat dazu mit dem Kopfe genickt, als wenn er sagen wollt': ich kenn' das Gemäl' schon, das ist das Bild von Deiner Frau, nach der Du Dich so sehnst. Und wiederum einmal, da ist ein Brief kommen an den Rittmeister, da muß etwas Trauriges drinnen gestanden sein; der Rittmeister ist noch betrübter worden als zuvor, und einmal ist er in der Frühe verschwunden gewesen und der Rapp' mit ihm; er hat's nicht mehr ausgehalten und hat gemeint, er könnt' durchkommen durch die Posten und durch den Schnee und könnt' heimreiten nach Frankreich zu seiner Frau. Da sind gleich ganze Schaaren Kosaken aufgesessen mit ihren Spießen und sind ihm nach, ich weiß nicht wie weit, und er immer davor her, und der Rapp' hat ausgehalten, als wenn er wüßt' auf was es ankommen thät. Aber viele Hund' sind des Hasen Tod; der Rapp' ist gefangen, bis er den letzten Schnaufer gemacht hat, und mit dem ist er zusammengestürzt. Den Rittmeister haben ein Paar an ihren Lanzen aufgespießt.“

„Der arme Herr, das brave Roß!“ riefen die Bauern durch einander; der Aelteste davon aber mochte der Zeit gedenken, da auch er die Leiden des Krieges empfunden hatte. „Das sind traurige Sachen,“ sagte er, „und es ist nur gut, daß solche Zeiten vorbei sind. So was kommt bei uns doch nimmer vor, daß man einen armen Gefangenen verfolgt und hetzt wie ein wildes Thier.“

„Das ist wahr, Landsmann,“ unterbrach ihn der Geometer, der sich zum Gehen anschickte, „aber wenn es auch nicht mehr zum Spießen kommt, wird doch auch jetzt noch mancher arme Teufel gejagt, als wenn er ein Fuchs oder Hirsch wäre. Ich bin erst, als ich von der Stadt herkam, einem Trupp solcher Jäger begegnet. Ihr habt doch wohl davon gehört, daß eine Handvoll Studenten in Frankfurt am Main Revolution gemacht hat, weil sie die Landesherren absetzen und einen Kaiser machen wollen über das ganze deutsche Reich; es ist ihnen mißglückt, und die meisten sitzen nun gefangen auf Leben und Tod. Auch aus unserm Lande sind einige davon, und Einer ist aus der

Digitized by Google

Frohnveste entsprungen und flüchtig gegangen. Den suchen sie seit ein Paar Tagen in der ganzen Gegend herum, weil er in der Nähe zu Hause sein soll — es heißt, er sei ein Advocatensohn von . . . den Ort und den Namen hab' ich vergessen."

Er ging, die Bauern aber steckten die Köpfe zusammen und thaten klug und redeten leise, wie sie auch schon von der Geschichte gehört und wie es eine alte Prophezeiung gebe, daß einmal eine Zeit kommen werde, in der das deutsche Reich wieder einen Kaiser habe. Die Prophezeiung stehe gedruckt zu lesen in der „Sibylle Weis" und was darin stehe, das sei unfehlbar und müsse in Erfüllung gehen.

Sie beachteten darüber nicht einen fremden Mann mit bleichem, eingefallenem Angesichte und in abgetragener städtischer Kleidung, der wankenden Schritts näher gekommen und auf den Stufen, über denen jetzt der Lindenschatten lag, vor Ermüdung zusammengebrochen war. Sylvest war der Einzige, der ihn wahrnahm; er beobachtete ihn einige Augenblicke, dann erhob er sich leise und trat ihm näher.

„Will sich der Herr nicht da heraus setzen auf die Bank?" sagte er, auf das Geländer sich stützend. „Soll ich dem Herrn vielleicht einen Krug Bier bringen?"

Ueberrascht und beinahe erschreckt, hatte der Fremde emporgeblickt; als er in das offene Angesicht des Burschen und in sein treuherziges Auge sah, schwand seine Befangenheit. „Ich möchte wohl," sagte er mit tiefer, männlich klingender Stimme, „aber ich kann die Labung nicht bezahlen und will dankbar sein, wenn Ihr mir nur vergönnt, hier im Schatten auszuruhen. Ich habe einen weiten und bösen Weg gemacht."

„Das sieht man dem Herrn ohne Zettel an," entgegnete Sylvest, „es muß wohl ein böser Weg gewesen sein, er hat ja nicht nur seinen Geldbeutel, sondern auch seinen Hut verloren. Aber auf einen Krug Bier für einen durstigen und müden Menschen darf's nicht ankommen. Ich will ihm einen bringen und ein Stück Brod und Fleisch dazu."

„Ich kann mich aber nicht aufhalten," sagte der Fremde unruhig, „ich bin auch noch nicht so ganz erschöpft und habe noch einen weiten Weg vor mir."

Sylvest sah ihn noch einmal schärfer an. „Nehm's der Herr nicht übel," sagte er dann, „aber ich mein', ich könnt's errathen, wer der Herr ist. Und wenn ich's errathe, so thut's mir leid, daß man auf ihn zu Jagd macht, wie auf ein wildes Thier; sei der Herr aufrichtig! Ich verrath' ihn nicht . . . ist er nicht mit in Frankfurt dabei gewesen und aus dem Gefängnisse ausgebrochen?"

Der Fremdling wollte aufspringen, aber seine wund gelaufenen Füße machten ihn wieder zurücksinken. „Nun denn," sagte er, „Du scheinst ein braver Bursche — ich will Dir vertrauen. Du hast es errathen . . . ich bin . . ."

„Schon gut," unterbrach ihn Sylvest rasch, „ich weiß jetzt schon, was ich zu wissen brauch'. Die Hauptsach' ist, daß ich den Herrn den Leuten aus den Augen bring', damit Niemand auf einen Verdacht verfallt. Thun Sie nur jetzt Alles, was ich sag', und sagen Sie zu Allem Ja! Ich will Sie für einen Cameraden ausgeben, den ich in Griechenland bei den Ulanen kennen gelernt hab' und der in meiner Schwadron gewesen ist; damit werden wir schon durchkommen, hoff' ich."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Erinnerung an Eduard Mörike.

Von Adolf Rümelin.

Am mittleren Neckar, gleichweit von Tübingen und Cannstatt entfernt, liegt die Oberamtsstadt Nürtingen. So sehr im Herzen des württembergischen Landes liegt sie, daß ein Fußgänger von dort aus an einem Tage durch alle vier nahe zusammentretende Regierungsbezirke des Königreichs seinen Weg nehmen und Abends wieder in Nürtingen sein kann. Der Neckar mit seinen Zuflüssen, die Alb mit ihren stolzen burggekrönten Häuptern, der Wechsel von Höhe und Thal, Acker, Wiese und Wald giebt der Gegend solchen Reiz, daß man sie mit Recht zu den schönsten Theilen Schwabens zählt. Auch in die Geschichte Württembergs ist der Name des Städtchens fast von deren Beginne an verflochten. Auf dem „Schloßberge" hatten württembergische Herzoginnen ihren Wittwensitz, und in der Nähe, im hohlen Stein des malerisch gelegenen Dörfchens Hort soll Herzog Ulrich, der durch seine Kämpfe mit dem schwäbischen Bunde bekannt geworden ist, beschützt von dem „Pfeifer von Hart", Zuflucht vor seinen Feinden gefunden haben. Die Muse hat die kleine Neckarstadt aus Hölderlin's, des kühnen Feuergeistes, Munde gegrüßt, der viele Tage seines Lebens dort zugebracht hat und dahin, zerrütteten Geistes und mit verwildertem Aeußern, zu den erschrockenen Verwandten später zurückgekehrt ist. Auch Schelling, der Dichter unter den Philosophen, hat seine ersten Jugendjahre auf der altberühmten Nürtinger Lateinschule zugebracht, und endlich hat in der Stadt der jüngst zu Stuttgart verstorbene Dichter Eduard Mörike seinen Sitz für Jahr und Tag genommen, der Mann,

„dem wahrlich die Muse
Heiter Lippen und Stirn' und beide die glänzenden Augen
Mit unsprodem Kusse berührt,"

wie er selbst von seinem Laubsmanne Hermann Kurz singt.

Der Reiz des Stilllebens und der herrlichen Gegend hat Mörike zur Zeit des deutsch-französischen Krieges nach Nürtingen geführt, nachdem er bisher im Winter zu Stuttgart, Sommers in Lorch, der Hohenstaufenstadt mit ihren schönen Wäldern, gelebt hatte. Die Erinnerungen seines eigenen Lebens mögen ihn in seinem Entschlusse bestärkt haben. Am Fuße der nahen Teck, in Owen, hatte er der Muse köstliche Erstlingsopfer gebracht, und in einem Pfarrhause auf den Höhen über dem Neckar hatte zuerst die Liebe tiefer sein Herz berührt, ohne der Verlobten ein anderes Loos als dasjenige der Friederike von Sesenheim zu bereiten.

„Rosenzeit, wie schnell vorbei,
schnell vorbei,
Bist Du doch gegangen!"

In späteren Jahren schickte er wohl manchmal dem befreundeten Rector der Lateinschule liebliche Idyllen in elegischem Maße, um sie nicht ohne philologische Superrevision zu lassen, so z. B. seinen Besuch im Karthäuserkloster und Anderes. Sie sehr er aber in der Gegend von jeher selbst heimisch war, zeigen seine Poesien. Ein Hügel mit herzerfreuender Rundschau, die er im „Maler Nolten" schildert, ist kein anderer, als das Geigersbühl bei dem nahen Großbettlingen. Der Lateinschule Nürtingens widmet er freundliche Disticha, und in der klappernden Neckarmühle läßt er den wandernden Schuster seines Märchens „das Hutzelmännlein" mit den Zauberschuhen und dem „Klötzle Blei plei bei Blaubeura", dem glücklich gefundenen zauberkräftigen Kreckenzahn, die letzte Nachtrast vor der Rückkehr nach Stuttgart bei Kartenspiel und geringem Schlummer halten. Ob er wohl damals ahnte, daß etliche Jahr später er selbst, der Liebling holder Geister, wenige Schritte von der Mühle die vorletzte Station seines Lebenswegs beziehen würde?

In jenem Hause „an der Neckarsteig" habe ich den Dichter manchmal besucht, und auch er ist, herzlich und freundlich wie er war, öfter zu mir in meine Wohnung oder in das Haus meiner Mutter gekommen. So gewaltig mich die Kriegs- und Siegestage ergriffen und mit ihren Eindrücken erfüllten, so unvergeßlich sind mir doch auch die stillen Stunden geblieben, die ich da mit dem Dichter hindringen durfte. Und was ist natürlicher? Hatte ich doch längst zu der „stillen Gemeinde" gehört, von der Friedrich Vischer in seinem Nachruf an Mörike's Grabe sagte, daß sie sich labe und erquicke an des Entschlafenen wunderbaren, hellen und seligen Träumen und die hohe Weihe schaue in diesen Träumen. Wie oft im Freundeskreise oder als Lehrer im Unterrichte hatte ich seiner Poesie als eines zu wenig bekannten Kleinods, des Dichters als des trefflichsten unter den deutschen Lyrikern der Neuzeit gedacht! Und nun war mir die traute Gemeinschaft eines stillen Städtchens mit dem Manne beschieden, den auch dort nur Wenige in seiner dichterischen Be-

Digitized by Google

deutung konnten. Es war bei Mörike so: Manche seiner Lieder wurden gesungen, oft gesungen, so das volksthümliche schwäbische Lied „Die Soldatenbraut“:

Ach, wenn's nur der König auch wüßt',
Wie wacker mein Schätzelein ist!
Für den König, da ließ er sein Blut,
Für mich aber ebenso gut.

oder das von Kaufmann herrlich in Melodie gesetzte „Schön-Rohtraut“. Andere, wie die „Geister am Mummelsee“, wurden wohl in Schulen gelesen und vorgetragen. Aber der Mann und sein Name blieb doch der Menge ziemlich unbekannt. Er lebte zu still und beschieden, und im Genießen und Schaffen des Schönen, in wunderbarer Mischung des Romantischen und classisch Antiken den vollen Frieden seiner Seele findend, verschmähte er die Erregung und den Beifall der Menge. Schon früher, noch mehr aber, als er, ein vorgerückter Sechziger, in Mürtingen wohnte, verbrachte er seine Tage gern in häuslicher Zurückgezogenheit, umgeben von seiner Gattin (siehe das Gedicht „An Gretchen“), zwei lieblich aufblühenden Töchtern, einer „Blondine“ und einer „Mohrin“, wie er sie unterscheidet, und von seiner immer besonders enge mit ihm verbundenen Schwester Clara, jetzt mehr lesend und künstlerisch genießend als dichtend und schaffend, aber doch immer von freundlichen Genien und neckischen Geistern besucht und in seine Nähe heiteren Scherz und holde Anmuth webend. Unter den Freunden, die ihn während seines ländlichen Stilllebens ab und zu besuchten, sind Männer wie David Friedrich Strauß und Moritz von Schwind, der Münchener Maler, die ihm beide im Tode vorausgegangen, und viele andere bedeutende Männer, besonders auch Dichter gewesen. Denn bei den Dichtern selbst und auch bei den Jüngern anderer Künste, bei Malern und Tondichtern, galt Mörike als ein hochverehrter, gottbegnadeter Sänger. Ihrer Liebe und Verehrung bedurfte aber auch sein weiches Gemüth. So scheu er sich dem lärmenden Tage verschloß, so empfindlich er gegen jede Störung und Verneinung seines Schönheitsdienstes war, so tief erquickte und so reich förderte ihn die Mittheilsamkeit der Genossen und Freunde in Dichtung, Malerei und Tonkunst. Und wie gern er von ihnen empfing, so gern theilte er ihnen und überhaupt Denen aus dem Reichthum seines Geistes und Gemüthes mit, welche mit offenem, zugeneigtem Sinne ihm näher traten. Ja, so paradox es lauten mag über einen so zurückgezogenen und oft als hypochondrisch berufenen Mann, die Theilnahme, mit welcher sich Mörike in Andere, in Dichter und Laien versetzte, ihren Kräften das Zusagende bot und ihrer Förderung nachsann, war ein schöner Grundzug seines Wesens. Dem geistigen Austausche, der hierdurch bewirkt wurde, verdankte Schwind den Gedanken zur „schönen Melusine“ und mancher Componist die Anregung zu seinen Melodieen.

Eines Tages zeigte mir Mörike ein ganzes Album, dessen lose Blätter voll von Erinnerungen an solchen Verkehr waren und die tiefe Gemüthlichkeit des Dichters bekundeten. Ein Haus, wo er viel ein- und ausgegangen, ein Baum, eine Gartenthür, der Cleverfulzbacher Thurmhahn und viele andere Raritäten kamen zum Vorschein, theils von seinem eigenen geschickten Stifte auf's Papier geworfen, theils von Freundeshand gezeichnet. Sinnig und schalkhaft war die mündliche Erklärung dazu, und wie ich so bei seinen Bildern saß, war mir zu Muthe, als hätte ich seine Lieder und Idylle vor mir, die auch so gelegentlich und aus dem vollen Gemüthserlebniß heraus entstanden sind und, ohne zu großen Werken sich zu gestalten, in schöner Harmonie auf uns wirken. So ist mir eine Zeichnung in Erinnerung geblieben, welche sich auf einen Besuch Moritz von Schwind's bezieht. Dieser ist in Lorch als Gast des Dichters angekommen. Er bedarf der Ruhe von der Reise am heißen Sommertage und sucht im Oberstübchen sich auszuschlafen. In Hemdärmeln liegt der wegemüde Mann auf dem Ruhebette. Liebliche Märchen treten im Hause des Dichters vor seine träumende Seele. Eben will er zum Pinsel greifen, sie festzuhalten — da, o Tücke des Schicksals, springt ein gewaltiger Kater durch's offene Fenster auf den Leib des Malers, der entsetzt aufsährt und der Mittagsruhe völlig entsagt.

Daß Mörike bei solcher Gemüthlichkeit gleichwohl für einen Feind der Geselligkeit gelten konnte, erklärt sich aus seinem Bedürfnisse, nicht Vielen nahe zu kommen. Denn eben weil seine Seele weich war und das für andere Augen Kleine und Unbedeutende mit Innigkeit erfaßte, konnten viele und geräuschvolle Eindrücke nur störend für sie sein. Und in der That gab es nicht leicht Jemanden, den jedes Rauhe und Unschöne so empfindlich verletzte wie ihn. Um die intensive Abtönung zu begreifen, die das Geschaute und Gehörte auf ihn übte, mußte man ihn vor einem Bilde stehen oder einer Mozart'schen Sonate lauschen sehen oder ihn über das Gesehene und Vernommene reden hören. Da war alles Andere um ihn vergessen, und niemals hat sich der Fluß der Farben und Töne in ein dankbareres, hingegebeneres Gemüth ergossen.

Und an diesem Priester der Musen habe ich etwas Unreines nie entdecken können. Er war in diesem Sinne das Seitenbild zu seinem Landsmanne Schiller, mit dessen auf das Reich der That gerichtetem Genius er sonst so wenig gemein hat. Wenn Schillern die Macht des Ethos emporhob, daß „hinter ihm blieb in wesenlosen Scheine das, was uns Alle bändigt, das Gemeine,“ so hat die Weihe der Kunst und der Friede der Harmonie von Mörike's lichter Seele jedes Trübe ferngehalten. Schiller, der ungleich Gewaltigere, hatte sich durchgekämpft und durchgerungen zum sittlichen Ideale. Mörike war immer ein Kind geblieben und war bis zum Tode harmlos wie ein Kind. Wenn er mit seinen Töchtern sprach und ging und ihrer holden Anmuth sich freute, erschien er wie ein Gärtner, der zwei Rosen pflegt, eine dunkle und eine helle. Nie hat eine reinere Hand über reineren Blumen gewaltet. Dieselbe Scheu vor allem Trüben und Unharmonischen und dieselbe Kindlichkeit war es auch, die Mörike noch weit mehr, als seinen großen lyrischen Meister Goethe, von den Zeitereignissen fernhielt und sein Lied niemals auch nur im Geringsten politisch werden ließ.

Wer aber darum glauben wollte, er hätte überhaupt kein Herz gehabt für das Vaterland Wohl oder er hätte die Größe der Siegesjahre nicht empfunden, der würde sehr irren. An einem sonnigen Märztage, nachdem kurz zuvor die Kunde von der Annahme der Friedenspräliminarien aus Versailles eingetroffen, kam er in gehobener Stimmung zu mir. Meine Schwester mußte sich an das Piano setzen, und diesmal durfte sogar die „Wacht am Rhein“ nicht fehlen. Abends aber kam er in die hochgelegene Wohnung meiner Mutter, um nach den Bergfeuern zu schauen, die vom Hohenstaufen bis zum Hohenzollern leuchteten. Da darg er seine höchste Freude nicht über des deutschen Volkes Auferstehung zu Sieg und Einigkeit, und der Mann, der grundsätzlich keinen politischen Vers gedichtet, hat damals in überwallender Begeisterung von dem Großen gesprochen, das zu sehen ihm am Abend seines Lebens noch vergönnt war.

Daß er ein durch und durch deutsches Herz hatte, zeigen freilich auch seine dichterischen Träume und Phantasien deutlich genug. Wer so wie er mit sicherer Hand aus dem Wortschatze des Volkes und seiner Stämme schöpft (vergleiche „Das Hutzelmännlein“ und „Die Idylle am Bodensee“) und den Sinn seiner Sprüche und Redensarten belauscht, wer mit solch lebendiger Wärme die Heimath schildert, vom Blautopf bis nach Ueberlingshaus im Unterlande, vom Mummelsee mit seinen Geistern bis zur Waldstille des Lorcher Klosters, wer so den Alltvordern gleich die Natur belebt mit geheimnißvollen Geistern, Nixen und Kobolden, ohne doch je unwahr und manierirt zu werden, wer so wie er das Grab von Schiller's Mutter aufgesucht und ihm zu sinnigem Schmucke verhofften, kurz wer die herrlichsten Menschen (Kepler, Schelling und Andere) und die schönsten Gegenden seiner Heimath so lieblich in den Kreis seiner Dichtung zu ziehen gewußt hat, dessen Seele hängt mit tausend Banden am deutschen Wesen, dessen ganzes Dichten und Schaffen ist nur Liebe zum Vaterlande, so wenig er von dieser spricht. Und dabei ist die Beschaulichkeit seiner Muse gegen anders gearteste Dichtung niemals ungerecht geworden. Seinen Landsmann Uhland hat er nicht trotz, sondern wegen der Vereinigung echter Poesie mit der praktischen, patriotischen oder politischen Richtung in seinem Werthe sehr wohl gewürdigt und von denen, die überhaupt echte Dichter sind, hat in seinem „Lararium“ jeder den rechten Platz gefunden.

Mörike war sehr bescheiden und kannte seine dichterischen Kräfte und ihre Grenzen gar wohl. Lied, Idyll und Märchen mit ihrer tiefen, reinen Empfindung und ihrem heitern scherzenden

Digitized by Google

Spiel, das waren die Kleinode, welche ihm die Götter anvertraut. Diese wollte er hüten und zeigen, nicht andere erbeuten. Darum ist er auch nie, wie die meisten andern Dichter so oft, auf poetische Abwege gerathen; er hat nichts versucht, wozu ihn nicht die innere Stimme berufen, und hat die edlen Muster bei Griechen, Römern und Deutschen mit sicherem Blicke erkannt und immer wieder sich vorgehalten. Auch der Stunde nahm er treulich wahr, wo der Geist des Gesanges wirklich über ihn kam. Monate, Jahre konnten vergehen, wo er keine Zeile gedichtet, und wahrlich diese „Bequemlichkeit", wie man es da und dort wohl nannte, ist verehrungswürdiger als der „Fleiß" und die „Fruchtbarkeit" vieler anderer Dichter.

So hatte er der Rebe gleich wenig sonnige, gesegnete, mehr dürftige, magere Jahre. Daher aber auch die lichte Farbe, der edle Duft, das erwärmende Leben des Weins, den er uns spendet. Was sein Lied singt und sein Mund erzählt, das paßt und klappt und sitzt und trifft den Nagel auf den Kopf, ob sein Vers scherzend durch die kühle Waldung wandle oder seine Epistel launige Liebe nach den Tröpfen führe, welche den Erdball zieren, oder sein Lied des Mädchens gedenke, das vom Liebsten verlassen ist. Denn Mörike hat nur gedichtet, wenn für die rechte Sache das rechte Lied, für die rechte Gelegenheit das rechte Gelegenheitsgedicht ihm auf die Lippen sich gelegt. Das war doppelt schön in einer Zeit, wo Alles nach Geld drängt und Alles am Golde hängt und wo auch er den Pegasus zu gewinnreichem Rennen hätte spornen und sein äußeres Loos, das bescheiden genug ausgefallen, verbessern können. Er that es aber nicht, weil sein ästhetisches Gewissen — und das war sein Alles — es nicht erlaubte und sich lieber, als die landläufige Entweihung der Poesie, die Sorge gefallen ließ, welche ihm nahte, wenn das letzte Geld ausgegangen war. Er war auch in dieser Beziehung ein harmloses Kind und hat manche Aehnlichkeit mit seinem Mozart, wie er ihn in der köstlichen Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" uns vor Augen stellt.

Seine Bedürfnißlosigkeit freilich war weit größer als diejenige des Maestro und paßte auch besser zu seinen bescheidenen Einnahmen. Ein eigenes Haus mit lauschigem Garten wäre wohl seine Freude gewesen. Es war ihm nicht beschieden, und er mußte sich mit Miethwohnungen begnügen, zu welchen ihm die Freunde verhalfen. Aber auch zwischen den gemietheten Wänden und bei seinem Schälchen Kaffee wie glücklich, heiter und launig konnte er sein! Die Wenigsten mögen das bei ihm gesucht haben. Erst flog ein leichter Scherz nur dann und wann über den Tisch. Dann zuckte es um seine Lippen, und der Schalk, der ihm im Mundwinkel saß, ließ prasselndes Feuerwerk steigen. Er war dann der leibhaftige Märte seiner „Idylle vom Bodensee", erzählte lustige Schwänke vergangener Tage und ahmte Stimme und Sprachweise von Abwesenden so täuschend nach, daß man den Nachgeahmten vor sich zu haben glaubte. Die bleibende Bewunderung früherer Schülerinnen für seine Art, Dichtungen, besonders Schauspiele vorzutragen, wird dadurch wohl erklärlich. Freilich wechselten mit solcher Laune häufig Tage, wo er in körperlichem Mißbefinden und trüber Stimmung selbst vor den Nächsten sich verschloß, oder, ganz inwendigen Träumen hingegeben, einsame Wege ging. Aber gegen Natur und landschaftliche Schönheit war er niemals gleichgültig. Oft genug blieb er auf seinem Gange wie festgewurzelt stehen. Befragt über das, was ihn festhalte, zeigte er auf einen Baum, eine Durchsicht durch den Wald, ein Stückchen Fluß.

Ein landschaftliches Vermissen war es auch, was ihn von Nürtingen hauptsächlich wieder weggetrieben. Er vermißte Wald und schattige Wege in der nächsten Umgebung der Stadt. Die vielen anderen Naturschönheiten der Gegend konnten ihm das nicht ersetzen. So zog er denn — auch durch andere Gründe mitbewogen — wieder nach Stuttgart. Manches Schmerzliche erwartete ihn noch hier. Seine Frau, mit der er lange Jahre ruhig zusammengelebt, trennte sich von ihm. Die Weichheit und Verletzbarkeit von Mörike's Natur und häusliche Verhältnisse, die hier nicht weiter zu erörtern sind, haben zu dieser gewiß für beide Theile wehthuenden und auch für die Freunde schmerzlichen Trennung geführt. Daß einige Wochen vor dem Tode des Dichters die Gattin wieder zu ihm eilte, um ihn zu pflegen, mildert die Erinnerung an solchen Lebensabend.

Nun ist der Treffliche in die Arme des Todes gesunken; der Vergessenheit anheimfallen wird er nimmermehr. Seiner Muse ist es nicht beschieden gewesen, in raschem Triumphzug vorbeeren zu ernten, aber nach Menschenaltern, wenn viele Sänger des Tages vergessen sind, wird sie die Freunde des Echten und wahrhaft Schönen immer mit neuer Freude erfüllen.

Prinzessin und Kaufmann.

Eine zanzibarische Liebesgeschichte. Von J. Loewenberg.

Der Besuch der Königin von Saba bei König Salomo war seiner Zeit ein so hochwichtiges Ereigniß, daß er würdig erachtet wurde, in der heiligen Schrift registrirt zu werden. Und doch war er in Betracht der geographischen Entfernung nur ein Kaffeeplausch gegen die Besuche, welche ägyptische, persische, indische, chinesische, japanische Potentaten und Herrschersöhne in unseren Tagen europäischen Höfen abstatten. Augenblicklich ist es der Sulton von Zanzibar, Seid Bargasch, der in London der Tagesklöve ist und, was ungleich mehr, dem sich die aufrichtigen Huldigungen, die schönsten Hoffnungen der Freunde civilisatorischer Cultur zuwenden.

Zanzibar, obwohl an der Schwelle, an der Küste Afrikas gelegen, begann uns erst seit wenig mehr als zwei Jahrzehnten bekannt zu werden. Es war bislang nur ein geographischer Begriff, und Fürst und Volk rangiren noch jetzt in unsern geographischen Schulbüchern auf keiner besondern Culturstufe. Um so mehr überrascht uns ein Liebesabenteuer, das hier emporerblüht ist, und das die jetzige Anwesenheit der tropischen Majestät in London in Erinnerung gebracht hat.

Die Wasungu, das heißt die Fremden europäischen Ursprungs, bilden nur einen sehr geringen Theil der Bevölkerung von Zanzibar; bei von Decken's Anwesenheit, 1860, waren es etwa fünfzig. Amerikaner waren die ersten, welche sich hier niederließen; ihnen folgten Engländer, Hamburger, Franzosen, als Kaufleute und Missionäre, und Alle errichten ihre Zwecke. Die Kaufleute machen gute Geschäfte; die Missionäre haben segensreiche Wirksamkeit, und ihre Schulen werden gern besucht. England und Frankreich haben hier sogar Consulate.

Das Leben der Wasungu ist auch trotz allem Mangel an Theater und Concerten gesellig und angenehm. Sie ersreuen sich, trotz vielen bei den Arabern noch herrschenden Vorurtheilen, einer sehr angenehmen Stellung. Sie heben den Handel; dieser vermehrt die Steuern und Staatseinnahmen und — am Golde hängt, zum Golde drängt sich auch der Mensch in Zanzibar.

So war die Stellung der Europäer schon unter der Regierung des Vaters und des älteren Bruders „unsers" Seid Bargasch stets eine geachtete, und sie erklärt die Freundschaftsverhältnisse und die Gunstbezeigungen, wie sie sonst in mohamedanischen Staaten fast unmöglich erscheinen.

Nicht nur der Sulton und die Würdenträger des Reichs verkehrten mit den Wasungu, auch die Damen des Hofes, namentlich zwei Schwestern des Herrschers, die Prinzessinnen Bibi Holli und Bibi Salima, zwei Stiefschwestern von einem Vater, dem vorletzten hochseligen Regenten.

Bibi Holli war die ältere.

Sie begünstigte die Fremden in huldvollster und unbefangenster Weise und verkehrte mit ihnen auf das Allergnädigste.

Eine kluge, zuthuliche Sclavin, Simatafi benamset, war in gewissem Sinne vertraute Hof- und Ehrendame, etwa wie Gräfin Mondecar am Hofe Philipp's des Zweiten von Spanien. Sie war Vermittlerin aller Botschaften der Prinzessin. Sie war die Ueberbringerin ihrer Geschenke an die Wasungu. Kein Tag verging ohne solchen huldvollen Verkehr. Irgend eine Kleinigkeit, Blumen, Früchte, Backwerk wurden vom Harem aus in dieses oder jenes Haus gebracht und selbstverständlich andere Gegengaben zurückbefördert.

Digitized by Google

Und Bibi Holli nahm alle Werthzeichen ehrfurchtsvoller Huldigung der Kaufleute und Modisten allergnädigst an. So schwanden die Jahre im flüchtigen Reigen der Horen. Aber es kam kein Prinz, die Prinzessin zur Herrin seines Harems zu erliesen. Bibi Holli ahnte — ach! sie erkannte die tragische Wahrheit von der Vergänglichkeit der Frauenschöne:

„Und die Schönheit vergeht,
Und die Backen fallen ein —"

Die glühenden Huldigungen der Wasungu erkalteten zu Aeußerungen frostiger Ehrerbietung. Der Stern der Prinzessin fing an sich zu neigen, während der der jüngeren Schwester immer höher emporstieg.

Bibi Salima war erblüht. Wir sagen nicht um der Prinzeß zu schmeicheln, sie wäre eine Wunderblume, ein Meteor zanzibarischer Schönheit gewesen. Sie war mehr. Außer dem Zauber der äußeren Erscheinung besaß sie Vorzüge höherer Art. Sie war in hohem Maße wahrhaft liebenswürdig; sie war eine edle Frauennatur von seltenen Eigenschaften des Herzens und des Geistes, von einem ganz außerordentlichen Streben nach wissenschaftlicher Vervollkommnung.

Und so saß des Sultans jüngstes Schwesterlein, Prinzeß Bibi Salima, an den linden, mondhellen Abenden hinter den eisernen Gittern ihres Fensterleins und lauschte mit Theilnahme den Wasungu auf dem Nachbardache zu, wenn diese von Uleia, dem fernen Europa, erzählten, von den dortigen Sitten und Gebräuchen, von der geachteten, freien Stellung der Frauen, von der Größe und Schönheit der Städte, von der Lieblichkeit des Landes und von tausenderlei Dingen, welche ihr wie lockende Märchensagen klangen. Sie lauschte mit Vergnügen den fremden Liedern, welche ihr zu Gesallen oft mehrstimmig vorgetragen wurden. Ihr klarer Verstand erkannte das Schöne und Gute der europäischen Sitten, und diese Erkenntniß weckte eine Sehnsucht in ihr, die sie fortzog in weite, unbegrenzte Fernen, traumselig.

„hangend und bangend in schwebender Pein."

Und es kam die Krisis und, ach! auch das Aergerniß.

Der Wasungu, welcher das Nachbarhaus bewohnte, ein durch Festigkeit und Bestimmtheit des Charakters ausgezeichneter junger Mann, ein Deutscher aus einem Großhandelshause in Hamburg, erwarb sich nicht blos die Freundschaft, sondern die volle Liebe, das warme, überströmende Herz der zanzibarischen Prinzessin. Es erblühte ein Roman, ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" in voller Wahrheit und Wirklichkeit, gegen die alle Phantasie der Dichtung zurückbleibt.

Der deutsche Kaufmann ward um die arabische Prinzessin. Und wie das Märchen es schildert, so geschah es. Es war, als hätten Torpedos alle Sitten des Harems, alle Gewohnheit des zanzibarischen Lebens, alle Etiquette des Hofes erschüttert und gesprengt. Eine so frevelnde Kühnheit des Wasungu, solche Herablassung einer Sultanstochter verwirrte alle Begriffe und Urtheile. Sultan Seid Madjid war von der Schuld der Schwester überzeugt. Sie wurde verhaftet und in den Kerker geworfen.

Einsam und verlassen schmachtete Bibi Salima und erwartete den Richterspruch des Bruders, der von der unbeugsamen Sitte beeinflußt war. Hülfe, Rettung, Wiedervereinigung mit dem Geliebten ihres Herzens schienen Fieberträume wüster Phantasieen. Der Befreiung, der Vereinigung mit dem geliebten Wasungu leuchtete keine Hoffnung. Und doch ging sie in Erfüllung, und alles, alles wurde Wirklichkeit, Wahrheit. Um nun mit keinem Titelchen von dieser Wahrheit abzuweichen, berichten und schließen wir nunmehr mit den Worten, mit denen die Erzählung des Ereignisses in „Baron Karl Claus von Decken's Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859 bis 1865" endet. Da lesen wir Band I, Seite 114 wörtlich:

„Im Hafen Sansibars lag ein englisches Kriegsschiff. Der Capitain desselben muß wohl großherziger gedacht haben, als seine Landsleute in Indien und daheim, welche den deutschen Kaufmann und die Prinzessin später so schmachvoll verlästerten und verleumdeten; denn er hatte Verständniß für das Ansinnen des deutschen Kaufmannes und den Muth, ihm zu helfen. In einer späten Abendstunde stieß ein stark bemanntes Boot von jenem Kriegsschiffe ab, näherte sich lautlos dem Lande; bewaffnete Schiffer und Soldaten stiegen aus, wandten sich geraden Weges dem Kerker der Prinzessin zu, verscheuchten die Wachen, erbrachen das Thor und entführten die gefängstigte Frau. Am andern Morgen hatte das Kriegsschiff die Gewässer Sansibars verlassen. Wer durfte es wagen, ihm seine Beute streitig zu machen?

Ein Schrei der Entrüstung wurde laut in der Stadt Sansibar. Die Araber sannen auf Rache und die fremden Handlungshäuser sahen sich in ihren Grundfesten erschüttert. Was konnte nicht alles geschehen, wenn der unberechenbare Zorn des Sultans nicht allein den Schuldigen, sondern überhaupt alle Wasungu traf? Was sollte aus dem gewinnreichen Eintausch von Elfenbein, Gewürznägeln und Ochsenhäuten fernerhin werden? Der Verkuft ließ sich kaum nach Tausenden und Hunderttausenden berechnen. Mancher sah in der Liebe des Berufsgenossen ein todeswürdiges Verbrechen und fürchtete mehr als der Missethäter selbst die zürnende Gerechtigkeit. Schlimmer aber verfuhr die eigentlich unbetheiligte indische und später auch die englische Presse. In dem fernen Lande fühlte sich jeder Pflichter im Innersten getroffen; viele der dortigen Biedermänner hätten lieber noch als der Sultan den deutschen „Düttenkrämer' (shop keeper), wie sie ihn verächtlich nannten, am Galgen hängen oder auf dem Pfahle stecken sehen. Der deutsche Kaufmann aber wappnete sich auch dieser schnöden Denkweise gegenüber mit derselben unerschütterlichen Ruhe, welche er in der ganzen Geschichte an den Tag gelegt hatte. Er wickelte seine Geschäfte ab, reiste dann nach Aden, traf hier mit der inzwischen zum Christenthume übergetretenen Prinzessin zusammen, ehelichte sie und zog mit ihr nach seiner Heimath. Hier, in einer Handelsstadt Deutschlands, lebt gegenwärtig das glückliche Paar. Die Prinzessin hat sich rasch in die neuen Verhältnisse gefunden, und die Liebe, welche sie von allen ihr Nahestehenden genießt, läßt sie lächeln über andersdenkende Kaufmannsfrauen, welche ihr nicht vergessen, daß sie — doch eine Prinzessin ist."

Soweit die Erzählung von Decken's, die schon 1869 gedruckt, aber, wie leider auch sein ganz vortreffliches Reisewerk selbst, in den nächsten turbulenten Jahren vergessen wurde. Der gegenwärtige Besuch des Sultans in London brachte den zanzibarischen Liebesroman wieder in Erinnerung, nicht ohne vermeintliche journalistische Verschönerung.

Dagegen nun kam von Dresden die authentische Mittheilung: Die Notizen, welche über die hier lebende „Prinzessin" erschienen, bedürfen der Berichtigung, beziehungsweise der Ergänzung. Es hat seine Richtigkeit, daß dieselbe an der Hand ihres Bräutigams vor etwa sieben Jahren lediglich unter Mitnahme ihres Schmuckes aus Zanzibar flüchtete, zum Christenthume übertrat und Herrn Ruite heirathete. Nach vierjähriger glücklicher Ehe in Hamburg traf sie das harte Geschick, daß ihr Mann in Folge eines Sturzes vom Wagen der Pferdebahn starb. Seitdem lebt sie mit ihren Kindern aus dieser Ehe hier hochgeschätzt und verehrt in einem kleinen Bekanntenkreise. Außer Arabisch, ihrer Muttersprache, ist ihr Englisch und Deutsch vollständig geläufig, und in letzterem vervollkommnete sie sich in der Weise, daß sie bei einem hiesigen Gelehrten regelmäßige Stunden in Sprache und Literatur nahm, wogegen dieser von ihr Arabisch lernte, in welchem er es bereits zu einer gewissen Fertigkeit gebracht haben soll. Frau Ruite bekundet bei einer angenehmen und liebenswürdigen äußeren Erscheinung außerordentliches Streben nach wissenschaftlicher Vervollkommnung, wobei ihre schnelle Auffassung und ihr reger Geist wesentliche Hülfen sind. Gegenwärtig weilt Frau Ruite in London in der Familie des Dr. Lyon Playfair, um sich mit ihrem zur Zeit dort anwesenden Bruder, dem Sultan von Zanzibar, zu verständigen und zu versöhnen.

Die Prinzessin von Zanzibar, Frau Wittwe Ruite, findet auch in London in den besten Kreisen lebhafte Theilnahme, und man hofft, das Herz des Bruders, des regierenden Sultans, werde sich ihr in Gnade und in Edelmuth zuwenden.

Knüpfen wir hieran einige Momente zur Kenntniß des Landes und zur Charakteristik seines Herrschers, des Sultans Seid Bargasch.

Während man seit Jahrhunderten von allen Seiten, von Norden, Westen, Süden her Afrika zu erforschen suchte, blieb

Digitized by Google

die Ostküste des Erdtheils etwa vom zehnten Grade südlicher Breite, von C. Delgado, bis über den Aequator hinaus wenig beachtet. Erst die deutschen Missionäre Krapf, Redmann, Erhardt berichteten Ende der vierziger Jahre von ungeheuren Schneebergen gerade unter dem Aequator und einem unermeßlichen Binnensee, dem Victoria- oder Ukerewesee mitten in Afrika. Die herodoteischen Märchen, die ptolemäischen Mondberge schienen Wahrheit geworden; die Berichte wirkten zündend auf den Forschungsdrang der Reisenden. Zunächst vervollständigten diese Nachrichten die Engländer Burton, Speke, Grant, sodann der Deutsche Albrecht Roscher, der 1860 an der Nordspitze des südlicheren Nyassa-Sees ermordet wurde. Die ausführlichsten Nachrichten aber sind dem oben erwähnten Werke des deutschen Barons von der Decken zu verdanken. Sie sind die Hauptquelle für die Kenntniß des Landes Zanzibar, dessen Beherrscher, wie gesagt, jetzt in London alle Aufmerksamkeit der geographischen Welt auf sich zieht, Sultan Seid Bargasch, dem auch wir unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben.

Seid Bargasch gehört der arabischen Race, der arabischen Nationalität an. Seine Haufarbe ist licht; er hat nichts mit afrikanischen Negern oder Negerähnlichem gemein; seine ganze Familie zeichnet sich durch helle Gesichtsfarbe aus. Er gehört der edlen Dynastie der Imâme von Omân an der Ostküste Arabiens an, der Abu Seidi, welche die Jarebiten, die Jahrhunderte im heutigen Zanzibar geherrscht hatten, 1744 stürzte und mit dem ausgezeichneten und thatkräftigen Achmed den Said eine geschichtlich bedeutsame Periode begann.

Der dritte Nachfolger Achmed's war Seid Said, der in einer fünfzigjährigen Regierung, 1806—1856, es zu einer gewissen Berühmtheit gebracht hat, und auch in Europa als „Imâm von Maskat" bekannt geworden ist. Er ist der Vater Seid Bargasch's. Seid Said vereinigte die Küste des mittleren Ostafrika, das heutige Zanzibar, mit seinem Erbland Omân in Arabien zu einem ansehnlichen Reiche, siedelte 1840 aus dem arabischen Erbland Omân nach Zanzibar über und widmete sich nach stürmischen Anstrengungen den Werken des Friedens. So ereilte ihn 1856 im sechsundsechszigsten Lebensjahre der Tod. Er hinterließ neben vielen Töchtern elf Söhne, von denen Seid Suêni, Seid Madjid und „unser" Seid Bargasch die bekanntesten sind. Nach Seid Said's Tode zerfiel das Reich in eine arabische Hälfte unter Seid Suêni und in eine afrikanische unter Seid Madjid. — Erst nach dem Tode dieses letzteren, 1870, folgte ihm Seid Bargasch, der wegen eines gegen seinen Bruder angezettelten Aufstandes mehrere Jahre in der Verbannung leben mußte, größtentheils in Bombay, wo er die englische Sprache und europäische Sitten lernte. Das Exil war seine beste Schule; ihr verdankt er ein großes Maß seiner Bildung, die ihm und seiner Regierung zu Gute kommt. Er hob den Sclavenhandel auf.

Die Größe des Areals, der Bevölkerung seines Reiches ist auch nur mit Wahrscheinlichkeit noch nicht zu bestimmen.

Der Werth des Handels in Zanzibar beträgt an dreißig Millionen Reichsmark. Der Verkehr mit Europa und dem Caplande wird seit 1873 durch eine regelmäßige englische Dampferlinie vermittelt. Seid Bargasch hat auch ein Geschwader von Kriegsdampfern, welches jedoch in den letzten Jahren durch einen Orkan schwer geschädigt worden ist. Die Staatseinkünfte beliefen sich früher auf etwa anderthalb Millionen Reichsmark, von denen neun Zehntel die Handelszölle einbrachten. Gegenwärtig mag etwa ein Achtel der Einnahmen durch die Aufhebung des Sclavenhandels seit 1872 ausfallen, denn die Zahl der jährlich verzollten Sclaven betrug etwa zwanzigtausend, von denen pro Stück zwei Maria-Theresienthaler gezahlt wurden.

Dieser empfindliche Ausfall ist auch die wesentliche Ursache des Besuches Seid Bargasch's in England. Er hofft durch persönliche Verhandlungen einen Ersatz für die Einbuße aus der Abschaffung des Sclavenhandels zu erlangen, und ohne Zweifel wird die englische Regierung loyal und gerecht genug sein, um die Maßregeln gegen den Sclavenhandel zu vervollständigen und zu schirmen.

Die Gesellschaft zur Abschaffung des Sclavenhandels hat auch bereits dem afrikanischen Herrscher eine Deputation in's Haus geschickt, um ihm für seine treue Innehaltung der früheren Zusagen zu danken und die Klagen vorzutragen, daß Zanzibar doch noch immer der Rüstplatz zu Sclavenexpeditionen ist. Die Deputation hat um weitere Maßregeln zur vollständigen Ausrottung des Menschenhandels und um Oeffnung der Häfen und Flüsse für den legitimen Handel, welcher bald einen überreichen Ersatz für die beklagten Steuerausfälle bieten würde. — Seid Bargasch versicherte mit großer Zuvorkommenheit, daß er lebhaft wünsche, Englands Forderungen zu erfüllen. Aber der tief eingewurzelte Brauch des Sclavenhandels lasse sich nicht mit einem Schlage ausrotten; er werde indeß das Möglichste thun.

Noch lebhafter und schöner war der Ausdruck seiner Dankadresse an die geographische Gesellschaft, die ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte, und in deren Sitzung er von Sir Henry Rawlison feierlich begrüßt wurde. Seid Bargasch ließ seinerseits durch den Dolmetscher, Dr. Badger, eine Adresse verlesen, in welcher er seine große Freude aussprach, sich in die Gesellschaft eingeführt zu sehen, und ihr für die herzliche Begrüßung dankte. Er habe erstaunlich viel über das Wirken der Gesellschaft in allen Theilen der Erde vernommen, über Manches aber auch genauere Kunde erlangt durch seinen Freund John Kirk (den englischen Consul in Zanzibar), besonders über die Forschungsreisen, welche Burton, Speke, Grant, Livingstone, Manley und Cameron in ihrem Auftrage in Ost- und Centralafrika unternahmen. Durch sie habe die Welt zuverlässige Berichte über das Land der großen Seen erhalten, und sie hätten ihn selbst die Landstriche genauer kennen gelehrt, die zwar zu seinem Gebiete gerechnet worden, aber nur ungenügend bekannt gewesen seien. Diese Forschungen müßten sicherlich große Vortheile im Gefolge haben. Er selbst habe, so viel in seinen schwachen Kräften gestanden, dieselben gefördert, unter großen Schwierigkeiten, die man nicht immer genugsam in Betracht gezogen habe. Er werde dies auch ferner thun, besonders da er jetzt ein Mitglied der Gesellschaft sei und aufgemuntert durch das, was er hier in England sehe. Die Adresse schließt mit erneuten freundschaftlichen Versicherungen. Der Sultan unterzeichnete die arabische Abschrift derselben und bemerkte dabei, er hoffe, daß dies nicht das letzte Document sei, das er für die geographische Gesellschaft unterzeichne.

Zanzibar ist übrigens, wie es in v. Decken's Reise heißt, für Reisende an der Ostküste Afrikas dasselbe und mehr, was Kairo und Chartum für den Nordosten sind. Hier kann man sich mit Allem versorgen, was man braucht, und bleibt in Verbindung mit der Heimath.

Und welch' ein Zufall! Während der Sultan von Zanzibar in London feierlichst verspricht, den Sclavenhandel mit allen Kräften zu unterdrücken, kommt die Nachricht, daß an der afrikanischen Küste ein Sclavenschiff unter französischer Flagge aufgebracht sei, das aber den französischen Behörden ausgeliefert werden mußte und von diesen freigegeben wurde, weil mit Frankreich ein Vertrag zur Unterdrückung der Sclaverei nicht existirt, — mit Frankreich, das mit prahlerischem „Elan" sich brüstet, an der Spitze der Civilisation zu marschiren! —

Die Bettlerin mit dem Schleier.

Ein Bild aus der Residenz.

Während meines letzten Aufenthaltes in Berlin schlenderte ich an einem Spätherbstabende „Unter den Linden" entlang und tauchte dann in den Menschen- und Lichtstrom, welcher die „Passage" oder „Kaisergalerie" durchfluthet, hinein. Unter dem Säulenportale an der Ecke der Friedrichs- und Behrenstraße blieb ich eine Weile stehen, um, zurückblickend, mein Auge noch einmal an dem prächtigen Bilde zu laben. Ich stand in dem Schatten eines jener mächtigen Steinpfeiler, welche den Eingang zu dem prächtigen Kinde der mit Fug und Recht verpönten „Gründerzeit" schmücken.

Da kam ein junger, hübscher und elegant gekleideter Herr aus der im Vergleiche zu der Lichtfülle, welche mein Auge

Digitized by Google

blendete, dunkeln Behrenstraße hervor, indem er einen scharfen Blick auf mich warf, als ob er etwas suchte. Ich erkannte den jungen Mann sofort. Es war ein alter Freund, welchen ich seit Jahren aus den Augen verloren hatte. Er war Schriftsteller, hatte aber auch zugleich das Glück, reich und Baron zu sein.

Um sich mit etwas zu beschäftigen, war ihm einst Tages die Lust angekommen, einen vierbändigen Roman und zwei Bände lyrischer Gedichte zu — verbrechen, und beschieden, wie er war, berichtete er mir lachend darüber, daß er glaube, nur sein tönender Name und andere klingende Mittel hätten ihm dazu verholfen, die Kinder seiner Muse gedruckt zu sehen.

Ich freute mich, den guten Jungen wiedergefunden, und trat hastig aus meinem zufälligen Versteck hervor, indem ich ihm lachend beide Hände entgegenstreckte und ausrief:

„Sachst Du mich etwa, liebster Persin?"

Er fuhr erschreckt zurück. Doch bald flog ein freundliches Lächeln über sein Gesicht, und er ergriff meine Hände mit herzlichem Drucke.

„Ehrlich gestanden," entgegnete er heiter, „hab' ich im Augenblicke Deiner nicht gedacht; glaubt' ich Dich doch wer weiß wo — aber herzlich freu' ich mich, daß ich Dich unverhofft gefunden."

„Also ein Stellbichein? Verzeihung dem Indiscreten!" sagte ich, „dann will ich nicht stören. Mit Deiner Erlaubniß such' ich Dich morgen auf. Gieb mir Deine Adresse!"

„Bleibe!" rief er launig. „Ich erwarte Niemand. Aber die Stelle, auf der Du stehst, ist historisch."

„Ah —?" sagte ich zweifelnd.

„Für mich wenigstens, Freund," entgegnete er mit einem seltsamen Gemische von Scherz und Ernst.

„Darf ich wissen —?"

„Hier, mein Freund, hier hab' ich meine — Schwiegermutter gefunden."

„Du bist vermählt? Da wünsch' ich herzlich Glück."

„Noch nicht, Bester. Uebermorgen erst soll meine Hochzeit sein. Ich war eben im Begriffe mir den noch fehlenden Zeugen zu suchen. Willst Du mir die Ehre erweisen, es zu sein?"

„Gern, lieber Persin. Aber verzeihe, ich finde es originell, daß Du Dir Deine Zeugen von der Straße nimmst. Du hast sicher nähere Bekannte —"

„Nein. Und dann ist der ganze Handel auch nicht so, wie er gewöhnlich zu sein pflegt. Wo wohnst Du?" unterbrach er sich.

„Nicht weit von hier, Friedrichsstraße, Numero . . ."

„Wenn Du erlaubst, werde ich den Abend bei Dir zubringen und Dich in mein seltsames Geheimniß einweihen. Zugleich gebe ich Dir die Erlaubniß, die Geschichte, wenn sie Dir dessen werth erscheint, zu veröffentlichen."

„Du bist sehr gütig. Jedoch fühle ich mich umsoweniger dazu berufen, als Du selbst Schriftsteller —"

„Du!" drohte er mir lachend mit dem Finger, „spotte nicht! Im Augenblicke bin ich weiter nichts, will auch nichts anderes sein, als unsagbar glücklich. Aber lassen wir das — da sind wir an Deiner Hausthür. Interessirt Dich meine Angelegenheit, so tret' ich ein."

„Höchlich, bester Persin. Ich bin sehr begierig auf die Ehre, Deine Schwiegermutter kennen zu lernen, noch mehr aber wird es mich entzücken, Deiner gewiß reizenden Braut vorgestellt zu werden."

Damit waren wir auf meinem Zimmer angekommen; ich reichte dem Freunde, der es sich auf einem Sessel bequem gemacht hatte, Cigarren, füllte unsere Gläser und ließ mich neben ihm nieder.

„Meine Braut wirst Du kennen lernen, o gewiß" — es flog ein glückliches Lächeln über sein Gesicht — „gewiß ist sie hübsch, für mich sogar schön, sehr schön. Aber so sprechen alle Verliebten, wirst Du sagen, alter Freund. Also, sie ist hübsch, und was mehr ist, engelgut. Wir bleiben nun einmal nicht jung, aber das Herz, Freund, das Herz darf uns nimmer altern und bleibt auch frisch, wenn wahre Liebe es erfüllt."

„Und die Schwiegermutter?" unterbrach ich lächelnd den Begeisterten. „Schwärmst Du in gleichem Maße für sie?"

Er blickte mich ernst an.

„Du wirst sie vorläufig nicht sehen, sie ist — nun, sie ist — krank."

„Und Ihr feiert dessenungeachtet Eure Hochzeit? Höre, Freund, die Sache kommt mir immer räthselhafter vor."

„Nun," rief er, wieder in seinen gewohnten heiteren Ton zurückfallend, „so unterbrich mich nicht immer mit Deinen Fragen, sondern höre gefälligst meiner Erzählung zu!"

„Ich bin ganz Ohr."

„Ich stanierte vor einiger Zeit in dieser Gegend," fuhr mein Freund fort, „und als ich etwa hundert Schritte gemacht, stieß ich auf derselben Stelle, an der ich Dich heute gefunden, auf eine —"

„Schwiegermutter," warf ich lachend ein.

„Unterbrich mich nicht!" rief er heftig. „Ich fand also an dieser Stelle, im Schatten einer Säule, ein zusammengeschrumpftes, dürftig bekleidetes altes Mütterchen, welches mit zitternder, demüthiger Stimme mich um eine Gabe anflehte. Mehr als diese Stimme war es die unbeschreibliche Bescheidenheit, jo Aengstlichkeit, mit welcher die Alte ihre gabeheischende kleine Hand mir entgegenstreckte — es lag eine gewisse Vornehmheit in ihren Bewegungen, die man bei einer Bettlerin zu finden nicht gewohnt ist, welche mich veranlaßte, nicht, wie ich wohl sonst zu thun pflegte, dem Bittenden achtlos ein Almosen zu reichen, sondern, ehe ich ihr ein Goldstück in die Hand drückte, einen forschenden Blick auf die alte Frau zu werfen. Dabei bemerkte ich, daß ihre Gestalt von einem breiten, langen, aus verschossener und zerrissener Seide bestehenden alten Mantel umhüllt war. Die arme Frau schien augenleidend zu sein, denn ein breiter Schirm umschattete ihr Gesicht, und über denselben hing noch ein dichter, schwarzer Spitzenschleier herab."

„Also eine Bettlerin mit einem Schleier! Nicht übel!" warf ich lachend dem Erzähler ein, indem ich zugleich sein Glas füllte.

„Ja," fuhr Persin fort, „und ich weiß nicht, was mich antrieb, dieser Frau meine ganze, nicht schwach gefüllte Geldbörse in die Hand zu drücken, um mich dann schnell abzuwenden. In diesem Augenblicke kam ein Schutzmann die Passage entlang. Seinen scharfen Augen war die Bettlerin wohl kaum entgangen. Jetzt fühlte ich mich am Arme festgehalten, und eine vor Angst bebende Stimme schlug flehend an mein Ohr. ‚O, mein Herr, der Sie so gütig waren — retten Sie mich — dort — ein Schutzmann, der — ach, das könnte ich nicht überleben!'

Der Ton, mit welchem die Unglückliche diese Worte sprach, war unbeschreiblich ergreifend und rührte tief mein Herz. Ich faßte, ohne lange zu überlegen, die auf meinem Arme ruhende Hand, welche leise zitterte, mit herzlichem Drucke und führte die alte Frau auf die Friedrichsstraße zurück.

Der Schutzmann folgte uns.

‚Die Frau hat Sie angebettelt, mein Herr?' fragte er.

‚Nein,' log ich, zum Vortheile meines Schützlings, ‚es ist eine Verwandte von mir, die ich nach Hause geleite; ich bin der Baron Persin.'

Der Schutzmann sah mich ein wenig erstaunt an, dann entfernte er sich mit kurzem Gruße.

Die alte Frau athmete tief und erleichtert auf. ‚Ich danke Ihnen,' stieß die Arme mühsam hervor, meinen Arm fester drückend. ‚Gott lohne Ihnen das! — ach, es wäre entsetzlich gewesen, und — und ich will es gewiß nicht wieder thun.'

Sie hatte die letzten Worte leise, mehr wie zu sich selbst gesprochen.

Ich wurde aufmerksam.

‚Was —?'

‚O, nichts, nichts!' fiel sie mir schnell in's Wort. ‚Aber bedenken Sie, mein Herr, wenn ich hätte in's Gefängniß gehen müssen — ich — ich, und was würde meine Tochter —'

Sie brach jäh ab, indem sie ihren Arm aus dem meinigen zog und sich vorsichtig — wir waren indeß die Linden entlang bis zum düsteren Lustgarten gekommen — umschaute.

‚Ich danke Ihnen nochmals herzlich,' sagte sie dann, ‚auch für Ihre reiche Gabe. Ach, es thut so wehe. Almosen zu erflehen, aber es — muß eben sein. Nun sind' ich meinen Weg allein — man wird mich nicht wieder belästigen.'

„Du wirst einsehen," unterbrach sich der Erzähler, „daß all' dies meine Neugier rege machen mußte. Ich gab demzufolge den Arm der Bettlerin nicht frei, sondern entgegnete ihr in

Digitized by Google

Der Her

Nach seinem Oelgemälde auf Holz gezei

Digitized by Google

...shändler.

...n von Mathias Schmid in München.

Digitized by Google

möglichst gewinnendem Tone: ‚Gestatten Sie mir, meine Gute, Sie bis an Ihre Wohnung zu begleiten! Sie sind alt, schwach und könnten noch anderweitige Gefahr laufen. Erzählen Sie mir einiges aus Ihrem Leben! Vielleicht kann ich mich Ihnen nützlich machen. Jedenfalls will ich, da ich gern bereit bin, zu helfen, und dies mir auch meine Mittel gestatten, versuchen, nach Kräften Ihr trauriges Geschick zu mildern.‘

Es war diese von mir ausgesprochene Bereitwilligkeit und die Darlegung meiner Verhältnisse einer fremden Person gegenüber eigentlich ein wenig unrichtig, besonders auf dem weltstädtischen Boden Berlins, indeß diese Bettlerin hatte nun einmal etwas Anziehendes für mich, und ihr zurückhaltendes, von Bildung zeugendes Benehmen ließ mich annehmen, daß ich es mit einer ‚verschämten‘ Armen zu thun hatte.

‚Sie sind mehr als gütig, mein Herr,‘ sagte die alte Frau nach einer Pause, während welcher sie sich die Augen getrocknet hatte; ‚aber ich würde allzu unbescheiden sein, wenn ich Ihre Begleitung annähme. Ich wohne im entlegensten und ärmlichsten Theil dieser glänzenden Stadt, die in ihrem Weichbild viel Glück, aber auch unsäglich viel Leid birgt. Ein eleganter Herr hat in jenen Quartieren der Noth und zuweilen des — Verbrechens nichts zu suchen, besonders zur Nachtzeit, wie jetzt. Es könnte Ihnen beim Heimkehren Gefahr drohen — ich würde nicht ruhig schlafen können. Nein, nein, ich nehme das nicht an.‘

In ihren Worten lag so viel herzliche, mütterliche — möcht' ich sagen — Sorge für mich, die mich an meine trostlose Einsamkeit in der Welt mahnte, daß die Bettlerin nichts Besseres hätte thun können, um mich zu veranlassen, bei meinem Entschlusse stehen zu bleiben.

‚Wo wohnen Sie?‘ fragte ich daher, ruhig mit ihr weiter schreitend, um ihr anzudeuten, daß ich ihren Worten kein Gehör geben wollte.

‚Draußen im Voigtlande, weit, weit draußen, in einem der letzten einsamen Häuser in der Straße‘ — sie nannte die Nummer — ‚vier Treppen hoch,‘ entgegnete sie, noch einen schwachen Versuch machend, mich zum Stillstehen zu bewegen.

‚Vier Treppen hoch!‘ schrie ich. ‚Und dieser gebrechliche, elende Körper der armen Frau!‘

Nach langer Wanderung — denn die Entfernung von der ‚Passage‘ bis in jene entlegene Vorstadt ist eine beträchtliche — erreichten wir endlich das Ziel.

Die alte Frau schien äußerst angestrengt von dem weiten Wege. Sie hatte bis jetzt nur wenig gesprochen, da häufige Hustenanfälle und knapper Athem sie andauernd belästigten, aber ich schien mir doch ihr Vertrauen gewonnen zu haben, denn sie bat mich, nun ihr Zimmer zu betreten.

Das Haus, in welchem die Frau wohnte, war eine jener zahlreichen Speculationsbauten, wie sie die letzten Jahre pilzähnlich schnell entstehen ließen — unfertig noch, weil dem Bauherrn mit dem raschen Sinken der Course auch seine Baarmittel ausgegangen waren. Nun bevölkerten die unwohnlichen Räume sogenannte ‚Trockenwohner‘, das heißt Leute, deren Mittel ihnen nicht gestatteten, eine Wohnung zu bezahlen, und die von manchen Hausvirthen gratis eingenommen wurden, um dem Hause einen einigermaßen wohnlichen Anstrich zu geben, oft aber auch aus anderen noch weniger reellen Gründen.

Mit Mühe erklomm meine Begleiterin die Treppen. Oft mußte sie, schwer athmend, im Steigen innehalten. Das Haus war augenscheinlich nur schwach bewohnt, denn mehrere Thüren, welche in die verschiedenen Wohnungen führten, standen weit offen und gestatteten einen Blick in öde Räume.

Es fehlte an jeder Treppenbeleuchtung, wenngleich ein schwacher Lichtschimmer durch das Fenster hereindrang. Ich zog meine Hauslaterne, welche ich gewöhnlich bei mir zu tragen pflege, hervor und zündete das Wachslicht an. Inzwischen hatte die alte Frau eine Thür geöffnet, welche in einen sehr beengten, einem Taubenschlage ähnlichen Raum führte. Ein Strohlager, ein Tischchen und ein wackeliger Schemel bildeten die armselige Ausstattung. Ein Ofen war nicht vorhanden, und es durchschneuerte mich eisig, als ich den dumpfigen, nach frischer Tünche riechenden Raum betrat. Wie wird das werden, wenn Eis und Schneesturm an die Fenster schlagen!

Ich setzte mein Licht auf den Tisch, während die Bettlerin den Schleier ablegte, den Schirm aber, ihrer schmerzenden Augen wegen, wie sie sagte, nicht entfernte. Der Theil ihres Gesichtes, welcher sich mir nun zeigte, war, wenn auch runzelig, doch zart, fein und wohlgebildet. Weiße vornehme Locken schauten aus einer schwarzen Haube hervor. Um die feinen Lippen zuckte ein bitteres Lächeln.

‚Das hier, mein Herr, ist die Residenz der Frau von Saremba, geborenen von Biedefeld,‘ sagte sie dann. ‚Nicht wahr, tönende Namen, aber doch nur ein — leerer Schall. Wie gern gäb' ich all den Namenswust für ein Stückchen Brodes dahin!‘

‚Aber leben Ihnen denn keine Verwandte, hier oder anderswo?‘ fragte ich erstaunt, unwillkürlich der Dame eine tiefe Verbeugung machend. ‚Mein Name ist Bruno von Persin.‘

‚Ah,‘ rief sie lebhaft, ‚der Name ist mir nicht unbekannt. Irre ich nicht, so hat eine Saremba einen Persin geheirathet — aber Kopf und Sinn wird schwach durch Alter und Leid — nun, ich werde mich wohl noch darauf besinnen; am Ende sind wir gar noch verwandt. Das wäre ein sonderbarer Zufall.‘

Sie sagte das in jenem nachdenklichen, grübelnden Tone, wie er alten Leuten, die vergangene Zeiten sich zurückrufen wollen, eigen ist.

‚Aber da sollte es Ihnen doch nicht an Hülfe fehlen. Die Saremba's sind bemittelt. Freilich glaub' ich kaum, daß noch ein Träger des Namens Persin, außer mir, in der Welt ist.‘

‚Aber ich stehe ihnen fern, das heißt den Saremba's und Biedefelds. „Warum?“ werden Sie fragen. Nun, das Ihnen genau zu erzählen, würde viel Zeit in Anspruch nehmen, vielleicht thu' ich's einmal gelegentlich.‘ Es lag in ihren Worten eine feine Abweisung, von ihren Familienangelegenheiten zu sprechen.

‚Nun, jedenfalls hab' ich als Ihr Anverwandter das Recht, Ihnen beizustehen, gnädige Frau —‘

‚O, ich möchte Sie dringend bitten, auf meine Vermuthung in dieser Beziehung nicht viel zu geben. Wie gesagt, ich kann mich irren — es geht mir da so viel durch meinen armen Kopf, daß ich oft dies und das verwechsele; auf keinen Fall, Herr von Persin, dürfen Sie glauben, daß ich aus einer möglichen Verwandtschaft zwischen uns für mich einen Vortheil ziehen wollte, nein, Sie werden das auch nicht annehmen.‘ Sie sagte die letzten Worte mit einer stolzen Geberde. ‚Uebrigens,‘ fuhr sie dann fort, ‚lebt die Familie, das heißt die der Saremba's, in Oesterreich oder Süddeutschland — mir fern. Ich suche sie nicht mehr, auch die Biedefelds nicht, und sie mich nicht. Arme Verwandte fallen der Mißachtung anheim. Ich hatte einiges Vermögen. Ein kleiner Theil — es sind fünfzig Thaler — ist mir noch geblieben. Ich bewahre ihn für meine Tochter, für mein heißgeliebtes, einziges Kind auf. Ach, und ich mußte sie von mir geben. Sie ist in einer Provinzialstadt Verkäuferin in — in einem Weißwaarengeschäfte — denken Sie, Baron, eine Saremba! Aber es mußte sein; sie konnte das Elend hier nicht länger mit ansehen. Mit blutigen Thränen riß sie sich von mir, gab ich sie dahin. Ihr Verdienst ist gering, aber sie giebt mir, was sie geben kann. Auch erhalte ich kleine Beihülfen von den mildthätigen Damen unseres Bezirks, aber mein Herr. Alles wird theurer; es reicht nicht aus, und ich will die freundlichen Geber nicht noch weiterhin in Anspruch nehmen, nicht meinem Kinde das schwer verdiente Geld entziehen. Da faßte ich eines Tages den Muth und trat in Gottes Namen hinaus in die dunkle Nacht und flehte mit schwerem Herzen und bangen Zagen die Vorübergehende an. Mancher stieß meine zitternde Hand rauh zurück. Ihm sei vergeben! Mancher füllte sie mitleidigen Herzens. Ihm sei Gottes Lohn! Heut' zum ersten Male nahete mir Gefahr. Ich hatte nicht gewußt, daß die Gesetze es verbieten, mit schwerbedrücktem Herzen hülfeflehend sich an unsere Mitmenschen zu wenden. Da retteten Sie mich, Herr Baron — o, wie danke ich Ihnen dafür!‘

‚Wir drangen,“ fuhr der Erzähler nach einer kurzen Pause fort, ‚diese Worte der alten Dame tief in's Herz. Ich hat sie herzlich, meine Hülfe auch fernerhin anzunehmen. Oft wandelte ich hinaus nach der Straße, bisweilen fand ich das Zimmer verschlossen. Manchmal war die gute Frau, die ich schon herzlich liebgewonnen hatte, daheim, und sie empfing mich dann mit großer Freude und innigen Dankesworten. Und ich — ich fühlte mich hochbeglückt in dem Bewußtsein, ein Herz gefunden zu haben, dem ich meine herzliche Theilnahme weihen durfte.“

Digitized by Google

Ich drückte dem Freunde herzlich die Hand.

„Du bist ein braver Mensch," sagte ich, „aber vielleicht allzu gutherzig. Das ist zuweilen auch ein Fehler. Konnte die alte Frau nicht eine Schwindlerin sein, Dich nicht in ein Netz locken, in welchem man Dich gehörig rupfen durfte? Doch, wie ist's eigentlich mit Deiner Schwiegermutter? Von ihr höre ich noch immer kein Wort. Oder sollte etwa die alte Dame —? Sie hat eine Tochter —"

„Höre nur weiter, Freund!" fiel Persin mir lächelnd in die Rede, „die Schwiegermutter wird auch kommen und die Geliebte. Zu jener Zeit sah ich mich veranlaßt, meine Wohnung zu wechseln. Ich bezog zwei möblirte Zimmer in einem eleganten Hause an der Potsdamerstraße.

Eines Tages las ich zufällig das neben der Thürwartswohnung aufgehängte Verzeichniß der Hausbewohner, und mein erstaunter Blick fiel dabei auf den Namen: verwittwete Frau von Saremba. ‚Sollte diese Dame eine Verwandte meiner alten Freundin sein?' fragte ich mich. Da ließe sich über diese wohl Näheres erfahren, denn die alte Dame war immer noch in ihren Mittheilungen über die Ursachen der Spannung mit ihrer Familie vorsichtig und zurückhaltend geblieben. Ich fragte den Hauscerberus nach dieser Frau von Saremba.

‚O,' entgegnete der, ‚das ist eine vornehme, aber gar gute Dame, die sicher einmal bessere Tage gesehen hat. Jetzt aber lebt sie still und ziemlich zurückgezogen in ihrer bescheidenen Wohnung im dritten Stock, im Vereine mit ihrem einzigen Kinde, einer Tochter, die ein wahrer Engel von Schönheit ist. Damit will ich aber nicht gesagt haben, daß die Dame gänzlich heruntergekommen ist, wie man zu sagen pflegt. Nein, sie hat noch genug, um mir hin und wieder ein Trinkgeld zukommen zu lassen, auch hält sie sich ein kleines Dienstmädchen und giebt sogar dann und wann kleine Theegesellschaften. Sehen Sie, lieber Herr, unsereins ist nicht gerade neugierig, aber man muß doch wissen, wie es bei den Hausbewohnern zugeht; es könnte Jemand Auskunft wünschen —'

Ich unterbrach den Redestrom des biederen Alten und beschloß, in meinem Zimmer angekommen, meinen Hausgenossen im dritten Stock baldigst meine Aufwartung zu machen, um ihnen von meiner armen Freundin, die sicher eine Verwandte der Dame war, zu sprechen, und außerdem war ich auch gespannt, das schöne Fräulein von Saremba kennen zu lernen, welches den alten Hauswächter in eine gelinde Begeisterung versetzt hatte.

Ich warf mich also eines Tages in den Frack, nahm Visitenkarten zur Hand und begann, meinen Flurnachbarn — ich wohnte im zweiten Stock — Besuche zu machen. Dann stieg ich auch in den dritten Stock hinauf, dessen kleinere Hälfte Frau von Saremba bewohnte."

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Auch vom „gütigen Kaiser". Am 29. Juni d. J. schloß ein Monarch auf immer die Augen, der beinahe siebenundzwanzig Jahre, fern von der großen Welt, in friedlicher Zurückgezogenheit gelebt hat, aber nicht nur von einzelnen Historikern, sondern von dem Volke, dessen Glück ihm am Herzen lag, den Namen „der Gütige" erhalten hat, und zwar zu einer Zeit, wo er eben zu Gunsten seines jugendlichen Neffen, des Kaisers Franz Joseph, die Krone niedergelegt hatte, also Niemand mehr Orden und Beförderungen von ihm erwarten konnte, da Ferdinand der Fünfte fortan nur als Privatmann leben wollte.

Ich hatte den Kaiser im Jahre 1836 in Prag gesehen, wie er als König von Böhmen gekrönt wurde. Jeder rühmte seine echte Humanität, seine liebenswürdige Artigkeit. Er war kaum mittelgroß zu nennen; sein großes blaues Auge, seine echt habsburgischen Züge gaben ihm einen edlen Ausdruck. Seine Haltung zu Pferde war vortrefflich. Damals wurde der gute Fürst noch nicht von jener den Geist und die Willenskraft niederdrückenden Krankheit gequält, die ihm später vom Schicksale auferlegt worden war. Im Jahre 1842 war ich in Wien mehrmals öffentlich und, wie ich wohl sagen kann, ohne unbescheiden zu sein, mit großem Beifall als Improvisatrice aufgetreten. Die Kaiserinnen und Erzherzoginnen hatten durch ihre Gegenwart meine Matinées verherrlicht, und für den zweiten Osterfeiertag wurde ich für den Abend zu Ihrer Majestät, der Kaiserin Anna Maria, befohlen, um vor ihr und einer zahlreichen Gesellschaft Proben meines Talentes abzulegen. Um acht Uhr wurde ich in einem Hofwagen abgeholt und fand in einem mäßig großen Salon bereits den Musikgrafen, Grafen Amadé, und den Oberstkämmerer Grafen Moritz von Dietrichstein, sowie Fräulein Elise Meerti, den berühmten Violoncellvirtuosen Servais und den damals noch im Knabenalter stehenden, aber schon vielbewunderten Anton Rubinstein. Frau von Cibini, die erste Kammerfrau der Maria Anna, eine ausgezeichnete Pianistin, Tochter des seiner Zeit gefeierten Pianisten Kotzebuh, empfing mich sehr freundlich und flüsterte mir zu: „Die regierende Kaiserin versteht deutsch. Lassen Sie sich nicht durch den Gedanken, daß Ihre Majestät Ihren Worten nicht folgen kann, beirren!"

Graf Dietrichstein sagte mir einige Artigkeiten über meine Novellen und Märchen, und daß ihm Rastrelli's Oper „Bertha von Bretagne", die er in Dresden gehört, und wozu ich das Buch geschrieben, sehr gefallen habe. Wenn Jemand von den Herrschaften mir vielleicht den Rath ertheile, aus einer meiner Sagen ein Libretto zu machen, solle ich sogleich bejahen. — Ich war nämlich damals Mitarbeiterin an mehreren Wiener Zeitschriften, die oft von den Damen des Kaiserhauses gelesen wurden, und eine der hohen Damen fand Vergnügen daran, Opernstoffe aufzufinden.

Graf Amadé nöthigte uns jetzt in den anstoßenden Salon, und bald darauf traten die Palastdamen, die zum Hofstaate gehörenden Cavaliere, die Gesandten fremder Höfe, Fürst Metternich nebst Gemahlin, der Fürst-Erzbischof von Wien, die Prinzessin von Wasa mit ihrer schönen Hofdame, einer Enkelin Scharnhorst's, die Herzogin-Wittwe von Anhalt-Cöthen* ein, hierauf mehrere Erzherzöge und Erzherzoginnen, zuletzt Kaiser und Kaiserin und die Kaiserin-Mutter, am Arme des Erzherzog Karl, des Siegers bei Aspern, der ein Jahr später das fünfzigjährige Jubiläum als Theresien-Ritter feierte. Auch das Idol der jugendlichen Damenwelt, Erzherzog Stephan, war anwesend, ebenso zwei Söhne des Erzherzog Karl, nämlich Erzherzog Friedrich, der sich später ebenfalls den Theresien-Orden verdiente und jung starb, sowie Erzherzog Albrecht, der Sieger bei Custozza.

Da der Hof noch Halbtrauer um die junge Erzherzogin Hermine trug — sie war die Zwillingsschwester des Erzherzogs Stephan —, waren alle Damen schwarz gekleidet, aber doch schon wieder mit Edelsteinen und Blumen geschmückt. Uniformen waren wenige zu sehen, aber die Herren hatten natürlich ihre Orden angelegt, und die Gesellschaft, bestrahlt vom Schimmer unzähliger Wachskerzen, bot einen, wenn auch nicht bunten, doch glänzenden Anblick dar.

Die beiden Kaiserinnen hatten auf einem Sopha Platz genommen. Neben der Kaiserin-Mutter saß in einem Fauteuil der Kaiser; ihm zur Rechten ebenfalls im Fauteuil die Erzherzogin Sophie, damals eine majestätische Erscheinung, mit dem Erbtheil der Töchter Max Joseph's des Ersten begabt, mit sehr schönen, sprechenden Augen. Mehrere Reihen Stühle links von der Kaiserin Anna Maria waren mit Damen und Herren besetzt. Ich hatte zwischen einer jungen Hofdame und Fräulein Meerti einen Platz, von dem aus ich, ohne gegen den Anstand zu verstoßen, die Herrschaften genau betrachten konnte. Das von Herzensgüte strahlende Gesicht des Kaisers, so wie das des alten Helden von Aspern, steht noch deutlich vor meinem geistigen Auge.

Die Kaiserin-Mutter, die sich für Literatur und Künste sehr lebhaft interessirt, ließ sich ein Blatt Papier und eine Bleifeder geben, und sagte lächelnd zu mir: „Die Kaiserin wünscht, daß ich den Anfang mache; so will ich Ihnen einige Endreime zu einem Sonette geben. Die Damen mögen meinem Beispiele folgen." Hierauf schrieben die Erzherzogin Sophie, die Herzogin von Anhalt-Cöthen und noch einige Damen Endreime, und ich löste meine Aufgabe zur Zufriedenheit der Zuhörer. Eine der Damen — täuscht mich mein Gedächtniß nicht, so war es die Prinzessin von Salerno — sagte, sie möchte wissen, ob ich wie Rosa Taddei, die berühmte italienische Improvisatrice, auch zu denselben Reimen ein Sonett nach gegebenem Thema improvisiren könne.

„Ich will es versuchen," flüsterte ich dem Grafen Dietrichstein zu, der sich in meiner Nähe befand.

Der Kaiser rief: „An eine Blume — die Blume wählen Sie selbst."

Ich gebe nicht viel auf Wortspielereien und habe stets mehr Freude gehabt, wenn ein poetischer oder prägnanter Gedanke die Form beseelte, als wenn ich eben nur wohlklingende Verse improvisirte, aber jenes Sonett — keine leichte Aufgabe — hätte ich gern noch im Gedächtniß.

Während Elise Meerti* einige französische Chansons mit schöner Stimme und bezaubernder Grazie vortrug, hatte ich wieder Muße, die anwesenden Berühmtheiten zu betrachten. Erzherzog Karl stand schon im zweiundsiebenzigsten Jahre, hatte aber noch die stramme Haltung eines Kriegers und in seinem Blick etwas Gebieterisches, Durchdringendes. Fürst Metternich war ein schöner Greis, dessen feingeschnittene Züge deutlich verriethen, daß er in seinen jüngeren Jahren ein höchst einnehmender Mann gewesen sein mußte, wenn er — gewollt hatte. Er sprach später sehr freundlich mit mir; auch hörte ich ihn in französischer Sprache viel Verbindliches zu Fräulein Meerti sagen; mir machte er den Eindruck eines nach allen Seiten hin gebildeten, feinen Geistes, aber nicht den eines energischen, gewaltigen Staatsmannes. Ich glaube, daß diejenigen Historiker Recht haben, welche sagen: daß Kaiser Franz der Erste in geistiger Hinsicht oft unterschätzt worden sei und nicht selten in wichtigen Angelegenheiten scheinbar habe Metternich walten lassen, um Zeit zu gewinnen eigene Entschlüsse zu fassen, die der Fürst-Staatskanzler als treuer, ergebener Diener seines Herrn ausführte.

Ich bekam später noch von der Herzogin von Anhalt-Cöthen das

* Eine geborene Gräfin von Brandenburg. Sie hatte trotz aller Vorstellungen König Friedrich Wilhelm's des Dritten den evangelischen Glauben mit dem katholischen vertauscht und lebte seitdem viel in Wien.

* Elise Meerti aus Brüssel war eine vortreffliche Sängerin und von Mendelssohn warm empfohlen; sie war auch eine reizende, poetische Erscheinung.

Digitized by Google

Thema: Hoffnung und Erinnerung, und vom Kaiser: Die Gedanken Rüdiger Starhemberg's, als er auf dem Stephansthurme das Herannahen der Hülfstruppen sehnlichst erwartet und endlich die Raketen steigen sieht, die ihr Kommen verkünden. Später spielte Servais, ebenfalls ein Belgier, entzückend auf seinem Instrumente. Mit ihm zugleich war damals Bohrer aus Stuttgart in Wien, und beide Künstler hatten stets volle Häuser. Zu jener Zeit sprach man in der Kaiserstadt noch nicht von Politik; Börsenspiel und Gründungen kannte man nicht, und mit dem größten Ernste, ja sogar mit Erbitterung, stritten sich die Wiener, wer größer sei, Servais oder Bohrer, während die Kenner jedem der großen Virtuosen seine eigenthümlichen Vorzüge gestanden.

Jetzt wurde Anton Rubinstein aufgefordert, sich hören zu lassen. So viel ich mich erinnere, trug er noch die damals übliche Knabentracht, nämlich eine feine Tuchjacke, über welcher ein breiter, weißer Kragen von Jaconnet geschlagen war. Reiche, natürliche Locken schmückten den Kopf des genialen Kunstjüngers, und ein blitzendes Augenpaar belebte die rosigen, kindlichen Züge. „Das Kind ist der Vater des Mannes“, sagt das Sprüchwort. Es ließ sich auf Anton Rubinstein's schönes Spiel damals anwenden. Der Kaiser, selbst ein guter Pianist, widmete Rubinstein viele Aufmerksamkeit und redete später längere Zeit eingehend über seinen Vortrag.

Jeder der anwesenden Künstler erntete reichen Beifall. Während Erfrischungen herumgereicht wurden, sprachen die Herrschaften mit den Anwesenden. Der Kaiser bediente sich den Ausländern gegenüber der französischen Sprache; zu mir sagte er mit einem Anfluge von Wiener Dialect: „Das könnt' ich nit, und gefreut hat es mich, daß Sie, als Sie über die Blume sprachen, gerade eine meiner Lieblingsblumen gewählt hatten, den Agapanthus. Lieben Sie die Blumen?“

Ich bejahte; der Kaiser fuhr fort: „Blumen sind auch etwas Schönes, Blumen und Musik.“

„Und Poesie,“ fügte die Kaiserin-Mutter hinzu.

Die Herrschaften sagten noch viel Liebenswürdiges, und gerade der Wiener Dialect ließ jedes Wort sehr gemüthlich klingen.

Bevor ich heimfuhr, sagte Herr Servais zu mir: „Verkaufen Sie mir das Blatt, auf welches Ihnen die Herrschaften Worte geschrieben haben.“ Das that ich aber nicht. Die Grafen Amadé und Dietrichstein unterhielten sich, als wir durch die Vorgemächer gingen, noch mit uns Künstlern. Herr Servais sagte etwas unbedacht: „Ich bin erstaunt über des Kaisers vortreffliches Französisch,“ worauf Graf Dietrichstein entgegnete: „Seine Majestät sprechen ebenso geläufig Italienisch und überhaupt die Sprachen seiner Lande, nur nicht viel Polnisch.“ Oft hörte ich von Personen, die es wissen und beurtheilen konnten, daß Kaiser Ferdinand schöne Kenntnisse in den Naturwissenschaften besitze. Leider kennen selbst die geistvollsten, strebsamsten Aerzte bisjetzt noch kein Mittel gegen die Krankheit, welche im Jahre 1848 eine der Hauptursachen war, weshalb der Kaiser Ferdinand abdankte und sich später immer seltener öffentlich zeigte.

Zum Feldherrn und Gesetzgeber war Ferdinand der Fünfte nicht geboren, aber von dem schönsten Vorrechte des Regenten, von dem, Gnade walten zu lassen, machte er so oft wie möglich Gebrauch. Als vor seiner Thronbesteigung in Preßburg ein Mordversuch auf ihn gemacht wurde, waren des damaligen Kronprinzen erste Worte: „Man verfahre mild mit dem Manne! Es ist mir ja nichts Uebles geschehen.“ Ein hoher Officier sagte mir einst, daß auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers die vierzehnjährige Dienstzeit der Soldaten auf acht Jahre herabgesetzt worden sei, und gewiß werden andere Schriftsteller noch viel von der Herzensgüte des Kaisers erzählen, der wie sein Ahnherr Rudolph der Zweite auch Jahre lang das Schloß auf dem Hradschin bewohnte, aber nicht, wie dieser, von Astrologen und Gauklern umgeben und erfüllt von Mißtrauen, sondern an der Seite einer edlen frommen Gemahlin, allen Menschen das Beste gönnend, Wohlthaten spendend bis zum letzten Athemzuge.

Karoline Pierson.

Das Vaterlandsfest in der Schule. Die von Friedrich Hofmann gedichteten, von Julius Otto in Musik gesetzten „Kinderfeste“ („Schulfest“, „Pfingstfest“, „Weihnachtsfest“) sind einem großen Theile unserer Leser hinlänglich durch die zahlreichen gelungenen Aufführungen bekannt, die sie seit zwanzig Jahren weit und breit in Stadt und Dorf gefunden haben. Ueberall hat sich der Erfolg dieser musikalisch-declamatorischen Festspiele als ein vortrefflicher gezeigt. Da aber eine allzugroße Häufung solcher Veranstaltungen ihrem eigentlichen Zwecke nicht entsprechen würde, hätten sicher die Verfasser an den drei von ihnen bearbeiteten Festmomenten sich genügen lassen, wenn nicht mit dem inzwischen erfolgten Umschwunge unserer vaterländischen Verhältnisse ein neues Bedürfniß sich ihnen gezeigt, eine neue und unzweifelhaft ernste Verpflichtung an sie herangetreten wäre. Nun handelte es sich darum, eine zugkräftig in die Herzen greifende, dramatisch abgerundete Schöpfung auch jenen Festen zu bieten, die jetzt an besonderen Gedenktagen (Sedanfest rc.) zur Erinnerung an die letzten Großthaten des deutschen Heeres und an die Wiederaufrichtung des Reiches in den deutschen Schulen gefeiert werden. So entstand die poesiewarme, in Wort und Ton von edler Vaterlandsliebe durchwehete Dichtung „Das Vaterlandsfest“ von Friedrich Hofmann, Composition von Julius Otto. Es ist Kraft, Bewegung und Begeisterung in der ganzen Entfaltung, und wir sind überzeugt, daß die Aufführungen überall einen guten Erfolg haben werden. Das binnen Kurzem (bei Glaser in Schleusingen) im Druck erscheinende „Vaterlandsfest“ ist also unbedingt den Eltern und Lehrern zu empfehlen, denen es um eine wirklich erhebende und wahrhaft patriotische Feier der Nationalfeste in den Schulen zu thun ist.

Zwei Cabinetsordres Friedrich's des Großen. Im Jahre 1755 ward auf Befehl König Friedrich des Zweiten, der deshalb eine eigene Cabinetsordre, d. d. Potsdam, den 25. October, an den jüngeren Franke (Sohn des Stifters des Halleschen Waisenhauses August Hermann Franke), als damaligen Director des königlichen Pädagogii (innerhalb jener Stiftungen) erließ, ein eigener Tanzmeister angestellt, und der Commandeur des zu Halle garnisonirenden Anhalt-Dessauischen Regiments, Oberst von Britzen, bekam zugleich die Ordre, von Zeit zu Zeit bei den Tanzlectionen gegenwärtig zu sein und nachzusehen, wie der Unterricht von statten gehe. Als hierauf Letzterer unter dem 1. November dem König berichtete, „er habe den Professor Franke billig und bereit gefunden, alle dem Folge zu leisten, was Se. Majestät befohlen, es sei auch ein guter Tanzmeister, Namens Greiß, angestellt worden, er habe den Lectionen selbst zugesehen und gefunden, daß er die Leute gut dressire, ihnen anfänglich eine gute Stellung, Reverence und Pas, auch Tours weise, und ihm aufgegeben, nun seine Schüler auch Menuets zu lehren, damit sie nach seiner Rückkunft vor ihm tanzen könnten,“ — erließ der König eine zweite Cabinetsordre, worin es unter Anderem heißt: „Es ist mir sehr lieb gewesen, daß auf dem dortigen Pädagogio ein Tanzmeister zur Information der jungen Edelleute aus meinem Lande bestellt ist. Im Uebrigen declarire ich hierdurch, daß dieses Tanzen auf dem Pädagogio nur pur (rein, ausschließlich) für die Edelleute aus meinem Lande sein soll; denn was die anderen und die ausländischen Edelleute anbetrifft, da stehet solchen frei, nach eigenem Gefallen das Tanzen zu lernen oder nicht, als wonach, ob solches geschehe oder nicht, ich gar nicht frage.

Potsdam, den 5. November 1755. Friedrich.“

Zwei Herrgottshändler.

Mit Abbildung.

Er ißt ein hartes Stücklein Brod,
Ach, lauter dürre Rinde,
Der Herrgottshändler in der Noth
Mit seinem Weib und Kinde.

Er zieht, sie schiebt den Wagen fort
Im heißen Straßenstaube, —
Gottlob! ein Wirthshaus winket dort
Mit schmucker Erkerlaube.

Und lustig ist's im Schatten kühl;
Wo froh die Leute scherzen,
Da regt auf menschlich Mitgefühl
Die Hoffnung sich im Herzen.

Der Wagen hält — das arme Weib,
Ihr schreiend Kind zu stillen
Zwingt sie den kraftberaubten Leib
Mit ihrem Mutterwillen.

Wie nah' sich wähnt der Mann am Ziel!
Da sitzen vor dem „Besten“
Zwei höhere Kutten beim Kartenspiel
Am Tisch mit Bauerngästen.

Mit Fleh'n und Bitten beut er dar,
Mit ehrfurchtsvollen Knixen
Den hohen Herren seine Waar'
An Bildern und Crucifixen.

Doch mit empörten Stolzes Sturm,
Im Spiel gestört zu werden,
Spricht Pfaffenmund herab zum Wurm,
Der knieet auf der Erden:

„Laßt mich in Ruhe, Bettelzeug!
Ihr seid so dumm wie Kälber!
Den Herrgott kauf' ich nicht von Euch,
Verkauf ich ihn doch selber.“

Die Mythologie als Bilderspiel. Die Nürnberger Kunst- und Spielwaarenverlagshandlung von G. Maar, welche bei der Wiener Weltausstellung für ihre Leistungen sich ein Anerkennungsdiplom erworben, bietet der Kinderwelt auch die Figuren und Gruppen der Götterlehre der Alten in bunten Lithographien, zum Aufstellen und beliebigen Gruppiren eingerichtet, als Spielwerk dar. Eltern können mit einer Auswahl aus dem sehr reichen Vorrathe ihren größeren Kindern die Einprägung der wichtigsten mythologischen Namen durch dieses Bilderspiel erleichtern; wenn die Großen sie weglegen, bleibt für die Kleinen immer noch ein farbenbelebtes Spielzeug übrig.

Kleiner Briefkasten.

A. M. in Charkow. Zur Vertreibung der Ameisen, auch der rothen (Formica rufa), die Ihre Hauptplage ist, dienen ganz sicher todte, schon übelriechende Fische, welche die Ameisen wie die Pest fliehen, die aber freilich die Menschen ebenso geschwind vertreiben würden; gute Dienste thun in dieser Beziehung aber auch Petersilie und Kerbel. Schon ein oft gebrauchtes Fischnetz, oder auch nur Lumpen, die mit Schuppen oder Eingeweiden von Fischen durchmengt und wieder getrocknet sind, reichen hin, einen Ort von Ameisen zu säubern. Nicht weniger sind denselben Theer, Thran, Spieköl, Hollunderblüthen, frisch wie getrocknet, zuwider.

A. v. T. in Dresden. Ihr ebenso liebenswürdiger wie bescheidener Brief veranlaßt uns, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß unsere Ablehnung Ihrer Novelle durchaus nicht ein Mißtrauensvotum gegen Ihre literarische Leistungsfähigkeit sein sollte. Wir bitten Sie im Gegentheile, Ihr hübsches Talent nicht unbenützt zu lassen und uns gelegentlich eine neue Probe desselben zu unterbreiten.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. 1875.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1 1/4 bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Hund und Katz'.

Eine Geschichte aus dem bairischen Oberlande.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Ehe der Fremde etwas zu erwidern vermochte, hatte der Bursche sein Vorhaben bereits zur That gemacht, war über die Stufen herabgekommen und hatte ihn unterm Arm genommen, wie man mit einem wohl bekannten und vertrauten Genossen zu thun pflegt. „Das ist einmal eine Freud'!" rief er laut und mit erkünstelter Lebhaftigkeit, daß auch die Bauern nach ihm hinschauten. „Wie es sich nur so schicken kann! Denkt Euch nur, da hab' ich jetzt auf einmal einen alten Kriegscameraden, einen Veteran gefunden, der in Griechenland bei den Mainen in Einer Schwadron mit mir und mein Schlaf (Schlafcamerad) gewesen ist. Komm' nur gleich mit mir, Camerad, in meine Stuben hinauf, damit Du Dir's kommod machen kannst — der Herr erlaubt's schon — da können wir recht mit einander discuriren. Da mußt Du mir erzählen, wie's Dir gegangen ist, seit wir von Athen fort sind."

Er entfernte sich mit dem Fremden, der ihm ohne Erwiderung folgte. Die Bauern saßen ihm nicht ohne Kopfschütteln und Verwunderung nach, und der Alte meinte, da werde nicht viel Besonderes zu erzählen sein, denn dem sehe man über das Gewand an, wie es ihm ergangen sei. Auch der Hochzeitlader sah Beiden nach und trat sogar an das Geländer vor, als ob er sie an seinem bisherigen Platze nicht genug beobachten könne.

„Mit dem Schlafcameraden ist es nicht ganz richtig," murmelte er vor sich hin, denn die Erzählung des Geometers von dem verfolgten Flüchtling stieg ihm in der Erinnerung auf, „der sieht mir nicht aus, als wenn er einmal auf einem Mlauenroß gesessen wär'. Meinetwegen! Was geht's mich an? Ich werd' mit den Stichans machen . . . aber schön ist's von dem Burschen, dem Stylvest, daß er sich so annimmt um den armen Teufel. Er ist halt brav durch und durch und hat das Herz auf dem rechten Fleck. — Ist schon ganz recht, was er da vom Reiter-Sein gesagt hat, aber es wär' doch schad', wenn der prächtige Bursche seine ganze Lebenszeit so in der Fremd' und ohne Heimath in der Casern zubringen und vielleicht gar todt oder zum Krüppel geschossen werden sollt! . . . Es könnt' ja keinen richtigern Bauern geben für einen gewissen Hof — ich muß mir's doch überlegen, ob sich da nichts machen läßt. Und warum sollt's nit möglich sein? Für einen Jeden kommt seine Zeit und sein Tag. Heut' ist ja Sanct Galli und die Bauernregel sagt ‚Sanct Galli Tag muß jeder Apfel in sein Sack'. Ich muß mir's nur überlegen und den Baum einmal schütteln, ob die Aepfel noch nicht reif sind." Nachdenklich und fest sah er noch lange auf die Thür, in welcher die Beiden längst verschwunden waren, dann, wie von einem glücklichen Einfall überrascht, richtete er sich auf und nahm seinen Hut vom Tische. „Behüt' Gott bei einander, Nachbarn!" sagte er, „will noch nach Andechs hinüber, hab' noch eine Botschaft auszurichten an den Bräumeister — jetzt wird er wohl Zeit haben, daß er mich anhört."

„Behüt' Gott, Trompeterfranzel!" erwiderte der alte Bauer. „Wirst lang ausbleiben, daß wir etwa noch ein Labet mit den Karten machen können?"

„Ich will's so kurz machen, als es nur geht," rief der Hochzeitlader im Fortgehen zurück, „kurzer Flachs giebt auch einen Faden. Mit dem Karteln aber ist nichts für heut — der Wirth meint, es seien viel junge Leut, Burschen und Dirnein da, die gerne einen Sprung machen: da soll ich sehn, ob nichts zuweg' zu bringen ist mit einem Loostanz."

Inzwischen harten der Müller und Mechtild wohl ein paar Mal wieder nach dem Platz gesehen und rüsteten in schweigender Verdrießlichkeit zur Heimfahrt, da Zacharias sich nirgends blicken ließ, also seinen Vorsatz wirklich ausgeführt zu haben schien.

Dem war aber nicht so.

Draußen, in Schußweite vor dem Dorfe, wo die Straße durch einen kleinen, dicht mit Gebüsch verwachsenen Hohlweg führte, lag der Trotzige im Gras und hielt wie eine Schildwache den Weg im Auge, daß keine Feldmaus durchzukommen vermochte, ohne von ihm gesehen zu werden. Ungeschlacht und mit drohender Miene lag er da — neben ihm, nicht minder drohend und ungeschlacht, ein starker Prügel; die Nachbarschaft war keine zufällige, denn manchmal tastete er neben sich nach dem Stecken, wie um sich zu überzeugen, daß der bebenkliche Gefährte, den er aus einer Umzäunung ausgezogen, noch in Bereitschaft zur Hand sei. Zacharias war so erbittert, wie er nie gewesen, und wilde Gedanken gingen ihm durch den sonst so friedlichen Sinn.

Oft schon hatte ihn Mechtild durch ihr spöttisches und hochfahrendes Wesen aufgebracht, immer aber hatte ihn darnach ihr Schmeicheln und Schönthun wieder besänftigt; es war etwas in ihrer Stimme und in ihrem Blicke, wenn sie ihn freundlich ansah, dem er nicht Stand zu halten vermochte, jetzt aber — das stand felsenfest in ihm — jetzt sollte es nicht wieder so hingehen. Jetzt war er fest entschlossen, ihr zu zeigen, daß er auch seinen Willen habe und daß er gesonnen sei, es nicht mehr zu ertragen,

Digitized by Google

wenn sie Lust hatte, ihr Spiel mit ihm zu treiben. Grimm im Herzen, hatte er lange Zeit zugesehen, wie sie mit dem verwünschten gelben Geometer sprach, wie sie die Blumen, die sie für ihn gepflückt, ohne Widerrede dem Fremden ließ, der sie, als wenn er daran riechen wolle, an den Mund führte, mit Mühe hatte er sich zurückgehalten, darauf er nicht hervorstürzte und Beiden an die Kehle fuhr. Er eitrug endlich den Anblick nicht länger und eilte fort, aber sein Entschluß war gefaßt. Sie hatte gelacht, als er mit einem bevorstehenden Unglücke gedroht; sie hatte es für kein Unglück gehalten, wenn er ginge. Nun sollte sie sich überzeugen, daß seine Drohung keine leere Prahlerei gewesen sei; nun sollte es wirklich ein Unglück geben, und wenn es ihm darüber selbst an den Kragen gehen sollte, der verhaßte Canarienvogel sollte nicht fortflattern, ohne daß er ihm das gelbe Gefieder ausgerupft und ihm einen Denkzettel angehängt, der ihn an Beiden rächte.

Es währte lange, daß er so dalag in seinen Zorngedanken. Niemand kam die Straße heran, denn Keiner von den Gästen hatte Lust, sich schon auf den Heimweg zu machen. Nichts regte sich um ihn her, als etwa eine Eidechse, die aus dem Gesteine huschte, und auf dem wilden Birnbaume über ihm ein paar im Beginne ihrer Wanderschaft begriffene Staare, die neugierig und flügelschlagend heruntersahen, als hätten sie gern gewußt, ob der unbewegliche Mensch da unten todt oder nur eingeschlafen sei.

Endlich drang das Geräusch von Schritten an sein Ohr, aber es waren leichte Schritte, die er wohl nicht vernommen hätte, wenn er nicht so nahe am Boden gelegen wäre; auch kamen sie nicht von der harten Straße her, sondern über einen weichen, halb verrasten Wiesenpfad, der jenseits des Zaunes vorüber führte. Zacharissel horchte auf. Obwohl er beim ersten Laut erkannte, daß das nicht der Gang seines erwarteten Feindes sein könne, richtete er sich doch halb in die Höhe, denn ein beglückender Gedanke fuhr ihm blitzschnell durch den Sinn: wie wenn es Mechel wäre? Wenn es ihr leid wäre, ihn so gekränkt zu haben, und wenn sie nun käme, ihn aufzusuchen? Behutsam setzte er sich vollends auf; noch behutsamer schielte er nach der Richtung, von welcher die Schritte kamen; wenn es Mechel war, sollte sie nicht glauben, daß er sie erwartet hätte; sie sollte ihm zur Strafe die kreuzige Ueberraschung nicht anmerken."

Es war ein Bauernmädchen, das mit einer Grasbürde auf dem Kopfe vorüberging. Sie war schon etwas entfernt, so daß er fast nur noch von der Seite sah; auch war ihr Gesicht etwas von den herabhängenden Halmen verdeckt. Dennoch erkannte er sie augenblicklich; denn noch stand er im Nu auf den Füßen, als ob eine unsichtbare Macht ihn vom Boden empor geschnellt hätte; die Staare schrieen darüber auf und flüchteten erschrocken nach einem andern Baumwipfel.

Es war das unbekannte und doch so bekannte Bauernmädchen, das ihm auf dem Gange von Andechs her über den Zaun zugenickt hatte.

Ohne Besinnen machte er sich daran, ihr nachzueilen, um seiner ungetrenen Erinnerung nachzuhelfen und zu erfahren, wer sie sei und wo er das Flachshaar und die blauen Augen schon gesehen habe. Er kam mit seiner Eile dennoch zu spät; wohin er sah, war kein lebendes Wesen zu erblicken. Er mußte entweder geträumt haben, oder das Mädchen war in einen der naheliegenden Gras- und Baumgärten getreten und in einem der Häuser verschwunden, ohne daß er es hinter den Hasel- und Brombergestanden des Weges bemerkt hatte. Aergerlich ging er an dem Zaune hin und wieder; ärgerlich tugte er in jeden Garten und hinter jede Hecke, als wolle er selbst ein Feldmesser werden — das Mädchen war und blieb unsichtbar. Er wollte gehen, um in den Häusern nachzufragen, aber er unterließ es; es kam ihm doch zu sonderbar vor, nach einem Mädchen zu fragen, von dem er nichts sagen konnte, als daß sie Flachshaar habe und blaue Augen darunter.

Langsam und mit jedem Schritte mißmuthiger, aber abgekühlt, weil abgelenkt von seinen Rachegedanken, kam er an seine Lagerstätte zurück; inzwischen war der Geometer unbesorgt durch den gefährlichen Hohlweg gewandert, die Gefahr nicht ahnend, die so nahe an seinem Rücken vorüber gezogen war. Zacharias schien nicht mehr an ihn zu denken. Achtlos stieß er das Werkzeug seiner Rache, das ihm nun im Wege war, mit den Füßen von sich, als er sich wieder niedersetzte, um sich nach wenigen Augenblicken abermals aufzurichten. „Ich bin doch ein recht dummer Kerl," sagte er in rückhaltloser Selbsterkenntniß laut vor sich hin. „Was plag' ich mich denn so ab? Ich darf ja nur in das Haus gehen, wo sie 'nein über den Zaun gegrüßt hat, da werd' ich doch nachfragen dürfen und erfahren können, wer der Flachskopf ist."

Die Ausführung des Gedankens ward augenblicklich unternommen, denn ungeachtet blieb es beim Beginne; wie er die Hohlgasse hinab wollte, kam ihm das Vögelchen des Müllers entgegen gerollt, das er in seiner Verstelltheit nicht gewahr geworden war. Desto besser hatten ihn die Ankommenden bemerkt und sein Aufstehen als ein Zeichen betrachtet, daß auch er sie bemerkt habe und ihnen entgegen kommen wolle. Er konnte weder ausweichen noch umkehren; der Plan wegen des Gartenzauns mußte aufgegeben werden und war es auch im Augenblicke, denn aus Mechtild's Augen spannen sich ihm die wohlbekannten Strahlen wie Fäden zu einem Netze entgegen, dem zu entrinnen er die Kraft nicht besaß.

„Hast Deinen Zorn verschlafen, Du dummer Franzel?" rief sie ihm mit einem Lächeln entgegen, das wohl auch einen Stärkeren bewältigt hätte, und rückte bei Seite, daß er neben ihr auf dem Sitze bequem Platz nehmen könne. Er erwiderte nichts, aber er stieg ein und wies die Hand nicht zurück, die sich ihm zu Frieden und Versöhnung entgegenstreckte; schweigend fuhren sie dahin, denn auch Mechtild hielt es für gerathen, das Vorgefallene nicht zu berühren und die kaum geschlossene Wunde nicht zu reizen, nur der Müller konnte seinen Unmuth nicht bemeistern. „Dummes Zeug — da beißt die Maus keinen Faden ab," brummte er und schwang die Peitsche, daß die Pferde ausrissen und der Wagen, über den Steinen der Straße dahin fliegend, das sonderbare Liebespaar enger zusammen rüttelte, als es sonst vielleicht gekommen wäre. —

Während dieser Zeit war Sylvest mit seinem unvermutheten Kriegscameraden in seiner Schlafkammer angekommen, die im oberen Stockwerke des Hauses an einem Seitengange gelegen war und deren Fenster aus ansehnlicher Fronte gegen den Hofraum und die Stallungen mündete. Es war die gewöhnliche Stube eines Knechts, mit einer Bettstelle aus blanken Fichtenbrettern und einem schlichten Bette in roth und weiß gestreiftem Ueberzuge. Die hölzerne Truhe, worin der Knecht seine ganze Habseligkeit verwahrte, mußte den Dienst von Tisch und Stuhl versehen, und hoch an der Wand hingen ein schönes blankes Pferdegeschirr, das der Wirth bei festlichen Gelegenheiten benützte, und die Schellenkränze für die Zeit des Winters, des Schnees und der Schlittenfahrten. Das einzig Ungewöhnliche, das zugleich den jetzigen Bewohner des Stübchens kennzeichnete, waren allerlei bunt bemalte Bilder, mit denen die Wände beklebt waren, eine Ansicht von Athen, ein Angriff von bairischen Jägern auf einen ungeheuren viereckigen Pallikarenthurm und die Portraits von König Othon in rothem Fez und weißem Fustanell mit den schnauzbärtigen und krummnasigen Köpfen der Klephtenhäuptlinge Plaputas und Kolokotronis, die den jungen Hellenenkönig bedenklich nahe in die Mitte genommen hatten.

In dem Menschengewühle, das im untern Stockwerke des Wirthshauses durcheinander drängte und summte wie ein Bienenschwarm, war es Sylvest nicht schwer geworden, wenn auch nicht unbemerkt, so doch unbeachtet die Kammer mit seinem Schützlinge zu erreichen, ihn mit Speise und Trank zu versehen und dann einzuschließen, bis er wieder kommen konnte, um wegen dessen Sicherheit und fernerer Flucht das Weitere zu besprechen. Allmählich hatte sich unten Alles zusammen gefunden, was unter den Wallfahrern ein junges Herz und nicht müde Beine besaß; war es doch üblich, daß, wenn man den Morgen und Mittag dem Himmel geopfert hatte, der Nachmittag und Abend der Erde und ihren Freuden gehörte und mit einem kleinen Tanze beschlossen wurde. In der Nähe des heiligen Ortes selbst war das natürlich nicht stattsha, aber in dem nahe gelegenen Dorfe, gewissermaßen außerhalb des Bannkreises der Frömmigkeit, war kein Grund vorhanden, die Weltfreude auszuschließen. Um sich aber selbst zu beruhigen und vor jedem Einwande zu schützen, der im Hintergrunde eines strengeren Gewissens lauern mochte, erzählte man sich, daß es mit dem Tanze, der bei solchen Anlässen üblich war, eine ganz eigene Bewandtniß habe und derselbe

Digitized by Google

nur halb eine Lustbarkeit, zur anderen Hälfte ein gottgefälliges Werk sei.

Der Tanz, der jetzt wohl nur noch vereinzelt bei Hochzeiten vorkommt, hieß der Loostanz, und bestand darin, daß die tanzenden Paare sich nicht nach Gefallen und Neigung aus freier Wahl zusammenfanden, sondern durch das Loos bestimmt wurden. Die Namen aller tanzlustigen Bursche wurden in einem Hute gesammelt, in einem anderen die der Mädchen; der Herr des Hauses oder sonst eine Vertrauensperson zog den Namen eines Mädchens heraus, das sich dann aus dem anderen Hute seinen Tänzer holte. Es hieß, dadurch solle alles Bedenkliche, was etwaigen Liebesverbindungen ankleben mochte, beseitigt, und der Tanz zu einer ganz harmlosen und unverfänglichen Unterhaltung erhoben werden; eine Folge davon war, daß sich derselbe zu einer Art von Sittengericht gebildet hatte, so daß jeder Bursche und jedes Mädchen es sich zur Ehre rechnete, am Loostanze Theil zu nehmen, und daß das Fernbleiben davon oder gar eine etwaige Ausschließung für die ärgste Schande gegolten hätte. Wohl meinten Manche, die Alles gern etwas leichter nahmen, das wäre nur Fabelei und der Loostanz nichts Anderes, als die Erfindung eines klugen Wirths, der dadurch auch jenen Mädchen zu Tänzern verhalf, welche sonst wegen Armuth oder Niedrigkeit verurtheilt waren, auf der Stiege dem Tanze zuzusehen, und deßhalb die Stiegenhanseln hießen. Klügere aber wußten das besser und erzählten, der Loostanz stamme aus der Schwedenzeit oder sonst einer großen Kriegsgefahr, wie die Panduren im Baierlande gesengt und gebrannt. Damals sei der Feind auch in das Dorf gekommen, habe alle Häuser geplündert und alle Mädchen in die Schenke zusammengetrieben, um dort beim Gelage seinen wüsten Unfug mit ihnen zu haben. Die Dirnen seien aber rechtschaffen gewesen und hätten sich so tapfer gewehrt, daß sogar die wüsten Kerle Respect vor ihnen bekamen und versprachen, sie Alle freizugeben, wenn eine Einzige bei ihnen bliebe und mit ihnen ziehe als Marketenderin, welche aber dies thun solle, müsse das Loos entscheiden. Es wurde wirklich geloost und das außerkorene Opfer war eben im Begriffe, unter Schluchzen und Stöhnen von den geretteten Genossinnen Abschied zu nehmen, als glücklicher Weise ein Haufen bairischen Fußvolks herbei kam, die Panduren oder Schweden verjagte und Alle befreite; zum ewigen Andenken daran wird seither der Loostanz gehalten.

Eben hatte Sylvest einen ruhigeren Augenblick benützt, seinen Gefangenen zu besuchen, der gerührt seine Hand ergriff und schüttelte. „Du guter wackerer Bursche," rief er mit nassen Augen, „wie soll ich Dir danken? Ich will nicht von mir reden; ich vermöchte am Ende wohl die Folge dessen, was ich gethan, mit Fassung auf mich zu nehmen und zu ertragen, aber ich habe noch einen hochbetagten vortrefflichen Vater, der jetzt schon genug um meinetwillen gelitten hat. Deine unerwartete Hülfe erspart ihm vielleicht das schwerste Herzeleid, seinen einzigen Sohn als Hochverräther auf Lebenszeit in den Casematten einer Festung begraben oder gar auf dem Hochgerichte sterben zu sehen."

„Reden Sie nicht so, Herr!" entgegnete Sylvest hastig, „noch ist dabei gar nichts zu danken. Für's Erste kommt Alles darauf an, daß Sie glücklich weiter kommen. Hier können Sie nicht länger bleiben, als höchstens bis morgen früh. Ich wundere mich schon lang', daß die Gensd'armen noch nicht dagewesen sind und nach Ihnen spionirt haben."

„Sei deshalb ganz unbesorgt, mein Freund!" sagte der Flüchtling, „ich fühle mich schon jetzt in hohem Grade erfrischt und gestärkt und denke, nur den Einbruch der Nacht abzuwarten und mich dann wieder auf den Weg zu machen. In der Dunkelheit hoffe ich am sichersten durchzukommen."

„Das glaub' ich nicht, Herr," unterbrach ihn Sylvest, „ich glaub', just bei der Nacht werden die Spitzeln am besten aufpassen, weil sie denken, Sie getrauen sich am hellen Tag nicht heraus; gerade deswegen müssen Sie am Tage geh'n und so thun, als wenn Sie gar nichts zu scheuen hätten, aber wo wollen Sie denn hin?"

„Du bist ebenso klug wie herzhaft," unterbrach ihn der Fremde, „allein ich bin nicht sicher, so lang ich deutschen Boden unter mir habe; wo man mich anträfe, würde man mich wieder ausliefern, ich muß daher trachten, so schnell wie möglich über die Schweizergrenze zu kommen. Wenn ich nur Augsburg glücklich erreichen könnte, hoffe ich wohl, auch nach Lindau und über den Bodensee zu gelangen, dann werde ich mich nach Paris wenden."

„Oho," lachte Sylvest, „so weit sind wir noch lange nicht. Seien Sie froh, wenn Sie nur für die erste Zeit sicher sein und sich verstecken können — in ein oder zehn Tagen ist dann bei den Auspassen die größte Hitz' schon verflogen. Dann können Sie es eher wagen und wieder hervor kommen. Wenn man Sie nur in der Näh' irgendwo verstecken könnt'!"

„Als ich dem Gefängniß entsprang," erwiderte der Flüchtling, „sagte ich mir selbst, daß ich nicht die Richtung nach meiner Heimath einschlagen dürfe, weil man mich dort zuerst suchen würde; ich wanderte daher, als ich erst den Wald erreicht hatte, auf Gerathewohl in demselben weiter, bis ich mich hieher gefunden. Ich dachte dabei eines vertrauten Jugend- und Studienfreundes, der mich gewiß aufgenommen haben würde und der in dieser Gegend, wie ich mich dunkel erinnere, eine Besitzung haben soll. Es ist der Freiherr von Wildenroth, wenn Du vielleicht von ihm gehört hast . . ."

„Ob ich von ihm gehört habe!" rief Sylvest erfreut. „Den kennt jedes Kind in der Gegend; der alte Herr ist vor etwa anderthalb Jahren gestorben und jetzt ist der junge Baron auf dem Gute, ein Mann, der in Ihren Jahren sein kann. Sehen Sie dort über dem Walde den Thurm? Das ist das Schloß Wildenroth — das können Sie leicht in anderthalb Stunden erreichen. Das Sträßlein, das Sie dort sehen, geht in weitem Bogen um das Dorf herum, aber über den Berg hinüber, durch den Wald führt ein Fußweg, der um eine halbe Stunde kürzer ist."

„Vortrefflich!" entgegnete der Fremde, „aber wie kann ich dahin gelangen in diesem meinem Anzuge, den ich im Gefängniß abgetragen, ohne Hut, ohne . . ."

„Ja, dafür muß gesorgt werden," sagte Sylvest nachsinnend, „in dem Verzug (Anzug) dürfen Sie nicht hinaus, da könnten Sie Ungelegenheiten haben unterwegs. Mit einem Bauerngewand geht's auch nicht, denn bei Ihrem Gesicht und den feinen Händen sieh' Ihnen ein Jeder auf zehn Schritt' an, daß Sie kein Bauer sind." Er schritt wie suchend in der Kammer hin und her und blieb dann, von einem Gedanken überrascht, vor einem buntbemalten hohen Kasten stehen, dessen Flügelthüren er hastig aufriß.

Die hellblaue Ulanenuniform mit den carmoisinrothen Klappen und Aufschlägen, die weißen Fangschnüre und der Kalpak mit dem Hangbusch blinkten ihm entgegen.

„Juhe! da haben wir ja, was uns aus der Noth hilft," rief er freudig. „Sie ziehen die Uniform an; einen Ulanen, denk' ich, werden Sie ganz gut vorstellen können; in der Uniform kommen Sie nach Wildenroth hinüber, ohne daß Ihnen ein Mensch was in den Weg legt, und damit es gar keinen Anstand hat, nehmen Sie meinen Paß und Abschied mit. Da ist auch ein kleines Beutel mit Geld, damit Sie in keine Verlegenheit kommen."

„Aber Mensch," unterbrach ihn der Flüchtling, „wie kommst Du dazu, mir solches Vertrauen zu erweisen? Du kennst mich nicht. Du weißt nur, daß ich dem Gefängniß entsprungen bin, daß man mich wie einen Verbrecher verfolgt. Fürchtest Du nicht, ehrlicher Bursche, daß ich Dich täuschen könnte, daß vielleicht Alles, was Du mir anvertraust, für Dich verloren ist?"

Sylvest sah ihm einen Augenblick fest in die Augen. „Nein, das fürcht' ich nit," sagte er dann lächelnd, „dazu haben Sie ein viel zu gutes Gesicht. Sie geben dem Herrn Baron Wildenroth meine Sachen zum Aufheben, und ich werd' schon einmal Gelegenheit finden, daß ich hinüber geh' und sie mir hole. Und was den Verbrecher betrifft, so mein' ich, so viel ich von der Sach' versteh', es wird damit nicht so gefährlich sein, als es die Leut' machen. Was haben Sie thun wollen? Die Landesherren absetzen? Das ist zum Lachen, das machen die Herren Studenten mit aus — da haben wir Bauern auch ein Wort darein zu reden, und von wegen dem Kaiser, so zimmt mich (scheint mir), wär's damit auch nit so weit gefehlt, aber ich sorg, es wird noch viel Wasser in der Amper herunter rinnen, bis es damit was werden kann. Und nachher," fuhr er näher tretend und noch wärmer fort, „nachher ist es halt doch ein hartes Ding, wenn man gefangen ist oder verfolgt wird, wie ein gehetztes wildes Thier . . . da mein' ich, muß man helfen und nit lang fragen

Digitized by Google

und überlegen, und wenn's nur wegen dem alten guten Vater wär', von dem der Herr gesagt hat . . ."

Das Geräusch eines heranrollenden und vor dem Hause anhaltenden Fuhrwerks erschollt von der Straße herauf.

„Da kommt ein Gefährt," unterbrach er sich, „ich muß hinunter, komme aber bald wieder. Zieh der Herr indessen nur die Uniform an, damit er bereit ist; man kann nicht wissen, was sich oft schickt."

Raschen Schrittes eilte er aus der Stube und die Treppe hinab; er vergaß darüber, wie zuvor, die Thür der Kammer zu verschließen.

Unten kam er eben recht, um aus der Hand des Schlösselbauers Zügel und Peitsche in Empfang zu nehmen. Er erkannte denselben, sowie das neben ihm sitzende Mädchen augenblicklich, aber er hatte so lange an den Strängen zu nesteln und sich darauf hernieder zu beugen, daß keines von Beiden ihn hinwieder erkannte oder auch nur beachtete. Sie waren daher schon abgestiegen, und der Bauer erzählte dem höflich herbeigeeilten Wirth, daß er zwar die Wallfahrt, wie sich's gehöre, zu Fuße gemacht habe, den Rückweg aber mit den flinkern Beinen seiner Braunen zurücklegen wolle, mit denen daher der Stallbube nachgefahren gekommen sei. Kuni erkundigte sich bei dem Wirthe sehr angelegentlich nach dem Befinden seiner Tochter, die ihre gute Freundin, aber immerwährend krank und seit Jahren bettlägerig war, ohne daß man eigentlich den Namen des Uebels zu bezeichnen vermochte, an dem sie einem frühen Tode entgegen siechte. Sie ließ sich von dem Wirthe deren Zimmer bezeichnen und wollte sie besuchen, während der Vater in der Stube für Platz, Imbiß und Trunk zu sorgen versprach. Sie hatte das weiße Vermählungstuch wieder abgenommen, aber das grüne Kränzlein mit Goldflitter, das sie als Prangerin getragen, saß ihr noch auf den emporgeschlagenen lichtbraunen Zöpfen, daß sie nicht viel zu ändern bedurft hätte, um als Braut an den Altar treten zu können.

Mit wohlgefälligem Schmunzeln betrachtete sie der Wirth. Auch unter der Thür und hinter den Fenstern ließen sich neugierige Köpfe sehen. Unter ihnen war auch Sylvest, wider Willen. Er hatte sein Geschäft bei den Pferden beendet und kam eben vom Stalle her, um wieder zu seinem Gaste in den oberen Stock zu gehen, als er durch die Leute an der Thür aufgehalten wurde. Hätte er sich hindurch gedrängt, so wäre er sicher aufgefallen und bemerkt worden; so blieb ihm nichts übrig, als einfach ruhig stehen zu bleiben und die Eintretenden an sich vorbei gehen zu lassen. Er konnte den leisen Bemerkungen der um ihn stehenden Leute nicht widersprechen. Kuni war schön; es kam ihm sogar vor, als sei sie noch schöner geworden, seit er sie das letzte Mal gesehen, nur wollte es ihn bedünken, als sei sie etwas bleicher und der strenge Zug über der Nase und in den Braunen noch stärker geworden. Es kam ihm vor, als müsse sie jeden Augenblick den Kopf nach ihm wenden, als fühe er schon wieder das höhnische verächtliche Lächeln, das die schönen Lippen so sehr verzog, und die alte volle Bitterkeit des Hasses wollte in ihm empor.

Es war wirklich eine leichte Veränderung in Kuni's äußerer Erscheinung vorgegangen. Hatte sie schon vorher im Hause für so gutherzig und freundlich gegolten, daß ein hartes Wort, das sie aussprechen mußte, ihr selber leider that, als dem, den es betraf, so war sie nun vollends, wie man im Sprüchworte sagt, „die gute Stunde selber" geworden. Nur manchmal, ganz plötzlich, wie oft bei völlig blauem Himmel der Donner zu rollen beginnt, zuckte die frühere übermüthige Schärfe und das wegwerfende stolze Wesen in ihr auf, bei Veranlassungen, wo Niemand sich einen solchen Ausbruch zu erklären vermochte; am öftesten bei einem unschuldigen, arglosen Scherzworte, das auf Männer, Liebe und Hochzeit anspielte.

Hatte sie in dieser Hinsicht entschieden an Ruhe gewonnen, so hatte sie dagegen sehr viel von der liebenswürdigen Heiterkeit eingebüßt, welche auf ihrem Antlitz gefunkelt hatte, wie eine frische Thauperle im Kelche des Frauenmantels, jenes lieblichen Feldblümchens, das die ihm gewordenen Tropfen noch lange bewahrt, wenn die Sonne von allen übrigen Gewächsen sie längst hinweggezogen hat. Stundenlang saß sie über der Arbeit, ohne daß ein Laut über ihre Lippen kam. Sie saß nachdenklich aus und war es auch — der Tag auf dem Dießener Markte und was vorhergegangen, namentlich aber die schmucke Gestalt des trotzigen Ulanen, mochte ihr in der Erinnerung viel zu schaffen, und so sehr sie dieselben auch abwehrte und zu verscheuchen suchte, die Gedanken kamen und umsummten sie immer wieder, wie es wohl werden solle, wenn sie sich doch einmal entschließen müsse, einem Manne die Hand zu geben und ihn zum Herrn des Schlösselbauernhofes und ihrer selbst zu machen.

Der Schlösselbauer sing an, um Kuni's Gesundheit besorgt zu werden, und fragte unter der Hand bei dem Bader um Rath, der dann, als er zum Herbstaderlaß auf den Hof gekommen war, die wunderliche Krankheit unvermerkt beobachtete und den Alten beruhigte. Es habe keine Gefahr, sagte er ihm, Kuni's Zustand sei eine Art von Herzgespann oder Herzschein, den man durch Sympathie leicht bewältigen könne. Er solle nur suchen, das Miederleibchen, das sie gewöhnlich trage und das also ihr Herz umspanne, heimlich in die Hand zu bekommen und in der ersten Vollmondnacht unter einem Hollunderbaum so aufzuhängen, daß es vom Mondscheine nicht erreicht werde; das ziehe alles Gespann heraus. Uebrigens wolle er ihr zum Frühling ein Kräutertränkchen kochen.

Wirklich hatte Kuni an einem Tage ihr Leibchen vermißt, vergeblich überall gesucht und am andern Morgen in der Stube wiedergefunden, ohne sich erklären zu können, wie dasselbe dahin gekommen war. Der listige Alte hatte also das Mittel wirklich angewendet, aber es mußte doch etwas dabei übersehen worden sein, denn die Hülfe wollte nicht kommen, und es blieb nichts übrig, als auf das Frühlingstränklein zu hoffen.

„Mach's nur nicht zu lang'!" sagte Kuni zum Vater, als er von den Zurüstungen zum Imbiß sprach, „wir hatten uns doch nicht lang' auf? Ich möcht' bald wieder daheim sein."

„Ja wohl, daheim sein und immer daheim! Da freut' mich mein Leben," eiferte der Vater entgegen, „möchtest Dich daheim wohl gar einsinnen und einhäuseln wie eine Klosterfrau — daraus wird heut' einmal nichts. Daheim, auf dem Hof kann ich's nicht ändern, wenn Du den Kopf hängst und Kalender machst, aber wenn wir einmal unter den Leuten sind, dann bin ich Herr und dann sollen die Leut' auch wissen, daß der Schlösselbauer da ist."

„Kann ich dafür, wenn es mir halt daheim am liebsten ist?" entgegnete das Mädchen ungeduldig und mit saursüßer Miene; „brauchtest mir das nicht vor allen Leuten vorzurufen, Vater, und mir anszubringen, daß ich den Kopf häng'."

„Mich zimmt, die Dirn' tragt den Kopf eher zu hoch." grollte Sylvest in seiner Ecke vor sich hin.

Der Vater hatte ebenfalls schon eine Erwiderung auf der Zunge sitzen, aber der gewandte Wirth fuhr dazwischen, um dem Gespräche schnell eine angenehmere Wendung zu geben und zu verstehen, wie es auf zehn Stunden im Umkreis bekannt, wie trefflich die Jungfer auf dem Schlösselbauernhofe schalte und walte.

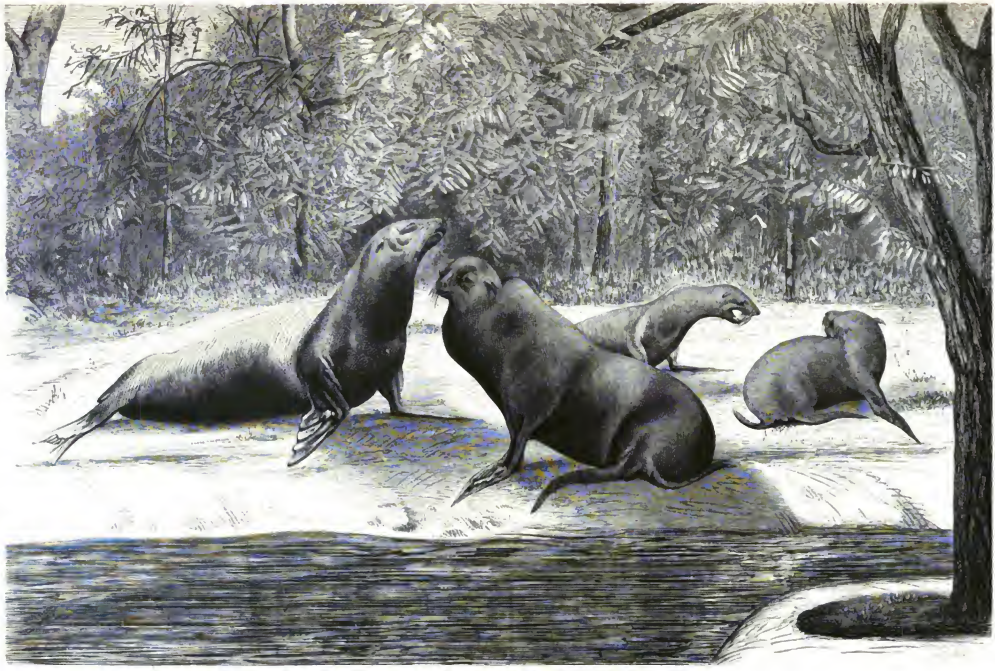
„Heut' aber muß die Jungfer für jeden Fall eine Ausnahm' machen und darf nichts vom Fortgehen reden. Die Jungfer weiß ja doch, daß es heut' noch einen Loostanz giebt."

Kuni warf geringschätzig die Lippen auf. „Wird sich nicht machen lassen, Wirth," entgegnete sie und trachtete dem Hause zu; „ich komm' eben von der Wallfahrt und hab' noch das Kränzel auf als Prangerin — da thät sich das Tanzen wohl nicht schicken."

„O, mit dem Loostanz ist das ein ganz anderes Ding," antwortete neben ihr herschreitend der höfliche Wirth, „das ist ein Tanz, den man am heiligsten Feiertag tanzen kann und in dem grümmt' Gewand'. Und das Kränzel schickt sich erst recht gut dazu. Die Jungfer sieht darin wochmal so sauber aus — hellicht wie eine Hochzeiterin."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Die Seelöwen im zoologischen Garten, zu Hamburg.
Nach der Natur aufgenommen von G. Marx in Hamburg.

Digitized by Google

Californische Seelöwen in Hamburg.

Mit Abbildung.

Zu den seltensten Bewohnern unserer Thiergärten gehören unstreitig die größeren Robbenarten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihr Transport mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die Entlegenheit der Küsten, die sie bewohnen, der Umstand, daß sie während des größten Theils der Reise mit einer gewissen Quantität Wasser versorgt werden müssen, um sich darin aufzuhalten, die Schwierigkeit endlich, das nur aus Seefischen bestehende Futter ununterbrochen in genügender Menge herbeizuschaffen, alles dies tritt der Ueberführung nach Europa hindernd in den Weg.

Bisjetzt konnte nur der zoologische Garten zu London sich rühmen, Thiere dieser Art zu besitzen, und wer ihn in den letzten Jahren besuchte, wird sich sicherlich der beiden dortigen Seelöwen erinnern. Es sind in der That imposante Geschöpfe, diese Riesen ihrer Familie, ob sie nun in träger Ruhe hingegossen, die kolossalen Leiber an einander gedrängt, am Rande ihres Bassins lagern, oder ob sie pfeilschnell mit unglaublicher Leichtigkeit durch das Wasser dahinschießen.

Ihr Bassin ist in der Regel von Besuchern umringt, denn sie erfreuen sich einer großen und verdienten Popularität; in den riesigen Leibern nämlich schlägt ein warmes, für das Gefühl der Freundschaft empfängliches Herz, das jede Gelegenheit benutzt, seine Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu beweisen. Um dieses nicht für Uebertreibung zu halten, muß man es mit angesehen haben, wenn ihr Wärter, ein alter Franzose, sie in ihrem Bassin besucht. Freundlich brummend folgen sie mit erhobenem Kopfe seinen Bewegungen, sobald er aber zu ihnen in das Bassin gestiegen ist, schwimmen sie brüllend vor Freude an ihn heran, liebkosen ihn, indem sie mit der Schnauze sein Gesicht zu berühren suchen, und nun folgt eine Scene, die kaum zu beschreiben ist. Wärter und Thiere jagen und necken sich und spielen miteinander, daß das Wasser hoch aufspritzt und man vollständig in Zweifel ist, wer sich mehr dabei amüsirt, ob der alte Franzose oder seine riesigen Pfleglinge. Der Londoner Garten erhielt diese Thiere vor etwa vier Jahren von den Falklandsinseln. Es sind Seelöwen des Südens, die Otaria jubata, welche beide Weltmeere an der Südspitze Amerikas bewohnt.

Seit Kurzem sind nun auch in den zoologischen Garten zu Hamburg größere Robben gelangt. Es ist dort augenblicklich ein Paar nordischer Seelöwen, die Otaria Stelleri ausgestellt, eine Ohrrobbe, die in diesen beiden Exemplaren zum ersten Male nach Europa gebracht worden ist.

Der nordische Seelöwe unterscheidet sich bekanntlich von seinen südlichen Verwandten durch geringere Größe, durch die nur angedeutete, oder wie einige Forscher wollen, fehlende Mähne des alten Männchens und endlich durch den minder breiten, mehr gestreckten, weit weniger kräftig entwickelten Schädel. Er bewohnt den nördlichen Theil des großen Oceans, von der Beringsstraße abwärts bis Japan und Californien, und wird hier vielfach gejagt theils der Haut, theils des Fleisches wegen, das z. B. von den Aleuten gegessen wird.

Die beiden in Hamburg befindlichen Thiere, deren beigegebene Abbildung als höchst gelungen bezeichnet werden darf, stammen aus Californien. Es sind, nach dem fast geradlinigen Profile des Schädels zu urtheilen, noch junge Thiere. Die Länge des Männchens beträgt fünfundeinhalb, die des Weibchens vier Fuß. Die Behaarung ist, wenn naß, dunkelkastanienbraun, wenn trocken, gelblichbraun; an der Schnauze stehen lange, silberweiße, anliegende Schnurrborsten; die Ohrmuschel ist klein, spitz und schwärzlich, das Auge groß und dunkelbraun; der Rachen klafft weit und zeigt ein sehr respectables Gebiß. Um die Thiere in mannigfaltigeren Stellungen zur Anschauung zu bringen, hat der Zeichner statt der zwei Seelöwen deren vier dargestellt.

Besonders auffallend ist der verhältnißmäßig geringe Umfang des Kopfes und die Länge des Halses; letzterer wird zuweilen höchst eigenthümlich vorgeschoben und verlängert, so daß die sonst sichtbare Abgrenzung zwischen ihm und dem Schädel völlig verschwindet. In dieser sonderbaren Haltung, die namentlich beim Herausstreigen aus dem Bassin und beim aufmerksamen Umherschauen angenommen wird, erinnert besonders das Männchen lebhaft an die nach dem Skelet entworfenen, idealen Umrisse gewisser langhalsiger Wasserbewohner der Urwelt. Noch eine andere Eigenthümlichkeit kommt bei gewissen Stellungen zum Vorschein; es ist dies das starke Hervortreten der Schulterblätter, wodurch die Thiere gleichsam einen Höcker am Nacken erhalten, wie man das an dem einen der abgebildeten Exemplare bemerken kann. Trotz ihrer Schwere und Größe sind sie weit behender, als man es voraussetzen würde. Im Wasser bewegen sie sich leicht und graziös, wie die Otter, aber auch auf dem Lande sind sie nichts weniger als unbeholfen und zeigen zuweilen eine Gewandtheit, die geradezu überrascht; so ist es ihnen ein Leichtes, sich in der bekannten Hundemanier mit einer ihrer Hinterflossen am Kopfe zu kratzen; auch bewegen sie sich, wenn es gilt, erstaunlich schnell vorwärts, wobei sie fast regelrechte Schritte machen, während der hochgehobene Rumpf sich abwechselnd auf die rechtwinkelig nach unten und hinten gebogenen Hinterflossen und auf die Knöchel der nach außen gebalenen Vorderflossen stützt.

Ihre Tauchfertigkeit ist natürlich eine sehr ausgebildete. Nachdem sie minutenlang unter Wasser gewesen, genügt nach dem Emportommen ein einmaliges Aus- und Einathmen, um sie sofort wieder zum Tauchen zu befähigen. Ruhen sie auf dem Lande von ihren Schwimm- und Tauchübungen aus, so schmiegen sie sich meist dicht aneinander, wobei sie durch gegenseitige Berührungen der Schnauzen sich zärtlich liebkosen. Die Stimme, die namentlich das Männchen fleißig hören läßt, ist höchst unangenehm. Der Klang liegt zwischen Gebläk und Gebrüll in der Mitte und ähnelt dem Brüllen eines jungen Rindes; dabei schallt die Stimme auf enorme Entfernungen hin, so daß sie in einem Abstande von etwa zwanzig Minuten gewöhnlichen Schrittgehens, trotz des Straßenlärms der großen Stadt, deutlich vernommen wird. Geistig stehen die Ohrrobben entschieden höher als die ohrlosen Robben; die Hamburger Exemplare bekunden das durch ihr lebhaftes Betragen, durch das genaue Beobachten ihrer Umgebung und durch eine gewisse Ueberlegung, die sich bei ihnen z. B. darin äußert, daß man sie durch eine vorgespiegelte Fütterung wohl einmal, nicht aber unmittelbar darauf zum zweiten Male täuschen und aus dem Wasser an das Gitter ihres Geheges heranlocken kann.

Diese geistige Befähigung macht es äußerst wahrscheinlich, daß sie mit der Zeit ebenso zahm und zutraulich werden dürften, wie ihre Verwandten in London, besonders wenn sie, wie jene, einen Wärter finden, der ihre Freundschaft zu erlangen weiß. Da die Thiere nicht das Eigenthum des Gartens zu Hamburg sind — sie gehören dem Herrn Chs. Reiche in Alsfeld — so werden sie wahrscheinlich auch andere Städte Deutschlands besuchen; wir aber sind überzeugt davon, daß sie überall ein ebenso lebhaftes wie gerechtfertigtes Interesse erregen werden. J. L.

Ein Geister-Photograph vor Gericht.

Von Carus Sterne.

Im Juni des Jahres der Gnade 1875 spielte sich vor dem siebenten Zuchtpolizeigerichte der Stadt, in welcher man vor achtzig Jahren die Göttin der Vernunft gekrönt hat, wieder einmal einer jener Processe ab, welche beweisen, daß zwischen dem Denkvermögen gewisser allerhöchster Gesellschaftskreise und demjenigen der allerniedersten Wilden in manchen Richtungen durchaus kein merklarer Unterschied besteht. Beide glauben sie fest und unerschütterlich daran, daß den sogenannten Traumerscheinungen und Visionen eine äußere, greifbare Wirklichkeit entspricht, suchen in diesem Glauben ihre Seligkeit und finden

Digitized by Google

es demgemäß himmelschreiend, wenn Leute, die nichts verbrochen haben, als den Versuch, diesen seligmachenden Glauben zu befördern, mit schwerer Strafe belegt werden.

Wir reden von dem Processe des Photographen Buguet und Genossen, welche seit Jahren in der allerchristlichsten Seinestadt ein schwunghaftes Geschäft mit sogenannten Geisterphotographien betrieben hatten. Es war nicht das erste Mal, daß diese heitere Illustration unseres Culturlebens vor die Gerichte kam. Wir erinnern nur an den Proceß des Photographen Mummler aus Boston, welcher in den sechsziger Jahren die Spiritisten der englischen Metropole einmal sehr stark aufregte, aber jedenfalls war die neueste Wiederholung psychologisch überaus interessant, und es mag deshalb erlaubt sein, an dieser Stelle etwas näher auf dieselbe einzugehen. Die in Paris erscheinende und von dem ehemaligen Schneidermeister Leymarie herausgegebene „Revue spirite“ hatte seit langer Zeit ihre Leser von der überaus großen Geschicklichkeit benachrichtigt, welche jener unter Beihülfe eines amerikanischen Mediums arbeitende Photograph in der Kunst erworben, die Erscheinungen abgeschiedener Geister auf der gefilterten Platte zu fixiren.

Es giebt nicht leicht etwas Einfacheres in der Welt, als dem Geistergläubigen plausibel zu machen, daß die Photographie wie geschaffen dazu sei, das immer noch angezweifelte Dasein der Geisterwelt zu beweisen. Jeder Kundige weiß es und jeder Photograph kann es zeigen, daß sich auf der lichtempfindlichen Platte in Wirklichkeit Gegenstände abbilden, die, sei es ihrer Kleinheit, Lichtschwäche, oder einer besondern Oberflächenbeschaffenheit wegen, von dem unbewaffneten menschlichen Auge schlechterdings niemals wahrgenommen werden könnten. Von gleichen Gesichtspunkten ausgehend, suchte der nun halb vergessene Baron Reichenbach seit dem Jahre 1844 die vielfach angezweifelte Existenz des Odlichtes mit Hülfe der Photographie darzuthun und ist ohne Zweifel dadurch der, wenn auch indirecte, geistige Urheber der Geisterphotographie geworden. In den Jahren 1861 bis 1862 gelang es ihm, durch Unterstützung des Berliner Hofphotographen Günther eine Reihe merkwürdiger, wenn auch nicht völlig aufgeklärter Ergebnisse zu erhalten, die so viel bewiesen, daß eine sehr empfindliche, mit ausgeschnittener Figurenschablone bedeckte photographische Platte in einem völlig verdunkelten Raume schon nach fünfzehn Minuten Abbildungen der Ausschnitte zeigte, wenn ihr Krystalle, Magnetpole oder andere angeblich Odlicht ausströmende Gegenstände, z. B. auch die menschliche Hand, während dieser Zeit entgegengehalten wurden.

Wir enthalten uns des Urtheils über diese in Gegenwart hoher wissenschaftlicher Capacitäten Berlins in einem Raume der Universität angestellten und sachlich vollkommen gelungenen Versuche, lassen dahingestellt, ob sie das Dasein des Odlichts beweisen können oder nicht, und erinnern an diese Dinge nur, weil ihre Beschreibung in einer kleinen, „Odische Begebenheiten in Berlin“ betitelten Schrift ohne Zweifel die nächste Veranlassung gab, daß alsbald in Paris, wie in America Medien und Photographen sich associirten, um Geister zu photographiren. Die Zusammengehörigkeit von Od, lebensmagnetischer und spiritischer Kraft war damals längst als ein Dogma anerkannt; die Sensitiven Reichenbach's entsprachen den Somnambulen Mesmer's und den Sonntagskindern der Geistergläubigen, und ein uns Wochentagsmenschen verborgenes, wahrscheinlich aber photographirbares Odlicht wurde von den Zügen der verklärten Gestalten ausströmend angenommen.

Dieser Gedanke enthielt den Keimling eines neuen Erwerbszweiges, und einem Photographen, dem es nicht gelingen wollte, das Vertrauen der Lebenden zu erwerben, stand nunmehr der Weg offen, „den Acheron zu bewegen“ und die Verstorbenen in sein Atelier zu laden. Nichts zeigte sich überflüssiger als die Sorge, ob denn auch Lebende die Geschäftsunkosten übernehmen würden. Die Mutter, der ihr Liebling gestorben, ehe er das Stillliegen gelernt hatte, der Sohn, welcher seine Eltern verloren, ehe die Photographie erfunden war, die Familie, der in der Ferne ein lieber Angehöriger verschollen, was würden sie nicht darum geben, um noch nachträglich ein Bild des Dahingeschiedenen zu erlangen! Den meisten Vortheil aber zog der neue Geschäftszweig aus der Lehre, daß fast jeder Mensch einen persönlichen Schutzgeist oder Dämon besitze, denn nichts ist natürlicher, als der Wunsch des Gläubigen, die Züge des freundlichen Geistes kennen zu lernen, der ihn unablässig umschwebt und über sein Dasein wacht.

Da aber die zarteren Lichterscheinungen ebenso wie das Nachleuchten eines besonnten Diamanten oder Papierblattes nur in völligster Dunkelheit wahrgenommen werden können, so wäre es folgerichtig gewesen, wie Baron Reichenbach gethan, auch die Geister in eine Dunkelkammer zu ihren Portraitsitzungen einzuladen, aber in der Praxis bildete sich ein ganz anderes Verfahren heraus. Die betreffende Person, welche das Geisterportrait zu haben wünscht, wird nämlich in der gewöhnlichen Weise von dem Photographen aufgenommen, während sie ihre Gedanken mit der vollkommensten Sammlung auf die verstorbene Person oder den aus spiritistischen Unterhaltungen bekannt gewordenen Schutzgeist zu richten hat. Je nachdem ihr diese innerliche Vergegenwärtigung mehr oder weniger vollkommen gelungen ist — sagt nämlich der Geister-Photograph —, mit desto größerer Deutlichkeit, Schärfe und Aehnlichkeit erscheint die gewünschte Gestalt hinter ihrem Rücken oder über ihrem Haupte schwebend. Eine so hochgradige Vertiefung der Betrachtung aber, wie sie zu diesem Werke nothwendig ist, erreicht der gewöhnliche Mensch nur selten; er bedarf daher nothwendig der Unterstützung eines Mittlers (Mediums), welcher mit der Geisterwelt auf Du und Du steht und seinen Einfluß auf sie geltend macht. Durch seine Mithülfe erst vermag der gegenwärtige Geist seinen ätherischen Körper so weit zu verdichten, daß er im vollen Tageslichte mit auf die lichtempfindliche Platte wirken kann. In unserem Falle war es ein Amerikaner, Namens Firman, der durch seine geheimnißvolle Kraft die Bildwerdung unterstützte, während Buguet sich bei dem feierlichen Acte mit flehentlich ausgebreiteten Händen und verdrehten Augen an die — Zimmerdecke wendete. Die Ceremonien sind dieselben geblieben, wie bei den alten Nekromanten, nur in der Ausführung malt sich der Fortschritt der Zeit, denn während man früher die citirten Geister nur erschreckt anstarrte, photographirt man sie jetzt und macht sie dingfest auf einer Glasplatte.

War die Sitzung beendigt, so eilte Buguet hinter den Vorhang, um festzustellen, ob das Werk auch erfolgreich gewesen, denn wie alle spiritistischen Sitzungen, so gelangten auch die photographischen nicht immer gleich beim ersten Anlauf zu einem vollkommenen Erfolge. Zuweilen erschien der genuine Geist nur gleich einem gestaltlosen lichten Wölkchen über den Schultern, oder die Züge waren bis zur Unkenntlichkeit nebelhaft verwaschen und zerfließend. Für alle diese Ungelegenheiten, wie auch für das Ausbleiben einer vollkommenen Aehnlichkeit wurde dann ein Mangel an vollkommener Sammlung verantwortlich gemacht, eine neue Sitzung vorgeschlagen, vollkommenere und befriedigendere Resultate in Aussicht gestellt. Das wiederholte sich bei hartnäckigen Bestellern zwei- oder gar dreimal, bis die Geduld des Kunden erschöpft oder sein Verlangen befriedigt war. Für jede einzelne Sitzung aber war die Kleinigkeit von zwanzig Franken im Voraus zu entrichten.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Gläubigen zuweilen völlig zufriedengestellt werden konnten, namentlich wo es sich um Portraitirung eines Schutzgeistes von bekanntem Namen handelte. So trat denn auch in diesem Processe eine Person auf, welcher der Geist Goethe's seine besondere Fürsorge gewidmet hatte und die daher mit Stolz hinter ihrem Büstenkartenportrait ein wohlgetroffenes Schattenbild des deutschen Dichterfürsten aufweisen konnte. Handelte es sich um völlig unbekannte Geister, so fiel der Buchhalterin die aus den Häusern der Somnambulen und Kartenschlägerinnen bekannte Rolle zu, die Kunden in Abwesenheit des „für einen Augenblick ausgegangenen“, in Wahrheit aber hinter einer spanischen Wand derstecken Principals zu empfangen, zu unterhalten und mit Geschick — auszuhorchen. Gelang es dessenungeachtet nicht, beim ersten Versuche eine vollkommene Aehnlichkeit zu erzielen, so ließ sich der unbefriedigte Besteller dabei hinreichend über die Abweichungen der Nasenform ꝛc. aus, um beim zweiten Male dem Ziele näher zu kommen. Schon im Allgemeinen macht der Tod nicht nur alle Menschen gleich, sondern auch einander ähnlicher, und im zarteren Alter verstorbene Kinder sind schon in Wirklichkeit, geschweige im Geisterbilde kaum von einander zu unterscheiden. Eine Costümschwierigkeit besteht auch nicht, denn die Ab-

Digitized by Google

geschiedenen erscheinen Alle, als wenn sie sich zu erkälten fürchteten, dicht in weiße Laken gehüllt, so daß auch die Statur verborgen wird.

In Folge dieser im Kerne der Sache liegenden Erleichterungen waren diese Leute von Buguet und Genossen so vollkommen befriedigt worden, daß sie willig ihr Zeugniß gegeben hatten, um in der „Revue spirite" Reclame für das Geschäft damit machen zu lassen. Der Herausgeber verstand es, die wahren und die erdichteten Erfolge in das rechte Licht zu setzen; er schilderte mit beredten Worten die in der neuen Kunst enthaltenen Tröstungen und ihren Einfluß auf die Kräftigung im Glauben an das Jenseits. So nahm das Geschäft schnell einen großen Aufschwung und die Unverschämtheit der Unternehmer wuchs von Tag zu Tag. Sie wochten sich nicht mehr begnügen, den Parisern die Segnungen der frommen Kunst zugänglich zu machen, sondern zeigten durch die „Revue spirite", den „Figaro" und andere Zeitungen an, daß die Einsendung einer Haarlocke oder eines andern Andenkens an die als Geist zu photographirende Person und die Bezeichnung einer bestimmten Stunde, in welcher sich die entfernten Angehörigen in Sammlung und Gebet mit dem Pariser Photographen zur Vollbringung des Werkes vereinigen wollten, vollkommen genügen, wenn der Sendung außerdem zwanzig Franken beigefügt würden. Die Geisterwelt ging indessen nicht immer auf diese Geschäftserweiterung ein; das nützliche Zwischenglied der Comptoirdame fehlte, und die tollsten Verwechselungen traten ein. Bejahrte Frauen erschienen als Wickelkinder und die Geister von Säuglingen in kräftig entwickelter Mannesgestalt. Es gingen Einigen die Augen auf, und die Polizei, deren Aufmerksamkeit bereits durch die freche Reclame erregt worden war, erhielt einige dieser total verunglückten Bilder eingesendet. Im Atelier des Mediumphotographen erschienen eines Tages zwei verkleidete Polizeicommissäre und verlangten das Bild eines Verstorbenen. Nachdem die Sitzung mit den üblichen Ceremonien zu Ende und das Gespenst auf der Platte dingfest gemacht worden war, gaben sich die Beamten zu erkennen, wiesen ein Papier vor, welches sie zu einer Haussuchung berechtigte, und begannen unverzüglich mit derselben. Sie war äußerst erfolgreich, denn sie förderte zwei Gliederpuppen, denen jede beliebige Stellung dauernd gegeben werden konnte, die eine für unausgewachsene, die andere für abgewachsene Geister mit den erforderlichen Leichenhemden, Schleiern und Draperien und dazu nicht weniger als dreihundert aus Papiermasse gefertigte Köpfe an's Licht.

Das Handwerk der Geisterphotographen ist ein sehr viel einfacheres als dasjenige eines Cagliostro, Schröpfer und sonstiger Beherrscher der Geister. Da der Besteller dringend ermahnt ist, mit der höchsten Sammlung auf das Objectivglas der Camera zu blicken, so ist er natürlich für die Dinge, die inzwischen hinter seinem Rücken vorgehen, auf die einfachste Weise blind gemacht. Dort rollt nunmehr ein Vorhang in die Höhe, oder eine sich lautlos in ihren Fugen bewegende spanische Wand wird zurückgezogen, und es erscheint die passend ausgewählte und drapirte, mit dem entsprechendsten Kopfe versehene Gliederpuppe, je nach Angemessenheit in kniender, segnender oder ruhig schwebender Haltung. Aber während die gesammte Aufnahme eine Minute und darüber dauert, darf das Pseudogespenst höchstens ein oder zwei Secunden mitwirken; schnell und lautlos, wie er erschienen, verschwindet der Spuk wieder. Dieser Unterschied der längeren und der ganz kurzen Sitzungszeit für dasselbe Bild bringt die wunderbarste Wirkung hervor. Im Gegensatze zu der scharf ausgeprägten Figur des Bestellers erscheint hinter ihr eine menschliche Gestalt mit nebelhaft verschiedenen, unbestimmten Umrissen und von jener ätherischen Durchsichtigkeit, welche unsere Phantasie den Gestalten aus dem Jenseits leiht. Die Ornamente der Hinterwand erscheinen an den Stellen, welche das Geistermodell für einen Augenblick einnahm, nur ein klein wenig schwächer; sie schimmern deutlich durch den dünnen Körper des Geistes hindurch, wie das Licht der Sterne durch den Schweif der Kometen.

Bei einer einigermaßen geschickten Handhabung lassen sich auf diesem so einfachen Wege die wunderbarsten Wirkungen erreichen. Nichts kann für den Liebhaber des Seltsamen überraschender sein, als Gespensterstereoskopen, die mit Geschmack auf dem angedeuteten Wege erzeugt wurden. Der Schreiber dieser Zeilen besitzt mehrere derartige Kunstleistungen, unter denen sich eine Friedhofsscene auszeichnet, bei welcher der Geist einer Mutter segnend über dem Haupte des Kindes erscheint, welches ihr Grab mit frischen Blumen schmückt. Durch den Aetherleib der Erscheinung hindurch gewahrt man die Spitzen der hinter ihr befindlichen Grabdenkmäler, was einen sehr merkwürdigen Anblick gewährt. Die Photographie bietet sich gleichsam von selbst zur Ausführung dieser und ähnlicher Spielereien, von denen wir noch an die vor Jahren aufzutauchenden Doppelgängerbilder erinnern wollen. Letztere stellen bekanntlich eine und dieselbe Person zweimal neben einander, etwa wie sich die Eine ihre Cigarre an derjenigen ihres andern Ichs anzündet, oder sich selber unter den Thisch trinkt. Sie sind einfach das Ergebniß zweier nach einander erfolgten Aufnahmen auf derselben Platte, deren Hälften abwechselnd durch einen doppelthürartigen Schirm bedeckt wurden.

Im obigen und in den meisten ähnlichen Fällen waren sehr handgreifliche Methoden angewendet worden, um das Verlangen nach Geisterphotographien zu befriedigen. Die genauere Kenntniß optischer Gesetze giebt indessen noch ganz andere Mittel an die Hand, derartige Künste zu vollbringen, die weniger leicht zu entlarven und vor einer gewöhnlichen Haussuchung sicher wären. Denn man kann, wie wir am Eingange dieses Artikels erwähnten, auch Dinge photographiren, die dem menschlichen Auge völlig unsichtbar sind, und daher im Atelier vorhanden sein können, ohne daß eine sich darin in völliger Freiheit bewegende Gesellschaft eine Ahnung davon haben würde. Schon im Allgemeinen sind die sogenannten chemischen Strahlen des Sonnenlichtes, welche die Silbersalze am stärksten verändern, dunkle, unsichtbare Strahlen, das heißt solche, für welche unser Auge unempfindlich ist. Ihre Schwingungen sind zu schnell, um unsere Sehnerven anzuregen. Wenn das Sonnenlicht durch ein Glasprisma in seine farbigen Bestandtheile zerlegt wird, so fallen diese photographisch wirksamsten Strahlen über den unmerklich in Dunkelheit übergehenden violetten Rand des regenbogenartigen Streifens hinaus. Man kann sie nur sichtbar machen, wenn man ihre Schwingungen etwas verlangsamt, was geschieht, wenn man sie auf eine Ablochung von Rosktastanienrinde, auf Chininlösung und ähnliche Substanzen fallen läßt. Diese an sich (erstere im gereinigten Zustande) farblosen Flüssigkeiten zeigen an der Oberfläche ein schönes blaues Schillern, welches von verlangsamten und daher unwirksamer gemachten chemischen Strahlen herrührt. Wenn man nun mit solchen Flüssigkeiten eine menschliche Gestalt auf eine weiße Wandfläche malte, so würde nach dem Trocknen auch nicht die Spur von der Zeichnung sichtbar sein. Gleichwohl kann ein so hervorgebrachtes Bild oder Portrait mit aller Schärfe abphotographirt werden, und die unsichtbaren Umrisse und Schattirungen derselben bildeu sich auf der Platte gerade so deutlich ab, als ob sie mit schwarzer Kreide auf die Fläche gezeichnet wären. Man kennt dies die „Photographie des Unsichtbaren", und es ist leicht einzusehen, daß mit ihrer Hülfe selbst ein sehr vorsichtiger Liebhaber von Gemälden aus der andern Welt betrogen werden könnte.

Unsere gewöhnliche Spiritistengesellschaft ist indessen, wie wir an dem Pariser Falle sehen, so skeptisch nicht, und läßt sich mit gröberen Mitteln hinter's Licht führen. Ohne Zweifel viel anziehender als die Aufdeckung des Betruges und die Kenntnißnahme von den dabei angewandten Ränken und Kniffen erschien aber in dem Processe Buguet das Gebahren der Zeugen und Zuschauer, unter denen man vorwiegend Personen aus den höheren Gesellschaftsclassen, namentlich hohe Militärs, bemerkte. Obwohl die Gliederpuppen und Larven in der stattlichen Zahl von dreihundert Belastungszeugen auftraten, obwohl die beiden Hauptbeklagten einräumten, in verzweifelten Fällen zum Betruge gegriffen zu haben — gewöhnlich seien sie ehrlich und mit der Zuversicht des Erfolges an's Werk gegangen —, blieben einige der angerufenen Entlastungszeugen unerschüttterlich in der Behauptung, Portraits ihrer Angehörigen aus dem Jenseits von übernatürlicher Aehnlichkeit erhalten zu haben. Die Wittwe des ehemaligen Oberhauptes der französischen Spiritistenschule, Frau Rival, genannt Allan Cardec, eine silberhaarige Greisin, wagte es sogar, vor dem versammelten Publicum den sündlichen Unglauben der Richter, diesem Beweise des höheren Seins gegenüber, ausdrücklich zu

Digitized by Google

tadeln. Auch die Zuhörer, natürlich größtentheils aus Gläubigen bestehend, nahmen offen Partei für die entlarvten Betrüger und schienen es sehr hart und ungerecht zu finden, daß Buguet und Leymarie zu einem Jahre Gefängniß und fünfhundert Franken Strafe, Firman zu sechs Monaten Gefängniß und derselben Geldstrafe verurtheilt wurden. Fast will es uns scheinen, als ob die guten Leute mit ihrer Unzufriedenheit Recht gehabt hätten. Wenn Menschen so blindgläubig sind, daß sie sich von dreihundert Pappköpfen nicht überzeugen lassen, so geschieht ihnen doch am Ende Recht, wenn sie betrogen werden.

Praktische Vaterlandskunde.

Es war an einem der heißesten Julitage des vorigen Sommers, als ich, um mich vor der fast unerträglichen Hitze, die noch am späten Nachmittage in den Straßen Merans herrschte, so viel als möglich zu schirmen, in eine der schattigen Gartenwirthschaften trat, die, in der Nähe der rasch fließenden Etsch gelegen, durch ihre Baumgruppen und Rebengänge nicht minder als durch ihre kühlen Getränke Erfrischung bieten. Ich saß noch nicht lange da und betrachtete mir eben von meinem aussichtsreichen und doch zugleich schattigen Plätzchen aus die eigenthümliche Formation der südlich von Meran auf beiden Ufern der Etsch emporragenden Dolomitgebirge, als, nicht eben geräuschlos, eine staubbedeckte, sonnverbrannte Gesellschaft von zwölf Köpfen hereinkam, zehn durchgehends kräftige, derbe Burschen von siebenzehn bis achtzehn Jahren mit zwei Begleitern, von denen der Eine wenig älter als die jungen Leute war, der Andere im kräftigsten Mannesalter stand, Alle ohne Ausnahme mit Tornistern bepackt und mit derben Wanderstöcken bewehrt. Ich könnte nicht behaupten, daß die Reisegesellschaft eben salonfähig aussah; denn ihr Anzug verrieth auf den ersten Blick, daß die Leute tüchtige Märsche auf den staubigen Straßen Tyrols gemacht hatten und wohl auch nicht sehr wählerisch waren, wenn sie sich irgendwo zu kurzer Rast hinstrecken wollten. Auch jetzt wählten sie nicht lange; nachdem sie sich ihrer Tornister und der Hüte entledigt und sich den reichlichen Schweiß von der Stirn getrocknet, reihten sie sich um den nächsten besten Tisch, und die erwartungsvollen Blicke nach der Bedienung bewiesen, daß das erwartete Getränk kein Luxus war. Das wundete! Das zweite Glas soll noch besser. Und nach dem dritten erklang aus den erfrischten Kehlen eines gut besetzten und gut geschulten Doppelquartetts, unbekümmert um die zahlreichen übrigen Gäste, ein kräftiges, melodiöses Schweizerlied, das von den Zuhörern mit Beifallklatschen und lauten Bravos honorirt wurde, woran sich selbst einige gemüthliche ältere österreichische Officiere lebhaft betheiligten. Hätte mir das Lied die Heimath der Sänger nicht verrathen, ich hätte sie an ihrer Mundart als Schweizer erkannt. Denn mit Ausnahme des älteren Begleiters, eines gebornen Deutschen, sprachen alle den Berner Dialekt, den ich ein Jahr vorher bei einem längeren Aufenthalte im Canton Bern einigermaßen kennen gelernt hatte, jedoch nur unter sich; ihrem Mentor gegenüber befliß sie sich, hochdeutsch zu sprechen.

Während die jungen Leute sich der Lust des Gesanges und des lebhaftesten Gespräches über die Erlebnisse des Tages hingaben, hatte ich mit dem Lehrer eine Unterhaltung angeknüpft und erfuhr nun, daß die Gesellschaft aus Schülern der beiden obersten Classen der Berner Cantonsschule bestehe und auf einer Fußreise nach Venedig auf Staatskosten begriffen sei.

„Nach Venedig?“ fragte ich verwundert.

„Ja wohl, Herr Landsmann,“ erwiderte nicht ohne Stolz der Lehrer, „nach Venedig und zu Fuße; höchstens gedenken wir die kurzen Strecken von Botzen nach Trient und von Treviso nach Venedig auf der Eisenbahn zurückzulegen.“

„Und welchen Weg gedenken Sie von Trient aus einzuschlagen?“

„Wir werden, um nicht zu lange in der heißen venetianischen Ebene marschiren zu müssen, durch Val Sugana nach dem Piave gehen und diesem Flusse entlang nach Treviso hinabsteigen.“

„Wie aber sind Sie von Bern nach Meran gekommen?“

„Zu Fuße, auf dem geradesten Wege. Bei einer Station einige Stunden oberhalb Olten verließen wir die Eisenbahn, durchkreuzten die drei Paralleltäler des Aargaus, gingen aus dem Reußthale nach Zug und Schwyz, um das Muottathal hinauf und über den Pragel nach Glarus zu kommen; von da stiegen wir das Sernstthal hinauf und passirten den Risertenpaß, der uns in's Rheinthal führte; von der Station Maienfeld bei Chur gelangten wir in's Prättigau und nach Davos, über den Flüelapaß in's Engadin und über den Ofener- oder Buffalorapaß in's Etschthal, und so sind wir nach heißen Tagemärschen von elf bis zwölf Stunden, allerdings nicht ohne Schweiß, nach Meran gekommen und hoffen, am vierzehnten Reisetage in der Lagunenstadt, dem fernsten Ziele unseres Marsches, einzuziehen. Uebrigens sind gegenwärtig noch mehrere Reisesectionen unserer Schule unterwegs, auf kürzeren und längeren Reisen begriffen.“

Da mich die Sache in hohem Grade interessirte und ich mehr über diese Schulexcursion zu erfahren wünschte, die Gesellschaft aber an demselben Tage noch einige Wegstunden in der Abendkühle zurücklegen wollte, theils um das vorgesteckte Tagesziel zu erreichen, theils um nicht in Meran mit seinen ziemlich fashionablen Preisen übernachten zu müssen, so traf ich mit dem Lehrer die Verabredung, daß wir uns am folgenden Tage in Botzen wieder zusammenfinden und die Fahrt von da bis Trient gemeinsam machen wollten. Dies geschah pünktlich, und während der Fahrt und einer mehrstündigen Wanderung durch die Stadt der Concilien theilte mir mein Landsmann Folgendes über die Reiseeinrichtungen an der Berner Cantonsschule mit:

„Unsere Schule zählt acht Literar- und acht Realclassen. Sogenannte Prämien, mit Recht mehr und mehr verpönt, kennt man glücklicher Weise an unserer Schule nicht mehr. An ihrer Stelle sind die Schulreisen eingeführt worden, die schönste, dauerndste Belohnung, die einem Schüler als Andenken an die Schulzeit in's Leben mitgegeben werden kann, und das wirksamste Mittel, das Vaterland in immer weiter sich ziehenden Kreisen kennen und immer bewußter lieben zu lernen. Das Recht, an diesen Schulreisen Theil zu nehmen, muß, damit sich dieselben zugleich als Disciplinarmittel erweisen, allerdings durch Betragen und Fleiß verdient werden, indem die Reiseberechtigung an die Bedingung geknüpft ist, daß der Schüler von den drei Nummern, welche die Rangabstufung für jene beiden Kategorien bezeichnen, mindestens Nummer Zwei aufweisen muß, um mitreisen zu können. Diese Einrichtung vermeidet aber gründlich die gehässige Seite der demoralisirenden Prämien dadurch, daß eine tiefere Nummer als Zwei überhaupt zu den Seltenheiten gehört und daß das Reisereglement ausdrücklich vorschreibt, daß, wenn irgend möglich, jeder Schüler einmal zur Theilnahme an der Reise jeder Section gelangen soll. Solcher Reisesectionen zählt die Literar- und die Realabtheilung der Schule je vier. Die unterste Section, von der siebenten Classe gebildet (die achte Classe muß sich im ersten Schuljahre die Reise erst verdienen), mit unbeschränkter Kopfzahl, macht einen eintägigen Ausflug; die zweite Section, zwanzig Schüler enthaltend und die Classen sechs und fünf umfassend, ist zwei Tage unterwegs; die dritte Section, aus Classe vier und drei rekrutirt und auf zwölf reisende Schüler beschränkt, reist sechs bis sieben Tage, und die oberste Section, ebenfalls zwölf Köpfe zählend und aus Classe zwei und eins zusammengesetzt, macht die „große Reise“ von vierzehn Tagen. So wächst die Ausdehnung der Reise mit der Körperkraft und dem Verständniß der Schüler. Für sämmtliche acht Reisesectionen ist die Summe von dreitausendfünfhundert Franken ausgesetzt, ein Betrag, der völlig ausreicht, wenn auch nicht zu einer Luxusreise — und das sollen die Schülerreisen auch nicht sein — so doch zur Befriedigung der einfachen Bedürfnisse von Lehrern und Schülern. Wir aber bilden ausnahmsweise eine außerordentliche Reisetheilung, welche angewiesen ist, mit tausend Franken eine vierwöchige Abhärtungsreise zu machen; was uns hoffentlich, nach bisheriger Erfahrung, gelingen soll.“

„Und beschränken sich die gewöhnlichen Reisezeile ausschließlich auf das Vaterland der Schüler, oder überschreiten sie auch die

Digitized by Google

Grenzen der Schweiz?“ fragte ich weiter, um mich vollständig über diese Einrichtung zu unterrichten.

„Die drei untersten Sectionen,“ versetzte der Lehrer, „bewegen sich aus zeitlichen und finanziellen Gründen selbstverständlich innerhalb des vaterländischen Gebiets; die oberste jedoch dehnt ihre Routen öfters nach Savoyen und Oberitalien oder auch nach Tirol aus, ohne dabei die Hauptaufgabe, möglichst allseitige und ausgedehnte Kenntniß des Vaterlandes, aus den Augen zu verlieren.“

„Wollten Sie mir nicht in wenigen Linien einen Reiseplan der beiden obersten Sectionen zeichnen, damit ich eine Vorstellung von dem erhalte, was sich mit denselben erreichen läßt?“

Auf einen Wink des Lehrers berichtete einer der Schüler über eine sechstägige Reise, die er mitgemacht: „Am ersten Tage brachte uns die Eisenbahn von Bern nach Luzern, das Dampfboot nach Beggis, unsere Beine auf den Rigi und über Rigischeidegg wieder hinab nach Gersau; am zweiten Tage marschirten wir nach Brunnen, über die Axenstraße nach Flüelen und weiter über Altorf und Amsteg nach Wassen, wo wir übernachteten; am dritten Tage stiegen wir über den Kreuzlipaß nach Sedrun im Vorderrheinthal und am vierten über den Oberalppaß nach Andermatt an der Gotthardstraße und von da, nach Besichtigung des Urnerloches und der Teufelsbrücke über die Furka bis zum Rhonegletscher; der fünfte Tag führte uns über die Grimsel an den Handeckfall und nach Meyringen, und der letzte brachte uns über Brienz und Interlaken fröhlich nach Bern zurück.“

Ein anderer Schüler löste den Berichterstatter ab und gab die Umrisse einer vierzehntägigen Reise: „Am ersten Reisetage fuhren wir von Brienz, wohin wir der Zeitersparniß wegen schon am Vorabend gefahren waren, nach Meyringen; dann gingen wir in's Gadmenthal bis Mühlestalden, von wo wir die unteren Absätze des Tritzletschers und die Felsen der Wildegg gewannen, und da es nicht möglich wurde, noch am gleichen Tage die Alpenclubhütte am Thältistock zu erreichen, so gingen wir über den Gletscher hinüber, um in der verfallenen Schafhütte zum Graggi ein nothdürftiges Nachtlager zu finden. Am zweiten Tage wurde die erwähnte Alpenclubhütte erreicht, wo man den Rest des Tages zubrachte, um am folgenden Tage Morgens zwei Uhr aufzubrechen und über den Tritzletscher, die Tritzlimmi und den Rhonegletscher auf die Furka, und von da nach Realp zu gelangen. Der vierte Tag brachte uns über den St. Gotthard nach Airolo, der fünfte über den Sasellopaß in das malerische Maggiathal bis Biguasco, der sechste von da nach Locarno. Die beiden folgenden Tage wurden dem Besuche von Lugano, Capolago, der Besteigung des Monte Generoso, dem Marsche nach Como und einer Dampfschiffahrt über die ganze Länge des Comersees bis Colico gewidmet. Mit dem neunten Tage begann die Heimreise, welche uns zunächst nach Chiavenna und Splügen und am folgenden Tage über den Valserberg in's Valserthal und nach Ilanz brachte. Der elfte Tag war ein Ruhetag, und da die ungünstig gewordene Witterung den beabsichtigten Gletscherübergang in's Maderanerthal verbot, so ging man an diesem Tage, größtentheils unter strömendem Regen, von Ilanz nach Dissentis. Mit dem zwölften Tage wurde der Oberalppaß überschritten und Wasen an der Gotthardstraße erreicht. Der dreizehnte Tag führte unsere Gesellschaft über den Surstenpaß nach Gadmen und der vierzehnte auf dem vielbetretenen Wege über Meyringen und Brienz nach Hause. Die während dieser Reise zu Fuße zurückgelegten Entfernungen betrugen etwa hundertfünf Schweizerstunden, die Summe aller Steigungen erreichte in runder Zahl vierzigtausend Schweizerfuß. — Uebrigens enthält unser Schulprogramm alljährlich vier solcher Reiseskizzen.“

Ich danke für die erhaltenen Aufschlüsse, und nach Besichtigung des obst- und kirchenreichen Trient verabschiedeten wir uns, die muntere Gesellschaft, um den Marsch in's Val Sugana anzutreten, ich, um mich dem Gardasee zuzuwenden. —

Etwa drei Wochen später hatte ich die Freude, die Leutchen in dem weltberuchten Idyll von Interlaken wieder zu sehen, von der italienischen Sonne noch dunkler „angeraucht“ und in ihrem äußern Habitus noch verwitterter, als bei unserer ersten Begegnung in Meran, aber frisch und munter bis zur Ausgelassenheit im Gefühl, ein tüchtiges Stück Arbeit glücklich überwunden, manches Schöne gesehen, manches Ersprießliche durch Anschauung gelernt zu haben, und wohl auch in der Aussicht, die Ihrigen bald wieder zu sehen. Lehrer und Schüler gestanden mir, daß Benedig, Padua, Vicenza, Verona ihnen fast zu einem Capua geworden wären und daß es einer kräftigen Aufraffung bedurft habe, um sich wieder an lange, staubige Märsche und an einfachere Lebensweise zu gewöhnen. Sie hatten den Comersee besucht, waren von da an den Luganersee marschirt und über den Gotthard und den Surstenpaß in den Canton Bern zurückgekehrt.

Ich hatte inzwischen theils durch mündliche Aufschlüsse, theils durch eigenen Augenschein erfahren, daß diese Schülerreisen, wenn auch nicht überall in so ausgedehnter Weise, wie in Bern, fast allenthalben in der Schweiz eingebürgert sind. Zumal im Berner Oberlande und an den classischen Stellen am Vierwaldstättersee begegnet der Tourist im Juni und Juli fast alltäglich „fahrenden“ Schulen aller Stufen, Primarschulen und Secundarschulen, Gymnasiasten und Seminaristen, gemischten Schulen und Töchterschulen, alle leuchtenden Auges und voll des Glücks, ihr schönes Vaterland mit eigenen Augen kennen lernen zu können. In den größeren Städten aber, vor allen in Bern, sieht man im Sommer sehr häufig mit Blumen und Laubwerk geschmückte Leiterwagen, welche eine fröhliche, wißbegierige Kinderschaar vom Lande in die Stadt gebracht haben, deren Straßen die Kleinen mit weitgeöffneten, verwunderten Augen durchziehen und deren lehrreiche Museen und sonstige Schätze sie staunend und lernend besichtigen. Fast überall in der Schweiz sind diese fahrenden Schüler gerngesehene Gäste. Eisenbahnen und Dampfboote gewähren meist besondere Vergünstigungen. Gastwirthe fühlen „ein menschliches Rühren“ und setzen möglichst billige Preise an, kurz, allenthalben begünstigt man nach Kräften die jugendlichen, lerndegierigen Reisegesellschaften.

Den vielseitigen Nutzen dieser praktischen Vaterlands- und Weltkunde erst noch zu beweisen, ist völlig überflüssig; ihn anzweifeln zu wollen hieße den Nutzen der Anschauung, der selbsteigenen Erfahrung, des Reisens überhaupt anzweifeln. Warum aber kommt diese zweckmäßige Methode, Vaterlandskunde in die Köpfe zu prägen und Vaterlandsliebe in die Herzen zu pflanzen, in Deutschland noch so selten, oder doch bei Weitem nicht ebenso allgemein in Anwendung, wie in der Schweiz? in Deutschland, wo man doch für die Schule an manchen Orten so große Opfer bringt und wo namentlich die Erziehung zum Patriotismus, früher so lange verpönt und selbst verfolgt, einen so kräftigen Aufschwung genommen hat? Mag die Natur hier immerhin weniger großartig sein, als im schweizerischen Alpenlande; auch Deutschland, vorab Süd- und Mitteldeutschland, und selbst der Norden bietet landschaftliche Schönheiten in reicher Fülle, übergenug, um die Herzen der Jugend zu entzücken und mit Liebe zum Heimathboden zu erfüllen, und wo der Reiz der Landschaft fehlen sollte, da bieten die reichen Schätze der Industrie und der Kunst, die ehrwürdigen Stätten der Geschichte und der Sage eine nie versiechende Quelle der Belehrung und der Begeisterung. Ich wüßte kaum eine Gegend meines Vaterlandes, wohin man die wißbegierige Jugend ohne Vortheile für Kopf und Herz führen könnte. Ueberdies genießt Deutschland in dieser Hinsicht vor der Schweiz einen nicht geringen Vortheil in seinen zahlreichen Staatsbahnen, welche die Schulreisen leichter und noch ausgiebiger begünstigen können, als dies bei den kostspieligen Privatbahnen der Schweiz möglich ist, und Behörden und Privatpersonen, die in der Sache wirken können, werden gewiß ebenso willig, wie in der Schweiz, diesen fruchtbaren Zweig der Jugendbildung fördern helfen. Hierzu anzuregen, war der Zweck dieser Zeilen, und wenn dieselben hier und da im Vaterlande Erfolg haben, so wird den Verfasser das angenehme Gefühl lohnen, ein wahrhaft gutes Werk veranlaßt zu haben.

J. E.

Digitized by Google

Die zukünftige Wohnung des Reichskanzlers.

Eine historische Erinnerung.

Mit erhöhetem Interesse richten heute die Bewohner der Kaiserstadt die Blicke auf ein altes Schloß, an welches sich manche Erinnerungen aus der Geschichte des Hauses der Hohenzollern knüpfen — auf das „Palais“ Radziwill.

In Berlin weiß Jedermann, daß dieses Schloß, welches wir unseren Lesern heute im Bilde vorführen, in der Wilhelmsstraße Nr. 77 liegt, zwischen den Linden und der Leipzigerstraße, also dem sogenannten vornehmen Theil derselben. Nach fast hundertjährigem Besitz hat die fürstliche Familie von Radziwill im Frühling dieses Jahres das Palais für sechs Millionen Mark an den Fürsten Bismarck zu Staatszwecken verkauft, zunächst zum inneren Umbau und zur Errichtung einer Dienstwohnung für dieses selbst. Es steht zu hoffen, daß der kunstsinnige Fürst mit schonender Hand an die Umwandlung gehen und die vielen werthvollen historischen Reminiscenzen nicht verwischen lassen wird, die auf den Mauern des Palais Radziwill zu lesen sind. Das schöne Gebäude ist vollständig im Rococostyl des vorigen Jahrhunderts gehalten. In Frankreich, namentlich in Paris, im Faubourg St. Germain, giebt es noch einige ähnliche Schlösser, auch in Münster und Breslau haben die alten Adelsgeschlechter diese Bauart vielfach nachgeahmt. In Berlin existirt noch ein ganz genau so construirtes Gebäude, ein völliges, Zwillingsschloß des Palais Radziwill, das jetzige Hausministerium, ebenfalls in der Wilhelmsstraße gelegen und auch durch das Machtwort eines Königs entstanden.

Im vorigen Jahrhundert zeigte Berlin kaum den Keim einer Weltstadt. Die grüne Wildniß des Thiergartens schien unentwirrbar, und die winzigen Häuser der Berliner Bürger gefielen den neuen Königen durchaus nicht. Friedrich der Erste und Friedrich Wilhelm der Erste sannen unablässig auf Mittel, die mattherzige Baulust der Bürger der Residenz zu beleben; sie verschenkten Grundstücke mit freiem Bauholz und allerlei Privilegien an ihre Unterthanen, um die Stadt zwangsweise zu vergrößern, waren aber selten mit den Ergebnissen ihrer Bemühungen zufrieden.

Friedrich Wilhelm der Erste beschloß deshalb, eine ganze Straße nach seinem Geschmacke anlegen zu lassen und befahl, vom Thiergarten, seinem Eigenthum, hinreichenden Raum dafür abzutheilen. Das Thor stand damals noch dicht am Ausgange der Linden, und das Behrenthor in der Behrenstraße mündete ebenfalls in den Thiergarten. Dasselbe wurde demnächst beseitigt, um der Wilhelmsstraße Platz zu machen. Auf besonderen Befehl des Königs mußten einige Generäle und höhere Hofbeamte sich in dieser ansehnliche „Palais“ errichten, die durch einen „cour d'honneur“ von der Straßenflucht abgetrennt sein sollten. Es waren: das Schwerin'sche, jetzt Hausministerium, das Schulenburg'sche, später Fürst Radziwill'sche, und das Vernezober'sche, jetzt Prinz Albrecht'sche Schloß.

Die Erbauung des Schulenburg'schen (Radziwill'schen) fand in den Jahren 1738 und 1739 statt; doch trägt das darüber ertheilte Privilegium schon das Datum: 21. September 1736. Der Erbauer war der Generalmajor, Graf Adolph Friedrich von der Schulenburg, dessen Name oft mit der Beisügung Wolfsburg geschrieben wurde. Er stand beim König Friedrich Wilhelm dem Ersten in besonderer Gunst und war ein stehender Gast des bekannten Tabakcollegiums, obwohl er das Rauchen nicht vertragen konnte. Der König gestattete ihm deshalb, eine leere Thonpfeife im Munde zu halten. Durch eine eigenthümliche Schickung wurde das Palais seines Lieblings dem Könige verhängnißvoll. Bei der Einweihung des neuen Gebäudes fand nämlich eine große Festlichkeit statt, welcher der König beiwohnte. Der Speisesaal war nicht zu erwärmen gewesen, da er wahrhaft riesengroße Ausdehnungen hatte und durch zwei Stockwerke ging. In Folge dessen erkältete sich der König auf's Heftigste. Er mußte seit diesem Schulenburg'schen Feste das Zimmer hüten und starb an den Folgen dieser Erkältung im nächsten Jahre.

Graf Schulenburg erfreute sich auch der Gunst des jungen Königs Friedrich des Zweiten und machte unter ihm als Generallieutenant die Schlacht bei Mollwitz mit, in welcher er seinen Tod fand.

Bis zum Jahre 1759 residirte die Schulenburg'sche Familie in dem Palais. Der nächste Bewohner desselben war der Prinz August Ferdinand, jüngster Bruder Friedrich's des Großen. Nachdem er sich 1757 mit der Prinzessin Louise von Brandenburg-Schwedt vermählt hatte, miethete er das Schulenburg'sche Palais für seinen prinzlichen Haushstand und bewohnte es längere Zeit hindurch. Die Familie Schulenburg entschloß sich im Jahre 1791, ihr Palais für den jetzt lächerlich niedrigen Preis von dreißigtausend Thalern zu verkaufen und zwar an den Geheimerath Boumann, der es aber unter der Hand auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm des Zweiten erstand. Es war für die Geliebte desselben, die Gräfin Friederike Wilhelmine von Dönhoff bestimmt, und der König bewilligte dreizehntausendvierhundertsechs Thaler zur Ausschmückung und zum Umbau.

Aber schon 1795 verkauften die Kinder dieser gräflichen Besitzerin das Palais an den Fürsten Michael Radziwill, Woiwoden von Wilna. Dieser war durch seine großen Besitzungen in dem dreimal getheilten Polen Unterthan des Königs von Preußen geworden und wollte in der Hauptstadt desselben einen eigenen Wohnsitz haben. Der Fürst Radziwill bezahlte sechszigtausend Thaler für das Palais, also bereits doppelt soviel wie die ersten Verkäufer erhalten hatten. In gleichem Fortschritte hat sich wohl so ziemlich in jedem Jahrzehnte der Werth desselben gesteigert. Die verhältnißmäßig kostspielige Erwerbung des Schulenburg'schen Palais wurde wohl mit Recht damals in Beziehung mit der Vermählung des ältesten Sohnes des Fürsten Radziwill gebracht. Dieselbe fand schon im folgenden Jahre statt, und zwar mit der Tochter des früheren prinzlichen Bewohners des Palastes, der Prinzessin Friederike Dorothee Philippine Louise von Preußen.

Der Fürst Anton Radziwill war erst neunzehn Jahre alt, als er sich mit der Prinzessin Louise von Preußen vermählte; sie selbst hatte bereits das sechsundzwanzigste Lebensjahr erreicht, war aber eine blühende Schönheit und wurde von ihrem jungen Gemahl leidenschaftlich geliebt. Er vereinigte alle ritterlichen Eigenschaften seines fürstlichen Stammes mit den liebenswürdigsten, echt menschlichen Charakterzügen; er war eine reich begabte Künstlerseele. Seine Tondichtungen, namentlich die zum Faust, haben seinen Namen unsterblich gemacht.

Da der Fürst jedoch keinen regierenden Hause angehörte, so wurde seine Verbindung mit einer preußischen Prinzessin für ein ungewöhnliches Ereigniß gehalten. Man hatte es schnell vergessen, daß die Radziwills einem ebenso alten Stamme wie die Hohenzollern angehörten. Zuerst wird ein Radziwill in einer Urkunde vom Jahre 1401 als Mitglied des hohen litthauischen Adels oder Herrenstandes genannt. Die Besitzungen der Radziwills waren immer sehr bedeutend. Nach einem Verzeichnisse aus dem Jahre 1750 gehörten dazu dreiundzwanzig feste Schlösser, vierhundertsechsundzwanzig größere und kleinere Ortschaften mit städtischen Einrichtungen, zweiundzweiundzwanzig Vorwerke und zehntausenddreinndfünfzig Dörfer. Die Einkünfte der Radziwills wurden zu derselben Zeit auf siebenundzwanzig Millionen polnische Gulden, gleich dreizehneinhalb Millionen jetziger Reichsmark geschätzt. Die Fürsten Radziwill geboten über eine Hausmilitärmacht und zwar über eine so bedeutende, daß die Könige von Polen sich stets eifrig um die Hülfe derselben bewarben.

Die Schenkungsacte, durch welche der Vater des Fürsten Anton von Radziwill diesem das Palais in der Wilhelmsstraße übergab, datirt zwar erst aus dem Jahre 1823, aber factisch besaß und bewohnte er das Schloß seit 1796. Er mußte auch die Hypothekenschulden mit übernehmen, welche auf dem Grundstücke hafteten: die bedeutendste Forderung gehörte einem Berliner Bürger, dem später als Commandanten und Obersten der Nationalgarde bekannt gewordenen Peter Anton Jordan. Die Zinsen und Abgaben zu bezahlen, wurde dem jungen Fürstenpaar ziemlich schwer, besonders in den unglücklichen Jahren, welche dem Kriege von 1806 folgten. Preußens Finanznoth wurde von seinen sämmtlichen Bewohnern mit empfunden, auch von den vornehmsten. Der König Friedrich Wilhelm der Dritte konnte bekanntlich damals seiner Tochter, der nachherigen Kaiserin von Rußland, nur fünf Thaler zum Geburtstage schenken.

Digitized by Google

Das unglückliche Schicksal Preußens griff auch zerstörend in die Familienbande des fürstlichen Ehepaars, und zwar durch den Tod des heldenmüthigen Prinzen Louis Ferdinand, des Bruders der jungen Fürstin Radziwill.

Am preußischen Königshof lebten damals vier nahverwandte, junge, glückliche Ehepaare. Der König und seine schöne Louise, Prinz Ludwig, sein älterer Bruder, mit ihrer reizenden Schwester (später Königin von Hannover), Prinz Wilhelm, sein jüngerer Bruder, mit der edlen Prinzessin von Homburg und das Radziwill'sche Paar. Die Kinder dieser fürstlichen Paare spielten zusammen und wurden später die innigsten Freunde. Der herrliche Park des Hôtel Radziwill vereinigte sie ganz besonders oft, denn thätiges Mitglied der Singakademie. Wenn der schöne, weißlockige Greis erschien, wurde ihm zu Ehren immer ein classisches Musikstück aufgeführt, dem er voll Andacht zuhörte, um erst später mit den Anwesenden und seinem Freunde Zelter zu plaudern. Seine Faustcompositionen ließ er mehrere Mal in seinem Palais aufführen; berühmte Schauspieler wirkten darin gleichzeitig mit fürstlichen Dilettanten. Er besuchte auch oft einfache, bürgerliche Cirkel, um gute Musik zu hören und gemüthliche Unterhaltung zu pflegen.

Die Krone seines Herzens und seines Hauses war seine holdselige Tochter Elisa; ihre liebliche Schönheit bezauberte Jung und Alt. Sie war die Mädchenblume, die, für eine Liebesidylle

Das Palais Radziwill in Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme.

an den Stadtschlössern der anderen hohen Herrschaften fehlten meistens die Gärten. Kaiser Wilhelm hat als Knabe den Radziwill'schen Park sehr oft besucht und erinnert sich desselben noch jetzt mit lebhafter Vorliebe.

Fürst Anton Radziwill erhielt nach dem Friedensschluß die Statthalterschaft in Posen und lebte mehrere Jahre fern von Berlin. Sein Wirken auf dem schwierigen Posten wurde von allen Parteien als versöhnlich und wohlthuend anerkannt. Als er nach Berlin zurückkehrte, waren seine Kinder meistens erwachsen, und die gesellschaftliche Bedeutung des Palais Radziwill trat nun in ein neues glänzendes Licht.

Der Fürst vereinigte die feine Lebensart seiner Nation mit deutscher Gemüthlichkeit. Er war ein Beschützer aller Künstler und Gelehrten, wie ihn Berlin bis dahin noch nicht gekannt. Namentlich pflegte er die Musik; noch im höheren Alter war er

geschaffen, den königlichsten Paladin fast von den Stufen des Thrones hinabgelockt hätte. Leider mußte sie früh verwelken. Sie starb 1834 in Freienwalde an einem Brustleiden. Während ihrer Krankheit verlor sie ihren geliebten Vater, aber sie erfuhr es nicht; ihre Angehörigen legten immer die tiefe Trauer um ihn ab, wenn sie die Kranke besuchten, und zwangen sich zu heiteren Gesprächen.

Nach dem Tode des Fürsten Anton wohnten seine beiden Söhne, Fürst Wilhelm und Fürst Boguslav, im Palais Radziwill; beide waren mit Töchtern des Fürsten Clary aus Oesterreich vermählt und besaßen eine zahlreiche Nachkommenschaft. Auch die Fürstin Czartoryska, eine jüngere Schwester Elisa's, hatte mehrere Kinder, sodaß jetzt zwölf Erbportionen geschaffen und deswegen das Palais verkauft werden mußte. Beide fürstliche Familien lebten bis zum Tode ihrer Häupter einträchtig in dem

Digitized by Google

schönen Schlosse und setzten die ererbten Traditionen von wohlthuendster Gastfreundlichkeit, feinster Geselligkeit, wahrster Höflichkeit und echtestem Kunstsinne pietätvoll fort. Am eifrigsten aber pflegten sie die Wohlthätigkeit; das Palais Radziwill war eine Freistätte der Armuth. Die Fürsten waren beide Bürger von Berlin, haben auch als solche öffentliche Aemter übernommen und viel Gutes gewirkt.

Bemerkenswerth ist noch, daß die Einwilligung des Kaisers nöthig war, damit zum Verkaufe des Palais geschritten werden konnte; er hatte als Familienoberhaupt noch die Interessen seiner verstorbenen Cousine, der Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, wahrzunehmen. Nach den Ehepacten war ihr das Eigenthumsrecht an dem Palais zugesprochen.

Als die Möbelwagen auf dem Schloßhofe standen, war es uns vergönnt, noch einmal die ehrwürdigen schönen Räume zu sehen und einen wehmüthigen Abschiedsblick hinein zu werfen. Uns fesselten besonders die Familienbilder: Louis Ferdinand, der Unvergeßliche, der schöne Prinz August, sein jüngerer Bruder, die stattliche Prinzessin Ferdinand, Beider Mutter, und vor Allem die Marmorbüste des Fürsten Anton. Das schönste Familiengemälde ist aber ein lebensgroßes Bild dieses edlen Mannes und seiner Lieblingstochter Elisa. Er hält die zarte Gestalt zärtlich umschlungen, als wolle er sie vor den Stürmen des Lebens schützen. Die Aehnlichkeit der beiden schönen Gesichter ist auffallend und rührend. Ganz dieselbe feine Adlernase, die blauen sanften Augen und die kühne geniale Stirn! Wie sie hier im Leben vereint waren, verband sie auch bald der Tod. Fürst Anton starb 1833 und Prinzessin Elisa 1834.

Aus dem kirchenhohen schönen Treppenhause eilten wir noch einmal in den Garten, seine Felder von Maiblumen, seine Ephenmauern, seine blumigen Wiesen, die kühlen Schatten seiner uralten Baumriesen, die grüne Wildniß, wo Nachtigallen und wilde Tauben nisteten, das alles noch einmal zu sehen; wir redeten wie mit lebendem Wesen mit den bemoosten Steinbildern, den Ruheplätzen voll Erinnerungen und nahmen feierlichen Abschied von ihnen.

Schon ist die Mauer gefallen, die den Garten von dem Bismarckschen Parke trennt. Aus der Zusammenschmelzung der beiden Grundstücke wird bald die großartigste Parkanlage Berlins entstehen, und es ist allerdings als ein Glück zu betrachten, daß dem organisatorischen Talent unseres Reichskanzlers die Bestimmung hierüber zugefallen ist. Er wird die Schönheit des Palais Radziwill gewiß so vollkommen erhalten, daß es der Residenz des Kaisers noch immer zum Schmucke gereicht.

Die Bettlerin mit dem Schleier.

Ein Bild aus der Residenz.

(Fortsetzung.)

Nach einer Pause fuhr Persin in seiner Erzählung fort:

„Ein niedliches Dienstmädchen öffnete auf mein Schellen die Thür und sagte mir, nachdem sie mich den Damen angemeldet, es werde der gnädigen Frau sehr angenehm sein, mich zu empfangen. Dann geleitete mich das hübsche Kind in ein Zimmer, wo sich Niemand befand, sodaß ich hinlängliche Muße hatte, die freundliche, doch immerhin etwas verbrauchte, von entschwundenem Glanz zeugende Einrichtung des Gemaches, an welches sich noch ein kleineres Stübchen schloß, in Augenschein zu nehmen.

Da wurde eine Thür in diesem Nebenzimmer geöffnet, und eine Dame näherte sich mir langsam. Es war Frau von Saremba. Sie begrüßte mich höflich, wenngleich ein wenig zurückhaltend, doch jede Vorschrift des feinsten Tones wahrend. Nachdem sie mir einen Sessel angeboten, nahm sie auf einem Divan Platz. Diese Frau von Saremba war eine Dame von etwa vierzig Jahren, mit feinen, durchgeistigten Zügen, tiefschwarzem Haar und dunkelblauen Augen, von mittelgroßer, schlanker Gestalt, genug, eine nicht mehr junge, doch überaus anmuthende und vornehme Erscheinung.

Unsere Conversation war anfangs etwas nichtssagend, da Frau von Saremba meinen Besuch nur als einen pflichtschuldigen Zoll, welchen ich dem guten Ton abzutragen hatte, aufzunehmen schien, während ich in Gedanken damit beschäftigt war, den besten Weg zu suchen, mich meinem Ziele zu nähern, das heißt das Gespräch auf meine Bekanntschaft in der A.-straße zu bringen. Aber es wollte mir dies durchaus nicht gelingen. Frau von Saremba hielt hartnäckig an jener leichten Unterhaltung fest, welche eigentlich nur unsere Sprechorgane in Anspruch nimmt, mit dem Denkvermögen aber nichts zu thun hat. Auch die Tochter hätte ich gern gesehen, doch sie erschien nicht. Ich hatte eigentlich meinen Besuch schon über die herkömmliche Zeitdauer ausgedehnt, und es war die höchste Zeit, mich endlich zu erheben, wenn ich nicht tactlos erscheinen wollte. Unwillkürlich richtete ich dabei meinen Blick auf die Thür, durch welche die Dame eingetreten war, doch sie blieb jetzt geschlossen. Frau von Saremba hatte — das sah ich wohl — meinen Blick bemerkt, aber ihre Miene wurde noch kühler.

Es kam mir Alles in diesem Hause so unnahbar vor, daß ich auszunehmen versucht war, meine Mühe sei eine vergebliche gewesen. Mit den conventionellen Redensarten begann ich nun mich zu verabschieden, da sagte die Dame: ‚Elise, das heißt meine Tochter, wird bedauern, den neuen Hausgenossen heute nicht kennen gelernt zu haben; sie ist auf einem kleinen Spaziergange mit einer Freundin. — Ich kann Ihnen leider nicht die Aussicht auf größere Gesellschaften in meinem Hause geben, Herr von Persin, aber ich sehe bisweilen einige bewährte, ältere Freunde bei mir; wenn Ihnen ein solcher Kreis nicht ganz unlohnend erscheint, so hoffe ich, Sie bisweilen bei mir zu sehen. Wir wollen‘ — es lag viel Verbindliches in ihren Worten — ‚gute Nachbarschaft halten.‘ Damit war ich entlassen.

Nachdenkend ging ich in meinem Zimmer auf und ab. Von dieser Frau war für meine alte Freundin wenig zu hoffen. Da war viel äußerer Schliff, aber — so schien es mir — wenig Herz. Am Abend ging ich nach der A.-straße. Ich überlegte, ob ich der alten Frau meine Erlebnisse mittheilen sollte, kam aber zu dem Resultate, daß es besser sei, dies zu unterlassen. Wozu in dem ohnehin von Gram gepreßten Herzen Hoffnungen wecken, die sich vielleicht nicht erfüllen würden!

Die Dachkammerthür war geschlossen. Ich klopfte und hörte ein leises Rauschen seidener Stoffe. Endlich öffnete meine Freundin. Es war dunkel in dem Zimmer; das Rauschen wurde durch den alten seidenen Mantel verursacht, in welchen meine Freundin, um sich gegen die Kälte zu schützen, sich gehüllt hatte. Ich wollte Licht machen, doch sie bat mich, dies zu unterlassen, da sie heftige Augenschmerzen habe, auch sonst sich nicht recht wohl fühle. Ich erklärte, einen Arzt holen zu wollen, doch auch daran verhinderte sie mich. Es werde schon so wieder besser werden, meinte sie. Ein Armer dürfe sich nicht verwöhnen. Da sie sich recht schwach zu fühlen schien, wollte ich nicht länger fallen und zog mich bald zurück, was ihr heute nicht unangenehm zu sein schien.

Meine Hausgenossin sah ich in den nächsten Tagen nicht, obgleich ich absichtlich häufig meine Wohnung verließ und wieder dahin zurückkehrte. Eines Morgens brachte mir mein alter Diener Albrecht einen Brief. Als ich ihn geöffnet hatte, fiel eine zierliche Karte heraus, mit folgender Inschrift:

‚Frau von Saremba, geborene Biedefeld, giebt sich die Ehre, Herrn Baron von Persin zu einer Tasse Thee für heute Abend, sieben Uhr, ergebenst einzuladen.‘

Das war die Handschrift einer jungen Dame — der Tochter wohl. Erstaunt und auch erfreut las ich diese Zeilen. Ich hatte gefürchtet, daß Frau von Saremba nur aus Höflichkeit von einer Einladung gesprochen, daß sie den näheren Verkehr mit einem jungen Manne nicht wünsche.

‚Frau von Saremba, geborene Biedefeld‘, stand auf der Karte. Wo hatte ich den letzteren Namen doch schon gehört? Halt! Hatte meine alte Freundin mir nicht gesagt, sie sei eine geborene von — von Biede — feld — berg oder so etwas Aehnliches? Merkwürdige Uebereinstimmung der Namen, wenn ich mich nicht irrte. Fast räthselhaft war's zu nennen. Nun, ich konnte mir

Digitized by Google

ja Gewißheit verschaffen, konnte zu meiner Freundin eilen und sie fragen. Ich that dies auch, ging, gegen meine Gewohnheit, schleunigen Schrittes nach der A.-straße, pochte an die Thür, wiederholte mein Klopfen — vergebens; die alte Dame öffnete nicht.

Ich fragte eine Bewohnerin des Hauses nach Frau von Saremba, doch diese kannte den Namen nicht, wußte auch nichts über den Verbleib der armen Frau zu berichten. In einer Miethscaserne gehen ja die Bewohner so achtlos und kalt aneinander vorüber.

Ich mußte nun wohl oder übel meiner Wißbegierde Zügel anlegen und schlenderte langsam durch die Stadt, in der Hoffnung, der Gesuchten zufällig zu begegnen. Mittlerweile war es Essenszeit geworden, und ich trat, um meinen Appetit zu stillen, in den Garten eines eleganten Restaurants ein, welches an der Ecke des Potsdamer Platzes gelegen ist, und von wo aus man einen vollen Blick über die vier oder fünf in diesen schönen Platz einmündenden Straßen hat.

Schön, den Du ja auch kennst, ein alter liebenswürdiger Herr und Schauspielhabitué, setzte sich zu mir und zog mich in eine anregende Unterhaltung über den augenblicklichen Verfall einiger tonangebenden Bühnen und über den täglich schlechter werdenden Geschmack des Publicums. Plötzlich unterbrach er sich, setzte sein Glas auf und warf einen scharfen, erstaunten und freudigen Blick auf eine Droschke erster Classe, welche langsam und dicht an uns vorüber in die Bellevuestraße einbog. Zwei Damen saßen darin: meine Hausnachbarin, Frau von Saremba, und ein reizendes, blondlockiges, blauäugiges Mädchen, jedenfalls ihre Tochter.

Da die Damen zufällig ihre Blicke auf uns richteten, so erhob ich mich zum ehrerbietigen Gruß, dem ein freundlicher Dank folgte.

‚Also Sie kennen sie auch, die einst so Entzückende, Himmlisch-Schöne, noch immer Berückende, die als Königin Elisabeth ꝛc. unsere Herzen und Sinne bezaubernte?‘ rief laut der alte Theaterenthusiast. ‚Doch was sag' ich? Euch jungen Nachwuchs bezaubert etwas anderes, als wahre Kunst — haben Sie sie vor zwanzig Jahren gesehen?‘

‚Damals hatte ich noch nicht lange meine ersten Höschen an,‘ erwiderte ich lachend. ‚Aber ich verstehe kein Wort. Wer oder was hat Sie denn so entzückt und begeistert, daß Sie mir kurze und unverständliche Interjectionen der Seligkeit ausstoßen?‘

‚Wa — as?‘ rief Schön fast ärgerlich. ‚Sie wissen nicht — ? Wollen Ihre Bekanntschaft ableugnen? Schämen Sie sich, junger Mann! Sie haben mich ja auf sie aufmerksam gemacht — wohl kam sie mir bekannt vor, denn lange hab' ich sie nicht gesehen, aber diese Züge vergißt man nicht — — durch Ihren Gruß veranlaßt, sah ich schärfer hin — ja, sie war es, die Herrliche, welche einst alle Blätter angesungen haben, die unvergleichliche Alma Biedefeld.‘

‚Sie meinen doch die brünette Dame, welche ich eben grüßte? Das ist —‘

‚Alma Biedefeld,‘ unterbrach er mich, glühend vor Aufregung, ‚der nun leider untergegangene, doch nimmer verlöschende Stern unserer großen Bühnen.‘

‚Verzeihen Sie, bester Schön! Diese Dame ist eine Frau von Saremba, allerdings eine geborene Biedefeld —‘

‚Sehen Sie,‘ fiel er begeistert ein, ‚ich habe mich nicht getäuscht. Sie ist es; sie heirathete später. O, sie wird mich auch wiedererkannt haben, war ich doch einer ihrer glühendsten Verehrer, freilich nur par distance — vom Parquet aus. Aber sie hat mich bemerkt; sie hat gelächelt; sie muß, wird sich meiner erinnern — ich hatte immer Nummer siebenzehn —‘

Ich verließ den entzückten Alten und begab mich nach Hause. Also eine Schauspielerin! Ja, sie mußte eine vorzügliche Künstlerin gewesen sein, denn ihre vornehme Haltung erschien durchaus nicht gemacht — wie ihr angeboren war sie.

Am Abend folgte ich der Einladung von Frau von Saremba. Ich fand in ihrem Salon eine Anzahl älterer Damen und Herren, die alle hochvornehme Namen trugen, alle ein wenig ‚kunstbegeistert‘ aussahen und sicher einst enthusiastische Verehrer dieser Kunstkoryphäe gewesen waren.

Und zwischen diesen etwas steifen Herrschaften schwebte Elsa, die wunderschöne Tochter der Dame des Hauses, einher, wie ein lustiger Elf, von leichten Tüllwolken umhaucht, in welchen Rosenblätter flatterten. Ich fühlte mich schnell zu der reizenden, echt jungfräulichen Erscheinung hingezogen, und auch sie schien meine heitere Unterhaltung den etwas trockenen Galanterien der alten Herren vorzuziehen.

Frau von Saremba machte mit gewohnter Liebenswürdigkeit die Wirthin. Nur bisweilen wollte es mir scheinen, als trage sie die Würde der vornehmen Frau ein wenig zu steif und affectirt. Unwillkürlich verfiel ich in das aristokratische Vorurtheil, ihre Vergangenheit in Erwägung zu ziehen.

Bei meinem nächsten Besuche, den ich den Damen in Folge der Einladung machte, fand ich Frau von Saremba mit ihrer Tochter allein. Die Dame empfing mich sehr gütig. Else war zum Entzücken freundlich und kindlich vertraut. Sie zeigte mir ihre Blumen, Vögel, Malereien, Musikalien und Handarbeiten, ja, sie sang mir sogar, auf meine Bitte, mit lieblicher Stimme ein Liedchen vor. Und alles dies that sie in harmlosester Kindlichkeit, welche so vortheilhaft dem Benehmen unserer jungen Damenwelt von heute entgegenstand. Ich war schon ganz für das reizende Wesen eingenommen.

Von jetzt ab verstumte ich keine nur irgendwie passende Gelegenheit, bei den Damen vorzusprechen, erhielt auch bisweilen Einladungen zu ihren ‚kleinen Abenden‘, wie Frau von Saremba diese geselligen Versammlungen zu nennen pflegte.

Bei einem meiner Besuche fand ich denn die lange ersehnte Gelegenheit, von meiner armen Freundin zu sprechen. In möglichst beredten Worten versuchte ich den Jammer der Unglücklichen zu schildern, so daß Else's schöne Augen sich mit theilnehmenden Thränen zu füllen begannen. Doch die Mutter hörte mich mit unbewegter Miene an; sie zuckte nur hier und da mit einem kühlen Ausdrucke des Bedauerns die Schultern. Man dürfe nicht allem Elend am Wege Glauben schenken, meinte sie dann. Sei diese Frau wirklich eine Saremba, eine Biedefeld, so hätten ihr sicher die Familien, auf ihre Bitte hin, Beistand nicht versagt. Die Sache käme ihr bedenklich vor, besonders die Asylichkeit der Geburtsnamen. Sie wittere einen Betrug, eine Ausbeutung vertrauensseliger Herzen. Sie rathe darum zur Vorsicht. Uebrigens werde sie gelegentlich über diese Frau Erkundigungen einziehen und sie in jedem Falle schonen, wenn wahre Noth vorhanden sei. Sie ersuchte mich zugleich, vorläufig dieser Frau mit ihr, Anderen gegenüber, nicht etwa in irgend welche Beziehung zu bringen. Sie habe als Wittwe vor Allem darauf zu achten, daß die Welt nicht Grund finde, über sie zu urtheilen.

Das klang klug und vorsichtig, aber doch auch ein wenig hart. Dafür leuchtete mir aus Else's schönen Augen das innigste Verständniß für meine Theilnahme an der Noth meiner alten Freundin entgegen, ein Verständniß, das mich zu dem — wie ich es mir eingestehen mußte — schon heiß geliebten Mädchen herzinnig hinzog. Wie gern hätte ich mich ihr zu Füßen geworfen und für ihre holden Thränen ihr meine heiße Liebe gestanden! Doch solch ein süßes Geständniß will unter vier Augen geflüstert werden. Kein fremder Blick, selbst der einer Mutter nicht, darf Zeuge des Ineinandersenkens zweier rein liebenden Herzen sein. So wollte es, und so mußte es auch die reine Jungfräulichkeit Else's wollen.

Ich suchte das geliebte Mädchen allein zu sprechen. Doch stets fand ich bei meinen Besuchen die Mutter zugegen. Der Anstand erheischte dies wohl, aber doch war es mir unbequem. Bisweilen wagte ich, meine Augen zu Else sprechen zu lassen, und eine holdbeglückende Antwort schien mir aus ihrem Blicke entgegenzuleuchten — aber bald begann diese stumme, wenn auch anregende Unterhaltung mir nicht mehr zu genügen — ich wollte, mußte in glühenden, hörbaren Worten reden und wollte gleiche von geliebten Lippen vernehmen.

Eines Spätnachmittags — die ersten Sterne begannen schon am Himmel aufzublitzen — bemerkte ich beim Heimkehren in Else's Zimmer Licht. Die übrigen Fenster, welche zur Wohnung der Frau von Saremba gehörten, waren dunkel.

Ich hatte mich auf einer längeren Promenade im Thiergarten innerlich fast ausschließlich mit dem holden Kinde beschäftigt, hatte mir Alles wohl überlegt und mich gefragt, was wohl meinem Glücke entgegenstehen könne. Else schien mir nicht abhold. Ich habe einen guten Namen und hinreichende Mittel, um ihr eine mehr als behagliche Existenz zu bieten; durfte ich da nicht das

Digitized by Google

Beste hoffen? Von diesen beseligenden Gedanken erfüllt, flog ich die Treppe hinan und zog den Klingelzug an der Thür der Frau von Saremba. Ich mußte Else heute sprechen. Mein Herz war zu voll, und ich hoffte, sie allein zu finden.

Sie war auch wirklich allein und nahm meinen Besuch an. Sie stand im Wohngemache am Tische — o Freund, es war ein zauberisches Bild, welches ich nie vergessen werde. Voll fiel das Licht der Lampe auf ihr herrliches Antlitz; die süßen Augen hießen mich lächelnd willkommen. Durch die blonden Locken schlang sich ein blaues Band. Grethchenhaft erschien die schlanke, ebenmäßige Gestalt in dem schlichten, blauen Gewande, welches keusch Nacken und Arme verhüllte. Sie streckte mir die feine Hand entgegen, die ich hastig ergriff und so fest an meine heißen Lippen preßte, daß ein Hauch süßesten Erröthens das holde Angesicht überzog.

Ein wenig befangen, aber doch mit offenem Blicke, sagte sie leise: ‚Mama ist zwar nicht daheim — und mir war ein wenig bange, und — ich plaudere gern mit Ihnen.‘

Ich fand keine jener banalen Salonredensarten, die als kühle Antwort hätten dienen können, vielleicht hätten dieselben sollen. Kein vermittelnder Uebergang wollte sich finden zwischen dem conventionellen Begrüßungsmoment und dem Augenblicke heiligster Liebesseligkeit. Noch umschloß ich ihre Hand; fester und inniger drückte ich sie. Auf meinem Herzen mußte sie ruhen, um sein wildes Pochen zu fühlen — ach, Else fühlte es und verstand wohl seine Bedeutung. Bald lag sie selbst, stumm, selig an diesem Herzen, und auf die blonden Locken drückte ich ihr wonnetrunkenst den ersten, schönsten Kuß reinster Liebe.

Ein leises Beben durchflog den zarten Körper. Sie brach in heftiges Weinen aus.

‚Thränen, Geliebte?‘ fragte ich angstvoll.

‚Wie liebe ich Dich, Geliebter!‘ stammelte sie zu mir empor. ‚Ein wildes Toben ist in mir, das sich jetzt in Thränen reinsten Glückes Luft macht. Was in mir gewogt, wie ein unklares Räthsel, es löst sich jetzt auf in der wonnigen Gewißheit: Ich liebe Dich.‘

Berauscht von dem hohen Glücke, ein so unschuldvolles Herz durch meine Liebe zu schnellerem Schlagen gebracht zu haben, vermochte ich nur stumm die geliebte Gestalt an mich zu drücken.

‚Jetzt verlieb‘ ich‘, sagte Else noch immer an meinem Herzen, ‚die Thränen, die unaufhaltsam meinen Augen entrannen, als Du uns in bewegten Worten Mittheilung machtest von dem Elende jener unglücklichen Frau. Ich vermochte meinen Blick nicht von Deinem in reinster Menschenliebe erglühenden Antlitze abzuwenden; ich hätte vor Dir niedersinken, Deine Hände auf mein Haupt legen mögen, denn Du erschienest mir als der beste aller Menschen.‘

‚So ist meine Liebe älter, als die Deine, geliebtes Lieb,‘ erwiderte ich neckend. ‚Denn seit ich Dich gesehen, lieb‘ ich Dich.‘

‚Du verstandest nur besser, als ich, Dir das, was in Dir erwachte, zu erklären,‘ entgegnete sie. ‚Dem ahnungslosen Mädchenherzen verursachte diese ihm unerklärliche Hinneigung zu dem fremden Manne einen süß-seligen Schauer.‘

‚Deine Mutter erschien mir — verzeihe mir! — bei meiner Erzählung kühl, fast hart. Wenn sie so auch unserem Glücke entgegenträte?‘

‚Das fürchte nicht!‘ beruhigte mich Else schmeichelnd, ‚sie liebt ihr Kind und will es nur glücklich sehen. Und ich bin es jetzt — unendlich. — Ich fand Mamas Entgegnung gleichfalls ladelnswerth und sprach ihr das auch, nachdem Du Dich entfernt hattest, offen aus. Sie sagte mir kurz darauf, daß sie wohl an die Existenz einer verarmten Verwandten glaube. Sie habe aber nicht die Absicht, sich der Familie ihres Herrn Gatten zu nähern, die ihr niemals freundlich und verwandtschaftlich entgegen gekommen sei. Es läßt sich dagegen nicht viel thun, mein theurer Freund, denn Mama, so engelgut sie auch sonst ist, duldet keinerlei Einspruch gegen ihre Ansichten. Aber ich, Geliebter,‘ setzte das holde Kind dann lächelnd hinzu, ‚ich denke anders, und ich gehöre ja auch von jetzt an zu Dir. Deine Freunde sind fortan auch meine Freunde. Und ich muß, nun ich so unsagbar glücklich bin, auch beglücken. Wie wär‘s, wenn wir hinauseilten zu der alten Verwandten, sie an unserer Seligkeit theilnehmen ließen und ihr eine frohe Aussicht auf eine bessere Zukunft eröffneten?‘

Else sprach damit nur einen Gedanken aus, der augenblicklich auch in mir aufgetiegen war.

‚Nun weiß ich,‘ sagte ich lachend, ‚daß Du mich liebst; denn Du weißt: zwei Seelen — ein Gedanke, zwei Herzen — ein Schlag. So muß es sein. Aber wird die Mutter dem beistimmen? Wo ist sie? Kann kehrt sie heim, um Zeuge unseres Glückes zu sein, um uns zu segnen?‘

‚Die Mutter!‘ rief Else. ‚Wie ich ihrer so ganz vergessen konnte! Durfte ich das, Geliebter, über mein Glück?‘

Ich nickte ihr nur zu, sie fest in meine Arme schließend.

‚Sie ist jedenfalls in einem der wohlthätigen Vereine,‘ berichtete sie dann, ‚welche sie mehrmals in der Woche zu besuchen pflegt. Meist kehrt sie zu später Stunde erst heim; heut‘ seh‘ ich sie wohl kaum noch. Ich werde ihr zum Morgengruß von meinem Glücke erzählen, und sie wird mit uns glücklich sein.‘

‚Und sie läßt Dich allein zu Hause?‘ fragte ich, unwillkürlich den Kopf über das Vernommene schüttelnd. ‚Ich finde das doch sonderbar —‘

‚Geliebter, lasse das!‘ fiel Else ein, indem sie ihre Arme innig um meinen Hals schlang und ihr holdes Köpfchen an meine Brust legte. Dabei sah sie mit einem trüben, thränenverdüsterten Blick zu mir empor. ‚Die Mutter ist gut, himmlisch gut gegen mich,‘ fuhr sie dann fort: ‚daß sie mir nur bis zu einer gewissen Grenze ihr Vertrauen schenkt, oder vielmehr, daß sich oft ein eisiger Reif auf diese Liebe zu legen scheint, ich vermag es nicht zu verstehen, und es bekümmert mich oft tief.‘

‚Auch ich verstehe es nicht. Was liegt eigentlich zwischen der Mutter und Dir?‘

‚O nichts, gewiß nichts, mein Geliebter. Vielleicht verlange ich zu viel von der älteren, ruhigeren Frau. Meist wandeln wir ja Hand in Hand, Herz an Herz dahin: dann, scheint es mir, trennen sich für eine Weile jäh unsere Wege, aber am Ende finden wir uns immer wieder zusammen. Wie gesagt, vielleicht liegt‘s auch an mir, an meinem ungestümen Herzen, das viel Liebe erheischt, weil es auch viel Liebe zu geben hat. Und nun, mein Freund, ist mir so wohl, nun ich Dein Herz mein eigen weiß, das mir — nicht wahr, Du Theurer? — nichts schuldig bleiben wird.‘

Ich drückte sie lächelnd an mich, denn ich glaubte besser, als sie selbst, die holdgeheimnißvollen Regungen ihres jugendreinen Herzens zu verstehen. Aber auf Else‘s Stirn blieb eine Wolke haften. Um diese zu zerstreuen, sagte ich nach einigem Nachdenken:

‚Nun denn, mein Herz, laß uns hinaus gehen zu meiner Freundin! Wir wollen einmal unter dem Schleier der Nacht dem Herkömmlichen ein Schnippchen schlagen und Arm in Arm die Straßen der Stadt durchstreifen. Morgen lassen wir die Verlobungskarten drucken, und Alles ist wieder gut.‘

‚Du siehst, mein Freund,‘ unterbrach sich hier lächelnd der Erzähler, ‚wir waren an jenem Abende ein wenig unbedacht, aber sind das Verliebte nicht zuweilen? Else sprang erfreut nach Hut und Mantel. Das Unpassende, welches in der Ausführung unseres Planes liegen konnte, kam ihr nicht in den Sinn; sie liebte mich und vertraute mir, und in ihrem reinen Herzen fand kein dunkler Gedanke Raum.

Else hing glücklich an meinem Arme. Sie plauderte allerliebst und behauptete wiederholt, nie sei ihr die Großstadt so wunderschön erschienen, wie heute. Unter jenem halbschirmenden, halberlosten Geschwätze, wie es eben nur überseliger jugendliche Menschenherzen zu Tage fördern können, gelangten wir an unser Ziel. Aengstlich schmiegte Else sich an mich, als wir die vier Treppen erklommen. Das durch Glanz und Wohlleben verwöhnte Kind fühlte sich in diesen Regionen der Armuth bedrückt. Einen Augenblick blieb sie zaghaft auf dem oberen Treppensturze stehen, doch dald schritt sie muthig vorwärts der Thür zu, hinter welcher die Unglückliche hauste. Ich hatte unten schon meine Laterne angezündet und konnte nun deutlich, wie Else, blieb vor innerer Aufregung, ihren rosigen Finger zum Anklopfen erhob.

‚Wir wollen die Arme freudig überraschen,‘ flüsterte ich ihr zu, sie von ihrem Vorhaben zurückhaltend. ‚Tritt Du, mein Lieb, zuerst ein, als segenspendender Engel! Ich folge Dir nach.‘

In dem Zimmer vernahmen wir die Tritte einer auf- und abschreitenden Person. Ich drückte die Klinke nieder, aber die Thür öffnete sich nicht sogleich. Der innere Riegel war wohl vorgeschoben; doch augenscheinlich nicht genügend, denn als ich

Digitized by Google

unwillkürlich mehr Kraft anwendete, sprang die Thür auf. Das Zimmer wurde durch ein Wachslicht erhellt. An dem Tische in der Mitte des Gemaches stand eine schlanke Dame in schwarzem Seidenkleide. Sie kehrte uns den Rücken zu.

Als ich mit Else in die Thüröffnung trat, drehte sich die Frau hastig um. Ich traute meinen Augen kaum: es war — Frau von Saremba, die Mutter Else's."

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Gedächtnißfeier für Georg Büchner auf dem Germaniahügel bei Zürich. Das dritte Heft dieses Jahrganges der „Gartenlaube" hat bereits ein „Gedenkblatt für Georg Büchner" gebracht, welches Leben und Streben, Werke, Geschicke und Tod dieses allzu früh vollendeten, im Jahre 1837 im vierundzwanzigsten Lebensjahre zu Zürich verstorbenen edeln und talentvollen jungen Mannes bespricht. Dasselbe schließt mit der Bemerkung, daß in Folge der bevorstehenden Aufhebung des Friedhofes, auf welchem er beerdigt ward, die Hinterbliebenen vielleicht eine Uebertragung der Leiche nach Darmstadt, wo die Familie heimisch ist, bewerkstelligen werden. Dies hat sich indessen dahin abgeändert, daß man die Gebeine, welche man ohne alle sonstigen Reste in reiner Erde fast vollständig noch vorfand, um sie der drohenden Umwühlung auf dem längst geschlossenen Begräbnißplatze zu entziehen, hoch oben am „Zürichberge", ziemlich nahe am Waldesrande, unter der „deutschen Linde" auf dem „Germaniahügel" von Neuem beisetzte, an einem Orte, wo sie wohl schwerlich eine weitere Störung zu erwarten haben. Diesen Beschluß hatte der hier in der Nähe, in Küßnacht am Lehrerseminar thätige Dr. Adolf Calmberg aus Darmstadt, Verfasser einer Anzahl von Dramen, mit den Geschwistern des Abgeschiedenen gefaßt, nachdem sich zugleich die hiesige „Gesellschaft deutscher Studirender" der Sache angenommen und im Vereine mit Genanntem und einigen älteren Männern einen Ausschuß behufs der Ausführung gebildet hatte.

Nachdem nun mehr als eine Woche zuvor ganz in der Stille die Ueberteagung der Gebeine und die Aufrichtung eines Denksteins mit entsprechender Inschrift auf dem genannten Hügel erfolgt war, fand am Sonntag den 4. Juli Nachmittags eine einfache Gedächtnißfeier auf und an demselben statt. Es waren dazu die in und bei Darmstadt lebenden Geschwister des Gefeierten, Herr Wilhelm Büchner aus Pfungstadt, Abgeordneter, nebst einem aus Stuttgart eingetroffenen Sohne, Herr Dr. Louis Büchner, der bekannte Verfasser von „Kraft und Stoff", und Fräulein Luise Büchner, Verfasserin von „Die Frauen und ihr Beruf" und andern Schriften, herbeigekommen, während der dritte Bruder, Professor Alexander Büchner in Caen in Frankreich, Verfasser einer Geschichte der englischen Poesie, seine Verhinderung meldete. Ein stiller Zug bewegte sich um vier Uhr von dem Polytechnicum und der Universität den Berg hinauf. Voran wehete ihm die alte schwarz-roth-goldene Fahne, welche, herrührend von einer ehemaligen hiesigen burschenschaftartigen deutschen Studentenverbindung „Teutonia", später an die genannte, vor zehn Jahren gegründete „Gesellschaft deutscher Studirender" übergegangen, von derselben als Symbol der über das „Reich" weit hinausgehenden deutschen Gesammtnation, an welche auch ihre Mitglieder sich vertheilen, festgehalten wied und in diesem Falle von einem hochgewachsenen jungen Manne, Herrn Krupp, dem Neffen des vielgenannten Anfertigers unserer wirksamen Geschütze, den steilen Berg hinaufgetragen ward. Ihr folgten zunächst die Brüder des Gefeierten nebst den Mitgliedern des Ausschusses und einigen anderen Theilnehmenden und dann die genannte Gesellschaft dee deutschen Studirenden, sowohl von Universität wie Polytechnicum. Die Masse des Zugs nahm am oberen Fuße des Hügels Stellung, Angehörige und Führer nebst Fahne, sowie einige Frauen, auf ihm selbst, die versammelte zahlreiche Menge ringsumher. Vier Redner wendeten sich an die Versammlung, der Vorsitzende des Vereins, Herr Umlauft aus Böhmen mit einer einleitenden Ansprache, Dr. Calmberg mit der Hauptrede, Dr. Louis Büchner mit dem Danke der Familie, und zuletzt Herr Wilhelm Büchner mit einem Gedichte, „Erinnerung an meinen Bruder Georg", welches nachher den Theilnehmenden gedruckt eingehändigt ward. Die Vorträge wurden durch zwei von der Versammlung gesungene Lieder, das alte Binzer'sche Burschenschaftslied „Wir hatten gebauet", und Hoffmann's von Fallersleben „Deutschland, Teutschland über Alles", eingerahmt.

Zum Schlusse seiner Rede legte Dr. Calmberg einen Lorbeerkranz auf den Denkstein nieder, den jedoch nachher Fräulein Büchner mit einem Blumenkranze vertauschte, um jenen als Andenken mitzunehmen.

Am Abende vereinigte eine würdige gesellige Feier, unter dem Präsidium des stud. med. Herrn Steinmetz, die Theilnehmer an der Gedenkfeier, mit Einschluß der Frauen, im Saale des „Café Literaire". Ansprachen mit Toasten, inhaltreich in heiterem Eenste, Lieder — unter andern die „Wacht am Rhein" — und der Vortrag zweier eigenen Stücke, womit der Componist, Herr Schulz-Beuthen, die Anwesenden erfreute, füllte die gemüthliche Versammlung aus. An den Reden betheiligten sich besonders die früher Genannten sowie einige Andere, namentlich Dr. Kinkel, Sohn, Moleschott, Sohn, G. A. Wislicenus und mit einigen Worten des Dankes Fean Heymann aus New-York. Den Stoff zu den verschiedenen Reden boten in erster Reihe der Gefeierte des Tages, die bahnbrechenden Vorkämpfe jener Zeit, das dankbare Andenken an all unsere treuen Todten aus der Vergangenheit und dem letzten Kriege und die Ermunterung der deutschen Jugend zu Erfüllung ihrer Pflicht gegen das Vaterland. Auch Abgeordnete der schweizerischen, italienischen und ungarischen Vereine aus den hiesigen Studirenden, mit welchen der deutsche Verein auf gutem Fuße steht, waren gegenwärtig. Erst etwa um Mitternacht ging die Versammlung auseinander. G. A. W—s.

Noch einmal das Hartglas. Zu meinem Aufsatze „Friede im Hause und Revolution in der Glashütte" (Nr. 27 der Gartenlaube) muß ich, um eine naheliegende mißverständliche Auffassung zu verhüten, nachträglich bemerken, daß der dort gebrauchte Ausdruck: der Meusel'schen Methode gebühre der Preis, wie auch der Zusammenhang der Worte ergiebt, keineswegs eine von mir selbst gewonnene Ueberzeugung ausdrücken soll. Ich hatte die Angaben über das Meusel'sche Verfahren aus so directen Mittheilungen geschöpft, daß ich sie für zuverlässig halten mußte. Gleichwohl habe ich aus Briefen des Herrn de la Bastie, die mir mitgetheilt wurden, die Ueberzeugung gewonnen, daß sie es nicht in allen Stücken waeen, sodaß mir auch der Rest zweifelhaft geworden ist. Andererseits verdanke ich der Freundschaft des Herrn Pieper in Dresden einige Mittheilungen, aus denen ich ersehe, daß sein Verfahren zur Herstellung des „Vulcanglases" schon am 11. December 1874 patentirt war, sodaß, da die Bastie'sche Patentbeschreibung erst später veröffentlicht wurde, der Deutsche dem Franzosen nichts verdankt, als den Gedanken, man könne Glas wie Stahl härten, im Uebrigen aber seinen Weg selbst gesucht und selbst gefunden hat. Die noch sonst in Deutschland hervorgetretenen Miterfinder kamen Wochen und Monate später, nachdem die Grundzuge der Bastie'schen Methode überall bekannt waren. Pieper, der früher Ingenieur in den Krupp'schen Eisenwerken war, entnahm dort gebräuchlichen Metallhärtungsmethoden die Idee seines Verfahrens. Fast in allen deutschen Staaten reichte er lange vor de la Bastie Patentgesuche und Beschreibungen ein, aber ein empfindlicher Mangel unseeer Gesetzgebung ließ ihn die Vortheile dieses Vorsprungs wieder verlieren. Er hat seitdem eine ganz neue Methode zur Glashärtung eesunden, über welche ich der noch schwebenden Patentverhandlungen in außerdeutschen Staaten wegen für jetzt keine Mittheilungen machen kann, die aber als eine einer neuen Erfindung völlig gleichzuachtende Fortbildung des älteren Verfahrens erscheint, sodaß, wenn sie sich in der Praxis bewährt, auch in den Ländern, wo Bastie's Patent in Gültigkeit ist, nach Pieper's Methode fabricirt werden darf. Sobald dies thunlich, werde ich mir erlauben, auf diese wichtige und interessante Methode zurückzukommen, und den Gegenstand benützen, um zugleich die Frage der Prioritätsrechte, das um neue Erfindungen sich drängende Treiben des Industrie-Ritterthums und einige anerkannte Mängel unserer Patent-Gesetzgebung zu erörtern. Der Verein der Glasindustriellen Deutschlands hat übrigens seine Unterhandlungen mit de la Bastie nicht vollständig abgebrochen, sondern ist zu der bei der Vervielfältigung der Glashärtungsmethoden gewiß praktischen Einrichtung übergegangen, eine Concurrenz zu eröffnen, nach welcher den Erfindern, je nachdem sich ihre Methoden bewähren, und nach dem Umfange, in welchem nach denselben fabricirt wird, ein vereinbarter Procentsatz gewährt werden soll. Bisher sind nur Bastie und Pieper diesem Verteage beigetreten. Carus Sterne.

Ein rügenswerther „Usus". In klimatischen Curorten Südtirols haben deutsche Landsleute die Erfahrung gemacht, daß die Wirthe für die Betten, auf welchen ein kranker Badegast gestorben war, eine bedeutende Summe forderten, wenn die Hinterbliebenen dieselben behalten, und eine wenig geringere, wenn sie solche zurücklassen wollten. In Gries bei Botzen verlangte zum Beispiel ein Wirth für den ersteren Fall 100, für den zweiten 60 fl. österr. für Betten, die in ihrem damaligen Zustande kaum 30 fl. österr. werth waren. Beim Abschluß der Miethe war von einer solchen „Entschädigung" keine Silbe von Seiten des Wirthes gesagt worden, und die Forderung desselben geschah so spät, daß eine gerichtliche Hülfe nicht mehr möglich war. Die Aeußerung des Wirthes: „Wenn der Keanke nicht auf den Betten gestorben wäre, so hätten Sie keinen Kreuzer zu bezahlen; so aber kann ich die Betten nicht wiedee benutzen und Sie müssen sie bezahlen" — diese Aeußerung muß bedenklich machen. Also nicht die Krankheit, sondern nur der Tod macht die Betten ansteckend. Und wo ist denn die Sicherheit, daß der nächste Gast nicht dieselben Betten benutzen und im Unglücksfalle abermals „zur Entschädigung" bezahlen muß? — In Eppan verlangte ein Wirth sogar von einer abziehenden Kranken 50 fl. österr. „Entschädigung", und als er auf den „Usus" verwiesen wuede, daß erst der erfolgte Tod die Forderung rechtfertige, so begnügte er sich mit 10 fl. Dagegen soll in einer ebenso schönen Gegend sogar das Neutapeziren des Zimmers verlangt worden sein.

Gegen diese Uebervortheilungen stellt der Badegast sich nur entweder durch Feststellung dieses Punktes im Miethcontracte, oder dadurch sicher, daß ee nur eigene, ob in der Nähe gekaufte oder mitgebrachte Betten benutzt. Diesen Rath giebt den Lesern der Gartenlaube Einer, welcher die Lehre sehr theuer mit seinem Gelde bezahlt hat.

Kleiner Briefkasten.

B. in A. Die Sammlungen für das auf dem Eichplatze zu Jena zu errichtende Denkmal der deutschen Burschenschaft sind noch nicht geschlossen. Beiträge dazu nimmt Rechtsanwalt Dr. Robert Keil in Weimar an.

Der Einsender der titellosen Novelle (Briefwechsel zwischen Paul und Arthur) wird ersucht, seine Adresse anzugeben, da der begleitende Brief leider verloren gegangen. Die Erzählung ist zum Druck nicht geeignet.

Irma. Wie oft sollen wir noch wiederholen, daß wir alle diese Mittel niemals empfehlen können?

H. . S. Ihre Anfrage nach einem Vermißten kann, abgesehen davon, daß wir derartige Gesuche jetzt überhaupt nur noch in den seltensten Fällen berücksichtigen können, schon darum keine Aufnahme finden, weil sie sowohl in der Fassung zu breit, wie auch dem Inhalte nach zu unwichtig ist.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 31. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Kein Elternhaus mehr.

Nun hegt auf dem Herde,
Wo hold ich die Tage
Der Kindheit vertraumte,
Die Flamme ein Fremder.
Ich segne in Wehmuth
Sein Walten und Wohnen
Im Haus meiner Väter
Und grüß' ihn von ferne.
Mir aber, mir wandern
Die düstern Gedanken
Verwehete Wege
Zu Gräbern des Glückes,
Als wäre mir Wonne
Und Liebe und Leben
Verschüttet, verschollen.
Es meldet das Märchen,
Wenn schon sich umschattet
Im Schauer des Todes
Die sinkende Wimper,
Dann wandle noch einmal
Vorm bangenden Geiste
Das Bildniß der Jugend
In Rosengewölken
Wie winkend vorüber.

O, gäbe ein Gott mir,
Im Scheiden zu schauen
Dich, sehnsuchtgelucht's
Ayt meiner Kindheit!
Dann pflanzt' ich und pflückt' ich
Wie sonst wohl im Sommer
Reseda und Rosen
Auf blumigen Beeten
Im Garten der Eltern.
Durch schattige Gänge
Kam' sinnend geschritten
Die sorgende Mutter.
Sie legte mir leise
Auf's Haupt wohl die Hände
Und lächelte linde,
Mich segnend in Sanftmuth.
Wohl schaut' ich in's liebe,
Verehrte Gesicht ihr
Beseligt noch einmal
Und schlösse die Augen
Und schliefe hinüber,
Hinüber in Schweigen.

Leipzig, 12. April 1875.

Ernst Ziel.

Hund und Katz'.

Eine Geschichte aus dem bairischen Oberlande.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Der Wirth dachte Wunder, wie gut er seine Sache gemacht habe, Kuni aber war nicht derselben Meinung — mit einem Zornblick, den er den milden blauen Augen gar nicht zugetraut hatte, verließ sie ihn und hatte sich vorauseilend rasch durch die Thür gedrängt. „Laß nur gut sein, Wirth!“ sagte der Bauer, ihr nachfolgend. „Sie soll schon tanzen und muß tanzen — die Schlösselbauern Kuni soll nit fehlen, wo es zum Loostanz geht — dafür laß mich sorgen! Es soll nit den Anschein haben, als wenn sie sich nit seh'n lassen dürft' oder als wenn sie einen Stiegenhausel machen und zuschauen müßt'.“

Das Gespräch war laut genug geführt worden, um auch von den Umstehenden mindestens theilweise vernommen zu werden: dennoch wurde die allgemeine Aufmerksamkeit durch eine neue Erscheinung abgezogen. Die Straße herab ließ sich Hufschlag vernehmen und nach wenigen Augenblicken kam ein Gensdarm auf schnaubendem und schaumbedecktem Rosse herangesprengt und schwang sich aus dem Sattel, während Sylvest erbleichend hinzu sprang, um die Zügel und das Thier in Empfang zu nehmen — er ahnte, wem dieser Besuch und diese Eile galt; wenn der Gensdarm einige Zeit verweilte, wenn er vielleicht gar auf den Gedanken kam, das Haus zu durchsuchen, war sein Schützling verloren und vielleicht der Beschützer mit ihm.

„Soll ich den Braunen in den Stall führen?“ fragte er den Gensdarmen, einen alten graubärtigen Brigadier, der bereits den Wirth herbeigewinkt hatte und mit ihm etwas zur Seite trat.

„Nein, dummer Bursche,“ fuhr ihn dieser unwillig an. „Du siehst doch selber, daß ich das arme Thier so warm geritten habe, daß es ordentlich dampft, daß es also zuvor eine Weile herumgeführt werden muß, damit es nicht verschlägt.“

Ohne Erwiderung that Sylvest, wie ihm befohlen war. Seine Bestürzung und sein Mitleid mit dem Verfolgten wuchs mit der Gefahr: nicht nur die zwei Capitulationsstriche am Rockärmel des Brigadiers, welche dessen lange Dienstzeit bezeugten, die ganze Haltung des Mannes ließ erkennen, daß er es mit

Digitized by Google

seiner Aufgabe im höchsten Grade ernst nahm und daß es für ihn im Dienste keinen andern Gedanken gab, als pünktlichen Gehorsam. Sylvest zögerte einige Augenblicke, vielleicht gelang es ihm, einige Worte des Gesprächs zu erhaschen und daraus zu ersehen, wie weit oder nah der Spürende auf der Fährte seines Wildes war; erst ein wiederholter Befehl scheuchte ihn hinweg.

Der Brigadier war schon in hohem Grade unmuthig angekommen. Sein Ritt den ganzen Tag hindurch war ein vergeblicher gewesen; gelang es ihm auch hier nicht, die Spur des Verfolgten zu entdecken, so war es klar, daß er in falscher Richtung gesucht und dadurch dem Verbrecher Zeit gelassen hatte, auf einer andern Seite zu entkommen. Die Antwort des Wirths war nicht geeignet, seinen Unwillen zu mindern; sie enthielt nichts Anderes, als daß demselben keine verdächtige oder unbekannte Persönlichkeit vorgekommen sei — er konnte das auch mit Grund sagen, denn er hatte Sylvest nicht bemerkt und wußte also nicht, welchen Gast er in seinem Hause beherberge. „Hat denn der Spitzbube Flügel oder kann er sich in den Erdboden verkriechen?“ rief der Brigadier, indem er den Säbel ausstieß und einen grimmigen Fluch zwischen den Zähnen gemalmte. „Im letzten Dorfe hat mir doch der Gemeinderath gesagt, er habe einen Mann über das offene Feld in's Gebüsch laufen sehn, einen Mann in abgetragener Kleidung und ohne Hut, der große Eile zu haben schien und sich kaum mehr fortschleppen konnte. Er hat die Richtung nach hierher eingeschlagen; er muß also noch hier, muß in einem Hause oder sonst um das Dorf herum versteckt sein. Es muß sogleich eine Durchsuchung und Streife vorgenommen werden; Ihr, Herr Wirth, seid der Gemeindevorsteher. Also trefft Eure Anordnungen. Hier ist der gerichtliche Befehl und hier der Steckbrief mit dem Signalement des Verbrechers.“

Mißmuthig rückte der Wirth die grüne Schlegelhaube hin und her; war doch, wenn die Streife vorgenommen werden mußte, allen Anwesenden die bevorstehende Lustbarkeit und ihm selber die Aussicht auf einen gewinnreichen Abend vereitelt; er starrte wohl in das Blatt mit dem Signalement aber er war so zerstreut, daß er den Beschriebenen daraus nicht erkannt haben würde und wenn derselbe unmittelbar vor ihm gestanden wäre. Willenlos folgte er dem Brigadier, der in die Zechstube trat und die Anwesenden aufforderte, ihm mitzutheilen, was ihnen etwa von dem flüchtigen Verbrecher bekannt sei.

Der Erfolg war nicht glücklicher, als vorher beim Wirthe; Niemand wußte etwas zu sagen; es waren nur wenige gewesen, welche den kurzen Vorgang zwischen Sylvest und dem Fremden mit angesehen hatten — der Zufall wollte, daß von Allen Niemand, als der alte Bauer in der Stube anwesend war, der aber machte sich seine eigenen Gedanken, und als eben der forschende Brigadier an ihm vorüberging und das Aussehen des Züchtlings beschrieb, schüttelte er bedeutungsvoll den Kopf und wiederholte dessen Worte. „Hm, hm,“ sagte er, „also einen grauen abgetragenen Anzug und nicht einmal einen Hut.“

„Jawohl, alter Kracheger“, rief der Brigadier, „hast einen solchen aufsindig gemacht, weil Du mir meine Worte nachsprichst?“

„Ich? Warum mit gar!“ erwiderte der Alte mit verschmitztem Doppelsinne. „Wie kommet ich zum Aufsindigmachen? Das ist ja Euer Geschäft und nachgefagt hab' ich's nur, damit ich mir's in meinem alten Kopf besser merken kann, wenn mir doch so von ungefähr ein solcher unterkommen sollt'.“

Der Brigadier war immer verdrießlicher geworden; obwohl alle Nachforschungen vergeblich gewesen, hatte er doch ein unbestimmtes Gefühl, als ob nicht Alles in Ordnung sei, aber es fehlte jeder Anhaltspunkt, eine strengere Nachforschung daran zu knüpfen. Aergerlich fragte er den Wirth, ob er die Bauern bereits als Streifmannschaft aufgeboten habe, und ließ sich im Vorplatze des Hauses zu einem Kruge nieder; über seinem Vorhaben brütend, sah er starr vor sich hin und trug dem Knechte auf, sein Pferd nicht in den Stall zu stellen, sondern vor dem Hause anzuhängen, ihm aber doppeltes Maß Haber zu geben; das Thier müsse bald wieder daran und habe vielleicht noch einen starken Ritt auszuhalten.

Inzwischen hatte Kuni sich vom Vater losgemacht und war in das obere Stockwerk geeilt, wo sich das Zimmer der kranken Tochter befand. Sie stand vor der ihr bezeichneten Thür und pochte leise; als keine Antwort erfolgte, wiederholte sie das Klopfen noch stärker und als hierauf keine Entgegnung erfolgte, drückte sie behutsam auf die Klinke und öffnete die Thür. . . .

Mit einem lauten gellenden Schrei der Ueberraschung oder vielmehr des Schreckens prallte sie zurück — ihr gegenüber, in voller Uniform, schmuck wie damals bei der Begegnung in Diessen, stand der verhaßte Ulane.

Er machte eine abwehrende Bewegung gegen sie, eilte ihr nach, rief ihr einige Worte zu — er trieb die Kühnheit sogar so weit, daß er sie umfaßte und zurück zu halten suchte. Mit einem noch lauteren Schrei des Unwillens rang sie sich von dem Frechen los, wandte sich und — sah in ein ihr unbekanntes kummervolles Gesicht, in Augen, die sie bittend anflehen, auf einen Mund, der um Schweigen flehte.

Sie verstummte, indeß glühende Röthe ihr Stirn und Wangen überdeckte. Es war zu spät. Der im Vorplatze sitzende Brigadier hatte das Schreien vernommen und aus demselben erkannt, daß da oben etwas Ungewöhnliches geschehen sein müsse — schon sah sein bärtiges Angesicht über das Treppengeländer herauf; im nächsten Augenblicke stand er bereits vor dem Ulanen und legte ihm die Hand an die Schulter. „Machen Sie keine Umstände, Herr Mündler!“ sagte er. „Geben Sie sich! Ich erkenne Sie trotz der Verkleidung.“

Der Gefangene war todtenbleich geworden: er rang einige Augenblicke nach Fassung und Lust, dann sagte er gelassen: „Ich bin in Ihrer Gewalt — thun Sie mit mir, was Ihre Pflicht Ihnen gebietet!“

Drunten war der Vorfall wie Lauffeuer von Mund zu Mund gegangen, und neugierig drängte Alles herauf, um die Bestätigung zu erfahren und zugleich zu sehen, wie ein so hochgefährlicher Verbrecher wohl aussehen möge. Auch der Wirth war darunter und Sylvest. Einen Augenblick nur stand er Kuni gegenüber, aber er genügte, ihr mit einem einzigen Augenblicke zu sagen, daß er den Zusammenhang des Vorgefallenen vollkommen durchschaue und von ihrer Bosheit auch nichts Anderes erwartet habe. Kuni ertrug diesen Blick haßerfüllten Vorwurfs nicht; war sie doch schon auf's Tiefste erschüttert durch die unglückliche Wendung der Ereignisse und brach beinahe zusammen vor dem Anblicke des unglücklichen jungen Mannes, der durch sie wieder in die Hände seiner Verfolger gefallen war. Um sich tastend und sich gewaltsam zusammennehmend, fand sie nun bald die zuvor in der Achtlosigkeit verfehlte Thür des Krankenzimmers, um neben dem Bette der Leidenden sich in Thränen hinzuwerfen, selbst krank bis in's innerste Herz hinein.

Der Wirth strömte über von Beredsamkeit, um den Brigadier zu überzeugen, daß er von der Anwesenheit des Missethäters keine Ahnung gehabt und daß derselbe sich in's Haus geschlichen haben müsse, was bei dem Zudrängen der vielen Gäste leicht möglich gewesen sei.

Auch Sylvest fühlte das Bedürfniß, allen Verdacht von sich abzulenken, und ging mit verstelltem Zorne auf denselben Gedanken ein. „Freilich muß er sich eingeschlichen haben, der Hallunk!“ rief er, sich an den Gefangenen wachend. „Und ich, der ich sonst so accurat bin in meiner Kammer, muß gerade heute auf das Zusperren vergessen! Herunter mit der Uniform!“ fuhr er, ihm dieselbe ausziehend, fort. „Hätte sie den Herrn gestaugt, um durchzukommen und auf meinen Namen alle seine schlechten Stückeln zu unternehmen? Und meinen Paß und Abschied hat der Herr auch gefunden und meinen Geldbeutel auch?“ fuhr er, die Taschen untersuchend, fort. „Das ist ja ein rechtes Glück, daß es so gegangen ist. Da wäre jetzt auf die schönste Manier mein ganzes erspartes Geld'l hin und meine schöne Ulanenuniform auch, mein einziges Andenken aus dem schönen Griechenlande.“

Der Brigadier befahl den Zuschauern, sich zu entfernen, dem Gefangenen aber, sich wieder in die Kammer zu begeben und seine eigenen Kleider anzuziehen. Sylvest in seinem Eifer ließ es sich nicht nehmen, ihm dabei zu helfen und ihm seinen Raub triumphirend Stück für Stück wieder abzunehmen. Der über den erwarteten Erfolg von Glück strahlende Brigadier gewahrte nicht, daß er ihm dazwischen leise hastige Worte zuflüsterte, die ganz anders klangen, als die laut gesprochenen. Als man den Gefangenen allein ließ, begnügte sich der Brigadier nicht, die Thür abzuschließen und den Schlüssel in die Tasche zu

Digitized by Google

stecken; er besahl auch noch, ein Vorhängeschloß herbeizubringen, das er dann eigenhändig befestigte.

Wie ein sieggekrönter Feldherr schritt er durch die staunenden Bauern hindurch seinem vorigen Platze auf dem Hausgange zu und trug dem Wirthe auf, ein Fuhrwerk herbeizuschaffen, um den Verbrecher noch heute in die Frohnveste des nächsten Landgerichtes zu bringen. Zugleich ließ er sich statt des Bieres eine Flasche Wein und seinem Pferde, das draußen an der Schattenseite des Hauses den Boden stampfte, noch einmal ein Maß Haser reichen; die unausbleibliche Gratification für einen so außerordentlichen Fang ließ einen solchen Aufwand wohl erlaubt erscheinen. Bereitwilligst erschien der Wirth mit der Flasche, aber wegen des Fuhrwerks hat er um Entschuldigung: wie es um diese Jahreszeit gebräuchlich, seien alle Pferde draußen auf der Gemeinweide, und werde immerhin eine beträchtliche Zeit vergehen, bis sie hereingeholt seien.

In der Zechstube und in den anstoßenden noch größeren Räume, der meist als Tanzboden benutzt wurde, hatten sich indessen die Gäste wieder zu Trunk und Gespräch niedergesetzt und erzählten sich von dem soeben Vorgefallenen, von den ungeheuern Verbrechen, die der Gefangene begangen habe, und wie es sonst im Lande und mit dem deutschen Reiche stehe, das nicht eher wiederkomme, als bis, wie ja aller Welt bekannt sei, die Raben nicht mehr um den Untersberg fliegen und Kaiser Karl, der darin eingeschlossen und eingeschlafen sei, sich erhebe und mit seinem eben dahin verzauberten Heere wieder in die Welt ziehe. In der großen Stube hatten sich auch die Musikanten bereits eingefunden, und zum Beginne des Loostanzes fehlten nur noch zwei Dinge: der bei solchen Anlässen immer unentbehrliche Trompeterfranzl und — die rechte fröhliche Stimmung. Wenn auch Keiner zugegen war, der den Gefangenen näher kannte oder im Leben von ihm gehört hatte, hatte doch Jeder Mitleid mit ihm, und es kam den einfachen Gemüthern vor, als schicke es sich nicht, unten zu tanzen und zu jauchzen, wenn oben ein trauriger gefangener Mensch saß, den Gefangenschaft auf Lebenszeit oder gar der Tod erwartete; besonders die Mädchen und Frauen bedauerten den jungen hübschen Menschen, der so blaß ausgesehen und so unendlich traurige Augen gehabt habe. Die Männer widersprachen nicht; sie meinten, er sei doch kein gemeiner Spitzbube, wie ein Dieb oder ein Mörder; auch mochten nicht viele darunter sein, denen es so recht klar war, worin denn eigentlich sein Verbrechen bestanden habe.

Kuni saß schweigend und mit betrübtem Angesichte neben dem Vater, den sie bergebens wiederholt um die Heimfahrt bestürmt hatte. Sylvest ging aufwartend hin und wieder; er gab sich Mühe, heiter zu erscheinen, aber unter den üblichen ermunternden Scherzreden, mit denen er die Zecher bedenke, war sein Sinn bei seinem Gaste und sein Ohr auf der Straße, ob das Ereigniß, dessen er harrte, sich noch immer nicht vernehmen lasse.

Vergebens munterte der Brigadier, dem die eingetretene Verstimmung nicht entging, im Uebermaße seines Vergnügens dazu auf, mit dem beabsichtigten Tanze zu beginnen; vergebens ließ er ziemlich deutlich merken, daß man es bei Gericht sehr ungnädig aufnehmen werde, wenn man sich so viel um einen steckbrieflich verfolgten Hochverräther kümmere. Die Abwesenheit des Hochzeitladers war ein willkommener, stets bereit liegender Grund, den Beginn abzulehnen oder zu vergögern.

„Nnn, wenn Ihr keinen andern Grund habt," rief der Brigadier, durch die Thür blickend, „dann könnt Ihr gleich anfangen und ich kann auch einmal den Loostanz mitmachen, denn heute bin ich zu Allem aufgelegt. Da kommt der Hochzeitlader in aller Hast herangelaufen und winkt Euch zu, daß Ihr Euch bereit halten sollt, das Versämmte einzuholen."

Der Brigadier hatte recht gesehen; es war wirklich der Hochzeitlader, der durch die einbrechende Dämmerung mit eilenden Schritten heran kam; aber bezüglich des Winkens hatte er sich doch geirrt: das Winken galt nicht den Bauern, sondern ihm selbst.

„Ja, wie ist denn das, Herr Brigadier?" rief er ihm schon über die Eingangsstufen zu. „Sie sitzen da ganz gemüthlich beim Weine, und mit ist vor dem Dorfe draußen Einer begegnet, der auf Ihrem Pferde sitzt und im Galopp davon sprengt, daß die Funken nur so herumstiegen, als wie in einer Schmiede."

„Million-Kartätschen-Element!" schrie der Brigadier, sprang die Stufen hinab und stand — vor dem leeren Platze, wo sein Gaul angebunden gewesen war; von einem offenen Fenster darüber hing ein aus Pferdegeschirrsträngen zusammengeknüpftes Seil herab — es war klar, der Gefangene hatte die Worte, die Sylvest ihm heimlich zugeflüstert, nur zu gut verstanden; er mußte sich leise herunter gelassen haben, hatte dann offenbar das Pferd auf dem grasigen Straßenrain geräuschlos weggeführt, in einiger Entfernung aber sich aufgesetzt und war dann im Galopp davon gesaust.

Dem Brigadier blieben vor Wuth die Flüche, die er ausstoßen wollte, im Halse stecken; es währte geraume Zeit, bis ihm die Sprache wieder kam. Er tobte gleich einem Rasenden, der Wirth sollte ihm augenblicklich ein anderes Pferd geben, um den Entflohenen zu verfolgen; es war unmöglich; der Bursche, der nach ihnen geschickt worden, konnte der weiten Entfernung wegen noch nicht zurück sein.

„Es nutzt auch nichts, wenn Sie ihm nachreiten, Herr Brigadner," sagte der alte Bauer, der mit allen Gästen aus dem Hause nachgekommen war, „es wird schon hübsch dunkel und dürft' schon ein gut's Rößl sein, bis es Ihren Gaul einholt. Sie haben ihm ja selber den dreifachen Haser geben lassen."

„Kerl, ich glaube gar, Ihr wollt noch Euer Gespött mit mir haben?" schrie der Brigadier außer sich. „Aber nehmt Euch in Acht! Ich mache meine Anzeige. Ihr seid Alle mit dem Verbrecher einverstanden. . . ."

„Oho, so was müssen der Herr Brigadier nicht sagen," unterbrach ihn der Wirth, gestützt auf die allgemeine Stimmung, welche das Lächerliche des ganzen Vorgangs zu fühlen begann und nahe daran war, in laute Heiterkeit auszubrechen. „Ich werd' auf's Geschwindeste für ein Fuhrwerk sorgen, aber wir in unserm Dorfe, wir sind keine Solchen, die es mit Malefikanten und Spitzbuben halten."

Der Brigadier antwortete nicht, sondern rannte völlig rathlos die finstere Straße dahin, als ob er den Entflohenen oder eine Spur desselben zu finden vermöchte. Alles kehrte in die Stuben zurück, wo die Lampen mit den Blechschilden dahinter bereits brannten und in der Ecke auf einem Tische die Musikanten anfingen, ihre Instrumente zu stimmen — die Last, die wie ein Alp auf allen Gemüthern gelegen, war plötzlich weggenommen, und die Fröhlichkeit konnte hervorbrechen wie ein frisches Brünnlein, dessen Quelle eine Welle verstopft gewesen. Kuni weigerte sich nicht mehr, an dem Loostanze Theil zu nehmen — daß das durch sie unschuldiger Weise veranlaßte Unheil sich doch noch zum Bessern gewendet hatte, machte sie leichter athmen; sie sah ruhig, wenn auch nicht heiter darein, und der Hochzeitlader, der sie nicht aus den Augen ließ, nickte dabei bedeutsam mit dem Kopfe. „Aha," sagte er vor sich hin, „steht es so mit Dir? Fängst Du schon das Kalendermachen an? — Hab' nur noch eine kleine Geduld, nachher singt der Vogel bald in mein' Holz — nachher wird's bald anders ausschau'n auf dem Schlossfelhofe! Was nützt mich die schönste Capellen, wenn der Heilige drin nix taugt?" Vergnügt rieb er sich die Hände; der Plan, den er sich ausgesonnen, konnte ja gar nicht fehlschlagen — waren die beiden Feinde nur erst dahin gebracht, daß sie bei einander sein und mit einander reden mußten, wenn sie nicht großes Aufsehen und Aergerniß hervorrufen wollten, dann, meinte er, sei Alles gewonnen und werde sich das Weitere von selbst geben; man müsse es eben bei den Beiden auf eigene Weis' anfassen, für einen närrischen Kerl gehöre auch ein närrisches Gewand.

Er ward darin auch durch Sylvest's Benehmen und Aussehen bestärkt, der ihn vergnügt gegrüßt hatte und von der Anwesenheit seines Widersparts durchaus nicht unangenehm berührt schien; was zwischen Beiden seit seiner Entfernung vorgefallen, vermochte er allerdings nicht zu errathen, und erzählen konnte ihm Niemand, was ein unausgesprochenes, von Niemand getheiltes Geheimniß war.

Der Bursche beachtete kaum, daß auch sein Name in den schicksalentscheidenden Hut gelegt wurde; als der alte Hochzeitlader mit lustigem und listigem Lächeln auf den Tisch stieg, um das erste Paar zu bilden, und er Kuni's Namen rief, deren Zettel er in der Hand zurückbehalten hatte, fuhr sie wie eine

Digitized by Google

Schlafende oder Träumende auf und mußte erst vom Vater erinnert werden, daß es nun an ihr sei, an den Tisch zu treten und aus dem andern Hute den Namen des Burschen zu ziehen, der für den Abend ihr Tänzer und überhaupt ihr Partner sein solle.

Ihre Befangenheit und Zerstreutheit machten es dem schlauen Alten nicht schwer, ihr das entscheidende Loos in die Hand zu spielen; als sie selbst es zu öffnen zögerte, nahm er es ihr aus der Hand und rief in lauter Freude über die gelungene List mit schallender Stimme über die erwartungsvolle Menge hin: „Erstes Paar — das Ehrenpaar bei dem heutigen feierlichen Loostanze ist die ehr- und tugendsame Jungfrau Kunigunde Berghofer vom Schlösselbauernhofe und der tugendbelobte Junggherr Sylvester Buchmaier vom Buchmaiergute. Sie leben hoch! Das Ehrenpaar soll leben — hoch!“

Die Musikanten fielen mit schmetterndem Tusche ein, der aber gleichwohl nicht im Stande war, Kuni aus der Betäubung zu reißen, in der sie mitten im Saale stehen geblieben war, ungewiß, ob sie wache oder träume, unschlüssig dessen gewärtig, was sich nun weiter begeben solle. Es klang ihr nur dumpf in's Ohr, daß ihr Name mit dem Sylvest's zugleich genannt worden war — die Unmöglichkeit, dem Verhaften auch nur zum Scheine die Hand zu reichen, zuckte ihr mit Blitzesschnelle durch Herz und Sinn; schon wollte sie den Fuß heben, um zu entfliehen, als Sylvest, der eben im Augenblicke des Ausrufs in die Stube getreten war, erregt und bleich wie sie, vor ihr stand.

„Du sorgst Dich wohl, daß ich Dich zwingen werd', mit mir zu tanzen?“ rief er, während der erregte Lärm der Anwesenden plötzlich zu Todtenstille herabsank. „Hast es nicht Ursach',“ fuhr er fort und entriß ihr den Zettel mit seinem Namen, den sie noch immer wie unbewußt in der Hand hielt. „Ich zwing' Dich so wenig, als ich mich zwingen ließ . . . der Zettel gilt nichts — mit Dir tanz' ich nicht.“

Er zerriß das Loos und warf es Kuni zu Füßen, der es vor den Augen schwamm, daß ein paar hinzuspringende Mädchen sie vor dem Umsinken stützen mußten. Sie versuchte zu reden, aber sie vermochte es nicht; nur ihr Auge hing wie irrend und doch voll Erbitterung an dem seinen. Desto rascher ging die Zunge des alten Schlösselbauers, der, ein Unglück ahnend, gleich herbeigestürzt war und nun Sylvest zum Kampfe auf Leben und Tod gegenüberstand. „Warum,“ keuchte er, „warum willst Du mit meiner Tochter nit tanzen? Rede, Du Nichtnutz, oder ich brech' Dich in der Mitt' ab, wie einen Bohnenstecken; warum willst Du mit der Schlösselbauerntochter nit tanzen und thust ihr solchen Schimpf und Schand' an?“

„Besinn' Dich, Schlösselbauer!“ erwiderte Sylvest kalt, aber auf etwaigen Angriff gefaßt, „zum Abbrechen gehören ihrer zwei und mir wär's leid, wenn ich mich an Dir vergreifen müßt'. Von Schimpf und Schand' aber ist zwischen mir und Deiner Tochter keine Red'. Du weißt es selber am besten, daß sie mich nie hat ausstehen können, und mir ist es gerade so gegangen mit ihr; ich hab nie gewußt, warum das so in mir gewesen ist; seit heut' aber weiß ich, daß ich recht gethan hab' — seit heut' weiß ich, warum es so gewesen ist, und wenn Du es auch wissen willst, frag' Deine Tochter selbst, und sie wird Dir sagen, daß wir zwei nicht miteinander tanzen können.“

Stürmisch verließ er den von betäubendem Lärm erfüllte Stube. Der Schlösselbauer führte Kuni in's Freie, daß sie sich erholen könne, und rief nach dem Wirth und seinem Wagen, um nach Hause zu fahren. Kuni glich einer schwer Erkrankten, die nur allmählich und unklar sich dessen, was mit ihr vorgegangen, zu besinnen vermag. „Hättest Du mir gefolgt, Vater!“ flüsterte sie, als er sie auf den Wagen hob, „nun bin ich zum Gerede geworden in aller Leute Mund und kann mich vor keinem Menschen mehr sehen lassen; es ist mir im Geiste vorgegangen, daß es ein Unglück giebt.“

„Und mir ist es gerade recht, daß es so gegangen ist. Jetzt freut mich erst mein Leben; jetzt werd' ich erst unter vier Augen ein Wort mit dem Burschen reden, daß er Zeitlebens an den Schlösselbauern denken soll.“

Eben rollte das Wägelchen davon, als eine starke Faust den Pferden in den Zügel fiel und der Brigadier mit einer Laterne den Personen im Wagen in's Gesicht leuchtete. Er war von seinem nächtlichen Laufe doch nicht ganz ohne Frucht zurückgekommen; er war einem Manne begegnet, der ihm arglos erzählte, es sei wohl ein fremder Mann in's Gasthaus gekommen, das sei aber ein alter Bekannter und Freund Sylvest's und sein Camerad bei den Ulanen in Griechenland gewesen. Der Brigadier wußte nun genug, um den ganzen Zusammenhang zu überschauen; war auch der Thäter selbst ihm entkommen, so hatte er doch den Mitschuldigen entdeckt, der ihn verborgen und ihm unzweifelhaft auch zur Flucht verholfen hatte — das war eine Spur, die wohl geeignet war, noch auf andere Entdeckungen zu führen. Spornstreichs war er daher zurückgeeilt, sich Sylvest's zu bemächtigen. Als er nach ihm fragte, war der Bursche im ganzen Hause nicht zu finden. Offenbar hatte er Verdacht geschöpft und einen unbewachten Augenblick zu Versteck oder Flucht benutzt. Dem unglücklichen Spürer blieb nichts übrig, als Alles zu durchsuchen und jedes Fuhrwerk anzuhalten, um sich vollends die Ueberzeugung zu verschaffen, daß er abermals überlistet worden war.

Kuni vernahm die Botschaft von dem, was Sylvest erwartete, mit einer Empfindung, die einem Schauder glich. Der Vater verbarg seine Freude nicht und wünschte, der unnütze Bursche solle nur die Suppe, die er sich eingebrockt, bis auf den Grund ausessen. Sie war von ihm beleidigt und auf's Tiefste gekränkt; sie träumte und sann Rache, aber als die süßeste Rache erschien es ihr, wenn er es erkennen und schamvoll gestehen müßte, daß er ihr Unrecht gethan.

Im Wirthshause hatte es lange gewährt, bis die durch so merkwürdige Dinge in Wallung gebrachten Gemüther wieder in eine ruhigere Strömung zurückkehrten; der Loostanz wurde wohl fortgesetzt oder neu begonnen, aber es war nicht die rechte Lustbarkeit dabei wie sonst und auch dem Trompeterfranzel wollten die Schnurren und Späße nicht so glatt wie sonst von der Zunge. Seit es mit dem Blasen nicht mehr gehen wollte, strich er den Brummbaß zum Tanze, aber diesmal war er öfter in Gefahr, aus dem Tacte zu kommen; so sehr schweiften seine Gedanken auf anderen Fährten, als auf denen seines Fiedelbogens. Ein so schöner und so fein ausgedachter Plan und dennoch nicht bloß mißlungen, sondern sogar in's Gegentheil umgeschlagen! Er hatte das zweiträchtige Paar schon im Tanze vereinigt gesehen, und nun waren sie weiter und ärger getrennt, als zuvor. Aergerlich riß er die groben Strohe seiner Baßgeige und brummte in dieselbe vor sich hinein:

„Es ist und bleibt ein hartes Ding,
Und selten, zimmt mich, g'rath's —
Daß Feu'r und Wasser sich vertrag'n
Und dussein Hund und Katz'.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der hundertthürmigen Stadt.

Bühnen-Erinnerungen von **Caroline Bauer.**

II.

Ich spielte sehr gern auf der hübschen Prager Bühne, bestens unterstützt von ausgezeichneten, freundlichen Collegen und ermuntert durch den Beifall eines kunstverständigen und kunstenthusiastischen Publicums.

Die deutsche Bühne in Prag zählt schon lange zu den ruhmvollsten. Zur höchsten Blüthe gelangte das „ständische deutsche National-Theater“, dem ein böhmisches „Vaterländisches Theater“ vergebens Concurrenz zu machen strebte, unter Direction des genialen Liebich, der sich um die Entwicklung der deutschen Schauspielkunst unvergängliche Verdienste erworben hat. Sein Ruhm lebte in jenen Prager Frühlingstagen noch auf allen Lippen. Selber ein ausgezeichneter Darsteller humoristischer Väter, besaß Liebich die größere Kunst, seltene Talente zu entdecken, auszubilden, zu hegen und zu pflegen. Unter seiner Leitung

Digitized by Google

Georg Herwegh.

Nach einer Photographie, im Besitze der Frau Emma Herwegh in Baden Baden.

wurde der junge Eßlair der große Eßlair . . . Karl Maria von Weber war Capellmeister der Prager Bühne, und im Mai 1818 debütirte hier ein vierzehnjähriges Mädchen in Mehul's Oper „Joseph in Aegypten" als Benjamin. Ein wunderlieblicher Benjamin mit einer silberhellen, wunderfüßen Stimme und bezaubernder Anmuth in allen Bewegungen. Ein Komödianten-Kind, das schon mit sieben Jahren auf dem Darmstädter Theater im „Deserteur" die Lilli gesungen, gespielt und getanzt hatte . . . Und 1825 war diese Lilli — dieser Benjamin die gefeierte Sängerin der Welt: Henriette Sontag. Wie oft hatte sie mir damals in Berlin von ihrem wunderschönen lieben Prag erzählt, das ihr zuerst die berauschende Welt der Bretter erschlossen!

Das war die ruhmvolle Vergangenheit der Prager Bühne, als ich sie 1835 zuerst betrat. Freilich war ihr hellster Glanz erblichen. Liebich war seit achtzehn Jahren todt. Seine Wittwe heirathete den Tenoristen Stöger und übertrug die Direction an den abenteuerlichen Franz von Holbein, der einst der Gatte der Gräfin Lichtenau, Preußens Pompadour, gewesen war. Dann hatte das Triumvirat Polawsky, Stepanek und Kuzynda Ständische Theater in Prag regiert. Jetzt war Stöger ein rührriger und freundlicher Director, gemüthlich und praktisch und stets lächelnd. Wenigstens zu meiner Zeit, wo ihn volle Cassen anlächelten.

Von berühmten Sternen der alten Prager Glanzzeit fand ich nur noch den großen Wallenstein Bayer und den liebenswürdigen Polawsky vor, trotz seines Alters mein fein graziöser Perin in „Donna Diana" und mein herzigster Vater in „Goldschmieds Töchterlein". Als ich in den Birch-Pfeifferschen „Günst-

Digitized by Google

singen" die Kaiserin Katharina spielte, stand er mir als noch immer imposanter Potemkin gegenüber.

Der im Leben und auf der Bühne so gemüthliche „Vater Bayer" war noch frisch und sprühlich, als Hofrath in den „Hagestolzen" meiner Margarethe das Herz zu stehlen, und für mein „Käthchen von Heilbronn" der würdigste Vater Waffenschmied.

Rudolf Bayer, ein Wiener Kind, hatte Medicin studirt, gehörte aber schon seit 1802 dem Prager Theater an. Es war sein Stolz, daß er nie gastirt, nie eine andere Bühne betreten habe. Er versuchte sich auch mit Glück als Maler und Schriftsteller. Ludwig Löwe, der merkwürdiger Weise anfangs sein Künstlerheil in niedrig-komischen Stadtrollen suchte, wurde von Bayer zum idealen Liebhaber ausgebildet. Als seine jüngste Schülerin lernte ich damals sein fünfzehnjähriges Töchterchen Marie kennen, eine schlanke blumenhafte Bloudine. Sie war ganz reizend in kleinen Partien und daheim ein liebes geschäftiges Hausmütterchen. Als der Vater einst den Wallenstein, seine glänzendste Meisterrolle, gespielt hatte, fand er sein Töchterchen zu Hause noch fleißig am Bügelbrette stehen. Da sagte er ganz in Haltung und Ton seiner Rolle und in dem ihm eigenen Pathos:

„Des Wallensteiner's Kind am Bügelbrett?
Kennt Friedland's Blut für sich kein würd'ger Eisen?
Laß ab! Des Friedland's Tochter bügelt nicht!"

Solche Anekdoten vom alten Bayer wußte Prag noch viele zu erzählen. — Marie Bayer wurde nach einigen Jahren meine werthe Collegin am Hoftheater in Dresden, dessen Zierde ihr Gatte Bayer-Bürk noch heute ist.

Fräulein Herbst war eine liebenswürdige erste Liebhaberin und Heldin, mit Recht früher in Brünn und jetzt in Prag sehr geschätzt. Leider fehlte ihr bei einer graziösen Figur ein ausdrucksvolles Bühnengesicht und vor Allem eine Bühnenmaie. Sie hatte nur ein winziges, wenn auch reizendes Näschen, das auf den Brettern vollständig verschwand. Dennoch wurde dieser Dame von dem commandirenden Generale, Grafen Mensdorff, Jahre lang und in originellster Weise gehuldigt. Fräulein Herbst bewohnte eine schöne Wohnung auf dem Roßmarkte, und unter ihrem Fenster hielt ihr edler Ritter allwöchentlich zu ihrer Ehre und Freude mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele die glänzendsten Paraden über die ganze Garnison von Prag ab. Ach, wie beneidete Kathinka Heinefetter in ihrer drolligen Weise die Collegin um diesen seltenen Verehrer, als wir mit einander zu dieser Huldigungsparade in die Wohnung der Gefeierten eingeladen waren und aus den Fenstern lachend auf dieses bunte Schauspiel niedersahen!

Mein Gastspiel gestaltete sich zu einem sehr erfolgreichen. Bei stets vollen Häusern trat ich binnen zweiundzwanzig Tagen in meinen beliebtesten Rollen fünfzehnmal auf. Bäurle's Theaterzeitung berichtete sehr eingehend und freundlich darüber. Am meisten gefiel ich als Donna Diana, Käthchen von Heilbronn, Gottschmieds Töchterlein, Kaiserin Katharina und — seltsam genug — als stummer Victorin in „Braut und Mörder". — Als Honorar erhielt ich den dritten Theil der Einnahme, durchschnittlich ungefähr hundert Thaler für den Abend. Director Stöger machte mir sehr verlockende Engagementsanträge. Publicum, Kritik und Collegen wollten mich gern an Prag fesseln. Aber ich konnte nur versprechen, bald zu einem langen Gastspiele wiederzukehren.

Im Herbste 1835 begrüßten mich Sabine und Kathinka Heinefetter in Dresden. Frau Schröder-Devrient hatte im Frühling einen fünfvierteljährigen Urlaub angetreten und Sabine Heinefetter sollte sie ersetzen.

Nicht wenig überrascht war ich, als mir beide Schwestern ihre — Verlobten vorstellten. Sabine einen schönen holländischen Officier, der den Dienst quittirt hatte und angenehm von seinen Renten leben konnte. Noch wenige Jahre wollte Sabine gastiren, dann ihren Bräutigam heirathen und sich ganz von der Bühne zurückziehen.

„Welch ein Verlust für die Kunst!" rief ich unwillkürlich aus.

„Ich liebe ihn," sagte sie leidenschaftlich. Und ihr ganzes treues Herz lag in diesen Worten.

Kathinka's Verlobter war ein hübscher schwarzlockiger Franzose mit blitzenden schwarzen Augen und den gewandtesten Manieren. Weiter erfuhr ich nichts über ihn. Sabine vermied es, über diesen zukünftigen Schwager zu sprechen, und nur einmal, als das reizende Bräutchen sich im Theater die Huldigungen eines blonden sächsischen Dragonerofficiers sehr gern gefallen ließ, schüttelte Sabine sorgenvoll den schönen Kopf und flüsterte mir zu: „Gott gebe, daß die Liebe Kathinka endlich vernünftig macht und Alles gut geht!"

„Schau, Kind, wie bald nun doch der Rechte gekommen ist!" sagte ich scherzend zu Kathinka, an ihr Prager Herzensbekenntniß erinnernd.

„Und wenn es am Ende doch noch nicht der Rechte wäre?" lachte das verführerische Geschöpf hell und übermüthig und wirbelte mit ihrem Franzosen, der kein Wort Deutsch verstand, lustig durch's Zimmer. Das Wort gab mir einen eigenen Stich in's Herz. Und ich höre es noch heute von den rosigen lachenden Lippen, die längst im tiefsten Weh erblichen und auf immer verstummt sind. Arme Kathinka, das war ein böses prophetisches Wort, und Du lachtest Dir den Tod. Ja, es war — nicht der Rechte. Und der sollte überhaupt nie für Dich kommen. Nach acht Tagen reiste Kathinka mit einer Ehrendame und ihrem Verlobten nach Paris ab, sich dort zur Coloraturſängerin auszubilden. Ich habe sie nicht wiedergesehen, aber nur zu oft und zu viel von ihr gehört.

Sabine Heinefetter wohnte mit ihrer Mutter in einer Privatwohnung, ihr Verlobter im Hôtel de Saxe. Ein glückliches Brautpaar, das Alles peinlich vermied, was den Dresdener bösen Zungen irgendwie Klatschstoff geben konnte. Aber für Sabinens Gastspiel sollte dieser Brautstand dennoch verhängnißvoll werden. Die tonangebende Theatergarde liebt bei Künstlerinnen die Bräutigams überhaupt nicht; eher verzeiht sie noch einen hausbadenen Ehemann. Und Sabine war ehrlich und — unvorsichtig genug, stets offen zu zeigen, daß sie in Dresden nur ihrer Kunst und ihrer Liebe leben wollte. Sie lehnte alle Einladungen, alle Huldigungen mit großer Entschiedenheit ab. Nur in den Gesellschaften des Intendanten, Herrn von Lüttichau, zeigte sie sich zuweilen mit ihrem Bräutigam. Sonst lebte sie in größter Zurückgezogenheit. Die Dresdener Theatergarde blieb der schönen Sängerin gegenüber stets auf dem Gefrierpunkte.

Und die Vergleiche mit Wilhelmine Schröder-Devrient lagen sehr nahe. War auch Sabine schöner, ihre Stimme größer, voller, metallreicher, ihre Kunst des Singens schulgerechter, so überstrahlte die geniale Wilhelmine sie doch weit durch die Tiefe der Auffassung und die gluthvolle hochdramatische Darstellung ihrer Rollen. Sabine wurde wohl bewundert, aber Wilhelmine riß durch ihren seelenvollen Vortrag zum höchsten Entzücken, zu quellenden Herzensthränen hin. Mit einem Worte: Sabine Heinefetter's Gastspiel ging zu meiner Betrübniß in Dresden fast vorüber. Das fühlte sie selber und verzichtete nach sechs statt Monaten auf eine Fortsetzung desselben. Selbst bei ihrem letzten Auftreten rauschte zu ihren Füßen kein Kranz, kein Gedicht nieder. Die Theatergarde lächelte ein wenig schadenfroh: Ja, warum hat denn nicht ihr Holländer dafür gesorgt?! — Weil Sabine Heinefetter zu ehrlich und zu stolz war, um solche armselige Coulissenkunststückchen zu üben. Sie sagte mir: „Ich habe nie einen Kreuzer für Reclame oder Claque gezahlt." Und ich glaube das. Habe ich es doch ebenso gemacht.

„Auf Wiedersehen!" hieß es auch diesmal, als Sabine mich zum Abschiede umarmte. Aber es klang nicht so frohmüthig wie vor einem Jahre im Thorwege des „Schwarzen Rößel" zu Prag. Wir haben uns nie wiedergesehen. Aber mein innigstes Mitgefühl ist der armen Sabine und ihrer unglücklichen Schwester Kathinka bewahrt geblieben — bis zu ihrem traurigen Sterben, bis über die einsamen Gräber hinaus.

Auch die dritte Schwester, Frau Clara Stöckel-Heinefetter, lernte ich in Dresden kennen und schätzen. Sie sang die Iphigenie, die Elvire im „Don Juan" und Spohr's „Jessonda". Ihre Stimme, nicht ganz so voll und schön, wie die Sabinens, erinnerte mich lebhaft an die Milder-Hauptmann. Alle Kunstverständigen rühmten sehr ihren Gesang — aber das Publicum blieb theilnahmslos. Schon nach der dritten Rolle brach die Sängerin ihr Gastspiel ab.

„Wie ist's möglich?" fragte ich meinen Collegen Emil

Digitized by Google

Devrient, der gleich mir von dem Singen Jeffonda's hingerissen war.

Er lächelte achselzuckend: „Die Stöckel ist nicht schön — jo, sie ist sogar grundhäßlich. Ihren plumpen Zügen fehlt jede Mimik. Wie aus Holz geschnitzt, starrt ihr Gesicht in's Leere. Und unsere lieben Dresdener sind verwöhnt durch eine Ungher-Sabatthier und Wilhelmine Schröder-Devrient."

Für den Carneval 1837 war Sabine Heinefetter an der Scala in Mailand engagirt, mit einem Honorar von tausend Franken für den Abend. Aber sie trat nur ein Mal als Juez de Castro auf und — gefiel nicht. Stolz verzichtete sie auf ihren Contract. Später hörte ich nur noch, daß Sabine die Bühne verlassen und in glücklicher Ehe als Madame Marquet zu Marseille lebe. Dann wieder nach vielen Jahren, daß sie als Wittwe sich in dem schönen Baden-Baden niedergelassen habe.

Kathinka wurde auf Kosten der großen Oper in Paris zur Sängerin ausgebildet. Diese Bühne betrat sie 1840 mit dem glänzendsten Erfolge. Ganz Paris schwärmte für ihre Schönheit, reizende Stimme, brillante Gesangskunst und ihr entzückendes Spiel. Und dann lief eines Tages die Nachricht von der grausigen Tragödie in Brüssel durch die Zeitungen, deren Heldin Kathinka Heinefetter war. In der Nacht vom 19. auf den 20. November 1842 war ihr Geliebter in ihrer Wohnung von einem Nebenbuhler getödtet. Bald hörte und las man mehr davon.

Wann Kathinka ihren Verlobten, den ich in Dresden kennen lernte, verabschiedete? Ich weiß es nicht. Im Sommer 1842 war der junge Pariser Advocat Caumartin ihr erklärter Anbeter. Er präsentirte sich als ein Mann sehr comme il faut. Er schenkte der Geliebten Silberzeug und Schmuck und begleitete sie zu einem Gastspiel nach Straßburg. Kathinka's Gesellschafterin, eine Mde. Kerz, die während der Gerichtsverhandlungen im zweideutigsten Lichte erscheint und durch die affectirte Betonung ihrer Stellung als Ehrendame und Sittenmeisterin sich lächerlich macht, erkundigt sich angelegentlich nach den „Verhältnissen" des jungen Mannes und sucht ihn zu einer „Erklärung" zu bringen. Endlich erklärt Mr. Caumartin, daß er Mlle. Heinefetter heirathen wolle, obgleich das seiner Mutter Kummer bereiten werde. Er spricht sogar schon davon, für seine schöne Braut den Hochzeitsloth zu besorgen, und Ehrendame Kerz soll die Geschenke auswählen helfen. Man nimmt einen Fiaker. Vor dem Kaufladen muß Mde. Kerz zuerst aussteigen. Lachend fährt Caumartin mit der schönen Kathinka davon. Weinend kehrt diese zur Sittenmeisterin zurück und klagt ihr, daß Caumartin sie aus Rücksicht für seine Familie nicht heirathen könne, daß seine Mutter ihm bereits eine andere Braut auserwählt habe.

Bald darauf macht Kathinka die Bekanntschaft des jungen Mr. Steiner, und Ehrendame Kerz rast aus: „Ha, Kind, das ist ein Mann für Dich. Laß den Caumartin laufen!" Es kommt zwischen dem verliebten Advocaten und dem dreinndzwanzigjährigen Mr. Steiner zu einigen Eifersuchtsscenen, die durch Dame Kerz und ihre würdige Busenfreundin Mlle. Behr, die vergebens für sich den Titel „Madame" beanspruchte, glücklich arrangirt und durch Klatschereien und Briefe genährt werden. Es bleibt nicht bei Worten, und im Handgemenge erhält Mr. Steiner eine Verletzung am Auge. Kurz vor dem Duell sprechen sie sich offen über die Intriguen der Damen Kerz und Behr aus und entdecken, daß man sie absichtlich gegeneinander aufgehetzt habe. Sie scheiden als die besten Freunde. An demselben Abend erscheinen die Busenfreundinnen Kerz und Behr bei dem Vater Steiner, zeigen ihm einen Dolch vor, mit dem Caumartin seinen Sohn verwundet habe, und fordern ihn auf, die Hülfe der Justiz anzurufen, indem sie sich als Zeugen anbieten. Auch von Kathinka Heinefetter erhält Mr. Steiner zun. einen Brief, in dem sie ihm ihr Zeugniß gegen Mr. Caumartin zur Verfügung stellt und ihm verspricht: nie zu vergessen, ihn ewig zu lieben. . . . Mlle. Behr äußert sich sehr befriedigt, Mr. Steiner mit Kathinka entzweit zu haben, denn Mlle. Heinefetter habe kein Herz und sei nicht würdig, einen achtbaren Mann zu fesseln.

Arme Kathinka, wie weit bist Du schon gekommen, daß eine Kerz Dein Herz leuten und eine Behr sagen darf: Du habest kein Herz! Wie sehr fehlt Dir überall das treue kluge Auge, die sichere Hand und die Liebe Deiner Sabine!

All diese Ereignisse, die in Paris lebhaft besprochen wurden, machten Kathinka Heinefetter es wünschenswerth, wenigstens für einige Zeit den Schauplatz zu wechseln. Sie löst im September 1842 ihr Engagement an der großen Oper, obgleich sie noch drei Monate Contract hat, und engagirt sich bei der Oper in Brüssel. Bei der Tilgung in Paris treffen die Sängerin und ihre Ehrendame mit Mr. Caumartin zusammen. Dieser läßt Dame Kerz in die Rotonde steigen und nimmt neben Kathinka im Coupé Platz. Die Mitfahrenden halten das junge heitere und zärtliche Paar für Eheleute auf der Hochzeitsreise. Kathinka und Caumartin steigen zu Brüssel im Hôtel de Suede ab und miethen eine Wohnung in der Rue des Hirondelles. Caumartin bezahlt die Miethe für einen Termin. Ende October kehrt er nach Paris zurück.

Bald darauf lernt Kathinka den sechsunddreißigjährigen Aimé Sirey kennen, der sich gern Graf nennt. Sein Vater ist ein berühmter Pariser Advocat, seine Mutter eine Nichte von Mirabeau. Aimé ist reich begabt, hat ein liebenswürdiges und sympathisches Aeußere und eine ausgezeichnete Erziehung erhalten. Sein Unglück ist: Eitelkeit. Als Knabe ist er ein glänzender Löwe der Boulevards und der Theater, als Jüngling ein blasirter Wüstling und verschuldeter Spieler. — Es ist sein Stolz, sich schon in so jungen Jahren alle Laster seines Großoheims Mirabeau zu eigen gemacht zu haben. In den Juitagen treibt ihn die Eitelkeit, den Volksmann à la Mirabeau zu spielen. In einem Spielhause verliert er an einem Abend 22,000 Francs auf Ehrenwort. Er ruft: „Die Karten sind falsch — ich zahle nicht." Großer Tumult, der damit endet, daß die Falschspieler dem elegenten Sirey den Vorschlag machen, sich ihnen anzuschließen: à corriger la fortune! So tief ist Aimé noch nicht gesunken, und er übergeht die Falschspieler den Gerichten.

Mit sechsundzwanzig Jahren verheirathet, hat er in wenigen Jahren sein und seiner Gattin Vermögen in leichtsinnigster Weise durchgebracht. Er muß sich vor seinen Gläubigern auf's Land zurückziehen. Im November 1835 fordert er seinen Vetter Durepaire, der gegen Sirey's Vater einen Geldproceß angestrengt hat, zum Duell. Durepaire lehnt es ab, sich zu schlagen. Sirey schlägt ihn in's Gesicht, und das Duell findet statt. Im Park von Iffy erschießt Sirey seinen Vetter, der vor Gericht sein Recht wahren wollte. Er wird verurtheilt, der Wittwe Durepaire 10,000 Francs zur Erziehung ihrer vaterlosen Tochter zu zahlen. Aimé Sirey, der bereits 35,000 Francs Schulden hat und dessen Vater durch ihn ruinirt ist! Der schöne, elegante und von der Natur so begünstigte Aimé wird ein gemeiner Abenteurer. Er verläßt seine Familie und geht nach Brüssel, sein Glück zu versuchen. Er wird der Beschützer von Theaterdamen, die gerade in der Mode sind. Zunächst wendet er seine Gunst der Sängerin Mlle. de Roissy zu und macht mit Lärm Reclame für ihre Triumphe. Einen Friseur bedroht er mit Ohrfeigen und Degenhieben, wenn er wage den Gesang von Mlle. de Roissy nicht schön zu finden. Dem Director des Theaters stellt Sirey sich als Graf und Beschützer von Mlle. de Roissy vor und droht, Alle umzubringen, welche seine Dame anspheisen würden. Einem Schauspieler, der sich erlaubt hat, den Gesang von Mlle. de Roissy zu kritisiren, giebt er eine Ohrfeige und bedroht ihn mit unzähligen, wenn er Klage führen werde. Einen Mediciner prügelt er zur Ehre von Mlle. de Roissy. Andere droht er zu tödten, zu würgen, aus dem Fenster zu werfen. Bei den Handwerkern, die mit Sirey zu thun haben, ist bald ein gefügeltes Wort in Gebrauch: Gewaltthätigkeit à la Sirey.

Dies ist der Mann, der sich bald nach der Abreise Caumartin's dem neuen glänzenden Stern der Großen Oper in Brüssel, Kathinka Heinefetter, als Beschützer nähert und — der nicht zurückgewiesen wird.

Caumartin denkt inzwischen in Paris ernstlich daran, sich nach dem Wunsche seiner Familie zu verheirathen und sein Verhältniß mit Kathinka zu lösen. Er will seine Briefe von ihr zurückfordern und ihr die übrigen, sowie Silber und Schmucksachen, die er noch von ihr in Händen hat, zurücksenden . . . da erhält er am 7. November von Kathinka aus Brüssel einen französischen Brief, den wir hier in der Uebersetzung mittheilen.

„Mein theurer Eduard!

Ich schreibe Dir in derselben Stunde; denn ich liebe diese Stunde so sehr; sie erinnert mich an eine süße Zeit. Dein langer Brief, für mich immer zu kurz, hat mir ein unaussprech-

Digitized by Google

liches Vergnügen gemacht. Ich habe ihn wenigstens zwanzigmal gelesen, was sage ich? hundertmal. Glühend habe ich das Papier geküßt, wo Deine gute und schöne Hand ruhte, um an mich zu schreiben, wo ich sicher war, daß Du an mich dachtest, dies schwere Ding zu Paris, ist es nicht so??

Ich bin entzückt, daß mir Alles so gut nach Wunsch geht, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, bald nach Paris zurückzukehren. Wir werden uns mit aller Kraft der Liebe lieben! Mein Gott, ist es denn möglich, so närrisch zu sein, wie ich es bin? Nur Du mit Deinem Geiste, mit Deiner Liebenswürdigkeit konntest mich dahin bringen. Es vergeht keine Minute des Tages, in der ich nicht an Dich denke, mein süßer Engel, an Dich allein, den ich so sehr liebe. Aber ich gehe zu weit, denn ich jage mir immer: es taugt nichts, den Leuten zu sagen, wie sehr man sie liebt. Doch Du bist vielmehr ein Engel, und so will ich es riskiren, und ich liebe Dich. (Weißt Du, was Liebe ist? Eine Romanze, die man mir gewidmet hat.) — — —

Ich habe gestern in den Hugenotten mit großem Erfolge gesungen; denn man sängt an mich zu lieben. Eine Seltenheit! Man hat mich ‚sublime' gefunden. Ich gebrauche den Ausdruck eines Theaterstaumgottes. In acht Tagen habe ich vier Mal gesungen. Ich wünschte, daß man dies weiß, da man in Paris glaubt, ich habe eine zarte Gesundheit.

Die hiesige Verwaltung schmeichelt sich, daß ich in Brüssel bleibe. Sage mir, was ich thun soll, denn ich möchte nichts ohne Deinen Rath thun, weil ich dann nie unrecht handle. Ich bin sicher, daß Du nur mein Bestes für die Zukunft willst. —

Mlle. Julie ist zu Paris; sie hatte mich gebeten, ihr einen Brief an Dich mitzugeben; aber ausrichtig, ich wagte es nicht; ich bin so eifersüchtig! Erinnerst Du Dich an den verwünschten Ball? Dieses schändliche Weib, wie ich es verabscheue!

Apropos Ball! Man gab diesen Abend hier einen Ball, in dem niedlichen Saale, in dem wir miteinander waren. Man hatte mich eingeladen, aber ich bin nicht hingegangen. Alles für Dich, weil ich nicht weiß, ob es Dir lieb wäre. Mache es wie ich und amüsire Dich nicht, denn sonst könntest Du Deine arme Kathinka vergessen, welche Dich so sehr liebt und welche unglücklich sein würde, wenn Du sie nicht mehr liebtest.

Adieu! Ich umarme Dich, wie von Ville d'Avray bis nach Paris; aber jetzt ist es noch weiter und das ist nicht so gut."

Und in Folge dieses zärtlichen Briefes kommt Caumartin, obgleich er seit zwei Tagen in Paris verlobt ist, am 19. November in Brüssel an, um seine Kathinka augenehm zu überraschen. Er steigt im Café Domino ab und hört hier, daß Mlle. Heinefetter soeben in einem Concerte der Großen Harmonie singt. Er eilt und wartet in einem Wagen vor der Thür, da schon die letzte Nummer gesungen wird. Er sieht Kathinka in Gesellschaft von vier Personen und am Arme eines ihm unbekannten Herrn herausireten. Da führt er in ihre Wohnung voraus, in der Erwartung, die Begleiter würden sich an der Thür verabschieden. In Kathinka's Salon findet er ein Souper für mehrere Personen vorbereitet. Die Zofe ist verlegen. Bald darauf tritt Kathinka mit ihrer Gesellschaft ein. Sie erblicket, ihren alten Liebhaber plötzlich vor sich zu sehen. Verwirrt ladet sie ihn zum Souper ein, ohne ihm die beiden anwesenden Herren vorzustellen. Die Damen kennt er nur zu gut: Mde. Herz und Mlle. Claire Behr. Unmuthig lehnt er ab und wirft sich in eine Sopha ecke, während die Gesellschaft tustig soupirt. Voll Ingrimm sieht er, wie der elegante Herr an der Seite seiner alten Geliebten sich alle Freiheiten eines erklärten Liebhabers herausnimmt, und wie man ihn vollständig übersieht. Das Souper ist vorüber. Die Damen ziehen sich zurück, von Aimé Siroy begleitet. Sein Freund Mr. Milord und Caumartin bleiben sich allein im Salon. Kathinka ruft angstvoll aus: „Mein theurer Siroy, es wird ein Duell geben, und Caumartin wird Dich tödten." — „Pah! ich werde ihm in einem Fechtsaale meine Stärke zeigen, und er wird sich mir zu Füßen werfen und mich um Gnade anflehen," ist die lachende, prahlerische Antwort. Damit kehrt er in den Salon zurück, wo Caumartin sich erhoben hat und seine Handschuhe anzieht. Siroy tritt auf diesen zu und sagt: „Mein Herr, sehen Sie denn nicht, daß Sie hier zu viel sind? Es ist Zeit, ein Ende zu machen." Damit zeigt er Caumartin die Thür. Es kommt zu Thätlichkeiten. Siroy nennt Caumartin einen Gassenjungen und droht, ihn aus dem Fenster zu werfen. In diesem Augenblicke öffnet Kathinka die Thür und sinkt, als sie die wüthenden Nebenbuhler erblickt, ohnmächtig nieder. Milord trägt sie in ihr Schlafzimmer und legt sie auf's Bett. Was inzwischen im Salon passirt ist, wurde nie ganz klar. Caumartin erzählt: „Ich gab Siroy eine Ohrfeige; er versetzte mir unzählige Stockschläge auf Kopf, Arme und den ganzen Körper, bis sein Stock zersplitterte. Ich rief: ‚Das ist eine Schändlichkeit. Ich habe die Wahl der Waffen. Morgen um acht Uhr auf Degen!" — ‚Schlagen wir uns sogleich!" schrie Siroy und nahm einen Gegenstand von der Tafel, den ich nicht sah. Er stürzte auf mich und ich erhielt einen Messerstich in den Schenkel. Ich hatte zu meiner Vertheidigung einen Stockdegen in der Hand. Siroy ergriff ihn und das Stockende blieb in seiner Hand. Er glaubte mich entwaffnet und stürzte auf's Neue auf mich. Ich hielt den Degen in der Hand und — er stürzte sich in seiner blinden Wuth hinein. Ich sah das Blut durch seine weiße Weste dringen. Das hatte ich nicht gewollt. Ich eilte fort, einen Arzt zu holen. Als ich mit demselben zurückkehrte, traf ich auf der Treppe den Hauswirth, der mir sagte: ‚Er ist todt.' Da eilte ich nach Paris und stellte mich den Gerichten."

Mr. Milord erklärte bei der Gerichtsverhandlung: „Als ich aus dem Schlafzimmer von Mlle. Heinefetter zurückkehrte, sank Aimé Siroy mir in die Arme mit dem Rufe: ‚Ich bin erstochen.' Ich wollte es nicht glauben. Ich erkläre hiermit, ich habe nicht gesehen, daß Mr. Caumartin dem armen Siroy einen Dotchstoß versetzte. Ich erkläre, ich weiß nicht, wie die That geschehen ist. Ich erkläre, ich sah Mr. Caumartin keine Bewegung mit dem Körper oder den Armen machen. Ich sah bei ihm nach der That eine große Bestürzung."

Genug, in der Wohnung der Sängerin Kathinka Heinefetter war um Mitternacht ein Mann getödtet, der seit einigen Wochen sür ihren erklärten Liebhaber galt, — getödtet von einem Manne, dem die Leichtsinnige noch vor zehn Tagen den zärtlichsten Liebesbrief geschrieben hatte.

Kathinka Heinefetter war gerichtet. In Paris und Brüssel hatte sie sich unmöglich gemacht. Jenen unglücklichen Brief voll zärtlichster Versicherungen, der den längst ersetzten Liebhaber von seiner jungen Braut aus Paris nach Brüssel lockte, konnte ihr Niemand verzeihen. Im April 1843 mußte Kathinka noch einmal in Brüssel öffentlich auftreten: in der unsanderen Gesellschaft einer Herz und Behr als Zeugin vor den Assisen, vor denen Eduard Caumartin des Todtschlages angeklagt stand. Alle drei bemühten sich, zu Ungunsten des Angeklagten auszusagen. Das erhöhte ihre eigene Schuld in Aller Augen. Caumartin wurde freigesprochen, dank der glänzenden Vertheidigungsrede des berühmten Pariser Advocaten Chaix d'Estange und des einstimmigen Gutachtens der Aerzte, welche die Möglichkeit anerkannten, daß Aimé Siroy sich blind in den vorgehaltenen Stockdegen Caumartin's stürzte. Kathinka Heinefetter blieb gerichtet. Vorbei Glück und Stern. Sie trat wohl noch an verschiedenen Bühnen auf, aber die Fama flog ihr stets voran, und in allen Augen las sie immer wieder dieselbe alte traurige Erinnerung an die blutige Tragödie zu Brüssel. Und wie oft, wenn sie in ihren heitersten, glänzendsten Partieen auf der Bühne stand, muß plötzlich ein bleicher Schatten vor ihr aufgetaucht sein! Sie sah rothes Herzblut fließen und hörte eine dumpfe Grabesstimme: „Du — Du allein bist schuld," und das Herz stand ihr still, und der Ton erstarb ihr in der Brust.

Ja, Kathinka Heinefetter hat des Herzens Leichtsinn schwer gebüßt. Entmuthigt, gebrochen, entsagte sie in den blühendsten Jahren der Bühne. Am 21. December 1855 ist sie zu Freiburg im Breisgau an einer schleichenden Herzkrankheit gestorben, nicht älter als fünfunddreißig Jahre. Mit welchen wogenden Gefühlen habe ich an ihrem Grabe gestanden! Auf dem Piedestal des Denkmals kniet ein Genius, der einen Kranz Rosen über das Grab hält. Auf dem Hügel stand ein Strauch verknotteter Kathrinenblumen. Dein Bild, arme Kathinka!

Im Februar 1857 starb auch die zweite Schwester, Frau Stöckel-Heinefetter, und am 18. November 1872 Sabine Maquet-Heinefetter — — in der badischen Irrenanstalt Illenau. . . Arme Sabine, wie muß Dein treues Herz um Deinen Helden-Liebling Kathinka gelitten haben! — und Dein

Digitized by Google

klarer energischer Geist, bis das Leben ihn aus seinen Fugen zu rütteln vermochte!

Gräber — nichts als Gräber um mich her! Und während ich darauf niederblicke, tauchen die sonnigen Prager Maientage vor vierzig Jahren in ihrer ganzen Frohmüthigkeit vor mir auf, und wieder unganklen mich wie ein lachender Sonnenstrahl das glückliche Kind Kathinka unter den knospenden Hollunderbüschen des tausendjährigen Judenkirchhofes zu Prag, und ich höre die wehmuthsvolle Stimme der schönen edlen Sabine flüstern: „Wo wird mein Grab dereinst gegraben werden? Wer wird mir ein Liebeszeichen auf's Grab legen, wie der glücklichen Lea?“

Eine alte Collegin — dieses wehmüthige Erinnerungsblatt!

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird ausdrücklich untersagt.

Von Otto Glagau.

8. „Berlin wird Weltstadt.“

„Berlin wird Weltstadt“ — dieses „geflügelte Wort“ — um hier, gerade nicht mit Vater Homer, aber doch mit Herrn Georg Büchmann zu reden — läuft schon seit 1848 und länger. Es ward meist im ironischen Sinne gebraucht, um die Mängel und Schattenseiten der Großstadt anzudeuten, die in vielen Stücken hartnäckig eine Kleinstadt blieb. Berlin konnte mit Paris oder gar London keinen Vergleich aushalten, auch gegen Wien stand es zurück, und selbst Städte wie Hamburg oder Dresden wurden ihm oft als Vorbild empfohlen. Erst nach dem Kriege von 1866, als sich mit dem reißenden Anwachsen die Auswüchse, Beschwerlichkeiten und Gefahren der norddeutschen Metropole fühlbar machten, fing man an, mehr im Ernste und nicht ohne Seufzen zu sprechen: „Berlin wird Weltstadt.“ Aber nicht lange, und das Wort wurde lebhaft aufgenommen, mit vollem Nachdruck, mit begeistertem Pathos wiederholt, wie eine Parole ausgegeben und eifrig verbreitet. „Berlin muß Weltstadt werden“ riefen die Gründer in lautem Chor, und voll stürmischer Hast gingen sie an's Werk.

Einige von ihnen — und zwar gleich die bedeutendsten — traten schon vor dem deutsch-französischen Kriege auf die Bühne. Sie warteten nicht einmal das neue Actiengesetz ab, aber sie wußten von ihren Freunden, den Manchesterleuten, daß es unterwegs war, und sie schnitten im Voraus ihre Gründungen darnach zu. Am 8. März 1870 erhob sich im Norddeutschen Reichstage der edle Graf Renard und fragte die Regierung: Wie steht's? (nämlich mit dem Freigeben der Actiengesellschaften.) Ihm antwortete Herr Delbrück: Wir sind schon dabei. — Die Gründer wurden mit dem Actiengesetz überrascht, wie bei der Weihnachtsbescheerung die Kinder, welche ihren Eltern einen Wunschzettel eingereicht haben.

Zu den Gestirn, welche die Zeit sofort begriffen und sie gründlich, oder eigentlich „gründerlich“ auszubeuten verstanden, gehört in erster Reihe — Hermann Gebet. Er steht ebenbürtig neben Heinrich Quistorp und J. A. W. Carstenn, und etwas hinter ihm steht — Herr Paul Munk.

Hermann Gebet, ursprünglich ein grauer unscheinbarer Versicherungsmensch, verwandelte sich kurz vor der Wiedergeburt des deutschen Reiches in den farbenschillernden Falter eines Groß-Industriellen und General-Speculanten. Er ist ebenso reich an „Ideen“ wie Quistorp, nur ist er darin weit glücklicher. Während Quistorp heute, gezwungener Maßen, auf seinen Lorbeeren ruht, begtückt Gebet noch immer das dankbare Berlin mit seinen Schöpfungen.

Hermann Gebet begann damit, daß er die verlassene Caserne des Kaiser-Franz-Regiments in der Commandantenstraße ankaufte, von einem gewissen — Fiscus. Fiscus ist ein alter wunderlicher Herr, der es z. B. liebt, möglichst billig zu verkaufen und möglichst theuer einzukaufen. Er verkauft oft, was er selber höchst nöthig braucht, und was er dann hinterher zehnmal theurer wieder anschaffen muß. Er hat verschiedene kostbare Grundstücke in Berlin den Gründern überlassen, worin er sich heute in großer Verlegenheit befindet. So findet er in der Stadt selber keinen Platz mehr für das neue Criminal-Gerichtsgebäude und muß es — sehr bequem für das Publicum — draußen nach Moabit verlegen.

Also Gebet kaufte von Fiscus, mit dem er öfter Geschäfte macht, die alte Franz-Caserne, die inzwischen das Ansehen einer Räuberhöhle angenommen hatte, und schuf daraus das sogenannte Industriegebäude, welches an dreißig Läden und zahlreiche Comptoirs und andere Geschäftslocalitäten enthält. Dazu erstand er noch, zum Theil in Verbindung mit Herrn Eduard Stahlschmidt, eine Anzahl benachbarter Grundstücke, legte sie nieder und erbante die heutige Beuth-Straße, die in der Hauptsache gleichfalls aus lauter Läden und allerhand Geschäftsräumen besteht.

Im Februar 1870 schloß Hermann Gebet mit Bauquier Ferdinand Jaques, Commerzienrath Hermann Egells, Geh. Commerzienrath Moritz Plaut, Bauquier Hermann Rauff und Justizrath Dr. Franz Hinschius — später sämmtlich hervorragende Gründer — eine „Societät“, die „sobald als möglich in eine Actiengesellschaft umgewandelt“ werden sollte. Nachdem das Actiengesetz Hals über Kopf fabricirt war, entstand noch während des Krieges, im September 1870, die „Berliner Central-Straßen-Actien-Gesellschaft“, welche jene Grundstücke erworben hatte. Herr Gebet profitirte als Verkäufer eine Summe, die er in übergroßer Bescheidenheit gelegentlich mit circa 250,000 Thalern bezeichnen ließ, und ward selbstverständlich „Director“ der Gesellschaft, ließ sich auch noch zwei „Special-Directoren“ unterstellen.

Das Actiencapital, ursprünglich 1 200,000 Thaler, ward fortwährend erhöht und schließlich auf vier Millionen (!) gebracht. 1872, am 30. April, bekanntlich dem Narrentage, „creirte“ man gleichzeitig ½ Million „junger“ Actien („erste Emission“) und 1½ Million „neuer“ Actien („zweite Emission“). Zwischen der Dorotheen-, Friedrichs- und Georgenstraße ward ein „zweites Industriegebäude“ in Ausführt genommen, und zu diesem Zwecke eine Reihe von Grundstücken, darunter wieder fünf vom Director Gebet (!), zu mehr als hohen Preisen angekauft. Ohne diese Nachgründung hätten die Actionäre vielleicht nur die Hälfte verloren, während sie jetzt etwa zwei Drittel eingebüßt haben. Die Actien, im April 1872 etwa 125, stehen heute circa 35, wiewohl die der „zweiten Emission“ noch bis zum 1. Juli 1876 fünf Procent „Bonzinsen“, also aus dem eigenen Säckel, erhalten. Der Häusercomplex II. blieb bestehen wie er war, denn inzwischen ging der Gründungsschwindel zu Ende, und damit ging auch die Bankniet aus. Die Grundstücke sind „bestens“ vermiethet, rentiren sich indeß selbstverständlich nicht. Ganz kürzlich aber hatte Herr Gebet eine neue geniale Idee. Er etablirte zwischen diesen Häusern den — Stadtpark, und pflanzte, statt der Bäume und Sträucher, hier 72,000 (!!) Gasflammen an. Wir kommen auf dieses Meerwunder, das die Presse mit einstimmigem Hosianna! begrüßte, noch zurück. Wir verlassen einstweilen Herrn Gebet und wenden uns zu Herrn Munk.

Herr Paul Munk stammt, wie so viele seiner Glaubensgenossen, die hier ihr Glück machten, aus dem Posenschen. Seit 1866 ist fast das halbe Großherzogthum Posen nach Berlin eingewandert, ist die Zahl der hiesigen Juden von 20,000 bis nahezu 50,000 gestiegen. Die Kinder Israel vermehren sich in Berlin ebenso heftig wie einst in Aegypten, und es sind durchgehends wohlhabende und reiche Leute; wirklich arme Juden kommen hier nicht vor. Das Klima von Berlin, wiewohl es ihm sehr an Ozon mangelt, bekommt den Nachkommen Abraham's anscheinend, und wenn man ihren 1800jährigen Schmerz stillen und sie heute in das Land zurückführen wollte, darinnen Milch und Honig fließt — sie würden sich schönstens bedanken.

Als Herr Paul Munk vor etwa acht Jahren in Berlin einzog, sollen, wie die Fama behauptet, fünf Thaler für ihn eine unerschwingliche Summe gewesen sein: — heute bewohnt er die Beletage des Eckhauses am Pariser Platze. Er wohnt hier zusammen mit zwei Herzogen; der Herzog von Sagan wohnt neben ihm, und der Herzog von Ujest über ihm. Er wohnt bei seinem Freunde Pincus zur Miethe, besitzt aber selber

Digitized by Google

mehrere Häuser in „feinster" Stadtgegend und mehrere Villen vor den Thoren. Er ist sicher ein doppelter Millionär.

Herr Munk, ein Mann von gewandtem einnehmendem Wesen, ward zuerst viel in den Bureaux der Intendanturen, Ministerien und anderer Behörden gesehen, wo er stets etwas zu kaufen oder zu verkaufen wünschte. Dann wurde er „Director" der am Kreuzberge belegenen Villencolonie „Wilhelmshöhe", die aber damals noch keinen rechten Anklang fand. Herr Munk hat die neuen Villen lange wie saueres Bier aus. Doch später begann sein Stern zu leuchten.

Unmittelbar, nachdem Herr Gebet die „Centralstrassen-Societät" gebildet hatte, gründete Herr Munk, im März 1870, den „Actienbauverein Passage". Die „Passage", in vieler Hinsicht ein Seitenstück zur „Centralstraße", ist eine glasbedachte Verbindung zwischen den Linden und der Behren- und zugleich Friedrichstraße, erfüllt mit Läden, Restaurationen, Concert- und anderen Sälen. Herrn Munk's Verbündete waren: die Banquiers Meyer Cohn, Aron Hirsch Heymann, Salomon Gotthold Heymann, Maximilian Heymann, die Kaufleute Fr. Wilh. Beskow, Ernst Theodor Beskow, Hermann Reimann, Fabrikbesitzer Karl Egell's, Rentier Georg Beer, Commerzienrath Gustav Stobwasser, Kammerherr Louis von Prillwitz. Auch hier wurden die nöthigen Grundstücke zu enormen Preisen erworben, und die Gründer machten einen unverhältnißmäßig großen Gewinn. Erster Director ward wieder der eigentliche Attentäter, Paul Munk, bis ihn, noch vor Vollendung des Baues, Herr Stobwasser ablöste.

1873, am 22. März, am Geburtstage des Kaisers, ward die „Passage" eröffnet und dem Monarchen zu Ehren „Kaiser-Galerie" genannt. Zwei Tage vorher erschien auf Einladung des „Aufsichtsrathes" der ganze Hof. Kammerherr von Prillwitz machte die Honneurs. Die Gründer und ihre Damen wurden dem Kaiser, der Kaiserin, den Prinzen und Prinzessinnen vorgestellt. Visse concertirte; es folgte das Souper und ein Ball. Auch die Vertreter der Presse erhielten einen kalten Imbiß. Jeder der 8 oder 9 „Aufsichtsräthe" hatte zu dem Feste 800 Thaler beigesteuert. Das ist eben das Empörende, daß die Gründer — und nicht blos hier — es wagten, sich an die ersten Personen des Reichs zu drängen, um so ihre unlauteren Zwecke zu verhüllen oder gar noch zu glorificiren. Hätten der Kaiser, die Kaiserin und die Prinzen nur eine Ahnung gehabt von dem schwindelhaften Charakter dieser Gründung: sie würden selbstverständlich nie einen Fuß hierher gesetzt, jenen Leuten nie einen Blick geschenkt haben.

Wie „Centralstraße", so hatte auch „Passage" eine noch blutigere Nachgründung im Gefolge. Die Gründer hatten privatim, zu ganz anderem Zwecke, „Meinhardt's Hôtel", Unter den Linden 32, angekauft und es, weit über den Werth, mit 500,000 Thalern bezahlt. Als die Conjunctur zurückschlug, wußten sie nicht mehr, was sie damit anfangen sollten, faßten sich aber schnell und hasteten das Grundstück der „Passage"-Gesellschaft auf, der sie es mit einem kleinen Aufgelde von etwa 137,000 Thalern in Rechnung stellten. Dieses Taschenspielerstückchen kam in der nächsten Generalversammlung zur Sprache; etliche wirkliche Actionäre erlaubten sich zu murren, aber sie wurden kurz und bündig zur Ruhe verwiesen, d. h. von den „Strohmännern", welche die Gründer engagirt hatten, überstimmt. Der Ankauf von „Meinhardt's Hôtel" ward mit imposanter Majorität genehmigt.

Noch vor Vollendung des Baues, noch vor dem „Krach" wurden jene Dinge ruchbar, und auf der „Passage" ruhte von vorne herein ein Fluch. Nur mit Noth gelang es, die Läden allmählich zu vermiethen, nachdem man die zuerst in Aussicht genommenen Miethen bedeutend herabgesetzt hatte. Die Cowerte verrunglückten; die Festsäle blieben leer; die großen Restaurants in den oberen Etagen fanden bald keinen Pächter mehr, und die durch alle Stockwerke gehenden „Bankloca[illegible]täten" in der Behrenstraße konnten überhaupt nicht vermiethet werden. Man verwandelte diese Räume in ein Hôtel von 60 Zimmern, aber man suchte vergebens nach einem Pächter. Auch für „Meinhardt's Hôtel" fand sich Niemand, der den verlangten Pachtzins von 28,000 Thalern zahlen wollte, und so sah die Gesellschaft sich genöthigt, die Bewirthschaftung selber zu übernehmen, wobei sie indeß keine Seide spinnt. Noch der Bilanz von 1874 beträgt der „Saldo-Ertrag" von „Meinhardt's Hôtel" noch nicht 1 Procent des Anlagecapitals.

In dem kostbaren Säulensaale der „Kaiser-Galerie" nahmen am 22. April dieses Jahres die Actionäre die magere Bilanz und den trostlosen Geschäftsbericht entgegen. Die große Restauration in der zweiten Etage ist nach dem Erdgeschoß verlegt, da sich aber auch hier kein Pächter fand, übernahm die Bewirthschaftung ein Consortium, bei welchem sich die Passage-Gesellschaft zu Dreiviertel betheiligen mußte. Wenn wir die unklare Bilanz und die ebenso unklaren Notizen der Zeitungen recht verstehen, hat die Gesellschaft bei dieser Betheiligung pro 1873 — 18,750 Thaler, pro 1874 — 25,000 Thaler zugesetzt, auch von den früheren Pächtern das Inventarium und ein großes Weinlager übernehmen müssen. Von anderer Seite wird wieder behauptet, das Weinlager sei eigentlich eine Privatangelegenheit gewisser Herren Aufsichtsräthe, und diese hätten sich inzwischen auch bereit finden lassen, es der Gesellschaft abzunehmen. — Genug, der Bericht verstimmte tief, und die zahlreiche Versammlung, welcher Herr Commerzienrath Stobwasser präsidirte, zeigte sich sehr ungeberdig.

Da erhob sich am grünen Tische einer der Würdenträger und erklärte mit edlem Freimuthe, daß die Opponenten sich dem Aufsichtsrathe gegenüber in einer Minderheit wie 1 zu 6 befänden, also sich doch nicht unnütz echauffiren möchten. Der gute Rath wirkte, und die Gemüther beruhigten sich. Zum ersten Male sollte eine Dividende vertheilt werden; dafür betrug sie aber auch — ½ Procent. Es ereignete sich hier der ungeheuerliche Fall, daß die Actionäre die Dividende zurückwiesen und das halbe Procent zu Abschreibungen, die auch der „Passage" außerordentlich wohl thun würden, verwendet wissen wollten. Aber sie drangen nicht durch, denn das Statut dieser Gesellschaft überläßt in weiser Voraussicht die Bestimmung und Vertheilung der Dividende dem Aufsichtsrathe allein. Die Generalversammlung hat nicht mitzureden, und so empfängt denn jede Actie genau 15 Silbergroschen. Einst wurde das Papier mit circa 140 bezahlt; heute notirt es die Börse mit circa 20. Das Actiencapital beträgt 2 Millionen Thaler, wozu noch 1,366,000 Thaler Hypotheken und Obligationen kommen — 221,000 Thaler Prioritäten waren nicht mehr unterzubringen. Gegen „Passage" gehalten, ist selbst „Centralstraße" eine höchst solide Gründung.

Wenn wir durch die Passage gehen, sehen wir sie stets von Menschen angefüllt, aber nur selten erblicken wir in den zahlreichen Läden einen Käufer. Zu meistens Zuspruch hat noch Castan's „Panoptikum", ein sehr mäßiges Wachsfigurencabinet, wo am Schaufenster stets der Räuber oder Mörder steht, der Berlin gerade mit seinem Ruhme erfüllt. In der „Kaiser-Galerie" versammelte sich im vorigen Herbste die Winkelbörse, die früher ein paar Häuser weiter, an der Conditorei von Kranzler tagte, bis sie von der Polizei vertrieben wurde.

In derselben Passage liegen wir am Schwarzen Brett, daß die großen Festsäle, die großen Restaurants in der oberen Etage und das Hôtel von sechszig Zimmern in der Behrenstraße noch immer zu vermiethen sind. Auch das Restaurant im Erdgeschosse hat noch keinen ständigen Pächter gefunden, sondern ist einem Kellner überlassen, der das Wagniß jedesmal nur auf vier Wochen übernimmt. Die großen kostbaren Räume in den oberen Stockwerken stehen sämmtlich leer, und des Nachts gehen hier die gemordeten Actionäre um und ringen wimmernd die Hände.

Der Leser würde irren, wenn er „Passage" etwa für das Non plus ultra einer Gründung hielt. „Passage" ist allerdings böse, aber noch weit böser ist der zwei Jahre später geborene Actien-Bauverein „Unter den Linden", und beide Kinder haben zum Vater denselben Herrn Paul Munk. „Lindenbauverein" wurde an der Börse wie im Publicum ein „geflügelts Wort" und „Lindenbauverein" wurde der Refrain vieler Theater-Couplets.

Parallel mit der Passage, und nur zwei Häuser weiter, sollte eine neue Verbindung zwischen den Linden und der Behrenstraße durchbrochen, und diesmal eine wirkliche Straße angelegt werden, eine „Prachtstraße", wieder Laden an Laden, dazu mit einem Theater und einem „Riesenhôtel". Die Gründer resp. ersten Zeichner waren außer Paul Munk: Banquier Emil Heymann, Rentier Georg Beer, Kaufmann Gustav Martwald, Banquier Edmund Helfft, Commerzienrath und Aeltester der Kaufmannschaft Wilhelm Herz, Consul Friedrich Schillow und Seine Excellenz, der Staatsminister a. D. Gustav von Bonin,

Digitized by Google

Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstags.

Diese acht Herren constituirten sich unter dem Vorsitze der Excellenz von Bonin als „Lindenbau-Verein“ und kauften sieben Grundstücke an, resp. genehmigten sie den Ankauf. Vier der Grundstücke wurden angekauft von Paul Munk, der sie erst kurz vorher erworben hatte. Die Häuser Behrenstraße 57 und 56 überließ Munk der Gesellschaft mit einem Aufgelde von je 150,000 Thalern, zusammen also — — 300,000 Thalern, die Häuser unter den Linden 17 und 18 mit einem Aufgelde von 1,150,000 Thalern. Unter den Linden 17 und 18 sind gewissermaßen historische Häuser. Hier hatte Strousberg der Große seine Bureaux; hier wurde seine Zeitung, die „Post“, fabricirt. Munk, der zu Strousberg in vielfachen Beziehungen stand und ein Schüler und Jünger des „Culturhelden“ genannt werden darf, hatte die beiden Grundstücke von diesem während des Krieges für 600,000 Thaler erstanden und verkaufte sie jetzt dem „Lindenbau-Vereine“ für — — 1,750,000 Thaler (!!), Munk erhielt also zusammen ein Aufgeld von — — — — 1,450,000 Thalern (!!!). Aber selbstverständlich mußte er davon seinen Verbündeten abgeben. So cedirte er später von dem Kaufgelderreste: 85,000 Thaler an Banquier Meyer Cohn, 85,000 Thaler an Banquier Aron Hirsch Heymann, 85,000 Thaler an Kaufmann Hermann Reimann und 55,000 Thaler an Commerzienrath Hermann Egells — bis auf Letzteren, lauter alte Genossen von der „Passage“ her. Diese Cessionen deuten gewisse, ziemlich durchsichtige Coulissengeheimnisse an, und ganz klar ist, daß die Gründung, so zu sagen, in der Familie vor sich ging. Meyer Cohn nämlich ist der Compagnon und Schwager von Emil Heymann. Aron Hirsch Heymann ist der Vater von Emil Heymann. Gustav Markwald ist der Schwiegervater des gleich zu erwähnenden genialen Directors Schweder. Hermann Reimann ist, wie wir hören, ein Verwandter von Consul Schillow ꝛc.

Die Actien im Betrage von 2,400,000 Thalern, wurden ohne Prospect, durch die „Preußische Boden-Credit-Actienbank“ an der Börse „eingeführt“ und durch die geschickten Hände der Herren Richard Schweder und Wilhelm Paradies glücklich abgesetzt. Von den Vorgängen zwischen Munk und Genossen, von der kolossalen Gründerbeute hatte Niemand eine Ahnung, weder im Publicum noch an der Börse. Selbst Börsenleute selbst gewiegte Makler und Banquiers hielten das Papier für gut und nahmen es in Posten (großen Summen) auf. Schweder kannte kein Erbarmen; er „betheiligte“ mit den Actien Juden wie Christen, die besten Freunde und die eigenen Verwandten. Wir haben selber einen Theim über ihn jammern hören. — Für den Vertrieb der Actien berechnete die Preußische Boden-Credit-Actienbank sich die Kleinigkeit von 400,000 Thalern.

In den Zeitungen ließen die Gründer verbreiten, wie sehr das Project „an Allerhöchster Stelle interessire“, wie erbaut davon die Staats- und städtischen Behörden seien, während sich hinterher herausstellte, daß die Behörden sich gegen den Durchbruch, als eine unnütze und unschöne Unterbrechung der Linden, erklärt hatten. Fortwährend wurde auf den Einfluß des Herrn von Bonin „bei Hofe“ hingewiesen, einen Einfluß der nicht im Mindesten bestand. Nur bei dem Kronprinzen fand Herr von Bonin zuweilen Zutritt. Nach dem Kronprinzen wurde die neue „Prachtstraße“, die nie gebaut werden sollte, sondern nur auf den zahlreichen eleganten Zeichnungen des Hofbauraths Klingenberg existirt, bereits Friedrich Wilhelm-Straße genannt, und unter diesem Namen auch die Actien dem Publicum empfohlen. Die „National-Zeitung“ und die „Börsen-Zeitung“ meldeten im redactionellen Theile übereinstimmend: Der Bauverein „Unter den Linden“ hat mehrere Parcellen sehr vortheilhaft verkauft. Für ein Eckgrundstück sind 9000 Thaler pro Quadratruthe bezahlt worden. — Dieser Preis würde nur den Selbstkosten entsprochen haben, aber thatsächlich ist nie ein Fuß breit verkauft worden.

Die öffentliche Straße wurde nicht genehmigt, und der Aufsichtsrath beschloß, eine Privatstraße zu bauen. Aber da kam der Krach, und man ließ die Häuser stehen. Die zum 1. April 1873 sämmtlich gekündigten Geschäfts- und Wohnungsräume blieben zum Theil lange leer und sind erst im letzten Jahre wieder vollständig vermiethet worden, natürlich zu sehr herabgesetzten Preisen. Die Strousberg'schen Häuser Unter den Linden 17 und 18, welche den Actionären $1^3/_8$ Millionen Thaler (!) kosten, sind eigentlich blos Baustellen, alte Ruinen, die im Sommer 1873 einzustürzen drohten und im Keller gestützt werden mußten. Die sieben Grundstücke stehen mit 3,462,000 Thalern (!!!) zu Buch; die Actien notiren etwa 15.

„Lindenbauverein“ war eine so mörderische Gründung, daß sie selbst den Unwillen professioneller Gründer erregte, die Börse empörte und einen Theil der Presse in Bewegung setzte. Verschiedene Localblätter geißelten Herrn Munk und Genossen und forderten sie auf, doch wenigstens einen Theil der Beute herauszugeben. Auf Antrag einer Anzahl von Actionären schritt auch die Staatsanwaltschaft ein, und die Voruntersuchung schwebte auch Monate, hatte aber nicht das geringste Resultat.

„Centralstraße“, „Passage“, „Lindenbauverein“ — um heute nur diese zu nennen: sonderbe Berlin Weltstadt. Allerdings dienen Centralstraße und Passage zur Verschönerung der Stadt, aber sind sie es wohl werth, daß darum Tausende ausgeplündert, um ihr Vermögen, ihre Sparpfennige beraubt und theilweise an den Bettelstab gebracht werden mußten? — Nein und hundertmal nein! Zum Teufel mit solchen Verschönerungen!! Centralstraße wie Passage haben eine Unzahl neue Läden geschaffen, an denen Berlin ohnedies Ueberfluß hat. In Berlin herrscht ein bedenklicher Schachergeist; jeder zehnte Mensch, gleichviel ob Mann oder Weib, ist hier Händler; in jedem Hause, selbst in den äußersten Vorstädten, giebt es einen oder mehrere Läden. Weitaus die Mehrzahl dieser Ladeninhaber, meistens Kleinhändler, arbeitet nur für die Miethe, vertheuert nur die Privatwohnungen; gut die Hälfte dieser Läden könnte ohne Schaden geschlossen werden, ja es wäre für die Bevölkerung ein Segen.

Glockengeläute im Walde.

Es war das erste Mal, daß ich die hohen Urwälder Brasiliens betrat. Nach einem mühsamen Marsche über steile abgebrochene, durch das dicke Gebüsch sich schlängelnde Wege, gelangte ich ermattet an das Ufer eines auf silberhellem Kies dahinrauschenden, krystallklaren Baches, geschmückt mit Baumfarren, Caladien, Zwergpalmen, Orchideen und andern eleganten tropischen Gewächsen, worunter einige ihre brillanten Blumen entfalteten. Ueber mir erhoben sich die riesigen Bäume des Urwaldes, mit zahlreichen Schlingpflanzen umwunden, deren glänzende Blüthen sich zuweilen mit der Krone der Bäume vereinigten und achtzig bis hundert Fuß über mir eine den Sonnenstrahlen undurchdringliche Laube bildeten. Der große prachtvolle Schmetterling, der Morpho, mit seinen ultramarinblauen Flügeln, schwebte ruhig zwischen dem Laube auf und nieder; mehrere brillante Colibris mit den lebhaftesten Farben flatterten summend um die mit zahlreichen Blumen geschmückten Orchideen. Dort saß ich stillschweigend, voll Bewunderung über das üppige tropische Bild, welches sich vor mir entfaltete. Kein Laut irgend eines der Bewohner dieser Wildniß störte die Todtenstille, die um mich herrschte, als plötzlich die Ruhe des Waldes durch einen hellen metallischen Klang unterbrochen wurde; ein zweiter Klang, ähnlich dem Schalle, der von einem Hammer, auf einen Amboß geschlagen, hervorgebracht wird, folgte bald diesem, und nun wiederholten sich diese sonderbaren Töne so rasch aufeinander, daß sie mit dem Gelüute einer Dorfkirche verwechselt werden konnten, schienen aber alsdann aus einer weiteren Entfernung herzutönen. Nicht lange dauerte mein Erstaunen, denn ich erkannte alsbald in dem sonderbaren Waldsänger den vom Prinzen von Wied in seinen Reisebeschreibungen erwähnten Glockenschläger oder Araponga der Brasilianer.

Ich sprang von dem Felsensteine, auf dem ich ruhte, auf, packte meine Flinte und stürzte, so schnell es mir der mit unzähligen Schlingpflanzen verwachsene Wald erlaubte, der Richtung des Schalles zu; allein gleich den morganischen Gewässern

Digitized by Google

wichen die Töne immer weiter und weiter vor mir zurück, und nur mit großer Mühe gelang es mir vermittelst eines Compasses, den Weg zu meiner Ruhestätte wiederzufinden.

Obwohl die Urwälder Amerikas durch allerlei Töne und Geräusche, sowohl von Vierfüßern wie von Vögeln, belebt sind, kommt dennoch eine Zeit des Tages — und diese ist die Zeit der größten Hitze — wo die Ruhe des Waldes nur durch das Rieseln der Bäche und das Rauschen des Windes gestört wird, und diese Zeit benutzen die Glockenvögel vorzugsweise, um den Wald mit ihrem wunderbaren Gelänte zu beleben. Der Eindruck, den diese metallischen Töne auf den Reisenden machen, der zum ersten Male die mächtigen Waldungen des tropischen Amerikas betritt, ist überraschend. Den nächstfolgenden Tag ertönte die Stimme des Glockenvogels schon bei Tagesanbruch in der Nähe unseres Lagers. Bald darauf erscholl ein ähnlicher, aber schwächerer Ton in einer größeren Entfernung. Wie ich später erfuhr und auch selbst constatirte, ist dieser Schall der Lockton des Männchens. Das Weibchen antwortet, indem es sich von Raum zu Raum allmählich dem Männchen nähert; sein Schall ist aber schwächer, sodaß die Töne in einer Abstufung sich folgen, die zu der Täuschung eines von verschiedenen Glocken hervorgebrachten Geläutes Anlaß geben und in einer Entfernung von einer Stunde deutlich gehört werden können. Besonders täuschend ist dieses Geläute, wenn mehrere Paare locken, oder auch die Umgebung Veranlassung zu einem Echo giebt. Man glaubt alsdann das Geläute mehrerer Dorfglocken in verschiedenen Richtungen zugleich zu hören. Schlägt aber das Männchen allein, so ist der Schall, wie oben gesagt, dem, den ein Hammer, auf den Ambos geschlagen, hervorbringt, viel ähnlicher. Trotz aller Anstrengung gelang es mir dennoch diesmal nicht, einen dieser sonderbaren Vögel auf Schußweite zu bekommen, ja nur zu sehen. Mich der Märchen meiner Kinderjahre erinnernd, kam es mir zuweilen vor, als hätte ich mit einem jener phantastischen und unsichtbaren Wesen zu thun, die den Wanderer durch ihren Gesang zu verlocken suchen, um ihn in irgend eine Falle zu führen. So ganz unrichtig war dieses Phantasiebild nicht, denn ohne meinen Compaß wäre es mir öfters nicht gelungen, meinen Weg in diesen Urwaldnissen wiederzufinden. Meine Sehnsucht, eines dieser geheimnißvollen Virtuosen habhaft zu werden, wurde immer größer. Ich that alles Mögliche, um einem auf die Spur zu kommen.

Von den Einwohnern hörte ich, daß der Araponga vorzugsweise die süßen Beeren der Bäume zu seiner Nahrung aufsuche. Diesen Wink benutzte ich nun, indem ich solche Bäume im Walde aufspürte. Eines Tages bemerkte ich zahlreiche dunkelrothe Beeren am Fuße eines hohen Baumes liegen; ob es die Beeren des vor mir stehenden Baumes oder die Früchte der um denselben gewundenen Schlingpflanze waren, konnte ich nicht ermitteln; kurz, als die Sonne über dem Horizonte eben aufstieg, gelangte ich, mit meiner Flinte bereit, an die betreffende Stelle.

Kaum dort angekommen, erscholl auch in der Ferne der Klang des Glockenvogels, der sich allmählich zu nähern schien, und keine Viertelstunde verging, so hörte ich einen hellen, grellen, jedoch mit metallischem Nachklang begleiteten Schall, der direct über mir ertönte, und wirklich war es der Araponga, der auf dem höchsten Gipfel des Baumes saß. Obschon in einer senkrechten Entfernung von ungefähr hundertfünfzig Fuß, erkannte ich ihn dennoch an seinem schneeweißen Gefieder und an seiner nackten, dunklen Kehle. Er hüpfte weiter und weiter herab, bis an die Stelle, wo die Früchte häufiger waren, und während er nun emsig mit dem Herunterschlucken der saftigen Beeren beschäftigt war, setzte ich an, schoß und sah nun den schon längst gewünschten Vogel todt zu meinen Füßen hinfallen. Der Vogel stimmte mit dem von Cuvier nach Buffon beschriebenen Araponga, Chasmarhynchus Procnias nudicollis, überein; er war nämlich weiß mit nackter, spangrüner Kehle, Zügel und Augenliedern, ohne merklichen Fleischlappen an der Basis des Schnabels zu haben, wie Lact von seinem Giravonga oder Giroponga berichtet. Lact war nämlich der Erste, wie Buffon mittheilt, der dieses Vogels erwähnt. Er nennt ihn aber Giravonga oder weißen Cotinga. Brehm, in seinem Thierleben, erwähnt vier verschiedene Species: den Araponga, unter der lateinischen Bezeichnung Chasmarhynchus variegatus mit tiefschwarzen Flügeln, den Hämmerling, Chasm. tricarunculatus, lebhaft kastanienbraun, auf Kopf und Hals, Vorderbrust und Nacken rein weiß, den Glöckner, Chasm. carunculatus, schneeweiß, aber mit einem hohlen, fleischigen Zipfel oben an der Schnabelwurzel, und den Schmied, Chasm. nudicollis, schneeweiß, jedoch mit nackten Zügel und Kehle, welche spangrün gefärbt sind. Letzterer Vogel stimmt ganz mit unserem Araponga. Es waltet hier also nur ein Irrthum in der Benennung ob.

Was den Glöckner (Ch. carunculatus) von Brehm anbelangt, so scheint dieser der in Columbien vorkommende Campanero zu sein, den ich später dort antraf; dagegen werden wohl die andern zwei Species, der Hämmerling und der Schmied oder Ferrero, in Guyana vorkommen. In Mexico ist uns nie von einem solchen Vogel berichtet worden, und habe ich auch dort nie einen Glockenvogel weder gehört noch gesehen. Watterton und Schomburgk, die Guyana bereist haben, erwähnen auch dieses Vogels. „Inmitten der ausgedehnten Wildniß," schildert Watterton, „gewöhnlich auf dem dünnen Wipfel eines alten Morusbaumes, und fast immer außer Schußhöhe, wird man den Glöckner bemerken. Kein Laut oder Gesang von irgend einem geflügelten Bewohner der Wälder, nicht einmal das deutlich ausgesprochene „Whip poor Will" des dortigen Ziegenmelkers kann so in Erstaunen setzen, als das Geläute des Glockenvogels. Wie so viele der besseberten Classe, bezahlt er dem Morgen und dem Abende durch Gesang seinen Zoll, aber auch wenn die Mittagssonne Stillschweigen geboten und den Mund der belebten Natur geschlossen, ruft er noch sein heiteres Gelön in den Wald hinein. Man hört das Geläute; dann tritt eine minutenlange Pause ein; hierauf folgt wieder ein Glockenschlag und wiederum eine Pause, und so wechselt es zum dritten Male ab, und hierauf beginnt er von Neuem seinen Gesang. Actäon würde seine eifrigste Jagd unterbrechen, Maria ihr Abendlied verzögern, Orpheus seinen Gesang aufgeben, um diesen Vogel zu belauschen, so reizend, so sonderbar, so romantisch ist der Klang seiner Stimme."

Schomburgk, der ihn auch öfters in den Gefilden des Amazonenflusses bemerkte, fügt dieser Beschreibung hinzu: „Aus dem nahen Walde hörte ich wunderbare Töne; es war, als schlüge man zugleich mehrere harmonisch gestimmte Glasglocken zusammen. Kein Gesang, keine Stimme irgend eines der besiederten Bewohner der Wälder Guyanas hatten mich in gleiches Erstaunen gesetzt wie die Glockentöne des Hämmerlings. Das Vögel in Guyana die Gabe der Sprache besaßen, hatte ich auf diesem Erdtheile schon erfahren, solche Töne aber waren mir noch nie vorgekommen."

Ueber die Lebensweise des Glockenvogels weiß man noch sehr wenig; selbst die Indianer können nur das berichten, was bisjetzt über ihn gesagt worden ist.

Den ersten Vogel dieser Art, den ich in der Gefangenschaft sah, traf ich vor ungefähr zwölf Jahren im Acclimatisationsgarten in Paris. Es freute mich unendlich, diesen alten Bekannten meiner Jugendjahre wieder zu sehen. Seither war der Glockenvogel wieder ein Mythus für mich geworden, als ich kürzlich bei einer Reise durch Belgien ein schönes einziges Exemplar im zoologischen Garten in Antwerpen antraf. Ich wurde sofort über den Preis einig und erwarb den Vogel für den Kölner zoologischen Garten, wo er nunmehr seine metallische Stimme jeden Tag erschallen läßt.

Die ersten Töne hörten wir kurz nach Sonnenaufgang den dritten Tag nach seiner Ankunft; sie glichen zuerst denen, die zwei zusammengeschlagene Wassergläser hervorbringen, wurden aber nur einzeln ausgestoßen. Nach einigen Tagen wurde der Vogel dreister und sein Gesang häufiger. Nach zwei bis vier einzelnen, harten und lauten Tönen, die von einer halben zu einer halben Minute vernommen wurden, erschollen acht bis zehn minder laute Töne, die rasch aufeinander folgten und alsdann gleich einem kurzen Geläute ertönten; dann trat wieder eine Pause ein, ehe die zweite Gamme wieder begann ꝛc. — Nachmittags gegen zwei Uhr singt dasselbe Geläute wieder an. Gewöhnlich aber pflegt der Vogel zu schweigen, wenn viele Besucher vor seinem Käfige sich ansammeln. Im Allgemeinen sitzt er sehr ruhig in seinem zwei Fuß breiten und anderthalb Fuß hohen Käfig. Von Zeit zu Zeit springt er von seinem Sitze herunter und sogleich wieder hinauf; sogar an seinem Futternapfe hält er sich nur einige Secunden auf. Das erste Futter, bestehend aus gekochten Kartoffeln, Weißbrod und kleingeschnittenen Feigen,

Digitized by Google

welches ihm im Antwerpener Garten gereicht wurde, schien ihm aber nicht recht zu behagen. Ich entschloß mich daher, ihn naturgemäßer zu behandeln, indem ich ihm verschiedene süße Beeren neben seinem gewöhnlichen Futter reichte, und siehe da, der Vogel wurde sofort lebhafter und munterer und sein Gesang häufiger. Dieses Futter besteht in der Sommersaison aus Kirschen, Waldbeeren, und sogar Erdbeeren, später in Wachholderbeeren und Vogelkirschen, jedoch vermischt mit Weißbrod, geschnittenen Feigen oder auch mit gehackten und trockenen

an der Theilungsröhre der beiden Bronchien zu liegen, vor diesem, am untern Ende der Luftröhre sich befindet. Im Allgemeinen sind diese Vögel von geringer oder mittlerer Größe, oft in grellem oder buntem und schönem Gefieder prangend, mit bald breitem, bald dickem und plattem Schnabel, dessen gekerbte Spitze sich hakig herabbiegt. Sie sind harmlose, einfältige Geschöpfe, welche die Einsamkeit der Wälder lieben.

Unser Vogel ist schneeweiß, von der Größe einer Drossel; der Schwanz ist kurz, flach, breit, an dem untern Ende wie ab-

Der Glockenvogel.

Nach der Natur gezeichnet von L. Beckmann.

Korinthen. Im Winter werden die zum Trocknen geeigneten Beeren aufgeweicht und mit dem täglichen Futter vermischt. Kleine Stücke von guten süßen Birnen genießt er auch sehr gern. Das sogenannte gemischte Futter mit Zusatz von Brod und Feigen frißt er ebenfalls, aber nicht mit demselben Genusse. Insecten verschmäht er gänzlich.

Der Araponga gehört zu der Familie der Seiden- oder Schmuckvögel, Ampelidae, die in Südamerika in reicher Formen- und Gefiederfülle heimathen. Sie zeichnen sich durch einen eigenthümlichen Singapparat aus, welcher, statt im Unterkehlkopfe

geschnitten. Die Backen und die Kehle sind nackt, von spangrüner Farbe, letztere ausdehnbar. Der Scheitel ist mit kurzen feinen weißen Federn bis an den Schnabel besetzt; der fleischige Zipfel auf der Basis des Schnabels fehlt gänzlich; die Füße sind etwas heller, als die Kehle. Bei Anfang der Mauser, gegen Mitte October, wurde der Vogel ruhiger und stellte seinen Gesang ein. Nach vollendeter Mauser wurde er wieder lebendiger, allein außer einigen abgebrochenen Tönen, dem Schalle zweier zerbrockener zusammengeschlagener Gläser ähnlich, hat er keinen eigentlichen metallischen Ton vernehmen lassen. Wahrscheinlich

Digitized by Google

wird sein Gesang vor dem Frühjahre nicht wieder beginnen. Nach unseren Erfahrungen schlägt der Araponga während fünf bis sechs Monaten, vom 15. April bis zu Anfang oder Mitte October.

Wie wir vernehmen, sind in der letzten Zeit mehrere Glockenvögel von derselben Species, aus Brasilien stammend, lebend in Europa angekommen, und zwar über Bordeaux. Außer dem unsrigen ist der zoologische Garten in London, sowie der Berliner Garten in den Besitz einiger Exemplare gekommen. Es wäre wünschenswerth, wenn die Einfuhr dieses interessanten Vogels nicht bei diesen wenigen Exemplaren stehen bliebe, und noch wünschenswerther wäre es in wissenschaftlicher Hinsicht, wenn die anderen bereits beschriebenen Species ebenfalls lebend eingeführt werden könnten, denn nicht nur fehlen die nöthigen Anhaltspunkte zu sicherer Bestimmung der verschiedenen Arten, die vergleichende Anatomie hat zur Zeit auch nur bescheidene Notizen über das Genus der Glockenvögel.

A. Funk, Director des zoologischen Gartens zu Köln.

Die Bettlerin mit dem Schleier.

Ein Bild aus der Residenz.

(Schluß.)

„Schnell ergriff Frau von Saremba das Licht, als sie uns bemerkte, und verlöschte dasselbe,“ fuhr Persin in seiner Erzählung fort. „Einen Augenblick umgab uns tiefe Dunkelheit, da ich die Klappen meiner Laterne geschlossen hatte, in der Absicht, meine alte Freundin im Dunkeln zu überraschen. Bald jedoch erleuchtete das blendende Licht das Zimmer und fiel auf die Dame, welche mittlerweile sich tief zusammengeduckt und dadurch die Gestalt meiner alten Freundin angenommen hatte. Ihr Gesicht war schneebleich, und angstvoll ruhte ihr Blick auf uns. Jetzt bemerkte ich auch, daß auf ihrem Haupte eine weiße Lockenperrücke ruhte. Auf dem Tische lag der Augenschirm und der schwarze Schleier, auf dem Bette der seidene Mantel und ein elegantes Tuch.

Ich muß gestehen, daß ich im ersten Augenblicke vollständig unfähig war, das zu erfassen, was sich meinem Blicke darbot. Mein Auge wendete sich instinctiv auf Else, und es war ein beinahe fröhliches Jauchzen, welches meinen Lippen sich entrang, als ich in ihren holden Zügen einen Ausdruck bemerkte, der mich völlig von ihrer Schuldlosigkeit überzeugte. Ich merkte wohl, daß man mit mir eine Komödie gespielt hatte, und — verzeih' mir Gott! — für einen Augenblick hatte ich Else für die Mitschuldige gehalten. Aber nur für einen Augenblick: die reinen Züge der Geliebten konnten nicht lügen.

Ein peinliches Stillschweigen herrschte. Frau von Saremba fand zuerst den Muth, es zu brechen.‘

‚Herr von Persin — es scheint — es ist ein Mißverständniß — meine eigenthümliche Lage —‘

Sie sagte das abgebrochen und verlegen erröthend. Mein strenger, vorwurfsvoll fragender Blick unterbrach sie. Sie beugte ihr Haupt und faltete in demüthiger Geberde die Hände über ihre Brust. Mir war noch immer der Zweck dieses Doppelspiels unklar. Hätte meine Liebe zu Else mich nicht zurückgehalten, so würde ich vielleicht das Zimmer wortlos verlassen haben. Aber das junge Mädchen hielt zitternd meinen Arm fest, und ihr bekümmerter und erstaunter Blick irrte unablässig zwischen der Mutter, die ihm scheu auszuweichen suchte, und mir.

Plötzlich trat Frau von Saremba, indem sie hastig die falschen Locken abwarf, auf mich zu. Sie streckte mir beide Hände entgegen.

‚Lassen Sie uns dieser unerquicklichen Situation ein Ende machen!‘ sagte sie ernst und bittend. ‚Ich will Ihnen Aufklärung geben, und dann — mögen Sie von mir denken, was Sie wollen.‘

Sie warf bei diesen Worten stolz ihr Haupt zurück, wie sie es gewöhnlich zu thun pflegte, wenn sie ihrer Rede einen gewissen Nachdruck geben wollte. Es lag aber etwas in dieser Geberde, was stark an die ehemalige Schauspielerin gemahnte.

‚Wie kommst aber Du hierher, Else?‘ wendete sie sich dann an ihre Tochter. ‚Zu dieser Abendstunde, und in der Begleitung eines jungen Herrn? Hab' ich Dich dazu erzogen? — Wo trafst Du Herrn von Persin?‘

Sie sagte das in streng tadelndem Tone. Else, die der ganzen Scene mit stummem Schrecken zugesehen hatte, warf sich schluchzend und ohne Worte der Mutter in die Arme.

Wie hold und lieb sie war in ihrer süßen Verlegenheit! Einen scheuen, bangen Blick warf sie dabei auf mich: Wenn ihr kaum gewonnenes Glück sie jäh wieder verlassen sollte! —

‚Ja,‘ sagte ich, diesen Blick mit Innigkeit erwiedernd, ‚ich habe Else gesagt, daß ich sie liebe, daß ich sie mein Eigen nennen möchte für immer —‘

Frau von Saremba richtete auf uns Beide einen heißen, glänzenden Blick innigster Befriedigung.

‚Das ist ein großes Glück für Else und auch für — mich,‘ sagte sie dann ernst und leise, indem sie die Hände wie segnend auf das Haupt ihres Kindes legte. ‚Ich habe das erhofft, frei will ich's eingestehen, denn ich habe Sie herzlich liebgewonnen, Herr von Persin. Aber,‘ unterbrach sie sich, einen scheuen Blick auf ihre Umgebung werfend, ‚in meinem Glücke hab' ich vergessen, daß Sie — nach dem Vorhergegangenen — jedem meiner Worte eine andere, von mir nicht beabsichtigte Bedeutung unterlegen werden. Ich will mich zu rechtfertigen versuchen. Kommen Sie fort von hier!‘ sie ergriff heftig meinen Arm; ‚kommen Sie heim! Und Du auch, Else! Es war nur ein Traum, ein wüster, wahnwitziger, und nun ist alles Leid zu Ende — Glück und Friede werden einziehen in Euch und auch in mein Herz vielleicht —‘

Sie erbleichte und wankte. Schnell sprang ich herbei, um sie vor dem Hinsinken zu bewahren. Sanft geleitete ich sie zum Bette. Doch sie raffte sich auf, noch ehe sie das elende Lager berührte. Ihre Augen rollten; ihre Wange glühte.

‚Fort — fort von hier!‘ rief sie athemlos. ‚Bin ich eine Bettlerin? Bin ich nicht Frau von Saremba? Nicht die gefeierte Biedefeld? — Schauspielerin!‘ unterbrach sie sich mit wegwerfender Geberde. ‚Eine Königin bin ich — Elisabeth, die jungfräuliche, und meine Else — ha, ha, ha! — soll reich und mächtig werden. Irdischer Glanz soll Dich umgeben, meine holde, geliebte, einzige Else. Für Dich bettelte ich — für Dich that ich Alles — nun aber ist alles Leid vorbei.‘

Sie ergriff Else und mich bei den Händen und zog uns zur Thür hinaus. Ich mußte die beiden Frauen stützen, denn kraftlos schwankten sie hin und her.

Glücklich traf es sich, daß an dem nahen Haltepunkte noch eine Droschke stand. Auf dem Heimwege sprach Frau von Saremba nicht zu uns, nur rang sie die Hände, wie in Verzweiflung, und unverständliche Ausrufe drängten sich auf ihre Lippen.

Als wir endlich im traulichen und hellerleuchteten Wohnzimmer saßen, athmete sie tief und beruhigter auf. Sie sah uns mit einem unbeschreiblich glücklichen Lächeln an. ‚Ist's denn wirklich wahr, meine Kinder?‘ sagte sie leise. ‚Soll mein stolzer Traum in Erfüllung gehen? Du wirst Baronin von Persin — eine vornehme, reiche Dame?‘ Sie ergriff schnell meine Hand und führte sie, ehe ich es verhindern konnte, an ihre Lippen.

‚O, ich danke Ihnen, Sie guter, edler Mann,‘ rief sie dabei innig. ‚Gott wird Ihnen reichen Lohn geben in Else, die rein ist wie ein Engel.‘ Sie starrte eine Weile schweigend vor sich hin. ‚Wo sahen wir uns zum ersten Male?‘ fuhr sie dann, fast wild, aus ihrem Dahinbrüten empor. ‚Wer's nicht in einem stolzen Königsschloß, mit Lichterglanz und Blumenpracht? Ha, ich weiß es jetzt — ein Maskenball war's, und als Bettlerin hatte ich mich verkleidet. Als Bettlerin!‘ — Und ich führte meine Rolle täuschend durch — war ich doch Schauspielerin! — Ich krümmte den Rücken und hing mir falsche Locken um und belegte das Gesicht mit grauer und weißer Schminke und setzte einen Augenschirm auf, und darüber hing ein Schleier. Ha, ha, ha! Die Bettlerin mit dem Schleier! Ist das nicht komisch? Und

Digitized by Google

ich flehte das Mitleid der Lustwandelnden an, und Niemand erkannte mich, war ich doch so gut verpuppt, und sie gaben reichlich, übermuthet reichlich. Nun, es waren eben Gäste des Königs, vornehm, von hohem Rang und doch auch der Bettlerin ebenbürtig. — Ich that's ja nur für mein Kind, für Else — sie sollte glänzen, wie es doch ihrem Namen zukommt. Ach, wenn das mein heißgeliebter Gatte wüßte, der mir durch einen frühen Tod geraubt wurde!'

Sie schwieg — ihr Geist schien sich in der Erinnerung vergangenen Glückes zu verlieren, und erst nach längerem dumpfen Hinbrüten fuhr sie eintönig fort:

‚Else war unser ganzes Glück, obwohl ihre Geburt mich der Stimme beraubte, die einst die Welt bezaubert und die Verse unserer Dichterheroen vor der lauschenden Menge gesprochen. Aber ich klagte nicht, hatte ich doch mein Kind, meinen Gatten! Wir Drei bildeten eine heißglühende, lieberfüllte Welt in dieser kalten, herzlosen. Was war uns auch diese Welt! Schwöbe hatte die stolze Familie dem Geliebten den Rücken gekehrt, der es gewagt, dem Zuge seines Herzens zu folgen. Einen Brotamen zur Existenz warfen sie ihm zu, damit nicht ihr tönender Name auf den Theaterzetteln prangte. Diejenigen, welche der gottbegnadeten Künstlerin einst begeistert zugejauchzt hatten, hielten sie jetzt für unwerth der Aufnahme in ihre Familie. Und doch, denk' ich, hat die Allmacht dem wahren Kunstjünger ein sichtbareres Zeichen Höchsten Adels auf die Stirn gedrückt, als jener hochmüthige Geburtsadel aus seinen vergilbten Documenten herauszulesen vermag. Und zuletzt, trug ich meinen Kopf nicht ebenso stolz, wie die anderen Saremba's? Suchte ich meine Empfangszimmer nicht mit gleich vornehmer Gesellschaft anzufüllen, wie sie? Bemühte ich mich nicht nach Kräften, meine bürgerliche Abkunft vergessen zu machen, sie selbst zu vergessen? Aber ich blieb einmal die Ausgestoßene, und kein Mittel wollte sich finden lassen, diesen Fluch von mir zu nehmen.' Wieder unterbrach sie sich, Athem schöpfend und mit leblosem Blick in's Leere starrend.

‚Mein Gatte, mein heißgeliebter Egon, stimmte mir nicht bei,' fuhr sie dann fort, ‚ihm galt Namens- und Standespomp wenig; er suchte sein Glück anderswo. Aber ich, die ich so oft mit Glück Königinnen, Fürstinnen und Edelfrauen dargestellt hatte in jener Welt des Scheines, ich sollte nicht vermögen in dieser wirklichen die vornehme Frau zu repräsentiren? Ich war ehrgeizig und beneidete diese Leute um einen Vorzug, den mir ein ungütiges Geschick versagt hatte. Wie leicht wog mir dagegen die Gnade der Vorsehung, die mich zum begabten Dolmetsch ihrer liebsten Kinder gemacht! — Das erwiderte ich auch Egon, der mich wiederholt auf meinen Werth hingewiesen hatte.

Egon wurde durch das Geschick jäh aus unserem innigen Dreiverein gerissen. — Ich blieb zurück mit meinem Kinde, dem ich von nun an meine ganze Liebe weihte. Mit des Gatten Tod verlor ich den größten Theil meiner Einkünfte, denn die stolze Familie hielt die Schauspielerin mit einer geringen Rente für genügend bedacht, vielleicht hatte sie auch erfahren, daß meine Kraft gebrochen, daß man nicht mehr fürchten durfte, den glänzenden Namen an den Ecken bloßgestellt zu sehen.

Ich sollte entbehren lernen, ich, welche die sorgende Hand des Gatten in ein Leben voll Glanz und Luxus eingewiegt hatte? Ich sollte meinem Kinde, welches allgemach zur herrlichen Jungfrau heranblühte, ich sollte ihr ein Leben voll Mangel bieten? Ich sollte nicht mehr meinem Stande gemäß leben? Das zu ertragen ging über meine Kräfte. Ich wendete mich an die Familie meines Gatten, erinnerte sie daran, daß sie es doch meinem Namen schuldig wäre, für meine anständige Existenz Sorge zu tragen. Man erwiderte mir, es hindere mich nichts daran, diesen Namen, den ich mir doch nur erschlichen, abzulegen; für meine Stellung in der Gesellschaft sei ich genügend versorgt. Höre man Mißliebiges über mich, so werde man seine Rechte zu wahren wissen.

Tief gekränkt wendete ich den Unwürdigen den Rücken. Sie sollten über mich nicht zu klagen haben. Nach außen hin wurde der gewohnte Glanz fortgeführt. Nach und nach mußten Stücke meines werthvollen Schmuckes in's Leihhaus, dann zum Verkäufer wandern. So ließ sich Manches ausführen. Die Wittwe durfte eingezogener leben. Nur ein ausgewählter kleiner Kreis umgab mich und mein holdes Kind.

Doch in Stunden des Nachdenkens — welchen Jammer brachten sie mir! — bebte ich angstvoll der Zeit entgegen, wenn das letzte Schmuckstück — — Ich sann auf einen rettenden Ausweg, aber jeder mußte verworfen werden, meiner gesellschaftlichen Stellung, Else's wegen, für die ich mir ein stolzes Glück unablässig erträumte. Durfte ihre Mutter ein Gewerbe betreiben? Durfte sie dramatischen Unterricht ertheilen, Handarbeiten machen, um ihr Leben zu fristen? Würden wir nicht aus der Gesellschaft ausgestoßen werden?

Da fiel mir durch einen seltsamen Zufall eines Tages ein Zeitungsbericht in die Hände, nach welchem eine Frau in einem Theile einer großen Stadt die Bettlerin, in einem andern die elegante Dame vorgestellt hatte. Es war ihr gelungen, milde Gaben in so reichem Maße zu erwerben, daß sie dadurch einen gewissen Luxus bestreiten konnte. Diese eigenthümliche Idee wollte mir nicht aus dem Sinne; Tag und Nacht verfolgte sie mich. Sie erschien mir abenteuerlich, aber auch verlockend und zweckdienlich: Was der einfachen Frau gelungen war, konnte der routinirten Schauspielerin nicht fehlschlagen. Bald hatte ich die Dachwohnung in der A.-straße gemiethet, falsche Locken und die nöthige Verkleidung hervorgesucht, und — die Sache gelang wider Erwarten gut. Ich konnte oft bedeutende Einnahmen freudig nachzählen. Ein kecles Spiel war's in der That, denn klug Vorsicht mußte nach allen Seiten hin walten. Else und die Welt durften nichts erfahren. Mein Kind sollte unsere Existenz für gesichert ansehen, die Welt mich für bemittelt halten. Es war eine Zeit der Lüge nach allen Seiten hin. Aber eine unsichtbare Macht beschützte mich. Die erste Gefahr drohte mir, als ich Ihnen begegnete, Baron, als Sie mich retteten — es war auf jenem Maskenballe — im Königsschlosse — im Glanze und in Lichterpracht — nicht so, Baron —?'

Sie sprang mit wild rollenden Augen von ihrem Sitze empor und packte heftig meinen Arm.

‚Bar's nicht so?' schrie sie dabei. ‚Aber wie kamen die Häscher in den Palast, um auf die Bettlerin zu fahnden? Ho, ha, ha! Und ich war doch die Königin, die im Bettlergewande steckte. Ihr seid Alle meine Gläubiger. Mit Zinsen zahle ich Euch Eure Gaben heim. Schatzmeister, werfen Sie Geld unter das Volk, forschen Sie den Getreuen meinen königlichen Dank aus — Oder war's nur ein Traum — ein Irrbild —? — Antwort!' rief sie in maßloser Erregung, ‚Antwort will ich, Vasall, denn ich bin Euer König. Antwort —!'

Sie sank ohnmächtig in die Kissen zurück.

Ergriffen von diesem seltsamen Lebensschicksale und im Herzen von innigem Bedauern und Mitleid erfüllt für dieses schmerzmüthige Frauenherz, übergab ich die Kranke der rathlos weinenden Else, rief Lisette herbei, die Kammerjungfer, und sprang die Treppe hinab, um einen im Nebenhause wohnenden, mir befreundeten Arzt zu holen. Glücklicher Weise traf ich denselben zu Hause, und ich gab ihm in fliegenden Worten einen zwar discreten, aber möglichst genauen Bericht über den Zustand der Leidenden.'

Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, ohne mir eine Antwort zu geben, und schickte sich, in der Wohnung der Frau von Saremba angekommen, zu einer eingehenden Untersuchung der Patientin an.

Die Kranke war aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht; doch vermochte sie nicht, dem Arzte einen klaren Bericht über ihr Leiden zu geben. Sie sprach das tollste Zeug durcheinander. Beruhigende Mittel brachten ihr endlich einen Halbschlummer, der ihr jedoch nur wenig Stärkung zu geben versprach.

Die arme Else war ganz trostlos. Stumm und regungslos saß sie lange mit gefalteten Händen da. Ihr banger Blick irrte zwischen der Mutter und mir umher. Ich versuchte, ihr Trost einzusprechen, obgleich auch mein Herz banger Sorge voll war. War doch die bellagenswerthe Frau die Mutter meiner Herzgeliebten! Auf meine besorgten Fragen erwiderte der Arzt, er werde fortgesetzt die Kranke einer genauen Beobachtung unterziehen, vorläufig könne er weder ein beruhigendes, noch ein besorgnißvolles Urtheil abgeben.

Am anderen Tage fand ich die Dame sehr ruhig, fast heiter. Sie sprach mit Innigkeit über Else's Glück und faßte wiederholt meine Hände, um sie in inniger Dankbarkeit zu drücken —

Digitized by Google

plötzlich brach sie von Neuem in eine Art von Raserei aus, sprach von Königssälen, glänzenden Festen, ihrem hohen Range, Polizeibienern, so daß des Arztes Miene immer bedenklicher wurde. In diesem Wechsel von Ruhe und Wuth — so muß ich's nennen — blieb der Zustand der Kranken tagelang. Else und ich verwendeten all unsere Sorgfalt auf die Pflege der Bewußtlosenwerthen, und der gute Doctor war uns ein treuer Gehülfe.

Eines Vormittages suchte er mich in meiner Wohnung auf. ‚Ich muß Ihnen die volle Wahrheit enthüllen,' sagte er, herzlich meine Hände drückend. ‚Erschrecken Sie nicht!' bevorbigte er mich, als er sah, wie ich erbleichte, ‚die Sache ist nicht so schlimm, wie sie im ersten Augenblick erscheinen mag. Es ist ja noch nicht alle Hoffnung auf eine völlige Wiederherstellung geschwunden, und außerdem müssen wir auf die Gnade der Vorsehung vertrauen. Sagen Sie das auch Ihrer Braut zum Troste. Frau von Saremba ist leider — wahnsinnig. Das ist das traurige Ergebniß meiner Beobachtungen. Die treueste Pflege reicht nicht aus, ihre Wiederherstellung herbeizuführen, an der ich nicht zweifle.' Bei diesen Worten spielte ein eigenthümliches mitleidiges Lächeln um seinen Mund. ‚Ich rathe Ihnen daher, die Kranke in eine Anstalt für Nervenkranke zu geben, deren wir ja ganz vorzügliche in der Nähe Berlins haben. Dort wird man sicher Alles anwenden, um ihr, wenn möglich, die völlige Gesundheit zurückzugeben.'

Ich verstand den Arzt. Arme Else! — Aber sie durfte das Schreckliche in seinem ganzen Umfange noch nicht erfahren. Sie mußte festhalten an der Hoffnung auf Genesung. Meine Liebe zu der Geliebten meines Herzens ließ mich in den zartesten Worten ihr das Tiefstraurige mittheilen. Wunderbar gefaßt hörte sie mich an, meinen Anordnungen beistimmend. Dann sank sie todesmatt in meine Arme, um an meinem Herzen sich auszuweinen. — —

Hier unterbrach Herr von Persin seine Erzählung. Ich hielt es nicht für schicklich, über seine seltsamen Mittheilungen in diesem Augenblick ein Urtheil abzugeben.

„Das arme Kind!" sagte er dann leise; „es war aber auch viel, was sie zu erdulden hatte, zuviel für ihr weiches, junges Herz." —

„Und dann —?" fragte ich.

„Ja, mein Freund," rief er, mit feuchtem Blick mir seine Hände entgegenstreckend, „das waren bittere Tage des Leidens. Nun werden — so Gott will — klare, sonnenbeglänzte des reinsten Glückes kommen. Uebermorgen führ' ich Else als mein geliebtes Weib heim. Noch ist die Mutter krank, doch ist nach des Arztes Bericht eine kleine Besserung in ihrem Zustande eingetreten — vielleicht kehrt sie noch genesen wieder zu uns zurück. Dann kehren wir in meine Heimathprovinz zurück, und alles Vergangene soll dann in ihrem Gedächtniß ausgelöscht sein. Auf ihren Wunsch erhalten die Armen der Stadt an unserem Hochzeitstage ein nawhaftes Geldgeschenk — eine Sühne. —

Else durfte nicht schutzlos während dieser Zeit daſtehen; darum eilte ich so sehr, mir mein volles Glück zu sichern. Freilich war es des holden Kindes Herzenswunsch, aus den Armen der Mutter in die meinigen zu sinken. Unsere Verwählung soll still gefeiert werden. Du und mein alter, treuer Diener Albrecht, nur Ihr werdet der heiligen Handlung beiwohnen. Else hat keine Verwandte, soll sie nicht haben. Ich will ihr Einziges auf der Welt sein, wie sie es mir ist."

Am Hochzeitstage meines Freundes fand ich mich in der Wohnung der Frau von Saremba ein. Die junge Braut, ansagbar lieblich anzuschauen in dem duftigen weißen Kleide, mit den jungfräulichen Myrthen in den blonden Locken, begrüßte mich freundlich mit holdem Erröthen.

Der Glanz des Glückes in ihrem schönen Gesichte wurde aber bisweilen durch einen tiefen Schatten verdüstert. Die Mutter war ihr fern. Und als der Segen des Höchsten sie mit dem Geliebten verband, machte all das Leid, aber auch all die Seligkeit, die in ihrem reinen Herzen wohnte, sich in heißen Thränen Luft. Doch der glückliche Gatte küßte ihr warm und innig die feuchten Augen und schloß das geliebte Weib fest in seine Arme. Hier ruhte sie eine Weile stumm, dann richtete sie sich muthig und neubelebt empor — sie fühlte sich sicher und ungefährdet an dem klopfenden Herzen, in dem starken Arme des geliebten Gatten. Sie hatte ihre echte, rechte Heimath gefunden.

Der Freund aber flüsterte mir mit einem glücklichen Lächeln zu: „Und all meine Seligkeit verdanke ich der Bestimmung mit dem Schleier."

August Krüger.

Blätter und Blüthen.

Zum Bismarck-Herwegh's. (Mit Portrait Seite 521.) Nachdem wir dem Andenken Georg Herwegh's alsbald nach seinem am 7. April dieses Jahres erfolgten Hinscheiden einen ausführlicheren Artikel gewidmet haben, glauben wir Vielen unserer Leser durch ein Bild des Mannes aus den letzten Jahren seines Lebens um so mehr eine Freude zu bereiten, als die bis jetzt vorhandenen Portraits uns nur seine jugendliche Erscheinung zeigen und seitdem eine Wiedergabe seiner Züge nicht in die Oeffentlichkeit gekommen ist. Selbstverständlich ist es uns dabei nicht um eine Verherrlichung des phantastischen Politikers Herwegh zu thun, von dem nunmehr die Zeitungen berichten, daß er seinem Sohne die Mahnung auf die Seele gebunden, ihm nach erfolgtem „Untergange Preußens" (!) noch die Worte auf den Grabstein zu setzen: „Freue Dich, Vater, Preußen ist nicht mehr." Erwähnen wir das, so geschieht es nur, weil wir fürchten, daß Mancher durch solche, im Grunde doch recht harmlose Träumereien und Schwächen excentrischen Poetengeists sich die Gestalt des heerlichen Sängers trüben ließe, wie er einst während der ersten vierziger Jahre in blühender Jugendschöne seinem halbschlummernden Volke aufgeschlossen ist als ein weithin rufender Geister und Gemüther aufrüttelnder Strahl aus dem Reiche echter Poesie.

Wer den Sturm warmer Begeisterung erlebt und mitgefühlt, den einst der hinreissende Zauberklang des Herwegh'schen Wortes und der melodischen Kraft seiner freiheitathmenden Verse geweckt, der wird mit uns nicht glauben können, daß solch' ein wahrer Dichter dem Gedächtnisse seines Volkes wieder verloren gehen kann. Georg Herwegh gehört nicht blos als ein Name, als eine historische Schattengestalt der Geschichte unseres Vaterlandes an — das Feuer seines Geistes hat gezündet und lebendig fortgewirkt in den Gedichten und allen Freiheitssängen der deutschen Nation, und viele seiner Lieder werden gelesen und gesungen werden, so lange es eine deutsche Jugend giebt. Gegen diese Thatsache würde selbst der Widerspruch des in der Fremde unseren ferneren Entwickelungen abwendig gewordenen Dichters nichts ausrichten können; wir betrachten mit Verehrung sein Bildniß, legen frischen Vorbeer auf sein Grab und feiern ihn als einen der wirkungsreichen Miterwecker eines gewaltigen Umschwunges der Dinge, dessen wir heute uns freuen, wenn er von dem Bereiche der Weltgeschichte auch nicht im Sinne der Herwegh'schen Parteipolitik vollzogen wurde. Ist ja doch Herwegh nicht der einzige Deutsche von Bedeutung gewesen, den einst das verrottete bundestägliche Polizeiregiment zu einem unstäten und verbitterten Flüchtling gemacht, den es mit der Heimath auch die frühere Liebe zur Heimath und das Verständniß für ihre Zustände und Bedürfnisse genommen hat.

Amerikanische Justiz. Wer den schwungvollen Artikel auf Seite 9 der Gartenlaube von 1874: „Ein amerikanischer Millionär" gelesen hat, aber durch „Nachträgliches zu dem New-Yorker Millionär" auf Seite 654 nicht ernüchtert worden ist, mag es durch die Nachricht werden, daß der Millionenbieb Tweed nach kurzer Haft nun nicht zwei Jahren (statt zwölf Jahren) aus dem Zuchthause entlassen worden ist. Ein Formfehler mußte die Handhabe bilden, dem Diebe wieder zu seiner Freiheit zu verhelfen. Zwar spaziert der Millionendieb vom Zuchthause in das Lodowstreetgefängniß, wo er aber in Hülle und Fülle leben kann, bis er die Bürgschaft von 3,000,000 Dollars aufzubringen vermag, welche man in den gegen ihn erhobenen Civilklagen verlangt hat. Indessen auch hier wird sich die amerikanische Justiz leicht eine Nase drehen lassen; denn — es ist ja genug (geflohlenes) Geld vorhanden.

Kleiner Briefkasten.

H. St. in Halberstadt. Ihre Frage, „ob der Vogel aus dem Gelben oder aus dem Weißen des Eies entsteht?" klingt, als ob das Thierchen im Beiden nothwendig das Richtige sein müsse. Sollten Sie mit Ihrem Gegner gewettet haben, dann stünde die Sache sehr schlimm, denn Sie haben Beide Recht und Beide Unrecht, je nachdem man's nimmt. Die Anlage des jungen Thieres liegt nämlich, wie die Wahrheit gewöhnlich, in der Mitte, das heißt zwischen dem Weißen und Gelben an der Oberfläche des letzteren und ist die im Volksmunde als „Hahnentritt" bezeichnete Keimscheibe. Dieselbe wächst, während Eiweiß und Dotter gleichmäßig den zu ihrer Verarbeitung erforderlichen Nahrungsstoff hergeben, und insofern entsteht der Vogel aus Beiden. Eine genauere Auskunft finden Sie in Büchel's „Hühnerzoographie", von welcher, obwohl noch fein Jahr seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen ist, bereits die dritte vorbereitet wird, in Schleiden's „Meer" und anderen auf die Entwickelungsgeschichte eingehenden Populärwerken.

C. Berge in Montpellier. Uebersetzungen bringen wir grundsätzlich nicht zum Abdruck. Besten Dank!

M. K. in Stettin. Sie haben im Stoffe festgegriffen und wollen uns gütigst Ihre Adresse zur Rücksendung mittheilen.

J. T. . . . . in Wien. Längst in den Orkus des Papierkorbes hinabgestiegen.

G. J. F. Verdorben — gestorben!

C. E. K. Ihre Arbeit „Ein deutscher Dichterheld" können wir nicht verwenden, da das Thema zu wenig neu ist. Geben Sie uns gefälligst Ihre Adresse zur Rücksendung des Artikels an!

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 32. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Hund und Katz'.

Eine Geschichte aus dem bairischen Oberland.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

3.

Fabian und Sebastian
Soll der Saft in die Bäume gahn.

Wieder waren einige Monate verflogen, und was sie gebracht, hatte sie nicht zu überdauern vermocht — nur an den Eichen und Buchen, die den Höhen und dem Seegestade entlang stehen, hingen noch die Büschel dürrer frostgebräunter Blätter, in der weiten Winterlandschaft das einzige Zeichen, daß über den schneebedeckten Hängen, der matten halb überfrorenen Seefläche und den fernen eisstarrenden Gebirgen jemals ein Frühling geblüht, ein Sommer gereift und ein Herbst geerntet hatte. So weit das Auge des Wanderers zu reichen vermochte, überall bot sich ihm dasselbe Bild der Erstarrung — eine riesige Schneelandschaft zog sich so endlos dahin, daß die zerstreuten Häuser und die Waldstrecken sich nur wie verloren davon abhoben; vergebens schien die Sonne mit mittäglicher Kraft darauf herunter, ein scharfer Ostwind machte ihre Strahlen abweichen, daß sie nur geschwächt die überharschte Schneedecke trafen und die Eiskrystalle derselben flimmern machten. Nur die Schneeflocken und Reifsterne, die an den Zweigen hingen, vermochten nicht, ihnen zu widerstehen und fielen geräuschlos hernieder.

Auch für das Ohr war das Gepräge des Todes und Verstummens über die ganze Gegend gebreitet — nur ein einziges Mal rollte ein dumpfes Krachen wie schwacher Donner darüber hin, ohne daß irgendwo eine Bewegung zu bemerken war, von der das Geräusch hätte ausgehen können; beinahe zu gleicher Zeit strich ein Fischgeier hart an der überfrorenen Seefläche hin, hob sich dann ebenso rasch in die Luft und stieß einen langgezogenen Ruf aus, der sich wie ein Freudenschrei anhörte.

Der Wanderer, der auf dem Seesträßchen dahin schritt, blieb stehen, sah dem Fluge des Vogels nach und warf einen prüfenden Blick auf die Eisdecke des Sees.

Es war der Trompeterfranzl, der greise Hochzeitlader, den weder Kälte noch Schnee abhielt, die Baßgeige über der Schulter, Diessen zuzuwandern, wo das Instrument noch heute in Thätigkeit kommen sollte. Dasselbe war vorsichtig in ein starkes Tuch gehüllt, während der Träger sich selbst viel geringere Sorgfalt zugewendet hatte; er trug sein gewöhnliches Bauerngewand, nur die Hände staken in einem Paar derber Fäustlinge aus Fuchspelz, und auf dem ausnahmsweise übereinander geknöpften Rocke hing das kleine unscheinbare Erzkreuzchen, das Denkzeichen an den russischen Feldzug, als ob es die alte Brust und das Herz darunter warm halten sollte vor dem schneidenden Ost, der eben mit stärkerem Odem über den See blies und die Schneeflöckchen auf demselben wirbeln machte. Rüstig stand er da und während Andere schon vor seinen Jahren das Aussehen hatten, als gäbe es für sie keinen Platz mehr, als in der warmen Stube auf der Bank hinter'm Ofen, hatte ihn das heitere Gemüth und die Freude an den Tönen so lebfrisch erhalten, daß er mit den von der Kälte gerötheten Wangen fast einem Burschen glich, der, anstatt dazu aufzuspielen, lieber selbst Lust hatte, zum Tanze anzutreten. Um seine Naturbeobachtungen bequemer vornehmen zu können, stellte er den Baß vor sich hin und griff dann in die Tasche, um eine Handvoll Brodkrumen, mit denen er sich offenbar eigens versehen hatte, unter die Hecken zu streuen, durch welche allerlei Gevögel huschte und sich sein kümmerliches Futter zusammenlas. Die Finken, Emmerlinge und Meisen verschmähten die gastliche Einladung zu offener Tafel nicht, und auch eine Amsel überwand allmählich ihre Schüchternheit, um näher hüpfend und mit ihrem Goldschnabel pickend daran Theil zu nehmen.

Mit einem fröhlichen Kinderlächeln, auf seinen Baß gelehnt, sah der Greis dem Spiele seiner gefiederten Gäste zu; plötzlich schwirrten sie alle in die Höhe und flüchteten in die sicheren Wipfel höherer Bäume. Die Ankunft eines Zeugen und sein lauter Ruf hatten sie verscheucht; es war ein Bauernbursche, der in hohen Schneestiefeln quer über die Anhöhe herabkam, als habe er nicht Zeit der Krümmung zu folgen, in welcher der Fußpfad sich gegen das Gestade hinunter schlängelte.

„Oho," rief er schon aus der Entfernung lachend herunter. „Oho, Wettermann', futterst die Vögel und machst ihnen gleich Tafelmusik dazu auf Deiner Baßgeigen?"

Verstimmt und mit dem Auge zwinkernd sah der Alte nach dem Störer hin. „Du bist es, Zachariesel?" entgegnete er in einem Tone, der sich nicht bemühte freundlich zu sein. „Was kommst Du denn über die Leiten heruntergeschossen wie ein Hacht und verjagst mir meine Kostgänger? Ist vielleicht wieder ein Bach in der Näh', in den Du hinein plumpen willst? Oder willst zuhören bei meiner Tafelmusik? Das kann schon sein. Ich hätt' gute Lust, Dir ein Stückel aufzuspielen. Du hast Ursach', andere Leut' bei ihren Spitznamen zu nennen, Du ewiger Hochzeiter Du!"

Ueber das Antlitz des Burschen, der inzwischen langsamer

auf die Straße herabgekommen war, glitt ein flammendes Roth; er schien nicht abgeneigt, dem Alten in denselben gereizten Tone zu erwidern, aber er zwang sich zum Lachen und sagte wie gleichgültig: „Daran liegt nicht viel, mein' ich — für Dich ist's keine Unehr', wenn man Dich das Wettermaul' heißt, das Wort aber, das Du gesagt hast, ist eine Schand', daß es mir dabei siedig heiß gegen den Kopf steigt, und ich mein', ich müßt' Jeden niederschlagen, der so sagt'."

„Na, ja," erwiderte der Hochzeitlader mit eigenthümlichem Lachen, „wär' schon ein schönes Stück, wenn Du Deine Wuth an einem alten Mann' auslassen thätst, wie ich einer bin; wenn Du es aber mit Jedem so machen wollst, der Dir das Wort zu Gehör red'i, da kann's leicht geschehen, daß Du hübsch viel zu thun kriegst. Ich mein' aber, Du könntest es leichter haben; der Spitznamen wird von selber wegfallen, sobald Du machst, daß er nimmer zutrifft."

„Als wenn das an mir liegen that'!" rief Zachariesel eifrig. „Dafür kann ich doch nichts, daß die Mühl' danfällig war und daß die Basen gestorben ist und daß die Mechel jetzt in die sechs Wochen krank und bettlägerig gewesen ist."

„Dafür kannst Du freilich nit, Du Lapp," antwortete der Alte mit halbem Lachen, „aber wenn Du nur einmal ernsthaft das Maul aufthätest und sagtest: ‚so und so ist es, und so und so muß es sein, so will ich's einmal haben,' dann würdest Du sehen, dann ging' es gleich aus einem andern Ton. Merkst Du denn nicht, daß das Müllermädel, das halbgestudirte, Dich zum Narren hat? Daß sie blos spielt mit Dir, wie ein muthwilliger Bub' mit einem Maikäfer, den er an einen Faden gebunden hat und fliegen und schnurren läßt, so lang' es ihn freut, nachher aber wieder zurückzieht?"

„Du hast gut reden," seufzte der Bursche, „wenn sie mich halt so recht anschaut mit ihren kohlschwarzen Augen und wenn sie mir gute Wort' giebt, da kann ich nicht Nein sagen. Du weißt halt nicht, wie das ist, wenn man Eins so recht von Herzen gern hat."

„So? Hast Siegel und Brief dafür?" fragte der Alte mit eigenthümlichem Blick und Ton entgegen. „Wenn Du schon glaubst, ich wüßt' nicht, wie Einem dabei ist, so sag' ich Dir doch, ich glaub' Du's gar nicht, daß Deine Lieb' zu dem Madel gar so enterisch (ungeheuer ist; wenn das so wär, so hättest Du schon schnmal für einmal Mittel und Wege gefunden und alle Nimmen gerad' gemacht."

„Trab' mich nicht!" sagte Zachariesel mit einer Miene, in welcher Zorn und Betrübniß miteinander kämpften, „hilf mir lieber! Mach' Du meinen Procurator! Du bist es gewohnt vom Hochzeitladen her und weißt, wie man seine Reden richtig setzen muß; wie wär's, wenn Du statt meiner zum Grubenmüller gingst und thätst ihn sprachen? (Jemand sprachen, soviel wie: ernsthaft zur Rede stellen.) Ja, das wird das Geschcidteste sein. Sag' ihm und auch der Mechel . . ."

„Geb Dir keine Müh'!" sagte der Alte und nahm seinen Baß wieder auf, „das geschieht doch nit. Ich muß nit von Allem haben und misch' mich nit unter Liebesleutel — hab's neulich erst probiren wollen und hab's erfahren, wie's damit geht."

„So gieb mir wenigstens einen Anschlag."

„Einen Anschlag? Meinethalben. Eigentlich sollt' ich zwar nicht; eigentlich sollt' ich Dich an Deinem Kreuz hängen lassen, weil Du mich mit Deiner Hochzeitladerei wie einen Narren im ganzen Gau hast herumreiten lassen, aber ich will's mit Dir nicht so genau nehmen und will Dir einen Anschlag geben, aber ich mag nicht da in's Freie herstech'n und in der Kält'. Wohin willst denn eigentlich, weil Du's gar so eilig gehabt hast? Wieder da 'nüber?" setzte er nach kurzem Innehalten spottend hinzu, indem er über seine Schulter hinweg mit dem Daumen nach dem See und dem jenseitigen Ufer deutete.

„Ja," entgegnete Zachariesel kleinlaut, „ich bin vorgestern drunten gewesen und da —"

„Und da hat sie Dir wieder einmal den Kopf heiß gemacht?" lachte der Alte, da er stockend einen Augenblick inne hielt.

„Ja," fuhr er fort, „weil Faschingzeit ist, hat sie am nächsten Sonntag hinüber gewollt nach Weilbeim; da geben die Fräckischen (Fracktragen, soviel wie: Stadtherren) einen Tanz oder Ball, wie sie's nennen . . ."

„Aha," fiel der Alte ergänzend ein, „das ist Dir nicht recht gewesen, weil Du mit den Fräckischen eifest, und da habt Ihr Euch wieder einmal gestritten, und Du bist auf und davon und hast es in Deinem Zorn verredet, daß Du unter acht Tagen nicht wieder in die Grubenmühl' gehst."

Zachariesel sah ihn mit weitgeöffneten Augen an. „Auf's Haar ist's so," sagte er, „aber wie kannst denn Du Alles so alleraut wissen?"

„Das sagt mir Alles mein kleiner Finger," erwiderte der Alte ernsthaft, „ich darf nur ein gewisses Sprüchel sagen und zwischen Dunkel und Siebstmichnit (zwischen Dämmerung und Nacht) den Finger an's Ohr halten, da erzählt er mir Alles, was ich erfahren will. Also hast Du's einen ganzen Tag ausgehalten, und jetzt bist Du eilends auf dem Weg in die Grubenmühl' und willst dem Madel sagen, daß es Dir leid thut und daß Du gar nichts dagegen hast, wenn sie auf den Ball geht und sich von den Weilheimer Fracksschen recht herum tanzen läßt."

„Du hast es wieder schier ganz errathen," sagte Zachariesel, „ich hab' ihr sagen wollen, sie sollte nur auf den Ball geh'n, aber mich muß sie auch mitnehmen, und damit sie's nicht anderswärts zusagt, bin ich den geradesten Weg über die Felder gelaufen und hab' über den See hinüber gewollt."

„Die zwei Sachen lasseet Du alle beide schön bleiben," rief der Alte. „Ueber den See zu geh'n, ist nicht mehr rathsam."

„Was fallt Dir ein?" entgegnete Zachariesel, dem See zugewendet. „Das Eis ist ja wie ein Spiegel und hat noch nirgends den kleinsten Sprung. Das hält noch seine drei Wochen an, bei der Kälten."

„Willst Du das besser versteh'n?" fragte der Alte mit wichtiger Miene. „Hast vorhin das Krachen nicht gehört?"

„Freilich, ich hab' gemeint, es hätt' ein Jäger auf ein Wildbrät geschossen."

„Da ist mir um Deine Ohren leid, wenn Du das für einen Schuß gehalten hast," rief der Andere wieder. „Das Eis ist's gewesen, zu tiefst drunten im See. Das Grundeis, das hat einen Riß bekommen; drum ist auch vorhin schon ein Fischgeier über's Eis hingestrichen, als wenn es schon offen wär', und hat einen Ruf gethan dazu, und das ist eine gewisse Regel:

Wenn über'm Eis der Geier schreit,
Dann ist der Auswärts nimmer weit.

Du meinst, die Geyeier soll noch drei Wochen halten? Ich sage Dir, sie hebt (hält) keine drei Tage mehr an. Jetzt ist die Zeit, da rührt sich die Natur in der Tiefe, da kommt die Grundwärm' herauf, und wenn es auch noch ausfriert, als wenn der Winter erst anfangen sollt', über Nacht kommt der warme Tirolerwind, und Alles springt um. Ist auch nicht mehr lange hin auf Fabian und Sebastian, und da muß der Saft in die Bäume gehn, wenn's einen richtigen Lauds (Lenz) geben soll. Ich denk'," fuhr er, sich in Bewegung setzend, fort, „ich denk', Du gehst mit mir nach Dießen hinein; da muß ich heut' anfspielen beim Faschingsritt; kannst auch zuschauen. Ich will's in der Still' überlegen, was Du thun und sagen sollst; in der Weil' kannst Du Dich umsehen, ob nicht ein Zubrwerk da ist, mit dem Du ein Stück um den See herum fahren kannst. Es kommen ja zu der Narretherl die Leut' von überall her, vor allem Ueberlegen aber sag' ich Dir gleich auf der Stell': das Gescheidteste ist, Du bleibst beim Faschingsritt und tanzest, was das Zeug hält und die Schuh' vertragen, und gehst nicht in die Grubenmühl'. Sie müßt' mir kommen und nun ein schön's Wetter bitten, wenn ich an Deiner Stell' wär'."

„Wenn sie's aber nicht thut . . ."

„Sie thut's, wenn ihr an Dir nur ein wenig gelegen ist, und wenn es wär', und sie thät's doch nicht, dann bist Du sie los. Dann brauchst nicht Oberknecht auf der Grubenmühl' zu werden, denn etwas Anderes wirst Du doch nicht, und dann wird's wohl noch ein anderes Mädel geben, das Du Dich zu kriegen traust."

Zachariesel seufzte tief auf, aber erwiderte nichts; der Gedanke, Mechel aufzugeben, war ihm unfaßbar. Er veränderte daher das Gespräch und bat sich an, seinem Berather die Last abzunehmen und die Baßgeige für ihn zu tragen. „Meinetwegen," erwiderte der muntere Alte, „den Gefallen kann ich

Dir zu thun, nur mußt Du mir versprechen, daß Du nicht an die Grubenmühl' denkst und an die Weitheimer Fractischen, sonst könnt' es meinem armen Contrebaß gehen, wie es einmal beim Maurerhanzel einem gewissen gipsernen Engerl gegangen ist."

Schweigend nahm der Bursche die Last auf sich. Die Anspielung des Alten zeigte ihm auf's Neue, wie alles Vorgefallene schon bekannt und zum Gegenstande allgemeinen Gespräches geworden war; es ward ihm darüber so bitterlich weh und doch wieder so grimmig um's Herz, daß er den Baßgeigenhals krampfhaft umklammerte, als wäre es der eines Spötters, und daß ihm doch dabei die Thränen in die Augen schossen. Eines aber ward ihm immer mehr zur Gewißheit, daß es so nicht länger fortgehen könne und er sich entschließen müsse, einen Entschluß zu fassen. Der Alte mochte bemerken, was in ihm vorging, und überfloß ihm seinen Gedanken; die eigenen waren ihm lange befangen von den dürren Bäumen und Sträuchern am Wege, von den Raupengespinnsten, die daran herumterklungen, und von den schwarz gewordenen Schlehen und den braunen Hagebutten, die keine pflückende Hand gefunden hatten. Oft und lange sah er See und Himmel an, und es schien ihm nicht zu gefallen, daß im Süden gegen die Berge ein bräunlicher Dualm wie Nebel empor Rauch aufzusteigen begann, und kopfschüttelnd brummte er vor sich hin:

„Böhenrauch braun und dick
Bricht dem Winter 's G'nick . . ."

Schweigend waren sie schon Dießen nahe gekommen, wo die Straße sich vom See abwendet und in leichtem Waldschlage verliert; ein Schlitten, von einem raschen Gaule gleich einer Rußschale wie im Fluge fortgezogen, klingelte lustig heran. Der kundige Hochzeitlader, trotz seiner schwachen Augen, hatte das Fuhrwerk wie dessen Herrn im Walde erkannt. „Das ist ja gar der Schlöffelbauer," rief er, „den erkenn' ich am Schlittengelaut'; kein Anderer hat einen Schellenkranz, der so fein klingt, schier wie ein Glockenspiel. Grüß' Gott, Schlöffelbauer!" rief er dem näher Kommenden zu, der mit einem Gegengruße das Pferd anhielt und dem Hochzeitlader die Hand schüttelte, die ihm derselbe in freudiger Eile sammt den fischinen Fäustlingen entgegenstreckte. „Woher, Schlöffelbauer? Bist auch in Dießen gewesen, beim Fasching? Willst schon so bald wieder heim? Das Reiten muß so arg angeh'n, mein' ich. Und gar allein bist? Wo ist denn Deine Tochter, die Kuni? Wird doch nicht etwa gar krank sein?"

„Du fragst einmal viel miteinander," lachte der Bauer, „da freut mich mein Leben mit lauter Antworten. Freilich bin ich in Dießen gewesen, hab' gemeint, ich wollt' mir die Narretei ansehn, aber es hat mir nichts recht gefallen wollen — da hab' ich mir 'denkt, wenn ich Weitlang haben will, das bring' ich daheim auch zuwegen, und allein muß ich fahren, weil meine Kuni fort ist; drüben, gegen Kloster Polling hin, lebt ein altes Baserl von ihrer Mutter selig; die ist schwer krank, und da hat sie sich's mit Teufelsgewalt in den Kopf gesetzt, es wär' ihre Pflicht und Schuldigkeit, daß sie einer so nah Befreund'ten auswarten thät und sie müßt' sich noch auf ihrem eigenen Todtett' Vorwürf' machen, wenn sie's nicht gethan hätte. Was willst machen, wenn sich so ein verstörtes Dirndl einmal was in den Kopf gesetzt hat?"

„Hm hm, jetzt fällt mir ein, ich hab' so 'was läuten, aber nicht schlagen hören," erwiderte der Alte, indem er sich nach Zachariesel umsah und beschiedigt fortfuhr, als er denselben mit dem Basse ruhig weiter traben sah. „Es hat geheißen, sie hat den Leuten auf eine Weil' aus den Augen und aus dem Gered' geh'n wollen — Du weißt wohl, von wegen der Geschicht' in Erling mit dem Loostanze."

Sichtlich unangenehm berührt, riß der Bauer an den Zügeln, obwohl das Pferd sich nicht von der Stelle geregt hatte. „Das hätt' sie auf dem Schlöffelbauernhofe auch haben können," sagte er mürrisch, „da oben ist ohnehin eine Einöd', wo Füchs' und Hasen einander gute Nacht geben, und dann mein' ich, sie hätt's ni t nöthig gehabt; selbiges Mal bei dem Loostanze ist nichts gescheh'n, wegen dessen sie sich hätt' verstecken müssen. Was liegt daran, ob's noch ein paar hundert Menschen mehr wissen, daß die Zwei einander nit leiden können und von Jugend auf einander feind sind, wie Hund und Katz'! Wie's nur auch möglich gewesen ist, daß es sich gerad' so auftrifft, und daß gerad' die Loos' von denen Zweien haben herauskommen müssen!"

„Ja wohl, wie so was nur möglich!" sagte der Alte so unbefangen, wie er es mit seinem ehrlichen Gesichte zuwege brachte, durch das der Schall guckte. „Man möchte diesmalen wirklich an eine Hexerei glauben, wenn das Hexen nicht aus der Mode gekommen wär'. Aber gut war's bei alledem, daß sie einmal so recht aneinander gerathen sind; jetzt ist das verhaltene wilde Feuer heraus; jetzt wird wohl Frieden sein auf eine Weil'."

„Ja, bei ihm, bei dem groben Burschen, kannst wohl Recht haben," erwiderte der Bauer, „er hat sich ausgeschrieben und ausgeschrieen genug, aber mein Mädel hat die Kränkung erhalten und hat sie mit ihren Jahren hinunterschlucken müssen. Sie ist mir ganz verkehrt seit der Zeit, und geweint hat sie in ihrem ganzen Leben nit so viel, als in den vier Wochen seit der Andechser Ballfahrt."

„So so, fangt das Wetter an weich zu werden?" rief der Hochzeitlader rasch, „das ist kein schlechtes Zeichen. Riegle Deine Thaler, Schlöffelbauer! Es giebt bald Hochzeit."

„Du denkst an nichts als an's Hochzeitladen und an's Hochzeitsitten," lachte der Bauer. „Meine Kuni will jetzt erst recht nichts vom Heirathen hören. Bei der kannst Du den Kuppelpelz in den Rauchfang schreiben."

„Mach' Du mir meinen Gaul nicht scheu!" erwiderte der Alte, in das Lachen einstimmend, „eine Henn' ist auch ein Vogel und

Wird erst der Boden warm und feucht,
Thut sich das Gras'l beim Aufseh'n leicht.

Spott' Du nur, Schlöffelbauer! Es kommt schon die passende Zeit, wo ich Dir's heimgeben kann. Wo ist denn aber er?" setzte er bedeutlich hinzu. „Hast nichts gehört von ihm?"

„Wer?" fragte der Bauer verwundert. „Von wem soll ich 'was gehört haben? Du meinst doch nicht etwa gar denselbigen, den . . ."

„Ja wohl, red' nur aus, denselbigen, den gar Andern mein' ich," entgegnete der Alte. „Wenn er auch nicht Dein Schwiegersohn werden will, kannst ja doch von ihm gehört haben, und mir muß Du's nit übelnehmen, wenn ich nach ihm frag': der Bub' ist mir einmal an's Herz gewachsen. Du hast ja gesagt, Du wolltest ihm heimgeben, was er Dir und der Kuni angethan hat, also wirst ihn wohl aufgesucht haben. Seit er dort in Erling verschwunden ist, hab' ich von ihm nichts mehr gehört und gesch'n. Sein Vater weiß selber nichts von ihm und meint, ob er nicht etwa gar noch einmal in's Griechenland hinein ist."

„Dasselbe glaub' ich nicht," war des Bauern Antwort, „da thäten sie ihn kennen und herauskiefern, denn jetzt ist er selber ausgeschrieben, wie ein Malefican; jetzt ist es erwiesen, daß er den Spitzbuben ganz offen in's Haus geführt und für einen Cameraden aus dem Griechenlande ausgegeben hat, und wenn sie ihn finden, wird er selber eingehäuselt auf ein fünf bis sechs Jahrle."

„Warum nit gar!" erwiderte der Alte kopfschüttelnd. „Es kann doch kein gar so großes Verbrechen sein, daß er dem armen Teufel durchgeholfen hat. Ich hab' ihn gesch'n, und mich hat er erbarmt, und wenn Du ihn gesch'n hättest, Schlöffelbauer, Du hättest ihn auch nicht ausgeliefert, sondern hättest ihm durchgeholfn. Und seit der Zeit hab' ich den Buben erst recht in mein Herzkastel eingeschlossen und wünscht' nur, daß es ihm so recht gut geht, und wenn's auch nit sein kann, schad' ist's doch, daß er nicht Dein Schwiegersohn wird — dabei bleib' ich, daß die Kuh einen Batzen gilt."

„Und ich bleib' dabei, daß Du ein alter Faxenmacher bist, Trompeter-Franzel," rief der Bauer halb lustig, halb ärgerlich. „Weil Du doch so gut auskennst in den Kräutern, so schau, daß Du einmal die Geschcidtwurz findest. Die thut Dir noth und Du hast hohe Zeit. . . . Behüt' Dich Gott, Vetter Mandel!"

Der Schlitten sauste dahin, und der Alte rief ihm nach: „Gleich mach' ich mich an's Suchen, Schlöffelbauer, und wenn ich die Geschcidtwurz hab', laß ich Dich nicht zu kurz kommen."

Die Worte verklangen im Schellenklingeln und Peitschenknall. Der Hochzeitlader brauchte aber geraume Zeit, bis er Zachariesel eingeholt, der, in Gedanken fortschreitend, einen ansehnlichen Vorsprung gewonnen hatte. Der Bursche war darüber wieder ruhiger geworden. Zeit und Ueberlegung hatten ihn abgekühlt

Digitized by Google

und in seinem Gemüthe wieder Raum für andere Bilder geschaffen. Einmal gerieth dabei die Baßgeige in wirkliche Gefahr, denn als er bei den ersten kleinen Häuschen des Marktfleckens angekommen war und eine weibliche Gestalt in eines derselben ging, fuhr er aus seinem Brüten auf, daß er stolperte und nahezu gefallen wäre — war es ihm doch gewesen, als ob die Gestalt, wenn er sie auch nur von rückwärts sah, dem Mädchen gliche, das ihn zwischen Erling und Andechs über den Zaun gegriffen hatte. Eben besann er sich noch recht, daß ja die Gestalt helles Haar habe, während die Zöpfe des Mädchens vom allerschwärzesten Schwarz gewesen — war das Bild auch in seiner Erinnerung wieder verblichen und verdrängt, war der Eindruck dennoch tief genug gewesen, um immer wieder zum Vorscheine zu kommen, besonders wenn der Tag und die Geschäfte des Tages vorüber waren. Es ging damit, wie wenn in irgend einem alten Gebäude der Bewurf sich von der Wand abbröckelt und ein altes Gemälde sichtbar werden läßt, von dem kein Mensch mehr etwas gewußt oder an das doch seit vielen, vielen Jahren kein Mensch mehr gedacht.

Im Markte wurde der Alte und seine Baßgeige bereits erwartet; wußte er sie doch ungemein lustig zu handhaben und ihr so lächerlich brummende Töne zu entlocken, daß diese Musik mit zu den Hauptspäßen der Faschingsklubbarkeit gehörte. Eine Schaar unterer Burschc verkleidete sich dabei in allerlei Masken, wie die Einbildungskraft des Landvolkes sie erfindet und als altes Herkommen werth hält. Da war ein dunkschediger Hanswurst, der sich mit Ruß einen wilden Bart gemalt hatte und die Mädchen mit den Küssen, die er drohte, vor sich herscheuchte; der bairische Hiesel mit seinem großen Hunde und dem nie fehlenden Stutzen kam als grimmiger Wildschütz herangestolzirt. Wilde Männer schritten durch die Menge, in ungeheure Wildschuren gehüllt und mit mächtigen Bärten aus Hanfwerg am Kinn und Tannenreisig um die Hüfte. Keinem fehlte der Zweig der wintergrünen Tangen oder Stechpalmen, denn das ist eine geheimnißvolle Pflanze, welche gar wunderbare Kraft in sich haben soll. Auf einem Kleppcr, der durch künstliche Höcker zu einem Dromedar umgestaltet war, saß zwischen den Buckeln der eigentliche Faschingsnarr, ein Vermummter, der, wenn der Zug vor den Häusern anhielt, eine Art geremter Strafpredigt ablas und Spottverse über die Thorheiten sang, die man sich von den Bewohnern erzählte, ähnlich, wie es in anderen Gauen beim Haberfeldtreiben zu geschehen pflegt. Die Hauptpersonen des eigentlichen Spiels aber waren zwei Knaben, welche, als Winter und Sommer verkleidet, den Kampf der beiden Jahreszeiten, der nun bald wieder beginnen sollte, singend erst mit Worten, dann mit den Fäusten darstellten. Natürlich mußte der Winter spielgemäß zuletzt unterliegen, aber aus der größern oder geringern Leichtigkeit, mit welcher der Sommer ihn bezwang, wurden allerlei Anzeichen entnommen, ob in der Wirklichkeit dieser Kampf sich bald entscheiden oder in die Länge ziehen werde. Reiter beschlossen wieder den Faschingstrilt, an dessen Spitze die Musikanten um die Wette bliesen, pfiffen und trompeteten.

Eben war das Spiel wieder beendet; der Sommer in weißem Hemde und einem Kranze gemachter Blumen im Haare hatte eben dem plumpvermummten Winter ein Bein gestellt und ihn mit Pelzmütze und dem Tannenbäumchen, das er trug, zu Falle gebracht, als der herumspürende Hanswurst den Zacharieskel unter den Zuschauern gewahrte und ihn, ehe dieser sich seiner erwehren konnte, gepackt und in den Kreis geschleppt hatte.

„Der gehört auch zu uns," rief er mit gellender Stimme. „Der ewige Hochzeiter hat uns noch gefehlt; der ist auch ein Faschingsnarr."

Schallendes Gelächter begleitete den Einfall, aber Zacharieskel wehrte sich wie ein Rasender und warf mit einem wilden Faustschlage den Hanswurst bei Seite, dem darüber das Blut aus Mund und Nase schoß und in den beschmierten Bart rann; ein paar nicht minder kräftige Stöße bahnten ihm den Weg durch die höchlich ergötzte Zuschauermenge, und ehe man sich recht besann und daran dachte, ihn festzuhalten, hatte er schon eine Nebengasse erreicht und rannte die Straße dahin. Er dachte nicht mehr an den Hochzeitlader und seinen versprochenen Rath; jetzt bedurfte er desselben nicht mehr. Die allgemeine öffentliche Verhöhnung hatte dem Fasse den Boden ausgeschlagen. Jetzt half ihm das siedende Blut, schnell zur Fassung und zum Entschlusse zu kommen. Alle sollten sie beschämt und gründlich überwiesen werden, wie sehr sie ihm Unrecht gethan; nun galt es, die Sache zum Biegen oder Brechen zu bringen. Doch nein, brechen sollte sie nicht. Das hätte ihm erst recht als Beweis seiner Schwäche ausgelegt werden können; gerade darin sollte seine vollste Rechtfertigung und sein Triumph bestehen, daß er seinen Willen nicht brechen ließ, sondern daß Alles sich vor ihm beugte und daß er vollständig durchsetzte und erreichte, was er sich einmal vorgenommen. Dann, wenn er Mechel in den nächsten Wochen zum Altare führte und in der Grubenmühle als Herr und Vogt seinen Einzug hielt, dann sollte alle Welt erkennen, was er für ein Mann war.

Lange noch, als er sich schon überzeugt hatte, daß die Faschingsnarren eine Verfolgung gar nicht beabsichtigten oder wieder aufgegeben hatten, rannte er stürmisch dahin, als ob die gefrorene Straße ihm unter den Füßen brennte, und hörte darüber kaum, daß ihm ein Schlitten nachgefahren kam, dessen Inhaber, als er bei ihm angekommen, seine Pferde anhielt. Es war ein Bekannter aus der Umgegend, der ihn einlud, mit ihm ein Stück Weges zu fahren. Mit den frischen Pferden ging die Fahrt schnell von statten, und als Zacharieskel an der Wegscheide mit stächtigem Gruß und kurzem Dank abgestiegen war, trieb es ihn auf seinem Waldwege durch die kahlen Büsche und das Stangengehölz dahin, wie ein Boot, das der Wind in den Segeln gefaßt hat und unaufhaltsam dem Gestade oder einem Riff oder einer Sandbank entgegen treibt. Bald war die schmale Schlucht erreicht, an deren Eingang die Mühle, um ihren Namen zu rechtfertigen, wie in einer Grube stand, halb überwölbt von einem Haine uralter Buchen, deren Laubdach im Sommer kaum einen Sonnenstrahl auf den brausenden Bach hernieder dringen ließ, der unter Gebüsch und überhangendem Gesteine so eilfertig hervorschoß, als könne er es nicht erwarten, die Mühlschaufelräume zu erreichen und im Sturze seine Kraft an den Schaufeln der Räder zu versuchen. Jetzt sah es allerdings winterlich kahl und einsam unter den Buchen und vor der Mühle aus, aber das Haus mit den blanken Fenstern, dem rauchenden Schornstein und dem Geklapper des Mühlgangs bot ein so gastliches und einladendes Bild, daß man sich wohl versucht sah, anzuklopfen und Einkaß zu fordern in der friedlichen Einsamkeit, wenn auch von der Dachrinne und dem Mühlschusse mächtige Eiszapfen herabhingen, wie die Bärte von griesgrämigen Greisen oder wie gefrorene Thränengüsse.

Jetzt hatte Zacharieskel die Stelle erreicht, von wo er die Mühle und die ganze Umgebung überblicken konnte, und hielt seinen Schritt verwundert an. Nichts regte sich ringsum, und auch an dem Fenster, an welchem sonst Mechel hinter einem großen Wachsblumenstock bei der Arbeit saß und ihn zu begrüßen pflegte, blieb Alles stumm und regungslos. Er eilte die Stufen zur Hausthür hinan — sie war verschlossen; er stürmte wieder hinab und in die Mühle hinein — ein verschlafener Mühlknapp erhob sich von der Bank und sah ihn verwundert an. „Wißt Ihr denn das nicht?" erwiderte derselbe auf die hastige Frage, wo Mechtilde und der Grubenmüller sich befinden. „Das ist aber spaßig. Ich hab' gemeint, die Jungfer hätt' Euch Botschaft davon gethan. Letzthin — Ihr seid vorgewesen — da ist ein Brief aus der Stadt gekommen, und da sind sie fortgereist . . ."

„Nach Weilheim?" rief Zacharieskel grimmig.

„Warum mit gar!" lachte der Knappe, „was sollten sie denn da thun? Das wär' ja ein Weilheimerstückl; der Brief ist aus der Münchenerstadt gewesen, und dahin sind sie auch gereist — heute in aller Früh."

Zacharieskel war es, als ob das ganze Mühlwerk abgelassen sei und ihm vor den Ohren brause. „Aber warum denn?" stieß er mühsam hervor. „Was thun sie denn jetzt mitten im Winter in München?"

„Ja, das weiß ich nicht," entgegnete der Knappe, indem er dem einen Mahlgang, der zu läuten begonnen hatte, Frucht aufschüttete und darüber hinweg den besitzlosen Frager mit verwunderten Blicken und spöttisch zuckenden Mundwinkeln betrachtete. „Der Herr hat nur gesagt, in ein paar Tagen kommen sie schon wieder, aber drinnen in der Stuben auf dem Fensterbrett liegt noch der Brief, der aus der Stadt gekommen ist — da wird wohl Alles drinnen stehn . . ."

Und in dem Briefe stand auch, wenn nicht Alles, so doch genug und weit mehr, als Zacharieskel zu wissen verlangt und erwartet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Vorkämpfer der humanen Rechtswissenschaft.

Das Volk soll bei Zeiten Diejenigen kennen lernen, welche vorzugsweise für sein Wohl und Wehe bestrebt sind. Unter die nicht gar zu große Zahl solcher Männer gehört Franz von Holtzendorff, und deshalb wollen wir versuchen, hier, in dem Blatte, dessen Mitarbeiter er ist, eine Skizze seiner Thätigkeit zu entwerfen.

In Deutschland vorzugsweise hat man die schmerzliche Erfahrung machen müssen, daß nur Diejenigen sowohl von den gelehrten Genossenschaften wie von den maßgebenden Regierungsbehörden als „wahre" Gelehrte erachtet worden sind, welche aus der Stille der isolirten Studirstube heraus nur auf das Katheder der Hochschulen und von diesem alsbald wieder zurück in die Studirstube getreten sind und nur den einen Zweck im Auge hatten, die „Wissenschaft" für den Kreis ihrer Jünger und für die wissenschaftlichen Mitarbeiter zu entwickeln und zu fördern. Endlich — und wir sagen wohlerwogen: gottlob! — ist denn doch auch in Deutschland eine andere Zeit angebrochen. Endlich haben auch unsere Gelehrten sich herausgearbeitet aus der engen und engherzigen Beschränkung und damit der Entfremdung der Wissenschaft vom öffentlichen Leben und Verkehre ein Ende bereitet.

Am längsten hat die Zurückhaltung der „Männer vom Fache" vorgehalten bei der Rechtswissenschaft. Es hatte dies freilich einen tief in der historischen Entwickelungsgeschichte unserer deutschen Rechtszustände liegenden Grund. Ist es doch eine zwar unbestrittene, aber im Einzelnen noch keineswegs klar gelegte historische Thatsache, daß Deutschland das Geschick hatte, daß das gelehrte römische Recht nicht nur auf dem Gebiete des Privatrechts, nein, mehr oder weniger auf allen Rechtsgebieten, dem Staatsrechte wie dem Strafrechte, dem materiellen Rechte wie dem Proceßrechte, eindrang in die Gerichtshöfe, eindrang in die Gesetzgebung, ja in die ganze maßgebende Anschauung, von dem Kaiser und den Landesherren bis herab in die Ausläufe des Beamtenthums. Es erwies sich dies besonders für die staatsrechtliche Weiterentwickelung des deutschen Staatswesens seit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte als ein nationales Unglück, ein Unglück, von welchem sich England so gut wie vollständig, Frankreich wenigstens zum großen Theile frei zu halten wußte.

Auf anderen Gebieten war das Eis längst mit staunenswerthem Glücke gebrochen worden. Ein Liebig steht dort im Vordergrunde. Er zeigte sofort in mustergültiger Form und mit dem bestmöglichen Gehalte seiner Schriften, daß echte Wissenschaftlichkeit in der Forschung sehr wohl vereinbar ist mit gemeinverständlicher Mittheilung der Forschungsresultate. Ein Virchow ist dem glänzenden Beispiele glänzend nachgefolgt. Vor Allem aber wäre es an sich und besonders hier undankbar, nicht unseres trefflichen Bock zu gedenken. Ihnen schloß sich eine täglich wachsende Reihe von Nacheiferern würdig an. Gerade die höchsten Fragen der Menschheit, die Entstehungsgeschichte des Weltalls, die Abstammung und Entwickelung des Menschengeschlechts wurden in trefflichen Volksschriften verarbeitet und Bescheidenheit und Humanität indirect in hohem Maße gefördert.

Unbegreiflich wäre es gewesen, wenn die Rechtswissenschaft auch jetzt noch sich der gleichen Aufgabe entzogen hätte. Und wenn auch auf diesem zuletzt übriggebliebenen Gebiete Diejenigen noch immer das große Wort führten, welche das Leben als Gegensatz von „akademisch" auffaßten, — auch das Recht weist in der That heutzutage schon eine stattliche Reihe von Vorkämpfern für die freie Forschung und Lehre auf. Ein Häusser hat den Reigen eröffnet; ein Sybel ist ihm gefolgt, und dieser „vom Fache" sind in die gleiche Bahn eingetreten Gneist, Bluntschli und — unser Holtzendorff. Alle unbekümmert um das Achselzucken der noch heute die Mehrzahl bildenden Vertreter der vornehmen Gelehrsamkeit, welche noch in der neuesten Periode Deutschlands ihre Wissenschaft von jeder Berührung mit dem Volksleben ängstlich fern zu halten nach wie vor bestrebt sind.

Franz von Holtzendorff.

Unbekümmert um diese vornehmen Herren, giebt von Holtzendorff seit langen Jahren im Vereine mit jenem Birchow die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", mit dem gesinnungsverwandten Onckn die „Deutschen Zeit- und Streitfragen" heraus. Gemeinsam ist beiden Unternehmungen das Streben der Volkserziehung und gewissermaßen auch der Versöhnung des Volks in seinen einzelnen Schichten unter einander, besonders der Arbeiter. Auch durch Anregung des Juristenvereins, gegründet 1860, und selbst durch seine Thätigkeit an der Universität gab Holtzendorff gewissermaßen unter den gleichen Widerwärtigkeiten denselben Zuge unerschrockenen und consequenten Ausdruck, indem er sogenannte „Publica", das heißt Vorlesungen hielt, zu welchen nicht blos jeder akademische Bürger, sondern auch mit Erlaubniß des Rectors jeder Bürger überhaupt Zutritt hat, und er erlebte die Freude, daß sich zeitweise allabendlich ein großer Kreis bildungsbestrebter Männer in einem großen Hörsaale der Berliner Universität einfand, um dem Gedankengange des Lehrers gespannt zu folgen und wenigstens fruchtverheißende Anregungen mit nach Hause zu nehmen. Holtzendorff setzte das Gleiche auch in München fort.

In diesen öffentlichen Vorlesungen war das eine Thema die Todesstrafe. Wie überhaupt die Humanität und ihre Förderung, besonders auf dem ganzen Gebiete des Rechts, des Staatsrechts, des Völkerrechts, vorzugsweise des Kriegs- und Friedensrechts, die eine Grundrichtung des Geisteslebens Holtzendorff's ist, so gehört er vor Allen zu denjenigen Vorkämpfern der Gegenwart, welche bei dem großen Gewichte der Gegenansicht beinahe ihr persönliches Renommée in die Schanze schlagen, um der Humanität besonders in dem hundertjährigen Streitpunkte der Todesstrafe endlich Bahn zu brechen.

Was ein Beccaria begonnen, ein Mittermaier in seiner reiferen Lebenshälfte mit Freimuth und Wärme vertreten, das nahm Holtzendorff auf. Er war es, welcher nicht etwa nur in

Digitized by Google

jenen Vorlesungen die fernere Beibehaltung der Todesstrafe bekämpfte, sondern auch an die Spitze der praktischen Bewegung gegen dieselbe trat. Als es sich um die Beschlußfassung des Norddeutschen Reichstages über das neue Deutsche Strafgesetzbuch handelte, da reichte er eine von den namhaftesten Juristen und Schriftstellern unterzeichnete Adresse gegen die Todesstrafe ein.

Der Norddeutsche Reichstag sprach sich damals bekanntlich in seinem ersten Beschlusse für die Beseitigung der Todesstrafe aus. Allein da trat Graf Bismarck für die gegentheilige Rechtsanschauung nicht nur mit seinem persönlichen Riesengewichte ein, sondern erklärte, es würde durch Abschaffung der Todesstrafe das Zustandekommen des Norddeutschen Reichsstrafgesetzbuchs gefährdet sein. Die Todesstrafe wurde daher vom Norddeutschen Reichstage, um des Zustandekommens des Strafgesetzbuchs willen, in einem zweiten Beschlusse unter die Strafmittel wirklich aufgenommen, jedoch auf eine überaus kleine Zahl von Fällen beschränkt. Allein Holtzendorff ist noch nicht ermüdet, wie das denn überhaupt seine Sache nicht ist; er hat sein Agitationsfeld im Gegentheile nur noch erweitert. Abgesehen davon, daß er nun auch in einem süddeutschen Hörsaale durch sein zündendes Wort wirkt, hat er jetzt eine Schrift — die einschlägliche seit der Schrift Mittermaier's — nach allen Richtungen der Windrose in die civilisirte Welt hinausgehen lassen und durch sie zugleich einen neuen Appell an die Humanität erlassen. Mittlerweile hatte sich beinahe überall, selbst in England und Nordamerika, die Todesstrafe in einen letzten Winkel zurückgezogen, indem sie im Ganzen und Großen nur noch für die Fälle des Mordes beibehalten erscheint. In diesen Winkel ist er ihr nachgefolgt und hat seine neue Schrift daher gefaßt: „Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe". Gewidmet hat er sie „den parlamentarischen Vorkämpfern gegen die Todesstrafe, Eduard Lasker in Berlin und P. St. Mancini in Rom". Wir können den Inhalt des Werkes hier auch nicht einmal skizziren. Erlauben möchten wir uns aber aus mehr als einem Grunde, die Schlußstelle wörtlich wieder zu geben. Sie lautet:

„Deutschlands Kaiser, König Wilhelm, schon im Beginne der preußischen Regentschaft zur Milde geneigt, hat seit dem Jahre 1870 kein Todesurtheil mehr bestätigt: eine Thatsache, deren Grund sich sowohl der Erklärung wie auch den Vermuthungen gegenwärtig noch entzieht. Aber es muß darauf hingewiesen werden, daß der Monarch, der die blutigsten Schlachten der neueren Zeit siegreich schlug und in den Kriegslazarethen das Leben der edelsten Männer gleichsam selbst blutenden Herzens massenhaft untergehen sah, den Werth des menschlichen Lebens nicht geringer, sondern im Gegentheil nur um so höher veranschlagt. Wenn die Schrecken der letzten deutschen Kriege außer den unvergänglichen Lorbeeren, die unsere Krieger einsammelten, und außer der kostbarsten Frucht deutscher Einheit, auch noch Einiges dazu beigetragen haben, die Herzen der Menschen mit göttlicher Milde zu erfüllen und der endlichen Abschaffung der Todesstrafe vorzuarbeiten, so werden spätere Geschlechter auch aus diesem Grunde mehr und mehr erkennen, daß Deutschlands Kampf zu den heiligen Befreiungskriegen der Menschheit gezählt werden muß." —

In noch ausgedehnterem Maße und mit schneller erreichtem Erfolge als gegen die Todesstrafe hat Holtzendorff gegen die in Deutschland bestandenen ausschließlichen Gefängnißsysteme, nämlich einerseits das der Gemeinschaftshaft, andererseits das der strengen Zellenhaft, gekämpft, wie es denn überhaupt ein Grundzug Holtzendorff's ist, sich nicht ausschließlichen Systemen und aprioristischen Theorien gefangen zu geben. Man hatte sich aber in Deutschland, da man die Gemeinschaftshaft als unzulänglich befunden hatte, nun der Zellenhaft in die Arme geworfen. Allein der bei längerer Haftdauer auf die Gesundheit der Sträflinge geäußerte ungünstige Einfluß ließ diese Haftart unter Umständen grausam erscheinen. Die Humanität verlangte vielmehr eine verständige Vereinigung beider Strafarten und die Verbesserung einer jeden, der Gemeinschaftshaft durch größere Strenge, der Zellenhaft durch Milderungen. Mittlerweile war nun aber in Irland ein neues System aufgetaucht. Nach demselben ist es dem Sträflinge selbst in die Hand gegeben, durch gutes Betragen seine Strafzeit abzukürzen. Dieses „Irische System" (auch Progressiv-, bedingtes Freilassungssystem genannt) hatte bereits die günstigsten Erfolge aufzuweisen. Holtzendorff ergriff daher den neuen Humanitätsgedanken mit gewohnter Lebhaftigkeit und Ausdauer und machte behufs genauesten Studiums eigens eine Reise nach Irland. Seine 1858 und 1861 herausgegebenen Schriften wurden nicht nur in die hauptsächlichsten europäischen Sprachen übersetzt, sondern hatten so durchschlagenden Erfolg, daß man sie geradezu als epochemachend in der europäischen Gefängnißliteratur erachten kann. Sachsen war der erste deutsche Staat, in welchem durch den König Johann die Reform zuerst eingeführt wurde (1863, wenn wir nicht irren), worauf sie ihren Weg auch in das Norddeutsche und Deutsche Strafgesetzbuch gefunden hat.

Wir haben oben des Fürsten Bismarck gedacht. Wie sich Holtzendorff wohl von Niemand in der Liebe zum großen deutschen Vaterland übertreffen läßt, so wüßten wir auch nicht, wer mit größerer Begeisterung und mit tieferem Dankgefühle dem großen Staatsmanne — neben Stein dem größten, welchen der deutsche Boden je hervorgebracht, — zugethan wäre. Noch ehe unserm Bismarck der letzte große Schritt zur Vollendung der deutschen Einheit gelungen war, hat er ihm, wenn er auch keinen Namen nannte, ein redendes Denkmal in seinen „Principien der Politik" 1869 gesetzt. Wer hätte schon damals nicht an den Namen Bismarck gedacht, wenn er Stellen las, wie die folgende, die Thätigkeit und die Schwierigkeiten jedes großen Staatsmannes schildernde:

„Er hat den Hafen hinter sich, den Hafen vor sich. Die Stärke und Richtung des Windes, die Strömungen des Meeres schreiben ihm die Stellung der Segel vor, und jede Stunde kann hier eine Veränderung fordern. Wer auf einer Seekarte die Curven betrachtet, welche berühmte Weltumsegler auf den Wassern des Oceans, in ihrer nach Punkten markirten Tagereise zahlreiche Windungen und Zickzackbewegungen durchlaufend, zurücklegen mußten, findet ein Gleichniß für die Bewegungen, welche zur Erreichung entfernter politischer Ziele innegehalten werden müssen."

Am Schlusse des Buches aber sagte damals (1869) von Holtzendorff:

„An sich kann von der politischen Theorie weder eine conservative noch eine liberale, noch eine radicale Politik jemals völlig verworfen werden. Die Politik des Freiherrn von Stein war in verschiedenen Perioden verschieden gestaltet: radical, reformatorisch und conservativ. Das Gleiche gilt vom Grafen Cavour und — von dem Staatsmanne, der durch eine nach außen radicale Politik dem deutschen Bundestage ein Ende machte."

Das Wagniß Holtzendorff's, die Vertheidigung des Grafen Arnim zu übernehmen, ist vielfach mißdeutet worden. Er sagt in einem Vorworte zu seiner in Berlin herausgegebenen Vertheidigungsrede etwa: „Ich kenne keine „Interessen", wie sie selbst meine Freunde als gefährdet erachteten, denn ich diene nicht auf Avancement. Wären aber solche wirklich vorhanden, so würde ich sie meiner Ueberzeugung getrost zum Opfer bringen. Wenn es sich darum handelt, eine falsche Anwendung des Strafgesetzes abzuwehren, und außerdem, wenn meine Vertheidigung ein Geringes dazu beigetragen hat, den zweifelhaften Sinn des Strafgesetzes klarer zu stellen, so würde ich glauben, daß der Dienst, den ich dem Grafen Arnim geleistet habe, geringer wäre als derjenige, den ich — Deutschland erwiesen."

Die vollste Charakterunabhängigkeit, das Freisein von allen „Rücksichten" in gewissem Sinne hat übrigens Holtzendorff nicht erst heute bewährt. Nachdem er, so lange der Pietismus in voller Blüthe stand, 1861 den Kampf mit dem Rauhen Hause aufgenommen hatte, half er 1865 den Protestanten-Verein mitbegründen; er ist es auch, welcher durch die neueste Herausgabe der von ihm angereigten Protestanten-Bibel neben Dr. Paul Schmid eine der durchschlagendsten „Thaten" des Vereins zu Tage gefördert hat. — Unerschütterlich liberal hat er gleichwohl zu seiner Fahne ausschließlich geschworen. Soeben hätt er an der Münchener Universität wieder eine öffentliche Vorlesung, als deren Thema er sich diesmal nicht einen strafrechtlichen Gegenstand, sondern einen dem Staatsrecht und der Politik angehörenden gewählt hat. (Holtzendorff ist an die Universität München als Lehrer des Straf-, Staats- und Völkerrechts berufen.) Es ist dies eine wissenschaftliche politische Betrachtung der politischen Parteien, und er scheut sich hierbei in keiner Weise, jeder der verschiedenen Parteien die Wahrheit zu sagen. — Einige be-

Digitized by Google

zeichnende Vorgänge müssen wir zur Illustration jener Charakterunabhängigkeit aus neuester Zeit herbeiziehen.

Der Prophet gilt nichts im Vaterlande. Diesen Satz hat auch unser Freund, welchen unter seine Mitglieder zu zählen, eine Reihe ausländischer Akademien und gelehrter Gesellschaften sich zur Ehre rechnen, häufig an sich erprobt. Sein Name hat in Amerika und England, in dem wissenschaftlich hochaufstrebenden jungen Staate Italien einen allgemein gültigeren Klang, als man gemäß seiner officiellen Anerkennung in Deutschland irgend erwarten sollte. Auf dem Gefängnißcongreß in London erschien er ohne alle officielle staatliche Legitimation; dennoch wurde er zum Mitvorsitzenden erwählt. Kurz vor Beginn des Arnim'schen Processes tagte eine Versammlung des völkerrechtlichen Instituts in Genf. Nach deren Beendigung versammelte sich in derselben Stadt eine Gesellschaft amerikanischer und englischer Friedensfreunde, welche es sich nicht nehmen ließen, auch Holtzendorff zur Theilnahme und einer Rede einzuladen. Er folgte dieser Aufforderung — jedoch in einer anderen Weise als gehofft, und dennoch reichte das Ansehen seines Namens nicht nur hin, um ihm „freie Bahn" zu eröffnen, sondern ihm auch einen lebhaften Beifall zu verschaffen.

Er sagte nämlich — gar sehr am rechten Platze und zur rechten Zeit —: er müßte mit Entschiedenheit hervorheben, daß die allgemeinen Declamationen gegen die stehenden Heere, was Deutschland anbelange, aus den gröbsten Mißverständnissen hervorgegangen seien; nicht an die Armee, nicht an deren Heerführer sei die erste Mahnung zum Frieden zu richten, sondern — an die „streitende Kirche". So lange der Jesuitismus noch sein Unwesen in der Welt treibe, so lange könne von „Frieden" in der Menschheit die Rede nicht sein. Das Christenthum, die Religion des Friedens, sei durch das jesuitische Kirchenwesen zu einer fortwährenden Bedrohung des Friedens, der inneren Ruhe in den Nationen geworden, die Religion der Liebe sei umgestaltet in ein Bekenntniß des Bürgerkriegs. Mit heuchlerischen Worten, in heuchlerischen Processionen werde unter Thränen und Klagen der eine stille Wunsch verborgen, das deutsche Reich wieder in Trümmer zu zerschlagen.

Bei seinem jüngsten Aufenthalte in Italien endlich wurde Holtzendorff, obgleich er in einem allbekannt gewordenen Toaste bei einem Festbankette in Rom seiner von der Ansicht der italienischen Regierung und Parlamentsmajorität durchaus abweichenden Anschauung von einer richtigen Politik dem Papste und der katholischen Kirche gegenüber einen sehr unzweideutigen Ausdruck gab, in allen größeren Städten von Rom herauf bis nach Venedig mit Huldigungen überhäuft, wie solche daselbst noch keinem deutschen Rechtsgelehrten, selbst Mittermaier nicht, im gleichen Maße zu Theil geworden sind.

Freilich ganz vergessen waren Holtzendorff's Bemühungen auch im Inlande, wenigstens seitens des Volkes, nicht. Als er von Berlin nach München übersiedelte (Herbst 1873), ward ihm aus Volkskreisen und aus dem Schooße von Vereinen zum Wohle des Volks heraus noch eine Anerkennung in die neue Heimath nachgesendet, nachdem er seine Mitgliedschaft und zumeist Vorstandschaft im Gefängnißverein, den Vereinen für Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frauen, für Einrichtung von Volksküchen, und den zahlreichen Vereinen für Volksbildung, z. B. dem Handwerkerverein in Berlin, hatte niederlegen müssen.

Holtzendorff's Vater gehörte zu den Bestverleumdeten und Hestigstverfolgten seiner Zeit. Weil er in einer strafrechtlichen, mit einem Jagdrevel zusammenhängenden Untersuchung nach dem alten Inquisitionsproceß „nur vorläufig freigesprochen" worden war, entzog man dem muthig für den Liberalismus Eintretenden von Regierungswegen seine kreisständischen Rechte, und zwar dann, als er auf einem Kreistage es gewagt hatte, den König Friedrich Wilhelm den Vierten an die Erfüllung der Zusage von 1815 und an den Erlaß einer Constitution zu mahnen. Die Verfolgung gegen den älteren Holtzendorff ging so weit, daß der Geistliche unter seinem Patronate angewiesen wurde, ihn aus dem üblichen Kirchengebete der Pfarrgemeinde auszuschließen. Erst das Jahr 1848 brachte dem maßlos Verfolgten die Erfüllung Dessen, was er erstrebt, und damit endlich zugleich die Wiederherstellung sämmtlicher ständischer Ehrenrechte. Zu seinem Andenken stiftete der Sohn das erste Stipendium der neugegründeten Straßburger Universität unter dem Titel „Holtzendorff-Bietmannsdorff"-Stipendium" — ein Vorspiel für die von ihm gleichzeitig angeregte Bismarck-Stiftung.

* Bietmannsdorf in der Mark ist der Stammsitz dieses Holtzendorff'schen Familienzweiges.

Der berühmte Sohn eines berühmten Vaters.

Der Name Garibaldi ist allen Zungen geläufig; er ist mit der Idee unseres Jahrhunderts, welches die Einigung der Völker nach Nationalitäten bedeutet, auf das Innigste verknüpft und wird im Andenken der Menschheit geachtet, ja verehrt fortleben, so lange wahre Seelengröße der Anerkennung sicher ist. Mag auch mancher Schatten auf diesem geweihten, blendenden Namen sich dem Auge des kritischen Beobachters offenbaren — als schmachvolle Flecken werden solche dunkle Punkte nie und nimmer angesehen werden können. Garibaldi's Irrthümer sind die Verirrungen einer reinen, von keinen egoistischen Motiven geleiteten Seele, seine Fehler das Unglück eines bedeutenden, edlen Mannes, dessen Unkenntniß der Verhältnisse, dessen begeisterte Freiheitsliebe von fanatischen Agitatoren oder gewissenlosen „Freunden" ausgebeutet worden. Die deutsche Nation, die alle Ursache hätte, sich über die Fehler und Verirrungen Garibaldi's zu beklagen, hat „dem Helden zweier Welten" längst verziehen. Die schönste Tugend der Deutschen ist ihre Größe im Vergessen, und vergessen sind die schnöden Pamphlete, die im Jahre 1870 dem italienischen Helden gegen Deutschland in die Feder dictirt wurden, vergessen die Rugeln aus dem Unkreise Besforis, die so manchem deutschen Leben den Tod brachten. Garibaldis erfreut sich in Deutschland der allgemeinen Achtung und Sympathie, und sicherlich wird sich das deutsche Volk nicht weigern, diese Sympathie von dem Vater auf den Sohn zu übertragen, auf einen Sohn, dem nicht blos der Name seines Erzeugers, sondern auch dessen Tugend zu Theil wurde, ohne daß er Etwas von seinen Fehlern geerbt hätte.

Menotti Garibaldi ist eine der beachtenswerthesten Persönlichkeiten der italienischen Gesellschaft, und der berühmte Name, dessen Träger er ist, verleiht ihm nahezu eine kosmopolitische Bedeutung; er ist der Stolz, der Liebling seines Vaters, und deshalb auch der Liebling des italienischen Volkes, für das er schon oft sein Leben in die Schanze geschlagen. Der alte Garibaldi, den das Glück in seiner politischen und militärischen Laufbahn so entschieden begünstigte, hatte in seinem Familienleben das schwerste Mißgeschick zu erdulden. Er mußte sehen, wie seine geliebte Gattin Anita, die an seiner Seite werkthätig bei der Vertheidigung Roms gegen die Franzosen mitgearbeitet hatte, auf dem abenteuerlichen Flüchtversuche hülflos in Ravenna dahinstarb; er mußte das Leid einer unglücklichen Ehe erfahren, als er sich nach zwölfjährigem Wittwerstande im Jahre 1860 mit der umwürdigen Gräfin Raimondi, deren courtisanenartige Schlauheit ihn getänscht hatte, vermählte — und seine Kinder bereiteten ihm, mit Ausnahme Menotti's, wenig Freude. Das eine, die Gattin des genuesischen Kaufmannes Cunzio, befand und befindet sich noch in wenig günstigen Verhältnissen. Wohl sind die Nachrichten von der Noth der Tochter Garibaldi's, die mitunter die Runde durch die europäischen Blätter machen, übertrieben, allein die Vermögensverhältnisse Cunzio's sind nicht derart, daß er im Stande wäre, seiner großen Familie eine sorgenfreie Existenz zu sichern. Und zudem störten nicht selten politische Differenzen das freundliche Einvernehmen zwischen dem Generale und seinem Schwiegersohne. Ricciotti, der Bruder Menotti's, jedoch hat dem Vater den schwersten Kummer bereitet. Der geniale, feurige Jüngling hat einen unglückseligen Hang zum Leichtsinn, und öfters schon schwebte Garibaldi in Gefahr, seinen Namen auf den Prauger der Anklagebank gestellt zu sehen. Der leichtfertige Bursche führte Streiche aus, die das Strafgesetz hart streiften. Um seiner ausschweifenden Lebenslust fröhnen zu können, ging er Schulden über Schulden ein, zu mißbrauchte sogar den Namen seines

Digitized by Google

Vaters. Garibaldi verkaufte seine ganze Habe, die kostbaren Geschenke, die ihm aus aller Welt zugegangen waren, nicht ausgenommen, um seinen Sohn vor Schande zu bewahren — er gab Ricciotti sein Vermögen. Menotti jedoch schenkte er sein Herz, und der wackere Sohn ist eifrig bemüht, diesen Schatz zu hüten.

Menotti Garibaldi steht jetzt im Beginn der Dreißiger; allein trotz seiner jungen Jahre hat er schon eine ganze Geschichte hinter sich. Unter eigenthümlichen Verhältnissen geboren, mußte er schon frühzeitig die Last des Lebens fühlen. Die Tage seiner Kindheit sind in traurige Schatten gehüllt. Der alte Garibaldi lebte damals das Leben eines von allen Mitteln entblößten Flüchtlings in Südamerika, und Entbehrungen aller Art mußte seine Familie erfahren. Die ersten Jahre Menotti's waren solchergestalt sehr öde; das Kind hatte keine Heimath, keinen Spielgenossen, und mußte auf die unschuldigsten Vergnügungen seiner Altersgenossen verzichten. Nur die zarte Fürsorge seiner Mutter, der wackeren Anita, erhellte die traurig-ernste Kindheit Menotti's. Allein auch dieser Stern versank bald für immer. Die brave Gattin Garibaldi's starb, nachdem sie kaum das Heimathland ihres Gemahls betreten hatte, und Menotti, ein Knabe von kaum sieben Jahren, war auf sich selbst angewiesen. Der Ernst des Lebens ließ ihn den Jahren rasch voran eilen; er war bereits ein Mann, da die Genossen seines Alters kaum in die Jünglingsjahre eingetreten. Noch hatte er nicht den ersten Aufzug eines Bartes, und schon wurde er in ganz Italien, und weit darüber hinaus, als ein Held, seines Vaters würdig, gefeiert. Er war dem General Garibaldi auf dem merkwürdigen Zuge nach Sicilien gefolgt und hatte bei Marsala und in zahlreichen anderen Gefechten so viel Muth und Einsicht bewiesen, daß er selbst in der begeisterten Schaar der berühmten Tausend als leuchtendes Muster hervorragte. Italien feierte den Jüngling in großartiger Weise, und alsbald zählte Menotti zu den populärsten Männern der Halbinsel.

Die liberale monarchische Partei, welcher Garibaldi durch seine Sympathien für Mazzini gefährlich schien, bewarb sich um Menotti's Gunst; Ratazzi ließ sich mit ihm in Unterhandlungen wegen Errichtung eines Freischaarencorps zur Befreiung Italiens ein, damit er nicht bei dem alten Republikaner Garibaldi darum anfuchen müßte. Und Menotti zeigte sich auch willig. Der Sohn hat nicht die starren republikanischen Prinzipien des Vaters, der außer der Republik blos Fäulniß und Entartung kennt, sondern glaubt die monarch. Form, daß Freiheit und Völkerglück auch mit der Monarchie vereinbar sei. Er ehrt wohl die Ueberzeugungen des alten Vaters, ist aber unermüdlich in seinen Versuchen, denselben von seinem einseitigen Standpunkte abzubringen, und die Wandlung, die sich jüngst in dem Wesen des Generals Garibaldi vollzog, ist zum nicht geringsten Theile von Menotti vorbereitet.

Menotti stellte sich deshalb auch vorbehaltlos dem monarchischen Italien zur Verfügung; doch der Einfluß Frankreichs widersetzte sich dem Plane Ratazzi's, mit Menotti Garibaldi an der Spitze die Ewige Stadt einzunehmen, und Italien schien einstweilen auf seine natürliche Hauptstadt verzichten zu wollen. Der alte Garibaldi lehnte sich aber bekanntlich wenig an den Wunsch des officiellen Italiens; er stellte sich an die Spitze der von seinem Sohne gesammelten Schaaren — und Appromonte bezeichnet den Weg, den er einschlug. Selbstverständlich ließ Menotti auch auf diesem traurigen Zuge seinen Vater nicht im Stiche; er kämpfte an seiner Seite mit Todesverachtung, obgleich er von der Unersprießlichkeit der Bemühungen überzeugt war, und vermehrte sein Ansehen und seine Popularität um ein Bedeutendes. Auch bei der zweiten römischen Expedition Garibaldi's, die mit Mentana endete, war Menotti eine bedeutende Rolle zugefallen; er bewährte seinen Ruhm, da er ihn nicht mehr vermehren konnte, und galt für den zweiten Soldaten der Armee — ist doch Ginseppe Garibaldi selbst der erste.

Mit Mentana hatte Menotti's militärische Laufbahn im Dienste des Vaterlandes ihren Abschluß erreicht, und hoffentlich wird er nicht mehr gezwungen sein, dieselbe anzunehmen, um italienisches Land dem Besitze von Usurpatoren zu entreißen. Man bot ihm Stellen und Reichthümer an, um seine Verdienste um die Allgemeinheit zu belohnen, allein bescheiden und uneigennützig, wie sein Vater, lehnte er Alles ab. Da er durch das unstäte Leben seiner Jugend keine Fachkenntnisse in irgend einem Erwerbszweige sich aneignen konnte, war es ihm schwer, sich eine sichere Existenz zu gründen. Allein Ernst und Energie ließen ihn bald die Schwierigkeiten überwinden, und heute steht Menotti einem, wenn auch nicht besonders großen, so doch immerhin geschierten Speditionsgeschäfte in Rom vor.

Sein Geschäft hindert ihn nicht, sich mit den öffentlichen Interessen, der Politik insbesondere, zu befassen; er hält sich stets vor Augen, was er seinem Namen schuldig ist, und wenn er bisher noch nicht öffentlich in die politische Arena trat, ist dies blos dem Gegensatze, der zwischen seinen und seines Vaters Ansichten herrscht, zuzuschreiben. Menotti Garibaldi ist ein ernster, ruhiger Politiker, der in manchen Dingen weit klarer sieht, als der alte General selbst; er besitzt weder das aufbrausende Temperament seines Vaters, noch ist er phrasenhaften Einflüsterungen und Schmeicheleien so zugänglich wie dieser; er nimmt die Dinge, wie sie sind, während sein Vater sie willig durch jene Brillen betrachtet, die man ihm mit Complimenten zur Verfügung stellt. Wäre Menotti stets in der Umgebung des alten Garibaldi gewesen, es würden dem ehrwürdigen Manne viele Vorwürfe erspart geblieben sein. Mancher tolle Streich, den die Leidenschaftlichkeit des Greises verursacht, wäre im Entstehen unterdrückt, mancher Brief des Generals, der seinen erhabenen Namen der Lächerlichkeit preisgab, nicht geschrieben worden. Menotti übt auf seinen Vater einen maßgebenden Einfluß; er versteht es, ihn mit Klugheit zu leiten, und indem er sich scheinbar dem Willen des Generals unterordnet, beherrscht er ihn vollends.

Die vielen demokratischen Gesellschaften Italiens, deren Ehrenpräsident General Garibaldi ist, betrachten Menotti als dessen Stellvertreter, und übertragen die Sympathien vom Vater auf den Sohn. Fast täglich empfängt er in seinem schlichten Speditionsbüreau Deputationen von Arbeitern und anderen Demokraten, die über Dieses und Jenes vom General Auskunft wünschen. Allein auch andere politische Parteien sollen Menotti ihre Achtung, und gesellschaftlich spielt er eine Rolle, wie kaum Einer in der Ewigen Stadt. Menotti hat auch bedeutende gesellschaftliche Vorzüge, die seinem Vater vollends abgehen; er besitzt die Gabe der Erzählung in hohem Grade und hat Etwas von dem seinen Schliff der höheren Stände, den man in der Regel blos in aristokratischen Erziehungshäusern sich aneignet. Seine Statur ist kräftig, dabei jedoch elegant, sein Gesicht energisch geformt, aber wohlwollend, seine Haltung ruhig vornehm. Man könnte unmöglich in dieser eleganten Gestalt den Sohn Garibaldi's vermuthen, wenn einzelne Partien des Antlitzes nicht den Verräther spielten. Stirn und Nase erinnern lebhaft an den Vater, und der lange, wohlgepflegte Bart trägt deutlich jenes unverfälschte Rothblond zur Schau, das dem Generale eigenthümlich war, bevor die Macht der Jahre sein Haar bleichte.

Auch die seltene Charakterfestigkeit Garibaldi's besitzt Menotti, allerdings ohne jene starre Unbeugsamkeit, die nicht selten in Eigensinn ausartet; er ist mild und gutmüthig von Natur, zu heftigem Hasse kaum fähig. Das südliche Blut, das in seinen Adern wallt, verleugnet er in Benehmen und Auftreten fast vollständig. Wie sein Aeußeres ließe auch sein ruhiges, gemessenes Auftreten, seine Leidenschaftslosigkeit und Vorsicht, eher auf einen Nordländer, als auf einen Sohn des feurigen Südens schließen, und der kalte Ernst, mit dem er das Leben auffaßt, würde dieser Annahme nicht widersprechen. Das sprüchwörtlich gewordene süße Nichtsthun seiner Landsleute ist ihm fremd, wie er denn auch Nichts von der lebensfrohen Heiterkeit seiner Landsleute besitzt. Ein ernster, fast schwermüthiger Hauch umweht Menotti. Es scheint, als könne er die düstere Freudlosigkeit seiner Jugend nicht vergessen.

Eine große Zukunft harrt des noch jungen Mannes, der bereits eine bedeutende Vergangenheit hinter sich hat. Ganz Italien sieht in Menotti den Erben der Pflichten des edlen Garibaldi, da es ihm schon die Rechte desselben eingeräumt hat, und wenn der alte General einst die Augen zum ewigen Schlafe schließt, wird es Sache Menotti's sein, den edlen Namen, dessen Träger er ist, rein und unbefleckt zu erhalten. Es wird ihm gelingen — dafür bürgen sein bisheriger Wandel, seine Fähigkeiten, sein Eifer und sein Streben; er wird das Zutrauen seines Landes nicht täuschen und den Gedanken seines berühmten Vaters in Ehren halten.

Emil Frischauer.

„Ferien!"

Ein Brief an Josef Victor Scheffel von Felix Dahn.

„Hei, Ferien!" — du Wort voll Fröhlichkeit!
Aufathmend spricht man's, und es haucht daraus
Wie Morgenluft, die frisch den Wand'rer grüßt.
Man denkt dabei an's leichte Ränzlein und
Den buchenumbuschmückten Reisehut.

Das ist der Segen der Schulmeisterei,
Daß uns im grauen Haar, wie unsern Jungen,
Das Wörtlein „Ferien" noch so süßen tönt
Wie in der Knabenzeit: es hüpft das Herz
Mit raschem leichtem Schlage bei dem Wort
Und dreiter dehnt sich, athmend frei, die Brust.
Wir bleiben selber jung, wir allen Knaben;
Wir wissen's, wie die jungen Herzen schlagen,
Denn unser eignes Herz ward noch nicht alt.

O goldner Tag, da vom Gymnasium,
Nach durchgerungener Examenqual,
Muthwillig Abschied winkend dem Pedell
(Der grimm, ein alter Unteroffizier,
Nachsah den seiner Macht Entsprungenen),
Halb flegend durch Alt-Münchens Gassen hin,
Zu's Elternhaus zurückschritt „der Student"!

Am andern Morgen schon mit zwei Cam'raden,
Ging's auf die Wanderschaft — nicht viele Gulden,
Doch eine ganze Zukunft eitlen Goldes
Im Reisesack — in die Ferien.

So ging's zum alten Isarthor hinaus,
Gen Rosenheim, den lieben Bergen zu,
Mit welchem Stolz in jedes Fremdenbuch
Der Landwirthshäuser (gar nicht Vorsicht war's)
Schrieb man den Namen und: „Student aus München".
Und wie wir auf der Fraueninsel dann
Im blauen Chiemsee — Freund, du kennst sie gut —
Den jungen Malern, die den Gymnasiasten
Nur wenig Ehr' gezollt, statt dieselben
Den „Universitäts-Studenten" zeigten!

O blaue Berge meines Heimathlandes,
O duft'ge Jugendzeit — wie liegt ihr fern!
O rascher Schritt durch's laub're fremde Städtchen,
O frischer Siegestrunk am Thor der Schenke,
O Lieder, fremde, eig'ne, auf der Straße
Gesungen und gegeben: kleine Sträuße,
Dem Wanderlustig' halb scherzhaft nachgeworfen
Von Mädchenhand wohl über'n Gartenzaun!
O duft'ge Jugendzeit — wie bist du fern!
Nichts mag der ersten Ferienreise doch
An Unschuld und an Hoffnung sich vergleichen.
Das sind die Lebens-Oberferien.

In weiß und rothen Frühlingsblüthen prangt
Das Dasein, und wie Ostergloden klingt es:
So edel und so feierlich, so rein
Und so verheißungsvoll. —
Nun, jede Knospe kann zur Frucht nicht reifen:
So manche fiel vom Frost, vom Wurm zerstört,
Von eig'ner Hand bedachtlos abgestreift. —

Es steht uns an, uns dankbar zu bescheiden
Mit der gereiften Ernte, und den Sternen
Für still gestreuten Segen Dank zu danken,
Denn manche Saat ist besser uns gediehen,
Als eig'ne Kraft und Müh' zu hoffen gab. —

Und der Professor auch hat Ferien
Zum Glücke, nicht nur der Student allein. —
Herbstferien freilich sind's, nicht Frühlingsferien.
Nicht Aprikosenblüthen ruhen sanft
Ob unserm Haupte mehr aus Maiengrün,
Doch der September ist ein weiß'rer Mai,
Und nur der Herbst giebt klaren, gold'nen Wein. —

Wie wird noch heute jung das Herz, wenn nun
Zu Ende sich das Sommerhalbjahr schleppt!
Bald ist der letzte Paragraph erreicht
Und ungeduldig harrt der Studio,
Ob morgen oder übermorgen erst
Das allerletzte „Meine Herr'n" ertönt. —
Da schlägt die Uhr (die alles langsam geht)
Dirch's Marmoratrium: „Nun Dank, ihr Herr'n,
Daß ihr so lang getreulich ausgehalten!
Gedenket dieser Stunden gern — Lebt wohl!"

Vergnügt geht's an der Ecke nun vorbei,
Die viermal jeden Freitag Zuflucht,
Die schattenleis, grollend man passirte.
Daheim steht schon der Koffer, wohl gepackt;
Zu langer Trennung ist das Haus bestellt,
In Flor gehüllt Apoll und Zeus von Gips;
Das Manuscript des Buchs, des werdenden,
— Ach, des Professors einzig Werthpapier! —
Wird dem befreundeten Banquier vertraut.
Ein letzter Blick auf die Excerpte noch:
„Die machten Mühe — seit aus Mailand kam
Der Codex — achten Sie darauf, Herr Hirsch!"
„Da liegt noch mehr, was nicht verbrennen darf,
In diesem Aktheim. Gute Ferien!
Erholen Sie sich! — ich hab' niemals Ferien." —

Nicht mehr zu Fuß geht's nun zum Thor hinaus:
Das Dampfroß schleppt uns lust von Stadt zu Stadt,
Bis endlich Berg und Wald und See uns grüßt,
Und festhaft, nicht mehr flugs in Wanderung,
Wird wohlverdiente Muße nun gekostet.
Manch Lieblingsbuch, das im Semesterdrang
Muß unberührt stehn, ward mitgenommen:
Ein Bändchen Goethe für den Waldspaziergang,
Für Ruh'n am Meeresstrand die Novellen,
Fritz Reuter für den heitren Abendtrunk;
Doch nur beim ersten Glase Rheinwein wird
Frau Aventiure tropfenweis geschlürft. —

Ja, manch gelehrt Problema, d'ran vergeblich
Im Lärm der Stadt und der Geschäfte hast
Der abgemüdete Gedanke drehte,
Fällt nun von selbst, wie reife Frucht, gelöst,
Erschlossen, in den Schoß des Sinnenden,
Im Schatten hoher feierlicher Wipfel,
Am Seegestad' im Fischerwerk der Reben;
Der ausgeruhte Geist taucht ganz in sich
Und hebt sein Netzes voll aus seinen Tiefen.

Doch zuviel Muße trägt kein Pflichtgefühl:
Wenn allzufrüh des Abends Schatten sinken,
Dann aus Italiens grünsten Myrthenhecken
Zieht's zu dem schlichten Pult noch zwingend heimwärts.
Das aus der Schulzeit unverändert ist
Vom Ufersande mitgeschickt zur Oster,
Und eher nicht beschwichtet sich der Geist,
Bis wieder traulich am Octoberabend
Die Lampe brennt auf altgewohntem Tisch,
Drauf alte Götter mir und alte Bücher,
Die treuen Studiengenossen, winken,
Und leise Ungedult ersehnt den Tag,
Der wiederum auf das Katheder ruft,
Der deutschen Jugend deutsches Recht zu weisen.
Wohl dem, der wie aus Arbeit sich zur Mühe,
Aus Muße sich zu seiner Arbeit sehnt!

So laß' uns denn noch eine Weile schaffen,
Die tüchtigen Jungen auch was Tücht'ges lehrend
Wir schlägt das Herz, schau' ich die wack're Schaar,
Die tragen soll des deutschen Reiches Ehre,
Wenn lang' die Augen sich geschlossen, die
Den Pulverdampf von Sedan qualmen sahn,
Bis endlich, nach dem letzten der Semester,
Die „großen Ferien", die da nicht mehr enden,
Für immer schließen Mund mir und Colleg!

Deutschlands große Werkstätten.

Der Bochumer Verein.

An der Wasserscheide zwischen Ruhr und Emscher, drei Meilen vom alten Dortmund nach Westen und gleich diesem durchschnitten von der alten Handels- und Heerstraße des Hellweg, lag vor vierzig Jahren ein westphälisches Landstädtchen, dessen dreitausend Einwohner vom Ertrage ihrer Felder und Heerden lebten, dessen berühmtester Sohn und literarischer Localheros Dr. Kortüm war, der geistige Vater des gottseligen Candidaten Hieronymus Jobs und anderer, der Literatur zur Zeit noch vorenthaltener kräftiger und saftiger Scherze. „Kuh-Baukum" hieß es im Munde des Volkes, auf Hochdeutsch Kuh-Bochum, zum Unterschiede vom nahegelegenen Dorfe Alten-Bochum und mit ironischer Beziehung auf seinen vollständig dorfstehen Charakter und Anstrich. In die nicht westphälische Außenwelt drang sein Name meist wohl erst, als die Köln-Mindener Eisenbahn auf ihrer Strecke Dortmund-Oberhausen das auf ihrem nachsten Wege liegende Städtchen zwar in großem Bogen umging, aber doch seinen

Digitized by Google

Namen mit dem ihres nächsten Stationsortes zu der vollklingenden Verbindung Herne-Bochum verschmolz. „Hernebochum!“ riefen die Schaffner in die Coupés und weckten im Reisenden, der nur ein wüstes, sumpfiges Gelände, von Herne wenig und von Bochum gar nichts sah, dunkle Anklänge an Cyzernebog und Melibocus.

Das Leben in dem kleinen Orte war, der Bedeutung desselben entsprechend, urwüchsig und patriarchalisch. Die Post kam täglich von Brünninghausen und ebenso oft in entgegengesetzter Richtung von Essen. Aber Hattingen-Neviges vermittelt eine zweite Linie den Anschluß an die große Berlin-Elberfeld-Kölner Route. In engen, schlecht gepflasterten Straßen standen kleine unansehnliche Häuser, meist von Fachwerk und mit Schindeln bekleidet, im Style des bergischen Landes erbaut; neben oder vor dem Hause lag der Misthaufen, von dem aus Gestügel und Kleinvieh ungehindert seine Ausflüge auf die benachbarte Straße unternahm. Die engen Fenster und niedrigen Stuben der Hauser standen in lächerlichem Gegensatze zu den durchweg kräftigen, stellenweise sogar kolossalen Figuren der Bewohner.

Die Umgebung der Stadt war nur mäßig cultivirt. Große Obst- und Küchengarten verriethen nur selten das Walten einer kundigen und schönsinnigen Gärtnerhand; überaus schlechte Wege führten zu den kleinen Torfschenken und ihren zerfreeten Höfen durch sumpfige, fieberathmende Niederungen hindurch, an Teichen vorbei und über buschige Hügel und Flächen, wo das Reh sprang und das scheue Wasserhuhn neben der wilden Ente hauste. Auf den haidebewachsenen unwirthlichern Hochflächen huschte das wilde Kaninchen und nistete der Kibitz. Zwei kleine Kohlengruben, Friederica und Engelsburg, je eine Viertelstunde vor der Stadt belegen und mit äußerst primitiven Einrichtungen ausgestattet, versorgten die Umgegend mit billigem Brande; es waren Besitzthümer von zweifelhaftem Werthe, die ihr Anlagecapital nur sehr gering zu verzinsen vermochten, bei einem durchschnittlichen Kohleupreise von anderthalb bis zwei Silbergroschen per Centner.

In dieser stillen, abgeschlossenen und regelrechten Absinnung des gewöhnlichen Lebenslaufes brachte es eine große Aufregung hervor, als im Jahre des Herrn 1842 zwei Einwanderer in's Städtchen kamen, ein paar Morgen Land kauften zu dem enormen Preise von fünf Thalern für die Kölner Ruthe (circa sechshundert Thaler per Morgen) und auf denselben etwa zehn Minuten vor der Stadt an der Eisener Chaussee eine Gußstahlfabrik erbauten. Mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtete man das Beginnen dieser „fremdredenden“ Menschen, welches die uralten Traditionen von Bochum zu stören drohte. Indessen wurde trotz allen Kopfschüttelns die Fabrik im Jahre 1843 unter der Firma „Mayer und Kühne“ mit wenigen Arbeitern eröffnet. Herr Jakob Mayer aus Tunningen in Württemberg war ihr technischer Leiter, und Herr Eduard Kühne aus Magdeburg führte die kaufmännischen Geschäfte.

Nach mehrjährigen Versuchen gelang es dem Ersteren, das große technische Problem des sogenannten „Stahlfaçonguſſes“ zu lösen, das heißt die verschiedensten Gegenstände in Stahlguß herzustellen. Diese hochwichtige Erfindung, auf deren Bedeutung wir im Verlaufe dieser Skizze genauer zurückkommen werden, fand die erste öffentliche Anerkennung auf der Gewerbe-Ausstellung zu Düsseldorf 1852, wo die Firma Mayer u. Kühne ein Gußstahlgeländer ausstellte und mit der silbernen Preismedaille geehrt wurde. Als im Jahre 1855 das mittlerweile in den Besitz des „Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation“ übergegangene Werk die Pariser Ausstellung mit drei gegossenen Stahlglocken beschickte, erhob sich ein erbitterter Widerspruch seitens der Concurrenz, die, unbekannt mit dem geheim gehaltenen Verfahren des „Stahlfaçonguſſes“, die Möglichkeit, solche Glocken aus Stahl zu gießen, hartnäckig in Abrede stellte und behauptete, sie seien aus Gußeisen. Indeß die Fabrik erbrachte den Beweis für die Richtigkeit ihrer Angabe, indem sie zuerst eine kleinere Glocke nach Paris schickte, an welcher der sogenannte Anguß — das überflüssig darauf Gegossene — noch nicht entfernt war, und diesen dort abnehmen und schmieden ließ. Als man auch hierbei noch Zweifel hegte, ließ sie eine Glocke zerschlagen und bewies durch die Schmiedbarkeit der Stücke, daß man es mit Stahl und nicht mit Gußeisen zu thun habe. (Letzteres ist nämlich, wie wir gleich sehen werden, nicht schmiedbar.) Die große Jury ehrte das Werk und den Erfinder durch den höchsten Preis, die große goldene Ehrenmedaille und andere Auszeichnungen. Aehnlicher Anerkennung erfreute sich das Etablissement auf allen von ihm beschickten Ausstellungen. Die Londoner internationale Ausstellung 1862 brachte ihm drei Preismedaillen, die Stettiner Industrie-Ausstellung 1865 eine Preismedaille, die zweite Pariser Industrie-Ausstellung 1866 die goldene Medaille und die Wiener Weltausstellung 1873 das Ehrendiplom.

Um dem freundlichen Leser das Verständniß des Folgenden zu erleichtern, müssen wir zunächst einige Worte über die Eigenschaften der verschiedenen Eisen- und Stahlsorten hier einschalten.

Gußeisen, Schmiede-Eisen und Stahl sind eigentlich, soweit sie die Wissenschaft zur Zeit erkannt hat, im Wesentlichen nur durch ihren Kohlenstoffgehalt verschiedene Nüancen des Eisens. Schmiede-Eisen hat den geringsten Kohlengehalt, Gußeisen den höchsten, Stahl einen mittleren. Das Gußeisen wird bei tausendfünfzig bis tausendzweihundert Grad Celsius flüssig und gießbar, läßt sich aber weder schmieden noch walzen; es ist spröde und brüchig. Das Schmiede Eisen dagegen ist kaum gießbar und muß durch Hammer und Walze bei Glühhitze in die gewünschte Form gezwungen werden; es ist biegsam, zäh und von großer Dichtigkeit. Der Stahl nähert sich, je nach seinem höhere oder geringeren Kohlenstoffgehalte, in seinen Eigenschaften der entsprechenden unvollkommeneren Eisensorte, idealisirt oder potenzirt jedoch dabei gewisse charakteristische Merkmale derselben. An Stelle der Sprodigkeit des Gußeisens tritt bei kohlenstoffreichem Stahle Elasticität und eine große Härtbarkeit. Bei geringer Beimischung von Kohlenstoff ist der Stahl zähe und biegsam, wie Schmiede-Eisen, aber in beiden Fällen, ob hart oder weich, von bedeutend größerer Haltbarkeit als jene. Je nach Bedarf wird er gehärtet oder ungehärtet benutzt; Messer, Scheeren, Feilen ꝛc. werden z. B. erst ungehärtet verarbeitet und dann durch Glühen und rasche Abkühlung in besonders präparirtem Wasser gehärtet.

Es giebt verschiedene Sorten Stahl; die wichtigsten derselben sind: Raffinirstahl, Cementstahl, Tiegelstahl, Puddelstahl, Bessemerstahl und Martinstahl.

Der älteste ist der sogenannte Raffinirstahl, der für Messer, Schwertet, Säbel (Damaścenerklingen) schon vor Jahrhunderten aus Roheisenstahl im Herdfrischfeuer erzeugt wurde.

Cementstahl macht man aus Schmiedeeisen, indem man dasselbe mit Holzkohlen bestreut, in einem fest verschlossenen eisernen Behälter einer starken Rothglühhitze aussetzt und dadurch den Kohlenstoff dem Eisen einprägnirt. Dieser Stahl dient vorzugsweise als Material für den Tiegelgußstahl. Letzterer wird bei der höchsten im metallurgischen Betriebe erreichbaren Hitze in feuerfesten Tiegeln aus zerkleinertem Schmiedeeisen oder anderem Stahle unter Beimischung des erforderlichen Kohlenstoffes und anderer Ingredienzien hergestellt. Puddelstahl wird in Puddelöfen aus Roheisen durch Entziehung von Kohlenstoff erzeugt.

Bessemerstahl, nach dem Erfinder benannt, wird aus möglichst phosphor- und schwefelfreiem, vorher geschmolzenem Roheisen in großen birnenförmigen, mit feuerfestem Material ausgefütterten „Convertern“ hergestellt, indem man atmosphärische Luft mit starker Pressung in die Converter durch das flüssige Eisen bläst und dadurch dasselbe von überschüssigem Kohlenstoffgehalt befreit.

Martinstahl wird aus Roheisen, Schmiedeeisen oder Abfällen von Eisen und Stahl bei Gasfeuerung in sogenannten Siemens'schen Regenerativöfen hergestellt. Dies letztere Verfahren ermöglicht auf die vortheilhafteste Weise die Verwerthung massenhafter Abfälle. Das Bessemer-Verfahren dagegen ermöglicht sehr große Quantitäten auf einfachste und billigste Weise zu erzeugen. Die Erzeugnisse beider Fabrikationsmethoden haben die der älteren grobentheils verdrängt mit Ausnahme jedoch des Tiegelstahls, der da noch immer Anwendung findet, wo es sich um Qualität handelt, wie z. B. bei Kanonen und bestem Eisenbahnmaterial, auch bei Werkzeugen, scharfen Schneidinstrumenten, wo es auf hohe Härte und gleichzeitig auf Zähigkeit ankommt, sowie endlich bei Preßcylindern, Schiffsschrauben, Glocken und anderen schwierigen Façonstücken.

Die Bochumer Fabrik hat sämmtliche Stahlfabrikationsmethoden sich zu eigen gemacht und alle, auch die neuesten, Ver-

Digitized by Google

besserungen eingeführt. Ihre ursprüngliche Aufgabe, die Einführung und Verbesserung der Tiegelstahlfabrikation hat sie vor allen anderen gelöst; das Verfahren kam zuerst von England nach Deutschland. Schon im Jahre 1740 hatte Hundsmann bei Sheffield die erste Tiegelstahlfabrik angelegt und zum Einschmelzen hauptsächlich schwedisches Stabeisen verwandt, nachdem dasselbe zuvor in der oben angedeuteten Weise cementirt war. In Deutschland haben Friedrich Krupp in Essen vor fünfzig Jahren, Jacob Mayer in Bochum vor fünfunddreißig Jahren die Tiegelstahlfabrikation begonnen und nach und nach zu einer Bedeutung zu erheben gewußt, welche selbst die englischen Fabriken überflügelte und den beiden deutschen Werken den ersten und zweiten Rang in der Welt sicherte. Wenn Krupp seine Energie und seine Mittel hauptsächlich dahin richtete, durch enorme mechanische Einrichtungen die Erzeugung schwerer Gußstahlschmiedestücke zu ermöglichen, so gebührt Jacob Mayer das Verdienst, durch die Erfindung des Stahlfaçongusses ohne Hammer oder Walze schwere Gegenstände aus Gußstahl für den Maschinenbau herzustellen, die aus Gußeisen nicht haltbar, aus Schmiedeeisen dagegen nicht ausführbar oder zu kostspielig sein würden, z. B. Kirchenglocken bis zum Gewichte von dreißigtausend Pfund, Schiffsschrauben bis zum Gewichte von zwanzigtausend Pfund, schwere Cylinder für hydraulische Pressen von zehntausend Pfund, schwierig construirte Façonstücke für den Brückenbau, Scheibenräder und Hergstücke für Eisenbahnen ꝛc. Aber das nicht minder hoch anzuschlagende Verdienst, die geniale Erfindung zur Anerkennung gebracht und dadurch in dem kurzen Zeitraume von zwanzig Jahren das kleine Etablissement zur heutigen Größe erhoben zu haben, gebührt der geschickten und energischen Leitung des Bochumer Vereins. Das kleine Werk an der Essener Chaussee wollte nämlich trotz jener wichtigen Erfindung nicht recht voran. Es kamen trübe Zeiten für die Besitzer, und erst nachdem im November 1854 die Fabrik der Herren Mayer und Kühne an die mit ausreichendem Capital versehene Actiengesellschaft Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation übergegangen und nach kurzer provisorischer Verwaltung des jetzigen Geheimen Regierungsrathes Alexander von Sybel Anfangs 1855 der noch jetzt als Generaldirector fungirende Commerzienrath Louis Baare an die Spitze getreten war, begann allmählich das Aufblühen der jetzt so bedeutenden Schöpfung. In zwanzigjährigem Zusammenwirken haben die Herren Baare und Mayer, gemeinsam mit dem ebenso lange fungirenden jetzigen Vorsitzenden des Verwaltungsrathes, Herrn Jean Marie Heimann in Köln, aus der kleinen Gußstahlfabrik, die sie mit dreihundert Arbeitern übernahmen, jenes gewaltige Werk geschaffen, welches unser Bild darstellt und welches Stadt und Umgegend mit wahrhaft elementarer Gewalt umgestaltet hat.

Im Jahre 1854 betrug die Production bei dreihundert Mann Belegschaft 18,182 Centner Gußstahl, im ungefähren Werthe von einer Viertel Million Thaler; 1867 war sie bei zweitausend Arbeitern auf 220,000 Centner, im Werthe von 2,860,000 Thaler, gestiegen; 1873 lieferte die Fabrik 1,300,000 Centner Gußstahlfabrikate, im Gesammtwerthe von circa acht Millionen Thaler, bei 5570 Arbeitern. Ihre Hauptforce besteht in der Fabrikation von Eisenbahnmaterial, namentlich Stahlschienen, Rädern, Achsen, Bandagen, Federn, Herzstücken ꝛc. — die gegenwärtige Tagesproduction von Stahlschienen beträgt zwischen 1000 und 1500 Stück. Das sogenannte „Bochumer Scheibenrad“ aus Stahlfaçonguß war lange Zeit nur in Bochum herstellbar. Erst seit 1864 gelang auch der Krupp'schen Concurrenz die Herstellung dieses weitaus dauerhaftesten und betriebssichersten aller Eisenbahnräder. Bei Gelegenheit seiner Referate über die Wiener Weltausstellung äußert sich Max Schlesinger über das Verhältniß zwischen Krupp und dem Bochum-Verein in der „Kölnischen Zeitung“ wie folgt:

„In Artilleriematerial steht Essen obenan, wogegen Bochum ihm im Bereiche des Eisenbahnmaterials den Rang abgelaufen hat. Beide können neidlos und selbstbewußt einander in's Auge schauen, und wie Goethe in Bezug auf Schiller, so könnte das ältere Essen auch von dem jüngeren Bochum sagen: ‚Die Deutschen sollten sich glücklich schätzen, zwei solche Kerle, wie wir sind, zu haben.‘“

In der Geschützbranche ist Fr. Krupp an unschineller Leistungsfähigkeit dem Bochumer Werke zur Zeit überlegen. Es ist ihm gelungen, die colossalen Bedürfnisse Preußens auf diesem Gebiete für sich zu einem ebenso lehrreichen wie einträglichen Monopol zu gestalten. Aber die Bochumer Fabrik hat nicht nur bereits 1847 die erste Gußstahlkanone angefertigt und damit die Verwendung dieses Materials für Geschützguß eingeführt, sie hat auch von der preußischen Regierung die officielle Bescheinigung, „daß ihre Geschütze als denen der Krupp'schen Fabrik ebenbürtig anerkannt seien“.

Eine weitere, bisher noch von Niemand erreichte oder auch nur annähernd ermöglichte Specialität ist der schon erwähnte Glockenguß. Nach Ausweis des Glockenprospectes hängen im deutschen Reiche circa zweihundert Stück große Kirchengloken, im übrigen Europa circa fünfhundert, in Asien sechs, in Afrika zehn, in Nordamerika fünfundvierzig, in Südamerika zehn; gewiß ein Beweis für die Vorzüge dieses allerdings erst langsam zur allgemeinen Anerkennung gekommenen Fabrikates, welches an Klang den Bronzeglocken gleich, an Dauerhaftigkeit ihnen weit überlegen ist und etwa halb so viel kostet. Die Haltbarkeit der Gußstahlglocke hat sich vor einigen Jahren beim Brande einer der deutschen Kirchen Petersburgs glänzend bewährt. Als der Glockenstuhl vom Feuer verzehrt ward, stürzten die drei daselbst hängenden Bochumer Stahlglocken circa 130 Fuß hinab auf das feste Gewölbe des Thurmes und lagen daselbst längere Zeit in der Gluth, ohne äußerlich oder an Ton und Stimmung irgend welchen Schaden zu nehmen.

Außer der Gußstahlfabrik und deren Zubehör besitzt das Werk in Bochum eine große Hochofenanlage und Cooksbrennereien, eine Fabrik feuerfester Steine und, drei Kilometer entfernt, aber mit einer eigenen Eisenbahn verbunden, drei vereinigte, höchst werthvolle Tiefbaukohlenzechen „Maria“, „Anna“ und „Steinbank“, außerdem bei Mülheim am Rhein eine weitere Hochofenanlage und zahlreiche Eisensteingruben in Nassau und im Siegerlande. Alle diese zum Etablissement gehörigen Grundstücke arbeiten vorwiegend für den Bedarf der Fabrik, deren täglicher Kohlenverbrauch sich bei mittlerer Beschäftigung auf 15,000 Centner, bei voller Arbeit auf circa 20,000 Centner Kohlen und Cooks beläuft, zu deren Anfuhr demnach vier Kohlenzüge von zwanzig bis fünfundzwanzig Doppelwaggons täglich nöthig sind.

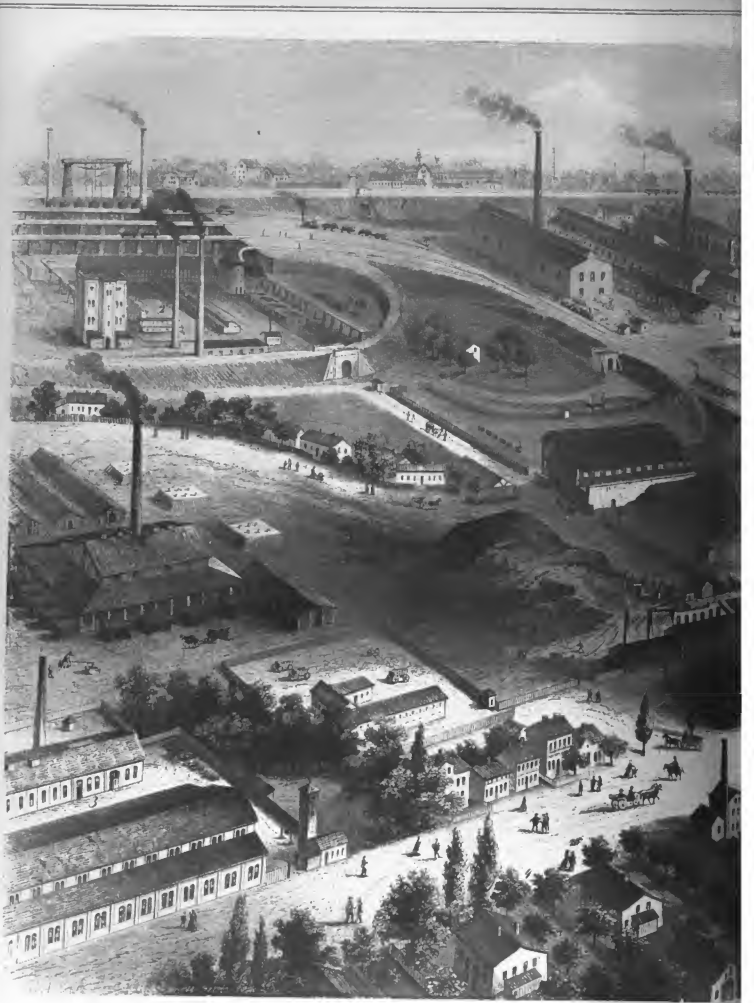
Diese Kohlen liefern circa hundertfünfzig Dampfkessel und qualmen aus fünfzig großen Kaminen, deren einer der höchste auf dem Continent ist. Derselbe senkte sich kurz nach seiner Fertigstellung nach einer Seite hin, wurde aber von dem Herrn Bauinspector Haarmann — einem langjährigen Mitglied des Verwaltungsraths — in sehr erfindungsreicher Weise wieder gerade gerichtet. Im Jahre 1874 beschäftigte die Fabrik 5630 Arbeiter, die, größtentheils verheirathet, 8765 Angehörige ernährten und mit Hinzurechnung von circa 250 Beamten und deren Familien reichlich 15,000 Köpfe ausmachten.

Für verheirathete Beamte ist ein großes Beamtenhaus mit Etagenwohnungen der verschiedensten Größe erbaut. Für verheirathete Arbeiter sind Häuser nach den verschiedensten Systemen errichtet, in denen hunderte von Familien ihr Unterkommen finden und zwar zu Preisen, die eine Kündigung als Strafe erscheinen lassen. Für die Unverheiratheten ist durch den Bau eines großen Kost- und Logirhauses gesorgt, in welchem bei einfacher Belegung 1200 Mann beherbergt und in einem riesigen Saale gleichzeitig gespeist werden können. Für Kost und Logis bezahlt der Mann pro Tag 7 Silbergroschen (der niedrigste Lohnsatz im Jahre 1874 betrug 25 Silbergroschen, der durchschnittliche 38 Silbergroschen pro Tag).

Daneben besteht ein Consumverein der Fabrik, der an verschiedenen Verkaufsstellen gute und billige Nahrungsmittel und Kleidung liefert; in einigen Bierschenken wird vorzügliches Bier zu bis 33⅓ Procent unter dem sonst üblichen Preise verzapft.

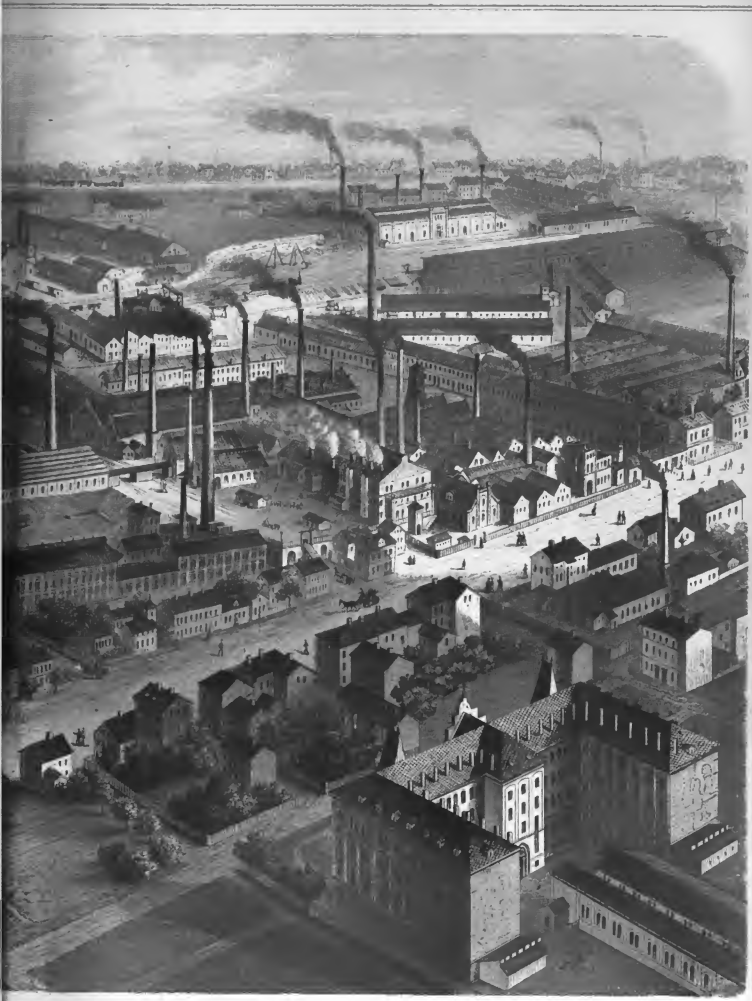
Wenn heutigen Tages ein Reisender die Stadt Bochum besucht, so ist vielleicht das Einzige, was ihn noch an die Zustände von „Kaubaukum“ erinnern kann, die klägliche Verbindung, welche die Bergisch Märkische Eisenbahn seit Jahren in Dortmund mit der großen Berlin-Köln-Pariser Route unterhält, obgleich sie z. B. auf ihrer Station Bochum-Riemke 1873 die anständige Summe von 806,839 Thalern an Personenbillets und Frachten gelöst hat. Jedermann, der aus dem Osten kommt und stets der längeren

Digitized by Google



Die Gußstahlfabrik des Bochumer Vereins aus der V

1. Gußstahlfabrik. — 2. Hohöfen und Cokeanlagen. — 3. Kanonenfabrik. 4. Stahlhausen. 5. Arbeiterko



…ann. Nach der Natur aufgenommen von Adolf Elzner.
…00 Mann. — 6. Ziegelbrennerei (Ringofen). — 7. Rheinische Eisenbahn, welche sich um die ganze Fabrik herumzieht.

Digitized by Google

Bergisch-Märkischen Route über Kreiensen die Köln-Mindener über Hannover wählt, muß zur Strafe dafür in Dortmund einige Stunden zubringen — so will es die Taktik der kleinen Eisenbahnpolitik. Hat der Reisende seine Strafe abgesessen, Bochum erreicht, einen Gang durch die Straßen der Stadt gemacht und mit uns einen der nahen Hügel bestiegen, so zeigt ihm die Rundschau eine Landschaft, die mit nichts mehr an das alte oben geschilderte „Kaubankum" erinnert. Die kleine Ackerstadt ist längst verschwunden hinter den hochragenden Bauten der Industrie und hinter der neuen Stadt, welche die grünen Gürten von ehemals bedeckt und unaufhörlich aus dem Boden heraus weiter wächst. In ihr und auf jeder Quadratmeile um sie herum wohnen im Durchschnitt dreißigtausend Menschen, also das Zehn- und Fünfzehnfache von ehemals. Mehr als sechzig Schachtthürme großer Tiefbau-Steinkohlenzechen zählt man eine Stunde im Umkreis der Stadt. Das kleine Werk von Mayer und Kühne hat sich zu dem großen, fast wirren Häusermeere entwickelt, welches unser Bild zeigt. Die Ruthe Landes, die Mayer und Kühne zu dreiunddreiviertel Thaler kauften (= 5 Thaler per Kölner Ruthe) kostet heute je nach der Lage fünfzig bis vierhundert Thaler; die Wälder sind bis auf geringe Reste verschwunden, die Niederungen trocken, und von allen Seiten umtost uns das erderschütternde Getöse der Hämmer, das Schnauben und Pfeifen der Dampfmaschinen und Locomotiven, das Rollen der zahllosen Bahnzüge, das Poltern der schweren Fuhrwerke, welche die Straßen der Stadt fahrlich durchrasseln. Und das edle Metall, welches sich dort unten zu Schienen reckt, zu Glocken wölbt, zu Rädern rundet und zu Kanonen formt, liefert nicht nur den Bedarf des eigenen Verkehrs und des nationalen Schutzes, es befreit nicht nur das Vaterland von einer kostspieligen und gefährlichen Abhängigkeit von der Industrie fremder Völker — nein, es bringt auch den stolzen Türken, den bärtigen Russen, den fleißigen Anwohner des Han-tse-kiang, es bringt Spanier und Italiener in freundliche Handelsbeziehung zu dem Volke, welches heute besser den Stahl zu schmieden versteht, als alle anderen.

England hat fast ein Jahrhundert mit dem Geheimniß der Gußstahlbereitung auch den Ruhm der besten Eisenindustrie bewahrt und genießt denselben, obwohl nur zum geringern Theil, mit Recht noch heute. Es wird unterstützt in der Behauptung dieser seiner Stellung auf dem Eisenmarkt einmal durch die natürliche geographische Lage und sein Canalsystem, die ihm den billigen Wasserverkehr in sehr ausgedehntem Maße gestatten, dann aber auch durch seine edlen Eisenerze, durch seine hundertjährigen Handelsverbindungen mit allen Welttheilen, die kluge und glückliche Verkehrspolitik seiner eigenen und die unglücklichen Experimente fremder Regierungen auf dem gleichen Gebiet, durch einen seit Generationen geschulten und fleißigen Arbeiterstand und durch ein ebenso altes Vorurtheil, denn in Bezug auf Qualität und Arbeit steht das deutsche Eisenfabrikat höher. Wenn England in den wichtigsten Branchen der Stahlfabrikation die erste Stelle an Deutschland längst hat abtreten müssen, so kann sich die Ehre dieses Erfolges deutschen Fleißes an die Firmen Friedrich Krupp in Essen und „Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation in Bochum".

Ein Verbrecher unter den Fischen.

Von Carl Vogt.

Unter den mancherlei Sehenswürdigkeiten, welche Paris vorführen kann, giebt es ein kleines Magazin an dem Quai du Louvre, Nr. 20, an welchem der gewöhnliche Tourist freilich achtlos vorübergeht, während der reisende Naturforscher sich nicht nur betrachtend dabei aufhält, sondern auch wohl eintritt und sich mit dem Manne, der es besorgt, in ein Gespräch einläßt. Wer einmal dort gewesen ist, kehrt wieder, und Keiner, dark ich wohl sagen, verläßt das Magazin des Fischzüchters Carbonnier ohne Belehrung. Der Mann ist schon für sich selbst eine Merkwürdigkeit. Er trägt seinen Namen „pisciculteur" mit Stolz — er ist sich in der That bewußt, daß es keinen ihm Ebenbürtigen giebt in Beziehung auf Zucht und Behandlung der Wasserbewohner und namentlich der Fische. Man kann sich kaum umdrehen in dem engen Raume — überall plätschert und rieselt es; alle Wandflächen, alle Fenster sind mit größeren und kleineren Aquarien besetzt, in welchen es von älteren Fischen, von Brut, von Molchen und Salamandern wimmelt. Carbonnier setzt seinen Stolz darein, ausländische Fische, welche durch ihre Schönheit, die Eigenthümlichkeiten ihrer Lebensweise oder die Vortrefflichkeit ihres Fleisches Anzucht verdienen, in Europa und speciell in Frankreich einzubürgern; er bezieht solche unter mannigfachen Mühseligkeiten und Unfällen, die ja auf der weiten Reise nicht fehlen können, aus Indien und in neuester Zeit besonders aus China und betreibt mit seinen Zöglingen, sowie mit Aquarien, Bruteinrichtungen für Fische ꝛc. einen schwunghaften Handel. Er lebt und webt mit den Bewohnern seiner Aquarien, kennt ihre Bedürfnisse auf das Genaueste, weiß, wann sie Hunger haben, von der Kälte oder der schlechten Beschaffenheit des Wassers leiden, und erräth ihre Empfindungen, fast möchte ich sagen, ihre Gedanken. Das Auge des Fisches namentlich hat für Carbonnier seine ausgesprochene Mimik; er unterscheidet an dem besonderen Funkeln desselben die Liebe, wie den Haß und bemißt daraus seine Maßregeln der Trennung oder der Vereinigung.

Als ich mich im vorigen Herbste einige Tage in Paris aufhielt, lernte ich Carbonnier persönlich kennen und habe einige genuß- und lehrreiche Stunden in seinem Laden verbracht. Er zeigte mir alle seine Schätze: seine monströsen, aus China eingeführten Goldkarpfen mit den doppelten Schwänzen und den vorstehenden Glotzaugen; seine Kletterfische (Anabas scandens) aus Indien, welche unter den drolligsten Bewegungen auf dem Fußboden umherspazierten und in den Ecken emporkletterten, mit den Stacheln der Flossen sich fortschiebend und stützend, seine Gouramis (Osphromenus olfax), einen der wohlschmeckendsten Fische Chinas, der dem Steinbutt oder Turbot an Güte gleichstehen und dessen Anzucht, nach neuesten Nachrichten, wohl gelungen sein soll; seine Kampfhähne (Fondulus), kleine Fische, deren sonst ausdrucksvolle Augen wie Smaragden blitzen, und die, wenn sie in Wuth gekommen, aufeinander losstürzen; endlich seine Großflosser (Macropodius), von denen einige Paare für die Aquarien meines Laboratoriums zu kaufen ich mich nicht enthalten konnte. Von diesen letzteren soll hier die Rede sein.

Der Großflosser ist ein prächtiger kleiner Fisch von etwa fünf Centimeter Körperlänge, etwas seitlich abgeplattet, mit kleinem, nach oben gerichtetem Maule. Männchen und Weibchen sind sehr verschieden; das erstere größer, mit lebhafteren Farben und ungemein entwickelten Flossen ausgestattet. Der Rücken des Männchens ist dunkelbraungrün, mit schwarzen Marmorstrungen; die Seiten sind grünlich mit verwaschenen senkrechten Binden von gelber, rother und blauer Farbe geziert; auf dem Kiemendeckel glänzt ein dunkelsmaragdgrüner runder, hell umsäumter Fleck. Das lebhafte Auge leuchtet hellgrün. Die Flossen sind bräunlich, himmelblau und gelb gefärmt; die Schwanzflosse ist so lang wie der Körper ohne den Kopf, halbmondförmig ausgeschnitten und in zwei Spitzen auslaufend; die an der Kehle stehenden Bauchflossen ziehen sich in einen langen, gelben Strahl aus. Bei dem Weibchen sind alle Farben mehr grau und unscheinbar, die Flossen weit kürzer, aber doch in ähnlicher Weise gebildet. Es ist unmöglich, sich eine Idee von der Grazie in den Bewegungen des Männchens zu machen; die langen Flossen flattern wie Wimpel um den Körper umher oder steifen sich wie Segel. Im Zorne gegen Nebenbuhler oder wenn sich das Männchen in seiner ganzen Schönheit der erstaunten Ehehälfte zeigen will, spreizt es alle Flossen mit leisem Zittern und schlägt mit der langen Schwanzflosse ein förmliches Rad.

Ich stehe nicht an, die Großflosser den Liebhabern von Aquarien und Becken statt der langweiligen Goldfische zu empfehlen. Sie liefern tägliches Stoff zu heiteren Beobachtungen und haben besonders den Vortheil, daß sie auch in schlechtem und verdorbenem Wasser aushalten. Sie gehören nämlich zu den sogenannten Labyrinthfischen, welche Wasser oder Luft in Höhlungen ihrer Kiemengebilde aufbewahren können. Man sieht

sie beständig an die Oberfläche kommen, Lust einschlucken und durch die Kiemenspalte wieder ausblasen; sie lassen sich leicht mit Insectenlarven, kleinen Wasserwürmern und Regenwürmern ernähren und pflanzen sich selbst in kleinen Gefäßen leicht fort und zwar in merkwürdiger Weise. Das Männchen nämlich schluckt die vom Weibchen entlassenen Eier mit dem Munde auf, wälzt sie eine Zeitlang im Munde umher, überzieht sie so mit Schleim und spuckt sie dann an die Oberfläche des Wassers, wo es schon vorher eine Art von Floß aus Schleim gebildet hat, in welchem die Eier sich einbetten. Es bewacht nun die Eier auf das Sorgfältigste, jagt das Weibchen weg, sobald es sich ihnen nähert, und beschützt sogar noch eine Zeitlang die ausgekrochenen Jungen, welche Kaulquappen nicht unähnlich sehen.

Außerdem sind die Großflosser recht verträglich, und obgleich sie sich paarweise zusammen thun, kann man doch hunderte von ihnen in demselben Aquarium halten, ohne daß sie sich gegenseitig besehdeten, wie andere Fische thun. Nur wenn die Laichzeit (Juni) herannaht, thut man wohl, die Paare zu trennen, da die Männchen heftig unter einander kämpfen und einander die Flossen verstümmeln — zuweilen sogar muß man die Paare trennen, da das Männchen das Weibchen oft heftig verfolgt. So weit aber, wie es einer unserer Wüthereiche getrieben hat, dürfte es selten kommen.

Ich hatte von Paris fünf Paare von Großflossern mitgebracht — drei für unsere Aquarien, zwei für die eines Freundes, des Herrn Lunel, des Conservators unseres zoologischen Museums, der seit lange mit Carbonnier Beziehungen pflegt. Nichts leichter als der Transport. Carbonnier besorgt das vortrefflich. Eine Flasche wird mit Wasser zur Hälfte gefüllt: die Fische werden hinein gethan; der Hals der Flasche wird mit doppelter Leinwand zugebunden und nun dieselbe in das Netz des Waggons gestellt; nach der Fahrt von Paris nach Genf sind die Großflosser so munter wie vorher. Im Laufe des Winters sprang während der Nacht ein Männchen aus dem Glase und verendete; zwei Weibchen starben an den Krämpfen, wahrscheinlich weil sie im letzten Herbste ihren Laich nicht hatten ablegen können. Der Abgang wurde durch Nachsendung von Paris ersetzt. Es war fast komisch zu sehen, wie die neuen Ankömmlinge empfangen wurden. Die Männchen erschöpften sich in Demonstrationen mit Rodschlagen und Flossenspreizen und führten ihre neu angelangten Bräute in dem Aquarium umher; das bisher verwittwete Weibchen schmiegte sich zuthunlich an den gestrengen Eheherrn, der es anfangs wenig beachtete, nach und nach aber sich herbeiließ, ihm schön zu thun und seine Flossenpracht zu zeigen.

Alles ging gut, bis vor etwa vier Monaten (ich schreibe dies Mitte Juni) Herr Lunel beobachtete, daß sein altes Paar nicht in geordneten Verhältnissen lebte. Das Weibchen wurde heftig von dem Männchen verfolgt, gebissen und gestoßen, ja selbst an den Flossen gepackt und umhergeschleift. „Ungestümer Liebeseifer!“ dachte Herr Lunel, dessen Aquarium in einer noch geheizten Stube stand, während die unsrigen, wo nichts Aehnliches sich zeigte, in kühlem Raume sich befanden. Aber eines Morgens fand er das Weibchen halbtodt und blutend am Boden des Aquariums; das eine Auge war ausgerissen; ein Stropf von Blutgerinnsel und zerstörten Geweben füllte die Augenhöhle. Das grausame Ungethüm, das die That begangen hatte, triumphirte rachschlagend im Wasser umher und stieß von Zeit zu Zeit nach der Unglücklichen, die sich tiefer unter den Pflanzen zu bergen suchte.

Herr Lunel trennte das zwiftige Paar. Das Weibchen erholte sich; die Wunde verharschte, und ein schwammartiger Stumpf zeigte sich in der leeren Augenhöhle. Die beiden Fische waren durch eine gläserne Scheidewand im Aquarium getrennt. Ein gutes Verhältniß schien sich nach einiger Zeit angebahnt zu haben. Sie stellten sich von beiden Seiten her mit den Köpfen gegen die Scheidewand, nickten sich zu, machten gleichgiebig dieselben Bewegungen — kurz betrugen sich wie die anderen, nicht durch Scheidewände getrennten, in Eintracht lebenden Paare. „Hm!“ dachte Herr Lunel, „die Laichzeit naht heran; es ist für den Fisch ebenso wenig gut wie für den Menschen. Daß er allein sei.“ Die Scheidewand wurde entfernt — die Eintracht schien ungestört. Liebenswürdiges Betragen ließ die besten Hoffnungen für eine glückliche Zukunft aufkommen.

Aber das Unerwartete trat ein. Herr Lunel hat mich vor einigen Tagen, am Morgen herüber zu kommen, um sein Aquarium zu sehen. Der Unfisch (wenn man so nach dem Vorbilde des Wortes „Unmensch“ sagen kann) hatte dem armen Weibchen das andere Auge auch ausgerissen und, nicht zufrieden damit, sogar den Stummel in der früher verödeten Augenhöhle entfernt. Ein vollendeter Augenarzt hätte die beiden Augenhöhlen nicht besser durch eine Operation entleeren können.

Natürlich abermalige Trennung. Das geblendete Weibchen hat sich erholt; das Wundfieber war mäßig und hat nicht lange gedauert. Das verstümmelte Thier schwimmt, wie vorher, im Wasser umher. Wir werden versuchen, es am Leben zu erhalten, und prüfen, ob ihm der Tastsinn genügt, seine Nahrung zu suchen und zu finden.

Was sagt der Leser zu dieser verbrecherischen That, die sich wiederholte? Die Psychologie der Fische ist noch wenig ergründet. Es öffnet sich hier ein Blick in ein dunkles Feld. Kann man annehmen, daß die Individualität unter den Fischen schon so weit ausgebildet sei, um grausame Wüthereiche, Blaubarte und Borgia's zu erzeugen neben liebenden Ehegatten und zärtlichen Vätern? Und wenn dies, welcher specielle Grund konnte hier vorliegen, der die zweimalige Unthat hervorrief? Der Hunger konnte es nicht sein — die Fische waren reichlich genährt. Die Eifersucht auch nicht, denn die Beiden waren in einem besonderen Aquarium isolirt, ohne störende Nachbarschaft. Auch das Betragen des Weibchens gab keinen sichtlichen Anlaß — es war, wie das aller übrigen Weibchen, zuvorkommend und unterwürfig, wie es wohlgezogenen Ehefrauen geziemt. In der allgemeinen Natur der Großflosser liegt die Grausamkeit auch nicht; das andere Lunel'sche Paar, in demselben Zimmer gehalten, betrugt sich friedlich. Meine drei Paare sind wahre Muster von Verträglichkeit, und Carbonnier hat bei Tausenden, welche er gezüchtet hat, niemals etwas Aehnliches beobachtet. Ist es eine unbewußte That, hervorgegangen aus Hartmann'scher Philosophie? Oder eine Darwin'sche Zuchtwahländerung mit Tendenz zur Ausbildung einer neuen Raubfischgattung? Hat hier, in diesem speciellen Falle, die Absonderung im Sinne von Moritz Wagner gewirkt, oder, da auch die Fische zu den Ahnen des Menschen gehören, kann man annehmen, daß hier ein prophetischer Sündenfall zum Bösen geführt und zum Verbrechen verleitet hat? Endlich aber, welche Reihe von Gedanken und Schlüssen mögen in dieser Fischseele sich abgespielt haben, bevor sie zu dem seltsamen Endresultate kam, daß die Blendung des Weibchens, die gänzliche Zerstörung des Augenlichtes, eine für den Thäter unbedingt gebotene Handlung sei?

Ich will die Lösung dieser Fragen Anderen überlassen. Der Thäter ist einstweilen zu Einzelhaft verurtheilt, die hoffentlich zu seiner moralischen Besserung das Ihrige beitragt.

Blätter und Blüthen.

Aus Lima geht uns folgendes Schreiben zu: „Diejenigen Ihrer Leser, und es mögen ihrer nicht wenige sein, die mit dem Namen Peru den Begriff der intoleranteften Priesterherrschaft verbinden, werden nach Durchlesen der folgenden Zeilen zugestehen müssen, daß wir Wilden doch besser als unser Ruf sind, daß es auch hier „dämmert“ und daß die Morgenröthe der Toleranz und der Befreiung von Roms Herrschaft auch diesem Lande bald leuchten dürfte.

Wir haben heute einen Vorkämpfer der Gewissensfreiheit, einen großen Mann begraben, der stets nur das gewollt, wofür jetzt in Deutschland jeder freie Mann kämpft; ich sage wir, denn auch die Deutschen in Lima haben sich mit Eifer bemüht, dem Todten, soweit es ihnen gestattet war, die letzten Ehren zu erweisen; Deutsche haben ihn getragen und deutsche Klänge haben die Grabfeier begleitet. Am 9. Juni starb der Doctor der Theologie Francisco de Paula Vigil, der einzige Peruaner, dem das Unglück — Andere nennen es Ehre — zu Theil wurde, von Rom mit dem großen Bannfluche bestraft zu werden.

Vigil wurde am 15. September 1792 in Tacna geboren und von seinen Eltern in frengster Weise für seinen von vornherein bestimmten Beruf, den Priesterstand, erzogen. Nachdem er bis zum Canonicus der Kathedrale von Arequipa gestiegen war, nahm er eifrigen Antheil an den Freiheitsbestrebungen des Volks zur Lodreißung vom spanischen Joch, und als das Land frei war, wurde er als Abgeordneter für seinen Geburtsort in den ersten Congreß erwählt. Während seiner politischen Laufbahn hat Vigil stets kräftig und meist erfolgreich gegen die despotischen und dictatorischen Gelüste mancher Präsidenten der Republik gekämpft und war immer ein Streiter für die wahren Interessen des Landes, der

Digitized by Google

auch von seinen Gegnern, wegen seiner offenen und ehrlichen Kampfesweise, geachtet wurde. Im Jahre 1845 zog er sich von dem Felde der Politik ganz zurück, erhielt die bis zu seinem Tode innegehabte Anstellung als Bibliothekar an der Staatsbibliothek in Lima und lebte nun nur noch dem Studium und dem Unterricht.

Von jener Zeit an begann seine schriftstellerische Thätigkeit, und es erschien eine Reihe tiefdurchdachter Werke, von denen die folgenden die bedeutendsten sind: ‚Vertheidigung der Autorität der Regierungen und der Bischöfe gegen die Anmaßungen Roms‘, ‚Die Jesuiten‘ und ‚Cultusfreiheit‘, Werke, deren Titel den Inhalt genugsam andeuten. Schon das erste zog ihm die Blitze des Vaticans und seine Verdammung zu, die er aber mit Geduld über sich ergehen ließ, indem er auf alle noch so gehässigen Angriffe seiner klerikalen Gegner nur immer wieder mit fleißig zusammengetragenem historischem Materiale, mit Anführung von Thatsachen und einfach bescheidener, aber schlagender Logik antwortete.

Als Mensch hat Vigil ein wahrhaft exemplarisches Leben geführt; von seinem bescheidenen Gehalte gab er den größten Theil als Almosen an die Armen, und seine freien Stunden benutzte er bis zu seinem im dreiundachtzigsten Jahre erfolgten Tode, um armen Studenten unentgeltlich Unterricht und Rath bei ihren Studien zu ertheilen.

Als vorgestern sich die Nachricht von seinem Tode verbreitete, geschah dies gleichzeitig mit dem Zusatze, daß in allen Kirchen die Pfarrer sich geweigert hätten, die Leichenmesse zu lesen und die Erlaubniß zur Bestattung zu geben. Dieser Umstand trug wohl am meisten dazu bei, daß dem Todten, der im Leben so wenig Ehren genossen, dieselben jetzt in vollem Maße zu Theil werden sollten. Der Stadtrath ermannte sich sofort und befahl die Beerdigung auf dem Friedhofe trotz der Einsprache des Klerus, und nun folgten Kundgebungen aller Art, die der Bevölkerung Limas wahrlich Ehre machen. Der Congreß erklärte den heutigen Tag für einen ‚Nationaltrauertag‘; alle Geschäfte und Läden waren während des ganzen Tages geschlossen und eine unübersehbare Menschenmenge drängte sich seit dem frühen Morgen auf die Plaza Bolivar, wo das Trauerhaus liegt, um von dort aus das Gefolge bis zum Friedhofe zu bilden. Den Zug eröffnete die Musik der italienischen Feuerwehr; dann folgten die verschiedenen freiwilligen Feuerwehren in Paradeanzug, der Sarg, abwechselnd von dem Gefolge getragen, die nächsten Angehörigen des Verstorbenen, Adjutanten des Präsidenten der Republik, die Deputationen vom Congresse, vom Stadtrathe, der Universität, der Freimaurer, der Gewerbeschule, des deutschen Vereins, der Lehranstalten, genug Abgeordnete aller in Lima bestehenden Vereine und Verbindungen und schließlich Tausende von Privatleuten.

Am Grabe wurden Reden gehalten. Ein Männerchor sang den ‚Tag des Herrn‘ von Kreutzer mit deutschem Texte. Erhebend war die lautlose Stille unter den Tausenden, während dieses Lied erklang, dessen feierliche Töne auf dem Friedhofe von Lima wohl noch nie gehört waren.

Alle Zeitungen erschienen gestern im Trauergewande und brachten an ihrer Spitze Leitartikel als Nachruf an den Verstorbenen; nur das Leibblatt des Klerus begnügte sich damit, am Schlusse der Tageschronik, nach den Polizeinotizen über Diebstähle etc., zu sagen: ‚Gestern starb der Dr. Vigil (das Herr war fortgelassen) ohne seine Irrthümer zu bereuen und ohne die letzten Tröstungen der Religion zu begehren.‘ Eine andere Zeitung antwortete darauf: ‚Wahrlich, Ihr Priester, Ihr stehet zu hoch da in Eurer Verblendung und Ueberhebung, als daß Ihr auch nur dem Todten vergeben könntet! Wir rufen Euch als Antwort auf Eure Verachtung des guten Menschen, der gestorben, die Worte zu, die er in seinen letzten Augenblicken mehrfach den sein Sterbelager Umstehenden wiederholte: ‚Beruhigt Euch! Es muß doch Tag werden.‘ Es muß Tag werden.‘

Lima, 11. Juni 1875. A. W.“

Deutsche Vanille. Es klingt gewiß sehr sonderbar, daß in den nordischen Nadelwäldern Vanille wachsen und seit Frühjahr 1875 in den Wäldern Thüringens geerntet werden soll, und es ist doch wahr. Wenn wir von Vanille reden, so denken wir an das feine Aroma, welches die meisten Menschen so sehr lieben, daß sie es nicht allein ihren Eisspeisen, Crêmes, Torten, Chocoladen und Liqueuren zusetzen, sondern oftmals sogar das noch feinere Aroma guten chinesischen Thees damit ersticken. Dieser milde, der Nase und dem Gaumen gleich angenehme Duft geht von einem schneeweißen, Vanillin genannten Stoffe aus, welcher aus der Schale recht kräftiger Vanillefrüchte in Masse herauskrystallisirt, und ihre runzlige Oberfläche mit einem glitzernden Ueberzuge bedeckt, den man darum mit Recht als das Kennzeichen einer guten Vanille angesehen und bei schlechter Waare künstlich nachzuahmen gesucht hat. Eben dieser Träger des Vanilleduftes, oder vielmehr das Aroma selbst in verdichtetster Gestalt, läßt sich nun, wie Wilhelm Haarmann und Ferdinand Thiemann, zwei jüngere, im Laboratorium des berühmten Chemikers A. W. Hofmann in Berlin ausgebildete Forscher, im vergangenen Jahre entdeckt haben, künstlich darstellen und zwar aus einem so zu sagen gemeinen Stoffe, der in reichlicher Menge im Safte aller unserer Nadelhölzer enthalten ist. Der Chemiker und Forstmann Th. Hartig hatte vor vierzehn Jahren im Safte des Lärchenbaumes die Gegenwart eines noch unerkannten Körpers nachgewiesen, der in chemischer Beziehung dem Gerbstoffe der Eichen (Tannin) ähnlich ist, dessen ursprünglicher Name „Lärchenstoff“ (Laricin) vier Jahre später in „Zapfenbaumstoff“ (Coniferin) umgetauft wurde, weil ein anderer Chemiker, W. Kubel, gefunden hatte, daß er auch im Safte der meisten anderen Nadelhölzer oder Coniferen vorkommt.

Da das Coniferin am reichlichsten in dem zwischen Rinde und Holz circulirenden Cambialsafte enthalten ist, so wird das Rohmaterial für die Vanillindarstellung am besten durch Abschaben des eingetrockneten Saftes der gefällten und abgeschälten Fichten-, Tannen- oder Kiefernstämme gewonnen. Als Kubel im Jahre 1866 den gereinigten Stoff mit Säuren behandelte, bemerkte er bereits das Auftreten eines unverkennbaren Vanillegeruches, aber erst die genannten beiden Chemiker gingen diesem Winke weiter nach und fanden, daß sich der Nadelholzstoff durch Behandeln mit sauerstoffabgebenden Körpern vollkommen in Vanillestoff umwandeln läßt. Man behandelt ersteren zu diesem Zwecke in gereinigtem Zustande mit doppeltchromsaurem Kali und Schwefelsäure, zieht das Product mit Aether aus und erhält das Vanillin nach dem Entfärben mit Thierkohle und Umkrystallisiren als salzartig schimmernde weiße Masse, die vollkommen identisch ist mit derjenigen, welche die Runzeln guter Vanillefrüchte bedeckt. Da diese Tropenfrucht schon immer das kostbarste Gewürz war, welches wir verwenden, und in neuerer Zeit noch im Preise stieg, so versprach der Fund lohnend zu werden, und der eine der beiden Entdecker hat sich nunmehr gänzlich der industriellen Ausbeutung desselben gewidmet.

Neuere Beobachtungen eröffnen ferner die Aussicht, daß man vielleicht den Vanillestoff gar als das Nebenproduct einer in unserm papiernen Zeitalter auf's Höchste entwickelten Industrie gewinnen wird, nämlich bei der Holzstoffzubereitung für die Papierfabrikation. Da die Lumpen schon lange nicht mehr ausreichten, hat man sich längst nach Bundesgenossen der Leinenfaser umsehen müssen und den mächtigsten derselben im Zellstoffe der Nadelhölzer gefunden, die man zu seiner Gewinnung zerkleinert und bei hohem Dampfdruck mit Natronlauge in eisernen Kesseln behandelt. Sofern nun jener Ausgangsstoff für die Darstellung des Vanillins, das Coniferin, nicht allein im Safte unter der Rinde, sondern auch im jungen Holze enthalten ist, so geht dasselbe in die Lauge über, welche nach ihrer Benutzung mit Säuren versetzt einen entschiedenen Vanillegeruch entwickelt. Es ist daher möglich, daß das Vanillin künftig als reines Nebenproduct der Papierfabrikation gewonnen werden kann, und der Vanillenthee würde dadurch noch in eine neue Beziehung zur Literatur treten. Jedenfalls blüht den Verehrern der Vanille die verheißende Aussicht, ihr Lieblingsgewürz künftig zu viel mäßigeren Preisen beziehen zu können als bisher, und hoffentlich wird damit noch der Vortheil verbunden sein, daß die Vanilletinctur — denn als solche dürfte der neue Sieg der Chemie zunächst in den Handel kommen — niemals die giftigen Eigenschaften zeigen wird, welche man wiederholt, unter freilich noch unaufgeklärten Umständen, an mit Vanille gewürzten Conditorwaaren beobachtet hat. C. St.

Jagd auf Klapperschlangen. In den „Blauen Bergen“ (Blue Mountains) im Staate Pennsylvanien giebt es, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, sehr viele Klapperschlangen, die sich meistens von Vögeln, kleineren Schlangen, Eidechsen, Ratten, Mäusen und Eichhörnchen nähren, die sie mit ziemlicher Leichtigkeit fangen, da es eine bekannte Thatsache ist, daß gerade die Klapperschlange mehr als jede andere Schlange einen gewissen Zauber auf die Thierwelt ausübt. Für die Bewohner der „Blauen Berge“ besitzt die Jagd auf Klapperschlangen wegen der damit verbundenen Gefahren einen großen Reiz, und Viele gehen ihr deshalb nur aus Vergnügen nach. Bei einem Besuche in der Stadt Reading am Schuylkillflusse, in der Nähe der „Blauen Berge“, erzählte man uns Folgendes über die Jagd und das Einfangen von Klapperschlangen: Die Jäger gehen meistens zu Zweien, so daß der Eine zu Hülfe kommen kann, wenn der Andere gebissen wird. Die Stiefel der Jäger sind von dickem und schwerem Leder und die Sohlen derselben mit Gummi überzogen, so daß man geräuschlos und sicher über schlüpfrige und steinige Stellen gehen kann. Die Mittagszeit ist die günstigste für die Jagd, da sich um diese Zeit die Klapperschlangen auf Steinen oder steinigen Plätzen ausstrecken oder zusammenrollen und sich sonnen. Die gefährliche Giftschlange schließt nur selten ihre Augen, und ihr Geruchssinn scheint sehr fein zu sein. Sie beißt in den meisten Fällen nur, wenn sie getreten oder gereizt wird. Die Jäger bedienen sich auf der Jagd eines eisernen Stockes mit einer Gabel an der Spitze, mit der sie den Kopf der erspähten Schlange niederhalten, dann das Thier mit einer hölzernen Zange scharf am Kiefer fassen und hierauf in einen Kasten werfen, über dessen oberen Theil ein dichtes Drahtgeflecht gespannt ist. Wenn die Jäger keine Verwendung für die lebende Klapperschlange haben, dann tödten sie dieselbe und bewahren die Haut als Trophäe auf. Bekanntlich können die Schweine die Klapperschlangen ohne alle Gefahr verspeisen.

R. D.

Bei Ernst Keil in Leipzig ist soeben in dritter Auflage erschienen:

E. Marlitt,

Die zweite Frau.

2 Bände. 7 Mark 50 Pfennige.

Ueber die Buchausgabe dieser berühmten, von allen Gartenlaubenlesern mit Enthusiasmus aufgenommenen Erzählung urtheilt auch das bekannte englische Blatt „Saturday Review“ (Nummer vom 20. März d. J.) sehr günstig und schließt seine Kritik mit den Worten: „Die zweite Frau von E. Marlitt ist äußerst anziehend, klar und kräftig geschrieben und frei von allen eigenthümlichen Mängeln deutscher Novellistik.“

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Hund und Katz'.

Eine Geschichte aus dem bairischen Oberlande.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Es war ein zierliches Schreiben des Geometers, worin derselbe dem Müller mittheilte, daß in der Gesellschaft ein Ball stattfinde, der an Schönheit Alles übertreffen solle und dem nichts mangle, als seine und seiner liebenswürdigen Tochter Gegenwart. Er lud sie daher beide in artigster Weise dazu ein und erwähnte, wie er in der Gesellschaft schon so viel und oft von ihnen erzählt habe, daß Alles begierig sei, ein paar so ausgezeichnete Leute kennen zu lernen. Als unverheirathet, schrieb der Canarienvogel weiter, sei es ihm zwar leider nicht möglich, sie in eigener Behausung zu bewirthen und zu beherbergen, aber eine Schwester seiner verstorbenen Mutter werde sich eine Ehre daraus machen, sie aufzunehmen und vielleicht dem Fräulein behülflich zu sein, wenn am Ballstaate etwas fehlen sollte; es wäre daher sehr ersprießlich, wenn sie schon einen Tag früher einzutreffen vermöchten. „Ich lebe nur in dieser freudigen Erwartung," hieß es am Schlusse, „und gebe mich der Zuversicht hin, daß der Siegeswagen meiner Hoffnungen durch keinen ländlichen Stein des Anstoßes aufgehalten wird."

Knirschend vor Zorn ballte Zachariesel das Blatt zusammen, warf es auf den Boden und sprang es mit beiden Füßen platt; dann rannte er aus der Mühle, wo der Knappe ihm so wenig den Ausgang wehrte, als er den künftigen Herrn des Hauses am Eintritte gehindert hatte. Er blickte nicht mehr zurück und wandte nicht einmal den Kopf, obwohl der Bursche unter die Mühlthür getreten war und, ihm nachsehend, ein Liedchen pfiff, dessen bekannte Reime offenbar auf ihn gemünzt waren. Sie lauteten ungefähr:

„Um und auf, auf und um —
Ich weiß niemal' warum:
Wenn's einmal Alle hör'n,
Werd' ich's auch schon inne wer'n (werden)."

Er wußte und beachtete nicht, wohin er lief; so gerieth er in die entgegengesetzte Richtung, daß es den Anschein hatte, als wolle er schnurstracks nach München laufen, um die tanzlustige Braut zurückzuholen. Wäre der verdammte Gelbling ihm jetzt begegnet, er wäre diesmal nicht so mit heiler Haut davongekommen, wie im Erlinger Hohlwege. Also bis dahin war es gekommen, daß Mechtild sich nicht einmal mehr mit den Halbstädtern von Beitheim begnügte; ihm zum Trotze und offenbarem Hohne hatte sie, ohne ihn zu fragen, ohne ihn auch nur einer Nachricht zu würdigen, die Einladung des Menschen angenommen, der ihm zuwider war wie kein anderes Geschöpf zwischen Mond und Sonne. Nun gab es aber auch kein Schwanken und kein Besinnen mehr; nun stand sein Entschluß felsenfest wie der Waldberg an seiner Seite, von dessen Höhe der Dom von Andechs thalbeherrschend herniederlah. Nur über das Eine, wie die Sache angefaßt werden müsse, war er noch etwas im Zweifel, doch stieg es immer klarer in ihm auf, daß Mechel's Augen gegenüber mit Worten nichts auszurichten sei und daß es das Klügste sei, einen Brief zu schreiben, den weder der Müller noch Mechel an's Fenster zu stecken Lust haben würde.

Ein plötzlich losbrechender Windstoß rüttelte ihn aus seiner Betäubung auf, indem er ihm einen abgerissenen Baumast vor die Füße warf. Schwül quoll und drang es mit einem Male durch den Wald, als wäre die Thür eines unverwahrten Schmelzofens plötzlich aufgethan; es begann von den übereisten Bäumen zu tropfen, und dazwischen wirbelten in seltsamem Gegensatze dichte sturmgejagte Schneeflocken durcheinander.

Das Wettermann' hatte recht gesehen: der braune Höhenrauch war zum Sturme geworden; mit ihm war der warme Wind da und das Thauwetter dazu.

Zachariesel mußte sich nach einer Zuflucht umsehen und fand sie in einer offenen Waldcapelle, deren hölzernes Vordach ihm mindestens für den ersten heftigsten Anprall Schutz verhieß. Gedankenvoll, mit dem Rücken gegen das Innere der Capelle gewendet, ließ er sich auf den Kniescheme einer Betbank nieder und gewahrte nicht, daß vor ihm schon Jemand Anderes in gleicher Absicht die Capelle betreten hatte.

Es rauschte und raschelte mehrmals wie absichtlich hinter ihm, aber er achtete nicht darauf. Jetzt kam es noch näher an ihn, und eine klare Stimme rief seinen Namen.

Was war das? Wer kannte ihn hier? Wer nannte ihn so vertraulich wie ein guter alter Freund bei seinem Namen, und wer sprach diesen unlieben Namen so freundlich und lieb aus, daß man es gar nicht für möglich halten sollte, in den steifen Namen des jüdischen Hohenpriesters so viel Wohlklang hinein zu legen? So hatte er das Wort noch von keinem Menschen sprechen gehört: so war es ihm wenigstens nicht mehr zu Gehör gekommen seit den frühesten Bubentagen, aus denen ihm auch nichts geblieben war, als eine anklingende und verklingende Erinnerung.

Digitized by Google

Blitzschnell hatte er auf den Ruf sich umgewendet und fand sich einem Mädchen gegenüber, das ihm lächelnd und mit der Zutraulichkeit einer alten Bekannten in's Gesicht sah. Einen Augenblick starrte er sie unsicher und wie fragend an, dann schoß es auch in ihm wie ein lohender Blitz empor; das war das freundliche Antlitz, das ihm über den Zaun grüßend zugenickt, und ein nicht minder freundliches Lächeln zuckte dem Mädchen auf den Lippen des Burschen entgegen.

Dennoch blieb ein Rest staunender Frage in seinen Augen hangen. „Was schaust' mich so an?“ sagte das Mädchen mit einer Stimme, welche dem Burschen in's Ohr tönte wie der Klang von verhallenden Citherſaiten. „Kennst mich etwann nicht mehr? Ich bin ja das Julei.“

„Julei!“ rief Zachariesel wie aus plötzlicher Erstarrung aufschauend. „Du bist es? Du bist noch auf der Welt, und ich hab' in der ganzen langen, langen Zeit nichts mehr gehört von Dir.“

„Wirst wohl viel gefragt haben um mich!“ entgegnete sie fein. „Bin auch weit herumgekommen derweil und weit weg gewesen, aber ich hab' Dir doch manchmal nachgefragt und mich immer herzlich gefreut, wenn ich gehört hab', daß es Dir gut geht, Zachariesel.“

Der Name schmeichelte sich noch weicher und gefälliger an sein Ohr. Er begriff nicht, wie er ihm selbst oder Jemand Anderem jemals unsichön geklungen haben konnte; sinnend und wie versunken haftete sein Blick auf dem Mädchen, als ob er nimmer davon loslassen wolle. „Und Du bist mir hard darüber,“ sagte er nach einer Weile, „daß ich Dich nicht gleich wieder erkannt habe?“

„Wie könnt' ich denn,“ entgegnete sie freundlich, „sind ja doch schon ein fünfzehn Jahr' vergangen seitdem, und wir sind Kinder gewesen selbiges Mal. Und wie geht's Deinem lieben Mutterl?“ setzte sie hinzu und senkte die Augen, um den seinigen auszuweichen. „Ist sie wohlauf, und ob sie es wohl gern sehen thät, wenn ich mir's einmal herausnehmen thät' und thät' sie heimsuchen?“

„Gewiß, gewiß!“ rief Zachariesel hastig. „Sie wird sich gewiß gerade so freuen, das Julei wiedersufeh'n, wie ich mich freue, aber es wird ihr geh'n wie mir, sie wird Dich auch nicht wieder kennen. Kann ich's doch immer noch nicht recht glauben, daß Du das Julei bist, das liebe . . .“

„Ich bin's doch schon in Lebensgröß',“ sagte sie lächelnd, da er etwas stockte. „Sag's nur gerade heraus, was Du auf der Zunge gehabt hast — das arme Scheerschleifer-Julei, dem Deine Eltern so viel Liebes und Gutes gethan haben, wie mein Vater so Knall und Fall fort gemußt hat in die Ewigkeit. Ich bin freilich damals noch ein unverständiges Dirnl gewesen, aber die Mutter hat mir's oft erzählt und hat mir aufgetragen, wann ich je einmal wieder in die Gegend käm', daß ich Euch aufsuchen und für Alles danken soll, was wir von Euch empfangen, sie und ich.“

„Und wie ist es Dir gegangen in der langen Zeit?“ fragte Zachariesel, der die Augen von ihr nicht loszubringen vermochte und dem dabei ganz wunderbare Gedanken aufstiegen. Er that die Frage eigentlich nur, um sie ungestört beobachten zu können, denn mit einem Male kam sie ihm so bekannt vor, als wenn er sie Tag für Tag gesehen, und dann ging ihm eine Aehnlichkeit auf, so wunderbar, daß er selber nicht begriff, wo er nur die Augen gehabt haben mußte, sie nicht sogleich zu bemerken. Das Julei glich Mechtilden beinahe Zug für Zug, nur war sie etwas kleiner und schmächtiger von Gestalt und machte den Eindruck einer eigentümlichen Zierlichkeit — auch die Gesichtsfarbe war tiefer gebräunt, und in den schwarzen glänzenden Augen und dem Schwunge der Brauen lag etwas, was auf eine fremdartige Abstammung schließen ließ.

„Wie's mir gegangen ist?“ sagte Julei entgegen. „Das wird kurz bei einander sein. Wie der Vater todt war, ist's nichts mehr gewesen mit dem Scheerenschleifen. Die Mutter ist daher nach Ungarn hinunter, wo sie daheim war, und hat gemeint, sie könnt' dort ein Auskommen finden für sie und mich; die Leut' sind aber selber arm gewesen, und sie hat's auch nicht mehr dort ausgehalten und hat sich nach dem Lande zurückgesehnt, wo der Vater begraben liegt. Da hat sie, weil sie eine gar geschickte Näherin war, sich in der Stadt Arbeit gesucht und hat sich durchgebracht, so schlecht und recht, zwischen Kümmerniß und Armuth, bis sie ihre Augen, die oft recht müde und roth waren vom Nähen und Weinen, ganz zugemacht hat. Sie hat auch mich zu der Näherei angehalten, und eine reiche Frau, für die wir gearbeitet haben, hat sich um mich angenommen. Ihr Mann, der ein hoher Herr gewesen ist, hat sich in die Ruh' zurückgezogen und ist auf's Land gegangen — da hat sie mir zugeredet, mitzugehen, und hat gemeint, auf dem Lande wär' man oft froh, eine gute Arbeiterin zu finden, da würde ich vollauf Kundschaft und Verdienst haben — so bin ich denn mitgegangen und bereu' es nicht. Die gnädige Frau hat ihr Wort gehalten und ist mir überall behilflich gewesen, und so bin ich bald im Dorfe und in der ganzen Gegend bekannt geworden und geh' von einem Orte an den andern auf der Stöhr' herum.“

„Aber ich hab' Dich doch in Erling gesehen,“ rief Zachariesel, „wie Du mit einer Grasburd' auf dem Kopfe über den Weg gegangen bist. Ich bin im Hohlwege hinter'm Zaune gelegen und hab' Dich anreden wollen, aber Du bist weggewesen, als wenn Du in den Boden versunken wärst.“

Julei kicherte vor sich hin. „Weiß schon,“ sagte sie, „da hab' ich für die Bäu'rin, bei der ich gerade war, ein Tuch voll Grünfutter hereingeholt, weil sie selber dreßhaft war. Aushelfen kann ich wohl, wenn Noth an Mann geht,“ setzte sie, wie über sich selbst beschämt, hinzu, „aber sonst bin ich für die starke Arbeit zu lieber (mager) und gering. Aber was hast Du selbiges Mal dort auf der Abheiten in dem Hohlwege zu thun gehabt?“

Zachariesel ward blutroth und besann sich auf eine Antwort — was er in Wahrheit dort gewollt, konnte er dem Mädchen doch nicht wohl sagen. Ehe dieselbe gesunden war, begann Julei wieder zu sprechen; sie fühlte wohl, daß sie irgend etwas nicht Angenehmes berührt haben mochte. „Und wo kommst nachher Du jetzt in die öde Gegend da? Gewiß von der Grubenmühl'? — Ich hab's schon gehört, daß Du dort einheiratheſt und Grubenmüller wirst. Das ist wohl Dein Schatz gewesen, die Du am Arme geführt hast — selm (selbiges Mal) in Erling?“

Dem Burschen war's, als ob ihm die Sprache benommen sei; er konnte nur nicken, und das Mädchen mußte abermals den Faden des Gesprächs aufnehmen, wenn es nicht vollends in's Stocken gerathen sollte. „Und was wird's nachher mit Deinem Heimathl, mit dem Weindlgute und Deinem guten Mutterl?“

„Das Heimathl,“ sagte er endlich, „das werden wir halt verkaufen, und die Mutter, die geht mit mir.“

„Mit Dir? In die Mühl'?“ rief Julei und ihre Augen blitzten. „Und da lebt Ihr nachher so Alle mit einander in lauter Lieb' und Gutheit? Das muß schön sein, Zachariesel, aber ich wünsch' Dir's und gönn' Dir's von Herzen, daß es Dir so recht gut geht, und will schon auch beten, daß Dir alle Deine liebsten Wünsche ausgeh'n.“

Der Ton, mit dem sie das sagte, war so unbefangen und doch so herzenswarm, daß Zachariesel wie unwillkürlich ihre beiden Hände faßte, die sie ihm auch in aller Ruhe überließ. „Ich dank' Dir, Julei, ich dank' Dir tausendmal; ich werd's brauchen können,“ rief er feurig, und wäre doch im Augenblicke kaum im Stande gewesen, zu sagen, was denn wohl gerade jetzt seine liebsten Wünsche sein mochten. „Also thät' Dir das Leben in einer Mühl' gefallen?“ setzte er dann, sich etwas mäßigend, hinzu.

Sie lachte auf; man hörte dem frischen Tone des Lachens an, daß es aus einem heitern und reinen Gemüthe kam. „Ob mir das gefallen thät?“ rief sie munter. „Die Tag', wo ich in eine Mühl' auf die Stöhr' komm', die sind mir die allerliebsten, als wenn's lauter Feiertag' wären . . . so still, und so heimelig, und so lieb staubig, und hernach das Sausen vom Waſſer und das Klappern von den Rädern . . .“

Sie hielt inne; es wandelte sie an, als habe sie zu viel gesagt; auch Zachariesel schien sich in Gedanken das Mühlenbild besser auszumalen, hielt aber immer noch ihre Hände gefaßt.

Einen Athemzug lang standen sie wortlos vor einander — dann entzog sie ihm ihre Hände und griff nach dem kleinen Bündel, das sie im Capellchen abgelegt hatte. „Aber jetzt ist's

Digitized by Google

hohe Zeit, daß ich mich wieder auf den Weg mach',“ sagte sie, „ich hab' noch eine gute Weil' zu laufen, bis ich an den Ort komm', wo ich morgen Stöhr' habe, und wenn ich nicht vor Nacht da bin, könnten die Leute wohl gar schmälen — also b'hüt' Dich Gott, Zachariesel!“

„O, bleib' nur noch ein wengel (wenig),“ sagte er, „oder laß mich mit Dir gehen!“

„Ich kann nimmer warten,“ erwiderte sie mit leichtem Erröthen, „und das Mitgehen thät' sich nicht schicken — es ist von wegen der Leut'. Das Wetter hat sich auch aufgeheilt, und so sind' ich meinen Weg schon allein; also nochmal: b'hüt' Dich Gott, Zachariesel!“

Sie ging, und er machte keinen Versuch, sie zu halten. Sein ganzer Abschied bestand in einem halblauten „B'hüt' Gott!“ Er sah ihr nach bis an die Wendung des Waldweges; dort wendete sie sich, sah zurück und nickte ihm zu. Es wollte ihm bedünken, als wäre ihr Gesichtchen dabei nicht mehr so freundlich gewesen, wie zuvor oder bei dem Gruße über den Erlingerzaun. Darüber faßte ihn mit einmal eine gewaltige Unruhe; es war ihm, als ob ihm im Augenblicke ein ganz ungeheurer Verlust träfe, als müsse er ihr nach, um sie zurückzuhalten; er bezwang sich aber, setzte sich ruhig auf den Schemel der Bettbank nieder und sah starr vor sich hin, in die eindrechende Dämmerung hinein. Wirr jagten seine Gedanken durch einander, wie die feuchten Flocken, welche auf den Waldweg niederfielen.

Und als wäre keinender Frühling um ihn und nicht tödtlicher Winter, so saftig und reich sprossen vor seinen innern Augen Erinnerungen aus seinen Bubenjahren auf, wie Feldblumen auf einem frischgrünen Rasen. Er sah, als wär' es gestern gewesen, wie einmal ein Mann mit einem Schleifekarren spät Abends auf das Gut gekommen, der eine Frau und ein kleines Mädchen bei sich hatte und um Nachtherberge bat, weil er krank und außer Stande war, das nächste Dorf zu erreichen. Der Vater war dagegen gewesen und wollte von solchen Strolchen und Streunern nichts wissen, aber die Mutter redete gut für sie, und während des Gespräches der Eltern waren die unbefangenen Kinder rasch mit einander bekannt geworden. Am andern Tage aber hatte es großen Jammer gegeben, denn der fremde kranke Mann lag starr und todt auf seinem Strohlager in der Scheune — er hatte sich, ohne daß es die Seinen gemerkt, in aller Stille aus dem Leben fortgeschlichen.

Zachariesel hörte in seinen Ohren noch die Jammertöne, mit welchen die so plötzlich Wittwe gewordene Frau sich über den Leichnam warf, und wie bitterlich das arme Waischen schluchzte und immer wieder den Todten an der starren Hand faßte, als müßte ihn die Berührung des kleinen Julei weden, das er so lieb gehabt. Er sah das Bild vor sich stehen, wie man den fremden Mann an der Kirchhofmauer eingrub, wie er selbst dabei das Julei an der Hand führte und ihr den Jndegriff seines Bubenglücks, eine Schachtel voll rothröthiger Bleisoldaten versprach, wenn sie zu weinen aufhöre. Er entsann sich, wie dann eines Morgens die Frau mit dem Schleifekarren fortgezogen sei, das Mädchen aber zurückgelassen habe; sie wolle gehen, um Unterkunft zu suchen, und dann wiederkommen, das Kind abzuholen. So war das Julei geblieben und ihm durch eine lange Reihe glücklicher Kindertage eine Gespielin geworden, die bald, Vater und Mutter beinahe vergessend, in der Fremde eine Heimath gefunden hatte. Lebhaft tauchte im Gemüthe des Sinnenden auch das Schreckbild des Morgens auf, als er beim Erwachen erfuhr, die fremde Frau sei in der Nacht da gewesen und habe ihr Kind mitgenommen — ihn selbst hatte man nicht geweckt, um ihm den Schmerz der Trennung zu ersparen. Was dann geschehen, verschwamm in unklaren Bildern; er war in eine schwere Krankheit verfallen, und als er wieder genesen, war mit der Lebhaftigkeit der Erinnerung auch die Gewalt des Schmerzes gebrochen — neue Gespielen, neue Freuden sproßten um seinen Weg durch das junge Leben, wächst doch auch über Gräbern wieder Gras.

Dennoch begriff er nicht, wie Julei's Bild ihm so ganz zu entschwinden vermochte, und sein Herz zog sich wie krampfhaft zusammen, wenn er an seine Leidenschaft für Mechel gedachte; es wollte ihm scheinen, als wäre es nur die unerkannte Aehnlichkeit mit Julei gewesen, was ihn an Mechel gezogen und gefesselt, als sei es eigentlich immer nur Julei gewesen, die er in ihr geliebt. Wie um sich selbst zu entflehen und seinen eigenen Gedanken, sprang er endlich auf und rannte ziellos durch Sturm und feuchtes Schneegestöber dahin.

Mehrere Tage hatte das Unwetter fortgestürmt. Der warme Föhn ließ nicht nach, so daß trotz des wolkenbedeckten Himmels der Schnee zerschlich und die Eisdecke des Sees brüchig wurde; von unten stiegen und wallten nach der Ansicht des Landmanns die warmen Grundwasser empor und sprengten den Panzer, wo er noch fest anlag; die Nimmer aber goß ihre steigenden Wellen darüber hin und schob manchen Eisblock mit, daß die Schollen sich stauten, an- und übereinander emporstiegen und zu treiben begannen.

Es war ein wilder, hartnäckiger Kampf, den der nicht enden wollende Winter mit den Gewalten kämpfte, die der Frühling plötzlich als Vortrab voraus gesandt hatte. — In einer düstern Bauernstube in einem Dorfe an den ersten Abhängen der Berge tobte ein ähnlicher Kampf; ein erlöschendes Leben wehrte und stemmte sich mit den letzten Kräften und Rengsten gegen den Tod, der unerwartet die unerbittliche Hand nach ihm ausstreckte, dem Vogel ähnlich, der vor der Hand, die in den Käfig greift, um ihn zu fassen, erschrickt und scheu hin und wider flattert und sich Kopf und Flügel zerstößt. Die Nachricht, daß es schlimm um Kuni's Mutterschwester stehe, hatte vollen Grund gehabt, und das Mädchen war der Leidenden zur guten Stunde und wie ein guter Geist gekommen; der Geist, der bis dahin dort gewaltet, war jene Hast und Unruhe gewesen, welcher die Erde als eine große Werkstatt und das Leben als ein Tretrad in derselben erscheint, welche Tag um Tag in der Sorge des Nichtgenügens an der harten bittern Schale der Arbeit nagt, ohne jemals die Süßigkeit ihres Kerns zu genießen.

Kuni hatte die Base kaum gekannt und jedenfalls sehr selten gesehen; sie war eine übellaunige, vergrämte und vergrimmte Frau gewesen, die in reifen Jahren einen viel älteren Mann geheirathet hatte und nach dessen baldigem Tode viele Jahre kinderlos auf dem nicht unansehnlichen Söldengütchen fortbauste und von den Verwandten, deren sie nicht bedurfte, ebenso wenig wissen wollte, als von den Bewohnern des von ihrem Hause etwas entfernt liegenden Dörfchens. Da man bei verschiedenen Anlässen ihr abstoßendes Wesen erfahren, hatte man sie gewähren lassen; desto mehr machten ihr die Seitenverwandten ihres Mannes das Leben sauer, die es nicht verwinden konnten, daß ihnen durch sie das Gütchen entzogen war, das er ihr als Wittthum verschrieben hatte. Eine große hagere Gestalt mit ernsthaften, fast männlichen Gesichtszügen, hatte sie dasselbe bewirthschaftet, nicht als Herrin, in ruhig thätigem Genusse, sondern im Schweiße ihres Angesichts als ihr eigener erster Dienstbote, hadernd mit ihrer ganzen Umgebung, wie mit sich selbst. Wie sie jeden Umgang und Verkehr mied, wurde sie auch bald gemieden, und grollte doch darüber, daß man es that, wie über ein Unrecht, das ihr widerfahren.

Bei ihrer zähen Körperbeschaffenheit hätte sie wohl das höchste Greisenalter erreichen können, aber ein Fall, den sie in ihrer letzten Uebereile gethan, hatte sie am Fuße beschädigt, daß sie nicht mehr gehen konnte und das Lager suchen mußte, um sich nicht wieder von ihm zu erheben. Kuni wußte den Widerspruch des Vaters gegen einen Besuch bei der kranken Base bald zu überwinden und gab ihm insgeheim nicht Unrecht, wenn er ihr vorwarf, daß sie doch nur den Leuten und dem Gerede ausweichen wollte. Sie war seit der Geschichte mit dem Loostanze nur einmal in der Kirche gewesen, und es war ihr nicht entgangen, wie die Burschen gelacht, die Mädchen gezischelt, die Männer und Frauen aber die Köpfe zusammengesteckt hatten. Möglich auch, daß in ihrer Seele der vielleicht nicht ganz klar ausgesprochene Hintergedanke lag, daß sie selbst der Entfernung aus den gewohnten Verhältnissen und der Zurückgezogenheit bedürfe, um mit sich selbst über das Vorgefallene in's Reine zu kommen, das auf ihr lag wie das Bewußtsein einer Schuld, wie die Erinnerung eines begangenen Unrechts, wenn sie sich auch wieder und wieder vergeblich zersann, worin dasselbe eigentlich bestehen sollte.

Die Base empfing sie mit einem Gemisch von Freundlichkeit und Groll. Es gefiel ihr, daß die Tochter des reichen Bauers kam, sie, die verhältnißmäßig arme Söldnerswittib, zu pflegen, und doch konnte sie es nicht unterlassen, auf den muthmaßlichen

Digitized by Google

Grund dieses Kommens anzuspielen, auf die Absicht, sich die Erbschaft zu sichern. Als Kuni das mit allem Ausdruck der unbefangensten Wahrheit verneinte, sah sie dieselbe zweifelnd und mit dem ungläubigen Spottlachen eines Gemüthes an, das sich vereist hat, um überall nur Absicht zu erkennen; als die Sache öfter besprochen wurde und Kuni immer gleich ruhig und gleich entschieden dabei blieb, daß sie von ihr nichts wolle und daß auch der Vater meine, sie solle ihr Vermögen den Verwandten ihres Mannes zuwenden, von dem es doch zumeist herstamme, da verfehlte Kuni's freundlich friedliches Wesen auch hier seine Wirkung nicht, und mit steigendem Gefallen betrachtete die Alte, wie sie, die Geschäfte in Haus und Wirthschaft besorgend, emsig und doch gelassen aus und ein ging, ihr mit der Sicherheit des Verständnisses darüber berichtete und ohne Widerrede daran ging, ihre Anordnungen auszuführen. Sie sprach nicht darüber, aber sie ward ruhiger und nach einigen Tagen hatte es den Anschein, als ob durch die Ruhe des Gemüths auch die Kraft des Körpers sich wieder zu steigern beginne. Dennoch erwies die Hoffnung sich bald wieder als trügerisch.

Der morsche Bau war zu sehr im Grunde erschüttert und innere Unruhe kehrte wieder. Der Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tage, und schon zwängte sich der Zeuge des Lebens, der Athem, keuchend durch die starren Lustwege, die sich schon für immer zu schließen begannen.

Wohl war noch dem gläubigen Sinne des Landvolkes der Pfarrer gerufen worden, um die letzten Tröstungen zu spenden. Die durch seinen Zuspruch eingetretene Beruhigung währte nicht lange: die erhitzte Einbildungskraft war stärker als der kalt prüfende Gedanke.

Es dunkelte stark in der niedrigen, ganz aus Balken gefügten Stube. Diese Balken waren gleich der Decke von Alter schwarzbraun geworden und dämpften dadurch das wenige Licht, dem die kleinen Scheiben des kleinen Fensters Eingang gestatteten, vollends zu tiefer Dämmerung ab. Kuni saß am Bette der Kranken, die einen Augenblick in schlummerhafte Betäubung versunken war, aber die Hand ihrer Wärterin gefaßt hatte und fest hielt, wie um sich ihrer Anwesenheit zu versichern. Geräusch von nahenden Tritten und leises Gespräch vor der Thür machten Kuni aufhorchen. Ihre Bewegung weckte auch die Base aus dem Schlafe; auf Kuni's Ruf öffnete sich die Thür; eine Magd trat ein und brachte die Nachricht, daß ein Mann gekommen, der Botschaft vom Schlüsselbauernhofe bringe. Die Kranke ließ Kuni, die sich erheben wollte, nicht los: „Bleib' bei mir, Kuni!“ sagte sie angstvoll, „ich laß' Dich nicht los. Du mußt bei mir bleiben. Ich kann mir's wohl denken, was es mit der Botschaft ist. Dein Vater wird Dich daheim haben wollen — aber Du darfst nicht fort. Du mußt bei mir bleiben, bis ich wieder gesund bin.“

„Ich bleib', Base!“ entgegnete das Mädchen, „ängstigt Euch nicht! Ich bleib' bei Euch, bis Ihr wieder gesund seid . . . wenn nur dem Vater nichts zugestoßen ist.“

Zur Beruhigung der Kranken mußte der Bote in die Stube treten und berichtete, der Schlüsselbauer sei gesund und wohlauf, aber es gebe so viel zu schaffen, daß er die Tochter nicht länger entrathen könne. In drei Tagen werde er daher das Fuhrwerk schicken, um sie abzuholen.

Kuni war kaum im Stande, die Aufregung der Kranken zu beschwichtigen; es gelang nur allmählich, indem sie versprach, gleich am andern Morgen hinwider einen Boten auf den Schlüsselhof zu senden, der den Vater beruhige und aufkläre. „Ich selber will Euch nicht verlassen, Base!“ setzte sie herzlich hinzu, „ich will bei Euch bleiben, bis Ihr wieder gesund seid oder bis Ihr mich selber nicht mehr aufhaltet.“

„Bis ich gesund bin, Kuni,“ sagte die Kranke hastig; „hab' nur noch eine kleine Geduld! Ich werd' Dir die Zeit nicht gar zu lang' machen . . . ich mein', es geht mir mit Riesenschritten besser; der Fuß thut mir fast gar nicht mehr weh, und auf der Brust ist mir auf einmal völlig leicht. Morgen will ich das Aufstehn probiren, vielleicht fahr' ich in ein paar Tagen gleich mit Dir zum Schwager.“

„Habt keine Sorg',“ sagte der Bote leise zu Kuni, die ihn bis an die Thür geleitet hatte, „die fahrt mit Niemand mehr, als mit dem Beiner-Steffel auf den Freithof — die macht's noch heute Nacht gar.“

Auf's Tiefste erschüttert, kehrte das Mädchen an's Lager zurück; sie war in ihrem Leben noch an keinem Sterbebette gestanden. In ihrer jugendlichen Unerfahrenheit hatte sie immer noch ab und zu Hoffnung gefaßt. Die Gewißheit, vor einer Sterbenden zu stehen und dem Tode unmittelbar in's Angesicht zu schauen, stieg wie Nachtgewölk vor ihr auf und warf einen dunklen Schatten weit voraus in ihr eigenes Leben, das ja auch dem gleichen Ausgange zueilte; sie brach unwillkürlich in Thränen aus. Die Kranke setzte diese Rührung ganz auf Rechnung der Theilnahme, die sie ihr schenkte. Sie faßte wieder ihre Hand, drückte sie und sagte mühsam: „Mein' nicht so um mich! Ich hab's gerad' nit verdient um Dich, aber Du geratheſt halt Deiner Mutter selig nach, die ist auch so gut gewesen, hat immer gleich die Augen voll Wasser gehabt und hat keinem Menschen feind sein können, nicht um alles in der Welt. Ich will Dir's aber nit vergessen, Kuni. Du sollst Alles haben, was mir gehört; wie ich wieder aufkomme, mach' ich's gleich richtig, daß Alles Dir gehört und keinem andern Menschen.“

Kuni senkte den Blick und schwieg eine Weile.

„Ich hab's Euch schon oft gesagt, Bas'l,“ erwiderte sie dann, „daß ich nichts davon annehm'. Ich thät' mir Sünden fürchten dabei, und wenn Ihr sagt, daß meine Mutter so gut war und Niemand hat feind sein können, so seid Ihr ja ihre Schwester und werdet doch auch etwas haben von der guten Art. Vermacht Eure Sach' den Gefreundeten von Eurem Mann! Die sind arm und haben's nöthiger als ich. Gebt die Feindschaft auf und macht Euch das Herz leichter — ich mein', Ihr müßtet dann gleich noch einmal so leicht schnaufen. Thut's mir zu lieb, Bas'l!“

„Leichter schnaufen?“ sagte die Kranke vergnügt. „Ja, wenn ich das wüßte, da könnt' ich's wohl versuchen. Und Du willst wirklich nichts davon? Willst Alles aufgeben, nur um meinetwegen, damit es mir besser geh'n soll? Dafür soll's Dir auch gut geh'n Dein Leben lang und soll Dir Glück bringen, wenn Du einmal Hochzeit machst. Brauchst Dich deswegen nicht zu scheuen.“ setzte sie hinzu, da sie Kuni's warme, lebensvolle Hand in ihrer erstarrenden, kalten erzittern fühlte, „ich wünsch' Dir den besten Mann, einen Mann so brav wie Du selber bist und an den Du vielleicht just in dem Augenblick denkst.“

Rasch erhob sich Kuni und eilte der Thür zu; die Dunkelheit barg das Erröthen, das ihr die Wangen überflog.

„Was ist's?“ fragte die Alte. „Wo willst hin?“

„Hinaus,“ war die Antwort, „will zum Vorsteher hinüberschicken, daß er es gleich festmacht mit der Vermächtniß.“

„Meinst, es wär' so eilig?“ rief die Kranke und sah ihr erschrocken mit weitgeöffneten Augen nach. „Aber wie Du's meinst, Kuni. Dir zu lieb will ich's thun.“

Bald war der Gemeindevorsteher mit Zeugen erschienen und die letzte Willensmeinung schlicht und bündig niedergelegt. Die Männer waren voll Freude über den Entschluß der Kranken, auf diese Weise einer alten vielverzweigten Verfeindung ein Ende zu machen, und die von ihrem Lobe erfreute Alte fühlte noch einmal eine rasche wärmere Blutwelle vom Herzen strömen und wie neu belebend sich in die Adern ergießen. Sie athmete eine Zeit lang wirklich freier, als wäre ihr eine schwere Last von der Brust gewälzt; nach kurzer Erleichterung aber rollte dieselbe mit doppelter Wucht auf sie zurück. Von Beklemmungen gequält, fuhr sie empor, schwer nach Luft ringend, und die unsteten Augen verriethen, daß der Geist wieder beginne in der Irre zu schweifen. „Da sängt es schon wieder zu drücken an und will mich ersticken. Ich komm' nimmer auf, Kuni — Du wirst es seh'n, daß ich nimmer aufkomm', und ich kann ja noch nicht fort; ich hab' ja noch so viel zu verrichten vor mir.“ Sie sank in die Kissen zurück. Es war, als wollte der Körper sich in die Nothwendigkeit der Auflösung ergeben, aber die erschreckte Seele klammerte sich noch immer an das zertrümmerte Werkzeug: es war, als sei etwas in ihr, was sie nicht leben und nicht sterben ließ.

„Was ist für ein Tag heute?“ fuhr sie plötzlich auf. Kuni nahm den Kalender von der Wand, um nachzusehen, und nannte den Namen des Tagesheiligen. Flüsternd wiederholte ihn die Kranke. „Da fährt sich's,“ murmelte sie in steigender Unruhe, „da fährt sich's bald wieder.“

„Was fährt sich, Bas'l?“ fragte Kuni und neigte sich theilnehmend auf die Stöhnende herab, die sich angstvoll näher an

Ernst von Bandel auf dem Wege zum Teutberge.

Für die Gartenlaube im Herbst 1874 nach der Natur aufgenommen von C. Grote in Hannover.

Digitized by Google

sie drückte, aber nichts erwiderte. „Was fährt sich?“ fragte sie abermals ergriffen und in eindringlichem Tone. „Bas'l, mir kommt's vor, Ihr habt noch was auf dem Herzen, was Euch drückt. Habt Ihr noch was auf dem Gewissen? Soll ich nach dem Pfarrer schicken?“

„Ich hab' nichts auf dem Gewissen,“ sagte die Leidende, „und doch verläßt mich der Gedanke nicht; ich hab' gemeint, ich wollt' es mit hinunternehmen in die Gruben, aber Du, Kuni, Du sollst Alles wissen. Es fährt sich wieder um die Zeit,“ begann sie, mit Anstrengung athmend, „da bin ich ein junges frisches Ding gewesen, schneidig und übermüthig, das gemeint hat, die ganze Welt gehört ihm und was ich wollt', das müßt' nach meinem Kopf geh'n. Deine Mutter ist jünger gewesen als ich und war damals noch ein kleines, halb aufgeschossenes Dirnl'. Du weißt, daß wir nit da herausßen daheim waren, sondern drinnen in den Bergen, wo's Ammergau zugeht. Da ist ein junger Bursch gewesen im Dorf, der hat mir gefallen, und den hab' ich mir eingebild't und mich in ihn verliebt, daß ich von ihm nit hätt' lassen können und wenn man mich mit Haken von ihm gerissen hätt'. Es hat aber das nicht nothwendig gehabt, denn wenn er mir auch zuerst schön gethan und das Blaue vom Himmel herunter versprochen hat, bald ist er wie umgewend't gewesen und hat nichts von mir wissen wollen. Eine Bauerndirn', ein arm's Madl, das nichts gehabt hat, als wie sie 'gangen und g'standen ist, ist ihm lieber gewesen, als die reiche Bauerntochter. Da bin ich ihm feind geworden, spinnefeind, und auf der ganzen Welt ist mir kein Mensch so verhaßt gewesen, wie er. Er hat sich aber um meinen Haß so wenig gekümmert, als zuerst um meine Lieb', und statt mit mir ein Bauer, ist er lieber mit seiner Dirn' ein Holzknecht 'worden und hat sich in einer Klamm' eine elende Hütten gebaut. Dabei hat er aber neben dem Beil alleweil eine Büchs' zum Abschrauben in seinem Rucksack getragen und ist dem Wildbrätschießen nachgegangen. die Jäger aber sind alle 'Bot hinter ihm her und kreuzhuchtig gewesen, daß sie ihn nie haben erwischen können, ich selber aber bin seit der Zeit verdrossen herumgegangen und hab' allen Zorn und alle Gall' in mich hineingeschluckt, und am liebsten ist es mir gewesen zu der Almzeit, wo ich oft gleich wochenlang kein Menschen zu Gesicht 'kriegt hab'. Und einmal . . .“

Sie schwieg, als ginge ihr der Athem aus oder als müßte sie sich zusammennehmen, über das, was folgen sollte, hinwegzukommen; auch Kuni lauschte so regungslos, daß man die Fliegen summen hörte.

„Einmal,“ fuhr die Erzählerin fort, „einmal, es ist schon auswärts gegangen, da bin ich hinauf gen Alm und wollt' in unserem Kaser nachsehn, ob nichts zu richten wär', weil doch die Zeit, wo man das Vieh austreibt, nimmer weit war.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Schöpfer eines National-Denkmals.

Am Vorabend des Hermann-Festes.

Mit Abbildung.

Durch den Herbstwald nach dem Teutberge schreitend, so hat unser Künstler den Mann, den wir heute feiern wollen, gesehen und die Gelegenheit benutzt, den Schöpfer des Hermann-Denkmals für unser Blatt auf das Papier zu zaubern — den Mann, in dessen Auge man jetzt nicht ohne den Gedanken schauen kann: „Wie bist Du glücklich!“

Ja, er gehört zu den Glücklichen dieser Welt, zu den wenigen Glücklichen, die am Abend ihres Lebens ein Werk vollendet sehen, das sie am Morgen begonnen haben, und ein Werk, dessen Dauer für das, was wir Sterblichen die Ewigkeit nennen, berechnet ist.

Deutschland ist längst nicht mehr arm an öffentlichen Denkmälern, so wenig wie es je arm an denkmalwürdigen Menschen und Thaten war. Hatten aber die herrschenden Dynastien zu allen Zeiten die Kunst zur Verherrlichung ihrer Mitglieder und der Thaten ihrer Kriegs- und Staatsmänner an sich gezogen und Residenzen, Schlösser, Kirchen und Plätze mit Werken der Bildhauerei und Malerei ausgestattet — so währte es um so längere Zeit, bis das deutsche Volk sich zu der Anschauung erhob, daß auch seine Männer, seine treuen geistigen Kämpfer, Förderer und Wohlthäter dieselben öffentlichen Ehren verdient hätten, wie die Fürsten und deren Getreue. Familien, Freunde, Genossen und Zünfte waren wohl immer bedacht gewesen, auch dem Andenken der Ihrigen Monumente zu errichten, nur wagte man mit denselben sich lange nicht aus Kirchen und Friedhöfen hinaus: das Grabdenkmal blieb die letzte Ehre unserer grossen Todten, wie es ja immer leidige Sitte des Volkes war, seine verdienten Männer erst nach ihrem Tode gerecht zu würdigen und zu verherrlichen.

Es mußte im deutschen Volke erst Das wieder geweckt werden, was ihm unter dem Druck der jämmerlichen politischen Zustände Deutschlands vom dreißigjährigen bis zum Befreiungskriege nahezu erlischt worden war: der Vaterlandsgedanke, das Nationalgefühl. Erst als es wieder warm in deutschen Herzen wurde, als die edelste und muthigste deutsche Jugend es wagte, dem fremden, von feindseligster Hand zur Zerreißung und Schwächung der alten Reichskraft den deutschen Fürsten ertheilten Dauergeschenk der Einzelsouveränetät zum Trotze, ein Banner des deutschen Geistes in der schwarzrothgoldenen Fahne zu erheben, und als, alle Verfolgungen überdauernd, dieses Zeichen zu dem des ganzen Volkes sich aufgeschwungen hatte, erst da brach die Zeit der Denkmäler für des Volkes große Männer an. Seit den dreißiger Jahren sahen wir endlich neben den ehernen und marmornen Bildsäulen der Gefeierten der Throne, des Staats und des Kriegs auch die Gestalten der Männer, die bisher in ihren Werken der Künste, Wissenschaften und Industrien der Stolz der Nation waren, auf hohen Postamenten in Erz und Marmor vor dem dankbaren Volke aufragen.

Nur eine Idealgestalt blieb noch der Huldigung entzogen, weil sie den Souveränetäten zuwider war. Siegesgöttinnen, die ebenso gut als „Borussia“, „Hassia“, „Hannovera“ ꝛc. gelten konnten, waren aufgestellt; eine „Bavaria“ sollte alle überragen, nur für eine „Germania“ war nirgends ein Platz in Deutschland, und darum konnte auch das Denkmal eines an des Reiches Einheit mahnenden deutschen Nationalhelden in jener Zeit kein erfreuliches Loos haben.

Ebenso war aber auch das deutsche Volk zur Einigkeit in der That, sobald sie größere Opfer erforderte, noch immer nicht reif, und nur die großen Mittel in einer Hand vermochten auch in der Denkmalkunst wahrhaft Großes auszuführen. Eines der gefeiertsten von uns soeben genannten Werke deutscher Kunst liefert uns hierfür das Beispiel. Zwei Jahre nach dem ersten Auftreten Joseph Ernst's von Bandel für den Nationalgedanken eines Denkmals für Armin, den Befreier im Teutoburger Wald, sprach der Baierenkönig Ludwig der Erste den Wunsch aus, vor der baierischen Ruhmeshalle auf der Theresienwiese Münchens eine riesige „Bavaria“ aufzustellen. Im Jahre 1838 begann Ludwig von Schwanthaler seine Arbeit an diesem unvergänglichsten Werke seiner Unsterblichkeit, ein mit Recht beneideter Meister, denn ihm stand Alles zu Gebote, was äußerlich zur Förderung seiner Kunstschöpfung von ihm gewünscht werden konnte. Dagegen war es Bandel's erste Aufgabe, die Mittel zur Ausführung der seinen, die an Großartigkeit jener gleich stehen sollte, aus den Besitzern patriotischer Geber aufzubringen. Die Zeit war ihm anfangs günstig. Ein Aufruf, mit welchem eine lithographische Abbildung des von ihm schon 1834 in Berlin vollendeten Gipsmodells des Denkmals verbreitet wurde, fand Anklang und regte werkthätige Theilnahme an; da diese wurde bedeutend erhöht, als sich mit dem Jahre 1840 der deutsche Patriotismus plötzlich durch die Kriegsdrohungen Frankreichs frisch entflammte, als Becker's Rheinlied deutsches Nationallied wurde und der Thronwechsel in Preußen auch im übrigen Deutschland neue Hoffnungen auf das längst ersehnte Ende der Bundestagswirthschaft erweckte. Die Gaben flossen reichlich, und schon 1841 konnte der Grundstein zum Unterbau des Denkmals auf dem Teutberge oder der sogenannten Grotenburg bei Detmold gelegt

Digitized by Google

werden und Bandel an die Ausführung seiner Statue selbst gehen.

So ward denn nun gleichzeitig in München und im Teutoburger Wald an zwei verschiedenen und doch so nah verwandten Denkmälern gearbeitet. Während aber die Münchener Meister, Schwanthaler und auch Ferdinand von Miller, der nun von 1845 an, wo das Modell der „Bavaria“ vollendet war, den Guß der Riesenjungfrau mit dem Kopf derselben begann, keine andere Sorge und keinen andern Widerstand kannten, als welche die zu bewältigenden Elemente ihnen bereiteten, während also jene Meister sich einer kunstwürdigen Stellung erfreuten, blieb Bandel von dem Schwellen und Schwanken der öffentlichen Meinung und Stimmung abhängig. Der politische Aufschwung von 1840 ging in Preußen mit der Ernüchterung aus dem Hoffnungsträume und im übrigen Deutschland mit dem Verschwinden der Gefahr am Rheine vorüber, — und die nachfolgende Verbitterung im Volke mußte auch das Denkmal des Nationalleidens entgelten. Dennoch war es möglich geworden, 1846 den Unterbau zum Denkmal, die Tempelhalle, auf deren Kuppel der Held der ersten deutschen Befreiung stehen und sein Schwert erheben sollte, zu vollenden.

Der politische Volksfrühling, in welchem man im größten Theile von Deutschland schon im Jahre 1847 ausathmete, kam auch dem Arminsdenkmale zu Gute; beste schlimmer wurden die Folgen des großen Sturmjahres durch die gehäufte und häßliche Reaction, die sich nach demselben austobte und namentlich das Jahr 1850 (nach dem von 1819!) zu einem zweiten „tollen Jahre“ unserer deutschen Geschichte machte. Das ist auch ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum! Wer gedächte nicht heute noch mit Schaudern und Abscheu jener Tage der Strafsaiern in Hessen, der Vorgänge in Schleswig-Holstein, der Schlacht bei Bronzell und des preußischen Canossa-Gangs nach Olmütz? Wohl hätte in dem Pfuhle von Schmach die alte deutsche Ehre um so glänzender leuchten müssen, aber Schmerz und Groll fesselten die Patrioten so sehr an die Gegenwart, daß sie keinen Blick für die so weit entfernte Vergangenheit hatten. Bandel opferte sein eigenes Vermögen, um sein Lebenswerk zu retten, — und doch blieb es Stückwerk und zog kaum noch die Beachtung der Menschen auf sich — in derselben Zeit, zu welcher Schwanthaler's „Bavaria“, das Hätschelkind der Wittelsbacher Souveränetät, vor Tausenden staunender Augen ihre Enthüllung feierte. Wohl war es dem edlen Schwanthaler nicht vergönnt gewesen, sein Werk noch mit eigenen Augen zu schauen; ihm hatte schon der Herbst jenes Sturmjahres die Blätter der Münchener Friedhofsdäume auf das Grab geweht; er war in höchster Manneskraft gestorben, kaum ein Vierteljahr älter, als Friedrich Schiller geworden war; und dennoch — wie oft mag damals Bandel vor den Fragmenten seines Armin den gefeierten Todten als den Glücklicheren beneidet haben! —

In der ferneren Geschichte dieses Denkmals spiegelt sich die des deutschen Volks wider von der tiefsten Erniedrigung bis zum höchsten Triumphe, und seltsamer Weise liefert unsere „Gartenlaube“ in den fünf Artikeln, die sie (bis zu diesem sechsten) dem Gegenstande weihte, dazu die Belege. Gleich im ersten Jahrgange derselben, 1853, lesen wir: „Das Hermannsdenkmal bei Detmold wird aller Wahrscheinlichkeit nach für immer unvollendet bleiben.“ Man hatte damals von den fertigen Theilen desselben den Arm mit dem Schilde gestohlen; aber anstatt Entrüstung weckte die damalige jämmerliche Aehnlichkeit Deutschlands mit diesem arm- und schildlosen Armin vielmehr den Galgenhumor in dem verbitterten Volke auf. Sieben Jahre später mußte ein mit der Abbildung des Arminis-Denkmals geschmückter Artikel noch die Ueberschrift führen: „Ein vergessenes deutsches Denkmal.“

Zehn Jahre lastete der politische Alpdruck auf den „Unterthanen“ des wieder mit aller diplomatischen Kunst bestens zerrissenen Bundesdeutschlands, — da bildete sich, eben als in Preußen mit der Prinz-Regentschaft die „neue Aera“ begann, eine Art Männer-Burschenschaft in dem „deutschen Nationalverein“. — Das kräftig wieder erwachende politische Leben lenkte wohl auch die öffentliche Theilnahme wieder jenem Siege in der Vergangenheit zu; das Denkmal auf dem Teutberge ward wenigstens nicht ganz vernachlässigt; die Presse nahm sich seiner mehr an, und die Zeiten der großen Nationalfeste halfen ein wenig mit, aber der rechte Zug, den eine nationale Ehrensache von selbst bewirkt, fehlte doch, und dies und der neue Aerger über das Vorgehen der beiden deutschen Großmächte in Schleswig-Holstein 1864 regte den Zorn eines unserer Poeten so auf, daß er ein Gedicht, welches er sogar als „seinen Beitrag zum Hermannsdenkmale“ bezeichnete, mit den bösen Worten schloß:

„Auf, schmeißt den Hermann in den Tiegel
Und gießet auch Kanonen draus!“

Das geschah zwar nicht; aber warten mußten Bandel und sein Armin auf ihre Erlösung, bis das deutsche Volk mit seinen Fürsten durch die harte Schule politischen Kampfs und blutigen Kriegs bis zu dem Thore des Siegs vordrang, dessen Ueberschrift heißt: „Deutsche Nationalpolitik“ und „Kaiser und Reich“. — Dazu konnten die zwanzigtausend Männer des Nationalvereins nicht allein führen; der Geist vom Jahre Dreizehn mußte wieder geweckt werden: er führte Deutschlands Völker und Fürsten in den Krieg von Siebenzig, und das siegreiche Vaterland erhob nun auch Armin, den Befreier, auf die fast dreißig Jahre hoffnungslos verödete Kuppel seines Tempels. Schon 1872 konnten wir unseren Lesern „in der Geburtsstätte des Hermanns-Denkmals“ den Meister Bandel in voller Arbeit an seinem Werke zeigen, und mit solchem Eifer und Erfolg ward dieselbe nun mit der Unterstützung von Kaiser und Reich gefördert, daß wir vor wenigen Wochen, in Nr. 21, das vollendete Denkmal, wie es heute seine Weihe auf dem Teutberge feiert, im Bilde vorführen konnten.

Heute, an seinem höchsten Ehrenfeste, steht Ernst von Bandel selbst vor uns, der Fünfundsiebenzigjährige, der als Vierunddreißigjähriger sein Armin-Modell zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit gebracht hatte. Wie viel glücklicher ist nun er vor dem einst so gerecht beneideten Schwanthaler! Aber ewig werden ihre Namen beisammen stehen als die der großen, kühnen deutschen Meister, welche die zwei riesigsten Denkmälen ebenster Kunst nicht blos in Europa, sondern auf der ganzen bekannten Erde geschaffen haben.

„Was hat das Denkmal gekostet?“ das ist eine nicht zu umgehende Frage, die man nicht auf Antwort warten lassen darf. Der Hermanns-Verein in Detmold berichtete am 8. September 1860 über eine Denkmal-Beitragsumme von 46,493 Thalern; beim Denkmal-Verein in Hannover waren vom 10. Mai 1862 bis dahin 1865 noch 6913 Thaler eingegangen. Rechnet man dazu die 10,000 Thaler Reichs- und noch etwa 10,000 Thaler nachträgliche Spenden, so stellt sich in runder Zahl eine Gesammtaufsumme von 73,500 Thalern heraus. Davon waren bis zum 7. Juni 1846, an welchem Tage der letzte Stein in den Unterbau eingefügt wurde, verausgabt worden: für den Unterbau 37,768 Thaler, für die Grundsteinlegung 248 Thaler, für das Standbild selbst 6206 Thaler, also im Ganzen 44,222 Thaler. Hierzu kommen nun noch die Kosten der Vollendung, Befestigung und Aufstellung des Standbildes, die man auf etwa 34,280 Thaler schätzt. Die Gesammtkostensumme von 78,500 Thaler würde demnach noch eine Nachhülfe von 5000 Thalern zur Deckung des Ganzen beanspruchen. Der Meister des Werkes macht alle seine Kunst und Arbeit daran dem Denkmale zum Geschenke. Nehmen wir also die Gesammtsumme zu 84,000 Thaler an, so sind dies 147,000 Gulden; der Kostenaufwand für die „Bavaria“ wird zu 233,000 Gulden angegeben.

Die Beiträge vertheilen sich auf folgende Beitraggeber: das österreichische Kaiserhaus 1082 Thaler, die deutschen Fürstenhäuser 13,500 Thaler, das Ausland 1500 Thaler, das deutsche Volk 37,500 Thaler, der deutsche Kaiser 10,000 Thaler, das Reich 10,000 Thaler.

Das Standbild erforderte als Material 21,176 Pfund Kupfer; das nöthige Schmiedeeisen beträgt 126,153 Pfund, das Gußeisen 5873 Pfund und das Gewicht der ganzen Figur somit 153,202 Pfund.

Die Denkmalfeier selbst findet in der persönlichen Theilnahme des deutschen Kaisers, durch dessen seggekrönte Reichs-Einigung endlich Deutschlands erster Befreier auf seinen Ruhmesthron erhoben wurde, die würdigste Verherrlichung. Die „Gartenlaube“ wird diesem Nationalfeste eine ausführliche Beschreibung mit einer Illustration nach Etwall's gewandtem Stifte widmen.

R. Boldt.

Digitized by Google

Plaudereien aus Rom.

Von Hermann Oelschläger.

IV.

Der römische Carneval. — Goethe als Unheilstifter. — Unvermeidliche Citate. — Römische Masken. — Brutalitäten. — Confettischlachten.

Die Gelegenheit scheint zu verführerisch, um hier nicht ein kurzes Wort über den römischen Carneval einzuwerfen, obgleich er im Augenblicke, da ich diese Zeilen schreibe, schon längst zu den Todten dieses Jahres gehört. Viele, und namentlich viele Fremde — sind der Meinung, daß derselbe überhaupt für immer, für die Ewigkeit zu den Todten zähle, aber ich will das nicht glauben. Das heurige Jahr scheint lediglich als eine „Krisis“ für den römischen Carneval angesehen werden zu dürfen, und nachdem er diese glücklich überstanden hat, wie die zwei letzten Tage seines kurzen Daseins beweisen, so ist zu hoffen, daß er von Neuem einer frohen Entwickelung und Verjüngung entgegengehe, wenn sich die ehrsamen und würdigen Väter der Stadt seiner auch nur ein wenig annehmen wollen. Und das möchte er denn doch verdienen.

Der Deutsche vor Allem freilich fühlt sich, wenn er den römischen Carneval, den Carneval von heute ansieht, auf's Bitterste enttäuscht. Ihm vor Allem schwirrt noch die bekannte Goethe'sche Schilderung des römischen Carnevals durch den Kopf, die er schon als Kind gelesen und die ihm schon damals eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem schönen Italien, nach dem ewigen Rom eingepflanzt hat, und nun, da er die phantastische Herrlichkeit endlich mit angesehen, da er endlich mit erleben durfte, was zu sehen so lange das heißeste Ziel seiner Wünsche gewesen war, nun fühlt er sich auf das Empfindlichste getäuscht, und seine Unlust über diese Enttäuschung ist um so größer, macht sich um so lauter, um so unverhohlener Luft, je größer die Erwartungen, je höher gespannt die Ansprüche waren, mit denen er seiner Zeit dem endlichen Beginne des Carnevals entgegengesehen hatte.

Und dabei kommt, wie ich oft erfahren mußte, der arme Goethe noch am allerschlechtesten weg, und am Ende hat er allein das ganze Unglück verschuldet. Denn daß zwar der römische Carneval sich seit Goethe's Aufenthalt in Rom bedeutend verändert hat, und nicht zum Besseren, das giebt Jedermann gerne zu; daß er viel von seinem Reize, seiner Pracht, seiner Eigenthümlichkeit verloren, auch das wird ohne Weiteres eingeräumt — aber, wird dann weiter calculirt, der Grund, die Basis ist doch noch da; die Masken sind noch da; die Confetti (ach, wie hatte man sich in Deutschland gerade auf die Confetti so sehr gefreut!), diese abscheulichen Confetti sind noch da; die Blumensträuße sind da; die Wagen sind noch da — wie hat Goethe, gerade Goethe mit seinem vornehmen, aristokratischen Sinne an diesem wilden Treiben so viel Geschmack, so viel Freude, so viel Gefallen finden können! Das ist ja, lautet der regelmäßige Schlußsatz dieser oft gehörten Apostrophe, gar nicht zu begreifen, und da sieht man wieder einmal, wie wenig den Dichtern zu trauen und zu glauben ist, namentlich aber wenn sie aus Italien kommen. Denn überhaupt —

Bei diesem verhängnißvollen „denn überhaupt“, das eine durch Nichts mehr einzudämmende Sturmfluth polemischer Reden verheißt, ist es höchste Zeit, der erregten Apostrophe ein Ende zu machen.

„Meine Gnädige,“ falle ich darum schüchtern ein, „Sie haben gewiß in vielen Dingen Recht, wie immer. Aber diesmal dürften Sie Goethe doch zu streng beurtheilen, und wenn es nicht unartig wäre, möchte ich fast der Meinung sein, daß Sie sein römisches Tagebuch doch nicht genau und aufmerksam genug gelesen haben.“

„Wie können Sie das behaupten, mein Herr? Noch kurz vor dem Carneval habe ich mir bei Spithöver auf der Piazza di Spagna Goethe's römische Reise gekauft.“

„In schönem römischem Einbande?“

„Gewiß, obwohl ich zu Hause selbstverständlich Goethe's sämmtliche Werke —“

„Im Schranke stehen habe.“

„Jawohl, und habe noch mit allem Fleiße die Schilderung des Carnevals durchgelesen, um ja Alles zu beachten und mir Nichts entgehen zu lassen.“

„Und Sie wissen trotzdem nicht, daß Goethe eigentlich am römischen Carneval durchaus kein Gefallen fand, daß er von dem ganzen breitspurigen Treiben der Narrheit nichts weniger als angenehm berührt war, daß es seinem fein und vornehm organisirten Sinne durchaus widerstrebte, und daß er die beiden Male, da er Augenzeuge davon war, herzlich froh war, wenn es endlich beschlossen, beendigt war, und daß er förmlich aufathmete, sich nun wieder ganz den Freuden der Kunst, der Natur und seines kleinen, sorgsam ausgewählten Freundeskreises hingeben zu können?“

„Das erste Wort, das ich höre!“

Und so bleibt mir denn nichts übrig, als meine Behauptung, an der im Grunde nichts Anderes überraschend ist, als daß sie überraschend ist, durch die einschlägigen Stellen zu bekräftigen und zu erhärten. Am Aschermittwoch 1787 schreibt Goethe: „Nun ist der Narrheit ein Ende! Die unzähligen Lichter gestern Abend waren noch ein toller Spectakel. Das Carneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig loszuwerden, es je wiedersuchen; zu schreiben ist davon gar nichts, bei einer mündlichen Darstellung möchte es allenfalls unterhaltend sein. Was man dabei unangenehm empfindet, ist, daß die innere Fröhlichkeit den Menschen fehlt und es ihnen an Geld mangelt, das Bischen Lust, das sie noch haben mögen, auszulassen. Die Großen sind ökonomisch und halten zurück, der Mittelmann unvermögend, das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel, so unendlich rein und schön, blickte so edel und unschuldig auf diese Possen.“

Bei seinem zweiten Aufenthalte in Rom aber klagte Goethe in einem vom 1. Februar datirten Briefe: „Wie froh will ich sein, wenn die Narren künftigen Dinstag Abend zur Ruhe gebracht werden! Es ist eine entsetzliche Seccatur, andere toll zu sehen, wenn man nicht selbst angesteckt ist.“ Und am nächstfolgenden Tage schrieb er noch: „Die Narren haben noch Montag und Dinstag was Rechts gelärmt. Besonders Dienstag Abends, wo die Raserei mit den Moccoli in völligem Flor war. Mittwochs dankte man Gott und der Kirche für die Fasten.“

Noch schärfer und bestimmter äußert sich Goethe in der Einleitung zu seiner eigenen Beschreibung, indem er „zugestehen muß, daß das römische Carneval einem fremden Zuschauer, der es zum ersten Male sieht und nur sehen will und kann, weder einen ganzen, noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergötze, noch das Gemüth befriedige.“

Davon aber, wie er trotzdem dazu gekommen sei, dem Carneval eine so eingehende, lebhafte und farbenfrische Schilderung zu widmen, giebt er gleichfalls Rechenschaft, indem er auf die bei seinem zweiten Aufenthalte gemachte Beobachtung hinweist, „daß dieses Volksfest, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, seinen entschiedenen Verlauf hatte. Dadurch ward ich nun mit dem Getümmel versöhnt, ich sah es an als ein anderes bedeutendes Naturerzeugniß und Nationalereigniß, ich interessirte mich dafür in diesem Sinne, bemerkte genau den Gang der Thorheiten und wie das alles doch in einer gewissen Form und Schicklichkeit ablief. Hierauf notirte ich mir die einzelnen Vorkommnisse der Reihe nach“ ꝛc.

Von dem Vorwurfe also, daß Goethe eine übertriebene Erwartung vom römischen Carneval in dem deutschen Leser anrege, ist er gewiß freizusprechen; wer sich aber von der genialen Darstellung des Dichters allzu rasch hat begeistern und hinreißen lassen, der mag denn am Ende in Rom wirklich zu bereuen haben, daß er die leidlichen „Wenn“ und „Aber“, mit denen Goethe selbst den Verlauf des Carnevals begleitet, im leichtfertigen Hinlesen unbeachtet gelassen hat.

Nun aber hat überdies, wie schon gesagt, der römische Carneval seit Goethe seine Physiognomie total verändert, und man kann nicht behaupten, daß das Gesicht, das er nun zeigt, gewonnen habe und schöner geworden sei. Die festlichen Aufzüge des Gouverneurs und des Senators, mit denen sonst alljährlich der Carneval eröffnet wurde, sind verschwunden; die vornehme römische Welt in ihrer allgemeinen Unzufriedenheit mit den

Digitized by Google

gegenwärtigen Zuständen hält sich zu Hause und entzieht den vielbewunderten Anblick ihrer prächtig aufgeschmückten Karossen und ihrer luxuriösen Costüme grollend der Menge; die Stühle auf den Trottoirs und auf den Plätzen, von wo aus früher die schönen römischen Frauen, gleichsalls in Masken oder doch festlich geschmückt, dem närrischen Treiben zusahen, sind bis auf spärliche Ausnahmen gleichfalls unsichtbar geworden; die berühmten Pferderennen, die einst jeden Tag des Carnevals beschlossen, sind verboten, und so groß und ungewohnt auch für einen Fremden die Zahl der Masken ist, die sich auf dem Corso und den benachbarten Plätzen umhertreiben, so ist doch das charakteristische Element aus ihnen fast vollständig verschwunden und der leicht zu beschaffende Matrosenanzug, wie der Domino in allen Farben, behaupten das Feld. Neben ihnen sind vielleicht noch am häufigsten die malerischen römischen Landestrachten vertreten.

Viele Mädchen beschränken sich sogar darauf, nur im einfachen schwarzen Hauskleide mit weißer Schürze, weißer Haube und einer Gesichtsmaske zu erscheinen; aber das gewährt wenigstens einen reizenden Anblick, wenn sie, meist in größerer Zahl vereinigt, durch die Straße dahinschwärmen, lachend, neckend, die Begegnenden umkreisend, sie wieder freigebend und, zuletzt selbst um ihre Freiheit besorgt, laut schreiend nach allen Richtungen aus einander stieben. So reich oder einfach aber auch ein Costüm sei, ein Merkmal haben sie alle: das der größten Reinlichkeit, Sauberkeit und Nettigkeit. Die schmutzigen, garstigen Maskenfetzen, mit denen man sich bei solchen Gelegenheiten in Deutschland schmückt, kennt man in Rom nicht; alle Costüme scheinen eben erst aus der Hand des Schneiders gekommen zu sein, und dieser Umstand trägt nicht wenig dazu bei, selbst dem anspruchslosesten und harmlosesten Gewande immer noch einen gewissen Reiz und eine gewisse Berechtigung zu geben. Der Sinn für das Schöne, der den Römer und die Römerin überall begleitet, wo er mit dem öffentlichen Leben in Berührung kommt, schlägt auch hier durch und zeigt sich dabei von seiner besten Seite.

Zu den ersten Tagen seines kurzen Daseins zeigte der diesjährige Carneval eine solche Lahmheit und gähnende Langeweile, daß es wahrhaftig zum Bedauern war. Die meisten Logen blieben leer; von Bogen war fast gar nichts, von Masken äußerst wenig zu sehen, und durch den Corso flanirten nur die Fremden, die um jeden Preis etwas vom vielgepriesenen römischen Carneval zu sehen begehrten und beim besten Willen Nichts zu sehen bekamen. Dann und wann, da und dort entspann sich ein kleines Confettigefecht, schlief aber wegen mangelnder Theilnahme und Ausdauer bald wieder ein.

Die nächsten Tage sollten mehr als vollen Ersatz bringen. Der Corso füllte sich mit Wagen, Masken, Neugierigen; die Fenster und Logen waren dicht besetzt, und die Confettischlacht war fürchterlich. Vom Standpunkte der Rohheit und Brutalität aus blieb fast Nichts mehr zu wünschen übrig. Die Römer selbst haben dies am meisten bedauert; sie sahen ganz richtig in dieser pöbelhaften Ausgelassenheit den Ruin ihres Carnevals und machten dafür den „Forestiere", den Fremden, verantwortlich, der zuerst die Ausartung dessen herbeigeführt und veranlaßt habe, was früher nur scherzhaft und muthwillig anzufesen gewesen sei. Sie, die Römer, wollten für sich dabei durchaus nur die Rolle des Verführten gelten lassen. Namentlich auf die Engländer und Amerikaner waren sie darum schlecht zu sprechen; ihnen — ich weiß nicht, mit welchem Rechte — schrieben sie die Erfindung jener abscheulichen, ungeheuren Blechschaufeln zu, die man mit vielen Hunderten von Confetti füllt, um diese dann mit einem Male vom Fenster aus dem Vorübergehenden nachdrücklichst auf den Kopf zu schleudern. Die Confetti aber sind, wie allgemein bekannt, Kügelchen aus Gyps oder Porcellanerde, und die ist denn über die eindringliche Wirkung, die sie auf den so schmählich Betroffenen üben, kein Wort weiter zu sagen. Bald ist das Pflaster der Straße wie mit Schnee bedeckt; zuletzt ist auch der Gassenjunge bei solchem guten Beispiele, das man ihm giebt, nicht müßig, hebt die daliegende Munition ohne Besinnen vom Boden und wirft sie dem Nächsten Besten sammt dem Straßenschmutze, den er mit aufgelesen, in's Gesicht.

In nächster Nähe meines Fensters, von dem aus ich ziemlich mißvergnügt das Treiben mit ansah, beobachtete ich auf einem Balcon eine junge Römerin von auffallender Schönheit und im geschmackvollen Costüme einer Griechin. Ich war erstaunt über die Leidenschaftlichkeit, mit welcher dieses Mädchen dem Confettiwerfen oblag; unermüdet schwang sie ihre Blechschaufel; Ladung um Ladung schleuderte sie voll und kräftig in das Gedränge da unten, und ich habe nicht einmal eine Ahnung, wie viel Munition dieses holde Geschöpf im Laufe eines Nachmittags verschossen haben mag, die ein Diener in kleinen Kisten immer neu herbeischleppte. Zuletzt entdeckte sie in der Parterreloge des gegenüberliegenden Hauses eine kleine Gesellschaft von Masken, die sich dort gleichfalls auf ihre Art amüsirte. Flugs hatte meine kleine Griechin ihre Begleitung, mehrere Herren und Damen, darauf aufmerksam gemacht, und mit deren thätiger Mithülfe begann nun ein so gewaltiges, andauerndes und nachdrückliches Bombardement der Loge da unten, daß deren Insaßen, aber und über beschüttet, nach einer halben Stunde das Feld gänzlich räumen mußten. Die Lust war mit Wolken weißen Staubes erfüllt, und bis in die Höhe des ersten Stockes herauf hatten die Angegriffenen nicht zu antworten vermocht.

Wie hier, so mochte wohl der Carneval überall auf dem langgestreckten Corso seinen Verlauf haben, daß denn den Wagen nichts übrig blieb, als dem Beispiele der Masken zu folgen und sich in die benachbarte Via di Ripetta zu retten, wo die Fahrt eine gemüthlichere und gefahrlosere gewesen sein soll. Dem Eifer der jungen Griechin freilich setzte auch diese allgemeine Fahnenflucht noch immer keine Grenzen. Mit derselben Verschwendung wie früher warf sie ihre Confetti nun den Soldaten, allen Beiden und Gassenjungen an den Kopf, die sich allein noch über die Straße wagten — seltsames Vergnügen!

(Schluß folgt.)

Durch Chloroform in's Irrenhaus.

Die hohe Stellung, welche die Medicin im Kreise der exacten Wissenschaften erlangt hat, verdankt dieselbe nicht allein dem forschenden Auge des Mikroskopikers und dem eindringenden Messer des Anatomen, sondern vornehmlich sind es neben der Physik die Errungenschaften der Chemie, welche die moderne Heilkunde zu dem heutigen Standpunkte geführt haben. Mit dem theoretischen Erforschen des menschlichen Körperbaues im gesunden und kranken Zustande allein ist der leidenden Menschheit wenig genützt, wenn nicht der Wissenschaft des Erkennens die Kunst des Heilens auf dem Fuße folgt. Die erste Klage, welche dem Arzte zu Ohren kommt, ist nie objectiv; sie bezieht sich gewöhnlich nicht auf das Leiden des Patienten, sondern vornehmlich auf den Schmerz, der in den meisten Fällen durch das Leiden bedingt wird. Aber selbst der Schmerz, jener empfindliche Beweis der Unvollkommenheit unseres Daseins, jenes unangenehme Wahrzeichen unserer irdischen Existenz, hat sich in erstreulich vielen Fällen vor den Errungenschaften der Neuzeit, vor der Macht des menschlichen Geistes beugen müssen. Mannigfache Mittel, den Schmerz zu bannen, sind in dem Arzneischatze der neueren Heilmittellehre aufgenommen und durch die wunderbarsten Erfolge zu einem vor dreißig Jahren noch ungeahnten Glücke für die leidende Menschheit geworden. Aber die fast augenblicklich erzielte Empfindungslosigkeit mittelst der Methode der örtlichen Anwendung des verdunstenden Schwefeläthers, die allgemeine Ruhe, welche selbst nach den rasendsten Schmerzen durch das sogenannte subcutane Einspritzen einer Morphiumlösung unter die Haut erfolgt, der behagliche Schlaf, welcher auf den Genuß des in den jüngsten Jahren entdeckten Chloralhydrates erfolgt — die Bedeutung aller dieser Wirkungen wird in hohem Grade verdunkelt durch die Erfolge der Einführung des Chloroforms in die ärztliche und chirurgische Praxis.

Während jene Medicamente den vorhandenen Schmerz zu bannen vermögen, ist in dem Chloroform ein Zaubermittel gegen erst zu erwartende Leiden gefunden worden. Die Furcht vor den Schmerzen einer bevorstehenden Operation nahm in früheren Zeiten manchem Unglücklichen die letzten Lebenskräfte.

Digitized by Google

Jetzt wird der zu Operirende durch Einathmung der Chloroformdämpfe dem tragischen Acte auf kurze Zeit entrückt, und es wird die Aufhebung des Schmerzes nicht nur zu einer augenblicklichen Wohlthat für den Patienten, sondern ganz vorzüglich zu einem großen Gewinn für den operirenden Arzt. War die subjective Berücksichtigung des zu Operirenden sonst die erste Pflicht für den Chirurgen, so ist demselben jetzt durch die objective Ruhe, mit welcher er an sein heilspendendes Werk herantreten kann, ein auch für den Kranken unberechenbarer Vortheil geboten.

Laut- und empfindungslos liegt der freiwillig aus dem Kreise der Empfindenden Herausgetretene mit geschlossenen Augen vor dem Arzte da; ruhig und gemessen vollendet dieser seine verantwortungsvolle Thätigkeit. Analog den Wirkungen des Chloroform sind die Einflüsse des eingeathmeten Schwefeläthers auf den menschlichen Organismus. Der berühmte Chirurg Diessenbach, welcher die von ihm zu Operirenden mit Aetherdünsten betäubte, beschreibt diesen Rausch ganz ähnlich, wie heute der Chloroformrausch geschildert wird: „Während mancher Aetherisirte wie ein sanft Schlummernder hinsinkt und sein in rasche Schwingungen versetztes Gehirnleben sich in mannigfaltigen Phantasien abspiegelt, ergehen Andere in excentrische Aufregungen; dabei entströmen Worte des Entzückens ihrem Munde, in grellem Contraste zu dem Messer, das in ihr Fleisch sich einsenkt und zur Säge, die ihre Knochen durchknarrt. Jene Excentricität äußert sich bei Manchen in so wilder Weise, daß sie, die sonst im Leben sanft und mild, plötzlich unter der Wirkung des Chloroforms wie Rasende sich benehmen. Im Zustande einer solchen Aufregung wähnt sich ein solcher unter Räubern und Mördern; seinem Munde entströmen die bittersten Verwünschungen; er schmettert mit Faustschlägen Alles zu Boden. Andere geberden sich wie vollkommene Narren. Derselbe Mensch, den wir mit tief ergebenem Ausdrucke seinem ernsten Geschicke entgegengehen sahen, wird in einigen Minuten zum Possenreißer umgeschaffen, grinzt, lacht und treibt seine Narrenstückchen, bis er in das Stadium der Betäubung zurücksinkt."

Das Chloroform wird gewöhnlich auf ein Tuch oder ein umspnnenes halbkugelförmiges Drahtnetz gegossen und in der Nähe von Mund und Nase dem Patienten zur Einathmung dargereicht; es ist dafür Sorge zu tragen, daß eine gehörige Menge atmosphärischer Luft, zur ungestörten Function der Lungen, den Chloroformdämpfen beigemengt sei. Die Gefahren bei Anwendung des Chloroforms bestehen vornehmlich in dem ungenügenden Zutritte des Sauerstoffgases, weshalb das Mittel in der Hand Ungeübter zu dem gefährlichsten Gift werden kann. Schon das Einathmen von vierzig bis fünfzig Tropfen reicht manchmal hin, einen Erwachsenen in wenigen Minuten völlig empfindungs- und bewußtlos zu machen. Unmittelbar nach den ersten Athemzügen stellt sich ein leichter Hustenreiz ein, welcher durch die Willenskraft leicht beseigt wird und bei fortgesetztem Einathmen von selbst aufhört. Alsbald erschlaffen sämmtliche äußeren Muskeln; der Kopf sinkt auf die Brust; die Arme fallen herab; die Beine gleiten vorwärts; das Athmen ist tief und ruhig, der Herzschlag oft kaum fühlbar. Mit Zunahme der Betäubung schwindet ein Sinn nach dem anderen. Das Gefühl hört zuerst auf, während alle übrigen Sinne noch thätig sind. Dann erlischt der Geschmack — man empfindet und unterscheidet die Geschmacksreizbrücke nicht mehr —, dann das Gesicht und darauf der Geruch, während das Gehör noch thätig ist. Endlich schwindet auch dieser Sinn, bis völlige Betäubung eintritt. Mit dem Nachlaß der Chloroformwirkung nach Verlauf mehrerer Minuten, oder in einer unverhältnißmäßig langen Zeit, kehren die Sinne in umgekehrter Reihe einer nach dem andern zurück. „Kindern erschienen die liebenden Eltern als verklärte Gestalten, liebende Mütter sahen das Gewand ihrer Kinder in blendender Weiße prangen. Selbst der Unkundige in der Musik wird in wonnigem Selbstgefühl zum Componisten, der Furchtsame zum Helden, der Diener zum großen Herrn." Der Chloroformrausch hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Zustande der Opium- und Haschischbetäubung. Wie jene Gewohnheitsathmer des Orients sich in ihrem Wahne auf Adlerschwingen zu einem schimmernden Goldmeere erheben und gewichtslos in einem weiten Raume sich schwebend fühlen, ähnlich schwelgt der Chloroformirte in den Genüssen höherer Sphären.

Das Chloroform war im Jahre 1831 von Soubeiran zum ersten Male dargestellt worden; es entsteht häufig bei der Einwirkung des Chlorgases auf organische Körper, bei der Destillation des Weingeistes, sowie anderer organischer Stoffe mit Chlorkalk. In reichlicher Menge erhält man das angenehm riechende, süß schmeckende Medicament durch Destillation von drei Theilen Weingeist, drei Theilen Wasser und einem Theile Chlorkalk, wobei mit den sich entwickelnden Wasserdämpfen eine schwere Flüssigkeit übergeht, die, mit concentrirter Schwefelsäure gereinigt, das Chloroform darstellt.

Sechzehn Jahre vergingen, bis der berühmte Chirurg Professor Simpson die Wirkung des Chloroforms auf den Menschen entdeckte und der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Edinburg mittheilte, daß das genannte Mittel, durch die Lungen eingeathmet, eine jeder Schmerzempfindung bare Bewußtlosigkeit zu erzeugen im Stande sei. Dieses Schwinden des Bewußtseins beruht auf einer Lahmlegung gewisser centraler Nervenorgane in unserem Gehirne, welche im normalen Zustande die Lebensthätigkeiten des Empfindens einerseits und der Bewegung andererseits vermitteln. Durch die Lungen wenden die Chloroformdämpfe eingeathmet und in den feinen Lungenbläschen, welche von Tausenden mikroskopisch kleiner, fabelhaft dünnwandiger Blutadercheu umsponnen sind, direct dem Blute zugeführt; das auf diesem Wege mit Chloroform durchsetzte Blut gelangt von den Lungen in das Herz und wird mit jedem Herzstoß von hier aus in die entlegensten Theile des menschlichen Körpers übergeführt.

Wie die feinsten Blutadersträmchen die Lungenbläschen umspülen, ebenso umgeben sie im Gehirne die feinsten Empfindungsorgane, die sogenannten Ganglienzellen, mikroskopisch rundliche Gebilde, welche mit je drei bis fünf feinen fädigen Ausläufern mit den Gehirnnervenfasern und durch diese wiederum mit den Körpernerven zusammenhängen. Millionen solcher dem unbewaffneten Auge unsichtbarer Gewebe sind im Gehirne in verschiedenartigster Anordnung angesammelt; sie sind die eigentlichen Träger und Regenten des menschlichen Lebens, von ihnen geht durch die telegraphendrahtartige Vermittelung des Nervensystems jede Thätigkeit der körperlichen und geistigen Bewegung aus, zu ihnen wird auf demselben Wege jeglicher Eindruck von außen zurückgeleitet, jedes Gefühl von Freude, jede Empfindung von Schmerz. Werden nun diese Organe von dem sie ernährenden Blutstrome, der Chloroform enthält, berührt, so erliegen sie, so lange das Chloroform auf sie wirkt, das heißt so lange durch die Lungen genügende Mengen dem Blute zugeführt werden, den betäubenden Wirkungen dieses Mittels, und da von jenen winzigen Organen alle willkürlichen Lebensthätigkeiten und Empfindungen des menschlichen Körpers abhängen, so hört auch indirect die Thätigkeit aller dieser Organe während jener betäubenden Wirksamkeit auf.

Wir sagten soeben: alle willkürlichen Lebens- und Empfindungsorgane. Das hat seinen triftigen Grund. Es giebt bekanntlich im menschlichen Körper Bewegungen, die wir unwillkürlich nennen, so z. B. die Athmung, den Herzschlag, die zur Verdauung nöthigen Bewegungen des Magens und Darmcanals ꝛc. Diese Thätigkeiten werden von einer Reihe von centralen Gangliensystemen in unserem Gehirne regiert, welche der Wirkung des Chloroforms länger widerstehen, als die oben angeführten Bewegungs- und Empfindungsorganen. Man weiß durch Versuche an Thieren, sowie durch die Erfahrung an chloroformirten Menschen, daß die den unwillkürlichen Bewegungen des Organismus vorstehenden Gangliengruppen von allen Betäubungsmitteln sehr wenig und erst sehr spät beeinflußt werden, und daß demzufolge die Bewegungen der Athmungsorgane, des Herzens und der übrigen Eingeweide auch in tiefer Chloroformnarkose normal von Statten gehen können; sollte in der Athmung und dem Herzschlage eine merkliche plötzliche Veränderung beobachtet werden, so ist sofort mit dem Chloroformiren auszusetzen und im Nothfalle die künstliche Athmung einzuleiten. Bei gewissenhafter Beobachtung des Pulsschlages und der Athembewegungen gehören indeß Gefahren bei Anwendung des Chloroforms zu den größten Seltenheiten, und der Chloroformtod ist trotz der hunderttausendfachen Anwendung des Mittels seit 1847 vornehmlich bei Personen, welche an organischen Herzfehlern oder sonstigen die normale Blutcirculation hindernden Uebeln gelitten haben, beobachtet worden.

Ungefähr zweihundertfünfzig derartige Todesfälle sind in der

ganzen medicinischen Literatur seit dem Jahre 1847 aufgeführt. Nach zuverlässigen Zusammenstellungen sind auf französischer Seite im orientalischen Kriege unter achtzehn- bis neunzehntausend in der Narkoseoperation nur zwei an den Folgen derselben gestorben. Bei den Engländern ist in demselben Kriege nur ein Todesfall, und in dem schleswig-holsteinischen Kriege auch nur einer bekannt geworden, während die bezügliche Statistik des amerikanischen Rebellionskrieges bei achtzigtausend Narkotisirungen nur sieben Todesfälle aufzuweisen hat. Durchschnittlich kann man nach den bis jetzt besonders in England ziemlich genau angestellten Beobachtungen die Sterblichkeit unter viertausendfünfhundert Chloroformirten auf einen Todten bestimmen, und ist das günstige Zahlenverhältniß aus dem amerikanischen Kriege dem Umstande zuzuschreiben, daß die Chloroformirten wohl alle gesunde Leute gewesen sind.

Man wird nun fragen: was bedeutet die Ueberschrift, die diesen Mittheilungen vorangestellt ist, „Durch Chloroform in's Irrenhaus"? Wie jegliches Heilmittel seine Lichtseite hat und in dem mäßigen Gebrauche der ärztlichen Verordnung das Heil für den Patienten liegt, ebenso finden sich, besonders bei übermäßigem Gebrauche mancher Heilmittel, Schattenseiten ein, von denen selbst mit den Wirkungen sonst vertraute Berufsmänner keine Ahnung hatten.

Der wunderbare Rausch und die entzückende Traumwelt, die sich dem Betäubten erschließt, haben etwas Verführerisches für einen empfindsamen Zuschauer und manche Fälle sind bekannt, in welchen vornehmlich Studirende der Medicin durch Chloroformeinathmungen in den oben geschilderten Sinnentaumel sich freiwillig gestürzt haben. Welch schlimme Folgen der übermäßige Gebrauch des Chloroforms nach sich ziehen kann, möge folgende aus dem Leben gegriffene tragische Geschichte beweisen.

Es war an einem heißen Julinachmittage des Jahres 1874, als ein fremder Herr mir gemeldet wurde, der behauptete, ein intimer Freund meines Hauses zu sein. Ich begab mich auf den Corridor meiner Wohnung, wo mir ein unterseßter Mann, die Hand freudig ausstreckend, entgegen trat. Mit dem Ausrufe: „Alter Freund, kennst Du mich nicht mehr?" machte er den Versuch, mich zärtlich zu umarmen. Ich trat einige Schritte zurück, musterte im Flug den Mann vom Kopf bis zur Zehe und konnte mich in keinerlei Weise dieses „alten Bekannten" entsinnen. Die Kleidung des Fremden, sowie dessen Linnenzeug hatten sicher bessere Zeiten gesehen. Er trug einen grauen abgetragenen Sommerrock, welcher am Ellenbogen seinem Hemde gestattete, einen kecken Blick in die Welt zu thun; eine schmutzigblaue, breite seidene Halsbinde bedeckte einen Theil des zerknitterten Vorhemdes; die schwarze Weste hing schlotterig um die Brust, und eine angerostete fühlerne Uhrkette, die das abgetragene Kleidungsstück herunterzerrte, vervollständigte die Erscheinung dieses Jammerbildes.

Auf die Bemerkung, daß ich mich seiner zu meinem großen Bedauern nicht erinnern könne, lächelte er verschmitzt, klopfte mir vertraulich auf die Schulter, meinte, ich spaße, und stülpte sich mit als meinen alten Heidelberger Studiengenossen K..... vor. Wenn auch das Bild jenes blühenden Jünglings aus der alten Heidelberger Zeit mir in das Gedächtniß zurückkehrte, so kostete es mich doch einige Mühe, die Züge des vor mir stehenden Fremden mit jenem in meiner Erinnerung befindlichen Jugendbilde in Einklang zu bringen. Bei scharfer Musterung entdeckte ich die Aehnlichkeit, welche mich veranlaßte, seinen Worten Glauben zu schenken.

Ich konnte es mir nicht versagen, ihn sofort zum Mittagsmahle einzuladen, was er auch mit sichtbarer Miene annahm. Bei Tische erzählte er mir, er sei Assistent bei dem berühmten Professor B..... gewesen, der damals in X..... jetzt in Wien, durch seine epochemachenden Vorträge seine Zuhörer entzückt und in die Lethargie, welche sich in den jüngsten Jahren der einst so berühmt gewesenen Wiener medicinischen Schule bemächtigte, neues Leben gebracht hat.

Wir sprachen über die Leistungen dieses trefflichen Mannes, und eben hatten wir das Schlürfen der würzigen Suppe beendigt — wir sind bei dieser Thätigkeit auch rasch im Herzen recht warm geworden — als ich ganz harmlos meinen Freund fragte: „Sag' einmal, Alter, wo kommst Du denn eigentlich in diesem Aufzuge her?" Er beugte sich gemüthlich zu mir herüber und bemerkte, als ob das ganz selbstverständlich wäre, in ruhigem, gemessenem Tone: „Ich bin vor drei Wochen aus dem Irrenhause entsprungen." Kaum war dieses Wort seinen Lippen entschlüpft, als meine sonst sehr herzhafte Ehehälfte mit einem Ruse des Entsetzens von ihrem Stuhle sich erhob und mit Blitzesschnelle in das entlegenste Zimmer der Wohnung enteilte. Ich selbst war im ersten Momente wie versteinert und fixirte mit scharfem Blicke meinen Gast, aus dessen Pupille nicht Verwunderung und Aufregung, sondern Ruhe und Milde meinem Auge begegneten. Mit spöttischem Lächeln mir auf die Schulter klopfend, bemerkte er: „Freundchen, glaube nicht, daß, wenn ich auch aus dem Irrenhause entsprungen, ich wahnsinnig gewesen sei; ich werde Dir mit Ruhe meine Geschichte erzählen und den Knoten der Verwickelungen, welche mich in das Irrenhaus gebracht haben, vor Dir entwirren. Bei den vielen chirurgischen Operationen, die Professor B. unter meiner Assistenz ausführte, hatte ich fast täglich Gelegenheit, die Wirkungen der Chloroform-Narkose aus nächster Nähe zu beobachten. Die Bereitwilligkeit und die Hast, mit welcher alle Leidenden ohne Ausnahme das süße Gift fortathmen, sobald sie den ersten Zug in ihre Lungen aufgenommen, der wunderbare Taumel, in welchen sie weltvergessend dahinsinken, boten mir Veranlassung auch mich den Einwirkungen der Chloroform-Narkose mit Eifer hinzugeben. Da ich aus allen meinen bezüglichen Beobachtungen geschlossen hatte, daß das höher gestimmte Gehirnleben, insoweit es die Quelle unseres Seelenlebens ist, sich in den mannigfaltigsten Nüancen, in Gedanke und Wort, in Phantasie und Empfindung abspiegelt, wollte ich an mir selbst Studien machen, und ich habe mit glänzendem Erfolge das mir gesteckte Ziel erreicht und den höchsten Zweck, den Genuß des Lebens in höheren Regionen, gefunden." —

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte ich dieser merkwürdigen Erzählung meines Gastes zu und ermunterte ihn zur Fortsetzung seiner Mittheilungen, obgleich ich in der Art, wie er schon bei Beginn der Erzählung sich ereiserte und seinen Gegenstand in eigenthümlich verzückter Weise verfolgte, einen Grund hätte finden sollen, ihn auf ein anderes Thema zu bringen. Allein ich hoffte, allmählich einen tieferen Einblick in sein Seelenleben zu gewinnen. Er fuhr nun in seiner Schilderung eifrig fort, indem er mir erzählte, daß die Wirkung der eingeathmeten Dämpfe in einer Reihe der wunderbarsten Erscheinungen gipfelte.

„Gewöhnlich" wurden mir," so erzählte er weiter, „anfangs die Augenlider schwer, und ich fühlte das Bedürfniß, zu schlafen. Wenn ich erwachte, so blieb mir das Gefühl einer unendlich lang durchlebten Zeit zurück, und da ich dergeblich in Gedanken nach der vergangenen Traumwelt, die mir den reichsten Quell des Lebens zu umfassen schien, haschte, so versuchte ich stets von Neuem durch wiederholte Einathmung mich in die früheren Visionen zu versenken. Mein inneres Auge erblickte die glänzendste Farbenpracht, und bei dem äußeren Schlafe des Ohrs schwebte ich in den entzückendsten Tönen; es störte kein verworrenes Bild mich Glücklichen. Im Gefühle des gänzlichen Entkörpertseins wähnte ich mich in himmlischer Unendlichkeit. Es wurde mir klar, was mir in meiner beruflichen Thätigkeit die Chloroformirten verschiedener Charaktere und Temperamente von ihrem Chloroformrausche in so entzückender Weise erzählt hatten. Mir erschien der Chloroformrausch stets in der Gestalt des Todes. Der Mensch fürchtet den Tod nur des Sterbens wegen als etwas Entsetzliches, als etwas Qualvolles; allein die Chloroformbetäubung gab mir hierüber herrliche Aufschlüsse. Sie ist ein Sterben mit Rückkehr zu diesem Leben. In meinem Chloroformrausche spiegelten sich die verschiedensten Formen des Sterbens ab, vom sanften Einschlummern bis zum Ausdrucke des wildesten Widerstrebens, und dieses wilde Widerstreben hatte mich in's Irrenhaus gebracht. Die Bilder des Sterbens verfolgten mich oft auch im wachen Zustande, und so trat denn schließlich die Katastrophe ein, daß ich in meiner Ueberreizung eines Tages meiner Umgebung in einer Art Wuthanfall zurief: „Ihr Versuchten, Ihr Henker, Ihr Mörder!" In diesen Ausdrücken sah man nicht die Folgen des sich von Tag zu Tage wiederholenden Chloroformrausches, sondern Wahnsinn. Man veranlaßte daher, daß mir das Recht der Praxis entzogen wurde, und das Ende davon war meine Verbringung in das Irrenhaus."

Digitized by Google

„Hier saß ich," fuhr er nach einer Pause fort, „einige Jahre, ohne den Gedanken meiner Befreiung, den ich schon im Momente des Eintritts gefaßt hatte, eine Minute aufgegeben zu haben. Durch den Umstand, daß mir in keinerlei Weise irgend ein sinnloses Wort oder irgend eine unverantwortliche Thätlichkeit nachgewiesen werden konnte, bekam ich innerhalb der Grenzen der Anstalt vollkommene persönliche Freiheit. Bald lernte man meine chirurgischen Fähigkeiten kennen, und ich durfte bei Gelegenheit vorkommender Operationen anfangs assistiren, später solche im Auftrage und Beisein des Directors und der Assistenten eigenhändig ausführen. Die Gelegenheit, ärztlich thätig zu sein, brachte mich im Laufe der Jahre häufig in die Anstaltsapotheke. Daselbst war es mir möglich, allmählich unbemerkt kleine Quantitäten Morphium zu erhalten, die ich in meinem Zimmer sorgfältig verwahrte und nach und nach zu nicht unbedeutenden Quantitäten anwachsen ließ. Ich gewöhnte mich nun, weil ich leider mein geliebtes Chloroform nicht zu erlangen vermochte, an Morphinmgenuß und brachte es mit der Zeit dahin, daß ich ziemlich ansehnliche Dosen, welche andere Personen gewiß in tiefen Schlaf versetzt hätten, ohne jeglichen Einfluß auf meinen Organismus und ohne alle Betäubung zu mir nehmen konnte. Heute vor drei Wochen war mein Geburtstag. Ich lud den Oberwärter, unter dem Vorgeben, mein Wiegenfest mit ihm zu feiern, zu einer Flasche Bordeaux auf mein Zimmer ein. Es war dies nichts Auffälliges, da mir öfters vom Hause Wein geschickt wurde und man es mir überhaupt weder an guter Verpflegung noch an Geld fehlen ließ. In die Flasche, aus welcher ich meinem Gaste und mir das Glas füllte, hatte ich vorher etwas ziemlich concentrirte Morphiumlösung gethan. Wir stießen an, und in einem Zuge waren die Gläser geleert. Mein Freund Wärter fand den Wein etwas stark und bitter, allein ich versicherte ihm, daß das die Eigenschaft des echten Bordeaux sei und ein zweites Glas ihm gewiß besser schmecken würde. Wir leerten allmählich die Flasche, und taumelnd sank mein Kumpan in einen tiefen, festen Schlaf. Es war Nachmittags vier Uhr; ich bemächtigte mich seiner Schlüssel und entfloh aus meinem dreijährigen Gefängnisse — es sind jetzt drei Wochen — und hier bin ich."

Die drei Schien in den Vogesen.
Zeichnung von R. Püttner. Aus der Kröner'schen „Rheinfahrt".

Die ganze Erzählung meines Universitätsfreundes war in einer solchen Klarheit und Schärfe der Beurtheilung wiedergegeben, daß ich an seinem angeblichen Irrsinn selbst zu zweifeln begann. Ich fragte ihn, was ihn denn eigentlich zu mir und in unsere Gegend führe, und er theilte mir bei dieser Gelegenheit mit, daß er im Jahre 1870 bei Orleans ein kleines Feldlazareth als freiwilliger Arzt mit Anerkennung dirigirt habe und jetzt sich auf dem Wege nach Berlin befinde, um

Digitized by Google

Auf einem Rheindampfer. Zeichnung von B. Vautier. Aus der Kröner'schen „Rheinfahrt".

unter Berufung auf diese kriegerische Vergangenheit durch dortigen Einfluß wieder zu einer ärztlichen Stellung in seiner Heimath zu gelangen. Da ihm aber in seinem Heimathsorte die Praxis entzogen sei, so müsse er das große Staatsexamen nochmals machen, was er durch Empfehlung aus Berlin zu erlangen hoffe. Ich muß gestehen, ich habe keine Spur von Irrsinn an dem Unglücklichen bemerkt. Mit dem Nachtzuge reiste er nach Berlin weiter. Ich hielt es für meine Pflicht, an den Director jener Irrenanstalt um bezügliche Aufklärung zu schreiben, und erhielt alsbald die Antwort, daß K..... in Folge seines früheren übermäßigen Chloroformgenusses, der seine Gehirnnerven tief afficirt habe, allerdings an einer unheilbaren Geisteszerrüttung leide, derart jedoch, daß oft Wochen, ja Monate lang die Störung verborgen bliebe, dann aber wieder in unbändiger Tollwuth erschreckend genug hervortrete. Später nun brachte ich in Erfahrung, daß K..... sein Vorhaben durchgesetzt, das große Staatsexamen nach halbjähriger Prüfung zum zweiten Male mit glänzendem Erfolge bestanden und in einem kleinen Orte ein sehr gesuchter und beliebter Arzt geworden sei.

Heute, ein Jahr nach dem oben geschilderten Besuche, sitzt der Unglückliche wieder fest in einem Irrenhause seines Heimathlandes. Einige Monate, nachdem er sowohl durch das abgelegte Examen, wie durch seine ärztlichen Leistungen, sich in seiner Stellung gesichert fühlte, schrieb er an den Director des Irrenhauses, er würde die nächste Gelegenheit benutzen, die ihm eine Reise nach dort böte, um ihn zum Lohn für die damalige Gefangenhaltung durch einen Revolverschuß aus der Welt zu schaffen. Uebergabe des Briefes an die Behörde, Verhaftung des Armen und Zurückwandelung desselben in sein unerbetenes Asyl waren die Folgen jener wiederholten Geisteswerirrung. —

Aus diesem gegebenen Beispiele geht hervor, daß, ebenso wie bei übertriebenem Wein- und Spirituosengenuß, ein an und für sich segenbringendes Mittel zum Unheile werden kann. Uebrigens dürfen wir der Wissenschaft unseren Dank nicht versagen, daß sie uns mit dem Chloroform eine so herrliche Gelegenheit zur Erleichterung menschlicher Leiden gegeben hat. Es ist die Anwendung dieses Medicaments als eine der bedeutendsten Errungenschaften der neueren Medicin zu betrachten und wird der Menschheit, trotz kleiner Schattenseiten, immer mehr zum Heile gereichen.

Frankfurt am Main. Dr. med. S. Th. Stein.

Das Geständniß einer Frau.

Es ist am 6. August 1871, dem ersten Jahrestage der Schlacht bei Spicheren. Schon seit Sonnenaufgang sind Hunderte aus St. Johann und Saarbrücken dem Mackenthale zugewandert, welches der Volksmund längst zum „Ehrenthale“ umgetauft hat. Niemand weiß, wann und wie der schöne Name entstand, wer ihn zuerst gefunden, wiederholt- und weiter getragen hat. Auf einmal war er da, von Tausenden zugleich genannt, anerkannt für alle Zeiten.

Seit dem gestrigen Abende sind liebende und ehrende Hände nicht müde geworden, die Grabstätten der gefallenen Helden mit frischem Blumenschmucke zu zieren. Die Mutter, Wittwe oder Waise, welche dem Orte, wo ihr ein geliebtes Herz verstaubt, auch noch so ferne lebt, darf sicher sein, daß der Hügel, nach dem sie sich heute doppelt schmerzlich sehnt, wenigstens nicht ungeschmückt bleiben wird. Dieselben Samariterinnen, welche in jener unvergeßlichen Zeit der einzigen auf deutscher Feldmark ausgefochtenen Schlacht des glorreichen Krieges Tag und Nacht die Verwundeten beherbergt und gepflegt haben, bringen sowohl Denen, die sie nicht genesen sehen durften, wie Jenen, deren Blut sofort den Boden gedüngt hatte, welchen sie vertheidigten, unermüdlich den freundlichen Zoll der Liebe. Die langen Reihen der Grabhügel, die noch vereinzelten Kreuze sind verschwenderisch mit Blumen und Laubwerk bedeckt.

Jetzt ist es später Abend. Die bis nach Sonnenuntergang mit immer neuen Menschengruppen angefüllte Gräberstätte ruht schweigend und einsam unter dem sommerlichen Nachthimmel, aus dem bereits einzelne Sterne steigen. Die Schritte der Traurigen wie der Müßigen sind verhallt; kein Laut ist mehr zu vernehmen, als das leise Rauschen, womit der Abendwind hin und wieder durch die Laubgänge streift — es klingt fast wie ein schwaches Echo des Chorals, welchen heute die Bergknappen hier angestimmt hatten: „Wie sie so sanft ruhn“ — Alles ringsum ist in das weiche Grau des Spätabends gehüllt, aus dem nur hin und wieder die goldene Inschrift eines der Kreuze, oder eine weiße Atlasschleife hervorblickt, die sich schwach am dunkeln Lorbeerkranze bewegt.

So lautlos die Landschaft, ist sie doch nicht völlig menschenverlassen. Auf der angrenzenden, nach Forbach führenden Fahrstraße hält ein Wagen, und zwischen den Gräbern des weiten Friedhofes weilen zwei vereinzelte Frauen. Die eine derselben sitzt mit ineinander gefalteten Händen ganz still auf einer rohgezimmerten Bank, welche das Bedürfniß längeren Verweilens hier hatte entstehen lassen; ihre Augen haften auf der zweiten, jugendlichen Gestalt, die in geringer Entfernung über die Böschung eines gleich einem grünen Acker lang hingestreckten, beraften Hügels niedergeworfen liegt, beide Arme um den Fuß eines einfachen Marmorkreuzes geschlungen, das aus einem Meere von Blüthen auftragt.

Minute auf Minute verrinnt. Der Himmel bedeckt sich weithin mit Sternen; die Luft wird kühler. Nun erhebt sich die Sitzende und nähert sich mit leisem, raschem Tritte der Knieenden, welche ihren gegen den Schaft des Kreuzes gestützten Kopf nicht wendet, als die Andere bereits dicht neben ihr steht. Als sie ihre Schulter berührt fühlt, zuckt sie heftig zusammen.

„Linda!“

Die Arme des jungen Mädchens lassen vom Kreuze ab; im nächsten Augenblicke steht sie, gleichsam mechanisch aufgerichtet, auf ihren Füßen und wendet ihrer Gefährtin ein Gesicht zu, das kalt, weiß und schimmernd ist, wie eine Schneeflocke.

„Du willst gehen?“ sagt sie ausdruckslos.

„Es ist spät; es wird kalt.“

Das scheint auch Linda momentan zu empfinden. Sie schauert, hüllt sich fest in ihr Mäntelchen und thut einige Schritte vorwärts. Vielleicht ist es der leise, kaum hörbare Seufzer der Erleichterung, welcher der Anderen entschlüpft, der sie aus ihrer Starrheit zur Besinnung weckt; sie macht sich plötzlich von dem Arme los, den Jene in den ihrigen geschoben, ist mit zwei Schritten zurück an der eben verlassenen Stätte, und beugt sich, eine Ranke Immergrün zu pflücken. Ihre kalten Lippen pressen sich fest, minutenlang auf die Initialen, welche dem Marmor eingegraben sind, ein kurzes, abgebrochenes Stöhnen durchschneidet einen Augenblick die Todtenstille, dann folgt sie der Voraussgeschrittenen zum Wagen. In der nächsten Minute rollen dessen Räder der Hügelkette entlang, deren Umrisse sich kaum gegen den Horizont abheben, über den Exercirplatz, durch die ruhige Stadt, über die neue Brücke hinweg nach der Vorstadt Sanct Johann. Dort hält der Wagen vor einem ansehnlichen Hotel in der Nähe des Bahnhofes.

Es ist eine Stunde später. Mutter und Tochter haben sich mit Thee erwärmt, der keinen Schimmer von Farbe auf die Wangen des jungen Mädchens gebracht hat; selbst ihre Lippen sind blaß, und sie ruht schlaff und ohne jede Elasticität der Bewegung auf dem Sopha. So matt aber auch die ganze Erscheinung, würde sie doch Niemand als welk bezeichnen. Der warme, unbeseglbare Hauch der Jugend liegt auf ihr und verleiht ihrer Blässe zarten Schmelz, gleich dem einer weißen Camellie.

Zart und noch jugendlich ist auch die Erscheinung der Mutter; wie aber die Züge Beider im Schnitte nicht die geringste Aehnlichkeit verrathen, so gilt dies noch weit mehr für die Seele, welche sich in diesen Zügen ausdrückt.

Frau Delbring blickt zuweilen in ein Buch, das aufgeschlagen vor ihr liegt, öfter über den Tisch hinweg auf Linda. Endlich bricht sie das Schweigen: „Willst Du nicht zur Ruhe gehen, liebes Kind?“

Das junge Mädchen fährt mit plötzlicher, unvermittelter

Digitized by Google

Heftigkeit aus dem scheinbaren Halbschlummer in die Höhe, preßt beide Hände leidenschaftlich vor das Gesicht und ruft in bitterem Tone: „Zur Ruhe — zur Ruhe, Mama? Wie käme mir Ruhe, wenn es nicht die wäre, die ich täglich erbettele, die nicht kommen will, die mich mit ihm verneint?“

Die Mutter kniet neben ihr nieder und legt leise den Arm um sie. „Linda! als ich Deinem Wunsche nachgab, hoffte ich Anderes. Kind, liebes Kind! nicht so darf man des Lebens Schmerzen tragen. Ich meinte, die Thränen an dem Grabe vergossen, nach dem Du Dich so heiß sehntest, würden Dir Augen und Herz erlösen, damit Du endlich wieder Himmel und Erde erkennst.“

„Der Himmel, Mama? Der ist so fern! Und die Erde? Was gäbe es dort noch für mich?“

„Vielleicht keine Freuden, jedenfalls Aufgaben,“ sagte die Mutter sanft. „Du hast Dein Glück, Deine Zukunftshoffnung verloren — das ist hart, mit dem Geliebtesten darf und soll aber nicht auch das eigene Leben begraben werden. Das ist weder Gottes Wille, noch des Menschen würdig. Deinem bittern Schmerze ward Zeit gegönnt, und daß er in Dir so feste Wurzeln geschlagen, ehrt Dich vor mir. Was aber Wurzel schlug, darf kein öder Dornstrauch sein und bleiben: es muß grünen, muß Blüthe und Frucht tragen, und das, Linda, fordere ich jetzt von Dir. Was Du so ganz besessen, bleibt Dir unverloren, wenn Du dem Leben, den Deinen giebst, was nicht Dir allein gehört.“

Ein schwaches Roth huschte über des Mädchens Wange. „Du bist streng te mit mir, Mama; vielleicht hast Du Recht, wenn Du forderst, daß ich — daß ich über mich hinaus denken und etwas leisten soll. In Einem aber kannst Du mich nicht beurtheilen, weil Du mich hierin nie verstehen kannst.“

„Und was wäre dies, Linda?“

„Eben noch sagst Du: ‚Was Du so ganz besessen, bleibt Dir unverloren.‘ Und was habe ich denn besessen? Ich war Braut, glückliche Braut — auf Stunden, auf Tage drängt sich alles arme Glück zusammen, das mir geworden, das mein Leben, mein ganzes, langes Leben mit so viel tausend Stunden und Tagen hätte ausfüllen sollen. Ich durfte nicht besitzen, was mein war. Was weißt Du hiervon, Mama? Du hast meinen Vater geliebt, ja, und hast ihn verloren, aber lange Jahre glückseliger Vereinigung sind Dir zuvor geworden. Du kannst wohl sprechen: ‚Was man ganz besessen, bleibt unverloren.‘ Hätte st Du Deines Herzens Liebe, Deiner einzigen, nie zu verschmerzenden Liebe entsagen müssen, ohne solch' vereintes Leben — dann, Mama, könntest Du mich verstehen.“

Frau Delbring antwortete nicht. Sie erhob sich schweigend, und ging mit gefenktem Haupte im Zimmer auf und nieder. Ein eigenthümliches Leuchten war in ihr mildes Auge getreten; ihre Lippen bewegten sich unhörbar. Nach einigen Minuten sagte sie in ruhigem Tone: „Ich will Dir etwas erzählen, Linda, was ich nie einem Menschen zu erzählen dachte — am wenigsten Dir.“

Sie zog einen Schemel neben das Sopha und setzte sich dem jungen Mädchen zu Häupten, etwas in den Schatten. Linda erhob einen Augenblick den Kopf, welchen sie nach ihrem leidenschaftlichen Ausbruche tief in das Kissen geborgen, und blickte ihre Mutter an; das feine, klare Gesicht sah etwas blasser aus, als gewöhnlich. „Erzähle, Mama!“ sagte sie.

„Zuvor eine Frage. Du warst kaum erwachsen, als wir Deinen lieben Vater verloren, aber nach Deiner ganzen Art einsichtig genug, um mir antworten zu können. Glaubst Du — glaubst Du, daß Dein Vater glücklich gewesen ist?“

Linda stützte den rasch erhobenen Kopf mit den Armen. Ihr Blick belebte sich: „Wie so?“

„Glücklich durch mich?“ Ein leises Roth, das die zartgeschnittenen Züge der Mutter sehr verschönte, überhauchte ihr Gesicht.

„Wer könnte hierüber in Zweifel sein, Mama? War ich nicht überdies zugegen, als Dir Papa in seiner letzten Stunde für all das Glück dankte, das Du ihm stets gegeben? Ich war noch jung, als er uns verließ, aber ich war kein Kind mehr. Und ist es nicht gerade die Erinnerung an Euer harmonisches Leben, die mich so heiß empfinden läßt, was ich — verlieren mußte?“ Ihr Kopf sank schwer auf das Polster zurück.

„So laß Dir erzählen! — Du weißt, daß sich Dein Vater seine beiden Frauen aus Baiern geholt hat, und ich beklagte oft, daß Zufälligkeiten mir stets den Wunsch vereitelt, Dich nochmals in meine Heimath zu führen, welche Du nur als Kind einmal mit mir besucht hast. Ja, mein Baiern ist reich an Schönheit — wohin Du auch wandern magst, überall tritt Dir neuer Reiz entgegen, gartengleiche Landschaften, wunderbar lockendes Gebirge, blaue, lachende Seen. Ich liebte von Kind auf die Natur mit einer Innigkeit, deren Wärme manchmal belächelt wurde, wenn Preis und Lob all des Schönen, das mein Herz entzückte, gar kein Ende nehmen wollte. Und weil ich es so liebte, im Freien zu genießen, und nichts mich sicherer vom trüben Gedanken befreien konnte, als ein neuer Eindruck dieser Art, schlug meine Mutter, unmittelbar nach der Hochzeit meiner einzigen Schwester, einen Ausflug nach dem Salzkammergute vor.

Ich war damals sehr niedergeschlagen. Das Haus und die ganze Welt erschienen mir wie ausgestorben, nachdem Dein Vater unsere geliebte Aelteste entführt hatte. Du konntest kaum eine Erinnerung an Deine wirkliche Mutter behalten, Linda — sie ging so früh von Dir, so früh, daß Du mir ihren Namen gabst, ohne Dir des Wechsels bewußt zu werden, aber Du hast von ihr erfahren; Du kennst ihr Bild und kannst Dir eine Vorstellung davon machen, welche Leere sie zurückließ. Sie war die Schönste, Wärmste, Lachendste, der ich je auf Erden begegnete; wo sie gewesen war und verschwand, schien das Sonnenlicht nicht mehr so hell zu sein, wie zuvor. Ich hatte sie über Alles geliebt und vermißte sie nun über Alles. Das Haus, welches ihre heitere Gegenwart erfüllt hatte, machte mir bange; die Alles beseelende Stimme tönte uns nicht mehr; ich durchirrte die verlassenen Räume wie ein ruheloser Geist. Deshalb machte sich meine gute Mutter mit mir auf den Weg, sobald die gewohnte häusliche Ordnung wieder hergestellt war, ohne über Zeit und Ziel unserer Reise etwas festzustellen. Es wartete ja zu Hause Niemand unserer Heimkehr, und da ich gern nach der Natur zeichnete, lockte mich hier und dort ein schöner Punkt zum Verweilen. So ließen wir uns denn auch schon am zweiten Tage unserer Tour zu einem Abstecher nach dem Chiemsee anregen, fuhren nach Prien, und wanderten dem Seufer zu, um uns auf die Inseln hinübersetzen zu lassen.

Es war in den letzten Tagen des Mai — in einem jener seltenen Jahre, wo dieser Monat wirklich zum Wonnemond geworden. Fast ohne Unterbrechung stieg Tag um Tag eine goldene Sonne am klar blauen Himmel auf, die kein sengendes Feuer, nur segenspendende Wärme niederfandte, und eine Fülle des Werdens, Schaffens und Blühens erzeugte, wie ich mich nie erinnere, sie ähnlich geschaut zu haben. Der Flieder namentlich hing allerwärts in so schweren Trauben und Dolden und strömte so alles durchdringende Düfte aus, daß ich seine Blüthezeit leider nicht mehr von der Erinnerung an jene Tage trennen kann. Es war noch in den frühen Morgenstunden, als wir unseren Spaziergang durch frisches Grün, zung belaubte Bäume und blumengeschmückte Wiesen unternahmen — verzeih', wenn ich von alledem ausführlicher spreche, als Dir wohl nöthig erscheint! Du wirst aber bald verstehen, welche Bedeutung dieser Tag für mein Leben gewann, und die heitere, freie Stimmung, in welche mich jener kurze Weg versetzte, war gleichsam die Saat alles dessen, was später aufgehen sollte.

Nachdem wir einen Schiffer gefunden, der uns zur Herreninsel bringen konnte, stießen wir fröhlich vom Ufer. Auf dem lichtgrünen See dahin zu schwimmen, die sonnenbeglänzte, von frischem Schnee leuchtende Kompenwand, das lachende Ufer mit seinen freundlichen Häusern vor dem Auge, einen vollen Tag auf den grünen Inseln in Aussicht — das erschien mir wie ein Fest. Schlief auch meine Sehnsucht nicht ein, war doch alle Traurigkeit gewichen.

Unser Schiffer hatte erst wenige Ruderschläge gethan, als wir durch einen Zuruf vom Ufer her veranlaßt wurden, dorthin zurückzublicken und einen jungen Mann eiligen Schrittes näher kommen sahen. In seiner erhobenen Hand flatterte ein Taschentuch; daß er sich mit uns in Beziehung zu setzen versuchte, war unverkennbar. Im ersten Augenblick glaubten wir einen Bekannten vermuthen zu dürfen, als er aber den Uferrand erreicht hatte, sahen wir, daß wir uns hierin getäuscht. Diese schlanke Gestalt, die den Kopf mit besonders freier Haltung trug, war uns

völlig fremd. Ohne anzufragen, hatte unser Schiffer den Kahn ruhen lassen, und die Worte des Fremden drangen sonor durch die stille Morgenluft: „Gestatten mir die Damen Mitbenutzung des Bootes? Es ist kein zweites zu haben.“

Wir wußten das, und da meine Mutter sofort ein bejahendes Zeichen gab, brachte der Schiffer mit ein paar Ruderstößen den Kahn an das Land. Im Momente, als der junge Mann im Begriffe war, hineinzuspringen, gab ein plötzlicher leichter Windstoß dem Boote unerwartet einen Ruck, der es wohl eine Elle weit in den See zurückgleiten ließ. Unwillkürlich entfuhr mir ein leiser Schreckenslaut, der jedoch ungerechtfertigt war, denn der Fremde schwang sich mit gewandter Geistesgegenwart so glücklich vorwärts, daß er im Nachen auf seine Füße zu stehen kam, wenn auch er selbst und das leichte Schiff dabei in's Schwanken geriethen. Er grüßte artig, fuhr sich, ehe er den Hut wieder auf das dunkle Haar drückte, mit einer ihm eigenthümlichen Bewegung flüchtig über die Stirn und sagte, während er Platz nahm, lächelnd zum Schiffer:

„Bei einem Haar läge ich jetzt im See.“

Der Schiffer schmunzelte behaglich. „Das hätte uns auch nichts geschadet,“ sagte er.

„So? Wenn Sie hineingefallen wären, dann hätte mir das freilich auch nicht geschadet.“

Die Munterkeit, womit diese raschen Worte getauscht wurden, theilte sich uns blitzartig mit. Wir mußten lachen, und wenn auch die Ueberfahrt ohne eigentliches Gespräch zwischen der kleinen Zufallsgesellschaft von Statten ging, war doch von der ersten Secunde eine stumme Beziehung hergestellt, die sich in den Mienen verrieth, welche, hier wie dort, das Geplauder zwischen Mutter und Tochter, wie zwischen dem Reisegefährten und den landeskundigen, mit frischem Mutterwitze begabten Schiffer bald mit einem Lächeln, bald mit einem Blicke begleitete. Wie freudig, wie vogelleicht fühlte ich mich schon auf dieser Fahrt!

Wir landeten. Jeder ging seine eigenen stillen Wege. Der unserige wendete sich nach dem Hochwalde, der uns mit seinem jungen Frühlingsschmucke und würzigen Düfte weit länger gefesselt haben würde, hätte wir nicht über unsere sehr karg zugemessene Zeit bereits andere nicht mehr rückgängig zu machende Verfügungen getroffen. Während wir zuletzt dem stattlichen Benedictinerkloster entlang durch die Gartenanlagen wanderten, lockte mich ein umlaubter Sitz, der den Blick auf See und Gebirge frei läßt; ich ließ meine Mutter nach dem Baumrondell vor dem Wirthshause vorausgehen und verjank in eine jener Träumereien, die ich mir immer nur verstohlener Weise gönnte, da sie mir als „Verzückung“ schon so manches spöttelnde Wort zugezogen.

Als ich mich losriß und langsam vorwärts schlenderte, sah ich schon von Weitem unsern Gefährten im Gespräche mit meiner Mutter und erfuhr, nachdem ich mich Beiden zugesellt, daß er Erlaubniß erbeten und erhalten, sich auch unserer Fahrt nach Frauenwörth anzuschließen. Natürlich blieb er von nun an in unserer Gesellschaft. Ich sah auf dem Tische, vor welchem meine Mutter stand, neben dem Plaid des Fremden ein Skizzenbuch aufgeschlagen, und spähte hinein. Als er meine verstohlenen Blicke bemerkte, reichte er es mit gefälliq herüber. Das offene Blatt zeigte eine flüchtige, mit großer Wahrheit ausgeführte Skizze von Frauenwörth, das so ruhig schlummernd inmitten des Wassers vor uns lag, wie ein Kind in der Wiege. Still und weltverloren grüßte mich das kleine grüne Eiland mit seinem altersgrauen Kloster, rings von der Sonne umglänzt — stiller und weltverlorener noch das mit großer Einfachheit und Innigkeit wiedergegebene Abbild, von dem ich den Blick nicht losreißen mochte, denn hier fand ich, was mir selbst nie gelungen war zu erreichen. Es schien mir unmöglich, mich darüber zu äußern; ich sah nur meine Mutter an, die über meine Schulter in das Buch blickte. Unsere Augen begegneten sich und sprachen: „Ein Künstler!“ — Dann schifften wir Alle hinüber zu derselben Fraueninsel und saßen dort unter den alten Linden —“

Die Erzählerin brach ab. - Ihre grauen Augen blickten mit sanftem Leuchten wie in weite Ferne. Schon lange schien sie mehr an lang versäumten Erinnerungen fortzuspinnen, als des Ohres zu gedenken, das sie aufgefordert hatte, ihr zuzuhören. Deshalb wandte sie wohl auch so befangen den Kopf und erröthete leicht, als Linda das kurze Schweigen unterbrach. „Und dann, Mama?“

Frau Therese strich sich über die Stirn. „Du hast oft gehört, daß Deine Großmutter eine vielseitig gebildete Frau war, Linda. Während wir im Freien tafelten, einzige Gäste der köstlichen Einsamkeit, unterhielt sie sich lebhaft mit unserem Genossen. Beide sprachen viel über die Schätze der Münchner Kunstsammlungen, und der junge Mann, der sich uns inzwischen unter dem Namen „Rainer“ vorgestellt hatte, erwies sich darin so heimisch, daß sich unsere Ueberzeugung befestigte, in ihm selbst einen Künstler zu sehen.

Nach Tische überfiel meine Mutter plötzliche Müdigkeit: sie lehnte ihren Kopf an den Stamm, der uns beschattete, und überließ es uns jungen Leuten, weiter zu plaudern. Ich weiß nicht, wie lange sie ihre Augen geschlossen hielt, auch nicht, ob sie wirklich schlief, oder nur ruhte, ich weiß nur, daß diese Stunde unter den schwankenden Linden, im Glanze des Sees und der Alpen, mit den einzelnen leisen Vogeltönen zu Häupten, von mir nie vergessen worden ist. Wir sprachen von Allem, was es zwischen Himmel und Erde giebt; wenigstens schien es mir so. Wenn ich mich später auf diese Stunde besann, mußte ich staunen, denn ich war ziemlich schüchtern, Fremden gegenüber beinahe scheu, und doch wußte dieser kaum Gekannte mein Innerstes aus mir hervorzulocken, ohne daß mir nur in den Sinn kam, es vor ihm zurückzuhalten. Wir erfuhren von einander, wie wir über alles dachten, was das Leben lebenswerth macht. Er ließ mich auch von meiner Heimath, vom Verluste des Vaters durch den Tod, von dem der Schwester durch das Leben erzählen, und ich erzählte ihm willig. Er selbst sprach nichts über seine äußeren Verhältnisse.“

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

„Rheinfahrt“. (Mit Abbildungen, S. 560 und 561.) Der Rhein, der besuchteste aller europäischen Ströme, ist ohne Frage zugleich der am meisten verherrlichte: Alle Künste haben seinen Ruhm verkündet, und die Poesie hat ihn in allen Zungen verewigt als den impulsantesten und naturlichsinnigsten, als den sagen- und geschichtereichsten unter den Flüssen der alten Welt. Was die deutsche Natur Schönes und Anmuthiges, was die deutsche Geschichte Großes und Ruhmreiches aufzuweisen hat, das steht in der engsten Beziehung zum sagengeschmückten „Vater Rhein“. Demnach mangelte uns bisjetzt ein Werk, welches den deutschen Strom in seinem Reichthum an Natur und Kunst, an Geschichte und Sage erschöpfend darstellt. Endlich tritt nun unter dem Titel „Rheinfahrt“ ein Unternehmen in's Leben, das in künstlerischer Weise alle Schönheiten unseres Flusses zur Anschauung bringen wird. Schon vor mehreren Jahren hatte Wolfgang Müller von Königswinter, der verdiente Rheinpoet, den Plan zu diesem Werke, welches den Rhein von seinen Quellen bis zum Meere in Bild und Wort darstellen soll, eifrig in Erwägung gezogen, mußte aber, vom Tode überrascht, sein schriftstellerische Ausführung desselben den reisekundigen Federn Karl Stieler's, Hans Wachenhusen's und F. W. Hackländer's überlassen, die denn auch diese Arbeit übernommen haben.

Wenn zu einer guten Illustration nicht, nur ein strenges Abschreiben der Natur gehört, sondern bei aller Genauigkeit der Ausnahme eine poetische, künstlerische Auffassung, in der sich Anmuth der Form, Duft der Stimmung und technische Fertigkeit vereinigen, so stehen wir nicht an, zu behaupten, daß in den landschaftlichen Darstellungen Büttner's das Vollkommenste geleistet worden ist, was uns bisher im Bereich der xylographischen Kunst zu Gesicht gekommen ist. Büttner's Rheinwaldgletscher, Zillis, Dorf Hinterrhein, Dorf Splügen, Toma-See, Verlorenes Loch, Rhäzüns, Hohen-Trauns, Ilanz, Pfäfers, Ragaz und vor Allem seine Bia mala treten uns mit der Kraft und dem Schmelz der lebendigen Farbe entgegen. Wie gelagt, das landschaftliche Bild hat unseres Wissens noch keine gelungenere Behandlung gefunden, als hier durch den genannten Meister, der sich in den letzten zwei Jahren überraschend schnell entwickelt hat. Wie sehr sich die Verlagshandlung A. Kröner in Stuttgart bemüht hat, dem Werke künstlerische Bedeutung zu geben, geht aus dem Verzeichniß der artistischen Mitarbeiter hervor, unter welchen wir nur A. Baur, E. F. Deiter, J. Franz, F. Keller, L. Knaus ꝛc. nennen. Auch B. Bautier ist durch zwei vorzügliche Bilder, die „Weinprobe“ und „Auf einem Rheindampfer“ im ersten Hefte des Werks vertreten; letzteres, ein reiches Figurenbild, ziert unser Blatt in seiner heutigen Nummer nebst einem bisher noch nicht erschienenen Bilde von Büttner im Abdruck den Lesern vor. Den vielen Besuchern des Rheins wird dieses Prachtalbum in den düstern Tagen des Winters manche liebe, farbenreiche Erinnerung an die prächtigen Landschaftsbilder wachrufen, welche ihnen der Sommer geboten.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Hund und Katz'.

Eine Geschichte aus dem bairischen Oberlande.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

„Es ist schon hübsch awer (schneefrei) gewesen," äußerte die Kranke in ihrer Erzählung fortfahrend, „nur diemalen in den Gräben und Gähwinden ist noch der Schnee gelegen, und wie ich von der Alm heruntergeh', da lauft mir der Burschi in aller Hitzen und in vollem Rennen schier in die Händ' hinein und an mir vorbei, als wenn er mich seiner Lebtag nie gesehn hätt'. In mir ist es heiß aufgestiegen, daß es ihm nit einmal der Müh' werth gewesen ist, mich nur zu grüßen; er hat sich mit seinem Springstock über eine kleine Klamm in die Felsen hineingeschwung', und eh' ich mich recht besonnen hab', sind schon die Jäger vor mir gestanden, die ihn verpirrept und gesucht haben. Ob ich den Holzermarkl nit gesehn hab'? haben sie mich gefragt; ich hab' nichts geantwortet drauf, aber die Achseln hab' ich hinaufgezogen und nach dem Gewändt hingeschaunt und bin meiner Weg gegangen. Am andern Tag hat's geheißen, daß der Holzermarkl am Fuß von einem Gewändt ist todt gefunden worden. Die Jäger haben ihn dahin verpirrept: da muß er auf einer Eisgladen ausgerutscht und abgefallen sein. Ich hab' ihn nit verrathen," schloß sie nach kurzem Innehalten, „ich bin nit schuld daran und doch kann ich's nit verwinden. Ohne mich lebet' er vielleicht noch heut' und hätt' nicht Knall und Fall fortgemußt in die Ewigkeit und weg von Weib und Kind."

Kuni schauderte und schluchzte laut auf.

„Um wen weinst so bitterlich?" rief die Kranke wild. „Um ihn oder mich? Er hat doch den bessern Theil, Du weichherzig's Ding; ich bin seither herumgegangen wie im Traum und habe keine gute Stund' mehr gehabt. Ich bin inwendig versteint und verbeint worden, wie das Gewändt von dem er abgefallen ist."

„Und die Feindschaft und den Haß hast Ihr mit herumgetragen, Bas'l?" fragte Kuni entsetzt. „Habt Ihr Euch nie nach der Wittib und den armen Waisseln erkundigt?"

„Die sind Alle längst gut aufgehoben in der Ewigkeit," sagte die Kranke kaum hörbar.

„Und die Feindschaft und den Haß," begann Kuni wieder, „wollt Ihr auch mitnehmen in die Ewigkeit?"

Die Alte faßte nach ihrer Hand und sah ihr lange in's Gesicht; in ihren Augen ward es helle, wie lange nicht mehr. Ein Gedanke fand wie ein Lichtstrahl in ihre todesumnachtete Seele. „Ich will es nicht thun," sagte sie dann. „Dir zu Liebe, Kuni, will ich es nicht thun; mache dort das alte Wandkästle auf und gieb mir die Schachtel her, die Du darin findest! Da sieh her!" fuhr sie fort, als Kuni ihr das Verlangte gereicht hatte „das do ist mein Gebetbuch; es ist wohl schon alt; die Blätter sind schon abgegriffen und braun, und die großen Buchstaben hat man jetzt auch nicht mehr, aber es ist ein Erbstück von meiner Mutter und soll ein Andenken an mich und sie sein, weil Du doch sonst nichts von mir annehmen willst."

Kuni nahm mit dankbarer Regung das alte unscheinbare Buch — dabei fiel etwas aus demselben, was sie nicht sogleich zu erkennen vermochte.

Es war ein halbverrostetes, an beiden Enden etwas eingebogenes Stückchen Eisendraht, an welchem einige Kügelchen wie Bethkorallen angefaßt waren.

„Wunderst Dich, was das vorstellen soll?" fragte die Kranke mit sichtbarer Erschöpfung und in mühsamen Absätzen. „An dem Weg, wo's zu dem Gewändt hinein geht, wo er abgefalken ist, da steht ein Marterl an der Straß, wie's Brauch ist. Unter dem Bild war der Draht mit den Rosenkranz-Korallen, damit die Leut', die vorbeigehn, für die Verunglückten beten konnen . . . Ich hab' sie weggemacht — ich hab' nicht haben wollen, daß die Leut' beten sollten für den Menschen, der so schlecht war und dem ich so feind gewesen bin . . . Willst mir 'was versprechen, Kuni, und willst es halten?"

„So gewiß, wie ich meine Mutter selig in Ehren halte."

„So nimm den Draht — sobald Du kannst, geh' in die Berg — suche das Marterl auf — mach' die Korallen wieder hin — bet' für ihn ein Vaterunser — und für mich auch!"

Die seltene Gabe entglitt der Hand der Zurücksinkenden. Kuni faßte dieselbe und drückte sie zum Zeichen des Gelöbnisses an den Mund.

Die Kranke lachelte. „Jetzt wird mir erst leicht," hauchte sie, „jetzt hoar' ich gar nicht mehr, daß mir noch etwas weh' thut . . . Oh . . . so leicht."

Und es wurde ihr leicht — sie wandte sich etwas zur Seite und schloß die Augen, wie zum Schlafe. Sie vernahm und gewahrte nicht mehr, daß Kuni erschreckt die Hausgenossen rief, daß man der Sitte gemäß die Sterbekerze anzündete und Alles in der Stube niederkniete, um der sich befreienden Seele ein Gebet zum Geleit zu geben. —

Mit diesem Tode hatten alle Verhältnisse der Umgebung und insbesondere Kuni's Stellung zu derselben eine ebenso plötzliche wie durchgreifende Umgestaltung erfahren — was sie

Digitized by Google

an den Ort gefesselt hatte, war gelöst, und das Betragen der so unerwartet zum Besitze gekommenen lachenden Erben war nicht darnach angethan, sie durch neue Verbindungen festzuhalten. Obwohl der Vorsteher ihnen mit Nachdruck begreiflich machte, daß sie den unerwarteten Wohlstand eigentlich nur Kuni's günstigem Einfluß auf die Versorgene schuldeten, fanden sie sich doch keineswegs zu besonderer Dankbarkeit verpflichtet — hatten sie doch nur, was ihnen nach ihrer Meinung ohnehin gebührte, und die reiche Base, meinten sie, habe nicht mehr als ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie die armen Vettern nicht beraubte. Sie ließen sogar ziemlich deutlich merken, daß sie an solche unbegreifliche Uneigennützigkeit nicht glaubten und fest überzeugt wären, Kuni habe sich durch heimliche Vorwegnahme irgend einer Kostbarkeit entschädigt, welche mehr werth sei, als der ganze übrige Plunder zusammengenommen. Wie ein einfallender Ameisenschwarm drangen sie in alle Räume und Behältnisse und durchwühlten, was der Fleiß und die Sorge so vieler Jahre aufgehäuft hatten. Immer unzufrieden mit dem Gefundenen, fingen sie untereinander zu schelten, zu theilen und zu feilschen an, unbekümmert darum, daß die Spenderin alles dessen, noch kaum erkaltet, in der Kammer nebenan unter dem Leintuche auf dem Schragen lag. Mißtrauisch besah und durchblätterte der Haupterbe das mit Neugier beobachtete Gebetbuch Kuni's, und vor allem betrachtete er den Eisendraht mit den Korallen und versländigte sich durch Augenwinken mit seinen Genossen, daß das wohl nichts Anderes sein könne, als irgend ein Zaubermittel, wie der Erbsprediger oder der Schlüssel von Sanct Apollonia.

Kuni wartete daher eben nur den dritten Tag ab, und als die Glocken verklungen waren, die dem Basl zu Grab geläutet hatten, machte sie sich auf den Weg nach Hause. Sie ward in ihrem Vorsatze durch die Ankunft eines Leichengastes bestärkt, der in die Stadt fuhr und mit dem sie daher bequem und sicher bis an den Anfang des Sees gelangen konnte. Wohl war sie ohne weitere Nachricht vom Schlößelhofe und wußte nicht, ob der Vater nicht doch das Fuhrwerk schicken werde, sie abzuholen, sie gedachte aber jedenfalls schon Tags vorher daheim einzutreffen und ihm die Ueberraschung des Wiedersehns zu bereiten. Dazu kam noch weiter, daß der Morgen des Begräbnißtages nach vielem Wehen und Stöbern hell und klar anbrach und daß ein leichter Frühfrost Wege und Stege wieder gehärtet hatte — es war also nicht schwer, wenn es nöthig werden sollte, ein gutes Stück Weges zu Fuße zurückzulegen.

Durch kleine Umstände, gegen die sie nichts ausrichten konnte, verzögerte sich aber die Abfahrt bis zur Mittagszeit; gleichwohl blieb Kuni bei ihrem Vorsatz; es war noch immer früh genug, um an den See und dann wenigstens nach Sanct Anton oder Diessen gelangen zu können. Nach einigen Stunden war der Scheideweg erreicht, wo sie sich von dem Gefährten trennen und auf der Landstraße ihre gesonderte Richtung einschlagen mußte. Sie schritt tapfer die breite und frostharte Bahn dahin, mitten durch lange Waldstrecken, denen das erweichende Thauwetter das winterliche Außehen noch weniger abzustreifen vermocht hatte, als den flacheren Gegenden. Es war ein trübes Bild, das so ganz zu den Gedanken und Empfindungen stimmte, welche Kuni's Herz und Sinn besangen hatten, so daß sie, der Umgegend nicht viel achtend, auch kaum gewahr wurde, daß mit dem herannahenden Abend das Wetter sein Aussehn abermals zu ändern begann. Grauweiße Wolkenmassen, welche wieder Schneegestöber im Schooße zu bergen schienen, sammelten sich im Süden und warteten nur des Sturmwindes, der sie als Steuermann über die Lande führen sollte. Wo eine Lichtung zwischen den Tannenwipfeln sich aufthat, zeigte ein mattes Rothgelb am Himmel, daß die Sonne sich bereits zum frühen Untergange rüste.

Der Tod der Base und wohl noch mehr, was sie aus deren Leben erfahren, hatte auf Kuni gewaltigen Eindruck gemacht — war doch in dem Ereignis mit dem verunglückten Wildschützen und dem tiefgründigen Haß der Base gegen ihn etwas gelegen, was an die dunkle Stelle in ihrem eigenen Gemüthe erinnerte. Sie war vom tiefsten Mitleid für den Unglücklichen erfüllt und konnte die Gemüthshärte der Base nicht billigen, doch auf die Feindschaft, die sie selbst im Busen trug, übten diese Regungen nur einen sehr untergeordneten Einfluß. Ihr Fall war ja offenbar ein ganz anderer. Der Mann, den sie haßte, hatte außer der unvernünftigen Kinderzeit niemals in Beziehungen zu ihr gestanden, und ihre Abneigung gegen ihn war nur gerecht — hatte er sie nicht vor einer Unzahl Zeugen mit unerhörter Schmach bedeckt? Wenn sie auch durch ihren Schrei den Verfolgten wieder in die Hände seiner Feinde geliefert hatte, sie hatte keine Schuld daran. Es war unwillkürlich geschehen beim vermeintlichen Anblick ihres Gegners, wie selbst das bewußtlose Thier instinctmäßig erschrickt und aufscheut, wenn es sich plötzlich seinem Feinde gegenüber sieht. Wenn es auch dazu gekommen, daß Sylvest selbst zum Flüchtling geworden wie der Holzer-Martl, war sie vielleicht die unfreiwillige Veranlassung dazu, aber die Schuld traf ihn selber, warum hatte er sich eines flüchtigen Verbrechers angenommen? Und während sie das dachte, regte sich in ihr das Wohlgefallen, daß er es gethan und daß er sein Vorhaben so muthig und klug durchgesetzt hatte — wäre der Thäter ein anderer gewesen, wie hätte sie sich der That gefreut! Während so Gedanken und Gefühle wechselnd in ihr hin und wider flutheten, war es fast dämmerig geworden. Sie blickte um sich und gewahrte nichts, als hinter und vor sich die Straße, rings um sich her den Wald. „Es wird ja fast schon Zwielicht," sagte sie vor sich hin, „der Weg zieht sich doch länger, als man meint; ich denk', ich werde da vorn' am Brückel den Gangsteig einschlagen: auf dem ist's fast eine Stunde näher, sonst wird's finster, eh' ich aus dem Wald draußen bin."

Der Fußsteg war bald erreicht. Er sah stark betreten und kenntlich aus, so daß sie, mit Ort und Richtung ziemlich wohl vertraut, ihm unbedenklich folgte. Von ferne wurde es zwischen den Fichtengipfeln hell und ließ die Nähe des freien Landes erkennen.

Ebenso wurde es allmählich auch heller in Kuni's Gedanken; sie war fest entschlossen, nicht wie die Base den Gifttropfen des Hasses in der Brust bis ans Sterbelager mit sich zu tragen; sie schleuderte ihn von sich und dazu gab es ja ein einfaches Mittel: sie durfte nur an den Gegenstand desselben nicht mehr denken, durfte ihn einfach vergessen, dann war jede Beziehung zwischen ihnen zerrissen; es war so gut, als ob der Mensch gar nicht auf der Welt wäre, und wenn er wider Willen und Vermuthen ihr doch noch einmal vor die Augen käme, konnte sie gelassen bleiben, als wenn ihr der wildfremdeste Mensch begegnete. Wie sie sich aber dieses Vergessen und ihr Benehmen bei einer solchen Begegnung so recht ausmalte, brach trotz aller Vorsätze die Gluth des alten Grolles wieder aus der dünnen Friedensasche hervor — sie sah ihn vor sich stehn, wie er sie mit den funkelnden Augen maß und sie vor Allen als eine Person hinstellte, welche verdiene gehaßt zu werden, und ein unverkennbares Etwas bäumte sich in ihr auf, als ob sie das niemals vergessen könne und dürfe, ehe er nicht für seinen Uebermuth gestraft und sie in der Meinung Aller wiederhergestellt sei.

Ein plötzlicher Windstoß schreckte sie aus ihren Träumereien auf, indem er ihr beinah das Tuch vom Haupt riß und sie zwang, besser des Weges zu achten, auf dem sie eilend und unbekümmert fortgeschritten war. Bekommen gewahrte sie, daß sie sich an einem Orte befand, der ihr, mindestens im winterlichen Gewande, völlig unbekannt war. Der Weg hatte an Spuren öfteren Betretenseins verloren und theilte sich überdies in geringer Entfernung in zwei Pfade, deren einer sich wieder in den Wald wendete, während der andere sich gegen eine offene, aber wieder durch einen buschigen Hügel abgeschlossene Niederung hinzog.

„Schau, schau!" sagte sie, „da muß ich mich unter lauterm Denken und Sinnirren vergangen haben: dort in den Wald dauf ich nicht mehr zurück; ich schlag' mich dorthin gegen das Freie, dort von der Anhöh' muß ich ja eine Aussicht haben; es kann doch nimmer weit sein bis an den See."

Der Entschluß wurde sogleich in's Werk gesetzt, aber die Ausführung war schwieriger als sie geschienen. Das Gewölk, das sich immer tiefer und tiefer niedergesenkt, begann endlich sich in einem dichten Schneegestöber zu entladen, welches der Wind durcheinander trieb, so daß Kuni die nassen Flocken in's Gesicht schlugen und sie kaum die Augen offen zu halten vermochte. Darüber schwand das letzte matte Tagesgrauen, und das Mädchen hatte kaum die Niederung durchschritten und die Anhöhe, an welcher allen Pfad sich verlor, erreicht, als es nächt völlig hereingebrochen war und einen undurchdringlichen schwarzgrauen Schleier auf die ganze Gegend breitete.

Digitized by Google

Rathlos, bereits empfindlich durchnäßt, starrte Kuni in die Finsterniß hinaus; sie glaubte eine weite grauweiße Fläche zu erkennen, die nichts anderes sein konnte, als der Ammersee; tiefschwarz lag der Hügelabhang da und am Fuße desselben ein nicht minder dunkler Streifen, der an's Ufer führen konnte. Sie hatte Ziel und Richtung vollständig verloren.

Da blitzte es in nicht großer Entfernung auf; ein Licht wurde sichtbar und blieb ruhig an derselben Stelle haften. Das war der Schein aus einem beleuchteten Fenster; dort mußte eine menschliche Wohnung sein. Der Ort war nicht zu entfernt, als daß man ihn trotz des Dunkels und der Pfadlosigkeit nicht hätte erreichen können.

Aber die Nacht ist das Reich der Täuschungen und keines Menschen Freund. Mühsam, oft ausgleitend auf nassem Boden oder glattem Gesteine, gelangte Kuni den Abhang hinunter; die Hände waren ihr wundgerissen von den Resten und Dornranken, an denen sie sich halten mußte, um sich vor dem Sturze zu sichern, und der schmelzende Schnee troff ihr von Stirn und Haar; dennoch waren die Mühseligkeiten, die ihrer harrten, noch größer als die überstandenen. Beim ersten Schritt auf den Boden vor ihr erkannte sie, daß sie auf Moorland getreten war, das, nur leicht überfroren und nur hier und da mit Grasbüscheln oder kümmerlichen Legföhren bestanden, jeden Augenblick unter ihr einzubrechen drohte. Ein Gefühl des Schreckens und zugleich so vollständiger Ermüdung überfiel sie, daß sie mit jedem Schritte in die Kniee zusammenbrechen zu müssen fürchtete.

Aber vor ihr brannte und lockte, nicht weichend, der Lichtschein.

Endlich war der Rand des Moores erreicht. Sie erkannte einen Streifen festen Landes unter ihrem Fuße, an dessen anderer Seite winddewegte Wellen anschlugen und die schwimmenden Schollen der geborstenen Eisdecke unheimlich rauschten.

Sie stand am Ufer des Sees. Eine hier und da mit Schnee bedeckte unkenntliche Masse lag dort im Wasser oder vielmehr im Ufereis; nur seitwärts ließen sich daran übereinander geschichtete Stöße von Holzscheiten unterscheiden. Es war eine sogenannte Scheere, eine eigenthümliche Einrichtung, wie sie kaum an einem andern Bergsee Oberbaierns in gleichem Umfange gebräuchlich ist. In den Bergen wird das Jahr über vieles Holz gefällt und in große Scheiter gespalten, die dann in die Ammer geworfen und von dieser, wenn auch mit unwilligem Gebrause, doch sicher in den See getragen werden. Damit sie sich in diesem nicht zerstreuen, werden sie übereinander geschichtet und in ein Balkengerüst eingefangen, das Scheere genannt wird. Tausende von Klaftern bilden dadurch eine Art von schwimmendem Holzfloß, der sich oft tief in den See versenkt. Kommt dann die offene Jahreszeit, so wird auf dem Flosse ein Mastbaum aufgerichtet, und wenn es gelungen ist, den Stoß festzuzurren und ein günstiger Wind in's Segel bläst, schwimmt der Holzriese an einem einzigen Tage bis zum andern Ende des Sees. Dort wird er zerlegt und die Scheiter wieder der Amper übergeben, um sie in die Münchener Holzgärten zu vertriften. Zur Sicherung der Scheere gegen die Elemente wie gegen etwaige Holzfreunde war den Winter über ein Bäckter dahin gesetzt worden und hatte sich auf dem schwimmenden Kolosß, den ein starkes Baifeil am Ufer hielt, aus Brettern eine leichte Hütte gebaut.

Aus ihrem Fensterchen schimmerte das Licht, das Kuni zum Leitsterne geworden war. Mit den letzten Kräften schleppte sie sich auf den von dem Lichte beschienenen Zugang des Scheerflosses und klopfte an die Hüttenthür; der Bewohner schien zu schlafen. Es währte eine Weile, bis Antwort erfolgte.

„Was giebt's?" rief es dann. „Wer ist da?"

„Eins, das sich vergangen hat," antwortete Kuni, „und in dem Wetter nicht mehr weiter kann." Sie brachte die Worte nur mühsam hervor, weil ein Schauder sie schüttelte, vor Frost und vor dem Klange der Stimme, die ihr wie nicht fremd an's Ohr schlug. Der Mann in der Hütte zog den Holzriegel zurück und öffnete die Thür, die sich nach innen aufthat und dadurch ihn selbst, sowie einen großen Theil des kleinen Raumes deckte. Auf einigen aufgeschichteten Steinen verglimmten die letzten Reste eines Herdfeuers; ein schlechtes Oeltämpchen, das der Flospächter in der Hand empor hob, gab eben genügend Licht um die verschwommenen Umrisse der Hütte, sowie des Wirths und seines Gastes erkennen zu lassen.

Kuni war wie versteinert. Sie brachte keinen Laut hervor. Die Gewalt der Ueberraschung benahm ihr Ton und Wort; denn sie erkannte den Wächter augenblicklich, obwohl er, um sich zu vermummlaten, das Haar geschoren und das Gesicht durch einen ganzen Wald von Bart hatte verwilderen lassen — es war Sylvest, der vor ihr stand.

Auch er war betroffen und fand erst nach einigen Augenblicken ein Wort der Begrüßung oder Anrede.

„Grüß' Gott!" sagte er, „mußt Dich in dieser dunklen Nacht arg vergangen haben, daß Du daher zu mir kommst. Wie ist denn das möglich?"

In abgebrochenen Worten berichtete Kuni, was ihr widerfahren war, während sie auf einen Holzstock niederglitt, der am Herde statt des Stuhles dienen mußte. Sylvest sah sie wie staunend an. „Da bist Du noch gut weggekommen," sagte er, „auf dem Weg', den Du gemacht hast, kann Eins am hellen Tage und bei gutem Wetter zehnmal den Tod haben. Es ist schier, als wenn es so sein müßt'," setzte er mit bitt'rem Lachen hinzu, „daß wir uns überall in den Weg kommen . . ."

„Ich will nit lange bleiben," sagte sie gepreßt, aber sich der Einwirkung des Feuers mit sichtbarem Behagen hingebend, „ich will mich nur ein wenig ausrasten und wärmen, dann zeigst Du mir wohl den Weg, daß ich nach Sanct Alban hinüber komm'."

„Das thu' ich nicht," entgegnete er schroff, „Du thätst Dich zum zweiten Male und noch ärger vergehen, und das Wetter bricht auch immer wilder los. Wenn Du aber durchaus die paar Stunden nit mit mir unter ein' Dach sein willst, so laß' ich Dir das Nest allein, aber erst nimm da ein Glaserl Kirschgeist, daß Dir die Verkältung nit schadet! Da ist auch noch ein Stück Brod, wenn Du Hunger hast; ich will noch ein Bissel Holz nachlegen, und dann will ich fortgehen und Dir die Hütten lassen für heut' Nacht; mir macht der Wind und der Regen nichts; ich bin schon wetterhart."

„Nein, Du darfst nicht hinaus," rief Kuni entschieden, „ich will Dich nicht von Deiner Hütten vertreiben; eigentlich bin ich ja doch daran schuld, daß Du flüchtig geworden bist und Dich so elend verbergen mußt."

„Das Elend wird nicht ewig dauern," entgegnete Sylvest, indem er Kuni die erwähnten Erfrischungen reichte und das Feuer anschürte, „aber die Schuld liegt eigentlich doch nicht bei Dir. Was kannst Du dafür, daß ich Dir so zuwider bin, daß Du, sobald Du nur mich oder das Uhrenkollak siehst, ausschreien mußt, wie eine Andere, wenn sie etwa eine Kreuzspinn' sieht? Was liegt auch daran? Jetzt sind wir einmal bei einander die Nacht, und wann's die Leut' auch erfahren thäten, es gäb' doch kein Gered' wegen uns Zweien. Die Leut' wissen ja, wie's beschaffen ist mit uns. Wenn es einmal Spieß' und Hackel regnet, kriechen wohl Hund und Katz' auch miteinander in Einer Hütten unter. Brauchst Dich aber nit zu sorgen, Mädel! Es erfährt Niemand was davon, es müßte nur sein, daß Du morgen hingingst und erzähltest, wer sich auf dem Scheerfloß eingehäuselt hat."

Kuni drängte es, ihm auf seine höhnenden und aufreizenden Reden nach Gebühr zu erwidern, aber sie sah ein, daß ihr in vernünftiger Weise nichts Anderes übrig blieb, als in der Hütte zu übernachten. Sie zwang sich zu schweigen und lehnte sich wie schlaftrunken mit dem Kopfe an die Wand zurück; sie war es wohl auch. Die furchtbare und ungewohnte Anstrengung, die ausgestandene Angst und nun die sie umgebende behagliche Wärme, wie die genossene Nahrung, zogen ihr die Augenlider gleich Vorhängen zu, welche die Aussicht zurück wie vorwärts verhüllten.

Als Sylvest ihren Zustand gewahrte, zog er sich in die andere Ecke zurück, wo ein Haufen Streu und Stroh ein sehr ungastliches Lager bildete. Er kauerte darauf zusammen, und den Blick auf das schlafende Mädchen gerichtet, versank er bald in allerlei Betrachtungen über ein so außerordentliches Zusammentreffen, bis auch ihn der Schlaf überwältigte und die Seele hinaussteuern ließ in's hohe Meer der Träume.

Bald war es todtenstill in der Hütte, nur mitunter rüttelte ein zorniger Windstoß an dem knarrenden Gebäude. Vom Flußbette der Ammer brauste die hochgehende Fluth, und manchmal rauschten die Eisschollen aneinander, die im See wie riesige Spielbälle des Sturmes durcheinander trieben.

Plötzlich fuhr Sylvest mit einem leichten Schrei aus dem Schlafe auf; es war ihm im Traume gewesen, als säße er in

Digitized by Google

einem reich verzierten Schiffe; auch Kuni befand sich in demselben; eine schöne Musik ertönte, und das Schiff schwamm heiter und beglückt zwischen reizenden Ufern dahin. Da weckte ihn ein Gefühl plötzlicher Angst: er fuhr auf und wußte im ersten Augenblicke nicht zu erkennen, ob er wach geworden, denn wenn ihn auch die gewohnte Hütte umgab, ein Theil des Traumes schien dennoch Wirklichkeit geworden zu sein.

„Was ist geschehen?“ rief Kuni ebenfalls erwachend, und starrte Sylvest an, der schon an der Hüttenthür stand, um sie zu öffnen.

„Es wird wohl nichts sein,“ sagte er, „im Schlafe ist es mir nur vorgekommen, als wenn der Floß schwimmen thät.“

„Heilige Mutter von Andechs!“ schrie Kuni in plötzlichem ungeheurem Schrecken auf, „es ist ja wahr: der Floß schwimmt.“

Es war nicht daran zu zweifeln: das Holzgebäude schwankte sichtbar von der Bewegung der Wellen, die es von hinnen trugen; nach wenigen Augenblicken kam Sylvest von draußen zurück; trotz des Bartes war erkennbar, daß auch er bleich geworden. „Es ist wahrhaftig so,“ sagte er, „es muß ein Stück vom Gestade eingebrochen sein. Das Wasser hat das Seil und den Pflock und Alles mitgenommen; wir sind schon ein paar Büchsenschuß vom Ufer entfernt und schwimmen mitten im Treibeis.“

Ein Schrei aus Kuni's Munde antwortete der entsetzlichen Nachricht. Sie sank beinahe zusammen, und Sylvest sprang hinzu, sie in den Armen auszufangen; seine Annäherung gab ihr Kraft und Besinnung wieder, daß sie sich am Herde zu stützen vermochte. „Nimm Dich zusammen, Mädel!“ sagte er, „zu früh verzagt, ist auch verspielt; noch sind wir nit ganz und gar verloren. Wenn wir nur ein Ruder hätten, fahrt' ich uns wohl hinaus, und wenn's noch so arg stürmt, aber die Ruder sind noch nicht hergerichtet. Vielleicht kann ich die Massstange los machen, dann hat's keine Gefahr. Bleib' Du nur drinnen!“ rief er im Hinausgehen, da Kuni folgen wollte, „da draussen ist kein Geschäft für Dich.“

Bebend, mit angstverschlungenen Händen folgte ihr Ohr dem Schalle seiner Thätigkeit; sie zählte jeden der Beilhiebe, mit denen er den Segelbaum los zu machen sich mühte, und fühlte mit Grausen, wie jeder Schlag den schwanken Boden unter ihren Füßen erschütterte und wie die Wellen und Schollen immer höher und enger das dröhnende Fahrzeug bedrängten; plötzlich ertönte ein minutenlanges Gerassel und dann ein stärkrer Schlag, als wäre eine starke Last krachend gestürzt, die das Bretterdach der Hütte streifte, daß es an der Ecke aus den Fugen ging. Ein Windstoß drang herein, mit schrillem Pfiffe aufjauchzend, daß es ihm endlich gelungen war, einen Eingang zu finden. Im nämlichen Augenblicke erschien Sylvest auf der Thürschwelle, an der er sich wie taumelnd anhielt; er war ohne Hut; aus einer Stirnwunde schoß ihm das Blut über Gesicht und Bart. „Heilige Mutter!“ rief Kuni und sprang ihm entgegen. „Was ist Dir geschehen?“

„Es wird nicht viel zu bedeuten haben,“ entgegnete er eintretend, und schloß die Thür, um den Sturm wenigstens von dieser Seite abzuhalten. „Der Segelbaum ist auf die unrechte Seiten gefallen und weit hinaus geschossen in's Wasser. Wie ich schon gemeint hab', ich könnt' ihn ganz still niederlassen, hat es ihn seitwärts geschlenkt. Ich bin nur froh, daß er mich nicht auch mitgerissen hat.“

„Aber Du blutest ja über und über. Du mußt einen Verband haben,“ rief Kuni und riß ihr Tuch vom Halse; mit zitternden Händen legte sie es zusammen, tauchte es in das von unten aufquellende Wasser und band es Sylvest um die Stirn; schweigend verrichtete sie das Geschäft; schweigend neigte er ihr den Kopf entgegen und ließ sie gewähren, dann kehrte Jedes an seinen Platz zurück. Todtenstille war einen Augenblick in dem Gemache, nur der Wind heulte, unten aber rauschte das Wasser und knirschten die Eisschollen, als nagten sie an dem Scheitergefüge, um es auseinander zu reißen.

„Mit dem Ruder ist es also nichts,“ sagte Kuni nach einer Weile schüchtern, „wie wird's aber jetzt werden mit uns?“

Sylvest sah ernst zu Boden und schwieg; das wachsende Getöse unter ihren Füßen antwortete für ihn. Mit steigendem Entsetzen betrachtete ihn Kuni. „Du sagst nichts,“ rief sie, „also wär' wirklich keine Hülf' mehr? Wär's wirklich, daß wir zu Grund' geh'n müssen?“

„Es scheint so,“ erwiderte er gelassen, indem er über den Knieen die Hände wie zum Gebete ineinander faltete, „ich glaub', wir liegen oder sitzen schon in unserer Todtentruhen.“

Ein Schrei Kuni's antwortete ihm noch greller, noch wilder, noch entsetzenvoller als zuvor. Sie hatte vor wenigen Tagen dem Tode in das ernste Angesicht geschaut und war davor zurückgebebt wie vor dem Hingange in eine geheimnißvolle Ewigkeit, über deren abgründlich klaffenden Eingang nichts hinwegträgt als die Brücke des Glaubens, und jetzt hatte sich das düstere Antlitz gegen sie selbst gewendet; wie das Haupt eines Ungeheuers tauchte es plötzlich aus den Wogen vor ihr auf und winkte sie zu sich, mitten aus der vollen Kraft und Schönheit des kaum entfalteten Lebens, unvorbereitet und mitten aus den flüchtigen Gedanken und Empfindungen desselben. Ein unsäglicher Schauder ergriff sie, daß sie in die Knieе sank und sich an den Herd wie an einen Altar anklammerte. Ein Guß von Thränen brach aus den weitgeöffneten Augen, und eine an Verzweiflung grenzende Angst schlug ihr die Zähne zusammen. Sie stammelte verwirrte Worte durcheinander, halb Anfänge von Gebeten, halb Klagelaute, abgerissen und unverständlich, aber eben deßhalb desto ergreifender. Mit einem Blicke voll Mitleid betrachtete sie der Bursche eine Weile:

„Entsetz' Dich nit gar so, Kuni!“ sagte er dann, „damit machen wir's nit besser. Es soll kein harter Tod sein, das Ertrinken. Geben wir uns d'rein und denken, einmal muß es doch gestorben sein.“

„Ja, fürchtest Du Dich denn nicht?“ rief sie und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

„Fürchten?“ sagte er. „Ich kann nicht Nein sagen, daß ich nicht gern noch eine Weil' hätt' leben mögen, und ein anderer Tod wär' mir auch nicht zuwider gewesen. Ich hätt's auch ganz gern gehabt, wenn meinem alten Vater und meiner Mutter und meinem Bruder ein solches Leidwesen erspart worden wär'. Aber vor dem Sterben mich fürchten? Nein, das thu' ich nicht.“

„Mein Vater, mein armes Vater!“ wimmerte Kuni dazwischen; jetzt erst war vor ihrer Seele das ganze Bild des Jammers aufgetaucht, der über den Alten hereinbruch, wenn sie sie verlor, wenn er sie so früh und auf so furchtbare Art verlor. „Er überlebt's nit, dazu hat er mich viel zu gern gehabt.“

Als ob er sie dadurch auf andere Gedanken bringen wollte, fuhr Sylvest fort: „Ich bin nicht umsonst in Griechenland gewesen und im Krieg. Hat's auch keine großen Schlachten gegeben, wenn wir so in der Maina in die Schluchten hineingeritten sind, ist man doch keinen Augenblick sicher gewesen, daß einem nicht eine heimtückische Klephtenkugel das Licht ausbläst. Da lernt man's wohl, seinen Mantelsack gepackt zu halten, und wenn der Trompeter zum Einhauen bläst, da schaut man noch einmal in den blauen Himmel hinauf, macht Reu' und Leid und reitet in Gottes Namen in die Kugeln hinein.“

„Reu' und Leid,“ flüsterte Kuni, wie von einem beruhigenden Gedanken erfaßt und stützte die Arme mit den gefalteten Händen auf den Blod vor dem Herde; heiße, inbrünstige Worte flossen leise von den bebenden Lippen. Die Gestalten und Begebenheiten ihres Lebens schwebten wie ein stiebender Wolkenzug an ihrer Erinnerung vorüber; mit der Erregung wurde auch die Stimme lauter, und vernehmlich klang es von ihren Lippen: „Vergieb uns unſ're Schulden!“

„Wie auch wir vergeben unſ'ren Schuldigern,“ fuhr Sylvest fort und schloß: „Und erlöse uns von dem Uebel — Amen!“

„Vergieb' mir Du auch, Sylvest! Ich bin auch Deine Schuldigerin,“ sagte Kuni leise. „Ich bin daran schuld, daß Du hast flüchtig geh'n müssen und mußt jetzt so elend zu Grund' geh'n.“

„Verzeih' mir Du auch!“ erwiderte Sylvest, „ich hab' Dir öffentlich Unrecht angethan. Ich denk', wir können unſ're Rechnung gleich aufgeh'n lassen gegeneinander.“

Heftiges Krachen erscholl; eine gewaltige Scholle hatte unterwärts einen Theil des Scheiterflosses aus der Schichtung gerissen: die Hölzer wichen auseinander, mit ihnen die Grundlage, auf der die Hütte ruhte. Das schon beschädigte Dach begann sich zu neigen, und durch nichts mehr gehemmt, quoll das brausende Wasser wie aus einem geöffneten Brunnen empor. Es war die Seite, an welcher sich Kuni befand.

„Jesus Maria, halt mich, halt mich!“ kreischte sie voll Entsetzen auf, „ich versink'.“

Die Gefahr war groß, aber im entscheidenden Augenblicke hatte Sylvest sie bereits an sich gerissen und mit kühnem Sprunge den Balken des Thürgerüsts erreicht, der noch für einige Zeit einen festen Stützpunkt versprach. „Nicht eher, als bis ich selber versink',“ rief er mit mächtiger Stimme; „halt Dich an mich, Kuni! Ich laß' Dich nit.“

Es hatte der Aufforderung nicht bedurft; mit der letzten Kraft hatte sie sich an ihn geklammert und hing nun bewußtlos an der Brust des Feindes, als gäbe es keine Stätte, wo sie sicherer ruhen könnte; mit starkem Arme schloß er die Feindin an sich, sie gegen die wüthenden Elemente zu vertheidigen, wie sein kostbarstes Kleinod.

Eine grauenvolle Viertelstunde verrann.

(Fortsetzung folgt.)

Ein alter Reichs-Schlüssel und ein neuer Rhein-Bändiger.

Zu den Städten am Rhein, welche der französischen Nachbarschaft eine lange Reihe schwerer Prüfungen verdanken, gehört auch das alte Breisach. Ein solches Stadtschicksal ist von stattlichem Ansehen; als die imposantesten Bauwerke erscheinen am Südende der Bergstadt das zweithürmige St. Stephansmünster und in der Mitte der Nordhälfte derselben der riesige,

Breisach am Rhein vom Eggersberg aus.

Nach einer Photographie.

es werth dem gegenwärtigen Geschlechte einmal in raschen, großen Zügen vorgeführt zu werden. Wir brauchen dazu nicht bis in die Tage zurückzugehen, wo Julius Cäsar auf dem Mons Brisiacus einen festen Sitz der Sequaner vorfand; wir können sogar hinsichtlich der mittelalterischen Geschichte der Stadt nur hinweisen auf die glänzende Zeit unter den Zähringer Herzögen, unter denen sie zum stärksten Bollwerk und zur ersten Stadt des Breisgaus erhoben wurde, und auf ihre harten Kämpfe gegen den Herzog Karl von Burgund und seinen schlimmen Statthalter Hagenbach, und beschränken uns hier auf die Geschichte der Stadt seit den letzten dritthalbhundert Jahren.

Es giebt von Breisach ein Bild aus dem Jahre 1778. Auf demselben erheben sich über dem achthalbhundert Fuß hohen Basaltrücken der Altstadt etwa acht bis neun Kirch-, Befestigungs- und andere Thürme über einer Reihe hochgiebeliger Gebäude wenn auch arg zertrümmert der Zeit trotzende Schloßthurm beide von den Zähringer Herzogen im dreizehnten Jahrhunderte gebaut. Im Süden der Stadt erhob sich damals noch auf etwas niedrigerem Felsen das sehr feste Schloß Eggersberg, und im Norden trug der Eisenberg ein Vorwerk. Stellen wir daneben das Stadtbild der Gegenwart, so suchen wir nicht blos dieses Vorwerk und Schloß vor der Stadt, sondern auch, das Münster allein ausgenommen, alle Thürme und viele Hochgiebel des alten Breisach vergeblich; wir sehen mit einem Blicke, welch furchtbaren Zerstörungen der alte Reichsschlüssel noch in der neuern Zeit ausgesetzt war, und wenden mit um so mehr Theilnahme uns seiner Vergangenheit zu.

Der Kampf gegen Burgund war der schwere Abschied Breisachs vom Mittelalter gewesen. Land und Stadt genossen eines lange entbehrten Friedens, das Land, um aus den Verwüstungen

Digitized by Google

wieder einmal aufzublühen, die Stadt, um für kommende böse Zeiten um so fester gerüstet zu werden. Diese begannen auf's Neue, aber in furchtbarer, bis dahin noch unerhörter Weise, mit dem Dreißigjährigen Krieg.

In diesem Verheerungskampfe blieb Breisach erst lange Zeit von der Kriegsflohe verschont, die rings in den Ländern wüthete, indem es sich als des Reiches festestes Bollwerk am Oberrhein bewährte. Verloren sollte es Deutschland durch einen deutschen Fürsten in Frankreichs Solde gehen.

Herzog Bernhard von Weimar zog im Jahre 1638 gegen die Länder des Oberrheins mit einem zwar schwachen Heere heran, das aber stark durch tüchtige Führer war; nur ein Judas befand sich unter diesen, der Schweizer Erlach, ein leider ebenso verkäuflicher als tapferer Abenteurer. „Sein Heldenmuth," sagt W. Menzel, „hätte wohl verdient, mit Vaterlandsliebe gepaart zu sein, anstatt mit jener niederträchtigen Allerweltsdienerei um's Geld, welche die Schweizer Söldner in der Weltgeschichte brandmarkt." — Erst nachdem der Herzog die meisten festen Plätze am Oberrhein genommen, auch Freiburg besetzt und einen der berühmtesten Helden des Krieges, den kaiserlichen Reitergeneral Johann von Weerdt, bei Rheinfelden, am 28. März 1638, gefchlagen und gefangen hatte, konnte er an die Einschließung von Breisach gehen.

Sobald die Kunde nach Wien drang, daß der Weimarische Herzog das schwachverproviantirte, aber von 4000 Mann unter dem tapfern General-Feldzeugmeister von Reinach vertheidigte Breisach einschließe und mit Redouten umgebe, offenbar um bei der Schwäche seiner Armee den Sturm zu vermeiden und die Stadt auszuhungern, so rüstete der Kaiser Hülfe herbei, um die Belagerer zu vertreiben. Das erste Jahrzehnt General Götz und der Herzog von Savelli heran. Letzterer war ein Wortbrüchiger, denn zugleich mit Johann von Weerdt gefangen, entwich er, gegen das gegebene Ehrenwort. Götz und Savelli kamen von Offenburg her und sollten nicht bloß Breisach entsetzen, sondern über drittbalbtausend Malter Getreide dorthin bringen, denn schon jetzt begann in der engumschlossenen Stadt die Noth. Durch französische Hülfstruppen verstärkt, lieferte Herzog Bernhard den Kaiserlichen am neunten August bei Wittenweier eine siegreiche Schlacht. Vergeblich hatte man in Breisach nach Hülfe und Rettung ausgeblickt, der reiche Proviant fiel dem Gegner in die Hände, und mit den von Deutschen eroberten kaiserlichen Fahnen wurde Ludwig's des Vierzehnten Wiege geschmückt.

Jetzt erhoben sich auch die unmenschlich mißhandelten Bauern des Schwarzwaldes gegen Bernhard und schlugen viele seiner Schweden und Franzosen todt. Dennoch mißlang auch ein zweiter Versuch, einen ungehemmten Proviantzug von Mehl und Pulver in die Stadt zu bringen. Der ihn mit sieben Regimentern schirmende General Horst wurde vom schwedischen Obersten Rosen zurückgetrieben und wieder ein großer Theil der Ladungen ihm abgenommen. Trotz alledem wuchs mit der Noth der unglücklichen Eingvohner die Hartnäckigkeit der Vertheidiger. Das war im September. Schon damals kostete in Breisach eine Ratte einen Gulden, ein Ei einen Thaler und ein Hundeviertel sieben Gulden — bei dem Geldwerthe jener Zeit!

In den ersten Octobertagen führte der Herzog Karl von Lothringen eine neue Entsatzungsarmee über Besort heran; zwei andere Corps unter Götz und Horst sollten seinen Angriff unterstützen. Bernhard lag siebenfach darnieder, aber die neue und große Gefahr rüttelte ihn auf; er stieg zu Roß und schlug den Lothringer am dreizehnten October bei Thann auf's Haupt. Todtkrank im Wagen kam der Sieger in sein Lager vor Breisach zurück. Auf diesen Umstand baute Götz neue Hoffnungen. Mit zehntausend Mann eilte er am zweiundzwanzigsten October zum Entsatze herbei und siegte in mehreren Treffen über Schweden, Franzosen und Weimarische, bis am achtundzwanzigsten October ihn ein Hauptschlag traf und zwang, mit den Trümmern seiner Armee sich nach Freiburg zurückzuziehen.

In Breisach hatte die Hungersnoth alles menschliche Maß schon überstiegen. Thierhäute waren bereits zu Leckerbissen geworden; von den Wänden krahten die Unglücklichen den Kalk, um ihn zu essen. Dennoch hielt der Commandant Reinach standhaft; ja er soll seine Gattin erschlagen haben, als er erfuhr, daß sie ohne sein Wissen Vorräthe aus der Festung verkauft habe, und er schwur, eher sein eigenes Kind anzugehen, als den Platz zu übergeben. Aber auch der letzte Hoffnungstag brach endlich an, und das Unglück wurde Herr über so frevelhafte Schwüre.

Jetzt endlich sollten drei Entsetzungsarmeen zugleich angreifen. Götz bei Neuenburg über den Rhein gehen, um Bernhard vom Elsaß abzuschneiden, der Herzog von Lothringen über Kolmar vorrücken und bei Drusenheim sich mit Horst verbinden. Die energische Befolgung dieses Planes würde für Bernhard verderblich geworden sein, wenn er ihm nicht verrathen und er selbst durch neuntausend Franzosen unter dem General Longeville verstärkt worden wäre. So schlug er erst Horst zurück und warf sich dann mit aller Macht auf den kühnen Götz. Diesem war es gelungen, bis in die Nähe der Rheinbrücke von Breisach vorzudringen, ehe der Kampfstrm ausbrach. Schon standen die Kaiserlichen auf der Brücke, und in Breisach echoben sich die flehenden Hände den Rettern entgegen, da bezwang Bernhard abermals seine Krankheit und warf sich zu Roß mitten in den Kampf. Eine zufällige Erscheinung, in jener Blüthezeit des Aberglaubens ein himmlisches Zeichen, ermuthigte Bernhard's Soldaten: ein Adler schwebte hoch ob seinem Haupte. Der furchtbarste Kampf entspann sich auf der Brücke; acht Angriffe mußten zurückgeschlagen werden; Freund und Feind verschlang in Menge die Fluth des Rheins, bis Götz mit dem Rest seiner Leute nichts übrig blieb, als die Flucht. Der Lothringer kam nicht zum Gefechte und mußte nun, allein zu schwach, auf seine Sicherheit bedacht sein. Das letzte kaiserliche Entsetzungsheer war dahin.

Wie streng auch des Kaisers Befehl, die Festung zu halten, an den Commandanten lautete — die äußerste Grenze des Möglichen war erreicht: der Hunger wirkte entmenschend, der Hungerwahnsinn trieb zum Furchtbarsten: man fraß Menschenfleisch; man soll nicht nur Kinder geschlachtet, sondern Leichen ausgegraben und verschlungen haben. Wie viel noch Einwohner übrig waren, und in welchem Zustande, läßt sich nach der Kunde bemessen, daß von den viertausend Mann Besatzung nur vierhundertzwei die Uebergabe am neunzehnten December erlebten. Bernhard gestattete ihnen für ihre tapfere Vertheidigung, nach einer lobenden Mahlzeit, über die sie wie die wilden Thiere herfielen, ehrenvollen Abzug mit sechs Kanonen und neunzehn Fahnen. Als der Herzog nach seinen in die Gefangenschaft der Kaiserlichen gefallenen Leuten fragte, erfuhr er, daß sie, achtundachtzig an der Zahl, theils verkhungert, theils gezwungen worden seien, einander selber anzufressen. Aber so furchtbar war der Ruhlust der allgemeinen Noth, daß Bernhard seinen Zorn bezwang; er ließ den Commandanten von Reinach unbestraft und hielt sein Fürstenwort.

Breisach sollte die Haupt- und Residenzstadt des starken deutschen Staates werden, welchen Herzog Bernhard am Oberrheine zwischen Schwarzwald und Vogesen zu gründen gedachte. Den treulosen Erlach, der sein ganzes Vertrauen besaß, der aber längst von Frankreich bestochen war, machte er zum Commandanten der Festung. Als er sein Ende nahen fühlte, setzte er seine Brüder als Erben seiner Eroberungen und seiner „fahrenden Habe" ein; aber kaum hatte er am neunzehnten Juli 1639 die Augen geschlossen, so griff Erlach nach letzterer und that hinsichtlich Breisachs seine „französische" Pflicht. Der westphälische Friede sanctionirte den Raub Frankreichs.

Fast ein halbes Jahrhundert blieb Breisach der französische Schlüssel zum deutschen Reiche. Trotz der vielen Kriege Ludwig's des Vierzehnten war dies doch für die entvölkerte Stadt und die verwüstete Umgegend eine Zeit der Erholung. Damals wurde das Rheinthor gebaut, das noch jetzt als ein Denkmal französischen Hohns über Deutschland dasteht, und an dem noch heute die freche Inschrift zu lesen ist:

„Limes eram Gallis, nunc pons et janua fio,
Si pergunt Galli, nullibi limes erit."

Zu deutsch:

„Grenze war ich dem Gallier, jetzt werd' ich Brücke
und Thor ihm.
Niegends, dringet er vor, halten noch Grenzen ihn auf."

Dennoch nahm der Ryswicker Friede (1697) Breisach den Franzosen wieder ab. Im Zorne darüber baute an der andern Rheinseite Ludwig der Vierzehnte sich selbst ein neues Breisach.

Digitized by Google

Bauban stellte ihm schon nach zwei Jahren Neubreisach mit dem Fort Mortier her. Nur vier Jahre darnach benutzte der König den Spanischen Erbfolgekrieg, um sich auch Altbreisachs auf's Neue und zwar durch einen Handstreich zu bemächtigen. Die Grafen Arco und Marsigli, die Besatzungsherr des reich verproviantirten und stark besetzten Platzes, übergaben aus Feigheit und Schurkerei ihn ohne jeden Vertheidigungsversuch. Ein Kriegsgericht unter dem alten Feldmarschall Hans von Thüngen gab zwar beiden ihren Lohn: Graf Arco ward in Bregenz enthauptet und dem öffentlich geschändeten Marsigli zerbrach der Henker den Degen; aber Breisach blieb wieder französisch, bis abermals ein Friede, der Rastadter von 1714, es an das Haus Oesterreich zurückbrachte.

Auch der „Oesterreichische Erbfolgekrieg" wurde durch den Reichshofkriegsrath der Kaiserin Maria Theresia so unglücklich geführt, daß Breisach abermals in die Gewalt der Franzosen kam. Weil aber diese geringe Aussicht hatten, die Festung für Frankreich zu erhalten, so trieben sie hier ihr Zerstörungswerk mit ebenso viel Vergnügen als Gründlichkeit; selbst den alten Schloßthurm des Herzogs Berthold verschonte diesmal die Verwüstungswuth nicht; er wurde durch Pulver zerrissen; die Trümmer benutzten die Breisacher selbst später als eine Art Steinbruch und machten sie dem Boden gleich.

Durch den Aachener Frieden (1748) wiederum den Oesterreichern zurückgegeben, lag es nun da, die Häuserträmmer der unteren Stadt zwischen den Mauertrümmern der oberen, ein Bild der vollendetsten Wehrlosigkeit. Langsam erstanden neue Wohnungen zwischen den öden Brandmauern. Frisches Grün brach zwischen den Trümmern hervor, und auch das umliegende Land, wo alles Baumwerk vernichtet war, schmückte sich wieder mit Anpflanzungen. — Da brauste die neue französische Freiheit mit der Marseillaise heran; aber selbst der Segen der großen französischen Revolution verwandelte sich, als der wilde Geist von 1793 losbrach, für das deutsche Grenzland in den Fluch neuer Verwüstungen.

Was damals, am fünfzehnten September jenes Jahres, von den Franzosen gegen Breisach verbrochen wurde, berichtet eine ewige Schandsäule. Das Fort Mortier beging seine einzige Kriegsthat: von einer Reihe von Batterien unterstützt, verwandelte es die kaum aus den Trümmern erstandene, offene, wehrlose und unbesetzte Stadt, und zwar den unteren wie den oberen Theil derselben, durch eine furchtbare Kanonade in einen Aschenhaufen. Drei Jahre später kamen die Franzosen wieder und besetzten den Platz, auf dem zwischen den Brandstätten, den Zeugen ihrer ruchlosen That, wieder einzelne Häuserreihen gebaut waren. Die Franzosen befitten sich, die schon so oft zerstörten Befestigungen nothdürftig wieder herzustellen, und ebenso wurde das umliegende Land wieder bepflanzt und bebaut. Aber länger als drei Jahre duldete das Schicksal auch dieses stille Glück nicht: diesmal waren es die Oesterreicher, welche Breisach im Winter von 1799 auf 1800 einer Blokade unterwarfen und während derselben wirklich das Unglaubliche leisteten, in der weiten Umgegend alles kaum dem Boden neu Entsprossene völlig wieder zu vernichten. Das armselige Häuser- und Ruinengewirre, das damals den Namen „Breisach" forterhielt, kam nach noch mehrfachem Besitzerwechsel endlich im Preßburger Frieden an Baden, dessen Schicksale es seitdem getheilt hat. Daß im großen deutschen Jahre 1870 von Altbreisach aus das Fort Mortier vom zweiten bis sechsten November beschossen, zerstört und zur Capitulation gezwungen worden ist, wollen wir nicht als eine Vergeltung für 1793 bezeichnen: ist doch der Rhein nicht mehr die Feindesgrenze, sondern das Band, welches gewaltsam getrennte Volksgenossen nun für immer verbindet.

Aber nicht blos die Vergangenheit, auch die Gegenwart zieht uns zu Breisach hin: es ist die Stätte der Ehre für ein Werk und einen Mann, welche Beide im übrigen Deutschland noch zu wenig bekannt und doch für jeden Reisenden am Oberrhein der Beachtung so werth sind. Blicken wir nämlich vom Rheinstrome aus zum malerischen Stadtbilde hinüber, so treten drei Denkmäler verschiedenster Zeiten, zwei alte, schon genannte, und ein neues, uns vor Augen: als ein Denkmal alter deutscher Festigkeit und Treue die Münsterkirche (der Hauptgegenstand unserer Abbildung mit dem Hintergrunde: Rhein und Vogesen), als Denkmal französischen Uebermuthes das Rheinthor, als jüngstes Denkmal aber der Tullathurm, auf dem Schloßberge von Breisach, und zwar auf dem Grunde jenes alten Herzog Berthold-Thurmes, „dem Bändiger des wilden Rheins", wie die Inschrift verkündet, dem Obersten Tulla zu Ehren erbaut.

Je weiter vom Rheine ostwärts „im Reiche", desto weniger wußte man in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts von einer Rheinlands-Calamität, die den dortigen Wohlstand mit steigender Schädigung bedrohte. Die zahllosen sogenannten Kehlen, Giesen und Altrheine, welche die Strömung des Rheines mit endlosen Krümmungen aufwickelten und die Fahrstrecke um mehr als ein Viertheil des Weges verlängerten, versumpften zugleich das anliegende Gelände, und die stehenden Wasser und Sümpfe erzeugten eine Fieberluft, deren Einwirkung auf die Uferbewohner immer weiter um sich griff.

Hier mußte geholfen werden, und der rechte Helfer fand sich in Johann Gottfried Tulla. Ein Pfarrerssohn aus Möttingen bei Pfalzheim, hatte Tulla sich zum Geometer und Ingenieur ausgebildet, und schon 1807, als dreiunddreißigjähriger Mann, mit dem Range eines Hauptmanns und Oberingenieurs die Leitung des Rhein- und inneren Flußbaues übertommen. Aber erst nachdem er bei den Corrections- und Austrocknungsarbeiten an der Linth und am Wallenstädtersee ganz Außerordentliches, von der schweizerischen Tagsatzung öffentlich Anerkanntes geleistet hatte und in Baden zum Oberdirector des Wasser- und Straßenbauwesens mit Oberstenrang erhoben war, entwarf er den großen Plan zur Rectification des ganzen Oberrheins und begann in Gemeinschaft mit den staatlich dazu bestellten Technikern von Frankreich und Baiern die Ausführung desselben. Dies Alles ging nicht so glatt ab, wie wir es jetzt hier niederschreiben, denn, abgesehen von den verschiedenartigsten Gegnern des Unternehmens im In- und Auslande, waren vor fünfzig bis sechzig Jahren auch die Staatsmittel noch sehr dürftig zugemessen, so daß Tulla erst nach vielen Kämpfen und Anfechtungen das süße Werk in's Leben setzen konnte. Und wenn er selbst die Vollendung desselben nicht erlebte, — denn er starb schon am 27. März 1828, sieben Tage nach seinem achtundfünfzigsten Geburtstage, an den Folgen einer chirurgischen Operation in Paris —, so ist es doch das Werk seines Geistes, welches seit 1872 in seiner Vollendung vor uns steht und folgende Berechnungen ermöglicht. Die Kosten der Rhein-Rectification für Baden allein betrugen einundzwanzig Millionen Gulden. Dagegen ist schon der Werth des durch die Rectification des Rheinufers gewonnenen guten Landes auf jedem Ufer zu fast sechsthalb Millionen und der des nun vor Ueberschwemmung und Versumpfung und dadurch für bessere Cultivirung geretteten Bodens wiederum für beide Ufer auf je fünfzehn Millionen Gulden anzuschlagen. Daß aber dadurch, daß der Rhein den Weg von Basel bis Hessen, statt wie früher in achtzig, jetzt in sechzig Stunden zurücklegt und seine Altrheine und Sümpfe mehr bildet, die Fieberkrankheiten verschwunden sind und Gesundheit und Wohlstand zugleich sich in all den Rheingemeinden befestigten, wie viele Millionen ist dies werth?

Besteigen wir den Tullathurm, dem Manne zu Ehren. Von der fünfzig Fuß hohen Warte breitet ein herrliches Rundgemälde sich vor uns aus: eine große Strecke des regutirten Rheines auf- und abwärts, die prächtigen Auen des Breisgaues und des Elsaß, die schönen Thäler und Berge des Kaiserstuhles, des Schwarzwaldes und der Vogesen bis zu den Eisbergen der Schweizeralpen. — Bis auf diese letzteren — und das ist das lohnendste Hochgefühl auf dieser Eisenwarte von Breisach — bis auf diese letzteren ist jetzt Alles, was und so weit wir ringsum sehen, deutsches Land und Gebiet eines Reiches, das seine Schlafet nimmermehr so arg verwahrlosen und so oft zerbrechen läßt, wie dies dem an Unglück und Ehren gleich reichen „Rissen und Schüssel des heiligen römischen Reichs", dem alten Breisach, widerfahren ist.

Möge ebenso der Liebreiz des Ortes selbst und seiner Umgebung wie die Theilnahme für das ungeheure Schicksal dieser deutschen Stadt ihr recht viele Gäste und Liebhaber zuführen, die endlich die Brandstätten der Kriege zudecken mit Wohnungen und Herden eines neuen hoffnungsreichen Lebens!

O. v. C.

Digitized by Google

Plaudereien aus Rom.

Von Hermann Oelschläger.

IV.

(Schluß.)

Die Herrschaft der Blumen. — Die Kronprinzessin Margherita. — Das Fest der Moccoli. — Licht-Effecte. — Der Carneval in den Gärten Roms. — Der Corso. — Ein neuer Carneval.

Die römische Presse zeigt im Allgemeinen ein sehr lobenswerthes Streben nach Unabhängigkeit und Freiheit der Aeußerung, die wirklich radicale geht darin gelegentlich sogar bis an die Grenze dessen, was einem ruhigen und besonnenen Staatsbürger noch für erlaubt und anständig gelten mag; aber auch sonst wird der Leser leicht der Neigung begegnen, sich namentlich den Anordnungen und Entschlüssen der Regierung gegenüber in einer Weise kritisch und skeptisch zu verhalten, die bei einem ohnedies noch nicht ganz in sich gefestigten Staatswesen vielleicht doch nicht immer am Platze sein dürfte.

So mußte denn auch der allgemeine Unwille, welchen die brutalen Ausartungen des diesjährigen römischen Carnevals in seinem Anbeginn hervorriefen, in der römischen Presse sein Echo finden; die allgemeinen Klagen kamen dort in einstimmiger und energischer Weise zum Ausdruck, freilich nur um als Heil- und Schutzmittel gegen die geschilderten Brutalitäten den einzigen Rath finden zu können, überhaupt während des Carnevals den Corso nicht mehr zu betreten. War es doch an einzelnen Stellen mit der lieben Straßenjugend sogar zu Conflicten gekommen, die ohne das Dazwischentreten der überall vertheilten Polizeisoldaten leicht zu ernsthasteren Händeln hätten führen können.

Da schaffte denn — mitten in dieser Calamität — der Syndicus von Rom rasch entschlossen auf seine Weise Rath und verbot für die letzten Tage des Carnevals kurzweg und überhaupt jeden Verkauf und Gebrauch der Confetti.

Neuer Rothschrei in der Presse. Ein römischer Carneval ohne Confetti? zeterten die Zeitungen; das heißt ihn todtmachen, heißt ihn vernichten.

Aber siehe da, der Syndicus, als ein weiser Mann, kümmerte sich um die reichlichen Vorwürfe, mit denen er überschüttet wurde, nicht im Mindesten, nahm den in erster Reihe betroffenen Fabrikanten sämmtliche Vorräthe an Confetti auf Kosten der Stadt ab, und in der That entfaltete der Carneval noch einmal kurz vor seinem Verscheiden jene ganze Liebenswürdigkeit, die man bisher so vergeblich bei ihm gesucht.

Von allen Seiten strömten die Equipagen herbei; zu vielen Tausenden und unter belärbendem Lärmen drängte sich die Menge, drängten sich die Masken durch die enge Häuserzeile des Corso, dessen Fenster mit rothen Teppichen behängt, dessen Balcone und Bogen festlich verziert waren, und aus allen Logen, von allen Balconen grüßten schöne Frauen, lachten schöne Mädchen, nickten reizende Masken, daß denn die Freude bald allgemein war und nun Blumensträuße, Confect, Orangen ebenso durch die Straßen, von Wagen zu Wagen, von Fenster zu Fenster flogen wie noch Tags zuvor die abscheulichen Confetti. Namentlich die Blumensträuße, oft von kostbarer Art, wurden wahrhaft verschwenderisch ausgeworfen — aber freilich, man kann auch nichts Schöneres sehen, als diese lächelnde Anmuth, mit welcher eine Römerin im Wagen oder vom Fenster aus für eine solche Aufmerksamkeit zu danken weiß.

Ein freundlicher Zufall führte uns in dem Augenblicke an dem Balcon vorbei, den die Kronprinzessin Margherita für sich und ihr Gefolge gemiethet hatte, als diese den Balcon betrat. Wie sehr die Kronprinzessin, eine zarte, anmuthige Blondine, bei den Römern beliebt ist, zeigte sich auch hier. Ein unendlicher Applaus, tausendfaches Evviva! und Händeklatschen begrüßte sie — schon aber flogen auch die Blumensträuße in ungezählter Menge zu ihr empor und einer war illegal genug, ihr den dreikrämpigen Hut fast vom Kopfe mit fortzunehmen. Die Kronprinzessin lachte, schob den Hut rasch wieder zurecht, griff dann in den hochgefüllten Korb, den Lakaien ihr nachgetragen hatten, und rächte sich für die ihr angethane Unbill, indem sie mit derselben Lebhaftigkeit, wie Tags zuvor die kleine Griechin auf dem Balcon neben mir ihre Mehlkugeln, nach allen Seiten Sträuße unter das Volk warf, das mit hundert Händen danach haschte.

Der nächste und letzte Abend brachte das in seiner Art einzige Fest der Moccoli. Es ist schon oft genug beschrieben worden. Ich meinerseits gestehe gerne, den Standpunkt der Kindlichkeit nicht mehr gefunden zu haben, von welchem aus man ein bis zwei Stunden lang Andern die Lichter ausblast und sich selbst ausblasen läßt. Unbekümmert um das mit allgemein im Chore mit tiefer Grabesstimme zugerufene: Senza moccoli, fuhr ich deshalb im dunkeln Wagen dahin; aber die malerischen Effecte, welche die tausend brennenden, immer bewegtlichen Kerzen auf der Straße, in den Wagen, auf den Balconen, in den Fenstern, ja auf den Dächern hervorriefen, erregten in hohem Grade meine Bewunderung; dazu stammten bald da, bald dort, bald in der Höhe, bald in der Tiefe, bald nah, bald fern rothe, grüne, weiße Feuer auf, die das lärmende Volk, die teppichgeschmückte Häuserreihe gegenüber, die Masken an den Fenstern plötzlich aus der dunkeln Nacht hoben und mit ihrem blendenden Lichtscheine übergossen; an einzelnen Stellen warfen Pechfackeln ihre rothen Gluthen über das ganze seltsame Schauspiel, daß man denn, wie gesagt, des im Grunde kindischen Anlasses bald gern vergaß und sich nur der malerischen Lichtwirkung freute, die es oft so überraschend und in so hohem Grade bot.

Während in den Straßen Roms der Carneval lärmend dahin rauschte, hatte sich in den grünen Gärten und in den Osterien vor der Porta del Popolo bis zum Ponte molle ein anderes Leben ganz eigener Art entwickelt: Burschen und Mädchen, meist in der Tracht der Albanerin oder der Ciociara, hatten sich vor dem beengenden Gewühle der Straßen hierher in die behaglichere Einsamkeit geflüchtet und tanzten nun hier, im leuchtenden Sonnenschein, umdrängt von bewundernden Zuschauern, beim Klange des Tamburin und der Castagnette, unermüdlich und in leidenschaftlicher Bewegung, bis spät in den Abend hinein den Saltarello. Zur Seite, im Schatten des schlichten Binsendaches, saßen verliebte Paare; der Fiasco kreiste um den schlichten Holztisch, und aus allen Büschen des Gartens, aus allen Ecken scholl fröhliches Lachen und munteres Schwatzen.

Vielleicht war gerade dies das beste Bild, das ich vom römischen Carneval mitnahm: hier war die Freude am reichsten und doch vollsten entwickelt, und jene bewundernswürdige Fähigkeit des römischen Volkes, mit Wenigem zufrieden, der Freude nur ihrer selbst wegen nachzugehen und sich ihr mit heiterem Anstande voll und ganz hinzugeben, ist mir nie liebenswürdiger entgegengetreten, als hier in den Gärten vor den Thoren Roms. Freilich, Himmel und Sonne haben an dieser schönen Entfaltung echten Volkslebens ihren besten Theil: dunkle Kneipen und qualmige Wirthsstuben sind hier undekannt; unter dem freien Himmel aber, in leuchtender Sonne, blüht die wahre Fröhlichkeit, hält die Stirn frei, die Herzen gesund und läßt darum alle Erscheinungen schön und gefällig an's Licht treten.

Aber wahrhaftig, trotz allem Schönen, allem Anmuthigen, das man im Laufe der eben geschilderten Tage — ich möchte jetzt beifügen: Gothe zum Trotz — zu sehen bekommt, Goethe hat dennoch Recht, und man athmet förmlich befreit auf, wenn das letzte Licht auf dem Corso verlöscht ist, wenn der Aschermittwoch all' der Raserei ein Ende gemacht hat, und dankt Gott und der Kirche für die Fasten. Nun ist ja auch die Ruhe der Nächte — soweit man überhaupt von einer solchen in Italien sprechen kann — garantirt, und man riskirt weniger mehr, denn sonst, allstündlich bis zum frühen Morgen hinein durch Gesang und Gelächter, Flöten und Geigen, Tamburin und Guitarre aus dem süßen Schlummer aufgeschreckt zu werden. — Der Corso wird wieder stiller, nimmt wieder sein gewohntes Aussehen an, jedoch nur um schon nach wenigen Wochen mit dem nahenden Frühling ein desto reicheres, buntereS und in gewisser Beziehung noch interessanteres Leben zu entfalten.

Die Veilchen sind schon verblüht, die den weitgedehnten,

frischgrünen Wiesengrund der Villen Borghese und Doria-Pamfili wie mit einem blauen Schleier überzogen hatten, auch die Mandelbäume, die Pfirsichbäume haben ihre reizenden, zartfarbigen Blüthen schon verloren, aber der dunkle Lorbeer blüht jetzt voll und frisch; der Frühling ist nun wahrhaftig gekommen. Auf den breiten Wipfeln der Pinien und um die schlanken Stämme der Cedern, der Cypressen und um die ragenden Schäfte der Palmen spielt der warme, lebenweckende, lebenerhaltende Strahl der Sonne, die uns diesmal im Winter so oft untreu geworden war.

Der Frühling ist gekommen, die schönen Frauen Roms streifen die schweren Pelze ab, wie die Schmetterlinge ihre Hüllen, und in duftiger, buntfarbiger Seide rauschen sie an dem bewundernden Blicke vorüber, schöner, strahlender, imponirender denn je. Der Monte Pincio, der Corso sind auch jetzt der Mittelpunkt der römischen Welt, und jetzt in der That zeigen die Corsofahrten ein Bild, wie es mannigfaltiger und farbenprächtiger nicht gedacht werden kann. Ich muß gestehen, daß mir manchmal zu Muthe war, als habe nur ein neuer, ein anderer Carneval begonnen, und bei Gott, dieser gefiel mir noch besser, als sein Vorgänger.

Jetzt zeigt auch die römische Aristokratie ihren ganzen Reichthum; die feurigen Pferde vor ihren Caroffen sind kostbar und von reinster Race. Ein Principe scheint den andern überbieten zu wollen, und indem man die Schönheit des vorüberrauschenden Gespannes, die Pracht des Geschirres, den Glanz der Livreen bewundert, versäumt man oft, sein Auge auf den Inhalt des Wagens zu richten, der noch kostbarer und schöner ist. Ich werde mich hüten, hier eine Beschreibung der Toiletten, der von verschwenderischer Pracht zeugenden Seidengewänder zu unternehmen, welche diese dunkeläugigen römischen Frauen in ihren Equipagen wie eine helle, leuchtende Wolke umgeben. Wie wäre es möglich, die Zusammenstellung aller jener lauten und auffallenden Farben zu schildern, welche der Geschmack des heutigen Tages ist, und die hier, wo der Zusammenfluß so vieler Fremden ohnedies leicht genug Extreme erzeugt, in der That bis zum Aeußersten geführt ist. Aber der breitkrämpige Rubens-Hut mit der wallenden Feder kleidet den Kopf der Römerin ganz vortrefflich und erhöht noch das vornehme Auftreten, das sie in der Oeffentlichkeit so gern zeigt.

Vierspänner, Zweispänner, Einspänner drängen und treiben sich; ihre Insassen gehören nicht allein Rom, sie gehören allen Nationen der Erde an. Dort die Dame mit den mandelförmigen braunen Augen und den goldblonden Locken, anmuthvoll in den weichen Polstern ihres Wagens ruhend, den wollhaarigen Mohren auf dem Bock, stammt von einer der meerumrauschten Inseln Griechenlands. Sie ist berühmt wegen ihrer Schönheit, berühmt wegen ihrer Toiletten. Wenn sie manchmal den Wiesengrund der Villa Doria-Pamfili der Gnade würdigt, ihn mit ihren lächerlich kleinen Füßen zu treten, so wird man bald erkennen, daß keine zweite Frau in Rom das Gewand so eng gespannt um den schlanken Körper trägt, wie sie, daß keine die ungeheuere Schleppe mit solchem Anstand zu führen weiß, wie sie, daß keine Frau auf höheren Absätzen an den coquetten Stiefelchen durch die Welt schreitet und daß kein Rubenshut in ganz Rom breitere Ränder aufzuweisen hat, wie der ihre. Aber auch keiner zweiten Frau sitzt er so keck, so herausfordernd auf der Seite, daß die rothe Feder mitsammt den blonden Locken weit hinab in den Nacken wallt. Im Wagen ist ihr ungertrennlicher Begleiter ein weißer Hund von colossaler Größe, der breit auf dem Rücksitz Platz genommen hat und sich von hier aus gravitätisch das Leben in Rom betrachtet. — Dort die junge Dame in der excentrischen Toilette mit dem bronzefarbenen Teint und den aufgeworfenen Lippen, die sich in ihrer Equipage mit solcher übertrieben vornehmer Nonchalance zurückgelehnt hat, daß ihre schmalen, in's feinste Handschuhleder gepreßten Füßchen fast beim Kutscher auf dem Bock zu liegen kommen, ist unter der heißen Sonne der Havanna geboren, die andere im nächsten Wagen kennzeichnet der weiße Schleier schon, der das ganze Gesicht mit Ausnahme der Augen undurchdringlich verhüllt, als Mahamedanerin, und so mag man leicht genug alle Nationen der Welt sich hier begegnen sehen, von dem überall unvermeidlichen Engländer, dem Franzosen und Deutschen ganz abgesehen.

Letzterer hält sich in der ihm angebornen großen Bescheidenheit meist zu Fuß auf dem Trottoir, wo er indessen von nicht minderer Mannigfaltigkeit des Lebens und der Erscheinungen in ihm umfunthet ist, als drüben auf der Fahrstraße. Durch das Gedränge, welches Eleganz, Künstler, Officiere, Kleinkrämer aller Art bilden, kommt hier ein armenischer Geistlicher geschritten im schwarzen Gewand, mit breitem, lang niederwallendem weißem Bart und auf dem charakteristischen Kopf einen merkwürdigen Hut von schwarzer und rother Farbe, der die breitkrämpige Kopfbedeckung des katholischen Geistlichen und den Turban des Muhamedaners in sinniger Weise vereinigen zu wollen scheint. Dort schlühen zwei Trinitarier gewandt durch die Equipagenreihe, auf ihren weißen Gewändern das blaue und rothe Kreuz, und hier wandeln bedächtig zwei Kapuziner durch die Menge, das Haupt geneigt und die härene Kapuze bis zu den Sandalen reichend. Dazwischen drängt sich denn auch das Frauenvolk munter und lustig, Allen voran die robuste, breitnackige Amme in ihrer pompösen, grellfarbigen Tracht, die rothgefällte Krause hinten um den schwarzen Zopf und die blitzende Silbernadel, deren eines Ende meist in einen Büschel immer schwankender, kunstvoll gearbeiteter Kornähren ausläuft, quer durch das Haar.

Ich wiederhole: bei all diesem schillernden, wie die Woge des Meeres immer beweglichen Treiben, das unaufhörlich neue Bilder, neue Erscheinungen zu Tage fördert, empfängt man leicht genug den Eindruck, als sei man nur von einem neuen, von einem zweiten Carneval umrauscht. Und dabei habe ich noch nicht einmal der zu jener Zeit noch in voller Blüthe stehenden römischen Salons gedacht, in denen so mancher zweifelhafte Geselle, der mit seiner Heimath aus irgend einem Grunde grollend gebrochen hat, oft unter dem Schutze eines vornehmen Namens oder gut klingenden Titels noch eine Rolle zu spielen vermag, in denen so manche abenteuerlustige Frau, der das Leben daheim schon längst zu philisterhaft geworden ist, nun das wallende Banner der Emancipation schwingt, und in denen so manche reisere Jungfrau, die jenseits der Alpen viele lange Jahre hindurch ihren Ruhm darin sah, zu den Prüdesten gezählt zu werden, jetzt mit einem zu Verrücktheit streifenden Enthusiasmus die Herrlichkeit der antiken Plastik preisend verkündigt.

Ja, das ist der wahre, echte Carneval des Lebens, mit allen Glanzseiten und Gebrechen seines Namensbruders, der nur im Februar die Köpfe und Herzen der Menschen verwirren darf, mit all seiner berauschenden Farbenpracht, mit all seiner bestrickenden Leichtfertigkeit, mit all seinen bunten Maskeraden, seinen Thorheiten und seinen Täuschungen. Wessen Auge vermöchte sofort zu entscheiden, wer in diesem Gewühle Mitspieler sei, wer blos Zuschauer? Am Ende spielen wir Alle mit, Alle ohne Ausnahme, bewußt oder nicht, und am besten ist wohl der daran, der durch das Gedränge dieses Carnevals mit der Schellenkappe des Humors schreitet, ihre Silberglöcklein lächelnd anschlägt, wo ihm eine jener glänzenden und verführerischen Erscheinungen mit gefährlicher Lockung vorüber gleitet, und der um so kräftiger mit ihnen Sturm läutet, wenn ihm Heuchelei oder Thorheit allzu derb auf die empfindlichen Zehen treten wollen.

Aus dem Bereiche des Postwesens.

II. Die Organisation der Postanstalten.

„Die Post aus England ist ausgeblieben." — Mit diesen inhaltsschweren Worten stört der erste Buchhalter der ehrenwerthen Firma van Sweert das reizende Stillleben des Principals, der, von sonniger Veranda auf das Mastenwald an den Boompjes von Rotterdam hinabschauend, in Gesellschaft des „Handelsbladed" behaglich den Morgenkaffee schlürft. Mynheer, der soeben eine vielversprechende Aussicht auf steigende Kaffeepreise im Geiste erwogen hat, stellt exzürnt den kleinen japanischen Porcellannapf mit Ansichten von Yeddo und Toilo zur Seite: „— ist es möglich? keine Nachricht von Mr. Hope und Mr. Baring! kein

Digitized by Google

Brief von Palembang und Batavia mit dem letzten Preiscourant von Javakaffee und Molukkengewürzen!" — Umsonst strengt der erste Buchhalter sein Gehirn an, die fehlenden Postnachrichten durch Lösung der drei unbekannten Größen in der Kaffeegleichung zu ersetzen. Umsonst machen die „jungen Leute" des von Sweert'schen Geschäfts in den großen Contobüchern, an deren Spitze das „Mit Gott" steht, waghalsige Rechnungsversuche. Verlorene Liebesmühe! Längst haben die Lehrlinge mit dem feinen Spürsinn der Jugend erkannt, daß „keine Post da ist", und daß ihnen heute ein unerwartetes, mithin um so köstlicheres Nichtsthun winke. Während aber diesen hoffnungsvollen Jüngern des Mercur das Glück lächelt, seufzt vielleicht im Nebenhause eine Mutter in bangem Schmerze; denn das Ausbleiben der Post raubt ihr heute die nach langem Harren sicher erwartete Nachricht von dem Sohne, den die weite Welt jenseits der großen Wasserwüste neidisch zurückhält.

So grenzen die Gegensätze im Leben nahe an einander. Dieselbe Post bringt dem Einen Glück und Freude, dem Andern herbes Weh. Von Allen aber werden die Briefe, diese flüchtigen Boten der Ferne, mit gleicher Sehnsucht erwartet.

Längst im Besitze der Vortheile, welche ein wohlgeordnetes Postwesen für die vielverzweigten Beziehungen der Menschheit darbietet, denken wir bei der süßen Gewohnheit des Daseins wenig daran, mit welchen Mitteln die Post den gewaltigen Andrang der Briefe täglich zu bezwingen und die Massen in die rechten Bahnen zu lenken versteht, jenen Strom: —

„Von Sturz zu Sturze wälzt er, jetzt in tausend,
Dann abertausend Ströme sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend."
(Goethe.)

Fürwahr, es ist ein Stück Sisyphus-Arbeit, diese Fluthen täglich zu dämmen, sie fort und fort zu ebnen und zu leiten. Bewegen sich doch, nach Stephan's Untersuchungen, in jeder Minute 1400 Postsendungen innerhalb Deutschlands und 10 Millionen Briefe täglich innerhalb Europas, von denen Bewohnern je der einundvierzigste täglich einen Brief schreibt. Alle diese Boten, welche „gleich dem Genius des Märchens weder Tag noch Nacht scheuend", den Erdball umkreisen, müssen nach bestimmten Gesetzen auf vorgeschriebener Bahn befördert werden; ihr Weg muß im Voraus bestimmt sein, gleichviel ob sie nach den Palästen der Hauptstädte oder nach der einsamen Farm im Westen der „großen Gewässer" gerichtet sind. Solche Leistungen im Dienste der Menschheit sind bewundernswerth. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, den Betrieb der Post, das Walten der Kräfte, welchen dieses Ergebniß zu danken ist, näher zu betrachten.

Die Einrichtung der Post läßt sich nach der Art ihrer Wirksamkeit in einen verwaltenden und einen ausübenden Körper trennen. An der Spitze der Verwaltung steht das von dem General-Postdirector geleitete kaiserliche General-Postamt in Berlin, dem für den Verwaltungsdienst in den einzelnen deutschen Gauen Provinzial-Behörden zugetheilt sind: die kaiserlichen Ober-Postdirectionen. Die eigentlichen Betriebsstellen für den Postdienst bilden die Postanstalten (Postämter, -Verwaltungen, -Expeditionen und -Agenturen). Diese Gliederung ist eine sehr glückliche und wirksame; denn sie sichert den Maßregeln der obersten Postbehörde überall eine verständnißvolle Ausführung; sie ermöglicht, ohne die Centralstelle mit erwähdenden Einzelheiten zu belasten, den leitenden Kräften jeder Zeit eine genaue Einsicht in die stets wechselnden Bedürfnisse des Verkehrs, und sie durchdringt zugleich die ausübenden Organe mit dem Geiste thatkräftigen Fortschritts, welcher nirgends nothwendiger ist als im Postwesen.

Wandeln wir eine der Hauptverkehrsadern Berlins, die Leipzigerstraße, nach Osten hinauf, so bemerken wir eine prächtige Façade im Renaissancestil Palladio's: sie gehört dem neuen General-Postamtsgebäude an, das eine der architektonischen Zierden der Residenz bildet. Der Geschäftsumfang des General-Postamts hat sich mit der Entwickelung der politischen Selbstständigkeit Deutschlands in überraschendem Maße erweitert. Hierüber geben folgende Ziffern Aufschluß:

	Quadratmeilen	Einwohner	Postanstalten
Es betrug der Umfang der preußischen Post 1864 . . .	5057	19,810,408	2501,
sie erweiterte sich bei der nord-deutschen Bundespost 1868 auf	7539	30,476,036	4340.
Dagegen umfaßt die deutsche Reichspost 1875 . . .	8156	34,343,055	6000.

In diesem geschichtlich bedeutsamen Jahrzehnt hat die Deutsche Post eine vollständig andere Gestalt gewonnen. An die Stelle einer dem wirthschaftlichen Gedeihen der Nation überaus hinderlichen Vielköpfigkeit von 17 besonderen Postverwaltungen, wie sie trostloser in keinem anderen Lande der Welt bestand, ist endlich die Einheit dieser Verkehrsanstalt getreten. Ein einheitliches Postgesetz, ein einheitlicher Tarif gelten gegenwärtig in ganz Deutschland von Memel bis Passau; dem Auslande gegenüber ist nur ein deutsches Postgebiet zu vertreten. Allerdings bestehen noch zwei besondere süddeutsche Postverwaltungen, die von Baiern und Württemberg, neben der Reichspost zu Recht; die deutsche Nation darf aber die Hoffnung hegen, daß diese Eigenthümlichkeiten aus deutschen Einheitsstreben, welches Preußen, Sachsen, Oldenburg, Baden x. zum Aufgeben ihrer Territorial-Postverwaltungen veranlaßte, allmählich werden beseitigt werden.

Das Personal des General-Postamtes ist bedeutender als dasjenige mancher Ministerien eines großen Staates; es beläuft sich auf mehr als hundertsiebenzig Beamte. Zwölf vortragende Räthe haben die Bearbeitung der verschiedenen Dienstzweige wahrzunehmen, deren Umfang bereits eine Trennung des General-Postamts in zwei Abtheilungen, in die technische Abtheilung und diejenige für das Etats- sowie das Cassenwesen, nöthig gemacht hat. In den Rahmen dieser Abtheilungen sind die einzelnen Büreaus eingefügt, unter welchen wir als die wichtigsten das Directorialbüreau, das Rechnungsdepartement, das Courebüreau, das Auslands-Departement, das Bau- und Feldpostdepartement, das Büreau für Personalien, das Abrechnungsbüreau mit dem Auslande, das Büreau für Postfuhrwesen und technischen Dienst, endlich das Büreau für Statistik, sowie die Canzlei und Registratur hervorheben. Im General-Postamte werden alle auf das Postwesen bezüglichen Gesetzentwürfe vorbereitet, die Grundlagen für die Verwaltung und den Betrieb, die principiellen Tariffragen, sowie die Personalverhältnisse geordnet. Das gesammte Cursobystem, das Feldpost- und das Bauwesen erhalten hier ihre Regelung; ebenso wird das jährliche Budget der Postverwaltung, das gegenwärtig hundertundzwanzig Millionen Mark übersteigt, bei der Centralbehörde aufgestellt; außerdem hat das General-Postamt die Regelung der Postbeziehungen mit dem Auslande wahrzunehmen.

Wir wenden uns nunmehr zu den eigentlichen Postbetriebsstellen, „dem Ort vor die ganze Staatsmaschine", wie sich König Friedrich Wilhelm I. treffend ausdrückte. Die Postanstalten lassen sich in stabile und mobile eintheilen. Erstere vermitteln den postalischen Verkehr ihres Wohnsitzes und des Umkreises; die mobilen Postämter dagegen besorgen den Postdienst auf den Eisenbahnen und Dampfschiffen. Der Betrieb der stabilen Postämter ist nach den Gruppen des Annahme-, Abfendungs- und Empfangsgeschäfts geordnet. Betreten wir einmal eine der bedeutendsten Postannahmestellen, die Halle der Briefannahme in der Spandauerstraße zu Berlin. Der Grundsatz der Arbeitstheilung muß bei den großen Postämtern die Bewältigung der Massen erleichtern; deshalb zählt das Hofpostamt in Berlin allein sechs Annahmestellen, nämlich solche für Briefe, Einschreibbriefe, Sendungen mit Werthangabe, Packereien, Postanweisungen, Zeitungsbestellungen u. s. w. Die Briefannahme ist von acht Uhr Morgens bis acht Uhr Abends ununterbrochen geöffnet; vor ihren vier Schaltern drängt sich stets eine geschäftige Menge. Außer den Behörden der Königsstadt, namentlich dem Criminalgerichte, dem Stadtgerichte, Polizeipräsidium und dem Magistrate, benutzen vorzugsweise die Börse und die Geschäftshäuser der City von Berlin in der Königs-, Spandauer- und Heiligen Geiststraße diese Annahmestelle. Wenn die Steuerveranlagung erfolgt, sind drei- bis vierhundert Briefe täglich vom Magistrate allein nichts Seltenes; Hunderte von Einschreibbriefen der Börsengrößen: Bleichröder, Discontogesellschaft, Mendelssohn, Warschauer x., zahlreiche, meist überseeische Correspondenzen von Hardt und Co., Köppen und

Digitized by Google

Schier, Reichel ꝛc., ferner ganze Körbe voll Kreuzbandsendungen mit Preiscouranten und sonstigen Ankündigungen, endlich die Druckfachen der Buchhändler, sowie der wissenschaftlichen Corporationen und die zahlreichen Zeitungsnummern, welche nach allen Welttheilen gehen, liefern die lebensvollen Züge zu einem interessanten Cultur- und Verkehrbilde der modernen Zeit, in dem alle Strahlen menschlicher Thätigkeit und Arbeit wirksam zur Geltung kommen.

Der Brief ist nach einem trefflichen Worte Steyhan's „das Schiff auf dem Ocean der Entfernungen". Offenbar soll er daher einem wackeren Steuermann gleichen, der im Stande ist, mit voller Sicherheit in den Hafen zu lenken, für welchen er bestimmt wurde. Nun giebt es aber selbst in unserem aufgeklärten Jahrhundert immer noch gläubige Seelen, welche annehmen, daß die Post Alles wisse, selbst den Namen „nicht genannter" Briefempfänger. Aufschriften, wie bei jenen Briefen, welche einem spanischen Kloster übergeben zu werden pflegen, und die Adresse „an die heilige Jungfrau" tragen, sind im Grunde weniger unverständlich, als Briefe mit der Adresse: „an meinen lieben Sohn Franz bei der Artillerie in Berlin", oder an den großen Unbekannten, „Herrn Müller, Friedrichsstraße", und an „Mr. Smith in London". Daß hiermit nicht bloße humoristische Einfälle eines guten Provinzialbewohners gemeint sind, beweist die große Zahl unanbringlicher Retourbriefe, welche die Post schließlich den Flammen opfern muß. Im Jahre 1874 wurden in England achtzehntausendsiebenhundert Briefe ohne jede Adresse zur Post gegeben; sie enthielten einundneunzigtausend Thaler an Werthseinlagen; aller Scharfsinn der Postbeamten des Dead Letter Office in London (des Retourbriefamts), das alle Sprachen der Welt einschließlich derjenigen der Papuas zu entziffern pflegt, blieb bei ihnen ohne Erfolg. Erwägt man, welche traurigen Folgen der Nichteingang eines Briefes nach sich ziehen kann, so wird man die Nothwendigkeit einer Vorschrift der neuesten deutschen Postordnung begreifen,

> es solle jeder Brief so adressirt sein, daß der Ungewißheit über die Person des rechtmäßigen Empfängers unbedingt vorgebeugt wird.

Diese Vorschrift beruht auf der Erfahrung von Jahrhunderten; denn die Postanstalt, welche im Hinblicke auf die Interessen des Staates und der Gesellschaft in allen civilisirten Ländern vom Staate verwaltet wird, hat im Laufe der Zeiten alle Mittel erprobt, welche ihr volle Wirksamkeit im Dienste der Culturbewegung sichern; sie ist demnach in der Lage, der öffentlichen Wohlfahrt hierbei die bewährtesten Handhaben zu bieten. Man wird also wohl thun, wenn man jene Vorschriften der Post genau erfüllt. Bei der Adressirung ist vor Allem die Person des Empfängers nach Namen, Vornamen, Beschäftigung oder Stand unzweifelhaft zu bezeichnen; sodann muß der Bestimmungsort und nöthigenfalls das Land, in dem er belegen ist, deutlich angegeben werden; bei gleichnamigen Orten, z. B. den zahllosen Friedlands, Neustadts, Neuenburgs ꝛc., bedarf es der näheren Bezeichnung der Provinz ꝛc. Handelt es sich um Briefe nach größeren Städten, so ist die Hinzufügung der Wohnungsangabe eine unerläßliche Bedingung für richtige und rechtzeitige Bestellung der Sendung.

Wohnt der Empfänger etwa in einem Orte ohne Postanstalt, so muß die Angabe des nächsten Postamts beigefügt werden. Bei Briefen nach Berlin, Wien und London ist ferner der Postbezirk zu bezeichnen, in welchem der Adressat wohnt. Muster zu Briefaufschriften sind folgende:

Herr Kaufmann Emil Berger — Frei marke.

Krausenstraße Nr. 20. II Treppen
frei. Berlin. W.

oder:

Herr Conrad Köhler, — Frei marke.
zu erfragen bei dem Lehrer Herrmann,
in
Untermhaus
frei. bei Gera (Reuß jüngere Linie).

oder:

Mr. Davidson, Esquire, — Frei marke.

Essex road No 61
paid. London. Islington. N.
England.

Der Zusatz „England" bei London ist nicht etwa entbehrlich, weil es z. B. auch in Nordamerika viele Orte Namens „London" giebt. In Rücksicht auf das Vorkommen zahlreicher gleichnamiger Orte muß daher auf den nach Nordamerika bestimmten Briefen die Angabe der County (Grafschaft) hinzugefügt werden: z. B.

New River,
East Florida, United States.

Das Publicum ist sehr geneigt, diese Erfordernisse für eine lästige Form anzusehen, auf die kein Gewicht zu legen ist. „Im Gegentheil; denn es handelt sich dabei um das eigenste Interesse des Briefschreibers" wie die Post Empfängers. In Berlin werden täglich hunderttausendfünfzig bis zweihunderttausend Briefe ꝛc., in Paris vierhunderttausend, in London sechshunderttausendfünfzigtausend Briefe aufgegeben. Man muß eben nicht blos an den eigenen Brief denken, sondern an die Tausende, welche zusammenströmen.

Außer der genauen Adressirung ist auch die Verpackung und der Verschluß der Postsendungen von Bedeutung. Bei Päckereien wende man eine haltbare, der Weite des Transportes und der Natur des Inhaltes entsprechende Umhüllung an, bezeichne auch das Packet mit einer vollständigen Adresse, weil diese die Bestellung erleichtert. Bei Briefen mit Papiergeld hülle man letzteres sorgfältig in Papier ein, nehme starkes Papier zu den Briefumschlägen und drücke das Petschaft auf gutem Siegellack scharf und deutlich ab. Die Beachtung dieser Erfordernisse, verbunden mit den Maßregeln der Postverwaltung, welche jede Werthsendung genau wiegen und von Postanstalt zu Postanstalt gegen Empfangsbescheinigung genau nachweisen läßt, sichert das Publicum vor Verlusten, welche bei einem so riesigen Geldumsatz, wie ihn die Post alljährlich in Höhe vieler Millionen vermittelt, fast unvermeidlich sind.

Besonderes Interesse verdient der Stadtpostbetrieb in großen Städten. Die erste Stadtpost wurde 1653 von dem maitre des requêtes (Bittschriftenmeister) Velayer in Paris errichtet. Die Pariser Salons, damals der Brennpunkt einer scharf ausgesprochenen Geistesbewegung der französischen Nation, waren der Schauplatz, auf dem die Raketenfeuer des Esprit sprühten, von dem jene Zeit ihr geistiges Gepräge empfing. Gelehrte, Hofleute und Künstler wetteiferten mit geistreichen Frauen in dem eifrigen Streben, Frankreich auf allen Gebieten den Vorrang zu sichern. Das Postwesen litt damals indeß noch an den schwerfälligen Einrichtungen des Mittelalters, und es war für die Ausspinnung zarter Intriguen gewiß wenig Romantik bei der Briefbeförderung zu finden, da jeder Brief an den Postbeamten unmittelbar eingeliefert und baar bezahlt werden mußte. Frau von Longueville nun wußte Rath und erfand ein Mittel, den Absender mit undurchdringlichem Geheimnisse zu umhüllen: sie bewog den Minister Fouquet, die Frankirung der Briefe mittelst kleiner Zettel zuzulassen, welche die Bezeichnung port payé (Porto bezahlt) trugen und von dem maitre des requêtes und seinen Leuten feilgehalten wurden. Es ist dies der Ursprung der heutigen Briefmarken. In der Revolutionszeit verschwanden auch die Marken der Frau von Longueville; sie mußten deshalb in der jetzigen Form 1849 in England noch einmal erfunden werden.

Berlin besaß zu Anfang unseres Jahrhunderts bereits eine Stadtpost, die von der Kaufmannsgilde errichtet war und Briefe auf den Straßen unter Läuten mit einer Glocke einsammelte, sich aber bald als unzureichend erwies und einging. Die jetzige Berliner Stadtpost ist eine wohleingerichtete Anstalt, die den Blutumlauf eines gewaltigen Verkehrskörpers vermittelt. Von diesem Mittelpunkte laufen alstündlich Briefposten nach allen Filial-Postämtern der Reichshauptstadt aus. Ebenso treffen stündlich Briefwagen von den fünfzig Filialen bei dem Stadtpostamte ein; man kann daher in zwei Stunden von jedem Punkte Berlins Nachrichten absenden und darauf Antwort empfangen. Die vierhundert Briefkasten Berlins werden halbstündlich geleert.

In dem großen Sortirsaal der Stadtpost strömen alle in Berlin

Digitized by Google

von auswärts eintreffenden Briefe, soweit sie nicht von den Bahnhofs-Postämtern bereits direct bestellt sind, zusammen. Wenn eine wichtige Post, vom Rhein, von England, Frankreich oder Süddeutschland eingetroffen ist, entspinnt sich in jenem Saale ein heißer Kampf gegen die Festungsmauern von Briefen, die schier endlos sich aus den vollen Briefsäcken aufthürmen. Mehr als zwanzig Sortirer laufen Sturm gegen diese Mauern, bis die Bresche größer und größer wird. Ein mächtiger Aufbau mit Fachwerken, in dem jedes der vierhundert Briefträger-Reviere Berlins seine Abtheilung hat, nimmt die Briefe auf, die zunächst nach den Berliner Postbezirken N., W., N. W. rc., sodann aber nach Postämtern getrennt und endlich nach den einzelnen Revieren vertheilt werden. Bemerkenswerth ist die Sicherheit, mit der die Sortirer die zahlreichen Handelsfirmen Berlins: A. Meyer, S. Meyer, B. Cohn, J. Cohn, S. Müller rc. unterscheiden; sie haben mit vollem Rechte Anspruch auf eine Art Brief-Unfehlbarkeit. Dabei muß die Arbeit ebenso schnell wie sicher von Statten gehen; denn draußen warten Hunderte von Briefträgern und zuletzt Tausende von Geschäftshäusern, Behörden rc. auf das tägliche Manna an Briefen, das neue Arbeit, neue Werthe schafft, — so reiht eine unabsehbare Kette wirkender, belebender Kräfte sich an einander.

Unser nächster Artikel soll einer Schilderung der „fliegenden" Bahnhofsämter gewidmet sein. — **G. T.**

Das Geständniß einer Frau.

(Schluß.)

„Abends, während die Sonne unterging," fuhr Frau Therese in ihrer Erzählung fort, „ruderten wir zurück und wanderten zusammen durch die hellen Wiesen, an denen ich Morgens so leichtherzig vorübergekommen war, nach Prien. Ich mochte nicht sprechen und pflückte hier und da eine Feldblume. So war ich den andern Beiden um einige Schritte nachgeblieben, als ich sah, daß sich Rainer an einer Stelle, wo sich ein Weg nach links abzweigte, von meiner Mutter verabschiedete. Sie blickte nach mir zurück, winkte und setzte ihren Weg langsam fort.

Ohne es selbst zu wissen, war ich stehen geblieben, und schon stand Rainer neben mir.

‚Leben Sie wohl, Fräulein!' sagte er zögernd. ‚Mein Weg führt hier ab; der Freund, mit dem ich nach Tyrol reise, erwartet mich in Seebruck.'

‚Leben Sie wohl!' sagte ich wie ein Echo und ging vorwärts, nachdem ich mich gegen Rainer verbeugt hatte. Er war noch neben mir.

‚Wollen Sie mir eine dieser Blumen schenken, Fräulein?' sagte er plötzlich.

Ich gab ihm eine der verspäteten Genzianen, deren tiefes feuriges Blau ich heute zum ersten Mal geschaut hatte.

‚Die blaue Blume!' sagte er langsam. ‚Wenn Wünsche sich erfüllen, Fräulein, dann sehe ich Sie wieder.'"

Frau Therese schwieg.

„Und er hat Dich wieder gesehen?" fragte Linda mit lebhaft forschendem Blicke.

Ich antwortete nichts, und sah auf die verdämmernden Berge; sie erloschen allmählich im Abendschatten.

In der Sennhütte.

Nach der Natur aufgenommen von Louis Braun.

Die Mutter antwortete nicht gleich. Endlich sagte sie leise: „Ja."

Sie erhob sich und ging mit unhörbarem Schritte auf und nieder. Linda ließ ihre Füße niedergleiten, gesellte sich zu ihr und wanderte mit ihr durch das Zimmer, indem sie den Arm leicht um ihre Schulter schlang.

„Wie schwül es ist!" sagte Frau Therese.

Mit einer Elasticität der Bewegung, welche den feinen Gliedern lange gefehlt hatte, rückte das junge Mädchen zwei Sessel in die Nische eines Fensters, dessen Flügel sie weit öffnete. Belebende Kühle strömte herein. Sie zog die Mutter mit sich dorthin, nahm, als Beide einander gegenüber saßen, deren Hände in die ihrigen und küßte erst die eine, dann die andere. Darauf bat sie: „Erzähle!"

Frau Therese nickte, sie beschattete einen Moment ihre Augen mit der Hand; dann fuhr sie gelassen fort: „Es folgten inhaltsschwere Jahre. Deine Geburt, Linda, war eine letzte, hohe Freude vor langer Trauerzeit. Wie im Triumph bist Du auf der Welt empfangen und zur Taufe getragen worden; fast unmittelbar nachher begann Deine Mutter zu klagen. Niemand von uns Allen, sie selbst am wenigsten, ahnte den Ernst eines Leidens, das verhängnißvoll werden sollte. Sie erholte sich wieder, brachte

Regen-Metamorphose einer Wiener Künstlerin.

eine Zeit voll Heiterkeit und Freude bei uns zu und kehrte, scheinbar genesen, in ihr Haus zurück. Ein Jahr später wurde Dein Bruder geboren; nun ging es rasch mit ihr abwärts. Inzwischen waren meine Mutter und ich an den Rhein übergesiedelt, um ihr nahe zu bleiben. Wir sahen dieses leuchtende, wärmende Leben erlöschen, wie eine Sonne — es wurde Nacht für uns Alle.

Dein Vater bat, daß wir bei ihm bleiben möchten; dies war in der That nothwendig, sollte er sich nicht von den Kindern trennen. Das Notariat, welches ihm reichliches Einkommen sicherte, und ein eigenes Haus, das er sich erbaut hatte, fesselten ihn an die kleine Landstadt. Er rechnete uns als Opfer an, daß wir fortan sein Stillleben theilen wollten; es war keines. Meiner Mutter war durch den Verlust ihres geliebtesten Kindes fast das Herz gebrochen; sie begehrte von der Außenwelt nichts mehr, und ich — nun, was mich vor ein paar Jahren eine Uebersiedelung noch hätte fürchten lassen, konnte nicht mehr in Betracht kommen. Laß Dir gestehen, Linda, was ich mir damals kaum selbst gestand! Ich hatte gewartet — lange — lange gewartet, den Ton noch einmal zu hören, der verstummt blieb. Ich hörte auf, zu warten, so oft aber eine fremde Gestalt

Rasses Stillleben im Hochgebirge.
Nach der Natur aufgenommen von H. Heubner.

Digitized by Google

mir näher zu treten versuchte, schob sich der dunkle Kopf mit jener edlen Bewegung, die ihm eigen war, dazwischen, und trennte mich von allem Neuen. Nun, Jahre waren hingegangen; auch das trat zurück. Unser jetziger Entschluß war ganz nach meinem Herzen; was mir der Aufenthalt in einer großen Stadt geboten hatte, ward durch die Freude, womit ich Dich und den Kleinen pflegte, durch meinen Hang zum Naturgenuß mehr als aufgewogen.

So lebten wir ein paar Jahre friedlich hin, ohne daß sich die Entbehrung des theuern Geistes, welcher das Haus, in dem er gewaltet, so früh verlassen, in uns abgeschwächt hätte. Dann ward abermals eine Stelle leer: meine theure Mutter starb nach kurzem Krankenlager. Einige Monate nach ihrem Verluste sprach Dein Vater mit mir über unsere gemeinschaftliche Zukunft. Ich weiß nicht, waren ihm Bemerkungen zu Ohren gekommen, oder hatte ihn eigene Weltkenntniß bestimmt — kurz, er sagte mir offen, wie seien Beide noch zu jung, um auf die Dauer neben einander fortzuleben, ohne das Gerede der Welt herauszufordern. Nachdem er geäußert, daß er sich nie von seinen Kindern trennen würde, und mich vor dem Gedanken solcher Trennung nicht weniger erschrecken sah, frug er mich in Ruhe und Freundschaft, ob ich mich entschließen könnte, die Stelle Eurer Mutter und seiner Hausfrau in Wahrheit auszufüllen, und ich willigte ein.

Ich war damals kaum vierundzwanzig Jahre alt, doch schien es mir, als läge bereits ein langes, langes Leben hinter mir, und vor mir sah ich nichts, wonach ich lebhaft begehrte, als nur das Eine, bei Euch bleiben zu dürfen. Ich wußte daß Nichts und Niemand auf Erden Deinem Vater ersetzen konnte, was ihm Fanny gewesen, ich wußte aber auch, daß er mir stets herzlich zugethan war, und vergalt dies mit gleicher treuer Freundschaft. Wir verbanden uns stille, und — Du hast vorhin das rechte Wort gefunden, Linda — ein harmonisches Leben knüpfte unser Aller Existenzen täglich fester aneinander.

So vergingen etwa drei Jahre. Der Ruf Deines Vaters als tüchtiger und redlicher Charakter führte ihm mehr und mehr Clienten zu; er vermochte zuletzt die ihn bedrängenden Geschäfte nicht mehr zu bewältigen und that Schritte, sich einen fähigen Concipienten zu gewinnen. Um dies zum Abschluß zu bringen, reiste er nach der Kreishauptstadt und schrieb mir bald von dort, daß er gefunden, was er wünschte, und mit dem jungen Manne, den er sich engagirt habe, nächster Tage zu Hause eintreffen würde.

Als Beide anlangten, stand Rainer vor mir. Seine Ueberraschung war nicht geringer als die meinige; obgleich ich damals der Verheirathung meiner Schwester gegen ihn erwähnt hatte, war der Name ihres Namens nicht genannt worden. Die Erinnerung an meine liebe Mutter ergriff mich bei diesem unerwarteten Aufeinstehen vergangener Stunden mit Gewalt und füllte mir Herz und Augen. Mein Mann, im ersten Moment erstaunt, orientirte sich bald. Er begriff meine Stimmung, die für Alles, was mit der Verlorenen zusammenhing, immer reizbar blieb, und lenkte mit dem glücklichen Humor, welcher ihm zu Gebote stand, zum Scherz hinüber, indem er Rainer mit dessen Eroberung seiner Schwiegermutter neckte, die noch nach Jahren gern des Künstlers' gedacht hätte, der sich jetzt, im umgekehrten Processe der Raupe und des Schmetterlings, als Actenwurm entpuppte. Daß Deinem Vater selbst aus einem gleichlautenden Namen kein Zusammenhang mit einer wohl gehörten, aber unbeachteten, längst vergessenen Episode meines Lebens aufgegangen war, begriff sich leicht.

Die Zahre, welche seit jenem Maitage verflossen waren, hatten Rainer wenig verändert, nur gesellte die Erscheinung des Mannes Kraft und Ruhe zur Anmuth des Jünglings. Er flößte auf den ersten Blick Vertrauen ein und wurde bald von ganzem Hause fast wie ein Familienmitglied betrachtet. Vielleicht erinnert Du Dich seiner noch? Er war Euch Kindern ein stets bereiter Spielgefährte. Dem Hausvater galt er schon bald als tüchtiger Geschäftsbeistand; mir selbst war er ein stilles Spiegelbild einer frühen Jugend, die ich mich längst gewöhnt hatte, in unendlichen Weiten zurückliegend zu denken. Das Hausleben fügte sich harmonischer als je. Rainer wohnte nicht bei uns, schien aber dem leisen Zuge gern zu folgen, womit ihn Dein Vater auch außer den Geschäftsstunden an sich zu fesseln suchte. Auf meines Mannes Anregung nahm ich nun auch meine lange in Ruhe gebliebene Zeichenmappe hervor, und gab mich auf den Ausflügen, welche wir gern in Familie unternahmen, in Rainer's Schule. Nie war ich zufriedener, herzensruhiger als in jener Zeit. Das Leben füllte sich mit leichten freudigen Pflichten, jeder einzelne Tag war gleichsam durchdrungen von Frische und Wärme. Warum das anders werden mußte, ist Gottes Geheimniß, wie alle Schmerzen es sind.

Noch weiß ich's, wie heute. — Dein Vater, den ein Geschäft über Land führte, hatte mir vorgeschlagen, ihn auf dem Gange zu begleiten. Es war auch im Mai. Ich mußte noch eine häusliche Arbeit beenden und ging dann mit Hut und Schirm in das Bureau, ihn abzurufen. Er begab sich in das Nebenzimmer, um sich gleichfalls zum Ausgang zu rüsten. Rainer trat indessen von seinem Pulte zu mir heran und sprach irgend etwas Gleichgültiges. Ich sah auf, ihm zu antworten, aber keine Silbe kam über meine Lippen. Seine Augen ruhten auf mir mit einem stillen Blicke, der mich bis in das Innerste traf. Mit demselben Blicke hatte er einst gesagt: ‚wenn Wünsche in Erfüllung gehen, sehe ich Sie wieder.' — Was ich durch Zeit und Erlebnisse längst und für immer überwunden meinte, ward mit plötzlicher Gewalt lebendig, war wieder da. — Er war da, Rainer, und füllte mir die Welt aus.

Von diesem Augenblicke an vermieden wir einander, sah zu ängstlich, zu absichtlich. Dem man aus dem Wege geht, das hört darum nicht auf zu sein. Ich flammerte mich an Lebende und Todte, um Hülfe zu finden, und fand sie auch. Er aber stand allein.

Erinnerst Du Dich noch unseres Hauses in Burg, Linda? Es ruhte in heiterer Einsamkeit mitten in der schönen Landschaft, mit Ausblick auf Strom und Hügel — wie lachend war der Garten, wie still das grünumhegte Eckplätzchen, wo wir an warmen Abenden draußen zu speisen pflegten! Schon kam der Hochsommer heran. Eines Nachmittags sagte mir Dein Vater, Rainer würde zum Abendtische kommen, was lange nicht geschehen war, denn er hatte in jüngster Zeit jeder Aufforderung auszuweichen gewußt.

Ihr Kinder waret schlafen gegangen. Die ersten Sterne kamen heraus. Wir Drei saßen nach Tisch im Garten bei angeregtem Gespräch. Ein Gefühl von Ruhe, wie ich es lange nicht mehr genossen, zog in mir ein. Alles, was mich während der letzten Monate wider Willen so schmerzlich beglückt, so schwer bedrängt hatte, wich zurück wie ein banger Traum. Friedlich empfand ich zwischen uns Allen nur schöne Gemeinsamkeit. Die lange, heimliche Qual erschien als selbstquälerischer Wahn.

Das Gespräch der Männer wendete sich auf die öffentlichen Angelegenheiten, und wieder trat die Uebereinstimmung zu Tage, welche Beide in allen wesentlichen Lebensfragen zum gleichen Ziele führte, wenn auch zuweilen auf verschiedenem Wege. Ein Zeitungsartikel, über welchen sie ihre Ansichten austauschten, veranlaßte Rückblicke auf das letzte, vielbewegte Jahrzehnt. Da sagte Rainer, der nachdenklich geworden, mit leichtem Wechsel der Farbe: ‚Sie wissen schwerlich, Herr Delbring, daß Sie mit einem politisch Compromittirten verkehren. Die Jahre, von welchen wir soeben sprachen, sind mir ziemlich verhängnißvoll geworden.'

‚Zuweisern?' fragte Dein Vater aufmerksam.

‚Ich bin ein Pfälzer,' sagte Rainer. ‚Nach abgelegtem Staatsexamen gönnte ich mir ein paar Monate zu reisen, ehe ich mein Berufsleben in der Heimath antrat. Die Nachrichten der Ereignisse von 1848 trafen mich in Italien. Sie wissen, wie es im darauf folgenden Jahre in der Pfalz, in Baden aussah. Ich erkläre Ihnen wohl ein anderes Mal, wie es zuging, daß ich nach meiner Heimkehr von der Bewegung, deren unseliger Ausgang ihr schon an die Stirn geschrieben war, mitgerissen und fortgewirbelt wurde. Für mich persönlich war das Ende der Dinge mehrjährige Haft, und vom Staatsdienste habe ich zunächst keine Förderung zu erwarten. Dies der Grund, weshalb Sie mich gegenwärtig als Ihren Concipienten beschäftigen, vorausgesetzt,' er lächelte ernst, daß mich diese Mittheilung nicht auch bei Ihnen compromittirt. Es fand sich bisher kein einfacher Anlaß, sie überhaupt zu äußern.'

Dein Vater drückte ihm freundschaftlich die Hand. ‚Tempi passati,' sagte er, ‚wenn sich damals der Patriotismus vergriff,

so war dies für junge, feurige Köpfe mehr als verzeihlich. Denk' ich heute noch jener Tage — —' Er beendete den Satz nicht (wie blieb mir doch jedes Wort, jede Miene dieses Abends in's Gedächtniß gegraben!), da unser Hausmädchen eben hereintrat und ihm meldete, daß ihn Jemand zu sprechen wünschte.

‚So spät?' sagte er verwundert, erhob sich und ging in das Haus.

Was ich eben vernommen, hatte einen Wirbel von Gedanken in mir aufgeregt; ich wagte nicht, das unterbrochene Thema fortzusetzen, dem ich ohnehin eine stumme Zuhörerin geblieben war, und fand ebenso wenig den Uebergang zu etwas Allgemeinem. So schwieg ich und sah in das durchsichtige Halbdunkel hinaus, das sich über den Garten breitete. Allmählich fing aber die Pause an mir bedrückend zu werden, und ich wandte mich mit einer Bemerkung über die Stille solcher Sommernacht Rainer zu. Sein Gesicht erschien mir in dem dämmerigen Sternenlichte so ungemein blaß, daß mir plötzlich sehr bange wurde.

Er antwortete mir nicht, sah mich aber unverwandt an. Mit einem Male bog er sich über den Tisch hinweg zu mir herüber und sagte erregt: ‚Sie wissen nun, weshalb ich Sie nicht früher wiedersah.'

Ich bewegte die Lippen, doch fühlte ich mich nicht Herr meiner Stimme und blieb stumm.

‚Dachten Sie überhaupt je daran, daß wir uns wiedersehen sollten?' fragte er und sein meist so stilles Auge wurde dunkel. Ohne meine Antwort zu erwarten, fuhr er in kurzen, abgebrochenen Sätzen fort: ‚Sie wissen es jetzt. Als ich damals von Ihnen ging, hoffte ich auf eine Zukunft. Es kam anders. Sobald mir Freiheit wurde, suchte ich Sie auf. Sie lebten nicht mehr in München. Ich forschte weiter, da ich aber keinen weiteren Anhalt hatte, als Ihren Namen, glückte es mir nicht. Sie zu finden. Auch wäre ja schon Alles zu spät gewesen, viel zu spät. Nun habe ich Sie wiedergesehen. Ich muß es tragen — wir — wir müssen es tragen.'

Er brach gewaltsam ab und fuhr zusammen. Es loste heiß über sein Gesicht. Der kräftige Schritt Deines Vaters kam über den Kies zu uns herüber. Er sah stark erregt aus; über seinen Augen lagen tiefe Falten. ‚Das war eine merkwürdige Mittheilung, wozu ich eben hineingerufen wurde,' sagte er und ließ sich schwer in den Sessel fallen. ‚Sollten Sie es für möglich halten, Rainer — der Rentamtmann von A. ist eines namhaften Cassendefectes überwiesen und bereits in Haft. — Wer hätte dem Manne Solches zugetraut! Er galt überall als Ehrenmann. Was ihn wohl soweit gebracht hat? Häusliche Sorgen? Schulden? Er hat eine starke Familie, das ist wahr — aber doch — weiß Gott!' Er schüttelte den Kopf und berührte Rainer's Arm, indem er ihm sein ehrliches, von der Kunde durchschüttertes Gesicht voll zuwendete. ‚Alles, Rainer, Alles!' sagte er mit aufleuchtendem Blicke voll Nachdruck — ‚Alles — nur kein Schurke sein!'

Rainer zuckte zusammen, als hätte ihn plötzlich eine Flamme versengt, und stand mit unwillkürlicher Bewegung auf. Seine Hand schloß sich fest um die Lehne des Sessels; er sah mich über die Schulter meines Mannes hinweg einen Augenblick an. Es war ein Blick voll unaussprechlicher Qual. Dann wandte er sich ab, fuhr sich flüchtig mit der Hand über die Stirn und nahm den eben verlassenen Sitz wieder ein. Seine Stimme klang gelassen, wie immer, als er Deinem Vater auf die Details antwortete, welche derselbe von der erhaltenen Mittheilung gab.

Delbring sah zufällig nach mir hinüber. ‚Friert Dich, Therese?' sagte er; ‚Du bist ganz blaß.'

‚Es wird kühl; ich will hineingehen — gute Nacht!' sagte ich stammelnd, und ging in das Haus. Welche Nacht! — Als sie aber hinter mir lag, fühlte ich mich getrostet. Der Entschluß, Deinem Vater offen zu sagen, wie mir zu Muthe war, mußte uns Allen helfen — freilich um den Preis seiner eigenen, heiligen Ruhe. Dies blieb uns erspart. Als er aus dem Bureau zum Mittagstische kam, sah ich auf den ersten Blick, daß ihn etwas verstimmte, doch pflegten wir in Gegenwart der Kinder, der ab- und zugehenden Dienstleute niemals Persönliches zu berühren. Sobald wir allein waren, kam es zum Vorscheine.

‚Freilich bin ich verstimmt,' sagte er auf meine erste Hindeutung, ‚und habe wohl Ursache dazu. Rainer will fort. Was sagst Du dazu? Und es ist keine Rede davon, ihn halten zu können. Schon lange war ihm anzumerken, daß ihm etwas im Kopfe spukt — er ist ja seit Monaten ein völliger Eremit geworden. So oft ich fragte, hieß es: ‚Familienangelegenheiten' — nun, ich dränge mich nicht in die meiner Freunde. Jetzt ist es aber heraus. Seine verwittwete Schwester scheint mit ihren Haus- und Kinderſorgen nicht zurechtkommen zu können; irgend ein Proceß ist dort im Gange, kurz, sie meint ihn durchaus in ihrer Nähe zu brauchen, und er will sich brauchen lassen. Als ob ich ihn nicht auch brauchte! Der wird mir nie ersetzt — uns Allen nicht; seines Gleichen wächst nicht viel.'

Nun durfte ich schweigen. — Wir begegneten uns in den nächsten Tagen nur vorübergehend; Rainer arbeitete unablässig, um seinen Nachfolger, der bereits verschrieben war und den er abzuwarten versprochen, keinerlei Rückstände zu hinterlassen. Bald traf der Andere ein — —'

Beide Hände im Schooße gefaltet, versank Frau Therese in Schweigen.

‚Und dann — kam das Scheiden?' fragte Linda halb flüsternd.

Die Mutter lächelte eigenthümlich. ‚Ehe Rainer abreiste, frühstückte er auf Deines Vaters Wunsch mit uns in dessen Zimmer. Wir konnten Alle nicht recht zu Worte kommen. Da sprangt Du herein, Linda, schautest uns der Reihe nach an und sagtest zu mir: ‚Ei, warum seid Ihr denn so traurig, daß der Onkel Rainer fortgeht? Es ist ja schon ein neuer im Bureau.'

Dein Vater lachte; Rainer nickte mit leisem, bitterem Lächeln vor sich hin, sah nach seiner Uhr und stand auf. ‚Ist es wirklich schon Zeit für die Post?' fragte Delbring. ‚Ich begleite Sie — erlauben Sie mir nur noch ein Wort an den Schreiber.'

Rainer stand mir gegenüber, schon den Hut in der Hand. Er sah durchscheinend blaß, aber ganz ruhig aus. ‚Haben Sie Dank für alle Freundlichkeit, gnädige Frau!' sagte er halblaut, ‚und — vergessen Sie, was ich gesagt habe!' Ich war außer Stande, zu antworten. Unsere Hände lagen einen Augenblick in einander; unsere Augen sagten sich Lebewohl, über die Lippen kam das Wort nicht. Dein Vater meldete sich bereit, und beide Männer gingen von dannen.

Kurze Zeit darauf dröhnte der schwere Postwagen an unserm Hause vorüber. Als mein Mann heimkam, trat er für einen Moment bei mir ein. ‚Ich soll Dir noch Grüße bestellen, Therese. Warum hast Du Dich aber von unserm Rainer so kalt verabschiedet? Du hättest ihm wohl zum Abschiede einen Kuß spendiren können!'

Sein treuherziges Auge blickte mich voll Freundlichkeit an; da fiel ich ihm um den Hals und mußte weinen.“ —

„Und Rainer?“ fragte Linda nach einer Pause; „was ist aus ihm geworden?“

„Er schrieb ein paar Mal an Papa, dann schlief der Briefwechsel ein, wie alle Privatcorrespondenzen meines Mannes, die ich ihm nicht im Laufe der Zeit abnahm. Doch erfuhren wir später Manches über unsern Freund — oft und öfter; nicht durch ihn selbst, wohl aber durch die Stimme der Oeffentlichkeit. Ich nannte Dir nur seinen Vornamen; der andere Name, den er trägt, gehört zu jenen, die unser Vaterland heute mit Stolz zu den seinen zählt. — Sein Leben hat sich reich erfüllt.“

Mutter und Tochter verstummten. Kaum ein Athemzug regte sich in dem schwacherhellten, lautlosen Zimmer. Da schlug es vom Thurme elf Uhr.

„Komm nun zur Ruhe, mein Kind!“ sagte Frau Therese, indem sie sich gelassen erhob und liebkosend über Linda's Haare strich.

Das junge Mädchen glitt auf die Kniee nieder und drückte ihr Gesicht in der Mutter Gewand. „Ich habe Dich verstanden,“ sagte sie mit schüchternster Innigkeit. „Du gabst mir viel — habe Dank! — Es war wohl anders, aber auch Dir war es die eine, einzige Liebe.“ Sie preßte ihre Lippen auf Frau Thereſens Hand. „Ich kenne Dich, Mama; ich sehe Dich Tag um Tag, Jahr um Jahr für Andere leben, um Andere sorgen; Freud' und Leid der Deinen ist allezeit Deine Freude und Dein Leid; Du tröstest die Armen und hilfst ihnen. Du hast meinen Vater allezeit glücklich gemacht, und wir sind ganz Deine Kinder — Deine Liebe hast aber auch Du nicht besitzen dürfen. Verzeih'

Digitized by Google

mein vermessenes Wort von vorhin — Du kannst mehr noch begreifen, als mein bitteres Weh. Aufgeben müssen, ist vielleicht noch härter, als verlieren. Ich will dem Leben sein Recht geben, wie Du es gethan hast. Gott helfe mir! Amen!"

„Amen!" sagte die Mutter aus tiefster Seele und schloß die zarte Gestalt fest in ihre Arme. „Gehörst Du von nun an uns und der Menschheit wieder, dann wirst Du auch erfahren, daß aus Dornen oft die Rose keimt." **A. Godin.**

Blätter und Blüthen.

Was man im Gebirge erlebt. (Mit Abbildungen Seite 576 und 577.) „Durchgemacht und durchgetacht ist die Berglustbarkeit, liebe Freunde. Nun laßt sie uns zu Papier bringen!" Diese schöne Rede hielt ein Mann von der Feder an zwei Männer vom Stifte in einem Tiroler Gebirgswirthshause im kühlen Grunde, zu welchem sie aus den höheren Regionen der Sennhütten herunter gekommen waren. Die Namen dieser durch treffliche Leistungen bekannten Künstler sind den Freunden der Gartenlaube längst nicht mehr fremd: L. Braun schreibt sich der Eine und H. Heubner der Andere, und Jeder von Beiden wiegte eine absonderliche Idee im filzbedeckten Haupte, während der Eine die Skizzenmappe auf's Knie, der Andere auf den Tisch legte, Jeder nach seiner Art,

„denn die Gewohnheit nennt er seine Amme."

Braun war von seiner Aufgabe entzückt: das verräth sein Bild der Sennhütte. Sie war wie tausend andere und enthielt das tausend Mal gesehene Personal. Aber mit frischer Naturwahrheit, ganz abweichend von den üblichen Mimitivorstellungen, welche der Plattländer an die Sennhütten zu knüpfen pflegt, hat Braun auf seinem Bilde das kecke, fröhliche Gebirgsleben wiedergegeben. Seine Gestalten, sowohl der Sennerinnen mit den Wildheuerhosen, wie der Sennbuben, tragen das frische Roth der Wirklichkeit auf den Wangen.

Während wir uns noch an dem Bilde Braun's erfreuten, vernahmen wir ein herannahendes Durcheinander von Stimmen, und zur Thür herein grüßten mehrere Reisedämchen und Reiseherren. Ich freute mich der lustigen Schaar; es waren keine verzwickten Modekinder, sondern frische und sogar namhafte Bühnengenossen, darunter eine unserer beliebtesten Tragödinnen, so daß es mir wirklich leid thut, zum Ausputze dieser Zeilen nicht einige Namen nennen zu dürfen. Ich hab's versprochen, sie nicht mit diesem Scherze in die Oeffentlichkeit zu bringen, denn der Himmel begnadete uns mit einem gar absonderlichen gemeinsamen Geschicke.

Wir hatten uns der Gesellschaft natürlich zum Hinabsteigen in's Thal angeschlossen; das Wetter, das den Tag über uns leidlich günstig gewesen, hatte endlich die Geduld verloren und brach, als wir nur noch die letzte Viertelstunde Wegs bis zu unserer Herberge vor uns hatten, mit solchem Wasch- und Badeeifer über uns her, daß wir so pudelnaß, wie nur menschenmöglich, aber trotzalledem mit vollem Lachen — denn der Humor war selbst bei den Damen nicht mit den Kleidern verdorben worden — in's Wirthshaus hineintrieften.

O, diese quatschende und patschende Gesellschaft! Die angeklebten Schleiere und die Spritzbrünnchen der Stiefeletten bei jedem Auftreten! Das ganze Haus lief zusammen — aber die Hausfrau war weise und der Wirth klug und bei Beiden guter Rath nicht theuer. Männlein und Fräulein wurden in zwei Gemächer getrennt und beiden Theilen alle nur vorräthigen Kleidungsstücke des Haushalts zugetheilt. Die nasse Waare aber, alles Gewand vom Kopfe bis zu den Füßen, ward zu den beiden Thüren hinausgereicht, um zu einer gemeinsamen Draperie des großen Kachelofens in der Wirthsstube vereinigt zu werden.

Nach vorgenommener Umkleidung bildeten wir Mannsleute eine recht stattliche Gesellschaft von Bauern und Burschen, nahmen auch keinen Anstand, in unserm Costüme in die Gaststube zu wandern und einen Tisch mit unseren lebenden Bildern zu schmücken. Da — mitten in dieser gemüthlichen Unterhaltung, öffnet sich die Thür zum Gemache der Frauen, und herein tritt mit ehrfurchtgebietender Gravität, mit den Kleidern der Wirthsleute halb männlich, halb weiblich costümirt, die Hände feierlich erhoben, eine abenteuerliche Gestalt.

„Dich begrüß' ich in Ehrfurcht,
Prangende Halle,
Säulengetragenes, herrliches Dach,"

tönte es aus ihrem redegewaltigen Munde, und betroffen und fast erschrocken starrte Alles auf die groteske Erscheinung. Als aber aus allen Ecken und Winkeln des engen Zimmers das Ach und O freudigen Erstaunens erscholl, winkte sie still mit der Hand und fuhr in gehobenem Tone fort:

„Schwer liegt der Himmel von Madrid auf mir,
Wie das Bewußtsein eines Mords. Nur schnelle
Veränderung des Himmels kann mich heilen —"

und mit unnachahmlicher Grazie wies sie zum Fenster hin, wo noch immer der Regen prasselnd aufschlug. Im Zimmer war es still, als ob ein Engel durch dasselbe schreite. Da plötzlich erscholl von der Tafelrunde der tiefe Baß des Heldenspielers:

„Beim wunderbaren Gott, das Weib ist schön!
Welch' edler Anstand, welch' ein holdes Wesen,
Wie einfach jeder Zug und doch wie auserlesen!
Unschuld und Grazie gehen ihr zur Seite,
Und keine Tugend fehlt in dem Geleite."

Die Hand auf die Joppe des Wirths legend, da, wo der Sage nach, das Herz pochen soll, verneigte sich die Schöne mit verschämten Blicken:

„O, stille, Prinz! von diesen kindischen
Geschichten, die noch jetzt mich schamroth machen!"

Es war ein herrlicher Anblick: unsere Tragödin — denn keine andere war es — in den Unterkleidern der Frau Wirthin und der kurzen Joppe des Vater Wirthes! Sie, die sonst nur gewohnt war, das griechische Gewand der Iphigenie in classischen Falten über die Schulter zu werfen, den Harnisch und den Helm der Johanna von Orleans im Lampenlichte leuchten zu lassen oder die stolze Schleppe der jungfräulichen Königin von England gravitätisch über die weltbedeutenden Bretter zu wälzen — sie, die sonst so schlanke Gestalt im groben Gewande der Frau Wirthin, das noch dazu zum erforderlichen Umfange künstlich ausgefüllt war!

Die komische Wirkung, welche diese Figur hervorrief, prägte sich auf allen Gesichtern aus, und allgemeine Heiterkeit ergriff die Gesellschaft — eine Scene, die wiederzugeben kein Stift ausreichen dürfte. Der Künstler hat deshalb auch nur zwei Momente der prächtigen Situation herausgegriffen, die Tragödin und das Stillleben am Ofen.

Zwei Institute der Selbsthülfe. Bei den immer wachsenden Ansprüchen, welche das Leben an den Einzelnen stellt, tritt die Nothwendigkeit der Selbsthülfe immer mahnender und dringender an die Vertreter namentlich derjenigen Berufsclassen hinan, welche ihre Existenz der drohenden Invalidität späterer Lebensjahre gegenüber nicht genügend durch ein sicheres und dauerndes Einkommen gewährleistet sehen. Die Thatsache, daß die Zahl der Genossenschaften und Vereinigungen zur Abwehr von Noth und Elend täglich mehr und mehr innerhalb der verschiedenen Berufszweige wächst, muß daher freudig begrüßt werden. Zu den jüngst in Aussicht genommenen derartigen Instituten der Selbsthülfe gehören unter Anderen der Pensionsverband für Kaufleute und Buchhändler zunächst im Königreiche Sachsen, welcher von Chemnitz aus durch eine Reihe hochangesehener Männer angeregt worden, und die Genossenschaft deutscher Techniker, zu deren Bildung sich in Bromberg ein Ausschuß zusammengethan hat. Wir halten es für unsere Pflicht, auf diese beiden Humanitätsunternehmungen im Interesse der Sache selbst aufmerksam zu machen und sie der allgemeinen Beachtung auf das Wärmste zu empfehlen. In Betreff der erstgenannten Vereinigung wolle man sich wegen näherer Auskunft an das Comité zur Errichtung einer Pensionscasse für Kaufleute und Buchhändler in Chemnitz, bezüglich der letzterwähnten an den Herrn Techniker A. Gregorius in Bromberg (Bahnhof) wenden!

Der Schiffbruch des „Schiller" ist in der „Gartenlaube" von einem einfachen Bürger aus Sachsen als eigenes Erlebniß erzählt; in einem Nachworte dazu sagten wir wohlbegründeten Berichtigungen den nöthigen Raum zu. Als solche Berichtigungen können wir jedoch nicht die Behauptungen anerkennen, welche der erste Officier des untergegangenen Schiffes in einem Hamburger Blatte gegen Herrn Schellenberg aufstellt. Mit bloßem Negiren ist noch nichts bewiesen. Und da ein anderer, ebenso eifriger Vertheidiger der Hamburger Rhederei, dessen Schreiben in unserer Redaction Jedermann vorgelegt werden kann, trotz alledem ausdrücklich bemerkt: „Die Erzählung Ihres Herrn Berichterstatters verdient die vollste Anerkennung; er beschreibt einfach, was er erlebt und wie er es aufgefaßt hat", so können auch wir hiermit nur erklären, daß das Wort dieses Mannes, der nach sechs Seereisen kein Neuling mehr auf einem Schiffe ist, uns ebenso viel gilt, wie das eines Officiers, in dessen Berichte der bedenkliche Punkt der Versäumniß des rechtzeitigen Lothens so vorsichtig umgangen wird, daß die eigentliche Absicht seiner „Berichtigungen" wohl nicht verkannt werden kann. Wir hatten keine Veranlassung, nicht zu glauben, daß Herrn Schellenberg in seiner unabhängigen Stellung keine andere Absicht bei seiner Berichterstattung leiten konnte, als die, über Schiff, Führung und Untergang desselben als einer der wenigen geretteten Passagiere nach seiner Ueberzeugung die Wahrheit zu sagen. Uebrigens werden wir Herrn Schellenberg die betreffende Zeitung zusenden und seine Erwiderung, wenn nöthig, später mittheilen.

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin. Vom Rechtsanwalt Winterfeldt in Berlin geht uns die Mittheilung zu, daß die Angabe in dem Artikel „Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin" (Nr. 23), er sei Mitgründer des Lichterfelder Bauvereins, nicht auf Wahrheit beruhe, wovon sich Jeder durch Einsicht der Beilagen zum Handelsregister überzeugen könnte.

Der Verfasser, Otto Glagau, bemerkt zu diesen Reclamationen: „Das Handelsregister mit seinen Beilagen ist, wie jeder Staatsanwalt bezeugen kann, eine sehr unschuldige Sache. Es giebt über die eigentlichen Vorgänge bei einer Gründung so gut wie gar keinen Aufschluß und nennt nicht entfernt alle Diejenigen, welche betheiligt sind. Gewöhnlich werden nur einige wenige Personen vorgeschoben, und diese führen nur eine ihnen aufgetragene Rolle aus, während die Hauptgründer und der Rest ihrer Gehülfen hinter den Coulissen bleiben. Hätte der Verfasser nicht noch andere Quellen, er würde nicht gut diese Artikel schreiben können. Er hat übrigens stets gefunden, daß von 100 Fällen in 99 die ersten Zeichner, Aufsichtsräthe und Directoren einer Gesellschaft auch stets zu den Gründern derselben gehören, und er war in dem guten Glauben, daß dies auch hier zutreffe."

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 35. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wochentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. Zu Heften à 50 Pfennige.

Hund und Katz'.

Eine Geschichte aus dem bairischen Oberlande.

Von Herman Schmid.

(Fortsetzung.)

Mit großer Anstrengung war es Sylvest allmählich gelungen, außer der Hütte, die keinen Schutz mehr bot, einen festen Standpunkt zu gewinnen, der es ihm möglich machte, den Zustand des Fahrzeuges näher zu beobachten; trotz seines Muthes gewahrte er mit Schaudern, daß es eigentlich durch nichts mehr zusammengehalten wurde, als durch die Wucht der eigenen Schwere, jeder versuchte Windstoß, jeder dadurch getriebene Wellenanprall konnte es völlig auseinander treiben und das schauerliche Werk unter seinen Füßen öffnen.

Aber diese Befürchtung, diese Steigerung seinen auszuleben zu wollen.

„Was ist denn das?“ rief Sylvest und richtete sich hoch auf, wie um zu horchen. „Das ist ja gar, als wenn der Wind umspringen wollt'. Es ist wahrhaftig so; die Scheer' fangt auf einmal schneller zu treiben an. Wir müssen in die Ammergüsse hineingekommen sein. Wenn es uns vielleicht dem Gestad' zutreiben thät! Heiliger Gott! Wenn wir vielleicht doch noch hinaus kommen sollten!“

Behutsam ließ er das noch immer halb bewußtlose Mädchen am Thürgerüste nieder und schwang sich mit der Schnellkraft erneuter Lebenshoffnung auf das schwankende Hüttendach, um einen weiteren Ausblick zu gewinnen, sofern dies bei der herrschenden Dunkelheit möglich war.

Ein Freudenschrei entrang sich unwillkürlich seiner Brust, als er die Warte erreicht hatte; dort in grauem Dunkel, wohl noch weit entfernt, aber seinem scharfen und geübten Auge vollkommen erkennbar, ragten schwarze Gestalten in lang gedehnter Reihe empor; es waren Bäume, und die Reihe, die sie bildeten, war das Gestade, das sie besäumten. Sturm und Gestöber hatten nachgelassen. Der erst gegen Mitternacht erscheinende Mond erhellte unsichtbar das Gewölk, und in seinem matten Scheine trieb die lecke Scheere zwar langsam, aber entschieden den Bäumen zu.

Ein Stück Brett, von der Hütte losgerissen, diente Sylvest dazu, den Gang zu beschleunigen und wie mit einem Steuer zu leiten — noch einige bange Minuten — da verrieth ein starker Stoß, daß das seichte Wasser erreicht war und das Fahrzeug den Grund berührt hatte; es krachte und schütterte in allen Fugen, aber es hielt. Wenige Augenblicke noch, und Sylvest hatte, die Strandfuhrt durchwatend, seinen Schützling an's Ufer getragen.

Es war in der Nähe eines Dorfes. Ueber die schwarzen Baumgruppe stieg ein matter Kirchthurm finster empor; unter denselben verbandete das erhellte Fensterchen einer Hütte, daß dort ein wachend Menschenauge den vergan Tag noch nicht be schlossen oder den neuen begonnen habe.

Es währte geraume Zeit, bis Anni sich ganz zu sammeln vermochte und die volle unglaubliche Wirklichkeit der unerwarteten Rettung begriff. Dann hatte sie keinen Ausdruck für das Glück, das in ihre Seele einzog, als dieselben Thränen, welche die Wogen ihrer Verzweiflung gewesen. Sie fiel auf die Kniee nieder; sie faßte den sicheren festen Boden mit beiden Armen an, um sich zu vergewissern, daß nicht mehr das entsetzliche Fahrzeug unter ihr schwanke, daß nicht mehr ein dünnes schwankes Brett sie vom Abgrunde trenne. Dann hob sie die Arme zum Himmel empor und stammelte nur ein paar Mal ein halblautes „Dank, Dank!“ in denselben empor. Sie fand keine Worte für all die Gedanken und Gefühle, die mit Einem Male auf sie einstürmten. Es war dunkel und feierlich in ihr, wie eine Sommernacht, aber erhebende Vorsätze durchdunkelten, schöne Entschlüsse durchblitzten sie hell und klar wie die Gestirne derselben. Thränen erleichterten ihr endlich die Brust, als sie des Vaters gedachte, dem sie wiedergegeben war, und der unsäglichen Freude des Wiedersehens.

„Freust Dich, Mädel?“ fragte Sylvest, der indeß den Floß so gut wie möglich befestigt hatte und eben wieder zurückkam. „Hoff auch alle Ursach' dazu. Die Fahrt wacht uns so leicht Niemand nach; es ist schier ein Wunder, daß wir so davon gekommen sind. Du mußt gut sieh'n mit Deinem Schutzengel, Mädel, denn mit mir, glaub' ich, hätt' sich Keiner so viel Müh' gegeben.“

Anni's Brust war voll bis zum Zerspringen. Sie wollte überströmen von Dank, aber es war etwas in ihr, was den Strom hemmte, daß er nur innen wie gefangen auf- und niederwallte und nicht nach außen zu dringen vermochte. Verwundert und wie erwartend sah Sylvest sie einige Augenblicke an, dann deutete er nach dem erleuchteten Fenster und fuhr gelassen fort:

„Ich, mein', Du solltest dort in das Haus geh'n und eine warme Nachtherberg' suchen. Ich sorge, Du könntest sonst krank werden von den Schrecken, von der Nässe und Kälte; es sind ordentliche Leute, bei denen Du gewiß gut aufgehoben bist. Kannst ja sagen, daß Du Dich verirrt hast und in einen Graben

Digitized by Google

gefallen bist. Es braucht Niemand zu wissen, wo wir heute Nacht miteinander gewesen sind."

„Und Du, Du?" brachte Anni endlich mühsam hervor.

„Ich? Ho, wir schadet's ja leicht nicht — ich bin's gewöhnt," sagte er, „ich will noch nach dem Scheerhof umschau'n, damit es ihm nicht wieder losreißt, dann will ich auf den Schlüsselhof geh'n, will beim Bauern aus's Fenster klopfen und ihm sagen, wo er Dich finden und abholen kann morgen in der Früh'."

Er schritt während dieser Worte vor ihr her dem Hause zu; sie folgte schweigend.

Auf sein Klopfen erscholl bald Antwort; eine Stimme wurde laut und fragte, wer zu so ungewöhnter Zeit noch Einlaß begehre; er flüsterte ihr zu, selbst zu antworten, damit Niemand wisse, daß sie einen Begleiter gehabt und wen. Sie that es, halblaut und unsicher, und bald kam von innen der Bescheid, daß rasch geöffnet werden solle. Anni hatte ihren Namen genannt, und die Stimme konnte sich schon jetzt nicht genug verwundern, daß „ein solches Leut" zu solcher Zeit an die Hütte komme.

Sylvest und Anni standen vor der Thür nebeneinander. Jedem war es um's Herz, wie wenn noch etwas unter ihnen besprochen werden müsse, ehe sie, sie, wer weiß auf wie lange, auseinander gingen. Aber Keines vermochte den rechten Anfang zu finden, und als Sylvest endlich doch den Mund öffnen wollte, um ihr zu sagen, daß die Feindschaft, die sie beide im Angesichte des Todes aufgegeben, auch aufgegeben sein solle gegenüber dem neugewonnenen Leben — da knackte der Holzriegel an der Thür und schenkte ihn hinweg.

Er sprang seitwärts in's Dunkel und hatte nur noch eben Zeit, Anni ein lüchtiges „Behüt' Dich Gott!" zuzurufen.

„Behüt' Dich Gott!" sagte Anni leise. „Behüt' Dich Gott — und . . ."

Der Nachsatz blieb ungesprochen. Die Frau des Hauses erschien auf der Schwelle und ließ, nun sich zu vergewissern, daß keine Täuschung obwalte, den vollen Schein des hoch emporgehobenen Spahnlichtes auf Anni fallen, daß sie wie in einer verklärenden rothen Beleuchtung stand, welche alle Zeichen und Erinnerungen der ausgestandenen Schreckniße verschwinden machte. Mit angehaltenem Athem lauschte Sylvest in seinem Versteck, bis mit dem Verschwinden des Lichtes das schöne Bild verfloß, gleich einem vom Himmel zuckenden Sternschnß.

Eine Weile wartete er noch und lauschte den Stimmen, die er drinnen murmeln hörte. Da sich bald nichts mehr regte, mochte der Gast wohl gute Aufnahme gefunden haben. Da ging auch er langsamen Schrittes unter den dürren Bäumen dahin, dem Lau'e und der Richtung zu, wo die Straße sich hinziehen mußte. Als er zurückfah, blinkte noch Licht in dem Hause, aber nun kam es von einem anderen Orte her, offenbar aus dem Fenster der Kammer, welche Anni zur Nachtherberge angewiesen worden war.

Er stand und schaute und sann einen Augenblick — ihm war, als habe er etwas Wichtiges vergessen und müße noch einmal umkehren. Zufällig glitt ihm das Tuch, das ihm Anni umgebunden hatte, von der Stirn und fiehen ihm den Grund dazu recht buchstäblich in die Hand zu geben; er bedurfte des Verbandes nicht mehr. Das Blut hatte die Wunde verklebt und vertrat dessen Stelle. Schon erhob er den Fuß zur Umkehr, als er das am Tuche klebende Blut gewahrte. „So kann ich das Tüchel doch nicht zurückgeben," sagte er wie entschuldigend zu sich selbst, indem er es sorgsam in die Tasche schob, „ich muß es doch erst waschen lassen."

Eilend verschwand er in der Nacht; je weiter er aber kam, je langsamer wurde sein Schritt; die Gedanken und Erinnerungen der durchlebten Nacht hefteten sich daran, wie sich dem Waldwanderer eine Dornhecke anhakt und ihn zwingt, daß er still stehen und sich von ihr ablösen muß. Auch der Abend vom Erlinger Loostanze kam ihm in den Sinn und die Weise des Liedes, das dort erklungen war. Er konnte die Töne nicht aus dem Sinne bringen und summte sie halb unbewußt vor sich hin. Das bittere Gefühl, daß nach einem solchen Zusammentreffen das Auseinandergehen ein anderes hätte sein müssen, hatte die Oberhand behalten —

„Wo die Brennnessel wachsen,
Da für's Grasel kein Platz,
Und der Hund thut halt bellen
Und man schreit die Katz'."

4.

Matthäis — bricht's Eis.

Auf dem Schlüsselbauernhofe war es schön.

Es war so schön, wie damals, als der alte Hochzeitlader geritten kam, nur war es eine Schönheit anderer Art; damals war der Sommer in letzter Pracht zur Neige gegangen, jetzt wollt das Frühlings erste Herrlichkeit aller Enden hervor. Die ältesten Leute besannen sich kaum, jemals einen so baldigen obendrein. Obwohl erst der Hornung zu Ende ging, war auf den Hängen und Breiten überall der Schnee bereits gewichen und hatte nur noch in Hohlwegen oder an schattigen Waldrändern einzelne verlorene Posten zurückgelassen. Ueber Bäumen und Sträuchern lag jener zarte Schimmer von Grün, der überall das Hervorbrechen und theilweise Aufgehen der Blattknospen verkündet; an den Weidenzweigen krochen die wollenen Kätzchen hinan, und hier und da, an besonders sonnigem Bühel lugten schon einzelne Märschblüthen vorwitzig in die gleich ihnen aufknospende Frühlingslandschaft. Der Anwesende spiegelte einen lichten, aber lichtblauen Himmel ab, durch welchen oben zarte weiße Dunstwölkchen schwammen, während unten die Möven und Geier mit blitzenden Schwingen dahin schossen, als wollten sie ersehen, was jenen an Schnelligkeit abging. Das Gebirge freilich trug noch die Eiskronen um den Scheitel, aber darüber weh sich ein kaum durchsichtiger Schleier, jener weiche wonnige Duft, der das Geheimniß eines neuen Werdens verkündet, indem er es verhüllt.

Um den Hof, der trotz des hohen Standortes eine wohlgeschützte warm. Sonnenlage hatte, war es besonders freundlich; die Linden an der Rückseite hatten schon dicke Knospen und die Schlehenhecke, welche sich darunter als Umzäunung hinzog, begann ihre Zweige mit den weißen Silbersitzten ihrer Blüthenangen zu beschlagen; der Schafstall aber, der eben ans dem Hause auf die Grab kam, hatte um seinen alten verblichenen Hut einen Kranz goldiger Schlüsselblumen von der Weide heimgebracht.

Der Bub trug einen Teller mit Brod und Gbsern und eine Flasche Kranewitter, denn auf der Grab saß der Schlüsselbauer wieder bei einem Gaste und vor derselben stand wieder das Bägelchen bereit, wie damals zur Fohrt nach dem Dienfener Markte; der Gast aber war Niemand anders, als der kundige Bader, der von dem besorgten Vater um die Gesundheit und den Gemüthszustand seiner Tochter beigagt worden war und längst den unfehlbaren Heiltrank aus den Frühjahrskräutern gebracht hatte, die noch niemals so frühzeitig, aber eben deshalb auch niemals so kräftig zu haben waren, wie diesmal. Jetzt im Aschwärts hatte er alle Hände voll zu thun, denn die Landleute halten darauf, daß ein Aderlaß zu dieser Zeit die größte Wohlthat sei, die man sich selber anthun könne; auf einer seiner Wanderungen mit Schweppen, Blutschüssel und rother Binde hatte der Bader auch wieder beim Schlüsselbauer vorgesprochen, um sich nach dem Erfolge seiner Arznei zu erkundigen.

„Wir müssen das Beste hoffen," sagte der Bauer, indem er die Gläser füllte, „bis jetzt hat sich noch nicht viel spüren lassen von einer Besserung; ich bin schon zufrieden, weil es nur nicht ärger geworden ist. Sie ist noch die alte Sinnierin wie zuvor und noch stiller, wenn's möglich ist, aber im Ganzen kommt sie mir doch ein wenig frischer vor, und wie neulich das Ladschneiden gekommen ist, daß es nun doch noch etwas wird mit der Heirath von dem Zacharisel, dem ewigen Hochzeiter, mit der Grubenmüllertochter, da ist es mir schier vorgekommen, als wenn sie lachen wollte."

„Wird schon noch kommen, das Lachen," entgegnete der Bader wichtig und versteckte das Kinn in dem hohen Halstuche, das er trug, „meine Mixtur ist gerade besonders auf das Lachen berechnet. Wird schon noch kommen; das Lachen sitzt eben im Zwerchfelle, und so lange die Galle die Oberherrschaft hat, kann das Zwerchfell nicht erschüttert worden — ergo! Aber wo ist denn die Patientin? Ich möchte sie wohl sehen, ihr den Puls fühlen und auch linguam, zu deutsch: die Zunge betrachten."

„Ich glaub' nit, daß sie sich vor Euch sehen läßt," sagte der Bauer kopfschüttelnd, „sie will von Euch und Eurer Medicin nichts wissen, und ich hab' ihr zureden müssen mit Teufelsgewalt, daß sie sie nur eingenommen hat. Wie sie Euch vorhin hat kommen sehen, ist sie in ihre Kammer hinauf und hat ge-

Digitized by Google

sagt, sie müßt' sich anziehen und will heut' recht lang dazu brauchen; ich soll Euch nur sagen, daß sie unter anderthalb Stunden nicht herunter kommt."

„So lange kann ich freilich nicht warten," rief der Bader ärgerlich, „sie ist menschenscheu. Hm, ein auffallendes, ein bedenkliches Symptoma! Wird wohl nöthig sein, daß ich eine anderthalb Mal wiederkomme und den visum rupertum einnehme."

„Jetzt seid Ihr auf den rechten Tupfer gekommen," entgegnete rasch der Bauer. „Leutschen ist sie und darum bin ich ihr auch nicht entgegen gewesen. Es hat mich ohnehin genug gewundert, daß sie mit auf die Hochzeit fahren will. Wenn ich ihr jetzt zureden wollt', daß sie zu Euch herunterkommen sollt', ich glaub' sie wär' im Stande und thät' noch im letzten Augenblicke umfallen, sperrt' sich in ihre Kammer ein und blieb daheim."

„Da will ich ja nicht aufhalten und mich auch wieder auf den Weg machen," sagte der Bader und schickte sich an, sein Gläschen auszuschlürfen. „Gute Unterhaltung brauch' ich Euch nicht erst zu wünschen, denn bei der merkwürdigen Hochzeit ist schon dafür gesorgt, daß es an Unterhaltung nicht fehlt."

„Wir ist immer noch, als wenn's nicht wahr wär'," rief der Bauer, indem er sich anschickte, seinem Gaste das Geleit zu geben, „es ist schon gar zu oft wieder zurückgegangen — ich glaub's mit, bis ich die Zwei mit einander vor'm Altare stehen seh'."

„Nein, diesmal wird's doch schon richtig werden," meinte der Bader, „diesmal haben sie's ganz fest gemacht. Erst hat's freilich geheißen, sie sind ganz auseinander, weil die Braut ohne den Bräutigam in die Stadt hinein gereist ist und einen Faschingstanz mitgemacht hat und weil der Bräutigam mit demselbigen Geometer eijert, der im vorigen Jahre auf Vermessung da gewesen ist. Ihr kennt ihn vielleicht auch; er ist immer ganz schwefelgelb angezogen, wie ein Kanarienvogel. Da haben sie es ihm ausgedeutscht, daß ja der Bater auch mit auf dem Faschingstanz gewesen ist, und weil der Zacharieser seine Heimath schon verkauft hat und in das Mad'l verschossen ist, wie ein Narr, haben sie sich wieder zusammen gebandelt. Und damit das Bandel ganz gewiß nicht reißen kann, haben sie ausgemacht, daß heute die Hochzeit sein muß, und wenn sie nicht sein sollt', so muß derjenige, der daran schuld ist, dem Andern zweitausend Gulden Reugeld zahlen — ergo!"

„Das ist freilich ein anderes Kraut," rief der Schlossjelbauer, „das Bandel wird wohl halten, bild' ich mir ein. Ich will froh sein für den Grubenmüller, wenn er seine Tochter glücklich unter die Haube gebracht hat; ich sag's, wenn man so ein Dirnl im Haus' hat, da kann Ein' sein Leben freuen."

Die einmal angeschlagene Saite wollte nachklingen und ein paar benachbarte mitschwingen machen, da stand der Bauer plötzlich, wie von einem Zauberstabe berührt, mit offenem Munde still; auch der Bader hielt auf den Stufen des Austritts im Torschreiten inne. Starr blickten Beide nach einem Fenster im oberen Stocke empor, das zwar geöffnet, aber durch Töpfe mit grüner Hauswurz und überwinterstem Rosmarin verdeckt war.

Eine singende Mädchenstimme klang glockenhell in den Frühlingsmorgen hinein; was sie sang, war nicht verständlich, aber es war eine muntere Weise, die nur zu unmuteren Worten und Empfindungen stimmen konnte.

„Ja, wie geschieht mir denn eigentlich?" sagte der Bauer unsicher, „das ist ja die Stimm' von der Kuni — ich glaub' gar, meinem Dirnl ist der Gesang wieder 'kommen . . . Bader, wenn das wär', wenn da Dein Tränkl d'ran schuld wär' — im Feuer laß' ich Dich vergolden."

„Was sollte es sonst sein," entgegnete der Bader stolz und ließ das Kinn abermals in die Halsbinde untertauchen. „Ich hab' es ja gesagt: das Lachen wird noch kommen — ich kenne meinen extractus herbaricus, der ist unwiderstehlich . . . ergo —!"

Droben klang die singende Stimme fort; es war wirklich Kuni, welche so frisch sang, als habe sie selber Freude daran, daß der so lange gefangene Ton noch in alter Fülle vorhanden sei. Nicht die Beiden allein horchten darnach; auch der Schafbub' sah in die Höhe und suchte, woher das Klingen komme; aus dem Kuhstalle aber guckte der Kopf einer Magd, die mit der Milchgelte in der Hand vom Melkstuhle aufgesprungen war.

„Sie ist es wirklich," jubelte der Bauer, griff in die schon zum Hochzeitsbesuche gefüllte Tasche und drückte dem Bader in die Hand, was ihm eben selbst in die seinige kam. „Bader, Du bist ein Tausendsakra — da trink' Dir einen Rausch und komm' auch auf die Hochzeit! Der Schlüsselbauer zahlt Alles."

Er rannte in's Haus und der Treppe zu, um sich auch durch den Anblick der Sängerin zu überzeugen, welch' günstige Veränderung mit ihr vorgegangen sei. Der Bader trat seine Wanderung an, indem er die empfangenen Geldstücke prüfend in die Tasche gleiten ließ. „Drei Kronenthaler," murmelte er vergnügt, „das ist nobel, aber mein extractus herbaricus ist es auch. Ergo!"

Dem Bauer wurde der Weg erspart, denn als er die Treppe erreichte, kam ihm Kuni schon auf den letzten Stufen entgegen, vollständig und in den höchsten Staat gekleidet, im reich mit Silberketten und Silbermünzen verschnürten Mieder, buntem Halstuch und zierlicher Spitzenschürze, auf dem Kopfe aber, statt des Pelzmützchens, einen Zweig von Rosmarin, gleich einem Kranze durch die lichtbraunen Flechten gezogen. Offenbar hatte sie ungewöhnliche Sorgfalt auf den Anzug verwendet: sie wollte schön sein, und sie war es auch, daß der Vater aus der ersten Verwunderung in eine zweite fiel und darüber die Hände zusammenschlug.

„Ja, Dirnl," rief er. „Was ist denn mit Dir? Was hast denn im Sinne? Du bist ja aufgeputzt, als wenn Du selber die Hochzeiterin wärst."

„Ich wüßt' nit, daß ich anders wär' als sonst," entgegnete sie zurückhaltend, aber nicht unfreundlich, „wenn ich einmal eine Kranzeljungfer sein soll, so muß ich mich doch anlegen darnach."

„Gewiß, gewiß," sagte er hastig, „ich möcht' auch nit, daß Du es anders machen thätst. Aber das alte schwarze Betbuch, das Du in der Hand hast, schickt sich zu dem Gewand', wie die Faust auf's Aug'. Warum nimmst nit das schöne himmelblaue, silberbeschlagene, das ich Dir gekauft hab'?"

„Nein, nein," erwiderte Kuni und drückte das anscheinbare Buch an das prunkende Mieder, „das alte Buch ist von der Bas'l — das ist mir lieber als aller Geschmad."

„Da freut mich mein Leben," sagte er. „Wenn man's nur weiß, daß man sich darnach richten kann. Aber wie ist es denn? Bist Du's wirklich gewesen, die gesungen hat, oder hat mir getraümt? Ich hab' schon den Ofen einschlagen wollen, hab' mich aber gerad' noch besonnen, weil man nie weiß, wie man mit Dir d'ran ist."

„Warum fragst, Vater? Darum soll' ich nit gesungen haben?" fragte sie entgegen, und ein schelmisches Lächeln spielte um ihre Lippen und zeigte die Zähne dahinter.

„Ich glaub', Du willst Deinen leiblichen Vater zum Narren haben," rief der Alte. „Warum Du nit gesungen haben sollst? Weil das etwas ganz Neues ist bei Dir und Du schon so lange nimmer gesungen hast, daß ich's schier nimmer denk' . . ."

„Hab' ich nimmer gesungen, Vater?" fuhr Kuni in derselben Weise fort. „Schau', das weiß ich gar nicht, aber wenn Du es sagst, wird's wohl so sein — dann wird mir halt mit singerisch um's Herz gewesen sein."

„Du bist wie ein Wetterfahn'l," entgegnete der Vater. „Aber meinetwegen! Ich bin schon zufrieden, weil Du nur wieder singst und nit mehr den Kopf hängen laßt, wie ein krank's Hähn'l. Mehr verlang' ich nit zu wissen um meine drei Kronthaler — der Bader hat seine Sach' doch gut gemacht."

„Der Bader, sagst? Dem hast Du drei Kronthaler gegeben? Ja, für was denn?"

„Für was denn — wie Du nur so in den Tag hinein reden kannst! Für was denn sonst als für die Medicin, für das Kräuterkraut'l, das er Dir verschrieben hat."

Das Lachen zuckte stärker um des Mädchens Mund. „Vater," sagte sie und legte ihm die Hand auf die Schulter, „geh' dem Bader wieder nach und laß Dir Deine drei Kronthaler wiedergeben! — Verschrieben hat er mir das Tränk'l wohl, aber — eingenommen hab' ich's nit."

„Was? Nit eingenommen?" rief der Alte verblüfft. „Hast Du mir nit versprochen . . ."

„Aber Vater, Du wirst doch nit im Ernste glauben, daß ich solches Zeug einnehm'? Ich hab's zum Fenster hinaus geschüttt't. Hast nit gesehen, daß die Brennnesseln, die unten waren, alle abgestanden sind von dem Gifte?"

Digitized by Google

„Das muß ich schon sagen, da freut mich mein Leben," rief der Bauer und wollte ärgerlich werden, weil er sich so übertölpelt sah, weil ihn die Thaler murmten und weil Kuni über seinen Aerger in lautes herzliches Lachen ausbrach. Er fand sich aber nicht recht in den Umwillen hinein, denn die Freude über Kuni's Lachen war zu groß, als daß nicht alle unangenehmen Regungen vor dem lange entbehrten heitern Lachtone verstummt wären. „Da möcht' man schon gleich in den Hut sieh'n mit dem Mädel, aber sie lacht, und sie singt wieder; sie lacht wahrhaftig, und das ist die Hauptsach' — wenn es auch ausgelacht ist und über mich selber hergeht. Am End' hat Dir gar nichts gefehlt, Du bist nit einmal krank gewesen, und es ist Alles nichts gewesen, als daß Du Deine Mucken und Spergamenter mit uns getrieben hast."

„Nein, Vater," sagte Kuni plötzlich ernst, faßte ihn bei der Hand und sah ihm so voll und herzlich in's Gesicht, daß der Alte nahe daran war, feuchte Augen zu bekommen. „Ich bin wohl krank gewesen, recht krank — ich hab' einen Stein in mir gehabt, der ist mir schwer auf dem Herzen gelegen und hat mir's fast abgedrückt — die Bas'l hat mir davon geholfen."

„Die Bas'l? Die feindselige Dingin? Die keinem Menschen was Gut's gegönnt hat? Die Dir gar Nichts und Alles fremden Leuten vermacht hat?" rief der Bauer. „Das müßt' sonderbar zugangen sein."

„Die Bas'l ist nit so gewesen, wie die Leut' gemeint haben. Mußt ihr nichts Ungut's nachreden, Vater, wenn's Dich freut, daß ich wieder anfangen kann zu lachen und zu singen," sagte Kuni, von der Erinnerung an das Sterbebett der Base gerührt. „Es hat so kommen müssen. Auf dem Wege von ihr her — Du weißt wohl, in der bösen Nacht, wo ich mich so vergangen hab' — da ist mir der schwere Stein vom Herzen gefallen."

„Aber wie denn? Warum rückst Du nit heraus mit der Sprach'?" fragte der Alte entgegen. „Warum denn lauter solche Heimlichkeiten? Ich weiß alleweil' noch nicht recht, was Dir eigentlich geschehen ist in der Nacht, und wie Du in das Gestad'häusel gekommen bist, wo ich Dich geholt hab'."

„Das wirst Alles schon einmal erfahren, Vater," sagte Kuni mit gewinnendem Tone, „nachher wirst Alles versteh'n."

„Thät schon noth, denn jetzt versteh' ich von der ganzen Sach' so viel, wie gar nichts," rief er dazwischen. „War eine Nacht, daß man keinen Hund hinaus jagen sollt'. Gestürmt hat's, daß ich ein paar Mal gemeint hab', es nimmt mir das Dach über'm Kopfe weg. Auf einmal, schon gegen den Tag zu, kommt was an mein Fenster und klopft an und sagt, Du wärst von der Bas'l fort; das Wetter hätt' Dich überfallen, und ich soll Dich in der Früh' beim Gestad'häusler holen — weiter hätt's Dn nimmer kommen können. Ich hab' lang' gemeint, es wär' nur ein Traum, und hab' um den Namen gefragt, wer mir denn die Botschaft bringt. „Das brauchst nit zu wissen,' hat er gesagt, ‚Du thätst mich doch nit kennen.' Dasselbe ist aber nit wahr gewesen, denn wenn er auch die Sprach' verstellt hat, ist sie mir doch bekannt vorkommen, und wenn's nit gar so närrisch gewesen wär', so hätt' ich fast geglaubt, es wär' . . ."

„Horch, Vater!" unterbrach ihn Kuni, „der Bub' schnalzt mit der Peitschen; er hat also schon eingespannt. Machen wir uns auf den Weg, damit wir nit zu spät kommen!"

„Hast Recht," sagte er, indem er sie verwundert betrachtete und sich dann gegen die Thür wandte; aber, wie sich eines Bessern besinnend, hielt er inne. „Das ist auch wieder was Neues, daß es Dir zu so was eilt. Aber wie wird's denn nachher sein?" begann er wieder, fast wie verzagt; „auf der Hochzeit werden gar viel Leut' sein — da könnt's leicht geschehen, daß man Jemand begegnen könnt', der Einen nit besonders freut . . ."

„Brauchst Dich deswegen nicht zu fürchten, Vater," unterbrach sie ihn fest, aber sich rasch abwendend, damit er ihr Erröthen nicht gewahren solle; „ich will den Leuten zeigen, daß ich mich nicht vor ihnen scheu', und denk', wenn ich tanzen will, wird's wohl noch einen Burschen geben, der mich holt, wenn's auch nicht zum Loostanz ist. Derselbige aber, den Du meinst," setzte sie etwas zögernd hinzu, „der wird nicht da sein. Du weißt ja, daß er sich nirgends blicken lassen darf."

Kuni hatte schon den Wagen bestiegen. Der Vater setzte sich neben sie. „Auf das ist kein Verlassen," sagte er, Zügel und Peitsche ergreifend. „Derselbige kann wohl kommen, wenn es ihm darum zu thun ist; es heißt, der König hat den Flüchtling begnadigt, weil seine Mutter einen Fußfall vor ihm gemacht hat; da wird man denn, der ihm durchgeholfen hat, auch den Kopf nicht abreißen."

Die letzten Worte verloren sich etwas im Geräusche des dahinrollenden Wagens; das tiefere Roth, das Kuni's Wangen überfloß, verrieth jedoch, daß ihr dieselben nicht entgangen waren — sie schwieg aber und machte sich mit dem Stiele zu schaffen, als ob sie es sich auf demselben erst bequem machen müsse.

Der Vater sah sie nach einer Weile von der Seite an. „Nun," sagte er, „ist Dir die Stimm' verfallen? Warum red'st Du denn nichts?"

„Es ist nicht gut reden im Fahren; es stoßt so," sagte sie sich zur Seite wendend.

Der Bauer aber, dessen Stolz es war, daß sein Wägelchen sich so leicht fahre, als ginge es auf einer geschlagenen Tenne dahin, ließ die Peitsche knallen, daß die Pferde ausrissen und das Wägelchen hin und wieder flog. Wenn dasselbe denn doch einmal stieß, kam es auf ein paar Püffe mehr oder minder auch nicht an. —

In dem Dorfwirthshause, in welchem das Hochzeitmahl gerüstet wurde — es wird wohl das in Utting gewesen sein — wurde indessen aller Orts schon tüchtig gearbeitet, besonders in der Küche; es war auch keine Kleinigkeit, für eine zahlreiche Gesellschaft eine so ausgiebige Mahlzeit herzustellen, als es der Landesbrauch erforderte — war es doch eine sogenannte „große Hochzeit", die gefeiert werden sollte, und außer den achtzig oder neunzig Personen, welche mit in die Kirche gingen und an dem Essen Theil nahmen, also „in die Hochzeit" gingen, waren mindestens ebenso viel andere Gäste zu erwarten, welche „auf die Hochzeit", also erst gegen Abend kamen und deren Bedürfnisse also auch befriedigt sein wollten. Obendrein mußte auch dafür gesorgt werden, daß jeder Mahlgast noch einen angehäuften Teller voll „Beschiedessen" zurückstellen und, in ein Tuch gebunden, seinen Angehörigen heimbringen konnte. In der Küche fott und driet, brodelte und qualmte, rauchte und dustete es bunt durcheinander, und eine lundige Nase hätte bereits vermocht, einige der landesüblichen „Hauptrichten" zu unterscheiden, wie das mit Knoblauch gespickte Brühfleisch und das unerläßliche „Ehrenkraut".

Nicht minder emsig ging es im oberen Stockwerke, in dem langen, aber niedrigen Saale zu, in welchem die Tafel in langer schmaler Reihe aufgestellt war, während eine ausgeräumte Stube nebenan zum Tanzboden umgeschaffen war, damit die Gäste keinen weiten Weg zu machen hätten, denn es ist Sitte, daß der Tanz nicht bis zuletzt verspart, sondern in Abtheilungen zwischen den einzelnen „Richten", deren jede aus mehreren Speisen besteht, eingeschaltet wird. In Ermangelung anderen Grüns waren die Fensterstufe und Thürgerüste mit Tannengewinden verziert, an welchen breite Streifen bunten Papiers sich emporringelten; hinter dem Platze des Brautpaares war ein für den Abend bestimmtes Transparent angebracht, in welchem ein M und ein F in geschliffenen Glassteinen flimmerte. Die Braut hatte es durchgesetzt, daß auch hier der mißtönende Zacharieisel vermieden worden war.

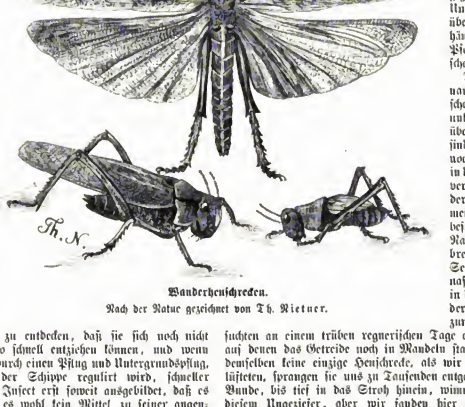
In der Tanzstube war der alte Trompeterfranzel mit der Herrichtung des Musikantensitzes beschäftigt, auf welchem bereits der Brummbaß sich, wie in grämlicher Erwartung der seiner harrenden Strapazen, mit dem Gesicht in die Ecke gelehnt hatte. Der Alte hatte zwar den abermaligen Hochzeitritt ausgeschlagen, aber bei der Hochzeit selbst wollte er doch seines gewohnten Amtes walten, die verschiedenen Sprüche thun, die „Abdankung" halten und mit seinem kräftigen Geigenbogen die Musik in Ordnung halten, wenn sie etwa mit der vorrückenden Zeit und der wachsenden Steigerung des Vergnügens in's Schwanken gerathen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Noch ein Feind des Land- und Gartenbaues.

Zu den in neuerer Zeit unseren Landwirthschafts- und Gartenbau ernstlich bedrohenden Feinden, der Reblaus und dem Coloradokäfer, hat sich in der Wanderheuschrecke (Oedipoda migratoria) ein dritter eingefunden. Schon 1873 zeigten sich Spuren dieses Ungeziefers im Teltower Kreise auf den Gütern Genzhagen und Löwenbruch; in der Jugend, wenn auch fremdartig, so doch unscheinbar, wurden sie damals wenig beachtet, und da auch ihre Anzahl nur gering, ward nicht viel Aufhebens davon gemacht. 1874 erschienen diese Plagegeister schon in größerer Anzahl, verschwanden aber bald wieder und mit ihnen auch die Bedenken, welche bereits hie und da laut geworden waren. In diesem Jahre nun aber traten sie auf den genannten Gütern und dem benachbarten Kerzendorf Anfang Juni in so bedenklicher Menge auf, daß man — leider etwas zu spät — nun an eine ernstliche Vertilgung dieser gefräßigen Thiere dachte. Feldmarken, zwanzig und mehr Morgen groß, auf denen sich die Gesellschaft zeigte, wurden mit Gräben von fünfzig Centimeter Tiefe umgeben und in diesen noch alle vier bis sechs Meter ebenso tiefe Fanggruben gegraben; das Aufwerfen dieser Gräben erforderte viele Arbeitskräfte und ging doch noch zu langsam von Statten; die scheuen Thiere waren schon groß genug, um sich dem Geräusche der Arbeiter durch die Flucht zu entziehen, und ehe der Grabenring geschlossen war, hatte sich wenigstens der Hauptschwarm nach einer anderen Feldmarkbegeben; die ganze Arbeit war somit vergebens. Wirksam ist dieses Mittel nur dann, wenn es gelingt die Thiere in so jugendlichem Zustande zu entdecken, daß sie sich noch nicht durch weitere Sprünge so schnell entziehen können, und wenn man sie dann, vielleicht durch einen Pflug und Untergrundspflug, dessen Fahre noch mit der Schippe regulirt wird, schneller umgehen kann. Ist das Insect erst soweit ausgebildet, daß es wie jetzt fliegt, so dürfte es wohl kein Mittel zu seiner augenblicklichen Vertilgung mehr geben.



Wanderheuschrecken.
Nach der Natur gezeichnet von Th. Nietner.

Je nach der Witterung, Ende Mai oder Anfang Juni, aus dem Ei geschlüpft, sind diese Heuschrecken großen schwarzen Ameisen nicht unähnlich und leben von jetzt ab, wie in allen späteren Entwickelungsperioden, schwarmweis beisammen; es ist dies der gebräuchliche und richtige Ausdruck, denn in der That gleichen sie in dieser Beziehung einem Bienenschwarm, der aber einige Morgen Landes bedeckt; man findet erst einzelne, dann mehrere, bis man endlich in einen dichten, oft in mehreren Schichten übereinander gehäuften Heuschreckenschwarm hineinkommt. Am Tage, während des heißen Sonnenscheins, verbergen sie sich unten in den Getreidefeldern; gegen Abend steigen sie hinauf und sitzen oft zu vier bis sechs und mehr an einem Halme, so daß sich dieser umbiegt und das ganze Feld wie von einem grauen Tuche niedergedrückt erscheint; sie vollbringen hier ihr Zerstörungswerk in der Art, daß jede den Halm da annagt, wo sie gerade sitzt. die oberste dicht unter der Aehre, welche dann abbricht; ein solcher Halm sieht aus, als sei er von Hagelschlossen angeschlagen, und das ganze Feld macht am anderen Morgen ungefähr den Eindruck eines großen Hansens Krummstrohs.

Man hat nun solche Felder schließlich abgemäht und die Bestien in die Erde hineinpflügen wollen, aber keiner der Schnitter sah mehr eine von ihnen; sie flohen theils hüpfend, theils fliegend vor der Sense her, und gelangten sie, von den Mähern immer weiter und weiter zurück gedrängt, an die Grenze des Schlages, so machten sie sich auf und zogen in die erste beste andere Feldmark, ganz gleich, ob sie Getreide oder Kartoffeln fanden. Von den letzteren nagen sie, wie behauptet wird, die Blumenstiele ab. Also auch mit diesem Vertilgungsmittel ist es nichts.

In dem jetzigen Stadium seiner Ausbildung, also nach der vierten und fünften Häutung, wo dieses Insect an Stelle der Getreidefelder fast nur noch Stoppeln findet, erhebt es sich oft zu dichten Schwärmen und zieht fliegend, etwa in Mannshöhe, nach den benachbarten Feldern. Die Bahnwärter der von dieser Landplage heimgesuchten Gegend konnten uns z. B. genau sagen: „Da und da finden Sie die Heuschrecken nicht mehr; sie waren gestern dort und dort und sind heute da- und dahin gezogen.“ Wenn dieses Ungeziefer die Wege überfliegt, kommt es häufig vor, daß die Pferde der Landleute scheu werden.

Die Grenzen der genannten Güter sind jetzt schon längst von diesen unheimlichen Gästen überschritten, und man findet sie, wenn auch noch einzeln, doch schon in der ganzen Umgegend verbreitet, so daß in der That eine allgemeinere Landplage zu befürchten ist, that die Natur ihrer Weiterverbreitung nicht Einhalt. Sehr nachtheilig scheint nasses Wetter, besonders in der Häutungsperiode der Thiere, auf sie einzuwirken. Wir untersuchten an einem trüben regnerischen Tage einige Stoppelfelder, auf denen das Getreide noch in Mandeln stand, und fanden auf demselben keine einzige Heuschrecke, als wir indeß die Mandeln lüfteten, sprangen sie uns zu Tausenden entgegen. Die einzelnen Bunde, bis tief in das Stroh hinein, wimmelten förmlich von diesem Ungeziefer, aber wir fanden hier auch unendlich viel todte, und an jedem Halme hingen mehrere eben verlassene Häute. Regen und kühles Wetter würden ihnen, namentlich in dieser Periode, bald ein Ende machen.

Uebrigens sieht dieses Auftreten der Wanderheuschrecke in Deutschland durchaus nicht vereinzelt da, es ist dasselbe vielmehr sporadisch schon öfter beobachtet worden; so erschien sie Anfang der fünfziger Jahre einige Male in der Mark Brandenburg, 1856 bei Breslau und 1859 in Hinterpommern. Die Nordlinie ihrer Verbreitung geht nach Brehm: von Spanien durch Südfrankreich, die Schweiz, Baiern, Thüringen, Sachsen, die Mark, Posen, Polen, Volhynien, Südrußland, Südsibirien bis Nordchina. Vereinzelte Züge wurden auch in Schweden, England und Schottland beobachtet.

Es seien uns zum Schlusse noch ein paar Worte über die Naturgeschichte des Thieres gestattet.

Der Name Heuschrecke kommt her von schrecken, was ursprünglich schreien, schwirren, knarren bedeutet, ein Geräusch, welches diese Insecten durch schnelles Reiben der dicken Sprungschenkel an den lose gehaltenen, pergamentartigen Flügeldecken hervorbringen. Man unterscheidet Feld-, Laub- und Grab-

Digitized by Google

heuschrecken. Zu den ersteren gehört die eben besprochene Wanderheuschrecke, zur zweiten Art unsere große grüne Buschheuschrecke, zur dritten die Hausgrille oder das Heimchen, der Nietwurm oder die Maulwurfsgrille ꝛc.

Die Feldheuschrecken sind die bedeutendsten Springer der ganzen Familie; sie schnellen sich ungefähr das Zweihundertfache der eigenen Länge fort. Die Färbung dieser größten europäischen Art ist nicht bei allen ausgebildeten Individuen die gleiche und scheint dunkler zu werden, je weiter die Jahreszeit vorrückt. Im Allgemeinen herrscht auf der Oberseite Graugrün vor, es kommt indeß auch häufig Grasgrün und bräunliches Grün, unten dagegen mehr rötliche oder gelbliche Fleischfarbe vor; die Flügeldecken sind dunkel gefleckt; eben aus dem Ei geschlüpft, sind die Thiere ganz schwarz; später bis zur vierten Häutung werden sie meist dunkel ockergelb und oben schwarz. Die Fühler sind kurz, fadenförmig, nicht zusammengesetzt. Das größere Weibchen hat keine hervorragende Legröhren, legt im Herbste zwei Eierklümpchen mit je sechzig bis hundert Eiern in lockere Erde und stirbt alsdann. Ein warmer trockener Herbst und ein eben solches Frühjahr sind dem Gedeihen auch dieses Ungeziefers besonders günstig. Das eigentliche Vaterland dieser Thiere soll die Tatarei sein, obgleich sie sich überall fortspflanzen, wo sie vorkommen.

Th. Aleuer.

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird ausdrücklich untersagt.

Von Otto Glagau.

9. Die „große Zeit“ und die „großen Dinge“.

Nicht nur, daß die Gründer bei Beginn ihrer Thätigkeit von der Presse in jeder Weise unterstützt und gefeiert wurden: selbst heute, wo ihr Treiben gerichtet ist und ihre Werke zum Himmel schreien, selbst heute finden sie hie und da noch muthige Vertheidiger und begeisterte Lobredner. So lasen wir neulich in einem Berliner Blatte folgende Verherrlichung: „Trotz aller Uebergriffe und Auswüchse, die alle großen Zeiten mit sich bringen, war es doch eine erhebende Sache, als sich endlich das Capital der Industrie zuwandte, als endlich das Gefühl der deutschen Nationalität und des Weltstädters große Dinge erdachte und in solcher Weise anführte, daß sie bestehen werden für lange Zeit.“

Dieses Dictum soll heute unser Thema bilden. Wir wollen reden von der „großen Zeit“, und von den „großen Dingen“, die „das Gefühl der deutschen Nationalität und des Weltstädters erdachte“; wir wollen betrachten eine Reihe von Gründerwerken, die ausschließlich den Interessen des Publicums dienen sollten, und zunächst auch allgemein angesehen und begrüßt wurden als verdienstliche Thaten und gemeinnützige Schöpfungen; und wir wollen untersuchen, ob diese „großen Dinge“ „bestehen werden für lange Zeit“, oder ob sie nicht bereits schon wieder verfallen und zerbröckeln, sich vor unsern Augen auflösen in eitel Dunst.

Ein chronisches Uebel, an dem Berlin seit Menschengedenken leidet und das sich auch dem Fremden sofort fühlbar macht, sind die mangelhaften Verkehrsmittel im Innern der Stadt, ist namentlich das altehrwürdige Institut der Droschke. Wagen, Pferd und Kutscher ringen mit einander um den Preis. Der Wagen ist ein unförmlicher, enger, unsauberer Marterkasten, das Pferd ein lebensmüder, traurig stimmender Jammer, der Kutscher der geborene Feind des Fahrgastes, mit dem er fast regelmäßig Händel anbindet. Da hatten die Gründer ein Einsehen und sprachen: Diese Droschke ist der Hauptstadt des neuen deutschen Reichs unwürdig, und überdies ist sie nicht einmal in genügender Anzahl vorhanden. Auf, laßt uns ein Geschäfte schaffen, das der Kaiserstadt zur Ehre und dem Publicum zur Wollust gereiche!

Heinrich Quistorp, allezeit voran, verwandelte im Juni 1872, mit Hülfe des Bankiers Moritz Goldstein und des Betriebsdirectors Julius Pestmann, das Fuhrgeschäft der Gebrüder Ernst und Wilhelm Beskow in eine Actiengesellschaft und nannte sie — höre es und staune, Europa! — Central-Bazar für Fuhrwesen. Dieses Fuhrgeschäft nebst Firma (!) kostete den Actionären circa 550,000 Thaler. Trotzdem wurden die Actien wie eine Gunst gegeben und empfangen: auf 5 Actien der Vereinsbank Quistorp gewährte man 1 Actie des „Central-Bazar“. Mit 105 kam das Papier an die Börse; heute steht es circa 20.

Allein Quistorp und der „Central Bazar“, die es beide mit ihren Versprechungen nicht so genau nahmen, machten die Droschken nicht besser, eher schlechter und theurer. Die Droschkenkutscher, welche gleichfalls den Geist der „großen Zeit“ verspürten und die Gründer immer fetter und schwerer werden sahen, erhöhten täglich die Taxe und die Trinkgelder, und wer fuhren mit dem Publicum nach dem Wahlspruch der französischen Könige: car tel est notre plaisir. Die Polizei ließ ein neues Reglement erscheinen, und die Droschkenkutscher antworteten mit einer Revolution. Am 1. März 1873 stiegen an 3000 Rosselenker vom Bocke und gingen, wie der Berliner sagt, „zu Muttern“, setzten sich auf die Ofenbank und überließen sich den Freuden der Häuslichkeit und der Familie, indem sie ihre Kinder im Striken unterrichteten und in den Busen der unschuldigen Kleinen glühenden Haß ergossen gegen Madai, den neuen Polizeipräsidenten. Verschiedene Tage war Berlin ohne Droschken, und an allen Straßenecken hörte man Rufen und Jammern. Ein großer Theil der Feiernden suchte das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und meldete sich zur Verbüßung der Polizeistrafen, von denen der Berliner Droschkenkutscher jeder Zeit ein halbes Dutzend auf dem Kerbholz hat. In jenen Tagen waren die Gefängnisse mit striekenden Rossclenkern vollgestopft, die hinter ihren Gitterfenstern hohnlachend auf die in Schaaren vorbeipilgernden Fußgänger blickten.

Da traten als rettende Engel wieder die Gründer auf. Inmitten des Droschkenstrikes erließen die Herren Gustav Thölde, Karl Stöter, Ferdinand Strahl, Directoren der „Centralbank für Gewerbsunternehmungen“, Kaufmann Gustav Röhll, Director Wilhelm Horn und Rechtsanwalt Ewald Hecker den Prospect der „Actiengesellschaft für öffentliches Fuhrwesen“, worin sie erklärten: „Eine radicale Reform ist auf dem Wege der polizeilichen Intervention nicht erreichbar; hierzu bedarf es anderer Mittel. Es muß der Betrieb des öffentlichen Fuhrwesens in die Hände der Großindustrie gelegt werden, die allein befähigt ist, wirklich bedeutende Resultate zu erzielen.“ Der Prospect verhieß 1200 neue Droschken und forderte dafür ein Actiencapital von — zwei Millionen Thaler, das heißt niemand mehr als „Central Bazar“. Da man an Dividende mindestens 15½ Procent heraus rechnete, „mit Sicherheit“ aber „einen weit höheren Ertrag“ erwartete, war es nur in der Ordnung, wenn der 40procentige Interimsschein mit 50 aufgelegt wurde, was einem Course von 125 entspricht. Leider hat sich diese Rentabilitätsberechnung als nichtig erwiesen. Zu einer Dividende kam es nicht, vielmehr schloß das erste Geschäftsjahr mit einem Deficit von 73,000 Thalern. Aber der „Aufsichtsrath“ weiß sich zu helfen. Um die Unterbilanz aus der Welt zu schaffen, beschloß er, die Actien zusammenzulegen und so das Capital zu reduciren — ein nach dem „Krach“ sehr beliebtes und in der That auch ganz probates Verfahren. Es wird einfach so und so vielen Actien der Hals umgedreht. Trotz dieser sinnreichen Manipulation gilt der einst mit 50 bezahlte Interimsschein nur noch circa 10.

Die Gesellschaft eröffnete ihren Betrieb erst im Juni 1873, kam also für den Strike viel zu spät, und statt der verheißenen 1200 Droschken stellte sie etwa 200, die sie zu hohen Preisen angeschafft hatte, und die sie nun auch zu hohen Preisen wieder vermiethen wollte. Die Pächter fanden ihre Rechnung nicht, kündigten in Masse, oder sie fuhren die Pferde erbarmungslos zu Schanden. Abgesehen von den großen Verlusten, die dadurch die Gesellschaft erleidet — jeder Kutscher bestellt nur eine Caution von 25 Thalern — müßte hier der Verein gegen Thierquälerei einschreiten, und die Herren Aufsichtsräthe sollten sich einmal die Lehre von der Seelenwanderung erklären lassen.

Digitized by Google

Auf den Strike und das Droschkenwesen überhaupt hatte weder Daffdorf's „Centralbazar", noch Thöldte's „Oeffentliches Fuhrwesen" den geringsten Einfluß. Zwischen den Droschkenkutschern und dem Polizeipräsidenten kam ein Friedensvertrag zu Stande; der Tarif wurde bedeutend erhöht, und im Uebrigen blieb Alles beim Alten. Die „große Zeit" der Droschkenwirthschaft hat Berlin mit Droschken erster Classe beschenkt, die aber auch inzwischen stark auf den Hund gekommen sind, indem sie sich von denen zweiter Classe in Betreff des Angespannes nicht mehr unterscheiden. Die Pferde sind ebenso miserabel und erwecken in dem Fahrgaste dieselben bösen Ahnungen.

Verwandte und ganz ähnliche Gründungen sind:

Actiengesellschaft für Möbeltransport und Aufbewahrung. Ging gleichfalls aus einem Fahrgeschäft hervor, das den Actionären mit 220,000 Thalern berechnet wurde. Emissionshaus: Moritz Ed. Meyer. Heutiger Cours circa 20.

Berliner Spediteurverein. Actiencapital 550,000 Thaler. Emissionshaus: Alwin Philipp. Sechs Spediteure: Rosenberg u. Löwe, Borchardt und Sachs, Herm. Cohn u. Comp., Aruheim, Isaak u. Comp., Morrau Vallette, B. Bergemann u. Comp. warfen ihre Geschäfte zusammen und ließen sie sich, das heißt blos die Kundschaft, mit 240,000 Thaler bezahlen. Das eingebrachte Mobiliar wurde besonders vergütet, und aus der Reihe der Verkäufer mehrere Directoren mit hohem Gehalte und Tantième angestellt. 16⅔ Procent Dividende wurde versprochen, und 6 Procent für die drei ersten Geschäftsjahre garantirt, auch bisher bezahlt, indem die früheren Inhaber die nöthigen Zuschüsse leisteten. Cours noch circa 30.

Allgemeine Transportgesellschaft. Wahrscheinlich von denselben Spediteuren gegründet und geleitet. Weiteres nicht bekannt.

Außer der Droschke hat Berlin den Omnibus und die Pferdebahn nach Charlottenburg; neuerdings auch die Große Pferdebahn mit einer Anzahl von Linien außerhalb und innerhalb der Stadt. Omnibus und Charlottenburger Pferdebahn sind Actiengesellschaften, die schon aus der Zeit vor der Schwindelperiode datiren, und daher menschliche Gründungen. Bis 1870 rangen sie auch um ihre Existenz; mit dem Anwachsen und steigendrn Verkehr der Hauptstadt haben sie sich, trotz mancher Mängel, ziemlich gut entwickelt und in den letzten Jahren hohe Dividenden vertheilt.

Die Große Berliner Pferdebahn constituirte sich im November 1871, eröffnete die erste Linie im Juli 1873 und schreitet seitdem nunmehrbrochen und ziemlich rasch vor. Die ersten Zeichner waren: Banquier Joseph Pincus, Dr. Martin Ebers, Assessor a. D. Plewe, Consul Kreismann und Dr. Georg Kurs. Schon die Namen dieser Herren, die sämmtlich noch bei verschiedenen anderen Gesellschaften betheiligt sind, bürgen dafür, daß es keine billige Gründung war. Das Actiencapital ist neuerdings auf 3 Millionen Thaler erhöht worden. Dennoch gehört die Große Berliner Pferdebahn zu den wenigen Schöpfungen der Gründungsperiode, die einem wirklichen Bedürfnisse entsprechen und die eine Zukunft haben. Wiewohl die Dividende pro 1874 nur 4¾ % betrug und solch' hohe Dividenden wie bei der Charlottenburger Pferdebahn, aus mehrjachen Gründen, nicht zu erwarten sind — notirt das Papier 115.

Daneben gebar die „große Zeit" aber noch andere Pferde-Eisenbahn-Gesellschaften, die sich nicht besonders lebensfähig erwiesen haben:

Continental-Pferdebahn, mit Linien in Dresden und Hannover. Gründer, respective Aufsichtsräthe: Jugenieur von Etlinger, Fabrikbesitzer Gustav Schöppenberg und Karl Egells, Banquiers M. J. Levinstein, Paul Gravenstein, Bolkmar und Beadir J. Mamreich, Julius Gretling, Alfred Wolff (M. Schie Nachfolger in Dresden). Cours circa 30.

Große Internationale Pferdebahn, mit Linien wo? Gründer: Hermann Gerber, Eb. Stahlschmidt, Hermann Leubscher, Stadtrath Harnecker und Banquier Ferd. Jaques. Cours?

Deutsche Pferdebahn, mit Linien in Elberfeld-Barmen. Gründer: Heinrich Daniorp, Regierungsrath a. D. Albert Rübing, Ingenieur Johannes Büsing. Die Gesellschaft ist in Concurs; die Bahn kam kürzlich unter den Hammer, fand jedoch keinen Bieter. Daniorp, der Unterbieter, wollte sie zurücklassen, seine Propositionen scheinen jedoch vom Gerichte abgelehnt worden zu sein.

Die Gründer, immer besorgt für das Gemeinwohl, und daneben auch bedacht auf den Comfort ihrer Mitbürger, riefen ferner noch zwei ganz besondere Institute in's Leben: Admiralsgartenbad und Flora.

Im September 1872 verbanden sich die Herren Kreisgerichtsrath a. D. und Banquier Rudolf Parrisius („Deutsche Genossenschaftsbank"), Bureauchef R. Benjemann, Baumeister Walter Kyllmann, Dr. med. Engmann, Dr. Alexander Jürgens und Dr. Bodinus, — zur Errichtung einer eleganten Badeanstalt mitten in der Stadt, auf der Friedrichstraße. Das Grundstück hat die Gesellschaft sehr theuer erworben, und noch theurer hat sich der Bau gestellt. Das ursprünglich ausgeworfene Capital von 600,000 Thalern (500,000 Thaler Actien und 100,000 Thaler Hypothek) war gewiß hoch bemessen; trotzdem ist es um circa 90,000 Thaler überschritten, und neuerdings wurde wieder ein „Betriebsfonds" von 40,000 Thalern gefordert. Die Einnahmen im „Admiralsgartenbad" betrugen vom 1. Januar bis 1. Juni 1875 circa 12,500 Thaler, die Ausgaben circa 11,000 Thaler, was also einen überaus winzigen Reingewinn ergiebt. Wenn die Einnahmen nicht noch wachsen, was bei der sonstigen Nützlichkeit des Unternehmens wohl zu wünschen wäre, kann bei der außerordentlichen Belastung die Anstalt auf eine angemessene Dividende nicht gerechnet werden. Das Papier notirte in der letzten Zeit 25 Brief.

Noch trüber und grauer sind die Aussichten für die Actionäre der „Flora", die eine lange ununterbrochene Leidensgeschichte hat.

Der im Sommer 1871 veröffentlichte Prospect enthält Folgendes: Es soll ein der Kaiserstadt würdiges großartiges Vergnügungslocal mit Sommer- und Wintergarten, Ballonhaus ꝛc. errichtet werden. Zu diesem Zwecke ist in Charlottenburg der prächtige von Eckardstein'sche Park nebst Schloß angekauft worden. Rentabilität mindestens 12 Procent, und freier Eintritt für die Actionäre, respective deren Familien. Unterzeichnet: Fürst zu Putbus, Polizeipräsident von Wurmb, Hofgartendirector Jühlke, Director Roodt, Geh. Commerzienrath F. W. Krause, Consul H. Kreismann, Legationsrath Freiherr von Steffens, Rittergutsbesitzer Ludwig Ellers, Assessor a. D. G. A. Plewe.

Dieser Prospect wurde nicht durch die Zeitungen veröffentlicht, sondern couvertirt und über Stadt und Land versandt, den Leuten in's Haus geschickt. Ein wohl zu beachtender Beitrag zur Unterbringung der Actien! Personen, die an ein Börsenpapier nie gedacht hatten, wie Pensionäre, alleinstehende Frauen ꝛc., lasten jetzt Flora-Actien wegen des freien Eintritts in das Vergnügungslocal und wegen der stolzen Unterschriften, die der Prospect trug.

Es soll hier gleich bemerkt werden, daß gewisse Unterzeichner, wie Herr von Wurmb und Director Jühlke, als Mitgründer wohl kaum einen pecuniären Nutzen gezogen haben, daß sie nur um der Sache willen beitraten und an die Sache glaubten; aber immerhin ist es zu bedauern, daß sie ihre Namen hergaben und dadurch Tausende täuschen und schädigen halfen. Mit Recht brachte Ludolf Parrisius die Angelegenheit im Abgeordnetenhause zur Sprache. Er tadelte, daß Herr von Wurmb, der Polizeipräsident von Berlin, zum Gründungscomité der „Flora" gehört, daß Herr von Brandt, der Polizeipräsident von Hannover, im Verwaltungsrathe der beiden Vergnügungslocale „Tivoli" und „Bella Vista" sitze, und Herr von Gerhard, der Polizeipräsident von Magdeburg, als Aufsichtsrath einer Bade- und Waschanstalt fungire. Graf zu Eulenburg, der Minister des Innern, hat denn auch die drei Herren Polizeipräsidenten zum Austreten veranlaßt.

Wie bei der „Berliner Nordbahn", so hat man auch bei der „Flora" das ganze Odium auf den Fürsten Putbus zu wälzen gewußt. Die eigentliche Schuld des Fürsten aber besteht darin, daß er bei der „Flora" und verschiedenen Eisenbahn-Concessionen sich verschieben ließ, daß er sich mit Gründern und Börsianern einließ, denen er in keiner Weise gewachsen war, für die er die goldenen Aepfel herunterholte. Die eigentlichen Urheber der „Flora" sind Herr J. A. W. Carstenn und Rittergutsbesitzer Ludwig Ebers, welche das Parkgrundstück wieder vorgelauft hatten und es der Gesellschaft zu dem bekannten Preise von 550,000 Thalern — die Quadratruthe Gartenland über 100 Thaler! — abtraten.

Von besonderem Interesse ist das Verzeichniß der Personen, welche am 26. September 1871 die General-Versammlung „der in Gründung begriffenen Actiengesellschaft Flora" bildeten. Wir finden darunter: Vereinsbank Quistorp, Banquier Jean Fränkel, Weißbierbrdirector Emil Gericke, Max Meyer (Louis Pollack), Rentier Moritz Eisner, Dr. Ludwig Eisner, „Volkswirth" David Born, „Volkswirth" Dr. Ed. Wiß, Hofapotheker Holtz ꝛc. —

Digitized by Google

Als ärztliche Banquiers behandelten die von Geburt an fiche „Flora“ nach und nebeneinander: Robert Thode u. Comp., Heinrich Quistorp, Julius Grelling und, wohl zu merken! Herr Jean Fränkel, dessen Methode und dessen Honorar-Rechnung in der letzten General-Versammlung großen Anstoß erregte.

Der Lucca-Cuttus, hauptsächlich betrieben von Gründern und Börsianern, stand 1871 bis 1872 noch in einer Nachblüthe. Das verwöhnte Theaterpublicum geberdete sich über die ihrer Collegin Mallinger gespendeten Beifallsbezeigungen, erklärte sich auf offener Scene dem Publicum das Wort „Ungezogenheiten“ in's Gesicht zu werfen, und dasselbe Publicum beklatschte diese Unverschämtheit. Damals wurde die Reclame verbreitet: die göttliche Primadonna werde sich herbeilassen, in der „Flora“ regelmäßig zu singen, und so das Local eine außerordentliche Anziehungskraft üben. Erster Director wurde Herr von Rhaden, der Gemahl der Lucca, und neben ihm Dr. Martin Ebers. Erster Cassirer war Dr. Albert Jaffé, später, an Stelle von David Born, Director des „Kauderwerb- und Bauvereins“.

Der Bau des Etablissements schleppte sich ungebührlich lange hin, stockte mehrfach, da die Mittel ausgingen, und verschlang unglaubliche Summen. Wahrscheinlich in Folge des schlechten Materials und der mangelhaften Arbeit, stürzte im März 1873 — in demselben Monate, in dem die Droschkenkutscher streikten — der Dachstuhl des großen Saales ein, und die unglücklichen Actionäre sollen den ohnehin beträchtlichen Schaden noch doppelt haben bezahlen müssen. Zum Frühjahr 1873 hatte man die Eröffnung des Locals verheißen, aber erst im Mai 1874 fand sie theilweise statt, waren die ersten Gartenanlagen fertig. Die Presse war zu einer kalten Collation geladen, und etliche ihrer Vertreter verletzten sich, wie ein Localblatt ausplauderte, in stürmische Begeisterung. Im November 1874 wurde der großartig angelegte Concertsaal eingeweiht, aber vollendet ist er noch heute nicht. Das ganze Etablissement ist noch unfertig und überhaupt unsolid aufgeführt. Ueberall, wo man schärfer hinblickt, Flick- und Stückwerk, Lücken und schäbige Surrogate. Die Hauptsache, der Park mit den alten hohen Bäumen, war vorhanden, und im Uebrigen hat der Obergärtner, Herr Glatt, geschaffen, was er konnte. Namentlich das „Rosenparterre“ erntete allgemeinen Beifall.

Die „Flora“, im Prospect auf 1,130,000 Thaler veranschlagt, kostet den Actionären bereits über zwei Millionen. Die Prioritätsanleihen und die gelündigten Hypotheken konnten nur mit ungeheuren Verlusten angeschafft, respective neubesorgt werden. Dazu fehlt es der Gesellschaft nicht nur immer wieder an „Betriebsfonds“ — sie besindet sich auch ewig in Wechselverlegenheiten. Der Exercitor ist ihr Hausfreund, und eine Person behauptet, daß man ihr im letzten Winter bereits die Palmen (!) abgepfändet hatte. Auch der Vorstand wechselt beständig, und ein Director folgt rasch dem andern. Einer der letzten, Herr Dr. med. Alexander Jacobinus, mußte sich wegen seiner Geschäftsführung, die mit einer Unterbilanz von 267,000 Thalern schloß, in der diesjährigen Generalversammlung herbe Worte sagen lassen und legte, wie es im Berichte sehr lakonisch heißt, „schließlich sein Amt nieder“. Die „Flora“ schwebt täglich in der Gefahr des Concurses, und Keiner vermag ihr zu helfen, denn nie ist ein Weib, und noch dazu eine Göttin, so rücksichtslos behandelt worden. Auch die allergrößte Theilnahme des Publicums kann sie, bei einer Passivlast von über zwei Millionen Thaler, nicht wieder auf die Beine bringen; darum stehen die Actien etwa 15 und selbst die Sprocentigen Prioritäts-Obligationen nur circa 25!!

„Central Bazar“ und „Oeffentliches Fuhrwesen“, „Möbeltransport“ und „Spediteurverein“, „Deutsche“, „Continental-“ und „Große Internationale Pferdebahn“, „Admiralsgartenbad“ und „Flora“ — das sind die Früchte der „großen Zeit“, und wie Jedermann sehen kann, sauter faule Früchte. Darum fragen wir: Wo sind die „großen Dinge“?

Der „Bädeker“ des siebenzehnten Jahrhunderts.

Jetzt, wo die jährlich wiederkehrende Zeit der Reiselust und der Eisenbahnen in voller Blüthe steht, wo so Manches, seinen Bädeler oder Berlepsch in der Hand, alle Sorgen und alle Arbeit hinter sich lassend, in die weite blühende Welt hineinzieht, jetzt ist ein Wort vom Reisen und Wandern wohl am Platze.

Allen Respect vor Bädeler, vor seiner Brauchbarkeit und Unentbehrlichkeit! Aber etwas so ganz Neues, eine specifisch moderne Erscheinung ist der „Bädeler“ keineswegs. Der Name ist neu; das Wesen ist alt, Jahrhunderte alt. Es existirte schon im siebenzehnten Säculum. Freilich nicht in der freundlichen rothleinenen Gestalt und der gefälligen Ausstattung, die es im Zeitalter des Dampfes angenommen, sondern in ungelenkem Schweinsleder mit ungefügen Buchstaben auf vergilbtem Handpapiere. Nicht in dem „geliebten Deutsch“ des Doctor Martin Luther, sondern in steifem Lateinisch. Ein gewisser Herr „Nantovius“, ein gewisser „Julius Bellus“, ein gewisser „David Frolichius“ — Anderer zu geschweigen —, das waren die Bädeler, Berlepsch und Meyer ihrer Zeit.

Da kam nun der Martin Zeiller, ein Mann, wohlbekannt den Geographen und Historikern, der sagte: „Wenn der Deutsche auf Reisen geht, so soll er auch ein deutsches Buch zum Reiseberather und Reisegefährten haben.“ Und so schrieb er im Jahre 1650 seinen „Fidus Achates oder getreuer Reisegefert“. Das Buch kam 1651 „In Verlag Georg Wildeisens zu Ulm“ heraus. Wie Alles uns anzieht, was uns unmittelbar in die Zeit unserer Voreltern versetzt, so hat es auch seinen großen Reiz, das Büchlein zu durchblättern.

Vornan eine Karte von Deutschland, sechs Zoll breit, drei Zoll hoch. Da läßt sich denn freilich nicht viel Detail anbringen. So hat der Rhein alle seine Nebenflüsse bis auf vier eingebüßt; am Main sind nur vier Städte verzeichnet (unter ihnen Nürnberg!); der Thüringer Wald ist durch eine Pappelallee dargestellt ꝛc. Die Karte führt die Umschrift: „Ich will dir den Weg zeigen, den du wandeln solt; Ich will dich mit meinen Augen leiten. Psalm 31.“

Die Angaben sind nichts weniger als eingehend und genau. Von Berlin weiß Zeiller nichts weiter zu sagen, als: „Dies ist die churfürstlich Brandenburgische Hofstadt und das Haupt der Mark Brandenburg, an der Spree gelegen; und ist doppelt, deren einer Theil eigentlich Berlin, der eine aber Cölln an der Spree genannt wird, in welchem auch der Dom oder Stiftskirchen, und das churfürstliche Schloß sammt den zugehörigen Gebäuden, der Schloßkirchen, Canzley, Apotheken, Marstall, Rüstkammer und dergleichen zu besichtigen.“

Aber außer diesen „unterschiedlichen Reisen nach dem ABC“ enthält der fidus Achates eine Einleitung, und die ist das eigentlich Anziehende an dem Buche; sie giebt des Verfassers „unvorgreiflichen Bedenken (das heißt: Gedanken), wie die Reisen insgemein wol und nützlichen angeordnet und verrichtet werden mögen“.

Zu näherem Verständnisse ein kurzes Wort über das Reisen in jenen Zeiten. Man reiste meistens mit eigenem Gefährte, auch wohl mit einer Miethskutsche. Der Kostenersparniß wegen schlossen sich wohl Mehrere zusammen. Auch Postvorspann wurde benutzt; doch, wie es scheint, seltener. Auch zu Pferde unternahm man große Reisen in's Ausland; freilich in jener Gemächlichkeit, wie sie die Epoche des noch schlummernden Dampfes kennzeichnet. Und daß man, unverwöhnter als heutiges Tages, sehr häufig große Reisen zu Fuß antrat: wer, der von fahrenden Schülern und wandernden Handwerksburschen gelesen, wüßte das nicht!

Paßscherereien existirten schon früher, und die Visitationen und Controlirungen an den Stadtthoren gehörten „trotz Regen, Sturm und Schnee“ zur Tagesordnung.

Eine genaue Charakteristik des damaligen Wirthshauslebens würde hier zu weit führen. Die „Herberge“ sollte des Reisenden Heimath in der Fremde sein. Er sollte sich in ihr wohl fühlen. Von all jenen Prellereien und Uebervortheilungen — von den siebenundeinhalb Silbergroschen für Beleuchtung bis zu den hundert oder mehr Procent Profit des Wirths am Wein, von

Digitized by Google

dem ganzen Raubbau der trinkgeldfordernden Kellner, Hausknechte, Portiers, Kutscher ꝛc. — keine Spur dazumal. Das verhinderten schon die ausdrücklichen Erlasse der Landesherren über die „Herbergen, Gasthöfe und Garküchen", deren uns aus dem siebenzehnten Jahrhunderte eine ganze Anzahl vorliegen. Statt aller weiteren Bemerkungen über diese für jeden Reisenden aller Zeiten so brennende Gastshausfrage mögen die kursächsischen Bestimmungen von 1623 hier ihre Stelle finden.

„In Wirthshäusern und Gasthöfen soll von denen von Adel und anderen vornehmen Leuten für eine Mahlzeit von 4 oder 5 guten Essen, nebst Butter und Käse und einheimischem Bier, so lange das Tischtuch liegt, 4 bis 6 Groschen bezahlt werden. Was außer dem Bier getrunken wird, soll besonders bezahlt werden.

Das Gesinde, Kärrner und Fuhrleute zahlen nur 3 bis 4 Groschen. Und sollen die Wirthe dem Gesinde unter der Mahlzeit ohne Vorbewusst ihres Herrn von Getränk nichts verabfolgen, bei Verlust der Bezahlung.

Wenn sich der Gast mit mehren Gerichten, Confect und Anderem besser tractiren lassen will, so hat er sich mit dem Wirth besonders zu vergleichen. Ebenso wegen der Stube, wegen Holz und Licht. Und soll der Wirth dem Gast die Sachen jedesmal specificiren ‚und mit überhaupt rechnen'."

Auch was der Wirth für „Hafer und Rauchfutter" anrechnen darf, ist genau bestimmt, und jedem Reisenden erlaubt, in den Wirtshäusern die Fütterung seiner Pferde selbst zu übernehmen. Was die „Garküchen" betrifft, so sollen sie „für die durchreisenden Fußgänger jederzeit etwas in Vorrath haben und denselben auf Begehren folgen lassen:

eine Suppe mit $^1/_2$ Pfund Rindfleisch pro 1 Gr.
eine Bratwurst $^1/_2$ Elle lang um 1 Gr. ꝛc."

Und nun die Gedanken Zeiller's. Ich theile sie in einer Auswahl mit, ohne viele Zuthaten. Es hat seinen eigenen Reiz, die Vergangenheit durch sich selber reden zu lassen.

In einem ersten Abschnitte handelt Zeiller von den **Vorbereitungen zur Reise.**

Wer reisen will, lesen wir da, muß „eines guten, starken Leibes, auch nicht zu alt, noch zu jung sein", wenn anders er alle Strapazen aushalten und von der Reise den gehörigen Nutzen haben will. Er erhole sich zuvor guten Raths bei Anverwandten und verständigen und gelehrten Leuten, besonders aber bei denen, welche die gleiche Reise schon früher gemacht haben. Auch suche er sich aus Reisebüchern und andern Schriften zu unterrichten, lese fleißig die Geschichte des Volks, zu dem er sich begeben will, und findire die Landkarte! Ferner übe er sich durch tägliche Spaziergänge in die Nachbarschaft, damit er, wenn er aus Armuth oder Mangel an Reit- oder Fahrgelegenheit zu Fuß wandern muß, „nicht auf dem Wege erliege, oder Blasen an den Füßen bekomme". Auch ist es gut zuvor das Schwimmen und etwas Kochen zu lernen. (Wenigstens „etliche geringe Speisen anzufertigen, als eine Suppe zu machen, Eier, Fisch, Fleisch zu sieden, auf daß, wenn er in eine schlechte Herberge kommt und des Kochens unerfahrene Leute antrifft, er sich durch übel zugerichtete Speisen nicht eine Krankheit an den Hals ese, sondern selbst zur Küche sehen möge".) Und nützlich ist es, wenn er „das Wissenschaft vom Regiment und Zustand seines Vaterlandes und den vortrefflichsten Leuten in demselben hat", damit er in der Fremde die darauf bezüglichen Fragen beantworten kann. Zu dem Ende empfiehlt es sich, sich ein „geschwedisges Standbüchlein" (Stammbuch) anzulegen, in das man die auch in der Fremde bekannten Landsleute sich einschreiben läßt. Das weist man dann in der Fremde bei seinen Besuchen vor. Man hat deshalb darauf zu sehen, daß nicht ärgerliche und widerliche Sachen in das Stammbuch geschrieben oder gemalt werden.

Von Gepäck („Fahrnis" heißt es dazumal) nehme man, in einem „wohl verschlossenen Reistrühlein, Rantzen, Felleisen oder Wellis" (vellis) nur das Nöthigste mit, denn die Menge des Gepäcks ist einem hinderlich und lockt nur die Räuber an. Nun aber höre man und staune, was als derartiges Unentbehrlichstes gilt: Von Büchern nur ein Gebet- und Gesangbuch, das erwähnte Standbüchlein, ein Schreibtäfelein, ein Reise- und kleines Tagebüchlein (für die täglichen Aufzeichnungen), einen Kalender und etwa „ein historisches lustiges, oder anderes zu seinem Vorhaben nützliches Tractätlein". Ferner: Etliche Bogen weißes Papier, ein paar Federn, Tintenfaß und Streusand, ein kleines Feuerzeug, Nadel, Faden, „Klöblein und Schlößlein, etwa an einer übelverwahrten Thür eines Zimmers anzumachen".

Die Kleider, die man mitnimmt, sollen weder zu stattlich sein, damit man nicht durch sie in Gefahr komme, noch gar zu schlecht, damit einem nicht vornehmer Leute Haus und Gespräch verschlossen bleibe. Es empfiehlt sich, sie nach der Mode des Landes, in das man reist, anfertigen zu lassen. Sehr nützlich ist ein „Regenmantel" und ein breiter Hut; gegen die Kälte auch „neue Kappen, Nasenfutter und Ueberstrümpfe mit Knöpfen" (Gamaschen). Sonst nehme man mit: drei oder vier „saubere Leib- oder Unterhemden", ebenso viele „Ueberschläg oder Krägen", ein „Oberhemd", etliche „Schnäuz- und Handtüchlein", auch zwei „Hauptlücher", etliche Paar Ober- und Unterstrümpfe, Socken, Schlafhosen, Schlafhauben, Handschuhe, ein übriges Paar Schuhe und ein Paar Pantoffeln. Die Schuhe muß man etliche Tage vor der Abreise tragen, auch ihnen, damit man sanfter gehe, zartes Tuch oder Filz unterlegen. Beyfuß, in den Schuhen getragen, soll vorzügliche Dienste gegen die Müdigkeit thun.

Wer zu Wagen oder zu Schiff reist, thut wohl, einen Bettsack und einen Schlafpelz mitzunehmen. Kein Reisender soll ohne Waffen sein, Keiner, der zu Fuß reist, ohne einen guten Stecken wider die Hunde und zum Bergsteigen und Grabenüberspringen. Aber einen Hund mitzunehmen, ist nicht rathsam. Von sonstigen Sachen nehme man mit: „ein Perspectiv oder Fernglas, item Augenbrillen wider den Staub, einen Spiegel, Kreide, Räucher- und Wachskerze oder -Stücklein, ein Petschaft (so aber wohl zu verwahren), ein Messer sammt einem Gäbelein, einen Kamm oder Strehl, einen Eßlöffel, Ohrlöffelein, Zahnstörer, Compaß, Sonnenweiser, Zeig- (oder kein Schlag-) und Sandührlein, so in Mäß (Messing) eingefaßt, auch einen Quadranten ꝛc. Item etwas von Gewürz, eingemachte Sachen, Oel, Hirschenunschlitt, Wachs, gemeinen Zucker, Rosenzucker, Pillen und etliche andere Arzneien wider das Schweißen aus der Nasen, Durchfluß und Stopfung des Leibes, Harnwinden, den Sod, den Wolf vom Reiten, Blasen an den Füßen, Erbrechung auf dem Meere, die Pest, Gift, böse Lüfte, Kopfweh, Bräune, Schlangen und Skorpionen und wüthenden Hundsbiß, die Läuse, Schrunden an den Lefzen und andere Zufälnde mehr." Das alles führt man am besten in einer kleinen „Feldapotheke" bei sich.

Wer zu Wagen oder zu Schiff reist, verproviantire sich mit etwas an Speise und Trank, „als gebratenes Fleisch, Schinken, Brod, Käse, Butter, Knoblauch und etwas weniges gebrannten Wein." Denn man findet nicht aller Orten etwas zu essen und trinken; auch kommt man manchmal des Tages viel weiter, wenn man nirgends „absteget" (absteigt), sondern seine „kalte Küche" bei sich hat. Wohlhabende nehmen wohl ihre „Hof- und Lehrmeister", auch einen oder zwei Diener mit. Aber sind die Diener nicht treu, wachsam, nüchtern, verschwiegen und unverdrossen, so läßt man sie lieber zu Haus. Denn sie kosten unterwegs fast so viel als der Herr. Man findet übrigens häufig, zumal in den „Kosthäusern", Leute, die Einem die nöthigen Dienste verrichten. Ohnedem darf man sich in der Fremde nicht schämen, selber Hände und Füße zu brauchen: seine Kleider zu reinigen, die nöthigen Einkäufe zu machen. Man lernt so desto eher die Sprache und sich in die Leute schicken. Anders ist's mit den Hof- und Lehrmeistern. Die sind für junge, vornehme Personen unentbehrlich. Namentlich in Kriegszeiten ist auch ein „Paßport", Geleitsbrief und bisweilen sogar persönliche Begleitung (Geleite) von nöthen; in Sterbenslänften ein beglaubigtes Zeugniß, daß man von gesunden Orten herkommt.

Wenn nun Alles so weit wohl bestellt ist, so bleibt nur noch übrig, auf den „Zehrpfennig" bedacht zu sein. Die Hauptsumme muß wenigstens in Gold bestehen, und zwar in solchen Sorten, wie sie in dem Lande, wohin die Reise geht, gäng und gäbe sind; von kleinem Gelde soll man nur etwa den täglichen Bedarf bei sich haben. Man verwahre das große Geld sorgfältig „in dem Bellis oder Trühelein, im Bentel, Büchslein, Wachs, Stück Brodts, ausgehöhlten Stecken, in den Schuhen, Hosen, Wamms oder sonst, auch wohl an unsonderen Orten."

Vor Allem aber soll man sich, bevor man abreist, mit Gott **versöhnen**, und den himmlischen Zehrpfennig (also das Abendmahl) zu sich nehmen, seine Schulden bezahlen, wenn man mündig ist, sein Testament machen und sonst all seine Sachen wohl bestellen, „weil man wohl ausreiset, aber nicht wieder

Digitized by Google

heimkommet". Darum soll man auch „von allen Verwandten, Wohlthätern, Freunden und Bekannten Urlaub nehmen, sich ihnen befehlen und sie dittlich ersuchen, ihn in ihrem Gebete zu haben und in guter Gedächtniß zu erhalten".

Ist Geld genug vorhanden, so macht sich's gut, wenn man (oder bei Unmündigen die Eltern oder Vormünder) ein oder zwei Tage vor der Abreise ein „Valet" oder „Abschiedsgastmahlein" anstellt, zu welchem man die Freunde und etliche der Reisegefährten einladet. —

Der zweite Abschnitt behandelt das Verhalten auf der Reise.

Nahe der Moment der Abreise, so rufe man Gott demüthig um seinen Schutz und Segen, an! Zu empfehlen sind dafür besonders der 91., 126., 127. und 139. Psalm und die zu diesem Zwecke besonders verfertigten schönen Gebete und Gesänge in den Gesangbüchern. Auch auf der Reise soll man zum Oefteren beten, besonders alle Morgen, Mittags, Abends und zur Nacht. Die Nachtreisen soll man meiden „wegen allerhand Ungelegenheiten, auch der Irrnisch oder Nachtlichtlein wegen, die Manchen verführet". In den Wäldern soll man „wegen der wilden Thiere, Räuber und Gespreuster" nicht über Nacht bleiben.

Bei eintretender Kälte legen Einige etliche Hemden an, waschen die Füße mit gebrannten Weine, der auch, mit Gewalt getrunken, den ganzen Leib erwärmt. Doch muß man damit behutsam sein. Einige thun Saubohnen, item warme Kleie in die Schuhe und Stiefel. Muscatnuß, Ingwer, Calmus, Knoblauch, Auß (namentlich die beiden letzteren in einer Fleischbrühe zerstoßen) werden als Mittel gegen die Kälte gelobt. Ebenso behütet „ein Salbtein von Nessel und Oel mit ein wenig Salz vor Kälte und dient gegen Frostbeulen. Wer aber von der Kälte bereits erstarrte Glieder bekommen, der bringe sie nicht durch Feuer oder warmes Wasser, sondern durch kaltes zurecht! Einige streuen die Asche von einem verbrannten Hasenbalge, Andere legen eine gebratene Rübe oder Apfel darauf; Einige schmieren sie mit Schweinsgalle; Andere brauchen andere Mittel. Auch spreche man nicht viel, wenn man heiß ist, denn das verursacht Durst, und man trinkt dann kaltes oder schmutziges Wasser. Einige thun einen Knoblauch oder ein wenig Theriak in's Wasser, ehe sie es trinken." Leimicht Wasser wird durch ein wenig Salz, gereinigt, trübes durch Alaun geläutert; kaltes wird auf ein wenig Zucker und Brosam geschüttet und so allgemach getrunken. Einige nehmen einen Krystall, Korall, Silber, weißen Zucker, einen Kiefelstein, der eine Zeitlang in kaltem Brunnenwasser gelegen, Pfefferkörner (so viel Feuchtigkeit herzuziehen) oder ein wenig grob Salz unter die Zunge. Andere machen sich einen „Zulep" von Rosen- und Veilchensaft mit Wasser, Andere eine kalte Schale (wie man's nennt). Andere essen Stühlzwirg und Saft, oder frische Feigen, Erdbeeren, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Quittenkerne u. A. dgl., so wider den Durst ist. Auch lobt man dafür Brod, in kaltem Wasser geweicht, mit etwas Wein genommen.

Was das Essen betrifft, so lebe man auf Reisen mäßig und gewöhne sich allgemach an die fremden Speisen und Getränke! Die Hauptmahlzeit aber fällt auf den Abend. Kommt man an Gärten oder Weinbergen vorüber, so soll man keine Kirschen, Aepfel, Trauben oder dergleichen Früchte abbrechen. Man hüte sich, unterwegs zu ertrinken! „Zu oder einem dergleichen, auch Schiffbruch und anderes Widerwärtiges begegnet, soll man's herzhaft ertragen."

An Sonn- und vornehmen Feiertagen soll man still liegen. Verlangt aber die Noth oder die Reisegesellschaft, daß man die Reise fortsetzt, so „soll man bei sich der göttlichen Sachen eingedenk sein, mit seiner Gesellschaft davon reden, auch, sofern es die Gelegenheit zuläßt, andächtig singen, wiewohl es nicht allwegen sein kann."

In der Wahl seiner Reisegefährten sei man vorsichtig! Reisegefährten sollen nicht um geringer Ursache willen miteinander zanken, sondern getreulich zusammenhalten, und wenn einer von ihnen des Morgens früher erwacht, soll er die Andern wecken und nicht heimlich davon ziehen. Für gute Reisegesellschaft empfiehlt es sich, etwas Geld zusammenzuschießen und einen zum Verwalter dieser gemeinsamen Casse zu wählen, der dann den Andern Rechnung abzulegen hat.

Auch Verhaltungsmaßregeln gegen verfolgende Bären und Wölfe werden gegeben. „In Gegenwart eines Bären lege man sich auf die Erde und halte den Athem stark an sich, als ob man todt wäre." In jenen Ländern will es sich schicken, daß man andern, besonders vornehmen Leuten ausweicht, oder wohl gar vom Pferde und aus dem Wagen steigt und „ihnen die Ehr' anthut". Insgemein aber gebührt es sich, jeden Begegnenden freundlich zu grüßen und ihm Glück zu wünschen, daß man vor Jedem den Hut recht objiehe und ihn nicht nur anrühre, als ob man Spatzen oder Anderes darunter hätte. Bettlern soll man sich „gutherzig erzeigen"; vor „starken Bettlern" aber sich — namentlich wenn man allein reist — wohl in Acht nehmen.

Sehr genau sind die Anweisungen für das Verhalten des Reisenden am Stadtthore. Sie laufen darauf hinaus, daß er, wenn man ihm Schwierigkeiten wegen des Einlasses macht, in die Tasche greifen und der „Bache" ein Stück Geld in die Hand drücken soll. Unter dem Thore erkundigt man sich sofort nach ehrlichen und guten Wirthshäusern und wählt das seinem Stande und Geldbeutel entsprechende. Man pflegt insgemein den Wirth oder die Wirthin um die Herberge anzusprechen und nach Gewohnheit jedes Landes sich gegen sie, ihre Töchter und Angehörigen bei der Ankunft und der Abreise „gebührend zu erzeigen". Im Gasthause muß man alle Abende seine Sachen fleißig verwahren, sie beim Ausgehen in seinem Zimmer wohl verschließen, oder sie den Wirthsleuten zum Aufheben geben. Namentlich beim Essen soll man „schamhaft" sein, wenig reden, vollends nicht von sich, seiner Geschicklichkeit, seinen Geschenken und desgleichen, nicht von Religionssachen disputiren, dagegen sich bescheiden nach den Sehenswürdigkeiten erkundigen. Der Allem hat man auf ein sauberes Bett zu sehen. Die Thür der Schlafzimmer nehme man wohl in Acht, setze eine Bank oder desgleichen davor! Man vergesse nicht Degen und Feuerzeug neben das Bett zu legen! Vor Allem vergesse man vorm Einschlafen nicht des Gebets!

Der dritte Abschnitt, „was in Besichtigung der Länder und Oerter zu beobachten", ist viel weniger eingehend, als die beiden ersten. Und so wollen auch wir nur weniges aus ihm erwähnen.

Zeitler räth, sich bei längerem Aufenthalte an einem Orte mit vornehmen Ortsangehörigen bekannt zu machen, „und sie um ihre Handschrift und so es sich füglich schicket, um ihr Wappen in sein Handbüchlein persönlich zu ersuchen."

Man nehme sich einen erfahrenen Führer, besteige mit ihm die höchsten Thürme, gehe um den Ort von innen und außen herum, und nehme Alles wohl in Acht! Man lasse sich berichten, in welchen Lande man sei, wie es früher genannt worden, wie es jetzt genannt werde, frage nach Größe, Grenzen, politischer Eintheilung ꝛc. ꝛc.! Man soll ebenso wohl nach der Zahl der im Lande gelegenen Städte, Klöster und dergleichen, wie nach dem verbreitesten Angesicher in ihm, nicht weniger nach der Zahl und Art der Sauerbrunnen und Gesundbrunnen, als nach der geographischen Länge und Breite und nach den himmlischen Zeichen, unter dem der Ort gelegen, fragen. Auch in Bezug auf die Zahl und Art der in dem Lande ansässigen Künstler, Fecht- und Tanzmeister, „Roßbereiter" und „allerhand Unterweiser auf musikalischen Instrumenten" soll man seinen Wissensdurst zu befriedigen suchen. Und nicht minder gründlich als die Unterweisung soll die Besichtigung sein. Zeitler zählt im Allgemeinen alles möglicherweise in irgend einem Orte Sehenswerthe auf. Für das an jedem einzelnen Orte Sehenswerthe verweist er auf die verschiedenen Reisebücher, die er über die Gegenden Europas verfaßt hat.

„Wenn nun Einer seine Zeit in der Fremde erstrecket, solche wohl angelegt und etwas gelernet hat", so soll er an die Heimkehr denken. Von ihr handelt der letzte Abschnitt.

Man zeige seine bevorstehende Abreise seinen Landsleuten in der Fremde an, damit sie einem ihre Aufträge mitgeben oder sich ihm anschließen, nehme von den zurückbleibenden und anderen Bekannten Abschied, kaufe allerhand Dinge ein, die in der Heimath theuer oder selten sind, theils um sie als Geschenke den Seinigen mitzubringen, theils um sie als Andenken zu behalten; und so reise man dann ab! Womöglich auf einem anderen Wege, als man auf der Hinreise eingeschlagen, um desto mehr zu sehen.

Zu Haus angekommen, soll man seine lieben Eltern, wenn

Digitized by Google

sie noch leben, beglaeden die Geschwister, auch seine gewesenen guten Gönner, Lehrmeister und alte Freunde gebührend grüßen und sie heimsuchen, auch die alte Kund- und Freundschaft erneuern, seiner alten Schulgesellen nicht gar vergessen. Man soll sich „auch wieder in seines Vaterlands ehrliche, löbliche und zulässige Sitten und Gewohnheiten schicken, dagegen die fremden, den Seinigen ungewohnten, lächerlichen Gebehrden, die seltsame fremdländische Kleidung und Haartracht abthun", sich die Muttersprache wieder „angewöhnen", von seinen Reisen und Reiseerlebnissen nicht viele und große Worte machen. Mit den in der Fremde gefundenen Freunden und Bekannten soll man in Briefverkehr bleiben. Und was man draußen erlebt, soll man mit den Erzählungen und Schriften Anderer vergleichen und Alles in eine ordentliche Beschreibung bringen. Ueberhaupt aber soll man in seinem Thun sich so verhalten, daß man bald „zu einem Amte und guten Heirath befördert werde, und soll hernach seinen Stand und Beruf mit aufrichtigem Wandel, Treu, Fleiß, Freundlichkeit, Verstand, Weisheit, Nüchternheit und guten Tugenden wohl verwalten, also daß man die Unkosten, Mühe und Gefahr und anderes, so man an seine Reise gewendet und ausgestanden, Gott zu Ehren, dem Vaterlande, sich und den Seinigen zum Besten wohl anlege".

So der brave Zeitler — etwas ungelenk im Ausdruck und weit hergeholt, aber gut gemeint. Wenn eine Reise — fügen wir hinzu — diese Folgen hatte, dann paßte auf den glücklich Heimgekehrten nicht der alte Vers:

Eine Gans aber Meer,
Eine Gans wieder her;
Eine Gans über'n Rhein,
Eine Gans wieder heim.

Zur Naturgeschichte des deutschen Komödianten.

7. Collectenbrüder.

Die Collectenbrüder sind eine so eigenartige Erscheinung innerhalb des deutschen Komödiantenlebens, sie leisten so viel in wohmüthigem Humor und unfreiwilliger Komik, daß es immerhin lohnend ist, ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

Gehen wir zunächst ein wenig auf das eigentliche Wesen — oder richtiger Unwesen — der Collectenbrüder ein. Der Collectenbruder ist nur noch Schauspieler „der Collecte wegen". Man darf keineswegs annehmen, daß er ursprünglich ein talentloser Schauspieler gewesen sei. Im Gegentheile, die Collectenbrüder bestehen meist aus zu Grunde gegangenen Talenten. Dagegen fehlt ihnen vollständig der Charakter, der dem Talente erst seinen Werth verleiht und es entfaltet. Schwache, haltlose Genußsucht, beim Ebleren beginnend, um beim durchaus Unedlen zu enden, machte diese Leute meist zu Dem, was sie sind. Nebenbei hassen sie Alles, was man irgendwie mit dem Namen Arbeit bezeichnen könnte. Die Arbeit ist ihr furchtbarster Feind. Außerdem sind sie Communisten von reinstem Wasser. Ein wahres Glück, daß ihre angeborene Gutmüthigkeit sie verhindert, das Verlangen nach Theilung anders als in sehr gemüthlicher Weise auszudrücken.

Der Collectenbruder reist immer, findet aber sonderbarer und unglücklicher Weise niemals Engagement. Einzelne unter ihnen capriciren sich auf bestimmte Länder oder Provinzen, die sie für besonders lohnend halten. In regelmäßiger Wiederkehr beglücken sie alle Bühnen dieser Provinz. In ihrer Sprache nennen sie das „eine Gegend abklappern". Sie haben an allen Bühnen Bekannte oder behaupten wenigstens mit liebenswürdiger Unverschämtheit, solche dort zu haben. „Erinnerst Du Dich nicht, mein Sohn? Wir waren ja vor zwei Jahren in Panken an der Pfforge bei dem Gokgen-Lindner engagirt." — Dieser mit apodiktischer Bestimmtheit auftretenden Anrede fällt der junge Nachwuchs der Mitgliedet gewöhnlich zum Opfer, und die, welche den unglaubigen Thomas spielen wollen, werden von dem hartgesottenen Sünder angedonnert: „Aha, merke schon, bist arrogant geworden, Bengelchen — willst einen alten Collegen, der Dir Gehen und Stehen beigebracht hat, nicht mehr kennen — pfui Teufel!" — Das unglückliche Opfer wankt, um Aufsehen zu vermeiden, so schnell als möglich mit dem „alten Collegen" in das nächste Wirthshaus, macht für ihn die Collecte, zahlt mehr als jedes andere Mitglied, um sich nicht den donnernden Vorwürfen des „Freundes" auszusetzen, und athmet erleichtert auf, wenn der Collectenbruder am andern Morgen die Stadt verläßt. Die Nacht über hat es sich der Brave natürlich bei seinem jungen Freunde bequem gemacht, und die bescheidene, mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit vorgetragene Bitte um „ein Hemd, diesen Schlips und jenen Ueberzieher, der Dir ja gar nicht paßt, mein Junge," — hat er ihm auch nicht abschlagen können.

Nicht alle Collectenbrüder gehen so energisch auf ihr Ziel los. Die gewöhnliche Art, Collecte zu machen, ist weniger keck. Der Eingewanderte läßt sich im nächsten Wirthshause Papier, Tinte und Feder geben und verfaßt eine mehr oder weniger herzbrechende Epistel an „die hochgeehrten Mitglieder dieser Bühne". Mit der devoten Bitte um „Circulation" wendet er sich dann an den Director, Regisseur oder Inspicienten, findet sich während des letzten Actes wieder ein, um die „unterschriebene Collecte" in Empfang zu nehmen, überfliegt mit geübtem und prüfendem Blicke die gezeichneten Beiträge, präsentirt die Liste dem Cassirer mit dem tiefen Seufzer eines Armen und Elenden, streicht das Geld mit zitternden Händen ein, thut sich sofort einige Seidel, respective Liqueure an und verschwindet dann spurlos bis — „zum nächsten Male".

Nicht selten findet man unter den Collectenbrüdern Leute, die früher zu den Berühmtheiten gehörten, den Directoren die Cassen gefüllt und Tausende selbst eingestrichen haben. —

Im Jahre 1862 standen wir, eine Anzahl jüngerer Mitglieder des Leipziger Stadttheaters, während einer Opernprobe vor dem alten Theater. Da nahte sich uns mit unsicherem Schritte und einknickenden Beinen eine höchst fragwürdige Gestalt.

„Was mag der Jude hier wollen?" begann Einer von uns, auf den Heranwahenden deutend. „Die Messe ist doch längst vorüber."

Der Näherkommende schien allerdings zu den Glaubensgenossen aus Jaroczyn oder Schrimm zu gehören, welche in oft unglaublicher Toilette zur Meßzeit Leipzigs Brühl frequentiren. Er trug einen in den letzten Zügen liegenden, ehemals grauen Ueberzieher, ein buntes, baumwollenes Halstuch, zu kurze, jeder Farbe spottende Beinkleider, an dem rechten Fuß einen abgetretenen Stiefel und am linken einen halb gerissenen gestickten Hausschuh. Den beulenbedeckten Cylinder trug er im Nacken. Das Gesicht zeigte unverkennbar den jüdischen Typus.

Die Gestalt war an uns herangetreten und fixirte uns mit einem halb listigen, halb verworrenen Blicke. Dann fragte sie mit einem leichten Anflnge jüdelnder Sprechweise:

„Ich hab' die Ehr', meine Herren. Sie sind gewiß Collegen?"

Wir schnerten.

„Collegen?!" fragte Einer zweifelnd.

„Mein Name ist Gädemann."

Gädemann! Da stand er vor uns, von dem uns die Tradition schon so viel erzählt hatte, der berühmte „Heymann Levi" in Angely's Posse: „Paris in Pommern". Er war nur durch diese Rolle berühmt. Er hatte sie „geschaffen", und sie hatte ihn zu einem geschätzten Virtuosen gemacht, der Deutschlands Städte triumphirend durchzog und Tausende von Thalern einheimste. Die beleidigte Kunst, die Denjenigen, der virtuosenhaft nur eine oder einige Rollen „cultivirt", niemals zu ihren wahren Jüngern zählen wird, wurde gerächt durch den Menschen Gädemann. Nach einer an Geld und Triumphen reichen Periode fant der schwache, haltlose Mann tiefer und tiefer und gehörte schon seit geraumer Zeit zu den ausgesprochenen Collectenbrüdern. So stand er vor uns.

„Mein Name ist Gädemann. Sie werden mich kennen — ich bin im Unglück — ich komme nirgends mehr zum Spielen," und mit einer Arl Galgenhumor setzte er halb wehmüthig hinzu: „Man will den Heymann Levi nicht mehr sehen."

Wir schwiegen und halten wohl Alle die gleichen Gefühle.

Digitized by Google

Schneesturm im Packeise während der Winternacht des Jahres 1873.
Nach der Natur gezeichnet von Julius Payer und gemalt von Adolf Obermüllner.

Digitized by Google

Verlassen des „Tegetthoff" nach der Rückkehr der Schlittenreisenden.
Nach der Natur aufgenommen von Julius Payer und gemalt von Adolf Obermüllner.

Digitized by Google

„Ich möcht' bitten um eine Collecte," fuhr er dann ruhig fort, als sei ihm diese Bitte schon eine sehr geläufige.

„Wollen Sie sich an den Secretär L. wenden!"

Er verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

„Faul! Ich hab' mir sagen lassen, der Secretär ist grob und giebt höchstens zwanzig Groschen. Sien die Herren Collegen so freundlich und nehmen Sie die Sach' in die Hand!"

Er überreichte uns einen Collectenbogen. Wir bedeuteten ihn, er möge in der nahe gelegenen Restauration warten. Wir brachten in aller Eile mehrere Thaler zusammen. Zwei von uns übergaben sie ihm. Er dankte oberflächlich und handwerksmäßig.

„Was gedenken Sie jetzt zu beginnen?"

„Weiß ich's? Ich werd' mich nach Magdeburg durchschlagen."

Wir entfernten uns. Er mag einen guten Gebrauch von seiner Collecte gemacht haben. Am andern Morgen hörten wir, er sei in später Nachtstunde sinnlos betrunken von der Polizei aufgegriffen worden und habe immer gerufen:

„Lassen Sie mich los! Ich bin Gädemann — aber ich kann meinen Gasthof nicht finden!"

Jetzt ist er schon lange todt, der berühmte Heymann Levi, elend verdorben, gestorben. —

Einen mehr heitern Eindruck machte ein Collectenbruder, den ich etwas früher, während meines Engagements am Stadttheater in H., kennen lernte. Dieser Collectenbruder bereiste vorzugsweise die Provinz Sachsen und Thüringen. Das Stadttheater in H. stand damals, 1861, unter der Leitung eines Directors W. Er war ein geborener Kleinpariser, ein sehr tüchtiger Musiker, aber ein sehr schwacher, allzu gutmüthiger Director. Sein Regisseur und Schwiegersohn war das directe Gegentheil. Eine gallig, giftige, eckige Natur, welcher nur Derjenige ein tüchtiger Regisseur war, dem fortwährend donnernd grobe Ausdrücke zu Gebote standen. Die Proben waren unter diesen Umständen sehr ergötzlich. Der Director hielt es nämlich für seine Pflicht, jeder Stückprobe mindestens eine Stunde beizuwohnen, das heißt schlafend. Sein Armstuhl stand links vom Soufflenr. Der Regisseur und Schwiegersohn saß rechts. An die vielen „Donnerwetter!" seines Eidams war der Director schon gewöhnt; sie störten ihn nicht mehr in seinem Probenschlafe. Nur ein Kraftausdruck ließ ihn stets emporfahren. Rief nämlich der Regisseur-Schwiegersohn im höchsten Zorne aus: „Verfluchte Zucht!" so sprang a tempo der Director-Schwiegervater aus dem Schlafe empor, stieß einige Male mit seinem Stocke auf das Podium, gab seinem gutmüthigen Gesichte ein möglichst bösartiges Aussehen und rief in hoher Tenorlage: „Auspaß'n müss'n Se, meine Herrschaften, sonst lass'n mer die Sache lieber noch ansteh'n."

Doch zurück zu meinem Collectenbruder. Eines schönen Tages hatten wir wieder Probe. Wir waren mitten im zweiten Akte eines Benedix'schen Lustspiels, und der Regisseur hatte sich eben das Soufflerbuch geben lassen, um „noch ein Stück zu lesen". Während einer todtenstillen Pause ließen sich plötzlich die donnernden Worte eines kräftigen Basses vernehmen:

„Jutten Marrrgen!"

Der Donnergruß kam aus dem dunklen Hintergrunde der Bühne. Alles lenkte seine Blicke dahin, den Frevler zu erspähen. Der Regisseur-Schwiegersohn wirft das Buch wüthend hin und schreit:

„Verfluchte Zucht!"

A tempo springt der Director-Schwiegervater empor und ruft pflichtgetreu:

„Auspaß'n müss'n Se, meine Herrschaften —"

Weiter kam er nicht. Langsam und feierlich entwickelte sich aus dem Dunkel des Hintergrundes ein kurzer, dicker Mensch. Der kleine, robuste Jupitor tonans trat gemessenen Schrittes bis in die Mitte der Bühne, zog den Hut, strich mit einem baumwollenen, blauen Taschentuche sorgfältig einige spärliche Haare der vorderen Glatzengegend zurecht, suchte dem allzu engen, unmodernen, braunen Frack vergebens etwas Taillenfaçon zu geben und sprach dann mit kräftiger Würde:

„Ich brauche nicht um Entschuldigung zu bitten, Herr Director, da Sie mich kennen. Meine Herrschaften — mein Name ist Hugo Köhler — Baßbuffo und Heldenvater. Ich bin auf der Durchreise und etwas in Verlegenheit. Herr Director," fuhr er fort, diesem näherretend und den Collectenbogen überreichend, „Sie kennen mich von früher. Darf ich auf Sie rechnen? Vielleicht gastire ich einmal bei Ihnen. Drüben bei Pippert werde ich das Resultat erwarten. Lassen Sie sich nicht stören, meine Herrschaften!"

Sprach's und verschwand majestätisch wie langsam verrollender Donner. Allgemeine Verblüffung, dann herzliches Lachen. Aber unser Director und sein „artistischer Leiter" lanuten den kurzen, dicken Mann schon.

„Gehen wir nur weiter' 's ist Hugo Köhler — der kommt alle Jahre zweimal."

Die Collecte wurde gemacht, und ich begleitete den Inspicienten zu Pippert. Hugo saß beim Seidel. Mit milder Herablassung empfing er uns.

„Setzen Sie sich, meine Herren, und lassen Sie sehen, was Sie mir bringen!" Er nahm die Collecte entgegen. „Kellner — zwei Seidel für die jungen Leute!"

„Aber Herr —"

„Junger Mann, Sie werden doch einem alten Komödianten keinen Korb geben?"

Ich schwieg resignirt. Der Inspicient, eine durstige Natur, liebängelte bereits mit dem gebrachten Gerstensafte. Hugo studirte die Liste der Geber. Seine Züge wurden düster, und mit verhaltenem Grimme grollte er:

„Ein Thaler zweiundzwanzig und ein halber Silbergroschen — das ist wenig — sehr wenig! Ich hätte dem Stadttheater in H. mehr Mitgefühl für einen Künstler meines Ranges zugetraut. — Doch — legt's zu dem Uebrigen! — Prost, Ihr Herren!"

Der schlagflüssige Heldenvater wurde redselig. Er erzählte uns Räubergeschichten aus „seiner guten Zeit".

„Seht Ihr, Kinder — die Natur, die Natur — das ist die Hauptsache! Ich bin noch in der Iffland'schen Schule gebildet — Goethe war mein Regisseur; die Natur ist mir Alles. Ihr solltet mich als Oberförster in den „Jägern" sehen! — na, vielleicht gastire ich einmal bei Euch. — Der neuen Schule fehlt die Natur. Das habe ich vor zwei Jahren dem Hendrichs in's Gesicht gesagt; nur niemals hinter dem Rücken, daran halte ich fest, immer in's Gesicht! Hendrichs gastirte bei uns in — na — in — wie heißt denn das Nest gleich? Na, 's ist ganz egal — ich glaube beim „Renne" war's. Ich war dort als erster Vater engagirt. Hendrichs wollte den Tell spielen. Wollte, sag' ich, denn er hat ihn nie spielen können. Ich spielte den Stauffacher. Macht der Mensch den Blödsinn und betont auf der Probe:

‚Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich' — fünf Minuten Anstenthalt — ‚Euch ꝛc.'

Aber, lieber Hermann, sag' ich, welcher Unsinn! Einen Pfeil hast Du bereits verschossen; den zweiten hast Du in's Wamms gesteckt. Diesen Pfeil ziehst Du bei diesen Worten hervor und rufst:

‚Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich Euch ꝛc.'

So mußt Du den Vers sprechen, mein Junge, denn Gessler ist so gerade darum so wüthend und läßt Dich dann gefangen nehmen, weil Du, der Tell, ihn hast erschießen wollen. Ist das nicht psychologisch richtig?!"

Hugo sah uns kriumphirend an. Wir waren starr. Er weidete sich an unserem Staunen und hauchte dann mit glückseligem Lächeln:

„Ja, ja, Kinder, das ist Iffland's Schule. Hendrichs hat mir auch nicht ein Wort erwidert. Prost, Ihr Herren!"

Der dicke Hugo ruht wohl schon lange in Frieden. Ebenso sein für das Königreich Sachsen concessionirter Kumpan, Namens Looſe. Dieser behauptete allen Ernstes, eine Concession zu besitzen, wonach er „an allen sächsischen Bühnen Collecte machen dürfe". Auch dieses Original war ein Freund des Wanderns und des Liqueurs. Wurde ihm gesagt: „Looſe, fragen Sie doch bei dem und dem Director um Engagement an!" so hatte er immer dieselbe Geschichte in Bereitschaft.

„In allen Directoren — nur nicht zu diesem, mein Sohn! Dieser Mensch ist der Mörder meiner Tochter."

„Aber —"

„Höre, mein Sohn! Ich bin mit meinem braven Weibe und meiner vierjährigen Tochter bei diesem Menschen in

Digitized by Google

Engagement. Wir reisen von Tirschtiegel nach Wüstegierdorf. Es war im Winter und bitter kalt. Unterwegs brechen wir die Achse und müssen in einem Dorfe übernachten. Der Wirth kann uns nur ein heizbares Zimmer geben. Dieses eine heizbare Zimmer nimmt dieser Mensch, dieser Director mit seiner Frau in Beschlag. Ich sage zu ihm: „Director, seien Sie human! Sehen Sie, wie mein bravos Weib mit den Zähnen klappert und meine Tochter vor Frost zittert — geben Sie uns, Ihren besten Mitgliedern, das heizbare Zimmer!“ — „Nein,“ antwortet der Schinderhannes. Wir übernachten also in sibirischer Kälte. Am andern Tage bekommt mein armes Kind die Masern.“

„Und stirbt?“

„Nein — Gott sei Dank! — aber sie hätte sterben können, und dann wäre dieser Bandenchef ihr Mörder gewesen. Lieber auf der Landstraße, als in's Engagement zu solch einem Menschen!“ —

Die Collectenbrüder werden immer seltener. Wenn der Realismus und die auf das Materielle gerichtete Zeitrömung ein Gutes gewirkt haben, so ist es namentlich ein energisches Zusammenfassen der Kräfte, auch des Einzelnen, innerhalb des Standes der Bühnenkünstler. Diese Erkenntnißschaft wird auch die Collectenbrüder wegfegen. Für das unverschuldete Unglück sind ja die „Einigkeit“ und die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger“ bestens einspringende Institutionen.

Schließlich noch einen heitern Beweis, daß auch die Collectenbrüder mit der Zeit fortschreiten. Ein herumreisender Collectant hat sich die nachfolgende Epistel sein säuberlich in eleganter Ausstattung auf einen Bogen Velinpapier drucken lassen. Hat er sich eine Bühne zum Opfer erkoren, so sendet er aus einem nahegelegenen Orte die Epistel portofrei unter Kreuzband an die betreffende Direction. Am folgenden Tage oder Abends erscheint er höchst persönlich, um die Moneten in Empfang zu nehmen. Die traurige Historie — denn eine solche ist es — lautet wörtlich und buchstäblich:

„Hochgeehrter Herr!

Ein fünfundachtzigjähriger Bühnenveteran wagt es, Derenselben dieses Gesuch gedruckt zu übergeben, da eine Verwundung der Hand ein solches Zittern zurückgelassen, daß mir das Schreiben fast beinahe unmöglich wird.

Durch den Krieg 1866 bin ich in einen so hülflosen Zustand gekommen, daß ich mich oft selbst frage, warum ich ein so trauriges Leben noch trage. Ich wollte damals von Coburg nach Dresden, wo ich früher engagirt war, konnte aber nicht mehr des ausgebrochenen Krieges wegen durch. Nun reiste ich über Elster-Eger und kam nach Waldiassen in Baiern. Mein langjähriges Ersparniß war durch eine fünf Monate lange Cur der Hand und auf der Reise d'raufgegangen, und ich mußte meine beste Garderobe veräußern, um mich gegen den nachschleichenden Hunger zu schützen, denn Hermann mein Rabe kam nicht. Dafür kamen in der Nacht drei Gensdarmen, nahmen meine Sachen in Beschlag und brachten mich in ein Gefängniß. Den Tag darauf vor den Landrichter geführt, sagte dieser: „Sie sind der Spionage verdächtig und bleiben hier in Haft, bis von der betreffenden Behörde, an welche Ihre Papiere abgesendet worden, ein Bescheid ankommt!“ Da half kein Protestiren; ich dachte, wie Talbot in der Jungfrau von Orleans' sagt: „Unsinn, Du siegst, und ich muß untergehen.“ — Also zurück in den Thurm, alter Moor! Die Sache hatte aber auch ihre ernste Seite — ich kenne das; mußte ich doch in dem spanischen Kriege 1809 selbst die tödliche Kugel auf einen vermeintlichen Spion absenden, der nicht überwiesen war. Im Kriege macht man mit einem Menschenleben nicht viel Umstände.

Mein Gefängniß war ein kleines, feuchtes Gewölbe — ein Fensterchen hoch oben, etwas Stroh, keine warme Nahrung ꝛc. Wie nun aber in unseren Operetten und Lustspielen ein Gefängnißwärter gewöhnlich eine hübsche Tochter hat, so auch hier. Die etwa Sechszehnjährige kam immer mit, wenn mir der schweigsame Vater Brod und Wasser brachte. Einmal trat sie eine Minute vor ihm in meine Zelle. Das schien mir in günstiger Augenblick, mich mit ihr zu verständigen wegen einer Tasse Kaffee, nach der sich mein mißhandeltes Magen sehr sehnte. Ich sprach zu ihr; keine Antwort — ich wiederholte — sie sah mich groß an — auch diese Hoffnung war umsonst — das arme Kind war taub — der Alte kam.

Die Folgen dieser Kerkerhaft waren für mich schrecklich. Ich hatte mich erkältet; das fiel auf mein Gehör. Ich blieb drei Jahre ganz taub und höre jetzt nur wieder gedämpft auf dem linken Ohre. — Elendes Künstlerleben! Ueber fünfzig Jahre an der Bühne; immer, sowohl in der Oper wie im Schauspiel, auch auf größeren Bühnen stets in ersten Fächern beschäftigt, muß ich jetzt darben, oft hungern. — Viele leidende Collegen habe ich gern unterstützt, und nun bin ich selbst ein Bittender. Ich wage nun den schweren, demüthigenden Schritt, dieselben ergebenst zu bitten, mein Gesuch um Unterstützung mittelst Collecte den geehrten Herren und Damen mit einigen wohlwollenden Worten an ihr theilnehmend Herz zu legen. Es wird Ihnen Segen bringen. Ich will ja gern den Diener, welchen Sie etwa damit beauftragen, entschädigen. Mit dero Genehmigung werde ich die Ehre haben mich morgen bei Ihnen anzumelden und mich mit Paß ꝛc. legitimiren. Hochachtungsvoll Dero gehorsamer Diener

Z. Z.
Sänger und Schauspieler.“

Was sagt der geneigte Leser hierzu? Der Mann annectirt ja den ganzen Pomp eines Colportageromans, um zum Ziele zu kommen. Und portofreie Zusendung! Elegante Ausstattung in Papier und Buchstaben! Wenn die Collectenbrüder sich so veredeln, darf man da nicht hoffen, daß sie mit der Zeit ganz verschwinden werden? —

Arno Hempel.

Blätter und Blüthen.

Eine Geschichte der letzten österreichisch-ungarischen Nordpol-Expedition in Bildern. (Mit Abbildungen S. 592 und 593.) Hinter der großartigen Wasser- und Festlandscenerie des Nordens liegt eine Welt voll geheimnißvoller Reize verborgen, gleich wichtig für den wissenschaftlichen Forscher wie für den denkenden Menschen überhaupt. Seit Jahrhunderten ist der Nordpol das Ziel kühner und in ihren Erfolgen oft bedeutungsvoller Unternehmungen gewesen, aber noch immer sind die höchsten arktischen Regionen uns geblieben, was sie schon den allen Deutschen waren, der unentweihte Sitz der Götter, irdischem Trachten unerreichbar; denn noch keine unter den Forschungsexpeditionen hat ihre Aufgabe völlig gelöst; noch keine hat jenen äußersten und letzten Erdpunkt gefunden, der, den Berechnungen der Geographen zufolge, die höchste nördliche Breite, aber gar keine Länge repräsentirt.

Einen Schritt weiter als die nordische Eismüste als die früheren Unternehmungen hat indessen die letzte österreichisch-ungarische Expedition gethan. Sie hat an mehr als einer Stelle den Schleier gelüftet, der uns die Wunder jener geheimnißvollen Erdregionen verhüllte; sie hat diese Erfolge errungen durch eine Reihe der schwersten Gefahren und Drangsale, welche in ihrer fast übermenschlichen Größe und Furchtbarkeit den Hörer beinahe wie ein Märchen gemahnen.

Der Gang dieser Nordpolfahrt und die Schicksale ihrer Mitglieder sind allbekannt. Für fast drei Jahre ausgerüstet, ging die Expedition am 13. Juni 1872 mit dem Schraubendampfer „Tegetthoff“ von Bremerhafen in See, erreichte Mitte August die Barents-Inseln und gerieth schon am 21. desselben Monats auf eine riesige, zuerst nach Nordosten, dann nach Nordwesten treibende Scholle, auf welche sie, von Eis ringsum eingeschlossen, für die Dauer von zwei Jahren festgebannt war. Am 28. October brach die arktische Nacht über die willenlos dahin Treibenden herein. Der blaßgrünen Dämmerung folgte die lange schwarze Polarnacht von hundertneun Tagen. Bewüthtig blickten die hülfelosen Schiffer den gen Süden ziehenden Vögeln nach — dann schien jede Spur des Lebens verlöscht, und über dem stillen Reiche lagerte unheimlich-trübe Finsterniß. Fünf bange Monate waren die Lampen in der Kajüte des „Tegetthoff“ die einzigen Lichtpunkte in dieser Wüste der Nacht; nur wenn der Mond schien, schimmerten die Taue gleich silbernen Strahlen über das Schiff hin.

Am 16. Februar 1873 endlich ging die Sonne wieder auf, und am 31. August sahen die verwegenen Segler etwa vierzehn Meilen vor sich im Norden — Land. Ein erhabener Augenblick! Es waren die nachher als Kaiser-Franz-Joseph-Land bekannt gewordenen Eisregionen. Aber erst Ende October betraten die Entdecker, über gebarstenes und hoch gethürmtes Eis drei Meilen schweigsleistend, eine öde, traurige Insel, die Wilczek-Insel. Dann wieder, vom 22. October an, tiefe Polarnacht, diesmal hundertfünfundzwanzig Tage dauernd. Der 24. Februar brachte das lang ersehnte Sonnenlicht zurück, und nun begann mit den Schlittenreisen zur Erforschung des Kaiser-Franz-Joseph-Landes eine für die Resultate der Expedition überaus wichtige Zeit. Auf diesen höchst gefahrvollen Schlittenexcursionen traten alle Schrecken des Landes den unverzagten Forschern in der drohendsten Gestalt entgegen: Kälte, Hunger und Nässe mußten ertragen, gefährliche Eisspalten und von Meeresdruck übersthürmte Landesstrecken überschritten, Schneestürmen und alle Unbilden des Wetters erduldet werden. „Allen Lebens bar lag das Land vor uns,“ heißt es in Julius Payer's Mittheilungen, „überall starrten ungeheure Gletscher von den hohen Einöden des Gebirges herab, deßen Massen sich in schroffen Kegelbergen kühn erhoben. Alles war in blendendes Weiß gehüllt, uno wie

Digitized by Google

candirlich starrten die Säulenreihen der symmetrischen Gebirgs-Etagen.“ — Da die Abbringung des „Tegetthoff“ von der Eisscholle unmöglich war, der Mangel an Proviant und der geschwächte Gesundheitszustand der Mannschaft aber eine Rückkehr nach Europa dringend erheischten, so wurde der Entschluß gefaßt, das Schiff zu verlassen und mit Schlitten und Booten die Heimkehr anzutreten.

Am 20. Mai 1874 wurde der „Tegetthoff“ seinem Schicksale überlassen, nachdem die Flaggen an seine Masten genagelt worden. Die Rückkehr in die Heimath begann. Die Ausrüstung war eine sehr karge. Niemand nahm mehr mit sich als die Kleidung, die er gerade trug, und eine Decke. Anfangs drei, dann vier Boote, auf Schlitten ruhend, drei große Schlitten mit Gepäck, Proviant, Munition &c. daneben — das war die ganze Karawane des Nordens. Am 14. August langten die Unverzagten an der Eisgrenze an und sahen den offenen Ocean vor sich. In der Dunenbai nahm der russische Schiffer Voronin die Schiffbrüchigen auf und führte sie nach Vardö in Norwegen, von wo sie in die Heimath zurückkehrten.

Das in kurzen Zügen die bekannten äußeren Schicksale der letzten österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition — ein äußerst reichhaltiger Stoff nicht nur für die nacherzählende Feder, sondern vielleicht noch mehr für den nachbildenden Stift. Der letztere ist gefunden. Der schon oben erwähnte Julius Payer, einer der Führer der Unternehmung und durch seine Theilnahme an zwei früheren Polarexpeditionen und seine Forschungen in der Hochalpenwelt längst bekannt, hat unter dem Titel „Die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition 1872—1874“ soeben bei Bruckmann in München und Berlin und G. Capellen in Wien zwölf vortreffliche photographische Landschaftsbilder aus jenen höchsten arktischen Gegenden erscheinen lassen und denselben einen erläuternden Text, der uns bei Abfassung obiger Mittheilungen vorgelegen, beigefügt. Die beiden von uns wiedergegebenen Landschaften gehören zu den vorzüglichsten der Sammlung. Großartig ist der Gegenstand der einen — ein Schneesturm im Packeise während des Winters von 1873, eine Scene, welche im Leben unserer kühnen Nordpolfahrer nicht zu den Seltenheiten gehörte: zwei Männer verfolgen im fürchterlichsten Schneeorkan einen Eisbären, welcher einen Schiffshund fortgeschleppt hat. Die Naturstimmung dieses Bildes ist erhaben und in hohem Grade bezeichnend für den düsteren Charakter des Nordens. Auf der anderen Darstellung sehen wir (eine oben schon angedeutete Scene) die Mannschaft des „Tegetthoff“ das Schiff verlassen, um die Rückkehr in die Heimath anzutreten. Der wehmüthig ernste Augenblick, wo es hieß, den treuen Retter aus Noth und Tod, den sicheren Beschützer gegen all die harten Angriffe des rauhen nordischen Klimas, das schirmende und bergende Schiff zu verlassen, — dieser Augenblick war vielleicht der traurigste der ganzen Fahrt; ohne Frage war er der entscheidendste; denn es handelte sich nicht nur um die zweifelhafte Rettung des Lebens der viel umhergeschleuderten kühnen Seefahrer, es galt auch mit der Rettung der Männer selbst die Bergung der gesammten Resultate der Expedition. Mit welchen Gefühlen mochten die Tapferen von ihrem „Tegetthoff“ scheiden! Alles stand auf dem Spiele, und viel wahrscheinlicher als ein glückliches Umarmen von Weib und Kind in der fernen, sonnigen und warmen Heimath war den Verwegenen ein nasses Grab in der Nacht und dem Eise des Nordens. Der Moment ist anschaulich und lebhaft wiedergegeben und bringt eine der wichtigsten Episoden der Expedition mit greifbarer Lebenswahrheit zur Anschauung.

Zum Schlusse erübrigt uns noch, der trefflichen Ausführung rühmend zu gedenken, mit welcher der mit der höchsten Alpen- und Gletscherwelt vertraute Landschaftsmaler Adolf Obermüllner in Wien die nach den Skizzen Payer's wiedergegebenen Landschaften hergestellt hat. Mit Recht rühmt Payer ihm in einem Briefe nach, daß er in seinen grandiosen Landschaftsbildern das seine künstlerische Empfinden mit treuer Wiedergabe der arktischen Natur habe zu vereinen gewußt.

Das Payer-Obermüllner'sche Prachtbilderwerk verdient seines interessanten Gegenstandes und seiner genialen Ausführung wegen den besten Landschaftswerken, die wir besitzen, beigezählt zu werden. E. Z.

Erlösung der Last- und Omnibuspferde durch eherne Rosse. Mit keinem Dinge der Welt — es müßten denn die Kanonen sein — wird gegenwärtig mehr herumprobirt, als mit der Straßenlocomotive. Aus Nordamerika, dem Geburtslande derselben, kommen alle Wochen Nachrichten über neue Einrichtungen, aber auch in London, Edinburg und jüngst in Paris und Kopenhagen hat man bezügliche Probefahrten angestellt, die alle mehr oder weniger befriedigend ausfielen. Die meisten mit der Sache beschäftigten Erfinder sind darüber einig, daß die Straßenlocomotive keine Feuerung haben dürfe, und der Eine füllt deshalb ihren Unterleib — denn der Wagenraum dient als Omnibus — mit überhitzten Wasserdämpfen, der Andere mit zusammengepreßter Luft, ein Dritter mit zahlreichen gespannten Stahlfedern; ein Vierter will scharf erhitztes Oel und ein fünfter soeben aufgetauchter Mitbewerber (der Amerikaner Keely) sogar „kalten Dunst“ als Triebkraft anwenden. Die betreffende Kraftladung würde jedesmal an einer der beiden Endstationen aus einem dort befindlichen Dampfkessel entnommen, respective mittelst einer Dampfmaschine erzeugt, zusammengepreßt oder gespannt werden. Das geht in allen Fällen viel schneller, als Umspannen, Füttern und Tränken der Pferde; die Maschine kann, da sie der Ruhe nicht bedarf, sofort ihre Stundenfahrt wieder beginnen. Die Meister des aufgespeicherten Dampfes, der comprimirten Luft und der gespannten Federn haben längst Proben von der Verwendbarkeit ihrer Erfindungen abgelegt, und Jeder von ihnen lobt natürlich sein System als das beste. Der Bändiger des überhitzten Dampfes führt an, daß er gleichzeitig im Winter die Wagen warm erhalte, der Luftverdichter, daß er im heißen Sommer kostenlos und herrlich die Wagen kühlen könne, der Federmann, daß bei ihm keine Kesselexplosionen eintreten könnten, der Entdecker des „kalten Dunstes“ verspricht einstweilen den Actionären seiner sehr heiß bezweifelten Erfindung goldene Berge. Auf alle Fälle sehr nachdenklich ist die Idee eines sechsten Erfinders, dessen Modell vor etlichen Wochen zu Paris seine ersten Probefahrten angestellt hat, des Ingenieurs Fortin Hermann, der sich nicht ohne Berechtigung gesagt hat: „Geht doch mit Eurer Unnatur! Wenn Ihr eine Zugmaschine haben wollt, so gebt ihr Füße und nicht Räder, die nur auf Schienen vorschriftsmäßig laufen und zu gleiten anfangen, sobald die angehängte Last im Verhältnisse zum Maschinengewichte nur mäßig groß wird oder sobald die Steigung des Weges ein wenig zunimmt.“ Es ist nämlich ein eigenes Ding mit der Reibung am Boden, welche die Räder bekanntlich zu vermindern bestimmt sind. Bei zu wenig Reibung geht's schlecht, wie wir bei Glatteis merken, und bei zu vieler noch schlechter, wie wir im tiefen Sande verspüren. Herr Hermann construirte also ein ehernes Thier mit vier Gelenkfüßen, bekleidete deren Sohlen mit Guttaperchaplatten, um ihre Haftfähigkeit am Boden zu vermehren, und setzte diese Füße durch eine kleine Dampfmaschine in entsprechende Bewegung. Das eiserne Thier lief vortrefflich, konnte viel größere Lasten ziehen als eine gleichstarke Räderlocomotive, trabte auf Pflaster und Landweg gleich gut und erklomm Anhöhen, die eine Locomotive nur mit Zahnradbetrieb oder magnetischen Rädern und ähnlichen Vorrichtungen erstiegen hätte. Nur die Schnelligkeit ließ vorläufig zu wünschen übrig, denn das Dampfroß legte nicht mehr als eine Meile in der Stunde zurück, und das ist offenbar zu wenig. Inzwischen ist aber der Erfinder beschäftigt, seinen Vierfüßler in einen Sechsfüßler, vielleicht gar in ein Thier, das „hundert Gelenke zugleich regt“, zu verwandeln, und hofft von diesen Dampflaufkäfern und Dampfasseln, daß sie mindestens die dreifache Schnelligkeit erreichen werden als das Roß. Natürlich wird nichts hindern, diese Thiere ebenfalls mit überhitztem Dampf, eingepreßtem Wind, kaltem Dunst und ähnlichen Kraftextracten und comprimirten Futtersorten zu speisen, und wir sehen hier wieder einmal, daß wir mit unserem Beförderungswesen noch kaum aus den Kinderschuhen heraus sind. Wie ganz anders muß es aussehen, wenn auf so einer Zukunftsstraße eine sechsbeinige Postkutsche daher trabt und ein zwanzigbeiniger Omnibus, stolz wie eine Galeere, mit unzähligen Rudern durch die Straßen einer Großstadt rast! C. St.

Ein religiöser Kartenspieler. Ein Soldat, Namens Richard Lee, wurde in Glasgow vor Gericht geladen, weil er während des Gottesdienstes Karten gespielt hatte. Der Vorgang war folgender:

Ein Sergeant hatte die Soldaten der Compagnie eben zur Kirche geführt. Der Geistliche verlas, wie üblich, die Gebete und den Text, wozu auch jene ihre Gebetbücher aufgeschlagen hatten und andächtig folgten; nur Lee legte anstatt des Buches ein Spiel Karten vor sich aus und betrachtete sie abwechselnd mit großer Aufmerksamkeit.

Der Sergeant traute seinen Augen kaum und flüsterte ihm zu:

„Richard, stecke die Karten ein! Hier ist nicht der Ort für solche Dinge.“

„Was schadet's?“ sagte Lee und ließ sich nicht stören.

Als die Andacht beendigt war, trat ein Constabler auf ihn zu, erklärte ihm, daß er sein Gefangener sei, und brachte ihn vor den Mayor.

„Was hat der Mann begangen?“ fragte dieser den Constabler.

„Er hat in der Kirche Karten gespielt, Herr.“

„Was hast Du zu Deiner Vertheidigung zu sagen?“ fragte der Mayor den Soldaten.

„Sehr viel, mein Herr.“

„Das ist sehr gut, sonst wartet Deiner einer harte Strafe.“

Richard Lee: „Ich bin seit sechs Wochen auf dem Marsche, hatte kein Gebetbuch mit, aber ein Spiel Karten; diese brachte ich nun auch in die Kirche mit, und wenn Sie mich hören wollen, theile ich Ihnen mit, wie andächtig ich dabei gewesen bin.“ Er legte die Karten auf dem Tische auseinander und sagte: „Das Aß erinnert mich daran, daß es nur einen Gott giebt; die Zwei deutet auf den Vater und den Sohn. Bei der Drei denke ich an die heilige Dreieinigkeit. Wenn ich die Vier betrachte, erinnere ich mich der vier Evangelisten. Die Fünf ruft mir die fünf klugen Jungfrauen in's Gedächtniß, die ihre Lampen schmückten; zwar waren deren zehn, aber nur fünf waren klug, die anderen waren thöricht und wurden abgethan. Bei der Sechs denke ich daran, wie Gott in sechs Tagen Himmel und Erde gemacht hat. Die Sieben sagt mir, daß Gott am siebenten Tage von seiner Arbeit ruhte und diesen Tag heiligte. Die Acht ruft mir die acht Gerechten in's Gedächtniß, welche vor der Sündfluth gerettet wurden, nämlich Noah und sein Weib, seine drei Söhne und Schwiegertöchter. Bei der Neun denke ich an die neun Aussätzigen, die Christus heilte; es waren Undankbare, denn von zehn Geheilten kehrte nur einer zurück, seinem Wohlthäter zu danken. Bei der Zehn — woran könnte ich da anders denken, als an die heiligen zehn Gebote? Der König erinnert mich an den König des Himmels, die Königin an die Freundin Salomo's, die eine weise Frau, wie er ein weiser Mann war. Als sie seinem Hofe einst einen Besuch machte, brachte sie in ihrem Gefolge fünfzig Knaben und fünfzig Mädchen, sämmtlich in Knabenkleidern, mit und stellte ihm die Aufgabe, die letzten von den ersten zu unterscheiden. Der König hieß einem Diener Wasser bringen und forderte die hundert Kinder auf sich zu waschen. Die Knaben benetzten die Hände knapp bis zum Handgelenk, während die Mädchen auch die Arme bis zum Ellenbogen geschäftig wuschen, wodurch die Aufgabe bald gelöst war. — Wenn ich nun sämmtliche Zeichen der Karten zusammenzähle, erhalte ich die Zahl 365, mithin die Tage eines Jahres.“

„Nun gut,“ sagte der Mayor lächelnd, „Du hast mir jede Karte bis auf eine erklärt —“

„Es fehlt nur noch eine, ich weiß es,“ rief der Soldat mit Eifer, „es ist der Bube. Wenn der Richter es nicht übel nimmt, will ich auch den noch bezeichnen.“

„Wenn Du mich damit nicht beleidigst, laß hören!“ sagte der Mayor.

„Der größte Bube, den ich kenne, ist der Mann, der mich herbrachte,“ sagte der Soldat mit einem ergrimmten Blicke nach der Thür, an welcher der Constabler stand.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennige. In Heften à 50 Pfennige.

Hund und Katz'.

Eine Geschichte aus dem bairischen Oberlande.

Von **Herman Schmid.**

(Fortsetzung.)

Die Tafel im Saale war bereits vollständig hergerichtet. Julei, die Naherin, die sich eben im Hause auf der Wochenstöhr befand, hatte dieselbe gerade noch einmal überblickt und die letzten kleinen Unordnungen in den Falten des Tischtuches und der Stellung der Gedecke beseitigt. Eben wollte sie sich entfernen, als in der Thür die Wirthin erschien, mit der Schürze das vom Hochsitzer gerötherte Angesicht trocknend und mit Wohlgefallen die getroffenen Anordnungen überblickend. „Du hast halt eine geschickte Hand, Julei," sagte sie dann, „wie wär's, weil Du doch einmal da bist, wenn Du beim Aufwarten an der Tafel mithelfen thätst? Meine Weibersleut' stellen sich zu Allem so dumm an und haben lauter Dummen anstatt Finger; ich wollt' Dich gern gut zahlen dafür."

Das Mädchen wandte sich so hastig um, als ob sie erschrocken wäre, auch ihr bleiches Aussehen stimmte zu der Vermuthung. „Aufwarten? Bei der Tafel?" fragte sie mit sichtlicher Befangenheit. „Nein, Wirthin, das kann ich nicht — ich will gern überall mithelfen, in der Küch' oder in der Schenk' oder wo es sonst ist — nur nicht aufwarten. Ich kennt' auch nicht," setzte sie etwas langsamer wie zur Entschuldigung hinzu, „ich hab' ja nichts bei mir als mein Werktaggewandel."

„Das hat nichts auf sich," erwiderte die Wirthin, „Du kannst was von meiner Tochter nehmen, wenn sie auch ein wenig größer und dicker ist. Das schadet nichts — was leer steht, weint nicht."

„Ich kann doch nicht, Wirthin," sagte Julei, „ich bring's nicht zuweg'. Ihr müßt das mir verlangen von mir."

„Aber warum denn nicht?" rief die behaarliche Frau entgegen. „Ich geb' Dir einen ganzen Gulden; den kannst wohl mitnehmen und noch wohler brauchen, bild' ich mir ein."

„Ich bin freilich arm," war Julei's seine, wenn auch etwas schüchtern wiederholte Antwort, „den Gulden könnt' ich freilich gut brauchen, aber ich kann doch nicht . . . ich bring's nicht zuwegen."

„Du laß es bleiben!" schloß die Wirthin und rannte ärgerlich aus dem Saale. „Hab' ich's doch immer gehört," brummte sie dabei halblaut, aber immerhin verständlich genug vor sich hin. „Hab' ich's doch all' mein Lebtag gehört, Niemand ist hoffahrtiger, als wer's am wenigsten Ursache hat — so die eigentlichen Bettelleut'."

Die heftig zugeworfene Thür schlug krachend in's Schloß. Das Mädchen schaute sich nicht danach um; sie stand unbeweglich und sah vor sich nieder, die Hände über dem Schooße zusammengefaltet; sie mochte sich allein glauben, und dennoch war der Vorfall nicht ohne Zeugen gewesen.

Der Hochzeitlader war in der Thür der Tanzstube gestanden und hatte zugehört. Julei ward es nicht gewahr, daß er näher kam, bis er ihr zutraulich die Hand auf die Schulter legte. „Meine liebe Nakterin," sagte er, „mir scheint, Du brauchst Dir Deinen Bündel Grumen (Gram) auch nicht erst zusammenzubinden, kannst ihn gleich über die Achsel hangen."

Sie wandte sich gegen ihn; wie erstaunt trat er einen Schritt zurück; nicht so sehr deswegen, weil ihre Erscheinung überhaupt, insbesondere Form und Ausdruck ihres Gesichts, ihn überraschten. Sie sah den Alten an, und als sie das Wohlwollen gewahrte, das aus dem ehrlichen faltenreichen Angesichte ihr entgegen kam, spielte ein schwaches Lächeln um ihren Mund. „Es ist so arg nit," sagte sie, „ich bin nur so ein dummes Ding, dem es manchmal schwer auf's Herz fallt, daß ich gar Niemand hab', dem ich's sagen kann, wenn ich was auf dem Herzen hab', und daß ich Alles so in mir allein verweinen und verwinden muß."

„Bis' denn daheim, Mädel?" fragte der Alte mit immer freigender Theilnahme. „Hab' Dich ja noch niemals gesehen."

„Nixgauds."

„Aber Du mußt doch irgend Jemand haben, dem Du angehörst?"

„Niemand."

Die Antworten des Mädchens klangen so natürlich und einfach, daß sie durch den Ernst ihres Inhalts eine größere Wirkung hervorbrachten, als die vollendetste Kunst. Dem Alten fing es in den Augen zu jucken an, und er ruhte nicht, bis Julei seine Freundlichkeit durch eine kurze Mittheilung ihrer Verhältnisse vergalt und von ihren Eltern, deren Schicksal, sowie von ihrem eigenen Leben zu erzählen begann: einem steten Wandern ohne Heimath, Ruhe und Ziel. „Es wird mir schon so aufgesetzt sein," setzte sie mit schwermüthigem Lächeln hinzu, „oder es liegt mir im Blute, meine Eltern sind ja auch ewig auf der Wanderschaft gewesen."

„Und weißt Du denn gar nichts weiter von ihnen?" fragte

Digitized by Google

der Hochzeitlader, den die kleine Erzählung noch immer begieriger gemacht hatte. „Wie sie daher gekommen sind und wo Deine Mutter eigentlich daheim gewesen ist? Wie hat sie denn geheißen?“

„Genau weiß ich's nicht,“ erwiderte Julei, „wenn Ihr's aber wissen wollt, dann ich's Euch wohl zeigen; ich habe den Taufschein und den Trauschein meiner Mutter. Ich kann mir nur die Namen so hart merken; sie lauten so sonderbar. Meine Mutter ist weit weg zu Haus' gewesen, da wo's in's Rußland hinein geht.“

„Ja Polen!“ rief der Alte, der sich vor Erregung kaum zu halten vermochte, denn mit einem Male lag eine Gegend seines Lebens vor ihm, die lange verwachsen und übergrast war in seiner Erinnerung, und aber möglich vor ihm lag wie ein Land, von dem über Nacht der Schnee hinweg geschmolzen — ein vergessenes Stück Jugend, ein Nachklang von Saiten, die längst gerissen geschienen.

Er wußte nun auch, warum Julei's Anblick ihn so sehr ergriffen hatte.

Ehe er weiter fragen konnte, wurde die Thür wieder aufgerissen, und die Wirthin, die ihren Aerger noch nicht überwunden hatte, rief grollend herein: „Na, wird der Rauschmuck noch lang' dauern? Ist's Dir vielleicht gefällig, daß Du herunter kommst? Es giebt noch Enten zu rupfen, oder bringst Du das vielleicht auch nicht zuwege?“

Lautlos folgte das Mädchen der Zürnenden; lautlos blieb der Hochzeitlader zurück, allein und doch in einer Gesellschaft, wie er sie seit Jahrzehnten nicht mehr um sich versammelt gesehen hatte. Er sah sich selber auf dem Heimwege aus der russischen Gefangenschaft, sah sich mit dem Transporte vieler Anderen fortgetrieben, obwohl Müdigkeit, Hunger und Krankheit ihn kaum einen Fuß zu heben gestatteten, und fühlte es, wie damals, als er in einer der endlosen Flächen des Landes mit verschwimmenden Augen unter ein paar Birken, die in einem Schopfe beisammen standen, gleich einem Sterbenden nieder sank. Niemand bemerkte es; Niemand vermißte ihn. Er wußte nicht, wie lange er in der Betäubung so gelegen haben mochte, aber er erinnerte sich noch wohl, wie er zum ersten Male wieder die Augen aufgeschlagen hatte: da war es schwarze Nacht um ihn, und auf ihn sahen ein Paar noch schwärzere Augen herab, die ihn mit ängstlicher Sorgfalt betrachteten — es war eine Bande von Luftspringern, Seiltänzern und Feueressern, die ihn im Vorüberziehen liegen gesehen und mitgenommen hatte. Eine von den Tänzerinnen, ein zartes, schlankes, fast zigeunerhaftes Geschöpf, hatte sich seiner erbarmt und darauf gedrungen, daß man ihn nicht hülflos dem Schicksale des Verschmachtens überließ — ihre Augen waren es, in welche die des Erwachenden empor starrten. Die Gesellschaft hatte eben in einem Walde Lager geschlagen, und beim erlöschenden Scheine des Wachtfeuers hörte der Gerettete den Bericht seiner Retterin, betrachtete er dieselbe in der rothen Gluthbeleuchtung wie einen Engel, den seine Glorie umgiebt. Aber die Glorie blieb auch beim Tageslichte an ihr haften, und wenn dem Vereinzelten auch nichts Anderes übrig blieb, als sich, um vorwärts zu kommen, an die Truppe anzuschließen, so wurde ihm doch diese Nothwendigkeit zum innigsten Vergnügen, denn sie gestattete ihm, in Katsch's Nähe zu bleiben. Zum ersten Male hatte sich das Herz in ihm geregt: ein Funke war aufgeblitzt, der in ihm, wie es seinem ruhigen Wesen entsprach, nicht zu einem wilden leidenschaftlichen Feuer aufloderte, aber mit stiller nachdenklicher Gluth weiter glomm. Er blieb auch dann noch bei der Gesellschaft, als man in bewohnteren Orte gekommen war, wo es ihm möglich gewesen wäre, seinen eigenen Weg einzuschlagen und nach der Heimath zurückzukehren, aber es zog ihn Nichts dahin zurück, wo ihn Niemand erwartete und er wahrscheinlich schon längst als ein Vermißter zu den Todten geschrieben war. Dagegen hielt es ihn bei Katsch unwiderstehlich zurück, um so fester, als ihre Ente und Freundlichkeit ihn hoffen ließen, daß sein Bleiben auch ihr angenehm und erwünscht sei. Für die Truppe war es dies jedenfalls, denn seine bald entdeckten musikalischen Fähigkeiten waren für dieselbe eine höchst willkommene Verstärkung ihrer Kunst- und Erwerbsmittel. So war er mit ihr herum gezogen, jeden Tag sich seit vornehmend, Katsch seine Neigung zu erklären, und jeden Tag es unterlassend, weil unerklärliche Scheu und unbezwingliche Stimmtheit ihn davon abhielten.

Ein unseliger Morgen machte dem unseligen Hoffen und Schwanken ein rasches Ende: Katsch war mit einem Mitgliede der Gesellschaft verschwunden, ohne Sang und Klang, ohne Gruß und Kuß, ohne Absicht, ohne Erwartung und Hoffnung des Wiedersehens. Es war dem unbesiegten Liebenden wohl manchmal das Blut geschossen, wenn er Katsch a und mit dem Burschen zusammen stehen oder mit ihm flüsternde Worte tauschen sah, aber in der Unschuld seines Gemüthes hatte er darin kein Arg gefunden, und wie sie seinen Augen als der Inbegriff aller weiblichen Schönheit galt, verehrte sein Herz in ihr den reinen Engel, der an dem lieblichen Köpfchen zur Flügel besaß und seinen irdischen Körper. Nun war der Bann gebrochen, der ihn in der Ferne gehalten hatte; nun gewann das Heimathsgefühl Gewalt über ihn und zog ihn nach Hause, wo man ihn aufnahm, beinahe wie einen Verschollenen, der aus dem Grabe wieder auftritt und kaum noch irgendwo ein Plätzchen für sich findet. Er kam in der That, wenn auch nicht aus, doch von einem Grabe, denn mit dem Schmerze um die verlorene Liebe hatte er auf dem weiten Heimwege seine Jugend begraben und dann noch und noch den Schutt eines einsamen Lebens wie einen Hügel darauf geschüttet. Jetzt war das Grab wieder geöffnet, und seine Geister waren zurückgekommen; es war kaum ein Zweifel mehr möglich, daß er in Julei die Tochter Katsch's wiedergefunden.

Feierliches Geläute schreckte ihn aus seinen Gedanken empor; es war das erste Glockenzeichen zum Beginne des Hochamtes, nach welchem die Trauung stattfinden sollte.

Die Brautleute selbst und ihre nächsten Angehörigen waren indessen schon seit geraumer Zeit zu ebener Erde in einem Nebenzimmer versammelt, das zur Wohnung des Wirthes gehörte, von ihm aber so hochgeschätzten reichen Gästen überlassen worden war. Auf dem Tische standen ein großer Busch aus gemachten Blumen, eine mächtige Torte, mit dem gleichen Schmucke besteckt, und einige Flaschen süßen Rothweins mit halbgefüllten Gläsern daneben. Es sah Alles recht festlich und hochzeitlich aus, aber der Gesellschaft selbst war das nicht nachzurühmen. Die Braut führer und die Kranzjungfern hatten das Gemach verlassen, um die Familie nicht in dem zu hören, was sie sich etwa noch zu sagen haben mochten, aber Niemand fühlte ein Verlangen, von dieser Aufmerksamkeit Gebrauch zu machen. Der Grubenmüller hielt ein Glas in der Hand, ohne zu trinken, und schaukelte sich gedankenlos auf dem Stuhle; die Braut zog verschlitzten Blick auf der Tischplatte mit dem Finger in allerlei Zeichen und Züge auseinander, die sie dann hastig wieder verwischte; Zacharieel stand am Fenster und sah nach dem Thurme der Pfarrkirche hinüber, als wollte er auf der Uhr die Secunden nachzählen, bis er den ersten Ring der Kette am Finger trug, die ihn fesseln sollte — ein langes Leben hindurch. Die einzige Person, die ein einigermaßen hochzeitliches Ansehen hatte, war die Mutter des Bräutigams, ein ältliches, von ihren Lebensjahren ein geschrumpftes Weibchen, das nickend nach seinem Sohne hinüberfah und vor Freude über dessen stattliches Aussehen zu keiner anderen Empfindung kommen konnte.

Die Ursache der allgemeinen Verstimmung stand übrigens groß und breit auf dem Tische.

In leidlicher Gemüthsverfassung waren Alle angekommen. Wechtild hatte zwar etwas trübe Augen, als wäre vor nicht langer Zeit ein Regenschauer daran vorübergezogen, aber als Zacharieel ihr entgegen trat, leichte sie ihm doch mit einem wohlgefälligen Lächeln die Hand; daß sie geweint hatte, fiel Niemand auf; ist es doch ein alter Spruch, daß eine weinende Braut eine lachende Frau bedeute. Die Männer begrüßten sich mit freundlichen Handschlage — da fuhr plötzlich der Geist der Zwietracht in die Gemüther und zwar sonderbarer Weise in der Gestalt des Liebesgottes. Der Wirth kam heran und brachte die Nachricht, daß die Botenfrau schon Tags vorher ein sorgfältig verpacktes Kistchen mit einem Hochzeitsgeschenke aus der Stadt gebracht habe. „So? Aus der Stadt?“ sagte Zacharieel mit saurersüßer Miene, während Wechtild das Blut in's Gesicht schoß, der Müller aber, als wenn es ihn gar nichts anginge, gleichgiltig vor sich hinpfiff.

Die geöffnete Schachtel bestätigte vollauf die allgemeinen Vermuthungen; der galante Geometer in München hatte es nicht unterlassen können, durch die That zu zeigen, daß er des Tages

Digitized by Google

nicht vergaß, der, wenn auch allen Anderen ein Fest, seine Hoffnungen für immer vernichtete. Das Geschenk bestand in einem etwas vergrößerten Abguß des Amor, dem auf dem Dieffener Jahrmarkte ein so betrübtes Ende zu Theil geworden; der Abfender mochte auch jetzt ein ähnliches Loos gefürchtet haben, denn die Figur war diesmal nicht aus zerbrechlichem Gyps, sondern aus gebrannter Erde gegormt, die sich wohl besser eignete, einen eifersüchtigen Anprall zu ertragen. Gleichwohl hing es an einem Haare, daß auch ihr dasselbe zerschmetternde Schicksal zu Theil wurde. Für Zacharieisel's Gemüth, vollgeladen mit allerlei Bremsstoff der Ungeduld, des Aergers und unklarer Unzufriedenheit mit sich selber, war der Anblick der verhaßten Figur wie der Funke in's Pulverfaß. Er sprang auf, und wäre der Grubenmüller nicht ebenso behend dazwischen gesprungen, so wäre die gebrannte Erde trotz ihrer Festigkeit in Trümmern an die ungebrannte Erde gestogen. Alle Schleußen zurückgehaltener Kränkung gingen in ihm auf. Er habe es mit Widerstreben überwunden und hinuntergeschluckt, rief er, daß Mechel — in seinem Unwillen fand er keinen anderen Namen — ohne sein Wissen und Wollen in die Stadt gegangen und mit dem Kanarienvogel, dem Schmierer, auf dem Faschingstanz herumgestudert (gestattert) sei; wenn aber das Gethu' und das Gesperzel jetzt auch noch sein Ende nehme, so sei er es Manns genug, das nicht zu leiden und gründlich nachzuholen, was er im Erlinger Hohlwege versäumt habe. Vergebens wiederholte Mechel alle schon oft vorgebrachten Entschuldigungen; vergebens mahnte der Müller zur Ruhe; wenn die Traumung vorüber sei, hätten sie noch Zeit genug, das Alles mit einander auszufechten. Erst dem Zureden seiner Mutter gelang es, ihn durch Schmeicheln allmählich wieder zu beruhigen und ihm begreiflich zu machen, wie er ja nun an dem Ziele stehe, nach welchem er sich so lange mit Leidenschaft gesehnt; wie es nun unmittelbar vor Thorschluß doch keinen Ausweg mehr gebe, und wie es ihm als einem gesetzten Burschen schlecht anstehe, sich von der Eifersucht so hinreißen zu lassen und den Leuten Anlaß zu neuem Reden und neuem Gespött zu geben.

„Mutterl," sagte er endlich, „ich thu' Alles, was Du willst. Mit Dir kann ich nicht streiten. Du hast mir ja auch Alles gethan, was ich gewollt hab', hast sogar eingewilligt, daß das Heimathl verkauft worden ist, und willst noch in Deinen alten Tagen eine neue Haut anzieh'n und mit mir übersiedeln an einen fremden Ort. Dafür sollst Du's aber auch gut haben bei mir," setzte er hinzu, indem er ihre beiden Hände faßte und streichelte, „ich will Dich auf den Händen tragen und Alles thun, was ich Dir nur an den Augen absieh'n kann. Und immer mußt Du bei uns sein. Hast Du neulich, wie wir die Grubenmühl' besichtigt haben, das kleine Kämmerl neben der Wohnstuben gesehn, das heimliche mit der Holzverschalung, wo man so schön auf den Mühlschuß hinausssieht und auf die Buchen darum herum? Das richten wir Dir ein, wie Du's daheim gehabt hast; das soll Dein Logis sein, Mutterl . . ."

„Du mußt nichts versprechen, was wir nicht halten können," unterbrach ihn Mechtild und faßte die ihr gebotene Friedenshand mit sehr kühler Bewegung; „denkst Du denn gar nicht daran, daß ich auch einen Platz haben muß? Wo willst Du denn mich hinthun in meiner Mühl'?"

„Dich?" fragte Zacharieisel staunend. „Ich mein', wir werden miteinander hausen und beieinander logiren. Du wirst so wenig ein eigenes Zimmer brauchen, wie ich."

„Nein, nein, das geht nicht," erwiderte sie spitz. „Ich muß mein eigenes Zimmer haben. Das bin ich so gewohnt von Jugend auf. Das Kämmerl neben der Wohnstube ist mein gewesen, so lang' ich die Tochter im Hause gewesen bin; ich seh' nicht ein, warum ich als Frau vom Haus mich daraus vertreiben lassen soll. Die Mutter kann in den obern Stod zieh'n; in der obern Kammer ist die Aussicht noch viel schöner."

Zacharieisel wechselte die Farbe. „Ah, das wird doch nit Dein Ernst sein, Mechtild, daß Du meine Mutter unter's Dach hinauf logiren willst, daß das alte Frau'l mit sein' müden Füß' so hoch steigen soll . . ."

„Na, seid so gut und fangt noch einmal einen Disputat an!" rief der Müller ärgerlich dazwischen. „Das ging' mir justament noch ab."

„Ich kann ja nichts dafür," sagte Mechtild weinerlich, „er fängt immer wieder an, wo er mich mit etwas trotzen (necken) kann."

„Still jetzt, alle Zwei!" rief der Müller wieder. „Keins redet mir mehr ein Wort! Ich will's haben, und da beißt die Maus keinen Faden ab."

Auch das alte Mütterlein ließ es nicht an begütigenden Worten fehlen; ihrem Zureden und Schmeicheln gelang es auch, den Sohn zu beruhigen, der keineswegs gesonnen schien, sich dem Machtgebot des Müllers so unbedingt zu fügen. „Meinetwegen," sagte er dann, „ich will noch einmal nachgeben; sind wir erst einmal beisammen, dann wird Jedes schon den Platz finden, wo es hingehört." Die Mutter wisperte ihm freundlich dafür zu, ihr war es ja gleich, welchen Winkel man ihr anwies. Sie lebte glücklich, wenn sie nur wußte, daß im übrigen Theile des Hauses ihr Sohn lebte und es ebenfalls war.

Das zweite Glockenzeichen machte den Abbruch des Gespräches nothwendig; es war Zeit, sich zum feierlichen Kirchgange im Zuge aufzustellen, und die Musik, welche mit einem fröhlichen Marsche vorauszuschreiten sollte, begann bereits, vor der Thür ihre Instrumente zu prüfen. Auch die Brautjungfern mit der ganzen Hochzeitsgesellschaft traten ein; ihnen entgegen stürmte der Bräutigam; er wolle gleich wieder zurückkommen und vor dem feierlichen Augenblicke nur noch einen Athemzug frischer Luft schürfen.

Er schien dessen auch wirklich zu bedürfen; ganz gegen seine sonst so ruhige Weise glühten ihm Wangen und Stirn, und als er an der Küche vorüber in den Hofraum trat, in dem sich auch der kleine, noch winterhaft öde Hausgarten befand, wehte ihm die frische Luft wie eine wirkliche Kühlung und Erquickung entgegen, daß er tiefaufathmend einen Augenblick stille stand und nicht gleich bemerkte, daß er nicht allein war; das plötzlich beginnende Geplätscher des Röhrenbrunnens, der bisdahin verstopft gewesen sein mußte, lenkte seine Blicke dahin; an dem Troge, mit dem Wässern von Gemüse beschäftigt, stand eine schlanke Mädchengestalt, die ihm unbekannt und doch nicht fremd dünkte.

Er eilte hinzu; seine Tritte veranlaßten das Mädchen, sich umzuwenden, und Beide standen sich mit einem Halblaute unterdrückter Ueberraschung gegenüber, der bei Julei mehr ein Ausdruck des Schreckens, bei Zacharieisel der einer unverhofften Freude war, die ihm im Augenblicke vergessen ließ, wo er sich befand, wohin er gehen sollte, und was der Rosmarinzweig an seiner Brust bedeutete.

„Du bist es, Julei?" rief er, „ja, wie kommst denn Du daher? Bist es denn wirklich?"

„Was ist dabei Merkwürdiges?" erwiderte sie gesenkten Blickes und in anscheinender Ruhe, aber das Geschirr in ihrer Hand erklirrte leise von der zitternden Bewegung derselben. „Ich bin halt auf der Stöhr da als Näherin."

„Aber das ist eine unverhoffte Freud'," rief Zacharieisel, und sein Antlitz strafte die Worte nicht Lügen. „Ich komm' kaum zu mir selber; ich hab' seitdem so oft an Dich gedacht und mich selber ausgescholten, daß ich Dich gar nit gefragt hab', wo Du Dich denn aufhältst; ich hätt' Dich so gern wieder gesehen und hab' nit gewußt, wo ich Dich suchen soll."

„Zu was wär's auch gut gewesen?" entgegnete das Mädchen mit unsicherer Stimme, „ich bin bald da, bald dort, und Du, mein' ich, hast wohl auch den Kopf voll anderer Gedanken."

„Aber jetzt mußt Du mir's sagen, Julei," rief er, wärmer werdend, „jetzt such' ich Dich gewiß oft heim, oder noch besser. Du mußt zu mir kommen in die Grubenmühl."

„Ich glaub', die Hochzeit hat Dir den Kopf verdreht," sagte sie, „Du weißt nit, was Du redst. Du hast nichts bei mir und ich nichts bei Dir zu suchen; die neue Müllerin kriegt Näherinnen genug, und ich hab' so viel zu thun, daß ich eine neue Stöhr in der Grubenmühl' nit annehmen kann."

„Das ist recht schad'," entgegnete er und faßte sie fester in's Auge, denn in seinem Innern stieg eine bisher unbekannte Ahnung, wie schwach beginnendes Tagesgrauen auf. „Du hast doch selber gesagt, daß die Grubenmühl' so schön ist, und daß es Dir nirgends so gut gefallt, als wenn Du in eine Mühl' kommst."

Sie sah schweigend zu Boden. „Das ist früher gewesen," sagte sie dann kurz, nahm ihr Geschirr und wollte sich an ihm

Digitized by Google

vorbeidrängen, dem Hause zu. „Zeit und Weil' sind ungleich, und die Leut' sind es auch."

„So bleib' doch nur!" rief er herzlich, „jetzt seh' ich's erst, wie Du blaß bist . . ."

„Blaß bin ich immer; das kommt von der sitzenden Lebensweis'."

„Aber Du hast ja verweinte Augen! Was fehlt Dir denn?" fuhr er fort und erfaßte ihre Hand. „Ich laß Dich mit fort, Julei. Du mußt mir sagen, was Dir fehlt; ich muß wissen, ob ich Dir mit helfen kann."

„Nein," sagte sie, eifrig bemüht, ihre Hand frei zu machen. „Du kannst mir mit helfen. Laß mich geh'n, Zachariesel!"

„Das muß ich sagen, das ist eine saubere Aufführung für einen Hochzeiter!" rief plötzlich der Grubenmüller, der mit Mechtild und einem Theile der Hochzeitgäste hinter ihnen stand. Zachariesel's langes Ausbleiben hatte sie veranlaßt, den Verlassenen aufzusuchen; war doch schon das dritte Glockenzeichen gegeben und ein Ministrant mit springendem Chorrocke gelaufen gekommen, der vom Pfarrer die Anfrage brachte, wo denn die Hochzeitleute blieben. „Wir sitzen in der Stube und warten und warten und schauen uns fast blind, und der saubere Bräutigam steht im Garten und spengelt (thut schön) mit einer Anderen, als wenn gar keine Braut auf der Welt wär'!"

Bei dem ersten Laute hatte Julei ihr Geschirr weggeworfen und war laut aufschluchzend durch das hintere Gartenthürchen entschwunden. Niemand achtete darauf, nur der alte Hochzeitlader folgte ihr, eifend aber nicht minder unbeachtet. Er wußte nun, warum das Mädchen es nicht zuwege gebracht, an der Hochzeittafel aufzuwarten.

Als wäre ein Blitz herniedergefahren und hätte sie sammt und sonders zu Bildsäulen umgeschmolzen, so regungslos standen die Parteien einen Augenblick sich gegenüber. Zachariesel auf der einen Seite allein, verwirrt und unentschlossen, betroffen von dem Ungewitter, das sich plötzlich über ihm entlud, auf der andern Seite eine kaum übersehbare Schaar ergrimmter, entrüsteter, schadenfroher und das Lachen nur noch mühsam unterdrückender Menschen. Aus der Thür und den Fenstern der Küche glotzten die Köpfe neugieriger Mägde; den Hintergrund bildeten die verwitterten und verschmitzten Mienen der spottlustigen Musikanten.

„Wie ist's? Kriegt man eine Antwort oder nicht?" rief der Müller wieder, Mechtild aber, die jetzt erst wieder zu Athem kam, unterbrach und überschrie ihn. „Was braucht's da noch fragen und antworten?" sagte sie. „Ich für meinen Theil habe genug gesehen und gehört; ich will nichts wissen von einem Menschen, der eine Viertelstunde vor der Copulation noch mit einer Nahterin, mit einer hergelaufenen Person beisammensteht und ihr die Hände drückt. Ich kann mir denken, was das zu bedeuten hat."

Ein Wink ihres Vaters unterbrach den Redestrom; der Alte gedachte des bedungenen Neugeldes, und wenn es zum Bruche kommen sollte, mußte doch immer Zachariesel es sein, der das entscheidende Wort sprach und also die zweitausend Gulden zahlen mußte. Die Vorsicht war indessen überflüssig; wohl war der Hochzeiter eine Weile verblüfft da gestanden, und gleich den Bewohnern eines aufgestörten Bienenstocks schwärmten und summten ihm die Gedanken um den Kopf, wie er dem beschämenden Auftritte ein Ende machen und einen Ausweg aus dem Irrsale finden könne, das ihn von allen Seiten umgab. Mechtild's letzte Reden aber hatten den Bann, der auf ihm lag, wie mit einem Rucke, gebrochen; wie ein Vorhang, der ihm die Aussicht versperrt hatte, riß es vor ihm entzwei, und ein klar einfallender Sonnenstrahl erhellte die Bahn des Entschlusses, der ihm allein übrig blieb.

Die Schimpfworte, welche Julei zu Theil geworden, hatten die Schleußen seines Grimmes gezogen und gaben der Strömung freien Lauf.

„Was das zu bedeuten hat?" rief er, indem er sich durch die braunen Ringelhaare fuhr und so beherzt vortrat, daß der Müller erschrocken vor ihm zurück wich. „Das soll bedeuten, daß mir gerade noch im letzten Augenblicke die Augen aufgegangen sind. Das will bedeuten, daß ich nichts wissen will von einer Frau, der mein ehrlicher Name zu schlecht ist, von einer Frau, die brave ehrliche Menschen deswegen, weil sie arm sind, verunehrt und schimpft, von einer Frau, die mein liebes altes Mutterl unterm Dach einlegiren will — daß es mir im letzten Augenblicke wie ein Stein vom Herzen gefallen ist, daß ich selber nicht gewußt hab' was ich will, daß Du mich niemals wirklich gern gehabt hast, so wenig als ich Dich, und daß ich unserm Herrgott dank', daß ich zu der Einsicht gekommen bin, eh' es zu spät gewesen ist. Und wenn es zehntausend Gulden wären anstatt zwei, und wenn ich in der nächsten Minute in Taglohn gehen müßt', ich zahl' das Neugeld, aber zum Attar geh' ich nicht mit Dir; jetzt auf einmal weiß ich, wie's in mir inwendig ausschaut und zu wem ich gehör'."

„Das verlangt Niemand von Dir zu wissen," rief Mechtild mit vor Zorn fast tonloser Stimme, „hast nicht Ursache, anderen Leuten den Strohsack vor die Thür zu werfen, es hätte doch Niemand nach Dir verlangt. Jetzt kann man freilich Alles auf einmal verstehen. Laß mich gehen, Zachariesel!" wie die Person das gesagt hat! Wie süß! Und auf Du und Du ist sie mit ihm! Also deswegen ist es so hart gewesen, den Namen Zachariesel abzulegen. Da hast Du Deinen Hochzeitsstrauß! Nimm ihn und gieb ihn Deiner Landsahrerin! Viel Glück, Zachariesel, zu der Scherzschleifer-Hochzeit!"

Sie riß die Blumen vom Mieder und zerrat sie; der Müller aber rief mit einer Stimme, als wäre er Nachtwächter und müsse Feuer schreien: „Einspannen, Wirth! Die Leut' alle sind Zeugen, daß er zurückgegangen, und von seinem Wort ungestanden ist, nicht meine Tochter, so sehr sie dazu Ursach' gehabt hätte. Einspannen! Keinen Augenblick bleib' ich länger in dem Hauf'!" Der Wirth trat ihm in den Weg und wollte an die bestellte Mahlzeit erinnern; die Musikanten umringten ihn und mahnten an den Lohn für die Tanzmusik, die nun in die Brüche gegangen. Er aber brach sich mit Gewalt Bahn, indem er sie mit den Ellenbogen bei Seite drängte und rief: „Das gluge mir justament noch ab! Haltet Euch an den sauberen Hochzeiter! Der hat Alles zu Wasser gemacht; der muß für Alles herhalten. Da beißt die Maus keinen Faden ab."

Die Anweisung war nicht gut zu verwirklichen, denn auch Zachariesel hatte einen günstigen Moment benutzt, sich durch das Hintertürchen aus dem Staube zu machen, durch das Julei verschwunden war. Ob er es that, um die Entflohene aufzusuchen, oder nur um sich selbst aus dem Gedränge zu befreien, wer war im Stande, es aufzuklären?

(Schluß folgt.)

Zwei deutsche Jubelfeste in Weimar.

Von Robert Keil.

1. Das Karl-August-Fest am 3. September 1875.

Groß und herrlich ist aus Krieg und Sieg das deutsche Reich zu neuem Glanze erstanden; als großer, einheitlicher Bundesstaat, als gewaltiges Kaiserreich hat das deutsche Volk den ihm so lange verkümmerten hervorragenden Platz unter den civilisirten Nationen wieder eingenommen. Aber vergessen wir nicht, daß vor allem die zahlreichen einzelnen Culturstätten es waren, welche die durch alle Gaue, alle Stände verbreitete hohe Bildung des deutschen Volkes und mit ihr die Pflege des deutschen Nationalgeistes ermöglicht haben! Vergessen wir nicht, daß unter all diesen Culturstätten dem kleinen Weimar für alle Zeit der erste und höchste Dank gebührt! Als Wiege der deutschen Kunst — wie einst der Oper, so nachher der Poesie — überhaupt der höheren deutschen Cultur wurde Weimar im Verein mit Jena und dessen hoher wissenschaftlicher Bedeutung aus dem geographischen zugleich der geistige Mittelpunkt Deutschlands. Jena und Weimar wurden, um mich der Worte Schlosser's zu bedienen, die eigentliche Metropole Deutschlands und erhielten die Bedeutung für unsere Nation, welche London und Paris für die englische

Digitized by Google

Karl August und Goethe in der Sturmperiode.

Nach Originalbildern aus dem großherzoglichen Schlosse zu Weimar, für die Gartenlaube entworfen und auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Digitized by Google

und französische haben; sie hatten einen Ruf, wie ihn keine andere deutsche Stadt hat erlangen können. Und Weimar blieb nicht nur lange Zeit hindurch in diesem Sinne der Einheitspunkt, welchen der nationale Geist des deutschen Volkes gewonnen hatte, es war Weimar zugleich — und wieder im Bunde mit Jena — die Stätte, auf welcher die deutsche politische Presse, das nationale politische Leben und Streben, die politische Freiheit ihren Anfang und Ausgang nahm.

Daß das kleine Weimar zum Heile des gesammten Vaterlandes dies geworden, ist das Verdienst seines Herzogs Karl August. Ganz Deutschland, ja die ganze gebildete Welt hat es freudig in jenen unvergeßlichen September-Tagen des Jahres 1857 anerkannt, als in Weimar nicht nur den Heroen der deutschen Dichtkunst Denkmäler gesetzt, sondern auch auf dem Fürstenplatze zum Denkmale des „alten Herrn" der Grundstein gelegt wurde. Es war der 3. September 1857, der hundertjährige Geburtstag des Herzogs. Achtzehn Jahre sind seitdem verflossen, wie vor hundert Jahren die achtzehn Jahre von Karl August's Geburt bis zu seinem Regierungsantritt am 3. September 1775. Am bevorstehenden 3. September begeht Weimar, begeht Deutschland die Säcularfeier vom Regierungsantritte des Herzogs. Zwar werden im Festzuge leider manche jener hochverdienten Männer fehlen, welche einst vor achtzehn Jahren den Grundstein umstanden; der biedere, greise Commissionsrath, Hofconditor Hoffmann, der, als ein Zeuge der schönsten Tage des Herzogs auch in weiteren Kreisen bekannt, im Morgenzuge nach der Fürstengruft den ältesten Bürgern der Stadt voranschritt, der Redner auf dem Friedhofe, Oberpfarrer Dittenberger, der Festredner bei der Grundsteinlegung, Superintendent Stier, wie der dortige Redner Minister von Watzdorff — sie alle sind inzwischen schlafen gegangen. Aber die jüngere Generation verehrt mit gleicher Begeisterung den genialen deutschen Fürsten, und wenn von dem ehernen Reiterstandbilde des Herzogs, welches der Bildhauer Professor Donndorf in Dresden, Weimars Sohn, mit vollendeter Meisterhand geschaffen, die Hülle fällt, wenn der Herzog, in Kraft und Würde neuerstanden, die Wenigen, die ihn noch persönlich gekannt, wie die zahlreichen ihn verehrenden Epigonen in unvergänglichem, strahlendem Glanze begrüßt, wird der Jubel weit über Weimars Marken hinaus durch alle deutschen Gaue erschallen.

Feiern wir den festlichen Tag durch einen Rückblick auf die Jugend des Herzogs, auf die Entwickelung seines Geistes und Charakters, auf die Zeit vor hundert Jahren!

Als Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar, der wunderliche, strenge Autokrat, im Jahre 1748 starb, schien die Sächsisch-Ernestinische Linie, welche einst in der Reformationszeit so hervorragende charakter- und kraftvolle Männer geliefert, dem Erlöschen nahe. Sein Thronerbe war sein einziger Sohn Ernst August Constantin, ein kränklicher Jüngling. Am 16. März 1756 vermählte er sich mit der siebenzehnjährigen Braunschweiger Prinzessin Anna Amalie, der Nichte Friedrich's des Großen. Am 3. September 1757 schenkte sie dem Erbprinzen Karl August das Leben. Der Tag, an dessen Morgen der Prinz das Licht der Welt erblickte, sollte für die Stadt Weimar in den damaligen kriegerischen Wirren ein ernster Tag werden: am Nachmittage rückten von Arnstadt her Reichstruppen ein und besetzten die Stadt. Aber auch freundliche Zeichen fehlten nicht und wurden von den Bürgern als gute Vorbedeutung genommen; sah man doch während des Taufactes am 4. September bei heiterem Himmel und Sonnenschein einen hellen Regenbogen über dem Schlosse, der Wilhelmsburg, stehen. Doch schon im Frühling des folgenden Jahres, am 28. Mai 1758, noch ehe die Herzogin von ihrem zweiten Sohne, Constantin, entbunden war, starb nach kurzer Regierung, durch Gute und Wohlwollen beliebt, der kaum einundzwanzigjährige Herzog, und der jungen, erst neunzehnjährigen Wittwe fiel die schwere Aufgabe zu, neben der Vormundschaft über ihre Kinder zugleich die Regentschaft des Landes in der stürmischen Zeit des siebenjährigen Krieges zu übernehmen. In bewundernswerther Weise löste sie diese Doppelaufgabe und bereitete zugleich in dem kleinen, bis dahin wenig beachteten Weimar mit deutschem Sinn der deutschen Kunst eine Stätte, welche bald darauf von ihrem großen Sohne im Vereine mit der genialen Kraft seines Busenfreundes zum Mittelpunkte deutscher Kunst und Literatur erhoben werden sollte.

Während der ersten Kinderjahre des Prinzen war Demoiselle Kohebue, ein geist- und gemüthvolles Fräulein, seine Erzieherin; im fünften Lebensjahre desselben wurde Graf Johann Eustach von Görtz (der nachmalige preußische Minister) zu seinem Erzieher bestellt. Es war diese Wahl vielleicht kein glücklicher Griff Amaliens, denn Graf Görtz war ein mit aristokratischem Stolze erfüllter, pedantischer Mann, aber die ausgezeichneten Anlagen, mit denen die Natur den jungen Fürstensohn ausgestattet, der ihm von frühester Kindheit an eigene lebhafte Geist und kräftige Wille schützten ihn gegen üble Folgen jener Erziehungsmethode; mit seinem Widerwillen gegen pedantische Regeln und Etiquettenzwang mag er seinen pedantischen Lehrern Roth genug gemacht haben. Bei dem Confirmationsexamen, welches am 27. März 1771 sein Instructor, der Oberconsistorialrath Seidler, bei offenen Thüren und „in Gegenwart ansehnlicher Versammlung" mit ihm hielt, bewährte er die eigenthümliche Schnelligkeit, mit welcher er Ideen ergriff und in das Innerste jedes Gegenstandes eindrang. Sein gutes Herz aber bewährte er in demselben Jahre bei Gelegenheit der Hungersnoth und der Seuchen, welche damals ganz Thüringen verheerten; er bat den Geheimen Rath von Fritsch, die Erlaubniß der Mutter für ihn zu erwirken, daß er vierhundert Thaler aus seiner Schatulle dazu verwenden dürfe, sie unter die Weimarischen und Eisenacher Armen zu vertheilen. „Ich würde," schrieb der vierzehnjährige Prinz, „mein Geld nie besser anwenden können; die Fürsten sind nur insoweit glücklich, als sie Gutes thun können."

So hatte Friedrich der Große, sein Großoheim, gewiß mit vollkommenem Recht, als er in eben diesem Jahre 1771, von dem vierzehnjährigen Prinzen zum ersten Mal begrüßt, voll Bewunderung zu den Umstehenden äußerte: „einen so vielversprechenden Prinzen, wie diesen, hab' ich noch nie gesehen." So war es auch Wahrheit, nicht Schmeichelei, als im folgenden Jahre Wieland, damals Professor der Philosophie und fürstlich-mainzischer Regierungsrath in Erfurt, der Verfasser des „goldenen Spiegels", nach wiederholten Besuchen des Weimarischen Hofes, an die Herzogin Amalie über deren Sohn Karl August schrieb: „Es ist dieser hohe Grad von gesunder Vernunft, diese natürliche Richtigkeit des Verstandes, diese Begierde, sich zu unterrichten, diese Liebe zur Wahrheit, dieser Widerwille gegen die Schmeichelei, die der Prinz ohne alle Frage im höchsten Maße besitzt. Das sind lauter vortreffliche Anlagen. Man mache aus ihm einen aufgeklärten Fürsten, und ich stehe für sein Herz ein." Von der Herzogin Amalie, auch auf Karl August's Bitte, zum Instructor ihrer beiden Söhne nach Weimar berufen, trat Wieland im September 1772 in seinen neuen Wirkungskreis als Erzieher neben Graf Görtz ein, und noch in demselben Jahre konnte er seinem Freunde Jacobi voll Zuversicht schreiben: „Ich habe das Vergnügen gehabt, in der Hoffnung bestätigt zu werden, welche ich mir von unserem jungen Fürsten mache. Wenn der Himmel ihn und ein paar gute Freunde, die er hat, leben läßt, so sollen Sie in sechs Jahren von Dato einen kleinen Hof sehen, der verdienen soll, daß man von den Enden der Welt komme, ihn zu sehen." Wie schön sollte diese Prophezeihung sich erfüllen!

Inzwischen nahm, während Graf von Görtz und Wieland gemeinsam als seine Erzieher fungirten, der junge Prinz, mit seinem durchdringenden Verstande, seinem Ehrgeiz, seinem festen, oft unbeugsamen Charakter, mehr und mehr eine selbstbewußte Stellung ein. Er beanspruchte die äußere Ehrenstellung des Herzogs, welche gegen den Gebrauch anderer Höfe ihm, dem minderjährigen, zur Regierungsnachfolge gelangten Fürsten, bisher vorenthalten worden war, und indem der intriguante, kluge von Görtz, der milde, nachgiebige Wieland diesen Wunsch unterstützten, die Mutter und Regentin aber diesen Ansprüchen der „aufgehenden Sonne" entgegen war, trat damals zwischen Sohn und Mutter eine Verstimmung so tiefgehender Art ein, daß letztere schon mit dem Gedanken der Niederlegung der Regentschaft sich trug, als ihr Minister, Geheimer Rath von Fritsch, vermittelnd eintrat und der Prinz „eine Art kleinen Hof", wie auch die Einführung in das Geheime Conseil erlangte. Ebenso charakteristisch für den jungen Fürsten ist seine Haltung nach dem Brande, welcher in der Nacht vom 5. bis 6. Mai 1774 die Wilhelmsburg in Schutt und Asche legte. Er wählte das

Digitized by Google

Landschaftshaus, später Fürstenhaus genannt, zur Wohnung; die Mutter widersprach, er aber blieb fest bei seinem Entschlusse, und Mutter und Regierung mußten sich fügen.

Doch Ehrgeiz und Eigenwille waren es nicht allein, die ihn erfüllten. Ihn drängte es, wie die lästigen Fesseln der Hofetiquette, so überhaupt in Leben und Kunst die Fesseln engherzigen, pedantischen Zwanges, die veralteten Formen zu brechen, neue Bahnen zu öffnen, tüchtiges Neues an die Stelle des Alten zu setzen. So empfing er wie seine Mutter mit freundlichem Wohlwollen den Pädagogen Basedow, welcher im Jahre 1774 Weimar besuchte und „durch Ahnung von der Wohlsahrt, die durch Karl August's Gewissenhaftigkeit und Geschäftigkeit werde fortgesetzt und vermehrt werden, herzlich erfreut wurde". So begrüßte er mit voller Sympathie den genialen Sturm und Drang, welcher vom Rheine her, das junge, feurige Dichtergenie Goethe's an der Spitze, eine neue Zeit ankündigte, und noch vor seiner Volljährigkeit wurde ihm Gelegenheit, den rasch berühmt gewordenen jungen Doctor Goethe persönlich kennen zu lernen. Vom Herbste 1774 bis zum Sommer 1775 führte der Prinz jene Reise nach Frankreich aus, welche für ihn so äußerst bildend werden sollte und ihn überdies mit seiner nachherigen Gemahlin, der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt bekannt machte, deren „männlicher, guter, wahrer und entschiedener Charakter" ihn gewann. Auf dieser Reise war es, wo er in Frankfurt unter Vermittelung von Knebel's die erste persönliche Zusammenkunft mit dem Verfasser des „Götz", des „Werther", des „Clavigo" hatte, und trotz des übermüthigen Angriffs, welchen Goethe erst kurz vorher in seiner Farce „Götter, Helden und Wieland" auf den verehrten Erzieher des jungen Fürsten schonungslos derb ausgeführt hatte, war vom ersten Augenblick an Karl August von Goethe, Goethe von Karl August gewonnen. Zwei universelle geniale Naturen hatten sich erkannt, sich gefunden, gefunden für immer.

Die tektwillige Verfügung des verstorbenen Vaters Ernst August Constantin hatte auf das vollendete achtzehnte Lebensjahr des Erbprinzen den Zeitpunkt festgesetzt, wo für ihn bei dem kaiserlichen Hofe die Volljährigkeitserklärung erbeten werden sollte, welche Karl August nöthig hatte, um selbst die Regierung seines Landes führen zu können. Dieser Zeitpunkt nahte mit dem 3. September 1775 heran; vom Kaiser wurde die Mündigkeit des Erbprinzen ertheilt; am 3. September erfolgte sein Regierungsantritt, und wenige Wochen später, am 3. October, seine Vermählung mit Louise. Bei der Durchreise des neuvermählten Paares durch Frankfurt und dem Wiedersehen Goethe's wiederholte der junge Fürst die Einladung desselben nach Weimar, und gegen den Wunsch und Rath seines Vaters folgte Goethe der Einladung. Am 17. October hielten Karl August und Louise ihren festlichen Einzug in Weimar, und schon am 7. November traf daselbst Goethe ein. Von diesem Tage datirt des innige, treue Freundschaftsverhältniß, welches zwischen Dichter und Fürst über fünfzig Jahre bis zum letzten Athemzuge des Herzogs fortbestand, — ein Freundschaftsverhältniß so wahrer, herzlicher Natur, daß noch nach vierunddreißig Jahren der Herzog seinem Freunde als Dank für dessen Glückwunsch zu seinem Geburtstage, 3. September 1809, erwiderte: „wenn Du thätig, froh und wohl bist, so lange ich noch mit Dir gute Tage erleben kann, so wird mir mein Dasein höchst schätzbar bleiben;" — ein Freundschaftsverhältniß selbst über den Tod hinaus, denn Karl August ordnete letztwillig an, daß Goethe dereinst in der Fürstengruft neben ihm ruhen sollte. Von jenem Tage datirt aber auch der Einfluß, welchen der geniale Dichter nicht nur während der köstlichen, lustigen Tage der „Genieperiode", — in denen er so oft Tisch und Schlafzimmer, die Borkenhütte im Parke, mitunter selbst die Streu, und alle Stuben, Abenteuer und Reisen mit dem Freunde theilte, — sondern während des ganzen Lebens des Herzogs auf diesen übte, indem er ihn einestheils körperlich zu stärken, anderntheils zur Anschauung der Natur hinzuleiten, ihn in seiner Neigung zu wissenschaftlichen Forschungen, in der Erkenntniß und Bethätigung alles Tüchtigen und Wahren zu befestigen suchte.

Die Empfänglichkeit des Herzogs hierfür zeigte sich schon in seiner äußern Erscheinung. Während gemäß der zwangvollen französischen Hofetiquette, in welcher er erzogen war, bisher ein starr gesteifter Rock und eine ebensolche Weste, seidene Strümpfe mit obgestumpften Schuhen und großen silbernen Schnallen, ein großer Federhut auf dem hohen, wohl gekräuselten Toupet, und ein Degen mit vielen Bandschleifen sein Costüm gebildet hatte, nahm er nun das Werther-costüm seines Freundes: den blauen Frack mit gelben Metallknöpfen, Lederhosen und Stulpenstiefeln an. Unglaublich groß aber sind, um mit Wieland's Worten zu reden, der Verdienste, welche Goethe um den Herzog in dessen erster Regierungszeit gehabt, die Selbstverleugnung und Aufopferung, mit welcher er sich ihm gewidmet und Edles und Großes, das in dem fürstlichen Jüngling noch schlummerte, hervorgerufen und zur Entwickelung gebracht hat. Ihn, den Dichterfreund, welcher zunächst nur als Gast am Weimarischen Hofe weilte, dort festzuhalten, ihm auch in seinem Ministerrathe den Platz an seiner Seite zu geben, war der Wunsch Karl August's, und weder der Neid und die Kabalen, welche die Ernennung des Frankfurter Rechtsanwalts zum Mitgliede des Geheimen Conseils zu verhindern suchten, noch auch die Bedenken des Geheimen Raths von Fritsch konnten ihn von der Verwirklichung dieses Herzenswunsches abhalten. Wohl nicht mit Unrecht bezweifelte der erfahrene, strenge von Fritsch für jene Zeit die Tauglichkeit des jungen Rechtsanwalts und Dichters zu „einem dergleichen beträchtlichen Posten", ja er ging soweit, geradezu zu sagen: „das Collegium müsse durch die Placirung des Dr. Goethe in selbigem in den Augen des Publici gar sehr heruntergesetzt werden"; er machte ferner auf „die Rechte anderer langgedienter Diener" aufmerksam und bat sogar um seine eigene Dienstentlassung, da er „in einem Collegio, dessen Mitglied Dr. Goethe anjetzt werden solle, länger nicht sitzen könne". Aber alles dies konnte den willensstarken Fürsten, welcher sich seinem Freunde mit aller Wärme und Begeisterung angeschlossen, von der ernstlichen Ausführung seines Planes nicht abhalten. Von Beaulieu-Marconnay hat in seinem trefflichen Buche „Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch" (1874) den denkwürdigen Brief des Herzogs an von Fritsch, in welchem der Erste seinen festen Entschluß erklärte, vollständig wieder gegeben. Ich kann daraus hier nur wenige Stellen einschalten.

„Wäre" schrieb im Mai 1776 der noch nicht neunzehnjährige Fürst an seinen Minister, „wäre der Dr. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entschluß billigen, Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen; nicht allein ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt x. Einen Mann von Genie nicht an dem Orte gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen x. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, ich aber, und jeder der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinen eigenen Gewissen rechtfertigen zu können und suchet auch ohne den Beifall der Welt zu handeln x. Wie sehr muß es mich bekrenden, daß Sie, statt sich ein Vergnügen daraus zu machen, einen jungen, fähigen Mann, wie mehrbenannter Dr. Goethe ist, durch Ihre, in einem zweimalzwanzigjährigen treuen Dienst erlangte Erfahrung zu bilden, lieber meinen Dienst verlassen, und auf eine, sowohl für den Dr. Goethe, als, ich kann es nicht leugnen, für mich beleidigende Art; denn es ist als wäre es Ihnen schimpflich, mit demselben in einem Collegio zu sitzen, welchen ich doch, wie es Ihnen bekannt, als meinen Freund ansehe, und welcher nie Gelegenheit gegeben hat, daß man denselben verachte, sondern aller rechtschaffenen Leute Liebe verdient. — Hier haben Sie mit aller möglichen Aufrichtigkeit, was ich über Ihren Entschluß denke. Sie sind Herr und Meister, zu thun, was Sie wollen; ich hielte es für eine Ungerechtigkeit, es sei wer es wollte, in so wichtigen Vorfallenheiten seines Lebens einzuschränken; aber wie sehr wünschte ich, Sie bedächten Sich anders."

Diesmal intervenirte die Herzogin Amalie bei dem Minister; er blieb, und Karl August berief seinen Freund Goethe „wegen seiner uns genugsam bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu uns und unsern daher fließenden Zutrauens und Gewißheit" am 11. Juni 1776 als Geheimen Legationsrath in sein „Geheimes Consilium".

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zum Sedan-Feste.

Tag des Sieges ohne Gleichen,
Tag des höchsten Jubels voll!
Steigt empor, ihr Flammenzeichen,
Eines Volkes Opferzoll!
Baum der Freiheit, Baum der Einheit,
Breite schützend dein Geäst,
Wahre des Triumphes Reinheit,
Weihe uns das Sedan-Fest!

Nicht zu frevlen Waffentänzen
Haben wir den Brand entfacht;
Nicht um eitlen Ruhmes Glänzen
Schlugen wir die Riesenschlacht;
Heil'ger Zorn hat uns die Klingen
Rächend in die Hand gepreßt,
Half die Götterthat vollbringen —
Heilig ist das Sedan-Fest.

Sturz des corsischen Cäsaren,
Sturz der welschen Raubbrigier,
Sieg des deutschen Kaiserahren
Mit des Reiches Kronenzier,
Sieg des deutschen Einheitsdranges,
Der sich nimmer fesseln läßt,
Sturz der Zwietracht, fremden Zwanges: —
Das ist unser Sedan-Fest.

Wohl nicht frei von Wolkenschatten
Grüßt uns dieses Tages Blau;
Hier und dort auf Deutschlands Matten
Liegt's wie Frost und gift'ger Thau.
Armer Thoren blöde Blicke
Schielen scheu nach Süd und West —
Doch wir brechen neue Tücke.
Einst an neuem Sedan-Fest.

Denn es kommt der Tag der Tage,
Wo der Geist des Lichtes siegt,
Wo verstummt die letzte Klage
Und der letzte Feind erliegt.
Baum der Freiheit, Baum der Einheit,
Golden glänzt dann dein Geäst,
Und in ungetrübter Reinheit
Feiern wir das Sedan-Fest.

Ernst Scherenberg.

Der Automat-Mensch.

In dem Sanct Antonius-Spitale zu Paris befindet sich ein Mann, der für gewöhnlich Krankenwärterdienste leistet, aber allmonatlich einige Tage lang von so außerordentlichen Zufällen heimgesucht wird, daß in den an seltsamen Vorkommnissen wahrlich nicht armen Annalen der Medicin ein sonderbarerer Fall kaum verzeichnet sein dürfte. Die Krankheit leitet sich von einem Schusse her, welchen der Patient in dem mörderischen Kampfe bei Bazeilles, am Tage von Sedan, empfing. Die Kugel war durch das linke Schläfenbein gedrungen, und auf die dort angerichteten Zerstörungen ist der Hirnwahn erfolgte, wie gewöhnlich, eine Lähmung der Gliedmaßen auf der andern Seite des Körpers, also der rechten Hand und des rechten Fußes. Nach zwei Jahren einer sorgfältigen ärztlichen Behandlung ist diese halbseitige Lähmung beinahe vollständig gewichen; der Mann kann die meisten im Hospitale vorkommenden Arbeiten verrichten und entlehigt sich seiner Pflichten in einer fröhlichen Gemüthsstimmung und mit der vollendetsten Gewissenhaftigkeit. Allein für ein bis zwei Tage im Monat geht eine geheimnißvolle Veränderung in diesem Körper vor sich, geheimnißvoll schon deshalb, weil sie ein gewöhnlicher Beobachter übersehen könnte. Der Mann steht auf, kleidet sich an, geht umher, nimmt seine gewöhnlichen Beschäftigungen auf, rollt seine Cigarette, raucht, ißt und trinkt.

Indessen bald fällt es auf, daß er bei seinem beständigen Umherlaufen unaufhörlich gegen Menschen und Dinge, die sich auf seinem Wege befinden, anläuft und erst nachdem der Zusammenstoß erfolgt ist, seitlich ausweicht. Man überzeugt sich, daß er mit weit geöffneten Augen nichts von den Dingen, die ihn umgeben, wahrnimmt. Man ruft ihn an, er hört nichts; man bohrt ihm die Nadel in den Arm, er fühlt nichts; man versetzt ihm hinterrücks elektrische Schläge, er zuckt nicht. Bei genauerer Beobachtung fand man, daß der Zustand dieses Mannes demjenigen der sogenannten Nachtwandler gleicht, nur daß der Schlaf ein unendlich tieferer ist, da er durch kein Mittel aus demselben zu erwecken ist. Der einzige wachgebliebene Sinn, durch den er noch mit der Außenwelt verkehrt, ist das Tastgefühl der Hände und der Oberhaut überhaupt, während Gesichts-, Gehörs-, Geruchs- und Geschmacksinn stumm sind.

Dafür klammert sich das ganze Sinnenleben dieses Menschen an den Tastsinn, und auf jede von demselben angeregte Empfindung spinnt sich automatenhaft eine Reihenfolge unter sich verknüpfter Thätigkeiten ab. Streckt man ihm ein Stück Cigarettenpapier in die eine Hand, so faßt er mechanisch mit der andern in die Westentasche, nimmt Tabak heraus, rollt eine Cigarette und setzt sie mit Hülfe eines Streichholzchens in Brand. Bläst man ihm dasselbe aus, so setzt er wohl ein neues in Brand, macht aber niemals von einem ihm brennend unter die Nase gehaltenen Gebrauch, wenn man ihm auch fast den Schnurrbart anzündet, denn er sieht das dargebotene Hölzchen nicht. Seine Cameraden haben ihm statt des Tabaks Charpie unter die Hände gespielt; er hat damit seine Cigarette gefüllt und sie, ohne eine Miene zu verziehen, aufgeraucht. Ebenso verschlingt er, wenn man einen Löffel in seine Hand legt, Alles, was man ihm vorsetzt, seine Lieblingsspeisen ebenso wie Stückchen der abscheulich bittern Aloe oder der widerlichen Asa fetida.

Um zu ermitteln, ob bei diesen sogenannten Automatmenschen der Tastsinn auch ältere, nicht durch tägliche Wiederholung in Uebung erhaltene Muskel- und Nerventhätigkeiten anrege, begründete der Hospitalarzt Dr. Mesnet einen Versuch auf den Umstand, daß der Patient vor dem Kriege vielfach als Concertsänger in öffentlichen Localen aufgetreten war. Man legte ein Paar Handschuhe in seine Hände, die er sich sofort bereite, anzuziehen. Nachdem dies geschehen, begann er mit den Händen umherzufuchten, das hingelegte Notenheft zu entfalten, sich zu verbeugen und dann gerade zu richten, wie Jemand, der vor einer Versammlung singen will. Ob er wirklich gesungen habe, ist in dem Berichte des Dr. Mesnet nicht klar ausgedrückt; für gewöhnlich pflegt er in diesem besonderen Zustande nur die Kinnladen zu bewegen, aber leise vor sich hinzummeln. Alles in Allem genommen, ergiebt sich also, daß dieser Mensch während seines Anfalles mit der Außenwelt nur durch den Tastsinn verkehrt, und daß die Kette durch Uebung verbundener Thätigkeiten, welche von demselben angeregt worden ist, einzig und allein nur durch Gewalt oder durch einen neuen Eindruck auf den Tastsinn unterbrochen werden kann. Wie weit diese Thätigkeiten mit einem gewissen traumartigen Bewußtsein etwa verbunden sein mögen, weiß man nicht, denn nach dem Anfalle bleibt keine Erinnerung an das während desselben mit ihm Vorgegangene in dem Automatmenschen; indessen mögen traumartige Gedanken in ihm aufsteigen, denn eine ihm in die Hand gedrückte Feder hat ihn eines Tages veranlaßt, Tinte und Papier zu suchen und einen ziemlich zusammenhängenden Brief über seine gewöhnlichen Verhältnisse zu schreiben. Das würde sich etwa den bewußtlos und ohne Erinnerung geführten Gesprächen der Schlafwandler vergleichen. Gewisse starke Erregungen brachten ihn auch zu plötzlichen Ausrufen. So warf er sich, als man einst ein ungeladenes Gewehr in seinen Arm gelegt hatte, plötzlich zu Boden, streckte den Kopf vor und rief, indem er mit den Händen die Patronen suchte: „Heinrich, da sind sie, ihrer zwanzig wenigstens, aber wir Zwei wollen mit ihnen schon fertig werden."

Wir werden sehen, daß diese Beobachtungen, so seltsam sie

Digitized by Google

sind, die Physiologen und Psychologen unserer Zeit mehr angezogen als in Bewunderung gesetzt haben, da sie eine Reihe von Schlüssen, welche man längst gezogen hat, einfach bestätigen; allein ein Umstand mußte auch sie in das höchste Erstaunen versetzen. Es ist derjenige, daß der Automatmensch als solcher ein moralisch ganz verschiedener Mensch von demjenigen seiner gesunden Tage ist; daß er also in Wirklichkeit zwei Leben lebt. Sonst die Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit in Person, erscheint er während seiner Anfälle wie ausgewechselt. Sobald er gegen irgend eine Person anstößt, ist sein erster Griff auf deren Uhr und Börse gerichtet, die er sodann in seine Tasche steckt. Ohne Gegenwehr läßt er sich die angeeigneten Gegenstände darauf wieder abnehmen, weil er von dem Gestohlenwerden noch viel weniger etwas bemerkt, als von dem Selbstplündern. Er beträgt sich, mit einem Worte, wie eine von den höchsten Graden des Diebswahnsinns heimgesuchte Person, während er in gesunden Tagen der rechtlichste Mensch von der Welt ist.

So nachdenklich aber auch für den Moralphilosophen die Thatsache sein mag, daß Jemandem mit seinem Empfindungsvermögen und Bewußtsein auch das Gewissen schwinden kann, ein ungleich tieferes Interesse, als an seinem moralischen, knüpft sich an den physischen Zustand des Automatmenschen, sodaß sich die Blicke der berühmtesten Physiologen Europas auf diese phänomenale Erscheinung gerichtet haben. Der Anknüpfungspunkt dieses Interesses ist die Erfahrung, daß man mit Hülfe einiger wenig schmerzenden Schnitte Thiere alsbald in einen Zustand versetzen kann, der mit demjenigen des Automatmenschen die größte Aehnlichkeit darbietet. Ich will nur einen der vielen Versuche erwähnen, welche der Prof. F. Goltz in Straßburg vor fünf oder sechs Jahren an Fröschen angestellt hat. Mittelst einiger sehr schnell und ohne die geringste Gefahr für das Leben des Thieres heilender Schnitte wußte dieser Forscher die Verbindung zwischen dem Vordergehirn der Frösche und den übrigen Centralorganen des Nervensystems aufzuheben, um dadurch Versuchsthiere herzustellen, die, wenn sie regelmäßig gefüttert werden, sich viele Monate, ja selbst Jahre lang des besten Wohlseins erfreuen, obwohl sie nichts sind, als lebendige Maschinen, Automatthiere, wie der am Gehirn verletzte Sergeant des Antoniusspitals. Für derartig behandelte Thiere scheint die Außenwelt gar nicht zu existiren; sie hocken unbeweglich auf derselben Stelle, bis man sie anstößt; sie verschlingen nur, was man ihnen in den Mund steckt, wurden aber wie Tauben, die man ihres Vordergehirns beraubt hat, auf einem Berge von Lebensmitteln verhungern. Dagegen ist auch bei ihnen das Hautgefühl das einzige Bindemittel mit der Außenwelt. Wenn der Versuchsfrosch ein Mäuschen ist und man streicht seinen Rücken sanft mit dem Finger, so quakt er mit dem Ausdrucke der größten Behaglichkeit und wiederholt dieses maschinenmäßige Quaken so oft, wie die Berührung wiederholt wird. Noch mehr, wenn man auf einen Fuß eines solchen Thieres einen Tropfen ätzender Flüssigkeit bringt, so benutzt es den andern Fuß, die Reizursache zu entfernen, ja, es weiß sich auf einer hin- und hergeneigten Kante mit der Geschicklichkeit eines Seiltänzers im Gleichgewicht zu erhalten, ohne daß es irgend ein Bewußtsein von dem Gesichehenden haben kann. Man wird an das angebliche Balanciren der Nachtwandler erinnert.

Nach dem Vorgange des großen französischen Philosophen Descartes, der im siebenzehnten Jahrhunderte zuerst den jetzt jedem Schulknaben geläufigen Satz begründete, daß das Gehirn das Denkorgan des Menschen ist, nennt man jene ohne Bewußtsein und Wollen eintretenden zweckmäßigen Bewegungen des thierischen Körpers Rückstrahlungs- oder Reflexbewegungen. Derartige unwillkürliche Bewegungen beobachtet man nun in größter Auswahl auch am menschlichen Körper. Wir brauchen nicht an die Fälle zu erinnern, bei denen durch Krankheiten die Verbindungen zwischen Gehirn und Rückenmark zerstört worden waren, sodaß die betreffenden Personen des Gefühls in ihren Füßen vollkommen beraubt sind, gleichwohl aber mit denselben unbewußt die heftigsten Bewegungen ausführen, wenn man sie an der Fußsohle kitzelt, denn schon der gesunde Menschenkörper bietet entsprechende Erscheinungen in Masse. „Wenn unser bester Freund," sagte Descartes, „von dem wir gewiß wissen, daß er uns niemals mit der Faust in's Auge schlagen wird, so thut, als wollte er es thun, werden wir trotz der größten Anstrengungen nicht im Stande sein, im Augenblicke des Schlages die Augen offen zu behalten; der Mechanismus des Körpers ist also sogar stärker als der Wille. Es zeigt sich, daß wir ebenso wenig die durch einen Reiz auf die Schleimhäute hervorgebrachte Nöthigung zum Husten, Aufstoßen, Niesen 2c. willkürlich unterdrücken können, kaum daß wir im Stande sind, dem doch anschließlich von innen kommenden Bedürfnisse zu lachen oder laut aufzujubeln zeitweise zu widerstehen. Gänzlich dem Bereiche unseres Bewußtseins und Willens entzogen sind die Bewegungen des Athmens, des Herzschlages, der Verdauungsorgane 2c., die mit maschinenartiger Regelmäßigkeit vor sich gehen — ein Räderwerk, das sich nur gegenseitig zu bedingen scheint, aber ganz unabhängig von demjenigen ist, was wir Denken, Bewußtsein, Seele nennen. Der Urheber der neueren Philosophie schloß darum mit der Consequenz, die seinem System eigen ist, weiter: Die Thiere sind also nichts, als sehr wohlgebaute Maschinen.

Die frömmsten Leute der Zeit haben diesen Ausspruch des Meisters, ohne an die bedenklichen Folgeschlüsse zu denken, angenommen. Der große Leibnitz war einer seiner vertrauensseligsten Verfechter und der mehr als streitgläubige Jesuitenpater Malebranche sein begeisterter Prophet. Auch der große englische Zoologe Huxley, einer der hervorragendsten Naturforscher unserer Zeit, hat sich, anknüpfend an den Pariser Automatmenschen, auf der vorjährigen Naturforscher-Versammlung in Belfort ziemlich unzweideutig zu Gunsten dieser rein mechanischen Auffassung des Lebens erklärt. Wir brauchen unsern Lesern nicht zu sagen, daß diese Auffassung heute von einer großen Anzahl von Naturforschern bis zu den letzten Folgeschlüssen bertheidigt wird, das heißt bis zu dem Schlusse, daß der Mensch, auch in dieser Beziehung, nichts vor den Thieren voraus hat.

Der Erste, welcher diesen Schluß in unerschrockener Weise gezogen und offen verkündet hat, war der vielgeschmähte französische Arzt und Philosoph La Mettrie, welchen Friedrich der Große an seinen Hof zog und so hoch achtete, daß er ihm nach seinem frühen Tode eine selbstverfaßte Gedächtnißrede in der Akademie, deren Mitglied er gewesen, widmete. Dieser geistreiche Arzt hatte aus seinen Beobachtungen am und im Krankenbette die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die Aufstellung des Descartes auch auf den Menschen Anwendung finde, und legte diese Ansicht in einem kleinen lebendig geschriebenen Buche „L'homme machine" (der Mensch eine Maschine) nieder. Er machte die Ansicht des Descartes und Leibnitz, daß der thierische Körper einer Uhr mit unendlichen Rädern und Federn zu vergleichen sei, welche durch die Speisung immer neu aufgezogen und im Gange erhalten werde, zu seiner eigenen und meinte, daß sich in dieser Beziehung der menschliche Körper zu dem thierischen nicht anders verhalte, wie eine astronomische Normaluhr zu einer Schwarzwälder, oder wie ein Automat von Vaucanson zu den beweglichen Figuren einer Drehorgel. Obwohl er dabei nichts gethan, als die geheimen Ueberzeugungen älterer Philosophen auszusprechen und diejenigen einer großen Majorität in der Nachwelt vorweg zu nehmen, hestete sich der Haß der theils von seinem Spott gereizten, theils in ihrer Rechtgläubigkeit gestörten Zeitgenossen an seinen Namen, und man hat nichts gespart, um das Andenken dieses ersten Propheten der neueren Materialistenschule zu verunglimpfen. Selbst die französischen Encyclopädisten, welche nur mit andern Worten dasselbe predigten, stimmten in das allgemeine Verdammungsurtheil ein. Sein Tod, der in Folge reichlichen Genusses von einer wahrscheinlich verdorbenen Trüffelpastete an der Tafel des französischen Gesandten in Berlin erfolgte, gab einen willkommenen Anlaß, den lebenslustigen, aber in seinem Wandel vorwurfsfreien Mann als ein Komplusbuhrn von Schwelgerei, Sittenlosigkeit, Irreligiosität und Schlechtigkeit hinzustellen. Das Aufsehen, welches der Pariser Automatmensch in den Gelehrtenkreisen unserer Zeit hervorgerufen, scheint nicht ohne Einfluß geblieben zu sein auf das Andenken des Freundes Friedrich's des Großen, der zuerst den Menschen für einen Automaten erklärt hat, denn nicht nur die bezügliche kleine Schrift ist in den letzten Jahren in neuen Ausgaben und Uebersetzungen erschienen, auch das Charakterbild La Metterie's ist durch französische und deutsche Gelehrte von den entstellenden Flecken gereinigt worden. Im Schooße der Berliner Akademie hat dem arggeschmähten Philosophen kürzlich Dubois-Reymond eine sympathische Gedächtnißrede gewidmet.

Digitized by Google

Im Uebrigen hat der Umstand, daß man sich jetzt allerseits des in Vergessenheit und Verachtung gesunkenen La Mettrie erinnert, noch seine tieferen Gründe. Eine Reihe neuerer Forschungen hat gezeigt, daß sich der Automatismus des thierischen Körpers weiter verfolgen läßt, als man geglaubt hat. Vor Allem ist hier der seit dem Jahre 1870 in Gemeinschaft mit dem Privatdocenten Dr. G. Fritsch begonnenen Gehirnuntersuchungen des Prof. Ed. Hitzig aus Berlin (jetzt in Zürich) zu gedenken, um so mehr, als ein englischer Anatom alsbald Anstalten machte, die glänzenden Entdeckungen des deutschen Gelehrten an Kindesstatt anzunehmen. Hitzig entdeckte nämlich, daß, entgegen der früher allgemein herrschenden Ansicht, von scharf umschriebenen Stellen des freigelegten Vordergehirns der Säugethiere aus durch einen schwachen elektrischen Strom die verschiedenen Muskelgruppen des Körpers nach Belieben in Bewegung gesetzt werden könnten, gerade als ob dies aus eigenem Antriebe des Thieres geschähe. Einen kleinen Affen, eine Makakoart, welchen Hitzig im vergangenen Jahre (1874) von Director Bodinus zu diesen Versuchen erhalten hatte, konnte er auf diesem Wege zwangsweise eine Reihe von Bewegungen ausführen lassen, die von willkürlichen Bewegungen kaum zu unterscheiden waren. Nach dem Wunsche der Zeugen dieser Versuche griff der Affe mit der rechten oder linken Hand, sperrte das Maul auf und streckte die Zunge heraus. Dabei ist die Lage der Mittelpunkte für die verschiedenen Körperbewegungen bei derselben Thierart eine so übereinstimmende, daß Hitzig schon von außen am Schädel die Stelle des Gehirns andeuten kann, von welcher z. B. der linke Vorderfuß seine Bewegungsantriebe empfängt. Bei verwandten Thierarten ist die Vertheilung eine ähnliche, und die Beobachtung zahlreicher Verwundeten mit Kopfschüssen, welche Hitzig und andere Forscher während des letzten Krieges angestellt haben, lassen keinen Zweifel darüber, daß die Vertheilung dieser Bewegungsmittelpunkte beim menschlichen Gehirne im Ganzen eine ähnliche ist wie bei den Affen.

Das sind für Diejenigen, welche von der Gebundenheit der Seele an körperliche Organe nichts wissen wollen, sehr ärgerliche Forschungsergebnisse, und wir können recht wohl die Quelle der äußerst heftigen Bewegung begreifen, welche sich seit Jahr und Tag gegen die Zulässigkeit der sogenannten Vivisectionen, das heißt der Zergliederungen lebender Thierkörper erhoben hat. Den deutschen Professor Schiff in Florenz soll man kürzlich auf der Straße mit Schimpfreden wegen seines jährlichen Hundeverbrauchs, ja mit Steinwürfen verfolgt haben, und in England ist man daran, den Schutz der Parlamente und Regierungen gegen die Vivisectionen anzurufen. Man will sie unter polizeiliche Oberaufsicht stellen, als ob von Männern der Wissenschaft solche unnütze Quälereien zu fürchten seien, wie wir sie täglich auf der Straße sehen müssen. Es wäre in der That besser, wenn jene, gewiß zum Theil wohlmeinenden, aber unklaren Leute sich zumächst des Schicksals unserer treuen Schutzbefohlenen, der vielgeplagten Zug- und Schlachtthiere, annehmen wollten, statt sich mit verdächtiger Fürsorge und übel angebrachter Sentimentalität um jene Minderheit von Thieren zu kümmern, die in den physiologischen Laboratorien verbluten und deren Empfindlichkeit für Schmerzen oftmals, z. B. bei den Fröschen, eine ziemlich geringe sein mag.

Was endlich das Verhältniß des Seelischen zu dem thierischen Automatismus anbetrifft, so geben die Anhänger dieser Anschauung natürlich zu, daß das Seelische, welches bei den niederen Thieren nur wie eine Begleiterscheinung der Lebensvorgänge auftrat, sich in den höchsten zu einer gewissen Selbstständigkeit emporgerungen habe. Allein obwohl diese Absonderung eine so vollständige ist, daß, wie wir wissen, das Denkorgan tief erkranken kann, ohne den übrigen Körper erheblich in Mitleidenschaft zu ziehen, obwohl Vernunft und Selbstbewußtsein dem Leben und Wohlbefinden ziemlich entbehrlich scheinen, ist das Geistige doch in gesunden Verhältnissen mit dem Automatismus des Körpers so eng verstrickt, daß man nicht umhin kann, auch einen Automatismus des Denkens zu erkennen. Die scharfsinnigsten Selbstbeobachtungen und Grübeleien philosophisch angelegter Köpfe haben es nicht zu entscheiden vermocht, ob von einer vollendeten Willensfreiheit des Menschen zu reden sei, und die tiefsten Denker haben diese Frage verneint. Ohne Zweifel erhält der Körper beständig von dem Centralorgane, in welchem sich die Anregungen der Außenwelt vereinigen, seine Verhaltungsmaßregeln, aber nicht weniger oft wird es offenbar, daß der Körper der beschlende und der Geist der gehorchende Theil ist. Dieses Ineinanderwirken wird am lehrreichsten, wenn wir sehen, wie sich geistig Erworbenes zuletzt vollkommen dem körperlichen Automatismus einverleibt. „Unser Thier", wie der geistvolle Xavier de Maistre den menschlichen Körper zu nennen pflegte, lernt nicht ohne saure Mühe laufen, reden, schreiben, Handarbeiten machen, Clavierspielen ꝛc. Aber wenn die Muskeln einmal eingeübt sind, dann mag der Geist, der seine Schuldigkeit gethan hat, gehen, und „unser Thier" spaziert bei völliger Gedankenabwesenheit umher, tanzt und spielt Clavier zum Entzücken, so es soll eingeübte Automaten geben, die gleich den entsprechenden Maschinen von Kempelen und Vaucanson ganze Abende plaudern und die Bücher schreiben können, ohne den geringsten Gedanken dabei zu haben. Auch der Brief, den der Pariser Automatmensch ohne Bewußtsein geschrieben haben soll, gehört dahin. Hier geht der Automatismus des Körpers in den des Geistes über, und dieser Uebergang ist der nachdenklichste Punkt der ganzen Frage. Gleichwohl muß ich mich hier dem geneigten Leser empfehlen und ihm überlassen, die weiteren Schlüsse nach seinem Bedürfnisse zu ziehen.

Carus Sterne.

Aus Capitain Boyton's Leben.

Der kühne Amerikaner, der, getragen von seinem Kautschuk-Costüm, die Meerenge zwischen England und Frankreich durchschwamm, ist neuerdings in Deutschland zum Helden des Tages geworden, nachdem sich das Gerücht bewahrheitete, daß er, von einem unternehmenden Restaurateur in der Nachbarschaft von Berlin um einen enormen Preis gewonnen, sich und seinen Apparat auf dem von der deutschen Reichshauptstadt eine halbe Stunde entfernten „Weißen See" produciren wird. Wir glauben daher nicht irre zu gehen, wenn wir annehmen, daß einige nähere Angaben aus dem Leben des Capitain Boyton, wie dieser selbst sie dem Berichterstatter eines englischen Blattes gemacht, unsern Lesern nicht uninteressant sein werden. Ist das Leben des waghalsigen Yankee bisher doch ein wahrer Roman voller Abenteuer und Abwechselungen gewesen, obschon er die Jahre der Männlichkeit kaum erreicht hat — als Schatzgräber, als Perlenfischer, als Diamantensucher, als Trapper und Händler in den Prairien des fernen Westens, als Freischärler in Mexico und Frankreich, in allen diesen verschiedenen Fächern hat sich Capitain Boyton bereits versucht. —

„Schon in meiner frühesten Kindheit," beginnt er seine Erzählung, „fühlte ich mich unglücklich und im höchsten Grade unbehaglich, wenn ich mich nicht alle Tage baden konnte. Als ich acht Jahre alt war, verbrachte ich den größten Theil meiner Zeit damit, daß ich vom Wasser abgeschliffene Steine aus dem Strome fischte, wie man dieselben bei uns zum Ausbessern des Straßenpflasters gebraucht. Für je hundert solcher Steine erhielten wir dreißig Cents. Ich war das Haupt dieser jugendlichen Taucherbande und krabbelte manchen Tag so oft auf dem Grunde des Flußbettes umher, daß ich dort mehr zu Hause war als in meiner elterlichen Wohnung.

Mein erstes Lebensrettungswerk versuchte ich 1859, als elfjähriger Knabe. Eines Nachmittags ging die ganze Schule, die ich besuchte, zum Baden hinaus. Der Strom war ziemlich niedrig, und manche von uns konnten ein gut Stück in das Wasser hinein waten. Plötzlich aber gerieth einer meiner Cameraden in eine tiefe Stelle. Ich stand noch am Ufer, als das Geschrei erscholl, einer von uns sei ertrunken. Sofort sprang ich in's Wasser, denn jählings kam's wie eine wahre Leidenschaft über mich, den Jungen zu retten. Ich tauchte unter, allein ich konnte ihn nicht sehen und kam unverrichteter Sache wieder an

die Oberfläche; da bemerkte ich etwas weiter stromab ein Paar Arme, die sich gelegentlich aus dem Wasser emporreckten. Rasch war ich wieder unten, und diesmal stieß ich auf den Unglücklichen. Leicht zog ich ihn heraus; doch jetzt verließen mich meine Kräfte. Zum Glück sahen es einige Fischer am Ufer; sie kamen schnell heran gerudert und brachten uns Beide wieder an's Land. Und es gelang, den Todtgeglaubten wieder in's Leben zurückzurufen. Welches Fest war es für uns Alle! Für mich wurde von den Umstehenden eine Hand voll kleiner Silbermünzen gesammelt, und damit tractirte ich Abends dann die ganze Schule.

Etwa zehn Monate darauf rettete ich einen andern Knaben, auch einen meiner Mitschüler.

Als ich das Institut verließ und in Westmoreland im Staate Pennsylvanien zur Schule ging, setzte ich fort, was ich drüben getrieben hatte. Immer bin ich ein wilder Bursche gewesen, der sich mit Lesen und Lernen den Kopf nicht beschweren mochte. Waren wir nicht in der Classe, so tummelte ich mich sicherlich im Wasser umher. Wie ein Kork, so schwamm ich im Flusse auf und nieder, und den Boden jedes Baches und jedes Gewässers kannte ich so genau wie das Gesicht meines Vaters. Auch jetzt noch zählte das Herausfischen von runden Pflastersteinen zu meinen Haupt- und Lieblingsgeschäften.

Im Jahre 1863 hatte ich die Schule hinter mir und zog mit meinem Vater nach dem Westen, um dort mit den Indianern Handel zu treiben. In der Regel begaben wir uns von New-York direct an die Grenze des Indianergebiets und schickten von da aus die gekauften Waaren auf der Eisenbahn nach Hause.

Ich meine, der Indianer ist das verfehlteste Geschöpf, das je auf zwei Beinen gewandelt hat. Diese Chippewas in Minnesota stahlen Alles und Jedes, was ihnen unter die Hände kam. Ohne geladene Revolver bewegten wir uns deshalb niemals unter diesem Diebsgesindel. Wahrhaftig, der Indianer ist zu nichts gut und nütze, als für Barnum und für Romanschreiber. Jedenfalls hat er seine Rolle ausgespielt. Er arbeitet weder, noch jagt er jetzt mehr oder gräbt er Gold; er lottert blos umher und trinkt, und dann ist er schlimmer als eine Bestie. Irgend Jemand hat gesagt, sein Verderben sei gewesen, daß ihn Columbus entdeckte, und ich fürchte, der Ausspruch ist nicht ohne Grund.

Kurze Zeit darnach trennte ich mich von meinem Vater und trat bei unserer Flotte ein. Das Kriegsfieber hatte damals alle Welt ergriffen und steckte natürlich auch mich an. Der Kampf mit den südstaatlichen Rebellen brach aus, und kein Mensch konnte die Kerle mehr hassen als ich. Mein Platz war auf dem Postboote ‚Hydrange', Capitain Watson, das den Jamesstrom auf und nieder fuhr. Wir hatten nur drei Kanonen, mußten aber fortwährend durch einen Hagelsturm hindurch, — die Hagelstücke waren Flintenkugeln. Die Scharfschützen der Conföderirten postirten sich hart an das Ufer, an dem wir vorbei mußten, so nahe an uns wie sie konnten, und ließen mit ihrem Feuer nicht nach, bis wir ihnen aus dem Gesichte waren.

Nach dem Frieden wandelte mich die Lust an, mich irgendwo ruhig niederzulassen und ein Geschäft anzufangen. Ich etablirte mich denn in Cape May an der Küste von Jersey. Mein Vater hatte mir ein Stück Geld gegeben, und so gründete ich ein Geschäft in chinesischen und japanesischen Artikeln. Allein es währte nicht lange, so erwachte die alte Wasser- und Schwimmpassion in mir auf's Neue. Ich kann das Gefühl nicht beschreiben, das mich plötzlich packte. Es zog mich hin und her, dahin und dorthin, als bewegte jeden Zoll meines Leibes eine unsichtbare Hand. Wir befanden uns gerade in voller Sommersaison, und Schaaren von Seebadegästen belebten den Ort. Gelegentlich meiner Promenaden am Strande rettete ich hintereinander drei Kindern das Leben.

Der Sommer in Cape May dauert indeß höchstens zwei Monate, und so war dieses Wasservergnügen leider bald vorüber. Mit beginnendem Winter machte ich mich auf die Reise gen Westen auf, und dort nahm ich das erste Geld aus meinem Handel ein. Es waren neunhundert Dollars, die ich aber sofort wieder verausgabte, mir einen submarinen Taucheranzug anzuschaffen — Glocke und vollständigen Apparat.

Mein erstes Taucherabenteuer bestand ich 1865 in der Delawarebai, unweit von New-York. Ein altes englisches Schiff ‚der Husar' sollte dort gesunken sein. Ich ging an's Geschäft, allein ich konnte nichts entdecken, was sich der Mühe einer Hebung verlohnt hätte; nur ein paar werthlose Kleinigkeiten habe ich mir als Andenken an diese meine erste Taucherpartie aufgehoben.

Eines Tages kam ein altes verschrumpftes Männchen zu mir, das von meiner Taucherei gehört haben mochte, und frug mich, ob ich an Spiritualismus glaube. ‚Nicht sehr,' gab ich ihm zur Antwort. Dann sagte es, ich solle mit ihm gehen, und es wolle mir durch die Vermittelung des Spiritualismus zeigen, wo ich ein Schiff voller Schätze finden könne. Aus Neugier folgte ich seiner Aufforderung, sah mir seinen Hokuspokus mit an und erklärte schließlich, für fünfzig Dollars täglich wollte ich's mit der andern Welt versuchen und hinabtauchen, wo seine Geister das Schiff gesunken glaubten. Fünfzig Dollars waren ihm indeß zu viel; nur fünfundzwanzig wollte der alte Spiritualist daran wenden. Endlich kamen wir dahin überein, daß mir außerdem ein bestimmter Antheil von den in der Tiefe verborgenen Schätzen gewährt werden sollte.

Andern Morgens brachen wir Beide nach der Delawarebai auf, der Alte mit einer Schiffsladung halb vermoderter Seekarten. Um zwei Uhr Nachmittags waren wir an Ort und Stelle und fondirten auf eine Tiefe von ungefähr achtzig Fuß. Jetzt legte ich meine Rüstung an und sprang über Bord. Der Grund des Wassers war blauer Schlamm, fast so glatt wie eine Diele. Nachdem ich rundum Alles abgesucht hatte, gab ich das Signal, um wieder an's Tageslicht emporgehoben zu werden. Der alte Geisterseher war zum Tode erschrocken, als ich ihm meldete: ‚Nichts unten!' Wir lichteten den Anker und segelten etwas weiter hinab. Diesmal stieß ich auf festen, harten Sandboden, der aber so nackt und kahl war wie das Innere meiner Hand. Damit endeten die Unternehmungen unseres ersten Tages.

Um zehn Uhr am andern Morgen ließ ich mich abermals in die Tiefe hinab, allein aus der Richtung der Strömung über dem Meeresgrunde ging deutlich hervor, daß da unten kein Wrack liegen oder gelegen haben konnte. Als ich das sagte, machte der Greis aber ein so klägliches Gesicht, daß ich mich entschloß, noch einen Versuch anzustellen. Und wirklich! Als ich einige hundert Schritte davon entfernt wieder in die See hinabtauchte, fühlte ich einen Gegenstand unter meinen Füßen, der mich in höchste Aufregung versetzte. ‚Bei Gott!' dachte ich, ‚das ist das Schiff.' Mir war zu Muthe, als gehörte mir plötzlich die ganze Schöpfung. Schon wollte ich mich hinaufziehen lassen und einen besiern Vertrag mit dem Manne machen, mindestens fünfzig Dollars pro Tag verlangen, da sah ich mich etwas näher um — allen Ernstes, das war der Rumpf des alten Schatzschiffes, ganz wie der Spiritualist es beschrieben hatte. Kaum war ich vor Aufregung im Stande, zum Emporheben zu signalisiren.

‚Ich hab's, ich hab's,' rief ich aus, so wie ich meinen Kopf aus dem Wasser streckte. Der Alte sprang vor Freude gleich einem Tollen im Boote in die Höhe und verspradh aller Welt fabelhafte Geschenke. Mit Brechesien und Schaufel fuhr ich von Neuem in die Tiefe hinab.

Aber, wie ich auch um das Wrack herum grub und hieb, es lag so fest im Grunde, daß sich nichts daran rührte. Nach unendlicher Anstrengung aber bewegte sich das Ungethüm doch ein klein wenig — eilig wandte ich mich zur Seite, um, von dem Wrack nicht gefaßt und erschlagen zu werden, wie aber nun der Schnabel aus dem Sande zum Vorscheine kam, da gewahrte ich, daß das Ganze nichts war, als einige leere Planken; von Schätzen keine Spur! Etwas langsamer, als ich in die Tiefe hinunter gestiegen, tauchte ich wieder an die Oberfläche empor. Der alte Mann schloß sich verzweiflungsvoll in die Kajüte ein und weinte wie ein Kind. Ich aber habe seitdem nichts mehr von ihm gehört.

Etwas später tauchte ich im Golfe von Mexico. Bei Catoche stieß ich auf die erste Korallenbank. Unweit der Stelle sollte der Schooner ‚Foam' untergegangen sein. Der erste Steuermann und drei Matrosen waren gerettet worden, der Capitain mit seiner Tochter und drei Mann aber um das Leben gekommen. Ich ruderte in der Gegend umher, um zu sehen, ob das Fahrzeug nicht gehoben werden könnte. Nach acht Tagen, an einem schönen Sonntagsmorgen, hatten wir das gesunkene Schiff erreicht. Es lag sechzig Fuß unter Wasser auf einem silberweißen Sandgrunde. An dem gebrochen herabhängenden

Digitized by Google

Vordermaste kletterte ich zum Wrack hinan. Zuerst schaute ich mich nach den Leichen um, denn so lange mir ein todter Körper im Wege ist, mag ich nicht gern hantieren. Ich tappte mich beum im Dunkeln nach den beiden kleinen Staatskajüten hin; in der einen war nichts zu erspähen; die Thür der andern war verschlossen. Mit einer Axt sprengte ich sie auf — da stürzt mir ein Gegenstand auf den Kopf. Sofort fühlte ich, daß es der Körper eines Weibes war. Die Arme! Sie mußte sehr schön gewesen sein, und als ich sie in meinen Armen hielt, ihr bleiches Antlitz an meine Schulter gedrückt, war mir's, als schlummere sie nur. Ich band sie fest an die Leine, so sorgfältig wie mir das nur möglich war, und ließ sie langsam hinaufziehen. Ihr Haar wollte um ihren Kopf wie ein goldener Schleier, und die Fische umspielten sie, als könnten sie sich nicht von ihr trennen.

Uebrigens war es die einzige Leiche, die ich fand. Von der gesunkenen Ladung dagegen konnte ich einen ziemlichen Theil herauf befördern. —

Eine meiner angenehmsten Expeditionen boten mir die Silberbänke der Antillen dar, das reizendste Plätzchen, das mir jemals vor Augen kam, wo die weiße Koralle zu wunderlichen Bäumen erwächst. Während ich dort die Tiefe durchsuchte, dünkte mich's, als wanderte ich durch einen von Rauchfrost glitzernden und funkelnden Wald. Hier und da schleiften lange Gewinde von grünen und carmoisinrothen Seepflanzen über den Boden. So weit ich sehen konnte, schwammen ringsum in dem klaren Wasser bunfarbige Blätter, während Haufen heller Muschelschalen den Boden bedeckten, sodaß das Ganze einer Niederlage zertrümmerter Regenbogen glich. Lange konnte ich nichts thun, als das entzückende Bild bewundern, das vor meinen Blicken lag. Als ich endlich zu arbeiten anfing, gerieth ich bald an die Ueberbleibsel eines Schiffes, eines englischen, wie ich glaube, welches ganz eingesponnen war von Korallengeist. Da machte ich kein schlechtes Geschäft; ich brachte eine hübsche Quantität werthvoller Korallen empor und verkaufte meine Ausbeute in New-York.

Damals hatte ich auch ein seltsames Abenteuer mit einem Haifische, doch war's nicht mehr auf den lieblichen Silberbänken der Antillen, vielmehr auf schwarzem Felsboden, der das Wasser ganz dunkel erscheinen ließ. Da fühlt man sich immer äußerst unbehaglich; weiß man doch nie, welch' Ungeheuer in der Finsterniß lauern mag. Zuerst besuchte mich ein Stachelfisch, der mit seinen spitzen Nieten meinen Taucherhelm streifte. Hierauf bemerkte ich über mir einen tiefen Schatten, und als ich aufblickte, sah ich, daß ein mächtiger Hai in meiner Nähe trieb. Eiskalt überlief's mich's. Sowie ich aufschaute, stieß das Thier pfeilschnell nach mir herniederr. Fast eine Stunde lang schwamm er um mich herum, bis ich's nicht mehr aushalten konnte. So lange man unter Wasser zu bleiben vermag, hat man von dem Fische nicht viel zu fürchten. Darum streckte ich mich auf den Boden aus und beobachtete aus der Tiefe heraus seine Bewegungen. Er war gewiß zwanzig Fuß lang, ein furchtbarer Gesell. Offenbar gefiel ihm nicht, daß ich so ruhig dalag. Drei- oder viermal noch kreiste er über mir herum, dann machte er sich davon, um im Dickicht der Meerkräuter seinen Angriffsplan zu schmieden. Daß er seinen Raub nicht aufgab, das wußte ich. Aber es dauerte eine ziemlich lange Zeit, ehe er wieder erschien. Endlich aber war er da, allein, wie vorher, zu weit ab vom Bereiche meiner Arme. Sowie er sich schließlich jedoch näherte, griff ich nach meinem Messer und schlitzte ihm glücklich den Bauch auf. Das behagte ihm nicht; schleunig machte er Kehrt, irgendwo im Verborgenen seine Seele auszuhauchen. Nun aber ist es eigenthümlich, daß alle anderen Haifische der Blutspur ihrer Genossen zu folgen pflegen. Langsam richtete ich mich auf, und da sah ich, wie denn verwandten Scheusale hier andere große Haifische nachschwammen. Für das Erste war ich vor ihnen sicher." —

Soweit die eigene Erzählung des Capitain Boyton, die wir in der knappen Ausdrucksweise wiederzugeben strebten, die den Mann der That charakterisirt. Nach einem Experimente in der Perlenfischerei, wobei er fast Alles einbüßte, was er bisher an Vermögen gewonnen hatte, seinen Taucherapparat eingeschlossen, nahm Boyton in einem Anfalle von Verzweiflung Dienste in der mexicanischen Armee, desertirte jedoch bald wieder und durchschwamm den Matamoros mitten in der Nacht auf einem halbleeren Boote, das ihn jeden Augenblick mit dem Untergange bedrohte. Auf den Boden der Vereinigten Staaten zurückgekehrt, begann er zum zweiten Male ein kaufmännisches Geschäft. Erst jetzt gab er den Seinigen in der Heimath Nachricht; als Antwort ward ihm die Kunde, daß mittlerweile sein Vater gestorben war. Der Schmerz über den Tod des ihm sonst heiß geliebten Mannes jagte ihn von Neuem rastlos durch die Welt. Er durchwanderte einen großen Theil Nordamerikas, kam schließlich nach New-York, blieb daselbst, bis seine Taschen wieder einigermaßen gefüllt waren, kaufte sich einen neuen Taucherranzug und reiste damit nach Europa, zunächst nach Havre, wo er während des letzten deutsch-französischen Krieges eintraf und sich nach mancherlei Schwierigkeiten den gegen uns hämkelnden Franzosen zu exerciren ließ. Nach Beendigung des Kampfes ging er nach Amerika zurück. Allein den Ruhestand litt es nicht in der Heimath; wiederum stach er in See, diesmal in der Absicht, sich den Diamantfeldern in Afrika zuzuwenden. In der Capstadt ward er indeß vom Fieber befallen, und so verzichtete er auf seine Diamantenprojecte und probirte es nun als Seemann, bis er, nach den Vereinigten Staaten heimgekommen, 1873 in Atlantic City eine Fahrerstelle in dem sogenannten „Life Service" erhielt. Diesen Posten bekleidete er bis zu seiner gegenwärtigen berühmten Tour nach Europa und rettete im verflossenen Jahre allein mehr denn vierzig Menschen vom Tode in den Meeresfluthen.

Gewiß, ein Leben so abenteuer- und sensationsreich, wie die lebhafteste Dichterphantasie die Fabel eines Romans nur zu ersinnen und auszuschmücken vermöchte, und das Merkwürdigste der Wundergeschichte ist, daß der Held aller dieser Thaten und Fahrten in Amerika, Europa und Afrika das Jünglingsalter noch nicht überschritten, sein siebenundzwanzigstes Lebensjahr kaum erst vollendet hat.

Deutsche Erfolge auf amerikanischem Boden.

Nr. 1. Die deutsch-amerikanische Presse.

Sie ist ihnen von jeher ein gastlicher Boden gewesen — die amerikanische Erde den ausgewanderten Söhnen Deutschlands. Und wohl wissend, was sie thaten, haben diese von jeher zu dem großen Völkerbaue, der im Laufe der Jahrzehnte den Weg über das Weltmeer gefunden, ein stattlichstes und erfolgreichstes Aufgebot gestellt. Im Laufe der Jahrzehnte — im Laufe der Jahrhunderte! Denn nicht genug, daß die Spuren deutschen Wikingerdranges in die ersten Anfänge der colonisirenden Besitzergreifung durch die Angehörigen nordeuropäischer Stämme (Breten, Schweden und Hollander) zurückreichen — selbst aus der großen spanischen Conquistadoren-Dauerture, ja sogar aus der halben Mythe früherster Normannenentdeckungen tönen uns verlorene germanische Klänge entgegen. Und ist ein bezeichnenderer Zufall zu denken, als die Thatsache, daß derselbe Boden, auf dem sich in eben diesem Augenblicke die Palast- und Hallenbauten erheben, in denen die Union zu ihrer bevorstehenden hundertjährigen Feier alle Nationen der Erde als Gäste zu versammeln gedenkt — daß dieser vorzugsweise amerikanische Boden die Erinnerungen und Zeugenmale ebenso früher deutscher wie angelsächsischer Besiedelung trägt? Noch heute erzählt das Nationen deb den Philadelphier Fairmount Park durchströmenden Wissahickon von Johannes Kelpius (Kelpe), der, zu der Schwärmersecte der „Erwecken" gehörend, dort von 1694 bis 1708 erst einsiedlerisch ein halbes Hohlenbewohnerleben führte, dann Schüler um sich sammelte, denen er seine mystischen Lehren hinterließ.

Wir konnten noch zahlreiche Bilder und Erinnerungen aus alten und ältesten Tagen, aus ferner und fernster Vergangenheit hier heraufbeschwören, welche von frühen deutschen Niederlassungen jenseits des Oceans erzählen — allein genug davon! Ist es doch die Gegenwart, die unmittelbare Gegenwart, mit welcher

Digitized by Google

es diese Zeilen zu thun haben! Diese kurze Hindeutung möge genügen, um auch dem Leser im alten Vaterlande darzuthun, wie erbgesessen die deutsche Arbeit, der deutsche Kampf, der deutsche Erfolg auf amerikanischer Erde sind, auch ihm zu zeigen, durch welche Flucht der Jahre geheiligt das Anrecht ist, welches seine ausgewanderten Landsleute an die Sonne der neuen Welt haben, auch ihm den Beweis zu liefern, daß die Bedeutung, welche dieselben im Laufe des jüngsten Vierteljahrhunderts in allen Kreisen und Strömungen des amerikanischen Lebens erlangt haben, nichts als ein ihnen Gebührendes war, Baltimore und selbst San Francisco und New-Orleans, daselbst, wird man der Bewunderung seiner Leistungen und Vollbringungen im Bereiche des Geistigen wie des Materiellen auf Schritt und Tritt die Zügel dürfen schießen lassen. Besaß doch selbst die höchste politische Körperschaft des Landes, der erhabenste Rath der Nation, der Bundes-Senat, während der letzten sechs Jahre in einem deutschgeborenen Manne die anerkannt erste Rednergröße des Tages und seit Charles Sumner's Tode seine ebenso anerkannt erste staatsmännische Kraft überhaupt! Und wenn auch neben Karl Schurz mit seinen ausnahmsweisen Talenten bisher

Der Arbeitspalast der „New-Yorker Staatszeitung" in New-York.

das sie nur auf's Neue ergriffen haben, seit der Völkerfrühling von 1848 und 1849 auch dem germanischen Völkerzuge auf's Neue nach dem Lande der Freiheit die Schwingen gelöst hat. Es ist so. „Nehmet Alles nur in Allem" — und es ist ein stattliches und reichgesegnetes Erntefeld, welches sich dem Blicke darstellt, der dieses letzte Vierteljahrhundert der Deutschen in den Vereinigten Staaten überschaut. Auf zwei Millionen ist ihre Anzahl angewachsen, die leicht auf das Zweifache erhöht werden könnte, dürfte man die zweite deutsche, bereits im Lande geborene Geschlechtsfolge hinzurechnen. Es bleibe eine offene Frage, ob man dies darf. Auch ohne sie bejahend zu beantworten, das heißt nur das eingewanderte Deutschthum in's Auge fassend, wie es heutigen Tages in den Hauptstaaten der Union und vor allen Dingen in ihren großen Städten, wie New-York, Cincinnati, Chicago, St. Louis, Philadelphia, kein zweiter Deutsch-Amerikaner den Weg zu dieser Höhe (der höchsten, die dem Adoptivbürger überhaupt zugänglich ist!) gefunden hat, so hat es doch in keinem nur irgend von Deutschen bewohnten Theile der Union dem öffentlichen Leben der beiden letzten Jahrzehnte an hervorragenden deutschen Capacitäten in der Gestalt von Congreßrepräsentanten, Staatsgouverneuren, Richtern und sonstigen Würdenträgern gefehlt, die ihrer Nationalität dieselbe Achtung Seitens der im Lande geborenen Bevölkerung erzwangen, welche ihr im großen Bürgerkriege die Heersäulen deutscher Unionskämpfer, der Muth und die Geschicklichkeit deutscher Heerführer zu erzwingen wußten.

Den besten Gradmesser für den Umfang und die Entschiedenheit dieser Antheilnahme unserer eingewanderten Landsleute an dem öffentlichen Leben der neuen Heimath bietet die deutsche Presse derselben dar. Es ist eine mißliche Sache, zwischen ihr

Digitized by Google

und jener des alten Vaterlandes eine Parallele zu ziehen, wie nahe die Versuchung dazu auch immer liege. Eine mißliche und verfängliche Sache zugleich. Vor allen Dingen ist die deutsch-amerikanische Presse in Allem, was Politik und Gemeininteressen, sowie die Art ihrer Vertretung anbelangt, durchaus amerikanisch. Ihr Ton, ihre Haltung, ihre Kampfesweise und die Form, in welcher sie dem täglichen Lese- und Neuigkeitenbedürfniß des Publicums Rechnung trägt, sind ganz und gar durch das Muster ihrer mächtigen englischen Schwester beeinflußt und bedingt. Nur dadurch wurde es möglich, neben dieser — zugänglich und maßgebend, wie sie ja sehr bald auch für den Eingewanderten werden muß — eine wirkliche „deutsch"-amerikanische Presse zu der Entwickelung zu zeitigen, in der sie uns heutigen Tages mit ihren vierhundert verschiedenen Publicationen (darunter siebenzig tägliche Blätter!) entgegentritt. Andererseits ist sie, wie weit sie auch in Betreff literarischer Selbstproduction hinter der deutschen Presse der alten Welt zurücksteht, doch, Dank einer Gesetzgebung, welche ihr diese letztere zu rücksichtslosester Ausbeutung zur Verfügung stellt, von jeher in der Lage gewesen, ihre Leserkreise in einer nicht hoch genug anzuschlagenden Verbindung mit dem geistigen Leben Deutschlands zu erhalten. Und sie ist sich dieser Thatsache und ist sich der Verpflichtungen, welche sie in sich schließt, stets bewußt gewesen. Sie hat nie vergessen, daß neben allen das Wesen der reinen Tagespresse betreffenden Zugeständnissen an das amerikanische Leben und Treiben ihre zweite nicht minder wichtige Aufgabe darin besteht: inmitten der zwanzigfachen Majorität einer anderssredenden Bevölkerung Leib und Seele der Muttersprache zu pflegen, zu erhalten, zu vererben. Wie wohl sie aber an der Beherzigung dieser Erkenntniß gethan hat; dafür spricht das materielle Gedeihen, welches auf diesem Wege erblüht ist, am deutlichsten.

Es war die stolze Fluthwelle von deutscher Bildung, deutschem Talente und deutscher Begeisterung, welche die politischen Stürme von 1848 und 1849 an das Westgestade des atlantischen Meeres warfen, welcher die deutsch-amerikanische Presse, wie wir sie heute sehen, ihr Dasein verdankt. Und noch heute sind es Angehörige jener großen Freiheitsauswanderung, welche, wie Karl Heinzen, Hermann Raster, Rudolf Lexow, Oswald Ottendorfer, J. Rittig, Karl Dänzer, Gottfried Kellner, Fr. Hassaurek, C. L. Bernays, Wilhelm Rapp und Andere, ihre vornehmsten, wenn nicht ihre ausschließlichen Säulen bilden. Aus wie dürftigen Anfängen, aus wie kleinlichen Verhältnissen haben diese Männer und ihre Gesährten das, was damals als deutsche Journalistik in den Vereinigten Staaten bestand, zu seiner heutigen Bedeutung emporgehoben! Unter welchen Opfern und Kämpfen ist dieses Ziel erreicht worden, und wie manche treffliche Begabung, wie manches wackere Herz ist auf dem mühevollen Wege zu Grunde gegangen! Wie freudig erkannte aber auch zu gleicher Zeit, gleich Karl Schurz, Fr. Hecker, Fr. Münch, Franz Lieber, J. B. Stalle, F. Kapp, A. J. Schem, Caspar Butz und Anderen, jede deutsche Geistescapacität eine Art Ehrensache darin: auch ohne unmittelbare Berufszugehörigkeit im Anschlusse an diese ausblühende Presse zu wirken und selbstthätig zur Förderung und Lösung ihrer mannigfachen Aufgaben beizutragen! Und wie gute Früchte hat das Alles gebracht! Materielle Erfolge wahrhaft glänzender Art — es ward dies bereits gesagt — wurden auf diesem Wege erzielt. Fast in allen großen Städten des Landes gelang es, Zeitungsgeschäfte aufzubauen, welche in mehr als einer Beziehung den Vergleich mit den verwandten anglo-amerikanischen Etablissements, ja mit den meisten der hervorragenden Schwester-Unternehmungen Alt-Deutschlands zu bestehen vermögen. Und ein publicistischer Einfluß erwuchs, der, weit über die abgesonderten Einzelströmungen deutscher Leserkreise hinausgehend, schnell genug in den allgemeinen Strom der großen amerikanischen Oeffentlichkeit hineinreichte.

Das geschäftlich blühendste und zugleich auch, neben der „Illinois Staatszeitung" in Chicago und dem „Anzeiger des Westens" in St. Louis, in sachmännischen Kreisen selbst als maßgebendstes Organ der täglichen deutsch-amerikanischen Presse anerkannte Blatt ist die „New-Yorker Staatszeitung". Sie steht als Geschäft im ganzen Lande nur dem vielbesprochenen „New-York-Herald" nach, mit dessen Inseratenabtheilung ihre Anzeigespalten wetteifern, und hinter dessen Circulation sie mit ihrer täglichen Auflage von 56,000 Exemplaren nur sehr wenig, wenn überhaupt noch, zurückstehen dürfte. Mit dem „Herald", dessen heutige Glorie sie in mancher Beziehung theilt, hat sie auch das Geburtsjahr, 1834, sowie die verhältnißmäßige Dürftigkeit, in der beide das Licht der Welt erblickten, gemeinsam. Für die deutsche Zeitung war es die Gestalt eines winzigen, unter der Redaction von Stephan Molitor stehenden Wochenblättchens, in der dies geschah. Erst acht Jahre danach wurde aus dem Wochenblättchen ein drei Mal per Woche erscheinendes Blatt, als welches es 1845 in den Besitz von Jakob Uhl überging, um sofort seine dritte und letzte Metamorphose, die in eine Tageszeitung, zu bestehen.

Nach Uhl's Tode wurde die geschäftliche Leitung des schon damals an der Spitze der deutschen Presse New-Yorks stehenden Blattes mit ebenso ungewöhnlicher Umsicht wie gutem Erfolg von Frau Anna Uhl, jetziger Frau Ottendorfer, geführt, welche ihm auch im Jahre 1858 auf eigenem Grund und Boden und in unmittelbarer Nachbarschaft der großen englischen Zeitungen ein für jene Zeiten immerhin prächtiges Heim gab. Im darauffolgenden Jahre ging Herausgabe und Redaction des Blattes in die Hände von Oswald Ottendorfer über, welcher ihm während des Bürgerkrieges und der darauf folgenden Jahre eine starke demokratische Parteitendenz verlieh, diese jedoch 1871 gegen eine ausgesprochen unabhängige Haltung vertauschte und dadurch dem ohnehin zu einer publicistischen Macht erwachsenen Zeitungsunternehmen neue Quellen des öffentlichen Ansehens und Einflusses erschloß. Im Sommer 1873 fand eine erneute Uebersiedelung des Etablissements in den geschmackvollsten und im edelsten Material aufgeführten jener Zeitungspaläste statt, in denen sich in neuerer Zeit die große New-Yorker Presse festgesetzt hat, und denen das Zeitungswesen der ganzen übrigen Welt nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hat.

Mit einer nach drei Seiten frei und weit hinausblickenden Totalfront von zweihundertvier Fuß erhebt sich der vierstöckige italienische Renaissance-Bau in einer Gesammthöhe von hundertsechs Fuß. Keller- und Erdgeschoß stellen ein massives Quadersund Monolithengefüge aus blaugrauem Maßachusetts'schen Granit dar. Die andern Stockwerke mit höchst wirksam vertheilten Säulen-, Pilaster-, Balcon- und Balustradenwerk erheben sich in dem hellern Gestein, welches die Granitbrüche von Concord in New-Hampshire schon zu so manchem New-Yorker und Bostoner Prachtbau geliefert. Bronze-Standbilder Guttenberg's und Franklin's schmücken den Balcon, der sich über dem Säulenportieus des Haupteinganges bis zum dritten Stockwerke aufbaut. Die oberen Geschosse sind durch Pfeilerstellungen, welche die kräftigen Gesimse tragen, in gefälliger Weise gegliedert. Ein mächtiges Mansardendach mit thurmartigen Unterbrechungen krönt das Ganze. Der von ihm überbaute Raum bildet in einer Länge von hundertsechs, einer Breite von fünfundvierzig und einer Höhe von achtzehn Fuß den lustigsten und weitesten Setzersaal, den diese viel gepriesen Myrmidonen der modernen Journalistik sich nur zu wünschen vermögen. Die Dampfmaschinen endlich und die beiden mächtigen Sechs-Cylinder-Pressen, auf denen die kolossale Auflage des Blattes in den Stunden zwischen zwei und fünf Uhr des Morgens gedruckt wird, sind in den weit unter die Straße sich erstreckenden Räumen des unteren Kellers aufgestellt.

Die Einweihung und Beziehung des neuen Baues wurde in wirksamster Weise durch eine gleichzeitige Vergrößerung des Blattes gefeiert, welche daselbe seitdem in den Stand gesetzt hat, in allem das rein Journalistische Betreffenden, das heißt in seiner Tagesbesprechungen-, Leitartikel- und Neuigkeitenabtheilung, mit den großen englischen Zeitungen gleichen Schritt zu halten. Das ist zweifellos eine große Errungenschaft und als solche ausdrücklich zu betonen und anzuerkennen. Zu gleicher Zeit berechtigt der Entwickelungsgang, den das Blatt bislang genommen, in ihr auch eine Bürgschaft dafür zu erblicken, daß endlich den literarischen und ästhetischen Anforderungen, die nothwendiger Weise an ein Unternehmen von so weitreichendem Einflusse und solchen Mitteln gestellt werden müssen, gleichfalls in einem Grade Rechnung getragen werde, wie ihn das in „Erfolg verpflichtet" übersetzte Noblesse oblige heischt. Und nicht nur der Entwickelungsgang des Blattes, verschiedene nach

Digitized by Google

dieser Seite hin bereits zu Tage getretene Neuerungen (wie beispielsweise die ebenso dankenswerthe, wie allgemein anerkannte Einführung einer Art täglicher Feuilletonrubrik durch J. Rittig) geben der Annahme Nahrung: daß für die fürstlich-reiche „New-Yorker Staatszeitung“ allen Ernstes die Zeit im Anzuge sei, da sich ihrer materiellen Blüthe auch jener ideale Flor hinzugesellt, der allein erst im Stande sein wird, den prachtvollen Monumentalbau von der New-Yorker Tryon Row zu einem wahren Denkmale deutschen Strebens, deutschen Geistes und deutschen Erfolges auf amerikanischem Boden zu machen. —

Udo Brachvogel.

Eine verbannte Königin.

Erinnerungsblatt von **Walter Schwarz.**

Im Mai dieses Jahres hat in Stille und Zurückgezogenheit, von der Welt schon halb vergessen, eine Frau die Augen zugethan, die ich auf ihrer Lebenshöhe, in Glanz und Anmuth, eine Krone auf dem Haupte, gekannt. Ich meine die Königin Amalie von Griechenland, geborene Prinzessin von Oldenburg, eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen. Durch ihr Beieu ging ein Zug von Kraft und Größe, der ihr hell aus den Augen blitzte, um die stolzen Lippen spielte, ihrer Schönheit ein königliches Etwas hinzufügend. Sie war für den Thron geboren, vornehmlich für den Thron der Griechen.

Bei einem Besuche im Schlosse zu Athen sah ich auf König Otto's Schreibtisch ein Aquarellbild stehen, das seine Gemahlin als Braut darstellte, im Reize der ersten Jugend, schlank, ätherisch und doch besonders in ihrer Eigenart — eine wahrhaft bezaubernde Erscheinung. Aber die griechische Sonne hatte die Farben dieser zarten Arbeit schon gedämpft, und fast erschien das Ganze wie ein Traumbild, das man noch einmal rasch erfassen möchte, eh es ganz entschwindet. Im Schlosse zu Athen wohnt jetzt eine andere Herrscherfamilie; König Otto ist todt — wer weiß, wo das damals schon verblichene Bildchen hingekommen sein mag. Mich dünkt, Königin Amaliens Erinnerung könnte in weiteren Kreisen bald, ihm gleich, dem Schicksal des Erblassens und Vergessenwerdens verfallen; deshalb möchte ich ein Wort von ihr sagen, so lange die Farben noch haften und das Bild der königlichen Frau wenigstens im Herzen derer, die sie persönlich gekannt, noch in voller Frische lebt.

Sie war, als ich im Winter des Jahres 1853 auf 54 nach Athen kam, nicht mehr ganz jung, aber noch sehr schön. Auf den Hofbällen tanzte sie vom ersten Geigenstriche bis zum Schlusse des Abends, ohne einen Tanz zu überschlagen, und je öfter sie im Cotillon geholt wurde, vom kleinsten Lieutenant und vom jüngsten Mädchen, desto mehr Freude machte es ihr. Sie sah es auch nicht gern, wenn Andere still saßen. Es mußte sich volles Leben um sie herum bewegen. Ihre Toiletten waren die große Frage des Abends. Die Damen besonders flüsterten sich, schon ehe sie erschien, voll Spannung zu: „Welches Kleid wird die Königin heute tragen?“ In den damals noch sehr primitiven Zuständen der neugriechischen Gesellschaft stand Königin Amalie als einziger Stern am Firmamente, und man beschäftigte sich mit ihr viel eingehender, als mit den Damen anderer Höfe, wo es von Prinzessinnen wimmelt und eine Größe die andere vergessen macht. Sie trug sich sehr vornehm, aber immer einfach. Noch glaube ich sie vor mir zu sehen in silberdurchwirkter Robe, einen Aehrenkranz von Brillanten um die edle Stirn gelegt, oder ganz in Rosa — was ihr besonders gut stand — die Blumen im Haare mit blitzenden Steinen überstäet.

Ein Hofball in Athen bot damals ein fast märchenhaft buntes, malerisches Bild. Unter elegante Pariser Toiletten mischte sich der faltige Rock, das mit Tüchern fest umstrickte Antlitz der Hydriotin. Die Hofdamen der Königin trugen zum knapp anliegenden Sammetjäckchen das rothe Fez mit schwer herunter hängender, goldener Quaste. Die weiße Fustanella der Männer, der Patagan mit blitzendem Griffe, das rothe Geschnür und Gefranse ihrer Gamaschen und Schürzen erschien neben bairischen Uniformen und dem nüchternen schwarzen Fracke. Vornehme Diplomaten und graubärtige Hirtengesichter aus Albaniens einsamen Bergen bewegten sich gleichberechtigt in jenem edel schönen Raume, dessen Wände weißer Marmor bedeckte. In den Vorzimmern liefen bequeme Divans an den Wänden entlang, und die Sage ging: alte Griechen zögen sich während des Tanzes dahin zurück, um sich ein Weilchen die Stiefel auszuziehen; denn, wenn auch hoffähig, waren diese Leute doch nicht alle an eine feste Fußbekleidung gewöhnt. Damit hatte es auch hier und da bei den Damen seine eigene Bewandniß. Zur Morgen-Audienz bei der Königin war auch das Schuhwerk genau vorgeschrieben, weil es sich schon ereignet hatte, daß Griechinnen, ob auch in Seide rauschend, doch, um es fühler zu haben, ohne Strümpfe gekommen waren.

Der Hofball pflegte bis drei, vier Uhr des Morgens zu dauern. Und dann war es etwas Eigenes, aus seinem Lichterglanze, seiner Gestaltenfülle hinaustretend auf die breite, marmorne Freitreppe des Schlosses und die laue Nachtluft an der Stirn zu fühlen, die Sterne über sich funkeln zu sehen, von deren Größe und Klarheit ein nordisches Firmament uns keine Vorstellung giebt. Dunkel zeichneten sich die Palmen im Garten der Königin gegen den strahlenden Himmel ab; stolz stieg die Akropolis empor, und weithin schimmerte das Meer, ein Duftstreifen, vom Mondlichte überhaucht.

Das griechische Costüm pflegte Königin Amalie nur bei nationalen Festen, im Tedeum am Neujahrsmorgen, am Tage der Befreiung Griechenlands, in der Osternacht ꝛc. zu tragen. Letztere besonders wird in Athen mit einer schönen Feier begangen. Vor der Hauptkirche in der Hermesstraße ist auf offenem Platze ein Altar aus Myrthen und grünen Zweigen errichtet. Erwartungsvoll umdrängt dort eine lautlose Menge die Geistlichkeit, die im großen Ornate erscheint. Alle Fenster der umliegenden Häuser sind geöffnet und dicht mit Zuschauern besetzt, von denen Jeder eine unangezündete Kerze in der Hand trägt. Kurz vor Mitternacht kommen König und Königin mit zahlreichem Gefolge, zu Fuß, die Straße herunter und nehmen vor dem Altare Platz, auf dem nur zwei Kerzen brennen. Bei ihrem Scheine liest der Priester das Evangelium vor. Unbeschreiblich feierlich ist es, wenn über dem tiefen Schweigen der zahllos hier Harrenden die einzelne Menschenstimme schwebt, in schlichten Worten ein ewiges Heil verkündend. Jetzt schlägt es Zwölf — und alle Glocken beginnen zu läuten. Im Nu sind auf der Straße und in den Häusern sämmtliche Kerzen angezündet. Ein Jubelruf „Christus ist auferstanden; Christus lebt“ bricht mit Freudenschüssen durch die Luft. Tausend und aber tausend flimmernde Lichter breiten Tagesheile über den eben noch dunkeln Platz. Man reicht sich die Hände; man küßt und umarmt sich, Einer dem Andern die Freudenbotschaft wiederholend. Und mitten in dem jauchzenden Gewühle stand die schöne Königin, im stoffenen Gewande, darüber pelzverbrämt den sammetnen Spencer, dessen lange geschlitzte Aermel bis zu den Knieen herabfielen, das rothe Fez auf dem glänzenden Haare — auch, ihm gleich gekleidet, ihrem Volke die Hand hinreichend zum Freudengruße, in lauer Frühlingsnacht, unter Griechenlands Sternenhimmel.

Mochte Ball, Fest, oder was sonst auch gewesen sein — zur bestimmten Mittagsstunde hielten die gesattelten Pferde unter dem Schloßportale und die Königin trat heraus, in schlichter, dunkler Amazone, den Hut voll wallender Federn, um in weiten, oft kühnen Ritten die Umgegend von Athen zu durchmessen. Eine bessere Reiterin als Königin Amalie hat es wohl selten gegeben. Ermüdung kannte sie nicht. Hitze und Wetter galten ihr gleich. Hoch zu Roß, die attische Ebene durchfliegend, hinauf in die Waldungen um Kesserjani, zu den pentelischen Marmorbrüchen, dann wieder an's Meer, an die blaue Bucht des Phalereus, hinüberblickend nach Salamis' Felsengestad, bei versunkenen Denkmälern rastend — so sah die Königin ihr Land, dessen Schönheit sie mit besonderer Wärme fühlte und verstand, das sie mit jener Inbrunst liebte, wie wir sie vielleicht nur einer selbsterkorenen Heimath entgegentragen. Sie kannte jeden Pfad in diesen Bergen, jeden Oelbaum, der an sonnenverbrannter Straße

Digitized by Google

Schatten spendet. Bäume zu pflanzen, Wege anzulegen, wüstes Land urbar zu machen, war ihre Lust, und sie hat darin viel für Griechenland geleistet. Es ebnet sich jetzt manche Straße, die sie angelegt hat; mancher Baum breitet seine Aeste zu segensreichem Schatten aus, den sie gesäet hat.

Ihre schönste Schöpfung auf diesem Felde war der Garten am königlichen Schloß. Da sproßte es in saftigem Grün; da rieselten Quellen; da wiegten und bogen sich schlanke Palmen im Morgenwinde, und der Besuchende athmete — was ihm sonst um Athen herum versagt war — eine Pflanzenatmosphäre voll Arom und Frische. Der Palmenwald, hieß es, sei entstanden, indem die Königin, Nachmittags ihre Datteln im Freien verspeisend, die Kerne von sich geworfen, die, auf fruchtbaren Boden fallend, rasch zu großen, schönen Bäumen herangewachsen. Mag hier und da wohl ein oder die andere Saat so aufgegangen sein, für das Ganze ist die Kunst doch wohl wahrscheinlich thätiger gewesen. Mächtig entwickelnd kreisch wirkt die Sonne auf diesem Boden. Königin Amalie hatte nordische Obstsorten kommen lassen, um sie in Griechenland einzubürgern. Aber aus den Erdbeerpflanzen wurde hohes Gebüsch, dessen Früchte, groß wie Aepfel, sich als ungenießbar erwiesen. Nicht besser ging es mit andern Versuchen, und man beschränkte sich endlich auf südliche Anpflanzungen. Nach Angabe der Königin angelegt, sorgsam gepflegt, ward aus diesem Garten ein Paradies, dem auch die weitere Umgebung einen Hintergrund lieh, wie er sich bedeutender vielleicht nicht zum zweiten Male auf Erden findet. Hier umrahmte, an schlanken Stämmen emporkletternd, Rankengewächs die Umrisse des Parthenons, wie sie sich goldbraun auf den krystallreinen Himmel zeichneten. Dort schien das weiße Marmorschloß sich gegen die aufsteigende Felsmasse des Lykabettos zu lehnen. Der blaue Meeresstreifen begrenzte die weit sich hinstreckende, rosig schimmernde Ebene, während jener breite Gang endlich sich nach den Säulen des Jupitertempels hin öffnete, die, gleich heldenhaft übrig gebliebenen Riesen, immer noch aufrecht stehen, die letzten Zeugen seiner längst versunkenen Herrlichkeit.

Die Gemächer der Königin blickten auf diesen Garten, diese Landschaft hinaus. Ob in seinen Anlagen wandelnd und schaffend, ob vom Fenster aus die Weite mit dem Blicke umfassend, immer hatte Königin Amalie dieses Schönheitsbild vor Augen, ihre Liebe für Griechenland an ihm zu nähren und zu befestigen. So beweglich sie im Lande selber war, so selten verließ sie dasselbe. Und geschah es ja einmal, um Verwandte zu besuchen, vaterländische Stätten wieder zu sehen, so litt es sie nicht lange draußen. Heimweh nach Hellas' blauem Himmel zog sie immer bald wieder zurück. Was sie im Auslande sah und kennen lernte, interessirte sie nur insofern, als es für Griechenland zur Hebung seiner Cultur verwendbar war. Auch gestaltete sich ihre Rückkehr jedes Mal zu einem Feste, dem sie und ihr Volk entgegen jubelten. Und diese Königin mußte im Exil sterben! —

Das Schicksal hat zweierlei an ihr verfehlt: entweder es mußte ihr einen Erben in die Arme legen, sie dauernd auf einem Throne zu befestigen, für den sie Blut und Leben hingegeben hätte; oder — sie hätte selber der Herrscher sein müssen, ihn mit Manneskraft zu vertheidigen. Geist, Leben und Energie genug besaß sie dazu. Aber als Frau war ihr Wirken beschränkt, und wie sie auch — echt weiblich — für Griechenland gesorgt, es geliebt und gepflegt hatte, Dank sollte sie nicht dafür ernten. Nachdem sie ihre Jugend, ihre besten Jahre und Kräfte, all' ihre Liebe dem Lande hingegeben, dessen glorreiche Auferweckung der Traum ihres Lebens gewesen war, hieß man sie gehen. Rohe Hände verwüsteten den Garten, der, ihr Lieblingskind, unter ihren Augen aufgewachsen war, und ein flüchtiges Schiff trug das heimathlose Herrscherpaar über's Meer. Königin Amalie hat Griechenland nicht wieder gesehen.

Aber wie hart im Allgemeinen auch an ihr gehandelt worden, im Einzelnen hat auch sie Treue erfahren. Ihre Oberhofmeisterin, Baronin von Plüskow, geborene von Bigleben, schreckte, obgleich schon hochbetagt, im entscheidenden Moment nicht vor der äußersten Lebensgefahr zurück, um ihrer Herrin zu retten, was noch zu retten war. — Als die verbannte Königin, Hellas verlassend, bereits an Bord ihres Schiffes gegangen war, sprang im letzten Moment ihr griechisches Hoffräulein, den Verlobten, Eltern und Vaterland darangebend, in ein Boot, ihr nach und begleitete sie nach Deutschland. Griechische Damen und Dienerinnen haben sie umgeben bis an ihr Ende.

König Otto hat seine Verbannung nicht lange überlebt. Er brachte eine zerrüttete Gesundheit schon aus Griechenland mit, dessen Klima sich ihm nie günstig erwiesen hatte. Die Königin, aus festerem Stoffe gebildet, widerstand dem Ungemach länger. In der Oeffentlichkeit hörte man wenig mehr von ihr, seitdem sie in Bamberg und Brückenau ihren Wittwensitz aufgeschlagen. Ob sie schwer an dem Schicksale der Entthronten getragen, ob Glanz und Macht ihrer früheren Stellung sie mit Bitterkeit auf ein jetzt viel bescheidneres Dasein blicken ließen, oder ob sie, groß und ergeben, sich in eine Lebenswendung zu finden gewußt, die auch Andere mit ihr theilten — wir wissen es nicht. Das aber ist uns persönlich bekannt, daß sie Hellas' blauen Himmel nicht verschmerzen konnte, daß tiefstes Heimweh nach dem „Lande der Griechen" in ihr lebendig blieb. Und wenn es gestattet ist, in einem uns stark beherrschenden Seelenzustande den Grund auch zu körperlichem Kranken und Vergehen zu suchen, so läßt sich von dieser Königin wohl sagen, daß sie an Sehnsucht gestorben ist.

Blätter und Blüthen.

Antrage an unsere Germanisten. Wir erhalten von Petersburg folgende Zuschrift: „Bei der neulichen Enthüllung des Hermann-Denkmals ist wieder von Neuem bei mir der schon so lange gehegte Wunsch wach geworden, zu erfahren, ob das Lied

„Hermann, schlo Lärm an! lo picpen, lo trummen!
De Keiser will kommen mit Hammer und Stangen,
Will Hermann uphangen.

Un Hermann schloug Lärm an, leit piepen, leit trummen,
De Fürsten sind kommen met all ihren Mannen,
Hewt Varus uphangen' —

schon aus der Zeit der Hermanns-Schlacht stammt oder ob es aus späteren Jahrhunderten datirt.

Die ersten Zeilen haben sich noch bis zum heutigen Tage in meiner Heimath Briezewsen (Niederlande, Provinz Oberyssel) unter dem Volke und besonders unter den Kindern erhalten; Wenige aber wissen, daß ihre eigenen Vorfahren vielleicht mit dem in diesem Liede besungenen großen Germanen unter den tapferen Kämpfern im Teutoburger Walde gewesen sind. Alle meine Forschungen, mir über den Ursprung des Liedes einige Aufklärung zu schaffen, sind bis jetzt gänzlich resultatlos geblieben; ich wende mich daher an die Redaction der Gartenlaube mit der freundlichen Bitte, wenn möglich, darüber einige Aufklärung geben zu wollen; viele meiner Landsleute, und gewiß noch mehr unserer germanischen Stammesgenossen, Leser Ihres geehrten Blattes, werden Ihnen dafür sehr dankbar sein.

Schreiber dieses hat dieselben Ansichten wie die Niederländer in Nr. 50 der Gartenlaube, Jahrgang 1874. Ich versichere Ihnen, daß der weit größte Theil der Niederländer (die Katholiken ausgenommen) das Zustandekommen der deutschen Einheit mit Freude begrüßt hat. In meinem Geburtsorte z. B. wurden die Siegesnachrichten der deutschen Waffen von 1870 mit Jubel vernommen.

Heil Denen, die das Ideal so vieler Deutschen verwirklicht haben! Ehre der deutschen Regierung, die so muthig den Kampf wider ihren größten Feind (Rom) aufgenommen hat und ohne Zweifel ruhmvoll aus demselben hervorgehen wird.

Möge auch einmal der Wunsch so vieler Nichtdeutschen, namentlich die Verbrüderung aller germanischen Stämme, erfüllt werden!

Ein Germane."

Für Wanderlustige und Luftschnapper hat die Reiseliteratur wieder fleißig gearbeitet. Wer sich für seinen Ausflug in Mitteldeutschland mit dem Thüringer Walde begnügt, vergesse des Major Fiks (des „Thüringer Waldbilderers") treffliche Hohenkarten, sowie seine Schriften über Henneberg und Bad Ilmenau nicht! Auch das jetzt durch zwei Eisenbahnen erschlossene Saalfeld hat seine Monographie erhalten. Nach Tirol und Kärnten führt Ed. Amthor und läßt durch Geb. Obermed.-Rath Kurtz die Einführung durch die Dolomitgruppen von Enneburg, Buchenstein ꝛc. bis Ampezzo besorgen. Sogar für das hohe Tatra in den Centralkarpathen hat sich in Dr. C. A. Scherner in Breslau ein Führer gefunden. „In fünfzig Tagen durch Italien" zeigt uns das fünfte der Meyer'schen Reisebücher von Gsell-Fels den Weg, und außerdem haben die meisten Reisehandbücher und Wegweiser von Bädeker und Meyer neue Bearbeitungen erfahren.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. Zu Heften à 50 Pfennige.

Helene.

Tagebuchblätter aus dem russischen Salonleben.

Woronesch, den 26. September 186—.

Seit zwei Tagen sind wir in Woronesch, und jetzt erst finde ich einen Augenblick der Ruhe und des Alleinseins. In solcher Verwirrung sind diese Tage dahingeschwunden, und so viel ungemüthliche Stunden liegen zwischen dem Morgen unserer Abreise und jetzt — dem trüben, kalten Septembermorgen und dieser stillen Abendstunde, daß es mir fast unglaublich erscheint, nur fünf Tage seien vergangen, seit wir Selo-Lazowoskaja verlassen haben, unser schönes Selo-Lazowoskaja mit seinen weiten Gärten, romantischen Bergabhängen, durch welche sich der Dokol gleich einem Silberbande hinschlängelt, und seinen dichten Wäldern. Nicht ohne einen Anflug von Wehmuth sah ich die weißen Säulen des Portals zwischen den herbstlich gefärbten Bäumen verschwinden und sagte in meinem Herzen dem schönen Landsitze Lebewohl — vielleicht für immer. Hat doch die Pracht seiner Umgebungen oft mein Herz getröstet und erquickt, wenn das Gefühl der Vereinsamung es zu überwältigen drohte. Das sind nun für ein deutsches Herz die unvermeidlichen Empfindungen beim Scheiden, und wenn sie auch nur einem Aufenthalte gelten, dem der kurze Zeitabschnitt eines Sommers in den Erinnerungen unseres Lebens seine Stätte angewiesen hat.

Woronesch, wenn es auch im Centralrussen nicht mit Moskau oder Petersburg verglichen werden kann, ist doch eine Gouvernementshauptstadt, in der man unter Menschen lebt und wo hoffentlich auch dem Geiste einige Anregung und Erfrischung zu Theil wird.

Iwan Alexandrowitsch Branikow war schon mehrere Tage vor uns abgereist, um in Woronesch einige Vorbereitungen zum Empfange seiner Familie zu treffen. Trotzdem herrscht noch in allen Räumen des weitläufigen Hauses die unbeschreiblichste Verwirrung, und an Ordnung ist nirgends zu denken. Zum Theil wird dieser Zustand allerdings dadurch hervorgerufen, daß in Folge eines an ihn gerichteten Ersuchens unser Gebieter seinen großen Saal zu dem officiellen Diner hergeliehen hat, welches morgen in Veranlassung eines hohen Kirchenfestes dem Gouvernor gegeben werden soll. Angenehm ist diese Unruhe aber keineswegs. Man hat mir noch nicht einmal mein Zimmer angewiesen, und mit Mühe nur konnte ich mir ein stilles Plätzchen erobern, um diesen Blättern, meiner einzigen Zuflucht in einsamen Stunden, die Erlebnisse der letzten Tage hinzuzufügen. Habe ich doch, alleinstehend unter so Vielen, keinen Vertrauten außer ihnen. Mögen sie denn einst nach Jahren mir ein Spiegel meines jetzigen bewegten Lebens sein oder, wenn ich nie in die deutsche Heimath zurückkehren sollte, ein Vermächtniß an meine Geschwister, ein Andenken an die Schwester, die fern von ihnen im Herzen von Rußland den ernsten Kampf mit dem Leben und dem Schicksale kämpft.

Voll Spannung sehe ich der Ankunft unserer neuen Gouvernante entgegen, welche man täglich erwartet. Sie ist eine Russin. Wie schade, daß es nicht eine Deutsche sein konnte! Jedenfalls werde ich ihr freundlich entgegenkommen und suchen, ein gutes Verhältniß unter uns anzubahnen. Gebietet doch schon die Klugheit, daß die Gouvernante und die Gesellschaftsdame *eines* Hauses wenigstens keine Gegnerinnen sind.

Für heute bin ich zu müde, um noch ein Wort schreiben zu können.

Den 28. September.

Gestern sind wir ausgefahren, um die Procession des Kirchenfestes zu sehen. Es war der Einzug der Mutter Gottes von Kursk, welche zum Besuche bei uns einkehrte. Ich weiß nicht, ob ich je so viele Menschen durcheinander wogend gesehen habe. Begleitet von dem Geläute sämmtlicher Glocken der Stadt, zog der bunte, glänzende Zug an uns vorüber; der Gouverneur und der Gouvernementsmarschall trugen die Mutter Gottes, ein plumpes Holzbild. Ich war von Musik, Glockenläuten und Volksgeschrei vollkommen betäubt, hatte aber doch die Genugthuung, in dem Gewühle von Tausenden fremder Gesichter wenigstens *ein* bekanntes zu entdecken. Es war dasjenige des jungen Husarenrittmeisters Constantin Feodorowitsch Adrianoff. Während einiger Wochen des Sommers, da ihn eine Dienstangelegenheit in die Nähe von Selo-Lazowoskaja brachte, war er daselbst ein häufiger Gast und versprach, die angeknüpfte Bekanntschaft in Woronesch fortzusetzen. Sehen wir, ob er Wort halten wird.

Madame Branikow hat heute definitiv ihre Zimmer bezogen, die sich im ersten Stock des alten weitläufig gebauten Hauses befinden, welches der Familie Branikow als Winterresidenz dient. Das Eleganz und Comfort anbetrifft, so läßt die ganze Einrichtung nichts zu wünschen übrig. Es herrscht in den Wohnräumen ein solcher Reichthum an Divans, an Polstern und Teppichen, an Spiegeln, Gemälden und anderen Kunstsachen, daß Alles zusammengenommen sicher den Eindruck von Ueberladung machen würde, wenn nicht eben das Ganze mit ausgezeichnetem Geschmacke arrangirt wäre. Im zweiten Stocke sind die Schlaf- und Toilettenzimmer, das Arbeitszimmer unseres Gebieters Iwan Alexandrowitsch Branikow, das Reich der Kinder, der Gouvernante, der Bonnen und Zofen. In diesen Regionen wird sich, so Gott will, auch endlich ein bescheidener

Digitized by Google

Raum für mich finden. Visiezt werden noch verschiedene Gemächer neu tapezirt, und ich sehe mich deshalb provisorisch in irgend einem Winkel untergebracht, in welchem ich mich höchst ungemüthlich fühle.

Den 3. October.

Heute nach dem Frühstücke war ich mit Madame ausgefahren, um verschiedene Besuche und Besorgungen zu machen. Bei unserer Rückkehr, als mein Mädchen kaum Zeit gefunden, mir Hut und Mantel abzunehmen, verkündete sie mir augenblicklich die große Mähr, daß vor einer Stunde die erwartete Gouvernante angekommen sei. Sie selbst habe mir durch eine Thürritze den Zipfel ihres Kleides gesehen, aber Wassili, der ihr aus dem Wagen geholfen und sie nach oben geführt, habe gesagt, sie sei hübsch und unfreundlich.

Ich wies Masche mit ihrer entschieden dargelegten Neigung, sogleich meine neue Hausgenossin nach Herzenslust bei mir zu verklatschen, ab; nichtsdestoweniger war meine eigene Neugier stark genug, mich rasch in den Salon zu treiben, der unmittelbar an Zenaïde Petrowna's Privatzimmer stößt und so groß ist, daß eine ganze Gesellschaft bequem Versteckes darin spielen könnte. Ich bemerkte sogleich die neu Angekommene, welche bereits unserer Gebieterin daselbst gegenüberstand, und auf den ersten Blick fühlte ich Neigung, Wassili Recht zu geben.

Die Gouvernante erschien mir häßlich. Sie ist kaum mittlerer Größe, und zu der hohen, eleganten Gestalt Madame Branikow's bildet die ihrige einen entschieden unvortheilhaften Contrast. Ein dunkler Teint und sehr unregelmäßige Züge berührten mein Auge nichts weniger als angenehm, aber ich entdeckte zu gleicher Zeit, daß die Fremde prachtvolles schwarzes und sehr geschmackvoll geordnetes Haar und wundervolle Zähne besitzt.

„Kommen Sie!“ rief die Herrin des Hauses mir winkend. „Hier sehen Sie Olga Nikolajewna, unsere Gouvernante. Mademoiselle Helene, meine deutsche Gesellschafterin.“ Sie begleitete ihre Vorstellung mit einer leichten Handbewegung, und in denselben Augenblick schlug die junge Dame ihre Augen zu mir auf. Sie sind wom intensivsten Blau, aber der erste Blick aus denselben, der rasch wie ein Blitz und prüfend über mich hinflog, übte eine durchaus erkältende Wirkung auf mich aus und hielt das warme „Willkommen“ zurück, welches mir bereits auf der Lippe geschwebt. Wir sagten uns gegenseitig einige höfliche Worte, und obgleich die ganze Vorstellung nur wenige Minuten in Anspruch genommen, schien sie Zenaïde Petrowna bereits zu lange zu dauern, der Falte noch zu urtheilen, welche plötzlich ihre hochgeschwungenen Brauen und ihre weiße Stirn leicht zusammenzog.

„Bitte, Helene,“ sagte sie, „führen Sie Mademoiselle zu Juliette und Alexandra, damit sie sich mit ihnen bekannt macht. Ich bin zu angegriffen, um noch einen Schritt gehen und ein Wort sprechen zu können.“

„Wie zur Bestätigung des Gesagten ließ die Dame sich in einen großen weichen Lehnsessel nieder, den ihre bauschende Seidenrobe allerdings vollkommen ausfüllte.

„Eilen Sie, Helene, und kommen Sie bald zurück!“ fügte sie mit einem müden Augenaufschlage hinzu. „Sie können mir noch vor dem Diner die neue Phantasie von Chopin vorspielen.“

Zenaïde Petrowna Branikow liebt es nicht, zu warten; ich entledigte mich also möglichst rasch meines Auftrages und mußte aus demselben Grunde für jetzt darauf verzichten, meine Bekanntschaft mit Olga Nikolajewna weiter auszuspinnen, obgleich mich die Art und Weise tief innerlichst empörte, in der man sie gleichsam den Kindern zuschob, deren Lehrerin und Erzieherin sie künftig sein wird.

Es bedurfte einer wirklichen Anstrengung für mich, die rebellischen Empfindungen, durch solche Reflexionen in mir wachgerufen, wieder niederzukämpfen. Fand Madame in ihrer Ungeduld, die Phantasie zu hören, doch nicht einmal Zeit, sich bei meiner Rückkehr nach dem Verlaufe der ersten Begegnung ihrer Kinder mit der neuen Lehrerin zu erkundigen. Ich setzte mich an den Flügel und — Dank dir, heilige Kunst! Welche zugleich beruhigende, versöhnende und erhebende Kraft liegt doch in der Musik! Bildet sie nicht eine Brücke, um die verschiedensten Charaktere, momentan wenigstens, in gleicher Freude, gleichem Interesse zu verbinden?

Madame Branikow zeigt sich niemals so liebenswürdig, als wenn ich gespielt habe, und ich vergesse niemals so sehr, was mich an ihr verletzt, als wenn wir über Musik plaudern. Es fehlt ihr weder an musikalischem Verständniß noch Geschmack, und ich glaube, sie würde es selbst zu bedeutender Fertigkeit im Vortrage gebracht haben, wenn ihre Trägheit ihr erlaubt hätte, dem Talente, welches sie besitzt, durch Fleiß und Uebung zu Hülfe zu kommen. Bin ich doch überzeugt, daß sie es schon für eine weit bedeutendere Anstrengung ihrerseits hält, einem Musikstücke mit Aufmerksamkeit zu folgen, als für mich, es vorzutragen. Doch still, Helene, leise Spöttereien! Ist deiner Gebieterin vorzuspielen denn nicht deine angenehmste Pflicht? Ja, gewiß — und zwar eine weit angenehmere, als in Deutschland das harte Brod einer Musiklehrerin zu essen, deren Ohr den lieben, langen Tag von den Etuden und falschen Accorden ihrer Schülerinnen zerrissen wird.

Madame sagte mir heute, daß sie versuchen wird, einen Violin- und einen Violoncellspieler zu engagiren, mit denen ich wöchentlich einen Abend gemeinschaftlich musiciren soll. Darauf freue ich mich und denke, es soll recht hübsch werden.

Den 5. October.

Warum wird es mir nur so schwer, mich an ein neues Gesicht zu gewöhnen, mich anzuschließen, wenn ich es doch möchte! Gestern Abend war ich entzückt von Olga Nikolajewna. Sie besitzt eine eminente Unterhaltungsgabe und amüsirte uns so gut beim Thee, indem sie mit spendendem Humor ihre Reise-Abenteuer und ihr früheres Leben schilderte, daß Zwon Alexandrowitsch fast nicht aus dem Lachen herauskam und unsere Gebieterin sich so animirt zeigte, wie ich sie noch nie gesehen habe. Heute, da ich beim Lichte des neuen Morgens kühl über ihr Benehmen nachdenke, scheint es mir unweiblich und herzlos. Die Personen, deren Eigenthümlichkeiten und Schwächen sie ohne Schonung durch ihre witzigen Bemerkungen geißelte, sind eben die, mit denen sie bis vor Kurzem unter einem Dache gelebt, Freude und Leid getheilt hat. Das gefällt mir nicht, und ich werde Mühe haben, ihr ohne Zwang heute entgegen zu treten. Es ist und bleibt eine unbequeme Schwäche meines Charakters, daß es mir immer wieder fast unmöglich ist, meine Gedanken über die Menschen ein wenig hinter einer verbindlichen Außenseite zu verbergen. Warum nur kann ich ihr Thun und Treiben nicht gleichgültig und lächelnd ohne scharfe Kritik im Innern an mir vorübergehen lassen? Olga war in ihrer Lebendigkeit fast schön. Ich will mich bemühen, in dem Gedanken, daß sie eine Russin ist, ihr Benehmen von gestern milder zu beurtheilen. Vielleicht lernen wir uns noch verstehen.

Den 8. October.

Gestern machte uns Constantin Feodorowitsch einen Besuch mit seiner Mutter, der Generalin Adrianoff. Es war eine große Anfmerksamkeit, daß die seine, stolze Dame zuerst zu uns kam. Sollte ihr Sohn sie dazu veranlaßt haben? Er erzählte mir wieder von seiner Schwester, die er leidenschaftlich zu lieben scheint. Wie er versichert, ist sie sehr musikalisch und wünscht nach der Rückkehr von ihrer Reise mit mir vierhändig zu spielen. Wie gern erkläre ich mich bereit dazu!

Den 12. October.

Wunderbar! Seit gestern wandle ich in einem Zustande träumenden Nachsinnens umher, in meiner Einbildungskraft die Befestigung eines Bildes suchen, das ich nicht finden kann. Wo im Leben habe ich nur jene dunkeln, brennenden Augen schon einmal gesehen? Unaufhörlich verfolgt mich seit gestern ihr glühender Blick, und wenn ich mir hundertmal wiederholt, es sei eine Täuschung, eine Unmöglichkeit, daß er schon je dem meinigen begegnete, so ertappe ich mich im nächsten Augenblicke wieder auf dem unfruchtbaren Bemühen, alle meine Erinnerungen zu durchstöbern nach dem Besitzer der schönsten schwarzen Augen, welche die meinigen noch erblickt haben und welche mir trotz aller Vernunftgründe wunderbar bekannt vorkommen.

Zwon Alexandrowitsch nahm gestern Olga und mich mit in's Theater, da seine Gemahlin zu träge war, um ihn zu begleiten. Eine herumziehende Truppe gab Vorstellungen, die natürlich nur sehr mittelmäßig ausfielen; zudem ist das Theater klein und schmutzig, aber es war doch einmal wieder ein Theater, und die Musik, welche die Zwischenacte ausfüllte, gewährte durch

Digitized by Google

ihre Vortrefflichkeit einen wirklichen Genuß, so daß ich ihr, wie leicht begreiflich, mein Interesse weit mehr zuwendete, als der Vorstellung selbst.

Den Platz vor dem Dirigentenpulte nahm ein schlanker, junger Mann ein, von dessen Antlitz, da wir in einer Seitenloge saßen, mitunter eine scharf geschnittene Profillinie mir sichtbar ward; im Uebrigen sah ich von seinem Kopfe nur eine etwas regellos zurückgewiesene Masse schwarzen Haares. Es gab irgendwen etwas in der Erscheinung dieses Mannes, das meine Blicke unwillkürlich anzog. Vielleicht war es der Eifer, mit dem er die Töne zu leiten, gleichsam zu beherrschen schien.

Ich saß in mich selber verloren, aufhorchend, als plötzlich — giebt es wohl eine geheimnißvolle, unsichtbare Gewalt, welche die Gedanken zweier Menschen zwingt, einander zu begegnen, ihre Seelen gleichsam, sich zu antworten? — als plötzlich, da die Schlußaccorde des Tonstückes verrauschten, der Capellmeister sich jäh umwandte, und uns sein bleiches, ausdrucksvolles Gesicht voll zukehrte. In dem Moment war es, wo die dunkelglühenden Augen sich zum ersten Male auf mich richteten, wie blitzschnell eine überraschte Frage in ihnen aufleuchtete. Oder sollte das nur eine Täuschung meiner eigenen erregten Phantasie gewesen sein? Sah ich etwa nicht deutlich, wie die schwarzen Brauen sich zusammenzogen, als wolle ihr Besitzer, schärfer sehend, zugleich seine Erinnerungen wecken? Bis in's innerste Herz erschrocken, verbarg ich das Gesicht hinter meinem Fächer und wagte erst später im Laufe des Abends, als das langweilige französische Lustspiel unsere Aufmerksamkeit eben nicht zu sehr fesselte, eine Frage an unsern Gebieter, um mich über die Persönlichkeit des interessanten Musikers zu orientiren.

Ueber Iwan Alexandrowitsch's Gesicht lief ein breites Lächeln. „Ei, ei, mademoiselle Hélène," sagte er und drehte wohlgefällig seinen glänzend gewichsten Schnurrbart, „nehmen Sie sich in Acht! Dieser Regimentscapellmeister ist ein Teufelskerl, der allen Frauenzimmern die Köpfe verdreht. Diverse Ehemänner und Mütter in Woronesch wissen davon ein Lied zu singen, und Madame Adrianoff nicht am wenigsten."

Selbstverständlich war mir nach der Erwiderung die Lust am Fragen vergangen. Zum zweiten Male erschreckt und in Verlegenheit gesetzt, zog ich mich in den Hintergrund der Loge zurück, aber es erregte mir eine äußerst widerwärtige Empfindung, Olga Nikolajewna zu sehen, wie sie mit ganz unverhülltem Interesse zu dem jungen Musiker hinüberlorgnettirte und dann unserem Gebieter eine Bemerkung zuflüsterte, die einen kaum zu unterdrückenden Ausdruck der Heiterkeit bei ihm hervorrief.

Ob sich ein leidlich freundliches Verhältniß zwischen der Gouvernante und mir entwickeln wird, ist mir überhaupt in den letzten Tagen mehr als zweifelhaft geworden. Es handelte sich endlich um ein paar Zimmer für uns, das eine, im ersten Stock, groß, hell und freundlich decorirt, mit breiten Fenstern nach der Straße, das andere, eine Treppe höher, mit niedriger Decke, schmutzigen, weiß getünchten Wänden und kleinen Scheiben. Ich überließ sofort das Erstere au Olga, da ich zu bemerken glaubte, wie sehr sie dessen Besitz erstrebte, und wartete geduldig, bis man in das zweite eine mäßig hübsche Tapete geklebt hatte. Dann stellte ich meine Toilette mit rosa Umhang hinein, ebenso mein Sopha mit Tisch und Teppich und einen Schirm mit rosafarbigem Bezuge vor mein Bett. Ich hing meine Bilder auf und über der Kommode ein Regal mit meinen hübschesten Büchern, dann Gardinen, und siehe da — es war das wohnlichste kleine Stübchen. Als Olga kam, mich zu besuchen, gerieth sie außer sich vor Erstaunen, fand ihr eigenes Zimmer abscheulich, wollte es nicht mehr sehen und durchaus mit mir tauschen. Natürlich behandelte ich letzteres Verlangen als Scherz, gewann aber in mir doch die Ueberzeugung, daß sich mit einem so launenhaften Wesen nicht leicht werde leben lassen.

Wir haben in dieser Zeit so viele Besuche empfangen und gemacht oder Karten abgegeben, daß mir von all den fremden Namen und Gesichtern ganz wirbelig geworden ist.

Auf übermorgen zum Thee hat Madame Branikow viel Besuch eingeladen, auch die Adrianoff's. Es soll musicirt werden. Der Violin- und Violoncellspieler sind engagirt, und ich übe verschiedene Trios dazu ein, darunter ein großes, sehr schweres von Hummel. Ein wenig ängstigt mich doch der Gedanke an dieses Vorspielen im größeren Kreise.

Den 15. October.

Gestern war unser erster Musikabend. Blamirt habe ich mich wenigstens nicht, und das Zusammenspiel gewährte mir unendliches Vergnügen. Madame Branikow's schöne Empfangszimmer strahlten im Glanze von Lichtern und Blumen. Ihre Ausschmückung mit Letzteren und vielen immergrünen Gewächsen durch den Gärtner hatte ich selbst geleitet. Es machte mir Freude, und als ich dann vor Ankunft der Gäste durch die prächtig glänzenden Räume ging, erschien mir Alles fast wie ein bunter Traum aus „Tausend und eine Nacht".

Die Gestalt in bauschender, grauer Seidenrobe, einfach aber doch elegant, die mir aus einem der hohen Spiegel entgegenschaute — war das wirklich ich selbst? Ich, Helene Heimreich, die vor noch nicht allzu viel Jahren als kleines Schulmädchen in der Einsamkeit meiner ländlichen deutschen Heimath durch Wald und Flur gestreift war, ohne eine Ahnung von dem halb orientalischen, märchenhaft üppigen Luxus, inmitten dessen ich mich jetzt, aus meinem Nachsinnen erwachend, wiederfand? Zenaide Petrowna empfing ihre Gäste in starrend schwerer kantasischer Seide und mit lächelnder Anmuth. Sie war wirklich schön, da sie endlich einmal ihre Trägheit abstreifte und die kohlschwarzen Augen glänzend ihr bleiches Antlitz belebten.

Nach der glücklichen Beendigung meines ersten Trio war ich eben beschäftigt, den Dienern Befehl zum Serviren von Eis und eingemachten Früchten zu geben, als plötzlich mein Ohr eine Bewegung am Eingange des Salons vernahm. Die Adrianoff's waren noch nicht gekommen — sollten vielleicht sie es sein, die jetzt eintraten? Ich beeilte mich, zu meiner Gebieterin zurückzukehren, und schloß im nächsten Augenblick wie geblendet die Augen, um sie dann, von Interesse erfüllt, nur um so weiter zu öffnen.

Neben Madame Branikow stand eine junge Dame, wie ich sie von so hinreißender Schönheit noch nicht glaubte gesehen zu haben. Groß und schlank, den in den Formen einer Juno gemeißelten Oberkörper leicht und graziös auf den Hüften wiegend, das anmuthig zurückgebogene Haupt von dem prachtvollsten, goldblonden Haar in Flechten und zwanglos herabfallenden Locken umrahmt, stand sie und lauschte mit liebenswürdigem Lächeln auf die vielen verbindlichen und schönen Dinge, die ihr von allen Seiten über ihre Rückkehr gesagt wurden. Die feinen Lippen lächelten, und doch schien es mir, als läge über dem entzückend lieblichen Antlitze neben allem Schmelz und Zauber der ersten Jugendblüthe ein leiser, leiser Hauch von Sentimentalität und in den großen rehbraunen Augen ein kaum bemerkbarer Zug von Melancholie. Ich war in dem Anschauen der reizenden Fremden noch ganz und gar vertieft, und es bedurfte erst der directen Anrede Constantin Feodorowitsch's, um mich neben ihr sein ungewöhnlich vergnügtes Gesicht erkennen zu lassen.

Mein freudiges Erstaunen schien ihm sichtlich zu gefallen. „Mademoiselle Helene," sagte er und nahm die Hand der jungen Dame, „endlich hente bringe ich Ihnen meine Schwester Wera. Sie hat sich viel von dem Kind auf diesen Abend und auf die Bekanntschaft mit Ihnen gefreut. Im Geiste sehe ich schon, wie Ihr Beide über Musik plaudern werdet, ohne noch einen Gedanken für irgend etwas Anderes übrig zu behalten."

Wera streckte mir aus dem Spitzenärmel ihres duftigen, weißen Kleides die zierlichste, weiche kleine Hand entgegen, die ich noch je in den meinigen gehalten, und sagte mir so viel Liebenswürdiges und Angenehmes, wie sie mich aus den Erzählungen ihres Bruders schon kenne, und wie sie nun durch meine persönliche Bekanntschaft auf manche genußreiche Stunde hoffe, daß ich von diesem Uebermaße an Güte vollständig in Verlegenheit gesetzt wurde.

Sie begleitete mich dann an den Flügel, und in jeder Bewegung, in jedem ihrer Worte erschien sie mir wie die verkörperte Anmuth und Grazie. Ich trug mit Eifer und doppelter Lust meine schwerste Piéce vor, weil ich hoffte, ihren Beifall zu gewinnen, und mehr noch, um dem liebenswürdigen Geschöpfe womöglich Vergnügen dadurch zu bereiten. Letzteres gelang mir auch anscheinend vollkommen. Fräulein Adrianoff spielte auf stürmisches Bitten von allen Seiten ebenfalls mit Geschmack und viel Fertigkeit mehrere Stücke, und sagte mir auch, Madame Branikow habe sie eingeladen, jeden Donnerstag an unserm

Digitized by Google

Musikabende Theil zu nehmen. Wir verabredeten, was wir zum nächsten Male einüben wollten; eine andere junge Dame sang noch mehrere Lieder, und es scheint sich ein großer musikalischer Wetteifer entwickeln zu wollen.

Als ich, so froh gestimmt wie noch nie seit meinem Aufenthalte hier, vom Flügel zurücktrat, begegneten meine Blicke von ungefähr denen Olga Nikolajewna's, die, wie es schien, Wera und mich beobachtet hatte. Für einen Augenblick durchzuckte es mich fast, als läge in den blauen auf uns gerichteten Augen der Gouvernante ein böser, falscher Ausdruck, aber schon in der nächsten Minute schämte ich mich meines wunderlichen Mißtrauens, denn das junge Mädchen kam mir freundlich entgegen.

„Fräulein Adrianoff ist sehr schön," sagte sie.

Ich stimmte voll Ueberzeugung ihren Worten bei.

„Und," fuhr Olga fort, indem ihre Blicke der elastischen Gestalt Wera's folgten, wie sie durch den Schwarm der Gäste schritt und hier und da ein an sie gerichtetes Wort freundlich beantwortete, „und ach, sie erscheint mir noch weit mehr beneidenswerth als schön. Sie wissen doch," fuhr sie dann hastig zu mir gewendet fort, „daß Fräulein Adrianoff das vornehmste und reichste Mädchen in ganz Woronesch ist?"

„Ich weiß allerdings, daß ihre Familie sehr angesehen ist und ihr Vater eine einflußreiche Stellung einnimmt."

Olga lachte mit einem versteckten geräuschlosen Lachen, welches ich bereits an ihr kenne. Ihre Blicke richteten sich wieder auf die besprochene junge Dame, die eben geduldig unseres Gebieters sicher nicht allzu feine Schmeicheleien anhörte. „Wenn man Wera Feodorewna Adrianoff heißt," begann sie von Neuem, „so darf man sich schon Mancherlei erlauben, was anderen armen Wesen den Hals brechen würde. Hat man Ihnen denn auch gesagt, Helene, warum Fräulein Adrianoff längere Zeit verreist war?"

Ich sah die Fragende, durch deren Worte und noch mehr durch den Ton, in dem sie gesprochen wurden, ich mich unheimlich berührt fühlte, verwundert an. „Ich denke, sie war zum Besuche bei Verwandten in Petersburg," lautete dann meine Antwort.

Die Gouvernante lachte abermals in sich hinein und trat mir einen Schritt näher. „Es hat wenig zu bedeuten, wo sie war, sondern es handelt sich darum, weshalb sie ging," sprach sie leise. „Jedermann sagt, daß sie eine Liebschaft mit einem — ja, was weiß ich — mit irgend einem Lehrer hatte. Ihre Excellenz, die Generalin Mutter, kam dahinter und schickte sie Hals über Kopf auf Reisen. Den Liebhaber, nun, den hat sie wahrscheinlich die Treppe hinunter werfen lassen. Man macht bei uns zu Lande sehr wenig Umstände mit dergleichen unbequemen Persönlichkeiten; jedenfalls hat man ihm sofort das Haus verboten."

Ich sah wie erstarrt die Redende an. Arme Wera! War das vielleicht die Erklärung Deiner melancholischen Augen, oder hefteten sich Neid und Bosheit verleumderisch an Deine Fersen?

Olga Nikolajewna's lächelndes Gesicht flößte mir in dem Augenblicke vollständigen Widerwillen ein. Warum wußte doch sie, die kürzere Zeit hier war als ich, so genau von Dingen Bescheid, von denen mir noch Niemand ein Wort anvertraut hatte?

Zu irgend einer Erwiderung nicht aufgelegt, begnügte ich mich mit einem Achselzucken und entfernte mich, um nicht noch mehr von Olga's zweifelhaften Nachrichten zu profitiren. Mir für den Rest des Abends meine heitere Stimmung zu nehmen, das war ihr freilich vollkommen gelungen.

Den 20. October.

Wie ein schwerer Traum ist es mir, und immer von Zeit zu Zeit denke ich, daß Alles, was ich erlebt, eine Unmöglichkeit ist, daß ich eines Tages aus diesem Zustande von Betäubung wieder erwachen werde; leider aber ist es Wahrheit und nackte Wirklichkeit. Bin ich in der That noch dieselbe Helene, deren kühle, verständige Ruhe stets das Erstaunen ihrer leicht empfänglichen, enthusiastischen Altersgenossinnen hervorrief?

Es war am zweiten Tage nach unserer Soirée; ich las eben Madame Bramkow vor, als plötzlich ein Diener kam und mir einen Herrn anmeldete; mir, die ich mir doch nicht bewußt war, Bekanntschaft in Woronesch zu haben. Er präsentirte mir zugleich eine Karte, und nach dem ersten Blicke, den ich auf dieselbe geworfen, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Urplötzlich wußte ich, wem jene schwarzen Augen gehörten, deren durchdringender Blick mich tagelang verfolgt hatte und noch immer mehr oder minder mein Nachdenken reizte. Auf der Karte stand der einfache Name: Alexis Gregorowitsch Hirschfeldt.

Seltsam verschlingen sich die Wege, auf denen Menschen einander wieder begegnen! Als ich behufs meiner Ausbildung in der Musik ein Jahr lang am Conservatorium zu Berlin mich aufhielt, lernte ich dort unter andern jungen Leuten auch flüchtig ein Geschwisterpaar aus Rußland kennen, einen Bruder mit seiner Schwester. Da ich jedoch von den übrigen Conservatoristen und Conservatoristinnen, nur mit meinen Studien beschäftigt, mich fast ganz fern hielt, blieb die Bekanntschaft mit den erwähnten Russen ebensalls eine durchaus oberflächliche, die sich eigentlich nur auf das Sehen bei den gemeinschaftlichen Gesangübungen und in den Concerten beschränkte. Aufgefallen waren mir beide junge Leute damals allerdings durch ihr fremdländisches Aussehen und der Bruder zumal durch sein geistvolles, energisches Gesicht und seine großen, glänzend schwarzen Augen.

Als ich in gelinder Aufregung wenige Minuten nach Empfang der Anmeldung den Salon betrat, stand er mir gegenüber. Es ist der Regiments-Capellmeister, Herr Hirschfeldt, der neulich im Theater die Musik dirigirte, wie er es auch häufig in den Concerten thut, und außerdem noch Zeit findet, in seiner Kunst zu unterrichten. Seit ich ihn in Berlin gesehen, hat sein Aeußeres sich wunderbar zu voller männlicher Schönheit entwickelt. Das war der erste Eindruck, den ich bei seinem Anblick empfing, und der sich bei längerem Beisammensein immer mehr geltend machte, obgleich seine Züge, freilich vergeistigt und idealisirt, doch unverkennbar einen Anflug seiner semitischen Abstammung trugen. Der Vater des jungen Capellmeisters ist nämlich ein getaufter Jude, der in Charkow eine lithographische Anstalt besitzt. Ich wunderte mich jetzt, daß ich ihn neulich im Theater nicht auf der Stelle wiedererkannt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Satyr im Parke.

Tief im Park, bei alten Bäumen,
Eingerahmt von vollen Rosen,
Die mit duftgeschwellten Träumen
Seinen ew'gen Schlaf umtosen,
Steht der Satyr — manch' Jahrhundert
Ist vorüber ihm gerauscht,
Den, nachdenklich und verwundert,
Jetzt ein schönes Kind belauscht:

„Frei und edel diese Züge,
Hoch die Stirn und voll Gedanken,
Doch, als ob zu schwer es trüge,
Leise scheint das Haupt zu schwanken;
Wie von süßem Rausch umflossen,
Den gebrochnen Blick gesenkt —
Ob an Freuden, die genossen,
Ob er an erhoffte denkt?

Lächelt schon der Mund entgegen
Seiner Nymphe Willkommspende,
Während auf verschlung'nen Wegen
Schleicht zur Stelle die Behende?
Oder mußten sie sich trennen —
Fühlt er noch zum Abschiedsgruß
Heiß auf seinen Lippen brennen
Ihren letzten langen Kuß?

Oder täuscht er meinen Glauben,
Hat nach Liebe kein Verlangen,
Und es hält der Saft der Trauben
Den betäubten Sinn umfangen?
Weinlaub kränzet seinen Scheitel,
Und des Zechers feuchter Mund
Lächelt höhnisch: Alles eitel,
Auf dem schwanken Erdenrund.

Mann, selbst noch in Stein gehauen,
Bleibst ein Räthsel allerorten,
Und das Herz der armen Frauen
Sucht umsonst nach Lösungsworten;
Daß beim hohen Liebesfeste
Niemals uns die Furcht beschleicht:
Seine Stunden hat der Beste,
Da er diesem Satyr gleicht.

Aber durch des Kranzes Fülle
Seh' ein Hörnerpaar ich ragen.
Sollte hier die Menschenhülle
Trügerisch ein Thier nur tragen?
Und ich war schon so bestommen,
Scheute vor den Männern mich —
Einen hätt' ich ausgenommen,
Einen Eing'gen, sicherlich."

Albert Traeger.

Digitized by Google

Zwei deutsche Jubelfeste in Weimar.

Von Robert Keil.

1. Das Karl-August-Fest am 3. September 1875.

(Schluß.)

Charakterisirt jener Brief den Herzog nach Wärme des Herzens, Adel der Gesinnung und Festigkeit des Willens, so sind die Notizen, welche Goethe in jenen Jahren über seinen fürstlichen Freund in sein Gehеimtagebuch machte, für die Persönlichkeit und Entwickelung des jungen Fürsten noch weit bezeichnender. In den Mittheilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter und den Tagen der Genieperiode, welche ich soeben unter dem Titel „Vor hundert Jahren“ im Verlage von Veit u. Comp. in Leipzig erschienen ließ, wird dieses Geheimtagebuch Goethe's von 1776 bis 1782, wovon bisher nur Bruchstücke und Anspüge bekannt waren, nach zwei aus Riemer's Nachlaß in meinen Besitz übergegangenen Copien zum ersten Male vollständig veröffentlicht. Es sei mir verstattet, einige wenige, besonders charakteristische Stellen daraus über Karl August — welcher im Tagebuche fast überall mit dem Zeichen des Jupiter: ♃ bezeichnet ist — in chronologischer Ordnung hier folgen zu lassen.

13. September 1776. Morgens kam ♃, rein und lieb.

8. Januar 1777. Der Herzog gegen Mittag von einem starken Ritte rein und dumpf und wahr.

8. October 1777. ♃ wird mir immer näher und näher und Regen und rauher Wind rückt die Schafe zusammen. Regieren!!

8. Januar 1778. Nachts mit ♃ viel über unsere Zustände.

31. Juli 1778. Der ♃ ist zusammengefaßt und gut und frisch.

14. December 1778. Gespräch mit ♃ über Ordnung, Polizey und Gesetze. Verschiedene Vorstellung. Meine darf ich nicht mit Worten ausdrücken, sie wäre leicht mißverstanden und dann gefährlich zc.

December 1778. Der Herzog immer sich entwickelnd und wenn sich's bey ihm aufschließt, krachl's, und das nehmen die Leute übel auf.

1. Februar 1779. Conseil. Dumme Lust drinn. Fataler Humor von Fritschi. ♃ zu viel gesprochen. Mit ♃ gessen. Nach Tisch eine Erklärung über zu viel reden sollen lassen, sich vergeben, seine Ansdrücke mäßigen, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht gerebt werden sollten. Auch über die militärischen Maeanonis. ♃ steht noch immer an der Zarm stille. Falsche Anwendung auf seinen Zustand, was man bey andern gut und groß findet.

23. März 1779. Früh Conseil, mit ♃ allein gessen. Er wird täglich reiner, bestimmter.

Juni 1779. ♃ ist bald über die große Krise weg und giebt mir schöne Hoffnung, daß er auch auf diesen Fels herauf kommen und eine Weile in der Ebene wandeln wird.

15. Juni 1779. Vor Tisch viel mit ♃ über sein Wachsen in der Vorstellung der Dinge, sein Interesse an den Sachen und wahrer Erkenntniß.

Juli 1779. ♃ macht es ein Vergnügen, die Rolle des Pylades zu lernen*. Er nimmt sich außerordentlich zusammen und an innerer Kraft, Fassung, Ausdauer, Begriff, Resolution fast täglich zu.

13. Juli 1779. Außer dem Herzoge ist Niemand im Werden, die andern sind fertig wie Drechslerpuppen, wo höchstens noch der Anstrich fehlt.

Soweit das Goethe'sche Tagebuch. Fügen wir zur Vervollständigung des Bildes noch die Urtheile anderer bedeutender Zeit genossen aus eben diesen Jahren bei. Am 3. November 1777 schrieb Goethe's Freund Merck, nach seinem Besuche von Goethe und Karl August in Eisenach, an Nicolai: „Das Beste von Allem ist der Herzog, den die Eisel zu einem schwachen Menschen ze brandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut. Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respectabelsten und geschеidetsten Menschen, die ich je gesehen habe, und, über legen Sie, dabei ein Fürst und ein Mensch von zwanzig Jahren.“ Nach der Reise, welche Karl August und Goethe nach Berlin und Dessau gemacht, schrieb Wieland im Juni 1778: „Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernst, zu Leipzig, zu Dessau, zu Berlin, ist alle Welt von unserm Herzog ganz eingenommen. Das hat Bruder M. (Goethe) wohl hübsch gemacht. — Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird.“ Forster endlich, welcher dem Fürsten und dem Dichter auf ihrer Reise nach der Schweiz begegnet war, schilderte in einem Briefe vom 24. October 1779 den Eindruck, den er vom Herzog empfangen: „Der Herzog ist ein artiger kleiner Mann, der ziemlich viel weiß, sehr einfach ist und geschickte Fragen thut. Für einen zwanzigjährigen Herzog, der seit vier Jahren sein eigener Herr ist, fand ich viel mehr in ihm, als ich erwartete.“

So stellt sich Wesen und Charakter des jungen Fürsten während seiner ersten Regierungszeit dar, und diesem Charakter ist Karl August in steter Fortbildung bis zur letzten Lebensstunde treu geblieben. In der Jugend oft hitzig, leidenschaftlich entschieden, feurig und ungestüm, zeigte er auch in späterer Zeit wohl oft genug eine derbe, soldatische, schroffe Weise, doch all dies war nur die rauhe Schale des edelsten Kerns. Karl August war eine groß angelegte, naturwüchsige Persönlichkeit, eine auf das Große gerichtete, edle, geniale und durchaus gesunde Natur in einem abgehärteten, kraftvollen Körper. Mit steter Wißbegierde, mit Empfänglichkeit für alles Große und Schöne im Leben wie in der Wissenschaft, mit lebhaftem Interesse für Alles, wenn es einigermaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach schlagen, in welches es wollte, besonders aber für die Naturwissenschaften und jeden Fortschritt auf dem Gebiete der Künste vereinte er eine reine, ungetrübte Anschauung der Dinge, gesundes, schlagendes Urtheil und bewundernswerthen Scharfblick; mit festem, entschlossenem Willen und Ausdauer in der Verfolgung des Zieles verband er Raschheit der Auffassung, rastloses kräftiges Schaffen, unermüdliche Thatkraft. Gerad und geradezu, kernig und treu, bethätigte er als Mensch und Fürst die redlichste, menschenfreundlichste Gesinnung und schätzte und ehrte Jeden, auch den Geringsten, wenn er nur in seiner Lebensstellung eifrig seine Pflicht erfüllte. Einfach, schlicht und anspruchslos, dabei heiterm, lebensfrohen Temperaments, mißlute er, der wahre Bürgerfreund, sich frei unter das Volk. Mit köstlichem Behagen konnte er die bäuerlichen Kirchweihen besuchen, die Bauernbuben im Tanze schwingen, auf den Schützenfesten mitschießen und den Bauernsängerliedern vor den bunrothen Bildern der „Mordthaten“ zu hören. Ebenso steigerhaft als feurig haft er den Menschen, wo er nur konnte, mit Rath und That, und immer war seine Kraft der Förderung des Gemeinwohls zugewandt.

So wirkte er für seine Residenzstadt Weimar, in welcher unter seiner und seines Freundes Goethe Leitung die beengenden Mauern und Thore fielen, die Bibliothek ausblühte, Schloß, Theater, Bürgerschule zc. und vor allem der unvergleichlich schöne Park erstanden.

So wirkte er als echter Mann des Fortschritts für sein Land. Was irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen in jener Zeit hervortrat, sudte er (laut Goethe's Zeugniß) „bei sich einheimisch zu machen; manche Abhandlung, manches Gesetz hat er selbst abgefaßt, und zwar meistentheils gut.“ Seine großen Zwecke mit energischem Willen unermüdlich verfolgend, hob er Land- und Forstwirthschaft und Gewerbe, schuf eine durchgreifende Reform der Justiz, der Verwaltung, der Staatsordnungen, der Steuererhebung, des Medicinalwesens und bedeutete einig die allgemeine Volksbildung durch Besserung der Schulen, durch Begründung des Seminars und durch Berufung der bedeutendsten Gelehrten aller Zweige der Wissenschaften nach der Universität Jena. Sie, die thüringische Universität, verdankt ihm, ihm vor Allen, ihre Blüthe; seiner

* Für die zweite Aufführung von Goethe's Iphigenie.

äußerte: „Karl August war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe, sodaß sein eigenes Reich ihm zu klein war und das größte ihm zu klein gewesen wäre."

Doch gerade bei der engen Umgrenzung seines Wirkungskreises, bei der Kleinheit seiner Mittel müssen uns seine Verdienste um so höher erscheinen: von dem gewaltigen Antriebe, den er und seine genialen Gesährten gegeben, datirt sich der geistige Aufschwung der deutschen Nation und zugleich vom Erlasse seiner Verfassung, von seinem Schutze der freien Presse der Beginn des politischen Lebens des Volkes. So ehrte ihn das deutsche Vaterland am 3. September 1857; so wird ihn dasselbe am 3. September dieses Jahres, der bevorstehenden Säcularfeier seines Regierungsantritts, als des Beginnes seines Wirkens, ehren; so wird er fortwirkend in Wirklichkeit unsterblich bleiben, und allezeit wird es kein wahreres, kein schöneres Wort geben, als dasjenige Goethe's über seinen Freund und Fürsten:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär' es ein Fest Deutscher mit Deutschen zu sein."

Bis zur Schwelle des Pfarramts.

4. Im „Stift".

1. Ideal oder real?

Etwas näher an den Quellen des Lebens, etwas näher an den Brüsten der Wissenschaft! So fanden wir's wirklich, als wir nach wohlbestandener Maturitätsprüfung und vierwöchentlichen Ferien im October 1844 in das höhere theologische Seminar in Tübingen, Stift genannt, einzogen. Zwar willkürlich leben konnte man auch hier nicht — war auch kein Schade; die Hausordnung war für die hundertzwanzig Zöglinge, welche die Räume des früheren Augustinerklosters füllten, eine streng geregelte, und manche seltsame und grillenhafte Schnörkel aus früheren Tagen hingen ihr noch an; aber wer Studirens halber in diesen Räumen sich aufhalten wollte, hatte sich schon damals nicht — heute soll die Lebensordnung eine noch viel freiere sein — mit Fug zu beklagen, und wenn man an die Einrichtungen des niederen Seminars, von denen man eben hergekommen war, zurückdachte, so glaubte man die volle Luft der Freiheit einzuathmen. Morgens stand freilich wieder der Aufpasser, im Winter mit seiner großen, unförmlichen Laterne, vor dem Bette, und da galt kein „noch ein Bischen Händeringen, noch ein Bischen Schlaf", wenn man sich keine Strafnote zuziehen wollte; doch durfte man am Sonntage nach Herzenslust ausschlafen und auch in der Woche hatte Jeder einen Tag frei für dieses wichtige Geschäft, sofern er nur nicht unterließ, vor zwölf Uhr die Repetentenstube zu betreten und die obligate Formel hersagstammeln: „Herr Repetent, ich bitte um Entschuldigung von wegen der Schlafkammer."

Kaum war man aufgestanden, so erschien der Bediente, deren je einer für zwei Stuben bestimmt war, bei diesen Einzelnen mit der Anfrage, ob man etwas bedürfe, und diese Frage wiederholte er mit jedem Stundenschlage an jedem Pulte — eine Selbstherrlichkeit, wie sie im späteren Leben nur Wenigen wieder zu Theil wird. Und von welchem Behagen fühlte man sich umfangen, wenn die traulich Kaffeemühle rasselte und das Wasser auf dem eigenen Tische brodelte und die Cigarre das engumfriedete Plätzchen in einen süßen Wolkendunst einhüllte!

Freilich war man nicht für sich allein. Es fehlte das eigene Stübchen mit all der Traulichkeit und Heimlichkeit, mit welcher es das Gemüth umfängt. Wir bewohnten zu Sechsen eine Stube; da hatte Jeder sein Pult, seinen Tisch, sein Fenster, das einen Ausblick auf die herrlichste Landschaft, auf Neckar und schwäbische Alb eröffnete. Da spann man sich nun in seiner kleinen Welt so gemüthlich ein, wie man konnte: die ganze Wand füllte man mit Bildern — über mir hatte ich Lessing, Baur, Strauß, Shakespeare hängen — und mit zahllosen Silhouetten der Freunde, und um das kleine Heim ohne Haß vor der Welt zu verschließen, wurde ein grüner Vorhang gezogen, der sich an einer von der Wand nach dem Ende des Pultes gespannten Schnur leicht vor- und zurückschieben ließ. Es war eine der dümmsten Grillen der Stiftsordnung, diesen Vorhang bei Strafe zu verbieten.

Die Ausgangsfreiheit war zwar noch sehr beschränkt, berücksichtigte aber doch die Bedürfnisse einer vorgerückten Altersstufe und genügte mäßigen Ansprüchen, zumal der Scharfsinn Mittel genug fand, ihre Schranken zu erweitern oder auch zu überspringen. Man zeigte mir noch nach zwölf Jahren das Fenster, an dem sich mein Bruder mit Karl Gerok nächtlicher Weile hinuntergelassen hatte, um ein durch die Stiftsglocke unterbrochenes Ballvergnügen in der Stadt fortzusetzen; denn eine so freche Uebertretung der Gesetze von Seiten zukünftiger Prälaten war ein Ereigniß, dessen Erinnerung sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte, zugleich eine Warnungstafel für alle Künftigen vor dem allwissenden Auge der wachsamen Stiftspolizei. Mir fehlten derartige romantische Neigungen, und ich verspürte keinen Kitzel für so gefährliche Abenteuer. Ich bin diesen württembergischen Bildungsanstalten unendlich viel Dank schuldig, aber am dankbarsten bin ich für die Liberalität, mit der man in einer so streng geordneten Anstalt, die außerdem den Zöglingen so große Vortheile gewährte, den Collegienbesuch völlig uncontrolirt ließ. Früher, hieß es, sei ein Aufseher in jedem Hörsaale erschienen, um die abwesenden Stifter aufzuzeichnen; zu meiner Zeit war dieser Zwang, der mir die Universität zur unerträglichsten Last gemacht hätte, bis auf die letzte Spur verschwunden. Für den Trost dessen, „was man schwarz auf weiß besitzt", hatte ich nur ein schwaches Organ; das Ablesen geschriebener und meistens, ach! schon zum wiedelten Male vorgetragener Hefte erschien mir so traurig und langweilig, und das emsige Nachkriheln von Wort zu Wort machte mich müde und dumm. Dem Privatstudium boten die reichen Bibliotheken besseren Stoff, als die Hefte mancher Docenten.

Fielen dann solche Vorlesungen in die außerhalb des Stifts gelegenen Hörsale der Aula, was in den ersten anderthalb Jahren bei den meisten der Fall war, so konnte man die Grenzen der Freiheit gefahrlos nach Belieben erweitern; man passirte das Stiftsthor, ohne daß der Name von dem dort residirenden Aufseher in sein Buch eingeschrieben wurde, und konnte nun die Schritte von den dunklen und gedrückten Sälen den Bächen des Lebens zuwenden. Wie oft lag ich, während der jüngere Fichte — als philosophischer Schriftsteller nicht ohne Verdienst, aber weniger glücklich als Docent und uns Süddländern schon durch seinen norddeutschen Dialect und seine scharfe Stimme schwer zu ertragen — sein „Meine Herren! sossen Sie diesen Gedanken in seiner ganzen Schärfe!" über die Köpfe der schlafrigen Hörer hinrief, wie oft lag ich auf dem Schloßberge im Waldesschatten oder unter einem blühenden Baume und folgte mit den Augen über ein Blatt von Goethe oder Mörike den eilenden Wolken! Wie oft, wenn Professor Reiff sein uns Allen und vermuthlich auch ihm unverständliches System der Willensbestimmungen mit heulender, oft bis zum Kanzelpathos erhobener Stimme entwickelte, saß ich mit einem Freunde im Garten der „Eisertei" neben Uhland's Wohnung oder des Winters in dunkler Spelunke bei Wurst und Bier — und habe es nie bereut. In den beiden letzten Jahren meines Tübinger Aufenthaltes genoß ich als Bibliothekar des Museums, der in Verbindung mit Fr. Vischer die Neuanschaffung der Bücher zu besorgen hatte, eine fast unbeschränkte Ausgangsfreiheit, die ich zu fleißigen Studien auf der mit aller Literatur vortrefflich ausgestatteten Bibliothek benützte.

Auch für die specifischen Genüsse des geselligen Burschenlebens sieß die getreuge Stiftsordnung Raum, einen reichlichen in den stets freien Sommerabenden, einen allzu spärlichen im Winter, wo sie, an zwei Tagen in kurz gemessenen Stunden gewährt, mit hastiger Gier wie ein Raub davon getragen wurden. Scheffel hat in seinem „Gaudeamus" mit genialem Geschick dem ungeheuren Ideatismus, der im deutschen Glase liegt, einen classischen Ausdruck verliehen. Der Amerikaner

gegenüber, das, von der edelsten Bildung der Zeit vernrtheilt, im Besitze der Katheder, der Kanzeln, der Regierungssessel war; das erzeugte einen brütenden Haß, eine lodernde Leidenschaft, die sich zur Zeit oder zur Unzeit Luft schaffen mußte, bald in giftigem Spotte, der, wie es eben geht, auch das Heilige nicht verschonte, bald in furchtbar ernstem Ansfalle. In einer andern Zeit wäre man über einen solchen Angriff auf die Kirche von Seiten eines Aesthetikers und Poeten ohne Weiteres weggegangen, aber wie die Dinge standen, mußte die Reaction ihr Opfer haben; alle Sympathien, welche die studirende Jugend dem geistvollen Lehrer entgegenbrachte, nützten nichts. Bischer wurde auf zwei Jahre seiner Lehrthätigkeit entboben.

Mir war dieser Schlag doppelt empfindlich, weil meine Neigungen mich, im ersten Jahre fast ausschließlich auf die Rosenpfade der schönen Literatur führten. Ich versäumte zwar die vorgeschriebenen Studien nicht, welche sich auf Philologie, Geschichte und die Anfänge der Philosophie bezogen, aber mein Lieblingsstudium war Poesie und Kunst. Ich nahm Winckelmann's Geschichte der alten Kunst zur Hand; ich studirte Hotho's, des geistvollen Hegelianer's, „Geschichte der Malerei", Lessing's „Laokoon", Schiller's ästhetische Abhandlungen, Wilhelm von Humboldt's reizende Schrift über das Wesen der Epopöe, deren Gesetze er durch eine meisterhafte Zergliederung von Goethe's „Hermann und Dorothea" zur Anschauung brachte ꝛc. Das reich ausgestattete Museum bot mir die moderne Literatur in ihrer Vollständigkeit. Besonders Goethe's Lieder trug ich auf Weg und Steg bei mir; hier hatte ich ein- für allemal gelernt, was lyrische Poesie sei; nach diesem Maßstabe beurtheilte ich hinfort Anderer lyrische Versuche; was von eigenen vorhanden war, zerriß ich und machte keine weiteren mehr. Dagegen vergendete ich eine schöne Zeit mit dramatischen Aufgaben und verdarb mir zwei volle Ferien durch die Thorheit, mich in ein Zimmer einzuschließen und Dramen zu schreiben.

Unter dieser fast ausschließlichen Beschäftigungen mit Kunst und Poesie arbeitete ich mich in eine einseitig phantastische Lebensanschauung hinein. Mein Ideal war: die poetische Stimmung in mir dauernd zu machen; ich schob daher Alles mit Verachtung oder Gleichgültigkeit an die Seite, was dieselbe stören konnte. Ja, ganze Gebiete des realen Lebens blieben mir fremd; Politik, was die Völker und Länder im Verhältniß zu einander bewegt, Handel, Erwerb, Industrie war mir alles gleichgültig. Ich las absichtlich keine Zeitung — was kümmerte mich auf den Höhen des Ideals der Trotz der Könige, der Zorn der Völker und das verwirrende Geschrei der Parteien? Diese Stimmung war es auch, die mich fast ein Jahr lang zum Vegetarianer machte. Ich hatte in einer der Dichtungen von Percy Shelley die begeisterte Schilderung einer Familie gelesen, deren Glieder grundsätzlich sich des Fleischgenusses enthielten und dadurch nicht blos körperlich blühend, geistig und elastisch, sondern auch frei von Leidenschaften und voll inneren Friedens geworden waren. So wollt' ich werden: frei von jeder aufregenden Leidenschaft, ein Feind alles Rohen, immer in einer Atmosphäre des inneren Glückes und Friedens, eine Pflanze, die stille wächst und Alles, was an sie herankommt, verarbeitet zur Förderung ihres Lebensprocesses. Darum entschloß ich mich trotz der sonst schon schlechten Stiftskost zum Vegetarianismus. Ich hatte auch, wie alle Schwärmer, die Bestätigung meiner Theorie auf allen Seiten bei der Hand. Ich sprang eine Zeitlang täglich nach Tisch die paar hundert Stufen auf dem Schloßberg hinauf und sand zu meiner freudigen Ueberraschung, daß bei dieser Turnübung das Gehen mit jedem Tage leichter und das Athmen unbeschwerlicher vor sich gehe, was ich natürlich nicht der Uebung, sondern der Fleischentbaltung zu zute schrieb. Später führten mich die Belehrungen eines Arztes zur gewohnten Lebensweise zurück.

Auch für den anderen Wahn, für das romantische Schwelgen und Schwärmen, gab es zum Glücke eine Cur, welche sich die Gesundheit der Natur selber vorschrieb und auswählte; es war eine Reise. Der Rhein mit seinen Burgen und Sagen, die Loreley und der Kölner Dom — das waren Zauberklänge für das Ohr des Romantikers. Der Vater erhob Einsprache und fand eine Reise erst als Belohnung für die wohlvollendete Studienzeit berechtigt, aber dem Zureden wohlmeinender Freunde und den dringenden Bitten des Sohnes verwilligte er endlich zwanzig Gulden, denen mein mitleidiges liebenswürdiges Bäschen in Tübingen aus ihrer Casse noch acht Gulden hinzufügte. Mit achtundzwanzig Gulden in der Tasche reiste ich vierzehn Tage lang im Herbste 1845 von Tübingen über Stuttgart, Heilbronn, Heidelberg nach Köln, wo ich drei Tage weilte, vor dem Dome träumte und alle Kirchen nach Gemälden durchstürmte, dann zurück über Mannheim mit der ersten Eisenbahn, die ich sah, nach Straßburg, von da über den Kniebis nach Hause.

O goldene Zeit, da man mit achtundzwanzig Gulden eine vierzehntägige Bildungsreise machen konnte, da die Welt und die eigene Genügsamkeit noch gestattete, mit den Alten zu fühlen: „Der ist den Göttern am nächsten, der die wenigsten Bedürfnisse hat!"

Arm am Beutel war ich heimgekommen, aber um so reicher am Geiste. Von keiner spätern Reise habe ich so reichen Gewinn heimgetragen. Mit der frischen Empfindung einer Jugend, die das Bewundern und Staunen noch nicht verlernt hat, hatte ich mich den Dingen hingegeben, und diese hatten gewirkt. Ich fand mich wie neugeboren. Der romantische Traum war ausgeschlafen, das „Aechzen und Krächzen" war abgethan. Ich hatte die Städte, die Schiffe, den Verkehr, den Handel, die Beschäftigungen der Menschen, mit Einem Worte: die Welt mit ihren praktischen Interessen und realen Aufgaben gesehen. Ich wandte mich von der Mondscheinseligkeit ab und kehrte mich der Helle des Tages zu. Es war Zeit; denn mit dem zweiten Studienjahre kamen die Fragen, die an den Mann gingen, die ernsten Probleme der Philosophie und Theologie.

Hund und Katz'.

Eine Geschichte aus dem bairischen Oberlande.

Von **Herman Schmid.**

(Schluß.)

Bei den übrigen Anwesenden — mit Ausnahme weniger aus der nähern Verwandtschaft, denen das Aufsehen und die Schande näher ging und die sich daher theils entrüstet, theils betrübt entfernt hatten — gewann indeß bald eine heitere Anschauung des Vorfalls die Oberhand. So etwas war, so weit man zurückdenken konnte, noch nirgends vorgekommen, und wenn man auch überzeugt war, daß zwischen Zacharieset und Inkei schon lange ein geheimes Einverständniß bestanden haben müsse, und ihm dies in hohem Grade verübelte, so lobte man ihn doch darum, daß er sich wenigstens im entscheidenden Augenblicke zusammengenommen hatte und mit der Sprache offen herausgegangen war, wie es sich für einen Mann schickte. Voll Erwartung der hochzeitlichen Freuden bei Mahl und Tanz war man herangekommen: man konnte nun doch unmöglich so unverrichteter Dinge und mit leerem Magen wieder heimkehren, hungrig, durstig und in allen Erwartungen getäuscht. Was war natürlicher, als daß die Gäste in allen Räumen sich zusammendrängten, um den Wirth nach Kräften von seinen Vorräthen zu bejreien und sich durch Gespräche und Gelächter über die unterbrochene Hochzeit wenigstens für einen Theil der entgangenen Unterhaltung zu entschädigen.

Auch der Schlöffelbauer mit Kuni war unter denen, welche diesen Ausweg erwählt hatten, und war in seiner besten Laune — was dem Grubenmüller mit seiner Tochter widersahren war, überstieg doch weit die Vorfälle von Diessen und Erling; es gab also doch noch einen Vater, der mit seiner Tochter mehr auszustehen hatte, als er selbst, und wenn dieselbe bisher ein Gegenstand des Geredes gewesen, so war nun ein anderer Stoff gegeben, gegen den alles Frühere wie „kühler Thau" erschien. Er war um so vergnügter, als auch bei Kuni die fröhliche Gesangsstimmung des Morgens andauerte, wenn sie auch etwas nachdenklicher geworden war. Es konnte nicht fehlen, daß die

rasche und feindselige Trennung eines Paares, das sie vor nicht vielen Monaten in der Ueberschwänglichkeit seines Liebesglücks gesehen und belächelt hatte, einen tiefen Eindruck auf sie hervorbrachte: der Bann, der in strotzender Fülle von Blüthen und Fruchtknospen gestanden, eine seltene Zierde des Gartens, war von einem plötzlichen Hagelwetter getroffen worden — Blüthen, Blätter und Früchte lagen abgestreift und zerschlagen auf dem Boden umher, und der kahle Stamm streckte traurig die geknickten Aeste empor, dem sichern Verderben entgegen. Kuni saß ruhig neben dem Vater und hörte, mit ihren eigenen Gedanken und Gefühlen beschäftigt, nur mit halbem Ohre auf die vielerlei Erörterungen, Auslegungen und Beurtheilungen, welchen das Vorgefallene an den Tischen der Nachbarn und an ihrem eigenen unterlag, bald jedoch war der Gegenstand erschöpft, und es war allseitig willkommen, daß ein später kommender Gast sich noch in die Nähe gesellte und einen neuen Stoff der Unterhaltung mitbrachte.

Der Mann erzählte, daß er soeben vom Landgerichte, wo er zu thun gehabt, hergefahren komme und dort mit Buchmair Sylvest, mit dem Hulanen, der so lange in Griechenland gewesen, zusammengetroffen und ihn mitgenommen habe; derselbe sei ebenfalls zum Herrn Landrichter gerufen worden, und habe ihm derselbe eröffnet, daß er nicht mehr nöthig habe, sich zu verstecken, denn da der König den Hauptschuldigen begnadigt, habe auch er als Mitschuldiger nichts mehr zu besorgen. Der König hatte sich sogar ausführlich berichten lassen, wie es mit der Befreiung des Verfolgten zugegangen war, und hatte darüber gelacht, daß er auf dem Pferde seines Verfolgers entkommen sei, „der Ulane aber," hatte er hinzugefügt, „das müßte ein tüchtiger Bursche sein, und es sei schade, daß er nicht beim Regimente geblieben; er hätte es wohl bis zum Wachtmeister bringen können." Erstaunt, aber mit Beifall vernahmen die Anwesenden den Bericht, und Alle waren darüber einig, daß der Sylvest in Wahrheit ein tüchtiger Bursche sei.

„Und ein sauberer obendrein," fuhr der Erzähler fort. „Er hat heut', weil er zum Gericht gemußt hat, seine Hulanenuniform angezogen und steigt daher, wie nochmal ein General."

Schon die erste Erwähnung Sylvest's hatte den Schlösselbauer veranlaßt, nach Kuni hinüber zu schielen und zu beobachten, welchen Eindruck die Nachricht von seiner Ankunft bei ihr hervorbringen werde; sie saß halb abgewendet und gab sich den Anschein, als habe sie nicht auf das Gespräch gehört; dennoch kam es dem Vater vor, als ob es ihr um Ohr und Wange heiß aufsteige, und er hätte ihr vielleicht ein beruhigendes Wort zugeflüstert, hätte nicht das Gespräch der Nachbarn eine neue Wendung genommen, die seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Die Wirthin kam eben vorüber und sing an, Kuni über den Schaden vorzujammern, welcher ihr durch das Ausfallen der Mahlzeit entstehe; das Mädchen vernahm nur das Wenigste davon, auch sie wurde mit jedem Worte mehr von dem Gespräche der Anderen angezogen, und mit jedem Worte stieg die Gluth ihres Angesichts, so daß es die Wirthin gewahrte und dienstfertig forteilte, um ihr zur Abkühlung in der heißen Stube ein frisches Glas Wasser zu bringen. Das Gespräch bewegte sich nun eine andere That, durch welche Sylvest seine Tüchtigkeit erprobt hatte und die den damit vertrauten Landleuten geradezu als ein Heldenstück erschien; es war die Rettung des großen Scheerenflosses, der sich losgerissen hatte und, wie man glauben mußte, durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit an's Land gebracht worden war; die abgetrennten Scheiter konnte ohne Schwierigkeit wieder aufgefangen werden und den Eigenthümern war ein höchst empfindlicher Schaden erspart.

Mit angehaltenem Athem und brennenden Wangen hörte Kuni den mancherlei Vermuthungen zu, wie es bei dem Ereignisse zugegangen sein möge und was es für ein Entsetzen sein müsse, auf einem so wackligen Fahrzeuge in finsterer Sturmnacht zwischen Eisschollen und haushohen Wellen herumgeschleudert zu werden; wußte doch Niemand besser als sie, wie Alles gekommen und wie gräßlich nahe der Rachen des Abgrundes sich vor dem Floße geöffnet hatte.

Daß außer Sylvest noch Jemand sich auf demselben befunden habe, ward mit keiner Silbe erwähnt; es war klar, er hatte unverbrüchlich davon geschwiegen.

Kuni ahnte und fühlte, daß der Blick des Vaters sie fortwährend von der Seite streifte; sie wandte sich, um ihm nicht zu begegnen, noch mehr ab, sodaß sie gerade die Thür im Auge hatte. Dieselbe ging auf, und der Besprochene trat ein: der Erzähler hatte Recht gehabt, er sah aus wie ein angehender General, und vom Tische begrüßte ihn der laute Zuruf der Gäste, die dem Gegenstande ihrer Bewunderung die Krüge zum Bescheidtrunk entgegenbrachten und zusammenrückend ihn einluden, neben ihnen Platz zu nehmen.

Obwohl die Aufmerksamkeit Aller sich auf den Eintretenden richtete, waren doch seine und Kuni's Augen die ersten, die sich begegneten. Das Mädchen regte sich nicht; es war unmöthig, daß der Vater unter'm Tischrande nach ihr langte, um sie am Gewande festzuhalten. Sylvest nahm, ebenfalls unverwandten Blickes, den Kalpak vom Kopfe, daß seine Stirn sichtbar wurde und auf ihr eine breite noch blutrothe Narbe. Dann zog er ein Tuch aus dem Helme und fuhr sich damit über die Stirn, um den Schweiß abzutrocknen, der gar nicht vorhanden war. Sie schlug die Augen nieder; es war das Tuch, mit dem sie ihn in der Schreckensnacht verbunden hatte. Darüber gewahrte sie kaum, was er weiter that, aber es war ihr vorgekommen, als habe er das Tuch, eh' er es verbarg, leicht an den Mund gedrückt.

Unbeweglich und mit gesenkten Augen saß sie, auch als der Ulane, der Einladung folgend, sich an den Tisch gesetzt und alle Anwesenden gegrüßt hatte, als ob Niemand darunter sei, mit dem er irgend je in anderer als freundlicher Weise zusammengerathen war. Der Schlösselbauer stieß einen brummenden Laut aus, der eine Erwiderung auf den Gruß sein sollte; erst jetzt wurde in Einzelnen das Andenken an das laut, was man von der Feindschaft, die zwischen Sylvest und Kuni obwalte, gehört hatte, und manch neugieriger Blick flog ihnen zu, des Schauspiels eines neuen Ausbruches gewärtig.

Man erzählte Sylvest, was geschehen war und wie nun zum allgemeinen Leidwesen aller Aufwand zur Hochzeitfeier so gut wie in's Wasser geworfen war. „Je nun," rief er lachend, „da könnte leicht geholfen werden; es braucht ja nichts Anderes, als daß statt des auseinander gelaufenen Brautpaares geschwind ein anderes Hochzeit macht."

„Als wenn das so leicht wäre!" rief Einer der Gäste. „Als wenn die Hochzeiten so an der Hecke wachsen thäten, wie die Brombeer'l! Mir scheint, es wird heuer kein guter Jahrgang für die Hochzeitkent'."

„Na, wenn's nicht gleich eine Hochzeit sein kann, müßte man halt mit einem Stuhlfest vorlieb nehmen; was meinst denn Du dazu, Schlösselbauer?"

Der Angeredete schrak förmlich empor; er sah es kommen, daß der Uebermüthige das zufällige Zusammentreffen zu einem abermaligen ärgerlichen Auftritte benutzen werde; er war kirschroth im Gesichte geworden, während Kuni zur Weiße eines Linnentuches erblich.

„Was willst, übermüthiger Bursch?" rief er erregt und wie kampfbereit. „Kommst schon wieder mit Deinen spöttischen Reden?"

Sylvest hatte sich erhoben und den Kalpak zierlich auf den linken Arm genommen: so stand er jetzt in stattlicher soldatischer Haltung, als stünde er vor seinem Rittmeister, dem Fürnenden gegenüber. „Hört mich nur an, Schlösselbauer!" sagte er ruhig, „ich will nicht spotten, aber ich will's gut machen, daß ich das einmal gethan hab'. Ich hab' Dir und Deiner Tochter vor vielen Leuten Unrecht gethan. Jetzt bitte ich Dich und sie vor gerad' so viel Leuten um Verzeihung und hab' eine Bitt' an Dich."

Der Bauer war wie aus den Wolken gefallen; er bewegte einen Augenblick die Lippen lautlos, ehe er eine Antwort fand. „Eine Bitt' — und was sollt' das nachher sein?"

„Du hast es gehört, was in dem Haus für eine große Verlegenheit ist," erwiderte Sylvest lonnig, „sie brauchen ein paar neue Hochzeitleut' für die ausgebrungenen. Ich hab' einmal so 'was lauten hören, daß Du einen Schwiegersohn brauchst, und da will ich Dich fragen, ob Du nit mich annehmen willst dafür?"

Sylvest hatte absichtlich so laut gesprochen, daß alle Anwesenden es hören mußten; sie drängten von allen Seiten herzu; der Schlösselbauer war unfähig zu sprechen; noch war ihm nicht

Digitized by Google

klar, ob der Antrag ernst gemeint oder eine neue noch größere Beleidigung sein solle. Kuni hatte sich aufgerichtet; ihr war, als ob der Saal und Alles drinnen sich um sie zu drehen beginne.

„Ich bin mit Deiner Tochter aufgewachsen," fuhr Sylvest fort, „in der ersten Kinderzeit wenigstens, auch sonst sind wir Nachbarskent, und ich glaub', Du kennst mich wohl, daß ich ein richtiger Mensch bin und der Hof bei mir mit schlechter werden soll, denn den Aianen hab' ich heut zum letzten Male an und möcht' wieder ein Bauer werden. Also halt' ich vor allen denen Leuten da nun Deine Kuni an und möcht' mit ihr die Handreichung thun."

Dem Alten war, als hätte das Hochzeitmahl bereits stattgefunden und er dabei zu tief in den Krug gesehen; das konnte doch unmöglich Spott sein; das war wirklicher Ernst, aber trotz dieses Ernstes konnte er nicht umhin in lautes Lachen auszubrechen. „Mir ist, als wenn ich einen Rausch hätt'," rief er. „Mir bist Du allweil der rechte Bursch und der richtige Schwiegersohn — aber was wird denn die Kuni dazu sagen?"

Eine Stille stog durch den Raum, daß man den Laut einer fallenden Nadel hätte vernehmen müssen. Aller Augen hingen an Kuni, die sich bebend an den Tischrand hielt und hochathmend keinen Blick von Sylvest verwendete. Sie sprach nichts, dazu war ihr das Herz zu voll; eine Morgensonne des Glückes ging in ihr auf, und ihre ganze Seele erköne, wie in dem Mährlein die Glocke, welche, sobald der erste Sonnenstrahl sie berührt, von selber zu schwingen und zu läuten beginnt.

Sylvest trat einige Schritte näher und streckte ihr die Hand entgegen; erglühend, gleich einer hochfarbigen Rose, legte sie die ihre hinein. Im nächsten Augenblick lagen sie sich in den Armen, wortlos, unbekümmert um die Welt, die sie umgab: der Mißklang jener verhängnißvollen Nacht, da sie, dem Versinken nahe, an seiner Brust Zuflucht gesucht hatte, war gelöst und ein voller Accord vollen Glückes brauste durch ihre Seele.

Ein allgemeiner Schrei der Freude begrüßte die unerwartete Lösung — war doch nun ein glänzender Ersatz für die verdorbene Hochzeit gefunden, eine langbelannte Feindschaft in ihr schönes Gegentheil umgewandelt und in überraschender Weise ein Paar vereinigt, dem ob seiner Jugend und Schönheit wie ob seines eigenthümlichen Geschickes Jedes das vollste Liebes- und Lebensglück verhieß und vergönnte.

Der Lauteste und Ergrifffenste von Allen war der Schlöffelbauer; er weinte und lachte durcheinander und nahm Eins nach dem Andern immer wieder und wieder beim Halse. „Ist es denn möglich," schrie er, „daß noch eine solche Freud' für mich aufgehoben ist! Teufelskbub, sag' mir's nur, wie Du's angefangen hast, das Mädel herum zu kriegen! Ich hab' nichts ausrichten können mit ihr. Ihr seid ja alleweil' aufeinander gewesen, wie Hund und Katz'."

Kuni sehnte sich lächelnd an ihn und sagte: „Hab' nur Geduld, Vater! Es kommt die Zeit, wo ich Dir das Alles erzählen werd'."

„O, ich verlang' nichts mehr zu wissen auf der Welt," rief er. „Ich bin zufrieden, daß ich das noch erlebt hab'. Ist es denn wahr, Kuni, soll wirklich Stuhlsitt sein? Bistt ihn wirklich, den übermüthigen Burschen da in seinem Hulanengewandel?"

„Ja, Vater, — den und keinen Andern."

„Juhe!" schrie der Bauer, warf den Hut in die Höhe und begann mit den alten Beinen Luftsprünge zu versuchen. „Wirth! die ganze Grubenmüllerhochzeit gehört mein. Her mit Allem, was gut und theuer ist! Alles ist eingeladen. Der Schlöffelbauer zahlt die ganze Bescheerung! Juhe! Die Schlöffelbauer-Kuni macht Stuhlsitt, wie noch gar keins gewesen ist. Jetzt freut mich erst mein Leben."

Die Anwesenden waren nicht schwer zu bewegen, auf die Freude des Alten einzugehn und eine so herzlich gemeinte Einladung anzunehmen, bald war die Mahlzeit im Gange; die Teller klangen, die Gläser klirrten, und die Musik tuschte und blies immer wieder zum Wohle des verlobten Paares, über dessen Häuptern die Anfangsbuchstaben, noch ehe der Abend einbrach, durch die nun gebührenden ersetzt waren.

Während die Paare im Tanze dahin flogen, standen Sylvest und Kuni seitwärts in einer sie halb verbergenden Fensternische — zum ersten Male mit sich und ihrem jungen Glücke allein.

„Ist es denn wahr? Kannst mich wirklich gern haben?" flüsterte Sylvest. „Und ich bin so absichtlich gegen Dich gewesen, daß ich es jetzt selber nicht mehr begreifen kann . . ."

„Ueber Alles in der Welt hab' ich Dich gern," erwiderte sie, von seinem Arm verschlungen. „Mir ist als wenn es niemals anders gewesen wär — ich glaub, ich hab' Dich gern gehabt, so lang ich denk, ich hab' es nur selber nit gewußt."

„Und mir geht's gerade so," flüsterte er zurück, „es ist gar nit wahr, daß ich einmal einen Haß gegen Dich gehabt hab'; das ist lautere Lieb' gewesen, und ich hab' mich in meiner Verblendung nur dagegen gewehrt, weil es mir im Geist' vorgegangen ist, daß mir von mir selber nichts mehr übrig bleibt."

Sie sah ihm zärtlich in's Gesicht und strich ihm die Locken aus der Stirn. „Die Narbe da hast um mich, um meinetwegen," sagte sie, „aber sie steht Dir gut an, und ich will Dir's gedenken. Was ist für ein Mann!" fuhr sie, sich an seine Brust schmiegend, fort. „Wie ruhig bin ich an Deiner Brust gelegen, wie's zum Versinken gewesen ist — ich glaub', wenn es wirklich dazu gekommen wär', es wär' mir leicht geworden, mit Dir zu versinken. Du mußt mich nicht auslachen, Sylvest, aber ich bin ganz wie verwandelt. Wie hab' ich gelacht und gespott', wie ich die Mechel und den Zachariesel gesehn hab, wie sie mit einander zärtlich gewesen sind, und wie ist mir das Gethu so fad vorgekommen — und jetzt kann ich's selber nit oft genug von Dir hören, daß Du mich gern hast, aber nicht wahr, mir muß Zwei wird es nicht so gehn, wie mit den Andern? Wir bleiben bei einander?"

„In alle Ewigkeit," entgegnete er ernst, „wir sind fester zusammengenietet, und Du weißt, durch was."

„Ich verdien' so viel Glück nit," haudte sie gerührt, „aber die Bass muß mir's erbitt' haben in der Ewigkeit. Sie hat mir Glück gewünscht mit dem Mann, an den mein Herz denkt, und — jetzt darf ich Dir's ja eingestehn — der Mann ist Niemand Anderer gewesen, als Du."

Eine Weile standen sie so und gewahrten nicht, daß wieder ein Tanz zu Ende gegangen war und der Hochzeitlader, der sie aufgefucht, mit überglücklichem Angesichte vor ihnen stand. „Wie schaut's jetzt aus mit meinem Kuppelpelze?" rief er. „Hast kein Glasel zur Hand, daß Du wieder dem Glaser etwas zu verdienen geben könntest? Wer hat jetzt doch Recht behalten? Es heißt halt nicht umsonst ‚Weihnachten im Schnee, Ostern im Klee' und ‚Was der Haaf' unter'm Berge (diesseits) versämmt, muß er drenten (jenseits) wieder hereinbringen'."

Im Mai war's im Erlinger Wirthshause voll und lustig, wie noch nie. In der Wallfahrtskirche zu Andechs wurden zwei Paare getraut, welchen ihre Erlebnisse es wünschenswerth machten, das Fest ihrer Vereinigung an dem Orte zu feiern, wo so entscheidende Ereignisse in ihr Leben eingegriffen hatten.

Der neue Schlöffelhofbauer und der neue Grubenmüller hielten zugleich Hochzeit.

Der neue Müller war niemand Anderes als Zachariesel. Nach dem stattgefundenen Aergernisse war Mechel der ganze Ammerseer und was darum herum war, verleidet und verhaßt; ihre Wünsche stimmten daher mit denen ihres Vaters überein, der bei dem kurzen Aufenthalte in der Hauptstadt ein so großes Wohlgefallen an derselben gefunden hatte, daß ihm der Gedanke einer Uebersiedelung dahin immer erwünschter und angenehmer erschien. Er war daher rasch bereit gewesen, als Zachariesel den alten Hochzeitlader als Vermittler mit dem Vorschlage geschickt hatte, ihm die Mühle zu verkaufen und sich dabei wegen altes Vorgefallenen aus einander zu setzen. Zachariesel, hatte von seinem verkauften Gute das baare Geld und mußte wünschen, bald eine Unterkunft zu finden, und dazu war nichts geeigneter als die Grubenmühle, denn die Braut hatte nun einmal für den Aufenthalt in einer Mühle eine besondere Vorliebe.

Julei und Zachariesel waren ein in Gott vergnügtes und recht hübsches Paar, als aber Sylvest und Kuni an den Altar traten, da war nur eine Stimme unter den Zeugen und den sonst zahllosen Zuschauern: daß sein Menschengedenken kein Paar an diesem Platze gestanden, dem die Liebe und die Glückseligkeit so klar auf die Stirn geschrieben gewesen sei.

Auch die Hochzeitfreude selbst hatte in der Erinnerung nicht ihres Gleichen; der Hochzeitlader, der für die beiden Paare

Degum in guter Laune.

Nach der Natur aufgenommen von H. Leutemann.

Digitized by Google

seinen letzten Ehrenritt gemacht, wollte auch beim Mahle ein Besonderes thun und griff zum letzten Male zu der lange vergessenen Trompete. Er blies zum Ehrentanze der Brautpaare ein Solo, dem man es trotz des mitunter zitternden Tones noch gar wohl anhörte, wie es gelungen haben mochte, als die Trompete den Tanz der trenlosen Katjcha begleitet hatte — das Zittern aber kam wohl auch daher, daß ihm beim Blasen die Thränen über die Backen liefen.

Ein paar Ueberraschungen trugen das Ihrige bei, die Freude zu erhöhen — es waren zwei Briefe. Der eine enthielt eine zierliche, gestochene Karte mit der Nachricht, daß Mechel sich ebenfalls getröstet und mit dem gelben Geometer Ringe gewechselt hatte. Man hatte schon zuvor davon gemunkelt, und die Leute erzählten sich, daß das neue Ehepaar nach der neuen Mode eine Hochzeitsreise angetreten habe. Der andere Brief war aus Paris an den Landrichter gekommen und von diesem eigens für den Festtag zurückbehalten worden; er kam von dem Flüchtling und brachte mit der Geschichte seiner Rettung und seinem innigsten Danke einen werthvollen in einen Ring gefaßten Edelstein zum steten Andenken einer edlen That.

Der Brigadier war der Ueberbringer des letzteren, aber er wollte gleich wieder fort; er hatte den Aerger noch nicht verwunden, daß er damals so sehr überlistet worden war; erst als die schöne Braut ihn als den wenn auch unfreiwilligen Urheber ihres Glückes zum Tanze aufforderte, begann sein Unwille etwas zu verstummen, bis er in dem reichlich fließenden Weine zuletzt vollständig erlosch.

In der Grubenmühle war darauf ein fröhliches Leben: die kleine schwarze Julei schwamm und plätscherte ordentlich in dem Glücke, Müllerin zu sein, und sah, von dem Mehlstaube gepudert, ganz allerliebst aus. Die Mutter wohnte selbstverständlich in dem kleinen getäfelten Stübchen mit der Aussicht auf den Mühlschuß und die Buchenbäumne; Zacharjesel aber, wenn er sein Besitzthum und dessen Bewohner überblickte, schlug vor Vergnügen die Hände zusammen und meinte, er habe gar nichts dagegen, wenn man ihn noch hier und da spottweise den ewigen Hochzeiter nenne, denn er habe sich jetzt vorgenommen, mit seiner Julei ein solcher wirklich zu bleiben.

Ein stiller Hausgenosse war der Trompetersranzel; obwohl dringend von Sylwest und Kuni eingeladen, zog er es vor, seine Anstragsheimath in der Mühle zu suchen; er bedurfte deren nicht lange mehr, aber als er dahin ging, fand sich, daß er all seine nicht unbeträchtliche Ersparniß Julei vermacht hatte. Was ihn dazu bewogen, war gegen Niemand laut geworden.

Ein reines, vollendet schönes Menschenglück war auf dem Schlößselhofe eingezogen. Der Alte meinte, in seinem ganzen Leben sei er nicht so viele Stunden vergnügt gewesen, als er jetzt fröhliche Tage habe, und nur das Eine sei ihm leid, daß sein Leben nun doch nicht mehr lange dauern könne, da es erst jetzt ihn so recht zu freuen angefangen.

Mit Staunen und nachträglichem Entsetzen über die Nähe des Verlustes vernahm er Kuni's Erzählung von ihrer gefahrvollen Wanderung und von den angstvollen Nachtstunden auf dem schwimmenden Scheerenfloß. Damit waren auch alle früheren Heimlichkeiten beseitigt und erklärt, welche ihn oft so gequält hatten. Nur was zwischen der Kuni und dem Basil in der Todesstunde gesprochen worden war, erfuhr er nicht; Kuni glaubte, daß das mit der Todten in die Grube gesenkt sein müsse. Auch gegen Sylwest schwieg sie darüber, aber sie zeigte ihm den Traht mit den Betkorallen und sagte, sie habe für die Verstorbene ein Gelöbniß zu erfüllen; er drang nicht weiter in sie und war bereit, sie zu begleiten.

Verwundert sah der Bauer an einem frühen Morgen das Wägelchen fahrbereit und beipannt im Hofe stehen. „Nichts als Heimlichkeiten und allewei Heimlichkeiten!“ sagte er lachend, als ihm die junge Frau, auf seine Frage nach dem Ziel der Reise, ebenfalls lachend zurief, daß ihn das nichts angehe, er solle sich den Kopf nicht zerbrechen und gut Haus hüten.

„Wir fahren in die Berge hinein,“ rief und winkte sie im Wegfahren zurück, „wir machen auch eine Hochzeitsreis'.“

Von einem Dickhäuter.

Mit Abbildung.

Ein dem lindlichen fröhlichen Spiele sich hingebendes Rhinoceros oder Nashorn ist ein seltener Anblick, daß es mir der Mühe werth schien, denselben im Bilde festzuhalten.

Unsere Illustration ist nach der Natur aufgenommen und stellt das jetzt im Dresdener zoologischen Garten befindliche Rhinoceros dar, und zwar spielend mit zwei befremdeten Hunden, sogenannten Rattenfängern. Dieses Dresdener Rhinoceros ist ein Weibchen und führt den Namen „Bégum“; so werden in Indien die Fürstinnen genannt. Bégum hat schon bei ihrem ersten Aufenthalt in Dresden eine größere Theilnahme dadurch erregt, daß sie sogar in den Verhandlungen des sächsischen Landtages erwähnt wurde. Der Verwaltungsrath des zoologischen Gartens hatte nämlich nicht lange nach dem Ankaufe des Thieres (von dem Thierhändler Hagenbeck) an den Landtag ein Gesuch gerichtet um Unterstützung des Gartens aus dem Säckel des Landes, welches Gesuch nun zu einer Debatte Veranlassung gab, und wobei einer der Redner meinte, daß ein zoologischer Garten, welcher vierundzwanzig Thaler für ein Rhinoceros ausgeben könne, keiner Unterstützung bedürfe. Jener Redner hätte viel richtiger in die Worte der anderen eingestimmt, welche ungefähr sagten, daß ein solches Actien-, also Privatunternehmen auf eigenen Füßen stehen muß, daß es sich allenfalls von der Stadt, der es zur Zierde, zum Nutzen gereicht, mag unterstützen lassen, daß aber eine Staatsunterstützung nur anderen ähnlichen Unternehmungen das gleiche Recht geben würde. Wenn nicht der thatsächliche Hinweis, so doch jedenfalls die stille Angst, daß dann die schrecklichen Leipziger über Lurz oder lang auch einen zoologischen Garten gründen und die Hand hinhalten würden, wird wohl mit zur Ablehnung obigen Gesuchs beigetragen haben.

Bégum hat sich natürlich über alle diese Dinge keine grauen Haare wachsen lassen, ja überhaupt gar keine, die wenigen braunen an den Ohrrändern und der Schwanzspitze ausgenommen. Denn das indische Rhinoceros trägt sich eben, und nicht etwa erst, so weit sich die unvermeidlichen ältesten Männer dessen erinnern können, sondern so lange man's überhaupt kennt, haarlos und wird wohl auch stets darin conservativ bleiben. Das Thier beschäftigte sich vor Allem mit Fressen und Wachsen, wobei ihm seine fröhliche Beweglichkeit sehr behülflich war. Auch seine große Harmlosigkeit, welche wohl wieder mit seinem sehr beschiedenen geistigen Zustande in Verbindung steht, mag sein Gedeihen nicht wenig befördert haben. Jeder, der dieses Thier zur Zeit nach seiner Ankunft im Januar 1873 gesehen hat und es jetzt wieder sieht, wird erstaunen über dessen nunmehrige Größe, und es dürfte unter den wilden Säugethieren kaum eine andere Art zu finden sein, welche sich so gewaltig schnell entwickelt. Unser Rhinoceros war bei seiner Ankunft (Januar 1873) ein Meter hoch und zwei Meter lang, ist jetzt aber (Juni 1875) anderthalb Meter hoch und drei Meter lang und hat drei Meter Umfang, aber es ist noch lange nicht ausgewachsen.

Als im Jahre seiner Ankunft die Jahreszeit so weit vorgerückt war, daß ein Herauslassen in's Freie zulässig erschien, wurde in dem Gehege, welches zunächst dazu bestimmt war, eine ganz einfache Grube gegraben und aus dem benachbarten Brunnen mit Wasser gefüllt, zum großen Hochgenuß des Thieres. Denn nun konnte man es bei heißem Sonnenschein stundenlang in diesem Tümpel liegen sehen, oft nur den Kopf zur Hälfte herausstreckend, immer aber mit großer Behrichsamkeit dafür sorgend, daß die dicke Haut nicht bloß naß, sondern auch gehörig mit Schlamm bedeckt wurde, indem es sich immer an den Seitenwänden der Grube rieb, so daß diese immer größer, das Wasser aber dadurch selbst zum Schlamm veredelt wurde. Kam das Thier dann einmal heraus, so glich es allerdings mehr einem kleinen Schlammberg, schien sich aber offenbar in diesem Zustande sehr zu gefallen, denn sein himmlisches Behagen war nicht zu verkennen.

Bei einem späteren Besuche überraschte mich die im Bilde

dargestellte Scene mit den Rattenfängern. Diese Rattenfänger sind Franzosen, aber frei von allem Nationalhasse gegen uns. Der auf dem Rücken des Rhinocerosses stehende Hund ist der in Dresden zur Welt gekommene Sohn der unten befindlichen Hündin, welche im letzten Kriege nebst einem männlichen Hundegleicher Race aus Frankreich mitgebracht wurde, und zwar wurde die Hündin bei der Leiche eines gefallenen französischen Officiers aufgefunden. Sie ist in den Besitz des Directors des zoologischen Gartens in Dresden übergegangen, und dort sind im Winterhause, wo das Rhinoceros wohnt, auch ihre Jungen geworfen und aufgewachsen. Zwischen dieser Hundesamilie und dem Dickhäuter bildete sich bald eine vertraute Freundschaft aus.

Im März dieses Jahres trat ich nun eines Morgens zum Rhinocerosstall, als plötzlich die erwähnte Hündin mit dem einzigen Sohne, den man ihr gelassen, gesprungen kam und Beide zu dem Rhinoceros hineinliefen. Mir waren diese Hunde vorher noch nicht aufgefallen, und ich erwartete nichts Anderes, als daß die große Bestie auf die dreisten Eindringlinge zufahren und sie schleunigst zerdrücken oder verjagen würde — aber weit gefehlt! Mit der Seelenruhe eines Philosophen ließ der Dickhäuter die Hunde um sich herumlaufen, und als diese nun sich mit ihm zu schaffen machten, ihn anbellten und in die Beine zu beißen suchten, stellte unser Rhinoceros durch diese Aufmerksamkeiten sich sogar zur Heiterkeit angeregt. Es würde mich gar nicht gewundert haben, wenn es in heiterer Laune einen Hund mit dem Horne gefaßt und in aller Freundschaft an die Wand gedrückt hätte, aber es benahm sich noch viel origineller. Es legte sich, nachdem es erst wie zur Vorbereitung sich um sich selbst gedreht hatte, mit der ihm eigenen Rhinocerosgraziе nieder, und das Nächste war, daß sofort der Hundesohn ihm auf den Rücken sprang und Bégum sich jetzt schnell wieder erhob. Es war ein lächerlicher Anblick, dieses Reiterkunststück. Der Hund war bestrebt, sich stehend auf dem zwar breiten, aber doch glatten Rücken des sich bewegenden Thieres im Gleichgewichte zu halten und es dabei in die Ohren zu beißen, das Rhinoceros wehrte hingegen solche Freundlichkeiten ab, indem es durch Springen den Hund abzuschütteln, die empfindlichen Ohren aber durch gewaltiges Schwenken des Kopfes von unten nach oben zu schützen suchte, obgleich die unten anspringende und bellende Hündin bestrebt war, es dabei irre zu machen. In Kurzem rutschte natürlich der Hund von seinem erhabenen Standpunkte herab. War nun (denn ich habe die Scene mehrmals gesehen) das Rhinoceros in besonders heiterer Stimmung, so legte es sich wohl nochmals hin, und das Spiel wiederholte sich zum großen und lauten Ergötzen aller Zuschauer von Neuem. Ob diese Scene alle Tage wiederkehrt, bezweifle ich.

Zu den Hauptberufspflichten des Rhinoceros gehört es, sich im Schlamme zu wälzen, bis die Lust kommt, in dem jetzt gebauten und ausgemauerten Bassin ein Bad zu nehmen. Manchmal thut es das Letztere nicht sogleich, sondern läßt die Schlammkruste erst von der Sonne trocknen. Dies scheint die eigentliche höhere Rhinocerostoilette zu sein. Es mag durch Erfahrung wohl auch bemerkt haben, daß ihm in solchem Falle ein ganz besonderer Genuß beschieden ist: es wird angespritzt. Dem zoologischen Garten ist nämlich vor Kurzem die Mitbenutzung der städtischen Wasserleitung gewährt worden, und zwar mit der angenehmen Aussichtseröffnung, diese Vergünstigung, welche nur vorläufig gegen Vergütung gewährt wird, später unentgeltlich zu genießen. Diese Fülle von Wasser nun und die Leichtigkeit, es zu verwenden, ist natürlich von nicht geringer Wichtigkeit und für die Thiere oft eine große Wohlthat. Welch originelles Schauspiel war es, als plötzlich der Wasserstrahl auf das von der Lehmkruste überzogene Rhinoceros losgelassen wurde und dieses in eine offenbar ganz kannibalisch selige Stimmung versetzte! Wie wandelte es behaglich in dem Wasserregen hin und her! Es ging sogar ganz nahe zum Spender, hielt ihm den Kopf, das offene Maul hin, um direct da hinein eine Portion des Strahles zu erhalten. Der Anblick dieser ganzen Scene war ebenso neu wie für die Eigenart des Thieres bezeichnend, und man muß es bei solchen Gelegenheiten immer wieder bedauern, daß man den Elephanten der zoologischen Gärten bisher noch keine Bäder in ihren Gehegen gewährt hat.

Die bezüglich des Dresdener Rhinocerosses geschilderten Scenen werden zur Genüge die Friedfertigkeit dieses Thieres beweisen, und im Wesentlichen haben die indischen Rhinocerosse wohl alle diesen Charakter. Ist so ein Thier aber durch irgend Etwas einmal gereizt worden, dann ist seine Wuth eine blinde.

Der Thierhändler Jamrach (der Jüngere) in London, welchem ich schon früher die in der Gartenlaube erschienenen interessanten und neuen Mittheilungen über den Tigerfang verdankte, hat mir auf meinen Wunsch für diese Zeilen einiges über die indischen Rhinocerosse geschrieben, was ich im Wesentlichen hier folgen lasse. Er sagt:

„Das indische Rhinoceros wohnt nur jenseits des Ganges, wo es in den Urwäldern massenhaft vorkommt. Alle Rhinocerosse, die bis jetzt in meine Hände gekommen sind, stammen von dort. Alte Thiere werden nie gefangen, sondern geschossen. Wie bei den meisten Thieren, bleibt das Junge bei der Alten, wo es dann leicht erwischt wird. Die Fänger erhalten für ihre Mühe eine nur geringe Entschädigung, und die jungen Thiere kommen gewöhnlich in die Hände der Europäer, die ihren Gewinn dabei haben. Es ist keine Kleinigkeit, ein Rhinoceros nach Calcutta zu bringen, besonders während der Regenzeit. Dies dauert monatelang, da das Thier fast stets den ganzen Weg zu Fuß machen muß. So habe ich schon Rhinocerosse bekommen, welche über neunhundert englische Meilen spaziert sind. Am Tage wird das Thier an einen Baum gebunden, gefüttert und gebadet. Nachts geht die Reise vor sich, und gewöhnlich werden acht bis zehn Meilen in einer Nacht zurückgelegt. Nach einigen Tagen gewöhnt sich das Thier so an den Wärter, daß es manchmal sehr bedenklich wird, dieselben zu trennen. So war ich z. B. gezwungen, für das Rhinoceros, welches jetzt im Hamburger zoologischen Garten steht, einen Schwarzen eigens nach Europa mitzunehmen. Sind die Thiere noch sehr jung, so ist das Führen derselben nicht schwieriger als das eines Schafes, haben sie aber erst das zweite Jahr erreicht, so wird dies schon sehr mühsam, besonders wenn sie zu gut gefüttert werden. Mit den beiden, welche jetzt in Berlin sind, hatte ich ungeheure Mühe. Nachdem sie glücklich in Calcutta angelangt waren, sollten sie auf's Schiff gebracht werden, und da es Regenzeit war, lag der Dampfer mitten im Strome. Kein Boot, groß genug, um die Thiere an Bord zu bringen, war wegen der ungeheuren Strömung bei dem wehenden Südwest-Monsun zu finden. Fort mußten sie, denn die Fracht war bezahlt und Hagenbeck hatte schon eine Depesche erhalten, dieselben in London zu empfangen. Ich engagirte also sechsundvierzig Boote; wir banden dieselben mit Stricken zusammen, legten sechs Fuß breit Planken über die ganze Länge, machten Alles mit acht Ankern fest, und Monsieur und Mademoiselle Rhinoceros mußten über diese Brücke bis zum Steamer gehen, was sie auch ruhig thaten, indem ein Mann vorangehend sie immer mit süßem Futter lockte. Hier wurden sie geschlungen wie die Pferde, und in drei Minuten befanden sie sich auf Deck. Glücklicher Weise war zur Zeit das Wetter ruhig, sonst hätten sie Berlin nicht gesehen. Diese beiden Thiere sind die schönsten in Europa.

Eine Eigenthümlichkeit haben alle indischen Rhinocerosse wie die Nilpferde: sie schwitzen Blut. In Europa bemerkt man dies wenig wegen des kälteren Klimas, obgleich es bei den Nilpferden auch hier schon mehrfach gesehen worden ist. Bei dem Einschiffen in Calcutta werden sie durch die bei dem Treiben und Schlagen entstehende Angst so erhitzt, daß die rothen Tropfen vom Körper laufen, als wäre derselbe mit rothem Wein begossen. Kommt ein Rhinoceros aus dem Wasser, so wird man auch bemerken, daß die Haut einen röthlichen Schein angenommen hat, und reibt man den Finger darüber, so löst sich ein blutähnlicher, rother Stoff ab. Der empfindlichste Theil des Rhinocerosses ist unter den Falten; die Haut ist hier so weich und zart, wie bei einem Kinde. Man braucht diese Stellen nur mit etwas Spitzem zu berühren, um das Thier in vollstem Galopp zu setzen und wild zu machen. Niemand kann sich die Geschwindigkeit im Laufe dieser Thiere und ihre ungeheure Ausdauer vorstellen. In der Paarungszeit (während des Vollmondes) laufen sie in einer Nacht dreißig bis vierzig englische Meilen weit, um sich am Wasser zu treffen. In den „Soonderbunds“ habe ich halbausgetrocknete Teiche gesehen, wo die Thiere von den benachbarten Inseln massenhaft zusammenströmen, und wo der Mist vier Fuß hoch auf einer Strecke über zwei Acres groß lag. Bei den Zusammenkünften der Rhinocerosse an den Teichen, obgleich sehr zahlreich,

Digitized by Google

sind doch immer nur zwei bis vier zusammen, sie kommen von verschiedenen Richtungen und trennen sich nach der Zusammenkunft eben so nach allen Seiten, während die Elephanten bekanntlich in Heerden bleiben. Nach Sonnenuntergang fängt erst das active Leben des Rhinocerosses an; dieses ist seine Fütterungszeit, denn am Tage schläft es oder wälzt sich im dichten Schlamme. Wenn es seinen Magen gefüllt hat, wird es ungeheuer faul, und es ist schwierig, es auf die Beine zu bringen.

Im Jahre 1866 schiffte ich auf einem Segelschiffe zwei Rhinocerosse ein, wovon das Männchen sechs Fuß, das Weibchen fünf Fuß sieben Zoll hoch war. Das Schiff hatte schlechtes Wetter und mußte in Penang einlaufen, wo es drei Wochen blieb, dann ging es nach Mauritius mit wieder drei Wochen Aufenthalt, alsdann lief es in der Capstadt ein, um Proviant und Futter einzunehmen, von da sehr langsam nach Sanct Helena. Hier waren keine Nahrungsmittel für die Thiere zu finden, und wurden dieselben mit Sägespähnen und Holzsplittern acht Tage lang erhalten, bis sie vor Hunger umkamen. Diese Reise dauerte bis London sieben und einen halben Monat; hätte es damals einen Suezcanal gegeben, so hätte Europa zwei Thiere gehabt, welche Erstaunen erregt hätten, denn so etwas Kolossales habe ich vorher und seitdem noch nie gesehen. Der Einkaufspreis nebst Unkosten betrug sechshundertzwanzig Pfund. Jetzt werden wenige oder gar keine indischen Rhinocerosse mehr importirt, da es sich nicht rentirt; die Unkosten sind zu groß, und da die zoologischen Gärten fast alle in indisches Rhinoceros besitzen, der Berliner deren sogar zwei, so ist keine Abnahme mehr zu erzielen. Unsere besten Abnehmer waren die Amerikaner, was auch bezüglich aller anderen großen Thiere gilt; sie haben uns die größte Unternehmungslust gegeben. Alle zoologischen Garten, welche bis jetzt das Selbstimportiren versucht haben, haben Geld zugesetzt, und als ich mich vor einigen Tagen über das Herumtergehen der Preise beklagte, erhielt ich zur Antwort: das müsse so sein. Zwanzig Reisen habe ich nach Indien gemacht und mache noch zwanzig weitere, wenn Gott es will. Wünschen die Herren Zoologen aber seltene Thiere zu besitzen, so müssen sie tiefer in die Taschen greifen und den allmächtigen Thaler nicht dreimal herumdrehen, ehe sie denselben ausgeben. Basta!“

Ich habe nicht den Muth, diesen durchweg neuen und am Schlusse sehr charakteristischen Mittheilungen des Herrn Jamrach noch Etwas hinzuzufügen. Hervorheben muß ich aber, daß der genannte Herr sich dadurch allerdings Verdienste um die Zoologie erworben hat, daß er nicht blos die meisten indischen Rhinocerosse, welche sich in Europa befinden, sondern auch andere Arten, z. B. das javanische, das sumatranische und, irre ich nicht, noch weitere zuerst lebend hierhergebracht hat. Die in Deutschland befindlichen sind wohl alle von ihm transportirt: das sumatranische und das indische in Hamburg, die zwei indischen und das javanische in Berlin, das indische in Dresden, ebenso, glaube ich, das indische in Köln, sowie Exemplare dieser Art in der Dagesell'schen und in der Kallenberg'schen Menagerie. Nur die zwei afrikanischen, eines in London, eines in Berlin, jedes mit zwei gewaltigen Hörnern, sind von Casanova aus ihrer Heimath gebracht worden und durch Hagenbeck an ihren jetzigen Aufenthalt gekommen. L.

Blätter und Blüthen.

Die historischen Silberlinge. Pater Faber, der Wallfahrer von Nürnberg, erzählt uns folgende seltsame Wanderung der dreißig Silberlinge, mit welchen nach der heiligen Schrift Judas, der Verräther, für seine Unthat bezahlt wurde.

Nach einer uralten Tradition hat Tharah, Abraham's Vater, dieselben nebst andern Münzen im Auftrage des Königs Ninus prägen lassen. Nach Tharah's Tode gelangten sie in den Besitz Abraham's. Von diesem empfing sie Ismael, von diesem Nachkommen sie, sorgfältig aufbewahrt, endlich in die Hände der Söhne Jakob's übergingen, als diese ihren Bruder Joseph verkauften. Sie bezahlten damit den Weizen, welchen sie zur Zeit der Hungersnoth in Aegypten kauften. Von hier wanderten dieselben Silberlinge nach dem Lande Saba zum Einkaufe von Waaren. Die Königin von Saba verehrte sie dem Könige Salomo nebst anderen werthvollen Geschenken, und dieser legte sie als geweihte Gabe in den Gotteskempel nieder. Von hier entführte sie Nebukadnezar nebst anderen Schätzen und sandte sie Gobolias (Gedalja) als Mantlia nach Rubien. Nach der Geburt Christi in Bethlehem legte sie Melchior, König von Rubien, zu Füßen des heiligen Kindes nieder, wonach dessen Eltern sie auf der Flucht in der Wüste verloren. Hier fand sie ein Schäfer und bewahrte sie, ihren Werth erkennend, dreißig Jahre lang heimlich auf.

Als derselbe nach dieser Zeit von den Wundern Jesu hörte, kam er nach Jerusalem, um bei ihm Hülfe gegen seine Krankheit zu suchen, und verehrte ihm, als er ihm gehulfen, jene dreißig Silberlinge. Jesus aber, der keinen Lohn annahm, gab sie den Priestern des Tempels, die sie in den Gotteskasten legten.

Als Judas Ischarioth nun verrathen hatte und die Priester ihm jene Silberlinge als versprochenen Sold gaben, warf er sie in den Tempel zurück. Sie hoben sie auf und kauften dafür einen Begräbnißplatz.

Nach dieser Verwendung sind sie nie mehr beisammen angetroffen worden. Pater Faber will ein Exemplar davon auf Nürnberg gesehen haben, von welchem Johann Tücher aus Nürnberg einen Abdruck genommen. Er prägte im Jahre 1485 ähnliche Münzen in Silber. Da die Aufschrift der alten Silberlinge gänzlich verlöscht war, unterschied man auf einer Seite nur noch die Gestalt eines Mannes und auf der andern die einer Lilie.

„Unsere Zeit, deutsche Revue der Gegenwart“, herausgegeben von Rudolf Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus), gehört seit den achtzehn Jahren ihres Bestehens zu den beliebtesten deutschen Zeitschriften, so daß ein längst beabsichtigtes, wenn auch nur flüchtiges Wort der Empfehlung derselben hier an seinem Platze sein dürfte. Ursprünglich eine Ergänzung des Brockhaus'schen Conversations-Lexicons in Form eines Jahrbuches, hat sich das Unternehmen längst Ziele gesteckt, welche über diese seine anfängliche Bestimmung weit hinaus gehen. „Unsere Zeit“ will in des Wortes eigentlichem Sinne eine Rundschau der Gegenwart sein und erfüllt diese Aufgabe in vollem Maße. Sie zieht das Gesammtgebiet der Cultur und der Politik in den Kreis der Betrachtung, indem sie ihren Lesern aus allen Bereichen menschlichen Denkens und Schaffens regelmäßig wiederkehrende und erschöpfende Ueberschauen bietet und so ein werthvolles Nachschlagebuch für die Zeitgeschichte bildet. Möge die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums sich immer mehr dieser in halbmonatlichen Heften erscheinenden Zeitschrift zuwenden!

Was in Amerika Alles möglich ist. Tweed, der die Stadt New York um Millionen bestohlen hat, und der im Zuchthause wie ein Fürst lebte, ist, bevor nur ein Jahr seiner Verurtheilung abgelaufen war, wieder frei geworden. Tweed's Advocaten haben bereits eine halbe Million Geld von ihrem Clienten erhalten. Sie sagen aber, daß sie hiervon den kleinsten Theil für sich eingenommen und behalten hatten. Die einzige Anklagung dieser Aussage aber ist nicht sehr ehrenhaft für den amerikanischen Richterstand.

Dann Beecher, dieser würdige Seitenstück zu Tweed, mit diesem Scandalproceß sich die Presse fast ein halbes Jahr auf das Ekelhafteste beschäftigte — Beecher, der einer Verurtheilung entging, weil die Geschworenen sich nicht einigen konnten, wurde von jener Kirchengemeinde als ein „Heiliger“ wieder aufgenommen und erhält von ihr dieses Jahr einen Predigergehalt von einhundertausend Dollars.

Der saft ein halbes Jahr dauernde Scandalproceß dieses Predigers hat dem County Brooklyn an Geld nahezu 80,000 Dollars gekostet, und die verschiedenen Advocaten erhielten: einer 25,000 Dollars, ein Anderer 10,000 Dollars, zwei weitere je 5000 Dollars und drei weitere je 2500 Dollars. Demnach erhielten sämmtliche Advocaten zusammen 52,000 Dollars, und der mit seinem Resultate endende, fast ein halbes Jahr andauernde Proceß hat alles in allem weiter über 100,000 Dollars gekostet. D.

Berichtigung. In dem letzten Artikel von Otto Glagau „Die große Zeit und die großen Dinge“ sind folgende Druckfehler zu verbessern: Der Vorkäufer und Wiedergründer der „Flora“ ist Rittergutsbesitzer Ludwig Eberz (nicht Elkers). Ferner muß es heißen: Berliner Speditionsverein. Das eingebrachte Inventar (nicht Mobiliar) wurde besonders vergütet.

Admiralsgartenbad. Wenn die Einnahmen nicht noch ganz erheblich wachsen, kann auf eine angemessene Dividende nicht gerechnet werden.

Flora. Der Prospect wurde nicht nur durch die Zeitungen veröffentlicht, sondern auch convertirt und den Leuten in's Haus geschickt.

Kleiner Briefkasten.

Lehrer J. B. in **Burtscheid.** Die drei Composition von Friedrich Rückert's Lied „Aus der Jugendzeit ꝛc.“ ist die von Hauptmann, erschienen bei Breitkopf und Härtel.

Elise S., Anna D., **Pauline P.** in **Rostock.** Wenden Sie sich an die unter dem Protectorate der Kronprinzessin von Deutschland und Preußen begründete „Allgemeine deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen“ und lassen Sie sich das Statut derselben einsenden!

E. E. K. Beide Manuscripte sind nicht zu verwenden und stehen zu Ihrer Verfügung.

N. B. in **Berlin.** Ungeeignet. Verfügen Sie gefälligst über Ihre Arbeit!

W. H. in **Köpenick.** Feuchtersleben lebt allerdings noch, aber nur in der Erinnerung seiner Leser und Anhänger, die seine „Diätetik der Seele“ als eines der krausköpfigendsten Bücher verehren. Er selbst ruht seit 1849 unter dem grünen Rasen.

L. Andrae in **New-York.** Der Betrag von fünf Dollars ist richtig eingegangen, wurde aber fälschlicher Weise als aus Köln eingesandt in Nr. 27 quittirt.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 38. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — Zu Heften à 50 Pfennige.

Helene.

Tagebuchblätter aus dem russischen Salonleben.

(Fortsetzung.)

Herr Hirschfeldt verbeugte sich tief bei meinem Eintritt und dann, mir einige Schritte entgegenkommend, sagte er: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß die Erinnerung an frühere Bekanntschaft mir den Muth giebt, Sie aufzusuchen! Ich baute darauf, daß hier in der Fremde ein Gesicht, welches Sie einst in der Heimath gesehen, Ihnen vielleicht nicht ganz unwillkommen sein dürfte. Habe ich zuviel gehofft, so heißen Sie mich einfach wieder gehen!“

Diese Worte, mit einer Stimme voll musikalischen Wohllautes in meinem geliebten, lange nicht vernommenen Deutsch gesprochen, ließen jede Fiber meines Herzens, wie von einem elektrischen Strome berührt, wonnevoll erbeben. Unwillkürlich streckte sich dem Redenden meine Hand entgegen, die er in die seinige nahm und leicht mit den Lippen berührte. „Das war eine Ueberraschung,“ sagte er, „eine Berliner Collegin hier in Woronesch wiederzusehen!“

Ich begrüßte ihn jetzt ebenfalls mit Herzlichkeit, und ihn rin, Platz zu nehmen, und es war wunderbar, mit welcher Leichtigkeit und Zwanglosigkeit wir uns alsbald inmitten der lebhaftesten Unterhaltung befanden über alte Berliner und neue russische Erlebnisse, über das Conservatorium, über Musik ꝛc. Ich endigte mit dem Vorschlage, Herrn Hirschfeldt meiner Gebieterin vorzustellen, und er ging bereitwillig darauf ein.

Jenaide Petrowna's Launen sind unberechenbar wie Aprilwetter. Ich zitterte also im Geheimen für den Erfolg, als ich ihr meinen Gast zuführte, aber siehe da — Alles ging gut über Erwarten. Er wußte sich freilich ihr gegenüber zu benehmen, wie der gewandteste Hofmann, und es kostete mich Mühe, unter einer unverändert ruhigen Außenfeste meinen freudigen Schreck zu verbergen, als sie schließlich, indem sie den jungen Capellmeister huldvoll entließ, ihn zu unseren musikalischen Soiréen einlud. Er sagte mit verbindlichem Danke zu, und Madame wußte ebenfalls, was sie that, als sie sich den „Künstler“ anwarb, um ihren Gesellschaften ein erwünschtes Relief zu verleihen.

Fort war er, und ich blieb zurück in einer unbeschreiblichen Stimmung — hingerissen, bezaubert. Was war es nur, das all mein Sinnen und Denken augenblicklich, unwiderstehlich und unrettbar an diesen mir bisnahe ganz Fremden fesselte? Ich denke, es war der Geist, der da hinreißt, wo alle Andern dumm und alltäglich erscheinen. Und Geist ist es, der aus jenen dunkeln Augen blitzt, jedem seiner Worte Bedeutung giebt. Ich habe hier wahrlich schon genug Herren kennen gelernt, und unter ihnen manchen, der auf seine Schuhheit stolz sein durfte, doch Alle ohne Ausnahme blieben sie mir gleichgültig. Ist nicht Constantin Feodorowitsch schön und der vollendetste Cavalier, den man sehen kann? Und doch würde er mir nie ein anderes Interesse einflößen als eben das, welches wir für einen amüsanten, gut erzogenen Gesellschafter haben. In seinen Augen begegnete mir zu oft ein Ausdruck von Blasirtheit, der mich unangenehm berührt, und unwillkürlich, wenn ich sein Urtheil über Welt und Menschen höre, drängt sich mir der Gedanke auf, das Leben habe den Schmetterlingsstaub bereits von seiner Seele gestreift. Wie anders dieser junge Musiker, dessen energischer Wille sich und lebendig von seiner Stirne leuchtet, der einfach sagt: „Alles ist gegen mich in diesem Lande, in dem der Kastengeist regiert, Mangel an Rang und Reichthum, meine Abkunft, und dennoch trotz Allem werde ich meinen Weg machen.“ Und man fühlt in demselben Augenblick mit Sicherheit: er wird ihn machen. In wirrem Durcheinander stürmten diese Gedanken durch meinen Kopf, als ich die vorhin unterbrochene Lectüre des langweiligen französischen Romans wieder aufnehmen mußte. Ich las vollkommen mechanisch, ohne selber ein Wort zu begreifen oder zu behalten, und dankte Gott in meinem Herzen, als neuer Besuch dieser Tortur ein Ende machte.

Ruhe freilich gab es darum doch nicht für mich; mein Herz befand sich in immerwährendem Zwiespalt mit der eigenen Vernunft und besseren Ueberzeugung. Herr Hirschfeldt hatte mir nämlich gesagt, daß seine Mutter und Schwester seit einiger Zeit zum Besuch bei ihm seien, daß Letztere mich nemlich im Theater gesehen habe und ebenfalls meine Bekanntschaft zu erneuern wünsche. Er hatte an diese Mittheilung die dringende Bitte geknüpft, ich möge den Damen einen Besuch machen, und ich Unbedachtsame gab das Versprechen, noch bevor ich mich recht besonnen. Was sollte ich jetzt thun? Das Herz sprach unbedingt: Hingehen. Die Vernunft dagegen hieß mich zurückbleiben und mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft, anstatt es noch zu nähren, gegen ein Gefühl ankämpfen, welches mich zu überwältigen drohte. Die Vernunft trug endlich in mir den Sieg davon, und ich beschloß, so schwer es mir wurde, und auf die Gefahr hin, wortbrüchig zu erscheinen, mich zurückzuhalten, doch — wer kann seinem Schicksal entrinnen? Ich ging am Sonntage in die deutsche Kirche, und auf dem Rückwege begegneten mir auf der Promenade sämmtliche Hirschfeldt's, Mutter, Bruder und Schwester. Sie redeten mich an, und unmöglich wurde es mir zur Unmöglichkeit, die erneute freundliche Einladung abzulehnen. Ich begleitete sie nach Hause und lernte in der

Digitized by Google

Schwester ein durchaus angenehmes Mädchen kennen, das mit gleich nach unserer Ankunft erklärte, mich keineswegs fortzulassen, bis ich Kaffee mit ihnen getrunken habe. Ich versuchte dankend abzulehnen — da trat der Capellmeister zu uns.

„Sie werden bleiben, nicht wahr?“ sagte er und sah mich mit seinen wunderbaren Augen an, daß mir ganz warm um's Herz wurde. „Wir wollen einen rechten, echten gemüthlichen Berliner Kaffeeklatsch halten.“

Wo waren jetzt deine guten, in schwerem Kampfe dir abgerungenen Vorsätze, Helene? Ich blieb. Ich blieb zwei ganze Stunden und fühlte mich zum ersten Mal, seit ich auf russischer Erde bin, so recht gemüthlich. Wir plauderten, immer in deutscher Sprache, über alles Möglichе, uber das, was wir schon erreicht im Leben oder noch zu erreichen hofften, und Herr Hirschfeldt und ich gaben einander das Versprechen, uns stets als gute Collegen zu behandeln, das heißt, aufrichtig, ohne uns je Complimente zu sagen, Einer den Andern förderud, wo es sich thun läßt.

Die Mutter, obgleich sie von unserer Unterhaltung nichts verstehen konnte, litt es doch nicht, daß wir uns der französischen oder gar der russischen Sprache, in der ich noch sehr Anfängerin bin, bedienten, weil sie begriff, welche Freude mir die heimischen Laute bereiteten. Der klare, kluge Blick ihrer dunkeln Augen, die der Sohn von ihr geerbt hat, ruhte trotzdem mit wohlwollender Theilnahme auf uns. Sie kam mir vor wie eine jener Patriarchinnen aus der alten Zeit, die ruhig im Gefühle ihrer Würde den Familienzirkel gestattet, in ihrer Weise sich zu erfreuen und zu unterhalten, da sie doch stets ihrer Ehrfurcht einflößenden Stellung sicher ist und weiß, Alle sind bereit, auf einen Wink von ihr sich aufhorchend und ehrerbietig um sie zu versammeln.

Leider ging im Verlaufe dieser Stunden mein Herz vollständig verloren. Ich kämpfte nicht mehr. Ich überließ mich willenlos dem Strome, der mich fortriß, und erwarte jetzt mit verzehrender Ungeduld den Donnerstag Abend, mitunter auch mit Herzklopfen und einer tüchtigen Portion Angst, denn ich war doch nur ein Jahr am Conservatorium, um mich, weit entfernt von Künstlerideen, zur tüchtigen Lehrerin in der Musik auszubilden. Herr Hirschfeldt dagegen brachte volle drei Jahre daselbst zu, hat seinen Cursus beendet und ist Künstler und Componist. Wie werde ich mit meinem Spiel vor ihm bestehen? Ich denke zitternd daran.

Mitunter kommt es über mich, wie das Gefühl eines unaussprechlichen, überwältigenden Glückes, und dann wieder gleich einem Zustande schwerer Betäubung, in welchem mir erschreckend klar wird, daß eine fremde, mir bisher unbekannte Gewalt unwiderstehlich in mein Leben einzugreifen droht, daß sie mein ganzes Sein zu einem verzweifelten Kampfe herausfordert, von dem ich noch nicht einmal ahne, ob ich siegreich daraus hervorzugehen im Stande bin.

Den 23. October.

Gestern war der halb ersehnte, halb gefürchtete Musikabend. Da stehen die Buchstaben schwarz und unbeweglich vor mir, und Niemand ahnt, welch schweres Gewicht für mich in den wenigen Worten liegt. Noch weiß ich nicht, wie ich es ertragen werde, und immer wieder muß ich mich selber fragen, ob es denn möglich ist. Warum doch mir dieses Schicksal? Mein Leben gestaltete sich wahrlich ohnehin nicht allzu rosig, da es mir unserlegt ward, in der Fremde mich mühsam durchzukämpfen. Doch ich will versuchen, ohne unnütze Reflexionen einfach die Thatsachen zu berichten.

Der Donnerstag Abend kam, doch mit ihm, da außerdem mehrere große Gesellschaften in Woronesch stattfanden, nur wenige Gäste, aber unter ihnen die Generalin Adrianoff mit ihrem Sohne und ihrer Wera. Letztere hatte ich in der Woche einige Male kurze Zeit am dritten Orte gesehen und sie immer gleich reizend und liebenswürdig gefunden. So kam sie mir auch gestern entgegen.

Sie trug diesmal ein Kleid von schwarzer Seide und dabei kostbare Korallenschmüre im blonden Haare. Sie sah entzückend aus und spielte sehr gut zwei Sätze aus einem Trio von Reissiger, und dann trug ich zwei aus dem großen Trio von Mendelssohn vor. Es war mein Glück, daß ich nicht bemerkte, wie währenddessen Hirschfeldt leise eingetreten war. Dienstpflichten hatten ihn verhindert, früher zu kommen, und in dem Augenblicke, als ich, vom Instrumente aufstehend, ihn gewahrte, hatte ich eine Empfindung, als ob plötzlich ein Lichtmeer den ganzen Saal überfluthe. Ich fühlte, daß ich erröthete, als er zu mir kam und mir einige anerkennende Worte über mein Spiel sagte, und dann erschrak ich, als er die Ouverture zu „Elisa“ von Cherubini zu vier Händen auf das Instrument stellte und sagte: „Wir werden sie zusammen spielen.“

Ich hatte das Bewußtsein, einmal um's andere blaß und roth zu werden, obgleich es mir im Ganzen an der Fähigkeit nicht fehlt, auch bei größter innerer Aufregung meine äußere Ruhe wohl zu bewahren. „Ich kann nicht. Die Ouverture ist mir zu schwer,“ stieß ich hastig hervor.

Einige Secunden lang sahen mich die schwarzen Augen in fragender Verwunderung an. „Ich habe Sie soeben spielen hören und weiß, daß sie Ihnen nicht zu schwer ist,“ gab ihr Besitzer mir zurück.

„So versuchen wir es.“

Jede andere Empfindung trat in dem Augenblicke in mir zurück vor der Nothwendigkeit, Herr meiner selbst zu bleiben. Was mußte er von mir denken? „Ich will,“ sagte ich mir selber, und nahm den verlassenen Platz wieder ein. Bebend glitten zuerst meine Finger über die Tasten, dann aber, und zwar wunderbar schnell, riß die Sicherheit des Capellmeisters mich mit sich fort. Es ging wie von selber, und ich fühlte mich durch und durch getragen von freudigem Wohlbehagen. Bei der letzten Note nickte mein Begleiter mir zu, als wolle er sagen: „Sehen Sie, daß es ging.“

„Ich würde es nie für möglich halten,“ fuhr er dann, gleichsam den unausgesprochenen Gedanken ergänzend, fort, „daß Sie aus irgend einem Grunde sich sperren oder zieren könnten.“

Er stand auf, während ich noch vor dem Flügel sitzen blieb, nahm das Notenheft, aus dem wir eben gespielt, blätterte darin und richtete verschiedene Bemerkungen über die Composition an mich. Plötzlich sagte er, in dem nachsinnend gleichgültigen Conversationstone fortfahrend, aber leiser und auf deutsch: „Sind Sie verschwiegen, Fräulein Helene?“

„Gewiß, das ist eine Eigenschaft, die mir selbst meine Feinde lassen müssen,“ antwortete ich, ohne noch zu begreifen, warum es mich bei des jungen Musikers Worten wie Schreck ergriff.

„Wenn Sie wollen,“ fuhr er fort, „werden Sie zwei Freunde in Woronesch haben.“

„Wen denn?“

„Fräulein Wera und mich.“

„Ah, und wie das? Wie muß ich es anfangen, Ihr Beider Freundschaft zu gewinnen?“

Er sah mich an, so fragend und so durchdringend, daß es mich wie ein Schauer überlief. „Wissen Sie nicht, welch ein Drama hier spielt?“ fragte er. „Ich möchte in den nächsten Tagen kommen, um die Symphonie von Schumann vierhändig mit Ihnen zu üben. Dann hoffe ich, Sie allein zu sehen und Ihnen Alles zu erzählen; jetzt kann ich es nicht, denn man bemerkt uns. Bitte, kommen Sie mit mir!“

Er führte mich, die ich in einer Art von ahnender Betäubung an seiner Seite schritt, zu Fräulein Adrianoff. Wir fanden sie, den Kopf in die weiße Hand gestützt, nachsinnend und aufhorchend, wie sie wahrscheinlich unserem Vortrage gefolgt war, allein auf einem Ecksivane sitzend.

Der Capellmeister begrüßte sie ehrerbietig und sagte ihr in französischer Sprache: „Hier stelle ich Ihnen Fräulein Helene vor — eine Künstlerin!“

Ich fuhr auf und wollte mich gegen die Bezeichnung „eine Künstlerin“ verwahren, aber es fügte rasch und deutsch hinzu: „Lassen Sie sich von Fräulein Wera erklären, wie ich das Wort verstehe!“ Dabei verbeugte er sich, als habe er irgend eine gesellschaftliche Phrase ausgesprochen, und verließ uns. Wenige Minuten später sah ich ihn bereits auf einem Tabouret neben unserer Gebieterin sitzen und so angelegentlich mit dieser plaudern, als sei er mit seiner ganzen Seele nur bei ihr.

Wera hatte unterdeß meine Hand genommen und drückte sie mit einer Innigkeit, die meine Aufmerksamkeit ausschließlich wieder auf sie hinlenkte. Wahrheit, Aufklärung um jeden Preis,

Digitized by Google

das war der einzige Gedanke, der in diesem Augenblicke Raum in meiner Seele fand.

„Gnädiges Fräulein," richtete ich das Wort an die junge Dame, „in der Galerie ist jetzt eine der seltenen und prachtvollen weißen Camelien aufgeblüht, von denen wir neulich sprachen. Gefällt es Ihnen, so gehen wir, und ich werde sie Ihnen zeigen."

Wera nahm mit einem Blicke des Einverständnisses meinen Arm, und gleich darauf traten wir in die Galerie, die zu dem im entgegengesetzten Flügel des Gebäudes befindlichen großen Saale führt. Zwei Reihen hoher, umfangreicher, oben durch Rundbögen verbundener Säulen füllen beinahe diese Galerie aus. Zwischen ihnen stehen in großen Kübeln riesige Orangenbäume, und den Fuß einer jeden Säule umgeben pyramidalisch geordnete Gruppen immergrüner und selbst in dieser Jahreszeit blühender Gewächse. Versteckt angebrachte, mattweiße Glaskugeln erleuchteten sanft den sich vor uns ausdehnenden Raum, und wir ließen uns auf einigen der carmoisin gepolsterten Sessel nieder, die, überall zwischen den Säulen und dem Grün verstreut, zum Sitzen einluden.

„Nicht wahr, gnädiges Fräulein," nahm ich, äußerlich ruhig, aber von innerer Aufregung fast erstickt, wieder das Wort, „hier, wo wir ungestört sind, werden Sie mir das Räthselwort des Herrn Hirschfeldt erklären."

Ein Zug liebreizender Zutraulichkeit gab dem schönen Gesichte meiner Gefährtin einen noch gewinnenderen Ausdruck, als sie sich zu mir neigte und flüsternd in deutscher Sprache mir mittheilte: „Es ist eine Art von Losungswort unter uns. Wenn Hirschfeldt von Jemandem zu mir sagt: ‚Es ist ein Künstler oder eine Künstlerin,' so bedeutet das: ‚Ich stelle Ihnen hier eine Person vor, auf die Sie sich verlassen, der Sie unbedingt Alles anvertrauen können.'"

Mir wurde immer wirrer zu Sinne; trotzdem bewahrte ich meine Kaltblütigkeit. „Und darum glauben Sie an meine Aufrichtigkeit?" fragte ich.

„O, unbedingt; er wird mir nie etwas sagen, was mich irre leiten könnte. Zudem bedurfte es kaum seiner Empfehlung. Von dem Momente an, da zuerst Ihre Augen mich klar und voll Theilnahme anblickten, lag für mich etwas Vertrauenerweckendes darin. Ein sympathisches Gefühl zog mich zu Ihnen und ließ mich hoffen, in Ihnen vielleicht eine Freundin zu gewinnen."

„Und Sie, gnädiges Fräulein," konnte ich mich nicht enthalten zu fragen, „Sie, inmitten Ihrer Familie, Ihrer Heimath" — in meinem Herzen fügte ich hinzu: und so schön, so reich und gefeiert — „Sie bedürfen einer Freundin und Vertrauten?"

Wera schlug ihre großen Augen zu mir auf mit einem unsäglich traurigen Ausdrucke. „Und wie sehr!" rief sie aus. „Sie wissen nicht, wie verlassen und rathlos, wie unglücklich ich oftmals bin."

Unfähig, den Zustand der Ungewißheit noch eine Minute länger zu ertragen, fragte ich mit Hast: „Betrifft es Hirschfeldt?"

Die junge Dame nickte zustimmend; ihre so überaus fein geformten, weißen und mit blitzenden Brillanten geschmückten Hände legten sich auf meinen Arm. „Sie wissen nicht — ?"

„O, ich errathe es: Sie lieben ihn," rief ich aus, und in meiner Erinnerung tauchte plötzlich die Klatschgeschichte Olga Nikolajewna's wieder auf. Das war also der Lehrer, wegen dessen man Wera fortgeschickt hatte. Wie ein Nebel zerriß es vor meinem Geiste. „Sie lieben ihn."

„Ja, ich liebe ihn, nein, ich bete ihn an." In schwärmerischer Begeisterung erglühten bei diesen Worten ihre Züge. Ihr Auge blickte mich in schwimmendem Glanze an. „Ich bete ihn an. Alexis ist für mich Alles, ist die Sonne, deren Strahl allein meinem Leben Werth verleihen kann."

„Und er?" Ich fühlte, wie sich all mein Blut zum Herzen drängte und Letzteres klopfte, als wolle es mir die Brust zersprengen. Aber ich drückte die Hand darauf, und bleich, athemlos starrte ich das junge, liebliche Wesen an, welches mir gegenüber saß und, ganz mit sich selber beschäftigt, keine Ahnung von dem Seelenzustande hatte, in dem ich mich befand.

„Er?" Sie verbarg ihr Antlitz in beide Hände, und dann, als sie es nach einer kurzen Pause wieder emporhob, strich sie die darüber herabgefallenen goldenen Locken von ihrer Stirn.

„Er," sagte sie hochaufathmend, „liebt mich mit einer Leidenschaft, vor der ich oft selber erschrecke."

„Und Sie können sagen, daß Sie unglücklich sind?" entfuhr es in zitternder Erregung meinen Lippen.

Fräulein Adrianoff sprang auf. Die schlanke und elastische Gestalt hoch aufgerichtet, stand sie vor mir; ihre kleinen Hände ballten sich; ihre sein geschnittenen Nasenflügel hoben und senkten sich, und ich entdeckte in diesem Augenblicke, daß die melancholisch-sanften Augen unter Umständen auch in funkelndem Glanze aufleuchten konnten. „Wissen Sie, was es bedeutet," sagte sie hastig und mit unterdrückter Heftigkeit, „durchaus ohne Hoffnung zu lieben, stets von dem Gegenstande unserer Anbetung getrennt und überdies bewacht, umlauert und von Spionen umringt zu sein? Fräulein Helene!" Ich hatte mich ebenfalls erhoben, und sie umklammerte, bevor ich mich recht besonnen, mein Handgelenk, neigte ihr Haupt auf meine Schulter und brach in Thränen aus. „Fräulein Helene, Sie wissen nicht, wie elend ich bin."

Zum Tode erschrocken, legte ich ihren Arm in den meinigen, führte sie die Galerie entlang und suchte, so schwer es mir wurde, das aufgeregte Mädchen durch einige ermuthigende Worte zu beruhigen. Es half mir wenig. Wera schüttelte als Antwort nur stets den Kopf, aber wenigstens trocknete sie ihre Thränen.

„Sie kennen dieses Land und seine Sitten nicht," nahm sie endlich wieder das Wort, „wenn Sie irgend wie auf Hoffnung für mich hindeuten wollen. Nie, niemals wird meine Familie eine Verbindung zwischen Alexis und mir dulden. Ich verabscheue diesen Unterschied des Ranges und Standes, aber die Meinigen würden ihn aufrecht erhalten, und müßte ich darüber zu Grunde gehen."

„Aber mein Gott, was soll denn daraus werden?" Meine deutsche Anschauungsweise legte mir unwillkürlich die bürgerlich naive Frage auf die Lippen.

Wera sah mich groß an. „Ich weiß es nicht," erwiderte sie dann. „Daran denke ich auch nicht. Ich weiß nur, daß Hirschfeldt mein Alles ist, daß ich sterben werde, wenn ich ihn nicht mehr sehen darf."

„Und weiß Ihre Mutter um diese Liebe?"

Die junge Dame schüttelte melancholisch den Kopf. „Wenn sie darum wüßte," lautete ihre Antwort, „so wäre ich nicht hier; davon seien Sie überzeugt! Aber ich glaube, daß sie Verdacht schöpfte und mich deshalb verreisen ließ gegen meinen Wunsch und Willen. Auch betritt seit meiner Rückkehr Alexis unser Haus nicht mehr, so daß ich unthunlich, man hat ihm zu verstehen gegeben, daß sein Erscheinen daselbst nicht gewünscht wird. Begreifen Sie jetzt, in welcher Aufregung ich mich heute befinden muß, da ich ihn nach längerer Trennung zum ersten Mal wiedersehe und bis jetzt nur fremde, gleichgültige Worte von ihm gehört habe?"

O, ich begriff nur zu gut, empfand jedoch zu gleicher Zeit eine nicht zu beschreibende Angst, daß das exaltirte Mädchen sich einem neuen Gefühlsausbruche hingeben möchte. „Aber Ihr Bruder," sagte ich daher, immer bemüht, ihr Muth ein zusprechen. „Da ist noch Ihr Bruder, gnädiges Fräulein, der Sie so sehr liebt."

Sie machte eine energisch abwehrende Bewegung. „Ja, mein Bruder liebt mich," rief sie fast heftig, „aber eben darum haßt er Alexis. Wenn er Gewißheit hätte von dessen Verhältniß zu mir, jeden Sie versichert, er würde ihn tödten, ohne sich fünf Minuten zu besinnen. Mit derselben Entschlossenheit streitlich würde er auch sein Leben für mich in die Schanze schlagen, das heißt — in seinem Sinne; für das, was er als mein Glück betrachtet. Bitte, sprechen Sie mir nicht von ihm! Ich zittre ohnehin, wenn ich weiß, daß er und Hirschfeldt sich in demselben Zimmer, oder nur in derselben Gesellschaft befinden, und ich bin sicher, daß es ihm und meine Mutter schon nicht angenehm berührt hat, den Letzteren heute hier zu finden."

Ich hörte ihre Worte, aber eigentlich nur wie im Traume und hatte eine Empfindung dabei, als ob alle Gegenstände um mich her einen Rundtanz aufführten. Die Säulen, die grünen Gewächse und schwebenden Lampen drehten sich vor meinen schwindelnden Blicken, und mir war zu Muthe wie Einem, der, am Krater eines Vulcans hinwandelnd, deutlich und immer deutlicher erkennt, daß der Boden unter seinen Füßen zu

Digitized by Google

wanken beginnt und die Explosion über kurz oder lang unvermeidlich erfolgen muß.

Wir waren während unserer Unterredung in der Galerie auf- und abgewandert, und als wir uns allgemach wieder der Seite näherten, von welcher wir ausgegangen waren, sahen wir in der geöffneten Thür des Musiksaales einen hohen Schatten auftauchen, bei dessen Anblick wir Beide zusammenzuckten. Fräulein Adrianoff preßte meinen Arm mit Ungestüm an sich und zog mich näher zu der bewußten Thür.

Der Capellmeister kam uns bereits entgegen. Mit der Sicherheit, die ihn nie zu verlassen scheint, verfügte er auch jetzt wieder über einige Salonphrasen und begann sogleich bei der nächsten Blumengruppe eine so eifrige Unterhaltung über diesen Gegenstand, als hätten wir Alle an dem Abende für nichts Sinn als für botanische Studien. Ein einziger seiner adlerartigen Blicke mochte ihn übrigens belehrt haben, daß Wera und ich uns verständigt hatten, denn alsbald begann er, nur dem Eingeweihten verständliche Bemerkungen einzuflechten, die sie schnell genug begriff und in ähnlicher Weise zurück gab. Jetzt sträubte ihr Antlitz vor innerer Glückseligkeit. Bald französisch, bald deutsch, rasch wie Blitzfunken flogen die Worte, die bald einen Doppelsinn, bald derbdeutsche gräßliche Betheuerungen enthielten, hin und wieder, und ich Unglückliche stand dabei mit äußerlich lächelnden, gleichgültigen Mienen, innerlich zerschmettert von dem deutlichen Bewußtsein, daß meine Gegenwart als diejenige einer unverdächtigen Dritten nur dazu diente, das verliebte Paar zu decken, indem es sich verbotene Liebeserklärungen machte. Und — o, er hatte Alles so fein eingefädelt, daß ich nichts daran ändern konnte, ohne mir eine Blöße zu geben. Es war um den Verstand zu verlieren, und wäre in diesem Augenblicke die Decke des Saales über uns herabgebrochen, uns Alle in einem Sturze begraben — ich würde nicht einmal Schreck empfunden haben. Endlich kommt indessen der Mensch doch an die Grenze dessen, was ihm zu ertragen möglich ist. Als ich auch Constantin Feodorowitsch, der bis dahin, von unserem Gebieten in lebhafter Unterhaltung festgehalten, mit diesem im Saale auf- und abgewandert war, scharfe Blicke zu uns herüberwerfen sah, richtete ich an Hirschfeldt die dringende Aufforderung, noch einige Musikstücke vorzutragen.

„Für Sie thue ich Alles," antwortete er, „was Sie nur wollen. O Fräulein Helene, wenn Sie wüßten, wie dankbar ich Ihnen bin!"

Ich hielt seinen leuchtenden Blick aus, ohne zu zucken oder die Farbe zu wechseln, das fühlte ich, und fragte ziemlich kühl: „Wie wissen Sie denn eigentlich, daß Sie, sich auf mich verlassen können?"

Ueber seine Züge glitt ein unnachahmliches Lächeln. „Ich weiß es aus Ihrem Spiel," erwiderte er. „Sie haben mit Gefühl gespielt, also wußte ich, daß Sie ein Herz haben, und wenn ich sage, Sie sind Künstlerin, so wende ich es nicht auf das Spiel an, sondern auf das Herz. Sie haben ein warmes, fühlendes Künstlerherz, Sie verstehen also, daß der Geist und die Kunst den Menschen adelt und nicht die Geburt, was die Menschen nicht begreifen wollen in diesem Lande der Vorurtheile."

Er ging an den Flügel und spielte hinreißend. Ich konnte ihm nicht zürnen, obwohl ich begriff, daß dieser Hymnus des Glückes nicht an mich gerichtet war, obwohl ich nur zu gut verstand, wie Alles, was an diesem Abende mächtig wogend durch sein Herz fluthete, was er mit Worten nicht aussprechen durfte, jetzt in brausenden Jubeltönen hervorbrach, bald durch rauschende Accorde sich verkündend, bald im sanften Adagio mit süßen Schmeichellönen die Seele bestrickend.

Ich verstand, was diese Sprache sagen wollte, und dabei ließ Wera für den Rest des Abends meine Hand beinahe nicht mehr aus der ihrigen und sah mich mit seligen, dankbaren Blicken an. Es war wie ein Rausch, wie ein Fieber, in dem ich mich befand, und dann, als sie Abschied genommen hatten, als ich endlich auf meinem Zimmer allein war, brach ich fast zusammen. Ich schlief in dieser langen, ruhelosen Nacht keinen Augenblick. Und am folgenden Morgen, da ich mich wieder von meinem Lager erhob, war ich gerade so wach, wie ich mich niedergelegt hatte. Ich fühlte mich matt zum Sterben und an allen Gliedern wie zerschlagen, aber ein Entschluß hatte sich doch in mir durchgerungen durch alle Verwirrung meines Geistes und Gemüthes in den Kämpfen dieser Nacht. Die schwache Menschennatur in mir möchte sich empören, Wera zu hassen als meine Nebenbuhlerin, und dennoch kann ich es nicht, denn sie hat meine Seele eingenommen durch ihren Liebreiz, ihre hingebende Offenheit. Diese beiden Menschen, deren Vertraute ich so wider Willen geworden bin, sollen sich ungeachtet dessen nicht in mir getäuscht haben. Ich will thun, was in meinen Kräften steht, Wera vor böser Nachrede zu bewahren, denn das ist mir bereits klar geworden, daß von allen Seiten Blicke voll Neugierde und Böswilligkeit spähend auf sie, die Vielbeneidete, gerichtet sind. Ich werde immer suchen, im geeigneten Augenblick an ihrer Seite zu sein, um hier bei uns wenigstens Unvorsichtigkeit ihrerseits zu verhüten, sie zu warnen. Was weiter werden soll? Gott helfe mir — ich habe keine Ahnung davon.

Als ich das Frühstückszimmer betrat, fand ich Olga in lebhafter Unterhaltung mit unserm Gebieter, und diesen allem Anscheine nach in der behaglichsten Stimmung. Sobald die Gouvernante mich erblickte, wechselte sie indessen, wie mir nicht entgehen konnte, das Gesprächsthema. Sie wendete sich an mich und sagte in einem Tone, dessen bedauernder Ausdruck unwillkürlich mein Mißtrauen weckte:

„Aber wie angegriffen Sie aussehen, Helene! Sollten das die Folgen der gestrigen Anstrengung sein?"

Ich gab mir Mühe, so gleichgültig wie möglich zu erscheinen, indem ich ihr erwiderte, daß sie sich wohl täuschen müsse, da ich mich vollkommen wohl fühle.

„Wer Ihnen das glauben wollte!" sagte Olga Nikolajewna, und aus ihren glänzenden, blauen Augen stimmerte es mir wie versteckte Bosheit entgegen. „Sollten nicht am Ende gar die musikalischen Studien an der Blässe Ihrer Wangen schuld sein?"

„Es ist möglich," antwortete ich kühl und nahm dem Diener die Tasse ab, die er mir eben präsentirte. „Ich habe in den vorhergehenden Tagen recht viel geübt, und das greift stets ein wenig die Nerven an. Wie ich Ihnen aber schon bemerkte, ich spüre nichts davon."

Olga versicherte mir, daß sie darüber entzückt sei, weil im ersten Augenblick mein Aussehen sie wirklich erschreckt habe, und dann erging sie sich in einem wahren Schwall von Lobeserhebungen über unsere gestrigen Musikaufführungen. Ich mußte ihr darauf antworten mit dem deutlichen Bewußtsein, daß von einigen Menschen ein zuvorkommendes Wesen uns angenehmer berührt als ein gleichgültiges oder gar rücksichtsloses. Iwan Alexandrowitsch schien jedoch in dem Punkte anderer Meinung als ich. Er ließ sich wenigstens die Anerkennungsworte, mit denen ihn Olga während des Frühstücks überschüttete, äußerst gnädig gefallen und richtete mehrmals in Anerkennung derselben Schmeicheleien an sie, deren vertraulicher Ton mich in Verwunderung setzte. Ich kenne Iwan Alexandrowitsch weit länger als sie, und doch hat er in solcher Weise noch nie mit mir gesprochen, was ich freilich in keiner Weise bedaure. Diese kleine Gouvernante versteht die Männer entschieden an sich heran zu ziehen. Ich denke, es kommt daher, daß sie versteht, dieselben immer zu umgiren, wenn sie auch in den Mitteln zur Erreichung dieses Zweckes nicht eben wählerisch ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kehlkopfkrankheiten und der Kehlkopfspiegel.

So lange die Kehlkopfshöhle für das Auge des Arztes unzugänglich war, blieb auch die Kenntniß der Krankheiten dieses Organs, die zu den häufigsten Feinden der Gesundheit gehören und nicht selten lebensgefährlich werden, eine unvollkommene, weil die Diagnose derselben nicht auf directer Anschauung beruhte. Erst mit Erfindung und Anwendung des Kehlkopfspiegels fiel auch diese Schranke für die ärztliche Kunst, und das Auge ist seitdem im Stande, unbehindert in die Tiefe dieses wunderbaren Organs der Tonbildung und Sprache einzudringen, ja selbst noch weiter hinab bis in die große Luftröhre, die wie der Kehl-

kommen selbst häufig genug der Sitz mannigfacher Uebel ist. Durch diese neue, directe Untersuchung, die alle Theile des Halses für den Arzt genau sichtbar macht, vervollkommnete sich die Kenntniß der Krankheiten ganz wesentlich; besonders gewann die Diagnose einen sicheren Boden, und auch die Therapie, die Lehre von der Heilung, wurde eine fast völlig neue und erfolgreichere. An die Stelle der früheren innerem Behandlung mit Medicin trat am Grund der directen Besichtigung die örtliche, indem die Heilmittelstoffe unmittelbar mit Pinsel oder Instrumenten in den erkrankten Kehlkopf eingeführt werden. Auf diese Weise gelingt es jetzt, Krankheiten des Halses zu heilen, denen früher nur unvollkommen oder gar nicht beizukommen war, und es ist daher wohl erklärlich, wenn die neue Behandlungsweise rasch das Vertrauen der Aerzte sowie der Kranken gewonnen hat.

Zum besseren Verständnisse hier einige Bemerkungen über die Halskrankheiten selbst. Wenn wir zunächst von denen des Kindesalters (Bräune, Diphtheritis) und den seltenneren der Erwachsenen (Lähmungen, Polypen, Krebs) absehen, so sind besonders drei Arten wegen ihrer Häufigkeit und Hartnäckigkeit wichtig.

I. Der chronische Katarrh (oder Entzündung), chronische Heiserkeit. Er ist fast immer begleitet von Hustenreiz und Abgang eines zähen, schleimigen oder schleimig-eitrigen Auswurfs, ferner von Schling- und Athembeschwerden (Kurzathmigkeit). Bei geringeren Graden ist die Stimme nur wenig heiser oder belegt, aber immer unrein, rauh und klanglos, und der Kranke leidet an zu reichlichem Schleime im Halse sowie an Beschwerden beim Sprechen; in schwereren Fällen ist dagegen die Stimme dauernd heiser, dabei besteht oft starke Verschleimung sowie schmerzhafte Empfindung, und das Uebel ist dann schwer heilbar. Sein Entstehen verdankt er fast immer einem nicht rein abgeheilten acuten Katarrh.

Jeder weiß, wie häufig im Winter und Frühjahr Erkältungen des Halses mit Heiserkeit, Husten ꝛc. sind. Sie werden oft zu wenig beachtet und verschleppen sich deshalb leicht über Wochen und Monate, das heißt sie werden chronisch. Während nun die acuten (frischen) sich bei gehöriger Schonung und Vorsichthalten rasch verlieren und ohne Gefahr sind, ist der chronisch gewordene Katarrh (Heiserkeit) fast immer ein hartnäckiges Leiden, das im besten Falle leicht Rückfälle macht und nicht selten zu bleibenden Störungen des Stimmorgans (Geschwür, Anschwellung, Lähmung der Stimmbänder) führt. Die Hauptgefahr derselben liegt aber darin, daß sich der chronische Entzündungsprocess des begleitet ist. Nur zu oft wird der Kranke erst zu spät aufmerksam, wenn nämlich bereits Abmagerung, Entkräftung, eitriger Auswurf oder Blutspucken eingetreten sind und keine Hülfe mehr möglich ist.

II. Die Kehlkopfschwindsucht entsteht meist nur bei gleichzeitiger Lungenkrankheit und ist die gefährlichste Halskrankheit. Wo nämlich Lungenschwindsucht vorhanden, tritt oft Heiserkeit, Stechen und Hustenreiz im Halse, Schmerz beim Schlucken ꝛc. ein, weil sich der gleiche Proceß wie in der Lunge auch im Kehlkopfe entwickelt hat und bald zu eiterigem Katarrh, bald zu Geschwüren und Substanzverlusten führt. Zum Glück tritt dieses so gefürchtete und oft unheilbare Leiden nur selten bei einem sonst gesunden Menschen ein, sondern fast immer nur im Gefolge der vorher vorhandenen Lungenkrankheit. Daß sich aber auch hin und wieder bei ganz Gesunden aus chronischen Katarrhen des Kehlkopfes die schwereren Formen der Kehlkopfschwindsucht entwickeln können, so daß also die Schwindsucht (Geschwürsbildung) im Kehlkopfe zuerst auftritt und sich dann auf die Lungen ausbreitet, wurde bereits oben erwähnt und davor gewarnt.

Fig. 1. Künstliche Beleuchtung des Kehlkopfes.

Hier kann sich der Kranke vor den Schädlichkeiten des Klimas und der Luft nicht genug schützen, und besonders müssen sich Brustkranke sorgfältig vor Rauch, Staub und Zugluft hüten, wenn sie sich vor einem Kehlkopfleiden bewahren wollen. Vor Allem ist aber auch vor dem zu reichlichen Genuß des Lagerbieres und anderer erhitzender Getränke zu warnen, wegen der damit verbundenen Aufregung des Nervensystems und der Herabsetzung der Ernährung. Der Respirator bleibt aber im Winter das beste Schutzmittel, besonders wenn er bei Zeiten und dauernd in Anwendung kommt.

Fig. 2. Das Innere des Kehlkopfes, im Spiegel belehen.

a. Aufgeklappter Kehldeckel. b. Rechtes Stimmband, der Zwischenraum zwischen beiden: die Stimmritze. c. Raum unter den Stimmbändern: die Luftröhre. d. Seitenwand der Kehlkopfhöhle.

III. Die letzte Kategorie der Halsleiden endlich sind die nervösen, meist hartnäckige, doch nicht gefährliche Uebel. Sie sind ebenfalls charakterisirt durch Beeinträchtigung der Stimme, welche leicht rauh, klanglos, heiser wird, sowie durch Neigung zum Hüsteln und ein Gefühl von Drücken oder von Trockenheit im Halse. Hier liegt weniger ein katarrhalischer Proceß, als eine Erschlaffung der Stimmbänder und ihrer Muskeln zu Grunde; man trifft daher diese „Schwäche“ oder Reizbarkeit der Stimme häufig bei Sängern, Geistlichen und Lehrern, welche die Stimme anstrengen. In Folge dieser Ursachen oder klimatischer Einflüsse, besonders in der rauhen Jahreszeit, treten diese nervösen Uebel bald als Ueberschnappen und Versagen der Stimme auf, wobei oft aller

Fig. 3. Kehlkopfspiegel in natürlicher Größe

Kehlkopfs lange der Luftwege nach unten fortsetzt und endlich in der Lunge zur chronischen Entzündung, der Lungenschwindsucht, führen kann, welche dann den Schlußact eines vernachlässigten Halskatarrhs bildet. Hierin liegt der Grund, weshalb die Halskatarrhe vom Laien sehr gefürchtet werden; und wenn der Zusammenhang beider Uebel nicht immer augenfällig ist, so trägt daran nur der Umstand die Schuld, daß oft Jahre bis zur Ausbildung der Lungenkrankheit vergehen, und weil das Weitergreifen nach den Lungen nicht von sehr auffälligen Symptomen

hand schmerzhafte Empfindungen beim Sprechen vorhanden sind, bald als Klanglosigkeit, Heiserkeit der Stimme, oft mit dem Gefühle eines fremden Körpers im Halse verbunden. Hier heisen in der Regel nur Curen mittels des galvanischen Stromes, sowie eine zweckmäßige Kalkwasserbehandlung, oder auch Selters- und andere Mineralwässer mit heißer Milch getrunken. Von gutem Erfolge sind auch klimatische Curen bei gewissenhafter Schonung der Stimme.

Die Technik der Kehlkopfuntersuchung ist nun im Wesentlichen

Digitized by Google

die folgende. Das Licht einer großen Flamme wird entweder direct mittelst eines großen Hohlspiegels oder, nachdem es durch ein Linsensystem und einen kleinen Hohlspiegel (Tobold'sche Lampe", Figur 1) concentrirt worden ist, in die wenig geöffnete Mundhöhle des zu untersuchenden Kranken geworfen, so daß dessen Rachen (Schlundkopf) von den concentrirten Strahlen hell erleuchtet wird. Der Arzt hält nun einen kleinen runden Planspiegel (Figur 3), der an einem längeren Griffe befestigt ist, so an die hintere Rachenwand, daß das in die Mundhöhle fallende Licht herab in die Kehlkopfhöhle geworfen wird, sobald der Kehldeckel durch Aussprechen des Lautes „Ae" sich geöffnet hat. Dadurch wird dieselbe völlig erleuchtet und der Beobachter kann in den kleinen Spiegel alle Theile bis herab in die Luftröhre genau abgespiegelt sehen. (In Figur 2 ist das so gewonnene Bild eines gesunden Kehlkopfes dargestellt, unter Beseitigung der aus der schrägen Lage des Spiegels hervorgehenden Verkürzung.) Noch günstiger ist das Sonnenlicht, das man entweder direct oder mittelst eines Planspiegels in den Hals fallen läßt.

Auf diese Weise gelingt es ohne Schwierigkeit, nicht blos die Krankheitserscheinungen (Entzündung, Anschwellung, Geschwür, Neubildung rc.) genau nach Sitz und Ausbreitung zu erkennen, sondern auch die Heilung durch unmittelbar dahin eingeführte Substanzen vermittelst Einspritzung zu bewerkstelligen. Am meisten hat sich diese Behandlung bisher bei der chronischen Heiserkeit, in Folge von Katarrh, wenn es noch nicht zu Geschwüren an den Stimmbändern rc. gekommen, bewährt, und hier übertrifft diese Behandlung jede andere an Sicherheit, weil durch das Einspritzen zusammenziehender Stoffe die Auflockerung und Absonderung der Schleimhaut am besten beseitigt wird. Durch die Beleuchtung des Kehlkopfes ist es ferner möglich, schneidende und kneipende Instrumente in denselben einzuführen, um kleine Geschwülste (Polypen) rc. auszurotten oder einen dahin verirrten Gegenstand (Gräte, Knöchelchen rc.) herauszuholen, oder endlich Geschwüre, die in Folge gewisser syphiler Leiden entstehen, mit ätzenden Mitteln zur Verheilung zu bringen. Nicht minder er leichtert der Kehlkopfspiegel die Behandlung mittelst des galvanischen Stromes, welcher bei Lähmung der Stimmbänder, wie sie nach Diphtheritis oder nach großer Anstrengung der Stimme nicht selten zurückbleibt, sowie bei nervöser Heiserkeit, angewandt wird. Noch ist freilich viel zu thun übrig: die schlimmsten Krankungsformen, besonders die mit Geschwürsbildung verbundenen und von Lungenkrankheiten begleiteten, sind zur Zeit noch meist unheilbar. Ihre Beseitigung glückt nur im Beginne der Krankheit, und darin liegt die ernste Mahnung bei verdächtigen Beschwerden, möglichst bald Hülfe zu suchen und vor Allem einen Respirator zu tragen, sowie auch rauch- und stauberfüllte Räume unbedingt zu meiden.

Besonders ist aber die arbeitende Classe vor dieser schlimmsten Geißel der Menschheit zu warnen, weil sie unter ihr die meisten Opfer sucht. Der Grund davon liegt nicht blos darin, daß diese den Ursachen der Lungenkrankheit am meisten ausgesetzt ist, sondern gewiß auch in der großen Gleichgültigkeit, mit der man beginnende Leiden behandelt, und zum nicht geringen Theile ist auch die Abneigung schuld, welche jene Viele der unteren Stände gegen die wissenschaftliche Heilkunde erfüllt, sowie die Eitelkeit, Alles besser wissen zu wollen als der Arzt. Erst nachdem die für die Heilung günstige Zeit mit unnützen Quacksalbereien verloren worden ist und die Krankheit das Leben bedroht, wird ärztliche Hülfe gesucht; so erklärt sich die traurige Bohrerscheinung, die auch ich leider nur zu häufig in meiner Klinik für Halskranke gemacht habe, daß die Kranken erst dann zur Behandlung kommen, wenn sie unheilbar sind.

Da nun die Heilung im entwickelten Stadium so schwierig ist, kommt Alles auf vorbauende Maßregeln an. Als wirksam haben sich im Anfange sowohl bei der Schwindsucht der Lungen wie des Kehlkopfes, im Uebrigen richtige Diät und Schonung vorausgesetzt, Einathmungen von Tannin, Catmint oder Kochsalz erwiesen, und neuere Erfahrungen haben gezeigt, daß vor diesen Stoffen die wegen ihrer desinficirenden Kraft jetzt viel angewendete Carbol- und Salicylsäure noch den Vorzug verdienen, welche, gehörig mit Wasser verdünnt, als Inhalation aus einem Einathmungsapparate mit bestem Erfolge im ersten Stadium dieser Krankheiten angewendet werden. Sind sie auch in vorgeschrittenen Fällen kein Heilmittel, so doch bei Beginn des Leidens das beste Schutzmittel, da sie die krankhafte (eiternde) Absonderung der Schleimhaut beseitigen und so den Husten und Auswurf am rationellsten bekämpfen. Jedenfalls ist von ihnen mehr zu erwarten, als von den sonst üblichen, innerlich zu nehmenden Arzneistoffen, die den Hustenreiz nur zu lindern vermögen.

Selbstverständlich müssen diese Einathmungen unter Leitung eines Arztes und längere Zeit hindurch angewendet werden; ich bemerke ausdrücklich, daß sie nicht dann noch Wunder thun können, wenn bereits Geschwürszerstörungen im Kehlkopfe und in den Lungen eingetreten sind und der Organismus durch Fieber und Nachtschweiße zerrüttet ist. Am besten wirken sie im Beginne der Krankheit, wo die Kräfte noch gut erhalten sind, vorausgesetzt, daß der Kranke sonst vernünftig lebt und sich gehörig schont. Ich empfehle übrigens damit keineswegs eine neue Behandlungsweise, da sie schon längst und von vielen Aerzten gehandhabt wird; wohl aber ist ihre Anwendung insofern eine beschränkte gebieten, weil sie unbequemer ist als das Einnehmen von Medicin, und weil die Apparate nicht überall zu haben sind.

Auch gehört zu die Anwendung der Carbolsäure und besonders der Salicylsäure erst der jüngsten Vergangenheit an, da man erst seit kurzer Zeit ihre bedeutende antiseptische (fäulnißwidrige) Kraft zur Heilung zahlreicher Krankheitsprocesse der werthen gelernt hat, und es ist begründete Aussicht, daß die Heilkunde mit dieser neuen Behandlungsweise, welche ihren Erfinder, Professor Lister, zunächst durch die Behandlung der Wunden so rasch berühmt gemacht, noch manchen schönen Sieg in der Heilkunde feiern wird.

Noch auf einen Hauptfehler in der Lebensweise der Brustkranken möchte ich aufmerksam machen: Die Kranken suchen den Ausfall der Kräfte und den Verlust des Appetites durch Reizmittel (scharfe, pikante, sehr gesalzene Speisen, in den niederen Classen durch Spirituosen) zu decken; das ist verkehrt und sehr nachtheilig. Die Reizmittel vermehren den Magenkatarrh, und die Nahrung geht dem Körper nicht zu Gute. Kräftige Kost ist wohl nöthig, aber leicht verdaulich muß sie sein, denn die Erhaltung des Appetits geschieht am besten durch passende Diät. Diät heißt heute aber freilich oft den lieblichen Genüssen entsagen, und dazu will sich Arm und Reich nur schwer verstehen.

Dr. Klemm.

Die Kreuzesschule in Oberammergau.

Ein seltsamer Zug war's, der sich vor einigen Wochen die Landstraße am Starnberger See dem Gebirge zu bewegte und überall eine verwunderte Menschenmenge an sich lockte, als da waren: Bauern, die Mund und Nase aufsperrten, elegante Sommergäste, der Herr Pfarrer, und die Schuljugend bis zum kleinsten Kinde herunter, kurz Alles, was eine halbe Stunde weit laufen konnte, um dem riesigen Ungethüme, der eigens zu diesem Zwecke gebauten Maffei'schen Strafenlocomotive, ein Stück Weges das Geleit zu geben. Sie schleppte leichtend einen zehn Fuß breiten eisernen Wagen nach, dessen dreibundert Centner schwere Last, in ein

Digitized by Google

* Vergleiche die Abbildung, die mit gütiger Erlaubniß der Verlagshandlung dem „Lehrbuche der Larynxstenose" von Dr. A. Tobold (Berlin, Hirschwald) entlehnt ist.

aussteigen müssen und die leeren Wagen mit Vorspann weiter befördert werden, schien dem Transporte ein unübersteigliches Hinderniß entgegen zu stellen. Aber die sinnreiche Construction des Wagens trug den Sieg davon: seit vierzehn Tagen sind alle Figuren in Ammergau angelangt, leider nicht ohne das Opfer dreier Menschen, welche ein kleines Versehen beim Hinaufwinden der letzten Figur, des Johannes, mit dem Tode unter der herabstürzenden Kiste büßen mußten. Die Reisecarawane wälzt sich heute achtlos an dem Orte vorüber, wo aufgewühltes Erdreich, hingeworfene Bretterstücke und gefnickte Bäume deutlich genug die Unglücksstelle verkünden. Dicht daneben steht ein großer Ameisenhaufen unbeschädigt — ringsum flüstern die Hochwaldtannen; drunten rauscht der Wildbach. Es ist eine echte Hochgebirgsstraße, auf der, wie der Postillon gleichmüthig versichert, schon viel Unglück passirte.

Beim hochgelegenen Kloster Ettal, wo der Reisende die Wahl hat zwischen der raschen Besichtigung der prachtvollen Kirche oder — einer „Stehhalben“ (die Meisten entscheiden sich für das letztere), wird wieder eingestiegen, und nun geht's durch die finstende Nacht vollends nach Oberammergau, dessen Kirchthurm und Häusergiebel sich scharf vom Nachthimmel abheben. Das Gefühl des „Unternommenwordenseins“, was sich schon herwärts durch die Art der Verpackung und Beförderung sehr bemerkbar macht, erreicht seinen Höhepunkt in dem Augenblicke, wo man, Einer nach dem Andern, sein in München erstandenes Wohnungsbillet in einer schlechtbeleuchteten Porterrestube vorzeigt und darauf als Nummer so und soviel gefaßt und in irgend einem nahen Bauernhause untergebracht wird.

Beiläufig sei hier für diejenigen, welche das Spiel noch zu besuchen gedenken, bemerkt, daß diese sehr profaische Beförderungsmethode dennoch die einzige sichere ist. Man nimmt in München bei Juwelier Thomas eine Karte für Schiff, Omnibus, Wohnung und Theater und ist damit aller Sorge ledig. Andernfalls kann man am Abend sehr rathlos in dem übersüllten Orte stehen. Wir begaben uns in's nahgelegene Wirthshaus, wo dem Vernehmen nach die Patriarchen und Apostel sammt dem Herrn Christus ihren Abendtrunk hielten, und hatten uns richtig nicht getäuscht. In der niedrigen, rauchigen, menschenüberfüllten Wirthsstube mußte Einem trotz des Alles erfüllenden Dualms dieser Tisch voll prachtvoller, langbärtiger Männerköpfe sofort auffallen. Da saß obenan „der Christus“ in einer grauen Lodenjoppe, auf welcher sich das langherabwallende schwarze Lockenhaar seltsam genug ausnahm, und unterhielt sich eifrig mit dem nebensitzenden Abraham — über das Bier. Abel und Kain, Joseph und seine Brüder hatten gleichfalls ihre Maßkrüge vor sich stehen und waren für heute noch „Menschen, wie die Andern auch“. Sehr hervorzuheben ist es indessen, daß der große Erfolg ihrer Spiele den Leuten nicht den Kopf verdreht hat. Der Christus sprach sich mit aller Bescheidenheit über die allseitigen Leistungen aus und meinte, man möge keine großen Ansprüche machen, es sei eben doch nur ein Bauerntheater und keine Hofbühne. Manchen alten Bekannten vom Passionsspiele her sahen wir noch, Annas und Kaiphas, sowie die Jünger Jesu. Nur Johannes war nicht zu sehen — er ist seit zwei Jahren beim Militär.

Eine Stunde später wiegte der rings herniederplätschende Regen ganz Ammergau zur Ruhe, welcher sich Diejenigen mit besonderem Hochgefühle hingaben, die, vom Schicksale begünstigt, im Hause des „Prologs“, Joseph's von Arimathia oder gar der heiligen Jungfrau übernachteten. Die Letztere, Herrn Zeichenlehrer Flunger's schöne Tochter, „thut“ dieses Jahr nicht mit, dagegen ihre jüngere Schwester, welche die Rolle der Sorah spielt.

Trotz der schlechten Vorbedeutung des gestrigen Regens glänzte am andern Morgen heiteres Frühlicht über dem Thale, und bei seinem Scheine trat ich noch einen kleinen Rundgang vor der Vorstellung an. Mitten in dem schönen, offenbar sehr wohlhabenden Dorfe steht die Kirche in dem etwas erhöhten Friedhofe, dessen vordere Ecke von einem stattlichen Denkmale für die Gefallenen des letzten Feldzuges gekrönt wird. Das Hochamt war im Gange. Goldstarrende Geistliche an drei Altären, das Volk regungslos auf den Knieen — man konnte spüren, welche Macht der Clerus hier zu Lande ausübt. Noch ein Gang hinüber nach dem Aussichtshügel, wo die kolossalen Kisten liegen und die Locomotive rastet, von wo das neue Crucifix künftig über Dorf und Thal schauen wird, und nun endlich nach dem Theater!

Die große Bretterbude des „Passionsspiels“ hat die Hälfte vom Zuschauerraum eingebüßt und ist vollständig gedeckt, so daß nicht wie ehemals der blaue Himmel und die grünen Alpenweiden über die Scene hereinschauen. Im Innern kämpft das Tageslicht mit der Lampenbeleuchtung; der Vorhang zeigt eine römische Säulenhalle mit der Aussicht auf Jerusalem. Die „Logen“ und „Sperrsitze“ erweisen sich sämmtlich als tannene Bänke, auf welchen es schon ziemlich eng zu werden anfängt und während der noch übrigen Minuten gewährt ein musternder Blick in das buntgemischte Publicum großes Interesse, denn die Gegensätze von Bauern, Engländern, Münchener Ultramontanen und Berliner Journalisten berühren sich hier nahe genug. Auch der hochwürdige Clerus ist in imposanter Menge vertreten.

Inzwischen beginnt, von dem Schullehrer Herrn Josef Kirschenhofer als Componisten geleitet, das Orchester die Introduction. Während derselben theilt mir ein Nachbar mit, daß die Kreuzesschule in der alten Form zuletzt im Jahre 1825 aufgeführt und nun als Feier und Dank für die geschenkte Kreuzesgruppe vom Herrn geistlichen Rath Daisenhofer neu bearbeitet worden sei. Das Passionsspiel wird bekanntlich in Folge eines Gelübdes alle zehn Jahre aufgeführt. Diese Kreuzesschule ist eine Art von Gegenbild, denn während dort die „Handlung“ das Leiden Christi darstellt, mit eingeflochtenen symbolischen „Vorstellungen“ aus dem Alten Testament, bildet dieses hier den eigentlichen Stoff und kommen dazwischen als lebende Bilder oder „Vorstellungen“ die Scenen aus der Passion.

Während der Schlußaccorde im Orchester treten von rechts und links gleichzeitig mit gemessenen Schritten die „Schutzgeister“ unter Führung des „Prologs“ auf, treffen in der Mitte vor dem geschlossenen Vorhang zusammen und stehen dann ernsthaft in einer Reihe, ein wenig hölzern, alle mit der gleichen Handbewegung den Mantel auf der Brust festhaltend, aber mit so viel feierlicher Andacht in den frischen Gesichtern, daß ein Abglanz davon auf das Publicum übergeht. Mittlerweile beginnt der „Prolog“, ein schöner Mann mit dunklem Vollbarte in scharlachrothem Mantel und goldener Krone, seine Rede vom Erlöser.

Er kniet dann mit den Schutzgeistern rechts und links am Proscenium nieder und deutet während des Chorgesanges beim Heben des Vorhanges auf ein von anbetenden Gruppen umgebenes hohes Kreuz. Alle Darsteller, bis zum kleinsten Kinde herunter, zeigen eine staunenswerthe Ausdauer. In langen Minuten, während des Wechselgesanges der Engel, wird keine Bewegung sichtbar; selbst die zur Höhe gehobenen Arme zittern kaum merklich. Endlich senkt sich der Vorhang. Die Schutzgeister verlassen die Bühne feierlich gemessen, wie sie kamen, und es folgt die erste Abtheilung: der Bruderhaß.

In einer ganz hübsch gemalten Palmenlandschaft, vor der elterlichen Hütte, erscheint der mit Tigerfellen bekleidete Kain und ergeht sich in leidenschaftlichen Haßesreden gegen den bevorzugten Abel; dieser selbst kommt bald darauf und gießt mit seiner ahnungslos erzählten Opfergeschichte Oel in's Feuer. Von Kain's lauten Verwünschungen erschreckt, eilt Eva herbei und sucht Frieden zu stiften, was ihr bei der Ankunft Adam's noch nicht recht gelungen ist, der traurigen Herzens die Folge seiner Sünde betrachtet.

Adam, der Christus des Passionsspieles, ist eine königliche Erscheinung voll Freiheit und Grazie der Bewegung; den sämmtlichen Anderen wird jede leidenschaftliche Gefühlsäußerung zur Klippe; Eva jammert ihre Klagen sehr gleichmüthig herunter, während Kain viel mehr mit den Armen ficht und über die Bühne tobt, als nöthig wäre. Die friedlichen Mitglieder der Familie Adam sind in Lämmerfelle gekleidet und nehmen sich, mit Ausnahme Abel's, eines anschreibaren Männchens, sehr gut aus. Während die Engel wieder singend auftreten, hat sich Adam rasch zum Christus metamorphosirt und treibt als solcher in der „Vorstellung“ die Wechsler aus dem Tempel. Ein lebendes Bild von circa fünfzig bis siebzig Personen, mit überraschendem Geschick und künstlerischer Empfindung gruppirt. Das Zusammenwirken der ganzen Gemeinde zu einer solchen Leistung fühlt sich

Digitized by Google

deutlich aus der hohen Vollendung des Ganzen heraus. Jedes lebende Bild ist von erklärenden Worten des Prologes, wechselnden Arien und Chorgesang der Engel begleitet, größtentheils eigene Composition des Dirigenten, untermischt mit eingelegten Gesangsstücken. Die Musik ist durchweg ausdrucksvoll, stellenweise nimmt sie sogar einen Anlauf zu Wagner'schen Effecten.

Nun folgt der Brudermord. Kain lockt Abel mit falschen Liebesreden auf's Feld hinaus, um ihn dort zu erschlagen, und kommt dann, während Eva sich in neuen ausdrucksloten Weheklagen ergeht und Adam den Sohn draußen sucht, mit blutigen Händen zurück. Sofort erscheint der Engel, ihm sein Schicksal zu verkünden. Er stürzt verzweifelnd hinaus, während von der andern Seite Adam, den erschlagenen Sohn auf den Armen, daherkommt. Sanft legt er ihn nieder und tritt dann von der jammernden Eva weg, um mit prophetischen Worten den künftigen Erlöser zu verkünden. Die sämmtlichen Darsteller sprechen ein sehr reagwürdiges Hochdeutsch, reichlich mit hartem d und sonstigen Dialekt-Eigenthümlichkeiten untermischt.

Kain's Blutthat wird symbolisirt durch den Verrath des Judas. Nach der Einleitung zeigt sich das Innere des Tempels, wo Judas den Blutlohn aus der Hand des Hohenpriesters empfängt. Die sämmtlichen Costüme der Kriegsknechte, Juden und Priester sind so, wie wir sie auf Albrecht Dürer's und seiner Zeitgenossen Bildern sehen, mittelalterliche Küraste, türkische Kopfbunde und gehörnte Priestermützen — eine ganz rein erhaltene Ueberlieferung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Bis hierher verhielt sich das Publicum ziemlich still; nun fangen einzelne Urtheile an, laut zu werden. „Wunderboll!" „Weit unter meiner Erwartung," heißt es von rechts und links mit den verschiedensten Begründungen. Die folgende Handlung, Melchisedek's Opfer, liefert den Vertretern der letzteren Ansicht reiches Material, denn es gehört eine Bauerngeduld dazu, die langathmigen Verhandlungen Abraham's und des Königs von Sodom über den freien Durchzug für das Kriegsvolk ohne Laugeweile anzuhören, um so mehr, als die Qualität des Gesprochenen keineswegs für die Quantität entschädigt. Aber der frühere Besucher des Passionsspiels sieht mit Ungeduld der nächsten Vorstellung des „Abendmahl Christi" entgegen, welches nun in seiner ganzen herzbewegenden Schönheit sichtbar wird.

Getreu dem Leonardo'schen Bilde, sitzen die Apostel an der langen Tafel, prächtige Charakterköpfe voll Ausdruck und Leben, in ihrer Mitte der wahrhaft ideale Christus in violettem Gewande und rothem Mantel, das schöne Haupt wehmüthig segnend gegen sie geneigt — ein Anblick von so edler Großartigkeit, daß kein Ange unergriffen auf ihm ruhen kann. Die kurzen Minuten verstreichen allzu rasch; ich erinnerte mich auf's Lebhafteste dieser Scene im Passionsspiele, wo Christus mit einer hoheitsvollen Anmuth, um die ihn jeder Hofschauspieler beneiden könnte, die Fußwaschung an den Jüngern vollzieht, dann in stillem Gebete Brod und Wein segnet und ihnen austheilt. Dies zu sehen, sogar nur hier als lebendes Bild, ist die Reise werth. Der Eindruck davon bleibt unverlöschlich im Gedächtnisse stehen.

Auch läßt sich nicht leugnen, daß diese neutestamentlichen Bilder die Glanzpunkte der heutigen Vorstellung sind. Die vierte Abtheilung, Abraham's Ergebung in den göttlichen Willen, ist mehr zu erdulden als zu genießen, denn auch hier muß die gute Meinung und treuherzige Naivetät der Darsteller für viel langweiliges Gerede entschädigen. Sarah, eine schöne große Figur, wie aus Schnorr's Bilderbibel, spielt weit lebendiger als Eva und bringt den Schmerz der Mutter beim Vernehmen des göttlichen Befehles besser zur Darstellung als Abraham, der mitten in seinem Jammer plötzlich ganz beruhigt sagt:

„Weg von mir, ihr zweifelnden Gedanken!"

und geht, seine Vorbereitungen zu treffen. Auch der verkündende Engel leistet in Theilnahmslosigkeit das Unglaubliche, wie denn überhaupt diese plötzlich hereinprallenden Bauernbubenengel mit ihren gellenden Stimmen das einzige bis zum Lächerlichen Triviale der ganzen Darstellung sind.

„Christus im Garten Gethsemane" bildet die Vorstellung zum Vorhergehenden, ein schönes ruhiges Bild voll Mondesglanz auf den schlafenden Jüngern und dem eben mit tiefgenetztem Haupte knieenden Christus. Von rückwärts fällt rother Fackelschein auf Judas und die eindringenden Häscher.

„Abraham's Opfer" ist um kein Haar dramatischer als Abraham's Ergebung. Der Verfasser hat aus unbekannten Gründen vorgezogen, den Standpunkt nicht auf dem Berge Moriah zu nehmen, so daß wir nach Isaak's wohlgemuthem Abschied: „Ich gehe zum Vater, aber über ein Kleines werdet ihr mich wiedersehen," längere Zeit die Bitten und Klagen der hübschen Sarah anhören, bis endlich ein Diener und nach ihm Abraham und Isaak zurückkommen und das Vorgefallene erzählen. Die Einheit des Ortes und der Zeit ist damit allerdings glänzend festgehalten und das ländliche Publicum hört den langen Reden auf's Andächtigste zu.

Nun kommt der Höhepunkt, das große Kreuzigungsbild, das den Weltruf der Oberammergauer Passion begründet hat. Der Vorhang rollt auf, und vor dem erschütterten Anblicke der drei hochaufgerichteten Kreuze geht eine starke Bewegung durch den Zuschauerraum. Aber nicht nur ergreifend, sondern zugleich so wunderbar schön ist diese „Kreuzigung", daß ein Gefühl der feierlichsten Andacht Jeden, und wäre er der blasirteste Weltmensch, bei ihrem Anblicke übertommt. Die kurzen Augenblicke genügen nicht, das figurenreiche Bild vollständig in's Auge zu fassen, die Gruppen der weinenden Frauen, die Kriegsknechte, die unter dem Kreuze das Loos um den Mantel werfen, und das umstehende Volk: alle Blicke sind festgeheftet an dem ergebungsvoll geneigten schönen Haupte unter der Dornenkrone, an den tadellosen Linien dieser edeln Gestalt, die wie siegreich schwebend am Kreuze hängt. Die beiden Schächer, in der Weise befestigt, daß die Kreuzesarme unter ihren Schultern durchgehen, sind auch schon gebaute junge Männer, aber sie verschwinden vor dieser Christusfigur, welcher gegenüber, wie ich fest glaube, sich Niemand der augenblicklichen Illusion entschlagen kann. Kein Schauspieler von Profession könnte etwas Aehnliches leisten, denn gerade die vollständige Naturwahrheit und die völlige Verschmelzung mit der Rolle, die hier bis zur geringsten Kleinigkeit geht, machen den überwältigenden Eindruck.

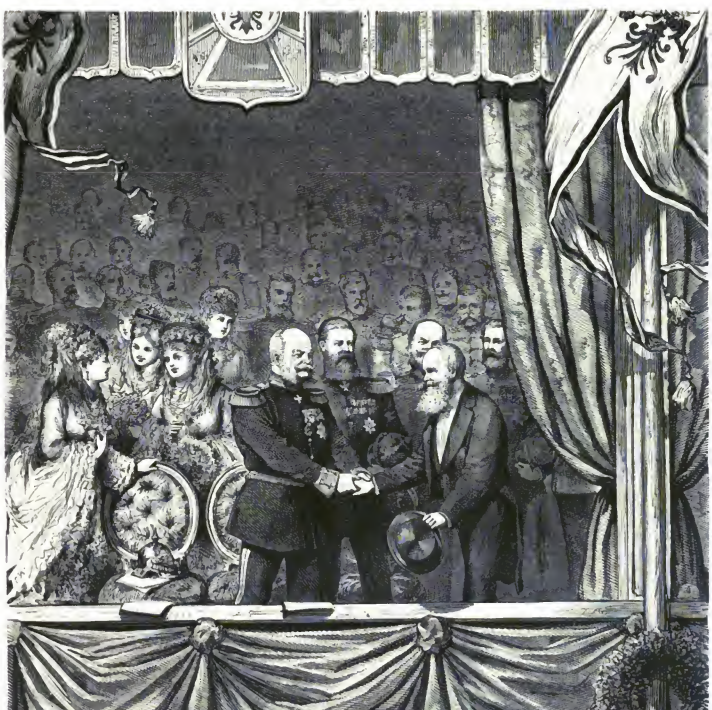
Der Schauspieler muß ihr sehr genau entsprechen, da von künstlerischen Verschönerungsmitteln kaum die Rede ist, und eben weil er auf der Bühne seine wahre Persönlichkeit giebt, nimmt er auch ein Stück der Rolle in sie auf und trägt es in's Leben mit hinaus. Auch in sittlicher Beziehung muß sein eigener Charakter mit der dargestellten Figur übereinstimmen; nur ein völlig unbescholtener Mann darf den Christus, nur ein züchtiges Mädchen die Maria spielen. „Auch unter die Apostel," sagt Stenb, „werden nur ehrsame und reife Männer aufgenommen; aber bei den römischen Kriegsknechten und den conservativen altjüdischen Bummlern, die es dem lieben Jesus verübelten, daß er das Christenthum stiften wollte, ist die Eintheilung an weniger löstige Bedingungen geknüpft." Sämmtliche Theilnehmer des Spieles müssen überdies Ortsangehörige sein. — Das Glöckchen hinter der Scene klingt Allen zu früh, die sich mit großem Bedauern von dem ergreifend schönen Bilde trennen.

Die sechste und letzte Abtheilung „durch Dunkel zum Licht" begreift als Handlung das glückliche Wiedersehen Joseph's und seines Vaters Jakob, als Vorstellung die Auferstehung des Heilandes in sich. Keines von Beiden bietet besonderes Interesse. Der alte Jakob könnte sich, so gut wie Abraham und Isaak, kürzer fassen, und der auferstandene Christus, mit Silberzindel behangen und auf einem Postamente stehend, mahnt bedeutend an die Krippenfiguren unserer Kinderjahre.

„Durch Treue in der Prüfungszeit
Folgt Ihn nach zur Herrlichkeit,
Ihm nach in's selge Vaterhaus!
Dort ruht von Kampf und Mühen aus!
Alleluja!"

schließt der Chorgesang die Vorstellung, und die Zuschauer verlassen, theils enttäuscht, theils hoch befriedigt, das Theater. Der laute Meinungsaustausch setzt sich noch über die große Wiese auf dem Wege zum Wirthshause fort, dem Alle schleunig zustreben, in der schwachen Hoffnung, noch Platz zum Essen zu finden. Vergebens! Bis unter die Hausthür schwillt der Strom der Gäste. Schweißtriefende Kellnerinnen rennen im Sturmschritte und beantworten keine Frage, Es bleibt nichts übrig, als sich mit Lebensgefahr in die prasselnde Küche zu wagen und ein paar Teller mit Braten zu annectiren. Oben am Saalfenster findet sich auch ein Plätzchen, ihn zu verzehren und zwischen

Digitized by Google



Der Kaiser und der Künstler.
Nach der Natur auf dem Teutberge aufgenommen von Knut Ekwall.

durch das Menschengewühl der Straße und die riesige Wagenburg zu betrachten, die sich binnen einer Stunde entwirren und in Bewegung setzen wird, denn die Abfahrt von Oberammergau ist so geschäftsmäßig regulirt, wie die Ankunft.

Auf meine Fragen nach der Verwendung der großen Einnahmen erwiderte mir mein Nachbar, ein junger Bildschnitzer aus dem Orte, daß die einzelnen Darsteller durchaus kein großes Honorar beziehen. „Man vergütet ihnen natürlich die versäumte Arbeitszeit, und die Versäumnisse sind ziemlich bedeutend, da Alles mit der größten Sorgfalt eingeübt wird; im Uebrigen kostet die Garderobe ein bedeutendes Geld, und das Uebrige verwendet die Gemeinde für allgemeine Zwecke. Das neue Schulhaus, der Weg auf den Kreuzeshügel, das Denkmal für die Gefallenen sind aus den Spieleinnahmen hergestellt worden."

Meine Frage, ob die ausgezeichnete Leistung des Christus diesem ein besonderes Gewicht im Dorfe verschaffe, verneinte er bestimmt. „Man erkennt gern an, daß er seine Sache sehr gut macht, aber im Uebrigen ist er ein einfacher Bildschnitzer, wie wir Andern auch. Die fremden Damen freilich," setzte er lächelnd hinzu, „wollen das gar nicht glauben. Sie würden sich wundern, wenn Sie all die kostbaren Geschenke sähen, die er nach dem vorigen Spiele bekommen hat. Ja, dem ist's schon ein rechter Schaden, daß er vor dem Jahre 1870 verheirathet war," schloß er philosophisch, „der hätte große Partien machen können. Manche haben gemeint, sie können gar nimmer fort." In diesem Augenblicke ging der Besprochene selbst am Fenster vorbei, ich muß aber gestehen, daß ich in seiner Straßenerscheinung, abgesehen von den prächtigen Locken, Nichts fand,

Digitized by Google

was die Begeisterung der Damen erklärte. Er war wirklich nur ein einfacher, wenn auch recht hübscher Bildschnitzer. Das einzige zufällige Erhaltenbleiben des Passionsspieles hier im Orte, während es anderwärts aufhörte, hat demselben einen ganz besonderen Charakter verliehen, der sich überall fühlbar macht. Auch während der neun Aufzüge zwischen zwei Vorstellungen hört das Leben nicht auf, seinen Bezug darauf zu nehmen. Es bildet sich nach und nach die Meinung über die künftigen Hauptfiguren, die ihrerseits das Möglichste thun, sich ihrer Rolle würdig zu machen. Wenn man das Dorf durchwandert und die vielen gut erhaltenen religiösen Fresken an den Häusern sieht, welche letzteren nicht, wie in anderen exklatholischen Orten, vernachlässigt und schmutzig, sondern reinlich und wohlhabend aussehen, so kann man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß hier eine eigene Welt für sich existirt, die durch kein von draußen her mitgebrachtes Schuttartheil abzuthun ist. Ein religiöser Zug geht durch das Ganze und bringt hier, statt Fanatismus und Aberglaube, wie sonst manchen Orten, in Verbindung mit kunstgefühl und Gemeinsinn eine alte zehn Jahre neu aufgefrischte Blüthe hervor, die als Oberammergauer Passion eines wohlverdienten Weltrufes genießt.

Der Ehrentag des Teutoburger Waldes.

Eine bange Sturmnacht lag hinter uns. Von Mitternacht bis zum frühen Morgen hatte die Windsbraut den Gebirgswald durchtobt und die alten Eichenwipfel des Teutberges in wildem Kampfe geschüttelt. Es schien fast, als ob nun auch die Elemente ihre Unguust an dem Heldenbilde auslassen wollten, welches seit mehr denn einem Menschenalter seiner Vollendung entgegengeharrt hatte und von den Stürmen manch trüber Zeit viel erzählen konnte. Wenn sie das Werk selbst, welches fest wie der Fels, auf dem es errichtet ist, von der Höhe des Teutberges in die Lüfte ragt, auch nicht mehr zu schädigen vermochten, so drohten sie doch, den lange erwarteten Ehrentag, zu dem Tausende von nah und fern herbeigeeilt waren, in einen grauen, unfreundlichen Regentag zu verwandeln und so den Glanz des Festes zu trüben.

Es war in der Frühe des letzten Tages vor dem Weihefeste, als ich durch den morgenfrischen Wald zu der Höhe hinanstieg, von der das Erzbild Armin's hinabschaut auf die einst von ihm beherrschten Gaue und auf die Gefilde, in denen die römischen Legionen dem Racheschwerte seiner Deutschen erlegen waren. Traunen in den Gründen und Schluchten des Osning brauten wallende Nebelmassen, die in ihrem Ringen der Phantasie ein Bild des Kampfes boten, der vor nunmehr fast zweitausend Jahren dort geklmpft wurde und den auch heute der dort oben auf hoher Bergeszinne stehende, mit seinem Schwerte weithin über Berg und Thal winkende Feldherr wie damals zu lenken schien.

Höher wand sich der Weg längs dem Abhange des Berges hinan, mit jedem Schritte faßt einen neuen Abschnitt des herrlichen Gebirgspanoramas entrollend, bis, am Fuße des Denkmals angelangt, ein vollständiger Rundblick dem Auge sich bot, welcher um so überraschender wirkte, als inzwischen Sonne und Wind die Nebel und Wolken hinweggescheucht hatten und nun die Gegend, vom hellen Glanze der Morgensonne bestrahlt, in ihrer ganzen Schönheit dalag. Gegen Norden schweift der Blick über das lippische Ländchen mit seinen freundlichen Städten und Dörfern bis zur Porta und den Weserbergen; nach Osten ragt der Brocken auf, während in Süden und Südwesten eine schöngeschwungene blaue Linie die hessischen und sauerländischen Berge bezeichnet, denen sich, im Dufte der Ferne immer mehr verschwindend, die bergischen und rheinischen Höhenzüge anreihen, bis weiter nach Westen hin die malerische Kette des Teutoburger Waldes mit ihren frischgrünen Laubmassen das Rundbild schließt.

Von dieser Stelle, wie man sie auf weit und breit nicht schöner hätte finden können, schaut der Cheruskerheld über das Land hinaus; und neben der Schönheit und Großartigkeit des Denkmals selbst ist es wohl gerade die Erhabenheit des sich hier dem Auge bietenden Gesammtbildes, was den Zauber sinnen hilft, von dem Jeder, der diese Stätte betritt, sich umweht fühlt.

Der Held, dessen Erzbild dort vor unseren Blicken sich erhebt, ist uns als Individualität zwar fremd geworden; sein in der Blüthe der Jahre dem Wohle des Vaterlandes geopfertes Leben verschwindet, wie sein tragisches Ende, im Dunkel der Geschichte, aus welchem nur seine große That gleich einem hellen Sterne hervorstrahlt; um so größer aber steht er, nicht als Person, sondern als Repräsentant einer großen Idee vor unseren Augen da, uns menschlich näher gerückt durch den diese glanzvolle Erscheinung umhüllenden Schatten eines schweren Verhängnisses, welches Sohn und Gattin von den Helden Seite riß und ihn nach einer kurzen ruhmreichen Laufbahn einsam unter Mörderhänden verbluten ließ. Ein Ideal an jugendlicher Mannesschönheit, wie unser geistiges Auge ihn geschaut, so zeigt es sich uns auch hier, in übermenschlicher, hünenhafter Größe, das wuchtige Schwert in starker Faust hoch erhoben, ein Sinnbild deutscher Kraft.

Allgemach beginnt es auf dem Platze um das Denkmal und unter den Bäumen des Waldes lebendig zu werden. Ueberall, wohin man sieht, ragen Zelte und Bretterbuden aus dem dunklen Laubgrün empor. Darüber wehen bunte Wimpel im Morgenwinde und ein lustiges Völkchen treibt sich emsig schaffend dazwischen unher. Dort vor seinem Waldhause erblicken wir den Schöpfer des Denkmals, den „Alten vom Berge". Von einem zahlreichen Kreise seiner Kinder und Enkel, sowie einer Schaar zum Theil aus weiter Ferne herbeigekommener Freunde umgeben, sieht er, an einen Pfeiler seines Häuschens gelehnt, den Arbeitern zu, welche eben die letzte Hand anlegen, um den Platz zum Empfange der zahlreich erwarteten Gäste herzurichten, deren erste heute schon in hellen Haufen von allen Seiten den Berg hinanziehen. Trotz des warmen Augustmorgens hat er einen biden warmen Pelzrock angelegt; denn die kühlen Nächte und das unfreundliche rauhe Wetter der letzten Tage, welches sich hier oben auf der Höhe doppelt fühlbar macht und den das kleine Waldhaus wohl nur einen ungenügenden Widerstand entgegenzusetzen vermag, haben seine Gesundheit angegriffen und ihm heftige Gliederschmerzen zugezogen. Dennoch konnten alle Bitten seiner Freunde, drunten im Städtchen eine bequemere und geschütztere Wohnung zu beziehen und dort den Tag der Feier abzuwarten, ihn nicht dazu bewegen, sein altes Heim zu verlassen. Hier, wo er so lange gewirkt, will er nun auch ausharren als treuer Wächter bis zu dem Augenblicke, wo er sein Ziel ganz erreicht und das Werk seines Lebens dem deutschen Volke übergeben haben wird. Dieser Augenblick ist nun nahe, und welche Gedanken mögen wohl an dem Geiste des greisen Meisters vorübergehen, wenn er jetzt, nach siebenundbreißig langen Jahren mühsamer Arbeit und oft harten Kampfes hinblickt auf das in herrlicher Vollendung vor ihm dastehende Denkmal, das eigenste Werk seines Geistes und seiner Hand — und dann seinen Blick über den sonst so stillen Wald schweifen läßt, welcher belebt ist von den Schaaren derer, die von allen Enden Deutschlands herbeigekommen sind, um morgen seinen Ehrentag mit ihm zu feiern.

In dem Gasthause eines am Fuße der Grotenburg gelegenen kleinen Dörfchens, in welchem ich am Abend zuvor mit einer Schaar fremder Festgäste eingekehrt war, hängt das Bild eines schönen stattlichen Mannes mit ernsten, aber noch jugendlichen Zügen. Die edel geformte, mächtige Stirn und das große, leuchtende Auge lassen auf den ersten Blick den geistig bedeutenden Menschen erkennen und veranlaßten mich näher zu treten, um zu sehen, wen das Bild darstelle. Ich las: „Ernst von Bandel, Bildhauer". Zwischen jetzt und der Zeit, aus welcher jenes Bild stammt, liegt ein volles Menschenalter, und so lehrt uns ein Blick auf dieses Bild und das Denkmal, was fester Wille und muthige Ausdauer zu erringen vermögen.

Der Platz vor dem kleinen Waldhause wird keinen Augenblick leer; bald sind es Freunde und Bekannte, bald Fremde, denen freilich der Alte vom Berge schon längst ein alter Bekannter geworden ist, und die ihn nun hier begrüßen. Aber so viele ihrer auch kommen mochten, für jeden hatte der in diesen Tagen

gewiß viel Gepfeffte ein freundliches Wort. Als ich ihn zu Hut und Stock greifen sah, um in Begleitung seiner Gattin einen Spaziergang über den Festplatz und durch den Wald zu machen, trat auch ich auf ihn zu, grüßte ihn und bat um die Erlaubniß, mich ihm bei seinem Gange anschließen zu dürfen, was er freundlich gewährte. Die mannigfachen Ausschmückungen des Festplatzes schienen nicht gerade den besondern Beifall des alten Herrn zu besitzen, welcher wohl der Ansicht sein mochte, daß der rings den Festplatz umrahmende Wald den besten Schmuck abgebe; und in der That nahmen sich denn auch schon jetzt die theilweise noch von dem vergangenen Tage herrührenden und allmählich welkenden Kränze und Girlanden seltsam genug neben dem frischen Lanbgrün des Eichwaldes', dem sie entnommen waren, aus. Bald verlief ich den Gefeierten, der von immer neuen Andringlingen in Anspruch genommen ward.

Je weiter der Tag fortschritt, um so bunter wurde das Bild des sich hier oben entwickelnden Lebens, und erst der nahe Abend führte die fremden Gäste wieder zu der freundlichen, mit Fahnen, Kränzen und Laubgewinden festlich geschmückten Lippe'schen Residenz hinab, wo man jetzt die Ankunft des Kaisers erwartete.

Gegen seine Gewohnheit ließ der Kaiser diesmal ziemlich lange auf sich warten. Endlich, es war etwa sieben Uhr, da dröhnte der erste Kanonenschuß durch die Luft; mit feierlichem Klange fielen die Glocken ein und donnernder Jubelruf brauste durch die menschengefüllten Straßen. Wenige Minuten später erschien der Kaiser, welcher zuvor am Thore von den Vertretern der Stadt und einer Schaar weißgekleideter Jungfrauen begrüßt worden war, in einem von vier prächtigen Rappen gezogenen Wagen in der Biegung der Straße, neben ihm der Fürst zur Lippe. Auf's Neue brach der Jubel los, welcher sich gleich einem Echo beim Erscheinen des im zweiten Wagen folgenden Kronprinzen wiederholte und die hohen Gäste bis zu ihrer Einfahrt in den Schloßhof begleitete. Mit dem Eintritte der Nacht stiegen rings von den Höhen mächtige Feuergarben empor, den morgenden Festtag weithin über das Land verkündend.

Lange noch tönte der Jubel der Menge um das alte Schloß, und wiederholt trat der Kaiser, für die ihm geltenden Zurufe freundlich dankend, an das Fenster, so daß endlich ein altes lippisches Bayernmütterchen, in großer Entrüstung darüber, daß man den Kaiser immer von Neuem störte, ärgerlich ausrief: „Nee, nu is et genaug, de vole Mann möt sin' Ruh häbben, hei kann ja kaum en Bieeten eeten! Loatet doch nu mal den Jungen kommen!"

Endlich ist der Jubel verrauscht, und nächtliche Stille ruht über dem Städtchen.

Der Festtagmorgen brach an, die Straßen wachten auf und lange vor dem Abmarsche des officiellen Festzuges begann der Zug des Volkes zum Berge. Wo der Weg am Fuße des Teutberges in den Wald einbiegt, erhob sich ein stattlicher Ehrenbogen, mit welchem dort die Söhne des Waldes den Kaiser beim Eintritte in ihr Reich empfangen. Dunkles Tannengezweig bildete das Material zu dem Bogen, der mit prächtigen Gewehren und einer interessanten Sammlung von Jagdwaffen, von der Saufeder und dem mittelalterlichen Radschloßgewehre bis zu dem modernen Hinterlader geschmackvoll decorirt war. Einen originellen und wirklich höchst malerischen Schmuck des Bogens aber bildeten vier kräftige Jägergestalten, welche je rechts und links, hüben und drüben, das Gewehr im Arme und den Schweißhund am Leitriemen, als lebende Statuetten in den mit braunem Haidekranke drapirten Nischen aufgestellt waren. Damit nichts an dem Bogen fei, was nicht dem Walde entstamme, hatte man sogar das in mächtigen Lettern über dem Bogen prangende „Willkommen im Teutoburger Walde" aus Birkenrinde gefertigt, deren schneeiges Weiß sich wirksam gegen das dunkle Tannengrün abhob. Dieser wirklich prächtige Bogen, an welchem der Kaiser bei der Fahrt zum Denkmale von achtzig lippischen Forstbeamten unter Führung ihres Chefs, des Forstmeisters Zeye, mit dem klangvollen Waidmannsrufe „Jo-ri-do!" empfangen wurde, erregte diesen lebhaftes Interesse, so daß er einige Zeit vor demselben halten ließ.

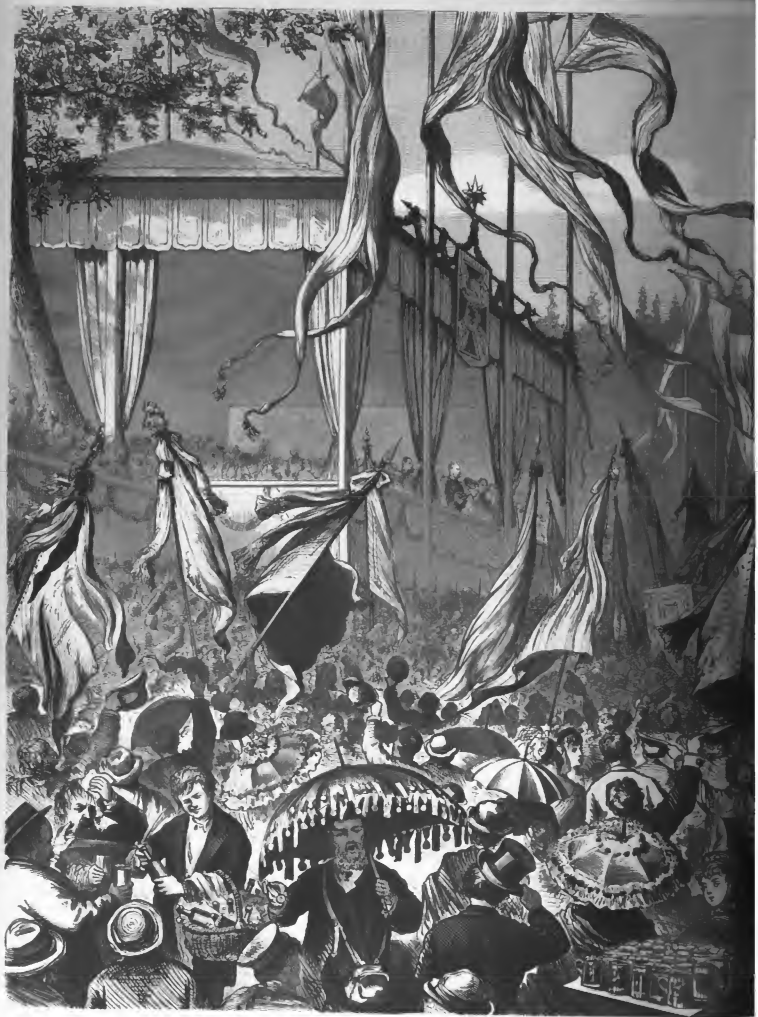
Nun aber hieß es für uns, sich eilen; um noch vor dem Kaiser zur Höhe des Berges zu gelangen. Wir schlossen uns einer Schaar frischer, junger Forstleute an, und mit ihnen ging's auf wildverwachsenen Wegen, die noch kein Fuß betrat", steil hinauf. Wohl zwanzig Minuten waren wir, ohne aufzublicken, bergan gestiegen; da lichtete sich der Tann — wie Wetterstrahl leuchtet es durch die Wipfel: das Erzbild Armin's vom Glanze der Morgensonne umstrahlt. Noch wenige Schritte, und wir sind auf der Höhe. Wie das dort vor uns lebt und wogt! „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zu sammenkamen?"

Auch ohne daß wir nach der engeren Heimath fragen, verräth uns der Laut der Sprache die Mannigfaltigkeit der Landsmannschaft. Jedes Ecken des großen deutschen Vaterlandes zählte seine Söhne hier; und daß auch das neue deutsche Reichsland nicht fehlte, zeigte uns das dort drüben lustig im Winde flatternde Turnerbanner von Straßburg, dem der unter dem Jubelrufe der Menge dort angelangte Kaiser seinen Gruß zuwinkte. Es war ein wahrer Wald von Bannern, die dort mit lustigem Wehen den Kaiser grüßten. Das wallte und flatterte in allen Formen, Farben und Zeichen: die meist schlichterufte Fahne des Kriegers neben dem reichgestickten Banner des Sängers und Turners. Selbst von jenseits des Meeres waren sie herübergekommen, die Söhne Deutschlands; und wenn sie auch jetzt das Sternenbanner der neuen Heimath zum Gruße an das alte Vaterland flattern lassen — die Herzen sind deutsch geblieben!

Das Bild, welches sich jetzt dem Auge bot, bedürfte des Malers, um es in seiner bunten Mannigfaltigkeit und großartigen Eigenthümlichkeit wieder zu geben: Dort, gegenüber dem Bandelhäuschen, unter dessen blumengeschmückter Veranda der „Alte vom Berge" neben seiner greisen Gattin, von seinen Kindern und Fremden umgeben, steht und mit freudig-bewegtem Blicke auf sein vollendetes Werk hinsieht, gewahren wir auf der mit Laubgewinden und Fahnen geschmückten Hostribüne den Kaiser mit seinem Sohne, umgeben von einem Kranze fürstlicher Herren und Damen, so wie den Vertretern der Regenten von Sachsen, Bayern, Hessen und Baden; dahinter ein zahlreicher im Glanze von Orden und reichen Uniformen strahlender Hofstaat. Hüben und drüben, zu beiden Seiten, dichtgefüllte Tribünen. Den Raum zwischen der Kaisertribüne und der Bandelhütte nimmt der Festzug ein, dessen Vorhut, die sechszehn Horn'schen Schlachtschwertirer in ihrer romantisch-mittelalterlichen Tracht, mit Panzerhemden und sechs Fuß langen Schlachtschwertern, gleichzeitig die Ehrenwache des Kaisers bildete. Der Ursprung dieser seltsamen Schaar reicht bis weit in das Mittelalter zurück, wo der Sage nach die Bürger des unweit Detmold gelegenen Städtchens Horn einst ihren Edelherrn, einen Vorfahren des jetzigen Fürsten, mit bewaffneter Hand aus der Gefangenschaft befreiten. Zur Erinnerung daran sind die bei dieser That gebrauchten Waffen und Rüstungen aufbewahrt und auf Kind und Kindeskinder vererbt; sie bilden bei feierlichen Gelegenheiten noch heute den Ehrenschmuck der dazu berechtigten Bürger. Neben diesen ernsten Gestalten, meist älteren Männern, zeigen sich die jugendlichen Gestalten der Turner und Studenten, letztere in vollem Wichse, mit Schläger und Federbarett; neben und hinter diesen die übrigen Mitglieder des Festzuges, und weiter hinaus, Kopf an Kopf gedrängt, die bunte, fröhliche Menge, welche bis hinauf zum Denkmal den weiten Raum füllt und noch auf den Stufen des Unterbaues Platz gefunden hat, während Der, dem alles dieses gilt, unbekümmert um das Treiben zu seinen Füßen, ruhig von seiner Höhe hernieder schaut. Den Rahmen zu diesen farben- und gestaltenreichen Gemälde bildet der das Ganze umschließende prächtige Eichwald, in dessen Wipfeln, wie auf dem Dache des Bandelhäuschens, eine Schaar kühner Kletterer ihren Platz gewählt hat; und über dem Allen wölbt sich der von goldigem Sonnenlichte durchstrahlte Himmel, an welchem lichte Wölkchen dahinsegeln.

Die ihrem Inhalte nach wirklich schwungvolle und von patriotischer Wärme getragene Festrede verwochte, da sie leider nur von Wenigen verstanden wurde und deshalb mehrfach zu Aeußerungen der Ungeduld Anlaß gab, die Feststimmung aller dings nicht zu erhöhen; doch bedurfte es dessen auch nicht, denn als nun der Weiheact selbst durch Entfalten der Reichsfahne und Kanonendonner unter dem Jubelrufe der Menge vollzogen war, hätte Nichts die Weihe des nun folgenden Augenblicks überragen können. Von dem Abjutanten des Kaisers geführt und auf den Arm seines Sohnes gestützt, schreitet dort der ehrwürdige

Digitized by Google



Festscene bei der Einweihung des Hermann-Den

Nach der Natur aufgenommen von Knut Ekwall.

Digitized by Google

Meister durch die lautlos harrende Menge zur Kaisertribüne. Dort erheben bei seinem Eintritte Alle sich ehrerbietig, während der Kaiser den Künstler mit herzlichem Händedrucke bewillkommnet, ihm Glück wünscht zur Vollendung des Werkes und ihm im Namen des ganzen Volkes dankt.

Es war der bedeutungsvollste Augenblick des ganzen Festes, als beide Greise, der Kaiser und der Künstler, dort standen, Hand in Hand; Jeder auf der Höhe seines Wirkens, Jener in der Mitte seines durch ihn geeinigten Volkes, ein würdiger, nur glücklicherer Nachfolger des Helden, dessen Erinnerung die Feier des Tages galt; Dieser am Ziele seiner Arbeit und seines Strebens, den Lorbeer des Ruhmes empfangend.

Mit diesem Bilde hätten wir am liebsten die Feier beschlossen; allein die Pflicht der geschichtlichen Treue läßt uns nicht sofort abkommen.

Nicht ohne ein leises Unbehagen sah man abermals einen Redner die kleine Tribüne besteigen; es war ein Freund des Künstlers, Justizrath Lüders, der in kurzen herzlichen Worten das Verdienst des Meisters würdigte, welcher während dieser Ansprache, so viel als es ihm möglich wurde, sich den Blicken der Menge zu entziehen suchte und, mit der mächtig ihn überkommenden Bewegung kämpfend, still vor sich hinblickte. Nur einmal, als der Redner der mannigfachen Hindernisse gedachte, welche sich der Vollendung des Denkmals entgegenstellten, und gegenüber der oftmals eintretenden Muthlosigkeit aller Anderen die niemals wankende Zuversicht des Meisters schilderte, der auf alle gegen ihn laut werdenden bangen Zweifel stets nur die Antwort gehabt habe: „Seid unbesorgt, mit Gottes und des deutschen Volkes Hülfe schaffe ich das Denkmal doch noch fertig!" — da erhob der Meister sein Haupt, und mit einem strahlenden Blicke die Menge überfliegend, schien er gleichsam sagen zu wollen: „Und seht Ihr wohl, daß ich mich nicht in meinem Vertrauen getäuscht habe!"

Vieltausendstimmig erschallte jetzt das Hoch-auf den Meister durch den Wald, mit dem die Menge in den Ruf des Redners einstimmte. Der Kaiser selbst führte den Gefeierten von seinem Sitze an die Brüstung der Tribüne, um ihn der jubelnden Menge zu zeigen. Noch einmal umfuhr er dann das Denkmal in Begleitung des Meisters und verlieh dann den Berg, während die Menge im Schatten der Bäume sich lagerte, um in geselligem Kreise beim Klange der Becher die Eindrücke des eben Erlebten in sich nachhallen zu lassen.

Während hier noch die Becher klangen, flog die Kunde von der herrlichen Feier auf den Flügeln des Blitzes bereits nach allen Winden über Land und Meer, um Alle, welche diese Feier mit uns begingen, mit uns an dem Durchlebten Antheil nehmen zu lassen, und um die Grüße zu erwidern, welche aus der Ferne gesandt wurden. Und gar reichlich waren sie gekommen; nicht allein aus allen Theilen Deutschlands, von der Nordsee bis zu den Alpen — weit über Deutschlands Grenzen hinaus, so weit überhaupt Deutsche über den Erdkreis verstreut sind, hatte man des Festes gedacht; da waren unter anderen Telegramme aus Paris, aus Rom:

„Hermann warf den römischen Feind aus deutschen Gefilden,
Deiner denken vereint heute die Deutschen in Rom;"

von den Sachsen Siebenbürgens: „Die aus allen Gauen des Sachsenlandes zu einem Vereinsfeste versammelten deutschen Siebenbürger entbieten den zur Feier in Detmold versammelten Vertretern des deutschen Volkes herzlichen Brudergruß"; aus New-York, Richmond in Virginien, aus Amoy in China: „Ihrem ruhmreichen Kaiser senden bei Veranlassung des Arminius-Denkmals herzlichen Gruß die Deutschen in Fusthchen".

An dem Tage, an welchem das Denkmal Armin's dem deutschen Volke übergeben wurde, durfte billig auch derer nicht vergessen werden, welche in nun vergangenen Tagen ihrem Volke das Bild des tapferen Cheruskerfürsten in Wort und Schrift gezeichnet und so das Andenken an denselben lebendig erhalten haben, nun aber längst unter dem kühlen Rasen ruhen. Der talentvolle, unglückliche Grabbe, der Dichter der „Hermannsschlacht", ein Sohn Detmolds, und der durch seine Untersuchungen über die Varusschlacht verdiente Geschichtsforscher Clostermeyer. Für die Gräber beider waren von dem Dichter Ferdinand Freiligrath, bekanntlich ebenfalls einem Detmolder Kinde, Kränze gesandt, mit welchen die Ruhestätten der Heimgegangenen geschmückt wurden. Dem Dichter aber sandte man als Dank für seine sinnige Gabe einen von dem bei der Feier anwesenden Emil Rittershaus verfaßten poetischen Gegengruß:

„Vom Haus, wo Deine Wiege stand,
Sei heute Dir ein Gruß gesandt.
Jetzt hast Du Heimath allerwärts,
Dein Heim, es heißt das deutsche Herz."

Der Jubel des Festes ist verrauscht, und an der Stätte, welche an jenem Tage in den Tausenden von deutschen Männern aus allen Gauen des Vaterlandes das Abbild des unter einem Herrscher geeinigten Deutschlands sah, rauscht der Wald wieder seine alte Melodie; von hoher Bergeswarte aber wird, der Macht der Elemente und den Stürmen von Jahrhunderten trotzend, das Erzbild des großen Cheruskerfürsten noch über ferne Geschlechter hinabschauen, als eine Mahnung, hochzuhalten das Panier der nationalen Freiheit und Selbstständigkeit, gleichviel ob die Waffen, mit welchen der Kampf um jene Güter gekämpft wird, dem Schwerte Armin's gleichen, oder ob es die Waffen des freien Geistes sind, mit welchen wir heute nach zweitausend Jahren abermals kämpfen unter dem Schlachtrufe: „Wider Rom!"

Rudolf Schlo.

Des Lieblingskindes letzter Festzug.

Von **Adolf Ebeling.**

Die erste Februarwoche des vorigen Jahres war für Kairo eine überaus gedrängtvolle und glänzende: der Vicekönig verheirathete nämlich seine jüngste Tochter Zenab-Hanem mit seinem Neffen Ibrahim-Pascha, dem Sohne seines älteren Bruders Achmet, der im Jahre 1860 so unglücklich war, im Nile zu ertrinken. Die Festlichkeiten dauerten volle acht Tage, und man muß so etwas im Oriente gesehen und mitgemacht haben, um sich eine richtige Vorstellung davon zu machen; denn so oft dergleichen auch schon geschildert worden ist, immer bleiben diese Schilderungen weit hinter der Wirklichkeit zurück. Bei solchen Gelegenheiten wird die sprüchwörtliche orientalische Pracht in ihrer ganzen Fülle entfaltet, und der vielgebrauchte Vergleich mit „Tausend und Einer Nacht" ist alsdann ganz an seinem Platze.

Der siebente Februar bildete den Glanzpunkt der Feste, denn an jenem Tage begab sich die Braut in einem unermeßlichen Prunkzuge nach dem Palaste ihres Gatten, der sie sehnsüchtig erwartete, um sie in seinen Harem zu führen, von welchem Momente an sie alsdann den Blicken der Außenwelt entzogen wurde; denn so will es die strenge Sitte des Orients. Ich müßte Seiten füllen, um die Einzelnheiten dieses Prunkzuges zu beschreiben; da aber mein heutiges Thema nicht ein Hochzeits-, sondern ein Leichenzug ist, und zwar der Leichenzug eben dieser selben Prinzessin, so gehe ich schnell darüber hinweg. Damals ahnte wohl Keiner unter den hundert tausend Zuschauern, die zu beiden Seiten der Muskih dichtgedrängt standen und all die schimmernde Pracht und Herrlichkeit, namentlich den, nach der Sitte des Landes, im öffentlichen Aufzuge mit gezeigten Brautschatz von außerordentlichem Glanze und Werth anstaunten, daß die Gefeierte, die in ihrem sechsspännigen über und über vergoldeten Galawagen auf den weißatlassnen Polstern wie eine kleine Huldgöttin saß, daß sie nach kaum achtzehn Monaten dieselbe Straße ziehen würde, wieder wie damals ein Schaustück für Hunderttausende, aber als Leiche, von unerbittlichen Tode plötzlich und unerwartet dahingerafft.

Nach der Hochzeit war die Prinzessin so gut wie ganz aus dem öffentlichen Leben verschwunden; als junges Mädchen durfte sie sich noch manche Freiheiten erlauben, denn sie war ganz europäisch erzogen worden, sie sprach französisch und englisch, trieb Musik und Malerei, und alle Welt lobte ihren leutseligen Charakter

Digitized by Google

und ihr freundliches, herzgewinnendes Wesen. Nach ihrer Vermählung sah man sie wohl manchmal, wenn sie nach Kairo kam, in der Schubra-Allee dicht verschleiert spazieren fahren; sonst setzte sie beständig in Ramleh bei Alexandrien in einem schönen, dicht am Meere gelegenen Palaste, den ihr der Vicekönig geschenkt hatte. Und in diesem Palaste ist sie auch gestorben und zwar so plötzlich, daß man gar nichts von ihrer Krankheit, sondern nur ihren Tod erfuhr.

Die sofort einbalsamirte Leiche wurde in der darauffolgenden Nacht durch einen Specialtrain nach Kairo geschafft, wo die Beerdigung schon am nächsten Tage stattfand. Bei der Großartigkeit derselben ist es wirklich staunenswerth, wie es in so kurzer Zeit möglich gewesen, alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

In Kairo angekommen, wurde die Leiche zuerst nach dem am Nil gelegenen vicekönigl. Palais Kasr el Nil gebracht, von wo aus sich der Zug schon um sechs Uhr Morgens in Bewegung setzte, denn der vorgeschriebene Weg ging durch die ganze Stadt bis zu der neuen Moschee Rifai, am Fuße der Citadelle, wo sich das Erbbegräbniß der vicekönigl. Familie befindet. Mohammed Ali, der Gründer der jetzigen Dynastie, ist übrigens in der von ihm erbauten Moschee auf der Citadelle selbst beigesetzt. Fast alle in Kairo liegenden Linientruppen waren aufgeboten und bildeten auf dem ganzen Wege, der wohl eine deutsche Meile lang war, zu beiden Seiten Spalier; alle Soldaten in frischer weißer Uniform und im rothen Tarbusch und mit zu Boden gesenktem Gewehr, als Zeichen der Trauer. Schon dies sah sehr imposant und feierlich aus. Die berittene Leibgarde des Vicekönigs in husarenähnlicher Uniform (blau, roth und Silber) sprengte hin und her, um die Straßen frei zu halten, denn der Volksandrang war begreiflich ungeheuer. Man schätzte die Anzahl der Zuschauer auf wenigstens zweihunderttausend, außerdem waren alle Fenster dicht besetzt, namentlich mit verschleierten Frauen, und das eigentliche Leichenzefolge mag sich wohl auf fünfzigtausend Menschen belaufen haben. Unser Balcon in der Muskih, d r so günstig liegt, daß man von ihm beinahe die ganze Straße hinauf und hinunter übersehen kann, bot einen ausgezeichneten Observationsplatz, und schon lange bevor der Zug erschien, sahen wir auf einen Ocean von weißen und rothen Turbanen herab, die sich mit jeder Viertelstunde dichter und dichter zusammendrängten. Endlich kamen die ersten großen Fahnen vom Esbekiehplatze her zum Vorscheine und nach weiteren zehn Minuten zog der Leichenzug selbst an uns vorüber.

Eine Abtheilung berittener Kawassen in dunkelblauen türkischem Costüme eröffneten ihn; alle trugen an langen Stäben die stiegenden Eisenkugeln, die sie vor zwanzig Jahren noch auf die Köpfe der Menge herabfallen ließen, wenn man ihnen nicht schnell genug auswich; jetzt aber hatten sie dieselben nur als Abzeichen ihrer Würde, denn die Civilisation hat hier gewaltige Fortschritte gemacht. Nach den Kawassen kamen fünfundzwanzig große fette Büffelochsen, jeder von zwei Treibern an Palmstricken, die um die Hörner gewunden waren, geführt. Das war das sogenannte vom Koran vorgeschriebene „Opfer" für das Volk, was schon bei jedem vornehmen Begräbnisse geschieht, wo immer einige Ochsen und Hammel für die Armen geschlachtet werden. Hier bei dem Begräbnisse eines Mitgliedes der vicekönigl. Familie mußte es eine ganze Heerde sein, denn fünfundzwanzig andere Büffel waren schon vorher nach der Moschee getrieben worden und außerdem noch zweihundert Hammel, die sämmtlich in den folgenden Tagen geschlachtet und unter die Armen der Stadt vertheilt wurden. Hinter den Ochsen gingen einige dreißig Kameele, deren jedes zwei große hölzerne Kisten trug. Diese Kisten waren ganz neu, aus weißem Holze sehr sauber gearbeitet und mit Brod und allen möglichen Früchten bis an den Rand angefüllt. Zwischen ihnen, auf dem Rücken des Thieres, saß jedesmal ein Araber, der unaufhörlich den Inhalt seiner Kisten über das von den Soldaten gebildete Spalier hinaus unter die Menge warf. Man kann sich das Balgen und Drängen im Volke, vorzüglich unter der arabischen Jugend, leicht vorstellen, aber auch dieses Opfer gebietet der Koran. Die dritte Spende bildet alsdann das Wasser, und auf die Kameele folgten einige fünfzig Wasserträger, wie deren viele hunderte in allen Straßen von Kairo während der acht heißen Monate, täglich von früh bis spät, umherziehen. Nur schenken sie diesmal nicht ihr gewöhnliches Nilwasser, sondern Rosinen- und Zuckerwasser, und der Zuspruch war von allen Seiten so groß, daß das Spalier immer durchbrochen wurde. Aber hier im Oriente nimmt man es nicht so genau mit der Ordnung, und die Soldaten kranken selbst so gut wie die Anderen.

Dies war gewissermaßen der materielle Theil des Leichenzuges; jetzt kam der mehr religiöse Theil. Knaben in langen weißen Gewändern, mit rothen Leibbinden und rothem Tarbusche, trugen unter prächtigen goldgestickten blauen, grünen und gelben Atlasdecken mehrere Exemplare des Korans, andere folgten mit silbernen Schalen und Gefäßen voll wohlriechender Essenzen, und noch andere mit silbernen Kohlenpfannen, nach der Art der katholischen Weihrauchbecken; jene sprengten ihre Essenzen unter das Volk und diese sandten blaue Wolken ihres duftenden Räucherwerks nach allen Seiten. Dann kam eine lange Reihe von Knaben, welche Gebete sangen, sehr einförmig und auch nicht sehr melodisch, und so viel wir davon verstehen konnten, fast immer dieselben Worte und immer mit „Allah! Allah!" untermischt. Jetzt ein Wogen und Wehen von unzähligen, meist rothen und grünen Fahnen mit weißgestickten Koranversen, und mit ihnen die Derwische der verschiedenen Orden in langen schwarzen oder dunkelblauen Talaren, die einen mit spitzen zuckerhutförmigen Filzmützen, die anderen mit weißen od r bunten Turbanen und noch andere ohne Kopfbedeckung in wirren, zerzausten Haaren, und manche halbnackt; das sind die „Heiligen", die beim gemeinen Volke in großem Ansehen stehen. „Allah il Allah! Allah akbahr!" so zieht es fast ohrbetäubend an uns vorüber, und die Fahnen bilden, von oben gesehen, ein wallendes, buntfarbiges Meer.

Auf diese ziemlich wilde Gesellschaft folgten, und zwar weit gemessener und ehrbarer, die verschiedenen Zünfte und Corporationen der Stadt Kairo, mit ihren Bannern und Emblemen, von denen viele mit Goldstickereien förmlich überladen waren, die in der Sonne angenblendend funkelten und blitzten. Da man ferner im Orient die schwarze Farbe als Leidentrauer nicht kennt, so konnte man hier eine Menge der schönsten und prächtigsten türkischen Costüme bewundern: Kaftane von Atlas oder Seide, immer in den schreiendsten Farben, roth, blau und geld, oder auch vielfarbig buntgewirkt, und das Obergewand in der Regel weiß mit bunter Stickerei, dazu Gürtel und Turbane aus seinen Cashmirshawls und Schnabelschuhe von rothem oder gelbem Leder. Ein Maler hätte hier eine reiche Ausbeute gehabt, denn es waren auch stattliche Männer darunter, Greise mit schönen weißen Bärten und jugendliche Gestalten mit echt orientalischem Typus.

Nun erschienen die Hofbedienten des vicekönigl. Hauses in moderner goldbordirter Livrée, ganz an die Dienerschaft des ehemaligen kaiserlichen Hofes in Paris erinnernd, den sich bekanntlich der Khedive von Aegypten in so Vielem zum Muster genommen hat; Einige behaupten gar, in zu Vielem, doch das gehört heute nicht hierher.

Jetzt kommen sehr vornehme Persönlichkeiten: der Kadi, der Mufti und die Ulemas mit ihrem Gefolge; wieder eine Fülle der prächtigsten orientalischen Costüme, und darunter manche grüne Turbane mit breitem Goldrande, als Zeichen, daß der Träger zu den directen Nachkommen des Propheten gehört. Dicht hinter ihnen und von Ordonnanzoffizieren in schimmernden Uniformen umgeben, die Hauptleidtragenden, in erster Reihe der Thronfolger und die übrigen Söhne und Schwiegersöhne des Vicekönigs; der Khedive selbst war nicht erschienen und der Gemahl der Verstorbenen, der Prinz Ibrahim, war noch in Europa, wohin ihm der Telegraph die Todesbotschaft gebracht hatte. Nach den Prinzen kamen die Minister und unter ihnen die sympathische Zigur Nubar-Pascha's; alsdann folgte eine lange Doppelreihe von Paschas, Generalen, sonstigen hohen Staatsbeamten, Beys und Stabsofficieren, eine ganze Musterkarte von den verschiedenartigsten goldgestickten Uniformen, fast allzuviel Gold und Stickereien, aber hier im Ensemble von überaus imposanter Wirkung. Nur der schlichte rothe Tarbusch mit der schwarzen Troddel war allen diesen hohen Herrschaften gemeinsam, und selbst der Vicekönig und sogar der Sultan in Stambul tragen Beide keine andere Kopfbedeckung.

Hierauf bildete sich ein freier Raum für die große grüne Fahne des Propheten, ein Heiligthum, das auf der Citadelle in

Digitized by Google

der Moschee Mohammed Ali's aufbewahrt und nur bei den größten Feierlichkeiten dem Volke gezeigt wird, und gleich hinter ihr — „in ihrem Schatten", wie sich die bilderreiche arabische Sprache ausdrückt — der Sarg. Von einem christlichen Sarge ist allerdings der mohammedanische durchaus verschieden, denn dieser besteht nur aus einem länglichen hölzernen Kasten, der bei den Aermeren sogar nicht einmal einen Deckel hat; in diesen Kasten wird die in Tücher gewickelte Leiche gelegt, die aber bei der Beerdigung herausgenommen wird, denn der Koran verlangt, daß der Körper des Gläubigen ohne Sarg direct in die Erde gebettet werde. Ein rother Shawl bedeckt unterwegs das Ganze, und die weiblichen Särge haben noch am Kopfende, das aber auch vorn getragen wird, eine aufrechtstehende buntumwickelte Stange, die mit Blumensträußen, Flittergold und sonstigen Zierrathen geschmückt ist.

Aehnlich war auch der Sarg der Prinzessin, aber selbstverständlich überaus prächtig und kostbar. Statt des üblichen rothen Kaschmirshawls war derselbe mit einem grünen golddurchwirkten bedeckt, ein Vorrecht, das im Orient nur den Fürsten zukommt, denn Grün ist die Farbe des Propheten. Die eben erwähnte Stange war gleichfalls mit einem ähnlichen Shawl umwickelt und auf ihrer Spitze krönte ein großes Diadem von Brillanten. Auch hoch war diese Stange ihrer ganzen Länge nach mit dem kostbarsten brillantenen Schmucke behängt, man sagte, im Werthe von einigen Millionen Franken, was wir gern glauben, weil uns der oft an's Fabelhafte grenzende Luxus der ägyptischen Harems, gerade in dieser Beziehung, genügend bekannt war.

Hinter dem Sarge gingen nach orientalischer Sitte die Klageweiber, in dunkeln Gewändern und dicht verschleiert, wohl gegen hundert; sie erfüllten die Luft mit ihrem herzerschütternden Geheul, langgezogenen Tönen in höchst Discant und für ein europäisches Ohr ebenso herzerschütternd wie unschön. Nach ihnen kamen die Schüler der öffentlichen Volksschulen, wie fast jede größere Moschee eine solche besitzt; es mochten leicht gegen tausend Knaben sein, große und kleine, schwarze, braune und gelbe, und jede Abtheilung von ihnen Lehrer, dem Zitl geführt. Sie sangen wieder ihre eintönigen Koranverse mit allah il Allah! — aber, wenn man uns anders recht berichtet hat, so waren die meisten dieser Burschen innerlich recht vergnügt: jeder erhält nämlich bei dieser Gelegenheit vom Vicekönig einen neuen Anzug aus weißem Baumwollenzeuge, mit einem kleinen bunten Gürtelstand und einem rothen Tarbusch. Da erklärte sich ihre Freude leicht, denn unzählige von ihnen schienen einer solchen Aussteuerung ihrer Toilette sehr zu bedürfen. Man kann aber hiernach und nach manchen obigen Notizen schon ungefähr die Kosten berechnen, die eine solche Beerdigung für die vicekönigliche Civilliste mit sich bringt und die wir in runder Summe auf zehntausend Pfund Sterling anschlagen hörten.

Auf die Schuljugend folgten nun noch die Effendis in langen Reihen, sowohl untere Beamte der verschiedenen Ministerien und sonstigen Behörden und Administrationen, als auch Privatpersonen, und nach ihnen, ganz zum Schluß, das eigentliche Volk in unabsehbaren wogenden Massen.

Damit war der Leichenzug zu Ende, der im Vorübergehen eine volle Stunde gedauert hatte. Ueber die Ceremonien in der Moschee konnten wir nur nach Hörensagen berichten, da es uns „Ungläubigen" nicht gestattet war, sie zu betreten. Sie sollen sich übrigens nur auf einige kurze Gebete beschränkt haben; oder der innere Raum unter der großen Kuppel war mit Tausenden von Kerzen erleuchtet, die in ihren herrlichen Glasgloden bis an den Abend brannten.

Am nächsten Morgen rollten eine Menge Wagen und Equipagen, mit leichtfüßigen, goldgesticten Läufern voran, aus allen Gegenden der Stadt über die große Nilbrücke nach Gesireh, dem Schlosse des Vicekönigs. Jeder, der irgendwie von nah oder fern zum Hofe gehörte oder sonst ein Amecht hatte, dort zu erscheinen, beeilte sich, dem Vicekönig seine Condolenzvisite abzustatten. Es wurde aber Niemand vorgelassen; der Khedive — oder sagen wir lieber der Vater, denn das klingt natürlicher — wollte mit seinem Schmerz allein sein: er hatte sein Lieblingskind verloren.

Blätter und Blüthen.

Waldmenschen in Indien. Wir waren in Innsbruck. Unsere treuen Reisegefährten, Bädeker, Meyer, Grieben, Amthor, alle sprachen so zu uns: „Am Fuße des Berges liegt Schloß Ambras oder Ambraz, einst Lieblingsaufenthalt Erzherzog Ferdinand's des Zweiten († 1595) und seiner Gemahlin Philippine Welzer ꝛc." oder doch so ähnlich. Wir hatten alle die Wahl zwischen Ambras und Ambraz, entschieden uns für letztere Lesart und fuhren hin. Die Auffahrt in's Innthal — gehört nicht hierher; wir genossen sie mit stillem Behagen von der Schloßterrasse, zogen die Glocke am Schloßthore, und ein freundlicher Castellan, vielleicht der Enkel des Custos von Ferdinand's Castellan, führte uns in vielen Schlösser-Zimmer und zeigte uns Alles, was schön war, als das Schloß noch Leben hatte. Wir kamen zwei Treppen hoch in den Corridor links. „Nun bitte, treten's a bißel dahier. Da werden's schauen in Lebensgröße das Bild eines Mannes, was hat gelebt zu München zur Zeit Ferdinand's, und das Bild der Frau und das Bild des Sohnes zu dem Manne. Die Frau war wohlgestalt, der Mann hatte lange Haare im Gesichte und am ganzen Körper, der Sohn auch. Nachdem der Erzherzog ein Gaudi hatte, wann er curiose Menschen sah, so hat er sich die Familie abmalen lassen."

So sprach der Castellan, wie er vielleicht schon tausendmal gesprochen hatte. Ich hatte kaum auf ihn und sah hier in das Gesicht des alten Müncheners, in dieses Gesicht mit den langen rauhig büschelförmig stehenden Haaren, in dieses vollständige Affenpinschergesicht, aus dem buch Mund und Augen so sehr klug und gutmüthig hervortraten. Und der Sohn war das treue Abbild seines Vaters, nur einige Nummern kleiner. Wo hatte ich den Münchener schon gesehen? Ich durchlief die Reihen meiner Freunde, meiner Bekannten bis in die letzten Ausläufer — wilde Männer waren nicht darunter. Und doch, doch hatte mir diese Menschenbildung schon nahe getreten sein.

Wir ritten weiter. Gossensaß und Franzensfeste, Hochgall und Schwarzenstein, Alles sehr schöne Alpenbilder, aber sie traten nur neben, nicht vor jenes merkwürdige Menschenbild. To sah ich in Taufers auf der Wirthsstube die „Gartenlaube" liegen, umfreit in weiten Bogen von einem ganz schwarzen Manne mit einem kleinen Tonsurfleckchen. Ich aber nahm das Blatt seiner Benutzung ruhig in die Hand und — merkwürdige Zickzacke der Erinnerung — ich wußte sofort, wohin ich den Münchener zu thun hatte.

Nach Hause zurückgekehrt, blätterte ich rückwärts die Jahrgänge der „Gartenlaube" durch; ich brauchte nicht lange zu blättern, Jahrgang 1874, Seite 61, fand ich das getreue Conterfei des Müncheners, nur daß er hier Andreas Zellhofer heißt, tief aus dem Innern Rußlands gebürtig ist und noch unter den Lebenden weilt. Genau wie Zellhofer dort abgebildet ist, genau so sehen der alte Münchener und sein Sohn aus, alle haben sie ein äußerst kluges, gutmüthiges Affenpinschergesicht. Der Herr Verfasser jenes Artikels „Was uns die Hausthiere erzählen" spricht an, daß nach verschiedenen Berichten derzleichen Waldmenschen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gelebt haben; einen directen Beweis aber, wie ihn nur ein Bild bringen kann, hat der Herr Verfasser nicht liefern können, wenigstens nicht aus eigener Anschauung. Ich trete mich daher, ein solches eclatantes Beweisstück zwar nicht erfunden, aber doch zur Sprache gebracht zu haben, denn mir haben es hier wiederum mit einer Thatsache zu thun, die im Vereine mit vielen anderen der Darwin-Häckel'schen Lehre vom Ursprunge des Menschengeschlechtes aus dem Gebiete der hohen Wahrscheinlichkeit immer mehr in das der Gewißheit hinüber trägt. Sonderbare Verkettung der Umstände! Jener Mann aus dem stolzen Fürstengeschlechte, welcher der Selbstherrlichkeit seiner Rasse einen so argen Riß versetzte und in dreißigjähriger glücklicher Ehe mit der Bürgerstochter den Beweis von der Gleichheit des Menschengeschlechtes auftrat, er ging, wenn auch unbewußt, nach einem Schritt weiter und lieferte uns ein Beweisstück dafür, daß das Menschengeschlecht im Gefühle seiner Würde gegen die sogenannten untergeordneten Geschöpfe nur ganz leise auftreten darf.

Kleiner Briefkasten.

G. v. D. Wie gern die Gartenlaube allen Festen von nationaler Bedeutung ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme widmet, ist bekannt; nur muß sie, eben ihrer langen Herstellungszeit wegen, ihre Berichterstattung weniger in fehlerschreibenden, als in fehlerunterdrückenden Kräften zeigen. In dieser Weise ist auch am Karl-August-Feste die Betheiligung in Nr. 36 und 37 derselben geschehen. Eine genaue Festbeschreibung, die doch nur wie ein verspäteter Nachklang aus dem Chorus der Tagesberichterstatter erscheinen würde, werden unsere Leser uns deshalb gern erlassen.

W. A. in Münster. Es sind uns verschiedene Compositionen des Fallersleben'schen Liedes eingesandt, sämmtlich aber als unaufsendbar bei Seite gelegt worden.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das dritte Quartal. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 39. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Helene.

Tagebuchblätter aus dem russischen Salonleben.

(Fortsetzung.)

Den 27. October.

Alle diese letzten Tage waren für mich schwer zu ertragen, aber der gestrige doch am schwersten, weil ich mich gern still zurückgezogen und nichts mehr von dieser wunderlichen Welt, in der ich lebe, gehört oder gesehen hätte. Wie Vieles mußte ich statt dessen erfahren!

Gleich nach dem Diner kam Hirschfeldt, um die bewußte Symphonie mit mir zu üben. Ich nahm alle meine Kräfte zusammen, machte aber doch meine Sache schlecht. Man ließ uns keinen Augenblick allein. Madame geruhte in höchst eigener Person in den Musiksaal zu kommen und sich von dem Capellmeister ihre Lieblingsmelodien vortragen zu lassen. Als er selbst ihren capriciösesten Anforderungen mit spielender Leichtigkeit und sichtbarem Vergnügen genügte, als die perlenden Töne so sicher unter den Fingern ihres Beherrschers hervorquollen, während seine Augen lebhaft strahlten — da fühlte ich mich klein neben ihm. Ein widerwärtiges, mir sonst fremdes Gefühl bemächtigte sich meiner und verkümmerte mir den Genuß an der Musik. Es mißfiel mir entschieden, wenn ich sah, wie Madame Branikow sich wohlgefällig Herrn Hirschfeldt's Aufmerksamkeiten gefallen ließ, und doch hatte ich kein Recht, sie ihr zu mißgönnen. Was bin ich ihm und wie durfte ich mir anmaßen, über sein Benehmen irgend welchen Aerger zu empfinden?

Als er sich verabschiedete, fand er nur einen Augenblick Zeit, um mir zuzuflüstern: „Von Allem, was ich Ihnen heute sagen wollte, habe ich kein Wort anbringen können; aber ich tröste mich, denn Sie wissen schon genug, und hoffentlich sehe ich Sie schon in den nächsten Tagen wieder."

Er ging, und Olga, die soeben im Saale erschienen war, sandte ihm einen langen Blick nach, über dessen Bedeutung ich bisjetzt nicht recht zur Klarheit gelangt bin. Mangel an Interesse lag jedenfalls nicht darin. Für den Rest dieses unglücklichen Abends schien die Gouvernante sich den jungen Musiker zum Gegenstande der Unterhaltung ausersehen zu haben. Es ist ihr nunmehr gelungen, glücklich herauszubringen, daß er und der von den Adrianoff's verbannte Lehrer eine und dieselbe Persönlichkeit sind, und sie trug alle darüber umlaufenden Klatschgeschichten nebst vielen anderen mit ihrer ganzen Beredsamkeit beim Thee vor. Es waren noch mehrere Damen anwesend, und ich wußte Zeuge sein, wie darüber debattirt und gestritten wurde, ob an der Geschichte von Vera und Hirschfeldt etwas Wahres sei oder nicht.

Madame, die bequem an ihrem gewohnten Platz auf der Chaiselongue ruhte und sich damit beschäftigte, aus einem neben ihr stehenden silbernen Körbchen ein Stück Biscuit nach dem andern hervorzunehmen und zu verzehren, erklärte endlich mit Gemüthsruhe, daß sie den Musiker charmant finde, daß er spiele wie ein Gott, und daß er, nach ihrem Dafürhalten, zuviel Verstand besitze, um sich auf eine Tollheit einzulassen, die ihm nothwendigerweise eines Tages den Hals brechen müsse.

„Dem," sagte unser Gebieter und strich seinen Schnurrbart, „ist jede Tollheit zuzutrauen, und wenn ich Constantin Feodorowitsch wäre, würde ich meine schöne Schwester sorgfältiger hüten und dem Abenteurer, der sie in's Gerede gebracht hat, lieber eine Kugel vor den Kopf schießen, als daß ich ihm erlaubte, überhaupt noch ein Wort an sie zu richten."

Zenaide Petrowna lachte, daß man alle ihre weißen Zähne sah. Sie meinte, es würde eine schwere Aufgabe sein, Vera zu hüten, wenn es dieser eben nicht gefiele, sich bewachen zu lassen; übrigens finde sie die Geschichte äußerst amüsant.

Ich stand im Geheimen alle Qualen der armen Seelen im Fegefeuer aus und durfte mir doch keine Blöße geben; ich hielt mit furchtbarer Anstrengung das gleichgültigste Lächeln auf meinen Mienen fest, ertrug das Kreuzfeuer von Olga Nikolajewna's spähenden Blicken, ohne mit den Wimpern zu zucken, und dankte Gott aus tiefstem Herzen, als der Abend sein Ende erreicht hatte.

Mit welchen gemischten Gefühlen ich unter diesen Verhältnissen dem Donnerstag entgegen sehe, ist leicht begreiflich.

Den 30. October.

Unser Musikabend hat gestern statt gefunden. Er war zahlreicher besucht als der vorige, und Madame schwelgte in Wohlbehagen, denn Jedermann sagte ihr Verbindliches über die Anordnung dieser hübschen Soiréen. Ihre Chaiselongue war stets umringt, und sie sah sich angenehm unterhalten, ohne daß es der geringsten Anstrengung ihrerseits bedurft hätte.

Der Capellmeister kam diesmal früh. Zu Bewußtsein alles Dessen, was in meiner Gegenwart über ihn geredet war, klopfte mir das Herz in heftiger Unruhe, als ich ihn erblickte. Er sah düster aus — „préoccupé" würde Zenaide Petrowna gesagt haben, wenn sie ihn genauer betrachtet hätte. Ich verstand den unruhig suchenden Blick, den er über die Versammlung gleiten ließ, denn von den Adrianoff's war noch Niemand da. Er und ich, wir sollten gleich zum Anfang unsere Symphonie vierhändig spielen, und vor Beginn derselben

richtete er eine hastige Frage in Betreff der Fehlenden an mich. Ich konnte ihm nur mit Achselzucken die leise Erwiderung geben, daß wir sie bestimmt erwarteten. In der That wurden wir noch vor Beendigung unseres Vortrages dadurch gestört, daß Fräulein Adrianoff am Arme ihres Bruders eintrat. Die Generalin war nicht mit erschienen, und Wera erklärte sogleich, daß sie nur eine Stunde bleiben könne — dringender Abhaltung wegen; sie habe aber doch, um nicht ganz wortbrüchig dazustehen, wenigstens für die kurze Zeit kommen wollen. Sie war liebreizend wie immer, und ihre Schönheit ist eine derartige, daß man jedesmal zu glauben versucht ist, man habe sie noch nie so bezaubernd gesehen. Sie blieb für einige Zeit so unruhig, daß es mir nicht gelingen wollte, mich ihr zu nähern; als sie indeß meiner ansichtig wurde, kam sie zu mir, nahm meinen Arm und begann mit mir auf- und abzugehen.

„Wie kommt es nur, daß Sie nicht bleiben können?“ fragte ich sie.

Ein Schatten glitt über die feinen Züge meiner Begleiterin. „Ich kann nicht; o, fragen Sie mich nicht!“ lautete ihre Antwort. „Und doch, Sie wissen schon so Vieles, daß ich Ihnen auch dieses noch mittheilen muß. Sie haben sicher erfahren, wie geschäftig die Verleumdung sich meiner bemächtigt hat. Gestern war nun eine Dame bei uns, die mich warnte, am Donnerstage zu Branilow's zu gehen, denn man sage in der ganzen Stadt, meine Eltern hätten Herrn Hirschfeldt das Haus verboten, und weil er nicht zu uns kommen dürfe, hätten wir uns bei Madame Branilow Rendezvous gegeben. Ich bin trotzdem gekommen, damit die Dame nicht glaube, sie habe mich eingeschüchtert; aber Sie begreifen, daß ich nicht bleiben kann.“

„Das ist in der That traurig. Auf die Weise werden Sie uns niemals besuchen können,“ sagte ich, wirklich erschrocken.

Wera lächelte matt. „Seien Sie ruhig!“ erwiderte sie. „Ich werde wiederkommen; ich werde Mittel und Wege finden, es für ein anderes Mal möglich zu machen; aber bitte, Fräulein Helene, helfen Sie mir heute! Ich muß mit Alexis einige Worte sprechen; verschaffen Sie mir die Möglichkeit dazu! Sie können nicht die entsetzteste Ahnung davon haben, wie unglücklich ich bin.“

Ihre zierliche kleine Hand schloß sich dabei krampfhaft und leise bebend um die meinige. Ich sagte mir selber, daß ich vielleicht die unverantwortlichste Thorheit, ja sogar ein Unrecht begehe, indem ich ein Verhältniß begünstige, welchem zum wirklichen Wohle der Nächstbetheiligten besser so bald als möglich für immer ein Ende zu wünschen sei; da aber das junge Mädchen mich ansah mit einer so verzweifelten Bitte in der Tiefe ihrer großen seelenvollen Augen, hieß ich meine Bedenken schweigen. Armes Kind! Die Qual im eigenen Herzen ließ mich zu deutlich ermessen, was sie leiden mußte, und das meinige ist doch bereits in harter Lebensschule gestählt, in Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung geübt. Doch sie? Was soll aus ihr werden? Als ich suchend meinen Blick umhersandte, entdeckte ich den Capellmeister, welcher, neben der Thür, die vom Musiksaale in den Salon führt, an einem Pfeiler lehnend, auf Olga Nikolajewna hörte, die vor ihm stand und in ihrer quecksilbrigen Lebendigkeit auf ihn einredete.

„Halten Sie sich in der Nähe des Flügels!“ sagte ich leise meiner Begleiterin und entfernte mich dann mit einer ceremoniösen Verbeugung von ihr, um nach einer Weile mich Hirschfeldt zu nähern. Ich ersuchte ihn, über die demnächst vorzutragenden Musikstücke Verabredung mit mir zu treffen, und er begleitete mich sofort an den Flügel, wo wir in den Notenheften blätterten und wo nach kurzer Zeit auch Wera sich einfand, um ihre Aufgabe für ein nächstes Mal zu erbitten. Ich überließ die Beiden alsbald sich selber. Sie begannen eine Unterhaltung in deutscher Sprache, von der ich mich bemühte nichts zu verstehen, aber ich sah mit Bewunderung, wie völlig ruhig und unbefangen Hirschfeldt äußerlich blieb und sprach, während doch das Herz in seiner Hand merklich bebte. Wera, die bei Weitem nicht seine Selbstbeherrschung kennt, erregte mir Unruhe. Ihre Blicke ergänzten mit jeder Minute fieberhafter; ihre Worte nahmen dringendere, beschwörende Accente an; ich hielt es für durchaus gerathen, mich endlich mit einer gleichgültigen Phrase in das Gespräch zu mischen, und die junge Dame begriff meine Absicht, demselben ein Ende zu machen, auch sofort. Sie fuhr sich mit ihrem duftigen Spitzentuche über die heißen Wangen, preßte es eine Secunde lang auf ihre feuchten Augen und sah mich mit einem Lächeln an, das mir wehe that, da ich verstand, welche furchtbare Anstrengung es sie kostete.

„Dank Ihnen!“ flüsterte sie mir unter einem warmen Händedrucke zu, und in der folgenden Minute bereits durchschritt sie in ihrer unnachahmlich graziösen Weise den Saal, um sich bei Madame Branikow zu verabschieden. Nach allen Seiten grüßend und von ihrem Bruder geführt verließ sie die Gesellschaft. Als ich den letzten Schimmer ihrer seenhaften Gestalt verschwinden sah, dämmerte eine Ahnung in mir auf, klar und immer klarer, daß es ein glänzendes Elend giebt, schlimmer als jedes andere, welches uns doch wenigstens die Freiheit des eigenen Willens im Kampfe mit diesem seinblichen Leben läßt.

Zwei junge Damen sollten jetzt mit Violinbegleitung ein Duett singen. Ich glaubte mich in dem Augenblicke von Niemandem beobachtet und zog mich, gedrückt in meinem Herzen und traurig zum Sterben, in einen Winkel hinter zwei riesige Blumenstöcke zurück, um meinen Gedanken nachzuhängen. Kaum hatte ich jedoch meinen Platz eingenommen, so stand, wie aus der Erde gewachsen, Hirschfeldt vor mir. Er sah nicht oder wollte nicht sehen, daß ich erschreckt zusammenfuhr.

„Sie haben soeben ein gutes Werk gethan,“ sagte er, und jede Faser meines Herzens zuckte bei dem sympathischen Klange dieser männlich kräftigen und doch in den Augenblicke weich gedämpften Stimme.

Meine Finger preßten sich mechanisch ineinander, und es gelang mir, ihm in kühl reservirtem Tone zu antworten: „Das ist noch nicht gewiß. Ich selbst bin mit mir durchaus nicht darüber im Klaren.“

Er machte eine Bewegung, und aus seinen Augen glänzte fragendes Erstaunen.

„Unfreiheit gesagt,“ fuhr ich unbeirrt fort, „kenne ich sie noch nicht genug. Ich suche erst zu enträthseln, ob man sich auf Sie verlassen kann.“

„Auf mich?! Fragen Sie Fräulein Wera, die wird es Ihnen sagen.“

„Fräulein Adrianoff wird mir nichts Schlimmes von Ihnen sagen,“ entgegnete ich, „aber wissen Sie, daß man übrigens sehr viel Böses von Ihnen spricht?“

„Von mir? Glauben Sie es nicht!“

Ich spielte mechanisch mit meinem Fächer, dann erhob ich meinen Blick zu dem jungen Musiker und sagte mit ruhiger Festigkeit: „Wenn ich Alles glaubte, was man über Sie redet, so spräche ich jetzt nicht mit Ihnen und würde es noch viel weniger Ihnen wiedererzählen. Es sind aber so viele Geschichten von Ihnen im Umlaufe, daß, wenn nur die Hälfte davon auf Wahrheit beruhte, Sie ein gefährlicher Mensch sein müßten.“

Seine Stirn zog sich zusammen. „Sie werden mir Alles wiedererzählen,“ stieß er hastig hervor.

„Das werde ich nicht thun.“

„Doch, als gute Collegin müssen Sie es thun. Sie müssen mir beistehen, Fräulein Helene, denn Sie wissen nicht, von wie viel Feinden ich umringt bin.“

„Das weiß ich, ohne daß Sie es mir sagen,“ antwortete ich, immer bemüht, jedes meiner Worte, jede Miene so zu beherrschen, daß sie keine Spur von der Spannung ahnen ließen, die mein Herz während dieser wunderlichen Unterredung rascher und immer rascher klopfen ließ.

Der Capellmeister hatte sich gleich zu Anfang auf einen Sessel mir gegenüber niedergelassen. Er rückte mir jetzt um ein Weniges näher, und in seiner Stimme zitterte ein seltsamer Ton innerer Erregung, als er wieder begann: „Handeln Sie als Freundin an mir! Wir sind Collegen und müssen zusammenhalten. Sie können mir große Dienste leisten, wenn Sie mir mittheilen, inwiefern man Nachtheiliges über mich spricht, und mich so meine Feinde kennen lehren, damit ich immer vorbereitet bin. Sie sagen, Fräulein Helene, Sie kennen mich noch nicht genug; ich will Ihnen sagen, wie ich bin. Ich bin ein Mensch,“ fuhr er fort, und seine Stimme ward leidenschaftlicher erregt, „dem es unmöglich ist, in der breit getretenen Bahn des Gewöhnlichen sein still und bescheiden die vorgeschriebene Straße zu ziehen. Es ist ein unbestimmtes, unerklärbares Etwas in mir, das mich vorwärts treibt und flößt,

Digitized by Google

das mich zwingt, nach einem höheren Ziele zu streben, als um das Brod für's tägliche Leben mühsam zu ringen. Und sehen Sie, ich fühle die Kraft in mir, Ruhm, Stellung und Ehre im Leben zu gewinnen, und darum eben hassen mich diese stolzen Edelleute, die es mir nicht verzeihen können, daß ich mir bis in ihren Kreis Bahn gebrochen habe, die es mir nie verzeihen werden, daß ich — bürgerlicher und jüdischer Abkunft — ihnen doch an Verstand und Wissen überlegen bin, ja, die mich hassen" — ein seltsamer Ausdruck glitt hier über seine ausdrucksvollen Züge — „des fabelhaften Glückes wegen, welches ich stets bei den Damen gemacht habe. Sehen Sie mich nicht strafend und mißbilligend an, Fräulein Helene, ja — wenden Sie sich nicht von mir. Indem ich es unternahm, mich selbst Ihnen zu schildern, bin ich Ihnen auch in allen Punkten Wahrheit schuldig, und es ist wahr, wo ich mich noch ernstlich darum bemühte, hat kein Frauenherz mir widerstehen können."

„Aber das ist abscheulich," rief ich, meiner Empörung Worte gebend. „Sie rühmen sich noch des frevelhaften Spieles, das Sie zur Kurzweil oder aus Eigennutz getrieben haben."

„Mich rühmen? Nein," sagte er. „Ich führe nur die einfache Thatsache an. Würde ich mich besser bei Ihnen anpreisen, wenn ich die Wahrheit zu vertuschen oder zu beschönigen suchte?"

Als läge in seinem Blicke eine magnetische Gewalt, die den meinen unwiderstehlich und wider Willen zu sich hin zu zwingen verstand, mußte ich das Auge zu dem Antlitze mir gegenüber aufschlagen, und als ich in diese geistig belebten Züge blickte, da ward ich mir bewußt, daß — obwohl meine eben geäußerte Empörung wahrlich nicht erheuchelt war — daß ich ihn liebte wie noch nie, ohne Rettung, ohne Hoffnung, mich je von diesem mich vor mir selber so tief demüthigenden Gefühle befreien zu können. Aber ich biß die Zähne zusammen und legte mir in der einen Secunde tief in meinem Herzen das Gelübde ab, daß er nie, niemals auch nur ahnen solle, wie auch ich zu der langen Liste Derer gehöre, bei denen er „fabelhaftes Glück" gemacht. Ich zwang meine Stimme zur Festigkeit und bemerkte, ohne auf seine Frage etwas zu erwidern, nur abwehrend: „Wie Sie selber mir jetzt bestätigen, sind alle schlimmen Gerüchte über Sie also doch nicht erdichtet."

Er zuckte mit den Achseln. „Was wollen Sie? Ich stehe einer Gesellschaft gegenüber, die mich vielfach als Feind behandelt, und im Kampfe gehören, wie Sie wissen, die Kriegslisten nicht zu den verbotenen Dingen. Glauben Sie mir, zarte Hände öffnen auch die unzugänglichsten Pforten im Wege der Güte weit leichter, als rauhe Gewalt. Ueberdies traue ich Ihnen hinreichend Geist zu, Fräulein Helene, um auch in diesem Punkte beurtheilen zu können, wo die Grenze des Erlaubten gezogen ist. Werden Sie mir ein Verbrechen daraus machen, wenn ich diesen jungen Damen, die durchaus nichts Besseres verlangen, als sich von mir den Hof machen zu lassen, den Gefallen thue?"

Ich wollte ihm erwidern, daß diese Art bequemer Moral, die er sich selber geschaffen, meine Billigung entschieden nicht habe und nie erhalten werde, aber er schnitt mir das Wort ab, indem er schnell hinzufügte: „Mit Ihnen freilich ist das etwas Anderes, Fräulein Helene. Ihnen den Hof zu machen, würde ich niemals wagen. Ich biete Ihnen statt dessen meine Freundschaft an und füge nur das Eine hinzu: weisen Sie dieselbe nicht zurück! Denken Sie, wir kennen uns bereits fünfzehn Jahre! Sie können sich auf mich verlassen. Für Diejenigen, die gut mit mir sind, bin ich der treueste Freund, aber für die Falschen —!" Er ballte die Hand; seine Augen funkelten, und ich war mir nur zu deutlich bewußt, daß kühle Gleichgültigkeit diesem wandernden Vulcane gegenüber eine Unmöglichkeit sei. Ich that also, wozu die innere Nothwendigkeit mich zwang, indem ich meine Hand in seine dargebotene Rechte legte.

„Jetzt sollen Sie auch erfahren," nahm Hirschfeldt nach einer kurzen Pause den Faden der Unterhaltung wieder auf, „was Fräulein Wera mir heute mitzutheilen hatte. Meine schlimmsten Befürchtungen scheinen leider der Verwirklichung nahe. Stellen Sie sich vor, daß ihre Eltern sie verheirathen wollen!"

Er war bei diesen Worten leichenblaß geworden, und seine Züge nahmen einen solchen Ausdruck finsterer Erbitterung an, wie ich sie noch nicht bei ihm kennen gelernt hatte. Ich versuchte, ihm ein Wort der Theilnahme zu sagen, aber er hörte kaum darauf. „So sind diese Menschen!" sagte er. „Ob ihre Tochter glücklich wird, oder ob sie ihr das Herz brechen, das sind ihnen Fragen von untergeordneter Bedeutung, die sie nicht einmal in Erwägung ziehen. Daß sie eine sogenannte standesgemäße Heirath macht, das ist das Ziel, nach dessen Erreichung sie vor allen Dingen jetzt streben, da sie Verdacht geschöpft haben, Wera könne kühn genug sein, über ihr Herz und ihre Person selbst verfügen zu wollen."

Ein unendliches Bedauern erfaßte mich, da ich nur zu gut erkannte, wie die stolze Natur des jungen Künstlers sich aufbäumen mußte, und wie er kämpfte gegen den Schmerz, der ihn doch fast zu überwältigen drohte.

„Ich sage Ihnen," knirschte er, „in dem Augenblicke, da Wera mir mittheilte, daß die Gefahr drohend und nahe sei, daß man sie auf die bevorstehende Ankunft des ihr bestimmten Gatten schon vorbereitet habe, glaubte ich, ich solle niederstürzen."

„Aber was werden Sie thun?" fragte ich ihn.

Er sah mich mit seinen blitzenden Augen fast staunend an und erwiderte ohne Bedenken: „Kämpfen bis auf's Aeußerste. Ich habe Wera beschworen, fest zu bleiben. Vielleicht, daß die Gefahr noch einmal abzuwenden ist und — Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Im schlimmsten Falle," er war vorhin schon aufgesprungen, und jetzt beugte er, nahe zu mir herantretend, das Haupt tief herab und sagte gedämpften Tones: „Im schlimmsten Falle bleibt uns die Flucht."

Ich fuhr zusammen und hob erschrocken meinen Blick zu ihm empor. Auf seinem Antlitz lag in diesem Augenblicke eine eiserne Entschlossenheit ausgeprägt.

„Wera, das verwöhnte Kind des Reichthums, würden Sie wagen, es in eine unbestimmte Zukunft mit hineinzureißen?"

Mein neuer Freund hatte sich wieder aufgerichtet, und während seine Blicke fast durchbohrend den meinigen begegneten, fragte er: „Glauben Sie nicht, daß die volle, ungetheilte Liebe des Mannes eine Frau für Alles, was sie anderweitig aufgiebt, entschädigen kann?"

Ich blickte nieder. Ich empfand zu deutlich bei dieser Frage, wie man im Stande sein müsse, für *seine* Liebe all jene äußeren Dinge zu opfern, und doch — Wera, jene zarte Blume, die von der rauhen Prosa des Lebens nicht einmal eine Ahnung hat, und dann —? „Ja, für eine ganze ungetheilte Liebe," antwortete ich zweifelnd.

Eine dunkle Röthe überfloß plötzlich seine Stirne.

„Sie werden doch hier nicht an jene flüchtigen Tändeleien denken," sagte er, „die ich mir mitunter gestattet habe, — Wera *liebe* ich."

Ich gab ihm den stolzen Blick, mit welchem er diese Worte begleitete, ebenso stolz zurück und entgegnete mit Entschiedenheit: „Von dem Manne, dem ich eines Tages mein Herz schenken könnte, würde ich auch nicht die geringfügigste jener Tändeleien dulden."

Er erwiderte nichts, aber er sah mich lange mit einem Ausdruck in den Augen an, den ich nicht zu deuten wußte. „Ja," sprach er dann endlich nachdenklich und langsam, „mit Ihnen ist es etwas Anderes, Sie sind nun einmal gar nicht zu vergleichen mit den übrigen jungen Damen hier, Sie — nun, Sie sind eben ein *deutsches* Mädchen."

Ich begriff nicht, ob Herr Hirschfeldt mit dieser Heraushebung meiner Nationalität ein Lob oder einen Tadel aussprechen wollte, und verspürte auch keine Lust, mir solches näher von ihm erklären zu lassen, ich ersuchte ihn vielmehr dringend, sich wieder unter die Gesellschaft zu mischen, und er that es, nachdem er mir noch angekündigt hatte, daß seine Mutter und Schwester ihn der nächsten Woche wieder abzureisen gedächten und mich noch dringend um einen Besuch am Sonntag bitten ließen. Ich sagte ihm, daß ich, wenn möglich, kommen würde, und begab mich alsdann an den Flügel, um mit Aufbietung aller meiner Kraft noch ein langes und schweres Trio zu spielen.

Den 4. November.

Vorgestern blieb mir nur sehr kurze Zeit, zu Hirschfeldt's zu gehen und zwar früh, da ich später mit unserer Gebieterin

Digitized by Google

ausfahren sollte. Als ich ankam, waren in Folge dessen die Damen noch bei der Toilette, und der Capellmeister empfing mich mit der Bitte, mich nur kurze Zeit zu gedulden. Wir blieben also für einen Moment allein, und er benutzte ihn sofort, um aus seiner Brieftasche ein zierliches Billet herauszunehmen und es mir zu reichen.

„Lesen Sie, ich bitte," rief er beinahe ungeduldig, als ich zögerte, den duftigen Liebesboten zu berühren, denn ich hatte in der Adresse Fräulein Adrianoff's Handschrift erkannt, von der ich oftmals kleine Briefe empfange. Ich that, wie er geboten, und zwang meine Hand, nicht zu zittern, indem sie das feine Blättchen auseinanderschlug, welches den rüchaltslosesten Erguß schwärmerischer Leidenschaft enthielt und zugleich die Nachricht, daß die Ankunft ihres „Zukünftigen" sich glücklicher Weise noch um ein Weniges verzögern werde, so daß sie für den Augenblick wieder aufzuathmen wage.

„Freuen Sie sich!" sagte ich und gab den Brief zurück.

Er zuckte die Achseln. „Es ist eine Henkersfrist," erwiderte er finster. „Aber noch Eins, Fräulein Helene," — er war plötzlich nahe zu mir herangetreten — „in einer Minute wird meine Schwester hier sein. Sprechen Sie in ihrer Gegenwart nicht von diesen Dingen!"

Ich sah ihn voll Erstaunen an. „Nicht in Gegenwart Ihrer Schwester? Und warum nicht?"

Er zögerte. „Nun, wissen Sie, es ist des Geheimnisses wegen, das bewahrt werden muß, und meine Schwester ist — ist ein Frauenzimmer."

„Und ich?!"

„Sie! Nun, ich sagte Ihnen schon, — Sie sind eine Künstlerin."

Er durchmaß mehrmals das Zimmer mit hastigen Schritten, und dann plötzlich trat er wieder dicht vor mich hin und ließ seine Blicke auf mir ruhen, als wolle er im Grunde meiner Seele lesen. „Wunderbar," begann er von Neuem, „unfaßlich bleibt es trotz Allem. Erklären Sie mir nur das Eine: wie es doch kommt, daß ich zu Ihnen, ohne Sie weiter gekannt zu haben, so unbedingtes Vertrauen faſſen mußte. Ich glaube, es rührt von der sicheren, harmonischen Ruhe in Ihrem Wesen her. Man sieht Sie an und fühlt sich überzeugt, daß alles Unedle, Unüberlegte oder auch Unpaſſende Ihnen gänzlich fern liegt, Sie —"

Zum Glück machte die Ankunft der Damen in eben dem Augenblicke allen Erörterungen ein Ende, denn — läßt er sie gleich nicht gelten, so war ich mir doch meiner Frauennatur klar genug bewußt, um nicht zu fürchten, daß sie sich nächstens in mir empören werde, wenn der Mann, dem sich nun einmal mein Herz zugewendet hat, noch länger fortfühte, mein Ich gleich einer Sache zu zergliedern, die ihm einigermaßen nützlich und darum interessant erschien.

Ich verabschiedete mich nach kurzem Beisammensein mit Freundlichkeit von den Damen und legte während des Nachhausegehens still im Innern das Gelübde ab, mich von dem Herrn Sohn und Bruder in Zukunft auch möglichst fernzuhalten.

Den 25. November.

Es ist wohl recht nachlässig, aber es ist nun einmal so — volle drei Wochen sind vergangen, seitdem ich zuletzt an diesen Blättern schrieb, und so schnell sind sie dahin, daß ich nicht begreife, wo die Zeit geblieben ist. Volle drei Wochen! Und wenn ich an Alles denke, was in der Zeit sich begeben hat, so fühte ich die Unmöglichkeit, ausführlich das Verſäumte nachzuholen, und nur um nicht den Faden zu verlieren, will ich das Wichtigste anführen.

Alle zehn Fingerspitzen thun mir weh, so daß ich kaum die Feder halten kann, und zwar von nichts als vom Fortepianospielen. Selbst nicht in den Zeiten meiner anstrengendsten Studien habe ich so mit Eifer gespielt; aber dafür ist uns auch der Triumph geworden, daß unsere musikalischen Abendunterhaltungen glänzenden Aufschwung genommen haben. Man spricht überall in der Stadt davon; es sind förmliche Concerte daraus geworden, und die ganze Gesellschaft plätschert in Musik. Während der vorigen Woche war Hirschfelde fünf Tage nacheinander hier, immer um zu üben, und am Mittwoch halten wir ordentliche kleine Proben. Madame Branikow, deren Launen weit erträglicher geworden sind, seit sie sich nicht mehr wie im Sommer langweilt „zum Sterben", hat ein zweites Instrument angeschafft, damit wir zu acht Händen spielen können. Am letzten Donnerstag haben der Capellmeister und ich den Alexander-Marsch auf beiden Instrumenten vorgetragen und, wie ich der Wahrheit gemäß wohl eingestehen darf, furore damit gemacht.

Wenn ich nur diese thörichte Angst und das Herzklopfen überwinden könnte, mit dem ich immer zu kämpfen habe, wenn der Musikabend herankommt! Sowie ich im Augenblicke des Beginnens vor dem Instrumente sitze, geht Alles gut, zuvor aber quält mich das Mißtrauen in mich selbst, und eine unüberwindliche Unruhe beherrscht mich. Dazu ist schon von verschiedenen Seiten eine Andeutung gefallen, daß durch unsere kleinen Concerte allmählich ein großes für die Armen sich vorbereiten könne, und wenn ich daran denke, wird mir ganz bange um's Herz.

Fräulein Adrianoff kommt wieder zu unseren Soiréen. Sie hielt sich einige Male zurück, aber Madame vermißte sie beim Spiele und fast mehr noch, weil sie den Verkehr mit der Familie, einer der vornehmsten in Woronesch nach derjenigen des Gouvernens, nicht wieder entbehren möchte. Sie fuhr also eines Tags zu den Adrianoffs, wobei ich sie begleiten mußte, lud Wera auf's Neue zu den Musikaufführungen ein und sagte den Eltern so viele schöne Dinge mit all' der Liebenswürdigkeit, die ihr nach Gefallen zu Gebote steht, daß sie alsbald ihren Zweck erreichte. (Fortsetzung folgt.)

Auf lichter Höhe.

Von Jean Rötli.

Denn wie dunsten in rosiger Ferne
Sonne den Abendhimmel bestrahlt,
Also auch schau' ich dich
In deiner Zukunft Rosenschein.

Der Dichter dieser Verse, Gottfried Kinkel, wohnt gerade an dem Orte, auf den wir sie am liebsten anwenden, nachdem Deutschland, auf welches er sie bezog, längst diesen Rosenschein mit dem Tage der Macht und der achtunggebietenden Größe in allen Gebieten vertauscht hat. „Wie herrlich!" rief der berühmte Mann, als er aus seinem Zimmer hinaustrat auf den Balcon und mit einem Schlage das wundervolle Panorama im lichten Abendglanze vor ihm lag. Ein solches Bild bezaubernder Lieblichkeit und Schönheit, eines weihevollen Friedens, bietet nur eine Stadt, und die ist — Zürich. Wohl hat das „Land der Sehnsucht", wie Herwegh die Schweiz, nennt, überwältigendere, großartigere Naturschönheiten aufzuweisen, aber keine mehr von jenem poetischen Glanze, wie dieses.

Und wenn man da mitten drinn steht, und der trunkene Blick über all die Anmuth der Landschaft streift, da tritt der Wunsch von der „Zukunft Rosenschein" unwillkürlich vor die Seele. Wohl ist Zürich eine glückliche Stadt. Gebettet in einen göttlichen Fleck Erde, schafft der rührige, ameisenartige Fleiß seiner Bürger in Handel und Gewerbe beneidenswerthen Wohlstand, und den Namen von „Limmatathen" hat es sich auch mit großen Opfern erkämpft. Wie in wenigen Städten des In- und Auslandes, legt ein Kranz von Schulen und hohen Lehranstalten Zeugniß ab von regem, selbstbewußtem Geiste, und eine ganze Reihe trefflich ausgerüsteter wissenschaftlicher Anstalten sammelt einen Kreis von Gelehrten, unter denen manch stolzer Name glänzte und glänzt und den Namen Zürich mit dem seinen berühmt und geachtet macht. Universität und Polytechnicum geben jedes Jahr Scharen tüchtig gebildeter junger Männer an die Gelehrtenwelt oder den Beruf in's praktische Leben ab, und die Volks- und Fortbildungsschulen thun das Ihre, die Bildung in alle Schichten der Bevölkerung zu tragen.

Alle diese Verhältnisse nun bringen Zürich eine große Zahl

Auf dem Uetliberge bei Zürich.
Nach der Natur aufgenommen von Weber in Zurich.

Digitized by Google

temporär sich aufhaltender Fremder, im Sommer noch bedeutend verstärkt durch die über den Vodensee in die Schweiz eintretenden Reisenden, deren Ziel das Herz des Alpenlandes ist. Allein trotz alledem und trotz der Unmasse der lohnendsten Ausflüge, die sich von hier aus zu Fuß, zu Wagen oder per Schiff und per Eisenbahn machen lassen, war die Stadt bis heute nie eigentlich ein beliebter Aufenthalt der Reisenden, und erst die neueste Zeit fängt an, das dicke Fremdenbuch aufzulegen. Wohl zählt die Stadt eine Anzahl gut renommirter Gasthöfe; aber das war auch Alles; man scheute lange Zeit die Kosten, den Fremden das Leben angenehm zu machen, bis man endlich die ersten Schritte dazu that, denen bald andere folgten. Denn kaum trat der „Verschönerungsverein“ in's Leben, um die reizenden Umgebungen Zürichs zugänglicher und die schönsten Aussichtspunkte zu angenehmen Ruhepunkten zu machen, so wird dessen Thätigkeit noch weit durch den Plan der großartigen Quais übertroffen, welche die Seeufer der Stadt bis weit über die Gebiete der nächsten Gemeinden hinaus zu einer prachtvollen Anlage umgestalten sollen.

Während diese Unternehmungen noch in der Ausführung begriffen sind, stellen sich als vollendet im Laufe dieses Jahres zwei große Schöpfungen dar, welche unsere Theilnahme um so mehr beanspruchen, als auch sie vollständig Kinder jener Idee sind, Zürich zu einem Lieblingsaufenthalte der Fremden zu machen. Es ist dies die Uetlibergbahn und die Errichtung der Neubauten auf dem Uetliberge selbst.

Der Uetliberg, im Südwesten der Stadt bis zu einer Höhe von zweitausendachthundert Fuß über Meeresspiegel sanft ansteigend, wurde bisher wie ein echtes Familienstück der Züricher betrachtet. Wohl hatte die geschäftige Hand einen guten Fußsteig hinauf gebnet und die Speculation ein kleines Wirthshaus hinaufgebaut. Aber der Besuch dieses geradezu herrlichen Aussichtspunktes blieb ein äußerst unbedeutender und ein außerordentlich geringer von Seite der Fremden. Der nahe Rigi machte seine magnetische Kraft geltend und seinem Modegange gegenüber schente man zurück vor einer zweistündigen Fußtour auf einen Berg, der nicht in Mode war und von dem es nur einfach hieß, er biete eine schöne Rundsicht. Vergeblich mühten Geologen und Alterthumsforscher sich ab, den Urban und die Urgeschichte dieser Kuppe zu einer wissenschaftlichen Merkwürdigkeit zu erheben; und wen vermochte es dahin zu treiben, die Ueberreste jener Uetliburg zu betrachten, welche die Züricher unter Rudolf von Habsburg eroberten und zerstörten und damit den Gipfel der Verwüstung preisgaben, bis mit dem achtzehnten Jahrhundert eine neue Zeit für ihn begann; wer wollte es riskiren, das gefährliche, halsbrecherische „Leiterchen“ zu erklimmen, eines Blickes wegen auf See und Stadt; wen endlich interessirte es, den romantischen „Kindlistein“ zu besuchen, an dem sich die Sage fremdblich emporrankt und der seither für die Stadt Zürich an die Stelle des kinderbringenden Storches trat? Das Alles vermochte den verlaunten Berg nicht zu Ehr und Ansehen zu bringen; nur eine mit Actien und Obligationen überkleisterte Straße konnte ein solches Wunder bewirken.

Der Gedanke der Erbauung einer Bahn auf den Uetliberg, oder wie man ihn nennt den Uto, tauchte im Jahre 1872 auf und schritt, nach der Lösung der Frage über das anzuwendende System, außerordentlich rasch seiner praktischen Verwirklichung entgegen. Seit Mai 1875 dampft die Locomotive in regelmäßigen Fahrten die 9,16 Kilometer lange Linie hinauf und hinunter.

Der Bau der Bahn hatte verhältnißmäßig mit wenig Schwierigkeiten zu kämpfen; weder bedurfte es großer Erdbewegungen, noch hinhaltender und theurer Kunstbauten, das einzige Fatale dabei war der große Umweg bis zur Kopfstation des Berges. Vom Sellnau, dem Westend der Stadt, ausgehend, setzt die Linie gleich außerhalb des Bahnhofes über die linksufrige Seebahn und die oft wilde Sihl hinweg, gewinnt dann allmählich ansteigend den Fuß des Berges, setzt, sich westlich hinziehend, ihren Weg durch herrliche Landschaft fort, bis sie endlich, in den Wald tretend, in gewaltigem Bogen den Berg umschlingt und, scharf ansteigend, in kleineren Curven auf der Höhe des Berges anlangt. Die Steigung beträgt bis zu sieben auf hundert Fuß, und wird von der gewöhnlichen Locomotive überwunden. Man dankt diese sich bis zur Stunde vortrefflich bewährende Anwendung den eigenthümlichen Terrainverhältnissen. Bis zum Fuße des Berges ist die Steigung so gering, daß sie ganz bequem mit Locomotiven nach dem gewöhnlichen Princip bewältigt werden kann. Die Anwendung eines besondern Bergbahnsystems war also nicht am Platze, weil unnöthig theuer. Zur Ersteigung des eigentlichen steilen Bergabhanges dagegen wären solche Systeme wohl anwendbar gewesen. Für praktisch noch unerprobte Systeme aber konnte man sich nicht entscheiden, und so entschied man sich denn für dreigekuppelte Tendermaschinen mit Luftbremse und mit Backenbremsen für Vorder- und Hinterachse. Die Maschine befindet sich stets auf der Thalseite des Zuges, um Unfälle durch Brüche von Kuppelungen zu vermeiden, und auf diese Art ist die Fahrt vollkommen sicher; denn wenn sie im Stande war, den Zug hinanzuschieben, so muß sie ihn in Folge dessen auch bei der Thalfahrt erst recht sicher halten können. Für alle Fälle ist übrigens jeder Wagen mit einer kräftigen Schraubenbremse versehen, welche ihn auch auf der stärksten Steigung anzuhalten gestattet.

So schiebt nun die zischende Locomotive die eleganten, vierzigplätzigen Waggons den Berg hinauf, ruhig, ohne Stoß und in anhaltend gleicher Geschwindigkeit. Der Reisende hat Zeit genug, die verschiedenen schönen Ausblicke und Waldlandschaften, die sich ihm während der Fahrt bieten, zu genießen. Kein erschreckender Viadnct, keine beängstigende Böschung, kein beklemmender Einschnitt, kein düsterer Tunnel zieht seine Aufmerksamkeit ab, und in wenig mehr als dreißig Minuten steht er oben auf der Kuppe des Berges, inmitten der herrlichsten Rundsicht. Jeder Train kann achtzig bis hundertzwanzig Personen befördern, und wird der Zudrang stärker, so ist Material genug vorhanden, rasch Alles zu befördern. Zwischen der einen Kopfstation bis zur andern giebt es keinen weitern Halt, und das kleine Luftspielchen fliegt wie unter den Händen gewandter Schausvieler nur so vorüber. Man hat der Uetlibergbahn ein kurzes Leben zugesprochen: ein kurzes, rasches Aufsuchen, ein langsames, steles Zusammensinken, ein trostloses Erlöschen. Dieses Prognostikon steht schon jetzt gänzlich widerlegt da. Der Besuch der Bahn übertraf die kühnsten Erwartungen: zweitausend bis zweitausendfünfhundert Personen wurden an einzelnen Tagen befördert, Einheimische, wie Fremde, die rührige Stadt und die halbledende Saison stellten die anerkennenswerthesten Contingente. Und wo die Aussicht nicht tochte, da that der sabelhaft billige Fahrpreis das Seine; für drei Franken fährt man hin und her und hat dabei zwei Tage gültige Retourbillets.

Genug: das lustige Pfeifen der Locomotive brachte Leben in die Scenerie. Auf der Bergkuppe wimmelt es an schönen Tagen von Besuchern; die trostlose Einsamkeit des Vergessenseins hat der frisch-lebendigen Emsigkeit der Lustkneipanten Platz gemacht. „Selbst von den fernsten Bergespfaden winken nns farbige Kleider an.“ Und daß es so kommen werde und kommen mußte, das sah der weitere Blick voraus und „der kluge Mann baut vor.“ Das kleine Schweizerhaus auf dem Gipfel des Berges hat über Winter einen im gleichen Styl ausgeführten Anbau erhalten; hohe, lichte, freundliche und aussichtreiche Säle geben den zuströmenden Scharen ein Plätzchen der Ruhe und Erquickung. Gelungene, allegorisch-humoristische Malereien in den Füllungen, in den Zwickels ꝛc. bieten dem Auge wohlthuende Abwechslung, und wie draußen die Heerdenglocke läutet, so klingt drinnen nicht minder lustig Gläserklang fideler Gesellschaft.

Aber das Haupt sucht auch das Plätzchen, wo es sich hinlegt. Wenige Minuten oberhalb des Bergbahnhofs steht, inmitten schöner Anlagen, das großartige „Hotel und Pension Fürst“, Eigenthum des Mannes, dessen rastlosem Eifer wir die Bahn und diese ganze neue Welt verdanken. An zweihundert Personen vermag das im eleganteslen Schweizerstyl ausgeführte großartige Hötel bei comfortabelster Einrichtung zu beherbergen. Es giebt kaum ein zweites Berghötel in der Schweiz, das diesem an geschmadvoller und praktisch schöner Eintheilung gleichkäme; man nahm bei den Zimmern für die Familien, wie bei denjenigen für den Alleinstehenden gleich sorgfältig Bedacht darauf, daß der Besucher die Schönheit der Aussicht genießen will. Wo immer man in ein Zimmer oder auf einen der zahlreichen Balcone tritt, steht vor uns stets die reizendste Fernsicht, sei es hinunter auf See und Stadt und hinaus über den Vodensee bis

zu den Höhen des Hegaus oder sei es hinein in die majestätische Alpenwelt, auf deren schimmernden Firnen der goldene Strahl des sinkenden Tagesgestirns liegt. Freundliche Spaziergänge führen uns vom Hotel aus auf alle Seiten der Berggruppe, hinunter in ein Stück heerdenglockenbelebter Alpenwelt, hinan zu dem romantischen Wildparke und noch weiter auf grüne Matte, wo eben eine Anzahl Sennhütten als Privatwohnsitze entstehen. Oder man setzt sich in den unheimlichen Schatten des Kindlisteins oder in der lauschigen „Stille“ auf das angebrachte Bänklein, wenn es uns nicht behagt, in den splendiden Sälen des Hotels der Unterhaltung zu pflegen, oder eine Kegelpartie zu machen. Was immer der Curgast sucht, das findet er hier; und treibt es das Wetter schlimm mit ihm, dann nimmt ihn die Bahn auf und führt ihn hinunter in die nahe Stadt, wo er findet, was das Herz begehrt. Morgen und Abend sind die Tageszeiten für die Berggäste, und in der Zwischenzeit wandert der Fuß ruhelos umher von einem Punkte zum anderen. Da die Bahn auch den Winter über ihre regelmäßigen Fahrten ausführt, so wird der Uetliberg eine das ganze Jahr dauernde Saison haben; denn wie schön der Sommer, so schön ist auch der Winter; ein Blick hinunter auf das Nebelmeer, aus dem nur die Berge hervorragen, oder ein Blick in die glitzernde, schimmernde Schneelandschaft, beide stellen sich keck dem Sommer an die Seite. Und wenn die Sonne hinuntersinkt in die Flammenröthe des Abends, wenn allmählich die Nacht hereinbricht mit ihrer wunderbaren Stille und dann die Mondscheibe majestätisch hineintritt in die Sternenwelt und ihr Licht ausgießt über die schweigende Erde — dieses Bild ist so erhebend schön im Winter wie im Sommer.

Und da steht man oben auf der höchsten Höhe des Berges, und der Blick schweift von dem malerischen Vordergrunde hinaus zur Säntiskette, zu den Schwyzer- und Glarneralpen, zu dem Bergfürstenpaare Rigi und Pilatus, hinein in die Berneroberalpen, die den gewaltigen Stock des Finsteraarhorns, die Schreck- und Wetterhörner, den Mönch, den Eiger und die Jungfrau leuchtend an die Wolken schieben, hinaus zu den langgedehnten Zügen des Jura bis hinein in den Schwarzwald und die Höhen des Hegaus. Und darüber weg zieht die Sonne in strahlender Schönheit und das Herz weidet sich auf dieser lichten Höhe, und noch einmal tritt das Wort auf die Lippe:

Also auch schau' ich dich
In deiner Zukunft Rosenschein!

Ein Besuch in Drake's Atelier.

Im Berliner Thiergarten, rechts von der breiten Allee, die nach Schloß Bellevue führt, liegt unter schattigen Bäumen das Atelier des berühmten Bildhauers Friedrich Drake. Wer hat nicht gehobenen Herzens vor seinen vielen öffentlichen Werken gestanden, namentlich seinen Porträtbüsten und ganz besonders vor seiner Kolossalstatue Friedrich Wilhelm's des Dritten mit dem Reliefschmucke des Fußgestells von bezaubernder Composition? Die Berliner Bildhauerschule ist stolz auf diesen Meister. Ein großer, roher Marmorblock neben der Thür weist uns den Eingang zu seinem vielbesuchten Atelier. Es war im Frühlinge 1872, als wir den Künstler dort besuchten. Der Fassbaum blühte; goldene Sonnenlichter spielten im jungen Grüne, Alles war in Duft und Glanz getaucht, frisch und kühl; Vogelsang und Finkenschlag rings umher — die stimmungsvollste Umgebung, die man einer Künstlerwerkstatt wünschen kann.

Drake trat uns in bequemer, rother Flanelljacke, ein faltiges Barett aus braunem Sammet auf silbernem Lockenhaare, entgegen und führte uns zuerst zur Büste unseres großen Physiologen Helmholtz, die die Universität Leyden seinem ebenbürtigen holländischen Collegen, dem berühmten Professor Donders in Utrecht, als Festgabe zu dessen Jubiläum bestimmt hatte. Die Arbeit — wohl eine der vorzüglichsten, die Drake im Porträtfache geleistet hat — war eben im Thonmodell vollendet und gab, bei frappanter Aehnlichkeit und meisterhafter Ausführung, die ganze geistige Größe und Bedeutung des Helmholtz'schen Kopfes wieder, der allerdings selbst ein Muster von Plastik ist. Ich äußerte Drake meine Freude an seiner Arbeit.

„Ja,“ meinte er, „sie ist mir auch schwer genug geworden! Tüchtig habe ich mich dabei plagen müssen und hätte wohl manches Mal zu meinem Doctor Helmholtz sagen können, wie Mephisto zum Faust: ‚Ihr habt mich weidlich schwitzen machen.‘“

Drake macht überhaupt kein Geheimniß daraus, daß er oft mit Anstrengung arbeitet. Seine Frau versicherte mich sogar: einmal zum Mindesten spiege er an jeder seiner Schöpfungen zu verzweifeln; doch wären es unter diesen nicht die schlechtesten, bei denen jene Krisis sich am heftigsten einstelle. Auch sprach er es an jenem Morgen selber aus, wie unverständlich ihm die Sicherheit sei, mit der er viele Künstler ihre Aufgabe ergreifen und ausführen sehe. Zaghaftigkeit der Natur und den Anforderungen gegenüber, die der Gewissenhafte an ihre künstlerische Wiedergabe machen müsse, habe ihn bei seinen Arbeiten noch nie verlassen. Das hindere ihn freilich nicht, unvernünftigen Wünschen, wie Unkenntniß und Unverstand sie oft an die Plastik stellten, entschieden abweisend zu begegnen. „Und da kommt man denn in den Ruf der Anmaßung und Unbeugsamkeit, wo man doch demüthig und bescheiden, eben nur der Kunst selber wegen, nicht anders entscheiden kann,“ fügte er sanmig klagend hinzu.

Wir standen noch vor dem Helmholtz'schen Modell. „Meine nächste Arbeit,“ sagte Drake, „wird sich in weniger großen Formen bewegen. Eben war Graf Moltke bei mir, mich die Maße zu seiner Büste nehmen zu lassen. Das sind lauter kleine, feine, kunstfolle Züge, bis auf die Ohren — die haben mich überrascht! Es ist beinahe unglaublich, ich habe solches Ohrenmaß wirklich noch nie verzeichnet.“ Und dabei durchblätterte er ein großes Buch, das die Maße seiner Porträtköpfe enthielt.

„Es erschien mir beim Niederschreiben so unmöglich,“ fuhr er fort, „daß ich glaubte, mich geirrt zu haben. Aber der Graf, der mein Zögern bemerkte, sagte gleich: ‚nein, es ist richtig so, ich habe merkwürdig große Ohren.‘ Darauf erzählte er mir, wie vor Jahren bei militärischen Uebungen in der Provinz, als er noch eine weniger hervorragende Stellung eingenommen, Jemand dringend gewünscht habe, ihn vor der Front herauszufinden, um ihm eine wichtige Meldung zu machen. Der Suchende sei deshalb vorher zu seiner damals noch lebenden Gemahlin gekommen und habe rathlos gefragt: ‚Aber woran erkenne ich denn Herrn von Moltke?‘

‚Er reitet einen Schimmel,‘ habe die Dame erwidert, ‚und hat die größten Ohren, die Sie sich denken können. Sehen Sie nur nach den Ohren, dann ist kein Irrthum möglich.‘ Und wirklich, das Zeichen trügte nicht. Der Schimmel gab es mehrere im Regimente, aber die Ohren waren einzig. Die Meldung kam an den Rechten.“

Drake erfreute die kleine Geschichte, besonders weil sie unmittelbar an der Quelle geschöpft war. — Er zeigte uns ein Gypsrelief in Medaillonform mit dem Profil des Architekten Klenze. Ein ungewöhnlich häßlicher Kopf. Kleine, nur halb geöffnete bliuzelnde Augen, ein faltenumlagerter Mund, wirr aufsteigende Haare. Am Rande war neben dem Datum „sechsundfünfzig Minuten“ verzeichnet.

„Ich habe diese Skizze noch in Rauch's Atelier gearbeitet,“ erzählte Drake. „Klenze kam zum Besuche, hastig, ruhelos wie immer.

‚Ich möchte Ihren Kopf skizzirt haben,‘ sagte Rauch.

‚Ich habe keine Zeit,‘ versicherte der Eilende, der nur zu einer bestimmten Besprechung gekommen war.

‚Nun, so lange wir eben sprechen,‘ erwiderte Rauch. — Darauf nahm ich, ohne mich zu besinnen, Thon und Meißel, sah nach der Uhr, und in sechsundfünfzig Minuten war dies Portrait entstanden.“ Drake wies auf die natürlich flüchtige, aber keck charaktervolle Behandlung des Haares. „So etwas,“ sagte er, „bringt man oft mit allem Studiren, aller Mühe nicht heraus. Es ist das Geschenk des Augenblicks.“

Auf den Brettern, Stoffeln und Consolen, die regellos hier und da in Drake's Werkstatt angebracht sind, standen

Digitized by Google

Gypsabgüsse aller Art. Dazwischen mehr als eine bekannte Persönlichkeit: Leyßius, Rauke, ein paar schöne Frauenköpfe, ein rundes Kindergesicht. Allerliebst erschien mir eine genreartige Composition: „Friede, Friede!“ hatte Drake sie bezeichnet. Es ist ein kleines, sehr niedliches Kind, das zwanglos im bloßen Hemdchen am Boden sitzt, die eben eingetroffene Friedensbepesche mit ausgestrecktem Aermchen hoch über dem Kopfe schwingend. Mag sein, daß die strahlende Genugthuung auf diesem Gesichtchen mehr dem Knattern des Papieres, als dem noch unverstandenen guten Inhalt desselben gilt. Immerhin trifft hier ein natürliches Moment sehr glücklich mit einer höheren Empfindung zusammen, und nicht unmittelbarer, nicht reizender kann der Jubel über eine endlich gnädige Wendung der Geschicke sich ausdrücken, als auf diesem seligen Kindergesichte. Das Motiv zu der Darstellung meint Drake bei einem Besuche in einer ihm befreundeten Familie erfaßt zu haben; auch will er nur die Natur, wie sie sich im Momente gestaltete, ohne viel eignes Hinzuthun wiedergegeben haben.

Neben diesem bereits in Marmor sehr frisch und zierlich ausgeführten Figürchen stand eine andere Composition ganz verschiedenen Inhaltes. Sie bringt uns die Stelle der römischen Elegien Goethe's zur Anschauung:

„Oftmals habe ich schon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt —“

und zeigt uns den Dichter in idealer Gewandung, halb aufgerichtet, auf antikem Ruhebette, an seiner Seite das Mädchen, deren weichgerundete Schulter sein Arm umschlingt. Nichts Schöneres als diesen in aller Wonne des Genusses rein durchgeisterten, jugendlichen Goethe-Kopf. In den blühenden Formen der weiblichen Gestalt aber welche Anmuth und Unschuld, in ihrem hingesunkenen Köpfchen welche Hingabe voll Reinheit! Edel, zart und poetisch hat die feinste Behandlung hier alles Verletzende des Stoffes entfernt. Dennoch hat Engherzigkeit und Vorurtheil Anstoß an der schönen Arbeit genommen. Drake wußte auch davon eine Geschichte zu erzählen:

„Ich hatte in früheren Jahren schon einmal, flüchtiger und unvollständiger als hier, diesen Stoff behandelt und die Skizze ausgestellt. Sie wurde im Allgemeinen wenig beachtet und war bald wieder vergessen. Später arbeitete ich eine kleine Madonna, die sich einer guten Aufnahme erfreute und so viel Reproductionen erlebte, daß ich ihr durch ganz Deutschland, bis nach Italien hinein, auf den Brettern begegnete, die die Statuettenhändler damals noch schwankend auf dem Kopf herum zu tragen pflegten. Ein katholischer Verein beabsichtigte in einer Kirche eine Madonna zu stiften und trug mir an, ob ich mein kleines Modell dazu vergrößern und ausführen wolle. — Der Auftrag wurde fest gegeben, ich ging bereits an die Arbeit. Da hört einer der Herren des Comités meinen Namen, der damals noch wenig bekannt war. „Drake? Drake?“ besinnt er sich. „Welche Arbeit habe ich doch schon einmal von einem Drake gesehen?“ Und richtig, mein Goethe-Relief fällt ihm ein. „Was?“ heißt es jetzt, der Verfertiger so unzüchtiger Darstellungen — eine Madonna für unsere Kirche? Nun und nimmermehr!“ — Ohne Weiteres wurde die Sache rückgängig gemacht, und meine Madonna blieb unausgeführt.“

Drake lachte noch heute über sein damaliges Mißgeschick. Nun wandert das prachtvoll ausgeführte Relief als Geschenk an die Akademie in Antwerpen, die den Künstler zum Ehrenmitglied ernannt hat.

Es hört sich Drake gut zu, wenn er seine kleinen humoristischen Geschichten erzählt, deren er in einer langen Künstlerlaufbahn gar manche erlebt hat. Aber es muß womöglich in seinem Atelier, in seiner eigensten Kunstatmosphäre zu diesen Mittheilungen kommen. Eine andere Umgebung, der glatte Boden der Geselligkeit besonders, erweist einem so anspruchslosen Auftreten, wie dem Drake's, die Achtung nicht, die hier das Talent verdient. Im Salon mag er sich von gespreizter Unbedeutendheit, die sich breit zu machen versteht, leicht verdunkeln lassen. Unter seinen Marmorgestalten, seinen Gypsen und Thonmodellen wird keiner im Zweifel bleiben, wem er in dieser schlichten, beinahe anspruchsvaren Persönlichkeit gegenüber steht. Da sagen seine Werke selber aus, was sein Mund bescheiden verschweigt.

Die Schwester der Malerin Caroline Barbua erzählt in ihren tagebuchartigen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1835, Rauch habe gegen sie geäußert: „Ein Talent wie das seines jungen Schülers Drake tauche nur von Jahrhundert zu Jahrhunderl in der Kunstwelt auf.“

Was Drake ist, verdankt er einzig und allein sich selbst. Die Verhältnisse haben ihm nicht vorgearbeitet; er war armer Leute Kind. In seiner Wohnung fand ich zwei Bilder einander gegenüber aufgehängt. Das eine, eine flüchtige Zeichnung, stellt die dürftige Hütte dar, in der er geboren worden; das andere das Schloß, in dem seine Gemahlin als Fürstentochter das Licht der Welt erblickt hat. Ueber die breite Kluft, die dazwischen liegt, hat Talent und Charakter ihm die Brücke gebaut; aber welche Höhe er auch erreicht, er ist einfach, schlicht und bescheiden geblieben, und das ist ein Blatt mehr im Kranze seines Ruhmes.

Wir verweilten an jenem Morgen lange in seiner Werkstatt. Mit freundlicher Bereitwilligkeit wies er uns alle Schätze, die sie barg; führte uns auch in den auf der anderen Seite des Hauses liegenden Raum, in dem seine Gehilfen arbeiteten. Hier stand die geistvoll-feine Colossalfigur des Melanchthon für Wittenberg, die Gruppe der sterbenden Soldaten für Aachen und Stückheile der Victoria zum Berliner Siegesdenkmal. Er zeigte uns erklärend und erzählend Alles, ohne auf irgend Etwas darunter besondern Werth zu legen. Ja, schließlich nahm er beim Abschiede unsern Besuch fast wie eine Freundlichkeit hin, die wir ihm erwiesen und für die er zu danken sich verpflichtet fühlte.

Als ich bald darauf Helmholtz sah und ihm meine Freude über seine vortreffliche gelungene Büste aussprach, erwähnte ich auch, wie wohlthuend und angenehm mich das bescheidene Wesen des Meisters berührt habe, das sich der Kraft so wenig rühmte, die ihm innewohne.

„Das darf uns nicht verwundern,“ sagte Helmholtz. „Nur die verdorbenen Genies haben die Prätension, ihre Künstlerschaft zur Schau zu tragen. Wer recht von der seinigen erfüllt ist, denkt an etwas ganz Anderes, als sich eine äußere Geltung zu verschaffen, die wenig genug bedeutet.“

Ja es ist wahr! Für ein unverdrossenes Wandern auf oft mühevollen Wegen, für die ernsteste Arbeit, die gethan werden muß, legt immer das sicherste Zeugniß jene schlichte Einfachheit ab, in der jedes wahrhaft geistige Leben gipfelt.

Walter Schwarz.

Der Sieger von Aachen.

Ein Culturbild der vagirenden Künstlerschaft.

In Aachen war's, der alten Krönungs-, Congreß-, Reliquien- und Badestadt, wo im Herbste des Jahres 1818 vor den Augen der Kaiser und Könige der heiligen Allianz, der Gesandten und Minister Großbritanniens und Frankreichs, sowie vieler Fürsten und hohen Damen des deutschen Bundes und eines unermeßlichen Volkes zwischen Deutschland und England ein Wettkampf in der Luft auf Leben und Tod entschieden wurde.

Auf dem großen Platze spannt ein langes Seil, an dem Gitterreifen eines Kellerlochs befestigt, queraussteigend sich bis zu dem hohen Thurme auf der andern Seite des Platzes aus, wo es in ein Fenster hineingeht und verschwindet. Vom Seile hängen mehrere Paare von Stricken bis zum Boden nieder, von starken Männersäuften gefaßt, welche durch Anziehen das Schwanken des Seils zu verhindern haben. Die lange Bahn unter dem Seile ist frei, aber zur Linken und Rechten drängt Kopf an Kopf, und Kopf über Kopf schaut aus jedem Fenster und von den abgedeckten Dächern herab, und selbst die Balcone, auf welchen die mächtigsten Fürsten, Staatsmänner und Frauen

Digitized by Google

Europas all ihren Glanz entfalten, zeigen sich fast plebejisch gefüllt.

Auf diesem Seile stieg ein Mensch vom Kellerloche unten bis hinauf zum Thurmfenster — und wieder zurück. Diese höchste Seiltänzerleistung war damals etwas Neues, und weil Jack Badred, der sie hier zu den unentbehrlichen Congreßfeierlichkeiten ausführte, ein Engländer war, so wurde sie von den Deutschen um so höher angestaunt, und keine Seele wagte die Behauptung sämmtlicher anwesenden Briten, daß „so Etwas" nur einem Engländer möglich sei, im Geringsten zu bezweifeln. Und doch hatte schon zehn Jahre früher in Anderer dieses hohe Kunststück erfunden und sogar noch waghalsiger zu machen gewußt. Aber Nachrichten von solchem Inhalte fanden damals noch eine gar langsame Verbreitung. Man muß selbst im Zeitalter der hölzernen Buchdruckerpresse, der wenigen und meist kleinen Zeitungen und der Thurn und Taxis'schen Postwagen gelebt haben, um jetzt, in den Tagen der Dampfdruckmaschinen, Telegraphen und Eisenbahnen, zu verstehen, daß das Aufsehen-Erregen damals nicht so geschwind gehen konnte, wie jetzt. So kam es, daß die Thurmseilbesteigung den ganzen Rhein entlang bis an's Meer noch als etwas Unerhörtes galt, während es für viele Städte Süd-, Ost- und Westpreußens, Schlesiens und auch für Berlin bereits „eine alte Geschichte" war. Nur zwei der großen Herren auf dem Balcone, von welchen der eine in der vordersten Reihe saß, wo sie die größten Sterne trugen, kannten den andern Meister dieser Kunst, und dieser Andere war da, war auf ihren Wink gekommen und in diesem Augenblick bereit zu einem nie in der Welt dagewesenen Wettkampf.

Denn als nun das Zeichen zum Anfang gegeben war, Jack Badred, in einem glänzenden Turnierrittercostüme mit Harnisch und Helm und die lange Balancirstange handhabend, fast die Hälfte des Seils erstiegen hatte und die über sein kühnes und sicheres Ausschreiten entzückte Menge ihm Beifall zuklatschte — da stieg plötzlich eine dunkle Gestalt aus dem Thurmfenster auf das Seil, und als sie den langen Mantel abwarf, stand dort ein Jüngling in blühendstem Alter und in der damaligen Studententracht, der flotten Pikesche. Und ohne Balancirstange, nichts als die freien Arme ausstreckend und mit ihnen allein das Gleichgewicht haltend, schritt er von der schwindelnden Höhe herab, wie auf einem dünnen Faden, dem Engländer entgegen. Wie mit einem Schlage mochte der rauschendste Jubel athemloser Stille Platz — Jack Badred, der bis dahin das Auge scharf nur auf das Seil gerichtet hatte, fühlt in demselben Augenblicke die Erschütterung des Seils von einem zweiten darauf Gehenden und blickt vorwärts. Da kam die Gefahr für Beide. Beim Anblick des so frei gegen ihn Herannahenden erfaßt den Engländer ein Schauder, er zittert, das Seil geräth in Bewegung, das unregelmäßige Tempo der Tritte Beider vermehrt das Schwanken — und Stehenbleiben ist schon an sich viel schwerer, als das Gehen auf dem Seile: sie müssen Beide vorwärts! — „Umwenden oder rückwärts gehen!" ruft Der von oben dem Unteren zu. Weder das Eine noch das Andere ist ihm möglich; er muß — sollen nicht Beide in die Tiefe stürzen — eiligst thun, was der Andere hierauf gebietet: er kniet nieder, umklammert mit den Händen das Seil und bückt den Kopf so tief als möglich — und der Andere? Noch wenige Schritte, dann ein Sprung auf Leben und Sterben — und das rasende Wagniß gelingt! Während vom Abstoße das Seil wogt, fliegt er in hohem Bogen über den Knieenden dahin, und wirklich — hat's das glückliche Auge, hat's der glücklichere Zufall gethan? — die Füße finden drüben das Seil wieder, und der Gewandtheit und Unerschrockenheit des Waghalses gelingt es, auch das Gleichgewicht wieder zu gewinnen — und von donnerndem Jubel aus jedem Munde begleitet, vollendete er die Bahn und verschwand vom Schauplatze. Auch der Engländer erreichte, nachdem er die Beruhigung des Seils abgewartet und dann sich wieder erhoben hatte, mit seiner langen Balancirstange glücklich das Thurmfenster — aber sein Glanz war verblaßt.

Der andere Seiltänzer war ein Deutscher. König Friedrich Wilhelm der Dritte erinnerte sich seiner, als er den Engländer in Aachen triumphiren sah, und veranlaßte den Minister von Hardenberg, ihn durch Courier aus Neisse in Schlesien, wo derselbe damals seine Kunst ausübte, nach Aachen zum Wettkampfe mit dem ausländischen Rivalen zu berufen. In wenigen Tagen war er da; er mußte einen Tag ausruhen und den Engländer auf dem Seile beobachten. Für den Tag der Entscheidung hatte Hardenberg dafür gesorgt, daß von all' den höchsten und hohen Herrschaften Niemand fehlte. Sobald die Trompeten das Zeichen zum Beginne des Schauspiels gaben, eilte unser Künstler in den Thurm, lockte den Mann, der oben das Seil zu besorgen hatte, „im Namen des Herrn Ministers von Hardenberg" von seinem Posten, nahm dessen Stelle ein und gab selbst dem Engländer das Zeichen „Alles fertig!" Nur so konnte er die Begegnung auf dem Seile ausführen, aber nun glückte es ihm auch wörtlich wie Cäsar: Er kam, sah und siegte.

Dieser „Sieger von Aachen" ist Wilhelm Kolter. — Damals war er ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren; jetzt ist aus ihm „der alte Kolter" geworden, ein achtzigjähriger Greis.

Während wir dies niederschreiben, durchläuft die Kunde von der Verunglückung einer englischen Seiltänzerin, der Miß Victoria Sanderson, durch den Sturz von einem Thurmseil in Berlin alle Blätter und regt, wie dies jedes derartige Unglück von Neuem thut, das öffentliche Urtheil gegen all solche Waghalsigkeiten auf, die nicht einem höheren Zwecke dienen, als dem der gruselseligen Schaulust. Und wie nicht selten wird auch da das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Betrachten wir deshalb einige Augenblicke die gesammte vagirende Künstlerschaft ein wenig näher, um dem inneren Wesen derselben, das sie im Leben so eigenthümlich dahintreibt, auch nach seinen äußeren Erscheinungen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Unseren Lesern sind schon einmal „Wandernde Künstler" vorgeführt; Freund Leutemann nahm bei einem seiner trefflichen Thierbilder, der Darstellung einer „Kunstproduction" von Kameel- und Bärenführern (Jahrgang 1863, Nr. 7 und 8) die Gelegenheit wahr, über die untere Schicht dieser Künstler nach seinen Erfahrungen in den Leipziger Meßbuden sich in seiner liebenswürdigen Weise zu verbreiten. Er belehrt uns, daß die Höhe des Entrée der beste Maßstab dafür sei, ob das dort Dargebotene von ernster oder heiterer Seite aufgefaßt werden müsse. Noch schärfer, als nach ihren Eintrittspreisen, unterscheidet die vagirende Künstlerwelt sich nach den Haupt-Eigenschaften und Erfordernissen für ihr Auftreten, und auch in dieser Beziehung zerfällt sie in zwei Hauptclassen: die höhere ist die des Muthes und der Kunstfertigkeit, die niedere die der List und — wir kennen keinen bezeichnenderen Ausdruck — „Unverfrorenheit". Neben beiden ist allerdings noch ein Fach „für die Anderen" nöthig.

Wer aber zählt die Hänpter und nennt die Namen derer, die durch ihre „Arbeits"-Art auf diesem Felde als zunftberechtigt gelten? — Phantasie und Erinnerung arbeiten sich vergeblich ab, eine Liste derselben aufzustellen, jede Messe, jeder Jahrmarkt, jedes Vogelschießen und sonstige Volksfest bringt Neues, immer Unerhörteres, Erstaunlicheres, und das Alte verschwindet wie Nebel in der Ferne. Es sähe schlimm damit aus, wenn nicht ein deutscher Dichter und Schriftsteller auf diesem Gebiete mit ungewöhnlicher Sachkenntniß, ja als förmlich Eingeweihter gearbeitet hätte: der alte edle Karl von Holtei. Seine Selbstbiographie „Vierzig Jahre", vor Allem aber sein Roman „Die Vagabunden" sind unschätzbare Führer durch diese bunte Welt, die mitten im bürgerlichen Alltagstreiben sich bewegt, von diesem lebt und sich doch nie mit ihm vereinigt. Sein Vagabunden-Buch gewinnt einen besonderen culturgeschichtlichen Werth dadurch, daß es das Leben dieser Kinder der Freiheit noch vor der Zeit der neuen Völkerverkehrsmittel schildert. Für beide Werke sind Tausende von Lesern dem alten Holtei Dank schuldig geworden, und wir wollen ihn dem Breslauer Dichter-Veteran hiermit recht warm darbringen.

Es darf weder den alten Herrn, dessen Andenken diesen Artikel veranlaßt hat, noch sonst irgend Jemanden, den die Bezeichnung mit trifft, verdrießen, daß Karl von Holtei das Gesammtbild der vagirenden Künstlerschaft, zu welcher er nicht bloß Menageriebesitzer und Bärenführer, sondern auch die „reisenden" Sänger, Tänzer, Musiker, Schauspieler, Declamatoren und sich selbst rechnet, unter dem Titel „Die Vagabunden" darstellt. Er versichert ausdrücklich, daß er den Begriff „Vagabunden"

Digitized by Google

nicht polizeilich, sondern poetisch nehme: „Es sind lauter Leute," sagt er, „die ihr oft recht hartes Stück Brod redlich verdienen und nur hinsichtlich ihres an keine Scholle gebundenen Lebens zwischen dem seßhaften Bürger und dem Zigeuner stehen." Solche „Künstler" meinte er, als er auf ein Stammbuchblatt schrieb:

„Die Künstler irren durch die Welt
Wohl unter'm weiten Himmelszelt.
Bald ist es heiß, bald ist es kalt,
Der Eine jung, der Andere alt,
Mit schwarzem Haar, mit grauem Bart,
Ein Jeder eben in seiner Art:
Der Eine spricht, der Andre geigt,
Der Dritte singt, der Vierte zeigt,
Was eines Fünften Hand erschuf, —
Verschieden ist der Armen Beruf.
Im Einem sind sie sich gleich gestellt:
Sie trachten All' nach Glück und Geld,
Sie schlagen sich mühsam durch die Welt."

Wie arg in der bekannten guten alten Zeit der Begriff des Vagabundenthums an Allem klebte, was zu seinem „Kunst"-Erwerbe sich öffentlich für Geld sehen lassen mußte, dafür zeugt die Thatsache, daß sogar die Ankunft des Weimar'schen Theaterpersonals, wenn es dem Hofe und Karl Angust und Goethe nach Lauchstädt folgte, dort mit dem Rothschrei verkündigt wurde: „Ihr Leute, die Wäsche weg! die Bande kommt!" — Geschah dies gegen Solche, die man doch zu den Thaler-Entrée-Künstlern zu zählen hatte, so läßt sich daraus auf die sociale Stellung der Groschen-Vagabunden schließen.

Lassen wir nun die Schaar, soweit sie erhaschbar war, an uns vorübermarschiren, in bunter Folge, wie wir sie auf der Leipziger Messe in den Ecken und Winkeln bis zu den großen Ausbauten für ihre Productionen postirt sehen. Wie bei allen Aufzügen die Kleinen, gehen auch hier die Groschen-Menschen voraus. Der Vergangenheit gehören jetzt schon die „Nordischen Herculesse" an; weniger die „Steinfresser" und die „Feuerfresser". Ebenso blühen noch die „Bauchredner" und die „Meerschweinchen", die vagirenden Komödiantengesellschaften. Gewöhnlich wird die Aufführung durch den Hanswurst antrompetet und der Komödienzettel vorgelesen. Hinsichtlich der Eintrittspreise heißt es da nicht selten: „Männer zahlen einen Groschen, Weiber einen halben, Kinder drei Pfennige, ganz kleine Kinder bringen ein Ei mit!"

Die „Flohgeigpauke" überbot der Schweizer Jeantet mit „abgerichteten Canarienvögeln, die er nach ihren Kunstleistungen dem hochgeehrten Publicum: als Professoren, Studenten und Schuljungen vorstellte. — Einen höheren Rang behaupten „gelehrte Hirsche und Hasen". — Unsterblich ist das „Puppentheater". Teufel, Tod und Hanswurst bleiben die Freunde der Gassenjugend. Gleich neben ihnen stehen die herrlichen Bilder und Lieder von den „Moritzthaten", die von den Männern erklärt und von den Weibern zur Drehorgel ergreifend gesungen werden. Sie thun's am billigsten, begnügen sich mit den Pfennigen ihres Publicums. Zum Groschen empor steigt wieder der „Künstler", welcher „Affern" herumführt, die lebendige Hühner zerreißen und roh verschlingen, oder „Eskimos", die fürchterlich nach Thran riechen müssen, wenn man an sie glauben soll. Schon die höhere „Unverfrorenheit" bewies ein „Menageriebesitzer", der von seinem ausgestopften „Seebären" und anderem Gethier kühn behauptete, daß es lebendig gewesen sei. Noch höher stieg ein Anderer: er zeigte einen Bastard von einem Karpfen und einem Kaninchen, das heißt man sah eine dunkle klumpige Masse in einer Spiritusflasche und daneben die werthen Eltern, das Kaninchen im Käfig und den Karpfen in einer Schüssel voll Wasser. Aber — konnte man für einen Groschen ein wahrhaftiges Naturwunder beanspruchen?

Ein guter Geschäftszweig sind „fette Damen" und „schwere Kinder"; ihnen gesellte sich neuerdings ein „lebendes Gerippe" zu. Ebenso profitabel zeigen sich „Riesen" und „Zwerge". Wer hat nicht mit Vergnügen den großen Admiral „Tom Ponce" gesehen, wenn er, im schwarzen Frack auf seines Dieners Handteller stehend, dem Publicum seine Visitenkarte überreichte?

Ein wahres Genie von Vagabunden und Riesen zeichnet uns Holtei in seinem Freunde Schrampel. Schon als fünfzehnjähriges Jungen konnte sein ebenfalls vagirender Vater ihn als einen Riesen zeigen. Die Speculation schlug bei ihm an. Nach einigen Jahren heirathete er eine „Frau ohne Arme" — ein treffliches Geschäft! Sie schrieb mit den Füßen — „echte Kalligraphie", die gut bezahlt wurde und reißend abging. Und als sie guter Hoffnung wurde, schwelgte der glückliche Vater in der Erwartung, daß sie ihm mindestens einen Riesen ohne Arme oder mit vier Händen schenken werde. Wirklich gebar sie ein Kind mit zwei Köpfen, aber das Kind war todt und die Mutter starb. Er verkaufte letztere für tausend Gulden und das Kind für fünfhundert Ducaten an ein anatomisches Cabinet in Holland, und als er daheim das Geld zählte, war er unkröstlich darüber, daß er nicht Beide lieber behalten und als unschätzbaren Grundstock zu einer „Raritätensammlung" benutzt habe. Der Riese kaufte sich nun drei Zwerge, einen „Husaren" in Turin und zwei Schwestern in der Schweiz — eine wahrhafte „internationale" Gesellschaft — die ein „eigenes Zimmer" seines „Hauses" bewohnten. Wer kennt nicht diese Häuschen auf vier Rädern, aus welchen der Küchenschlot dampft, die wandelnde Herberge ganzer Familien? Eine Kiste auf der Decke desselben war das Zwergenzimmer. Schkrampel's Eltern starben beide in ihrem Berufe. Seine Mutter arbeitete als „starke Frau". Als sie wieder einmal, nur mit Kopf und Füßen auf zwei Stühle gestützt, den Amboß auf der Brust trug, auf welchem ihr Mann hämmerte, zerbrach ein Stuhl und die Last drückte sie todt. Schkrampel, der Vater, aber war weltberühmt als „Gesichterschneider", er schnitt die merkwürdigsten Gesichter noch auf dem Sterbebette und ward mit dem letzten geschnittenen Gesicht, das er nicht mehr gerade richten konnte, begraben.

Weil wir nun einmal beim Begraben angekommen sind, so wollen wir die Aufstellung dieser niederen Abtheilung der vagirenden Künstler, deren Verzeichniß wir doch nicht complet machen können, mit einem merkwürdigen Begräbniß schließen. In Paris starb vor einiger Zeit ein amerikanischer Zwerg, genannt „General Dot". Die kleine Leiche hatte in einem Kindersarge Platz. Zur Beerdigung kamen seine vertrautesten Schicksalsgenossen herbei: ein gewaltiger Riese, sein intimster Freund, nahm den Sarg unter den Arm und trug ihn laut weinend fort, und hinter ihm gingen als Leidtragende des Generals „Cornac", der Zuckerhutmeusch, eine Jahrmarktsheiterkeit wegen seines langen spitzen Kopfes, der Skelettmann, ein Weib mit drei Armen und ein Paar abgerichtete Hunde des todten Generals. So ward dem armen Vagabunden noch die letzte Genugthuung zu Theil, daß selbst Paris seinem Leichenbegängnisse mit Verwunderung nachschaute.

Diese Sorte der wanderuden Künstler ist die zahlreichste; sie nimmt auf Messen und Volksfesten lange Budenreihen ein, während die höhere Classe nur in einzelnen hervorragenden Bauten, in Theatern und Sälen oder auf den großen Plätzen der Städte paradirt.

Diese zweite Classe der vagirenden Künstler, die Leute mit dem Mark, Gulden- und Thaler-Entrée, bilden auch im Leben derselben die höhere Gesellschaft. Bei ihnen hat die Familienehre hohen Werth, und in vielen Familien, die seit an ihrer „Kunst" halten und Generation um Generation ihr erblich sich weihen, herrscht trotz des ewigen Wanderns gute Erziehung und edle Sitte. So bei den Chiarinis, von denen Holtei in den „Vagabunden" uns ein rührend schönes Familienbild zeigt. Sie waren, wie Holter und die Seinen, Seiltänzer und Equilibristen. Diese und die Kunstreiter, bei denen Bach, Guerra, Tourniaire, Renz ꝛc. berühmte Familiennamen sind, vertreten die Classe derjenigen dieser „Künstler", deren Productionen durch die möglichst vereinte Darstellung von Muth, Kraft und Grazie des Menschen das Gebiet des wahrhaft Schönen erreichen. Wir können deshalb hier absehen von den Besitzern der großen Menagerien und anatomischen Cabinets, die auf den Messen einen breiten Raum einnehmen; ebenso von den sogenannten Affentheatern und sonstigen Schaustellungen, in welchen der Mensch nichts mit seinem Körper leistet; wir halten uns auch hier an den alten Holtei, welcher, bei seinem Zorn gegen allen öffentlichen Dilettantismus, ebenso unbedingt seine Verehrung für Alles ausspricht, was in seiner Art vollendet auftritt, und der ebendeshalb vor der Kunstreitertruppe Lejars und Guyent ausrufen konnte: „Hier fand ich glänzende Productionen und Talente, die bei allem äußeren Kraftaufwand Geist und Poesie athmeten." Hierher gehören auch die ammuthigen Leistungen

von Taschenspielern, wie Bosco ꝛc., und selbst der Kanonenkönig Holtum mag hier noch mitgehen.

Nicht diese Darstellungen von einem möglich hohen Grade und Vereine von Muth, Kraft, Grazie und Geschicklichkeit des Menschen haben zu den „Halsbrechereien“ geführt, welche in unseren Tagen die Entrüstung der Presse erregen, sondern die Sucht, in Tollkühnheiten und häßlichen Gefahren einander zu übertreffen, und der Frevel, Gefahren zu wagen, gegen welche dem Menschen keine Abwehr, keine Rettung beim Mißlingen möglich, wo der Mensch lediglich dem Zufalle, einem stockblinden Glücke überlassen ist, wie an dem Turnreck des fliegenden Luftballons oder mit dem Velocipede auf dem Thurmseile. Man konnte vollkommen genug haben an dem Muthe, den die einfache Besteigung des Thurmseils erfordert. Wer sich davon überzeugen will, der blicke aus dem Fenster oder vom Rundgange eines hohen Thurmes hinab in die Tiefe; selbst Männer, die ihr Leben oft gewagt haben, vielleicht an schwindelnden Felswänden und Abstürzen des Hochgebirges, kann hier ein Grausen bei dem Gedanken befallen, über diesen Abgrund hinaus auf ein dünnes schwankendes Seil treten zu sollen. Und wenn mit noch so starkem Kopfschütteln über die Anwendung dieses Muths, wir dürfen die Größe desselben, wie Wilhelm Kolter ihn so oft gezeigt hat, ehrlich bewundern und nicht knrzweg den Stab darüber brechen, daß es Geister giebt, die eine Befriedigung des Ehrgeizes in der Bewältigung von Gefahren finden, durch die sie mit dem Bewußtsein der Kraft, Gewandtheit und Unerschrokenheit eine freie Berufsarbeit vollbringen.

Wenn aber diese männlichen Eigenschaften nicht bloß der Schaulust der Menge dienen, sondern in Noth und Gefahr des Nächsten ihre rettende Kraft bewähren, wie dies Kolter und die Seinen so oft bewiesen, dann wird auch der strengste Moralist und Gegner der gesammten vagirenden Künstlerschaft die Ausnahme gestatten, auch einem solchen Verdienst ein Blatt der Gartenlaube nicht zu versagen.

Wer in Deutschland kennt den alten Kolter nicht? Er ist der populärste deutsche Seiltänzer. Jahrzehnte war er der Glanzpunkt der Leipziger Messen, von wo die Zettel mit seinem Bild und seinen Leistungen überallhin verbreitet wurden; und wer ihn nicht selbst noch gesehen, der hat von ihm gehört, dem jeder spätere Seiltünstler weckte die Erinnerung an Kolter wieder auf.

Kolter's Vater gehörte schon der vagirenden Künstlerschaft an. Er war der erste Kunstbereiter, der sein Geschäft in's Großartige betrieben hat. Aus England herübergekommen, hatte er als „Königlich Preußischer privilegirter Kunstbereiter“ die alleinige Concession für Preußen erhalten, und da Warschau damals (bis 1807) preußisch war, so nahm er dort seinen Wohnsitz. Auch Wilhelm Kolter, der 1795 zu Großwardein in Ungarn geboren ist, wurde Kunstreiter und ging erst nach dem Tode seines Vaters zur Seiltänzerei über, weil seine Mutter die Reitergesellschaft nicht länger führen wollte.

Wenn auch nicht so bedeutend, wie bei der Kunstreiterei, war der Rüstzug einer solchen Gesellschaft doch nicht gering, weil der gesammte Apparat, Tane, Drahtseile, Balanceirstangen, namentlich aber das Thurmseil und eine glänzende Garderobe überall mit hingenommen werden mußten. Und doch machten die Vorbereitungen der Aufführungen, von der Erlaugung der Erlaubniß bis zur Sicherung der Einnahme, oft mehr Schwierigkeiten, als die beschwerlichsten Reisen, so daß, wie Kolter erzählte, das Besteigen eines Thurmseiles ihm noch all der Pein noch als das Leichteste erschien.

Der Einfall, auf dem Seile zu Thurmhöhen hinaufzusteigen, kam dem zwölfjährigen Knaben schon im ersten Jahre seiner Seiltänzerei. Da das kleine Tanzseil, vom Kreuzstocke an bis da, wo es an die Bodenpflöcke befestigt ist, ebenfalls schräg abfällt und bestiegen werden muß, so versuchte er dies auch auf einem längeren Seile. Die ersten Versuche mißlangen, weil das Seil zu sehr schwankte; da verfiel er auf die Befestigung desselben durch die Anzugsleinen, und nun ging's. Der erste derartige Aufstieg geschah zu Neumarkt in Schlesien auf einem geborgten Zimmermannsseile.

Von da an hat Kolter unzählige Thürme bestiegen und konnte sie schließlich für seinen Uebermuth nicht hoch genug finden. Nur ein Thurm, kein besonders hoher, bleibt ihm dennoch ewig im Gedächtniß: der zu Waldenburg in Schlesien. Dort war das Seil am obersten Theile des Thurmes befestigt, so daß es oberhalb der mit Kupfer gedeckten, ziemlich schräg abfallenden Kuppel hinlief. Kolter war, damals schon ohne Balancirstange, glücklich bis oberhalb der weitvorspringenden Kuppel angelangt, wo die letzten Anzugsleinen niedergingen, als er das Gleichgewicht verlor und auf die Kuppel fiel. Zwar kam er auf die Füße und stand, aber vergeblich bemühte er sich, die Glätte und Abschüssigkeit der Bedachung zu überwinden und sich aufwärts zu arbeiten. Mit jeder Bewegung rutschte er tiefer. Er schreit, die Anzugsleine loszulassen. Es geschieht, aber er kann sie nicht erreichen. Jetzt ist's der letzte Augenblick, die nächste Bewegung führt zum Abgrund, — da schleudert der Aufwärter im Thurme ihm die Leine zu, Kolter erfaßt sie, schwebt nun über der schwindelnden Tiefe, aber mit fester Faust sich zum Seile und zur Kuppelspitze emporarbeitend. Kaum ein wenig verschnauft, ging er auf dem Seile über dieselbe Stelle hin, nun mit zwei Pistolen bewaffnet, die er unterwegs abschoß, wieder hinab.

Dieser unfreiwillig bestandenen äußersten Lebensgefahr folgte dann die freiwillig gesuchte in Aachen, die dem Mann seinen Siegerruf verschaffte und welcher seine glücklichste Zeit folgte, 1819 bis 1824, wo er am Hofe eines Herzogs von Württemberg im Schlosse Karlsruh bei Oppeln sogar als Ballettänzer mit seiner Schwester Aufsehen machte und ein so glückliches Talent für Komik zeigte, daß Devrient ihn bei der Bühne behalten wollte. Da aber König Friedrich Wilhelm der Dritte ihn ebenso gern zu Potsdam auf dem Thurmseile sah, so blieb er bei seiner Kunst. Da trieb die Wanderlust den Sieger von Aachen in seinen russischen Feldzug. Mit einer starken Gesellschaft war er in das Reich des Czaren eingedrungen, als derselbe starb. Dieser Tod, dem das Verbot aller öffentlichen Kunstleistungen folgte, war sein brennendes Moskau, und da auch er, wie sein Vorgänger Napoleon, den Rückzug zu spät antrat, so ward der Eisgang der Berezina auch sein Unglück. Endlich kam er mit den Trümmern seines Glücks nach Krenzburg in Schlesien, wo er die Seinen durch Tanzunterricht erhielt. „Was thut der Mensch nicht in der Noth!“ So schließt Kolter die Erzählung dieser Erlebnisse.

Außer Rußland hat er mit seinem Rüstzug ganz Deutschland, Ungarn, Polen, Italien und Frankreich durchzogen. Auch Wunden genug hat er sich auf dem Felde seiner Ehre geholt, Rippen-, Arm- und Beinbrüche und Brandwunden; den alten Seiltänzertrieb hat jedoch keine Cur mit wegheilen können.

Aber auch sein Wohlthätigkeitstrieb, sein Helfer- und Rettersinn ist ihm treu geblieben. Er, wie seine Schwiegersöhne, scheuten keine Gefahr, wo es Feuers- und sonstige Noth zu überwinden galt. In Polen, Schlesien, Sachsen und Brandenburg erzählt manche Stadt noch heute von W. Kolter's rettenden Thaten, wie oft er sein Leben gewagt, wo Hunderte und Tausend schreiend und zagend Stätten des Verderbens umstanden; Kinder und Frauen trug er aus den Flammen und aus verheerender Fluth; wie viel Hab' und Gut ist durch seine und Waitzmann's Unerschrokenheit und Kraft vor der Vernichtung gewahrt, so, wie manches Haus, so manche Straße durch ihre Opferfähigkeit, ihre Ausdauer in Gefahren und Mühen erhalten worden! Städtechroniken, Ehrenmedaillen, Silberbecher und Belobungsschreiben erinnern noch heute den Greis daran, was er als Jüngling und Mann im Dienste seiner Menschenliebe vollbracht hat.

Um so mehr ist es zu bedauern, daß all' sein treues Sorgen für seine Familie, seine alten Tage und die Zukunft der Seinen, durch welches er ein schönes Vermögen und eigenes Haus als letzte Heimstätte erworben, ohne seine Schuld vergeblich war. Eine fallirende Bank und der Tod, der ihm die Gattin, zwei Schwiegersöhne, drei Töchter und zwei Enkel raubte und die Last der Versorgung der Verwaisten auf ihn lud, haben ihn zum armen Manne gemacht, der, nun wieder ohne Heimstätte für das müde graue Haupt, den Wanderstab, der schwerer wird mit jedem Tage, fortschleppen muß — ohne Hoffnung und Aussicht auf eine andere Erlösung, als die allbekannte der Zeit. Es wäre hübsch, wenn alle Dankbarkeit und Zuneigung sich jetzt in edler Weise für „den alten Kolter“ erneuern möchten.

Fr. Hofmann.

Digitized by Google

Plaudereien aus Rom.

Von Hermann Oelschläger.

V.

Die Deutschen in Rom. — Der deutsche Künstlerverein an der Fontana Trevi. — In den römischen Ateliers. — Die Schaar der Copistinnen. — Verbannte Götter. — Der classische Boden Roms. — Senator Rosa. — Die Ausgrabungen auf dem Esquilin. — Häuser, Sarkophage und Inschriften. — Das Auditorium des Mäcenas. — Die „neue Beute". — Unter den Kaiserpalästen auf dem Palatin. — Ausklang.

Das deutsche Element, von welchem ich bereits sprach, war in Rom während des verflossenen Winters und namentlich um die Osterzeit so stark vertreten, als man es nur wünschen mochte, und zwar Neigung dazu hatte, vermochte hier, im Mittelpunkte Italiens, die theuern heimathlichen Dialektlaute, vom schnarrenden Jargon des Stockberliners bis zum breitbehäbigen Geplausche des Oesterreichers so gründlich zu studiren, wie jenseits der Alpen. Am leichtesten bot sich die Gelegenheit dazu bei Carlin in der Via delle quattro Fontane, einem wackern deutschen Wirthe, dessen tüchtige Restauration wohl von den meisten Deutschen in Rom besucht wird und auch allen deutschen Romfahrern des kommenden Winters hiermit angelegentlichst empfohlen sei. Um so mehr ist es zu verwundern, daß noch immer keine deutsche Buchhandlung der schon wiederholt gegebenen Anregung, eine deutsche Zeitung wenigstens für die Wintersaison herauszugeben, nachgekommen ist. Die wenigsten der vielen in Rom lebenden Deutschen dürften in der Lage sein, sich in eine italienische, eine römische Zeitung mit nennenswerthem Erfolg zu vertiefen; die der Regierung nahestehende und französisch geschriebene „Italie" schenkt den localen Tagesfragen nur geringe Aufmerksamkeit, und so habe ich nach den von mir gesammelten Beobachtungen die feste Ueberzeugung, daß eine deutsche Zeitung in Rom, die den deutschen Interessen sich widmen und den deutschen Leser über die Fragen und Begebenheiten des Tages immer genau unterrichten würde, ohne Mühe zahlreiche Abnehmer finden werde. Es liegt hier ein wirkliches Bedürfniß vor, von dem nur zu wünschen ist, daß seine Befriedigung von einer geschickten und mit dem nöthigen Capital versehenen Hand baldigst in Angriff genommen werde. Spitzbüer wäre wohl am ersten in der Lage dazu.

Einen Sammelpunkt für das deutsche Element in gewissem Sinne bildet der deutsche Künstlerverein, der sich bekanntlich der besondern Protection des deutschen Kaisers erfreut, und der redlich bemüht ist, die vielen deutschen Männer und Frauen, welche seine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, an heiteren Abenden in froher Geselligkeit zu versammeln und zu vereinigen. Selbstverständlich haben die immer tanzlustigen und lebensfrohen Künstler auch den Carneval nicht unbenützt vorübergehen lassen und namentlich wird der glänzende Costümball, den der Verein in seinem Palazzo an der Fontana Trevi gab, allen Mitgliedern der deutschen Colonie, die an ihm Theil genommen haben, trotz des mehr als kindlichen Festspieles, das sie vor dem Beginne des eigentlichen Balles auszustehen hatten, in bester Erinnerung bleiben.

Der Sprung von dem Palazzo Poli an der Fontana Trevi — er ist heutzutage bekannter unter dem Namen „Sala Dante" — in die Ateliers der Künstler wäre leicht genug. Aber in meinen „Plaudereien", die schon schwatzhaft genug geworden sind, ist kein Raum mehr für die letzteren. Denn was wäre aus und von ihnen nicht Alles zu berichten! Die deutschen Künstlerveteranen in Rom: Woss, Riedel, Achtermann, Seitz, arbeiten noch immer rüstig fort, während sich an Lindemann-Frommel, Kopf, Gebrüder Bauer, Gerhard, Pollad, Karl Voß, Heitbuth, die beiden Müller von Coburg, Ernst Meyer, Ziehlke, ein jüngerer Nachwuchs, wie: Dausch aus Oberschwaben, Nathanael Schmitt aus Heidelberg, Hübner, Henneberg, F. Schulz aus Schleswig, der von dem während des Winters in Rom gleichfalls anwesenden Georg Scherer ein ganz treffliches Medaillonbild gefertigt hat, und Andere, würdig anreiht.

Und neben diesen bedeutungsvoll schaffenden Künstlern, welche endlose Reihe mehr oder minder talentvoller Copisten und Copistinnen, die sich in den Sälen drängen und, von Neugierigen umgafft, alle jene berühmteren Bilder, die gerade in der Mode sind — denn auch hier schwingt die Mode ihren Zauberstab, wie die von Copisten tausendfach mißhandelte Beatrice Cenci und die in allen Läden schaugestellte, seltsamer Weise so sehr beliebte Büste des jungen Augustus beweisen — im Schweiße ihres Angesichts verwerthätigen!

Die Copistinnen, überhaupt die Malerinnen scheinen nicht überall freundliche Beurtheilung zu erfahren. Ein deutscher Maler hat sich unlängst in einer römischen Zeitung ziemlich herb gegen die Leistungen der Frauen auf dem Gebiete der Kunst ausgesprochen und sich dabei bis zu der Behauptung verstiegen, wenn man die ganze künstlerische Thätigkeit der Frauen mit einem Male streiche, so sei dies nicht anders, als wenn man von einem großen Palaste eine seiner kleinen Verzierungen wegnehme. Auch dann stehe der Palast so groß und köstlich wie zuvor, und kein Auge werde das Verschwinden und Fehlen des weggenommenen Steines vermissen. Aber, fährt der große Unbekannte, der sich selbst offenbar als gewaltigen Quader im herrlichen Tempelbaue der Kunst fühlt, fort, aber warum hat Rafael so Großes, so Schönes, so Anmuthiges geschaffen? Einfache Antwort: weil ihm die schönsten und hochseligsten Frauen als Modelle dienten, und so hat jene berühmte Fornarina der Kunst mehr geleistet, als alle Künstlerinnen zusammen genommen, welche jemals in Oel, Aquarell oder Pastell gearbeitet haben. Ecco, ruft unser Maler bei dieser Entdeckung den malenden Frauen fröhlich zu, welch anderes und weiteres Feld der Thätigkeit eröffnet sich Euch hier! Werft Pinsel und Palette weg, ahmt das schöne Beispiel von Rafael's Frauen nach (die Rafaele, meint er offenbar, werden sich dann schon von selbst einstellen), und wie ganz anders wird Euch die wahre, die echte Kunst zu wirklichem Danke verpflichtet sein!

Dieser Vorschlag des Malers, so derbt vorgetragen, hat offenbar etwas Verführerisches. Wer indessen bei einem Gange durch die bilderreichen Säle den fleißigen Copistinnen eine mehr als flüchtige Aufmerksamkeit widmet, wird bei aller Galanterie, die ihm sonst eigen sein mag, doch bald zu der Einsicht kommen, daß die Theilung der Arbeit auch auf diesem Gebiete wie bisher das Ersprießlichste sein, daß es sich auch fernerhin empfehlen werde, wenn von den Kunstthätigen Frauen die Einen nur malen und nur die Andern sich malen lassen, und daß Goethe, wie immer, auch hier Recht hat: Eines schickt sich nicht für Alle. —

Bei den Wanderungen durch die Galerien und Sammlungen Roms drängen sich Einem oft genug die berechtigtsten Klagen auf über die mangelhafte Aufstellung und schlechte Beleuchtung, unter der mitunter gerade die kostbarsten Gegenstände zu leiden haben. Selbst im Vatican, selbst im Belvedere kann man diesem Uebelstande begegnen, der dem Beschauer am ausgeprägtesten wohl in der Villa Ludovisi entgegentritt, wo überhaupt den hohen Bildwerken Griechenlands wie wahren verbannten Göttern ein geradezu unwürdiger Aufenthalt angewiesen ist.

Da auch die Sammlungen des Capitols in dieser Hinsicht viel zu wünschen übrig lassen, wie man sich leicht schon im ersten und berühmtesten Zimmer, das von dem sterbenden Fechter seinen Namen führt, zu seinem Leidwesen überzeugen kann, so liegt etwas Tröstliches in dem Gedanken, daß die italienische Regierung den Bau eines monumentalen Museums, das alle ihre Schätze in sich vereinige und das hinsichtlich der Aufstellung und Beleuchtung derselben Nichts mehr zu wünschen übrig lasse, auf die Dauer vielleicht doch nicht werde umgehen können. Denn noch immer ist der classische Boden Roms unerschöpft, seit Jahrhunderten schon durchwühlt und durchforscht, spendet seine geheimnißvolle Tiefe noch immer neue Schätze, die, nachdem sie fast zwei Jahrtausende schon im dunklen Schooße der Erde geruht haben, dennoch nicht der ewigen Vergessenheit anheim fallen sollten, sondern sich nun plötzlich wieder an das strahlende Licht des Tages gestellt finden, um von einer längstversunkenen Herrlichkeit, von einer längst untergegangenen und nie wieder erreichten Culturblüthe neues beredtes Zeugniß abzulegen.

Namentlich seit die Ausgrabungen unter der rastlosen Leitung des gelehrten Senator Rosa systematisch betrieben werden, sind dieselben von staunenswerthem Erfolge begleitet gewesen; fast jede Woche brachte neue Bereicherungen, und so

Digitized by Google

In der Abendhülle der Sahara.

Nach der Natur aufgenommen von Albert Richter in Bielefeld

ist z. B. gar nicht abzusehen, welche Wunder dem Boden Roms noch entsteigen werden, wenn nur erst einmal die Villa Mills auf dem Palatin oder das Kloster der Salesianerinnen daselbst hinweggeräumt sind.

Wie unerschöpflich in Wirklichkeit der römische Boden ist, beweist am sichersten der statistische Ausweis, welchen jüngst die städtische Commission für Archäologie hinsichtlich ihrer Funde und Ausgrabungen veröffentlicht hat. Demnach umfaßte das Ergebniß der Arbeiten im Jahre 1874 allein: 17 Statuen, 10 Torsi, 47 Köpfe oder Büsten, 5 Sarkophage oder Aschenurnen, 12 Weihgegenstände, 6 fosthare gravirte Steine, 11 Reliefs in Knochen oder Elfenbein, 5 Gegenstände aus Gold, 6 aus Silber, 30 aus Bronze, 11 Silbermünzen, 8925 Bronzemünzen, 75 verschiedene Gegenstände aus Terracotta, 11 Architecturfragmente, 39 Inschriften ꝛc. So sind z. B. hier die unzähligen Utensilien jeder Art nicht mit aufgeführt, welche man gefunden hat und von denen einige selbst werthvolleren und beachtenswerth sein sollen.

Am ergiebigsten sind die Ausgrabungen auf dem Esquilin, die daselbst auch am energischsten betrieben werden. Erst im Laufe dieses Frühjahrs hat man daselbst das Pflaster des Forums des Esquilins bloßgelegt, sowie die Reste eines Privathauses mit schwarz-weißem Mosaikboden. Die Wände der Mauern sind mit Fresken geschmückt, die nicht ohne Werth sind. In einer der Zellen fand man zwei Thonlampen, welche die Reliefs der drei Göttheiten des Capitols zeigen, ebenso eine Statuette des Hausgottes, in Bronze und zehn Centimeter hoch.

Da wo die Via Merulana sich mit der Via Labicana kreuzt, forderte man einen Marmorsarkophag an's Licht, etwas mehr als zwei Meter lang und achtundsechzig Centimeter breit. Sein Deckel war nie geöffnet worden. Ein Leichnam war in dem Sarkophage und zwar der einer Porcia Posilla, wie der auf die Stirnseite des Sarkophags eingegrabene Name besagte.

Bedeutungsvoller ist, daß man — gleichfalls erst im Laufe des April — nicht weit von den Mauern, welche zur Zeit der Könige Rom umgaben, eine massive Mauer, bloßgelegt hat, die mit zahlreichen Votiv Inschriften bedeckt ist. Diese sind aber darum merkwürdig, nicht allein, weil sie wiederholt einer Stadt erwähnen, deren Name bisher nicht auf uns gekommen war, sondern auch, weil sie auf einen bisher unbekannten Jupiter-Cultus hindeuten. Die meisten dieser Inschriften stammen nämlich von Soldaten der fünften und sechsten Legion, die von der Niederdonau nach Rom gekommen und vermuthlich im Lager der Prätorianer einquartirt waren: diese Barbaren hatten zwar den Cultus ihrer heimathlichen Götter bewahrt, bald aber in der steten Berührung mit der römischen Civilisation seine genaue Ausübung verlernt und eine Art von gemischtem Cultus erfunden, der heimathliche und lateinische Elemente vertrüglich zusammenwarf und die barbarischen Götter ohne Weiteres mit den hochtönenden Epitheten der Olympier schmückte. In den Inschriften flehen die Prätorianer die Götter an, über das Wohl des Kaisers zu wachen, über seine Gemahlin, seinen Sohn; oder sie erbeten die Hülfe des Himmels für ihre eigenen Angelegenheiten bittend in Anspruch. Was den Inschriften den höchsten Werth verleiht, ist der Umstand, daß dieselben nicht allein die Namen der Consuln geben, zu deren Amtszeit die jeweilige Inschrift gemacht wurde, sondern zugleich noch die genaueste Angabe des Tages, des Monats und des Jahres. Wie wichtig der Fund darum gerade für die Archäologen ist, springt leicht genug in's Auge. Die Ausgrabungen — gegen Ende April hatte man etwa siebenundzwanzig Säulenbasen aufgefunden — sollten fortgesetzt werden, weil man die Mauer ganz bloßzulegen hoffte, die vielleicht den Rest eines Jupiter-Tempels bildet. Einer Statuette des Jupiter, die man zugleich mit ausgrub, fehlte leider der Kopf. Die Inschriften waren zum größten Theile gut erhalten, fast alle vollständig, und man wird sie inzwischen längst schon in das Capitolinische Museum geschafft haben, wo sie geeignet sind, für die Archäologen der Gegenstand interessanter Studien zu werden.

Am meisten Aufsehen und Bewegung im Lager der Archäologen rief im verflossenen Jahre wohl die Bloßlegung eines Häuserrestes auf dem Esquilin hervor, der man gegenwärtig als das Auditorium des Mäcenas bezeichnet, und die Auffindung mehrerer Marmorstatuen ebendaselbst, deren bedeutendste seit Ende Januar bereits auf dem Capitol als „neue Venus" aufgestellt ist. Sie steht gleich rechts an der Glasthür, welche von der Treppe in den Corridor führt. Das sogenannte Auditorium des Mäcenas ist ein mit Mosaik belegter, oblonger Raum, dessen rothbemalte Wandnischen früher wohl mit Marmorstatuen geschmückt gewesen sein mögen. Der Hintergrund ist von amphitheatralisch erhöhten Sitzreihen eingenommen, deren Zahl etwa sechs betragen mag. Man weiß, daß Mäcenas auf dem Esquilin eine Villa gehabt hat, und man weiß, daß er es liebte, sich hier im Kreise vertrauter Freunde und Dichtergenossen von den großen Dichtern seiner Zeit deren neueste Schöpfungen vorlesen zu lassen. Der Raum, wie man ihn hier aus der Tiefe an das Tageslicht gefördert hat, legt die Vermuthung nahe genug, daß man es hier wirklich mit dem Auditorium des berühmten Dichterfreundes und Kunstbeschützers zu thun haben könne.

Was indessen die „neue Venus" auf dem Capitol betrifft, so denke ich zwar nicht im Entferntesten daran, dem Urtheile und der Meinung der gewiß grundgelehrten Herren irgendwie zu nahe zu treten. Berschwiegen will ich indessen nicht, daß mir die Statue, trotz des Kruges und des Tuches, die ihr beigegeben sind, auch nicht im Geringsten den Eindruck einer Venus macht. Das ist ein Mädchenleib, der noch im Aufknospen begriffen ist, der der Blüthe erst entgegenreift, sehr hart und streng in der Form, in der Linie, ist er noch weit entfernt von dem voll und reich entfalteten Körperreiz einer Venus, die wir uns als den Typus höchster Formenschönheit und als die Göttin der unbeugsamsten Anmuth, Alles unsterblichen Reizes verstellen. Muß es denn durchaus eine Venus sein? Oder wäre es nicht möglich, daß wir vielleicht die Porträtstatue einer jugendlich schönen Freigelassenen vor uns haben, die ihr Gebieter in Marmor bilden ließ, dem Bade entsteigend, die Haare schlingend, und der er in Verwunderung des jungen Leibes die Attribute der Venus beigeben zu lassen den Einfall hatte? Im ersteren Falle würde diese „neue Venus" hinter den zahlreichen anderen und weltberühmten Darstellungen der Liebesgöttin weit zurückstehen, im anderen würde sie ihrer, wenn auch nicht tadellosen, doch im Ganzen schönen und anmuthigen Ausführung halber unsere vollste Beachtung und unser regstes Interesse verdienen. . . .

Was Menschenschicksal, was Völkerschicksal sei, auf dem Palatin, in den farnesischen Gärten erfährt und empfindet das wohl Jeder am besten. Dort, unter den gigantenhaften Trümmern der Kaiserpaläste umrauscht und umklingt es die Seele geisterhaft, und glücklich ist Derjenige, dem es nur einmal vergönnt war, ungestört und sich selbst überlassen, da, wo einst die stolzen Imperatoren in marmornen, goldstrotzenden, statuengeschmückten Säulenhallen den Geschicken des weiten Römerreichs in unbeschränkter Machtvollkommenheit geboten, eine einsame Stunde zu verleben und zu verträumen.

Von den vielen Tausenden von Fremden, welche alljährlich die Trümmerstätten des alten Rom durchwandeln, wird der Eindruck, den wir hier am Aufesgrabe des größten und mächtigsten Culturvolkes der Erde empfangen, nur Wenigen voll und ganz zum Bewußtsein kommen. Wodeder oder, wenn sie ihre Aufgabe ernster nehmen, Gibell-Fels in der Hand, suchen sie an Ort und Stelle die reichen Lücken ihres Wissens eifrig zu ergänzen, suchen sie sich über die Bedeutung jeder einzelnen noch ungebrochen in die Luft ragenden Säule, jedes einzelnen Tempelrestes zu unterrichten, eilen sie voll Wißbegierde vom Einen zum Andern, und verfäumen über das Einzelne das Ganze, dessen großartige, überwältigende Erscheinung ihre Seelen für das Leben lang füllen müßte mit den erhabensten Bildern, mit den nachhaltigsten Vorstellungen.

Ein Sonntagsmorgen in der Mitte des Februars brachte mir einmal das Glück, nach welchem ich mich so oft und immer vergeblich gesehnt hatte, allein und einsam durch die farnesischen Gärten, durch die Kaiserpaläste mit ihren gewaltigen Erinnerungen zu wandeln; von dem immer zudringlichen, schwabhaften Schwarme der Fremden war noch keine Spur zu sehen, denn es hatte mehrere Tage lang geregnet; kein unwillkommener Laut unterbrach die unendliche Ruhe, welche die sonnenbestrahlten classischen Ruinen der mir lagen; der Himmel leuchtete im reinsten Blau und eine einzige Nacht hatte die Mandelbäume mit rosa Blüthen überschüttet. Die schlanke Pinie schaukelte sacht bewegt ihr breites Blätterdach, im dichten Dunkel des Lorbeerbaumes sang da und dort ein munteres Vöglein dem nahenden Frühlinge seinen hellen Gruß entgegen.

An den hochgethürmten Caligulabauten und der aus gewaltigen Tuffblöcken aufgeführten Ringmauer der Roma quadrata vorbei, kam ich zur langen Reihe jener Gemächer, welche man wohl mit Recht als die Wohnungen des palatinischen Gesindes und der dienstthabenden Soldaten bezeichnet, deren Namen noch heute in den guterhaltenen Wänden eingekratzt zu lesen sind, und weiter zu den malerischen weitgedehnten Ruinen der Paläste des Commodus und des Septimius Severus. Geschosse um Geschosse sind hier vier-, fünffach aufeinander gethürmt; gewaltige Mauern, wie für die Ewigkeit gebaut, ragen schwarz in die Höhe, die Wände der Porterregemächer sind zum Theil noch bemalt, die Gewölbe zeigen kunstvolle Cassettirungen, aber oben auf den Mauern, auf den Decken der Gewölbe, die dem Sturme der Zeit widerstanden haben und noch nicht zusammengebrochen sind, wuchert munter junges Grün, blühen Büsche, haben sogar Bäume ihre Wurzeln geschlagen — unten, halbbedeckt vom Schutte oder von jungen Zweigen umrankt, liegen gestürzte Capitäle, zerbrochene Friese und Gesimse, liegen gewaltige Säulentrümmer umher, und das musste ein Tag voll schweren, unglücklichen Verhängnisses gewesen sein, da diese leuchtenden Marmorriesen, die einst den prachtstrahlenden, mit den schönsten Schöpfungen der griechischen Kunst angefüllten Palast getragen und zwischen welchen Cäsaren, Senatoren, Könige prunkvoll dahin gewandelt waren, in Feuer und Brand donnernd zusammenbrachen, von schwarzen Rauchwolken umhüllt und die ganze Herrlichkeit des alten Römerreiches im Sturze mit sich begrabend.

Auf langgestreckten Treppen, deren Stufen noch die Reste früherer Marmorbekleidung zeigen, gelangt man in die Höhe zu neuen Ruinen, zu neuen Trümmern. Während man auf dem breitgewölbten Dache eines Palastflügels hinzuschreiten glaubt, zeigen große Mosaiküberreste auf dem Boden, deren Zeichnung noch fast unversehrt ist, daß wir uns nur in einem neuen Geschosse befinden; aber die Wände sind gebrochen, zerfallen, verschwunden und nur ein Mauerrest in der Ecke scheint übrig geblieben zu sein, um noch nach fast zweitausend Jahren von der stolzen Höhe des ungeheuren Saales, auf dessen Boden wir wie auf einer Plattform wandeln, Zeugniß zu geben.

Die Aussicht, die sich von hier einst den Augen der römischen Imperatoren bot, muß entzückend gewesen sein: drüben zur Rechten die weitgedehnten, gigantischen Marmorbauten der Caracallathermen, dieser „prachtvollsten Luxusbäder der Welt", mit ihren kühngewölbten, verschwenderisch ausgestatteten, schimmernden Sälen, mit ihren dunkelgrünen Hainen, mit ihren stolzen Portiken, mit ihren zahllosen Bild- und Kunstwerken jeder Art; dort zur Linken das Colosseum, eines der großartigsten von Menschenhand gebildeten Werke und noch heute aus den Häusern, aus der Landschaft ringsum in unvergleichlicher Hoheit zum Himmel ragend. Zwischen beiden hin der herrliche Blick über die römische Campagna mit ihren Aquäducten, mit ihren Gräberstraßen, heute eine melancholische, ruinenerfüllte Einöde, zur Zeit der Cäsaren bedeckt von immergrünen Hainen und Gärten, von leuchtenden Villen und Palästen, deren marmorne Giebel und goldene Kuppeln das Bild einer zweiten Stadt boten, das sich nicht minder schön und groß, als das unermeßliche Rom selbst, dem bewundernden Blicke endlich im violetten Duft des Albanergebirges verlor.

Drüben zur Linken lag der eigentliche Mittelpunkt des weltbeherrschenden Rom, lag das Forum mit seinem einzigen Prachtwald von Tempeln, Triumphbogen, Säulen, Statuen, ragte das Capitol, dessen goldstrotzende Zinnen allerdings hier, zugedeckt von den gewaltigen Palastbauten des Caligula, nicht sichtbar gewesen sein mögen. Von der Höhe zur Rechten aber, vom Aventin schimmerten die Tempel und Heiligthümer des alten Plebejer-Quartiers herüber. Dazwischen in der Tiefe dehnte sich der Circus Maximus mit seinen 250,000 Sitzplätzen, mit seinen staubaufwirbelnden Wagenrennen, mit seinen blutigen Faustkämpfen, mit seinen Läufer- und Ringspielen. Dort boten die Cäsaren, die Gunst der Masse zu gewinnen, ihrem nach immer neuen Genüssen, nach immer neuen Aufregungen lechzenden Volke ein glänzendes Schauspiel um das andere, und das Beifallsgebrülle der bis zur Tollheit erregten Menge hallte donnergleich bis herauf zu den Marmorpalästen der Kaiser.

Jetzt ist keine Stätte Roms öder, einsamer und stiller, als diese. Verweht ist der Staub der Cäsaren, die, vom Taumel der absoluten Macht trunken und schon von Haus aus mit krankhafter Geistesanlage behaftet, hier im Wahnsinn und Raserei gehaust, hier über ein inmitten des ungeheuerlichsten Luxus und der ungeheuerlichsten Laster selbst immer am Rande des Wahnsinns hintaumelndes Volk geherrscht haben, das, nachdem es in der Politik, der Kunst, der Poesie, der Philosophie eben sein Höchstes erreicht hatte, nun rasch seinem Niedergange zustrebte. In Ruinen liegen die kaiserlichen Paläste, das Forum ist zerstört, die Campagna ist verödet. Da und dort auf dem Palatin und in seiner Nähe liegt ein Klosterhof, den die Mönche hier auf der Stätte früherer Kaiserherrlichkeit erbaut haben; in seinem Hofe schaukelt eine verwegelte Palme ihren Wipfel, und nur die ewige Sonne strahlt noch immer so voll, so göttlich wie früher auf diese Welt von Trümmern und Ruinen. . . .

Was ist Menschenschicksal? Was ist Völkerschicksal?

Blätter und Blüthen.

Wüstenbild. (Mit Abbildung S. 657). Wie tobte und lärmte es in den Straßen von Biskarah, der algerischen Stadt, an welcher vorüber die große Straße von Constantine nach der Sahara führt! Welch reges Leben herrschte an den zahlreichen Kaffeehäusern der Hauptstraße von diesem „Paris der Wüste", wie es Baron Maltzahn nannte! Wie wild klangen die dumpfen Töne der Negertrommeln und die schrillen Töne der aus Geierknochen geschnittenen Pfeifen der Araber durcheinander! Auf den Straßen gingen unter allen Stämmen der Sahara und der Gebirge auch die verschiedensten Söhne vom Stamme der Twaregg, weit aus dem Süden der glühenden Wüste. Wie gesagt, alle Stämme waren hier vertreten und Alle hatte ein gleicher Zweck hierher geführt, Alle wollten genießen!

Auf den Straßen vor ihren Häusern und hauptsächlich an den zahlreichen Kaffeehäusern traf man überall auf die reichgeschmückten unverschleierten Töchter der Freude, die Naïliaj, sogenannt von ihrem Stamme, den Ulad-Naïl, denn sie saß ohne Ausnahme angehören. Sie sind die unübertrefflichen, kunderauschenden Tänzerinnen in diesem modernen Babel der Wüste.

Wochenlang lebte ich bereits in Biskarah, täglich und täglich hatte ich das volle Leben mitgenießt, mitdurchkostet, oft aber auch mich still in einen Winkel irgend eines Kaffeehauses zurückgezogen, um meine Skizzen und Studien zu vermehren. Kaum dürfte es wohl einen zweiten Ort in der Welt geben, der solches Interesse für den Künstler böte.

Wir und wußt war schließlich mein Kopf. In dem ganzen Orte kein Plätzchen, wohin nicht gegen Abend und die halbe Nacht hindurch das Getöse und Gelöse gedrungen wäre. Ich sehnte mich nach Ruhe. — So ließ ich mir denn oft gegen Abend mein Pferd satteln und ritt dann hinaus, hinaus in die große, schöne, heilige Wüste. Langsam im Schritt vorwärts reitend, ließ ich dann Ton um Ton zurück in Biskarah, bis nur noch, als ich schon weit, weit draußen war, die Schläge der wilden Trommel schwach zu mir herübertönten. Und auch diese verwehte bald der leise Zugwind; nur noch ganz vereinzelt, in langen Pausen, ließ sich manchmal ein toser dumpfer Schlag hören und dann auch dies nicht mehr.

Es war ringsum Ruhe, ewige große Grabesruhe. Kein Vöglein ließ seine Stimme hören. Nichts! Meines Pferdes Schritte waren unhörbar auf dem weichen Saubboden, und nur zuweilen, wenn es den schöngeformten Kopf mit den großen blauen Augen emporwarf, klangen die Ketten des Gebisses fast unheimlich in der tiefen Stille. Dann gab ich wohl auch meinem guten Thiere die Schenkel und sagte vorwärts! vorwärts! hinein in das unendliche Nichts, stundenlang. Ach! es war ein so wohliges Gefühl, von dem Abendwinde in dieser Jahreszeit umspielt zu sein, und auch mein Renner mochte dieses fühlen, denn ohne Aufmunterung jagte er fort und fort, immer wilder, immer schneller, bis manchmal schon tiefe Dunkelheit auf die stille Wüste herabgesunken war. Dann zügelte ich mein gutes Thier und stieg ab, legte mich auf den weichen, schneeleichen Sandboden und träumte oft noch stundenlang von Deutschland und Deutschlands neuerstandener Herrlichkeit. Mit gelenktem Kopfe wartete dann mein Pferd, Sirokko hatten wir es genannt, bis sein Herr ausgeträumt, und oft mußte ich dann Feuerzeug und Compaß zur Hand nehmen, um den Rückweg zu finden. Von weit, weit draußen sah man aber schon die Lichter Biskarahs blinken, und näher und näher rückte dann auch wieder die wilde, sinnverwirrende, eigenthümlich pochende Musik.

So rit ich denn eines Tages wieder durch die Wüste, Sidi Atba zu. Ein Brief aus der lieben Heimath hatte mich verstimmt, und Sirokko den Zügel auf den Hals gelegt, rit ich still dahin und träumte. Durch ein „El Hamd-ul Ilah" (Lob sei Gott) aus meinen Betrachtungen geweckt, schaute ich auf, und ein, wenn auch oft gesehenes, doch immer wieder wunderbar schönes Bild bot sich meinen Augen. Aus fernen Gegenden kommend, zog eine Caravaane auf mich zu. Langsamen, gezogenen Schritts mit schwanenartigen Halsbewegungen ging Kameel um Kameel vorbei, unter den hochbeinigen Schiffen der Wüste manch schwerbepacktes Eselein, das keinpfund Schritt zu halten suchte. Ich hatte mein Pferd angehalten, und freundlich gegrüßt von Jedem der kindlichen Araber, zog so die ganze Caravaane an mir vorüber. Es mochten wohl weit über hundert Kameele sein. Neugierig schaute jedes mit seinen langen Augen den ernsamen Wanderer an, auch blieb wohl das eine oder andere einen

Digitized by Google

Moment stehen, und dann ging es gemessenen, klassischen Schrittes weiter, seinen vorangegangenen Gebärden nach.

Das letzte der Thiere war verschwunden; ich hatte mein Skizzenbuch hervorgezogen und war beschäftigt, das schöne Bild auf dem Papyer zu fixiren. Der Mond, welcher schon lange bleich am Horizonte gestanden, fing bereits an zu leuchten, und seltsame Lichter zuckten über die weite Wüste und über das Skelet eines seiner schweren Pflicht erlegenen Kameels. Ich bestieg mein liebes Thier, und als ob es wüßte, daß ich heute eile, jagte es in wilder Flucht durch die todtenstille Ebene, Sidi Atho zu.

Albert Richter.

Seelenwanderung, wie sie mei Nachber Traugott sich deukt.*

Böhmisch ha ich schonn gebacht;
Was werd aus I'r Seele ware'),
Wenn se kommt, de gruße Nacht,
Un se mueß von hinnen fahre?
Denn das sicht doch handgreiflich,
Wer sie hier 'n Leib verlößt,
Muß se a änn neiem arbe'),
Denn was lobt, das kann nich') starbe.

Un wo werd se nachen') sei?
In der Welt os se noch werre'),
Un se kann doch meiner Trei'
Nech in's Blaue romm si erre,
Un das os zu a gewiß,
Daß se noch nech fertig os,
's muß doch wo a Plätchen gabe,
Wo se weiter fort kann labe.

No, es göbt ju Welten satt,')
All die klänn un großen Sterne;
Jeder Plotz de Menge hat,
Un ich denk' mir's gar zu garne:
Mieß mer') von d'r Erde fort,
Kriech' mer sait') am andern Ort,
Wo mer alle mer'n Jahren
Drummer hallen, beisser waren').

Sinn mer') aber fertig erscht'),
Nachen gibt es oft de Sonne,
Wo Te Dich vermoun're wersch'),
Da os lauter Licht un Wonne,
Da is alle Ruth voebei,
A vorbei de Starberei,
Nachen is ann schönern Leibe
Wann mer höbsch driiammen bleibe.

* Probe aus dem in diesem Jahre erscheinenden sechsten Hefte der „Bilder und Klänge aus Rudolstadt" von A. Sommer.

Wörterklärungen: ') werden; ') erben; ') nicht; ') nachher; ') mehr; ') genug; ') müssen wir; ') beer; ') werden; ') vorbei wir; ') erst; ') wirst.

Der Schwindel vor Gericht. In Nr. 12 der Gartenlaube rügten wir den Schwindel, welcher von Gaben aus mit einem angeblichen Mittel gegen die Trunksucht getrieben werde. Die Verleger und Verkäufer dieses Mittels, welche der Polizeidirektion „Saufdoktoren" genannt hatte, sind vom königl. Kreisgericht zu Gaben wegen unbefugten Arzneimittelverkaufs in Untersuchung und Strafe genommen worden. Dabei hat sich herausgestellt, daß von den sieben Angeklagten nicht ein einziger Drogueist ist, daß aber von dreien derselben einer wegen Hehlerei und unbefugten Arzneiverkaufs, der Andere wegen Diebstahls und der Dritte wegen Betrugs Geld- Gefängniß- und Ehrenstrafen erhalten haben. Alle Angeschuldigten sind zu einer bis fünf Wochen Haft verurtheilt worden.

Ihr Mittel, das nicht blos die Trunksucht, sondern auch die Lungenschwindsucht vertreibt, besteht lediglich aus Lycopodium oder Erlenmehl, in in jeder Apotheke für wenige Groschen zu haben und half weder gegen Trunk- noch Schwindsucht. Aber der Aufwand von 3000 Thalern Inseratenkosten in einem Vierteljahr lockte so viel Dummes herbei, daß nur vom 1. bis 10. März 300 kaiserl. Postamt zu Gaben an die Beklagten für 900 Anzeigesendungen gegen 3000 Thaler Postvorschuß auszahlen hatte; eine ganze Jahreseinnahme derselben würde demnach weit über 100,000 Thaler betragen haben.

Drei theure Wochen. Man schreibt uns: „An Ihrem Blatte Nr. 20 veröffentlichten Sie den „nützenswerthen Wink", daß in klimatischen Curorten Südtirols die Wirthe für Betten, auf welchen ein Curgast gelrochen, unverhältnißmäßige Entschädigungen beanspruchten. Dem dort Angelittenen reicht sich folgende Rechnung an:

F. W. von B. wohnte vom 21. Juni an in einem Hotel Terranegke, das wir vorläufig noch nicht nennen wollen, und starb dort am 12. Juli. Für diese vierzig drei Wochen wurde von dem Hotelbesitzer folgende Rechnung präsentirt:

1 Bettstelle	Thlr.	60. — —
1 Sprungeahmen	„	15. — —
1 Matratze	„	30. — —
19 Bettücher à 3 Thaler	„	57. — —
8 kleine Tücher à 1 Thaler	„	8. — —
Tapeten	„	60. — —
Kalkeich	„	20. — —
1 Waschtisch	„	30. — —
1 Nachtschrank mit Geschirr	„	20. — —
1 Plumeau	„	30. — —
Tepvidye	„	34. —
Entschädigung für Nichtvermiethbarkeit d. Zimmers	„	1500. — —
Rechnung für Beköstigung und Logis vom 21. Juni bis 13. Juli	„	214. 26. —
Rechnung für Auslagen	„	18. 16. 6.
zusammen	Thlr.	2387. 12. 6.

Die Hinterbliebenen weigerten sich natürlich, diese übertriebene Forderung zu zahlen, und einigten sich schließlich mit dem Wirthe, indem sie 800 Thaler boten, die dieser annahm."

Marlitt. Ueber die von uns bereits angekündigte „namenlose Geschichte" der genannten Dichterin empfangen wir gelten von Marlitt's Bruder nachfolgende Mittheilung, die wir wörtlich und als Antwort auf die vielen Anfragen zur Kenntniß unserer Leser bringen:

„Meine Schwester beklagt es tief, ihr Ihnen gegebenes Wort auch jetzt noch nicht einlösen zu können, weil ihr Krankheit während des Sommers sie gezwungen hat, ihre Feder oft monatelang feiern zu lassen. Die bisher namenlose Geschichte, welche nunmehr ihren eigentlichen Titel: „Im Hause des Commerzienraths" erhalten hat, ist leider noch nicht so weit vorgeschritten, daß der Veröffentlichung mit Ruhe der Druck könnte begonnen lassen könnte; indeß darf ich Ihnen doch mittheilen, daß die Erzählung nunmehr ihrer absehlußen Vollendung entgegengeht.

Mit besten Gruß
Ihr
Alfred John."

Kleiner Briefkasten.

J. H. in **Tondern.** Asmus von Spie ist am 3-15. November 1837 im Gouvernement Cherson (Südrußland) geboren, studirte in Odessa, diente dann in der Marine als Officier. Seit 1867 in Deutschland, studirte er in Heidelberg und gab in Leipzig sein erstes philosophisches Werk, „die Wahrheit", unter dem Namen Praio heraus, dem später mehrere kleine Schriften folgten. Sein Hauptwerk ist „Denken und Wirklichkeit", den sich neuerdings „Moralstat und Religion" anreihte. Spir lebt jetzt (vorübergehend) in Stuttgart.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Außer der Fortsetzung der im dritten Quartal begonnenen Erzählung

„Helene". Tagebuchblättern aus dem russischen Salonleben,

liegen für das vierte Quartal noch an Novellen vor:

„Der Doppelgänger" von **Levin Schücking** und

„Vincta" von **E. Werner,** Verfasser von „Am Altar" und „Glück auf".

Mit Bezug auf die in der heutigen Nummer abgedruckte Mittheilung dürfen wir wohl zugleich die Hoffnung aussprechen, daß unsere verehrte Mitarbeiterin Marlitt noch im Laufe des kommenden Quartals uns und unsere Leser mit Ablieferung der neuen Erzählung

„Im Hause des Commerzienraths"

überraschen wird.

Außerdem eine Reihe interessanter, belehrender und unterhaltender Artikel, deren Titelanzeige wir heute unterlassen.

Die Postabonnenten machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach Beginn des Vierteljahrs aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennige erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennige anstatt 1 Mark 60 Pfennige). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

fuhr gegen mich auf wie ein kleiner Sprühteufel. Jeder Zweifel an der Liebe Hirschfeldt's würde ihr wie ein Frevel erscheinen, setzte sie mir in ungemessener Ueberschwenglichkeit auseinander und machte nicht mißzuverstehende Andeutungen über den Neid von gewissen Personen, die ein Glück, wie es ihr zu Theil geworden, vielleicht vergebens ersehnt hätten.

Ich überließ sie nunmehr mit einem Achselzucken ihren Phantasiegebilden, aber die Geschichte erregte mir fortwährend ein höchst unbehagliches Gefühl, und ich faße bis jetzt durchaus nicht, wie das seelische Gleichgewicht der Gouvernante sich wieder herstellen soll.

Den 27. November.

Gestern Abend hatten wir wieder unsere Soirée, aber es war ein rechter Unglückstag. Alle machten Fehler beim Spiele. Ich trug das neue große Trio von Rubinstein vor, welches die Musiker so schlecht begleiteten, daß es eine Schande war. Bei der Zubel Ouvertüre von Weber, zu acht Händen gespielt, kam selbst Hirschfeldt ganze zwei Tacte zu früh. Wera klagte über Kopfschmerzen und schien verstört. Ich wollte mich ihrer annehmen und sie, damit sie seische Luft schöpfe, in die Galerie führen, aber Herr Besseboski, ein alter Musikschwärmer, bemächtigte sich meiner.

„Kommen Sie, Mademoiselle Helene!“ sagte er. „Zenaide Petrowna will nicht glauben, daß der Componist des „Freischütz“ ein Deutscher war. Sie meint, so göttliche Melodien könnten nur dem Kopfe eines Italieners oder Franzosen entsprungen sein. Kommen Sie also und helfen Sie mir die Nationalität Ihres genialen Landsmanns retten!“

Ich folgte der Aufforderung mit einem unterdrückten Seufzer und sah mich alsbald in eine so lange musikalische und eifrig geführte Unterhaltung verwickelt, daß ich nicht daran denken durfte, mich um sonst Jemanden zu bekümmern. Als es mir später endlich gelang, mich wieder zu befreien, mußte ich eine ganze Weile suchend umherspähen, bis ich einen Schimmer von Wera's lichter Seidenrobe im Winkel einer Fensternische entdeckte. Ich wollte mich ihr nähern, aber wie soll ich mein Erstaunen schildern, als ich neben ihr Olga entdeckte, die mit aller denkbaren Liebenswürdigkeit um sie bemüht schien und in ihrer sprudelnd lebendigen Manier sie sowohl wie den daneben stehenden Constantin Feodorowitsch so gut unterhielt, daß des Letzteren ernstes Gesicht in ungewohnter Heiterkeit erglänzte und er sich vor Lachen schüttelte, während selbst seiner Schwester sanfte Züge sich durch einen Schimmer von Frohsinn rosig angehaucht zeigten.

Einen Augenblick stand ich wie angewurzelt. Die Gouvernante in so herzlichem Beisammensein mit Derjenigen, in der sie doch vor allen Anderen eine gefährliche Nebenbuhlerin fürchten mußte! Es durchzuckte mich wie ein unheimlicher Schreck; einen besondern Grund mußte das haben, und sicher hatte es keinen guten. Ich trat zu der Gruppe, aber es wurde mir beinahe unerträglich, zu sehen, wie Olga, deren Herzenszustand ich doch kannte, vor meinen Augen mit dem jungen Rittmeister die Coquette spielte und zur Abwechselung wieder Fräulein Adrianoff mit sein angebrachten Schmeicheleien überschüttete. Ich frente mich von Herzen, als der allgemeine Aufbruch der Gesellschaft dieser mir unerträglichen Situation ein Ziel setzte.

Ja, ein Ziel für das eine Mal, aber wann werden alle mich umgebenden Wirrnisse ein Ende nehmen! Mitunter fühle ich mich unsäglich angewidert von all diesen Verhältnissen, in die ich gegen mein Wollen hineingerissen bin, von diesen Heimlichkeiten und Intriguen, denen meine offene Natur so durchaus widerstrebt. Mir ist, als sollte ich entfliehen von hier, weit, weit hinweg, je eher desto lieber. Es überfällt mich oft jetzt wie eine Sehnsucht nach den kleinsten, bescheidensten Verhältnissen, wenn nur Ruhe und Frieden im Herzen dabei zu erlangen wären. Aber es geht nicht, kann nicht sein; noch stehe ich inmitten des Kampfes, und vorwärts muß ich, will ich — hindurch ohne zu erlahmen und zu ermatten, obgleich ich ohne Hoffnung kämpfe, obgleich oftmals mein Herz in der heißen Qual der Verdammten zuckt. Kein Galeerensclave hat jemals deutlicher die Kette gefühlt, an die man ihn angeschmiedet, als ich die Fessel, die mich hier zurückhält. — Warum nur diesen Mann lieben, der mir nichts bieten kann und will, als eine kühl verständige Freundschaft? Warum, ja — warum wendet die Blume ihr Haupt dem Alles belebenden Sonnenstrahle zu?

Es ist nicht der schöne und schon spielende, formengewandte Salonmensch, in den die übrigen jungen Damen sich verlieben, der mir gefallen könnte. Nein, im Gegentheile, mein Interesse fesselt der Mann, wenn er ernst ist, wenn er mit starkem, unthigem Herzen vor kühnem Wagen um die höheren Ziele des Lebens nicht zurückschreckt. Wenn seine Stirn in finsterem Unmuthe sich zusammenzieht, seine Hand sich ballt und der verhaltene Schmerz um die verkümmerte Liebe um seine Lippen zuckt, dann liebe ich ihn. Ich bin nicht blind gegen seine Fehler, gegen seinen Uebermuth, seine trotzige Selbstüberhebung; ich zürne ihm darum und ärgere mich über ihn, und dennoch weiß ich, fühle ich zu gleicher Zeit, daß es nur Flecken an der Sonne sind, daß sein edles Selbst im Augenblicke der That sich darüber erheben, sie, wie der Adler den Staub von seinen Flügeln schüttelt, von sich abstreifen wird, daß der Genius, dessen Hauch seine Stirn berührt hat, ihn emporttragen muß über die kleinlichen Erdärmlichkeiten des Lebens. Und ich, ich will ihm zur Seite bleiben, rathend, helfend, oder auch nur tröstend, bis er mich entbehren kann, weil — er glücklich ist.

Es ist heute ein klarer, kalter Wintertag. Die Sonne funkelt auf der dichten, blendenden Schneedecke draußen, daß mir die Augen weh thun, und doch sehne ich mich nach der frischen Luft und freue mich auf die Spazierfahrt, auf der ich sogleich Madame Braxkow begleiten werde. Die Zeit, die sie jetzt noch zu ihrer Toilette verwendet, gab mir die willkommene Ruhepause zum Schreiben, die sich später im Laufe des Tages wohl schwerlich noch gefunden hätte, denn zum Diner sind schon Hirschfeldt und noch mehrere Herren eingeladen, und diesen Abend soll wegen des Namenszeftes der kleinen Alexandra eine Kindergesellschaft stattfinden, welcher von neun Uhr an eine Soirée für die Erwachsenen sich anschließen wird.

Den 28. November.

Die Uhr hat mit langsamen Schlägen bereits Mitternacht verkündet; im Hause wird es still und immer stiller, und doch finde ich noch vollkommen wach in meinem einsamen Stübchen und kann keine Ruhe finden. Ich fühle, daß ich meine Gedanken ordnen, noch einmal ungestört in mein Gedächtniß zurückrufen muß, was sich gestern Abend und heute Alles begeben hat, wenn ich endlich volle Klarheit des Geistes und die nothdürftigste Ruhe im Gemüthe wiederfinden will. Hinreichend, um mir Beides zu rauben, waren die Wirrnisse in der That, die während der letzten vierundzwanzig Stunden auf mich einstürmten, und doch bedurfte ich aller meiner Geistesgegenwart niemals mehr. Schon gestern lag es schwer wie eine Ahnung kommenden Unheils in der mich umgebenden Luft. Ich kleidete mich mit Widerwillen zum Diner und der später folgenden Festlichkeit an und ließ mich selbst durch Masche's eindringlichste Bitten nicht bewegen, meinem Anzuge von schwarzer Seide einen weiteren Zierrath hinzuzufügen, als Schleife und Gürtel von veilchenfarbigem Atlas.

„Fräulein sehen so blaß aus,“ sagte das gutmüthige Mädchen; „wenn Sie denn nicht ein blaues oder rothes Band nehmen wollen, sollten Sie mindestens ein wenig, nur ein ganz klein wenig Roth auf die Wange legen.“

„Masche, wie oft soll ich Dir wiederholen, daß ich nicht einmal Roth besitze und es nie in mein Gesicht bringen werde,“ rief ich voll wirklicher Ungeduld, aber die Zofe ließ sich nicht entmuthigen.

„O, wenn weiter nichts als das fehlt,“ meinte sie, ohne meinen letzten Ausspruch zu berücksichtigen, „Fräulein Olga hat eine ganze Menge von Schächtelchen, voll von allen möglichen Pudern, und ihr Mädchen wird uns gern eins davon borgen.“

Ich sah mich genöthigt, die Schwätzerin ernstlich zur Ruhe zu verweisen, aber indem ich es that, regten sich in mir allerlei Gedanken hinsichtlich der frischen Farben, die seit einiger Zeit auf Olga's Wangen erblüht sind. Früher würden diese Gedanken mich heiter gestimmt haben, gestern jedoch konnten sie mich nur bedenklicher machen. Die kleinen Verschönerungsmittel, deren sie sich geschickt genug bedient, fielen übrigens der Gouvernante ausgezeichnet. Sie sah bei Tische gut aus und machte so lebhaften Gebrauch von ihren geselligen Talenten, daß ich mir neben ihr wie eine Nonne vorkam.

Bis dahin ging Alles nach Wunsch. Ich benützte mich,

Digitized by Google

„Mein Gott, was ist vorgefallen?“ fragte ich, indem ich aus einer Krystallflasche ein Glas mit Wasser füllte und zu der Gruppe herantrat.

Véra, die mir sofort den Platz neben Olga abtrat, starrte mich mit ihren großen Augen rathlos und ängstlich an. „Es ist entsetzlich,“ sagte sie, „ich bin beinahe gestorben vor Angst.“

„Aber was ist geschehen?“ wiederholte ich, während ich versuchte, die Leidende emporzurichten und ihr einige Tropfen Wasser einzuflößen. „Olga war doch vor einer Stunde noch vollkommen wohl.“

Véra's Wangen überhauchte bei meiner dringenderen Frage ein mattes Roth, und ihr Blick suchte den meinigen zu vermeiden. „Wir wollten einen Augenblick hier ausruhen,“ sagte sie, fast bei jedem Worte stockend. „Wir plauderten — über — mancherlei, und —“

„Und —?“ Ich wollte der Sache auf den Grund kommen und sah deshalb die junge Dame so fest und fragend an, daß sie noch mehr erröthete, aber sich zu gleicher Zeit zum Antworten gezwungen fühlte.

„Und — wir — wir sprachen über Hirschfeldt,“ fuhr sie langsam fort, „als dieser furchtbare Zufall eintrat, als —“

„Alexis!“ kreischte in demselben Augenblicke Olga laut auf und fuhr abermals wild empor.

Ich sah unwillkürlich, fast entsetzt nach dem Eingange zum Salon, der nur durch einen dichten Vorhang geschlossen war und von wo aus wir keine Minute vor Ueberraschung sicher waren. „Vor allen Dingen müssen wir sie von hier fortschaffen,“ dachte ich, machte aber in eben der Secunde auch die wenig tröstliche Entdeckung, daß ich auf Hüte von Seiten des Fräulein Adrianoff schwerlich werde rechnen können, denn diese war neben dem Divan niedergesunken und verbarg schluchzend das Antlitz in den Kissen desselben.

Wäre nur meine treue Masche zu erreichen gewesen! Ich wollte einen Augenblick der Ruhe, der in Olga's Zustand eingetreten war, benutzen, um mich in dem Gemache nebenan nach einer Kammerzofe umzusehen, und näherte mich deshalb dem großen Vorhange. Noch bevor ich ihn erreicht hatte, thaten sich jedoch die Falten desselben auseinander, und — ich prallte erschrocken zurück — der Capellmeister trat mir entgegen.

Dieser Mensch wagt in der That Alles. Hätte Madame ihn aus ihrem Schlafzimmer kommen sehen, ich bin gewiß, sie würde ihm sofort die Thür gezeigt haben.

„Woher kommen Sie?“ frug ich ernst.

Er zuckte die Achseln und sagte, vollends näher kommend: „Ich mußte wissen, was vorgeht, und darum habe ich mir durch die verschiedenen Corridore und Nebenzimmer einen Weg gebahnt. Aber wo ist Véra?“

Die Genannte war bei dem ersten Laut seiner Stimme bereits wie eine Feder emporgeschnellt, und auch auf die Gouvernante hatte dieselbe eine bemerkenswerthe Wirkung geäußert. Zuerst hatte es wie ein Beben ihren Körper durchzuckt, dann richtete sie sich in eine sitzende Stellung empor, strich das herabgeglittene Haar aus der Stirn und schaute mit weitgeöffneten Augen Hirschfeldt an. Er aber warf nur einen flüchtigen Blick auf sie, der ihm freilich den Stand der Dinge vollkommen klar zu machen schien. Er ging zu Fräulein Adrianoff und sagte zitternd vor Erregung, fast drohend: „Haben Sie vergessen, Véra, was ich Ihnen verboten habe? Haben Sie meine Warnungen vergessen?“

„O nein!“ Sie sah flehend in seine blitzenden Augen und erbebte leise. „Ich werde sie nie vergessen.“

„Sie dürfen nicht hier bleiben,“ fuhr er dringender fort. „Unter keiner Bedingung darf man Sie hier finden. Begreifen Sie nicht, Véra, was auf dem Spiele steht? Sie müssen sofort in den Saal zurückkehren. Sie müssen sogar tanzen.“

„Ich kann nicht. O nein, Alexis, ich kann es wirklich nicht,“ entgegnete Fräulein Adrianoff, welche sich vergebens bemühte, ihre Thränen zurückzuhalten.

„Véra!“ In dem einen Rufe seiner modulationsfähigen Stimme lag Alles ausgedrückt — eine zärtliche Bitte und ein drohender Befehl. „Véra, ich will es; kehren Sie in den Saal zurück! Wenn es hier zu irgend einem heftigen Auftritt kommen sollte — begreifen Sie nicht, daß die Folgen unberechenbar sein würden? Kommen Sie,“ er zog das junge Mädchen, welches zusahig war, ihm noch irgend einen Widerstand entgegen zu setzen, bis an den Vorhang. „Gehen Sie durch die nächsten beiden Zimmer!“ gebot er. „Auf dem Corridore finden Sie Wassili, dem ich einen Rubel gegeben habe; er wird Sie in den Mussinsal führen.“

Er sah ihr nach, bis der letzte Schimmer ihrer kostbaren Seidenrobe hinter den dunklen Falten des Vorhanges verschwunden war, und als er sich dann in's Zimmer zurück wendete, stand Olga Nikolajewna vor ihm.

Diese Letztere hatte von dem Momente an, als er das Gemach betreten, ihn nicht aus den Augen gelassen. Sie war seidem wie mit einem Schlage wieder Herrin ihrer selbst, wenn auch ihre Aufregung noch immer etwas Beängstigendes hatte. Ob die zwischen Véra und Hirschfeldt gewechselten Worte ihr trotz ihres Aufhorchens unverständlich geblieben waren, vermag ich nicht zu entscheiden, glaube es jedoch, da sie in deutscher Sprache und gedämpften Tones gesprochen waren und Alles nur den Verlauf weniger Secunden in Anspruch genommen hatte.

Wie dem aber auch sei, sie hatte genug begriffen. Ich hätte sehr wenig Fassungsgabe besitzen müssen, um nicht von vorne herein zu verstehen, daß sie all ihr Geschick für die Intrigue angewendet hatte, Fräulein Véra zutraulich zu machen, daß sie sich mit derselben isolirt hatte, um sie über ihr Verhältniß zu Hirschfeldt auszuforschen, und daß sie vorhin, durch irgend welche unvorsichtige Aeußerungen des Fräuleins, in eine Aufregung versetzt war, die ihr alle Besinnung geraubt hatte. Jetzt stand sie dem Musiker gegenüber mit funkelnden Augen und bebenden Lippen.

„Verräther!“ zischte sie ihm zu.

Eine plötzliche Gluth überfloß seine Stirn; seine Blicke trafen sie wie zwei Blitze, und während einiger Secunden glaubte ich, der in ihm wogende Unmuth würde gegen sie losbrechen. Hirschfeldt faßte sich indeß schnell wieder und sagte mit vollkommener Selbstbeherrschung im leichten Conversationstone: „Sie sind erregt, mein Fräulein. Ich denke, eine Stunde der Ruhe und ungestörten Nachdenkens würde Sie wieder herstellen.“

Olga's Hände ballten sich; sie rang nach Athem, als wolle der Zorn sie ersticken, und im Geiste sah ich bereits den Krampf anfall zurückkehren, aber die Wuth siegte in ihr und ließ sofort mit Gedankenschnelle die Worte über ihre Lippen sprudeln: „Ah, mein Herr,“ rief sie, „man kennt Sie endlich; man weiß, was Ihre Liebesbetheuerungen zu bedeuten haben. O, ich danke dem Himmel, daß Sie gerade in diesem Augenblicke vor mir stehen, daß ich gleich jetzt meiner Empörung Worte geben kann. Sie haben mit meinem Herzen ein unwürdiges Spiel getrieben, ein falsches, schändliches, nichtswürdiges Spiel. Aber wenn Sie wähnten, man dürfe mich ungestraft mit Füßen treten, so sollen Sie eines Tages Ihren Irrthum erkennen, und ich will wenigstens die Genugthuung haben, Ihnen zu sagen, daß ich Sie verabscheue.“

Um Luft zu schöpfen, hielt sie einen Moment inne. Der Gegenstand ihrer zornigen Aufregung ließ den Blick von ihr zu mir mit einem Achselzucken herüber schweifen, welches zu sagen schien: „Was will sie eigentlich von mir mit all dieser tollen Wuth?“

Olga aber hatte diese Bewegung mit raschem Blick erfaßt. Ein erneutes Zittern überlief ihren Körper. Sie schüttelte die kleine Faust gegen ihren Widersacher und schleuderte ihm giftig die Worte zu: „Spielen Sie nicht den Unschuldigen, den Unwissenden — ich weiß Alles.“

Da schien auch ihn die Geduld zu verlassen. Er stampfte mit dem Fuße und rief heftig, ihr einen Schritt näher tretend: „Was wissen Sie?“

„Genug, um mich zu rächen,“ lautete Olga Nikolajewna's Antwort, und indem sie Hirschfeldt herausfordernd anschaute, strich sie hoch aufathmend das dunkle Haar von der Stirn. Es schien ihr eine Art von Befriedigung zu gewähren, daß endlich sein Gleichmuth ihn verlassen, daß sie die verwundbare Stelle getroffen habe.

Mich empörte die ganze Scene in tiefster Seele, und da die Gouvernante auf's Neue in Verwünschungen und Drohungen ausbrach, ging ich auf sie zu, sest entschlossen, ein Ende zu machen — da plötzlich rauschte die Portière hinter uns, und als

Digitized by Google

Sie vollendete nicht, denn zornig, wie ich ihn noch niemals gesehen, mit blitzenden Augen und drohend zusammengezogenen Brauen, riß der Capellmeister sich los und schleuderte Olga's Hand von sich. „Schweigen Sie!“ donnerte er ihr zu. „Halten Sie inne mit diesen wahnsinnigen Anschuldigungen, an denen kein wahres Wort ist! Niemals habe ich Ihnen Liebesbetheuerungen gemacht, niemals, und ich begreife nicht, was Sie mit alledem eigentlich von mir wollen.“

Sie öffnete noch einmal ihre Lippen, doch in dem Augenblicke, da ihr Blick den seinigen begegnete, erschrak sie vielleicht vor dem Ausdrucke, der ihr daraus entgegensprühte; sie verstummte, und da sie alle ihre anderen Waffen als machtlos erkannt, nahm sie ihre Zuflucht zu dem letzten Hülfsmittel der Frauen, warf sich wiederum auf Zenaïde Petrowna's Divan unter den Palmenkronen und brach in ein hysterisches Schluchzen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zimmerspringbrunnen.

(Mit Abbildung.)

Vor einiger Zeit besuchte ich einen auf dem Lande wohnenden Bekannten und wurde, als ich in das kleine und niedrige Wohnzimmer eintrat, angenehm überrascht durch eine außerordentlich wohlthuende mildfeuchte Atmosphäre. Ich fand außerdem in dem Zimmer, in welchem früher, bei größter Reinlichkeit und sorgfältigster Durchlüftung, die einfachsten Stubengewächse nicht fortkommen wollten, Topfpflanzen in solcher Ueppigkeit und Fülle, wie sie selten schöner angetroffen werden mögen. — Diese merkwürdigen Resultate werden erzielt durch einen Zimmerspringbrunnen, der als das Product zwölfjährigen Strebens in seiner nun gelungenen ersten Ausführung zwar noch mannigfacher Verbesserungen fähig ist, der aber nichtsdestoweniger seine vielseitige Zweckmäßigkeit auf's Schönste bewährt und dessen weiteste und allgemeinste Verbreitung angelegentlichst empfohlen zu werden verdient.

Jahrelange geschäftliche Ueberanstrengung und ein unausgesetztes Zusammentreffen von Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten aller Art hatten die Gesundheit des Erfinders nach und nach so angegriffen, daß er bald nach seiner Verheirathung in hohem Grade lungenkrank wurde und mehrfach den ärztlichen Rath erhielt, wenn er sein Leben noch einige Jahre fristen wollte, sein Geschäft aufzugeben und entweder seinen Aufenthalt in Nizza zu nehmen, oder wenn er das nicht könne, neben ruhiger und vorsichtiger Lebensweise sich stets in seinem Zimmer eine mäßig erwärmte, feuchte, milde Luft zu erhalten. — Mit der ganzen Familie nach Nizza zu gehen, gestatteten die Verhältnisse nicht, und sich — vielleicht auf Nimmerwiedersehen — von der Familie zu trennen, dazu konnte der Kranke sich nicht entschließen; er wählte daher die zuletzt empfohlene Aushülfe.

Zunächst wurde der Zweck durch Aufstellen eines offenen Gefäßes mit Wasser zu erreichen gesucht; bei gewöhnlicher Temperatur war jedoch die Verdunstung eine so geringe, daß sie sich an der Luft nicht bemerkbar machte, und bei Erwärmung des Wassers gab der aufsteigende erwärmte Dunst Veranlassung, daß sich nach einiger Zeit überall im Zimmer Pilze ansetzten, welche einen unangenehmen Geruch verbreiteten und die Luft nicht erfrischend, sondern dumpf machten. Es mußte also zu anderen Versuchen übergegangen werden, und es sind dieselben mit einer Ausdauer und Unverdrossenheit unternommen und fortgesetzt worden, welche bei den vielen dabei dem Erfinder in den Weg tretenden Schwierigkeiten nur in dem Lebenserhaltungstriebe ihre Erklärung finden. Um so erfreulicher ist es, sie endlich mit Erfolg gekrönt zu sehen. Der von ihm hergestellte Zimmerspringbrunnen, welcher zugleich auch als Zimmeraquarium dient und dessen Aeußeres durch die beigegebene Zeichnung veranschaulicht wird, ist so einfach construirt, daß man sich eigentlich darüber verwundern muß, daß nicht schon längst Jemand auf die Idee einer solchen Herstellung gekommen ist, da man doch Fontainen und Aquarien allerwärts und in der verschiedensten Art besitzt.

Ueber dem auf einem Untergestell ruhenden, mit Wasser gefüllten Blechkasten erhebt sich ein wegnehmbarer Aufsatz, welcher (in der Form eines Hauses mit Thür und Fenster aus Spiegelglas) das unter demselben befindliche Triebwerk verdeckt. Dieses Triebwerk besteht aus einem sogenannten Paternosterwerke, welches durch ein Gewicht in Bewegung gesetzt wird. Man wählte dasselbe, weil es nach den damit gemachten Erfahrungen die geringste Kraft erfordert und, wenn es gut regulirt ist, am gleichmäßigsten wirkt. Es kann übrigens auch ein Schöpfrad, oder eine Druckpumpe in Anwendung gebracht werden; jenes erfordert jedoch eine größere Kraft und diese ist leichter Störungen ausgesetzt. Das Paternosterwerk hebt das Wasser auf siebenundfünfzig Centimeter und wird durch einen einfachen Apparat in der Weise regulirt, daß genau so viel Wasser gehoben wird, als die Fontaine, welche fünfundvierzig bis siebenundvierzig Centimeter hoch springt, abgiebt, sodaß, wenn ein mehrstrahliger oder erweiterter Aufsatz an den Springrohre eine größere Wassermenge durchläßt, eine gleich größere Wasserhebung erfolgt. Das Triebwerk braucht nur alle zwölf Stunden, also, wenn man es nur am Tage in Bewegung haben will, täglich nur einmal Morgens aufgezogen zu werden; dies geschieht mittelst einer Kurbel, welche an der Dachluke eingesteckt wird und wobei äußerlich Alles ruhig stehen bleibt. Die Fontaine springt dann ununterbrochen und gleichmäßig den ganzen Tag, und dabei kann — was auch oben schon angedeutet wurde — wie bei jedem anderen Springbrunnen, durch die verschiedenartigsten Aufsätze dem Wasserstrahle jede beliebige Form gegeben werden.

Die Zimmerfontaine bildet nach den Beobachtungen des Erfinders einen Anziehungspunkt für Staub und sonstige Unreinigkeiten der Atmosphäre, welche von dem Wasserstrahle aufgenommen und im Bassin als Schlamm niedergeschlagen werden; sie reinigt also die Luft und macht dieselbe nebenbei durch die ständige kühle und gleichmäßige Verdunstung feucht und mild. Eine solche erfrischende Atmosphäre, in einem bei kühler oder kalter Witterung entsprechend erwärmten Zimmer, übt eine außerordentlich wohlthätige Wirkung auf fast alle Menschen, insbesondere aber auf diejenigen, deren Respirationsorgane leidend sind. Es dürfte sogar, nach der bei dem Erfinder selbst erzielten Wirkung, die Frage erlaubt sein, ob nicht der Aufenthalt in einer solch erfrischenden Atmosphäre, welche nach jedem Bedürfnisse regulirt werden kann, in Verbindung mit den gewohnten Bequemlichkeiten des eigenen Hauses, dem Aufenthalte in Nizza, mit welchem immerhin eine gewisse Unruhe bezüglich der zurückgebliebenen Angehörigen verbunden sein mag, vorzuziehen sei. Der Erfinder verdankt dem von ihm construirten Apparate eine recht erfreuliche Besserung seines Zustandes.

Der Zimmerspringbrunnen eignet sich hiernach auch ganz besonders für Räume, in welchen Luftheizung stattfindet, da durch denselben die mit jener verbundene Austrocknung der Luft beseitigt wird; ebenso für menschenvolle Räume, wie z. B. Schulzimmer, starbesetzte Bureaux, zahlreich besuchte Bürthslocalitäten ꝛc. ꝛc., und nicht weniger für Gewächshäuser, wenn er in größerem Maßstabe ausgeführt wird, da seine einfache Einrichtung überall seine Aufstellung ermöglicht.

Das mit demselben verbundene Aquarium verdient vor den gewöhnlichen Stubenaquarien mit ihrem nach kurzer Zeit meist trüben und schmutzigen Wasser den entschiedensten Vorzug, weil das Wasser fortwährend atmosphärische Luft aufnimmt und, wenn es nicht in Folge eintretenden Witterungswechsels vorübergehend getrübt wird — in welchem Falle es nach den gemachten Beobachtungen auch einen durchaus zuverlässigen Barometer abgiebt —, immer spiegelklar bleibt, ja, wenn selbst das Wasser bei dem Einfüllen trübe ist, so klärt es sich bald vollständig, so daß es nach kurzer Zeit hell und durchsichtig wird. Erneuert muß natürlich das Wasser durch frischen Zuguß werden, um das durch die Verdunstung abgegangene Quantum zu ergänzen und wenn die nothwendige Entfernung des durch den Staubniederschlag und die Lösung der Thiere abgelagerten Schlammes dies erfordertlich macht. Jenes kann täglich oder auch alle acht bis vierzehn Tage, dieses nach weit längerer Zeit geschehen.

Die Thiere zeigen im Zimmerspringbrunnen ein überraschend fremdiges Gebahren und eine Munterkeit, wie sie in der freien Natur nicht interessanter gefunden werden dürfte, und es kann daher ein solches Aquarium jedem Naturfreunde empfohlen werden. Selbst für Naturforscher möchte dasselbe der Beachtung werth erscheinen, da dasselbe, wie ein Blumentisch, nach Belieben aufgestellt und von jeder Stelle des Zimmers aus beobachtet werden kann.

Ein auch äußerlich geschmackvoll ausgestattetes Fontaineaquarium bildet einen außerordentlich freundlichen Schmuck für jedes Zimmer, da das traulich Springen und Plätschern des Wassers, die erfrischende wohlthuende Atmosphäre, das muntere Treiben und Spielen der Wasserthiere in dem stets vom reinsten und klarsten Wasser gefüllten Bassin, die Ueppigkeit und Fülle der in der Umgebung zweckmäßig aufgestellten Gewächse auf jeden Menschen den angenehmsten Eindruck machen müssen.

Die bis jetzt bekannten Zimmerfontainen können in einer Weise diesem Fontainenaquarium gleich gestellt werden. Der sogenannte Herousbrunnen ist, da er immer umgefüllt werden muß und nicht einmal gleichmäßig springt, eine höchst beschwerliche und wenthalbe Spielerei, und eine Fontaine, welche durch eine Spirittuslamme in Bewegung gesetzt wird, übt durch den hieraus entstehenden Dunst, neben ihrer Kostspieligkeit, die entgegengesetzte Wirkung.

Es darf als sicher angenommen werden, daß der Zimmerspringbrunnen, wenn er von tüchtiger Hand mit den etwa noch wünschenswerthen Verbesserungen und, zur Erzielung eines angemessenen billigen Preises, in größerer Anzahl gefertigt wird, die ausgedehnteste Verbreitung und überall freundliche Aufnahme findet, da sein vielseitiger Werth, wenn er einmal erkannt worden, ihm jedenfalls allerwärts die Wege bahnt. Hierzu Anregung zu geben, ist der Zweck dieser Zeilen. — Weitere Auskunft, wenn eine solche noch gewünscht wird, ertheilt durch dritte Hand bereitwilligst die Redaction der Gartenlaube.

R.

Einige Knackmandeln für Eisenbahndirectionen.

Von Gerhard Rohlfs.

Es unterliegt für alle Die, welche das Ausland besucht haben, keinem Zweifel, daß die Einrichtungen der deutschen Eisenbahnen denen anderer Länder bei weitem vorzuziehen sind. Keineswegs ist es nationale Eitelkeit, welche uns diesen Gedanken eingiebt, im Gegentheil: gerade diese Zeilen sollen dazu dienen, auf einige Mängel hinzuweisen, welche bei uns vorhanden sind, welche aber auch mit Leichtigkeit gehoben werden können. Um aber die zuerst ausgesprochene Ansicht zu motiviren, erinnere ich nur daran, daß man im Auslande immer 1. Classe reist, in Deutschland im Allgemeinen 2. Classe. Die Deutschen der Ostseeprovinzen Rußlands nehmen sich ein gemischtes Billet, wenn sie von ihrer Heimath aber auch von St. Petersburg nach Deutschland und umgekehrt reisen wollen. Ein solches gemischtes Billet, welches man eben nur an der dortigen Grenze und für die dortigen Städte bekommt, berechtigt in Rußland zur Fahrt 1. Classe, in Deutschland zur Fahrt 2. Classe. Deutlicher kann man wohl nicht sagen: in Deutschland ist die 2. Classe so gut wie in Rußland die 1. Classe. Aber in Rußland ist die 1. Classe noch bedeutend besser als in England, Frankreich und Italien. Die 3. Classe ist in allen Ländern ungefähr gleich gut, aber nur in Deutschland sind im Winter die Waggons 3. Classe gut geheizt und nur in Deutschland hat man bei der 3. Classe (wenigstens in Preußen) eigene Coupés für Nichtraucher und für Frauen. Eine 4. Classe, diesen Segen für das unbemittelte Volk, kennt man nur in Deutschland, ja, man geht jetzt in Preußen sogar damit um, auch für die 4. Classe Frauencoupés zu errichten.

Im Allgemeinen kann man auch sagen, daß der Betrieb in Deutschland musterhaft ist, obschon hier ein großer Unterschied besteht zwischen den Bahnen, welche von den Regierungen, und denen, die von Gesellschaften verwaltet werden. Bei den Regierungsbahnen merkt man, daß sie für das Publicum und zum Besten desselben existiren, bei den von den Gesellschaften hergestellten kann man sich des Gefühls und des Gedankens nicht erwehren, das Publicum sei um der Bahnen willen da. Namentlich augenfällig tritt dies im Winter zu Tage, wo Waggons der von einer Regierung verwalteten Bahn mit Munificenz geheizt werden, während bei den Gesellschaftsbahnen mit ängstlicher Sorgfalt ein gewisser Kältegrad abgewartet wird, bis man sich dazu entschließt, Wartezimmer und Waggons zu heizen.

Da wir nun einmal bei der Heizung sind, so glauben wir, daß es gewiß zweckmäßig wäre, hierin eine Einheit zu erzielen, sowohl darin, wie die Waggons, als bei welcher Temperatur dieselben geheizt werden müßten. Man sollte denken, daß jetzt am Ende die Erfahrung gesprochen haben müßte, nach welcher Methode die Waggons zu heizen wären. Aber noch immer findet man hier die Dampfheizung, dort heiße Backsteinkuhen, hier Oefen, dort Heizung mit comprimirten Kohlen in eisernen Kästen. Zugegeben auch, unsere Waggons lassen sich nicht nach Einer Methode heizen, indem die 3. und 4. Classe meistens aus in einandergehenden Coupés in einem Wagen bestehen, die 1. und 2. Classe aber nur aus getrennten Coupés, so sollte man doch meinen, daß sich innerhalb dieser Classen eine Einheitlichkeit erzielen ließe. Und namentlich sollte dann den Reisenden bekannt gemacht werden, wann man für sein Geld Heizung haben und verlangen kann. Wartezimmer sollten unter allen Umständen im Winter erwärmt sein; an der Rheinischen Bahn z. B. giebt es viele Stationen, wo im Winter bei der größten Kälte der Wartesaal 1. und 2. Classe aus Sparsamkeit nicht geheizt wird, weil man in der Regel auf keine Passagiere rechnet.

Während man in Norddeutschland auch auf den kleinsten Bahnhöfen Restaurationen findet, scheint man in Süddeutschland sich von der Wohlthätigkeit solcher Einrichtungen nicht haben überzeugen zu können. Die württembergischen Bahnen z. B. haben auf vielen kleineren und oft auch auf größeren Stationen keine Restaurationen. Beispielsweise führe ich nur den Kreuzungspunkt Horb an, wo nicht einmal eine Tasse Kaffee zu bekommen ist, weil keine Restauration existirt. Württemberg hat Staatsbahnen, fährt man indeß in diesem Ländchen, so meint man in Italien zu sein, so schmutzig sind die Waggons im Vergleiche mit den überall in Deutschland so sauber gehaltenen Coupés. Auch in Baden fehlen die Restaurationen auf den kleineren Stationen, obschon die Sauberkeit der Waggons und der Betrieb nichts zu wünschen übrig lassen. Die „Brunneneinrichtung", welche zuerst von der „Gartenlaube" in Anregung gebracht worden ist, und welche man fast in ganz Deutschland mit dankenswerther Schnelligkeit eingeführt hat, sollte doch jetzt gesetzlich vorgeschrieben auf allen Linien existiren; auf allen Linien findet man sie aber noch nicht.

Wenn wir den Vortheil der Restaurationen auf den Bahnhöfen nicht genug hervorheben können, so sollte man andererseits die Vermiethung so einrichten, daß mehrere Familien davon profitiren könnten. Es giebt hundert Bahnhöfe in Deutschland, wo die Pächter notorisch „Rittergutsconditionen" sind. Warum verpachtet man nicht, um nur einen Modus anzudeuten, das Essen und die Getränke auf solch großen Bahnhöfen an verschiedene Personen? Namentlich auf solchen Punkten, wo nachweislich mehrere Familien brillant daraus leben könnten, weshalb, fragen wir, schlägt man solchen Platz einem Einzigen zu? Weshalb nützt z. B. auf dem Breslauer Centralbahnhofe, wo zwei von einander verschiedene Restaurationen sind, ein einziger Pächter beide aus?

Wir kommen jetzt zur Beleuchtung. In Nordamerika sind alle Waggons so beleuchtet, daß man lesen kann. In Deutschland wüßte ich nur die Berlin-Stettiner Bahn zu nennen, welche so viele Lampen (wenigstens 1. Classe) besitzt, die gestatten, daß man sich Abends der Lectüre hingeben kann. Auf allen anderen Bahnen ist die Erleuchtung derart erbärmlich, daß man kaum seinen Nachbarn erkennen kann, an Lesen aber nicht zu denken ist. Namentlich sind die sonst so vorzüglich eingerichteten königlich sächsischen Staatsbahnen mit Lampen versehen, die

Digitized by Google

gewiß durch nichts zu erkennen geben, daß wir im Zeitalter des Leuchtgases uns befinden, ja deren Existenz man öfters mittelst eines angebrannten Zündhölzchens suchen muß.

Warum, fragen wir, ist in einzelnen Wartesälen das Rauchen verboten, in andern derselben Classe erlaubt? Wer erläßt in diesem Falle das Verbot, wer ist dazu berechtigt? Warum existirt hierüber kein einheitlicher Modus? Existirt ein Verbot, daß in den Wartesälen nicht geraucht werden darf? Und wenn nicht, weshalb findet man dies Verbot vielerorts? Weshalb darf an manchen Orten der Perron nicht betreten werden, während er an den meisten Bahnhöfen dem Publicum offen steht?

Wie wir hören, soll nächstens ein für ganz Deutschland gültiges Gesetz erlassen werden, wonach der Perron nur dem reisenden Publicum nach Vorzeigen der Billets geöffnet, den etwaigen Mitgehenden das Betreten desselben aber gegen eine Gebühr von zwanzig Pfennigen gestattet werden soll. Wenn dies einmal zum Gesetze erhoben sein wird, sind wir gewiß am ersten dazu bereit, uns demselben zu fügen, aber so lange dasselbe noch nicht besteht, wird man es uns nicht übel nehmen können, wenn wir unsere Einwände gegen jene Maßregel hervorheben. Fürst Bismarck äußerte einstmals, als er über französisches Eisenbahnwesen sprach, seine Meinung dahin: daß, sobald man die französische Grenze überschritten, der Mensch vollkommen zu einem Packet herabsänke. In der That hört in Frankreich für Den, der sein Billet gelöst hat, der freie Wille vollkommen auf, willenlos wie ein Packet wird der Mensch dann weiterbefördert. Vor dem Stationsgebäude muß er von den Seinen Abschied nehmen, denn selbst die Wartesäle sind für die, die kein Billet besitzen, zu betreten verboten. Da tönt ihm kein froher Jubelruf entgegen auf dem Perron, wenn er ankommt, denn die Perrons dürfen in Frankreich nur von wirklich Reisenden betreten werden. Sollen wir auch zu solchen Packeten degradirt werden?

Könnte man nicht, statt das Publicum von den Perrons auszuschließen, diese vergrößern, so daß keine Verkehrsstockung stattfinden kann? Wie wird sich diese Maßregel überhaupt vertragen mit der Berechtigung des Publicums, Briefe in die Eisenbahnpostwagen zu werfen? Glaubt man aber in maßgebender Sphäre durchaus davon nicht abstehen zu dürfen, so sollte man (und dies wird allerdings projectirt) den Mitreisenden gegen Perronbillets den Zutritt gestatten, deren Preis indeß nicht so gestellt sein darf, daß nur den Reichen dadurch die Möglichkeit gegeben wird, den Perron zu betreten. Wie wir hörten und andeuteten, sollten solche Perronbillets zu zwanzig Pfennigen ausgegeben werden. Das ist entschieden zu viel. Man denke sich eine zahlreiche Familie, vielleicht aus zehn oder mehr Personen bestehend; für eine solche würde es immer schon eine unangenehme Ausgabe sein, zwei Mark, blos um Abschied zu nehmen, oder um Jemanden zu empfangen, in's Ausgabebudget schreiben zu müssen. Und wer begleitete nicht gern den Bruder oder Sohn, den das Vaterland vielleicht zur Fahne ruft, bis zum letzten Augenblicke? Unsere Meinung nach dürfte fünf Pfennige für ein Perronbillet schon ein hinlänglich hoher Preis sein. Denn verdienen wollen doch die Eisenbahnverwaltungen durch solch eine Maßregel nicht?

Wir kommen jetzt auf die Einführung der Schlafwagen (der amerikanischen sleeping cars) zu sprechen. In Ländern wie England', Frankreich und Italien, wo selbst die Waggons 1. und 2. Classe mangelhaft eingerichtet sind, mögen sie von Nutzen sein. In Deutschland, wo namentlich in Courier- und Schnellzügen alle Waggons mit ausziehbaren Springfedersitzen versehen sind, müssen sie als vollkommen überflüssig erklärt werden. An der Betteinrichtung der Schlafwagen ist insofern nichts zu tadeln; als alles rein ist und alle Tage frische Ueberzüge geliefert werden, auch sind die Waggons gleichmäßig und gut geheizt; aber die Betten leiden schon deshalb an einem großen Fehler, weil keine Springfedermatratzen darin, oder diese doch so hart sind, daß man nichts von Elasticität spürt. Wenigstens kam es mir in den Mau'schen „sleeping cars“ so vor; man liegt also etwa wie auf einer Bank 3. Classe, worüber man eine Matratze gelegt hätte. Da sind doch die mit Springfedern versehenen, ausziehbaren Sitze oder Lagerplätze 1. und 2. Classe in unseren Waggons vorzuziehen. Und für solch ein hartes Bergnügen zahlt man Nachts 2 Thaler 20 Groschen mehr. In diesen Schlafwagen des internationalen Verkehrs sind allerdings Waschvorrichtungen und Toilette; die trifft man aber in vielen Coupés der deutschen Bahnen auch, und hoffentlich wird eine solche Einrichtung obligatorisch für alle Waggons der Courier- und Schnellzüge gemacht werden. Außerdem aber kann man in den Schlafwagen zwar Portwein und Madeira, aber weder Kaffee noch Thee bekommen, obschon heißes Wasser dazu genug vorhanden ist. Ein Vortheil für das Publicum ist daher unserer Ueberzeugung nach die Einführung derselben in Deutschland nicht.

Wie man auf vielen Strecken jetzt schon die sehr dankenswerthe Einrichtung getroffen hat, mittelst irgend einer Vorrichtung Hülfe begehren zu können, und wie es sehr wünschenswerth sein würde, derartige Apparate, in jedem Zuge zu besitzen, so sollte auch eine Vorrichtung getroffen sein, daß bei jeder Haltestelle der Name der Station deutlich zu erblicken wäre. Wie oft überhört man den Namen der Station, oder die Schaffner unterlassen das Rufen! Zu dem Ende müssen die Namen der Stationen innerhalb derselben von Strecke zu Strecke aufgestellt sein, nicht nur am Gebäude oder beim Ein- und Ausgang der Station; empfehlenswerth ist auch eine mechanische Vorrichtung, durch welche beim Halten der Name der resp. Station im Wagen zu lesen ist. Wünschenswerth würde auch sein, daß nach dem löblichen Vorgang der königlichen Direction der Bergisch-Märkischen Bahn in jedem Waggon Fahrpläne der betreffenden Strecke sich befänden, mit Angabe des Aufenthaltes an den betreffenden Haltestellen. Die Tabellen in den königlich sächsischen Waggons, welche die Entfernung einer Station zur anderen in Meilen oder Kilometer angeben, sind durchaus überflüssig für's Publicum, sie würden mit Vortheil durch Fahrpläne ersetzt werden können. Auch kleine geographische Karten von der zu durchlaufenden Strecke, welche auf einige Meilen rechts und links vom Wege die Topographie des Landes zeigen, wie man solche Kärtchen in den Waggons der Halle-Kasseler Bahn findet, würden überall erwünscht sein.

Zu früherer Zeit konnte man in Württemberg Billets im Waggon während der Fahrt lösen, natürlich nur für die betreffende Strecke. Jetzt hat man diese Möglichkeit aufgehoben. Der zu spät Kommende kann allerdings, wenn er den Nichtbesitz des Billets anzeigt, ein solches bekommen, muß aber Strafe zahlen, irren wir nicht, eine Mark. Wir verkennen nicht, daß man durch diese Strafe bezwecken will, daß die Leute am Schalter rechtzeitig ihre Billets lösen. Aber wie oft ist es geradezu unmöglich, rechtzeitig einzutreffen, und weshalb soll man denn auch noch da bestraft werden, starren einem doch überall in den Coupés schon Strafbestimmungen genug entgegen. Und wäre es denn überhaupt so unmöglich, Billets während der Fahrt zu verkaufen? So gut wie die Schaffner während der Fahrt coupiren, könnten sie auch in Ausnahmefällen Billets verkaufen. In Württemberg, wo die Waggons Gänge haben, wo man von einem Waggon zum anderen gehen kann, ist die Sache überhaupt leicht zu machen.

Ohne die Tariffrage berühren zu wollen, möchten wir dennoch den Eisenbahndirectionen an's Herz legen, den Schulkindern das Abonniren für kurze Fahrten 3. Classe so billig wie möglich einzurichten. Und wo z. B. durch den Besuch der Schule mittelst der Bahn von vielen Schulkindern auf die Nothwendigkeit dieser Art des Schulbesuchs geschlossen werden kann, wäre es sehr wünschenswerth, daß auch arme und unbemittelte Schüler dieser Wohlthat umsonst theilhaftig würden. Sodann bedarf die Retourbillet-Frage noch einer besseren Lösung. Die Halle-Sorauer Bahn giebt z. B. keine Retourbillets 1. Classe aus. Auf manchen Bahnen, namentlich auf den norddeutschen, hat man fünfundzwanzig Kilogramm Gepäck frei, auf anderen nicht. Warum besteht hierfür keine einheitliche Bestimmung? Auf manchen Bahnen kann man, falls man ein Personenzugsbillet hat, mittelst Zuschlagsbillet mit einem Courierzuge weiterreisen; viele Directionen gestatten das aber nicht. Weshalb? Grundsatz sollte doch sein, das Reisen so viel wie möglich zu erleichtern und nicht durch Maßregeln, die das Publicum nur zu sehr gewillt ist als chicanense zu bezeichnen, zu erschweren. Weshalb werden Retourbillets nicht auch für Schnell- und Courierzüge ausgegeben? Weshalb gelten solche Retourbillets

Digitized by Google

oft blos einen, oft zwei oder drei Tage? Wäre es nicht wünschenswerth, einen Modus für ganz Deutschland zu haben? Kann man denn die Reglements aller Linien kennen und im Kopfe haben?

Eine einheitliche und administrative Leitung würde von dem Publicum mit Dankbarkeit aufgenommen werden, denn dann würde man bald wissen, was man für sein Geld fordern und worauf man bestehen kann. Wie die Verhältnisse augenblicklich liegen, gelten auf der einen Bahn diese, auf der andern jene Vorschriften, und über die Gründe, weshalb sie existiren, sucht man meist vergebens sich Aufschluß zu verschaffen.

Aus dem Beamtenleben.

Nr. 5. Der Bureaudiener.

Seit zwei Jahren fungirte ich bei der Reichstelegraphie und hatte eine Anstellung als Vorsteher der Station in S. Im Anfange war mir meine amtliche Thätigkeit außerordentlich interessant. Hat doch der Apparat etwas Wunderbares und Geheimnißvolles auch für Denjenigen, welcher in seinem Gebrauche nicht Laie ist. Die Buchstaben, welche die Station bezeichnen, erlösen, man wird also gerufen, und Neugierde verfüßt uns die Pflicht, denn man enträthselt nun aus den Punkten und Strichen des Papierstreifens, der langsam, aber sicher durch unsere Hände gleitet, Worte, die wohl oft Gleichgiltiges, oft aber auch viel Glück oder Leid sagen. Als ich in S. zu arbeiten anfing, war ich noch ein solcher Neuling, daß ich nicht allein den Sinn der Worte zu erfassen trachtete, um sie richtig wieder geben zu können, sondern auch sogar Reflexionen über diesen Sinn anstellte. Ich ärgerte mich, wenn eine lange Depesche nichts Anderes wollte, als Blumenkohl bestellen, ich freute mich, wenn der Absender sagte: „Soeben dreitausend Thaler in der Lotterie gewonnen," oder: „Examen glücklichst bestanden, benachrichtet meine Braut;" es betrübte mich, wenn ich las: „Arzt giebt keine Hoffnung mehr, komme gleich, wenn Du Mutter noch sehen willst." Da ich mir bald die Fertigkeit angeeignet hatte, aus dem Klappern einer durchgehenden Depesche im Apparate, die für eine andere Station bestimmt war, zu schließen, welche Punkte und Striche vorkamen, um daraus den Inhalt zu erkennen, horchte ich jedesmal auf und las die durchgehenden Telegramme mit. Jetzt ist mir der Dienst zum kritiklosen Geschäft geworden. Die Worte sind mir nur noch Worte, und wenn fremde Depeschen klappern, schalte ich zu. So stumpft die Gewohnheit ab. —

In jener Anfangszeit, es war die Blüthenperiode des Gründerthums, saß ich eines Abends vor dem Tische und schlug in den erforderlichen Zwischenräumen auf den weißen Knopf des Apparates, um von der Nachbarstation zu erfahren, was sie in einem mir unverständlich gebliebenen Telegramm eigentlich hatte sagen wollen, als sich die Thür zum Bureauzimmer öffnete und ein untersetzter dicker kleiner Mann eintrat und auf mich zuschritt. Er hatte ein volles, rundes, ehrliches Gesicht mit einer jedoch merkwürdig spitzen Nase, ziemlich kurzes blondes Haar und auf jeder Wange einen Anflug von röthlichem Barte, dabei ein Aussehen und eine Haltung, als ob er ein alter Beamter sei. Ich schickte mich an, ihn aus dem Bureau zu verweisen, als er mit leiser, freundlich klingender Stimme sagte: „Entschuldigen Sie tausendmal, daß ich in diese verbotenen Räume dringe, ich wollte mir erlauben, Ihnen einige Worte vorzutragen."

Was das zu bedeuten hat, ein paar Worte, die Jemand mit einem Beamten sprechen will, weiß jeder Angestellte. In der Regel ist es ein langer Salbader ohne bestimmten Antrag. Letzteren muß man sich mühsam herauslauben, und ich habe in meiner Praxis selten Jemand gefunden, der sich mit seinem Anliegen gleich an die richtige Stelle gewendet hätte. Hier war es aber anders. Nachdem ich das augenblickliche Geschäft beendet hatte, stellte sich heraus, daß der Fremde sich um eine Stelle als Bureaudiener bewerben wollte, die gerade frei und von uns zu vergeben war. Bisher hatte ich für den hohen Lohn von monatlich sechszehn Thalern noch Niemanden bekommen können und da kam mir der Fremdling gerade recht. Seine Papiere waren zwar etwas unvollständig und sonderbar, denn Herr Mehlmann, wie er sich nannte, besaß zwar den Civilversorgungsschein; aber diesen hatte er erst erhalten, nachdem er von seiner militärischen Laufbahn die eines Reisenden, Auctionators und sogar Küsters durchgemacht hatte. Befragt, ob er irgend etwas vom Telegraphiren verstehe, wenigstens soviel, daß er mir dabei behülflich sein könne, den Apparat und die Batterie in Ordnung zu halten, erklärte er, daß er davon leider nicht das Mindeste verstehe und nur dadurch Dienste leisten könne, daß er die Stuben in Ordnung halte und die Depeschen austrage. Ich mußte damit zufrieden sein und nahm ihn auf eine Probezeit von drei Monaten an.

Herr Mehlmann war ein geschickter Mensch. Nach kurzer Zeit wußte er nicht allein ganz genau, wann die Batterie erschöpft, das Gewicht mangelhaft eingehängt und der Papierstreifen zu Ende war, sondern er horchte auch auf, wann die Station gerufen wurde, und benachrichtigte mich. Ja, er ließ sich die Sache so angelegen sein, daß er alle reparirte Papierstreifen studirte, um, wie er sagte, auch hinter dieses Teufelsding zu kommen. Es machte ihm auch ein besonderes Vergnügen zuzuhören, wenn der Apparat bei fremden Depeschen mitklapperte. „Ich gäbe hundert Thaler darum," sagte er, „wenn ich wüßte, was sich die da mitzutheilen haben." Nur Eins war merkwürdig an ihm, nämlich der Umstand, daß er außerordentlich viel Formulare verbrauchte. Jeden Augenblick kam er mit einer Bestellung von so und so viel Depeschenformularen von diesem oder jenem Banquier und brachte die Papiere entweder selbst fort oder schickte sie fort. Ferner entfernte er sich ungern in den Stunden nach Tisch vom Bureau, er könne das Gehen nach dem Essen nicht vertragen, sagte er. Und dann war mir noch etwas Anderes aufgefallen. Der Banquier Salomon Löwenherz war ein Gründer ersten Ranges. Bezüglich seiner moralischen Eigenschaften nicht im besten Rufe stehend, besaß er doch vor anderen Sterblichen in Folge seiner Speculationen den Vorzug, enorm reich zu sein. Mit dem Reichthume war er auch vornehm geworden, und er suchte stets die beste Gesellschaft, obwohl ihm dies viele Mühe kostete und manche Zurückweisung einbrachte. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich eines Tages auf einem weiten Spaziergange an dem einsamen Arruge zum „Grünen Baum" vorbeikommne und durch das Fenster meinen Freund Salomon erblicke, wie er gerade, hinter einer Flasche Wein in der Stube sitzend, Herrn Mehlmann neben ihm den rechten Arm um den Nacken legt, ihm einschenkt und dabei Etwas in das Ohr zischelt! Wie ich eintrat, waren Beide verschwunden. Ich fragte den Wirth, was das für Herren gewesen seien, worauf er erwiderte, sie kämen hier öfter zusammen.

Am anderen Tage erzählte der Bureaudiener ungefragt, er habe in Löwenherz einen alten Mitschüler gefunden, von dem er das Gründen lernen wollte. Seit der Zeit sah ich ihm scharf auf die Finger, dies hatte aber nur zur Folge, daß ich mich über den Eifer, mit dem er alle seine Obliegenheiten erfüllte, und seine Befissenheit, stets im Bureau zu meinen Diensten gegenwärtig zu sein, freuen mußte.

Eines Abends im Januar saß ich dergnügt hinter dem Bierstiche in meiner Stammkneipe, als sich mir ein Fremder vorstellen ließ, der sich Gutsbesitzer Thäring aus Salzwedel nannte. Dem Mann war offenbar viel daran gelegen, mit mir im Gespräche zu bleiben, und er hielt mich auf, bis fast alle Gäste fortgegangen waren. Er wurde mir aber bald entsetzlich langweilig, denn er sprach von Nichts als Schafen, Mähmaschinen, Pferdekrankheiten und seinem Mangel an Knechten. Ich gab ihm schließlich nicht undeutlich zu verstehen, daß diese Themata für mich ohne Interesse wären, weil ich kein Landwirth sei. Da sagte er mit einem satirischen Lächeln halblaut: „Ich auch nicht — erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen nochmals vorstelle: Ich bin der Criminalcommissar Pocke, begriffen auf einer Dienstreise, und möchte gern zu Ihnen, dem Beamten, reden. Brodmeier ist wieder los!"

Man kann sich denken, wie sehr ich über diese plötzliche

Digitized by Google

Entdhüllung erstaunt war. Daran, daß ich wirklich einen Angestellten der geheimen Polizei vor mir hatte, konnte ich schon nach einigen Minuten keinen Zweifel mehr hegen, und nachdem ich ihm gesagt hatte, daß ich dem Namen Brachmeier in meinem ganzen Leben noch nicht gehört habe, theilte er mir demnächst Folgendes mit.

„Brachmeier," so begann er, „war als außerordentlich tüchtiger und intelligenter Postbeamter sehr schnell Post- und Telegraphen-inspector geworden. Eines Tages hatte er eine Cassenrevision in W. Er fand dort Alles in Ordnung bis auf eine Quittung des Posthalters über fünftausend Thaler, an der ihm Verschiedenes verdächtig erschien. Als er dies dem Oberpostdirector rapportirte, beauftragte dieser ihn, sofort eine Nachrevision vorzunehmen. Brachmeier begab sich darauf nach W., verdirbte zum großen Schrecken des Postmeisters nochmals und fand jetzt, daß die Quittung falsch und ein Defect in gleicher Höhe vorhanden war. Auf seine telegraphische Meldung davon erhielt er zur Antwort, er solle bezüglich des Defectes nach dem Reglement verfahren. Im Uebrigen sei die Entdehung von seinem Posten als Inspector bereits beantragt. Es folgte darauf seine Zurückversetzung in den Bureaudienst. Seit dieser Zeit war er ein anderer Mensch geworden. Man mochte in der Sache wohl etwas schroff gegen ihn verfahren sein, und das hatte ihn dermaßen erbittert, daß er von nun an widerspenstig wurde und sich nicht mehr subordinirte. Als Ende vom Liede wurde er nach langen Hin- und Herschreibereien disciplinirt und entlassen. Er gerieth dadurch in Noth und Elend und kam schließlich auf die Bahn des Verbrechens, indem er seine Kenntniß vom Post- und Telegraphenwesen dazu benutzte, sich auf jede mögliche Weise Geld zu verschaffen. Da er sehr gute Kenntnisse von Beiden hatte — beispielsweise hat er eine sehr hübsche Erfindung am Mechanismus des Apparates gemacht und versteht sich auf's Telegraphiren wie Einer — wurde er sehr bald ein von allen Postanstalten gefürchteter Fälscher. Namentlich verlegte er sich auf die so gefährlichen Postanweisungen. Aber hier waren die betrogenen Beamten bald belehrt, und als das Geschäft nicht mehr zog, „machte" er dann lediglich mit dem Apparate. Es ist vorgekommen, daß er auf der Strecke mitten zwischen zwei Stationen einen Apparat mit dem Drahte in Verbindung setzte und nun in dieser selbstgeschaffenen Station Depeschen abfing und selbst in die Welt depeschirte.

Seine größte Heldenthat hat er vor etwa sechs Jahren vollbracht. Er kaufte sich, genau unterrichtet über die Verhältnisse des Bezirks und zufällig durch dieselben sehr unterstützt, eine neue Postinspectoruniform. Mit dieser angethan bestieg er auf einer kleinen Zwischenstation das fahrende Postbureau eines Zuges, der von St. nach L. ging. In demselben fand er zwei junge Beamte vor und begann deren Bureau zu revidiren. Bei der Prüfung der Amtsführung derselben fiel ihm ganz besonders auf, daß zwei Beutel, der eine mit tausend, der andere mit dreitausend Thaler gefüllt, durchaus nicht vorschriftsmäßig versiegelt waren, und er nahm dieselben an sich, um sie auf der Station H., wohin sie bestimmt waren, dem Postmeister selbst zu übergeben. Dieser sollte das reglementswidrige Verfahren der Beamten constatiren helfen und das Weitere veranlassen. Bei der enormen Kenntniß, die er vom Dienst entwickelte, seinem barschen Auftreten und den tausend Rügen, die er wegen anderer Verstöße auf die Unglückseligen herabregnen ließ, fiel keinem von ihnen auch nur im Traum ein, irgend Etwas zu argwöhnen. Glücklicherweise wollte es der Zufall, daß zwei Minuten nach dem Aussteigen dieses Inspectors der Postmeister von H. in Person an den noch haltenden Zug trat. Die beiden fahrenden Beamten überhäuften ihn mit Entschuldigungen, und da stellte sich dann der Schwindel heraus. Brachmeier war sehr bald gefaßt, und man fand das ganze Geld bei ihm. Er hatte vier Jahre in Naugard Zeit, die Komödie zu bereuen. Als er entlassen war, fing er sofort wieder an zu arbeiten, das heißt in seinem Sinne.

Vor Kurzem nämlich wandten sich einige große Bankhäuser flehentlich an uns mit der Bitte um Hülfe. Sie wissen, daß die Banquiers fremde Aufträge nur dann besorgen, wenn sie eine direkliche Bestellung erhalten. Handelt es sich um große und eilige Sachen, so wird in der Regel vom Auftraggeber telegraphirt und dann Seitens des Bevollmächtigten die direkliche Bestätigung abgewartet, ehe nach dem Auftrage verfahren wird. Selbstverständlich liegt zwischen Telegramm und Brief immer ein größerer Zeitraum, meist ein Tag. In der letzten Zeit nun waren gewisse Firmen in B. in reiner Verzweiflung. Heute empfingen sie von Frankfurt am Main den telegraphischen Auftrag fünftausend Thaler Rheinische Actien zu kaufen. Gingen sie, nachdem sie die Bestätigung erhalten, an die Börse, so waren die Actien plötzlich enorm gestiegen, weil bestimmte Jobber eine Stunde vor ihnen alles aufgekauft hatten. Ebenso waren gewisse Course gedrückt, wenn sie verkaufen wollten, indem man kurz vorher große Mengen des Papiers auf den Markt geworfen hatte.

Es würde zu weit führen, Ihnen auseinander zu setzen, wie jene Jobber direct und indirect dadurch profitirten, genug sie profitirten Tausende, und das Ding wurde schließlich so toll, daß zuletzdingt die Annahme geboten war, die Jobber hätten von den Manipulationen der Häuser vorher Kenntniß. Es fand große Untersuchungen darüber angestellt worden, wo das Dienstgeheimniß verletzt wurde. Wir haben den Aufgabe- und den Aufgabeort dieser Depeschen einer scharfen Controlle unterworfen, aber an beiden Stellen nichts gefunden. Es blieb daher nur die Möglichkeit, daß die Depeschen auf der Strecke abhanden kamen. Wir haben darauf einen hübschen jungen Beamten auf die Spur zu setzen versucht, indem wir ihn dienstlich anwiesen, ein Verhältniß mit der Geliebten eines jener Ziger anzuknüpfen. Das Ergebniß war ein vollkommen unverständlicher Brief an den Borsenmann, unterzeichnet Brachmeier. Wir haben dann diesen unsern alten Freund, wie, kann Ihnen gleichgültig sein, bis hierher aufgespürt und Sie sollen mir ihn hier entdecken helfen. Wir kennen Sie als zuverlässig, und ich habe Ihnen dieses Alles offen erzählt in der Hoffnung, daß Sie uns helfen werden, ihn zu fangen."

Während der Beamte erzählte, war in mir zehnmal ein bestimmter Verdacht aufgetiegen und wieder geschwunden. Sollte mein Bureaudiener der Gesuchte sein? Ich durchflog mein ganzes Personal im Geiste, ich konnte das Verleben eines Jeden, nur von Mehlmann wußte ich nichts Sicheres. Er war mir ab und zu, wie bereits erzählt, etwas wunderlich vorgekommen, aber das war kein genügender Anhalt. Nein, es war nicht möglich, so konnte sich Jemand nicht verstellen, daß er Monate lang den einen Tag wie den anderen ruhig das Bureau fegte und die Tische abwischte, daß er die Oefen heizte und Wasser trug, als habe er nie etwas Anderes gethan. Und dann, es war ja nicht möglich, daß er von meinen Tele„n Kenntniß erhielt, er konnte ja nicht einmal das Alphabe. Endlich, wie scharf hatte ich immer aufgepaßt und hatte doch nichts gefunden! Aber halt —

„Haben jene Jobber, Herr Commissar, hier Verbindungen?"

„Allerdings, mehrere."

„Können Sie mir einen Namen nennen?"

„Salomon Löwenherz."

„Wollen Sie morgen früh in mein Burea.. kommen?"

„Warum?"

„Vielleicht kann ich Ihnen den Gesuchten vorstellen . . . wenn Sie ihn jedoch dort finden, so nehmen Sie sich in Acht, daß er Ihnen nicht wieder durch die Finger geht; denn wenn es der ist, den ich meine, so haben wir einen ganz verteufelt schlauen Burschen vor uns!"

Ich erzählte darauf dem Criminalbeamten von meiner Vermuthung, und wir entwarfen gemeinsam einen Fehdzugsplan. Ich werde mich noch bis an mein Lebensende des Vergnügens erinnern, das uns das Stricken dieses Netzes machte.

Die Sache ging über alles Erwarten gut. Mein Bureau hatte zwei Thüren, eine neben dem Schalter auf den Flur führend, die andere in ein halbdunkles Nebenzimmer gehend, welches zur Aufbewahrung von Acten diente. Das Nebenzimmer hatte wieder einen besonderen Ausgang auf den Flur. Als der Criminalcommissar am andern Morgen kam, ging ich ihm auf den Flur ab und führte ihn leise in das Nebenzimmer. Ich postirte ihn hinter die Thür zum Bureau, in der sich eine mit grüner Serge verhangte Glasscheibe befand. Dann ging ich in das Bureau, und nachdem das übrige Personal daselbst unter allerlei Vorwänden verlassen hatte, entfernte auch ich mich, so daß nur Herr Mehlmann in demselben zurückblieb. Was nun folgt, hat mir der Commissarius erzählt. Herr Mehlmann

Digitized by Google

war gerade damit beschäftigt, einen verwickelten Bindfadenknoten aufzuknüpfen, als Schlag 11½ Uhr die Maschine zu klappern begann. Mehlmann drehte zuerst seinen Kopf nach dem Apparate hin; dann machte er einen Schritt nach dem Apparate hin und legte horchend die rechte Hand hinter das Ohr. Nach einer Secunde durchzuckte es ihn wie ein Blitzstrahl, er wurde feuerroth und richtete sich gerade auf. Der Apparat klapperte tonlos weiter. Mehlmann's Röthe wich schnell einer erdfahlen Blässe, von der nur seine spitze Nase ausgeschlossen war. Seine Lippen kniffen sich fest zusammen, sein Gesicht nahm einen drohenden Ausdruck an und seine Augen leuchteten wie die einer aufgejagten Katze im Dunkeln. Als der Apparat schwieg, schien er sich zu fassen und seine Züge legten sich bald wieder in die ehrlichen Falten von vorher.

Dann ging er mit raschen Schritten auf den Tisch zu, von dem aus ihm ein solcher Schrecken eingejagt war, und während er bald nach den Fenstern, die auf die Straße gingen, bald nach der Thür, die auf den Flur führte, sah, schlug er in gemessenen Zwischenräumen wie ein Virtuose auf den weißen Knopf. Als er fertig war, wandte er sich zur Thür, rief mit heiserem Lachen: „Adieu, Reichstelegraphie!“ und stieß in demselben Augenblick auf mich, der ich die Thür von außen öffnete und ihm den Weg versperrte. Jetzt kam der Commissar durch die Thür des Nebenzimmers gesprungen und faßte ihn von hinten am Kragen. Mit einem gewandten Ruck jedoch machte er sich von diesem los und versuchte mich umzurennen. Das gelang ihm aber nicht, und nun folgte eine Balgerei, bei der er mich fortwährend anschrie: „Lassen Sie mich los, Sie dummer Teufel!“ Endlich glückte es uns, den Krakehenden auf einen Stuhl niederzudrücken. Er gab sich gefangen.

„Ihr Bureaudiener,“ sagte der Commissar athemholend, „kann nicht allein Depeschen hören, er depeschirt auch selbst vorzüglich. Wollen Sie die Güte haben, Herr Assistent, zu fragen, was er gejagt hat?“

Die durchgehende Depesche, die von der Nachbarstation L. nach R. gerichtet gewesen war und die ich mir in Mehlmann's Abwesenheit bestellt hatte, welche er hören sollte und auch in der That gehört hatte, lautete:

„Staatsdepesche. An Polizeiverwaltung R. Berüchtigte Brachmeier hält sich dort oder Umgegend auf. Näheres über Anwesenheit bekannt?

B., Staatsanwalt.“

Auf meine Anfrage in L., was soeben von uns aus dorthin telegraphirt sei, kam binnen einer Minute die Antwort:

„Staatsdepesche. An Staatsanwalt in L. Vernehmen nach wird dort Brachmeier gesucht. Hat sich hier vor vierzehn Tagen nach Z. abgemeldet, wo zu finden.

S. Polizeiverwaltung.“

„So,“ sagte ich, „Sie sind also die Polizeiverwaltung von S.? Nun, Sie werden bald genug mit derselben zu schaffen haben!“

Brachmeier, alias Mehlmann, schwieg achselzuckend. Wir brachten ihn darauf in sichern Gewahrsam, und demnächst begann die Untersuchung.

Dieselbe ergab, daß er mit mehreren Geldmännern des Ortes, namentlich Salomon Löwenherz, in Verbindung gestanden und diesen wichtige Börsendepeschen, die durch das Gehör ihm zur Kenntniß gekommen waren, verrathen hatte. Letztere hatten das, was sie vernommen, sofort telegraphisch in Chiffreschrift ihren Genossen, den Jobbern, mitgetheilt, die sich sofort davon Gebrauch machten. Es war dies die ungefährlichste Art des Verraths; denn hätte Brachmeier sich am Orte der Auf- oder Ausgabe der Depeschen aufgehalten, so wäre die Sache zu bald entdeckt worden. Hier war so leicht Nichts zu befürchten. Zudem hatte er die Vorsicht gebraucht, selten mit seinen Genossen am Orte zu verkehren, und ihnen meist durch, gemäß vorheriger Abmachung, Mittheilung gemacht, daß er ihnen Formulare brachte oder schickte, deren Zahl irgend eine verabredete Bedeutung besaß. Zu der Regel war für ihn nur die Mittagsstunde von Drei bis Vier wichtig, weil zu dieser Zeit die Börsendepeschen durch den Apparat kamen, und deshalb hatte er Nachmittags das Bureau so ungern verlassen. In seiner Wohnung fand sich noch sein Beuteantheil, eßhundert Thaler. Seine Papiere waren natürlich alle gefälscht oder ihm von Anderen gegeben. — Das Ende vom Liede war wieder einsame Beschaulichkeit, welcher er noch heute obliegt.

L. Sch.

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird ausdrücklich untersagt

Von Otto Glagau.

10. Die Culturkämpfer.

Wir ha en Alle gehört von den Helden der sagenhaften Vorzeit und von ihren Großthaten im Dienste der Menschheit. Sie vertagten die Räuber, erlegten wilde Thiere und schreckliche Ungeheuer, rotteten Sümpfe und Wälder aus und machten sie urbar, grü deten Städte, Staaten und Colonien, errichteten Tempel und vereinigten die Stämme und Völker durch Einsetzung von gemeinsamen Festspielen. Sie rangen und kämpften für die Cultur, für die Civilisation, und so wurden sie die Lieblinge der Menschen und der Götter; die Menschen erwiesen ihnen göttliche Verehrung, und die Götter machten sie zu ihres Gleichen, verliehen ihnen Unsterblichkeit und ewige Jugend. — Wir kennen auch aus der griechischen und römischen Geschichte die Männer, die sich bei Mit- und Nachwelt große Ehre, hohen Ruhm erwarben, indem sie Theater, Gymnasien und öffentliche Bäder anlegten, Straßen und Häfen, Canäle und Brücken, Wasserleitungen und Cloaken erbauten; indem sie Werke schufen, deren Ueberreste noch heute, nach Verlauf von Jahrtausenden, Bewunderung und Staunen erregen. — Solche Culturkämpfer und Helden der Civilisation traten auch neuerdings in Deutschland auf, und unter mächtigen Trompeten- und erderschütternden Posaunenstößen verkündigten sie ihre Pläne und Absichten. Sie wollten die Städte ausbauen und verschönern, die Bedürfnisse und Ansprüche ihrer Mitbürger in jeder Hinsicht befriedigen; sie versprachen gute und billige Wohnungen, allerhand verbesserte Einrichtungen, neue Eisenbahnen, Häfen ꝛc.; sie verhießen eine reiche Blüthe von Handel und Wandel, einen mächtigen Aufschwung der gesammten Cultur und der allgemeinen Wohlfahrt.

So wiederholt sich Alles in der Weltgeschichte, und jede Zeit hat ihre großen Söhne. Nun besteht aber doch zwischen den antiken und den modernen Culturkämpfern ein kleiner Unterschied. Jene erhielten Lohn und Ehre hinterher, erst nach vollbrachter Arbeit; diese waren so vorsichtig, beides gleich vorweg zu nehmen. Jene schufen aus eigenen Mitteln, auf eigene Kosten; diese hatten ihre Hände sofort in den Taschen des Publicums und beutelten dasselbe gründlich aus. Jene verrichteten wirkliche Thaten; diese beließen es meist bei Versprechungen. Jene schufen Werke, die sie noch Jahrhunderte überdauern; diese brachten es in der Regel nur zu Anfängen und Ansätzen, ihre Schöpfungen wurden gar nicht fertig, oder sie liegen schon wieder in Ruinen, in Trümmern und Schutt.

Die Culturkämpfer von heute sind die Gründer; und in diese Kategorie gehören vorzugsweise die Verfasser folgender Gesellschaften, die sich mit einem ebenso großartigen wie allgemein und unbestimmt gehaltenen Programm einführten, colossale Summen beanspruchten und zum Theil auch erhielten, aber von den überschwenglichen Verheißungen so gut wie nichts erfüllten, entweder völlig scheiterten und zerfschellten, oder doch gegenwärtig gar kläglich auf dem Trocknen sitzen:

Deutsche Baugesellschaft. Gründer respective Aufsichtsräthe: Commerzienrath Nr. Delbrück, Berthold Beniemann und Rd. Lewin (Berliner Bankverein), J. H. Hasske, Baron Ed. von der Heydt, Benoit Oppenheim (R. Oppenheim und Sohn), Fr. Meyer (E. J. Meyer), Dr. Mitscha und Rd. Schenk (Wiener Bankverein), Graf Othenio Lichnowsky in Wien. Directoren: Oberbürgermeister a. D. Reichke und Stadtrath a. D. Nisch. Actiencapital 6 Millionen Thaler, mit 70 Procent Einzahlung. März 1872 wurde der 40-procentige Interimsschein durch Delbrück, Leo u. Comp. an die Börse gebracht und mit 48 Thalern bezahlt; heute gilt der 70-procentige Interimsschein circa 18 Thaler.

Deutsche Eisenbahn-Baugesellschaft. Gründer respective Aufsichtsräthe: Reichstagsmitglied Dr. juris Fr. Hammacher in Essen,

Digitized by Google

Ein Herbstmittag im Thiergarten von Berlin.

ach der Natur aufgenommen von Gaut Elwall

Digitized by Google

Consul und ehemaliges Reichstagsmitglied Gustav Müller, Abgeordneter Stadtrath a. D. Adolf Hagen und Director Julius Weißenburger (Deutsche Unionbank), Theodor Henoch, Karl Coppel, Heinrich Fromberg (Schlesischer Bankverein) Mitteldeutsche Creditbank, Julius Schiff (Gebrüder Schiff), früheres Reichstagsmitglied Edgar Roß in Hamburg, Friedrich Grillo in Essen, Julius May, Kurt Kloß und Gebrüder Sulzbach in Frankfurt am Main, Internationale Bank und Norddeutsche Bank in Hamburg &c. Directoren: Wirklicher Geheime Ober-Regierungsrath Hartwich, Eisenbahndirector Windthorst und Baurath Mellin. Actiencapital 6,138,000 Thaler. Die Actien, gleichzeitig an den Börsen zu Berlin, Breslau, Hamburg und Frankfurt am Main eingeführt, und bis auf 120 getrieben, stehen heute circa 15.

Nicht zu verwechseln mit dieser Gründung ist die Deutsche Eisenbahn-Baugesellschaft zu Frankfurt am Main; am 13. September 1871 in die Welt gesetzt von den Baronen Rafael von Erlanger, Ludwig von Erlanger und Simon Moritz von Bethmann, den Herren Franz Borgnis, Zacharias Königswarter, Isaak Königswarter und Regierungsrath Fr. Wiesenbach — über deren Thaten schon lange nichts verlautet.

Deutsche Reichs- und Continental Eisenbahn Baugesellschaft. Gründer respective Aufsichtsräthe: Baron Karl von Rothschild in Frankfurt, Geheimer Commerzienrath Gerson von Bleichröder, Commerzienrath Ritter von Schwabach, Commerzienrath Jacob Landau und Banquier Wilhelm Ledermann in Berlin, Wilhelm Behrens (L. Behrens und Söhne) in Hamburg, Assessor Friedenthal (Breslauer Discontobank), Ritter Theodor von Hornbostl und Ritter Moritz von Goldschmidt in Wien, Rechsanwalt Makower, Reichstagsmitglied, Rittergutsbesitzer von Kardorff-Wabnitz, Geheimer Legationsrath Graf Hatzfeld-Wildenburg, Kammerherr Baron von Rosenberg, Generaldirector Richter in Berlin. Vorstand: Regierungsbauräthe Adolf Schweitzer und Wilhelm Schultze und Regierungsassessor Leo Poschmann. Grundcapital 10 Millionen Thaler, worauf 40 Procent eingezahlt. Der 40 procentige Interimsschein, zunächst mit 55 bis 65 Thaler bezahlt, notirt heute circa 12 Thaler.

Baugesellschaft für Eisenbahn-Unternehmungen, F. Pleßner u. Comp. Gründer: Banquier Jacob Löb Eltzbacher in Köln, Geheime Commerzienräthe Albert Borsig und Paul Mendelssohn-Bartholdy, Commerzienrath Ad. Delbrück, Banquiers Ferd. Güterbock und Julius Alexander, Baumeister Karl David Schultze und Ferd. Pleßner, Bankagent Theodor Hertel, Landrath Ernst Otto Schubarth &c. Actiencapital schließlich $4\frac{1}{2}$ Millionen Thaler. Die Gesellschaft ist bankerott. Die einst bis auf 180 getriebenen Actien sind völlig werthlos; und es ist ein wahrer Unfug, daß sie trotzdem von der Börse noch immer notirt werden.

General Baubank. Gründer respective Aufsichtsräthe: Baron Oscar von Reinach und Baron Ludwig von Erlanger in Frankfurt am Main, Commerzienrath Victor Ludwig Wrede, Banquiers Paul Gravenstein und Adolf Abel, Karl Schlesinger (Ostdeutsche Bank), Geheimer Regierungs- und Baurath a. D. von Derschau, Regierungs- und Baurath Friedrich Keil, Baumeister Heinrich Meske, Joseph Herborn und Karl Fischer, Gerichtsassessor a. D. Hermann Löwenfeld &c. Actiencapital 3 Millionen Thaler, mit 40 Procent Einzahlung. Die Gesellschaft befindet sich in Liquidation.

Imperial Grunderwerb- und Bauvereins-Bank. Die Gesellschaft kam erst nach dem Krach und nach langen Wehen zu Stande, kaufte eine Reihe von Grundstücken und suchte sie mit eigenen Actien zu bezahlen, was auch vielfach glückte. Dem Unternehmen begegnete, wie „Saling's Börsenpapiere", Theil IV. 4. Auflage, bemerken, von vorn herein wenig Vertrauen, und nach ein paar Monaten drohte es bereits zusammenzubrechen. Verschiedene Grundstücke wurden subhastirt. Actiencapital nicht weniger als 19 Millionen Thaler!! Cours? — Gegen die Gründer schwebt seit einem Jahre die Voruntersuchung.

Cuxhavener Eisenbahn-, Dampfschiff- und Hafen Actiengesellschaft. Gründer resp. erste Zeichner: Baron Victor von Magnus, Geh. Commerzienrath Paul Mendelssohn-Bartholdy, Reichstagsmitglied Dr. Braun-Wiesbaden, Stadtrath Albert Löwe, Geh. Regierungsrath ter Esse, Corvetten Capitain z. D. Olberg, Gustav Kutter in Berlin; A. N. Zacharias, Rob. M. Sloman, J. E. Laughans (J. Greve u. Comp.) und Reichstagsmitglied G. A. Schön in Hamburg, J. H. Hagenah in Stade &c. Actiencapital 20 Millionen Thaler, wovon zunächst acht Millionen emittirt wurden. Die Actien sollten bis zur Vollendung des mehr als großartigen Unternehmens 6 Procent „Bauzinsen" genießen. Cours?

Gleichzeitig mit dieser Gesellschaft und im innigen Anschlusse an dieselbe entstand die Cuxhavener Immobiliengesellschaft, und waren hier die Verfasser, außer den schon genannten Jüngern Heinrich Hagenah, G. A. Schön, Joh. Ed. Laughaus, die Herren Charles Ernst David, R. A. Seelig und Eduard Stahlschmidt (Hermann Geber). Grundcapital 1,200,000 Thaler. In Betreff des Courses kann man in „Saling's Börsenpapieren" lesen: „Es ist wiederholt der Versuch gemacht worden, die Actien in den Börsenberichten als ‚gehandelt' auftreten zu lassen." —

Alle diese Gründungen hatten mit riesengroßen Lettern auf ihre Fahne den Culturkampf geschrieben; und wir wollen nun berichten von ihren Kämpfen und Erfolgen, von ihren Leiden und Schicksalen.

Die Deutsche Baugesellschaft war sich bei der Gründung, wie dies aus den Mittheilungen an die Börsenblätter hervorgeht, über ihren eigentlichen Zweck nicht recht klar, und verfolgte dann gleichzeitig eine Menge von Projecten. Sie wollte die Ackerstraße und die Marienstraße durchlegen, und legte auch wirklich die Voß-Straße nach dem Thiergarten durch. Sie „betheiligte" sich bei verschiedenen Bau-Unternehmungen und Terrain-Speculationen in Berlin und außerhalb, und half zwei andere Baugesellschaften gründen: die „Hôtel-Gesellschaft" und die „Actien-Gesellschaft für Bauausführungen". Sie gedachte endlich — und das war die Hauptsache — in Berlin zwölf bedeckte Markthallen zu erbauen, als Ersatz für die auf öffentlichen Plätzen stattfindenden Wochenmärkte. Die Idee war nicht neu, sondern bereits einmal gescheitert. Schon im Jahre 1867 erhielt Berlin eine Markthalle am Schiffbauerdamm, aber das Vergnügen dauerte nur sieben Monate und endigte dann aus Mangel an Theilnahme, wegen Abneigung des Publicums wie der Verkäufer. Ein Kunstreiter pachtete später die pensionirte Markthalle und verwandelte sie in einen Circus. Trotz dieser übeln Erfahrung wollte die Deutsche Baugesellschaft zwölf neue Markthallen errichten; und der Magistrat, der seit Herrn Oberbürgermeister Hobrecht sehr zu Experimenten und kostspieligen Neuerungen neigt, war flink dabei; ja er war sogar bereit, sich an der neuen Markthallen-Actiengesellschaft mit einem Zehntel des Capitals zu betheiligen. Auch der Polizeipräsident, Herr von Wurmb, hatte seine Zustimmung gegeben; aber dessen Nachfolger, Herr von Madai, erhob Bedenken. Er fürchtete, und mit Recht, daß solche Ueberlassung der Marktstätten an eine Privatgesellschaft zur Monopolisirung des Marktverkehrs, zur Verdrängung der Producenten durch Zwischenhändler, und so zur Vertheurung sämmtlicher Lebensmittel führen könne. Das Ministerium legte schließlich sein Veto ein, und das Markthallen-Project fiel, zur Freude und höchst wahrscheinlich auch zum Gewinne des Publicums. Die Deutsche Baugesellschaft aber stand mit einer Menge von aufgekauften Grundstücken da, und der inzwischen eingetretene „Krach" verleidete ihr auch die Lust zu allen anderen Unternehmungen. „Sie wartet bessere Zeiten ab", und beschränkt sich, wie der „Lindenbauverein", auf das Vermiethen der zahlreichen Häuser. Leider ist dieses Abwarten und Sichbeschränken für die Actionäre recht kostspielig. Wiewohl die „Deutsche Baugesellschaft" seit zwei Jahren feiert, hat sie doch an Handlungsunkosten pro 1873 — 42,000 Thaler, pro 1874 — 30,000 Thaler, davon an Gehältern 21,888 Thaler und resp. 15,820 Thaler, verausgabt. Die „Generalversammlung" hat diese erstaunlichen Handlungsunkosten, diese splendiden Gehälter und die aus wenigen summarischen Posten bestehende geheimnißvolle Bilanz — der Grundbesitz ist einfach mit 5,791,000 Thalern angegeben — sonder Anstand genehmigt: denn 50 Actien geben erst Eine Stimme.

Noch viel kläglicher steht da, noch weit ärger verspeculirt hat sich die Deutsche Eisenbahnbaugesellschaft. Nach ihrer Ansicht litt das deutsche Eisenbahnnetz an vielen Lücken; und sie ging nun daran, diese Lücken auszufüllen. Ihre Unternehmungen waren bald so zahlreich und so mannigfach, daß das ursprüngliche Capital von 5 Millionen weitaus nicht zureichte. Man beschloß, dasselbe auf 20 Millionen zu erhöhen, aber nur noch 138,000 Thaler fanden Abnahme, und weitere 1,000,000 Thaler wurden an ein Consortium verkauft. Im Uebrigen erzielte die Gesellschaft, nach dem letzten Geschäftsberichte, folgende Resultate: 1) Von dem Bau der Holländisch-Westfälischen Eisenbahn trat sie zurück mit einem Verluste von 126,000 Thaler. 2) Das Project der Niederrheinisch-Westfälischen Kohlenrevierbahn ließ sie fallen mit einem Schaden von 145,000 Thaler. 3) Bei dem Bau der Unstrutbahn (Naumburg-Artern) verlor sie 160,000 Thaler. 4) Bei der Concession für die Lemförde-Bergheimer Bahn büßte sie ein 263,000 Thaler und wahrscheinlich auch die bestellte Caution mit 300,000 Thalern. 5) Das Project der Berliner Südwestbahn kostete ihr 105,000 Thaler. 6) Der beabsichtigte Betrieb der Touage auf der Oder, der gleichfalls verunglückte, ließ ihr auf dem Halse zwei Tauer-Dampfer und ein sechs Meilen langes Drahtseil. 7) Außerdem besitzt sie eine Menge sehr theuer erworbener Grundstücke in Berlin, Charlottenburg, Dortmund, Essen &c., die zu Buche stehen mit $11\frac{1}{2}$ Millionen (!!) und hypothekarisch belastet sind mit $6\frac{1}{2}$ Millionen Thaler (!!!). Arme betrogene Actionäre, was sagt ihr zu dieser Speisekarte?! — Selbstverständlich legte der Wirkliche Geheime Oberregierungsrath Hartwich die Direction, die er, wie damals die Blätter meldeten, mit specieller Erlaubniß des Reichskanzlers übernommen hatte, nach solchen Erfolgen nieder.

Digitized by Google

Der Deutschen Baugesellschaft wollte der Magistrat bei dem Markthallen-Project zu Hülfe kommen, aber die Regierung litt es nicht; der Deutschen Eisenbahnbaugesellschaft dagegen sprang die Regierung, auf den Schmerzensschrei des Herren Hammacher und Genossen, selber bei. Während die Mauchelteriente sonst gegen jede Staatshülfe zetern, bettelten sie hier um Staatshülfe, und der Staat erbarmte sich ihrer.

Die Deutsche Eisenbahnbaugesellschaft vermochte die projectirte Südwestbahn nicht zu bauen, und sie mußte auch auf den Bau der Berliner Stadtbahn verzichten, für welche sie eben eine Masse von Grundstücken in der theuersten Zeit erworben hatte. Auf ihr Betreiben bildete sich nun zum Zwecke der „Stadtbahn" eine besondere Actiengesellschaft mit einem Grundcapitale von 16 Millionen Thalern, welcher auch die Regierung mit 7 Millionen beitrat. Von den restlichen 9 Millionen zeichneten 5 Millionen die Berlin-Potsdam-Magdeburger, die Magdeburg-Halberstädter und die Berlin-Hamburger Bahn, und 4 Millionen die Deutsche Eisenbahnbaugesellschaft, welcher die neue Stadtbahngesellschaft jetzt einen Theil der Grundstücke in Berlin und Charlottenburg zu einem Preise, zehn Procent unter dem Buchwerth, abnehmen sollte. Das war der eigentliche Kern der Association.

Als die Vorlage an das Abgeordnetenhaus kam, stieß sie hier auf scharfen Widerspruch, und der Handelsminister gerieth merklich in Verlegenheit. Hoppe, von Kirchmann, Lasker und Virchow traten nacheinander in die Schranken und führten Folgendes aus: Die Vorlage habe hauptsächlich den Zweck, einer bankerotten Gesellschaft zu Hülfe zu kommen; und die Regierung setze sich dem Vorwurf aus, daß sie Geld habe für verunglückte Capitalisten, aber nicht für nothleidende Arbeiter. Weil bereits die Verbindungsbahn bestehe, sei die neue Stadtbahn gar kein Bedürfniß, und überdies erfülle sie nicht entfernt den eigentlichen Zweck, da sie kein Netz, nur eine Linie bilde. Sie werde und könne sich nicht rentiren, und die sieben Millionen, welche der Staat beisteuere, seien vorweg à fonds perdus zu schreiben.

So schlagend diese Einwände auch waren, sie fruchteten nichts. Herr Miquel, der Verbündete der Discontogesellschaft und der Führer des Hauses, gab sein Urtheil dahin ab: Die Gelegenheit ist günstig, und wenn der Staat sie versäumt, kann das Unternehmen später nicht allein das Doppelte, nein, das Zehnfache kosten. — Nach Herrn Miquel war also nicht ein Fallen, sondern noch ein Steigen der Grundstücke in und um Berlin zu erwarten! — Mit großer Majorität, nur gegen die Stimmen der vier Opponenten, wurde die Vorlage genehmigt.

Weit ungnädiger, weit härter bewiesen sich kürzlich Handelsminister und Abgeordnetenhaus, als es sich um Uebernahme der durch die Lasker'schen „Enthüllungen" in so üblen Ruf gekommenen Pommerschen Centralbahn und Berliner Nordbahn handelte. Hier glaubte man auf die Actionäre, die Alles verloren haben, nicht die geringste Rücksicht nehmen zu dürfen; hier wurden die bestellten Cautionen ohne Erbarmen eingezogen. Hier waren nicht 7 Millionen, sondern nur $2^1/_2$ Millionen verlangt, und dazu für ein Object, das, wie Herr von Bender bemerkte, einen ungleich höhern Bauwerth und mindestens den gleichen Abbruchswerth repräsentirt; hier handelte es sich um keinen fragwürdigen Neubau, sondern um Vollendung zweier Bahnen, von denen die nach Neubrandenburg und Stralsund fruchtbare Kreise durchschneidet und jedenfalls ein langjähriges Bedürfniß ist. Dennoch wäre die Vorlage kaum durchgegangen, hätte man nicht gewußt, daß hinter ihr der entschiedene Wille des Fürsten Bismarck und respective des Kaisers stehe.

Kommen wir noch einmal auf die „Deutsche Eisenbahnbaugesellschaft" zurück, so hat ihr die Unterstützung der Regierung nicht viel geholfen. Auch nach Abtretung der nöthigen Grundstücke an die Stadtbahn bleibt ihr noch immer ein großer kostspieliger Besitz, ein wahrer Ballast, der ihr den Athem benimmt, der sie früher oder später erdrücken wird. Und in Betreff der „Stadtbahn" selber ist die Prophezeiung des Abgeordneten von Kirchmann nur zu schnell eingetroffen. Noch ist nicht einmal endgültig die Linie gezogen, und schon überschreitet der vorläufige Kostenentwurf den ursprünglichen Anschlag um $2^1/_2$ Millionen Thaler. Der wirkliche Bau aber wird, wie Sachverständige versichern, sich noch weit höher stellen, und der Staat kann sich auf einen hübschen Zuschuß gefaßt machen.

Die „Deutsche Reichs- und Continental-Eisenbahn-baugesellschaft" hat sich, trotz der ellenlangen Firma, nur mit zwei Bahnen versucht: Weimar-Gera und Posen-Creuzburg, und dieselben bisher auch nicht einmal fertig stellen können. Außerdem erwarb sie, was jedenfalls sehr überflüssig war, die Königin Marienhütte zu Kainsdorf bei Zwickau, welche den Actionären gut 2^3, Millionen Thaler kostet, und im letzten Jahre einen Reingewinn von etwa $^3/_4$ Procent (!) gebracht hat. Die Gesellschaft vertheilte regelmäßig Dividenden, wiewohl ihre Einnahmen hauptsächlich in Zinsen der disponiblen Fonds, also des eigenen Capitals bestanden: pro 1873 — 8 Procent, sowie dem Aufsichtsrathe 45,000 Thaler Tantième (!); pro 1874 — 4 Procent.

Posen-Creuzburg ist eine Bahn, über deren Berechtigung und Ersprießlichkeit starke Zweifel herrschen. Sie läuft mit ihren 27 Meilen neben der russischen Grenze hin, berührt lauter kleine Orte und verkürzt den alten Schienenweg über Breslau um ein sehr Geringes. Posen-Creuzburg gehört zu den Bahnen, mit welchen sich in Folge der Lasker'schen Enthüllungen die Special-Untersuchungs-Commission befaßte; und der sonst sehr zahme Bericht findet hier doch mancherlei außer aller Ordnung. Herr von Kardorff-Bahnig ist Gründer und Aufsichtsrath der Bahn, und zugleich Gründer und Aufsichtsrath der deutschen Reichs- und Continental-Eisenbahnbaugesellschaft, welche die Bahn baut. Die Baugesellschaft wurde überhaupt nur zum Zwecke der Bahn gegründet und erhielt den Bau in Generalentreprise. Man überließ ihr das gesammte Actiencapital im Nennwerthe von 12 Millionen Thaler; aus dem Erlös sollte sie sich bezahlt machen und außerdem an die Actionäre bis zum 1. Juli 1875 fünf Procent „Bauzinsen" gewähren. Als Dritter in diesem schönen Bunde existirt noch das Finanzconsortium, ein Verein von Bankfirmen (S. Bleichröder, Jacob Landau rc.), welche die Actien zum Course von 73 (also mit 27 Procent Abzug) verübernahm, und die Auszahlung der Bauzinsen übernahmen; letzteres gegen die kleine Vergütung von 650,000 Thalern (!). Zwischen den drei Consortien wurden die Kreuz und die Quer verschiedene Verträge, allgemeine und separate, officielle und geheime, geschlossen, und sie bewilligten einander die Kreuz und die Quer eine Reihe erklecklicher „Provisionen". Herr von Kardorff war als Gründer und Aufsichtsrath der Bahn und zugleich als Gründer und Aufsichtsrath der Baugesellschaft mehrere Mal in der interessanten Lage, mit sich selber zu contrahiren. Diese Doppelstellung wurde vom königlichen Eisenbahn Commissariat für „unzulässig" erachtet, worüber Herr von Kardorff sich beschwerte; indeß hielt auch der Handelsminister die Entscheidung „aufrecht". Und Herr von Kardorff wird wieder noch in Schatten gestellt von dem Commerzienrath Jacob Landau, welcher sonder Verlegenheit in allen drei Consortien saß, zugleich dem Aufsichtsrathe der Bahn, der Baugesellschaft und dem Finanzcomité angehörte, also bei jedem Vertrage dreimal in Einer Person fungirte!

Das Finanzconsortium hat natürlich den größten Schnitt gemacht; außer der Provision für Auszahlung der „Bauzinsen" mit 650,000 Thalern, verdiente es bei Verübernahme der Actien durchschnittlich 4 bis 5 Procent, das heißt nochmals 500,000 bis 600,000 Thaler. Von wirklichen Einzahlungen auf die Actien ist, bis auf die Zeichnungen der betreffenden Kreise, welche die Bahn durchschneidet — und diese Zeichnungen betragen etwa ein Zehntel des Grundcapitals — nicht die Rede gewesen, und die Generalversammlung der Actionäre wie der Handelsrichter wurden auf Grund des famosen Actiengesetzes in bester Form getäuscht.

Wie erstaunlich war es nun, Herrn von Kardorff am 10. Juni dieses Jahres im Reichstage plötzlich zu hören, wie er die Regierung anklagte, sie habe das Gründungsstreben und die Ueberspeculation begünstigt! Dieser Vorwurf ist neuerdings von den Gründern mehrfach erhoben, natürlich um sich in etwas zu reinigen; aber er ist doch nicht so ganz ohne. Herr von Kardorff wies auf die traurige Lage unserer Industrie hin, welche die Wirthschaftspolitik der Regierung mitverschulde; er bemerkte ganz richtig, daß die gegenwärtige Krisis noch im Steigen begriffen sei, und seine Rede gipfelte in den denkwürdigen Worten: Ich hielt es für nothwendig, vor dem Lande zu erklären, daß

Digitized by Google

wenigstens einige Leute sich um diese Fragen bekümmern. (Allgemeine Bewegung.) Herr von Kardorff kehrte sich namentlich gegen den Finanzminister Camphausen, den er „zum Theil als den intellectuellen Urheber unserer wirthschaftlichen Verirrungen" betrachte. Und Veranlassung des Finanzministers hatte die Seehandlung im Jahre 1872, während des Gründungsschwindels, der Discontogesellschaft aus den Beständen des Staatsschatzes drei Millionen Thaler gegen $2^3/_4$ Procent Zinsen und ohne Unterlage geliehen. Allerdings ein starkes Stück, das sogar die Oberrechnungskammer bemängelte und das nun Herrn von Kardorff zu seiner Philippika reizte. Er bezeichnete die Existenz der Seehandlung als eine verfassungswidrige; er warf ihr vor, daß sie Geschäfte mache, die eines Staatsinstituts unwürdig seien, daß sie jede Bankpolitik gefährde und den Geldverkehr überhaupt durchkreuze. Er verkündigte für die nächste Session einen Antrag auf Aufhebung der Seehandlung.

Im Reichstage wie im Publicum schüttelte man die Köpfe und fragte: was bedeutet das? Nun, es bedeutet, daß die Discontogesellschaft und das große Haus S. Bleichröder, die sonst immer so hübsch miteinander gehen, sich irgendwie veruneinigt haben, oder doch, daß jenes riesige Darlehn gegen so geringen Zinsfuß und ohne jede Sicherheit den Neid und die Eifersucht von S. Bleichröder erweckt hat. Beide großen Häuser haben im Reichstage wie im Landtage ihre Vertreter; die Discontogesellschaft hat ihren Miquel, und S. Bleichröder hat seinen von Kardorff.

Jene Philippika bedeutet, daß die Seehandlung den großen Finanziers ein Dorn im Auge ist, und daß sie allernächstens aus der Welt geschafft werden soll, nachdem sie in den letzten Jahren schon verschiedentlich beschnitten wurde. „Der Staat darf nicht Industrie oder Handel treiben", ist die ewige Predigt der Manchesterleute, und sie haben ein Staatsinstitut nach dem andern zu beseitigen gewußt. Die Seehandlung mußte die Erdmannsdorfer Spinnerei verkaufen, welche dann Robert Thode und Compagnie und Richard Schweder in eine Gründung verwandelten, deren Actien heute circa 30 notiren. Die Seehandlung muß auch die Leihämter in Berlin aufgeben, damit das Publicum den Bampyren der Pfandleiher und Rückkaufswucherer völlig überliefert werde. Nachdem die Preußische Bank, die theilweise ein Staatsinstitut war, glücklich in die Reichsbank umgewandelt worden, die eine reine Actiengesellschaft ist; nachdem die „Meistbetheiligten" der Preußischen Bank — das sind die großen Finanziers, die Matadore der Börsianer und Gründer — mit Hülfe der Herren Ludwig Bamberger und Genossen glücklich zu „Reichsbank-Antheilscheinern" erhoben sind, und damit jede Concurrenz todt gemacht ist, soll nun auch noch das letzte Bankinstitut fallen, welches der preußische Staat besitzt — die Seehandlung.

Ein Capitel von der Schwiegermutter.

Die Tischgenossen auf der blüthenumrankten schönen Veranda saßen sich in sehr unbehaglichem Schweigen gegenüber.

„Es wird besser sein, ich kehre morgen wieder nach Hause zurück," wandte sich endlich die Schwiegermutter mit leise bebender Stimme an den neben ihr sitzenden Onkel Clemens, während die junge Frau unverwandt vor sich niedersah und ein sehr finsteres Gesicht machte.

„Was fällt Dir ein, Mutter," rief der Gutsherr, „das darfst Du uns nicht anthun! Du wolltest den Sommer über hier bleiben und wirst unser Haus nicht so verlassen. Emmy, sage der Mutter, daß Dir das leid thun würde!"

„Wenn meine Worte von vorhin Dich beleidigt haben, so bedaure ich dies sehr," kam es kalt und gezwungen von Emmy's Lippen, und da keine weitere Herzlichkeit nachfolgte, stand Robert auf und nahm den Arm der alten Frau: „Wir gehen ein wenig zu den Anlagen hinüber; bis zum Abend habt Ihr Euren Wortwechsel vergessen, und von der Abreise redest Du mir nicht mehr, Mutterchen, wenn Du mich lieb hast."

Und er zog seine Mutter in den Garten, ohne noch ein Wort an Emmy zu richten, die sich gleichfalls erhoben hatte und ganz mechanisch die Teller zusammen stellte. Als sie aufblickte, sah sie die großen hellblauen Augen des Onkels prüfend auf sich gerichtet.

„Wollen wir ein wenig nach der oberen Terrasse gehen, liebe Emmy?" fragte er jetzt. „Ich meine, ein kleiner Erholungsgang könne Dir gut thun."

Sie nickte stumm, es schimmerte seltsam in den braunen Augen, und sie preßte die Lippen fest zusammen, als sie den dargebotenen Arm ergriff und leicht an des Alten Seite durch den dunkeln Laubgang aufwärts schritt. Plötzlich blieb sie stehen und rief, indem sie heftig den Kopf aufwarf:

„Nein, es ist unerträglich, auf diese Weise zu leben. Fortwährend Rücksicht über Rücksicht nehmen, fortwährend seine Handlungen und Worte und zuletzt auch seine Gedanken fälschen, nur um nicht an diese ewigen kleinlichen Empfindeleien anzustoßen! Ich wußte es ja, was mir bevorstand, und hatte mich mit zehnfacher Geduld gerüstet, aber zuletzt geht sie mir doch aus. Und es soll nun noch wochenlang so fortgehen? Ich kann es nicht ertragen!"

„Was kannst Du nicht ertragen, Emmy?" fragte ernsthaft Onkel Clemens. „Die erste kleine Widerwärtigkeit nach zweijährigem Glück?"

„Eine kleine Widerwärtigkeit nennst Du es, wenn sie überall herumtadelt und mir das Leben verbittert und zuletzt noch meines Mannes Herz von mir abwendet! So wie heute hat er noch nie mit mir gesprochen, niemals!" — Und die langverhaltenen Thränen brachen los.

„Kind, Kind," sagte der Onkel kopfschüttelnd und zog das schluchzende Frauchen zu sich nieder auf eine Bank — „ich kenne Dich seit acht Tagen nicht mehr. Ist das meine heitere verständige Emmy, die den alten Onkel nun schon Monate lang so liebenswürdig pflegt und erträgt?"

„Erträgt!" lachte Emmy unter ihren Thränen, „Dich, den besten und weisesten der Menschen, vor dem ich mich alle Tage schäme, daß ich so dumm und doch so glücklich bin, während er vom Leben nur Arbeit und Entsagung hatte! Ich möchte Dir immer im Stillen dafür abbitten!"

Der alte Mann lächelte eigen vor sich hin. „Mir kann das Nichts helfen, liebes Kind, ich habe längst mein Glück von den Zufälligkeiten dieser Welt unabhängig zu machen gewußt. Aber Du kommst mir vor, wie Einer, der das regenfeuchte Land nochmals gießt, während nebenan ein gedecktes Beet vertrocknen will."

„Was meinst Du damit, Onkel?"

„Kannst Du es nicht selbst finden, Emmy? Ist Deine alte, einsame, kränkliche Schwiegermutter so außerordentlich glücklich, daß sie keiner Liebe, keiner theilnehmenden Sorglichkeit bedarf?"

„Was fällt Dir ein!" rief Emmy lebhaft; „das ist eine ganz andere Sache. Ich lasse es nicht an Respect ihr gegenüber fehlen, zur Liebe aber kann sich Niemand zwingen, und es wäre eine recht erbärmliche Heuchelei, dergleichen zu thun. Das ist ganz rein unmöglich!"

„Ja, ja," sagte der Onkel leise, „man übt immer nur die Tugenden, die süß zu üben sind, und macht sich dann ein Verdienst daraus. Eine alte Geschichte, ich habe sie schon oft erlebt!"

„Onkel," rief die junge Frau, „ich merke es schon die ganze Zeit, Du giebst mir Unrecht, also sage mir nur Alles gerade heraus. Aber es soll mich doch wundern, ob Du behaupten kannst, diese endlosen, langweiligen Geschichten, der alberne Kram von Zahnperlen und Salben für mögliche und unmögliche Wunden, das ewige Beaufsichtigen hinter den Mägden her sei ganz richtig und vernünftig, und nicht vielmehr um aus der Haut zu fahren vor Aerger."

„Ich behaupte das nicht, mein Kind, obgleich viel größere Menschen als Du und ich in der Welt weit Schwereres ertragen haben, als die stets wohlgemeinten, wenn auch manchmal —"

„Langweiligen!"

Digitized by Google

„Meinetwegen, langweiligen Reden einer alten Frau. Was ich aber behaupte, ist dies: Du bist unbedingt verpflichtet, diese langweiligen Reden mit Geduld und guter Laune anzuhören und mit Liebenswürdigkeit zu erwidern, und von dieser Verpflichtung kann Dich Niemand lossprechen."

„Das geht doch zu weit! Ich kann und will nicht heucheln, das habe ich Dir schon vorhin gesagt, und keine andere Frau an meiner Stelle würde es thun. Meine Pflichten," hier färbten sich ihre Wangen, „glaube ich pünktlich und gewissenhaft zu erfüllen —"

„Halt, liebes Kind," sagte der Onkel lächelnd, „ich sehe schon, wir müssen ein wenig tiefer anfassen. Was nennst Du Deine Pflichten? Die zärtliche Liebe für Mann und Kind, die Sorge um ihr Wohl, das freie glückliche Leben hier auf dem Gute, heitere Geselligkeit, dazu Ordnung und Reinlichkeit im

Ein Grabdenkmal früherer Erforscher Afrikas auf Fernando-Po.

Nach der Natur aufgenommen von F. Klingelhöfer.

Hauswesen — Alles das, was Dir selbst Freude und Behagen verschafft und ohne alle Uebereinbindung zu vollbringen ist? Glaubst Du denn wirklich, das Leben stelle an einen denkenden Menschen keine höheren Aufgaben, als einfach seinen natürlichen Bedingungen nachzuleben? Nein, Emmy, die Liebe für Mann und Kind darf sich keine Frau als Verdienst anrechnen, nicht einmal die Arme, welche um ihretwillen mit Noth und Elend kämpft. Was würdest Du von einem Manne halten, der sich mit der Liebe für seinen Beruf spreizen wollte? Die ist natürlich und selbstverständlich — das Verdienst aber beginnt erst bei der freien Leistung über die Verpflichtung hinaus, bei Kampf und Entsagung und Selbstüberwindung im Dienst des Ganzen!"

„Du bist hart, Onkel," sagte Emmy leise, „ich kann Dich versichern, viele Andere an meiner Stelle würden recht ungezogen mit ihr gewesen sein, und ich habe mich immer zurückgehalten —"

„Ja, ja, die Zurückhaltung war deutlich zu spüren," lächelte der Onkel, „und mit den Anderen, Tieferstehenden wollen wir uns doch lieber nicht vergleichen, mein Kind, man kommt sonst nach und nach zu einem verzweifelt bescheidenen Maßstabe. Was glaubst Du wohl, Emmy: wird sich Deine alte Schwiegermutter nach diesen angenehmen kleinen Scenen plötzlich ändern, werden ihr durch höhere Erleuchtung die Grundlagen der Physik, Nationalökonomie, Gesundheitslehre und was sie sonst noch zu interessanteren Reden befähigen würde, angeflogen kommen?"

„Ach, geh doch!" lachte Emmy halb widerwillig.

„Also, liebes Kind," sagte der Onkel sehr ernsthaft, „ist es an Dir, so lange zu probiren und zu ändern, mit derselben Ausdauer, die ein Künstler für sein Werk hat, bis Du ein hübsches, gutes, erfreuliches Verhältniß zwischen Euch Beiden zu Stande gebracht hast. Deine Schwiegermutter ist eine durchaus gutartige Frau, die nur, wie wir Alle, ihre menschlichen Schwachheiten hat, folglich ist sie, wie jeder Mensch, mit dem man aus zwingenden Gründen auskommen muß, zu studiren und zu be-

haudeln. Seinen freiwilligen Umgang kann man sich wählen, und ich hielte Den für den größten Narren, der hierin etwas Anderem als seiner Sympathie folgen würde. Aber sobald es sich um gegebene Verhältnisse handelt, ist es keine Geschmacksache mehr, dann hat man seine Aufgabe vor sich, und ich sehe nicht ein, warum eine Frau an ein solches Problem nicht ebenso viel Nachdenken und Thatkraft wenden soll, als ein Mann an die seinigen! Wenn ihr die Lösung gelingt, wenn sie sich als Schöpferin eines schönen Familienlebens betrachten darf, dann ist dies eine Leistung, welche jeder vernünftige Mensch zu den höchsten rechnet, obwohl sie sich aus lauter kleinen Momenten zusammensetzt."

„Ich sehe nur nicht ein," sagte Emmy, „warum gerade ich allein verpflichtet sein soll, mich fortwährend zu überwinden. Ich will Dir meinetwegen zugeben, daß wir alle Beide schuld sind, aber warum soll ich denn thun, als ob ich es allein wäre, und alle Fehler nur an mir suchen?"

„Weil es Dir doch nicht anders hilft, weil noch kein

Digitized by Google

Mensch ein großes Werk fertig gebracht hat, der sich gleich drei Fuß von seiner Nase ein Ziel setzte und nicht vielmehr den Sprung mit allen Kräften that, je weiter, desto besser. Es ist schon dafür gesorgt, daß jedem begeisterten Streben das Bleigewicht anhängt, man braucht es nicht in der eigenen Tasche mitzubringen und aufzurechnen: ‚Bis hierher will ich großmüthig sein, aber nicht weiter!‘ Kind, Kind, ich sage Dir: Wer nicht früh seine Wahl trifft und mit vollem Herzen die Sache der Großen und Guten zu der seinigen macht, der verfällt der Kleinlichkeit und dem Egoismus, Euern beiden Schoßsünden, Ihr sanften holden Zwerge, und dann unter. Ich will Dir denn allein, den der Ekel anfaßt, wenn er die Menschen sieht, die, wie neidische Kinder, ihren kleinen Vortheil ängstlich festkrallen und darum schreien und keifen! Und das Leben ist so kurz, die Gelegenheit zum Wohlthun so hundertfach, und Niemandem fällt es ein, wie leicht er sich und Anderen das berühmte ‚Jammerthal‘ etwas freundlicher machen könnte!“

Emmy's gutes Herz fing an, sich zu rühren. Sie kam sich während des Onkels letzter Rede schon lange nicht mehr so tiefgekränkt vor, im Gegentheil, es stieg ein ganz kleines Etwas von bösem Gewissen in ihr auf. Sie schwieg aber und beugte sich auf die Nase nieder, die in der Hand hielt. Der alte Mann sah in die abendglänzende Landschaft hinaus, dann wandte er sich wieder zu ihr:

„Unser Leben ist durch die unabwendbaren Schicksale schon reich genug an Noth und Herzeleid, man sollte es sich nicht noch freiwillig verbittern. Ringt um uns lauern Armuth, Krankheit und Tod. — Niemand legt seinen Weg zurück, ohne wenigstens Einem von ihnen seine Opfer zu bringen, aber sie bringen sich leichter und reiner, wenn das Herz nicht von des Lebens Gemeinheit vergiftet ist. Niemand kann die großen Plagen des Menschengeschlechtes aus der Welt schaffen, aber die kleinen, überflüssigen Quälen, die man sich gegenseitig in blindem Uebereifer zufügt, die könnten beseitigt werden, und welche Rolle spiele Euch dabei zu, Ihr Frauen, wenn Ihr groß genug dächtet, sie zu begreifen!“

Emmy wollte antworten, der Onkel legte die Hand sanft auf ihren Arm und sagte:

„Laß mich aussprechen, Kind, was mir in dieser letzten Woche bei Euren täglich wiederholten Streitigkeiten so sehr auffiel. Wir sehen uns vielleicht nicht so bald wieder allein, und ich habe zu Deiner guten Natur das Vertrauen, daß sie nur des Fingerzeiges zum rechten Weg bedarf. — Weißt Du, was der ganze Grund der häßlichen, gereizten Streitigkeiten zwischen so vielen Frauen und speciell zwischen Schwiegermüttern und Töchtern ist? Das böse Wort, die Sticheleden, die Ihr Euch von frühester Jugend angewöhnt, als Waffe gegen Euresgleichen zu gebrauchen, das zwige Corrigiren und Besserwissen, oft sogar gegen den Ehemann. Eine unwürdige, schändliche Waffe, dieses Stichein, gleich dem Indianerpfeil mit der vergifteten Spitze. Und Ihr seid nicht gehemmte Orientalinnen, nicht verachtete Negerweiber, auf deren Geschmeidigkeit einer Männer auch nur achtet, sondern Ihr steht inmitten der Familie sehr berechtigt, sehr einflußreich da, nur für meinen Geschmack nicht hinreichend verpflichtet. Auf Eurer unbedachten Zungenspitze, in Euren leichtfertigen Händen tragt Ihr stets das Brandgeschoß, was ohne viel Federlesens geworfen wird, sobald die Gelegenheit passend scheint. Wenn ich die Frauen zu ‚emancipiren‘ hätte, dein Himmel, ich würde ihnen zu allererst die Ehre anthun, sie für ihre Worte in derselben Weise verantwortlich zu machen, wie es die Männer sind, und ich glaube doch, die schnellen Zünglein würden nach und nach durch die unangenehmen Folgen etwas behutsamer werden.“

„Als ob die Männer keinen Streit untereinander hätten!“ warf Emmy ein.

„Ich rede nur von der Art des Streites, liebes Kind. Differenzen sind überall unvermeidlich, wo verschiedene Interessen gegeneinander stoßen, aber wozu haben wir denn unsere ganze vielberühmte Humanität und Bildung, von Christenthum ganz zu schweigen, wenn wir dadurch nicht in Stand gesetzt werden, die kleinen Differenzen mit schonender Rücksicht zu überwinden, die größeren und großen in offener Auseinandersetzung mit den Andern auszutragen? Ich möchte die Schwiegermutter sehen, und wenn sie eine der berüchtigten ‚bösen‘ wäre, die nicht nach und nach weich würde, wenn sie einer stets gleichbleibenden Güte und Nachsicht begegnete. Natürlich werden die Gelegenheiten nicht ausbleiben, wo verschiedene Ansichten und Absichten sich gegenüber stehen. Dann muß geredet werden. Aber statt mit verdeckten Batterien anzurücken und: piff paff! mit Stichelreden das Gefecht zu eröffnen, warum nicht einfach sagen: aus diesem oder jenem Grunde kann ich das, was Du verlangst, nicht thun, Mama! und ihr die Sache wirklich auseinander setzen, statt nach Eurer Lieblingsgewohnheit immer den eigentlichen Grund zu verschweigen und tausend unsittlichkeit dafür gelten zu machen?“

„Das kann man eben nicht immer,“ antwortete Emmy lebhaft, „es giebt Dinge, die sich gar nicht so klar machen lassen, selbst einem Manne nicht, während man doch lebhaft fühlt: es ist so und muß so sein!“

„Ach, liebes Kind,“ rief der Onkel lachend, „kommst Du mir auch mit dem Gefühlsargument? Das bedeutet eigentlich, daß ich die Schlacht gewonnen habe, denn es ist immer Eure Letzte, wenn das übrige Pulver verschossen ist. Aber ich lasse es Dir nicht passiren, Emmychen, was vernünftig gedacht ist, kann man klar machen, folglich ist das Verschwiegene entweder unvernünftig, oder — ich muß auf das schlimme Wort zurückkommen — so egoistisch, daß man es aus Scham verschweigt. Dort sitzt auch der Haken, Ihr könnt hundertmal den Grund nicht nennen, denn es würde doch sonderbar lauten: ich bin zu bequem oder zu eigensinnig, dies oder jenes zu thun.“

„Das ist man auch nicht immer,“ sagte Emmy, „sondern man hat einmal seine gewohnte Art, eine Sache zu machen, und soll sie nun ohne Grund plötzlich ändern —“

„Wobei das Endresultat, die gewaschenen Vorhänge oder der Topf voll eingemachter Kirschen, sich natürlich ganz gleich bleibt. Aber man ließe sich lieber lebendig braten, als zugeben, daß die andere Art auch gut, möglicherweise ebenso gut sei, als die eigene. Und gar den Gedanken hegen, man könne es um des lieben Friedens willen einmal auf die andere Weise probiren, da man doch sonst ziemlich viel Sinn für Ordnung besitzt, nein, diese Zumuthung wäre schrecklicher, als alle Gräuel, die sich sonst in der Weltgeschichte hier und da zugetragen haben sollen!“

„Uebertreibe nicht gar so arg, Onkelchen,“ lachte Emmy. „Weiß ich doch, daß Du die Frauen nicht so tief stellst, um im Ernste anzunehmen, daß wir alle unsere Schul- und Herzensbildung mit dem Eintritt in das Eheleben vergessen könnten!“

„Schul- und Herzensbildung? Ja, das sage ich mich auch oft stoumend,“ sagte der Onkel. „Wo ist sie hingekommen, wenn man die strebsamen jungen Damen nach ein paar Jahren als Frauen wiedersieht? Ihr lernt doch mit scheinbarem Eifer in Schulen und Cursen das Wissenswürdigste menschlichen Geistesgeschichte; bleibt denn davon Nichts hängen, ist denn Das, was den Knaben und Jüngling begeistert und ihm die Richtung für's Leben verleiht, nur Euch gegenüber ganz wirkungslos? Stehen die großen Zügen der Weltgeschichte nicht auch für Euch als Trost und Vorbild da? Man sollte denken, daß, wer einmal die Lebenskämpfe der großen Männer und Frauen mit tiefem Antheile begleitet hat, hinfort seinen Mund nicht mehr öffnen würde, um über die kleinen Widerwärtigkeiten seines sonst ganz glücklichen Lebens zu klagen. Etwas mehr große, allgemeine Interessen, Ihr Frauen, etwas mehr wirklichen Gemüth und etwas weniger sogenannte Gemüthlichkeit, und es wäre Euch geholfen! Um wie viel richtiger würdet Ihr Eure kleine Umgebung taxiren, wenn Euch der Blick auf den großen Horizont frei bliebe, wenn Ihr begriffen hättet, wie viel interessanter die Dinge sind, als die Personen, wenn Ihr Euch um das Kleben der Dinge kümmern wolltet! Die sämmtlichen Gattin-, Hausfrau- und Mutterpflichten könntet Ihr bei dieser Auffassung erst recht musterhaft erfüllen und wäret selbst am glücklichsten dabei!“

Es wurde ganz still, die junge Frau saß mit gesenktem Köpfchen da. „Nun, Emmy, warum widersprichst Du mir nicht?“ fragte der Onkel endlich.

Sie hob die schönen glänzenden Augen zu ihm auf: „Weil ich Dir nicht widersprechen kann, weil Du Recht hast. Ich will Dir folgen und thun, was in meinen Kräften steht: ob es mir so gelingen wird, wie Du meinst, weiß ich freilich nicht.“

„Es wird Dir gelingen, mein Kind," sagte der Onkel aufstehend und küßte sie herzlich auf die Stirn. „Wer die Wahrheit so muthig anhört und ihr ohne Zaudern die Ehre giebt, der kann Großes vollbringen. Das Ziel hoch gesteckt, Emmy, und die Augen unverwandt darauf gerichtet, den festen Willen im Herzen, dann kann's nicht fehlen."

Sie schritten langsam wieder den Berg hinab, es war still in Haus und Hof, der Herr hatte mit der Frau Medicinalrath eine kleine Spazierfahrt nach den neuen Anlagen gemacht. Das war Emmy gerade recht, sie ging zu ihrem Kindchen und saß noch lange mit ihm in der großen Laube, wo man weit über die Felder hinsieht. Ihre Augen verfolgten die schmale graue Figur des Onkels, der längs dem Waldrande seinen Abendspaziergang machte.

Zwei Stunden später saß die kleine Familie auf der Veranda wieder um den Theetisch vereinigt. Rosen und Jasmin dufteten durch die laue Nacht, dann und wann zog ein großer Falter seine Kreise um die Kugellampe, deren Schein sich über die blanken Geschirre und die im Kreise darum befindlichen Menschengesichter ergoß. Sie sahen Alle fremdlicher aus heute Abend.

„Wir haben eine schöne Fahrt gemacht," fing die Mama an. „Robert hat mir gezeigt, was er Alles in den letzten Wochen angelegt hat, ich muß sagen, er hat alle Ehre davon. Ach ja," sagte sie, sich zurücklegend und nach dem mondbeschienenen Garten hinausblickend, „es ist wunderschön hier bei Euch."

„Nun, liebe Mama," sagte Emmy etwas erröthend und mit unsicherer Stimme, „wenn es Dir hier wirklich gut gefällt, so machst Du uns auch gewiß die Freude, den ganzen Sommer da zu bleiben. Daß es Robert's höchster Wunsch ist, weißt Du, und was in meinen Kräften steht, es Dir hier behaglich zu machen, soll gewiß geschehen. Wenn ich in der letzten Woche manchmal etwas heftig war —"

Aber die alte Frau ließ sie nicht weiter kommen. „Nein, nein, liebstes Emmychen, Du brauchst Dich nicht anzuklagen," rief sie und gab ihr einen herzlichen Kuß. „Wir alten Leute sind auch wunderlich, aber wenn man nur den guten Willen hat, muß es doch gehen! Du hast Recht, Robert," sagte sie dann zu diesem gewandt, „sie hat ein gutes Herz!"

Aber dieser hörte sie kaum, seine strahlenden Augen hingen an dem erröthenden lieblichen Gesichte ihm gegenüber, und mit dem innigsten Glücksgefühle empfand er es, daß sein junges Weib eine schwere Ueberwindung um seinetwillen geübt hatte. Und als Emmy diesem Blicke voll Liebe und Stolz begegnete, fühlte sie eine so süße Befriedigung im Herzen, daß es gar keine weitere Ueberlegung brauchte, um den eben betretenen Weg für den richtigen zu erkennen. Sie schlug die Augen nach dem Onkel auf, dieser aber beobachtete gerade mit großem Interesse einen dicken Nachtfalter, der sich auf dem nächsten Jasminzweige wiegte. — — —

Jahre sind seitdem vergangen, Emmy steht als glückliche, geliebte Frau im Kreise ihrer heranwachsenden Kinder, und aus dem gezwungenen freundlichen Verhältnisse zur Schwiegermutter ist mit der Zeit ein aufrichtig herzliches geworden. Das Bewußtsein, so vieler Menschen Glück zu begründen, verleiht Emmy eine immer neue Freudigkeit des Handelns, während die alte Frau dankbar die sanfte Hand seguet, deren Walten ihren Lebensabend so schön erhellert.

Und Derlei wäre anderwärts wohl auch möglich!

Blätter und Blüthen.

Ein Granddenkmal in West-Afrika. (Mit Abbildung Seite 677.) Die Entdeckung des gewaltigen Nigerstromes im nordwestlichen Afrika, die Erforschung seines mehr als viertausend Kilometer langen Laufes durch Mungo Park und die Gebrüder Lander hatte trotz des unglücklichen Ausganges der ersten Expeditionen wiederholt den Gedanken hervorgerufen, diesen Fluß als Verkehrsstraße zu benutzen, um Centralafrika, die südlichen Theile des Sudan dem Handel zugänglich zu machen. Um so mehr richtete sich das Augenmerk auf eine solche Verbindung mit jenen Gegenden, als der Versuch, von der Küste des Mittelmeeres aus durch die Wüste einen Handelsweg in das Herz Afrikas zu bahnen, auf die größten Schwierigkeiten gestoßen war, da nicht allein die Wüste mit ihren Schrecken, sondern auch die räuberische Bevölkerung dieser Districte derartigen Unternehmungen unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten. Mit ungleich geringeren Gefahren und Hemmnissen verbunden schien die Wasserverbindung, wie auch die rohen, heidnischen Negerstämme das Zustandekommen eines friedlichen Verkehrs viel eher hoffen ließen, als im Norden die fanatischen Anhänger des Islams. Zudem hatte ein neues Handelsproduct, welches täglich eine größere Wichtigkeit erlangte, das Palmöl, schon längst die Schiffe der Kaufleute in die Nigermündungen gezogen. Um den so vielfach erwogenen Plan zur Ausführung zu bringen und einen regelmäßigen Handelsverkehr mit dem Innern Afrikas herzustellen, rüstete England im Jahre 1841 drei Dampfer, „Sudan", „Albert" und „Wilberforce", nebst einem Transportschiffe aus. Unter den Gelehrten, welche an dieser Expedition theilnahmen, war der deutsche Botaniker Dr. Theodor Vogel, dessen Name, obwohl weniger in die Oeffentlichkeit gedrungen, als der des gleichnamigen Reisenden, Eduard Vogel, welcher dem grausamen Herrscher von Wadai zum Opfer fiel, doch gleich diesem als leuchtendes Denkmal deutschen Opfermuthes, des feurigen Strebens und der Ausdauer deutscher Forscher in Afrika in der Geschichte der Entdeckungen verzeichnet steht.

Theodor Vogel war zu Berlin am 30. Juli 1812 geboren und hatte hier auch seine Gymnasial- und Universitätsbildung erhalten. Seit 1836 in Bonn am botanischen Garten und als Privatdocent angestellt, erhielt er die ehrenvolle Aufforderung, an der Nigerfahrt theilzunehmen, der er mit Begeisterung Folge leistete. Die Expedition, welche im Juni 1841 England verließ, erreichte im August desselben Jahres den Guineabusen und fuhr durch den Nunfluß, eine der zahlreichen Mündungen des Niger, diesen Strom hinauf. In der Mitte des September hatte man den Einfluß des Tschadda in den Niger erreicht, wo das eigentliche Feld der Thätigkeit für die Expedition begann. Da stellten sich die schon lange gefürchteten tropischen Fieber ein, welche sämmtliche Europäer befielen, einen großen Theil von Officieren und Mannschaften hinwegrafften, die übrigen zu weiterer Thätigkeit unfähig machten und dem Unternehmen ein frühes Ziel steckten. Man war gezwungen, umzukehren. Um den verderblichen Einflüssen des Küstenklimas zu entgehen, suhr die Flotte nach der Insel Fernando-Po, inmitten des atlantischen Oceans gelegen, durch ihre reine Seeluft den Kranken Besserung versprach. Vogel, der selbst am Fieber schwer darnieder lag, konnte sich dennoch nicht entschließen, auf jenem öden Eilande, welches ihm für seine botanischen Forschungen nicht die geringste Ausbeute eröffnete, sich einer Wohnung, vielleicht Monate langen Unthätigkeit hinzugeben, und beschloß, auf der vegetationsreichen Insel Fernando-Po seine Genesung abzuwarten.

Vor den Mündungen des Camerun und Calabar liegt in der Guineabucht, siebenundvierzig bis vierzig Kilometer von der Küste entfernt, das prächtige, felsige Eiland Fernando-Po, die schönste der afrikanischen Inseln. Schroff ansteigend erheben sich die Ufer aus der See zu einem majestätischen, kegelförmigen Pik, dessen zweitausend Meter hoher Gipfel einen alten Krater trägt. Die ganze Insel ist in ein gleichmäßiges duftiges Grün gekleidet, mit dichter, größtentheils aus Oelpalmen bestehender Urwaldung bedeckt, welche in der üppigsten Fülle tropischen Pflanzenwuchses prangt. Obgleich schon im Jahre 1471 von einem portugiesischen Seefahrer entdeckt, dessen Namen sie führt, und seit 1778 im Besitze der spanischen Regierung, ist die Insel doch noch sehr unvollständig durchforscht. Erst im Jahre 1843 wurde ihr Pik durch den spanischen Gouverneur Beecroft zum ersten Male erstiegen und dessen Höhe gemessen. Seitdem ist sie häufig von Zoologen und Botanikern besucht, aber sicherlich harrt noch manche diesem interessanten Eilande eigenthümliche Thier- und Pflanzenform ihres Entdeckers.

Die einzige europäische Niederlassung ist der Ort Sanet Isabel, an der Bai gleichen Namens gelegen, zugleich hauptsächlich der schönste Punkt der Insel. Die rieie Bucht, offenbar der Schlund eines in das Meer gesunkenen Kraters, wird im Nordwesten von den steil abfallenden Felsenufern, den alten Kraterwänden, umgeben, die sich dann zu einem weiten, herrlichen Amphitheater erheben. Hoch auf dem Ufer, hart am Gestade, liegen die Häuser der Europäer, die Gouvernements- und Missionsgebäude. Verlegt man die Straße, welche von hier aus längs dem Ufer an ein Flüßchen verläuft, so gelangt man zu dem Friedhofe der Colonie. Hier ruhen manche der heldenmüthigen Erforscher Afrikas, Lander, Capitain Allen und auch unser Landsmann Vogel. Derselbe hatte sich zusammen mit dem Geologen der Nigerexpedition, Fischer, ebenfalls einem Deutschen, nach Absahrt der Schiffe nach Rocenlon in Sanet Isabel begeben, um vom Fieber zu genesen und auf dem vielversprechenden Eilande seine botanischen Forschungen fortzusetzen. Doch sein kräftiger Körper war schon zu sehr erschüttert. Am 17. December 1841 erlag er der schleichenden Krankheit.

An dem äußersten Ende der Isabel-Bai, wo das Ufer in einer schmalen Spitze in das Meer vorspringt, ist jetzt ein Sandsteinmonument zum Andenken an die Expedition errichtet, geschmückt mit den Namen der auf der Fahrt gestorbenen Officiere und denen des Dr. Vogel. Diese Stelle hat der Künstler auf dem Holzschnitte skizirt. Rechts sieht man die Bai, umgeben von den schroffen Uferwänden, die hinter den hart am Rande gelegenen Gebäuden zu den mächtigen Pik aufsteigen. Im Vordergrunde steht, von Cocospalmen beschattet, das Denkmal, ein Erinnerungszeichen an viele ruhmvolle Forscher, welche in der Blüthe der Jahre auf dem Gipfelpunkte freudigen Schaffens durch das feindliche Klima hinweggerafft wurden und Ruhe fanden in der fremden Erde.

Dr. Reichenow.

Digitized by Google

Ein Herbstmittag im Thiergarten von Berlin. (Mit Abbildung S. 672 und 673.) Der Hochsommer ist vorüber. Berlin ist wieder bei sich selber eingekehrt. Noch aber brütet die helle Septembersonne empfindlich heiß über Straßen und Plätzen; da flüchtet Alles Nachmittags hinaus in den Thiergarten, um den thauigen Schatten des Laubdachs zu genießen, ehe der Herbst es abdeckt, der schon hier und da seine bunten Wahrzeichen darauf geheftet.

Was wäre Berlin ohne seinen Thiergarten? Was wäre es geworden, wenn der letzte Wille Friedrich Wilhelm's des Zweiten — es war dies eine ausdrückliche Cabinets-Ordre — ausgeführt worden wäre, daß nämlich der Thiergarten sofort abgeholzt werden sollte? Berlins guter Genius hat den unersetzbaren Baumschmuck vor dem Untergange gerettet, und es ist bekannt, welche Vorliebe die späteren Könige ihm zugewandt haben. Da durfte kein Baum, kein Strauch umgeschlagen oder verpflanzt, kein Weg, kein Graben, kurz Nichts durfte gemacht werden, ohne daß die allerhöchste Genehmigung dazu eingeholt worden. So hat der Thiergarten trotz seiner in einzelnen Theilen abschreckenden, verpestenden Sümpfe, trotz seines libyschen entsetzlichen Staubes doch malerische Fußwege, herrliche Partieen erquickender Waldeinsamkeit, stille Solitüden, wo der Lärm des Weltstadtlebens verstummt und nur die Nachtigall flötet, die Taube girrt, der Specht hämmert. Der Thiergarten hat ganze Quartiere luxuriösester, anmuthigster Villen mit den köstlichsten Gärten, lange Straßen mit breitgelagerten Palästen, breite Fahr- und Promenadenwege. Was der Prater für Wien, die Champs Elysées, Bois de Boulogne für Paris, der Hydepark für London — das sind diese Fahr- und Promenadenwege für Berlin. Hier begegnet sich alle Welt. Die vierspännigen Hofwagen mit ihren Vorreitern, lange Reihen prächtiger Equipagen und Gefährte jeder Art, Reiter auf edelsten, feurigsten Rossen, Officiere und Damen, Alles rollt und trottirt und galoppirt in den verschiedensten Richtungen an den Promenirenden vorüber, eine kaleidoskopische Kette malerischer Bilder.

Aber wie Alles in Berlin haben auch die Stätten dieser Vergnügungen ihre Wandelungen erfahren. Der fashionabelste aller Promenadenwege ist zur Zeit die Siegesallee, an schönen Herbsttagen der Sammelplatz der vornehmen Welt von Berlin und aller Derjenigen, die sich einbilden, ihr anzugehören.

Die große Welt der Reichshauptstadt hält hier jetzt Parade ab über die Toiletten, die noch vor einigen Wochen auf den Promenaden der Bäder und Sommerfrischen von Interlaken bis Helgoland sich stolz entfalteten. In der breiten Avenue, die von der Siegessäule auf dem Königsplatze quer durch den dunkeln Park bis zur Victoriastraße führt, wandelt, rollt und trabt eine reiche Fülle glänzender oder doch in Glanz gehüllter Gestalten an einander vorbei, plaudernd, lächelnd, erkennend und grüßend; eine heitere, mit sich selbst beschäftigte Gesellschaft, die, erfrischt heimgekehrt, wieder neu und interessant geworden und doch mit geheimem Behagen sich im innersten Wesen als die alte empfindet. Unter den glänzenden Equipagen lenken namentlich die Viergespanne der Prinzessinnen Karl und Friedrich Karl die Augen der Lustwandelnden auf sich.

Der Künstler hat sich in dem heutigen Bilde die Aufgabe gestellt, die glänzende Promenadenversammlung in dem Augenblick aufzunehmen, wo die Kaiserin, die es liebt, dann und wann den Wagen zu verlassen und sich mit ihrer jungen anmuthigen Hofdame unter die Promenirenden zu mischen, in der Siegesallee erscheint. Sie schreitet zwischen den Spalieren geschmückter Spaziergänger in würdevoller Haltung hindurch, die huldigenden Grüße von hüben und drüben erwidernd. Folgten nicht in genau bestimmtem Abstande und mit aufmerksamster, dienstbeflissener Geberde zwei manteltragende Hoflakaien den beiden Damen, man würde an deren einfacher Promenadentoilette kaum die außergewöhnliche Erscheinung ermessen.

Ringsumher rauschen die aufgebauschten Roben der tief sich verneigenden Berliner Schönen, aber gerade aus schaut der vollbärtige junge Graukopf des wohlbekannten Abgeordneten von der Fortschrittspartei. Nicht weit von ihm hebt ein alter Officier mit tiefdurchfurchtem Antlitz ernst und gemessen die schlachtenlenkende Hand zur schlichten Mütze; es ist Er, der gleich jenseits der Siegessäule, hart am Königsplatze, im Generalstabsgebäude sein Heim hat, in der Straße, die seinen Namen trägt: Feldmarschall Graf von Moltke. Er wandelt still und allein; wenn er noch eine Beziehung pflegt zu irgend einem weiblichen Wesen, so ist es, wie man sagt, die Victoria da droben auf dem weithin ragenden Denkmal der drei jüngsten Kriege. Ist es doch, als winkte sie ihm mit dem vollen Kranze grüßend nach. J. L.

Warnung. In neuerer Zeit mehren sich die Bestrebungen, eine bisher nur in Oesterreich und theilweise auch in Süddeutschland einheimische Praxis der Ausbeutung des Publicums auch nach Norddeutschland zu importiren.

Ich meine den Schwindel der Ratenbriefgeschäfte, und es ist wohl eine Pflicht der unabhängigen Presse, diesem hauptsächlich von Berlin, Frankfurt am Main und Hannover ausgehenden Treiben durch Belehrung des Publicums von vornherein energisch entgegenzutreten und namentlich das mit derartigen Geschäften nicht vertraute Publicum der Provinz, besonders das Landvolk, vor den überall herumreisenden Agenten dieser Geschäfte zu warnen. Es erscheint nicht unnöthig, die Geschäftsgebahrung dieser neuen Art von Raubrittern etwas näher zu beleuchten. Von irgend einer unter hochtönendem Namen gegründeten, auch ordnungsmäßig in's Handelsregister eingetragenen Bank oder Commanditgesellschaft oder einem unbekannten Banquier, oder Inhaber einer Wechselstube wird, indem man auf die Spielsucht des Publicums speculirt, öffentlich in den Zeitungen zur Betheiligung an gemeinsam gespielten Prämienanleihen* gegen ratenweise Zahlung aufgefordert und das Geschäft durch Aussendung zahlreicher Agenten nach allen Richtungen der Windrose, namentlich zur Beglückung der Landbewohner, unterstützt.

Soweit wäre gegen derartige Geschäfte Nichts einzuwenden; die geschickt ausgelegte Leimruthe bethört alsbald zahlreiche Gimpel, denn die ratenweise Zahlung erleichtert dem kleinen Manne außerordentlich die Anschaffung dieser sogenannten Ratenbriefe, und vertrauensselig, wie er ist, beachtet er nicht die vielen Fallstricke, die in dem verclausulirten Schriftstücke für ihn enthalten sind, namentlich nicht den Punkt, daß bei einer auch nur um einen Tag verspäteten Zahlung einer Rate sämmtliche vorher gezahlten Beträge zu Gunsten des Verkäufers verfallen sind. Zudem sind diese Ratenbriefe in ihrer äußeren geschmackvollen Ausstattung wirklichen Werthpapieren auf's Täuschendste ähnlich, so daß die Käufer bei einiger Unachtsamkeit leicht in den Glauben versetzt werden können, die gekauften Papiere wirklich in Händen zu haben und nicht blos einen Lieferschein auf dieselben.

Die Kehrseite der Medaille zeigt sich den Betheiligten, wenn sie selbst alle ihnen gelegten Fallen glücklich vermieden haben sollten, jedoch erst nach Abwickelung des Geschäfts, in der colossalen Uebervortheilung, die sie dabei haben erleiden müssen. Ich sehe ganz davon ab, daß der Käufer eines derartigen Ratenbriefes bedingungslos vertrauend seine Ersparnisse Fremden übergiebt, ohne Sicherheit dafür, daß die bezeichneten Loose in der That auch angekauft werden; ich sehe ferner ab von der sehr naheliegenden Möglichkeit, daß, in dem Falle, daß eins der Loose während der Dauer der Ratenzahlungen mit einem Hauptgewinne gezogen wird, die Verkäufer sich ganz einfach aus dem Staube machen und den unglücklichen Käufern das Nachsehen lassen können, und will nur beleuchten, wie ohne Beachtung des Vorstehenden die Käufer derartiger Scheine im günstigsten Falle übervortheilt werden.

Gewöhnlich wird eine Anzahl Lotterie-Anleihen in kleinen Nominalbeträgen, deren Courswerth ein geringer ist, wie etwa Bari, Barletta, Meininger, Freiburger etc. Loose, des größeren Vertrauens halber mit einer Anzahl von Loosen gemischt, deren Courswerth ein größerer ist, wie etwa Oldenburger, Braunschweiger oder Ungarische Loose. An einem Beispiele läßt sich am besten zeigen, wie unverhältnißmäßig groß der Gewinn bei dieser Art von Geschäften ist.

Vor mir liegt ein Ratenbrief einer Firma in Hannover, dessen letzte Ratenzahlung im October 1874 gemacht werden sollte. Nach Inhalt desselben hatte der Käufer für fünfundzwanzig monatliche Zahlungen à 6 Thaler, also für zusammen hundertfünfzig Thaler, folgende Loose zu beanspruchen:

1 ungarisches 50 Gulden-Loos,	heutiger Courswerth ca.	28 Thlr.
1 oldenburger 40 Thaler-Loos	" " "	45 "
1 braunschweigrr 20 Thaler-Loos	" " "	25 "
1 sachsen-meininger 7 Gulden-Loos	" " "	6½ "
1 bukarester 20 Franken-Loos	" " "	5½ "
	Summa ca.	110 Thlr.

Es ergiebt sich demnach für den Käufer sofort ein Verlust von vierzig Thalern an hundertzehn Thalern Effectencourswerth, und ich berücksichtige hierbei nicht einmal den Umstand, daß sämmtliche Loospapiere in diesem Jahre eine wesentliche Steigerung erfahren haben und die obenerwähnten Loose zur Zeit der Ausstellung des Ratenbriefes vor etwa zwei Jahren wesentlich weniger als selbst hundert Thaler werth waren. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Käufer von Ratenbriefen die darin verschriebenen Loospapiere in der Regel hundert Procent, also noch einmal so theuer, bezahlen müssen, als sie dieselben in jeder soliden Wechselstube kaufen könnten. Derartige Geschäfte kann man als legitime wohl nicht bezeichnen, um so weniger als die Verkäufer der Ratenbriefe schließlich bei Abwickelung des Geschäfts häufig die außerdeutschen Loose in Appoints liefern, die nicht mit dem deutschen Stempel versehen und, weil in Deutschland nicht verkäuflich, bedeutend weniger werth sind.

Uebrigens möchte ich noch darauf aufmerksam machen, daß im letzterwähnten Falle die Käufer gut thun würden, die Hülfe der Gerichte in Anspruch zu nehmen, da in Deutschland der Handel mit nicht gestempelten außerdeutschen Loosen verboten und mit Strafe bedroht ist. M. G.

Noch einmal „Ein Verbrecher unter den Fischen". Seitdem mein Artikel über den chinesischen Großflosser (Macropodius) in der Gartenlaube erschienen ist, haben sowohl die Redaction dieses Blattes wie auch ich zahlreiche Anfragen aus Deutschland erhalten, wie man sich den Fisch für Aquarien verschaffen könne? Diesen geehrten Herren Correspondenten diene zur gemeinsamen Antwort, daß sie sich an Monsieur Carbonnier, Pisciculteur, 20 Quai du Louvre in Paris, wenden mögen. Der Fisch verträgt, meines Erachtens, die Versendung nach den entferntesten Gegenden, da er selbst in schlechtem, stinkendem Wasser ganz vergnüglich lebt. Da ich Herrn Carbonnier im Anfange October in Paris zu sehen gedenke, so wird es mir ein Vergnügen sein, ihn auf die Bestellungen aus Deutschland aufmerksam zu machen und die nöthigen Vorsichtsmaßregeln mit ihm zu besprechen.

Roscoff (Departement du Finistère), den 15. Sept. 1875.

Carl Vogt.

Kleiner Briefkasten.

Der **„Kämpfer für Recht und Wahrheit"** in **Berlin** wird hiermit ersucht, seinen Namen zu nennen, wenn wir seine anonymen Anschuldigungen unseres Mitarbeiters nicht als Verleumdungen bezeichnen sollen.

M. in Berlin. Wie wir darüber denken? Nun, senden Sie nur das Material an Herrn G—! Er versteht es, dergleichen bestens zu verwenden.

M. Arnolt. Verbrannt!

* Dies sind Anleihen, welche allmählich durch Verloosungen und mit größeren oder geringeren Gewinnen wieder zurückgezahlt werden; es handelt sich hier also um nichts Anderes, als um eine Lotterie.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. In Heften à 50 Pfennige

Helene.

Tagebuchblätter aus dem russischen Salonleben.

(Fortsetzung.)

Die Gemächern des Hauses hatte schon zu wiederholten Malen unruhige Blicke nach dem Eingange zum Salon geworfen. Wenn die Gäste etwas merken! Ein Scandal in ihren Salons, in denen eben die vornehme Gesellschaft von Woronesch sich versammelte! Sie hebe vor Aerger bei diesem Gedanken, und doch regte sich in ihr die Neugier. Sie hätte gar zu gerne den Zusammenhang der tollen Scene ergründet.

„Mein Herr," wendete sie sich an Hirschfeldt, „zu gelegenerer Stunde werde ich Rechenschaft von Ihnen fordern über die unheilvolle Verwirrung, zu deren Schauplatz Sie unpassender Weise meine Zimmer auserlesen haben."

Der Angeredete ließ sich durch den hochfahrenden Ton dieser Worte keineswegs einschüchtern. „Gnädige Frau sehen mich ebenso erstaunt, wie Sie selber sind," lautete seine Erwiderung. „Ich bin hier in einer Weise angegriffen worden, deren Grund mir durchaus unerklärlich ist."

Madame Branikow heftete mit einem mir sehr bekannten, unheilverkündenden Zusammenkneifen der Lippen ihre Blicke ironisch auf den Sprechenden. Ich wußte, daß sie im nächsten Augenblicke ihm eine Bosheit sagen würde oder gar eine Beleidigung, die ihm das Bleiben in ihrem Hause zur Unmöglichkeit machte.

„Madame," nahm ich daher; rasch vortretend und indem ich meine Uhr herauszog, das Wort, „um neun Uhr hat die Frau Gouvernemrin ihr Eintreffen in Aussicht gestellt, und es sind bereits fünf Minuten nach Neun."

„Ah, es ist wahr," rief Zenaïde Petrowna, „ich vergaß, daß ich Ihnen auftragen wollte, noch einmal diese faulen Schlingel von Bedienten anzutreiben, damit Alle an ihrem Platze sind. Kommen Sie rasch, Mademoiselle Helene! Mein Gott, vielleicht ist schon der rechte Augenblick versäumt."

Die Dame schritt mir eilend voran, und während sie ihren nachlässig herabgeglittenen schwarzen Spitzenshawl zurecht zog und die lange Schleppe ihres weißen Taffetkleides majestätisch über den Teppich gleiten ließ, fand ich gerade Zeit genug, durch einen rasch zurückgeworfenen Blick mich zu überzeugen, daß Olga noch schluchzend wie eine Unsinnige auf dem Divan lag und Hirschfeldt mit langen Schritten und wüthenden Blicken in dem Boudoir auf- und abwanderte.

Der wichtige Augenblick war Gott sei Dank noch nicht versäumt, da meine Uhr möglicher Weise ein wenig vorging. Die Gouvernemrin machte ihr Entrée mit sehr vielem Geräusch, sehr vielem Aufwand an funkelnder Seide und blitzenden Steinen und wurde mit unbeschreiblicher Wonne von Madame Branikow empfangen. Letztere, als sie die beiden vornehmsten Damen der Stadt, die Generalin Adrianoff und die Gouvernemrin, neben einander in ihrem Salon erblickte, schwamm in einem Meere befriedigten Ehrgeizes. Sie vergaß, wenigstens für den Augenblick, den eben erlebten Zwischenfall, durch den ich mich noch immer in eine Art von Betäubung versetzt fühlte. Ich traf meine Anordnungen mechanisch wie im Traume und würde mich nicht gewundert haben, wenn mir dabei Alles wirr durcheinander gegangen wäre.

Wera entdeckte ich wirklich inmitten der Gesellschaft; sie lehnte anscheinend heiter vom Tanze zurück, ihr süßes, liebliches Lächeln auf den Lippen. Verwirrt fragte ich mich, indem ich mir ihr trostloses Gesicht von vorhin vergegenwärtigte: „Ist denn Alles Schein und Verstellung auf diesen trügerischen Parquets?" Zugleich mußte ich immer von Neuem die Gewalt bewundern, welche Hirschfeldt's Wille über sie, wie über die meisten Personen, mit denen er in nähere Berührung kommt, ausübt, und wie schon oft legte ich in meinem Herzen auch jetzt das Gelübde ab, die Freiheit des meinigen ihm gegenüber wenigstens zu bewahren.

Auch er hatte sich wieder unter die Gäste gemischt und suchte mich sobald wie möglich auf, obgleich ich mir Mühe gab, ihm auszuweichen. Ich wappnete mich mit einer Erbitterung, wie ich sie noch nie gegen ihn empfunden, und als er dann mit einmal vor mir stand, mich freundlich anblickte und ganz einfach sagte: „Haben Sie jemals einen grüneren Thoren gesehen, als mich? Ich weiß, daß Sie mir zürnen, und Sie haben vollkommen Recht," da fühlte ich den Unmuth in mir hinschmelzen, wie Märzschnee im Sonnenscheine, aber ich hütete mich doch, meine reservirte Haltung aufzugeben, und beobachtete ein kühles Schweigen.

„Es ist eine verteufelte Geschichte," fuhr der Capellmeister fort, „und ich habe gründlich meine Strafe dafür bekommen, daß ich neulich Ihre Warnung mißachtete. Glauben Sie, Fräulein Helene, daß Wera geplandert hat?"

„Sicher," erwiderte ich. „Wodurch ließe sich sonst das Benehmen der Gouvernante erklären?"

„Verwünscht!" Hirschfeldt stieß mit Energie das eine Wort zwischen den Zähnen hervor und schwieg dann nachdenklich.

Wir wanderten an der Seite des Musiksaales, von den

Digitized by Google

Tanzenden unbeachtet, auf und ab, und es konnte mir nicht entgehen, wie mein Begleiter mich verschiedentlich von der Seite ansah.

„Fräulein Helene," begann er dann wieder, als habe er plötzlich seinen Entschluß gefaßt, „werden Sie mir als Freundin und Bundesgenossin helfen, den Folgen dieser unangenehmen Geschichte vorzubeugen?"

„Wie könnte ich das, auch wenn ich es wollte?"

„Sie können es, indem Sie Ihren bedeutenden Einfluß hier im Hause zu meinen Gunsten aufbieten, indem Sie namentlich Madame Branikow's Zorn beruhigen und zu ersahren suchen, inwieweit es der boshaften kleinen Person, der Gouvernante, gelungen ist, in unser Geheimniß einzudringen.

Ich konnte, indem ich seine Worte anhörte, nicht umhin, darüber nachzudenken, wie sonderbare Dinge doch im Leben schon von mir verlangt seien.

„Nicht wahr, Sie werden es thun, Fräulein Helene?" fügte er dringender und bittend hinzu.

Ich schlug langsam die Blicke zu ihm auf und fragte ernst: „Herr Hirschfeldt, haben Sie in Wahrheit Olga Erklärungen gemacht, wie diese es behauptet?"

Er zuckte bei meinen Worten zusammen und wechselte jäh die Farbe; dann hielt er den Schritt an und sagte mit einer Stimme, die in mühsam unterdrückter Bewegung zitterte: „Glauben Sie, Fräulein Helene, daß ich im Stande wäre, Ihnen eine Lüge zu sagen?"

Seine Blicke ruhten fest auf mir, und eine Minute lang kreuzten sie sich scharf und forschend mit den meinigen. „Nein," drängte sich dann aus tiefstem Herzen, fast ohne daß ich es noch gewollt, die Antwort über meine Lippen.

Der Künstler athmete auf. Er nahm, indem wir weiter schritten, meine Hand in die seinige und sagte leise und sich zu mir herabbeugend: „Hätten Sie an mir gezweifelt, Helene, so würde ich kein Wort mehr mit Ihnen gesprochen haben. Olga Nikolajewna hat nichts aus meinem Munde gehört, als die oberflächlichsten Galanterien, aus denen ihre Eigenliebe sich Gott mag wissen welche Thorheiten herausgedeutet hat. Aber — sagen Sie nichts mehr — ich weiß Alles, was Sie mir entgegnen könnten; ich gebe Ihnen mein Wort: was ich auf der Welt ernstlich will, daran rüttelt keine Möglichkeit; nie — ich gelobe es Ihnen, Helene — nie wird eine Schmeichelei einer Dame gegenüber wieder über meine Lippen kommen. Sind Sie nun zufrieden? Und jetzt helfen Sie mir, die Folgen dieser letzten Thorheit abzuwenden! Ich würde es nicht ertragen, wenn man es mir unmöglich machte, dieses Haus ferner zu betreten."

Warum nur ging es mir bei seinen Worten erschütternd wie ein Stich durch's Herz? Ich wußte ja, daß Zenaide Petrowna's Empfangszimmer der einzige Ort war, an dem er Wera mitunter ungestört sehen und sprechen konnte. „Ich werde thun, was ich vermag," sagte ich, ihm meine Hand entziehend, „aber täuschen Sie sich nicht! Vielleicht ist es wenig genug, und nun verlassen Sie mich, Herr Capellmeister! Sie begreifen, daß, wenn ich Ihnen auch nur im Entferntesten nützen soll, Niemand ein anderes Einverständniß zwischen uns argwöhnen darf, als das, mit welchem die Kunst ihre Jünger verbindet."

Hirschfeldt nahm mit einem vielsagenden Blicke Abschied von mir, und das war ein Glück für mich, denn die Kraft, bei Allem, was ich erlebt, meine äußere Selbstbeherrschung nicht zu verlieren, drohte mich allmählich zu verlassen, und ich empfand nur noch das einzige Bedürfniß nach Ruhe.

Ja, Ruhe — allzu viel davon sollte mir nicht beschieden sein in dieser unheilvollen Nacht. Als spät der letzte unserer Gäste sich entfernt, als ich mein Zimmer betreten und Masche entlassen hatte, hoffte ich, der Augenblick sei endlich für mich gekommen, über das Erlebte nachdenken zu können — vergebliche Hoffnung!

„Gott sei Dank, daß ich Sie allein treffe!" rief mir, als kaum des Mädchens Schritte verhallt waren, eine Stimme von der Thür her zu, und als ich mich erschrocken umsah, erblickte ich eine Gestalt, die wohl im Stande gewesen wäre, schwachnervige Personen mit Gespensterfurcht zu erfüllen. Ein schärferes Hinblicken belehrte mich, daß es die Gouvernante im lang herabfallenden weißen Nachtkleide war. Das schwarze Haar flatterte ihr aufgelöst um die Schultern, und in der Hand hielt sie einen Leuchter mit einer brennenden Wachskerze. Nachdem sie letzteren eilend auf einen Tisch gestellt, stürzte die unwillkommene Besucherin neben meinem Sessel auf die Kniee, klammerte sich in wilder Ekstase an mich und rief: „Sie müssen mir rathen und helfen, Helene. Sie allein sind unbefangen und kühl genug dazu; Sie kennen Hirschfeldt am besten."

Das hatte mir noch gefehlt — allein mit diesem fast rasenden Weibe in stiller Nachtzeit! In der That übertief mich ein Schauder, und ich bemühte mich vor allen Dingen, Olga zu beruhigen, aber was half mein Zureden! Es war, als habe alle Vernunft und Besinnung sie verlassen. Bald ergoß sie sich schluchzend in Liebesklagen und besammerte ihr Schicksal, ihr mißhandeltes Herz, dann wieder schwor sie hoch und theuer, daß sie Himmel und Hölle in Bewegung setzen werde, um sich zu rächen. Aus ihren verwirrten Reden wurde mir jedoch am Ende das Eine klar, daß sie wohl über Wera's Leidenschaft für Hirschfeldt und die Erwiderung derselben aufgeklärt war, aber doch von dem wirklichen Einverständnisse der Beiden etwas Gewisses noch nicht wußte, daß sie sich sogar trotz ihrer anscheinend alle Ueberlegung erstickenden Aufregung schlauer Weise bemühte, mich in diesem Punkte auszuforschen. Es bedauf wohl kaum der Erwähnung, daß sie durch mich nichts erfuhr, ebenso wenig, wie ich geneigt war, der gefährlichen Person irgend einen Rath zu geben; ich bemühte mich, sie einzig und allein darauf hinzuführen, daß einem Mädchen, welches seine Liebe verschmäht sieht, kläglich nichts Anderes übrig bleibt, als seinen weiblichen Stolz zu Hülfe zu nehmen, und die empfangene Wunde zu verbergen, wenn es nicht rettungslos auch noch der allgemeinen Verspottung anheimfallen will. Ich sagte ihr, daß ich einem Manne, der mich mit beleidigender Gleichgültigkeit behandle, nachdem er mir zuvor seine Aufmerksamkeit zugewendet, nur mit der eisigsten Kälte gegenüber treten würde.

„Ja, Sie," rief die Gouvernante, während sie mit den schmalen, wachsbleichen Fingern ihr wild um die Stirn hängendes Haar zerraufte, „Sie begreifen mit Ihrem kalt verständigen, deutschen Herzen gar nicht, was eine rechte Leidenschaft bedeuten will, so eine, die uns ganz erfüllt, alle Tiefen unseres innersten Seins aufwühlt und erschüttert. Aber Sie haben doch Recht," fügte sie dann, plötzlich sich erhebend, mit theatralischem Pathos hinzu, „ich werde Hirschfeldt mit Verachtung strafen. Von dieser Stunde an ist er für mich nicht mehr in der Welt."

Vielleicht hatte Olga allgemach auch begriffen, daß von mir in keiner Weise mehr zu erlangen oder zu erfahren sei, denn nachdem sie mir noch wiederholt versichert hatte, daß der Capellmeister ein Nichtswürdiger sei, den sie in Zukunft nur verabscheuen werde, glitt sie in eben so gespenstiger Weise, wie sie es vorhin betreten, wieder aus dem Zimmer. Ich athmete nach ihrem Verschwinden erleichtert auf, aber um meine Nachtruhe sah es in Folge dieser letzten Störung traurig aus. Der peinliche Gedanke, daß das, was die Gouvernante von des Musikers und Wera's Geheimniß bereits herausgebracht hatte, künftig wie ein Damokles-Schwert über ihnen schweben würde, quälte mich unaufhörlich. Erst gegen Morgen bemächtigte sich meiner ein schwerer Schlaf und ließ mich die gewohnte Zeit des Aufstehens verfäumen. Ein unbehagliches, störendes Gefühl, ein leises Geräusch erweckte mich endlich, und als ich die Augen aufschlug, stand Madame, in einen weiten Schlafrock von weichem, türkischem Cashmir gehüllt, vor meinem Bette.

Der Schreck über dieses noch nie dagewesene Ereigniß erwunterte mich augenblicklich. Ich flog empor, aber Zenaide Petrowna winkte beruhigend mit der Hand. „Bleiben Sie liegen!" sagte sie und setzte sich auf den Rand meines Bettes. „Ich beabsichtige nur ein Weilchen mit Ihnen zu plaudern. Wir sind jetzt ganz ungestört, und Sie können mir vortrefflich erzählen, was das eigentlich gestern für eine Geschichte war mit dem Capellmeister und Olga."

Ein Stoßseufzer fand den Weg über meine Lippen, als ich wie geschlagen auf mein Lager zurück sank. Es war keine Frage, Madame brannte vor Neugier, und sie hatte ihre Zeit in der That gut gewählt; ich konnte ihr nicht entfliehen noch ausweichen. Wohl oder übel mußte ich ihr die Ereignisse des gestrigen Abends mittheilen, und ich that es selbstverständlich der Wahrheit gemäß, aber ich hielt mich strenge an die Thatsachen,

Digitized by Google

ohne zu berühren, was ich außerdem schon wußte, und glitt über Wera's Betheiligung so leicht wie irgend möglich hinweg. Trotz meiner verzweifelten Stimmung belustigte es mich innerlich ein wenig, zu sehen, wie meine Gebieterin sich den Kopf zerbrach und für ihr Leben gern herausgebracht hätte, wie es zwischen Fräulein Adrianoff und dem Capellmeister stehe. Gegen Letzteren trug sie einen mächtigen Zorn zu Schau, aber ich bemerkte alsbald, daß derselbe mehr fingirt als aufrichtig gemeint war und daß die Dame im Grunde ihres Herzens wünschte, sich nicht mit Hirschfeldt zu entzweien. Es sollte mir auch alsbald klar werden, weshalb. Ich habe, dünkt mir, schon erwähnt, daß wir wahrscheinlich ein Concert für die Armen haben werden, zur Zeit der Wahlen nämlich, welche am 20. Januar beginnen und eine Dauer von vierzehn Tagen haben.

Es sind die Wahlen eines neuen Adelsmarschalls, die jedes dritte Jahr stattfinden, zu denen viele Menschen in Woronesch zusammenströmen und während welcher die gute Gesellschaft in der Regel einen derartigen Wohlthätigkeitsact in Scene setzt. Die Gouvernantin hat nun gestern Madame aufgefordert, mit ihr die Anordnung des Concertes zu übernehmen, und Letztere ist entzückt von der ihr widerfahrenen Ehre, aber beide Damen können Hirschfeldt zur Leitung des technischen Theiles keinesfalls entbehren, und nachdem ich das Alles von Xenaïde Petrowna erfahren, begriff ich, warum sie geneigt war, gegen meinen Freund die Großmüthige zu spielen. Sie gab mir zu verstehen, daß, wenn ich ihn veranlassen könne, sich des gestrigen störenden Zwischenfalles wegen bei ihr zu entschuldigen, sie ihm huldvoll verzeihend entgegenkommen werde. Ich versprach mit möglichst gleichgültiger Miene, ihm einen Wink in dem Punkte zu geben, und sah einigermaßen erleichtert die Thür hinter der hohen Gestalt unserer sich entfernenden Gebieterin wieder in's Schloß fallen.

Wenn ich indessen gehofft hatte, mit den unliebsamen Ueberraschungen nunmehr am Ende zu sein, so sollte diesem Wahn alsbald die bittere Enttäuschung folgen. Nachdem ich mich nämlich bereit hatte, ebenfalls in die Morgenkleider und zum Frühstück hinunter zu kommen, fand ich im Salon den Herrn des Hauses, wie er, dunkelroth vor Erregung, scheltend und pustend gleich einer Dampfmaschine, auf und ab schritt.

Olga hatte die Zeit des Alleinseins mit ihm an diesem Morgen bereits nach Kräften ausgenutzt. Sie hatte mit größtem Geschick die leidende Madonna, die gekränkte Unschuld gespielt, und da Iwan Alexandrowitsch, wie ich längst bemerkt, eine Zuneigung zu ihr hegt, und ungern ihre heitere Laune vermißt, war ihm alsbald ihre gedrückte Miene bemerkbar geworden. Auf seine theilnehmenden Fragen hatte sie mit größtem Geschick die Ereignisse von gestern so hinzustellen, so aufzupuffen verstanden, daß sie wie eine ihr zugefügte empörende Beleidigung erscheinen mußten, und unser Gebieter kannte sich selber nicht mehr vor Zorn, daß eine solche Kränkung in seinem Hause hatte einer Dame widerfahren können, die unter seinem Schutze steht. Er ballte die Fäuste und schwor bei allen Heiligen des Kalenders, daß das nächste Mal, wenn der Musiker wagen sollte, seine Schwelle zu betreten, er den Dienern befehlen werde, ihn die Treppe hinunterzuwerfen und daß er ihm sein Haus verbieten werde. Die Sache war ernst, denn die Russen mit ihren despotischen Gewohnheiten sind zu Allem fähig, besonders wenn, wie in diesem Falle vielleicht, versteckte Eifersucht im Spiele ist.

„Auf die Straße lasse ich ihn werfen vor Aller Augen," wiederholte Herr Brouilow, bebend vor Wuth.

Ich hatte nach kurzem Ueberlegen meinen Feldzugsplan entworfen.

„Das sollte mir Olga's wegen leid thun," sagte ich sehr bestimmt, indem ich dem Schelttenden einige Schritte näher trat.

Er wandte, seine rasche Wanderung unterbrechend, sich hastig nach mir um und starrte mich mit weit ausgerissenen Augen verwundert an.

„Es würde die fürchterlichste Scandalgeschichte daraus entstehen," fuhr ich unbeirrt durch sein drohendes Stirnrunzeln fort, „und Olga's Name würde rettungslos darin verwickelt. Glauben Sie denn, daß die Klatschschwestern von Woronesch sich dieses ergiebige Thema würden entgehen lassen? Im Gegentheil, sie würden sich angelegen sein lassen, es auszuspinnen, zu variiren, zu verbrehen. Man würde, was man nicht weiß, hinzudenken, die scandalösesten Schlüsse ziehen, und was jetzt eine Genugthuung für Olga sein soll, könnte leicht in seinen Folgen für sie so verhängnißvoll werden, daß — — daß es ihr zeitweise wenigstens den Aufenthalt in der Stadt unmöglich machte."

Unser Gebieter stampfte mit dem Fuße. „Ich werde Jedermann jagen, wie die Sache zusammenhängt," rief er hochmüthig.

„Um Gotteswillen, da machen Sie es immer ärger," wagte ich ihm zu entgegen, „und die arme Olga würde in ein Gerede ohne Ende kommen. Außerdem hat Herr Hirschfeldt viele Freunde, darunter die Frau Gouvernantin, die ihn für ihr Concert nicht entbehren kann —"

„Zum Teufel mit der verwünschten Musikmacherei!" unterbrach mich der Beschützer Olga Nikolajewna's unhöflich genug, und dann murmelte er, die Augen wild rollend, noch immer halb unterdrückte Verwünschungen über die musikalischen Neigungen seiner Frau, drehte rathlos den Schnurrbart und kratzte sich hinter den Ohren.

„Wenn Sie Olga's Ruf und ihr Gefühl schonen wollen, wird es sicher das Klügste sein, so wenig Aufsehen wie möglich von der Geschichte zu machen," fuhr ich fort. „Wenn Sie nachdenken, wird Ihre richtige Einsicht Sie selber belehren, daß gewisse Dinge nicht zart genug zu behandeln sind."

Der Herr des Hauses, ersichtlich ein wenig ungeweiß, wie er meine Worte verstehen und aufnehmen sollte, sah mich von der Seite an, dann begann er seine Wanderung auf's Neue in etwas gemäßigterem Tempo, und nach einigem weiteren Zureden erreichte ich wirklich, daß er bei dem Entschluß anlangte, den viel beredeten Vorfall Hirschfeldt gegenüber gnädigst zu ignoriren, aber freilich nicht bedingungslos.

„Sie verlehren doch in Sachen der Musik viel mit dem Burschen," sagte er mir, „Sie müssen es übernehmen, Fräulein Helene, ihm unter der Hand anzuzeigen, daß, wenn er noch einmal wagt, sich in meinem Hause dergleichen Dinge zu erlauben, es hier mit ihm zu Ende ist."

Ich gab das gewünschte Versprechen, und als diese heikle Unterredung dann glücklich beendet, dieser neue Sturm besänftigt war, fühlte ich auch, daß ich zu einer ferneren nicht mehr die Kraft besitzen würde.

Ich habe den Tag mühsam hingeschleppt, habe mein Herz durch Aufschreiben des Erlebten erleichtert und hoffe, daß mir in dieser Nacht bessere Ruhe beschieden sein wird, damit ich wieder Kraft gewinne, den kommenden Ereignissen muthig die Stirn zu bieten.

Den 13. December.

In Deutschland brennen heute, während ich hier einsam sitze und schreibe, schon die Weihnachtskerzen. Es zieht wie Heimweh durch meine Seele nach vergangenen, friedlichen Tagen, die dahin sind, auf immer dahin. Könnte ich zu ihnen zurückkehren aus all dieser Aufregung, dieser Unruhe! Doch — wozu die brennende Sehnsucht im Herzen nähren? „Weiter!" spricht unerbittlich das Schicksal, und ich bedarf eines muthigen Herzens, eines festen Willens, wenn ich nicht erliegen will. Vorwärts gilt es den Blick zu richten und nicht rückwärts.

Zweimal seit jenem verhängnißvollen Kinderball haben wir bereits wieder unseren Musikabend gehabt. Beide Male war er sehr besucht, die Stimmung sehr angeregt, und Hirschfeldt war der Leiter, die Seele des Ganzen, der verhätschelte Liebling der Damen, wenn ihm auch mancher Blick aus den Augen der Männer dafür düster und rachsüchtig folgte; unser Musiker ist ganz geneigt über solche zu lachen, wenn er sie zufällig einmal bemerkt. Neulich erzählte ihm Fräulein Bartholomai, unsere beste Säugerin, Constantin Fedorowitsch habe ihr gesagt, er werde ihm, Hirschfeldt, nächstens eine Kugel vor den Kopf schießen.

Der Capellmeister lachte und antwortete ihr ohne Bedenken: „Grüßen Sie den Rittmeister von mir und sagen Sie ihm, er möge nicht versäumen, sich täglich im Pistolenschießen zu üben."

Mich schauderte. Er kennt doch seine Landsleute, warum muß er nur so unvorsichtig sein, aber natürlich — Furcht ist ihm ein unbekanntes Gefühl.

Als nach jener vielberedeten Kindergesellschaft drei Tage

Digitized by Google

vergangen waren, ohne daß Hirschfeldt etwas von sich hören ließ, begann Madame wahrscheinlich im Herzen für ihren nächsten musikalischen Abend zu zittern und vielleicht auch für ihren Antheil an dem Wohlthätigkeitsconcert. Zu meiner Ueberraschung und inneren Befriedigung, der äußerlich Ausdruck zu geben ich mich indessen wohl hütete, trug sie mir urplötzlich auf, den Capellmeister durch ein Billet für den nächsten Tag zum Diner einzuladen.

„Er wagt vielleicht nicht, sich hier sehen zu lassen," sagte sie mit unnachahmlicher Gravität, und als der Verbrecher dann, ihrer Einladung folgend, am anderen Tage erschien und sie mit einer Sicherheit begrüßte, die an nichts weniger als an Schuldbewußtsein erinnerte, reichte Zenaïde Petrowna, einigermaßen aus der Fassung gebracht, ihm huldvoll die Hand zum Kusse, und der Friede zwischen den Beiden war stillschweigend geschlossen.

Iwan Alexandrowitsch benahm sich gegen den Gast kühl höflich und tactvoller, als ich zu hoffen gewagt hatte. Olga, der es allem Anscheine nach unmöglich ist, sich bescheiden im Hintergrunde zu halten, coquettirte mit unserm Gebieter und einem anwesenden ältern Herrn in weiblich-würdigster Weise. Vielleicht, da sie von ihrer Unwiderstehlichkeit nun einmal überzeugt ist, hofft sie Hirschfeldt's Ausmerksamkeit durch Eifersucht zu erzwingen. So oft ihre Blicke den Letzteren streifen — und sie thun es trotz des Vorgefallenen häufig —, zuckt, wenn sie sich durchaus nicht von ihm beachtet sieht, ein falscher, rachsüchtiger Ausdruck darin auf, der mir stets unheimliche Gefühle erregt, und ich möchte die Gouvernante fortwünschen bis zu den Antipoden.

Wir übten fleißig an jenem Tage, um das während der letzten Zeit Versäumte nachzuholen, und als wir fertig waren, nahm Hirschfeldt ein Notenheft und blätterte darin. Das ist stets ein Auskunftsmittel, wenn er, unbeachtet von Anderen, einige Worte mit mir wechseln möchte, ohne daß sich eigentlich die Gelegenheit dazu bietet. Wir bedienen uns alsdann immer der deutschen Sprache, und so begann er auch jetzt: „Sagen Sie mir, wie ist Alles abgelaufen neulich?"

„Sie sehen, die Sache ist geordnet. Fragen Sie mich nicht mehr!" erwiderte ich, da mir durchaus die Lust fehlte, nochmals wieder jene fatalen Dinge aufzurühren. Sogar Herrn Branikow's Friedensbedingung zu erwähnen hielt ich für überflüssig; hatte der Capellmeister mir doch damals freiwillig sein Wort gegeben, dergleichen Ueberschreitungen, seinerseits wenigstens, nicht wieder veranlassen zu wollen — das mußte jedenfalls genügen. Warum nochmals davon reden?!

Von seinem Notenhefte aufblickend, fixirte er mich einige Augenblicke und sagte dann beinahe ärgerlich:

„Welch ein seltsames, eigenwilliges Wesen Sie doch sind! Da lese ich nun auf Ihrer Stirn, in jeder Linie Ihres Mundes, daß Ihnen in keiner Weise heizukommen ist, daß auch nicht ein Wort aus Ihnen herauszubringen sein würde, selbst wenn Sie mich alle Folterqualen der Neugierde erdulden sähen."

Ich ließ anstatt jeder Antwort meine Finger in raschem Laufe über die Tasten gleiten und vermied hartnäckig seinen Blick.

„Da Sie heute unerbittlich sind," fuhr er nach kurzer Pause fort, „so will ich mich großmüthig zeigen und Ihnen die Neuigkeiten, die ich kürzlich erfahren, nicht vorenthalten. Wissen Sie, was man sich seit gestern in der ganzen Stadt erzählt?"

Bei seinen letzten Worten mußte ich unwillkürlich auf- und den Redenden anschauen, denn sie waren in dem Tone gesprochen, der mir bei ihm nicht mehr fremd ist, der gleichgültig oder scherzend sein soll und in welchem doch eine tiefe Herzenserregung nachzittert.

„Madame Adrianoff ist plötzlich nach Petersburg abgereist. Und Jedermann erzählt," fuhr Hirschfeldt, meinen erstaunten und fragenden Blick beantwortend, fort, „daß der Zweck dieser Reise darin besteht, Wera's Verheirathung zu betreiben. Ihr sogenannter Bräutigam soll in Petersburg sein. Auch der Gemahl hat schon vor einigen Tagen Woronesch wieder verlassen, wie es heißt, in dienstlichen Angelegenheiten, aber Niemand glaubt recht daran."

„Arme Wera!" sagte ich leise.

„Ach, Sie wissen noch nicht das Schlimmste," fuhr mein unglücklicher Freund fort, und es entging mir nicht, wie seine Hand sich ballte. „Madame Adrianoff hat Constantin zurückgelassen, um seine Schwester zu beschützen oder besser — zu hüten, und das wird er selbstverständlich mit der Wachsamkeit eines Kettenhundes thun. Denken Sie an meine Prophezeiung! Wir werden während der nächsten Wochen kaum einen Zipfel von Wera's Kleide zu sehen bekommen."

Ich schrak vor dem Blitze innerlich kochender Erbitterung, der in Hirschfeldt's Augen aufsprühte, zurück. Ich wundere mich gar nicht über Fräulein Bartholomai's Bericht von neulich, und mein Herz fendet täglich nur das eine angstvolle Gebet zum Himmel empor, daß sich nicht unerwartet einmal der Weg Hirschfeldt's mit dem Constantin's kreuzen möge! Uebrigens hat der Capellmeister bis jetzt in seiner Voraussetzung Recht behalten, denn Fräulein Adrianoff ist zu keiner unserer beiden letzten Abendunterhaltungen gekommen, sei es nun, daß ihr Bruder wirklich die Schuld daran trägt, oder daß sie nach den jüngsten Vorgängen eine Begegnung mit Olga vermeiden will. Zudem ist Zenaïde Petrowna voll Zorn gegen sie, denn sie hat ihr Ersuchen, in dem Concerte mitzuwirken, brieflich, sehr artig zwar, aber bestimmt abgeschlagen. Diesmal ist unsere Gebieterin zu tief beleidigt; sie wird nicht hinfahren, um den Entschluß des jungen Mädchens zu erschüttern, und so weiß ich allerdings noch nicht, wann ich hoffen darf, meine schöne junge Freundin wiederzusehen.

Den 28. December.

Weihnachten liegt hinter uns, und wir haben die Feiertage still verlebt, denn Madame Branikow litt an einer Erkältung und wollte keinen Besuch bei sich sehen; desto mehr mußte ich ihr vorlesen und vorspielen, aber die Stille dieser Tage that mir wohl, und so waren sie mir angenehm, wenn es auch kein heimisches Weihnachtsfest gab. Madame will von demselben aber doch etwas kennen lernen. Sie hat so viel von dem deutschen Christbaume gehört, daß sie ihn sehen will.

Ich, als die Einzige, welche hier die Sache versteht und kennt, wurde natürlich mit der Ausschmückung eines für den nächsten Thé dansant bestimmten Tannenbaumes beauftragt. Ich bin den ganzen Morgen in der Stadt umhergefahren, um die dazu nöthigen Einkäufe zu machen, und als ich wieder nach Hause kam, fand ich den Capellmeister bei unserer Gebieterin im kleinen Salon. Er hat in Deutschland mehrmals einen Weihnachtsbaum brennen sehen, war folglich ganz bewandert in der Idee, durch einen solchen den Ball zu verherrlichen, und erklärte, er würde mit Bitten nicht nachlassen, bis ich ihm erlaubt, mir bei der Arbeit des Ausputzens zu helfen.

„Fürchten Sie durchaus keinen Widerspruch!" erwiderte ich ihm lachend, „die Arbeit ist keineswegs gering, und da ich schon durch das Zusammenholen der Sachen mich nicht wenig ermüdet habe, so bin ich gern bereit, Ihren Beistand anzunehmen."

Wir schmückten den Baum Nachmittags im Musiksaale, er und ich allein, und warum sollte ich es nicht aufrichtigen Herzens vor mir selber eingestehen: es waren ein paar glückliche Stunden, so glücklich, wie ich ihrer in diesem wunderlichen Lande noch nicht viele erlebt habe.

Schon der würzig angenehme Harzgeruch der Tannenzweige, der mir so viele anmuthige und liebliche Erinnerungen in's Herz schmeichelte, untermischt mit demjenigen der Wachskerzen, versetzte mich in eine ungewohnt festliche Stimmung, und ich bemühte mich absichtlich, alle störenden, alle sorgenvoll schweren und ängstlichen Gedanken von mir fernzuhalten. Einmal, für kurze Zeit wenigstens, wollte ich ungetrübt glücklich sein wie in den Tagen der Kindheit, nein — tausendmal glücklicher noch, denn jene wunderbaren dunkeln Augen, in denen der Widerschein der kleinen Kerzen, die wir verschwenderweise bald hier bald dort anzündeten, sich strahlend vervielfältigte, sie hatten mich noch nie so glänzend, so heiter angeblickt, wie heute. Es war wie ein schweigendes Uebereinkommen unter uns, keines jener Dinge, die zu anderen Zeiten uns ganz beschäftigen und aufregen, heute zu berühren. Mochte für kurze Zeit Alles in der Seele Tiefen schlafen! Unter den grünen Zweigen der Weihnachtstanne durfte uns wohl erlaubt sein, uns als harmlose Kinder zu fühlen.

Auf einem großen Tische waren alle die unzähligen niedlichen Sächelchen ausgebreitet, die den Baum zieren sollten, und indem wir, einander gegenüber sitzend, rothe Bändchen daran befestigten, drängten sich immerwährend wie von selber Erinnerungen aus der Kinderzeit mir auf die Lippen. Es war mir, als müsse ich nothgedrungen meinem Gefährten und Freunde einen Begriff von der unbeschreiblichen, womedurchzitterten

Digitized by Google

Schottische Wildhunde.

Nach der Natur gezeichnet von Ludwig Beckmann in Düsseldorf.

Ueberraschung geben, welche das Kinderherz der Weihnachtspracht gegenüber erfaßt, und die so mächtig wirkt, daß das poetischeste, durch die Liebe geweihte Andenken daran einen unvertilgbaren Schimmer über das ganze Leben wirft, ja, so unvertilgbar, daß selten nach öde oder wild verlebten Jahren eine Seele so verdüstert, ein Herz so verknöchert sein kann, daß die Erinnerung an das schönste, selbstverlebte Zaubermärchen der Kindheit es nicht erquickt, wie ein Tropfen himmlischen Thaues die versengte Flur.

Hirschfeld's Blicke richteten sich dabei auf mich weit mehr als auf die Arbeit in seiner Hand. Er sah mich verwundert an, ich glaube meiner ungewohnten Beredsamkeit wegen, und doch dabei theilnahmvoll lächelnd.

Ich stieg auf ein Taboret, ließ mir von ihm die Sachen reichen und befestigte sie an dem harzig duftenden Geäste. Er gehorchte schweigend jeder Anordnung, und dann, als er eine genaume Weile meinen Bewegungen mit den Blicken gefolgt war, sagte er:

„Wissen Sie, wie Sie aussehen, Fräulein Helene, dort inmitten der grünen Zweige, die sich wie Kronen um Ihre Stirn neigen, beschrollt vom Lichtglanz, mit Ihrem wundervollen blonden Haar und blauen Augen?“

„Gram, mein Freund,“ rief ich lachend, „wenn Sie sie genau betrachten, werden Sie finden, daß meine Augen durchaus grau sind.“

„Grau oder blau, die Farbe ist einerlei,“ antwortete er; „ihr klarer, gütiger Ausdruck macht sie eben schön, und Sie gleichen, so wie Sie dastehen, einer jener hilfreichen Feen, von denen stets Ihre vaterländischen Märchen zu erzählen wissen. Wie lauten doch noch diese sagenhaften Ueberlieferungen? Bringt es nicht Glück, wenn eine derselben sich herabläßt, einem armen Menschenkinde zu erscheinen?“

„Mitunter wohl, mitunter auch Unglück,“ erwiderte ich, einigermaßen in Verwirrung gebracht durch die Wendung des Gespräches und darum bedrückt, einen scherzhaften Ton in die Unterhaltung zu bringen. „Ich fühle mich aber gerade in diesem Augenblick weit mehr als hülfebedürftige Sterbliche, denn als allmächtige Fee; wäre ich eine solche, so würde ich z. B. auf der Stelle meinen Zauberstab schwingen und dieses Blumenfeldchen an jene Zweigspitze zaubern, so aber muß ich Sie bitten, meine Stelle einzunehmen, da Sie, mit längeren Armen begabt, hoffentlich hinanreichen können.“

Ich sprang von meinem erhobenen Standpunkte herunter, und mit einer Hand noch bemüht, mich von einem sich an mein Haar anklammernden Zweigelein zu befreien, streckte ich die andere mit dem Korbe Hirschfeldt entgegen. Er nahm ihn mir ab, aber in demselben Augenblicke auch fühlte ich seine warmen Lippen auf meiner Hand. Ich erschrak bis in's innerste Herz hinein und riß mich los.

Ein Handkuß ist hier eben nichts Scheues für mich, aber dieser — dieser war entschieden nicht am Platze. Ich vermochte kein Wort zu sagen, sondern suchte mit scheuem motivirter Hast zwischen den Sachen umher, und ziemlich schweigend setzten wir von nun an unsere Arbeit fort bis zu ihrer Vollendung. Nur nicht denken! Es lag wie eine stille Traumseligkeit über mir, die durch den ersten cynischen Gedanken zu verscheuchen ich mich instinctiv hütete. Als mein Gefährte, der so schweigsam war, wie ich ihn noch nie gesehen, mir dann zum Abschied die Hand reichte, traf mich sein Blick mit seltsam bittendem Ausdruck. Vielleicht wollte er dadurch seiner Ueberschreitung wegen um Verzeihung bitten. Ich zürne ihm nicht und werde an diese Stunde wie an einen schönen Traum denken, aber wiederkehren darf sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Liebeswunder.

O kommt mit ernstem Schweigen,
Die Ihr von Gott entfernt!
Ich will Euch Wunder zeigen,
Auf daß Ihr glauben lernt.
Laßt Thränen, Schmerz und Trauer
Und hofft auf Sonnenschein:
Wie zog der Liebe Schauer
Mit tausend Wundern ein.

Da kam sie, hold und wonnig,
Und Glück ward erheißt;
Wie Christus, zog sie sonnig
In unsres Herzens Welt.
Sie rief die wahre Lehre
Zu neuem Lebenszwang
Und nahm der Mündheit Schleier
Und gab das Licht zurück,

Nun sieht' ich, was je mächtig
Das Herz zum Himmel weiht:
Sie gab mir Flammenprächtig
Des Friedens heil'gen Gleit.
Sein Licht geht niemals unter;
Er bändigt alle Qual:
Er ist das höchste Wunder
In diesem Thränenthal.

Ehr' mir auf dunklen Bahnen
Ihr Lügchen noch getaut,
Ward mir durch frommes Ahnen
Mein Glück vorausgesagt.
Im Herzen fühlt' ich's stimmen,
Die Seele wußte zur That,
Es rief mit Engelstimmen:
Wach auf, Dein Heiland naht!

An ihren Blicken hangend
In trunkner Himmelsluft,
Begrüß ich verbebangend
Ihr Bild in meiner Brust.
Da klang es auf und nieder,
Wie fernes Festläutgeläut:
Im Sturme meiner Lieder
Kam sie zum Auferstehn.

Denum kommt mit ernstem Schweigen,
Die Ihr von Gott entfernt!
Ich will Euch Wunder zeigen,
Auf daß Ihr glauben lernt.
Schmückt mit der Himmelsrose
Zu Demuth Euch das Haupt!
Ihr glaubt das Namenlose,
Wenn Ihr die Liebe glaubt.

Ernst Eckstein.

Ein dunkler Punkt.

Ein ängstliches Mutterherz erbat sich kürzlich von uns darüber Beruhigung, ob es wirklich durch die Entwickelung bedingt sei, daß die weiche Stelle auf dem Kopfe ihres zweimonatlichen Erstgeborenen noch nicht die Härte der übrigen Nachbartheile erlangt habe. Am Schlusse waren die Worte hinzugefügt: „Ist es bei Wissenschaft überhaupt möglich, den Grund des Vorhandenseins dieser Stelle zu erklären?“

Diese Anfrage über das Schreckgespenst jeder jungen Mutter kann an und für sich kaum als wunderbar bezeichnet werden, aber interessant und zugleich bedauernswerth für den Fachmann ist sie deshalb, weil man deutlich erkennt, wie wenig der Laie an den großartigen Fortschritten der medicinischen Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten theilgenommen hat. Alle Specialfächer haben sich fast gleichmäßig an diesem glänzenden Aufschwunge betheiligt, nur Eines wird von Tag zu Tag mehr in den Schatten gestellt — die populäre Medicin.

Ein populär-medicinischer Artikel der Jetztzeit muß, wenn er nur irgendwie Befriedigung und Nutzen hervorrufen soll, eine höhere Anforderung an die Geistesthätigkeit der Leser stellen, als dies früher geschah; diese Anstrengung wird ihm aber weitestens nicht zu Theil; er wird überschlagen, und Verleger und Autor verlieren die Lust zu weiteren Versuchen. Der Verfall dieses Zweiges der Wissenschaft bietet aber zugleich den Hauptgrund für die Erklärung, wie es möglich sein kann, daß bei der zunehmenden Allgemeinbildung des deutschen Volkes der Einzelne noch nicht in den Stand gesetzt ist, selbstständig die Sphären vom Wissen zu sondern, dem Aberglaube, Naturspukereien und Spiritismus wuchern relativ stärker als je zuvor.

Bei der Beantwortung der obigen Frage ist es daher auch unbedingt nothwendig, in aller Kürze auf anatomische Gewebsverhältnisse einzugehen, ohne welche ein Verständniß nicht herbeizuführen ist.

Der kleinste organisirte Bestandtheil unseres Körpers ist die Zelle. Die unendliche Mannigfaltigkeit, welche dieses Gebilde in Bezug auf Größe, Gestalt und technischen Inhalt in dem vollendeten Organismus erlangt, ist vorzüglich bedingt durch die Stufe seiner Entwickelung. Schon von der ersten Bildungsstufe an lassen sich zwei gesonderte Zellenarten unter-

scheiden, welche auch später zu jeder Zeit ihre Eigenthümlichkeit bewahren. In der scheibenartigen Keimanlage heben sich zuerst vier Schichten, von den Zellen des Hauptkeimes gebildet, ab. Hier ist der Ort der Entwickelung unserer zum Leben unumgänglich nothwendigen Organe. Nervensystem, Verdauungs- und Athmungsapparat, Drüsen und Muskulatur entstehen aus diesen Zellen; welche nach einem besonderen in ihnen selbst beruhenden Wachsthumsgesetze zu ihrem jedesmaligen Zwecke sich umformen. Sind diese vier übereinanderliegenden Zellenschichten entstanden, dann wächst ringsherum von außen aus einer Art Dottermaterial die zweite Zellenart dazwischen hinein. Der wesentliche Unterschied zwischen Beiden besteht darin, daß den jetzt erst hinzukommenden Zellen nicht, wie den schon vorhandenen, die Nothwendigkeit innewohnt, daß sie sich zu einer bestimmten Gewebsart entwickeln müssen, sondern es gehen aus gleichen Zellen verschiedenartige Producte hervor, vorzüglich bedingt theils durch die Wachsthumsverhältnisse der Zellen, in welche sie hineinwuchern, theils durch die Lage, ob ihnen Ruhe oder Bewegung gegönnt ist. So verschieden auch die späteren Gebilde sich verhalten mögen, aus ein und derselben Anlage entwickeln sich Knochen, Sehnen, Knorpel und Bindegewebe. Nur diese letztgenannten Zellen sind für unsere Frage von Wichtigkeit. An gewissen Stellen scheiden sie nämlich, in reger Theilung begriffen, eine Zwischensubstanz um sich aus; es entsteht der Knorpel, welcher in den späteren Zeiten als glänzender Ueberzug der Gelenke bekannt ist.

Verwickelter ist der Aufbau des bekanntesten Gewebes, des knöchernen Skeletes. Knorpel oder gewöhnliches Bindegewebe wird zu seiner Entwickelung benutzt. Bildet Knorpel das Muttergewebe, so beginnt der Proceß mit einer Verkalkung der Knorpelzellen, an welche sich unmittelbar eine Hineinwucherung von Blutgefäßen und Erweichung dieser Stellen anschließt. Der Knorpel wird dadurch zu einem tropfsteinartigen Gebilde, theils aus noch normalem Knorpel, theils aus so veränderten mit weicher Masse und Blutgefäßen erfüllten Lagunen umgewandelt. Bald bedecken sich diese Höhlungen tapetenförmig mit kleinen Rundzellen, welche, zu sternförmigen Gestalten mit einer Menge von Ausläufern auswachsend, eine gleichmäßige Grenzsubstanz um sich bilden. Diese verleiht dann durch Erfüllung mit Knochenerde diesem Gewebe seine eiserne Festigkeit. Concentrisch folgt so Schicht auf Schicht, bis jede der unzähligen kleinen Höhlen durch feste Substanz erfüllt ist und im Innern ein Blutgefäßchen zur Ernährung übrig bleibt. Auf diese Weise wird nach und nach sämmtlicher Knorpel durch neugebildeten Knochen verdrängt.

Die Entstehung aus Bindegewebe unterscheidet sich nur insofern, als die Entwickelung auf einer weichen, einer Schweinsblase ähnlichen Grundlage stattfindet. Von einer bestimmten Stelle, den Verknöcherungspunkten, schießen Kalknadeln nach außen, welche ganz die gleiche obige Umwandelung in Knochengewebe durch Blutgefäße, Höhlen und knochenbildende Zellen erleiden. Eine Bindegewebsschicht nach außen bewirkt das Dickenwachsthum des angelegten platten Knochens. Beide Entwickelungsarten finden bei dem Baue der knöchernen Schädelwand vor der Geburt ihre Anwendung.

Denkt man sich eine Kreislinie, von den Augenbrauen beginnend, über die Ohrlöcher nach dem hervorragenden Höcker des Hinterhauptes gezogen, so ist mit Ausnahme geringer Stellen der obere Theil häutig, der untere knorplig angelegt, eine Verschiedenheit, welche für die Entwickelung des darunter liegenden Gehirnes von der allergrößten Wichtigkeit ist, da ein allgemeines und schnelles Wachsthum dieses wichtigen Centralorganes durch eine vollkommen knorplige Decke nicht ermöglicht werden könnte. Deshalb befinden sich auch unter der häutigen Anlage gerade die Theile, welche bei dem Menschen durch die schnelle Zunahme ihrer Größenverhältnisse bekannt sind, die großen Gehirnlappen mit dem Sitze der Intelligenz. Sind diese, wie es bei manchen Thieren, z. B. den Haifischen, der Fall ist, äußerst klein, so genügt eine allgemeine knorplige Decke für dieses vegetative Dasein.

Im achten Monat entwickeln sich am Embryo in beiden Anlagen die Verknöcherungspunkte und zwar an Stellen, wo sie durch Druck und Zug am wenigsten in ihrem Wachsthum gestört werden. Zu beiden Seiten des Scheitels und am Hinterhaupt, ebenso rechts und links von der Mitte der Stirn, letztere als die später bei Manchen so herausstretenden Stirnhöcker bekannt, finden wir die ersten knöchernen Anfänge des häutigen Daches. Da nun die peripherische Größenzunahme an allen Punkten gleichzeitig, also rund geschieht, so ist klar, daß, wenn durch die stattgefundene Größenzunahme eine Berührung der einzelnen Knochen eingetreten ist, zu gewissen Zeiten an ihren Enden freie Stellen bleiben müssen, noch nicht verknöchert, sondern mit ihrer häutigen Grundlage. Eigentlich sollte dies an vier Theilen jedes Schädelknochens zu bemerken sein, doch ist es nach der Geburt nur die weiche Stelle über der Stirn, welche an den früheren allgemeinen Zustand erinnert. Sie ist also die noch nicht erfolgte Vereinigung der Knochenpunkte von beiden Seiten des Scheitels und der Stirn.

Am klarsten und einfachsten erlangt man eine Anschauung dieses Vorganges, wenn man zwei Paar runde Münzstücke dicht voreinander hinlegt. Die Mittelpunkte der vorderen stellen die Verknöcherungspunkte der Stirnbeine, die der hinteren der beiden Seitenwandbeine dar. Zur Zeit der Geburt haben sich soviel concentrische Knochenleisten um diese Mittelpunkte entwickelt, daß nur die bewußte weiche Stelle im Innern, die große Fontanelle genannt, übrig bleibt. Fügt man noch unter das hintere Paar eine gleiche Münze als Hinterhauptsschuppe hinzu, so erhalten wir in dem leeren Dreiecke die kleine Fontanelle, welche indeß ebenso wie die nach unten von den beiden Seitenwandbeinen gelegenen kurz nach der Geburt verknöchern. Zur schnelleren Bedeckung der letzteren trägt noch der Umstand bei, daß der untere Rand der beiden Seitenwandbeine durch den über dem Ohre befindlichen Knochenpunkt, die Schläfenschuppe, überwuchert wird, da die größere Breite der beiden Gehirnlappen den oberen Theil des Seitenwandbeines nach außen und den unteren hierdurch etwas nach innen beugt. Nach und nach fängt auch die große Fontanelle an, sich mit Knochensubstanz zu erfüllen, bis sie zu Anfang des zweiten Jahres die Härte der übrigen Schädelknochen erlangt hat. Die Berührungsstellen verbleiben dann überall nur als Linien, Nähte genannt, und ermöglichen durch das zwischen ihnen befindliche Bildungsmaterial das bis zu dem Ende des zwanzigsten Jahres fortdauernde Wachsthum unseres Schädels. Natürlich ist auch hier der Mann mit einer rauheren und eckigeren Form beschenkt worden, als die Frau, welcher die gütige Natur eine gefälligere Rundung und mehr künstlerische Vollendung verlieh. Freilich wird auch diese Schönheit durch den reichlichen Haarwuchs der Neuzeit auf das anatomische Museum beschränkt, wo man allein eine unentstellte Schädelform bewundern kann.

Doch noch in einer andern Beziehung müssen die mütterlichen Besorgnisse beschwichtigt werden. Wodurch wird das Auf- und Abwogen, die Pulsation, an diesem Orte hervorgerufen? Unter dem Schädel und der obersten Gehirnhaut umspült eine nicht bedeutende Menge wässeriger Flüssigkeit das von zahlreichen Blutgefäßen umsponnene Gehirn. Der durch jede Herzzusammenziehung vermehrte Blutzehalt dieser Gefäße erfordert einen größeren Raumbezirk als vorher. Bei dem Erwachsenen wird deßhalb zugleich mit dem Pulsschlage ein Theil des Gehirnwassers nach der Rückenmarkshöhle gedrängt, um in der Herzpause wieder zurückzufließen. Der Neugeborene dagegen besitzt in seiner großen Fontanelle ein bequemeres Mittel zum Ausweichen; die wässerige Flüssigkeit buchtet sie einfach mit jedem Herzschlage etwas nach außen.

Was ergiebt sich aber in praktischer Beziehung aus unserer Betrachtung? Die Weichheit dieser offenen Stelle und des ganzen neugebildeten Knochengewebes macht die Schädeldecke in den ersten Zeiten abnormen Druckverhältnissen leicht zugänglich. Es erklärt sich daraus die Unsitte verschiedener Nationen, durch Bretter und Bandagen die gewöhnliche Kopfform zu den mannigfaltigsten Gestalten zu verändern. Der herrschenden Geschmacksrichtung der Aristokratie der alten Peruaner entsprach z. B. ein oben breitgedrückter, manchmal in der Mitte noch sattelförmig eingebogener Schädel; Andere exzelten durch Umwickelung des Hinterhauptes ein etwas spitzes, aber dafür natürliches Chignon. Das Gehirn muß sich aber dann stets anderen Wachsthumsgesetzen anpassen, und wenn auch Geisteskrankheiten nicht als sofortige Folgen zu beobachten waren, so mußte doch mittelbar ein derartig modificirtes Organ für krankhafte Einflüsse leichter empfänglich sein. Besser ist es daher, in jeder Beziehung den leichtesten Druck zu vermeiden, vorzüglich das Einpressen des

Digitized by Google

Kopfes in enge Schraubstöcke von Hanben, eine nur unnöthige Spielerei, bei der höchstens die Garnitur und Häkelei bewundert werden soll.

Wichtiger ist die Frage, wie man sich mit der Reinigung der betreffenden Stelle zu verhalten habe. Während die eine Mutter sie auf gleiche Weise abrumpelt und kämmt wie die übrigen Theile, kennzeichnet die etwas verdächtige dunkle Färbung darauf die übergroße Vorsicht einer anderen. Die Methode jener Bauersrau, durch ein darauf gelegtes Mutterpflaster den bedenklichen Fleck ihren mütterlichen Blicken zu entziehen, dürfte kaum als Allgemeinsitte einzuführen sein. Wie sich schon aus der obigen Entwickelung ergiebt, muß gerade hier ein Mittelweg eingeschlagen werden. Durch leichtes Darüberstreichen mit einem Schwamm kann man auf die einfachste Weise den dunklen Punkt vermeiden, ohne die darunterliegenden Theile zu reizen. Eine fortdauernde zu starke Reizung hat vermehrten Blutzufluß zur Folge, wodurch wiederum eine vorsichtelle Verdickung bewirkt werden könnte. Dies wäre als ein krankhafter Proceß zu betrachten, welcher dem raschen Schädel- und Gehirnwachsthum ein zu frühes Ziel steckte. Hand in Hand geht aber die normale Schädel- und Gehirnvergrößerung mit der Zunahme der geistigen Thätigkeit; mithin ist die offene Stelle nur die Vorgängerin eines offenen Kopfes.

Dr. — a —

Corona Schröter.

Von Rudolf Gottschall.

Aus der Genie-Epoche der deutschen Literatur tritt das Bild einer anmuthigen und begabten Künstlerin jetzt mit erneuter Frische und schärferen Zügen hervor, einer Künstlerin, die unserem großen Goethe in der Epoche seiner jugendlichen Leidenschaft nahe stand und einige seiner schönsten dichterischen Gestalten zuerst auf der Bühne in's Leben rief. Ein wehmüthiger Reiz schwebt um die liebenswürdige Erscheinung; denn, wie so viele gefeierte Künstlerinnen, schied sie nach einer Glanzepoche des Ruhms und der Liebe in Einsamkeit und Vergessenheit.

Keinem, der sich mit dem Leben Goethe's und der classischen Zeit Weimar's beschäftigt hat, wird der Name Corona Schröter unbekannt sein. Doch ein zusammenhängendes Lebensbild der Künstlerin hat uns erst Robert Keil neuerdings in seiner interessanten Schrift „Vor hundert Jahren“ gegeben, und zwar aus neuen und vervollständigten Quellen. Namentlich sind es die Tagebücher Goethe's selbst, vom 11. März 1776 bis 5. März 1782, aus denen auf das Verhältniß des Dichters zu der schönen Künstlerin ein volles Licht fällt. Diese Tagebücher hat Keil zum ersten Male im Zusammenhange herausgegeben. Es sind sehr wichtige Actenstücke für die Charakteristik jener tollen Weimar'schen Genie Epoche, in welcher der junge Fürst mit dem jungen Dichter und einem lebenslustigen Hofe in einer wilden, doch künstlerisch geadelten Genußsucht dahinstürmte. Ohne Frage nimmt Corona Schröter in der reichen Schönheitsgalerie der Frauen und Mädchen, denen der Dichter mit leidenschaftlicher Neigung ergeben war, einen hervorragenderen Platz ein, als ihr bisher eingeräumt wurde; aber auch in der Geschichte deutscher Kunst bleibt ihr als der ersten und unübertroffenen Darstellerin der Iphigenie eine ehrenvolle Erinnerung gesichert. Robert Keil nennt sie „die vielleicht reizendste, anmuthigste und geistvollste Künstlerin, die in Deutschland jemals die Bühne betreten hat.“

Corona Schröter war die Tochter eines untergeordneten Musikers, des Hautboisten Johann Friedrich Schröter, und wurde im Jahre 1751 in Guben geboren. Der Vater zog nach Auflösung des gräflich Brühl'schen Regiments nach Warschau. Hier entwickelte sich früh ihre schöne Gestalt, ihr Talent für Zeichnen und Gesang. Der Vater war ihr Gesanglehrer, strengte sie aber beim Unterrichte zu sehr an, sodaß ihre Stimme zwar einen bedeutenden Umfang erhielt, aber geschwächt und etwas bedeckt wurde. Als der Vater im Vertrauen auf die Freundschaft des Schöpsers des deutschen Singspiels, Johann Adam Hiller's, mit seiner Familie nach Leipzig gezogen war, wurde Corona die Schülerin Hiller's und machte unter dessen Leitung glänzende Fortschritte. Schon im Jahre 1765 sang sie als ein vierzehnjähriges Mädchen im Leipziger Großen Concert. Nach wenigen Jahren, in denen sie durch unermüdliches Studium sich weiter ausgebildet hatte, wurde sie der erklärte Liebling des gebildeten Leipziger Publicums.

In der Blüthe ihrer Jugend, gefeiert als Künstlerin, gepriesen wegen ihrer Reize, der junonischen Gestalt, des vollendeten Ebenmaßes der Formen, der anmuthigen Gesichtszüge, der leuchtenden geistvollen Augen, war Corona auch vielumworben. Zu ihren Verehrern gehörte Dr. Karl Wilhelm Müller, später Bürgermeister von Leipzig und hochverdient um die Stadt, ihre Anlagen und Kunstinstitute, der Gründer des Leipziger Gewandhauses; er hielt um die Hand Corona's an, doch sie lehnte die Werbung des angesehenen Rathsherrn ab. Dagegen ließ sie sich in einen abenteuerlichen Liebeshandel mit einem Grafen ein, der sie unter trügerischen Eheversprechungen nach Dresden lockte; sie riß sich von ihm los, nachdem sie den Verführer durchschaut hatte, doch sie sollte nicht nur den Schmerz der ersten Täuschung erfahren, sondern auch ihr Leben mit einem Makel behaftet sehen, da die Meinung Robert Keil's, daß sie auch hierbei ihre fleckenlose Reinheit bewahrt habe, wohl kaum die Ansicht der Zeitgenossen gewesen ist.

Der junge Patricierfohn Goethe war 1765, sechszehn Jahre alt, nach Leipzig gekommen, um sich hier den Universitätsstudien zu widmen. Ebenso genial wie stolz und übermüthig, suchte er Aufsehen zu erregen; seine Kleider waren von einem so närrischen Geschmack, daß sie ihn auf der ganzen Universität auszeichneten. Er sah und hörte Corona im Concerte und war sehr entzückt über „ihre schöne Gestalt, ihr vollkommen sittliches Betragen und ihren ernsten anmuthigen Vortrag“. Er trat ihr auch selbst näher und „veranstaltete mit ihr und der ihm bekannten Breitkopf'schen Familie theatralische Aufführungen. Wie er selbst erzählt, machten ihn verschiedene ihrer Anbeter zum Vertrauten und erbaten sich seine poetischen Dienste, wenn sie irgend ein Gedicht zu Ehren ihrer Angebeteten heimlich wollten drucken und ausstreuen lassen. Es ist wahrscheinlich, daß der junge Dichter auch auf eigene Hand die Sängerin poetisch verherrlicht hat. Im Jahre 1768 ging Goethe von Leipzig nach Frankfurt zurück; doch sollte diese erste Begegnung sich später folgenreich erweisen.

Inzwischen fand Corona einen anderen glühenden Anbeter in Johann Friedrich Reichardt, dem späteren vielgenannten Componisten der Goethe'schen Lieder. Im Frühlinge 1771 war dieser nach Leipzig gekommen, ebenfalls wie Goethe zum Besuche der Universität, wie dieser ein stattlicher Jüngling mit einem Gesichte wie Milch und Blut, und wie dieser auf gewählte, auffallende Toilette bedacht, stutzerhaft in der Wahl himmelblauer und rosarother Farben für das Futter seiner Tuchröcke. Er sah die schöne herrliche Sängerin und empfand für sie eine Leidenschaft, die ihn während seines Leipziger Aufenthaltes ausschließlich beherrschte. Tag für Tag war er in ihrer Gartenwohnung im Richterschen Garten mit ihr zusammen; die Nächte hindurch componirte er Lieder, die sie am nächsten Tage ihm vortrug, obgleich ihre Freundschaft nicht so weit ging, sie in einem öffentlichen Concerte zu singen. Aus Reichardt's Tagebuchblättern geht hervor, welchen tiefen Eindruck ihr Gesang auf ihn machte, wenn sie namentlich die Hasse'schen Meisterscenen unübertrefflich vortrug: „Besonders eine große Scene aus Hasse's Artemisia, die mit der Arie schließt: ‚Rendetemi il mio ben, numi tiranni,‘ konnte man gar nicht oft genug von ihr hören, und es verging selten ein Tag, wo ich sie nicht von ihr mir erbat, aber auch nie habe ich ihr ohne die tiefste Herzensbewegung gelauscht. Dieser hohe Genuß hat mich vielleicht allein zu dem Künstler gemacht, der ich geworden bin.“

Reichardt erfreute die Künstlerin durch sein ausdrucksvolles Clavierspiel, doch erwiderte sie seine Neigung nicht. Als er einmal im Garten wagte, ihr einen Kuß zu rauben, wies sie

ihn mit so spröder, wegwerfender Art zurück, daß er sich diese „Frechheit", wie er selbst erzählt, nie wieder erlaubte. Nur ein leiser Händedruck belohnte die treue Anhänglichkeit des jugendlichen Verehrers, der in seinem Eifer soweit ging, daß er den Plan faßte, Corona, deren Abneigung vor dem öffentlichen Auftreten im Großen Concerte er kannte, die vierhundert Thaler jährlichen Einkommens, die sie vom Concerte hatte, heimlich und anonym durch Hülfe wohlthabender Freunde zukommen zu lassen, um ihr die volle künstlerische Unabhängigkeit zu sichern. Natürlich blieben seine Bemühungen erfolglos; bald sollte indeß ein Ruf an die Sängerin ergehen, der sie von der mißliebigen Verpflichtung entband, im Leipziger Concerte zu wirken.

Am 7. November 1775 war Goethe, der inzwischen seine Studien vollendet und durch seine ersten Dichtwerke sich einen großen Namen verschafft hatte, in den Weimarer Kreis eingetreten. „ein schöner Junge, der vom Wirbel bis zur Zehe Geist und Stärke, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln", wie Heinse sagt. Er wurde bald der Mittelpunkt des ganzen Kreises, der Liebling der Damen. Zu den Hauptvergnügungen des Weimar'schen Hofes gehörten die Liebhaberspiele und die Concertaufführungen; oft wurde im Schatten des Ettersburger Forstes auf einer in frisches Grün gehauenen Bühne, oft auch im Tiefurter Park gespielt. Doch fehlte diesen Aufführungen, deren Seele die ebenso lebenslustige wie kunstsinnige Herzogin Amalie war, eine große künstlerische Kraft, eine Darstellerin und Sängerin, welche dem mehr dilettantischen Treiben der Hofherren und Hofdamen die höhere künstlerische Weihe gegeben hätte. Goethe dachte an Corona und erhielt den Auftrag, nach Leipzig zu reisen und ihr die Stellung als Kammersängerin der Herzogin-Mutter in Weimar anzutragen.

Wieder standen sich die Beiden gegenüber, der schöne Mann dem schönen Weibe. Goethe war nicht mehr der jugendliche Student mit seiner lyrischen Schwärmerei, er war der in Deutschland gefeierte Dichter. Corona war zu voller weiblicher Schönheit erblüht, mit tiefen, brennen Augen, dem von dunkler Gluth angehauchten Teint, den anmuthigen Lippen, den Zügen von hoher geistiger Lebendigkeit und der vollendeten Gestalt. Tief war der Eindruck, den sie auf den leicht beweglichen Goethe machte, und als sie dem Rufe nach Weimar Folge geleistet und im November 1776 in die Musenstadt an der Ilm eingezogen war, da wurde sie auch zur Muse des Dichters, dem sie fünf Jahre hindurch in leidenschaftlicher Liebe nahe stand. Freilich mußte sie Goethe's Neigung mit einer andern Frau theilen, und wenn irgend etwas für die Weimar'sche Genie-Epoche charakteristisch ist, so ist es diese Doppelliebe ihres gefeierten Vertreters. Schon die Aufzeichnungen des Tagebuchs mit ihrer trockenen Nüchternheit geben uns ein Bild davon, wie Goethe zwischen Frau von Stein und Corona Schröter seine Zeit und sein Herz theilte, wie dieser Zwiespalt der Empfindungen ihm bisweilen unbequem wurde und ihn zur Selbstbestimmung herausforderte, wie er aber stets von neuem dem doppelten Zauber unterlag, den die feine Hofdame und die entzückende Künstlerin auf ihn ausübten.*

Frau von Stein, die Frau des Oberstallmeisters am Weimar'schen Hofe, hatte den Dichter zuerst durch ihre vornehme Weltbildung, ihre Freisinnigkeit, ihre entgegenkommende Anerkennung angezogen. Fast sieben Jahre älter als Goethe, war sie, als dieser nach Weimar kam, bereits Mutter von sieben Kindern. Ihre Erscheinung war anmuthig und einnehmend; sie hatte glänzende, geistreiche Augen und in ihrem Gesichte einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Aeußere geschmackvolle Eleganz, die Sicherheit und Gewandtheit der Formen und des Benehmens mußten auf den jungen Patricierssohn einen bestechenden Eindruck machen. Wie sie selbst zeichnete und sang, hatte sie auch warmes Empfinden für die Dichtkunst, regte den Dichter an, der sie in die Geheimnisse seines Schaffens einweihte, und suchte das wilde Genietreiben in maßvollere Bahnen zu lenken. Eine ebenso charakterfeste wie freisinnige Natur, gewann sie einen Einfluß auf Goethe's leidenschaftliches Gemüth, dem sich dieser lange Jahrzehnte hindurch nicht zu entziehen vermochte. Doch das Verhältniß blieb nicht in den Schranken geistiger Beziehungen und gemüthlicher Neigungen, es hatte den Reiz eines verbotenen Glücks, welches die weltkluge Frau geschickt zu verschleiern wußte. Was in ihr lag an gährender Eifersucht, hämischer Feindseligkeit gegen eine sich abwendende Neigung, das trat besonders gehässig hervor, als Goethe einen entscheidenden Bruch herbeigeführt hatte, indem er Christiane Vulpius in sein Haus nahm.

Zur Zeit, als Corona nach Weimar kam, war die Liebe Goethe's zu Frau von Stein noch in ihren Flitterwochen. Den Eindruck, den die Sängerin auf ihn gemacht, verschwieg er zwar der Freundin nicht, obschon er diese Geständnisse durch Schmeicheleien für den überlegenen Geist und die Schönheit seiner Weimar'schen Muse zu mildern suchte. Er schrieb von Leipzig aus: „Die Schröter ist ein Engel — wenn mir doch Gott so ein Weib beschceren wollte, daß ich euch könnt' in Frieden lassen — doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug." Und ein anderes Mal schrieb er: „Ich bin bei der Schröter — ein edel Geschöpf in seiner Art — ach, wenn die nur ein halb Jahr nun Sie wäre! Beste Frau, was sollte aus der werden!" Doch Goethe beurtheilte Frau von Stein falsch, wenn er vorher an sie geschrieben hatte: „Du einziges, was mir Glück wünschen würde, wenn ich etwas lieber haben könnte als Dich." Sie war durchaus anders gesinnt, auf ausschließlichen Alleinbesitz bedacht und sah in der schönen Corona nur eine Nebenbuhlerin, eine nach Weimar in nächste Nähe übersiedelnde Gefahr. Goethe mußte sie beruhigen. Er schrieb einige Tage später aus Leipzig: „Liebe Frau, Ihr Brief hat mich doch ein wenig gedrückt. Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an sich selbst begreifen könnte, Ihrer Seele, an die Tausende glauben sollten, um selig zu werden. Bald komm' ich. Noch kann ich nicht von der Schröter'n hinweg."

Corona Lorde in Weimar herzlich empfangen, sang alsbald in mehreren Concerten mit, zeigte sich auf den Maskenbällen, wo es sehr lustig herging und auch denen sie, nach Goethe's Tagebuchbemerkung, sehr schön aussah.

Frau von Stein, obschon Goethe ihr ein Band geschenkt hatte, das sie ihm zum Gedächtnisse auf dem Maskenballe tragen sollte, machte aus ihrer Eifersucht auf die Künstlerin kein Hehl. Die Proben auf dem Liebhabertheater brachten diese und den Dichter einander näher. Spielte Goethe den Liebhaber, so wurden von den betheiligten Damen allerlei Minen angelegt, um neben ihm die Liebhaberin zu spielen; in tragischen oder Charakterrollen fiel sie ohne Weiteres der Corona zu. In den brillanten Gesangspartien überstrahlte sie alle Mitwirkenden. Von dem Repertoire des fürstlichen Liebhabertheaters darf man sich indeß keinen zu großen Begriff machen; die Mittel der Darstellung waren immerhin beschränkt, und die damalige dramatische Muse der Deutschen arm genug. Was Goethe selbst geschaffen hatte, von dem unmöglichen „Göß" abgesehen, und was er anfangs für diese Bühne schuf, das trug einen durchaus dilettantischen Charakter. Man gab seine „Mitschuldigen", ein offenbar verfehltes Lustspiel, „Erwin und Elmire" in seiner ersten Gestalt, in Prosa mit eingelegten Versen, die „Lila", den „Triumph der Empfindsamkeit", oder wie das Stück anfangs hieß, „die Empfindsame", den „Jahrmarkt zu Plundersweilen", lauter untergeordnete Productionen, welche den Dichter des „Göß" und „Werther", verstrickt in Hofvergnügungen und Liebeshändel, als einen beiläufigen Gelegenheitsdichter zeigen. Doch die Lust an der Inscenirung und Darstellung, das Schaffen und Bestellen von Decorationen und musikalischen Begleitungen, ein Publicum, das selbst an den Aufführungen betheiligt war und für Alles, was hinter den Coulissen vorging, den regsten Antheil zeigte: das ersetzte reichlich den mangelnden dichterischen Werth dieser leichten dramatischen Waare, welcher der Stempel des Goethe'schen Genies nur mit unkenntlicher Flüchtigkeit aufgeprägt ist.

Desto genialer war damals das Leben des Dichters; sein Verhältniß zu Corona wurde immer inniger. Dem Zusammensein auf den Proben folgte oft ein abendliches Zusammensein in ihrem Hause. In seinem „lieben Gärtchen" vor'm Thore an der

* Es kommt uns nicht zu, über dieses vor dem Forum der öffentlichen Meinung längst gerichtete Doppelverhältniß Goethe's noch ausdrücklich den Stab zu brechen. Zur Entschuldigung desselben ließe sich indessen vielleicht sagen, daß jenes poetische Zeitalter es in Fragen der Sitte und des Herzens nicht allzu genau nahm und daß die Schuld des Einzelnen vielmehr die Consequenz der damaligen gesellschaftlichen Anschauungen war, die sich namentlich in dichterischen Kreisen leider in freieren Formen fühlbar machten. D. Red.

Digitized by Google

Ilm, in dem alten Häuschen, das er sich reparieren ließ, in diesem „engen, gemüthlichen Neste“ war „Crone“ mit ihrer Freundin Probst und ohne dieselbe oft bei Goethe ganze Tage lang, oft bis zur Nacht und ihrem herrlichen Mondscheine. Einmal zeichnete er sie, und noch jetzt ist in seinen Sammlungen das damals von ihm gezeichnete Bild Corona's erhalten; im Winter vergnügte er sich mit ihr auf dem Eise; dann wieder begleitete sie ihn auf einem Ritte nach Ilmenau weit in's Land hinein. In dem Felsenwerke in den emstehenden Parkanlagen dieselbst der Ilm hielt er sich oft mit der Künstlerin und dem Herzoge auf. Wieland traf sie einmal in dieser wunderbar künstlichen, anmuthig wilden Grottenpartie und berichtet darüber: „Beim Grottenmachen trafen wir Goethen in Gesellschaft der schönen Schröterin an, die in der unendlich edeln attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt wie in ihrem ganz simpeln und doch unendlich raffinirten und insidiosen Anzuge wie die Nymphe dieser anmuthigen Felsengegend aussah.“ Ein anderes Mal berichtet Wieland, wie der Herzog, Goethe, die Schröterin dort „offen unter Gottes Himmel und in den Augen aller Menschen, die da von Morgens bis in die Nacht ihres Weges vorübergehen“, ihr Wesen treiben.

War die Liebe Goethe's zur schönen Corona nur eine seiner „Miseleien“, wie sie vorübergehende Liebschaften in der Zigeunersprache des Hofgenies nannten? Der Frau von Stein suchte es der Dichter einzureden; doch, die scharfblickende Frau ließ sich nicht täuschen; sie fühlte, daß sie ihre Herrschaft über das Herz des Dichters jetzt theilen mußte. Anfangs sah sie einmal Corona mit Goethe und dem Herzoge bei sich zu Tische; später scheint sie alle persönlichen Beziehungen zu der Künstlerin aufgegeben zu haben. Schon im April 1777 zeigte sich die Eifersucht der Frau von Stein so rege, daß Goethe ihr schrieb: „Ich kann nichts thun, als Sie im Stillen lieben. Ihr Betragen zu denen andern Sachen, die mich plagen, macht mir so einen seltsamen Druck auf die Seele, daß ich muß suchen mich loszureißen.“ Immer von Neuem bekannte er ihr, daß er sie sehr lieb habe. Im October 1777 schrieb er ihr: „Warum das Hauptingrediens Ihrer Empfindungen neuerdings Zweifel und Unglaube ist, begreif' ich nicht. Das ist aber wohl wahr, daß Sie Einen, der nicht festhielte in Treue und Liebe, von sich wegzweifeln und bannen könnten.“

Corona's hohe Gestalt und ihre Begabung für plastische Darstellung, durch welche sie die Vorläuferin einer Schröder-Devrient war, konnte in den kleinen Singspielen und Possen des Liebhabertheaters nicht zur vollen Geltung kommen. Das fühlte Goethe und so hatte er schon in dem Schwank „Die Empfindsamen“ ungebührtlicher Weise ein Monodrama, „Proserpina“, eingelegt, in jenem freien, rhythmischen Schwunge gehalten wie Prometheus und der Künstlerin Gelegenheit bietend zu edler großer Declamation und dem Adel plastischer Pantomime. Für die Freundin dichtete er aber auch seine erste „Iphigenie“, welche von Corona wunderbar hinreißend dargestellt wurde. Frau von Stein gab die geistigen Züge zu dem Charakter; Corona's edle Gestalt und ernste Grazie schwebte dem Dichter für das äußere Bild der jugendschönen Priesterin vor. Und so entstand aus der Doppelliebe des Poeten die herrliche Dichtung „Iphigenie“. Später, als im Tiefurter Parktheater das Schattenspiel „Minerva's Geburt, Leben und Thaten“ zur Aufführung kam, stieg Corona Schröter, nur von leichtem Gazestor umhüllt, als Minerva aus den Götterhaupte in wunderbarer Schönheit — und umkränzte dann den Namen Goethe, der in den Wolken strahlte. Auch war Corona die erste Sängerin, von welcher der Erlkönig gesungen wurde, als das Wasserdrama „Die Fischerin“ unter freiem Himmel an der Ilm zur Aufführung kam.

Eine der beiden Herzenskönigininnen des Dichters mußte zuletzt den Sieg davontragen. Als der Triumph der Iphigenie ein geistiges Band um Dichter und Künstlerin schlang, welches für Frau von Stein auf's Höchste bedrohlich erschien, da lieh die anmuthige und geistreiche Frau, wie Robert Keil in seiner Schrift behauptet und zu beweisen sucht, jede Zurückhaltung fallen, um den Dichter ganz zu sich zurückzuführen. Im Jahre 1781 wurde das Verhältniß ein glühendes und leidenschaftliches.

Die Liebe Goethe's hatte Glanz in Corona's Leben gebracht; von jetzt ab trat sie immer mehr in den Schatten. Das Liebhabertheater hörte 1783 auf zu existiren; Corona betrat nie mehr die Bühne. Sie blieb als Kammersängerin in Weimar, lebte den Künsten der Musik und Malerei und bildete junge Talente für die Bühne heran. Schiller, der sie 1787 kennen lernte, meinte, sie müsse in der That sehr schön gewesen sein; übrigens dünke sie ihm ein höchst gewöhnliches Geistesproduct und sie scheine von der Kunst sehr genügsame nüchterne Begriffe zu haben. Später urtheilte er günstiger; er rühmte ihre Naturrichtigkeit, ihren sehr guten Vortrag und bekannte, daß er mit ihr auf einem ganz charmanten Fuße stehe. Corona lebte längere Zeit in einem allen Nachrichten zufolge platonischen Liebesverhältnisse mit dem Kammerherrn von Einsiedel, einem Dichter von Opernetten, in denen die Sängerin geglänzt hatte. Einsiedel war von erstaunlicher Gutmüthigkeit, hatte ein gefälliges ansehnliches Aeußere, eine ziemlich hohe Gestalt, eine bedeutende Stirn, lebhafte Augen, eine geistvolle Freundlichkeit und war der verbindlichste Freund seiner Freunde. Corona hat ihn einmal portraitirt. Von ihren Schülerinnen war Christiane Amalie Käthe Neumann, die Frühverstorbene, die Goethe in seiner „Euphrosyne“ gefeiert hat, die bedeutendste.

Schwer an einem Brustleiden erkrankt, zog sich Corona nach dem einsamen Waldhäuschen Ilmenau zurück, von wo sie dann und wann nach der Residenzstadt an der Ilm kam und durch ihre Vorträge die Salons erfreute. Am 23. August 1802 starb sie, und wurde einsam begraben; nur der wackere Knebel begleitete den Sarg.

Goethe widmete ihr einen Zühlen Nachruf in seinen Annalen. Hatte er ihr doch früher in dem schönen Gedichte auf Mieding's Tod einen, wie der Herzog Karl August selbst sagt, unverwelklichen Kranz gewunden:

„Ihr Frauen, Blatt! Welcht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher reift!
Sie ist es selbst, die Gute steht uns nie;
Wir sind erhört — die Musen segnen sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt:
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt.
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun; sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst Dein Name ziert, Corona, Dich.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig her'n!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön,
Und hocherstaunt seht ihr an ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.“

Ein deutsches Nationalfest.

Rückerinnerungen an das fünfte deutsche Bundesschießen in Stuttgart.

Wir saßen an einem herrlichen Junitage in dem Gärtchen eines bescheidenen Wirthshauses in einem Dorfe des Heilbronner Oberamts beisammen. Der Ort existirt sich durch seinen vortrefflichen Wein einer gewissen Berühmtheit im Lande Württemberg nicht nur, sondern auch im benachbarten Baden, und wenn man im Herbst zum „Weinkauf“ in's „Unterland“ wandert, so hält es mitunter schwer, in unserem Dörfchen ein Unterkommen zu finden, denn Alles strömt hierher, um sich einige Eimer von dem dortigen Rothen „einzuhuhn“. Es ist ein prächtiges Getränk, dieser Rothe, und wir ließen uns denselben mit um so freudigerem Gefühl munden, als wir vom Wirth erfuhren, von diesem Wein sei eine ganz bedeutende Quantität für das „Schützenfest“ eingekauft worden. Wir tranken also den Schützenwein schon vor dem Fest und leerten unsere Gläser auf das Wohl des Vorstandes des Wirthschaftscomites, der in treuer Sorgfalt und mit bewährter Fachkunde bei Zeiten für einen guten Trunk Sorge getragen hatte.

Der Schützenwein brachte uns auf das bevorstehende Fest selbst. Noch hatte der Berliner Magistrat sich nicht mit der Frage einer Ehrengabe beschäftigt, und die „Norddeutsche Allge-

Digitized by Google

meine Zeitung" hatte dem deutschen Volke noch nicht die bekannte Vorlesung über den Werth, die Berechtigung und die Bedeutung der deutschen Schützenfeste gehalten. In gemüthlicher Harmlosigkeit freuten wir uns der Fortschritte, welche die Vorbereitungen zum Feste machten, und wie Kinder waren wir an jenem Nachmittage glücklich in der Gewißheit, daß unsere Gäste wenigstens einen trefflichen, „gesunden" Wein erhalten werden. Das Andere, so meinten wir, werde sich schon finden. Erst ein junger Gelehrter, welcher zu unserer Gesellschaft gehörte, berührte die politische Seite des Festes und konnte dabei einige skeptische Bemerkungen nicht unterdrücken. Einstimmiger Widerspruch unterbrach seine Standrede, und wie aus einem Munde riefen wir: „Wir wollen, wir brauchen keine Politik; das Schützenfest soll ein deutsches, ein nationales Volksfest werden — nichts mehr und nichts weniger." Und so kam es auch.

Das Fest ist vorüber, der Jubel verklungen, und mit Büchse und Stutzen sind die Schützen zurückgekehrt an den heimischen Herd. Mögen sie nun die Feststadt als Sieger im feierlichen Waffenspiel verlassen haben oder nicht, männiglich werden sie sich gelobt haben an dem Stück deutschen Volkslebens, welches ihnen Schwabens Hauptstadt geboten; neugekräftigt und neubelebt wird der heimgekehrte Schütze der in Stuttgarts Mauern verlebten Festtage gedenken, während welcher wir uns so recht als „ein einig Volk von Brüdern" fühlten, einig durch Denkart und Gesittung. Wir haben in der That ein deutsches, ein nationales Volksfest begangen.

Die großartige Anlage des ganzen Festes, welche namentlich den Schützen aus der Schweiz imponirte, wurde gewissermaßen schon durch die Lage Stuttgarts hervorgerufen; die schwäbische Residenz, nach Leipzig der bedeutendste Platz für den deutschen Buchhandel, das Heim so vieler Dichter und Künstler, mußte auch in künstlerischer Hinsicht den lieben Gästen aus Altdeutschland, Oesterreich und der Schweiz etwas bieten, das der Rede werth war. Und das Festcomité, an dessen Spitze der verdiente Professor Dr. Blum stand, hat hier des Guten vielleicht sogar zu viel gethan. Man war, auch in den Schießständen, auf einen so ungeheuren Besuch des Festes nicht gefaßt; eine so rege Theilnahme hatte man nicht vorhergesehen. So kam es, daß gerade diejenigen Punkte des Festprogramms, auf welche von Seiten des Festcomités eine ganz außerordentliche Sorgfalt und Mühe verwendet worden war, die Concerte und die Darstellung der lebenden Bilder, unter der wahrhaft massenhaften Ansammlung des Publicums Noth litten. Bei der am dritten Festtage stattgehabten großen Gesangsproduction sämmtlicher Stuttgarter Sängergesellschaften z. B., gerade da, wo die Macht des deutschen Liedes auf sämmtliche Festgenossen wirken sollte, erwies sich die geräumige, über viertausend Personen fassende Festhalle als nicht ganz genügend. Die Düsseldorfer, welche das sechste deutsche Bundesschießen abhalten werden, mögen sich dies merken!

Abgesehen aber hiervon — und der berührte Punkt darf gewiß als ein untergeordneter bezeichnet werden — abgesehen hiervon war das Fest vom ersten bis zum letzten Tage wohl gelungen. Welche Freude herrschte in der „rebumkränzten" schwäbischen Residenz, daß der Himmel, welcher noch am Tage zuvor, beim Einzug der Festgäste, düster und trübe auf die geschmückte Stadt herabsah, sich am Morgen des 1. August aufhellte, daß der Festzug vom herrlichsten Wetter begünstigt war und daß es den Schützen gleich am ersten Tage in Schwabens gemüthlicher Hauptstadt wohlgefiel! Und so ging denn auch der von Adolf Grimminger in seinem den Schützen gewidmeten Willkommgruß ausgesprochene Wunsch in schönste Erfüllung:

„Grüß Gott aus Herzensgrund, ihr Manne,
Mög's g'fallen Euch im Schwobeland!"

„Uf daß der Spruch aus alte Zeite:
'Freund, hie gut Württberg allewag,'
Wie sonscht, an jetzt, von schönschter Seite,
Als kernhaft sich bewähr die Däg."

Selten ist ein Festzug, ein so großer Festzug, wie derjenige war, welcher sich am 1. August durch Stuttgarts Straßen bewegte, so tadellos, so glatt von Statten gegangen. So glatt! Damit soll und kann durchaus nicht gesagt sein, daß sich derselbe blos in militärischer Strammheit, wie er „auf dem Papiere" stand, „abwickelte" — nein, es war Leben in den Massen; es war Feuer und Begeisterung in den Zuschauern; es herrschte Jubel und Freude und dennoch die schönste Harmonie, die trefflichste Ordnung.

Erhebend war der feierliche Act der Uebergabe der Bundesfahne. Lauter Zuruf folgte den Worten des Syndicus Albrecht aus Hannover, dem früheren Vorort des deutschen Schützenbundes. „Wir bringen das Bundesbanner," so hieß es in seiner kernigen Ansprache an den Ehrenpräsidenten des Centralcomités, Herzog Eugen von Württemberg, „als Symbol der deutschen Einheit und Wehrkraft vom Norden zum Süden in das schöne Schwabenland, das sang- und sagenreiche Land der deutschen Dichter und Denker, in die Heimath Schiller's und Uhland's. Hier wird von einem treuen, deutschen Volksstamme dieses Wahrzeichen der Kraft und Größe, der Ehre und Freiheit des Vaterlandes in sicherer Hut gehalten werden." Kurz, knapp, aber von heißer Vaterlandsliebe durchglüht und auf die Zuhörer mächtig wirkend war die Antwort des Herzogs: namentlich wurde die Ansprache bei folgenden Worten vom brausenden Jubel unterbrochen: „Wie wir uns heute um dieses Banner zum frohen Feste schaaren, so wollen wir auch einst, wenn das Vaterland seine Söhne zum ernsten Kampfe ruft, uns Mann für Mann um seine Fahnen drängen und durch die That beweisen, daß wir sind ein einig Volk von Brüdern." Solche Worte aus diesem Munde — wie kann man da noch daran zweifeln, daß das Fest ein patriotisches, ein echt nationales war, werden mußte. In gleichem Sinne sprach sich der Oberbürgermeister Dr. Hack aus, als er die Fahne aus den Händen des Herzogs in Empfang nahm.

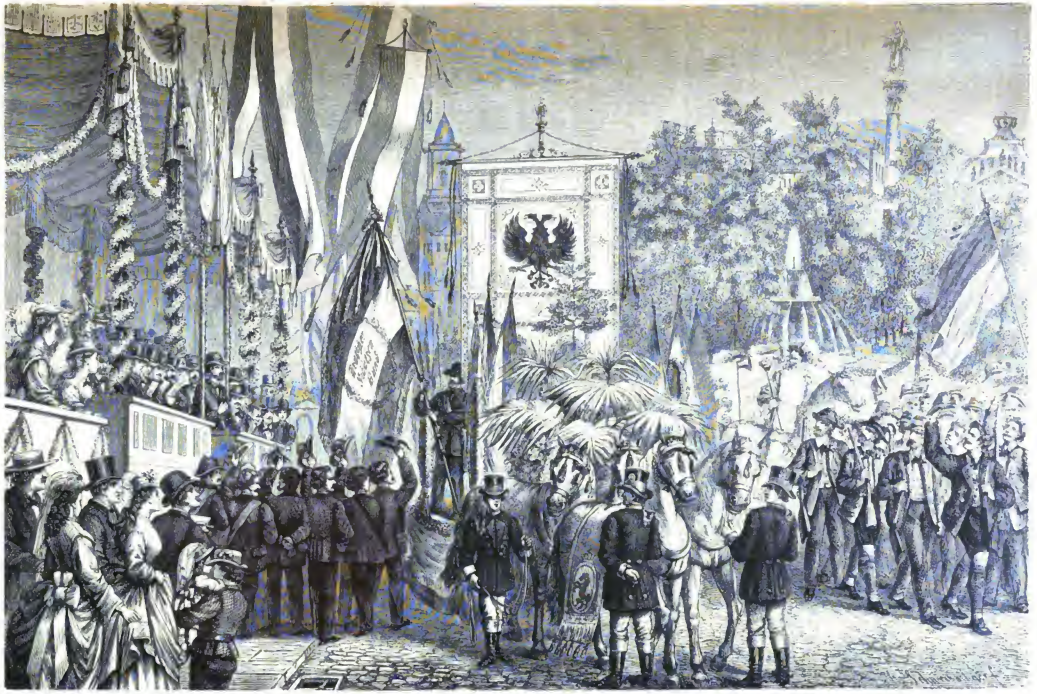
Die bei der Uebergabe der Bundesfahne gesprochenen Worte voll Patriotismus und von echt nationalem Gepräge tönten wieder in sämmtlichen Reden, welche in den neun Festtagen in der Festhalle gehalten wurden. Mochten draußen die Parteien aufeinander platzen und sich feindlich gegenüber stehen, hier war man Eins und fühlte sich Eins. Auch unsere Gäste aus der österreichisch-ungarischen Monarchie, aus den Bergen und Thälern der freien Schweiz und vollends unsere Brüder aus Amerika, welche zur Verherrlichung des Festes von weit jenseits des Oceans herbeigeeilt waren — sie Alle frenten sich des einmüthigen Sinnes, welcher Alle beherrschte, und der Liebe zum einig gewordenen großen Vaterlande, welche sich allenthalben kundgab.

Mit vereinten Kräften suchte die Bevölkerung Stuttgarts den Gästen das Feste zu bieten, was sie hatte. Und worin der Glanzpunkt des ganzen Festes bestand? Hierauf wird wohl Jeder, der demselben beigewohnt, die Antwort schnellig bleiben. Es wird ihm die Wahl schwer werden zwischen der Fahrt nach dem Hohenzollern, den täglichen Concerten, dem Festzuge, Festbankett und dem im glänzenden Königsbausaale abgehaltenen Festball. Hier zeigte sich den wackeren Schützen der blühende Damenflor der schwäbischen Hauptstadt, und man konnte bei dieser Gelegenheit die Wahrnehmung machen, daß das sichere, scharfe Auge der Schützenbrüder auch künstlerisch geübt ist und nicht blos auf Stand- und Feldscheiben, sondern auch auf Frauenherzen zu zielen im Stande ist.

In den Schießständen herrschte vom zweiten Festtage an das regste Leben und Treiben. Schon am frühen Morgen des 2. August, an welchem der Wettkampf seinen Anfang nahm, war, natürlich von einem Schweizer, der erste Becher gewonnen; die Schweizer sind nun einmal professionirte Schützen; mit Leib und Seele sind sie bei der Arbeit, und die Dinge außerhalb der Schießstände kommen für sie erst in zweiter und dritter Linie. Sie bewachen ihn aber auch treu, ihren Schützenruhm, und haben sich bei unserem Bundesschießen mit weiser Eintheilung zwischen Arbeit und Festgenuß den Löwenantheil an den Ehrengaben gesichert. Aber auch die deutschen und österreichischen Schützen rangen in edlem Wetteifer miteinander; in der Nähe der Schießhalle glaubte man vom frühen Morgen bis zur anbrechenden Dunkelheit ein fortwährendes Pelotonfeuer zu vernehmen. Alle erfahrene Schützen, Männer, welche noch auf keinem Schützenfeste fehlten, versicherten, daß sie einem solchen Feuereifer in den Schießständen noch niemals begegneten.

Das Fest ist verrauscht. Längst hat die Feststadt ihr Werktagskleid angelegt, und in den Comités ist man mit Abrechnungen und ähnlichen Arbeiten beschäftigt. Ueber die einzelnen „programm-

Digitized by Google



Rückerinnerungen an das deutsche Schützenfest in Stuttgart: Die Uebergabe der Bundesfahne. Nach der Natur aufgenommen von Schweissinger in Stuttgart.

Digitized by Google

Rückerinnerungen an das deutsche Schützenfest in Stuttgart: In der Schießhalle. Nach der Natur aufgenommen von Schweissinger in Stuttgart.

mäßigen" Festlichkeiten, ferner über die Festhalle, den Gabentempel und die einzelnen Toaste, Empfangs- und Abschiedsfeierlichkeiten haben die Tagesblätter und diejenigen Zeitschriften, welchen durch ihre kleinere Auflage ein rascheres Erscheinen als der „Gartenlaube" möglich gemacht wird, zur Genüge berichtet. Bei der Schnelligkeit, mit der in unserer Zeit sich die Ereignisse folgen, sängt das Schützenfest sogar schon an, zu den „abgethanen" Dingen zu gehören. Unsere Aufgabe konnte darum nur darin bestehen, in allgemeinen Umrissen ein gedrängtes Bild von dem Feste zu geben und nach dem Verhalten des Festjubels die Erinnerung an das große fünfte deutsche Bundesschießen in Wort und Bild festzuhalten.

L. N.

Wie Goethe's „Faust" auf die Bühne kam.

Als ein alter Sonderling vor zwei Jahren starb und der Stadt Genf eine Anzahl Millionen und eine recht hübsche Diamantensammlung vermachte, wie wunderte sich da alle Welt! Der alte Sonderling, der einer Republik seine Schätze hinterließ, war nämlich in seiner Jugend ein Tyrannunculus vom reinsten Wasser gewesen, so ein kleiner Tiberius an der Oder; mit einem Worte, es war, wie männiglich weiß, der Erherzog Karl von Braunschweig, welchem am 7. September 1830 mit seinem vom Volke in Brand gesteckten Schlosse also dem Lande gesleuchtet wurde. Der Herzog ging nach seiner Vertreibung nach Paris, wurde dann Denagoge in London und im Jahre 1851 Actionär am Staatsstreiche Louis Napoleon's. Bei der Gründung des zweiten Kaiserreiches in Frankreich kam er um seine Dividende, denn Napoleon, der dem Herzoge versprochen hatte, ihn wieder auf den Thron Heinrich's des Löwen zu bringen, hielt von seinem Versprechen, was er gewöhnlich zu halten pflegte, das heißt gar Nichts, und Herzog Karl zog sich schließlich grollend nach Genf zurück, wo er starb und die Republik als seine Erbin einsetzte, eine Handlung, welche selbst die lachende Erbin nicht unthun konnte, excentrisch zu nennen.

Nun wohl, dieser durchlauchtige Sonderling war es auch, der das Meisterwerk Goethe's, den Faust, auf die deutsche Bühne brachte. Das große Publicum glaubt freilich, Goethe selbst habe in Weimar die Initiative der Aufführung seiner Faustdichtung ergriffen. Dem ist aber nicht so. Vielmehr ist die Thatsache, daß der Goethesche Faust auf die Theaterzettel kam, ebenfalls eine jener Excentricitäten des „Diamantenherzogs".

Es war am 31. October im Jahre 1828. Man gab im Hoftheater ein Stück, welches den Titel führte: „Faust. Dramatische Legende in fünf Acten". Der Theaterzettel nannte den Namen des Autors nicht. Der Verfasser war der um die deutsche Bühne hochverdiente Dr. August Klingemann, der damalige Director des herzoglich braunschweigischen Hoftheaters. Das Stück selbst, welches in Klingemann's dramatischen Werken zu lesen ist, darf allerdings keinen Anspruch auf genialen, poetischen Schwung machen, aber es ist eine recht gute und geschickt praktische „Zauberkomödie" und fand den Beifall des braunschweiger Publicums, vor Allem aber den Serenissimi.

Der Herzog war überhaupt, was man „ein Theatermann" zu nennen pflegt. Oft sah man ihn während der Vorstellungen auf der Bühne, hinter den Coulissen, wo er das Spiel der Darsteller mit heftigen Bewegungen begleitete. Seine Günstlinge wählte er aus der Zahl der Schauspieler, und daß die Damen vom Theater das Contingent der Günstlinginnen stellten, ist auch bei anderen regierenden Herrschaften nichts Neues. War der Vorhang längst gefallen, so sah man den Herzog noch auf den weltbedeutenden Brettern, wo er mit Klingemann, Marr oder Größer — diesen letzten Beiden hatte Karl damals auf kurze Zeit seine Gunst zugewendet — auf und ab promenirte, von Theaterangelegenheiten plauderte und diese Unterhaltungen oft bis lange nach Mitternacht ausdehnte.

An jenem Abende des 31. Octobers 1828 kam Karl enthusiastisch auf Klingemann zugeeilt, klopfte ihm auf die Schulter und rief in seiner kurz abstoßenden Weise: „Bravo! — Bravo, alter Herr! — Haben Sie gut gemacht!"

Klingemann verbeugte sich ehrerbietigst.

„Ja!" fuhr der Herzog fort, „famoses Stück! — Mich prächtig amüsirt! Gut gemacht, alter Herr!"

Worauf Klingemann:

„Durchlaucht, es ist kein Goethe'scher Faust."

„Goethe? Goethe?" fragte Serenissimus, „hat Goethe auch einen Faust geschrieben? Müssen mal geben!"

Klingemann prallte zurück.

„Durchlaucht, der Faust von Goethe ist allerdings eine dramatische Dichtung, aber nicht für die Bühne geschrieben."

„Warum nicht? Was meinen Sie, Marr?"

Marr zuckte die Achseln und bestätigte die Meinung Klingemann's.

„Wollen den Faust von Goethe geben," nahm der Herzog wieder das Wort.

„Aber Durchlaucht," stammelte Klingemann, „hatten zu Gnaden, die ganze Anlage dieser großartigen Dichtung —"

Der Herzog war ärgerlich über den Widerspruch, den er fand, und unterbrach den Sprecher heftig:

„Ich sage Ihnen, wollen Goethe's Faust geben. Mir morgen das Buch schicken! Will's selbst lesen."

Damit rannte der Herzog fort, fuhr in sein Schloß und ließ den verblüfften Director stehen.

„Grundgütiger Himmel!" — es war dies Klingemann's Lieblingsausruf — stöhnte der Sprecher, nachdem der Herzog fort war. „Das wird eine schöne Geschichte werden. Was meinen Sie, Marr?"

„Schicken Sie ihm das Buch, Herr Director! Wahrscheinlich liest er es gar nicht und hat die Sache bis morgen längst vergessen."

„Wenn er es nicht liest, dann setzt er erst recht seinen Kopf auf. Ich wollte, er läse es wenigstens. Es ist ja rein unmöglich —"

„Unmöglich," meinte Marr, „ist es nun gerade nicht, aber wie ist das Gedicht für die Bühne zusammenzustreichen, wie werden die Scenen zu arrangiren sein? Und wie wird das Publicum es aufnehmen?"

Man sprach über das Faustthema noch lange hin und her, und am anderen Morgen, bevor noch der Herzog das Bett verlassen hatte, war der Theil von Goethe's Werken, welcher den „Faust" enthält, im herzoglichen Schlosse.

Schon um elf Uhr brachte ein herzoglicher Lakai das Buch zurück. Es war mit der Randbemerkung versehen: „Wird aufgeführt. Karl."

Mit dem üblichen „Grundgütiger Himmel!" stürzte Klingemann in Marr's Wohnung und theilte diesem den herzoglichen Kunstukas mit. Marr, der sich inzwischen mit dem Gedanken an die Darstellung bereits vertraut gemacht, hatte die Besetzung schon entworfen. Den Faust sollte Schütz geben, derselbe, welcher etwa fünfundzwanzig Jahre später Director des braunschweigischen Hoftheaters wurde. Marr würde den Mephisto spielen, Frau Berger, eine vortreffliche tragische Liebhaberin, das Gretchen ꝛc. So gratulirte Marr Klingemann zu dem Ereignis und zu dem Ruhme, der Bearbeiter des Goethe'schen Faust zu werden.

Der ängstliche Klingemann aber zitterte noch immer vor dem Wagnis. Er schrieb an Goethe nach Weimar einen unterwürfigen ausführlichen Brief, in welchem er Seiner Excellenz den Willen des Herzogs mittheilte, aber hinzufügte, er, Klingemann, könne aus Pietät und Verehrung vor dem Dichter die Sache nicht vorsichtig genug anfassen und ersuche deshalb Excellenz von Goethe um seine gütigen Winke und Andeutungen, wie das Werk in seinem, des Dichters, Sinne darzustellen sein dürfte.

Die Posten ließen sich damals Zeit. Nach beinahe vierzehn Tagen erst traf die Antwort Goethe's ein; der Brief, den wir selbst seiner Zeit gelesen haben, ist leider verlegt worden. Er lautete übrigens fast wörtlich:

„Euer Wohlgeboren!

Die Antwort auf Ihr Schreiben vom 4. November, daß meine Werke im Druck erschienen und Gemeingut des Publicums geworden sind. Ich füge hinzu, daß ich mich seit langer Zeit

gar nicht mehr um das Theater bekümmere, mich daher mit meinem „Faust“, was sie wollen!“ von Goethe.“

Diese kalt ablehnende Zugeknöpftheit Goethe's erregte unter den Mitgliedern des herzoglichen Hoftheaters einen wahren Sturm der Entrüstung, und es wurden in der Hitze sogar Vorschläge gemacht, die sich der öffentlichen Wiedergabe entziehen. —

In dieser verletzenden Weise von Goethe abgewiesen, machte sich Klingemann auf eigene Hand an's Werk und stellte die treffliche Bearbeitung des „Faust“ her, wie sie noch heute auf allen Bühnen feststeht.

Am 19. Januar 1829 wurde der Goethe'sche „Faust“ zum ersten Male an der braunschweigischen Hofbühne aufgeführt.

Der Erfolg war ein durchschlagender. Es ist fast unbegreiflich, wie eine kunstgeschichtliche Thatsache von solcher Bedeutung nicht längst zur Kenntniß des internationalen Publicums gelangen konnte. Der Glaube, daß Goethe selbst es gewesen sei, der seinen „Faust“ zuerst in Weimar auf die Bühne brachte, existirt sogar noch bei vielen unserer jüngeren Schauspieler. Wir haben hier gezeigt, daß Goethe der Bühnendarstellung seines Meisterwerkes eher Hindernisse bereitete, als dieselbe förderte. Nach dem Erfolge freilich war Goethe loyal genug, die Klingemann'sche Bearbeitung des „Faust“ anzuerkennen. Braunschweig aber hat, dank einer Marotte seines excentrischen Herzogs Karl, das Verdienst, den „Faust“ von Goethe zuerst auf's Theater gebracht zu haben. Marr wählte die Rolle des Mephisto zu allen seinen Gastspielen, und trug dadurch nicht wenig dazu bei, das Werk dramatisch populär zu machen. —

Nach dem Braunschweiger Erfolge fühlte sich Goethe denn doch veranlaßt, aus seiner Zudolenz dem Theater gegenüber wieder herauszutreten. Am 29. August 1829, also etwas über sieben Monate nach der Braunschweiger Aufführung, wurde „Faust“ im Hoftheater zu Weimar gegeben. Herr Durand gab die Titelrolle, Karl von La Roche den Mephisto, Fräulein Karoline Lorbing das Gretchen. Die Vorstellung wurde aber erst am 7. November desselben Jahres wiederholt, und die dritte Aufführung fand erst am 17. November 1832 statt. In Braunschweig war Goethe's „Faust“ dagegen ein Repertoirestück geworden.

In Hamburg fand die erste Faust-Aufführung am 29. Juni 1831 statt. Unsere zahlreichen Hamburgischen Leser dürfte die damalige Rollenbesetzung des Stückes interessiren. Sie war wie folgt:

Faust: Herr Schütz; Mephistopheles: Herr Marr (Beide als Gäste vom Braunschweigischen Hoftheater); Wagner: Herr Tuprè; Margarethe: Demoiselle Le Goye; Valentin: Herr Fehringer; Frau Martha: Madame Marschall; Brander: Herr Gloy; Frosch: Herr Lebrun; Altmayer: Herr Hollmann, der Aeltere; Siebel: Herr Mädel; Ein Schüler: Herr Mentschel; Eine Hexe: Madame Klengel, Ein böser Geist: Madame Lebrun; Der Erdgeist: Herr Lenz.

Das Feld der Reclame war in den zwanziger und dreißiger Jahren noch nicht so beackert, wie es heute ist. Durch die Presse schallten keine Posaunenstöße. Klingemann's Verdienste um die Inscenirung werden noch heute an vielen Bühnen dadurch geehrt, daß man seinen Namen auf dem Zettel unsichtbar bleiben läßt, während der Name des zeitweiligen Regisseurs mit fetter Schrift sich wichtig macht. Auch hat in neuerer Zeit eine gewisse Arrangeurwuth Platz gegriffen, über die es erlaubt ist, verschiedene Ansichten zu haben. Wir haben die Faust-Tragödie schon mit einem solchen Aufwande von scenischen Aeußerlichkeiten gesehen, daß man versucht war, das Werk „Automaten und Nebelbilder. Mit Text von Goethe“ zu nennen.

Hat nun der Exherzog Karl von Braunschweig der Stadt Genf sein Geld und seine Diamanten hinterlassen, so hat seine Excentricität dem deutschen Theaterpublicum ebenfalls zu einem Juwel verholfen, und dieses Juwel heißt: Goethe's Faust auf der Bühne.

W. Marr.

Blätter und Blüthen.

Der schottische Windhund. (Mit Abbildung Seite 685.) Der schottische Windhund oder Deerhound* ist eine der ältesten Hunderacen der britischen Inseln, und seine directe Abstammung von dem großen, nunmehr fast ausgestorbenen Irischen Wolfshunde ist nicht zu bezweifeln. Er war der Jagdhund der alten Kelten, während die Sachsen und Normannen den schwerfälligen Talbot oder Bluthund und den glatthaarigen Windhund einführten. Mit der Ausrottung der Wölfe auf den britischen Inseln ward der Wolfshund in Irland überflüssig und verschwand allmählich; im schottischen Hochlande fand er mit der zunehmenden Entwaldung des Landes als Deerhound Verwendung, indem er zum Hetzen des zahlreichen Rothwildes auf den weiten kahlen Bergen und Haideflrecken benutzt wurde.

Der heutige Deerhound ist immer noch eine stattliche Erscheinung von achtundzwanzig bis zweiundbreißig Zoll englisch Schulterhöhe. Von unserem gewöhnlichen Windhunde, und selbst von dessen rauhhaariger Varietät, unterscheidet sich der Deerhound in mancher Beziehung. Die größere Breite des Oberkopfes zwischen den Ohren, das große, schwarze Auge, der starke, mit einem vorspringenden Knebelbart gezierte Unterkiefer geben seiner Physiognomie einen ganz eigenthümlichen Ausdruck. Der lange, hagere Hals erweitert sich nach unten allmählich und geht unmerklich in den colossal entwickelten, tief hinabreichenden Brustkord über. Der Rücken ist in der Nierengegend breit und leicht gekrümmt, die Hinterschenkel oft in ganz auffallender Stärke entwickelt. Mit Ausnahme der kurz und feidenweich behaarten Ohren ist das Haar am ganzen Körper zottig, rauh und von hartem, drahtartigem Beschaffenheit, an der Unterseite der langen dürren Ruthe eine zerrissene Feder bildend. Der Fuß ist kurz, rund, mit derber Sohle. Die Färbung entweder röthlichgrau, sandgrau oder eisengrau, häufig mit weißlichem Brustfleck. Exemplare mit schwarzen Ohren, Nase und Augen, bei abweichender Färbung des übrigen Körpers, sind sehr geschätzt. Der Preis eines guten Exemplares variirt zwischen vierzig bis hundert Pfd. Sterl.

In früherer Zeit ward die Hetze mit dem Deerhound folgendermaßen ausgeübt. Der Jäger schlich sich — gefolgt von zwei aufgekoppelten Hunden — möglichst nahe unter Wind an das Wild und löste dann die Hunde, welche den Hirsch bald überholten und am Hase oder hinter den Schultern zu fassen suchten. Diese ersten Angriffe pflegte der Hirsch leicht abzuschütteln, bei zunehmender Ermüdung aber suchte er das nächste Wasser zu erreichen, wo er die Hunde mit dem Geweih leicht zurückweisen konnte. Die Hunde begnügten sich indeß meist damit, den Hirsch unter fortwährendem Lautgeben zu umkreisen, bis der Jäger herankam und den Hirsch entweder todtschoß oder in einer solchen Richtung aus seinem Asyl trieb, daß er die Hunde beim Fortstürmen nicht überrannte oder mit dem Geweih forfeln konnte. Die Hunde faßten den stehenden Hirsch dann meist von der Seite und zogen ihn nieder, worauf ihn der Jäger mit dem Hirschfänger abfing.

Diese eigentlichen Hetzjagden finden nur noch selten Anwendung. Die meisten Hirschjäger ziehen es vor, das Rothwild mit der Büchse zu pürschen (zu stalk), und der Deerhound wird erst nach dem Schusse, und nur dann auf das Wild gehetzt, wenn dasselbe noch flüchtig fortgeht. Der Deerhound folgt dem Wilde allerdings zumeist nach dem Gesicht, indeß braucht er die Nase doch bei Weitem mehr als der gewöhnliche Windhund. Man hat ihn daher in neuerer Zeit mit dem Fuchshunde gekreuzt, in der Absicht, seine Nase noch mehr zu verbessern und ihn auch auf „kalter Fährte“ gebrauchen zu können. Eine weitere Kreuzung mit dem schottischen Schäferhunde (Collie) ist ebenfalls häufig versucht. Der Zweck dieser Kreuzung ist für uns schwer verständlich, wenn man nicht etwa hofft, die den meisten Deerhoundbauchen erblich anhängende Neigung zum Anfallen der Schafe dadurch auszumerzen.

In Folge dieser Kreuzungsversuche war die reine Deerhoundsrace schon vor längeren Jahren fast verschwunden und nur noch im Besitze der Königin und einiger aller Wetsfamilien in Schottland. Inzwischen aber haben die großen Grundbesitzer Schottlands herausgefunden, daß sie ihre weitläufigen Territorien gar nicht besser verwerthen können, als wenn sie die — früher als Schafweide verpachteten — Districte wieder mit Rothwild bevölkern und als „Shooting-ground“ an reiche Engländer auf fünf bis sechs Jahre gegen ganz enorme Geldsummen überlassen. In Folge dieses plötzlichen Umschwunges der Verhältnisse mehren sich die Rothwildgehege im Hochlande in ganz überraschender Weise, und demzufolge ist auch die Liebhaberei für die Deerhoundsrace wieder im Steigen begriffen.

Eine Bitte an deutsche Frauen. Die Grundlage für ein gedeihliches Volks- und Einzelleben ist die Familie, die mit ihren tausendfachen Beziehungen den Menschen an seinen Nebenmenschen kettet. Alle Einrichtungen, die darauf hinauslaufen, Familienglück und Wohlstand zu befestigen, haben daher in erster Linie Anspruch auf unsere volle Beachtung. Zu diesen Einrichtungen gehört unstreitig die der Lebensversicherung, welche es bekanntlich Jedem durch Zahlung von jährlichen, halb- oder vierteljährlichen Beiträgen (Prämien) möglich macht, daß nach seinem Ableben einer oder mehreren Personen ein bestimmtes Capital von der Versicherungsgesellschaft ausgezahlt wird. Die verschiedenen Institute versichern Summen von 1000 bis 50,000 Mark und darüber, und mir sind in meiner Praxis doch schon Leute bekannt geworden, die — selbstverständlich bei

* Deerhound (wörtlich: Wildhund), nicht zu verwechseln mit dem im Süden Englands gebräuchlichen Staghound oder Hirschhund. Letzterer ist kein Wind- oder Hetzhund, sondern ein Jaghund oder Bracke, welcher in ganzen Meuten unter beständigem Lautgeben der Fährte des Wildes mit Hülfe der Nase folgt, während der schottische Deerhound, wie jeder andere Wind- oder Hetzhund, vorzugsweise nach dem Gesichte jagt und bei seiner überlegenen Schnelle das Wild bald überholt und niederzieht.

Digitized by Google

mehreren Gesellschaften zusammen — auf ihr Leben die Summe von 100,000 bis 200,000 Thaler versichert hatten.

Ganz abgesehen von solchen außergewöhnlichen Fällen ist es doch Pflicht eines jeden Menschen, der einen Hausstand begründet hat oder zu begründen beabsichtigt, dafür zu sorgen, daß sein etwaiges unerwartetes Hinscheiden die Seinigen nicht in die bitterste Noth und Sorge versetzt. Vor ungefähr fünfzig Jahren war eine solche Vorsorge in unserem deutschen Vaterlande kaum ausführbar; unsere drei ältesten deutschen Lebensversicherungsgesellschaften, die zu Lübeck, Gotha und Leipzig, werden erst in den nächsten Jahren in der Lage sein, ihr funfzigjähriges Bestehen feiern zu können. In dieser kurzen Spanne Zeit hat sich jedoch die Erkenntniß von dem Segen der Lebensversicherung so gewaltig verbreitet, daß ich gegenwärtig in Deutschland die Zahl der versicherten Personen auf 700,000 mit etwa 2 Milliarden Mark Versicherungssumme schätze.

So erfreulich einerseits dieser Fortschritt der guten Sache ist, so ist doch auch andererseits sehr zu beklagen, daß gar Viele davon noch nicht Gebrauch gemacht haben, obwohl es ihnen gewiß schon nahegelegt worden ist. — Man versichert, obgleich man in einer Stadt mit guter Feuerwehr und in einem solid gebauten Hause wohnt, sein Mobiliar gegen Feuersgefahr und thut wohl daran, aber sein Leben zu versichern unterläßt man, obwohl für den gesündesten Menschen die Gefahr, in der Bluthe der Jahre hingerafft zu werden, mindestens zwanzig bis dreißig Mal so groß und noch größer ist, als unter den erwähnten Umständen abzubrennen. — Man sollte doch meinen, daß jeder verständige Mensch zuerst dort seine Vorkehrungen zu treffen sucht, wo die Gefahr am größten ist, daß daher Jeder, der Frau und Kinder zu versorgen hat, ganz aus sich selbst heraus zur Lebensversicherungsgesellschaft kommen müßte, um seinen Antrag zur Versicherung zu stellen. — Wie anders sieht es aber in dieser Beziehung in der Praxis aus!

„Dem Abschlusse einer Lebensversicherung geht stets ein Kampf voraus,“ sagte mir einmal ein überaus tüchtiger Agent. Man wird mich fragen: Wie ist das möglich, wie kann ein verständiger Mensch derartig segensreiche Einrichtungen auch nur einen Augenblick zurückweisen, ja dagegen ankämpfen? — Daß ich es Ihnen nur gleich offen sage: Die schlimmsten Gegner der Lebensversicherung sind bei diesem Kampfe die Frauen. Ja, meine verehrten Frauen, es ist, als ob ein böser Geist Sie dabei regierte, gegen Ihr eigenstes Interesse und das Ihrer Kinder anzukämpfen, wenn Sie den Mann, der Ihre und Ihrer Kinder Zukunft durch eine Lebensversicherung sicher zu stellen beabsichtigt, daran verhindern. Welcher vernünftige Grund kann Sie dabei leiten? Ihr Verstand ist es nicht, sondern eine krankhafte Seite Ihres Gefühlslebens, der Aberglaube. Sollte man es meinen, daß der Aberglaube: wenn der Mann sich versichere, müsse er bald sterben, so weit und so fest, selbst in gebildeten Kreisen verbreitet sei, wie es thatsächlich der Fall ist? — Vor etwa acht Tagen sagte mir ein Herr wörtlich: „Ich werde mich versichern, obwohl ich meiner Frau das Versprechen gegeben habe, es nie zu thun.“ — Heiliger Augustinus, Verstand dunkel, Einbildung groß!

Und in solchen Fällen nützen alle vernünftigen Gegenvorstellungen nicht; man will sich nicht belehren lassen.

Ich will hier nur die Erfahrung weiter reden lassen. Der Cantor O., Agent unserer Gesellschaft in dem kleinen Orte L .... im Altenburg'schen, schrieb unter'm 13. November vorigen Jahres der Direction Folgendes:

„Vor ungefähr drei Jahren forderte ich nach Rücksprache mit Dr. Böhme den jungen Besitzer einer hiesigen Handschuhfabrik, der uns wohl geeignet erschien, zum Beitritt auf; seine junge Frau war mit allem Eifer dagegen. Vor wenigen Tagen haben wir ihn begraben, und seine mittellose Wittwe muß nun das Geschäft verkaufen. Es hatte sich bei ihm ein Leiden ausgebildet, dessen erste Anfänge jedenfalls erst nach dem vertraulichen Urtheile des sehr gewissenhaften Herrn Dr. Böhme sich zeigten.“ —

Ich will zu dieser schlichten Schilderung eines Vorgangs, der sich bei uns tausendmal wiederholt, nichts hinzufügen. Das unglückselige, kurzsichtige Weib muß nun die Folgen ihrer Thorheit tragen.

„Ja,“ sagte mir einst ein tüchtiger Lebensversicherungsinspector, „es passirt mir sehr häufig, daß, wenn ich mit dem Manne wegen Lebensversicherung unterhandle und die Frau merkt, um was sich unser Gespräch dreht, diese mit verweinten Augen umhergeht und mich wie einen Unglücksboten, an dessen Fersen der Tod haftet, betrachtet.“

Kann man sich wohl etwas Alberneres denken als diesen Aberglauben? Was soll das Versichertsein auf den Betreffenden für einen ungünstigen Einfluß ausüben? — Umgekehrt, das Gefühl, die Seinigen versorgt zu wissen, auch wenn die Krankheit einen Ausgang nehmen sollte, den man nicht wünscht und erwartet, kann nur beruhigend und wohlthuend auf den Kranken einwirken. Wie anders, wenn der Kranke an seinem Bette die unversorgte Frau und Kinderschaar sieht!

Wo sollten überhaupt die Lebensversicherungsgesellschaften bleiben, wenn der Aberglaube Recht hätte, man müsse bald sterben, wenn man sich versicherte; dann müßten über kurz oder lang alle Lebensversicherungsgesellschaften sich bankerott erklären.

Gewiß sterben auch von den eben Versicherten, welche Arzt und Gesellschaft für vollkommen gesund hielten, in Jahresfrist so und so viele. Das ist eben das unbeugsame Gesetz der Natur, dem wir Alle ohne Ausnahme unterworfen sind.

So wurden z. B. bei meiner Gesellschaft, der alten Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft, im Jahre 1874 neu aufgenommen 2564 Personen mit 4,242,700 Thalern Versicherungssumme; davon starben noch im Laufe desselben Jahres sieben Personen, eine Versicherungssumme von 8600 Thlr. repräsentirend. Das zeigt aber am schlagendsten, welchen Werth die Lebensversicherung hat und welche Wohlthäterin sie für die hinterbleibenden Familien ist.

Nun, meine verehrten Leserinnen, wollen Sie thun, um was ich Sie bitte? Zerstören Sie in all' den Kreisen, mit welchen Sie in Berührung kommen, schonungslos den von mir bloßgestellten Aberglauben! Nehmen Sie fürderhin nicht mehr eine feindliche Stellung zur Lebensversicherung ein, sondern suchen Sie diese segensreiche Einrichtung in all' den Familien zu verbreiten, in denen der Versorger bisher diese heilige Pflicht gegen seine Familie noch nicht erfüllt hat! Sie werden damit viel, viel Gutes stiften.

Fr. W. Gallus,
Director der Lebensversicherungsgesellschaft zu Leipzig.

Kein Viehtransport mehr. Man schreibt uns aus Amerika: „Im Anschluß an den Artikel ‚Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes‘ (Gartenlaube, Jahrgang 1874, Seite 546), bin ich im Stande, auf ein neues Verfahren aufmerksam zu machen, das auch in Deutschland, respective in der österreichischen Monarchie, nachgeahmt zu werden verdiente.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als die ‚Gartenlaube‘ den angeführten Artikel brachte, machte Herr Bergh, der unermüdliche Vorstand des New-Yorker Vereins gegen Verübung von Grausamkeiten an Thieren, den Vorschlag, Eisenbahnwagen mit Kühlapparaten einzurichten, die Thiere an der Stelle ihrer Weide zu schlachten und das Fleisch, statt der lebendigen Thiere, in solchen Eisenbahnwagen den Großstädten zuzuführen.

Die Idee erwies sich auch als fruchtbar. Ein gewisser Agretti erfand einen ‚Eiscar‘ und erhielt ein Patent darauf, welcher zum Transporte frischen Fleisches dient und sich nun durch zwei Probefahrten bereits bewährt hat. Mittwoch, den 1. September, kam in New-York am Depôt der Hudson-River-Eisenbahn ein Zug an, dem ein so eingerichteter Wagen (Car) angehängt war, welcher neun Tonnen frisches Fleisch von Thieren enthielt, welche am vorhergehenden Freitage in Chicago geschlachtet worden waren. Das Fleisch, die Zungen und die Lebern waren in trefflichem Zustande.

Unstreitig sind mit einem solchen Verfahren große Ersparungen und sonstige Vortheile verbunden, und da so versandtes Fleisch doch in jeder Beziehung zuträglich sein muß, so würde das Publicum selbst, sobald mit einer solchen Einrichtung nur einmal der Anfang gemacht ist, auf eine allgemeine Einführung derselben in seinem eigenen Interesse dringen können, indem es erklärt, nur so transportirtes Fleisch kaufen zu wollen. Die Sache ist übrigens dazu geeignet, ein Object soliden Privatunternehmens zu werden.

Nebenbei erlaube ich mir zu bemerken, daß der Transport in solchen kühlen Behältern nun auch anfängt, in Schiffen eingeführt und auf Früchte ausgedehnt zu werden. Die Amerikaner wissen in der That nicht, was sie mit den vielen Pfirsichen anfangen sollen, die hier so reichlich oder eigentlich noch weit reichlicher wachsen, als die Zwetschen in Süddeutschland. Obwohl die Frucht sich nicht lange hält, will man ihr nun doch einen Markt in Europa eröffnen. Denn am 26. August gingen von Philadelphia aus das Dampfschiff ‚Ohio‘ und andere mit einer Ladung von zweitausendvierhundert Körben ‚Delawarer Pfirsichen‘ ab. Das Zwischendeck des Schiffes ist in einen Refrigerator (Kühler) verwandelt, mit Eis ausgefüttert und mit Windflügeln versehen worden, die beständig einen Strom frischer Luft hineintreiben sollen. T.“

„**Deutsches akademisches Jahrbuch**“ ist der Generaltitel eines vollständigen Verzeichnisses sämmtlicher in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und den deutschen Provinzen Rußlands befindlichen Akademien der Wissenschaften, Universitäten und technischen Hochschulen, ihrer Mitglieder, Lehrkräfte und Vorstände, welches, nach amtlichen Quellen bearbeitet, mit einem Personenregister versehen und in der bekannten Trefflichkeit und Eleganz des J. J. Weber'schen Verlags ausgestattet, soeben als ein „Erster Jahrgang“ versandt wurde. Geschmückt ist es mit dem Bildnisse des Königs Albert von Sachsen, als des „Rector Magnificentissimus“ der Universität Leipzig. — Nicht blos für den akademischen Gelehrten und Lehrer, dem seine gesammte Collegenschaft von ganz nahe an fünftausend Mann hier vorgestellt wird, sondern für jeden Gebildeten, welchem ein Einblick in den geistigen Reichthum, die Gelehrtenrüstkammern für die Vorwärtskämpfe der Nation mit Stolz und Trost erfüllt, ist dieses Werk eines mühsamen Fleißes als ein zwar trockener, aber dennoch höchst werthvoller Hausschatz zu empfehlen.

„**Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin**“. Herr Franz Pernet berichtigt, daß er bei Gründung von Birkenwerder, Actien-Gesellschaft für Baumaterial, „durchaus nicht betheiligt ist“, sondern erst, „als die Gesellschaft vollständig constituirt war, von dem Aufsichtsrathe als alleiniger Vorstand gewählt“ wurde.

Kleiner Briefkasten.

K. L. in M. Der Verlag der „Anzeigen zur Gartenlaube“ ist längst in die Hände des Herrn Max Leonhard übergegangen, dessen alleiniges Eigenthum dieselben geworden und der damit auch die volle und alleinige Verantwortlichkeit dafür übernommen hat. Wenden Sie sich mit Ihren Beschwerden also an diesen Herrn! Die Redaction der Gartenlaube hat — wie schon oft erklärt — mit allen unserer Zeitschrift beigegebenen Beilagen in keiner Weise zu schaffen und kann ebenso wenig untersuchen, ob die in den Leonhard'schen Beigaben angezeigten Havanna-Cigarren wirklich importirt, die „Reellen Heirathsgesuche“ wirklich reelle und die offerirten „Garantirten Recepte“ zur Anfertigung von Liqueuren und Kunstbutter unzweifelhaft gute sind, wie sie eine Entscheidung darüber abgeben kann und mag, ob die in den buchhändlerischen Beilagen angezeigten Bücher wirklich den Werth haben, den ihnen der betreffende Verleger zuschreibt.

W. U. in L. Das an sich ganz liebe Waldvögelein aus Thüringen kann für diesmal nicht in der Gartenlaube singen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. – Verlag von Ernst Keil in Leipzig. – Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 42. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennige. — In Heften à 50 Pfennige.

Helene.

Tagebuchblätter aus dem russischen Salonleben.

(Fortsetzung.)

Den 29. December.

Unser Ball ist brillant ausgefallen, obgleich die Gäste sich erst spät versammelten und zum Theile in etwas erregter Stimmung, denn eine bedeutende Feuersbrunst hatte während des Tages die Stadt in Schrecken gesetzt und die Gemüther in Spannung erhalten. Mehrere der großen, neben den Kasernen befindlichen Magazine sind plötzlich ein Raub der Flammen geworden, ohne daß man bis jetzt auch nur irgend glaubwürdige Vermuthungen über die Entstehung des Feuers hegen könnte, dem die angehäuften Stroh- und Heumassen eine reißend schnelle Verbreitung gaben.

Es war eine wenig angenehme Vorbedeutung für unser Fest, als mit lautem Schellenläuten und Wagengerassel die Feuerwehr durch unsere Straße stürmte, als der frostkalte Himmel in rother Gluth aufleuchtete und von allen Seiten Geschrei und Rennen des Volkes sich hörbar machte. Da indessen später die Kunde sich verbreitete, daß man des Feuers Herr geworden und daß kein Privateigenthum zerstört sei, beruhigte sich Jedermann. Unserer Soirée sollte sogar die erregte Stimmung der Gäste zum Vortheile gereichen, da von vornherein ein Unterhaltungsfieber geboten war, der Alle lebhaft beschäftigte und keine Langeweile aufkommen ließ.

Beim Eintritte in den heute für den Ball gleichsam zu einem grünen Garten umgeschaffenen Marmorsaal entlockte der in voller Pracht strahlende Tannenbaum der Gesellschaft ein einstimmiges „Ah!“ der Ueberraschung und des Entzückens. Man fand den Einfall charmant; unsere Gebieterin erntete von allen Seiten Complimente dafür, und ich wurde so viel gefragt, mußte immer wieder von unserer deutschen Weise, Weihnachten zu feiern, erzählen, daß mir am Ende der Kopf brannte und ich mit Vergnügen für eine kurze Zeit mich zurückzog, um unserem Volke von Dienern einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit es seine Pflicht thue und es im Saale nicht an Erfrischungen mangeln lasse. Madame ist auch in diesem Punkte das Muster naiver, nie dagewesener Trägheit. Sie hat es allmählich so ganz wie von selbst einzurichten gewußt, daß die Oberaufsicht des Hauswesens von ihr auf mich übergegangen ist, und wenn ich sie vorher um die Einrichtung zu dieser oder jener Festlichkeit fragen will, so antwortet sie mir in der Regel: „Aber, Mademoiselle Helene, verschonen Sie mich! Sehen Sie denn nicht, daß ich die entsetzlichste Migräne habe? Bestimmen Sie Alles! Dann weiß ich, daß es wunderschön wird. Sagen Sie dem Koch, wenn er mir auch nur ein einziges verdorbenes Gericht auf den Tisch liefert, so wird Iwan Alexandrowitsch mit dem Gouverneur sprechen, damit er in's Regiment, wohin er eigentlich gehört, zurückgeschickt und nach dem Kaukasus commandirt wird. Und dem Buffetschik drohen Sie, ich werde ihn, wenn er sich noch einmal wieder betrinkt, anstatt auf seinen Dienst zu passen, prügeln und fortjagen lassen.“

Die Warnungen hatten, wie denn überhaupt in der Regel Alles am Schnürchen geht, nur die aufwartenden Diener müssen mitunter die Nähe eines wachsamen Auges empfinden, damit sie nicht unverschämter Weise zu viele der feinsten Delicatessen in ihre Taschen verschwinden lassen.

Als ich nach dieser kleinen Zwischenpause, die mir, wie gesagt, nicht unerwünscht war, in den Saal zurückkehrte, begegnete mir sogleich am Eingange mein alter Gönner und Freund Besseborski, der sich meiner mit Vergnügen bemächtigte, um mir mitzutheilen, daß die große, lange schmerzlich von ihm erwartete Spielorgel aus Paris angekommen sei. Der alte Herr liebt nämlich, wie sehr viele Russen, die Musik so leidenschaftlich, daß er sie schon Morgens früh, ja zu allen Zeiten des Tages und selbst in der Nacht, wenn er nicht schlafen kann, hören möchte. Da er nun aber nicht reich genug ist, sich auf seinem einige Werst von Woronesch entfernten Landsitze eine Capelle zu halten, hat er sich die Nicenergel kommen lassen, die ihm ein ganzes Dutzender ersetzen soll. Er ist entzückt davon und sagte mir, ich müsse ihn nächstens besuchen, um sie zu hören.

„Aber mein Gott, Fräulein Helene, warum tanzen Sie denn nicht?“ unterbrach er dann plötzlich selbst seinen Redefluß, als er bemerkt hatte, daß ich mehrmals die Aufforderung dazu ablehnte, „ich bin mit meinem Geschwätze doch nicht etwa schuld daran?“

„O nein, Herr Besseborski, ich tanze nie,“ erwiderte ich ihm lächelnd.

„Nie? Aber warum denn nicht?“

„Weil es mir kein Vergnügen macht.“

„Ei, ei, Fräulein Helene!“ der alte Herr warf mir unter seinen buschigen weißen Brauen hervor einen listig heiteren Blick zu, „wissen Sie denn nicht, daß diese Behauptung ein wenig Anmaßung verräth, oder die Vorbedeutung, daß Sie sich im nächsten Jahre verheirathen werden?“

Ich schüttelte den Kopf und sagte kühl ablehnend: „Verheirathen? Es ist noch sehr die Frage, ob ich mich dazu jemals bereitwilliger finden lassen werde, als zum Tanzen.“

Digitized by Google

„Gemach," sagte Herr Besseboski; „gemach, mein liebes Fräulein! Das findet sich Alles im geeigneten Augenblicke, aber da sehe ich Jemanden herannahen, der Sie vielleicht doch noch wirksamer bereden möchte, Ihrem Vorsatze, wenigstens dem letzteren, ungetreu zu werden, als ich."

Er richtete meine Aufmerksamkeit auf eine Stelle in dem glänzenden Gewühle, welches eben nach Beendigung einer Française inmitten des Saales durcheinander wogte. Da strebte eine Gestalt in einer mir merkwürdig bekannten, dunkelgrünen Uniform sich in der Richtung des Divans Bahn zu brechen, auf dem ich mit dem Alten soeben Platz genommen hatte.

„Kommen Sie!" rief der Letztere dem mittlerweile Herantretenden entgegen. „Kommen Sie, Herr Capellmeister, und versuchen Sie, dieses eigensinnige Kind zum Tanze zu überreden!"

„Herr Hirschfeldt wird sich keine Mühe geben," sagte ich, „da er weiß, daß er sie nur umsonst verschwenden würde."

„Auch dann, wenn ich Sie wirklich diesmal sehr ernsthaft um einen Tanz bäte?" fragte der Genannte, indem er sich verbeugte.

„Auch dann," war meine Antwort, welche an Entschiedenheit des Tones nichts zu wünschen übrig ließ.

„Nun, so werden Sie wenigstens gestatten, daß ich mich zu Ihnen setze und an Ihrer Unterhaltung theilnehme," erwiderte Hirschfeldt und nahm an meiner Seite Platz. „Das wird mich mehr amüsiren als irgend ein Tanz sonst, denn es ist die einfache Wahrheit, wenn ich behaupte, in der Unterhaltung mit dieser jungen Damen hier im Saale zusammen genommen ist nicht so viel Geist zu entdecken, als in einer hingeworfenen Bemerkung von Ihnen, gnädiges Fräulein."

Einen Augenblick sah ich ihn groß an, als ob ich meinen Ohren mißtraue, dann entgegnete ich kurz: „Bitte, Herr Capellmeister, beginnen Sie nicht mit mir in einer Tonart, von der Sie wissen, daß sie bei mir keinen Anklang findet!"

Er biß sich auf die Lippen, und ich sah, daß er sich ärgerte, aber ich that es ebenfalls. Ich will mir keine vagen Complimente von ihm sagen lassen, und überdies — wäre Fräulein Adrianoff gegenwärtig gewesen, er würde wohl gewußt haben, interessante Unterhaltung ohne mich zu finden.

Herr Besseboski lachte, sagte mir, ich sei ein kleiner Eifersuchtsteufel, und wußte durch seine drolligen und gemüthlichen Einfälle die Unterhaltung alsbald wieder in's Geleise harmloser Unbefangenheit hinüber zu leiten, so daß wir uns wirklich amüsirten und auch der Capellmeister nicht lange in seinem grollenden Schweigen verharren konnte. Ja, er wurde sogar lebhaft und ausgelassen, als allmählich ein Kreis sich um uns bildete, in welchem es heiter genug zuging. Ich kenne ihn jedoch bereits zu genau, um mich täuschen zu lassen, und es konnte mir daher nicht entgehen, daß Hirschfeldt's Lebhaftigkeit etwas Forcirtes hatte. Als eine kurze Pause in der Unterhaltung eingetreten war, wendete er sich, wie von einem raschen Einfalle getrieben, plötzlich zu mir, zog seine Brieftasche heraus, entnahm derselben ein Schreiben und sagte, es mir reichend:

„Lesen Sie doch, welche günstige Bedingungen man mir für ein Engagement in Petersburg macht!"

Ich nahm den Brief, warf einen Blick hinein und hatte Mühe, meinen inneren Schreck nicht merken zu lassen. Es war ein Billet von Wera, in welchem sie ihren glühenden Schmerz schilderte, eines leichten Unwohlseins wegen den Sylvesterball, der in der assemblée des nobles stattfinden wird, nicht besuchen zu können. Sie habe seit langer Zeit gehofft, auf demselben Hirschfeldt zu sehen. Sie bat ihn dringend, irgend einen Ort ausfindig zu machen, an dem sie ihn noch ihrer Wiederherstellung treffen könne, da sie ihn unbedingt sprechen müsse."

„Was rathen Sie mir?" fragte der Capellmeister, als ich ihm den Brief zurückgab.

„Ich würde mir die Sache doch erst gründlich überlegen," antwortete ich ihm. Constantin Feodorowitsch's ernstes Antlitz tauchte in demselben Augenblicke vor meinem Geiste auf, und ich werde von nun an mich nicht von der stillen Angst frei machen können, daß der Musiker vielleicht irgend eine Unvorsichtigkeit begehen könnte, die zu Constielen mit Constantin führen muß.

Dieser kleine Zwischenfall, von dessen Bedeutung keiner der übrigen Anwesenden auch nur eine Ahnung hatte, berührte mein Herz unheimlich wie eine Mahnung. Wie wenig heitere Stunden sind mir doch gegönnt, ohne daß still getragene Angst wie ein Frosthauch erkaltend darüber hinfährt!

Den 2. Januar.

Ein neues Jahr hat begonnen. Was wird es mir bringen? Ich saße still meine Hände und denke: Gott im Himmel wird Alles zum Besten lenken, möge er nur das Eine geben, daß ich am Schlusse auf keine Stunde desselben mit Reue zurückzublicken habe!

Die Bronikow's und Olga waren zu dem großen Sylvesterballe gestahren, und Xenaide Petrowna wollte mir, da ich nicht tanze, ein Billet für die Galerie zum Zusehen geben, aber ich schlug zu Olga's maßloser Verwunderung das Anerbieten dankend aus. Es that mir unendlich wohl, den Abend so allein zuzubringen, was ihr allerdings wie eine Grille vorkommen mochte.

Die Aufregung in der Stadt nach der Feuersbrunst von neulich hat sich immer noch nicht wieder gelegt, und zwar aus guten Gründen nicht. Verschiedentlich an den letzten Morgen hat man an besonders in die Augen fallenden Stellen, an den öffentlichen Gebäuden und Kirchen, während der Nacht beistehende Placate entdeckt, die nichts mehr und nichts weniger enthalten als die Drohung, daß Woronesch in nächster Zeit ganz durch Feuer vom Erdboden vertilgt werden solle. Einem unheimlichen Schreckgespenste gleich schlich die Furcht vor dem in Verborgenheit und Nacht gehüllten und deshalb, wie Jeder wähnt, um so gefährlicheren Feinde durch unsere Stadt, bis heute das Phantom einigermaßen greifbare Gestalt angenommen hat. Aus verschiedenen Gegenden des russischen Reiches treffen nämlich Berichte von ähnlichen, zum Theil sehr verheerenden Feuersbrünsten ein und zwar stets aus den Städten, in denen die polnischen Gefangenen interniert sind, deren letzten Aufstandsversuch eben General Murawiew mit eiserner Hand in Blut erstickt.

„Es sind die Polen, welche die Feuer anlegen," geht es jetzt von Mund zu Mund, und ich muß gestehen, daß ich diese Idee in seiner Weise beruhigend finde. Was ist nicht von diesen wilden Gesellen zu fürchten, die nichts zu verlieren und nichts zu gewinnen haben als die Rache?

Neulich begegneten wir einem Transport derselben, der gerade vom Kriegsschauplatze anlangte, und ich konnte Tage lang den Eindruck nicht überwinden. Immer wieder traten mir die verwilderten, verwahrlosten Gestalten vor Augen, denen man die erduldeten Qualen und die verbissene Wuth so deutlich von den hageren Gesichtern las. Wie schrecklich ist dieser Aufstand, der von vornherein ohne Hoffnung und Möglichkeit des Erfolges begann und jetzt mit drakonischer Strenge und mit Energie niedergetreten wird! Von allen Seiten sagt man mir, es muß sein — aber mich schaudert vor dieser Nothwendigkeit. In Deutschland könnte das nicht vorkommen, und ich sehe mit Verwunderung die vornehme Welt an, die tanzt und glänzende Feste feiert, als herrsche in der ganzen Welt Friede und Fröhlichkeit. Xenaide Petrowna kennt nur das eine Bestreben, von diesen unangenehmen Dingen so wenig wie möglich zu erfahren, damit ihre Stimmung nicht dadurch alterirt wird. Sie hat strenges Verbot erlassen, in ihrer Gegenwart überhaupt davon zu sprechen.

Den 9. Januar.

Die Vorbereitungen zu dem Wohlthätigkeitsconcerte sind nunmehr definitiv in Angriff genommen. Es soll am Sonntag, den 20. Januar, im großen Saale der Assemblée stattfinden, der fünf- bis sechshundert Personen faßt. Ich denke mit Schrecken daran und weiß nicht, woher ich den Muth nehmen soll, vor so viel Menschen zu spielen. Wären nicht unsere Musikabende vorhergegangen, so würde es mir eine Unmöglichkeit sein. Morgen werden wir die erste Probe haben, und unsere Soireen sind wegen der Vorbereitungen zu diesem Concerte für den Monat Januar ganz ausgesetzt.

Als ich diesen Nachmittag auf mein Zimmer kam, fand ich daselbst ein kleines Paket, mit Maschc sagte mir auf- mein Befragen, es sei ihr von einer fremden alten Frau für mich übergeben. Als ich es öffnete, fand ich verschiedene Hefte Noten darin, über die ich vor längerer Zeit mit Fräulein Adrianoff gesprochen. Sie hatte es übernommen, mir dieselben zu besorgen, ohne daß ich jetzt noch daran gedacht hätte. Zwischen den Blättern lag ein zartes, duftendes Briefchen folgenden Inhaltes:

„Theuerste Helene!

Gott allein weiß, was ich seit der Zeit leide, wo ich Sie nicht mehr sehe. So Vieles, so Schweres beklemmt mein armes Herz. Meine beste Helene, Sie verstehen mich, nicht wahr? Ich weiß nicht, was mit mir ist — ich verstehe nicht, was ich thue — mein Kopf brennt wie Feuer. O — wenn ich ihn nur sehen könnte! Mir würde leichter, wenn ich ihm sagen könnte, wie so sehr, wie so innig ich ihn liebe. Doch — wozu? Er muß es wissen — er weiß es, aber er weiß nicht, welche furchtbare Gefahr mich bedroht. Bitte, sagen Sie ihm das!

Hier sind endlich die Noten, die ich gestern aus Charkoff bekam. Tausend Grüße an Alle und ein freundlicher Händedruck an Sie, meine Vielgeliebte!

Ewig und immer Ihre

Wera Adrianoff."

Fast erschrocken starrte ich auf das zierliche Blatt in meiner Hand. Welch Unheil kündet es mir wieder dunkel an, und von welcher Gefahr redet Wera nur? Vielleicht beziehen diese Worte sich auf ihre bevorstehende Verlobung, von welcher in der ganzen Stadt gesprochen wird, ohne daß doch irgend ein Mensch etwas Gewisses darüber sagen könnte. Man muß gestehen, Constantin übt in der That sein Wächteramt erbarmungslos, und doch — hat er vielleicht Recht. Während des ganzen Abends schon bin ich von Zweifeln geplagt, ob ich morgen mit Hirschfeldt über das Billet sprechen, oder es ihm zeigen soll, und kann doch zu keiner Entscheidung kommen. Vielleicht, daß guter Rath über Nacht sich einstellt, und ich will mir jetzt nicht mehr den Kopf darüber zerbrechen, zumal heute Abend wieder ein Ball in der Assemblée stattfindet, wo er und Wera sich möglicher Weise sehen und Gelegenheit finden könnten, einige Worte mit einander zu wechseln.

Den 11. Januar.

Wir haben gestern in unserer Probe sehr fleißig geübt. Unser Capellmeister kam, weil er dienstlich sehr in Anspruch genommen war, ziemlich spät, und ich fand nur noch zuletzt Gelegenheit, ungestört einen Augenblick mit ihm zu plaudern. Er hat allerdings gestern Fräulein Adrianoff gesehen, aber nur wenige Worte mit ihr wechseln können, da sie fortwährend von ihren Tänzern umringt und in Anspruch genommen war. Die Beiden haben daher verabredet, am nächsten Sonntage sich nach der Kirche an einem ihnen bekannten Platze neben der Kathedrale zu treffen, wie sie sich denn auch am Abende des Concerts zu sehen hoffen.

Hirschfeldt sah bei der Mittheilung sorgenvoll aus. Ich habe bereits seit einiger Zeit die Bemerkung gemacht, daß seine Stimmung ungleich und forcirt ist. Jener unverwüstliche Lebensmuth, jene heitere Elasticität, die ihn früher allen Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen gegenüber nur kühner vorwärts trieb, scheint mitunter ganz von ihm gewichen zu sein, und in der dunkeln Tiefe seiner nachdenklich auf mich gerichteten Augen begegnet mir alsdann ein Ausdruck zweifelnder Unsicherheit, der sich nicht mit seinem dereinstigen Wesen vereinbaren läßt. Ich fand ihn auch gestern so, und da ich ihm doch schließlich das am Tage zuvor für mich angelangte Billet von Wera nicht vorenthalten mochte und es ihm zum Lesen darreichte, hatte er kaum einen Blick darauf geworfen, als er es mir auch schon aus der Hand nahm, es, ohne meine Einwendungen viel zu beobachten, in seine Brieftasche verschwinden ließ und nach kurzem Gruße auf und davon war. Wunderliche Menschen! Von ihm hätte ich am wenigsten dergleichen erwartet. Seine Stimmung macht mich traurig, denn sicher verzweifelt er, aus dem Labyrinth dieser unglücklichen Liebe einen Ausweg zu finden, ist daher unglücklich und grämt sich — aber warum nur vertraut er mir nicht Alles an, wie doch sonst seine Gewohnheit war?

Den 19. Januar.

Ich konnte es in der ganzen verflossenen Woche nicht möglich machen, auch nur einmal zum Schreiben zu kommen. Wir leben nur noch in Repetitionen und Proben, die mich allmählich vollkommen nervös machen, und wenn ich daran denke, daß ich übermorgen öffentlich spielen soll, erfaßt mich eine Art von Schwindel. Ich sagte heute Nachmittag zu Hirschfeldt:

„Wollen Sie glauben, daß ich Furcht habe?"

Er drohte mir mit dem Finger und antwortete: „Unterstehen Sie sich nicht! Sie müssen meine Hauptstütze sein."

Er hat wohl Recht, Furcht ist ein vollständig lähmendes Gefühl, aber auch dasjenige, über welches man am allerschwersten Herr wird.

Unsere Gebieterin scheint wirklich stolz darauf zu sein, daß sie eine der „Hauptstützen" in der Person ihrer Gesellschafterin zu dem Concerte liefert. Sie fühlt sich überhaupt unendlich wichtig in ihrer Eigenschaft als Directrice und glaubt, daß sie sich vollständig aufopfert, während ihre Anstrengungen in Wahrheit sehr imaginärer Natur sind und sie im Grunde nur den Namen dazu herleiht.

Also — übermorgen! Möge der Himmel geben, daß nicht ein unvorhergesehener, unberechenbarer Zwischenfall eintritt! Mein Herz fühlt sich, abgesehen von der Furcht, die mir das Concert einflößt, oft von einem dunkeln Gefühle der Ahnung niedergedrückt, von dem ich mich durchaus nicht frei machen kann.

Den 22. Januar.

Ich befinde mich heute in der seltsamsten Stimmung und Lage und bin der Meinung, Zenaïde Petrowna ist das undankbarste Menschenkind, welchem man in dieser wunderlichen Welt begegnen kann. Doch — mögen die Ereignisse für meine Vermuthung sprechen! Während des gestrigen Vormittags überlief es mich immer heiß und kalt, wenn ich an den Abend dachte, und wir hatten noch die Unbequemlichkeit zu überwinden, daß unsere letzte Probe erst am Abende von halb fünf bis sechs Uhr stattfinden konnte, weil man uns den großen Saal nicht früher einräumte. Nach meiner Rückkehr aus der Probe blieb mir gerade soviel Zeit, meine Toilette machen zu können. Als ich in den Concertsaal trat — man hatte bereits angefangen — und mit dem Blicke die sechshundert geputzten Menschen überflog, die ihn bis in den fernsten Winkel füllten, wurde mir recht bange um's Herz.

Meine Nummer war die dritte des Programms. Fünf Minuten vorher trat Hirschfeldt zu mir, bot mir den Arm und führte mich in ein Nebenzimmer.

„Vier Minuten," sagte er, seine Uhr herausziehend, „gebe ich Ihnen jetzt zu den letzten Vorbereitungen."

„Und die sind?" fragte ich gespannt.

Er ließ lächelnd den Blick über mich hingleiten, über mein hübsches weißes Musselinkleid, welches, überall mit himmelblauer Seide eingefaßt, reichlich mit Schleifen von demselben Stoffe und einer ebensolchen breiten Schärpe verziert war.

„Diese Vorbereitungen bestehen darin," lautete seine Erwiderung, „daß Sie noch einmal jede Schleife zurechtzupfen, daß Sie sich fest vornehmen, nicht ein einziges Mal das Publicum anzusehen, und daß Sie überhaupt sich vollständig sammeln."

Ich möchte nicht eben behaupten, es sei der mir so nöthigen Sammlung sehr förderud gewesen, daß ich in diesem Augenblicke gerade das schöne Antlitz mit nahe gegenüber erblickte, aus dem ein ermuthigender, freundlicher Ausdruck mich herzgewinnend anlächelte, aber ich legte mir im Stillen das Gelübde ab, daß ich mich meinem Lehrmeister keine Schande machen wolle, und wenige Secunden später betrat ich an seiner Hand die Estrade. Wie ich an das Instrument gekommen bin, davon weiß ich Nichts mehr, nur wie ein nebelhaftes Traumbild schwebt mir die unklare Erinnerung vor, daß ich oben war, allen Blicken ausgesetzt, daß eine bunte verworrene Masse vor meinen Augen auftauchte und wieder verschwand, aus der ein Geräusch vieler klatschenden Hände zu mir herausschallte, und daß ich als Revanche ein Compliment machte. Recht zur Besinnung kam ich erst wieder, als ich, am Flügel sitzend, meine Handschuhe auszog; Hirschfeldt, der an dem andern Instrumente Platz genommen hatte, gab mir mit dem Kopfe ein Signal und — fort ging es. Nun muß ich gestehen, daß etwas Wunderbares sich zutrug; ich hatte nicht die leiseste Anwandlung von Furcht, nicht einmal von Befangenheit, und die glückliche Folge davon war, daß es vortrefflich ging bis an's Ende, wo ein wahrer sich mehrmals wiederholender Beifallssturm losbrach, unter dessen Nachhall ich an des Capellmeisters Hand die Estrade wieder verließ.

Es war ein unbeschreiblicher Moment, und ich kann wohl behaupten, daß ich mich in demselben vollkommen glücklich fühlte.

Digitized by Google

Auch die übrigen Pieçen gelangen nach Wunsch; wir rissen in den Ensemblestücken die Unsicheren mit fort, und unser Erfolg wurde von allen Seiten anerkannt.

Herr Beseboßki schwamm in einem Meere von Entzücken; und legte durchaus Beschlag auf den Platz an meiner Seite und sagte mir so viele närrische Dinge, daß ich mich nicht erinnere, seit langer Zeit so herzlich gelacht zu haben. Zenaïde Petrowna erntete neben der Gouvernante wohlfeil erlangten Ruhm, und weil sie ihn voller Selbstgefälligkeit und anscheinend in heiter Laune hinnahm, achtete ich auch nicht darauf, daß sie sich beim Nachhausehohen sehr einsilbig verhielt. Ich nahm ihr Schweigen für Abspannung, und erst als beim Gutenachtsagen Olga mir mit eigenthümlicher Betonung zurief: „Möge Ihnen der heutige Tag recht wohl bekommen, Fräulein Helene!" berührten mich diese Worte fatal, wie ein unheilverkündender Enkenruf.

Ich schlief trotzdem in dieser Nacht vortrefflich, da es nach dem glücklich überstandenen Concerte wie eine wohlthuende Ruhe über mich gekommen war. Heute Morgen begab ich mich in heiterster Stimmung zum Frühstück, nichts anderes erwartend, als daß die Erlebnisse des gestrigen Abends in gemüthlicher Weise dabei die Unterhaltung bilden würden. Das war jedoch eine Täuschung. Unsere Gebieterin befand sich in der allerschlechtesten Laune und machte ein Gesicht, als ob sie sich darauf vorbereite, allen Leiden dieses mühevollen Erdendaseins in kürzester Frist zu erliegen. Sie hielt fortwährend ihre Zofe, welche mit geängstigter Miene an der Thür stand, in Bewegung, indem sie sich einmal ihr Taschentuch bringen ließ, dann wieder ihr Flacon oder ein Glas Wasser, an welchem sie in hinsterbender Schwachheit nippte.

Da ihr Zustand — wahr oder erheuchelt — sich durchaus nicht ignoriren ließ, wagte ich endlich die Frage, ob Zenaïde Petrowna leidend sei, und diese unglückliche Frage schien das Tröpfchen zu sein, durch welches das Faß zum Ueberströmen gebracht wurde. Sprechen konnte die Dame noch, obgleich dies eben zweifelhaft genug erschienen war, aber die Worte flossen nicht wie Honigseim von ihren Lippen, sondern wie Galle. Sie erklärte sich für angegriffen bis zum Sterben, aber es ließe sich auch gar nicht anders erwarten, fügte sie hinzu, da die Verderbtheit der menschlichen Natur geradezu entsetzlich sei; man müsse immer wieder einsehen, daß man in unwürdiger Weise hintergangen werde, und daß sei vollständig entmuthigend, wenn es von Personen ausgehe, denen man Vertrauen geschenkt habe.

Ich war eben im Begriffe, vollkommen arglos zu fragen, wer denn so unglücklich gewesen sei, sich in solchem Grade gegen unsere Gebieterin zu verfündigen, als von ungefähr mein Blick demjenigen Olga Nikolajewna's begegnete, der mit einer Art triumphirenden Hohnes auf mich gerichtet war. Sie senkte ihn augenblicklich und rührte, während sie in ihrer geräuschlosen, jetzt freilich sehr wenig angebrachten Weise lachte, eifrig ihren Thee um, aber getänscht hatte ich mich nicht und sofort begriff ich Alles. Zenaïde Petrowna's Lamentationen waren ebenso viele auf mich gemünzte Anspielungen, und als Iwan Alexandrowitsch, auf den die Launen seiner Gemahlin zwar sonst keinen allzu tiefen Eindruck machen, der sich aber bei der herrschenden Verstimmung langweilte und darum verdrießlich war, sich entfernt hatte, begann sie in wahrhaft ungemessener Weise die Schalen ihres Zornes über Hirschfeldt auszugießen. Sie nannte ihn einen Unsinnigen, der es wage, seine Blicke zu hoch über ihm stehenden Damen zu erheben, der nichts als Unheil anrichte und für seine Unverschämtheiten eine exemplarische Züchtigung verdiene. Sie werde nächstens mit dem Gouvernenr oder dem General Adrianoff sprechen, welchen, da Hirschfeldt als Regimentscapellmeister im Staatsdienste stehe, es eine leichte Sache sein würde, ihn nach einem fernen Gouvernement versetzen zu lassen oder ihn gar nach Sibirien zu schicken, wenn er es zu arg treibe.

Ich hätte des Himmels Einsturz eher erwartet, als daß gerade heute, unmittelbar nach dem gestrigen Erfolge, Madame ihren bisherigen Gönstling so total fallen lassen würde. Mein Erstaunen war so groß wie mein innerlicher Schreck und meine Entrüstung. Aber da ich nicht zu Hirschfeldt's Vertheidigerin berufen bin, da die Beschuldigungen sich immer in allgemeinen Anspielungen hielten und ich wußte, Widerspruch würde die Sache nur verschlimmern, schwieg ich beharrlich auch dann, als unsere Gebieterin anfing, anzügliche Bemerkungen über Zwischenträgerinnen einzuflechten. Ich hielt es für das Klügste, hartnäckig nicht zu verstehen, an wen hier gedacht sein könne, und wie an jedem anderen Morgen meine gewohnten Beschäftigungen vorzunehmen.

Der ganze Tag entsprach in seinem Verlaufe leider dem Morgen und war faſt unerträglich. Wollte ich vorspielen, so sagte Madame, daß die Migräne, welche sie quäle, sie verhindere, zuzuhören. Nahm ich meine Stickerei, so machte das Anfziehen der Faden sie nervös, und fragte ich, ob ich ihr vorlesen dürfe, so erklärte sie die Lectüre für zu anfregend. Zwischendurch flocht sie stets wieder ihre malitiösen Bemerkungen ein, aber ich that ihr nicht den Gefallen, auch nur ein Wort darauf zu erwidern, sondern behandelte die Sache hartnäckig, als ob sie mich in keiner Weise berühre. Wohl zu Muthe war mir freilich nicht bei diesem Zustande, denn ich mußte mir am Ende sagen, daß dies mehr bedeute als eine der gewöhnlichen Launen Zenaïde Petrowna's, und daß ich nicht allzu lange im Stande sein werde, die verborgenen Angriffe zu ertragen und meinen Freund schmähen zu hören. Ich war also von Herzen froh, mich in gewohnter Weise nach dem Diner eine Weile in mein Zimmer zurückziehen zu können. Ich wandelte ruhelos darin auf und ab, indem ich mir ohne Aufhören den Kopf zermarterte, um den Grund dieser plötzlichen Ungnade unserer Herrin zu entdecken, da ich mir doch einbildete, wir, Hirschfeldt und ich, hätten gestern ein wenig ihren Dank verdient. Aus den fruchtlosen Grübeleien wurde ich durch das Erscheinen meines Mädchens aufgestört, welches plötzlich eintrat und sich in einer Weise mit meiner Garderobe zu schaffen machte, in der ich alsbald einen Vorwand erkannte für ihr mir in der That jetzt lästiges Erscheinen.

Masche mochte bemerken, daß ich ihr Thun mit ungeduldigen Blicken verfolgte — „Fräulein Helene —", begann sie zu mir hintretend und zupfte verlegen an ihrer kleinen weißen Schürze.

„Was giebt's, Masche?" fragte ich ungeduldig. „Doch ich erinnere mich, es ist heute der Tag des heiligen Timofei — möchtest Du vielleicht den Namenstag Deines Vaters mitfeiern und die Pirogę zu Hause essen, dann theile mir nur möglichst rasch Dein Begehren mit!"

Die Gefragte schüttelte den Kopf, sah mich aus ihren schräg geschnittenen Augen offenbar ängstlich an und erwiderte stockend: „O nein, Fräulein Helene, es handelt sich um etwas ganz Anderes."

Ich hatte also recht gerathen — es handelte sich wirklich um Etwas. „Masche," nahm ich wieder das Wort, „hast Du mir eine Bitte vorzutragen, in welcher Art es auch sei, oder hast Du irgend eins meiner Sachen verdorben, so sage es offen heraus, nur quäle mich nicht lange mit unnützen Vorreden! Ich habe keine Zeit, sie anzuhören."

Wer beschreibt jedoch mein Erstaunen, als nach diesen wohlgemeinten Worten das Mädchen plötzlich in Thränen ausbrach, sich vor mir niederwarf und begann mein Kleid zu küssen. „Fräulein Helene," schluchzte sie dabei, „versprechen Sie mir fest, daß Sie mich nicht verrathen wollen, so —"

Hier unterbrach sie sich wieder, um mein Kleid zu küssen, weinte und erging sich in Bitten und Betheurungen. Ich hatte Mühe, sie so viel zu beruhigen, daß sie mich vernünftig anhörte, und mir wurde bei ihrem Beuehmen ganz wunderlich zu Muthe. Masche ist eine kleine gute Person, die mir stets treu gedient und mir nicht die mindeste Ursache gegeben hat, ihr zu mißtrauen. Daß jetzt etwas ganz Ungewöhnliches sie in solche Aufregung versetzte, war unverkennbar, und ich gab ihr nach einigem Ueberlegen mein Wort, von Allem, was sie mir anvertrauen würde, nichts zu verrathen. Das wirkte endlich so viel, daß ich sie dazu brachte, wieder im Zusammenhange zu reden, und nicht ohne Mühe gelang es mir, sie zur Erzählung folgender Thatsachen zu veranlassen.

(Fortsetzung folgt.)

„Musikalische Studienköpfe",
nicht von La Mara, aber von Julius Adam in München.

Spiritistischer Gespenster-Humbug in der neuen Welt.

Es ist interessant zu beobachten, wie der eingeborene Amerikaner, der so gern mit bedauerndem Achselzucken vom Aberglauben der alten Welt redet, selbst eifrig bemüht ist, mit seinem Gemüthe und seiner Phantasie aus der puritanischen Oede seiner religiösen Anschauungen in die Regionen des Uebersinnlichen zu flüchten, um dort einige Entschädigung für diese vernachlässigten Geistesanlagen zu finden. Die gebildete Minorität hält sich in Amerika, wie überall, vom groben Aberglauben fern, und es ist hier deshalb nur von der großen Masse des Volks die Rede, welches durch die eigenthümliche Kargheit seines religiösen und inneren Lebens überhaupt, sowie die praktische Einseitigkeit seiner äußeren Existenz von einem heiteren Gemüthsleben ausgeschlossen wird. Aus diesem Grunde fehlen rationelle Vergnügungen, ein für die gesunde Entwickelung des Volkslebens so wichtiges Element, in Amerika zur Zeit noch ganz, aber man kennt dafür die aus diesem Mangel entspringende Langeweile, welche die arbeitenden Classen befällt, wenn ihnen in Feierstunden nicht die nöthige, noch so einfache Erholung geboten wird. Der Sonntag wird dem Amerikaner durch seine religiösen Vorurtheile gänzlich verkümmert, denn das Heitere und Angenehme, meint er, sind Schlingen, in welche der Böse arglose Menschenkinder zu ihrem Verderben lockt. Abridien läßt sich im Menschengeist nun aber das natürliche Verlangen nach dem Schönen, Heiteren und Guten nicht, und so treibt unwillkürlich die Langeweile zu Grübeleien, an denen die Vernunft wenig Antheil hat, bei denen aber Phantasie und Gemüth ihre verkümmerten Rechte geltend machen und meist den Grübler mit überzeugender Wärme in Gebiete fortreißen, in die zu folgen sich die gesunde Vernunft und das gebildete Urtheil entschieden weigern.

Aus dieser künstlichen Starrheit entwickelte sich vor ungefähr zwanzig Jahren die Geisterklopferei und brach sich zündend Bahn bis in die entferntesten Winkel der Union; alle Confessionen beeilten sich, ihre Beziehungen zur Geisterwelt herzustellen und auf's Dauerndste durch kräftige Vermittler, „Medien“ genannt, zu befestigen. Man rückte und klopfte Tisch nach Herzenslust. Die Umwissenden, und leider auch Viele, von denen man Besseres erwarten konnte, schwelgten in dieser Aufregung, und die Charlatanerie beutete aus, was die Dummheit etwa auszunützen unterlassen hatte. Bekanntlich durchlief dieses Phänomen verschiedene Stadien. Zuerst blieb es beim Tischrücken und -klopfen, dann sing man an, als Medium zu schreiben und zu wahrsagen; bald darauf waren die unsichtbaren Geister auf's Lebhafteste gegenwärtig, hohen Tische, Pianos, selbst Menschen vom Erdboden in die Höhe und spielten sogar allerlei Instrumente. Darauf ließen sich ganz vernehmlich Stimmen der Geister hören; nun dauerte es nicht mehr lange, und man konnte die Gespenster schon photographiren. Den Höhepunkt erreichte jedoch in jüngster Zeit dieser Schwindel in der Verkörperung der Geister oder der „Materialisation“, wie der hiesige Kunstausdruck heißt, ein Proceß, der stufenweise, indem die Geister vom Medium die nöthige Lebenskraft entlehnen, um auf Augenblicke in ihrer einstigen körperlichen Gestalt zu erscheinen. In England und Amerika ist der Humbug in dieser Beziehung auf's Vortheilhafteste thätig gewesen.

Im Staate Vermont hat seit einiger Zeit eine Familie Eddy durch ihre groben Kunststücke die Gläubigen in Erstaunen gesetzt, während in Philadelphia ein Ehepaar Holmes das Publicum mit seinen Geistervorstellungen in Aufregung hielt, bis der Berichterstatter einer dortigen Zeitung den Monate lang getriebenen Betrug entlarvte und die Gläubigen beschämte, indem das ganze Verfahren durch eine der Betheiligten eidlich vor Gericht bloßgestellt wurde und damit der raub- und bandlos gewordenen Phantasie einstweilen wieder Schranken gezogen wurden.

Ich lasse hier eine Person selbst reden, die sich längere Zeit einem glaubenskühnen Publicum als verkörperten Geist präsentirte. Folgende Aussage wurde beschworen und unterschrieben von dem Ehrbaren W. H. Hanna, Richter des Weisengerichts, und von glaubenswürdigen Zeugen bestätigt. Also lassen wir das Exgespenst reden:

„Ich bin im Staate Massachusetts geboren und werde dem Publicum gegenüber ‚Katie King‘ heißen, da mein wahrer Name Niemand von Interesse sein kann. Im März 1874 miethete ich in der Nord 13. Straße in Philadelphia ein Haus mit der Absicht, eine Pension zu eröffnen, wurde aber beim Ankaufe der Möbel, die ich mit dem Hause übernahm, so belrogen, daß ich sie einbüßte und nach einigen Wochen mein kaum eröffnetes Haus schließen mußte, da ich fast all mein baares Geld bei diesem Handel verloren hatte. Während dieser Zeit wurde ich mit Herrn und Frau Nelson Holmes bekannt, die, eben aus England zurückgekehrt, bei mir logirten. In meiner schlimmen Lage schlugen sie mir vor, ich solle ein anderes Haus miethen und es mit dem Wenigen, was ich noch habe, möbliren. Sie wollten dann auch ferner bei mir in Pension bleiben und mir mit der Miethe aushelfen. Ich ging auf diesen Vorschlag ein. Wir miethelen ein Haus; die Zimmer im zweiten Stocke behielten sich Herr und Frau Holmes vor, und hier fingen sie an, ihre berühmt gewordenen ‚Geisterfixigungen‘ zu halten, obgleich Katie King, die ihnen diese Berühmtheit verschaffte, aus guten Gründen erst später auftrat. Sobald wir das neue Haus bezogen, wurde sogleich ein Cabinet eingerichtet, in welchem sich die Geister ‚verkörpern‘ sollten. Dieses Cabinet war im hintern Zimmer, wo die ‚Sitzungen‘ gehalten wurden, und bedeckte im Dreieck die in der Ecke befindliche Eingangsthür zum hintern Zimmer, das Herrn und Frau Holmes als Schlafzimmer diente. Besagtes Cabinet war inwendig mit schwarzem Zeuge ausgeschlagen und mit einer Thür zum Gebrauche des Mediums, die in's Vorderzimmer führte, versehen; auch waren zu beiden Seiten derselben zwei kleine Fenster, etwa sechs Fuß über dem Fußboden, angebracht, die gleichfalls mit schwarzen Vorhängen verwahrt wurden, denn zu viel Licht ist diesen Vorstellungen gefährlich.

Die Kundgebungen des Mediums, Frau Holmes, fingen gewöhnlich mit den bekannten ‚dunkeln Sitzungen‘ an. Doch ehe das Zimmer verdunkelt wird, läßt sich das Medium von den Anwesenden das Versprechen geben, sich den nöthigen Bedingungen zu fügen, die darin bestehen, daß man sich gegenseitig ‚bei den Händen halten, möglichst still sitzen und die Füße nicht zu weit vorstrecken soll‘. Es muß ganz still sein; zu reden ist nicht erlaubt, nicht einmal zu flüstern. Fran Holmes, die bei diesen Vorstellungen die Hauptrolle spielte, forderte gewöhnlich Jemanden unter den Anwesenden auf, ihr die Hände nach Gutdünken mit einem Seile zu binden, und war ein Ungläubiger zugegen, so nahm er gewöhnlich die Aufforderung an. War Alles bereit, so setzte sie sich an einen Tisch, der an der einen Seite des Zimmers fest gegen die Wand stand; auf diesem Tische befanden sich Guitarren, gewöhnliche Tischklingeln, Castagnetten ꝛc. Das Zimmer wurde dann vollständig verdunkelt; die Vorstellung begann mit Gesang, in den man die Anwesenden einzustimmen hat. Manchmal wurde auch eine Strohflebel oder ein sonstiges Instrument zur Eröffnung der Sitzung in Anwendung gebracht.

Bald nach Beginn der Musik läßt sich unter den Instrumenten auf dem Tische eine große Störung wahrnehmen, und der erste Geist, der sich hören läßt, ist ‚Dick‘, ein vor dreizehn Jahren im Marinehospital verstorbener Matrose. Dick spielt auf der Guitarre, schellt mit den Klingeln, hängt die Castagnetten einem der Anwesenden um den Hals und begeht viele andere Mogeschmacktheiten. Dann kommt ‚Rosa‘, die sagt, sie gehöre dem Stamme der Cholkum-Indianer an, sei vor dreizehn Jahren im fünften Lebensjahre von Blitze erschlagen worden und bei ihrem Tode nur achtzehn Zoll hoch gewesen. Man giebt an, daß Rosa das Medium magnetisire und sich dann ihrer Sprachorgane bediene, um das Publicum anzureden. Ihre ganze Unterhaltung ist im höchsten Grade lächerlich, ebenso wie die der folgenden Geister fast blödsinnig zu nennen ist und einem intelligenten Menschen geradezu Ekel einflößen muß. Eine sechszehnjährige Erfahrung im Bauchreden Seitens des Herrn Holmes erklärt alle diese Erscheinungen.

Nachdem diese Posse zu Ende ist, beginnt die ‚helle Sitzung‘. Herr Holmes versügt sich nun von innen durch eine vom Schlafzimmer aus angebrachte Geheimthür in's Cabinet und verriegelt die Thür nach dem Publicum. Nur ein sehr

schwaches Licht im entferntesten Theile des Zimmers beleuchtet die Scene, so daß die Züge der Anwesenden nicht zu erkennen sind; das Publicum singt wie vorher, und die Geistermusik ist hörbar. Nach einer kurzen Pause von fünf bis zehn Minuten wird einer der Vorhänge an den Gudfenstern bei Seite geschoben und das vorgebliche Antlitz eines Geistes erscheint und bringt gewöhnlich große Bewegung unter den Anwesenden hervor. Frau Holmes, die sich vor dem Cabinete befindet, bittet ganz unschuldig und mit großer Eindringlichkeit, man möge, wenn möglich, den Geist identificiren, denn „es freue die Geister, erkannt zu werden“. Diese Gesichter sind einfach Masken, die dutzendweise, für zehn Cents das Stück, angeschafft wurden. Man überzieht sie mit weicher Gaze und überhängt sie so, daß die Hand des Mediums verborgen bleibt und dieselben nach Belieben bewegt werden können. Dem Publicum wird gesagt, daß die „verkörperten Geister“ diese Schleier tragen, um das Gehirn zu schützen, und diese Erklärung genügt auch vollkommen. Die Gesichter sind nur auf Augenblicke sichtbar, weil die Verkörperung nicht länger andauern kann, und es ist eine merkwürdige Thatsache, daß kaum ein Gesicht erscheint, das nicht vollständig von Jemandem unter den dreißig bis vierzig Anwesenden erkannt wird.

Eines Tages, als wir uns über das Gelingen dieser Geistererscheinung unterhielten, warf Frau Holmes ein weißes Tuch über meinen Kopf mit der Bemerkung, ich würde eine gute Katie King abgeben. Katie King war die Tochter eines indischen Missionärs, die vor vielen Jahren in England starb, wo sie zur Zeit erzogen wurde, und deren Erscheinen bei einer Geistersitzung in London unter dem Präsidium der berühmten Florence Cook großes Aufsehen erregt hatte. „Gehen Sie einmal in das Cabinet und reden Sie das Publicum an!“ nöthigte mich Frau Holmes, „und sehen Sie zu, wie es glückt!“

Zuerst weigerte ich mich standhaft. Doch ich war allein in einer fremden Stadt, ohne Heimath außer der, welche ich mit dem Holmes'schen Ehepaare theilte. Geld hatte ich nicht, und meine Gesundheit war schwach. Was sollte ich thun? Man bot mir zwei Dollars für jede Vorstellung; ich gab endlich nach und entschloß mich aus Noth, die Rolle auf kurze Zeit zu übernehmen. Mein erstes Auftreten wurde für den 12. Mai festgesetzt. Ich mußte mir ein Gewand von seinem weißem Mousselin anschaffen, das bis zur Erde wallte. Es hatte lange weite Aermel und wurde von einem weißen Gürtel um die Taille gehalten. Dieses Costüm nebst einem langen weißen Schleier gab mir ein sehr ätherisches Ansehen. Mit „Magnoliabalsam“ — einer hier sehr beliebten Schminke — verlieh ich Gesicht, Armen und Händen eine Leichenblässe und konnte wohl als Geist erscheinen. Wie ich aus dem Cabinete heraus- und hineinging, wird später erzählt. Diesmal gelangte ich durch die Holmes'sche Kammer dahin.

Herr Holmes befand sich im Cabinet, und nachdem er einige Masken gezeigt, um die Stimmung zu steigern, zog ich leise einen der Vorhänge weg, und indem ich mein Gesicht sehen ließ, flüsterte ich kaum hörbar: „Guten Abend, Freunde!“ — Dann zog ich mich zurück und ließ den Vorhang fallen. Diese sprechende Erscheinung erregte große Sensation unter den Zuschauern; obgleich ich etwas aufgeregt war von meinem Debüt, hörte ich doch deutlich die verschiedenen Aeußerungen, die man darüber machte, z. B.: „Haben Sie es sprechen hören?“ — „Ich möchte wissen, wer es ist.“ — „Ich wollte, es käme wieder“ ꝛc. Frau Holmes, welche sich vor dem Cabinet im Publicum befand, war höchst zufrieden mit meinem Empfang und bemerkte, es müsse etwas Besonderes in Aussicht stehen, da die Geister den ganzen Abend von ihrer Kraft so stark gezogen hätten, um sich zu verkörpern, daß sie ganz erschöpft sei. Nachdem sich die Aufregung ein wenig gelegt hatte und mehrere Bitten laut wurden, ich möge doch wieder erscheinen, zog ich den Vorhang nochmals bei Seite und zeigte mich am Schalter, worauf gleich drei oder vier auf einmal riefen: „Wer bist Du? — Bitte, sage uns Deinen Namen!“ Ich antwortete flüsternd: „Ich bin Katie King, ihr Einfältigen.“ Diese und ähnliche unhöfliche Redensarten seien von Florence Coot in England bei derselben Erscheinung gebraucht worden, sagten mir Herr und Frau Holmes, deshalb sei es sehr wichtig, sie hier wieder anzuwenden, damit man glauben solle, ich sei der Londoner Geist. Die Aufregung des Publicums steigerte sich immer mehr, und schließlich fragte man auch: „Ist dies dieselbe Katie King, die in London bei Florence Coot erschien?“ Nach einigen Augenblicken kam ich wieder an's Fenster. Ich beantwortete die Frage: „Freilich ist es dieselbe, ihr Einfältigen,“ und nun stieg die Aufregung auf's Höchste. Ich verschwand alsbald, und das Medium erklärte, die Geister könnten nur einige Augenblicke verkörpert bleiben, wonach sie sich in's Cabinet zurückziehen müßten, um neue Kräfte zu sammeln. Als ich wieder kam, fragte mich ein Herr, wann ich zuletzt in London gewesen sei?

„Heute war ich bei einer Sitzung dort zugegen, Einfalt,“ erwiderte ich und ließ den Vorhang fallen. Herr Holmes bedeutete mir, daß ich für diesen Abend genug gesprochen habe, und ich trat sogleich meinen Rückzug durch's Hinterzimmer an, um meine Kammer im dritten Stock zu erreichen. Das Publicum ging bald darauf mit gegenseitigen Beglückwünschungen auseinander, daß die Verkörperung der Geister jetzt eine über alle Zweifel erhobene Thatsache sei.

Katie's erstes Erscheinen war also vollkommen gelungen, das Medium hoch erfreut und das Publicum befriedigt. Die Nachricht, daß ein Geist erschienen sei, verbreitete sich mit Blitesschnelle unter den Gläubigen, und so groß wurde der Andrang, daß die Zimmer die Schaulustigen nicht fassen konnten und viele abgewiesen werden mußten. Alles war nun im herrlichsten Gange. Katie durfte sich jetzt mit den Anwesenden unterhalten und erlauben, daß man sich einzeln näherte, um sie durch die Fensteröffnung zu betrachten, doch hielt sie sich in sicherer Entfernung, und nur einigen tief Eingeweihten wurden Privilegien zugestanden. Einem bekannten hiesigen Arzte wurde erlaubt, ihren Puls zu fühlen; von einer Dame nahm sie einen goldenen Ring zum Geschenk an, und Herrn O., einer in literarischen Kreisen bekannten Persönlichkeit, wurde gestattet, ihr denselben an den Finger zu stecken.

Jetzt, da Herrn O.'s Vertrauen gewonnen war, hielt man es an der Zeit, die Cabinetsthür zu öffnen, um den Geist in seiner ganzen Gestalt sehen zu lassen. Ich sing also damit an, die Thür auf Augenblicke zu öffnen, damit Alle mich sehen konnten, verließ aber das Cabinet noch nicht, sondern begnügte mich, mit den Händen so zierlich wie möglich zu grüßen. Da, wie schon gesagt, das Zimmer ziemlich dunkel, dagegen mein Schleier und Gewand, sowie Gesicht und Arme ganz weiß waren, kam schon eine geisterhafte Erscheinung zu Stande.

Frau Holmes erklärte, vor einiger Zeit Kundgebungen von dem Geiste einer Indianerin, Namens Saunten, erhalten zu haben. Ich mußte mir deshalb aus der Theatergarderobe einer Freundin den nöthigen Anzug verschaffen, färbte mein Gesicht und erschien zu rechter Zeit am Cabinetsfenster. Auf die Frage: „Wer bist Du?“ antwortete ich getrost: „Saunten.“ Frau Holmes zeigte sich sehr ergriffen und erstaunt und ließ ein erschrockenes „Ach Gott!“ hören. Ich hatte nach Indianerart eine Decke über meinen Anzug geworfen, die auch den Kopf bedeckte und unter dem Kinne gehalten wurde. Diesen Abend verließ ich das Cabinet mehrere Male und ging vor dem Publicum auf und ab, indem ich den Dialect der Indianer und deren Art nachahmte, so gut ich konnte. Darauf zog ich mich zurück, warf meinen Indianeranzug ab, erschien als Matrose und posirte auch dieser Verkleidung meine Aeußerungen und Bewegungen möglichst an. Auf die gewöhnliche Frage: „Wer bist Du?“ antwortete ich mit heiserer Stimme: „Kennt Ihr mich nicht? Ich bin Dick.“

Jeden Abend waren unsere Zimmer gedrängt voll und unser Publicum auf's Höchste gespannt, doch hielt man es für gerathen, die Sache nicht auf's Aeußerste zu treiben, sondern die herrschende Stimmung erst so viel wie möglich auszunutzen. Zu meinem Verdrusse schlug ein Herr vor, daß Alle, die es wünschten, sich dem Fenster nähern sollten, um sich von mir berühren zu lassen. Ich getraute mich nicht, dieses Verlangen abzuschlagen, doch zitterte ich für meine geistige Existenz, denn ich fürchtete, Jemand könne mich anpacken, und dann wäre es um mich geschehen. Einer der Herren bat, ich solle ihn küssen; ich antwortete sehr bestimmt: „Nein!“, that sehr zerknirscht, ließ den Vorhang fallen und verschwand, froh, eine Entschuldigung zu haben, den Rest des Abends für mich zubringen zu können.“

Soweit die Enthüllungen der Dame selbst. Die weitere Entdeckung des Schwindels geschah durch einige nicht ganz Gläubige unter Leitung des besagten Berichterstatters, die den ver-

Digitized by Google

schwindenden Geist eines Tages verfolgten, die verschiebbare Thür im Cabinete entdeckten und schließlich den Spuren des Geistes selbst bis in sein Schlafzimmer im dritten Stock nachgingen, wo er ihnen dann auch bald recht höflich Rede stand und sich zu obigem Protocoll verstand.

Die junge Person, die mit so viel Grazie und Geschick diese Rolle spielte, soll hübsch und anmuthig und dabei von sehr zarter Gesundheit sein; sie ist Wittwe und hat ein Kind und eine alte Mutter zu ernähren. Sie verstand sich nur aus Noth, wie sie ferner aussagte, zu diesem äußersten Schritte, der ihr großen Kummer und viele Thränen verursachte, da sie sich des groben Betrugs völlig bewußt war.

Merkwürdig ist aber, daß das Holmes'sche Ehepaar unter seinen Anhängern bekannte und bedeutende Namen zählt, die sich öffentlich zu diesem Geisterglauben bekennen, zwar in diesem Falle den Betrug zugeben, aber dennoch von der „Verkörperung der Geister" fest überzeugt sind.

Hier in Boston allein hat das Geisterwesen zwei Organe, „Banner des Lichts" und „Geister-Forscher", die ganz den Besprechungen und Kundgebungen über diesen Gegenstand gewidmet sind und sich rühmen, daß die Hochster Geisterklopferei und die Verkörperung der Geister von Amerika aus über die ganze Welt verbreitet worden sind.

M. W.

Franzosen und Französinnen.

Von Ludwig Kalisch.

II.

Indem ich meine in Nr. 12 dieses Blattes unter obigem Titel begonnenen Studien hiermit nach längerer Unterbrechung wieder aufnehme, möchte ich zuerst auf einen bezeichnenden Zug im französischen Charakter hinweisen:

Bei aller Heißblütigkeit, bei allen leidenschaftlichen Aufwallungen besitzt der Franzose doch einen sehr klaren, praktischen Verstand. Das Unklare, das Undeutliche, das Verworrene ist ihm zuwider. Ist aber Klarheit eine hervorragende Eigenschaft des französischen Geistes, so bildet Heiterkeit den Grundzug des französischen Temperaments. Der Franzose faßt das Leben mit nunterem Sinne auf, mit jenem „esprit gaulois", den er als ein vorzügliches Erbe seiner gallischen Urahnen betrachtet, und ist bei Weitem geneigter, über die Schwächen und Gebrechen der armen Menschheit zu scherzen und zu lachen, als darüber Thränen des Jammers zu vergießen. Er schnollt sich nicht gern den Kothurn an und liebt die hochgeschürzte Thalia bei Weitem mehr, als die streng drapirte Melpomene. Die französische Tragödie ist mit wenigen Ausnahmen conventionell, kalt, declamatorisch; die komische Bühnenliteratur der Franzosen, von der Posse bis zur vollendeten Charakterkomödie, ist voll Leben und Naturwahrheit. Ja, die Franzosen sind unter allen modernen Völkern das einzige, das eine wahrhaft komische Bühne besitzt und dieselbe unausgesetzt mit neuen Hervorbringungen versieht.

Selbst im hohen Greisenalter verliert der Franzose nicht den heitern Sinn. Er sieht nicht, wenn die Jahre seinen Scheitel gebleicht und tiefe Furchen in seine Stirn gegraben, schmollend und grollend auf die freudige Jugend. Er nimmt vielmehr gern Theil an ihren Belustigungen und äußert sein Mißfallen, wenn er junge Leute mit kalten Gesichtszügen sieht. Nichts ist ihm überhaupt verhaßter, als die „morgue", als das sauertöpfische Wesen. Er glaubt, daß, wer nicht mit Anderen lacht, auch nicht mit Anderen fühlt, daß man das Herz eines Menschen nicht erschüttern kann, der sich das Zwerchfell nicht erschüttern läßt. Nirgendwo findet man frischere, lebensfrohere, jugendlichere Greise als in Frankreich, und nirgendwo erhalten sich hohe Greise in solch rastloser Thätigkeit. Ingres hat noch als hoher Achtziger an seiner Staffelei geschaffen; Auber hatte beinahe das Alter von neunzig Jahren erreicht, ohne seiner Muse zu entsagen oder in seiner Unterhaltung an Anmuth, Witz und Lebhaftigkeit etwas zu verlieren; dem achtundachtzigjährigen Guizot hat nur der Tod die emsige Feder aus der Hand reißen können, und Thiers, ein tiefer Siebenziger und der französischste aller Franzosen, setzt durch seine unermüdliche Rührigkeit und den Zauber seines Gespräches die reiche Schaar seiner Freunde und Widersacher in Erstaunen. Ich weiß nicht, ob sich die Jugendfrische durch Thätigkeit erhält, oder ob diese durch jene aufgenommtert wird. Wahrscheinlich wirken beide wechselseitig auf einander. So viel ist indessen gewiß, daß, wenn der Franzose selbst im Greisenalter sich eine jugendliche Heiterkeit bewahrt, er dies zum großen Theile dem Umgange mit den Frauen verdankt, welchem er in keiner Altersstufe entsagt, ja, ohne welchen er gar nicht leben kann. Und hier erlaube mir der Leser, etwas anzuholen und eine Lanze für die Französinnen zu brechen!

Die armen Französinnen! Wie verkehrt, wie ungerecht werden sie im Auslande beurtheilt! Die sogenannte kleine Pariser Presse, die meisten Stücke des jüngeren Alexander Dumas und dessen Nachahmer, die Romane Feydeau's und vieler Anderer haben nicht wenig zu dieser ungerechten Beurtheilung außerhalb Frankreichs beigetragen, und die Fremden, die eine Vergnügungsreise nach Paris machen, suchen dort meistens nur solche Bekanntschaften, durch welche sie keineswegs in den Stand gesetzt werden, ihr Urtheil zu berichtigen. Auf dem Asphalt der Boulevards und den öffentlichen Belustigungsplätzen kann man doch eben die weibliche Jugend nicht kennen lernen. Auch sind es nicht immer Französinnen, die aus der Galanterie ein Geschäft machen. Das Contingent zur Pariser Halbwelt liefert die ganze Welt, und was die kleineren Weltfractionen betrifft, so sind dieselben in Paris nicht zahlreicher als in andern großen Städten. Dem sei aber, wie ihm wolle, wer nur einigermaßen die Geschichte Frankreichs kennt, weiß, welche bedeutende Rolle das Weib in dieser Geschichte spielt.

Fast auf jedem Blatte der politischen und Culturgeschichte Frankreichs begegnet man einem ausgezeichneten Weibe. Heloise, Laura, Jeanne d'Arc, Jeanne Hachette, Madame Roland, Lucile Desmoulins sind unvergängliche Namen. Madame Dacier ist in der Gelehrtenwelt, Madame Vigée-Lebrun in der Kunstwelt bekannt genug, und die Schriften der Madame de Sévigné und der Madame de Staël gehören zu den französischen Classikern. Doch sprechen wir von der Gegenwart! Die greise George Sand ist noch immer in schriftstellerischer Thätigkeit, und die Werke Rosa Bonheur's und Henriette Browne's zieren die besten Kunstsammlungen. Freilich sind diese zwei Künstlerinnen die vorzüglichsten, sie sind aber durchaus nicht die einzigen in der französischen Malerschule der Gegenwart. Wer einen Blick in den Katalog der alljährlichen Pariser Kunstausstellung wirft, wird in demselben unzählige Frauen durch größere oder kleinere Werke vertreten finden, und was Muth, Aufopferungsfähigkeit, Gutherzigkeit und ergebungsvolle Ausdauer in unsäglichen Entbehrungen und Leiden betrifft, so hat das französische Weib im jüngsten Kriege und besonders während der Belagerung von Paris mit Recht allgemeine Bewunderung erregt.

Die Franzosin fühlt und empfindet nicht wie das deutsche Weib; sie steht aber keineswegs unter diesem. Vergleicht man die mittleren Schichten der französischen Bevölkerung mit der deutschen, so muß man gestehen, daß in dieser das Weib viel unterrichteter ist als in jener; hingegen hat man auch anzuerkennen, daß die Frauen des französischen mittleren Bürgerstandes thätiger sind als die des deutschen. Dies gilt besonders von Paris und den größeren Provinzialstädten. Die Franzosin theilt mit ihrem Gatten die Arbeit, ja nicht selten übernimmt sie die größere Hälfte, und die Arbeit beginnt oft am frühen Morgen, um erst gegen Mitternacht, oder sogar nach Mitternacht, zu enden, wie dies der Fall in den unzähligen Kaffeehäusern ist, die nicht vor ein Uhr Morgens geschlossen werden und in denen Frauen an der Casse sitzen und die Bücher führen. Sie hält es auch nicht unter ihrer Würde, die geringsten Hausmagddienste zu verrichten. Gar manche Frau, die während des Tages in hübscher Toilette den Kunden die Handschuhe anmißt, steht am frühen Morgen in Holzschuhen mit dem Besen in der Hand,

Digitized by Google

oder putzt mit einem großen Waschschwamme die Auslogeschreiben. Dabei ist sie außerordentlich, gesprächig, liebenswürdig und verliert selbst den unangenehmsten Kunden gegenüber niemals die Geduld. Sie hängt ebenso treu an ihrem Gatten wie irgend eine Deutsche oder Engländerin, und man irrt sehr, wenn man glaubt, daß in Frankreich das Familienleben so sehr zerrüttet sei. Freilich in Paris ist dasselbe in gewissen Classen locker genug; allein nach diesen Pariser Classen darf man das französische Familienleben im Allgemeinen durchaus nicht beurtheilen.

Wie sich die Franzosen von den Deutschen und Engländern unterscheiden, so unterscheidet sich natürlich die französische Familie von der englischen und deutschen, ohne deshalb weniger achtungswürdig als diese zu sein. Ich habe während meines mehrjährigen Aufenthaltes in England viel, ich kann sogar sagen fast ausschließlich mit englischen Familien verkehrt. Ich habe in englischen Häusern die zuvorkommendste Gastfreundschaft gefunden und werde die Erinnerung an dieselbe auf's Dankbarste bewahren. Gewiß, das englische Familienleben hat sehr viel Vorzüge, allein es ist kalt und monoton. In einer englischen Familie wird ebenso viel gegähnt wie gesprochen und sehr oft weniger gesprochen als gegähnt. Schweigsam von Natur, verbannt der Engländer die ergiebigsten Stoffe aus der Unterhaltung. Ein Ausländer, der in einer englischen Familie über Religion oder über Ehever hältnisse spricht, begeht schon ein großes Wagstück, und spricht er darüber nicht mit der äußersten Vorsicht und mit der allerrücksichtsvollsten Schonung englischer Zustände, so wird man ihn nicht lange die Gastfreundschaft angedeihen lassen. Der Franzose ist eitel und hört sich gern loben; der Engländer ist stolz und hört sich nicht gern tadeln. Es ist aber unangenehmer, einen gerechten Tadel unterdrücken zu müssen, als etwas Weihrauch zu spenden. Die Eitelkeit, die einen Werth auf unsere Anerkennung legt, behagt uns mehr als der Stolz, der unser Urtheil kalt abweist.

Die englische Prüderie, eine häßliche Stiefschwester der Schamhaftigkeit, zwingt die gesellige Unterhaltung in einen sehr eng umschriebenen Kreis und giebt derselben etwas Steifes, Gezwungenes, an welches der Engländer gewöhnt ist, der Ausländer sich aber nur schwer gewöhnt. Mit einem Worte: dem englischen Familienleben fehlt die Anmuth; in der französischen Familie fehlt sie selten.

Es war mir einst vergönnt, einige Zeit auf dem Lande im Hause einer legitimistischen Familie zuzubringen. Drei Generationen waren in dieser Familie vertreten. Die Großmutter, die Herrin des Hauses, theilte dasselbe mit ihrer Tochter und deren Gatten und mit den bereits herangewachsenen Enkelkindern, unter welchen sich ein sehr hübsches Mädchen befand. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß die Familie sehr fromm war. Die Matrone ging jeden Morgen zur Kirche, und an der Tafel saß fast täglich ein Geistlicher; sehr häufig wurden deren zwei eingeladen. Dessen ungeachtet war das Gespräch heiter; die Geistlichen trugen sogar nicht wenig zur Belebung desselben bei. Der katholische Geistliche ist auch in Deutschland in vielen Gegenden ein viel angenehmerer Gesellschafter als der protestantische, und in Frankreich ist er es noch mehr als in Deutschland. Er ist kein Griesgram und nimmt, soweit es seine Stellung nur immer zuläßt, an den geselligen Zerstreuungen den lebhaftesten Antheil. Statt die Augen zu verdrehen, drückt er sie oft zu, und verlangt er, daß man seinen Stand schone, so fühlt er sich auch verpflichtet, durch keinen Mißton die Geselligkeit zu stören. Die Unterhaltung stockte auch niemals. Während Abends die Damen sich mit Stickerei beschäftigen, in der, beiläufig gesagt, die Lilien vorherrschten, trug Jeder seinen Theil zum Gespräche bei, welches, ob ernst, ob scherzhaft, stets natürlich und ungezwungen war. Die Tafel war vortrefflich, wenn auch just von keinem besonders Luxus. Sie brachte mich indessen einige Male in Verlegenheit. Freitags nämlich enthielt sich die Familie der Fleischspeise, während für mich allein eine solche aufgetragen ward. Ich wagte keine Bemerkung. Als ich jedoch, im Hause vertrauter geworden, mich einst mit der ehrwürdigen Matrone allein befand und mir eine Anspielung auf die Ausnahmsschüssel erlaubte, sagte die Dame:

„Mein Herr, Sie waren so freundlich, unsere Gastfreundschaft anzunehmen, und ich bin überzeugt, daß Sie bei uns gar manche Bequemlichkeit entbehren, an die Sie in Ihrer Behausung gewöhnt sind. Das läßt sich nun nicht ändern. Wir wollen aber durchaus nicht Ihre Lebensweise stören, wo wir im Stande sind, dieselbe unverändert zu erhalten. Wir wissen, daß Sie weder unsere religiöse noch politische Ueberzeugung theilen, daß Sie aber diese Ueberzeugungen achten, und so gering auch unsere Gastfreundschaft sein mag, lassen Sie sich dieselbe gefallen, wie wir sie Ihnen bieten!"

Besagte Schüssel wurde nach wie vor servirt und genoß nicht mehr die Ehre, irgend eine Bemerkung zu veranlassen.

Fühlte ich mich nun in diesem Hause von der liebevollen Hochachtung der Kinder gegen die Eltern, von der Liebenswürdigkeit der Eltern gegen die Kinder sehr angemuthet, so gewährte mir die Beziehung zwischen Herrschaft und Dienerschaft die lebhafteste Befriedigung. Hier war einerseits nichts von mürrischem, hochmüthigem Gebieten und andererseits nichts von kriechendem Gehorsame wahrzunehmen. Die Herrschaft behandelte das Hausgesinde mit freundlichem Wohlwollen, ohne sich dabei den Schein besonderer Herablassung zu geben, und das Gesinde hing mit Liebe und Verehrung an der Herrschaft, um so mehr, als diese auf die Zukunft jedes Einzelnen im Dienstpersonale fortwährend bedacht war. Sobald ein Mitglied desselben eine kleine Summe erspart hatte, wurde sie von der Herrschaft in sicheren Werthpapieren angelegt. Einer der Kammerfrauen wurde sogar von ihren Ersparnissen ein Häuschen angekauft, das ihr eine kleine Jahresrente abwarf und in welchem sie in späteren Jahren unabhängig leben konnte. Unter den weiblichen Dienstpersonen befanden sich mehrere Schwestern, und die Frau des Kutschers gehörte ebenfalls zum Hausgesinde, das auf diese Weise sein eigenes Familienleben zu führen und in gemeinsamer Arbeit etwas Erkleckliches für das Alter zurückzulegen vermochte. Wie nun die Herrschaft einsach, schlicht, freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann war, so zeigte sich die Dienerschaft gleich freundlich und zuvorkommend gegen Hoch und Niedrig, gegen Arm und Reich und stach gar sehr vortheilhaft ab von dem hochnasigen Bedientenvolk in den Häusern der vom blinden Glücke improvisirten Millionäre, in jenen Häusern, wo der Herr oft nicht mehr Bildung besitzt als seine Bedienten und sogar noch weniger als diese.

In den reichen Bourgeoishäusern herrscht ein anderer Ton. Man lebt hier nicht in der Vergangenheit, in romantischen Traditionen. In diesen Häusern ist der Voltairianismus vorherrschend. Man hält zwar an seinem Glauben; allein man glaubt nicht mehr, als man schicklicher Weise glauben muß, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, als in der Haushaltung nöthig ist. Der Gatte, der Familienvater begleitet seine Frau, seine Tochter gewöhnlich bis an die Kirche und kehrt an der Schwelle derselben wieder um. Er besucht das Innerste der Kirche nur bei Geburts-, Hochzeits- und Todesfällen unter Verwandten und Freunden, oder wenn er in der Municipalität eine Würde bekleidet und den unteren Volksclassen mit gutem Beispiele vorangehen will. Indessen ist das Familienleben in dieser Bürgerclasse sehr achtbar. Der freie Ton zwischen Eltern und Kindern beeinträchtigt die Hochachtung dieser vor jenen nicht im allergeringsten. Für die heranwachsenden Söhne wird gewöhnlich durch Anstellungen gesorgt, wenn der Vater sich bereits von den Geschäften zurückgezogen oder als geborener Rentier niemals eine andere Beschäftigung gekannt, als die Coupons von den Staatspapieren abzuschneiden. Was die Töchter betrifft, so sucht man für sie ebenbürtige Partien, wenn keine Aussicht vorhanden, mit einem höheren Stande in Familienverbindung zu treten. Bevor aber die Töchter unter die Haube kommen, sind sie nur an der Seite ihrer Eltern, besonders an derjenigen ihrer Mütter sichtbar. Ein französisches Mädchen läßt sich niemals ohne Begleitung der Eltern, Brüder oder sonstigen Verwandten auf der Straße sehen. Nur die Ouvrieres oder die Ladenmädchen zeigen sich ohne Begleitung auf der Straße und durchmessen diese mit hastigen Schritten, um anzudeuten, daß sie keine Begleitung wünschen.

Sehr achtbar, wenn auch sehr prosaisch, ist das Familienleben des französischen Kleinbürgers, des Krämers, des Boutikers. Hier wird unablässig gearbeitet und fortwährend gespart. Wenn aber auch alle Mitglieder der Familie an der Arbeit theilnehmen und die Ersparnisse vermehren helfen, so ist es doch besonders die Hausfrau, die an Thätigkeit und kluger Verwaltung es allen

Digitized by Google

Anderen zuwohnt. Sie ruht weder an Sonn- noch an Feiertagen, und ein Theaterbesuch, oder ein Ausflug in die Umgegend von Paris an einem Sommersonntag bildet in ihrem Dasein eine merkwürdige Epoche. Und wie viele Frauen in dieser Classe giebt es, die niemals ihr Stadtviertel verlassen! Ich selbst kenne mehrere, die kaum einmal im Jahre die Boulevards sehen, oder von einem Seinufer zum andern kommen.

Wenden wir uns nun der Arbeiterclasse zu, jener Classe nämlich, die von der Hand zum Munde lebt, so finden wir die Haustrau ebenfalls in unaufhörlicher Rührigkeit und die größten Entbehrungen ertragend, um ihre Kinder anständig zu kleiden. Wer ein Bild von dem Familienleben dieser Volksschichte haben will, der beobachte die Menge, die sich während der schönen Jahreszeit an Sonntagen aus der Stadt nach deren reizender Umgebung drängt. Er wird auf jedem Schritte jenen Arbeiterfamilien begegnen. Sie lagern sich dann dicht an den Fortificationen im Grünen und suchen ist reizender, als der Anblick der Kinder, die sich leicht zu gemeinsamen Spielen gruppiren, sich einander mit „Monsieur“ und „Mademoiselle“ anreden und nur höchst selten in Streit gerathen.

Der Franzose liebt nicht nur seine eigenen Kinder, sondern die Kinder überhaupt. Wer einem Kinde hart begegnet, zieht sich gleich allgemeinen Tadel zu, und er setzt sich den unangenehmsten Folgen aus, wenn er es wagt, ein Kind roh zu behandeln. Ich will, da ich von dem französischen Familienleben spreche, noch hinzufügen, daß der Familienabster Abends bei den Seinigen bleibt, oder nur mit diesen das Haus verlaßt. Die Pariser Kaffeehäuser sind stets gefüllt, aber die Besucher derselben bestehen aus Fremden, aus jungen Leuten, oder aus solchen Individuen, die keinen häuslichen Heerd gegründet. Ich spreche natürlich hier, wie überhaupt in dieser Skizze, von der Regel und nicht von den Ausnahmen. —

Ich habe bereits gesagt, daß Scheinheiligkeit unter den Franzosen sehr selten; unter den Franzosinnen ist die Prüderie ebenfalls sehr selten. Mit einer französischen Frau kann man über Alles sprechen, selbst über die allerheikelsten Dinge, wenn es nur mit Geist und Anstand geschieht.

Aeußerst wohlwollend von Natur, schreckt die Französin vor keinem Quartziehe ihres Geschlechtes zurück, wenn es sich um eine That der Menschlichkeit handelt. Das Institut der Soeurs de charité hat in Frankreich seinen Ursprung. Ich habe mich indessen unzählige Male übergeugt, daß eine Französin nicht erst die Tracht dieser aufopferungsvollen Schwestern zu tragen braucht, um es diesen an Opferfreudigkeit gleich zu thun.

Ein sehr feines Tactgefühl herrscht selbst in den untersten Schichten der weiblichen Bevölkerung. Folgendes Beispiel möge dies beweisen.

Ich wohnte eine lange Reihe von Jahren in einem und demselben Hause und wurde von Burschen bedient, welche die Hausmeisterin in Dienst nahm, da sie selbst, alt und schwach, zur Arbeit unfähig war. Einer dieser Burschen, ein leichtsinniger Range, blieb nicht lange im Hause. Kaum hatte er aber dasselbe verlassen, als ich ein Exemplar der Gedichte Beranger's vermißte, was mir um so unangenehmer war, als das Buch nicht mir gehörte. Ich theilte dies der Hausmeisterin mit, deren Verdacht sogleich auf den eben entlassenen Burschen fiel. Eine Stunde später stellte sich eine Frau mit bleichen Wangen und verweinten Augen bei mir ein.

„Ich bringe Ihnen das Buch,“ sagte sie, „welches Ihre Hausmeisterin bei mir reclamirte. Mein Sohn hatte nicht die Absicht, es zu entwenden; er hat es nur lesen wollen, und da er es ohne Erlaubniß genommen und, nachdäßig wie er ist, es beschmutzte, hat er nicht gewagt, es wieder an Ort und Stelle zu legen.“

Ich sagte der Frau, um sie zu beruhigen, daß das Buch eben nicht kostspielig, nur sei es mir unangenehm, daßselbe dem Eigenthümer in solch unsauberem Zustande zurückzuschicken.

Als ich gegen Abend nach Hause kam, fand ich ein neues Exemplar der Gedichte, und zwar in der Ausgabe des von mir entlehnten. Die arme Frau hatte den Ertrag von mindestens zwei Arbeitstagen geopfert, um mich den leichtsinnigen Streich ihres Sohnes vergessen zu lassen. Ich will keineswegs behaupten, daß man außerhalb Frankreichs solchen zarten Zügen nicht begegnet, gewiß aber begegnet man ihnen in den unteren Volksclassen Frankreichs häufiger als anderswo.

Als ich nach dem jüngsten deutsch-französischen Kriege und der Unterdrückung der Commune, nach zehnmonatlicher Abwesenheit, wieder in Paris eintraf, fand ich in meiner Wohnung Alles, wie ich es verlassen. Selbst die Reste von Brennmaterialien hatte man unberührt gelassen. Da ich nun wußte, welche Leiden die Pariser während der Belagerung durch die ungewöhnliche Strenge des Winters auszustehen hatten, daß Mädchen und Frauen die frühen Morgenstunden unter freiem Himmel zubrachten, um ein Stückchen grünes Holz zu erhalten und sich dabei gefährliche Krankheiten und wohl gar den Tod zugezogen: da ich dies wußte, warf ich der Hausmeisterin vor, meinen kleinen Holzvorrath nicht für sich oder für Andere benutzt zu haben. Sie widerlegte jedoch meinen Vorwurf mit der Bemerkung, daß man sich unter keinen Umständen an fremdem Eigenthum vergreifen dürfe. Was ich nun bei dieser Gelegenheit erfuhr, erfuhren mit verhältnißmäßig unerheblichen Ausnahmen auch die anderen Deutschen bei ihrer Rückkehr nach Paris. Ich berufe mich auf diese meine Landsleute, die überhaupt in den verliegenden flüchtigen Schilderungen keinen Widerspruch mit ihren eigenen Beobachtungen finden werden.

In der Bahnpost.

Die für Jedermann leicht verständliche Bezeichnung: Bahnpost, Post auf der Bahn, ist erst vor Kurzem an die Stelle des kurzen Namens: Eisenbahnpostbureau, getreten. Die letztere Bezeichnung ist mithin einer jener Ausdrücke, mit welchen, als der Ausbreitung und Verallgemeinerung des Postinstituts zuwider, der Generalpostdirector Stephan kurzen Proceß gemacht hat. Es ist auffallend, wie sich Bezeichnungen, wie Declaration, Assecuranz, Procura, recommandirt, poste restante ꝛc. eine so lange Zeit halten konnten in einer Verkehrsanstalt, deren Aufgabe es ist, sich dem ganzen Volke zugänglich zu machen, deren höchstes Ziel also sein muß, ein Volksinstitut im weitesten Sinne des Wortes zu werden.

Um nun einen Blick in den Hergang und das rege Treiben in der Bahnpost zu thun, wolle der Leser mich auf einer Fahrt von Berlin nach Breslau, auf welcher Route ich mehrere Jahre hindurch den Bahnpostdienst versehen habe, im Postwagen begleiten, und zwar wohlen wir den 6½ Uhr Abends in Berlin abgehenden Courierzug, auf welchem die meiste Correspondenz zusammentrifft. Damit wir den Postwagen ungestört in Augenschein nehmen können, begeben wir uns schon gegen sieben Uhr in denselben, denn bald nachher findet sich bereits das Begleitungspersonal ein. Der Wagen besteht aus zwei Räumen; der erstere kleinere dient hauptsächlich für die Empfangnahme und Abgabe der Postsachen; der weit größere zweite Raum macht das eigentliche Expeditionszimmer aus und entspricht in Wesentlichen einem solchen bei einer Ortspostanstalt. Vor Allem machen sich mehrere große Sortirtpulte mit einer Anzahl von Fächern bemerklich; wir zählen deren gegen hundertfünfzig, umgrenzlich die viel größeren Fachwerke am Boden des Wagens, welche zur Aufbewahrung der angekerzigen Briefbunde dienen.

In beiden Seiten des Wagens, an einer Stelle, welche dem Blicke des Sortirbeamten am meisten ausgesetzt ist, befindet sich je ein Briefkasten mit einer kleinen Glasthür, daß die hineingelegten Briefe sogleich bemerkt werden müssen. Ein in einer Ecke aufgestellter eigenthümlich construirter Ofen von Eisen strömt eine behagliche Wärme aus; ihm gegenüber ladet ein bequemer Ledstuhl zur süßen Ruhe ein, unter den hier obwaltenden Verhältnissen nicht ohne einen Anflug von Ironie. Die Erleuchtung des Wagens erfolgt durch Gas. Der Boden ist mit einem gegen Kälte von unten schützenden Teppiche belegt. Im Ganzen macht der Wagen einen gemüthlichen Eindruck. Das Begleitungspersonal besteht aus vier Beamten und zwei Unter-

Digitized by Google

beamten. Dank der Humanität des Generalpostdirectors Stephan, welcher das strafe Uniformwesen auf das Allernöthigste beschränkt hat, dürfen die Beamten die Fahrt in Civilkleidern zurücklegen. Man muß wissen, was es heißt, zehn bis zwölf Stunden zur heißen Jahreszeit in einem so engen Raume aushalten und dabei in höchster Anstrengung arbeiten zu müssen, um jede anscheinend auch noch so geringe Erleichterung als eine Wohlthat zu begrüßen.

Gleich nach dem Eintreffen der Beamten langt der erste Briefstransport vom Berliner Hauptpostamt an. Die Bentel werden eiligst geöffnet, und es beginnt nun ein wahres Schnellfeuer, um die Briefe in die für sie bestimmten Fächer zu bringen. Die Schnelligkeit, mit welcher das Sortirgeschäft ausgeführt wird, imponirt, besonders wenn man sich von der großen Sicherheit desselben überzeugt hat, und wenn man die Größe des Gebietes in Betracht zieht, auf welches sich die Thätigkeit der Sortirbeamten erstreckt; denn dasselbe umfaßt den ganzen südöstlichen Theil des Königreichs Preußen, Südrußland, fast ganz Oesterreich, Ungarn, Italien, Rumänien, die Türkei, Griechenland, Aegypten, Asien und Australien.

Von dem Betriebe dieser Bahnposten wird man sich eine Vorstellung machen können, wenn ich erwähne, daß dieselben directe Briefposten nach Odessa am schwarzen Meere absenden. Die Vielseitigkeit des Expeditionsdienstes folgt aber auch daraus, daß die Correspondenz nach sehr vielen an Seitencoursen gelegenen Orten fast bei jedem Zuge auf einen anderen Uebergangspunkt zu leiten ist. Es gehört in der That keine geringe Aufmerksamkeit dazu, eine so complicirte Spedition, auch während der höchsten Eile des Sortirens, mit der hier nöthigen Präcision im Geiste festzuhalten.

Nach dem Gesagten leuchtet es ein, welch großer Vortheil es für den Postbeamten und speciell für den in der Bahnpost beschäftigten Beamten ist, wenn der Name des Bestimmungsortes recht deutlich auf dem Briefe angegeben ist; ebenso ist es klar, daß es unerläßlich ist, unbekanntere Orte, auch wenn sich daselbst Postanstalten befinden, auf irgend eine geeignete Weise auf der Adresse des Briefes näher zu bestimmen, denn wenn sich auch der Postbeamte in die hochgehenden Wogen eines umfangreichen Bahnpostdienstes ohne einen reichen Schatz geographischer Kenntnisse gar nicht hineinwagen kann, so wird man doch füglich nicht erwarten können, daß er über die Lage eines jeden auch noch so unbedeutenden Ortes orientirt ist. Meist unterbleibt eine nähere Bezeichnung deshalb, weil der Absender die Bedeutung des Adreßortes nach derjenigen bemißt, welche sie für ihn hat. So mag beispielsweise der Name Staßgurten für den Absender eine kleine Welt in sich begreifen, eine geographische Ignoranz wird es aber seitens des in einer rheinischen Bahnpost thätigen Postbeamten noch lange nicht bekunden, wenn derselbe über die Lage dieses Oertchens nicht hinreichend unterrichtet ist. Hiernach richte man sich! Unterlassungen werden sich sehr häufig durch Verzögerungen strafen.

Während noch auf das Emsigste an der Bewältigung des ersten Briefstransports gearbeitet wird, trifft bereits ein zweiter und dritter ein. Es geht dies mit kurzen Unterbrechungen bis zum Abgange des Zuges so fort. Wehe, wenn nun noch, neben dem gewöhnlichen Verkehr, als reine Zugabe eine Fluth von Streifbandsendungen mit Lotterie-Loosen über die Beamten hereinbricht und den Muth derselben erschüttert!

Um elf Uhr setzt sich der Zug in Bewegung. Auf den Betrieb im Postwagen übt dies keinen Einfluß aus. Hier wird mit derselben Hast weiter sortirt und mit derselben Eile das Einschreiben der einzutragenden Gegenstände fortgesetzt wie vorher. Nur greifen die Beamten beim Schreiben zu kleinen mit Tuch überzogenen Holztafeln, welche ihnen, indem sie dieselben mit der linken Hand in der Schwebe halten, als Schreibtisch dienen. Es gehört einige Uebung dazu, bis man die hier nöthige Fertigkeit im Schreiben erlangt hat.

Die Expeditionsgeschäfte vertheilen sich auf die einzelnen Beamten derart, daß zwei von ihnen ausschließlich sortiren, der dritte die sortirten Briefe zu Kartenschlüssen vereinigt und die eingeschriebenen Briefe bearbeitet und der vierte die Unterschreibung der Geldbriefe und Werthpackete besorgt. Den zwei Unterbeamten, welchen die Ausführung der untergeordneten Geschäfte obliegt, ist der eine fast ausschließlich mit dem Abbinden der Briefe in Bunde beschäftigt. So leicht dieses Geschäft an sich auch ist, so treibt doch die große Eile, mit welcher dasselbe geschehen muß, dem Manne die Schweißtropfen in's Gesicht, und wir werden mit ihm ärgerlich, wenn wir Briefe bemerken, welche sich ihrer Unförmlichkeit wegen diesem Zwange durchaus nicht fügen wollen. Auch einen dreieckigen Brief erblicken wir: gewiß ein Liebespfeil, von recht schwieliger Hand abgesandt. Ihn sowohl, wie ein gierliches billet doux rettet der aufmerksame Blick des Beamten vor den verhängnißvollen Folgen einer Verbindung, welche sie mit einer der hierzu besonders geneigten Streifbandsendungen eingegangen waren. Wenn doch das Publicum solche, die Existenz seiner Briefe ernstlich bedrohende Extravaganzen unterlassen wollte!

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Thätigkeit des Beamten, welchem die Umarbeitung der Geldbriefe obliegt! Das Verfahren, nach welchem derselbe arbeitet, ist eine Stephan'sche Schöpfung und besteht erst seit einigen Jahren. Die Einführung desselben galt seiner Zeit als ein kühner Schritt; jetzt hat eine mehrjährige Erfahrung es längst als bewährtigt und wohlgelungen erklärt. Das Bahnpostpersonal fühlt sich durch dasselbe erleichtert und mehr geschert, und das Publicum erfreut sich des hieraus entspringenden Vortheils einer durchweg unaufgehaltenen Geldbriefbeförderung. Sehen wir uns die einzelnen Geldbriefe etwas näher an, so fällt uns auf, daß noch immer eine so große Anzahl mit Beträgen bis zweihundert Mark, ja sogar bis hundert Mark, mit fünfzig Pfennigen frankirt ist. Sicher enthält nicht der gehnte Theil dieser Briefe sogenannte wilde Cassenscheine. Bei den allermeisten derselben hätten also durch Anwendung einer Postanweisung dreißig oder doch zwanzig Pfennige erspart werden können. Deshalb merke man: bei Geldbeträgen bis zweihundert Mark und Einsendungen von mehr als zehn Meilen sind Postanweisungen in Anwendung zu bringen. Dies gewährt unter Umständen noch den Vortheil einer schnelleren Beförderung, da sich nicht jeder Zug mit der Beförderung von Geldbriefen befaßt. An dieser Stelle bietet sich Gelegenheit, auf die immer noch viel zu wenig bekannte Schnellste Art der Geldübermittelung, die Depeschenanweisungen — Anweisung von Geld durch eine telegraphische Depesche — aufmerksam zu machen.

Das Signal der Locomotive ertönt; wir fahren in den Bahnhof von Fürstenwalde ein. Eiligst wird das letzte Briefbund für diese Station formirt und der Bentel geschlossen. Mit Abgabe desselben tritt eine wesentliche Entlastung der Bahnpost nicht ein; denn an Stelle der abgewiesenen Correspondenz tritt diejenige aus Fürstenwalde und den mit diesem in Verbindung stehenden Orten. Und so geht es fort; auf jeder Station Abgabe und Empfangnahme von Briefbeuteln. Bekanntlich halten die Courierzüge nur an den größeren Stationen; die Bewohner der zwischenliegenden kleineren Orte dürfen jedoch betreffs der Mitsendung ihrer Briefe ganz außer Sorge sein. Je nach dem Gange der anderen Züge wird die Correspondenz dieser Orte dem Courierzuge entweder entgegen- oder vorausgesandt, und wo es gar nicht anders gehen will, kommt es der Postverwaltung nicht darauf an, zu ganz außergewöhnlichen Maßnahmen zu greifen, um dieser Briefe während der Fahrt habhaft zu werden. Zu diesem Zwecke ist nämlich am Postwagen ein Drahtnetz angebracht, durch welches der Briefbeutel bei der Durchfahrt durch den Bahnhof von einem dort aufgestellten Pfahle abgestreift und in den Postwagen gezogen wird. Auch mit der Abgabe von Briefen während der Fahrt befassen sich die Bahnposten, indem die Briefbeutel einem im Bahnhofe darauf wartenden Postunterbeamten zugeworfen werden.

Beim Schließen des Briefbeutels für eine der nächsten Stationen wird unsere Aufmerksamkeit auf eine besondere Species von Postsendungen, die Waarenproben, hingelenkt. Was giebt es da für kunterbunte Sachen! Kleine Taschen mit Kaffee, Mehl, Farin, Getreide, Sämereien und allerhand Gräupnereien. Kleine Packete mit Mustern aller nur erdenklichen Stoffe, Holzbretter, die verschiedenartigsten Maschinentheile, kleine Säcke mit Korken, Kästchen mit künstlichen Blumen u. dgl. m. Die seltsamste aller dieser Sendungen kam mir aber vor etwa zwei Jahren in die Hände. Als ich damals eine solche Sendung bezüglich ihres Inhalts prüfte, war ich nicht wenig erstaunt, ein sehr hübsches Exemplar einer Lacerta viridis — grüne Eidechse — darin vor-

Digitized by Google

zufinden. Der Adressat dieser Sendung, welchem, wie ich weiß, dieses Blatt vor Augen kommt, wird sich beim Lesen dieser Zeilen eines Lächelns kaum erwehren können.

Bei Erwähnung der Waarenprobensendungen möchte ich auf einen Uebelstand aufmerksam machen, dessen Abstellung auch im Interesse der Correspondenten erwünscht ist. Es geht nämlich kein Zug in die Welt, wo nicht eine oder mehrere dieser mit feinkörnigem Inhalte oft viel zu übersüllten Täschchen zerreißen, so daß der Packtisch der Bahnposten oft wie übersät aussieht. Da die Zeit für eine umständliche Verpackung meist nicht vorhanden ist, so kann es sich ereignen, daß ein solches Täschchen völlig leer am Bestimmungsorte eingeht. Eine ausreichende Verpackung dieser Sendungen sei also hiermit dringend empfohlen.

Nachdem wir Guben passirt, tritt auf der Station Sommerfeld ein Reisender an den Postwagen und bittet um Ablassung einer Postkarte. Sie wird ihm bereitwilligst gewährt; denn auch mit dem Verkauf von Postkarten, Freimarken und Briefumschlägen befassen sich die Bahnposten. Diese Einrichtung kann dem Reisenden unter Umständen von großem Nutzen sein, nur muß er es nicht machen wie der eben erwähnte Reisende, welcher die Postkarte auf einer der nächsten Stationen in den Briefkasten der Bahnpost steckt, aber die Adresse anzugeben vergessen hat.

Aus der Umgebung von Freyburg.
Nach der Natur aufgenommen von A. Wittner.

Uebrigens kommt die Einlieferung von Postkarten ohne Adresse gar nicht so selten vor; habe ich doch fünf bis acht solcher Fälle in Erinnerung. Und die Moral? Man gewöhne sich daran, bei Benutzung von Postkarten immer zuerst die Adresse zu schreiben; den Text wird man nicht vergessen.

Während der kurzen Haltezeit in Lieguitz wird noch Bahnhofsbriefen gefragt. Da auch diese Einrichtung neu und noch sehr wenig bekannt ist, möchte ich sie dem Leser nicht unerklärt lassen. Es ist nämlich gestattet, für den Preis von zwölf Mark pro Monat, sich täglich von einem bestimmten Absender einen Brief schicken zu lassen, welcher nicht erst an die Postanstalt des Bestimmungsortes zu gelangen braucht, sondern dort schon auf dem Bahnhofe durch das Uebergabe-Personal der Ortspostanstalt in Empfang genommen werden kann. Da diese Einrichtung eine feststehende tägliche Correspondenz zwischen zwei bestimmten Personen voraussetzt, so wird sich deren Benutzung freilich nur für Wenige eignen.

Zum letzten Male auf unserer Reise ertönt die Dampfpfeife; wir fahren sechs ein halb Uhr früh in den Bahnhof von Breslau ein. In den Coupés recken und strecken sich die Reisenden auf den weichen Polstern und gähnen laut auf: „Wie war die Reise doch so anstrengend!“ Und der Postbeamte, welcher dieselbe sicherd zurückgelegt, welcher elf Stunden ohne jede Unterbrechung mit höchster Anstrengung gearbeitet hat? Krankheit aufgeregt sieht er seine Behausung auf und theilnahmlos für seine Umgebung und oft ohne sich zur Einnahme einer Erfrischung entschließen zu können, sinkt er auf sein Lager. Wie hat mich der Traumgott in solchen Nächten oft gequältigt und mich die Reise im Schlafe fortsetzen lassen! Bald spiegelte er mir vor, ich sei rücktändig mit meinen Arbeiten auf der Station angekommen oder habe ein Band oder einen ganzen Beutel mit Briefen über die Abgabestation hinaus mitgenommen, auch ängstigte er mich wohl gar mit dem Fehlen eines Geldbeutels. — Von weit geringerer Aufregung ist natürlich der auf Tagesstunden fallende Fahrdienst.

So etwa ist eine Fahrt in der Bahnpost, bei welcher Alles seinen regelmäßigen Verlauf nimmt. Aber es giebt Reisen, wo sich zu den gewöhnlichen Schwierigkeiten noch andere gesellten, welche als unübersteigliche Hindernisse angesehen werden könnten. Hier ein Beispiel:

In einer Decembernacht des Jahres 186— begleitete ich den Courierzug Breslau Berlin, dessen Abgang in Breslau, wie jetzt, zehn Uhr Abends erfolgte. Außer mir waren noch ein zweiter Beamter und zwei Conducteure in der Bahnpost thätig. Mein College war im Dienste jünger als ich, und ich trug deshalb bei etwaigen außergewöhnlichen Vorkommnissen alle Verantwortung. Kurz hinter der Station Spittelndorf, welche etwa sieben Meilen von Breslau entfernt ist, versetzten uns plötzlich eintretende furchtbare Stöße und Schwankungen des Postwagens in die höchste Angst. Sofort suche ich mich mit dem Eisenbahnzugpersonale in Verbindung zu setzen; doch schon wurde das Haltesignal gegeben, und der Zug hielt bald darauf an. Es ergab sich, daß der Postwagen entgleist und bereits eine kurze Strecke neben den Schienen auf dem Sande gefahren war. Die Aufmerksamkeit des Zugführers hatte ein Unglück verhütet, dem wir jedenfalls zum Opfer gefallen wären. Der Postwagen mußte zurückgelassen werden; zur Weiterreise wurde mir ein kleines abgesondertes Coupé mit vier Sitzbänken in der dritten Wagenclasse überlassen. In diesem kleinen Raume mußten wir vier Menschen mit der gesammten Correspondenz, einer sehr großen Anzahl von Geldbeuteln sowie mit einer Menge von Utensilien Platz finden. Für die Umladung wurden uns einige Minuten bewilligt; in dieser Zeit sollten also Tausende und aber Tausende von Briefen, welche in mehr als hundert Fächern vertheilt lagen, in Bunde vereinigt werden, wenn nicht die ganze Arbeit des Sortirens verloren sein sollte. Mir schauderte bei dem Gedanken, vierzig Meilen in einem für meine Dienstgeschäfte gänzlich ungeeigneten Raume zurückzulegen. Und doch mußte um jeden Preis ausgehalten werden; denn die Einstellung der Thätigkeit würde hier die tiefgreifendsten Verkehrsstörungen nach sich ziehen, die, schon wegen des Ausbleibens der regelmäßig erscheinenden Zeitungen, in den entlegensten Gegenden und Orten empfunden werden müßten.

Man sieht hieraus, welchen Werth die Thätigkeit in der Bahnpost repräsentirt. Gewiß selten dürften die Fälle sein, wo die Verfügung einer einzigen Menschenkraft Folgen von solchem Umfange nach sich zieht.

Zum Sortiren der Briefe blieb mir die Hälfte einer Sitzbank. Man stelle sich nun die Ausführung dieses Geschäftes in diesem Raume vor, wozu sonst im Postwagen über hundert Fächer oft nicht ausreichen! Selbstverständlich kam hier, beim gänzlichen Mangel an Fächern, Alles auf das Gedächtniß an. Sieben Stunden saß ich so, mit dem Oberkörper nach vorn gebeugt, und sortirte auf die mir gegenüberliegende Bank mit der höchsten mir erreichbaren Schnelligkeit. Es gelang mir, die Arbeit zu bewältigen. Als ich mich aber bei der Ankunft in Berlin aufrichten wollte, war mir dies unmöglich. In Folge des anhaltenden Krummsitzens in dem eisig kalten Wagen schien mein Körper der aufrechten Stellung nicht mehr fähig zu sein. Es dauerte lange, bis sich mich dieses besonderen Vorzuges der Menschheit wieder im vollen Umfange erfreute. Doch gern nahm ich diesen Uebelstand in den Kauf; hatte ich doch das Be-

Der Blick von der Loretto-Capelle bei Freiburg im Breisgau.
Nach der Natur aufgenommen von A. Püttner.

Digitized by Google

wurfstein, auch unter den schwierigsten Verhältnissen Störungen im Verkehrsleben abgewendet zu haben.

Auch an erheiternden Zufällen fehlt es in der Bahnpost nicht. Zu diesen trägt vor allen die Beförderung lebender Thiere bei. Was wird da nicht alles mit der Post versandt! Das Seltsamste, was mir in dieser Beziehung vorgekommen ist, waren zwei allerliebste junge Waschbären. Besonders häufig sind Vogelsendungen. Fast auf allen diesen Sendungen befindet sich eine Bemerkung, durch welche die Postbeamten ersucht werden, die Vögel mit Wasser zu versehen.

Gewiß wird jeder Postbeamte den Ansuchen, Thiere zu tränken, gern entsprechen; naiv dagegen ist das ebenfalls nicht seltene Verlangen: „Man hättet, den Vögeln unterwegs etwas Futter zu verabreichen." Vergebens sieht man sich nach einem vielleicht irgendwo niedergelegten Reservevorrath um; wahrscheinlich ist in solchen Fällen vom Absender angenommen, daß die Postbeamten Hanf oder Mehlwürmer bei sich führen.

Ich bin am Schlusse meiner Schilderung. Möge sie das Resultat erzielen, daß im Verkehr des Publicums mit der Bahnpost in Zukunft folgende sieben Punkte besser beachtet werden als bisher:

1) Anwendung der Postanweisung bei Versendung von Geldbeträgen bis zweihundert Mark auf Entfernungen über zehn Meilen, eventuell durch Telegramm.

2) Vermeidung zu kleiner Briefe. (Das richtige Format ist durch die Postbriefumschläge angezeigt.)

3) Sorgfältige Verpackung der Waarenproben mit feinkörnigem Inhalte.

4) Man gewöhne sich, auf Postkarten immer zuerst die Adresse zu schreiben.

5) Die Bahnposten führen Postkarten, Freimarken und Briefumschläge zum Verkaufe mit sich.

6) Bahnpostbriefe!

7) Vor Allem aber gewöhne man sich, den Bestimmungsort auf dem Briefe deutlich anzugeben und die Lage unbekannter Orte durch einen geeigneten Zusatz näher zu bezeichnen.

Durch Beachtung dieser Punkte wird man sich den Dank aller und besonders der Bahnpostbeamten verdienen, von deren schwerem Berufe diese Skizze ein ungefähres Bild entworfen hat.

Wilhelm Keibl.

Der Gottesbegriff in der Geschichte.*

Bald nachdem in einem Kinde das Organ für die innere Sammlung und Anschauung der äußeren Eindrücke durch die Sprache zu einem Hinausgehen über die unmittelbarsten derselben befähigt ist, sobald es anfängt, abgeleitete Vorstellungen zu bilden, beginnt es seine Eltern mit den kindlichen Fragen zu belästigen: wer Abends den Mond anzünde, und wer die Bäume gemacht habe u. Geweckte Kinder setzen die Eltern mit ihren ewigen Fragen in Verlegenheit, und die Wenigsten unter den Letzteren denken daran, daß sich auch in diesem Vorgange der Menschenentwickelung nur ein altes Naturgeheimniß wiederholt, jene ersten Versuche des Wunderkindes dieser Welt, sich klar zu werden über sein Verhältniß zu den Außendingen, über den Ursprung und Zusammenhalt der Dinge. Und da Niemand da war, der dem Urmenschen auf seine naheliegenden Fragen irgend eine befriedigende Antwort ertheilen konnte, so machte er sich selber eine Weltanschauung nach seinem Fassvermögen, wie sich im Grunde auch heute Jeder die seinem Verstande entsprechende Weltanschauung, die nach einem Durchschnittsmaße in den Schulen gelehrt wird, wie einen Schuh „austritt". Darnach müßte es so viel Weltanschauungen wie Menschen geben, doch da sich diejenigen der beieinander lebenden Personen ausgleichen, so gab es naturgemäß ebenso viele grundverschiedene, wie es Sprachstämme giebt, bis Einzelne, die weiter gekommen zu sein glaubten, die übrigen Andern mit sanfter oder stärkerer Gewalt aufzuzwängen. Allein die Weltfolgeglieder der verschiedensten Stämme haben, wenn man auf eine gleiche Bildungsstufe zurückgeht, eine erstaunliche Aehnlichkeit, und sicherlich wiesen diejenigen der Steinmenschen ehemals dieselbe allgemeine Uebereinstimmung in allen Weltheilen, wie später diejenigen der Bronzemenschen und schließlich die des Eisenalters. Denn Dasjenige, was wir für die feinste, zügellos schaffende Macht in der Welt ansehen möchten, ist die menschliche Phantasie; sie folgt in ihren Schöpfungen bestimmten Naturgesetzen, die wir Denkgesetze nennen, und der Gedanke erhebt sich in demselben Schritte zu einer höhern Stufe, wie der Denker.

Wo wir immer Nachfrage halten mögen bei Völkern, die heute gewaltsam aus der Steinzeit herausgerissen werden, immer finden wir dieselben in einer Vorstellung begriffen, die man als den höchsten Grad des Spiritualismus bezeichnen muß. Dem Naturmenschen ist die gesammte Welt ohne Ausnahme durchbeselt, Sonne, Mond und Sterne, Luft, Feuer und Wasser, Mensch, Thier, Pflanze und Stein. Versuchen wir es, uns über den Grund dieser die Wahrheit unter rohen Bildern verbergenden Anschauung Rechenschaft zu geben, so finden wir ihre Veranlassung in einem sehr einfachen Tentvorgange, der an die tiefgehende Wunde der Menschheit anknüpft, an ihre Sterblichkeit. Was ist für ein Unterschied zwischen jenem Menschen, der vor einer Stunde lebte in aller Kraft, und nun daliegt, kalt, bewegungslos und starr? Mit einem letzten, langen Athemzuge ist die Kraft und die Wärme plötzlich von ihm gegangen, sollte da ein Etwas ihn verlassen haben, was den Körper sonst bewegte? Solche Eindrücke und Fragen waren es, die, durch Wahrnehmungen an den Thieren, die der Urmensch täglich in ihrem Todeskampfe beobachtete, unterstützt, die erste leicht umrissene Skizze des Begriffs einer lebenverleihenden Seele bildeten, um durch das Traumleben ihre dunkle Schattirung zu erhalten. Der im festverschlossenen Steingrabe beigesetzte Todte tritt Nachts munter wie je an das Lager des Schnees, spricht wie sonst zu ihm und verschwindet beim Erwachen langsam in Luft. Es befriedigt sich also, daß dieses vom Körper getrennte, seine Gestalt ertvorgende Etwas unsterblich war und für sich weiter lebt; der Monendienst (Todtendienst) tritt unmittelbar in's Leben, während der Götterdienst erst fern am Horizonte aufzaucht.

Ich glaube nicht, daß man den zwingenden Einfluß des Traumlebens auf den grübelnden Verstand des Urmenschen und seinen ersten Cultus bisher genügend in Rechnung gezogen hat. Der Verstorbene lebt also weiter, er bedarf seiner Kleider, Waffen, seines Rosses und seiner Diener. Denn da er in seinen Kleidern und mit seinen Waffen erschien, so haben auch diese Dinge etwas von ihnen ausgehendes Geistiges, und man muß Roß und Diener dem Herrn an seinem Grabe opfern, damit er sich frei ihrer Geister, wie vordem der Leiber, bedienen möge; man muß die Gattin mitverbrennen, damit er in seinem neuen Zustande nicht ohne ihre Hülfe sei. Schon in den Grabstätten der ältesten europäischen Steinzeit begegnet man den unverkennbarsten Spuren dieser naheliegenden Anschauung, wenn dieselbe auch nicht überall zu Menschenopfern geführt haben wird. Aber die Waffen des Verstorbenen, so werth sie den Ueberlebenden sein mußten, die Bärenkeule, von deren Geist er sich zunächst nähren konnte, finden sich in ihren Spuren überall im Grabe. Sogar die Wohnung überliefern viele Völker den Verstorbenen.

Und das Naturkind fragt sich weiter, sollte der Leiber, seine fortdauernde Bedürfnisse durch die Traumbesuche zeigt, nicht auch in seiner von den Fesseln des Leibes befreiten Gestalt mehr Macht gewonnen haben, und zu schützen und zu helfen? Sollte der Häuptling, der so tapfer und so besorgt im Leben

* Obigen Artikel entnehmen wir einem in den nächsten Wochen bei Gebrüder Borntträger in Berlin unter dem Titel „Werden und Vergehen" erscheinenden Buche unseres bewährten Mitarbeiters Carus Sterne. Er bildet den Eingang des „Religionen und Weltanschauungen" benitelten zwanzigsten Capitels dieses geistvollen Werkes, welches die Hauptergebnisse der neueren auf Natur- und Weltanschauung bezüglichen Forschungen zu einem knappen, aber in sich abgeschlossenen Gesammtbilde zusammenfaßt und dabei einen zugleich natur- und culturgeschichtlichen Weg einschlägt. Der denkende Leser wird dieses Buch jedoch begrüßen und mit Entzunasmus lesen; enthält es doch hochinteressante und durch Form und Inhalt gleich ausgezeichnete Beiträge zur Natur- und Religionsgeschichte, was namentlich von den Capiteln „Die Jugendzeit der Thervelt", „Die Entwickelung der Sprache" und dem oben im Auszuge mitgetheilten Abschnitte gilt.

D. Red.

Digitized by Google

für uns alle handelte, nicht mit verdoppelten Kräften zu ihm, dies zu thun? Man richtet Bitten und Gebete an die Todten; der Manen- und Heroen-Cultus gewinnt bestimmtere Formen.

Unmittelbar darauf wird dieses bewegende Etwas in allen umgebenden Dingen gesucht, in dem Wasser, welches läuft, als ob es Beine hätte, im Feuer, welches brennt, als ob es mit tausend Nadeln steche, in dem Blitz, der den Menschen erschlägt, plötzlich wie der Kämpfer mit seiner Streitaxt. Und da der Urdegriff von der Menschenseele als etwas Persönlichem ausgeht, so führt er von der einfachen Beseelung aller Dinge schnell zur Personification der in ihnen wirkenden Naturkräfte. Der Mensch glaubt zu finden, daß diese Seelen der andern Dinge viel mächtiger sind als die eigene; er bittet sie Alle, ihm gnädig zu sein, und wählt einen todten Gegenstand, eine Pflanze oder ein Thier, auf dessen Kraft er besonderes Vertrauen setzt, zu seinem höchsten Fetisch oder Totem. Es ist dieser Fetischismus und die Totem-Wählerei eine gemeinsame niederste Religionsstufe der ungebildeten Steinzeit-Völker, bei welcher die Unterordnung der eigenen Kraft unter die der andern Seelen überaus charakteristisch für die Schwäche ihres Schlußvermögens ist.

Eine Stufe höher, und aus der allgemeinen unheimlichen Besessenheit der gesammten Naturdinge im Einzelnen steigt gleichzeitig mit der Ausbildung des Heroen-Cultus die Vielgötterei (Polytheismus), die Religion der Bronzezeit, empor. Man kann sie eine Abstraction, eine Läuterung der vorigen nennen. Von nun an herrscht nicht in jedem Stein, in jedem Wässerchen und jeder Pflanze ein besonderer Geist als unumschränkte Macht, sondern diese Geister ordnen sich, wenn nicht gänzlich abgeschafft, allgemeinen Gottheiten der Erde, des Himmels, der Blumen, des Wassers, Feuers ꝛc. unter. Die Naturgegenstände selbst sinken gleichzeitig auf den Werth von Symbolen der betreffenden Gottheiten herab, besonders das vordem an sich verehrte Feuer als das reine, leuchtende, nach oben strebende Symbol aller Gottheit. Nur die Thiere in ihrer stark ausgeprägten Individualität widerstreben, ebenso wie die halb unsterblichen Bäume, so lange der Unterordnung unter eine abgeleitete Gottheit der Thiere oder Bäume, bis die Zeit dieser Götterschöpfungen vorüber war, und wurden dann nach einer langen Periode selbstständiger Verehrung den verschiedenen Göttern als Diener zuertheilt. Was die einzelnen Gestalten anbetrifft, so konnte der Mensch, wie er in diesem ganzen geistigen Proceß von sich selber ausging, die Götter natürlich nur nach seinem eigenen Ebenbilde formen, und daher die bekannte Thatsache, daß die Götter Griechenlands schöne, aber in mancher Beziehung sehr menschliche Griechen waren, die Götter des Nordens kampf- und trinklustige Zechbrüder, und die Götter der Indianer vollkommene Wilde.

Allein weil sich der Mensch fortwährend umwandelte, durften die Götter nicht zurückbleiben, denn sonst wären sie ihm fremd geworden, und wie sich aus dem Chaos der allgemeinen Vergötterung der Natur begrifflichе Göttertypen abgesondert hatten, so mußten diese durch Vergleichung in dem zunehmenden Verstande endlich zu dem Gottesbegriffe in seiner Reinheit führen. Man kann die Vorbereitung dieser dritten Abstraction am besten verfolgen, wenn man den Gestirndienst der zweiten Periode in's Auge faßt. Alle irgend durch Besonderheit in's Auge fallenden Himmelslichter, Sonne, Mond, Planeten und Fixsterne, wurden als Gottheiten betrachtet, die ersten Beiden den Andern natürlich voran. Zwischen diesen Beiden findet insofern eine Rangstreitigkeit statt, als in den heißesten Ländern, in denen die Sonne in ihrer Stärke das Land versengt und somit schadet, sie dem Monde, als dem milden Freunde der Menschen, den Platz bei am meisten verehrten Gestirnes hier und da abtreten mußte. Bei der bei Weitem größeren Ueberzahl der Völker nimmt aber die Sonne den ihr gebührenden ersten Rang unter den Erscheinungen ein, welche die Phantasie anregen.

Je mehr der Mensch die Natur verstehen lernte, um so bestimmter mußte er sich sagen, daß ja alles Leben auf der Erde von den Strahlen der Sonne abhängt, und ebenso tief wie wahr lautet deshalb die Inschrift der vielbrüstigen Personification der nährenden Erde im Tempel der ephesischen Diana: „Tiefes Dunkel ist mein Dunkel — zur Sonne blick' auf, die allein Leben giebt, strahlend!" Ihr Kommen und Gehen mußte daher den Menschen, der nicht, wie wir, in engen Straßen, sondern mehr in der Natur nach der Natur lebte, mächtig aufregen; er feierte sie in allen Erdtheilen als die vornehmste aller Gottheiten, als die wahre Wohlthäterin und Erhalterin der Erde wie des Menschen, und beging den Tag ihrer Wiedergeburt und Neuerstarkung (25. December) überall als das größte aller Jahresfeste. Und wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir sagen, daß nie ein Cultus gerechtfertigter war, als derjenige der Sonne, in deren Strahlen alle Kraft enthalten ist, welche die Erde von außen empfängt, durch die allein das Erdleben seine hohe Stufe erringen konnte und mit deren Verschwinden dieses gesammte Leben einem schleunigen Untergange zueilen würde, wie es jeden Winter theilweise geschieht. Wir können es fast schrittweise verfolgen, wie bei den meisten Völkern die Mitbewerbung anderer Phantasiebeherrscher um den Thron des Weltalls von der Sonne überwunden wird, so bei den Assyrern, Medern und Persern, den alten Aegyptern, Phöniciern und den nördlich wohnenden Indogermanen, den Peruanern und vielen anderen Völkern.

Den letztgenannten galt die Sonne denn auch folgerichtig als Weltschöpferin, und wahrscheinlich ist es in andern Religionssystemen früher ähnlich gewesen. Allein nachdem nur überhaupt die Idee eines unumschränkten Götterkönigs, nach dem Bilde eines wohlwollenden, aber unbedingten Gehorsam verlangenden und über Leben und Tod gebietenden Häuptlings, aus dem Chaos der Vielgötterei hervorgetreten war — und dies scheint überall erst mit dem Beginne der Eisenzeitur geschehen zu sein — mußte auch die Sonne ihren Platz einem persönlichen Beherrscher der Götter und Menschen räumen und sich selber mit dem Range eines Sohnes desselben begnügen. Wie aus dem ungeordneten Fetischismus der Steinzeit die übersichtlichere Vielgötterei der Bronzezeit, so ging durch fernere Begriffsverseinerung aus dieser die Idee eines alleinigen und höchsten Gottes hervor, neben welchem die anderen Herrschaften nur noch wie Hofleute oder Zuchtmeister fortbestehen konnten. Diese Ehrondbesteigung können wir bei den alten Indern, Aegyptern, Griechen, Römern und Germanen sehr gut verfolgen; bei den Chaldäern und Juden scheint die Unterdrückung der Mitbewerber am frühesten und vollständigsten stattgefunden zu haben. Natürlich wird dieses höchste Wesen nunmehr erst zur alleinigen Weltursache, zum Schöpfer, Erhalter und Regierer des Himmels und der Erde, und dem „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht".

Aus unbestimmten, oft rohen und grotesken Mythen entwickelt sich ein immer mehr gereinigtes kosmogonisches („Weltentstehungs-") System. Während die älteren Versuche nicht über einen dem thierischen Zeugungsvorgange nachgebildeten Mythus einer Entstehung aus dem Weltei hinauskamen oder die Welt wie einen Kuchen einrührten und fertig backen ließen, auch die erforderliche Materie als ewig und vorhanden betrachteten, schritt die jüdische Lehre zu einer in ihrer durchgreifenden Weise annehmbareren Form voran und ließ die Welt aus Nichts und ausschließlich für den Menschen erschaffen. Die Erde ist als Mittelpunkt der Welt gedacht; Sonne, Mond und Sterne werden ihr als Zeittheilungs- und Beleuchtungskörper beigeordnet. An verschiedenen Schöpfungstagen wird der Lust, dem Wasser und der Erde aufgegeben, Pflanzen und Thiere hervorzubringen, wobei es als eine Unbedachtsamkeit des mosaischen Berichtes bezeichnet werden muß, daß er die Pflanzen, welche mehr als die Thiere des Lichtes bedürfen, vor den Himmelslichtern hervorkeimen läßt. Die Worte, mit denen der mosaische Schöpfungsbericht den Menschen auf die Bühne führt, sind nicht weniger bezeichnend für den Dünkel dieses Volkes, welches sich das auserwählte nannte, als für die anthropomorphische (den Gott vermenschlichende) Natur der Religion überhaupt. Denn nicht nur läßt er mit vollem Rechte die Krone der Schöpfung nach Gottes Ebenbilde schaffen, sondern mit der ausdrücklichen Bestimmung, über die Thiere und Pflanzen zu herrschen. Man glaubt zwischen den Zeilen zu lesen, auch über die anderen Menschen, die sich etwo einfinden könnten. „Aber mußte dieser gottähnliche Adam und seine nacherschaffene Gehülfin nunmehr nicht vollkommen, unsterblich und sündlos wie Gott selbst sein?", so grübelte der im Unterschieden immer mehr fortgeschrittene Bildner der Schöpfungsmythe weiter, und nicht weniger tiefgehende Zweifel erregten die Unvollkommenheiten des Daseins, die giftigen Pflanzen und schädlichen Thiere und vor Allem die

Digitized by Google

Neigung des Menschen zur Sünde. So wenig wie alles dies, konnte er die Erdbeben, Wirbelwinde, Ueberschwemmungen, Seuchen &c. einem allgütigen und allmächtigen Wesen zuschreiben; er findet auch im Monotheismus (Lehre von Einem Gott) keine Beruhigung; logische Nothwendigkeiten treiben ihn zur Annahme einer dem gütigen Lichtwesen und seinen Schöpfungen feindlich gegenüberstehenden Macht der Finsterniß. Die Personification der Letzteren, welche wieder recht auffallend auf die Sonnennatur des Urmonotheismus zurückweist, dieser Teufel also war ein nothwendiger Lückenbüßer, um den Weltschöpfer von dem Vorwurfe zu befreien, auch solche ekle Wesen wie die Schlangen und ähnliches Gewürm, die Fliegen und überhaupt das Böse in der Welt erschaffen zu haben. In ihrer rohesten Gestalt findet sich diese dualistische (zweiheitliche) Weltauffassung, bei welcher der gute Gott für stärker, der böse aber für listiger und gefährlicher gilt, schon bei vielen Naturvölkern, und nicht wenige unter ihnen theilen die Ansicht der Hottentotten, daß man dem „Capitain von Oben“, wie sie die wohlwollende Macht nennen, keine Verehrung und Opfer schulde, weil er aus eigenem Antriebe den Menschen nur Gutes erweise, und dafür doppelte Anstrengungen machen sollte, den „Capitain von Unten“, der stets aufgelegt sei, dem Menschen zu schaden, mit allen Mitteln zu versöhnen.

Die durchgebildeteren Religionsgebäude der Inder, Perser, Aegypter, Juden, Skandinavier &c. faßten diesen Gegensatz schließlich mehr und mehr als die Empörung einer abgefallenen Gottheit auf, die mit dem Herrscher der Welt um den Besitz kämpft und ihm seine eigenen Geschöpfe abwendig zu machen sucht, um sie endlich als Heerschaaren gegen ihn in's Feld führen zu können. Und so wurde denn unter Mithülfe der Eva gleich bei dem ersten Menschen der Anfang gemacht, und so verlor dieser seine Unschuld, Unsterblichkeit und alle die Vorzüge, welche ihm das unmittelbare Hervorgehen aus der Hand des Schöpfers sicherten. Die Sünde und das Elend kamen damit auf die Welt, ohne daß den Schöpfer ein anderer Vorwurf träfe, als der, den Menschen nicht stark genug gemacht zu haben. Und die alte Ueberlieferung verfährt ganz den neueren Anschauungen gemäß, indem sie diese Neigung zur Sünde alsbald erblich werden ließ. Die ganze Menschheit scheint verloren.

Bei dem Suchen nach einem Auswege führen die Denkgesetze auch hier bei den Indern, Persern, Aegyptern, Juden &c. zu demselben Ergebnisse. Um das Werk des Bösen zu vernichten, sendet Gott seinen eigenen Sohn zum Kampfe aus, läßt ihn dabei leiden, sterben, in die Unterwelt gehen und durch dieses Selbstopfer die Macht des Bösen vernichten. Confutse, Buddah, Osiris, Zoroaster, Mithras, Hercules, Dionysos, Balder, alle diese hochverehrten Namen deuten immer wieder auf den alten Naturmythus zurück, auf den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, bei welchem ersteres in den vom Aequator entfernten Ländern zeitweise mehr oder weniger vollkommen unterliegt, aber Weihnachten wieder neu geboren wird, im Frühlinge seine Auferstehung und im Sommer seinen Sieg feiert. Alle die genannten Sonnenkämpfer gelten zum großen Theile übereinstimmend als lange verkündete Jungfrauensöhne, mehr als einen von ihnen läßt die Mythe von einem durch den bösen Feind veranstalteten allgemeinen Kindermord wunderbar errettet werden; die meisten werden vom Teufel versucht, fallen dann einem Verrathe zum Opfer, erstehen aber neu verherrlicht und fahren zum Himmel. Doch gehören diese oft bis in's Einzelne übereinstimmenden Messiassagen der sonst verschiedenartigsten Religionssysteme vorzugsweise nur der altweltlichen Cultur an und scheinen daher eine in den übrigen Welttheilen noch nicht erreichte Gipfelstufe des religiösen Processes zu bezeichnen. Das Christenthum, dessen Hauptfeste und Symbole bekanntlich ebenfalls auf den Sonnencultus zurückzuführen sind, nahm den schönsten Anlauf, die religiösen Gefühle des Menschen weiter zu veredeln, scheint aber seine Kraft erschöpft zu haben, denn es ist seit Jahrhunderten auf einem bedenklichen Rückzuge zu der tiefern Stufe der Vielgötterei begriffen und dürfte, wenn den Riesenschritten der letzten Zeit nicht ein wirksamer Damm entgegengesetzt wird, bald wieder bei dem Götzendienst der Steinzeit angekommen sein.

Carus Sterne.

Blätter und Blüthen.

Freiburg im Breisgau. (Mit Abbildungen S. 708 u. 709.) Ich war die ganze Nacht über die Bergstraße entlang von Frankfurt a. M. nach Freiburg im Breisgau gefahren; herbstliche Nebel lagen dichtgeballt auf den öden Feldern und machten die dunkle Nacht noch dunkler, noch undurchdringlicher. „Da drüben liegt Straßburg; am Tage, wenn das Wetter klar und hell ist, können Sie leicht den Münster sehen,“ sagte mein Reisegefährte, der mir gegenüber saß und nun in die Finsterniß hinaus deutete. Ich folgte mit dem Blicke seinem Winke, sah aber vor meinen Augen nichts als pechschwarze Nacht. Wir wickelten uns auf's Neue in Mäntel und Plaids und schliefen weiter. Als wir in Freiburg ankamen, graute kaum der Morgen, und ich fand es sehr erquicklich, im nahen „Zähringer Hof“ noch in aller Bequemlichkeit ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen. Bald stand ich frisch und munter wieder vor dem Thore des Gasthofes. Da drüben lagen in blauen Duft gehüllt die Vogesen, und dazwischen dehnte sich das Rheinthal, wogte der Rhein, jetzt und für immer Deutschlands Strom und nicht seine Grenze.

Als ich, in die Stadt zu wandern, um die Ecke des Hôtels bog, stand ich überrascht still. Ich hatte den ersten Blick auf den Schwarzwald, und wie schön und prächtig lag er da, in tiefer, ganz eigenthümlich blauschwarzer Färbung, wie ich sie noch nie an einem deutschen Walde gesehen hatte und wie sie denn auch sein Name auf's Beste und Treffendste bezeichnet. Mir wurde bei solchem Anblicke ernst und feierlich zu Muthe, und da tönte denn ganz im rechten Augenblicke von dem herrlichen Münsterthurme, der so kuhn wie zierlich in die sonnige Luft ragte, das volle Geläute der Glocken — denn es war Sonntag und durch die Straßen wogte die festtäglich gekleidete Menge.

Wer von der Hauptstraße aus die Gassen und Gäßchen der Stadt durchforscht, findet bald, daß das Krumme und Winkelige auch hier allermeist das charakteristische Element ist; ich meinerseits gestehe gern, daß mir solche krumme und winkelige Straßen mit ihren vorspringenden Erkern, mit ihren alten, kunstvollen eisenbeschlagenen Thoren und mit ihrem geschnitzten altersbraunen Holzwerke lieber und interessanter sind, als gar manche breite Prachtstraße mit hochgethürmten, lang hingestreckten Palästen. Und dazu ergießt sich hier noch durch fast alle Straßen in hundert sorgfältig ausgemauerten Canälen das klare rasch fließende Wasser der Dreisam, die Luft immer reinigend und erfrischend und am Ende, denke ich mir, nur dem nächtlichen Wanderer im Herbste gefährlich, wenn der Markgräfler Most seine losen Geister entfesselt hat, und nicht allein in den Fässern rumort, sondern auch in den Köpfen.

Nachmittags lag ich im Schatten der alten, prächtigen Linden bei der Loretto-Capelle auf dem Schlierberge. Man hat von der Stadt dorthin kaum eine halbe Stunde zu gehen. Aber die Aussicht von da ist entzückend schön. Schlicht und einfach liegt die Capelle zwischen den Bäumen, und durch die Stämme blickt man hinunter auf die blühende Landschaft und auf die Stadt, aus deren Häuserwirrwarr der Dom wie ein Riese zum Himmel ragt. Seine hoheitvolle Pracht zu schildern, ist hier nicht meine Absicht. Aber wahrhaftig, man kommt, indem man die malerisch daliegende, aber doch verhältnißmäßig kleine Stadt übersieht, leicht genug zu der Frage: Wer hat diesen Riesen gesetzt zu jenen Zwergen?

Doch, wie gesagt, die Aussicht ist überraschend schön und schien es mir gar wohl zu verdienen, daß ich sie für die Leser der Gartenlaube in meinem Malerbuche skizzirte. Die Loretto-Capelle selbst, von welcher aus ich das Bild entwarf, ist zum Gedächtniß eines blutigen Tages und seiner Opfer erbaut. Der österreichische General Merci vertheidigte die Verschanzungen hier gegen den anstürmenden General Turenne. Dieser trieb damals mit dem berühmt gewordenen „Encore mille!“ — noch Tausend! — immer neue Massen gegen ihn in den Kampf. Genau hundert Jahre später — 1744 — stand hier, Freiburg belagernd, Ludwig der Fünfzehnte von Frankreich, als eine Kanonenkugel, vom Schloßberge hierher gesandt, neben ihm einschlug, ohne ihn zu verletzen. Diese Kugel ist über der Capellenthür eingemauert.

Das Verlangen Frankreichs nach der rebenumblühten, fleißigen und gewerbthätigen Stadt ist wohl für immer gestillt, und der schwarzen Feinde im Innern wird die durchaus freisinnige und aufgeklärte Mehrheit der Bevölkerung wohl auch noch Herr werden. Die Gegensätze stehen schroff zu einander. Im Kaufhause, dem Münster gegenüber, haben erst jüngst die heimath- und vaterlandslosen Ultramontanen getagt und Gift und Haß gegen des deutschen Reiches Wiedererstehung geworfen, und auf dem Rotteckplatze steht das Denkmal des großen Freiheitskämpfers, der unerschrocken und muthvoll in erster Reihe für Deutschlands Größe und Wiedergeburt gegen Hof und Adel stritt und focht.

Damals ward Freiburg ein „Centralpunkt des revolutionären Geistes“ gescholten — möge es im Sinne Rotteck's immer die Ehrenburg der deutschen Freiheit sein!

Aufforderung. Elise Schildche, geb. Herrling, gebürtig aus Schwarzenau, Fürstenthum Wittgenstein, Provinz Westfalen, Königreich Preußen, im Jahre 1848—1849 nach Amerika ausgewandert, gab zuletzt Nachricht von New-York im Jahre 1850. Dieselbe wird ersucht, ihren Aufenthalt anzugeben, wie auch Alle, die über Leben oder Tod derselben Auskunft geben können, gebeten werden, dies der Mutter der Vermißten, der Frau Louise Herrling, 59 Siegel-Str., Chicago, Ill., gefälligst anzuzeigen, da der Genannten eine bedeutende Erbschaft von ihrem Bruder Fritz Herrling harrt.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Helene.

Tagebuchblätter aus dem russischen Salonleben.

(Fortsetzung.)

Als ich am Sonntag Nachmittag zu der Probe gefahren, so lautete der Bericht Mascha's, habe sich die alte Frau wieder eingestellt, die schon einmal ein Paket für mich überbracht. Sie habe diesmal einen Brief abzugeben gehabt, den Mascha in Empfang genommen, um ihn auf mein Zimmer zu tragen. Als sie indessen, ihn noch in der Hand haltend, über den Corridor gegangen, wäre Olga Nikolajewna ihr begegnet und habe sie gefragt, für wen der Brief bestimmt sei; als Mascha meinen Namen genannt, habe sie ihr denselben ohne Weiteres mit dem Bemerken aus der Hand genommen, alle im Hause einlaufenden Briefe müßten zuerst an Jenaide Petrowna abgeliefert werden. Das arme Mädchen war durch diesen Gewaltakt sehr empört gewesen als erschrocken. „Denn," fuhr es in seinem Berichte fort, „wir Alle wissen zwar, daß die Gouvernante eine böse Hexe ist, aber ich dachte mir, den Brief müßte sie doch wieder herausgeben und an Fräulein Helene abliefern."

Es sollte aber anders kommen, als Mascha geglaubt hatte. Nach einer halben Stunde etwa war sie in den Salon gerufen worden, und die Herrin des Hauses, neben der nur Olga gegenwärtig gewesen, hatte ihr unter den heftigsten Drohungen verboten, mir irgend etwas von dem angekommenen Billete zu sagen. Daß mir es ihren scharfen Blicken keineswegs entgangen, daß letzteres, geöffnet und unter ihrem Taschentuche nachlässig verborgen, auf Olga's Schooße lag.

Seitdem nun hatten in meiner kleinen Zofe die Anhänglichkeit an mich und die Angst, das Gebot unserer Gebieterin zu übertreten, mächtige Kämpfe hervorgerufen, bis endlich die erstere den Sieg davon trug und sie sich entschloß, mir zu beichten; mochte doch ein richtiger Instinct sie das Unterschlagen des Briefes mit der heutigen auch ihr nicht verborgen gebliebenen allgemeinen Verstimmung in Verbindung bringen lassen. Nachdem ich die Kleine über Alles ausgeforscht, beruhigte ich sie durch ein erneutes Versprechen strengster Verschwiegenheit und schob sie alsdann zur Thür hinaus, denn jetzt bedurfte ich erst recht der Einsamkeit.

Ich zweifelte keinen Augenblick, daß Wera eines ihrer cralturen Billete, die sie unversiegelt in einen künstlichen Knoten zusammenzulegen pflegte, unvorsichtig genug sogar in meiner Abwesenheit in's Haus geschickt hatte. Da sie immer zu ihrer Correspondenz nur mir sich der deutschen Sprache bediente, konnte allerdings Niemand unter unseren Hausgenossen das Billet entziffern außer — Olga. Diese, wie ich leicht errathen ließ, war schlau genug gewesen, unserer Gebieterin den unglücklichen Brief unter die Augen zu bringen und deren seit der Kindergesellschaft lebhaft erregte Neugierde zu neuem Unheile auszubeuten, während sie selbst durch die Mitwisserschaft der Madame Branikow vollkommen gedeckt war. Was machte in dem Billete stehen, und was sollte ich beginnen!? Ich fühlte mich der Verwickelung gegenüber vollkommen ohnmächtig, so lange Jenaide Petrowna nicht geradezu ansprach, nun was es sich handelte, denn Mascha's wegen durfte ich nicht einmal eine Anspielung wagen, daß ich von der Wahrheit eine Ahnung habe. Ohnehin konnte mir nicht einfallen, mein dem Mädchen gegebenes Wort zu brechen, aber ein anderer Gedanke kam mir plötzlich wie ein Lichtstrahl und zeigte mir noch einen rettenden Ausweg, den einzigen, der mir blieb; denn da in dieser Zeit der Wahlen Hirschfeldt durch Dienstpflichten sehr gebunden ist, darf ich nicht einmal hoffen, ihn hier zu sehen, um mir bei ihm Rath zu holen, ja, kann bei der Stimmung im Hause sein Erscheinen auch gar nicht wünschen. Morgen aber findet in der Assemblée wieder ein Ball statt, den die Branikow's mit Olga besuchen werden, und sicher wird auch Fräulein Adrianoff dort sein. Ich brauche mithin nur als Zuschauerin auf die Galerie zu gehen, um Wera zu sehen, sie nach dem Briefe zu fragen und sie zu warnen.

Nachdem ich mir noch einmal Alles überlegt und meinen Entschluß gefaßt hatte, begab ich mich wieder in den Salon und folgte meiner alten Taktik, die herrschende unangenehme Stimmung nicht zu bemerken. Ich suchte mich möglichst aufzuzangen zu unterhalten, und sobald sich eine nur irgend günstige Gelegenheit darbot, erklärte ich mit größter Ruhe, daß ich das oft gemachte Anerbieten unserer Gebieterin, bei einem Balle in der Assemblée auf die Galerie zu gehen, morgen mit Vergnügen annehmen würde. Es konnte mir nicht entgehen, daß meine Erklärung sie äußerst zu enquieren schien, aber ich hütete mich wohl, es zu beachten, sondern beschäftigte mich emsig mit meiner Stickerei, und da Jenaide Petrowna, welche wahrscheinlich eine passende Entgegnung nicht finden konnte, beharrlich schwieg, so betrachtete ich die Sache als abgemacht und erwähnte ihrer noch mehrmals im Verlaufe des Abends, um jedes Mißverständniß unmöglich zu machen. Sehen wir denn, was der morgende Tag bringen wird!

Den 24. Januar.

Lange ertrage ich diesen Zustand nicht mehr; eine geheime Angst schnürt mir das Herz zusammen, und ich weiß nicht, wie ich mir rathen und helfen soll. Selbst zum Schreiben fehlt mir eigentlich der Muth, und ich zwinge mich nur dazu, um wo-

möglich vor dem Schlafengehen meine Nerven noch ein wenig zu beruhigen.

Ich war gestern in der Assemblée, doch muß ich gleich anfangs bemerken, daß der ganze Tag vorher nicht angenehmer war als der Montag, und ohne ein wirklich zwingendes Motiv hätte mich wohl nicht leicht etwas zum Mitfahren zum Ball bewegen können. Je trüber ich jedoch in meinem Herzen mich gestimmt fühlte, desto ausgelassener schien Olga zu sein; sie gab hundert Drolligkeiten an, über welche Zenaïde Petrowna herablassend lachelte und unser Gebieter sich vor Heiterkeit ausschütten wollte, während sie auf mich den allerunangenehmsten Eindruck machten.

Der gestrige Ball, als derjenige, welcher in die Zeit der Wahlen fällt, war der vielen Fremden wegen einer von den glänzendsten und besuchtesten in der Saison. Hätte ich freien Gemüthes auf das bunte Gewühl hinablicken können, es würde mir Vergnügen gemacht haben, diese schimmernde Menge geputzter, durcheinander wogender Menschen zu beobachten, deren Gesichter in anscheinend ungetrübter Heiterkeit strahlten. Um ihrer Aller Lippen schwebte ein Lächeln, als gäbe es in der weiten geschmückten Halle nur Menschen, die glückselig am Freudenkelche nippen, die nichts wissen von verborgenem Weh, von stiller, das Herz zusammenpressender Angst, als trieben nicht unsichtbar unter der glänzenden Außenseite Neid und Bosheit ihr ränkevolles Spiel, den kleinen schwarzen Schlangen gleich, die sich geräuschlos und ungesehen am liebsten unter einer Oberfläche von Blumen fortringeln.

So aber hatte ich weder Sinn noch Zeit, an etwas Anderes zu denken, als an den Zweck meines Kommens und war sehr befriedigt, als ich in der That bald genug Fräulein Adrianoff unter den Tanzenden entdeckte. Es gelang mir im Laufe des Abends, ihr einen Wink zu geben, den sie auch verstand. Sie eilte zu mir heraus. Erhitzt vom Tanzen und vor Glück strahlend — sie hatte, wie ich später erfuhr, soeben im Vorübergehen Hirschfeldt gesprochen — stand sie vor mir, eine entzückende Erscheinung. Ein Kleid von klarer, feingewebter Gaze, überall mit Büschchen goldener Aehren reich verziert, umhüllte ihre prächtige Gestalt gleich einer duftigen weißen Wolke, und ein Kranz von blauen Lyanen, durch ihr wundervolles blondes Haar geflochtungen, fiel, mit dem gleichen kostbaren Aehrenschmucke durchflochten, auf ihre perlmutterweißen Schultern herab.

„Endlich, meine theure Helene, endlich sehe ich Sie wieder," sagte sie und streckte mir ihre beiden Hände entgegen.

Es ging mir wie ein Stich durch's Herz: ich sollte das liebliche Wesen, in dieser Minute noch strahlend in Jugendmuth und Festlust, vielleicht in der nächsten schon durch meine Worte grausam verwunden, und doch durfte ich nicht säumen, denn die Augenblicke konnten gezählt sein, in denen ich mit ihr reden durfte.

„Fräulein Wera," begann ich in deutscher Sprache, nachdem ich mich möglichst mit ihr zurückgezogen und mich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe uns verstand, „haben Sie in diesen Tagen, haben Sie Sonntag einen Brief an mich abgeschickt?"

Sie sah mich mit ihren großen Augen in starrer Verwunderung an, und dann, als ob sie meine Gedanken in mein'n Mienen läse, zuckte es wie Schreck über ihr Antlitz. „Warum fragen Sie mich?" stammelte sie.

„Weil ich Grund habe zu vermuthen, daß ein Brief für mich in unserem Hause verloren gegangen ist, und weil ich wissen möchte, ob er von Ihnen war."

„Sie haben ihn nicht bekommen?!" rief sie, meinen Arm krampfhaft umklammernd, mit solcher Heftigkeit, daß ich mich erschrocken umsah und warnend den Finger auf die Lippen drückte.

„Ich habe ihn nicht bekommen," erwiderte ich, „bitte, sagen Sie mir, was er enthielt!"

Sie sah mich einige Secunden lang verwirrt an. „Ich schrieb Ihnen," begann sie alsdann und machte eine verzweifelte Anstrengung, sich zu fassen, „daß es mir am Sonntag unmöglich sein würde, in's Concert zu kommen; ich hat Sie, dies Alexis mitzutheilen und ihm zu versichern, daß meine grenzenlose Liebe zu ihm immer dieselbe sei und daß ich um Aufklärung bäte, warum ich ihn bei dem bewußten Rendezvous neben der Kathedrale nicht getroffen habe. Und nun sagen Sie mir, Helene," fügte sie hinzu, „wie wissen Sie etwas von der Existenz des Briefes, da Sie ihn doch, wie Sie sagen, nicht empfangen haben?"

Was hätte ich nicht erdulden mögen, um die Aermste zu schonen! Aber ich durfte ihr unmöglich die Wahrheit verschweigen. Zudem hätte sie jeden Tag eine ähnliche Unvorsichtigkeit begehen können — sie mußte gewarnt werden. Ich bat sie, sich zusammen zu nehmen, damit nicht ihre Verstörung Aufsehen errege, und sagte ihr, das Billet sei Zenaïde Petrowna in die Hände gefallen und diese kenne den Inhalt desselben.

Kaum hatte ich das Wort gesprochen, als Wera erbleichte. Sie schwankte. Ich suchte sie zu stützen und redete ihr leise zu, aber sie hörte nicht einmal darauf. Die schönen Augen matt und doch voll Angst zu mir aufschlagend, fragte sie nur mit bebender Stimme: „Wird Madame Branikow es Constantin, wird sie es meiner Mutter sagen?"

„Dann müßte sie die Untersuchung des Briefes einräumen," erwiderte ich, „und dadurch wird sie sich nicht compromittiren wollen."

„Schaffen Sie mir den Brief wieder!" bat Wera in flehendem Tone. „Ich bin verloren, wenn sie ihn meiner Mutter in die Hände spielt."

Jedes weitere Zureden, ich mochte es versuchen wie ich wollte, war durchaus vergeblich. Plötzlich richtete sie sich empor, und es flog wie ein wilder Entschluß über das liebliche, erblaßte Antlitz. Sie ergriff meine Hand und drückte sie mit leidenschaftlicher Haft; bevor ich noch recht zur Besinnung gekommen, war sie fortgeeilt. Kurze Zeit darauf sah ich sie wieder unten im Saale, sah, wie sie tanzte und wie sich in jeder ihrer Bewegungen die leidenschaftliche Aufregung wiederspiegelte, von der sie ergriffen war.

Was sollte daraus werden? Lange hierüber meinen Betrachtungen nachzuhängen, sollte mir nicht vergönnt sein; denn neben mir ertönte plötzlich Hirschfeldt's unruhig bewegte Stimme: „Was ist nur geschehen, Fräulein Helene? Wera, die ich auf dem Corridore erwartete, um endlich einmal genaue Auskunft über den Zustand in ihrem Hause und über die Wahrheit aller umlaufenden Gerüchte zu erhalten, war wie außer sich. Sie stand mir nicht Rede, verwies mich nur an Sie und schien kaum zu wissen, was sie sagte."

„Nehmen Sie einen Augenblick Platz!" antwortete ich ihm. „Sie sollen Alles erfahren, aber vor allen Dingen machen Sie nicht ein so erschrockenes Gesicht, wie kein Mensch es an Ihnen gewohnt ist, wenn Sie nicht wollen, daß alle geschäftigen Zungen von Woronezh morgen die Ursachen Ihrer Bestürzung erörtern!"

Er setzte sich. Es wurde ihm ersichtlich schwer, seine sonstige Sicherheit auch nur oberflächlich wieder zu gewinnen. Ich theilte ihm mit, was sich zugetragen hatte.

„Wie oft habe ich Wera geboten, mit diesen unglücklichen Briefen vorsichtig zu sein!" sagte er nachdenklich. „Im Grunde aber ist Alles einerlei, denn zur Katastrophe mußte es früher oder später doch kommen, und dieser Zustand der Ungewißheit beginnt allgemach unerträglich zu werden."

„Ich werde keinenfalls länger Madame Branikow's versteckte Anspielungen dulden," nahm ich das Wort, „sondern, wenn sie in denselben beharrt, eine offene Erklärung herbeiführen."

Und das war auch heute während des ganzen Tages meine Absicht, aber die Gebieterin des Hauses hat mir hartnäckig das Glück ihrer Gegenwart entzogen. Es heißt, sie leidet an ihrer Migräne und will deshalb Niemanden sehen, und doch weiß ich durch Masche, daß Olga bei ihr gewesen ist.

Wie schon so oft in meinem Leben, will ich mich bemühen, auch diesmal den Ereignissen kaltblütig die Stirn zu bieten. Was meine Thatkraft zu lähmen droht, das ist nicht mein eigenes Ergehen; es ist die tödtliche, still nagende Angst um — ihn, dessen Schicksal in der Hand eines so unvorsichtigen Mädchens ruht, wie Wera ist.

Den 25. Januar.

Die schwarze Wolke, lange gefürchtet, wenn sie heraufzieht, birgt in ihrem Schooße oft ein ganz anderes Unheil, als wir bisher in dem fern grollenden Ungewitter fürchteten — das ist der Gedanke, der sich immer wieder in mir regt, während ich mich anschicke, mit bebender Hand die Erlebnisse des heutigen Tages niederzuschreiben, und während ich voll Schrecken die langen Stunden der Nacht vor mir sehe, in der mich vermuthlich die Unruhe meiner Seele nicht wird schlafen lassen.

Heute Morgen hatte unsere Gebieterin, die noch in ihrer üblen Laune beharrt, in Toilettenangelegenheiten eine lange Berathung mit ihrer Zofe und Näherin; später war Besuch da, ich fand also den geeigneten Augenblick zu der beabsichtigten Unterredung nicht. Der Nachmittag kam. Iwan Alexandrowitsch fuhr aus; Olga gab ihre Stunden, und ich konnte daher auf ein ungestörtes Beisammensein mit Zenaïde Petrowna rechnen, welches jedenfalls nicht unbemerkt vorübergehen durfte. Ich unterdrückte mit aller Festigkeit des Willens, die mir nur irgend zu Gebote steht, das gewaltsame Klopfen meines Herzens, als ich bei ihr eintrat und sie in möglichst freiem Tone bat, mich einen Augenblick in einer Angelegenheit zu hören, die mich in den beiden letzten Tagen sehr beschäftigt habe.

Sie sah mich befremdet und nichts weniger als ermuthigend an, aber ich war fest genug, um mich nicht einschüchtern zu lassen. Ich sagte ihr, daß ich an dem Ballabende Fräulein Adrianoff gesehen, die mir mitgetheilt, sie habe am Sonntage ein Billet an mich gesendet. „Dieses Billet nun," fügte ich hinzu, „ist sonderbarer Weise nicht in meine Hände gelangt."

Madame Branikow zuckte leicht die Achseln und warf mir einen Blick zu, der, in Worte übersetzt, ungefähr lauten mußte: „Was geht das mich an?"

„Fräulein Adrianoff," fuhr ich unbeirrt fort, „schien sehr bestürzt, Madame, als sie das Nichtankommen des erwähnten Briefes erfuhr; sie hat mich, Nachforschungen anzustellen. Sie weiß bestimmt, daß eine alte Dienerin ihrer Familie den Brief hier im Hause abgegeben."

Zenaïde Petrowna erwiderte mit schlecht verhehlter Ungeduld: „Aber was kümmert Ihre Correspondenz mich?"

Ich fühlte, wie eine leichte Röthe mir in die Wangen stieg, aber ich zwang mich zu der vollkommen ruhigen Antwort: „Madame, es liegt mir viel an dem Briefe, und da er vielleicht in meiner Abwesenheit angekommen ist, könnte er möglicher Weise an Sie oder Iwan Alexandrowitsch abgegeben und, wie sehr leicht erklärlich, vergessen worden sein. Sie sehen in dieser Vermuthung die Ursache meiner bescheidenen Anfrage."

Zuerst überflog bei meinen Worten ein spöttisches Lächeln die Züge der Hausherrin, dann jedoch preßten sich ihre Lippen fest zusammen. „Ich weiß von keinem Briefe," erwiderte sie, mußte aber doch, als sie die Lüge aussprach, unwillkürlich ihre Blicke vor den meinigen senken. Meine innere Empörung war grenzenlos, aber ich wußte nur zu gut, daß ein Kundgeben derselben die letzte Hoffnung, jemals das unglückliche Papier in meine Hände zu bekommen, vernichten würde.

„Wenn der Brief nicht abgegeben ist," begann ich wieder, „so muß Jemand von den Leuten ihn nachlässiger Weise bei Seite gebracht haben, und da die vorläufige Nachfrage meinerseits kein Resultat ergeben hat, so möchte ich freundlich die Bitte an Sie richten, Madame, den Haushofmeister kommen zu lassen und ihm zu befehlen, daß er das verlorene Billet wieder zur Stelle schafft. Wenn Sie ihm Ihren Willen kund thun, so wissen Sie, Madame, daß er das Verlorene an's Tageslicht bringen wird, wenn es noch irgendwo existirt."

Zenaïde Petrowna hatte sich schon, während ich sprach, müde zurückgelehnt, schloß langsam die Augen und sagte gähnend: „Es kann Ihnen doch nicht im Ernste einfallen, Mademoiselle, daß ich um die genannte Bagatelle einen solchen Aufruhr anrichten soll. Fräulein Adrianoff mag in Zukunft mein Haus, welches sie nicht mehr der Ehre ihres Besuches würdigt, auch mit ihren Briefen verschonen. Das ist es, was ich von dieser Angelegenheit denke. Ah, wie erschöpft ich mich fühle!"

Nach dieser für sie unverhältnißmäßig langen Rede machte sie ein Gesicht, das allerdings den Entschluß, jetzt kein Wort mehr zu hören oder zu sagen, deutlich genug verrieth.

Ich bebte vor Aerger. Ich hatte gehofft, sie würde das Papier, da es unverliegelt gewesen und also unverletzt wieder herzustellen war, nachdem sie ihre Neugier befriedigt hatte, mir in die Hände spielen oder wenigstens es zu einer offenen Erklärung darüber kommen lassen. Beide Hoffnungen schienen durch ihr Leugnen gänzlich vereitelt; ich war jedoch nicht gesonnen, mich in solcher bisher niemals gegen mich in Anwendung gebrachten Weise abfertigen zu lassen, und erneute meine Bitte noch entschiedenerem Tones als zuvor.

Madame richtete sich empor und kniff den Mund unheilverkündend zusammen, während es an ihren Schläfen seltsam zuckte. Dann öffneten sich bereits ihre Lippen, wahrscheinlich um mir eine Beleidigung mehr zuzuschleudern, vielleicht aber auch, um mir den Inhalt von Wera's Billet brutal vorzuwerfen, als plötzlich einer von den Dienern erschien und hastigen Tones eine Meldung begann. Er wurde indessen, noch bevor er sie zur Hälfte beendet hatte, von dem anzukündigenden Besuche in Person unterbrochen und bei Seite geschoben. Es war Kleopatra Feodorowna Ostrowski, die sich, ohne eine Aufforderung zu erwarten, in den nächsten Sessel warf, völlig außer Athem und so echauffirt, als hätten wir anstatt strenger Januarkälte die Hitze des Hochsommers zu ertragen.

Ich konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, als ich die alte Neuigkeitskrämerin erkannte, von der ich wußte, daß sie keinen anderen Lebensberuf hat, als alle möglichen und unmöglichen Klatschgeschichten aus einem Hause in das andere zu tragen, und daß wir sie in mindestens einer oder gar zwei Stunden nicht wieder würden los werden.

„Ah, Duschinka, wie geht's?" richtete sie, noch immer zwischendurch nach Luft schnappend, das Wort an unsere Gebieterin, „Sie glauben nicht, welchen Schreck ich gehabt habe! Denke ich doch, mich soll auf der Stelle der Schlag rühren! Sie müssen wissen," fuhr sie dann, nochmals tief Athem schöpfend und nachdem sie sich in dem Sessel behaglich zurecht gesetzt, fort, „ich komme geraden Weges von den Adrianoffs."

Mich durchfuhr bei ihren Worten ein Schreck, daß mir die Kniee bebten, und auch Madame richtete ungewöhnlich rasch die Frage an ihren Gast:

„Von den Adrianoffs?"

„Ja doch, Zenaïde Petrowna, eben daher. Aber Gott segne meine Seele, Kind — ich glaube, Sie wissen noch gar nicht, was geschehen ist."

„Nun, was denn? Was ist geschehen? Sie wollen es uns so eben mittheilen," rief die Herrin des Hauses ungeduldig, während ich unwillkürlich, stumm vor Angst, der Alten einen Schritt näher trat.

Glücklich über unsere Unwissenheit, fühlte sich Kleopatra in ihrem Elemente. Sie schüttelte den Kopf, faltete die Hände und fragte dann langsam: „Sie waren doch Dienstag in der Assemblée?"

„Gewiß waren wir da, und was weiter?"

„Und Sie haben Wera gesehen?" fuhr sie fort. „Das arme Seelchen! Sie soll so schön gewesen sein, wie fast noch nie, aber die Heiligen mögen wissen, was ihr widerfahren ist. Einige behaupten, der Capellmeister habe sich mit dürren Worten von ihr losgesagt, und Andere wieder, Constantin Feodorowitsch habe diesen bis auf den Tod beleidigt und beschimpft. Eins aber ist sicher, daß Wera; nachdem sie wie eine Rasende getanzt, ohne Wissen ihres Bruders hinaus geeilt und sich glühend, wie sie war, mit den leichten Ballschuhen und unbedecktem Kopfe in einen offenen Schlitten gesetzt hat — wir hatten in der Nacht zwanzig Grad Kälte, wie Sie wissen, meine Liebe — und nicht genug damit: als das Unglückskind nach Hause kommt, reißt es die Fortschritte auf, stellt sich im Ballcostüm davor und sagt den erschrockenen Dienern nur immer das eine Wort: „Laßt mich! Ich will sterben." Mit Gewalt mußte man die Arme endlich fort und in's Bett bringen. Sie können denken, daß die Folgen nicht auf sich warten ließen. Gestern schon hat die arme Seele den ganzen Tag im heftigsten Fieber zugebracht, und als ich heute arglos komme, sie zu besuchen, war eben das Delirium ausgebrochen. Ihr Kopf brannte wie Feuer, und sie schwatzte die tollsten Dinge. Nun stellen Sie sich vor, daß die Eltern noch Beide abwesend sind, wenn auch Madame Adrianoff täglich erwartet wird. Der Zustand im Hause ist ein entsetzlicher, und Constantin Feodorowitsch benimmt sich vollständig wie ein Unsinniger. Glauben Sie wohl, daß er mich, als ich ihm ein theilnehmendes Wort des Bedauerns sagen wollte, beinahe vor die Thür gesetzt hat?"

Sie geriet bei Erwähnung der ihr von Wera's Bruder ihrer Meinung nach widerfahrenen Rücksichtslosigkeit fast in die nämliche Aufregung wie bei ihrer Ankunft. Bei der Berührung von Wera's unbegreiflicher Erregung auf dem Balle traf mich ein angstvoller Blick Zenaïde Petrowna's; den ich in gleicher Angst erwiderte, und diese stumme Sprache verrieth Alles, was unsere Lippen nicht wagten auszusprechen — tödtlichen

Digitized by Google

Schreck und volles Verständniß. Die plötzliche Ueberraschung hatte mir für einen Augenblick gänzlich meine gewohnte Selbstbeherrschung geraubt; Zenaïde mußte in meinen Augen so gut die entsetzte Anklage, wie ich in den ihrigen die ängstliche Frage gelesen haben. Es gab hier weiter keine Täuschung: sie konnte keinen Zweifel mehr hegen, daß ich wußte oder doch errieth, wo mein Brief geblieben war, und daß ich Véra davon gesagt hatte; ebenso sicher aber verstand ich, daß sie darin den Grund zu Véra's Verzweiflung sah.

Ich raffte meinen Muth zusammen und bat die Bringerin der Hiobspost sichtlich um die Erklärung, daß sie wirklich nichts übertrieben habe; sie betheuerte voll und heilig die Wahrheit ihrer Worte. Die innere Unruhe trieb mich aus dem Salon, den ich wankenden Schrittes verließ, um mich in der Einsamkeit des Musiksaales zu sammeln. Meine Gedanken wirbelten wüst durcheinander: Was kann die Unglückliche in ihren Fieberphantasien nicht Alles verrathen! — und dann wieder: Was wird das Ende dieser Wirrnisse sein? Und wenn die Krankheit eine gefährliche Wendung nähme — ich kann und mag den Gedanken nicht verfolgen. Armer Alexis, die Nacht wird noch quälender für Dich sein als für mich.

Den 26. Januar.

Zenaïde Petrowna ist sich wenigstens bewußt, daß sie es ist, die durch Unterschlagung des Briefes zunächst das Unheil angerichtet hat. Gewissensbisse und Angst lassen ihr keine Ruhe. Sie ist heute viel früher aufgestanden, als sonst ihre Gewohnheit ist, und hat Morgens gegen zehn Uhr schon selbst einen Diener zu den Adrianoff's geschickt, um sich nach Véra's Zustand erkundigen zu lassen. Der Diener brachte die Antwort, das Fräulein sei so schwer krank, daß man eben den Priester hole, um ihr das Abendmahl reichen zu lassen. Madame wurde bei der Nachricht leichenblaß, und fast den ganzen Tag liegt sie vor dem Heiligenbilde in der Ecke ihres Zimmers auf den Knieen. Sie hat so sehr die Fassung verloren, daß sie sich nicht einmal mehr die Mühe giebt, ihre Gedanken, ihre Angst zu verbergen. Olga schleicht umher mit falschem Blick, die das böse Gewissen; sie vermeidet mich, wo sie kann. Ich selbst befinde mich wie in einem fortwährenden Schwindel und wandere umher, ohne meine Gedanken von diesem unglücklichen Ereignisse auch nur während der Dauer einer Secunde losreißen zu können. Fast sein ich in Versuchung, das Schicksal anzuklagen, daß eben ich es sein mußte, die Véra durch den Bericht zum Aeußersten brachte. Und wenn sie sterben müßte, was sollte aus Hirschfeldt werden!?

Nein — ich kann nicht mehr schreiben; die Angst erstickt mich und treibt mich wieder empor. Da die Kälte etwas nachgelassen hat, werde ich versuchen, in der Galerie frische Luft zu schöpfen.

Den 27. Januar.

Heute Morgen schickte unsere Gebieterin um dieselbe Zeit wie gestern zu Adrianoff's, und diesmal brachte der Diener die Nachricht, es sei ein wenig, aber auch nur ein ganz klein wenig besser mit Véra. Das war doch ein Hoffnungsstrahl, wenn auch nur ein schwacher, ein Aufathmen der müden Seele, die so gern hofft, wo sie mit allen Kräften wünscht, wo der Wunsch wie ein Gebet sich zum Himmel emporringt.

Die Herrin des Hauses trägt von diesem Augenblick an ihren Kopf wieder etwas höher und gönnt ihren Gliedern schon während einer geraumen Weile die Wohlthat, sich auf dem Divan unter den Palmenkronen auszustrecken, doch verlangt sie glücklicher Weise nicht, daß ich vorlesen oder spielen soll.

Der größte Theil des Tages schleppte sich so in Hoffen und Fürchten hin. Ich begab mich nach dem Diner in unsern jetzt verödeten Musiksaal, um darin eine Promenade zu machen, da mir mein Stübchen für die mich innerlich quälende Unruhe wirklich zu eng erschien.

Langsam schleuderte ich in diesem Raume auf und ab, in dem ich so manche bitter schmerzliche und auch wiederum manche Stunde des Glücks verlebt. Wenn ich den vereinsamten Flügel ansah, war es mir, als müsse Véra's liebliche Gestalt sich daran lehnen und auf die zerstreuten Notenhefte niederblicken. Wenn ich meine Augen schloß, glaubte ich im Geiste den sanften Ton ihrer Stimme zu vernehmen und zwischendurch wiederum den kräftigen, sonoren Klang jener anderen, noch welcher mein Herz sich all' diese traurigen Tage hindurch schmerzlich gesehnt hatte. Sah ich nicht das rasche Aufleuchten jener wunderbaren Augen vor mir, wie sie verständnißinnig, vielsagend den Blick zu mir herübersendeten? Konnte ich mir eine Zeit denken, wo ich diese Augen nie mehr sehen sollte, wenn ihr Besitzer seinen oft geäußerten Plan zur Wahrheit machen und nach Moskau, nach Petersburg oder gar nach Paris gehen würde? Stand ich höchst wahrscheinlich nicht eben jetzt an der Schwelle der Entscheidung? Und dieses Leben ohne ihn — der Gedanke war wie der Blick auf eine öde, graue Steppe. Warum sollte ich mich selber täuschen? Wem verdankte ich die glücklichen Stunden künstlerischer Anregung, den Genuß, welchen eine geistvolle Unterhaltung gewährt, sei es über Musik oder ein anderes Thema? Nur ihm, der meinem Dasein hier einen geistigen Inhalt verliehen, der es mit Rosen geschmückt hat, wenn auch ihre Dornen mich blutig ritzen. Und jetzt wendet er sich vielleicht nach rechts und ich nach links, denn hier bleiben — so, wie so —

Plötzlich fuhr ich zusammen, als ich hart neben mir ein Geräusch hörte. Ich wendete mich rasch um — da stand er vor mir, der eben noch als meine Gedanken beschäftigt — Hirschfeldt. Er war so bleich, wie ich ihn noch nie gesehen hatte, und in seinen Augen glühte es wie Fieber.

„Hirschfeldt! Mein Gott, was ist Ihnen?“ rief ich, ihm die Hand entgegenstreckend, und dann, noch bevor er im Stande war zu antworten, überfiel es mich wie Eis. „Véra!“ fügte ich mit Hast hinzu. „Was wissen Sie von ihr? Ist die Krisis nahe?“

Er schüttelte den Kopf. „Seit diesem Morgen hat ihre Krankheit eine Wendung zum Bessern genommen. Wir dürfen hoffen, daß Véra, wenn keine besonderen Zwischenfälle eintreten, gerettet ist.“ Er sagte das wunderbar ruhig, und doch sah ich, daß ein unausgesprochenes Etwas noch wie Vergeltort ihm auf der Seele lag und alle seine Gefühle in Aufruhr erhielt.

Ich drückte ihm meine Freude aus, daß der Zustand seiner Geliebten Hoffnung zur Genesung gäbe. „Aber Sie,“ mußte ich doch sogleich wieder hinzufügen, „was ist Ihnen nur, mein Freund? Haben Sie sich Véra's wegen so sehr geängstigt?“ Und dann wiederum erschrak ich, denn wie in fieberndet Hast ergriff er plötzlich meine beiden Hände und preßte sie krampfhaft zusammen; über sein Antlitz fuhr es wie Gewitittersturm; aus seinen dunkeln Augen flammte leidenschaftliche Gluth empor und wiederum ein wilder Schmerz.

„Ich habe Unbeschreibliches erlebt,“ rief er aus, „etwas, das ich nie, niemals für möglich gehalten hätte. Helene, Sie müssen mich anhören; ich muß Ihnen Alles mittheilen, wenn dieses Chaos in meiner Seele nicht zum Wahnsinn werden soll. Sind Sie allein?“ setzte er, verstört um sich schauend, hinzu „Allein! Das ist mehr Glück, als ich zu hoffen wagte.“

(Fortsetzung folgt.)

An der Evangelistenbrücke der Drina.

Der Künstler unserer Illustration, Franz Zverina in Brünn, theilt uns über den Gegenstand derselben eine Schilderung mit, welcher wir das Nachstehende entnehmen. Die Brücke selbst haben wir nördlich von Montenegro im südlichen Theil der Herzegowina zu suchen, die zu dem in diesem Augenblick so wichtigen Bosnien gehört. In jenen wilden Gebirgen entspringt die Drina, die bekanntlich in ihrem letzten nördlichen Laufe als schiffbarer Fluß die Grenze zwischen Serbien und Bosnien bildet und beim Fort Raczja in die Save mündet.

Erfüllt von den tagtäglichen Schilderungen türkischer Gräuelthaten, so erzählt unser Gewährsmann, überschritt ich nicht ohne Bangen die Montenegriner Grenze bei Rovno und wanderte, meinem unzähmbaren Drange folgend, auch die jenseits der Grenze, in der Herzegowina aufragenden Planinen (Hochebenen)

Die Evangelistenbrücke über die Drina in der Herzegowina.
Nach der Natur aufgenommen von Professor Franz Iverina.

zu sehen, rüstig jenen Bergen zu, wo der Segen des Friedens unter der Paschowirthschaft bis jetzt noch keine Wurzeln schlug und wo trotz Jahrhunderte währender Kämpfe noch keine Freiheit erblühte.

Ich konnte es als ein glückliches Zeichen ansehen, daß ich schon bei Mala Podgorica, unserm der Grenze, eine Reisegesellschaft in einem hübschen jungen Mädchen fand, welches mir freundliche Grüße zurief. Ich muß bemerken, daß das obwohl auf einer niederen Culturstufe stehende Herzegowinervolk doch zu vielen schönen Sitten auch jene sehr ritterliche zählt, daß auf Reisen und zu jeder Zeit und auch auf den einsamsten Stellen kein Mensch so sicher reist wie Mädchen und Frauen. Selbst Männer genießen in ihrer Gesellschaft ein gewisses Recht der Unantastbarkeit. Als ich landesüblich zu meinem Gegengruße auch die Frage nach ihren nächsten Verwandten an sie richtete, hub sie nicht gerade schmerzlich bewegt, aber, weil sie hierüber mehr zu sagen hatte, mit tiefer ausgeholtem Athem an:

„Meine Mutter und meinen Vater kenne ich nicht; meinen Bruder habe ich viele Jahre nicht gesehen, und meine Schwester werde ich kaum je wieder sehen."

Noch ehe ich nach der Deutung dieser fast mystisch klingenden Worte fragen konnte, erzählte sie weiter:

„Meine Mutter starb kurze Zeit nach meiner Geburt auf der Flucht vor plündernden Türkenhorden; mein Vater zog schon mit unserer Aeltesten, der Vuko Goluba und später des Luka Lukalovic im Lande kreuz und quer umher, kaum ahnend, daß ich noch am Tage meiner Geburt aus menschlichem Erbarmen schon fremde Muttermilch gesogen. Mein Vater flüchtete später über die Grenze in fremde Länder. Er kam nie wieder. Als Waisen lebten ich, meine Schwester und mein Bruder schwere Tage, und das Schicksal zerstreute uns endlich ganz. Schwester und Bruder verloren ihr Heim. Ich sollte die Glücklichste sein. Ich bin Braut und tanze als Mädchen kommenden Sonntag das letzte Mal den Kolo. Mein Bruder lebt an fremdem Herd; er nahm Dienste in der Czernagora (Montenegro — der schwarze Berg); Kolaeiner Marktleute brachten mir Kunde und Grüße von ihm; er will zu meiner Hochzeit kommen und eine ganze Oka (etwa zwei Pfund) Pulver verschießen, weil ich des schwarzen Jowo, seines Freundes, Weib werde. Aber ich glaube, daß er zwar, so Gott will, meiner Schwester Raub zu rächen kommt. Dieser trug der Türke das Kreuz von ihrer Brust; sie starb für uns, denn seit Weihnachten im Vorjahr schmachtet sie im Harem zu Mostar."

Welchen Blick eröffnet diese eine Familiengeschichte in die Zustände des Landes und die Ursachen des jetzigen Aufstandes! Ich fühlte und konnte es nun wissen, daß ich bereits auf dem blutgetränkten Boden einer Revolution schreitet, und dennoch sollte ich bei der Evangelistenbrüder weit mehr erfahren.

Die Braut ging mit mir gleichen Weges. Sie schritt, den Korb auf dem Haupte, so rüstig voran, daß ich ihr kaum folgen konnte, und hatte uns zurem Mitleide — erregt durch mein erbärmliches Aussehen — mir einen Theil meiner Bürde abgenommen. Als ich sie später dafür belohnen wollte, wies sie mein Ansinnen mit der naiven Bemerkung zurück, es wäre so unschicklich, einen armen Bolschjehrer — für den hielt sie mich nämlich — nicht helfen zu wollen, aber wenn ich ihr ein kleines Heiligenbild schenke, wolle sie noch als Jowo's Weib zur meine arme Seele beten. Ich förderte mein Seelenheil und schenkte ihr zwei Heiligenbildchen und alle entbehrlichen metallenen Knöpfe und Schnallen für die Stuka (Brustlatz) ihres Jowo.

Je höher wir stiegen, desto steiler und holpriger wurde der Weg, der sich stellenweise außerordentlich verengte. Auf den Absatzungssteinen gelangten wir auch an sogenannte Felsleisten, welche kaum die Breite von zwei bis drei Fuß hatten, und wo wir über unsere Sandalspitze in die gähnende dunkelblaue Tiefe sahen. An einer solchen Stelle kam uns ein Mann mit drei Lastesels nach, die der Durst antrieb, uns zu einer nahen Cisterne vorauszueilen. Nachdem auch wir unsern Durst gelöscht und durch kurzes Ausruhen uns gestärkt hatten, setzten wir die Reise gemeinsam fort, in lebhaftem Gespräch über die Schönheit und das Unglück dieser „Albrechten Schweiz".

Sechs Stunden Weges hatten wir auf der festigen Hochebene bereits durchschritten, und vier Stunden standen uns, um unser Dach zu kommen, noch bevor, wenn wir das erste Dorf nach landesüblicher Sitte noch vor Sonnenuntergang erreichen wollten. Denn wer im Dorfe später anlangt, kann an's Thor lange pochen, und er pocht vergebens.

Als sich der Weg zur Thalsohle neigte, übersahen wir das herrliche Panorama von Bergen und Schluchten, in deren vordersten sich die Drina in zahllosen Windungen tobend Bahn bricht. Auch unsere Brücke war von der Höhe aus bereits sichtbar. Als wir dieser ansichtig wurden, erzählte mein Begleiter, der mich bisher schon mit mancher keineswegs gemüthlich klingenden Geschichte unterhalten hatte, noch einige, von welchen zum Schlusse nur die folgende hier Platz finden möge.

Der braune Geselle hub an:

„In den jüngster Jahren hausten Krieg und Jammer in unseren Bergen. Unsere braven Führer Vuko Goluba und Anto Bulosov schlugen sich tapfer mit den Türken und hielten zurückstand in ihre Schanzen ein. Erschienen diese in zu großer Uebermacht, so wußten die Unsern regelmäßig durch schleunige Flucht auf die Berge zu entkommen.

Da fingen die Türken einst den Arco Petrovic, einen rechtschen Mann, und wollten ihn zwingen, ihnen das Lager seiner Brüder zu verrathen. Dieser kannte, da er ein hülfeleistender Bruder (fremder Zuzügler) war, das Lager selbst nicht. Sie schlepptenn und stießen ihn im Dorfe hin und her, mißhandelten ihn arg und zogen ihn endlich mit sich fort. Und als er, auf der Brücke angelangt, zum Zeugen, daß er nichts verrathen konnte, hier das Kreuz anrief, banden sie ihn unter dasselbe fest und stachen ihm die Augen aus. Das Kreuz brachen sie ihm über dem Kopfe zusammen, und es fiel auf ihn — so hat man ihn zusammend gefunden. Er lebte hierauf noch sieben Jahre, aber starb dennoch keines natürlichen Todes.

Als sich die Dorfbewohner vor den Türken einst wieder in die Berge flüchten mußten, konnte er als Blinder die schmalen Felswege nicht mehr betreten. Er blieb deshalb zurück und verkroch sich auf dem Boden seiner Hütte. Doch die Wüthrich brannten das ganze Dorf nieder, und Petrovic kam in den Flammen um's Leben.

Aber in wenigen Jahren schon rächte diese That unser Luka Bukalovic fürchterlich und zahlte die Schuld den Türken blutig heim. Er ereilte mit seiner tapferen Cete (eine größere Abtheilung Krieger) den Türkentrupp. Den Agalie selbst schleifte er mit noch einem rothhärtigen Türken an den Ort ihrer Gräuelthat, zur Brücke, und knüpfte sie mit den Rothhaarsträngen türkischer Barjake (Türkenhäpen) gleich Schächern zu beiden Seiten des Kreuzes an den Brückenpfählen auf. An diesen flatterten die Galgenstränge hente noch im Winde. Mit den verstümmelten Hufen des Agapferdes wurden, nachdem sie zu Resten umgebogen worden, die Kreuzfüße unklammert. Auch diese sind noch sichtbar.

Diese harte Sühne hat das Leben der Wittwe Petrovic freilich nicht besser gestaltet; sie selbst, schon alt und schwach, lebt traurige Tage und hütet auf den Bergen ihre wenigen Ziegen. Die junge Staza, ihre Tochter, wurde schon Wittwe zur Zeit, als sie ihren Mann kaum recht kannte. Er fiel in der Potinschlacht, in welcher Luka gefangen zu werden arg bedroht war, und hinterließ ihr als theure Abschiedsgabe ein Knäblein in den Armen."

Bei dieser Erzählung kamen wir zur Brücke, deren Mitte eben mit der sinnigsten Staffage belebt wurde. Da sah ich Gläubige beim Kreuze beten, so lieben, wie es der Mensch nur im größten Unglück, und wenn er des Lebens Last schwer schon trägt, andächtig zu vollbringen vermag. Eine junge Mutter — selbst noch einem Kinde gleichend — hatte zu den Füßen des Kreuzes ihren Säugling hingelegt, um ihn gleichsam dem Schutze des Angerichteten zu weihen. Auch das unmündige Kind streckte seine Händchen gegen den Himmel. Eine andere hagere Gestalt stand niedergebeugt mit einem langen Gewehre im Arme und hob, in einen Mantel gehüllt, die zitternden dürren Hände ebenfalls zum Kreuze empor. Von diesem wehten Düfte geopferter frischer Blumenkränze herüber, und eine laufose Stille herrschte am Bache. Selbst die unten weidenden Thiere regten sich kaum und standen wie gebannt, von den kalten Wellen der Drina umflutet. Der Moment schien auch für mich eine Aufforderung zum Gebete zu sein. Nachdem ich es verrichtet und die Betenden uns näher gekommen, sah ich, daß die rosenumgrenzte

Digitized by Google

Person ein altes graugebeugtes Mütterchen war, dem eine Thräne im matten Auge glitzerte und das noch immer Gebete zu lispeln schien.“

Bewältigt von den heute erlebten Eindrücken und eingedenk des in jenen Gauen landläufigen inhaltsschweren Sprüchworts: „Schwer lebt sich's dem Weibe, das des Mannes Waffen trägt,“ sprach ich, von Mitleid tief gerührt, zu meinen Genossen:

„Auch ein Mütterchen, das wohl nicht weniger Leid erfahren hat, als die Wittwe Petrovic's.“

„Fürwahr, so ist es auch,“ erwiderten diese, „denn — sie ist es selbst.“

Dem ganzen Eindruck der Umgebung entsprechender hätte ich nicht zu der alten merkwürdigen Brücke geführt werden können. Sie ist sehr alt und gewiß noch in den Jahren der frühesten serbischen Freiheitskämpfe entstanden, also in jenen Zeiten, in welchen ein Häuflein muthiger Krieger das heutige Montenegro begründete.

Die Stelle ist mit großem Geschick gewählt. Das Bett der Drina ist hier ziemlich breit. Bei Hochwasser steigt sie daher nicht so rasch, daß Gefahr für die Brücke entstünde. Mächtige Felsblöcke, welche sich einst von der steilen Felslehne des Vrlac lösten oder die Gipfel jenseitiger Berge krönten, liegen zur Hälfte im Flußbette begraben. An ihrem oberen Theil brechen sich im Frühjahre schäumend die Wellen, ohne diese Kolosse wie die kleineren Felstrümmer in die niederen Thäler fortwälzen zu können.

Fest im Boden eingekeilt und von eigener Schwere gebannt, ruhten sie vielleicht Jahrtausende, ehe der erste Versuch wechselseitigen Verkehrs „gemacht, das erste Bret über sie gelegt wurde. Aus schweren Klötzen scheinbar zufällig, ist doch alles erfahrungsgemäß nach dem Gesetze der Festigkeit in einander gefügt, aber, wie auch leicht erklärlich, nach den zerstreut liegenden Blöcken in Zickzacklinien, so daß auf den schiefen, holperigen Trittflächen es oft einiges Balancirens bedarf und man ein geborener Herzgewinner sein müßte, um auch im Dunkel der Nacht die Ferse gefahrlos darüber setzen zu können.

Wahrscheinlich dem Schutze der Evangelisten allzu viel vertrauend, halten es die heimischen Passanten für genügend, das improvisirte Geländer aus Weidenruthen nur stellenweise hingeflickt zu haben; sobald man auf der Mitte jeder Biegung angelangt ist, muß man mit der anderen Hand das jenseits liegende Geländer mit richtigem Griffe erfassen, wenn man nicht ein unfreiwilliges Kaltbad in der Drina nehmen will.

Der Sage nach sollen sie Muracaner erbaut haben, welche später über die Gebirgskämme nach der Czernagora gingen. Sie war ehedem die einzig sichere Passage, welche die Bewohner der Nissic-Drobnjaker und Gruboliyer Planinen hatten, und ist auch für die heutigen Gebirgsbewohner noch von einer gewissen Bedeutung, da diese gegen die Betretung der breiteren Türkenstraßen und Brücken stets einen leicht erklärlichen Widerwillen hegen. Weiß es doch das arme Bergvolk nur allzu gut, daß auf solchen Straßen die Türken in fürsorglicher Weise von Festung zu Festung nur Kanonen führen, welche, seit sie das Arsenal verließen, nur gegen die Unterthanen gerichtet werden, denen die beim Bau jener Zwingburgen erhaltenen Schwielen bis jetzt nicht vernarbten.

Die Brücke ist auch ein vieljähriger Zeuge blutiger Kämpfe. Beim wandelbaren Kriegsglücke drangen die Türken auch bis zu dieser Stelle und übten hier ihre Zerstörungswuth. Sie zerbrachen wiederholt das Kreuz und verstümmelten bis zur Unkenntlichkeit auch die Evangelistenfiguren an den Pfählen, aber die christlichen Kämpfer richteten schon am ersten Siegestage das Kreuz mit blutenden Armen desto höher empor, und ihr frommer Sinn beeilte sich, mit den schönsten Blumen und Kränzen die Wundmale desto reicher zu schmücken, welche oft genug mit thränengenäßten Bändern von unglücklichen Müttern und Bräuten, die ihre Gefallenen hier betrauern, umweht und umschlungen sind. — So stimmt die rauchgeschwärzte Färbung der Brücke uns düster, aber sie stimmt mit der Geschichte des Landes überein. Die oft geschürte Flamme konnte die Brücke nie ganz verzehren, und so ist sie heute noch die Wahlstätte jüngerer und vielleicht glücklicherer Streiter. Mancher sonngebräunte Bergsohn sammelte mit sinnigem Auge in diesem Brückengehölz schon als Knabe festgeschossene Türkenkugeln, um sie, kaum zum Jünglinge gereift, im neuergrimmten Kampfe seinem Erzfeinde wohlgezielter zurückzusenden, und unter dem Bilde des Kreuzes ist sich auch jetzt der Muth dieser Falkensöhne zur Heldengröße und läßt in ihrer Brust das Feuer des Glaubens und der Freiheit nicht erlöschen.

Keine Ueberschwemmungen — kein Wassermangel mehr.

Ein amerikanisches Heilmittel.

Ich sehe das Naserümpfen meiner Leser, den spöttischen Ausdruck ihrer Mienen beim Lesen der etwas kühnen Ueberschrift dieses Artikels. Die Amerikaner sind ja als Humbugger und Uebertreiber weltbekannt. Ich will ihnen diese Eigenschaften nicht abstreiten, aber sie haben würdige Nebenbuhler und sogar Besieger in aller Herren Ländern.

Man wird ihnen jedoch nicht abstreiten können, daß sie die Probleme ihrer oft windig genug aufgehenden Probleme mit einer Großartigkeit und Nichtberücksichtigung des Kostenpunktes versuchen, die Staunen erregt, und welcher Anerkennung nicht versagt werden kann. Denn was ist angesichts des Fortschrittes der letzten fünfzig Jahre noch unmöglich? Nichts! Alles ist blos Frage der Zeit, das heißt der Arbeit und des Geldes.

Bei den meisten Lesern darf ich als bekannt voraussetzen, daß der bei New-York sich in den atlantischen Ocean ergiessende prachtvolle Hudsonfluß, im Adirondakgebirge entspringend, so ziemlich den ganzen Staat New-York von Norden nach Süden durchströmt. Die ungeheuren Schneemassen, welche sich während der dortigen langen und strengen Winter in den genannten, noch ganz unbebauten Gebirgen ansammeln und im Frühjahre unter dem Einflusse der dem westlichen Continente überhaupt eigenthümlichen plötzlichen Temperaturwechsel fast alljährlich mit starken Regengüssen schmelzen, verursachen häufig verwüstende Ueberschwemmungen. Andererseits leicht, insbesondere während trockener Sommer, die Wassermasse des Hudson und seiner Nebenflüsse nicht aus, um den Anforderungen zu entsprechen, welche die Binnenschifffahrt, die Canalisation, die Industrie und die Ackerwirthschaft an sie machen.

Es drängte sich die Frage auf: giebt es kein Mittel, um während einer Periode des Jahres die mindestens nutzlos, oft aber zerstörend abfließende werthvolle Wasserkraft zu bannen, aufzuspeichern, um während der Perioden der Wassernoth das durch die Trockenheit wesentlich verminderte Wasserquantum des Hauptflusses und seiner Zuflüsse so anzuschwellen, daß die wichtigsten Zweige der gesellschaftlichen Industrie keinen Nachtheil erleiden?

Gewiß ist diese Frage keine specifisch amerikanische, so wenig wie die Verhältnisse, welche sie hervorgerufen, nur der neuen Welt eigenthümlich sind. Allein die Art, wie man ihrer Lösung näher zu rücken suchte, ist specifisch amerikanisch. Die Nation ist entstanden, gewachsen und groß geworden im täglichen Kampfe mit den elementaren Kräften eines wilden Landes; dieser Kampf ist das Lebenselement des Einzelnen wie der Gesellschaft, und wo der Europäer und der europäische Staat vor dem „riesengroßen“ Ungeheuer „hoffnungslos“ die Hände in den Schooß legen und das anscheinend Unabwendbare über sich ergehen lassen, da erhebt sich in den Vereinigten Staaten der Einzelne wie der Staat, wenn auch noch so oft niedergeschmettert, immer wieder zu neuer Anstrengung und läßt nie die Hoffnung auf Erfolg sinken.

Der Sommer 1874 war in den sechs Neuengland- und den vier Mittelstaaten, von welch letzteren New-York einer ist, so ungewöhnlich trocken gewesen, daß, hätte die Trockenheit noch vierzehn Tage angehalten, die Canalschifffahrt unterbrochen worden wäre. Unter dem Eindrucke einer solchen Calamität wies die gesetzgebende Versammlung des Staates eine Summe

Digitized by Google

von siebentausendfünfhundert Dollars an, um damit „die Kosten einer Vermessung, Kartirung und Planentwerfung zu decken über das Ausdämmen von Seen und die Anlage von Wasserbehältern am Ursprunge (headwaters) des Hudsonflusses".

Als näherer Zweck der Geldbewilligung war bestimmt, zu ermitteln: in welcher Ausdehnung und mit welchem wahrscheinlichen Kostenaufwande es möglich sein würde, die ungeheure Ansammlung atmosphärischen Niederschlages auf der Adirondak-Hochebene während der sechs Wintermonate aufzuspeichern und später für die Zwecke des Staates nach Bedürfniß nutzbar zu machen. Man nahm an, daß die aus der nördlichen Wildniß des Staates im Frühjahre in den Hudson strömende Wassermasse in ihrem alljährlichen Zerstörungswerke zurückgehalten und in gewissem Grade controlsirt werden könnte und daß die Nachhülfe aus dem aufgestauten Wintervorrathe die Nachtheile der häufigen trockenen Sommer, wenn nicht ganz beseitigen, doch erheblich mildern könne.

Eine der Hauptfragen, womit sich das bestellte Ingenieurcorps zunächst beschäftigte, war die: in welcher Ausdehnung die Schifffahrt auf dem Hudsonflusse, dieser unvergleichlichen Lebensader nicht nur des Staates New-York, sondern durch seine Canalverbindungen auch der ganzen Vereinigten Staaten, in den Perioden niedrigen Wasserstandes durch ein System von künstlichen Wasserbehältern gehoben werden könne. Es war den Ingenieuren zu dem Zwecke aufgetragen worden, annähernd zu ermitteln:

1) die Masse des alljährlich in den den Hudson- und Raquettefluß (dieser entspringt auch auf der Adirondak-Hochebene, nimmt aber seinen Lauf, dem des Hudson entgegengesetzt, nördlich nach dem St. Laurenzstrome) speisenden Bassins sich ansammelnden überschüssigen Wassers;

2) in welcher Ausdehnung und mit welchen Kosten diese Wassermasse zurückgehalten, durch Aufbewahrung in großen Reservoirs zu nützlichen Zwecken verwandt und den gegenwärtigen wie künftigen Anforderungen der Industrie der Bevölkerung dienstbar gemacht werden könne;

3) in welchem Grade man auf jene in den Behältern zurückgehaltene Wassermasse, einmal zur Speisung der Canäle und, was wichtiger, aber auch schwieriger, zur Erhöhung des Wasserstandes im Hudsonflusse während trockener Sommer- und Herbstmonate rechnen könne.

Um die Großartigkeit der Aufgabe blos in letzterer Beziehung meinen Lesern zum Verständnisse zu bringen, genügt es, zu bemerken, daß der Hudson von Albany bis zu seiner Mündung (so ziemlich dieselbe Distanz wie von Bonn bis zur Nordsee) die sinnfache Wassermasse und Breite des Rheines hat.

Es wurde festgestellt durch Beobachtungen des Regenfalles im ganzen Staate New-York, von 1850 bis 1863 auf dreißig Stationen vorgenommen, daß derselbe im Durchschnitte für die genannte Periode 41,041 Zoll englisch betrage, wovon etwas über 22 Zoll auf die sechs Sommermonate (Juni bis November), der Rest auf die übrigen Monate des Jahres komme, daß dagegen auf dem Adirondak-Plateau, welches durchschnittlich eine absolute Höhe von 2000 Fuß über dem Meeresspiegel besitzt, der atmosphärische Niederschlag über 64 Zoll betrage.

Diesem Niederschlage gegenüber wurden zunächst als Veranlassungen zu Verlust in Betracht gezogen:

1) die Verdunstung, auf Grund von Beobachtungen aufgenommen an zwei Orten der Vereinigten Staaten und an einem in England;
2) Filtration und Absorption;
3) Lecken durch mechanische Einrichtungen, und
4) Wasserbenutzung zur Unterhaltung organischen Lebens.

Der Gesammtverlust aus diesen vier Ursachen wurde auf 19 Zoll festgestellt, sodaß von dem Niederschlage von 64 Zoll 45 Zoll zur Verwendung übrig blieben. Um jedoch ganz sicher zu gehen, wurde als Grundlage späterer Berechnungen der atmosphärische Niederschlag auf 58 Zoll verringert und das Verlustquantum auf 25 Zoll erhöht, sodaß 33 Zoll Wasser zur Verwendung blieben. Die sogleich näher zu beschreibenden Behälter sind darauf berechnet, daß sie bei einem Niederschlage von 40 Zoll wohlgefüllt bleiben und ihr Vorrath gesichert ist.

Es werden als Reserveire zwölf kleinere Seen und ein Reservoir ohne See vorgeschlagen, an deren Ausflußstellen Dammbauten errichtet werden sollen, welche das Wasser aufstauen.

Es stellt sich als großes Ganzes das folgende Resultat heraus:

1) Oberfläche, deren Ablauf in die Reservoirs fließt, einschließlich der Seen und Reservoirs circa 400.000 Acker.

2) Durchschnittliche Tiefe 10 Fuß.

3) Fassungsvermögen aller Reservoirs, einschließlich der Seen, über 18,140 Millionen Kubikfuß Wasser.

4) Abflußmasse pro Minute für 100 Tage: 125,973 Kubikfuß Wasser.

5) Jährlicher Abfluß über 58,258 Millionen Kubikfuß.

6) Kostenanschlag 426,572 Dollars.

Nachdem die Ingenieure noch angedeutet haben, woher, im äußersten Nothfalle, noch weitere bedeutende Wassermassen zu beziehen wären, wenden sie zunächst die obige Verlustscala auf ihr gefundenes Wasserquantum an und gehen dann zur Prüfung der Gefahren über, welche einestheils aus einem Durchbruche der Dämme, und anderntheils für die Gesundheit der die Reservoirs umwohnenden höchst unbedeutenden Bevölkerung entstehen möchten, welche sie geneigt sind sehr gering anzuschlagen, namentlich wenn gewisse von ihnen empfohlene Vorsichtsmaßregeln gesetzlich angeordnet würden. Diesen möglichen Nachtheilen gegenüber entwickeln sie ausführlich die sicheren Vortheile, welche die Ausführung des Projectes gewähren wird, und weisen zuerst hin auf die wesentliche Verbesserung der Schifffahrt und des Flößens in der Wildniß, worin die Seen gelegen sind, zu welchem Zwecke in den Dämmen Vorrichtungen getroffen werden sollen, ähnlich den Canalschleußen.

Demnächst heben sie hervor, welch ungeheure Wasserkräfte durch Ausführung des Projectes geschaffen würden. Sie berühren hier die in allen mit Canälen versehenen Ländern so tiefelige Frage: ob das Ueberflußwasser derselben unter gewissen Beschränkungen und innerhalb sicherer Regeln zur Anlegung von Mühlen, Fabriken und dergleichen abgegeben werden soll und kann, und kommen zu dem Resultate, daß bei der großen Wassermasse und unter Zugrundelegung der nothwendigen Fallhöhe hundertsechsundneunzig Mühlenkräfte füglich abgelassen werden könnten.

Der nächste Vortheil, welcher aufgezählt wird, ist die Verminderung der Beschädigungen, welche die Frühlingswasser alljährlich herbeiführen, und es wird die wohl nicht unbegründete Ansicht ausgesprochen, daß der Betrag der jährlich hierdurch gerretteten Summe die Gesammtauslagen aller Reservoire überstiege. Die Grenze, bis zu welcher den Ueberfluthungen vorgebeugt werden könne, genau zu bestimmen, sei mit den bis jetzt vorliegenden Daten zwar unmöglich, allein bis zu welchem Grade es doch ausführbar sein würde, möge annähernd aus der Thatsache entnommen werden, daß allein am oberen Raquette-Flusse über 14.000 Millionen Kubikfuß Wasser oder 503.000 per Minute Abfluß für 20 Tage und eine Entwässerungsoberfläche von 646 englischen Quadratmeilen unschädlich gemacht werde.

Zuletzt wird die Frage, die wichtigste, untersucht und beantwortet: ob aus den vorgeschlagenen Wasserhaltungen es möglich sein würde, dem Hudsonflusse bei Troy (etwa correspondirend am Rheine der Lage von Coblenz) während der trockenen Jahreszeit und für eine längere Periode einen die Schifffahrt sichernden Wasserzufluß zuzuführen? An der Hand von Professor Weisbach's Formel und auf Grund längerer und genauer Beobachtungen wird die Wassermasse des Hudson bei Troy auf circa 240.000 Kubikfuß Wasser pro Minute festgestellt. Es werden dann die folgenden Resultate gezogen:

1) Die sämmtlichen in Vorschlag gebrachten Wasserhaltungen werden jede Minute während 100 Tagen einen Wasserabfluß von 125,973 Kubikfuß Wasser gewähren.

2) Die Gesammtausgabe zur Herstellung jener Wasserhaltungen wird etwa 427,000 Dollars betragen.

3) Die sämmtlichen Wasserhaltungen werden durch einen atmosphärischen Niederschlag von blos 40 Zoll, welches weniger als der Durchschnittsniederschlag des ganzen Staates New-York ist — gefüllt.

4) Die durch die Wasserhaltungen gesicherte Wassermasse ist ungefähr das Zweiundeinhalbfache des Quantums, welches erforderlich ist, um dem Hudsonflusse bei Troy einen Wasserstand

Digitized by Google

von ein Fuß mehr zu geben, als den gewöhnlichen der Sommer- und Herbstmonate.

5) Endlich: die Wasserhaltungen können mit einer wenig von dem angegebenen Kostenanschlage abweichenden Summe beziehig an Zahl vermehrt werden.

Dieser interessante Bericht, der in Buchform im Laufe dieses Jahres, mit zehn Situationsplänen, Längen- und Querprofilen, und Zeichnung von Dämmen versehen, in New-York publicirt wurde, schließt mit der Bemerkung, daß es weder nothwendig noch rathsam sei, die Ausführung des ganzen Projectes gleich zu beginnen, und daß es genüge und sich empfehle, erst gewisse von ihnen benannte Reservoirs zu schaffen, welche, den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechend, einen Wasservorrath von sechs bis vierzehn oder selbst zwanzig Millionen Kubikfuß Wasser zu halten und abzugeben im Stande wären.

Wenn ich im Vorstehenden manches Technische angeführt habe, so that ich es, um die Größe des Unternehmens einerseits, andererseits aber auch dessen Ausführbarkeit und gewaltige Erfolge auch dem Laien begreiflich zu machen, und ich wage anzunehmen, daß es mir gelungen ist, in diesem Sinne blos das durchaus Nothwendige hervorzuheben und nichts Wesentliches zu verschweigen. Sachverständige, die einen näheren Einblick in das Project wünschen, muß ich auf das Buch selbst verweisen,* das zu einem sehr mäßigen Preise zu haben ist.

Und nun sei mir zum Schlusse gestattet, noch kurz auf die „Moral meiner Arbeit" zurückzukommen. So groß auch der Reiz ist, meinen Landsleuten vorzuführen, was eine junge Nation mit verhältnißmäßig wenigem Capital in der ungeheuren Ausgabe leistet, den Kampf für das Dasein mit den für unbezwinglich gehaltenen Naturkräften zu führen und als Sieger daraus hervorzugehen, so würde derselbe mich doch nicht zu der Arbeit und zur Inanspruchnahme dieses werthvollen Blattes bewogen haben, wenn ich nicht im Hinblick auf die außerordentlichen in fast ganz Europa aufgetretenen Ueberschwemmungen dieses Jahres diesen Kampf für einen solchen hielte, den wir je eher, je lieber auch in Deutschland beginnen sollten. Haben doch so einflußreiche Blätter, wie die „Indépendance Belge", das zweite Kaiserthum für die gräulichen Verwüstungen im Süden Frankreichs verantwortlich gemacht, jenes Kaiserthum, „das, obwohl gewarnt durch die großen Ueberschwemmungen der Loire und Rhone im Jahre 1855, doch nichts that, und Millionen auf einen ungerechten und hoffnungslosen Krieg in Mexico verschwendete".

Es liegt außer meiner Sphäre — wenn es in meinem Vermögen läge —, die Gründe der jetzt so häufigen und zerstörenden Ueberschwemmungen auszuzsuchen. Für meinen Zweck genügt die unbestreitbare und Jedem verständliche Thatsache, daß die Existenz und der Wohlstand von Millionen unserer Mitbürger jedes Frühjahr durch anscheinend uncontrolirbare Wassermassen bedroht sind, welche wir jedenfalls nutzlos, wenn nicht schadenbringend, an uns vorbei rauschen lassen, während wir sie, oft nur wenige Monate später, für unsern Acker-, Garten- und Wiesenbau, für unsere Industrie, unsere Schifffahrt, ja oft für Menschen und Hausthierz sehnsüchtig zurück wünschen.

Ganz im Kleinen und nur zum Zwecke der Aufspeicherung zu späterem Gebrauche, nicht aber zur Verhinderung oder Mäßigung von Ueberschwemmungen, ist meines Wissens das Heilmittel in Deutschland bereits angewendet. So hat man z. B. zur Speisung des so höchst wichtigen Saarcanals Wasserhaltungen angelegt, und die Fabrikanten des so äußerst industriellen Münsterthales im Elsaß haben einen der im Hochgebirge der Vogesen gelegenen Seen, denen die Lebensader ihrer Gewerbthätigkeit, die Fechte, entströmt, um zwölf Fuß aufgedämmt. Beide Experimente haben sich nach Maßgabe ihrer Ausdehnung bewährt. Es kann nun nicht bestritten werden, daß die Verhältnisse, auf denen das New-Yorker Project basirt, sehr verschieden sind von denen des tributpflichtigen Gebietes der meisten deutschen Ströme. Die Amerikaner können in dieser, wie in so vielen anderen Beziehungen aus dem Großen und Ganzen schneiden. Die topographische Beschaffenheit des größten Theiles ihres Gebietes, die Spärlichkeit der Bevölkerung und der gerade in den Quellengebieten der Flüsse meistens sehr geringe Werth von Grund und Boden sind ihnen sehr günstig, während andererseits aber auch in Deutschland die in Vergleiche mit Amerika sehr billige Arbeit und die guten Verbindungswege auf den Kostenpunkt günstig einwirken.

Allein es darf nicht übersehen werden, daß in den Culturländern Europas durch die dichte Bevölkerung und die damit verbundene Ausnutzung des stießenden Wassers einerseits die Gefahr der Ueberschwemmungen viel bedenklicher und andererseits die aus einer Regulirung und Ausgleichung des Frühlingsüberfluſſes mit dem Sommer- und Herbstmangel zu erntenden Vortheile weitaus bedeutender werden. Der materielle Gewinn, der unserer Nation blos mit der Ausnutzung des Rheines und seiner schiffbaren Nebenflüsse, nach Art der für den Hudson vorgeschlagenen, erwachsen würde, ist ein ganz unberechenbarer, abgesehen von den Nachtheilen, deren sie sich durch Abwendung von Ueberschwemmungen entzöhe, und dem bisher unbekannten Sicherheitsgefühle, das den Anwohnern von Wasserläufen gegeben würde.

Sehr bedeutende Summen werden seit einem halben Jahrhundert an die sogenannte Correction unserer Flüsse gewendet, das heißt, es wird alles Mögliche gethan, um während der trockenen Jahreszeit das Bischen Wasser so zusammenzudrängen und zusammenzuhalten, daß eine nothdürftige Schifffahrt stattfinden kann, und es wird mit sehr kostspieligen Dämmen längs dem Ufer, oft doppelten, das dahinter gelegene Land zu schützen gesucht. Ich verwerfe diese Schritte nicht, allein es scheint mir, daß man mit diesem Uebel ebenso verfahren sollte, wie mit jedem andern, das heißt, man muß es in seinen Quellen angreifen, da, wo es noch in den engen Schluchten der Gebirge zu bemeistern ist, und nicht erst, wenn es im Flachlande überwältigend geworden. Aus meiner Jugend — sie fällt in das zweite Jahrzehnt dieses Jahrhunderts — erinnere ich mich, daß in der Umgegend meiner von einem starken Bache umflossenen Vaterstadt eine Menge kleiner Teiche sich in den Anfängen der Wiesenthäler befanden. Diese Teiche haben herrlichen Wiesen Platz gemacht, aber der große Bach ist zu der Breite eines Zwirnsfadens zusammengeschmolzen.

Ob, wie von urtheilsfähigen Männern behauptet worden, die Herstellung einer großen Anzahl von größeren Teichen oder kleineren Seen im Quellengebiete unserer Flüsse einen Einfluß ausübt auf die Erzielung eines gleichmäßigeren Klimas und eines stärkeren atmosphärischen Niederschlages, wage ich nicht zu entscheiden, allein ich darf wohl behaupten, daß, außer den von den New-Yorker Ingenieuren dargethanen Vortheilen, dieselben wesentlich auch im Interesse eines rationellen Bau- und Entwässerungssystems sowie einer ausgedehnten Fischzucht nutzbar gemacht werden könnten. Ich bin geneigt, den letzteren Vortheil besonders hoch anzuschlagen. Keine Nation ist so wenig Fisch wie die deutsche, und es scheint mir, daß, abgesehen von dem Wohlgeschmacke, der in dem Fischfleische stark vertretene Phosphor sich als Gegenwirkung gegen den täglich sich mehrenden Biergenuß und zugleich als angenehmes Reizmittel geistiger Thätigkeit sehr empfehle. **C. R. W.**

* Annual report of the Canal Commissioners of the State of New-York. Transmitted to the Legislature January 5, 1875, Albany. (E. Steiger, Frauſurt Str., New-York.)

Dichtermütter.

Von J. Loewenberg.

„Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich."
Goethe's „Faust".

Es ist eine alte und richtige Bemerkung, daß die größten Männer aller Zeiten einen wesentlichen Theil ihrer geistigen Eigenart den geistigen Spillgütern der Mutter zu dank.n haben. Von der Mutter stammen die Keime ihrer Anlagen und Neigungen; die Mutter war es, welche sie zumeist gehegt und gepflegt hat. Aus dem Wesen der Mutter wuchs die Größe und Eigenthümlichkeit der Söhne heraus.

Wir erinnern zum Beweise hierfür nur an den welt-

Digitized by Google

unklammernden Ehrgeiz, welcher die Brust jener königlichen Olympias schwellte, die den macedonischen Alexander unter ihrem Herzen trug, an die vielgepriesene majestätische Hoheit, in welche die Mutter der Gracchen gehüllt war. Selbst von dem großen apostolischen Seher, von Johannes, steht geschrieben, daß er der Sohn einer erleuchteten Mutter gewesen.

Und wie aus dem Dunkel des Alterthums strahlen so gesegnete Mütter auch aus dem Lichte der Neuzeit.

Daher gewährte es denn auch von jeher dem biographischen Schriftsteller einen besondern Reiz, dem Zusammenhange nachzuspüren, der den Menschen mit den Fäden seiner frühesten Eindrücke verbindet, nachzuweisen, daß unter allen Einflüssen, welche seinen Charakter bestimmen, die der mütterlichen Natur die unmittelbarsten und wesentlichsten seien. Am häufigsten und überraschendsten will man diese Wahrnehmung bei Dichtermüttern gemacht haben, und es ist unbestreitbar, daß poetisch begabte Söhne sich mit besonderer Vorliebe der Mütter erinnern, der Mütter, in deren Schooß und zu deren Füßen das Paradies ihrer Kindheit lag. Noch in späten Jahren singt's und klingt's aus diesem Paradiese von den Liedern, die sie auf dem Mutterschooße in den Schlaf gesungen, von den Märchen, denen sie zu Füßen der Mütter traumselig gelauscht. In dem Paradiese der mütterlichen Nähe haben sich die ersten Regungen ihrer Phantasie, getragen von der Gemüthstiefe, dem zarten Sinn der Mutter, während Dichterväter meist als prosaische, der Poesie abgewandte Philisternaturen erscheinen. Die Eltern der Dichter scheinen nicht selten geradezu gegensätzliche Naturen. „Da mag es denn," sagt Schücking in seinem, wenn auch nur flüchtigen, doch immer interessanten „geneanomischen Briefen", „oft genug der Fall gewesen sein, daß die Mutter mit dem weichen poetischen Gemüthe und dem unbefriedigten Herzen an den erwarteten Sohn mit all der Intensität weiblicher Sehnsucht gedacht und in ihm sich einen Ersatz gewünscht hat für alles Das, was sie am Manne vermißte. Und so hätte denn das Bild, welches die mütterliche Phantasie sich sehnend von ihrem Kinde entworfen, bestimmend auf die Bildung des Kindes eingewirkt. Das Kind wäre ein Dichter geworden, weil das Dichtergemüth der Mutter es schon vor der Geburt gewiegt und geschaukelt in ihren von poetischen Anschauungen durchblühten und von Hoffnungen durchrankten Zukunftsträumen."

Es bleibe dahingestellt, ob die Thatsachen immer richtig, ob solche Erklärungsversuche immer zutreffend seien, ob sie psychisch-physiologisch befriedigen, immerhin aber haben wir Deutsche, die wir mit Recht stolz sind auf unsere großen Dichter, auch die Pflicht, den Müttern, den frühesten Pflegerinnen derselben, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. In diesem Sinne werde im Folgenden auf einige Dichtermütter hingewiesen.

Nicht ohne Scheu stellen wir an die Spitze unserer kleinen Galerie von Dichtermüttern das strahlende Bild der „Frau Rath", weil dasselbe, wenn auch in verschiedener Auffassung und Ausführung, schon wiederholentlich diese Blätter geziert hat, und weil es unsern Lesern und Leserinnen namentlich aus den trefflichen Charakteristiken von Arnold Schloenbach und Johannes Scherr bekannt sein dürfte. Dieselben Bedenken erhoben sich auch bei dem nächsten Bilde der Bäckerstochter aus Marbach, Elisabeth Dorothea Kodweiß. Es ist bedenklich zu versuchen, diese Frauen mit neuen Kränzen zu schmücken. — Aber wie der Anblick der ewigen Schönheit der strahlenden Himmelssterne uns immer von Neuem entzückt und erhebt, so erfrischt und erquickt die Erinnerung an die erhabene Eigenart jener Frauennaturen uns stets von Neuem, so oft sie uns vorgeführt werden. Wie sehr ihr Bild auch in aller Herzen und Gedächtniß lebt, in der Erinnerung an sie sprudelt ein urfrischer Quell geistiger Erquickung, denn wie in einem hellen Spiegel sehen wir in ihm das wunderbare Ebenbild ihrer großen Söhne, und diese Betrachtung gewährt uns fort und fort ein hohes Interesse. Deutschem Sinne, deutschem Gemüthe bleiben diese Bilder, wie bekannt sie auch immer sein mögen, stets anziehend und wohlthuend. Eine Bildergalerie von Dichtermüttern ohne die Mütter unserer beiden größten Dichter würde doch des schönsten Schmuckes entbehren und selbst bei allem Reichthume und aller Ausführlichkeit mangelhaft sein in empfindlichster Weise.

So trete, Allen voran, die „Frau Rath" uns entgegen, die gefeierte Mutter unseres Dichterfürsten Wolfgang von Goethe!

Der Tochter des Wirklichen kaiserl. Raths, Stadt- und Gerichtsschultheißen Textor zu Frankfurt am Main war geistige Lebendigkeit angeboren. Sie war heiter und gesprächig, hatte Augen und Herz offen; Kunst und Literatur zogen sie in hohem Grade an, kurz, sie war eine durchaus poetische Natur. Ihrem sonnenhellen Leben ging ein neuer Stern auf, als sie, die Gattin des wohlhabenden, in Kunst und Wissenschaft wohlerfahrenen kaiserl. Raths Johann Kaspar Goethe, im achtzehnten Altersjahre, am 28. August 1749 ihren Sohn Wolfgang geboren.

Es ist wahrhaft rührend, mit wie inniger Zärtlichkeit die Mutter in hoch vorgerücktem Alter noch so viele kleine Begebenheiten und Ereignisse aus den ersten Jahren ihres geliebten Wolfgang der aufmerksam horchenden Bettina mitzutheilen liebte, weil sein Leben ihr dies Alles geheiligt hatte. „Ich und mein Wolfgang haben uns halt immer verträglich zusammengehalten; das macht, weil wir Beide jung und nit gar so weit als der Wolfgang und sein Vater auseinander gewesen sind."

Am frühesten und stärksten pulsirte diese Gemeinsamkeit und Gleichartigkeit im Fühlen und Denken der Mutter und des Sohnes in der Luft, die sie Beide empfanden, wenn die Mutter erzählte und das Söhnchen ihr zuhörte. „Da saß ich auf dem grünen Sessel, den die Kinder nur den Märchensessel nannten, und er verschlang mich mit seinen großen schwarzen Augen und verbiß die Thränen, wenn ihn das Schicksal seiner Lieblinge derbrod. Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin Alles zurechtgerüdt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft häufig durch die seinige ersetzt. Ließ ich nun die Schicksalsfäden nach seiner Angabe laufen und sagte: ‚Du hast's gerathen; so ist es gekommen', da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen."

Wer könnte in diesen Jugendspielen zwischen Mutter und Sohn die Grundlage der gewaltigen Gabe verkennen, durch welche es dem Dichter gelang, die Bilder und Schöpfungen seiner Phantasie heiter und kräftig darzustellen? Wie wahr sind seine oft citirten Verse:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Das Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zum Fabuliren.

Ihr heiteres Temperament und eine gewisse Vornehmheit hielten die Gemeinheit des Sorgens fern; heftige, gewaltsame Eindrücke ließ sie sich nicht nahe treten, ein Charakterzug, den wir auch bei dem Sohne in allen Lebenslagen wiederfinden.

So geschah es denn auch, daß, als Goethe im Winter 1805 zu Weimar lebensgefährlich krank war, Kreiner in Frankfurt vor der Mutter davon zu sprechen wagte. Erst lange nachher, als er schon genesen, sagte sie selbst zu ihren Freundinnen: „Ich hab' halt Alles gewußt; jetzt mögt ihr von ihm spreche! Jetzt geht's besser; jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede sein, ohne daß es mir einen Stich in's Herz giebt." Wäre Goethe damals gestorben, erzählte eine Freundin des Frankfurter Hauses, auch des Todesfalles würde vor der Mutter nicht erwähnt worden sein.

Wer erinnert sich hierbei nicht der ängstlichen Scheu, in der Kreiner den Tod Schiller's Goethen zu berichten wagte, bis er erst am folgenden Morgen selbst das Wort ausgesprochen: „Ist er todt?"

Olympische Hoheit, Heiterkeit und Ruhe blieb Mutter und Sohn bis zum letzten Athemzuge. Mit Heiterkeit ordnete „Frau Rath", als sie schon „alleweile sterben sollt'", ihr Leichenbegängniß bis auf den Wein und die Rosinen im Kuchen. — Und mit gleicher Geistesklarheit schied auch der Dichter. Als schon die Schatten des Todes sein Auge verdunkelt, war bekanntlich noch sein letztes Wort: „Mehr Licht!"

Auch von Schiller's Mutter, der Marbacher Bäckerstochter Elisabeth Dorothea Kodweiß, ist's allbekannt, daß sie eine Frau von ungewöhnlicher Innigkeit des Gemüths war, daß wahre Frömmigkeit, ein offener, empfänglicher Sinn für Natur, daß Neigung für Musik und Wohlgefallen an Poesie ihr in hohem Maße eigen waren. Sie war ein weiches, poetisches Schwabengemüth, das die soldatische Strenge des Vaters dem Sohne gegenüber wohlthuend gemildert hat. Auch sie hat, wie „die Frau Rath", ihren Liebling mit Sprüchen und

Digitized by Google

Bildern des Glaubens, mit Märchen, Geschichten und Gedichten groß gezogen zur Menschenliebe und zu den höchsten Tugenden. Und so finden wir das Naturell der Mutter, mit der er auch äußerlich eine auffallende Aehnlichkeit hatte, in dem Sohne zu den herrlichsten Blüthen entfaltet. „Kein aufmerksamer Beobachter von Schiller's Leben," sagt Gustav Schwab, „kann es verkennen, daß den Knaben, der für den Lorbeer Apollo's geweiht war, Melpomene schon in der Jugend aus dem sanften Auge der Mutter angelächelt habe."

Beide reichbeglückte Mütter unserer größten Dichter hatten, bei der großen Verschiedenheit aller anderen Lebensverhältnisse, doch darin denselben Segen in gleichem Maße, daß sie sich bis an ihr Lebensende der größten Verehrung, der zärtlichsten Anhänglichkeit ihrer Söhne erfreuten, daß sie Zeugen gewesen sind von ihrer Herrlichkeit und von der Verehrung, welche die ganze gebildete Welt für dieselben gehegt hat. Die Mutter Schiller's, die drei Jahre vor ihrem Sohne starb, hat noch fast alle seine unsterblichen Schöpfungen gesehen. Goethe's Mutter, die sieben Jahre später starb, und vierundzwanzig Jahre vor ihrem Sohne, behielt bis zum letzten Hauche für den Genius ihres Sohnes ein ungetrübtes Auge, ein empfängliches Herz und beurtheilte seine Werke oft besser, als manche Gelehrte und Kritiker von Profession.

Herder's Mutter, Anna Elisabeth Pels, die Tochter eines ehrsamen Hufschmieds in Mohrungen, erfreute sich zwar keines besondern Unterrichts, war aber durch Gaben des Geistes und Gemüths ausgezeichnet. Sie besaß eine Bildung, die man bei ihrem niedern Stande nicht erwarten konnte. Ein Zug von Religiosität charakterisirte sie ganz besonders; jeder Tag wurde mit Gesang eines geistlichen Liedes beschlossen. Herder trug seine Mutter wie ein heiliges Idol in seinem Herzen. Zu öfteren Malen erzählt er, mit wie sanfter Gemüthsart sie ihre Kinder behandelt, wie unermüdet fleißig sie mit ihren Töchtern gewesen, wie ihre Sanftmuth die Strenge des Vaters milderte. Sie pflanzte und hegte Zartsinn, Weichheit und Humanität in der Brust ihres Lieblings, und noch am Tage vor ihrem Tode empfahl sie in inbrünstigem Gebete vor dem Geistlichen ihren Herzenssohn der Leitung Gottes. — „Wenn es erbliche Anlagen giebt," berichtet der Mohrunger Pastor Trescho, „so hat Herder gewiß einige Grundlinearmente von seiner Mutter: ein schnelles Auffassen des Gehörten, Liebe zur Stille, Gutmüthigkeit und eine unermüdliche, herzliche Theilnahme," und Briefe, die von ihr erhalten blieben, bestätigen, was ihr nachgerühmt wurde.

Von Novalis' (Friedrich von Hardenberg's) Mutter erzählt Tieck, daß sie, eine Herrnhuterin, ein Muster wahrer Frömmigkeit und weiblicher Milde gewesen, mit der sie die härtesten Schläge für ein Mutterherz ertragen, in wenigen Jahren einen Kreis von blühenden, wohlgebildeten und hoffnungsreichen Kindern aussterben zu sehen. Der Sohn war träumerisch still und verrieth als Kind nur wenig Geist, entfernte sich von andern Knaben und zeichnete sich durch außerordentliche Liebe zur Mutter aus, der er in allen Dingen ergeben war. Der Mutter verdankte er auch den wesentlichsten Theil seiner Erziehung, da der Vater durch viele Reisen in amtlicher Stellung verhindert war, an derselben mitzuwirken, und so haben denn auch seine Dichtungen und sein ganzes Wesen den weichen, weiblichen herrnhuterhaften Charakter.

Bürger's Vater war zwar Pastor in Molmerswende, einem Dorfe im Unterharz, aber die dürrste Prosa, das bewegungslose Phlegma. Er hat auf die Bildung seines Sohnes keinen Einfluß gehabt, der auch bis zum zwölften Jahre ganz unwissend und selbst in späteren Jahren in Disharmonie zu demselben blieb. Dagegen rühmt der nachmalige Dichter die Mutter, Gertrud Elisabeth Bauer, die Tochter eines angesehenen Einwohners zu Tscherslebeu, als eine weibliche Natur von außerordentlichen geistigen Anlagen, die indeß auch nicht im Geringsten ausgebildet waren und sicher auch im Charakter des Sohnes wie Schlacken festsaßen. Das Phlegma des Vaters mag dem Genius des Sohnes, dessen Geist lieber in den Bildern seiner Phantasie und in frischen, sinnlichen Wahrnehmungen lebte, als in den katechetischen Aufgaben des Pfarrers, mehr genützt, als geschadet haben. Der unwissende Knabe, der nur nothdurftig lesen und schreiben konnte, machte trotzdem schon Verse, die metrisch richtig und wohlklingend waren.

Lenau's Mutter, Therese Maigraber, war die Tochter einer angesehenen Bürgerin in Ofen, in dessen Nähe sie Weinberge besaß. Im fünften Altersjahre verlor der Knabe den Vater und übersiedelte bald darauf mit der Mutter nach Tokaj. Hier reifte und gedieh mit dem Honigseime der feurigen Reben des Berges Mézes auch in ihm der dichterische Genius. Aus dieser Zeit erzählt Lenau selbst, er glaube, der Mutter die Phantasie und das leicht erregbare Gefühl verdanken zu müssen, ähnlich wie Goethe „die Kunst zu fabuliren" von der Mutter hatte. Und er berichtet auch, was sehr zu beachten, wie er bei der jahrelang sterbenden Mutter als trauriger Krankenwärter ausgehalten, bei der liebevollen Mutter, vor deren Schrank nach ihrem Ableben der Sohn steht, in welchem ihr Gebetbuch noch aufgeschlagen liegt und das Gebet zeigt:

„Wie eine Mutter um Segen
Für ihre Kinder zum Himmel flieht"*

Und da weinte er bitterlich und

— — — — — zerriß
Die Freudenerdichtung in seinem Herzen."

Seitdem erhielt sein ohnehin schon ernstes Gemüth eine noch tiefere, unheilbar kranke Stimmung. Vor der Meerfahrt nimmt Faust-Lenau vom monddeschienenen Grabe der leidenschaftlich geliebten Mutter tiefrührenden Abschied. Er steht verzweifelnd da, klagend über die Macht des Todes.

„Daß er die Mutter kann
Von ihrem Kinde reißen."

Ein schmerzlich empfundenes Lied, das der Unvergeßlichen geweiht ist, endet mit den Versen:

„Mensch, du stieh mit deinem Schmerz
An die heimathlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz!" —
Doch die Mutter sterben bald;
Hat man dir begraben deine
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!"

(Schluß folgt.)

* Da diese Reihe vorzugsweise Frauen gewidmet ist, so sei es gestattet, hier an Stolle's schönes Gedicht zu erinnern:

Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

Der reinste Ton, der durch das Weltall klingt,
Der reinste Strahl, der zu den Himmel dringt,
Die heiligste der Blumen, die da blüht,
Die heiligste der Flammen, die da glüht,
Ihr findet sie allein, wo, fromm gesinnt,
Still eine Mutter betet für ihr Kind.

Der Thränen werden viele hier geweint,
So lange uns des Lebens Sonne scheint,
Und mancher Engel, er ist außerwählt,
Auf daß er unsre stillen Thränen zählt —
Doch aller Thränen heiligste, sie rinnt,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

O schaud das Hüttchen dorten still und klein,
Nur matt erhellt von einer Lampe Schein!
Es sieht so todt, so arm, so elend aus,
Und gleichwohl ist's ein kleines Gotteshaus,
Denn drinnen betet, fromm gesinnt,
Still eine treue Mutter für ihr Kind.

O nennt getrost es einen schönen Wahn,
Weil nimmer es des Leibes Augen sah'n,
Ich lasse mir die Botschaft rauben nicht,
Die Himmelsbotschaft, welche zu uns spricht:
Daß Engel Gottes stets verjammelt sind,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

Die Geißel Italiens.

Vor Jahrhunderten schon bildeten die Briganten ein stehendes Capitel fast in allen touristischen Schilderungen Italiens. Wer südlich über Rom den Halbinselstiefel hinabdrang oder sich auch blos etwas tiefer in die Campagna hineinwagte, der mußte darauf gefaßt sein, die Bekanntschaft einer oder der andern Räuberbande zu machen, deren Hauptlente nicht den chevaleresken Charakter der Helden trugen, welche Bulwins, Spieß, Cramer, Fürst und andere poetische Gemüther zu

Digitized by Google

ihren romantischen Schöpfungen begeistert haben. Und heute ist's in dieser Beziehung jenseits der Alpen noch ziemlich ebenso geblieben, wie es vordem war, ja, es hat sich darin nicht nur Weniges zum Bessern gewandelt, im Gegentheile Vieles noch verschlimmert, so lange der Statthalter Gottes auf Erden sein Reich auch auf „diese Welt“ erstreckte. Oft genug haben dies die Zeitungen zu berichten gehabt, und auch der Regierung Victor Emanuel's machen die Banditen bis zum heutigen Tage noch zu schaffen. Nicht wie eine Behörde gegen eine Missethäterbande wagt sie wider das Gesindel vorzugehen, sie schlägt und verträgt sich mit ihm vielmehr wie eine kriegführende Macht mit der andern.

Das Räuberthum scheint sonach eine Institution, eine berechtigte Eigenthümlichkeit Italiens zu sein wie die blühenden Citronen und die im dunkeln Laube glühenden Goldorangen, und dergestalt, abgesehen von dem culturhistorischen Interesse und den vielen hochdramatischen Episoden, die es bietet, die eingehende Monographie zu rechtfertigen, die ihm ein bekannter Mitarbeiter der „Revue des deux Mondes“ widmet.* Diesem Handbuche der Geschichte des italienischen Brigantenwesens folgen die nachstehenden Mittheilungen, zwar nicht „bis in die entlegensten Zeiten, bis zu dem im großen Walde des Aventin hausenden Räuber Cacus zurück, von welchem in der Aeneide die Rede ist“, sondern nur in die beiden letzten Abschnitte, die von den jüngstvergangenen Tagen handeln, den Jahren 1867 bis 1875.

1.

Anfangs des Jahres 1867 befand sich unser Gewährsmann in Rom, und da verging kein Tag, wo nicht über neue Raubanfälle im Kirchenstaate und oft ganz in der Nachbarschaft der ewigen Stadt Berichte einliefen. Einmal war eine Brigantenschaar bis nach Paliano, einem in der Campagna gelegenen Flecken, gedrungen und hatte sich dort, trotz des energischen Widerstandes einer Gensd'armerie-Abtheilung, festgesetzt. Wie ein feindliches Heer legte sie dem Orte Contributionen sowohl an baarem Gelde wie an Lebensmitteln auf und zog sich dann zurück.

Der heilige Stuhl veranlaßte behufs Unterdrückung des Räuberwesens im Kirchenstaate jährlich gegen fünf Millionen Franken, also etwa elftausend Franken pro Bandit. Im übrigen Italien, dort, wo, wie auf den Höhen der Apenninen und in Calabrien, eine größere Truppenentfaltung sich schwer bewerkstelligen läßt, hat es Jahre gegeben, wo jeder Räuber dem Staate auf siebenzigtausend Franken zu stehen gekommen ist.

Auf den ersten Blick erscheint es allerdings im höchsten Grade befremdlich, daß die unaufhörliche Jagd, die man auf die Räuber macht, so unerhebliche Resultate erzielt; forscht man indeß der Sache näher nach, so erklärt sich die anfangs so wunderfam erscheinende Thatsache aus verschiedenen Ursachen.

Einmal ist der Krieg in den Bergen ein außerordentlich beschwerlicher und fast endloser: hundert waffengeübte und entschlossene Männer können, in den ihnen wie ihre Taschen bekannten Schlupfen und Engpässen versteckt, eine ganze Truppenbrigade in Schach halten und ermüden. Nur selten verläßt der Brigant die Provinz, in welcher er geboren ist, sodaß er mit geschlossenen Augen ungefährdet durch Berge und Wälder schweifen kann, wo die Soldaten sich die Hälfe brechen. In den vom Wasser ausgehöhlten Straßen, am Rande jäher Abstürze, im wilden Gestrüppe, da findet der Räuber seine natürliche Deckung.

In der Ebene würde ein Brigantenthum, wie es in Italien besteht, ganz unmöglich sein. Berg und Thal, Schlupfen und Felsspeltümmer sind zu seinem Gedeihen ebenso unerläßlich, wie der sogenannte Mauntenpolismus, die Hauptgrundlage, auf der es beruht, das heißt die Unterstützung, die es bei der Bevölkerung selber findet. In der Regel aber gehören drei Viertel der Bewohnerschaft des platten Landes zu dieser Anhängerschaft der Räuber, theils aus Furcht, theils aus finanziellen Interessen.

Solcher Helfershelfer des Räuberthums aus Furcht giebt es zweierlei: die Verwandten der von den Räubern gefangen genommenen Personen und die Grundbesitzer der Gegend.

Ist Jemand in die Gewalt einer Bande gerathen, so fordert diese von der Familie ihres Gefangenen ein Lösegeld in baarer Münze, in Lebensmitteln, Schießbedarf und dergleichen, und die erschrockenen Angehörigen suchen dieser kategorischen Forderung so schnell wie möglich nachzukommen. Und das ist ein großer Fehler. Freilich kann man einwenden, es sei immer besser, sich mit den Banditen abzufinden, als zu gewärtigen, daß die Fortgeschleppten gequält und am Ende gar gemordet werden, allein es steht fest, daß die Räuberbanden längst zu sein aufgehört hätten, wenn die Regierung ihnen von vorn herein die Lebensader zerschnitten, das heißt nicht geduldet hätte, daß ihnen auch nur das geringste Lösegeld zukäme. Zweifelsohne wäre dadurch eine Anzahl von Unglücklichen hingeopfert, das Uebel indeß auch in seiner Wurzel angegriffen worden, denn es bedarf keiner besonderen Bemerkung, daß es nur die Habgier ist, was den Briganten bei seinen Handlungen leitet. Nimmt man ihm diesen Stachel, so nimmt man ihm das Leben.

Nicht minder verhängnißvolle Früchte aber, als die Erlegung von Lösegeldern seitens der in einem ihrer Mitglieder betroffenen Familien, trägt die Beeiferung, mit welcher der Landmann den Winken und Wünschen der Räuber gehorcht. Wenn einer Bande Geld oder Lebensmittel ausgehen, dann braucht sie nur an irgend einen Grundeigenthümer zu schreiben: „Schickt uns sofort so und so viele Stück, so und so viele Patronen, so und so viel Lebensmittel, oder wir zünden Euer Gehöft und Eure Scheunen an,“ um ungesäumt zu erhalten, was sie verlangt. Ja, es giebt sogar Bauern, welche den Räubern eine regelmäßige Steuer entrichten, um ihr Eigenthum zu schützen, um es gewissermaßen gegen die Banditen zu versichern.

Die Anhänger des Räuberthums aus Interesse sind zwar zahlreicher als die aus Furcht, für die Gesellschaft jedoch nicht so schädlich, denn sie führen den Räubern kein Geld zu, sondern erhalten vielmehr solches von ihnen. Mit anderen Worten: die Briganten bezahlen ihnen einen Theil der durch die Lösegelder gewonnenen Summen. Sobald die Banden Tagelöhnern, Hirten und Anderen ihrer Kundschaften und Lieferanten nichts mehr geben können, werden ihnen diese ohne Weiteres den Dienst kündigen. Um aber den Anhang, den das Räuberthum in der Bevölkerung hat, zu beseitigen, muß man vor allen Dingen die Armuth zu bekämpfen suchen. Ein Handarbeiter in der Provinz Frosinone (und in anderen Provinzen soll der Lohn noch geringer sein) verdient etwa fünfzehn bis zwanzig Sous, also höchstens einen Franken, täglich, kann genug, um seine fast immer zahlreiche Familie dürftig mit Polenta füttern zu können. Wie kann es daher Wunder nehmen, daß er sich vom Glitzern eines Goldstücks blenden läßt, daß er das Gesetz übertritt, um den Räubern Proviant zuzuführen, bei dessen Verkauf er mindestens seine zweihundert Procent verdient?

Von den zu jener Zeit im Kirchenstaate hausenden Räuberhauptleuten zeichneten sich namentlich drei aus: Fuoco, Cedrone und Andreozzi; sie galten als die Meister von der Kunst und übten eine gewisse Oberherrschaft über die anderen Bandenführer aus.

Fuoco pflegte sich gewöhnlich Oberst zu tituliren und gebahrte sich als den Nachfolger Chiavone's, jenes berüchtigten Rottenführers der sogenannten „königlichen Banden“. Denn daß die Bourbonen von Neapel, Ré Bomba so gut wie sein Sohn, der jetzige Exkönig Franz der Zweite, sich nicht scheuten, die Briganten als Werkzeuge zur Bekräftigung ihres Gottesgnadenthums zu benützen, ist bekannt. Nachdem Fuoco acht Jahre in der neapolitanischen Armee gedient hatte, beging er kurz nacheinander zwei Mordthaten und floh in's Gebirge, das heißt wurde Räuber. Bald darauf schon schwang er sich zum Hauptmanne einer Bande auf und verdiente sich den Namen eines zweiten Carusо, jenes entmenschten Scheusals, das 1866 in Rom erschossen wurde.

Nach Fuoco glänzte Cedrone, des Ersteren vertrauter Freund, auch ein Mitglied der reactionären Banden, der sich rühmte, von Franz dem Zweiten von Neapel das Patent als Capitain und regelmäßige Unterstützungen an Mannschaften, Munition und Proviant erhalten zu haben. Wie Fuoco besaß auch Cedrone eine Frau, die er ver- und entführt hatte, eine riesenhafte Amazone, welche in Männerkleidern der Bande vorauszog, die Gefangenen peinigte, oftmals Expeditionen befehligte und bei jeder Gelegenheit schwor, daß, wenn ihr Mann jemals Miene

* Le Brigandage en Italie depuis le temps les plus reculés jusqu'à nos jours, par Armand Dubarry. Paris, Plon et Co. 1875.

Künstlerische Vorbereitungen zum nächsten Weihnachtsfeste.
Nach seinem Oelgemälde auf Holz übertragen von Hugo Kauffmann in München.

machen sollte, sich zu ergeben oder das Handwerk zu quittiren, sie ihn tödten, in Stücke zerhauen und dergestalt in einem Sacke den Behörden zugeschickt würde.

Ueber Cedrone cursiren noch jetzt eine Menge von Geschichten. Die nachfolgende wird darthun, welcher Art sie sind.

Eines Abends schritt ein Bauer, Namens Francesco Modano, durch ein südwestlich von Viticuso gelegenes Gehölz, seiner Hütte zu, einige Schweine, seine ganze Habe, vor sich hertreibend, als er sich plötzlich von etwa zwanzig Männern umringt sah. Sie waren mit Flinten, Revolvern und langen Einschlagmessern bewaffnet und gehörten zu Fuoco's Bande, wurden indeß von Cedrone angeführt. Francesco war einer von den Italianissimi; er hatte sich 1860 Garibaldi angeschlossen und später kleine Scharfschützenabtheilungen auf nur dem Holzfäller und Räuber bekannten Fußpfaden aus dem Bereiche der die Gegend durchstreifenden „reactionären Banden" geführt.

Das war natürlich kein Verdienst in den Augen der Briganten, die — man vergesse das nicht — fast immer mehr oder weniger im Dienste der neapolitanischen Royalisten standen. Er erblaßte daher, als er sich jählings Cedrone gegenüber sah.

„Warst Du es, der die Scharfschützen geführt hat?" fragte ihn der Letztere kalt.

„Ich verstehe Sie nicht," stammelte er, bemüht, die ihm drohende Gefahr von sich abzulenken.

„Ich werde Dich gleich lehren mich zu verstehen," sagte Cedrone, indem er Francesco mit dem Gewehrkolben heftig wider die Brust stieß.

Mit einem Schmerzensgebrülle fiel er zu Boden, während ihm das Blut aus dem Munde strömte.

Die Briganten hoben ihn auf und banden ihn an einen Baum. Darauf stach ihm Cedrone mit seinem Messer die Augen aus, schnitt ihm die Ohren ab, riß ihm die Zunge aus und ließ ihn noch andere grausame Martern ausstehen, bis der Unglückliche ausgerechnet hatte. —

Man schaudert, wenn man sie von dergleichen Scheußlichkeiten liest, und ist geneigt, sie für Gebilde einer ausschweifenden Phantasie zu halten, wären nicht alle diese Unthaten actenmäßig und durch das eigene Geständniß ihrer Urheber erwiesen. Uebrigens verfährt der Räuber gegen seine eigenen Genossen gelegentlich nicht viel glimpflicher. Unheilbare Kranke seiner Bande schießt er ohne Weiteres nieder, ebenso tödtet er seine im Kampfe mit Gensdarmen und Soldaten verwundeten Cameraden, um ihrer Pflege überhoben zu sein. Meist schneidet er ihnen kurzweg den Kopf ab. Auf diese Weise verhindert er zugleich, daß der Bleistrie in die Hände des Feindes geräth und vielleicht für die Bande gefährliche Geständnisse macht.

Bücher ließen sich schreiben über die Barbarei, mit welcher die Briganten ihre Gefangenen behandeln, wenn ihnen das Lösegeld nicht so schnell und reichlich zukommt, wie sie es erwartet haben. So erzählte unserm Gewährsmann ein vor einigen Jahren von Dominicuccio (so pflegte das Volk den Domenico de Bitto zu nennen) gefangener Pächter aus der römischen Campagna über seinen gezwungenen Aufenthalt bei dem berüchtigten Räuberhauptmann das Folgende: Er hatte die Bande auf allen ihren Raubzügen begleiten müssen; ging er den Gefellen zu langsam, so ward er auf das Unbarmherzigste mit den Flintenkolben bearbeitet, und da seine Familie nicht im Stande gewesen war, zur verlangten Stunde das geforderte Lösegeld zu schicken, so schnitt man ihm ohne Umstände eines seiner Ohren ab, band ihm Hände und Füße zusammen und ergötzte sich damit, ihn von der Höhe des Berges hinab zu rollen, auf dessen Gipfel die Gesellschaft lagerte. Brachten die Bauern und sonstigen Hehlershelfer der Räuber Lebensmittel und Munition, so wurde ihm der Kopf mit einem Sacke verhüllt und er dann an einen weiter abgelegenen Ort geschafft, damit er diese Lieferanten nicht sehen und etwa später denuncirer könnte.

Das Alles gleicht freilich den edlen Briganten recht wenig, die wir in Romanen und Schauspielen kennen lernen, wenn gleich einzelne Züge von Galanterie und Ritterlichkeit unter den italienischen Räubern wohl vorgekommen sein mögen und gelegentlich noch vorkommen. Dergleichen Banditengeschichten sind in den Apenninen wie in den Abruzzen immer jedoch höchst seltene Ausnahmen und die meisten Geschichten, die erzählt werden, eitel poetische Erfindungen.

Einen Hauptherd fand das Räuberthum in dem Bergrevier von Frosinone, einer im südlichen Kirchenstaate, unweit der neapolitanischen Grenze, höchst malerisch gelegenen, Provinzialhauptstadt mit ungefähr zehntausend Einwohnern. Dort hatte es solche Dimensionen angenommen, daß im Jahre 1867 an den apostolischen Delegaten der Provinz, Monsignor Pericoli, ein im Vatican berathenes strenges Edict dagegen erlassen worden war, das jedoch gleichzeitig bekundete, welcher Mittel sich der päpstliche Stuhl bedienen mußte, Mittel, die wahrhaftig nicht dazu angethan waren, die öffentliche Moral zu heben. In diesem Erlasse hieß es unter Anderm: „Wer einen Briganten lebendig der Behörde überliefert, erhält eine Belohnung von dreitausend Franken. Ist der Brigant ein Bandenhauptmann, so steigt die Belohnung auf sechstausend Franken. Wer einen Räuber tödtet, empfängt einen Preis von zweitausendfünfhundert Franken, das Doppelte dieser Summe aber, wenn der getödtete Räuber ein Bandenhauptmann ist. Wer Briganten denuncirt, dem wird der fünfte Theil der angegebenen Belohnungen zugewiesen, und wer zur Verhaftung eines Anhängers des Räuberwesens verhilft, empfängt zwei- bis dreihundert Franken. Der Räuber, welcher todt oder lebend einen andern Räuber einliefert, ist selbst nicht nur frei von jeder Strafe, sondern erhält überdies noch eine Belohnung von fünfhundert Franken. War der lebendig oder todt eingebrachte Räubere in Hauptmann, so werden dem Einbringer tausend Franken bezahlt. Doch muß der Räuber, der einen seiner Cameraden der Gerechtigkeit überantwortet, sich aus den Provinzen Frosinone und Velletri, unter Umständen selbst aus dem ganzen Staatsgebiete entfernen."

Was aber bewirkte dieses Edict? Es that dem Räuberthum so wenig Abbruch, daß die Bewohner der von demselben heimgesuchten Provinzen ihren Beschluß kundgaben, keinen Bajocco (etwa 4 bis 5 Pfennige Steuer) mehr zu bezahlen, so lange die Regierung ihnen nicht Sicherheit an Leben und Eigenthum verschaffe. Und die Herren Briganten selbst? Sie antworteten auf die bezüglichen Paragraphen des Edictes mit der Erklärung, daß sie Jedem hundert Piaster in Gold auszahlen würden, der ihnen den Kopf eines Soldaten brächte, und zweihundert Dem, welcher ihnen todt oder lebendig einen Officier oder ein Individuum überliefere, das sie denuncirt hätte. Von der Ohnmacht der Regierung ihnen gegenüber überzeugt, streiften sie ungescheut auf allen Landstraßen umher und wagten sich bis an die Thore, auch der größeren Orte, mit ganz der nämlichen Ruhe, mit welcher der römische Bürger auf dem Monte Pincio lustwandelt. Und alle Welt gehorchte ihnen; alle Welt zitterte vor ihnen — sie waren factisch die Herren des Landes.

Einmal begab sich eine Bauersfrau in der Gesellschaft eines alten Priesters von Veroli nach Frosinone, um von hier mit der Eisenbahn nach Rom zu fahren. Sie saßen auf einem von einem Esel gezogenen Karren und unterhielten sich ganz gemüthlich mit einander. Da sahen sie, als sie in einen Hohlweg einbogen, drei Räuber lauern.

„Euch schickt uns die Madonna," rief einer der Strolche aus. „Fürchtet Euch nicht, steigt ab und folgt uns!"

Die Unglücklichen thaten, wie ihnen befohlen ward. Nach einer dreistündigen Wanderung durch dichten Bergwald gelangten sie auf eine kleine Hochfläche, die auf der einen Seite von einem Felsen überragt wurde, aus dem man eine Grotte ausgehöhlt hatte.

Die Flinten zwischen den Knieen, lagerten hier an dreißig Banditen, aus der Grotte heraus aber drang das Wimmern eines neugeborenen Kindes.

Sowie die drei Cameraden mit Priester und Bäuerin erschienen, erhob sich der Hauptmann mit sichtlicher Freude und schritt auf den Geistlichen zu.

„Mein Vater," sagte er zu ihm, „ich schätze mich glücklich, Sie bei uns zu sehen. Meine Frau hat mir vor ein paar Stunden einen Jungen geboren, und ich will, daß er in die Gemeinde der Christenheit aufgenommen werd. Taufen Sie ihn!"

Ungewiß des seiner harrenden Looses, ließ sich der alte Priester zitternd das Kind bringen; man gab es der Bauersfrau zu halten, welche die Taufzeugin abgeben sollte. Neben ihr fungirte der Viehhauptmann als Pathe.

Der Priester vollzog die Ceremonie. Sowie er dieselbe beendet hatte, reichte ihm der Hauptmann einen Geldbeutel dar.

Digitized by Google

„Jeder Arbeit gebührt ihr Lohn," sprach er; „nehmen Sie den da und ziehen Sie ruhig Ihres Weges! Ihr, gute Frau, Ihr könnt auch gehen, und da habt Ihr etwas für Euere Mühe!" Damit übergab er dem Weibe einen in Papier gewickelten Gegenstand und entließ es sammt seinem Begleiter. Der Geldbeutel enthielt sechs Piaster und das Papier ein Paar schwere goldene Ohrringe.

Ein ähnliches Abenteuer bestand um dieselbe Zeit ein junger Mann aus Pescacserroli in den Abruzzen. Er fiel Fuoco's Bande in die Hände und erzählte dann unter eidlicher Betheuerung sein Erlebniß also:

„In den Bergen von Malchialvalla ergriffen mich die Räuber und schleppten mich nach den Höhen von Campoli, auf das päpstliche Gebiet hinüber, bis in die Nähe von Collepardo. Dort sperrte man mich in eine Art natürliche Grotte, die von zwei Lampen erhellt wurde und die gesammte Bande mit Bequemlichkeit aufnehmen konnte. Keinen Augenblick blieb ich unbewacht. Entfernten sich die Banditen, so ward ich an Händen und Füßen gefesselt und unter der Obhut der Geliebten des Hauptmannes zurückgelassen.

Oftmals hielt die Gesellschaft Kriegsgericht, in welchem einer der Briganten als Ankläger auftrat. Die darin ausgesprochenen Strafen lauteten auf Tod, Stockschläge oder „Libertà", das heißt man band dem Angeklagten Hände und Füße zusammen und warf ihn in einen Winkel, wo sich kein Mensch weiter um ihn kümmerte.

Während meiner Gefangenschaft genas die Geliebte des Briganten Guerro eines Knaben. In ihrer Galatracht begab sich darauf die gesammte Bande nach Collepardo hinunter, dort das Kind taufen zu lassen, was der Pfarrer auch bereitwillig that. Der Bube empfing den Namen Michelangiolo Guerra; die Orgel tönte und der Weihrauch duftete, wobon sich die Campane Abends mit großer Genugthuung unterhielten. Nachdem der Taufact vorüber, feuerte die Bande in den Gassen des Dorfes zwei Stunden lang Freudenschüsse ab, warf Geld unter die Bauern und ließ für sie den Wein in Strömen fließen, dem Alt und Jung sonder Scrupel eifrigst zusprach."

Was sagt man von der Gemüthlichkeit dieser Zustände in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und inmitten eines seit Jahrtausenden civilisirten Landes?

Doch wir werden noch mehr davon zu hören bekommen.

H. Sch.

Epische Briefe.

Von Wilhelm Jordan.

IX., Rettung der Edda. Ihre Schöpfungssage.

Während in Norwegen die Lehnsmonarchie siegte, kehrte das neue Gemeinwesen auf Island desto entschiedener zurück zur aristokratischen Republik. Das Land wurde eingetheilt in Viertel, jedes Viertel in drei Things. Jeder Thingsprengel erhielt seinen Haupttempel, und um diesen „zu bewahren in Weisheit und Rechtlichkeit", wurde ihm ein Heiligthumsvorsteher, Godi, das ist: Gottesmann, bekleidet, vorgesetzt, welcher die Richter zu ernennen und den Gang der Streitsachen zu steuern hatte. Sämmtliche Things standen unter dem Allthing, der obersten Staatsgewalt, der sich jährlich einmal versammelte, um die Gesetzgebung und die Rechtspflege letzter Instanz auszuüben.

Denen, die noch immer die römische Lüge von der Barbarei des germanischen Heidenthums nachsprechen, soll man dieses trefflich geordnete Staatswesen Islands entgegenhalten. Unter ihm bewahrte sich der ausgewanderte Stamm seine stählerne Tüchtigkeit und entwickelte für die einzige Kunst, deren Genuß und Pflege die Armuth und Entlegenheit des Landes nicht unmöglich machte, die Poesie, eine Empfänglichkeit, wie in denselben Jahrhunderten kein zweites Volk des Abendlandes.

Mit ihrer goldschweren und diamantharten Sprache voll trotziger consonantischer Kraft hatten die Auswanderer auch die ausgebildete Götter- und Heldensage mitgebracht: denn mit den Edlingen, die daheim ihren eigenen Hofhalt geführt, waren auch ihre Skalden übergesiedelt. Auch den Inhalt deutscher Lieder, ja wahrscheinlich Nachbildungen und Uebersetzungen derselben, bewahrten sie im Gedächtniß; denn theils durch deutsche Kaufleute, theils durch Kriegsgefangene der räuberischen Normannen waren dieselben früh nach Skandinavien gelangt.

Zwar kam auch nach Island das Christenthum; aber es wurde hier dem Volke nicht aufgedrängt, sondern um das Jahr Tausend durch Mehrheitsbeschluß des Allthings angenommen. Dabei verfuhr man staunenswerth huldsam. Das Annahmegesetz selbst bestimmte, daß die Männer auch ferner den alten Göttern opfern dürften, aber nur heimlich; wer sich dabei von Zeugen betreten ließe, müßte Buße zahlen. In der Viga-Glum's Saga ist eine Lebensbeschreibung erhalten, die in eben dieser Uebergangszeit spielt. Ich erwartete in ihr die Umwandlung der Sitten und der Lebensweise durch die neue Religion gespiegelt zu sehen. Davon aber fand ich keine Spur außer der kahlen Anführung, daß auch Viga-Glum drei Jahre vor seinem Ende die Taufe genommen habe und auf dem Todtenbette in weisem Sterbeklecide „gebischoft" worden sei (ok var byskupadr), wie der Biograph sich ausdrückt, das heißt von einem Bischof das Sacrament empfangen habe. Und alle Berichte über die ersten Jahrzehnte des Christenthums auf Island bestätigten die Unrichtigkeit meiner Voraussetzung. Die Bezirkstempel selbst dienten fortan als Kirchen; ihre Vorsteher, die Godar, blieben im Amt; auch scheinen sie sich mit den Geistlichen bestens vertragen und nur allmählich einen Theil ihrer Besugnisse an die Bischöfe abgegeben zu haben. Von einer Umwälzung ist geraume Zeit nicht das Geringste zu merken. Die Einziehung einer alten Münze gegen eine neue mag wohl selten irgendwo so glatt und geräuschlos verlaufen sein, wie in Island der Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum.

Für ausländische Geistliche hatte die ferne Eisinsel nichts Verlockendes. Einträgliche Pfründen und reiche Klöster waren hier nicht zu stiften. Nur Eingeborene, die sich im Mutterlande, nicht selten auch in Frankreich, England oder Deutschland, die nöthige Bildung erworben hatten, konnten durch ihre Heimathliebe bewogen werden, unter sonst nirgend erhörten Entbehrungen das geistliche Amt zu versehen. Sie wurden nicht Unterdrücker, sondern eifrige Pfleger der einheimischen Sprache und Literatur. Durch sie erst erfolgte die Einführung einer ausgebildeten Schreibkunst, welche die Aufzeichnung der epischen Schätze möglich machte.

Eine Schrift freilich hatten die Germanen von jeher besessen. Nach Ammianus Marcellinus wußte ein Alemanne im römischen Heer, Namens Hortari*, seinen Landsleuten schriftliche Botschaft zu senden. Ja, schon Tacitus beschreibt sehr deutlich die Anwendung der Schrift bei Weissagungen. Zweigstücke eines fruchttragenden Baumes, vorzüglich der an Eckern reichen Buche, wurden mit Zeichen versehen, ausgestreut, einzeln aufgehoben und den Zeichen gemäß gedeutet. Diese Zeichen waren Buchstaben im eigentlichen Sinn, das heißt gezeichnete Stäbe einer Buche. So erklärt sich das gothische bôkôs, das altnordische bôk — litera, so das hochdeutsche „Buch". Die Zeichen oder Male wurden eingeritzt; daher die Benennungen für zeichnen und schreiben: meljan, Male machen, malen; writan, althoch deutsch rîzan, englisch write, riţen, schreiben. Das Ausstreuen jener Stäbe erklärt unseren Ausdruck „Entwurf"; das Aufsesen derselben unser „lesen". Man lezte die Zeichen, indem man sie entweder zu Worten zusammensetzte, oder auch den Buchstaben gelten ließ in der Bedeutung seines Namens. Der Buchstabe M z. B. hieß madhr, das ist Mann; F hieß fêu, das ist Geld (erhalten im englischen fee), U hieß ûr, das ist Auerochs, und Th hieß thurîs, das ist Riese.

Diese Buchstaben, von ihrem heiligen und geheimnißvollen Gebrauch Runen genannt (runa, das ist Geheimniß, Räthsel), bildeten aber nur ein Alphabet von sechszehn Zeichen und reichten nicht aus, eine lautreiche Sprache zu versinnlichen und mit ihnen den epischen Erbschatz niederzuschreiben. Auch be-

* Vermuthlich der noch jetzt in der Schweiz und Schwaben vorkommende Familienname Hurter.

Digitized by Google

durfte es dessen nicht, so lange denselben ein Sängerstand mit den mnemonischen Mitteln der poetischen Form im Gedächtniß bewahrte. Gerade als dieser Stand zu verschwinden begann, erhielt Island durch seine Geistlichen theils direct, theils von den Angelsachsen das lateinische Alphabet der deutschen Mönche, dasselbe, in dem wir hier die „Gartenlaube“ gedruckt sehen und von dem sich immer noch Viele einbilden, es sei ein ursprünglich deutsches.

Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts entstanden die ersten isländischen Bücher, z. B. die Geschichte der Besitznahme, das Landnama-bok. Die Geistlichen ließen sich von den des Schreibens unkundigen letzten Mitgliedern der austerbenden Skaldenzunft dictiren, was ihr Gedächtniß vom germanischen Epos noch bewahrte.

Im Jahre 1643 fand Brynjulf Sveindjon, Bischof von Skalholt, unter anderen Handschriften eine sehr alte, Gedichte enthaltende. Er ließ sie abschreiben und setzte eigenhändig darauf den Titel „Edda Saemundar liins frodа“, das ist die „Edda Sämund's des Weisen oder Gelehrten“. Nur sein Zeugniß ist vorhanden für die erste Aufzeichnung durch Sämund. Selbst darüber herrscht noch Streit, ob wirklich ein bedeutender Geistlicher des zwölften Jahrhunderts genau diesen Namen geführt habe. Ich bin geneigt, zu vermuthen, daß auch dieser Name, wie Byasa, Homeros, Hesiodos und Fridsut nichts Anderes ist als der nachträgliche Ehrentitel eines berühmten Sängers. Sämund würde isländisch „ſäende Hand“ bedeuten; aber der Name könnte im Nominativ auch Sämmmr gelauten haben mit der Bedeutung Saat ausstreuender Mund. Ja, vielleicht ist er sogar deutschen Ursprungs und aus dem althochdeutschen Sagamunt umgeändert worden, entweder um die Urheberschaft der Liedersammlung auf einen bekannten Isländer zu übertragen, oder um für ihn auch im Altnordischen einen Sinn zu gewinnen, etwa wie für Mediolanum und Milano durch die Germanisirung Mai-Land.

Der Titel: Edda, das Femininum unseres „Aetti“, sordert uns auf zu der Vorstellung, daß hier eine Urgroßmutter ihren lauschenden Enkeln und Enkelinndern Kunde gebe von der Vergangenheit.

Die Sämunds-Edda zerfällt in einen mythologischen und in einen epischen Theil, obwohl mehrere ihrer Lieder gleichermaßen der Götter- wie der Heldensage angehören. Fast allen sieht man es an, daß sie zusammengefügt sind aus Bruchstücken, welche der Aufzeichner aus dem Gedächtnisse verschiedener Sänger niederschrieb, deren Keiner mehr den ganzen Zusammenhang überſah. Schon daraus entsteht große Dunkelheit. Außerdem ist die Form nicht selten die des absichtlich mit dem Sinne Versteckspielenden Räthſels, das mit der Frage schließt: Wißt Ihr, was das bedeutet?

Eines der ältesten Lieder, die Wöln Spa, das ist: die Sprüche oder Weissagungen der Wala, der Seherin, beginnt also:

> Lauschen der Andacht verleng' ich von allen
> Hohen und niederen Heimdalssprossen.
> Walvaters Werke will ich verkünden,
> Urzeitmären des Menschengeschlechtes,
> Im Gedächtniß dauernd als meistbedeutend.

Die letzte Langzeile dieser Strophe, die ich der Deutlichkeit wegen mit zweien übersetzt habe, finden wir im ersten Verse des ältesten altdeutschen Epenreſtes, des sogenannten Messobrunner Gebets, so nahezu wörtlich wieder, als es bei Uebertragung in so schwierig gebundenen Alliterationsversen irgend zu erwarten ist.

Dann heißt es weiter in der dritten Strophe der Völuspa:

> Im Urzeitanfang hat Ymir gewaltet;
> Nicht Sand war noch See noch kalte Salzfluth,
> Nicht Erde vorhanden noch Oberhimmel,
> Nur klaffende Kluft und nirgend Kräuter.

Zu diesen Versen sind die an sallcher Stelle überlieferten drei letzten der fünften Strophe hinzuzuziehen:

> Nicht wußte die Sonne, wo ihr Saal sei,
> Nicht wußten die Sterne, wo ihre Stätten,
> Noch wußte der Mond, wo sein Wohngemach sei.

Wiederum trifft hiermit unser Messobrunner Gebet sehr nahe und mit einem Verse in vollkommenster Wörtlichkeit zusammen. Denn sein echter und uralter Theil lautet, mit der kleinen, von J. Grimm und K. Müllenhof vorgeschlagenen und sehr wahrscheinlichen Ergänzung einer Lücke, die ich einklammere, also:

> Das erfuhr ich im Volk als vornehmſtes Wunder,
> Daß Erde nicht war noch Oberhimmel.
> Nicht Bäume gab es, noch gab es Berge,
> Noch das mächtige Meer. Da g'ängte der Mond nicht
> [Noch ein schimmernder Stern], noch schien die Sonne
> Und nur das Nichts war, das nirgend begrenzte.

Dieses Messobrunner Gebet ist um 814 aufgeschrieben worden, also reichlich drei Jahrhunderte früher als die Edda und über ein halbes Jahrhundert vor der Colonisation Islands. Die Nachbildung könnte also nur aus dem Deutschen in's Altnordische erfolgt sein. Möglicher Weise aber waren die deutsche Völuspa, deren einstiges Vorhandensein hiermit unzweifelhaft erwiesen ist, und die nordische beide nur dialectische Umbildungen eines viel älteren, wohl gar altarischen Liedes. Die Vermuthung liegt nicht fern, daß die sibyllinischen Bücher Roms eine Art lateinischer Edda gewesen sind und auch ein solches kosmogonisches Lied der Sibylle enthielten, ja, daß uns eine Reminiscenz aus demselben erhalten ist im Anfangsverse der Metamorphosen Ovid's:

> Vor dem Meere, der Erd' und dem alleshedeckenden Himmel
> War das Chaos.

Ymir bedeutet: Aufrührtoben, Wirrwarr und ist die Personification der durcheinander gährenden Urstoffe. Was ich oben mit „klaffende Kluft“ übersetzte, heißt im Original „ginnunga gap“, das ist: das Gaffen (Maulaufsperren) der Gähnungen, ist also genau das griechische Chaos, das ebenfalls Gähnen, den gähnenden Abgrund bedeutet.

Auf der nördlichen Seite dieses Schlundes, erzählten andere Lieder und die prosaische oder jüngere, dem Snorri Sturluson zugeschriebene Edda, entstand Niflheim, die Nebelwelt voll Frost und Eis, auf der südlichen Muspelheim, die hellflammende Welt voll Licht und Feuer, bewohnt und beherrscht von Surtur, dem rauchschwarzen, der auch von dorther einst kommen und die Erde verbrennen wird. Als die von Muspelheim herüberfliegenden Feuerfunken den Reif auf der Grenze Niftheims erreichten und schmolzen — wir würden sagen: als der warme Südwind den Frühling nach Norden brachte — da gewann das Aufgeschmolzene Leben und Gestalt; da erst erstand jener Ymir. Er verfiel in Schlaf, das heißt der Aufruhr der Elemente legte sich; er begann zu schwitzen, das heißt es trat Sommer ein, und nun wuchs ihm unter dem linken Arme ein Sohn und eine Tochter, mit denen vermuthlich Tag und Nacht gemeint sind, und seine beiden Füße erzeugten miteinander einen sechsköpfigen Sprößling, das heißt: nun erst entwickelte sich mit dem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten die sechsmonatliche Vegetation.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Zur Vollendung des Arndt-Denkmals auf dem Rugard hat das zur Errichtung des Monuments zusammengetretene Comité bekanntlich eine Verlosung in's Leben gerufen und zur Betheiligung an derselben bereits im Juli dieses Jahres aufgefordert. Wir glauben es diesem patriotischen Unternehmen schuldig zu sein, nachträglich auf dasselbe hinzuweisen und im Nachstehenden die wesentlichsten Punkte aus dem Lotterieplane mitzutheilen. Nach demselben wird die Hälfte des gesammten Ertrages aus dem Loosvertaufe zur Anschaffung von Gewinnen verwendet; das Comité ist nach Möglichkeit bestrebt, nur wirkliche Kunst- und passende Gebrauchsgegenstände anzukaufen. Es werden 50,000 Loose ausgegeben werden und 6944 Werthgewinne in Höhe von 75,000 Mark bei Hauptgewinnen, von 1000 bis 7000 Mark zur Verloosung kommen. Loose à 3 Mark sind einzeln oder in Partien zum commissionsweisen Verkauf durch den Herrn Banquier Hermann Block in Stralsund zu beziehen.

Vom 18. December dieses Jahres an werden die Gewinne, laut Beschluß der Commission, in geeigneten großen Localen in Stralsund unentgeltlich zur Besichtigung ausgestellt werden. Der Ziehungstermin, welcher bald nach Weihnachten stattfinden soll, wird durch die Blätter bekannt gemacht werden.

Wir knüpfen an diese Hinweisung auf ein Unternehmen von echt deutschem Charakter den Wunsch, es möge die Mühe und Arbeit, welche die Inkandhebung der Lotterie zur Vollendung des Arndt-Denkmals in nicht geahntem Maße erfordert, durch einen günstigen Erfolg belohnt werden. Das kann aber nur geschehen, wenn alle deutschen Patrioten das Werk durch rege Theilnahme an dieser Lotterie fördern und vollenden helfen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Helene.

Tagebuchblätter aus dem russischen Salonleben.

(Fortsetzung.)

Der Schreck raubte mir nahezu die Kraft, ihm auch nur ein Wort zu erwidern, und doch begriff ich, daß ich meine Besonnenheit nicht verlieren durfte.

„Wir sind hier ganz ungestört," sagte ich mit einer Stimme, deren Beben zu unterdrücken mir unmöglich war. „Kommen Sie in jene Fensternische! Es wird uns Niemand stören."

Ich hatte, während ich sprach, meine Hände leise aus den seinigen gezogen; ich ging ihm voran, setzte mich auf einen kleinen Sessel in der erwähnten Nische und winkte meinem Begleiter, mir gegenüber Platz zu nehmen, aber er schien viel zu erregt dazu. Er wanderte ruhelos vor mir auf und ab und konnte sichtlich das bevorstehende Wort nicht finden. Was mochte nur vorgefallen sein, um ihn seiner gewohnten Selbstbeherrschung zu berauben?

„Was ist geschehen?" begann ich nochmals. „Beruhigen Sie sich, mein Freund, und sagen Sie mir Alles!"

Er trat plötzlich zu mir, und über seine zuckenden Mienen glitt es wie ein flüchtiger Sonnenblick.

„Ihre Stimme schon," sprach er, „Ihre milde, ruhige Stimme ist wie das leise, besänftigende Weben des Windes gegenüber dem tobenden Sturme, der alle Tiefen meiner Seele aufwühlt. Ja, Helene, ich will fügsam und geduldig sein wie ein Kind und Ihnen Alles berichten. Haben Sie nur ein wenig Nachsicht mit mir, denn wenn auch Sie — doch hören Sie! Kein unnützes Wort mehr!"

Er stand gegen das Fenster gelehnt. Sein Blick schweifte secundenlang über die melancholische Schneelandschaft hinaus, die sich jenseits der krystallklaren Scheiben kalt und todt ausbreitete. Er schien nach Fassung zu ringen.

„Sie können sich denken," fuhr er fort, die Augen langsam mir wieder zuwendend, „in welcher peinlichen Unruhe die letzten Tage mir hingegangen sind. Auch diesen Morgen durchschritt ich nach einer schlaflosen Nacht, müde im Herzen, mein Zimmer, als plötzlich die Thür hastig geöffnet wurde. Ich glaubte, der Hereintretende sei mein Diener, und hielt es kaum der Mühe werth, mich nach ihm umzusehen. Als ich es dennoch that — wie könnte ich Ihnen schildern, wie es mich durchfuhr! — stand mir gegenüber auf der Schwelle — Constantin Feodorowitsch."

Noch jetzt, indem er den Namen aussprach, erblaßte Hirschfeldt. Ich preßte athemlos die Hand auf mein heftig klopfendes Herz und las ihm buchstäblich die Worte von den Lippen.

„Aber nicht der Constantin, den Sie kennen," setzte er seinen Bericht fort, „dessen schlanke Gestalt Sie stets nur in der gewähltesten Toilette gesehen haben, dessen schönes, kaltes Gesicht, wenn Sie es erblicken, nie die Maske gesellschaftlicher Convenienz fallen läßt. So wie er vor mir stand, zeigte sein Anzug alle Spuren der Unordnung und Vernachlässigung: das Halstuch fehlte trotz der Kälte ganz; sein Haar hing nutrirt über die finster gefaltete Stirn herab; sein Antlitz legte Zeugniß ab von heftigen, kaum überstandenen Seelenkämpfen.

„Mein Herr," rief er in eisigem Tone hervor, „ich habe nothwendig mit Ihnen zu reden."

„Erklären Sie sich!" antwortete ich, gegen den mich innerlich lähmenden Schreck mühsam kämpfend.

„Nicht hier — ich muß vor jeder Störung sicher sein."

„Ich öffnete," fuhr Hirschfeldt, in dessen Zügen sich alle Eindrücke der aufregenden Scene lebhaft widerspiegelten, fort, „ohne ein Wort der Erwiderung die Thür zu meinem Schlafzimmer, und als auf meine stumme Einladung Constantin es ablehnte, voranzuschreiten, that ich es. Mein unheimlicher Gast folgte mir und schloß hinter uns die Thür zu, schweigend ging er dann an den Tisch, zog aus seiner Tasche einen Revolver und legte ihn vor sich nieder.

„Sehen Sie diese Waffe?" sagte er immer noch mit seiner entsetzlichen Ruhe. „Jeder Lauf derselben ist mit zwei Kugeln geladen, und ich gebe Ihnen mein Wort: Einer von uns Beiden wird nicht lebend das Zimmer verlassen, wenn Sie sich weigern, das zu thun, was ich von Ihnen verlange. Aber seien Sie ruhig!" fügte er mit einem seltsamen Heben der Lippen hinzu, „ich werde nicht Sie erschießen, sondern mich, und man wird meinen Leichnam hier, in Ihrer Wohnung finden."

Der Erzählende hielt einen Augenblick, wie um Luft zu schöpfen, inne. Jeder Blutstropfen hatte, indem Hirschfeldt das Geschehene gleichsam noch einmal durchlebte, sein Antlitz verlassen; seine Hände ballten sich zuckend. „Sie müssen zugeben, daß der Plan mit teuflischer Berechnung ersonnen war," begann er seinen Bericht aufs Neue, „und ich las in den Zügen des bleichen Mannes vor mir, der seine schlanke, weiße Hand seinem Augenblick von der Mordwaffe entfernte, daß er ihn buchstäblich zur Wahrheit machen würde.

„Was wollen Sie von mir?" fragte ich entsetzt.

„Ich weiß jetzt Alles," sagte Constantin. „Wera hat mir Alles bekannt. Lesen Sie!"

Digitized by Google

Er reichte mir einen Papierstreifen, auf dem mit halbverwischten Buchstaben geschrieben stand: „Ich habe mich meinem Bruder anvertraut; ihm, was er von Dir verlangt! Véra.“

Obgleich die Schriftzüge, mit zitternder Hand hingeworfen, kaum lesbar waren, erkannte ich sie nur zu gut. Fragend richtete ich den Blick auf das stolze, unbeugsame Gesicht mir gegenüber, während eine plötzlich auftauchende Ahnung mich innerlich empörte. O, warum, warum hatte ich nicht eine gleich tödliche Waffe in der Hand, wie er!

„Meine Schwester hat die Unbesonnenheit gehabt,“ erwiderte mein Gegner auf die stumme Frage, immer mit der gleichen eisigen Entschlossenheit, „Ihnen eine Menge Briefe zu schreiben. Diese befinden sich noch in Ihren Händen und damit die Ehre, die ganze Zukunft Véra's. Ich verlange, daß Sie mir dieselben ausliefern.“

Unsere Blicke trafen einander in diesem Augenblicke sprühend, kalt und hart wie Stahl. Und, Helene“ — Hirschfeldt ergriff meine Hand in krampfhafter Erregung — „auf die Gesicht hin, daß Sie mich mit Ihrer Berachtung strafen, Sie sollen ein volles, rückhaltloses Bekenntniß von mir empfangen; der Damen in mir erwachte. Man hatte mir Ehrgeiz und Lust nach einen Sieg über mich gewinnen; ich sprach, ohne mit der Wimper zu zucken, eine Lüge aus. Ich sagte: ‚Die Briefe, Véra's Briefe sind längst sämmtlich vernichtet.‘ Aber — die Wirkung meiner Worte war eine andere, als ich erwartet hatte. Die gleichsam in Constantin's Zügen versteinerte Ruhe löste sich; es zuckte darunter hin wie ein Strahl warmen Lebens, während seine Blicke noch immer mit Abscheublick, aber nicht mehr mit dem gleichen Hasse, an den meinigen hafteten.

„Alle vernichtet?“ wiederholte er halb erstaunt, halb fragend. „Alle?“

Véra's Bruder stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, der, aus tiefster Seele kommend, fast einem Schrei glich, und plötzlich stürzte er auf mich zu, riß mir um den Hals und rief in leidenschaftlicher Erregung: „Sie haben diese Briefe zerstört; Sie wollten also seinen unwandbaren Gebrauch davon machen, wie ich fürchtete; Sie sind nicht die Elende, für den ich Sie hielt — o, verzeihen Sie, daß ich Sie verkannt habe!“

Was ich in diesem Augenblicke empfand, wie erbärmlich ich mir selber erschien dem Vertrauen dieses stolzen Herzens gegenüber, in welchem die Idee an eine Täuschung meinerseits nicht einmal aufzutauchen vermochte, wie könnte ich es in Worten aus drücken!

„Constantin Feodorowitsch,“ sagte ich, schob ihn leise zurück und sah ihm fest in die Augen, „die Briefe sind nicht zerstört.“

Mit weit geöffneten Augen, aus denen der Schrecken leuchtete, starrte er mich an.

„Gedulden Sie sich einen Augenblick!“ fügte ich hinzu. „Von der Minute an, da Sie mir nicht mehr drohend gegenüber stehen, habe ich Ihnen auch nichts mehr vorzuenthalten oder zu verheimlichen.“

Ich ging an meinen Schreibtisch, nahm aus dem verborgenen Fache desselben ein Packet, zündete eine Kerze an und kehrte zu meinem Gaste zurück.

„Hier, seien Sie!“ Ich hatte das erste der zierlichen Billete, die das Packet enthielt, mit den Augen überflogen und reichte es dann Constantin. Als auch er gelesen, hielt ich es an die Flamme der Kerze, die es bis auf ein winziges Atom schwarzer Asche verzehrte, und so weiter — weiter, bis das letzte der feinen Blättchen ein Raub des gierigen Elementes geworden war, welches in dem kurzen Zeitraume einer Viertelstunde so viele Versicherungen ewiger Liebe und Treue vernichtete.“

Ein Ton unendlicher Bitterkeit durchbebte die Stimme des Erzählenden bei diesen letzten Worten, und die Augen mit der Hand beschattend, verharrte er in düsterem Schweigen, während unheimliche Spannung faßt meinen Pulsschlag stocken machte. Ich hatte ihm gern ein Wort der Theilnahme gesagt, aber ich brachte es nicht über die Lippen. Nach wenigen Augenblicken schon hatte Hirschfeldt die momentane Schwäche überwunden. Er strich das Haar von der Stirn, athmete tief auf und fuhr rasch fort, als drängte es ihn, in seinem Berichte vorwärts zu kommen:

„Ich stand ihm gegenüber; meine Arme hatten sich unwillkürlich ineinander verschränkt, und ich will es gestehen, daß einiges von der Bitterkeit, die mir das Herz zusammenpreßte, hinter auf meiner Stirn lag, als ich ihm sagte: ‚Das war der letzte Brief, Constantin Feodorowitsch. Ihre Schwester kann ruhig schlafen und Sie auch — zu fürchten haben Sie mich nicht mehr.‘

Er sah mich an, lange, unaussprechlich traurig — ich hatte seine sonst so kalt blickenden Augen dieses Ausdruckes niemals für fähig gehalten. Endlich reichte er mir die Hand.

„Sie sind doch ein edles Herz,“ sprach er, „hören Sie mich an! Wenn vorhin mein Mißtrauen Sie beleidigt hat, so will ich Ihnen jetzt einen Beweis meines Vertrauens geben. Ich werde nichts mehr von Ihnen verlangen, aber doch Sie alle Gründe dafür kennen. Kommen Sie und setzen wir uns! Ich will einmal denken, Sie seien mein Bruder, denn zum ersten Male in meinem Leben verlangt meine Seele nach einem solchen.“

Ich that, wie er wollte, beinahe betäubt von seinen Worten, denn ihre ungewohnte Weiche, soll möchte ich sagen: Demuth wedte in mir die Ahnung von etwas Furchtbarem. Und ich sollte mich nicht täuschen.“

Hirschfeldt blickte um sich, wie um noch einmal die feste Ueberzeugung zu gewinnen, daß kein feindliches Ohr uns belauschen konnte. Er war während seiner Erzählung in nervöser Unruhe mehrmals in meinem Zimmer hin und her geschritten, hatte sich gesetzt und war wieder aufgesprungen. Jetzt schob er einen Sessel neben den meinigen und begann, indem er sich darauf niederließ und sein Haupt dicht zu mir neigte: „Sie, Helene, wissen im Stande sein, mein Thun klar zu beurtheilen, und darum giebt es keine Gewalt im Himmel und auf Erden, die mich hindern könnte, Ihnen, Ihnen allein auf der Welt mitzutheilen, was ich erfahren habe. Indem ich es thue, lege ich meine Ehre in Ihre Hand, aber ich weiß, daß ich sie keiner sicheren Obhut anvertrauen kann.“

Vielleicht hatte ich seine Mittheilung, bei der es sich augenscheinlich um das Geheimniß eines Todten handelte, zurückweisen sollen, aber meine Seele sang in dieser Stunde in zitternder Aufregung, als wolle es mir ein Urtheil über Leben und Tod zu verstehen. Ueberdies; wußte ich nicht, daß keine Macht der Welt mir, was ich erfahren sollte, wieder aber die Lippen bringen würde? Als Erwiderung auf die unausgesprochene Frage in meines Freundes Auge nickte ich leicht und legte meine Hand ruhig lächelnd in die seine, die er mir dargereicht hatte.

„Hören Sie, was ich durch Constantin erfahren!“ begann er wiederum. „Ich weiß nicht, ob Sie jemals davon gehört haben, daß seine Familie aus Polen stammt. Nun wohl, in dem Oberhaupte Adrianoff, seinem und Véra's Vater, hat das polnische Blut sich nicht verleugnen können. Trotz großer Auszeichnungen, mit denen der Kaiser ihn überhäuft, hat er sich in geheime Verbindungen eingelassen, von denen man sich in die Ohren flüstert, daß sie durch das ganze Reich verzweigt sind; er soll sich bei dem letzten Aufstande stark compromittirt haben. Seine und seiner Gemahlin lange, etwas rathselhafte Abwesenheit während dieses Winters erklärt sich dadurch. Es scheint mir sogar, als wäre er in seiner persönlichen Freiheit eingeschränkt worden, bis die vorhin angedeutete Untersuchung ein Resultat für oder gegen ihn ergeben hat. Mit dieser Untersuchung aber — und da liegt eben der Knotenpunkt der Verwickelung — ist von oben her Niemand anders betraut als Chef Lwichinoff, der für Véra seit langerer Zeit schon bestimmte Verlobte. Constantin argwöhnt sogar, daß er sich eigens zu dem Amte gedrängt hat, um der Herrschaft über die Familie sicher zu sein, um den Widerstand zu brechen, den Véra seinen glühenden Bewerbungen bisher entgegen gesetzt, und seine Absicht ist ihm nur zu gut gelungen.

Constantin wurde durch seine Mutter unterrichtet, daß die Beweise von seiner Vaters Schuld in Lwichinoff's Händen sind. Ein Federstrich dieses Menschen wird genügen, die Familie zu vernichten und dem Elende preiszugeben. Für den General steht Freiheit, ja, vielleicht sein Leben, sein Vermögen, die Existenz seiner Familie, Alles auf dem Spiele, und Alles — kann seine Tochter retten, da Lwichinoff sich bereit erklärt, in dem Augenblick, in dem sie ihm ihre Hand bewilligt, die Beweise von ihres Vaters Schuld zu vernichten.“

Hirschfeldt hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort:

Digitized by Google

„Bis hierher war Constantin in seinem Berichte gekommen, als es mir unmöglich wurde, ihn nicht zu unterbrechen. ‚Wie?‘ rief ich aus, meiner innersten Empörung Worte leihend, ‚man wird die Hand Ihrer Schwester dem Elenden geben, der sie durch eine chrlose Pflichtverletzung erkaufen will?‘

Der Rittmeister trocknete die feuchten Perlen von der Stirn und: ‚Es muß sein,‘ erwiderte er. ‚Es giebt keine andere Rettung. Der Abgrund gähnt zu unsern Füßen, und die Heirath ist vollkommen passend. Luschinoff steht Wera an Rang und Vermögen gleich; er liebt sie leidenschaftlich — warum sollte sie nicht glücklich werden neben ihm?“

‚Und Ihre Schwester?‘ rief ich fast außer mir; ‚weiß sie um den schmählichen Handel?‘

Es entging mir nicht, wie meine Worte Constantin verletzten, aber ihm das zu ersparen, war mir unmöglich; er hatte durch die Logik seiner Auseinandersetzung über das Glück Wera's zu sehr mein Gefühl empört. Aber leidenschaftslos theilte er mir mit, wie er seit einiger Zeit seine Schwester insoweit zur Mitwisserin des Geheimnisses gemacht, als er sie eine die ganze Familie bedrohende Gefahr ahnen ließ, die sie durch ihre Heirath abwenden solle und müsse. Sie hatte sich in Verzweiflung gegen die Zumuthung gewehrt, aber seit gestern war das anders geworden. Ihre Krankheit, die Nähe des Todes, der Zuspruch des Priesters hatten sie weich und schwach gemacht oder, wie Constantin sich ausdrückte, ihr die Besinnung zurückgegeben. Zudem mochte dessen Sorge und Angst um sie das müde gequälte Herz gerührt haben — genug, die Geschwister hatten sich unter einander verständigt.

Wera, fast noch vom Fieber geschüttelt, zum Tode matt, versprach ihrem Bruder Alles, nur schwebte immerwährend wieder mein Name auf ihren Lippen. Das Wort, das sie mir gegeben, ängstigte sie; ihre Briefe befanden sich in meinen Händen, — da war Constantin fortgestürzt, um ihr Beides und damit den Frieden und die Beruhigung, ohne welche sie nicht genesen könne, wieder zu verschaffen — um jeden Preis.

Die Briefe hatte das Feuer vor seinen Augen verzehrt, und jetzt beschwor er mich, auch Wera's Seele zu befreien, indem ich selbst jedes bindende Versprechen ihr zurückgebe. Es überlief mich bald heiß, bald kalt, mein Kopf brannte fieberhaft.

‚Constantin Feodorowitsch,‘ sagte ich ihm, und ich hatte es um die Welt nicht hindern können, daß meine Stimme einen gebieterischen, vielleicht sogar drohenden Ton annahm, ‚Prüfen Sie wohl Ihr Herz, und gestehen Sie sich selber ein, wie viel von Ihrer Schwester Entschluß Sie der Ueberredung und Drohung verdanken! Sind Sie sicher, daß dieselbe Ihnen nicht eines Tages fluchen wird für die That dieses Morgens?“

Wera's Bruder schüttelte den Kopf. ‚Als Mann von Ehre wenigstens haben Sie mich kennen gelernt, und als solcher will ich Ihnen antworten,‘ erwiderte er. ‚Ich habe meiner Schwester ein Bild vor Augen geführt von der Zukunft, die ihr bevorsteht, wenn sie bei ihrem früheren Widerstande gegen die Verbindung mit Luschinoff beharren sollte, von der Zukunft ohne die Stellung in der Gesellschaft, die sie einzunehmen gewohnt ist, ohne Rang, Reichthum und Ehre, und sie hat schaudernd den Blick davon abgewendet. Begreifen Sie denn nicht, daß Wera in ihrer Schönheit und Lieblichkeit nur gedeihen kann im Sonnenschein des Ueberflusses? Den rauhen Stürmen des Lebens preisgegeben, würde sie bald entblättert und verwelkt dahinsterben.‘

So sprach Constantin. Mechanisch griff ich nach einem Blatte Papier, welches neben mir lag, und ebenso mechanisch faßt schrieb ich einige Worte des Abschiedes an Wera daraus. Ich gab es ihrem Bruder und sagte ihm: ‚Ihre Schwester ist vollkommen frei. Sollte ich im Leben ihr wieder begegnen — kein Wort oder Blick wird sie an die Vergangenheit mahnen.‘

Mein seltsamer Gast nahm hastig das Blatt und athmete auf, wie von Bergeslast befreit, dann hielt er mir seine Hand entgegen: ‚Mit Haß im Herzen bin ich zu Ihnen gekommen, und nun ich gehe, besitzen Sie meine Achtung — wenn Sie wollen, meine Freundschaft,‘ sagte er.

Ich nahm schweigend die dargebotene Hand, aber erwidern konnte ich ihren Druck nicht. Nie im Leben hatte ich so deutlich gefühlt, wie in jenem Augenblicke, welch eine tiefe, tiefe Kluft mich von ihm trennt für immer und ewig, und als die Thür sich hinter seiner hohen Gestalt wieder geschlossen hatte, als ich allein stand inmitten des Zimmers, da mußte ich mich selber fragen, ob das Erlebte Traum oder Wahrheit sei. Ich griff mit der Hand an die Stirn, bemüht, den verwirrten Gedanken da drinnen wieder eine bestimmte Richtung zu geben, aber sie wollten mir nicht gehorchen. Ich prüfte auf- und abwandernd meinen Schritt; ich sah auf jeden bekannten Gegenstand rings um mich her — Alles war dasselbe geblieben und nur ich ein Anderer geworden. War ich nicht ein Feigling, der sich gewaltsam hatte entreißen lassen, was er noch vor nicht gar langer Zeit sich vermaß, der ganzen Welt abzutrotzen? Warum nur mußte auch Constantin ein so feiner Kenner des menschlichen Herzens sein, daß er die tödtliche Waffe nicht gegen meine, sondern gegen die eigene Brust zu richten drohte? Ich würde seiner Kugeln gespottet und lachend Leben gegen Leben gesetzt haben. Ja, lachend — der Tod würde mir in diesem Augenblicke nur ein erlösender Freund gewesen sein, der aller Qual ein willkommenes Ende gemacht hätte.“

Hirschfeldt schwieg. Er ging auf und ab und fuhr hin und wieder mit der Hand durch die langen verwirrten Haare. Seine letzten Worte erschienen mir wie nur unwillkürlich laut ausgesprochene Gedanken; ja, ich begann zu glauben, daß er meine Gegenwart gänzlich vergessen habe, als er plötzlich wieder vor mir stehen blieb und seine Augen auf mich richtete. Ich fuhr zusammen vor dem Ausdrucke qualvoller Unruhe, der mich aus ihrer dunkeln Tiefe fast hülfesuchend anschaute.

„Helene,“ sagte er, und seine Stimme klang so weich, fast gebrochen, daß sie wie ein fremder Ton mein Ohr berührte, „ein verschmähter, abgesetzter Liebhaber bin ich heute vor Ihnen erschienen. Ein Gegenstand, den man als abgenutzt bei Seite geworfen hat. Und wissen Sie, was dabei das Schlimmste ist, was meine Seele gänzlich ihres Gleichgewichts beraubt hat?“ Er neigte, da er meine bestürzte Miene sah, das Haupt näher zu mir und fügte leiser, kaum verständlich, hinzu: „Es ist das niederschmetternde Bewußtsein, mein Schicksal verdient zu haben. Hätte Constantin mir auf Ehre und Gewissen die Frage vorgelegt, ob ich die feste Ueberzeugung noch in mir trage, daß ich seine Schwester glücklich machen könne, ich hätte sie mit — ‚Nein!‘ beantworten müssen. Da ist's heraus, und nun schauen Sie mich nicht mit so erschrockenen Blicken an! Ich rede nicht irre. Ich bin vollkommen gesund, körperlich wenigstens, und weiß, was ich sage. Der Sturm, der in den letzten Stunden die Tiefen meiner Seele aufgewühlt hat — er reinigte wenigstens die Luft nach all' der schwülen Gewitterhitze der letzten Wochen und gab mir Klarheit, vollkommene Klarheit zurück.“

Ich wollte ihm beruhigend zureden, ihn bitten, zu versuchen, dieser Aufregung, die ihn verzehrte, Herr zu werden, aber seine Worte hatten auch in mir einen solchen Sturm erweckt, daß ich den rechten Ausdruck nicht finden konnte, und immer wieder mochte er in meinen Blicken die unausgesprochene Frage lesen, die, mir das Herz beklemmend, doch nicht den Weg über meine Lippen fand.

„Verlangen Sie jetzt keine Auseinandersetzungen mehr von mir!“ sagte er düster und hielt mir seine Hand hin. „Lassen Sie mir die beglückende Hoffnung, Helene, daß wenigstens Ihre Achtung mir noch geblieben ist, daß ich den Glauben daran mit mir fortnehmen kann!“

„Fort?“ wiederholte ich entsetzt. „Sie wollen fort von hier, von Woronesch?“

„Ja, je eher, desto lieber!“ antwortete Hirschfeldt. „Ich habe soeben schon mein Urlaubsgesuch eingereicht. Die Mauern dieser Stadt erdrücken mich. Hinaus muß ich, andere Luft athmen, andere Menschen sehen, wenn ich nicht an mir selbst verzagen soll.“

„Aber wohin werden Sie gehen?“

„Ich weiß es nicht und habe noch kaum ernstlich darüber nachgedacht,“ lautete seine Antwort. „Vielleicht wende ich mich zuerst nach Petersburg. Bestimmt kann ich es nicht sagen; Sie wissen, ich habe oft Aufforderungen gehabt, dahin zu kommen. Aber, nicht wahr, Helene, die Hoffnung bleibt mir doch, daß, wenn ich eines Tages als ein anderer Mensch zurückkehre, ich Sie hier wiederfinde?“

Groß, ängstlich und fragend blickte er mich an, und ich fühlte, wie sich mir jeder Blutstropfen zum Herzen drängte, als

Digitized by Google

müsse ich daran ersticken. Ich versuchte zu lächeln, um meinen tödtlichen Schmerz darunter zu verbergen, und hatte doch kaum Kraft zu der langsamen, matt klingenden Erwiderung:

„Das glaube ich kaum. Ich fürchte, die Verhältnisse hier werden sich auch für mich unerträglich gestalten.“

„Aber, mein Gott,“ rief Hirschfeldt erschrocken, „wenn Sie Woronesch verlassen, wo soll ich Ihre Spur wiederfinden? Wohin — Sie werden mir doch gestatten, daß ich Ihnen schreiben darf, nicht wahr? — wohin soll ich meine Briefe richten?“

„Bei den Herren Otto Bamberger und Comp. in Moskau werden Sie immer meine Adresse erfahren können, oder die Herren werden Briefe für mich in Empfang nehmen. Sie erinnern sich doch, daß ich Ihnen einmal mittheilte, bei meiner Uebersiedelung nach Rußland sei ich an diese Geschäftsfreunde meines Bruders empfohlen worden und habe auch einige angenehme Tage in der Familie des älteren Bruders verlebt, bevor ich meine Reise nach Sselo-Lagowosskaja antrat?“

Hirschfeldt nahm eilend seine Brieftasche heraus, notirte sich hastig die Adresse und dann — er sah mich so seltsam wie noch nie an. Ich glaubte, er wollte mir etwas sagen, plötzlich aber ergriff er meine beiden Hände, bedeckte sie mit Küssen und in der nächsten Minute schon war er fort, hinausgestürmt. Ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe, sank auf den nächsten Sessel und verharrte in einem Zustande dumpfer Betäubung.

Wie lange ich so zugebracht, ohne zu denken, ohne zu hoffen oder zu fürchten, immer im Geiste nur das eine Wort mir mechanisch wiederholend: „Er ist fort“ — ich weiß es nicht, aber als ich wieder zu mir kam, waren die Kerzen, die den Saal erleuchteten, tief herabgebrannt.

Es herrschte beinahe Finsterniß um mich und empfindliche Kälte. Ein Frösteln überlief mich; ich zog den großen Shawl, in den ich vorhin eingehüllt gewesen, dicht um meine Schultern und kehrte in die bewohnten Räume des Hauses zurück. Auf dem Corridore begegnete mir Olga Nikolajewna, und ihre glänzend blauen Augen richteten sich im Halbdunkel des Ganges so funkelnd und lauernd auf mich, daß ihre geschmeidige, leicht und geräuschlos an mir vorüber huschende Gestalt mich unwiderstehlich an ein gewisses sammetpfötiges, im Rufe der Falschheit stehendes Hausthier erinnerte. Ich nahm gar keine Notiz von ihr und hatte das deutliche Bewußtsein, daß all ihr Thun und Treiben mir unsäglich gleichgiltig sei, seit die beiden Menschen, derentwegen ich ihre Intriguen gefürchtet, dem Bereiche derselben entrückt waren.

Als ich, den Salon betretend, Zenaïde Petrowna's gelangweiltes und übellauniges Gesicht vor mir sah, mußte ich mit Verwunderung mir die Zeit in's Gedächtniß zurückrufen, in welcher dieses Stirnrunzeln mich erschreckt hatte. Nach Allem, was ich heute erlebt und erfahren, schien jene Zeit in nebelgrauer Ferne hinter mir zu liegen. Die verächtliche Weise, in welcher die Dame geruhte mich zu behandeln, machte nicht den geringsten Eindruck auf mich. Aber es war mir doch eine Erleichterung, endlich, wenn auch erst spät am Abende, mein Zimmer betreten und durch das Aufschreiben des Erlebten meine Seele einigermaßen von ihrer Unruhe befreien zu können.

Den 9. Februar.

Vierzehn Tage sind nahezu vergangen, seit ich diesen Aufzeichnungen das letzte Wort hinzufügte. Warum hätte ich schreiben sollen? Nichts irgend Erwähnenswerthes hat sich seitdem zugetragen; ein Tag schlich langsam nach dem anderen dahin. Der heutige war insofern für mich wichtig, als er über mein Schicksal hier entschieden hat. Ein Entschluß, den ich schon längere Zeit mit mir herumgetragen, ist endlich heute zur Ausführung gekommen: ich sagte Madame Branilow, daß ich ihr Haus zu verlassen wünsche, sobald ich eine passende Reisebegleitung nach Moskau gefunden habe. Man löst hier in Rußland dergleichen Verhältnisse sehr schnell, ohne viele Umstände und ohne sich an eine gewisse Frist zu binden.

Erstaunt sah die Dame mich an. Sie muß also doch nicht geglaubt haben, daß ich das erste Wort in dieser Sache sprechen würde, um einem Verhältniß ein Ende zu machen, welches mehr und mehr unhaltbar wurde. Da ich nach wie vor mich bemühte, meine Pflicht zu thun, mag sie geglaubt haben, ich wollte bleiben, aber das war eine Täuschung.

Seit Zenaïde Petrowna in Gemeinschaft mit Olga sich einer unehrenhaften Handlung schuldig gemacht, seit sie meinen Brief unterschlagen hat, beherrscht die Letztere sie, besitzt vollständig ihr Ohr und träufelt demselben einen Tropfen Gift nach dem andern ein. Dabei habe ich längst die zweifellose Gewißheit, daß sie hinter dem Rücken seiner Gemahlin ein Verhältniß mit Iwan Alexandrowitsch unterhält, welches zu verbergen sie sich übrigens sehr wenig Mühe giebt. Daß die häuslichen Verhältnisse mir unter solchen Umständen täglich unerträglicher werden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Ich räume Olga das Feld; mag sie den Triumph genießen, der mir den ganzen Abend heute aus ihren Augen entgegenfunkelte. Ich habe dem älteren Herrn Bamberger geschrieben, und nachdem er mir geantwortet, daß er und seine Frau mich erwarten, daß sie mich bäten, bis anderweitig ein passendes Engagement für mich gefunden sei, ihr Haus als das meinige zu betrachten, habe ich diesen Morgen mit kühler Ruhe Madame meinen Entschluß mitgetheilt. Anfangs, wie gesagt, verrieth ihre Miene Erstaunen, und dann, als ich sie wiedersah, suchte sie auf alle Weise eine gewissermaßen Befriedigung zur Schau zu tragen und überhäufte Olga mit Liebenswürdigkeiten.

Ich kann nicht beschreiben, wie gleichgültig mich das Alles läßt. Nichts in meiner Umgebung erregt mir ein Gefühl des Bedauerns, wenn ich bedenke, daß ich davon scheiden muß; einzig der Abschied von Masche wird mir nicht leicht werden.

Und Wera? — Arme Wera! — Sie ist in ihrer Genesung so weit vorgeschritten, daß in einigen Tagen ihre Verlobung gefeiert werden soll. Madame Adrianoff ist etwa vor einer Woche zurückgekehrt und hat sogleich die Verbindung ihrer Tochter mit Herrn Luschinoff bekannt gemacht. Kein Mensch hat eine Ahnung, welch' eine Tragödie bei dieser Verlobung hinter den Coulissen spielt, und weil Niemand die Wahrheit kennt, sind die unsinnigsten Gerüchte über Wera's Krankheit und Verlobung in Umlauf. Eine Tochter ihres Landes und Standes, deren Vorurtheile doch schließlich auch die ihrigen sind, wird sie die goldene Kette tragen müssen bis ans Ende; möge ihr dieselbe den Nacken nicht zu wund drücken! Das ist das Einzige, was ich für sie wünschen und hoffen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Federzeichnungen aus Oesterreich.*

1. Der Wiener Prater.

Der Prater ist dem Wiener an's Herz gewachsen, und wollte man ihm seinen Prater nehmen, es bliebe sicher ein Stück von seinem Herzen daran hängen.

Was für Paris das Boulogner Gehölz, das ist für Wien der Prater; er ist so weltberühmt wie jenes und steht ihm an Schönheit nicht nach, wie vielleicht überhaupt keinem Parke der Welt. Von der Stadt aus gelangt man zu ihm durch die Praterstraße, früher Jägerzeile, die belebteste Straße des zweiten Bezirkes von Wien, der Leopoldstadt, und nächst der Ringstraße und der Mariahilfer Hauptstraße die längste, breiteste, imposanteste Straße von Wien überhaupt. Sie mündet in den Praterstern, einen ungeheuren Platz, der gleichsam den Vorhof des Praters bildet, der sich von ihm in westlicher Richtung in die unabsehbare Ferne dehnt. Der Praterstern ist ein Ausgangs- und zugleich wichtigster Knotenpunkt für den Verkehr der Omnibusse und der Pferdeeisenbahn, deren Schienen das Pflaster nach allen Richtungen hin durchschneiden. Strahlenförmig strecken sich von diesem Platze aus sieben Straßen in die

* Mit dem gegenwärtigen Artikel eröffnen wir eine Reihe von illustrirten Skizzen aus den österreichischen Ländern. Sowohl was den illustrativen wie den textlichen Theil anbelangt, haben wir für tüchtige Kräfte Sorge getragen. D. Red.

Digitized by Google

Am Lusthause des Wiener Praters.

Nach der Natur aufgenommen von Theodor Breidwiser in Wien.

Weite, zum Theil einen Ausblick in unbegrenzte Fernen bietend. Drei mächtige Alleen laden zum Eintritt in den Prater, in welchen man nur wie durch ein Pförtchen gelangen kann, denn quer vor den Eingängen führt ein Viadukt der Nordbahn vorbei, unter welchem man erst durchschlüpfen muß, ehe man in den Prater selbst gelangen kann. Zum Glücke kann man das Durchschlüpfen mit erhobenem Haupte und in sehr großer Gesellschaft besorgen; es geht nicht gar zu enge zu. Betreten wir von den drei Alleen zuerst die rechtseitige, d. h. die Hauptallee, im Volksmunde der „Nobelprater" genannt! Ein menschliches Auge vermag das Ende dieser Baumreihen nicht abzusehen. Die von den Kronen mächtiger, Jahrhunderte alter wilder Kastanienbäume gebildete Wölbung verjüngt sich perspectivisch, bis sie mit dem Horizont zu verschmelzen scheint. Zu beiden Seiten der sehr sorgfältig gepflegten Fahrstraße, und durch breite Gräben von ihr geschieden, ziehen sich Alleen für Reiter und Fußgänger hin. Und so sieht man denn im Nobelprater bei nur halbwegs günstiger Witterung Alles zu Fuß, zu Pferde oder auf Wagen vertreten, was nicht durch Krankheit oder Geschäfte an die dumpfe Stube gekettet ist. Es giebt unendlich viele Menschen in Wien, die immer Zeit haben. So kommt es, daß der Prater eigentlich nie leer ist, er hat sogar seine Liebhaber, deren Gefühle auch dann nicht erkalten, wenn die Bäume von Eis oder Schnee starren.

Den Glanzpunkt im Leben des Nobelpraters bildet alljährlich der 1. Mai, mit der berühmten Praterfahrt, auf welche der Wiener nicht wenig stolz ist und die jedenfalls eine der sehenswerthesten Specialitäten der heiteren Kaiserstadt an der Donau vorstellt. Zu jedem Hause, wo man es thun kann, wird die schönste Familienkalesche herausgefischt und auf den Glanz hergerichtet zu diesem Ereignisse. Der wirkliche „Gawlier" und der über Nacht aufgeschossene Börsenbaron, der reiche Bandfabrikant vom Brittannengrund, und die Fleischhacker und Selcher von allen Gründen rivalisiren da mit dem Glanze, den sie und den ihre Gattinnen und Töchter zu entfalten in der Lage sind. Sie Alle aber werden geschlagen von jenen armen Geschöpfen, jenen unglücklichen Evastöchtern, bei denen die Toilette Alles ist und doch nichts weiter, als das Firmenschild, um den Käufer zu locken. In endloser Reihe rasseln die prunkvollen Equipagen an mehr als hunderttausend Spaziergängern vorbei, die ihrerseits Kritik üben an den Staatskarossen, den Lakaien, den Pferden und den Insassen.

Welch ein buntes, welch ein bewegtes Bild! Die höchsten Spitzen der Gesellschaft in fast unmittelbarer Berührung mit den untersten Auskäufern derselben. Privatcarossen werden vom Zuschauerpublicum noch einer fachmännischen Kritik unterzogen, ebenso ihre Insassen; Fiaker werden schon mit einem Achselzucken aufgenommen, während Comfortables (Einspänner) der höhnischen Vernichtung grundsätzlich ausgesetzt sind. Das demokratische Bewußtsein der Menge tehnt sich auf dagegen, daß Jemand sich in so einem „Krippengspiele" an der Praterfahrt betheilige; er soll doch, wie wir Alle es thun, die Praterfahrt zu Fuße mitmachen, wenn er sich nicht mindestens zwei Pferde leisten kann. Mit einigen Abschwächungen bietet der Prater nach dem 1. Mai bis in den Hochsommer hinein täglich dasselbe glänzende Bild. Das Endziel des Nobelpraters ist das sogenannte Lusthaus. Da lehren Reiter, Equipagen und Fußgänger, wenn Letztere sich so weit vorgewagt haben, da es doch eine gute Stunde vom Eingange in den Prater liegt, wieder um.

Unser Künstler hat uns in trefflicher Zeichnung dieses Endziel veranschaulicht, und zwar gerade in einem Momente, in welchem unsere Kaiserin, die schönste Frau im weiten Oesterreich, die jugendlichste der Großmütter und unter diesen sicher die kühnste Reiterin, mit ihrem Sohne, dem Kronprinzen Rudolf, es kaum erreicht hat und schon wieder verlassen will. Der berittene Sicherheitswachmann hat während der belebten Saison seinen stehenden Posten hier, um keine Unordnung in dem lebhaften Wagenverkehr eintreten zu lassen. Das Lusthaus ist ein Pavillon, nach welchem im vorigen Jahrhunderte der kaiserliche Hof Ausflüge zu unternehmen pflegte, und in welchem er sich dann allerlei Lustbarkeiten ergab. Der Prater selbst ist kaum seit hundert Jahren dem Volke zugänglich. Früher rollten nur kaiserliche Gespanne und höchstens solche adeliger Geschlechter zwischen seinen Baumriesen dahin, und hier war es, wo die humane Erfindung der herrschaftlichen „Kausser" zur vollen Entwickelung gelangt ist. Ein solcher „Kausser" hatte in einer schönen Livrée, auf welche er stolz sein konnte, vor der Equipage seiner Herrschaft zu laufen.

Fußgänger kommen, wie schon angedeutet, in der Regel nur in geringer Anzahl bis zum Lusthause, denn auf dem Wege dahin befinden sich das erste, das zweite und das dritte Kaffeehaus. Drei gewaltige Gartenetablissements für viele Tausende von Gästen berechnet, die von Weitem schon durch den dröhnenden Schall der Militärmusik herbeigelockt werden. Kaffeehaus! ein verschämter, aber unrichtiger Name. Es fällt keinem Menschen ein, da Kaffee zu trinken; da wird männiglich Bier, viel Bier, sehr viel Bier getrunken.

Wenden wir uns nun in die mittlere unter den drei in den Praterstern mündenden Alleen! Die Riesendame, der Kraftmesser, die Elektrisirmaschine, das Ringelspiel, die Schaukel, die Schießgenstände (jeder Schuß zwei Kreuzer), die Thierbändigerin, die ägyptische Jungfrau, die das Wahrsagen versteht, der Kasperl, die Museen für „Kunst und Wissenschaft", die Stereoskopenbuden, die Maschinen zur sinnreichen Erforschung des Körpergewichtes, die Kuh mit sechs Füßen, der Hippodrom, die italienische Opernsgesellschaft, die auf dem Seile zu tanzen versteht und die sich lediglich darum eine Künstlergesellschaft nennt, weil sie auf ihren Gesang selbst nicht viel hält, weiße Mäuse, dressirte Flöhe, lebende Bilder, der große Haifisch, der kleinste Zwerg, der echte Patagonier — sie alle sagen uns, daß wir jetzt im „Wurstelprater" sind. Der „echte Patagonier" ist seinen Kunstgenossen ein gefährlicher Concurrent. Geben Sie ihm noch ein Douceur, so beißt der „echte Patagonier" einer Taube den Kopf ab zum Beweise seiner Echtheit. Der „echte Patagonier" saß mir einmal im Stellwagen gegenüber; er war schmutzig, aber europäisch gekleidet und handhabte den Lerchenfelder Dialekt mit erstaunlicher Routine. Er war sehr herablassend und gütig gegen mich, und als ich mich trotz alledem nicht auf das Bergnügen seiner Bekanntschaft entsinnen konnte, schlug er mich cordial auf die Schulter und sagte stolz: „Kennen's mi no nit? Ich bin ja der Patagonier vom Prater!" Ich kannte ihn freilich noch immer nicht, allein ich war stolz auf diese Bekanntschaft.

Ohrenzerreißend, sinnbetäubend ist der Spectakel, der im Wurstelprater geschlagen wird. Jede der hundert und aber hundert Hütten, welche diese pyramidalen Merk- und Sehenswürdigkeiten enthalten, hat ihren eigenen Ausrufer, einen Ausser im Streite, der mit grüßendem Eifer seine Nachbarn zu überschreien bemüht ist. O du grundgütiger Himmel, und wie schreien diese Leute! Ich glaube, sie können es sogar auf der Bühne nicht besser. Mit dem Schreien ist es aber noch nicht einmal abgethan.

Nirgends zeigt sich die Unerschöpflichkeit der menschlichen Phantasie in verblüffenderem Lichte, als hier in der Verschiedenartigkeit der Lärminstrumente, durch welche die Welt gefesselt werden soll. Die meisten dieser Instrumente wurden freilich mit einem allerdings nur schwach durchschimmernden musikalischen Hintergedanken angefertigt, aber bei Leibe nicht alle. Da z. B. ist in einer Hütte ein Wolf zu sehen, das ist nicht viel, aber man muß nur verstehen aus einem Wolfe etwas zu machen. Zunächst hängen vor der Hütte gewaltige Gemälde, die der Welt zeigen, was sibirische Wölfe zu leisten im Stande sind, wenn sie hungrig sind und ihnen ein Schlitten mit Reisenden in den Wurf kommt. Wirken schon diese Gemälde auftaktelnd auf das Gemüth der neugierigen Menge, so werden wir doch geradezu von einem gellenden Schauder erfaßt, wenn wir aus der Hütte heraus das Geheul von hundert Wölfen hören. Der Eigenthümer des einen in der Hütte gemächlich schlafenden Wolfes hat sich eine große Orgel kaufen lassen, die, anstatt der ihm fehlenden Wölfe, das Geheul ausstößt. Die Orgel ist in ihrer Art ein Kunstwerk, und selbst geübte Ohren kommen im ersten Augenblicke nicht auf die Täuschung.

Auf jede Schaubude fast kommt ein Wirthshaus. Da fliegen die Kellner, und da überstürzen sich, mit langen Messern herumsuchtelnd, die „Italiener", die den Gästen unter unaufhörlichen Rufen: „Salamucci, Salami, Salamini duci, duci" Veroneser und Ungarischen Salami und Schweizer Käse verkaufen. Sie werden von den Wirthen gedultet, ja gern gesehen, weil die Leckerbissen, die sie verkaufen, durstererregend sind. Die Wirthshäuser haben durchweg poetische Namen und

Digitized by Google

poetische Schilder; eines derselben trägt sogar das Freimaurerzeichen zur Schau. Noch Eins! Der Name des Wurstelpraters hat weder mit der Salami im Besonderen, noch mit der Wurst im Allgemeinen etwas zu thun. Wurstel ist der Hauswurst, der, aus dem Weichbilde der Stadt vertrieben, hier eine Pflegestätte gefunden und bis auf den heutigen Tag ein äußerst dankbares Publicum sich erhalten hat. Hier wird noch immer unter großem Halloh im Kasperl-Theater der Jude verbrannt und der Teufel geschoppt.

Noch hatten wir der dritten, der linksseitigen Allee des Praters zu gedenken, sie ist jedoch für uns von keinem Belang. Sie dient als Zufahrtsstraße zu den Donaubädern und hatte im Weltausstellungsjahre den heute nicht mehr in Betracht kommenden Zweck, den Zugang zum Westportale zu vermitteln.

Das Weltausstellungsjahr! Wie es ein Unglück war für ganz Oesterreich, so auch für den Prater. Denn in diesem Jahre, besser für diese Jahr, wurde der Prater — verschönert. Lassen Sie mich schweigen davon! Der Prater ist zum Glücke nicht umzubringen, und er ist auch heute noch schön, trotz der an ihm verübten „Verschönerungen", obschon die Maler, die sonst schaarenweise ihre Naturstudien in ihm zu machen liebten, ihm seiner Verschönerung aus dem Wege gehen. Am härtesten hatte der Wurstelprater zu leiden. Er wurde unbarmherzig „regulirt" und sogar sein Name wurde mittelst eines Decretes abgeschafft; er heißt nunmehr officiell „Volksprater". Gewisse Dinge lassen sich aber nicht wegdecretiren; kein Wiener weiß etwas von einem Volksprater; er kennt nur seinen Wurstelprater, und so wird es wohl bleiben bis in alle Ewigkeit. Leider lassen sich die „Verschönerungen" auch nicht so ganz übersehen. Man hat ihm einen vornehmeren äußeren Zuschnitt angethan, und wenn, wie ich von ernsten Forschern gehört habe, auch frische, kerngesunde Bauernmädchen ihre sehr beachtenswerthen Reize haben können, so weiß ich doch, daß diese Mädchen, in ein elegantes, großstädtisches Gewand gehüllt, sich doch ziemlich eckig und unbehosen ausnehmen. Unser Wurstelprater ist so ein kerngesundes Bauernmädchen, das sich nie in ihr neues Gewand schicken wird. Es müßte denn sein, daß sie demoralisirt wird; mit der Demoralisation kommt dann schon auch der Schick. Dafür aber würden wir etwas weniger höflich, als entschieden danken.

Baldwin Groller.

Epische Briefe.

Von Wilhelm Jordan.

IX. Rettung der Edda. Ihre Schöpfungssage. (Schluß.)

Mit Ymir zugleich war auch eine Kuh Namens Audhumbla entstanden, deren Milch ihn ernährte. Sie beleckte die salzigen Eisblöcke, da kamen am Abend des ersten Tages Menschenhaare zum Vorschein, am folgenden ein Menschenhaupt, und am dritten hatte sie einen ganzen Mann hervorgeleckt. Der hieß Bur, das ist der (erste) Geborene, und hatte einen Sohn Bör, das ist der Erzeuger, und dieser zeugte mit einer Riesentochter drei Söhne: Odin, Wili und Wé, die drei den Himmel und die Erde beherrschenden Götter.

Odin ist die Luft, der alles durchwehende und bewegende Lebenshauch, Wili das Licht (vergleiche die gothische Bibelübersetzung des Ulfilas, Ev. Marc. 1, 32 sa uil, Sonnenlicht), Wé der bei den Germanen männliche Träger der Rolle der Vesta, das Feuer als heiliges Wesen, besonders auf dem Hauptaltar des Heiligthums, dem Opferstalle. Sein Name ist im Deutschen erhalten in Weihnacht und Weichbild, entstanden aus Uhpilti, Weihbild, das ist Bild des Wih auf der Rathsstatte, dem Marktplatze, als Symbol der Gerichtsbarkeit des Bezirks, später durch die sogenannten Rolande ersetzt.

Für die Kuh Audhumbla sind schon viele, und zum Theile abenteuerliche Erklärungen versucht worden. Die vollbefriedigende Lösung des Räthsels finden wir sogleich, wenn wir uns an die Mythologie der arischen Geschwistervölker wenden. Die Kühe, welche dem indischen Himmelsgott Indra von den Dämonen geraubt werden und die dem griechischen Lichtgott Apollon entführten Rinderherden bedeuten die von den Winden der heißen Jahreszeit verschluckten Wolken und ihre nährende Milch ist der Regen. Audhumbla, das ist die schatzfeuchte, in ihrer Feuchtigkeit Schätze bergende, ist ebenfalls die Wolke „mit der Brust voll Segen", wie sich ein neuerer Dichter, Anastasius Grün, glücklich ausdrückt. Wo Eis und Schnee rasch wegthauen, namentlich im Gebirge, da bildet sich eine Wolke. Dem Beschauer scheint sich das Verhältniß von Ursache und Wirkung umzukehren; ihm scheint die Wolke das Eis aufzuzehren. Noch jetzt ist in den Alpen manche Redewendung üblich vom Nebel, der den Schnee frißt, von der Wolke, die den Gletscher kleiner leckt. Erst mit der Befreiung des Bodens von den Eismassen, das ist der Sinn der Sage, ist dem menschlichen Leben eine Stätte bereitet.

Wie Zeus mit seinen Göttern die Titanen und Giganten besiegt, so erschlagen Odin und seine Brüder den Riesen Ymir und seine ganze Nachkommenschaft bis auf Einen, Bergelmir, der sich, ein nordischer Noah, mit seiner Frau im Boote rettet und Stammvater eines neuen Riesengeschlechtes wird, der Jötune. Ymir's Leiche werfen sie in den gähnenden Abgrund und machen aus seinem Blute das Wasser, aus dem Fleische die fruchtbare Erde, aus den Knochen die Felsgebirge, aus den Zähnen und Kinnbacken die Feldsteine. Seine Hirnschale stellen sie auf als Himmelsgewölbe; sein Gehirn werfen sie in die Luft als die drohenden Wolken; mit seinen Augenbrauen aber umhegen sie als Wohnung und feste Burg für die Menschen den „Garten der Mitte". Der poetische Gedanke dieser Schöpfungssage ist die Uebereinstimmung des Naturganzen mit der kleinen Welt des Menschenleibes.

Nun erst erfolgt die Erschaffung des ersten Menschenpaares, nach den zwei Bäumen, aus denen es gebildet wird, einer Esche und einer Ulme, Ask und Embla genannt; ein Ursprung, der auch bei den Griechen anklingt; denn an die Frage nach Jemandes Herkunft knüpft sich bei Homer zuweilen der Spruch:

Schwerlich stammst du vom Stein, von der Eiche der uralten Sage.

Die bei Nectar und Ambrosia glückseligen und unsterblichen Olympier sehen die Welt ein für alle Male befestigt und geordnet zu ihren Füßen liegen. Die altgermanischen Götter lassen es zwar an Schmausereien und Trinkgelagen auch durchaus nicht fehlen; aber sie sind nicht unsterblich und haben harte Arbeit täglich neu zu beschicken, um die Ordnung zu erhalten und sich selbst vor dem Untergange zu schützen. Diesen aber können sie nur verzögern und werden ihm einst dennoch verfallen. Wie sehr ihr Amt auch ein sittliches ist; wie der Kampf nicht nur gegen die Naturgewalten, sondern auch gegen das moralisch Böse geführt wird, und deshalb die besten der Menschen zum Heere der Gotteskämpfer als einherische Helden Odin's nach Walhall gekoren werden, wenn sie schon im Leben treue Streiter für die göttlichen Satzungen gewesen sind: das leuchtet überzeugend hervor aus den Eddaliedern vom Untergange der Welt in der Gottesdämmerung und von ihrer Wiedergeburt. Hier, wo ich die germanische Mythologie nur insoweit zu berühren habe, als es nothwendig ist, um die Entwickelung des Epos begreiflich zu machen, kann ich auf dieselben nicht näher eingehen. Man findet sie aber unter der Ueberschrift „Die Götterdämmerung" aus den in beiden Edden zerstreuten Bruchstücken zu einem Gemälde zusammengefügt in meinen „Strophen und Stäben" Seite 250 bis 260.

Der Unterschied der urverwandten griechischen und germanischen Götterlage ist eben der des griechischen und nordischen Himmels. Unter jenem sind die titanischen Gewalten der Urzeit dauernd bezwungen, der Wechsel der Jahreszeiten gemildert zum harmonischen Reigen der Horen. Unter diesem bricht das Chaos alljährlich wieder herein. Das Leben der Natur ist ein wilder Kampf. Nach beinahe völliger Vernichtung durch den Winter ringt es sich nur mühsam neu empor aus Eisgängen, Ueberschwemmungen und Stürmen, von denen der Süden kaum eine Ahnung hat. An die unsernen Räuber Mittgarts, der geordneten Wohnwelt, sind die Giganten verwiesen. Dort lauern sie, ewig bereit zur Zerstörung, Feinde von Allem, was den Himmel mild

Digitized by Google

und die Erde wohnlich macht, Dämonen des nächtlichen Winters, der empörten Meereswogen, der unwirthbaren Felsengebirge mit ihren Wildwassern und Bergstürzen. Unablässig rütteln sie an ihren Schranken und Fesseln, und einst wird es ihnen gelingen, alle Bande zu zerreißen.

Unter einem heiligen Baume befand sich nach altgermanischer Sitte die Gerichtsstätte. Auch der Amtssort der Götter, wo sie den täglichen Erhaltungskampf berathen, liegt unter einem gewaltigen Baume, der mit seinem Wipfel hinaustagt über Walhall und mit seinen Wurzeln hinabreicht in die tiefsten Tiefen der Unterwelt. Ueber die Brücke des Regenbogens reiten sie nach diesem Thingbaume, der rauschenden Esche Yggdrasil*. Sie ist ein Symbol des gesammten Naturlebens, ein zweites geistiges Bild der geordneten Schöpfung, der allernährende Lebensbaum, den wir schon in der persischen Sage kennen gelernt, an dem aber auch von allen Seiten das Verderben frißt. Fast könnte man glauben, er habe unserem Schiller vorgeschwebt als

> Der Baum, auf dem die Kinder
> Der Sterblichen verblüh'n,
> Steinalt, nichts desto minder
> Stets wieder jung und grün.

Die zu den Menschen hin reichende Wurzel des Lebensbaumes wird begossen aus dem neben ihr sprudelnden Brunnen der Urd, in dem diese selbst und ihre beiden jüngern Schwestern wohnen, die drei Nornen, den griechischen Moiren, römischen Parzen durchaus entsprechend. Urd ist das Gewordene, die Vergangenheit; Werdandi das Werdende, die Gegenwart; Skuld das Sollende, Kommenmüssende, die Zukunft, dann auch die Ursache der kommenden Strafe, die Schuld.

Bei der zweiten Wurzel des Weltbaums, die zu den Riesen hinreicht, befindet sich die Quelle Mimir's, der selbst ein Riese ist und ihre Urzeitkunde besetzt, aber keine ihrer zerstörenden Eigenschaften. Er ist ein germanischer Prometheus, und wie sein Name, verwandt mit memoria, Gedächtniß ausdrückt, die personificirte Erinnerung an die uranfänglichen Dinge vor der Erschaffung des Menschen. Weit ganz unzugänglich ist dies in seinem Gedächtnisse lebende Wissen der Forschung; denn der Gott des Geistes, der grübelnde Odin, erwirbt es, muß aber eines seiner Augen verpfänden, um es zu erlangen durch einen Trunk aus Mimir's Lauterborn. Es ist das eines jener Räthsel der Edda, und eines der allerschwierigsten. Ich will Ihnen diese „Nune" noch aufgeben und zugleich lösen, kann es Ihnen aber kaum verdenken, wenn Sie dabei etwas wie Schwindel verspüren sollten.

Allein, heißt es, saß die Norne Urd an ihrem Brunnen, als Odin, der grübelnde Aſe, kam. Da schaute sie ihm in's einzige Auge und sagte:

> „Alles, Odin, auch wo Du dein Auge
> Verborgen, ist mir offenbar geworden.
> Im lauteren Borne Mimir's verbargst Du's
> Und Meth trinkt Mimir an jedem Morgen
> Aus Walvater's Pfand. — Weißt ihr's zu deuten?
> Heimdal's Horn auch weiß ich verheimlicht
> Unter der heiligen, hoch in des Himmels
> Reinheit ragenden rauschenden Eiche.
> Schäumende Ströme seh' ich sprudeln
> Aus Walvater's Pfand. — Weißt ihr's zu deuten?"

Heimdal hat das Amt eines Himmelswächters der Nacht. Sein Horn ist die Mondsichel. Auf diesem Horne wird er gellend blasen, wann am jüngsten Tage die Mächte der Vernichtung ihre Fesseln brechen. Aber dieses Horn ist, als Mond, zugleich etwas anderes. Odin, als Himmelsgott, hat zwei Augen, die Sonne und den Mond; weil aber in der Regel nur eins derselben deutlich wahrnehmbar ist, heißt er auch der Einäugige. Die Verpfändung des einen dieser Augen, des Mondes, an Mimir hat zum Naturanlaß das Untertauchen und Verschwinden des Mondes im Meere. Mimir nun muß seinem Brunnen ist ein Wassergeist. Das Wasser, aus dem alles Leben hervorgegangen, gilt auch in der germanischen Mythologie als Urquell der Weisheit und besonders Brunnennymphen, Schwanenjungfrauen und Meerweiber, vor allen Mimir selbst, besitzen die Gabe der Weissagung. Indem nun der Verpfändung des Auges der Grund angedichtet wird, daß Odin dafür der Weisheit Mimir's theilhaftig werden wolle, geht der Mythus von der Natur auf das geistige Gebiet über. Die Kunde nämlich, die der grübelnde Gott durch den Trunk aus Mimir's Brunnen erlangt, ist die vom einstigen Untergange der Welt. Den Eintritt desselben wird einst Heimdal's Horn verkündigen, das als Mondsichel zugleich Odin's Auge und sein dem Mimir gegebenes Pfand ist. Da der langgezogene Ton dieses Horns das Hervorstürzen der Wasser- und Feuerstrudel des jüngsten Tages meldet, so ist dieser Ton für die Seherin dieser stürzende Strom selbst, und so kann sie sagen, sie sehe ihn fluthen aus Walvater's Pfande. Endlich aber bedeutet Horn auch Trinkgeschirr; mithin kann Mimir aus Odin's Pfand auch Meth trinken.

Das Räthsel beruht also auf der kühnen Vertauschung einer dreifachen Wortbedeutung in Verbindung mit einer symbolisirten Naturanschauung und der Lehre von der Götterdämmerung. Es ist für den germanischen Geist besonders dadurch charakteristisch, daß dieser übermüthige Witz sein verwegenes Spiel treibt mit der furchtbarsten aller Tragödien, der des Weltuntergangs.

Aus dem Brunnen der Urd, das heißt aus der Quelle der Vergangenheit, das lehrt die Sage vom Weltbaum, soll das Leben seine Verjüngung schöpfen. Darin liegt zugleich die Mahnung, daß ein Volk nicht in gesunder Kraft bestehen könne, ohne beständig zu trinken aus dem Born der Ueberlieferung von seiner Vorzeit. Beherzigen wir dieselbe! Es ist eine Schande, wenn immer noch viele von uns zwar die Mythologie der Griechen und Römer an den Fingern herzuzählen wissen, in unserer eigenen aber sich fremd fühlen wie in böhmischen Wäldern. Denn wer sich mit ihr vertraut macht, der wird bald erkennen, daß wir alle Ursache haben, stolz zu sein auf unsere Vorväter, deren Göttersage an Tiefsinn der Naturbetrachtung hinter keiner anderen zurücksteht, alle aber weit übertrifft in jener stolzen, bei gewaltigstem Ernste doch zugleich bis zum Uebermuth heiteren Ergebung in das tragische Menschenloos, also in unbeugsamer Tapferkeit der Gesinnung, vermöge deren der germanische Stamm sich schon im Jugendalter berufen erwies zur Herrschaft über die Erde, die er nun mit Riesenschritten nicht erobernd, sondern erwerbend antritt.

* Bedeutet: Das Roß des Furchtbaren, das ist Odins. Die Erklärung, wie diese Benennung auf den Weltbaum übertragen werden konnte, würde für diese Blätter zu lang und gelehrt ausfallen.

Aus dem Leben eines deutschen Vorkämpfers.

Als im Februar 1874 alle dem Gedankenkampfe der Zeit nicht abgewendeten Kreise von der Kunde erschüttert wurden, daß David Friedrich Strauß nicht mehr unter den Lebenden sei, hatte die „Gartenlaube" soeben für ihren Lesern die Hauptthat des verewigten Zeitgenossen zu charakterisiren gesucht und Weiteres über sein Leben und Werken für fernere Darlegungen sich vorbehalten. Seitdem ist die Redaction vielfach durch Zuschriften aus dem Publicum an dieses Versprechen erinnert worden, es geschah aber nicht ohne Absicht, wenn der Verfasser des hier folgenden Charakterbildes zwischen dem Vorsatze und seiner Ausführung eine längere Frist verstreichen ließ, da er von kundigen Freunden des Verstorbenen noch manche genauere Aufschlüsse über denselben erwartete, die inzwischen denn auch zur Genüge dargeboten wurden.

Um Strauß und die geschichtliche Bedeutung seiner ersten Wirkungen zu verstehen, muß man vor Allem scharf den Charakter der Zeit in's Auge fassen, aus der er hervorgewachsen ist. Es war dies jene Zeit, wo der sogenannte patriarchalische Absolutismus, dieser metternichisch-bundestägliche Fürsten-, Adels- und Kastenstaat, mit eiserner Gewalt auf Deutschland lag, wo er soeben wieder einmal neu aufflammende Regungen des erwachenden Volkszornes, sowie einer freier aufstrebenden Literatur niedergeworfen hatte und nun von Neuem alle seine Kraft zusammenballte zur Einschüchterung, Entnervung und Herabdrückung des gefürchteten Volksgeistes.

Die Absicht wurde erreicht, ein Grabesschweigen herrschte auf deutschem Boden, aber nur Eines konnte von den selbstsüchtigen Gewalthabern nicht ausgelöscht und todtgeschlagen

Digitized by Google

werden: das warme Lebenslicht der deutschen Forschung. Von der Oberfläche verscheucht, arbeitete der Gedanke mit um so größerer Inbrunst auf den tiefer liegenden Gebieten der ernsten Wissenschaft, und erzeugte hier eine jugendfrische, von neuen Standpunkten des Denkens, neuen Methoden des Prüfens ausgehende Bewegung, die weithin die Seelen in ihre Kreise zog und die Keime einer Empörung in sich trug wider alle Knechtschaft und Unterdrückung. Ein Geist des Widerspruches war in den Reihen der Denkenden erwacht, aber er befand sich noch im Zustande der Verschwommenheit, des unklaren Zusammenhanges mit den despotischen Mächten, von denen er sich loszuringen wollte. Vergegenwärtigen wir uns jetzt das sondern unterwirft nur die biblischen Erzählungen und Mittheilungen über dieses Leben einer erneuerten Besichtigung und Prüfung. Unbefriedigt und abgestoßen von den gezwungenen und abgeschmackten, oft sogar recht heuchlerischen Deutungen der damaligen Rationalisten, die sich unablässig bemühten, die in jenen Berichten enthaltenen Wundergeschichten als natürliche Vorgänge zu erklären, war Strauß durch seine Untersuchungen zu einem ganz anderen Einblick, einer ganz anderen Erkenntniß gekommen: er entdeckte, daß wir es in jenen evangelischen Erzählungen gar nicht mit Geschichtsurkunden aus der Zeit und Umgebung Jesu zu thun haben, überhaupt nicht mit Geschichtsbüchern im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Nicht Erzählungen wirklicher Ereignisse,

David Friedrich Strauß auf dem Todtenbette.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Regen dieser werthwürdigen Dreißiger Jahre, so müssen wir uns sagen: überdeckt von unerträglichen Zuständen gährte in ihrem Schooße das Feuer eines großen Umschwunges der Gedanken, sie waren jedoch noch von einem Zittern beherrscht vor der Gefährlichkeit ihrer eigenen und nächsten Folgerungen. Die Zeit war ideen- und bewegungsschwanger, aber es fehlte ihr der selbstvertrauende Muth, und gleichsam unbewußt harrte sie eines Wortes, das den einschnürenden Zauber lösen, einer That, welche dem dunklen Drange nach Befreiung seine Ziele weisen sollte. Dieses Wort hat Strauß gesprochen, diese That hat er 1835 in seinem „Leben Jesu“ vollzogen.

Wer dieses Buch niemals in der Hand gehabt, möge sich keine irrige Vorstellung von demselben machen. Es ist keine Spur einer publicistischen Absicht, eines Angriffes auf bestehende Einrichtungen des Staates oder der Kirche darin; es ist eine streng gelehrte, streng nur innerhalb der gelehrten Forschungsinteressen sich bewegende Arbeit. Auch das Leben Jesu erzählt es nicht, thatsächlich so geschehener Vorgänge seien uns in diesen neutestamentlichen Schriften überliefert, sondern nur Erzeugnisse der dichtenden Volksseele, Aufzeichnungen der Vorstellungen, Sagen und Mythen, wie sie im Bewußtsein der urchristlichen Gemeinden über die Person, die Erscheinung und den Tod ihres Stifters allmählich sich gebildet hatten, und wie sie von den Verfassern der vier Evangelien bereits in der Gemeinde vorgefunden und aus der mündlichen Ueberlieferung in gutem Glauben aufgenommen wurden. Daraus erklärt Strauß das Wunderhafte und Uebernatürliche dieser Geschichten, daraus auch ihre vielfachen unlösbaren Widersprüche, ihr durchgreifendes Abweichen von allen bekannten Gesetzen natürlichen Geschehens, daher ihre so genaue Uebereinstimmung mit jenen Prophezeiungen des Alten Testaments, in denen das zukünftige Erscheinen des Messias verkündigt und im Voraus beschrieben wird.

Der Gedanke, welcher dieser Betrachtungsweise zu Grunde lag, war an sich selber kein neuer; er lag gleichsam in der

Digitized by Google

Lust der Zeit; die jungen Richtungen der Alterthumsforschung hatten ihn schon zu lichtvoller Geltung gebracht in Bezug auf die wunderbarsten Geschichts- und Religionsbücher der altclassischen Völker und zum Theil auch des Alten Testamentes. An die neutestamentlichen Erzählungen von der Geburt, dem Leben, dem Tode Jesu aber, von seinen Wundertaten, seiner Auferstehung und Himmelfahrt hatte sich eine solche historische Kritik noch nicht mit durchgreifendem Blicke herangewagt; es war das noch ein ganz aparter, mit eigens dafür geschliffener Brille angesehener Bereich von Geschichten, an dem zwar endlos herumgedeutelt wurde, von dem eine ungläubige Frivolität vornehm sich abwendete, das ein besangener Freisinn der verständigen Auffassung möglichst annehmbar zu machen suchte, dessen Ursprung und Entstehungsart jedoch bis zu Strauß kein Deuter entziffert, von dem noch kein bisheriger Erklärer gesagt hatte: gewiß, hier ist ein heiliger Boden, aber der heilige Boden religiösen Anschauens, menschlichen Dichtens, ein erhabenes Phantasiegebilde des erlösungsbedürftigen Menschengemüths. Nicht ein von Einzelnen willkürlich erfundenes und gemachtes, sondern ein dem Volksgeiste entsprossenes Gebilde, eine poesievolle Wiederspiegelung der Lebensgeschichte und des Bildes Jesu, wie es lange nach seinem Tode die begeisterte Gemeinde sich gedacht und, den kindlichen Begriffen jener Zeit gemäß, reich mit Wunderkräften und überweltlichen Vorgängen, mit aller Verherrlichung einer anbetungsbedürftigen Liebe ausgestattet hatte.

Das hatte Strauß gesagt, und von Bedeutung schon wäre es gewesen, wenn das Aufleuchten dieser einfachen, jetzt den Gebildeten so geläufigen und doch damals so neuen Entdeckung nur in einer kurzen und schlagenden Gedankenfolge sich angekündigt hätte. Strauß aber war nicht mit einer hingeworfenen Behauptung aufgetreten, er bewies seine Auffassung, bewies sie mit unbeugsamer und unwiderstehlicher Consequenz, und es war natürlich, daß er damit tief hineingreifen mußte nicht blos in das Gedankenleben, sondern auch in die wirklichen Verhältnisse einer noch halb traumhaften, aber zu Entscheidungen sich spitzenden, des Erwachungsrufes gewärtigen Epoche. Die Folgen ergaben sich von selber, ohne daß er sie beabsichtigt und berechnet hatte. Auf der Unantastbarkeit der evangelischen Berichte ruhte ja die Autorität des sogenannten „positiven" Kirchenglaubens, auf diesem Glauben die gebieterische Macht der Priester- und Theologenkirche. Aus der Kirche aber und ihren von oben her decretirten, den Gewissen aufgenöthigten Glaubensschätzen hatte wiederum der absolutistische Polizeistaat sich eine Art geistiger Unterlage zurecht gemacht, aus der er sein „Recht" herleitete, kraft deren er als „göttliche und von Gott so gewollte Ordnung" sich hinstellte, und jeden Widerspruch oder Widerstand gegen sich als Empörung wider Gott und sein „Wort" bezeichnete.

Es war eine fest in sich verschlungene und geschlossene Kette gegenseitig sich heftender und ergänzender Bedrückungen zum Vortheile einzelner Personen und Stände, ein System, das nicht blos äußerlich das Volk regierte, sondern dessen Geist auch durch die Erziehung den Geschlechtern in die Seelen gepflanzt wurde, so daß sein Einfluß mehr oder weniger auch die Gewohnheiten der Menschen bestimmte, mehr oder weniger auch die Klarheit ihres Blickes trübte, mehr oder weniger als eine lähmende und hemmende Schranke auch vor dem denkenden Erkennen der Beherrschten stand. Von Strauß ist diese Schranke durchbrochen worden. Absehend von allem Herumgreifen an den süht- und sichtbaren Folgerungen der hergebrachten Regierungsweise, war er bis zu dem Kern derselben, bis zu den geschriebenen Grundlagen der Staatsreligion, des Glaubens an übernenschliche Einsetzungen und Offenbarungen vorgedrungen, hatte er diese Grundlagen als eine Glaubensdichtung nachgewiesen — als eine Glaubensdichtung, die zwar eine der tiefsten und ehrwürdigsten Blüthen der Vorzeit sei, die zwar große und erhabene Lehren, ewig gültige Wahrheiten in sich trage, deren sagenhafte Einkleidungen, Vorstellungen und Mittheilungen aber nur der Geschichte der Mythologie, der Religionsgeschichte an einem bestimmten Punkte ihrer Entwicklung angehören und nicht mehr bestimmend und begrenzend sein können für das Denken, Forschen und Leben der heutigen Menschheit.

Indem Strauß also die ungeheure, mit allen Künsten mühseliger Auslegung und Umhüllung nicht zu verdeckende Kluft zeigte zwischen dem Gesichtskreise der biblischen Erzähler und der ganzen Weltanschauung unserer beinahe zweitausend Jahre älteren Gegenwart, hatte er, ohne das zu beabsichtigen, nicht blos die Art an die Stütze des bestehenden weltlichen und geistlichen Bevormundungsregiments gelegt — denn das war oft schon geschehen —, sondern er hatte diese Stütze bereits durchschnitten. Eine Grundsäule der willkürlichen Gewalt, die angebliche „Göttlichkeit" ihres Rechtstitels, war vor den Auge der fortschreitenden Wissenschaft zu einem haltungslosen Schatten verflüchtigt, und nur noch eine Frage der Zeit konnte das Wanken und der Zusammensturz dieses volkswidrigen Gebäudes sein, da es sortan noch als eine grundlos bestehende Thatsache mit äußerer Gewalt sich behaupten konnte. Wo die Forschung die überirdische Herkunft von hohen Götterbildern so erfolgreich bestritt, welche eine inhumane Herrschsucht in ihren Dienst gezogen und zu Scheuchpuppen für das Volk gemacht, da konnte es nicht fehlen, daß ein solcher Vorgang den Muth entzünden und den „beschränkten Unterthanenverstand" antreiben mußte, nun auch die sichtbaren Erdengötter und die von ihnen geschaffenen Einrichtungen nach ihrer Existenzberechtigung zu fragen. Mit scharfem Morgenhauche war ein Geist entschiedener Kritik, einer unerbittlich auf den Grund der Dinge gehenden Untersuchung erweckt, der über das Feld der Theologie hinaus verjüngend und belebend in alle mit dem Staats- und Gesellschaftswesen zusammenhängenden Gebiete des Wissens drang und durch alle Maßregelungen nicht wieder zu ersticken war. Eine neue Sprache erklang nun bald aus den Werkstätten der Wissenschaft, eine neue Weise kühnen Urtheilens, ein neuer, frisch und doch warm aus den Herzen quellender Ton des Angriffs gelangte in der Literatur zur Geltung. Im Jahre 1835 war das streng gehetzte Buch von Strauß erschienen; von 1838 an hatten es die Bundestagsregierungen und die gesammte deutsche Reactionswelt in Ruge's „Halleschen" und „Deutschen Jahrbüchern" schon mit einer Gedankenbewegung zu thun, welche sodann in der Revolution von 1848 als eine Macht ihnen gegenüberstrat und seitdem nicht wieder gestorben ist. Das hatte das gesunde Lebenslicht deutscher Forscher- und Denkerarbeit in einer Epoche vollführt, wo man das Leuchten ihm verbieten, es in die engsten Wege zwängen, aus ihm den zitternden Diener eines kleinlichen und anmaßenden Despotismus hatte machen wollen.

Im ersten Augenblicke freilich, das heißt in den ersten Jahren nach dem Erscheinen des Buchs, war der Eindruck der Strauß'schen Beweisführung nur ein Eindruck bestürzter Ueberraschung auf der einen, des Zorns und Entsetzen auf der andern Seite. Man fühlte den schneidigen Hauch, der von dieser Forschungsweise aus ein Altes und Liebgewordenes erbarmungslos von dannen segte, nicht aber auch sofort die dahinter sich regende, jung und lebenswarm aus tiefster Innerlichkeit strömende Erlösungskraft eines neuen Freiheits- und Humanitätsbewußtseins, das hier durch Abrechnung mit der Vergangenheit ein großes Hinderniß sich aus dem Wege räumte. Der Schlag war so jäh gekommen; wie ein Wirbelwind war er plötzlich in die geistige Welt hereingefahren; keine Ankündigung, keine der Recensenten und wiederholten Journalnotizen, wie sie heutzutage üblich sind, hatte darauf vorbereitet und die Gemüther in Spannung versetzt. Und Niemand kannte diesen Autor außerhalb des Kreises seiner nächsten Umgebungen, ohne die gebräuchlichen Vorspiele war er fix und fertig mit einer Leistung auf den Platz getreten, von der jeder Kenner sich sagen mußte, daß allein die dazu gehörigen Studien das volle Leben eines Mannes anszufüllen vermöchten. Wer war er, wo weitte er? So frug man längere Zeit hindurch namentlich in Norddeutschland. Nur wenige wußten es und diese gaben keine Auskunft. Nachdem Strauß das entdeckte Geheimniß der mythenbildenden Volksphantasie auf die religiösen Urkunden des Christenthums angewendet hatte, gerieth er selber in die Lage, ein Gegenstand der Legende zu werden. Und sie war nicht geneigt, ihre Sagen zu seinen Gunsten zu dichten. Gab es doch nicht gar Viele in dieser verzagten und kleinmüthigen Zeit, die zu dem Glauben sich erheben konnten, daß ein so schonungsloser Riß von innerlichen und sittlichen Beweggründen aus exzeugt sein könne, und zwar von den reinsten, die es giebt, von dem Drange des Gewissens und der Wahrheitsliebe.

Digitized by Google

Bald jedoch wurde das Dunkel gelichtet; es gab damals zwar noch keine Eisenbahnen und Telegraphen, noch keine eigentliche Presse mit einem Heer von Correspondenten, die heute so geschäftig jeder Neugier des Publicums entgegenkommen; es drangen Aufschlüsse und Berichtigungen langsamer durch, aber sie konnten doch zuletzt nicht ausbleiben, wenn es der Welt irgend darum zu thun war. Zu allgemeinem Erstaunen erfuhr man denn auch nach Kurzem, daß der so viel und so eifrig besprochene, über Nacht so berühmt gewordene Verfasser des „Leben Jesu“ ein kaum dem Jünglingsalter entwachsener Mann von nicht viel über siebenundzwanzig Jahren sei. Gebildete Reisende, die ihm begegnet waren, schilderten ihn als eine anmuthige Persönlichkeit, eine jugendliche Gelehrtenerscheinung, die hohe Achtung erwecke und nur das directe Gegentheil der widerwärtigen Häßlichkeiten zeige, welche ein blinder Ingrimm so gern ihr angedichtet hatte.

Wir erinnern uns dieser in den Kreisen der damaligen akademischen Jugend mit besonderem Eifer colanschen Mittheilungen noch sehr deutlich, und es stimmt mit ihnen vollständig das Bild überein, welches jetzt Professor Zeller in Berlin aus seiner eigenen Erinnerung von dem damaligen Strauß entworfen hat. „Schon in seiner äußeren Erscheinung,“ so heißt es in dieser Schilderung, „entsprach Strauß durchaus nicht der Vorstellung, welche sich wohl die Meisten nach seinem Werke über ihn gebildet hatten, und Wenige würden hinter den feinen Linien des jugendlichen Gesichtes, der leicht vorgebeugten Haltung des Kopfes, dem sinnig gesenkten Auge, das mit seinem eigenthümlichen, auf Schwäche des Organs hindeutenden Ausschlage den Eindruck einer fast jugendlichen Schüchtern machte, den kühnen, seinen Gegenstand mit wissenschaftlicher Kälte erbarmungslos zergliedernden Kritiker gesucht haben. Gelang es Einem, ihm persönlich näher zu treten, so fand man einen geistvollen, vielseitig gebildeten Mann, und im vertrauten Kreise einen lebendigen, heiteren, liebenswürdigen Gesellschafter und einen vortrefflichen Erzähler, mit dem feinsten Verständnisse für alles Naive und Humoristische, nach der gemüthlichen wie nach der komischen Seite, zugleich aber eine zarte, feinfühlige, kunstlerisch angelegte Natur, die sich in der Reinlichkeit und inneren Geschlossenheit ihres Wesens ihre Kreise nicht stören lassen mochte, der jedes persönliche Hervortreten eine gewisse Ueberwindung kostete und die bei einer rauhen Berührung sich leicht verletzt und scheu in sich zurückzog. Daneben zeigten sich aber freilich auch scharf ausgeprägt schon jene Züge eines männlichen Charakters, die an dem öffentlichen Auftreten des Schriftstellers zunächst in's Auge fielen: ein rasch und kräftig auflodernder Zorn, ein entschieden durchgreifender Wille, ein wissenschaftlicher Muth, der, wenn es sein mußte, der Meinung der ganzen Welt Trotz bot.“

So stellte sich den Umgebungen die schön aufgeblühte Erscheinung des jungen Denkers und Forschers dar, den die gährend nach entscheidenden Wendungen ringende Epoche in tiefer Stille und Abgeschiedenheit für eine ihrer großen Aufgaben bereitet hatte. Was die Natur ihm an Gaben, Eigenschaften und hohen Antrieben verliehen, das hatte in ihm frühe schon die Gunst der Atmosphäre und der Verhältnisse zur Reife gebracht, das denen er hervorgegangen war. Ein Sohn des lieblichen und poesievollen Schwabenlandes, das Deutschland so viele bahnbrechende Geisteshelden gegeben, hatte er in seinem lieblichen Heimathsstädtchen Ludwigsburg eine glückliche Kindheit verlebt, bis er im vierzehnten Lebensjahre (er war am 27. Januar 1808 geboren) den gründlichen Bildungsweg der jungen schwäbischen Gelehrten und Theologen auf jener Klosterschule in Blaubeuren betrat, die damals eine besonders fruchtbare Saatstätte des neuen wissenschaftlichen Geistes war. Neben anderen bedeutenden Männern lehrte an diesem Gymnasium in den zwanziger Jahren noch in seiner vollen Lebenskrische der große und anregungsreiche Bauer, der nachherige Begründer der so bedeutsam gewordenen Tübinger Schule. Und um solche Lehrer schaarte sich dort ein wahrer Kranz von hochbefähigten und begeisterten, witzigen und strebsamen Jüngern, unter denen der junge Strauß nicht der Letzte gewesen. Als dieser vom Elternhause auf das Blaubeurer „Kloster“ gekommen war, erschien er als ein schener, von dem lärmenden Treiben seiner Cameraden verschüchterter, an Heimweh leidender Knabe. Als er aber 1825 zur Universität überging, war er zu einem voll mit dem Geiste des classischen Alterthums genährten, von der Liebe zum Idealen und einem tiefen Wahrheitsstreben beseelten Jüngling herangereift, der Altersgenossen und Lehrern, bei all seiner Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, unverkennbar Achtung einflößte. Und wenn man auch allerdings, wie sein Freund und Schulgenosse Vischer erzählt, in der stolz aufgeschossenen Jünglingsgestalt mit den altdeutschen Haaren und dem Johanneskopfe den künftigen Kritiker nicht vermuthet hätte, so zeigte sich doch das Bedeutsame schon „in dem Ernste der wissenschaftlichen Arbeit und der Selbstständigkeit des Urtheils, in der geistigen Originalität und dem entschiedenen Wesen“. Einem Menschen wie Strauß sind natürlich die dem jungen Theologen aus den Zweifeln aufsteigenden Kämpfe und inneren Stürme nicht erspart geblieben. Ein tiefes und warmes Gemüthsleben, ein feinfühliger ästhetischer Sinn und eine nicht gewöhnliche dichterische Anlage und Begabung — er hat von früher Jugend an viele reigende Gedichte verfaßt — trieben ihn zunächst in eine schwärmerisch-fromme, romantisch-mystische Richtung, aus der ihn nur das Fortschreiten seiner wissenschaftlichen Arbeit erlöste, da sie ihn zur Beschäftigung mit Schleiermacher führte und später zum Studium der Hegel'schen Philosophie, dem bewegungskräftigsten Denksysteme der Zeit, das außerordentlich anzehend und bestimmend auf ihn wirkte. So war er nicht blos mit reichem und tiefem positivem Wissen ausgestattet, sondern auch schon fest auf seine große Lichtbahn gewiesen, als er 1830 glänzend die theologische Prüfung bestand und zunächst Pfarrvicar im Dorfe Klein-Ingersheim wurde.

Von besonders pikantem Interesse ist sicher die Mittheilung, daß Strauß als junger Prediger sehr beliebt in seiner Dorfgemeinde war. Zeller erzählt, daß seine Vorträge sich bei aller Gediegenheit des Inhalts durch eine musterhafte Volksthümlichkeit auszeichneten; er hielt sich an den praktisch-religiösen Gehalt der biblischen Lehren und behandelte ihn, von einer ansprechenden Stimme unterstützt, klar, lebendig und in der schlichtesten Weise. Doch gestatteten ihm sein wissenschaftlicher Drang nicht lange dieses beschränkte Wirken. Zur Wallfahrt nach Berlin trieb es ihn, zu den Männern, denen er so viel zu danken hatte. Hegel aber starb an der Cholera, nachdem Strauß im October 1831 kaum den Boden der Hauptstadt betreten hatte; er blieb auf den Umgang der hervorragenden Hegelianer beschränkt und auf Schleiermacher, dessen Anschauungen über die neutestamentlichen Bücher schon nicht mehr die seinigen waren. Hier unter den großen wissenschaftlichen Anregungen, in der kritikerfüllten Luft Berlins entstand im Geiste des unbekannten jungen Schwaben der Plan zu seinem „Leben Jesu“. Nach sechs Monaten war er wieder in der Heimath als Docent oder „Repetent“ am Tübinger „Stift“, wo er nun mit glänzendem Erfolge vor einem außerordentlich zahlreichen und begeisterten Auditorium philosophische Vorlesungen hielt. Seine ungewöhnliche Befähigung zum akademischen Lehrer stellte sich hier in einer Weise heraus, von der seine damaligen Zuhörer noch heute nicht ohne tiefe Ergriffenheit sprechen können. „Diese Vorlesungen,“ sagt Zeller, „wirkten wie ein wohlthätiger Regen auf dürstendes Erdreich.“ Nach drei Semestern jedoch wurden sie von dem jungen Docenten vorläufig wieder eingestellt; es arbeitete der Plan zum „Leben Jesu“ so gewaltig in ihm, daß er Zeit und Muße zur Ausführung gewinnen mußte. Schon ein Jahr aber nach Beginn der ersten Vorarbeiten war das Ganze, mit Ausnahme der Schlußabhandlung (mehr als vierzehnhundert Druckseiten) im Manuscripte fertig. Fast ebenso lange zog sich der Druck hin. Der erste Band erschien im Sommer; der zweite folgte schon im Herbste 1835.

Hiermit war der Trumpf ausgeworfen, der nicht blos die Jdeenbewegungen der Zeit zu Entscheidungen treiben, die wirr und träge durch einander gewirbelten Lager des Bestehenden und Neuen scharfer gegen einander stellen, sondern auch über den weiteren Lebensgang des Verfassers für immer entscheiden sollte. Was er da geschrieben, das war sichtlich, wie auch schon oben bemerkt wurde, ohne eine agitatorische Absicht und aus seinem wahrheitsmuthigen Denken und Forschen mit gleichsam zwingender Nothwendigkeit hervorgegangen; es war auch kein Buch für die lesende Masse, aber die geräuschvolle Wirkung konnte nicht ausbleiben, und sie wurde zunächst durch die aus-

Digitized by Google

geriefen Nothsignale und den brausenden Trommelwirbel der Gegner gefördert, deren Geltung als Kenner und Bewahrer der angeblichen göttlichen Geheimnisse so ernstlich bedroht wurde. Sie hätten völlig blind sein müssen, wenn sie nicht sofort die schwere Gefahr der Berührung erkannt, wenn sie nicht gesehen hätten, daß hier nicht ein dreister und frivoler Handstreich abzuwehren sei, sondern daß man es in dieser Leistung zu thun habe mit der imponirenden Würde echter Wissenschaft, mit der gründlichsten Sachkenntniß und dialectischer Meisterschaft, dabei mit dem Zauber einer Sprache, dem Schönheitsglanze einer Darstellung, wie sie bis dahin bei wissenschaftlichen Arbeiten in Deutschland unerhört gewesen. Ein Sturm brach los — mehrere Jahre lang drehte sich bei uns die ganze theologische Literatur um dieses einzige Buch, und eine englische und französische gemäß, auf's Beschiedenste eingerichteten Gartenhäuschen das stille Leben eines Einsiedlers, unablässig seinen großen Aufgaben und Studien hingegeben. Und hier in Stuttgart sind denn auch jene berühmten „Streitschriften“ gegen Steudel und Eschenmayer, gegen Hengstenberg, Wolfgang Menzel u. verfaßt, die Adolph Gottschall treffend als ein Gegenstück mit den plastischen Charakterköpfen dieser Gegner bezeichnet, Thaten des nothwendigen Angriffs, wie sie glänzenden die deutsche Literatur seit Lessing nicht gesehen hatte; von hier gingen ferner auch jene zum Theil gewaltigen kleinen Schriften aus, die unter den Titeln „Zwei friedliche Blätter“ und „Charakteristiken und Kritiken“ große Fragen der Zeit in neuer und schärfster Beleuchtung zeigten. Hier in Stuttgart ist später auch als nächste Folge des „Leben Jesu“ das große Werk über die „christliche Glaubenslehre“ entstanden, das in

Lappländische Schlittenfahrkunst.
Originalzeichnung von H. Leutemann.

Uebersetzung bewiesen, wie lebhaft das Interesse dafür auch in außerdeutschen Ländern erregt war. Hunderte von Gegenschriften jeden Tones und Umfanges, unter denen viele sich als die gemeinsten Angriffe und die erbärmlichsten Denunciationen kennzeichneten, blieben immer von Neuem die Flamme an, die sie austreten und aus der Welt schaffen wollten — sie loderte nur um so heftiger empor: schon 1838, also nach drei Jahren, war eine dritte Auflage des Werkes nothwendig geworden, welcher bald darauf eine vierte folgte.

Eines Erfolges aber konnte dennoch das gleißende Gezücht sich rühmen: noch vor dem Erscheinen seines zweiten Bandes war Strauß von seiner akademischen Docentenstelle in Tübingen entfernt und statt dessen als Knabenlehrer an das Lyceum seiner Vaterstadt Ludwigsburg versetzt worden. Ein Jahr lang hatte er es in dieser für ihn unpassenden Stellung ausgehalten, dann entsagte er, um in Stuttgart sich ungetheilt seinen literarischen Arbeiten zu widmen. Hier lebte der jugendliche, so schnell zu hohem Ansehen gelangte Schriftsteller in einem, seinem Geschmacke

systematischer Reihenfolge die sämmtlichen Hauptstücke des Kirchenglaubens gegliedert, ihren menschlichen Ursprung und ihre Entwickelung oder Verknöcherung im Kampfe mit der moderneren Wissenschaft zeigt und nach Strauß' eigener Bemerkung der kirchlichen Dogmatik das leisten sollte, was einem Handlungshause die Bilanz leistet.

Ein Zwischenfall unterbrach dieses arbeitsreiche Stillleben des Forschers und stellte ihm eine kurze Zeit hindurch vor das Ziel seiner innigsten Wünsche: es winkte ihm ein Lehrstuhl. der Beruf, auf den tiefe Neigung und große Befähigung ihn vor Allem hinwiesen. Man weiß, wie diese Berufung nach Zürich infolge eines dort von den Pfaffen und Frommlern erregten Pöbelaufruhres rückgängig gemacht wurde. Es war das ein harter Schlag für Strauß, denn es wurde ihm damit für immer eine Hoffnung abgeschnitten und eine Entsagung auferlegt, die er bis an sein Ende mit Schmerz ertragen hat. Später hat er selber über diesen Schmerzenspunkt seines Lebens in ergreifenden Worten sich ausgesprochen. „Eben in diesen Tagen,“ so schrieb er in einer seiner Vor-

Das Bepacken der Rennthiere beim Aufbruch zur Sommerreise.
Nach der Natur gezeichnet von H. Leutemann.

Digitized by Google

reden, „ist es ein Vierteljahrhundert, daß mein ‚Leben Jesu' zum ersten Male in die Welt ausgegangen ist. Die Theologen werden das fünfundzwanzigjährige Jubiläum dieses Buches schwerlich feiern wollen, ungeachtet es mehr als Einem von ihnen erst zu allerlei hübschen Gedanken, dann zu Amt und Würden verholfen hat. Aber gar manches bessere Mensch in allen Landen, der von dem Studium dieses Buches seine geistige Befreiung datirt, ist mir, das weiß ich, lebenslänglich dankbar dafür und macht so, ohne daran zu denken, im Stillen die Feier mit. Ich selbst sorge kümmte meinem Buche grollen, denn es hat mir (von rechtswegen! rufen die Frommen) viel Böses gethan. Es hat mich von der äußerlichen Lehrthätigkeit ausgeschlossen, zu der ich Lust, vielleicht auch Talent besaß; es hat mich aus natürlichen Verhältnissen herausgerissen und in unnatürliche hineingetrieben; es hat meinen Lebensgang einsam gemacht. Und doch, bedenke ich, was aus mir geworden wäre, wenn ich das Wort, das mir auf die Seele gelegt, verschwiegen, wenn ich die Zweifel, die in mir arbeiteten, unterdrückt hätte, dann segne ich das Buch, das mich zwar äußerlich schwer beschädigt, aber die innere Gesundheit des Geistes und Gemüthes mir und, ich darf mich dessen getrösten, auch manchen Anderen noch erhalten hat. Und so bezeuge ich ihm denn zu seinem Ehrentage, daß es geschrieben ist aus reinem Drang, in ehrlicher Absicht, ohne Nebenschall und ohne Nebenzwecke, und daß ich allen Gegnern wünschen möchte, sie wären, als sie dagegen schrieben, ebenso frei von Nebenabsichten und Fanatismus gewesen. Ich bezeuge ihm ferner, daß es nicht widerlegt, sondern nur fortgebildet worden ist, und daß, wenn es jetzt wenig mehr gelesen wird, dies daher kommt, daß es von der Freibildung aufgefogen, in alle Adern der Wissenschaft eingedrungen ist. Ich bezeuge ihm endlich, daß die gezogen sinnundzwanzig Jahre her über die Gegenstände, von denen es handelt, keine Zeile von Bedeutung geschrieben worden ist, in der sein Einfluß nicht zu erkennen wäre."

(Schluß folgt.)

Nordische Gäste.

Mit Abbildungen.

Seit mehreren Jahren waren wiederholt in Deutschland und Oesterreich einige Lappländer mit einem oder zwei Rennthieren gezeigt, die — jedenfalls um mehr Aufsehen zu erregen — ganz wie Eskimos gekleidet sind und mit Waffen einherstreifen, welche von den Lappländern keineswegs getragen werden. Sie geberden sich obendrein mit so affectirter Wildheit, daß der Unkundige durch alles Das einen ganz falschen Begriff von diesem Volke bekommen muß. Weil nun wissenschaftliche Vereine, sowie einzelne Gelehrte nicht bezweifeln konnten, hier wirkliche Lappländer vor sich zu haben, obgleich sie dabei die äußerliche Fälschung, wie dies in Leipzig geschah, ausdrücklich aussprachen, so wird mit dieser scheinbaren Anerkennung Reclame gemacht und das Publicum nur um so mehr irre geführt. Die Presse versennt hier ihren Beruf vollständig, indem die Redactionen aus dem Empfange und Gebrauche von Freibillets die Pflicht einer wohlwollenden Besprechung ableiten, statt vor Allem auf Wahrheit dem Publicum gegenüber bedacht zu sein. Bei Allem, was als belehrende Sehenswürdigkeit auftritt, müßte ein sachverständiger und wahrheitsliebender Berichterstatter allein das Urtheil fällen. Solche Betrachtungen haben mich gehindert, die gegenwärtige Skizze über eine augenblicklich in Deutschland weilende Lappländergesellschaft humoristisch abzufassen, wie ich sonst gern gethan wäre.

Es war mir äußerst willkommen, als mir mein Freund Hagenbeck im vergangenen Winter mittheilte, daß er zum Frühjahre eine Heerde Rennthiere aus Lappland und zugleich vier echte Lappen als Begleiter wolle kommen lassen, welche er eine Zeitlang bei sich behalten und dem Publicum zeigen werde. Auf meinen Vorschlag veranlaßte mein Freund, daß alles Geräth, welches diese Leute gebrauchen, Zelte mit Einrichtung, Schlitten, Schneeschuhe, Hunde, kurz Alles, was für das Leben dieses Nomadenvolkes charakteristisch ist, von Lappland mitgebracht werde. Durch einen geschickten Agenten ist jetzt diese Lappencolonie — denn so möchte man das Ganze nennen — so vollständig zusammengestellt worden, daß ich — natürlich war ich bei der Ankunft der Lappen in Hamburg (Mitte September) zugegen — mir sofort sagte: „So etwas Ganzes ist auf diesem Gebiete noch nicht dagewesen."

Da ich, wie einige Bilder in der „Gartenlaube" beweisen, ein großer Freund von dem dramatischen Leben bin, welches sich bei der Ankunft solcher Transporte entwickelt, fuhren wir Zwei, der Unternehmer und der Maler, auf einem Boote dem norwegischen Schiffe, welches die nordischen Gäste bringen sollte, auf der Elbe entgegen und kletterten, während der Dampfer in voller Fahrt war, durch eine Luke an Bord desselben. Unter dem Decke forschbreitend, fießen wir zuerst auf Frau Aaki, die Lappländerin (denn eine solche war auch dabei), welche es sich inmitten ihrer zwei Kinder bequem gemacht hatte. Mit fragendem, aber zutrauungsvollem Blicke schaute sie uns an, und der Ausdruck ihrer Augen hatte dabei etwas so Zutrauliches und Klugs, daß es mich jetzt gar nicht wundert, daß wir später, nachdem ich ihr eine Mark geschenkt, gute Freunde geworden sind.

Oben auf dem Verdecke fanden wir die Rennthiere, die wir schon vom Boote aus gesehen hatten, zwischen Brettern eingepreßt und dann auch die Herren Lappländer selbst, alle vier in ganz kurzen Pelzen vorgeben. Klein von Gestalt, wie sich das für einen richtigen Lappländer gehört, boten die drei Männer in ihrer fast ganz gleichen Kleidung im Anfange wenig Unterscheidendes, aber bei längerer Betrachtung erwiesen sie sich doch, besonders in Bezug auf ihre Gesichtsbildung und ihr Benehmen, sehr verschieden. Zu ihnen gehörte ihr Begleiter, ein norwegischer Photograph aus Tromsöe, wo die Lappländer sich eingeschifft hatten. Er sprach außer seiner Muttersprache noch lappisch, war also als Dolmetscher unentbehrlich, da er aber nicht deutsch verstand, so ist nachträglich noch ein zweiter Dolmetscher nöthig geworden. Nachdem sich mein Freund als der Unternehmer legitimirt hatte, und bei den Sprachschwierigkeiten nicht ohne einige Mühe abging, sollte das Ausladen aus dem um vor Anker liegenden Schiffe vor sich gehen. Und dem Anlanden bei der Vorstadt St. Pauli, wo die Rennthiere aus dem Schiffe leicht über die Landungsbrücke hatten gejagt werden können, war wegen mangelnder Neigung des norwegischen Capitains Nichts geworden, und so mußte denn eine „Schuite", ein großes, sehr breites und flaches Boot, wie man sie zum Entladen der Schiffe gewöhnlich braucht, dazu genommen werden. Es dauerte lange, ehe die einundbreißig Rennthiere, eins nach dem andern, in den Gurt geschnallt, durch den Dampfkrahn über Bord gehoben und in die Schuite herabgelassen wurden; es sammelte sich inzwischen eine kleine Flotille von Booten, deren Insassen uns als Zuschauer auch nachher das Geleite gaben. Felle, Kasten, Zeltstangen, Schlitten, Säcke mit Rennthiermoos und Gott weiß was Alles noch, bildeten die Ladung der Schuite, die nun langsam mit der begleitenden Bootsflotille durch die Schiffsreihen dem Landungsplatze zusteuerte.

Ueberall auf den zugenden Schiffsbooten sammelten sich die Mannschaften, um uns passiren zu sehen. Es war aber auch der Mühe werth und eigentlich an sich schon ein Bild zum Malen. Den Mittelpunkt bildete Vater Aaki mit seiner Gattin und Kindern. Neben ihnen saß der norwegische Photograph; er hielt als Vicemutter die Wiege mit dem Lappensänglinge. An den beiden Bootsenden waren, mit Stricken befestigt, die Rennthiere aufgestellt, von dem auf dem Gepäck sitzenden Lappen gehütet. Als der Wiegenbewohner unruhig wurde, nahm die Mama denselben an sich und wandte mit einer wahrhaft rührenden Naivetät und Offenherzigkeit sofort das Mittel an, durch das in solchem Fall auf der ganzen Welt ein durstiger Säugling befriedigt ist, und zwar wurde dabei der kleine Lappe gar nicht aus seiner Wiege herausgenommen. Diese Wiege ist ein Muster in ihrer Art. Fast die Form eines Bootes mit einem vorhangverlehenen Dache auf der Hinterseite bildend, ist sie aus Birkenholz geflechtet, mit Leder überzogen und innen mit Gras

Digitized by Google

gefüllt. Unter dem Dache mit einem kleinen Kopfkissen und auf jeder Seite mit einer Lederklappe zum Zudecken, sowie mit einer Vorrichtung zum Zuschnüren (gegen das Herausfallen) versehen, ist sie nicht blos bequem im Arme zu tragen, sondern kann auch, da ein Riemen an beiden Enden befestigt wird, über die Schulter, an jeden Baumast, vor Allem aber auf der Reise an den Rennthiersattel gehangen werden.

Idyllisch, wie diese kurze Wasserfahrt war, bildete die nun folgende Scene, der Transport der Rennthiere in Hagenbeck's Menagerie, den greellsten Gegensatz dazu. Die Frau fuhr mit den Kindern in einer Droschke dahin, aber die einundbreißig Rennthiere mußten, da die drei Lappländer zu diesem Zwecke nicht ausreichten, von eigens dazu engagirten Männern an um den Hals geschlungenen Stricken geführt werden. Nie habe ich Giraffen, Elephanten, Rhinocerosse, Hirsche, Wildesel oder Kameele sich beim Führen so ungeberdig benehmen sehen, wie diese doch als Hausthiere aufgewachsenen Rennthiere. Noch jetzt wundere ich mich, daß dabei weder Mensch noch Thier zu Schaden gekommen. Hier stürzten die Thiere übereinander, bäumten oder überschlugen sich; dort fiel ihr Führer und wurde im Straßenschmutz geschleift; auch rik wohl ein Thier sich los und wurde erst, nachdem es den Stadtgraben durchschwommen und die Umhegung des zoologischen Gartens übersprungen, in diesem wieder eingefangen. Mit weit heraushängender Zunge kamen die Thiere ganz erhitzt nach und nach endlich am Ziele an.

In einem zu ihrer Aufnahme eigens hergerichteten Gebäude brachten die nordischen Gäste nun zunächst ihre zum directen Gebrauch dienenden Effecten unter, und dann wurde das Zelt aufgeschlagen. Vier oben gekrümmte Birkenstangen, oben und in der Mitte durchbohrt, werden je zwei Stabe parallel gegen die beiden anderen gerichtet und alle vier oben mittelst eines durchgesteckten Stabes verbunden und ebenso an den Mittellöchern befestigt. Diese vier Stangen bilden das Hauptgerüst; an sie werden ringsherum die anderen einfachen und gerade Birkenstangen angelehnt und angebunden. Die Zeltleinewand besteht aus drei Stücken, zwei großen und einem kleinen. Die beiden großen, fast quadratischen, werden von den beiden entgegengesetzten Seiten über das aufgestellte Stangengerüst gebreitet und an einer Seite, wo sie zusammentreffen, zusammen gebunden. Auf der anderen entgegengesetzten Seite lassen ihre Ränder den Zwischenraum zwischen zwei Stangen als Thüröffnung offen. Zum Verschluß derselben dient das dritte Stück, länglich viereckig, und durch quergesteckte Stabe ausgespannt gehalten. Es hängt oben an einer Zeltstange und wird nach Belieben vor die Thüröffnung oder bei Seite geschoben.

Oben sind die Zeltstangen nicht verdeckt, so daß der Rauch hinaus, Regen und Schnee hinein kommen können. An der Querstange, welche oben die Hauptstange verbindet, hängt ein eiserner Haken, an diesem Theile mit Zacken versehen, zum Aufhängen von Fleisch ꝛc. bestimmt, während an den eigentlichen Haken unten der Kochkessel zu hängen kommt. Den Herd bilden sieben kreisförmig gelegte rundliche Steine, in deren Mitte das Feuer brennt; der Raum ringsherum wird zuerst mit Birkenreisig belegt; auf dieses werden die Rennthierfelle gebreitet, welche zum Sitz und Lager dienen. An den inneren Sprossen der Zeltstangen wird sonst noch alles Hängbare, Kleider, Säcke und dergleichen aufgehangen.

Für die Rennthiere, das Zelt, die Schlitten ꝛc. war von Hagenbeck der sogenannte „Auslauf“ freigegeben worden, der von dem weitläufigen Garten abgegrenzte Raum, welcher sonst bei schönem Wetter für die grasfressenden Thiere zur Bewegung im Freien bestimmt ist. Hier genossen nun die losgelassenen Rennthiere ihre Freiheit in vollen Zügen, und wie so oft lange eingesperrt gewesene Thiere die erste Stunde des Freiseins in sulchen Uebermuth verfallen, so auch hier. Förmliche Kampfspiele wurden von ihnen aufgeführt. Weniger mit den Geweihen kämpfend, als sich hochaufbäumend und mit den Hufen kraftvoll aufeinander schlagend, boten sie Scenen einer überquellenden Lebenskraft, wie ich sie wenigstens bei den Rennthieren der zoologischen Gärten nie gesehen habe. Besonders auch ließen sie ihrem Uebermuth gegen die Hunde freien Lauf; nahte sich ihnen einer derselben, gleich gingen sie kampflustig auf ihn los und schlugen ihn regelmäßig durch Geweihstöße, besonders aber durch Hiebe mit den Vorderhufen in die Flucht. Später (in Berlin) habe ich sogar dieses Schauspiel sich mit einer fremden großen Dogge wiederholen sehen. Die Lappenhunde gleichen dem großen Fuhrmannsspitze außerordentlich, ohne aber verwandt zu sein und ohne den geringelten Schwanz zu haben; auch ist ihr Haar noch länger. Schon am zweiten oder dritten Tage lagen sie fast regelmäßig unter meinem Fußstuhle, wenn ich im „Auslaufe“ inmitten der Rennthiere und Lappen saß und Skizzen malte — so zahm sind sie.

Es ist nicht möglich, in den Raum eines Gartenlaubenartikels Alles zusammenzufassen, was hier als neu, interessant und also mittheilenswerth zu betrachten wäre, selbst wenn ich von dem mündlich durch Erkundigungen Erfahrenen absehen und mich auf das selbst Beobachtete beschränken wollte. Es möge daher hier zur Erläuterung der Bilder nur noch folgen, was sich auf die Anwendung der Rennthiere zum Ziehen und Tragen bezieht.

Die Form des Schlittens, einem Boote ähnelnd, ist hinreichend bekannt, ebenso die erstaunlich einfache Bespannung: der Personenschlitten ist aber leichter, und — wahrscheinlich um den Stößen besser zu widerstehen — aus elastischem Birkenholze ohne Anwendung von Eisen gebaut, während der Lastschlitten größer, aus Föhrenholz und hinten offen ist, um beim Draufbinden der Zeltstangen diese besser hinausragen zu lassen. Auch hat er an beiden Seiten Löcher für Riemen zum Zusammenschnüren des Gepäckes. Der Lasso, mit welchem die Rennthierböcke, welche zum Ziehen oder Tragen dienen sollen, durch Werfen über Geweih und Kopf eingefangen werden, ist ein geschmeidiger Strick, dessen Schlinge in einem Birkelknochen läuft, der Zügel hingegen, welcher dem Thiere sodann vor und hinter dem Geweih um den Kopf befestigt wird, besteht nur aus einem einfachen Lederriemen. Daß das Schlittenfahren auch als Kraft- und Gewandtheitsübung betrachtet wird, sah ich, als die Männer bei Vorführung der Schlitten auch stehend darin fuhren, ja sogar während des Fahrens in den Schlitten schwangen. Selbstverständlich konnte das Thier das Scheuen des Schlittens auf dem Sande nur kurze Zeit aushalten.

Ganz neu war mir der Anblick des Bepackens der Rennthiere zur Sommerwanderung. Das Bild zeigt, die Scene nach Lappland zurückversetzend, wie dem einen Bock die Zeltstangen angeladen sind, während die Zeltleinewand schachtelartig verpackt für ein anderes Thier, welches eben eingefangen ist, bereit liegt. Die Vorrichtung zum Bepacken ist geradezu classisch einfach und praktisch. Ueber ein zum Schutze gegen Druck zuerst dem Thiere aufgelegtes Rennthierfell (oder einen Winterrock aus Pelz) werden zwei gekrümmte birkene Bügel, wie sie auf dem Bilde zwischen Winterschuhen und Zeltleinewand zu sehen sind, oben kreuzförmig gesteckt, so daß jeder eine Bauchseite umschließt und die unteren Enden unter dem Bauche zusammengehoben werden können. An die sich kreuzenden oberen Bügelenden wird dann Alles gehangen, was das Thier tragen soll, wie denn z. B. auf dem Bilde dem dritten Rennthiere eben die Wiege angehängt wird. Die Lastthiere, hinter einander stehend, werden dann reihenweise aneinander gebunden, und das vorderste wird geführt. Voran geht die von ihrem Wandertriebe geleitete Heerde, denn wie bei allen Nomaden ist eben die Nothwendigkeit, je nach dem Jahreszeitwechsel neue Weidegründe zu suchen, die Hauptursache der Wanderung.

Noch will ich zum Schlusse einiges von den Männern sagen. Da ist zuerst der schon erwähnte Bater Rasti, ein guter Vater, denn sehr häufig hat er eines seiner Kinder auf dem Arme, so daß seine Collegen fast immer dem Publicum ihre Geräthe und deren Anwendung allein vorzeigen müssen. Der Andere ist Lars Nielson, also norwegisch benannt, der Dritte sein erwachsener Sohn Jacob. Die Vornamen (Mama Rasti heißt Elle Maria) beweisen schon, daß die Lappen Christen sind; bekanntlich werden sie von wandernden Predigern und Schullehrern besucht, respective getauft und unterrichtet. Der alte Nielson ist ein offener Kopf und macht schon Studien im Deutschen; er riskirte an einem der ersten Abende mit uns Zweien eine Droschkenfahrt durch die Straßen Hamburgs, wollte aber doch von seiner Wiederholung wissen, weil ihm die Sache wie eine Fahrt zur Hölle vorgekommen war.

Lars hat auch Humor, denn in Berlin machte er sich den Spaß, den Lasso nach einem unbemerkten über die Bretterplanke stehenden

Digitized by Google

Zuschauer zu werfen, aber der „unverfrorene" Berliner fing diesen mit der Hand auf. Jacob Nielsen, ein etwas blasser Jüngling, ist noch in der Entwickelung seiner Fähigkeiten, denn das Lassowerfen versteht er z. B. noch lange nicht so meisterhaft wie sein Vater. Sie haben mir übrigens alle als Modell gesessen.

Sehr tactvoll benahm sich Frau Nasti beim Empfange des oben erwähnten Marstücks. Da sie gesehen, daß ich einige Geräthschaften gemalt hatte, holte sie zeigt unaufgefordert aus einer verschließbaren Kiste eine kupferne Kanne in der Form eines Theekessels und ein Geräth zum Reinigen der Innenseite der Renthierselle und legte mir beides zum Malen vor. Ihr Mann hatte, als sie ihm das empfangene Geld reichte, keinen Blick, kein Wort für mich; er drehte das Goldstück in der Hand herum, bis ihm die Gattin dasselbe weg und an sich nahm. Jacob aber belohnte mich für seinen Vermögenszuwachs mit einem deutlichen, bereits gelernten „Danke!". Lars als der fortgeschrittenste sogar außerdem mit einem freundschaftlichen Händedrucke.

In Hamburg wurden die Lappländer vierzehn Tage lang von ihrer Ankunft an gezeigt, und der Zudrang war so ungeheuer, daß an einem Sonntage Schutzmannschaft mußte zu Hülfe genommen werden, um denselben abzuwehren. Jetzt, bei Abfassung dieser Zeilen, sind unsere nordischen Gäste in Berlin. Wie schon erwähnt, hat Herr Hagenbeck die Rennthiere und das sammtliche Geräth, sowie viele Kleidungsstücke käuflich erworben, und wenn die Leute noch länger zu halten sind, wird er Alles auch in einigen anderen Städten Deutschlands zur Schau stellen.

L.

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird ausdrücklich untersagt.

Von Otto Glagau.

II. „General-Entreprise".

„Generalentreprise" und „in Regie bauen" sind Gegensätze. Eine Bahn wird „in Regie" gebaut, wenn sie die betreffende Gesellschaft selber und mit baarem Gelde baut. Bei der „Generalentreprise" dagegen wird nicht nur die ganze Ausführung des Baues, sondern auch die Beschaffung des Bahnlokvereys, der Ankauf des Terrains einem General-Unternehmer überlassen, und die Gesellschaft bezahlt ihn mit Papier, mit ihren Actien, die er nun verwerthen mag. Er kann sie nur verwerthen an der Börse, mit Hülfe von Banken und Bankhäusern, die sie ihm entweder lombardiren (beleihen), oder zu einem bestimmten Course, natürlich stets unter Pari (100), abnehmen, und die nun das Publicum damit beglücken. Der General-Unternehmer erleidet bei Verstlberung der Actien einen Verlust, der sich auf 20, 30, ja 50 und mehr Procent stellt; ferner muß er die Gründer der Bahn abfinden, denen er „Provisionen" von Hunderttausenden oder gar Millionen zahlt, und endlich hat er den Actionären jahrelang „Banzinsen" zu gewähren. Selbstverständlich wird mit Rücksicht auf diese Ausfalle und Abzüge das Actiencapital möglichst hoch gegriffen, so hoch die Regierung es irgend gestattet. Die Gründer dingen und feilschen förmlich mit der Regierung und wissen sie durch eine Menge von Pfiffen und Kniffen regelmäßig zu täuschen, oder sie setzen eine nachträgliche Erhöhung des Actiencapitals durch. Eine Bahn, die in „Generalentreprise" gegeben wird, kostet den Actionären gewöhnlich noch einmal so viel wie eine solche, die „in Regie" gebaut wird, und ihre Ausführung ist weit unsolider. Der Generalunternehmer sucht bei den Materialien wie bei den Arbeiten nach Möglichkeit zu sparen, und da er seine Agenten, Lieferanten, Handwerker x., wenigstens zum Theil, auch mit Actien bezahlt, stellen diese die höchsten Preise und leisten dafür das Allerunthürigste.

Die „Generalentreprise", wie man sieht, ein ebenso unreelles wie unmoralisches Verfahren, wurde von Stronsberg erfunden; oder eigentlich, da sie in England und Frankreich schon früher bestand, von ihm nach Deutschland verpflanzt. Stronsberg war Anfangs Zahre der Günstling des preußischen Handelsministers, des arglosen Grafen Itzenplitz; als dieser aber das wahre Wesen der „Generalentreprise" endlich erriets, wurde der „Eisenbahnkönig" ihm unangenehm, und es ist nun fast komisch zu sehen, wie der Minister bei spateren Eisenbahn-Concessionen sich den großen „Doctor"-ausdrücklich verbittet, wie aber trotzdem hinterher fast immer wieder Stronsberg oder doch die „Generalentreprise" zum Vorschein kommen. Denn im Laufe der Zeit hatte sich das „System Stronsberg" zu einer Schule ausgebildet, und der „Kulturheros" fand Nachahmer und Concurrenten.

Ein solcher Generalunternehmer war auch der Bauweister Ferdinand Pleßner, der im Wege der „Generalentreprise" eine Reihe von Bahnen baute, sich im März 1870 von Löh Eisenbacher, Mendelsohn-Bartholdy, Albert Borsig, Adolbert Delbrück, Ferd. Güterbock, Jul. Alexander, Theodor Hertel und Genossen in eine „Commanditgesellschaft auf Actien" verwandeln ließ, und damit den Titel „Bau-Director" annahm. Das Unternehmen galt für solide und vielversprechend; die Actien stiegen bis 180, wurden von den Banquiers in gutem Glauben ihren Kunden empfohlen und vom Publicum mit Vorliebe genommen. Man erhöhte das Actiencapital von ursprünglich 1½ auf 3 und dann auf 4½ Millionen Thaler und vertheilte in den Jahren 1870 bis 1872: 5, 11 und respective 14 Procent Dividende. Nach dieser Glanzperiode schied der zweite Gesellschafter Landrath a. D. Schubarth aus, und es traten für ihn ein: Rechtsanwalt Krüwig aus Herford und Baumeister Gottheiner. Mit den Dividenden war es vorbei, und im Januar 1875 mußte der Concurs eröffnet werden. Die Activa der Masse betragen eirca 500,000 Thaler, die Passiva circa 7,000,000 Thaler. Von den Passivis oder Schulden sind aber durch Pfänder gedeckt 4 Millionen Thaler, und zu diesen glücklichen Pfandgläubigern gehören auch die Mitgründer Mendelsohn und Comp., Delbrück, Leo und Comp. Die andern Gläubiger haben etwa 10 Procent, unter Umständen auch nur 3½ Procent zu erwarten. Der Concurs ist wahrscheinlich viel zu spät angemeldet; jedenfalls hätte die Gesellschaft längst liquidiren müssen, und sie ist zu diesem Schritte auch schon vor Jahr und Tag sowohl von Gläubigern wie von Actionären gedrängt worden. Die im Mai 1874 veröffentlichte Bilanz ergab noch einen Vermögensrest von 45 Procent! Nun ist das ganze Actiencapital von 4½ Millionen Thaler verschwunden; die Actien sind Maculatur, aber sie werden, wie erwähnt, an der Börse noch immer gehandelt.

In einer hiesigen Börsenzeitung erschien vor Kurzem ein Inserat, welches an die Gründer Mendelssohn, Delbrück, Borsig x. die Frage richtete, ob sie es der Ehre halber nicht für geboten erachteten, jetzt, nach Ausbruch des Concurses, folgende von der Gesellschaft bezogene Posten zurückzuerstatten: a) ihren Gründergewinn, b) die bei der zweiten Emission zu 120 eingesteckten 20 Procent Agio, c) das Agio bei der dritten Emission, d) die pro 1872 eingesteckten 88,000 Thaler Gratification an Verwaltungsrath und Direction. — Antwort ist nicht erfolgt.

Nach dem „Krach" fing Herr Pleßner an, sich fast überall und immer zu seinem Nachtheile zu „verrechnen". Er verrechnete sich bei Erfurt-Hof-Eger, bei Oels-Gnesen, Altenburg-Zeitz und bei vielen anderen Bahnen. Die an Zahlungsstatt übernommenen Actien sanken fortwährend im Cöurse und waren zum Theil gar nicht mehr zu verstlbern. Ein Vertrag nach dem andern mußte mit schmerzlichen Opfern gelöst, große Posten Actien mußten zurückgeliefert und hohe Cautionen im Stiche gelassen werden. Die Jahre des Börsen- und Gründungsschwindels hatten die „Generalentreprise" groß gezogen wie den Kürbis des Propheten Jona — wir beziehen, wenn wir von der Börse sprechen, unsere Gleichnisse gern aus dem Alten Testament — aber der „Krach" stach ihr in's Haupt und ließ sie in einer einzigen Nacht verdorren.

Zu den Bahnen, gegen welche der Abgeordnete Lasker seine Angriffe richtete, gehört auch Berlin-Dresden, und die Special-Untersuchungscommission hat sich auch mit ihr beschäftigt. Sie wurde 1872 von folgenden Herren gegründet:

H. C. Plaut, S. Abel jun., Paul Gravenstein, Victor Ludwig Brede, Max Sabersky, Commerzienrath Frodor Fischille, Geheimer Hofrath Robert Dohme, Buchhändler Ferdinand Schneider, sächsischer Legationsrath Wolf Hugo von Lindenau, Rittergutsdirector Leo von dem Knesebeck auf Jähnsdorf, Landrath Prinz Handjery. Nach mehrfachen Verhandlungen über die Höhe des Grundcapitals setzte der Handelsminister dasselbe auf $10\frac{1}{2}$ Millionen Thaler fest und verwarf ausdrücklich die „Generalentreprise". Die Gründer gelobten in „Selbstregie" zu bauen und übertrugen die Ausführung an die Gesellschaft der „vereinigten Bauunternehmer". Bald kam es jedoch zu Differenzen, und der Vertrag wurde gelöst. Die „vereinigten Bauunternehmer" und auch noch andere Personen erhielten Abfindungen, zusammen etwa 250,000 Thaler, und der Uebertritt des Geheimraths Hesse von der Rechten Oder-Ufer Bahn zur Berlin-Dresdener kostete gleichfalls 50,000 Thaler.

Nun wurde die General-Bau-Bank gegründet, zum Theil von denselben Personen, wie S. Abel jun., Paul Gravenstein, Victor Ludwig Brede — und dieser der Bau übertragen. Die Gründer contrahirten wieder mit sich selber, nämlich als Eisenbahn- und zugleich als Baugesellschaft, und außerdem bildeten sie drittens das Finanz-Consortium, welches die Actien verstilberte. Sie übernahmen die Stammactien im Nennwerthe von $5\frac{1}{4}$ Millionen Thaler zum Course von 70 und schlugen sie los mit circa 82; sie übernahmen die Stammprioritätsactien in gleichem Betrage zum Course von 83 und boten sie aus mit 90, sollten aber mit diesen sitzen geblieben sein. Landrath Prinz Handjery wurde mit 350,000 Thalern „betheiligt" und erzielte einen Gewinn „von 20,000 bis 30,000 Thalern", über den er später zu Gunsten des Kreises Teltow verfügte. — Berlin-Dresden ist kürzlich eröffnet, und man darf sie im Interesse des Publicums begrüßen, denn sie macht der Berlin-Anhalter, die sich bis dahin allmächtig dünke und aller Klagen und Beschwerden spottete, eine heilsame Concurrenz. Ob aber auch die neue Bahn mit der nöthigen Solidität erbaut und der Betrieb zureichend organisirt ist, darüber lauten die Stimmen verschieden; jedenfalls befindet sie sich in finanziellen Verlegenheiten und bereitet jetzt eine Anleihe von $4\frac{1}{2}$ Millionen Thaler vor.

Außer Berlin-Dresden erbaute die General-Bau-Bank nur noch die Mittelbrücke von Berlin über Zoisen nach Spremberg. Sie beschloß dann die Auflösung und ernannte zum Liquidator Herrn Löwenfeld. Herr Gerichts-Assessor a. D. Hermann Löwenfeld ist seit der Gründungsepoche eine vielgeschäftige und vielgewandte Persönlichkeit und neuerdings namentlich bei Entgründungen thätig. Er ist Director der wieder von den Herren H. C. Plaut, Paul Gravenstein und Ludwig Brede gegründeten Centralbank für Industrie und Handel, Mitgründer und jetzt Liquidator der General-Bau-Bank, Aufsichtsrath der Berlin-Dresdener Bahn, Liquidator der Bahn Erfurt-Hof-Eger, früherer Aufsichtsrath der nun in Concurs befindlichen Elbinger Actiengesellschaft für Fabrication von Eisenbahnmaterial ꝛc. ꝛc. Herr Löwenfeld erschien auch zu Erfurt in der Generalversammlung, welche die Liquidation der wieder von H. C. Plaut, Paul Gravenstein, Ludwig von Erlanger in Frankfurt u. A. gegründeten Eisenbahngesellschaft Erfurt-Hof-Eger beschloß, und ließ hier eine längere, in vieler Hinsicht hochinteressante Rede vom Stapel.

Diese Rede ist — man sollte es nicht glauben — wesentlich gegen Lasker gerichtet. Eduard Lasker erhob im Februar 1873 von der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses seine Anklage gegen die Gründer, und im Juni 1874 antwortete ihm auf einer Generalversammlung von Actionären, Namens der Gründer, Hermann Löwenfeld. Herr Löwenfeld erklärt, das Verfahren bei Eisenbahngründungen, welches Lasker so heftig verurtheilt, also die „Generalentreprise", die „Provisionen" der Gründer und Financiers — seien die nothwendige Folge des Actiengesetzes vom 11. Juni 1870. „Lasker," sagt Löwenfeld, „stellt seine hohen Ansprüche ohne eine Spur der Beschämung, die den Urhebern jenes Gesetzes wohl anstehen würde. Denn wenn Mißstände vorliegen, so trifft das Gesetz die Schuld, nicht aber Diejenigen, welche es auf die ihnen bequemste Weise handhaben." — Nach Herrn Löwenfeld haben Lasker's „Enthüllungen" den ganzen „Krach" und speciell auch das Fiasco der Bahn Erfurt-Hof-Eger verschuldet, „dem wirthschaftlichen Leben des Volkes für viele Jahre eine tiefe Wunde geschlagen". — Man sieht, wie geschickt Herr Löwenfeld Ursache und Wirkung verwechselt. Was thatsächlich die Gründer und die Gründungen vollführten, sollen Lasker und seine Rede gethan haben. Lasker ist an dem „Krach" so unschuldig wie ein neugeborenes Kind, und seine Rede hat den „Krach" nicht einmal schneller zum Ausbruch kommen lassen, wie wir das leicht beweisen können.

Schon im December 1872 verspürten die Börsen den Krach in allen Gliedern; schon damals suchten die Gründer und Börsianer ihren Raub in Sicherheit zu bringen. Ein großer Berliner Banquier, der eine lange Reihe von Gründungen auf dem Gewissen hat, schloß im December 1872 sein ganzes Geschäft, und ein anderer professioneller Gründer, Mitverfasser des „Lindenbauvereins", schrieb — der betreffende Brief liegt uns vor — an einen unglücklichen Actionär: die Zeit scheint mir bedenklich; ich kaufe nichts mehr. — Gleich zu Anfang 1873 brach, wie Herr Löwenfeld selber anführt, auf dem Geldmarkte eine große „Deronte" aus, und gleichzeitig ging der Abgeordnete Ludwig Bamberger, früher Banquier in Paris, unter die Propheten und weissagte: Die Börse ist jetzt bei den Bergwerken, und die Bergwerke sind, wie meine Erfahrungen lehren, stets der letzte Act des Dramas; wir nähern uns der Katastrophe. — Lasker ist ein intimer Freund Bamberger's, und als er im Februar 1873 seine Rede hielt, ahnte gewiß auch er, daß der Krach heranziehe.

Man hat ihm sogar vorgeworfen, daß er seine Anklage viel zu spät, erst post festum erhoben, und dieser Vorwurf liegt nahe. Lasker's Rede, etwa ein Jahr früher gehalten, mitten in den Gründungsschwindel hineingeschtendert, hätte diesen vielleicht unterbrochen, ihn gehemmt und abgekürzt. Und thatsächlich wollte Lasker schon weit früher vorgehen. Schon am 17. April 1872 machte er im Reichstage gelegentlich anderer Sam „auf die beträgerischen Grundsätze bei den Gründungen der Gegenwart", bedauerte, daß das Actiengesetz so arg gemißbraucht werde, und sprach die Hoffnung aus, das Haus werde sich mit dieser Calamität noch in der laufenden Session befassen. Schon damals, mitten im Gründungstreiben, beabsichtigte Lasker, bestimmte Anträge gegen den verbrecherischen Schwindel zu stellen, aber das preußische Abgeordnetenhaus wie der deutsche Reichstag wimmeln von Manchesterleuten und „Volkswirthen", und diese hielten Lasker an den Rockschößen zurück.

Seine späteren „Enthüllungen" boten, wie Herr Löwenfeld ganz richtig bemerkt, weder der Börse noch der Regierung etwas Neues. Trotzdem sind und bleiben sie eine That und ein Verdienst. Als Lasker sich am 7. Februar 1873 erhob, faßten um ihn, dicht gedrängt, die Gründer und Gründergenossen. Während er seine lange Rede hielt und, um sich anzufeuern, ein Glas Wasser nach dem andern trank, schwitzten jene Blut; ihre Lippen verfärbten, sich und ihre Augen suchten den Boden. Während sie nach Athem rangen, schrieen sie „Hört! Hört!" und „Bravo! Bravo!", und als er geendet, schlichen sie heran, drückten ihm krampfhaft die Hände und überschütteten ihn mit Glückwünschen.

Lasker's „Enthüllungen" waren freilich nur mangelhaft und einseitig. Sie behandelten einige wenige Eisenbahn-Gründungen untergeordneter Art, und seine Angriffe richteten sich ausschließlich gegen ein paar conservative Gründer, gegen bloße Dilettanten, die sich von professionellen Gründern hatten vorschieben lassen. Allein er hat doch immer den Stein in's Rollen gebracht. Er hatte Rücksichten zu nehmen; darum war sein Vorgehen ein diplomatisches. Er exemplificirte das Gründungsunwesen an einem Vertrage zwischen Finanzenmité und Baucomité, welchen gewisse Personen zum Theil mit sich selber abgeschlossen hatten, und sagte dann: „Ich setze in diesem Saale Niemanden, der hierbei betheiligt ist — wenigstens als Mitglied des Finanzcomités", fügte er vorsichtig und nicht ohne Doppelsinn hinzu. Nun saß im Saale der Abgeordnete, der als Mitglied der Baugesellschaft von dem Finanzcomité eine „Provision" bezogen hatte und zugleich als Aufsichtsrath der zu erbauenden Bahn fungirte, und dieser sehr ehrenwerthe Abgeordnete stellte, nachdem Lasker seine Rede geschlossen hatte, den Antrag auf Vertagung der Sitzung.

Ferner sprach Lasker von einem „verehrten Freunde", den man mit Unrecht als Gründer bezeichne und für den er „jederzeit eintreten" werde. Ob Lasker noch heute dazu bereit ist, wissen wir nicht; wir wissen aber, daß ihn mehrere „verehrte

Digitized by Google

Freunde" später in arge Verlegenheit brachten. Von verschiedenen Wahlkreisen ergingen an ihn Aufrufen über solche Candidaten zum Abgeordnetenhause, denen man Theilnahme an Gründungen zur Last legte, und er lehnte die specielle Beantwortung öffentlich ab. Nur in Betreff des Herrn Adolf Hagen, Stadtrath a. D. und Director der „Deutschen Unionbank", ließ er sich zu einer für diesen ziemlich günstigen Erklärung herbei, stieß aber damit auf vielfachen Widerspruch. Im Reichstage endlich behandelte er am 4. April 1873 nochmals in einer großen Rede die Gründungen überhaupt, ihre wesentlichsten Pfiffe und Kniffe und ihre große Gemeingefährlichkeit, wobei er die Mitschuld der Regierung wie des Landtags nicht leugnete, nannte aber diesmal leider keine Namen.

Lasker's „Enthüllungen" sollten das öffentliche Bewußtsein wecken und der Regierung das Gewissen schärfen; darum fanden sie im ganzen Lande so lauten Wiederhall und so außerordentlichen Beifall. Herr Löwenfeld freilich erklärt diesen, wie er meint, sehr unverdienten Beifall in seiner Weise. Er sagt: „Man sah nicht den colossalen Vortheil, den das Capital über die Industrie brachte . . ." (Wer lacht da?!) „Man sah nicht den enormen Vortheil, den die neuen Banken dem Handel und dem Gewerbe zuführten . . ." (Wer lacht da?!) „Man sah nur eine enorme Speculationssucht und den übermäßigen Gewinn der Gründer. So entwickelte sich ein Haß der Armen gegen die Reichen, und Lasker zog diesem glühenden Hasse einen beredten Ausdruck." — Nach Herrn Löwenfeld war das deutsche Volk noch nicht „gebildet" genug, um sich sonder Murren von Gründern und Börsianern das Blut abzapfen zu lassen.

Es ist eine alte Geschichte, daß man Eigenschaften, die man selber besitzt, bei Andern wenig schätzt, dagegen über die Maßen bewundert, was man entbehrt. So urtheilt auch Herr Löwenfeld, der selber ein Genie ist, über Lasker: „Die Staatsklugheit und die praktische Verwendbarkeit der Ideen dieses Mannes stehen bei Weitem nicht auf einem so hohen Niveau wie die Sittlichkeit seiner Gesinnungen und seines ganzen Charakters." Herr Löwenfeld und seine Fremde können es gar nicht begreifen, daß der Abgeordnete Lasker, so mugleich vielen seiner Collegen, sich von den Gründern und Börsianern nicht kaufen ließ, sondern reine Hände behalten hat. O Gott, daß es bei uns ehrlichen Deutschen so weit kommen konnte! — Allerdings, Lasker war um Geld nicht feil — weil er eben andere Absichen hat. Und warum auch nicht? Sollte Herr Lasker einen Ministersessel nicht ebenso gut anstreben wie Herr Achenbach oder Herr Friedenthal?!

Der Bericht der Specialcommission zur Untersuchung des Eisenbahnconcessionswesens kam im Herbste 1873 an das Abgeordnetenhaus „zur weiteren gefälligen Veranlassung", blieb jedoch seither ganz unbeachtet liegen. Erst wieder am 25. Januar dieses Jahres, bei Gelegenheit der Berathung des Gesetzes über die neue Reichsbank, erklärte Lasker, wie er „dem Gründungsschwindel den Krieg bis auf's Messer ankündige", und wie Herr von Dieskau öffentlich mittheilte, hat er diesem mit Mund und Hand gelobt, nunmehr auch gegen die „liberalen Gründer" vorzugehen. Leider erkrankte Lasker gleich darauf, aber inzwischen ist er genesen, und so hoffen wir, daß er in der neuen Parlamentssession seine Versprechungen einlösen wird.

Am 5. Februar 1872 kam im preußischen Abgeordnetenhause ein Gesetzentwurf zur Berathung, welcher den Bau verschiedener Bahnen aus Staatsmitteln forderte. Unter Anderm handelte es sich um die Linie Harburg-Stade, die schon die frühere hannoversche Regierung im Jahre 1866, kurz vor Ausbruch des Krieges, beschlossen hatte, und die jetzt Preußen mit einem Aufwande von 3,300.000 Thalern ausführen wollte. Zu diesem Paragraphen stellte der Abgeordnete Braun-Wiesbaden das von vielen andern „Volksvirthen" unterstützte Amendement: die Bahn Harburg-Stade einer Privatgesellschaft zu übertragen, falls diese Gesellschaft die Linie bis Cuxhaven weiterführe und dort einen Hafen errichte — ein curioses Amendement, aber man befand sich in der Gründerzeit und nahm es ohne jedweden Einspruch an. Bald darauf wurde die Cuxhavener Eisenbahn-, Dampfschiff- und Hafen-Actiengesellschaft geboren, und zum Erstaunen naiver Leute trat Herr Braun-Wiesbaden als Mitgründer hervor und ward sogar Director der neuen Gesellschaft. Man versprach eine Bahn von Harburg über Stade und Cuxhaven nach Geestemünde, sowie den Bau eines stets offenen Seehafens in Cuxhaven mit großartigen Dampfschiffsverbindungen und forderte dafür die Bagatelle von 20 Millionen Thaler. Der Prospect war so bescheiden, das Unternehmen mit das großartigste des Jahrhunderts zu nennen, und eine Reihe von Brochüren rechnete eine Rentabilität heraus, daß dem Leser die Augen übergingen. Solch maßlose Marktschreierei fiel selbst in der Gründungsperiode auf, und namentlich die Hamburger Presse machte sich darüber lustig. Von den 20 Millionen Thaler wurden vor der Hand 8 Millionen emittirt, aber nur $^3/_4$ Millionen genommen, und viele Zeichner ließen ihre 40procentigen Interimsscheine im Stich, da sie keine Nachzahlung risiiren wollten.

Die Gesellschaft suchte überall nach Geld umher und fand es nur tropfenweise. Die Arbeiten wurden spät in Angriff genommen und kamen nie recht in Gang. Abgesehen von beträchtlichen Summen für Preßerzeugnisse und technische Vorarbeiten, abgesehen von hohen Verwaltungsunkosten — die Directoren Braun-Wiesbaden und Charles Ernst David sollen glänzende Gehälter bezogen haben — ist bisher verausgabt, das will hier bedeuten: verzettelt: 1) für den Hafen 1,300.000 Thaler; 2) für den Eisenbahnbau 1,100.000 Thaler; 3) an Cautionen 610.000 Thaler. Der Posten zu 2. ist an den Mitgründer Jürgen Heinrich Hagenah in Stade gezahlt, welchem die Linie Stade Cuxhaven in „Generalentreprise" gegeben war. Wegen mangelhafter und verspäteter Ausführung ist ihm der Vertrag gekündigt und er kürzlich vom Gerichte verurtheilt worden, an die Gesellschaft circa 400.000 Thaler herauszuzahlen. Die Cautionen sind verfallen, falls Hafen und Eisenbahnen nicht bis Neujahr 1876 fertig gestellt werden, was aber eine Unmöglichkeit ist. Entweder das größte Werk des 19. Jahrhunderts bleibt ein Schutthaufen, oder die Regierungen von Preußen und Hamburg müssen den Ausbau in die Hand nehmen. Aussichtiges Bedauern verdienen nur die Bewohner der Landschaft Bremen, welche um die Bahn Harburg-Stade seit fast einem Vierteljahrhundert petitioniren und nun die feste Verheißung ihres Wunsches schon zweimal vereitelt sehen mußten.

Die Mitgründer Hagenah, Schön, Langhans, sowie Director David componirten auch noch in Verbindung mit R. A. Seelig und Eduard Stahlschmidt die Cuxhavener Immobiliengesellschaft, eine Filiale der vorigen, um in den neuen Westfläden Cuxhaven und Ritzebüttel Geschäftshäuser, Hotels ꝛc. zu errichten. Zu diesem Zwecke kauft Herr Hagenah, der Generalentrepreneur der Bahn Stade-Cuxhaven, einige Parcellen zu den enormen Preise von 549.000 Thaler ankaufen und überanwortete sie für 1,530.000 Thaler, also mit einer Million Aufschlag, an Eduard Stahlschmidt, der sie nun wieder der plötzlich aus den Coulissen tretenden Immobiliengesellschaft überließ. Herr Greve, bis dahin Commis bei Hagenah, und ein junger Mensch von fünfundzwanzig Jahren, hatte den ersten Ankauf vermittelt und ward nun Director der neuen Gesellschaft. Als solcher veröffentlichte er in der Hamburger „Börsenhalle" die Bilanz pro 1872, in welcher zu lesen stand: „An Immobilien-Conto, Kaufpreis — 1,530.000 Thaler." — Da ereilte ihn die Nemesis in Gestalt der Staatsanwaltschaft. Was kein Staatsanwalt in Preußen fertig bekommen hat, vollbrachte der Oberstaatsanwalt in Hamburg, Dr. Mittelstädt, und wir bezeigen ihm hiermit unsern Respect. Trotz des famosen Actiengesetzes, ja auf Grund desselben erhob er gegen Director Greve die Anklage wegen „Verschleierung des Vermögensstandes der Gesellschaft" durch Aufstellung einer unwahren Bilanz. Der wirkliche Kaufpreis der Parcellen war ja nur 549.000 Thaler gewesen — nicht 1,530.000 Thaler, mit welchen man sie den Actionären berechnete. Was kein Gerichtshof, weder in Deutschland noch in Oesterreich, bisher glaubte anjetzen zu können: die Umtriebe der Gründer — wir meinen nämlich, große professionelle Gründer, nicht kleine dilettantenhafte Gründlinge, die allerdings hie und da abgefaßt wurden — that kurz und gut das Hamburger Strafgericht. Es verurtheilte den Director Greve zu einem Monat Gefängniß, und das Oberappellationsgericht in Lübeck hat diese Sentenz einfach bestätigt. Ja, es giebt noch Richter in — Hamburg und Lübeck.

Leider vermochte die Strafe nicht die eigentlichen Attentäter, die Gründer, zu erreichen: sie traf nur deren Werkzeug, den jungen Director Greve, der sich nun von einer durch Stroh-

Digitized by Google

männer gebildeten Generalversammlung als Märtyrer feiern ließ. Mit Recht konnten Greve und sein Vertheidiger behaupten, solche „Verschleierungen“ seien bei den Actiengesellschaften von 1871 und 1872 gäng und gebe, solch falsche Bilanzen wären in Deutschland hunderte und tausende publicirt. Hier war sogar noch eine Zwischenperson, Eduard Stahlschmidt, eingeschoben, was man häufig nicht einmal für nöthig gehalten hat; z. B. bei dem „Lindenbauverein“, wo Herr Paul Munk ruhig an sich selber, an sich als Mitgründer verkaufte, und zwar ebenfalls für das Dreifache.

Aber auch die Ansichten der Richter wechseln, und das preußische Obertribunal hat bereits entschieden, daß der von den Gründern verschwiegene Profit als Betrug angesehen werden soll. Nun denke man sich einmal, daß dieses Präjudiz zu allgemeiner Anwendung käme — was für ein Schauspiel würden wir dann erleben! Wir würden plötzlich Tausende von reichen und vornehmen Gründern auf der Armensünderbank sehen, und in den Gefängnissen würden als bloße Nummern figuriren und in grauem oder gestreiftem Drillich umhergehen: Geheimräthe und Excellenzen, Edelleute und Grafen, geadelte Börsianer und baronisirte Financiers. O, das wäre ein Schauspiel für Menschen und Götter! —

Blätter und Blüthen.

Eine Rose auf Fritz Reuter's Grab. Mit wie inniger Verehrung das deutsche Herz, auch in der fernsten Fremde, an dem Dichter der „Ollen Kamellen“ hängt, das beweist neben anderen das folgende Beispiel.

Die Kunstgärtnerei und Samenhandlung von Ch. Lorenz in Erfurt theilt uns mit, daß ihr ein Brief aus Chotin in Bessarabien von dem dortigen deutschen Consul mit der Bitte zugegangen sei, einen Rosenstock für das Grab Fritz Reuter's nach Eisenach zu liefern und für dessen Anpflanzung daselbst Sorge zu tragen. Dem Schreiben dieses fernen Reuter-Verehrers war ein kleines Gedicht beigegeben, das wir uns nicht versagen können in seiner ansprechenden Einfachheit hier wiederzugeben. Es ist an den Inhaber der oben genannten Kunst- und Handelsgärtnerei gerichtet und lautet:

Sucht, Meister, aus den Rosenstrauch,
Des Gartens schönste Gab'!
Gen Eisenach, gen Eisenach
Tragt ihn auf Reuter's Grab!

Ein Monument, das ewig währt,
Ein Monument von Stein,
Das setze Deutschland stolzgemuth
Dem edlen Dichter sein!

Ich bin nur arm, bin nur gering,
Und doch, wie arm ich bin,
Ich schmücke seine Ruhestatt
Nach meines Herzens Sinn.

Hat doch an manchem düstern Tag,
In mancher dunkeln Nacht
Sein lichtes, helles Dichterwort
Den Frieden mir gebracht.

Nun kommt zum fernen Grab mein Dank
Im Blumenhauch daher,
Gen Eisenach, gen Eisenach,
Wohl über Land und Meer.

— Ihr seht mich, Meister, fragend an
Und wißt nicht, wie zu thun.
„Wo schon so viele Blumen sind,
Wie pflanz' ich diese nun?“

O, pflanzt auf's Grab sie, wär' es auch
In einem Winkel still,
Und glaubt, der dort im Schlummer liegt,
Weiß doch, was Liebe will!

Diese Worte, von den Ufern des Dnjestr und Pruth zu uns herübertönend, sind in ihrer schlichten Natürlichkeit ein herzerhebendes Zeugniß für die allwache Liebe, die dem Echten und Wahren in Kunst und Poesie auch heute noch zu Theil wird. Der einsame Mann, der in den weltfernen Steppen Rußlands so treu des Dichters heimathlichen Still- und Kleinlebens gedenkt und eine Rose auf sein Grab pflanzen läßt, er ist der Typus der deutschen Gemüthsinnigkeit, die auch in den fernsten Himmelsstrichen nicht stirbt und erlischt, wohl aber bei tiefer angelegten Naturen wächst und erstarkt, je ferner ihr das Bild der Heimath entrückt wird. Die Rose, mit welcher der Deutsche von Bessarabien das Grab von Eisenach schmückt, ist ein redendes Bild deutscher Pietät und treuer Heimathsliebe und unter den Spenden für Reuter's Gruft sicherlich nicht die werthloseste.

Ein „vom Blatte“ spielendes Clavier, welches den bekannten Wunsch aller Mütter, daß ihre Kinder zum zehnten Geburtstage heimlich Clavier spielen lernen möchten, seiner Verwirklichung um viele Schritte näher bringt, ist die nächste Aufgabe, welche sich das Erfindungstalent des Herrn Schmole in Philadelphia gestellt hat. Auch hier ist es lehrreich zu sehen, wie der Menschengeist von Problem zu Problem fortschreitet. Als die frommen Jesuitenpatres im siebenzehnten Jahrhundert den Bewohnern des himmlischen Reiches die Hölle heiß machten, erregten sie das größte Erstaunen der sonst hochcultivirten Zopfinhaber durch ihre Fertigkeit in der dort noch unbekannten Notenschrift, indem sie nach einmaligem Anhören irgend einer ohrzerreißenden Drachenhymne die Nationalmusik sofort in ihrer ganzen Länge wiedergeben konnten. Aber ihre Zauberei war nur Kinderspiel gegen den elektrochemischen Notenschreiber (Melograph) von Roncali und Serafini auf der Wiener Weltausstellung, der, während ein Künstler am Clavier phantasirt, dieses ganze Phantasiegemälde warm aus dem Genieschädel in wohllesbarer vierfarbiger Notenschrift druckt, sodaß die Componisten nicht mehr klagen dürfen, ihre schönsten Phantasien müßten spurlos in den Lüften verhallen. Jetzt hat nun der obengenannte Künstler eine Maschine ersonnen, welche das schwierigste Musikstück vom Blatte spielen und dabei zehnmal so viel und mehr Tasten greifen kann, als der schnellfingrigste Musiker. Natürlich muß es eine besondere Art von Notenschrift sein, die man als eine Blindenschrift bezeichnen könnte, da sie von einer vielfingerigen Metallhand gleichsam abgetastet wird, während der Notenstreifen unter ihr hinweg über eine Rolle läuft, ähnlich wie der Papierstreifen des Drucktelegraphen. Die Noten werden je nach ihrer Länge (ob es Achtel-, Viertel-, halbe etc. Noten sind) durch mehr oder weniger gestreckte Löcher ersetzt, die wie gewöhnlich in Linien übereinander liegen, sodaß der ganze Streifen eine Schablone darstellt. Auf diesem durchbrochenen Streifen liegt nun, wo er über die Metallwalze läuft, die Metallhand, einem vielzinkigen Kamme gleichend, auf, und jedes Notenloch bewirkt eine längere oder kürzere Berührung des entsprechenden Zahnes mit der Metallwalze. Letzterer empfängt dabei einen elektrischen Strom aus der Walze, den er isolirt zur Ansprache der entsprechenden Pfeife, Saite etc. fortleitet.

Der Erfinder hat zunächst ein großes Orgelwerk (mit Glocken, Trommeln, Cymbeln und dergleichen) ausgestellt, welches, durch den elektrischen Apparat, der die Größe einer Nähmaschine besitzt, gespielt, die Ouvertüren von Rossini's „Tell“ und „Semiramis“, sowie andere Musikstücke mit höchster Präcision zum Besten giebt. Natürlich ist es ein Spiel „ohne Gefühl“, wie es allen mechanischen Musikwerken eigen ist, dafür kann es aber mit seinen zweihundert Fingern eine ungleich größere Tonfülle entwickeln, als der geschickteste Künstler, und ein Falschgreifen kann ebenso wenig eintreten, wie Ermüdung. Man sieht, es handelt sich im Wesentlichen um einen Ersatz der kostspieligen Musikwalzen durch billigere Notenschablonen, die zugleich weniger Raum einnehmen. Aber die Hauptsache ist, daß der Erfinder seinen Apparat nun auch auf das Clavier anwenden will, sodaß man künftig blos zu lernen braucht, den Notenstreifen richtig einzulegen, und mit ihm gleich das Virtuosenthum erwirbt. Eine andere Frage ist es, ob diese geniale, an den elektrischen Webstuhl erinnernde Erfindung eine Wohlthat für das menschliche Ohr sein wird. Wenn das Clavier schon bisher ein Werkzeug des Schreckens für ruheliebende Miether war, was soll es dann erst werden, wenn alle diese Möbel in selbstklimpernde Spieldosen verwandelt sein werden! Die Italiener, welche seit Jahr und Tag am Jubiläumsfieber deliriren, wollen im kommenden Mai auch den Erfinder des Fortepiano Barth. Christofali aus Padua (obwohl zwei deutsche Erfinder, Schröter und Sildermann, ihm zuvorgekommen waren) feiern, und hoffentlich ist Herr Schmöle bis dahin mit seiner Umwandlung des Fortepiano fertig.

C. St.

Der Nestor der deutschen Kupferstecher. So nannte schon im Jahre 1860 die Gartenlaube den allbekannten Karl August Schwerdgeburth in Weimar. Sie hatte Recht, denn der Künstler hatte damals bereits das hohe Alter von fünfundsiebenzig Jahren erreicht. Aber fünfzehn Jahre sind seitdem verflossen, und der geniale Meister lebt noch und wirkt noch immer geistesfrisch für seine Kunst, nachdem er am 5. August seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert hat. Dieses seltene Lebensfest eines so hochverdienten und verehrten Mannes lenkt von selbst die allgemeine Theilnahme abermals auf ihn und veranlaßt uns, ihm einen herzlichen Spätabendgruß zuzurufen. Bekanntlich Sohn und Schüler eines Dresdener Malers, kam er als zwanzigjähriger Jüngling nach Weimar, wo er durch die junge Erbprinzessin von Weimar, die russische Großfürstin Maria Paulowna, Empfehlungen nach Rußland zu erhalten hoffte. Durch den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich (es war im Herbste 1805) an der Ausführung seines russischen Reiseplanes verhindert, blieb er in Weimar und ward von dem Begründer des Weimarischen Landesindustriecomptoirs, Friedrich Justin Bertuch, bewogen, sich im Kupferstiche zu versuchen. Ohne jede technische Vorbildung, nur selbst experimentirend und den besten Mustern folgend, bildete er sich bis zur Meisterschaft in seiner Kunst aus. Zwei Bilder zu Goethe's Wahlverwandtschaften, für das Taschenbuch Urania von ihm componirt und gestochen, mochten genügen, um ihm in weiten Kreisen sofort einen geachteten Namen zu erwerben. Zahllose größere und kleinere Bilder folgten. Im Jahre 1824 entstand sein allbekanntes, auch von der Gartenlaube wiedergegebenes Bild, das den Großherzog Karl August unweit des Tempelherrnhauses (Salon) mit seinen beiden großen Hunden darstellt.

Von gleichem Werthe in der Kunst treuester Wiedergabe des Originals ist aus dem Jahre 1832 das Brustbild Goethe's. Der Dichter sollte noch die Zeichnung davon sehen, und sie fand seinen ganzen Beifall, doch noch ehe das Bild gestochen war, war er entschlafen. Diesem Portraits aus

Digitized by Google

Weimars Glanzzeit, zu denen auch der 1860 von der „Gartenlaube“ besprochene charakteristische Kupferstich „Karl August bei Goethe“ (im Urbinozimmer des Goethe-Hauses, in Betrachtung einer Victoria-Statuette) gehört, folgten jene sinnig und mit historischer Genauigkeit componirten, mit virtuoser Meisterschaft gestochenen Luther-Bilder, welche ihn weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt und beliebt machten. Wie viel tausend Augen und Herzen haben sich an dem traulichen Weihnachtsbilde „Dr. Luther im Kreise seiner Familie zu Wittenberg am Christabend 1536“, an „Luther’s Ankunft auf der Wartburg, 4. Mai 1521“, an „Luther’s Vermählung, 13. Juni 1525“, an „Luther’s (letztem) Abschiede, 23. Januar 1546“ ꝛc., und vor allem an dem größeren figuren- und portraitreichen Bilde „Luther vor dem Reichstage in Worms“ erfreut!

Im Jahre 1866 sollte ein schwerer, unersetzlicher Verlust ihn treffen. Sein einziges Kind, den talentvollen jungen Maler Otto Schwerdgeburth, dessen vorzügliche Gemälde in Kunstkreisen Aufsehen erregten, riß in voller frischer Jugendblüthe der Tod hinweg. Aller Frohsinn, alle Heiterkeit schien seitdem aus dem Leben des greisen Künstlers geschwunden. Aber mit der ihm eigenthümlichen Lebenszähigkeit und Kernnatur überstand er auch diese furchtbare Katastrophe. Die fleißige Uebung seiner Kunst, das innige Zusammenleben mit seiner wackeren Gattin und der gemüthliche Verkehr in gesellschaftlichem Kreise füllten die folgenden Jahre aus. Jetzt freilich hält den Alten mehr als sonst die Stube gebannt, aber selbst jetzt noch lebt er nicht nur seinen reichen Lebenserinnerungen, nicht nur seiner treuen hochbetagten Lebensgefährtin und der wehmüthigen Erinnerung an den geliebten jungen Mann, der in schönem Abbilde über dem Sopha hängt und so noch immer der Dritte im trauten Familienbunde ist, sondern auch der Kunst. Trotz der zunehmenden Augenschwäche arbeitet er wieder an einem der Reformationsgeschichte angehörenden, gerade in der Gegenwart, der Zeit des Kampfes gegen pfäffische Ueberhebung und römische Frechheit, doppelt bedeutsamen Bilde: der Verbrennung der päpstlichen Bulle durch Luther. — Möge dem greisen Meister, in warmer Verehrung von Kunstgenossen und Kunstfreunden, noch ein heiterer, schöner Lebensabend beschieden sein! Robert Keil.

Für Mütter. Wird denn der gesunde Menschenverstand niemals so viel Spielraum gewinnen, daß wir lernen, unsern Körper zu hoch zu schätzen, um ihn gedankenlos zum Werkzeug einer elenden Speculation, eines thörichten Aberglaubens herzugeben?

Die Kenntniß der Gewinnung des Opiums ist ziemlich weit verbreitet; weniger genügend bekannt scheint leider die Thatsache, daß unsere deutschen Mohnköpfe annähernd dieselben Bestandtheile wie ihre türkischen Brüder enthalten. Der in den unreifen Samenkolben des Gartenmohnes befindliche Milchsaft wird im Orient durch Einschnitte zum Ausfließen gebracht und kommt getrocknet als Opiumkuchen in den Handel. Das Opium, bekanntlich kein einfacher Körper, besteht aus mehreren freilich sehr nahe verwandten Stoffen (Alcaloide genannt), welche fast die gleiche Wirkung, aber in verschiedener Potenz besitzen. Das wichtigste und stärkste unter ihnen ist das Morphium. Dieses birgt zwar unser Gartenmohn nur in sehr geringer Menge, doch sind von den anderen verwandten Stoffen noch so viele in ihm enthalten, daß eine stark betäubende Wirkung durch seinen Genuß hervorgebracht wird.

In sehr vielen Gegenden herrscht nun, vorzüglich unter den niederen Ständen, die beklagenswerthe und nicht genug zu verdammende Unsitte, aus reifem oder unreifem Mohne mittelst Syrup ein Tränkchen entweder selbst zurecht zu brauen oder es für schweres Geld aus Schäfers- und Sibyllenhand zu entnehmen, um es kleinen unruhigen Kindern als Schlafmittel zu verabreichen. Während der Arzt nur in den seltensten Fällen sich entschließt, dem Kinde, und vor Allem dem Säuglinge, ein Opiat zu verordnen, da er die äußerst große Empfindlichkeit des kindlichen Organismus für dieses Medicament kennt, giebt der Laie in einer solchen Abkochung eine gar nicht zu bestimmende Dosis. Die Ursache des Schreiens kann natürlich nicht entfernt werden; das Kind wird durch den Gebrauch nur betäubt und eingeschläfert. Meistens beruht der Grund des kindlichen Unwillens auf Verdauungsstörungen, weil besonders die künstlich aufgefütterten Kinder auf diese Weise ihren Kehlkopf mißbrauchen, doch können auch andere Zustände dieses für die Umgebung so erregende Concert verursachen, deren Heilung allein der jedesmalige Fall bestimmt. Da das arme Kind nach der Ausscheidung des Mohnsaftes wieder schreit, bekommt es immer öfter, aber auch immer mehr von dem Wundertränkchen. Seine Nervenerregbarkeit wird dadurch täglich mehr herabgestimmt; waren schon vorher die Verdauungsorgane angegriffen, so kommen sie jetzt noch schneller herunter; die verdauenden Säfte, in geringerer Quantität abgesondert, können die Nahrungsstoffe nicht genügend zersetzen; zuletzt — fast nur noch ein Gerippe — stirbt das Kind an chronischer Opiumvergiftung als Opfer der Unwissenheit. Dr. —a—

„Ein Priester der Gewissensfreiheit“ †. „Wenn der Glaube selig macht, wie das orthodoxe Dogma lehrt, so geben gute Werke, aus der Erkenntniß der Wahrheit entsprossen, Freiheit und Macht, Selbstvertrauen und Freude.“ So schloß vor elf Jahren ein Lebensbild unseres Gustav Adolf Wislicenus, das seinem Bildnisse in der „Gartenlaube“ zum Begleiter diente. Damals begann er die Veröffentlichung seines größten schriftstellerischen Werkes: „Die Bibel, für denkende Leser betrachtet“. Der im Leben so lange Zeit ruhelos umhergeworfene Denker hatte sein sechszigstes Jahr und eine Reihe harter Kämpfe, Leiden und Siege hinter sich — da, in politisch arg bewegter Zeit, gebot er sich selbst Ruhe und Sammlung und vollendete ein Werk, dessen Bedeutung und Wirkung erst künftigen Geschlechtern ganz zu Gute kommen wird. Wie im ganzen Leben, so auch noch im hohen Alter, da er die Siebenziger beschritten hatte, innig theilnehmend an allen vaterländischen und religiösen Bestrebungen, hatte er der deutschen Siege sich gefreut und in den neuen Glaubenskampf selbst mit seinem klaren überzeugenden Worte eingegriffen, mit scharfem Blicke die schwarzen Gegner beobachtend — da schließt plötzlich der Tod diese Augen. Wislicenus — seit mehr als einem halben Jahrhunderte ein Kämpfer im edelsten Sinne — ist am Abende des 14. Octobers in seiner letzten Heimath, Zürich, gestorben.

So ist denn wieder Einer von der alten Garde dahin, die am Wartburgfeuer der Burschenschaft für das ganze Leben die Richtung der Liebe und des Hasses empfangen. Schärfen auch für den neuen Kampf sich neue Geister, so mögen sie sich doch ein Vorbild sein lassen diesen Alten, der mit dem Muthe eines Helden und der Ueberzeugungstreue eines Mannes alle Liebenswürdigkeit eines bescheidenen, guten Menschen verband. Hat er auch des Lebens Höhe erreicht, doch wird Jeder, der ihn kennen und lieben gelernt, an seinem Grabe klagen: Du gingst zu bald von uns. — Um so heiliger soll uns sein Andenken sein.

Ein fleischfressender Hirsch. Bekanntlich hat der letzte Winter dem Wildstande sehr geschadet, da bei der anhaltend strengen Kälte die Bäche und Flüsse zugefroren waren und der hohe Schnee, der Alles bedeckte, das Wild abhielt, seine Nahrung zu suchen. Folgende Thatsache nun dürfte für Thierfreunde nicht ohne einiges Interesse sein.

Während meines Aufenthaltes bei meinem Freunde in E. hatte ich Gelegenheit, dort einen Hirsch zu sehen, der dem Tode des Verhungerns und Verdurstens durch einen glücklichen Zufall entgangen war. Waldarbeiter fanden im Januar dieses Jahres das arme Thier im Schnee liegen. Es war aus Mangel an Nahrung entkräftet und auf einer Seite schon vollständig erstarrt. Sie hoben den Hirsch auf, trugen ihn in die Stadt und brachten ihn zu dem Jagdberechtigten des betreffenden Reviers, zu Herrn F., welcher dem Hirsch, der ungefähr ein Jahr alt war, ein Bündel duftiges Heu vorwarf, das derselbe mit Gier verzehrte. Hierauf ließ ihn Herr F. Wasser saufen und bereitete ihm in der Küchenstube unter dem im Gebirge üblichen großen Kachelofen eine Streu. Bei der behaglichen Wärme und sorgsamen Pflege erholte sich der Hirsch vollständig und gewöhnte sich mehr und mehr an die menschliche Gesellschaft, besonders an seinen Herrn, der, ein großer Thierfreund, sich viel mit dem Hirsche beschäftigte und ihm den Namen Hans gab.

Als ich Herrn F. besuchte, fand ich das Thier munter im Garten umherspringend; auf den Ruf seines Herrn kam es herbei und beschnupperte mich neugierig, wie es ein Hund mit Fremden zu machen pflegt. Darauf fraß der Hirsch mir ein Stück Brod willig aus der Hand, richtete jedoch seine Aufmerksamkeit alsdann auf eine frische Wurst, welche sein Herr eingewickelt unter dem Arme trug, und ruhte nicht eher, als bis sein Ziehen und Zerren an dem Papier Erfolg hatte und ihm ein Stück davon gereicht wurde. Als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, erzählte mir Herr F., daß der Hirsch überhaupt mit der menschlichen Gesellschaft auch menschliche Gewohnheiten angenommen, sogar Hirschbraten nicht verschmähe und Bier aus dem Seidel trinke. Mit dem Hunde seines Herrn steht er auf ganz freundschaftlichem Fuße, während er gegen fremde Hunde die Furchtsamkeit seines Geschlechtes abgelegt hat und seine „Spieße“ gar wohl anzuwenden weiß. Bei schönem warmem Wetter schläft er in einem Schuppen, während er bei rauher Witterung seinen ersten Lagerplatz unter dem großen Kachelofen aufsucht. P. W.

Der beste Polonius seiner Zeit. In dem Artikel „Ein Pionnier deutscher Kunst“, (Gartenlaube 1875, Nr. 22), welcher des Gastspieles deutscher Bühnenkünstler zu London im Anfange der funfziger Jahre gedenkt, ist es übersehen worden, unter den aufgezählten Darstellern einen zu nennen, welcher unstreitig zu den hervorragendsten gehört hat. Es ist dies Fr. Limbach, der, ein angesehener Schauspieler, insbesondere durch seine unvergleichliche Darstellung des Polonius im „Hamlet“ die Briten wahrhaft enthusiasmirte. Der Bericht der „Times“ sagte damals: „Herr Limbach has shown himself the best Polonius of our time“ („Herr Limbach hat sich als den besten Polonius unserer Zeit gezeigt“), und das will gewiß etwas heißen, gegenüber der allgemeinen Meinung der Engländer, dieser Charakter könne nur von einem der Ihrigen richtig aufgefaßt werden. Aber selbst die beiden berühmtesten Poloniusdarsteller, Charles Kean und Bartlet, welche den deutschen Hamlet-Vorstellungen nur noch als Kritiker beiwohnten, haben ihrem deutschen Collegen neidlos den Kranz zuerkannt. Wir freuen uns, Gelegenheit zu haben, dies nachträglich zu constatiren und damit eine Unterlassungssünde gut zu machen, welche jedenfalls keine absichtliche gewesen ist. Der Verfasser W. H.

Der alte Kolter. Wenn wir auch bei Gelegenheit des in Nr. 39 unseres Blattes erschienenen Culturbildes: „Der Sieger von Aachen“ keine directe Bitte um Einsendung von Gaben für den alten Kolter aussprachen, so sind doch von verschiedenen Seiten freundliche Spenden für den betagten und verarmten Herrn eingelaufen, die wir nicht unquittirt lassen möchten. Es gingen bis jetzt ein:

Aus Meißen 3 Mark; die Stammgäste der Nordischen Bierquelle in Hamburg 37 Mark; Moritz Jahr in Gera 20 Mark; T. W. und J. W. in Berlin 5 Mark; H. W. in H. 6 Mark; Turnlehrer W. in D. 3 Mark; H. Gruhl in Halle 6 Mark; von der Tischgesellschaft des Rathskellers in Löbau 13 Mark; von einer alten Frau, die sich im zehnten Jahre an Kolter ergötzt hat, 5 Mark; B. und W. 3 Mark; Sammlung in Gohlis 36 Mark; H. K. 3 Mark; Redaction der Gartenlaube 30 Mark.

Außerdem hat der Magistrat von Glogau in Gemeinschaft mit den Stadtverordneten beschlossen, dem pp. Kolter, „der wiederholt mit den Seinigen sein Leben bei Entstehung von Bränden in unserer Stadt einsetzte“, ein Ehrengeschenk von 75 Mark auszuzahlen, ferner aber auch zu versuchen, die Bürger von Glogau zu Gaben für den alten Herrn anzuregen. D. Red. d. Gartl.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. In Heften à 50 Pfennig.

Der Doppelgänger.

Erzählung von Levin Schücking.

I.

„Ihr habt Euch doch durch all die böse Zeit Eure wunderschönen Eichen gerettet, Meyer Jochmaring; es ist eine Pracht, wie weit sie mit den alten Aesten ausgreifen, bis über den Wasserspiegel hinaus."

Diese Worte sprach eine schlanke und zierlich gewachsene, einfach gekleidete junge Dame, deren Züge eine auffallende aristokratische Schönheit zeigten, zu einem recken haften alten Bauern, der in einer grauen Zwillichjacke und dunkeln manchesternen Kniehosen mit Zinnschnallen neben ihr auf einer Bank unter den gerühmten Eichen saß.

Sie hatte Recht; diese Eichen waren von merkwürdiger, malerischer Schönheit; sie standen auf dem Baumanger hinter einem sehr langen strohgedeckten Bauernhause, das ganz pittoresk auf einer Art breiten Halbinsel lag. Ein schmaler Fluß umgab nämlich das Gehöft mit seinen fünf oder sechs verschiedenen Gebäulichkeiten und trat ziemlich dicht an die Rückseite des Wohnhauses heran.

„Mein Vater," fuhr die Dame fort, „gäbe viel darum, wenn er eine solche Baumgruppe in seinem Parke hätte."

Der Bauer saß mit einem zufriedenen Blicke zu dem dichtbelaubten Gäste auf und sagte dann lächelnd: „Es ist wahr, die Bäume sind schön. Und was Euer Vater in seinem Parke hat, das sind auch schöne Bäume; aber es ist meist um des schnellen Wachsens willen gepflanzt und ist kein solches Eichenholz. Und was Eure Wälder angeht, nun ja, damit kann sich Unsereins nicht messen; ich hab' mir sagen lassen, daß vierzig- bis fünfzigtausend Morgen Wald zum Fürstenthume gehören, aber solche Eichen sind jetzt auch da nicht mehr zu finden. Waren schon da, waren viele da, zu Eueres Großvaters Zeiten; seitdem aber . . ."

„Seitdem," sagte mit einem Seufzer das junge Mädchen, „hat der Sturm der Zeit sie mit fortgenommen."

Der Bauer nickte. „An diese da," fuhr er dann fort, „kommt mir der Sturm der Zeit nicht. Nur wenn ein Meyer stirbt auf dem Jochmaringhofe, dann geht eine von ihnen mit ihm zu Grabe, dann wird eine von ihnen gefällt, daß er in seinem eigenen Holze weggetragen werden kann; wenn eine Axt wider Eichenholz klingt auf dem Hofe des Meyer's von Jochmaring, dann ist's ein Zeichen, daß der Meyer todt ist."

„Ich weiß es," sagte die Dame. „Ihr haltet die alten Bräuche in Ehren. Und ein alter Brauch ist's auch, denke ich, daß der Meyer Jochmaring zu seinem Fürsten steht und ihm hilft, wo er vermag und so wieder der Fürst dem Meyer; Ihr wäret damals von den Franzosen nicht losgekommen, als Euer Sohn sich vor der Conscription verborgen hatte; wäre der Fürst nicht selbst hingereist, um den General Dufaillant zu bewegen, daß sie Euch losließen."

„Ja," sagte der Bauer, „der Fürst ist selber darum hingereist und hat's gutzumachen gewußt. — Ich habe ihm die Reisekosten ersetzt," setzte er dann hinzu.

Ueber die Züge der Dame legte sich ein Ausdruck von Unwillen; sie mochte Undank, vielleicht auch einen Ton von Sarkasmus heraushören aus dieser Antwort. Doch sprach sie nicht aus, was sie leicht erröthen machte; sie fuhr nur fort:

„Er hat das wohl schwerlich verlangt, denn der alte Brauch ist, daß Einer zum Andern steht, ohne darüber abzurechnen."

„Und Ihr beginnt doch zu rechnen," sagte der Bauer mit verschmitztem Lächeln.

„Ich wollte es Euch nicht vorrechnen, sondern nur daran erinnern, weil ich mich gern erinnere, und es nichts Geringes ist, solch uralter Zusammenhang der Dinge und der Menschen. Sind doch nun schon tausend Jahre vergangen, seitdem die Enkel Wittekind's auf der Stelle sitzen, auf der wir noch heute wohnen und die wir seitdem als unser Erbgut inne gehabt haben, und ebenso lange ist's her, daß die Enkel Dessen, der mit Wittekind als seinem Gefolgsherrn in die Schlacht zog, auf diesem Hofe sitzen und daß beider Blut getreulich zusammengeholten hat."

„Das ist an Dem, Prinzeß, das ist wahr," sagte der Bauer kopfnickend; dann aber die Branen zusammenziehend, setzte er hinzu: „Aber Ihr Leute vom Schlosse da drüben erinnert Euch immer dessen am lebhaftesten, wenn Meyer Jochmaring den Beutel aufthun soll. Nehmt's nicht ungütig, Durchlaucht!"

„Ihr seid boshaft," versetzte die Durchlaucht leicht erblassend und die Lippen beißend, „glaubt Ihr, der Gang zu Euch sei mir leicht geworden? Ihr solltet mir ihn nicht erschweren!"

Eine Pause folgte. Der Bauer räusperte sich, zog eine kurze Pfeife aus der Seitentasche, und dann wie in Gedanken, daß er sie doch in Gegenwart der Durchlaucht wohl nicht anzünden dürfe, steckte er sie rasch wieder ein und sagte: „Für Euren Bruder, den Prinzen Adolf, also?"

„Für ihn, wie ich Euch sagte, da die Franzosen ihn trotz der Militärfreiheit, die ihm als einem deutschen Fürstensohne gebührt, zum Dienste zwingen, zu ihrer Garde d'Honneur, wie sie es nennen, worin sie die Söhne der angesehensten Leute im Lande aufnehmen, damit, wie sie sagen, ihr Kaiser eine

Digitized by Google

Ehrengarde habe; in der That aber, um sich ihrer als Geiseln für die Treue und Ruhe des Landes zu bemächtigen.

„Ja, ich weiß," versetzte der Bauer, „sie lassen sie eintreten; sie ziehen sie dann nach Frankreich hinüber und dort . . ."

„Müssen sie auf eigene Kosten leben, ihre Equipirung, ihre kostbaren Uniformen sich selbst anschaffen."

„Es mag Geld, viel Geld kosten," sagte der Meyer, „und doch gäb' ich's, weiß Gott der Herr, mit Freuden für meinen Anerben hin, wüßt' ich ihn als Garde d'Honneur sicher in Frankreich. Unsereinem nehmen sie die Söhne ohne so viel Umstände fort und schicken sie nach Spanien oder schleppen sie nach Rußland in den Tod und elendiglichen Untergang, daß es einen Stein erbarmen könnte."

„Es ist wahr," versetzte die Prinzessin, „der armen Menschen Schicksal ist fürchterlich, aber Ihr könnt doch noch von Glück sagen, Jochmaring, daß Euer Anerbe nicht hat nach Rußland ziehen müssen, sondern nur nach Spanien."

„Nur nach Spanien!" echoete der Meyer mit bitterer Betonung. „Nun ja, die meisten von dem jungen Volke aus dieser Gegend haben nach Spanien müssen. Aber wie viel werden zurückkommen?"

„Euer Anerbe wird zurückkommen, Meyer — vertraut auf Gott!" sagte die Prinzessin fast zärtlich, indem sie die Hand auf des alten Mannes Schulter legte. „Ihr habt ja Nachrichten von ihm, denk' ich."

„Die hab' ich," sagte der Bauer. „Nachrichten durch Einen, der zurückgekommen ist."

„Und dann," fuhr die junge Dame fort, „berichten ja auch die Zeitungen, daß der Kaiser die Truppen aus Spanien sammt und sonders herbekommen läßt, um sie hier in Deutschland im Kriege zu gebrauchen."

„Damit sie hier wieder ihre eigenen Landsleute fechten."

„Das müßt Ihr dann Gott anheimstellen," entgegnete die Prinzessin. „Es hat Niemand eine Ahnung, was aus dem ganzen Kriege wird, und ob es den Alliirten nicht bald gelingt, uns wieder zu freien Menschen zu machen."

Der Bauer seufzte. „Ja, das sagt Ihr wohl so, Prinzeß," sagte er. „Zu freien Menschen! Es kommt nur darauf an, wie die Freiheit aufgefaßt wird. Des Einen Freiheit ist nicht des Andern Freiheit. Für Euch im Schlosse da ist die Freiheit, daß Euer Vater wieder der regierende Herr ist wie vormals und seine Soldaten hält wie vormals, wenn's auch nur ein gar kleiner Trupp ist, und daß all' die Räthe und Schreiber von vormals wieder oben aufkommen, und die alten Hebregister und Bücher wieder gelten, worin die Hand- und die Spanndienste und die Wart- und Lehngelder geschrieben stehen, was jeder Meyer und jeder Kotten leisten muß — Jahr aus, Jahr ein. Das ist Eure Freiheit. Die ist nun schon lange zu End', und jetzt hat der Franzose Freiheit im Lande, daß er uns die Söhne nehmen darf zu seinen Kriegen und den letzten Groschen aus den Taschen zu seinen Steuern. Wenn die Alliirten das abstellen können, so will ich Gott danken, aber zuerst frag' ich, ob denn nun einmal die Freiheit an die Bauern kommen soll — und obwohl ich denke, daß es Zeit wär', so hab' ich doch kein Zutrauen darauf. Und so lange — seht, Prinzessin Durchlaucht, es war eine schöne und friedliche Zeit, als Euer Vater noch unser Herr war in unserem eigenen Lande für uns, das seine eigenen Manieren und Bräuche hatte, seine eigenen Bauerntage und Holzgedinge und die Schmalgänge und die Markengerichte, und wenn Euer Großvater oder Euer Vater seine Jagden hielt mit fremden fürstlichen Herrschaften und das junge Volk aus den Bauernschaften aufgeboten war zum Treiben und wir am schönen Herbstmorgen lustig durch die Wälder hallohten, mit den Halbmonden und Hifthörnern der fürstlichen Jager in die Wette — sicherlich, das war Alles recht schön und lustig dazumal, und weil der Mensch es nicht besser kannte, ließ er sich's gefallen, aber das nehmt mir nicht übel, wenn jetzt die alte Plackerei und Schinderei von Neuem beginnen sollten — lieber möchte ich, daß die Art klänge an einem dieser alten Eichenstämme da."

Nachdem der Meyer von Jochmaring diesen energischen Protest gegen die Glückseligkeiten der guten alten Zeit gesprochen, stand er auf.

„Jetzt will ich gehen und Euch das Geld holen," sagte er.

„Dreihundert Thaler. Es ist all mein Erspartes, was die böse Zeit mir übrig gelassen hat, und Ihr sollt es haben, Prinzeß, weil Ihr Euch nicht umsonst an Meyer Jochmaring gewandt haben sollt."

„Ich danke Euch, Meyer," versicherte die Prinzessin, „der Jäger soll Euch morgen einen Schuldschein bringen."

„Dessen bedarf's zwischen dem Fürsten und Meyer Jochmaring nicht," versetzte der Bauer und ging in's Haus.

Bald nachher kam er, aus der Seitenthür des langen Hauses schreitend, zurück und trug einen leinenen Beutel in der Hand. Eine ältliche Person in der Tracht einer herrschaftlichen Dienerin kam mit ihm aus dem Hause und blieb unfern von der Prinzessin stehen, als der Bauer dieser seinen kleinen Schatz überreichte. Sie nahm ihn und reichte dem Meyer die Hand.

„Ich danke Euch, Meyer Jochmaring, von Herzen."

„Nicht zu danken, Durchlaucht! Gebt es Eurem Mädchen zu tragen, denn es ist schwer."

Das Mädchen nahm den Beutel, legte ihn zum bequemeren Tragen auf ihren Arm, und die Prinzessin trat nun mit ihrer Dienerin den Heimweg an.

Es war natürlich, daß sie sich auf diesem Heimwege in keiner mittheilsamen Stimmung befand, das junge Mädchen, das einen für ihre Lebensstellung so demüthigenden Gang hatte machen müssen. Auf ihrer schönen kindlich vorgewölbten Stirn lag ein sorglicher Ausdruck, ein bitterer Zug um den kleinen Mund mit den seingeschweiften rosigen Lippen. Das Elend des Vaterlandes und die in dieser schweren Zeit so oft eintretenden, vor den Augen der Welt sorglich gehüteten Verlegenheiten des Vaterhauses mußten schwer auf ihrem jungen Herzen liegen, und es mochte ein schlechter Trost für sie sein, sich zu sagen, daß solcher Perioden in der Geschichte ihres Hauses mehr als eine gewesen. Daß es in den guten alten Zeiten in den meisten kleinen Fürstenhäusern, auf den jetzt so stolzen und stattlich mit breiten Thürmen sich erhebenden Edelhöfen der ersten Geschlechter nicht besser ausgesehen, daß sie sammt und sonders durch die Jahrhunderte im eigentlichen Sinne des Wortes sich durchgeschlagen mit Noth und Kummer, im Hader um Pfennige mit den Hörigen, im Drucke der Verpflichtungen gegen Juden und Christen, das wußte sie ja nicht einmal. Was sie wußte, war, daß sie um des sorgenerfüllten Vaters, um des bedrängten Bruders willen den sauern Gang gemacht — und mit diesem Gedanken wappnete sich ihr kleiner Stolz, verband sie die Wunde, aus der ihr fürstliches Selbstbewußtsein blutete.

Sie ging mit ihrem Mädchen, nachdem sie den mit einem Hürdenzaune umgebenen Hof verlassen, einem Fußpfade nach, der sie bald in den kühlen Schatten eines Laubholzwaldes brachte, in welchen die Sonne ihre wechselnden und mit den leise vom Winde bewegten Blättern spielenden Lichter warf.

Es war merkwürdig still im Walde; denn die Jahreszeit, in welcher das laute Gezwitscher der Vögel den Forst belebt, war vorüber, und daß der Herbst nahte, bewiesen die gelben Blätter und die Schalen der Buchnüsse, die, von den Eichhörnchen ausgekernbt, auf dem Pfade lagen. Rechts und links an den Brombeerstauden hingen die reifen, glänzend schwarzen Früchte und dunkelrothe Dolden an den Wasserholderbüschen. Die Prinzessin aber sah wenig auf die Scenerie, die sie umgab; sie eilte elastischen Schrittes dahin, zuweilen nur ein Wort mit ihrer Begleitrin wechselnd, die, den Zipfel ihres schwarzen Umschlagetuches zur Verhüllung über ihre Bürde gebreitet, auf dem Fußpfade ihr folgte.

Plötzlich, bei einer Wendung des Weges, blieb sie stehen. „Marianne," sagte sie erschrocken, „kennst Du den Mann?"

Sie blickte vorwärts auf eine männliche Gestalt, die sich über das etwa hundert Schritte vor ihr befindliche Drehkreuz lehnte, welches hier die Grenze andeutete, wo der Busch des Meyers Jochmaring endete und die fürstlichen Waldungen begannen.

„Wie sollt' ich ihn kennen — es ist ein Fremder," versetzte ebenso erschrocken das Kammermädchen der Prinzessin.

„Mein Gott, was thun? . . . Wir sind mit unserm Gelde ganz unbeschützt und allein . . ."

„Was kann er von unserm Gelde wissen?" sagte Marianne, den Zipfel ihres Tuches tiefer über ihre Last ziehend.

„Freilich — und ich zittere doch an allen Gliedern. Aber es ist dumm von mir. Was kann uns bei hellem Tage geschehen?!"

Digitized by Google

Die junge Dame schritt, Muth fassend, weiter; Marianne ein wenig dichter hinterdrein. Der Fremde stand, als ob er sie mit scharfem Auge fixirte und ihr Herankommen abwartete. Es war eine hochgewachsene Gestalt mit gebräunten Zügen und einem damals von Civilisten noch nicht getragenen Schnurrbarte, seine Tracht aber war die bürgerliche eines Mannes von Stand, von einer gewissen Sorgfalt zeigend und modischen Schnittes, was am meisten dazu diente, der Prinzessin Sorge um diese plötzliche Begegnung zu entfernen. So kam sie bis dicht an das Drehtreuz. Der Fremde richtete sich aus der gebückten Stellung, worin er sich darauf gestützt hatte, auf, und ihr ein paar Schritte entgegentretend, sagte er, indem er die junge Dame eigenthümlich fixirend beobachtete, in einem Tone, der etwas Brüskes hatte:

„Geht der Weg nach Stockheim hier oder dort hinaus?"

Sei es, daß es in dem Klange des Organs, oder daß es in einem Tone der Anrede lag, wie die Durchlaucht ihn von Denen, welche sie umgaben, nicht gewohnt war — sie erschrak von Neuem heftig dabei und fühlte ihren Muth auf eine arge Probe gestellt. Der Weg nach Stockheim war derselbe, den sie zu wandern hatte. Antwortete sie das dem Fremden, so hatte sie den unbekannten Menschen zum Begleiter. Dabei war es schwer, ihm die Bürde zu verbergen, unter der Marianne einherschritt. In diesem öden stillen Walde, worin man auch keiner Menschenseele sonst noch zu begegnen hoffen durfte! Die Prinzessin warf ihrer Begleiterin einen Blick der Angst zu. Darum sprach diese einfältige Marianne nicht, warum hatte sie nicht die Geistesgegenwart, rasch zu antworten: „Der Weg nach Stockheim ist der, den wir gekommen sind. Folgen Sie ihm nur geradeaus!"?

Aber nein, Marianne sah nur ganz erschrocken stumm darein und überließ es ihrer Prinzessin die Antwort zu geben. Diese versetzte mit einem Stoßseufzer und einem scharfen Blicke in des Mannes Gesicht:

„Der Weg nach Stockheim ist dieser, den wir gehen."

Sie konnte nicht anders. Als Prinzessin durfte sie nicht lügen. Sie hätte es auch gar nicht gekonnt, wenn sie gewollt hätte.

Zum Glücke gab ein Blick in die Züge des Fremden ihr eine gewisse Beruhigung darüber, daß er doch wohl, wenn er auch mitten im Walde vor ihnen aufstauchte, nicht unmittelbar sich mit einem räuberischen Angriffe auf ihren kostbaren Transport trug. Er war etwa dreißig Jahre alt, wenigstens so gebräunt und von Wind und Wetter mitgenommen, daß man ihn dafür halten mußte; seine Züge waren männlich und edel geschnitten, die Schläfen stark eingedrückt, was dem Gesichte ein sehr langgezogenes Oval gab, und aus seinen blauen Augen, unter den breiten, fast immer halbgeschlossenen Lidern her, blickte ein scharfer, kluger Geist. Es schaute etwas Forschendes, Verschlossenes und sehr Selbstbewußtes aus diesem Kopfe, dessen Studium fesseln mußte, wenn er auch nicht verhieß, daß der Charakter dieses Mannes anziehen müsse — eher mußte ein junges Mädchen, wie unsere Prinzessin, die Empfindung haben, der melancholische und weltverachtende Zug, der auf seiner Lippe lag, sei etwas, das man fürchten müsse, weil es am Wohlthun Freude zu haben schien.

Das Alles sah die Prinzessin freilich nicht auf den ersten forschenden Blick, den sie in seine Züge geworfen; sie beobachtete es, während er jetzt neben ihr blieb, mit ihr sprach und dabei so merkwürdige Dinge sagte, daß sie nicht anders konnte, als zuweilen mit einem Seitenblicke nach der Miene aufzuschauen, die er dabei machte.

„Sie müssen sich also, da wir denselben Weg haben, schon meine Begleitung gefallen lassen," hatte er ihr geantwortet.

Da sie geschwiegen, hatte er, neben ihr fortschreitend, gefragt:

„Diese Wälder sind schön. Wer gehört ihnen?"

Sie blickte zu ihm auf.

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich meine, wer der unglückliche Glückliche ist, den diese weiten Forsten als Besitzer festhalten und sich mit ihrem Schutze gegen Holzdiebe und Wilderer zu plagen zwingen?"

„Ah, so meinen Sie es!" antwortete lächelnd die Prinzessin.

„Nun, ja, so meine ich es. Der Mensch gehört viel mehr den Dingen als die Dinge dem Menschen. Finden Sie es nicht lächerlich, wenn irgend eine schwächliche gebrechliche Menschengestalt durch den Wald oder über die Flur schreitet und glaubt, das Alles gehöre ihr? Just als ob die Raupe, die über ein Eichenblatt kriecht, spräche: dieser Baum ist mein. Die Araber haben ein Sprüchwort: Wenn der Hahn kräht, glaubt er, die Sonne ginge seinetwegen auf. Die Wälder, die Fluren, die Güter, das Alles steht noch nach tausend Jahren so, wenn der Mensch, der um seiner Nahrung willen an sie gefesselt und gekettet war, wie die Raupe an ihr Eichenblatt, längst da ist, wo Raupe und Blatt sind."

„Was thut das," antwortete die Prinzessin jetzt, „der Mensch bleibt doch Herr über sein Eigenthum, wenn er auch sterben muß; nach ihm kommt der Sohn, die Familie — —"

„Um in demselben Bann zu liegen. Die Wälder werden — Sie haben mir keine Auskunft darüber gegeben — dem Fürsten von Idar gehören; können Sie leugnen, daß er ein armer Mann ist, der durch seinen Besitz an sein winziges Städtlein, an seine unwohnliche alte Väterburg mit schauerlich kalten zugigen Corridoren und ungemüthlichen weiten, schlechtbeleuchteten Gemächern, mit breiten, ungesunden Wasserflächen als Gräben umher, gefesselt ist, und daß tausend Bande mit viel Verdruß und wenig Genuß ihn an diesen Besitz fesseln, dem er gehört und der ihn nicht fortläßt? Versetzen Sie sich in die Seele eines solchen beneideten Eigenthümers! Denken Sie, wie er an dunklen Regentagen in einer der tiefen, durch die plumpen alten Burgmauern gebrochenen Fensterbrüstungen steht und den bleiernen Himmel anstarrt, die melancholischen Windesstimmen um seine Thürme blasen hört! Meinen Sie, solch ein Mensch hätte nicht auch ein Gemüth? Nicht eine Sehnsucht nach fichten, schönen, sonnigen Fernen? Aber seine Burg, seine Wälder, seine Wiesen, seine Torfmoore, seine Schäfereien, seine räucherigen Pachthöfe haben ihn und lassen ihn nicht los. Und neben ihm, in den andern Fensterbrüstungen sitzen blassen Antlitzes mit von langer Weile abgespannten Zügen, blauen Streifen unter den matten Augen seine drei oder vier unverheiratheten Töchter, die trägen Hände über unnützen Stickereien oder Häkeleien in ihrem Schooße gefaltet. Auch sie blicken zu dem bleiernen Himmel, dessen Wolken ihnen die Ferne umhüllen, wie ihres Lebens Hoffnungslosigkeit ihnen ihre Zukunft grau verhüllt, empor; auch sie forchen auf das melancholische Wehgeheul des Windes — glauben Sie, in diesen armen Mädchen pulsirte nicht auch der Lebens- und Glücksdrang, die Sehnsucht nach Glanz und Liebe, nach einem freien Sein unter freien Menschenseelen? Glauben Sie, diese armen gefangenen Wesen möchten nicht auch gern so lustig, muthwillig und lebensfroh aus den Augen blicken, wie in diesem Augenblicke Sie mit Ihren glänzenden Augensternen thun, mein werthes Fräulein?"

Die Prinzessin hatte anfangs, leicht erbleichend, sich sehr versucht gefühlt, über diese Reden des wunderlichen Philosophen an ihrer Seite empört zu werden; dann hatte es sie zu ergötzen begonnen, und jetzt, bei dieser direct persönlichen Wendung seiner Predigt brach sie in ein lautes fröhliches Gelächter aus.

„Nun," sagte er, „Sie lachen über diese armen Wesen, die in ihrem alten Schlosse festsitzen, weil sie ihm gehören, weil das Eigenthum sie zwischen seinen eisernen Stangen festgeklammert hält. Sie sollten nur einmal solch eine unglückliche, weder der Welt noch sich selber nützende Prinzessinnenexistenz führen — nur einmal ein Jahr lang."

Die Prinzessin lachte abermals laut auf und wandte sich dann mit einem höchst verschmitzten Blick und den Finger auf den Mund legend zu ihrer Begleiterin um.

Marianne sah sehr bestürzt aus und lächelte jetzt doch auch.

„Wo haben Sie solche Prinzessinnenexistenzen studirt, wenn man fragen darf?" sagte die junge Dame dann.

„Ich bin schon durch manche Hütte und manches Fürstenhaus hindurchgegangen," versetzte er Fremde sehr ernst.

„Und," fiel die Prinzessin ein, „haben Sie beim Durchgang durch eines dieser Fürstenhäuser sich nie versucht gefühlt, eine dieser sehnsüchtig schmachtenden Seelen aus ihrer Gefangenschaft zu befreien und in die Freiheit mit hinauszunehmen?"

„Nein," sagte der Fremde schmerzlich lächelnd, „denn ich selbst bin nicht frei."

„Nicht frei, verlobt?" fuhr die Prinzessin fort, die mit diesem seltsamen Menschen nun vollends schon im Tone des neckenden Spottes glaubte reden zu können.

„Verlobt? Nein. Aber mein Herz ist gefangen; es liegt im Zauberbanne eines einzigen Blicks, der mit einst wurde

Digitized by Google

und mir nun mit Flammenschrift tief in die Seele geschrieben steht, der mich, und lebte ich eine Ewigkeit, nicht mehr verlassen wird."

„Ah, das lautet ja über alle Maßen romantisch," rief die Prinzessin aus, „ein einziger Blick, der die Macht hatte, Sie auf ewig zu binden — welche Magie eines Blickes! Und wer war die Zauberin, welche Ihnen einen solchen Blick zuwarf?"

„Die Zauberin war eine arme spanische Nonne, in einer Kutte von rauher brauner Wolle, und sie warf mir den Blick zu, hilfesflehend und von Todesangst erfüllt, als in ihr brennendes Kloster, aus dem sie sich flüchten wollte, einer meiner Cameraden Fe zurückschleuderte; sie warf ihn mir zu, von den Flammen ergriffen, nicht mehr zu retten, denn zwischen ihr und mir schoß eine lohende Balken- und Sparrenmasse nieder."

„Ah," rief die Prinzessin stehen bleibend aus. „Ist das Wahrheit, was Sie da erzählen?!"

„Es ist die Wahrheit, Fräulein. Ich wüßte nicht, weshalb ich Ihnen, die ich nicht kenne und vielleicht nie wiedersehe, Lügen erzählen sollte."

„Und das arme Geschöpf verbrannte?"

„Es verbrannte wie ein halbes Dutzend ihrer Schwestern. Ich konnte nichts mehr zu ihrer Rettung thun. Das Einzige, was ich thun konnte, war, mein Pistol zu nehmen und meinem Cameraden, der so cannibalisch gehandelt hatte, die Hirnschale zu zerschmettern."

„Mein Gott, mein Gott!" rief die Prinzessin ganz außer sich aus. „Aber," sagte sie dann sich fassend, „ich bin sehr thöricht, daß ich mich so darüber entsetze. Wenn dies Alles wahr wäre, würden Sie es nicht so der ersten besten wildfremden Person, die Ihnen hier im Walde begegnet, erzählen."

Der Fremde schritt eine Weile schweigend und ohne zu antworten neben ihr. Es war, als ob er schon an ganz andere Dinge dächte; plötzlich sagte er:

„Glauben Sie nicht, daß, wenn man lange in großer Einsamkeit gelebt und Alles hat schweigend in sich verschließen müssen, man einmal sich vom Drange der Gesprächigkeit fortgerissen fühlen und Dinge, die man besser verschwigt, erzählen kann, einem Menschengesichte gegenüber, von dem man sympathisch berührt wird?"

Er heftete dabei einen eigenthümlichen, gedankenvollen und schwermüthigen Blick auf die Züge der Prinzessin.

„Wenn Sie meine Geschichte nicht glauben," fuhr er dann nach einer Weile fort, „nun wohl, dann desto besser! Denken Sie, ich hätte Ihnen etwas vorgeplaudert, um Sie auf diesem Wege zu unterhalten! — Ist das die Margarethenlinde? Ich will nicht ganz bis Stockheim, sondern nur bis zur Margarethenlinde."

„Noch nicht," versetzte die Prinzessin, „sie steht eine Strecke weiter unten. — Also Sie wollten mich nur unterhalten? Wähnen Sie etwa, daß Sie dazu besonders angenehme Gegenstände gewählt?"

Er sah sie fragend an.

„Bin ich Ihnen unangenehm damit geworden?" sagte er.

„Mußten Sie das nicht mit solchen Schreckgeschichten?"

„Wenn ich sie erleben mußte, können Sie sie auch anhören."

„Wenn ich nun aber nächstens wieder bleich und mit von Langeweile abgespannten Zügen die melancholischen Windestimmen um unsere alten Schloßthürme blasen höre — wenn ich dann noch im Geiste den herzzerreißenden Schrei der in die Flammen geschleuderten Nonne aus dem Wehklagen des Sturmes heraushören, mir ihren Blick des Entsetzens vorstellen, mir ihre von grausiger Angst erfüllten Augen ausmalen muß . . ."

„Ah — Sie? In Ihren Schloßthürmen? Sind Sie denn..."

„Da ist Ihre Margarethenlinde. Was wollen Sie dort? Haben Sie da ein Rendezvous? — Es soll dort auf der Lichtung einst eine Hexe verbrannt worden sein. Wissen Sie, daß Sie mit Ihren Feuergeschichten auf seltsame Combinationen bringen? Leben Sie wohl! —"

„Aber" — sagte er rasch, als sie sich zum Weitergehen von ihm wenden wollte — „ich bitte Sie, wer sind Sie?"

„Eine der unglücklichen verzauberten Prinzessinnen, von denen Sie mit so gerührter und wehmüthiger Theilnahme gesprochen haben. Ich bin die Prinzessin Elisabeth von Ibar."

„Unmöglich — Sie?" rief er aus, doch mit einem so ruhigen Ton und so wenig überrascht Miene, daß, wenn Prinzessin Elisabeth von Ibar sich diesen Moment als Strafe vorbehalten hatte, sie sich um den Genuß, ihn grenzenlos zerknirscht und bestürzt zu sehen, vollständig betrogen sah.

„Wahrhaftig," fuhr er fort, „so wäre es thöricht von mir. Sie um Verzeihung bitten zu wollen, Durchlaucht. Was ich gesagt habe, paßt so wenig auf Ihre strahlende, blühende Jugend und den frischen Lebensmuth, der Ihnen aus den Augen flammt, daß ich kein Wort darüber verlieren darf. Sie die Prinzessin Elisabeth! Ich habe von Ihnen gehört. Sie sind das Juwel Ihres Hauses, der gute Genius darin, die Egeria des Fürsten, der Liebling Aller, sogar des Meyers Jochmaring; in der That, der Meyer Jochmaring, dessen kühles und weise abwägendes Gemüth das Schlimmste, was einem Menschen begegnen kann, darin erblickt, wenn er irgend etwas auf Erden überschätzt — dieser eingefleischte Realist von Bauer schwärmt für Sie. Er schwärmt so für Sie, daß er mir eine wahre Sehnsucht erweckt hat, Sie einmal wenn auch nur ganz von fern zu erblicken. Und nun finde ich Sie hier — hier, wo man doch sonst nur Märchenprinzessinnen zu finden erwarten darf, tief im einsamsten Walde, und die Zeit, in welcher ich an Ihrer Seite schreiten durfte, habe ich damit zugebracht . . ."

Die Prinzessin unterbrach diese mit einer merkwürdigen Ruhe und Sicherheit gemachten Complimente.

„Wohler kennen Sie denn den Meyer Jochmaring so genau — wer sind Sie?" sagte sie mit einem Tone, durch dessen Strenge doch nun die Andeutung klang, daß er im Begriff sei, ihr fürstliches Bewußtsein zu verletzen.

„Wer ich bin? Ich bin, der ich bin. So heißt es in der Bibel. Genügt Ihnen das? Nein? Sie wollen den Namen wissen, der mich hat, den ich gehöre, wie Meyer Jochmaring seinen alten Eichen? Wohl, ich will Ihnen meine Karte geben, weil ich Ihnen damit sehr viel gethan kann . . ."

„Sehr viel? Ist der Name so berühmt oder so vornehmen Klanges?" fiel sie spöttisch ein.

„Nein, nichts davon. Aber ich gebe Ihnen mit dieser Karte einen großen Beweis meines unbedingten Vertrauens."

Er hatte sein Taschenbuch hervorgezogen und überreichte jetzt der Prinzessin die daraus genommene Karte.

„Das zu können," fuhr er fort, „freut mich. Es darf diese Karte Niemand sehen — Niemand hier meinen Namen wissen. Es brächte mein Leben in Gefahr."

„Ah — wie wäre das möglich?"

„Daß ich Ihnen dies gesagt habe, Durchlaucht, genügt nicht wahr?" entgegnete er ernst.

„Es genügt," versetzte sie, flüchtig dem voll und groß auf ihr ruhenden Auge begegnend — „ich werde Sie sicherlich nicht verrathen, wenn es so ist — und nun Adieu! — leben Sie wohl!"

Mit einer leichten Verneigung des Kopfes, mit einem Lächeln, das ausdrücken konnte, wie diese ganze Begegnung ihr trotz seiner letzten merkwürdig tragischen Versicherung doch mehr einen scherzhaften als ernsten Eindruck hinterlasse, nahm sie Abschied von ihm und schritt davon.

(Fortsetzung folgt.)

Ein „zweites" Theater.

Das Gastspiel der Mitglieder des Friedrich-Wilhemstädtischen Theaters an der Neustädter Hofbühne zu Dresden versetzte mich so recht in die besten Zeiten des Wallnertheaters, als Helmerding, Reusche und Neumann, dieses unvergleichliche Kleeblatt, durch geistreiche, bewegliche Darstellung und unversiegbaren Humor, allabendlich Triumphe feierten. Helmerding ist noch der Alte, das heißt einer der besten Schauspieler (nicht nur Berlins, sondern Deutschlands und der Jetztzeit überhaupt); Reusche wurde an die Hofburg engagirt, für den Schauspieler das wünschenswertheste Ziel; Neumann, dieser liebenswürdige

Digitized by Google

Die Mitglieder des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin.
Originalzeichnung von Herbert König.

Digitized by Google

Komiker, lebt und wirkt noch heut in der Stadt der Intelligenz. Ich bekenne es gern und offen, diese Schauspieler der sogenannten „weiten" Theater, mit ihrem rastlosen Fleiße und beharrlichen Streben, mit ihrer unverwüstlichen Lebhaftigkeit, mit ihrer scharfspointirten Auffassungsweise, die ihre Charaktere frisch und unverfälscht von der Straße, aus dem Volke und der Gesellschaft auf die Bühne bringen, haben mich immer mit hohem Interesse erfüllt und mir eine Art Respect abgenöthigt, was ich von den Schauspielern gewisser „erster" Theater nicht immer behaupten kann. Der Brenn- und Kernpunkt eines Theaters, welches auf eigenen Füßen zu stehen gezwungen ist, also keines Zuschusses fich zu erfreuen hat, ist ein fortwährender Kampf um die Existenz. Und damit das Ganze nicht gefährdet werde, muß der Einzelne all sein Können, all seine Kräfte einsetzen. Schon dadurch ist den Vorstellungen solcher Bühnen eine Energie aufgedrückt, ein exactes Wesen, ein Ringen und Kämpfen, das an Genialität grenzt, und den Zuschauer, immer und immer fesselnd, mit sich fortreißt.

„Wollen Sie, meine Herren und Damen, am Ersten Ihre Gage haben, so müssen Sie zuerst sorgen, daß ich Sie Ihnen zahlen kann." Diese allgemein verständliche Bemerkung, die der Director als letzten Trumpf ausspielt, wenn es einmal auf der Generalprobe noch nicht nach Wunsch geht, ist der beste und wirksamste Schlüssel, das Räderwerk anzuziehen und in die nöthige Bewegung zu setzen, wenn es einmal an Oel fehlt und die Maschine in's Stocken geräth. Der letzte, der unbedeutendste Schauspieler sucht dann aus seiner kleinen Rolle das Menschenmöglichste zu machen, und geht überglücklich in die Coulisse ab, wenn sich die Stirn des Herrn Directors nach und nach wieder entwölkt oder wenn sein noch eben blitzeschleudernde Auge ihm gar einen Blick der Milde angedeihen läßt. Wie anders an gewissen Theatern ersten Ranges, wo der alte Stadlendrian das Bürgerrecht erlangt hat und nie mehr zu verschwinden ist; wo zwar ein Hofjovialier an der Spitze steht, statt seiner aber einige erste Mitglieder, im gemeinen Leben Virtuosen genannt, das Scepter führen; wo Vornehmthuerei das charakteristische Kennzeichen des Gebahrens auf der Bühne ist und das Ganze mit dem Schleier unendlicher Langeweile überzieht; wo Eigensinn, Eigendünkel und Neid es nie zu einem wirklichen Zusammenspiel kommen lassen und das Protectionswesen ängstlich und mit Erfolg bemüht ist, jedem wahren Talente den Weg zu verkümmern; wo jährliche Geldzuschüsse, die sich oft zu enormer Höhe steigern, dem Spiele der Darsteller den Stempel beamtlicher Behaglichkeit und Sorglosigkeit aufdrücken, sodaß jener Hofschauspieler von dem Moment an, da er die lebenslängliche Anstellung in der Tasche hatte, beschloß, nie mehr eine Rolle zu lernen! Doch um der Wahrheit die Ehre zu geben, dieses eben geschilderte Treiben gehört zum großen Theil einer früheren Zeit an und ist seinem Verschwinden nahe. Auch bei den Hoftheatern weht eine frischere Luft, da man einsieht, daß es so nicht mehr fortgehen kann. Begeistertes Kunstinteresse, energisches Streben sind auch hier heimischer geworden und haben jenes bequeme Sichgehenlassen und Pochen auf eine bevorzugte Stellung, Ueberhebungen, die noch vor wenigen Jahren die meisten Hoftheater kennzeichneten, glücklich aus dem Felde geschlagen.

Bei dem Gastspiele der Mitglieder des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters entwickelten sich nun all jene Eigenschaften, die als charakteristische Kennzeichen eines (Notabene guten) zweiten Theaters angedeutet wurden, auf's Glänzendste, sodaß sie das sonst so vorsichtige, nicht eben allzu entgegenkommende Dresdener Theaterpublicum in der That elektrisirten. Da der Berliner Gastspiel-Cyklus nur aus Wiederholungen der drei Operetten: „Mademoiselle Angot", „Die Fledermaus" und „Der Carneval in Rom" bestand, weil das anfangs in Aussicht genommene höchst amüsante „Girofle-Girofla" aus wohlbegründeter Rücksicht nicht zur Aufführung gelangte, so konnte dieses Unternehmen gerade dem Eingeweihten für Dresden, und noch dazu an einer Hofbühne, als etwas gewagt erscheinen. Doch die Art und Weise, wie diese leichte, wenn auch nicht geistlose Waare von den Darstellern auf den Markt gebracht wurde, versöhnte selbst den verwöhntesten Theaterbesucher und schmolz bald die eisgepanzerten Herzen der Prüden und Delicaten. Diese Vorstellungen, welche ohne Ausnahme von einer rühmenswerthen Wohlanständigkeit beherrscht wurden, triumphirten vollständig über das landläufige Vorurtheil, als „passe" dergleichen nicht, selbst ausnahmsweise nicht, auf eine Hofbühne.

Helene Meinhardt und Karl Swoboda, welche die Mitte auf unserer Zeichnung einnehmen, sind unter den Darstellern in erster Linie zu nennen. Helene Meinhardt, eine vorzugsweise naturgemäße Erscheinung mit einem klugen Vogelgesichte, ist die zierlichste Mamsell Angot, die man sehen kann. Alles an ihr ist Geist und Leben; ihr Gesten- und Mienenspiel werden vom feinsten Verständnisse geleitet, und selbst im ausgelassensten Momente verläßt sie nie die angeborene Grazie, nie jener instinctive Tact für Das, was sich ziemt und was darüber hinausgeht. Sie verschmäht jene in die Augen springende Drolerie, die namentlich von ihren österreichischen Colleginnen gepflogen wird und den geschätzten Zuschauer so sehr verletzt; im tollsten Treiben bleibt sie immer das liebenswürdige Persönchen. Das bei aller übersprudelnden Laune ihrer Würde eingedenk ist.

Karl Swoboda ist wohl einer der vorzüglichsten Spieltenöre am deutschen Theater. Seine Spiel- und Gesangsweise ist lebhaft, feurig, oft hinreißend, in den höchsten Momenten des Affectes „wie aus einer Pistole geschossen". Und dabei hält er immer Maß, ist aber auch immer der Erste im Gefechte, wenn und wo es gilt, und außerdem, was nicht wenig sagen will, ein Künstler vom seltensten Pflichtgefühl. Wie sieht oder hört man diesem Feuerkopfe ein Nachlassen der Kräfte, ein Erschlaffen an, nie, was bei so Vielen der Fall, läßt er sich von der Rolle tragen oder wird gar von den Wogen mit fortgerissen; stets trägt er den Kopf hoch, ist „allezeit voran" — immer thut der Mohr seine Schuldigkeit.

Vom übrigen hervorragenden Personal sind die Damen Preuß, Elise Schmidt und Bertha von Czepckanzy zu nennen. Erstere eine anmuthige Persönlichkeit mit sympathischer Stimme und Vortragsweise, Fräulein Schmidt vorzüglich in derbkomischen Rollen, Fräulein von Czepckanzy eine graziöse Salondame mit der frappanten Physiognomie einer Vollblut-Ungarin. Und nun komm' Du heran, mein „fideles Gefangniß", mein unsterblicher Gefängnißwärter, „Du Borstell" von unendlichem Humor-! Wer Dich einmal nur sah, muß mit Wallenstein rufen: „Mag Scholz, bleibe bei mir, geh' nicht von mir, Max!" Max Scholz, den wir auf unserm Bilde zweimal bringen, als Lariboudière, den gelbstolzen eiten Lüftling, der überall am Narrenseile herumgeführt wird, und als Gefängnißwärter, den nie nüchternen Schmeerbauch, der vor Rührung Punsch weint und sein Gefängniß für das fideste der ganzen Welt erklärt — dieser geborene Komiker darf als eine Hauptstütze des Berliner Unternehmens bezeichnet werden. Genannter Gefängnißwärter in der „Fledermaus" ist geradezu eine classische Leistung, ein moderner Falstaff vom Scheitel bis zur Sohle, ein durch und durch in Spiritualien aller Art vervollkommener Kerl, dem man trotzdem nicht gram sein kann, wenn man das homerische Gelächter hört, das ihm von den Logen und aus dem Parterre wie von der Galerie zuströmt und in das man nach Herzenslust mit einstimmt.

Vorzüglich unterstützt wurde der treffliche Komiker von seinem Collegen Boltmann, der den Director dieses fidelen Gefängnisses darstellte und, von einer Festlichkeit kommend, ebenfalls den Kopf voller hatte, als ihn sieh war. Die Situation zwischen dem Vorgesetzten und seinen Untergebenen, welche Beide in einer höchst bedenklichen Lage vorführt, indem der Eine sich Nichts vergeben, der Andere sich Nichts merken lassen will, war von so außerordentlicher Wirkung, daß die Spielenden oft vom Beifall des Publicums unterbrochen wurden. Hervorzuheben unter den Darstellern sind noch Robert Guthery, Brandt und Richard Hagen, die, Jeder in seinem Genre, zur Vorzüglichkeit des Ganzen redlichst mitwirkten.

Die drei Hauptfactoren, denen die Leitung des Instituts anvertraut ist, sind der Director Emil Neumann, der Capellmeister Arno Kieffel, ein nicht nur anerkannt tüchtiger Dirigent, sondern auch ein trefflicher Liedercomponist im Schumann'schen Genre, und der Regisseur Tetzlaff. Das Zusammenspiel, welches bei den Vorstellungen dieser Gesellschaft eine so schmeichelhafte Anerkennung gefunden hat, ist die Frucht mehrjährigen Strebens, dessen sich jetzt Uebernahme der Direction Emil Neumann bestätigte, indem er stets von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß

Digitized by Google

ein gutes, einheitliches Zusammenspiel, bei welchem Jeder, auch der Inhaber der kleinsten Rolle, ja selbst jeder Statist und Chorist, mitwirkt und mitspielt, die Seele aller dramatischen Aufführungen ist. Mehrere Jahre hindurch führte er die Regie aller Stücke selbst, und erst seit einem Jahre greift Herr Teßlaff in dieselbe ein, dabei gänzlich den Grundsätzen des Directors folgend, die von dem Fleiß und dem Eifer der Mitglieder auf's Beste unterstützt werden. Nur unter einer solchen Bühnenleitung kann es gelingen, dem Publicum Vorstellungen zu bieten, die nicht zu den alltäglichen zu zählen sind.

Als treue Wacht steht dem Institute ein Consortium zur Seite, das aus drei Mitgliedern der Berliner Geld-Aristocratie besteht, von denen der rührige A. Hofmann, bekannt als Verleger des Kladderadatsch und — Millionär, den Vorsitz führt, wozu ihn seine genaue Kenntniß des Theaters, wie die Verbindung mit Schriftstellern und Journalisten wohl berechtigen. O. Lg.

Zwei deutsche Jubelfeste in Weimar.

Von Robert Keil.

2. Zum Goethe-Feste 7. November 1875.

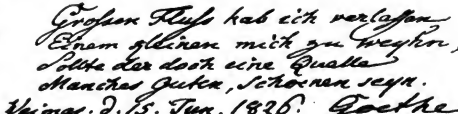
Noch werden die Festklänge von Karl August's hundertjährigem Regierungsjubiläum nachklingen, wenn sich bereits der Jubel eines zweiten großen Weimarischen Festes mit ihnen vermischen wird, — eines Festes, das, mit dem ersten auf das Innigste verbunden, nicht allein für Weimar, sondern für ganz Deutschland ebenso hohe, fast noch höhere Bedeutung hat: die Säcularfeier von Goethe's Eintritt in Weimar.

Auf die Einladung des Herzogs fuhr Goethe im November 1775 von Frankfurt nach Weimar, um als Gast Karl August's einige Zeit an dessen Hofe zu weilen. Im Auftrage desselben begleitete ihn dahin ein junger Cavalier, welcher während seines Aufenthaltes in Frankfurt bereits mit Goethe und dessen Eltern so befreundet geworden war, daß er in einem später zu erwähnenden Briefe Goethe seinen Bruder, Goethe's Eltern seine Eltern nannte. Es war der Weimarische Kammerjunker von Kalb, nach von Seckendorff's Schilderung „ein geistreicher Mann von guter Figur, von dessen Charakter man aber nicht das Beste sagte". Schon damals die volle Gunst des Herzogs genießend, wurde er, als sein Vater, der Kammerpräsident von Kalb nach Kalbsrieth sich zurückzog, von Karl August trotz den Bedenken und Vorstellungen des Ministeriums zum Kammerpräsidenten ernannt und fungirte als solcher bis zum Jahre 1782, wo er wegen übler Amtsführung entlassen werden mußte. Wie hätte er damals, im November 1775, ahnen können, daß der junge Frankfurter Rechtsanwalt, der junge Dichter Goethe, welchen er im Wagen nach Weimar geleitete, schon nach sechs Jahren sein Nachfolger im Vorsitz der Kammer werden sollte! —

Am Morgen des 7. November 1775, mit dem Glockenschlage fünf Uhr, trafen sie in Weimar ein, wo Goethe zunächst im Hause des alten Kammerpräsidenten von Kalb freundlichste Aufnahme und Wohnung fand. Dort saß noch denselben Tag Wieland, der Erzieher des jungen Fürsten, der Gesellschafter und Freund der Herzogin-Mutter, welcher unlängst seiner Aleste wegen von Goethe in der Farce „Götter, Helden und Wieland" so hart angegriffen war, bei Tafel mit Goethe zusammen und wurde „ganz verliebt in den herrlichen Jüngling". „Meine Seele" — schrieb er am 10. November — „ist so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne. Der göttliche Mensch wird, denk' ich, länger bei uns bleiben, als er Anfangs selbst dachte, und wenn's möglich ist, daß aus Weimar etwas Geschcites wird, so wird es seine Gegenwart wirken." Größer noch und schöner, als Wieland ahnte, ist seine Prophezeiung in Erfüllung gegangen, und Goethe selbst war sich dessen vollbewußt. Als er einundfünfzig Jahre später, im Jahre 1826, dem Rath Kräuter, seinem ehemaligen Privatsecretär, ein Bild Frankfurts zum Geschenk machte, schrieb er, der Uebersiedelung vom Main zur Ilm gedenkend, unter das Bild seiner Vaterstadt die oben im Facsimile wiedergegebenen ebenso wahren wie schönen Verse. Mit jenem 7. November 1775 begann, bei innigstem Freundschaftsbunde des Fürsten und des Dichters, die Genie-Periode, mit jenem Tage begann die große Zeit, welche Weimar für alle Zukunft zu classischer Stätte weihen sollte; mit jenem Tage begann nicht für Goethe und Weimar allein, nein, für die gesammte deutsche Literatur eine neue Epoche. Mit dem 7. November des jetzigen Jahres aber vollendet sich seitdem ein Jahrhundert, und mit Leonore im Tasso können wir sagen:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

So feiert Weimar diesen hundertjährigen Gedenktag, wie einst vor fünfzig Jahren den goldenen Jubeltag des greisen Dichters; so feiert ihn Weimar, ja die ganze deutsche Nation gleich jenem unvergeßlichen 4. September 1857, als von der Goethe-Schiller-Doppelstatue vor dem Weimarischen Theater die Hülle fiel. Begehen auch wir diese bedeutsame Säcularfeier, indem wir uns jene ewig denkwürdige Zeit vor hundert Jahren in treuem Bilde zu vergegenwärtigen suchen!



In frischer, feuriger Jugend, erst sechsundzwanzig Jahre alt, trat Goethe in Weimar ein, nach Heinse's Schilderung „ein schöner Junge, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln." Sein Gitz von Berlichingen hatte alle Herzen im Sturme erobert; über seinem Werther waren unzählige, sentimental fühlende Herzen in Thränen zerflossen; sein Name war auf Aller Lippen. Und dieser so rasch berühmt gewordene, allgefeierte junge Frankfurter war zugleich in seinem ganzen Wesen das, was sein Schauspiel, sein Roman sagte, und bezauberte überdies durch das gewinnendste, in jedem Zuge den Stempel des Genies tragende Aeußere. Der schlanke und doch nervige, stolze Gliederbau, die prachtvolle Stirn, die glühenden Augen, die gebieterische Nase und die zauberischen Lippen schienen ihres Gleichen nicht zu haben. So schildert ihn Wieland als einen

— schönen Herenmeister
Mit einem schwarzen Augenwaar,
Zauberuden Augen mit Götterblicken:
Gerieh mächtig zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrisch und hehr,
Ein ächter Geisterkönig, daher.
Und Niemand fragte: Wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick: 's war Er.

Voll Genialität, voll Lebensdrang und Lebenslust und dabei doch mit stillem, nachzitterndem Schmerz über den Verlust seiner Frankfurter Braut Lili mußte der junge schöne Mann auch in den Weimarischen Kreisen rasch alle Herzen gewinnen. „Wie ein Stern," sagt Knebel, „ging er auf. Jedermann hing an ihm, besonders die Damen. Er hatte noch die Werther'sche Montirung an, und viele kleideten sich darnach. Er hatte noch von dem Geiste und den Sitten des Romans an sich, und dieses zog an, sonderlich den jungen Herzog, der sich dadurch in die Geistesverwandtschaft seines jungen Helden zu setzen glaubte."

Digitized by Google

Er war des jungen, achtzehnjährigen Fürsten Gast nicht blos, er war sein Freund, sein Bruder. Sie aßen zusammen, oft schliefen sie in demselben Zimmer, bisweilen Goethe mit im Fürstenhause, später bisweilen der Herzog in Goethe's Gartenhause, und beide verband das traulich-brüderliche „Du". Und wie Goethe von ihm herzlichst aufgenommen wurde, so vom ganzen Hofe, namentlich auch von der achtzehnjährigen Herzogin Louise und von der erst sechsunddreißig Jahre alten, lebensheitern, kunstliebenden Herzogin-Mutter Amalie. Seine glänzenden Talente, sein frisches, geistsprudelndes Wesen und seine Ausgelassenheit rissen Amalien vom ersten Augenblicke an hin, und einige Monate später trat sie in einem Briefe an den Minister von Fritsch als beredte Vertheidigerin von Goethe's Talenten, seinem Genie, von seiner Moral, seiner Religion auf, „welche die eines wahren und guten Christen sei, welche ihn lehre, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen ihn glücklich zu machen."

Bald war er, wie er selbst in einem Briefe vom 22. November bemerkte, im Treiben und Weben des Hofes, und da ihm zur Ueberstäubung des geheimen Schmerzes um Lili Zerstreuung Bedürfniß war und das Hofleben ihm zugleich Gelegenheit zu Studium von Leben und Menschen gab, stürzte er sich, seinem Genius vertrauend, in den Strudel der buntesten Vergnügungen. Er that es nach seiner Art, im Sturm- und Drangperiode, rücksichtslos und unbekümmert um das „Geträtsch" und Nasenrümpfen des sittsamen Weimarischen Publicums. Wohl mag die Bemerkung des guten Wieland in einem Briefe an Merck vom Jahre 1776 nur Wahrheit sein: „Goethe hat freilich in den ersten Monaten die Meisten (mich niemals) oft durch seine damalige Art zu sein skandalisirt und dem diabolus prise über sich gegeben."

Im Zimmer des ihm befreundet gewordenen Friedrich Justin Bertuch (des Uebersetzers von „Don Quixote", nachmals Begründers des Landes-Industrie-Comptoirs) konnte der sonst immer „wüthige" Goethe sich das schöne lange Haupthaar lösen und mit buchanischem Uebermuthe sich auf dem Boden wälzen, und als wenige Wochen nach Goethe's Ankunft sich die beiden Grafen Stolberg, die Freunde des Frankfurter Dichters, auf ihrer Rückreise aus der Schweiz in Weimar einfanden, wo sie bis 3. December verweilten, steigerte sich der Uebermuth bis zu genialer Tollheit. Auf Bertuch's Stube hielt man das Gelag, warf die Trinkgläser zum Fenster hinaus, nahm Aschenkrüge, die in einem altdeutschen Grabhügel aufgefunden worden, zu Pokalen und trank daraus Thuiskon's Gesundheit. An seine Schwester Auguste schrieb Graf Christian Stolberg von Weimar aus: „Hier wird's und recht wohl. Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf (Goethe) und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren aus und gehen auf die Maskerade." Jagden und Ausflüge, Maskenbälle, Schlittenpartieen, Schlittschuhlaufen auf dem Schwansee, Concerte, Bälle, Trinken und Spielen, durchgeistigt von prudelndem Witz und Humor und verbunden mit derben Neckereien des witzigen Hofräthleins von Göchhausen, füllten die Monate November und December 1775 wie die ersten Monate des Jahres 1776 aus. „Ich treib's hier toll genug; wir machen des Teufels Zeug," schrieb damals Goethe an Freund Merck nach Darmstadt, und der ganze junge Hofkreis, welchen Karl August um sich versammelte, und vor allem der Herzog selbst mit, betheiligte sich in Herzenslust daran.

Es war die Zeit der genialen Schrankenlosigkeit; die jugendliche Gesellschaft der Schöngeister, fortgerissen von Goethe's und Karl August's ungestümem Drang, die Fesseln althergebrachten widerwärtigen Zwanges zu brechen, gab sich der tobendsten Ausgelassenheit hin, und Niemand nahm freudiger daran Theil, als der Herzog selbst und sein Bruder Constantin. Die schönen Geister Weimars liebten es aber auch, in komisch-satirischen Gedichten, „Matinées" genannt, einander ihre Eigenheiten, Gewohnheiten, Arten und Unarten in oft derbem Scherze vorzurücken, und gerade in einer solchen Matinée von Einsiedel hat ein glücklicher Zufall uns das frischeste Bild des damaligen genialen Kreises und seiner einzelnen Mitglieder erhalten.

Friedrich Hildebrandt von Einsiedel, geboren 1750, der Spielgenosse und Jugendfreund Karl August's, durch poetische und kunstkritische Begabung ausgezeichnet und wegen seiner harmlosen, muthwilligen Scherze, seiner gemüthlichen, gutmüthigen Heiterkeit nur l'ami genannt, hat im Januar 1776 unter dem Titel „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft am 6. Januar 1776", mit der Unterschrift „Mephistopheles", jene Matinée geschrieben, welche die Hauptpersönlichkeiten des weimarischen Kreises in scherzhaften Knittelversen anschaulich und lebhaft schildert. Das Original kam in Goethe's Hand, welcher die Namen der einzelnen darin behandelten Personen mit Bleistift darunter verzeichnete. Nur der ihn selbst behandelnde Theil des Gedichts ist durch Aufnahme in Riemer's „Mittheilungen über Goethe" bisher davon bekannt geworden. Die äußerst charakteristische Stelle lautet:

Dem Ausbund aller, dort von Weiten,
Mocht' ich auch ein Sappion zubereiten,
Fürcht' nur sein ungeschliff'nes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist ein Genie, von Geist und Kraft:
(Wie eb'n unser Herzogtt Kurzweil schafft)
Meynt, er könn' uns all' überstehn,
Thäten für ihn 'rum auf Wieren gehn,
Wenn der Frosch so mit Einem spricht,
Schaut er Einem hier in's Angesicht,
Glaubt, er könnt's sein riechen an,
Was märe hinter Zedermann.
Mit seinen Schriften anfinnoßoll
Mocht er die halbe Welt ist toll,
Schreibt 'n Buch von einem armen Tropf,
Der heiser dann sich schießt vor'n Kopf:
Meynt Wunder was er ausgedacht,
Wenn die einem Mädel Herzweh macht.
Parabiet sich drauf als Doctor Faust,
Daß 'm Teufel selber vor ihm graußt.
Wir könnt' er all gut sein im Ganzen,
(Thät mich hinter meinen Damen verschanzen)
Aber wär' ich der Herr im Land',
Wärd' er und all sein Zeugs verbannt.

Mehr war von jenem merkwürdigen Gedichte bis jetzt nicht bekannt.

In den Mittheilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter, aus den Tagen der Genieperiode, welche ich soeben unter dem Titel „Vor hundert Jahren" herausgabe zur Säcularfeier von Goethe's Eintritt in Weimar", erscheinen selbe lassen, wird aber jenes Knittelverdgedicht zum ersten Mal vollständig veröffentlicht. In demselben Tone wie Goethen behandelt darin Mephistopheles auf das Ergötzlichste auch die Genossen von Wedel, den Autor von Einsiedel selbst, von Knebel, Wieland, Hofrath Albrecht und endlich auch den Herzog Karl August. Letzteren mit den Worten:

Nun deuk' mon sich 'm Fürstensohn,
Der so vergißt Geburt und Thron,
Und lebt mit solchen lockern Gesellen,
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen;
Die thun als wären sie seinds Gleichen,
Ihm nicht einmal den Fuchsschwanz streichen,
Die des Braders Respect so ganz verlemnen.
Trut sonst ihn Bruder Herz thun nennen,
Glaub'n es wohne da Menschenverstand
Wo man all' Etiquette verbannt.

Neben diesem charakteristischen Scherzgedichte, welches uns den genial-lustigen Kreis wie im Spiegel zeigt, sind uns aber noch zwei andere Documente erhalten, die in ihrer Zusammengehörigkeit ein treues Bild des Herzogs, Goethe's und des ganzen damaligen Lebens und Treibens bieten.

Unweit der weimarischen Stadt Bürgel liegt romantisch in Felsen, Dichten- und Buchenwaldung das Dörfchen Waldeck. Eine Försterei, einen geräumigen Hof einschließend, mit Hirschgeweihen über der Thür und Wetterfahnen auf dem Dache steht noch heute unverändert dort, wie einst vor hundert Jahren. Damals bewohnte sie der wackere Förster Slevoigt mit seinen zwei hübschen, anmuthigen Töchtern. Bertuch, der talentvolle junge Weimaraner, welcher, bereits durch seine Dichtungen bekannt, im Jahre 1773 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, hatte das Herz der ältern Tochter gewonnen, und der gute Melchior Kraus, der Frankfurter Maler, welcher ebenfalls dem Weimarischen Kreise angehörte, ward um die Gunst der jüngern Schwester. Mehr seinen Töchtern als sich selbst zu Liebe, hatte der Förster rauhgekluftete Felspartieen, Gebüsch und Waldbrücken durch Brücken, Geländer und sanfte Pfade gefällig umgestaltet.

Digitized by Google

bünle und Hüttchen und romantische Plätzchen angelegt, und Kraus hatte von der Wald- und Berggegend Zeichnungen gefertigt, auf denen man die beiden Mädchen in weißen Kleidern auf jenen anmuthigen Wegen in Begleitung der beiden jungen Männer erblickte. Als vor einigen Monaten Melchior Krans Frankfurt und Goethen besucht hatte, hatte dieser die Zeichnungen gesehen und war auf die wildromantische Gegend von Waldeck aufmerksam geworden. Jetzt nahte das Weihnachtsfest heran. Bertuch und Krans gedachten es in der lieben Försterfamilie zu verleben. Der Herzog folgte einer Einladung an den Hof Herzogs Ernst des Zweiten von Gotha, Goethen aber, der „in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgens zur Nacht umgetrieben worden", drängte es, einige Tage fern vom Hofleben einfache schöne Natur zu genießen; er zog Waldeck vor. „Ich bin hier" — schrieb er von Weimar aus an Lavater — „wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther und wir einander täglich verbundener. Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen zu sehen."

Mit von Kalb, von Einsiedel und Bertuch tritt Goethe am 23. December 1775 über Jena nach Waldeck, wo er mit ihnen im traulichen Försterhause wohnte, und schon am Abende des ersten Tages begann er einen Brief an Karl August, der mit den sich daran schließenden, ebenfalls für den Herzog bestimmten Tagebuchsnotizen nicht nur das damalige Sein und Wesen des Dichters und das burschikose Leben in der einsamen Försterei, sondern vor Allem auch die Innigkeit lebhaft veranschaulichte, welche das Verhältniß zwischen Goethe und Karl August schon nach so kurzem Zusammenleben gewonnen hatte.

(Schluß folgt.)

Die Schäden der modernen Cultur.

5. Auf den Dienstteil.

Von den verschiedensten Seiten ist bereits darauf hingewiesen, wie verwerflich und nachtheilig bei Zeugenaussagen die Verpflichtung der Beamten auf ihren Diensteid ist, denn nur zu häufig kommt es vor, daß solche Zeugen den Eid zu leicht nehmen und unwahre Aussagen machen. Polizeidiener, Executoren und Nachtwächter kommen namentlich in großen Städten öfter in die Lage, vor Gericht gegen Angeklagte zu zeugen. Sie nehmen ihre Aussage auf ihren Diensteid, und schon in der häufigen Wiederholung solcher Fälle liegt die Gefahr, daß der Respect vor dem Eide schwindet, daß er aufhört etwas Heiliges zu sein. Indem giebt es Richter, welche auf die Aussage eines Beamten, welche dieser auf den Diensteid genommen hat, mehr Werth legen, als auf die eines anderen unbescholtenen Zeugen, als ob das Gewissen dieses weiter wäre als das des Beamten, der vielleicht schon hundert und mehr Aussagen auf seinen Diensteid genommen hat und dies, schon weil es sein Beruf mit sich bringt, als eine Geschäftssache auffaßt.

Wir wollen an einem bestimmten Falle zeigen, wohin dies bei gewissenlosen Beamten führt, und daß es solche leider giebt, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Ans leicht zu errathenden Gründen ändern wir die Namen. — —

Der Kaufmann Kuntze kehrte eines Abends aus einer Gesellschaft spät heim. Da er den Hausschlüssel vergessen hatte, pochte er an den Fensterladen seiner parterre gelegenen Wohnung, um seine Frau zu wecken, damit sie ihm den Schlüssel durch's Fenster reiche, wie sie dies schon öfter gethan hatte. Die Frau hörte ihn jedoch nicht; er rüttelte deshalb stärker an dem Laden.

„Was machen Sie hier?" rief plötzlich eine barsche Stimme hinter ihm.

Erstaunt blickte er sich um, denn Strolche durchstreifen um diese Zeit nur zu oft die Straßen; er beruhigte sich jedoch sofort, als er einen Polizeibeamten hinter sich stehen sah, dessen Herantreten er nicht gehört hatte. Mit kurzen Worten gab er den Zweck seines Pochens an.

„Sie wohnen hier?" unterbrach ihn der Beamte. „Wer sind Sie denn?"

Kuntze nannte seinen Namen.

„Das kann Jeder sagen," fuhr der Polizeidiener in schroffem Tone fort. „Wissen Sie wohl, daß ich Sie wegen nächtlicher Ruhestörung sofort zur Polizeiwache führen kann?"

„Durch das Pochen an das Fenster habe ich Niemand gestört," warf Kuntze ein.

„Ruhig!" herrschte ihn der Beamte an, den wir Bredow nennen wollen. „Ob Sie dies gethan haben oder nicht, darüber habe ich zu entscheiden und wenn ich Sie nicht zur Wache führen soll, so werden Sie wohl wissen, was Sie zu thun haben. Angenehm wird es Ihnen wohl nicht sein, wenn Sie wegen Ruhestörung bestraft würden."

Kuntze verstand diese Worte und die in ihnen liegende Aufforderung zu einem Geldgeschenke sehr wohl, da er sich aber bewußt war, nichts Unrechtes gethan zu haben, sagte er kurz:

„Ich kann mich wegen meiner Handlungsweise rechtfertigen und brauche nicht zu befürchten, zur Wache geführt zu werden."

„So?" unterbrach ihn Bredow mit höhnender Stimme. „Sie brauchen sich also nicht zu fürchten? Nun sollen Sie zur Wache. Folgen Sie mir!"

„Sehr gern," bemerkte Kuntze und pochte noch einmal an das Fenster, um seiner Frau zuzurufen, wohin er gehe.

„Sie sollen mir folgen," rief Bredow heftig, faßte ihn hinten am Rockkragen und stieß ihn vorwärts.

„Lassen Sie mich los! Ich habe mich nicht geweigert, Ihnen zu folgen," rief Kuntze entrüstet.

„Das wollte ich mir auch verbitten!" antwortete der Beamte und stieß ihn noch heftiger, ohne ihn loszulassen.

Kuntze würde um Hülfe gerufen haben, allein auf der menschenleeren Straße würde ihn Niemand gehört haben; er befürchtete auch, daß ein Belauster ihn in dieser Lage sehen könne, was für ihn als geachteten Mann, der sich nie das Geringste hatte zu Schulden kommen lassen, doch peinlich gewesen wäre.

Sie langten in der Polizeiwache an. Die Hausflur war dunkel. Kuntze trat sehr vorsichtig auf, weil er die Räumlichkeit nicht kannte.

„Vorwärts!" rief Bredow und stieß ihn so heftig, daß er mit dem Kopfe gegen die Wand fuhr.

Jetzt rief der Gepeinigte um Hülfe.

„Ruhig!" unterbrach ihn der Beamte, faßte ihn mit beiden Händen am Halse, um seine Stimme zu ersticken, und stieß ihn wiederholt heftig gegen die Wand. Dann öffnete er die Thür des Wachzimmers und drängte ihn hinein.

An einem Tische saß der Polizeiwachtmeister Meisen. Bredow trat zu ihm und sprach leise zu ihm. Der Wachtmeister warf auf Kuntze einen prüfenden, drohenden Blick.

„Hier heran!" rief er befehlend.

Kuntze trat näher. Er zitterte vor Erregung über die Mißhandlung, welche ihm widerfahren war. „Ich habe mich zu beschweren . . ." begann er.

„Ruhig! Warten Sie, bis Sie gefragt werden!" unterbrach ihn der Wachtmeister barsch.

„Ich habe den Menschen wegen Ruhestörung auf der Straße arretirt," sprach Bredow. „Er versuchte einen Fensterladen aufzureißen, und als ich ihn verhaften wollte, bot er mir einen Thaler, wenn ich davon abstehe; außerdem widersetzte er sich bei seiner Verhaftung."

Unwillkürlich trat Kuntze einen Schritt zurück; er war sprachlos über diese Unwahrheit und Frechheit. „Das ist nicht wahr. Sie haben mich aufgefordert, Ihnen etwas zu geben," rief er.

„Was habe ich gethan?" fragte Bredow, indem er heftig vor ihn hintrat. „Gelogen habe ich? Hier — hier?" Er schlug Kuntze so heftig in's Gesicht, daß dieser zurücktaumelte.

Diese neue Mißhandlung brachte den Kaufmann fast außer sich. „Morgen werde ich mich beim Polizeidirector beschweren," preßte er hervor.

„So? Sie wollen noch drohen?" unterbrach ihn Bredow immer wüthender, schlug auf's Neue auf Kuntze ein und stieß ihn mit dem Kopfe gegen die Wand.

Digitized by Google

„Ich verlange Schutz von Ihnen," rief der Gemißhandelte, sich aufraffend und zu dem Wachtmeister tretend. „Sie sind mein Zeuge. Nehmen Sie zu Protokoll, daß dieser Mann mich geschlagen und gestoßen hat! Ich verlange es."

„Sie haben nichts zu verlangen," entgegnete der Wachtmeister aufsprungend. „Wie können Sie hier so frech auftreten!"

Noch einmal erklärte Kunze, daß er sich beschweren werde; nun fielen beide Beamte über ihn her, mißhandelten ihn in der brutalsten Weise und überhäuften ihn mit den rohesten Schimpfworten. Ganz erschöpft sank er auf einen Stuhl; er glaubte, diese Schmach nicht überleben zu können.

Der Wachtmeister zeichnete seinen Namen, Stand und Wohnort auf, dann nahm er Brebow's unwahre Aussage zu Protokoll.

„Nun können Sie gehen," sprach der Wachtmeister.

Kunze war fast ohnmächtig und kaum im Stande, sich zu bewegen. In einem elenden, verzweiflungsvollen Zustande langte er in seiner Wohnung an. Sein Gesicht blutete; sein Kopf war mit Beulen bedeckt. Ermattet sank er nieder, und es währte lange, ehe er die Kraft gewann, seiner Frau Alles zu erzählen. Er hatte öfter von Mißhandlungen durch Polizeibeamte gehört, aber nicht daran geglaubt, weil er nur sehr selten von deren Bestrafung etwas vernommen — jetzt zweifelte er nicht mehr. Noch während der Nacht ließ er einen Arzt holen und die Verletzungen im Gesichte und am Kopfe untersuchen; so elend er sich auch am folgenden Morgen fühlte, fuhr er doch sofort zum Polizeidirector, um die Bestrafung der Schuldigen zu beantragen. Noch trug er ja deutlich die Spuren der Mißhandlung an sich. Er erzählte Alles, wie es sich zugetragen.

Der Polizeidirector hörte ihn mit sichtbaren Zeichen des Zweifels an, richtete einige Fragen an ihn, die er durchaus der Wahrheit gemäß beantwortete, und sprach dann: „Ich kann nicht glauben, daß Beamte im Stande sind, so sehr ihre Pflicht zu vergessen; ich werde übrigens den Vorfall streng untersuchen."

Kunze glaubte der Versicherung des Polizeidirectors. Die beiden Schuldigen mußten bestraft werden, denn er besaß das Zeugniß seines Arztes über seine Verletzungen. Außerdem mußte der Richter seinen Worten glauben, denn er war ein durchaus unbescholtener und geachteter Bürger.

Tage vergingen, ohne daß er das Geringste über den Erfolg seiner Beschwerde erfuhr — da erhielt er eine Vorladung zum Untersuchungsrichter. Ruhig sagte er derselben, konnte es sich doch nur um seine Aussage über die ihm widerfahrenen Mißhandlungen handeln. Um so erstaunter war er, als er durch den Untersuchungsrichter erfuhr, daß Meisen und Brebow die Anzeige der verübten Beamtenbestechung und der Widersetzlichkeit gegen Beamte bei der Staatsanwaltschaft gegen ihn eingereicht hätten. Er stellte natürlich beides in Abrede, erzählte den wahren Hergang, aber nicht ohne die höchste Erregung und selbst nicht ohne Verwirrung, weil er diese Frechheit der Schuldigen nicht erwartet hatte.

Auch der Untersuchungsrichter schien ihm seinen Glauben zu schenken, denn er ermahnte ihn, die Wahrheit offen einzugestehen, da der Richter in dem offenen Geständnisse einen Milderungsgrund finden werde.

Kunze begab sich, ehe er heim eilte, zu einem tüchtigen Rechtsanwalte, um dessen Hülfe in Anspruch zu nehmen. Auch ihm erzählte er den ganzen Hergang vollständig der Wahrheit gemäß. Der Advocat fragte ihn, ob er denn keinen einzigen Zeugen habe, ob ihm Niemand auf der Straße an jenem Abende begegnet sei, und als er dies verneinte, nahm das Gesicht des Anwaltes einen immer bedenklicheren Zug an.

„Das ist sehr schlimm," sprach er. „Sie haben keinen einzigen Entlastungszeugen, und die beiden Polizeidiener werden vor Gericht ihre Anschuldigung wiederholen und dieselbe auf ihren Diensteid nehmen."

„Dann begehen sie einen Meineid," rief Kunze.

Der Advocat zuckte mit den Achseln. „Sie haben den Fehler begangen, daß Sie sich mit einer Beschwerde an den Polizeidirector gewandt; dieser wird nachgeforscht haben, und um ihre eigene Schuld zu verbergen, haben die Polizeidiener die Anklage gegen Sie erhoben. Sie sind nicht der Erste, den es so ergeht, und werden auch nicht der Letzte sein."

„Ueben wir denn in einem Staate, in dem es kein Recht mehr giebt?" fragte Kunze. „Ich, der ich unschuldig bin, soll verurtheilt werden? Es ist nicht möglich. Und welche Strafe könnte mich treffen?"

„Es steht Gefängnißstrafe auf dem Vergehen, dessen Sie angeschuldigt sind, doch kann auch auf Geldstrafe erkannt werden, wenn mildernde Umstände vorhanden sind."

„Gefängniß!" rief Kunze. „Um Gotteswillen! Ich würde zweifeln, ob es noch Gerechtigkeit auf Erden giebt."

„Ich habe oft daran gezweifelt," warf der Anwalt ein. „Ich habe gehört, wie Polizeidiener die frechsten Lügen aussagen und auf ihren Diensteid nahmen; ich wußte, daß es Lügen waren, und doch mußte ich schweigen, weil ich keine Beweise gegen sie hatte."

Kunze stand regungslos da. „Retten Sie mich — retten Sie mich!" rief er dann leidenschaftlich.

„Ich werde Alles für Sie thun, was in meinen Kräften steht," versicherte der Anwalt. — —

Wochen vergingen. Es waren bange und kummervolle Wochen für Kunze. Endlich erhielt er die Anklage. — Sehr bald war auch der Tag der Gerichtsverhandlung erschienen. Der Richter, der als Vorsitzender des Gerichtshofes dieselbe leitete, galt für einen ehrlichen Mann, weil er stets nach seiner wirklichen Ueberzeugung das Urtheil sprach, und die Beisitzenden des Gerichtshofes glichen ihm auf ein Haar. Aber er war ein Bureaukrat im strengsten Sinne des Wortes, der jeden Beamten für einen ehrlichen und unbescholtenen Mann und Jeden, der nicht Beamter war, wo möglich für das Gegentheil hielt. Er erachtete es für eine Unmöglichkeit, daß ein Beamter vor Gericht die Unwahrheit aussagen könne; weil er selbst nicht dazu im Stande gewesen wäre, deshalb galt ihm auch die Zeugenaussage eines Beamten mehr als die jeden anderen Zeugen. Dabei lieh er sich in zweifelhaften Fällen von der Ansicht leiten, daß das Ansehen der Beamten unter allen Umständen aufrecht erhalten und unterstützt werden müsse, denn eine Mißachtung der Beamten galt ihm so viel wie Zerfall des Staates und Beginn des Weltuntergangs.

In Begleitung seines Vertheidigers erschien Kunze in dem Gerichtssaale und nahm auf der Anklagebank Platz. Sein Gesicht war bleich, denn schon seit Tagen hatte er nicht eine ruhige Stunde mehr gehabt. Er raffte alle Kräfte zusammen, um ruhig zu bleiben. Das Verhör begann. Er stellte natürlich die ihm zur Last gelegten Vergehen in Abrede und erzählte den Hergang der Wahrheit gemäß. Der Vorsitzende unterbrach ihn mehrere Male in sichtlichem Unwillen.

„Sie thäten besser, wenn Sie Ihre Schuld offen eingeständen," bemerkte er endlich. „Denn das Mäßchen, welches Sie uns vortragen, dürfte doch wenig Glauben finden."

„Ich habe nichts einzugestehen, da ich die volle Wahrheit gesprochen."

„Der Wachtmeister hat Ihr Vergehen an dem Abende in Ihrer Gegenwart sofort zu Protokoll genommen — weshalb haben Sie nicht dagegen protestirt?"

„Ich habe es gethan — statt der Antwort erhielt ich einen Schlag in's Gesicht."

„Schweigen Sie!" unterbrach ihn der Vorsitzende. „Durch solche Behauptungen, denen die Unwahrheit auf der Stirn geschrieben steht, verbessern Sie Ihre Lage nicht."

In jener Stimmung brach er das Verhör ab. Brebow wurde als erster Belastungszeuge in den Saal gerufen. Mit ruhigem, festem Schritte — denn er war früher Unteroffizier gewesen — trat er ein. Mit freundlichen Worten forderte der Vorsitzende ihn auf, den Hergang zu erzählen. „Ich brauche Sie wohl nicht darauf aufmerksam zu machen, daß Sie streng bei der Wahrheit zu bleiben haben, denn Sie wissen, daß Sie Ihre Aussage auf Ihren Diensteid zu nehmen haben," fügte er hinzu.

„Ja, das weiß ich," bestätigte der Zeuge. Sein Gesicht hatte einen unverkennbaren Ausdruck der Rohheit; die glanzlosen Augen traten aus dem Kopfe hervor; das ganze Gesicht war gerötbet und aufgedunsen, wie es bei Trinkern zu sein pflegt.

Kunze's Vertheidiger erhob sich und stellte den Antrag, daß die beiden Zeugen, welche nach den Aussagen des Angeklagten die Schuldigen seien und deshalb in dieser Angelegenheit unzweifelhaft interessirt wären, ihre Zeugenaussage nicht auf ihren Diensteid zu nehmen hätten, sondern sie sollten dieselbe ohne

Digitized by Google

Der Staatsanwalt erklärte sich dagegen, und der Gerichtshof lehnte diesen Antrag ab.

Bredow erzählte nun den Hergang ganz mit den Entstellungen wie in der Anzeige. „Als ich ihn vor dem Hause traf, ihn pochen hörte," sagte er, „und ihn fragte, was er dort mache, erhielt ich die Antwort: ‚Das geht mich nichts an, ich habe mich darum nicht zu kümmern.'"

„Sagte der Angeklagte nicht, daß er in dem Hause wohne?"

„Nein," entgegnete Bredow.

„Ich habe es ihm gesagt," warf Kuntze ein. „Ich habe ihm auch gesagt, daß ich meine Frau wachpochen wolle, weil ich den Hausschlüssel vergessen habe."

„Sie haben zu schweigen!" unterbrach ihn der Vorsitzende unwillig. „Unterbrechen Sie den Zeugen noch durch ein einziges Wort, so lasse ich Sie hinausbringen, und die Verhandlung wird ohne Sie fortgesetzt."

Bredow fuhr in seiner Erzählung fort: „Als ich an ihn herantrat, rief er mir zu, ich möge mich zum Kukuk scheeren, sonst werde er mir den Weg zeigen, dabei nahm er eine drohende Haltung an. Als ich ihn verhaften wollte, sagte er, ich möchte kein Thor sein; er wolle mir einen Thaler geben, und als ich diese Bestechung zurückwies und ihn am Arme erfaßte, um ihn zur Wache zu führen, stieß er mich heftig vor die Brust. Auf der Wache benahm er sich ebenso widersetzlich gegen den Wachtmeister."

„Gab er schon auf der Wache an, daß Sie Geld von ihm verlangt hätten?" fragte der Vorsitzende.

„Bewahre! Er sagte nur, daß er mich nicht habe bestechen, sondern mir den Thaler habe schenken wollen."

„Der Angeklagte behauptet, daß Sie ihn in's Gesicht geschlagen und mit dem Knie gegen die Wand gestoßen hätten. Er hat ein Zeugniß seines Arztes beigebracht, welches einige Verletzungen im Gesichte und Anschwellungen am Kopfe nachweist."

„Ich habe ihn nicht geschlagen; er stieß mich auch auf der Wache vor die Brust und sogar den Wachmeister, als dieser ihn beruhigen wollte. Als ich ihn zur Wache brachte, stolperte er auf der dunklen Hausflur und stieß mit dem Kopfe, gegen die Wand. Daher mögen die Verletzungen rühren."

„Sie nehmen Ihre Aussage auf Ihren Diensteid?"

„Ja."

Bredow ließ sich auf der Zeugenbank nieder, und Meisen wurde in den Saal gerufen. Er sagte ziemlich dasselbe wie Bredow aus und bekräftete, daß Kuntze Bredow und ihn zurückgestoßen habe. „Ich habe in seiner Gegenwart das Protokoll aufgenommen," fügte er hinzu, „und wie ich es dort niedergeschrieben habe, so ist es." Auch er nahm seine Aussagen auf den Diensteid.

Nun erhob sich der Vertreter des Staatsanwaltes, ein noch junger Assessor. Er schilderte die Vergehen des Angeklagten noch einmal mit den stärksten Farben, betonte als Erschwerung, daß er hartnäckig geleugnet und sogar versucht habe, die Zeugen, welche obendrein Beamte seien, anzuschuldigen. und fügte hinzu, daß er um so härter bestraft werden müsse, weil er sich zu den Gebildeten zähle; er beantrage deshalb nach den beiden Paragraphen 333 und 113 des Strafgesetzbuches eine Gefängnißstrafe von vier Monaten.

Mit starrem Blicke hatte Kuntze ihm zugehört; bleich sprang er auf, als er die Worte: „vier Monate Gefängniß" vernahm. Er schien sprechen zu wollen; sein Vertheidiger bat ihn leise, zu schweigen.

Dieser bot darauf Alles, was in seinen Kräften stand, für Kuntze auf. Er schilderte das unbescholtene Leben desselben und hob die Achtung, welche er genoß, hervor. Er wies darauf hin, daß die vom Arzte bestätigten Verletzungen Kuntze's nicht dadurch entstanden sein könnten, daß derselbe gestolpert und mit dem Kopfe gegen die Wand gefallen sei; er betonte, daß Bredow bereits früher wegen Uebertretung der Amtsgewalt und Mißhandlung eines Verhafteten eine Disciplinarstrafe verbüßt habe, und beantragte schließlich die Freisprechung des Angeklagten und wenn das Gericht zu dieser sich nicht entschließen könne, wenigstens nur eine Geldstrafe. Der Gerichtshof zog sich für wenige Minuten zur Berathung zurück, dann verkündete der Vorsitzende das Urtheil, es lautete: zwei Monate Gefängniß.

Kuntze schrie laut auf — sein Vertheidiger suchte ihn zu beruhigen und bat ihn, ihm zu folgen. Mit spöttischem, höhnendem Blicke schritten die beiden Zeugen an ihm vorüber.

Nur schwer vermochte Kuntze sich zu fassen. Der Anwalt brachte ihn in seine Wohnung und versprach, für ihn zu appelliren.

Diese Verurtheilung, die allgemeine Entrüstung hervorrief, zog noch für einen Anderen eine Bestrafung nach sich. Wenige Tage nach der Mißhandlung hatte Kuntze dieselbe dem Redacteur einer Zeitung erzählt und dieser den Vorfall mit Nennung der Namen in seinem Blatte veröffentlicht. Es wurde gegen ihn die Anklage der Verleumdung erhoben und er von demselben Richter zu einer vierzehntägigen Gefängnißstrafe verurtheilt. Es fiel bei ihm in's Gewicht, daß er bereits zweimal wegen Preßvergehen bestraft war. Bei der Verkündung des Urtheils bemerkte der Richter, daß diese Strafe immer noch sehr milde sei, weil er sich nicht gescheut habe, zwei Beamten eine Mißhandlung nachzusagen, für welche dieselben, wenn sie sich wirklich zugetragen hätte, unfehlbar bestraft sein würden; übrigens habe die Presse einen ganz anderen Beruf, als derartige Mittheilungen zu bringen, selbst wenn sie wahr wären, denn dadurch werde das den Beamten schuldige Ansehen beeinträchtigt und gefährdet. Der Herr Richter, der diesen wohlwollenden Redacteur verurtheilte, dürfte auch den gegenwärtigen Artikel als eine Gefährdung der Beamtenwürde mit bedenklichen Blicken betrachten. Allein wer die entarteten Glieder eines Standes anklagt, der klagt damit noch nicht den Stand selbst an. Allen Respect vor den Beamten des Staates — aber die faulen Stellen des Beamtenthums müssen bloß gelegt, die schlechten Glieder derselben abgehauen werden.

In der zweiten Instanz wurde Kuntze's Strafe in eine Geldstrafe verwandelt.

Und die beiden Polizeibeamten? Dieser sogenannte Beamteneid, den wir besser mit einem anderen Worte kennzeichnen müßten, schien nicht allzu schwer auf ihrem Gewissen zu lasten. Sie sind noch Beide im Amte.

Friedrich Friedrich.

China und Japan in Deutschland.

Was früher in Jahrhunderten und Jahrtausenden nicht erreicht wurde, nämlich eine feste und dauernde Handelsverbindung aller, auch der am entferntesten von einander wohnenden industriellen Völker der Erde, das hat die Erfindung der Dampfschiffe in wenigen Jahrzehnten leicht zu Stande gebracht. Es giebt wohl heutzutage kaum einen Handelsplatz, an welchem nicht unaufhaltsam aus allen Zonen und Ländern die Schätze des Industriefleißes zusammenströmen, und es sind nicht mehr die Hauptha fenplätze allein, in denen sich diese Fülle solcher Waaren aufhäuft, nein, die immer mehr anwachsende Zahl der Schienenverbindungen hat vor Allem die Hauptstädte zu den Mittelpunkten des internationalen Handelsverkehrs gemacht.

In dieser Beziehung ist wohl bei wenigen Städten die von Tag zu Tag wachsende Bedeutung als Haupthandelsplatz so sehr in die Augen fallend, wie bei Berlin, welches sicher noch vielen Seiten hin gegenwärtig als Haupthandelsplatz des deutschen Reiches gelten kann. Oft bis in die entgegengesetztesten Gebiete hinein kann die Wahrheit dieses Satzes bewiesen werden. Was giebt es beispielsweise Entgegengesetzteres, Unvermitteltres, als die Hauptstadt des neuen deutschen Reiches und — China und Japan? Und dennoch, obgleich beide durch unendliche Länder- und Wasserstrecken von einander getrennt sind, ist Berlin der Hauptstapelplatz japanesischer und chinesischer Industrie- und Kunstwaaren, nicht nur für ganz Deutschland, sondern auch für Oesterreich, Dänemark, Schweden, ja sogar für einen großen Theil von Rußland.

Freilich soll damit nicht behauptet werden, daß etwa über Hamburg oder irgend einen andern Hafenplatz nicht auch dergleichen Waaren ihren Eingang in das deutsche Reich finden,

Digitized by Google

aber eine so große und ausgedehnte Ausstellung von japanesischen und chinesischen Waaren, wie in Berlin von der Firma Mey u. Comp. ist der Jägerstraße Nr. 50) dauernd unterhalten wird, dürfte auf dem ganzen Continente nicht mehr vorhanden sein. Der „Preußische Staatsanzeiger" hat bereits früher auf diesen Bazar hingewiesen. Da aber die genannte Zeitung einen sehr kleinen Leserkreis hat, so glauben wir eine Pflicht gegen Handel und Industrie zu erfüllen, wenn wir in diesem Volksblatte den Gegenstand noch einmal eingehender berühren. Es ist sehr lehrreich, einen Gang durch die hier mit allen den Tausenden von Artikeln aus jenen großen Reichen angefüllten Lagerräume zu unternehmen; wir können uns dabei über die eigenthümliche Kunstrichtung und die oft bizarren Formen der Industrieerzeugnisse beider Länder ein deutliches Bild verschaffen.

In erster-Linie brillirten China und Japan in der Herstellung eines noch von keiner Nation bisher auch nur annähernd erreichten Lackes, welcher auf Drechsler- und Tischlerarbeiten jeder Art, wie Dosen, Schalen, Theebretter, Theetoffen ꝛc. ꝛc. mit bewundernswürdiger Kunst aufgetragen ist und eine so unverwüstliche Dauerhaftigkeit besitzt, daß man getrost den fürsten Spießen darauf gießen kann, ohne die feine Politur auch nur im Geringsten zu gefährden. Es gehört viel dazu, um den Lack in vollendetster Form und so fest auf die Holzfläche zu bringen, daß das Ganze wie aus einem Guße erscheint; wenn wir einen solchen Gegenstand in die Hand nehmen, ahnen wir nicht, daß die ursprüngliche Fläche wohl gegen neunmal theils mit Thonmasse und Pflanzenpapier, theils wiederholt mit Lack überzogen worden ist, bis sie endlich jenes sich stets gleich bleibende Aussehen erhielt, das von allen Witterungseinflüssen, jeder Ausdehnung und Zusammenziehung durch die Temperatur unberührt bleibt. Wir Europäer sind noch nicht in das Geheimniß dieser Lackbereitung eingedrungen, und es wird auch wohl noch manches Jahr vergehen, bis wir solche Waaren in gleicher Güte herzustellen im Stande sind. Man weiß eben in jenen asiatischen Ländern die Geschäftsgeheimnisse, welche sich vom Vater auf den Sohn durch viele Generationen vererben, sehr streng zu bewahren, und es giebt noch viele Fabrikationsorten daselbst, denen wir bei all unserer Kunst noch nicht haben auf die Spur kommen können. Es ist uns z. B. die Bearbeitung jenes Bronzemetalls, aus dem die Chinesen ihre Musikbecken, sowie ihre weithin tönenden Tamtams oder Gongs verfertigen, noch gänzlich unbekannt geblieben, und so oft es auch schon versucht worden ist, den prachtvollen Ton jener Metallplatten nachzuahmen, wir haben dies bis jetzt noch nicht zu Stande gebracht.

Auch jenes unnachahmliche feste Papier, worin die Chinesen und Japanesen nicht nur alle ihre Waaren bei der Versendung auf's Sinnreiste einpacken, sondern welches sie auch bekanntlich zur Herstellung von Fächern, Ballons, Laternen, Schirmen, Kleidern und sogar zu Bindfaden und Seilen gebrauchen, ist von uns noch nicht in gleicher Güte dargestellt, und Thatsache ist es, daß das chinesische Lithographiepapier für unsere Lithographen und Kupferdrucker ein höchst werthvolles Material bildet.

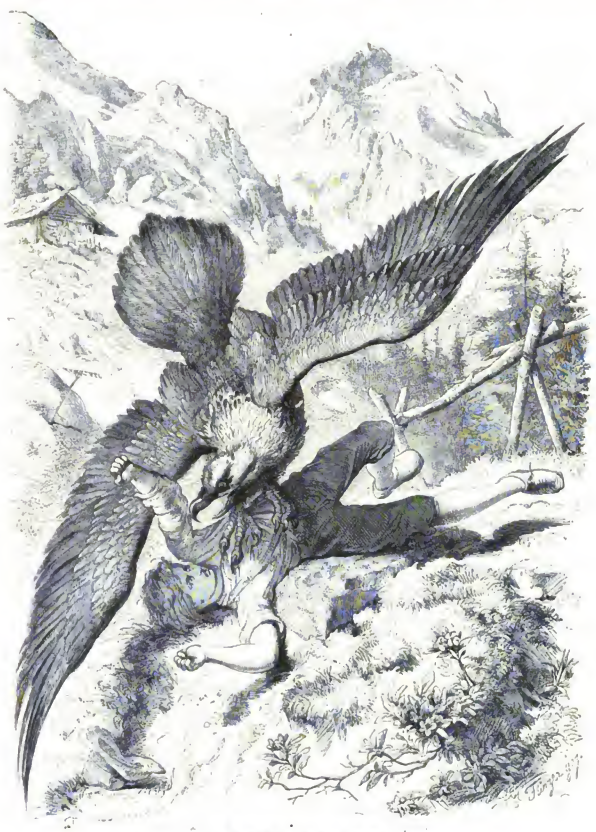
Außer diesen Vorzügen, welche durch die Güte der Waaren aus China und Japan gegenüber den unserigen an den Tag treten, giebt es noch eine Anzahl von solchen, welche durch die außerordentliche Billigkeit allgemeines Erstaunen erregen. So sehen wir beispielsweise Körbe aus dem feinsten durchbrochenen Bambusgeflecht, Arbeitskörbe für Damen, in jeder Wirthschaft praktisch zu gebrauchen und in Garnituren von vier verschiedenen Größen zusammengestellt. Solche Garnitur würde für unsere europäische Lohnverhältnisse mindestens hier bis sechs Thaler kosten, in einem Lande wie China aber, wo die sehr genügsame arbeitende Bevölkerung soll nur mit Reis ihr Leben fristet und die ganze Unterhaltung für eine Arbeitskraft nur wenige Groschen täglich beträgt, werden diese Körbe so außerordentlich billig hergestellt, daß sie selbst nach der weiten Seereise und unter Zuschlag des Verdienstes für kaum den vierten Theil der obigen Summe verkauft werden. Nehmen wir eine andere Art von Gegenständen: die Elfenbeinschnitzereien aus China und Japan! Wenn wir hier und da in einem Kunstmuseum prachtvoll geschnitzte Elfenbeinbecher mit Ornamenten und Figuren, Kästen, Fächer mit durchbrochener Arbeit bewundern, so schätzen wir gewöhnlich den Werth dieser Sachen nach der großen Arbeitszeit und Geschicklichkeit, die wir darauf verwendet sehen, sehr hoch.

Wir aber sind wir erstaunt, wenn wir als Preis etwa für ein fein geschnitztes Schachspiel von zweiundbreißig Figuren eine Summe nennen hören, welche ein europäischer Künstler für die Anfertigung einer einzigen Hauptfigur beanspruchen würde und müßte! Es ist geradezu unglaublich, zu welch billigen Preisen diese Handschuhkästen und Silberrahmen, Servietteuringe und Visitenkartenschalen, Pyramiden und Becher hergestellt werden. Gleichfalls zu den hervorragenden und durch hohe Schönheit in Form und Ausführung sich auszeichnenden Gegenständen gehören die japanesischen und chinesischen Bronzewaaren; sind sie hier neben den geschmackvollsten Ornamenten und Vasen bis zu dreißig Zoll Höhe auch manche ebenso praktische wie interessante kleine Gegenstände vertreten; so z. B. Leuchter, Blumenhalter, Schildkröten und Figuren als Briefbeschwerer, Elephanten, Hirsche, Fische, Vögel ꝛc. mit Reiter — sämmtlich als Räuchergefäße dienend; ebenso verdienen die mit Silber ausgelegten Bronzen (niello) besondere Beachtung, und finden wir in diesem Genre höchst werthvolle Objecte, aus dem früheren Besitze reicher Daimios (Fürsten) herstammend.

Eine beiden Ländern, China und Japan, eigenthümliche Art von Kunstarbeiten sind die eingelegten Kupfergefäße, die sogenannten Cloisonnés. Welch unermüdliche Arbeit gehört nicht dazu, einen aus Kupfer getriebenen Gegenstand, eine Schale, Vase, Urne, Schüssel oder Thierfigur mit einer großen Anzahl von feinen gelben Drähten, die in Kreisen, Ovalen, Wirbeln, Schlangenlinien ꝛc. darauf gelöthet werden, zu umziehen, alsdann auf das Sinnreichste und in die wie gelbe Grenzlinien glänzenden Drahtfiguren die Emailmasse je nach der Wahl der dazu bestimmten Farben einzufügen, das Ganze zu brennen und hernach zu schleifen und zu poliren! In diesen Cloisonnés verdient Japan den Vorzug, denn in diesem Lande kennt man das selbst für China noch undurchdringliche Geheimniß, die Masse, statt sie auszulöthen, durch einen gewissen Präparirgrad so fest auf den Kupfergrund zu ziehen, daß alle nachherigen Arbeiten den Zusammenhang nicht stören. Man ahmt diese Cloisonnéarbeiten in Europa auch nach, aber ohne die Güte der asiatischen zu erreichen und zu viel theureren Preisen.

Allgemein bekannt sind die chinesischen und japanesischen Porcellane, unter denen an Werth die mächtigen vier bis sechs Fuß hohen bemalten Vasen obenanstehen. Wer die unendlichen Schwierigkeiten kennt, welche das Brennen so großer Porcellanstücke verursacht — in Folge dessen ja auch die Majolikaindustrie, das heißt die Herstellung gebrannter thönerner Gegenstände mit Porcellanglätte, entstanden — dem werden in der Form tadellose chinesische und japanesische Porcellanvasen von der angedeuteten Größe einigen Respect einflößen, um so mehr, als auch hierin unsere europäische Industrie, so vollendet sie auch ist, nicht in der Billigkeit der Preise mit den Asiaten concurriren kann. Kleinere chinesische und japanesische Porcellane, wie Teuchschalen, Zuckerschalen, werden gewöhnlich erst bei uns mit inländischer Montirung, Bronzefuß und Einfassung versehen, wie wir denn überhaupt bei vielen der echt chinesischen und japanesischen Artikel erst noch eine gewisse Europäisirung vornehmen sehen, welche sie unseren vielfachen gesellschaftlichen Bedürfnissen anpaßt; denn allerdings sind jene Gegenstände in ihrem Vaterlande ursprünglich nicht für alle die hunderterlei Dienste, zu denen wir sie hier bestimmen, angefertigt; es findet deshalb mit ihnen manchmal jene Art der Umwandlung statt, wie wir sie bei den Gegenständen des Hildesheimer Silberfundes so glücklich im Anpassen an unsere Bedürfnisse haben vornehmen sehen. Ja, man ist sogar einen Schritt weiter gegangen. Da es weder möglich ist, die so überaus billigen chinesischen und japanesischen Arbeitskräfte, auch durch die vorzüglichen oben angeführten Eigenschaften vieler von ihren Arbeiten hier in Deutschland einzubürgern, und da manche ihrer Figuren und originellen Formen sich nicht recht für unsere Gebrauchsverhältnisse eignetен, so hat die Berliner Geschäftsthätigkeit durch ihre Vertreter, welche sie an den Haupthandelsplätzen von Japan und China, wie Yokohama, Nedo, Hiogo, Hongkong, Kanton und Tientsin hält, deutsche Formen und Zeichnungen, deutsche Muster und Modelle einführen lassen, und

Digitized by Google



Aus dem Thierleben der Alpenwelt.
Illustrationsprobe aus der Monatsschrift „Deutsche Jugend".

der Erfolg war ein so glücklicher, daß wir jetzt in javanesischer und chinesischer Originalausführung und Billigkeit Gegenstände jeder Art, Schalen und Büchsen, Dosen, Documentenkasten, Schmuckschränke, Karten-, Boston-, Handschuhkasten ꝛc. erhalten.

So sind auch die deutschen Formen schon theilweise bei dem chinesischen Porcellan eingebürgert, wenngleich sich die urchinesischen Zuschnitte in Schüsseln und Tellern, Tassen und Töpfen immerhin noch in ihrer ganzen originellen Reinheit erhalten haben. Und wir leiden in der That keinen Schaden durch diese Verschwisterung heimischen Geistes mit fremdländischer Billigkeit und Vorzüglichkeit; es dient dieser Umstand im Gegentheil dazu, jene Sachen, die sich theilweise schon ein halbes Heimathsrecht bei uns erworben haben, immer mehr und mehr in unseren Kreisen einzubürgern. Von der Dauerhaftigkeit vieler chinesischer und javanesischer Sachen, namentlich der Cloisonnés, Lackwaaren, Kupferwaaren und Porcellane kann man sich beim Anblick der Antiken, die noch aus den Dynastien Taming, Kangtsé und Chienlung stammen, überzeugen. Diese Sachen vor Allem zeigen, daß auf echt chinesische Kunst und Kunstformen ein Zeitraum von etwa einem

Digitized by Google

halben Jahrtausend fast gar keinen Eindruck ausübt, denn dieselbe Originalität des Aeußeren, dieselbe Sauberkeit der Ausführung, dieselbe Form und Größe herrscht sowohl bei diesen werthvollen Antiken, deren Alter übrigens wohlverbürgt ist, wie bei den heutigen Sachen.

Die chinesischen Stoffe, namentlich Nanking und die durch die Mode vor einigen Jahren eingeführten Bastrobben sind allbekannt, ebenso wie die chinesischen seidenen Cachenez, Shawls und Taschentücher, weniger bekannt mögen dagegen die grasleinenen, fast durchsichtigen Taschentücher, die in Seide gestickten Fächer und Kaminschirme, sowie die außerordentlich reich gestickten seidenen Tischdecken sein. Aber auch Deutschland und speciell Berlin leistet Hervorragendes auf dem Gebiete der Stickerei, und diese Erzeugnisse werden von den Fremden, als eine Specialität der deutschen Reichshauptstadt, gern in die ferne Heimath mitgenommen; darum wollen wir in dieser Hinsicht den langzöpfigen Söhnen Asiens keinen Vorrang einräumen.

Aber das wollen wir ihnen schließlich denn doch gern noch einmal zugestehen, daß viele von ihren Producten, ihre sämmtlichen lackirten Halzgegenstände, ihre Papier-Erzeugnisse, ihre Porcellane, ihre Elfenbeinschnitzereien bis jetzt an Billigkeit, Güte und Dauerhaftigkeit weder von uns, noch von irgend einer anderen Nation erreicht worden sind und daß, wenn der gute Einfluß, welchen deutscher Geist und deutsche Idee bereits bei manchen ihrer Fabrikate ausgeübt haben, sich so bewährt, wie wir es hoffen, beiden Ländern dadurch dauernd genützt werden wird.

Vorläufig aber wären wir dadurch wieder einmal eine Stufe weiter gelangt zu dem großen Endziele aller Handelsphilosophie: zur gegenseitigen Verschmelzung der nationalen Leistungsfähigkeiten der einzelnen Völker.

Helene.

Tagebuchblätter aus dem russischen Salonleben.

(Fortsetzung.)

Moskau, den 17. April.

Frühlingswehen! Wie wohlthuend, wie erfrischend es heute mein Haupt berührt hat! Alle Kräfte in diesem Lande wirken so gewaltsam; die Contraste sind immer wieder da und oft überwältigend. Als ich am 26. Februar zum zweiten Male in die alte Zaarenstadt einzog, beschieden genug in dem riesigen, von vier neben einander gespannten Pferden gezogenen Postwagen, hielt der Winter noch unerbittlich mit eisernen, eisigen Banden das Land gefesselt. Es war inmitten der Butterwoche, die den Fasten vorangeht und allen wunderlichen, geräuschvollen Volksbelustigungen gewidmet ist. Diese Volksmenge, die, in ihre Schafpelze eingehüllt, die Bärte von Eiszapfen starrend, sich zu den Belustigungen des Festes drängt und sich an Aufschwartten, Schlittenfahrten oder in der sich in schwindelnder Höhe drehenden Schaukel ergötzt, Branntwein trinkt und Blinnis (Pfannkuchen) ißt, bietet einen grotesken Anblick dar, der sich mir unvergeßlich eingeprägt hat.

In solchem Geräusche, in so buntem Getümmel auf der eisigen Hülle des Winters kand ich bei meiner Ankunft die alte „heilige" Stadt, und heute — wie anders stellt sich Alles dar! Ich habe soeben eine wundervolle Spazierfahrt mit Frau Bamberger gemacht und muß sagen: es ist schön, dieses Moskau im goldenen Glanze der Frühlingssonne, die in Blitzfunken sich auf den seltsam, einer Zwiebel ähnlich geformten und vergoldeten Kuppeln des altehrwürdigen Kreml spiegelt. Ueber Moskau liegt heute eine feierliche, nicht einmal von einem Glockentone unterbrochene, ahnungsvolle Sabbathstille, denn es ist Osternsonnabend. Mit dem Schlage Mitternacht wird die große Glocke des Kreml im Thurme Iwan's Weltli, die nur dieses eine Mal im Jahre ihre eherne Stimme mächtig erhebt, das Osterfest ankündigen.

Donnerstag Morgen haben wir in der Erlöserkirche der großen Ceremonie der Fußwaschung beigewohnt. Nachmittags sind in allen Kirchen die zwölf Evangelien gelesen, und nach Beendigung dieser Feier strömten aus allen Gotteshäusern die Andächtigen hervor, deren Jeder noch die brennende Kerze trug, welche die Zuhörer bei der Vorlesung stehend in der Hand gehalten.

Gestern, als am Charfreitage, hat man feierlich die Grablegung in den Kirchen begangen, und heute ist gleichsam die Ruhe des Todes an die Stelle alles Festgepränges getreten, um bis Mitternacht zu währen, wo die Auferstehungsglocken rufen werden.

Bamberger's, die vom ersten Tage meines Hierseins an sich in Freundlichkeiten gegen mich erschöpfen, haben die Einladung einer russischen Familie, in der Osternacht mit ihnen der Kirchenfeier beizuwohnen, einzig und allein meinetwegen angenommen, weil sie mir die Gelegenheit verschaffen wollten, das Fest kennen zu lernen.

Wie gut sind sie gegen mich! Wie wohl fühle ich mich in diesem Hause, wo man mich wie eine liebe Verwandte und nicht wie eine Fremde aufgenommen hat, zwischen Deutschen, wo ich fast nur die Sprache der Heimath höre, wo deutsches Familienleben herrscht und man von den Gebräuchen des Landes nur gerade diejenigen angenommen hat, welche dazu dienen, das Leben hier behaglich zu machen! Zimmer, wenn ich die Rede auf meine Abreise lenke, dringt Frau Bamberger in mich, an dieselbe vor der Hand nicht zu denken.

Trotz alledem, trotz aller fremdlichen Eindrücke, welche mich die letzten unangenehmen Erlebnisse in Woronesch vergessen machen sollten, liegt es auf meinem Herzen wie ein schwerer Alpdruck. Die erquickende, milde Frühlingsluft heute hat mir wohlgethan, wie noch nichts vorher; das Fest mit seinen fremdartigen Kirchengebräuchen regt mich an und beschäftigt meinen Geist, aber mit vollem Herzen bin ich doch nicht dabei, und nur um meine liebenswürdigen Wirthe nicht zu verletzen, gebe ich mir alle Mühe, meinen wirklichen Seelenzustand zu verbergen. Seit an jenem verhängnißvollen siebenundzwanzigsten Januar Hirschfeldt in solcher besorgnißerregenden Aufregung Abschied von mir nahm, habe ich nichts wieder von ihm gesehen noch gehört. Keine Zeile, obgleich er sich die Erlaubniß dazu erbat, hat er mir geschrieben. Wo mag er leben? Was mag aus ihm geworden sein? Diese Fragen verfolgen mich im Wachen wie im Träumen mit quälender Angst. Soll ich niemals wieder etwas von ihm erfahren? Hat er mich ganz vergessen oder ist ihm ein Unglück zugestoßen —?

Ich mußte vorhin innehalten mit dem Schreiben; auf- und abwandernd in meinem riesenden Zimmer, dessen Fenster die prachtvollste Aussicht geradeaus auf den Kreml gewähren, habe ich versucht, Ruhe und Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen. Was soll ich thun!? Vor mir liegt ein Brief meines jüngeren Bruders, der in Köln ein Handelsgeschäft begründet hat und mich mit Bitten bestürmt, dieses Land zu verlassen und zu ihm zu kommen an den heimathlichen Rhein. Unter anderen Verhältnissen, so sehr ich meine Selbstständigkeit liebe, würde ich wohl kaum die Kraft haben, ein so verlockendes Anerbieten auszuschlagen, und doch — jetzt —?

Warum nur habt ihr es mir angethan und meine Seele in Fesseln geschlagen, ihr dunkeln, wunderbar blickenden Augen! Mein ganzes Sein sträubt und empört sich gegen die fremde Gewalt, die meinen Willen unterjochen, meine Thatkraft lähmen möchte. Vielleicht ist der Brief meines Bruders ein Fingerzeig von oben, mit dessen Hülfe es mir gelingt, die verlorene Energie wiederzugewinnen, und er soll nicht lange mehr unbeantwortet bleiben. Einen Entschluß muß ich fassen, denn so gütig Bamberger's mir begegnen, es würde meiner Natur widerstreben, ihre Gastfreundschaft durch unbegrenztes Ausdehnen meines Besuches zu mißbrauchen.

Den 18. April.

„Christ ist erstanden." Im ganzen russischen Reiche, von Nord bis Süd, ruft heute Jeder diesen Festgruß freudig dem Andern zu, der ihm den Bruderkuß darauf nicht schuldig bleibt. „Er ist wirklich erstanden", tönt es Antwort von allen Seiten.

Alles beglückwünscht sich; überall sieht man frohe Gesichter; überall herrscht Feststimmung. Ich habe meine Hausgenossen, welche ausgefahren sind, um sich des schönen Wetters zu erfreuen und das muntere Treiben in den Straßen anzusehen, gebeten,

mich allein zurückzulassen. Sie sind in dem Wahne gegangen, daß die ungewöhnliche Aufregung der Nacht mich zu sehr ermüdet habe, und jetzt bin ich allein mit meinen ungestüm pochenden Herzen und suche es, wie so oft schon, durch Niederschreiben des Erlebten zu beruhigen.

Wir fuhren in die Erlöserkirche, bekanntlich eine der prachtvollsten und größten der ganzen Stadt. Das Innere des mächtigen Gebäudes strahlte in zeenhafter Beleuchtung. Der Glanz Tausender und aber Tausender von Lichtflammen warf seine funkelnden Reflexe auf die Ornamente, Säulen und Mosaiks, die man nirgends so prachtvoll sieht, wie in Rußland. Der Kostbarkeit und Fülle liefern zu diesem Schmucke der Kirchen ihre mannigfach gefärbten Steinarten, vom glänzend tiefblauen Lapis-Lazuli bis hinab zum sanft grünen Malachit und schneeweißen oder in den verschiedensten Nüancen gefärbten Marmor. Wie strahlten im Glanze der Lichter die von Gold, Edelsteinen und Perlen starrenden Heiligenbilder, die man an solch einem hohen Festtage möglichst überdeckt mit all' den Schätzen an edeln Metallen und Steinen, die in den russischen Kirchen aufgehäuft sind, wie fest an keinem Orte der Welt!

Der Priester tritt in reich geschmückten glänzenden Festgewändern mit seinen Gehülfen hinter dem Vorhange, der das Allerheiligste verdeckt, hervor und zwischen die hohen, zu beiden Seiten aufgestellten Leuchter mit den riesigen Wachskerzen; er erhebt die Hand zum Segen über die nach Tausenden zählende Versammlung. Feierliche, erwartungsvolle Stille! Fast der Hauch des Athems ist hörbar, bis langsam um Mitternacht die Uhr ihre zwölf Schläge hören läßt. Augenblicklich fällt das Geläute sämmtlicher Glocken ein, wozu die Riesenglocke des Kreml das Signal giebt, und im vollen, vielstimmigen Chore braust der Oster-Hymnus durch das Gotteshaus. Bei dem orthodox-griechischen Cultus fehlt alle Musik, selbst die Orgel, und es ist daher der Kirchengesang zu einer so wunderbaren Vollkommenheit ausgebildet worden, daß Alle, die ihn nicht gehört haben, sich schwerlich einen Begriff davon machen können. Mich riß er vollständig hin. Ich vergaß, wo ich war, vergaß, daß ich, die Tochter eines fernen Landes, einer anderen Religion, hier unter Fremden stand. Mit den Uebrigen niederkniend, das Haupt gebeugt, glaubte ich den Chor der lobpreisenden Engel zu vernehmen, den jubelnden Lobgesang, der über die Welt dahinrauscht, allen Seelen das hohe Wunder zu verkündigen, welches zu ihrem Heile geschehen ist.

Bis zwei Uhr dauerte der wunderbare nächtliche Gottesdienst. Unmittelbar nachdem der Geistliche den letzten Segen gesprochen, wandte er sich glückwünschend zu dem nächsten seiner andächtigen Zuhörer, dem er das Osterei reichte, und seinem Beispiele folgten in der kommenden Minute sämmtliche Anwesende.

„Christ ist erstanden," tönt es von Mund zu Mund, und Niemand, die Damen nicht ausgenommen, darf auf das Erschallen dieses Festgrußes die Wange zum Kusse weigern. Von Hand zu Hand gehen die vielfach verzierten, bunt bemalten Ostereier. Die Zeit der Todesruhe, der Enthaltsamkeit, der andächtigen Beschaulichkeit ist wie mit einem Schlage vorüber. Der Festmorgen ist angebrochen, und jetzt gilt es, für die lange streng beobachteten Fasten sich in jeder Weise schadlos zu halten. Man muß an diese grellen Contraste gewöhnt sein, um sich hineinzufinden. In meiner Seele zitterten noch die Weiheklänge der Osterbotschaft zu lebhaft nach, als daß ich von dem plötzlich mich umgebenden Festtrubel nicht hätte verletzend berührt werden sollen. Ich sehnte mich fort, doch ein prüfender Blick auf das endlose Gedränge belehrte mich, daß an Erfüllung meines Wunsches noch nicht zu denken sei.

Mit einem Gefühle ängstlicher Beklommenheit sah ich mich gezwungen, von Minute zu Minute in landesüblicher Weise Glückwünsche zu empfangen und zu erwidern. Um mich dieser mir peinlichen Sitte möglichst zu entziehen, ließ ich wie verloren meinen Blick über das Gewühl hingleiten, als plötzlich — unwillkürlich umklammerte ich mit der Hand Frau Bamberger's Arm, die sich erschrocken zu mir hinwendete.

„Was ist Ihnen nur, meine Liebe?" fragte sie ängstlich. „Sie sehen zum Erschrecken blaß aus. Die schwüle Luft betäubt Sie."

Ich neigte zustimmend den Kopf. Um nichts in der Welt hätte ich sie den wahren Grund meiner augenblicklichen Fassungslosigkeit ahnen, hätte ich sie entdecken lassen mögen, was mich innerlich bewegte.

Ich hatte ihn gesehen — Hirschfeldt. Schön und lebensfrisch, wie in seinen besten Tagen, stand er in einer Gruppe von Damen und Herren, mit denen er sich lebhaft unterhielt, als unsere Blicke sich plötzlich begegneten und er wie verwirrt das Gesprich abbrach. Das war nur eine Secunde — dann war vor meinen Augen Alles wie ein Traumbild verschwunden.

Willenlos ließ ich mich von Frau Bamberger weiterführen, indem ich nur versuchte, sie mit leisen Worten zu beruhigen, ihr zu sagen, daß mir bereits wieder wohl sei. Um keinen Preis durften wir Aufsehen erregen. Sie war übrigens durchaus nicht verwundert; ohnmächtige Damen sind bei der Osterfeier, in der von Weihrauch schweren Luft, keine ungewöhnliche Erscheinung. So weit ich im Grunde von einer solchen Schwachmerwigkeit entfernt bin, ließ ich diesmal den Verdacht ruhig über mich ergehen, und es bewirkte wenigstens das Gute, daß meine freundliche Beschützerin energisch strebte, mit mir aus dem Gewühl in's Freie und nach Hause zu gelangen.

Ich fühlte mich unendlich erleichtert; als wir, wieder daheim gekommen, noch einige Stunden der Ruhe vor uns hatten. Wenn auch keinen Schlaf, so fand ich doch jetzt, von allem Zwang befreit, hinreichend Zeit, ohne Störung über das Erlebte nachzudenken.

„Er ist hier; er ist vollkommen wohlauf, aber er hat keinen Augenblick gefunden, um sich nach mir zu erkundigen" — das ist der Grundgedanke, der sich mir aus allen anderen mit beißender Schärfe immer wieder herausschält, und er hat mich während der bitteren Stunden dieses Morgens von allen Zweifeln, von ich weiß nicht welchen widersinnigen Hoffnungen, die ich halb unbewußt vielleicht doch noch in einem Winkel meines Herzens nährte, geheilt. Der Brief an meinen Bruder liegt vollendet vor mir; in einigen Wochen werde ich bei ihm sein und in der deutschen Heimath hoffentlich den verlorenen Seelenfrieden wiederfinden. Ich will.— —

Spät Abends.

Ja, was wollte ich doch? Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur, daß, als meine Feder das Wort niedergeschrieben hatte, ich durch einen anmeldenden Diener unterbrochen wurde, der, bei mir eintretend, einen Namen aussprach, welcher in dem Augenblick, da ich ihn vernahm, so lähmend auf mich wirkte, daß ich nicht die Kraft zu irgend welcher Erwiderung fand. Ich winkte nur zustimmend mit der Hand, und zwei Minuten darauf stand der Träger jenes Namens auf der Schwelle des Empfangzimmers mir gegenüber.

Blühend, frisch, mit einem strahlenden Lächeln und doch ein wenig unsicher näherte er sich und streckte mir die Hand entgegen. Ich drückte die meinige fest an mich, denn die zwei Minuten hatten genügt, mir meine Besinnung zurück zu geben und meinen Stolz zu wecken. „Es freut mich, Herr Hirschfeldt," sagte ich in dem Tone, mit dem man wohl einen guten Bekannten empfangt, „hier in Moskau wieder mit Ihnen zusammen zu treffen."

Er wich zurück, in seinen Augen eine erschrockene Frage.

„Ich glaubte," fuhr ich unverändert fort, „Sie mit meinen Gedanken weit eher in Petersburg suchen zu müssen."

„Ich bin auch dort gewesen," erwiderte er langsam und halb zerstreut, wie ein Mensch, der, wesentlich von anderen Gedanken in Anspruch genommen, sich erst auf das besinnen muß, was er sagen will.

„Und jetzt? Aber bitte, möchten Sie nicht zuvor Platz nehmen? Werden Sie jetzt längere Zeit hier in Moskau bleiben?"

Er schob den Sessel, auf den ich hingedeutet hatte, mit hastigem Rucke bei Seite und stand im nächsten Augenblick nahe vor mir, bleich, rasch athmend. „Helene," fragte er und sah mich unbeschreiblich traurig an, „Fräulein Helene, warum sprechen Sie zu mir wie zu einem alltäglichen Bekannten, der einmal so ganz zufällig Ihren Weg gekreuzt hat? Blieb mir denn nicht das Versprechen Ihrer Freundschaft wenigstens?"

Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, ihm mit äußerlich bewahrter Ruhe und durchaus in dem vorhin angeschlagenen Tone zu erwidern: „Es kann wohl nicht Ihr Ernst sein, sich auf eine Freundschaft zu berufen, die während der verflossenen

Digitized by Google

Wochen, ja Monate Sie nicht einmal bewegen konnte, mich durch eine Zeile von Ihrem Ergehen zu benachrichtigen, und doch," fügte ich, jedes Wort langsam betonend, hinzu, „doch wäre das nach unserer letzten Trennung vielleicht nicht zu viel Rücksicht gewesen. Das Vergnügen Ihres heutigen Besuches verdanke ich doch wohl nur der zufälligen Begegnung dieser Nacht."

Hirschfeldt wurde womöglich noch um einen Schatten bleicher. Ich sah, wie er die Hände zusammenpreßte. In seinen Augen verrieth sich, plötzlich aufflammend, eine heftige Bewegung. „Wollen Sie mir gestatten, Helene," sagte er und bemühte sich vergebens, seiner Stimme Festigkeit zu geben, „Ihnen zu erklären, warum ich nicht geschrieben habe, warum ich Ihnen nicht schreiben konnte?"

Ich erwiderte keine Silbe, vermochte mich aber nicht von jenen wie mit magnetischer Gewalt auf mich gerichteten Blicken loszureißen.

„Es war mir unmöglich," nahm der junge Mann tief aufathmend wieder das Wort, „Ihnen im sorgfältig berechneten Tone kühler Freundschaft zu schreiben, Helene, weil — — ich Sie liebe."

Ein Schauer überlief mich; mein Athem stockte, und willenlos preßte ich die Hand auf's Herz. Hatten denn wirklich meine Ohren mich nicht getäuscht!? Einen Moment; nur ein paar Secunden schloß ich die Augen, dann siegte die Kraft meines Willens auch über diesen Anfall von Schwäche.

„Spielen wir keine Komödie miteinander!" stieß ich mit fast übermenschlicher Anstrengung heraus. „Unter uns wäre das wohl am wenigsten angebracht."

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Ein immergrünes Blatt für die Jugend. (Mit Abbildung, S. 761.) „Beisammen sind wir Alle. Was treiben wir nun?" Das ist nicht selten die Frage Abends am kindergeschmückten Familientische, und sie ist nicht immer leicht zu beantworten, denn die Ansprüche an Unterhaltung sind so verschieden, wie die Alters- und Bildungsstufen all' der lieben Leutchen, die da beisammen sitzen. Und doch ist Harmonie für alle Wünsche möglich, wenn von oben her die schönste, die Herzensbildung gepflegt wird, welcher es die höchste Freude ist, sich an der Freude des Andern zu erfreuen. Die liebste Familienfreude kann aber keine andere sein, als die an den Kindern, und so ist die liebste Sorge die für ihre Geistes- und Herzensbedürfnisse. Wo aber sucht man sie anders als im Buch- und Bilderladen? „Bilder- und Geschichtenbücher", danach verlangt Jung und Alt. Zu den „Geschichten" gehört von Haus aus Alles, was nicht „Bild" ist, also auch Märchen, Sagen, Fabeln und das große Allerlei in Prosa und Reim. — Eine Zuckerdüte ist gewiß in aller Kinder Augen eine gute Gabe Gottes, aber wenn auf die Frage des Kindes: „Hast Du mir was mitgebingt?" der Vater antworten kann: „Ja, mein Kind, ein Bilderbuch" — so wird der Zuckerdütenjubel um das Zehnfache überstiegen. Fühlt nicht Jeder selbst im alten Herzen die Freude noch nachklingen über das erste Bilderbuch?

Trotz aller Freude der Ueberraschung bleibt aber schon beim Kinde die Kritik über das Buch nicht aus, wenn sie sich auch nicht in Recensionen Luft macht. Wie das Kind, nach tausendfältigen Erfahrungen der Mütter, ganz genau erkennt, wer es wirklich lieb hat und nicht blos so thut, wie es fremden Personen gegenüber gar bald seine Aermchen öffnet oder seine Abneigung zu erkennen giebt, ebenso nehmen die „Schicksale der Bücher" schon ihren Anfang beim Kinde. Das rechte Bilderbuch bleibt, wie das rechte Spielzeug, dem Kinde lieb, auch wenn es nach und nach noch so beschmutzt und zerrissen ist, ja dann erst recht. Es kann's vielleicht über Anderes und Neues eine Zeitlang vergessen, aber es sucht und greift immer wieder danach. Selbst die feinsten Bilderbücher, welche von den Eltern sorgfältig aufbewahrt und nur bisweilen, wie Zucker, gegeben werden, lassen sie gleichgültig, wenn kein Herz aus ihnen zu den Kindern spricht: sie bleiben „Zucker" und werden nie tagtäglich labendes Brod.

Wie wird aber solches Brod gemacht? Nicht am Schreibtisch allein. Die beste Anleitung dazu geben die Kinder selbst; das Beste ist ihnen immer abgelauscht worden. An der Art und Weise, wie die Kinder einander selbst erzählen, ist allein die höchste Einfachheit der Darstellung zu studiren. Aber noch mehr: das Kind hat seinen eigenen und sehr kleinen Kreis der Anschauungen und Vorstellungen. Dieser darf nie überschritten werden, wenn das Kind an dem Erzählten oder bildlich Dargestellten Freude durch Verständniß desselben haben soll. Endlich verlangt die eigenthümliche kindliche Logik Beachtung — genau wie die Volkslogik bei Werken der Volksdichtung, ganz besonders in den Volksmundarten. Dem Kind, wie dem Volk, darf nichts Anderes in den Mund gelegt werden, als was sich innerhalb seines Gesichtskreises befindet und wie es seiner Denkfähigkeit entspricht.

Bis zum vierten und noch fünften Jahr ist das Kind weit mehr Gegenstand erheiternder Darstellung für die Alten, als daß ihm selbst viel dargestellt werden könnte. Ihm gehört das Bilderbuch und der mündliche Erzähler. Aber die bei und an ihm gemachten Studien kommen bei der folgenden höheren Stufenreihe zur Geltung. Mit raschem Uebergange nämlich, nach wenigen Schuljahren, kommt bei den Kindern die Leselust, die bis zur Lesewuth sich steigern kann. Jetzt geht ihnen das Thor der „Jugendschriften" auf. Der Andrang des Gebotenen ist stark, die Kritik schwerer. Dennoch hat auch diese Jugend ihre Lieblinge, und man wird finden, daß es Diejenigen sind, welche nicht blos durch Wort oder Bild den Gesichtskreis derselben erweitern, sondern Verstand und Gefühl mit gleicher Klarheit und Wärme zu packen verstehen. Für die Wahl der Gegenstände breitet sich mit jedem Jahre vorwärts ein größeres Feld aus, aber immer wird es das Wie, die Art der Darstellung bleiben, wodurch magnetische Kraft in ein Jugendbuch kommt.

Trotz der außerordentlichen Fruchtbarkeit der Presse auf diesem Gebiete ist die Zahl der Lieblinge der Kinderwelt nicht bedeutend. Die Kunst hat in dieser Beziehung die Literatur überflügelt, offenbar weil die Künstler ihre Bilder meistens dem Leben ablauschen, während nur gar zu viele Schriftsteller zu viel aus sich und zu wenig aus der Kinderwelt schöpfen. Bietet nun schon die Herstellung eines guten Buches für die Jugend so große Schwierigkeiten, um wie viel mehr eine Zeitschrift, welche es sich zur Aufgabe stellt, eine „Jugend- und Familien-Bibliothek" zugleich zu bieten. Dies geschieht von der aus dem gediegenen Verlage von Alphons Dürr in Leipzig hervorgehenden, in Monatsheften erscheinenden Zeitschrift „Deutsche Jugend".

Um seinen jungen Freunden von allen Jahresstufen das ihnen Gehörige aufzutischen und in Wort und Bild nur Gutes, ja womöglich nur das Beste zu leisten, hat der verdiente Herausgeber die redactionelle Leitung in eine literarische (Julius Lohmeyer) und artistische (Oscar Pletsch) geschieden und als Hauptrubriken des Inhalts festgesetzt: Erzählungen, Märchen und Fabeln; Geschichts- und Naturbilder; Gedichte, Balladen und Lieder; endlich Vermischtes. Da ferner die Verlagshandlung den ernsten Willen und die Mittel hat, nur die auf diesem Felde bewährtesten Schriftsteller und Künstler an ihr Unternehmen heranzuziehen, so mußte wohl ein Werk zu Stande kommen, das dem deutschen Verlage und der illustrirten Literatur zur Ehre gereicht, und es verdient, der deutschen Familie als ein Schmuck des Abendtisches von dauerndem Werthe, der namentlich unter den Tannenbäumen des nächsten Weihnachtsfestes nirgends fehlen sollte, ganz besonders empfohlen zu werden.

Für die Vortrefflichkeit der technischen Ausführung der Illustrationen mag die beistehende Abbildung zeugen.

Die freien Hülfscassen und der Reichstag. Zu Anfang der Herbstsession des Reichstages kommt die gesetzliche Regelung des Hülfscassenwesens auf die Tagesordnung. Da das Reichskanzleramt zu diesem Behufe sorgfältige statistische Erhebungen über die Zwangscassen angeordnet hat, während eine gleiche Sorgfalt für die Tausende von freien Kranken-, Sterbe-, Invaliden-, Altersversorgungs-, Wittwen-, Waisen-, Aussteuer- und anderen Hülfscassen unterlassen worden, dadurch aber ernste Gefahr für die Existenz oder wenigstens die gedeihliche Entwickelung der letzteren hervorgerufen ist, so macht es sich dringend nothwendig,

dem Reichstage und der Oeffentlichkeit eine statistische Uebersicht der gesammten freien Hülfscassen des deutschen Reiches am Schlusse des Jahres 1874 zu überreichen.

Ein Verein von bekannten Volksvertrauensmännern fordert deshalb die „Vorstände aller auf genossenschaftlicher Selbsthülfe beruhenden Hülfscassen" zur Beantwortung folgender Fragen auf:

1) Welchen Namen führt die Casse? 2) Wo besteht dieselbe? 3) Wann ist dieselbe gegründet? 4) Besteht gemeinsame Mitgliedschaft oder Vereinigung mit einer anderen Gesellschaft und mit welcher? 5) Welche Art Unterstützungen gewährt die Casse? 6) Wie viel Mitglieder hatte sie Ende 1874? 7) Wie viel Einnahmen im Jahre 1874? 8) Wie viel Ausgaben im Jahre 1874? 9) Welchen Vermögensbestand 1874?

Die Beantwortung dieser Fragen wird mit Datum und Unterschrift mindestens eines Vorstands- oder Ausschußmitgliedes oder Cassenbeamten versehen und muß, wenn sie dem sehr wichtigen Zweck der Sache dienen soll, spätestens bis zum 10. November an den Anwalt der deutschen Gewerkvereine, Dr. Max Hirsch, Berlin SW., Bernburgerstraße 13, eingesandt werden.

Kleiner Briefkasten.

M. St. in R. Wenn wir auch dem „Römerzuge" Kaiser Wilhelm's mit großer Sympathie gefolgt sind, so dürften wir doch im Hinblick auf die zeitraubende Herstellungsweise unseres Blattes und den Umstand, daß alle Tagesblätter bereits eingehende Berichte über die Tage von Mailand gebracht haben, mit einer solchen Schilderung allzu sehr post festum kommen. Uebrigens gehören derartige Themata aus der Geschichte der Gegenwart, die wir nur in einzelnen Momenten berücksichtigen können, vorwiegend in's Bereich der Leipziger „Illustrirten Zeitung", die ihre Mission, eine Chronik der Zeit zu sein, mit so vielem Geschick erfüllt. — Auch die Errichtung des Berliner Stein-Denkmals, so freudig wir dieselbe begrüßen, glauben wir übergehen zu können, nachdem die Gartenlaube ihrer patriotischen Verehrung des großen Freiherrn durch eine Reihe von Artikeln über Stein's Leben (Jahrgänge 1855 und 1859 mit Portrait) und sein Denkmal bei Nassau (Jahrgänge 1868 und 1872 mit Abbildungen) bereits hinlänglich genügt haben dürfte.

Springbrunnen! Auf die große Menge von Springbrunnen-Anfragen (circa 500) in nächster Nummer die Antwort.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Doppelgänger.

Erzählung von **Lewin Schücking.**

(Fortsetzung.)

Der Freude begab sich langsamen Schrittes unter die mächtige alte Linde, die ihm als Margarethenlinde bezeichnet worden war, und nahm hier auf der unter dem breitschattigen Geist angebrachten Steinbank Platz. —

„Gottlob!“ sagte, als sie aus seiner Gehörweite waren, die Kammerzofe, „gottlob, daß wir ihn endlich los sind, den unheimlichen Menschen! Ich wagte nicht, meinen schweren Sack vom linken Arm auf den rechten zu nehmen, und nun ist mir der linke wie völlig zerbrochen.“

„Es war der wunderlichste Mensch, der mir je vorgekommen ist,“ versetzte die Prinzessin; „just, als ob er durch den Blick seiner armen spanischen Nonne noch immer aus allen Geleisen geworfen wäre.“

„Ach, glauben Sie mir, Durchlaucht,“ fiel Marianne ein, „gewiß erlog er die Geschichte, um sich damit interessant zu machen. Man kann Jemand gar nicht in ein brennendes Gebäude schleudern, weil man selbst nicht so nahe an die Gluth herantreten und es bei ihr anhalten kann.“

„Laß' uns jetzt sehen, wie er heißt!“ fiel die Prinzessin ein, die Karte, welche er ihr gegeben und die sie zu sich gesteckt hatte, hervorziehend. Sie las die Worte: „Ulrich Gerhard von Ilsenstein.“

„Ah,“ rief sie stehen bleibend aus, „Marianne, ich bitte Dich, das wird immer seltsamer.“

„Was haben Sie, Durchlaucht? Was ist?“

„Mein Gott, ich darf ja die Karte Niemand sehen lassen, darf Die's nicht sagen. Aber das darf ich Dir sagen: Dieser Mensch ist ein Doppelgänger.“

„Ein Doppelgänger?“

„So ist es, wirklich und wahrhaftig.“

„Ich glaube weit eher,“ versetzte Marianne, „er ist ein Schwindler. Ich will auch wetten, daß er Sie ganz gut kannte. Darum brachte er das Gespräch geflissentlich auf das hochfürstliche Haus, nur um sich auch damit interessant zu machen.“

Prinzessin Elisabeth schüttelte den Kopf. Sie schüttelte höchst nachdrücklich den Kopf. Sie wußte in der That nicht, was denken. Die Erscheinung dieses Mannes, der ihr nun einmal gar nicht den Eindruck eines Schwindlers gemacht, hatte ihr ein Räthsel aufgegeben, zu dem sie absolut keinen Schlüssel fand. Sie ging schweigend weiter. Sprechen durfte sie ja auch über ihn nicht weiter — das hatte sie ihm gelobt. Darum verbot sie Marianne, die immer wieder von ihm beginnen wollte, endlich ganz streng, weiter zu fragen, zu reden von diesem — Doppelgänger. Und so lauten die beiden Frauen an das Ende des Waldes. Durch ein verfallenes kleines Gitterthor traten sie in den Park des fürstlichen Schlosses; dann gelangten sie um einen großen Weiher herum zu dem alten, halb noch burgartigen Schlosse, an dessen Gartenseite hier ein Rest alter Umwallung zur Terrasse umgeschaffen war, auf der Orangenbäume und Oleander standen; dazwischen prangte ein reicher Blumenschmuck. Prinzessin Elisabeth eilte durch eine offen stehende Fensterthür in's Innere, um zu ihrem Vater zu gelangen und ihm sofort den günstigen Erfolg ihrer Wanderung zu Meyer Jochmaring mitzutheilen.

2.

Eine halbe Stunde weit von dem Städtchen mit der Schloßburg des Fürsten von Idar, etwa zwanzig Minuten rechts ab vom Jochmaringshofe, lag ein alter Edelhof, ein malerisches Bauwerk. Den Eingang zu demselben bildete ein über eine Zugbrücke zugängliches gewölbtes Thor; links und rechts schlossen sich niedrige Stallgebäude daran, an die sich wieder kleine dicke Thürme reihten. Da all diese Gebäude theile einsprangen und deshalb das Thor etwas wie der Scheitel eines stumpfen Winkels war, dienten sie als eine Art ritterlichen Schildes für das dahinter stehende Hauptgebäude. Und dieser Schild war auf's Malerischste von uraltem, üppig wucherndem Epheu überzogen, dem der breite schlammige Graben zu seinen Füßen die reichste Nahrung bot. Bis hoch zu den Dächern hinan war auch der Hauptbau von diesem Epheu umrankt, dieser wunderlich coulissirte Hauptbau, der eigentlich nur aus drei schmalen viereckigen Thürmen zu bestehen schien, die, wenige Fuß weit voneinander in die Höhe gebaut, durch zwei zurückspringende Zwischenwände miteinander verbunden waren. Dadurch waren denn zwischen je zwei der Thürme die reizendsten Ecken entstanden, nach je drei Seiten durch Mauern und nach vorn durch das Epheugerank geschützt. Die darin aufgestellten Tische und Gartenstühle zeigten, daß die Familie des Eigenthümers sie zu benutzen wußte. Auf der Rückseite des Gebäudes, wo es sich mit hohen von Essen und Wetterfahnen überragten Giebeln abschloß, erweiterte sich der Burggraben zu einem runden Weiher, und um das Alles drängte sich schützend und schattend ein prächtiger uralter Laubwald.

Schloß Wilstorp hieß unsere malerische Waldburg, die im

Digitized by Google

Innern nun freilich, wenn auch viel kleiner, doch nun nichts wohnlicher und comfortabler eingerichtet war, wie nach der Schilderung des wunderlichen Fremden im vorigen Capitel der alte Fürstensitz zu Idar es sein mußte. Und auch sonst boten die Verhältnisse der beiden Häuser manche Vergleichspunkte dar, was in einer Zeit, wo der Krieg und der fremde Eroberer Deutschland ruinirten und aussaugten und namentlich den Grundeigner zum unglücklichsten aller Sterblichen machten, allerdings sehr begreiflich war. Das Besondere und Auffallende war nur, daß der Edelhof von Wilstorp, so nahe der Fürstenburg von Idar, nicht längst wie ein Habichtsnest von dem Adler zerstört worden war, den der Fürst, wie alle sich zu dem Blute Widukind's rechnenden Geschlechter, im Wappen führte. Daß dieß doch sonst die kleinen Fürstlichkeiten in ihren Ländlein keine Ritterstöße mehr, seitdem sie der darauf wohnenden Vasallen nicht mehr zu ihren Fehdehelfern bedurften. Seitdem, seit langen Jahren schon, hatten sie auf jegliche Weise den Kindern und Enkeln des Mohren, der seine Schuldigkeit gethan, angedeutet, daß sie gehen könnten, suchten ihre Güter zu ihren Domänen zu schlagen, und beuteten ihr Jagdgebiet, ohne Concurrenz solcher Junkerschaft, lieber für sich allein aus. Schloß Wilstorp aber war ein alter Amtsitz, der in früheren Zeiten nicht ein Burgmannshof des Fürsten gewesen und der auch nicht beim Thurm von Idar zu Lehn ging und deshalb nicht als verfallenes Lehn hatte aus der Welt geschafft werden können. Auch durch Kauf konnte der Uebelstand nicht beseitigt werden, da die Familie, welche auf dem Schlosse saß, durch Fideicommiß und andere Feudalbande daran gefesselt war. Sie gehörte nämlich dem Schloß Wilstorp, wie der wunderliche Fremde es ausdrückte, und wurde von ihm nicht losgelassen.

Nicht losgelassen! Das hatte in der letzten Zeit nun sehr schwer auf der Familie gelastet, die oben in dem schönen Waldschlosse wohnte. Aus einer nicht weit entfernten Stadt, wo Herr von Mansdorf die Verwaltung einer gestifteten Stiftung geführt hatte, waren sie gekommen, diese Leute: der gutmüthige, wohlthätig aussehende Herr, der keinen Tropfen bösen Blutes in sich hatte, er mußte ihm denn durch die Giftmischerei der Weinhändler an den vielen Flaschen gekommen sein, die er den Tag über zum Zeitvertreib zu leeren pflegte, die hohe, magere, fürstliche Dame mit ihrer gebieterischen Adlernase und die zwei jungen Damen, von denen die ältere von großer Schönheit und des Vaters Liebling und größte Lebensfreude war und die jüngere, magere, scharf dreinschauende, mit ihrem Fürwitz den Lauf des täglichen Lebens und die Haushaltsvorgänge auf Wilstorp weit mehr, als es den Dienstboten beinem war, controlirte. Sie waren als die Erben eines entfernten Verwandten, eines alten Junggesellen, in den Besitz der romantischen Ritterburg gekommen, aber diese Burg war auch etwas wie die Hölle des Lysmen geworden, aus der keine Fußstapfen zurückführen. Es war das eine drückende Lage, unter der Frau von Mansdorf moralisch am meisten litt, weil sie sah, daß ihr Gatte in dieser beschäftigungslosen Einsamkeit nach und nach unrettbar dem Trunke verfallen würde, und ihre Tochter Adelheid physisch, weil sie hier ihre blühende Gesundheit einbüßte. Sie litt nämlich an einer Brustaffection, die, wie der Arzt erklärte, nur durch einen Aufenthalt im Süden geheilt werden könne. Wie aber die Dinge lagen, war an einen Aufenthalt im Süden, an einen Ortswechsel auf längere Zeit nicht zu denken.

Die Familie Mansdorf war nämlich nicht die einzige Eigenthümerin von Wilstorp; es gab einen dem letzten Besitzer ganz ebenso nahen Verwandten in der Welt und dieser war mit den Mansdorfs „zu gesammter Hand" belehnt. Die letzteren hatten deshalb nirgends unbeschränkte Dispositionsbefugnisse, wo sie nicht den mitbelehnten Agnaten herbeibrachten und seine Einwilligung aussprechen ließen, und so war ein Flüssigmachen von Geldern, um eine längere Reise zu machen, um nur in einer größeren Stadt in Deutschland zu leben, für sie eine Unmöglichkeit. Es bedurfte dazu des unglücklichsten Agnaten, und dieser war verschollen, war durch keine Mittel, keine Erkundigungen, keine Aufrufe in den Zeitungen zu entdecken gewesen; vielleicht war er längst todt und begraben. Aber wenn das der Fall, so streckte er auf höchst dämonische Weise aus seinem unbekannten Grabe eine gespenstische Faust heraus, die sich auf jedes Rechtsgeschäft legte, welches Herr von Mansdorf irgend hätte vornehmen können.

Wie hatte man sich gequält mit dem Nachforschen nach diesem Manne, der nicht anders als Ulrich Gerhard von Ussels hieß! In wie vielen Blättern der damals freilich sehr gering entwickelten Journalistik war nicht Ulrich Gerhard von Ussels gesucht worden! Wie viele Abende hindurch hatte Herr von Mansdorf mit einem Notar aus Idar, der zugleich als Justitiar die Patrimonialgerichtsbarkeit des Hauses Wilstorp verwaltete, allein darüber gesprochen, wie man es zu einer Todeserklärung des besagten Ulrich Gerhard von Ussels bringen könne, der sicherlich — man wußte ja, daß er in Kriegsdienste gegangen — irgendwo in fremder Erde modere und nur hier in dem alten Edelhofe noch wie ein Gespenst lebendig sei, das die Lebenden in Verzweiflung bringe! Wie oft hatte man berathen, ob man sich nicht die gerichtliche Bevollmächtigung verschaffen könne, frei zu handeln und gültig zu disponiren, wenn man eine Bürgschaft bestelle, daß man den nicht zu Fassenden, nicht zu Erreichenden, wenn er wirklich einst aus dem Nebel seiner geheimnißumkleideten Existenz auftauchen sollte, entschädigen wolle für alles während seiner Abwesenheit ohne ihn Vorgenommene und Geschehene! Auch das war mannsführbar. Man hatte nicht die Mittel, solche Bürgschaft zu stellen. Man war ohnehin schon nur mit Schwierigkeit ohne solche Bürgschaft für die abwesenden Mitbelehnten vom Gerichte in den Besitz eingelassen worden.

So standen die Dinge auf Wilstorp, und zu dem Drucke, den hier der Name Ulrich Gerhard von Ussels auf das Herz jedes Einzelnen legte, war noch der allgemeine Druck der Spannung um die immer näher herantretende Entscheidung auf dem großen Kriegstheater getreten, denn man war im Spätsommer des Jahres 1813, und obwohl man kaum sich rückhaltlos der Hoffnung hinzugeben wagte, daß es den alliirten Mächten gelingen werde, die eiserne Herrschaft des die Welt maltraitirenden Soldatenlaisers zu sprengen und ihn aus Deutschland wenigstens hinauszujagen, hatten doch die Nachrichten von der Schlacht bei Großbeeren und an der Katzbach die Möglichkeit, daß es gelingen könne, gezeigt. Es war endlich etwas wie einer Erregung und Gährung in das seine politischen Schicksale sonst so apathisch und lammesfromm hinnehmende Land gekommen — ja, man unmaßte etwas von Vorbereitungen, die im Stillen getroffen würden, den Alliirten, wenn ihre Heere heranlämen, thätliche Unterstützung zu leisten, und dunkle Gerüchte gingen um von geheimen Verbindungen, die thätig seien, Waffen zu den Depotplätzen zusammenzubringen; das Wort „Tugendbund" war aufgetaucht und hatte destomehr Eindruck gemacht, je weniger man wußte, welche Vorstellung man damit verbinden sollte.

Eines Abends nun hatte Herr von Mansdorf in einem der hübschen Winkel unter dem Epheudache vor seiner Ritterburg gesessen, mit seinem breiten Rücken saß die ganze Breite der Mauer zwischen den vorspringenden zwei Thürmen ausfüllend; um ihn her befanden sich seine Getreuen; zunächst vor ihm stand auf dem alten Eichenholztische der schöne, altertümliche und weithauchige Krug, seines stillen, ländlichen Daseins Lieblingsgefährte; auf der Bank zur Rechten saßen die gestrenge Hausfrau und die älteste Tochter, links ihnen gegenüber Herr Plümer, der Notar und Justitiar, und neben ihm Herr Rauleistein, der fürstliche Oberförster, der eine halbe Stunde von Wilstorp seinen Amtssitz in einem alten Jagdhause hatte. Die Hausfrau strickte an einer wollenen Socke; das Fräulein beugte das zarte, leisgeröthete Oval ihres gutmüthigen Gesichts über ein Zeitungsblatt, aus dem sie eine Nachricht vorgelesen — natürlich berichteten die unter strenger Censur stehenden Blätter nur von französischen Siegen — und die Herren dampften aus irdenen Pfeifen einen ganz abscheulich riechenden Tabak, wie ihn eben die unter dem Gebote der Continentalsperre stehende Menschheit zu rauchen gelernt hatte, um dabei zu vergessen, daß sie statt des Kaffees Eichorienwasser trinken und dieses statt mit Zucker mit Honig versüßen mußte.

„Was soll man nun davon halten?" sagte der Hausherr, nachdem eine lange Pause erfolgt war, in der jeder der Anwesenden die eben gelesene Zeitungsnachricht in seinem Herzen überdacht zu haben schien. „Was soll man davon halten? Sie schreiben immer nur von ihren Siegen, und doch hat der Rentmeister

Digitized by Google

mir gesagt, daß Preußen durch Ydar marschiren würden, ein Bataillon nach dem andern, und daß dies noch geschehen würde, ehe das Jahr zu Ende."

„Sollte' mich freuen," fiel der Justitiar, ein kleiner gelber Herr, mit skeptischem Lächeln ein. „sollte mich freuen, obzwar dem Herrn Rentmeister mit seinen Vorgeschichten doch nicht allerwegen zu trauen ist."

„Herr Justitiar, nicht zu trauen?" sagte jetzt die Hausfrau. „Bitte, sagen Sie das nicht. Der Rentmeister hat uns wunderliche Dinge vorausgesagt, und sie sind bis auf's Haar eingetroffen, meist bis auf's Haar."

„Nehmen Sie's nicht ungnädig, gnädige Frau — aber viele sind doch nicht eingetroffen."

„Viele? Daß ich nicht wüßte," entgegnete die gnädige Frau. „Und was verschlägt das? Wenn er etwas sieht — und nachher trifft es nicht ein — ich denke nicht, daß es dann seine Schuld ist. Wir stehen Alle in Gottes Hand, und wenn er einen Leichenzug sieht oder eine Feuersbrunst, und sie ereignen sich später nicht in der Wirklichkeit, so beweist das nicht, daß andere Ereignisse, die er sieht, auch nicht eintreten werden. Und das thun doch die meisten, wie's der Herr Justitiar wissen müssen."

„Freilich, freilich," sagte der Herr Justitiar ein wenig spöttisch und eine Wolke Dampfes ausstoßend, „obzwar mich diese Ansicht der Sache zu dem Glauben bringen könnte, daß das Sehen von Vorgeschichten ein leichteres Ding ist, als wofür es gemeiniglich gehalten wird."

„Ah, Plümer, Sie sind ein schlechter Christ," versetzte die gestrenge Ritterstfrau.

„Ich wollte," rief jetzt Herr von Mausdorf, seine wuchtige Faust schwer auf den Tisch legend, aus, „der Rentmeister sah' einmal als Vorgeschichte diesen vermaledeiten Ulrich Gerhard von Ufeln in diese alten Thürme einziehen."

„Ist das nicht eben auch ein Beweis für die Sache?" entgegnete Frau von Mausdorf. „Er sieht ihn nicht — und deshalb kommt er auch nicht."

„Was denken Sie über die Sache, Fräulein?" wandte sich jetzt der Oberförster an sein Gegenüber.

„Ich?" versetzte das Burgfräulein mit einem schlauen Lächeln zu dem Oberförster aufschauend. „Ich weiß nicht, welche unheimliche und schreckhafte Dinge der Rentmeister voraussieht, aber wohl, daß ich etwas Schreckhaftes und Unheimliches sehe, wenn er plötzlich vor mir steht, die lange dürre Gestalt mit den hohen Brauen und glänzenden Augen; man meint, may sähe Kirchenfenster, in die der Mond scheint."

Der Oberförster lächelte; dann, nachdem er sich geräuspert, fuhr er nachdenklam fort: „Möchte ihn wohl einmal ein wenig auf die Probe stellen, den Herrn Fünftelmann."

„Auf die Probe stellen? Und wie könnten Sie das, Oberförster?" fiel die Ritterstfrau ein, die nun einmal die gläubigste Anhängerin der Visionsgabe ihres Rentmeisters war.

„Ist mir neulich etwas Wunderliches begegnet," entgegnete mit einer die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer spannenden Langsamkeit der Oberförster. „Etwas, auf das ich mir keinen Vers machen kann. Gar keinen Vers! Und etwas recht Grausiges war es. Hab' auch Fünftelmann gesagt, er solle mit mir gehen, ob wir's Beide zusammen sehen könnten, und er solle mir's dann anzeigen. Aber ich bringe ihn nicht hin; er nimmt den Schein an, als glaube er, ich wolle ihn zum Besten halten. . . ."

„Ich glaube schon, daß er nicht mit Ihnen geht," fiel hier die Hausfrau ein; „wissen Sie denn nicht, daß solch eine Gabe ohnehin schwer genug auf den Leuten lastet, und daß Sie von ihnen nicht verlangen dürfen, sie sollen so unheimliche Dinge, die ihnen genug das Leben verbittern, auch noch freiwillig aufsuchen?"

„Aber so erzählen Sie Ihre Geschichte doch, Oberförster!" rief hier ungeduldig Herr von Mausdorf aus.

„Dofferntlich keine Jagdgeschichte," sagte der Justitiar.

„Nein, keine Jagdgeschichte," erwiderte der Oberförster, „drußaus nicht. Hören Sie um! Vor einigen Abenden komm' ich — es mochte eine Stunde vor Mitternacht sein — aus Ydar zurück, hatte am Nachmittage Geschäfte bei Seiner Durchlaucht, dem Fürsten, gehabt, und den Abend war ich in die Casinogesellschaft gegangen und hatte da mit den Herren von den Zeitläuften discurirt und dann, mich aufgemacht, wieder in meine Försterei zu kommen. Geh' also heim und bin ganz allein — auch ohne meine Hündin, die ich daheimgelassen hatte, weil sie Junge geworfen hat. Komm' an dem alten Kropp, dem verfallenen Burgmannshofe, vorüber, der nicht weit vom Wege ab in den verstumpften Niederungen steht — Sie kennen ja das alte verruinirte Castell. Wie ich nun bis dicht heran bin, sehe ich ein Leuchten, einen Lichtglanz auf dem Wassergraben vor dem Gebäude liegen; ich bleibe stehen und frage mich: Wo kann denn da das Licht herkommen? Vom Monde doch nicht — der war nicht aufgegangen; aus den Fenstern nicht, denn die sind ja immer mit alten Holzklappen verschlossen. Wo kann der Lichtschein herkommen? Die Sache dünkt mir curios, und nun ihr auf den Grund zu kommen, geh' ich rechts ab, auf die alte Spelunke zu, und wie ich näher und näher dem Wassergraben komme, seh' ich, daß der Lichtschein, der auf dem leise vom Nachtwinde bewegten Gewässer schwimmt, aus zweien der Fenster im unteren Stockwerke kommen muß, und zwar so, daß die alten Holzklappen vor den Fenstern unten einen Spielraum lassen, durch den der Schein schräg nach unten hinausfällt. Es sind also, sag' ich mir, Menschen in dem verlassenen Gebäude — aber wie kommen sie dahin, da es verschlossen und verrammelt ist, und was haben sie da zu thun? Möcht' das doch wissen,' sag' ich mir und stapfe über Schutt und durch wildes Riedgras und Nesseln, was da auf dem alten Damme wächst, der anstatt der frühern Steinbrücke durch das Wasser führt, an das Gebäude heran; als ich an die Fenster komme, bin ich nicht hoch genug, hineinzuschauen, sehe mich also nach einem Steine oder dergleichen um und finde auch richtig einen Holzklotz in der Nähe, den ich an die Mauer lege . . ."

„Zerissen Hunof" — fiel hier ungeduldig der Justitiar ein — „und sehen, daß der Lichtschein nichts ist, als das Glühen von dem alten versonnten Holze der Fensterbänke . . ."

„Nun, lassen Sie ihn doch weiter erzählen und stören ihn nicht!" fuhr in strafendem Tone die gestrenge Ritterstfrau den Justitiar an.

Dieser Hoyste lächelnd seine Pfeife aus, während der Oberförster mit einem ärgerlichen Seitenblicke auf ihn fortfuhr:

„Freilich stieg ich hinauf — was ich aber sah, das war wahrhaftig kein fanles Glühholz, Herr Justitiar, das kann ich Sie versichern."

„Nun, was sahen Sie denn? Heraus damit, Mann!" sagte hier Herr von Mausdorf, dem hinter seinem dickbäuchigen Kruge die großen vorliegenden Augen vor Neugierigen über solch eine angenehm spannende und sogar ein wenig in's Gruntiche spielende Geschichte leuchteten.

Der Oberförster aber hatte durchaus keine Eile, vorschnell seinen Hauptefect zu verpuffen und die Karte, womit er die Stepsis des Justitiars abtrumpfen wollte, zu rasch auszuspielen.

„Was ich sah?" sagte er, und dann ränsperte er sich, blickte, rundum im Kreise, heftete zuletzt seine Augen mit dem Ausdrucke eines vorzugsweisen Vertrauens auf die Dame vom Hause, die ihren Strickstrumpf hatte sollen lassen, indem ihr Oberförver sich immer mehr in die Höhe streckte, und setzte mit halblautem dumpfem Tone hinzu: „Särge."

Fräulein Adelheid fuhr zusammen und schrie leise auf — Herr von Mausdorf zog in wunderlichem Spiele seine Brauen zusammen, und die Hausfrau rief erschrocken:

„Särge?"

„So ist es, gnädige Frau," versetzte Oberförster Runkelstein mit einem eigenthümlich sinnigen Tone, aus dem ein ganzes System resignirter Lebensphilosophie sprach.

„Zwei neben einander?" fragte die Dame.

„Zwei? Nein, ein halbes Dutzend."

Der Justitiar schüttelte lächelnd den Kopf, während in den Mienen der Uebrigen etwas wie ein Zug von Mißvergnügen erkennbar wurde. Denn obwohl die Sache sich zu einem gründlich angenehmen Grauen auf's Beste anließ, obwohl auch die Dämmerung leise herangekommen war und in dem versteckten Thurmwinkel tieferen Schatten gebreitet hatte, während aus einem nahen Baumwipfel, über die Dächer der Vorgebäude herüber, ein höchst melancholisches Gekrächze scholl, das nur eine alte und in Dingen solcher Art, wie sie hier eben verhandelt wurden, höchst erfahrene Krähenfrau ausstoßen konnte — obwohl das Alles den tiefen Eindruck den Runkelstein's Geschichte machte, nur in befriedigendster Weise unterstützen konnte, war doch offenbar

Digitized by Google

seine Versicherung, er habe gleich ein halbes Dutzend Särge auf einmal gesehen, etwas, was als doch gar zu stark die Wirkung seiner Erzählung ganz bedeutend beeinträchtigte.

Ohne eine Ahnung davon zu haben, verdarb der Oberförster sich seinen Effect noch mehr, indem er hinzusetzte:

„Es wechselte auch ihrer acht oder zehn sein, denn die letzten verloren sich hinten im Dunkel des großen, öden Gemaches, das nur in der Mitte von einer auf einem Tische stehenden Lampe erhellt wurde. Sie waren nicht groß, die Särge, nicht wie für Erwachsene, sondern wie für Kinder. Das Gemach war sehr wüst. Ich sah große Theile des Kalkverputzes, die, von der Decke und den Wänden gefallen, auf dem Boden lagen — und von der Lampe angeschienen sah ich . . .“

Der Oberförster hielt sich mit der Hand über das Gesicht und hielt die Augen geschlossen; dann, als er sie wieder aufmachte, schüttelte er, als ob er die Vision wieder abschütteln wolle, den Kopf mit dem dichten grauen Haare und sagte: „Es war gräulich.“

Alles schwieg, die Augen voll Spannung auf den Erzählenden geheftet.

Er kämpfte jetzt lange mit dem ausgehenden Feuer im Kopfe seiner irdenen Pfeife. Dann, als er Sieger geworden und eine Unzahl dunkelblauer Rauchwolken herausgezogen und von sich geblasen hatte, sagte er:

„Und dem Boden, hinten in der Kammer, von der Lampe angeschienen, blickte ein Kopf hervor — ein Mannskopf — mit großen Augen und einem Schnurrbarte; die großen Augen sahen mich starr und fest an, als ob sie durch Wände und Fensterklappen schauen könnten, und als ich diesen Augen mit meinen durch die schmale Lucerne unter den Holzklappen sichtbaren Blicken begegnete, da hab' ich nicht länger hinsehen mögen, sondern bin von dem Klotze heruntergestiegen und habe den Heimweg angetreten.“

„Einen Kopf haben Sie gesehen, Runkelstein?“ rief jetzt Herr von Mansdorf aus, „aber wenn man einen Kopf sieht, sieht man doch auch einen Menschen?“

„Ein Mensch war nicht bei dem Kopfe,“ versetzte mit der äußersten ihrer Sache sicheren Bestimmtheit der Oberförster.

„Ah Possen!“ hatte jetzt der Justitiar aussinnen mögen — aber er unterdrückte den Ausruf, um sich nicht eine allfeitige unheilbare Ungnade zuzuziehen, und begnügte sich damit, seinen Gesichten bei dieser unglaublichen Geschichte durch ein Kopfschütteln und spöttisches Lächeln Ausdruck zu geben.

„Ein Mensch war nicht bei dem Kopfe?“ echote indeß die gestrenge Ritterfrau und dann mit finnendem Auge den Erzähler fixirend, sagte sie: „Aber was war es denn? Es war doch kein blutiges, abgeschlagenes Haupt?“

„Nein, das war es nicht, gnädige Frau,“ entgegnete der Oberförster, „es stand ganz natürlich auf dem Boden, als ob es aus dem Fußboden gewachsen wäre.“

„Wie ein Schwammpilz,“ bemerkte der Justitiar halblaut.

Ein lange Pause folgte; man gab sich so völlig dem durch diese Thatsachen hervorgerufenen Eindrucke hin, daß, als nun Herr von Mansdorf mit der Faust auf den Tisch schlug, Alles erschrocken in die Höhe fuhr.

„Nun soll mir Einer sagen, dies sei nicht die wunderbarste Vorgeschichte, die noch je dagewesen ist!“ rief Herr von Mansdorf aus, als er sich dem Drange einer so heftigen Bekräftigung seiner Ansicht von der Sache hingab.

„Ja,“ fiel der Oberförster ein, „und deshalb wollt' ich eben, ich hätte den Rentmeister bei mir gehabt und er hätte Särge und Haupt mit mir gesehen und mir angesagt, was beides zu bedeuten habe. Aber er will nun einmal nicht daran hören; er stellt sich, als glaube er mir nicht.“

„Ja, sehen Sie,“ fiel hier der Justitiar ein, „Sie hätten ihm auch nicht in's Handwerk pfuschen sollen. Auch der Spuklose bleibt Mensch und läßt sich nicht gern durch solche Leute, die Abends sehr spät aus einer lustigen Gesellschaft von Ihnen beunruhmen und dabei vom Wege ab in alte Waldscelle gerathen, Conenrrenz machen.“

Der skeptische Justitiar fand keinen Beifall für diese Bemerkung. Keine Silbe wurde laut. Es entstand ein allgemeines Stillstehen des Mittheilungsdranges, da jeder mit seinen Gedanken beschäftigt war und sich fragte, was diese Kindersärge und dieser wunderliche Kopf, an dem kein Mensch war, bedeuten könnten — welches seltsame und tragische Ereigniß geschehen und in Zukunft in Wirklichkeit sich ereignen könne, da der Oberförster es doch offenbar nur als Vision gesehen; denn das, eine „Vorgeschichte“, konnte es in dem alten unbewohnten Hause doch nur gewesen sein.

„Aber da kommt ja,“ hub endlich Herr von Mansdorf, die Hand nach dem Henkel seines Kruges ausstreckend, um die Gläser seiner Gäste zu füllen, wieder an, „da kommt ja just der Rentmeister daher — was hat er denn für lange feierliche Schritte zu machen? — ich seh's ihm an seinem Gange an, daß bei ihm etwas in den Bänken ist.“

In der That, er machte sehr weite und schwer aufstreckende Schritte, der Rentmeister; es war etwas Entschlossenes, Kampfbereites, womit er daher kam, der große, ein wenig vornübergebeugte gesunde Mann, die hellen glänzenden Augen in seinem obentenerlichen Kopf auf's Unbestimmte und wie in's Leere gerichtet. So kam er unter dem Einsiedlerthore in Sicht und schritt geraden Weges auf die Gesellschaft zu.

„Er scheint Geschäfte mit Dir zu haben, Leopold,“ sagte die Hausfrau zu ihrem Gemahl, „sonst sollte er uns doch jetzt gleich beichten, was er eigentlich von Runkelstein's Gesichte denkt und ob er nicht von dem alten Castell, der Kroppe, schon mehr solcher Dinge weiß.“

„Fünftelmann, haben Sie Geschäfte mit mir?“ rief ihm Herr von Mansdorf entgegen.

„Ja, Herr von Mansdorf, Geschäfte und etwas sehr Wichtiges.“

Herr Fünftelmann sprach das, indem er in den Thurmwinkel an die offen gebliebene Seite des Tisches trat, mit einer überaus traurigen und dumpfen Modulirung seines immer halbgedämpften Organs, und die Blicke, die er dabei auf seinen Gebieter heftete, hatten einen so traurigen Ausdruck, daß sich alle Anwesenden, noch völlig unter dem Eindrucke der erzählten unheimlichen Geschichte stehend, von einem unwillkürlichen Schrecken vor den unbekannten Dingen ergriffen fühlten, als deren Bote Herr Fünftelmann in diesen dreimalsechs Menschenkreis geschritten kam, anzusehen wie die Verkörperung des unerbittlichen Verhängnisses.

„Nun, und was giebt es denn?“ sagte Herr von Mansdorf, „was ist denn geschehen?“

Herr Fünftelmann sah schweigend ihn und dann mit seinen wasserblauen Augen die Frau vom Hause an — es war wie wenn er sich frage, ob er in ihrer Gegenwart reden dürfe und ob sie stark genug sei, den Schlag, den er führen müsse, zu ertragen; dann mit seinen Augen wieder die bewußliche Richtung in's Leere und Unbestimmte suchend, sagte er dumpf und hohl und mit einem ganz merkwürdigen Tone von Behmuth:

„Herr Ulrich Gerhard von Ufteln ist da — er ist angekommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Zwei deutsche Jubelfeste in Weimar.

Von Robert Keil.

2. Zum Goethe-Feste 7. November 1875.

(Schluß.)

Drunten in der Försterstube saßen die Gefährten noch nach aufgehobenem Tische und schmauchten und schwatzten, daß Goethe, welcher zum Briefschreiben hinaufgegangen, es durch den Boden hörte; nur Einsiedel war zu Bett, „sein Magen lag schief; Kaffee und Branntwein wollten's nicht besser.“ Goethe aber begann seinen Brief mit dem Zigeunerliede:

„Im Nebelgreifel, im tiefen Schnee ꝛc.“

Dann fuhr er fort: „Daß mir in diesem Winkel der Welt, Nachts in dieser Jahreszeit, mein alt' Zigeunerlied wieder einfällt, ist ebenso natürlich, lieber gnädiger Herr, als daß ich mich gleich hinsetze, es Ihnen aufzuschreiben und hinterdrein einen Brief zu schicken; denn ich vermisse Sie wahrlich schon, ob wir

Digitized by Google

lieber Göthe, ich habe deinen Brief erhalten,
er freut mich unendlich, wie sehr wünschte ich
mit freier Brust, u. Herzen die liebe Sonne
in den Jenaischen Felsen auf, u. unter gehen
zu sehen, u. daß zwar mit dir. Ich sehe sie
sie hier alle tage, aber das Schloß ist
so hoch, u. in so einer unangenehmen Ebne,
von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt,
welche ihr leichtes, luftiges wesen in Sammt
u. Seiden gehüllt haben, daß mir ganz ~~schwin~~
schwindlich u. übel wird, u. alle Abend mich
den Teufel übergeben möchte. Es sind hier der
Leute come il fanno so viel, u. wissen so genau
ihre Fischpflicht daß ich stets die S. N. mich
kriegen. Ich kann ~~[illegible]~~ erst den Freytag wieder
machen doch daß du hier den Mitt her kämst,
die Leute sind gar zu neugierig auf dich Mise-
lchen ist recht brav. Ich habe um mich consistent
zu erhalten meinen großen Hund von Eisenach kommen
lassen, welcher mir durch seine treue viel Freude
macht. Grüße unser Miselchen wann du sie siehst.
Gott befohlen.

C. A.

Der erste Brief des Herzogs Karl August von Weimar an Goethe.
Nach dem im Besitze des Herrn Dr Robert Keil befindlichen Original.

Digitized by Google

gleich nicht zwölf Stunden aus einander sind zc. — Hier liegen wir recht in den Fichten drin bei natürlich guten Menschen. Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Karl August gegrüßt und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem (L. S.) Freude machte zc. — Gute, herzliche Nacht! — Noch ein Wort, ein ich schlafen gehe. Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtelgebirge tritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Hohe Lüft, wasst so lang'
Alt' meine Lust und all' mein Sang,
Lüft, ach' nun all' mein Schmerz, und doch
All' mein Sang bist Du noch.

Nun aber und abermal gute Nacht!

Gehab Dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die Dich umglänzen,
Und all' den Gesichtern,
Die Dich umschwärmen
Und umrechnungen:
Sind's doch nur sooore Freud' und Ruh'
Bei Scelen, grad' und treu wie Du."

Bei Tagesanbruch setzte er den Brief fort: „Fatales Thunwetter, und so der ganze Tag des Tages verstimmt; wollen sehen, wie wir ihn wieder aufbringen. Der herrliche Morgen stern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme, steht hoch am Himmel zc. — Die Kirche geht an, in die wir nicht gehen werden, aber den Pfarrer laß ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat: und hat er sie nicht, so schicke ich nach Jena, denn unmöglich ist die zu entbehren in dieser Homerisch einfachen Welt zc. — Nun muß ich meinen Boten fortschicken, der Dos nach Weimar trägt. Lassen Sie, lieber gnädiger Herr, den Brief Niemand sehen, als Wedeln." Alles was mich umgiebt, Einsiedel, Kalb, Bertuch, das ganze Haus legt sich zu Füßen.

Der Pflicht wegen
Wie Fische nie."

So schließt der Brief. Um elf war der Bote noch nicht da, der Schlittschuhe mitbringen sollte, es wurden ihm „tausend Flüche entgegengeschickt", inzwischen wurde „in der Gegend herumgetrochen und gefischelt." Das Tagebuchblatt Goethe's fährt fort: „Der Bote ist da, und nun auf's Eis. Segen zum Morgen und Mahlzeit, lieber gnädiger Herr — die Schrittschuhe sind vergessen! Ich habe gestampft und gesucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault; nun haben sie mich mit der Hoffnung, es käm' noch ein Bote nach. Muß also ohne geschnitten zu Tische. — Abends vier. — Sind gekommen, habe gefahren und mir ist's wohl." — Der Abend wurde von den fröhlichen Gesellen „mit Würsten und Kerzen vertoogabundet", am ersten Feiertag nach Bürgel zum Amthaus und zurück nach Waldeck gerittet. Endlich war auch die Odyssee ausgetrieben und Kraus eingetroffen, und das Tagebuchblatt schließt mit der ergötzlichen Schilderung: „Nach Tische rannelten sich Rinantino und Basko, nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten, wie's sein möchte, wenn wir Spitzbuben und Bagabunden wären, und, um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hatten. Kraus war auch gekommen und sah in Bertuch's weißen Tressenrock und einer alten Perrücke des Bildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Büchsen, und ich in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothen Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Capitalspitzbube aus."

Die Antwort des Herzogs[*] sollte nicht lang' auf sich warten lassen. Von Gotha aus schrieb am 25. December 1775 jene eine Weinstimmung daraus dieses Datum angiebt: Karl August seinen ersten Brief an Goethe. Nur ein Fragment davon war bisher bekannt, und selbst Vogel's Ausgabe vom Briefwechsel Karl August's mit Goethe hat nur dieses Fragment. In der obenerwähnten Schrift „Vor hundert Jahren" theile ich die herzlich brüderliche Antwort des achtzehnjährigen Herzogs zum ersten Male vollständig mit. Aber nicht nur der Inhalt derselben ist charakteristisch, auch die Form ist es, und wir glauben unseren Lesern durch den Abdruck des Briefes in treuem Facsimile, wie er auf vorstehender Seite wiedergegeben wird, eine besondere Freude zu bereiten.

* Oberstallmeister von Wedel, ein Jugendgespiele des Herzogs, bekannt durch seinen trockenen Witz und seine tollen Einfälle.

Firmalle, es giebt keine charakteristischere Urkunde für die damalige Denkungsweise Karl August's, seinen schlagendsten Beweis für den tiefen Eindruck, welchen Goethe auf ihn gemacht, kein besseres Denkmal für den damals geschlossenen innigen Bruderbund des Fürsten und des Dichters.

Auch der Wunsch des Herzogs, mit Goethe zusammen Waldeck zu sehen, ging in Erfüllung. Am 25. October 1776 waren sie Beide zusammen dort auf der Jagd. Karl August ging am Abende fort, Goethe aber blieb bis zum nächsten Tage, an welchem er über Jena nach Weimar zurückkehrte. Auf diesem Wege „erfand" er sein Drama „Die Geschwister"; im Juli 1780 ging Karl August von Dornburg aus nach Waldeck auf die Rehjagd, „um Bertuch's Monplaisir zu sehen".

Von dem Briefe des Herzogs aber können wir nicht scheiden, ohne noch eine Bemerkung über den „großen Hund" und eine Erläuterung hinsichtlich der „Miselchen" beizufügen. Den Hund finden wir als den treuen Begleiter Karl August's am 31. Mai 1776 auf dem Ilmschlosse wieder; dort war es, wo des großen Hundes wegen der ergötzliche Conflict mit dem Jägerburschen stattfand, welchen Schiller's Karl August-Ballade berichtet. Der Bursche bedrohte den Hund mit Erschießen, seinen Herrn mit Arrestur, bis sich der Letztere zum Schrecken des Jägerburschen als der Herzog von Weimar zu erkennen gab. Jedenfalls war es auch derselbe Hund, welcher der Herzogin Louise, die sich in ihres Gemahls Charakter und Ungebundenheit noch nicht finden konnte, mehr geringen Verdruß erregte und zu der Aeußerung Goethe's in einem Briefe an Frau von Stein aus dem Januar 1776 Veranlassung gab: „Ihr Verdruß über's Herzogs Hund war auch so schlimm. Sie haben eben immer Beide Unrecht. Er hätt' ihn draus lassen sollen, und da er hier war, hätt' sie ihn eben auch leiden können."

„Misel" oder „Miselchen" war in der damaligen Kunstsprache des Weimarischen Kreises der übliche Ausdruck für die Mädchen, mit denen man liebelte, und das Liebeln war damals für den jugendlich feurigen Dichter Herzensbedürfniß, wie es zu den Lebensbereien des jungen Fürsten gehörte. Wie Goethe selbst gestanden, „log und trog er sich bei allen hübschen Gesichtern herum". Mit Schönen aus dem Bürger- und Bauernstande in Weimar, Ilmenau, Stützerbach zc., wie mit adligen Schönen wurde in frischer Lebenslust gebuhlt, und so erklärt es sich, wie, heiter genug, der Herzog unter Anpreisung der „Bravheit" der dortigen Miselchen seinen Freund nach Gotha einlud. Doch auch ernstere Herzensverhältnisse begannen schon damals sich zu gestalten. Zwar gehörte die große Künstlerin Weimars, die reizend-schöne Corona Schröter, zu welcher Goethe bald darauf in ein so inniges Liebesverhältniß trat, noch nicht Weimar an, aber die Beziehungen Goethe's zu der geistvoll coquetten, ebenso eifersüchtigen als anmuthig-pikanten Frau Oberstallmeister von Stein hatten bereits begonnen. Bei ihr suchte er Trost und Erfatz für Lili's Verlust, suchte für seine Dichtungen ein empfängliches Gemüth, für sein Herz Freundschaft und Liebe, und sie, die kluge Frau, wußte — obwohl sieben Jahre älter, als er, und obwohl Gattin und bereits Mutter von sieben Kindern (von denen noch drei am Leben) — den flatterhaften, durch seinen Geist und seine Schönheit Alles bezaubernden Dichterjüngling zu fesseln und in seinem vielspältigen ungestunden, zuletzt förmlich krankhaften Verhältnisse zu ihr festzuhalten, welches für ihn so verhängnißvoll wurde, ihn an der Begründung häuslichen Eheglückes verhinderte, ihn endlich zur Flucht nach Italien, seiner Rettung, nöthigte. Immerhin bleiben der Frau von Stein für alle Zeit zwei Verdienste: sie war es, welche, „dem heißen Blute Mäßigung treplend", dazu beigetragen, daß das brausende Dichtergewitter sich soweit beruhigte und klärte, daß Meisterwerke classischer Vollendung wie eine Iphigenie, ein Tasso entstehen konnten; sie war es auch, die im Vereine mit Karl August's Freundschaft den Dichter zum Bleiben in Weimar bewog.

Schon am 5. Januar 1776 schrieb Goethe an Merck: „Wird hoffentlich bald verlauten, daß ich auch auf den Theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage," und weiter am 22. Januar: „Ich bin nun in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein

Digitized by Google

Schamplatz, um zu versuchen, wie Einem die Bekrolle zu Gesicht stände. Ich überrede mich darum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung sein." Wieland aber schrieb am 26. Januar an Merck: „Goethe kommt nicht wieder von hier los, Karl August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten." Der Herzog bot Alles auf, seinen Busenfreund in Weimar festzuhalten. Wohl entschloß Goethe, seiner Natur und seiner Dichterneigung eingedenk, sich nur schwer, diesen Wünschen zu willfahren. An Frau von Stein schrieb er am 29. Januar, es gehe ihm verstückt durch Kopf und Herz, ob er bleibe oder gehe, und noch bis zum März äußerte er wiederholt sorgliche Bedenken. Doch am 8. März schrieb er: „Den Hof hab' ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren." Sein Entschluß war gefaßt: er blieb, er blieb aus Liebe zu Frau von Stein und aus Freundschaft zu Karl August, der ihn überdies auch durch Befriedigung seines herzenswunsches nach eigener Häuslichkeit an Weimar fesselte. Aus dem Kalbschen Hause war Goethe in das sogenannte kleine Jägerhaus (das jetzt zum Justizamtsgebäude verwandelt ist) gezogen, damals einer kleinen Burg gleichend, in welcher er, wie er scherzend äußerte, sich im Nothfalle mit seinem Bedienten Seidel einige Tage gegen ein ganzes Corps wehren zu können meinte. Durch Karl August erhielt er im Frühjahre 1776 den (vorher Bertuch gehörigen) Garten nebst Gartenhaus jenseits der Ilm, nahm ihn am 21. April in Besitz und fing im Mai die untere Anlage des Gartens an. An Gräfin Auguste von Stolberg schrieb er damals: „Hab' ein liebes Gärtchen vorm Thore an der Ilm, schöne Wiesen, in einem Thale: ist ein altes Häuschen drin, das ich mir repariren lasse," und seine Mutter, die wackere Frau Rath, am 26. Mai an Klinger: „Der Doctor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzoge gehört, bezogen. Weimar muß vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort seyn, Alles bleibt dort. Nun, wenn's dem Völklein wohl ist, so gesegne's ihnen Gott." Und wie die Mutter, so konnte auch der Vater den Wünschen des Sohnes und seines Freundes, des Herzogs, nicht widerstehen, als Letzterer durch von Kalb an sie nach Frankfurt schreiben ließ: „Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen Ihren vortrefflichen Sohn, das ohnumschränkte Vertrauen, so er in ihn setzt, macht es beyden unmöglich, sich von einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen seyn, meinem Goethe eine andere Stelle, einen andern Character als den von seinem Freunde anzuträgen, der Herzog weiß zu gut, daß alle andern unter seinem Werthe sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machten. Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wann er will, wird unser junger edler Fürst in der Voraussetzung, daß Sie unfähig sind, Ihre Einwilligung dazu zu versagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines Geheimen Legationsrathes und mit einem Gehalte von tausendzweihundert Thalern in sein Ministerium ziehen. — Gern unternahm' ich, Ihnen die Verhältnisse meines Bruders (Goethe) zu bezeichnen, wenn ich mich dazu vermögend fühlte. Denken Sie Sich ihn als den vertrautesten Freund unseres lieben Herzogs, ohne welchen er keinen Tag existiren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwätzerei geliebt, alles was wider uns war vernichtet, und Sie werden Sich noch immer zu wenig denken."

Trotz allen aristokratischen Anfeindungen Goethe's und trotz den Bedenken und Vorstellungen des Ministers von Fritsch erfolgte am 11. Juni 1776 die Ernennung zum Geheimen Legationsrath (am 3. September 1779 Geheimer Rath), und ebenso freudig als fromm schrieb Frau Rath im Juli 1776 an Salzmann, den Straßburger Freund ihres Sohnes: „Wir hörten gestern sehr viel Schönes und Gutes von unserm Sohne. Ich bin überzeugt, Sie freuen Sich unserer Freuden, Sie, ein so alter Freund und Bekannter vom Doctor, nehmen allen Antheil an seinem Glücke, können als Menschenfreund fühlen, wenn der Psalmist sagt: ‚Wohl Dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!' wie wohl das den Eltern thun muß. Gott regiere ihn ferner und lasse ihn in den Weimarischen Landen viel Gutes stiften! Ich bin überzeugt, Sie sagen mit uns Amen."

Der fromme Wunsch der wackeren Mutter ist für Weimar, für Goethe, für die gesammte deutsche Nation in segensreiche Erfüllung gegangen. Zwar hat man oft gezweifelt, ob es für Goethe und die Entwickelung seines Dichtergenies nicht besser gewesen wäre, wenn er, statt in Weimar zu bleiben, nach Frankfurt zurückgekehrt wäre, und es haben diese Zweifel zum Theil Grund. Die vielfachen Geschäfte, namentlich auch die ihm übertragene Militärcommission, Wegebaucommission, Kammergeschäfte ꝛc. nahmen ihn, seine Zeit und Kräfte dermaßen in Anspruch, daß die dichterische Production ganz wesentlich beeinträchtigt wurde. Das Durcheinander wurde ihm selbst bisweilen zu viel; er fand „den Kopf durch das tausendfache Zeug verwüstet"; er fand, daß er doch fast zu viel sich auflade", und manche angefangene Dichtung blieb liegen, da „die Unruhe, in der er lebte, ihn nicht über dergleichen vergnüglichen Arbeiten bleiben ließ". Das Bedürfniß, sich zu poetischer Productivität wiederherzustellen, war das zweite Motiv seiner Flucht nach Italien. — Aber andererseits entspradh sein Leben, seine vielseitige amtliche Thätigkeit in Weimar gerade einem Bedürfnisse seiner innersten Natur. Während der ersten Jahre würden seine mächtigen Leidenschaften ihn aufgerieben haben, wenn nicht solche Vielthätigkeit sein Wesen in schönem Gleichgewichte erhalten hätte. Und gerade hierdurch wurde seine Kenntniß des Lebens, der Menschen und der Natur, seine Erfahrung bereichert, und indem er (um mit seinen eigenen Worten zu reden) durch seine Stellung zum Hofe und verschiedenartige Zweige des Staatsdienstes die Realität in sich aufzunehmen genöthigt war, wurde hierdurch und durch die mannigfachen Anregungen, welche das geistig bewegte Leben des Weimarischen Kreises ihm gab, die vielseitige und harmonische Ausbildung und Entwickelung seines ganzen Wesens ungemein gefördert.

In seinem Geheimtagebuche läßt es sich von Tag zu Tag verfolgen. Dies Alles bot ihm Weimar; nimmermehr würde es ihm der enge Frankfurter Kreis und die anwaltliche Proceßführung geboten haben. Das wußte Niemand besser, als Goethe selbst. Laut eines seiner Briefe an Lavater, aus dem Februar 1777, „lebte er ganz glücklich in anhaltendem Reiben und Treiben des Lebens" und bemerkte sich am 13. Januar 1779 in das Tagebuch: „der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens." An seinen Freund Knebel schrieb er 1782: „ich danke Gott, daß er mich, bei meiner Natur, in so eine engweite Situation gesetzt hat, wo die mannigfaltigen Fasern meiner Existenz alle durchgeheizt werden können und müssen," und der Vertrautesten seines Herzens, seiner Mutter, legte er in zwei Briefen, vom 9. August 1779 und 11. August 1781 über seine ganze Situation so klare und unumwundene Geständnisse ab, daß hiernach jedes weitere Wort über jene Streitfrage überflüssig geworden ist. In dem ersteren Briefe, in welchem er seinen und des Herzogs Besuch im Frankfurter Vaterhause ankündigte, bemerkte er: „ich habe Alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat; wenn ich Euch vergnügt finde, werd' ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tags, die mich erwartet." Der andere Brief, von 1781, enthält die Beichte: „Was meine Lage betrifft, so hat sie, ohngeachtet großer Beschwernisse, auch sehr viel Erquickliches für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere mögliche denken kann, in die ich gegenwärtig hinüber gehen möchte. Merck und mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch: sie sehen das nur, was ich aufopfere, und nicht was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, eh' ich hierher ging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Anderen unerträglich wird. Wieviel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem

Digitized by Google

ich von keiner Seite gewahren war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffes und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksale überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen der für mich etwas unerquickliches hat!"

So ward es ihm möglich, Dramen wie Iphigenie, Tasso, Egmont, seine lyrischen Gedichte, seinen Wilhelm Meister, wie ferner, unter harmonischer Entwickelung durch die italienische Reise und später unter freundschaftlichem Zusammenwirken mit dem genialen Schiller sein Gedicht Hermann und Dorothea, seine Balladen, seinen Faust zu schaffen. Sein Eintritt in Weimar schuf für ihn selbst und für die deutsche Literatur, für die Geschichte deutschen Denkens und Dichtens eine neue, große Epoche. Die deutsche Nation hat es an seinem goldenen Jubeltage (7. November 1825) anerkannt; sie spricht diese Anerkennung am bevorstehenden Säculaxfeste von Neuem aus; sie wird es anerkennen, solange es überhaupt ein deutsches Volk, eine deutsche Literatur giebt.

Goethe selbst war sich dessen dankbar bewußt, dankbar vor Allem gegen seinen fürstlichen Freund, von welchem er empfangen,

was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.

Ihm blieb er der treueste Freund bis zur letzten Stunde. Beim Regierungsjubiläum Karl August's, 3. September 1825, war er der erste Gratulant. Schon vor sechs Uhr Morgens eilte er zu ihm in das römische Haus im Parke. Als er dem Jugendfreunde gegenüberstand, versagte ihm in Rührung anfangs die Sprache, nur die Worte brachte er hervor: „bis zum letzten Hauche beisammen!" Karl August, beide Hände der Freundes ergreifend, faßte sich zuerst und gedachte der frohen Jugendzeit: „O, achtzehn Jahr und Almenau!" rief er aus und schloß mit den Worten: „denken wir aber dankbar besonders daran, daß uns auch heute noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

Nur Lust und Licht und Freundesliebe!
Ermüde nicht, wenn dies noch blieb!"

Als dann wenige Wochen später, am 7. November 1825, Goethe selbst sein Jubelfest beging und von seinem fürstlichen Freunde, seinen Verehrern in Nah und Fern, ja von der ganzen gebildeten Welt mit Glückwünschen und Ehrenbezeigungen überhäuft wurde, gedachte er mit Rührung seiner Uebersiedelung zur Ilm, die „eine Quelle manches Guten, Schönen gewesen"; er ließ durch seinen Sohn beim Festmahle auf dem Stadthause dem Freunde Knebel, als „dem Manne, dessen Bekanntschaft und Vermittelung er seine erste freundliche Aufnahme und den Eintritt in dieses Land verdanke", aus vollem dankerfülltem Herzen ein Hoch bringen.

Ein Parlament im Negligé.

Von Michael Klapp.

Von Zeit zu Zeit bekommt der fleißige Zeitungsleser zu seinem Morgenkaffee oder Morgenthee kleinere oder größere Telegramme aus Belgrad servirt, in denen das wenig melodiöse Wort „Skuptschina" eine große Rolle spielt. Das Stadium der Allerweltsweisheit, in dem wir uns dank den Tageszeitungen befinden, bringt es mit sich, daß wir auch, nebst den Nachrichten aus den Parlamenten der großen Civilisationsstaaten, nebst den Berichten aus den Parlamentshäusern Westminsters, dem Versailler Nationaltheater und dem deutschen Reichstage, von den großen Worten, welche die kleineren Völker in ihren Nationalrathshöhlen zu sprechen pflegen, immer die frischeste Kunde erhalten. Hat aber der bekannteste „kranke Mann" Europas, wie in den letzten Wochen gerade, seine Congestionen und politischen Leibbeschwerden, dann tritt erst recht auffallend die serbische „Skuptschina" aus der großen Telegramm- und Correspondenzmischung unserer Morgenlectüre heraus: die Skuptschina wird einberufen, die Skuptschina will den Krieg erklären, die Skuptschina geht von Kragujewac nach der alten Donaureisdorf Belgrad ꝛc. Die Skuptschina — alles dieselbe Skuptschina, jenes Serbenparlament, das sich unter dem Eindrucke des Parlamentarismus, der uns gelüstig ist, in der Phantasie zu einem Ding gestaltet, das es so eigentlich gar nicht ist. Was sich wohl solch ein gebildeter Zeitungsleser alles unter jener Skuptschina Parlamentarisch Schönes denken mag! Ach, Alles nur parlamentarische Illusion, mein Lieber, der du an ein Parlament von Professoren, Advocaten, Gelehrten, Industriellen, höheren Staatsbeamten, Gutsbesitzern ꝛc. denkst, an ein Parlament mit Repräsentationskünsten und soliden Satzungen, die dem alten englischen Vorbilde entnommen sind, an ein Parlament der Peels und Pitts, Palmerstons und Gladstones, Simsons und Bincks. Eine viel zu gute, zu hohe Meinung, die du da von dem Serbenparlament hast.

Auch Schreiber dieses hatte sie, bis ihm günstige Verhältnisse die erste Bekanntschaft mit einer Skuptschina vermittelt hatten. Es war im Jahre 1868, im Hochsommer; der Mord an dem Serbenfürsten Michael Obrenowitsch hatte mich nach Belgrad geführt. Das alte Türkennest war in großer Aufregung. In der Waldeinsamkeit des Parkes von Topitschider, die etwa eine halbe Stunde von Koschutnjak (Hirschpwat) entfernt ist, war der Fürst von drei wüsten Parteigängern der entthronten Karageorgewitsche mörderisch angefallen und niedergemacht worden. Auf den Lippen das „Ruku libam" (Küsse die Hand), hielten die Mörder, als der Fürst an ihnen vorbeikam, in der nach rückwärts gekehrten Hand die vierläufigen Revolver, die sie, kaum daß ihnen die fürstliche Gesellschaft den Rücken gezeigt, nach den einzelnen Opfern abbrannten. Die zwölf Schüsse hatten ihre versuchte Schuldigkeit gethan; in verschiedener Richtung sank die fürstliche Begleitung, theils schwer, theils leicht verwundet, dahin. Zusammengebrochen beckte Michael Obrenowitsch ein blutbesleztes Stück Erde; da trat einer der verwegensten der Mordgesellen, Radovanowitsch mit Namen, (ich vergesse noch heute nicht sein wildes entmenschtes Antlitz, wie es sich mir dazumal, bei der Gerichtsverhandlung zeigte, die ihm und noch anderen fünfzehn Verschworenen den gerechten Tod eingetragen,) an den Fürsten heran, den gefallenen Körper unterschend, ob er noch Leben besitze. Nicht sicher seiner Untersuchungsergebnisse fragte der Ruchlose:

„Obrenowitsch, lebst Du noch?"

Michael, der in der That noch lebte, glaubte wohl die Stimme seines Adjutanten Garaschanin zu hören und sagte: „Gost" (Ja). Ein Wink von Radovanowitsch, und die Unmenschen alle, die im Mörderrunde standen, fielen nun über ihn her, und Mordinstrumente aller Art, bis zum Hackmesser herab, vollendeten das schändliche Werk, das eine Reihe von Schüssen, die aber kein edles Organ getroffen, nicht ganz zu thun vermocht hatten.

Die ersten Wochen dieser aufregungsreichen Zeit gehörten selbstverständlich der Aufspürung der Mörder. Sie waren alle nach und nach festgenommen worden, und das über einen großen Theil des Landes gesponnte Netz der Verschwörung wider die Dynastie Obrenowitsch lag nach und nach sichtbar vor Augen. Militär, Advocaten, mißvergnügte höhere Beamte, denen ihre Faulheit noch mit zu wenigen Dukaten bezahlt dünkte, waren mit Verwandten der entthronten Karageorgewitsche und einigen entlassenen Sträflingen den unsauberen Bund eingegangen, der dem Fürsten Michael das Leben kostete. Niemand im Lande zweifelte einen Augenblick, wer der erste Urheber des Complotes, wer der indirecte Theilhaber jener in Topitschider vor sich gegangenen Schandthat sein könne. Sein Name wurde allgemein genannt, von allen Tagesberichten gebrandmarkt, aber der Träger dieses Namens, Peter Karageorgewitsch, befand sich ruhig und sicher in der Magyarenhauptstadt, und auch später vorgenommene Gerichtsproceduren, die freilich wenig Halsenuthperinliches an sich hatten, thaten ihm nichts zu Leide. Die fünfzehn Mordgesellen wurden alle zugleich, an einem und demselben Morgen, in einem der Gräben der alten Festung executionsmäßig erschossen, in die Grube gesunken;

Digitized by Google

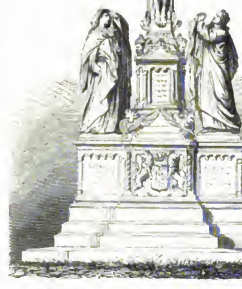
zwei ihrer Cameraden, höhere Officiere, waren ihnen in den Tod, standrechtlich verurtheilt, vorausgegangen, und Ruhe und Friede kehrten wieder in die Gemüther zurück. Der junge Milan Obrenowitsch ward unter allgemeinem Jubel berufen, seinem gemeuchelten Oheim als Fürst von Serbien zu folgen, und war indeß von Paris, wo er eben noch seine Erziehung genossen, nach der Serbenhauptstadt geeilt. Das Ministerium Blaznavac hatte sich am Unglückstage von Topschider mit so geschickter und energischer Hand allsogleich der Regierungszügel bemächtigt, daß ein Aufstandsversuch der Verschworenen zu gelingen keine Aussicht haben konnte. Das Ministerium regierte bereits in Milan's Namen und hatte sofort die Wahlen zu einer großen, außerordentlichen Session der Skuptschina ausgeschrieben.

Und der 2. Juli schon war der Tag, an dem die Skuptschina, die einzig und allein dazu berufen wurde, den neuen Fürsten auszurufen; zusammenzutreten hatte.

Ein außerordentliches Leben herrschte schon Tage vorher in den Straßen Belgrads, das seine gute Stimmung wieder gewonnen hatte. Das Gefühl der Unsicherheit war sichtlich von ihr genommen worden, je näher der Zeitpunkt kam, da fünfhundert serbische Männer, die das Volk selbst entsandte, in seinem Weichbilde den neuen Fürstenthron befestigen sollten. Die alten Straßen, durch Wochen hindurch traurig öde, sangen an, sich freundlich zu beleben. Die Terazia, der Boulevard von Belgrad (Boulevard in nicht streng pariserischem Sinne genommen), nahm wieder ein heiteres Ansehen an. Auf der Terazia haben die diplomatischen Agenten der fremden Mächte ihre Residenzen aufgeschlagen; hier steht auch der „Konak", das Palais des Serbenfürsten, mitten in einem herrlichen Blumengarten mit seiner schlichten, geschmackvollen Façade; das große Gitterthor zeigt das fürstliche Wappen im blauen Felde, mit den vier durch ein Kreuz gespaltenen S, die den Satz „Srbi samo sloga spasava" (Einigkeit macht Serbien stark) andeuten sollen. Die schwarze Fahne wehte noch immer auf diesem Palais, aber, wie gesagt, die „Terazia" fing eben wieder an von Menschen, von Spaziergängern und Corsofahrern freundlich bunt gefärbt zu werden. Die kleinen, in etwas türkischem Reinlichkeitsstyle gehaltenen Cafés fingen an sich zu füllen; drinnen und draußen saß an groben Tischen viel stimmiges Männervolk, aus seinen langen Tschibuks weise Ansichten über Serbiens nächste Zukunft herausblasend. In den vielen Gruppen ward lebhaft debattirt über Gesahren, denen das Vaterland soeben entronnen, und schon die gerade nicht classisch runde Plastik der Bewegungen der Debattirenden war für Alle, die Serbiens Sprache nicht verstehen, Dolmetsch genug, Dolmetsch der mancherlei grollenden Gedanken, die da zwischen den Männern ausgetauscht wurden. Ich brauchte nur nur den großen stämmigen Mann da neben mir, an einem der Tischchen des Cafés zum „goldenen Engel", anzusehen, nur den Schwingungen seiner wuchtigen Arme und den wilden Bewegungen der Quaste seines tief am Hinterkopfe spendenden Fez zu folgen, und ich wußte es auf's Bestimmteste, daß er irgend einen Partisanen des Karageorgewitsch eigenhändig niederschlagen möchte.

Fünfhundert Männer waren mit einem Male mehr in dem alttürkischen Neste — das mußte sogar ein Schwerhöriger merken; das Auge allein konnte sich des ansehnlichen Zuwachses an Patrioten freuen. Sie sind eine schöne Race, diese Serbenmänner, hoch, stark und doch edelformig emporgeschossen, ein Bild von Urwüchsigkeit, ungebrochener Kraft, im Blicke Feuereifer und Thatenlust verrathend, der Schritt voll Mark und Stolz, jeder von ihnen an die alten Heldengestalten des serbischen Volksliedes mahnend, an die Genossen des Serbenzaren Lazar, die zu jedem Frühstücke ein paar Türkenköpfe so nöthig zu haben schienen, wie Unsereiner die Butter zum Thee.

Die nahende Skuptschina hatte diese Galerie malerischer Männergestalten um ein Erhebliches vermehrt. In den Straßen wandelten allerlei farbige Costümbilder vor mir herum. Serben im weiten, blauen Kaftan, der bis auf den Boden fiel, die breite Tuchlappe mit großem Schirme auf dem buschigen Haupte, die breite, wollene bunte Binde um die Lenden geschlagen, schon zur Hälfte das Abbild des orientalischen Kaufherrn; Serben in der blauen Tuchjacke, in blauen Pluderhosen und blauen wolligen Strümpfen, den Fez kühn aufgesetzt; Serben in rothen Hosen, rothem Bindtuche und blühendweißen Hemdärmeln, die ein coquett umgehängtes gesticktes Jäckchen umgaukelt. Und dazwischen wieder der Bauerngestalten viele, die Beine in weißes, weites grobes Linnen eingehüllt, mit dem vielfaltigen langen Hemde, darüber ein grobzeuziger Schnürrock ausgebreitet, auf dem starken Kopfe den kugelförmigen Filzhut mit breitem Rande.



Die Kreuzigungsgruppe bei Oberammergau.

Das waren alles Mitglieder der Nationalversammlung, die da bevorstand, Mitglieder des großen Congresses, Männer der Skuptschina. Wo man sie wohl nur Alle untergebracht haben mag, die Männer des großen Reichsrathes? Belgrad hatte im Ganzen drei Häuser, die auf den Namen „Hôtel" (in der anspruchslosesten Bedeutung des Wortes natürlich) Anspruch hatten und sonst nur noch so viele kleinere und größere Häuser, wie es dermal für seine paar tausend Einwohner nöthig hat — wo mögen also diese fünfhundert Deputirten ihre Häupter des Nachts zur Ruhe legen?

Ich erfuhr es bald und ersah gleich aus dieser ersten Aeußerlichkeit, wie wenig die serbischen Männer des Volkes Parlamentsmänner im deutschen, französischen, englischen Sinne sein wollen. Ich möchte mir die Männer deutscher, englischer oder französischer Volkswahl ansehen, die anstatt mit schönen Hotelzimmern oder gut möblirten Privatwohnungen mit der Bequartierung dieser serbischen Deputirten vorlieb nehmen müßten! Belgrad logirte seine Landesvertreter in Zelten, die in großer Reihe im Park von Topschider errichtet worden, ein; die serbischen Delegirten mußten biwakiren, im Freien biwakiren, gleich einem Kriegsheere; sie mußten ihre landesbesorgten schweren Köpfe im grünen Rasen bergen.

Zur Zeit der ordentlichen Skuptschina, die aus nicht mehr als hundert Deputirten besteht, bringt man diese nothdürftig in den Cafés unter, wo sie mit den obywar harten Bänken gern vorlieb nehmen; bei dieser außerordentlichen Session aber, die fünfmal so viele Männer nach Belgrad zog, errichtete man ihnen ein — Lager, ein wahres Soldatenlager.

Ein prächtiger, eigenthümlicher Anblick, dieses parlamentarische Lager der Skuptschina! Unter schmucken Zelten lagen schon durch drei Tage die Delegirten des Landes, acht, neun und zehn unter einem Zelte. Weithin war die grüne Topschideerebene, die sich vor dem Koschutnjak (Hirschpark) dahin breitet, voll von diesen Abgeordnetenzelten und bot, zusammengehalten mit dem Lager der Miliz, von der einige Bataillone die ganze Höhe des Topschiderhügels hinauf zur Feier der Skuptschinaeröffnung herbeigezogen wurden, einen wahrhaft kriegerischen Anblick. Es

Digitized by Google

fehlten nur noch die Gewehr-Pyramiden draußen vor den Zelten, um Einen an ein Uebungslager, an ein constitutionelles, parlamentarisches obendrein, zu gemahnen. Aber auch Waffen hatte dieses Deputirtenlager, nur ruhten sie unter den Zelten, Revolver, Pistolen, Dolche, kurze Säbel, Gürtelmesser, welche die Männer des Serbenvolkes mit in's Lager gebracht, Waffen, ohne die der Serbe nie einhergeht und die er auch in sein Parlament mitbringt, wenn er auch nur zu friedlicher Berathung in schwierigen Landesangelegenheiten hierher gekommen ist und nur das Wort, das patriotische Wort allein als Waffe gebrauchen will.

Mit einem Soldatenlager hat dieses serbische Parlamentslager auch noch die Feldküche gemein. Der serbische Deputirte, der Mann der Skuptschina, hat nicht die mehr oder minder glänzenden Diätengelder des französischen oder österreichischen Volksvertreters, keine zehn Gulden österreichische Währung oder vierzig Franken täglich wie der Deputirte in Versailles oder in Wien; er hat Quartier (freilich in der primitiven, angedeuteten Weise der Coksbank) in gewöhnlichen Sessionen, seine Baracke in der außerordentlichen Session, einen Thaler täglich Diätengeld (man könnte schon besser parlamentarisches Taschengeld sagen!) und seine Kost für den Mittag und Abend. In der nächsten Nähe der Abgeordnetenzelte war die große Feldküche errichtet, in der alltäglich während der außerordentlichen Session für die Skuptschinamänner abgekocht wurde.

Kost, Quartier und einen Thaler, täglich — giebt es etwa irgendwo ein billigeres Recept für die Versorgung von Volksvertretern? Ich glaube nicht.

Nur Fürst Bismarck stellt sich seinen deutschen Reichstag noch billiger her, indem er den Mitgliedern gar nichts giebt und den bekannten „Liebenbleiben" für sie sorgen läßt.

Der 2. Juli war da, und ich fuhr in Begleitung meines liebenswürdigen Führers, des Herrn v. K., der in Belgrad eine der Garantiemächte diplomatisch zu vertreten hatte, über die Terazia hinaus dem ominösen Parke von Topitschider zu. Ich gehörte zu den wenigen Glücklichen, denen durch ministerielle Gunst Eintrittskarten verliehen wurden und denen die am Parkeingange strenge Wacht haltenden Gensd'armen nach Vorzeigung der Karte die Einsicht gewährten. An den weißen Zelten der Milij vorüber fuhren wir dem parlamentarischen Bivouac der Abgeordneten zu. Gleich an den ersten Delegirtenzelten machten wir Halt und verließen unsern Wagen. Eben traten auch die Serbenmannen aus ihren Lagern und wallten der Stätte ihrer Berathungen zu.

„Wo ist denn das Parlamentshaus?" fragte ich meinen kundigen Begleiter.

„Parlamentshaus? Giebt's nicht," antwortete er.

„Ja, wo tagen sie denn, die fünfhundert Auserwählten des Landes?" fragte ich erstaunt weiter.

„Sollen sie gleich sehen," sagte Herr v. K.

Wir schritten der großen Wiese zu, die den eigentlichen Park vom Hofschuttwall trennte. Eine riesige Holzbaracke stand, roh gezimmert, da; für Alles war dieser Rohbau eher zu nehmen, als für den Sitz eines Parlaments. Nach außen nahm er sich, wohlwollend beurtheilt, wie ein eben fertig gewordenes, mit Fahnen behangenes, provisorisches „Stationshaus" aus; innen hatten sie den weiten Raum nur mit schlichtem Laub decorirt, eine große Anzahl hinter einander laufender Bänke aufgestellt, in die freigehaltene Mitte einen Tisch, den „Tisch des Hauses", für das Präsidium postirt, der von einem grünen Tuche niemals geträumt haben mag, an der einzigen Längenwand der Baracke (nach der anderen Längenseite hin stand sie ganz offen) eine Ballonestrade errichtet, mit Sesseln für die Minister und Regenten — und das alles zusammen war das serbische Parlamentshaus.

Belgrad hat auch für seine ordentlichen Skuptschinas, die nur aus hundert Delegirten zusammengesetzt sind, keinen eigenen Parlamentsboden.

Dort oben in der „hohen Schule", die der reichste Serbe, Mischa, der im Salz- und Schweinehandel fett gewordene Schwiegervater des Ministers Marinovitsch, gebaut und dem Lande geschenkt hatte, tagt gewöhnlich die Skuptschina, wenn sie nicht nach der zweiten Stadt des Landes, nach Kragujewac, einberufen ist. Den Luxus eines Parlamentshauses kann sich Serbien nicht gönnen. Leuten, die man mit einem Thaler Diäten abfindet, kann man doch keinen Palast bauen.

Es muß doch auch eine Harmonie in der constitutionellen Schöpfung geben, ein Zusammenpassen von Menschen und Localitäten. Wie würde so ein serbischer Deputirter in Sandalen und Hemdärmeln in einem Parlamentshause wie das englische zum Beispiel, oder im Theater von Versailles sich ausnehmen!

Ist es also kein Parlamentshaus, so ist es eine Parlamentshütte, die man der Skuptschina rasch zezimmert hat. Lehnsessel, Pulte und was dergleichen mehr Parlaments-Commodidäten sind, die constitutionelle Staaten ihren Vertretern zu bieten pflegen, gab es da natürlich auch nicht.

Serbien verweichlicht seine Deputirten nicht.

„Wozu auch Pulte?" sagte mein freundlicher Begleiter, der meinem parlamentarisch verwöhnten Auge anlah, daß es das besagte Parlamentsmöbel vermißte. „Wozu Pulte? Für die Wenigen, die schreiben können? Von den fünfhundertundvier Deputirten, die Sie hier nach und nach einziehen sehen, sind über vierhundert Bauern und Handwerker, die den Segen des Schreibens noch nicht kennen, gegen neunzig nur sind in der Schreibstube aufgewachsene Kanzleute, Advocaten, Gutsbesitzer, die sich der Feder zu bedienen im Stande sind."

„Ein richtiges Bauernparlament also?"

„Nichts Anderes. Gevatter Schmied läßt zu Hause sein heißes Eisen, Gevatter Schneider — er ist auch in Serbien, wie überall, ein geborener Politiker — ein paar Dutzend halbfertiger Röhre und Zwickeln zurück und läuft nach Belgrad zur Skuptschina, wenn ihn das Land ruft. Und das läuft bitte ich nicht bildlich zu nehmen."

Gevatter Schuster, Schneider und Schmied laufen wirklich nach Belgrad oder Kragujewac, da ihnen das Vaterland seine Wagen und seine Eisenbahnen zur Verfügung zu stellen hat.

Diese Bauernmajorität bildet sich auch auf das, was sie ist, nicht viel ein, zum Unterschiede von Parlamentsmajoritäten. Diese Herren in groben Hemden und Jacken und zum großen Theil auch ohne Stiefel an den Füßen sind weit entfernt von jeglicher Parlamentsprätension.

„Bescheidene gute Leute sind's," erklärte mir mein Freund, der Diplomat, weiter, „die sich von den Minoritätsherren Manches gefallen lassen, nur weil sie — schreiben und lesen können, rein aus gar keinem anderen Grunde. Glauben Sie aber deshalb ja nicht, daß diese Bauern sich das Reden verwehren lassen. Was sie über diese und jene Angelegenheit auf dem Herzen haben, das muß heraus, und hätte es auch nicht die Weisheit gerade zur ehrsamen Gevatterin gehabt. Was kann dem Bauer auch passiren, wenn er wirklich das eine und das andere Mal mit seiner Ansicht von den häuslichen und Verkehrungen auf den Kopf gefallen erscheint? Es steht höchstens so ein Minoritätsgeselle, der seine Jugend mit Schreiben und Lesenlernen hingebracht hat, oder gar ein „Herr Minister" auf und sagt zu ihm: „Schau, lieber Bruder, das verstehst Du nicht, setz' Dich nieder und schweig hübsch, bis wieder von etwas Anderem die Rede ist!" Und der Freund Bauer setzt sich nieder und schweigt. Aber glauben Sie nur nicht, daß dies selten geschieht — das ist ein gewöhnlicher Vorgang auf den Skuptschinas. Der serbische Bauer rächt sich in ganz eigenthümlicher Weise für solche Behandlung — er bringt fortwährend Anträge auf Verminderung der Schulen im Lande ein. Der Minderwissende fügt sich auf der Skuptschina dem Mehrwissenden. Die Macht der „Federnschiser", die ja noch der alte Fürst Miloich, der ja selber von den Schweinen weg zum Fürstenthrone gekommen, nicht recht leiden und aufkommen lassen mochte, ist unter das armen Michael Obrenowitsch Regierung sehr gestiegen, aber auch mit ihr das Bedürfniß nach den Mitteln, das Bedürfniß nach Bildung. Es kommt schon die Zeit, wo alle Mitglieder der Skuptschina, und unsern sitzen auch, wie heute, fünfhundert, werden schreibens- und lesenskundig sein — das sollen Sie schon erleben, das heißt wenn in den Bahnen der Intelligenz, in die Michael Obrenowitsch eingelenkt, weiterfortgefahren wird." —

Während mein diplomatischer Freund so warm für die

Digitized by Google

Skupschina-Majorität einkland, waren die Bauern in die Parlamentshütte hineingeströmt.

Sie setzten sich nach Kreisen. Jeder der siebenzehn Landeskreise hatte seinen eigenen Raum in der Parlamentshütte, innerhalb dessen die Deputirten des Kreises ihre Plätze nahmen. Ein auf der Bank hastender Papierstreifen nannte den Männern den Kreis und ihren Sitz. Die Ueberfracht, die der männerreiche Raum bot, war, daß den vielen schönen Erscheinungen eine wahrhaft eigenthümlich imponirende.

Da saßen sie wirklich in großer Menge, alle die Männer, denen ich in den letzten Tagen so oft, auf der Terazie, in den Cafés, allüberall in Belgrad, begegnet war, in ihren bunten Jacken, groben Kleidungsstücken, in Fez und Kugelsilzhüten, ganz erhaben über alle parlamentarische Kleiderordnung.

Unter sinnthundert Abgeordneten sein einziger Frack, kein einziges Ordensbändchen, keine Uniform, keine Medaille, kein Kreuzlein auf einer Brust! Ich freute mich ordentlich des seltenen Anblicks von Parlamentsmännern, von denen nicht wenige ihre für das Vaterland schlagende Brust ganz entblößt offen präsentirten, andere wieder das grobe Linnen an Hemd und Gattie ansprunklos dem Blicke preisgaben, wieder Andere mit höchst mangelhafter Fußbekleidung dasaßen — ich freute mich dieses originellen Parlaments im Negligé.

Wenn nur nicht der bizarre Contrast bald nachgefolgt wäre! Der bizarre Contrast, den die erhöhte Estrade, gegenüber der männerreichen Versammlung darbot!

Da nahmen alsbald in schweren, plumpen Lehnstühlen die Mitglieder des serbischen „Senats“ Platz, fast Jeder von ihnen einen großen Orden tragend, der Eine Nachts, der Andere einen Großcordon um den Hals, alle, alle mit Ordensbändern auf der Brust oder im Knopfloche, alle, alle im schwarzen Fracke, alle, alle in hohen weißen Binden und gelben Handschuhen und mit dem schwarzen Cylinder in der Hand. Mit einem Male war ich wieder aus der interessanten, patriarchalischen Skupschtina in die gewöhnliche Langweiligkeit eines civilisirten Parlaments zurückversetzt. Man kann sich nichts Grelleres denken, als den Contrast zwischen der Bauernversammlung da unterhalb der Bretterestrade und den eitel aufgeputzten, in weißen Cravatten und mit Orden paradirenden Senatoren auf der Estrade oben, nichts Grelleres, als die primitive, kahle Parlamentsbude und die üppig geschmückten Senatorenbrüste und Senatorenhälse. Und dazu noch, um die Bizarrerie nur noch zu erhöhen und auf die Spitze zu treiben, das auf einer Tribüne zunächst der Estrade höchstthronende Corps der Generalconsuln, in gestickten, geschmacklosen Uniformen und in goldenen Krägen.

Kaum, daß ich mich von dem Contrasteindrucke erholt haben mochte, trat schon ein neuer schwarzer Frack an den „Tisch des Hauses“ und eröffnete die Skupschtina. Es war dies Herr Naradibervoitsch, der in den letzten Tagen von den Skupschtinesen unter den Zeiten designirte Präsident.

Er konnte schreiben, lesen, rechnen (er ist ja „Banquier“ in Belgrad!), hatte einen schwarzen Frack, und ein feines, weißes Hemd, war schön anerzogen im Gesichte — wie sollte er nicht Präsident werden? Er redete die Herren per „Brüder“ an und setzte ihnen schlecht und gerecht die Ursache ihrer Einberufung auseinander. Nachdem er gesprochen, warin die Männer der provisorischen Regierung eingetreten: Blagnavac, Ristitsch, Gavrilowitsch und Marinowitsch.

Blagnovac, eine militärisch imponirende Erscheinung, mit ausdrucksvollem, schönem Kopfe und hoher Würde des Auftretens; Marinowitsch, der vornehmste glückliche Schwiegersohn des reichsten Serben Mischa, ein jüngerer Mann mit intelligenten Zügen und energischem Blicke; Ristitsch, durch und durch ein echt slavischer Typus. Der ordensüberfüllte Marinowitsch las eine Art von Thronrede vor, fühl bis an's Herz hinan. Erst als er schließlich von der nothwendigen Proclamirung eines Fürsten sprach und den Namen des jungen Milan Obrenowitsch über die Lippen brachte, brachen die ersten „Zivios“ und „Hurrahs“ los und wuchsen dann rasch zu einer Lärmenden Demonstration an.

Mir schien es, als wollte Marinowitsch nicht zu viel der Loyalität in der Versammlung aufkommen lassen, denn so oft nun der Lärm ihm zu stark wurde, machte er gewisse abwehrende Handbewegungen, die gleichsam ein „Genug! genug!“ bedeuten sollten und mir sehr sonderbar vorkamen. Als er geendet hatte und von dannen geschritten war, hatte er diese Handbewegung nicht nöthig — kein einziges „Zivio“ folgte ihm. Der Mann war schon dazumal nicht sehr beliebt und ist es auch heute noch nicht, was ihn aber nicht abhielt, bis auf die letzte Zeit herab eine große, entscheidende Rolle als Minister der conservativen Fraction zu spielen, eine Rolle, die er erst jüngst beim Sturze des Cabinets Ristitsch wiederum gespielt hatte.

Nun waren auch noch andere Männer der Skupschtina als Redner aufgetreten: Advocat Neditsch, ein trockener, scharf pointirender Redner, ferner ein Bauer aus Kragujewac, ein klarer Kopf, der sich den Teufel um die schwarzen Fracks und weißen Binden kümmerte und auf seinesgleichen mit mimischer Haftigkeit losredete, und ein Pope, eine jener interessanten Gestalten des orthodox-griechischen Clerus, mit schwarzem, tief herabwallendem Haupthaare und schönem langem Barte, wie die Skupschtina ihrer nicht wenig hatte.

Nachdem diese Herren ihre wenig auseinandergehenden Ansichten über die Fürstenwahl auseinandergesetzt, forderte Herr Karadiberwitsch die Entscheidung. Nun erdröhnte die mächtige Halle von einem wahren Sturm von „Zivios“. Milan Obrenowitsch war feierlich einstimmig zum Fürsten ausgerufen. Einfach und kurz, ging nun eine Deputation von Skupschtinesen den jungen Milan gleich holen. Sie hatte nicht gar zu weit; am Topschiderhügel harrte schon der junge Fürst der frohen Botschaft. Unter Kanonendonner und Musik und militärischem Geleite zog er alsbald in die Parlamentshütte ein, ein schmucker Junge in Oberstuniform, freundlich die Männer alle anlächelnd, die ihn zum Fürsten erkoren. Und dann bestieg er, den treuen (seitdem verstorbenen) Blagnavac zur Seite, die Estrade und sprach:

„Gott zum Gruße, Brüder! Ich bin noch jung, aber ich will lernen, ein treuer Führer Serbiens zu werden. Ich vertraue mich Euch und dem Volke an.“

Das war wenig und doch viel gesagt; die schlichten Worte, so treuherzig herausgebrocht, wogen eine große Thronrede auf.

Der Effect war aber auch ein überwältigender; die Männer jubelten, warfen ihre Mützen in die Höhe, sprangen auf die Bänke, entwickelten einen ganz ungebändigten Enthusiasmus. Dann ward gleich die Regentschaft durch Acclamation gewählt, bestehend aus Blagnavac, Ristitsch, Gavrilowitsch; es wurde ihr An aus dem Präsidententisch ein Altar improvisirt; Kerzen wurden angezündet und Fürst und Regentschaft alliogleich beeidet. Die ganze Skupschtina sang dabei laut das Kirchenlied mit, das der Metropolit anstimmte, und das Kreuz machte die Runde.

Milan küßte darauf dem Metropoliten die Hand, rief der ganzen Versammlung ein lautes kräftiges „S bogeom!“ („Mit Gott!“) zum Abschied zu und schritt als Fürst von Serbien von „Zivios“ umrauscht, aus der Parlamentshütte hinaus.

Belgrad aber nahm die schwarzen Fahnen von seinen Hausgiebeln und flechte die roth-blau-weißen auf.

Die denkwürdigste Parlamentssitzung, der ich je angewohnt, war zu Ende.

Die Bergfahrt eines Monuments.

Der letzten Aufführung des weltbekannten Oberammergauer Passionsspieles im Herbst 1871 hatte auch Baierns kunstsinniger König Ludwig der Zweite beigewohnt und den Entschluß gefaßt, als Anerkennung für die vortrefflichen Leistungen der Spielenden und zur Erinnerung an das Passionsspiel von 1871 dort ein Kreuz aufrichten zu lassen, welches „weithin Kund: geben solle von dem frommen Sinn der den Sitten der Väter treu gebliebenen Oberammergauer“.

Mit der Ausführung der Kreuzgungsgruppe wurde noch im Herbst desselben Jahres der berühmte Münchener Bildhauer

Google

und Professor Johann Halbig beauftragt. Als Material für die Gruppe wählte man Kehlheimer Marmor, welcher Stein durch seine Schönheit und Dauerhaftigkeit sich seit Jahrhunderten vorzüglich bewährt hat. Nach dreimal mißglückten Versuchen gelang es endlich, einen brauchbaren Steinkoloß von viertausend Cubikfuß auszubrechen. Nach Beseitigung der überflüssigen Theile verblieb noch eine Masse von neunhundert Cubikfuß, welche zur Anfertigung der Christusfigur bestimmt war; zu den Seitenfiguren des Johannes und der Maria waren Blöcke von je vierhundert und zu den Postamentheilen von einhundertneunzig bis zweihundert Cubikfuß erforderlich, im Gesammtgewicht von etwa viertausendCentnern.

Vom Bruche bei Kehlheim wurde der Hauptblock auf Balken und Walzen mittelst zwanzig großen Winden zum Donaucanal und von dort zu Schiff nach Regensburg gebracht, um von da mittelst der Eisenbahn auf einem hierzu gebauten Wagen München zu erreichen. Es waren hierzu drei Tage erforderlich. Eine Maffei'sche Straßenlocomotive übernahm den Transport des Steines bis an das Atelier des Künstlers.

Zur Ausführung der in byzantinischem Stil gehaltenen Kolossalgruppen waren vier Jahre erforderlich. Halbig wählte zur Darstellung den Moment, wo Christus die Worte spricht:

„Weib, siehe Deinen Sohn! Sohn, siehe Deine Mutter!"

Diese Worte sind unter den Füßen des Heilandes am Untertheil des Kreuzes eingehauen. Am Sockel der Maria steht:

„Den kunstsinnigen und den Sitten der Väter treuen Oberammergauern."

Unter dem Johannes:

„Von König Ludwig II. zur Erinnerung an die Passionsspiele."

Am Hauptstheile rückwärts in der Mitte:

„Errichtet im Jahre 1875."

Digitized by Google

Der Transport der Kreuzigungsgruppe über den Ettaler Berg. Nach der Natur aufgenommen von Sachs und Vordermayer in Partenkirchen.

Den Transport der Christusfigur sammt Kreuz übernahm in liberalster Weise Herr von Maffei, Besitzer einer der großartigsten Maschinenfabriken in München, mittelst der von ihm eigens für die Fortschaffung kolossaler Lasten hergestellten Straßenlocomotive. Mit der Leitung des Ganzen war der Ingenieur der Fabrik, Karl Halm, beauftragt, dem wir die nachfolgenden genauen Mittheilungen darüber verdanken. Für diesen Transport mußte eine Küste erbaut werden, welche die größte Sicherheit gegen den Bruch des Kreuzes bot, eine Breite hatte, welche die Befahrung der gegebenen Straßen möglich machte und endlich die Aufstellung des Kreuzes selbst möglichst erleichterte.

Man entschied sich deshalb, das Kreuz so zu legen, daß der Kreuzbalken horizontal und die Arme vertical standen, sodaß Sockel und Kreuzarm als Auflagepunkte dienten. Der Kreuzbalken mit dem Christus war demnach ganz frei, ohne jede Unterstützung. Das Holzgerüst mußte so construirt werden, daß es für sich einen absolut steifen Kasten bildete, denn es lag die Gefahr nahe, daß bei einem leichten Gerüste durch die Unebenheiten der Straße Drehungen vorkommen würden, welche der Stein nicht ausgehalten hätte. Das Gewicht des Gerüstes betrug 90 Centner, das des Kreuzes 210, das des Wagens 130, das Gesammtgewicht also 430 Centner. Die größte Höhe der Küste über dem Boden betrug 5,486 Meter.

Der Wagen wurde eigens für diesen Zweck ganz aus Eisen gebaut und die Gewichtsvertheilung so gewählt, daß auf Vorder- und Hinterräder gleiche Last kam, und außerdem wurden die stärksten Bremsen und Radschuhe angebracht. — Nach eingehender Untersuchung der verschiedenen Wege von München nach Oberammergau entschied man sich für den Trans-

port über Starnberg, Murnau, Weilheim, Oberau und den Ettaler Berg. Alle anderen Straßen waren nicht brauchbar befunden worden; mußten doch selbst auf dieser Route ungefähr 60 Durchlasse und kleinere Brücken, sowie 4 größere Brücken, darunter eine von 40 Meter Länge, zuvor verstärkt und unterstützt werden. Die ganze Beglänge von München bis Ammergau beträgt 93,4 Kilometer (ungefähr 12½ Meilen). Davon sind nur 46 Kilometer (also etwa 6 Meilen) horizontal. Bis Oberau, am Fuße des Ettaler Berges, kommen Steigungen und Gefälle von 16 — 24 Procent vor. Der Ettaler Berg selbst hat eine Straßenentwickelung von 1267 Meter Länge, bei einer absoluten Höhe von 175,11 Meter. Einer der beschwerlichsten und gefährlichsten Punkte ist der an der sogenannten Mauer, wo die Straße außerdem noch sehr schmal ist. Unsere Illustration giebt den Moment wieder, wo der Wagen eben diese Stelle passirt.

Auch an der Maschine, welche, seit zwölf Jahren im Betrieb, sich für den Transport großer Lasten vorzüglich bewährte, mußten verschiedene Veränderungen vorgenommen werden. Vergrößerung der Kohlen- und Wasserlöser, dann eine Vorrichtung, die das Befahren dieser großen Steigung möglich machte. Diese Einrichtung überrascht durch ihre Einfachheit und Sicherheit. Außerhalb der beiden Triebräder wurden verzahnte Kettenrollen angebracht, über welche dazu passende Ketten gelegt wurden, die in die Verzahnung der Rolle eingreifen. Das eine Ende einer jeden Kette wird an einem Balancier, der an der Wagendeichsel hängt, befestigt; das andere hängt lose über die Rolle. Um nun den Lastwagen eine große Steigung hinaufzufördern, wird die Locomotive von dem Wagen abgehängt, fährt circa 30 Meter die Steigung hinauf, hält und wird durch eine am Ende derselben angebrachte Windevorrichtung soweit in die Höhe geschraubt, bis die Triebräder vom Boden frei sind. Nun wird die Maschine in Umdrehung gesetzt, die Verzahnung der Rollen greift in die aufgelegten Kettenglieder ein und zieht den Lastwagen langsam und sicher nach. Das andere Ende jeder Kette wickelt sich ab und wird auf jeder Seite der Maschine auf den Boden gelegt. Ist die Kette zu Ende, mithin die Last um 30 Meter vorgerückt, so wird die Maschine durch die Bindevorrichtung wieder zurückgeschraubt; die Räder sitzen auf dem Boden auf; die Kette wird abgenommen; die Maschine fährt wieder 30 Meter vor, und die Arbeit beginnt auf's Neue. Das Ganze ist also ein locomobiler Dampfaufzug.

Die Maffei'sche Straßenlocomotive ist ähnlich einer Bahnlocomotive. Die Kolbenbewegung wird auf eine Kurbelachse übertragen, an deren Ende zwei starke metallene Zahnräder festgekeilt sind. Diese Räder greifen in die Triebräder mit einer inneren Verzahnung ein. Das Gewicht der Locomotive beträgt 350 Centner. Außerdem wurde ein Wagen mit Holz und Binden und ein zweiter mit Kohlen und Wasser beigegeben. Das Arbeitspersonal bestand aus acht sehr verlässigen und ruhigen Arbeitern sowie zwei Fuhrleuten. Bei strömendem Regen fuhr der Transport Donnerstag, den 5. August, früh sechs Uhr von München ab und langte, durch Naturereignisse und andere unvorhergesehene Zufälle öfters aufgehalten, am 10. August in Oberau am Fuße des Ettaler Berges an. Auf guter Straße wurden, wenn auch die Steigungen beträchtlich waren, wie z. B. zwischen Weilheim, Murnau und Oberau, per Stunde fünf Kilometer zurückgelegt. Anders war es auf den durchweichten sumpfigen Straßen zwischen Starnberg und Weilheim; hier mußte stellenweise Zoll für Zoll vorgeschritten werden, eine ungemein ermüdende und gefährliche Arbeit. Ein interessanter Anblick war die Fahrt über den einen Kilometer langen Hirschberg (vor Wolzhusen) abwärts (Gefäll 16 Procent): hoch oben unser Transport, unten im Thale der vorbeisausende Eisenbahnzug. Von Weilheim nach Murnau ging es vortrefflich trotz der bedeutenden Steigungen.

Die Fahrt durch Murnau gehörte zu den anstrengendsten und gefährlichsten des ganzen Transportes. Bekanntlich geht die Straße durch Murnau stark bergab und ist sehr schlecht gepflastert; außerhalb des Ortes ist der sehr steile Kapfelberg mit siebenzehn Procent Gefäll und sehr enger Curve. In dieser Curve stellte sich der festgebremste Wagen schräg gegen die Straßenachse und konnte nur mit Aufbietung aller Kräfte zum Feststehen gebracht werden; es gelang, sonst wäre ein Umkippen unvermeidlich gewesen. Die vierzig Meter lange Ramschbrücke wurde nach eintägigem Aufenthalt (es waren neue und bessere Verstärkungen nöthig) glücklich überschritten. Das berüchtigte Moos bei Klein-Aschau wurde im Fluge durchreist; der ganze Straßenkörper schwankte auf und nieder. Mittwoch den 11. begann die Arbeit am Ettaler Berge, und sie war eine der mühevollsten der ganzen Fahrt. Die linke Seite der Straße besteht aus sehr lockerem Material, und deshalb mußten die linksseitigen Räder des Wagens fast immer auf Holzbielen laufen. Die bereits oben erwähnte sogenannte Mauer wurde glücklich passirt, und Freitag Mittags war man noch zweihundertfünfzig Meter vom Ende der Straße entfernt, allerdings auch auf der höchsten Steigung.

Hier begann es in Strömen zu regnen. Wer auf einer Bergstraße noch keinen Regen mitgemacht hat, kann sich keine Vorstellung von den Verwüstungen desselben am Straßenkörper machen; derselbe glich dem Rinnsal eines Baches.

Nun mußten andere Mittel helfen, da die Locomotive diesen elementaren Hindernissen nicht gewachsen war und die Steigung nicht überwinden konnte. Bei trockener Straße wäre es ohne Anstand gegangen. Es wurden achtzig Mann Oberammergauer Feuerwehr angeworben mit Seilen und Flaschenzügen, und am nächsten Morgen entwickelte sich ein äußerst lebendiges Treiben; Alles war von dem einen Gedanken beseelt: „Heute noch muß das Kreuz nach Ettal," — und es gelang. Ein trästiger Flaschenzug wurde an Bäumen festgehängt und durch diesen und eigene Kraft die Locomotive wieder vorwärts gebracht, worauf dann der Lastwagen nach der alten Manier leicht nachgezogen wurde. Nach den kolossalsten Anstrengungen erreichten wir Abends sechs Uhr die Spitze des Berges. Sonntag war Rasttag, Montags Einzug in Oberammergau, wo abgeladen wurde.

Den Transport der beiden Seitenfiguren hatte Steinmetzmeister Hauser von München übernommen. Bekanntlich wurde derselbe nebst einem Arbeiter an der steilsten Stelle des Berges von dem umstürzenden Wagen, auf welchem sich die Figur des Johannes befand, erschlagen. Unvorsichtigkeit trägt die Schuld an dem beklagenswerthen Vorfalle. Nachdem die Locomotive auch diese Last an ihren Bestimmungsort gebracht, dampfte sie wieder nach München zurück, wo sie am 26. August anlangte. — Soweit reichen die Mittheilungen des Ingenieurs Karl Hahn, über dessen umsichtige und gewissenhafte Leitung des Tranports, seine Besonnenheit und sein rasches und sicheres Eingreifen in Momenten der größten Gefahr nur eine Stimme des Lobes herrscht.

Die Aufstellung, Enthüllung und Weihe des Denkmals auf der Höhe des Oberbichels, eines Hügels am Fuß des Sonnenbergs, eine Viertelstunde von Oberammergau, fand am 15. October statt. Dort ragt nun das herrliche Kunstwerk in einer Gesammthöhe von 40 Fuß, prachtvoll in seiner blendenden Helle sich vom dunklen Waldhintergrund abhebend, als ein Schmuck der Gegend empor.

Wie manches Bäuerlein, dem die Dampfkraft nur durch Schilderungen von der Kanzel herab als Erfindung des Teufels und des Fortschrittes bekannt war, mag den Kopf geschüttelt haben, als unter Rauch und Feuerspeien und unheimlichem Stöhnen das fortschrittliche Ungeheuer nun gar unsern Herrgott hinter sich herschleppte! Ein biederer Gebirgsbewohner, dem vor lauter Staunen die Pfeife ausgegangen war, äußerte, in Betrachtung des riesigen Lastwagens mit dem Christus versunken: „Hätt' i' aa' mit g'moant, daß dar Dnifel gar a so schwaar woar." Das Gelächter der Umstehenden ließ ihn seinen Mißgriff einsehen, und er machte sich schleunigst aus den Heimweg.

Ernst schauten die schneebeglänzten Häupter der Zugspitze und des Wettersteingebirges auf das ungewohnte Schauspiel; die Wipfel der Riesentannen, Buchen und Ahornbäume am Ettalerberge aber, welche sonst nur gewohnt waren, fromme Pilgerzüge und schwerbelastete Fracht- und Holzfuhrwerke unter sich hinziehen zu sehen, flüsterten leise von einer kommenden besseren Zeit, wo das schnaubende Dampfroß auch in die stillen Thäler der alten Graffschaft Werdenfels Verkehr und Wohlstand und — wohl auch etwas mehr Licht bringen werde. Möge diese Zeit nicht mehr allzu fern sein!

Michael Sachs.

Digitized by Google

Helene.

Tagebuchblätter aus dem russischen Salonleben.

(Schluß.)

Ein Ausruf, halb Schreck, halb Schmerz verrathend, entfuhr den Lippen meines Gastes; mehr einem Marmorbilde ähnlich als einem lebenden Menschen, stand er vor mir, einem Marmorbilde, aus dem nur die Augen sprühend, anklagend, finster zu mir herüberblickten.

„Hören Sie mich an!“ sprach er gepreßt in einem Tone unterdrückter Heftigkeit, der ihm, wie ich wußte, so gar nicht eigenthümlich war. „Sie müssen mich anhören, Helene. Und erst nachdem Sie Alles wissen, fahren Sie fort in diesem Tone vernichtenden Spottes — wenn Sie dazu im Stande sind!“

Hätte er mich nur nicht so gar anklagend und traurig angesehen jetzt! Ich fühlte, daß meine Kraft mich zu verlassen drohte. Setzen wir uns vor allen Dingen!“ sagte ich und ließ mich in den nächsten Sessel gleiten, da meine zitternden Füße mir entschieden den Dienst versagten.

Hirschfeldt hatte sich abgewendet. Aber schon nach wenigen Augenblicken senkte sein Blick sich warm und leuchtend auf mich nieder. „Verzeihen Sie mir!“ nahm er auf's Neue das Wort, und mein Herz erbebte unter dem milden Zauber seiner Stimme. „Verzeihen Sie meine ungeduldige Hast! Ich weiß ja, daß Sie mich nicht lieben, nicht lieben können, aber lassen Sie mir nur ein Fünkchen Hoffnung, daß Sie es vielleicht eines Tages noch lernen werden, und vor allen Dingen, glauben Sie an mich! Strafen Sie mich nicht dadurch, daß Sie meine früheren leichtsinnigen Worte heute gegen mich in's Gericht rufen! Blicken Sie nicht mit unerbittlicher Gedächtnißschärfe zurück auf die Irrthümer meiner Vergangenheit! Ich kenne sie; ich beschönige keinen derselben; ich sage einfach: verzeihen Sie und haben Sie die Geduld, meine Beichte anzuhören!“

Fragend und bittend zugleich ruhte sein Blick auf mir, und langsam erhob ich die Hand, die ich diesmal ohne weiteres Zögern in die seinige legte. Er beugte sich nieder auf meine Hand und streifte sie leicht mit den Lippen.

Ich zuckte unter dieser Berührung zusammen, aber ich machte einen schwachen Versuch zu lächeln und deutete nochmals auf den Sessel an meiner Seite. Hirschfeldt beachtete den Wink ebenso wenig wie vorhin. Immer die Augen fest auf mich gerichtet, begann er wieder:

„Sie wissen, daß ich Wera liebte, bevor mich das Schicksal mit Ihnen zusammen führte. Ich glaubte sie mindestens mit allen Kräften meiner Seele zu lieben, und urtheilen Sie selber, Helene, ob es möglich ist, einem so lieblichen, hingebenden Geschöpfe, wie es Wera Adrianoff ist, freien Herzens gegenüber zu stehen, ohne den Zauber ihrer Persönlichkeit auf sich wirken zu lassen! Bei Gott, es ist nie etwas aufrichtiger meines Herzens Meinung und mein Wille gewesen, als jeden Tag bereitwillig Kraft und Leben daran zu setzen, um mir Wera's Besitz zu erringen.

Da kamen Sie, Helene, eine ganz Andere, als alle jungen Mädchen, die ich bisher gekannt. Die Anmuth Ihres Wesens, Ihr Geist — o, bitte: unterbrechen Sie mich nicht! Gewähren Sie mir nur diesmal im Leben die Wohlthat, mich bis an's Ende ruhig anzuhören! Ihr Geist, die ruhige Würde Ihres Benehmens fesselten mich täglich mehr, ohne daß ich mir dessen bewußt war. Sie erschlossen mir einen neuen Ideenkreis. Sie führten höhere Ziele vor mein Auge; ja, Helene, es ist die reine Wahrheit: Sie wandelten mich um zu einem anderen Menschen, der allmählich anfing, ziemlich gering über den Hirschfeldt früherer Tage zu denken. Ich glaubte mit Ihnen allein durch Achtung, Vertrauen und Freundschaft verbunden zu sein und begriff nicht, weshalb ich mitunter damals neben Wera, die nur im Stande war, sich mit ihrer Liebe zu beschäftigen, Langeweile empfand. Ich gerieth in eine unglückliche, zerfahrene Stimmung, in der ich mich selber nicht mehr verstand. Was ich früher ersehnt und erstrebt, verblaßte zu meinem Schrecken von Tage zu Tage mehr in meiner Phantasie. Meine Gedanken schweiften in andere Bahnen; da kam die letzte, entsetzliche Katastrophe, Wera's Krankheit. Mein Interesse für sie erstarkte wieder an der Angst für ihr Leben. Ich nannte mich bereits in Verzweiflung ihren Mörder; ich glaubte für meine Liebe zu zittern und that es im Grunde doch nur für das Leben der Unglücklichen. Erst Constantin war es, der mich an jenem verhängnißvollen Morgen aus allen Zweifeln riß, aber auch in meiner Seele einen Sturm ansachte, an den ich noch heute mit Schaudern zurückdenke. Empört und erbittert, daß Wera mich aufgeben konnte, fühlte ich dennoch klar und deutlich, daß sie noch ferner an mich zu fesseln, auch wenn ich die Macht dazu besessen, ein Verbrechen sein würde, denn, jetzt wußte ich es, ich liebte sie nicht mehr. Ich hatte unter tausend Qualen den großen Irrthum meines Lebens erkannt und konnte nur noch den einen Wunsch hegen, daß sie Glück und Vergessen finden möge, denn ich war nicht mehr im Stande, ihr Alles für Alles zu bieten: für das Opfer ihrer Existenz ein ungetheiltes Herz. Sie begreifen, daß ich trotzdem meinerseits Wera niemals aufgegeben hätte, aber sie selber ersparte mir den schweren Kampf zwischen Herz und Ehre, indem sie mich ihren Standesinteressen opferte.“

„Wie ungerecht Sie sind!“ fiel ich ihm hier rasch in's Wort. „Fräulein Adrianoff opferte nicht Sie ihren Standesinteressen, sondern sich selber ihrer Familie. Es war gekränkte Eigenliebe — es war der unverbesserliche Egoist, der soeben wieder aus Ihnen redete.“

Eine dunkelrothe Blutwelle flog hastig über das sonst so bleiche Antlitz meines Freundes, und doch blitzte es dabei wie ein Freudenstrahl in seinen Augen auf. „Gut!“ sagte er, „schelten Sie mich! Halten Sie mir unerbittlich meine Sünden vor! Darin erkenne ich einen Ton Ihres früheren Wesens wieder, anstatt der abscheulichen, höflichen Kälte, mit der Sie mich vorhin behandelten. Ich danke Ihnen dafür, und wie immer, ist das Recht auch diesmal auf Ihrer Seite. Ich lasse den Beweggründen, welche Fräulein Adrianoff leiteten, in meinem Herzen volle Gerechtigkeit widerfahren, aber verlangen Sie nicht, daß ich gerade heute noch darüber reden soll! Die Minuten sind zu kostbar für mich. Erst als ich damals Woronesch verlassen hatte, als ich das Geschehene aus der Ferne mit ruhigem Blute zu überdenken vermochte, wurde es in mir wieder still. Meine Seele fühlte sich urplötzlich wie von einem Bann erlöst. Es kam wie eine Befreiung, wie eine unendliche Erleichterung über mich, und ich wußte wieder, was ich wollte, was ich erstrebte — ganz klar wußte ich es; Muth, Zuversicht und am Ende die Hoffnung erwachten wieder in mir, aber Ihnen das Alles zu schreiben, Helene, wäre mir unmöglich gewesen. Auge in Auge mußte ich Ihnen eines Tages sagen, was in mir vorging, wenn ich auf Verständniß Ihrerseits hoffen wollte. Erst meinen Lebensplan feststellen, und dann mit Ihnen reden, das war meine Absicht und jetzt, da ich, kaum nach Moskau zurückgekehrt, Sie schon hier finde, segne ich diesen Zufall. Helene, da sehen Sie mich nun vor sich ganz, wie ich bin. Ihnen gegenüber wenigstens blieb keine Falte meines Innern verborgen. Ist es denn nicht möglich, daß Sie ein wenig Theilnahme für mich hegen? Sie haben mir einst gesagt, von dem Manne, dem Sie Ihre Liebe zuwenden könnten, verlangen Sie ein ganzes ungetheiltes Herz. Nun wohl, jeder Schlag des meinigen gehört Ihnen ganz, unwiderruflich und für immer. Was aus mir werden soll, wenn Sie es mit all seiner warmen Liebe von sich stoßen, das weiß ich nicht und schaudere, es zu denken.“

Ich hatte meinen Kopf in die Hand gestützt, ohne Hirschfeldt anzublicken, aber ich hörte auf seine Worte, wie auf die Töne einer fernen, lieblichen Musik, denen zu lauschen ich niemals ermüdet wäre. War denn nicht dies Alles ein himmlisch schöner Traum, der nach wenigen Minuten schon wieder in Nichts zerrinnen mußte?

Mein ungestümer Bewerber sorgte freilich dafür, daß ich an der Wirklichkeit dessen, was ich erlebte, nicht zweifeln konnte. „Ein Wort nur der Ermuthigung verlange ich heute von Ihnen,“ fuhr er fort, „das Versprechen, daß Sie mich nicht ganz von sich weisen, daß Sie es wenigstens versuchen wollen, mich kennen zu lernen, wie ich jetzt, wie ich durch Sie geworden bin.“

Digitized by Google

„Ich verlasse dieses Land sehr bald," sagte ich leise. „Der Brief hier nimmt die Nachricht mit nach Köln, daß ich in wenigen Wochen dort bei meinem Bruder sein werde."

Hirschfeldt stieß als Erwiderung einen Ausruf nicht etwa der Enttäuschung, sondern fast freudiger Ueberraschung aus. „Jetzt verzweifle ich noch nicht an des Himmels Gunst gegen mich," rief er blitzenden Auges. „Sie wissen doch, daß es stets mein Wunsch war, zur vollständigen Beendigung meiner Studien ein oder zwei Jahre nach Paris zu gehen. Heute gerade wollte ich Ihnen mittheilen, daß ich definitiv diesen Entschluß gefaßt habe, und —" einigermaßen zögernd fügte er hinzu: „und nun, indem ich ihn ausführe, kann ich Sie in Köln wiedersehen."

Ich weiß nicht — sprach mein bereites Schweigen? verriethen sich meine Blicke — — —?

„Helene!!" So weich, so zitternd ausgesprochen hatte ich noch nie meinen Namen gehört, und plötzlich, mit der Schnelle des Gedankens, lag er zu meinen Füßen. „Nur um ein gutes, ein ermuthigendes Wort flehe ich Sie an," bat er.

„Stehen Sie auf!" sagte ich zum Tode erschrocken, denn mit entsetzlicher Deutlichkeit hatte ich trotz aller Aufregung gehört, wie draußen an der Rampe ein Wagen vorfuhr, und ein flüchtiger Blick auf die Uhr belehrte mich, daß Bambergers in jeder Minute heimkehren mußten. „Stehen Sie auf! Ich will es durchaus."

„Ist das Ihre Antwort auf all mein Flehen? Ihre letzte, Ihre einzige Antwort?"

„Holen — ja, holen Sie sich eine Andere in Köln!" stieß ich rasch hervor. Mit einem hellen Jubelrufe sprang Hirschfeldt empor, und es war die höchste Zeit, denn unmittelbar darauf öffnete sich die Flügelthür, und Frau Bamberger trat freundlich grüßend herein.

Sie blickte auf mich, die ich trotz der verzweifeltsten Anstrengungen mich von meiner Verwirrung noch nicht wieder erholen konnte, und dann auf den unerwarteten Gast ihres Hauses, der ihr mit einem so glückstrahlenden Gesichte entgegentrat, daß sie über diese auffallende Weise, sich bei ihr einzuführen, vielleicht noch erstaunter war, auch ließ sie ihre Blicke mit einem ganz seltsamen Ausdrucke von ihm wieder zu mir herübergleiten, bis ich mich endlich insoweit von dem gehabten Schreck erholt hatte, daß ich ihr „meinen Freund, den Capellmeister Hirschfeldt" vorstellen konnte, den ich früher in Berlin und später in Woronesch gekannt, und mit dem ich häufig musicirt habe.

Hirschfeldt's Sicherheit im geselligen Verkehr kam ihm in der augenblicklich etwas zweifelhaften Situation wieder so gut zu statten, daß er Frau Bamberger in kürzester Frist ersichtlich dadurch gewann. Aus der anfangs nicht wenig peinlichen Scene entwickelte sich allmählich eine angenehm belebte Unterhaltung, die schließlich damit endete, daß die Dame des Hauses unseren Gast zum Diner einlud, welche Einladung er mit fast kindlicher Freudigkeit annahm.

Welch ein Tag war dies! Ein Festtag in jeder Beziehung. Hätte ich mir wohl jemals träumen lassen, daß meinem Leben ein solcher beschieden sei, der, wirklich ein Ostertag, in meinem noch jüngst so resignirten Herzen die neuen, frischen Blüthen der Hoffnung, der Liebe und des Glückes wieder ersehen ließ?

Alexis war so hinreißend liebenswürdig diesen ganzen, glücklichen Tag hindurch, beinahe ausgelassen; er spielte so entzückend, daß er die ganze Familie Bamberger förmlich bezauberte.

Wie werde ich kämpfen, wie mich zusammennehmen müssen, wenn es ihm nicht doch noch gelingen soll, in der nächsten Zeit, während ich noch hier bin und während welcher er uns oft besuchen wird, einen gründlichen Blick in mein Herz zu thun! Das soll er entschieden nicht. Ich will ihm nun einmal den Sieg so leicht nicht machen.

„Bilden Sie sich nicht ein," sagte ich ihm gestern, „daß mich jemals etwas bewegen wird, in dieses barbarische Land zurückzukehren, wenn ich erst deutsche Luft wieder athme!"

Er schaute mich mit einem ganz zuversichtlichen, „glücklich lachenden Ausdruck in seinen schwarzen Augen an und erwiderte einfach: „Wo Sie sind, Helene, wo der Himmel blau ist und wo Musik gemacht wird, da ist mein Vaterland."

Das Tagebuch Helenen's bricht hier plötzlich ab, doch läßt sich vielleicht Beziehung zu demselben in einer gegen das Ende der sechziger Jahre in einer vielgelesenen deutschen Zeitschrift veröffentlichten Feuilleton-Correspondenz finden, deren Passus über Musik folgendermaßen lautet:

„Was die Pflege der schönen Künste bei uns (es ist von einer bedeutenderen mittelrheinischen Stadt die Rede) betrifft, so hat wenigstens die Musik einen glänzenden Aufschwung genommen, seit vor einigen Jahren der Concertmeister H. für die Leitung der philharmonischen Concerte und des Theater-Orchesters gewonnen wurde. H. ist ein noch junger Mann, wie man sagt ein Russe, welcher Behauptung sein etwas fremdländisches Aeußere keineswegs widerspricht. Wie dem aber auch sei, alle wahren Musikfreunde werden nur mit Befriedigung auf seine Berufung hierher zurückblicken, da die gründlichen Studien und die geniale Auffassung, verbunden mit dem regsten Eifer des jungen Meisters, seinen Einfluß nach jeder Seite hin, eben sowohl was die Auswahl der aufzuführenden Musikstücke, wie deren Ausführung anbetrifft, bisher zu einem segenbringenden und die Kunst fördernden gemacht haben. Ohne Zweifel wird die die Zukunft des begabten und liebenswürdigen Künstlers, der selbst bereits die musikalische Welt mit mehreren höchst anprechenden, ungewöhnliches Talent verrathenden Compositionen beschenkt hat, noch eine bedeutende sein. Wir mögen uns freuen, ihn jetzt noch den Unsrigen zu nennen, zumal die Anwesenheit des Concertmeisters H. in unserer Stadt, auch was die gesellige Beziehungen derselben anbetrifft, keineswegs bedeutungslos ist, da seine Gattin, selbst eine begabte Pianistin und zugleich eine feingebildete deutsche Dame, es versteht, mit Anmuth und Tact in seinem Hause die Honneurs zu machen und alle Diejenigen in ihrer glücklichen Häuslichkeit um sich zu versammeln, denen höhere Bildung und geistige Interessen Lebensbedürfniß sind."

Um dieselbe Zeit etwa, in der wir Gelegenheit hatten, diese Notiz zu lesen, durchlief alle europäischen Zeitungen die erschütternde Nachricht, daß in Nizza ein junger Dalmatier, der hoffnungsvolle Sohn einer vornehmen Familie, von einem Russen im Duell erschossen worden sei. Ursache des unglücklichen Zweikampfes sollte eine bildschöne russische Dame gewesen sein, eine junge Madame L., die, wie unschwer zwischen den Zeilen zu lesen war, durch Liebesintriguen mancherlei Art ihren Kummer über eine unbefriedigende Ehe zu betäuben suchte. Arme Wera!

E. Tegtmeyer.

Blätter und Blüthen.

Noch einmal der Springbrunnen. Den vielen Einsendern von Anfragen in Betreff des in Nr. 40 unseres Blattes mitgetheilten Zimmerspringbrunnen-Projectes diene vorläufig zur Antwort, daß der Erfinder dieser Fontaine sich wegen baldigster Herstellung derselben in größerer Anzahl und zur Erzielung eines möglichst billigen Preises mit einem Mechaniker in Verbindung gesetzt hat. Es ist die Absicht, den Apparat in drei verschiedenen Größen und jede derselben in mindestens drei von einander abweichenden Formen und Ausstattungen (in einer einfachen, einer eleganteren und einer sehr eleganten) herzustellen. Es sind bereits die zum Engros-Bezuge der einzelnen Theile desselben nöthigen Einleitungen getroffen worden, so daß die Zusammensetzung und Regulirung des Springbrunnens voraussichtlich bald wird geschehen können. Preis- und Bezugsmittheilungen werden demnächst durch ein besonderes Circular denjenigen Fragestellern, welche ihren Namen genannt haben, zugehen.

Bitte. Der Unterzeichnete, welcher mit der Abfassung einer Schrift: „Ueber das Geistesleben der Thiere" beschäftigt ist, erlaubt sich hiermit an alle Herren Thierbesitzer, Thierzüchter, Thierwärter, Thierärzte, Jäger und Thierfreunde die ergebenste Bitte zu richten, sie möchten ihm zum Behufe der Benutzung in jener Schrift gefällige Mittheilung von gutverbürgten und (wo möglich) selbstbeobachteten Beispielen oder Thatsachen machen, welche für die Ueberlegungsgattung und das Denkvermögen, sowie für das Gemüthsleben der Thiere sprechen — und zwar unter gefälliger Angabe des Namens und Wohnorts der Herren Beobachter. Einer im Interesse der Sache hoffentlich recht vielfachen Erfüllung seiner Bitte sieht — im Voraus dankend und um Entschuldigung dafür bittend, daß er nicht jede einzelne Zuschrift zu beantworten im Stande sein wird — entgegen

Dr. Ludwig Büchner in Darmstadt.

Kleiner Briefkasten.

Einsender von „Brudberg". Geben Sie uns gefälligst Ihre Adresse an!

Jurist und F. B. in Leipzig. Ungeeignet. Verlangen Sie gütigst über das Manuscript!

W. St. in N. Einen Bericht über das Stein-Denkmal finden Sie in dem Beiblatt der Gartenlaube „Deutsche Blätter" Nr. 45.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Doppelgänger.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

„Großer Gott!“ rief die Hausfrau erblassend aus und fuhr von ihrem Sitze empor.

„Affeln — da,“ sagte der Hausherr, „lebendig — leibhaftig da? Und das, das sagen Sie mit dieser Leichenbittermiene?“

„Mein Gott, welches Glück!“ stammelte Fräulein Adelheid ganz athemlos vor Bewegung.

„Er ist da,“ versetzte mit einem leisen Kopfnicken Herr Fäustelmann, der Rentmeister, in demselben Ton und wie von der Wirkung, die seine Mittheilung hervorgerufen, nicht im geringsten berührt.

„Aber wo ist er denn? Weshalb bringen Sie ihn nicht her?“ rief Herr von Mansdorf in zitternder Aufregung.

„Er ist in meinem Hause,“ versetzte der Rentmeister. „Er kam vor einer Viertelstunde zu mir. Nachdem ich die Legitimationspapiere, die er mir vorlegte, angesehen, forderte ich ihn auf, sich mit mir zu Ihnen zu bemühen. Das lehnte er jedoch ab.“

„Er lehnte es ab? Und weshalb?“ rief die Hausfrau aus, deren anfängliche Blässe in ein helles Roth der Freude übergegangen war.

„Weil er ein sehr bescheidener, fast blöde zu nennender Herr zu sein scheint,“ versetzte der Rentmeister. „Er ist mit dem festen Glauben gekommen, daß sein Erscheinen bei Ihnen einen großen Schrecken hervorrufen müsse.“

„Er? Schrecken?“ rief Herr von Mansdorf. „Wahrhaftig, Fäustelmann, dann haben Sie ihn mit Ihrer Gespensterseherei angesteckt.“

„Schrecken,“ fuhr der Rentmeister, ohne sich zu einem Eingehen auf diese persönliche Bemerkung seines Herrn herabzulassen, fort, „Schrecken, insofern als er doch erschrieve, Sie um die Hülfe Ihres Gutes zu bringen, welches Sie nun schon mehrere Jahre allein inne gehabt —“

„Ah bah — haben Sie ihm denn nicht gesagt, Fäustelmann,“ rief Herr von Mansdorf aus, „daß dieses Gut für mich nicht viel Anderes war, als eine verschlossene Geldlade, zu der man den Schlüssel nicht hat, und daß er just der Schlüssel ist, nach dem wir gesucht haben alle diese Jahre hindurch?“

„Freilich habe ich ihm das gesagt — und das hat ihn auch wohl beruhigt. Doch hat er mich inständig gebeten, ihn erst anzukündigen, bevor er selbst erscheine, und so kündige ich ihn denn an.“

„Und ich will nicht Mansdorf heißen, wenn Sie je in Ihrem Leben etwas Besseres und Erfreulicheres angekündigt haben, Fäustelmann,“ sagte der Hausherr, „und jetzt gehen Sie! Eilen Sie, bringen Sie ihn her, diesen schüchternen und blöden Lehnsvetter!“

„Ich will Herrn Ulrich Gerhard von Usseln herholen,“ entgegnete der Rentmeister, indem er sich wandte und des Weges, den er gekommen, zurückging.

Die Gesellschaft blickte ihm in athemloser Erwartung nach. Frau von Mansdorf faltete ihre Hände zusammen und rief: „Gott segne den Tag, der uns diesen Mann endlich bringt!“

Der Justitiar aber flüsterte betroffen: „Hoffentlich ist dieser Lehnsvetter keine Vorgeschichte des Spukgesehers Fäustelmann.“

3.

Darüber konnte der skeptische Justitiar glücklicher Weise sehr bald beruhigt sein. Herr Fäustelmann brachte den Lehnsvetter richtig und leibhaftig herbei, und es war Nichts an ihm, was wie ein Visionsgebilde ausgesehen hätte. Ein Mann von vielleicht dreißig Jahren, oder wenig mehr, mit blondem Haar, ziemlich ausdruckslosem Gesicht und ein wenig nuiteten, schüchtern blickenden Augen. Er sei Militär, sagte er, er sei verabschiedeter französischer Officier; aber Soldatisches, Unternehmendes schaute nicht viel aus diesen Augen heraus. Er war verabschiedet, weil er, während er bei der Armee in Spanien gestanden, in einem Gefechte an der Hand verwundet worden. Der Regimentsarzt hatte ihn ungeschickt behandelt; so war seine rechte Hand gelähmt worden; er konnte wohl das Gelenk, aber nicht die Finger bewegen; wenn er etwas damit erfassen wollte, so mußte er mit der linken Hand es hineinlegen und die Finger darum drücken — dann hielten diese ganz fest wie gesunde. Aber dem Willen gehorchten sie nicht. Das war unheimlich — Fräulein Adelheid schauderte, als er diese Operation zum ersten Male vornahm, um es der Gesellschaft zu zeigen, davor wie vor etwas Abstoßendem zurück. Er war sehr jung schon in französische Kriegsdienste getreten, schon kurz nach der Errichtung des Rheinbundes; seine Eltern, die in Freiburg im Breisgau gelebt, wo der Vater die Stelle eines Syndicus des Domcapitels bekleidet, hatte er während des Feldzuges von 1809 verloren, und dann war er mit einem der Rheinbundregimenter nach Spanien geschickt worden und hatte da unglaubliche Strapazen erdulden, Noth und Entbehrungen aller Art durchkämpfen müssen; von diesen Strapazen und diesen Entbehrungen sprach er vorzugsweise, mehr als von den Schlachten, an denen er theilgenommen, und den kriegerischen Thaten seines Corps — ein Umstand, der offenbar für seinen friedfertigen Sinn zeugte.

Digitized by Google

Daß er mit anderen, ganz entfernten Verwandten zur gesammten Hand mit einem Gute hier im Lande belehnt sei und daß ihm dies, oder wenigstens ein Stück davon, einmal zufallen müsse, das hatte er als junger Mensch oft von seinem Vater vernommen, der aus dieser Gegend stammte. Aber während er Soldat gewesen, hatte er sich wenig darum gekümmert und erst, als er wegen seiner Verwundung entlassen und nur die Wahl zwischen irgend einem ganz kläglich besoldeten Posten in der Verwaltung im Innern Frankreichs, oder der erbärmlichen Pension eines als Invalide verabschiedeten Oberlieutenants gehabt, war er auf den Gedanken gekommen, wegen dieser Sache Schritte zu thun, und hatte sich zunächst an einen alten Freund seines Vaters in Freiburg gewendet, der denn auch richtig ermittelt, daß das feudale Lehngut längst erledigt und daß man in den Zeitungen nach dem neuen Lehnsträger gesucht. Nun habe er, erzählte er weiter, noch den Zweifel gehabt, ob man sein Recht denn überhaupt noch etwas gelten lassen werde, da er doch gehört, daß die Franzosen, wie überall, auch hier zu Lande das ganze Lehn- und Majoratswesen, wie alle Unfreiheit der Menschen, aufgehoben, aber man habe ihm versichert, es sei das Alles wohl für die Zukunft aufgehoben, aber nicht für die Vergangenheit; wenn er in der Vergangenheit, vor der Einführung der neuen Gesetze, bereits belehnt worden sei und ein Recht erworben habe, so könne ihm dies nicht angetastet worden sein — die Folge der neuen Gesetze sei nur, daß er nicht mehr unter den Einschränkungen und Bedingungen des alten Lehnrechts besitzen werde, sondern als durchaus freier Eigenthümer und Herr. Darum solle er sich nur melden.

„Gewiß, gewiß," unterbrach hier der Justitiar die langsam und mit großer Bedächtigkeit vorgebrachte Erzählung des jungen Mannes, „und so hat denn auch Ihr Mitbelehnter, Herr von Mansdorf hier, von Bilstorp Besitz ergriffen; Sie, als der, andere zum Erben Berufene, theilen sich mit ihm darein, sodaß Sie zusammen die unbeschränkten Eigenthümer sind, die mit gegenseitigem Einverständnisse, ohne sich weiter um die alte Lehnsbestrickung zu kümmern, thun und lassen können, was Sie wollen. Wenn es Sie zum Beispiele drücken sollte, daß keiner ohne den Miteigenthümer etwas Rechtshältiges vornehmen kann, so steht nichts im Wege, daß Sie sich in den Besitz theilen, der Eine diese, der Andere jene Hälfte nimmt, der Eine seine Hälfte an den Andern verpachtet, verkauft, wie Sie eben wollen."

Der Angekommene richtete während dieser Rede des Justitiars seine Augen mit einem so fragenden Blicke auf diesen, daß Herr von Mansdorf darin die Aufforderung sah, seinen Beamten förmlich vorzustellen.

„Herr Plümer, mein — verzeihen Sie, unser Justitiar!" sagte er.

Ulrich Gerhard von Ufseln verbeugte sich mit würdiger Höflichkeit vor ihm und sagte dann:

„Haben wir denn hier noch die Patrimonialgerichtsbarkeit? Auch das hielt ich für aufgehoben."

„In der Theorie," antwortete lächelnd der Justitiar, „in der Theorie allerdings aufgehoben, aber in der Praxis hat das Aufheben aller früheren Dinge nicht so rasch gehen wollen, und so haben wir hier denn bei den alten Einrichtungen für's Erste bleiben müssen. Nur muß der alte Plümer sich in die neue Gesetzgebung finden und nach dem Code Recht sprechen."

Frau von Mansdorf sandte jetzt ihre Tochter, um für den Angekommenen Erfrischungen zu besorgen, und in ihrer freudigen Erregung ging sie gleich nachher selber, um dabei zu helfen. Und was Herrn von Mansdorf angeht, so wurde er keinerseits nicht müde, den Gast zum Trinken aufzufordern und ihm einzuschenken, und dann auf das Wohl der Fremdlings anzustehen, den er bald unter dem Einflusse hochgesteigerter Lebens- und Gemüthswärme in vertraulichster Weise behandelte und der sich dann schon Scherze über seine Hand gefallen lassen mußte — man wisse doch nun, sagte Herr von Mansdorf, wie man sich eigentlich solch einen „gesammten Hands"-Vetter vorstellen müsse, nämlich mit einer Hand, die nichts zusammenhalten könne; deshalb sei auch nicht zu besorgen, daß der Vetter ihm zu gewaltsam in seine Verpachtung von Haus Bilstorp eingreifen werde, was ihm sehr lieb sei, da sie, dank dem Schlendrione des Herrn Fünftelmann, der Alles beim Alten lassen wollte, kühne Griffe nicht vertrage.

Und dann war Herr von Mansdorf im Begriffe, dem Vetter zu versichern, er sei überhaupt ein vortrefflicher Mensch, den er ganz versucht sei, nicht als Vetter, sondern als seinen wiedergesundenen verlorenen Sohn zu behandeln, wenn seine überströmenden Gefühle in diesem Augenblicke nicht mit einer gewissen Plötzlichkeit in's Innere seines Busens zurückgestaut worden wären durch einen strafenden Blick der wieder eintretenden gestrengen Hausfrau, und das war recht gut, denn Herr von Mansdorf wäre sonst am Ende noch dazu übergegangen, jetzt gleich in der ersten Stunde mit dem angekommenen Vetter Brüderschaft zu trinken.

Herrn von Mansdorf's erhöhte Stimmung war übrigens sehr verzeihlich; er konnte sich nicht allein Glück dazu wünschen, daß jetzt der Bann von ihm genommen, der auf ihm gelegen bei allem, was er hatte vornehmen wollen, dieser Mann, der sich ihm endlich als der ersehnte Miteigenthümer vorgestellt, zeigte sich auch in allen seinen weiteren Aeußerungen als ein Charakter, mit welchem es sich auf das Angenehmste müßte verhandeln lassen, mit dem Geschäftsbeziehungen pflegen zu müssen durchaus nichts Drückendes und Schwieriges haben konnte. Was sonst noch für Eigenschaften in ihm versteckt liegen konnten, die erst bei näherer Bekanntschaft an den Tag kommen würden — arrogant, reuthaberisch, streitsüchtig war er sicher nicht; er war im Gegentheil ganz offenbar von einer schüchternen Anspruchslosigkeit, wie Herr von Mansdorf sie bei seinem Mitbesitzer nur wünschen und verlangen konnte. Er ließe es mehr, sich belehren zu lassen, als selbst zu sprechen; er zeigte nicht die geringste indiscrete Neugier, über die Verhältnisse seines Eigenthums Auskünfte zu erhalten, die doch für ihn von so großer Wichtigkeit waren; er bewies Frau von Mansdorf und Fräulein Adelheid die zuvorkommendste Aufmerksamkeit — und so wurde denn der ganze kleine Kreis, in welchem er heute so plötzlich aufgetaucht, mit dem beseligendsten Eindruck von ihm erfüllt. In dem kleinen Thurmwinkel auf Haus Bilstorp war lange kein so heiterer Abend zugebracht, keiner war so tief in die Nacht hinein bei Windlichtern, kalten Speisen, mäßig gutem Gravoswein, sehr schlechtem Tabak und höchst lebhafter Unterhaltung verlängert worden, als dieser, der den ersehnten Vetter gebracht.

Nur der Rentmeister Fünftelmann hatte an dieser Heiterkeit keinen Theil genommen. Er hatte sich schon früh im Stillen bei Seite gemacht und war gegangen — „um Gespenster zu sehen," sagte Herr von Mansdorf in seiner erregten Laune.

Der sympathischen Eindruck, den Herr von Ufseln auf Alle gemacht, hatte sich am andern Tage nur verstärkt. Man hatte zuerst einige geschäftliche Dinge abgemacht, wobei der Justitiar und der Rentmeister zugegen waren und Ulrich sich in Alles gefügt und geschickt hatte, wie man es ihm vorgelegt, namentlich wie der Rentmeister es einzurichten gerathen, zu dessen ernstem und abenteuerlichem Kopfe der junge Mann oft hinüberschaute und der ihn mit einer gewissen stillen Scheu zu erfüllen schien. Und dann, nach Tische, hatte man einen weiten Spaziergang durch die Felder und Wälder gemacht, um dem neuen Miteigenthümer die Ausdehnung derselben und die Grenzen, bis an welche sein Recht ging, zu zeigen. Ulrich von Ufseln hatte das Alles mit einem ernst nach und nach erwachenden lebhafteren Interesse betrachtet und sich dabei durch Fragen nach den Bewirthschaftungsmethoden, nach den Erträgnissen einzelner Gutsbestandtheile zu orientiren gesucht. Herr von Mansdorf hatte ihm dann mit innerlichem Vergnügen höchst ausführliche Auskunft gegeben, mit einem Vergnügen, wie es ein Mann empfindet, dem diese Rolle nicht oft zu Theil wird, sondern der, wie Herr von Mansdorf, verurtheilt ist, zwischen so gescheiten Leuten, wie der skeptische Justitiar und der melancholische Rentmeister, zu leben, von denen er fast immer überstimmt wird, und namentlich einen Rentmeister zu haben, der nicht nur die Dinge dieser Welt besser versteht als er, sondern auch noch über sie weg in die jenseitige zu blicken vermag. Und während so die beiden Lehnsbettern von der Gesammthand sich unterhielten, dachte Fräulein Adelheid, welche neben ihrer Mutter schreitend ihnen folgte, mit Rührung daran, wie dankbar sie doch Alle diesem Ulrich von Ufseln sein müßten, daß er ein so gutmüthiger Mann sei, der alle den schönen, auf sein Kommen gebauten Plänen nicht das Geringste schien in den Weg legen zu wollen, daß sie nun sich für den Winter frei machen könnten und in die Welt, in den

Digitized by Google

schönen Süden reisen würden, wohin ihr Arzt sie senden wolle, der gute, um ihre Gesundheit so sorglich bekümmerte Arzt. Adelheid dachte an die Wiene, die dieser Arzt machen würde, wenn er heute Abend herauskäme, nach ihr zu sehen, und sie ihm dann sagen würde, daß der Vetter nun endlich da sei; an die freudige Ueberraschung, die aus allen seinen Zügen leuchten würde; sie nahm sich vor, ihm um die Zeit, wo sie ihn erwartete, ein wenig auf dem Wege nach Idar, wo er wohnte, entgegenzugehen, um ihm desto eher die Freudenbotschaft zu verkünden.

Es muß hier eingeschaltet werden, daß der Arzt, der einzige, den das Städtchen besaß, ein noch sehr junger und auffallend hübscher Mann war.

Die gestrenge Dame, Adelheid's Mutter, war unterdeß mit anderen Gedanken und Plänen schwerwiegender Art beschäftigt, Gedanken, welche sich ihrer schon in der Nacht bemächtigt, sich jedoch noch in tiefes Schweigen hüllten. Dabei lag ein, Ausdruck einer stolzen Rührung in ihren Zügen, wenn sie auf die beiden vor ihr wandelnden Männer blickte, ein Ausdruck, der verrieth, wie wohl es ihrem adeligen Herzen that, daß diese beiden Männer sich mit einer so rücksichtslosen und unbegrenzten Ehrlichkeit ohne den geringsten Hintergedanken über ihre beiderseitigen Rechte verständigten, sodaß an jene feindliche Reibung der Interessen, die immer so leicht da zu entstehen pflegt, wo es sich um das Mein und Dein handelt, hier gar nicht zu denken war.

Auf dem Heimwege, den man etwas rascher schreitend zurücklegte — denn Herr von Mansdorf zeigte sich von der Vorstellung gequält, daß der Lehnsvetter außerordentlich durstig geworden sei und ein brennendes Verlangen nach einem guten kühlen Trunke empfinden müsse — auf dem Heimwege schritten Ulrich von Usseln und Adelheid neben einander.

„Wie ganz anders," sagte Adelheid, „mögen Sie sich dies Alles, unsere ganze Umgebung vorgestellt haben, als Sie es nun finden, Herr von Usseln, ganz gewiß viel schöner und reicher!"

Ulrich schüttelte den Kopf. „Ob ich es mir schöner vorgestellt habe? O nein. Anders wohl — nun ja — doch um Ihnen die Wahrheit zu sagen, eigentlich habe ich es mir gar nicht vorgestellt. Ein Schloß, einen großen Grundbesitz umher, gütig und mit rührender Freundlichkeit mich aufnehmende Menschen — das Alles mir vorzustellen habe ich gar nicht gewagt. Mein bisheriges Leben war nicht so, daß ich an so etwas als mir beschieden denken konnte. Ich bin immer arm und auf mich selbst angewiesen gewesen im Leben; ich war Soldat und war es ohne Beruf dazu, ohne alle Neigung; ich fühlte mich seit je unglücklich in der schrecklichen Kriegsknechtsjacke, in der ich marschiren mußte und wieder marschiren, und immer marschiren nach Orten und Gegenden, nach denen mich absolut nichts zog; ich mußte mich in dieser Kriegsknechtsjacke als den Todfeind von Menschen betrachten, die todtschlagen zu helfen ich hunderte von Meilen weit hergekommen war, ohne daß diese Menschen mich irgend etwas angingen, ohne daß sie mir je etwas in den Weg gelegt hätten. Und wenn man so denkt und fühlt, Fräulein, so hat man unter den Soldaten, mit denen man leben muß, auch keine Freunde — und ist sehr, sehr allein. Ohne Heimath und Freunde und ohne einen Lebenszweck fühlt man sich als einen willenlosen Spielball des Schicksals und entwöhnt sich des Gedankens an die Möglichkeit, daß man einmal zu eigenem Rechte, zu Eigenthum und Selbstbestimmung gelangen werde. Man ist so herumgestoßen, so daran gewöhnt, nur nach dem Willen Anderer sich zu rühren und zu bewegen — wie kann man da noch an das Glück einer nur von sich selbst abhängenden Existenz glauben und sich in Gedanken die Dinge ausmalen, die eine solche Unabhängigkeit gewähren?"

Adelheid nickte, während ihr Begleiter mit sinnigem Tone so sprach, verständnißinnig und gerührt über das Schicksal einer so freudlosen und verlassenen Jugend, wie sie dieser gute Lehnsvetter gehabt hatte.

„Es ist wahr," sagte sie, „aber daß es so ist, hat nun doch wenigstens etwas Gutes. Denn nun sind Sie nicht mit übertriebenen Vorstellungen zu uns gekommen und finden sich durch die Beschränktheit und Anspruchslosigkeit unserer Verhältnisse nicht enttäuscht."

„O nein, sicherlich nicht," rief er lächelnd aus, „ich bin überrascht, beschämt und ganz gedemüthigt bei dem Gedanken, daß ich in einer solchen reizenden kleinen Welt als eine Persönlichkeit betrachtet werde, die hier nun mit zu sagen und zu bestimmen habe, daß ich hier ein gleiches Recht wie Ihr Vater haben soll; es ist das erste Mal in meinem Leben, daß man mich nach meinem Willen fragt, und das macht mich — bis jetzt wenigstens noch — eher verzagt und beschämt als alles Andere. Ich möchte am liebsten Alles lassen, wie es ist, Alles in die Hände Ihres Vaters legen und mich zufrieden erklären, wenn Sie mich als Freund in Ihrem Hause aufnehmen und mich in den schönen Exklimmer, in dem ich diese Nacht einquartiert gewesen bin, ruhig bei meinen Musikübungen lassen wollen."

„Ah, Sie sind musikalisch?"

„Ein wenig. Ich hatte nur während meines Kriegslebens nicht die Zeit, mich auszubilden. Und jetzt hindert mich meine verwundete Hand. Ich blase die Flöte."

„O, wie fatal dann diese Verwundung ist!"

„Die mich doch zu Ihnen geführt hat — ich segne sie deshalb."

„Es ist wahr," entgegnete Adelheid, die von seiner Gutmüthigkeit und Anspruchslosigkeit ganz gerührt war. „Da Sie nun aber hier sind, müssen Sie sich doch auch ein wenig in Ihre Herrenrechte und -Pflichten einfinden."

„O ja, gewiß, ich will das ja auch. Stehen Sie mir darin ein wenig bei! Sie sehen, des Beistandes werde ich noch lange bedürfen. Nehmen Sie sich ein klein, klein wenig meiner an! Das würde mich sehr glücklich machen."

„Ich will Ihnen wenigstens sagen, was ich Ihnen rathen würde," entgegnete Adelheid leicht erröthend. „Sehen Sie, mein Vater ist von einer gar zu großen Nachgiebigkeit und zu großem Vertrauen auf alle Menschen — er ist so gut, der Vater. Wenn Sie nun auch noch so vertrauensvoll und mit Allem zufrieden und einverstanden sind, dann entsteht die Gefahr, daß Sie beide mißbraucht und übervortheilt werden . . ."

„Sicherlich, aber Herr Fänstelmann scheint mir Alles so gründlich zu kennen und seiner Herrschaft zu ergeben . . ."

„Fänstelmann! Nun ja, obwohl ich . . ." Fräulein Adelheid dämpfte ein wenig ihre Stimme, „obwohl ich nicht recht weiß, ob meine Eltern recht thun, ihm so unbedingt zu glauben und zu vertrauen. Es ist mir oft — Sie verrathen mich nicht, nicht wahr? — es ist mir oft, als ob aus seinem Spukgesichte etwas von einem Schelme blickte; ich will ihm nicht zu nahe treten, und es ist ja gewiß eine wunderbare Gabe, die er hat; Sie werden selbst erleben, welche Vorgeschichten er sieht und wie wundersaw sie sich erfüllen — aber ich meine, daneben wäre auch etwas Hinterhältiges in ihm und er spielte zuweilen mit den Menschen, die soviel Respect vor seiner übernatürlichen Gabe haben . . ."

„Sie meinen," fiel Ulrich von Usseln wie betroffen ein, „er beutete den schönen Glauben der Leute an ihn zu seinem Vortheile aus."

Adelheid nickte. „Ich habe ein Gefühl, als ob es zuweilen so wäre," sagte sie.

Ulrich von Usseln schwieg darauf.

„Ich will es mir merken," sagte er nur nach einer langen Pause, ohne mit irgend einer Frage auf Herrn Fänstelmann's übernatürliche Gabe zurückzukommen, die für ihn, als einen im Lande Fremden, doch sehr auffallend sein mußte. Menschen wie dieser Rentmeister waren eine specielle Eigenthümlichkeit seiner neuen Heimath, von der er doch bisher noch nicht vernommen haben konnte. Aber er fragte nicht weiter nach Herrn Fänstelmann. —

Als man heimgekommen war, nahm Herr von Mansdorf den Lehnsvetter mit sich in den epheuumwobenen Thurmwinkel und sandte seine Gemahlin nach Löschungsmitteln für den durch die Wanderung entflandenen Durst. Adelheid ging hinein und blieb eine Zeitlang in ihrem Zimmer; dann kam sie aus dem mittleren Thurme, in welchem die Wendeltreppe zu den Wohnräumen emporführte, mit einem Umschlagtuche gegen die Abendluft bekleidet, in frisch geordnetem und aufgestecktem Haar heraus, einen mit einem Asterstrauß geschmückten Strohhut in der Hand schaukelnd. Sie sah sehr hübsch aus, das schlanke Fräulein mit dem feinen leise gerötheten Kopf, wie sie elastischen Schrittes und offenbar fröhlich erregt so der alten Thorbrücke zuschritt. Aber noch hatte sie die morschen Bohlen dieser Brücke nicht betreten, als sie von ihrer Mutter eingeholt wurde.

„Adelheid, wohin willst Du noch?" fragte die gestrenge Dame scharf.

Digitized by Google

„Ich will dem Doctor Günther ein wenig entgegen gehen. Du weißt, Mama, er wird heute Abend kommen, nun nach mir zu sehen."

„Nun ja," versetzte die Mama, „so mag er kommen; es ist aber durchaus nicht nöthig, daß Du ihm in den Wald entgegenläufst."

„Aber das that ich ja oft."

„So ist es Zeit, daß es aufhört; es ist unpassend für Dich, und ich will es nicht. Was Doctor Günther Dir zu sagen hat, kann er Dir in meiner Gegenwart sagen."

Frau von Mansdorf kehrte damit zum Thurmwinkel zurück, und Adelheid folgte ihr, ganz überrascht und ängstlich sich fragend, was diese plötzliche Strenge der Mama zu bedeuten habe.

4.

Herr von Mansdorf hatte mit dem neu angekommenen Lehnsvetter einen Besuch im fürstlichen Schlosse gemacht und Prinzessin Elisabeth ihn mit eigenen Augen gesehen — was Wunder, daß sie gründlich überrascht war, als sie bei der einige Tage darauf stattfindenden Waldbegegnung mit dem sonderbaren Fremden auf dessen Karte den Namen „Ulrich Gerhard von Ulfels" las und in die Worte ausbrach: „Ein Doppelgänger!"

Es hatte nie in ihrem fernlich noch jungen Leben etwas so ihre Phantasie in Anspruch genommen, wie die Erscheinung dieses Mannes und das Räthsel, das er ihr am Ende der Unterredung damals aufgegeben. Im Grunde war das nicht wunderbar. Ihr Leben war zwar nicht ganz so farblos melancholisch und von so trüber Einförmigkeit, wie er es sich vorzuspiegeln schien, aber monoton und arm an aufregenden Ereignissen und neuen Erscheinungen, welche ihre Sympathie hätten gefangen nehmen können, war es in der That in hohem Grade, und wenn es das auch nicht gewesen wäre — wir glauben, dieser fremde Mensch mit seiner anziehenden Erscheinung, mit seiner ganz außergewöhnlichen Art, die Dinge aufzufassen und anzuschauen, mit den geistreichen, vornehmen Zügen hätte Prinzessin Elisabeth dennoch in ein unruhiges Nachdenken versenkt, von dem sie sich befangen fühlte, seit er von ihr geschieden war.

Jedoch mit dem Nachdenken und Brüten über das Räthsel, welches er ihr aufgegeben, kam sie nicht zur Lösung desselben, und da es sie täglich mehr reizte, eine Erklärung desselben zu erhalten, schlug sie endlich den Weg ein, der sich als der einzige bot: nämlich wieder ihre Zuflucht zu dem Meyer von Jochmaring zu nehmen. Der Fremde hatte ihr verrathen, daß die Quelle dessen, was er von ihr gehört habe und wisse, der Meyer sei. Somit mußte dieser ihn kennen und Auskunft über ihn geben können; es stand nichts im Wege, einmal wieder eine Wanderung durch den Wald zum Meyer zu unternehmen.

Prinzessin Elisabeth machte also an einem schönen Nachmittage, von ihrer getreuen Marianne begleitet, diese Wanderung — als Vorwand diente ihr, daß sie dem Meyer den Schuldschein ihres Vaters über seinen Geldvorschuß bringen wolle; nach einem raschen Gange durch den Wald saß sie einmal wieder unter den Eichen auf dem Meyerhofe, auf dem kleinen Anger zwischen dem Hause und dem Flüßchen, das den Hof auf drei Seiten umfreiste, aber leider nicht dem ruhigen Meyer gegenüber, mit dem sich ein Gespräch sinnig einleiten und dann mit der klugen Ueberlegung, welche Prinzessin Elisabeth zu Gebote stand, allmählich dahin lenken ließ, wohin man es haben wollte, sondern der Frau Meyerin gegenüber, bei welcher dies vollständig unmöglich war, weil die Zunge der gutmüthigen, wohlgenährten kleinen Frau, einmal in Bewegung gesetzt, ihren eigenen Lauf nahm, von dem sie kaum abzubringen eine hoffnungslose Sache war. Die Meyerin hatte Erfrischungen für die Prinzessin herausgebracht, Obst und Honig, und sie mit einigen höchst merkwürdigen Vorkommnissen bei den verschiedenen Stadien, welche die Production von Flachs, Garn und Leinewand auf dem Jochmaringhofe in diesem Jahre durchlaufen hatte, bekannt gemacht; dann hatte sie bereits diejenigen kundigen Entwickelungen über das große Thema Butter begonnen, bis der Prinzessin klar wurde, daß sie hier direct auf's Ziel losgehen müsse. Und so sagte sie geradezu, daß sie eigentlich gekommen, um den Meyer, der heute unglücklicher Weise beim Grummetschnitte auf den weit entlegenen Wiesen war, nach einem fremden Manne zu fragen, den er kennen müsse, weil derselbe sich bei der Prinzessin auf ihn berufen habe — sie könne aus diesem Manne nicht klug werden.

Die Meyerin blickte sie mit einem Gesichte an, aus dessen wasserblauen Augen das innere Vergnügen, über diesen Mann reden zu können, leuchtete.

„Sie haben ihn gesehen, mit ihm gesprochen, Durchlaucht?" sagte sie, ihre Stimme dämpfend. „Nun darf ich ja mit Ihnen darüber reden — das ist der wunderlichste Heilige, der mir jemals vorgekommen ist. Der ist zu uns gekommen eines schönen Abends, um die Entenflucht, und hat dem Meyer einen Zettel gebracht von unserem Anerben, dem Anton, wissen Sie, Durchlaucht, der in Spanien ist, und darauf hat gestanden: ‚Liebe Eltern, stellt dem Herrn, der Euch dies bringt, im Allem und Jedem, dessen er benöthigt sein könnte! Er wird Euch das Weitere selber berichten.' Und das ist Alles gewesen, aber wir haben darauf gethan, was wir gekonnt haben und was er verlangt hat."

„Und was hat er verlangt?"

„Ein Unterkommen und eine Wohnung, in der er ganz still und verborgen leben könne, von Niemandem gesehen und von Niemandem gestört; die erste Nacht hat er auf unserem Hofe geschlafen, am andern Tage aber hat er sich von unseren Knechten den ausgesucht, der am weitesten entfernt und ganz abseit von der Welt liegt, und in dessen Kammer hat er sich eingerichtet, und da haust er nun; einen großen Koffer, den er mitgebracht, hat er sich durch den Knecht aus Stockheim holen lassen, und was die Knechtsfrau ihm zurechtkocht und schmort, damit ist er zufrieden, und zuweilen kommt er und bisquitirt mit dem Meyer — aber wer er eigentlich ist und was er will, das wissen weder der Meyer noch ich; so können wir denn weiter nichts thun, als ihn gehen lassen und ihm den Gefallen thun, an dem ihm am meisten gelegen scheint — keiner Menschenseele etwas über ihn zu sagen."

„Seltsam! Und das ist Alles, was Ihr von ihm wißt?"

„Alles, nur daß er in seinem Koffer vielerlei Bücher hat, über denen er die meiste Zeit des Tages hockt, und daß er den Knecht mit Geld bezahlt hat, das dieser hat in Ihar wechseln lassen müssen und das, wie die Leute dort ihm gesagt haben, englisches Gold gewesen ist."

(Fortsetzung folgt.)

Thier-Charaktere.

Von Gebrüder Adolf und Karl Müller.

Der Schweißhund.

Eben hat der Windzug von der Thurmuhr aus dem nahen Orte die Schläge der zweiten Morgenstunde durch den Wald herüber zur Forstwohnung getragen. Die zwei hohen Fichten vor derselben trifft schon eine Weile der Lichtschimmer aus des Oberförsters Stube. Der Waidmann, den es so frühe vom Lager getrieben, ist jetzt im Begriffe, aus seinem Gewehrschranke die alte gerwiegte Büchse aus der berühmten Fabrik von Schmidt und Habermann in Suhl hervorzunehmen, um sie mit bedächtiger Vorsicht zu laden. Vor ihm steht sein Schweißhund „Hirschmann", mit dem ernsten Blicke seiner großen dunkeln Augen und dem leisen Wedeln seiner Ruthe anzeigend, daß er sich der Dinge, die da kommen sollen, wohlbewußt sei. Es ist ein Thier von der Größe eines Hühnerhundes, braun von Hauptfarbe und glatthaarig, an Läufen, Hinterextremitäten, Schnauze und an zwei runden Flecken über den Augen entschieden dunkelfuchsfarben „gezeichnet". Das ganze Behaben erinnert etwas an den englischen Pointer (glatthaarigen Hühnerhund), namentlich an den sogenannten Braden-Pointer; doch ist des Schweißhundes Kopf bei aller oberen Breite länglicher, die Schnauze schmaler und der Behang viel länger und weicher, überhaupt die ganze

Hirschmann bei dem verendeten Wild.
Nach der Natur gezeichnet von C. F. Deiker in Düsseldorf.

Digitized by Google

Gestalt untersetzter. Das Nasenbein erscheint kaum merklich nach unten gebogen und endigt in der äußeren Bildung einer bedeutsamen Nase, dem Organe des feinsten Witterungsvermögens. Die breite Brust mit den tiefen Höhlungen an beiden Seiten des vorstehenden Brustbeines, die gute Wölbung der Rippen, die geraden, muskelkräftigen Läufe mit den starken Sprunggelenken, den geschlossenen Zehen und breaustretenden Hinterschenkeln, der stramme, gerade Rücken, die eingezogenen Weichen nebst den runden, breiten Hüften bekunden ebenso sehr große Kraft, Ausdauer und Schnelligkeit, wie die lange, etwas tiefangesetzte Ruthe ein Zeichen echter Race ist. Hirschmann ist der schwarzen Race mit gleichen fuchsfarbenen Zeichnung, sowie der ganz fuchsfarbenen oder gelben sehr verbündert, auch zählt er glatthaarige wolfsstreifige, hin und wieder selbst langhaarige Bettern von brauner oder schwarzer Färbung. Hingegen hat seine Normalrace nichts gemein mit den niedrig gebauten Thieren mit absteheuden Ellenbogen und etwas schiefen Läufen, welche gewaltig abstechen gegen die stramme Haltung und die hohe Action der Vertreter reiner Race.

Der braune Hirschmann, aus dem Braunfels'schen stammend, ist längst ein waidmännisch „vollkommener" Hund. Ohne durch das sogenannte „Pfeifen" (Winseln) die leidige Unruhe schlechter oder junger Schweißstunde zu verrathen, läßt er sich ruhig an die „Halsung" (Halsband) mit dem „Hetzriemen" oder „Fangstrick" nehmen und folgt gemessen hinter der linken Seite seines Führers, der, aus dem Hause schreitend, nun bedächtig „zu Holz zieht", um die „Frühpürsche" auszuüben.

Schon verkünden den noch hinter den Bergen weilenden Tag blaß-weiße Streifen am Horizonte. Die Strophe des alten Waidmannsliedes:

„Es fängt schon an zu tagen,
Nun ist's die rechte Zeit —"

geht eben unserem Jäger durch's Gemüth, als plötzlich der alte Hirschmann an der Ecke einer Waldwiese still steht und „windet" (mit der Nase in der Luft wittert). Sein aufmerksamer, behutsam dahinpürschender Herr hat den jähen Widerstand am Hetzriemen gemerkt und biegt sich vorsichtig in der Richtung, die der Hund mit seiner windenden Nase angiebt, am Waldsaume vor, die Wiese auskundschaften. Ein dunkler Gegenstand in derselben verräth ihm, daß bereits ein Stück Wild auf dieselbe zur „Aesung" getreten. Noch kann aber nichts Näheres wegen der herrschenden Dunkelheit vermerkt werden. Hirschmann, als ein vollkommener Schweißhund, wird blos an der abgelegten Jagdtasche seines Herrn mit dem Hetzriemen an Ort und Stelle gelassen. Ruhig legt sich der Alte nieder, während sein Herr sich zum Anpürschen an das Stück Wild in der Wiese wendet. Dies kann auf einem alten Wege im bedeckten Stangenholze längs des Wiesenrandes bewirkt werden und gelingt dem Schützen bis auf Büchsenschußweite. Im ersten Morgengrauen nun präsentirt sich dem überraschten Auge unseres Waidmannes ein „jagdbarer" Hirsch, ein „Zehnender", mitten auf der Wiese „breit" (von der Seite). Es blitzt aus der Büchse, und mit dem Knalle sieht der geübte Waidmannsblick den Hirsch durch Zusammensahren ein „Zeichen machen", nachdem das aufmerksame Ohr auch die Kugel „schlagen" gehört. Aber der Hirsch geht „flüchtig" gegenüber der Wiese durch's hohe Holz hergauf, der nächsten Dickung zu. Kein günstiges Zeichen!

Der „Anschuß", das heißt die Stelle, wo der Hirsch getroffen, wird schnell „verbrochen", das ist mit abgebrochenen Zweigen bezeichnet, und der an seinem Platze ruhig verweilende Hirschmann abgeholt oder waidmännisch „arretirt". Der Hund zieht auf den Zuspruch: „Vorhin, Hirschmann, verwund't!" ruhig an dem Fangstricke vor dem Jäger her und „fällt" sogleich den „Schweißgang an". Eine Strecke über die Wiese in das hohe Holz hinein wird mit dem Hunde „nachgezogen" (die schweißige Fährte verfolgt). Von ungestümem Vordringen, oder gar von „im Wind Suchen" neben dem Gange ist bei Hirschmann keine Rede. Ruhig und regelmäßig, wie an einer Schnur „bringt er die Schweißfährte fort" (verfolgt er sie), so spärlich dieselbe auch hin und wieder erscheint. Nur einmal ist es bei gänzlichem Mangel an Schweiß auf einer längeren Strecke nöthig, „vorzugreifen" oder einen „Bogen zu schlagen", das ist mit dem Hunde abseit so lange halbkreisförmig vorzuschreiten, bis man den Schweißgang wieder gekreuzt und der Hund ihn von Neuem aufgenommen hat. Plötzlich entdeckt man im Schweiße ausgeflossenes zermalmtes „Geäse", ein Zeichen, daß der Hirsch „weidwund", das heißt in das „Geschiede" (Gedärme) geschossen ist. Hirschmann wird arretirt oder von der Fährte zurückgenommen und dem „angeschweißten" (verwundeten) Hirsche einige Stunden Zeit gelassen, sich in einer Dickung „niederzuthun".

Nach mehreren Stunden ist unser Waidmann mit Hirschmann und begleitet von dem alten Wildhüter Peter, vulgo der „Hirschpeter" genannt, wieder an Ort und Stelle, mit dem Hunde nunmehr ernstlich dem erfahrungsmäßig inzwischen „krank gewordenen" Hirsche „nachzuhängen" oder „nachzuziehen". Hirschmann bringt den schweißigen Gang fort durch das hohe Holz bis zur nächsten Dickung, oben auf einem mäßigen Bergrücken. Hier an der Wand des sehr dichten jungen Holzes stehen die beiden Waldmänner in kurzer Jagdberathung, die zu dem Beschlusse führt, den Waldort mit Hirschmann vorerst zu umgehen, um den angeschweißten Hirsch zu „bestätigen", ehe man mit der „Hatze" auf Gerathewohl beginne. Hirschpeter nimmt den Hund und umkreist die Dickung mit demselben am Fangstricke. Nach einiger Zeit erscheint er von der anderen Seite des Dickichtrandes, dem Oberförster meldend, daß Hirschmann längs des Jungholzes nirgends einen Schweißgang angefallen, der Hirsch also im dichten Holze „stecken" müsse. Auf diese Meldung hin, sicher wie ein Evangelium, wird der Hund nun vom Stricke „gelöst", um allein den Hirsch „auszumachen" oder zu finden. — Hat Meister Hirschmann doch schon zu wiederholten Malen, sogar auf „grobe" (zwei- und mehrjährige) angeschweißte Sauen bekundet, daß man sich in der Alleinhatze, selbst im „Verlorensuchen" auf ihn verlassen kann, und „Fehlhatzen" (das heißt vergebliches Hetzen) bei ihm unter weiser Berücksichtigung der waidmännischen Verhältnisse von Seiten seines Führers nie vorfallen. Noch unlängst bewies er sich bei einem angeschweißten, noch flüchtigen „Hauptschwein" (fünfjährigen Schwein), das er in einem Sumpfe verbellt, ebenso ausdauernd wie vorsichtig, da der „Keiler", nur an einem Laufe lahm, den Hund „annahm" (auf ihn losging) und um sich schlug. In gehöriger Entfernung von der Sau sich haltend, „gab" der kluge Hund eine gute Viertelstunde anhaltend „laut aus", bis man mit der „Hatz" (Anzahl Saurüden) gefolgt war und den Keiler „auf den Ball hetzte" (von den Hunden fassen ließ). — So wird der alte Bewährte auch heute seine Alleinhatze gut bestehen — schließen die beiden an der Dickung Stehenden.

Mehrere Minuten sind indeß in angestrengtem Ausborchen auf die Jagd Hirschmann's verstrichen, als derselbe plötzlich in der Dickung laut ausgiebt. Er hat einen „feinen Hals" (hohe Stimme), so daß der dumpfe, tiefere Laut, den Hirschmann eben hören läßt, dem Eingeweihten um so deutlicher verkündet, er habe den Hirsch gefunden und verbelle ihn lebhaft. Rasch eilt man durch's Holz der Stelle zu, wo der Hund anhaltend „standlaut" ist. Man erreicht einen Erlenhorst, worin der Hirsch sich niedergethan und so krank geworden ist, daß er nicht mehr „hoch wird" oder „aufsteht". Nur schwach und unentschieden schlägt er mit dem Geweihe nach dem Hunde, der auf den Zuruf seines Herrn: „Sui faß, Hirschmann!" wie der Blitz den Hirsch an der Kehle gepackt hat. So ist dem Jäger beste Gelegenheit geboten, dem Kranken mit dem Hirschfänger den „Fang" (Stich) hinter das Blatt zu geben. Hirschpeter „bricht" waidgerecht den „verendeten" Hirsch sogleich „auf", um ihn bald darauf mit herbeigeschaffter Mannschaft auf dem Bildkarren, geschmückt mit „Brüchen" (Laubzweigen), aus dem Holze zu schaffen.

Auf dem Heimzug erfahren wir von Hirschpeter noch manche Charakterzüge Meister Hirschmanns. Derselbe macht dem Oberförster einen Leithund überflüssig: denn er „zeichnet" alle Fährten von Hochwild und leistet so beim „Bestätigen" die besten Dienste, das heißt er zeigt den frischen Stand von Roth-, Dam- oder Rehwild, sowie einer Sau in einem Districte an, welch' letzteren man dann getrost auf das bestätigte Wild abtreiben lassen kann. Er ist auch auf angeschossenes Kleinwild zu gebrauchen und verräthet diese Jagd allein auf Hasen und Füchse vortrefflich, welch' letztere er, „scharf" wie er ist, tüchtig „abwürgt", nachdem er nur erst der Nähe seines Herrn versichert ist, dem er

Digitized by Google

mit Standlaut-Geben den Ort, wo er das Raubzeug „geraumt“ (eingeholt), verräth. Mit gutem Erfolge hat man die Kreuzung Meister Hirschmanns mit der Hühnerhündin Bella versucht und in zweiter Linie auf Schweiß sehr tüchtig „arbeitender“ Hühnerhunde erzogen. Hirschmann ist außer dem Jagdamte ein braver, ruhiger Hund, der Haus und Hof treulich bewacht, auch kein Herumtreiber, sowie in Gesahr ein entschiedener Vertheidiger seines Herrn, wie er es bei Affairen und Wilddieben bewiesen. Warum sollte der Hund, der beherzt den jagdbaren Hirsch auf den Zuruf seines Herrn anpackt und an der Kehle würgt, der den Keiler tapfer verbellt, nicht seinen Mann stellen? Sein ebenso unsteltsrästiger als geschmeidiger Körper, sowie sein vortreffliches Gebiß sind sichere Bürgschaften für seinen erfolgreichen Beistand wie auf der Jagd, so auch in Noth und Gefahr. Aber die vorzüglichste Eigenschaft, die den Hund zu einem wahren Kleinode auf der Wildbahn des Revieres gestempelt und ihm den Ruf eines Vollkommenen weit und breit erworben, ist das Laut-Ausgeben selbst von einem aufgefundenen schon verendeten Stück Wildpret. Das ist ebenso eine Race-Eigenthümlichkeit, wie das Lautjagen hinter krankem Wilde überhaupt. So sei denn auch, nach Hirschpeters Referat, noch kein Nachkomme Hirschmanns von der echten Art des Alten schlechtschlagen: alle jagten laut, und von „Stummen“, denen man künstlich Glocken anhängen müsse, um ihrer Jagd folgen zu können, sei bei dieser Race keine Rede, noch viel weniger aber von sogenannten „Schwärmern“, die wie Phantasten mit hoher Nase im Winde herumjagirten und ein über das andere Mal die Fährte oder den Schweißgang überspränge.

Einige Tage später haben wir Gelegenheit, Hirschmann diese seine höchste Bravour an dem Capitalhirsch, einem „Vierzehner“, dem „Einsiedler“, wie ihn Peter bereits getauft hat, bethätigen zu sehen. Der Einsiedler hat nach Peter's Meldung seinen „Sommerstand“ in einem Felsgerölle genommen, das von dem zusammenhängenden Forste ab weit in ein Außenfeld vorspringt. Er geht auf die Wickenfirr im Felde, und lange vor der Abenddämmerung sehen wir den Oberförster mit Peter und Hirschmann schon zum Anstie am Außenfelde erscheinen. Schon mehrmals hat unser Waidmann vergeblich auf den Einsiedler angesessen — jedesmal hatte den Ankommenden der Heimliche in der Dickung „bermerkt“ und war erst, in der Nacht auf das Feld zur Aesung getreten, als der Jäger, des langen vergeblichen Abwartens müde, seinen Stand verlassen hatte. Das zeigte deutlich die frische Fährte des Capitalen Tags darauf den Blicken des das Feld abspürenden Peter. Heute aber gebraucht der Oberförster eine vom pfiffigen Hirschpeter vorgeschlagene Waidmannslist. In den Socken ist er dem vernehmlichen Schritte ihm dicht nachfolgenden Peter bis zum Anstie vorangegangen und nimmt nun den bevdeckten Stand seitwärts des gewohnten „Wechsels“ in aller Stille und Beklommenheit mit Hirschmann ein, während Peter geräuschvoll seinen Gang weiter-fortsetzt, um den jedenfalls im Holze „sichernden“ (mit allen Sinnen thätigen) Einsiedler weidlich auszuführen. Dies scheint denn auch diesmal nach bestem Wunsche zu gelingen: denn mit der ersten schwachen Dämmerung vernimmt der Ansitzende das Geräusch des auf seinem Wechsel „von Holz ziehenden“ Hirsches.

In demselben Augenblicke entladet sich aber ein schon lange bedrohlich über dem Walde hängendes Gewitter mit dem ersten Blitzleuchten und Donnerschlage, der das Echo der nahen Felsen weckt; zugleich fallen die ersten schweren Tropfen aus dem Gewölke. Noch weilt der Hirsch im Holze, und es steht zu befürchten, daß das heranbrausende Wetter auch diesmal den Anstß zu Nichte mache. Doch einen Augenblick später ist der Capitale, in dem hohen Feitzustande des Augustmonats prangend, „vertraut“ in's Licht vor das Holz getreten, dem Ansitzenden Gelegenheit zum besten Breitschusse bietend. Sacht hebt sich der Büchsenlauf des Schützen, und im nächsten Momente kracht der Schuß echohallend, dem des Himmels Donner in rollendem Crescendo sich gesellen. Jetzt entladen sich die vorüberwehenden Wolken mit einem heftigen Platzregen.

Wohl hat der Hirsch auf den Schuß ein sprechendes Zeichen in einer „Flucht“ (Satze) gemacht, aber er ist darauf „rennend“ durch die Dickung gebrochen; alles feruere Geräusch, daß er im Holze bald darauf zusammengestürzt oder schlecht getroffen weiter flüchtig geworden ist, durch das Toben des Gewitters selbst dem schärfsten Jägergehöre zu vernehmen unmöglich geworden. In größter Eile ist der Schütze auf dem Anschusse — jedes Zeichen erscheint von der Gewalt des Strömenden Regens schon verwischen. Wohl fällt Hirschmann den Gang des Hirsches an, und einen Moment zuckt der Jagdeifer durch die Seele des Oberförsters, den Hund zu lösen, aber auch ebenso schnell lenkt die innere Stimme des Waidmannes das Gemüth in die Geleise der Ruhe und Vorsicht ein. „Mit der „Nachsuche“ bis morgen warten!“ ist die Losung für die nächste Frühe.

Der werdende Tag trifft die Jäger mit Hirschmann auf dem Anschuß, und der im Holze alsbald gelöste Hund ist mit dem Zuspruche seines Herrn: „Verloren, Hirschmann, such'!“ schnell im Dickicht verschwunden. Eine erwartungsvolle längere Pause folgt, nachdem man einige Augenblicke noch die Suche des durch das Holz dahin eilenden Hundes vernommen. Mit einem Male aber erschallt vom Felsgerölle her ein kurzes Lautgeben, dem ein langgezogenes Geheul folgte. „Hoho! gefunden!“ schallt der lakonische Ausruf Hirschpeters, der dem durch das Holz eilenden Oberförster flugs bis zum Felsgerölle gefolgt ist. Hier am Fuße eines stark vorhängenden Felsblockes liegt der capitale Vierzehner, beim Zusammenstürzen in das Gesträuch mit dem Geweihe noch so gehalten, daß es den lebhaften Anschein hat, als wolle er jeden Augenblick in seiner ganzen „Stärke“ (Größe) hoch werden. Ein überraschender Anblick, in welchem die beiden Männer des Waidwerks selbst, einige Augenblicke überwältigt, verharren, bis sie des Hundes wiederholter Laut zu dem begeisterten Ausrufe weckt: „Do, Hirschmann, brav gefunden! Du Meisterhund des Reviers!“

Adolf Müller.

Das erste Ständchen.

Mit den klassischen Worten: „Schon die Alten kannten die Liebe“ begann, wie erzählt wird, ein zerstreuter Schulmann seine Abhandlung über die Lyrik der Griechen und Römer. Aber schon eine ansehnliche Reihe von Jahrtausenden vor Pindar und Ovid blühte die Kunst der Troubadoure auf Erden, und schon unter den allerersten Festlandthieren hat Dr. Scndder die Ueberreste eines ältesten Spielmannes entdeckt, welcher der jungen Welt, wahrscheinlich zum ersten Male, etwas vorgeigte.

In jenen grauen Zeiten, in denen noch ein allgemeines Meer das Erdenrund umfluthete, hatte die Natur außer dem Heulen der Winde, dem Brausen der Wellen und dem Donner der Wolken keine vernehmliche Stimme. Die Meerpflanzen flüstern nicht miteinander, und sollten auch einige Muscheln castagnettenartig mit ihren Schalen geklappert, einige Krebse drohend mit ihren Panzern gerasselt haben, das waren nur Geräusche, die mit der allgemeinen Wellensymphonie verschmolzen, keine Klänge, denen man mit Behagen hätte lauschen mögen. Selbst heute noch begnügen sich die meisten echten Wasserwesen — den „munsiliebenden“ Delphin und die übrigen Wasserfänger rechnen wir zu den Lufthieren — mit einfachen, unmusikalischen Gehörswerkzeugen, denn noch immer ist die krystallene Fluth ein schweigender Schooß, in welchem sich Freud' und Leid nicht mit hellem Lachen oder lautem Schmerzensschrei äußern, in welchem kein Ständchen gebracht und auch nicht nach Musik getanzt wird, wie uns „Flick und Flock“ glauben machen möchten.

Erst als Insecten und Festland emporgestiegen waren, Wasserthiere und Pflanzen einen ersten Versuch überstanden hatten, an Stelle der in Wasser aufgelösten Luft das reine Element zu athmen und in der dünneren Flüssigkeit zu schwimmen, da begannen die Blätter im Winde zu flüstern und die Thiere wurden inne, daß doch in dieser lichten Oberwelt Alles ganz anders schalle, als in dem blangrünen Schooße, in dem sie ihre Jugendzeit verbracht hatten. Die Stammältesten der Insectenwelt waren die ersten Thiere, welche sich dem Lustleben vollkommen an-

Digitized by Google

zupassen vermochten. Während das junge Wirbelthier nach kurzem Aufenthalte am Ufer immer von Neuem dem Wasser zueilte, hatten sich die Vettern der Urkröte kaum überzeugt, daß sie mit ihrem harten Panzerkleide den austrocknenden Einflüssen der Luft prächtig widerstehen könnten, und daß die Landpflanzen einen reineren Geschmack hatten, als die Meeresalgen, als sie für immer dem mütterlichen Elemente Lebewohl sagten und zwei Paar Ruder in Schwingen umwandelten, um als vorläufige Alleinbeherrscher der Luft, vor verfolgenden Vögeln noch lange sicher, die Landschaft zu beleben. Diese Erstlinge waren Insecten, die zwischen Termiten und Heimchen ungefähr in der Mitte standen, sogenannte Urstügler, deren Kindesstunde ihr Ringelwurmdasein noch heute im Wasser beginnen, um mit später wachsenden Flügeln die Lüfte zu besuchen.

Die Wiesen und Felder jener Tage, deren Ernte ihnen Niemand streitig machte, das Jugendlieid der Erde, dessen Ueberreste wir Steinkohlen nennen, zeigte ein einfacheres Aussehen, als das Prachtgewand, welches sich jetzt, in den Tropen mit einem farbenschimmernden Gürtel eingefaßt, um ihre Glieder legt. Es war noch nicht, wie heute, mit Blumen gestickt; Moose und moosartige Bärlappspflanzen bildeten den einförmig grünen Teppich der Wiesen, und riesenhaften Moosen glichen auch die höchsten Bäume der Steinkohlenwälder. Unter diese sogenannten Siegel- und Schuppenbäume mischten sich jene Pflanzen, welche heute unsere unfruchtbaren Felder kennzeichnen, Farnkräuter und Schafthalme, zum großen Theile ebenfalls von baumartigem Wuchse. Wenn es erlaubt ist, jenen Riesenschafthalmen des jungen Inselandes ebenso rauhe Zweige zuzuschreiben, wie sie ihre Abkömmlinge besitzen und welche deshalb von den Hausfrauen in den guten alten Zeiten des Zinngeschirres zum Putzen desselben benutzt wurden, so glichen sie ohne Zweifel, wie wenige Pflanzen, jenem singenden Baume der Scheherazade, und der Steinkohlenwald muß im Winde eine wunderbare Musik entwickelt haben.

Und gar früh haben die Bewohner des Ton-Elementes dieses melodische Säuseln der Schafthalmbäume mit eigener ähnlich erzeugter Instrumentalmusik zu begleiten gewußt. Das hornartig harte Familiengewand dieser Thiere verführte, wenn es irgend rauhe Stellen darbot, zum Musieren, wie ein Seidenkleid seine Trägerin zum durch die Säle Rauschen verführt. Und nirgends konnte ein Ruf oder Locken erwünschter sein, als unter diesen im Naturbilde verschwindenden Wesen, die, in der Vorwelt nicht größer als heute, im Laube versteckt bleiben, so daß die Geschlechter einander kaum finden können, und nächtlich schwärmende Arten, z. B. die Johannisköfer, sogar die Vorsicht gebrauchen müssen, wie Hero ein Licht anzuzünden, um ihrem Leander den Weg zu zeigen. Man kann sich daher mit Darwin leicht vorstellen, wie sich die Anfänge eines musikalischen Apparates bei den Insecten durch natürliche Zuchtwahl bald vervollkommnen mußten, da nur die besseren Musikanten Aussicht hatten, eine Familie zu gründen.

Was nun die Entstehung der ältesten Musik anbetrifft, so wolle sich der geneigte Leser zunächst erinnern, daß an sich schwache Geräusche leicht zu einem hellen Tone anschwellen, wenn sie einander mit großer Schnelligkeit folgen. Wenn wir mit der Spitze einer Gänsefeder langsam über eine Feile oder über sehr fein chagrinirtes Papier hinwegfahren, so hören wir die Rasseln der einzelnen Töne, welches bei beschleunigter Bewegung erst in einen zirpenden, dann in einen schrillenden und endlich, wenn die Feile recht fein ist, in einen unerträglich gellenden Ton übergeht. Von ähnlicher Einfachheit war das Instrument der ältesten Musikanten. Betrachten wir eine der auf unseren Feldern und Wiesen während des Sommers in ungeheurer Masse musicirenden grauen oder grünen Feldheuschrecken, so bemerken wir mit der Loupe an der Innenseite der aufgestützten Hinterschenkel, da wo sie den Flügeldecken anliegen, eine Reihe sehr dichtstehender, zahnförmiger Erhöhungen, welche die sogenannte „Schrillader“ bilden, die, gegen eine erhabene Leiste der Flügeldecken gerieben, beim lebenden und todten Insecte den bekannten schnarrenden Ton hervorbringt. Es ist also ein echtes Geigenspiel auf zwei Instrumenten, mit dem sie das Weibchen locken. Die bald abwechselnd, bald gleichzeitig über die einzelne Saite geführten Schenkel entsprechen dem mit Colophonium rauh gemachten Bogen. Die näheren Verwandten der Feldheuschrecken, die Feldgrillen und die Heimchen unserer Wohnungen, besitzen ganz ähnlich gebaute Schrilladern auf der Unterseite der Flügeldecken, während die erhabene Leiste auf der Oberseite derselben liegt. Ihre beim Zirpen etwas emporgehobenen Flügeldecken dienen hierbei zugleich als Resonanzboden, indem sie wie die in der Luft geschwungene Guitarre den Ton verstärken. Bei den lautere Töne hervorbringenden Laubheuschrecken, zu denen der bekannte Liebling der Jugend, das große Hempferd gehört, kommt ein besonderer schallverstärkender Apparat hinzu, zur Geige gesellt sich das Tambourin. Die rechte Flügeldecke, welche bei ihnen stets unter der linken liegt, zeigt nämlich dicht an der Flügelwurzel ein zartes, leicht schwingendes Häutchen, den sogenannten Spiegel, welcher von einem fürmeckigen Rahmen eingefaßt wird. Auf den Leisten dieses Rahmens geigt nun die Schrillader der darüber liegenden linken Flügeldecke und bringt so den durch das Tambourin verstärkten Ton hervor.

Schon jenes in den devonischen Schichten Neubraunschweigs von Scudder entdeckte Urinsect besaß diesen vorbesserten Tonapparat, und wenn wir also im Frühlinge die Grillen und Heimchen zum ersten Male vernehmen, so klingt in unserem Ohre das älteste Concertstück der Erde, eine vorweltliche Symphonie, wieder. Mit derselben noch etwas eintönigen Streichmusik wurden die jungen Fluren eingeweiht; bei ihrem Klange wuchsen später die Steinkohlenwälder, lange bevor das Lied der Singvögel die Fluren belebte. Es war kein seelenvoller aus froher Kehle erschallender Gesang, aber doch immerhin eine Aeußerung der Sehnsucht nach gleichgestimmten Seelen, das erste Ständchen der Natur. Die Weibchen dieser Thiere haben entweder gar keine, oder doch nur eine wenig ausgebildete Schrillader, die sie nie gebrauchen; so weit läßt sich die von den Singvögeln wie vom Menschen bevbachtete Sitte zurückverfolgen, daß nur das starke Geschlecht Ständchen bringen geht, während das zartere den Tönen der Sehnsucht lauscht, um den guten Musikanten endlich zu erhören. Und dieser Ton, der in seiner unermüdlichen Andauer unserem Ohre zuletzt unerträglich wird, übt eine bestrickende Gewalt über die Weibchen, noch mit dem todten und künstlich zum Tönen gebrachten Männchen kann man sie locken, und Scudder betrog das Weibchen des an seinem Herde eingemietheten Heimchens sogar durch ein rohes, mit einer Feder auf einer Feile abgeraspeltes Liebesgezirp. Die Höhe des Schrilltones hängt von der Zahl der in einem bestimmten Zeitabschnitte an der Tonleiste vorbeigeführten Hervorragungen der Schrillader ab, also einerseits und hauptsächlich von der Dichtigkeit der letzteren, andererseits aber auch von der Geschwindigkeit des Anspielens. Da diese Spielgewandtheit bei den Urinsecten in gewissen Grenzen bleibt, obwohl die jüngeren und feurigeren Liebhaber sich in etwas höheren Tönen ausspielen, so bleibt doch die Zahl der auf eine bestimmte Ausdehnung kommenden Rillen der Schrilleiste zunächst maßgebend, und aus ihr kann man deshalb, wenigstens annähernd, die Höhe des Liebesgezirps eines vorweltlichen Insects feststellen.

Bei Musikliebhabern jetzt man selbstverständlich auch ein geschultes Ohr voraus, und neuere Naturforscher, wie Leydig, Siebold und Ranke haben daraufhin die Gehörorgane der ersten Musikanten untersucht. Wirklich konnten sie bereits in dem kleinen Kreise der Heuschrecken eine Fortbildung des Insectenohres nachweisen. Bei den Feldheuschrecken, welche nur schnarrende Töne mit ermüdender Ausdauer hervorbringen, fanden sie, ihrer Erwartung entsprechend, einen einfacheren, aus gleichlangen Schwingstäbchen gebildeten Apparat, der nur eine einfache Tonempfindung vermitteln kann, während die Laubheuschrecken, die mehrere und musikalischere Töne erzeugen, auch ein zusammengesetzteres Gehörorgan mit ungleichlangen Schwingstäbchen aufweisen. Die Lage der Gehörorgane ist übrigens eine ungewöhnliche und verschiedene, sofern sie bei den Feldheuschrecken über dem Ursprunge des letzten Fußpaares, bei Grillen, Heimchen und Laubheuschrecken hingegen dicht unter dem Kniegelenke der Vorderbeine liegen.

Es ist übrigens wahrscheinlich, daß diese Erfinder der Streichmusik nicht nur jenes auch unter den Menschen beliebte Gesellschaftsspiel „Nach der Musik suchen“ üben, sondern auch durch ihr Geigenspiel einander vor drohender Gefahr warnen und andere Empfindungen mittheilen. Rösel von Rosenhof, der

Digitized by Google

Verfasser der „Insectenbelustigungen", welcher uns die lustigen Feldgrillen mit Strohhalmen und diese Löchern zu ziehen gelehrt hat, erzählt, wie dieselben einst in seiner Schachtel, beim Nachhausetragen, ein so gellendes Angstconcert vollführten, daß er eiligst laufen mußte, um nicht der lieben Strafjugend zum Gespötte zu werden. Aber dieser getreue Naturbeobachter erkannte bereits, daß es doch meistens Liebeslieder seien, welche diese kleinen Geiger zum Besten geben, und dieser Gedanke ist uns auch viel sympathischer, als wenn wir einen Musikanten aus vorstellen sollen, der, wie jener in die Bärengrube gefallene Baßspieler, die ganze Nacht aus purer Angst geigt.

Die ersten Verwandten der Grabfüßler, welche in das Naturconcert mit einstimmten, dürften ihre muthmaßlichen Liebeserben, die Käfer gewesen sein, von denen einzelne ebenfalls ziemlich laute Streichmusik hervorbringen. Doch ist die Lage der Geige bei diesen Thieren meist eine andere; die Schrillader befindet sich gewöhnlich auf einem der Querringel des Hinterleibes oder der Brust, die sich, wie die Andzüge eines Fernrohres, auseinander- und zusammenschieben, wobei die Musik durch die Reibung gegen Brust- oder Flügeldecken hervorgebracht wird. Die bekannten Todtengrabekäfer tragen zwei solcher Schrilleisten auf dem fünften, breiteren Hinterleibsringe und benutzen dieselben vermuthlich, um ihre Brüderschaft zum Begräbnisse der kleinen Feldleichen, dessen sie sich mit so vielem Eifer unterziehen, herbeizurufen.

Am bekanntesten unter den zirpenden Käfern sind wohl die kleinen Lilienhähnchen und die oft sehr ansehnlichen Bockkäfer, die mit ihren langen, hörnerartig zurückgebogenen Fühlern, einem Steinbocke gleich, paradiren. Da bei ihnen Männchen und Weibchen besonders laut zirpen, wenn man sie angreift, so ist es wahrscheinlich, daß sie durch dieses laute Gebrüll den Angreifer in Schrecken zu setzen und in die Flucht zu jagen hoffen, ähnlich wie zaukende Menschen einander durch Schreien den „Marsch blasen". Merkwürdig erschien es nun, daß die kleinsten Bockkäferarten, wenn man sie angreift, genau dieselben, bei ihren großen Vettern das Zirpen hervorrufenden Auf- und Abwärtsbewegungen mit Kopf und Vorderbrust machen, ohne daß man den geringsten Laut vernähme. Prof. Dr. H. Landois in Münster, welcher die Untersuchung der Tonapparate bei Insecten und anderen Thieren zu seinem Specialstudium gemacht hat, und dessen unlängst erschienenem, jedem Naturfreunde dringend zu empfehlendem Buche über die „Thierstimmen" wir mancherlei Belehrung und Anregung zu dieser Schilderung verdanken, untersuchte nun einige dieser kleinen Bockkäfer genauer und fand sie nichtsdestoweniger ebenfalls mit Schrillladern begabt. Allein während der bekannte große Eichenholzbock (Cerambyx heros) auf seiner vierthalb Millimeter langen Schrillader zweihundertachtunddreißig Rillen besaß, zeigte der kleine rothbraune Blüthenbock (Grammoptera rubicornis) auf einer wenig über den neunten Theil so langen Leiste bereits einhundertdreizehn Rillen, also auf eine gleiche Ausdehnung hin etwa viermal so viel als jener. In Folge dessen mag der Ton, welchen der kleine Bockkäfer hervorbringt, unsermals so hoch sein, wie der des Eichenbocks, und das geht weit über unsern Horizont: wir hören die Drohungen des kleinen Schnäblers nicht — es ist stumme Musik für unser Ohr.

Es mag gar viele Naturtöne geben, welche uns in ähnlicher Weise wegen ihrer Höhe entgehen. Das menschliche Gehör umfaßt die Töne von dreißig Doppelschwingungen auf die Secunde als tiefste, und bis zu sinnfundzwanzigtausend Doppelschwingungen als höchste Töne. Aber nicht bei allen Menschen reicht die Empfänglichkeit des Gehörorganes so hoch hinauf, und wenn in einer Gesellschaft älterer Personen eine Stufenleiter immer höherer Töne hervorgebracht wird, so tritt endlich der Fall ein, daß sich Einzelne über das ohrschmerzende Gellen derselben beklagen, während Andere sie vernundert anblicken, da sie gar nichts mehr von denselben vernehmen. Ich selbst habe einen alten seinhörigen Herrn gekannt, der, wenn wir an Sommerabenden zusammen im Garten saßen und über das unerträgliche Geschrill der Laubheuschrecke sprachen, uns auslachte, da für sein Ohr eine vollständige Abendstille herrschte, ein Verhältniß, welches übrigens nach Wallaston's Beobachtungen sehr häufig vorkommen soll. Die vor vielen Jahrzehnten ausgesprochene Vermuthung dieses Physikers, daß es Thiere geben könne, deren Lautäußerungen für immer dem Wahrnehmungsvermögen des menschlichen Ohres entrückt seien, hat Prof. Landois, wie wir sehen, auf das Glänzendste an den Bockkäferchen bestätigen können, und auch bei den Bienen-Ameisen (Mutilla) fand dieser Forscher Tonapparate, deren Schallwellen unser Ohr offenbar nicht mehr anregen können. So mögen vielerlei Naturstimmen dem Menschen, dessen Sinnen nur eine mittlere Empfindungssphäre zukommt, ebenso entgehen, wie die schnellsten Lichtwellen, die man dunkle oder chemische Strahlen nennt.

Zu den Geigern aus der Classe der Grabfüßler hatten sich bereits im Steinkohlenwalde in den zu den Netzflüglern gehörigen Termiten und deren gestügelten Verwandten Trommler und Todtenschläger gesellt, die noch heute mit regelmäßigem Aufschlagen ihrer Kiefer einander Zeichen geben und sich locken. Der Todtenuhrkäfer, welcher mit seinem Ticktock schon so manches abergläubische Gemüth in Schrecken gesetzt hat, benützt also nur ein Verständigungsmittel, welches bereits die Insecten des Steinkohlenwaldes ausgeübt haben und welches von ihm wiederum die Klopfgeister gelernt zu haben scheinen. Statt uns zu erschrecken, ist die Todtenuhr vielmehr höchlichst geeignet, uns die Langeweile schlaflofer Nächte zu verkürzen, sobald wir uns erinnern, daß der in unsern Möbeln klopfende Bursche ein liebebedürftiges Wesen ist, der eine Freundin hittet, ihm ein Zeichen zu geben, um sie in den dunkeln Gängen finden zu können, und sein Liebesgetrommel fortsetzt, bis er Erhörung gefunden. Da die Weibchen Antwort klopfen, so können wir mit diesen Thieren leicht ein Gespräch anknüpfen, indem wir mit dem Zeigefingernagel abwechselnd mit ihnen auf das Holzwerk pochen und so durch ein Klopfduett ihre Scheinliebe Nahrung geben. Gar mancher unserer modernen Spiritisten, der sich mit einem Geiste zu unterhalten glaubte, dürfte mit einem verliebten Käfer zu thun gehabt haben, und dieselbe Beobachtung ist es wohl, welche den alten Wahrsager Melampus in den Ruf gebracht hatte, die Sprache der Holzwürmer zu verstehen und sich mit ihnen unterhalten zu können.

Die ersten gefügelten Wesen, welche die junge Vegetation umschwirrten, scheinen durchweg nur Instrumental-, aber keine Vocalmusik geübt zu haben. Unter den Patriarchen der Insectenwelt, den Grabflüglern, Netzflüglern und Holzfäfern, giebt es selbst heute kaum mit einer wirklichen Bruststimme musicirende Vertreter. Die Zitoiten und Psocusarten im Naturconcerte, die Pfeifer und Fagottisten erschienen erst später. Wie wissen nicht, ob die Amphibien, welche als Erstlinge des Wirbelthierreiches die Gewässer der Steinkohlenwälder belebten, vielleicht diesem Mangel abgeholfen haben; es ist aber nicht wahrscheinlich, denn sie wären sich wohl dem schwingsamen Geschlecht der Molche und Salamander, als demjenigen der geschwätzigen Frösche. Und gerade deshalb hat das Gegirp der Heimchen und Grillen, der Feld- und Laubheuschrecken für den Naturkundigen einen so entschieden urweltlichen Charakter, und wir sind entschuldigt, daß wir uns von demselben auf ein Stündchen in vorsündfluthliche Träumereien einlullen ließen.

Carus Sterne.

Der Ultimus.

Ein Lebensbild von Ferdinand Dieffenbach in Darmstadt.

„Sch' Dich, Liebig' Du bist ein Schafskopf."

Der, welcher so sprach, war Herr Johann Justus Storck, Conrector am Gymnasium zu Darmstadt, ein gefürchteter Schulmonarch, der sich durch seine Ausgaben der Fabeln des Phaedrus und des Cornelius Nepos auch eine gewisse literarische Unsterblichkeit von kurzer Dauer im Kreise der hessischen Schuljugend erworben hat.

Der mit dem Titel „Schafskopf" Bedachte war Justus

Digitized by Google

Liebig, der vierzehnjährige Sohn des Materialisten Georg Liebig zu Darmstadt. Liebig saß mit noch zwei Unglücksgefährten mutenau, auf jenem Plätzchen, auf dem man in der Schule nicht minder große Qualen ausstand, als sie wohl jemals ein armer Teufel auf der Armsünderbank, dem man vor seinen Augen das Stäbchen zerbrach, erdulden mußte.

Der Conrector Storck hatte gerade seinen schlechten Tag, denn ebenso unbefriedigt schied er von dem unter Liebig sitzenden Jungen, „Georg Gervinus," dem dreizehnjährigen Sohne des Darmstädter Gerbers Gervinus.

Nun drohte sich das Unheil über dem Haupte desjenigen, der zu allererst saß, dem eigentlichen Ultimus, dem vierzehnjährigen Johann Jacob Kaup, gleichfalls einem Darmstädter Bürgersohn, zu entladen. Allein der Gestrenge zog es vor, statt diesen auf die Folter zu spannen, wieder zu dem jungen Liebig zurückzukehren.

„Was willst Du werden, Liebig?"

„Chemiker."

„Dummkopf — was ist denn das!?" entgegnete Herr Storck mit verächtlichem Achselzucken. „Sehr Ihr," fuhr er fort, „Ihr drei seid unwürdig in die Hallen der Wissenschaft einzutreten. Köpfe habt Ihr zwar größer und dicker wie alle Anderen, aber der Spiritus fehlt darin. Spart Euch die Mühe und Euren Eltern das schöne Geld! Liebig, Dein Latein reicht gerade aus zum Apotheker; Du, Gervinus, kannst weder Latein noch Deutsch, und Du, Kaup, kannst überhaupt gar nichts."

In der That wurde Liebig — es war im Jahre 1814 — bald darauf zu einem obscuren Apotheker in Heppenheim in die Lehre gethan, und Gervinus wurde Lehrling in dem in Darmstadt noch bestehenden Ellenwaarengeschäfte von G. Schwab. Einige Jahre länger hielt es Kaup aus, wiewohl auch er die Anstalt nicht absolvirte.

Alle Drei sind in der Folge hochberühmt geworden, dem Conrector Storck aber bleibt der Ruhm, die drei größten Männer, welche überhaupt noch auf den Bänken des Darmstädter Gymnasiums saßen, für Dummköpfe erklärt zu haben.

Der Conrector Storck war sicher kein Genie, aber auch einem Lügcrn wäre es möglich gewesen, die drei späteren großen Gelehrten als Knaben zu unterschätzen. Es ließe sich ein eigenes Capitel über das Thema schreiben: „Das Genie auf der Schulbank." Die Genies bilden bekanntlich eine verschwindende Minderheit. Unsere Schulanstalten sind nicht dafür bestimmt, diese vereinzelten Genies aufzusuchen und ihre speciellen Fähigkeiten zu entwickeln, sondern sie sind für die große Zahl der Durchschnittsmenschen berechnet, und ihre Aufgabe ist es, diese in den Schulwissenschaften möglichst weit vorwärtszubringen. Das Genie aber empfindet in der Jugend nur die Befähigung für sein Fach, und erst später greift es auf andere Gebiete hinüber. Es ist eine gewisse einseitige, aber dafür um so kraftvollere Entwickelung der Geistesfähigkeiten nach der Seite des Faches hin, für welches es bestimmt ist, vorhanden. Daher sind dem Genie die Schulwissenschaften nicht immer der Weg, der zu dem ersehnten Ziele der Fachwissenschaft führt, sondern das Hinderniß, das es beseitigen soll, ehe es zu demselben gelangen darf. So kann's kommen, daß ein mittelmäßig begabter, aber braver, fleißiger Junge, dem wir später in unbedeutender Stellung begegnen, als Primus der Classe und das Genie eines Liebig als Ultimus figurirt. Eine klägliche Rolle aber spielt dem nüchternen Schulmann gegenüber der phantasievolle Dichter, der, um in die Welt zu passen, einen Lebensberuf erwählen muß, zu dem er aber, er, der mit Zeus im Himmel lebt, selten recht passen will. Einer unserer ersten Romanschriftsteller gestand mir einst, daß es ihm als Gymnasiast nicht besser wie Liebig, Gervinus und Kaup ergangen sei, und von Vater Goethe, auf den heute jede Facultät stolz sein könnte, weiß man, daß er zu Straßburg im Doctorexamen durchfiel.

Wir schreiben diese Einleitung zum Troste der Eltern, deren Buben nicht recht auf der Schulbank vorwärtskommen. Zwar wird nicht aus jedem Ultimus ein Liebig, Gervinus oder Kaup, aber es ist doch Hoffnung vorhanden, daß, wenn ein Beruf für ihn erwählt wird, der seinen speciellen Befähigungen entspricht, noch ein ordentlicher und tüchtiger Mann aus ihm wird, der sich in seinem Kreise hervorthun und auszeichnen kann. Das Leben wird immer vielgestaltiger und mannigfaltiger und jede Befähigung, auch diejenige, welche sich innerhalb ganz enger Grenzen bewegt, kann zum Nutzen des Ganzen verwendet werden und Ehre und Geld einbringen. Einer meiner Jugendfreunde, der nie ein Examen machte und an dem Hopfen und Malz verloren schien, wurde, sobald er nur einige Anfangsgründe der Chemie kannte, auf eine anscheinend unbedeutende technische Frage aufmerksam, die ein Professor zu berücksichtigen nicht der Mühe werth gefunden hätte. Unbekümmert um schlechte Schulzeugnisse und Examina, lebte er nun für seine Lieblingsidee, und es gelang ihm, eine Erfindung zu machen, die sich von solcher Tragweite erwies, daß sie ihm jährlich viele Tausende einträgt.

Es gehört mit zur Bestimmung der „Gartenlaube", Vorurtheile zu zerstreuen. Vorurtheile gegen einzelne Individuen entspringen aber gar zu häufig in der Schule. Unsere Schulmeister rühmen sich zwar, Königgrätz und den französischen Krieg gewonnen zu haben, aber wie manches Talent haben sie auch schon geschädigt und verkannt, wie manches Vorurtheil ist schon entsprungen durch unüberlegte Bemerkungen dünkelvoller Schulfüchse! Ein gewisser Kaiser hielt jeden für einen Räuber und Mörder, der mit seiner verballhornten griechischen Grammatik nicht zurecht kam. Mancher hat zeitlebens an solchen Vorurtheilen zu tragen. Eines dieser Vorurtheile ist dasjenige, welches sich häufig dem Ultimus anheftet, und nun dagegen anzukämpfen, haben wir uns Ultimus Kaup zu unserer Schilderung auserwählt.

Im Jahre 1821 bezog Kaup die Universität Göttingen, die er bald enttäuscht wieder verließ, denn in dem berühmten Blumenbach erkannte er eine bedeutungslose Persönlichkeit, deren Grimassen und Hanswurstiaden nur für die Unterhaltung des zahlreichen gut zahlenden Auditoriums berechnet waren. Mit wenigen Gulden in der Tasche machte er sich auf den Weg nach Holland und fand einen gutmüthigen Schiffer, der ihn eine große Strecke rheinabwärts unentgeltlich mitnahm. Dort, in Leyden, war es, wo Temminck, der berühmte Director des großen Museums daselbst, sich des wissensdurstigen Jünglings annahm. Mit Ausbalgen von Thieren und Vögeln erwarb sich dieser seinen Lebensunterhalt, und als er, zweiundzwanzig Jahre alt (1825), in seine Vaterstadt zurückkehrte, war er ein Mann von reichem Wissen und unermüdlichem schöpferischem Streben. An dem Naturaliencabinete, dessen Inspector er nach einigen Jahren wurde, fand er eine Anstellung, und in der Folge verdankte ihm die Wissenschaft eine Fülle von Entdeckungen, die seinen Namen bei den Gelehrten aller Welttheile bekannt machten. Wiederholt hielt er sich später in Frankreich und England auf. Wissenschaftliche Koryphäen wie Owen, John Gould, John Edward, George Gray, Falconer Enneskillen und der Earl of Derby zählten zu seinen Freunden, und in Neuseeland benannte der berühmte Geolog Dr. Julius Haast in Christ-Church einen Berg ihm zu Ehren „Mount Kaup". Das Darmstädter Naturalienecabinet, vorher in den Händen eines Oberforstrathes, für welchen die Wissenschaft ein verschlossenes Buch war, wurde durch ihn, namentlich durch seine paläontologischen Funde und Entdeckungen, zu einem der ersten des Continents, und noch heute kommen Naturforscher aus weiter Ferne, welche seine prachtvolle Sammlung vorsündflüthlicher Thiere benutzen. Als redende Zeugen der Größe Kaup's stehen hier die gewaltigen Gerippe des in Eppelsheim aufgefundenen Dinotheriums, des Mastodons, des Halitheriums, des Mammuth und anderer Riesenthiere der Vorwelt.

Eine reiche wissenschaftliche Literatur verdanken wir Kaup und „von keinem anderen Zoologen," schreibt Professor Röder in Heidelberg, „kann in neuer Zeit gesagt werden, daß er wie er von früher Jugend bis zu seinem vollendeten siebenzigsten Jahre mit so beharrlichem Fleiße und solchem so überaus seltenen vergleichenden Scharfsinn nach und nach die ganze Thierwelt der eingehendsten Forschung unterzogen."

Gleich

* Die in Obigem enthaltenen Mittheilungen über die Jugend der drei Gelehrten beruhen theils auf eigenen Mittheilungen Kaup's, wie er sie seinen Angehörigen erzählte, theils auf Mittheilungen von Schulfreunden. Einer der letzteren weicht nur hinsichtlich des jungen Gervinus von den anderen ab und versicherte mich, derselbe sei zwar fleißig gewesen und habe einen besseren Platz als seine Jugendfreunde inne gehabt, habe aber in gleicher Weise unter dem Zorne des gestrichelten Storck leiden müssen.

Digitized by Google

seinen Schulfreunden Liebig und Gervinus war er anerkanntermaßen ein Gelehrter und Forschergeist ersten Ranges. Seinen Darmstädter Landsleuten ist dieses nie recht klar geworden, ein Umstand, der zum Theil in einem bekannten Sprüchworte, zum Theil aber auch darin seine Erklärung findet, daß seine Wissenschaft nicht so unmittelbar in das praktische Leben eingreift wie die Chemie und daß sie der großen Masse der Gebildeten nicht so nahe liegt wie die Geschichte.

Der Umstand, daß das von Kaup bebaute wissenschaftliche Gebiet dem großen Publicum allzufern liegt, hindert uns auch auf seine wissenschaftlichen Leistungen näher einzugehen, nur eins sei hier gesagt: die Thatsache, daß wir in ihm einen deutschen Vorgänger Darwin's vor uns haben, welcher dem englischen um viele Jahrzehnte voraus war, erregt heute, wo die Darwin'sche Theorie so viel von sich reden macht, ein allgemeineres Interesse. Im Jahre 1829 erschien von ihm eine kleine Schrift: „Skizzirte Entwickelungsgeschichte der europäischen Thierwelt" — ein Werk, worin der später von Darwin verfochtene Gedanke einer Entwickelung höherer aus niederen Thierarten in einer Anzahl parallel laufender, vom Amphibium an durch die Vogelwelt hindurch bis zum Säugethier aufsteigender Reihen dargestellt bis in's Einzelne durchgeführt war, daß diese geistreiche, von genauester Sachkunde zeugende Arbeit sicherlich das größte Aufsehen erregt haben würde, wenn der Verfasser ein Ausländer gewesen wäre, oder wenn englische und französische Naturforscher damals sich in dem Maße wie heutzutage mit der wissenschaftlichen Literatur unseres Vaterlandes beschäftigt hätten.

Später, vom Jahre 1848 an, verwarf er auf Grund reiferer wissenschaftlicher Kenntnisse und Erfahrungen diese seine frühere Ansicht auf das Entschiedenste und in Briefen an Professor Leonhardi zu Prag 1871 erklärte er seine „Entwickelungsgeschichte" für eine Jugendsünde. „Es giebt körperliche Epidemien," sagt er, „die, wie Pest, Cholera und Blattern, wie ein Wunder in der Welt liegen und ganze Bevölkerungen ansteckten; allein es giebt auch geistige Epidemien wie Autodafés, Hexenprocesse, Bluthochzeiten, Infallibilitäten, Tischrücken, Homöopathie, Gall'sche Schädellehre und die Lehre von Transmutationen und dem den Giraffenhals verlängernden Kampf um's Dasein. Statt zu sagen: in den Giraffen tritt der Vogeltypus auf, wie bei der Hyäne, dem Faulthiere, der Fledermaus, den Pitheciden (Orang, Chimpanse, Gorilla), und es ist deshalb ganz natürlich, daß die vorderen Extremitäten höher entwickelt als die hinteren sind," nimmt man lieber Wunder an und glaubt, daß ein kurzhaltiges Thier mit kurzen Vorderbeinen durch den stetigen Gebrauch immer länger und länger geworden sei. Gnade der Zoologie, Botanik, Mineralogie, Anatomie und Chemie, wenn ein solcher Unsinn sich weiter Bahn brechen könnte."

Dieser Widerruf Kaup's ist natürlich für die Wissenschaft nicht maßgebend, dem großen Publicum kann er aber eine Mahnung zur Besonnenheit sein. Bei Kaup ist es anzuerkennen, und er hat diese Tugend mit seinem Jugendfreunde Liebig gemein, daß er frühere, von ihm später als irrig erkannte Meinungen ungescheut und rückhaltslos widerrief. Ein Ruhm aber muß ihm noch bleiben, der nämlich, daß er zu einer Zeit, wo wissenschaftliche Vorurtheile und phantastische Hypothesen manchem Gelehrten Ruhm und Ansehen verliehen, gleich seinem Freunde Liebig durch Anwendung strenger analytischer Methoden zu einer rationellen Entwickelung der zoologischen Wissenschaft den Grund legte.

Kaup starb am 4. Juli 1873, siebenzig Jahre alt, nach kurzer Krankheit.

Möge ihm, dem Todten, seine Vaterstadt die Anerkennung zu Theil werden lassen, die sie dem Lebenden versagt hat! Man sammelt schon seit längerer Zeit in Darmstadt zu einem Liebig-Denkmal. Wäre es nicht geeigneter, die drei großen Söhne Darmstadts, die drei Jugendfreunde Liebig, Gervinus und Kaup, durch ein gemeinsames Denkmal zu ehren? Diese Anregung dient vielleicht dazu, in der Heimath und im Ausland an diese Ehrenpflicht zu mahnen. Wir schließen mit dem Ausspruche eines gefeierten deutschen Naturforschers, mit Georg Forster's Worten: „Der Nachruhm ist das eigentliche Erbe der wenigen Edlen. Oft zündete die Ehre, die man dem Andenken eines großen Mannes weihte, den Funken des Genius in einem anderen Busen an, und ein Zeitalter, welches bei den Verdiensten eines großen Mannes schweigt, verdient die Strafe, daß es keinen ähnlichen Mann aus seiner Mitte hervorbringen kann."

Deutsche Erfolge auf amerikanischem Boden.

Nr. 2. Kunst und Industrie.

Von der Volkserziehung durch die Presse zur Volkserziehung durch das öffentliche Schulwesen ist nur ein Schritt. Wie in jener werden wir auch in dieser des deutschen Einflusses auf amerikanischem Boden überall in erfreulicher Stärke gewahr, wo das Bevölkerungselement, von welchem er auszugehen hat, stark und geeinigt genug ist, um ihn mit dem nöthigen Nachdrucke zu üben. In erster Reihe ist dies in jenen großen und größeren Städten der Fall, von denen bereits gesprochen wurde. Und so sind vornehmlich auch sie es oder doch die meisten von ihnen, in denen es im Laufe der Jahre gelungen ist, dem Vorplane der öffentlichen Schulen den deutschen Sprachunterricht einzuverleiben und darin zu erhalten. Darin zu erhalten — denn allen guten Erfolgen zum Trotze darf es nicht verschwiegen werden, daß nicht nur die Errungenschaft an sich ein Gegenstand und ein Ziel langer und lebhafter Kämpfe gegen die englisch sprechende und nativistisch-amerikanisch denkende Majorität war, sondern daß auch ihre Sicherung und Wahrung nur der Preis beständiger Wachsamkeit und stetiger Bereitschaft zu neuem Kampfe ist. Haben wir doch jüngst erst in New-York — der Zusammensetzung seiner Bevölkerung nach der drittgrößten deutschen Stadt, die es überhaupt giebt — erleben müssen, daß seitens einer Yankee- und Irländermajorität in der städtischen Schulbehörde der Versuch gemacht wurde, den seit Jahren in öffentlichen Volksschulen der Stadt eingeführten deutschen Unterricht durch einen ebenso geschickt wie geheim gespannten Act der Ueberrumpelung zu beseitigen.

Der Handstreich mißlang. Er mißlang dank der Schlagfertigkeit, mit welcher das deutsche Mitglied des Schulraths dem augenblicklichen Ansturme zu begegnen verstand, und dank der Entschiedenheit und Nachdrücklichkeit, mit der das gesammte New-Yorker Deutschthum erst durch seine Presse, dann aber und vornehmlich durch eine großartige Massenversammlung gegen diese Vergewaltigung Einsprache erhob.

Nicht minder rühmlich und erfreulich ist, was sich uns auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Kunst darstellt. Auf Schritt und Tritt begegnen wir deutscher Geistesarbeit und ihrer Einwirkung. Sind doch, um aus der Fülle der Beispiele nur einige herauszugreifen, die vornehmsten ärztlichen Namen des Landes (und unter ihnen wieder in vorderster Reihe die von jenen Männern, welche sich durch Gründung des New-Yorker deutschen Hospitals auch zu Wohlthätern der Allgemeinheit gemacht haben) deutschen Klanges. So starb vor drei Jahren ein Franz Lieber vom Columbia-College, einer der hervorragendsten Geschichts- und Rechtslehrer der Union. Und so war einer der größten Civil-Ingenieure, die noch in den Vereinigten Staaten der Kühnheit ihrer Pläne zeitentrotzende Denkmale errichten durften, jener Thüringer Johann Röbling, welcher die Ueberspannung des Niagara ersdachte und bei seinem 1869 erfolgten Tode im Riesenwerke der Ueberbrückung des Eastriver-Meerarmes einen Torso, doch neben demselben auch einen Sohn zurückließ, der des Vaters Weltwunder zu vollenden verstand.*

Was aber die heliconischen Schwestern anbelangt, so hat bisher keine derselben in der neuen Welt so große und so absolute Eroberungen gemacht, wie die Musik. Und gerade sie liegt ausschließlich in deutschen Händen. Und gerade sie hat

* Auch an der St. Louiser Mississippi-Brücke waren vornehmlich deutsche Ingenieure, Zeichner und Rechner beschäftigt, welche der geniale Oberbaumeister des Werkes, Capitain James B. Eads, um sich zu versammeln verstand.

Digitized by Google

deutschen Talenten das weiteste, stolzeste und unbestrittenste Eroberungsfeld auf amerikanischem Boden erschlossen. Sie haben so gut wie keinen Mitbewerb aufkommen lassen, diese deutschen Talente. Seit Jahren haben sie allen italienischen Opern und allem Boitoner Ballettspectakel zum Trotze das mächtgebende Wort gesprochen, bis endlich auf dem Boden, den so geniale Vorkämpfer wie Karl Anschütz, E. Sobolewsky und Karl Bergmann geebnet hatten, eine Dirigentenerscheinung wie die von Theodor Thomas möglich wurde. Aber selbst trotz so unschätzbarer Vorarbeiten waren es keine kleinen Kämpfe, welche dieser unübertreffliche musikalische Organisator zu bestehen hatte, ehe er endlich aus seinem Orchester eine standige Schöpfung machen konnte, und es heißt durchaus nicht dem idealen Streben des Mannes zu nahe treten, wenn man seiner professionellen Ausdauer und seinem geschäftlichen Unternehmungsgeiste die ganze Anerkennung zollt, welche sie verdienen. Denn nur die Vereinigung von Beidem konnte hier zu Lande das zuwege bringen, was Thomas zuwege gebracht hat — auf dem Flügelpferde allein hatte Orpheus selbst auf die künstlerische Eroberung der anglo-amerikanischen Welt verzichten müssen. Theodor Thomas' Name ist heutigen Tages der ersten Musikrenommirtanten der Vereinigten Staaten, ihres musikalischen Erziehers und Bildners. Was er im Laufe des letzten Jahrzehntes geleistet, füllt ein bedeutsames Blatt in der geistigen und ästhetischen Entwickelung dieses Landes überhaupt. Neben aller Richtung auf das Praktische eine echte und vornehme Künstlernatur, hat er Amerika nicht nur der Classik Beethoven's und Schumann's unterthan gemacht, sondern auch im Vollbewußtsein der unleidbaren technischen Hulfsmittel, die er in seinem Orchester beherrscht, Wagner, Liszt und Rubinstein auf diesem Boden das Bürgerrecht erkämpft.

Den Sommer hindurch, während dessen er allabendlich im eigens hierzu errichteten luftigen Garten- und Saalbaue die beste New-Yorker Gesellschaft zu sogenannten popularen Concerten versammelt, gehört er der Metropole allein an. Während des Winters muß sie sich mit einer bestimmten Anzahl Symphonie-soireen begnügen, um den Löwenantheil an seiner Thätigkeit den anderen Großstädten des Landes zu überlassen, für welche sein und seines Orchesters gastweises Erscheinen dann stets die Bedeutung von Musikfesten im großen Style gewinnt. Und wie tiefe Wurzeln der Einfluß unseres deutschamerikanischen Meisters edelster Tonkunstpflege nachgerade im ganzen Lande geschlagen hat, dafür liegt die alte Thatsache das beredteste Zeugniß ab, daß selbst in den d.r großen Herbstkrisis von 1873 folgenden Winter von allen Kunstunternehmungen die seine die einzige war, welche keine materielle Einbuße erfuhr.

Doch nicht nur die jüngende Kunst borgt sich in der Union ihre mehr oder minder t.ngebenden Namen aus den Reihen des eingewanderten Deutschthums, auch ihre bildende Schwester hat sich, wenngleich nicht so ausschließlich, zu ähnlicher Anlehe genöthigt gesehen. Sie hat ihren ersten Historienmaler und ihren, wenn auch nicht ersten, doch immerhin ausgiebigsten Landschafter aus deutschem Deutschland wie ihre Heerführer im Bereich der ausübenden Musik bezogen. Emanuel Leutze und Alfred Bierstadt, die beiden Namen haben einen kosmopolitischen Klang. Leutze, der als vierjähriger Knabe mit seiner Familie nach den Vereinigten Staaten kam, kehrte als Jünfundzwanzigjähriger nach Deutschland zurück, um ihm als eines der hervorragendsten Mitglieder des Düsseldorfer Künstlerbundes von 1841 bis 1858 anzugehören. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens — er starb 1868 — verbrachte er wieder in seiner amerikanischen Adoptivheimath, nach der ihn Anstriebe umfangreicher und ehrenvollster Art zurückgerufen hatten. Aber sein Bestes schuf er doch am Rhein, und vor allen Dingen war es jenes Werk historischer Darstellung, das sich in Amerika einer vom vornehmsten Palast bis zur niedrigsten Hütte, von New-York und Boston bis in die fernsten westlichen Lager reichenden Volksthümlichkeit erfreut, „Washington's Uebergang über den Delaware", welches er im Jahre 1851 als künstlerische Weihegabe dem Lande seiner Wahl über das Weltmeer sandte. Auch Bierstadt, ein geborener Westphale, kam in zartester Jugend nach den Vereinigten Staaten. Doch auch er wandte, wie Leutze, sich nach Deutschland zurück, als es galt, seiner natürlichen Begabung das künstlerische Können zu erobern. Diese Studienjahre (1853 bis 1857) trugen ihm reiche Ernte. Nach Amerika zurückgekehrt, theilte er, ein echter Schapjäger und Prärienbruder seiner Kunst, sein Leben zwischen Reisen nach dem fernen und fernsten Westen und der farbigen Wiedergebung dessen, was er dort erschaut und in sich aufgenommen. So entstanden seine Riesenbilder aus den Rocky Mountains und den californischen Sierra's, welche, in der alten wie in der neuen Welt gekannt, neben der lebhaftesten Bewunderung auch mannigfache Verneinung hervorriefen, jedenfalls aber Alles thaten, nur nicht gleichgiltig ließen.

Es könnten noch andere deutsch-amerikanische Künstlernamen genannt werden, welche, wie die des gefeierten Washingtoner Malers Theodor Kaufmann, des New-Yorker Bildhauers Georg Heß und der beiden hervorragendsten Carricaturenzeichner des Landes, des Pfälzers Thomas Nast und des in wenigen Jahren zu einer Berühmtheit seines Faches heran gediehenen Bayern Joseph Keppler, langst auch in transatlantischen Kunstkreisen gekannt und geschätzt sind. Es sei mit diesen genug! Große materielle Erfolge sind den deutsch-amerikanischen Künstlern freilich nur ganz ausnahmsweise geworden. Wollen wir diese als Lohn deutscher Ausdauer und deutscher Fachtüchtigkeit auf amerikanischem Boden sehn, so müssen wir uns schon jenen praktischeren Berufen zuwenden, welche in einer Reihe auf dem Gebiet des gesellschaftlichen* Betriebes erblühen. Glücklicher Weise schließen dieselben das künstlerische Element nicht grundsätzlich aus. Es treten uns vielmehr gerade in ihrem Bereiche zwei auf das Glänzendste entwickelte Zweige kunstindustrieller Thätigkeit entgegen, deren amerikanische Vertreter trotz alles numerischen Uebergewichts, das sie ursprünglich hatten, es nicht haben verhindern können, daß sich deutsche Concurrenten in unbestrittenster Weise an ihre Spitze gestellt haben: der Pianobau und die Photographie.

Man weiß in Europa sehr wohl, was die amerikanische Clavier-Fabrikation zu bedeuten hat. Die Londoner und Pariser Weltausstellungen von 1862 und 1867 haben es gelehrt. Zugleich lehrten sie aber auch, daß es schon damals eine deutsche Firma war, die, allen amerikanischen Mitbewerb überflügelnd, seit Mitte der fünfziger Jahre nicht nur das größte Geschäft dieser Art in den Vereinigten Staaten, sondern in der Welt überhaupt aufzubauen hatte. Dennoch sind die Steinway's — denn von ihnen ist hier die Rede — keineswegs die einzigen deutschen Clavierbauer der Union, deren zu gedenken ist, wenn von diesen großartigen Kunstindustriezweig der neuen Welt gesprochen wird. Unter allen den Firmen, welche neben ihnen den Pianofortemarkt Amerikas beherrschen, H. Knabe u. Comp., Gebrüder Decker, Sted u. Comp., Albert Weber und Chickering, sind nur die Letztgenannten Amerikaner. — sie allerdings ihrem Lande und ihrem alten Namen die höchste Ehre machend. Ein Verdienst aber haben die Steinway's allein in Anspruch zu nehmen, ein Verdienst um das New-Yorker und mit ihm um das amerikanische Musikleben überhaupt: den Bau jenes berühmten Concertsaales — der Steinway Hall — an der vierzehnten Straße, in welcher die Tonkunst der Metropole seit Ende der sechziger Jahre ihre vornehmste, nun nicht zu sagen, ihre ausschließliche Heimstätte besitzt. Er bildet gewissermaßen die ideale Krönung eines geschäftlichen Baues, welcher auch ohne dieselbe um so mehr zu bewundern gewesen wäre, als er das Werk einer so kurzen Zeit war. Denn erst in der Mitte der fünfziger Jahre geschah es, daß die aus Braunschweig Eingewanderten in New-York in den kleinsten Verhältnissen auf eigene Rechnung zu arbeiten begannen, um seitdem diese dürftigen Anfänge zu einer Geschäftsblüthe heranwachsen zu sehen, von deren Großartigkeit die nachstehenden Zahlen — und was spräche in derartigen Fällen deutlicher als gerade Zahlen? — einen ungefähren Begriff geben. Die Anzahl der Instrumente, welche bis zum April dieses Jahres aus den Steinway'schen Etablissement hervorgegangen waren,

* Es giebt in Amerika keinen zweig des geschäftlichen Lebens, in welchem die Deutschen es nicht verstanden hätten, bis zu der allervordersten Reihe vorzudringen. So Poppenhusen und König in College Point bei New-York, deren Gummerschuhfabrikation Dimensionen gewonnen hat, wie sie kein zweites Etablissement dieses Schlages aufweist; so im Fache der Tabakfabrikation Gunt und Ay in Baltimore, in der Chromolithographie L. Prang in Boston und so endlich die amerikanischen Bierbrauereien, die ausschließlich in deutschen Händen sind.

Der Wilhelm Kurtz'sche Neubau in New-York.

betrug 34,000. Sechszig wurden in neuerer Zeit per Woche geliefert. An ihrer Fertigstellung arbeiten 1100 Werkleute der verschiedensten Art, — 700 in der riesigen New-Yorker Fabrik, etwa 400 in den Hülfswerkstätten zu Astoria. Diese letzteren bilden den Mittelpunkt eines Anwesens, das in der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt 380 Acres bedeckt und auf dem sich, zugleich mit eigener Schule, eigenen Communicationsmitteln und sonstigen gemeinnützigen Anstalten ausgerüstet, eine besondere Arbeiterstadt erhebt, welche den Werkleuten der Firma und ihren Familien für alle Zeit gesunde, behäbige und billige Wohnungen bietet. Die New-Yorker Fabrik endlich nimmt mit ihren himmelhohen Baulichkeiten, Maschinenhäusern, Holzhöfen und Lagerräumen fünf volle Acres ein, und das in einem Theile der Stadt, wo Grund und Boden einen Werth haben, welcher jenem der werthvollsten Lagen von Paris und London kaum nachstehen dürfte.

Und nun zum Schluß zur Photographie, zu ihrer Camera obscura und mit ihr zu einem weiteren deutschen Erfolge auf amerikanischem Boden, der Alles, nur nicht obscur ist, sondern sich vielmehr soeben das hellste und weithin sichtbarste Zeugenmal mitten im Herzen der Eleganz der Metropole der neuen Welt errichtet hat! Es ist die photographische Anstalt von Wilhelm Kurtz am Madison-Square, dem derzeitigen Mittelpunkt des New-Yorker vornehmen Lebens und aller mit ihr zunächst in Verbindung stehenden Geschäftsbetriebe, von welcher die Rede sein soll.

Digitized by Google

Selbst im Prater, gelegentlich der großen Weltausstellung des Jahres 1873, war unser wackerer Landsmann seinen europäischen Collegen und Preisrichtern kein Fremder mehr; sie gingen in der Anerkennung des seltenen Vereins künstlerischer und technischer Gediegenheit seiner Arbeiten so weit, der Regel, welche die Verleihung einer doppelten Auszeichnung an einen und denselben Aussteller verwehrte, entgegen, für ihn eine Verbindung der industriellen Fortschritts-Medaille mit der eigens für die Kunstgruppe bestimmten Geschmacks-Medaille zu beschließen. Sie kannten ihn bereits vom Pariser Marsfelde her, wo er 1867 New-York (von jeher ein Paradies der Photographen, dieser echtesten „Schwarzkünstler“ unserer Tage) in würdigster Weise vertreten und seinen ersten großen Erfolg eingeheimst hatte. Aber welch ein Zeitraum sind für einen rastlos Vorwärtsstrebenden in Amerika sechs Jahre! Unserm deutschen Schwarzkünstler hatten sie genügt, um seinen bescheidenen Anfang in der Bowery gegen eine stattliche, mit jedem Jahre sich mehr und mehr ausdehnende Kunstwerkstätte am oberen Broadway zu vertauschen, und als selbst diese, obwohl bereits die umfangreichste der Stadt, sich nicht mehr hinreichend erwies, einen eigenen Bau in jenem bereits charakterisirten Mittelpunkte der Metropole zu errichten, wie ihn die Photographie bisher weder auf dieser noch auf der andern Seite des Oceans besessen. Ein derartiger Erfolg kann jedes besonderen Lobes entrathen. Es genügt, den Weg zu bezeichnen, der in so kurzer Zeit zurückgelegt worden, um das Beste und Bezeichnendste, was sich über ihn sagen läßt, gesagt zu haben.

Der Kurtz'sche Neubau — von dem gelegentlich seiner Eröffnung nicht nur die gesammte New-Yorker Presse, sondern auch eine Anzahl hervorragender Blätter Deutschlands eingehend und anerkennend Notiz nahmen — der Kurtz'sche Neubau erstreckt sich über eine Baufläche von fünfzig Fuß Breite und zweihundert Fuß Tiefe. Der vordere, in Eisen und Glas ausgeführte Theil des Gebäudes, dessen feiner artistischen Bestimmung nicht unentsprechend phantastische Front zu einer Gesammtfläche von fünfundsiebenzig Fuß aufragt, dient, mit Ausnahme des Erdgeschosses, in allen seinen Räumen ausschließlich der Schwarzkunst seines Eigenthümers.

Das erste Stockwerk, zu dem ein äußerst geräumiges Treppenhaus emporführt, enthält die Empfangslocalitäten und die Geschäftsbureaux, das zweite und dritte, mit ihren breiten gläsernen Ausbauten und einfallenden Lichtern, die Ateliers nebst deren Zubehör von Toilette- und Wartezimmern, Alles in prächtigster und geschmackvollster Ausstattung, mit dem verschiedenartigsten Aufnahmezubehör und reicher bildlicher Ausschmückung, darunter verschiedene Kopie, welche uns sehren, den Hausherrn auch in seinem ursprünglichen Berufe, dem eines Portraitmalers, zu schätzen. In der Mitte des Gebäudes und von dem Geschäftstheile desselben durch die eigentlichen geheimen Werkstätten, die bekannten finsteren Kammern, die Druckerräume, die chemischen Vorrathsgefäße 2c. geschieden, erhebt sich durch zwei Stockwerke ein großer Ausstellungssaal für Gemälde und Zeichnungen. An diesen sich anschließend, erstreckt sich nach der rückwärts liegenden Straße und mit seinem Hauptzugang von dieser her das Clubhaus des New-Yorker „Malkastens“, des Künstlerclubs „Palette“ mit seinen Restaurations-, Gesellschafts- und Studienräumlichkeiten. Der Ausstellungssaal (Kurtz' Art Gallery) mit seinen stattlichen Raumverhältnissen, seinem bequemen Eingange und tadellosen Oberlichte ist ohne Zweifel die beste Anlage dieser Art in der Stadt und offenbar berufen, in nicht zu ferner Zeit für ihre Malercolonie dieselbe Rolle zu spielen, wie die Steinway-Hall in ihrem Musikleben. Eine in ihr zur Feier der Ueberfiedelung der „Palette“ abgehaltene Ausstellung bot die Gelegenheit, die neue Kunsthalle alsbald in ihrer künftigen Bestimmung zu erproben. Diese Probe fiel ausgezeichnet aus, und mit Recht sagte damals der „New-York Herald“, sicherlich das letzte amerikanische Blatt, welches sich ohne die zwingendste Nöthigung zur Anerkennung eines deutscher Unternehmens herbeiläßt: „W. Kurtz hat Alles gethan, was gethan werden konnte, um seinen Bau zu Dem zu machen, was er sein soll und sein wird — zum Kunstmittelpunkte von New-York.“ Und wenn es nicht der „Herald“ gewesen wäre, hätte das Blatt hinzufügen können: „Und zu einem der rühmlichsten Zeugenmale deutscher Fähigkeit und deutscher Ausdauer auf amerikanischem Boden.“

New-York, 1875. **Udo Brachvogel.**

Judas, der Erzschelm.

Eine Charakterstudie.

Armer Ischarioth! Wie ist es dir nach deinem unseligen Ende im Laufe der Zeiten ergangen — welche Wandlungen hast du erlebt! Keine Ruhe haben sie dir gelassen in deinem selbstgeschaffenen Grabe. Der Fluch von Jahrhunderten hat dich über dasselbe noch weit hinaus begleitet, hat dich immer von Neuem wieder in Wort und Bild verfehmt, gebeutt und zerbeeten lassen. Ja, dieser Fluch und Haß hat sich auf dein ganzes Volk übertragen. Mit Feuer, Schwert und Strick hat die gläubige Christenheit es fast das ganze Mittelalter hindurch verfolgt, gemartert und vernichtet um deines Verrathes an dem Herrn willen. Als das verwerfenste sittliche Scheusal ausgestellt an dem Pranger der christlichen Liebe, überliefert an den Satan, ja, ihm verlobt von Kindesbeinen an, im Judas-Kusse und Judas-Lohne begrifflich gebrandmarkt für alle Zeiten — hat auf einmal in dem andämmernden Lichte einer humanern Zeit dein Schicksal fröhlich sich gewandelt. Man hat sich deiner in Gnaden erbarmt, hat dich wieder heraufgeholt aus dem tiefsten Schlunde der Hölle, in welchen der Fanatismus des christlichen Glaubigkeit dich gestoßen, und dir wieder ein menschliches Gewand umgeworfen. Ja, noch mehr als dies. Unter der Sonde des Psychologen, aber noch weit mehr unter dem Zauberstabe des Poeten ist aus dir, dem großen Sünder, ein fast ebenso großer Heiliger geworden. Wie durch die Pikatus-Wäsche eines modernen Gelehrten aus dem Urbilde aller grausamen Tyrannen, aus dem finstern Tiberius ein Muster von Herrscherlugend sich herausgeschält hat, also hat die Theologie so gut wie die Poesie den schuldbesten aller Verräther zum Träger und Märtyrer einer berechtigten Idee gestempelt und ihm den idealen Strahlenkranz eines tragischen Helden auf die gebrandmarkte Stirn gedrückt.

Die Angaben der Heiligen Schrift über Judas sind nur dürftig, so dürftig, daß David Strauß bemerkt: Wie Jesus dazu kam, einen solchen Jünger zu erwählen, und wie Judas dazu kam, ihn zu verrathen, das werde — und durch die drei ersten Evangelisten nicht begreiflich, durch Johannes geradezu unbegreiflich. In der Jüngergeschaft Jesu spielt Judas lange Zeit keine Rolle. Wir ersehen eigentlich erst etwas von ihm bei der Salbung Christi durch Maria Magdalena. Da murrt er wider die Verschwendung des kostspieligen Nasses. Das hat ihm den Vorwurf des Geizes eingebracht, und da ihn Matthäus unmittelbar darnach zu den Hohenpriestern gehen läßt, auch den Geiz zum Motive seines Verrathes gestempelt. Dann treffen wir ihn wieder beim Passahmahle, wo Christus ihn bestimmt als seinen Verräther bezeichnet und nach Johannes ihn geradezu auffordert, die verbrecherische That zu vollziehen, indem er zu ihm sagt: „Was Du thust, das thue bald!“ Nach diesem Evangelisten ist erst in diesem Momente der Entschluß zum Verrathe in Judas gereift — ein Moment psychologisch so bedeutsam, daß er von den meisten späteren Judas-Erforschern als Ausgang ihrer Forschungen festgehalten worden ist. Dann kommt die Scene in der Nacht zu Gethsemane. Des Judas-kusses geschieht bei Johannes keine Erwähnung. Der die That voraussehende Meister überliefert sich da freiwillig den Häschern. Nur bei Matthäus und im Eingange der Apostelgeschichte erfahren wir etwas über das weitere Schicksal des abtrünnigen Jüngers, über seine Reue, seine Rückgabe des Blutgeldes, seinen Selbstmord. Eine spätere Legende ließ seinen Leib, seinen Kopf und seine Augenlider aufschwellen, und da er wegen seines Körperumfangs und seiner Blindheit einem entgegenkommenden Wagen nicht ausweichen konnte, ihn von diesem überfahren werden, „so daß ihm die Gedärme aus dem Leibe quollen“. Die spätere

Digitized by Google

christliche Anschauung betrachtete den Verrath, wie überhaupt die Verurtheilung und Kreuzigung Jesu als ein Werk des Satans, und in den geistlichen Spielen des Mittelalters, den sogenannten Mysterien, fand dieser Gedanke eine sehr drastische Verwirklichung.

Der Darsteller der Judas-Rolle pflegte unter seinem gelben Kittel einen „schwarzen Vogel" zu verbergen, den er zum Zeichen, daß der Satan bei ihm seinen Einzug hielt, in der Passahmahlscene vor dem Munde herumflattern ließ. Auch übernahm beim Tode des Jscharioth Beelzebub als Abgesandter Lucifer's das Amt des Henkers. Er zog ihn an einem Stricke hinter sich her zur Leiter hinauf, die schräg an einem auf der Bühne befindlichen Baume lehnte, legte ihm nach einer von ihm gehaltenen kläglichen Rede, in welcher er sich als das Opfer des Geizes und der sieben Todsünden bezeichnete, den Strick um den Hals, setzte sich sodann hinter ihn und riß ihm das Kleid auf, aus welchem ein buchstäblichen Sinne die Gedärme herausfielen, denn der Schauspieler trug eine Wurste Därme gleichfalls unter seiner Kutte. Hierauf glitten Beide, mittelst angebrachter Rollen an dem Seile hinab, das von dem Baume nach einem im Podium befindlichen Loche führte. Dieses Loch repräsentirte die Hölle. Vor dem Eintritte in das dunkle „Höllenthor" meldete Beelzebub den neuen Ankommling erst bei Lucifer, dem Commandanten der Hölle, mit den drastischen Worten an:

Ihr Teufel, thut auf der Holle Thor!
Gottes Verräther Judas ist davor.
Der Jesum seinen Herrn hat verrathen.
Wir haben einen guten schmutzigen Braten;
Seel' und Leib ist unser eigen.
Er muß jetzt tanzen unsern Reigen,
Wann er hat sich an uns ergeben,
Dieweil er anwoch war im Leben.
Lucifer, lieber Herre mein,
Empfah Judas, den Diener dein!

Da steigt Lucifer aus der Tiefe der Hölle herauf, nimmt Judas vom Seile ab, bekennt, daß er langst ein großes Verlangen nach ihm gehegt habe, und verspricht ihm sofort ein Bad aus Schwefel, Pech und Feuer zu bereiten.

Im Oberammergauer Passionsspiele, das ja noch auf den alten Mysterien fußt, erscheint zwar die Figur ihres höllischen Beiwerks entkleidet, aber das kleinliche Motiv des Geizes ist hier noch ängstlich festgehalten, doch hat der Verfasser des Dramas es verstanden, den Zusammenhang zwischen dem kleinen Beweggrund und der großen That dadurch psychologisch wahrscheinlich zu machen, daß er den Gedanken an den Verlust der dreihundert Denare für den Ankauf des Salböls, den die Casse der Jünger, welche Judas verwaltete, erlitt, in diesem zur fixen Jdee werden läßt, die ihn ruhelos verfolgt und sein ganzes Denken also verwirrt, daß er, nur darauf bedacht, diesen Verlust zu ersetzen, in den Verrath hinein kommt — er weiß selbst nicht wie. Die Figur schrumpft da freilich zusammen zu der eines ängstlichen pedantischen Cassenbeamten, und nur in der Schilderung der Größe ihrer Verzweiflung wächst sie wieder empor.

Auch Renan, der novellistische Darsteller des Lebens Jesu, befindet sich in wohl nur zufälliger Uebereinstimmung mit dieser Auffassung, wenn er angiebt, Judas habe die Interessen der Casse über das Werk gesetzt, für das sie bestimmt war; der Verwalter habe den Apostel erstickt, und dergleichen.

Die protestantisch-theologische Kritik machte sich gar früh über den ausgestoßenen Jünger her, und es fehlte ihr nicht an den verschiedenartigsten Motiven für das unerklärliche Handeln des dunkeln Charakters. Da, wo sie nicht mit ihm fertig werden konnte, suchte sie wohl auszuführen, daß die ganze Judasgeschichte ein bloßes Werk der Erfindung des spätern Paulinismus sei, der einen der Apostel habe anrüchig machen wollen, um den allerdings mißlungenen Versuch zu machen, ihren eigenen Vertreter in die geheiligte Zwölfzahl der Apostel einzuschmuggeln, eine Ansicht, die durch Strauß ihre Widerlegung findet. Dagegen irren und schwirren die Motive des verrätherischen Handelns unseres Helden im buntesten Wesen durch den wissenschaftlichen und poetischen Lustkreis. Da ist es bald der gereizte Zorn gewesen, bald die empfundene Zurücksetzung gegen die andern Jünger, bald wieder die Unbefriedigtheit der eigenen weltlichen Messiashoffnungen, wie überhaupt die ganze weltliche Sinnes- und Denkungsweise, bald wieder Stolz und verbrecherische Eitelkeit, die den räthselhaften Apostel in seine verhängnißvolle That gestürzt haben sollen, bis endlich eine Auffassung sich Bahn brach, welche die Figur ganz ihrer niedern, dunklen Umgebung enthob. Diese Auffassung ist niedergelegt in Goethe's Wahrheit und Dichtung. Obwohl er sich selbst zu ihrer Urheberschaft bekennt, ist dieselbe uns doch nicht ganz zweifellos. Sie mag sich auch wohl damals schon in wissenschaftlichen Kreisen das Bürgerrecht erworben haben.

Goethe führt uns das Problem seiner beabsichtigten Ahasver-Dichtung vor und berührt dabei auch das Verhältniß des Judas zu Christus. Danach lebte Judas so gut wie die anderen Jünger der Ueberzeugung, daß Christus sich als Regent und Volksbanpt erklären werde. Um nun das bisherige unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur rettenden That zu drängen, habe er, Judas, so erzählt er in der Werkstatt Ahasver's, die Priesterschaft zu Thatlichkeiten angereizt, welche auch diese bisher nicht gewagt hatten. Von der Jünger Seite wäre man auch nicht unbewaffnet gewesen und wahrscheinlicher Weise wäre Alles gut abgelaufen, wenn der Herr sich nicht selbst ergeben und sie, die Jünger, in den traurigsten Zuständen zurückgelassen hätte. Zu der durch Ahasver's bittere Stachelreden noch gesteigerten Verzweiflung schritt denn der schwer Getäuschte zur Selbstentleibung.

Es war hier gewissermaßen der Geist von Hamlet's Vater heraufbeschworen. Der „dunkle Ehrenmann" war gerettet, wenn auch nicht moralisch, so doch wenigstens ästhetisch. Es war nun nicht mehr der Haß, sondern geradezu die Liebe das treibende Rad seines Handelns.

Anderen in seiner Dichtung „Ahasver" führte wohl zuerst, die Goethe'sche Judas-Jdee dichterisch weiter aus. Aber auch die Dichter der mannigfachen neuen Jesus- und Jscharioth-Dramen stehen auf dieser Basis. Zu den Dramen tritt neben Judas meist auch noch eine andere, ebenfalls etwas aufrückig gewordene biblische Figur in den Vordergrund. Es ist dies das beliebte Weltkind Maria Magdalena, deren sich auch sonst die dichtende und bildende Kunst liebend angenommen und sie zum Typus einer bestimmten Species weiblicher Charaktere gemacht hat. Sie erscheint da als die frühere Geliebte des Judas, den sie aus begeisterter Liebe zu dem neuen Messias, dessen Jdeen sie ein größeres Verständniß als Jener entgegenträgt, angiebt und ihm damit ein neues Motiv zuführt, seinem Herrn und Meister zu grollen.

Auch mit einer bis dato unbekannt gebliebenen Mutter unseres Helden machen wir hier und da Bekanntschaft, welche die geistige Größe ihres Sohnes in mütterlicher Eitelkeit überschätzt, wohl auch eigene Messiashoffnungen auf ihn übertragt und ihm so den unheilvollen Weg mit bahnen hilft, den er betritt. Sie erntet dafür regelmäßig den Fluch des verzweifelnden Sohnes. Um gleichsam zu zeigen, daß es auch noch schlechtere Menschen als ihn giebt, läßt ihn Andersen wohl die Freundschaft des Barrabas genießen, der in der Maske eines wüsten, verkommenen und verbrecherischen Don Juan's auftritt.

Construiren wir uns an der Hand dieser mannigfachen Vorlagen auf möglichst psychologischer Grundlage den modernen Judas-Charakter, so erhalten wir etwa folgendes Bild.

Judas von Karioth, später Jscharioth, das heißt der Mann (Jsch) von Karioth, genannt, war ein treuer und warmer Anhänger seines Meisters. Er faßte aber das verheißene Reich Christi noch im concreten altjüdischen Sinne als das Reich David's auf oder er war doch, wie nicht minder die anderen Jünger, höchstens mit Ausnahme von Johannes, über die eigentlichen und höheren Ziele des Herrn nicht im Klaren. Unter dem doppelten Drucke der Herrschaft der Römer und der eigenen frivolen und grausamen Fürsten, nicht minder wohl auch der geistigen Tyrannei einer Priesterkaste, nährte das jüdische Volk in verstärktem Maße seine Hoffnung auf einen befreienden Messias.

Die thatkräftige und energische Natur des Judas — er verband damit einen wesentlich praktischen Sinn, der ihm das Amt eines Schatzmeisters verschafft hatte — verlangte, zumeist wohl nach dieser Richtung hin, wirkliche und greifbare Ziele. Daß diese sich ihm nicht zeigten, das erzeugte mehr und mehr in

Digitized by Google

ihm zunächst eine gewisse Ungeduld. Diese Ungeduld brachte bei ihm den Unmuth hervor, eine allgemeine seelische Verstimmung.

Da kam der Einzug des Herrn in Jerusalem unter den begeisterten Hosiannahrufen des zum Passahfeste herbeigeströmten jüdischen Volkes. Unmittelbar daran reihte sich die Säuberung des Tempels von den Wechslern und Händlern, das offene Auftreten gegen die Anmaßungen der Hohenpriester und Schriftgelehrten. Das war etwas Greifbares, etwas Thatsächliches und Sichtbares. Jetzt schien die Messiasidee im Sinne des Judas sich zu verwirklichen. Aber des Weiteren geschah nichts. Der hoffend begrüßte, geliebte Meister verließ den Schauplatz wieder, ging nach Bethanien und beschäftigte sich hier mehr als je mit den Gedanken und Vorhersagungen seines nahenden Todes. Das rief den Unmuth des Judas wieder von Neuem in noch weit verstärkterem Maße hervor. Zu diesem Unmuthe gesellte sich dann noch die Unklarheit über die dunkeln Worte des Meisters, die der eigenen Auffassung seiner Mission so zuwiderliefen. Das mehrte noch die Verwirrung in dem ohnehin schon verdunkelten Geiste und Gemüthe.

Die mißvergnügte Aeußerung über den verschwenderischen Gebrauch der kostbaren Salbe zum Nachtheile der Casse der Jüngerschaft zu einer Zeit, wo — wir sprechen immer im Sinne des Judas — Geld sehr nützlich werden konnte, erscheint dann ganz nebensächlich. Eine bereits vorhandene allgemeine Verstimmung hält leicht unbedeutende Nebendinge fest, um sich dort gleichsam abzulagern.

Aus dieser Verstimmung heraus erwuchs nun in dem thatkräftigen Charakter die Erwägung, ob da nicht zu helfen, ob da nicht selbst etwas zu thun sei, um den bereits betretenen Weg zum Ziele wieder zu gewinnen und rechtzeitig zu beschleunigen. Welches Mittel bot sich ihm hierzu dar? Welches?

Der Meister zeigte es ihm selbst. Er zeigte es ihm in der directen Vorhersagung und Bezeichnung des Verrathes beim Ostermahle, der sich in der weitern Rede: „Was Du thust, das thue bald!“ die bestimmte Aufforderung zu handeln anschloß. Nehmen wir an, daß die Pharisäer und Hohenpriester bereits den Plan zur Gefangennahme des ihre Herrschaft gefährdenden neuen Propheten gefaßt und bereits Versuche gemacht hatten, den unmuthigen und dabei thatenlustigen Jünger für sich zu gewinnen, ein Umstand, der dem Scharfblicke des Herrn nicht entgangen sein konnte, so mußte diese eigenthümliche Aufforderung zum eigenen Handeln in der That außerordentlich bestimmend, nicht etwa verstimmend, auf Judas wirken. Derselbe konnte sich, wie eine neuere anonym erschienene Studie über den Judascharakter treffend bemerkt, jetzt sagen: Der Herr will in die Hände seiner Feinde geliefert werden, um seine göttliche Kraft zu bethätigen. So ging er hin und verrieth den Herrn. Wir legen hierbei die, wie es uns scheint, psychologisch richtigere Wiedergabe der Reihenfolge der Thatsachen im Evangelium des Johannes zu Grunde.

Daß Judas nicht in Wahrheit die Interessen des Hohen Rathes bei seinem Verrathe im Auge gehabt habe, dafür spräche dann namentlich sein Verhalten unmittelbar nach seiner That, das Hinwerfen des Blutgeldes, das kühne, Trotz und Verachtung bedeutende Auftreten in dem mächtigen, gefürchteten Priestercollegium, der wider dasselbe geschleuderte Fluch. Auch die Reue und Verzweiflung, die über Judas in ihrer ganzen furchtbaren Größe hereinbrechen, finden so ihre weit natürlichere Erklärung. Der Judaskuß wird aus einem Symbole des Verrathes ein Symbol der Liebe, indem er bekunden soll, daß der Jünger nur äußerlich, nicht innerlich abgefallen sei.

Welch tiefe Tragik aber beherrscht nun die Lage, in welche Judas nach der That und durch dieselbe sich versetzt findet! Das, was er nur scheinen wollte, ist er nun wirklich geworden, der Verräther, der Mörder seines Herrn und Meisters, des Herrn, an dem seine ganze Seele mit unbegrenzter Liebe hing. Die ganze Reihe seiner im Unmuthe gefaßten Schlüsse erweist sich als falsch und trügerisch. Das Werk, das er fördern wollte, sieht er mit seinem Meister für immer vernichtet. Verkannt und auf allen Seiten verachtet und ausgestoßen, verliert er unter sich allen Boden zu seiner Weiterexistenz, und da er auch keinen Richter hat, der ihn vermöchte zu richten, so bleibt ihm fast nichts weiter übrig, als sein eigener Richter zu werden.

Um der Tragödie seines Lebens einen versöhnenden Schluß zu geben, läßt ihn die Dichtkunst wohl noch in seiner letzten Stunde den Sieg der Christusidee erleben und empfinden.

Ja — dieser Ischarioth kann nicht blos anreizen zu einer Charakterstudie, er ist und war schon längst ein wirklicher Studiencharakter.

Fr. Helbig.

Blätter und Blüthen.

Noch einmal die Lebensversicherungsfrage. Mit Bezug auf den in Nr. 41 abgedruckten Artikel von Gallus empfingen wir vor einigen Tagen aus Luxemburg nachfolgende Zuschrift: „Dieser Tage unterhielt ich mich mit dem Vertreter einer belgischen Lebensversicherung über die Bitte, welche der Director der Leipziger Versicherungsbank in der letzten Nummer der ‚Gartenlaube‘ an die deutschen Frauen richtet. Da es wohl von Interesse ist, die Ansichten eines Ausländers über das von Herrn Gallus behandelte Thema zu hören, so erlaube ich mir, Ihnen die Mittheilungen meines Gewährsmannes in diesen Zeilen wiederzugeben. Auch er macht häufig die Wahrnehmung, daß Frauen ihre Männer abhalten, einer Lebensversicherung beizutreten; zum Theil sei Aberglaube, vielfach jedoch auch allzu großes Zartgefühl daran schuld. So sei es ihm vor noch nicht langer Zeit vorgekommen, daß eine Wittwe, deren Mann sich ohne Wissen derselben versichert hatte, die bedeutende Summe von hunderttausend Franken nicht habe annehmen wollen, weil es ihr widerstrebe, eine Geldentschädigung für den Tod ihres Mannes zu erhalten.

Der hauptsächliche Grund, daß sich die Lebensversicherungen in Deutschland noch nicht in dem Maße wie in verschiedenen anderen Ländern eingebürgert hätten, sei jedoch in der Art und Weise zu suchen, wie die deutschen Gesellschaften die Versicherungen abzuschließen pflegten. Man bekomme einen Fragebogen vorgelegt, dessen gewissenhafte Beantwortung nicht allein sehr schwierig sei, sondern der auch sofort das Gefühl erwecke, als sei er dazu angelegt, der Auszahlung der Versicherungssumme möglichst Hindernisse in den Weg legen zu können, wie denn auch in der That Processe aus dieser Ursache keine Seltenheiten seien. Bei den belgischen und französischen Gesellschaften hingegen sei der Abschluß der Versicherung viel einfacher. Sobald der zu Versichernde gesund sei, habe er keine weiteren Verpflichtungen einzugehen, als seine Prämie pünktlich zu bezahlen, und selbst in dieser Beziehung seien schon wiederholt Fälle vorgekommen, daß, obwohl der Versicherte mit der letzten Prämie im Rückstande gewesen, die Versicherungssumme ohne jeglichen Anstand ausgezahlt worden sei. Die meisten jener Gesellschaften legten Werth darauf, Streitigkeiten, wenn irgend thunlich, zu vermeiden, was ihnen indirect zu großem Nutzen gereiche.

Sind die erhaltenen Mittheilungen genau — was zu bezweifeln ich keine Ursache habe — so wäre es den deutschen Gesellschaften, von denen ja die meisten bekanntlich äußerst solide sind, wohl in beiderseitigem Interesse nicht genug anzuempfehlen, sowohl beim Abschlusse der Police, wie auch bei der Auszahlung der Versicherungssumme zuvorkommend zu sein.“ —

Eisenbahnwünsche. Die Erfahrung ist die Mutter der Verbesserungen, und wenn die Menschen den Winken dieser Mutter immer, nach Art guter und verständiger Kinder, hübsch folgten, würde es um Vieles schöner auf der Welt sein. Besonders aufmerksam sollten auf solche Winke Diejenigen sein, deren Thätigkeit dem Wohle des großen Ganzen dient, und dazu gehören vor Allem die Leiter der allgemeinen Verkehrsanstalten. Aber gerade bei der jetzt unentbehrlichsten derselben, bei der Eisenbahn, begegnen wir der Erscheinung, daß viele Verwaltungen derselben diese vom Publicum sehr verehrte Mutter als eine Stiefmutter betrachten, die sie in immer neue Unkosten stürzen wolle. Es ist daher nothwendig, sie gegen solche Mißachtung überall in Schutz zu nehmen, wo sie in offenbarem Rechte ist. Für diesmal haben wir zwei aus solchen Erfahrungen erwachsene Wünsche zu veröffentlichen.

1) Es sind wohl mehr als einmal, und nicht erst jüngst auf der neuen Saalbahn mit ihren noch unvollendeten Bahnhöfen, während der Fahrt Erkrankungsfälle vorgekommen. Auf solche Vorkommnisse ist auf den meisten Bahnhöfen noch nicht Rücksicht genommen worden; es gebricht fast überall an einem Raume, in welchem Erkrankte oder Verunglückte passende Unterkunft und erste Pflege finden konnten. Dieser Erfahrungssatz sollte nirgends außer Augen gelassen und bei allen Bahnhof-Neubauten sofort berücksichtigt werden.

2) Eine der häufigsten Klagen, namentlich bei langen Eiltouren, betrifft ein Bedürfniß, das nur arge Prüderie von einer öffentlichen Besprechung ausschließen könnte. Hatte es früher Tadel hervorgerufen, daß auf manchen Bahnhöfen die Anstalten „für Männer“ und „für Frauen“ zu entfernt von den Ein- und Aussteigestellen der Perrons angebracht waren, so gehen jetzt die Ansprüche weiter. Es ist längst der Anfang damit gemacht, die Eisenbahnzüge selbst mit Aborten zu versehen. Freilich eignet sich dazu nur das amerikanische Personenwagen-System, das dem Reisenden jeden Augenblick den Gang durch die gesammte Wagenreihe gestattet. Allerdings ist auch bei Wagenzügen deutschen Systems die Einrichtung besonderer Abort-Wagen getroffen, die Benutzung derselben ist aber mit dem offenbar sehr leidigen Zwang verbunden, solche Anstalten nur während der Haltezeit auf einer Station betreten und, wenn nur wenige Minuten Aufenthalt gestattet sind, erst auf der nächsten Station wieder verlassen zu können. In dieser Beziehung ist Abhülfe dringend nöthig, denn hier hat die Sorge für die Gesundheit der Reisenden ein sehr erfahrungsreiches Wort mitzusprechen.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Doppelgänger.

Erzählung von Ludwig Schücking.

(Fortsetzung.)

Englisches Gold! Das brachte eine Ideenverbindung hervor, in der etwas wie eine Aufklärung lag. Das englische Gold war damals überall da, wo es sich um Anstrengungen und Agitationen wider die französische Macht handelte; englisches Gold war wie das Blut, das durch die Adern der allgemeinen Empörung pulsirte, die sich gegen den großen Verderber erhoben hatte, und so war der Fremde vielleicht auch eines der Werkzeuge des großen Weltkampfes, ein Werkzeug, das sich noch verborgen hielt, vielleicht im Verborgenen wirken, vielleicht auch eine bestimmte Stunde abwarten sollte, bis die Zeit des Wirkens da war.

Das waren die Gedanken, welche in Prinzessin Elisabeth aufstiegen, als die Meyerin ihr von dem englischen Golde sagte, obwohl es dann wieder sehr räthselhaft wurde, wie der Fremde in Spanien mit dem Anerben dieses Hofes zusammengetroffen sein konnte, der doch dort unter französischen Fahnen diente.

„Hat er Euch nichts von Eurem Sohne erzählt," fragte sie deshalb, „wie und wo er mit diesem zusammengekommen?"

Die Meyerin schüttelte den Kopf. „Der Meyer," antwortete sie, „sagt, er habe ihm wohl allerlei erzählt, wie sie in einer Stadt zusammen im Quartiere gelegen, in einem Platze, wo die Engländer die Herren gewesen und wo sie unseren Anton als Gefangenen gehabt, den sie doch nachher den Franzosen wieder herausgegeben, aber weiter habe ich nicht viel davon begreifen können, und der Meyer wohl auch nicht. Aber meiner Seele, das ist ja der Herr selbst, der dort über die Lausbrücke kommt!"

Die Prinzessin schaute auf; sie sah in der That den Fremden über die schmale Holzbrücke herankommen, welche drüben an der anderen Seite des Hauses über den Fluß führte; er ging langsam, die Hände auf dem Rücken, die Blicke nachdenklich auf den Boden gerichtet. Als er dann, sein Haupt wie zufällig erhebend, die Prinzessin wahrnahm, richtete er seine Schritte geradenwegs auf sie zu, ohne die letzteren doch im geringsten zu beeilen oder zu verlangsamen.

Die Prinzessin fühlte, daß sich ihre Farbe ein wenig veränderte, als sie den Mann, mit dem sich ihre Gedanken so viel beschäftigt hatten, jetzt unerwartet vor sich treten sah, und das Gefühl, daß sie errötethete, nahm ihr etwas von ihrer sonst nicht leicht zu erschütternden Unbefangenheit. Dazu kam, daß er seine unter den breiten Lidern halbverschleierten Blicke mit nichts weniger als dem Ausdrucke großer Ehrfurcht, sondern ganz keck und verwegen und so wenig demüthig auf ihr ruhen ließ, als ob er eine von den Meyers Hofmägden vor sich sehe.

Er zog seinen Hut jedoch mit einer sehr galanten weltmännischen Verbeugung und ließ sich ruhig auf den Stuhl, den die Meyerin ihm hinstellte, nieder, indem er sagte:

„Ich bin sehr glücklich Sie zu sehen, Durchlaucht; wie glücklich, das kann ich Ihnen freilich nicht deutlich machen; dazu müßten Sie, wie ich, den ganzen Tag Geschichte studiet und mit Ihren Gedanken sich in eine todte Welt eingewühlt haben, um dann, aus diesem Versunkensein erwachend, die grauenhafte Leere Ihrer Gegenwart, der stillen Kötterwelt um Sie her, zu fühlen. Dann erst würden Sie das Gefühl verstehen können, mit dem ich hier ein Stück lebendigen, reizenden Lebens finde, das nun plötzlich alle Schatten der Vergangenheit vor einer einzigen Gestalt der Gegenwart die Flucht ergreifen läßt. Seien Sie gesegnet dafür, obwohl Sie gewiß nicht mit solcher Absicht herkamen!"

„Nein," versetzte die Prinzessin lächelnd, „ich kam nicht mit der Absicht her, solch metaphysische Complimente zu ernten, auch nicht in der Erwartung, Jemand in unserer bewegten Zeit von der „Leerheit unserer Gegenwart" reden zu hören . . ."

„Davon redete ich nicht; ich sprach von der grauenhaften, gottverlassenen Leere der Welt um mich her und verstand darunter nicht die Gegenwart überhaupt, sondern zunächst nur den Bering einer ärmlichen Kötterei, in welcher ich lebe."

„Hindert Sie etwas diesen Bering zu verlassen und für die Gegenwart zu leben, da, wo sie eben aller männlichen Kräfte zu ihren Kämpfen bedarf?"

„Es muß wohl so sein, Durchlaucht," versetzte er leise mit dem Kopfe nickend. Und dann nach einer Pause setzte er hinzu: „Ich bin sehr lange im Kriege gewesen; ich habe den Krieg in seiner herzzerreißendsten Gestalt kennen gelernt; ich war in Spanien und habe dort Monate lang die heißesten, aufreibendsten Kämpfe mit den Guerillas durchfechten helfen müssen; ich habe Scheußlichkeiten angesehen, bin durch Blutlachen gewatet, habe mich durch Feuer und Flammen schlagen müssen — das war endlich nicht mehr auszuhalten; ich gerieth in einen Zustand von innerem Elend, von Empörung über dieses Leben, das ich zu führen gezwungen war, und nahm es als eine wohlthätige Erlösung auf, als ich endlich wegen eines Subordinationsvergehens —"

„Sie hatten Ihren Cameraden durch den Kopf geschossen,

Digitized by Google

wie Sie neulich erzählten," fiel die Prinzessin mit einem halb ernsten, halb ironischen und Zweifel ausdrückenden Tone ein, „war es Das?"

„Richtig! Das war es, und Das rettete mich aus einer ganz unerträglichen Lage. Weil ich ein Deutscher war, dem sie schon nicht mehr recht trauten, erwiesen mir nämlich die Franzosen, unter denen ich diente, die Wohlthat, die Sache ungewöhnlich ernst zu nehmen und mich vor ein Kriegsgericht zu stellen, das mich zum Füsilirtwerden verurtheilte.

„Ich bitte Sie — das ist ja schrecklich."

„Es ist so. Füsilirt ohne Appell und Gnade. Das Urtheil wurde vom Divisionsgenerale bestätigt werden, und weil der Divisionsgeneral eben entfernt und vor dem Feinde beschäftigt war, habe ich zwei Tage als Verurtheilter warten müssen, bis diese Bestätigung herbeigeholt war. Zwei Tage lang. Haben Sie eine Ahnung davon, was Das sagen will? Zwei Tage, während welcher man keinen Schritt sich nahen hören kann, ohne zu erwarten, daß es der des Mannes ist, der eintreten wird, um zu sagen: „Komm! Der Augenblick ist da!" Zwei Tage! Und dann, o, die Nächte! die Nächte!"

Der Fremde fuhr mit der Hand über sein sprechendes Gesicht, das mit seinem wechselnden Ausdrucke beim Reden etwas eigenthümlich Anziehendes erhielt; es schien, als ob er die verschleierten Augen schließen wolle vor den Schatten der grauenhaften Erinnerung, welche er heraufbeschworen hatte.

„Mein Gott," sagte die Prinzessin tief athmend und furchtbar erschüttert, „zwei Tage lang, zum Tode verurtheilt, auf den Augenblick des Todes warten zu müssen — wie ist es möglich, das anszuhalten — wie können Menschen einander solche Qualen auferlegen?!"

„Daß es möglich ist, es auszuhalten, sehen Sie an mir, Durchlaucht; denn ich lebe noch; ich wandle wirklich noch im Fleische umher, wenn ich nicht irre; denn zuweilen kommt es mir vor, als irre ich, als gehöre ich der Welt, die mich umgiebt, dieser mir völlig fremden Welt, diesen ganz fremden Leuten, unter denen ich umhergehe, und diesen ganz fremden Interessen, für die sie existiren, durchaus nicht mehr an, als sei ich eigentlich ein Todter, aber ein verirrter, der den Weg in's Jenseits, die Thür in die andere Welt nicht habe finden können, und lause ich nun so ziellos umher, um nächstens vielleicht als Stellvertreter für den ewigen Juden eingestellt zu werden."

„Aber erzählen Sie doch weiter! Was ward daraus? Wie wurden Sie gerettet?" fiel die Prinzessin ein.

„Wie ich gerettet wurde? Wunderlich genug! Die Bestätigung des Todesurtheils kam gegen Abend an. Es sollte noch in derselben Stunde ausgeführt werden. Ich wurde aus dem Kerker geführt, die Hände auf den Rücken gebunden, den unerläßlichen Kapuziner neben mir; vor dem Gebäude marschirte das Detachement auf, welches mich escortiren und draußen vor der Stadt in die andere Welt befördern sollte. Während es sich in Marsch setzte und wir durch die engen, schon dämmernden Gassen der kleinen spanischen Stadt schritten, vernahm ich in der Ferne Flintenschüsse; man achtete nicht darauf; dann aber vermehrten sich die Schüsse. Sie kamen von der Seite her, nach welcher wir marschirten. Der commandirende Officier ließ die Truppe ihren Marsch beschleunigen. Wir passirten das enge Stadtthor; wir betraten bereits den Anger vor dem Thore, auf welchem ich den Hügel Erde erblickte, der aus meinem Grabe aufgeworfen war — da ertönte plötzlich hinter uns, im Innern der Stadt, der Generalmarsch und zugleich erneutes Schießen, als ob die Stadt irgendwo von einer entgegengesetzten Seite angegriffen würde. Mein Detachement setzt sich in heftige Bewegung, um sich rasch meiner zu entledigen und ein Ende mit mir zu machen; schon commandirt der Officier „Halt!" — da plötzlich fällt vor uns ein Schuß; auf dem mit verbrannten Gras bedeckten Höhenkamme, der den Anger begrenzt, tauchen Männer und zugleich vor und zwischen ihnen blaue Rauchwölkchen auf; sie vermehren sich — es sind Guerillas, die, mit anderen Truppe combinirt, einen Angriff auf die Stadt machen und sie durch einen Ueberfall zu nehmen versuchen. Unser Officier, in seiner Ueberraschung, versiert den Kopf; er befiehlt, vorzugehen auf die angreifenden und sich jetzt den Hügel herunterstürzenden Banden, sieht, daß diese Banden sehr stark über den Höhenkamm herausfluthen, wendet sich, will den Rückzug commandiren, erblickt jedoch seine Leute bereits im vollen Laufe dem Stadtthore zu, um sich hinter demselben zu retten. Niemand kümmert sich dabei um mich, auch bin ich sehr bald von den Guerillas umringt, angeschrieen und zum Gefangenen gemacht. Als ich dann erkläre, ich sei ein eingefangener Engländer und habe, weil man mich für einen Spion gehalten, erschossen werden sollen, überläßt man mich mir selber und ich säume natürlich nicht, mich aus dem Staube zu machen. Nachdem ich die Nacht durchwandert, gelingt es mir, ein englisches Corps zu erreichen, dem ich mich als geborenen Deutschen und französischen Officier mit der Angabe vorstelle, daß ich den Ueberfall durch die Guerillas benutzt, um auszureißen. Sie müssen wissen, daß es eben häufig vorkam, daß Deutsche aus den Reihen des französischen Heeres sich zu den Engländern flüchteten. Als ich bei diesem Corps verweilte, stieß ich auf einige den Franzosen bei einer ganz frischen Affaire abgejagte Gefangene. Es war darunter ein Mann aus dieser Gegend, der früher in meiner Compagnie gestanden und der mir sehr zugethan war — der Sohn des Meyers; da ich ihm sagte, daß ich über England hierher reisen wolle, gab er mir die Empfehlung an seinen Vater mit . . ."

„Ist er denn Gefangener?"

„Nicht mehr. Er wurde nach wenigen Tagen bereits, als ein Gefangenenaustausch stattfand, umgewechselt."

„Und Sie?"

„Ich reiste nach einigen Wochen, sobald es mir gelungen war, mir Geld zu verschaffen, das ich aus Deutschland über England kommen lassen mußte, nach England und von dort nach einem deutschen Hafen."

„Und dort drängte es Sie nicht, in die Reihen Derer einzutreten, welche eben für Deutschland kämpfen?"

„Nein — ich mag nicht mehr Soldat sein. Ich kann es nicht mehr. Begreifen Sie es nicht?"

„Gewiß! Aber nun haben Sie sich unter falschem Namen hierher gewagt, denn der richtige würde Sie immer, wenn die französischen Behörden Sie hier fänden, in große Gefahr bringen."

„Unter falschem Namen?"

„Nun, sicherlich — der Name, den Sie sich beilegten, ist doch nicht der Ihre? Er gehört einem Andern — das wissen Sie doch? Nehmen Sie sich deshalb in Acht! Man könnte Sie zur Rechenschaft ziehen."

„Freilich, man könnte das."

„Nun ja, glauben Sie, Herr von Uffeln sei in sein eben gefundenes Gut, in seine neue Herrlichkeit und in das Liebesleben, das sich für ihn daran geknüpft hat, so versunken . . ."

„Ein Liebesleben?"

„Man sagt ja, daß er Fräulein Adelheid von Mansdorf heirathen wird."

„Sagt man das?"

„Freilich — und es ist ja auch so natürlich, daß hier die Hände, wie die Interessen sich verknüpfen."

„Das ist es," versetzte der Fremde und versiel dabei in ein dumpfes Brüten.

„Worüber denken Sie nach?"

Er fuhr, wie erwachend, mit der Hand über die Stirn und sagte:

„Reden wir von anderen Dingen! — Was führt Sie hierher, Durchlaucht? Die Liebe zu diesen schönen alten Bäumen? Sie haben Recht, daß Sie ihnen Ihre Liebe zuwenden."

„Sie erwidern sie nur nicht."

„Es ist glücklicher Menschen Loos, zu lieben, ohne Erwiderung zu finden."

„Glücklicher? Wie paradox!"

„Und doch wahr. Eine erwiderte Liebe, die auf dem alltäglichen Wege zur hausbackenen Ehe führt, geht sehr bald im Philisterthume unter; der Duft, die Poesie verflüchtigt sich da, und das Gemüth kommt gar nicht dazu, die Blume des Lebens sich entwickeln, entknospen, aufblühen zu lassen — die eigentliche Blume des Lebens, die Leidenschaft. Sind das nicht unglückliche Menschen, die, ohne je die Leidenschaft kennen zu lernen, durch's Leben gehen, träumend, schlummernd? Nur wer so glücklich ist, unerwidert zu lieben, der lernt sie kennen, der erfährt etwas vom Dämonischen der

Digitized by Google

Existenz, dem reißt das Leiden alle dunkeln verborgenen Ströme des Innern auf, der erkennt des Menschenthums ganzen Umfang, seine ganze Tiefe. Ist er deshalb nicht glücklich zu schätzen?“

Die Prinzessin schüttelte, verwundert über solche Ansichten, nachdenklich den Kopf. Nach einer Pause sagte sie lächelnd:

„Dann hatten Sie freilich Recht, sich bei Ihrer Liebe gründlich vor einer Erwiderung sicher zu stellen.“

„Bei meiner Liebe? Ach, ich erinnere mich, was ich Ihnen damals sagte — wie war es doch?“

„Wie, Sie hätten Ihre arme Nonne schon vergessen? So muß d i e s e Leidenschaft keine sehr große gewesen sein.“

„Vielleicht,“ entgegnete der Fremde, mit einem feinen, bedeutungsvollen Lächeln die Prinzessin träumerisch anblickend, „ist sie verdrängt durch eine neue, größere.“

Die Prinzessin erröthete und stand auf. Das war zu viel der Unbefangenheit, der Offenheit, falls es das war, oder der Keckheit ihr gegenüber. Ihr durchlauchtiges Blut empörte sich über so viel Verwegenheit. Sie sprach noch ein paar Worte zu der Meyerin, die während der ganzen Unterhaltung als stumme Zuhörerin dagesessen hatte; sie reichte dann dieser die Hand, trug ihr Grüße an den Meyer Jochmaring auf, winkte ihre Marianne herbei und ging — ging davon, ohne den verwegenen Mann, der sie so beleidigt hatte, auch nur noch eines Blickes zu würdigen.

Dieser blickte ihr nach, sinnend, ruhig, ernst und mit einem leisen Lächeln, das um seine Mundwinkel spielte. Dann wandte auch er sich zum Gehen; er ging, nachdem er der Meyerin die Hand gegeben, schweigend fort.

Die Prinzessin schritt sehr rasch ihres Weges. Sie war offenbar in hohem Grade erregt. Marianne, die einige Male ein Gespräch zu beginnen versuchte, erhielt keine Antwort.

Endlich, als sie bereits nahe dem Schlosse von Ibar waren, sagte die Prinzessin laut und heftig:

„Ich glaube, er ist ein ganz abscheulicher Lügner und lacht nun über mich, weil ich ihn so findlich gläubig angesehen habe, während er mir das Unmöglichste aufband. Der impertinente Mensch!“

Sie war in einem furchtbaren Zorne gegen ihn. Je mehr sie jetzt über die ihr erzählten Geschichten nachdachte, desto klarer und offenbarer wurde es ihr, daß sie sammt und sonders erdichtet und erlogen seien, daß solche wunderbare Abenteuer, wie er sie gehabt haben wollte, ganz unmöglich sich wirklich zugetragen haben könnten, daß er nur ihrer Leichtgläubigkeit gespottet, und dieser Spott, dieses übermüthige Spielen mit ihr, das sich solch ein unter gestohlenem Namen umherlaufendery war der Obrigkeit sich verbergender Mensch, der irgend ein Verbrechen begangen haben mußte, erlaubt hatte — das empörte sie grenzenlos.

Und was sie innerlich noch obendrein kränkte, das war ihr eigenes Benehmen. Es kam ihr vor, als habe sie ihm viel zu viel Ehre damit angethan, daß sie ihm ihr Beleidigtsein gezeigt; sie hätte seine letzten Worte gar nicht verstehen müssen. Das allein wäre ihrer würdig gewesen. Sie machte sich bittere Vorwürfe, daß sie sich so tactlos benommen!

5.

Unterdessen hatte sich Herr Ulrich Gerhard mit seiner ruhigen Anspruchslosigkeit wie ein Mitglied der Familie auf Haus Wilstorp eingewöhnt und eingelebt. Er stapfte Herrn von Mansdorf die Pfeifen und trank mit ihm; er hörte Frau von Mansdorf mit der gewinnendsten Aufmerksamkeit an, wenn diese ihm die ganz außerordentlich schwer zu begreifende Verwandtschaft zwischen denen von Ussels und denen von Mansdorf auseinander setzte und ihn in die übrigen genealogischen Verhältnisse der Gegend und namentlich auch die des Fürstenhauses zu Ibar einweihte. Fräulein Adelheid aber machte er mit einer gewissen schüchternen Besangenheit den Hof, obwohl ihm diese von Allen das wenigste Entgegenkommen zeigte. So offenherzig und liebenswürdig Fräulein Adelheid gegen Jedermann war, so auffallend war es, daß sie diese gewinnenden Eigenschaften dem Lehnsvetter am wenigsten zeigte und ihn mit einer Kühlheit zu behandeln begann, welche den liebenswürdigen Charakter dieses jungen Mannes nur noch in einem schöneren Lichte zeigte, da er sich durch eine persönliche Empfindlichkeit, die bei solcher Behandlung so natürlich gewesen wäre, nicht im Geringsten in der treuen Verehrung stören ließ, die er gleichmäßig fortfuhr ihr zu widmen. Uebrigens mochte, wenn Adelheid sich ungewöhnlich ablehnend und unfreundlich gegen ihn benahm, dies auch mit ihrem körperlichen Zustande zusammenhängen, der sich offenbar nicht gebessert hatte; sie sah angegriffen aus und klagte oft über Ermüdung und Kopfschmerz — ein Zustand, der doch ihrer Mutter keinerlei Sorge einzuflößen schien, denn diese sagte mit strenger Miene nichts dazu als:

„Es wird schon vorübergehen, wie es oft vorübergegangen ist. Nach Doctor Günther darum zu senden, ist durchaus nicht nöthig. Ich will den Doctor nicht ewig mehr im Hause sehen; wir werden uns jetzt schon selbst helfen können. Dank der Güte des Vetters Ussels, welcher uns seinen ganzen noch auf dem Gerichte liegenden Antheil an den Holzschlaggelbern, und was ihm sonst nachzuzahlen ist, zur Disposition gestellt hat, werden wir für den Winter in den Süden gehen — das wird Dich gründlich curiren.“

Adelheid mußte sich nicht so zuversichtlicher Hoffnung über die Heilkraft eines Winters im Süden hingeben, denn als die Mutter sie verlassen hatte, schoß ihr ein Strom von bitteren Thränen in die Augen und tröpfelte über ihre bleich gewordenen Wangen.

Es war offenbar so, wie Prinzessin Elisabeth gesagt: das bereits umlaufende Gerücht von einer Verbindung der Hände wie der Interessen auf Haus Wilstorp hatte seinen guten Grund; denn Frau von Mansdorf war sehr entschlossen, eine solche Verbindung durchzusetzen. Und so hatte sich für Adelheid die Ankunft des Lehnsvetters durchaus nicht zu dem freudigen Ereigniß gestaltet, das sie für alle Anderen war.

Für alle Anderen sagen wir und müssen doch noch eine zweite Ausnahme machen — die eines zierlich gebauten jungen Mannes mit feinen klugen Zügen und schöngelockten dunklem Haar, der, während Adelheid so im Stillen Thränen vergoß, in dem Arbeitszimmer des Justitiars Plümer saß und in der vornehmen Anmuth, die über seine ganze Persönlichkeit ausgegossen war, einen eigenthümlichen Contrast zu dem ältlichen Herrn im zerrissenen Schlafrocke und der schmuddelhaubebeschmutzten Wäsche bildete, in dessen intelligente und durchaus dreinschauende Augen er blickte. Von des fleißigen und vielbeschäftigten Actenmannes Umgebung dagegen konnte man nicht sagen, daß sie nicht mit seiner Persönlichkeit in Harmonie gestanden. Dies kleine mit zwei Gitterfenstern auf den Marktplatz des Städtchens Ibar hinausgehende Arbeitsgemach war außerordentlich dürftig eingerichtet und, trotz seines überquellenden Actenreichthums an allen Wänden, ein ärmlich aussehender Raum. Tische mit Oelanstrich, Stühle mit Strohsitzen, Repositorien, an denen der Firnißüberzug schon von einem gewissen Luxus sprach — das genügte in jenen anspruchslosen Tagen für die Einrichtung eines Geschäftslocals eines „Honoratioren“ in solch einer kleinen Stadt, deren „Marktgewühl“, auf das der Justitiar eben nachdenklich hinausblickte, aus einem ausgespannten Bauernwagen, einer am Marktbrunnen pumpenden Magd und zwei ihrer Kerkerhaft entlaufenen muthwilligen Ferkeln bestand.

„Das Leben ist eben eine trübselige Sache, mein lieber Adolf,“ sagte der Justitiar, „was Du ja hinreichend an Deinen Krankenbetten hast einsehen lernen können. Was Du vielleicht nicht so gründlich zu erkennen Gelegenheit gehabt hast, das ist die Wahrheit des Satzes: ‚Eines muß der Mensch haben, das ist Vernunft — oder einen Strick sich zu hängen.‘ Ich denke, Du wirst die Vernunft haben.“

„Ich habe Vernunft,“ versetzte der junge Arzt, „ich glaube sie hinreichend dadurch bewiesen zu haben, daß ich nicht schon längst nach Wilstorp gegangen bin, um eine offene Auseinandersetzung mit diesem Burschen, diesem Vilseln herbeizuführen und ihm zu erklären . . .“

„Was könnte Dir ihm erklären, was die Lage der Dinge um ein Haarbreit änderte? Sieh, die Einkünfte von Wilstorp reichen für zwei Familien nicht aus. Wenn dieser Vilseln heirathet, eine fremde Frau, und sie in's Haus bringt, zahlreiche Kinder dazu bekommt, und das Alles soll da zusammen leben und zehren, so wird für alle diese Menschen ein Hundeleben

Digitized by Google

daraus entstehen. Da ist das einzige Bescheidte, das Nächstliegende, das ganz Natürliche, daß Ilseln in die Familie eintritt, daß er Adelheid heirathet. Damit ist Alles geschichtet, jedem möglichen Conflicte der beiderseitigen Interessen für die Zukunft vorgebeugt. Und für Adelheid selbst ist es doch auch ein Glück, heirathen zu können, ohne darum das Elternhaus verlassen zu müssen . . ."

„Heirathen — einen fremden Menschen, den sie nicht mag, nicht will . . . ich bitte Dich, Oheim, sprich das Wort nicht aus, ruf mir diese Vorstellung nicht wach, oder Du machst mich rasend."

„Deine Raserei wird sich legen müssen — und am ersten, denk' ich, legt sie sich, wenn Du bedenkst, daß solch eine standesmäßige Heirath mit ihrem Better eine viel dauerhaftere Bürgschaft für Adelheid's Glück ist, als wenn sie Dich nähme und aus ihrem schönen alten Schlosse zu Dir in Dein bescheidenes Bürgerhaus zöge — es gehört zu den besten, wohleingerichtetsten, Vermögen hast Du auch, ich weiß, ich weiß — aber solch einem adeligen Gemüthe genügt auf die Dauer die solideste und respectabelste Bürgerlichkeit nicht, und . . ."

„Ach, das ist ja Alles keine Vernunft, was Du da redest, Oheim, sondern das lautere deftillirte Philisterthum," fiel Adolf ihm in's Wort. „Ich bin Adelheid's Neigung sicher; sie hat mir gestanden, daß sie kein größeres Lebensglück verlange, als ein Leben an meiner Seite, und Bürgerlichkeit oder Adel haben damit Nichts zu schaffen. Was aber damit zu schaffen hat, das ist Adelheid's Gesundheit; diese ist angegriffen, und wenn man sie zwingt, sich gegen ihre Neigung zu verbinden, wenn man ihrem Gefühle, ihrem Herzen, ihrem innersten Leben Gewalt anthun will, so schleudert man sie dem Tode in die Arme. Das muß ich als Arzt wissen."

Der Justitiar schwieg eine Weile.

„Freilich," sagte er dann, „wenn Gott Aesculap sich als Vermittler in die Sache mischt, muß ich schweigen. Dem Herrn Neffen habe ich als Mittel gegen seine Verzweiflung Vernunft angerathen — gegen Frauenkrankheiten ist dieses Mittel nicht wirksam. Uebrigens kommt mir Deine Prognose ein wenig mehr leidenschaftlich als wissenschaftlich vor."

„Nein, nein, das ist sie nicht," rief Adolf aus, „ich weiß, welch zartes Wesen Adelheid ist, wie tief sie empfindet und wie sehr ihr Wohlsein von einer ungetrübten Seelenruhe abhängt. Hat sie sich nicht in den letzten Monaten ganz außerordentlich wohl befunden? Waren nicht alle krankhaften Symptome der Anämie bei ihr verschwunden? Nun wohl, das trat ein mit dem Augenblicke, wo wir Beide uns gegen einander ausgesprochen hatten, wo ich ihr meine Leidenschaft für sie bekannte, wo der Zustand von peinigender Seelenunruhe aufhörte, der immer . . ."

„Bald ‚himmelaufjauchzend', bald ‚zum Tode betrübt' macht," fiel der Justitiar ein. „Nun ja, ich beuge mich, wenn Du's so auf empirisch wissenschaftlichem Wege festgestellt hast, kann Dir dann aber nicht den geringsten Rath geben. Frau von Mansdorf bringst Du von ihrem Plan und Beschluß nicht ab, wenn es Dir auch gelingen könnte, ihren Gatten zu erweichen. Er ist nur leider nicht das bestimmende Princip im Hause, und sie ist sonst auch eine brave Frau; nur übt auf ihren Willen fremder Widerstand eine chemische Wirkung aus; wenn Beide zusammen kommen, so entwickelt sich eine böse Säure in ihr, und die krystallisirt sich dann zur störrigen Hartnäckigkeit eines Maulesels. Im Grunde werden Beide, der Mann wie die Frau, von Herrn Fäustelmann gelenkt, dieser lebendigen Beschämung unserer Philosophie, die sich von gewissen Dingen bekanntlich nichts träumen läßt, welche Herr Fäustelmann doch ganz klar leibhaftig mit seinen Schelmenaugen sehen kann; er braucht nur ein wenig Mondschein zu haben — und ganz allein zu sein. Was aber diesen frommen Herrn Fäustelmann angeht, der keinem Kinde etwas zu Leide thut, keinem Pferde auf den Huf und Keinem, der stärker ist als er, zu nahe tritt, so haßt er uns, weil wir uns seinen Vorgeschichten gegenüber ein wenig skeptisch verhalten. Er wird sicherlich gegen Dich sein. So bliebe Dir freilich nichts übrig, als es bei diesem Ilseln selbst zu versuchen und ihn mit der Lage der Dinge bekannt zu machen. Er scheint ja ein weicher, gutmüthiger Mensch, und wenn Du Deine Beredsamkeit bei ihm versuchst, verzichtet er vielleicht auf die Hand Adelheid's und gelobt Dir dabei, ewig als ein unbeweibter Vetter auf Wilstorp zu privatisiren, um der Familie Mansdorf nicht ihre Plätze am Herdfeuer zu beschränken."

Adolf Günther schüttelte den Kopf.

„Er mag gutmüthig und anspruchslos genug sein," sagte er. „Aber er macht mir auch den Eindruck eines charakterlosen Gesellen, der thun wird, was Frau von Mansdorf und sein — Eigennutz ihm sagen."

„Hm, ja," versetzte der Justitiar, „ich denke auch, daß ein Schritt bei ihm so aussichtslos für Dich wäre, wie ein Protest um eine holländische Erbschaft."

Es folgte eine Pause. Der Justitiar Plümer stand endlich auf, putzte seine Brille, ging seine Pfeife zu stopfen und wandte sich dann zu einem seiner Repositorien, um ein Actenstück zu suchen. Er war offenbar ermüdet von der Besprechung einer Sache, die ihm so aussichtslos schien.

„Höre," sagte er, indem er eines der Actenbündel hervorzog, „da ein guter Jurist seinen Clienten doch nicht ganz ohne einen Rath forttenden darf, so will ich Dir einen geben. Vertraue Dich der Prinzessin Elisabeth an! Sie ist ja Deine große Gönnerin, dieses weise Huhn, und auch vol Freundschaft für Fräulein Adelheid. Wenn irgend Jemand hier helfen kann, so ist sie es, die im Stande, Mittel und Wege zu erdenken. Allen Respect vor ihr! Ich verschere Dich, es kommt öfter in der Burg zu Ihar vor, daß Knoten, über die Keiner hinwegzukommen weiß, von ihren feinen hochfürstlichen Fingern gelöst werden."

„Ich hast Recht, Oheim," versetzte nach einer Pause der junge Arzt, „ich habe schon selbst daran gedacht."

„Hat sie diesen Ilseln gesehen?"

„Ja, er hat einen Besuch im Schlosse gemacht."

„Nun, so kennt sie ihn also. Solch' einen Menschen durchschaut sie mit einem einzigen Blicke. Darin ist sie groß. Ich bin oft erstaunt gewesen, wenn ich mit ihr geredet habe, wie sie ihre Menschen weg hat. Geh' zu ihr und vertrau' ihr Deinen Kummer an!"

Adolf stand auf und griff nach seinem Hute.

„Du willst mich los sein, Oheim," sagte er. „Ich gehe auch; ich habe im Schloß einen Kranken — vielleicht treffe ich die Prinzessin bei ihm; sie ist immer voll Sorge für alle diese Leute. Also auf Wiedersehen!"

Der Justitiar entließ ihn mit einem freundlichen Nicken des Kopfes, und der junge Doctor ging und begab sich raschen und festen Schrittes durch die Straßen der kleinen Stadt zum Schlosse. Als er vor diesem angekommen war, wandte er sich links durch ein offen stehendes Gitterthor in den Park, und hier, die Arme über die Brust verschlingend, den Kopf gesenkt und die Blicke auf den Boden heftend, wandelte er langsam unter den hohen alten Bäumen auf und ab, denen Meyer Jochmaring seine Anerkennung verfagt hatte, weil sie nicht seinen Eichen gleich kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines deutschen Vorkämpfers.

(Schluß.)

Man ersieht aus den zuletzt angeführten Aeußerungen zum Jubiläum des „Leben Jesu", daß es Strauß nicht gleichgültig war, die Rolle des „Verfehmten" zu spielen, welche die Dämmerlichkeit der Zustände ihm auferlegte. Der ganze Mann spricht aus jenen Worten, sein tiefes Leid, aber auch der jubelnde Triumph, mit dem er in der stolzen Vornehmheit seines Selbstgefühls über das ihm angethane Unrecht sich erheben konnte. Es gehört nicht in das Ehrenbuch der deutschen Hochschulen und Facultäten, daß sie eine so imponirend sich bekundende, hoch über das Mittelmaß hinausragende Kraft unbedachtet am

Digitized by Google

Adolf Günther schüttelte den Kopf.

„Er mag gutmüthig und anspruchslos genug sein.“

„Aber er macht mir auch den Eindruck eines [illegible]

[illegible]ellen, der thun wird, was Frau von [illegible] [illegible]

[illegible]gennutz ihm sagen.“

„Hm, ja,“ versetzte der Justitiar, „ich denke mich [illegible]

[illegible]chritt bei ihm so aussichtslos für Dich wäre, [illegible]

[illegible] eine holländische Erbschaft.“

Es folgte eine Pause. Der Justitiar [illegible]

[illegible]f, putzte seine Brille, ging seine Pfeife zu [illegible]

[illegible] dann zu einem seiner Repositorien, um [illegible]

[illegible]suchen. Er war offenbar ermüdet von der [illegible]

[illegible] Sache, die ihm so aussichtslos schien.

„Höre,“ sagte er, indem er eines der [illegible]

[illegible] „da ein guter Jurist seinen Clienten doch nicht [illegible]

einen Rath fortsenden darf, so will ich Dir einen [illegible]

traue Dich der Prinzessin Elisabeth an! Sie ist [illegible]

[illegible]Gönnerin, dieses weise Huhn, und auch [illegible]

Fräulein Adelheid. Wenn irgend Jemand [illegible]

[illegible] ist sie es, die im Stande, Mittel und Wege zu [illegible]

Respect vor ihr! Ich versichere Dich, es [illegible]

Burg zu Idar vor, daß Knoten, über die [illegible]

weiß, von ihren feinen hochfürstlichen Finzern [illegible]

„Du hast Recht, Oheim,“ versetzte nach einer [illegible]

junge Arzt, „ich habe schon selbst daran gedacht.“

„Hat sie diesen Uffeln gesehen?“

„Ja, er hat einen Besuch im Schlosse gemacht.“

„Nun, so kennt sie ihn also. Solch' [illegible]

durchschaut sie mit einem einzigen Blick. [illegible]

Ich bin oft erstaunt gewesen, wenn ich [illegible]

wie sie ihre Menschen weg hat. Geh' zu ihr und [illegible]

Deinen Kummer an!“

Adolf stand auf und griff nach seinem [illegible]

„Du willst mich los sein, Oheim,“ sagte [illegible]

„Ich habe im Schloß einen Kranken — [illegible]

[illegible] ist immer voll [illegible]

[illegible]t's Leute, das ist der Brief des Königs! Nun glaubt halt dem König und folgt dem Herrn Kaplan

Nach seinem eigenen Oelgemälde auf Holz übertragen von Ed. Kurzbauer.

Digitized by Google

Wege stehen ließen, daß Jahrzehnte hindurch nicht eine einzige dieser akademischen Körperschaften das wissenschaftliche Anstandsgefühl, den Muth und die Selbstverleugnung zeigte, eine Berufung des Mannes zu verlangen. Bei Strauß schreibt sich wohl auch aus diesem Umstande der Ton verschärfter und rücksichtsloser Bitterkeit her gegen eine gewisse Art von künftiger Wissenschaft, deren Bemühen darauf hinaus läuft, ihren Ueberzeugungen die Spitze abzubrechen, mit der Unwahrheit einen künstlichen Vertrag herzustellen, um sich Amt und Wirksamkeit nicht zu verscherzen. Hätte ihn der frühe schon reichliche Ertrag seines freien Leistens und die strenge Ordnungsmäßigkeit seines Wandels nicht hinlänglich vor materieller Sorge geschützt, so würde unsere Geschichte auch von diesem großen deutschen Schriftsteller zu erzählen haben, daß der Kampf mit der gemeinsten Noth sein Dasein verwüstet habe. Auch ein anderes Begehren seiner Natur, die Gründung eines traulichen Heim, die Sehnsucht nach häuslichem Glücke an der Seite eines geliebten Wesens sollte sich ihm nicht dauernd erfüllen. Die Wiener Sängerin Agnese Schebest hatte bei einem Gastspiele in Stuttgart durch den Zauber ihres Gesanges und die classische Vollendung ihrer Darstellung die hohe Bewunderung des Kunstkenners erregt, während die Anmuth ihres Wesens und ihrer Erscheinung unwiderstehlich sein Herz gewann. Die berühmte Primadonna ward die Gattin des stillen Gelehrten; die Neuvermählten wohnten zuerst in einem schön gelegenen Schlößchen bei Heilbronn, dann in Heilbronn selbst in freundschaftlichem Verkehr mit einer Anzahl hochgebildeter Familien; aber die Ehe war eine unglückliche, und die Gatten trennten sich nach fünf Jahren ohne gerichtliche Scheidung. Ihre beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, blieben erst bei der Mutter; nach einigen Jahren nahm sie der Vater zu sich und gewann dadurch allerdings einen Quell der Beseligung und des reinsten, ungetrübtesten Glückes.

Der Schiffbruch seiner Häuslichkeit hatte Strauß in ein Wanderleben geworfen, aus dem er fortan nicht wieder herauskam. An den verschiedensten Orten schlug er sein Zelt auf und brach es nach einigen Monaten wieder ab. Von Heilbronn war er unter dem Verbrausen der Revolutionsstürme von 1848 nach München gegangen, dessen Kunstschätze ihn anzogen, dann verlebte er mit seinen Kindern eine Zeit in Weimar, die Erinnerungen an die goldene Zeit deutscher Poesie pflegend und namentlich den Spuren Goethe's nachgehend, dessen wärmster Bewunderer er immer gewesen ist. Von Weimar zog er nach Köln, dem Wohnorte seines Bruders, von dort später nach Heidelberg, das ihn sechs Jahre fesselte, und das er dennoch mit Darmstadt vertauschte, wo er fünf Jahre wohnte. Dazwischen lagen kürzere oder längere Aufenthalte in Heilbronn, Berlin, Bonn, München, Bieberich, Baden-Baden ꝛc. Der Wegzug wurde häufig durch den Tod oder Abgang von Freunden veranlaßt; für die Wahl entschied der geistig angeregte Verkehr des Ortes, die Darbietung von Kunstgenüssen, das Vorhandensein der literarischen Hülfsmittel, die Nähe angenehmer Waldspaziergänge, auch die Rücksicht auf das Gedeihen und die Ausbildung der Kinder. Im Ganzen jedoch hat Strauß unter der Ungemüthlichkeit dieses seinen innersten Neigungen widerstrebenden Wechsels schwer gelitten — er persönlich empfand diese Ungebundenheit als ein Uebel in seinem Dasein, aber der deutschen Nation und ihrer Literatur ist sie zu Gute gekommen, da wir unstreitig nur seiner unabhängigen Muße und der vollen Hingebung, welche sie ihm gestattete, jene reichen Schöpfungen zu danken haben, welche der freieren Thätigkeit dieses Schriftstellers entsprossen sind, in dessen Ausdruck und Styl Lessing und Goethe eine Wiedergeburt in Deutschland gefeiert haben.

Es ist hier nicht unsere Absicht, die ganze Reihe der weiteren Strauß'schen Werke vorzuzählen oder auch nur Einzelnes davon zu charakterisiren, aber Hauptsächliches muß doch genannt werden. Als Strauß nach und nach in kleinen wie umfassenden Schriften sein Werk hinreichend vertheidigt und in dieser Hinsicht mit wuchtiger Schärfe Alles erschöpft hatte, was er zunächst sagen konnte, als neben ihm auch Jünger und ebenbürtige Mitstreiter erstanden, die den begonnenen Kampf auf seinen Wegen fortsetzten, wandte er gegen das Ende der vierziger Jahre der Theologie den Rücken, um den anderweitigen in ihm arbeitenden Kräften und Antrieben seiner vielseitigen Bildung Genüge zu thun. Obwohl er aber, seiner Gewohnheit nach, unablässig las und studirte, fand er doch mehrere Jahre hindurch keinen Gegenstand, der ihn so stark zum Schreiben angeregt hatte, wie es bei ihm nöthig war. „Ich muß zornig sein, wenn ich schreiben soll," hatte er einmal einem Freunde gesagt. Der glückliche Instinct seiner großen Begabung aber ließ ihn bald schon die richtige Bahn finden. Unter den Gegenständen, die ihn unwiderstehlich anregten, stand oben an das Geheimniß des Menschenbildes, das innerste Wesen und Weben der menschlichen Persönlichkeit; ein tief in ihm lebender Drang führte ihn auf die oft so dunkeln und verworrenen Lebensgänge bedeutsamer und interessanter Männer, mißhandelter, verkannter oder nicht hinreichend gewürdigter Geisteskämpfer, in denen ihr Zeitalter sich gespiegelt oder die über dasselbe hinaus gewachsen waren. Hier eröffnete sich ihm ein weites und noch unbebautes Feld befriedigender Thätigkeit, hier konnte der feine und scharfe Zergliederer, der humane Ergründer des Menschenherzens und seines Thuns und Leidens Genüge finden; hier konnte der Geschichtsforscher, der Literatur- und Kunstverständige seine Kraft erproben, hier auch konnte der Poet in ihm, der Drang nach künstlerischer Gestaltung zu vollstem Ausdrucke kommen. Fünfzehn Jahre im Leben unseres Schriftstellers sind von ihm fast ausschließlich dieser Thätigkeit gewidmet worden, aus der jene anziehenden und imposanten Lebensgemälde, classisch vollendete Meisterwerke, hervorgegangen sind, die zweifellos auch allen zukünftigen Geschlechtern als hohe und genußreiche Zierden unseres Schriftenthums erscheinen werden. Mit seinem scharfen und durchdringenden Geiste, seiner säuberlichen und gesunden Schlichtheit, mit „dem großen, hellen und ruhigen Auge", das Fr. Vischer an ihm rühmt, hat Strauß die Biographie zu einem lebendigen, lebensvoll ausgestalteten Kunstwerk erhoben und es bleibt ihm das als eines seiner glänzendsten Verdienste.

Sollen wir einzelne Erzeugnisse nennen, so leuchtet uns hier neben „Schubart's Leben in seinen Briefen", neben „Nicodemus Frischlin", neben „Märklin", dem Lebens- und Charakterbilde eines Jugendgenossen, in das der Autor gleichsam ein beträchtliches Stück seiner eigenen Entwickelungsgeschichte verwebt hat, vor Allem das große und sturmbewegte „Leben Ulrich's von Hutten" entgegen, sowie das brillante Buch „Voltaire", das fast gleichzeitig mit dem plötzlichen Hereinbruche des letzten Franzosenkrieges erschien und trotz dieser Stürme einen so großen Eindruck machte, daß sofort eine zweite und 1872 schon eine dritte Auflage nöthig wurde. Alle diese Lebensschilderungen liefern aber nicht etwa als bloße Kunstwerke da zu ästhetischer Beschauung und müßigem Genuß, sondern zu den Helden, die er mit plastischer Kraft vor uns aufstehen und an und vorüberziehen läßt, hat es den Bildner hingezogen, weil er mit ihrem Bilde seiner Zeit etwas Nothwendiges sagen konnte, weil er in ihnen bereits die warme Blutwelle der Lebensströmung wahrgenommen, die unsere Gegenwart bewegt, weil ihr Kampf und ihr Geschick ernste Lehren und Mahnungen enthält für das Streben und Ringen unseres Jahrhunderts. In Bezug auf seinen „Hutten" hat Strauß über diesen Punkt sich deutlich ausgesprochen. „In Zeiten der Drangsale wie der Wohlfahrt," so schrieb er 1870 in der Vorrede zur zweiten Auflage, „rufen die Völker gern die Geister ihrer großen Todten heraus; es sind dies meistens Kämpfer, die für das Licht gegen die Finsterniß, für die Freiheit gegen Despotendruck gestritten haben. Eine Volke von Zeugen dieser Art um sich zu wissen, darin besteht der Adel einer Nation, und wenn eine eines solchen Adels sich rühmen kann, so ist es die deutsche. Eine Gestalt aus dieser Volke habe ich ehedem hervorgerufen in einer bösen Zeit. Es waren die Jahre, da Germania nach einer erschöpfenden Fehlgeburt in tiefer Schwäche lag, da die großen und kleinen Dränger ihrer von Neuem Meister geworden waren, da übermüthige Nachbarn sie verhöhnten, da selbst jene schwarzen Vögel, als wäre sie schon eine Leiche, heranzogen kamen und sie krächzend umschwärmten. Es war die Zeit der Concordate, jener Knechtungsverträge mit Rom. Damals rief ich: Ist denn kein Hutten da? Und weil unter den Lebenden keiner war, unternahm ich es, das Bild des Verstorbenen zu erneuern und dem deutschen Volke vor Augen zu stellen."

Es geht daraus hervor, daß Strauß selbst in der Zeit scheinbarer Abwendung der Sache der religiösen Befreiung seine volle Theilnahme bewahrt hatte. Nachdem er Jahre hindurch.

Digitized by Google

dem hochaufwogenden Streite der religiösen Fragen gegenüber, ein tiefes Schweigen beobachtet hatte, trat er 1864 mit jener umfassenden Weiterführung, Berichtigung und Bearbeitung seines Hauptwerkes hervor, die unter dem Titel „Das Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet“, allen Gebildeten bekannt geworden und von welcher bereits in dem schon erwähnten früheren Artikel gesprochen ist. Mit dieser bedeutsamen Leistung und zwei 1865 erschienenen kleineren Schriften („Der Christus des Glaubens“ und „Die Halben und die Ganzen“) hat Strauß seine Thätigkeit für die religiöse Befreiung abgeschlossen, so weit dieselbe in den thatsächlich sich vollziehenden Fortschrittsbewegungen ihre Wurzeln hatte. Das Buch „Vom alten und neuen Glauben“ mit welchem er sechs Jahre später die Welt überraschte, steht auf einem ganz anderen, durchaus neuen Boden; es wirft Fragen der Zukunft in Betreff der höchsten Dinge und Menschheitsziele auf, welche die Welt an den Kritiker des Bestehenden und Ueberlieferten nicht gerichtet, deren Beantwortung sie zu seinen Aufgaben nicht gerechnet hatte; es wendet sich an eine kleine Gemeinde innerhalb der Geistesaristokratie und läßt das noch ungeklärte und unsicher tastende Vorwärtsdringen des Volkslebens wie einen verlorenen Posten achtungslos zur Seite liegen. Wir gehören aus dem letzteren Grunde nicht zu den Freunden dieses Buches, aber mit Unzähligen, die sein Inhalt befremdet und theilweise abgestoßen hat, verkennen wir nicht, daß es durch tiefsittliche Beweggründe veranlaßt wurde, daß es große Fragen aufgeregt und in Wunden der Zeit greift, vor Allem aber nicht, daß es wissenschaftlich und schriftstellerisch ein Meisterwerk ist und erhabenes Zeugniß ablegt von der ungebrochenen Kraft und dem Werthe seines Meisters. Es war sein Schwanengesang. Mitten im Tosen des gewaltigen Sturmes, den das Buch nach allen Seiten hin geweckt, war er 1872 von Darmstadt in die idyllische Stille seiner Geburtsstadt Ludwigsburg übergesiedelt, der er immer eine treue Anhänglichkeit bewahrt hatte. Hier in der Nähe seines Sohnes, der als Militärarzt in Stuttgart weilte, wollte er, gepflegt von einer alten Dienerin und Freundin seines elterlichen Hauses, den erquickenden und sänftigenden Athem seiner Kindheits- und Jugenderinnerungen auf sich wirken lassen. Aber kaum hatte der bis dahin fast jugendlich rüstige Sechzigjer in der Heimath seine bescheidene Junggesellenwohnung sich eingerichtet, so ersaßten ihn die Vorboten der furchtbaren Krankheit, die ihn bald niederwarf und den Kämpfer vorzeitig hinwegführte in das Reich des Friedens.

Vier Jahrzehnte hindurch hatte unter den hervorragenden Geistern, welche unserer Culturepoche ihren Stempel aufgeprägt, der eigenartige und machtvolle Glanz dieses Mannes, ein Stern erster Größe, über Deutschland gestrahlt. Nicht immer wohlthuend und erquicklich wie mildes Frühlingslicht, hier und da sogar in schrillem und schroffem Widerspruche mit einem unleugbar guten Wollen, einer zweifellos gerechten Forderung des Freiheits- und Humanitätsstrebens, immer aber von der Höhe in die Tiefe leuchtend, immer auf große Ziele weisend, immer fördernd, rufend, weithin und tief die Geister erregend, und dies Alles stets in einer so mächtigen Weise, daß Feind und Freund nicht gleichgültig darüber hinwegsehen konnten. Nahen wir uns sein Bild vor das Auge, wie es die unparteiische Zukunft erschauen wird, so fällt unser Blick nicht blos auf einen großen Denker und auf ein großes Talent, wir sehen noch etwas viel Erhebenderes, wir sehen den mannesstarken Ueberzeugungs- und Wahrheitsmuth eines großen Charakters, der niemals seine Erkenntniß verhehlte oder umhüllte, niemals danach fragte, ob Das, was er war und sagte, ihm Schaden oder Nutzen bringe, ob es auch Anderen gefalle oder nicht. Wie er in den Reihen der Theologen sich die Anhängerschaft Derer verscherzte, die bei einiger Nachsicht seinerseits ihn zum Haupte einer großen Partei gemacht hätten, wie er unter Umständen über Fürsten und Regierungen seine Geißel schwang, so hat er auch niemals die vertrauensvoll zu ihm aufschauende Massendemokratie darüber in Zweifel gelassen, daß er nicht ihr Mann, sondern in wesentlichen Hauptpunkten ihr eifriger Gegner und Bekämpfer sei. Aus der unwichtigen Unbefangenheit dieses heroischen Wahrheitsmuthes, der alle unwahren Mischungen haßte, wie einst Lessing sie gehaßt, entsprang von seinem ersten Auftreten an das Zündende seiner Wirkungen, die Schlagkraft seiner öffentlichen Thaten. Gern hätten die Pfaffen und Pfäffischen unter seinen zahlreichen Widersachern, ihrer Art gemäß, da seiner wissenschaftlichen Erscheinung sich nichts anhaben ließ, seinen Privatcharakter verkleinert und in den Staub gezogen, aber auch hier mußten ihre Künste die Segel streichen vor der musterhaften Lauterkeit eines stillen und schlichten, ausschließlich auf hoher Bahn sich bewegenden Wandels, dem das Gemeine, das Kleine und Niedrige so fern lag wie alles excentrische Wesen, alles Spiel der Eitelkeit und des renommistischen Dünkels.

Von seinen Jugendgenossen ist der spätere „Erzketzer“ geschildert worden als ein „Johanneskopf“, als eine halb schüchterne, vornehme Gesetztheitsnatur, ein zart besaitetes, leicht erregbares, poetisches Gemüth, aber als ein ungezwungener und liebenswürdiger Camerad, ein durchaus heiterer und witziger Gesellschafter. So ist er, trotz aller verbitterten Erfahrungen, bis an sein Ende geblieben. Seine Erholung und Erfrischung nach strenger Arbeit suchte er immer nur im stillen Naturgenusse, in der Beschäftigung mit Kunst und Poesie, namentlich in der Musik, vor Allem aber in einer geistig belebten Gesellschaft, im Umgange mit gebildeten Männer- und Frauenkreisen, auf welche die Anmuth seines Wesens einen unwiderstehlichen Zauber übte. Strauß war notorisch ein liebevoller Sohn, ein anhänglicher Bruder, ein überaus zärtlicher und aufopfernd pflichtgetreuer Vater, ein treuer und warmer Freund seiner Freunde, und es ist ihm die Liebe, welche er reichlich ausgab, auch in reichem Maße erwidert worden.

Nur ein einziger Schatten, den der nie ermüdliche Klatsch denn auch weiblich ausgedeutet hat, scheint auf seinem Leben zu ruhen: die unglückliche und bald schon wieder aufgelöste Ehe mit einer vielbelobten Gattin. In Bezug auf diese so delicate und rein persönliche Angelegenheit forderte die scandalsüchtige Neugier eine Rechtfertigung von ihm, und weil er sie natürlich nicht gab, war des Gezischels der klugen Leute und bösen Zungen kein Ende. Aber auch dieses Dunkel fängt jetzt sich nachträglich zu lichten an.

In einem Anhange zu dem kürzlich erschienenen zweiten Bande seiner „Religiösen Reden“ theilt nämlich Heinrich Lang in Zürich einen vertraulichen Brief mit, den bereits 1846 eine württembergische Frau an eine Freundin geschrieben und dessen Original sich in Lang's Händen befindet. Aus diesem Briefe geht zur Genüge hervor, daß Strauß in seiner fünfjährigen Ehe mit außerordentlicher Liebe, Geduld und Seelengüte ein Martyrium durchlitten hat, wie es viel geringere Männer als er vielleicht nicht ein paar Monate ertragen hätten. Erst als das Schlimmste hereinbrohte, der Untergang seiner geistigen Persönlichkeit, löste er das Band mit der ihm ganz verständnißlos gegenüberstehenden Künstlerin. An ihm bleibt hier keine Schuld bestehen, als die Unbesonnenheit der Wahl, bei der er sein Wesen und namentlich die gewohnheitsmäßige Schlichtheit seiner Lebensführung nicht in Rechnung brachte. — Ein anderer Vorwurf, der ihn von der linken Seite des Liberalismus gemacht wird, bezieht sich auf seinen politischen Standpunkt, und in der That lag hier ein Widerspruch. Der Mann, welcher auf dem religiösen Gebiete mit so radicaler Entschiedenheit aufräumte, huldigte in der Politik conservativen Neigungen. Er, der die Geburt und das dunkle Werden einer Weltreligion im Volksgeiste einer fernen Vergangenheit mit seinem Ohre erlauscht hatte, zeigte kein Verständniß und keinen Blick der Liebe für die gährenden Wiedergeburtsbewegungen des ihn umgebenden Volkslebens.

Es war das ein Mangel in seiner Natur, aber nicht mit Unrecht wird derselbe auf jene besonderen Vorzüge zurückgeführt, welche seinen Werken die Kraft und den Reiz gegeben, auf die Gedankenschärfe, der alles Unklare, Phrasenhafte, Confuse und Unreife zuwider war, auf den feinfühligen und geschmackvollen Künstlersinn, der sich durch Ungeordnetes und Wildes, durch Lärmendes und Gewaltsames erschreckt, verletzt und abgestoßen fühlte. Immerhin jedoch war es ein Mangel, und es ist zu bedauern, daß Strauß der Sinn abging für die thatsächlichen Entwickelungsgesetze, wie sie leidenschaftlich und geräuschvoll in großen Volksstürmen sich vollziehen. Nur möge deshalb Niemand glauben, daß Strauß nicht ein Mann der modernen Freiheit gewesen sei, daß er, im Widerspruche mit seiner Aufgabe, Unrecht, Unterdrückung, Erhaltung veralteter Knechtungswirthschaft gewollt habe nach irgend einer Seite hin. Deutschlands Macht und Größe, so schrieb er 1872, habe er sich immer nur begründet gedacht auf

Digitized by Google

teuschlich freier, von keiner Clerisei, keiner kirchlichen Satzung
eengter Geistesbildung, und wie er in dem soeben beendigten
Kriege unter den Vorderstes gegen den äußeren Feind mit-
echten haben würde, so würde er jetzt abermals unter den
Vorderstes gegen den inneren Feind der Freiheit und der Bildung
ämpfen. Gegen einen Zusammenhang mit den Absichten der
olitischen Reaction schützte ihn schon seine klarblickende Vaterlands-
iebe — er war einer unserer wärmsten und besten Patrioten.

Als 1870 der Krieg ausgebrochen war und im innersten
Bewußtsein der von starker Leidenschaft emporgerissenen, begeisterungs-
oll aufstammenden Nation noch der bekemmende Zweifel bebte,
b es nicht eine bloß von der Noth geboteue, sondern auch eine
ittlich berechtigte, vor der Gerechtigkeit bestehende That sei, zu
er sie das Schwert ergriffen, da war der Verfasser des „Leben
esu" unter den Vorstführern deutscher Wissenschaft der erste,
er das Schweigen brach und aus der Stille seines Studir-
immers jene gewaltigen Manifeste, jene offenen Briefe an Renan
n die Welt sandte, die jedes Bedenken lösten und diesem
Kriege gaben, was er fordern durfte: das Zeugniß des
Gedankens, die Weihe des freien, keinem Befehl und Commando
nterworfenen Geistes. Nicht allein wegen der Größe des
Moments, den sie begrüßten, sondern auch durch ihren Gehalt
nd ihre Form gehören die genannten Briefe zu den bedeut-
amsten und wirkungsvollsten Aeußerungen, welche die Geschichte
nserer nationalen Kämpfe aufzuweisen hat, und wie ein frischer
orbeer haben sie sich um das ergrauende Haupt des Mannes
elegt, dem blinder Parteigroll auf dieser und jener Seite so
ern das Herz abgesprochen hätte und die Wärme des Empfindens
ür große Zwecke der lebendigen Allgemeinheit.

Als seinen „Meister" hatte im Beginne des großen Nationai-
rieges der berühmte Franzose Renan mit ehrfurchtsvoller Be-
ennung den deutschen Gelehrten angerebet und dabei sicher mit
Unzähligen von uns nur die Meisterschaft auf dem Gebiete des
Wissens, des forschenden Denkens und seines Ausdrucks im Auge
ehabt. Daß an der Uebrelegenheit dieses heldenmüthigen Ver-
tandes, der mit seiner unerbittlichen Schärfe eine Welt des
Irrthums und versteinerten Mißbrauchs aus ihren Angeln ge-
oben, auch ein edles und reiches Gemüthsleben bethetigt war
on seltener Tiefe und Innigkeit, das hatte in den Wirren
türmischer Jahrzehnte nur Wenigen selbst unter Denen sich ganz
eutlich gemacht, die es aus den kleinen Schriften des Kritikers,
— z. B. aus der schönen Grabrede auf seinen Bruder (1863)
nd aus den Erinnerungen an seine Mutter („geschrieben am
Confirmationstage meiner Tochter") — hätten wissen können. In
oller Klarheit stieg vielmehr sein Charakterbild erst vor den
Augen der Zeitgenossen auf, als glaubwürdige Stimmen hervor-
agender Männer von der wunderbaren „Geistes- und Seelen-
röße" erzählten, mit welcher der vielgeschmähte „Apostel des
Unglaubens" das Zusammenbrechen seiner Manneskraft, die
ürchterlichen Qualen seiner letzten, immerhin langwierigen
Krankheit ertrug. Nicht gar lange hatte er in Bezug auf die
Rettungslosigkeit seines Zustandes einer Täuschung sich hingegeben.
Ueber seinem Schreibtisch im Landhausgruer Wohnzimmer hingen
bezeichnend genug zwei stimmungsvolle Bilder Wächter's: „der
terbende Socrates" und „Hiob mit seinen drei Freunden". Als
Strauß mit diesem Dulder der altjüdischen Dichtung sich sagen
mußte: „Mein Odem ist schwach, und meine Tage sind abge-
kürzet; das Grab ist da" — schloß er mit den Kämpfen seines
Daseins ab und las nichts mehr, was über sein letztes Buch
geschrieben wurde. Sich selbst getreu, mit voller Ruhe und
unbewölkter Heiterkeit des Geistes ging er dem Tode entgegen
und legte ungelesen die Bekehrungsbriefe zur Seite, mit welchen
die dummdreiste Zudringlichkeit alberner Frömmlinge selbst an
diesen Sterbenden sich heranwagte. Jede leidliche Stunde
aber widmete der Kranke der Lectüre und geistigen Thatigkeit,
der warmen Theilnahme für die Angelegenheiten des Vater-
landes und vor Allem dem liebevollsten mündlichen und
schriftlichen Verkehr mit Allen, die seinem Herzen nahe standen
und mit Beweisen inniger Liebe und zarter Sorge Licht und
Erfrischung in seine verdüsterten und schmerzenreichen Tage
brachten. Alle, die ihn besuchten, sprachen es aus, daß sie stets
mit einem Eindruck sittlicher Weihe und Erhebung dieses Kranken-
zimmer verlassen hatten, von dem auch noch manche bedeutsame
Aeußerung, mancher herrliche Brief in die Welt gegangen, in
welchem auch unter den schwersten Leiden jene eben so reizenden
wie ergreifenden, vom reinsten Liebesathem durchhauchten Gelegen-
heitsgedichten des Vaters an die Kinder geschrieben wurden,
mit denen Professor Zeller seinem hier vielfach von uns als
Hauptquelle benutzten Werkchen „David Friedrich Strauß" einen
so überaus lieblichen Schmuck verliehen hat.

Weit und breit blieben die gebildeten Kreise nicht gleich-
gültig bei dieser traurigen Geschickswendung des wirkungsreichen
Zeitgenossen, und zu den bemerkenswerthen Symptomen des
Zeitumschwunges gehört es jedenfalls, daß unter den zahlreichen
Männern und Frauen in der Nähe und Ferne, die den Vor-
kämpfer der Geistesfreiheit in seinen Leiden nicht ohne erquickende
Zeichen der Hochachtung und des herzlichsten Mitgefühls ließen,
auch zwei Fürstinnen sich befanden: die deutsche Kronprinzessin
Victoria und ihre Schwester, die Prinzessin Alice von Hessen-
Darmstadt. Vergebens aber hoffte die Theilnahme auf Genesung:
um die Mittagsstunde des 8. Februar 1874 hauchte der Hart-
geprüfte sanft und ruhig in den Armen des Sohnes sein Leben
aus. Noch in den letzten Tagen vor seinem Tode hatte er Plato's
„Phädon" in der Ursprache gelesen, und „wenn beschiedene Freunde,"
so schreibt Zeller, „jedes Mal mit den Empfindungen von ihm
geschieden waren, wie sie uns Plato am Schlusse seines „Phädon"
geschildert hat, so war dies nicht ohne Grund. Denn mit ähnlicher
Fassung und Besinnung, wie dort der alte, wandelte hier ein
Weiser und Philosoph unseres Jahrhunderts den letzten Weg."

Die „Gartenlaube" hatte im vergangenen Jahre ihren Lesern
das Bildniß des lebenden Strauß gezeigt; durch eine freundliche
Hand sind wir in den Stand gesetzt, unseren diesmaligen Blick-
blicke das Bild des Verklarten einzufügen (Nr. 44), von dem alle
Zeugen sagten, daß er nach seinem Hinscheiden dagelegen „wie ein
Schlummernder, die Züge des Antlitzes von überwältigender
Hoheit". Nun dieses bleiche Antlitz, auf das die heißen Thränen
trauernder Kinder fielen und den Verehrung den reichverdienten
Lorbeer um die Stirn gewunden, hatte am 10. Februar 1874
eine zahlreiche Schaar erlesener Menschen sich versammelt, die
bei der Todeskunde von verschiedenen Seiten herbeigeströmt waren
und unter denen wohl kein Einziger sich befand, der nicht mit
innerster Ergriffenheit die Größe des Verlustes gefühlt und ermessen
hätte. Ohne das übliche Glockengeläute und ohne geistliche Be-
gleitung, wie der Verstorbene es selber angeordnet hatte, aber in
langem und feierlichem Zuge führte man ihn über die stillen und
schneebedeckten Straßen seiner Vaterstadt hinaus auf den freund-
lichen Kirchhof. Und wie er es selber gewünscht, so wurden auch
an seinem offenen Grabe nur ein paar Lieder gesungen und ein
paar kurze Worte des Abschieds gesprochen, dann rollte die
winterliche Heimathserde herab auf die erloschenen Reste eines
Lebens, dessen Bild fortan die ideal gesinnten Väter unserer
Zeit ihren Söhnen hinstellen mögen als ein Muster und Beispiel,
da es ein in seinem Leisten gewaltiges, in seinem Streben und
seinen Zwecken großes, in seinem Wandel reines und — dem
salbungtriefenden Gezeter aller perfassionirten Heiligkeit zum Trotz
— wahrhaft heiliges Leben gewesen ist.

Alb. Fr.

Die mystische Krankheit.

Nebst Winken wie man ein Wunder daraus macht.

I.

Als Professor Virchow im vergangenen Jahre den Fall Lateau auf der Breslauer Naturforscherversammlung zum Gegenstande einer vielfach angefochtenen Rede machte, sein Urtheil zu den Worten: Betrug oder Wunder! zusammenfaßte und noch weiter dahin ausführte, daß hier ein sehr grober Betrug vorliegen müsse, wenn nicht ein Wunder angenommen werden solle, da ließ der berühmte Forscher außer Betracht, daß es zwischen seinem nach zwei Seiten hin verletzenden Entweder-Oder doch noch einen vermittelnden mittleren Ausweg geben könne, nämlich eine durch sehr auffallende Krankheits-

Google

erscheinungen beförderte, mehr oder weniger entschuldbare Selbsttäuschung.

In der That haben die inzwischen angestellten wissenschaftlichen Untersuchungen belgischer Aerzte das kaum erwartete Resultat ergeben, daß diese regelmäßigen Freitagsblutungen an wohlabgegrenzten Körperstellen ohne alle mechanische Nachhülfe eintreten, daß es also eine wirkliche mystische Krankheit giebt, wie vorurtheilsfreie Köpfe, z. B. Montaigne, seit Jahrhunderten vermuthet haben. Wir werden sehen, daß eine solche Krankheit nur als das höchst künstliche Erzeugniß einer tief irregeleiteten Menschennatur zu verstehen ist, daß sie ein außerordentliches Interesse darbietet, sofern sie zeigt, wie weit die Macht der Einbildungskraft über den Körper reicht, und daß in dieser unbesangenen Betrachtungsweise die Wunden wunderbarer als Wunder erscheinen, daß vielmehr der Betrug unter Umständen ein so feiner sein kann, daß weder die Anstifter noch die Opfer dieser schrecklichen Verirrung jedesmal bewußte Betrüger zu sein brauchen. Es eröffnet sich, wenn wir an der Hand sorgfältiger ärztlicher Beobachtungen ein Verständniß dieser Krankheitsvorgänge suchen, unseren Blicken ein Abgrund, von welchem wir uns schaudernd abwenden, ein Abgrund, in welchem es dennoch nicht an lockenden Gewalten fehlt, um den einmal daran Stehenden unwiderstehlich hinabzuziehen. Nur die Aufklärung über das innere Wesen solcher Nervenkrankheiten vermag ihre Verschleppung und die oft beobachtete ansteckende Macht derselben zu hindern, und während die neuere Medicin die Teufelskrankheiten der Alten, die Epilepsie und Hysterie, nur ihres dämonischen Ansehens zu entkleiden im Stande war, wird sie die Kreuzigungskrankheit ganz aus der Welt schaffen können, denn diese steht und fällt mit dem Vertrauen auf ihren übernatürlichen Ursprung.

Man möge nicht einwerfen, daß dieser Krankheit in unserer Zeit der Boden bereits entzogen sei. Im Gegentheile, kein früheres Jahrhundert ist so „begnadigt“ mit Kranken dieser Art gewesen, wie das neunzehnte, und die Aufregung unserer Zeit läßt noch manches Opfer besürchten, wenn nicht eben jetzt, wo eine ausgezeichnete Gelegenheit sich dazu bietet, der Spuk völlig aufgeklärt wird. Noch am 7. November 1874 forderte diese entsetzliche Krankheit zu Termonde in Ostflandern das Leben eines zwanzigjährigen Mädchens zum Opfer. Isabella Hendrick hatte, was nicht überflüssig scheint zu bemerken, niemals irgend welchen Schau-Zwecken gedient; sorgfältig vor den Blicken neugieriger Fremden gehütet, erlag die schwärmerische Kranke dem Blutverluste aus ihren erst seit sieben Wochen geöffneten Wunden. Auf eine ganz kürzlich und diesmal glücklicher Weise zur rechten Zeit in verständige ärztliche Behandlung gerathene Stigmatisationscandidatin zu Altbreisach werden wir später zurückzukommen haben. Sollte die unnatürliche Krankheit in der seltenen Entwickelung, wie sie Louise Lateau darbietet, noch ferner in sorgfältiger Weise studirt werden, so ist kein Zweifel, daß man dem „Kleinen Franzosen“ oder der Kunst, in sechs Stunden fertig französisch zu sprechen, bald eine unselsbare Anleitung, in sechs Wochen ein vollkommener Heiliger zu werden, wird gesellen können, und so eine den Klöstern gegenüber „als Manuscript gedruckte Anleitung“ würde sehr viel Nutzen stiften können.

Das schätzenswerthe Material zu einer solchen Anleitung ist bereits ziemlich anschwellen. Auf meinem Schreibtische haben sich mehr als ein Dutzend Abhandlungen, Schriften und Bücher belgischer, französischer, englischer und deutscher Aerzte über den Fall Lateau angesunden, die alle zu dem Schlusse gekommen sind, die Lateau und wohl noch manche ihrer zahlreichen Leidensschwestern der Heiligenlegende seien weder als Betrügerinnen nach als Gottbegnadigte, sondern vielmehr als beklagenswerthe Kranke zu betrachten. Wir haben nun zunächst diejenigen Umstände in's Auge zu fassen, welche zu der Annahme gedrängt haben, daß in diesem zu europäischem Rufe gelangten Falle nicht Alles auf Lug und Trug beruht. Im vergangenen Jahre legte der Dr. Charbonnier-Debatty in Brüssel der belgischen Akademie der Wissenschaften eine umfangreiche Arbeit über die mystischen Krankheiten vor, welcher, obwohl sie selbst nur literarisch-kritisch verfährt, wenigstens das Verdienst nicht abgesprochen werden kann, allgemeine Gesichtspunnete angestellt, und vor Allem eine gelehrte Körperschaft halb widerwillig dazu gezwungen zu haben, aus ihrer Gleichgültigkeit und Gemüthsruhe einem allgemeinen Scandale gegenüber herauszurücken. Charbonnier geht von der auffallenden Uebereinstimmung aus, welche man in der Vorbereitung zur Heiligenlaufbahn, den Reinigungen, Kasteiungen und dem Fasten bei Altindern, classischen Völkern, Juden und Christen nachweisen kann. Und zwar glaubt er den eigentlichen Kunstgriff in der allmählichen Gewöhnung des Körpers an eine unzureichende Nahrung, in einer planmäßigen Störung der regelmäßigen Verdauungsthätigkeiten zu finden. Schon Swedenborg, der in seinen jüngeren Jahren ein gepriesener Naturforscher, ein angehender Humboldt des Nordens gewesen, hatte diesen Zusammenhang seiner schlechten Verdauung mit seinen Geistererscheinungen wohl erkannt, und da die letzteren verkörperte Gedanken sind, ließ er sich mit Recht von einer derselben die Donnerworte zurufen: „Ich nicht so viel!“ Zahlreiche Aerzte haben den nahen Zusammenhang der Unterleibskrankheiten mit der Entfesselung des phantastischen Vermögens, welche auch die Grundlage der Kreuzigungskrankheit ist, auf das Klarste nachgewiesen.

Nachdem Charbonnier gezeigt hat, daß von dem ersten Stigmatisirten, dem hl. Franciscus von Assisi an, sämmtliche Nachfolger ihren Weg mit Fasten und Kasteien begonnen haben, führt er den bis auf Louise Lateau ausgedehnten Nachweis, daß sie sämmtlich Schwerkranke waren, und tritt damit insbesondere dem in dieser Angelegenheit dictgenannten ultramontanen Professor Lefebvre von Löwen entgegen, welcher die Stirn gehabt hat, zu behaupten, die Lateau sei kerngesund und werde alle Tage gesünder. Er meint, daß das Blut, welches bei gesunden Menschen den Verdauungsorganen zuströme, bei diesen Kranken vielmehr nach außen gedrängt werde, wofelbst es sehr bald dazu gelange, die zarten Schleimhäute, welche die inneren Körperhöhlungen, Mund, Augenhöhlen und Nase auskleiden, zu durchbrechen. In der That bringt er die Belege bei, daß nicht nur der hl. Franz, sondern alle Stigmatisirten, deren Krankheitsgeschichte genau bekannt ist, wie Veronika Giuliani, Colette von Gaud, Maria von Moërl, Louise Lateau u. s. w., bevor die härtere Oberhaut bei ihnen durchbrochen wurde, Blut aus Mund, Nase und Augen (sogenannte blutige Thränen) verloren haben, daß u. A. die heilige Therese, wie die oben angeführte Isabella Hendrick, an solchen inneren Blutverlusten erstickt ist.

An den bis hierher wohlbegründeten Nachweis einer durch Kasteiung beförderten Neigung zu allgemeinen Blutverlusten knüpfte Charbonnier die unbeweisene und schwerlich haltbare Vermuthung, daß der menschliche Körper, dessen Wärmeverlust in südlichen Gegenden, wenn er nicht arbeitet, gering ist, durch eine sehr allmählliche Entwöhnung zu einer fast vollkommenen Einstellung der Verdaunngsthätigkeiten gelangen könne, daß die Lunge in solchen Fällen eine Stickstoff-Ausnahme aus der Luft vermitteln möchte, und daß also auch an der immer wiederkehrenden Behauptung, diese Mystiker äßen nicht, oder lebten, wie die indischen Fakire ausdrücklich behaupten, gleich den Pflanzen von Luft, etwas Wahres sein könnte. Obwohl zwei berühmte Chemiker, Regnault und Reiset, eine derartige unmittelbare Stickstoffausnahme durch die Lunge bei einigen Thieren nachgewiesen haben und obwohl eine gegenseitige Vertretung von Körperorganen unter Umständen zweifellos eintritt, erscheint diese Annahme vor der Hand völlig aus der Luft gegriffen, wenn man auch nicht sagen kann, daß sie etwas Unmögliches behauptet.

Die Brüsseler Akademie beauftragte drei Naturforscher und Aerzte Fossion, Maskart und Warlomont, über die Charbonnier'sche Arbeit zu berichten. Der Doctor Warlomont glaubte aber vor Allem feststellen zu sollen, ob der Fall Lateau überhaupt zu einer ernsthaften Untersuchung geeignet wäre. Statt eine genaue Prüfung der Charbonnier'schen Arbeit anzustellen, begann er vielmehr die Kranke zu beobachten, und obwohl er somit seinen Auftrag mißverstanden und der Akademie Gelegenheit zu einem Tadel gegeben, hat er doch nicht nur den Beweis geführt, daß, wie Charbonnier behauptet hatte, die Stigmatisation eine Krankheit ist, sondern auch das erste vertrauenswürdige Material zum wissenschaftlichen Studium dieser Krankheit geliefert.

Er untersuchte zunächst die Wunden und stellte fest, daß das Blut aus angeschwollenen, aber unzerrissenen Aederchen hervortritt; er prüfte sodann das Blut mikroskopisch und fand,

Digitized by Google

daß es ein kranke Blut sei, welches sich durch eine ungewöhnliche Armuth an rothen Blutkörperchen und ein großes Uebermaß von Blutwasser (Serum) auszeichnet. Dies genügt, die der Kirche so werthvolle Behauptung des Professors Lefebvre, Louise sei krngesund, zu widerlegen, was aber das Heraustreten der rothen und farblosen Blutzellen durch unverletzte Gefäßwandungen anbetrifft, worin der Ebengenannte den bindenden Beweis eines übernatürlichen Vorganges gefunden haben wollte, so hat der deutsche Physiologe Professor Cohnheim inzwischen bewiesen, daß die Blutkörperchen im Stande sind, durch die engsten Geweheporen hindurchzuschlüpfen, indem sie sich, wie ein Thier, welches durch schmale Spalten kriecht, ganz schlank machen.

Nachdem Warlomont sich völlig überzeugt, eine Kranke vor sich zu haben, kam es ihm zunächst darauf an, festzustellen, daß bei dem Aufbrechen der Wunden, welches regelmäßig in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag vor sich geht, keine äußere Nachhülfe stattfinde. Professor Lefebvre hatte sich begnügt, für diese Probe der Kranken Handschuhe anzuziehen, deren Armschluß durch Siegel verwahrt wurde, aber es ist klar, daß dieselben eine mechanische Reizung nicht hätten verhindern können. Dr. Warlomont schloß deshalb an einem Donnerstage im Beginne dieses Jahres die rechte Hand der Kranken in einem geräumigen Glashalben so ein, daß sie sich in demselben frei bewegen konnte; der Hals des Kolbens wurde mittelst einer Art von enganschließendem Gummileinwand-Aermel mit Wandern, deren Enden versiegelt waren, mit Kautschukauflösung ꝛc. so fest am Oberarme angeschlossen, daß nach Ansicht Warlomont's und der Aerzte, die ihn bei der Anlegung und Abnahme des Verbandes unterstützten, jede mechanische Berührung des Handrückens — der Handteller blieb den Fingerngeln zugänglich — ausgeschlossen war. Eine gebogene Röhre erlaubte der Luft freien Eintritt in den Kolben, um aber eine Lustverdünnung durch Ansaugen mit dem Munde unmöglich zu machen, wurde die ganze Vorrichtung noch einmal in einen weiten, lustdichten Beutel eingeschlossen, dessen Anschluß am Oberarme ebenfalls wohlverwahrt wurde. Mit einem Worte, die Aerzte hatten die Ueberzeugung, jeden äußeren Eingriff abgeschlossen zu haben, und gleichwohl fanden sie bei der Eröffnung des völlig unberührt gebliebenen Behälters Handteller und Rücken, wie gewöhnlich am Freitage, blutend und den unteren Theil des Behälters mit einer geringen Blutmenge angefüllt.

Soweit es eine Untersuchung ohne beständige Ueberwachung zuläßt, scheint damit festgestellt, daß für jetzt die Blutung freiwillig in den regelmäßigen Perioden eintritt, dagegen konnte Warlomont verschiedene andere Angaben der Herren Lefebvre, Rohling, Majunke, Imbert Gourbeire, van Loey, und wie die zahlreichen Propheten des Wundermädchens sonst heißen, durchaus nicht bestätigen. Was zunächst die Angabe betrifft, daß die Wunden bereits am Sonnabend geheilt und mit einer glatten, schorflosen Haut bedeckt seien, fand er vielmehr, daß sie noch am Sonntage weit von einer vollständigen Heilung entfernt waren, auch scheint die Schorfbildung dauernd geworden zu sein. Besonders wichtig sind nun ferner die Warlomont'schen Beobachtungen hinsichtlich der Ernährungsfrage. Um festzustellen, ob in dem kranken Körper ein regelmäßiger, von Charbonnier in Frage gestellter Stoffwechsel stattfinde, und ob bei Louise wie bei andern Menschen, nur durch Essen ersetzbare Körperstoffe im Blute zu Kohlensäure und Wasser verbrannt werden, ließ er sie nun zunächst mittelst eines Röhrchens anhaltend durch klares Kalkwasser athmen, während er selbst mit einer zweiten, gleichen Vorrichtung zeigte, wie sie dies machen sollte. Und siehe da! Louisens Kalkwasser wurde ebenso schnell trübe wie das des Doctors, zum Beweise, daß sie, wie er, beständig Kohlensäure ausathmet, die sie doch vermuthlich aus nichts Anderem bereitet, wie er selbst, nämlich mittelbar aus Brod und anderer Speise. Zum Ueberfluße sammelte Warlomont eine größere Menge der von Louise ausgeathmeten Luft in einem besonderen Behälter, um dieselbe von Professor Depair genau analysiren zu lassen. Es ergab sich dabei zwar ein etwas geringerer Gehalt an Kohlensäure und Wasserdunst, als ein gesunder Mensch ausscheidet, allein dies erklärt sich schon durch das etwas tiefere Einathmen bei dem Versuche, sofern dadurch der Procentgehalt der Ausscheidungen bedeutend herabgestimmt werden muß.

Der Untersuchende zog hieraus den Schluß, daß die Kranke esse, wenn auch vielleicht nicht eben reichlich, und wunderte sich deshalb auch nicht, einen in ihrem Wohn- und Schlafzimmer aufgestellten Schrank mit denjenigen Gottesgaben — Brod und Früchten — angefüllt zu finden, die sie angeblich vor vier Jahren zum letzten Male genossen haben soll. Er veranlaßte sie sodann, in seiner Gegenwart fünfzehn Gramm Brod und dreißig Gramm Kaffee zu genießen, um zu sehen, ob sie, wie die Parteigänger des Wunders einstimmig behaupten, wirklich diese geringe Nahrungsmenge alsbald wieder von sich geben würde. Er wartete fünf, zehn Minuten, eine halbe Stunde, und ging dann fort, ohne daß, trotz vielen Würgens, von diesen Dingen etwas wieder zum Vorscheine gekommen wäre. Natürlich versicherte ihm der gute Pfarrer Niels, daß dies alsbald nach seinem Fortgehen geschehen sei, allein auf's Gewissen befragt, gestand er, daß er das nicht selber gesehen und daß Louise es nur gesagt hatte. Obwohl somit Warlomont einzig Bewehr gegen die kostlose Lebensweise der Kranken erhalten hatte, wußten die ultramontanen belgischen Blätter alsbald triumphirend zu berichten, Herr Warlomont von der Akademie habe ebenso wie die Freiwilligkeit des Blutens auch das Hungerwunder lediglich bestätigen müssen. Er verwahrte sich nachdrücklich in den Zeitungen gegen derartige Verdrehungen der Wahrheit, allein trotzdessen wird er in der vor wenigen Monaten erschienenen Schrift des Abbé Cornet, „Louise Lateau und die deutsche Wissenschaft", ruhig als Zeuge für die Enthaltsamkeit angeführt. Wir werden das entsetzliche Lügensystem, durch welches diese merkwürdige Krankheit zu einem Wunder aufgeblasen wurde, weiterhin noch an einem viel stärkeren Beispiele kennen lernen, um daran zu sehen, wie die Wunder, nachdem sie im Rohen fertig sind, ihren letzten Schliff und die Politur erhalten. Erst dann werden wir die ganze Schwierigkeit einer derartigen Untersuchung, bei welcher die Trennung der unbewußten von der bewußten Lüge keineswegs leicht ist, übersehen können.

Unsere Kranke hat vor zwei Jahren zu den für spätere Bedürfnisse bereits angelegten Heiligen-Acten erklärt, daß sie (damals) seit drittehalb Jahren nichts weiter genossen habe, als die Hostie und sehr wenig Wasser, und hat diese Aussage durch einen Eid vor dem Crucifixe bekräftigen müssen. Da es allbekannt ist, daß Nervenübel derjenigen Art, von denen Louise heimgesucht wird, beinahe regelmäßig von einem unerklärlichen Hange zum Verbergen der Wahrheit begleitet sind, so ist die Abnahme eines derartigen Eides ein ebenso schweres Unrecht, als wenn man einen Betrunkenen vereidigen wollte. Warlomont macht auf die Möglichkeit aufmerksam, daß die Kranke vielleicht unbewußt esse. Er bringt den Umstand nämlich in Verbindung mit ihrer Angabe, daß sie seit ungefähr derselben Zeit nicht mehr geschlafen habe. Betragt, was sie denn die ganze Nacht treibe, hat sie verwirrt gestanden, daß sie, auf dem Stuhle sitzend, mitunter längeren Geistesabwesenheiten unterliege. Da sie nun während ihrer Extase einen ähnlichen Zustand darbietet, wie der Pariser Automatmensch (Gartenlaube Nr. 36 dieses Jahrgangs) oder ein sogenannter Nachtwandler, so wäre es möglich, umsomehr, da ihre Schlafstube zugleich die Speisekammer der Schwestern ist, daß sie in diesem bewußtlosen Zustande den Speiseschrank öffnet und ißt. Warlomont, der, wie man sieht, kein Mittel unversucht lassen möchte, an die Aufrichtigkeit Louisens noch ferner zu glauben, erzählt in seinem ausführlichen Berichte zwei Fälle von Kranken, die in ähnlichen Zuständen Speise nahmen. Der merkwürdigere derselben betrifft eine jetzt lebende Londoner Dame, welche die Speisen, die sie im wachen Zustande genießt, nicht im Magen behält, dagegen Alles wohl verdaut, wenn sie vorher durch ihren Arzt in den sogenannten magnetischen Schlaf versetzt wird. Seit drittehalb Jahren folgt sie ihrem Arzte, ohne den sie nicht leben kann, wie sein Schatten auf allen seinen Reisen. Sie würde, setzt Warlomont hinzu, wenn man ihr nicht das Gegentheil oft erzählt hätte, „vor dem Crucifixe, auf's Evangelium oder bei dem Haupte ihrer Kinder schwören, daß sie während dieser ganzen Zeit weder etwas gegessen, noch etwas getrunken habe". Wir werden sehen, daß der Zustand der mystischen Kranken in

Digitized by Google

ihren Extasen ꝛc. die größte Aehnlichkeit mit dem der Nachtwandler und Magnetisirten darbietet, und begreifen die Nothwendigkeit einer genaueren Untersuchung mit völliger Bewachung, wie sie Marlemont am Schlusse seines Berichtes betont, vollständig. Er hat gezeigt, daß Louise Lateau ein ausgezeichnetes Beispiel einer Krankheit, deren Vorhandensein man bisher geleugnet hat, darbietet, und daß es somit unverzeihlich sein würde, wenn die belgische Regierung nicht den Aerzten die Möglichkeit gewähren wollte, diese Kranke ohne Einmischung der sie bisher streng überwachenden Klerisei zu untersuchen. Natürlich würde es im eigenen Interesse der medicinischen Wissenschaft liegen, daß die Kranke mit der größten Schonung behandelt und wie bisher eher in dem Glauben, daß ihre Krankheit einen übernatürlichen Ursprung habe, bestärkt werde, als daß man ihr alsbald mit geistigen und körperlichen Pfiastern zu Leibe gehen dürfte.

Carus Sterne.

Der amerikanische Reporter.

Von Max Horwitz.

Oft und viel ist über das amerikanische Zeitungswesen geschrieben worden. In gelehrten Abhandlungen hat man seine Vorzüge und Nachtheile hervorgehoben. Als ausgesprochenster Vertreter jener Großmacht, welche man vor der Neugestaltung Italiens als die sechste zu bezeichnen pflegte, der öffentlichen Meinung, hat es sich einen Namen gemacht. Hin und wieder hat man ungläubig den Kopf geschüttelt, wenn man las, daß eine Zeitung aus eigenen Mitteln eine Frage löste, mit der Nationen sich Jahrzehnte vergeblich beschäftigt, wie der „New-York-Herald“ die Auffindung Livingstone's durch Stanley, aber endlich hat man sich denn doch überzeugt von dem Rechte der Presse, sich eine Großmacht zu nennen. Es soll in diesen Zeilen auf den Unterschied zwischen den Zeitungen diesseits und jenseits des Oceans nicht eingegangen, vielmehr stillschweigend zugegeben werden, daß der tiefe sittliche Gehalt, der die Presse auszeichnen soll, in den Zeitungen Deutschlands stärker ausgeprägt ist, als in denen Amerikas.

Das, was die amerikanische Zeitung sein will, drückt sie ganz genau in ihrem Namen aus: ein news-paper, ein Neuigkeitsblatt. Diesem Generaltitel wird sie nie untreu, unter welchem Namen sie auch erscheinen mag. Der politische Artikel, das Besprechen der Neuigkeit kommt erst in zweiter Reihe — das erste Erforderliche ist die Neuigkeit selbst in möglichster Breite und Tiefe. Das amerikanische Lesepublicum ist von der in ewigem Wettrennen befindlichen Presse verwöhnt — in Amerika giebt es weit mehr Zeitungsleser als in irgend einem anderen Lande der Welt — und zwingt die Presse nun selbst, auf dem einmal betretenen Pfade vorwärts zu gehen; sie befindet sich in der Lage des Zauberlehrlings und wird die Geister nicht wieder los, die sie rief. Ob es sich um welterschütternde Ereignisse oder um die unbedeutendsten, ja gleichzeitig verwerflichsten Dinge handelt, ob auf dem Schlachtfelde von Sedan Germanen und Gallier in heißem Kampfe um die Erleuchtung oder Verfinsterung der Welt rangen, oder ob Jimmy Mac Guire's Bulldogge und Mike O'Reilley's Neufundländer in fünfundzwanzig Rundgängen sich zerfleischen, um ihrem Besitzer den Betrag der über den Ausgang des Kampfes gemachten Wette einzubringen, gilt ganz gleich, — der Bericht darüber wird erwartet. Die Ausstattung der Tochter des Präsidenten muß bis auf die geheimsten Gegenstände der weiblichen Toilette eingehend beschrieben sein, aber auch über den Ball, mit dem Miß Castello, Vorsteherin eines unmoralischen Instituts, ihr neues Haus einweiht, erwarten die Leser vieler Blätter eine eingehende Besprechung. Es giebt nichts unter der Sonne, soweit es im Bereiche menschlicher Erforschung liegt, das sich der öffentlichen Besprechung entziehen könnte. Mit derselben Treue werden eine Reise des Präsidenten und ein Picnic der Schusterjungen besprochen. Die Zeitung muß an jedem Morgen ein getreuer Spiegel der Vergnügungen und Ereignisse des vorhergehenden Tages sein. Eine Zeitung, die sich von diesem ersten Erfordernis des „news-paper“ lossagen wollte, dürfte sich ruhig zu den Todten rechnen.

Die absonderliche Blüthe, und zwar specifisch amerikanische Blüthe, welche diese Eigenthümlichkeit der amerikanischen Presse getrieben, ist der Reporter oder Berichterstatter. Es müßte interessant sein, ein Exemplar dieser Species, der seinem Berufe eine Reihe von Jahren treu gedient hat, nach dem Ableben anatomisch untersuchen zu lassen. Es würde sich da ganz sicherlich herausstellen, daß drei Theile seines Körpers sich ganz besonders entwickelt haben: die Ohren, welche fast Ungesprochenes hörten, die Augen, welche nahezu durch Mauern sahen, und schließlich, und nicht am unwichtigsten, die Beine, — Beine mit unsichtbaren Meilenstiefeln, welche im Fluge die Ohren und Augen bald hierhin, bald dorthin trugen, die unermüdlich und rastlos überall und nirgends waren. Diese drei Dinge bilden das Handwerkszeug des Reporters; mit ihm ausgerüstet, stürzt er sich täglich hinein in den Strudel des öffentlichen Lebens, von welchem er allerdings manchmal auch, wenn er nicht geschickt zu steuern weiß, ergriffen und in den Abgrund gerissen wird. Mancher Bericht fand seinen Abschluß mit dem Begräbniß des Schreibers — „eine Kugel kommt geflogen“ — —

Nun, mich hat keine getroffen, obwohl eine wenigstens mir sicher zugedacht war, und so kann ich denn aus meinen Erinnerungen und dem, was zu meiner Kenntniß gekommen, Einiges hier anfügen.

Die amerikanische Zeitung — auch die deutsche Zeitung in Amerika — hat ihren eigenen Stab von Reportern. Der Localredacteur — ein literarischer Moltke — sitzt an seinem Pulte und entwirft früh Morgens den Schlachtplan für den ganzen Tag. Auf ein volles Jahr hinaus ist jedes bevorstehende Ereignis, auch das kleinste, soweit man von seinem Stattfinden Kenntniß erhält, in einen Tageskalender eingetragen, so daß man genau darüber unterrichtet ist, welche Dinge sich absprielen werden. Aus der Reihe seiner Reporter, die sich bei nennenswerthen Blättern englischer Sprache selten unter fünfzehn bezifert, wählt er dann für jede Berichterstattung den ihm am geeignetsten erscheinenden aus. Für die Dinge aber, welche sich nicht angemeldet haben, schickt er eine Anzahl anderer Reporter aus.

Nun ist dem Berichterstatter das Arbeiten im Großen und Ganzen allerdings leicht gemacht. Er steht mit dem Publicum auf dem besten Fuße; denn er ist ein einflußreicher Mann. Wo das, über was er berichten soll, nicht absolut heimlich gehalten werden soll, bringt man es ihm fast entgegen, und mit Routine und Arbeitskraft kommt er durch. In Versammlungen findet er einen Tisch und gute Schreibmaterialien neben der Rednerbühne; Beschlüsse überreicht man ihm fast immer in sauberer Abschrift. Bei einem Festessen ist sein Couvert so gelegt, daß er Alles überblicken kann. Seine Karte öffnet ihm unter normalen Verhältnissen jede Thür. Jedes Schloß springt vor ihm auf. Selbst der Präsident läßt sich nicht verleugnen, und mancher Bankpräsident ist schon spät Nachts aus dem Schlafe geklingelt worden, um durch den Reporter eine Frage an sich gerichtet zu sehen. Der Allgefürchtete geht durch die südlichen und Staatsbureaux, unterbricht die Beamten in ihrer Arbeit, spricht mit ihnen, liest die auf dem Pulte liegenden Papiere und schnüffelt in den Büchern, wenn sie nicht schnell genug vor ihm versteckt worden. Er ist als kriegführende Macht anerkannt; man weiß, daß er auf Raub aus ist, und man verübelt ihm nicht nur nicht, wenn er alle Mittel in Bewegung setzt, Neuigkeiten zu erhaschen, sondern lobt ihn noch, etwa mit alleiniger Ausnahme Desjenigen, den er überrumpelte. Er ist also schlau und — es sei ein Ausdruck gestattet, der bezeichnend ist — „unverfroren“.

Vor ungefähr drei Jahren, als der damalige Beherrscher New-Yorks, Tweed, die ersten Stimmen der über ihn ergangenen Anklagen auszuhalten hatte, die ihn zu auch in's Zuchthaus brachten, zu jener Zeit, als man ihn beschuldigte, nicht weniger als zwölf Millionen Dollars aus dem Stadtsäckel gestohlen zu haben, war es der Ehrgeiz jeder Zeitung, eine Unterredung mit

Digitized by Google

ihm selbst zu haben. Tweed aber blieb unsichtbar für Alle, die er nicht sehen wollte, und zu ihnen gehörten vor Allem die Reporter. Er wollte den langen Verhören Unberufener aus dem Wege gehen und hatte strenge Ordre gegeben, Niemanden vorzulassen. Aber selbst Tweed hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Obwohl ein Reporter nach dem andern den Versuch, zu ihm zu dringen, aufgab, Einer, ein junges Bürschchen, das sich seine Sporen verdienen wollte, hielt aus. Er eröffnete eine förmliche Belagerung. Sein Fuß wich nicht von der Schwelle. Man sagt, daß er selbst mit der Negerköchin eine Liebelei anbandelte, um wenigstens bis in die Küche zu gelangen. Jeden Tag, ja fast jede Stunde wanderte seine Karte hinein: „Der Reporter des ‚Sun' bittet um eine Unterredung". Eine abschlägige Antwort entmuthigte ihn nicht; seine Ordre war, Tweed zu sprechen, und wie ein Soldat hatte er diese Aufgabe zu lösen. Endlich mochte seine Ausdauer Tweed rühren, und als der Reporter sich schließlich mit einer einzigen Frage zu begnügen versprach, öffnete sich ihm die so lange verschlossene Pforte; er stand dem Gewaltigen gegenüber. Aber er durfte nur eine Frage thun. Wie viel hätte der Mann mit den drei Wünschen von ihm lernen können! Auch nicht einen Augenblick war er in Verlegenheit, sondern fragte nach artiger Begrüßung im naivsten Tone:

„Sagen Sie, Herr Tweed, aber auf Ihre Ehre, sind Sie wirklich ein Dieb?"

Und Tweed warf ihn nicht zum Tempel hinaus, sondern lachte herzlich und gestattete ihm weitere Fragen.

Nicht minder heiter ist ein kleiner Vorfall in Chicago. Der Mayor der Stadt, ein von Natur freisinniger, aber schwacher und leicht bestimmbarer Mann, war den Temperenzlern in die Hände gefallen und bedrohte die Sonntagsfreiheit der Deutschen. Darüber entstand ungeheure Aufregung. Joseph — wir wollen ihn bei seinem Vornamen nennen — wurde von Deputationen der Mucker und ihrer Gegner fast erdrückt. Jede, selbstverständlich am nächsten Morgen gedruckte Meinungsäußerung wurde ihm die Veranlassung zu neuem Aerger. So beschloß er denn, den Reportern gar Nichts mehr zu sagen, und war stumm wie das Grab. Seine Conferenzen über diesen Gegenstand hielt er bei verschlossenen Thüren, vergaß aber die Schlüssellöcher zu verstopfen. Als er sich in ein Zimmer unter dem Dache flüchtete, wurde die Luftheizungsröhre dienstbar gemacht; sie trug den Schall der Worte weiter. Aus einzelnen Schlagwörtern reimte man sich den ganzen Inhalt des Gespräches zusammen. Allerdings war Joseph etwas schwerhörig und bediente sich einer Ohrtrompete, sodaß mit ihm gewöhnlich ziemlich laut gesprochen werden mußte; er selbst hatte sich das laute Sprechen angewöhnt. Schließlich, als Tag für Tag ein Bericht über die geheimsten Sitzungen in den Zeitungen stand, entschloß er sich zu einer allergeheimsten Sitzung in dem aus starken, colossalen Mauern und eisernen Thüren bestehenden feuersesten Gewölbe des Rathhauses. Lächelnd schritt er an den Reportern vorüber; schwer fiel die eiserne Thür hinter ihm in's Schloß — am nächsten Morgen stand der Bericht in den Zeitungen. Joseph hatte seine Ohrtrompete nicht mit sich genommen, da drinnen durfte ja laut gesprochen werden, und da hatten die Reporter eine Anleihe bei ihm gemacht, hatten die Oeffnung der Ohrtrompete an das Schlüsselloch gelegt und so doch den Inhalt der Verhandlungen aufgefangen. Von dem Augenblicke an gab Joseph seine Heimlichkeiten auf. Er bekannte sich lachend als besiegt. Hatte doch der Reporter des Blattes, dessen Redacteur Joseph gleichzeitig war, den Reigen der Cameraden geführt.

Nicht immer aber steht der Reporter auf so sicherem Posten. Vor wenigen Monaten fand man am Gestade des Michigansees die gebleichten Gebeine des lange vermißten neunzehnjährigen Grimwood. Er war von seinem Localredacteur dazu bestimmt worden, eine Fahrt des Luftschiffers Donaldson zu beschreiben, also war er mit aufgestiegen. Eine halbe Stunde später brach ein orkanartiger Sturm los, der den Ballon zerfetzte. Die Gebeine der Verunglückten wurden nur durch die daneben liegenden Papiere recognoscirt. In Grimwood's Notizbuche stand mit Bleifeder geschrieben: „Fünftausend Fuß über der Erde. Ich hoffte immer, ich sei zu Höherem geboren. Aber die Aufgeblasenheit regiert auch hier oben." In diesem Tone ging es eine Weile weiter. Die letzten Zeilen enthielten eine Andeutung über das Unwetter und eine Todesahnung. Er starb in seinem Berufe.

Beim Pas-de-deux.

Aus dem Album „Der erste Ball" von K. Koegler.

Wie die Rücksichtslosigkeit gegen Andere, so ist dem Reporter auch die gegen sich selbst in Fleisch und Blut übergegangen. Ich erinnere mich, daß am 14. Juli 1874, als die Stadt Chicago zum zweiten Male mit Vernichtung bedroht wurde, ein ganzer Schwarm von Reportern mit in die Häuser ging, welche wenige Minuten später in die Luft gesprengt werden sollten und in denen Alles zur Sprengung vorbereitet war, während ein wahrer Feuerregen sich schon auf sie ergoß. Mußten sie doch am nächsten Morgen genau beschreiben, wo die Lunte angelegt worden. Ja, als man vor einigen Tagen Schauerdinge über die Verwaltung eines Staatsirrenhauses von New-York erzählte, ließ sich ein Reporter Namens Chambers in aller Form Rechtens und von Gerichtswegen für irrsinnig erklären und lieferte nach vier Wochen einen Bericht, der eine Abstellung der Mißstände zur Folge hatte.

Gleichviel welche Motive zu solch außerordentlichen Thaten veranlassen — oft ist es nur die Absicht, „Sensation" zu machen; oft liegen andere Gründe vor — so viel steht fest, daß durch den Reporter schon sehr viel Gutes geschaffen wurde, neben manchem Bösen, das seine Rücksichtslosigkeit herbeiführte. Zwar deckt er fast immer nur die Schäden und Schwächen der Gegenpartei auf, aber es ist doch immerhin Jemand da, der den Beamten scharf auf die Finger sieht. Jede Ungehörigkeit rügt er. Allgemeine Mißstände werden hervorgehoben, beleuchtet und mit Scherz und Ernst bekämpft, bis sie gehoben sind. Trotz einer erklärlichen leichtfertigen Auffassung des Lebens ist er durchaus gutmüthig. Persönliche Gefahr kennt er nicht. Ich

habe Reporter gesehen, die sich kaltblütig ihre Bleifedern spitzten, als in ihrer Gegenwart von erregten Männern der Vorschlag gemacht wurde, sie jämmerlich durchzuprügeln, weil ein von ihnen verfaßter Bericht Mißfallen erregt hatte. Und der echte Reporter ist gewandt. Nicht nur daß er Berichte über Reden in französischer, italienischer, deutscher und skandinavischer Sprache ziemlich getreu anfertigt, obwohl er selbst meistthin nur Englisch versteht, er beschreibt Morgens eine Dampfmaschine, Mittags die Blumenausstellung, berichtet Nachmittags über eine politische Versammlung und kritisirt Abends die italienische Oper. Tief geht sein Wissen natürlich nicht, aber so wenig er auch von dem einen oder andern Dinge versteht, er besitzt doch die Fähigkeit, sich über Alles schnell und leichthin zu informiren.

Der amerikanische Reporter steht mit Jedermann auf gutem Fuße. Er drückt dem Polizeipräsidenten und wenige Minuten darauf dem Spielhöllenbesitzer die Hand. Er wandert direct von der Hinrichtung eines Mörders zur Prüfung in einer höheren Mädchenschule. Er hat ein Herz, sogar ein großes, aber er hat gelernt, es nach Bedarf in Bewegung oder in Ruhe zu versetzen. So lange er im Dienste ist — und er ist immer im Dienst — giebt es für ihn nur das eine Wort: Neuigkeiten. Allerdings setzt ihn die Zeitung, für die er arbeitet, in die Lage, Neuigkeiten zu erhaschen. Vor Kosten, und seien sie noch so bedeutend, ist eine amerikanische Zeitung noch nie zurückgeschreckt, wenn es gilt, etwas Interessantes zu erfahren. Der bedeutendste Vorzug des amerikanischen Reporters aber ist, daß er zu schreiben versteht. Dem unbedeutendsten Dinge weiß er eine interessante Fassung zu geben. In den meisten steckt etwas von Mark Twain oder Bret Hart, eine stark ausgeprägte humoristische Ader, die überall zum Durchbruche kommt. Ein amerikanischer Bericht zeichnet immer gleich den Hintergrund, auf dem sich die Dinge abspielen. Er liefert ein kleines Genrebild, das oft ein längeres Leben verdient, als den Augenblick, für den es ursprünglich bestimmt war.

Daß sich neben so vielem Lichte auch sehr viel Schatten finden muß, liegt auf der Hand. Gesinnung irgend welcher Art wird man bei einem amerikanischen Reporter vergebens suchen, es sei denn, daß er sich schon einen Namen gemacht hat. Gewisse Zeitungen, wie z. B. die „Chicago-Times“, die als der Typus der schmutzigsten Journalistik gelten darf, bilden ihre Reporter zu Spionen aus, die sich in das innerste Familienleben drängen und schon oft unsägliches Unheil angerichtet haben. Die Sucht, es einander zuvorzuthun, hat jene an und für sich ganz hübsche Erfindung der Unterredungen so ausarten lassen, daß sie zu einer wahren Landplage geworden sind.

Was aus dem Reporter wird? Oft ein hervorragender Politiker; häufig arbeitet er sich in der Presse bis zum Sessel des Chefredacteurs hinauf. Man begegnet ihm als dem Geschäftsführer bei Theatergesellschaften, im Circus und bei verwandten Unternehmungen, weil seine Bekanntschaft mit der Presse ihn werthvoll macht. Die Zahl Derer, welche in andere Berufskreise übergehen, ist nicht sehr groß. Nicht gering aber sind Diejenigen vertreten, denen die aufreibende, Körper und Geist ermüdende und anstrengende Thätigkeit ein frühes Grab bereitet. Man macht nicht ungestraft zehn Jahre lang die Nacht zum Tag und den Tag zur Nacht, besonders nicht, wenn einem die Gelegenheit zur Befriedigung der nationalen Neigung zu geistigen Getränken so leicht und so kostenfrei geboten wird, wie dem amerikanischen Reporter.

Zu heiß im Saale!

Aus dem Album „Der erste Ball“ von K. Koegler.

Zur Naturgeschichte des deutschen Komödianten.

8. Intendanten und Directoren.

Die Stellung eines Bühnenleiters ist eine hoch verantwortliche in mehr als einer Beziehung. Der Leiter einer Bühne ist verantwortlich der Kunst, den Dichtern, den Künstlern, sich selbst und — leitet er ein Institut von hohem Range — sogar der Nation. Wohl müssen, um eine Nationalbühne zu schaffen, verschiedene Kräfte zusammenwirken. Der wohlwollende Staat vermag das Meiste und Beste zu thun. Die Lenkung der Bürde der Bühne von Seiten des Staates ist der Anfang vom Ende des letzteren. Nicht weniger maßgebend neben dem Staate sind aber auch die Dichter und die Bühnenleiter. Diese drei sind es, von welchen man eine Blüthezeit der dramatischen Kunst zu hoffen hat und die ersten Schritte zur Neuschaffung derselben fordern darf. Der Einfluß der ausübenden Künstlers steht erst in zweiter, der des Publicums gar erst in dritter Linie. Das, was der ausübende Künstler giebt, wird immer den Dichter und — bei aller Wahrung der Selbstständigkeit des subjectiven Talentes — den Bühnenleiter wiederspiegeln. Das Zusammenspiel nun gar liegt ganz in der Hand des Bühnenleiters, denn er ist entweder selbst ein Regisseur oder trifft doch die Wahl desselben und trägt also auch die Verantwortung. Und das Publicum? — Das Publicum, ich wage es zu behaupten, läßt sich erziehen zum Guten, wie zum Bösen, womit nicht gesagt sein soll, daß seine Erzieher nicht geschickte Pädagogen von Herz und Kopf sein müssen.

Die Bühnenleiter, d. h. die Intendanten und Directoren, sind auf's Engste mit der Naturgeschichte des deutschen Komödianten verwachsen. Wir widmen ihnen daher in dieser Artikelreihe ein Viertelstündchen ernster Betrachtung und scherzhafter Beleuchtung.

Beginnen wir mit den Intendanten! Die Hoftheater-Intendanten konnten natürlich nicht früher da sein als die

Digitized by Google

Hoftheater. In jener fein-sinnlichen, barocken, geistreichen, empfindsamen und herzlosen Zeit, die wir einfach und bezeichnend Rococo nennen, in der Zeit des aufgeklärten Absolutismus und des Landeskinderverkaufs, in der Zeit Eckhof's, in welcher der goldene Leichtsinn der verachteten Komödianten sich noch nicht in den Sinn für schweres Gold verwandelt hatte, bekamen die großen und kleinen Landesväter das heiligen römischen Reichs deutscher Nation plötzlich Lust ein wenig Louis XIV zu spielen. Sie ahmten ihn sclavisch nach, den Mann, welcher der Staat selbst war. Sie mußten demnach auch ihr Hoftheater und ihre Hofkomödianten haben. So wurden sie hereingeholt von der Landstraße, die besseren Komödiantentruppen, und sie fanden auf kürzere oder längere Zeit ein ungewohntes Quartier in Räumen, die von Gold, Seide und Sammet strotzten. Diese Räume hatten sich die hohen Herren geschaffen, um nach dem Essen zur Verdauung ein Stündchen Schauspiel genießen zu können. Oder sie lauschten in diesen Räumen an bestimmten Abenden den schmeichelnden Melodien einer Modeoper und erfreuten das höchsteigene, etwas genußsüchtige Auge durch die Pas und Entrechats einer französischen oder italienischen Ballerina. Deutsche Ballerinen von Ruf gab es damals noch nicht. Die deutschen Mädchen begriffen das System der Tricots und Tanzkleidchen etwas schwerer als die geweckteren romanischen Schwestern.

In dieser Zeit also entstand der Hoftheater-Intendant, der „intendant des spectacles". Es war eine Hofcharge, wie es deren an den damaligen Höfen so viele gab, weiter nichts. Die Cavaliere, welche man mit dieser Stellung betraute, nahmen ihr Amt auch gar nicht ernst. Sie bekümmerten sich wenig um die Komödianten. Höchstens befahlen sie auf Befehl ihres Herrn bestimmte Galavorstellungen und protegirten dann und wann „une petite actrice". Der Intendant des Rococo lebte in einem goldenen Nichtsthun.

Die Zeiten änderten sich. Es war ein Dalberg da; ein Nationaltheater erblühte, und ein Iffland schuf und glänzte. Die Intendanten wurden ernste, kunstbegeisterten Leute. Hatten sie doch an dem ernsten, kunstbegeisterten, wenn auch etwas zaghaften Dalberg ein so leuchtendes Vorbild. Sie mußten ihre Pflicht ernster nehmen — der Stolz des Cavaliers verlangte es so. Es kamen ja auch die herrlichen Tage Weimars, und Schiller und Goethe traten für die Nationalbühne ein. So wurden die Intendanten ernst und kunstbegeistert, und bis in die Mitte unseres Jahrhunderts können wir die Küstner, Redern, Gall u. A. mit künstlerischem Sinne wirken sehen.

Es war mir vergönnt, dem General-Intendanten Karl Theodor von Küstner näher zu treten. Freilich war er damals schon ein Greis und ein Pensionär, aber die alte Kunstbegeisterung war ihm treu geblieben und dazu ein Herz voller Humanität. Seine Güte war sprüchwörtlich, und ich kann mir den gutmüthigen Herrn General-Intendanten noch vorstellen mit all' seiner unfreiwilligen Komik, wenn er bei der Creliinger, der „Katze", wie sie Ludwig Devrient nannte, kraft seines Amtes etwas durchzusetzen versuchte.

In seinem freundlichen Heim in der Elsterstraße zu Leipzig waren wir jungen Schauspieler des Stadttheaters gern gesehene Gäste, und er suchte uns auch an schönen Sommernachmittagen häufig bei Kintschy im Rosenthale auf. Gutmüthigkeit und Häßlichkeit waren zu gleichen Theilen in seinem immer freundlichen Antlitze vertreten. Grundsätzlich vermied er, sich äußerlich acceptabler zu gestalten. Seine Perrücke spielte bereits in mehreren Farben und fand ihren festesten Halt durch die Seitenfedern einer großen goldenen Brille. Von ehrwürdigstem Alter waren Kopfbedeckung und Garderobe. So kam er eines Tages freudestrahlend bei Kintschy an und rief glücklich im „reensten" Leipziger Dialekt aus:

„Gott sei Dank, Kinder, nu weeß ich doch, daß ich noch zum Theater gehöre. Heute war ein durchreisender Schauspieler bei mir und holte sich Meiseged. So lange, wie se noch Vorschuß bei mir holen, bin ich ooch noch Director."

Mit dem lebhaftesten Interesse und der größten Bescheidenheit sprach er von seinem Wirken. Ein strenges Gerechtigkeitsgefühl zierte ihn. Folgendes Geschichtchen mag das illustriren.

Im October 1863 feierte der verdienstvolle, noch heute wirkende „erste Vater" der Leipziger Bühne, Heinrich Stürmer, sein fünfundzwanzigjähriges Engagementsjubiläum. Zur Festvorstellung war Gutzkow's „Zopf und Schwert" bestimmt, denn König Friedrich Wilhelm der Erste ist eine der besten Leistungen des Jubilars. Durch die Krankheit eines Darstellers, der den „Eversmann" zu geben hatte, wäre die Festvorstellung in letzter Stunde gescheitert, wenn nicht ein jüngeres Mitglied das Wagestück unternommen hätte, ohne Probe für den Erkrankten einzutreten. Es gelang. Stürmer's Ehrentag war gerettet und der Direction ein übervolles Haus. Zwei Tage später begegnete Küstner in der Nähe des Theaters jenem jungen Schauspieler und spricht sich ihm gegenüber anerkennend über das Gelingen des Wagestückes aus. Plötzlich fragt er naiv:

„Was ham Se denn gefriegt?"

„Wie meinen Herr Generalintendant?"

„Nu, ich meene — sind se denn da oben" — er zeigte mit der Hand nach den Fenstern der Theaterkanzlei — „nich dankbar gewesen?" Der junge Mann zuckte die Achseln.

„Ich habe bis jetzt noch nicht ein Wort des Dankes empfangen." Ganz entrüstet platzt da der alte Herr los:

„Ne, da hört aber wirklich Alles uff! — So'ä volles Haus — bei so einer Gelegenheit und nich 'mal: Danke scheene! — Ne, heeren Se, das hätt' ich nich sein dürfen! Da wär' mersch, weeß Gott, uff e Paar Louisdors nich angekommen. Er Herr Jerseé, das nehm' mer Keener übel — ne —" Und kopfschüttelnd, setzte er seinen Weg fort.

Die Intendanten der neuen Schule sind andere Leute. Sie gehen meist aus zwei sehr verschiedenen Berufsclassen hervor. Ursprünglich sind sie sehr häufig Officiere oder Schriftsteller. Die Ersteren leisten als Bühnenleiter beinahe noch Besseres als die Letzteren. Sie haben jedenfalls Sinn für Disciplin, und eine energische Disciplin gehört zu einer erfolgreichen Bühnenleitung. Ferner haben sie die Offenheit, sich einzugestehen, daß das Theater nicht ihr eigentliches Terrain ist und daß man Dinge, die man gedeihlich betreiben will, ihrem vollen Umfange nach verstehen muß. Darum halten sie auf tüchtige Regisseure.

Die Schriftsteller-Intendanten rufen im Allgemeinen weit weniger ersprießlich für die Kunst, obgleich man das Gegentheil glauben sollte. Es sind Ausnahmen vorhanden: Laube, Dingelstedt, Wehl. Das sind Praktiker. Sie haben sich angelegen sein lassen, den Organismus der Bühne kennen zu lernen; sie haben sich nicht auf den Standpunkt gestellt: „Als Dichter sind wir geborene Bühnenleiter." Dieser Standpunkt ist ein schlimmer Irrthum, und selbst ein Immermann hat seine bösen Folgen empfinden müssen. Die Theorien allein thun es eben nicht. Darum haben diese Praktiker die Bühnentechnik im weitesten Sinne nachgespürt, und sie sind nicht nur im Aristoteles und Lessing zu Hause, sondern auch in der Garderobe des Schauspielers und auf dem Schnürboden des Maschinisten.

Wir begrüßen nun zunächst die Directoren der stabilen Stadt- und Privattheater. In neuerer Zeit ist das Wort Director etwas aus der Mode gekommen. Man bedient sich jetzt statt dessen — vermuthlich aus Gründen des Wohllauts — des Ausdrucks: Bühnenvorstand. Unter den Bühnenvorständen sind die Commissionsräthe ganz besonders stark vertreten. Es giebt nur wenige Ausnahmen unter diesen Leitern großer stabiler Bühnen, deren Brust nicht mit einem oder mehreren Orden geziert ist. Meist sind es recht praktische Geschäftsleute. Einzelne unter ihnen sind indessen wirklich im Stande, der Kunst aus vollem, ehrlichem Herzen Opfer zu bringen. Das sind gewesene Schauspieler oder Sänger, welche die Ideale ihrer Jünglingszeit noch nicht vergessen haben. Sonst wissen sich die meisten dieser Herren „trefflich mit dem Blutbann abzufinden".

Die Directoren der Stadttheater zweiten Ranges — auf sie findet der „Bühnenvorstand" seltener Anwendung — bieten im Allgemeinen kein unerfreuliches Bild. Sie sind meist aus dem Stande der aus übenden Künstler hervorgegangen, und der größte Theil sorgt und müht sich redlich, den Anforderungen gerecht zu werden, welche die Neuzeit mit ihren hohen Gagen und theuren Autorenhonoraren stellt. Die Mehrzahl dieser Directoren würde vielleicht gern künstlerischer vorgehen, wenn es ihr überhaupt nur möglich wäre. Aber es ist schwer möglich. Das Budget dieser Stadttheater zweiten Ranges ist kolossal angeschwollen in Folge der neuen Verhältnisse, und dennoch dürfen sie kaum wagen — was doch ganz naturgemäß wäre — ihre Eintrittspreise zu erhöhen. Würden sie es thun, so wäre es bei

Digitized by Google

der heutigen Zeitrichtung unausbleiblich, daß sich der größte Theil des noch treu gebliebenen Publicums über Hals und Kopf in den Strudel des Tingeltangelthums stürzt. Das Unwesen der Tingeltangelei macht sich auch in kleineren Städten schon gewaltig breit, und wie sehr dies der Kunst schadet, sieht man am deutlichsten an dem kümmerlichen Vegetiren dieser kleinen Stadttheater, die nur mit großen Opfern ihrer ehrlichen Directoren dem Bankerott entgehen, der ihnen fortwährend droht.

Die neue Theatergesetzgebung hat eine neue Classe von Directoren geschaffen, die Classe der „dramatischen Bierwirthe". Das sind die Besitzer großer Restaurationslocalitäten, die sich in den Kopf gesetzt haben, auch Theaterdirectoren sein zu wollen. Diese dramaturgischen Anwandelungen verdanken sie dem Wunsche, möglichst viel Geld zu verdienen. Das thun sie auch. Der dramatische Bierwirth engagirt sich einen „technischen Leiter" oder einen „Oberregisseur", zahlt auch sehr häufig nicht unbedeutende Gagen und macht fast immer sein Geschäft. In Bezug auf das Institut der dramatischen Bierwirthe haben die Schauspieler den Witz gemacht: „Leute frische Blutwurst! Dazu: Die Braut von Messina!" Wenn das nun auch übertrieben ist, so ist manches Andere noch schlimm genug. Ich kannte einen dramatischen Bierwirth ersten Ranges. Er war sogar Mitglied des deutschen Bühnenvereins und bot seinen Schauspielern etwa folgendes Wochenrepertoire für den Winter:

Sonntag: Vorstellung im Etablissement von sieben bis elf Uhr Abends bei mörderischem Tabakrauch. — Montag: Probe. Direct nach Tisch Abreise mit der Bahn nach einer vier Meilen entfernten Stadt. Nach Ankunft Probe. Abends Vorstellung. — Dienstag: Früh sechs Uhr Abreise. Nach Ankunft Probe. Abends Vorstellung im Etablissement wie oben. — Mittwoch: Zwei Proben. — Donnerstag: Probe. Abends Vorstellung im Etablissement. — Freitag: Früh sieben Uhr Abreise per Omnibus nach einer sechs Meilen entfernten Stadt. Nach Ankunft Probe. Abends Vorstellung. — Sonnabend: Früh sechs Uhr Abreise per Omnibus nach dem sechs Meilen entfernten sogenannten Domicil. Um ein Uhr Ankunft, um drei Uhr Probe und so weiter mit Grazie bis in's Unendliche. Dabei war der liebenswürdige Mann so freundlich, seinen Mitgliedern geheizte Zimmer in den Gasthöfen zu verweigern, weil „nach ärztlicher Aussage das kalte Schlafen und kalte Waschen sehr gesund sei". Wann die abgehetzten, katarrhalisch und rheumatisch afficirten Mitglieder ihre Rollen lernen sollten — danach zu fragen, trug er nie Verlangen. Zur Erholung durften sie in Maskenzügen mitwirken, wenn er öffentliche Maskenbälle veranstaltete. Und für das Alles hatte der dramatische Bierwirth in seinen Contracten einen Schein des Rechts und war äußerst empört, daß ihm die Schauspieler in hellen Haufen contractbrüchig wurden. —

Ein fernerer Blick in die Rangliste der deutschen Theater zeigt uns nunmehr die sogenannten „reisenden Gesellschaften" und ihre Directoren. Ich meine hier zunächst die „reisenden Gesellschaften" besserer Art. Sie sind mit Unrecht in schlechten Ruf gekommen. Streitsüchtige Feuilletonisten, die auf einer Sommerreise irgendwo einmal einer „Schmiere" oder einem „Meerschweinchen" begegneten, amüsirten sich köstlich und schrieben äußerst pikante, humoristische Artikel über das Leben und Treiben der „reisenden Gesellschaften". Aus diesem Grunde betrachtet das große Publicum diese Institution als eine höhere Vagabondenschule. Sehr mit Unrecht. Was bedeutet heutzutage überhaupt „reisende Gesellschaft"? Es wird beim deutschen Theater jetzt so viel gereist, dasselbe zahlt so viele Thaler jährlich für Hausirgewerbescheine, daß man den Begriff „reisende Gesellschaft" kaum noch präcisiren kann. Die Directoren der guten „reisenden Gesellschaften" sind fast immer Ehrenmänner von etwas veralteten Ansichten, die über den Schwindel der Neuzeit den Kopf schütteln und ihre Gagen prompt bezahlen. Die Leistungen ihrer Bühnen stehen sehr häufig ganz auf gleicher Höhe mit denen der Stadttheater zweiten Ranges. Freilich — die scenische Ausstattung, die Costüme lassen oft viel zu wünschen übrig. Tritt der Zuschauer in die glänzenden Auditorien großer Theater, so erfolgt zunächst ein „Ah" der Bewunderung. Der Glanz und die Pracht nehmen ihn gefangen. Der Gedanke, daß auch an einem „großen" Theater eine schlechte Komödie gespielt werden könne, kommt nur schwer auf. Dem gegenüber ist der Mime der „kleinen" Theater ganz auf sein künstlerisches Können angewiesen. Nichts hebt, nichts deckt die etwaige Schwäche seiner Leistung. Darum aber auch bedeuten seine Erfolge oft mehr. Und war denn Burbage ein schlechter Schauspieler, weil sein Director Shakespeare nur über einen Bühnenapparat der bescheidensten Art verfügen konnte? Waren die Ludwig Devrient, die Karl Grunert oder hundert Andere nicht schon Genies und Talente ersten Ranges, als sie das Wanderleben der „reisenden Gesellschaften" theilten? Begannen und beginnen nicht noch heute die Talente ihren Siegeslauf als Mitglieder der kleinen Theater?

Wir kommen nun zu den Abarten der reisenden Gesellschaften, den „Schmieren" und „Meerschweinchen", wie die technischen Ausdrücke lauten. Der Schmierendirector zahlt Gage — wenn er sie einnimmt oder das Geld nicht anderweitig braucht. Die „Meerschweinchen" dagegen sind sogenannte „Theilungsgesellschaften", d. h. die Mitglieder theilen sich social-demokratisch in den Ertrag ihrer Arbeit. Der Director, auch „Häuptling" genannt, fährt dabei nicht schlecht. Erstens bekommt er einen „Theil" als Director, zweitens einen für das „Werk" (Decorationen), drittens einen für die „Bibliothek", viertens einen als Schauspieler, fünftens einen als Cassirer und — sehr häufig — sechstens einen sogenannten „Abnutzungstheil". Die Stellung eines „Häuptlings" ist also gewinnbringend. Das Geschäft kann sich sogar noch besser gestalten. Ist der „Häuptling" verheirathet, wirft seine Gattin mit und zählen etwa auch seine Kinder zu den ausübenden Künstlern, so erhält jede dieser Persönlichkeiten natürlich auch ihren „Theil". Schließlich bezahlt der „Häuptling" alle seine Bedürfnisse bei Bäcker, Schlächter und Bierwirth mit Billets — man sieht, die Stellung ist nicht ganz „ohne".

Zu den „Meerschweinchen" gehören auch die sogenannten „Familiengesellschaften". Ihre Entstehungsgeschichte ist gewöhnlich folgende: Ein Schauspieler Müller, Vater einer zahlreichen Familie, hat vor mehreren Jahren den nicht mehr ungewöhnlichen Einfall gehabt, Theaterdirector zu werden. Sein Kindersegen zwang ihn zu diesem heroischen Entschlusse. Anfangs gab er mit seiner Gattin kleine Lustspiele, die nur zwei Personen beanspruchten, und sein Nachwuchs agirte in „Kinderkomödien". Als die Kinder mehr und mehr gedeihlich heranblühten, begriff Müller, daß es Zeit sei, das Geschäft zu vergrößern. Er besitzt vier Sprößlinge, zwei Söhne und zwei Töchter. Er engagirt zwei junge Damen, und seine Söhne heirathen dieselben schleunigst. Nicht minder schnell wissen seine Töchter zwei junge Schauspieler in eheliche Fesseln zu schlagen. Der Zufall und ihr Unglück haben diese jungen Leute in das Fabrikdorf geführt, wo sich damals der Karren befand. Die Gesellschaft Müller ist nunmehr vollzählig, und das Publicum ist zufrieden. Höchstens bellagt sich einmal der Vorstehuse, daß der Name „Müller" auf dem Theaterzettel so oft vorkommt. Dieser Theaterzettel ist manchmal gedruckt, häufiger geschrieben und wird stets „am folgenden Tage wieder abgeholt".

Sachsen, Böhmen und Baiern haben die zweifelhafte Ehre, für das Eldorado der „Schmieren" und „Meerschweinchen" zu gelten. Wie deutlich schwebt Du vor meinem inneren Blick, ehrlicher „kreuzlich sächsicher gonzessionirter Deaderdereck'r"! Du botest Deinem Publicum viel. Sogar „lebende Bilder" auf der Drehscheibe. Eines schönen Abends stand auf der Drehscheibe eine herrliche Frauengruppe, darunter Deine „Braut". Da schlich sich ein toller Bursche unter das Podium und half dem „Deadermeester" die nicht leichte Last im Kreise wälzen. Aber der tolle Bursche drehte nicht im Gleichmaß, und die Frauengruppe — darunter Deine „Braut" — purzelten über den Haufen. Ich sehe Dich noch vor mir stehen an dem engen Eingange, der unter das Podium führte. Du fuchtelteſt mit einem alten, verrosteten Hirschfänger in der Luft herum und führtest Wuth und Knotenstock im Blicke. Donnernd entströmten Deinen „kreuzlich sächsichen gonzessionirten" Lippen die Worte:

„Nee, so änne Gemeenheet! Kumm' Se nor 'rans — ich schlitze Sie den Bauch uff." —

Arno Hempel.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Der erste Ball. (Mit Abbildungen, S. 808 und 809.) Sechszehn Jahre und Nachbars Lieschen! — Es war ein warmer Spätsommerabend. Wir saßen auf dem hohen eisenumgitterten Granitvorbau, welcher als gemeinsame Estrade vor den beiden alterthümlichen Hansahäusern, meinem und ihrem Elternhause, hinlief. Der Abendsonnenschein fiel röthlich durch Giebel und Erker auf die breite, helle Straße herab, und vom nahen St. Marienthurm klang bei jedem Stundenschlag — wir hatten gar so lange geplaudert und geträumt — das prächtige mittelalterliche Glockenspiel helltönig zu uns hernieder. Von den Tagen der frühesten Kindheit hatten wir geplaudert, da wir noch in traulicher Winterstille in der engen Mansarde oder, wenn der lustige Frühling kam, auf dem geräumigen hallenden Hofe hinter dem Hause gespielt, von den seligen Tagen der Kindheit, die nun längst dahin waren — längst! denn wir waren ja vernünftige, große Menschenkinder geworden, ich sechszehn- und sie vierzehnjährig. „Ja, was jetzt nur kommen mag?“ fragten wir uns heute; lag doch die Welt geheimnißvoll, wie ein fernherwinkendes Fragezeichen, vor uns — und was da kam, das war etwas Großes, Welterschütterndes — der erste Ball. Werner's Fritz gab einen Thé-dansant, und wir waren dazu geladen.

Es ist ein seltsam Ding — was ich da auf meinem ersten Balle erlebte, das finde ich, als hätte ein unsichtbarer Geist meine Jugendliebe belauscht und in Wort und Bild festgehalten, heute, nach so viel Jahren, in einer glänzend ausgestatteten Sammlung von Zeichnungen und Versen wieder, die soeben für den diesjährigen Weihnachtstisch in die Welt hinausgeht. „Der erste Ball“ (Stuttgart, Julius Hoffmann) ist eine Reihe von Radirungen nach Skizzen von K. Koegler, trefflich in Stahl gestochen von Professor Rudolf Geißler und begleitet von einem ansprechenden poetischen Texte von J. Trojan.

Der erste Ball! Ich sehe mich noch heute, gerade wie der junge Fant auf dem vordersten Bilde der Koegler'schen Zeichnungen, im schmucken Tanzcostüm durch die Straßen der alten Stadt gehen, das Herz von stolzer Siegesahnung voll — denn Lieschen sollte ja auch kommen. Und sie kam. Ich tanzte mit ihr ein Pas de deux, wie der junge Cavalier mit dem anmuthigen Backfischlein auf unserem Bilde, nur drehten wir uns nicht mit der unanfechtbaren Grazie, die der talentvolle Zeichner den liebreizenden Gestalten dieser, wenn ich so sagen darf, Tanzidylle geliehen hat. Grazie oder nicht Grazie — einerlei: Lieschen legte ihre kleine Hand so sanft in die meinige, und unsere Augen lernten an diesem Abende — wie mochte das nur geschehen? — eine ganz neue Sprache sprechen. Der Cotillon kam; ihre Blicke fanden mich, und unter Erröthen — Herr Koegler, trefflicher Schilderer mit dem Griffel, Sie müssen uns wirklich belauscht haben — heftete sie einen großen bunten Orden an meine hochklopfende Brust, ich aber hätte in diesem Moment mit keinem Könige der Erde getauscht. Was wir sprachen? Welche Frage! Worte, nicht für das Ohr eines Dritten gemacht. Drum suchten wir — es war uns zu heiß im Saale — ein stilles einsames Fleckchen auf, indem wir, dennoch heiße Worte hinter Lieschen's Fächer flüsternd, tänzelnd durch den Saal und in das stillere Nebenstübchen schritten — ganz wie die Liebenden auf unserem zweiten Bilde. Ah, dieser Zeichner ist ein gefährlicher Mensch: mit gewandter Feder schreibt er das Leben ab; denn just wie der verliebte Knabe hier entfloh ich, mein Lieschen am Arme, dem Gedränge und Gesumme der Tanzenden. Endlich allein! Ja, Herr Koegler, Sie haben scharfe Augen; denn die Scene, welche Sie auf Ihrem nächsten Bilde mit so unübertrefflichem Humor gezeichnet, wir haben sie aufgeführt. So, gerade so saßen wir auf dem schön gepolsterten Sopha im stillen Gemach, die Liebe von sechszehn Jahren in eigenster Person. Und die folgende Scene? Nun — wie hätte es anders kommen können? — es brannte Mund an Mund in seligem Entzücken, nur nicht mit der vollendeten künstlerischen Technik, die unser Zeichner auf seinem Bilde entwickelt. Es ist doch etwas Wunderbares um den ersten Kuß, aber flüchtig, wie alles Schöne auf der Erde, war auch diese Minute. „Kinder, seid Ihr des Teufels?“ erscholl eine Stimme hinter uns — die Stimme von Lieschen's Mutter. Genau wie in dem Koegler'schen Album rang sie komisch-ernst die Hände, schmollte halb und lachte halb, und mit einer sehr verständlichen Handbewegung nach der Thür des Zimmers lieh sie ihrem Zorne eine mimische Verdeutlichung — lautlos verduftete ich. Das war das schreckliche, allzu frühe Ende meines Liebesromans, von dem ich geträumt hatte, er solle mein Leben ausfüllen. Liebe von sechszehn Jahren, auf wie schwachen Füßen stehst du doch! Am anderen Morgen begrub ich in Thränen des Katzenjammers meine holde „Jugendeselei“, wie das geflügelte Wort jene Flitterwochen des Lebens nennt. Damit schloß mein Hangen und Bangen von damals, und mit einem ähnlichen Bilde schließt heute die reizende Sammlung der Zeichnungen unseres Künstlers. Dann kamen andere Zeiten für mich — was weiß ich, wo meine Liebe hin ist? Heute erwacht sie wieder, die so lange versunkene Erinnerung — und daran sind Sie schuld, Herr Koegler, mit Ihrem „Ersten Ball“, und Sie, Herr Professor Geißler, der Sie diese auf graziösen Kinderzehen schwebende Liebesgeschichte so prächtig in Stahl gestochen.

Lebt mein Lieschen noch? Weilt sie noch, nun wohl eine stattliche Elisabeth, in der alten Stadt mit den hohen sonnendurchleuchteten Giebeln und Erkern? Wer weiß es! Wohl möchte ich noch einmal durch jene breiten Straßen gehen — und das müßte am Weihnachtsabend sein. Dann legte ich ihr heimlich auf den lichtbestrahlten Festtisch diesen „Ersten Ball“ — ein Lied aus der alten Zeit, aus den sonnigen Tagen der Kindheit, da wir noch auf der hohen eisenumgitterten Estrade saßen vor dem Hause der Eltern und das helle Glockenspiel zu uns herniederklang von Sanct Marien.

Von einem Vielgenannten. Durch die Freundlichkeit eines angesehenen Mitbürgers ist uns ein von hervorragender Seite an denselben gerichteter Privatbrief zugestellt worden, der eine auf die „Gartenlaube“ bezügliche Stelle enthält. Bei dem Belang des darin berührten Punktes glauben wir der betreffenden Aeußerung hier einen Platz vergönnen zu müssen. Es heißt in dem Briefe:

„Ihre Frage nach bestimmter Auskunft über das Befinden des Dr. Lasker kann ich nur dahin beantworten, daß sich derselbe zwar in erfreulicher Weise von seiner lebensgefährlichen Krankheit erholt hat, daß seine Gesundheit aber noch immer angegriffen ist und der sorgfältigsten Schonung bedarf. Es widerlegen sich durch diesen so einfachen Umstand alle jene Gerüchte, die das Publicum unserer für Geschichtenträgerei und Mythenbildung so empfänglichen Tage schon hier und da nach sachlich gar nicht vorhandenen Gründen suchen ließen, durch welche das Ausscheiden Lasker's aus der Justizcommission des Reichstags veranlaßt sei. Er wird eben aus naheliegenden Gesundheitsrücksichten noch längere Zeit seine parlamentarische Thätigkeit einschränken müssen, und es ist zu wünschen, daß er diesen Vorsatz festhält, da die Nation doch wahrlich kein Interesse daran hat, ausgezeichnete und ihrer Sache nothwendige Männer vorzeitig im Dienste derselben sich aufreiben zu sehen. Da ich aber von der Neigung unserer Zeit für Gerüchts- und Sagendichtung spreche, kann ich nicht umhin, einer recht curiosen, ja frappirenden Bemerkung zu gedenken, die sich in dem letzten jener Artikel findet, welche die ‚Gartenlaube‘ seit einigen Monaten über den Börsen- und Gründungsschwindel bringt.

Man braucht Lasker nicht sehr nahe zu stehen, um zu wissen, daß schon seinem klaren Einblicke in die Verhältnisse ein abenteuerliches Speculiren auf einen ‚Ministersessel‘ jederzeit gänzlich fern gelegen hat. Wer kann vorher sagen, ob ihn und manchen Anderen nicht einmal ein schwieriger Moment, eine ernste Wendung im Vaterlande auf einen hohen Verwaltungsposten berufen wird? Träte aber eine solche Forderung an ihn heran, so würde er bei dem strengen Gedankenernste, bei der Idealität und bescheidenen Selbstlosigkeit seines genügsamen und uneigennützigen Wesens das auf sich nehmen wie eine schwere Pflicht, der er sich nicht entziehen dürfe, der er mit ausdauerndster Hingebung seine ihm so lieb gewordene Unabhängigkeit und den letzten Tropfen seiner Kraft zu opfern habe. Es würde genug sein, wenn in dem betreffenden Passus jenes Artikels nur hätte angedeutet werden sollen, daß Lasker sein Streben und Sein auf die Erlangung eines Ministerpostens eingerichtet habe. Es ist aber mehr darin gesagt; es wird sogar dieses angebliche Streben Lasker's in einen aller Welt bisher unbekannt gebliebenen Zusammenhang mit dem verwerflichen Börsen- und Gründungsschwindel gebracht, und man läßt die Vermuthung durchblicken, Lasker habe in dieser Schwindelzeit wohl nur ‚reine Hand‘ gehalten, weil ihm ein Portefeuille erstrebenswerther erschienen, als bloßer Geldbesitz. Allerdings gestattet der Verfasser seinen Lesern einige Zweifel darüber, ob diese so genaue Kenntniß der innersten Triebfedern Lasker's sein eigenes Verdienst ist, oder noch dem Gedankengange des eben citirten Löwenfeld angehört, aber um so mehr erregt die zur Sache gänzlich unnöthige Bemerkung den Eindruck eines beweislos und auf gutes Glück in die Welt gespielten Vorwurfs, gleichviel ob ihre Autorschaft auf Herrn Löwenfeld oder Herrn Glagau zurückzuführen ist. Es wäre der Mühe werth, wenn Sie bei der sonst doch so besonnenen, inhumanen Gehässigkeiten niemals ihre Spalten öffnenden Redaction der ‚Gartenlaube‘ einmal anfragten: ob ihr der volle Sinn jener kleinen, scheinbar nebensächlich hingeworfenen und doch unstreitig argen Schlußpointe nicht im Drange der Geschäfte vielleicht entgangen ist? Was hier einem notorisch so reinen Charakter wie Lasker begegnet ist, das kann im nächsten Augenblicke jedem anderen ehrlichen Manne begegnen. Findet ein Uebelwollen nichts an ihm, was Stoff zu einem Angriffe auf seine Ehre giebt, so schreibt man nur in die Welt: er würde unehrlich sein, wenn ihm die Ehrlichkeit nicht größeren Vortheil brächte. Das kann doch nicht erlaubt sein.“

Da mehrfach schon ähnliche Anfragen an uns ergangen sind, so ergreifen wir gern die Gelegenheit ausdrücklich zu bemerken, daß wir bei dem Zusammenhange des betreffenden Satzes mit den vorhergehenden Löwenfeld'schen Auslassungen leider nicht sofort herausgefühlt haben, daß dieser Passus in Nr. 44 einer Auffassung begegnen könne, wie sie in dem obigen Briefe sich ausspricht. Was unsere Ansicht über den Charakter des Abgeordneten Lasker betrifft, so sind wir mit dem Briefschreiber vollständig einverstanden und verweisen außerdem auf die in Nr. 8 und 34 dieses Blattes (1873) abgedruckten Charakteristiken des Vielgenannten, die deutlich genug für unsere Anschauungen sprechen.

Marlitt's „Zweite Frau“ ist nunmehr auch in einer englischen Uebersetzung erschienen, nachdem französische, holländische und russische Uebertragungen bereits im Laufe des vorigen Jahres auf den literarischen Markt kamen. Die Londoner Verlagsfirma Rich. Bentley and Son hat den Roman als Prachtausgabe in drei Bänden zur Erscheinung gebracht und von Sachverständigen wird die Uebersetzung von Anna Wood — im Gegensatz zu der französischen Verballhornisirung der Mdme. Raymond — als eine sehr correcte und elegante gerühmt. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir auf die vielfach an uns gerichteten Anfragen den Lesern unseres Blattes zugleich mittheilen, daß die neue Erzählung von

E. Marlitt:

„Im Hause des Commerzienrathes“

nunmehr ganz bestimmt mit der ersten Nummer des neuen Jahrganges beginnen wird.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 49. 1875.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Doppelgänger.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Meyer Jochmaring, der jüngst Bekrüfter, saß unterdeß wieder auf der Bank unter seinen Eichen, aber er hatte heute eine andere Gesellschaft bei sich als die hochmüthige, in der wir ihn das erste Mal fanden und kennen lernten, und auch die Bewirthung war eine andere, als er sie damals den Prinzessin gegeben, für die sie auch nicht ganz passend gewesen wäre, denn sie bestand aus einer Flasche mit ganz gewöhnlichem Branntwein.

Der Oberförster Runkelstein schien dessen mehr an diese Panacee des heimischen Agriculturlebens gewohnt, und auch der Apotheker aus Ibbar, der mit einer Botanirtbüchse herangekommen war, hatte sein Glas schon ein zweites Mal füllen lassen, während der Rentmeister Fünfelmann, der ihm gegenüber saß, das seinige nicht berührte. Dabei saßen die Männer ziemlich dicht zusammengerückt, und es war, als ob sie mit ihren ernsten gespannten Gesichtern von Sachen redeten, die sie in hohem Grade in Anspruch nahmen. Der Enkel der alten Sattelmeyer Wittekind's hatte seine buschigen Brauen so ernst zusammengezogen wie ein alter Richter des Sachsenspiegels; als wäre die Holzbank unter ihm eine „gesammte" Bank, als wäre der eben mit gerothetem Gesichte redende Apotheker der Freischolm, der neben ihm sitzende Oberförster sein Schöffe und es handle sich um nichts Geringeres als ein altes Mannengericht der heimlichen Acht. Ein zu verfehmender Angeklagter war freilich nicht da — es hätte denn Rentmeister Fünfelmann ihn vorgestellt, der mit seinem bleichen, hohlwangigen und seinerneuen Gesichte für die Rolle nicht übel possend gewesen wäre. Auch glauben wir, hätte man Meyer Jochmaring auf sein Gewissen gefragt, er würde es durchaus nicht in Abrede gestellt haben, daß etwas von einem alten Erbrechte, auf einem Freistuhle zu sitzen, dem Wehrfester des Jochmaringhofes von seinen Vorvätern überkommen sei, vielleicht auch noch mit allerlei kurzen Andeutungen darüber, in welchem Jahre er selber zum letzten Male an der Dingstätte unter Königs-Baun seine Schöffen versammelt und die Acht gehegt habe. —

„Wenn man nur sicherer wüßte, wie viel Wahres an den Siegesnachrichten der Preußen und Russen wäre," sagte der Oberförster Runkelstein, „so könnte man sich schon eher darauf einlassen. Aber die Franzosen thun so, als ob sie immer obenauf geblieben, und so lange man darüber nicht reinen Wein eingeschenkt bekommt, wäre man doch ein Narr, sich in etwas einzulassen, was so entsetzlich gefährlich ist."

„Die französischen Nachrichten sind erlogen — ich stehe Ihnen dafür, Runkelstein," rief dagegen der kleine Apotheker eifrig aus — „sie sind erlogen, ungeheuerlich erlogen. In Schlesien ist der Blücher aber sie gekommen, wie St. Michael über den Drachen; an der Katzbach, da sind sie ganz unfindbar mitgenommen worden, und ich wette um meine Apotheke gegen Ihren Zwilling, daß vor Herbst keiner von ihnen mehr auf dem rechten Weserufer zu sehen ist. Aber freilich ohne Anstrengung aller Kräfte bringen wir sie nicht zum Lande hinaus, und wenn die Stunde da ist, wo der Einzelne seine Kraft ein setzen kann, da muß er dazu bereit sein; sonst ist er ein schlechter Patriot und kein deutscher Mann."

„Patriot — deutscher Mann!" sagte der Meyer darauf. „Das sind nun wohl so Worte! Was ist dabei aber zu deuten? Der Franzose muß fort, das ist wahr. Aber was weiter? Wenn Ihr mir nicht sagen könnt, daß mit dem Patriotenthum die guten Tage für den Bürgersmann und den Bauer kommen, so gebe ich nichts dafür, und wenn Ihr von ‚deutscher Mann' redet, so weiß ich auch nicht, was es besagen soll. Es muß wohl Einer für den Andern stehen, und deutsch reden thun wir, das ist wahr, aber wo Deutschland anfangt und wo es aufhört, das weiß ich so wenig, wie was mich die angeht, die ganz vorn am Anfang oder ganz hinten am Ende wohnen. Es sind vielerlei unterschiedliche Völker, die ich nicht kenne. Was aber meine Bauerschaft und was die anderen Bauerschaften, die zu uns gehören, sind, das weiß ich, und wenn die aufstehen, so bin ich dabei."

„Aber ich bitt' Euch," fiel der Apotheker ein, „wir gehören doch Alle als treue Männer zu Kaiser und Reich, zum deutschen Reich, das die Franzosen uns kurz und klein geschlagen haben, und Ihr wollt doch, daß wir wieder zu dem kommen, was wir gehabt haben und ohne das die Welt nicht bestehen kann?"

Dem Meyer wurde die Sache in dieser Auffassung faßlicher.

„Kaiser und Reich — ja," sagte er, „das müssen wir wieder haben, denn ohne das kann die Welt nicht wieder in ihre Fugen kommen. Wenn es darum geht, Apotheker Widmer, so ist der Meyer Jochmaring der Erste, der zuschlägt. Um Kaiser und Reich thu' ich mit. Sagt mir's nur an, wann die Stunde da ist, und ich werde nicht fehlen mit meiner langen Entenflinte und mit Kraut und Loth und was dazu gehört."

„So ist's recht, Meyer," rief der Apotheker, ihm die Hand

Digitized by Google

reichend. Der Meyer legte langsam seine Finger hinein, während er sagte:

„Nun weiß ich aber nicht, daß wir mehr thun könnten, als es abwarten."

„Das eben, Meyer, denken sie in anderen Gegenden nicht," versetzte der Apotheker. „In anderen Gegenden haben sie mehr gethan, als blos sich mit ihrer alten Enteufsinte getröstet. Sie haben in der Stille Waffen gesammelt, haben Büchsen über kleine Hofraumthore an der Landsee aus England eingeschmuggelt, Munition dazu angesammelt und Alles gethan, um loszuschlagen zu können, wenn's Zeit ist. Und das eben sollten wir auch nicht unterlassen. Ihr, Meyer, habt Euer Gewehr über dem Herdfeuer hangen. Aber Eure Rotter haben das nicht. Und für alle solche, die guten Willen haben, aber keine Waffen, muß gesorgt werden. Es muß Geld zusammengeschossen werden, und dann müssen Listen aufgestellt werden, worauf Jeder, der bereit ist, mitzuthun, ein Paar Kreuze zu seinem Namen macht. Erst dann können wir überschlagen, wie vieler Waffen wir bedürfen, auf wie viele Arme wir zählen können."

„Aber," fiel hier Rauklesstein ein, „wer wird es wagen, diese Waffeneinschmuggelei zu besorgen? Ich nicht, und hier der biedere Fünfelmann sieht mir auch nicht danach aus."

Fünfelmann schüttelte den Kopf.

„Dürfte mich ohne Vorwissen meiner Herrschaft nicht in solche Sachen einlassen. Müßte auch bitten, daß auf den Listen mein Name fortgelassen würde; doch bin ich bereit, Geld hazugeben."

„Am Ende ist das die Hauptsache," antwortete der Apotheker, „für die Beschaffung der Waffen sorgen dann schon andere Leute."

„Ihr, Widmer," fiel Rauklesstein ein, „wollt doch nicht selber die Musketen und Patronen, in Eure Kammer und Natroubüchsen verpackt, in's Land schmuggeln?"

„Nicht das just, Oberförster," entgegnete der patriotische Pharmaceut, „ich nicht: es sind jedoch schon darüber seid unbesorgt — bestimmte Männer da, welche das übernehmen. Glaubt Ihr denn nicht, daß der Tugendbund schon längst seine Emissäre im Lande hat?"

„Meiner Seele, nein," sagte Rauklesstein, „das hätte ich nicht geglaubt; Hoyke doch in meinem Revier an manchen Busch, aber sieht ein Bild habe ich noch aus keinem aufgetrieben."

„In Eurem Revier — weißt auch nicht, was sie da suchen sollten. Bei mir ist einer gewesen. Mehr als einmal. Hat mit mir die Sache überlegt, habe ihm auch bereits mit einigen anderen Herren in Idar bekannt gemacht; was Weiteres geschehen und erreicht, darf ich zu dieser Stunde nicht sagen. Ihr seht aber, Oberförster, wie der Hase läuft, das weiß ich in dieser Sache besser als Ihr."

„Muß aber doch ein verwegener Mensch sein," sief hier Herr Fünfelmann ein, „sich mit solchem Betriebe hier in die Gegend zu wagen, wo es von französischen Aetterzahen, Contrelleurs und Gensd'armen wimmelt."

„Bah," entgegnete der Apotheker, „wenn eine Sache an Niedergehen ist, dann wird sie dumm und stumpf — wenn das Aetterzahen- und Gensd'armevolk früher Augen auch auf dem Rucken zu haben schien, jetzt sieht es schon aus den Augen, die es vorn hat; nicht mehr gut."

„Apotheker, nehmt Euch in Acht!" sagte hier warnend der Oberförster, „sonst sieht Herr Fünfelmann in der nächsten Mondnacht eine Vorgeschichte, wie die Franzosen einen mittelgroßen, schmächtigen Mann mit Pockennarben und einer Botanisirbüchse auf dem Rücken — todtschießen."

„Nehme mich schon in Acht, aber mit zu vielen In Achtnehmen kommen wir nicht weiter — es gilt zu handeln. Also, Meyer Jochmaring, was wollt Ihr beisteuern? Und Ihr, Oberförster, wollt Ihr eine Liste entweisen von vertrauenswürdigen Leuten in Eurem Bezirk? Ihr, Fünfelmann, wollt Geld geben. Wie viel?"

„Sein Ihr gewiß, daß Euer Emissär ein richtiger Emissär des Tugendbundes ist und nicht blos uns um unser Geld beschwindeln will?" fragte Fünfelmann.

„Davon habe ich mich überzeugt. Ich sah seine Papiere — einen eigenhändigen Brief von Stein darunter."

Das schien den Anschlag zu geben; unter solchen Umständen waren die Männer auch abgeneigt, sich zur thätlichen Unterstützung der Sache des Vaterlandes zu rühren. Jochmaring und Fünfelmann nannten kleine Summen, die sie dem Apotheker dazu anvertrauen wollten, und Rauklesstein wollte ihm am nächsten Sonntage die verlangte Liste bringen. Dann auch wollten alle drei sich in der Apotheke in Idar einfinden, um die Angelegenheit weiter zu besprechen. Herr Fünfelmann brach dann auf, und der Oberförster schloß sich ihm für den Heimweg an. Als sie gegangen waren, kramte auch der Apotheker sein Glas und reichte dem Tattelmeyer die Hand.

„Also auf Wiedersehen, Meyer!" sagte er, „ich muß nun auch den Rückmarsch antreten; ich habe noch einen weiten Weg, weil ich an der Kropp vorüber muß."

„An der Kropp? Was wollt Ihr denn da beschossen?" fragte der Meyer.

„Ich will da nach einer Pflanze suchen," versetzte mit einem schlauen Lächeln der Apotheker, während er die Büchse auf seinen Rücken zurückschob. „es wächst da in den Sumpfgründen eine besondere Pflanze."

„In der Kropp," sagte der Meyer, seinen Gastfreunde das hyonische Rohr reichend, das hinter jenem an den Stamm des Baumes gelehnt gestanden hatte, „in der Kropp hat ja Rauklesstein neulich eine wunderliche Vorgeschichte gesehen."

„Was? Rauklesstein? Fünfelmann weilleicht."

„Nein, Rauklesstein, der Oberförster."

„Ah — in der That?" rief der Apotheker wie erschrekend aus.

„Hat's mir selber erzählt."

„Aber was hat er denn gesehen in der Kropp? Doch das muß ich von ihm selber hören. Adieu, Meyer Jochmaring, adieu! Ich werde ihn noch erreichen."

Und damit lief der Apotheker in einer ganz merkwürdigen Aufregung dem Oberförster und Herrn Fünfelmann nach, die man eben jenseits des Hauses zusammen über das „Schem", die schmale Landbrücke, schreiten sah, welche dort über den Fluß führte.

6.

Es war am anderen Tage, noch in der Frühe, als Herr Fünfelmann, der in seinem Rentmeisterhause draußen vor dem Burgthore von Birkenfeld wohnte, die Briefe und Zeitungen brachte, welche zwei Mal in der Woche der Landdriebote aus Idar ihm um diese Zeit abzuliefern pflegte, vorausgesetzt, daß welche angekommen waren, und vorausgesetzt auch, daß besagter Briefbote nicht durch unausscheidbare ländliche Geschäfte, wie das Ausscheuen der Kartoffeln, oder durch einen Anfall der Gesichtsrose — ein Uebel, das ihn vorzugsweise heimsuchte — am Kommen gehindert war. Herr Fünfelmann hatte heute mehrere Zeitungen für seine Herrschaft zu überbringen, auch einen Brief und ein zierliches, mit einem fürstlichen Kröncken geziegeltes Billet. Die Zeitungen enthielten wichtige Nachrichten. Denn obwohl sie von Gefechten und Zusammenstößen der Armeen berichteten, bei denen sich natürlich die französischen Waffen neue Lorbeeren geholt hatten, verriethen sie doch durch die Angabe der letzten Bewegungen der Heere eine Concentrirung und ein Rückwärtsgehen aller Corps Napoleon's, der, nachdem man früher hatte wunderbare Großthaten bei seinem triumphirenden Vordringen gegen die Preußen und Russen in Schlesien lesen müssen, jetzt wieder in Dresden, und gerade da angekommen war, wo er früher gestanden. Weit wichtigere Nachrichten aber enthielt der Brief, den Herr Fünfelmann brachte und der von einem Freunde des Herrn von Mansdorf geschrieben war, welcher in einer mehr östlich gelegenen größeren Stadt wohnte, dieser berichtete, daß man dort ganz bestimmte Kunde von zwei größeren Gefechten oder Schlachten habe, deren die von der französischen Censur beherrschten Zeitungen mit keiner Silbe erwähnten und von denen die eine bei Groß-Beeren stattgefunden, die andere bei Hagelberg, wo eine französische Division gänzlich aufgerieben und vernichtet worden sei.

Das war nun eine mächtige Belebung patriotischer Hoffnungen. Herr von Mansdorf schlug, nachdem er den Brief seinem Rentmeister vorgelesen, begeistert mit seiner schweren Hand auf den Tisch und forderte Fünfelmann auf, mit ihm einen tüchtigen Trunk auf das Wohl der Alliirten zu thun.

sein Reutmeister schüttelte jedoch zu dieser Idee so früh am Tage den Kopf. Ohnehin hatte er ja noch hinaufzugehen zum Herrn von Ussels und diesem das Billet mit dem Fürstenkrönchen zu bringen, denn es war an Niemand anders als an Herrn Ulrich Gerhard von Ussels adressirt.

Herr von Ussels saß in dem freundlichen, die Aussicht auf den Weiher und den Wald auf der Rückseite des Hauses Wilstorp bietenden Erkzimmer. Er war da mit sehr dürftigem Gepäcke eingezogen; was man außer den umherliegenden Kleidungsstücken von seiner eigenen Habe im Zimmer sah, bestand in einem hübschen kleinen Pastellbilde, dem Portrait seiner Mutter, das ihm, wie er sagte, auf allen seinen Feldzügen nie verlassen habe und das er jetzt, nebst einem kleinen aus Silber getriebenen Muttergottesbilde, dem Andenken an eine Manola Spaniens, unter dem venetianischen Spiegel aufgehängt hatte. Dann besaß er ein Paar sehr schöne Kuchenreuter-Pistolen und seinen Degen, die er an der Wand zwischen den Fenstern angebracht, und endlich eine Flöte, mit welcher er eben beschäftigt war; er suchte mit rührender Geduld sich ein Musikstück darauf einzuüben, trotz der Schwierigkeiten, welche ihm seine Unfähigkeit verursachte, über einen Theil seiner Finger zu gebieten. Endlich entfant die Flöte seiner Hand; er legte sie sanft auf das Brett des Fensters, an dem er saß, und blickte sinnend auf die alten Landwipfel hinaus. Hätte Fräulein Adelheid ihn so gesehen, sie würde vielleicht eine Regung von Theilnahme und Sympathie mit dem vom Leben viel geprüften jungen Manne empfunden haben, der, jetzt plötzlich und für ihn fast unerwartet dem Glücke in den Schooß gesunken und über alle Noth des Lebens hinaus, doch so melancholisch und ernst in's Weite schaute — gewiß nur, weil er sein Herz von Adelheid's Reizen gefesselt und unfähig wußte und sich doch gestehen mußte, daß sie ihm die Beweise einer Gegenneigung mit merkwürdiger Consequenz vorenthielt.

Als er Herrn Fünfelmann bei sich eintreten sah, erhob er sich und richtete einen Blick auf ihn, in welchem sich offenbar etwas von Scheu und Erschrecken malte; der wunderliche Spukseher mußte auch für den früheren Soldaten etwas Unheimliches haben, wenigstens' verloren Herrn von Ussels's Züge erst eine gewisse Spannung, als ihm Fünfelmann in sehr unterthänigem Tone sagte;

„Es ist nichts weiter, was mich herführt, Herr von Ussels, als ein Briefslein, welches der Postbote für Sie aus Ydar mitgebracht hat. Mit der fürstlichen Krone im Siegel und adressirt von einer Damenhand."

Herr von Ussels nahm das Billet entgegen und riß es auf.

„Seltsam," sagte er, „es ist von der Prinzessin Elisabeth. Sie bittet mich, ich möge sie besuchen. Was kann das bedeuten? Was kann mir die Prinzessin Elisabeth zu sagen haben?"

Fünfelmann zuckte die Schultern.

„Das weiß der liebe Gott," versetzte er. „Kann mir nichts Anderes vorstellen, als daß sie mit Ihnen von Geschäften reden will."

„Von Geschäften? Prinzessin Elisabeth?"

„Beshalb nicht? Die Durchlaucht ist, sagt man, ein kleiner Advocat. Wo der Fürst nicht selbst Eröffnungen machen will, da sendet er sie, auf gezwickte Weise eine Angel auszuwerfen, das erste Eis zu brechen. Der Fürst ist bei den jetzigen Zeitläuften in allerlei schwer bedrängte Lagen gerathen; vielleicht setzt er bei dem Herrn von Ussels Verlegenheiten voraus, wie die seit Jahren aufgelaufenen und ihm afservirten Revenuen von Wilstorp unterzubringen, und da mag denn die Prinzessin Elisabeth anklopfen sollen, ob . . ."

„Die Prinzessin?"

„Nun ja, sie ist, wie gesagt, sein kleiner Finanzminister und de: Schrecken seiner ‚hochfürstlichen Kammer'."

„Bin doch neugierig," entgegnete kopfschüttelnd Herr von Ussels. „Jedenfalls werde ich mich gleich auf den Weg machen."

„So gehen wir eine Strecke selbander. Werde mich dem Herrn von Ussels anschließen, falls ihm mit mir einen kleinen Umweg zu machen beliebt."

„Umweg? Welchen? Wozu?"

„Es liegt da seitab vom Wege nach Ydar, nur einen Büchsenschuß weit seitab, in sumpfigem Buschwerke ein altes, verlassenes Haus, so man ‚die Kropp' nennt, solch ein alter Burgmannshof des Fürsten, in dem aber nun seit Jahren Niemand anders mehr gewohnt hat, als Ratten und Fledermäuse."

„Und diesen Ratten und Fledermäusen wollen Sie einen Besuch machen?"

„Nicht das just. Ich will nur ein wenig in die alten Räume blicken. Der Oberförster trägt sich mit einer Geschichte, auf die ich im Beginne nicht viel Gewicht gelegt habe, denn wenn solch ein Mann, der ein einsames Leben führt, einmal den Abend in einer lustigen Gesellschaft in der Stadt zubringt, so ist er im Stande, auf seiner nächtlichen Heimkehr gar wunderliche Dinge zu sehen, und nur ein Narr legt Gewicht darauf. Nun ist aber im Städtlein Ydar ein Apotheker, ein feiner, geriebener Kopf, der gestern in meinem Beisein die Geschichte vernahm und darüber in eine versteckte, aber mir nicht verborgen bleibende Aufregung und Unruhe gerieth. Das muß nun doch einen abscnderlichen Grund haben. Der Apotheker ist kein Mann, der sich um eines Hirngespinnstes willen aus dem Gleichgewichte bringen läßt. Ich will also wissen, was für ein Zusammenhang zwischen ‚der Kropp' und des Apothekers Unruhe und des Oberförsters Geschwätz von Kindersärgen und abgehauenen Köpfen ist."

„Kindersärgen? Abgehauenen Köpfen? Ich bitte Sie, Fünfelmann."

Fünfelmann lächelte.

„Nun ja," sagte er, „Sie lassen sich dadurch nicht Angst machen! Weshalb that es der Apotheker?"

„Mit welchen Geschichten man in diesem wunderlichen Lande heimgesucht wird!" rief Ulrich Gerhard von Ussels aus. „Aber Sie können mir das unterwegs ja ausführlicher erzählen. Setzen Sie sich, bis ich mich für den Besuch bei der Prinzessin ein wenig besser gekleidet habe! Dann gehen wir zusammen, ich kenne ohnehin den Weg nach Ydar noch nicht genau genug, um vor dem Verirren sicher zu sein, und so schließe ich mich Ihnen gern an."

Fünfelmann setzte sich, und Herr von Ussels machte seine Toilette. Dann verließen Beide zusammen, Herr von Ussels in einem eleganten grünen Fracke mit goldenen Knöpfen und grauen langen Beinkleidern, zu denen sich seit einigen wenigen Jahren erst die männliche Jugend der Zeit emancipirt hatte, den Kopf mit einem Filzhute von wunderlicher Ausladung nach oben hin bedeckt, das Haus; Herr Fünfelmann schlug durch Gehölz und über Kämpe einen seinem Begleiter natürlich noch ganz unbekannten Richtweg ein; sie sprachen wenig zusammen; Fünfelmann war überhaupt ein stiller Gesell, und Herr von Ussels schien wieder in seine Gedanken zu versinken.

„Fünfelmann," sagte er plötzlich, wie aus diesen Gedanken auffahrend, „sagt mir die Wahrheit! Liebt das Fräulein einen Andern, liebt sie den jungen Arzt, der sie bisher behandelt hat? Ich will es wissen. Denn wenn es so ist, habe ich nicht Lust, mich ihr aufzudrängen und sie unglücklich zu machen."

„Ah," versetzte Fünfelmann, „wer hat Ihnen denn davon gesagt?"

„Ich weiß es nicht — ein gewisser Instinct hat es mich combiniren lassen. Sie ist offenbar leidend. Man ruft den Arzt nicht, während ich doch aus den Gesprächen abnehmen muß, daß er früher oft gekommen. Als ich der gnädigen Frau vor einigen Tagen rieth, den Arzt kommen zu lassen, entgegnete sie mir offenbar verdrießlich, es sei kein Arzt in Ydar, zu dem sie Vertrauen habe; nur ein ganz junger und noch unerfahrener Mann sei da, und hier fiel Fräulein Adelheid mit zitternder Lippe und offenbar tief erregt, ja zornig ein: ‚Ich habe Vertrauen zu Doctor Günther.' Als Antwort warf die Mutter ihr einen Muthblick zu, und das Gespräch erstarb. Ich denke, das verräth genug."

„Ah bah — es verräth, daß Mutter und Tochter verschiedener Ansicht über ihren Doctor sind, weiter Nichts. Das kann einen Mann nicht bewegen, einen wohlüberlegten Plan fallen zu lassen."

„Welches Aeußere hat dieser Doctor Günther? In welchen Verhältnissen lebt er?"

„Welches Aeußere? Er ist eben ein noch blutjunger Mensch mit schwarzem Lockenhaare und rothen Wangen — Nesse und

Digitized by Google

Mündel des Justitiars; sein Bewußtsein ist, denke ich, für seine Studien und zum Antaufe eines Ersatzmannes, um sich vor dem Militärdienste zu retten, daraufgegangen. So muß er von seiner Praxis leben, und da die Leute hier zu Lande nicht eher zum Arzte laufen, als bis auch der Pfarrer zugleich nothwendig geworden ist, so bringt das bitterwenig ein. Eine Frau zu ernähren, daran kann er nicht denken, eine Frau, die noch obendrein ein adeliges Fräulein ist; Herr von Mansdorf wird sich hüten, ihm seine Tochter zu geben — wahrhaftig, von der Seite haben Sie Nichts zu befürchten."

„Und ich fürchte doch von der Seite," sagte still für sich hin und wieder in seine Gedanken versinkend Herr von Ufseln. „Ich bin zu wenig der Mann," hub er nach einer Weile wieder an, „der ein junges Mädchen zu gewinnen verstände. Mein Leben ist bis heute nicht derart gewesen, um darin Erfahrungen sammeln oder Uebung gewinnen zu können," setzte er mit einem bitteren Lächeln hinzu.

„Ich meine," versetzte Herr Fünftelmann, „Sie hätten mir gesagt, Sie seien bis über die Ohren verliebt in Fräulein Adelheid — Fräulein Adelheid scheine Ihnen ein Engel? Wenn Sie einem jungen Mädchen zu zeigen wissen, daß sie Ihnen ein Engel scheint, so bedurfen Sie weiter keiner Erfahrungen und keiner Uebung. Damit ist die Hauptsache gethan. Im Ganzen sind doch alle diese blühenden rosigen Wesen eben Blumen, die Dem gehören, der sie pflückt."

Herr von Ufseln schüttelte schwermüthig den Kopf zu dieser Hagestolzenansicht. Aber er antwortete nicht und schien einem weitern Gespräche über Gegenstände dieser Art mit Herrn Fünftelmann das eigene Sinnen vorzuziehen, in das er, weiter schreitend, versank. —

Herr Fünftelmann ging voraus, seine lange Gestalt vornübergebeugt, die Hände, die einen starken Rohrstock hielten, auf dem Rücken. Als man aus den Büschen und Kämpen heraustam in ein sumpfiges, mit kleinen Wasserlachen und Erlengebüsch bedecktes Terrain, begann er von Zeit zu Zeit aufzuspähen und prüfend nach allen Seiten die Blicke zu werfen, wie wenn er beobachten wollte, ob irgend ein Menschenauge seinen Gang wahrnehme. Aber Niemand, schien es, war in der Nähe dieses verlassenen Erdfleckes. Einsam hinter Erlengruppen erhob sich „die Kroppe", der verfallene Burgmannshof, der einst hier hinter breiten Wassergraben eine so gesicherte Lage gefunden hatte und dann wohl von seinen Bewohnern verlassen worden war, als es die Zeiten nicht mehr nöthig machten, um einer geschärften Lage willen dem Wechselfieber und dem Typhus in einer solchen wasserreichen Niederung Trotz zu bieten.

„Und wozu," fragte Herr von Ufseln, „dient das Gebäude jetzt? Es scheint doch noch bewohnbar, und wenn man einige Gräben und Abzüge für das Wasser herstellte, ließe sich doch auch das Terrain hier nutzbar machen, wenn auch nur zu Wiesen."

„Das Gebäude," versetzte Fünftelmann, „dient dazu, der hochfürstlichen Kammer die Hoffnung aufrecht zu erhalten, daß sich am Ende irgend Jemand finden werde, der durch Anmiethung desselben ihr Budget um einige Thaler bereichern werde. Und was die Gräben und die Wasserabzüge angeht, so kosten solche Anlagen Geld. Wer aber hat Geld in unseren Zeiten? Am wenigsten die hochfürstliche Domainen- und Rentkammer. Aber nehmen Sie sich in Acht! Halten Sie sich dicht hinter mir, um nicht in irgend einen Sumpf zu gerathen, der Ihre hoffnungsvolle Erscheinung bei der Prinzessin Elisabeth in Frage stellte."

Ufseln folgte ihm behutsam auf dem sich windenden festen und trockenen Fußwege, der von dieser Seite her auf das alte Bauwerk zuführte und den Herr Fünftelmann vortrefflich zu kennen schien. So kamen sie in einen wüst und melancholisch aussehenden verlassenen Garten, in welchem noch eine Anzahl moosbedeckter Obstbäume ihr morsches Dasein wider Sturm und Wetter behaupteten. Die Brücke über den Hausgraben war auch hier durch einen Erdwall ersetzt, und dieser führte auf ein schmales Stück festen und trockener Erde, das am Fuße des Gebäudes herlief. Herr Fünftelmann schritt darauf der nächsten Ecke zu und sich um sie wendend sagte er:

„Hier ist eine Thür, die uns hoffentlich einläßt — wenn sie anders gegen uns nicht boshafter gesinnt ist, als gegen andere Leute, denen sie sich offenbar gastlich geöffnet hat. Sehen Sie?"

Er deutete dabei auf den Boden, welcher in dem feuchtweichen Erdreich die Spuren von mehreren Männerschritten zeigte, die vor nicht zu langer Zeit hier hin und her gegangen sein mußten.

„In der That," meinte Ufseln, „wenn auch nicht bewohnt, besucht wird das Gebäude — es waren das am Ende die Träger Ihrer — was sagten Sie? — Kindersärge?"

Fünftelmann hatte unterdeß die kleine gewölbte Thür erreicht. Er wollte sie aufstoßen, aber sie war verschlossen.

„Für Wesen von Fleisch und Blut, wie wir, nicht zugänglich," rief Ufseln aus — „das ist verdrießlich."

„Wir werden sehen," antwortete Fünftelmann gleichgültig und zog aus seiner Rocktasche eine Hand voll kurzer, aber starker Schlüssel heraus.

„Ah — Sie haben Dietriche?"

„Man muß sich eben versehen . . . Dietriche und Korkzieher sind eine praktische Erfindung."

Die, welche Herr Fünftelmann bei sich führte, waren es in der That. Schon bei dem zweiten, den er versuchte, öffnete sich die Thür.

Sie traten ein, und Fünftelmann schloß die Thür behutsam hinter sich. Dann schritten sie eine flanbige alte Holztreppe hinauf, die auf einen kleinen nackten Vorplatz und durch eine unverschlossene dunkle Thür in einen ebenso nackten Wohnraum, in dahinterliegende wüste Kammern führte, in denen allen nichts bemerkbar war als der Graus der Zerstörung und der Wust des Verfalles; hier und da ein wurmstichiger Tisch, ein alter Stuhl mit herabhängenden Fetzen des Strohgeflechtes — das war alles, was an einstige Bewohner erinnerte, und dichte Spinnengewebe alles, was von noch lebenden sprach.

Nach einem raschen Durchwandern der Gemächer kehrte Fünftelmann in den größeren Wohnraum zurück, in welchen nur ein sehr dürftiges Licht einfiel, da sich vor den Fenstern Holzläden befanden. Fünftelmann öffnete eines der Fenster und stieß die Läden auf. Dann wandte er sich in den Raum zurück und musterte genau den Fußboden, stieß auch hier und da, wie um die Resonanz zu prüfen, mit dem Absatze seines Stiefels darauf.

„Hier ist es," sagte er endlich. „Die Fallthür, die ich suche — da haben wir sie."

„Ah, Sie suchten eine Fallthür?" rief Ufseln, während Fünftelmann lächelnd mit der Spitze seines Fußes auf eine Ritze im Boden stieß.

„Freilich suchte ich eine Fallthür, eine Oeffnung im Boden, durch die ein Mann so mit dem Kopfe schauen kann, daß ein betrunkener Oberförster in den Glauben gerathen kann, er sahe einen auf dem Boden stehenden abgeschlagenen Kopf vor sich. Und nun lassen Sie uns die Sache weiter ergründen!"

Herr Fünftelmann zog ein Taschenmesser hervor, dessen starke Klinge er in die Ritze schob; ein kräftiger Druck noch, und die Klappe hob sich. Mit ein wenig Nachhilfe, die Ufseln leistete, ließ sie sich geräuschlos an die benachbarte Wand legen.

„Alles wohl geölt und in gutem Stande erhalten," bemerkte der Rentmeister spöttisch, und dann stieg er die schmale unter seinen Tritten ächzende Treppe hinab, die sich unter der Fallthür gezeigt hatte.

Ufseln folgte ihm, bald aber wurde die Finsterniß der Unterwelt, in welche sie hineingeriethen, so stark, daß Herr Fünftelmann einen abermaligen Beweis ablegen konnte, mit welcher Fürsicht er an Alles gedacht, und wie wohl gerüstet er diese Untersuchungsfahrt angetreten. Er zog nämlich, am Fuße der Treppe stehen bleibend, einen Wachsstock und ein Feuerzeug hervor und hatte nach kurzer Zeit durch Stein, Stahl, Schwamm und Schwefelfaden eine kleine Flamme gewonnen, an welcher er den Wachsstock entzündete.

Das Licht zeigte ein mäßig großes Kellergewölbe; wahrscheinlich war es ein besonderer, höher liegender und deshalb trockener Keller, als die übrigen, tiefer unter dem Wasserspiegel der Gräben angelegten Kellerräume des Gebäudes sein mochten.

Herr Fünftelmann machte, sein Wachsflämmchen erhebend, ein paar Schritte vorwärts in den Raum hinein, während Ufseln an den Fuß der Treppe gelangte.

„Sieh, sieh!" rief er dann triumphirend aus, „da hätten wir sie ja!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literaturbriefe an eine Dame.

Von Rudolf Gottschall.

XVI.

Ich weiß nicht, verehrte Freundin, ob Sie auf Ihrem einsamen Schlosse am Meere auch davon Kenntniß nehmen, was sich auf der wandelbaren Welt der deutschen Bühne abspielt. Die Jahre kommen hier auch und gehen und gleichen sich nicht; bis an das Ufer des Stillen Oceans, wo er in der Goldgräberstadt San Francisco die wunderbare Mär von Siegfried und Chriemhild, ausgestattet mit alterthümlichen Buchstabenreimen und in den Hebungsversen, die auf ungezählten Füßen laufen,

Ernst Wichert.

Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Rudolf Neumann.

immer neue Erscheinungen tauchen auf und lösen sich ab; was da bleibend und vergänglich ist, kann erst die Zukunft entscheiden. Kaum hat Roderich Benedix die Augen geschlossen, als sich auch schon ein wetteifernder Nachwuchs in die von ihm verlassenen Bahnen drängt. Auch die Länder am Baltischen Gestade, Ihr Heimathland, verehrte Freundin, haben der deutschen Bühne einen Lustspieldichter gesendet, der sich manches schönen Erfolges rühmen darf. Der Name Ernst Wichert wird wohl auch schon in die stillen Hallen Ihres Schlosses gedrungen sein.

Ostpreußen ist in geistiger Hinsicht keineswegs ein unfruchtbares Land; irgend ein Name von Ruf knüpft sich an viele seiner kleinsten Städte. In Insterburg, im Lande der Litthauer, erblickte Wilhelm Jordan das Licht der Welt, der Nibelungensänger, der mit dem eroberten dichterischen Hort über die Meere zog, viel weiter, als je ein Held der alten Sage, und verkündete. In der masurenreichen Pregelstadt wurde der große Denker Kant geboren; in Mohrungen der phantasievoll bewegliche Herder; in Neidenburg aber bezog sich etwas Wunderbares: nicht nur ein deutscher Dichter darf das alte Ordensstädtchen seinen Heimathshort nennen, auch einer der größten Industriellen der Neuzeit ist hier geboren, in der industriösesten Provinz des preußischen Staates. Die russischen Reisebilder eines Strousberg dürften nicht weniger interessant sein, als die italienischen Reisebilder eines Gregorovius, wenn erstere jemals die Presse verlassen sollten.

Insterburg, die Vaterstadt-Jordan's, ist auch diejenige Ernst Wichert's; er ist dort am 11. März 1831 geboren. Später hielt er sich in Königsberg und in der Seestadt Pillau auf. Ein Juristenkind, widmete er sich der Wissenschaft seines Vaters und studirte von 1850 bis 1853 in Königsberg die Rechte, nachdem er anfangs sich dem Studium der Geschichte mit Eifer

Digitized by Google

jungegeben hatte. Er verfolgte die juristische Beamtencarriere, die Zimmermann und Uechtritz, uneingedenk des Platen'schen Ausspruchs:

Niemand gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will, davon,
Morgens auf's Gericht mit Akten, Abends auf den Helikon.

Doch da die Spaziergänge auf den Helikon, wenn sie den ganzen Tag über fortgesetzt werden, zu wenig einträglich sind, so gehört der „Pegasus im Joche" noch wie vor als Vignette in die deutsche Literaturgeschichte. Hat doch unser großer Dichter Schiller lange Jahre seines Lebens auf dem Katheder und als Redacteur von Zeitschriften verbracht, und war seinem wahrsten Berufe, für die deutsche Bühne zu schaffen, ungetreu geworden, nur um sich eine noch dazu klägliche bürgerliche Existenz zu gründen. Wichert wurde, nach kurzer Beschäftigung bei dem Kriegsgerichte zu Memel, im Jahre 1860 als Kreisrichter nach Preußisch, einem lithauischen Marktflecken, versetzt. Wie es Postverwaltern giebt, so giebt es auch Kreisrichteridyllen, die bisher noch nicht in gestigelten Hexametern geschildert worden sind. Ein Kreisrichter in einem entlegenen Städtchen hat aber das gleiche Recht, von der idyllischen Muse verherrlicht zu werden, wie irgend einer jener ehrwürdigen Hirten auf der Insel Ithaka. Wichert hatte sich seine Idylle noch dazu sehr poetisch ausgeschmückt; schon früher verlobt, heirathete er gleich nach seiner festen Anstellung und verlebte nach seinem eigenen Bekenntniß in dem weltverlassenen Preußisch eine sehr glückliche Zeit. Im Herbste 1863 wurde er an das Königsberger Stadtgericht versetzt, wo er noch jetzt als Rath amtirt.

Sie sehen, verehrte Freundin, das ist ein einfacher Lebenslauf ohne alle abenteuerliche Romantik, bürgerlich schlicht — und dies ist auch der Grundzug der Wichert'schen Lustspiele und Romane. Mit Vorliebe wählt er sogar kleinstädtische Motive; doch wer wollte gering davon denken, nachdem Jean Paul in vielen seiner besten Romane ähnliche Motive behandelt hat? Es kommt nur darauf an, ob der Dichter aus dem Engen in's Tiefe zu schaffen weiß, während manche aus dem Weiten heraus in's Flache verfallen.

Die poetische Begabung regte sich indeß schon früh in Wichert. Zu einer Zeit, wo Sie, verehrte Freundin, noch im Flügelkleide der Unschuld Muscheln am Meeresstrande suchten und nur die Verse kannten, welche unter den schönen Bildern in den Kinderbüchern stehen, gab ich in Königsberg „Baltische Blätter" heraus; es war dies ein sehr gewagtes Unternehmen; denn der Journalismus findet in Ostpreußen stets nur einen spießbürgerlichen Boden. Doch damals, wo die Wogen der politischen Bewegung hoch gingen und man nach den baltischen Küsten wie nach einem Lande der Verheißung blickte, sickten ein günstiger Erfolg nicht außer der Berechnung zu liegen. Verleger dieser Blätter war damals Herr Samter, der jetzt als einer der ersten Banquiers in der Stadt der reinen Vernunft und als nationalökonomischer Reformschriftsteller mit neuen und fruchtbaren Gesichtspunkten viel genannt wird. Wir brachten philosophische Aufsätze, Kritiken, Gedichte. Ein junger Gymnasiast, der den Pegasus nicht ohne Glück gesattelt hatte, sandte einige lyrische Ergüsse für die Zeitschrift ein, die auch Aufnahme fanden; es war Ernst Wichert. Die Gedichte hatten den feurigsten Schwung, der damals Mode war; sonst doch der Ruf eines Herwegh, Prutz und Freiligrath damals in vollster Blüthe. Die politische Bewegung in Ostpreußen hatte mit ihrem Wogenschlage auch die Bänke der Prima und Secunda überfluthet. Auch an der freien Gemeinde des Dr. Rupp und an den philosophischen Abenden, welche der freigemeindliche Seelsorger veranstaltete, betheiligte sich der junge Dichter. Rupp war ein geborener Sectirer. Die hohe Gestalt mit den dunkeln Zügen und den langen schwarzen Haaren imponirte; er hatte in seinem Wesen etwas fanatisch Festes; sein Einfluß auf junge Gemüther war nicht gering. Entsprechend dem Ernst der Richtung huldigte Wichert zuerst der tragischen Muse, welche für die jüngeren Zöglinge der Dichtung etwas sehr Anziehendes hat; er dichtete schon auf den Schulbänken unter dem Einflusse der Rupp'schen Gemeinde und der Jacoby-Waldstrodischen Freiheitsbäre einen „Hus" und „Washington". Im Grunde ist Wichert seiner Neigung für die Tragödie immer treu geblieben; er hat ihr bis in die jüngste Zeit gehuldigt, aber das Trauerspiel ist einmal das Stiefkind der deutschen Bühne, und wer sein Herz an reichen Erfolgen erquicken will, wird der spröden Muse der Tragödie gewiß untreu. Auf „Hus" und „Washington" folgte „Kaiser Otto der Dritte", der später umgearbeitet und unter dem Titel: „Das Grab der Deutschen" veröffentlicht wurde; es ist derselbe Stoff, den Mosen und Klein behandelt haben. In die neuere Zeit griff der Dichter, als er sein Schauspiel: „Unser General York" (1857) schrieb; das Stück wurde auch an einigen Bühnen, in Königsberg, Breslau und Stettin, zur Aufführung gebracht. Ungeheuren und freie Selbsthat aus glühender Vaterlandsliebe giebt solchen Stoffen wie „York" und „Schill" einen echt dramatischen Conflict. Das Stück hatte nicht nur patriotisches Interesse, sondern auch einzelne wirksame Scenen, war aber im Ganzen zu historienhaft gehalten.

Im Sommer 1858, gerade als der Dichter in Berlin sein Staatsexamen machte, schrieb er ein bürgerliches Schauspiel, dessen Stoff er einem eigenen Erlebnisse entnahm: „Licht und Schatten". Er hatte, wie er selbst erzählt, in Königsberg einen alltäglichen Candidaten der Theologie kennen und schätzen gelernt, der sich sein Brod als Hauslehrer verdiente, weil das Consistorium ihm wegen seiner freisinnigen Richtung kein Amt anvertraute. Als ihr jedoch die Patronin einer Dorfkirche zu einer sehr gut dotirten Pfarrstelle berief, konnte man ihm kein anderes Hinderniß in den Weg legen, als daß man ihn beim Collegium sehr scharf, besonders auch in Bezug auf seinen Glauben an den Teufel, befragte. Seine Antworten mußten wohl insoweit befriedigend ausgefallen sein, daß man seine Anstellung ausfertigen konnte, die dem armen Theologen plötzlich eine Einnahme von mehreren tausend Thalern jährlich sicherte. Nun aber fing seine Gewissenhaftigkeit an, sich mit dem qualenden Gedanken zu unruhigen, ob er bei seiner religiösen Gesinnung als christlicher Mann den vorgeschriebenen Kirchenglauben predigen dürfe. Die Idee, daß er die Pfarrstelle nicht annehmen dürfe, fixirte sich in ihm mehr und mehr und trieb ihn zum Wahnsinn. Gerade als Wichert die Examensreise nach Berlin machte, wurde der Freund in eine Irrenanstalt gebracht, und der Dichter sah mit ihm in demselben Coupé. Auch in Wichert's Stück, dessen Spitze gegen die kirchliche Orthodoxie gerichtet ist, geht ein braver Mensch an der Anforderung zu Grunde, sich zum Teufelsglauben bekennen zu müssen. Sie sehen, verehrte Freundin, der Mosen liegt auf der Straße und jährt in den Waggons; man braucht ihn blos mit geschickter Hand aufzugreifen. Auch Ihr Schloß weiß zu viel zu erzählen; die Schönheit hat immer ihre Romane, und wer im Besitze Ihrer Tagebücher wäre, brauchte Friedrich Spielhagen nicht um seine Erfindungen zu beneiden.

Im Jahre 1860 schrieb Wichert seine historische, auf dem Boden der heimathlichen Ostseeprovinz spielende Tragödie: „Der Wittiny von Samland", ein Trauerspiel von kunstgerechtem Aufbau und gediegener Haltung, und noch vor zwei Jahren, als er schon durch seine Lustspiele auf allen deutschen Bühnen heimisch war, seinen „Moritz von Sachsen". Gewiß weilten sich noch alle Theater, auch das erste Drama eines so beliebten Lustspieldichters zur Aufführung zu bringen, umsoweniger als dasselbe von hübnengerechter Fassung war, sich nirgends in die Historie verliert und dem Geschmack des großen Publicums, welches auch im geschichtlichen Drama das rührende Familienidyll, gemälde nicht vermissen will, „zugestandinße machte? Nein, verehrte Freundin. Keine einzige Bühne brachte das Stück zur Darstellung; Sie ersehen daraus die Ungunst, in welcher die Tragödie bei den deutschen Bühnenleitern steht. Die großen Hoftheater haben jährlich kaum mehr als eine neue Tragödie auf ihrem Repertoire, und die kleineren Bühnen folgen meistens dem Vorgang der großen. Faßt sich einmal ein kleines Theater zu dem kühnen Entschlusse an, ein Trauerspiel zuerst in Scene gehen zu lassen, so ist dies in der Regel nur ein Schlag in's Wasser. Die Kräfte reichen nicht aus zu würdiger Darstellung, und das Publicum kommt nicht mit dem rechten Glauben in's Theater, der an kleineren Orten nur durch den weitverbreiteten Ruf eines Stückes hervorgerufen wird.

Die meisten Erfolge hat Wichert als Lustspieldichter davon getragen; sein erstes größeres Lustspiel, „Der Narr des Glücks", erhielt den zweiten Preis bei der Wiener Preisausschreibung;

Digitized by Google

noch größeren Erfolg hatte „Ein Schritt vom Wege“, ein Lustspiel, welchem sich später „Die Realisten“, „Frau Lust“ und das Schauspiel „Die Frau für die Welt“ anschlossen.

Als Lustspieldichter ist Ernst Wichert der Nachfolger von Roderich Benedix, und zwar der einzige unter den Neueren, der sich innerhalb der von dem wackeren Lustspielveteranen gezogenen Grenzlinien hält. Schweitzer, Moser und andere beliebte Bühnenschriftsteller überspringen dieselben stets und bewegen sich mit einer oft sehr ergötzlichen Munterkeit auf dem Gebiete des Schwankes. Wichert, wenn er auch nicht eine so glückliche komische Ader hat, wie sie in diesen Stücken höchst ungeniirter Erfindung und flotter Laune sich kundgiebt, besitzt dafür weit mehr künstlerisches Maß. Schweitzer besonders verzettelt seine Grundgedanken oft in leichtfertiger Weise. Moser schiebt, wie in „Ultimo“, ein paar Schwänke durcheinander. Wichert hat wie Benedix den künstlerischen Sinn, den einheitlichen Rahmen für seine Lebensbilder durchaus festzustellen. Dies war schon in „Der Narr des Glücks“ der Fall, dessen Held immer kurz vor dem erreichten Hafen scheitert. Der eigentliche Lustspielgedanke ist hier consequent durchgeführt, und man kann gegen das Stück kaum eine andere Einwendung machen, als daß das neu-französische Motiv, die Romantik der unsicheren Vaterschaft, nicht recht zum sonstigen kleinstädtischen und spießbürgerlichen Charakter der Handlung paßt. Man darf es den Wiener Preisrichtern nicht übel nehmen, daß sie in dem Stücke ein Lustspiel von Benedix sehen wollten und, um den wackeren Lustspieldichter zu belohnen, noch einen besonderen Preis den von Hause aus festgesetzten hinzufügten. Ein Lustspiel aber, welches Benedix in seiner besten Laune geschaffen haben könnte, ist „Ein Schritt vom Wege“, dasjenige Stück Wichert's, das sich auf den deutschen Bühnen am erfolgreichsten behauptet. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, wie hier die Romantik einer jungen Ehefrau, der bei ihrer Hochzeitsreise zu wenig Umgewöhnliches und Abenteuerliches begegnet ist, durch „einen Schritt vom Wege“, den ihr Gatte unternimmt, auf die Probe gesetzt wird, wie derselbe sein Geld fortwirft und sich in die Wälder schlägt, an einen Badeorte durch Concertaufführungen mit der Frau sich einen Verdienst zu schaffen sucht, und wie nun die Letztere in eine Welt der unbeschaulichsten Abenteuer hineingeräth. Das Lustspiel „Die Realisten“, welches vielleicht besser „Die Egoisten“ getauft worden wäre, hat zum Helden einen aus Amerika heimkehrenden Goldonkel, der seine Familie und Alles, was dazu gehört, von einer nur auf engherzigen Vortheil bedachten Gesinnung curirt; in „Biegen oder Brechen“ empört sich ein junges Ehepaar gegen die Tyrannei der Schwiegereltern; „Die Frau für die Welt“ ist gegen die Eitelkeit der Salons gerichtet und gegen Männer, welche in ihren Frauen Salondamen zu besitzen wünschen.

Es giebt ein bekanntes Lustspiel von Bauernfeld, „Bürgerlich und Romantisch“; es ist dieser Gegensatz, der sich durch die meisten Wichert'schen Lustspiele hindurchzieht, und der gediegene ostpreußische Verstand des Autors entscheidet sich überall zu Gunsten des Soliden und Bürgerlichen. „Ein Schritt vom Wege“ und „Die Frau für die Welt“ enthalten eine Verurtheilung des Romantischen und Glänzenden im Frauenleben. Es leuchtet ein, daß die Wichert'schen Stücke nicht an falscher Genialität kranken, sondern daß die Klippe für das Talent des Autors eher nach der entgegengesetzten Seite liegt. Der Aufbau dieser Lustspiele ist durchaus einfach und kunstgerecht; ihr Dialog, frei von Witzhaschereі, entspricht ungefähr dem Dialoge in den Lustspielen von Benedix; es herrscht in ihm wie in den Situationen oft eine glückliche Laune, welche von der Bühne herab das Publicum in heitere Stimmung versetzt.

Einige politische Gelegenheitsstücke Wichert's, wie „Das eiserne Kreuz“, zeichnen sich durch patriotische Wärme und eine Erfindung, welche das Familien- und Vaterlandsgefühl glücklich verschmilzt, vortheilhaft aus.

Der unermüdliche Autor ist nicht minder schöpferisch als Erzähler in größeren Romanen und kleinen Novellen. Die „Gartenlaube“ brachte einige der letzteren, von denen namentlich „Schuster Lange“ allgemeine Anerkennung gefunden hat. Diese treffliche Erzählung wurde auch in mehrere fremde Sprachen übersetzt. In seinen Romanen sucht Wichert einzelne wichtige Zeitfragen mit einer Gründlichkeit zu behandeln, die den Denker fast mehr als den Dichter verräth; so z. B. in diesen Romanen nicht an einzelnen Stellen, welche einen sehr ein Dichterwerk zu trockenen Ton anschlagen, so sehr man die Tüchtigkeit der Gesinnung, die verständnißvolle Erfassung der Lebensverhältnisse und die maßvolle Gediegenheit der Darstellung, welche sich in diesen Werken zeigt, auch schätzen muß. Der Roman „Die Arbeiter“ behandelt die sociale Frage, welche Wichert in einem volksmäßigen Tendenzstücke, „Die Fabrik zu Niederbronn“, auch auf die Bühne brachte. Die Lösung dieser Frage wird der Poesie nicht minder schwer fallen, als der Staatsgewalt und den gesellschaftlichen Verbindungen, die sich damit beschäftigen; eine Gefahr für die Poesie liegt in dem vielen Maschinengeklapper, welches für den Hintergrund der Handlung unerläßlich ist, und in den sehr profaischen Fragen der Lohnerhöhung. Daß der Dichter die reine Gesinnung liebevollen Zusammenwirkens zu einer wichtigen Instanz für die Entscheidung dieser Frage macht, ist sein gutes Recht; im praktischen Leben wird gegenwärtig geringer Werth auf eine solche moralische Lösung gelegt; hier spricht nur das Interesse, und zwar eine sehr rauhe und kampflustige Sprache. In dem Romane „Hinter den Coulissen“ schildert Wichert die Bühnenwelt in allen ihren Verzweigungen von der Hofbühne bis hinab zur Singspielhalle, und zwar nicht blos in lebendiger Schilderung, sondern auch mit einer Fülle sinnvoller Betrachtungen und allerlei Reformvorschlägen. Die Verwickelung beruht hauptsächlich auf einer abenteuerlichen Vorgeschichte, die glücklich erfunden ist; doch in der Ausbeutung dieser glücklichen Erfindung für die Zwecke der Spannung besitzt Wichert so wenig wie die meisten deutschen Autoren jene Meisterschaft der Romantechnik, wie sie die neueren französischen und englischen Sensationsschriftsteller auszeichnet. An und für sich ist dies kein Mangel; nur wenn die Erfindung selbst auf solche Wirkungen angelegt ist, vermißt man ihre glänzende Ausbeutung.

Andere Romane von Wichert, wie „Ein häßlicher Mensch“, sind mehr persönliche Lebensgemälde.

Der neueste Roman Wichert's, „Das grüne Thor“, und eine sechsbändige Sammlung von Erzählungen und Novellen, unter denen sich mancher glückliche Griff des Autors findet und welche alle die Eigenthümlichkeit seiner schlicht gediegenen, oft von munterer Laune angehauchten Darstellungsweise nicht verleugnen, sprechen für die Fruchtbarkeit dieses Schriftstellers. Vielleicht sind Sie geneigt, verehrte Freundin, dies für ein zweifelhaftes Lob zu halten und mehr den Löwen, der nur ein Junges zur Welt bringt, als die Blattlaus mit ihrer unzähligen Nachkommenschaft für das nachahmungswerthe Vorbild des Dichters zu halten. Doch in unserer Zeit, in der nur selten ein Meisterwerk vom Himmel fällt, ist immer mehr Aussicht, daß ein Autor unter zahlreichen Nummern einen Treffer zieht, als wenn er sein Alles auf eine einzige Nummer setzt. Auch hat es sehr fruchtbare Dichter von großem Genie gegeben; ich erinnere nur an die griechischen Tragiker, welche zum Theil über hundert Trauerspiele verfaßten, an Lope de Vega und Calderon. So erfreuen wir uns getrost an der Thätigkeit rastlos schaffender Geister, die doch nicht blos in's Danaidenfaß schöpfen.

Und wenn Sie, verehrte Freundin, mit mir allerlei romantische Neigungen theilen und in Dichtung und Leben selbst für das kühnere Wagniß empfänglich sind, welches aus dem Kreis alltäglicher Erfahrungen und Meinungen herausstritt: so haben wir und doch Beide die Unbefangenheit gewahrt, auch den Autoren von mehr bürgerlichem Gepräge und von schlichtem Lebenssinn, sobald sie Tüchtiges schaffen, warmen Antheil zu schenken. Für die Bühne sind Schriftsteller wie Benedix und Wichert unerschöpflich. Die Bühne bedarf des bürgerlichen Lebensbildes, und beide Dichter haben demselben stets eine veredelnde Tendenz gegeben.

Digitized by Google

Die Redeck.

Eine Schwarzwaldskizze.

Wir saßen am Frühstückstische in dem großen bäuerlichen Wirthshause „Zur Traube" zu Waldau bei Freiburg, etwa ein Dutzend Gäste; die riesige Kaffeekanne ging von Hand zu Hand, wie es dort so Brauch war, und die ebenso große Milchkanne folgte hinterher. Den auserlesenen Erzeugnissen des Schwarzwaldes, Butter und Honig, wurde eifrig zugesprochen, und es herrschte jene frische, harmlos heitere Stimmung, in welcher sich — zumal an einem hellen Sommermorgen — Menschen zu befinden pflegen, die auf einige Wochen den Staub des Alltagslebens von sich geschüttelt haben, um in der reinen Bergesluft frei aufzuathmen und neue Lebenskraft zu schöpfen.

Da ging die Thür auf, und herein trat eine silberhaarige Alte, den hohen, cylinderförmigen Strohhut auf dem Kopfe, einen Stock in der Hand. Ihr scharfes Auge streifte grüßend die Gesellschaft, und „Oh! grüß' Gott, Herr Lehrer!" rief sie freudig überrascht aus, als einer der Herren aufstand, um sie zu bewillkommnen.

„Das ist die Marei, die Redecker Marei," ging es von Mund zu Mund — offenbar eine bekannte und in ihrem Kreise berühmte Persönlichkeit, von der ich aber noch Nichts gehört hatte.

„Sie ist dreiundachtzig Jahre alt," hieß es, und ich staunte über die Lebhaftigkeit der Frau, die sich in lauter Scherzreden zu gefallen schien, offenbar stolz war auf die hohe Zahl ihrer Jahre und sich beschwerte, daß kein Freier mehr kommen wolle, obwohl sie nun schon seit Jahren Wittwe sei.

Der Lehrer — um diese Bezeichnung festzuhalten — erkundigte sich, ob sie auch noch die Harfe spiele.

„Nimmer so recht," entgegnete Marei, „aber meine Tochter spielt und singt und meine Enkelin auch; im Winter machen wir viel Musik, im Sommer nur so, um's halt nit zu vergessen."

„Und Sie selbst spielen gar nicht?"

„Ja freilich! ich spiel' die ‚Bigelin'."

„Werden Sie mir denn Etwas vorspielen, wenn ich einmal hinkomme?"

„Ja, ja, kommen's nur! Ich spiel', wenn Sie mir die Bigelin stimmen wollen, und meine Tochter und meine Enkelin werden auch spielen und singen."

Nach dieser Verabredung setzte Marei sich still an einen entfernten Tisch in dem großen, niedrigen Saale, bestellte ein halbes Liter Weißwein und zog ein Stück trockenes Brodes aus der Tasche. Sie war in der Waldauer Kirche gewesen, und es hieß, sie mache fast täglich diesen Weg, drei Viertelsstunden weit über Berg und Thal. Keineswegs aber kehrte sie jedes Mal in der „Traube" ein; ich sah sie nicht wieder dort, und was sie diesmal hergeführt hatte, wär vielleicht nur die Neugier gewesen, ein wenig von der großen Fluth der reisenden Welt zu sehen, die ein kleines Bruchtheil an diesen wirthlichen Strand geworfen.

Hatte sie doch selber einmal mitten in diesem Strome geschwommen. Reisen und Wandern, Singen und Spielen war ihr Handwerk gewesen, und zwar zu einer Zeit, wo das Reisen noch im Stande war, dem Menschen eine Art von Nimbus zu verleihen, besonders einem Schwarzwälder Mädele, das mit fünfzehn Jahren abenteuernd in die Welt zog. Aber nicht sowohl Abenteurlust, als vielmehr die Noth ist es gewesen, welche das Kind aus der elterlichen Hütte führte. Der Geschwister waren viele: das Häuschen war schuldenbelastet, und nur eine Kuh befand sich im Stalle.

„Ich will es versuchen — laßt mich ziehen!" sprach Marei, und „So geh' in aller Heiligen Namen!" erwiderte die Mutter — und sie ging.

Eine alte Geige hatte sie vom Vater her; die konnte sie spielen, aber sie lernte zu Anfang noch — ich glaube in Nürnberg — das Harfenspiel, jedoch Alles ohne Noten, wenigstens ohne gedruckte Noten, und dazu singend mit einer Stimme, die prächtig gewesen sein soll, aber ungeschult — wie der Vogel singt.

Zwanzig Jahre ist sie in der Welt umhergezogen, ohne ihre Heimath wieder zu sehen, dann ist sie zurückgekommen mit zwei Pferden und — einem Federhut. Den sahen die Bauern eines Tages in der Kirche, und alle Andacht war hin.

„Das ist die Marei, die Marei aus dem Ringelhäusle," ging es flüsternd von Mund zu Mund, und nachher standen die Leute unter dem mächtigen Ahornbaume vor der Kirchenthür und spotteten über den Hut und über die Falbeln an ihrem Kleide. Sie mag wohl ein wenig aufgeputzt gewesen sein, wie eben eine Harfenistin zu sein pflegt, und es mag ihr eine Genugthuung bereitet haben, Denjenigen, die ihr vielleicht nichts Gutes prophezeit hatten, in ihrer Weise zu imponiren.

Als man aber von dem Wagen mit zwei Pferden hörte, da stieg natürlich der Respect, und als Marei von ihrem ersparten Gelde das Haus auf der Redeck kaufte, ihrer Familie sich annahm, sich wieder bäuerlich kleidete und zu wirthschaften anfing, da war sie selbstredend eine respectable Person. Sie hat auch einen Musikanten geheirathet, und hoffentlich haben Thun und Lassen, Wollen und Meinen ebenso gut miteinander gestimmt, wie Harfe und Geige. Die Musik ist Erb- und Familiengut geblieben, und wer weiß, welche ungehobenen Schätze unter dem Schindeldache auf der Redeck zu Grunde gehen und zu Grunde gegangen sind, denn daß allezeit das Genie seinen Weg fände, von dem rauhen Eisriche der Hütte zu dem Parquetboden des Palastes, daß unfehlbar das Genie sich Bahn bräche — wer glaubt dieser Redensart?

An einem schönen Nachmittage nun zogen wir hinaus, um die Marei zu besuchen, die ganze Gesellschaft, „je mehr, je besser," behauptete der Lehrer, und er hatte Recht, denn als die Alte uns über die Höhe kommen und den schmalen Pfad einschlagen sah, der auf ihre Hütte zuführte, trat sie uns vor der Hausthür entgegen und lachte und lachte vor lauter Plaisir bei jedem neuen Händedrucke, den sie bewillkommnend austheilte.

Wie wunderbar schön liegt diese Redeck! Der romantische Schwarmer könnte sich keinen schöneren Fleck für seine Hütte aussuchen, als diese Berghalde mit dem Blicke in das „Wilde-Gutachthal" hinein und den Tannenwäldern ringsum, und als ich in das niedrige Zimmer mit den vielen kleinen Schiebefenstern trat, die in überraschender Weise mit blühenden Gewächsen verdeckt waren, da drängte sich's mir auf: hier ist Poesie — ein Eindruck, den selbst die entsetzlichen Bilder, an die man Glas und Rahmen verschwendet hatte, und die beklagenswürdigen Nippesgegenstände nicht zu stören vermochten.

„Sie sind nicht aus der Gegend, vous n'êtes pas d'ici?" fragte Marei zu mir gewendet.

„Ganz recht," erwiderte ich, „aber Deutsche bin ich doch, Norddeutsche — und Sie waren in Frankreich? Sie sprechen französisch?"

„Ja freilich! Ich war vier Jahre in Frankreich, und im Anfange verstand ich kein Wort, aber das hat halt mit lange gedauert," und dann erzählte sie Einiges aus ihrer abenteuerlichen Laufbahn, welches der Schwarzwälder Mundart wegen zum Theil schwer verständlich war.

Die Hauptgeschichte war, wie sie einmal bestohlen worden sei, wie man aber den eigentlichen Schatz, einen Beutel mit sechshundert Gulden, nicht gefunden, weil er tief unten in einer Kiste gelegen habe, unter Lumpen versteckt. Gulden seien es aber nicht gewesen, denn die habe man in Frankreich nicht, sondern lauter Sous und Franken. „Gott sei Dank! man hatte es nicht gefunden — O, Dieu merci! on n'avait pas trouvé," fügte sie hinzu. Es machte ihr offenbar Vergnügen, die wenigen französischen Brocken anzubringen, die ihr noch zu Gebote standen.

Nach einer Weile wurden Harfe und Geige geholt und gestimmt. Tochter und Enkelinnen kamen herbei, Alle barfüßig, und barfüßige Buben lugten um die Ecke. Das Auditorium saß auf der Bank, welche in den Schwarzwälder Stuben rings um die Wand geht, und in einem Winkel des Zimmers gruppirte sich das Orchester.

Die Alte trug heute — im Zimmer — einen gewöhnlichen runden Strohhut, unter dem zwei dünne, ach, so dünne, weiße Zöpfchen den Rücken herabhingen, eine Schürze, deren oberer

Digitized by Google

Theil aus lauter verschiedenen Flicken bestand, überhaupt ärmliche Schwarzwaldtracht, aber doch, wie sie so da saß mit geneigtem Kopfe und gesenktem Blicke, mit völlig verändertem Gesichtsausdrucke, die Geige im Arme, sie anscheinend noch mit voller Sicherheit handhabend, da imponirte mir dieses Weib, welches sich sowohl in seiner Kunst, wie in seinem Humor einen Schimmer von Jugendlichkeit bewahrt hat, um den die Frauen der civilisirten Welt sie von Herzen beneiden dürfen.

Spiel und Gesang von „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind“ kritisiren zu wollen, kann mir nicht einfallen. Wir nahmen dankend, was uns geboten wurde, und auch ein in die Hand gedrücktes Geldstück ward nicht zurückgewiesen, denn trotz des Grundbesitzes und trotz der drei Kühe und zwei Geisen im Stalle lebte die Familie offenbar nicht von ihrer Rente, sondern von ihrer Hände Arbeit, und die ist nicht leicht im Schwarzwalde.

Wir gingen und stellten in Aussicht, wiederzukommen, um das „Häusle“ zu zeichnen, was leider durch eintretendes Regenwetter verhindert wurde. Der Alten schien unser Versprechen sehr zur Befriedigung zu gereichen, obgleich sie sehr gut wissen konnte, daß Ruhm und Auf der Redeck nicht gerade an ihre Person geknüpft sind.

Im Juli 1870 nämlich war im Schwarzwald ein großes Fest beabsichtigt. In der „Traube“ zu Baldau, als dem der Redeck zunächst gelegenen Orte, waren die umfassendsten Vorbereitungen getroffen worden, denn man erwartete Zuzüge von Menschen aus dem ganzen Schwarzwald, soweit die Uhrenindustrie reicht. Und alle diese Wallfahrten, Ovationen jeder Art, galten der Redeck; für all die Tausende war die Redeck das Ziel, und wenn die Hütte sie auch nicht hätte aufnehmen können, so beabsichtigten die Pilger doch mit ihrem Kommen einen Akt der Pietät zu erfüllen und gleichsam der Stätte zu huldigen, wo vor just zweihundert Jahren Lorenz Kreuz, der Mann gelebt und gewirkt, der die erste Schwarzwälder Uhr gemacht und damit den Gebirgsbewohnern eine Bahn der Industrie eröffnet hat, von der das bescheidene Genie auf der Redeck, welches die Mußestunden langer Winterabende ausfüllen wollte, sich sicher Nichts hat träumen lassen.

Ja, im Jahre 1870 sollte das Fest begangen werden — da kam der große Krieg, und aus der Gedächtnißfeier wurde nichts; die streitbare Mannschaft hatte anderen Fahnen zu folgen als denen heranziehender Festesfahnen. Und wenn wieder ein Säculum verstrichen ist, wird dann die dankbare Nachwelt die Schuld an ihrem Wohlthäter, den armen Häusler auf der Redeck, abtragen?

Schwerlich; nicht weil es noch gar lang ist bis dahin, sondern aus andern Gründen.

Heute ist der Schwarzwälder reich, und das verdankt er in diesem Distriete nicht seinen dürftigen Feldern, auch nicht den fetten Weiden, seinen stattlichen Heerden oder seinem prächtigen Tannenwald, sondern jenem Zweige der Industrie, der eine Specialität des Schwarzwaldes geworden ist und dessen Ruf in alle Welttheile getragen hat.

Aeltere Leute werden sich aus ihrer Kindheit jener hausirenden Gebirgsbewohner erinnern, die auf ihrem Rücken, an hohen Gestellen befestigt, die bekannten Schwarzwälder Uhren seilboten. Heute sieht man sie kaum noch in nächster Nähe des Schwarzwaldes, wahrscheinlich weil bei unseren regulirten Post- und Eisenbahnverbindungen das Hausiren ein zu kostspieliges Geschäft wäre. So aber sind die Schwarzwälder nicht nur durch Deutschland, sondern durch die ganze civilisirte Welt gezogen; so sind sie hausiren gegangen in England, Holland, Frankreich, Rußland, Spanien und Amerika; heute noch besteht die lebhafteste Verbindung mit jenen Ländern, und so sind sie reich geworden.

Zehn Jahre, zwanzig Jahre — jenachdem — blieben sie aus, dann kehrten sie heim, kauften sich an und wurden wieder — Schwarzwälder in Tracht und Sitten, gerade wie die Redecker Marei, nur daß der Uhrenhandel ungleich einträglicher gewesen sein muß als Spielen und Singen, denn der Grundbesitz zählt nach hunderten von badischen Morgen und ruht in festen Händen. Kaum ein Acker ist käuflich, und die Besitzer werden nach Hunderttausenden taxirt. —

Die meiste und lebhafteste Verbindung in geschäftlicher Hinsicht hat alle Zeit bestanden und besteht noch heute mit England.

Daß das Englische demnach eine im Schwarzwalde sehr gebräuchliche Sprache ist, kann kaum überraschen, und Bauer und Bäuerin trinken — in diesem obern Theile des Schwarzwaldes — allabendlich ihren Thee, ein aus England mitgebrachter und lieb gewordener Brauch.

Einmal erschien eine englische Familie in der „Traube“. Unser Wirth, der zwar auch seiner Zeit in England gewesen war, mochte sich doch nicht mehr so recht bequem in der Sprache bewegen; es wurde also eiligst der Sohn, der mit den Knechten beim Heuen beschäftigt war, herbeigerufen, und Engel (Engelbert) warf die Arbeitsjacke ab und zog die Staatskleider an, um den Gästen die Honneurs zu machen, wie es sich gehört.

Charakteristisch für die Verhältnisse ist ferner Folgendes: Es war da ein hübsches Mädchen im Hause, mit buntem Mieder und weißen Hembärmeln, „'s Kätterle“, wie alle Welt sie nannte, und die alle Welt gern hatte. Früh und spät war sie bei der Hand und allezeit fröhlich und guter Dinge, zu jeder Arbeit bereit und behende.

„Die sollteſt Du Dir angeln und als Dienstmädchen mitnehmen,“ sprach ein Herr zu seiner Gemahlin, „ein solches findest Du in der Stadt gar nicht.“

„Das glaube ich,“ lautete die Antwort, „aber ich kann kein Mädchen gebrauchen, das reicher ist als ich; 's Kätterle ist die Erbin von wenigstens hunderttausend Gulden, und 's Kätterle wird sich bedanken.“

So war es. Ihr Vater war ebenfalls ein „Engländer“, und 's Kätterle, das als Magd in der „Traube“, freilich bei des Vaters Bruder diente, war halt eine große Erbin. —

In der Gewerbehalle zu Furtwangen (zwei Stunden von Triberg) wird noch jene Uhr aufbewahrt, welche Lorenz Kreuz von der Redeck, und zwar nur mit Hülfe eines Messers, ganz aus Holz gemacht hat und welche die Anfänge einer Industrie repräsentirt, die im Laufe der Jahre die Bewohner des Schwarzwaldes auf die schon früher erwähnte Höhe des Wohlstandes gehoben hat. Sie hat die typisch gewordene Form der Schwarzwälder Uhren, ungefähr so wie heute noch, ein Zifferblatt mit nur einem Zeiger, dem Stundenzeiger, und im Innern drei hölzerne Räder, während eine regelrechte Schwarzwälder Uhr von heut zu Tage deren neun hat. Statt des Pendels hat jene ehrwürdige Uhr eine Balanceirstange, aber ein Wecker fehlt nicht. Die zweitälteste Uhr in der Sammlung zu Furtwangen hat zwei Zifferblätter mit je einem Zeiger, der obere zeigt die Stunden, der untere die Minuten an, und dann erst folgt eine Uhr, welche jene um so naiv erscheinende Idee ausgiebt und einen Doppelzeiger hat, wie heute alle unsere Uhren. Erst 1740 wurde die erste Pendeluhr gemacht.

In historischer, oder sagen wir richtiger: in chronologischer Reihenfolge sind die Producte der sich mächtig entwickelnden Uhrenindustrie geordnet und schließen mit einem großen Chronometer, der ein volles Jahr geht, ohne inzwischen aufgezogen werden zu müssen. „Ja, er ist noch sieben Stunden über dreihundertfünfundsechzig Tage gegangen,“ versicherte der Aufwärter, „und in all der Zeit, in dem ganzen Jahre, hat er bei genauester Beobachtung nicht um ganz eine Minute differirt.“ Letzteres ist das Bewunderungswürdigste und scheint unbedingt der Höhenpunkt zu sein, der auf diesem Gebiete zu erreichen ist.

Zu einem gewissen Abschluß ist ohnedies die Schwarzwälder Uhrmacherkunst gelangt: sie ist in die Hände von Fabrikanten übergegangen. In Neustadt, einem gar reizend gelegenen Städtchen, zwei Stunden von Waldau und eine Stunde vom Titisee entfernt, ist ein großes Etablissement, welches den Fremden jederzeit und bereitwilligst gezeigt wird; dort sind dreihundertfünfzig Arbeiter beschäftigt, darunter fünfzig weibliche, welch letztere meistentheils das Poliren besorgen.

In großen Sälen, deren drei Seiten nur aus Fenstern bestehen, sitzen an diesen entlang die Arbeiter vor dem ringsum laufenden Tische. Die mit Wasserkraft arbeitende Maschine hebt immerfort die kolossale Säge mit fast zollgroßen Zähnen auf und nieder, um die Bretter zu schneiden, welche zu Uhrkasten verwandt werden, und zugleich bewegt sie die feine, scharfe, nur einen Strohhalm breite Laubsäge, so daß der Arbeiter nicht diese um die Zeichnung zu führen hat, sondern, ähnlich wie die Näherin an einer Nähmaschine, den Stoff — hier ein Brettchen mit Zeichnung, das zum Rahmen der Uhr geschnitten

Digitized by Google

werden soll — um in geschickter Weise der Säge hinzuhalten hat. Dort dreht sich das seilende Rad; auf dem Tische vor dem Arbeiter liegt ein Haufen metallener Rädchen; er hat ein jedes derselben der für ihn arbeitenden Maschine so nahe zu bringen, daß sie die Zähne hineinschneidet, denen von einer andern Feile dann der feinste Schliff gegeben wird. Hier werden nur Ringe ausgeschnitten, dort nur Heiger, hier Stifte, dort Pendel. Selbst das Blankputzen, die reibende Kraft dabei, übernimmt die Maschine.

Treten wir sonst in eine Uhrmacherwerkstätte, so ist das ein überaus stiller und friedlicher Winkel, und das etwaige leise Geräusch der seinen Arbeit wird bei Weitem übertönt durch das gleichförmige Ticken, durch die Pendelschwingungen der fertigen Uhren, welche an der Wand zu hängen pflegen. Hier aber, in den Fabrikräumen, könnte eine Domglocke dicht an unserem Ohre läuten, man würde nichts davon hören — solch ein unbehaglich toller Höllenlärm ist namentlich in einem dieser Räume, und will man einen Arbeiter oder den begleitenden Herrn nach etwas fragen, so muß man ihm in's Ohr schreien. Mit Schwatzen wird hier sicher keine Zeit versäumt. So sind also die Arbeiter zum Fleiße gezwungen, und wie immer ein Rädchen von links nach rechts gelegt wird, so ist auch immer eine weitere Uhr gemacht, denn da jede Uhr doch nur einmal just dieses Rades bedarf, so gehört und entsteht auch zu diesem Rade jedesmal alles dazu Gehörende, eine complete Uhr. Wie viele das alltäglich sein mögen, wie viele im Jahre — ich weiß es nicht; jedenfalls aber ist die Zahl noch in steigendem Fortschritt begriffen.

Ein eigentlich geschickter Arbeiter ist bei diesem fabrikmäßigen Betriebe der Uhrmacherei nur dazu nöthig, um all die Einzelheiten zu einem Ganzen zu fügen; nur er muß das Getriebe der Räder, den Zweck der Schrauben und Federn und ihre Dienstleistungen kennen, während das bei den übrigen Handlangern durchaus nicht erforderlich sein kann. In dem Raume, wo Jener arbeitet, ist es auch still; da ist kein Tosen und Heulen und Brausen, und still arbeitet neben ihm auch der Schnitzer, welcher an den Reliefarbeiten doßelt und je nach der Feinheit seiner Arbeit sich zum Künstler erheben kann. Doch werden die Schnitzarbeiten meist in den Privatwohnungen verfertigt, denn sie bedürfen nicht jener Gemeinsamkeit, welche eine einzige gewaltige, bewegende Kraft sich dienstbar gemacht hat. Uebrigens ist die Schnitzerei keine Specialität des Schwarzwaldes, und die schönsten Uhrgehäuse werden aus der Schweiz bezogen.

Alles aber, was zu einer regelrechten Schwarzwalder Uhr gehört, wird innerhalb des Etablissements gemacht, Alles, bis auf die Seele des Ganzen: die Uhrfeder. Die liefert Frankreich. Und ich glaube, auch Emailzifferblätter werden von auswärts bezogen, während die aus Holz gemalten der gangbarsten Sorten selbstverständlich in Neustadt gemacht werden.

Eigentliche Uhrmacher, was man früher so darunter verstand, giebt es in jenem Orte kaum noch. Der Haubwerker kann nicht gegen die Concurrenz der Maschinen aufkommen; er hat sich auf Reparaturen, auf den Uhrenhandel zu beschränken; er wäre heute auch gar nicht mehr im Stande, dem Bedarfe zu entsprechen, der in demselben Maße gestiegen ist, wie die Production, obwohl man dennoch sich verwundert fragt: wo bleiben nur alle diese Uhren? da es zur Zeit doch nirgends Brauch ist wie im Schwarzwalde, daß man zwei oder drei Uhren in eine Stube hängt. Der billige Preis muß die Sache erklären.

„Schwarzwälder Uhr" wird unbedingt immer die Bezeichnung für ein gewisses Genre von Uhren bleiben; wahrscheinlich werden sie vorzugsweise auch ferner daselbst gemacht werden, aber die Kunst, die in der einsamen Hütte des Häuslers erstand, die ist im Schwarzwalde untergegangen; das mächtig umrollende Rad der Industrie hat sie einfach bei Seite geschoben, und wenn die stille, sinnige Arbeit des Mechanikers oder des Holzschneiders in abgelegenen Gebirgsthälern fast einem nothwendig sich ergebenden Naturprodukte gleich kommt, so hat er mit dem gigantischen Räderwerke der Maschinen von Haus aus nichts gemein. Ein fremdes Cyklopenwolk ist in die arkadische Heimath eingedrungen.

Und wenn man dem Lorenz Kreuz auf der Rebeck auch kein Denkmal setzt, und wenn man nach Ablauf von drei Jahrhunderten auch nicht mehr daran denken sollte, dorthin zu wallfahrten, weil es keine Uhrmacher mehr giebt, so werden die Namen des Berges und des Erfinders doch ungertrennlich bleiben, und wessen Name besteht, so lange die Berge bestehen, der dürfte stolz sein auf seinen Antheil an Unsterblichkeit.

A. Boldhausen.

Die drei ersten Jahre des Kindes.*

Es ist eine alte Wahrheit, daß die größten Wunder täglich vor unseren Augen stehen und geschehen, ohne daß wir es gewahr werden, eben weil sie täglich sich wiederholen und erneuen. Von diesen Wundern ist das herrlichste das Kind und seine körperliche und geistige Entwickelung. Wird die Reihe von Erscheinungen, die das Kind uns zeigt von seinem ersten Schrei bis zu seinem ersten Schritte, wirklich so beobachtet, so gewürdigt und mit Geist und Herzen so genossen, wie sie es verdient? Sind nicht selbst der Eltern, welche dem erwachenden Leben des Kindes eine sorgende Aufmerksamkeit widmen, leider nur gar zu wenige? — und wie viele Tausende gehen kalt und theilnahmlos an der ganzen Kinderwelt vorüber! Dos könnte in der That zu traurigen Betrachtungen führen über Wirklichkeit und Wirkung der sogenannten Bildung unseres Zeitalters, wenn wir es nicht vorziehen dürften, unsere Leser auf ein Werkchen hinzuweisen, welches Alle, denen die Fähigkeit nicht abgeht, sich des schönsten Wunders mitzuerfreuen, in die lauschigen Räume führt, wo sie das Kind vom ersten Athemzuge vor sich sehen, Tag um Tag das körperliche Gedeihen, das langsame Gestalten der Sinneskräfte, das dämmrige Erwachen des Geistes und seiner tastenden Regungen beobachten und an der Hand eines sinnigen Vaters Blicke werfen noch auf den Strahlen des Geistes- und Herzenslebens hin, welche aus der Familienumgebung bei des Kindes Wiege zusammentreffen, denn das Kind bleibt vom ersten Hauche an der Mittelpunkt aller Freudenstrahlen und aller Sorgenschatten des Hauses, das mit ihm gesegnet ist.

Da wir aber den Inhalt dieses Werkchens gewissenhaftest beobachtender Vaterliebe nicht besser zusammenfassen können, als es dem Verfasser in dem Vorworte zu denselben gelungen ist, so wollen wir dieses unseren Lesern unverkürzt mittheilen:

„Es ist dem Verfasser dieses Tagebuches erst in späteren Jahren möglich geworden, eine Familie zu gründen. Schon von früh auf mit den großen Problemen des Daseins beschäftigt, war er in den letzten Jahren vor seiner Verheirathung durch das jüngste Auftreten des Materialismus auf's Neue angeregt worden, dem Weltrüthsel nachzuforschen. Er leugnete die Realität des Stoffes nicht, aber er fragte sich: Ist der Geist, dessen Erscheinen und Wirken unverkennbar, nicht etwas ebenso Wirkliches wie der Stoff? Wenn der letztere auf zeitliche und räumliche Unendlichkeit Anspruch macht, er, der doch nur unbewußt natürlichen Gesetzen folgt, um wie vielmehr darf dies nicht der Geist, der mit Freiheit und Bewußtsein wirkt?

Als dem Verfasser nun ein Kind geboren wurde, kam ihm ganz natürlich der Gedanke, in dem jungen Wesen dem Erwachen des Geistes nachzugehen, in der Hoffnung, auf diesem Wege der Lösung des Räthsels auf die Spur zu kommen. Er schrieb daher, womöglich, Tag für Tag seine Beobachtungen nieder. Unwillkürlich aber gruppirten sich um dieselben andere Scenen, Bilder des Familienlebens, Erinnerungen vergangener Zeit, Schilderungen der Natur, gesellschaftliche und andere Eindrücke. So gestaltete sich das Tagebuch zu einem vollständigen Gemälde der ersten Kindheit von der frühesten Entwickelung an bis dahin, wo das Kind den ersten Schritt zur Trennung von den Eltern thut, den Gang in die Schule.

Der Verfasser hat geglaubt, daß die Mittheilung dieses Tagebuches auch auf Andere anregend einwirken könne, und übergiebt es daher mit einigen Kürzungen der Oeffentlichkeit. Er

* „Das Kind. Tagebuch eines Vaters." Leipzig, H. Hartung u. Sohn. 1876.

glaubt, daß die darin enthaltenen Erlebnisse und Empfindungen so allgemein menschlicher Art sind, daß sie ein jeder Andere erlebt und empfunden haben kann. Nicht Jeder aber hat die Muße, sich dieselben klar zu machen; wie Viele auch gehen an den Schätzen des häuslichen Lebens vorüber, ohne sie nur zu ahnen!

Dazu kommt, daß die Entwickelung des Kindes, wie sie der Verfasser geschildert, eine natürlich regelmäßige war. Die Kinder, die er später das Glück gehabt hat zu erhalten, hatten mit so viel Schwierigkeiten in ihrem Aufkommen und Wachsthum zu kämpfen, daß die Beobachtung des Denkens der Sicherheit entbehrt hätte und die sonstigen Erlebnisse von einem zu privaten Charakter gewesen wären. Bei wie viel Tausenden ist dies nicht auch der Fall! Um so leichter wird der Leser dem Lebensgange folgen, wie er ihm hier geboten wird, wo nichts zu Persönliches sich in die Schilderung eindrängt. Er wird trotzdem dabei die ganze Stufenleiter der Gefühle durchlaufen und in dem engen Rahmen der Häuslichkeit ein Abbild von dem Streben und Ringen der Welt wiederfinden.

Ich widme dies Buch allen Denkern. Der Philosoph, der Geschichtschreiber, der Sprachforscher, sie Alle wissen oft nicht, wie anregend, wie belehrend die Beobachtung des zarten Kindes ist; den Uranfängen der Menschheit glaubte ich oft beizuwohnen, wenn ich sah, wie das Kind sich in unsere Civilisation erst hineinzuleben hatte. In den späteren Jahren ist das Kind schon ganz mit unseren Zuständen verwachsen, ganz ein Glied unserer Gesellschaft, das deren Anschauung und Richtung theilt. Der Säugling allein ist noch ursprünglich wie der erste Mensch; um seine Wiege lagert noch die Dürftigkeit des Urmenschen Schlözer's, oder auch der Glanz des Paradieses.

Ich widme es vor Allen den Müttern, deren Sorgfalt und Pflege allein die junge Menschenpflanze aufzuziehen vermag, die mit dem Hellsehen der Liebe gewiß meine Erfahrungen bestätigen und ergänzen werden; möge dieses Buch ihnen neue Fernsichten eröffnen bei der Betrachtung ihres Lieblings; möge es ihnen in den schlaflosen Nächten, die sie an der Wiege verbringen, ein freundlicher Zuspruch sein; möge es ihnen, wenn sie schon der Reige des Lebens zugehen, schöne Erinnerungen wach rufen aus dem rosigen Lenz ihrer Kinder, der auch ihnen einen neuen Frühling schuf.

Ich widme es auch ihren Gatten, die in der Zerstreutheit der Geschäfte, die heutigen Tages den Mann nur zu sehr in Anspruch nehmen, oft nicht die Muße und die offene Stimmung finden, ihr eigenes Glück zu genießen und das Leben des Kindes mitzuleben. Vielleicht dient ihnen dieses Tagebuch als Wegführer in den Paradiese ihrer Häuslichkeit, vielleicht schärft es ihre Empfänglichkeit für die Freuden, die das Kind den Eltern bereitet.

Ich widme es auch Dir, reifere Jungfrau, die, noch von der Luft der Welt ergriffen, sich gern im Strudel der Feste zu berauschen sucht, ost nur um das aufleimende Gefühl der inneren Leere zu betäuben. Glaube der glücklichen Mutter meines Kindes: es giebt beglückendere Freuden als die, welche die glänzende Gesellschaft der Salons und Ballsäle bietet; im engen Zimmer, bei der Wiege ihres Lieblings, sieht die junge Mutter all den blendenden Schimmer ihrer Mädchenfeste verbleichen vor dem himmlischen Glanz, der aus den Augen ihres Kindes ausleuchtet. Oder du schmiegst dich schon in reiner Liebe an den Bräutigam, in dessen Wohnung du bald das Feuer des häuslichen Herdes anzünden sollst. Nimm dieses Buch dann mit hinüber in die freundliche Häuslichkeit, in die der Geliebte dich einführt; es sind Stunden der Andacht, die du in diesen Blättern durchliefest; sie werden — so hoffe ich — stete Nahrung dem keuschen Feuer deines Busens bieten und dein noch unerfahrenes Herz würdig vorbereiten für den Empfang des liebsten Wesens. Zwar eine Mutter ist wie der Dichter, der aus solcher geboren wird; in Beiden loht das Feuer der himmlischen Erleuchtung; aus sich selbst schaffen sie in genialer Begeisterung, aber um ein wahrer Künstler zu werden, bedarf auch der genialste Dichter zuletzt der klärenden, leitenden Regel; so wird auch die junge Mutter die Belehrung des schon erfahrungsreichen Vaters nicht verschmähen.

Vor Allem aber ist dieses Buch dein, mein treues Weib! Wenn ich je eine Stätte voller, reiner Freude am Dasein gefunden habe, so ist es die, die du mir bereitet hast; hier fand ich nach des Lebens Kampf und Mühe den verlorenen Frieden wieder, der uns mit Gott versöhnt und der Welt; hier schenktest du mir in dem Pfande deiner Liebe das höchste, süßeste Glück, das der Mensch auf Erden empfinden kann, das allein uns erfüllt wie eine Ahnung reiner himmlischer Seligkeit, das Glück, ein Kind mein zu nennen. Dieses liebe Kind, du hast es nicht nur geboren, du hast es groß gezogen und gepflegt in schlaflosen Nächten und mühevollen Tagen, und während mir das mühelose Glück zu Theil geworden, mich im Anschauen des Lieblings zu sättigen, war dein die Arbeit und die Sorge. Nimm die Erzählung von dem, was ich gesehen und was mich beglückt, was du gethan und gelitten, von mir hin als ein Zeichen jener frommen Verehrung, zu der sich in dem Gatten die glühende Liebe umwandelt, wenn die Geliebte seines Herzens nun zur sorgsamen Hausfrau, zur zärtlichen Mutter geworden ist. O wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, daß lebt er noch Eins so froh!"

Hier verlassen wir das „Vorwort" des Verfassers, um noch in das Büchlein selbst dem Leser einige Blicke zu gestatten. Das Ganze besteht aus selbstständigen, nur mit Rücksicht auf die Zeitfolge an einander gereihten längeren und kürzeren Sätzen und Aufsätzen, zwischen denen auch manche eigene und fremde Gedichte, wie Binmen am Wege, ihre Stelle gefunden haben. Wir wählen gleich aus dem Anfange des Buches die folgenden acht Tagebuchblätter aus:

— „Mutterbrust! Süßes, nie ausgedachtes, nie genug besungenes zaubervolles Räthsel! Nach wenigen Stunden schon fühlt das Kind, dessen Augen und Ohren noch nicht ausgebildet genug sind, um wahrzunehmen, wenn es nur kaum an dem Busen liegt, daß es in seiner Heimath ist. Erst schrie es, klagte aus vollem Halse, ward ungeduldig, als hinge sein Leben an einem Augenblick, und nun es an der Quelle der Muttermilch und Mutterliebe ruht, beruht es sich leinesweges; es ruht sich wie behaglich aus; es spielt mit den kleinen Fingern an der Brust, denn es weiß, daß es Alles gefaßt hat, was es braucht."

— „Die zweite Woche seines Daseins geht zu Ende. Der kleine Körper ist wahrhaftig schon gewachsen. Und sein Geist? Noch scheint es nichts zu bemerken. Und doch ist es von Zeit zu Zeit, als habe es wahrgenommen, beobachtet. Und jetzt, ganz gewiß — es verzog den Mund so lieblich, so angenehm; ja, es hat gelächelt. Es war nur ein leiser Schimmer, ein Hauch, aber gewiß, es war ein Lächeln. Und jetzt schreit es wieder — man läßt das Arme lange, unbarmherzig lange warten, ehe man es befriedigt, und während man es befriedigt, währt es ihm noch zu lange; es schreit zum Erbarmen. Und siehe, was weckt da in dem Winkel seiner Aeuglein? Nein, es ist nichts Anderes; ja wohl, es ist eine Thräne. Sie ist klein, winzig klein, kaum so groß wie eine Stecknadelkuppe, aber ich habe das bittere Salz gekostet — ich habe seine erste Thräne geschlürft.

Erstes Lächeln! Erste Thräne! Welcher Strom von Gefühlen wird aus diesen Quellen fließen?"

— „Es ist Nacht; Alles ist still. Da stößt es einen leisen Laut aus. Es ist kein Ruf, kein Seufzer, kein Schrei; der Laut hat einen so zarten, feinen Klang. So zwitschert das Vöglein im Traume."

— „Wie ist das Kind gewachsen, an Leib und Seele! Was man aber von großen Personen gar nicht zu sagen, kaum zu denken wagt, hier spricht man alles natürlich aus. Ist das Kind schon groß! seht nur die kleinen Waden an und die kleinen Schenkel, wie kräftig schon! Das Knie, wie rund! schon zeichnen sich die Hüften.' Aller Zwang und alle falsche Scham verschwindet; das Kind führt uns die Natur zurück, die immer rein und keusch ist. Spricht nicht aus den kräftigen Gliedern die Gesundheit, und ist die Gesundheit nicht die Grundlage alles Glücks?"

— „Aber auch sein Geist wächst. Es hat nun sechs Wochen, und schon sagen uns die zahlreicheren Modulationen seiner Stimme, daß sich das Sprachorgan immer mehr ausbildet. Seine Augen fixiren Dinge und Personen immer sicherer, immer neugieriger; es beobachtet und sammelt Eindrücke ein. Sein Gehör ist klarer — es horcht auf und sucht mit den Augen, woher der Laut kommt. Das Leben auf der Straße, das wir ihm vom Fenster zeigen, verfolgt sein Blick mit sichtbarem Interesse;

Digitized by Google

aber vor Allem fesselt seine Aufmerksamkeit der Flug und das Gezwitscher der Schwalben in der Luft; es hebt das Köpfchen unverrückt nach ihnen auf und folgt ihnen durch die Bläue des Himmels."

— „Es ist ein Mädchen, unser Kind. Habe ich es nicht schon gesagt? Wer denkt auch gleich daran? Für die Eltern ist es ein Kind."

— „Ein Kind! Ihr habt wohl noch nicht darüber nachgedacht, wie poetisch, wie keusch zugleich die Sprache in dem Worte ‚das Kind' ist; sie unterscheidet nicht zwischen dem Sohne und der Tochter; alles Geschlechtliche ergibirt auch nicht für das Neugeborene; die Kleidung für den Knaben ist dieselbe wie für das Mädchen; das Kind ist nur der Keim des Menschen. Erst später ‚reißt sich stolz der Knabe vom Mädchen', aber in der Wiege lächelt uns nur ‚das geliebte Kind' zu."

— „Frauenschönheit! Wer sie nicht in einer jungen Mutter gesehen hat, hat sie nicht gesehen.

Da sitzen die zwei neuvermählten Freundinnen im Garten, zwei schön erblühte Frauenblumen mitten unter Blumen; der einen ruht schon die süße Frucht ihrer Liebe auf dem Schooße; der andern regt sich die liebliche Hoffnung noch unter'm Herzen. Sie begegnen sich zum ersten Male nach der Vermählung wieder. In ihrem Blicke ringt ein wunderbares süßes Gemisch von verschiedenartigen Empfindungen und Gedanken; es ist ein holder Streit von mädchenhafter Schamhaftigkeit und weiblicher Erfahrung. Sie sehen sich an mit verständnißinnigem Lächeln und können doch gegenseitig ihren Blick nicht aushalten und — sie schlagen das Auge nicht nieder, denn was in ihren Herzen vorgeht, ist rein wie das Sonnenlicht — aber sie wenden es weg, sanft erröthend in lieblicher Verwirrung, und dann auf einmal sehen sie sich wieder herzhaft an und brechen wie muthwillige Kinder in ein helles, schalkhaftes Lachen aus, daß die Sonne neugierig durch die schwankenden Zweige hereinblickt und die Vögel plötzlich in ihrem Gezwitscher innehalten. Und nun beginnt ein fröhliches Geplauder von so wonnigem Zauber, wie es nur auf den Lippen junger Frauen erblühen kann, die sich als Mädchen im Pensionat verlassen haben und sich nun als Neuvermählte, als glückliche Mütter wiedersehen; die Erinnerungen an die Kinderspiele durchkreuzen sich mit den Ergüssen des Mutterglückes; in den hellklingenden Scherz tönt mit komischer Gravität der Bericht, wie eine Jede das Scepter des Hauses führt, aber keine Note in dem lustigen Concert wird festgehalten — das rinnt in geschwätzigem Plaudern fort, wie die Wiesenquelle unter Blumen über Kiesel hinrinnt, und darein singen die Vögel, die von den Bäumen zuhören, spielen die Sonnenlichter, die sich in die glücklichen Augen hineinstehlen möchten, nicken die Blumen, die wie mitfühlend zarter duften, und dazwischen bläst auf dem Schooße der jungen Mutter die schöne Menschenknospe, das holde Kind, und wenn es von dem fröhlichen Geplauder erwacht und das Auge öffnet, da geht es daraus hervor wie Paradiesesglanz und der Garten wird zum Eden. Aber über das Antlitz der jungen Frau, der Mutter, fliegt eine Verklärung voll rosiger Milde und strahlender Wonne, daß der ganze Himmel, der sich über ihr ausspannt in krystallener Bläue, noch einmal so sonnig lacht, als wäre er nur der Widerschein von der Seligkeit im Mutterauge."

Ein gequälter Liebling.

Den Thierschutzvereinen empfohlen.

Zu den Hunderten, welche den Standpunkt erreicht haben, modern zu sein, gehört in der Neuzeit auch die dänische Dogge. Beliebt bei Officieren und Studenten, sehr verwendbar und zuverlässig auf Fabrik- und Gutshöfen, hat diese Hunderace durch ziemlich gelungene Zuchtversuche recht erfreuliche Veredelung, leider aber auch eine Preissteigerung erfahren, die geradezu fabelhaft ist. Summen von hundert bis fünfhundert Thaler werden oft durch eine einzige schöne und gut dressirte dänische Dogge repräsentirt, so daß man sich unwillkürlich fragt, worin der Werth derselben eigentlich liegt. Jede Liebhaberei kostet zwar stets mehr Geld, als sie einbringt, die Liebhaber sind aber an den hohen Preisen oft selbst durch unsinniges Ueberbieten oder durch Suchen eines sehr imaginären Werthes schuld.

Das Bereiten der Hauzähne.

Die dänische Dogge, in ihrem ganzen Wesen höchst ernst und gesetzt, ist in der äußern Erscheinung ein sehr schlanks, hochgestelltes, dabei aber auffällig muskulös gehaltenes Thier, zäh und sehnig in den Lenden, mastig und voll im Nacken, kurz und dicht im Kopfe, gewandt und exact im ganzen Aeußern, wie das beigegebene Bild (Seite 825) zeigt. Sie hatte in ihrer ursprünglichen Form frappante Aehnlichkeit mit dem alten Bullenbeißer und diesen auch sicher zum nächsten Verwandten. In dem Werke „The Varieties of Dogs, as they are found in old Sculptures, Pictures, Engravings, and Books, by Th. Charles Berjeau, London 1863" findet man Blatt 2 und 3 antike Hundeformen, aus dem Britischen Museum abgebildet, die theils dem Bluthunde, theils dem Fleischerhunde gleichen, deren Hauptypus aber vollständig mit dem unserer heutigen dänischen Dogge als reinstimmt. Im Vergleich zu den früheren Vorfahren ist jedoch unsere dänische Dogge bei Weitem edler und imposanter zu nennen. Thiere von achtzig und noch mehr Centimeter Schulterhöhe gehörten heutigen Tages nicht mehr zu den Seltenheiten; dabei haben dieselben das Schlanke und Ebenmäßige des Hirsches, das Flechtige und Sehnige eines edeln Pferdes, das Feste und Massige eines jungen Stieres.

Von Farbe einfarbig glänzend-schwarz, fahl- oder blaugrau, gelb mit dunkler Gesichtszeichnung, tigerströmig, auch manchmal großfleckig oder buntgetigert, haben diese edeln Thiere ein so feines, kurzes und weiches Haar, daß man jede Ader daliegen, jede Fleischfaser sich darunter bewegen sieht. Fehler im Bau oder in der ganzen Haltung sind bei ihnen demnach viel leichter zu erkennen und zu beurtheilen, als bei langhaarigen Hunderacen. Der dünne, hochangesetzte Schwanz wird ihnen gelassen; das Thier hat besondern Werth, wenn es denselben nicht rollt, sondern elegant lang austrägt. Anders steht es mit den Ohren.

Zu beklagen und nicht genug zu geißeln ist es, daß die englische Manie, ihre corrigirende Hand an verschiedenen Thieren zu erproben, auch bei uns lebhaften Anklang gefunden hat; nicht allein Pferde, sondern namentlich verschiedene Racen von Hunden erfuhren das traurige Schicksal, der unsinnigen Geschmacksrichtung mancher Narren nicht zu entsprechen, und das barbarische Englisiren bei Pferden, das Couviren bei Hunden wurde eingeführt. Leider hat sich diese Verirrung auch bei uns ziemlich verbreitet, sodaß ein nicht couvirter, besonders aber ein nicht gut egal und gleichmäßig gestutzter Pinscher, Bulldogg oder dänischer Dogg ziemlich werthlos und schwer an den Mann zu bringen ist. Ganz gegentheilig stellt sich jedoch das Verhältniß in der eigentlichen Heimath der dänischen Doggen, in Dänemark selbst. Bei meinem Aufenthalte in Kopenhagen habe ich viele dieser pompösen Thiere gesehen, namentlich hatten mehrere Fleischer oder Viehhändler, welche Rinder- und Schaf-

heerden durch das lebhafteste Menschengewühl nach den Schlachthäusern trieben, ganz riesige Exemplare von dänischen Doggen als Gehülfen bei sich; es war aber keinem einzigen das Ohr verstümmelt. Ob dergleichen Thierquälerei gesetzlich untersagt war, oder ob man glücklicher Weise dort keinen Geschmack an zu Krüppeln gemachten Thieren findet, ich weiß es nicht, lobenswerth ist es aber in jedem Falle, daß man dem Thiere gesunde nachtheiligen Folgen zwar auf der Hand, werden von vielen Liebhabern aber doch nicht genugsam gekannt. Das äußere Ohr, es mag noch so unbedeutend erscheinen, dient unbedingt dem inneren Organe als Schutz, ist aber hauptsächlich auch in Folge seiner Beweglichkeit, durch Vor- oder Hinterlegen, durch Spitzen und Stutzen recht wohl befähigt, bei angestrengtem Hören die Schallwellen voller und sicherer aufzufangen und so-

Dänische Doggen mit conpirten und unconpirten Ohren.
Originalzeichnung von H. Leutemann.

Organe nicht verkümmert, Organe, die gerade beim Hunde in ihrem natürlichen Zustande von wesentlich günstigem Einflusse sind. Nase, Auge und Ohr sind ja Factoren, die in ihrer Wechselwirkung den Werth eines guten Hundes erst bestimmen.

Legt man durch Abschneiden, Abhacken oder Ausdrehen des angeblich zu kurzen und in Folge dessen unschönen äußeren Ohrlappens oder Behanges das innere Ohr derartig bloß, daß jeder Witterungswechsel Einfluß darauf, Schmutz und Staub, allerlei Insecten freien Eintritt in dasselbe haben, so liegen die mit das Gehör zu verschärfen. Nimmt man also dem Hunde dieses Hülfsmittel, so nimmt man ihm sehr, sehr viel; der Grund zu zeitiger Schwerhörigkeit des Thieres, zu Ohrenzwang, Ohrenfausen, Ohrenfluß ꝛc. wird entschieden gelegt, abgesehen von allen den Einflüssen, die durch das bestialische Ausdrehen der Ohren auf das Gehirn und die Augenpartieen ausgeübt werden; öfteres Kopfweh, Triefangen, Augenzucken, Augenlidervorfall, zeitige Augentrübung oder Erblindung — das sind die Folgen, welche menschliches Raffinement und unmenschliche

Digitized by Google

Rohheit für das Thier nach sich ziehen. Wird da nicht schon von vornherein der Grund zu totalem Siechthume gelegt!? Wäre es denn nicht an der Zeit, daß endlich die Behörden die armen Hunde nicht nur stener- und maulkorbpflichtig erachteten, sondern daß sie auch etwas besser als bisher das Auge der Humanität auf das speciellere Wohl und Wehe dieser arg mißhandelten Thiere richteten, daß sie überhaupt nicht Thierquälereien fort und fort dulden, die wahrhaft himmelschreiend sind und in ihrem Wesen entschieden demoralisirend auf den Menschen wirken?

Ich denke doch, daß hier auf dem Wege des Gesetzes und vernünftiger Belehrung viel zu bessern wäre.

Würde z. B. von den Thierärzten, welche recht wohl dazu berufen sind, krankhafte Gebilde, Auswüchsen und Wucherungen regelrecht mit zweckmäßigen Instrumenten vom gesunden Organismus zu entfernen, um beim Thiere einen möglichst normalen Gesundheitszustand herbeizuführen und Krankheiten vorzubeugen oder das Thier geschickter, befähigter zu seinem Gebrauch zu machen, ich sage, würde von diesen Herren und namentlich auch von den Thierarzneischulen aus das Coupiren der Hunde mit Abscheu zurückgewiesen, so wäre schon viel gewonnen. Es würden wohl manche Hundehändler und Züchter, Kutscher und Hausknechte übrig bleiben, die ohne jegliches thierärztliches Verständniß, nur um schnöden Geldverdes willen, mit oft sehr erbärmlichen Instrumenten und in meist sehr roher Weise die armen Thiere coupirten oder pinscherten, um auf diese Weise den abernen Geschmack manches blasirten Hundenarren oder die Grille mancher einfältigen Gnädigen zu befriedigen. Solchen Gesellen gegenüber dürfte sich jedoch die Schwere des Gesetzes am vortheilhaftesten erweisen; dem betreffenden Liebhaber aber sollte sofort behördlicherseits das verstümmelte Thier abgenommen und durch Tödtung seiner Qual entrückt werden. Es würde sich dann wohl die Lust am Hundecoupiren etwas verlieren; zumal wenn der Geldpunkt auf diese Weise mit herbeigezogen würde. Mancher wird freilich über diese meine Herzensergießungen die Nase rümpfen oder mitleidig lächeln; der Mensch in seinem Wahne leistet eben viel, er leistet aber noch mehr in seiner Ueberzeugungsgewißheit.

Zu den humanitären Bestrebungen gehört entschieden auch eine bessere Thierpflege, ein Sichbewußtwerden, daß man dem Thiere gegenüber noch viele Pflichten unbeachtet läßt, dem Thiere gegenüber, dem man doch zum guten Theile seine Existenz und Entwickelung verdankt, dem Thiere, das ein unentbehrliches Glied in der reichen Kette der organischen Welt ist.

Württemberg, welches jährlich Tausende von Hunden in alle Welt verschickt und groß und berühmt bezüglich seiner Hundezüchtereien dasteht, könnte in vorliegendem Falle die ersten Schritte thun und einen Einfluß von ungeheurer, segensreichster Tragweite auf dieses schamlose Treiben in der Hundeliebhaberei ausüben. Würden von den württembergischen Züchtern aus keine dänischen und keine Ulmer Doggen, natürlich auch keine sogenannten Affenpinscher, keine Bulldogs, Mastiffs ꝛc. mit coupirten Ohren ꝛc. verschickt, so würde sich die ganze Geschmacksrichtung recht bald in ein anderes Fahrwasser finden, vorausgesetzt, daß andere Staaten dergleichen menschenwürdige Bestrebungen thatkräftigst unterstützten. Der Dank und die Unterstützung aller wirklich gebildeten Hundeliebhaber und Thierfreunde würde ihnen sicher werden.

Höchst beachtenswerthe und sachverständige Persönlichkeiten haben sich schon oft und mit beredten Worten in dieser Angelegenheit ausgesprochen, leider haben sie bis jetzt tauben Ohren gepredigt. Professor Dr. Weiß, Docent an der Thierarzneischule zu Stuttgart, sagt in seinem Werke „Der Hund, seine Eigenschaften, Zucht und Behandlung im gesunden und kranken Zustande, nebst Geschichte seiner Racen. (Nach dem Englischen.) Stuttgart 1852," hierüber:

„Die Operation des Ohrenstutzens besteht in einer Quälerei behufs der Befriedigung eines unsinnigen Geschmacks; der Hund sieht übrigens, selbst nach der Ansicht der größten Hundefreunde, in seinem natürlichen Zustande weit besser aus, als wenn alle grausame Kunst an ihm verschwendet worden ist; außerdem hören die Folgen dieser zwecklosen Verstümmelung nicht auf, wenn das Ohr geheilt ist. Die dadurch herbeigeführte Entzündung wirkt auch nachtheilig auf das innere Ohr und häufig entsteht dadurch Taubheit ꝛc."

In ähnlicher Weise spricht sich der Obermedicinalrath und Vorsteher der Stuttgarter Thierarzneischule Dr. Eduard Hering aus. Er sagt in seinem Handbuche der thierärztlichen Operationslehre S. 127:

„Das Abschneiden der Ohren ist beim Pferd nicht mehr üblich; in früherer Zeit suchte man kleinen Pferden (Ponies) durch Abschneiden des Schwanzes, der Mähne und der Ohren ein gefälliges Aussehen zu geben. Ein vor mehreren Jahren in England gemachter Versuch, dieses Verfahren der Vergessenheit zu entreißen, mißlang vollständig ꝛc. Die Hunde werden dem Abschneiden der Ohren am häufigsten unterworfen; man führt für diese Operation an, daß hängende Ohren zu Geschwüren (Ohrwurm) geneigt seien, auch beim Raufen die Ohrmuschel oft gebissen und verstümmelt werde; allein es ist mehr Sache der Mode, denn man hält bei einigen Racen die langen, hängenden Ohren für schön, bei anderen für häßlich. Das Ausreißen der Ohrmuschel ist ein verwerfliches Verfahren, welches bei jungen Hunden vorgenommen wird, durch Halten an beiden Ohren, während der Körper um diese Achse gedreht wird, bis die Ohren in der Hand des Operateurs bleiben. Die unregelmäßige Wunde, welche hiernach entsteht, hat bei der Vernarbung oft die gänzliche Verschließung des äußeren Gehörganges zur Folge ꝛc."

Deutlicher und verständlicher kann von competenter Seite kaum gesprochen werden. Wer Ohren hat zu hören, der höre, und schneide seinem Hunde die Ohren nicht ab, lasse auch durch fremde Hand diesen Henkerdienst nicht an ihm verrichten, denn der Hund hört eben auch gern wie jedes andere Thier. Wer einflußreichen Kreisen oder maßgebenden Persönlichkeiten nahe steht, möge Alles anbieten, zu erreichen, daß dem ohnehin schon oft elend existirenden Thiere fernerhin nicht gesunde und höchst nöthige Organe entrissen werden. Der Narr werde dann zwar um eine Narrethei ärmer, die wahre Humanität aber um eine Errungenschaft reicher.

In einer Sitzung der New-Yorker Neurologischen Gesellschaft, welche von bedeutenden Aerzten und Wundärzten besucht war, wurde auch das Thema der Tollwuth behandelt und schließlich eine Reihe von Vorschlägen bezüglich der Maulkörbe der Hunde, der Tödtung der herrenlos herumlaufenden Thiere und der Besteuerung aller Nutz- und Luxushunde gemacht, gleichzeitig aber auch das Wegbrechen und Verfeilen der Fangzähne des Hundes als sicherstes Mittel, ihm das Beißen unmöglich zu machen, empfohlen.

Ich halte diese Manipulation, die in der Weise ausgeführt wird, daß dem von ein oder zwei Männern gehaltenen Hunde ein Holzknebel in die Schnauze geklemmt und das Maul durch Stricke oder Riemen fest verschnürt wird, worauf die Reißzähne erst mit einer Zange verbrochen und darnach mit einer Feile glatt gefeilt werden (siehe Bild S. 824), für eine nicht nur höchst schmerzhafte Operation, sondern für eine vollständig zwecklose Thierquälerei. Deshalb habe ich sie hier mit zur Erwähnung gebracht. Die Tollwuth besteht erwiesener Massen in ihrer ganzen Schrecklichkeit überall da, wo es Hunde giebt; es mögen die Lande heiß oder kalt sein, die Thiere mögen übermäßig gut oder unvernunftvorlicher Weise schlecht gefüttert oder gepflegt werden, sie mögen ihrem Geschlechtstrieb befriedigen können oder nicht, sie mögen herrenlos frei herumstreifen können oder streng an das Haus gefesselt sein, sie mögen zum Maulkorbtragen angewiesen sein oder nicht, die Tollwuth bildet sich aus der Gesammtoder aus der Wechselwirkung der angegebenen Factoren, und es ist trotz aller höchst anerkennenswerthen Bestrebungen, Beobachtungen und Versuche seitens medicinischer Capacitäten bis jetzt leider kein Mittel gefunden, ihr Wesen zu ergründen und die ihr verfallenen Opfer mit Sicherheit zu retten.

Wer je einen tollen Menschen in seinem maßlosen Schmerze und Elende gesehen, möchte wünschen, alle Hunde aus dem Register der Lebenden gestrichen zu sehen; gleichwohl giebt es doch auch Verhältnisse, die das Halten eines oder mehrerer Hunde zur unbedingten Nothwendigkeit machen. In solchem Falle bleibt dann aber der Wunsch, denselben in allen Verhältnissen eine möglichst rationelle, den Gesundheitszustand der Thiere befördernde und erhaltende Pflege angedeihen zu lassen, gewiß gerechtfertigt, und wenn vor allerlei Verstümmelungen und Verkümmerungen der armen Thiere ernstlich gewarnt wird und

Digitized by Google

aus humanitären und sanitären Rücksichten verschiedene dem Hundegeschlechte gegenüber zur Sitte und Gewohnheit gewordene Rohheiten und Barbareien mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft werden, so ist nur einer Pflicht der Menschlichkeit nachgekommen. Verstümmelungen, wie das Abreißen und Ausdrehen der Ohren und Abhacken oder Abbeißen der Ruthe bei den Hunden sind und bleiben Bestialitäten, — Verkümmerungen, wie das Abkneipen und Wegfeilen ihrer Fangzähne sind denselben gleich zu achten, weil Letztere in keinem Falle vor dem Beißen schützen, am allerwenigsten, wenn die Hunde toll sind. Alte Hunde, denen die Fänge verloren gegangen sind, können noch recht wohl beißen, und beißen muß ja doch jeder Hund können, soll er nicht verhungern. Wenn er aber noch ohne Fangzähne sein Brod und Fleisch verzehren kann, so kann er auch mit verfeilten Fangzähnen, zumal im Fieberwahne, schon durch leichten Riß oder Biß verletzen. Man lasse ihm also ruhig seine Fangzähne, sei aber, ohne das Thier unnöthig zu quälen, jederzeit **vorsichtig**; denn wer sich einen Hund hält, er mag coupirt, gepinschert oder im Zahne verfeilt sein oder nicht, der hat ernste Pflichten dem Thiere, sich und seinen Mitmenschen gegenüber übernommen.

Theodor Hering.

Blätter und Blüthen.

Die Sprache des deutschen Heeres. Das deutsche Volk hat seinen französischen Erbfeind wiederholt in offener Feldschlacht geworfen und mit Ausdauer und unter Mühseligkeiten aller Art seine Bollwerke gebrochen. Selbstständig und frei von aller fremden Hülfe hat es der Welt gezeigt, was ein deutsches Heer zu leisten vermag. Um so seltsamer ist es, daß dieses freie Deutschland seine Muttersprache so gering zu achten scheint, daß es so gern die den fremden Sprachen entlehnten Worte aufnimmt und festhält. Ist es die Macht der Gewohnheit oder was soll es heißen, daß wir so unendlich oft fremde Ausdrücke in unsere Sprache mischen? Man wird in der Capitale des deutschen Reichs zu einem Diner oder Dejeuner in das Hôtel de Rome invitirt, nimmt ein Cotelette oder famoses filet de bœuf mit brillanter Sauce und magnifiquem Compot in Gesellschaft eines etwas fatiguirten Gardelieutenants zu sich, macht in der Siegesallee eine Promenade, begiebt sich in sein Logis, um sich dann Abends an dem exquisiten Gesange einer Primadonna zu delectiren oder in einer fashionablen Soirée superb zu amüsiren. So fremdartig diese Sätze klingen mögen, so enthalten sie doch kaum ein außergewöhnliches Wort.

Betrachten wir nun erst die Ausdrucksweise unseres Heeres. Fast jede europäische Sprache finden wir in unseren militärischen Wörterbüchern vertreten. Wir finden das englische Shrapnel, die italienische Excellenz, das russische Hurrah, die polnische Ulanka, die ungarische Czapka und die Unzahl ganzer, halber und viertel französischer Ausdrücke. Wir lesen von batailliren, cotoyiren, retiriren, deployiren, tirailliren und exerciren, von Echelons, Defilé, Fort, Plateau, Lisière und Avantageuren, von Action, Affaire, Attaque, Campagne und allerlei Bagage. Es sieht fast so aus, als beruhte unsere kriegerische Wissenschaft reinweg auf der französischen, als hätten wir Deutsche nichts erdacht, sondern Alles den Fremden, namentlich den Franzosen, nachgemacht.

Ist nun dieses Liebäugeln mit den französischen Nachbarn geschichtlich begründet und läßt es sich dem deutschen Heere und der deutschen Sprache gegenüber thatsächlich rechtfertigen? Welche Gründe können uns in aller Welt dazu bewegen, unsern Rekruten die fremden Ausdrücke einzupauken? Was ist Subordination? Wer eine gute Schulbildung gehabt hat, wird sich das selbst übersetzen können; aber wie viele Procente unserer Armee sind dies? Einige Freiwillige, einige — das schreckliche Wort muß genannt werden — Avantageure und von den Mannschaften fast keiner. Hat sich der Rekrut wirklich die einzelnen Worte eingepaukt, deren Bedeutung wir ihm immer erst verdeutschen müssen und deren im Laufe der Zeit hineingelegten Begriff er doch nicht recht versteht, was haben wir dann erreicht? Sagen wir dem Rekruten: Gehorsam ist die erste Pflicht des Soldaten — das versteht er gewiß.

In einem Aufsatze des Militär-Wochenblattes (Nr. 91 Jahrgang 1874 Seite 867) heißt es sehr richtig: „Sagen nicht $^{9}/_{10}$ unserer Unterofficiere ihr Lebenlang **Tirain** statt **Terrain**?“ Ich füge hinzu: Sagen nicht alle Mannschaften Attolrie oder Attulrie für Artillerie? Exciren für Exerciren? Specesakten für species facti? Tillesiren für Tirailliren? Schersant für Sergeant? Und wenn die Leute lesen sollen, so lesen sie wortgetreu Garde du Corps, buchstäblich so wie es geschrieben steht. Sollen sie diese fremden Ausdrücke schreiben, so thun sie es gewiß hartnäckig gerade so, wie sie jedes Wort sprechen, mit einer augenzerreißenden Rechtschreibung. Der wievielte kann wohl Lieutenant richtig schreiben? Und wir selbst sprechen und schreiben Seconde-Lieutenant und machen einen deutschen Officier damit wider seinen Willen zum Weibe. Das preußische Officier-Patent ernennt übrigens Niemand zum Seconde-Lieutenant, sondern sehr richtig zum Second-Lieutenant. Auch in der militärischen Sprache der Officiere hören wir so und so oft Ausdrücke, die selbst diejenigen, die eine leidliche allgemeine Bildung besitzen, nicht verstehen, z. B. einen échec erleiden, seinen aplomb verlieren, oder das Bataillon steht um die und die Zeit à cheval de chaussée, was heißen soll: zu beiden Seiten der Chaussee, und ein vom Reiter hergenommenes Bild ist, in welchem das Bataillon mit den Beinen des Reiters, die Chaussee mit einem Pferde verglichen wird. Es giebt leider viele Commandeurs, die einen Befehl, eine Meldung in einen trüben Nimbus einzuhüllen lieben. Als Beispiel hierfür mag ein in jenem erwähnten Aufsatze des Militär-Wochenblattes mitgetheilter Bericht des Feldmarschalls Benedeck dienen: „Das débâcle des ersten Corps der Sachsen nöthigte mich, auf Königgrätz zu repliiren.“

Manches ist freilich im Laufe der Zeit schon besser geworden. Das Wort Hauptmann ist jetzt ganz allgemein gebräuchlich, während es noch im Anfange dieses Jahrhunderts vielfach für gesucht gehalten wurde. Und warum sollten wir nicht für Lieutenant, das wir doch wenigstens Leutnant, so wie wir es sprechen, schreiben sollten, z. B. Leutmann sagen? Das klingt doch deutsch und hat einen guten deutschen Sinn.

Wir wollen ja nicht alle die fremden Wörter übersetzen. Es gäbe ganz ungereimte Benennungen und höchst alberne Ausdrücke, wenn man für General Herr-Allgemeiner, für Lieutenant Platzhalter, für Compagnie Gesellschaft, für Major Größerer sagen wollte. Wir wollen auch keine radicale Verbannung aller nicht-deutschen Ausdrücke befürworten. Wörter wie Bataillon, Compagnie, Division, Soldat, Armee, Militär sind durch Jahrhunderte langen Gebrauch zu europäischen geworden.

Aber eine lange Reihe von Wörtern können wir sehr gut übersetzen; z. B. Uniform mit Gleichtracht, Commando mit Befehl, Relation mit Meldung, Bericht &c. Für viele andere Wörter finden wir, wenn wir nicht das Wort, sondern den Sinn, den Gedanken des Wortes wiedergeben, den schönsten Ersatz. Was würde es schaden, wenn wir z. B. die fürstlichen Bezeichnungen — denn im deutschen Reiche haben sie doch nicht mehr den alten Klang — wenn wir die ursprünglich militärischen Titel aus der Rumpelkammer der Geschichte hervorsuchten und wieder auf das Heer übertrügen? Für General würde sich Herzog ganz gut machen und für eine Excellenz, wie sich jeder italienische Lazzarone nennt, klingt Durchlaucht viel deutscher. Wie schön klingt Oberst, Rittmeister, Feldwebel, Gefreiter, ferner Fahne, Schwadron, Rotte, Beiwacht, was wir erst haben in Bivouac französiren müssen, um es dann als fremde Waare anzustaunen und bei uns aufzunehmen.

Noch mag auf die Zusammensetzung deutscher und französischer Wörter hingewiesen werden, wie Unterlieutenant, Unterofficier, Rendezvousstellung, Augmentationsmannschaften. Diese **Wörterzusammenziehungsunausstehlichkeit** ist schon unter nur deutschen Wörtern schrecklich und nun erst das Sprachgemengsel von Deutsch und Französisch!

Gewiß ist es anzuerkennen, wenn man die Sprache des deutschen Heeres von dem Wust der Fremdwörter zu reinigen bemüht ist. Ein hierauf gerichtetes Streben läßt sich im deutschen Heere nicht verkennen. Wiederholt ist in dieser Beziehung schon das Generalstabswerk über den französischen Krieg gerühmt worden, das mit einem vorzüglichen Beispiel vorangeht. Es schreibt, wie der angezogene Aufsatz des Militair-Wochenblatts hervorhebt, nicht mehr Plateau, sondern stets Hochfläche, Engweg für Defilé; es spricht nicht mehr von der Lisière, sondern von dem Rande oder Saum eines Waldes. Es heißt in ihm nicht mehr cotoyiren, avanciren, repliiren, ralliiren, sondern: begleiten, vorgehen, zurückweichen, sammeln; es heißt nicht Reiterchoc, sondern Reiterstoß u. s. w.

Wir finden in dem Generalstabswerk den Beweis, daß es für die fremden Bezeichnungen nicht nur **einen**, sondern gute deutsche Ausdrücke in Menge in unserer reichen und schönen Sprache giebt. Allerdings wollen wir uns davor hüten, in Deutschthümelei zu verfallen, aber verbannen wir aus unserer deutschen Sprache die fremden Floskeln und sprechen wir unsere deutsche Sprache, unsere deutsche Heeressprache rein deutsch!

E. E.

Protestantische Ohrenbeichte. Wir erhalten von Dortmund nachfolgende Anfrage:

„Kann ein lutherischer Geistlicher der Hehlerei angeklagt werden, beziehentlich bestraft werden, wenn er durch die Beichte von einem begangenen Verbrechen Kenntniß erhält, jedoch keine Anzeige davon beim Gerichte macht? Mit anderen Worten: ist die Ohrenbeichte, wie sie bei den Katholiken besteht, den Lutheranern erlaubt?“

Da wir selbst die Anfrage endgültig nicht beantworten konnten, nahmen wir die Hülfe eines bekannten sächsischen Geistlichen in Anspruch und empfingen von diesem die nachfolgende Mittheilung:

„Ich vermag auf die betreffende Anfrage darum nicht eine vollkommen zuverlässige Antwort zu geben, weil wir keine gemeinsame Kirchengesetzgebung für die deutsche lutherische Kirche besitzen, ich also nur sagen kann, was in der sächsischen Kirche, und nicht, was für Westphalen Rechtens ist. Ich zweifle indessen nicht, daß in diesem Punkte die kirchliche Gesetzgebung beider Theile übereinstimmen wird, da es sich um allgemein angenommene Gesichtspunkte handelt. Ich beginne mit der Schlußfrage, die mit der ersten durchaus nicht identisch ist. Ohrenbeichte d. h. Einzelbekenntniß der begangenen Sünden als Bedingung für die Sündenvergebung (Absolution) kennt die evangelische Kirche nicht. Dagegen gestattet sie, obgleich sie als Regel die allgemeine Beichte jetzt wohl überall eingeführt hat, denjenigen, welche ein Bedürfniß darnach haben, die **Privatbeichte**. Was der Prediger dabei **erfährt** (wenn es sich nicht um erst zu verübende Verbrechen handelt), hat er unbedingt geheim zu halten. Art. 213 der Straf-Proceß-Ordnung vom 11. August 1855 bestimmt, daß Geistliche nicht blos in Ansehung dessen, was ihnen in der Beichte anvertraut worden, sondern auch hinsichtlich dessen, was ihnen außer der Beichte im Vertrauen auf ihre geistliche Amtsverschwiegenheit mitgetheilt worden ist, zum Zeugnisse nicht angehalten werden können, außer wenn in letzterer Beziehung derjenige, dem sie zur Geheimhaltung verpflichtet sind, ihre Abhörung verlangt. Es ist jedoch eintretenden

Digitized by Google

Falls das Gericht befugt, eine eidliche Versicherung des Inhalts, daß der Geistliche von dem Gegenstande seiner Belangung außerhalb seiner amtlichen Stellung keine Kenntniß erlangt habe, zu fordern. (Codex des Kirchen- und Schulrechts S. 62.)

Daraus ergiebt sich, daß die erste Frage unbedingt mit Nein zu beantworten ist. Der Geistliche kann nicht mehr nicht der Hehlerei angeklagt werden, er würde vielmehr im entgegengesetzten Falle wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses im disciplinarischen Wege von seiner Aufsichtsbehörde bestraft werden müssen.

Eine einzige Ausnahme findet, so viel ich mich entsinne — ich kann aber die betreffende Bestimmung nicht ausfindig machen — dann statt, wenn ein Anschlußtiger in Gefahr steht, die Todesstrafe zu erleiden. Wird auch dann ist nur die Thatsache und nicht der Name des Thäters zur Anzeige zu bringen.“

Altera-Kiste. In Nr. 23 der „Gartenlaube“ stellten wir, auf mehrfache Anregung, die Anfrage nach einer „Versorgungsanstalt für das vereinsamte Alter“ auf und erhielten darüber folgende Auskunft.

Versorgungsanstalten für das vereinsamte Alter, deren Zugänglichkeit nicht von Ortsbürgerrechten abhängig ist, sind uns bis jetzt genannt. In Mainz besteht ein „bürgerliches Invalidenhaus“. Die Verwaltung desselben befindet sich vorzugsweise in katholischen Händen, und auch Wartung und Pflege in Krankheitsfällen besorgen barmherzige Schwestern; allein Erlebung lehrt, daß auch evangelische Alte dort aufgenommen und mit derselben Freundlichkeit wie die katholischen Hausgenossen gehalten wurden. Näheres über diese Anstalt hat man sich beim Herrn Obergerichtsrath Dr. Boeckelmann in Mainz zu erbitten. — Wie trostsuchen dieser Mainzer Invalidenhaus vorzugsweise einen katholischen, so trägt das „Diaconissenhaus“ zu Straßburg im Elsaß ausschließlich einen evangelischen Charakter. Gestiftet von dem Straßburger Pfarrer Hörter († 1874), einem kalkerisch-frenzgläubigen, aber herzensguten, thatkräftigen und deutsch-treuen Manne, Freund und Ebenbürtigen Stöber's in Mülhhausen, nimmt das Diaconissenhaus ebenfalls nicht blos Protestantten, sondern auch Katholiken auf, die trotz ihres Glaubens leben können, denn nicht vor Härter verbrüdert, als die Proselytenmacherei. Im Jedem nach seinen Mitteln zu dienen, bestehen für Zimmer und häuslichen Comfort. Küche und Keller drei Classen, so daß der weniger Bemittelte die Wohlthat der Anstalt genießen, aber auch der Anspruchsvollere sich dort zufrieden fühlen könne. Reigend ist auch die Lage der Straßburger Anstalt, und die Einrichtung des Hauses in Bezug auf Luft, Licht und Ungefährlichkeit soll, nach unseren bereiten Erkundigungen, kaum besser zu wünschen sein. Näheres theilt auf Anfrage Herr Pfarrer Hartel in Straßburg mit.

Eine der wärmsten Theilnahme würdige Anstalt ist das von einem Geschwisterpaare zimmermann in **Wiesbaden** gestiftete „Versorgungshaus für alte Leute“. Trotz schweren Verlustes durch einen unredlichen Rechnungsführer bleibt die Verwaltung dieses Hauses doch ihrem bisherigen Grundsatze treu: die Aufnahme in dasselbe an keinerlei Bedingungen bürgerlicher oder kirchlicher Zugehörigkeit zu knüpfen. Mögen Glückliche, welche sich die Freude des Wohlthuns gönnen dürfen, diese Anstalt im Auge behalten; sie verdient eine immer weitere Ausbreitung und Kräftigung. Auskunft ertheilt sehr gern Herr Kreisgerichtsrath a. D. Bücher in Wiesbaden. — Der „Verein Frauenheim“ in **Berlin** (Gartenstraße Nr. 21, N.) beschäftigt seine Sorge, wie der Name schon besagt, auf alleinstehende Frauen. Die Statuten desselben werden den Anfragenden durch den Schatzmeister des Vereins, Herrn Fritz Kühnemann in Freiewalde an der Oder, mitgetheilt. — Ueber ein fünftes Altersasyl, das in **Danzig** bestehende „Hospital zum heiligen Leichnam“ (so genannt wegen der damit verbundenen Kirche gleicher Bezeichnung), belehren und die vom 1. Mai 1880 laufenden Statuten. Nach denselben werden in diese Anstalt auch „Auswärtige“, aber nur Christen, gegen Einkaufsgeld zur Verpflegung aufgenommen. Man wendet sich wegen des Näheren wohl an den „Oberbürgermeister“ oder den „Rath“ von Danzig.

Weitere Anerbietungen von Einzelnen, bezw. vereinsamte alte Leute in ihren Familienkreis aufzunehmen, gehen wohl über die Absichten unserer Anfragenden hinaus, wird uns aber der Wunsch demnach zugeworfen, so sind wir zur Mittheilung der Adressen bereit.

Allen Freunden von Bock's „Buch vom gesunden und kranken Menschen“ wird die Mittheilung eine hochwillkommene sein, daß die 46ste Auflage dieses allbeliebten medicinischen Rathgebers am häuslichen Herd in der verwichenen Woche complet geworden ist. Wie sehr das bewährte Werk in der Liebe des Publicums im Steigen begriffen ist, leuchtet aus der Thatsache ein, daß im Laufe des letzten Jahres an 30,000 Exemplare dieser Auflage abgesetzt worden sind.

In dem vom Blatte speciellen Clavier (Nr. 44) müssen wir nachtragen, daß dasselbe in einer ansehnenden sehr ähnlichen Gestalt, wie solches in Limerick, bereits in den Jahren 1867 bis 1868 von einem deutschen Ingenieur, Herrn Hermann Spieß in Sumiswald (jetzt in Berlin), construirt wurde. Dieser auf Orgel und Harmonium unmittelbar, auf das Clavier mit einer geringen Abänderung anzuwendende Apparat, bei welchem durch eine geschickte Hineinziehung des Pedals auch dem Ausdrucke nach Möglichkeit Rechnung getragen wird, erregte bereits 1868 in Paris Aufsehen, als man die mit fünf Manualen versehene Riesenorgel der Kirche Notredame durch denselben spielen ließ. Ein von Herrn Spieß erbautes elektrisches Clavier befindet sich seit vier Jahren in dem bekannten Kaufmann'schen akustischen Cabinete in Dresden.

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin. I. Rechtsanwalt Winterfeldt hat den Beweis geliefert, daß er weder zu den Gründern noch zu den ersten Zeichnern des „Lichterfelder Bauvereins“ gehört, welcher erst im Frühjahr 1874, als die Actien der Gesellschaft bereits den niedrigen Cours von ca. 29 einnahmen, in den Aufsichtsrath resp. Vorstand getreten ist.

II. **Ludwig Stillfried** in **Berlin**. Der Verfasser wird Ihnen antworten, wenn Sie den Muth haben, Ihren wahren Namen zu nennen, und Ihre genaue Adresse einsenden. Otto Glagau.

Kleiner Briefkasten.

K. in **Fr.** Sie irren; der Leipziger Zweigverein der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ hat einen eigenen „Leipziger Volkskalender“ erscheinen lassen, nicht zu verwechseln mit dem vom Berliner Volksbildungsverein herausgegebenen kleinen „Deutschen Reichskalender“, der ebenfalls, wie der Leipziger, fünfzig Pfennige kostet. Der Leipziger Kalender ist in hübscher Ausstattung in den alten beliebten Quart erschienen und bringt außer verschiedenen guten Illustrationen eine geschmackvolle Auswahl von unterhaltenden und belehrenden Beiträgen.

Herren Dr. **Jul. Schaaff** in **Jena**. Wir sind Ihnen dankbar für Ihre Mittheilung, daß die in Nr. 30 der Gartenlaube erwähnten Versuche des Freiherrn von Reichenbach, das Odlicht zu photographiren, Ihnen trotz aller Sorgfalt nicht haben gelingen wollen. Freiherr von Reichenbach ist todt und das Odlicht allem Anscheine nach mit ihm erloschen.

St. M. in **D.** bei **Wien**. Ihre Idee, daß die Erde „werdender Nahrungsstoff“ der Sonne sei, enthält, wenn wir von dem phantastischen Ausdruck derselben absehen, nichts Neues, sofern zahlreiche Astronomen und Physiker sich der Ansicht zuneigen, daß in einer fernen Zukunft alle Planeten wieder in den Mutterschooß der Sonne zurückkehren müssen.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Bechstein, Naturgeschichte der Hof- und Stubenvögel. 5. Auflage. Mit 79 prachtvollen Vogelportraits in Farbendruck, eleg. broch. 6 Mk.

Bock, Buch vom gesunden und kranken Menschen. . . . . 10. Auflage. Eleg. geb. 8 Mk. 75 Pfg.

Marlitt, Gold-Else. . . . . 10. Volks-Ausgabe. Eleg. broch. 3 Mk., eleg. geb. 3 Mk. 80 Pfg.

Marlitt, Das Geheimniß der alten Mamsell. . . . . 7. Auflage. 2 Bände. broch. 6 Mk.

Marlitt, Reichsgräfin Gisela. . . . . 4. Auflage. 2 Bände. Eleg. broch. 8 Mk.

Marlitt, Haideprinzeßchen. . . . . 3. Auflage. 2 Bände. Eleg. brosch. 9 Mk.

Marlitt, Die zweite Frau. . . . . 4. Auflage. 2 Bände. Eleg. brosch. 7 Mk. 50 Pfg.

Marlitt, Thüringer Erzählungen. . . . . 3. Auflage. Eleg. brosch. 4 Mk. 50 Pfg.

Pruß, Robert, Buch der Liebe. Gedichte. . . . . 3. Auflage. Prachtband. 5 Mk. 25 Pfg.

Rittershaus, Emil, Gedichte. . . . . 4. Auflage. Prachtband. 6 Mk. 50 Pfg.

Scherenberg, Ernst, Gedichte. . . . . Prachtband. 5 Mk. 25 Pfg.

Scherr, Joh., Goethe's Jugend. . . . . Eleg. geb. 4 Mk. 50 Pfg.

Traeger, Albert, Gedichte. . . . . 11. Auflage. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 5 Mk. 25 Pfg.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der Doppelgänger.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Herr von Ufseln wich einen Schritt zurück. „Was haben Sie, Fünfelmann?“ fragte er.

„Die Kinderſärge. Da ſtehen ſie.“

„Ah — unmöglich!“

„Sehen Sie her! Da ſind ſie — alle zuſammen und in ſchönſter Ordnung aufgeſtellt — fünf unten und drei oben auf den andern.“

Ufſeln war herangekommen und blickte überraſcht auf die unheimlichen Kiſten, zu denen Herr Fünfelmann niederleuchtete.

„Wahrhaftig!“ rief er aus. „Aber ich bitte Sie, Herr Fünfelmann, ſind denn das auch Särge?“

Herr Fünfelmann antwortete nicht. Er gab ſeinem Begleiter das Licht zum Halten, und dann faßte er mit beiden Händen in eine der ſtarken ledernen Handhaben, welche vorn an den Kiſten befeſtigt waren. Er hob damit eine der letzteren in die Höhe und ließ ſie dann plötzlich kraftvoll wieder fallen.

Man hörte etwas wie Klirren von Eiſen.

„Nein,“ ſagte der Rentmeiſter, „das ſind keine Särge, obwohl ſie beinahe ſo ausſehen; es ſind Kiſten, in denen Gewehre verpackt ſind.“

„Gewehre?“

Fünfelmann nickte lächelnd.

„Aber erklären Sie mir . . .“

„Was iſt da viel zu erklären? Wenn man ſich die Mühe gegeben hat, hier einen kleinen Waffenvorrath anzulegen, ſo muß man auch die Abſicht haben, ihn zu benutzen, und wenn man ihn, wie der Oberſchäfer ja durch Zufall inne geworden iſt, hier des Nachts unterbringt und im Keller dieſes alten menſchenverlaſſenen Gebäudes verbirgt, ſo muß eben die Zeit und Stunde, zu dieſen Waffen zu greifen, noch nicht gekommen ſein — das iſt doch klar?“

„Gewiß iſt es klar, aber ich begreife nicht, wer die Leute ſein können, die . . .“

„Was Sie deſto leichter begreifen werden, Herr von Ufſeln, das iſt,“ antwortete Herr Fünfelmann, ſich auf den Rückweg aus dem dunkeln Raume begebend, „daß, wenn uns franzöſiſche Gensdarmen oder Beamte hier anträfen, ſie uns für dieſe Leute halten würden und daß ſie ſehr kurzen Proceß mit uns machen würden. Die alte Kropp hat immer für einen ungeſunden Aufenthalt gegolten — durch dieſe Kiſtlein da iſt er nicht geſünder geworden, noch auch durch die zwei Tönnchen dort im Hintergrunde, die wohl, um ſie trockener zu halten, auf einen Haufen Reiſigbündel geſtellt ſind; ſie machen mir ganz den Eindruck, als ob ſie, was Meyer Jochnarring ‚Kraut‘ nennt, enthalten könnten; darum kommen Sie! Treten wir ſchleunig unſeren Rückzug aus der Nähe ſo gefährlicher Gegenſtände an! Was ich wiſſen wollte, weiß ich ja jetzt.“

Herr Fünfelmann ſtopfte gebückt die Treppe wieder hinauf und löſchte ſeinen Wachsſtock; dann, nachdem Ufſeln ihm gefolgt, ließ er die Fallthür wieder nieder, ſtieß mit dem Fuße einen Theil des herabgefallenen Kalkbewurfs darauf und ſchloß die Feuerklappen.

„Sie haben nichts fallen laſſen, nichts verloren?“ fragte er, ſich umſchauend, „nein? So machen wir, daß wir fortkommen!“

Sie gingen, und nachdem ſie das Gebäude verlaſſen und wieder verſchloſſen hatten, auch nach einigen ſpähenden Blicken in die Umgebung ſicher ſein konnten, daß Niemand ſie beobachtet, wandte ſich Fünfelmann dem Wege zu, den ſie gekommen waren.

„Ihr Weg,“ ſagte er dabei, „läuft jetzt dort hinaus. Gehen Sie nur auf dieſem ſchmalen Streifen Erde um das Gebäude herum, und Sie gelangen von der Vorderſeite bald auf den Fahrweg, der nach Idar führt. Daß wir über unſere Entdeckung ſchweigen müſſen, begreifen Sie.“

„Natürlich,“ verſetzte Herr von Ufſeln aufrichtig, „es iſt nicht unſere Sache zu verrathen, was für ſeltſame Kelleryorräthe dieſes alte Haus birgt.“

„Nein,“ verſetzte Fünfelmann, „und ſo lange dies unſer Geheimniß iſt, haben wir das Vergnügen uns zu denken, daß wir im Stande ſind, durch eine kleine Denunciation eine Pulvermine loszubrennen, die gewiſſe nichts ahnende Leute curios in die Luft ſprengte.“

„Ah, das wäre aber doch ein teufliſches Vergnügen!“

„Eben darum,“ verſetzte Fünfelmann ſarkaſtiſch lächelnd, „machen wir uns dieſes Vergnügen ja auch nicht, ſo lange es nur ein Vergnügen wäre — und nicht ein Vortheil, eine Vertheidigung, eine Nothwehr.“

„Eine Nothwehr — wie das?“

„Ich habe eben ſo meine Zukunftsgedichte,“ verſetzte Herr Fünfelmann, ſtill mit dem Kopfe nickend, und dann ſich abwendend ſetzte er hinzu:

„Nun aber treten wir beide unſeren Weg an; es iſt nicht nöthig, daß wir uns lange hier im Schatten der alten Kropp aufhalten. Auf Wiederſehen, Herr von Ufſeln!“

Digitized by Google

Damit stapfte er rasch davon und überließ es seinem Begleiter, sich nun allein den Weg nach dem Stadtchen zu suchen.

Dieser war freilich unschwer zu finden; deuten doch die Thürme von Ydar, die vier hohen und breitmassigen Thürme des alten Fürstenschlosses vor Allem als Wegweiser. So stand Ulfeln denn nach wenig mehr als einer Viertelstunde vor den Schlossgebäuden. Mit der Einrichtung derselben unbekannt, geriethe er auf einen innern Hof, wo ein mit dem Striegeln eines Pferdes beschäftigter Stallknecht ihn in einen quer durch den nächsten Flügel führenden gewölbten Gang wies.

„Sie gelangen am Ende des Ganges in's Vestibül; dort wird Jemand sein, der Sie zur Prinzessin Elisabeth Durchlaucht führt," sagte der Mann.

Ulfeln schritt durch den langen dunklen Gang, der in einen weiten und schönen, mit Orangebäumen und Blattpflanzen geschmückten Eintrittsraum führte. Hohe Glasthüren gingen aus diesem auf die Terrasse hinaus, unter welcher der Park sich ausbreitete. Ihnen gegenüber führte eine breite Treppe mit schönem Geländer von geschnitztem Eichenholze in die oberen Stockwerke. Am oberen Ende des Vestibüls saß an einem Tische ein Lakai; er war mit Feder und Papier beschäftigt und schien sehr darin vertieft, — vielleicht mit der Berechnung seiner Lohnrückstände, würde Fäustelmann spöttisch bemerkt haben.

Ulfeln war langsam und leise auftretend durch den dunklen Gang geschritten; als er eben, herauskommend, den Fuß in das Vestibül setzte, sah er, wie von draußen her, über die Terrasse, ein Mann herankam, die mittlere Glasthür öffnete und sich zum Lakaien wandte, der aufstehend ihm entgegentrat.

Es war eine kräftige einnehmende Gestalt in eleganter medischer Kleidung und selbstbewußter Haltung.

„Ich wünsche der Prinzessim Elisabeth meine Aufwartung machen zu dürfen," sagte er mit einem sehr wohltlingenden Organe.

„Wen soll ich melden?" fragte der Lakai.

„Melden Sie den Herrn Ulrich Gerhard von Ulfeln!" versetzte der Fremde laut.

Der Lakai machte eine leichte Verbeugung und ging der Treppe zu. Der Fremde blieb an seiner Seite und schritt mit ihm die Treppe hinauf, als ob er an eine Abweisung nicht denke.

Herr von Ulfeln hatte, wie der Fremde seinen Namen nannte, augenblicklich seinen Schritt gehemmt. Er war leichenblaß geworden. Mit weit ausgerissenen Augen hatte er dem Manne nachgestarrt, der neben dem Lakai fast elastisch die Treppe hinaufschritt. Jetzt streckte er die Hand nach der Wand des Vestibüls aus, als ob er sich daran stützen müsse, stand so eine Weile, noch immer die Treppe hinaufstarrend, während oben die Schritte schon längst verhallt waren; endlich athmete er aus tiefster Brust auf, gewaltsam nach Luft ringend, wandte er sich rasch, zitternd dem Wege wieder zu, den er gekommen war, und eilte mit den Schritten eines Menschen, der irgend eine Gräuengestalt hinter sich glaubt, davon. Erst als das Schloß hinter ihm lag, mäßigte er den Schritt, wie um zu vermeiden, daß jeder Begegnende einen Flüchtling in ihm erkenne.

7.

Der außerordentliche Schreckeu, den der Anblick seines Doppelgängers für Ulrich Gerhard von Ulfeln gehabt und der ihn jetzt mit solcher Eile heimtrieb, war, schien es, noch durchaus keiner Beruhigung oder klareren Auffassung einer so bedeutenden Thatsache gewichen, als der junge Mann Haus Wilstorp schon wieder vor sich sah und an der Wohnung des Rentmeisters Fäustelmann angekommen war. Noch waren seine Züge sehr bleich und noch zitterte die Hand, womit er die Klingel an der Thür des freundlichen einstöckigen und aus Fachwerk inmitten eines geräumigen Gartens erbauten Hauses zog. Auf seine Frage nach Herrn Fäustelmann führte eine Magd ihn durch einen weiten, von Reinlichkeit und blankem Geschirr glänzenden Küchenraum in eine Hinterstube, in welcher der Rentmeister, eben von seinem Ausfluge nach der Kropp heimgekehrt, bereits wieder hinter seinem Schreibtische über Papiere und Rechnungen gebückt saß.

„Wie — schon zurück?" rief der Rentmeister überrascht aus. „Und wie bleich und erschrocken sehen Sie aus! Was hat die Prinzessin Ihnen anthun können, daß Sie so entsetzt drein schauen? Aber Sie haben sie in der kurzen Zeit ja gar nicht sehen können."

„Die Prinzessin hat mir nichts angethan; ich habe sie in der That nicht einmal gesehen, aber was ich gesehen habe, das ist . . ."

Herr von Ulfeln blickte sich um, ob auch die Thür hinter ihm fest geschlossen sei, und dann, indem er sich schwer in den nächsten Stuhl niederließ, sagte er flüsternd und gepreßt:

„Aber was ich gesehen habe, das ist ein Doppelgänger — ein Mann der sich deutlich und laut Ulrich Gerhard von Ulfeln nannte."

Herr Fäustelmann hatte sich beim Eintritte des jungen Mannes erhoben. Jetzt trat er hinter seinem Schreibtische hervor, und Ulfeln fixierend sagte er betroffen:

„Einen Doppelgänger haben Sie gesehen? Ach — Unsinn! — das hat Ihnen eine kranke Phantasie vorgespiegelt."

„Ich wollte, ich könnte das glauben," versetzte aus tiefer Brust aufseufzend Herr von Ulfeln.

„Sagen Sie mir aufrichtig, Herr von Ulfeln," sagte Fäustelmann, indem er immer noch seine Blicke mit dem Ausdrucke einer zweifelnden Betroffenheit scharf auf den niedergeschlagenen jungen Mann richtete, „haben Sie früher schon — wir kennen uns ja erst seit so kurzer Zeit — früher schon solche Sinnestäuschungen erlebt?"

Herr von Ulfeln schüttelte schmerzlich lächelnd den Kopf. „Sorgen Sie nicht, daß ich Ihnen in's Handwerk pfusche, Fäustelmann! Sinnestäuschungen sind Ihre Domäne, und ich lasse sie Ihnen, wie nach unserer Durchforschung der Kropp auch der Oberförster Ihnen keine Concurrenz mehr machen wird. Was ich gesehen habe, war die lebendige leibhafte Wirklichkeit und kein Schattenbild, und was ich hörte, war der laut und bestimmt ausgesprochene Name Ulrich Gerhard von Ulfeln."

Der Rentmeister zog den Stuhl, auf dem er gesessen, mehr und mehr bis an die Tischecke heran, und sich dann Herrn von Ulfeln nahe gegenüber niederlassend, sagte er:

„Nun, so erzählen Sie genau und ausführlich das Wie und Wo! Die Sache wäre denn doch zu merkwürdig."

Herr von Ulfeln erzählte ausführlich. Der Rentmeister lauschte mit einem immer länger und gespannter werdenden Gesichte, und zuletzt, nach manchem Hin-und-Wider, wie von der tiefen Erregung und Unruhe seines Gegenüber endlich doch angesteckt, rief er aus:

„Es ist unbedingt nöthig, daß wir der Sache auf den Grund kommen, und das Nächste und Einfachste, nun dahin zu gelangen, ist, daß wir ganz offen die Prinzessin fragen, wer dieser Mann, der heute statt Ihrer bei ihr eingetreten, sein könne, was er bei ihr gewollt, welche Angaben er ihr gemacht."

„Soll ich das thun?"

„Lassen Sie mich es thun!" versetzte Fäustelmann, „es ist besser so: ich bin auch besser im Stande, sofort den Weg nach Ydar zu machen. Ihnen scheint er sehr zugesetzt zu haben!"

„Das hat er," antwortete Herr von Ulfeln mit einem Seufzer der Erleichterung bei dem Gedanken, daß ihm dieser Weg erspart bleibe.

Und so übernahm Fäustelmann es, sich Aufklärung und Licht in dieser die beiden Männer in solche Bestürzung versetzende Sache von der Prinzessim Elisabeth zu erbitten, wenn sie im Stande sein sollte, sie zu geben. Er wechselte seine Kleidung, wobei er eine ungewöhnliche Sorgfalt an den Tag legte, und dann machte er sich auf den Weg nach Ydar, während Herr von Ulfeln still sein Wohnzimmer in dem Edelhofe aufsuchte. Er schritt hier langsam auf und nieder, blieb endlich dem kleinen Bildnisse seiner Mutter gegenüber stehen, und nachdem er lange darauf geblickt, nahm er es von der Wand, drückte einen Kuß darauf und brach zugleich in einen Strom von Thränen aus. — —

Herr Fäustelmann legte unterdeß seinen Weg nach dem Stadtchen in weniger fluchtgleicher Hast zurück, als es Ulfeln gethan; er ließ sich offenbar Zeit zu allerlei gründlichen Erwägungen. Als er in Ydar im Schlosse angekommen war und seinen Wunsch an derselben Stelle ausgesprochen hatte, wo Herr von Ulfeln in so überraschender Weise gehindert worden, den seinigen laut werden zu lassen, wurde er die Treppe in den

Digitized by Google

ersten Stock hinauf und durch lange Corridore geführt, deren Wände von alten und sehr schlecht gemalten Ahnenbildern des fürstlichen Hauses bedeckt waren; dann durch ein paar Säle, in welchen viele altmodische Möbel standen und wieder viele alte Bilder hingen; zuletzt in ein großes, ganz mit alten Büchern angefülltes Gemach. Es war auffallend, wie die Gegenwart hier sich aller Verpflichtung entbunden, an das Schaffen und Wirken der Vergangenheit weiterschaffend anzuknüpfen; wie auch nicht ein einziges neues Bild Interesse für die Kunst der Zeit, nicht ein einziges neues Buch unter all den schweinsledernen Autoritäten des siebzehnten und den Halbfranzbänden des vorigen Jahrhunderts Theilnahme für die Literatur des Tages verrieth. Die junge Durchlaucht saß allein in dem großen Raum an einem geräumigen mit schweren alten Büchern bedeckten Schreibtisch und zeichnete nach einem dieser alten Werke, einem großen Wappenbuche, mit feinen Federstrichen ein Wappen auf ein Blatt, welches sicherlich als ein Stickmuster zu dienen bestimmt war.

Sie blickte auf, als Herr Fäustelmann heranlam, nickte ihm einen gnädigen, aber ein wenig kühlen Gruß auf seine tiefe Verbeugung zu, die in der That durch ihre Unbedeutsenheit auch keinen größeren Neffer von huldvoller Anmuth hervorzurufen verdiente, und sagte, sich mit langsamer Kopfbewegung und wie zerstreut ihrer Arbeit wieder zuwendend:

„Herr Fäustelmann! Was führt Sie zu uns? Sie kommen wohl statt Ihres Herrn von Ussels, den ich zu mir zu kommen bat? Weshalb kommt er nicht selbst? Er hat doch mein Billet erhalten?“

„Er hat es erhalten, Durchlaucht, und nicht gesäumt, sich auf den Weg zu machen, um diesem gnädigen Befehle zu gehorchen. Er war bereits hier unten im Schlosse und im Begriffe sich melden zu lassen, als ein höchst auffälliger Umstand ihn davon zurückhielt. Er vernahm, wie ein anderer Mann, der mit ihm eintrat, sich unter seinem Namen bei Eurer Durchlaucht melden ließ, und sah, wie Dieser zu Ihnen geführt wurde.“

„Und da ging er heim, ohne seine Rechte auf seinen Namen geltend zu machen und zu behaupten?“

„Ach, Durchlaucht, er konnte doch nicht daran denken, hier im fürstlichen Schlosse mit einem fremden Menschen einen Streit um seinen Namen zu beginnen, mit diesem fremden Menschen streitend gar bei Ihnen, in das Zimmer einer fürstlichen jungen Dame einzudringen.“

„Das ist wahr, Fäustelmann — das konnte er freilich nicht. Sie haben darin Recht. Wissen Sie aber, daß es mir leid thut, daß er es nicht gethan hat, nicht thun konnte?“

„Ihnen leid thut?“

„Ja,“ versetzte die Prinzessin, ihr zartes Antlitz mit den tiefblauen sinnigen Augen über die Zeichnung beugend, „es thut mir leid, denn ich hätte gar gern gehört, was, wenn Ihr Herr von Ussels in's Zimmer getreten und dem meinen, Stirn gegen Stirn, gegenübergetreten wäre, der meine gesagt hätte.“

„Er würde doch, denk' ich, bald eingeräumt haben, daß er kein Recht auf den Namen hat und daß es ein merkwürdig kecles Unterfangen von ihm ist, wenn er sich diesen Namen beilegt.“

Die Prinzessin antwortete nicht gleich. Sie führte, wie in ihre Arbeit verlenkt, sehr sorgfältig eine der Adlerfluchten über dem offenen Turnierhelme auf ihrem Wappenbilde aus.

„Würden Sie,“ fuhr deshalb Fäustelmann fort, „die Gnade haben, mir zu sagen, was dieser Mensch, dem Sie Zutritt gewährten, bei Ihnen wollte, was er vorbrachte, Durchlaucht?“

Die Prinzessin antwortete auch auf diese Frage nicht.

„Ich mußte ihm wohl Zutritt gewähren,“ entgegnete sie erst nach einer Pause, „denn als er mir gemeldet wurde, setzte ich nichts anderes voraus, als daß es der Herr von Ussels sei, den ich ja selbst durch ein Billet eingeladen hatte, zu mir zu kommen. Ich war natürlich überrascht, einen ganz anderen bei mir eintreten zu sehen.“

„Begreiflich! Und genuhten Sie nicht, ihm dies zu erkennen zu geben und sich Aufklärung darüber geben zu lassen, wie dieser Mensch so verwegen sein könne . . .“

„Freilich, freilich; ich sagte ihm, daß ich einen andern Ussels erwartet habe, und daß ich mir die Erklärung erbitten müsse, wie es komme, daß er sich denselben Namen beilege.“

„Und er antwortete?“

„Mit der einfachen Versicherung, daß er nun einmal einen Namen haben müsse, und seitdem der, welchen er genannt, ihm die Gunst verschafft, bei mir vorgelassen zu werden, hänge er nun einmal an diesem.“

„Und Das war Alles?“

„Alles, was er darüber sagte. Er wich aus, so oft ich darauf zurückkam.“

„Alles, wo er doch erfahren hatte, daß mit der Führung des Namens ein Anrecht auf ein schönes Rittergut verbunden ist? Und daß man ihn deshalb zur Rechenschaft ziehen kann?“

Die Prinzessin antwortete wieder nicht.

„Es ist eine wunderliche Sache, Fäustelmann,“ sagte sie nur nach einer Weile mit einem leisen Seufzer — und dann hob sie den Kopf und neigte ihn ein wenig schief, wie um die Wirkung ihrer Zeichnung mehr aus der Entfernung zu sehen. Fäustelmann beobachtete, während sie so ihre ganze Aufmerksamkeit der Zeichnung zuzuwenden schien, mit scharfen Blicken die Prinzessin. Er mußte wohl den Eindruck haben, als ob sie ihm lange nicht Alles, was sie dachte oder wußte, sage. Und da sein stilles Abwarten, daß sie weiter reden würde, ihm auch nichts fruchtete, sondern sie in ihrem Schweigen beharrte, zögerte er nicht länger, seine Meinung offen auszusprechen.

„Ich glaube, Durchlaucht, ich habe den Schlüssel zu dem Geheimnisse dieser seltsamen Doppelgängerei.“

„Ah,“ fiel sie lebhaft ein, „Sie hätten den Schlüssel? Nun, wer ist denn der rechtige, der echte Ussels?“

„Danach,“ versetzte er lächelnd, „kann doch nicht die Frage sein. Aber ich glaube den Schlüssel zu haben, weshalb Ihr Herr von Ussels sich diesen Namen beilegt, ihn sich anmaßt —“

„Fahren Sie fort!“

„Ihr Herr von Ussels ist ein Emissär des Tugendbundes, der sich als solcher vor der Welt verbergen muß und ganz schlau sich den Namen eines Andern beilegt, für den Fall, daß etwas von seiner stillen Thätigkeit hier in der Gegend verlaute. Wenn die französische Polizei Wind und Witterung davon bekommen, wenn der Name des Agenten der Alliirten ihr zu Ohren kommen sollte — nun, dann wirft sie sich auf unsern Herrn von Ussels, und während dieser gefaßt, arretirt, inquirirt und drangsalirt wird, hat der Schuldige die schönste Zeit, ungehaut und ungehärmt durchzuschlüpfen. Es ist wirklich eine außerordentlich fein ausgedachte Kriegslist, für einen solchen Fall sich den Namen eines Andern beizulegen, der selbst noch fremd und ein Neuling in der Gegend ist. Hätte Ihr Emissär sich auf den Namen eines hier längst bekannten Mannes geworfen, oder hätte er einen ganz fremden angenommen, so würde ihm das nichts genützt haben; nun er sich Ussels nannte, schob er im Falle der Entdeckung die erste Gefahr und Verantwortlichkeit von sich ab auf einen Mann, den noch Niemand recht kennt, der seine Identität noch mit Brief und Siegel beweisen muß, dem man noch allerlei Zweifel und Verdacht in den Weg werfen kann, wenn er einer Behörde als Emissär, Spion oder dergleichen denuncirt ist.“

Die Prinzessin hatte den Rentmeister betrossen und überrascht angehört.

„Ihr Ussels hat seine Identität Ihnen und Ihrem Herrn durch Brief und Siegel nachgewiesen?“ fragte sie jetzt.

„Gewiß hat er das,“ rief Fäustelmann beleidigt aus, „mir, dem Herrn von Mausdorf und dem Justitiar.“

Sie nickte mehrmals nachdenklich mit dem Kopfe.

„Und was Sie da eben von Emissären des Tugendbundes sagten — sind Sie ganz überzeugt, daß des nicht ein bloßes Gerede, sondern die Wahrheit ist, daß solche Agenten auch hier aufzutauchen beginnen?“

„Davon, Durchlaucht,“ versetzte Herr Fäustelmann, „bin ich nicht allein fest überzeugt, sondern mehr als das, ich bin im Stande, Ihnen bestimmte Thatsachen als Beweis anzugeben. Würden Sie dann noch zweifeln, so würde ich Sie bitten, sich mit mir zu dem alten verlassenen Bau, der sogenannten Kropp zu begeben.“

„Zu der Kropp? Und was sollt' ich da?“

„Wenn Sie sich nicht scheuten, in einen besonders geschützten abgesonderten Keller mit mir hinunterzusteigen, so würde ich Ihnen den Waffenvorrath zeigen, welchen der Emissär

Digitized by Google

in's Land geschmuggelt und ein Bürger von Idar dort verborgen hat . . ."

„Ein Bürger von Idar — in der Kropp — einen Waffenvorrath? Welche Geschichten das sind, von denen Unsereins auch nicht eine Ahnung hat! Und der Mann, der bei mir war, ist der Mann, der hier, wo Alles noch von Franzosen besetzt ist, so etwas wagt? Welch ein Muth gehört dazu! Aber ich kann ihn ihm zu, diesen Muth. Und wer ist denn der Bürger von Idar, von dem Sie reden?"

„Den Mann darf ich Ihnen nicht nennen, Durchlaucht; ich habe ihm natürlich das strengste Geheimhalten versprechen müssen, als er neulich einige Männer und darunter auch mich auf dem Jochmaringhofe versammelt hatte, um unser Interesse für seine patriotischen Zwecke zu gewinnen. Diese Zusammenkunft jedoch wird Ihnen der Meyer von Jochmaring sicherlich bestätigen, wenn Sie eine solche Bestätigung wünschen."

Die Prinzessin hatte ihrer Zeichnung längst weggeworfen, und die Hände im Schooße faltend, saß sie still da und blickte den Rentmeister an. Was dieser ihr sagte, hatte sie wohl überrascht, aber es hatte ganz und gar nichts Unglaubliches für sie gehabt. Es stimmte ja viel zu sehr mit den vorsichtigen Andeutungen und Winken überein, welche längst in Briefen enthalten waren, die ihr Vater von Freunden jenseits der Weser und Elbe erhalten hatte, und die er seiner Tochter nicht vorenthalten. Es war ja auch dasselbe, was ihr in den Sinn gekommen, als die Meyerin ihr von dem englischen Golde gesprochen.

„Ja, ja," sagte sie endlich, „er führt auch englisches Gold bei sich."

„In der That?" rief Fäustelmann. „Das ist die beste Bestätigung."

„So ist es. Welche Lage ist das nun aber, in welche Ihr Ussels gebracht wird! Das ist ja äußerst beunruhigend und fatal für ihn. Mein Gott, der arme Mensch ist alsdann nicht sicher, statt eines Emissärs, den man zu fassen wähnt, einmal plötzlich mitten in der Nacht aufgehoben und trotz aller Einreden, die er erhebt, todtgeschossen zu werden."

„Freilich, in solch eine beunruhigende Situation ist er durch dieses freche Mißbrauchen seines Namens gekommen, und er darf nicht säumen, Alles aufzubieten, um dem ein Ende zu machen. Dieser Emissär mit dem erlogenen Namen muß aus der Gegend verschwinden. Die Schwierigkeit ist nur die, ihn zu finden, um ihn zum Verschwinden zu zwingen. Und da, hoffe ich, helfen Sie uns, Durchlaucht; er wird Sie nicht ohne Andeutungen gelassen haben, wo er sich eigentlich aufhält und wie man auf seine Spur kommt?"

„Ohne Andeutungen nicht, nein, aber da er mir diese Andeutungen freiwillig und im Vertrauen gemacht hat, möchte ich die Hülfe, welche Sie von mir verlangen, Ihnen oder Ihrem Herrn von Ussels vielmehr in anderer Weise gewähren als dadurch, daß ich Ihnen verrathe, wo Sie ihn finden."

„Und in welcher Weise würden Sie gerathen, uns zu helfen?"

„Dadurch, daß ich ihm selbst erkläre, er habe mit seinem gestohlenen Namen, der nun einmal Ihren Herrn von Ussels so furchtbar compromittirt, sofort das Land zu verlassen — aber auch sofort . . ."

„Und wenn er nicht Lust hat?"

„So werde ich ihm sagen, daß ich mich nicht mehr für verpflichtet halte, seinen Aufenthaltsort zu verschweigen, und daß Ussels selber ihn dann gewiß dem französischen Polizeicommissar anzeigen werde."

„Das würde denn freilich genügen," sagte mit einem Lächeln der Befriedigung der Rentmeister.

„Aber ich mache meine Bedingung," fuhr die Prinzessin fort. „Und welche, Durchlaucht? Herr von Ussels und ich werden zu Allem bereit sein."

„Zu Allem? Wohl denn. Meine Bedingung ist, daß Herr von Ussels sich den häßlichen Gedanken vergehen läßt, Fräulein Adelheid heirathen zu wollen . . ."

„Ach, das ist eine harte Bedingung, Durchlaucht!"

„Auf der ich jedoch ganz entschieden bestehe. Ich hatte Herrn von Ussels allein deshalb zu mir gebeten, um mit ihm darüber zu sprechen. Der Doctor Günther hat mich zum Vertrauten seiner Liebe zu Fräulein von Mansdorf gemacht; sie erwidert seine Neigung; die Liebenden haben sich ewige Treue gelobt. Man wird sie — davon bin ich fest überzeugt — auch nicht trennen. Aber man kann die beiden armen Menschen quälen und unglücklich machen. Ich habe Ihren Herrn von Ussels davon in Kenntniß setzen wollen, daß Adelheid die Braut des Doctors ist und daß ich von ihm als anständigem Menschen erwarte, er werde das zu achten wissen, er werde der Frau von Mansdorf erklären, daß er seine Ansprüche rückhaltlos aufgeben wollte. Aus einer solchen persönlichen Besprechung der Sache mit Ussels ist nun nichts geworden, aber das ist um so besser jetzt, weil ich nun viel nachdrücklicher reden, weil ich jetzt bestimmt verlangen kann, was ich heute Morgen doch nur als Bitte und Erwartung aussprechen konnte."

Ueber des Rentmeisters Züge hatte sich ein Ausdruck von Enttäuschung gelegt, und ein wenig aus der Fassung gebracht erwiderte er:

„Sie gehen da doch sehr rasch und leichtherzig vor, Durchlaucht. Von einer Verlobung des Fräuleins mit dem Doctor wissen die Eltern Adelheid's nichts, und wenn diese keinen lehnhaften und heftigeren Wunsch haben als den, ihre Tochter mit Herrn von Ussels verbunden zu sehen, so ist das so außerordentlich natürlich, ihnen durch ihre Verhältnisse so dringlich nahe gelegt, daß Ihre gutmüthige Intervention für diesen Doctor Günther eine große Grausamkeit gegen die Eltern ist."

Prinzessin Elisabeth nickte sinnig mit dem Haupte.

„Darin mögen Sie Recht haben, Fäustelmann," sagte sie. „Aber was läßt sich daran ändern? Ist das nun einmal nicht ein altes Naturgesetz, daß die Ideale der jungen Welt sich mit den Idealen der alten Leute nicht vertragen? Und wenn nun nachgegeben werden muß, so verlangt man das billig von den Alten, weil diese durch das Leben Resignation gelernt haben und resigniren können. Die Jungen haben noch keine Uebung darin, und man darf es ihnen nicht zumuthen."

„Was Sie nicht Alles durchdacht haben, Durchlaucht!" sagte Herr Fäustelmann. Erstaunt über so viel Lebensphilosophie in dem reizenden jungen Mädchenkopfe, blickte er sie betroffen an. „Kommen wir zum Schlusse!" fuhr sie fort. „Glauben Sie, daß Herr von Ussels meine Bedingung annimmt? Dann übernehme ich seine Rettung von der Gefahr, in welche ihn — der Andere bringt."

„Ich bin von Herrn von Ussels nicht bevollmächtigt, in seinem Namen so etwas zuzusagen. Aber ich will ihm Ihre Willensmeinung mittheilen," versetzte der Rentmeister.

„Nun wohl, thun Sie das! Und wenn Sie sehen, daß er schwankt, wenn ihm die Liebe Adelheid's für Günther kein hinreichender Grund ist, zurückzutreten, so fordern Sie ihn auf, mich zu besuchen, um sich offen mit mir auszusprechen. Ich glaube, es wird mir gelingen, ihm klar zu machen, was er als Edelmann in dieser Lage zu thun und zu lassen hat."

„Ich will mich auch dieses Auftrages gern entledigen, Durchlaucht," entgegnete der Rentmeister, „doch darf ich dagegen wohl aussprechen, daß in dieser Sache die Minuten durchaus nicht kostbar sind, daß dagegen bei der anderen Angelegenheit, der Entfernung dieses Emissärs, die größte Gefahr im Verzuge liegt."

„Das ist wahr; auch will ich mich sofort bemühen, diese Gefahr zu beseitigen; verlassen Sie sich darauf!"

Fäustelmann hatte sich erhoben und verbeugte sich so tief, wie seine steife Figur es zuließ. Die Prinzessin entließ ihn mit einem gnädigen Kopfnicken, als er dankend seinen Abschied nahm.

Sehr viel Dank schien Herr Fäustelmann nun doch, während er durch die Schloßcorridore dem Ausgange zuschritt, nicht zu empfinden; wenigstens lag kein Ausdruck von Heiterkeit in seinen Zügen; im Gegentheile, er sah noch ernster und starrer aus als gewöhnlich.

„Eigentlich," murmelte er vor sich hin, „bin ich ausgegangen, Wolle zu holen, und kehre geschoren heim von diesem klugen Huhn von Prinzessin. Daß Ussels auf das Fräulein verzichtet, davon kann doch keine Rede sein; wären sie nur erst verheirathet! Wäre die ganze Gesellschaft nur erst jenseits der Berge, „im Süden", wie sie das nennen! Daß sie niemals von da nach Bilstorp zurückkehren und der Herr auf dem Gute sehr bald Fäustelmann heißt, dafür soll nachher auch schon gesorgt werden."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gute Kameraden. Episode aus dem Winterfeldzug von 1870.
Originalzeichnung von C. Sell.

Digitized by Google

Vorspruch*

zu der Historie „Das rothe Quartal von 1871".

Von Johannes Scherr.

Aschenbrödel-Wahrheit muß, schlechtgenährt und schlechtgekleidet, im Hause der Menschheit schwere Arbeit verrichten, während Lüge und Täuschung, in Sammet und Seide gehüllt, mit Schminke und Juwelen bedeckt, in der Welt die großen Damen spielen, beschmeichelt, umworben, gefeiert. In der Dichtung kommt zuweilen das arme Aschenbrödel schließlich zu Ehren, in der Wirklichkeit niemals. Denn wenn zu Zeiten das Feuer der Thatsachen den Menschen allzu fühlbar auf den Nägeln brennt, beeilen sie sich, die Kühlsalbe der Illusion darauf zu streichen, um ja nicht zum vollen Bewußtsein der Wahrheit zu kommen. Sie wollen nicht belehrt, sie wollen nur belogen sein.

Daher die traurig geringe Wirksamkeit der strengen Lehrerin Geschichte und daher auch die große Volksbeliebtheit der Fabulirerin Legende, welche sich dem Täuschungsbedürfnisse der Menschen gemäß herauszuschminken und auszustaffiren versteht.

So hat denn auch die Geschichte der großen französischen Staatsumwälzung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts nur geringe Lehrkraft entwickelt, während die Legende der Revolution ungeheure Wirkung that und bis zur Stunde noch thut.

Der erstgeborene Wechselbalg dieser Legende ist der französische Größenwahn.

Zwar hat, wie jedermann weiß, die Beiserung, womit vom Mittelalter ab Europa den französischen Moden huldigte und nachlebte, die im keltisch-romanischen Wesen wurzelnde Nationaleitelkeit der Franzosen schon vordem sattsam gestärkt und gehätschelt. Seit der Zeit Ludwigs des Vierzehnten vollends war die gesammte vornehme Bildung in unserem Erdtheile zur mehr oder weniger tölpischen Aeffin der französischen geworden, so stupid, so niederträchtig sich gebarend, daß jeder beliebige französische Friseur oder Confiseur außerhalb Frankreichs als Culturträger und Civilisator sich fühlen konnte und durfte. Aber das volle Grande-Nation-Bewußtsein, der hoch- und höchstgradig-größenwahnsinnige Dünkel und Uebermuth überkam die Franzosen doch erst dann, als sie wahrnahmen, daß ihre Nachbarn einfältig genug waren, zu wähnen, sie, die Franzosen, brächten ihnen auf der Bajonnette Spitzen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, während die Bringer dieser schönen Sachen in Wahrheit die Nachbarbrüder brandschatzten, ausraubten und schließlich annectirten und tyrannisirten.

Ja — wundersam zu sagen! — sogar über diese brutale Thatsache trug es die gleißende Legende von der befreienden und civilisirenden Mission Frankreichs davon.

Also konnte es gar nicht fehlen, daß sich im französischen Nationalgehirne die Wahnidee fixirte, Frankreich sei der Mittelpunkt der Welt, Paris aber als Mittelpunkt Frankreichs sei die „heilige Stadt", sei die „Weltleuchte", sei „Kopf und Herz der Menschheit". Demzufolge bezweifelte kein richtiger Franzose, daß das Universum eigentlich an der Seine läge und daß nur Frankreich das Genie und das Recht hätte, zu denken, zu wollen und zu befehlen.

Wissende werden bezeugen, daß dieser Satz keine Uebertreibung enthalte; Unwissende mögen die Bestätigung desselben in den Büchern nachsuchen, welche Legendarier wie Thiers, Blanc und Michelet über die französische Revolution verfaßt haben. Nicht das wirklich Heilsame, nicht das wahrhaft Große, was die Revolution gewollt und vollbracht hat, wird in diesen Büchern nach Gebühr betont und gefeiert, nein! wohl aber die größenwahnsinnige Entbildung vom Privilegium und Monopol Frankreichs, stets „an der Spitze der Civilisation zu marschiren". Im übrigen ist es ja bloß gerecht, zu sagen, daß nicht etwa die Zeitgenossen, die Augen- und Ohrenzeugen, die Mithandelnden und Mitleidenden der Revolution die unheilvolle Legende derselben aufgebracht haben. Man lese nur die zeitgenössischen Berichte von Mercier, Beaulieu, Toulangeon, Lacretelle, Jullian, Prudhomme, Rodier und Anne Louise Germaine de Staël. Ursprung und Wachsthum der revolutionären Legende ging im Schooße der liberalen Opposition vor sich, welche dem restaurirten Bourbonenthume den Krieg machte. Einer der publicistischen Leiter dieser Opposition, Mignet, hat in seiner Geschichte der Revolution der liberalen Mythenbildnerei den Stempel seiner Autorität aufgedrückt. Auf der von ihm eröffneten Bahn schritten die oben namhaft gemachten Mythenschreiber immer weiter und kecker vor. Die also groß gefütterte Legende der Revolution hat dann, verbunden mit der durch Ségur, Béranger, Thiers und andere aufgeschwindelten Legende des Napoleonismus, dem französischen Liberalismus zahrelang als ein vielgehandhabtes und vielwirksames Oppositionsmittel gedient.

Aber die Parteien, welche hinter der liberalen sich erhoben, zogen aus den Prämissen der Revolutionsmythe andere Schlußfolgerungen, als die parlamentarisch-konstitutionelle Opposition wollte und wünschte. Die Radikalen, die orthodoxen Republikaner schnitten sich aus dem Legendenbuch der Revolution das Kapitel vom Jahre 1793 als den Lieblingsgegenstand ihrer Verehrung und Nachahmungsbegierde heraus. Sie wähnten demzufolge, vom Mittelpunkte der Welt, von Paris aus, mittels des Evangeliums Sancti Jakobi ganz Europa revolutioniren und republikanisiren zu können, — das sei ihre Mission. Den verschiedenen Sekten der Socialisten und Communisten, welche Saint-Simon, Fourier, Cabet und Blanc herangezogen hatten, genügte aber das bei weitem nicht. Sie lasen aus der revolutionären Legende noch ganz anderes heraus. Nämlich, daß alles Bestehende nur werth sei, vernichtet zu werden, daß demnach die europäische Gesellschaft zu einem ungeheuren Trümmerhaufen zusammengeworfen werden müsse, damit sodann auf dem mittels der absoluten Gleichheitswalze abgeplatteten Ruinenfeld ein socialer Neuban errichtet werden könne, in welchem es keinen Gott und keinen König, keinen Staat und keine Kirche, kein Eigenthum und keine Ehe, keine Familie und kein Erbrecht, keinen Reichthum und keine Armuth mehr gebe.

Noch auf einen weiteren Unterschied ist aufmerksam zu machen. Die radikalen Politiker hielten das Dogma des französischen Größenwahns stramm aufrecht, so stramm, daß Republikaner von der Sorte der Quinet und Gambetta noch unmittelbar vor 1870 der Nebrzeugung waren, vor Begründung der republikanischen Völkersolidarität müsse noch ein Krieg geführt werden; um das ganze linke Rheinufer für Frankreich zu erobern. Das sollte dann allerdings, meinten die Herren, der letzte Krieg sein. Die französischen Socialisten und Communisten dagegen gaben sich mitunter ernsthafte Mühe, mit allen übrigen „verfaulten" Standpunkten auch den des größenwahnsinnigen Chauvinismus zu überwinden. Wenn man darauf ausgeht, die ganze Menschheit in einen Brei zusammenzurühren, muß man doch anständehalber ein bischen kosmopolitisch schillern. Sehr wahrscheinlich behielten sich die französischen Socialisten und Communisten im Geheimen das Privilegium vor, in diesem Menschheitsbrei das Gewürze vorzustellen, aber öffentlich thaten sie mehr und mehr weltbürgerlich, namentlich dann, als, von 1864 an, die socialistischen Sekten Frankreichs bewußt oder unbewußt den Losungen gehorchten, welche der „Generalrath" oder vielmehr das „Dirigirende Comité" des „Internationalen Arbeiterbundes" von London ausgab ließ.

Daß, warum und wie Napoleon der Dritte der Internationale und des Socialismus als Hilfsmittel seiner Politik sich bediente, ist allbekannt. Ebenso, daß diese von seiten des zweiten Empire empfangene Gunst die socialistisch-internationale Propaganda in Paris außerordentlich erleichterte und erfolgreich machte. Bei dem Sturze des Kaiserreiches fühlten sich demzufolge die „Rothen" — diese Farbebezeichnung will ich fünder der Wortkürze halber für die socialistisch-communistisch-internationale Partei gebrauchen — stark genug, handelnd auf den Plan zu treten, um sich der Herrschaft über Paris und damit selbstverständlich über Frankreich zu bemächtigen. Aber es war

* Wir übergeben hiermit unseren Lesern den Prolog zu einer Reihe von Artikeln über die Pariser Commune, die unser geehrter Mitarbeiter, Professor Johannes Scherr in Zürich, unter dem Titel „Das rothe Quartal" mit dem kommenden Jahrgange unseres Blattes beginnen wird. T. Red.

Digitized by Google

doch noch etwas zu früh. Die Belagerung von Paris durch die Deutschen mußte erst noch vorangehen, um die blau-weiß-rothe Mehrheit der Pariser auf jene Stufe von Begriffsverwirrung und Stumpfsinn herabzudrücken, auf welcher angelangt sie die Tyrannei der rothen Minderheit sich auffassen ließ.“

Für diese Minderheit lagen die Sachen nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes und des Präliminarfriedens von Versailles außerordentlich günstig. Als wäre er ihr treuseligster Mandatar gewesen, hatte Jules Favre gegenüber den Wünschen und Warnungen der deutschen Unterhändler es durchgesetzt, daß die Pariser Nationalgarden ihre Waffen behalten durften. Die Mehrzahl dieser Bürgerwehr bestand aber im März von 1871 aus revolutionären Elementen, welche das während der Belagerung der Stadt durch die Deutschen mehr oder weniger ernst betriebene Soldatenspiel um so lieber weiterspielen wollten, als damit der Weiterbezug des seit dem September von 1870 gewohnt und liebgewordenen Tagessoldes von anderthalb Franken selbstverständlich verbunden sein müßte, während Weib und Kind ihren Lebensunterhalt aus den Staatsmagazinen bezögen. So verfügten denn die Rothen, nachdem sie der Gewalt sich bemächtigt hatten, über eine leidlich organisirte Streitmacht von zweihunderttausend mehr oder weniger starken Bataillonen, deren zuverlässigste aus den Behrmännern der Faubourgs Montmartre, Billette, Belleville, Menilmontant, Montrouge, La Chapelle und Glacière zusammengesetzt waren.

Wenn diese seit Monaten aller Arbeit und Häuslichkeit entwöhnten, von allen Begehrlichkeiten, wie der Müßiggang sie ausbrütet, erfüllten, bildungslosen, leichtgläubigen, durch die Wohnorakel verrückter oder gaunerischer Clubredner bis zum Irrsinn verhetzten Menschen sich zählten; wenn sie, wie sie zu thaten, im Gaubetta-Bülletinsstil einander vorlogen, Frankreich und Paris seien nicht besiegt, sondern nur an die „Prussiens“ verrathen und verkauft worden, verrathen und verkauft von den Imperialisten, Legitimisten, Orleanisten und Bourgeois-republikanern, von den Badinguet, Bazaine, Thiers und Favre, wenn sie phantasirten, die alte Gesellschaft habe augenscheinlich einen ehrlosen Bankerott gemacht, die große Liquidation sei demnach vorzunehmen, um eine neue, die rothe, die atheistische und die communistische Gesellschaftsfirma zu gründen, den Vierten-Stand-Staat, die proletarische Commune; wenn zu diesen heimischen Elementen und Motiven eines radikalen Umsturzes noch die „catilinarischen Existenzen“ hinzukamen, welche aus allen Ecken und Enden der Erde in der prächtigen Weltstadt Paris zusammenflossen, alle ihre Laster und Leiden, ihre Illusionen und Enttäuschungen, ihre Gewissensöde und Rachegefühle, ihre Begierden und Hoffnungen in diese ohnehin schon von höllischem Schwefeldunst erfüllte Atmosphäre ausathmend: — ja, so war es kein Wunder, sondern nur die natürliche Wirkung natürlicher Ursachen, daß die Wetterwolke in das furchtbare Märzgewitter ausbrach, und entsprach es der Logik der Sachlage, daß der französische Größenwahn sich vermaß, Paris, Frankreich, Europa, die Welt umzuwandeln und die Menschheit unter der rothen Fahne marschiren zu machen.

Mit alledem ist das Register der Ursachen vom weltgeschichtlichen Märzbruch des Jahres 1871 noch nicht erschöpft. Man muß in dieses Register noch einstellen das Mißtrauen, den Zorn und Ingrimm, womit tausende, hunderttausende von Parisern, die keineswegs zu den Rothen gehörten, auf die in Versailles tagende Nationalversammlung blickten, welche „Bauern- und Krautjunkerversammlung“ nicht allein in ihrer entschiedenen Mehrheit royalistisch gesinnt war, sondern auch das „Verbrechen“, ja den „Wahnsinn“ verübt hatte, Paris, die „heilige Stadt“, das „Centrum des Weltalls“, die „Weltleuchte“ mit dem politischen Interdict zu belegen. Sodann ist mit Betonung auf das vom Reichskanzler Bismarck im deutschen Reichstage gesprochene Flügelwort zu verweisen: „In der Pariser Commune war ein Kern von Vernunft, nämlich das Verlangen nach einer Gemeinde-Ordnung, wie solche in Deutschland existirt.“ Monsieur de Mazade begeht einen absichtlichen oder unabsichtlichen Irrthum, wenn er in seinem Buche „La guerre de France“ (II, 461) dieses Wort als eine „plaisanterie teutonne“ (einen deutschen Scherz) bezeichnet. Der Reichskanzler meinte es ernst, und seine Aeußerung signalisirte nur eine geschichtliche Thatsache, diese nämlich, daß unter den Motiven der Insurrection vom März 1871 ganz unzweifelhaft auch das Verlangen sich befand, die unheilvollen Fesseln einer despotischen, aufsaugenden Centralisation, wie das Ancien Régime, der Convent und Napoleon sie Frankreich anferlegt hatten, endlich zu brechen und der erdrückenden Staatsallmacht gegenüber ein selbstständiges Gemeindeleben zu pflanzen und zu pflegen. Leider ist sofort beigefügen, daß aus diesem vernünftigen Gedankenkerne nur die brutale Unvernunft der Thatsache hervorwuchs, daß die „Bürger“-Communisten von 1871 es für selbstverständlich ansahen, die „Commune“ Paris müßte und würde Frankreich ebenso souverän und despotisch beherrschen, wie die Hauptstadt zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten, zur Zeit des Convents, zur Zeit Napoleons des Ersten und des Dritten das Land beherrscht hatte. Wäre sie nicht dieser Meinung gewesen, wie hätte sie es wagen können, ihren Willen, den Willen einer Handvoll Abenteurer, dem Gesammtwillen der Nation, welcher sich mittels der Wahlen zur Nationalversammlung — der freisten Wahlen, die jemals in Frankreich stattgefunden — soeben ganz deutlich und bestimmt ausgesprochen hatte, geradezu entgegenzusetzen? „Wir kümmern uns den Teufel um die Provinzen,“ gestand der Hauptthniker der Commune, Citoyen Rigault.

Noch ist aber zur Wurzelursache von 1871 hinabzusteigen. Denn Alberuheit wäre es, zu glauben, das Problem dieser Erscheinung könnte gelöst werden mittels des einfachen Satzes, eine durch das Zusammenwirken unerhörter Umstände begünstigte Bande von Narren und Gaunern habe das rothe Quartal gemacht. Allerdings ist es wahr, daß Narrheit und Gaunerei stets zu den Großmächten auf Erden gehört haben und stets dazu gehören werden. Und nicht weniger wahr ist, daß den ganzen Verlauf der sogenannten Weltgeschichte entlang Hunderttausende und Millionen von Menschen mit Begeisterung, mit Fanatismus für blanke Narrheiten, für haudgreifliche Gaunereien in den Tod gegangen sind, als für Ideale und Idole. Warum? Weil sie daran glaubten. Nicht das Sein der Dinge bestimmt ihren Werth, sondern der Schein, und nicht die Wahrheit, sondern der Credit einer Idee regelt ihre Wirksamkeit. Nur die rückwärts gewandte Parteiblindheit könnte bestreiten wollen, daß tausende der Communarden von 1871, indem sie ihr Leben für die Commune ließen, für die Sache ihres Volkes, für die Sache der Menschheit zu sterben glaubten.

Schon das muß in wissenden und ernstprüfenden Menschen das Gefühl erregen, daß es sich hier keineswegs nur um ein leichtfertig angehobenes und mit bestialer Wildheit durchgeführtes Abenteuer handelte, sondern um eine geschichtliche Nothwendigkeit. Natürlich soll damit nicht etwa bestritten werden, daß selbstsüchtige Berechnungen und wüste Leidenschaften dabei mitgespielt haben, wie das ja bei der Inscenirung geschichtlicher Nothwendigkeiten allezeit und überall so war, ist und sein wird. Denn der Mensch, wie er nun einmal ist, macht die Geschichte, und sie ist ja auch darnach.

Was für eine geschichtliche Nothwendigkeit stand nun im März von 1871 in Frage? Welche Entwickelungsidee rang nach Verwirklichung?

Die Idee der socialen Revolution.

Und diese wäre eine geschichtliche Nothwendigkeit?

Nicht minder gewiß, als die politische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts eine geschichtliche Nothwendigkeit war. Das fünfzehnte Jahrhundert hatte den Samen derselben gestreut; im sechszehnten ging er auf; das siebenzehnte zeitigte die Saat, und am Ende des achtzehnten wurde „mit Eisen und Blut“, wie das herkömmlich bei solchen Geschäften, die reife Ernte eingethan: — die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der verschiedenen Volksklassen. Noch während diese Arbeit im Gange, ist die Thränensaat der socialen Revolution dem Boden der Zeit anvertraut worden. Das neunzehnte Jahrhundert sodann hat diese Saat üppig aufschießen gemacht. Proyenthum und Pauperismus, der pralende Uebermuth des Geldsacks und der brutale Neid des Bettelsacks sind die treibenden Kräfte. Die riesenhafte Entwickelung der Großindustrie und die mit derselben naturnothwendig verbundene Züchtigung eines millionenzähligen Proletariats steigern von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde die sociale Krisis, und diese wird unausweichlich zur großen Katastrophe führen, zur größten der

Digitized by Google

sogenannten Weltgeschichte, zur Durch- und Ausfechtung des grimm- und wuthvollsten Kampfes, des Klassenkampfes.

Und der vernünftige Kern dieser entsetzlichen Frucht? Lassen wir, was man Vernunft zu nennen übereingekommen ist, beiseite. Der aus allen Phrasenhüllen herausgeschälte *menschliche* Kern der socialen Frage und demnach auch die Moral der socialen Revolution ist und wird sein: Steh' du auf vom Tische des Lebens, damit ich niedersitzen und schmausen kann!

Wer sehende Augen hat und sie austhun will, wird diesen Kern durch alle die Redensarten und Handlungen, Narrheiten und Ruchlosigkeiten der Pariser Commune von 1871 hindurch deutlich erkennen. Diese Commune war das schreiende Vorspiel zu der „in Vorbereitung befindlichen" Kolossalkatastrophe der socialen Revolution.

„Schwarzseherei!" brummt ihr. „Wir kennen ja die langweilige pessimistische Tonart."

Ihr leugnet also das soziale Problem?

„Nicht doch! Aber erstens ist die Gefahr weder so groß noch so nahe, wie die Schwarzseherei uns glauben machen möchte, und zweitens kann der fernher drohende Sturm unschwer beschworen werden mittels Reformen, welche der Katheder-socialismus in Verbindung mit den Regierungen schon besorgen wird."

Wirklich? Haben im vorigen Jahrhundert die politischen Reformen die *politische* Revolution verhindert? Was haben alle die ehrlich gemeinten reformistischen Wallungen und Vollbringungen der „erleuchteten" Despoten und ihrer „aufgeklärten" Minister gefruchtet? Nur soviel, daß sie den Ausbruch der Revolution beschleunigten. Heutzutage ist die Lawine der *socialen* Umwälzung im raschen Rollen. Reformen werden nur Staub auf ihrer Bahn sein. Das Riesentrauerspiel wird in Scene gehen auf der Weltgeschichtsbühne.

Ihr wendet euch ab von dieser düstern Weissagung, ungläubig, unwillig, spottlachend sogar?

O, ihr habt recht! Denn Thorheit ist es, Tauben die Wahrheit zu sagen oder Blinde sehen machen zu wollen. Ueberall und alle Zeit haben die Menschen unangenehme Warnungen in den Wind geschlagen. Als in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der traurigen Gabe der Zukunftschau ausgestattete Männer wie Voltaire und Rousseau das Kommen der Revolution vorhersagten, da hat ihnen die Gedankenlosigkeit, welche nicht über die eigene Nasenspitze hinaussieht, auch ins Gesicht gelacht, als Schwarzsehern, Hypochondern und Grillenfängern. Später freilich ist dann den Spottlachern das Lachen vergangen, gründlich.

Auch denen von heute wird es eines wüsten Tages vergehen, gründlichst. Denn die Logik der Geschichte will ihr Recht, und die Geschicke müssen sich erfüllen.

Dichtermütter.

Von J. Loewenberg.

(Schluß.)

Die Mutter *Heinrich Heine's*, des ungezogenen Lieblings der Grazien, *Betty van Geldern*, muß eine Frau von ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Herzens gewesen sein. Ihr Einfluß auf die Herzens- und Geistesbildung ihres ältesten Sohnes Harry, wie er als Kind genannt wurde, muß nach Allem, was von ihr berichtet wird, sehr bedeutend gewesen sein. Sie nährte ihre vier Kinder selbst und gab ihnen auch den ersten Lese- und Schreibunterricht. Heine gedenkt noch „der braunen Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte, — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat das meiner Mutter genug Mühe gekostet." — Sie leitete auch den späteren Unterricht und die Lectüre der Kinder. Heine nennt sie eine Schülerin Rousseau's, und sein Bruder Maximilian erzählt, daß Goethe ihr Lieblingsschriftsteller gewesen sei, und daß sie sich besonders an dessen Elegien erfreut habe.

Bei der guten Erziehung, die sie im elterlichen Hause und im Umgange mit ihren gelehrten Brüdern genossen, läßt sich ohnehin mit Sicherheit annehmen, daß sie einen mehr als gewöhnlichen Grad allgemeiner Bildung besaß und nicht wenig dazu beitrug, schon früh in ihrem begabten Sohne das Interesse für die Meisterwerke der Kunst und Poesie und für eine idealere Lebensauffassung zu wecken.

Es ist bekannt, daß die poetischen Neigungen und die ersten Arbeiten des frühen Dichters lange Zeit keine sonderlich anregende Aufmunterung im elterlichen Hause fanden, welches Frau Betty zu einer Stätte des Goethe-Cultus geweiht hatte, in dem mit großer Vorliebe meist nur von Goethe gelesen und gesprochen wurde. „Wie soll der Junge aufkommen," rief einst Papa Heine in verdrießlicher Mißbilligung hierüber aus, „wie soll der Junge aufkommen, wenn man immer und immer nur von Goethe lesen und reden will!" und schon der Name Goethe war ihm zuwider, so oft er ein Buch mit demselben in die Hand nahm.

Was that Harry?

Er ließ heimlich alle Bücher, die Goethe's Namen trugen, umbinden, das „Goethe" säuberlich ausradiren und statt dessen den Namen *Schulze* hineinsetzen. Seine Absicht gelang. Papa Heine las nunmehr die Gedichte von *Schulze* und mochte beruhigt denken: der ist doch noch ärger als Harry. Aber die milde, wohlunterrichtete Mutter hatte den Schalksstreich des übermüthigen Sohnes sofort erkannt, schlug in Abwesenheit des Vaters eins dieser Bücher auf und sagte, indem sie den Finger auf den hineingeschmuggelten Namen legte: „Mein Sohn, möchtest Du einst nur halb so berühmt werden, wie der *Schulze*, der diese Gedichte verfaßt hat!"

Mit Eifer las Frau Betty die Schriften deutscher Patrioten und versäumte keine Gelegenheit, ihre heranwachsenden Söhne auf die traurigen politischen Zustände des damaligen Deutschlands aufmerksam zu machen, besonders auf die elende Kleinstaaterei. „Verspreche mir," wiederholte sie oft denselben, „versprecht mir, nie in einem *kleinen* Staate Eure Heimath zu suchen, wählt große Städte in großen Staaten, aber behaltet ein deutsches Herz für das deutsche Volk!"

Und der älteste ihrer Söhne, *Heinrich*, der Dichter, ging bekanntlich nach Paris, der zweite, *Gustav*, nach Wien, der dritte, *Maximilian*, nach Petersburg.

Die innige Liebe, welche die Kinder bis in's späteste Alter für die Mutter bewahrten, ist ein schönes Zeugniß dafür, daß Frau Betty es verstanden, nicht blos die treue Pflegerin der Kindheit, sondern auch die Theilnehmerin des geistigen Lebens ihrer Kinder zu sein. Heinrich, der Dichter, hat ihr in zahlreichen Liedern und Sonetten, in den „Nachtgedanken", in dem Wintermärchen „Deutschland" und an anderen Orten die zärtlichsten Gefühle geweiht. Wir erinnern nur an sein rührend schönes Sonett:

An meine Mutter.

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein Bischen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir in's Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Muth sich blähe,
In deiner selig süßen, traulen Nähe
Ergreift mich oft ein demuthsvolles Zagen.

Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

Auf *Zacharias Werner's* Charakter und literarische Entwickelung übte die Mutter einen unverkennbar unheimlichen Einfluß. „Schon mit dem ersten Hauche," sagt Laube in seiner Literaturgeschichte, „scheint er von ihr die Anlage zu allem Un

Digitized by Google

gestüm, aller Kraft, all den Gegensätzen, aller ungelösten Verwirrung empfangen zu haben. Seitdem er seinen Vater verloren, der Professor der Geschichte und Beredsamkeit an der Universität zu Königsberg war, blieb er bis zum zweiundzwanzigsten Jahre bei der Mutter, einer Nichte des Dichters Valentin Pietsch. Werner selbst nennt sie eine reine heilige Kunstseele und Märtyrerin. Hippel, der Dichter der „Lebensläufe in aufsteigender Linie", sagte von ihr, daß sie jeden Gegenstand mit Adlerblicken durchschaute, und auch Hoffmann, der Verfasser der „Serapionsbrüder", giebt ihr das Zeugniß, daß sie mit Geist und Phantasie hoch begabt gewesen sei.

In ihrem besten Alter verfiel sie aber in eine schwärmerische Gemüthskrankheit, von der sie nie genas und in der sich der Wahn in ihr ausbildete, sie sei die Jungfrau Maria und ihr Sohn der Heiland der Welt. Es ist unverkennbar, daß diese Geistesart der Mutter, in welcher Weise auch deren Zerrüttung sich ausgesprochen haben mag, nicht ohne tiefen Einfluß auf das empfängliche Gemüth des Sohnes geblieben ist, des philosophisch gebildeten protestantischen Dichters von „Dr. Martin Luther oder die Weihe der Kraft", des Dichters, in dem anfangs keine Spur von religiöser Schwärmerei sich findet, viel mehr gerade vom Gegentheile, des Dichters der endlich als eifernder, mystischer katholischer Bußprediger seine Schreibfeder testamentarisch vermacht hat der Schatzkammer der Mutter Gottes zu Mariazell als eines Hauptwerkzeuges seiner Verirrungen, seiner Sünden und seiner Reue."

Justinus Kerner, der somnambule, hellsehende Dichter, berichtet in seinem „Bilderbuch aus der Knabenzeit" über seine Mutter, eine geborene Stockmayer: „Sie war von kleiner Gestalt, zarter Natur und in ihrer Jugend von nicht gewöhnlicher Schönheit." Bei ihrer Ankunft als Braut in Ludwigsburg habe sie Schubart besungen:

„Die Nachtigall sang froh dazu:
Wie schön bist Du! wie schön bist Du!"

Durch ihr ganzes Leben waren stille Demuth und Gehorsam gegen ihren Eheherrn, ja selbst Furcht vor ihm, Hauptzüge ihres Charakters. Sein Wille war ihr strenges Gebot, und ihr ganzes Dichten und Trachten ging nur dahin, ihn bei gutem Muthe zu erhalten und alles Unbequeme von ihm zu entfernen. Auf seinem Todtenbette, wo er die Hostie nicht mehr verschlingen konnte, nahm sie dieselbe von den kalten, ersterbenden Lippen und verschlang sie in seinem Namen unter Gebet und Thränen. Diese krankhafte Excentricität zeigt bei ihren Schwestern noch trübere Erscheinungen. Eine ältere Schwester, die sehr geistreich gewesen und poetische Anlage gehabt haben soll, verfiel später in Melancholie; ihr Sohn wurde wahnsinnig. Ihre Tochter, deren Sohn der Dichter Wilhelm Hauff war, wurde Nachtwandlerin, und auch die jüngste Schwester der Mutter ist wahnsinnig gewesen. „Das Gefühlsleben," berichtet Kerner selbst, „herrschte bei meiner Mutter durchaus vor, aber nie erlitt sie eine Störung des Geistes. Es erzeugte sich in ihr kein Wahnsinn, aber, wenn man mich so nennen will, doch in ihr ein Poete, und so war es auch bei Wilhelm Hauff's Mutter. Ich führe diese physischen Zustände einzelner Glieder meiner Familie an, weil daraus hervorgeht, wie Wahnsinn, Somnambulismus und Dichtkunst mit einander verwandt sind, und oft eins aus dem andern hervorgeht." — Bei dem Dichter der „Scherin von Prevorst", der „Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur" hat sich dies in hohem Grade bewahrheitet.

Und wie bei den erwähnten deutschen Dichtermüttern zeigen sich dieselben seelischen Uebertragungen auch bei Dichtermüttern fremder Nationalitäten. Dämonischer noch als bei dem vorgenannten deutschen Dichter Zacharias Werner sind die düstern Schatten, welche das Bild der Mutter Byron's auf ihren großen Sohn wirft.

Lord Byron! Er war geboren — so charakterisirt ihn sein geistreicher Landsmann Macaulay — mit Ansprüchen auf Alles, was Menschen begehren und bewundern. Aber einem jeden der unzähligen Vortheile, welche ihm vor Andern zu Theil geworden, war ein Zusatz von Unglück und Entwürdigung beigegeben. Aus einem alten, edlen Hause entsprossen, trat er eine Erbschaft an, verkümmert und befleckt durch Verbrechen und Thorheiten seiner nächsten Vorfahren. Sein unmittelbarer Vorgänger war arm gestorben und nur die Milde seiner Richter hatte ihn vor dem Tode durch Henkershand bewahrt. Der junge Lord hatte große Geistesgaben, aber auch ihnen war viel Ungesundes beigemischt. Von Natur gefühlvoll und hochherzig, machten Launen ihn reizbar und wunderlich. Bei apollinischer Schönheit der Gesichtszüge war er doch nur ein Krüppel, der über die Straße hinkte.

Aber wie launisch auch das Schicksal gegen ihn war, war doch die Mutter noch tausendmal launischer. Von leidenschaftlichen Ausbrüchen des Zornes ging sie zu ebenso leidenschaftlichen Ausbrüchen einer ausschmeichelnden Zärtlichkeit über. Es schien, als ob die eigene Mutter nicht weniger als die Natur und alle seine Umgebungen es darauf angelegt hätten, ein verzogenes Kind aus ihm zu machen. Kein Wunder, daß er es geworden.

Catharina Gordon, die einzige und reiche Erbin aus altadeliger schottischer Familie, war die zweite Gattin des Captain Byron. Der eheliche Friede ward ebenso schnell vernichtet, wie die ganze Liebe der Frau schon nach einem Jahre verthan war. Das einzige Kind, George Byron, ward erst nach der Trennung der Eltern 1788 geboren und verlebte seine Kinder- und Jugendjahre bei der Mutter.

Züge ihres Charakters zeigten sich schon im zartesten Alter auch bei dem Kinde. Als George eines Tages gescholten wurde, weil er ein neues Röckchen, das ihm eben angezogen worden, beschmutzt hatte, erwiderte er kein Wort. Aber er wurde bleich wie der Tod, und mit beiden Händchen das Kleid ergreifend, zerriß er es von oben bis unten und trotzte in stummer Wuth dem Aerger der Wärterin. Ja, es wurde noch lange eine Unterlasse als Reliquie aufbewahrt, aus welcher das Kind einst in einem solchen Anfalle von innerer Empörung ein Stück förmlich herausgebissen hatte. Die Mutter war ihm das Vorbild zu solchen Scenen; nur einer unbedeutenden Veranlassung bedurfte sie, um in so große Wuth zu gerathen, daß sie Alles umherwarf und zerbrach, daß sie sich die Haube vom Kopfe riß und mit Füßen zusammentrat.

Zum größten Unglücke für den Knaben war seine Erziehung ganz dieser Mutter überlassen, bei der selbst der Umstand, welcher sonst die Zärtlichkeit noch erhöht, dazu dienen mußte, das gestörte Verhältniß noch mehr zu vergiften. Das körperliche Mißgeschick ihres Sohnes, diese „Hintansetzung der Natur", welche der Dichter bis an sein Ende bitter empfand, gab der Wildheit der Mutter leider nicht selten Veranlassung zu Spott und Hohn. Und wenn dieser Knabe dennoch bei alledem ein großer Dichter wurde, ist es zu verwundern, wenn seine Werke in reichem Maße von einem wahrhaft dämonischen Elemente durchdrungen wurden?

Dieses dämonische Element äußerte sich auch bei der Nachricht von dem Tode seiner Mutter. „Meine arme Mutter," schreibt er dem Freunde, „ist gestern gestorben, und ich komme von Londom, um sie in die Familiengruft zu geleiten. Erst gestern erfuhr ich, daß sie krank sei, und heute schon erhielt ich die Todesbotschaft. Ich fühle jetzt, wie wahr der Dichter spricht, wenn er sagt, daß wir nur Eine Mutter haben können. Friede sei mit ihr!" Und doch war er dem Leichenzuge nicht gefolgt, sondern sah ihn nur vom Thore der Abtei mit eisiger Kälte nach und trat alsbald an seine täglichen Morgenübungen im Fauſtkampfe mit mehr als gewöhnlicher Heftigkeit. Daß dies aus der Marotte der Absonderlichkeit geschehen, darauf leitet überzeugend eine Beobachtung der Dienerin. Diese kam zufällig in der Nacht nach der Ankunft des Lords an der Thür des Zimmers vorüber, in dem die Entschlafene lag. Sie glaubte drinnen schwere Seufzer zu vernehmen, und als sie eintrat, sah sie zu ihrem Erstaunen Byron allein am Bette der Leiche in einem Strome von Thränen, und vom Schmerzgefühle überwältigt, rief er der Eintretenden entgegen: „Ach, ich hatte nur diese eine Freundin in der Welt, und sie ist von mir gegangen."

Und auch in dieser Schmerzensäußerung ist der Charakter der Mutter zu erkennen. Bei der kältesten Gleichgültigkeit, bei allen Anfällen von Wuth und Zorn war sie im tiefsten Herzensgrunde doch von Stolz und Zärtlichkeit für den Sohn erfüllt. Seiner literarischen Thätigkeit widmete sie die zärtlichste Theilnahme. Sie ahnte seine Größe im Voraus. Man fand in ihrem Nachlasse eine sehr sorgfältig geordnete Sammlung von Urtheilen und losen Blättern, die das Genie des Sohnes anerkannt und verkündet hatten.

Digitized by Google

Neben dieses Gemälde voll düsterer Schatten stellen wir ein Bild voll Licht und Wärme, das der Mutter von Alfons Lamartine. Alix des Roys — so hieß die Mutter unseres Dichters — war die Tochter des Generalintendanten des Herzogs von Orleans und der Untergouvernante der prinzlichen Kinder; sie nahm in ihren Kinderjahren Theil an den Lectionen und Spielen des nachmaligen Königs Louis Philipp, und die Bilder der berühmtesten Männer jener Zeit blieben ihrem Gedächtnisse eingeprägt, wie die Spuren vorweltlicher Wesen in dem Gesteine der Gebirge. Von Rousseau war sie schwärmerisch eingenommen. Sie bekannte sich nicht zur Religion seines Genies, aber zu der seines Herzens. Die Schrecken der Revolution hatten die junge Frau hart getroffen. Sie nährte den Sohn, während der angebetete Gatte an den Stufen des Schaffots stand. Was Wunder, wenn die Menschen, deren Leben aus so finsteren Tagen datirt, eine Neigung zur Traurigkeit und Melancholie haben.

Wenden wir uns indeß an ein anmuthigeres Bild aus der Kindheit des Dichters. Auf einem Kanapee von geflochtenem Stroh in der Ecke, welche von dem Kamine des einfachen Zimmers und der Wand des Alkovens gebildet wird, sitzt eine Frau, welche noch sehr jung zu sein scheint, obgleich sie schon beinahe fünfunddreißig Jahre zählt. Ihre hohe Gestalt besitzt noch die ganze Geschmeidigkeit und Eleganz des jungen Mädchens; ihre Züge sind so zart, ihre schwarzen Augen haben einen so offenen und durchdringenden Blick, ihre durchsichtige Haut läßt unter ihrem etwas blassen Gewebe so deutlich das Blau ihrer Adern und das flüchtige Roth ihrer geringsten Bewegung wahrnehmen, ihre tief schwarzen, aber sehr feinen Haare fallen so wellenförmig und seidenartig an ihren Wangen bis auf die Schultern herab, daß es unmöglich ist zu entscheiden, ob sie achtzehn oder dreißig Jahre zählt.

Diese halb auf ihre Kissen zurückgelehnte junge Frau hält ein kleines Mädchen, welches, mit dem Kopfe auf einer ihrer Schultern ruhend, eingeschlafen ist. Das Kind hat noch um seine Finger eine der langen schwarzen Haarlocken seiner Mutter geschlungen, mit welcher es gespielt hatte. Ein anderes, etwas älteres kleines Mädchen sitzt auf einem Schemel zu Füßen des Kanapees. Es ruht mit seinem blonden Köpfchen auf den Knieen seiner Mutter. Diese junge Frau ist des Dichters Mutter; die beiden Kinder sind seine Schwestern. — Lassen wir nun den Dichter selbst erzählen.

„Dem Kamine gegenüber sitzt ein Mann, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, mit einem Buche in der Hand. Er liest mit lauter Stimme vor. Ich höre noch jetzt den männlichen, vollen, kräftigen und dessen ungeachtet biegsamen Ton dieser Stimme, welche lange, tönende Perioden dahinfließen läßt. Meine Mutter hört mit etwas geneigtem Kopfe träumerisch zu. Ich, mit meinem dem Vater zugewendeten Gesicht und auf eines seiner Kniee gestemmtem Arme, sauge jedes Wort ein, greife jeder Scene vor, verschlinge das Buch, dessen Blätter sich für meine ungeduldige Phantasie zu langsam umwenden. Was enthält dieses Buch? — das erste Buch, dessen so beim Eintritte in das Leben verwunderter Inhalt mich wirklich fesselt, was ein Buch ist, und mir sozusagen die Welt der Rührung, der Liebe und der Träumerei öffnet?

Dieses Buch ist „Das befreite Jerusalem“. — So war Tasso, von meinem Vater vorgelesen, von meiner Mutter mit Thränen in den Augen angehört, der erste Dichter, der die Saiten meiner Phantasie und meines Herzens gerührt hat.“ —

An anderen Stellen erzählt Lamartine:

„Meine Erziehung lag ganz in den mehr oder weniger heiteren Augen und dem mehr oder weniger offenen Lächeln meiner Mutter. Die Zügel meines Herzens lagen in dem ihrigen. Sie forderte von mir weiter Nichts als Güte und Wahrheit. Ich hatte keine Mühe, es zu sein. Mein Vater und meine Mutter waren meine ersten Lehrer. Ich sah sie lesen — und wollte lesen lernen; ich sah sie schreiben — und bat sie, mir zu helfen, Buchstaben zu machen. Meine Ideen fänden mit denen meiner Mutter in steter Verbindung und entwickelten sich sozusagen in den ihrigen. Aus der Seele meiner Mutter sog ich alle nährenden Säfte meines jungen Lebens; ich las durch ihre Augen, fühlte durch ihre Eindrücke, liebte durch ihre Liebe. Sie überspezte mir Alles, die Natur wie die Gefühle, die Herzensregungen wie die Gedanken. Der Unterricht, den ich erhielt, bestand nicht aus Lectionen: es war die Handlung des Lebens, Denkens und Fühlens selbst, welche ich unter ihren Augen mit ihr, wie sie und durch sie verrichtete. — So bildete sich mein Herz nach einem Muster, das ich nicht einmal zu betrachten brauchte, so sehr war es mit meinem eigenen Herzen verschmolzen.“

Schließlich noch eine einzige Stelle für deutsche Mütter.

„Meine Mutter,“ berichtet Lamartine, „kümmerte sich sehr wenig um das, was man unter Unterricht zu verstehen pflegt. Sie strebte nicht danach, aus mir ein für mein Alter früh entwickeltes Kind, ein sogenanntes Wunderkind, ein Genie zu machen. Sie reizte mich nicht zu dem Streben, es besser zu machen, als Andere, was bei Kindern meist oder oft eine Eifersucht des Stolzes ist. Sie verglich mich mit Niemand; sie erhöhte mich nicht und erniedrigte mich nicht durch gefährliche Vergleichungen. Sie dachte mit Recht, daß ich, wenn meine intellectuellen Kräfte einmal durch die Jahre und die Gesundheit des Körpers und Geistes entwickelt sein würden, ebenso gelänfig wie ein anderes Kind das wenige Griechisch und Latein und Rechnen begreifen würde, aus dem die trivialen Kenntnisse bestehen, auf die man einen so hohen Werth legt. Was sie wollte, das war, aus mir ein glückliches Kind, einen gesunden Geist und eine liebende Seele, ein Geschöpf Gottes zu bilden und nicht eine Puppe der eitlen Selbstsucht und des Dünkels.“

Deutsche Mütter, beherzigt diese Erziehungsweise!

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird ausdrücklich untersagt.

Von Otto Glagau.

12. „Dividendenbier“.

Zu Rostock ist ein Büchlein erschienen, betitelt „Der große Schwindel und der große Krach“. Ein originelles ergötzliches Büchlein! Es ist nämlich eine humoristisch-satirische Geschichte der Schwindelperiode, blos zusammengestellt aus Citaten der Berliner Witzblätter: „Kladderadatsch“, „Wespen“ und „Ulk“; also ein Geschichtswerk, das auf unantastbaren Quellen beruht. Im Gegensatze zu der übrigen Presse haben „Kladderadatsch“ und Genossen den Schwindel als solchen gekennzeichnet und mit ihren Witzen begleitet. Aber eben diese Witze und Schnurren halfen vielleicht täuschen über den blutigen Ernst des Schwindels, ließen den verbrecherischen Frevel, der an dem ganzen Volke verübt wurde, nicht recht zum Bewußtsein kommen. Während wir die auf Kosten der Gründer und Börsianer gerissenen Witze und Späße belachten, merkten wir nicht, daß dieselben Gründer und Börsianer auch uns die Taschen leerten, auch uns bis auf's Hemde auszogen.

Die allgemeine Ausplünderung der Gesellschaft vollzog sich allmählich und fast unmerklich im Laufe von Jahren, aber als unmittelbare Folgen des Schwindels zeigten sich sofort allerlei Calamitäten und Wehen. Hand in Hand mit der Wohnungsnoth ging die Vertheuerung und Verschlechterung der Lebensmittel. Alle Lebensmittel und alle Waaren wurden nicht nur theurer, sondern auch schlechter, zugleich geringer an Quantität und an Qualität, oder sie erhitten gar eine grobe und nicht selten gesundheitsgefährliche Verfälschung. Das Publicum wurde nicht blos übertheuert, dreimal betrogen: man beeinträchtigte und verleidete ihm auch den Genuß, man verkümmerte ihm des Leibes Nahrung und Nothdurft. Besonders geschah dies mit einem Artikel, der neben dem Brode im täglichen Haushalt eine Hauptrolle spielt.

In ganz Deutschland steigert sich seit länger als 30 Jahren der Bierconsum, ist namentlich das sogenannte „Baierisch“ zu einem Nahrungsmittel für alle Classen geworden. Bis 1870 war es durchweg ein reines gehaltvolles Getränk; mit dem

Digitized by Google

Gründungsschwindel verlor es sofort und reißend an Geschmack und an Güte, und wenn es sich auch nach dem „Krach“ wieder etwas verbessert hat, so giebt es doch immer noch viel zu klagen.

In Berlin wurde ehedem ein gutes, ja vortreffliches „Baiersich“ verschänkt. Eine Reihe hiesiger Brauereien, wie die von Schwendy, Lipps, Ahrens, Wagner, Patzenhofer, lieferten ein Fabrikat, das in Stadt und Provinz einen wohlverdienten Ruf genoß. Auch das „Actienbier“ vom Tivoli hatte zahlreiche Liebhaber. Tivoli, 1857 begründet (nicht „gegründet“), war lange die einzige Actienbrauerei; erst 1869 trat Friedrichshain, vormals Lipps, hinzu — eine bloße Umwandelung; schon eine Vorgründung, besorgt von Banquier Rauff, Justizrath Hinschius, Commerzienrath Gilka und Genossen.

Die hiesigen Brauereien vermochten den Bedarf nicht entfernt zu decken; in jedem Sommer zeigte sich Biernoth; das ganze Jahr hindurch wurden von nah und fern, aus der Umgegend und aus ganz Deutschland gewöhnliche Lagerbiere und „echte“ Biere eingeführt. — Hier lag ein wirkliches (nicht blos, wie bei den Wohnungen, ein scheinbares und künstlich gesteigertes) Bedürfniß vor und konnte daher den Gründern nicht entgehen. Zugleich mit der „Wohnungsfrage“, nahmen die Gründer auch die „Bierfrage“ in die Hand und lösten sie nach ihrer Weise.

Noch vor Ausbruch des Actiengesetzes, und natürlich in Voraussicht desselben, wurden im Frühjahr 1870 zwei Brauereien in „Commanditgesellschaften auf Actien“ — damals die bequemere, weil leichter erreichbare Form — verwandelt: Unions-Brauerei, früher Gratweil und Böhmisches Brauhaus, dem Gerichts-Assessor a. D. Knoblauch gehörig. — Hermann Gebert, auch hier wieder der Erste auf dem Platz, „gründete“ in Verbindung mit den Banquiers Julius Guttentag und Georg Sackur sowie dem Rechtsanwalt Hecker — seinen Freund Hermann Gratweil, der sich alsbald selber zu einem flotten Gründer entwickelte, beziehentlich bei verschiedenen, eigentlich Gebert'schen Gründungen hülfreiche Hand leistete. — Armand Knoblauch ließ sich gründen von F. W. Kranse u. Comp., Commerzienrath Victor Ludwig Wrede, Gustav Gravenstein, Fabrikbesitzer Gustav Schöpplenberg und Justizrath Ahlemann.

Am 11. Juni 1870 explodirte das Actiengesetz, und nun kamen die übrigen Brauereien an die Reihe; eine nach der andern wurde „gegründet“. Wir classificiren sie wie folgt:

A. Nicht zu böse Gründungen:

Friedrichshöhe, vormals Patzenhofer. Verfasser: Banquier Anton Emil Wolff (Hirschfeld u. Wolff), Banquier Paul Heimann (Marcus Nelken u. Sohn), Generalconsul Ascher Salinger (Gebrüder Arons) ꝛc. Cours circa. 90;

Schultheiß. Verfasser: Commerzienrath Wilhelm Herz, Consul und ehemaliges Reichstagsmitglied Gustav Müller, Consul George Marchand, Commerzienrath Benjamin Liebermann, Oskar Hainauer, Julius Schiff, Adolf Rösicke, Richard Rösicke. Cours noch circa 100.

B. Ziemlich böse Gründungen:

Bock, früher G. Hopf. Gründer: Commerzienrath Meyer Cohn, Julius Alexander, Dr. Otto Hübner, Fabrikant Hermann Reimann ꝛc. Cours circa 50;

Moabit, früher Moritz Ahrens. Gründer: Josef Pincus (Feig u. Pincus), Bernhard Friedheim, Karl Deibel, Julius Gretling (Gebrüder Gretling). Aufsichtsräthe respective „Revisoren“: Regierungsrath a. D. Albert Büchling, Dr. Georg Kurs, Dr. Hermann Rasche, Aron Aumann. Cours circa 50.

C. Entschieden böse Gründungen:

Schöneberg, vormals Heinrich Schlegel. Gründer: Hermann Schnitzer, Gustav Löwenberg, Aron Aumann, Karl Coppel, Ludwig Max Goldberger, Adolf Martini, Fabrikbesitzer Emil Moritz Nathenau. Cours circa 30;

Adler, vormals G. Schwendy. Gründer: Hugo Wolff, Hermann Frenkel, Director Spielhagen, Stadtrath Pohle ꝛc. Cours circa 20;

Königstadt, vormals Busse u. d'Heureuse. Gründer respective Aufsichtsräthe: Alwin Soergel (Deutsche Genossenschaftsbank von Soergel, Parrisius u. Comp.), Johann Kämpf in Halle (Hallescher Bankverein), Anton Securius, Julius Busse, Louis Feig, Heinrich Booß, Arnold Bittkowski, Reichstagsmitglied Stadtrath Hausmann in Brandenburg ꝛc. Cours circa 20.

D. Sehr böse Gründungen:

Societäts-Brauerei; gegründet von Heinrich Reh, Karl August Arndt und Johann Gottlieb Maecker, welche auch die berühmte Tempelhofer Baugesellschaft in die Welt setzten. Cours circa 8;

Hasenhaide, früher C. Kelch. Gründer: Julius Samelson, Julius Pickardt, Felix Manroth, Julius Hahlo, Joseph Neisser, Gustav Noah, Director Gustav Hartmann, Generaldirector Julius Müller ꝛc. Director und später Liquidator: Albert Neisser. Cours 1/2.

Von allen diesen „Gründungen“ war wohl die anständigste „Friedrichshöhe“. Nach Saling's Börsenhandbuch geschah sie „mit einem sehr bescheidenen Aufschlag“. Dies war aber nicht die Schuld der Gründer, sondern die des Vorbesitzers G. Patzenhofer, der seine Hand darüber hielt. Der ehrliche, dicke Patzenhofer behielt auch die Leitung der Brauerei bis zu seinem im vorigen Jahre erfolgten Tode, und unter ihm behaupteten „Friedrichshöhe“ von allen Bier-Actien den höchsten Stand. Erst hinterher, unter der Direction von F. Goldschmidt und Paul Potocky-Nelken, fiel mit der Dividende auch der Cours, und die Actien nehmen nicht mehr die erste, sondern nur noch die vierte oder fünfte Stelle ein.

Wie es sonst bei den Bier-Gründungen in der Regel zugegangen ist, hat ein Herr Böttow verrathen, der sich 1871 von der Vereinigung der Brauereibesitzer trennte, und damals Folgendes erzählte:

Man habe ihm für seine Brauerei, um dieselbe zu „gründen“, die enorme Summe von 300,000 Thaler geboten. Der Commissionär, der das Geschäft vermittelte, beanspruchte für sich die Kleinigkeit von 25,000 Thaler; der eigentliche Leiter oder Hauptgründer verlangte 50,000 Thaler; die Banquiers oder das Börsen-Consortium forderten 200,000 Thaler, sodaß ein Actiencapital von 600,000 Thalern ausgeworfen werden sollte. — Herr Böttow hatte den Muth, abzulehnen, aber viele seiner Collegen warfen sich den Gründern mit Wollust in die Arme.

Alle jene Bier-Gründungen — auch die, deren Actien noch hoch im Course stehen — waren sehr theuer; alle sind heute mit einem zu großen Capitale belastet. Auch Tivoli und Friedrichshain, die schon von 1857 und respective 1869 datiren, haben sich in der Schwindelperiode mit neuen Emissionen und neuen Anleihen übernommen.

Schloßbrauerei Schöneberg, Adler und Königstadt gehören schon zu den grausamen Gründungen, wie dies freilich nur dem Charakter der Verfasser entspricht, die sich durch eine Reihe zum Theil noch schlimmerer Werke fast unsterblich gemacht haben. Hermann Schuster's „Schloßbrauerei“ ist einschließlich der Hypotheken mit 820,000 Thalern, Hermann Frenkel's und Hugo Wolff's „Adler“ mit 1,000,000 Thalern, Alwin Soergel's „Königstadt“ mit 1,200,000 Thalern belastet, und „Königstadt“ gedachte Ende 1872 noch „400,000 bis 600,000 Thaler neue Actien“ auszugeben, was aber nicht mehr gelang.

Auf der schiefen Ebene der Gründungen geht es ohne Halt abwärts, tiefer und tiefer. Ein Gründer übertrumpft immer noch den andern; in vielen Fällen haben sie das gegründete Object sich nicht nur zwei-, drei-, fünf-, zehnmal über den Werth bezahlen lassen, sondern allmählich auch das ganze Actiencapital escamotirt, ja die Gesellschaft noch mit großen Schulden belastet, nicht nur die Actionäre um Alles gebracht, sondern auch noch die Gläubiger betrogen. Freilich sind die „Gläubiger“ oft nur fingirt, oder doch die heimlichen Verbündeten der Gründer, resp. der Herren „Directoren“ und „Aufsichtsräthe“.

Wahre Nachtstücke von Gründungen sind die Societätsbrauerei und die Bergbrauerei Hasenhaide.

Herr Heinrich Reh „gründete“ sich selber, seine eigene, noch gar nicht fertige Brauerei, die er „Societätsbrauerei“ nannte und nach und nach mit ca. 800,000 Thalern belastete. Den Actien und Hypotheken ließ er noch 6-procentige „Prioritäts-Obligationen“ folgen, die wahrscheinlich noch tiefer stehen als die der „Flora“ und schon lange gar nicht mehr notirt werden. Wie mit den „Prioritäten“ der „Flora“, so handelt auch mit den Prioritäten des Herrn Heinrich Reh — der geniale Finanzkünstler Jean Fränkel: denn schöne Seelen finden sich, und

Digitized by Google

wo es eine besonders faule Gründung giebt, ist in der Regel auch Herr Jean Fränkel dabei.

Heinrich Reh warf pro 1873 eine Dividende von ganzen drei Procent aus, bekam aber gleich darauf Gewissensbisse und zahlte die grandiose Dividende nicht aus, sondern trug sie in die Bilanz als „unerhoben“ (!) ein. Die vorjährige Generalversammlung setzte er auf den heiligen Christabend. Nicht, daß er den Actionären eine angenehme Weihnachtsbescherung zu machen gedachte; nein, er rechnete darauf, daß ihnen die Stunde ungelegen sein und daß sie dieselbe versäumen würden. Aber in den Zeitungen erschienen menschenfreundliche Mertzeichen und Fingerzeige, und die Actionäre meldeten sich so zahlreich, daß Herr Reh schließlich viele abwies und ihnen die Eintrittskarte verweigerte.

Auch war Herr Reh so vorsichtig, die „Vertreter der Presse“ auszuschließen, das will hier sagen, die Abgesandten der Börsenblätter, woraus wir ihm übrigens nicht den geringsten Vorwurf machen wollen, denn diese Leute sind sehr überflüssig, und sie verfolgen nicht die Interessen des Publicums, sondern nur die der Börse. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln war die Versammlung zahlreich, und sie nahm einen sehr aufrührerischen Verlauf. Von allen Seiten erhoben sich Klagen, Vorwürfe, Anschuldigungen und Drohungen, aber Herr Reh stand da wie im brandenden Meere der Fels. Er leugnete nicht einmal; er gab fast Alles zu; er ließ die empörten Actionäre schreien und toben, bis sie müde wurden, und dann schloß er ruhig und würdig die Sitzung. Seiner Pflicht gemäß, veröffentlichte er auch wieder die Bilanz, ohne sie aber, wie es Gebrauch ist, von einem Revisor bescheinigen zu lassen. Herr Heinrich Reh weiß sich über solche Formen hinwegzusetzen, und in Wahrheit ist bei den Bilanzen der Actiengesellschaften der „Revisor“ eine bloße Form.

Der Bergbrauerei Hasenhaide hatte der frühere Besitzer, C. Kelch, für das erste Jahr eine Dividende von 8 Procent garantirt, und er bezahlte sie auch. Die Gesellschaft erwarb das Etablissement für den kolossalen Preis von Einer Million und schritt dann noch zu kostspieligen Ankäufen und Bauten. Die Bilanz pro 1874 schloß mit einem Verlust von 96,000 Thalern; thatsächlich war aber bereits das ganze Actiencapital und noch mehr verloren. Man mußte liquidiren, und die Firma Benoni Koskel erstand die Brauerei kürzlich für 555,000 Thaler, welche Summe noch nicht einmal die Forderungen der Gläubiger deckt. Die Actien sind völlig werthlos; trotzdem werden sie an der Börse noch immer mit $^1/_8$ notirt und stott gehandelt.

Nicht nur, daß die Actienbrauereien theuer „gegründet“ sind — auch ihr Umbau und Ausbau, ihre Vergrößerung und Erweiterung, die in manchen Fällen das Maß überschritt, fällt gerade in die theuerste Zeit. Sie kauften Terrains, Grundstücke und Maschinen zu den höchsten Preisen — sie haben überaus kostspielig gebaut. Seitdem sind Gebäude und Baugründe im Werthe sehr gesunken, die Löhne und die Preise der Materialien sind rapid gefallen.

Ferner ist auch die Verwaltung der Actienbrauereien, wie die jeder Actiengesellschaft überhaupt, sehr theuer. Hoch sind die Gehälter und Löhne; unverhältnißmäßig hoch sind die Tantièmen, welche „Vorstand“ und „Aufsichtsrath“ beziehen. Diese Tantièmen verhalten sich nicht selten zu der Dividende, welche auf die Gesammtheit der Actionäre entfällt, wie 1 zu 5. Solche riesige Tantièmen waren vor dem Gründungsschwindel unerhört. Und selbst bei den Gesellschaften, die nur eine klägliche Dividende abwarfen, scheuen sich die Herren Directoren und Aufsichtsräthe nicht, eine erkleckliche Tantième einzustreichen. So erhielten sie bei Moabit (4 Procent Dividende) 4000 Thaler, bei der Bockbrauerei (4$^1/_2$ Procent Dividende) 5800 Thaler und sogar bei Adler (1$^1/_2$ Procent Dividende) 1775 Thaler.

(Schluß folgt.)

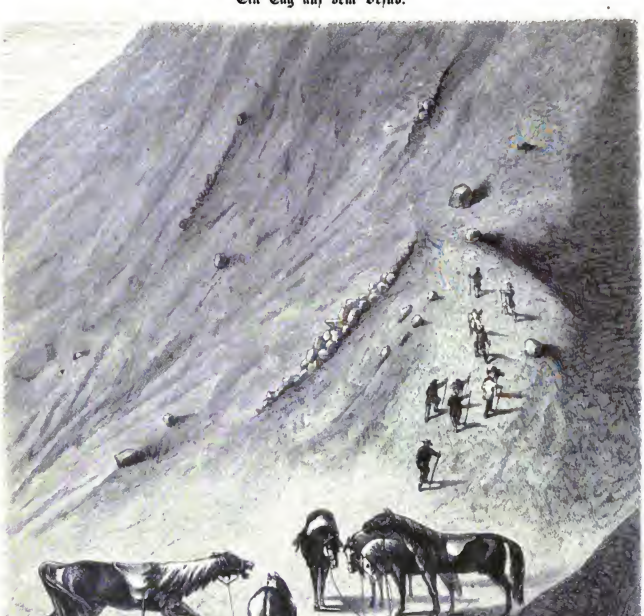
Bitte, bitte!

Wohl fliegt es im Freien
Sich herrlich im Mai,
Aber, ach, nur im Winter
Nicht vogelfrei!

Wir suchen umsonst da
Die kärgliche Kost
Und blasen den Pelz auf
Vor Hunger und Frost.

O, werfet uns Körnlein
Herab in den Schnee!
Seid gut und bedenket:
Der Hunger thut weh'.

Ein Tag auf dem Vesuv.*



Letzte Reitstation auf dem Vesuv.
Nach der Natur aufgenommen von Oscar Hülcker.

Der anbrechende Morgen fand uns, vor dem „Hotel du Soleil“ in Pompeji schon auf den Beinen. Es galt eine Vesuvbesteigung, und vor der Thür stampften und wieherten bereits die kleinen dickköpfigen Bergpferde. Unser Costüm hatte sich den Verhältnissen einer solchen Excursion angepaßt. Nach

* Zeitungsnachrichten zufolge verbinden die physikalischen Instrumente des Professors Palmieri (Gartenlaube 1873 Nr. 48) einen neuen Ausbruch des Vesuvs. Die obige Schilderung einer Besteigung dieses vulcanischen Bergriesen dürfte daher gerade jetzt von allgemeinem Interesse sein, und dies um so mehr, als sie authentische Mittheilungen aus der Feder eines Augenzeugen über die jüngsthin in allen Blättern so lebhaft besprochene Verunglückung des jungen Malers S. auf dem Vesuv enthält. D. Red.

Salonbegriffen hätten wir gerade nicht behaupten können, wir sähen „bezaubernd“, wohl aber sahen wir wie „verzaubert“ aus. Als es hieß „aufsitzen!“, schlug es gerade fünf Uhr. Der Himmel wölbte sich durchsichtig blau über uns; die Sonne vergoldete schon Alles mit ihren Strahlen, und

der Vesuv, unser Reiseziel, sandte einen leichten weißen Dualm gen Neapel.

Wir brannten uns, hoch zu Roß, eine Cigarre an, und vorwärts ging es, in den frischen Morgen hinein. Anfangs die Chaussee nach Torre del Annunziata innehaltend, schwenkten wir bald nach Bosco tre Case ab. Hier, in einem kleinen ärmlichen Dorfe, wurde abgesessen und ein kurzer Halt gemacht. Mit einem „Rechts schwenkt, Marsch!“ marschirte unsere Gesellschaft mit den beiden zu Fuß dahertrabenden Führern vor einer Weinkneipe auf. Wir tranken etwas Rothwein, der, obgleich uns von den Führern angepriesen, doch recht verdächtig nach Essig schmeckte, dann wurde wieder aufgesessen und der Weg fortgesetzt. Als wir das Dorf verlassen hatten, begann der bis dahin ebene Weg zu steigen. Die Pferde sanken in die hier schon Alles bedeckende lose, schwarze und grobkörnige Vesuv-Asche bis über die Fesseln ein und blieben schon nicht mehr zusammen. Einzelne derselben wurden müde; die immer seltener werdende Vegetation hörte ganz auf, und das Terrain stieg bedeutend. Nach langem Mühen erreichten wir gegen acht Uhr den Fuß des eigentlichen Aschkegels, die sogenannte Station.

Weiter konnten wir nicht reiten; die letzte Strecke bis zum Krater mußte erklommen werden. Wir saßen ab; die Pferde wurden mit den Halfterzwienen an Lavablöcke befestigt, und ein von der Sonne meerschaumartig angerauchter Junge, der mit zehn oder zwölf Neapolitanern hier Posto gefaßt hatte, wurde zu ihrer Bewachung gedungen. Ich benutzte diesen Moment der Ruhe, um von dem jäh vor uns aufsteigenden Wege eine Skizze aufzunehmen, die diesem Aufsatze beigegeben worden ist. Einige der hier campirenden Leute boten sich uns zur Unterstützung beim Bergsteigen an, und drei der Herren nahmen das Anerbieten an. Wir übrigen drei versuchten unser Glück ohne Hülfe. Den Führer voran, ging es im Gänsemarsche vorwärts. Da ich indeß in den Alpen und später in den Abruzzen zu oft erfahren hatte, wie man beim Bergsteigen mit seiner Kraft haushalten muß, so war ich bald der Letzte der Gesellschaft. Der Aschkegel steigt in einem Winkel von fünfundzwanzig bis vierzig Grad. Die bodenlose Asche, die uns bis über die Knöchel versinken und bei einer Steigung von drei Schritten zwei Schritt wieder zurückrutschen ließ, strengte unsere Kraft bis zum Aeußersten, an, aber tapfer stiegen wir höher und höher. Die Asche unter unseren Füßen wurde glühend heiß, und die südliche Sonne über uns brannte versengend auf unsere Scheitel; schon waren die vordersten Herren oben am Krater, nur der Vorletzte, der Maler S. aus G. mit seinem Führer, und ich hatten uns einen Augenblick hingesetzt, um zur letzten Anstrengung neue Kraft zu sammeln. Nach ungefähr fünf Minuten brachen wir wieder auf und hatten höchstens nur noch drei Minuten bis zum Kraterrand zu steigen. Der ganze Boden über uns und neben uns dampfte. Der Schwefelqualm benahm uns fast den Athem und zeigte uns, wie porös die Masse war, auf der wir uns befanden.

Wir wurden immer stärker angehaucht — da plötzlich stolperte mein Vordermann, ließ den ihm vom Führer gereichten Riemen los und stürzte ohnmächtig zurück. Da ich dicht hinter ihm war, fiel er auf mich, und ich wäre unfehlbar von ihm hinuntergerissen worden, wenn ich ihn nicht gehalten hätte. Ich legte den Bewußtlosen mit Hülfe des Führers auf den Boden und schickte Letzteren zu einem der Herren, welcher für derartige Fälle etwas Branntwein mitgenommen hatte. Nachdem ich das Gewünschte erhalten, flößte ich dem Ohnmächtigen davon ein und benetzte ihm Stirn und Schläfe damit, doch ohne Erfolg. Der Führer versicherte mir, es kämen dergleichen Zufälle hier öfter vor. Die Ursache derselben sei sowohl in der großen Anstrengung, wie auch in dem ungewohnten Einathmen der Schwefeldämpfe zu suchen.

Inzwischen kamen die übrigen Herren zurück; wir beschlossen, einen Führer nach der Station zu schicken, um vier seiner Landsleute mit einem sogenannten Tragsessel, einer ganz roh gezimmerten Sänfte, in der sich oft Damen heraufragen lassen, zu holen. Während dieser Zeit bestieg ich mit einem anderen Führer den Rand des Kraters. Ich wanderte mich sehr, nicht, wie ich geglaubt, in eine unermeßliche Tiefe, sondern in einen an den Kanten unterhöhlten Kessel zu sehen, dessen Boden von Stein, hier und da von Klippen, zerrissenen Lavablöcken und Aschenhaufen angefüllt war. Einzelne Risse und größere Spalten auf dem Grunde des Kessels, aus denen ein dichter grauer und weißer Dualm stieg, zeigten, daß hier noch die Verbindung mit der Tiefe nicht aufgehört habe. Der Abgrund hatte eine graue, oft in's Gelbliche spielende Farbe. Ein längeres Verweilen war indessen nicht möglich, da der Wind sich drehte und uns den ganzen Schwefelqualm in's Gesicht blies, so daß wir zu unseren Taschentüchern greifen und, dieselben an die Nase pressend, schleunigst den Rückzug antreten mußten, um nicht zu ersticken.

Noch hatte der Ohnmächtige kein Lebenszeichen von sich gegeben. Seine Gesichtsfarbe war fahl, das halb geöffnete Auge glanzlos. Die Leute mit der Sänfte waren inzwischen angekommen und hoben den Armen auf den Sessel. Langsam ging es den Aschkegel hinunter. Am Fuße desselben angekommen, fanden wir sofort einen reitenden Boten nach Bosco tre Case zum Arzt. Wir bestiegen unsere Pferde, und den Ohnmächtigen mit uns führend, kamen wir tiefer und tiefer — schon zeigte sich hier und da etwas Vegetation, einige verkrüppelte Feigenbäume, etwas Gras-wuchs, einige Cacteen. Es mochte zwölf Uhr sein, da sahen wir den lang erwarteten Arzt uns entgegenkommen. Wir hielten an; die Sänfte wurde abgesetzt; der Doctor nahm seine Instrumente hervor, und die Untersuchung begann. Athemlos umstanden wir den Arzt. Sein Gesicht wurde immer bedenklicher; er auscultirte noch Lunge und Herz, und der Schluß war: „morto“. „Tod, augenblicklicher Tod durch Herzschlag“, war die weitere Erklärung, die wir erhielten. Zu gleicher Zeit wurde uns aber auch vom Arzte bekannt gemacht, daß die Leiche nicht eher weiter transportirt werden dürfe, bis wir die Erlaubniß dazu vom Boscoer Gericht hätten. Zu diesem Zwecke ritten zwei Herren mit dem Doctor nach Bosco, während wir Andern als Wache zurückblieben. Wir warteten hier von zwölf bis drei Uhr in der glühendsten Sonnenhitze; endlich tauchten ganz unten am Berge Menschen auf, zwei Gensd'armen und vier Mann mit einer Bahre, begleitet von einer durch Neugierde angelockten Menge.

Denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von dem Unglücksfalle im Dorfe verbreitet, und Jeder wollte den Todten sehen. Derselbe wurde nun von den herangekommenen Gens-d'armen auf die mitgebrachte Bahre gelegt; was er bei sich trug, Briefe, Papiere und Geld, wurde ihm abgenommen, um dem Gericht übergeben zu werden.

Die Mannschaften, welche die Bahre gebracht hatten, nahmen dieselbe jetzt auf die Schultern, und so ging es dem eine Stunde entfernten Bosco zu. Als wir den Eingang des Dorfes passirten, wurden wir von fast sämmtlichen Einwohnern empfangen. Es waren Männer, Weiber, Kinder, zerlumpte, halbnackte Gestalten, in allen Lebensaltern; sie Alle begleiteten uns bis zum Leichenhause; indeß war es nicht mehr Neugierde oder Mitleid, was sie uns zu folgen bewog, sondern um den Augug des Leichnams war es ihnen zu thun; diesen wollten sie haben und stießen und schlugen sich in Folge dessen auf der Straße, so daß wir Mühe hatten, mit den Pferden durchzukommen. Selbstverständlich erhielten sie den Augug nicht, und die Prügelei war vergebens. Im Leichenhause erwarteten uns die anderen Herren. Wir wurden jetzt auf das Gericht beschieden. So ergriffen und matt wir in Folge des erschütternden Unglücksfalles und der Anstrengung auch waren, konnte unseren müden Sinnen die Neugierde doch nicht entgehen, mit der die Gerichtssitzung begann. In einem einfenstrigen Raume saßen am offenen Fenster Ortsrichter und Secretär, vor auf Stühlen und Banken, wie wir gerade Platz fanden. Der Herr Präses rauchte seine Cigarre; wir folgten seinem Beispiele. Die Vernehmung über den Todesfall wurde theils in italienischer, theils in französischer Sprache geführt, die Schriftstücke aufgesetzt, unterschrieben und unterliegelt, und wir waren entlassen.

Wiederum bestiegen wir unsere Pferde und trafen gegen neun Uhr in Pompeji ein. Aber auch hier hatte man von dem Unglücksfalle schon vernommen, und Beamte vom Gericht aus Castellamare, die telegraphisch benachrichtigt worden waren, hatten sich bereit, die Hinterlassenschaft des Verstorbenen zu protokolliren und zu versiegeln.

Müde und matt an Körper und Geist, setzten wir uns zu Tisch, vor Hunger, Durst und Hitze halb todt; denn seit fünf Uhr Morgens hatten wir nichts genossen, und jetzt war es

Digitized by Google

beinahe zehn Uhr Abends. Nach Tisch stand mir noch eine schwere Aufgabe bevor. Die anderen Herren hatten mich ersucht, die Eltern des Verstorbenen von dem Unglücksfalle zu benachrichtigen, da ich der unmittelbare Zeuge desselben gewesen — aber wie sollte und konnte ich den beklagenswerthen Eltern eine so entsetzliche Nachricht mit Schonung und doch der Wahrheit getreu mittheilen? Zehnmal begann ich; zehnmal zerriß ich das angefangene Schreiben: es mußte indeß zu Ende gebracht werden, da den Armen der furchtbare Schmerz doch nicht zu ersparen war. Am Tage nach dem Unglücksfalle sollte die Section der Leiche und Tags darauf die Beerdigung stattfinden. Während der Section traf ein naher Bekannter des Verstorbenen, aus Neapel kommend, in Pompeji ein, der von uns über das Ereigniß benachrichtigt worden war.

Er wollte nun das Arrangement des Begräbnisses übernehmen und fuhr noch an demselben Tage nach Neapel zurück, um mit dem deutschen Consul das Weitere zu besprechen und vielleicht eine Translocirung der Leiche nach dem Protestantenkirchhofe Neapels zu erwirken. Leider gelang ihm Letzteres nicht, wie ich erst in Neapel, wohin ich mich am nächsten Tage zu begeben gezwungen war, erfuhr. Mochte Anstrengung und Aufregung mich zu mächtig ergriffen, mochte das Klima sein Theil dazu beigetragen haben, genug, ich fühlte mich in der Nacht nach dem traurigen Tage so krank, daß ich, um einen Arzt zu consultiren, nach Neapel zurückfuhr. Ich hatte mir das in jener Gegend von Zeit zu Zeit herrschende Sumpffieber, welches unter dem Namen „Malaria“ bekannt und gefürchtet ist, zugezogen. Luftveränderung und richtige Behandlung ließen das Fieber bald verschwinden, und ich konnte, obgleich noch schwach, meine Reise nach Rom antreten.

Als ich Neapel verließ, war es Nacht, in Italien die günstigste Zeit zum Reisen. Das Sternenzelt spannte sich klar über uns; der Vesuv setzte sich mit dem dahinterliegenden Monte Somma tiefschwarz in scharfen Contouren am Firmament ab, und der glühend angehauchte Rauch stieg kerzengerade empor. So hatte dieser Koloß wieder ein Menschenleben gefordert. Nicht genug, daß er Pompeji, Herculanum und Stabiae begrub, nicht genug, daß er Hunderte, Tausende von Menschenleben in alter und neuer Zeit verschlang — noch immer verlangt er seinen Tribut und hat noch nicht das letzte Opfer gefordert.

Oscar Hülcker.

Blätter und Blüthen.

Wo stecken die Edelmetallschätze? Wo befinden sich die ungeheuren Reichthümer, von denen die Geschichte erzählt und über die wir schon als Schulkinder gestaunt haben? Wo sind die Goldkammern von Krösus und Salomo, von Cyrus und Sesostris? Was ist aus dem Hort geworden, den Schah Nadir dem Großmogul von Indien einst abnahm? Und wo stecken all' die Massen Silbers und Goldes, welche aus Flüssen gewaschen und aus Bergwerken gewonnen worden sind? Ueber den Verbleib all' dieser Schätze sind wir ganz und gar im Unklaren. Zwar können wir vermuthen, daß ein großer Theil davon vergraben und vergessen wurde, ein anderer mit untergegangenen Schiffen auf dem schweigsamen Meeresgrunde liegt; doch diese Vermuthungen genügen nicht, um das Verschwinden der zahlreichen Milliarden, welche früher von Menschen besessen wurden, zu erklären. Wahrscheinlich dürfte das Räthsel niemals gelöst werden; es ist keine Aussicht vorhanden, daß die Welt jemals einen verläßlichen Bericht erhalte über den gegenwärtigen Aufenthalt des vermißten Edelmetalles. Auch wissen wir nicht einmal, wieviel wir verloren haben; allerdings können wir es schätzen, aber ohne Anhaltungspunkte für die Richtigkeit oder Falschheit unserer Muthmaßungen.

In der Regel sind, wo es sich um seltsame Statistiken handelt, Engländer diejenigen, die sich damit abgeben; ein Engländer berechnete die Zahl der Haare auf den Menschenkopfen, ein anderer die Zahl der Worte der Bibel, etc. Diesmal jedoch haben wir es ausnahmsweise mit einem Russen zu thun. Es ist ein Herr Tarassenko Otreschkoff, der sich in einem curiosen Buche („Gold und Silber“) unter Anderem die Aufgabe stellt, die Eingangs aufgestellten Fragen zu beantworten und Alles ziffernmäßig zu belegen — „beweisen“ kann man nicht recht sagen, denn beweisen läßt sich da schwerlich etwas. Der Curiosität halber mögen einige Daten aus diesen Untersuchungen hier einen Platz finden. Mittelst umfangreicher Berechnungen wird behauptet, daß der Werth sämmtlichen Edelmetalles, welches die Welt von der Erbauung des babylonischen Thurmes an bis zur Entdeckung Amerikas, also bis zum Jahre 1492, besaß, sich auf sechsunddreißig Milliarden Mark (gleich achtzehnhundert Millionen Pfund Sterling) belaufen habe. Es würde uns wenig nützen, hieran zu glauben oder es zu leugnen, denn wir haben weder für das Eine noch für das Andere Argumente. Da bisher eben nur diese eine Berechnung existiert, so müssen wir uns an sie halten.

Was die Zeit nach Columbus betrifft, so hat sie uns mit nahezu doppelt so viel Schätzen an Gold und Silber beglückt, als die Zeit vor diesem Entdecker der neuen Welt, der eigentlichen Goldwelt. Darüber ist kein starker Zweifel zulässig; hat doch sogar der vor zwei Jahren abgehaltene Brüsseler Münzcongreß angenommen, das Gold und Silber, welches seit dem letzten Decennium des fünfzehnten Jahrhunderts in den Besitz von Erdbewohnern gekommen sei, wäre etwa vierundsechszig Milliarden Mark werth. Somit hätten wir eine Summe von hundert Milliarden Mark während der Zeit von der Sündfluth bis zur Enthüllung des Hermann-Denkmals. Wo finden wir nun diese hundert Milliarden?

Gegenwärtig besitzen Europa und Nordamerika nicht mehr Edelmetall als für sechsunddreißig Milliarden Mark (zwanzig Milliarden in Gold, sechszehn in Silber). Auf Südamerika, Australien und die civilisirten europäischen Colonien mögen etwa vier Milliarden kommen. In der christlichen Welt befinden sich also beiläufig vierzig Milliarden. Davon dürften dreizehn Milliarden in Münze factisch circuliren — „darüber sind die Gelehrten ziemlich einig“. Weitere zwanzig Milliarden, also die Hälfte, figuriren als Schmuck, Geschirr und Baumaterial. Wenn wir diese Ziffern acceptiren, so bleibt uns nichts übrig, als von den fehlenden sieben Milliarden anzunehmen, sie seien verborgen. Der jährliche Verlust durch Abnutzung, Schiffbruch und andere Unfälle wird auf anderthalb Procent des umlaufenden Geldes geschätzt; die Abfälle von brachliegendem und von in den Gewerben angewendetem Edelmetall werden auf ein Procent taxirt. Demgemäß entsteht jedes Jahr ein Abgang von dreihundertundzwanzig Millionen Mark. Dagegen aber beträgt die Neugewinnung von Gold und Silber jährlich achthundert Millionen. Hiervon müssen — nach Mac Culloch — außer diesen dreihundertundzwanzig Millionen für Abnützung etc. noch zweihundert Millionen für Vermehrung der Umlaufsmittel und zweihundertundvierzig Millionen für den gewerblichen Gebrauch bestritten werden.

Viel schwieriger ist es, mit den übrigen, in den nichtchristlichen Ländern vorhandenen sechszig Milliarden fertig zu werden. Wohl weiß man, daß davon der größte Theil, besonders viel in Silber, seinen Weg nach Asien genommen, doch ist es schier unmöglich, über die Art der Verwendung Auskunft zu erhalten. Ein Nationalökonom hat sich dahin ausgesprochen, daß in Indien jetzt acht Milliarden in Münzen und Putzsachen zu finden sind. Von 1852 bis 1857 — also blos in sechs Jahren — sollen allein in Vorderindien und China zwei Milliarden in Silber vergraben worden sein. Auch von den ungeheueren Summen, die seit den Phöniciern bis heute nach Arabien gebracht wurden, hat sehr wenig wieder das Land verlassen. Wenn man sogar annimmt, daß von den sechszig Milliarden zwanzig in verschiedenen Gestalten im Umlauf und Gebrauch sind, so bleiben denn doch noch vierzig ohne Paß, und es resultirt hieraus, daß — wie groß auch immer die Verluste durch Unfälle etc. sein mögen — erstaunliche Quantitäten auf eine oder die andere Weise versteckt worden sind.

L. K—r.

Abgelehnt. Meine Bitte an die Frauen, den Lebensversicherungen gegenüber Aberglauben und Vorurtheil schwinden zu lassen (Nr. 41 der Gartenlaube) hat einen lebhaften Wiederhall gefunden, wie mannigfache Zuschriften beweisen. Unter diesen befindet sich ein Brief einer Frau, der von so tiefem Gemüthsleben und feinem Verständniß der Schreiberin Zeugniß giebt, daß ich ihn an dieser Stelle am liebsten wortgetreu mittheilen möchte, wenn die mir Unbekannte sich nicht nachdrücklich dagegen verwahrte. Immerhin aber glaube ich in ihrem Sinne zu handeln, wenn ich den Gegenstand, welchen sie berührt, einer kurzen Besprechung unterziehe. Gelingt es mir, damit nur einigen Gemüthern Beruhigung zu verschaffen, so bin ich reichlich belohnt, und die Unbekannte wird mir gewiß aus diesem Grunde meine Indiscretion verzeihen. Die Dame schreibt:

„Beeinflussen Sie, geehrter Herr — und allen Directoren von Lebensversicherungsgesellschaften möchte ich es zurufen — beeinflussen Sie Ihre Agenten, darauf hinzuwirken, daß die Frauen, wenn nur irgend möglich, ganz aus dem Spiele bleiben, bis der Antrag angenommen, die Versicherung feststeht. Es ist besser, die Frau erfährt vorher nichts davon, weil die Möglichkeit einer auf ärztliches Gutachten gestützten Abweisung vorliegt. Sie werden mir entgegnen können, daß eine solche Abweisung, Gott sei Dank, höchst selten eintrete, aber gerade deshalb wiegt dieselbe um so schwerer für die Betroffenen, am schwersten wohl für die Frau, die ihren Gatten aufrichtig liebt und in der Verweigerung der Aufnahme eine sichere Bürgschaft dafür erhält, daß unter Vielen gerade ihr Gatte nach ärztlichem Dafürhalten der Wahrscheinlichkeit eines früheren Todes unterliegt. Wenn nun die Hoffnung zu einer Wunderblume für den Erdenwanderer wird, so gestaltet sich jene unbestimmte Furcht zu einer Giftpflanze, die vernichtend wirkt etc.“ —

Die Lebensversicherungsgesellschaften, nach den bisherigen, verhältnißmäßig immer noch geringen Erfahrungen in Dingen, welche die Medicinalstatistik vielleicht erst nach hundertjährigen Beobachtungen endgültig feststellen wird, sind in ihrem heutigen Zuschnitte in Bezug auf Berechnung ihrer Prämientarife darauf angewiesen, Versicherungsanträge, welche nicht nach jeder Richtung hin als absolut ungefährdete erscheinen, zurückweisen zu müssen. Es ist daher für den Leiter einer Lebensversicherungsanstalt die oberste Aufgabe, bei der Aufnahme neuer Anträge überaus vorsichtig zu Werke zu gehen. Hätte man es auf der Welt nur mit auf-

Digitized by Google

richtigen, wahrheitsliebenden Menschen zu thun und spielte nicht das Wörtchen Eigennutz sowohl bei Gesellschaften wie bei Versicherungsuchenden eine so bedenkliche Rolle, wahrlich, das reine, erhabene Bild der Versorgung der Familie über den Tod hinaus, wie es die Versicherung des Lebens bieten will und soll, zeigte in der Wirklichkeit nicht so manchen häßlichen Fleck.

Gewiß ist es ein niederdrückendes Gefühl, wenn der Agent dem Antragsteller mittheilen muß: dein Antrag ist nicht angenommen worden. Und doch hat auch solche Entscheidung für den Betroffenen eine heilsame Wirkung: er wird vorsichtiger und aufmerksamer auf seine Gesundheit.

Ich will mich zunächst an diejenigen wenden, denen das passirt ist. Statt längerer Auseinandersetzung möchte ich zu ihrer Beruhigung folgende Thatsache mittheilen, die sich vor Kurzem abspielte. In dem vorigen Frühjahr kam nämlich eines Nachmittags auf das Bureau einer Gesellschaft (der alten Leipziger Lebensversicherung) ein stattlicher, wohl aussehender Mann, der sich als Filzhutfabrikant aus einer Stadt des sächsischen Voigtlandes vorstellte. Ohne längere Umschweife erklärte er, daß er bereits vor mehreren Jahren von drei Gesellschaften kurz hintereinander mit seinem Antrage abgewiesen worden sei. Auf näheres Befragen theilte er ferner mit, daß er früher ein langer, schmächtiger junger Mann und als Werkführer in einer bairischen Filzfabrik thätig gewesen sei. Diese Momente hätten jedenfalls die früheren Ablehnungen veranlaßt. Unsere darüber eingezogenen Erkundigungen bestätigten dies vollständig; die von unserem hiesigen Vertrauensarzt vorgenommene Untersuchung führte zu einem durchweg günstigen Resultat, so daß wir den Mann mit einer seinen Verhältnissen entsprechenden Summe in Versicherung nahmen. —

Ich will gleich die Nutzanwendung daraus ziehen. — Je aufrichtiger und offener ein Antragsteller der Gesellschaft entgegentritt, je eher wird er auf eine günstige Entscheidung zu rechnen haben. Merkt dagegen die Gesellschaft, hier will man nicht recht mit der Sprache heraus in Bezug auf überstandene Krankheiten, Krankheiten in der Familie, etwaige frühere Abweisungen bei anderen Gesellschaften etc., so faßt der Entscheidende leicht Verdacht und sieht oft an und für sich unverfängliche Sachen mit Mißtrauen an. Geradezu plump ist es aber zu nennen, eine etwa erlittene frühere Ablehnung zu verschweigen, da, wie die Erfahrung lehrt, solche Verheimlichungen fast nie unentdeckt bleiben. — Ein zweites Moment, auf welches ich jeden Abgewiesenen aufmerksam machen möchte, ist folgendes. Die meisten Abgewiesenen begehen den Fehler, sofort bei einer zweiten, respective dritten Gesellschaft ihr Heil zu versuchen. Das ist geradezu verkehrt; denn jede folgende Gesellschaft ist durch die Entscheidung ihrer Vorgängerin mehr oder weniger im eigenen Urtheile beeinflußt. — Sind dagegen seit der erfolgten Ablehnung mehrere Jahre in's Land gegangen, so haben sich oft Umstände, auf Grund deren die erstere geschah, wesentlich anders gestaltet, gewisse Befürchtungen sich nicht erfüllt, so daß jetzt der Fall mit ganz anderen Augen betrachtet werden kann.

So viel über diesen Gegenstand.

Und nun wende ich mich noch an Diejenigen, welche sich durch den Gedanken an eine mögliche Abweisung von der Lebensversicherung fern halten oder aus weibischer Furcht vor einer gründlichen körperlichen Untersuchung zurücktreten. Es ist oft unbegreiflich, unter welchen nichtigen Vorwänden so Viele sich ihrer heiligen Pflicht gegen Frau und Kind zu entziehen suchen und das Eingehen des Versicherungsvertrages hinausschieben, bis es oft zu spät ist. Denen möchte ich mit Fiesco zurufen:

„Seid Männer! Ich bitte Euch."

Director Dr. Gallus.

Zwei Albums für den Weihnachtstisch. Das „Deutsche Künstler-Album" (Düsseldorf, Breidenbach und Compagnie), herausgegeben von Ernst Scherenberg, bietet in seinem nunmehrigen neunten Jahrgange neben einer Reihe theils recht ansprechender Bilder in Stich und Farbendruck eine reiche Auswahl von Originalpoesien verschiedensten Genres. Lieder und Balladen, Hymnen und Elegien, Gedichte erzählenden und reflectirenden Inhalts stehen hier in buntem Wechsel neben einander. Zu Lyrikern ersten Ranges wie Emanuel Geibel, Anastasius Grün und Alfred Meißner gesellen sich in diesem Album hervorragende dichterische Capacitäten wie Emil Rittershaus, Friedrich Hofmann und Andere. Unter den jüngeren Talenten sind außer dem Herausgeber selbst unter Anderen durch Beiträge vertreten Albert Moeser, Max Schlierbach und Ernst Ziel, dessen Gedichte, nebenbei bemerkt, leider durch eine Reihe sinnentstellender Druckfehler arg verstümmelt worden.

Neben das Scherenberg'sche Album stellt sich würdig das von Albert Traeger herausgegebene Jahrbuch „Deutsche Kunst in Bild und Lied" (Leipzig, Klinckhardt), welches nunmehr bereits im achtzehnten Jahrgange vorliegt. Nach der illustrativen Seite hin steht das eben genannte Unternehmen diesmal mindestens auf demselben Niveau wie das Scherenberg'sche; denn wenn die technische Ausführung der Bilder in beiden Albums ziemlich dieselbe Höhe behauptet, so bekundet Traeger's „Deutsche Kunst" in der Auswahl der Sujets im Allgemeinen eine glücklichere Hand als das „Künstler-Album". Was die poetischen Beiträge zu dem von Albert Traeger redigirten Jahrbuche betrifft, so tragen die hervorragendsten unter ihnen meistens dieselben Dichternamen, welche wir bereits oben gelegentlich des Hinweises auf das Scherenberg'sche Sammelwerk hervorgehoben. Das Traeger'sche Album hält an der Tradition fest, jedes Bild durch ein Gedicht zu commentiren, ein Brauch, welcher, wie der gegenwärtige Jahrgang zeigt, gar zu leicht zur äußerlichen Manier verführt und daher besser abgestellt werden dürfte.

Wir begrüßen diese beiden elegant ausgestatteten und in Wort und Bild so reichhaltigen Albums mit dem warmen Wunsche, sie mögen als anmuthige Festgaben in zahlreichen Exemplaren den Weg auf die Weihnachtstische dieses Jahres finden.

Cameradentreue. (Mit Abbildung, Seite 833.) Unter den vielen Beispielen von heldenmüthiger Opferfähigkeit für todbedrohte Kampfgenossen ist das folgende der bildlichen Darstellung werth, welche der Düsseldorfer Künstler Chr. Sell ihm hat zu Theil werden lassen, und wir dürfen es zur Jahreserinnerung an den Winterfeldzug von 1870 auf 1871 wohl mittheilen.

Es war auf dem Zuge Manteuffel's, durch welchen er Werder vor Belfort gegen die dreifache Uebermacht Bourbaki's zu Hülfe eilte, als zwei Husaren, deren Regimentsnummer der Künstler leider nicht erfahren konnte, als Vorposten einen Waldweg untersuchten. Plötzlich kracht es vor ihnen aus dem Gebüsch. Von Franctireurs angefallen, sprengten Beide mit gespanntem Carabiner gegen diese los, wurden aber mit einer abermaligen Salve begrüßt, welche eine böse Kugel sendete. Sie riß das Pferd des Einen nieder und verwundete ihn selbst. Er lag, keiner Vertheidigung mehr fähig, am Boden. In dieser Noth sprang der Andere rasch vom Roß, und suchte dem Verwundeten in seinen eigenen Sattel zu helfen. Mit unsäglichen Schmerzen und mit Aufwendung aller Energie einer tüchtigen Husarennatur kam endlich der wunde Mann zum Festsitzen, während die Chassepotkugeln fortwährend an ihnen vorüberpfiffen. Nur im langsamsten Schritt konnte sich der Reiter vom Kampfplatz entfernen. Jetzt galt es vor Allem, eine Verfolgung desselben durch die Feinde abzuwenden. Seinen Carabiner mit Meisterschaft handhabend, huschte unser Husar von Baum zu Baum und ließ so bald mehr links bald mehr rechts seine Schüsse knallen, und es gelang ihm, den Feind über die Zahl der Gegner zu täuschen. Das Schießen hörte auf; freudig holte der glückliche Sieger den geretteten Cameraden ein, nachdem er ihm den Rückzug so listig gedeckt hatte.

Ein Prachtwerk zur Schmetterlingskunde. Schon einmal haben wir unsere Leser auf ein Werk aufmerksam gemacht, das, obgleich scheinbar nur für einen kleinen Theil des naturwissenschaftlichen Publicums geschrieben, doch in weiten Kreisen gerechtfertigtes Aufsehen erregte. Wir meinen „Die Schmetterlinge Deutschlands und der angrenzenden Länder" von G. Ramann (Commission von E. Schotte und Comp., Berlin). Jetzt, wo das Werk vollendet vorliegt, finden wir einen neuen Grund, nochmals das volle Interesse unserer Leser darauf hinzulenken. Kurz vor Beendigung des Werkes starb der auch anderweit verdiente Verfasser. Wie so mancher andere deutsche Gelehrte hatte er für die Durchführung dieses seines letzten Werkes nicht nur viele Jahre der Arbeit, sondern auch den größten Theil seines Vermögens geopfert. Es ist daher zu wünschen, daß durch recht zahlreichen Absatz des Werkes wenigstens die Hinterbliebenen des Verfassers einigermaßen schadlos gehalten werden. Ueber die Gediegenheit und Vorzüglichkeit der Arbeit ist kein Zweifel, und die Abbildungen übertreffen bedeutend alles in dem Fache Geleistete; auch ladet der verhältnißmäßig billige Preis noch besonders zum Ankauf ein. Der leichtverständliche, populäre Text wird allen Naturfreunden, auch wenn sie nicht Schmetterlingsfänger von Fach sind, eine angenehme Lectüre bieten, die prachtvollen Abbildungen aber machen das Werk zur Zierde jedes Salons.

Für den alten Kolter gingen uns wieder zu: B. Z. in Dresden 5 Mk.; eine Leserin der Gartenlaube in Beuthen, in lebhafter Erinnerung an sehr vergnügte Stunden, die Kolter und seine Gesellschaft im Jahre 1836 ihr bereitet haben, 30 Mk.; Director Nagler in Breslau 5 Mk.; aus Brieg 10 Mk.; Gebrüder C. und O. P. in Eisleben 5 Mk.; Karl Reinhardt in Dresden 10 Mk., mit den Worten:

„Beim Lesen der ‚Gartenlaube'-Sammlung für den alten, braven Kolter schlägt mich das Gewissen, denn ich habe mich vor circa fünfzig Jahren auf der ‚großen Funkenburg' in Leipzig einige Mal in seine Vorstellungen geschlichen und ihn um das Eintrittsgeld geprellt. Ich bitte die Redaction, ihm dasselbe nebst Zinsen in beiliegendem Zehn-Mark-Stück nebst herzlichem Gruße einzuhändigen."

Guido Schmidt in Bremen 30 Mk.; gesammelt beim Frühschoppen in der Bierhalle zu Sangerhausen 13 Mk. 50 Pf.; vom Kunstreiter von Borkum, der als Knabe Kolter's Circus, nach beendigten Vorstellungen, zu seiner Ausbildung benutzte, 15 Mk.; Karl Biehler in Roubaix 3 Mk.; L. G.: Meinem ehemaligen Tanzlehrer im Baer'schen Saale zu Halberstadt, 6 Mk.; G. Rosener in Illerbach 4 Mk.; Einer, der Kolter in Waldenburg vom Seile fallen sah, 5 Mk.; Sonnabendsgäste vom Bahnhofe Groß-Schönau 3 Mk.; Sammlung von F. Bakof in Hamburg 42 Mk.; Hans und Otto Fechner in Berlin 3 Mk.; von einem Arzte in Leipzig 15 Mk.; M. E. in Dresden 3 Mk.; Dilettanten-Verein in Lünen, zum Zwecke „wo's noth thut", 60 Mk.; H. Leube in Gittelde 1 Mk. 50 Pf.; von einer alten Frau, die in ihrer Jugend Kolter tanzen sah, 8 Mk.; Stadtrath in Zittau, in dankbarer Erinnerung der Hülfe, welche Herr Kolter bei dem am 31. Januar 1821 stattgefundenen Brande der Zittauer Hospitalgebäude zur Rettung der Hospitalkirche leistete, 100 Mk. und die Inspection des Hospitals „St. Jacob" daselbst noch 50 Mk. D. Red. d. Gartl.

Kleiner Briefkasten.

An die Verzweifelnden. Die fast wörtliche Uebereinstimmung der leider so überaus zahlreichen Anfragen erlaubt bei der Unmöglichkeit der Besprechung im Einzelnen wenigstens folgenden Rath. Zur Beruhigung diene, daß der Hauptsache nach der Zustand auf Einbildung beruht. Sofortiges Beiseitelegen medicinischer Bücher, gute Lectüre, Vermeidung von Spirituosen, Bewegung in frischer Luft werden Sie bei Anwendung kalter Bäder und Waschungen bald wieder in den Kreis gesunder Menschen zurückführen. Ja nicht todtschießen!

A. M. Von Ihrer Einsendung können wir keinen Gebrauch machen und halten das Manuscript zu Ihrer Verfügung.

A. H. A. D. Nr. 1117 in Rußland. Ihre Arbeit ist als nicht verwendbar vernichtet worden.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig

Der Doppelgänger.

Erzählung von Levin Schücking.

(Fortsetzung.)

Herr Fänstelmann strebte, während ihm diese und andere Gedanken durch den Kopf gingen, heimwärts und als er in Wilstorp wieder angekommen war, wandte er sich sogleich der Wohnung seines jungen Herrn zu. Dieser saß noch immer in seinem Eckzimmer in einem Sessel am Fenster, ohne dem Anschein nach weiter beschäftigt zu sein, als die hochaufgethürmten weißen Wolkenberge draußen am blauen Himmel zu betrachten.

„Nun, was bringen Sie für Nachrichten, Fänstelmann?“ rief er dem Rentmeister, als dieser bei ihm eintrat, entgegen.

„Nachrichten nicht gerade befriedigender Art — das Ergebniß ist, daß wir uns selber werden helfen müssen. Das Beste ist, daß ich aus den Reden der Prinzessin den Schluß habe ziehen können, wer Ihr Doppelgänger ist, obwohl sie mir directe Auskunft verweigerte. Es ist ganz ohne Zweifel der Emissär, von dem der Apotheker redete, der Mann, der die Waffen für die Kropp in's Land geschafft hat — —“

„Ah — und wie sollte der dazu kommen, sich Usseln zu nennen?“

„Sehen Sie nicht ein, wie schlau das von ihm war? Welche bessere Maske konnte der Mensch sich wählen, als den Namen eines solchen neuen Ankömmlings im Lande, wie Sie sind? Wird ein Verdacht wider ihn erweckt, vernehmen die Franzosen etwas von einem Usseln, der im Lande für den Tugendbund arbeitet, heben sie vielleicht solch einen an einen Herrn von Usseln adressirten Waffentransport auf, dann fallen sie natürlich über Sie her und dieser Schwindler behält unterdeß völlig Zeit, sich bei Seite zu machen und zu verschwinden.“

„So erklären Sie sich die Sache?“

„Wissen Sie eine bessere Erklärung?“

„Nein. Freilich nicht. Aber was wollte die Prinzessin von mir?“

„Ihrem Edelmuth ein großes Opfer abverlangen. Sie bitten, auf die Hand von Fräulein Adelheid zu verzichten.“

„Ah — nicht möglich!“

„Es ist so — sie wollte Ihnen die Herzensneigung von Fräulein Adelheid und Doctor Adolf Günther in einem so romantisch verklärten Lichte darstellen, daß Sie in tiefster Rührung und überquellender Seelengüte freiwillig auf alle Bewerbungen um Fräulein Adelheid's Hand verzichten sollten.“

„Aber das kann ich so gar nicht.“

„Nein, das können Sie nicht. Obwohl es die Prinzessin sehr ernsthaft nimmt. Denn sie läßt es Ihnen durch mich feierlich als Bedingung vorschreiben.“

„Als Bedingung? Ah — die Prinzessin schreibt mir Bedingungen vor! Wofür?“

„Sie übernimmt es dann, Ihren Doppelgänger sofort unschädlich zu machen und von hier zu vertreiben.“

„Vertreiben? Wodurch kann sie das, welche Macht hat sie über ihn? Ich werde ihr sehr dankbar sein, wenn sie ihn vertreibt — aber — —“

„Aber Sie möchten wissen, welche Mittel sie dazu hat. Nun, eines, dessen sie auch erwähnte, liegt auf der Hand: sie kann das Geheimniß seines Aufenthaltes verrathen — sie kennt es.“

„Und würde sie das thun?“

„Nein! das würde sie nicht thun. Sie versprach, im Nothfall ihm damit drohen zu wollen, aber ich bin überzeugt, daß sie mit diesem Versprechen nur mich beruhigen wollte; in der That wird sie, wenn dieser Mensch ihr sich anvertraut hat, ihn auch nicht verrathen. Daran ist nicht zu denken. Sie muß also, wenn sie verspricht, ihn zu entfernen, andere Mittel haben auf ihn zu wirken, die sie nicht angeben will, statt deren sie von einer solchen Drohung redet.“

„Aber wie erklären Sie sich denn das? Wie kann diese Prinzessin mit dem Emissär zusammenhängen, wie kann sie Mittel haben, seine Entschlüsse zu bestimmen?“

„Das weiß der liebe Gott,“ sagte Herr Fänstelmann, „ich verstehe es eben so wenig wie Sie. Das Beste ist, daß wir es nicht gerade zu ergründen brauchen, um uns helfen zu können, das heißt um Ihnen helfen und diesen gefährlichen Doppelgänger vom Halse schaffen zu können.“

„Und welche Mittel hatten wir dazu?“

„Dieselben ungefähr, welche die Prinzessin hat, sie scheint zwar den Aufenthaltsort des Menschen zu kennen, während er uns unbekannt ist. Dagegen können wir handeln, ohne durch Rücksichten auf Vertrauen und dergleichen gebunden zu sein. Und kennen wir seinen Aufenthaltsort nicht, den wir denunciren können, so kennen wir etwas, das uns ebenso weit hilft — sein Waffenlager.“

„Wollen Sie das der Polizei denunciren?“

„Weshalb nicht? Es muß freilich anonym geschehen, denn sonst würde man als schlechter Deutscher verfehmt, und Apotheker Widmer würde seiner vaterländischen Entrüstung in schlimmen Worten Luft machen.“

Digitized by Google

„Es wäre doch auch schlecht," warf hier Herr von Ufseln fast erschrocken ein.

„Man wehrt sich eben wie man kann, Herr von Ufseln, wenn Sie aber vorziehen, in der Gefahr zu bleiben, die der Mensch über Sie bringt . . ."

„Nein, nein, jeder ist sich der Nächste; thun Sie, was Sie für nöthig halten!"

„Ich werde es mir überlegen und wahrscheinlich für nöthig halten. Die Entdeckung und obrigkeitliche Beschlagnahme des Waffenvorraths in der Kropp würde ein ganz gewaltiges Aufsehen, einen heillosen Lärm machen und Alles, was zur Polizei gehört, auf die Beine bringen. Es würde, denk' ich, völlig genügen, unsern Jugendbundmenschen an seine Rettung denken zu lassen — er würde sich so hastig, wie wir es nur irgend wünschen können, aus dem aufgewirbelten Staube machen."

„Das ist freilich zu erwarten," versetzte Herr von Ufseln, und Beide schwiegen dann eine Weile.

„Ich muß Ihnen gestehen," sagte endlich Herr von Ufseln mit einem Seufzer und in ziemlich verzagtem Tone, „bei allem dem fühl' ich mich immer unbehaglicher hier. Es bleibt immer die Abneigung von Fräulein Adelheid gegen mich, die mich sehr trübsinnig stimmt, und nun gar noch dieser Tugendbundmensch, wie Sie ihn nennen, der mir die Luft hier drückend macht — das Alles läßt mich wünschen . . ."

„Sie könnten eine Luftveränderung vornehmen? Das ist mir sehr erklärlich," erwiderte Herr Fünftelmann mit einem leisen spöttischen Lächeln. „Und," fuhr er fort, „das trifft ja auch auf's Beste mit der schon lang gehegten Sehnsucht unserer Familie nach' einer Luftveränderung, mit dem Verlangen des Arztes nach einem anderen Klima für Fräulein Adelheid überein. Also beschleunigen wir diese Luftveränderung!"

„Was könnten Sie dazu thun?"

„Etwas immerhin, vielleicht gerade so viel wie nöthig ist. Das Geld ist ja da — es sind die für Sie beim Justitiar deponirten baaren Einkünfte des Guts, die auf Ihren Antheil fielen, und die Sie nun großmüthig Herrn von Mansdorf zur Disposition gelassen haben. Damit Sie nun einpacken und Alle zusammen einträchtiglich sich aus dem Waldschatten von Wilstorp in den Sonnenschein eines glücklicheren Klimas verziehen können, bedarf es nur noch der ausgesprochenen Verlobung mit Fräulein Adelheid, denn als ihr abgewiesener Freier können Sie freilich hinter der Familie nicht dreinziehen."

„Sicherlich nicht! Aber diese Verlobung . . ."

„Müßte ohne Zeitversäumniß jetzt endlich zu Stande gebracht werden. Und das lassen Sie meine Aufgabe sein! Ich werde Frau von Mansdorf schon dafür stimmen, daß sie dem jetzigen unbefriedigenden Zustande, diesem Hangen und Bangen ein Ende macht. Wollen Sie mich dabei unterstützen — wohl, so betrinken Sie sich ein paar Abende nach einander mit Herrn von Mansdorf."

„Betrinken — wozu? Soll mich das etwa in Fräulein Adelheid's Augen liebenswürdiger erscheinen lassen?"

„Nicht just das — es soll nur dazu dienen, den Wunsch der Frau von Mansdorf, ihren Mann aus dieser Einsamkeit hier fort zu bringen, zu verscharfen. Es soll ihr die Möglichkeit geben, zu dem Fräulein zu sprechen: ‚mach' ein Ende, damit wir hier fortkommen! Da hast es sonst auf dem Gewissen, daß dein Vater hier in einem Loster verkommt, an dem nur seine Einsamkeit und Beschäftigungslosigkeit schuld ist.'"

„Sie sind eigentlich ein merkwürdig schauer Gesell, Fünftelmann," sagte Herr von Ufseln, nachdenklich ihn anschauend.

„Danken Sie Gott dafür, daß ich Ihnen mit meiner Ueberlegung ein wenig zu Hülfe komme!"

„Das soll auch geschehen, sobald Ihre Ueberlegung und Hulfe mich an's Ziel gebracht haben. Ich habe nicht eher Ruhe mehr. Ohne Fräulein Adelheid glaube ich nicht mehr leben zu können."

„Das kommt blos daher, weil sie Sie mißhandelt," versetzte lächelnd Herr Fünftelmann. „Aber seien Sie getrost und vertrauen Sie auf meinen Eifer, Sie glücklich zu machen!"

Damit ging Herr Fünftelmann, ohne daß Ufseln doch ein großes Vertrauen zu diesem Eifer mit den Blicken ausgedrückt hätte, womit er ihm nachschaute. Im Gegentheil — der junge Mann behielt in seinen Mienen denselben Ausdruck von Schwermuth, der bei Fünftelmann's Kommen darin gelegen hatte.

„Ich fürchte," flüsterte er vor sich hin, „dieser Mensch hat noch ganz andere Motive, als die er mir angiebt. Weshalb ist ihm so daran gelegen, seine Herrschaft von hier abziehen zu sehen? Er beträgt zuerst seinen alten Herrn und dann mich, den er zu seiner Puppe gemacht hat, der wie Wachs in seiner Hand ist. Wahrhaftig, wenn mein Herz mich nicht so rasch an dieses Haus gefesselt hätte . . ."

Herr von Ufseln endete nicht, sondern blickte trüben Auges wieder auf die hohen, weißen Wolkenberge. Nur nach einer langen Pause sagte er mit einem tiefen und schmerzlichen Seufzer:

„Ich wollte, ich wäre nie hierher gekommen."

8.

Einige Tage waren vergangen. Der Jochmaringhof lag im hellen Sonnenscheine eines merkwürdig schönen Herbstnachmittages da. Die außerordentliche Reinheit und Klarheit der Luft ließ die näheren Gegenstände sich ungewöhnlich bestimmt und deutlich von den entfernteren abheben, so daß die Landschaft dadurch Vorder-, Mittel- und Hintergründe bekommen hatte, welche man zu andern Zeiten gar nicht so unterschieden wahrnahm. Und wie eine große Abwechselung und eine reichere Belebung, so hatte diese Landschaft dadurch auch einen größeren Farbenreichthum bekommen; die Blätter von des Meyers alten Eichen zeigten da, wo die Sonne darauf lag, ein ganz wunderbar sostiges, tiefgesättigtes Grün, und die Ziegel auf dem alten Gaden seitwärts vom Haupthause wiesen Farben und Töne auf, die einen Maler hätten entzücken müssen. Eine wunderbare Stille und fast weihevolle Ruhe lag zudem über dem Ganzen; man hörte nichts, als von einem entfernteren Gehöfte her den gedämpften Schlag im Tacte arbeitender Flachsbrecher. Die alten mächtigen Wipfel aber standen so still, als wären sie in ein tiefes, tiefes Sinnen versunken und gedächten der uralten heiligen Zeiten Widukind's und seiner „Gesalsos", seiner Saalgenossen und Gesellen.

Unter einer dieser Eichen, da, wo wir sie zuerst erblickten, sitzt heute einmal wieder die Prinzessin Elisabeth auf der rauhen Holzbank hinter dem weißgescheuerten Tische von Lindenholz, den die Meyerin für Gäste hinauszutragen pflegt. Diese selber, des Meyer's Ehegespons, wandelt mit der Prinzessin Kammerfrau drüben im Garten auf und ab, der an der andern Seite des Hauses einige Aestern, einige Phlorbüsche und sonst sehr wenig Gegenstände zeigt, welche auf einen idealen Zug in bäuerlicher Gartenpflege hindeuten, dagegen eine große Sorge für die Cultur von Zwiebeln, Cichorien und Gurken verräth. Die Prinzessin pflegt unterdeß geheimer Zwiesprache mit der räthselhaften Persönlichkeit, welche es bei dem Besuche, den wir sie der Prinzessin im Schlosse machen sahen, verstanden haben muß, sich diese wieder vollständig zu verschönen.

Der Fremde sitzt der Prinzessin gegenüber auf einem Strohstuhle und hat das Kinn auf den auf der Tischplatte ruhenden Arm gestützt; sein Hut liegt neben ihm, so daß seine hochgewölbte, von dunkelbraunem Haare umwallte Stirn völlig frei sichtbar ist. Es laufen einige zarte Linien in der Dauer daraber, als Andeutungen, wo Zeit und Sorge nur zu graben haben werden, wenn sie auch in diesem Menschenantlitze die Nunen herstellen wollen, die von des Lebens Mühsal sprechen. Seine dunklen großen, aber halb verschleierten Augen liegen mit einem eigenthümlichen, halb fragenden, halb verwunderten Blicke auf der jungen Dame, während um den streng geschlossenen und schön gezeichneten Mund doch wieder ein Zug von Spott, oder wenn der Ausdruck zu stark sein sollte, von Neckerei liegt.

„Sie sind von einer bewunderungswürdigen Güte. Durchlaucht," sagte er, „und wissen Sie, daß mir von dem Allem in diesem Augenblicke ganz eigenthümlich, ganz traumhaft zu Muthe geworden ist?"

„Wie Ihnen zu Muthe ist, darum handelt es sich hier nicht," versetzte die Prinzessin, „und insbesondere nicht um Ihre Träume. Sie sollen sich entschließen, und das sofort, jetzt auf der Stelle, nachdem Sie Zeit genug gehabt haben, meine Worte zu überlegen."

Digitized by Google

Es handelt sich für mich doch ein wenig darum, wie mir zu Muthe ist," entgegnete er. „Sie wollen mich vertreiben von hier. Wenn ich nun aber mich hier wie in einem wundervollen Traume fühle, von dem ich wollte, daß er nie zu Ende gehe, so sehen Sie ein, wie schwer es sein wird, daß ich mich gerade jetzt zu dem entschließe, was Sie von mir verlangen. Ich fühle mich eben wie mit Zaubergewalt an diesen Erdfleck gefesselt; die sonnige Welt um uns her mit ihrer reizenden Abwechselung von Hain und einzelnen Baumgruppen, von Kornflur und Rasenflächen, diese still an sanftig grünen Waldwiesen vorübergleitenden wasserreichen Flüßchen, dieser Wechsel der Bodenerhebungen und Senkungen, das Alles gefällt mir ausnehmend, und mehr noch die Staffage dieser grünen Landschaft, die schönen reichen Höfe mit ihren prächtigen Fassen. Wo finden Sie einen solchen Bauernschlag wieder?"

„Aber ich bitte Sie, wie können Sie jetzt von Dingen reden, auf die es je gar nicht ankommt?"

„Für mich kommt es wohl darauf an. Aus dem sonnenbeschienenden Spanien gekommen, sch' ich mich in einer so erquickenden, herzerfreuenden Welt wie diese. Und mitten in dieser reizenden Umgebung, wo ich vergessen kann, was hinter mir liegt, wo mir der Muth, sorgenlos in die Zukunft und in das Glück hineinzuleben, wiedergekommen ist und täglich stärker in mir aufquillt, da sitzen Sie mir gegenüber, Sie, ein fremdes, schönes rührendes Märchengebilde, und reden mir mit einer Stimme, deren Töne so wunderlich zum Herzen gehen, von einer jungen Liebe, von Liebesglück und Liebeskummer vor; müssen Sie nicht gestehen, daß ich mich wie in einem Traume voll Poesie befangen fühlen muß — und können Sie mir zumuthen, ich soll mich daraus aufraffen, mein Bündel schnüren und fortwandern auf Nimmerwiedersehen?"

Die Prinzessin schüttelte den Kopf. Die Complimente, welche der Fremde ihr gemacht, schienen sie heute zwar durchaus nicht mehr zu erzürnen, aber ein wenig ungeduldig war der Ton doch, mit dem sie antwortete:

„Ich meine Ihnen doch klar gemacht zu haben, daß Sie keine Zeit haben zu träumen . . . daß die höchste Gefahr über Ihnen schwebt."

„Gewiß, Sie haben es nicht an Eifer fehlen lassen, mir das Schreckliche meiner Lage klar zu machen. Der junge Mann drüben auf Wildstorp fühlt sich auf's bestimmendste und ängstlichste dadurch compromittirt, daß ich seinen Namen mißbraucht habe, um darunter meine gefährlichen Emissär-Umtriebe zu machen. Sie haben versprochen, ihn von dieser Angst zu befreien, falls er dagegen auf seine Bewerbungen um ein Fräulein verzichtet, das längst ihr Herz einem jungen Arzte, Ihrem Protégé, geschenkt hat. Um ihn von seiner Angst zu befreien, verlangen Sie von mir, daß ich meine Umtriebe einstelle und je eher desto besser verschwinde. Wenn ich nicht verschwinde, wenn es Ihnen nicht gelänge, durch Ihr gütiges Zureden mich unverzüglich aus dem Lande zu schaffen, dann, drohen Sie, würde ganz unzweifelhaft, trotz aller patriotischen Gefühle, die ihn abhalten könnten, der Rentmeister, Herr — wie nannten Sie ihn? — selber vorgehen und mich sammt meinem Waffenvorrath, den ich in dem alten verlassenen Gebäude ‚die Kroppʻ geborgen und den ihm der Zufall entdeckt, den französischen Behörden denunciren, worauf diese mich einfangen, verurtheilen und erschießen würden. Das Alles ist klar, logisch und schlagend. Namentlich ist das Erschossenwerden eine Sache, der — ich kann ja aus eigener Erfahrung darüber reden — man besser thut auszuweichen."

„Und wie können Sie noch zaudern?" fragte die Prinzessin.

„Weil es mir hier gefällt. Weil ich hier so wohl aufgehoben bin, wie seit vielen Jahren nicht. Weil ich mit Wonne diese reine, weiche, stille Luft hier athme. Deshalb zaudere ich. Und dann auch vielleicht ein wenig aus Trotz. Vielleicht aus bösem Trotze, weil gerade der Mund, aus dem ich dieses Wort am wenigsten gern hörte, mir sagt: ‚Geh! geh!ʻ Sie wissen wohl nicht, Sie hochmüthige Durchlaucht Sie, daß unter Umständen das Wort: ‚Geh!ʻ ein sehr grausames sein kann?"

Die Prinzessin erröthete leicht.

„Für Sie liegt doch keine Grausamkeit darin, wenn ich das Wort Ihnen gegenüber ausspreche. Ich mache Ihnen eine Gefahr kund, die Ihnen droht; ich sage Ihnen: man hat entdeckt, wer Sie sind, was Sie hierher führt — also retten Sie sich, fliehen Sie — nennen Sie das grausam?"

„Wollen Sie mir einräumen, daß es persönliche Theilnahme für mich, Güte, Fürsorge Bekümmertheit um mein Schicksal ist, dann will ich allerdings das Wort ‚grausamʻ widerrufen. Aber Sie senden mich fort, damit Fräulein Adelheid wieder nach Herzenslust ihren Doctor Günther lieben darf — und deshalb . . ."

„Würden Sie gehen, wenn ich Ihnen einräumte, daß ich auch aus Theilnahme und Sorge um Ihr Schicksal wünsche, Sie gingen und brächten sich in Sicherheit?"

„So viel würden Sie mir einräumen, so sehr würde Ihr hochfürstlicher Stolz sich herablassen, so sehr sich demüthigen, nur um mich glücklich fortzuschaffen?"

Prinzessin Elisabeth wandte sich zornig ab.

„Sie sind arzwöhnisch, also schlecht," sagte sie. „Sie verdienen die Worte nicht, die ich an Sie gerichtet habe."

„Habe ich Sie beleidigt?"

„Ja — tief."

„So haben Sie also die Wahrheit geredet? Sie schenken mir wirklich eine persönliche Theilnahme, die sich um meine Sicherheit ängstigt? Das wäre ein Glück, an das ich gar nicht mehr zu glauben wage. Mein Gott — seit wann hat ein Weib mir eine wahre Theilnahme bewiesen? Seit meine Mutter todt ist, nicht mehr."

„Dann haben Sie keine gesucht oder keine verdient."

„Gesucht — ich habe nichts anderes gethan als sie gesucht mein Leben lang. Aber wohl nicht auf die rechte Weise. Ich bin immer etwas von einem Träumer gewesen. Ich lebte in's Leben hinein wie ein Kind seinem Weihnachten entgegen, in ruhiger Erwartung. Wozu waren die Wolken über mir da, wenn nicht zur richtigen Stunde mir das Glück daraus zufallen sollte? Aber bis jetzt ist es mir nicht zugefallen aus den Wolken. Es ist mir nichts zugefallen als das Glück, welches die Träumer haben, daß sie heiler Haut durchkommen, wo Andere den Hals brechen. Ich bin nie verwundet worden und ich schreibe es dem Umstande zu, daß ich in einem Gefechte jedesmal in einen wunderlichen Zustand gerieth, wo alles, was um mich her war und vorging, mir wie ein Traum vorkam und ich an eine Gefahr für mich gar nicht dachte."

„Und so haben Sie auch hier gelebt, und an die furchtbare Gefahr, die über Ihnen schwebt, haben Sie nicht gedacht."

Er sah sie lächelnd, sinnenden Auges an und sagte dann:

„Tadeln Sie mich deßhalb nicht, Prinzessin Elisabeth! Seit ich Ihnen damals im Walde drüben begegnet bin, habe ich an Anderes und Besseres gedacht. Stets an Eines, das mir aber so viel zu sinnen und zu denken gegeben hat, daß ich unmöglich auch noch an Anderes denken konnte. Nun, werden Sie nicht böse, daß Ihnen ein gewöhnlicher Sterblicher so etwas sagt! Sie wollen, ich soll gehen, für immer scheiden von hier, und einem Scheidenden verzeiht man ja, wenn er ausspricht, wie ihm zu Muthe ist."

„Aber einem Manne," fiel Prinzessin Elisabeth, die leicht erblaßt war, jetzt erröthend ein, „verzeiht man nicht, wenn er redet, wie's ihm einfällt und ohne an die Tragweite seiner Worte zu denken."

„Thu' ich das?"

„Ja, das thun Sie," entgegnete die Prinzessin fast heftig, „gerade so unbesonnen und unbedacht jetzt wie damals, als Sie sich ohne Weiteres den Namen Usseln beilegten. Jetzt sprechen Sie mir Dinge vor, die kein ehrlicher junger Mann einem jungen Mädchen sagt, auf die Gefahr hin, Ihren Frieden damit zu stören. Müssen Sie sich nicht sagen, daß das ein schlechter Lohn für die Theilnahme ist, welche ich Ihnen gezeigt habe und deren Aufrichtigkeit Sie nicht verkennen konnten? Jetzt, ehe Sie scheiden, reden Sie mir von Gefühlen, von Gedanken vor, die, wenn ich sie für wahr hielte, doch einen Eindruck auf mich machen müßten. Und kann, wenn Sie fort sind, um nie wiederzukehren, dieser Eindruck mich glücklicher machen? Sie haben kein Gewissen."

Er sah sie überrascht und verwundert an.

„Kein Gewissen? Darin mögen Sie Recht haben. Ich werde in der Leidenschaft, fürchte ich, gerade so sorglos und um die Einwürfe des Gewissens unbekümmert vorwärts gehen, wie

Digitized by Google

in der Schlacht unbekümmert um die Kugeln. Bin ich deshalb ein schlechter Mensch? Glauben Sie das? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich bin, wie der liebe Gott mich wachsen ließ, und daß wenig an mir geändert werden könnte. Verzeihen Sie mir deshalb — auch dann, wenn ich den Worten, die ich sprach und die Sie gewissenlos finden, nichts zurücknehmen kann! Seit ich Sie gesehen, wird mein Leben nur von einem Gedanken beherrscht, und das wird auch später nicht anders werden, niemals. Was geht es Sie an? Ihre Ruhe werde ich dadurch nicht mit mir fortnehmen."

Die Prinzessin sah in den Schooß. Sie war ein wenig bleicher geworden; es glänzte etwas in ihren Augen. Plötzlich hob sie den Kopf, sah ihr Gegenüber mit einem eigenthümlich forschenden, aber sehr flüchtigen, sehr raschen Blicke an, reichte ihm ebenso flüchtig die Hand und sagte dabei:

„Da Sie nicht aufhören, davon zu sprechen, so muß ich gehen. Ich nehme Ihr Wort mit, daß Sie von hier abreisen. Adieu — mit Gott — Gott sei mit Ihnen!"

Dabei war sie aufgestanden, und ehe er noch den Dank ihrer Hand hätte erwidern können, war sie bereits drei Schritte vor ihm auf dem Wege zu der Umzäunung des Gartens, um ihren Kammerjose zu winken, mit der sie noch einigen Abschiedsworten an die Meyerin den Heimweg einschlug, dem Walde zu, der nach wenigen Minuten sie aufnahm und den Blicken des Nachschauenden verbarg.

Dieser sah ihr lange mit seinen eigenthümlichen, durch die halbgeschlossenen Lider einen so merkwürdigen Ausdruck von Trümmerei bekommenden Blicken nach.

„Und jetzt," flüsterte er nach einer Pause vor sich, „jetzt, wo diese edle goldreine Natur aus der naiven Offenheit ihres großen Herzens heraus mir solch ein Geständniß gemacht hat — gehen? Jetzt von hier scheiden? Ja, gehen will ich, aber nicht, wohin sie mich sendet."

Er blickte lange zu Boden; stampfte dann, während er zornig ein paar Worte vor sich hinmurmelte, mit dem Fuße, und wandte sich dem Schenn zu, um hinter den Wallhecken jenseits des Flusses zu verschwinden. —

Die Nachmittagssonne hatte sich unterdeß mehr und mehr geneigt und senkte sich dem Horizonte zu. Auf dem Hofe von Wilstorp spielten ihre letzten Strahlen, bevor sie hinter den Wipfeln des umgebenden Waldes und den Dächern der Vorgebäude verschwand, mit dem dunkeln Laub des Epheus, dessen Geranke sich an den Thürmen hinaufspann und den hübschen Platz zwischen den letzteren vorn abschloß. In diesem reizenden versteckten Winkel saß auch heute wieder die Familie versammelt um den großen Steintisch, mit denselben Hausfreunden, welche wir früher dort antrafen, dem Justitiar und dem Oberförster; auch Herr Fäustelmann fehlte nicht; er saß vorn, mit dem Rücken dem Hofe zugekehrt, während im Hintergrunde Herr von Ulfeln neben Mausdorf saß, zur Seite von Fräulein Adelheid. Diese sah sehr bleich aus und ließ von Zeit zu Zeit ihre Häkelarbeit in den Schooß sinken, um dann, nach einer Pause, wie erschrocken aus ihren Gedanken aufzufahren desto hastiger darin fortzufahren; Herr von Ulfeln, dem Anscheine nach ganz von den Gesprächen der Männer absorbirt, beobachtete doch mit häufigen raschen Seitenblicken diese Spuren von innerer Aufregung in dem jungen Mädchen neben ihm; Frau von Mausdorf strickte an ihrem obligaten Strumpfungeheuer und horchte dabei ebenfalls auf die Gespräche der Männer.

Diese waren in die neuesten Kriegsnachrichten vertieft. Napoleon spielte' eben eine Rolle, welche man nicht begriff, welche man bei ihm nicht verstand — er war noch immer in Dresden mit dem Hauptheile seiner Heere; wie festgenagelt blieb er seit vielen Tagen schon an derselben Stelle, und wenn unbefangene Menschenkinder sich dadurch verführen lassen konnten zu glauben, er habe die Macht verloren, den Feldzug nach seinem Sinne und nach seinem Plane zu leiten, er habe wohl gar seinen festen Plan mehr und schwanke in seinen Entschlüssen, so wußten die Klügeren ganz genau, daß dies eben nur die Ruhe des Löwen vor dem Sprunge, das Zusammennehmen seiner Kraft sei, worauf die furchtbarste, alle seine Gegner zermalmenden Schläge folgen würden. Diese Meinung wurde auch von Leuten vertheidigt, welche die besten Wünsche für die Sache des Vaterlandes hegten; denn um diesen feuerspeichen Soldatenkaiser lag nun einmal Fluch Rußland und troß Spanien der Nimbus der Unbesiegbarkeit.

In unserm Kreise war es merkwürdig, mit welcher Ruhe und welcher Friedhertigkeit die sich einander entgegenstehenden Ansichten darüber ausgetauscht wurden. Heute wurden so durchaus verschiedene Ansichten über politische Dinge unfehlbar zu heftigem Streite führen und die so sehr sich widersprechenden Propheten nächster Zukunftsereignisse sich bald in die Haare gerathen. Damals jedoch war der deutsche Unterthan so daran gewöhnt, in den politischen Ereignissen, in Krieg, Frieden, Ländervertheilungen Dinge zu sehen, welche für ihn den Charakter elementarer Erscheinungen mit elementarer Gewalt hatten, dunkle Wetter, die über sein Haupt dahinzogen, ohne sich um ihn zu kümmern, und aus denen für ihn nur die Schauer, die Schlossen oder auch die Blitze, die sein Dach in Flammen setzten, niederfuhren — so sehr, sagen wir, war der deutsche Unterthan daran gewöhnt, daß auch und nach die apathische Geduld der wesentliche Zug im Charakter der öffentlichen Stimmung geworden war. Einzelne Hitzköpfe machten eine Ausnahme; in einzelnen Kreisen lochte es, und die Heftigeren machten, von einer gewissen Erregung durch den eben wüthenden Krieg ergriffen, von ihrer Gesinnung kein Hehl, wenn es ohne Gefahr war; Apotheker Widmer hatte so sogar in seiner Propaganda für die Zwecke des Tugendbundes manche beschiedigende Erfolge. Im Ganzen aber war in unserm Lande von der stürmischen Begeisterung, von der uns die Geschichte der „Freiheitskriege" aus anderen deutschen Landschaften berichtet, nicht viel zu verspüren, und Herr von Mausdorf sagte mit gemüthlicher Ruhe, nachdem das Für und Wider einer Entscheidung nach dieser oder jener Seite erörtert war:

„Jedenfalls soll mich wundern, wer uns hier nachher bekommt."

(Fortsetzung folgt.)

Schneesturm in den Tauern.

In den Bergen ist der Winter ein wilder, ungestümer Geselle, der seinen Spaß versteht: in tobenden Schneestürmen drückt er seine Wildheit aus, und wehe dem einsamen Wanderer, welcher von einem solchen Unwetter überrascht wird! Er ist in den meisten Fällen sein Opfer. Von den Gefahren und Schrecken eines solchen Schneesturmes im Hochgebirge kann sich Derjenige, welcher niemals im Winter im Gebirge war, gar keinen Begriff machen. Ich hatte vor Jahren auf einer Reise von Salzburg nach Klagenfurt die Gelegenheit, den furchtbaren Ernst eines solchen Unwetters kennen zu lernen, und will hier versuchen, die Erlebnisse dieser Reise zu schildern; dieser Erzählung muß ich aber eine ganz kurze Beschreibung der Straße, auf welcher ich die Tour machte, voranschicken.

Von dem reizenden Salzburg führt südwärts eine Straße über drei Alpenketten in das Kärntnerland. Dieser Weg ist an Naturschönheiten überreich. Zuerst führt derselbe das Salzachthal entlang durch den von den Kämpfen im Jahre 1809 her bekannten Paß Lueg; hier ist das Thal so enge, daß die Straße neben der Salzach kaum Platz hat. Von Werfen biegt der Weg links ab nach Radstädt, durchschneidet das Thal der Enns und führt über den Radstädter Tauern in das Lungauthal nach Sankt Michael, von wo die Straße wieder den Katschertauern hinanzieht, nach dessen Ueberstiegung sie in das Kronland Kärnten gelangt. Die höchste Höhe dieser Poststraße ist die Spitze des Radstädter Tauern, welche viertausendachthundert Fuß über der Meeresfläche liegt. Hier ist zur Aufnahme und Rettung von Reisenden eine Art Hospiz, ein sogenanntes Tauernhaus, erbaut, in dessen Nähe ein Kirchhof zur Beerdigung der im Schnee Verunglückten sich befindet. Aus diesem Umstande allein kann man schon entnehmen, daß eine Reise im Winter über diesen Alpenpaß zu den gefährlichen Unternehmungen gehört.

Der Eilwagen, mit welchem ich die Reise machte, ging das-

Digitized by Google

Auf der Winterreise zwischen Salzburg und Klagenfurt.
Nach der Natur aufgenommen von J. Hörmann.

Digitized by Google

mals um zehn Uhr Nachts von Salzburg ab, so daß wir des andern Tages um Mittag nach Untertauern, dem letzten Orte vor dem Tauernpasse, kamen. Die Fahrt bis dahin ging glücklich und ohne nennenswerthe Ereignisse vor sich. Die Reisegesellschaft bestand zufälliger Weise diesmal aus mehreren Personen, während sonst in dieser Jahreszeit der Estwagen gewöhnlich nur einen, nicht selten gar keinen Reisenden führt.

Außer meiner Wenigkeit befand sich im Fond des Wagens noch eine Dame; das nach vorne offene Coupe wurde von dem Conducteur und einem Bauer aus Kärnten eingenommen.

Bis Untertauern ging es, wie gesagt, ganz gut, obgleich die armen Pferde den schweren Wagen durch tiefen Schnee immer bergan und bergab ziehen mußten, doch sind die Post meister an dieser Straße so unerschöpflich und in ihrem, so wie im Interesse der Reisenden so verständig, nicht alte abgetackerte Klepper, sondern kräftige, wohlgenährte Pinzgauer Gäule zu halten, welche große Kraft mit entsprechender Schnelligkeit verbinden.

In Untertauern wurde ein einfaches Mahl eingenommen, und man rüstete sich zur beschwerlichen und gefährlichen Fahrt.

Der Himmel hatte sich allmählich mit blei grauen, schweren Wolken überzogen, und aus Nordwest erhob sich von Zeit zu Zeit in kurzen Stößen ein höchst verdächtiger Wind. Von des Treigelpaum wurden noch zwei große, schwere Gäule gelegt, und es waren noch ein oder zwei weitere Pferde vorgespannt worden, wenn nicht zufälliger Weise vor uns schon einige Frachtwagen dieselben in Anspruch genommen hätten.

Die Fahrt begann. Bald erhob sich der Wind, welcher früher sich nur in kurzen Stößen bemerkbar gemacht hatte, immer heftiger und trieb den ohnehin tiefen Schnee an vielen Stellen zu sehr anjehnlichen Hügeln zusammen, welche nur mit der größten Anstrengung überwunden werden konnten; zum Glück hatten wir schon von Untertauern einige Wagen, mit Schaufeln versehen, mitgenommen, welche dem Wagen immer vorangingen und, so weit es in kurzer Zeit möglich war, den Weg einigermaßen fahrbar machten; die Spur der uns schon in der Frühe vorausgefahrenen Wagen war schon vollkommen verweht. Das Wetter gestaltete sich immer bedrohlicher, und der anjangs blos heftige Wind artete endlich, je höher wir kamen, in einen förmlichen Sturm aus.

Die durch den Schneefall herbeigeführten Unebenheiten der Straße vermochten ein sehr starkes Schwanken des Wagens, welches ein Umstürzen desselben befürchten ließ. Dies verursachte endlich die männlichen Insassen, den Wagen zu verlassen, um ihn an solchen Stellen, wo die eine Seite tief in den Schnee sank, während die andere über „Schneeg'wahr'n" ging, zu stützen, damit er nicht gar umkippe. Das Unwetter wurde immer fürchterlicher, die Kälte höchst empfindlich und durch den schneidenden Wind und die glassplitterähnlichen, gefrorenen Schneeflocken, welche die Haut wie mit Nadelstichen peinigten und das Oeffnehalten der Augen sehr erschwerten, oft geradezu unerträglich; auch auf die Pferde übte dieses Wehen des gefrorenen Schnees eine äußerst empfindliche Wirkung, sodaß dieselben ganz störrig wurden und manchmal kaum mehr von der Stelle zu bringen waren, so, daß eine Deichselpferd, der Sattelgaul, mußte vom Postillon am Zügel geführt werden und wurde so ungebeerdig, daß es ausgespannt und das Pferd, welches bisher in der Wildbahn gegangen, an seine Stelle gespannt werden mußte.

Das fortwährende, durch den hohen Schnee sehr erschwerte und oft sehr steile Aufwärtssteigen, sowie die dünne Luft verursachten mir eine beängstigende Herzbeklemmung, welche wohl auch der Aufregung zuzuschreiben war. Die mitreisende Dame, von ohnehin schwächlicher Natur, war durch die äußerst empfindliche Kälte (denn trotz geschlossener Fenster und einer dicken Heulage am Fußboden des Wagens drang der Wind in schneidender Kälte in das Innere desselben) und die Angst in einen ohnmachtähnlichen Zustand versallen, sodaß wir sast um das Leben der armen Frau besorgt waren; leider konnten wir ihr nicht einmal beistehen, da wir Männer mit dem Antreiben der Pferde und dem Vorwärtsschieben und Stützen des Wagens alle Hände voll zu thun hatten. Die Arme hatte auch nicht die Wohlthat einer ruhigen Lage, da sie durch das Schwanken des Wagens auf ihrem Sitze hin- und hergeworfen wurde. Wir konnten überdies nur im langsamsten Tempo vorwärts kommen und immer nur höchstens hundert Schritte weit in einer Tour fahren, da wir alsdann selbst wieder nach Athem ringen und die Pferde, welche trotz der hohen Kälte in Folge der großen Anstrengung schwitzten, verschnaufen lassen mußten.

Diese Pausen waren noch beängstigender, als das Vorwärtsgehen, da wir immer fürchten mußten, daß der Weg vor uns gänzlich verweht werde, in welchem Falle wir das schrecklichste Schicksal, zu erfrieren, vor Augen hatten. Zu alledem begann es schon sehr stark zu dämmern, und der Einbruch der vollständigen Nacht war nicht mehr fern.

Die hereinbrechende Dunkelheit und das Schneegestöber, welches von uns hinter uns auf eine Wand von Schneeflocken sehen ließ, erschwerte das Vorwärtskommen sehr. Der Weg war nur noch an den Telegraphenstangen zu erkennen, da auch die Straßenbrüstung ganz verweht war, wodurch wir der Gefahr, mit Roß und Wagen in den Abgrund zu stürzen, nicht fern standen.

Alle Versuche, in die Wagenlaterne Licht zu bringen, mißlangen, und so mußten wir in stockfinsterer Nacht, nun ganz hereingebrochen war, durch hohe „Schneeg'wahr'n" uns vorwärts bessen. Fünf volle Stunden waren wir nun schon von Untertauern aus auf dem Wege, und uns sowohl wie den Pferden begannen bereits die Kräfte zu schwinden; das Schlimmste sollte aber erst kommen. Eines der Vorspannpferde brach in eine „Schneeg'wahr'n" bis an den Kopf ein, und nur den äußersten Anstrengungen gelang es, dasselbe vor dem gänzlichen Versinken zu retten. Als es wieder auf den Beinen war, wollte es um keinen Preis mehr vorwärts, und die übrigen Pferde konnten unmöglich die schwere Last fortbewegen.

Es wurde mithin beschlossen, daß drei Mann, worunter ein Schneeschaufler, bis zum Tauernhause, das nicht mehr fern sein konnte, gehen und dort die Vorspannpferde, welche die uns vorangegangenen Frachtwagen den Berg heraufgebracht hatten, requiriren sollten, mit deren Hülfe wir sodann endlich zum Tauernhause gelangen wollten.

Der Conducteur, der kärntnerische Bauer und einer der Schneeschaufler unternahmen die Expedition, während die anderen zwei Schneeschaufler, der Postillon und ich bei den Pferden und dem Wagen zurückblieben. Dadurch hatten wir Gelegenheit, uns unserer Reisegefährtin, welche dem Erfrieren nahe war, zu widmen. Durch Frottiren der Füße und Hände, Bewegen durch Einreiben der Schläfen mit Schnee, gelang es uns endlich nach einer langen langen halben Stunde, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen, aber noch war weder für sie noch für uns alle Gefahr vorüber, denn wenn die drei wackeren Männer, welche die Expedition nach dem Tauernhause unternahmen, verunglückten, so entgingen auch wir nicht dem Schicksale, zu erfrieren, denn ein Weiterkommen war bei dem obgehetzten Zustande der Pferde nicht möglich.

In schrecklicher Spannung harrten wir nahe an zwei Stunden, während welcher Zeit wir uns durch allerlei Hand- und Fußbewegungen vor dem Erstarren bewahrten, der Rückkehr der Ausgesandten. Dabei hatten wir mit unserer Reisegefährtin unsere schwere Noth, da ihr Zustand wieder sehr bedenklich zu werden anfing. Sie wurde mehrere Male ohnmächtig und nur mit starken Schneereinreibungen gelang es, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Endlich, nachdem wir schon jede Hoffnung aufgegeben hatten und entschlossen waren, aller Gefahr zum Trotze doch vorwärts zu dringen, erwachten wir durch die dichten Schneeflocken das Licht einer Laterne, welches uns Erlösung aus unserer bis zum Wahnsinne peinlichen Lage verhieß. Aber es dauerte immerhin noch lange, bis uns diese ward, denn die mit den Pferden Rückkehrenden hatten schwere Arbeit, durch den oft mannshohen Schnee zu dringen.

Als sie nun endlich bei uns angelangt waren, wurden die mitgebrachten vier Pferde vor unser Fünfgespann gelegt, und nun ging es vorwärts; es waren noch einige Männer mit Schaufeln mitgekommen, welche im Verein mit unseren Schaufleren die Bahn so gut wie möglich fahrbar machten.

Dennoch brauchten wir noch eine ganze Stunde, bis wir endlich die erleuchteten Fenster des Tauernhauses zu Gesicht bekamen. Nachdem der Wagen Halt gemacht, hoben wir unsere Reisegefährtin, welche abermals ohnmächtig geworden war, aus

Google

demselben und brachten sie unter das schützende Dach; die weiblichen Insassen des Tauernhauses nahmen sie nun in Pflege, und ihren Bemühungen gelang es bald, sie in einen beruhigenden Zustand zu bringen. Nachdem wir Männer inzwischen ein durch die Verhältnisse in diesem so hoch gelegenen Asyle bedingtes, sehr einfaches Abendmahl genommen, wurde beschlossen, für heute die Reise nicht fortzusetzen, da der Sturm draussen ärger denn je tobte und die Gefahr, obgleich nun die Thalfahrt zu beginnen hatte, die gleiche wie bei der Bergfahrt war.

Nach einer auf sehr primitiven Lagerstätten, aber in tiefem und erquicklichem Schlafe zugebrachten Nacht brachen wir des andern Morgens auf und traten die Thalfahrt an.

Auch unsere Reisegefährtin hatte sich, dank der Pflege der Wirthin und ihrer weiblichen Dienstboten, soweit erholt, daß sie die Weiterreise unternehmen konnte. Wir kamen glücklich und wohlbehalten in Klagenfurt an.

Ich werde aber Zeit meines Lebens diese so äußerst mühe- und gefahrvolle Reise über den Radstädter Tauern, bei welcher ich die ganze Wildheit und den furchtbaren Ernst des Winters im Hochgebirge kennen gelernt, nicht vergessen. **J. Hörmann.**

Die heiligen zwölf Nächte.

Von **Moritz Busch.**

Die Tage, wo der Weihnachtsbaum leuchtet und Sanct Sylvester seine Freunde um die Bowle versammelt, sind vor der Thür. Eine Schilderung von Glauben und Brauch, wie das Volk sie an die Zeit vom Christabend bis zur Nacht des Dreikönigstages knüpft, dürfte daher jetzt nicht unwillkommen sein. Ich glaube namentlich die Gestalten und Vorstellungen in's Auge fassen zu müssen, welche den altheidnischen Hintergrund des deutschen Volkslebens in jenen Tagen bilden. Vieles davon ist heutzutage verblaßt oder ganz verschwunden, wenigstens in den Städten und da, wo die Eisenbahnen wirken. Anderes lebt fort, zumal unter Kindern und alten Leuten.

Die christliche Kirche feiert diese Zeit mit nächtlich erleuchteten Gotteshäusern, in denen unter Orgelschall die Lieder von der Geburt des Welterlösers erklingen und dem frommen Gemüthe das heilige Kind in der Krippe, umgeben von seiner Mutter, den freudenvollen Hirten und den anbetenden und Gaben spendenden drei Weisen aus dem Morgenlande, erscheint. Früher allenthalben, jetzt nur noch hier und da schlossen sich daran die Umzüge der „Sternsänger", die, mit geschwärzten Gesichtern und mit weißen Hemden und Goldpapierkronen von Haus zu Haus wanderud, in naiven Weisen dem Volke jene Bilder und Vorgänge vergegenwärtigten. Noch früher knüpften sich an die kirchliche Weihnachtsfeier und die ihr folgenden Feste förmliche Schaustücke, welche in Rede und Gegenrede und allerlei Gruppen die Begebenheiten der Evangelien, die uns von der Kindheit Jesu berichten, darzustellen bestimmt waren, und wo solche kleine Dramen sich nicht ausbildeten, wurde wenigstens unter Lobgesängen vor dem Altare das Christkind gewiegt.

Neben allen diesen Gebräuchen aber gingen andere her, die auf nichtchristliche Vorstellungen hindeuteten und in der That dem altgermanischen Heidenthume entstammten, das überhaupt noch Jahrhunderte nach der Zeit, wo die Deutschen sich Christen zu nennen begannen, im Denken und Empfinden der Seelen fortglimmte und noch heute in gewissen Volksheiligen, in gewissen Spukgestalten, namentlich aber in dem sich erhalten hat, was der Aberglaube in bestimmten Landschaften zu thun oder zu lassen gebietet.

In der Heidenzeit zogen die Götter in den nächsten Monaten nach der Ernte, entweder nur gedacht und in Visionen geschaut, oder durch Processionen dargestellt, segnend und Verehrung heischend durch die Lande: Wuotan, der Himmelsgott, auf seinem weißen Rosse, das die Sonne bedeutete, und mit seinem breiten grauen Hute, der die Wolkendecke versinnbildlichte; Berchta oder Frau Holle, die Erdmutter, die der Saat Gedeihen gab, die Bewahrerin der ungeborenen und früh gestorbenen Kinder, die Göttin, welche dem Hauswesen vorstand; hier und da wohl auch Donar, der Gewitterlenker, oder Fro, dessen Attribut, der goldborstige Eber, das Feld mit den reifen Gerstenähren darstellte. Allerhand Bräuche waren während dieser Annäherung der Gottheit an die Menschen zu beobachten. Große Schmäuse und Gelage fanden statt. Mancherlei Zauber wurde in diesen Wochen vorgenommen.

In der Heidenzeit ferner feierten die deutschen Stämme in den Tagen, wo jetzt auf den Kanzeln die Geburt des Erlösers verkündet wird, das eine ihrer zwei größten Jahresfeste, das sich um die winterliche Sonnenwende gruppirte. Wieder stiegen die Götter zu den Menschen hernieder; wieder verbanden sich mit ihrem Erscheinen oder der Vorstellung ihrer Nähe allerlei religiöse Handlungen, Gebote und Verbote, Aufzüge und Opferschmäuse; wieder knüpfte sich an den Gedanken, daß die hülfreichen Gewalten dem Hülfesuchenden näher als sonst seien, der verschiedenste Zauber.

Das Christenthum hat diese Gebräuche nicht ausrotten, nur verwandeln können, und dasselbe war der Fall mit den Gestalten der Götter, die mit ihnen verehrt wurden. Jene sind aus symbolischen Handlungen religiöser Natur zu bloßen Lustbarkeiten, mehr oder minder inhaltslosen Possen, diese, wo sie sich nicht in Heilige umgestalteten, zu Gespenstern oder Frauenbildern geworden. Die Feste nahmen andere Namen an; die Erntefestschmäuse des Spätherbstes hießen jetzt Kirmsen, das Julfest, die Feier der Wintersonnenwende, wurde zum Weihnachts- und Neujahrsfest, der Feier des neuen Sonnenscheins, der sich mit der Geburt Christi über die Welt ergossen hatte, aber eine Menge von Sitten, abergläubischen Meinungen und zauberischen Handlungen blieben bestehen als Denkzeichen davon, daß sowohl die Adventszeit wie die der Zwölf heiligen Nächte einst anderen himmlischen Gewalten geweiht gewesen waren als jetzt.

Der „Schimmelreiter", eine Mummerei, die bei den Kirmsen verschiedener Gegenden Norddeutschlands und Schlesiens aufgeführt wird, ist nichts Anderes als der alte Gott Wuotan, der „Bär", welcher ihn begleitet, der Eber Fro's (Bär heißt im Plattdeutschen das männliche Schwein), der „Klapperbock", der in Pommern in seinem Gefolge ist, das Attribut Donar's. Der heilige Martin und der fromme Bischof Nicolaus sind ebenfalls nichts als ehemalige Götter. Welches Kind im Meißnischen und Braudeuburgischen, in Niedersachsen und Thüringen endlich hätte nicht die Bekanntschaft des „Knechts Ruprecht" gemacht, der in den Wochen vor Weihnachten von Haus zu Haus geht, um brummend zu fragen, ob die Kleinen gefolgt haben, und zuletzt aus seinem Sack Aepfel und Nüsse unter sie zu werfen? Ruprecht, Hrnodperaht (Ruhmespracht), war ein Beiname Wnotan's, des stolzen Götterkönigs, der hier freilich von seinem sturmschnellen Rosse gestiegen ist, statt des flatternden Wolkenmantels einen Zottelpelz trägt, statt des Schwertes die Ruthe schwingt und als bloße Kinderscheuche vor uns steht.

Ganz ebenso wie von der heidnischen Feier der Erntezeit haben sich auch von den Sitten und Vorstellungen, die sich mit dem Julfeste der alten Germanen ausbildeten, eine große Anzahl bis nahe an die Gegenwart und in manchen Gegenden bis in diese hinein erhalten. Dieses Fest war, wie bemerkt, einer der beiden höchsten Feiertage unserer Urväter oder vielmehr ein ganzer Kreis von Feiertagen. Die ganze Periode von der Stunde an, wo die Sonne dem Anscheine nach ihren Wendepunkt erreicht, bis zu der, wo sie nach dem Volksglauben wieder vorwärts rückt, in der einen Gegend die „zwölf Nächte", in der anderen einfach die „Zwölften", wieder anderswo die „Rauhnächte" oder die „Loostage" genannt, war geheiligt. Während derselben hielt man sich möglichst still, ruhten die Ackergeräthe, die Spinneln und die Waffen. Man brachte den Ueberirdischen Opfer, besprengte die Wohnungen um Mitternacht mit Wasser aus heiligen Quellen, zündete Feuer zu Ehren der Götter an oder rollte brennende Räder, das Symbol der Sonne, nach welchem das Fest (Jul gleich Rad) seinen Namen bekommen hatte, von Anhöhen herab. Bei den Festschmäusen spielte ein Schweinskopf die Hauptrolle; bei den daran sich schließenden Trinkgelagen

Digitized by Google

legte man Gelübde ab und pries den Ruhm der Götter. Endlich wurde in dieser Zeit der Herd erneuert.

Zahlreiche Spuren dieser Jul-Feier dauern, wenn auch meist verstümmelt und durch Zuthaten verunstaltet, in den Gebräuchen fort, die sich im Norden oder Süden Deutschlands an die heiligen zwölf Nächte knüpfen. Noch heute will in manchen Gegenden der Aberglaube des Landvolks, daß in dieser Zeit alle Arbeit und vorzüglich die der Spinnerinnen ruhe. Es darf nicht gewaschen werden, und kein Wagenrad soll sich drehen. Das Haus mußte sauber gefegt und geschenert sein, wenn die heilige Zeit nahte, und noch jetzt wissen alte Frauen in den steirischen Bergthälern, daß auf den Höfen, die in der Weihnachtswoche nicht in Ordnung gehalten werden, die Kinder vorkommen. Tiefe Stille muß gewahrt werden, und wer in den heiligen Nächten die Thür zuschlägt, daß sie Lärm macht, hat im folgenden Sommer den Blitz zu fürchten. In gewissen Strichen am Niederrhein geht unter altgläubigen Leuten die Sage, daß in der Nacht vor dem ersten Weihnachtsfeiertage während einer Minute, welche der Kundige wohlzunehmen weiß, alles Wasser Wein ist, daß das in dieser Nacht geschöpfte Wasser sich das ganze Jahr hindurch frisch erhält und gut gegen das Fieber ist, und daß in ihr die Glocken aller versunkenen Kirchen und Capellen ihr Geläute hören lassen. In Schwaben heißt es, daß die Sonne in der Christnacht zwei Freudensprünge thue und darauf ihren Lauf ändere, in welchem Augenblicke das Vieh in den Ställen und das Wild im Walde, auf den Knieen liegend, bete. Wer in Tirol in dieser Nacht um zwölf Uhr auf den Kirchhof geht und sich eine Handvoll frischer Graberde auf das Herz legt, befreit sich von Brustleiden. Holz am Weihnachtsabend gehauen dörrt nicht ein; alles, was an ihm gesäet wird, muß gedeihen; wer an ihm geboren ist, der sieht die himmlischen Geister.

An die Julopfer erinnert die schwäbische Sitte, nach welcher man zu Weihnachten eine Garbe für die Vögel auf eine Stange steckte, noch deutlicher aber der bei Alpach in Tirol noch vor einigen Jahrzehnten verschwende Gebrauch, am Christabend die Elemente zu füttern, wobei man Mehl in die Luft streute, etwas von einer Speise in die Erde vergrub, etwas in den Brunnen und etwas in das Feuer warf.

Die Ausbesserung des Herdes ist in folgenden Bräuchen erhalten geblieben. An der Sieg wurde noch vor zwei Jahrzehnten zu Weihnachten ein Klotz aus Eichenholz, gewöhnlich ein Wurzelstummel, in die Feuerstelle eingesenkt oder in einer dazu bestimmten Nische unter dem Herde angebracht, an dem der Kessel hing. Der Klotz glimmte, wenn Feuer angezündet wurde, mit, verbrannte aber kaum binnen Jahresfrist ganz. Seine Kohlen wurden, wenn er durch einen neuen ersetzt wurde, zu Pulver zerstoßen und auf die Felder gestreut.

Die Julfeuer, die das deutsche Heidenthum auf Bergen lodern ließ, erhielten sich am längsten in gewissen niederrheinischen Orten und zu Schweina in Thüringen, wo die Jugend auf dem Döngelsberge eine Pyramide aus Feldsteinen errichtete, zu welcher man am Weihnachtsabend mit Fackeln hinaufzog, Weihnachtslieder sang und zuletzt die Fackeln auf einen Haufen warf.

Ein anderer an heidnische Sitte gemahnender Festbrauch war das Verwachen der Christ- oder der Neujahrsnacht. Sogar die Hausthiere durften sich dem Schlafe nicht überlassen, ja in Thüringen pflegte man in den Zwölften selbst die Obstbäume aufzurütteln und ihnen zuzurufen: „Bäumchen, schlaf' nicht! Frau Holle ist da."

Besonders zahlreich haben sich die Beispiele von Nachklängen der alten Julfeier erhalten, nach denen man meinte, in der mit göttlichen Kräften erfüllten Zeit der zwölf heiligen Nächte, namentlich aber in der Christnacht die Zukunft erforschen und durch Zauberwerk sich Glück sichern zu können.

Wenn man sich im Ober-Innthale, während es zur Christmette läutet, unter drei Brücken das Gesicht wäscht, so sieht man Alles, was das nächste Jahr bringen wird. Wenn man am heiligen Abende auf Kork schwimmende Lichtchen in Wasser setzt, so kann man an der Dauer ihres Brennens erkennen, ob man noch lange leben wird, oder nicht. Noch jetzt gehen hier und da Abergläubische in dieser Nacht in die Winterstaat, um die Geister von kommenden Dingen reden zu hören. In der Christnacht gießen in verschiedenen Gegenden die Mädchen Blei, um den Stand ihres Zukünftigen zu erfahren. Wenn man im Eisfachtale wissen will, was das nächste Jahr Einem bescheeren wird, so muß man in der Christnacht Schlag zwölf Uhr mit einem Mörser voll Mohn auf einen Kreuzweg gehen und mit der Keule dreimal zustoßen, worauf man in dumpfen Tönen hört, was Einem Wichtiges passiren wird. Was man in Kalw bei Stuttgart in den zwölf Nächten träumt, das wird in den zwölf Monaten des folgenden Jahres wahr. Zu thüringischen Dörfern horchen die Mägde in der Weihnacht auf der Schwelle des Pferdestalles, und wenn ein Hengst wiehert, so glauben sie, daß bis zu Johanni ein Freier bei ihnen erscheinen wird. Andere schlafen, um zukünftige Dinge zu erfahren, in der Pferdekrippe. Wieder Andere lauschen an Kreuzwegen und Marksteinen; vermeinen sie Schwertergeklirr oder Roßgewieher zu vernehmen, so prophezeien sie für das nächste Frühjahr Kriegsnoth.

Diese Beispiele eines aus der Heidenzeit stammenden Aberglaubens, der in den Zwölften prophetische Versuche anstellt, ließen sich noch durch Dutzende vermehren. Noch zahlreicher aber sind die, wo der Abergläubige in dieser Zeit sich Zauberkräfte zu verschaffen bemühte. In der Christnacht um die zwölfte Stunde gossen und gießen dann und wann noch jetzt die Jäger Freikugeln, die Alles treffen sollen, was man wünscht, sei es auch meilenweit entfernt. Zu derselben Zeit grub man die Springwurzel, die durch bloße Berührung Schloß und Riegel öffnete, schnitt man die Wünschelruthe, welche verborgene Schätze verrieth, und suchte man den unsichtbar machenden Fornsamen. Im Pusterthale versuchten die Wildschützen sich „gefroren", das heißt kugelfest zu machen, indem sie das Lumblbrod aßen, das während der Christmette gebacken werden mußte und zwar aus während derselben gemahlenem Mehle und dem Blute eines ebenfalls während derselben geschlachteten Lammes. Kugelfest und unsichtbar zugleich sowie überdies befähigt, Diebe herbeizubannen, wird man zu Trens in Tirol, wenn man in der Christnacht, sobald es auf Zwölf ansteht, in einen Kirchthurm geht, sich ein Stück vom Glockenstrange schneidet und, bevor es ausgeschlagen hat, wieder in's Freie läuft. Doch muß man dabei allein sein und kein Wort sprechen, was auch geschehe. Ebendaselbst kann man sich in der Christnacht eine Sense verschaffen, die niemals ihre Schneide verliert. Zu diesem Ende setzt man sich in der Tracht, die Adam vor dem Falle trug, auf den Dachfirst, um zu dengeln. Sobald man hier auf der Sense einen Gang gemacht hat, erscheinen allerlei Spukgestalten, das wilde Heer, Leute ohne Köpfe, Hexen, Lastwagen von Ameisen gezogen, Reiter auf Heupferden, zuletzt der Teufel in eigener Person. Läßt der Dengler sich dadurch verblüffen und in die Flucht treiben, so fährt der Böse mit ihm in die Hölle, bleibt er aber ruhig, so nimmt jener die Sense und wetzt sie ihm.

Von den Tagen nach dem 25. December weist gleich der nächstfolgende, jetzt dem heiligen Stephan geweiht, deutlich auf altheidnischen Brauch hin. In Schwaben und am Niederrhein heißt er im Volksmunde der „Pferdstag", indem man hier an ihm, wie anderwärts zu Pfingsten, in Schaaren von Ort zu Ort reitet und eine Art Wettrennen anstellt. Das soll vor Hexerei und Seuche schützen. Früher schlug man an diesem Tage den Pferden eine Ader, auch nagelte man ihnen Roßhufe über die Stallthüren zur Abwendung von Zauberei.

Eine Erinnerung an die Schmäuse und Gelage der Julzeit haben wir in der sogenannten Johannismine oder dem Johannissegen vor uns, einem in katholischen Gegenden Schwabens sowie in Tirol noch üblichen Gebrauche. Beim Julfeste leerte man auf das Gedächtniß der Götter feierliche Becher, und noch heute wird am 27. December in der Nachbarschaft von Eßlingen von jedem Gliede der Dorfgemeinde ein Maß Wein zur Kirche gebracht, dort vom Pfarrer geweiht und hierauf zu Hause getrunken, indem man meint, daß dies vor allem Stoden bewahre. Im Lechthale sichert es vor dem Blitze, im Pusterthale vor dem „Vermeintwerden", in anderen Strichen Tirols giebt man von dem Johannissegen den Brautleuten bei der Trauung zu trinken. Ein anderer Rest der Julschmäuse ist der Eberkopf, der in vielen Gegenden Englands am Christfeste herkömmlich auf den Tisch kommt, sowie die Eberform, die in Schweden das Weihnachtsgebäck hat. Weitere Ueberbleibsel des heidnischen Julfestes in der Speisekarte der zwölf Nächte mögen wir in dem schwäbischen

Digitized by Google

Hutzelbrod, in den Neujahrskuchen, die man zu Neujahr im Bergischen bäckt, in den Christstollen Mitteldeutschlands, in den Pfeffernüssen in Mecklenburg und Pommern, in den Knobeln mit Heringen, die im Saalfeldischen nothwendige Sylvesterspeise sind, in dem Hirsebrei, den man in Dresden in Häusern von altem Schrot und Korn am Neujahrstage zu essen pflegt, damit es im begonnenen Jahre nicht an Gelde fehlt, mit ziemlicher Bestimmtheit vermuthen. Andererseits aber giebt es auch Gerichte, die in den Zwölften nicht genossen werden dürfen, und zwar gehören hierher Erbsen, Linsen und Bohnen. Wer dieselben in dieser Zeit dennoch geniesst, bekommt, wenn der Aberglaube der Rockenphilosophie Recht hat, Krätze, Schwäre und Ungeziefer.

Wie bei den Festen der Erntezeit, deren Nachklänge sich jetzt um Martini und andere Tage des Spätherbstes gruppiren, so stellten sich in den Nächten des Mittwintersfestes die Götter ein, bald in milder, freundlicher Gestalt, bald nach ihrer erhabenen oder furchtbaren Seite, und auch hiervon zeigen die Tage der Zwölften deutliche Spuren. Ruprecht und Frau Holle sind bereits erwähnt worden. Jetzt treffen wir in dem alten Tübingen das Attribut Fro's, des Gottes der Fruchtbarkeit, als weisses Schwein, welches in der Geisterstunde der Christnacht aus dem Kornhause an der Ammer die Marktgasse entlang bis an die krumme Brücke lief und dann verschwand. Der Böse ferner, der in verschiedenen Gegenden denen, die ihn citiren, erscheint, um ihnen Freitzeichen, Faxensamen, stets schneidende Sensen und dergleichen zu geben, wird schwerlich ein Anderer sein, als Wuotan, der „Wunschverleiher", von der Kirche zum Teufel verwandelt.

Ganz vorzüglich aber gehört in diesen Zusammenhang der Umzug des „wilden Heeres", welches in Beitfalen gewisse Landstriche als „wilder Jäger", „Buddejäger", „Jäger Jap" oder „engelske Jagd" unsicher macht, und in Schwaben schon durch die Bezeichnung „Wuotisheer" oder „Wuotesheer" als der Heerezug desjenigen Gottes bezeugt ist, welchem das Julfest in Deutschland vor Allem gegolten zu haben scheint. Bald als riesenhafter Reiter auf einem Schimmel, bald als rasselnder Wagen, bald als langer Gespensterzug braust schwäbischer Sage zufolge in der Weihnachtszeit und zu Neujahr dieser grausenvolle Spuk über das Land hin. Er hat seine bestimmten Wege, in Immenhausen und Pfullingen die Bergwege, in Undingen die Wuotesgasse. Bisweilen läßt das wilde Heer eine wohlklingende Musik, auch Gesang von vielen hundert Stimmen hören. Ein gewaltiger Sturmwind saust vor ihm her. Kommt es einem im Freien entgegen, so thut man, um sich vor Gefahr zu sichern, am besten, sich mit dem Gesicht auf den Boden zu legen, den Kopf zwischen ein Wagenrad zu stecken oder in ein Fahrgeleis zu treten. In Burzacherried hörte es ein Hirtenknabe hoch in den Lüften kommen, wie wenn Hunderte von Kuhschellen läuteten. Bald war es wunderschöne Wolkenmusik, bald fürchterliches Lärmen. Klostermägde von Maria-Kirchheim im Ries gingen einmal noch spät Abends in's Baierische hinüber, wo sie etwas auszurichten hatten. Auf einmal hörten sie ein Toben, Sausen und Brausen, Pfeifen, Geigen und Gesang. Die Mädchen legten sich angesichtlich in Gräben, wobei sie die Arme kreuzweise über die Brust schlugen. Eine aber fand nicht schnell genug Platz, und so wurde sie von dem wilden Heere ergriffen und zwei Stunden weit durch die Lüfte mit fortgeschleppt, bis die Unholden sie bei einem Brunnen fallen ließen, wo ihre Gefährtinnen sie später bewußtlos auffanden. Bei Huldstetten muß man, wenn das „Wuodersheer" im Anzuge ist, die Augen schließen, weil man sonst erblindet, auch reitet ihm hier ein Mann auf einem weißen Pferde voraus, der auf einem Horne bläst und die Leute durch den Ruf: „Aus dem Wege! Aus dem Wege!" warnt, und welchen man schlechtweg den „Schimmelreiter" nennt.

Der wilde Jäger aber oder das wüthende Heer ist Niemand anders, als der zu einem Gespenstegewordene alte Heidengott Wuotan mit der Schaar der nach Walhalla geladenen Helden, der an seinem Feste durch die Lande zieht. Wäre daran noch ein Zweifel gestattet, so müßte er bei der Betrachtung des Umstandes schwinden, daß der Anführer des Geisterzuges in einigen Landstrichen geradezu der „Breithut" heißt, was dem Beinamen „Eidhötr" entspricht, den Odhin, der skandinavische Wuotan, in der Edda führt.

Miterlebtes.

Eine einfache Weihnachtsgeschichte von **W. Marr.**

Unvorhergesehene Geschäfte hielten mich um die Weihnachtszeit des Jahres 186* in der Stadt B. zurück. Statt das fröhliche Fest im Kreise meiner Familie und Verwandten zu begehen, hätte ich den „Heiligen Abend" im Hôtel oder am Speisetische einer Restauration verbringen müssen, wenn mein alter Freund, der Justizrath Brömsel, nicht so freundlich gewesen wäre, mich zu bitten, der Christbescheerung seiner drei Kinder in seiner Wohnung beizuwohnen. Es waren drei prächtige muntere Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen — die Jungen wild wie zwei kleine Teufel, das Mädchen mild und sanft wie ein kleiner Engel. Die Mutter — —

Als mich Brömsel in meinem Hôtel aufsuchte — er hatte meine Ankunft zufällig erfahren und meinen Besuch nicht abgewartet — erschrak ich über das Aussehen des sonst so kräftigen Mannes. Die hohe Gestalt war gebeugt; das volle dunkle Haar war grau gemischt geworden. Er glich einem Menschen, der zum ersten Male nach einem heftigen Nervenfieber das Lager wieder verlassen hat. Gekleidet war er schwarz von oben bis unten.

„Meine Frau ist todt," sprach er mit dumpfer Stimme, als er mein Erstaunen über die mit ihm vorgegangene Veränderung bemerkte, und ließ sich in einen Sessel fallen.

Die Erklärung kam so plötzlich, so unerwartet, daß sie mir jedes Wort des Beileids abschnitt.

Ich hatte Henriette gekannt. Sie war eine Landsmännin von mir, eine Hamburgerin. Seit acht Jahren mit dem Justizrath verheirathet, lebte sie in B. mit ihm in der glücklichsten Ehe, die man sich nur denken kann. Beide waren wie für einander geschaffen. Er ein hochgebildeter, idealer Mann, sie eine feinangelegte und dabei praktische, resolute, kleine Frau. Führte mich, was fast alljährlich geschah, mein Weg durch B., so versäumte ich nie, einen Abend im Familienkreise dieser glücklichen Menschen zuzubringen. Und drückte ich ihnen beim Abschiede die Hände, so geschah dies so derb und kräftig, wie nur der Neid die Hände drücken kann.

„Meine Frau ist todt," wiederholte Brömsel.

Ich näherte mich ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

„Armer Junge," sprach ich erschüttert, „erlaß' mir Worte!"

Brömsel holte tief Athem. Seine Brust keuchte. Er schien das Bedürfniß zu fühlen, sich Luft zu machen, sich auszusprechen, aber er fand keine Worte.

„Sprich Dich aus, mein Junge!" sagte ich.

„Henriette ist ertrunken," brach er aus und ein krampfhaftes Schluchzen erstickte seine Stimme.

„Ertrunken!" rief ich erschrocken. „Um Gotteswillen, Mensch! Wie? Wo?!"

„Laß' uns gehen!" sagte Brömsel. „Zu Hause erzähle ich Dir das. Nicht hier! Nicht hier!"

Wir nahmen eine Droschke und fuhren, schweigend neben einander sitzend, in die Vorstadt hinaus, wo mein Freund ein reizendes Gartenhaus bewohnte.

Der Schnee fiel in dichten, schweren Flocken auf die Erde nieder und dämpfte das Rasseln der Wagenräder. Es war ein Wetter, wie zum „Spleen" gemacht. Ein echtes „Weihnachtswetter" ohne die Freude der Weihnacht, die uns im warmen Zimmer den griesgrämigen Decemberhimmel vergessen läßt.

Die Kinder lärmten die Treppe herab uns entgegen, als wir ausgestiegen waren. Es war ein fröhliches, erwartungsvolles Jauchzen. Sie umringten uns. Die Knaben versuchten, an uns heraufzuklettern; das Mädchen zerrte uns an den Händen.

„Gretchen wollte durch das Schlüsselloch sehen," rief der eine Knabe.

„Das ist nicht wahr, Eugen," rief das Kind zurück, „Curt wollte es."

Digitized by Google

„Nein, Eugen wollte es," meinte der jüngste Knabe.

So beschuldigten sich die muthwilligen Kleinen gegenseitig der Neugierde, einen Blick durch's Schlüsselloch in das Zimmer zu thun, wo der Tannenbaum stand, der Tannenbaum, dieser stete Mittelpunkt aller Kinderweihnachtsfreuden.

Contraste des Lebens! Die drei Kinder waren, wie der Vater, schwarz gekleidet — in Trauer um die Mutter, die „zum lieben Gott gegangen war", „wo es viel schöner wäre als auf der Erde", und „wo es immer Weihnacht wäre", wie der kleine Curt meinte.

Das hatte ihnen die alte Magd des Hauses erzählt, und der Vater dem frommen Trost nicht widersprochen. Die alte Magd hatte auch hinzugefügt, wenn sie, die Kinder, recht artig wären, so käme die Mutter nach einigen Jahren wieder und brächte ihnen vom Himmel viel Schönes zu Weihnacht mit. Dabei hatten sich die Kleinen beruhigt.

Derselbe vollständige Comfort wie früher herrschte noch in Brömsel's Wohnzimmer. Das Feuer prasselte so lustig im Kamin, wie das letzte Mal, als ich der Gast der Familie gewesen war. Und dennoch herrschte in dem Raum ein Etwas, das sich nicht beschreiben läßt — eine Leere. Es war, als ob die Wände eine „Stimmung" reflectirten.

„Geht hinunter in die Kinderstube, Kinder!" sprach Brömsel. „Ihr wißt ja, wir müssen auf „Onkel Schmidt" warten, bis der Tannenbaum angezündet werden kann."

Die Kleinen gehorchten. Bald darauf schallte ihr fröhliches Scherzen und Jubeln vom Parterre zu uns herauf, und ein gelegentlicher gellender Ton verrieth, daß die Knaben in ihrer Freude recht ausgelassen waren und vielleicht gar akrobatische Uebungen an Tischen und Stühlen anstellten.

Brömsel holte aus einem Eckschrank eine Karaffe Portwein und zwei Gläser und stellte sie auf den Sophatisch.

„Das pflegte sonst Henriette zu thun," sprach er. — „Es waren dann drei Gläser. Jetzt sind es deren nur zwei."

„Ich bitte Dich, Brömsel, bestehe endlich meine Theilnahme an Deinem Schicksal!" sagte ich.

„So höre denn!" nahm der Justizrath das Wort. „Es ist ebenso einfach wie kurz. Meiner Frau war eine Erbschaft von einem Verwandten in San Francisco zugefallen. Die Regulirung derselben hätte vielleicht Jahre in Anspruch nehmen können, wenn wir nur einen Bevollmächtigten mit der Wahrung unserer Interessen beauftragt hätten. Mich hielten meine amtlichen Geschäfte hier fest. Da erklärte meine Henriette eines Tages, sie wolle selbst die Reise machen. — Eure Hamburger Freunde sind nicht wie die des Binnenlandes. Das Leben und Treiben der großen Seestadt giebt ihnen andere Ansichten von der See und den Seereisen. Eine Reise nach New-York ist eine „Ueberfahrt", und Henriette hatte diese Ueberfahrt als junges Mädchen schon zweimal zum Vergnügen gewacht, um ihre dort verheirathete Schwester zu besuchen. Sie lachte geradezu, als ich ihr mein Bedenken äußerte. „Was ist's denn?" sagte sie, „eine Ueberfahrt nach New-York. Von da mit einem bequemen Dampfer nach Aspinwall. Dann ein paar Stunden auf der bequemen Eisenbahn nach Panama und von dort in acht bis zehn Tagen wieder auf einem Dampfer nach San Francisco." Henriette spricht fertig englisch, und ich verstehe nur wenig von dieser Sprache. Kurz, sie wußte mir die Sache so plausibel zu machen, daß ich mich ordentlich schämte, ihr zu widersprechen. Anfangs Mai reiste sie ab. Ihre Mittheilungen über die Reise nach New-York, Panama und San Francisco beruhigten mich vollständig. Das beste Wetter, die schnellste „Ueberfahrt" und die rasche Regulirung unserer Angelegenheit wurden mir gemeldet. Die Erbschaft war erhoben. Die mercantile Unsicherheit, welche herrschte, bewog Henriette, das ganze Vermögen, das ihr zugefallen war, in Banknoten statt in Wechseln zu erheben. Die Frau dachte an Alles. Ein paar Fallissements, wie sie an der Tagesordnung waren, und Alles wäre verloren gewesen. Sie meldete mir, daß sie mit dem Dampfer „Ohio" von San Francisco abreisen werde. Ich konnte fast den Tag ihrer Ankunft in Europa berechnen. Heute vor vier Wochen —"

„Ja, mit dem „Ohio"," wiederholte Brömsel, als er mich erschrecken sah. „Die Passagiere dieses Dampfers kamen wohlbehalten in Panama an. Gesund und munter fuhren sie per Eisenbahn nach Aspinwall. Dort stiegen sie an Bord des Dampfers „Central-Amerika". Du hast das Schicksal dieses Schiffes in den Zeitungen gelesen. Von nahe zweihundert Menschen nur sechszehn gerettet. Henriette war nicht unter den Geretteten. Aber" — und Brömsel's Stimme war hier dem Ersticken nahe — „unter der Namensliste der Verunglückten las ich — ihren Namen. —"

Die Erbschaft ist theuer genug bezahlt. Ich danke Gott, daß sie mit zu Grunde gegangen ist," fügte er nach einer langen Pause bitter hinzu.

Brömsel schwieg. Ich fühlte, daß ich die Verpflichtung hatte, Etwas zu sagen, aber ich wußte nicht was. Ich kannte die näheren Details jener Katastrophe und wußte, daß ein amerikanischer Schooner und eine englische Barke, welche sich in der Nähe des untergegangenen Dampfschiffes befanden, die ganze Nacht und den halben folgenden Tag in der Gegend des Unfalles gekreuzt hatten, um von den Opfern zu retten, was noch zu retten war, und ich konnte mit dem besten Willen meinem Freunde auch nicht den leisesten Hoffnungsschimmer zeigen. Die spätere gewisse Enttäuschung wäre noch fürchterlicher gewesen, als die jetzige schreckliche Gewißheit.

„Trage es so gut Du kannst, lieber Freund!" rief ich endlich und drückte ihm die Hand. „Trost kann ich Dir nicht geben. Du hast verloren, was Dir nicht zu ersetzen ist."

Brömsel brach in lautes Schluchzen aus.

Ich ließ ihn gewähren. Thränen erleichtern; Thränen sind — ich möchte sagen: eine Wollust des Schmerzes.

Wohl eine Viertelstunde gab sich Brömsel dem Ausbruche seiner Stimmung hin. Wir Beide hörten es nicht, daß draußen ein Wagen vorgefahren war. Nur nach einer kurzen Weile darauf vernahmen wir wieder den erneuerten Lärm, der aus der Kinderstube im Erdgeschosse jetzt stärker zu uns heraufdrang.

Bald darauf erschien die Magd im Zimmer und ersuchte mich, herunter zu kommen. Es sei ein Bote aus dem Hôtel da, der mich persönlich zu sprechen wünsche.

Ich folgte der Aufforderung und — doch ich will meiner einfachen Erzählung nicht vorgreifen. — —

„Was ist Dir?" rief mir Brömsel entgegen, als ich wieder in's Zimmer trat.

„Es ist weiter nichts," antwortete ich. „Eine unangenehme Nachricht von Haus, Familienstreitigkeiten. Ich werde morgen früh abreisen müssen. Doch reden wir von etwas Anderem!"

„Wovon?" gab Brömsel zurück.

„Ja, wovon?" versetzte ich, mit Gewalt die Aufregung, in der ich mich befand, niederkämpfend.

„Mein Freund Schmidt muß den Zug verfehlt haben," sagte Brömsel. „Es ist bald sieben Uhr. Er müßte längst hier sein. Ich habe vergessen, Dir mitzutheilen, daß er in Geschäften nach Hamburg gereist ist und heute wieder zurück sein wollte, damit ich an diesem Abend nicht allein sei."

„Er wird Dir oder den Kindern vielleicht noch ein Geschenk besorgen wollen, hat die Besorgung in Hamburg vergessen, wie das oft auf Reisen geschieht, und macht sie nun hier am Ort," meinte ich.

„Nein," versetzte Brömsel; „Schmidt ist in dieser Hinsicht ein Pedant. Er hat den Zug verfehlt und trifft erst morgen ein. Es ist gut, daß Du hier bist," fügte er hinzu. „Aber Du bist ja nachdenklich."

„Ach!" rief ich, mir die Stirn reibend, „es ging mir da so ein Gedanke durch den Kopf — aber — doch nein! es wäre zu phantastisch, ja, geradezu romanhaft! Schriftstellerphantasie!"

Brömsel lächelte traurig.

„Vielleicht gab Dir mein Loos Stoff zu einer Novelle."

„Vielleicht," versetzte ich, „wir Schriftsteller sind aus dem Stamme Nimm. Wo wir ein Sujet oder nur dessen Gerippe finden, präpariren wir den Fund, schmücken ihn mit allerlei Erfindungen aus und bringen ihn dann auf den Büchermarkt."

Abermals schallte ein lautes Lachen und Jubeln aus der Kinderstube zu uns herauf.

„O ja," meinte Brömsel düster; „Ihr macht sogar die Todten wieder lebendig und Du hättest Phantasie genug, mir meine Henriette aus dem Grunde des Meeres wieder hervorzuholen. — Doch es wird spät. Ich will die Kerzen am Tannenbaume anzünden. Wollte Gott, die Christbescheerung wäre erst vorüber!"

Digitized by Google

„Warte doch noch ein Weilchen!“ sagte ich. „Komm', laß' uns anstoßen auf bessere Zeiten!“.

„Ja, auf bessere Zeiten!“ murmelte Brömsel und stürzte den Inhalt seines Glases hinunter. „Bei ihr! — Du bist lange unten geblieben,“ fügte er hinzu. „Doch keine allzu schlimmen Nachrichten von Hans?“

„Ich setzte dem Boten nur eine Depesche auf, die er auf's Telegraphenamt bringen sollte,“ antwortete ich. „Trink' noch einmal!“

„Ich mag nicht mehr trinken!“ rief Brömsel und zog sein Glas zurück.

„Thu' mir's zur Liebe!“ sagte ich. „Es soll kein perfider Sorgenbrecher sein. Du bedarfst der Stärkung an diesem Abend.“

Die Flamme im Kamine prasselte so lustig. Eine frische große Kohle hatte Feuer gefangen, und es knitterte und knatterte so fröhlich, daß es eine wahre Freude war, oder — hätte sein können.

„Wenn ich wüßte, daß es Dich nicht betrübte,“ fuhr ich fort, nachdem Brömsel getrunken, „so möchte ich wahrhaftig der erregten Phantasie die Zügel schießen lassen und —“

„Erwecke die Todten!“ schrie Brömsel auf.

„Das kann ich nicht,“ gab ich ruhig zurück. „Doch genau betrachtet, schafft meine Phantasie nicht einmal Wunder, wenn sie — Deine Henriette zum Vorwurf nehmen dürfte und Dir sagte: ‚es ist doch noch nicht alle Hoffnung verloren.‘“

„Ein exaltirter Mensch würde Dir den Vorwurf machen,“ sagte Brömsel, „Du verschuldest mit Phantasiegebilden mein Elend noch zu vergrößern. Dessen bist Du unfähig, lieber Freund. Also sprich Deinen Roman!“

„Zuvor noch ein Glas Wein! Ich bitte Dich darum.“

„Meine Nerven brauchen das nicht.“

„Dann erzähle ich auch nicht.“

„Nun, meinetwegen!“ rief Brömsel halb verdrießlich, schenkte sich das Glas halb voll und trank es aus. — „Jetzt ist's aber genug.“

„Höre mich an!“ nahm ich das Wort wieder. „Die ‚Central-Amerika‘ ist untergegangen. Du hast den Namen Deiner Frau in der Liste der Vermißten gelesen. Wer sagt Dir denn aber, daß Henriette wirklich am Bord jenes Schiffes gewesen sei?“

„Mensch, mache mich nicht wahnsinnig!“ fuhr Brömsel auf und schnellte vom Sopha an meiner Seite in die Höhe.

„Ruhig, Freund!“ gebot ich ihm. „Du hast es gewollt, daß die Phantasie des Schriftstellers arbeite. Willst Du sie zu Ende hören? Oder willst Du es nicht?“

Brömsel ließ die Arme schlaff sinken, lehnte sich an das Sophakissen und sagte ruhig:

„Weiter!“

„Es ist ein Hoffnungsschimmer des Poeten, den ich Dir geben zu können glaubte,“ fuhr ich fort. „Nenn' es Phantasie, nenn' es wie Du willst! Es berühren sich im Leben zu oft die Extreme, als daß wir an den Extremen vollständig verzweifeln dürften. Henriette konnte sich für die Reise mit der ‚Ohio‘ ein Billet gelöst haben. Eine Krankheit, ein Fieber konnte sie verhindert haben, mit diesem Schiffe nach Panama zu gehen. Es konnte also folgerichtig möglich sein, daß sie ihr Passagierbillet einer anderen Frau verkaufte. Es kommt ja in Amerika mehr auf das Geld an als auf die Identität der Personen, und solche Billetverkäufe passiren alle Tage. Ist das geschehen, so war Henriette nicht am Bord der ‚Central-Amerika‘, welche mit der ‚Ohio‘ correspondirte.

Eben so wohl aber konnte Deine Frau mit der ‚Ohio‘ einen Brief an Dich geschickt haben, der die Verspätung ihres Eintreffens meldete, und dieser Brief ist — ich wollte sagen: wäre allerdings mit der ‚Central-Amerika‘ im atlantischen Ocean zu Grunde gegangen, während Henriette in San Francisco krank darniederlag. Du siehst also, ohne erwünschte Abenteuer, ohne zum Verschlagenwerden an eine wüste Insel die Zuflucht zu nehmen, ohne sich an einen Stuhl anzuklammern, der uns einundzwanzig Stunden über Wasser hält, was, breiläufig gesagt, keine Frau aushalten würde, könnte die ‚Phantasie‘ des Schriftstellers eine Erklärung auch in Deinem Falle finden. Henriette blieb krank bis zur Abfahrt des zweitfolgenden Dampfers. Sie glaubte Dich inzwischen berufen, denn sie kannte das Schicksal der ‚Central-Amerika‘ noch nicht, konnte es nicht eher erfahren, als bis es zu spät war, Dich briefflich zu beruhigen. Sie konnte endlich von Aspinwall direct über Westindien nach Europa zurückkehren und, um schneller selbst bei Dir zu sein, den Umweg über New-York vermeiden, den sie anfangs beabsichtigte. Sonst würde sie Dir eine Kabeldepesche gesandt haben. Dies Alles konnte der — kann der Fall gewesen sein. Sieh, alter Junge, das waren die Gedanken, die mir so durch den Kopf flogen, als ich vorhin die Treppe heraufstieg.“

Brömsel war sehr bleich geworden.

„Mensch!“ rief er aus, „wenn Du ein Anderer wärst, ich sagte, Du wirst mit Deinen Sophismen ein Teufel. Du verlängerst meine gräßlichen Qualen durch eine künstliche Erregung des Glaubens an die Ungewißheit, und das wäre — infam. — Verzeihe mir!“ fuhr er fort, „ich sage nicht, daß es so ist; denn Du bist mein Freund.“

Er drückte mir die Hand.

„Und ich sage Dir jetzt, Brömsel,“ rief ich lebhaft, „Du hast dennoch kein Recht zu verzweifeln.“

„Schriftstellerphantasmen! Nicht einmal Schriftstellerphantasie mehr!“ gab mein Freund zurück. „Brechen wir das Gespräch ab!“

„So seid Ihr Laien!“ rief ich „In Büchern laßt Ihr Euch Alles gefallen, das Tollste, das Unglaublichste. Wenn man Euch aber die Möglichkeiten des wirklichen Lebens schildert, dann zuckt Ihr die Achseln. Ich bedaure, daß ich — meiner Phantasie die Zügel schießen ließ.“

„Ich wollte Dich nicht kränken, Freund,“ sagte Brömsel.

„Wäre es nun so wäre,“ sprach ich weiter, „wenn ein Zusammentreffen von Umständen und Zufälligkeiten Dir Deine Frau am Leben erhalten hätte — meiner Treu! ich glaube, Du würdest den freudigen Schreck noch weniger ertragen können, als den traurigen. Nimm mir's nicht übel, Du bist nicht Mann's genug gewesen, um jedes Für und Wider von Möglichkeit zu erwägen. Du hast nicht den Muth der Hoffnung gehabt.“

„Quäle mich nicht mehr!“ rief Brömsel.

„Doch, mein Junge, ich halte es für meine Pflicht, Dich zu quälen,“ versetzte ich. „Du sollst und darfst nicht alle Hoffnung schwinden lassen. Du mußt hoffen und — ich nehme die poetische Licenz für mich in Anspruch — bist Du der Mann, der den Anblick der Auferstehung von den Todten ertragen könnte? Wenn er will, nicht in vier Wochen, in vierzehn Tagen, vielleicht —“

„Hahaha!“ lachte Brömsel bitter, „und wäre es in dieser Stunde, in dieser Minute. Ich glaube nicht an Gespenster. Meine Henriette!“ seine Stimme zitterte, „ich fürchte mich nicht vor der auferstandenen Todten.“

„Ich glaube doch,“ gab ich zurück.

„Nein, nein, nein!“

Dieses dreimalige Nein klang mir wie die Stimme der tiefsten Ueberzeugung.

„Wäre es möglich? Wäre ein Zufall möglich, der das ‚Wunder‘ ersetzte?! O Gott! mein Glück wäre so groß, daß ich vor dem Glücke knieen würde, wie der Gläubige vor dem Altare.“

Seine Stimme war ruhiger geworden. Ich athmete tief auf. „Die Kinder schlafen am Ende ein,“ sagte ich, nach der Uhr blickend. „Es ist schon acht Uhr, und es scheint, die Umgebung der kleinen Herzen hat ausgeholt. Komm', zünden wir die Lichter am Weihnachtsbaume an!“

Wir standen auf. Das Bescheerungszimmer lag neben dem Wohnzimmer. Wir öffneten die Thür. Die Kerzen am Tannenbaume brannten bereits und strahlten uns freudig entgegen. Der Tisch mit den Geschenken für die Kinder stand vor uns, an seinem Ende der leuchtende Christbaum. Ganz vorn auf dem Tische lag eine kostbare Pelzgarnitur, welche Brömsel für seine Henriette wenige Wochen zuvor gekauft hatte. Ein Zettel lag dabei, von Brömsel's Hand geschrieben:

„Für meine Henriette!“

Das Zimmer war von dem Dufte der Tannenzweige erfüllt, der uns Allen, wir mögen noch so all sein, die Erinnerung der Kinderzeit wieder in's Gedächtniß zurückheimelt. Das Zimmer aber war leer. Wo waren die Kinder? Wer hatte die Lichter am Tannenbaume angezündet?

Thränen entstürzten Brömsel's Augen, als er das für seine

Digitized by Google

Henriette bestimmte Geschenk sah, als er den Zettel, den er selbst geschrieben, las. Er hatte es vergessen, daß er sich diese wehmüthige Selbstqual am Christabende bereiten wollte.

Und da schien es in den Zweigen des Weihnachtsbaumes zu rauschen. — Nein! — Wirklich! die Zweige zitterten, die Lichter flackerten. Und hinter dem Tannenbaume hervor trat zuerst Gretchen und sagte:

„Papa, Du bekommst das Beste zu Weihnacht."

Und hinter Gretchen hervor aus dem Schatten, den der Tannenbaum warf, zwischen Curt und Eugen, trat — — — Henriette! —

Ein Aufschrei. Brömsel lag in den Armen seines Weibes. Nun war kein Halten mehr. Die Kinder hatten ihre kurze Rolle, die ihnen der „Onkel Schmidt" ins Ohr geflüstert hatte einstudirt hatte, zu Ende gespielt und tummelten sich jetzt nach Herzenslust um den Christbaum herum, nach ihren Geschenken haschend. Der „Onkel Schmidt" war gleichfalls hinter dem Tannenbaum hervorgetreten und reichte mir die Hand.

Lärm, Jubel und Gelöse der Kinder; zwei Männer, die sich herzlich die Hände drückten und sich gegenseitig zu sagen schienen: „Wir haben es recht gemacht." Denn der Leser wird bereits errathen haben, daß jener „Bote aus dem Hotel", zu dem die Magd des Hauses mich rief, kein Anderer war als „Onkel Schmidt", der Henriette in Hamburg getroffen hatte. — Mann und Frau lagen lautlos in minutenlanger Umarmung.

Das war das Bild unter dem Tannenbaume.

Der „Onkel Schmidt" trat vor und sagte zu Brömsel:

„Ihr Freund hat Sie, wie ich sehe, gut vorbereitet. Es ist Alles so gewesen, wie er Ihnen wahrscheinlich erzählt haben wird. Der Hauptzweck ist und bleibt, daß Ihre liebe Frau noch unter den Lebenden weilt und hoffentlich noch recht lange, lange Zeit in der „schlechten Gesellschaft" verweilen wird. Nun aber, Kinder — ich habe einen mörderlichen Appetit. Hoffentlich habt Ihr noch etwas zu essen für mich übrig. Geschenke habe ich vergessen mitzubringen, aber Ihr seht es ja — ein Geschenk hat mir der Himmel zugeführt und damit begnügt Euch Alle!"

Brömsel und Henriette hielten sich noch immer lautlos umschlungen. Die Kinder begannen Angst zu empfinden vor der Gruppe der beiden Eheleute, denen das Schweigen der Gott der Glücklichen war.

„Kommt zu Tische! Die Karpfen werden sonst kalt," rief ich und trennte die Umarmung.

Onkel Schmidt „pustete" die Lichter am Tannenbaum fürsorglich aus. Von uns Andern würde Keiner daran gedacht haben, und es hätte am Ende noch ein Feuerlein gegeben und ein Trauerfeuer gegeben durch den Tannenbaum.

Es war aber wirklich Alles so gekommen, wie ich es meinem Freunde Brömsel vorbereitend erzählt hatte. Henriette war in San Francisco erkrankt; sie hatte ihr Passagierbillet weiter verkauft; so war sie erst nach ihrer Genesung, wie Wochen später, nach Europa zurückgereist. Der „Onkel Schmidt" hatte sie in Hamburg getroffen und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen, wie er die Freudenpost dem Gatten Henriettens mittheilen sollte, denn er hatte den Mann im Uebermaße seines Schmerzes verlassen.

Ich selbst war bei der ganzen Geschichte der „Deus ex machina" geworden und hatte in raschem und flüchtigem Einverständnisse mit Onkel Schmidt und Henrietten meine Rolle so gut oder so schlecht gespielt, wie ich es eben konnte.

Ein vergnügterer „heiliger Abend" aber als in B., im Hause meines Freundes Brömsel, ist im Jahre 186* gewiß und wahrhaftig in der ganzen Welt nicht gefeiert worden. —

Genau zehn Jahre später, am Weihnachtsabend, saß ich selbst einsam und beweinte eine Todte, die nicht wiederkam. —

Hamburgs großer Geldschrank.

Unter den vielen „berechtigten Eigenthümlichkeiten" der freien Stadt Hamburg ist eine, die namentlich dem nichthamburgischen Geschäftsmann, wenn er von ihr erfährt, wunderlich genug erscheint. Wird dem Hamburgischen Kaufmann ein fälliger Wechsel präsentirt, so ruft er nicht, wie etwa der süddeutsche Großhändler thun würde, seinen Cassirer, der dann Gold, Silber, Banknoten, Coupons und wie alle die Variationen des Themas „Geld" heißen mögen, aufzählt. Der Hamburger, respective sein Handlungsgehülfe, spricht vielmehr das große Wort gelassen aus: „Wird abgeschrieben". Und der Bringer des Wechsels entfernt sich zufriedengestellt. Erst am Nachmittag erfährt der Wechseleinhaber, ob sein Geld wirklich eingegangen ist.

Bei der in Rede stehenden Ausgleichung wandert nämlich weder Münze noch Papier von Hand zu Hand. Von beiden hat der Hamburger Kaufmann fast immer nur verhältnißmäßig ganz geringe Beträge in Cassa. Sein Geld liegt in dem „gemeinsamen großen Geldschrank" der Hamburger Kaufmannschaft, in der „alten Hamburger Bank". Jeden Mittag am Wochentagen kurz vor oder nach ein Uhr erscheint der Bankinteressent oder sein Specialbevollmächtigter, dem er die „Bank-Procura" verliehen hat, persönlich in der Bank und giebt eine Anzahl von „Bankzetteln" ab. Das gedruckte Formular eines solchen Zettels lautet:

Die Herren und Bürger der Bank
gelieben zu zahlen an ..... die Summe
von ..... und mir solche Mark .....
von meiner Conto Folio ..... abschreiben zu lassen.
Solches soll mir gute Zahlung sein. (Folgt Raum
für das Datum und gewöhnlich noch der gleichfalls
gedruckte Name des betreffenden Bankinteressenten.)

Die Summe wird einmal in Zahlen und einmal in Buchstaben, das „Folio" nur in Zahlen ausgedrückt. Die noch übrige Lücke füllt selbstverständlich der Name Desjenigen aus, an den die Bankzahlung geleistet werden soll.

Dann übertragen die „Bankschreiber" die betreffenden Summen von einem Conto auf das andere und übergeben am Nachmittage dem Boten des Bankinteressenten einen Zettel, auf welchem die eingegangenen Beträge verzeichnet stehen. Von Zeit zu Zeit wird auch dem Bankinteressenten sein Bank-Saldo angegeben, um conforme Rechnung zu sichern.

Auf diese Weise wird „per Bank abgeschrieben". Unter der „Bank" versteht der Hamburger in dieser Beziehung immer nur die alte Hamburger Giro-Bank, nie eine der vielen anderen Privatbanken des Platzes. Hier sei gleich erwähnt, daß auch die weltberühmte Hamburger Giro-Bank eigentlich ein Privatinstitut ist. Der Staat Hamburg garantirt indessen den Bankfonds gegen Feuer und Diebstahl und übt eine gewisse Controle über den Geschäftsbetrieb aus. Staatliche und private Verhältnisse sind hier, wie in manchen anderen Hamburgischen Einrichtungen, auf eigenthümliche Weise mit einander verbunden.

Eine einfachere, praktischere Zahlungsweise, als dies „Abschreiben per Bank" läßt sich kaum denken. Nur weniger Federzüge, sowie eines einmal täglich zur Bank zu machenden Weges bedarf es, um die größten Summen in Bewegung zu setzen. Das in dem großen gemeinsamen Schrank liegende Geld der Kaufmannschaft circulirt, ohne sich vom Platz zu bewegen. Die Mühe des Zählens wird erspart, desgleichen die des Prüfens der eingehenden Münzen und Werthpapiere, ob nicht schlechtes oder falsches Geld sich einschleiche. Noch wichtiger ist der Umstand, daß nur ausnahmsweise der Cassirer eines großen hamburgischen Handlungshauses es möglich machen könnte, im Portrait-Album der Kladderadatsch-Beilage zu figuriren, denn größere Baarvorräthe kommen, wie gesagt, beim hamburgischen Kaufmann nur ganz selten vor, und mit dem Bankfaldo kann kein Cassirer durchbrennen. Gern bezahlt daher der Bank-Interessent für die Aufbewahrung seines Geldes jährlich eine kleine Summe, denn das ist wieder eine besondere Eigenthümlichkeit der Hamburger Bank, daß sie niemals Zinsen vergütet, auch wenn man ihr die größten Capitalien jahrelang belassen wollte, vielmehr sich in jedem Falle für die Aufbewahrung ein Geringes vergüten läßt. Sie macht eben keine Geschäfte mit dem Gelde, fungirt vielmehr ausschließlich als großer feuer- und diebsfester Geldschrank, der zu jeder Zeit das gesammte ihm anver-

Digitized by Google

traute Gut blank und baar herausgeben könnte, wenn es verlangt würde.

Von der praktischen Einrichtung ihrer Clearing-Houses sind die Engländer des Lobes voll. Im Clearing-Hause treffen Mittags so und so viele Commis verschiedener Banken zusammen und rechnen mit einander ab, so daß nachher nur die Saldi der gegenseitigen Rechnungsverhältnisse ausgezahlt zu werden brauchen. Die Hamburger Bank dagegen dient als Clearing-Hause für die Kaufleute und für viele Nichtkaufleute der größten Welthandelsstadt des europäischen Continents und steht somit als Clearing-House unübertroffen und einzig in seiner Art da.

Und trotz alledem wird am 1 Januar 1876 die alte Hamburger Bank aufhören zu existiren. Das klingt räthselhaft und bedarf der Erläuterung.

Wohl nimmt die eigentliche alte Hamburger Bank ein ehrenvolles Ende; das von ihr innegehabte Gebäude, dessen Abbildung wir unseren Lesern vorführen, geht für dreihunderttausend Thaler an die „Reichsbank-Hauptstelle Hamburg“ über. Das Clearing-

der Bank bewilligt. Zur Valuta wählte man das beste Geld, welches Deutschland damals besaß, den reichsconstitutionsmäßigen „Species“ (Thaler), neun Stück auf eine cölnische Mark feinen Silbers. Ein solcher Species ward gleich drei „Mark Banco“ gerechnet, und in dieser imaginären Münze „Mark Banco“ wurden damals schon die Bücher geführt. Der Staat übernahm die Garantie für den Bankfonds. Gerichtlicher oder sonstiger Beschlag auf das Geld, welches Jemand in der Bank hatte, ward für nicht zulässig erklärt; nur Falliten durften nicht über ihr Bankguthaben disponiren. Die Bank erhielt das Privilegium, daß alle Wechsel über vierhundert Mark nur per Bank begahlt werden durften. Die mit der Verwaltung des Instituts betrauten „Bankbürger“, desgleichen die Angestellten wurden darauf vereidigt, über den Status, wie über alle geschäftlichen Operationen der Bank das strengste Schweigen zu bewahren, auch keinem Unbefugten mitzutheilen, wie viel das Guthaben irgend eines Bank-Interessenten betrage.

Schon in demselben Jahre ward der Wirkungskreis der Bank

Die alte Bank in Hamburg.

Hause aber bleibt. Die Reichsbank wird, laut bereits abgegebener Erklärung, das Giro-Geschäft der alten Bank unverändert fortführen. Dagegen ist in anderer Beziehung die Letztere überflüssig geworden. Die Dienste, welche sie dem hamburgischen Handel Jahrhunderte lang in den schwersten Zeiten der Münzcalamitäten leistete, sind im neuen deutschen Reiche Gottlob nicht mehr von Nöthen. Welcher Art diese Dienste waren, sei in einem kurzen geschichtlichen Rückblick auf die Entstehung und das Wirken der Bank dargethan.

Als zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts nicht nur Kipper und Wipper, sondern leider auch Fürsten und hohe Herren das Geld fälschten und leichte oder schlechte Münze prägten (die anschaulichste Schilderung dieser heillosen Münzverwirrung entwirft Gustav Freytag in seinen „Bildern aus Deutschlands Vergangenheit“), trug E. E. (Ein Ehrbarer) Rath Hamburgs bei der Bürgerschaft auf „Anrichtung einer Banke in dieser guten Stadt“ an, und zwar nach dem Vorbilde Venedigs, Barcelonas, Rotterdams und Amsterdams, wo bereits Giro-Banken zum Segen des Handels existirten und florirten.

Die Bürgerschaft besann sich lange. Nach vieljähriger Ueberlegung ward endlich am 29. Januar 1619 die Gründung

erweitert, indem eine „Lehn-Banco“ mit dem Institut verbunden wurde. Dieselbe lieh größere Summen auf Wirthschaften aller Art, gegen mäßige Zinsen. Dieses Lombardgeschäft hat die Bank bis zum heutigen Tage beibehalten, beschränkt sich aber seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf die Belehnung von Contanten und Edelmetallen, sowie Kupfer.

Die Fundirung der Bankvaluta auf Species erwies sich nur zu bald als ungenügend, da Kaiser Leopold schlechte Species prägen ließ, die nur fünfhundertsechszehn (statt fünfhundertvierzig) As enthielten. Viele Bankinteressenten zogen nun nach und nach die alten schweren Species zum Zwecke des vortheilhaften Einschmelzens aus der Bank und brachten neue leichte Species hinein. Dadurch schwankte bald die Bancomark im Course, und zwar so erheblich, daß man z. B. 1759 für hundert Species anderthalb der Bank hundertachtzehn in der Bank liegende Species erhalten konnte.

Man sann auf radicale Reform. Der alte Baumeister Sonnin, Erbauer der großen Michaeliskirche zu Hamburg, soll durch eine zufällige Bemerkung den Anstoß zu der eingreifenden Neuerung gegeben haben, welche die Bankvaluta phönixartig verjüngte. Eines Abends unterhielt man sich in der „Patriotischen

Digitized by Google

Gesellschaft" über die ungenügende Speciesvaluta. Da meinte Sonnin: „Ei, ei! Was doch die Chinesen für kluge Leute sind! Die kehren sich an kein Gepräge, sondern nehmen alles Silber nach Gehalt und Gewicht. Wenn wir das auch thäten, so brauchten wir uns nicht die Köpfe über die Species zu zerbrechen, sondern wir rechneten dann am einfachsten und gewissesten."

Einige intelligente Kaufleute nahmen den Sonnin'schen Gedanken auf und machten Propaganda für die Einführung einer Barrenvaluta. Dieselbe wurde endlich Anno 1770 theilweise eingeführt, so daß Barrenvaluta und Speciesvaluta neben einander bestanden; bald aber überzeugte man sich allgemein von den Vortheilen der ersteren, und 1790 ward die Speciesscale ganz aufgehoben. So hatte man denn das Ideal einer Valuta, die absolut unveränderlich blieb, denn dem in den Kellern der Bank ruhenden, mit dem Stempel des Wardeins versehenen Silberbarren konnte keinerlei Münzverwirrung draußen in der Welt etwas anhaben.

In jener Zeit nahm die Bank einen ganz außerordentlichen Aufschwung. Auswärts ward mit dem verhältnißmäßig neuen Papiergelde der schmählichste Mißbrauch getrieben. Wie es mit den „Assignationen" der ersten französischen Republik ging, ist bekannt, aber selbst in England herrschte eine schlimme Banknotenwirthschaft, die sogar das wirkliche Werthmaß, Edelmetall, den stärksten Coursschwankungen unterwarf; im Jahre der Handelskrisis wußte Niemand, welchen Werth ein Pfund Sterling nach einigen Monaten haben werde. Dagegen stand „Banco" unerschütterlich wie ein Fels im Meere; siebenundzwanzigdreiviertel Mark Hamburger Banco waren immer gleich einer Kölner Mark Feinsilber — das glaubte die ganze Welt. Ausländische Capitalisten brachten nicht selten einen Theil ihres Vermögens in die Hamburger Bank; gute hamburgische Wechselbriefe waren immer begehrt; neben dem Wechselgeschäft florirte auch der Waarenhandel, und endlich ließ auch der Umstand, daß Silberbarren in Masse zur Hamburger Bank wanderten, die Stadt zum Silbermarkt ersten Ranges werden.

Doch bald folgten schlimme Zeiten. Die französische Herrschaft und die Continentalsperre zügten Hamburg unberechenbaren Schaden zu, und um das Maß des Unglücks voll zu machen, ließ zur Zeit der Belagerung Hamburgs, am 4. November 1813, Davoust die Bank unter Siegel legen. Das hatte Niemand geahnt, war doch der Bankfond Privateigenthum. Der Marschall aber erklärte, es solle Alles wiedererstattet werden, einstweilen brauche er dringend Geld zum Kriegführen. So ward denn bis zum 17. April 1814 nach und nach der gesammte Inhalt der Bank, 7,506,956 Bancomark 4 Schilling, geraubt. Der Raub lieferte den glänzendsten Beweis von der Solidität des Instituts, denn das Guthaben der Bankinteressenten hatte nur 7,489,343 Bancomark 12½ Schilling betragen. Das eigene Vermögen der Bank war also um 17,612 Bancomark 7½ Schilling geschmälert worden.

Gleich nach der Befreiung Hamburgs, am 1. Juni 1814, erfolgte die Wiedereröffnung der Bank. Durch den Pariser Frieden ward Frankreich auferlegt, der Bank 10 Millionen Franken Ersatz in fünfprocentigen Renten zu leisten.

Während des nächsten halben Jahrhunderts führte die Bank ein Leben idyllischer Ruhe; die Organisation des Instituts hatte sich so vortrefflich bewährt, daß man die größte Scheu hegte, auch nur das Geringste an derselben zu ändern. Die Hamburger Bank stand isolirt, aber weltbekannt und weltberühmt da, als alle anderen europäischen Girobanken längst eingegangen waren. Auch im Jahre 1857, zur Zeit der großen Handelskrisis, konnte die Bank ihren Verpflichtungen jederzeit gerecht werden. Die fünfzehn Millionen, welche der Staat Hamburg damals von Oesterreich entlieh, um der Geldklemme abzuhelfen, wurden wohl in den Kellern der Bank aufbewahrt; das Institut selbst war aber nur Verwahrer und Hüter des Schatzes und bedurfte keiner fremden Hülfe. Ueberhaupt blieben die fünfzehn Millionen unangerührt und wanderten nach sechs Monaten in den nämlichen Kisten mit Zinsen und Dank zurück.

Mit der wachsenden Bedeutung der vielen Privatbanken, die sich nicht auf das Girogeschäft beschränkten, sondern ihren Kunden alle möglichen anderen Banquiersdienste leisteten, mußte indessen der Glanz der alten Bank nach und nach verblichen. Und als endlich die Münzverhältnisse Deutschlands zur endgültigen Regelung gelangten, als das neugestaltete deutsche Reich auch auf diesem Gebiete Ordnung schaffte, da schlug die Stunde der „Banco-Mark". Am 15. November 1872 wurden neben den Silbercenten auch Reichsmarkcenten eröffnet, und am 15. Februar 1873 ward die Baren-Valuta endgültig aufgegeben. Von diesem Tage an schreibt der Hamburger Kaufmann in Reichsmark ab.

Nunmehr war die Aufbewahrung der Girobank selbst nur eine Frage der Zeit. Es ließ sich voraussehen, daß früher oder später die Reichsbank den Posten einnehmen würde, welchen die alte Hamburger Bank Jahrhunderte lang so würdig ausgefüllt hatte. Sie sicherte während der schlimmsten Zeiten der Münzverwirrung dem Handel Hamburgs die solide Basis einer zuverlässigen Valuta. Das war ihre Hauptaufgabe, welche sie treulich erfüllte, und es ist erfreulich, daß sie dieselbe heutzutage nicht mehr zu erfüllen braucht. Ihre Nebenaufgabe, als Clearing-House par excellence zu fungiren, kann sie getrost der „Reichsbank-Hauptstelle Hamburg" überlassen; darf man doch zur Solidität der Deutschen Reichsbank dasselbe Vertrauen hegen, welches man der alten Hamburger Bank schenkte. Die Hamburger Börse wird das altehrwürdige Institut nicht vermissen; wohl aber darf sie sich mit Dank seiner früheren Leistungen erinnern, und so wird das Andenken der alten Hamburger Bank ein ehrenvolles bleiben.

Gustav Kopal.

Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin.

Jeder Nachdruck, auch im Auszuge, wird ausdrücklich untersagt.

Von Otto Glagau.

12. „Dividendenbier". (Schluß.)

Die Gründer beschränkten sich darauf, Privatbrauereien in Actiengesellschaften umzuwandeln. Was aber von manchen Brauereien fabricirt, zu vielen Orten verschänkt wurde, war fast ungenießbar, war oft geradezu Gift. Um die Biercäcien unterzubringen, warf man hohe Dividenden aus, und um bei der ungeheuren Belastung und der kostspieligen, verschwenderischen Wirthschaft überhaupt Dividenden erzielen zu können, producirte man ein Getränk, dem das Volk mit vollem Rechte und höhst treffend den Namen „Dividendenjauche" beilegte.

Unter diesem widerlichen Getränk, das den Durst nicht stillte und doch auch wieder nicht reizte, das mancherlei Unbequemlichkeiten und sogar Unpäßlichkeiten erzeugte, litten Publicum und Gastwirthe gleichmäßig: Man trank es nur mit Unbehagen und Widerstreben.

Alle Biere, auch die, welche die noch übrig gebliebenen Privatbrauereien herstellten, wurden schlechter. Das früher so beliebte „Actienbier" von Tivoli verlor schnell seinen Ruf, und das Wort „Actienbier" wurde nur noch im verächtlichen Sinne gebraucht, wo man nicht „Dividendenjauche" sagen wollte. Alle Actienbrauereien liefern ein miserables Getränk, das miserabelste aber diejenigen Gesellschaften, welche sich später als faule und oberfaule Gründungen erwiesen, wie Schloßbrauerei Schöneberg, Adler, Societäts-Brauerei und Hasenhaide. Im besten Falle wurde ein Gebräu fabricirt, das früher als „Bier zweiter Classe" galt und das, die Tonne einen oder zwei Thaler billiger, in gewissen Tanzlocalen und Vergnügungs-Etablissements verschänkt worden war.

Nur Eine Ausnahme ist zu vermerken. Der alte brave Patzenhofer ließ sich zu dem Schwindel der „Dividendenjauche" nicht herab. Auch in der Gründerperiode behauptete „Patzenhofer", wiewohl jetzt ebenfalls „Actienbier", seinen alten Geschmack und Gehalt. Selbstverständlich war es sehr begehrt und konnte der Nachfrage nicht genügen. — Uebrigens ist auch dieses Bier in der allerletzten Zeit schlechter geworden.

Digitized by Google

Aber nicht genug an der Dividendenjauche — die edeln Fabrikanten beschlossen auch den Preis für dieses köstliche Roß noch zu erhöhen. Ihnen vorauf gingen freilich die Weißbierbrauer. In Berlin wird noch immer viel Weißbier getrunken; auch bei der jüngeren Generation hat das „Bairisch“ die „kühle Blonde“ nicht verdrängen können. Weißbier ist ein mousfirendes, in heißen Sommertagen ganz prodates, nur in Cholerazeiten etwas gefährliches Getränk. Um es überhaupt trinken zu können, muß man mindestens zehn Jahre in Berlin gelebt haben. Um es mit Geschmack zu trinken, muß man in Berlin geboren sein. Dem Fremden, dem Anfänger erscheint es wie Lehmwasser, und es schmeckt ihm auch nicht besser. Dem geborenen Berliner dagegen dünkt es Champagner; als gewitzter und vorsichtiger Mann vergißt er aber doch nicht, auf die „kühle Blonde“ stets eine „Strippe“, das ist den landesüblichen Gin oder Kümmel, zu setzen.

October 1871 traten die Weißbierbrauer zusammen und erklärten, die übliche „Rabatt-Tonne“ nicht mehr gewähren zu wollen. Alsbald versammelten sich im großen Saale des Handwerkervereins die Weißbier-Schänker und Weißbier-Verleger*, sprachen ihre moralische Entrüstung aus und verpflichteten sich auf Ehrenwort zu einem gemeinsamen Strike. Nach einigen schwachen Versuchen mußten die Brauer sich wieder zu der hergebrachten „Rabatt-Tonne“ verstehen.

Durch diesen Ausgang nicht belehrt, verbündeten sich jetzt die Actienbrauereien und verlangten für die Tonne „Bairisch“, statt 7 Thaler, von Neujahr ab 7½ Thaler. Auch hier gaben den Anstoß die fragwürdigsten Gründungen, wie Moabit, Schöneberg, Adler, und bald schlossen sich ihnen die anderen Gesellschaften an. Alle verschworen sich, nicht billiger zu liefern, und erließen an die Schankwirthe einen drohenden Ukas. Aber diese handelten ebenso geschlossen und noch energischer. Sie wiesen das „menschenunwürdigende“ Circular, wie sie den Ukas nannten, weit von sich, verpflichteten sich zu Conventionalstrafen, gründeten eine Strike-Casse und bezogen ihr Bier aus Privatbrauereien oder von auswärts. Beide Theile legten den Casus dem Publicum vor; denn beide Theile versicherten, nur die Interessen des Publicums zu vertreten, dem die Brauer nur vorzügliches Bier liefern, das die Wirthe vor Uebertheuerung schützen wollten. Die Brauer behaupteten, daß die Wirthe an jeder Tonne 100 Procent prostituren — was die Wirthe sonder Zögern zugaben. Dagegen erklärten diese, daß die Brauer ihrerseits an jeder Tonne gleichfalls 100 Procent verdienen — was die Brauer nicht leugnen konnten. Das Publicum schien von beiden „Enthüllungen“ nicht überrascht zu sein und sah dem Kampfe gleichmüthig zu. Die Brauer waren die Klügsten, denn sie gaben nach. Einer nach dem andern vergaß seinen Schwur und lieferte zum alten Preise, während sie sich gegenseitig des Vertrauchs und des Meineids anklagten.

Die Wirthe hatten gewonnen, aber nun gingen sie gegen das Publicum vor. Dank unseren Manchesterleuten und der alleinseligmachenden Manchester-Doctrin von der „freien Concurrenz“, existiren in den Restaurationen keine geaichten Gläser und Flaschen, kümmert sich um Quantität und Qualität der verschänkten Getränke kein Gesetz, keine Aufsichtsbehörde. Ursprünglich hatten die sogenannten Bierseidel den Inhalt eines halben Quarts und wurden bis zum Rande ohne Spritzschaum gefüllt. Allmählich verkleinerten sich die Gläser; die Fabriken legten sich förmlich darauf, Bezirksseidel zu machen, mit zolldicken Boden, fingerdicken Wänden und nach oben spitz zulaufend. Das war schon vor der Gründerzeit, aber nun wurde es noch weit ärger. Die Wirthe ließen die Gläser immer winziger werden, bis sie in vielen Localen zu einem halben Seidel zusammenschrumpften, das man dem Gaste präsentirt, zu zwei Dritteln Bier und zu einem Drittel Spritzschaum.

Die Tonne Bier kostet dem Wirthe 7 Thaler und bringt ihm, in ordentlichen Seideln verschänkt, 14 bis 16 Thaler. Bei solchen Miniaturgläsern aber schlägt er 18 bis 20 Thaler heraus. Und auch damit begnügten sich die Herren noch nicht; viele von ihnen erhöhten die Preise jetzt um 33 bis 66 Procent. Während man früher für ein normales Seidel guten Bieres 1½ Groschen zahlte, mußte man jetzt für ein Zwergseidelchen „Dividendenjauche“, das der Brauerei höchstens 3 Pfennige, dem Wirth vielleicht 6 Pfennige kostete — 2 und auch 2½ Silbergroschen zahlen.

Dazu kommt noch das Trinkgeld an den Kellner. Die Kellner erhalten vom Wirthe gar keinen oder doch einen erbärmlichen Lohn und sind daher auf den Wohlthätigkeitssinn der Gäste angewiesen. Vor dem Schwindel waren die Trinkgelder facultativ, wie die Civilehe. Ehemals dankten die Kellner schon für einen halben Silbergroschen; nun thaten sie es auch für einen ganzen noch nicht. — Nebenbei bemerkt, übernahmen von den Kellnern die Gründer und Gründergehilfen die Lehre von den Trinkgeldern und bildeten sie zu einem System aus, das statt der Groschen Tausende und Hunderttausende von Gulden und Thalern einbringt.

Um neuen Ausschreitungen der Actienbrauereien vorzubeugen, um den Publicum etwas Besseres zu bieten, als die eke „Dividendenjauche“, trat eine Anzahl von Restaurateuren zusammen, lauter politisch und oratorisch ausgebildete Männer, die sich offenbar zu etwas Höherem berufen fühlten, und gründeten unter Führung des Bankhauses Bercht u. Swoboda eine eigene Brauerei, die „Vereinsbrauerei Berliner Gastwirthe“. Das war auf diesem Gebiete die einzige wirkliche Neuschöpfung der Gründer, aber dafür ist sie auch darnach.

Am 15. April 1872 legte man den Grundstein der „Vereinsbrauerei“, und Abends gab's einen großen Ball, wo gemüthlich mit einander Gründer und Actionäre tanzten. So verlustirt sich die Katze mit den Mäusen, eh' sie dieselben frißt; so spielen mit einander Wölfe und Lämmer. Hätten die Actionäre ahnen können, was ihnen bevorstand — das Tanzen und Jubiliren würde ihnen vergangen sein.

„Der rühmlichst bekannte Ingenieur Herr Nehrlich, Chef des großen Ingenieurbureaus von Nehrlich und Ellissen in Frankfurt am Main“, wurde „für das Unternehmen gewonnen“, und derselbe Herr Nehrlich fungirte auch zeitweise als „Vorsitzender des Aufsichtsraths“. Herr Hugo Nehrlich baute „mustergültig“, aber überraschend theuer und reichte auch noch hinterher eine „Nachrechnung“ über „Extralieferungen“ ein, die den Actionären fast Thränen erpreßte. Die „Vereinsbrauerei“ ist mit 1¾ Millionen Thaler belastet; daraus erklärt sich der Cours der Actien mit circa 10. Die „Vereinsbrauerei“ producirte noch dünneres und schwächeres Bier als ihre Colleginnen, und sie ist in jeder Hinsicht ein würdiges Seitenstück zu der „Societätsbrauerei“ des Herrn Heinrich Reh. Die Geschichte dieser beiden Gründungen studirt jetzt der Staatsanwalt; aber wir fürchten, es wird dabei wieder nichts herauskommen.

Die 14 Bairisch-Bierbrauereien auf Actien tragen einschließlich der Hypotheken eine Capitalslast von 17 Millionen Thaler — gewiß eine gefährliche Ueberbürdung. Die Gesammtproduction betrug 1874 circa 800,000 Tonnen, welche Leistung gegenüber jener Summe nur mäßig genannt werden kann. Die Durchschnittsrente war in demselben Jahre nur 4½ Procent; 6 Brauereien zahlten über 5 Procent, 8 unter 5 Procent Dividende; Hasenhaide, Societäts- und Vereinsbrauerei — 0. Wenn Friedrichshain, 9, Schultheiß 10 und Böhmisches Brauhaus gleichfalls 10 Procent Dividende gaben trotz der großen Belastung und trotz der kostspieligen Wirthschaft, so sieht man, wie hocheinträglich das Braugeschäft ist.

Neben „Bairisch“ machten die Gründer auch in der „kühlen Blonden“. Sie „gründeten“ die drei Weißbierbrauereien von Karl Landré, Emil Gericke und W. A. Bolle. — Landré ist noch verzeihlich, aber bösartig sind wieder Gericke und Bolle, denn sie entstanden beide unter den Händen des Herrn — Jean Fränkel.

Nachdem die Gründer von Bairisch- und Weißbierbrauereien „gegründet“ hatten, was sich irgend gründen ließ, schauten sie scharf aus und entdeckten in einer abgelegenen Straße eine Wittwe Fischer, die in stiller Zurückgezogenheit von der Welt und unbekümmert um die Fortschritte der Cultur in patriarchalischer Weise ein patriarchalisches Getränk braute — das heute nur noch in unterirdischen Gemächern credenzte und nur noch von Kindern und alten Weibern begehrte „Braun- und Bitterbier“. Ueber diese unschuldige Wittwe stürzten her: Benno Beer, Hermann Loubschzer, Max-Gerschel, Gustav Loth, Julius

* Wer in Berlin mit Bier in Flaschen oder Krüken handelt, heißt „Bier-Verleger“; es giebt hier auch „Milch- und Sahne-Verleger“ oder „Milch- und Sahne-Bureaux“.

Digitized by Google

Pickardt und Hofrath Moritz Alberts und nöthigten sie, sich flugs in eine Actiengesellschaft verwandeln zu lassen, die sie mit dem pompösen Namen „Berliner Brauhaus“ belegten. Die Bitterbierbrauerei wurde den Actionären mit 390,000 Thalern berechnet und war wirklich eine bittere Gründung. Inzwischen hat man liquidirt, und die Liquidation ergab nicht weniger denn — 2½ Procent.

Selbstverständlich beschränkten sich die Berliner Gründer nicht auf Berlin; sie suchten auch die Provinzen, das ganze große deutsche Vaterland sorgfältig ab.

Jean Fränkel „gründete“ mit Louis Bamberger, Assessor a. D. Plewe und Anderen die Potsdamer Brauerei, vormals W. Hoese: — Cours circa 15. Julius Pickardt „gründete“ mit Leopold Krautheim, Fritz Ramme ꝛc. die von Siegfried Gebet und Joseph Julius Seelig vorgelaufte Brauerei Werder bei Potsdam, vormals F. W. Hoffmann: — Cours circa 5. Louis Gratweil verfaßte mit Heinrich Wisotzki, Bernhard Bonwitt, Julius Joseph, Louis Blumenthal, Alfred Glasenfeld, Emil Treitel, Moritz Treitel die von Julius Pickhardt vorgelaufte Oranienburger Schloßbrauerei (Cours?) und mit Kaufmann und Gustav Bendix die bei der Geburt verunglückte Grätzer Actienbrauerei im Posen'schen. Hermann Gratweil „gründete“ in Verbindung mit Samelson und Sackur, David Liepmann in Berlin, Gebrüder Alexander, Ludwig Heyne, Oppenheim und Schweitzer in Breslau die dortige Brauerei Wiesner und in Verbindung mit Seelig und Ferdinand Strahl (Centralbank für Genossenschaften) die Brauerei von Herberz und Compagnie in Dortmund, die beide den Actionären viel Schmerzen gemacht haben. Die Kieler Actienbrauerei, vormals Consul C. Scheibel, taard von dem Consortium Geber-Stahlschmidt „gegründet“ ꝛc.

Wie man sieht, lehren dieselben Personen häufig wieder, treten dieselben Leute bei den verschiedensten Gründungen auf. In sehr intimen Beziehungen stehen zu einander und „gründeten“ oft Hand in Hand: Hermann Geber (gewissermaßen der Häuptling, der aber gern hinter den Coulissen bleibt), Siegfried Geber, Reinhold Alexander Seelig, Joseph Julius Seelig, Eduard Stahlschmidt, Hermann Lenbusher, Hermann Gratweil, Louis Gratweil, Julius Pickardt, Moritz Bonwitt, Bernhard Bonwitt, Bernhard Maywald, Julius Müller, „Generaldirector“ der Böhlert'schen Maschinenfabrik, Justizrath Hinschius (kürzlich zum Geheimrath ernannt), Julius Schweizer ꝛc. ꝛc.

Was answärts nicht Berliner Gründer thaten, thaten Gründer in der Provinz. In jeder Stadt, in jedem Städtchen entstanden „Actienbrauereien“; aller Orten klagte und schalt man über „Dividendenjauche“.

Merkwürdiger Weise fanden diese lauten Klagen in der Presse nicht den geringsten Wiederhall. Die Presse, die sich als Organ der öffentlichen Meinung, als Vertreterin der allgemeinen Interessen geberdet, blieb stumm. Sie hatte auch kein Wort für das Treiben der Bäcker, welche die Backwaaren bis zur mikroskopischen Grenze klein werden ließen und den Preis des kleinsten Gebäcks rasch auf das Doppelte und Dreifache erhöhten. Sie sah es ruhig mit an, wie die Fleischer und Böker, Gewürzer und Händler aller Art die neue Maß- und Gewichtsordnung benutzten, um namentlich die kleinen Leute in der unverantwortlichsten Art zu kürzen und zu betrügen.

Erst neuerdings, wo das Uebel schon nicht mehr so groß auftritt, las man in einigen Zeitschriften Aufsätze über Verschlechterung und Verfälschung des Biers, und auch im Reichstage kam die Sache zur Sprache. Da gerietben die Brauer in Harnisch, wiesen die Beschuldigung mit Entrüstung zurück und drohten mit gerichtlichen Strafanträgen. Herr Richard Rösicke, der „gegründete“ Mitvorsteher und jetzige Director der Schultheiß'schen Brauerei, erließ als Inserat eine lange Abhandlung, worin er nachzuweisen sucht, daß die Brauer nur wenig Malzsurrogate und gar keine Hopfensurrogate verwenden. Indeß muß er doch zugeben: „daß die Biere nicht mehr so stark gebraut und nicht mehr so lange gelagert werden, wie früher“. Das aber sind, wie Jedermann begreifen kann, zwei wesentliche Mängel, die allein schon die Verschlechterung des Biers erklären. Herr Rösicke rühmt zwar: die Fortschritte in der Brauereikunst, die Verwerthung des Dampfes, die Vervollkommnung der Maschinen ꝛc. Doch das ist eitel Dunst! Unsere Zunge lehrt uns, trotz Herrn Rösicke, daß die Biere entschieden an Gehalt und Geschmack verloren haben, daß sie lange nicht mehr das sind, was sie vor dem Gründungsschwindel waren.

Und die Regierung thut ein Uebriges. Anstatt die Braunrt und den Ausschank des Bieres unter Controle zu stellen, bereitet sie ein Gesetz vor: die Erhöhung der Braumalzsteuer — wahrscheinlich, um die Börsensteuer annehmbarer zu machen, welche sie seit Jahren plant, aber bisher nicht einzubringen wagte, soll das Bier nun doppelt besteuert werden. Nach Aufhebung der Schlacht- und Mahlsteuer, nachdem die Wissenschaft längst die Besteuerung der eigentlichen Lebensbedürfnisse für verwerflich erklärt hat — gewiß ein unwiderbares Project, das da zeugt von dem rathlosen Hin- und Herschwanken, von dem verzweifelten Experimentiren unserer manchesterlichen Steuerpolitiker. Die Brauer protestiren gegen die Erhöhung der Braumalzsteuer. Sie erblicken darin eine „neue Schädigung“ des Brauereigewerbes, das „ohnehin durch die hohen Preise der Rohmaterialien, sowie durch die in der Gründungsperiode entstandene große Concurrenz mit einem sehr geringen Nutzen zu arbeiten genöthigt ist“. —

Nun, die Herren Brauer werden sich schon zu helfen wissen. Entweder sie erhöhen die Preise oder sie fabriciren „Steuerjauche“. Vielleicht thun sie auch Beides. Das Publicum allein würde den Schaden spüren, die Steuer zahlen müssen, und zwar nicht einfach, sondern doppelt und dreifach. Darum, so hoffen wir, wird der Reichstag ein Einsehen haben und die Erhöhung der Braustener verwerfen, wie er einst die Petroleumsteuer verwarf.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Gottschall, Rudolf, Janus. Friedens- und Kriegsgedichte. Eleg. geb. mit Goldschnitt. . . . . 4 Mk. 50 Pfg.
Stolle, Ferdinand, Palmen des Friedens. Dichtungen. 5. Auflage. Eleg. geb. mit Goldschnitt. . . . 4 Mk. 50 Pfg.
Werner, E., Gartenlaubenblüthen. Inhalt: „Ein Held der Feder“. — „Hermann“. 2 Bände. . . . . Eleg. br. 6 Mk.
Am Altar. Roman. 2 Bände. . . . . Eleg. br. 6 Mk.
Glück auf! Roman. 2 Bände. . . . . Eleg. br. 7 Mk. 50 Pfg.
Gesprengte Fesseln. Roman. 2 Bände. . . . . Eleg. br. 7 Mk.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das vierte Quartal und der dreiundzwanzigste Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Der neue Jahrgang beginnt mit:
E. Marlitt, „Im Hause des Commerzienrathes“.

Darauf folgt sofort:
E. Werner, „Vineta“.

Die Postabonnenten machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach Beginn des Vierteljahrs aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig anstatt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 52. 1875.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1 ½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig

Der Doppelgänger.

Erzählung von **Lewin Schücking.**

(Fortsetzung.)

„Wenn der zukünftige Wahlthäter nur Einer ist," bemerkte der Oberförster, „der uns in Frieden einen ordentlichen Tabak rauchen läßt. Dieses Continentalsystem ist nicht mehr zu ertragen, und dem Schlauesten reist dabei die Geduld."

„Es hat auch die längste Zeit gedauert," sagte Herr Fäustelmann mit dem Tone ruhiger Ueberzeugung.

„Hoffen wir's!" entgegnete der Oberförster mit einem Seufzer.

„Sie, Fäustelmann, haben ja die Preußen schon durchmarschiren sehen," bemerkte hier die gnädige Frau, „und so braucht auch kein Zweifel mehr daran zu sein."

„Nein!" sagte der Rentmeister, still für sich hinnickend.

„Sie werden dann selten müssen, Fäustelmann," fuhr Herr von Mansdorf fort, „wie Sie mit dem neuen Herrn fertig werden. Es wird mit der Veränderung in allen Dingen wieder eine hübsche Menge Scherereien verbunden sein."

„Werde schon damit fertig werden," entgegnete Herr Fäustelmann, „habe ja auch zu meiner Unterstützung mit Rath und That einen so schönen Mops wie den Herrn Justizer zur Hand."

„Gewiß," lief der Justitiar mit einem forschenden Seitenblicke auf Herrn von Ufseln ein, „Sie werden mich nicht dienstig finden, wenn ich mit meinem Mopse nützen kann. Doch will mich bedünken, Herr Fäustelmann, wenn Sie so gewiß mit jener absonderlichen Gabe, die Sie von uns anderen Menschenkindern voraus haben — den Umschwung der Dinge und das Entwinden der Preußen hier voraussehen, so handeln Sie wider Ihr eigenes Interesse, indem Sie so zuversichtlich sagen: ‚Ich werde schon damit fertig werden'. Etwas mehr Scheu vor der großen Verantwortlichkeit, welche Sie übernehmen wollen, etwas mehr Voraussicht, in welche Verlegenheiten die Verwaltung eines Gutes in solchen unruhigen Zeiten kommen kann, würde ich in Ihrer Stelle doch an den Tag legen, in der Hoffnung, daß sich unsere gnädige Obrigkeit dann nicht ganz und unsehenkamt fortbegebe, daß uns mindestens Herr von Ufseln hier bliebe, um nach seinem Eigenthume zu sehen."

„Herr von Ufseln will aber nicht allein daheim bleiben," versetzte Fäustelmann, „und wenn ich nun einmal keine Scheu vor meiner Verantwortlichkeit empfinde, sondern überzeugt bin, daß ich während der Abwesenheit unserer gnädigen Herrschaft Alles zu deren Zufriedenheit ausrichten und besorgen werde, so werden Sie mir nicht zumuthen, daß ich eine solche Scheu heucheln soll. Hab' ich doch Wilstorp schon viele Jahre lang verwaltet, lange schon, ehe Herr von Mansdorf kam, um es in Besitz zu nehmen."

„Auch gehen wir," nahm Frau von Mansdorf das Wort, „ohne deshalb in der geringsten Sorge zu sein — danken nur Gott, daß wir überhaupt gehen und, was ja so lange unser Wunsch war, den Winter mit Adelheid am Genfersee zubringen können. Und was Ihre Idee angeht, Plümer, daß Herr von Ufseln hier bleiben solle, so kann davon deshalb keine Rede sein, weil Herr von Ufseln nicht jetzt, wo er eben verlobt ist, seine Braut verlassen will."

„Seine Braut?" rief der Oberförster im Tone der Ueberraschung, und der Justitiar rief ebenfalls, nur mehr im Tone einer unwilligen Betroffenheit:

„Seine Braut?"

„So ist es," entgegnete Frau von Mansdorf, auf ihre Tochter und Herrn von Ufseln mit einem Lächeln wie von nach tüchtiger Gute blickend, „es ist das eine Thatsache, welche ich mich freue, jetzt den Herren kund geben zu können, und bei der uns Ihre freundige Theilnahme nicht fehlen wird. Herr von Mansdorf und ich haben unsere Einwilligung zu dem Verlobnisse der jungen Leute gegeben, und wenn wir uns früher zu dem Eintritte des Herrn von Ufseln in unseren Lebenskreis nur Glück wünschen konnten, so können wir jetzt die Hoffnung hegen, daß sein Eintritt in unsere Familie zu einem noch größeren und dauernden Glücke führen wird."

Während Frau von Mansdorf diese Worte sprach, hatte sie, um die Feierlichkeit des Augenblicks zu erhöhen, worin sie der Welt dieses Ereigniß kund machte und damit Adelheid's Schicksal besiegelte, ihr Strickzeug auf den Tisch gelegt und ihre linke Hand darauf, mit der andern jedoch die Hand ihrer neben ihr sitzenden Tochter auf ihren Schooß gezogen und diese mit warmem Drucke umfonnt gehalten. Adelheid saß still und blickte vor sich nieder, ohne sich zu regen, da sie im Schalten ihrer Mutter saß und das Abendlicht in den Hintergrund des Wäldchens zwischen den Thürmen nur noch sehr gebrochen eindrang, entging wohl Allen, wie tief sie erblaßt war, wie bleich ihre Lippe geworden und wie diese jenes leise Zucken verrieth, welches einem Thränenausbruche vorherzugehen pflegt. Doch mußte wohl in dem Händedrucke der Mutter etwas wie eine geheimnißvolle magnetische Kraft liegen, welche diesen Ausbruch verhinderte. Obendrein hatte sie ja am heutigen Morgen ihrer

Digitized by Google

Mutter zugesagt, sich ohne weiteres Sträuben in Alles fügen und ihr Schicksal als unabwendbar hinnehmen zu wollen; die Mutter hatte ja auch in Allem, was sie gesagt, Recht gehabt; das hatte sie einräumen müssen, wenn es auch schrecklich war, daß sie Recht hatte. „Ulfeln hat nun einmal sein Herz an Dich verloren und wirbt um Deine Hand," hatte die Mutter gesagt, „und wenn Du ihn abweisest, so wird ein ganz unerträgliches Verhältniß zwischen ihm und uns entstehen. Durch unsern gemeinsamen Besitz sind wir nun einmal in die engste Beziehung zu Ulfeln gerathen, die uns sofort, wenn Zwiespalt und übler Wille an die Stelle der Freundschaft und des Vertrauens treten, das Leben zur Hölle machen muß. Ulfeln wird, wenn Du ihm einen Korb giebst, unser Haus verlassen und intellectuell zum Rentmeister Fünstelmann drüben ziehen; der Rentmeister, der nicht zwei Herren dienen kann, wird sich auf die Seite des Einen schlagen, und ich traue Fünstelmann wohl zu, daß er sich nicht auf unsere, sondern auf die Ulfeln's schlägt, weil dieser in allen Dingen noch mehr auf ihn hören wird, wie — oft vielleicht zu viel — Dein Vater schon that. Denke Dir doch das für immer verbitterte Leben, welches Du Deinen Eltern bereitest, wenn Du Ulfeln von der Hand weisest — gar nicht davon zu reden, daß von unserem Reisen dann keine Rede sein kann. Ulfeln ist so großmüthig gewesen, das Geld, das für ihn aufbewahrt ist und dar für ihn dalagt, dazu zur Disposition zu stellen. Können wir es anders annehmen, als wenn Du seine Braut bist? Und wenn nicht, was soll aus Deiner Gesundheit werden, was aus Deinem beschäftigungslos hier im Hause umhergehenden Vater, mit der bösen Neigung, die diese Beschäftigungslosigkeit in ihm geweckt hat und immer mehr nährt? Ich denke, das Alles mußt Du doch selbst einsehen und wirst mir nicht mehr mit Einwürfen kommen, die kindisch und albern sind, mit einer Neigung für diesen Günther, der ein recht herzlich schlechter Mensch wäre, wenn er nicht längst alle Hoffnungen auf Dich hätte fahren lassen; er kennt ja unsere Verhältnisse, und wenn er hier wäre, würde er Dir selbst sagen: Ihre Mutter hat Recht. Es giebt nur einen Weg, den Sie um Ihrer selbst und um Ihrer Eltern willen gehen können."

Mit solchen wuchtigen Keulenschlägen der Vernunft und der Logik hatte Frau von Mansdorf heute den letzten Widerstand ihrer Tochter gebrochen, und Adelheid war verstummt. Sie hatte sich darein ergeben, das Opfer der Verhältnisse zu werden, aber mit dem bestimmten Vorgefühl, daß es sich um ein noch größeres Opfer, als das ihrer Neigung, daß es sich um das ihres Lebens handle, daß sie sterben werde, ehe sie das Weib Ulfeln's geworden, und mit dem Gefühl, daß darin ihre Rettung vor etwas ganz Schrecklichem liege, war ihr der Wunsch gekommen, diese Rettung sei schon da, und der Tod habe sie erlöst.

So saß sie jetzt in namenlosem Jammer versunken schweigend neben ihrer Mutter; sie kämpfte gegen den Ausbruch ihrer Thränen an, und um diese zu bemeistern, rief sie alle ihre Willenskraft auf; sie wollte nun einmal vor den fremden Menschen nicht zeigen, wie unglücklich sie sei, und ihr Vater sollte es nicht sehen — er sollte niemals ahnen, wie es ihr das Herz abtrieb, und wenn sie daran gestorben war, dann sollte er wenigstens nicht an ihrem Grabe stehen und sich Vorwürfe machen und durch Kummer und Reue seine letzten Lebenstage verbittert fühlen; das sollte er nun und nimmermehr, und ihr fest darauf gerichtetes Wille hielt sie jetzt aufrecht.

Der Frau von Mansdorf Ankündigung aber rief bei Allen natürlich die lebhaftesten Glückwünsche hervor.

„Das ist eine vortreffliche Kunde, die Sie uns da geben, gnädige Frau," rief der Oberförster aus, „und gewiß ist wohl seit Jahren kein Paar zusammen gekommen, welches so sich zu einander geschickt und für einander gepaßt hätte."

„Sie haben Recht, Oberförster," sagte jetzt Herr von Mansdorf, „es ist eine Verlobung, die schon deshalb die Eltern erfreuen muß, weil sie ihnen das seltene Glück gewährt, ihre Tochter, ihr theueres, ihnen an's Herz gewachsenes Kind nicht aus dem Vaterhause fortziehen zu sehen, es nicht fortgeben zu müssen an eine ihnen fremde Welt."

„Das ist in der That das Beste bei diesem Verlöbniß," sagte mit einer groben Kaltblütigkeit der Justitiar Plümer. Er nahm dabei den wohnuthsvollen Blick nicht wahr, den ihm mit langsamem Augenaufschlag Adelheid zuwarf. Daß er, Adolf's nächster Verwandter, ihre Verlobung auch so trocken und kaltblütig billigen konnte, kam ihr wie ein Verrath vor, und es war ihr, als sei sie nun von Allen auf der Welt verlassen.

„Trinken wir denn," bemerkte jetzt Herr Fünstelmann, sein Glas ergreifend, — Herr von Ulfeln, der sich während des Abends schweigend und stille gehalten, hatte in weiser Voraussicht eben die Gläser neu gefüllt — „trinken wir denn die Gesundheit des jungen Brautpaares und unserer zukünftigen Herrschaft!"

Die Männer erhoben sich auf diesen Vorschlag Fünstelmann's und ergriffen die Gläser, und der Oberförster rief mit seiner sonoren und vollen Baßstimme laut aus:

„Also es lebe das Brautpaar! Herrn von Ulfeln und Fräulein Adelheid ein Hoch! Möge Beider Glück so groß und ungetrübt sein, wie es in diesem irdischen, von so viel Wechselfällen bedrohten Leben möglich ist, so dauernd, wie wir Alle es ihnen aus voller Seele wünschen!"

„Das walte Gott!" sprach mit vor Rührung zitternder Stimme Herr von Mansdorf, dem leicht bei solchen auf sein Gemüth wirkenden Anlässen die Thränen in die Augen traten und der mit dem Taschentuche über die Augen fahren mußte, bevor er sein gefülltes Glas mit dem Glase seines künftigen Eidams zusammenklingen lassen konnte, „das walte Gott!"

„Meine Herren," entgegnete, nachdem Alle mit ihm angestoßen hatten, Herr von Ulfeln, „um auf so herzliche Wünsche zu antworten und auszudrücken, wie dankbar sie mich Ihnen machen, bin ich leider ein zu schlechter Redner. Ich . . ."

„Halten Sie einen Augenblick ein!" unterbrach ihn hier Frau von Mansdorf, indem sie die Hand ausstreckte und leicht auf seinen Arm legte, „es kommt Jemand."

Ulfeln schwieg und blickte auf. Auch die Blicke der Uebrigen wandten sich der fremden Erscheinung zu, die so gerade im unrechten Augenblicke eben von dem Thore her über den Kiesplatz rasch herangeschritten kam und geraden Weges auf die Gesellschaft im Thurmwinkel zuging.

„Wer ist das?" fragte Herr von Mansdorf gereizt, „wer — aber Herr von Ulfeln, was haben Sie — kennen Sie ihn?"

Dieser Ausruf wurde durch den Umstand veranlaßt, daß das gefüllte Glas des Herrn von Ulfeln sich so plötzlich schwankend senkte, daß der Wein auf den Tisch überfloß. Ebenso plötzlich überzog eine fahle Todtenblässe sein Gesicht, während der Fremde herantrat, eine leichte Verbeugung machte und dann mit einem eigenthümlichen Blicke, unter breiten hohlgeschlossenen Lidern her, wie prüfend die Gesellschaft überschaute. Diese starrte wieder auf die fremde Erscheinung, die so imponirend, wie mit einem hochmüthigen Lächeln auf den Lippen vor dem Epheubogen des Thurmwinkels dastand, von dem letzten auf den Vorgebäuden liegenden Sonnenreflexe hell beschienen. Nur Frau von Mansdorf hatte, durch ihres Mannes Ausrufe abgelenkt, ihre Augen auf Ulfeln gerichtet und sah erschrocken, daß dieser wie einer Ohnmacht nahe auf seinem Sessel zusammengebrochen war und starrte, als ob er eine Vision sähe.

„Ulfeln, wird Ihnen unwohl? Was ist, was haben Sie, Ulfeln?" rief sie laut aus.

Die Antwort gab der Fremde. Mit einer merkwürdigen Ruhe im Klang der Stimme sagte er:

„Was Herr von Ulfeln hat? Er sieht seinen Doppelgänger."

9.

Prinzessin Elisabeth stand am andern Tage in der Nähe des Schlosses vor einem kleinen im Parke angelegten Rehgehege und fütterte die drei zierlichen Thiere, welche darin gehalten wurden und für deren Pflege zu sorgen sie übernommen hatte. Heute reichte sie ihnen die Kohlblätter, welche sie ihnen mitgebracht hatte, lässig hin und schaute zerstreut in die braunen glänzenden Augen, welche die Thiere, sich zuthulich an sie schmiegend, auf sie richteten; zerstreut fuhr sie mit der weißen Hand über ihre Rücken, schob sie dann plötzlich heftig von sich und verließ sie, ohne ihnen weiter einen Blick zu gönnen. Sie ging jetzt nachdenklich unter der Platanengruppe, die in der Nähe stand, auf und ab und machte sich ein Spiel daraus, jedesmal auf eines der gelben Blätter, die bereits ziemlich zahlreich und doch noch vereinzelt am Boden lagen, zu treten. Und

doch waren ihre Gedanken weit ab von diesem mechanischen Spiele. In einem eigenthümlichen Kampfe waren diese Gedanken mit sich selber, in einem Streit des Herzens mit dem Kopfe, der, weil bei dem klugen Fürstenkinde beide, das Herz wie der Kopf, von seltener Stärke waren, das eine warm, der andere klar, mit einer ganz besonderen dialektischen Schärfe durchgefochten wurde.

Denn mit ihrem hellen Verstande und starken Bewußtsein hatte Elisabeth sich nicht mehr verbergen können, daß sie diesen wunderlichen, träumerischen, in einer Atmosphäre von ganz absonderlichen Vorstellungen und Gedanken lebenden Menschen liebte, diese räthselhafte Gestalt des einsamen Mannes, den nirgendwo feste Verbindungen an eine bestimmte reale Welt anzuknüpfen schienen und der durch die grünen Wälder des Jochmaringhofes schritt, so losgelöst von allen menschlichen Banden, wie nur der Stoßfalke war, der über ihren Wipfeln kreiste. Von solch einem Manne, der ja noch obendrein Dinge und Erlebnisse von sich erzählte, die man gar nicht glauben konnte, alle Gedanken und alle Empfindungen des Herzens gefangen nehmen lassen, das war ja — Prinzeß Elisabeth fand nicht an, sich selber das sehr derb und rund heraus vor den Kopf zu sagen — es war ja eine ganz entsetzliche und wahnsinnige Thorheit; es war ja von einem vernünftigen, an Selbstbeherrschung und Gefühl ihrer Würde gewöhnten Mädchen etwas Aberwitziges und Monströses, aber was half das — ihr Herz lag und blieb nun einmal wie im Banne der Erscheinung dieses Mannes.

Das einzige Gute bei der Sache war, daß sie ihm hatte klar machen können, daß er gehen müsse — daß er jetzt aus ihrem Lebenskreise verschwunden sei und dann sicherlich nie wieder in demselben auftauchen werde. Darin lag die beste Gewähr ihrer Genesung von der Wunde, die sie in sich trug, die dann, wenn sie nichts mehr von ihm hörte noch sah, doch bald sich schließen mußte, die aber heute in der Vorstellung, daß er vielleicht in diesem Augenblicke gerade sein stilles Asyl verlasse, um nie zurückzukehren, ganz schmerzlich blutete. —

Wenn sie sich noch darüber hätte täuschen können, daß Er ihr gegenüber nichts von dem tiefbestrickenden Einflusse empfunden, den seine Erscheinung für sie gehabt, aber er hatte ihr ja so offen und unbefangen und rundheraus gestanden, daß er sie liebe ... und das war mit einer so unumwundenen Natürlichkeit, einem solchen arglosen, scheu, grosartig einfachen Wesen geschehen, daß sie an der innersten Wahrheit und Aufrichtigkeit seiner Worte gar nicht zweifeln konnte. Und diese Gegenseitigkeit der Gefühle bildete nur eine Verdoppelung des Bandes, an dem sie sich gefangen fühlte, daß sie laut hätte weinen mögen bei dem Gedanken an die furchtbare Schwere der Aufgabe, vor die sie gestellt war und die das Schicksal mit unerbittlicher Grausamkeit von ihr forderte — der Aufgabe, diesen Mann zu vergessen.

Sie ging auf und ab unter der Platanengruppe und vergaß alle die kleinen Obliegenheiten, die der Morgen ihr brachte: sie vergaß den Geflügelhof, wo sie am Vormittage zu erscheinen pflegte, um sich Bericht über die neuesten Vorkommnisse geben zu lassen, und vergaß die kranke Dogge zu besuchen, die sie sonst auf ihren Gängen begleitete und jetzt altersschwach in ihrem Häuschen lag. Mehrere Male blieb sie stehen und schaute gedankenverloren in die Parkgründe ringsumher, auf die Gehölzpartieen, die Rasenflächen, die Blumenbeete; das Alles war für sie heute so anders als sonst, so wie von Farblosigkeit überschleiert, so todt und öde; es war als ob diese ganze Welt sie nichts mehr anginge, als ob es eine richtige lebendige Welt gar nicht mehr wäre, sondern ein Spiegelbild, ein Nebelgebilde, ein gleichgültiger Traum, den sie schauen mußte und der hätte verschwinden können, ohne daß sie ihm nachgeblickt hätte.

Wie lange sie so zwecklos die Zeit an sich hatte vorüberrinnen lassen — sie wußte es nicht, als sie nicht fern von sich ihren Vater, den Fürsten, von seinem Morgenspaziergange im Parke zurückkehrend, erblickte. Wie schuldbewußt wandte sie sich. Er sollte nicht gewahren, daß sie aus dem gewohnten Gleichmaße ihrer Tagesordnung geriethen, und so ging sie dem Schlosse zu, um durch eine kleine Bogenthür in einen der Ecksthürme hineinzukommen, da sie annahm, daß ihr Vater über die große Terrasse in's Schloß treten würde. Aber sie hatte sich geirrt. Er hatte sie gesehen und war ihr gefolgt, und nach kurzer Zeit hörte sie seinen Ruf hinter sich:

„Elisabeth!"

Sie wandte sich und ging ihm entgegen.

„Schon zurück, lieber Vater? Du pflegst sonst Deine Spaziergänge länger auszudehnen."

„Länger? Ich denke, es ist spät. Du siehst bleich aus, Elisabeth — hast Du eine schlechte Nacht gehabt? Denk' Dir, wir haben ein kleines Ereigniß in der Gegend gehabt."

„Ah — und was ist das?"

„Du errätst es nicht — ein politisches Ereigniß. Du sagtest mir, daß Du wüßtest, in der alten Kropp habe man Waffen geborgen."

„Nun ja ... und daß im Stillen gearbeitet werde, um — aber was ist mit den Waffen?"

„Sie sind den Franzosen verrathen."

„Verrathen?"

„So ist es — das Depôt ist gefunden. Ich stieß vorhin auf den Gensd'armerie-Sergeant Dupleſſis, der an der Parkecke an mir vorüberritt; er war sehr in Anspruch genommen durch die Sache und rief mir über die Verzäunung herüber die Nachricht zu. Es ist gestern Abend dem Brigadier die Anzeige zugekommen; in der Nacht ist die Erhebung vorgenommen worden, und dann ist auch bereits der Emissär in ihren Händen, der —"

„Der Emissär?" fiel ihm Prinzessin Elisabeth mit einem Ausdruck des Schreckens in's Wort.

„Ja, der Emissär — ein ehemaliger französischer Officier, der in Spanien gedient hat, ein Mensch, der sich hier frecher Weise den Namen ‚von Uffeln' beigelegt hat, aber gar nicht so heißt; er heißt — wenn ich den Gensd'armen recht verstanden habe — Fallner oder Falsner; man hat ihn nach M. transportirt, den armen Teufel, und wird da wahrscheinlich — aber ich bitte Dich, Elisabeth, was ist Dir? was hast Du?"

Elisabeth stand todesblaich, am ganzen Körper zitternd — so starrte sie ihren Vater an, dann wankte sie und griff mit einer Heftigkeit mit beiden Händen nach seinem Arm, daß der Fürst sie rasch umschlang, weil sie offenbar im Begriff war, zusammenzusinken.

„Elisabeth!" rief er tief erschrocken noch einmal aus.

„O mein Gott, Vater — Vater — das überleb' ich nicht sie werden ihn erschießen, und das überleb' ich nicht."

„Du kennst ihn? Es ist der Fremde, von dem Du mir gesprochen hast? Dacht' ich's doch!"

„Derselbe, Vater, derselbe," rief sie aus, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, „und wenn sie ihn jetzt tödten, ihn erschießen, so sterb' ich."

Der Fürst, ein hochgewachsener starker Mann mit ein wenig ausdruckslosen, aber äußerst gutmüthigen Zügen, sah höchst betroffen auf seine Tochter nieder, die, auf seinen Arm gestützt, die furchtbarste Erschütterung durch das krampfhafte Ringen ihres Busens nach Athem verrieth.

„O Vater, Vater," rief sie dann aus, „warum hast Du mir das gethan, warum hast Du mir das gesagt — das ist mein Tod, mein Tod!"

„Dein Tod? — Aber, Elisabeth, was — —"

„O, Du magst Alles wissen, Alles hören — ich kenn' ihn ja nicht allein, ich lieb' ihn ja auch, diesen Mann, und wenn sie ihm das Schrecklichste anthun ..."

„Du liebst ihn? — Elisabeth!"

Der Fürst rief das wie vom Donner gerührt. „Elisabeth! Du redest irre."

Sie erhob sich aus seinem Arm. Sie stand gesenkten Kopfes, die Hände zusammenfaltend und nach Athem, nach Fassung ringend.

„Vater," sagte sie dann ruhiger und ohne aufzublicken, „ich weiß sehr wohl, was ich Dir, was ich unserem Namen schuldig bin. — Ich liebe ihn, ja, ja, ja," brach sie heftig aus, „ich liebe ihn und wie sehr, das fühle ich jetzt und daran ist nichts, gar nichts zu ändern. „Aber," fügte sie wieder gefaßter hinzu, „daß es eine Thorheit ist, eine Raserei, das seh' ich ja ein, das weiß ich ja; ich verbinde auch keine Wünsche, keine Auflehnung gegen die Vernunft, keinen Ungehorsam gegen Dich mit dieser Liebe. Ich will ihn vergessen, vergessen für

Digitized by Google

immer. Nur sollen sie ihn nicht tödten, nur das nicht, denn wenn sie ihn tödten . . .“

Sie unterbrach sich und die Hand auf ihres Vaters Arm legend sagte sie, nach Athem ringend:

„Komm, führ' mich zu jener Bank dort! Ich halte mich nicht mehr aufrecht; dort will ich Dir Alles sagen.“

Der Fürst führte sie zu der nächsten unter einer der Platanen angebrachten Gartenbank. So niederschmetternd, so all sein innerstes Gefühl empörend auch das Geständniß seines Kindes auf ihn gewirkt haben mußte — er sah doch in diesem Augenblicke wie ein gutmüthiger Mann nichts als das tiefe Leid des Weibes, wie ein bekümmerter Vater nichts als die Verzweiflung eines Kindes — und so führte er sie, zärtlich ihre Gestalt umschlingend, und ohne ein Wort weiteren Vorwurfes zu sprechen.

Als sie sich gesetzt hatten, legte Elisabeth, sich vornüberbeugend, ihre beiden Arme auf das Knie ihres Vaters, und die Hände zusammengefaltet auf den Boden niederblickend, sagte sie:

„Vater, Du wirst mich begreifen, Du wirst mit mir fühlen können. Man darf diesen Mann nicht ermorden, oder ich bin unselig für immer. Wenn man ihn rettet, wenn er verschwindet, wenn er dann wie verjunken und verschollen für mich ist in der mir fernen fremden Welt, dann werde ich ihn vergessen: ich werde es über mich gewinnen, Tag für Tag weniger an ihn zu denken; ich werde mir mit jedem Tage klarer und lauter sagen, welche Thörin ich war, mich von dem eigenthümlichen Zauber umgarnen zu lassen, den dieser fremde Mensch mit seinen wunderlichen Reden auf mich ausübte; ich werde genesen von solch einer Leidenschaft — ich werde es. Obwohl mein Herz mir zuschreit: ‚nein, nein, Du wirst es niemals, niemals,‘ so bin ich doch überzeugt, daß meine Vernunft mir beistehen und daß sie siegen wird — meine Vernunft und mein Wille, den ich doch auch habe.“

Der Fürst legte sanft seine Hand auf ihren Scheitel.

„Ich glaube es Dir, Elisabeth,“ sagte er seufzend. „Denn Deinen Willen — ja, den hast Du.“

„Aber, Vater,“ fuhr sie nun heftig und ihre Hände krampfhaft zusammenballend auf, „wenn sie ihn erschießen — wenn ich das erleben muß, wenn ich im Geiste sehen muß, wie er vor den Gewehren kniet, wie er in seinem Blute daliegt, wie er — o, mein Gott, mein Gott, das überwind' ich nicht, das Bild werde ich nie aus meiner Seele los, über dem Bilde werde ich wahnsinnig, und wenn Du mich retten willst, so rette ihn!“

„Ich ihn retten? Aber um's Himmelswillen, wie denkst Du Dir das? Wie kann ich ihn retten?“

„Wir müssen nach M. Nach M., sagst Du, hat man ihn geführt? Wir müssen dahin! Du mußt mit dem Präfecten oder in wessen Hand sein Schicksal liegt, reden; Du mußt für ihn zeugen, ihn losbitten auf irgend eine Art. Der Präfect ist kein Unmensch. Hat er doch auf Dein persönliches Einschreiten einmal den Meyer Jochmaring freigegeben, als sie diesen eingezogen hatten, weil sein Anerbe sich nicht zur Conscription gestellt.“

„Aber, mein Gott, was könnte ich dem Präfecten denn sagen?“

„Daß er gar kein Emissär sei, daß Du Dich mit Deinem fürstlichen Worte dafür verbürgtest.“

„Aber er ist es ja doch ohne allen Zweifel.“

„Es ist wahr, er ist es; o, wie fürchterlich ist es, lügen zu müssen — diesen Menschen gegenüber — aber, Vater, Vater, wenn Du Deine Tochter vom Untergange, und einen Menschen vom Tode retten kannst durch eine Lüge — wirst Du sie nicht sprechen?“

Der Fürst fuhr mit der Hand über seine Stirn.

„Das ist eine schreckliche Lage,“ sagte er. „Mag man noch so alt werden, es giebt Verhältnisse, in denen man sich hülflos wie ein Kind fühlt und einen Vater, einen Bruder fragen möchte. Ich wollte, ich könnte meinen Vater fragen, ob ich lügen darf.“

„O, um meinetwillen, Vater, um meinetwillen, um Deines verzweifelnden Kindes willen!“ jammerte Elisabeth.

„Höre, Elisabeth,“ versetzte nach einer Pause der Fürst, „ich will Dir nachgeben, in so fern, als ich mit Dir nach M. fahre. Wir wollen mit dem Präfecten reden. Wir wollen sehen, was bei ihm auszurichten ist. Der Himmel wird uns die richtigen Worte auf die Zunge legen. Geradezu eine Unwahrheit mit meinem fürstlichen Worte bekräftigen — nein, das werde ich nicht können. Aber während wir fahren und rathschlagen, werden uns andere Gedanken kommen, andere Hülfsmittel einfallen.“

„O, ich danke, ich danke Dir,“ rief die Prinzessin aufspringend aus, „und nun laß' uns eilen! Eile thut sicherlich noth. Laß' uns in diesem Augenblicke fahren!“

„Ich bin's zufrieden,“ entgegnete der Fürst und erhob sich nun auch; Elisabeth hing sich an seinen Arm, und Beide schritten eilig dem Schlosse zu.

Die Zurüstungen zu der Fahrt waren bald gemacht. Eine Viertelstunde später fuhren der Fürst und Elisabeth in einer etwas schwerfälligen, mit vier Pferden bespannten Reisekalesche aus dem Schloßhofe ab und in der Richtung nach der Präfectenstadt dahin.

(Fortsetzung folgt.)*

*** Zum ersten Male seit dem dreiundzwanzigjährigen Bestehen der Gartenlaube sehen wir uns in der unangenehmen Lage, eine Novelle nicht in dem Jahrgange, in dem sie begonnen, zum Abschlusse bringen zu können. Wir müssen leider die letzten Capitel der obigen Erzählung in den neuen Jahrgang hinüberlaufen lassen. Das kommende Quartal wird mithin in den Januar-Nummern zwei Erzählungen bringen, den ersten Abschnitt von Marlitt's „Im Hause des Commerzienraths“ und Fortsetzung und Schluß von Levin Schücking's „Der Doppelgänger“. Die Redaction.**

Das Schloß des todten Kaisers.

Von Michael Klapp.

Spätherbst 1855 war es und ein stürmischer Herbsttag. Im Hafen von Triest tanzten die hohen Wogen der blauen Adria um die geankerten Kauffahrer; ein rauher West spielte um die Masten und in den aufgehißten Flaggen der mancherlei Nationen, deren Hab und Gut da vor Anker lag. Weit und breit war vom Molo aus kein Fahrzeug zu entdecken, das hinausgefahren war, den Kampf mit dem Elemente aufzunehmen. Erst weit draußen, ungefähr eine Meile von Triest, außerhalb der schönen Rhede, suchte ein kühner Segler die Bahn des Meeres. Ein kleines, schmuckes Schiff war's, nach Art der Fischerboote von Chiosa gebaut, mit gelbem Segel, das der Wind mit vollen Backen anblies, und fünf Männer standen muthig darauf. Der eine von ihnen, eine junge, schlanke Gestalt in der Blüthe der Jugend, in einen blauluchenen Oberrock gehüllt, der an den Aermeln breite Goldborten hatte, die runde Marinetappe tief in die Stirne gedrückt, stand abseits von den Anderen und schaute in die vor ihm ausgebreitete Unendlichkeit des Meeres hinaus.

„Hoheit, es ist Zeit Unterkunft zu suchen; wir haben schlechten Wind!“ mahnte nun ein Mann, der an den jungen Träumer ehrerbietigst herantrat.

„So?“ meinte dieser etwas erstaunt, „flüchten wir uns, wenn Sie meinen! Und wohin, lieber Graf?“

„Probiren wir es, drüben zu landen, in der Punta Grignagno, Hoheit!“

„Gut, darauf los, darauf los!“ sagte der junge Träumer, der nun wieder ganz der Gegenwart gewonnen war.

Eine halbe Stunde darauf landete die Gesellschaft nach nicht geringen Mühen in der kleinen, von Felsen umgebenen Bucht, die da, tief unter dem Dorfe Conlovello gelegen, Punta Grignagno heißt. Es war nur ein einsames Fleckchen Erde, das die vorspringende Landspitze darbot, kahl und von geringer

Schloß Miramar.
Nach einer Photographie.

Digitized by Google

flächlicher Ausdehnung, etwa 30' über dem Meeresspiegel sich erhebend, aber ein entzückend schöner Blick ward den Besuchern von dem kleinen Plateau aus, das direct dem Meere zugekehrt war und auf dem ein schwarzgelbes Häuschen die Macht der sorgsamen Finanz-Landes-Behörde, die Feindin aller Schmuggler, zu bedeuten hatte. Welch' schöner Friede war über dieses Stückchen Land ausgebreitet! Die ganze Nachbarschaft des hierher eingesiedelten „Finanzwächters“ bestand aus einer Unzahl von Nachtigallen, die hier, ob es auch vom Meer her unablässig tobte und stöhnte, ihre lieblichen, idyllischen Concerte abhielten.

Als der junge Träumer im blauen Marinerock den Fuß zum ersten Mal auf dieses friedliche Stückchen Erde setzte, war sein Auge voll der Bewunderung des lieblichen Bildes dieser Einsamkeit hart am Meere. Den Osten hatte er die interessante Stadt, die unter seinem Scepter lebte, das malerische Triest; im Süden der Punta dehnte sich die blaue See hin, immer sein Liebling, ob sie nun, wie jetzt gerade, wüthet, oder das glänzende, große Auge gegen den Himmel aufschlägt; im Westen Weinberge und Olivenwäldchen und weit hinten die romantische kleine Veste am Meere: Duino. Mit vollen Zügen genoß er das einzig schöne Bild und, wie immer in solchen Momenten, kam kein Wort über seine Lippen, und erst nach Verlauf einer halben Stunde hörte man ihn rufen, rufen im Tone tiefster Erregung, im Tone tiefster Herzenssehnsucht:

„Ah, hier möcht' ich Hütten bauen.“

Ob wohl damals auch nur Einer aus der Umgebung des jungen Seeoffiziers — er hieß Prinz Ferdinand Max von Habsburg und war österreichischer Flottencommandant — diesen Sehnsuchtsruf für Ernst gehalten haben mag? Ich glaube nicht. Und doch war es mehr als eine poetische Redensart, was aus dem Munde des Prinzen an jenem Herbsttage kam.

Die Liebe zum Meere — je war längst eine ausrichtige, ja eine heiße bei dem Erzherzoge zu nennen. Das Meer — in den verschiedensten Formen und Weisen hat es Maximilian gefeiert; seine Gedichte, seine Reisebilder, seine Sprüche und Tagebuchblätter, Alles, was uns von seiner Feder überkommen und was seiner Zeit unter dem Titel „Aus meinem Leben“ (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1867) erschienen, zeugt für diese seemännische Leidenschaft. Und eine Stelle, welche dieser Leidenschaft mehr entgegen kommt als diese Punta Grignagno, er mochte sie kaum finden. Als Prinz Ferdinand Max an jenem Spätherbsttage Abends nach Triest zurückkehrte, beschloß er, das schöne Fleckchen Erde käuflich an sich zu bringen. Für's Erste wollte er Nichts, als daß das kleine Plateau ihm gehöre. Und andern Tags schon ließ er durch einen seiner Hausofficianten die Punta und zwei Joch Boden hinter derselben ankaufen. Ein kleines eisernes Haus, wie solche die Amerikaner damals in Mode brachten, sollte dort aufgerichtet werden, ihn zu beherbergen, wenn es ihn hinauslockte zur Meeresbraut, und die westlich gelegene Bucht sollte zu einem kleinen Hafen gestaltet werden, um dem erzherzoglichen Segler bequemen Eingang zu verschaffen. Gewiß kein großes Project, fern von altem Luxus, von allem königlichen Pompe! Ein Gärtner von der Villa „Mazing“ (nahe der bekannten Villeggiatura der Wiener Finanzwelt, Hietzing) wurde zur Herstellung eines Gärtchens nach Triest gerufen; Wege wurden gehahnt und ein eisernes Haus in Birmingham bestellt.

Aber diese einfache Einquartierungsweise am Strande der Adria sollte nicht zu Stande kommen. Ein Baumeister der Hafenstadt, der eine schreiend häßliche Umfriedungsmauer für schweres Geld hergestellt hatte, verdarb zuerst den Appetit des Prinzen. Einige Wochen darauf ging das Schiff, welches das eiserne Prinzenhäuschen als Fracht über den Canal zu tragen hatte, mit Sack und Pack zu Grunde — und mit ihm war der ganze einfache Plan des Erzherzogs in's Meer gesunken, und an seine Stelle trat nun das Project, als dessen glänzende Ausführung sich heute das schöne „Schloß am Meere“ darstellt, dessen Schönheit nur leider von dem blutigen Schatten des kaiserlichen Opfers von Queretaro düster umschwebt wird und das sein Herr in den Tagen des Glücks und der Jugend, da er es schaffen half, „Mira mar“ nannte, als wollte er schon mit dem bloßen Namen, den einfachen zwei spanischen Worten, Jedweden, der es in Sicht bekommt, Hochachtung, Bewunderung vor dem Elemente abzwingen, das sein Liebling war und blieb von der Stunde an, da er es 1855 zum ersten Male erblickte, bis zu dem unheilvollen Tage, wo er 1867 zum letzten Male von Santa Cruz den Sonnenball in seine ewigen Tiefen verschwinden sah. —

Einmal von dem neuen Gedanken erfaßt, in jenem Winkel der Adria ein Fürstenschloß aufzuführen, war der Prinz rüstig und rasch bei der Ausführung, und die alten Einfachheitsideen waren verflogen, um Luxus und Pracht Platz zu machen.

Nun ward Alles, was die neue Besitzung anging, groß gedacht. Immer weitere Ankäufe von Hinterlandstrichen der Punta Grignagno wurden gemacht; der Park sollte großartig, ein großer Molo in dem Hafen angelegt und als Krönung mitten im Garten eine herrliche Villa aufgeführt werden. Der erste Plan hierzu, von dem Wiener Ringstraßen-Architekten Romano ausgeführt, hatte nicht die Billigung des schwer zu befriedigenden Bauherrn. Damals nun lernte der Prinz den Erbauer der Triester Aurisina-Wasserleitung, Karl Junker, in der Hafenstadt kennen. Der junge frische Ingenieur mit dem resoluten Freimuth des echten Wiener Kindes mochte dem Prinzen, der die Schattenseiten nicht leiden mochte, sehr gefallen haben. Er übergab ihm vorerst die Ausführung des Molo, und fleißige Unterredungen, die er mit Junker dieser Arbeit wegen hatte, führten auch auf das Thema des Villenbaues. Und da fand es sich bald, daß Ingenieur und Prinz gleiche architektonische Geschmacksneigungen hatten. Der Prinz beschloß, die Leitung des Schloßbaues Karl Junker zu übergeben. Tag für Tag tauschten Bauherr und Baumeister ihre Constructionsgedanken aus.

Wie groß ist des Prinzen Freude, als er nach den vielerlei Sorgen, die ihm die Erstlingsarbeiten, die Gewinnung des dem Meere abzuringenden Bodens, die Urbarmachung des felsigen Parkterrains, die Anlagen der Straße, die Fundirung der Schloßmauern ꝛc. bereiteten, endlich die Mauern stolz sich erheben sieht, und die zum Plateau führende Monumentaltreppe das erste Mal emporsteigen kann! Wie sucht er die Arbeiter alle, die er seine „lieben Mitarbeiter“ nennt, von dem Architekten bis zum Maurerpolier hinab, für den Fortschritt zu begeistern, wie liebenswürdig fördert er das Werk seiner Liebe, wie oft ist er sein einfaches Mittagsbrod, das der mitgenommene Koch im Freien improvisirt, mitten unter der rastenden Arbeitercolonie! Im Herbste 1858 läßt er den eben fertig gewordenen Gartenpavillon, westlich vom Schlosse, in aller Eile zu seinem Heim einrichten und wartet nicht erst die Zeit ab, wo er auf ganz Miramar Herr werden soll. Am 28. September schon bezieht er diesen Pavillon mitten im übrigen Chaos mit seiner jungen, liebreizenden, ihm eben angetrauten Gemahlin Charlotte und hält dort von jetzt an wochenlange Siesta. Einige kleine Salons in der ersten Etage, ein Schlaf- und Arbeitszimmer im Parterre und eine offene Terrasse sind Alles, was der Gartenpavillon bietet, aber das junge Pärchen ist höchlichst zufrieden und bringt da die vielen Monate, die vom Ausbruch des Krieges mit Italien bis zur Fertigstellung des großen Schlosses verlaufen, im einfachsten Stilleben zu.

Und Prinzessin Charlotte ist nicht weniger von Miramar entzückt, als ihr Gemahl. Im August 1857 schon, als sie noch ihrer Vermählung zum ersten Male den Fuß auf die Punta Grignagno gesetzt, schwärmt sie für die Schönheiten dieses Besitzthums am Meere. Ein kleines Fest in dem theilweise fertigen Garten, von den Arbeitern improvisirt, macht ihr unsägliche Freude, die sie in liebenswürdige Worte zu kleiden weiß. Nach einem in schönster Mondlandschaft eingenommenen Souper verschwinden um neun Uhr die Glücklichen, das Gefolge zurücklassend. Es wird zehn Uhr; es wird elf Uhr, und noch ist keine Spur von dem hohen Paare. Auf elf Uhr ist die Rückfahrt angesetzt — die Yacht wartet draußen im Hafen, aber den Glücklichen schlägt eben keine Stunde. Es wird Mitternacht, wird ein Uhr — Maximilian und Charlotte wandeln noch immer unter den jungen Pinien und Oliven des Gartens und schauen auf die mondbeglänzte Zauberfee hinaus. Keiner der Männer des Hofes wagt es, auf Rückkehr zu drängen. Alle langweilen sie sich und begreifen diese Passion des Erzherzogs nicht, wie sie auch andere seiner Passionen nicht begreifen. Erst um halb zwei Uhr denkt das beglückte Paar an die Heimkehr und an die Herren der Suite, und es wird die Rückfahrt nach Triest angetreten.

Am 27. Juli 1859 wurde das Schloß von dem obersten Leiter des Baues, Herrn Junker, dem Prinzen fertig über-

Digitized by Google

geben. Die Kanonen donnerten zum ersten Male vom Molo von Miramar; die erzherzogliche Flagge ward aufgehißt, und der Prinz sammelte alle Arbeiter um sich und dankte ihnen in freundlichen Worten, die von seiner freudigen Erregtheit zeugten. Ein volles Jahr nahm dann noch die innere Instandsetzung der Schloßräume in Anspruch. Der Triester Decorateur Hoffmann und sein mit Stylgefühl in außerordentlicher Weise ausgerüsteter Sohn besorgten dieselbe. Wenn es einmal galt, sich prachtliebend zu zeigen, so stellte Maximilian nicht weniger seinen Mann, als wenn es ihm gefiel, einfach bis zum Aeußersten zu sein. War er einmal dabei, Pomp zu entwickeln, so that er dies aus dem Vollen. In Mailand beispielsweise, wo es 1857 bis 1859 galt, Volksunzufriedenheit zu vergolden, trat er im Geschmacke Louis' des Vierzehnten auf, gab Feste mit Aufgebot kostbarster Licht- und Farbeneffecte, fuhr in goldstrotzenden Carossen, hielt gepuderte Dienerschaft und machte das nahe Monza zu einem Königsschlosse echtesten alten Bourbonenstils. Unnöthiger Flitter aber ward nicht viel in Miramar verschwendet; die Säle entwickeln einen gediegenen Luxus; Reichthum, mit gutem Geschmacke gepaart, findet sich überall, oben und unten, an den Wänden, Decken und Böden der Gemächer. Die vielen Besucher von heute finden sie noch alle im Zustande von 1864, und gewiß giebt es Niemanden unter ihnen, der nicht von der in Miramar entwickelten Schönheit angemuthet würde. Prinz Maximilian hielt es bezüglich des Glanzes ganz mit der Natur; er hielt mit Gaben des Reichthums nicht zurück. Sagt er doch selbst einmal in seinen „Aphorismen": „Geiz ist bei Prinzen ein Verbrechen. Prinzen sollen Goldcirculationsmaschinen sein — man weiß ihnen Dank dafür," und er handelte auch nach dieser Maxime.

Für seine Sammlungen von Antiquitäten, die einen großen Saal der oberen Etage des Schlosses füllten (und die sammt der Bildergalerie nach den Tagen von Queretaro verkauft worden, um mannigfache Deficite zu decken), trug er noch in Mexico Sorge und schickte von dort aus fortwährend neue Kostbarkeiten nach Miramar. Pflanzengattungen seltenster Art wurden von entferntesten Orten für den erzherzoglichen Park von Miramar herbeigeschafft, und man wandelte in ihm in der That wie in einem der Gärten Andalusiens oder Siciliens; er entfaltet tropische Schönheiten in prachtvollen Gewächshäusern, ist voll von Pinien, Lorbeer- und Myrthenbäumen, von Aloe und Magnolien; hier spenden Citronenwäldchen ihren Duft; dort erheben Cactus und Palme ihre riesigen Häupter, und überall umplätschern Fontainen diese liebliche Gartenidylle in. lauschigen, stillen Winkeln.

Eine vorzügliche Bewässerung — Herr Junker zweigte seine Aurisina-Wasserleitung nach Miramar ab — macht es den vielerlei exotischen Pflanzen da sehr wohl. Die Sonne und das wonnige Klima — Miramar ist vollständig gegen die Bora geschützt — thun das Uebrige.

Ein schattiger Laubengang — er war das Lieblingsplätzchen Maximilian's, wenn er seinen Gedanken nachhängen wollte, oder wenn sich ihm die Muse nahte — führt uns direct vom herrlichen Parke in's Schloß hinauf. Im Hochparterre liegen die Gemächer, in denen das glückliche Paar (glücklich, so lange ihnen nicht der bonapartistische Versucher die Krone der Azteken brachte) am liebsten weilte. Da ist vor Allem das Arbeitszimmer des Prinzen, das in seinem ganzen Arrangement die seemännische Passion Maximilian's am meisten zum Ausdruck bringt. In diesem Arbeitsraume wollte er, da er am Bord der „Elisabeth", 15. November 1859, die Verse schrieb:

„Hinaus, hinaus in's blaue Meer,
Hinaus, wo Himmel nur und Welle,
Wo nie das Herz mir bang und schwer —
Zu Schiff, zu Schiff ist meine Stelle!"

am kleinen Mahagonitischchen arbeitend, sich auf dem Schiffe dünken konnen. Und einer wirklichen Cajüte, elegant und doch einfach, gleicht dieses Arbeitszimmer Maximilian's, einer Schiffscajüte mit Hängematte und kleinen zerlegbaren Stühlen, kleinen Fenstern, die hinaus auf's Meer führen. Der Tisch ist mit Karten, Bussolen, Compassen bedeckt; in den Wandschränken befinden sich allerhand Reisewerke, geographische Handbücher, Atlasse und Marineinstrumente.

Seitwärts von diesem Cajütenzimmer liegt das prächtige Bibliothekzimmer, in welchem jetzt die reiche Sammlung von Werken ethnographischen, geschichtlichen und schön-wissenschaftlichen Inhaltes umsonst ihres gewohnten fleißigen Lesers harrt. Maximilian liebte nach dem Meere und seinem Weibe nichts so sehr als — Bücher. Geschichte war sein Hauptstudium, und die Schränke aus Luxusholzern zeigten auch fast Alles, was deutscher, französischer, englischer Forschergeist bis in die neueste Zeit hinein gezeitigt hat. Daß auch die Poeten, die ersten und die zweiten Ranges, in dieser Bibliothek nicht fehlen, versteht sich von selbst. Grillparzer, Lenau und der Wüstenmaler Freiligrath, seine Lieblinge aus der Epigonenzeit, haben da ihre Ehrenplätze. Als Bücher, die Maximilian in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Miramar, Sommer 1864, gelesen, werden die „Geschichte der Stadt Rom" von Gregorovius und eine Lebensgeschichte des Hohenstaufen „Manfred" bezeichnet.

Die Bücherleidenschaft unterstützte Maximilian, nebenbei bemerkt, auch bei Anderen gern. So erkundigte er sich nicht selten in den Buchhandlungen Triests nach den Contos der Marineofficiere und — zahlte sie. Es waren dies die einzigen Officiersschulden, mit denen er Nachsicht hatte. —

Aus der Bibliothek heraus führt eine Thür direct auf die breite Terrasse, die das Belvedere von Miramar genannt werden darf. Herrlicher als auf dieser Terrasse, die, wie das ganze Schloß, aus marmorartigen Steinen gemauert worden, ist es wohl nirgends auf dem mit so vielen schönen Punkten gesegneten Miramar. Sie ist der Stolz ihres Errichters und war der Stolz ihres fürstlichen Besitzers. Hier glauben wir den gebieterischen Ruf des Meeres: „Mira!" (Bewundere!) laut und vernehmlich zu hören; gern und willig sind wir auf dieser Terrasse bereit, dem Meere den Tribut zu zahlen, den schon der Name des Schlosses uns abverlangt.

Halten wir uns jetzt rechts von der Bibliothek, so gelangen wir zu den Salons der Erzherzogin Charlotte, den luxuriösesten des Schlosses. Charlotte von Belgien war, was den mannigfaltigen Tand des Lebens anbelangt, nicht stärker als manches andere hochgestellte Erdenkind weiblichen Geschlechts. Die Prinzessin liebte es vorzüglich, Reichthum der Toiletten entfalten zu können; sie schmückte ihre imponirende, königliche Gestalt gar zu gern, wenn sie auch sonst in Gespräch und Umgang sich einfach und liebenswürdig, rein menschlich möchte man sagen, zu geben wußte. Wer das Zusammenleben Maximilian's und Charlotte's Jahre hindurch mit anschaute, weiß nichts davon zu erzählen, daß Charlotte „stolz" und „herrschsüchtig", wie man sie vielfach seit den Tagen von Queretaro darzustellen beliebte, gewesen, nichts namentlich davon, daß sie ihre „Herrschsucht" auch über ihren Mann ausgedehnt. Es soll im Gegentheile etwas Kindlich-Liebliches über dem Wesen der Schloßfrau von Miramar ausgebreitet gewesen, der „gemüthliche" Ton des „Wiener Kindes Maximilian" bald auf Charlotte übergegangen sein. Eine Fremde ist es gewesen, ihren innigen, schmucklosen Verkehr mit dem fürstlichen Manne und mit Allen, mit denen sie im Laufe der sechs Jahre des Stillebens auf Miramar zu thun hatte, mit anzusehen. Haben Mexico und die Aztekenkrone die Seelencinfalt und den bescheidenen, natürlichen Sinn der Königstochter verwirrt? Vielleicht.

Auf Miramar und in Triest ist das Andenken der hohen unglücklichen Frau ein ungetrübt schönes, herzliches. Aus den Brüsseler Kindestagen freilich sagt man der Prinzessin manchen eigenthümlichen Zug von Herrschsucht nach. Konnte sie ja vor der Schloßwache in Laeken nicht oft genug des Tages vorübergehen, um vor sich „in's Gewehr" rufen zu hören, und erst recht oft immer zu der Zeit, wenn gerade ihr Bruder, der damalige Herzog von Brabant und heute König von Belgien, die Wache commandirte. Und als es dem jungen Bruder eines Tages zu viel ward, vor dem Fräulein Schwester die Mannschaft immer wieder „in's Gewehr" rufen zu lassen, da lief Charlotte zum König, machte eine Scene und rußte nicht, bis Bruder Brabant zwei Tage Arrest bekam. Diese kleinen Eitelkeiten aber zeigten sich während der Miramar-Periode der Prinzessin durchaus nicht fortgebildet, und es ist vielleicht nur als ein Rückfall in die Launen der Kindheit zu betrachten, wenn es wahr ist, daß die Charlotte, die heute sinnverwirrt im Schlosse von Terveuren umherwandelt, dergle chen Charakterzüge entwickelt.

Im Erdgeschosse des Schlosses von Miramar befinden

Digitized by Google

sich, außer den bereits genannten Salons auf der östlichen Seite, auch noch das Schlafzimmer Maximilian's und seiner Gemahlin, der gewöhnliche Speisesaal und die kleine Hauscapelle. In der ersten Etage fällt dem Blicke des Besuchers vor Allem der imposante, zwei Stockwerke hinaufreichende, pompöse Ceremoniensaal mit seinen kostbaren Stuccaturen und Marmortäfelungen, seinen großen venetianischen Lustres und kunstvoll geschmackvollen Bronzearbeiten auf. Hier fand an jenem Sommertage des Jahres 1864, der die jämmerliche Kaisertragödie von Mexico einleitete, die Abdankung Maximilian's als kaiserlich österreichischer Thronfolge-Berechtigter statt, nachdem vorher in einem der anstoßenden Empfangssalons sich eine heftige Scene zwischen den erlauchten Brüdern, Franz Joseph und Maximilian, abgespielt hatte. Viele große Feste hat der herrliche Saal in den ersten vier Jahren seiner Existenz nicht gesehen. Zählte sich doch Maximilian selbst halb und halb zu jener kleinen Zahl von Menschen, „die sich einsam fühlt in der Unterhaltung und die sich unterhält in der Einsamkeit."

Er liebte das Beisammensein mit einigen guten Freunden des Hauses; das ceremonienvolle Conrabhalten war seine Liebhaberei nicht, und wo es also nicht mit auf dem Programme des politischen Erfolges stand, wie z. B. in Mailand und Venedig anno 1857 und 1858, da wollte er auch nichts davon wissen. Im kleinen Kreise saß er gerne mit seinen Marinelieblingen, mit seinen Adjutanten (Graf Hadik und Freiherr von Bruck nahmen die Stellen der am liebsten Gesehenen beim Prinzen ein), mit einigen Celebritäten der Admiralität und der Landarmee, die durch Triest kamen, zusammen, und da gab es oft der Scherze gar viele, die sich für die Tafel der „kaiserlichen Hoheit", wie sie sich etwa ein eingefleischter Ceremonienmeister zu denken gewohnt ist, freilich nicht recht schicken mochten. Derlei heitere kleinere Kreise sah der Speisesalon im Erdgeschosse nicht selten. Da wurden auch oft gelehrte, schöngeistige Männer (z. B. Frh. v. Littrow) mit herangezogen und wurde auch mancher Schobernack gegen diese und jene militärische Landratte ausgedacht und ausgeführt. Hatte die gute Laune länger angehalten, was bei dem raschen Stimmungswechsel, dem Maximilian oft anheimgegeben war, nicht jedesmal der Fall gewesen, so wurde die reizende Yacht „Phantasie" gehißt und die Gesellschaft schwamm dann mit ihr die Adria hinaus. Was war dieß „Phantasie" auch für ein liebliches Schiffsgebilde! Leicht, schmuck, elegant, ein echtes Kind jener englischen Rheder, die solche Luxusschiffe erzeugen. Und wie lieb war sie dem Prinzen! Hatte ihn doch ihre erste um zwei Tage verspätete Ankunft im Hafen von Triest im Jahre 1856 beinahe krankhaft erregt, eine Erregtheit die dem Befehlshaber der Yacht, dem armen Grafen Michielli, seine Stellung in der Marine und bald darauf den Verstand gekostet hat. Auf der „Phantasie" ward auch so manche Wonnenacht an der Seite Charlottens verträumt, so manche der Nachtfahrten, die der Erzherzog im stimmungsvollen Liede besungen. Däuchte ihm doch in solchen Stunden ihr „leicht Gebäude" eine ganze Welt:

„Voll Frohsinn, Frieden, Lebensfreude,
Die all sein Um und Auf enthält." —

Wohin wir auch immer sehen mögen, in den Laubgang oder in die verschlungenen Parkgänge, in das niedliche Gartenhäuschen, auf die Terrasse oder in das Cassinzimmer, in den Ceremonien- oder kleinen Speisesaal, in das Thurmwartzimmer oder in die schöne Bibliothek, überall in Miramar hat in den vielen Tagen, die von 1857 bis zum Juli 1864 in's Küstenland gegangen, das Glück gewohnt, bis es des Corsen gleißnerische Lockpracke von dannen gescheucht, bis Charlotte und Maximilian den mexicanischen Argonautenzug an jenem unheilvollen Sommertage angetreten, da ein kleiner Kreis Theilnehmender das glückliche Paar zum letzten Male die Stufen der zum Hafen führenden Treppe von Miramar hinabsteigen gesehen, Alle voller Theilnahme für den Erzherzog und die Erzherzogin, Niemand für den Kaiser und die Kaiserin von Mexico.

Was ist heute von all' dem Glück noch übrig? Der eine Theil desselben liegt mit durchlöcherter Brust in der Kapuzinergruft zu Wien, der andere aber gehört nur noch scheinbar dem Leben an und irrt sinnverwirrt in den Sälen des belgischen Schlosses Terveuren umher, alltäglich einen Speisezettel schreibend, auf dem als seltener Braten consequent „Maréchal Bazaine à la sauce blanche (!!)" figurirt.

Wie lautet doch eines der „Aphorismen" Maximilians? „Jeder Mensch hat seinen Privatwahnsinn, und der ihn nicht hätte, trüge nicht als Motor zur Weltbewegung bei." Scheint es nicht, als habe Maximilian wie in der Voraahnung des Privatwahnsinns „Mexicanisches Kaiserreich" dies niedergeschrieben?

Aus dem Beamtenleben.

Nr. 6. Die Conservatoristin.

An einem stürmischen Decemberabende des Jahres 187* hatte mich wiedermm einmal die Reihe getroffen, als Wachhabender der vierten Abtheilung eine Nacht im alten Berühmten und berüchtigten Gebäude am Molkenmarkte zu verleben. Schon ging es stark auf zehn Uhr, und ich legte die letzte der vorliegenden Arbeiten als erledigt bei Seite; da ich für einige Augenblicke frei war, so packte ich mein frugales Abendbrod, zwei belegte „Schrippen", aus, wozu mir mein alter, langjähriger Untergebener, der Criminalschutzmann G., eine „kleine Weiße" vom Restaurateur gegenüber, dem Lieferanten sämmtlicher Beamten des Polizeipräsidiums, besorgen sollte. Im Begriffe, dem im Vorzimmer wartenden G. einen dahin gehenden Auftrag zu ertheilen, öffnete sich die Thür, und er selbst trat mit Papieren in der Hand bei mir ein.

G., bereits fünfzig Jahre im Dienste und das Urbild eines richtigen, echten, mit Spreewasser getauften „Berliner Kindes" der alten Zeit, war ein Original durch und durch.

Da auch ich beinahe eine fünfundzwanzigjährige Dienstzeit hinter mir hatte, so bestand zwischen uns ein sehr gutes Verhältniß, ja eine gewisse Vertraulichkeit, die G. indessen nie in Gegenwart von Fremden durchblicken ließ. Vielmehr beobachtete er dann stets ein „strammes" dienstliches Benehmen, „so wie es einem Untergebenen seinem Vorgesetzten gegenüber zukommt," meinte er nach alter Soldatenweise.

„Entschuldigen Sie, Herr Commissar," begann G., als er mich mit der „Schrippe" in der Hand erblickte, „wenn ick Ihnen jrade wieder bei det Essen störe, aber et is mit dem jrünen Anjuste" (so nennt nämlich der Berliner Volkswitz die grün angestrichenen Wagen, in welchen die auf den Wachen der verschiedenen Polizeireviere Eingelieferten zur Untersuchung oder zum Gewahrsam nach dem Molkenmarkte gefahren werden) „noch soeben reene ‚Dame' anjekommen, die von det zweite Revier wejen Diebstahls einjeliefert wird. Sie sitzt draußen uff de Bank, wie die' reene Unschuld, aber wir kennen des schon, uns strent keene mehr Sand in die Oogen. Hier is noch der Bericht von 'n Herrn Revierleutnant; ick werde ihn uff Ihren Platz lejen, Herr Commissar; essen Sie man jetrost erst Ihre ‚Schrippen'. Ick kann Ihnen wohl noch 'ne ‚kleene Weiße' dazu holen? Die da draußen hat ja noch 'n Bisken Zeit um sich keene Hühneroogen nich."

So plaudernd verließ der Alte das Zimmer, während ich den Rest meines Mahles für später bei Seite packend, den Bericht zur Hand nahm; er lautete: „Frau von S., Oberin des adeligen Fräuleinstiftes in der C.-Straße, hat zu Protocoll erklärt: Bereits heute vor acht Tagen bemerkte ich in den Abendstunden, daß aus meinem Portemonnaie, welches ich auf der Kommode in dem von mir allein bewohnten Zimmer im ersten Stockwerke meines Hauses hatte liegen lassen, zwei Fünfundzwanzig-Thalerscheine fehlten. Ich selbst war in der Nebenstube beschäftigt gewesen, und Niemand hatte inzwischen mein Wohnzimmer betreten, außer der französischen Lehrerin Alice R. und deren Freundin Margot B., welche die Erstere zu einem Spaziergange abholte. Fräulein R. kam zu mir in's Nebenzimmer, um mir von dem beabsichtigten Spaziergange Mit-

Digitized by Google

theilung zu machen, während die andere junge Dame wenige Minuten allein blieb.

Fräulein R. ist seit sechs Jahren als französische Lehrerin in unserem Stifte thätig, und schenkte ich derselben mein volles Vertrauen. Ich schwieg von der Sache, vergaß sie indessen nicht, sondern zeichnete mir einen anderen Fünfundzwanzig-Thalerschein ganz genau und trug denselben während der verflossenen Woche mit mir im Portemonnaie herum.

Am heutigen Nachmittage erschien Fräulein B. wiederum, um Alice zu verschiedenen Besorgungen in der Stadt abzuholen. Ich war in meinem Zimmer am Schreibtische mit Ordnen von Rechnungen beschäftigt, während mein Schlüsselkorb mit dem Portemonnaie im Salon, welchen Jedermann durchschreiten muß, um zu mir zu gelangen, auf dem Clavier stand. Fräulein R. trat in mein Zimmer, um mir anzuzeigen, daß sie ihre Freundin auf einige Stunden begleiten werde, während Fräulein B. im Salon verblieb. Ich trat aus's Fenster, und als die Damen das Haus verlassen, eilte ich in den Salon, öffnete mein Portemonnaie — der gezeichnete Schein fehlte!!

Schnell entschlossen, zog ich die Glocke und schickte den eintretenden Diener eilig dem Fräulein R. nach. Ich ließ sie bitten, mit ihrer Gesährtin auf einige Minuten zurückzukehren. Bald erschienen beide Damen bei mir, und ich theilte ihnen mit, daß mir seit acht Tagen fünfundsiebenzig Thaler, in drei Fünfundzwanzig-Thalerscheinen entwendet seien, und zwar jedesmal, wenn Fräulein B. Fräulein R. besucht hätte, und daß ich mich gezwungen sehe, der Polizei die Anzeige zu machen und Fräulein B. verhaften zu lassen, da ich nur sie in Verdacht habe.

Alter war vor Schreck halb wahnsinnig über das Verbrechen ihrer Freundin, während Fräulein B., die Angeklagte selbst, mit der größten Ruhe und Dreistigkeit bestritt, jemals aus meinem Zimmer etwas entwendet zu haben. Leider muß ich die Sache der Polizei zur weiteren Untersuchung übergeben, und hat der Schutzmann P. Fräulein B. von meinem Hause abgeholt und zur Wache des 2. Polizei-Reviers abgeführt.

Berlin, den 6. December 187..

E. von S..., Oberin."

Der Schutzmann erklärt zu Protokoll:

„Heute Nachmittag vier Uhr rief man mich zu der Frau Oberin von S., woselbst ich die Angeklagte Fräulein B. vorfand, welche mir als des Diebstahls eines Fünfundzwanzig-Thalerscheins dringend verdächtig bezeichnet wurde. Fräulein B. leugnete hartnäckig, den Schein entwendet zu haben, und bethenerte sormwährend ihre Unschuld, da aber alle Indicien gegen sie waren, so sah ich mich genöthigt, sie zur Wache des 2. Polizei-Reviers zu sistiren. Auf dem Wege dorthin zeigte mir Fräulein B. ihr Portemonnaie, in welchem sie ungefähr zehn Thaler in Silber und Papier bei sich führte, jedoch keinen Fünfundzwanzig-Thalerschein. Auch hat sie mich, hinter ihr zu gehen, damit ich bemerken könne, ob sie irgend etwas von sich werfe. Dies that ich auch, habe aber nicht gesehen, daß die Angeklagte sich irgend eines Gegenstandes entledigte. Weiter habe ich nichts anzuführen.

Berlin, den 6. December 187..

P....., Schutzmann."

Der Bericht schloß mit den gewöhnlichen Formen, und fand ich. Alles in Allem erwägend, daß die Sache allerdings nicht sehr günstig für Fräulein B. lag.

Mein alter G. hatte mir inzwischen die „kleine Weiße" in's Zimmer gebracht, leise auftretend, da er mich im Lesen vertieft fand, und nachdem ich meinen trockenen Gaumen durch den kühlen Trank erfrischt, klingelte ich und ließ die Angeklagte vorführen.

Bleich wie der Tod, trat mit gesenkten Blicken ein schlankes Mädchen von angenehmen Formen und in gewöhlter, aber penibelster Kleidung in mein Zimmer, der mein criminalistisch geübtes Auge sofort ansah, daß, wenn sie den Diebstahl wirklich begangen habe, er jedenfalls ihr erster Schritt auf der Verbrecherlaufbahn sei.

Mit großem Ernst, doch ohne Härte redete ich sie an und ermahnte sie eindringlich, nicht durch hartnäckiges Leugnen ihre Sache zu verschlimmern, sondern offen und wahr einzugestehen, daß und auf welche Weise sie der Frau von S. das Geld entwendet habe. Fräulein B blickte auf, und ich sah in zwei tief dunkle Augen von großer Schönheit, die mit traurigem Ausdruck auf mir ruhten. Hoch erröthend stand sie da, als ich sie scharf und forschend fixirte.

Mit angenehmer sonorer Stimme erwiderte sie endlich, indem zwei große Thränen langsam die wieder bleich gewordenen Wangen herabrollten: „Auch Ihnen, Herr Commissarius, kann ich nichts anderes eingestehen, als was ich bereits seit dem schrecklichen Augenblicke gesagt habe, wo mir dieses Verbrechen zur Last gelegt wurde — ich bin unschuldig an demselben. Offen und wahr will ich Ihnen von mir und meiner heutigen Lage im Hause der Frau von S. erzählen. Vielleicht finden Sie darin etwas, was Licht in diese dunkle Sache bringt und die Schande von einer Unschuldigen abwälzt. Ich heiße Margot B. und bin die Tochter eines begüterten Grundbesitzers in der Nähe von Genf. Seit einem Jahre halte ich mich hier in Berlin auf, um Musik zu studiren, und wohne im Damen-Pensionat der verwittweten Majorin A. in der K.-Straße. Seit drei Monaten bin ich, unter Zustimmung meiner Eltern, mit dem Musikdirector J. verlobt. Fräulein R. kenne ich aus einem Genfer Institut, in welchem sie Lehrerin, ich Schülerin war.

Als ich nach Berlin kam, suchte ich sie in dem adligen Fräuleinsitzt der Frau von S. auf, woselbst sie seit sechs Jahren Lehrerin ist, wurde auch freundlich von ihr aufgenommen und der Oberin vorgestellt. Wir verkehrten seit diesem Tage, soweit ihre und meine Zeit es erlaubt.

Heute vor acht Tagen kam ich zu ihr, um sie zu einem Spaziergange abzuholen, was sie auch bereit war. Sie kleidete sich an, und wir gingen in's Wohnzimmer der Oberin, welcher Fräulein R. jedes Mal Mittheilung machen muß, wenn sie das Stift verläßt. Wir fanden Frau von S. nicht in ihrem Zimmer, hörten sie aber in der Nebenstube mit den Stühlen rücken. Ich blieb in ersterem, während Fräulein R. zu ihr hinein ging. Wir hatten bereits den Salon verlassen, nachdem meine Freundin zu mir zurückgekehrt war, als Letztere plötzlich ausrief: „O, ich habe etwas vergessen; warten Sie, bitte, einen Augenblick." Dann lief sie schnell durch den Salon in das Wohnzimmer der Oberin zurück, während ich im Corridor wartete, woselbst sie mich nach wenigen Secunden wieder traf. Wir machten darauf einen weiten Spaziergang durch den Thiergarten und kehrten Jede in ihre Wohnung zurück.

Im Laufe der Woche kam Fräulein R. eines Abends in unser Pensionat, um der Inhaberin, Majorin A., von der sie sich im October fünfzig Thaler geliehen hatte, dreißig davon zurückzubringen, und machte mir dabei den Vorschlag, am heutigen Tage mit ihr kleine Einkäufe zur Weihnachtsbescheerung zu besorgen, was ich auch zu thun versprach.

Zu diesem Zwecke begab ich mich heute Nachmittag zwischen drei und vier Uhr zu ihr. Ich fand sie in ihrem Zimmer, meiner harrend, und wir gingen wie gewöhnlich zu der Oberin hinüber. Dieselbe war in ihrem Wohnzimmer am Schreibtisch beschäftigt; ich machte ihr nur mein Compliment und trat in den Salon zurück und dann auf den Corridor hinaus, da Fräulein R. noch einige Minuten mit der Dame sprach. Alsdann trat sie etwas eilig zu mir heraus, die ich bereits die Treppe erreicht hatte.

Als wir ungefähr zwanzig Schritte vom Hause entfernt waren, kam uns ein Diener athemlos nachgelaufen, mit der Aufforderung, zurückzukehren; wir folgten, und beim Eintritt in das Zimmer der Oberin wurde mir von derselben der furchtbare Vorwurf gemacht: ‚ich habe sie bestohlen'."

Hier schlug das junge Mädchen schluchzend beide Hände vors Gesicht, und nachdem sie wieder etwas ruhiger geworden war, setzte sie hinzu: „Ich habe Ihnen nun Alles der Wahrheit gemäß erzählt, Herr Commissarius, und will nur noch die Bitte hinzufügen, nehmen Sie sich meiner an, daß meine Unschuld an's Tageslicht kommt, denn ich bin groß keine — Diebin."

Ich mußte mir eingestehen, daß ich von ersten Augenblicke an, da ich sie sah, ein ungewöhnliches Interesse für die junge Dame gefühlt hatte, doch ich war bereits im Dienste all geworden und meinem Grundsatze treu geblieben, mich nie von äußeren Scheine bestechen zu lassen.

Ich verrieth der Angeklagten daher auch nicht, daß ich wohl zu ihren Gunsten gestimmt sei, sondern ermahnte sie nochmals eindringlich, die Wahrheit zu gestehen, um ihre Strafe

nicht durch Leugnen noch zu erhöhen; sie aber blieb dabei: „Ich bin vollkommen unschuldig."

„Wenn Sie gar nichts einräumen wollen, mein Fräulein, so ist es meine Pflicht, Sie untersuchen zu lassen, ob Sie das Geld irgendwo bei sich am Körper versteckt haben," sagte ich ihr darauf.

„Auch dazu bin ich bereit, überhaupt zu Allem, was diesen schrecklichen Verdacht von mir nehmen kann," erwiderte sie ruhig.

Ich ließ die Angeklagte in das Zimmer führen, wo eine Frau die des Diebstahls verdächtigten weiblichen Gefangenen vollständig entkleiden muß, um zu untersuchen, ob dieselben irgend etwas versteckt am Körper bei sich tragen. Nach einer Viertelstunde brachte der alte G. das Fräulein zurück mit der Meldung: „Nich det Jeringste nich jefunden."

Trotzdem durfte ich die Angeklagte noch nicht entlassen und beauftragte den G., sie zur Visitkraft nach der Hausvogtei hinüber zu führen, was auch seinerseits geschah.

Inzwischen war die Zeit schnell dahingegangen, und ich beschloß, die noch übrigen Nachtstunden auf meinem Ruhebette zu verbringen, doch ging mir die Sache fortwährend im Kopfe herum, und ich dachte hin und her, ob nicht doch ein Anderer diesen Diebstahl begangen haben könnte, da ja eine Menge Dienstboten ꝛc. im Stifte wohnten. Endlich senkte sich ein kurzer Schlummer auf meine müden Lider, in dessen unruhige Träume mir das soeben Erlebte folgte; ich sah die großen dunklen Augensterne der unglücklichen Margot immerfort bittend auf mich gerichtet. —

Am nächsten Morgen meldete mir mein alter G. die Frau Majorin A. und führte gleich darauf eine höchst respectabel aussehende Dame in den sünfzigер Jahren in mein Zimmer.

„Um Gottes willen, Herr Commissarius, was ist aus dem armen Mädchen geworden?" rief die Dame noch den üblichen Begrüßungen in größter Aufregung aus. „Es ist ganz unmöglich, daß sie eine Diebin ist. Die Frau von S. hat mir die Sachlage brieflich noch gestern Abend mitgetheilt, und nur meine häuslichen Angelegenheiten und die einbrechende Nacht hielten mich ab, hierher zu eilen, um mich als Bürgin dafür zu stellen, daß das Fräulein B. vollständig unschuldig ist, und jedenfalls nur ein falscher Verdacht die Unglückliche belastet. Eine Diebin, sie, deren Angelegenheiten so wohl geordnet sind und die von den Eltern so reichlich mit Geld versehen wird!"

Schweigend zuckte ich die Achseln.

„Herr Commissarius, Sie glauben doch nicht, die arme Margot habe diesen Diebstahl wirklich begangen?" rief die Dame entsetzt aus.

„Frau Majorin, wir Leute von der Polizei sind genöthigt, die mit einem Verdachte Belasteten so lange für schuldig zu halten, bis der wahre Thäter entdeckt ist," entgegnete ich.

„Das arme unglückliche Kind!" flüsterte die Majorin, während sich ihre Augen mit Thränen füllten.

Ich verhielt mich allen diesen Exclamationen gegenüber als ruhiger Beobachter. Plötzlich fuhr die Dame von ihrem Sitze auf, trat zu mir heran und sagte mit Energie:

„Wissen Sie auch, mein Herr, daß sich mein Verdacht auf eine ganz andere Person richtet?"

„Welche Person wäre dies und welche Anhaltspunkte haben Sie für Ihren Verdacht?"

„Das französische Fräulein im Institut der Frau von S. ist stets mit ihren Geldverhältnissen in Unordnung, und auf sie richtet sich mein Argwohn. Ihre sehr elegante Toilette kostet ihr viel; auch weiß ich bestimmt, daß sie einem Vetter, der ein Verschwender ist, den sie aber liebt, häufig Unterstützungen nach Genf schickt. Ich selbst habe ihr auf ihre Bitte im October fünfzig Thaler geliehen, von denen sie mir in der vergangenen Woche plötzlich dreißig zurückbrachte, ohne daß sie irgend welche Einnahme hat haben können, da das Gehalt der Lehrerinnen im Stift nur vierteljährlich bezahlt wird. Das verschwundene Geld dürfte eher bei ihr zu suchen sein als bei Margot, und ich bitte Sie dringend, Herr Commissarius, thun Sie augenblicklich Schritte, dieses Verbrechen aufzuklären, die wahre Schuldige zu ergreifen, Margot zu befreien! Jeder Augenblick, den sie in der Haft schmachtet, erscheint mir als ein Verbrechen gegen die Unschuldige."

Aufmerksam war ich der langen Rede gefolgt, und gesund der Frau Majorin jetzt ein, daß ich selbst bereits Verdacht geschöpft habe, die Französin sei die wirkliche Diebin. Die Inhaftirung Unschuldiger kommt leider ja so oft vor, und noch ist kein Mittel gefunden, diese wunde Stelle im Strafverfahren zu heilen: Sofort erließ ich eine Depesche an das 2. Revier, wir die Französin N. zur vierten Abtheilung zu sistiren. Das arme, vielleicht unschuldige Mädchen wurde sofort aus der Haft befreiet. Das Wiedersehen der Majorin und Margot's war ein sehr bewegtes; ich sprach ihnen Trost zu und die Hoffnung aus, daß sich Alles bald aufklären werde. Binnen einer Stunde würde die Französin in mein Zimmer geführt, während der sie begleitende Beamte mir noch einige Worte zuflüsterte. Es war eine kleine untersetzte Person von ungemeiner Lebendigkeit, mit unruhig blickenden, brennenden schwarzen Augen. Sie stürzte sich sofort mit offenen Armen auf die Gefangene und sagte in einem Gemisch von schlechtem Deutsch und ihrer Muttersprache: „O, Himmel, meine arme Kind, ma pauvre Margot!" Fräulein B. wies sie indessen mit ernsten Blicken von sich und zog sich in den Hintergrund des Zimmers zurück.

Jetzt trat ich vor und ersuchte die Französin, mir den Hergang der gestrigen Affaire im Stift der Frau von S. ganz genau zu schildern, was sie auch ziemlich übereinstimmend mit dem von der Angeklagten bereits Gesagten that.

Darauf fragte ich: „Sie leben in guten Geldverhältnissen, mein Fräulein?"

„Oh, oui, monsieur, ich 'aben pour l'année finfhonderd Thaler."

„Und können Sie alle Ihre Ausgaben davon bestreiten?"

„Ah, sicherlich!" rief sie lebhaft aus.

„Also fehlt Ihnen niemals Geld?"

„Non, jamais."

„Und dennoch behauptet die hier anwesende Frau Majorin A., Ihnen im October dieses Jahres fünfzig Thaler geliehen zu haben. Ist es so?"

„Madame A.? gewiß — ah, c'est vrai — gewiß, darauf 'aben ich ganz vergessen," sagte sie nach einigem Nachdenken mit erzwungenem Lachen.

„Sie brachten der Dame in der letzten Woche davon dreißig Thaler zurück?"

„Oui — gewiß, trente écus," erwiderte sie etwas kleinlaut.

„Hatten Sie inzwischen denn besondere Einnahmen gehabt, so daß Sie im Stande waren, Ihre Schuld zu tilgen, noch bevor Sie das Vierteljahrs-Gehalt bekamen?"

„Ah, sicherlich! Ich 'aben erhalten ein présent von hondert écus von eine Freundin."

„Und wo befindet sich diese Freundin?" forschte ich weiter.

„Meine Freundin? ah oui — gewiß, diese Dame ist — à Cassel," versetzte sie in einiger Verlegenheit.

„In Cassel also; nun, da sind Sie wohl so gut, die genaue Adresse Ihrer Freundin anzugeben?" sagte ich, ein Blatt Papier zurechtlegend, mit der Feder in der Hand.

„Mais à quoi? — aber warum, monsieur?" forschte sie, ängstlich auf mich zu tretend.

„Nun, damit ich sogleich telegraphisch bei der Dame anfragen kann, ob sich die Sache auch so verhält," antwortete ich kühl.

Entsetzt starrte sie mich an und stotterte: „L'adresse — oh, mon dieu! Ich nicht weiß gewiß, ob diese Dame sich befinden noch à Cassel . . ."

„Wenn aber Ihre Freundin Ihnen ein so reiches Geldgeschenk sendet, so werden Sie ihr doch gewiß dafür brieflich Dank sagen und müssen die Adresse wissen," warf ich ein, sie scharf fixirend.

„Oh, mon dieu — mon dieu, quel malheur!" — rief sie aus, die Hände vor's Gesicht schlagend.

Ich trat hart an sie heran und sagte strenge: „Mein Fräulein, ich sehe kein so großes Unglück für Sie darin, mir die Adresse Ihrer Freundin zu sagen; wenn dieselbe irgendwo existirt, so würden Sie durch eine Anfrage bei derselben vielleicht bald dieses peinlichen Verhöres ledig; indessen," fügte ich mit erhobener Stimme hinzu, „fürchte ich, diese Freundin existirt überhaupt — nicht, und es regt sich der Verdacht in mir, als haben Sie das Geld von Niemand zum Geschenk erhalten,

sondern haben es Jemand — entwendet. Wahrscheinlich ist nicht Fräulein B. die Diebin, sondern Sie . . ."

Jedes meiner Worte traf die Französin wie ein Keulenschlag; sie fiel auf einen Stuhl und krümmte und wand sich, wie in großen Schmerzen, dabei ausrufend: „Oh non, non, ici l'aben nichts — oh mon dieu, mon dieu, sauvez-moi, retten mich, retten mich!"

Ich war jetzt vollständig überzeugt, daß nur sie die Diebin war, glaubte sogar, daß sie das Geld noch bei sich führe, zumal mir der sie begleitende Beamte zugeflüstert, daß sie unterwegs in ein Haus getreten sei, vorgeblich um ein Band fester zu schürzen. So ließ ich sie denn ohne Säumen, trotz ihres hysterischen Schluchzens, von G. zur Untersuchung abführen, und nach Verlauf einer halben Stunde brachte mir derselbe triumphirend den gezeichneten Fünfundzwanzigthalerschein der Frau von S., welchen die Französin im Strumpf bei sich versteckt hatte; das alte Original flüsterte mir mit schmunzelndem Lächeln zu: „Von die hat de Müller'n noch genug Scherereі jehabt, Herr Commissar. Det scheint mich 'ne Feine' zu sein."

Somit war die Französin vollständig des Diebstahls überführt, den sie denn auch offen eingestand. Sie sagte zu ihrer Entschuldigung, daß sie durch die fortgesetzten beträchtlichen Unterstützungen an ihren verschwenderischen, doch glühend von ihr geliebten Vetter in Genf fast vollständig von allen Mitteln entblößt und auf den wahnsinnigen Gedanken gekommen sei, sich durch einen Griff in die Casse der Oberin zu helfen, welche That ihr dadurch erleichtert sei, daß die Dame einige Male größere Summen im Portemonnaie bei sich geführt.

Ehe die Französin zur Haft gebracht wurde, machte sie den Versuch, Fräulein B. um Verzeihung zu bitten; doch diese wies sie mit den Worten ernst von sich: „Ich werde mich bemühen, Sie und die bitteren Stunden, die Sie mir bereitet, zu vergessen." Die Augen mit den Händen bedeckend, verließ die N., vollständig gebrochen, das Zimmer.

Wer aber nahm von der unschuldigen Margot das beschämende Geständniß, für eine Diebin gegolten zu haben? Wer entschädigte sie für die Qualen, die sie gelitten? Wer löschte die bittere Erinnerung aus ihren jungen Herzen: „Du hast eine Nacht im Gefängniß gesessen"? Niemand.

Während der letzten Vorgänge war die Oberin von S. angelangt, welche, durch die Verhaftung ihrer Lehrerin sehr erschreckt, in großer Aufregung deren Entfernung zur Haft bewohnte. Die alte Dame war ganz außer sich über das Geschehene, schalt sich selbst ob ihres falschen Verdachtes und bat Fräulein B. herzlich um Vergebung. Das tief gekränkte Mädchen vermochte indessen nicht viel zu sprechen und sagte nur mit sanfter Stimme:

„Ich zürne Ihnen nicht, Frau Oberin. Sie konnten nicht anders handeln. In der Ferne werde ich das Erlebte vergessen lernen."

„So leben Sie wohl!" erwiderte Frau von S., ihr die Hand reichend, „und verzeihen Sie mir, wenn Sie können! Der Schein trügt ja so oft. Habe ich doch auch noch die traurige Erfahrung gemacht, von derjenigen betrogen zu sein, der ich mein ganzes Vertrauen schenkte."

Margot lächelte schwach mit stummen Lippen, und die alte Dame empfahl sich still und betrübt.

An der Thüröffnung aber erschien jetzt eine hohe, kräftige Männergestalt und begrüßte die Angeklagte mit den Worten: „Meine arme unschuldige Margot!" Sie stürzte sich laut schluchzend in die Arme, die sich ihr entgegenstreckten. Ich aber wußte nun, welche Macht die geschlagenen Wunden heilen werde — die der Liebe.

Es war eine stille, heilige Minute für die drei Menschen. Ich alter Knabe, der ich in den langen Jahren einer düstern Thätigkeit doch bereits den ergreifendsten und haarsträubendsten Scenen beigewohnt hatte und daher nicht leicht zu rühren bin, mußte eine Thräne im Auge zerdrücken, als ich das arme bleiche Mädchenbild anschaute.

Die guten Menschen beeilten sich, mir für die Freundlichkeit gegen die unschuldig Angeklagte zu danken, und kehrten dem traurigen Orte den Rücken, um draußen in der Freiheit aufzuathmen.

Als mein alter G. die Leute hinausgeleitet hatte, steckte er noch einmal seinen weißen Kopf durch die Thürspalte und sagte: „Ja, ja, Herr Commissar, so kann Einer sich noch uff seine ollen Tage irren. Wie der Schein oft trügt! Nai jammert mir det junge Ding, dat des so unschuldig 'ne Nacht in solch olles Rattenloch hat zubringen müssen. Aber den andern schwarzäugigen Satan wollen wir det schonst beforjen. Na, der Herr Staatsanwalt fackelt ja nich . . . sonst mit die muß sich Einer in Acht nehmen, denn det scheint mich, wie jesagt, 'ne Feine' zu sind. — Na, weiter befehlen der Herr Commissar wohl für'n Ogenblick nichts?!" — —

Unter den täglich wechselnden neuen Ereignissen kam mir das kleine Erlebniß mit der schönen Margot bald aus dem Sinne, und ich wurde erst wieder lebhaft daran erinnert, als mir am ersten Tage des neuen Jahres ein zierliches Briefchen mit dem Poststempel „Genf" überbracht wurde, in welchem mir die vormalige Angeklagte nochmals ihren Dank aussprach und mir zugleich mittheilte, daß sie nach ihrer Entlassung sofort zu ihren Eltern gereist, wohin ihr der Bräutigam nach kurzer Frist gefolgt sei, nachdem er in Berlin seine Verbindlichkeiten gelöst habe. — Weiter las ich, daß der erste Weihnachtstag sie zur glücklichen Frau gemacht und sie sich jetzt auf dem Wege nach London befinde, woselbst ihr Gatte eine glänzende Stellung erhalten habe.

So prophezeite ich damals richtig, daß die Liebe der Balsam für Margot's Wunden sein werde.

Die beklagenswerthe Französin büßte ihren Leichtsinn durch eine neunmonatliche Haft; sie fühlt ihr Unglück noch viel härter, seit sie weiß, daß der verschwenderische Vetter, für den sie zur Verbrecherin wurde, mit der leichtfertigen Frau eines reichen Banquiers aus Genf entflohen ist und sich nach Amerika eingeschifft hat, nachdem er sich in einem Briefe gänzlich von der früheren Geliebten losgesagt.

A. H.

Friedliche Kreuzfahrer.

Von Schmidt-Weißenfels.

Bekannt ist die starke Neigung des schwäbischen Volksstammes zum Pietismus. Neben der Landeskirche bildet er eine sehr zahlreiche Gemeinschaft in Württemberg, und aus ihm heraus hat sich eine Anzahl eigener Secten gestaltet, deren Anhänger über das ganze Land und darüber hinaus verbreitet sind. Als vor nunmehr vierzig Jahren durch David Strauß' Kritik des Lebens Jesu eine tiefgreifende Bewegung in der gebildeten und religiösen Welt hervorgerufen worden, wurde namentlich auch der württembergische Pietismus davon in Mitleidenschaft gezogen. War doch Strauß selber ein Württemberger, und ging seine die Wunder der Bibel verwerfende Lehre doch von der württembergischen Hochschule über die Christenheit! Ein Zetergeschrei erhob sich gegen den Verwegenen, eine neue Erregung kam in die pietistischen Kreise, und mit erhöhtem Eifer suchte man in ihnen nach einer befriedigenden Gestaltung eines glaubenskräftigen Lebens.

Es war damals, daß in Ludwigsburg, der Geburtsstadt von Strauß, ein Mann auftrat, welcher mit Begeisterung sich die Erneuerung der erlahmten pietistischen Partei als Aufgabe seines Wirkens stellte. Dieser Agitator hieß Christoph Hoffmann und war der Sohn des Gründers der nahe bei Ludwigsburg gelegenen pietistischen Gemeinde Korntthal. Mit zwei Gesinnungsgenossen, Beide Namens Paulus, gab er zunächst seit 1845 ein Wochenblatt „Die süddeutsche Warte" heraus, welches den aufgeweckteren Theil der Pietisten und Kirchlichgesinnten sammeln und organisiren sollte. Wie bedeutend der Anhang und das Ansehen dieses Mannes in der Bürgerschaft war, zeigte sich im Jahre 1848, als die Wahlen zum deutschen

Digitized by Google

Parlamente stattfanden. Hoffmann wurde Strauß in Ludwigsburg gegenüber gestellt und siegte in der heißen Wahlschlacht über ihn. Er saß als einziger Vertreter des Pietismus in der Paulskirche zu Frankfurt. Seine lebhafte Phantasie erfaßte den hohen, schöpfungslustigen Freiheitsgeist jener Tage, der über die Menschheit gekommen war, und träumte von einer religiösen Wiedergeburt der deutschen Nation, unbeschadet ihrer politischen Auferstehung. Als er sich darin getäuscht sah, als dann auch die politischen Hoffnungen in frühen Herbst traten und entblätterten, da rettete sich die Entwickelungskraft Hoffmann's in ein Eden, wo die Menschheit sich erneuern und zur wahren Glückseligkeit auf Erden gelangen könne. Er war der Ueberzeugung, daß dies nur möglich sei, wenn die Prophezeiungen der Bibel zur alleinigen Richtschnur des Lebens genommen würden und die christliche Gemeinschaft durch Rückkehr zu der Einfalt und Gläubigkeit der Apostel des verheißenen tausendjährigen Reiches sich würdig erweise.

Mit Schrift und Wort ward er nun für seine Meinung. Alles bestehende Christenthum erschien ihm entartet, der Pietismus verworren; alle socialen Mißstände führte er auf diese geistige Zerrüttung zurück. Was einzig retten könne, sei der Aufbau eines Tempels, das heißt die Bildung einer unabhängig von den Kirchen, auf rein christlicher Grundlage organisirten Gesellschaft, ähnlich der ersten Christengemeinde, mit einer äußeren Lebensordnung nach dem Vorbilde des Volkes Israel in seiner besten Zeit und mit der festen Glaubenskraft desselben. Da die heilige Schrift Jerusalem und das umliegende Land als den Ort der Erde bezeichnet, von wo diese rein biblische Lebensordnung ihren Ausgang nehmen müsse, so richtete er auch seine Blicke auf Palästina. Dort sollte das reine Christenthum durch ihn in lebendiger Gestaltung neu erstehen.

In der That fand schon 1849 diese Idee ihre Anhänger in Ludwigsburg und wurde fortan mit Erfolg weiter in pietistische Kreise getragen. Die Zeitschrift „Süddeutsche Warte" erklärte sich im Juli 1853 sogar als besonderes „Organ für die Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem", und ein Jahr später war die Anhängerzahl so groß, daß sie sich als Gemeinde constituiren konnte und Hoffmann mit einem der Paulus, mit Hardegg und dem bald darauf verstorbenen Höhn als freiwilliger Ausschuß derselben zusammentrat.

Ihrem Plane gemäß richtete die Gesellschaft des „Neuen Tempels", wie sie sich nannte, 1854 eine mit vierhundertneunundbreißig Unterschriften versehene Bittschrift an den Bundestag, daß dieser sich bei der türkischen Regierung dafür verwende, der Gesellschaft zu ihrer Uebersiedelung in's gelobte Land Ackergebiet um billigen Preis zu verkaufen und ihr Schutz zu gewähren. Der Bundestag lehnte das Gesuch ab. Zeigte sich nun auch die Ausführung der Hauptidee schwierig, so verzichtete man doch keineswegs darauf. Man gelobte sich Treue der gläubigen Ueberzeugung und faßte sich in Geduld. Um aber einen Anfang mit der äußeren Lebenseinrichtung nach biblischen Vorschriften machen zu können, die Idee überhaupt erst in die Wirklichkeit zu übertragen, legte ein Theil der Secte unter Hoffmann im Jahre 1856 eine Niederlassung auf dem um vierzigtausend Gulden erworbenen Kirschenhardthof bei Marbach am Neckar, Schiller's Heimath, an. Sie bildete fortan gleichsam die Vorbereitungsschule für die eigentliche Bestimmung der Mitglieder des „Neuen Tempels", die in der Ansiedelung in Palästina erblühen sollte.

Denn darauf hielt man den Blick sehnsuchtsvoll gerichtet. Schon 1858 waren so viele Mittel gesammelt, daß drei Männer als Kundschafter nach Palästina gesandt werden konnten, die mehrere Monate lang das Land durchforschten, um zu erklären, „in wiefern es für die in der Bestiftung ihm bestimmte Aufgabe taugt, der Ausgangspunkt des Reiches Gottes auf Erden zu werden". Der Bericht war wenigstens soweit aufmunternd, daß er eine Ansiedelung daselbst „nur von einer für die großen Zwecke der Beistiftung organisirten Gesellschaft" als erfolgreich hinstellte. Als solche betrachtete sich aber die Secte entschieden, und um es zu bekräftigen, faßte sie in einer Versammlung auf dem Kirschenhardthofe im Juni 1861 den Beschluß, aus der württembergischen Landeskirche auszutreten, sich auch von dem sie besehdenden Pietismus loszulagen und als selbständige religiöse Gesellschaft unter dem Namen „Deutscher Tempel" ihre Zwecke zu verfolgen. Es waren damals an dreitausend Seelen, die sich dazu in Württemberg vereinigten, abgesehen von einzelnen Gesinnungsgenossen in den übrigen deutschen Ländern, in der Schweiz, in Südrußland und Nordamerika, zumeist dort hingewanderte schwäbische Verwandte, die in anderen Secten die gesuchte religiöse Befriedigung nicht gefunden haben mochten. Die „Süddeutsche Warte" unterhielt die geistige Verbindung mit diesen entfernteren Mitgliedern, die sich auch wohl Fremde Jerusalems nannten.

Auf dem Kirschenhardthofe rüstete man sich unterdessen ernstlich, den Zug in's gelobte Land zu unternehmen und dort eine neue, beglückende Heimath zur Vorbereitung des einst zu erwartenden Paradieses zu gründen. In einer besonderen Schule wurden junge Männer zu Evangelisten ausgebildet, deren Aufgabe in der Ausbreitung der Ideen des „Tempels" bestand. Vier derselben gingen nach Palästina voraus, um die arabische Sprache zu lernen und sich mit den Verhältnissen des Landes so vertraut zu machen, daß sie ihren nachfolgenden Genossen mit Rath und That zu Hülfe kommen konnten. Von einer Rettung der christlichen Gesellschaft in Europa hoffte man Nichts; man gab sie verloren. Doch bestomehr wuchs das Verlangen, sich auch von dem politischen und gesellschaftlichen Verband mit ihr möglichst loszulösen. Mit Ausbruch des Krieges von 1866 sah man in diesem Kreise die schlimmsten Befürchtungen sich erfüllen, ein unheilvolleres Elend über Deutschland hereinbrechen. Wie in einer Flucht davor brachen mehrere schwäbische Familien ihre Hausstände ab und wanderten nach Palästina aus. Kaum aber, daß sie in der Ebene Jesreel es zum Anfang einer Ackerbau-Colonie gebracht hatten, als die meisten der Ansiedler den Einflüssen des Klima's und den ungewohnten Anstrengungen erlagen.

Diese traurige Erfahrung erschütterte gleichwohl die Zuversicht der Gesellschaft nicht. Nach wie vor belebte sie der Gedanke einer Uebersiedlung nach Palästina. In einer Versammlung der Aeltesten und Leiter, im März 1868, kam es denn zu dem Beschlusse, daß zwei der Vorsteher nach dem gelobten Lande ziehen sollten, um Quartier für eine lebensfähige Colonie zu machen. Es waren Hoffmann und Hardegg, die diese Reise unternahmen, der Eine, um einen Missionsposten in Palästina zu errichten, der Andere, um die materiellen Angelegenheiten zu besorgen. Ihre Familien nahmen sie mit sich. Es schreckte sie nicht ab, daß ihr Vorhaben nichts weniger als freundlich von den türkischen Behörden aufgenommen wurde, daß eine Menge von Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten sich ihnen entgegenstellten. Sie untersuchten das Land und bestimmten dann Haifa als ersten Ansiedlungsort, bald hernach durch zufällig in Jaffa sich darbietende Erwerbung von Grundstücken einer dort wieder eingebenden nordamerikanischen Secte auch diese Stadt zum gleichen Zwecke.

In kleinen Abtheilungen ging dann die Auswanderung der Gläubigen aus Württemberg vor sich, zumeist mit Familien. Jahr um Jahr zogen neue Ansiedler an und richteten sich mit ihren Gewerben oder Ackerbauwirthschaften in dem Lande ihrer Sehnsucht, trotz herber Enttäuschung über Natur und Zustände daselbst, ein, und zwar ein Theil in Haifa, ein anderer in Jaffa, etliche in Jerusalem selbst, in Nazareth und Ramle, in Beirut, Alexandrien und Constantinopel; für speciell Ackerbau treibende Familien wurde sogar eine Stunde von Jaffa eine neue Colonie angelegt, die den Namen Sarona erhielt.

Sechs Jahre lang bestanden die Ansiedlungen unabhängig neben einander, dann aber machte sich das Bedürfniß einer einheitlichen Leitung derselben geltend. Unter den Hauptgründern der Gesellschaft war freilich der Zwist so tief geworden, daß Hardegg wieder nach Deutschland zurückging und sogar aus der Tempelgesellschaft austrat. Aber statt seiner kam 1873 Christoph Paulus nach Jaffa, und Beide wurden nun von den Colonien zu Vorstehern erwählt, Hoffmann als erster, Paulus als sein Stellvertreter.

Die Zahl der Ansiedler in Palästina beläuft sich jetzt auf siebenhundertundvierzig Köpfe. Davon sind in Jerusalem achtzehn Familien und etliche junge Leute, zusammen etwa hundert Personen, in und bei Jaffa dreiundzwanzig Familien, die Mehrzahl mit Gewerben und Gartenbau beschäftigt. In dieser zweihundertundzwanzig Köpfe starken Gemeinde besteht ein Krankenhaus für Europäer und Araber mit zehn Betten, mit Apotheke

Digitized by Google

Weihnachten im Walde.

Originalzeichnung von Albert Richter in Wien.

und zwei wissenschaftlich gebildeten Aerzten, ferner eine Schule mit Pensionat von zweiundzwanzig Zöglingen und dreißig sonstigen Schülern, an welcher acht Lehrer und Lehrerinnen thätig sind. Der Unterricht umfaßt alte und neue Sprachen, Geschichte und Geographie, Mathematik und Naturwissenschaft. In der dritten Gemeinde, Sarona, leben achtzig Menschen. Sie unterhalten eine Schule für ihre Kinder.

In Haifa, am Berge Carmel, haben sich zweiundsechzig Familien mit dreihundertundzwanzig Seelen angesiedelt, Wein- und Ackerbauer, aber auch Gewerbetreibende; eine Mühle, eine Ock- und Seifensiedrei befindet sich daselbst, ebenso eine Schule für Europäer und Eingeborene, in welcher neuere Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik gelehrt werden. Als ein kleiner, aber sichtlich aufblühender Staat mitten unter dem Islam wird er in völlig republikanischer Art verwaltet. Jede der Colonien wählt ihre bestimmte Anzahl Abgeordnete, zusammen achtzehn, die alljährlich wenigstens einmal als „Tempelrath" zusammen kommen und die gesetzgebende Kammer der Gemeinschaft bilden. Jede Gemeinde wählt sich ihren eigenen Gemeinderath mit einem Gemeindevorsteher, der das Bürgerrecht an die Einzelnen ertheilt, es ihnen aber auch entziehen kann und der für Schule, Waisen und Ortsangelegenheiten zu sorgen hat. Der auf unbestimmte Zeit gewählte Vorsteher des Tempels übt die Executive, die höhere Verwaltung, das besondere Gericht mit den Gemeindevorstehern zusammen; er ernennt die Aeltesten, die das Priesteramt versehen; er leitet die Missionen, die öffentlichen Anstalten und die amtliche Correspondenz. Da der Tempel in Palästina den Höhepunkt der Entwicklung der Secte darstellt, so ist der dortige Vorsteher auch zugleich der Oberleiter für alle württembergischen und sonstigen Gemeinden, welche indessen mit ihrer besondern Leitung die gleiche Stellung zum Vorsteher einnehmen, wie der für Palästina eingesetzte Tempelrath. Nach wie vor wird die Hauptmasse der Gesellschaft in Württemberg als auf der Vorstufe zum wirklichen Tempel stehend betrachtet, und zur Uebersiedelung nach Palästina bedarf es besonderer Erlaubniß- und Legitimationskarten Seitens des leitenden Ausschusses.

Diese speciellen Angaben entnehmen wir einem kürzlich erschienenen neuen Buche von Christof Hoffmann: „Occident und Orient" (Stuttgart), in welchem der reichbegabte, scharfsinnige Schwärmer die Bekenntnisse seines Glaubens das zu culturgeschichtlichen Betrachtungen über die religiösen, politischen und socialen Zustände Europas und des Orients erweitert. Der rüstige Greis war im letzten Sommer selbst auf Besuch nach Württemberg zurückgekommen, um für die Sache seines Lebens neue Hebel anzusetzen. — Es mögen zur Ergänzung der äußeren Geschichte dieser friedlichen Kreuzfahrer unserer Zeit noch einige Mittheilungen über ihren geistigen Standpunkt hinzugefügt werden, von dem aus sie nach den Lehren ihres Oberpriesters Menschen, Zeit und Dinge ansehen.

Ihr Glaube richtet sich auf einen vollkommneren Zustand des menschlichen Geschlechts, als der jetzige ist, und sie wollen nach ihren Kräften beitragen, ihn herbeizuführen. Sie schöpfen diesen Glauben aus den biblischen Weissagungen und dem Evangelium, wenn sie auch keineswegs wissenschaftliche Zweifel an der Echtheit einzelner biblischer Bücher und an der geschichtlichen Wahrheit der im Evangelium berichteten Thatsachen abweisen. Das Gesetz Mosis ist eine unzweifelhafte Thatsache; es bietet ihnen für alle Zeiten, einige nicht durchführbar zu nehmende Satzungen abgerechnet, gültige Grundzüge der individuellen und socialen Lebensordnung. Deshalb richten sie die ihrige streng darnach ein, ohne freien Ueberzeugungen sonst Zwang anzuthun, und deshalb verwerfen sie auch diejenigen socialistischen Meinungen, die mit dieser mosaischen Achtung der dem Schutz der Person, der Ehe und Familie, des Eigenthumsrechts und der Ehre in Widerspruch stehen. In solcher Auffassung der Stellung der Religion zu Leben und Wissenschaft erziehen sie ihre Kinder. Ihr Priesterthum bilden die Aeltesten und Aeltesten der Gemeinde, die dafür keine besondere Stellung in Anspruch nehmen dürfen; dazu gehören auch die Lehrer, Aerzte und Alle, welche mit der „Idee des Reiches Gottes" ausgerüstet sind. Nur in sonntäglichen Gemeindeversammlungen, bei denen einer der Aeltesten den Vorsitz führt, besteht ihr Cultus, sonst tritt ein Priesterdienst nur in solchen Fällen ein, wo in feierlicher Weise ein Wort im Namen der Gemeinde zu sprechen ist, nämlich wo für Vermählungen oder für neugeborene Kinder der Segen der Gemeinde begehrt wird, oder auch am Grabe Verstorbener. Sacramente kennt der Tempel nicht, wenigstens nicht im kirchlichen Sinne, wie denn der Gottesdienst aufs Einfachste beschränkt ist. Die Lebens- und Denkweise jedes Einzelnen soll so ein steter Gottesdienst sein, damit sich auch jene Schilderungen der Propheten erfüllen, die den allgemeinen Völkerfrieden, die geistige Ausbildung Aller und geschärften Nahrungszustand für Jeden verheißen. Eine solche Zukunft des Glücks für ihre Gemeinde erwarten sie mit Bestimmtheit, in der dann auch Alles aufhören soll, was der Gesundheit schadet und das Leben verkümmert und verkürzt. Denn die heilige Schrift lehre, daß das Glück in dieser und die Seligkeit in der zukünftigen Welt nicht mit einem Sprung und nicht durch Einbildungen erreicht, sondern daß einst wieder ein Uebergang des irdischen Daseins in das ewige Leben erfolgen wird, womit dem Tod seine Macht genommen werden soll.

Ueberall, an jedem Ort der Erde sei es zwar ausführbar, daß der neue Tempel des Volks Gottes errichtet werde, womit der Anfang der menschlichen Wiedergeburt erfolge; auch sei jedes Volk dazu berufen und die Mission daher keine beschränkt nationale Sache, aber immer sei Jerusalem der vor Allem verheißene Ort, wo er erstehen werde, wenn die Zeiten der Heiden erfüllt seien. Als ein Verband aller Völker stelle sich also der Tempel dar, wie ihn jetzt die Gesellschaft in Palästina zu errichten begonnen. Nach der Offenbarung Johannis werden drei Epochen in der Zukunft dieses Tempels zu Jerusalem unterschieden: sein Aufbau inmitten einer feindlichen Völkerwelt, dann seine Bedeutung als Mittelpunkt aller gebildeten Völker während des sogenannten tausendjährigen Reichs, endlich das himmlische Jerusalem für die ganze erneuerte Erde. Die erste Epoche habe nun mit der Gründung der Gesellschaft des Neuen Tempels und ihrer Cultur-Colonien in Palästina ihren Anfang genommen. Ueberall in der Welt werden die Zeichen des Verfalls immer sichtbarer; von Europa wie Amerika sei nichts für die wirkliche Rettung der Menschheit zu hoffen — der Orient gehe seiner Auflösung entgegen. Wohl sei die liberale Idee verjüngend in die verrotteten Verhältnisse gedrungen, doch fehle ihr die nachhaltige Kraft der echten christlichen Religiosität. In der kleinen Gemeinde, die vom Neckar ausgegangen, die im gelobten Lande ihren Staat begonnen, werde das Wahre in den liberalen Ideen erkannt und ihnen die Weihe der Religion mitgetheilt. In diesem Glauben betrachtet sich Hoffmann als den Stifter des Tempels für die einst neu sich erhebende Christenheit, der die Bibel die Wiederevöffnung des Paradieses verheißt; mit geringen Mitteln hat er sein Werk unternommen und er hofft, daß es ausgeführt werde und die Welt an demselben erkennen solle, wie der Glaube Wunder zu wirken vermag.

Die Berliner Blitzmädel.

Wenn man gegen ein Uhr Mittags zufällig durch die Französische Straße in Berlin geht, so wird man durch die große Menge junger Damen überrascht, welche in ein düsteres Etablissement treten. Die Meisten derselben richten unwillkürlich ihre Blicke auf die große, über dem Eingange befindliche Uhr, und je näher der Zeiger auf die angegebene Stunde rückt, desto rascher fliegen die kleinen Füße die Treppe hinauf, bis die Letzten verschwunden sind. Beinahe gleichzeitig sieht man eine etwas große Anzahl fast ohne Ausnahme sauber gekleideter, den besseren Ständen angehöriger Mädchen das bezeichnete Haus verlassen und mit den sie ablösenden Collegiumen einen freundlichen Gruß wechseln. Sie Alle scheinen fröhlich und zufrieden, und auf ihren oft recht hübschen und frischen Gesichtern glaubt man ein gewisses, nicht unangenehmes Selbstbewußtsein zu bemerken. Gewohnlich standen noch vor einem Jahre in der Nähe der genannten Ecke um dieselbe Zeit verschiedene Herren

Digitized by Google

vom Civil und Militär, mit Brillen und Pincenez bewaffnet, um die an ihnen vorüberziehenden Damen zu mustern und nach Berliner Weise allerlei witzige Bemerkungen über „Stephan's Bitzmädel" zu machen. Heute sind die edlen Ritter verschwunden, da sie wohl endlich eingesehen, daß die Liebesmühl' hier eine verlorene sei.

Wir befinden uns nämlich vor der Telegraphen-Centralstation, und die jungen Damen sind die angestellten Telegraphistinnen des deutschen Reiches. Die erste Anregung zu dieser Neuerung gab der Berliner „Lette-Verein für die Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts", über dessen segensreiche Thätigkeit wir schon ausführlich in der Gartenlaube (1868, Nr. 50) berichtet haben. Nachdem bereits in der Schweiz und im Großherzogthum Baden Frauen im Post- und Telegraphendienst Verwendung und Anstellung gefunden hatten, richtete der genannte Verein eine Gleiches bezweckende Petition an den Reichstag, welcher der General-Postdirector Stephan auf das Bereitwilligste entgegenkam. Zu diesem Behufe erhielten junge, dazu geeignete Mädchen in einer besonderen Abtheilung des genannten Lette-Hauses in der Königsgrätzer Straße unter der Leitung eines kaiserlichen Ober-Telegraphisten den nöthigen theoretischen und praktischen Unterricht, wenn sie nachwiesen, daß sie die erste Classe einer höheren Töchterschule besucht haben oder ein Zeugniß im Englischen, Französischen und in der Geographie, so wie der Aufsatzbenotung eines deutschen Aufsatzes besitzen.

Nach einem dreimonatlichen Cursus in dem Uebungssaale, wo eine genügende Anzahl von Apparaten aufgestellt ist, müssen die zum Staatsdienste tauglichen Candidatinnen zuvor ein praktisches Examen ablegen, bestehend in dem Abtelegraphiren einer deutschen, einer englischen und einer französischen Depesche, sowie in der Aufnahme derselben, wozu sie für jede einzelne Depesche drei Minuten Zeit haben. Die definitive Anstellung erfolgt jedoch erst nach einer längeren Probezeit von drei bis fünf Monaten und nach Anhörung der physikalisch-chemischen Vorträge, welche zweimal in der Woche gehalten werden. Hieran schließt sich ein zweites schriftliches und mündliches Examen über die innere Verwaltung des Telegraphendienstes und über die Zusammensetzung, Wirkung und den Gebrauch der verschiedenen Apparate. Wenn alle diese Prüfungen glücklich überstanden sind, so erhalten die weiblichen Telegraphisten zunächst einen monatlichen Gehalt von zwanzig Thalern, der jedoch mit dem Dienstalter steigt. Vorläufig werden in Berlin ungefähr hundert Damen auf dem Telegraphenamte beschäftigt, darunter Mädchen und Frauen aus den besten Ständen. Berlin selbst liefert kaum die Hälfte des Contingents. Die Mehrzahl kommt von außerhalb. Einige benutzen ihren Dienst nur, um sich die mißige Zeit zu verkürzen, um sich eine kleine Summe für Extravaganzinungen zu verschaffen oder einen Reisegroschen für die Zukunft zurückzulegen. Andere, denen das stille Leben in den kleinen Städten oder auf dem Lande nicht behagt, ist es nur darum zu thun, unter einem schicklichen Vorwande die Residenz mit ihren Genüssen kennen zu lernen. Der größere Theil jedoch sieht sich durch die bittere Noth gezwungen, diesen gebotenen neuen Erwerbszweig zu ergreifen, um sich den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen.

So findet man eine bedeutende Zahl von Beamten- und Officierstöchtern, deren Väter mit ihrem mäßigen Einkommen eine zahlreiche Familie nicht standesgemäß ernähren oder von ihrer kleinen Pension nicht leben können. Noch traurigter ist das Loos der unglücklichen Mädchen und Frauen, welche ohne jede Stütze allein den schweren Kampf um das Dasein bestehen müssen und ganz verlassen in der Welt dastehen. Der Telegraphendienst gewährt ihnen eine willkommene Zuflucht und schützt sie vor Elend und noch Schlimmerem. Manche dieser Damen hat einst bessere Tage gesehen und im Glanz und Ueberfluß gelebt, bis der plötzliche Tod ihrer Angehörigen oder der Verlust ihres Vermögens sie hierher geführt. Nicht selten wird man unter ihnen durch aristokratische Namen und durch Erscheinungen überrascht, welche einst den vornehmsten Kreisen angehörten. Selbst eine Enkeltochter des berühmten Staatskanzlers, des Fürsten Hardenberg, soll, wie man uns erzählt, augenblicklich — Telegraphistin sein.

Sämmtliche angestellte Damen arbeiten gemeinsam in einem besonderen Saale im zweiten Stock des riesigen Gebäudes und werden hauptsächlich im inneren Verkehr und der Stadttelegraphie beschäftigt, ausnahmsweise jedoch auch zur Aushülfe für den weiteren Dienst in Gesellschaft der Herren verwendet. Sobald sie ihre Mäntel und Hüllen auf dem Corridor abgelegt und in die eigens für sie bestimmten Schränkchen gehängt, treten sie in den Saal, wo bereits die bisher beschäftigten Colleginnen auf ihre Ablösung sehnsüchtig harren, da sie von sieben Uhr Morgens bis ein Uhr Mittags ununterbrochen im Dienste sind. Rasch übersieht die Neuangekommene die vorliegenden Depeschen und ordnet sie nach der Zeit der Annahme. Ohne Zögern geht sie an die Arbeit, welche ihre ganze Kraft in Anspruch nimmt.

Es giebt einzelne Apparate, welche in einem Nachmittag bis zweihundert Depeschen befördern. Da muß man aufpassen und rührig sein, um eine solche Aufgabe zur Zufriedenheit der Vorgesetzten zu lösen. In fieberhafter Anstrengung fliegen die Finger; fünf Vorschaften kommen; fünf gehen, schneller, immer schneller. An neuer Zufuhr fehlt es nicht, und die freundlichen Grüße der weniger beschäftigten Nachbarinnen können nur durch ein kummes Kopfnicken beantwortet werden, da keine Zeit zum Sprechen übrig bleibt. Endlich eine Pause; die Arbeit ging gut und schnell, ohne Störung von statten. Nun kann man sich ein wenig ausruhn und per Draht die Grüße einer Collegin erwidern. So wunderbar es klingen mag, so erkennen sich an der bloßen Schrift, welche doch nur aus Strichen und Punkten besteht, die Telegraphistinnen unter einander immer wieder, obgleich die Apparate jeden Tag gewechselt und anders vertheilt werden.

Allerdings ist jede derartige, Privat-Correspondenz streng verboten, aber die Töchter Eva's lieben auch hier, dem Gesetz eine Nase zu drehen — hochlens risiiren sie eine Ordnungsstrafe, einen kleinen Abzug von ihrem Gehalt. Eine Telegraphistin erhält nie einen mündlichen Verweis wegen eines begangenen Fehlers; dagegen muß sie im Fall einer Uebertretung ihren Namen in ein besonderes schwarzes Buch, in das sogenannte „Album" eintragen und durch ihre Unterschrift sich zu dem angegebenen Fehler bekennen. Nach einigen Tagen erhält sie eine Einladung auf das Revisionsbureau, wo sie aufgefordert wird unter die Worte: „Unrezeptirte hat diesen oder jenen Fehler gemacht und sich deshalb einen Verweis zugezogen" ihren Namen zu setzen, womit die Sache abgethan ist. Im Ganzen sind Verweise nicht häufig, und bis jetzt ist erst eine einzige Telegraphistin und auch diese nicht wegen eines groben Vergehens, sondern wegen Schwäche und Unfähigkeit entlassen worden.

Selbstverständlich benutzen die Damen jede freie Pause, um sich mit einander zu unterhalten. An dem einen Tische wird ernst und eifrig über Politik gesprochen und geeifrigt, an dem zweiten Klubberzeitung und Wirthschaft, an dem dritten die Toilettenfrage lebhaft abgehandelt. Alle neuesten Erscheinungen der Tagesliteratur gehen hier von Hand zu Hand, und auch an eigenen poetischen Versuchen fehlt es nicht, wie folgende kleine Probe einer dichterischen Telegraphistin zeigt.

„Die Telegraphen-Aspirantin
Ist ein als fähig erkanntes,
An den Uebungssaal des Lette-Vereins gejandtes,
Vom Herrn Ober-Telegraphisten commandirtes,
Mitunter etwas affectirtes,
Anfangs beim Lernen sich quälendes,
Striche und Punkte zählendes,
Endlich Examen bestehendes,
Nach der Station abgehendes.
Dort pünktlich zu sein gerufendes,
In der Garderobe viel Ruhm thuendes.
Am Apparate sitzendes,
Bei zweiundzwanzig Grad schwitzendes,
Ueber schlechte Schrift schmähendes,
Sich per Draht gern was erzählendes,
Hin und wieder falsch aufnehmendes,
Dann zur Strafe sich genierendes,
An den Vorträgen sich erbauendes,
Bibgabebleiter anschaffendes,
Betriebsreglement einblätterndes,
Schriftliche Arbeiten schreibendes,
Endlich beim Examen sechs Bogen voll schmierendes,
Dadurch zur Gehülfin avancirendes.
Gepfeffertes Individuum."

Die Behandlung der Damen von Seiten der männlichen Collegen ist meistens eine durchaus freundliche und rücksichtsvolle. Sollte jedoch einmal dieser oder jener Beamte die dem zarten Ge

Digitized by Google

schlecht schuldige Höflichkeit vergessen, so hat eine derartige Scene stets die Versetzung des Betreffenden aus dem Damensaal zur Folge. Von ihren Vorgesetzten werden sie mit besonderer Nachsicht und Schonung behandelt, soweit dies mit der Strenge des Dienstes vereinbar ist. Auch der Kronprinz und die Kronprinzessin schenken den weiblichen Telegraphisten eine erfreuliche Aufmerksamkeit und besuchen zuweilen den Uebungssaal im Lette-Hause; Ersterer war selbst einmal auf der Centralstation, wo er sich mit den jungen Damen freundlich unterhielt. Besonders belustigte ihn die Antwort, welche er auf seine scherzhafte Frage: „Was giebt es Neues?“ von einer gewissenhaften Telegraphistin erhielt: „Thut mir leid, kaiserliche Hoheit, nicht dienen zu können; das ist Amtsgeheimniß.“

Die Beamten sind mit den Leistungen ihrer weiblichen Collegen meist zufrieden und nur selten hört man eine ernste Klage. Einer der älteren Herren giebt ihnen das beste Zeugniß: „Erst seitdem wir weibliche Collegen im Bureau haben, habe ich die Fräuen achten gelernt, und so sehr ich gegen die Anstellung derselben früher gewesen bin, so muß ich nach längerer unparteiischer Beobachtung zugeben, daß die Mädchen weit mehr leisten, als ich je von ihnen erwartet habe.“ — Die jüngeren Collegen aber sagen, daß noch nie eine solche Heiterkeit und herzliche Lust in den Räumen dieses Hauses geherrscht, als seitdem sie es mit den Damen theilen. Alle aber stimmen darin überein, daß der gemeinsame Verkehr stets sich in den Grenzen des feinsten Anstandes hält und der Dienst durch die Gegenwart der Damen nicht die geringste Störung erleidet.

Obgleich die Arbeit anstrengend ist und die Mädchen bei gutem und schlechtem Wetter auf ihren Posten mit militärischer Pünktlichkeit erscheinen müssen, so kommen doch nur wenige Krankheitsfälle vor. Im Gegentheil scheint den Meisten die Beschäftigung und die damit verbundene körperliche Abhärtung sehr gut zu bekommen. Unter einander sind die Damen verträglich; sie helfen sich gegenseitig und vertreten einander, wenn es nöthig ist. Wenn Eine ernstlich erkrankt, so muß sie ein Attest von ihrem Arzte einreichen und erhält dann einen Urlaub bis zu sechs Wochen. Alle anderen Entschuldigungen sind unstatthaft und werden unnachsichtlich mit Gehaltsabzügen und nöthigenfalls mit Entlassung bestraft.

Wenn auch das Gehalt der Damen verhältnißmäßig noch unbedeutend ist und nur knapp zum Lebensunterhalte hinreicht, so beweist der große Andrang zum Telegraphendienste doch, daß dieser Erwerbszweig beim zarten Geschlechte kein unbeliebter ist. Die Thatsache lehrt, daß selbst Töchter aus den besseren Ständen öfter in die Lage kommen, für sich selbst sorgen zu müssen. Nicht Alle sind so glücklich, vermögende Eltern zu haben oder einen Mann zu finden, der ihnen eine sorgenlose Häuslichkeit bietet. Unter solchen Verhältnissen ist es gewiß nur zu billigen, wenn das weibliche Geschlecht durch eigene Thätigkeit und Arbeit sich ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen sucht, um nicht Andern zur Last zu fallen. Wir können dieses Streben nur gut heißen und achten; darum Respect vor den Berliner Blitzmädeln Stephan's!

Blätter und Blüthen.

Aus San Diego in Californien erhalten wir mit Bezug auf den in Nr. 32 der „Gartenlaube“ enthaltenen kleinen Artikel über die Jagd auf Klapperschlangen folgende interessante Mittheilungen:

„Im Juni des Jahres 1873 wurde ich nach Penasquitas, einer Besitzung des Capitains J., berufen, um während der mehrmonatlichen Abwesenheit des Eigenthümers denselben zu vertreten. Penasquitas ist ein schöner, aber einsamer Landsitz, der sich vor den übrigen Farmen im Umkreise vieler Meilen durch seinen ungewöhnlichen Wasserreichthum auszeichnet. Die Flüsse und Teiche wimmeln von Amphibien aller Art, und wiederholt hatten mir unsere farbigen Arbeiter von den zahlreichen Klapperschlangen erzählt, die sich in unserer Nähe aufhalten sollten, ohne daß ich diesen Mittheilungen indeß besondere Beachtung geschenkt hätte. Nur einmal wöchentlich, Donnerstags, wurde unsere Einsamkeit unterbrochen, wenn aus dem fünfundzwanzig Meilen entfernten San Diego Briefe und Zeitschriften, unter ihnen auch die ‚Gartenlaube‘, eintrafen.

Eines Tages hatte ich mich auf den Divan gestreckt und mich in die Lectüre der eben angekommenen Journale vertieft. Mein Zimmer lag zu ebener Erde und grenzte an eine Veranda, die einen angenehm kühlen Aufenthalt gewährte. Draußen herrschte eine tropische Hitze, und ich hatte Thür und Fenster weit geöffnet, um die Temperatur im Zimmer etwas zu mildern. Plötzlich vernahm ich ein eigenthümlich rasselndes Geräusch, und in demselben Augenblicke sah ich einige junge Schwalben mit allen Zeichen höchster Angst auf der Veranda umherlaufen und endlich in mein Zimmer schlüpfen. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung ließ nicht lange auf sich warten: blitzschnell zeigte sich eine blaßrothe, etwa fünf Fuß lange Klapperschlange, im Begriffe, sich auf eines der Thierchen zu stürzen. Ich lag wie erstarrt. Jede auffallende Bewegung konnte mir den Tod bringen; dennoch behielt ich Geistesgegenwart genug, nach meinem immer geladenen Pistol zu greifen und den Hahn zu spannen. Das Geräusch machte das giftige Reptil aufmerksam; einige Augenblicke sah es mich mit seinen stechenden, diamantfunkelnden Augen an, züngelte und verschwand dann ebenso plötzlich, wie es gekommen war, unter der Veranda. Man kann sich denken, daß ich über diese Hausgenossenschaft nicht sehr erbaut war, es gelang mir aber nicht, den Schlupfwinkel des Thieres zu entdecken und dasselbe unschädlich zu machen. Im Banne der Schlange legten die Schwalben ihr sonst so scheues Wesen gänzlich ab und hätten sich ruhig ergreifen lassen; als ich dies jetzt versuchte, flatterten sie lustig davon. Warum flohen die Thierchen nicht vor dem Todfeinde hinauf in die höheren Luftregionen?

Glücklicher war ich einige Wochen später. Der Gärtner, ein Indianer, hatte mir oft gesagt, daß sich im Gemüsegarten wiederholt Klapperschlangen gezeigt hätten, ohne daß ich Gelegenheit fand, mich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. An einem heißen Julimorgen befand ich mich, den Spaten in der Hand, im Garten, wo ein Negerbursche beschäftigt war, junge Erbsen zu pflücken. Ich sprach einige Worte mit ihm und hatte eben den Spaten in die Erde gestoßen, als plötzlich zu meinem Schrecken dicht vor mir eine Klapperschlange aus dem Beete herausschlüpfen wollte, die ich offenbar in ihrer Morgenruhe gestört hatte. Sofort streckte das Thier den Kopf wieder empor, in der unverkennbaren Absicht, mich anzugreifen; in demselben Augenblicke aber führte ich mit dem Spaten einen so kräftigen Schlag nach der Schlange, daß der Kopf vom Rumpfe getrennt ward und der Spaten noch tief in die Erde fuhr. Minutenlang peitschte der Körper noch den Boden, und das Schnarren und Rasseln der sogenannten ‚Klappern‘ wurde in dieser unmittelbaren Nähe fast betäubend. Das Thier gehörte der Gattung der gefleckten Klapperschlangen an, war von weißgrüner Farbe und mit tiefschwarzen, offenen Vierecken besetzt. Es hatte eine Länge von vier Fuß, zwanzig Zoll. Im Magen fanden sich eine große Menge junger, grüner Erbsen und mehrere erst vor Kurzem verspeiste Vögel; den Inhalt der Giftbläschen entleerte ich in ein Fläschchen und gewann etwa acht Tropfen dieser gefährlichen Flüssigkeit, die ich nebst der getrockneten Haut noch jetzt besitze.

San Diego, Californien. C. T. Hanke.“

Ein Umgangsfehler. Der Mensch ist ein geborener Hypochonder. Zwar nicht bei einem Jeden entwickelt sich die geringe Anlage zu dem berüchtigten Plagegeist, denn Energie und Willenskraft können den Beginn des Wachsthums unterdrücken, der Keim aber ist vorhanden, aus welchem bei einer unzweckmäßigen Behandlung eine Schmarotzerpflanze der schlimmsten Art für den befallenen Organismus hervorwuchert. Diese Thatsache findet leider oft nur eine sehr geringe Beachtung. In dem Glauben befangen, daß nur auf den Körper selbst wirkende Ursachen, dauernde Diätfehler, vieles Sitzen in schlechter Luft &c. die Hypochondrie nach sich ziehen, übersieht man gänzlich die psychischen Einflüsse ihrer Entstehung. Tagtäglich schleudert man seinem unglücklichen Mitmenschen, und zwar noch aus Höflichkeit, Phrasen in das Gesicht, welche ein nur geringes Nachdenken *wenigstens* als unbesonnen zurückweisen würde.

Das menschliche Gesicht bietet das ungeeignetste Moment zur Beurtheilung des jedesmaligen Gesundheitszustandes dar. Eine nur unerhebliche Störung des normalen Stoffwechsels, vor allem die äußere Temperatur, Kälte, können eine Veränderung des Ansehens bedingen, welche trotz unseres vollständigen Wohlbefindens eine schwerere Affection vermuthen läßt. Was geschieht nun, wenn wir uns in einem derartigen Falle befinden? Gar bald werden wir einer mitleidigen Seele begegnen, die uns erst mit kritischem Blicke mustert, dann aber theilnehmend fragt: „Was fehlt Ihnen denn? Sie sehen so schlecht aus,“ &c. Es wird damit nichts weniger als etwas Böses beabsichtigt; ganz im Gegentheil soll die Theilnahme verrathen werden, welche der Betreffende unserer armen Persönlichkeit angedeihen läßt. Man soll denken, daß er uns seit der letzten Begegnung fortdauernd im Andenken behalten hat. Den Folgezustand solcher unbesonnenen Redensarten dürften Viele unserer Leser an sich selbst durchgemacht haben. Sobald sich Gelegenheit findet, geschieht der erste Schritt nach dem Spiegel; mit angsterfüllten Blicken wird jede Falte des werthen Ichs durchmustert, ob wir uns denn wirklich so grauenhaft verändert haben. Wehe uns, wenn sich wirklich eine Achillesferse findet! Der Anfang zum Hypochonder ist fertig, der Funke in das Pulverfaß geworfen. Täglich wird die Specialuntersuchung nun erneuert; ein unschuldiges Blüthchen zeigt den beginnenden Krebs; die Röthe der Gesundheit ist der hektische Vorbote der Schwindsucht; dem unscheinbarsten Symptome, welches uns sonst nie berührt, schenken wir jetzt die genaueste Beachtung. Endlich muß das Nervensystem, durch solche Hirngespinnste zuerst gereizt, dann herabgestimmt, die functionirenden Organe, vor allem die Verdauung, in Mitleidenschaft ziehen; gesellen sich die oben genannten begünstigenden Umstände, Diätfehler &c. hinzu, so ist die Kette fertig, deren erstes Glied der menschliche Unverstand geschmiedet hat.

Bei obiger Darstellung hat sich nicht die mindeste Uebertreibung eingeschlichen. Es muß immer erwogen werden, daß nicht allein *eine* Person, sondern noch so und so viele Andere die gleiche unüberlegte

Digitized by Google

Bekrittelung ausüben, und schenkte man auch dem Ersten wenig Vertrauen, von den Aussagen des Letzten bleibt sicher etwas haften. Wenn aber schon auf den Gesunden eine solche Wirkung ausgeübt wird, wie verkümmert man erst einem armen Kranken sein unglückliches Dasein! Verbanne man also schon aus Zartgefühl diesen verderblichen Umgangsfehler! Viel Frohsinn kann dadurch erhalten werden. Dr. —a—.

„Julklapp!“ — dem Süd- und Mitteldeutschen ist's ein fremder Wortklang ohne Farbe und Bedeutung, dem Bewohner der Ostseeküste und der angrenzenden Provinzen ein Zauberlaut, der ihm wie mit magischer Gewalt die köstlichsten Kindheitserinnerungen wachruft.

Weihnachtsabend! Da erwacht in den kleinen und mittelgroßen Städten Norddeutschlands mit der hereinbrechenden Dämmerung, wenn die Fest-Glocken von allen Thürmen läuten und durch die Fenster die strahlenden Tannenbäume leuchten, ein seltsam reges Leben auf Straßen und Gassen. Alles läuft und rennt über das schneebedeckte Pflaster — hier ein flinkes Dienstmädchen, unter der Schürze geheimnißvoll einen Korb mit hundert Packetchen bergend, dort ein stattlicher Livréebedienter, einen leichten Wagen mit vielen kleinen Kisten und Kästen nach sich ziehend. „Hollah! vorgesehen!“ ruft er eben einem vorübereilenden Packträger zu, der, den ganzen Arm voll sauber eingewickelter Sächelchen, gefährlich mit ihm carambolirt — und da liegen sie schon alle im Schnee, die tausend Packete unseres wackeren Dienstmannes Numero so und so. Ein altes Mütterchen, das, von Schneeflocken ganz bedeckt und einen großen Sack auf dem Rücken tragend, aussieht, als wäre sie der Knecht Ruprecht in weiblicher Gestalt, muß eiligst zur Seite springen, um nicht die Rückwirkung dieses Zusammenstoßes der beiden Männer an ihren gebrechlichen Gliedern empfindlich zu spüren. Es ist eben am Weihnachtsabend eine wahre Völkerwanderung auf Gassen und Plätzen in den Städten des Nordens.

„Julklapp, Julklapp!“ tönt es von allen Seiten. Dazwischen schallen die Klingeln an den Hausthüren — sie fehlen nie in den kleineren norddeutschen Städten — so hell und so lustig in das bunte Treiben hinein, wie kaum an einem anderen Tage im Jahre. Und unmittelbar auf jeden Klingelschall läßt sich ein fröhliches „Julklapp!“ vernehmen. Hui, wie bei diesem Rufe die Packete fliegen — weit hinein in den Hausflur und oft bis in die äußerste Ecke desselben. Schnell fällt die Hausthür wieder in's Schloß, und der muntere Julklapp-Rufer, der schnelle Packet-Werfer ist hurtig um die nächste Ecke verschwunden, damit Niemand ihn sehe, Niemand ihn verrathe.

Innen in den Häusern aber knarren die Thüren geschäftig; denn zu den um den leuchtenden Christbaum versammelten Familiengliedern bringen die Dienstboten Packet auf Packet vom Flur herein — Julklappen, wie diese lustigen Weihnachtsboten genannt werden. Und nun geht's an's Auspacken. So eine Julklappe ist ein seltsam' Ding. Die erste Umhüllung trägt etwa die Aufschrift: „Der ehrsamen Hausfrau!“ und ein schelmischer Vers darunter macht den häuslichen Tugenden der edeln Dame ein Compliment. Sie öffnet — aber ach! sie ist betrogen; denn auf dem zweiten Papierumschlage liest sie die Adresse des würdigen Herrn Gemahls, der nun das Packet empfängt und neben seinem Namen eine humoristische Verherrlichung seines lieben Ich oder auch eine grausame Satire auf seine besten Eigenschaften entdeckt, je nach Laune und Beziehung des Absenders. „Wird Papa das Geschenk bekommen?“ — „Nein, mein Junge, es ist für Dich.“ Und der Herr Sohn hat nun die dritte Umhüllung zu öffnen — aber auch der ist düpirt. Und so wandert die Julklappe von Hand zu Hand, bis endlich die liebliche Tochter oder an wen sonst die letzte Adresse gerichtet war, das Geschenk in Händen hält, einen Ring oder eine goldene Uhr, oder auch nur ein Buch oder ein Kleidungsstück, kostbar oder werthlos — es ist eben Weihnachten, und wie die Herzen weit oder eng, die Cassen voll oder leer sind, so fallen auch die Festesgaben prächtig oder schlicht aus.

Und während man sich noch den Kopf darüber zerbricht, wer der freundliche Geber sein mag, während man noch auf den abgerissenen Papierumhüllungen an Handschrift und Siegel criminalistische Studien macht, werden schon vom Flur herein neue und immer neue Julklappen gebracht — denn von allen Enden der Stadt kommen die Geschenke in's Haus geflogen —, und wie das Papier am Fußboden sich mehrt, so steigern sich Jubel und Lust, bis die Lichter am Tannenbaume herunter gebrannt sind und die Glocke zum Imbiß ruft. „Kommt, Kinder! Die Karpfen werden kalt,“ ruft die Frau Mama, und die Freude des Mahls beschließt den Abend. — —

Julklappenscherz, uralte lustige Erfindung des skandinavischen Nordens, wem du je in der Kinderzeit das junge Gemüth erfüllt und die leichtbewegliche Phantasie erregt hast, ob es nun im Pommerlande war, in Mecklenburg oder weiter hinauf an der buchenbewaldeten Küste der Ostsee, nie und nimmer vergißt er dich, freundliche Urvätersitte voll Humor und Schelmerei.

Der amerikanische Sonntag. Die Jubel-Weltausstellung in Philadelphia wird manches Originelle vor den bisherigen Ausstellungen voraus haben. Der Amerikaner stellt sich und seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten nämlich selbst aus und — giebt sich bloß. Die Besucher der Ausstellung werden unter Anderem Gelegenheit haben zu bemerken, wie Amerika seinen größten Feiertag im Jahre, den 4. Juli, mit Ohren und Sinne betäubendem Geknatter aus allen Arten von Feuerwerkskörpern und Schießwaffen, begleitet von Feuersbrünsten, Körperverletzungen, ja Tödtungen sogar, begeht. Es wird gerade zur Zeit der Wahl eines Präsidenten sein, in welcher sich die beiden Parteien und ihre Vertreter bekanntlich die liebenswürdigsten Angriffe entgegenwerfen und die Presse in gewisser Beziehung das Unglaubliche leistet. Aber den Gästen wird es auch nicht erspart werden, den puritanischen Sonntag Amerikas mit seiner deutsch-amerikanischen Hinterthür in die verpönten Wirthshäuser kennen zu lernen. Denn die volle Gewissensfreiheit ertheilende große Republik schreibt nichtsdestoweniger durch Gesetzgebung und Gewohnheit jene Heiligung des Sabbaths vor, die sich in den „blauen Gesetzen Connecticuts“ so weit vermaß, am Sonntage nicht nur jede Reise und jeden Spaziergang, sondern sogar zu verbieten, daß Eheleute sich küssen durften (bei Liebenden wird es der Reiz des „Verbotenen“ wohl doppelt süß gemacht haben). Die Herren, unter deren Leitung die Weltausstellung in Philadelphia steht, haben sich denn auch nicht von der amerikanischen Engherzigkeit zu emancipiren vermocht, mit Rücksicht auf ihre ausländischen Gäste das Internationale eines solchen Unternehmens zu achten, sondern halten die Ausstellung an Sonntagen geschlossen. Denn das steht deutlich in den von dem Executiv-Comité gutgeheißenen Anordnungen zu lesen, wo es unter Anderem heißt: „Die Ausstellung wird am 10. Mai 1876 eröffnet werden, und mit Ausnahme des Sonntags jeden Tag bis zum 10. November dem Besuche offen stehen.“ Diese Bestimmung hat bisher keinen Widerruf erfahren, und die Commissionäre denken auch nicht im Mindesten an eine Abänderung derselben. Daß die Herren auf das Volk, auf die arbeitenden Classen nicht die mindeste Rücksicht nehmen, das ist man schon gewohnt. Es liegt in der Rücksichtslosigkeit und Unduldsamkeit der Pfaffenclique, welche den Armen nicht die geringste Unterhaltung und Erholung gönnt und den Menschen nur zum Sclaven der Werkstätte und der Kirche machen will.

Charakteristisch in jeder Beziehung bleibt aber diese ausschließliche Ausstellung des amerikanischen Sonntags jedenfalls. Sie ist besonders der Stadt der Bruderliebe angemessen (die New-Yorker hätten dies gewiß nicht gethan). Am besten wird es sein, wenn die Ausstellungsgäste an Sonntagen sich nach Newark zurückziehen, wo es „Auf dem deutschen Berg“ bei Kölger's etc. so lustig zugeht, wie in Deutschland selbst. Tanz, Musik und Gerstensaft verschaffen sich dort trotz Pfaffen, Sonntag und Polizei ihr Recht. D.

Weihnacht.

Wie war's in jenen gold'nen Tagen,
Wo jede Nacht in schönem Traum
Den lichterhellen Weihnachtsbaum
Vor deinen Augen aufgeschlagen,
Bis die ersehnte Stunde kam
Und dem erwartungsvollen Knaben
Mit tausend bunten Liebesgaben
Das Sehnen von der Seele nahm?

War's denn allein der Gaben Prangen,
Was deine Seel' in Lust geschwellt,
Als sei ihr eine neue Welt
An jenem Abend aufgegangen?
Was mächtig wie ein Freudenstrom
An deinen jungen Busen stürmte,
Der ziellos seine Wünsche thürmte
Zum sternenhellen Himmelsdom?

Was war es, was in glüh'nden Farben
Noch jetzt in deine Seele taucht,
Wo all' die Lichter längst verraucht,
Wo all' die Lieben lange starben,
Was noch in der Erinn'rung Licht
Dein alternd Herz macht höher schwellen,
Noch jetzt in warmen Thränenquellen
Aus deinen müden Augen bricht?

Das war's: du sahst den Himmel glänzen
Mit tausend Sternen weit und groß,
Und war dein Wünschen grenzenlos,
War auch dein Hoffen ohne Grenzen.
Mit jedem umgestürzten Glück
Sahst eine Hoffnung du zerstieben,
Und nur der Sehnsucht Schmerzen blieben
In deiner wunden Brust zurück.

Karl Bartsch.

Eine Unsitte auf Bahnhöfen. „Schon zu wiederholten Malen“ — so schreibt man uns aus Crefeld, — „war es ein Verdienst der ‚Gartenlaube‘, durch energischen Hinweis auf gewisse Gebrechen des öffentlichen Verkehrs wirksam auf deren Abhülfe hinzuarbeiten und sich den Dank des Publicums zu erwerben. Ihre Mahnung genügte, den Reisenden auf der Eisenbahn Befriedigung des primitivsten Bedürfnisses nach einem Trunk frischen Wassers in brennender Sonnengluth auf fast jedem Bahnhofe unseres Vaterlandes zu verschaffen. Eine neuliche Nummer der ‚Gartenlaube‘ tritt wieder mit einer Reihe gerechtfertigter Wünsche hervor, die gewiß nicht vergeblich ausgesprochen sein werden und deren Erfüllung nicht unwesentlich beitragen muß, das Reisen auf der Eisenbahn angenehmer und sicherer zu machen. Nur einen faulen Punkt finde ich noch nicht erwähnt, der die ‚Gartenlaube‘ nicht minder zu energischem Protest veranlassen dürfte, wie Curirschwindel und Gründerthum, weil durch ihn sittliche Interessen unserer Nation tiefer geschädigt werden als man auf den ersten Blick glauben möchte — ich meine die schmutzige Literatur, die sich in der schamlosesten Weise zur Zeit auf fast allen Bahnhöfen breit macht, während sie in den Schaufenstern anständiger Buchhandlungen das Tageslicht scheuen muß. Die erbärmlichen Auswüchse der Phantasie eines Paul de Kock, Sardou, Dumas jr. und ähnlicher Scribenten, die schon in ihrer aller guten Sitte Hohn sprechenden Ausstattung ihren unsauberen Inhalt genügend darthun, destomehr aber

Digitized by Google

auch die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, speculiren hier auf das Unterhaltungsbedürfniß der Reisenden und finden eine bereitwilligst gebotene Absatzquelle, die leider auch unserer Jugend nur zu leicht zugänglich ist. Für die Ausstellung aber solcher Schandliteratur erheben die Eisenbahnverwaltungen ein Standgeld und weisen ihr eine Stelle an, wo sie nothwendig Jedermann in die Augen fallen muß. Diese Art von Literatur ist da und wird auch immer ihre Leser finden, aber ein ganz Anderes ist es, sie aus den Winkeln, in die sie sich sonst verkriechen muß, hervorzuziehen und ihr gerade an den verkehrreichsten Punkten des öffentlichen Lebens eine legitime Stätte zu bewilligen. Man sorge, daß dem Reisenden gute Werke unserer und der ausländischen Literatur geboten werden — dann erfüllt die Einrichtung einen Culturzweck, der nicht gering anzuschlagen ist, aber man wehre der Gewinnsucht der Eisenbahnverwaltungen, auf ihren Bahnhöfen den schlüpfrigen Erzeugnissen nichtswürdiger Schreiber einen ergiebigen Markt zu bereiten! A. H. in Crefeld."

Ein Kriegs-Invalidenloos. Wir versagen Keinem unsere Theilnahme, den ein Mißgeschick trifft, auch wenn es ein selbstverschuldetes ist. Höher steigt dieselbe aber unverschuldeten Leiden gegenüber. Wenn uns gar ein Mann sagen muß: „Ich habe für Euch im großen Kriege geblutet, und nun ist Armuth und Entbehrung mein Lohn" — so trifft das in's Herz und die Pflicht der Dankbarkeit gebietet Hülfe. Leider kommen solcher Hülferufe uns so viele zu, daß wir nur die am meisten für sich selbst sprechenden Fälle an die Oeffentlichkeit bringen können. Für einen solchen halten wir den nachfolgenden.

Ein jetzt achtunddreißigjähriger, verheiratheter, aber kinderloser Mann, der als Sohn eines Landpfarrers auf Rügen eine gute Bildung genoß und mit Glück Landwirthschaft betrieb, verlor in Folge der Kriegsdienste 1864 und 1866 sein kleines Gut, wurde Beamter an einer Berliner Bahn und mußte 1870 als Landwehrmann der Kummer'schen Division mit in's Feld ziehen, wo ihm bei dem Ausfallgefechte am 7. October vor Metz bei Les Tapes der rechte Arm abgeschossen wurde. Den einarmigen Mann nahm die Berliner Bahnverwaltung nicht wieder in Dienst. Von seiner Pension allein kann er nicht leben; er muß arbeiten und hat sich deshalb vor Allem im Schreiben wieder so geübt, daß er jetzt die Feder mit derselben Gewandtheit in der Linken führt, wie früher in der Rechten. Er würde zwar als Aufseher und in manchem anderen Fache zu gebrauchen sein, in keinem aber so viel leisten können, wie in der Landwirthschaft, die er mit völliger Hingebung betrieben.

Sollte der Mann Recht haben mit seinem Vorwurfe: „Schon jetzt, nach fünf Jahren, ist die Erinnerung an unsere Verdienste so schwach geworden, daß man am frohesten ist, wenn man uns los ist, und das wird später noch mehr der Fall sein."? — Möchte doch Diesem und Jedem, der ebenso zu klagen hat, recht bald geholfen werden!

Der Naturforscher Brehm als Wanderredner. Dr. Alfred Brehm, den Lesern der Gartenlaube seit siebenzehn Jahren als gewandter und interessanter Schriftsteller auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete eine stets willkommene Erscheinung, hat nach mancherlei Schicksalen in den Schranken von festen Berufsstellungen und nachdem er die Literatur um eine Reihe tüchtiger und gerngelesener Werke bereichert hat, endlich den Entschluß gefaßt, seine ungewöhnliche Redner- und namentlich Erzählergabe praktisch im Großen zu verwerthen. Nachdem er bisher nur in kleinen Kreisen seine Zuhörer entzückt, gehört er heute bereits zu den gefeierten Wanderrednern, deren Zuhörerschaft von Abend zu Abend steigt. Er spricht unter Anderem über allgemeine naturwissenschaftliche Themata, über Vogelzucht, den Hund und dessen Ahnen, die Vogelberge, die Bedeutung der Vögel im Naturhaushalt, über Wüste, Steppe und Urwald, über die Jahreszeiten etc. In Dresden, Halle, Magdeburg und Braunschweig hat er unter vielem Beifall seine Vorträge gehalten und wird im neuen Jahre am Oberrhein prüfen, ob die Herzen der Freunde und Freundinnen der Naturwissenschaft im deutschen Süden ihm ebenso gewogen sein werden, wie er dies im Norden erfahren hat.

Zur Thierschutz-Angelegenheit schreibt man uns aus München: „Bezugnehmend auf den Bericht aus New-York in Nr. 41 über die dortigen Verbesserungen im Viehtransport, glauben wir der Tendenz Ihres geehrten Blattes fördernd entgegenzukommen, wenn wir Sie in den Stand setzen, auch von den Bestrebungen in Bayern hinsichtlich der Lösung der Frage über die Möglichkeit einer Umgestaltung des bisherigen Schlachtthiertransports Notiz zu nehmen. Schon im April 1874 wurde uns vom Oekonomie-Praktikanten L. Schwartz in Aichau bei Murnau, damals noch Studirenden der Centrallandwirthschaftsschule Weihenstephan, der Vorschlag zu einer solchen Umgestaltung gemacht, welche in einer ausschließlichen Benützung von eigens dazu zu construirenden mobilen Eiskellern in der Form der Eisenbahnwaggons zu bestehen hätte. In deren abgekühltem Luftraume sollten zunächst nur geschlachtete Kälber, Schweine, Schafe etc., unbeschadet des Fleischwerthes, zu jeder Jahreszeit transportirt werden, und könnten dieselben nach diesem Vorschlage, im gesundheitlichen und pecuniären Interesse der Bevölkerung großer Städte, auch zum Transporte solcher Lebensmittel verwendet werden, welche bei warmer Temperatur nicht transportabel sind, wie Milch, Butter etc. So anerkennenswerth uns diese Idee insbesondere vom Standpunkte der Humanität aus erschien, so sehr wir mit dem leitenden Gedanken und den Vorschlägen zu ihrer Verwirklichung übereinstimmten, mußten wir es uns doch versagen, sofort mit unserer Thätigkeit in diese Frage einzugreifen. Die localen Verhältnisse, insbesondere aber der Mangel von Vorschriften über den Transport von Fleisch, ja sogar die von vielen Seiten betonte Unzulässigkeit eines solchen, lassen es uns zweckdienlich erscheinen, vorerst hiervon abzustehen, wogegen wir mit gesteigertem Interesse weiteren Berichten über die bereits errungenen Erfolge jenseits des Oceans entgegensehen.

Münchener Thierschutz-Verein."

Ungarische Lyriker in Deutschland. Seitdem die gefühlstiefen Dichtungen Petöfi's durch mehrfache Uebersetzungen dem deutschen Leser erschlossen worden, ist bei uns das Interesse für die Poesie Ungarns von Jahr zu Jahr gewachsen, und namentlich die Blumen aus dem Garten der ungarischen Lyrik haben in Deutschland stets eine freundliche Aufnahme gefunden. So darf denn auch des bekannten Gustav Steinacker's „Ungarische Lyriker von Alexander Kisfaludy bis auf die neueste Zeit" (Leipzig, Joh. Ambr. Barth) wohl einer freundlichen Aufnahme diesseits der Leitha gewiß sein. Indem wir diesen fremdländischen Liederblüthen bei ihrem Eintritt in deutsche Lande ein freundliches „Glück auf!" mit auf den Weg geben, fügen wir die für die Leser unseres Blattes gewiß interessante Bemerkung hinzu, daß der Uebersetzer sein Werk den „Dichterinnen der Gartenlaube" E. Marlitt, Wilhelmine v. Hillern und E. Werner „in huldigender Bewunderung und gleichgesinntem Streben" gewidmet hat.

Zum Ehrengeschenke für Arnold Ruge gingen uns wieder zu:

Stud. A. Große in Jena 6 Mk.; F. R. 20 Mk.; Gust. Schaumann in Sao Paulo (Brasilien) 50 Mk.; Hofgerichts-Advocat Weller in Darmstadt 9 Mk.; G. Schle. in H—e 100 Mk.; G. A. Wislicenus in Zürich 25 Mk.; Dr. Kierschi in Belgrad 5 Mk.; F. H. in Würzburg 5 Mk.; Henry Villard in Boston 75 Mk.; Rabbiner Stern in Buttenhausen 3 Mk.; M. und K. in Galizien 2 fl.; aus Halle ungenannt 60 Mk. 75 Pf.; zwei Freunde aus Bradford 121 Mk.

In Folge des Aufrufes veranstalteten die Herren Blind, Schaible und Trübner in London eine Separat-Sammlung, deren Erträgniß, 251 Pfund Sterling oder 5100 Mark, dem Herrn Professor Ruge mit einem Begleitschreiben überreicht wurde, in welchem dem Adressaten die wärmste Anerkennung für sein langjähriges Wirken zu Gunsten geistiger und staatlicher Befreiung ausgesprochen wurde. Mit der Schlußnummer dieses Jahrganges schließt nunmehr auch die Gartenlaube ihre Sammlung, die mit der Londoner zusammen 19,000 Mark ergeben hat, und danken wir vorläufig im Namen des Comités allen den freundlichen Gebern, welche auch nach langer Zeit sich der hohen Verdienste unseres braven Ruge erinnerten.

D. Red.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das vierte Quartal und der dreiundzwanzigste Jahrgang unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen, und machen ihnen zugleich die erfreuliche Mittheilung, daß die erste Nummer des neuen Jahrgangs mit der bereits angekündigten Erzählung:

„Im Hause des Commerzienrathes" von E. Marlitt,

beginnen wird, der sich sodann anschließen werden die Fortsetzungs- und Schlußcapitel von Levin Schücking's **„Der Doppelgänger"** und später:

„Vineta" von E. Werner.

Von den demnächst erscheinenden belehrenden und unterhaltenden Artikeln heben wir vorläufig hervor:

Das rothe Quartal. Aus der Geschichte der Pariser Commune. Von Prof. Johannes Scherr. — **Um eines Knopfes Dicke.** Aus dem Eisenbahnleben. Von M. M. von Weber in Wien. — Der Spiritismus in seinen Verirrungen. Von Dr. Stein. Mit Abbildungen. — Aus dem jüdischen Familienleben. Von S. von Mosenthal. — Ein entlaufener Lehrling. Künstler-Charakteristik. Von Herman Schmid. Mit Gruppenbild von Grützner in München. — **Louise.** Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier der Mutter unseres Kaisers. Mit Abbildungen. — Die weiße Frau. Eine historische Revue. Von Georg Hiltl. Mit Abbildungen. — Die Farbenblindheit, eine Gefahr für das öffentliche Leben. — Böhmische Glasindustrie. Von A. B. — Bilder aus Amerika. Von Richard Blum. Mit Abbildungen.

Die Postabonnenten machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach Neujahr aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig anstatt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur Ernst Keil in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google